Die Zeit

Isidore Singer,
Hermann Bahr,
Max Burckhard, ...

Digitized by Google

FRIEDR. RUSCH
BUCHBIND. UND
BÖRNSIRB

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Zeit.

Wiener Wochenschrift

für

Politik, Volkswirtschaft, Wissenschaft und Kunst.

Herausgeber:

Professor Dr. J. Singer,
(Volkswirtschaft)

Dr. Max Burckhard und Dr. Heinrich Kanner.
(Literatur und Theater) (Politik)

Redaction für bildende Kunst: Professor Dr. Richard Muther.

Band XVIII bis XXI

Wien.

Digitized by Google

AP30
Z42
V.18-21
1899

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STK

Digitized by Google

Die Zeit.

XVIII. Band. Wien, den 7. Jänner 1899. Nummer 223.

Der Vielgeschäftige.

Als Graf Goluchowski am 15. Mai 1895 die Leitung der äußeren Angelegenheiten Oesterreich-Ungarns aus den thatenlosen Händen des Grafen Kalnoky übernahm, war seinem Scharfblick sofort das eine klar, daß etwas geschehen müsse.

Seit der Entlassung des Fürsten Bismarck war die nicht systemisierte Stelle eines Leiters des Dreibundes und der Weltpolitik überhaupt frei. Graf Goluchowski unternahm es, sie selbst zu besetzen. Und der Versuch schien zu gelingen. Als im Sommer 1895 in Macedonien Unruhen ausbrachen, machte er den Signatarmächten des Berliner Friedens einen Vorschlag, der auch angenommen wurde. Die Action war eine Selbstverständlichkeit, damals handelte es sich nur um eine gemeinsame Mahnung zur Ruhe, aber der inspirierten Presse genügte dieser Erfolg, um den Grafen Goluchowski zum Kapellmeister des europäischen Concertes auszurufen. Doch er mochte auf seinen Lorbeeren nicht ausruhen. Von Erfolg eilend zu Erfolg, faßte er die kühne Idee, das spröde England dem von ihm bereits dirigierten Dreibund anzugliedern. Doch die Enttäuschung ließ nicht lange auf sich warten. Als er im Sommer 1896 den Mächten etwas nicht ganz Selbstverständliches, nämlich die Blockade von Kreta, vorschlug, blieb der Kapellmeister mit seinem Taktstock allein im europäischen Concert. Damit waren beide Conceptionen des Grafen Goluchowski, die Führung Europas und die Angliederung Englands — zwei Eintagsfliegen — mit einem Schlag vernichtet. Und Graf Goluchowski wandte seine geschäftige Thätigkeit anderen Zielen zu.

Im Spätherbst 1896 überraschte Fürst Bismarck die ahnungslose Welt mit der Enthüllung von dem Rückversicherungsvertrag, den er hinter dem Rücken Oesterreichs 1884 bis 1890 mit Rußland gehalten hatte. Damit war gerade im geeignetsten Moment ein neues Bismarck'sches Vorbild für die Geschäftigkeit des Grafen Goluchowski gegeben. Den von Deutschland fallengelassenen „weiten Strang" nahm er auf, um ihn auf den Bogen der österreichischen Bündnispolitik zu spannen. Das Vorhaben gelang ohne sonderliche Schwierigkeiten, weil Rußland, damals im Begriffe, seine Kräfte im fernen Osten zu concentrieren, ohnedies auf dem Balkan und in Europa Ruhe wünschte. Schon 1884 und 1894 hatte der vom Fürsten Bismarck angekernte Graf Kalnoky öffentlich die Theilverschichten, daß „gute, bessere und die besten" Beziehungen Oesterreichs zu Rußland, weit entfernt davon, das deutsch-österreichische Einvernehmen zu schwächen, nur geeignet sein können, die Friedenszwecke des Dreibundes zu fördern. Deshalb brauchte auch der unter Goluchowski im April 1897 zustande gekommene russisch-österreichische Geheimvertrag an sich die vertrauenswollen Beziehungen Deutschlands zu Oesterreich nicht zu stören. So mochte jeder Einsichtige denken. Doch Graf Goluchowskis Thatendrang lenkte die Dinge anders.

Kaum daß es um Rußland zu einer Verständigung über ein gemeinsames Vorgehen in allen Balkanfragen gekommen war, aber fiel ihn auch schon der Schrecken vor dem Schatten seines Vorgangers. Den Grafen Kalnoky hatte man immer vorgeworfen, daß er im Schlepptau des verbündeten Deutschen Reiches gehe. Sollte sich Graf Goluchowski, der russische Intimitäten, den absoluten Vorrang mit Begierung auf den neugewonnenen russischen Verbündeten aus sehen? Das durfte nicht geschehen. Graf Goluchowski ergann die eclatante Gegenmaßregel, um sich selbst seinen eigenen Absichten wegzudemonstrieren. Als im Sommer 1897 vor Kreta eine Meinungsverschiedenheit zwischen Deutschland und Rußland aufbrach, Deutschland seine Schiffe von Kreta zurückzog, während Rußland sie weiter dort beließ, ließ Graf Goluchowski gerade jetzt Verbindungen, den Russen, im Stich, an den er sich eben ein in Balkanfragen absolutistisch hatte, um mit Oesterreichs Zustimmung dem anderen Bündnis beizutreten, dem Deutschen, in welchem, dem es in Balkanfragen absolut verschlossen war. So wurde ganz ohne Noth in Rußland das Mißtrauen erregt, daß die Beziehungen zu Deutschland Oesterreich an einer ausschließlichen Verständigung mit Rußland hindern, und beide Mächte mußten sich ins Mittel legen, um den Bruch des Goluchowskischen Zimmermann erstaunte russische Erklärung wieder zu klären.

Doch der Vielgeschäftige ruhte nicht. Den einen Fehler suchte er durch einen analogen zweiten Fehler zu corrigieren, um seiner Politik die Symmetrie zu erhalten. Und schließlich ist es ihm auch wirklich gelungen, selbst in Deutschland, nach ungebrochener zwanzigjähriger Freundschaft, Mißtrauen gegen Oesterreichs Bündnistreue zu erregen. Das ist das diplomatische Ereignis dieses Winters. Es scheint dem Grafen Goluchowski nicht leicht geworden zu sein, denn Graf Thun mußte ihm mit seiner ganzen innerpolitischen Schwäche dazu mithelfen. Als das geeignete Mittel zum Zweck diente die schmutzigste Interpellationsbeantwortung wegen der preußischen Ausweisungen, von der wohl nur die grammatikalischen Anomalien das eigene Werk des Vorlesers Grafen Thun sind, während Geist und Inhalt des Conceptes selbverständlich aus dem Ministerium des Aeußeren herrühren. Wie sich nun einmal schon Talent und Glück verketten, fiel diese letzte große Action des Grafen Goluchowski zufällig gerade in jene Zeit, wo ganz Deutschland aus Bismarcks nachgelassenen Gedanken und Erinnerungen erfuhr, daß selbst der Gründer und zu seinen Lebzeiten hüchste Lobpreiser des Dreibundes als das Ende des deutsch-österreichischen Bündnisses eben jene slavisch-clericale Constellation in der inneren Politik Oesterreichs voraussah, mit der Graf Thun fällt, wenn sie auch ohne ihn stehen und weiterbestehen kann. Die reichsdeutsche Presse hat wohl auf den Grafen Thun losgeschlagen, aber den Grafen Goluchowski hat sie geneint. Das Ende war eine unterthänige Abbitte in der „Wiener Abendpost" und abermals das Eingreifen der höheren Mächte.

Mit diesen Actionen ist freilich die Vielgeschäftigkeit des Grafen Goluchowski noch nicht erschöpft. Ueber den großen Staaten hat er die kleinen nicht vergessen. Im Sommer 1897 nahm er ein in einem Berliner Localblatt erschienenes Interview zum Anlaß eines geräuschvollen diplomatischen Feldzuges gegen Bulgarien, bei dem es sich nur erwies, daß auch dieser Balkanstaat bereits die Furcht vor Oesterreich verlernt hatte. Im Sommer 1898 benützte er, da zufällig kein wirkliches Interview vorlag, eine von seiner Presse vorbereitete Fälschung zu einer bombastischen Campagne gegen Montenegro, die diesem kleinen Lande die ungeahnte Ehre und Freude eines diplomatischen Sieges über den benachbarten Großstaat brachte. Als Graf Goluchowski sein Amt übernahm, sagte er sich, daß etwas geschehen müsse. Wenn er heute nach dreizehnhalb Jahren die Ergebnisse seiner vielbeirrigen Geschäftigkeit überblickt, wird er sich vielleicht selbst gestehen, daß jetzt schon genug geschehen ist. Oesterreich verträgt von dieser Art nicht viel mehr. K.

Die Krise des Systems in Ungarn.

Es ist noch nicht lange her, daß ein leitender Staatsmann in den Couloirs des ungarischen Parlamentes sich wortwörtlich folgendermaßen vernehmen ließ: „Was will Apponyi nur immerfort mit seinen neuen Wahlen? Neue Wahlen sind der Untergang des ungarischen Staates." Ich erinnere mich auch eines ähnlichen Discursen unter Journalisten, die sich an das unmittelbare Thema knüpfte „Recht hat er," hieß es. „Wir müssen vor allem die ungarische Herrschaft im Lande sichern und wenn es nicht anders geht, auch mit den Mitteln der Niedertracht. Haben wir nur schon diese Tri ungarische Stadt aber ist im permanenten Belagerungszustande gegen seine Kinder im eigenen Interesse. Wo es sich um die Existenz handelt, kann man nicht sich auf die Zweckmäßigkeit berufen." Mit diesen Worten ist in knappster Kürze das System charakterisiert, in dessen Kreise man uns jetzt befinden, das Princip der politischen Operationen unter Berufung auf die ausschließlich Gefährdung des nationalen Gutes. Einmal mußte es ja doch so kommen, weil auf die Dauer kein System mit unrichtigen Voraussetzungen Principien operieren kann, ohne daß es sich rächt. Das Ding ist nicht so schlimm, als es scheint, wenn man nur bedenkt, daß man sich gegen den Vorwurf, ein Verbrechen gegen das Staatsinteresse begangen zu haben, nur durch Erfolge schützen kann.

Digitized by Google

Erfolg – mit dem Hinweis auf die nationalistische Gefahr motiviert wird, und daß sich infolgedessen ein moralisches Schicksen bei den meisten herausgebildet hat, das zum unbesiegenen Sehen völlig untauglich macht. Seit dreißig Jahren wird in Ungarn bei den Wahlen gefälscht, bestochen und erpreßt, aber die öffentliche Meinung kehrt sich gegen die Verfälschung des nationalen Willens nicht mit jener unwiderstehlichen Wucht auf, die schon durch die rein menschliche Entrüstung eingegeben werden müßte. „Nicht zu kompromittieren“ mahnen die Corpsbrüder laut und leise, der nationale Genius könne sonst in Gefahr.“ Und nach einigem Murren der in erster Linie durch die „nationalen“ Incorrectheiten verkürzten Opposition blieb es denn auch gewöhnlich bei dem rein rhetorischen Protest. Seit dreißig Jahren hat in Ungarn der Reichstag niemals die Nation, ja nicht einmal eine Classe derselben, sondern immer nur den Willen der von der Krone ernannten Regierung repräsentiert. Ein einziges mal wurde der Versuch gemacht, ein Regime der Reformen, gestützt auf die öffentliche Meinung, zu etablieren, aber dieser Versuche wurde bald von oben ein Ende gemacht.

Die Menschen sind im allgemeinen für die Fragen des öffentlichen Wohles und Rechtes so unzugänglich, daß auch das nichtsnutzigste Regime sich ohne allzuviel Anrechtung auf die Dauer behaupten könnte, wenn es auch der Nichtsnutzigkeit gegeben wäre, auf die Dauer Maß zu halten. Koloman Tisza, der Begründer des jetzigen, scheinbar unparteiischen, in Wirklichkeit staatsgefährlichen Regimes, war klug genug, an der Corruptierung des ungarischen Nationalvermögens, wenn auch nicht in gleichem Maße, sowohl die Majorität wie die Minorität parteiipieren zu lassen und so schließlich den größten Theil des ungarischen Mittelstandes mit der politischen Corruption einigermaßen auszusöhnen. Obgleich er nicht eine einzige der nothwendigen **politischen** Reformen auch nur in Angriff nahm, galt er sogar für liberal, weil er auch von der jüdischen Bevölkerung die nichtsnutzigste Schicht — die der Faiseurs, Bankiers, Advocaten ꝛc. — an der allgemeinen Speisung theilnehmen ließ und eine Art jüdischer Hofgenossenschaft die notabene alle die schlechten, aber nicht eine einzige der guten Eigenschaften der ungarischen Genten annahm. Mit Ausnahme einer kleinen Gruppe von Politikern vornehmerer Prägung und größerer politischer Conception war die maßgebende Schicht der Nation mit den herrschenden Zuständen aus begreiflichen Gründen zufrieden, und wenn nicht die Berufung der öffentlichen Meinung den Aemeekreisen den Muth eingeflößt hätte, der ungarischen Bevölkerung nun auch die Verpeitung des fatalen Wehrgesetzes zuzumuthen, so wäre Koloman Tisza vermuthlich heute noch im Amte.

Aber wie schon oben gesagt, der Nichtsnutzigkeit und Verlogenheit ist das Maßhalten auf die Dauer nicht gegeben. Die Erben eines corrupten Systems glauben der Vorsicht nicht mehr zu bedürfen; sie fühlen sich stark genug, in der Ausbeutung der ererbten Machtmittel bis an die äußerste Grenze zu gehen, und fordern so die Reaction heraus. Tiszas Nachfolger, nicht der Zeit, aber dem Geiste nach, ist Baron Bánffy. Die Tisza'sche Idee vom Ausbau der magyarischen Alleinherrschaft in Anlehnung an die Krone und nun den Preis der absoluten Willfährigkeit nach oben hat er zur Meinigen gemacht, nicht aber auch die Schlangenklugheit und Geschmeidigkeit Tiszas. Bánffy ist nun ein gut Theil aufrichtiger, aber auch tutzichtiger, als der alte Machiavell Ungarns. Ein Communalpascha mit dem Gesichtskreis und den Allüren eines solchen, glaubte er die Idee der magyarischen Alleinherrschaft in einem Lande mit einer magyarischen Minorität ganz offen bekennen und propagieren, die auch mit den Mitteln brutaler Brillur zum Siege verholfen zu haben. Plötzlich begann er sogenannte Ausgleichsconferenzen mit der Comitate nicht ungarisch gesinnten Reden der nationalistischen Majorität einfach ignoriert hatte. Dies nationale Traufsängerthum, das ihn vor dem Auslande und den weiterblickenden Patrioten compromittierte, hatte ihm im Hause der auf den Chauvinismus gedrillten ungarischen Volksvertreter nicht geschadet; aber unverdaut verblieben mit diesem Pandurenspiesen gegen die Nationalitäten war auch das gegen die Opposition, war die Gleichheit seines mimischen Verhaltens, auf die Gefahr der Krone hin bei den Wahlen Abstufungen zwischen der Verschmitztheit permanenter Compromisse im politischen Leben absolut roh durchgeführt. Gesetz nichts. Er einfachen eine Convention, deren Unparteilichkeit seinem idealistischen Landsmann verschmähte. Sein Verhand rauht aus, die zwei Cardinalprämissen einer ministeriellen Existenz zu erkennen: das Vertrauen der Krone und eine compacte Majorität. Beide beschäftigt er sich mit der ihm eigenen Verbissenheit; die Wahl der Krone durch eine offene Demonstration gegen den Neuinth-Cultus, die Majorität durch seine bekannte rücksichtslose Wahlcommissäre. Damit aber glaubte er auch genug gethan zu haben für eine lange Minister-herrlichkeit. Toi, man in einem Lande, wo die Majorität nicht den legitimen Willen der Bevölkerung repräsentiert, die Minorität bei der ganze Name erhalten muß, das allein aber eine solche Majorität in die Wahlurne bringt, das war ein Wahlsystem, mit dem [illegible] [illegible] [illegible]

Köpfen bornierter Comitatsjunker spukt, und daß der nationalistische Popanz nur dazu dient, die schreckhaften Theile der Nation zur zitternden Duldung jeder Art von Corruption zu bestimmen. Die Einsichtigen wissen schon, daß der magyarischen Hegemonie nur von einer Seite Gefahr drohen kann, von Wien her, und dann noch von der magyarischen Dictatur. Die Einsichtigen wissen, daß niemand den nationalistischen Agitatoren mehr in die Hände arbeitet, als jene magyarische Junkerclique, die ein Herrschaftsmonopol für sich in Anspruch nimmt und den Mann aus den Nationalitäten mit geradezu ostelbischer Impertinenz behandelt. Sie wissen ferner, daß man eine der Wahlcorruption im Nu ein Ende bereitende Erweiterung des Wahlrechtes auf alle Großjährigen (mit Ausschluß der Analphabeten) vornehmen könnte, ohne die geringste Erschütterung der magyarischen Hegemonie, an nur ein Wahnsinniger in Ungarn rütteln könnte. Sie wissen, daß diese Hegemonie auch die numerischen, materiellen und culturellen Verhältnisse unbedingt gesichert ist, sie wissen aber auch, daß eine magyarische Dictatur, wie sie die Comitatsjunker anstreben, ganz und gar unmöglich ist und schließlich nur die zu Bürgern zweiter Classe degradierten Angehörigen der Nationalität einem aggressiven, wirklich staatsgefährlichen Nihilismus in die Arme treiben würde. Sie wissen auch, daß nach der Reform der Verwaltung und der Beseitigung des Junkermonopols auf die Verwaltungsämter die Intelligenz der Nationalität im Lande versorgt und damit die Nationalitätenfrage, die doch in erster Linie eine Brot- und Aemterfrage ist, annähernd gelöst werden kann. Sie wissen, daß diese Frage gelöst werden muß, daß ein modus vivendi mit den Nationalitäten gefunden werden muß, wenn nicht der ungarische Stamm in einem Kampfe gegen zwei Fronten früher oder später erliegen soll. Und drum sind jene Männer entschlossen, falls sie zur Macht gelangen, ohne länger das nationalistische Gespenst zu mißbrauchen, endlich ein Regime der Versöhnung, der nationalen Einigung und der Ehrlichkeit herbeizuführen.

Denn niemals darf ja vergessen werden, der Erbleind Ungarns ist der katholisierende Centralismus, der sich mit dem slavischen Föderalismus in Oesterreich sehr wohl verträgt. Ihm kann, wenn er drüben in absehbarer Zeit einmal zur Geltung kommt, Ungarn nur widerstehen, wenn es im Innern geeinigt, nicht den Feind im eigenen Hause hat. Das hat schon Ludwig Kossuth klar erkannt, das sieht mehr und mehr auch die ultra-chauvinistische Unabhängigkeitspartei ein, die heute sogar das unbedrängte Wahlrecht in ihre Programmforderungen aufgenommen hat. Es gibt eben keinen andern Ausweg aus dem Dilemma. Entweder muß die Nation den Absolutismus der Krone und den noch schlimmeren des kaufkräftigen Großunternehmerthums erdulden, oder den Nationalitäten eine ihrem Antheil an der Intelligenz des Landes entsprechende Vertretung im Parlamente zugestehen. Eine Gefährdung der ungarischen Hegemonie, das wiederholen wir, läge darin nicht, nur der endgiltige Verzicht auf den utopistischen Plan eines rein magyarischen Nationalstaates, der nur in dem dürftigen Gehirn sonderbarer Comitatsjunker gedeihen konnte. In erst diese Grundlage des jetzigen Systems breitigt, dann kann die Sanierung der politischen Sitten von sachkundiger Hand leicht in Angriff genommen werden. Die Vorbedingung aber ist der Sturz des Tisza'schen Trinkgeldsystems, ist eine Wahlreform, der sich unmittelbar eine Reform der Haussordnung nachsichen müßte und müsse. Wie denn aus anfänglichen Wahlen hervorgegangenen Parlamente könnte dann die Verwaltungsreform und die gleichfalls unaufschiebbare Agrarreform durchgeführt werden. All das steht im Programm der ehrlichen und geistreichen Männer, die der von Tisza terroristerten Regierungspartei den Rücken gekehrt haben, alles, was zur dauernden Consolidierung des exponierten ungarischen Staates gehören würde. Freilich gibt es Leute, die da behaupten, das eben darum niemals die Reihe an sie kommen würde. Ein Regime der Absinbigkeit würde zweier Interessen bedürfen und anderen kennt man ja so manchen Alexistaat, der zur Ruhe und Ordnung nicht kommen kann, weil mächtige Nachbarn ein Interesse daran haben, ihn zur Ruhe nicht kommen zu lassen. So wird es wohl bestehen, an dem Principe der Majoritätsherrschaft festzuhalten, dem wirklich abgenützten Bäuflin in seiner eigenen Partei ein Bein stellen und dann aus deren Reihen ein neues Cabinet unter anderem Namen mit derselben national aufgepumpten Corruption bilden zu lassen. Die Tiszas geben das Spiel nicht auf, solange sie noch eine einzige Karte in der Hand haben. Und sie haben noch deren gar viele, vor allem den Trumpf einer indolenten und zu allem Uebelstand noch systematisch irregeleiteten öffentlichen Meinung. Es wäre staatlicher Optimismus von einer in derartigsbadiger Wahlcorruption politisch total deprovierten Wählerclasse eine energische Schilderung zu Gunsten der reinen politischen Moral zu erwarten. Man kann auch Steine trocken legen, aber nicht aus einer materiellen Arbeiterschaft. Erst die große von Wien kommende Welle wird hier wohl den Sumpfboden wegschwemmen und eine breite, noch gesunde Schicht bloßlegen, aus der dann neue, frische Kräfte

Russische Abrüstungsträume und finnländische Wirklichkeit.

Der russische Zar nennt sich Großfürst von Finnland, der unbeschränkte Herrscher aller Reußen, der Groß-, Klein-, Weißrussen, Polen u. s. w., ist ein constitutioneller Fürst eines Staatsgebietes, welches verfassungsmäßig regiert und verwaltet werden muß. Nicht nur in Besteuropa, sondern auch im politisch verbündeten (Real-Union!) Russland ist Finnland wohl wenig bekannt. Die höchst schwer zu erlernende, bizarre Sprache mit ihren acht Doppelvocalen, zwölf Diphthongen, fünf Infinitivformen, fünfzehn Casus und keinem Geschlechtsunterschied, wird wohl vieles dabei mitverschuldet haben. Das kleine politische Zwittergebilde (Staatsfragment, nach Professor Jellinek) mit seinen etwa 2,500.000 Einwohnern (worunter 2,160.000 Finnen und 341.500 Schweden), seiner an das Mittelalter etwas erinnernden ständischen Volksvertretung, seinen erbitterten nationalen und nationalsprachlichen Fehden, die manches von den Zu- und Mißständen dies- und jenseits der Leitha an sich haben, seiner hochstrategischerichtenen Cultur und ungheizig liberalbürgerlichen Anschauungen über Socialpolitik, Toleranz, Naturalisierung, verdient es wohl, nicht nur aus der Literaturgeschichte, dank den dort erwähnten poetischen Kalevalagesängen, gekannt zu sein. Die jetzigen unverhohlenen Pläne der russischen Regierung hinsichtlich der „Reorganisierung" der finnländischen Militärordnung dürften wohl die öffentliche Meinung Europas auf die wechselseitigen Verhältnisse des Nordkolosses zu seinem pygmäenartigen Staats- und Bundesgenossen lenken.

Zwar hatte Rußland nach dem erfolgreichen Kriege mit Schweden, laut dem Vertrage vom 17. September 1809, den Besitz Finnlands „als Eigenthum und Staatsgut des russischen Reiches" ergriffen, der verfassungsfreundliche Zar Alexander I. verpflichtete sich indes die constitutionellen Rechte des finnländischen Volkes unangetastet zu lassen. Dies war eine That umso weiterer zarischer Selbstüberwindung, als es sich doch darum handelte, die Sympathien des unterjochten Volkes zu gewinnen und von vornherein den Entstehungsherd einer schwedenfreundlichen Irredenta zu ersticken. In dem Manifest des Zaren vom 20. März 1808, in welchem die Finnländer aufgefordert wurden in ihre Treue Rußland gegenüber standhaft und unerschütterlich zu verharren, in demselben Manifest verpflichtete sich der Zar, die „alten Institute, die Eurem Lande eigen sind und von uns heilig bewahrt werden" aufrechterhalten.

„Conformément aux constitutions du pays" und „de la manière prescrite dans le reglements de diète" (vgl. die kaiserlich russische Urkunde in französischer Sprache vom 20. Jänner 1809) wurde der erste Landtag des neuen russischen Bundesstaates, Finnlands, einberufen und am 16. März 1809 vom unbeschränkten Zaren verfassungsmäßig, und zwar persönlich eröffnet. Der Zar legte in feierlichster Weise einen Eid auf die finnländische Verfassung ab. Als es sich bald darauf darum handelte, die Verwaltung Finnlands von der russischen ganz zu trennen, äußerte sich der damals einflussreiche Speransky: „Finnland ist ein Staat und kein Gouvernement, es kann also nicht vorübergehend verwaltet werden."

„Ich schwöre Ihnen," sagte im Jahre 1811 Alexander I. zu dem General Armfelt, „daß mir diese Verfassungs-Formen bedeutend mehr gefallen, als die unbeschränkte Gewalt („est exercée d'un libre arbitre"), die ausschließlich auf meinem Willen beruht und eine Vollkommenheit des Zaren, die einem Menschen unmöglich ist, zur Voraussetzung hat. Als constitutioneller Monarch kann ich mich irren, wenn ich will; nur werden Thatsachen mitgetheilt; als unbeschränkter Herr aber bin ich von Niemandem und hab immer von Niemandem, durch welche die Gesetze erlegt worden, umgeben." „Die Eroberung Finnlands," sagte im Jahre 1816 Alexander I. zu Danilewski, „hatte bereits Russland Ruhen gebracht; ohne sie wären wir im Jahre 1812 vielleicht nicht im Stande gewesen, über Napoleon den Sieg davonzutragen." Alexander I., Nachfolger Nikolai I., der mit den russischen Verfassungsplänen unglücklichen Aufzeichnungen verband, mögen es auch, an der finnländischen Verfassung eventuell zu rütteln, und da er den finnländischen Landtag nicht einberufen wollte, so sah es so vor, aus die unumgänglich nothwendige Einstimmung eines neuen Staatsgrundgesetzes zu erhalten, als dieses auf den Thronfolgewechsel zu sanctionieren; er beschränkte sich daher nur darauf, die Todesstrafe durch lebenslänglichen Bann abzuschaffen. Der edelmüthige und fühlende Alexander II. erweiterte persönlich im September 1863 die Befugnisse des finnländischen Landtages, der im Jahre 1869 einberufen, sogleich wichtige und weitgehende Neuerungen durchsetzte, welche wohl ein Jahrhundert früher nicht ein denken werden konnte." Seit 1863 tagten die finnländischen Standeversammlungen in einem Zwischenraume von fünf zu fünf Jahren. Die Grundlagen der finnländischen Verfassung

Digitized by Google

die „Regierungsform" (Regerings-Form) vom 21. August 1772 und die „Vereinigungs- und Sicherheitsakte" (Förenings- och Säkerhets-akten) vom 21. Februar und 3. April 1789[1]) sind auch von Alexander II. feierlich anerkannt und unablässig beachtet worden. Selbstverständlich bieten die §§ 40 und 45 der „Vereinigungsakte", wonach der Kaiser von Russland, d. h. der Grossfürst von Finnland, ohne Kenntnis und Zustimmung des Landtages weder neue Gesetze einführen, noch alte abschaffen, noch neue Steuern und Abgaben auferlegen darf, die grösste Garantie gegen willkürliche Einmengung des Zaren in die finnländischen Verhältnisse. In seiner Rede vom 18. September 1869 hat Monarch Alexander II. anerkannt, dass „sämmtliche Gesetze und Verordnungen Finnlands von dem Princip einer constitutionellen Monarchie durchdrungen sind", und, gleich seinem Vater, bestätigte Alexander III. nicht nur die Grundsätze der finnländischen Verfassung (1885), sondern ertheilte auch durch das Manifest vom 25. Juni 1886 der finnländischen Volksvertretung das Recht gesetzgeberischer Initiative. Als im Jahre 1891 die öffentliche Meinung Finnlands durch die bedrohlichen Angriffe eines Theiles „slechtarstitzischer russischer Blätter" um die finnländische Verfassung besorgt waren und von Seiten der finnländischen Regierung beim Kaiser in dieser Hinsicht officiellerweise Vorstellungen gemacht worden, erliess Alexander III. ein beruhigendes Reskript, in welchem er nochmals bestätigte, dass die „russische souveräne Gewalt", voll Vertrauen in das finnländische Volk, keine Absicht hege, „die Principien der in Finland herrschenden inneren Verwaltungsordnung abzuändern".

Also über neunundachtzig Jahre sind die absoluten Zaren finnländische constitutionelle Monarchen. Mit Stolz durfen die Finnländer auf die Fortschritte blicken, die sie im neunzehnten Jahrhundert auf allen Gebieten des geistigen und volkswirthschaftlichen Lebens verzeichnen. In Kampf uns Dasein mit einer rauhen, nordländischen Natur vergassen sie nicht, all ihr Thun und Lassen auf Volksaufklärung zu richten. „Wir Finnen sind ein kleines Volk: unsere numerische Schwäche müssen wir durch grösstmögliche Verbreitung der Volksbildung ergänzen," sagte Snellman, einer der standhaftesten Verfechter des finnischen Nationalbewusstseins. „Ja! noch, aber wie!" Ein Volk — eine Sprache! — dieser Grundsatz ist zur Kampfparole der Fennomanen geworden. In diesen Kampf verstanden sie das Volk auf die Bahn der Aufklärung zu lenken, zwar muss noch jede Frau, welche zum Beispiel die Stelle eines Organisten bekleiden, sich der Advocatur widmen oder in die Universität immatrikuliert werden will, vor allem „einen Diplom von ihrem Geschlecht" (diplom från sitt kön) bekommen, das heisst, sich von den Behörden ein „Zeugnis ausstellen lassen, dass „ihr Geschlecht ihr nicht im Wege steht"; die Universität Helsingfors zählt indess bereits etwa 300 Studentinnen, und die Frau hat sich eine achtbare Stellung im praktischen und geistigen Leben erkämpft. Mit Recht erblicken die Finnländer in ihrer Verfassung eine der Hauptursachen ihrer Entwicklung. Es genügt, einen flüchtigen Vergleich zwischen Finnland und seinen östlichen Nachbarn, den russischen Gouvernements Olonec und Archangelsk, zu ziehen, um sich sofort zu überzeugen, dass wo es hier beinahe nur zwei grundverschiedenen Culturwelten zu thun haben! Ein Beispiel genügt. Im Jahre 1890 gab es in Finnland 21 Procent Analphabeten, in Russland 80 Procent. In den Jahren 1872—1892 hat sich in Finnland die Zahl der Schüler verfünffacht, die der Schulen verdreifacht! (Protokoppoy, S. 360—361). Freilich hat Finnland solche Culturfortschritte nur dank seinem verwünscht-mafiösen Kriegsbudget machen können. Das Budget für das Jahr 1897 belief sich auf 56,274.629 Francs, wovon nur etwa 8,000.000, das heisst 13 Percent für das Heer bestimmt waren.

Dieses „liebe" Grossfürstenthum ist während der Regierung Alexanders III. ein Dorn im Auge einer Zahl einflussreicher russischer Staatsmänner und Publicisten geworden. Seit vielen Jahren veranstalten sie eine wahre Hetzkampagne gegen die finnländische Freiheit, den finnländischen „Separatismus" und das „staatsfeindliche" Kriegsbudget Finnlands, wobei Aufreizung der „national-russischen" Leidenschaften, Verleumdungen, Verdächtigungen, Beschimpfungen als Kampfmittel gebraucht werden. Wie immer, finden sich auch „Gelehrte", die ihre wissenschaftliche Feder in den Dienst der „guten" Sache stellen, und die Lumpen so weit gehen, die Ersitzungsberechtigung der finnländischen Verfassung in Abrede zu stellen. An der Spitze dieser „national-russischen" staatsfeindlichen Hetzclique stand der bekanntlich unter heimlicher Mahlow, dessen Fanatismus seit seinem Tode dem „Ueberwinder des allerschlimmsten Feindes", Pobedonoszcy, zugefallen ist. Ein tüchtiger Kenner Finnlands, der russische Schriftsteller T. Iwanowsky, der von ihm sein ein edlen Gedanken reiches Zeugnis über Finnland beraus gegeben, — ein Schriftsteller, der sich mit seltener Selbstverleugnung für Recht und Wahrheit ins Zeug legt, urtheilt sich über diese neue Finnland-Hetzschule folgendermassen in folgender Weise: „Die Gegner der finnländischen Freiheit haben sich zum Ziel gesetzt, zu beweisen, dass all die Rechte, die Finnland, nach der Meinung der finnländischen Gelehrten und Administratoren, geniesse, entweder als die Frucht der Phantasie von „Separatisten" gar nicht existieren, oder, falls sie vorhanden, auf ungesetzlichem Wege, durch Trug und Fälschung erworben, daher keine bindende Kraft haben. Die von finnländischer Seite gemachten Einwände und dargebrachten Beweise wurden einfach ausser Acht gelassen oder mit Hohngelächter und Schimpf verworfen. Schliesslich forderte man russischerseits in kategorischer Weise, Finnland solle „erorganisiert" werden, seine „bösartigen militärischen, administrativen und gerichtlichen Institute sollen durch russische ersetzt werden, die in Russland in Kraft sind; in sämmtlichen staatlichen, gesellschaftlichen, ja privaten Instituten solle man sich nur der russischen Staatssprache bedienen". Man verbreitete das Gerücht, Finnland bereite einen „Aufstand" vor und berechnete sogar die Militärkräfte, die zu dessen Unterdrückung nöthig wären. Man forderte, dass man das Staatssecretariat, den Senat u. s. w. abschaffe, kurz, dass man das autonome Fürstenthum Finnland in ein russisches „Gouvernement" verwandle. Zwar erhoben sich in Russland auch schüchterne Stimmen gegen diese Verleumdungen und diesen Kreuzzug, sie ertönten aber aus dem stets „bedächtigen" liberalen Lager und die russische Censur hatte mit ihnen stets ein Hühnchen zu pflücken. Wie wir bereits gesehen, bezeichnete sich Alexander III. dem seine Rolle eines „constitutionellen Grossfürsten" nichts weniger als behagte, die Finnländer zu beruhigen. Mit der Thronbesteigung des jetzigen Czaren durften wohl die Finnländer etwas freier aufathmen. Allein ihre Ruhe war von kurzer Dauer, denn, wie wir es jetzt sehen, veranlasste man in den russischen maßgebenden Kreisen eine förmliche Ueberrumpelung des finnländischen Volkes, was mehr peinlicher die öffentliche Meinung der ganzen gebildeten Welt berühren dürfte, als es in erster Widerspruche mit dem Geiste der Abrüstungspläne steht und ein allzu grelles Licht auf manche dunkle Seite der „friedeiteigen Versöhnungspolitik" der russischen Regierung zu werfen vermag. Es handelt sich nämlich um die heikle Frage der „Reorganisation" der finnländischen Militärverfassung. Darüber soll nun noch in einem folgenden Artikel ausführlicher gesprochen werden.

Prof. B. Minzès.

Industrie und Transportwesen.*)

Eine gesunde Entwickelung der Industrie erfordert nicht bloß günstige Productionsbedingungen, sondern auch günstige Absatzbedingungen, zu deren wesentlichen Voraussetzungen wieder ein entsprechend entwickeltes Verkehrswesen und eine gute Tarifpolitik gehören. Die Prager Industrie-Enquete hat gezeigt, dass unsere Verwaltung die Productionsbedingungen unserer Industrie in empfindlich fühlbarer Weise beeinträchtigt: das Schwergewicht der Wiener Localindustrie Cisleithaniens lag in den Neunzigerjahren in unserer Agrarstadt, noch lange nicht genügend gewürdigt ist. Die Industrie soll nunmehr bernsen sein, das Defizit der Handelsbilanz zu decken. Sie wird dies nie imstande sein, so lange die agrarischen Tendenzen die Oberhand behalten, unter deren Herrschaft die Industrie zurückgedrangt wird. Ein starker Export kann nur von einer starken Industrie erzielt werden und alle Exportbestrebungen müssen bei der Forderung der Productionsbedingungen anfangen.

Sind diese leicht anzuführen gering, so finden sie ein wesentliches Seitenstück in unserem Verkehrswesen. Nicht genug, dass die Güter erzeugung dessert erschwert wird, auch ihre Circulation hat mit ernsten Hindernissen zu kämpfen. Zu Aufbereitung unserer Productionsund Transportverhältnisse kann man nicht genug behaupten, dass es uns an den grundlegenden Voraussetzungen eines entwickelten Exporthandels fehlt.

Die in der Prager Enquete vorgebrachten Klagen, die von einigen Städten der Prager Enquete eingesandt werden, lassen sich leicht in ein System bringen, es ergeben sich:

1. Jede unsere Verkehrsmittel mangelhaft sind. Unser Netz bahnnetz weist der allen Bundes Wasserstraßen eingeengt werden, ferner ist die directe Wasserverbindung mit Zürich vollwendig, und schließlich mangelhaft die Anschlüsse der Localbahnen, so viele Hindernisse auf die Industrie operativen werden, die heute noch viel Schlimmeres Hindernis von Gütern abhalten als Transporte zu hohe Tarife ausgeben.

2. Dass auf den wichtigen Trans-portwegen ein Tarifsystem durchgeführt wird, das die Absatzgebiete unserer Industrie nicht [illegible]

*) Siehe Nr. 222 der „Zeit".

mit dem tarifpolitisch viel mehr beginnigten Auslande oft ganz unmöglich macht;

3. schließlich, daß unsere Handelsmarine ihrer Aufgabe nicht gewachsen ist, was in erster Linie vom Lloyd gilt.

Eines der ältesten Verwahrmittel unserer Volkswirtschaft bildet die Thatsache, daß unsere nordböhmischen Industriebezirke billiger über Hamburg nach dem Orient exportieren als über Triest. Zieht man unsere günstige geographische Lage in Betracht, so sollte man meinen, daß die Monarchie eigentlich erheblichen Nutzen aus dem Transithandel zwischen Westen und Osten ziehen müßte, daß zum mindesten die sächsischen Fabriken bezüglich ihres Orientexportes auf den Weg durch Oesterreich angewiesen seien. Wären wir in der Entwickelung unseres Verkehrswesens nicht so stark hinter Deutschland zurückgeblieben, so müßte es auch so sein. So aber haben wir gar keine Wasserstraßen, während Deutschland sein Canalnetz mehrfach ausgebaut hat, und Böhmen exportiert natürlich billiger elbeabwärts trotz des großen Seeumweges über Hamburg nach dem Orient, als per Bahn über Triest. Und so lange weder die Moldau noch die Oder mit der Donau verbunden sind und nicht die kürzeste Bahnverbindung zwischen dem Norden der Monarchie und Triest hergestellt ist, wird sich an dieser bedauerlichen Sachlage nichts ändern. Einige Beispiele zur Illustration. Papierfabrikant Piette theilte in der Pilsener Enquête mit:

„Speciell für Böhmen ist es sehr schwer, den Export zu cultivieren, nachdem wir von den Seehäfen viel zu weit entfernt sind. Es ist hierbei aber doch interessant, daß die Fracht von Pilsen nach Bombay zum Beispiel über Triest viel höher zu stehen kommt als auf dem langen Umweg über Hamburg. Die Fracht über Triest stellt sich auf fl. 2·85, über Hamburg auf Mk. 4·17½, = fl. 2·42, ist also um 43 Kreuzer billiger als über Triest."

Der Zuckerfabriksdirector Hübner äußerte sich in derselben Enquête:

„Falls unsere Industrie nicht gänzlich vom Weltmarkte verdrängt werden soll, ist es Pflicht der Regierung, eine Ermäßigung der Tarife herbeizuführen, endlich einmal die Schiffahrtsrinne der Schiffbarmachung unserer Flüsse in Angriff zu nehmen und eine directe Verbindung mit Triest herzustellen mit einem directen, billigen und in allen Relationen gleichmäßigen Tarife. Unser den heutigen Verhältnissen verthuert sich ein Waggon Zucker, der über Triest geistet wird, durchschnittlich um fl. 120; soviel beträgt nämlich die Fracht von den böhmischen Productionsorten nach Triest."

Ein Gleiches ergeben die eingehenden Darlegungen des Papierfabrikanten Spiro in der Prager Enquête, der die ungünstigen Transportverhältnisse im Vergleiche zu der begünstigten deutschen Concurrenz erörterte, die um sechs bis zehn Prozent von Warenwerte billiger verfrachtet. Herr Spiro bemerkt:

„Nachdem eine Industrie doch nicht gewohnt ist, so totoital zu verdienen, daß sie ruhig mit sieben bis zehn Prozent Verlust arbeiten könnte, sind wir thatsächlich, wenn wir nicht Wasserstraßen bekommen, auf den Ausscherbetrieb gewiesen. Das ist uns klar, daß die Staatsbahnen und überhaupt die Bahnen auf die Dauer nicht in der Lage sein werden, durch billige Eisenbahntarife die Wasserfrachten zu ersetzen. Selbst wenn der Staat wirklich will hatte, an den Staatsbahnen umsetzen und uns so nützend billige Tarife zu geben, auf die Dauer würde er es nicht aushalten. Nebrigens hilft dies dem Staate auch gar nicht ein. Wir Juden striellen haben im Gegentheile die Wahrnehmung gemacht, daß, seitdem die Wasserabkommunicationen bei uns bestehen, sondern das Eisenbahnwesen dem Handelsministerium entzogen ist, wir in Bezug auf Frachtermäßigung beim Ministerium nichts erzielen können. Auf der einen Seite bekommen wir keine Wasserstraßen, auf der anderen Seite ermäßigt man uns nicht die Eisenbahntarife."

Noch drastischer tritt das Missverhältnis zutage, wenn constatiert wird, daß die Frachtsätze für 1 Metercentner Zuckerhut, erstract von Neutzel bei Prag nach Wien nahezu die gleichen sind, wie von Hamburg über Lande nach Wien, nämlich Mk. 2·70 und Mk. 3·10.

Doch schließlich werden die Verhältnisse so genügend durch die bekannte Thatsache illustriert, daß die böhmische Terrainindustrie ihre Baumwolle aber Hamburg bezieht; da kann man sich auch nicht darüber wundern, daß die Lederindustrie indische Häute nicht über Triest, sondern gleichfalls über Hamburg importiert.

Mutis unserer Industrie kann eine billige Tarifstation nur sichten, so sollte man doch meinen, daß die Tarifpolitik der Staates dahuen möglichst beitragen sein sollte, diesen Nachtheil nach Möglichkeit durch billige Frachten und tarifarische Exportwege zu mildern. Mit dieser Annahme begibt sich aber der naiv experimentierende Laie auf einen argen Holzweg, denn die Tarife sind nicht blos zu hoch, sie sind überdies auch so eingerichtet, daß man viel billiger importieren als exportieren kann! Einige drastische Beispiele zur Illustration. Der Maschinenfabrikant Emil Kolben stellten in der Pilsener Enquête

„100 Kilogramm Eisen der Klasse [illegible] Eisenbahnberg der 175 Kilometer [illegible] nach Lager Trautsko, also zur Entfernung von 5 Kilometer, das sind 1·10 Mk. = 66 Kreuzer, nach Bodenbach (365 Kilometer) [illegible] nach Pilsen, Distellen 75 Kilometer) 1·10 Mk. = 66 Kreuzer, wenn man nach Bodenbach

per Waggon als derjenige, der von Bodenbach hierher exportiert; es sind daher unsere Tarife zum Schupe des Importes der ausländischen Industrie."

Unsere Industrie kommt in den wichtigsten Verbandstarifen zu kurz, durch welche die Durchfuhr ausländischer Producte auf Kosten der inländischen unterstützt wird, wie im neuesten deutsch-italienischen Verbandstarif. Es ist unerklärlich, warum wir viel theurer exportieren müssen als Deutschland: von Bamberg nach Genua zahlt Eisen für den Transport über 1002 Kilometer 434 Francs, von Pilsen nach Genua, ebenfalls 1002 Kilometer, 486 Francs! Ebenso ungünstig ist unsere Industrie gegenüber der ungarischen Concurrenz gestellt, nachdem der Exportzoll der ungarischen Staatsbahnen auch für den Export nach Oesterreich gilt, während dieser Exporttarif nur an der Grenzen der Monarchie zur Anwendung gelangt: so zahlt Eisen

von Pilsen	nach Marchegg,	408 Kilometer,	fl. 1·06
„ Tiesgnön	„ Marchegg,	433	„	„ —·65
„ Pilsen	„ Laibach,	763	„	„ 1·41
„ Anina	„ Wien,	746	„	„ 1·09

Die Concurrenz der ungarischen Mühlen in Böhmen, die auf ähnlichen Transportbegünstigungen beruht, ist hinlänglich bekannt. Aber die Tarifpolitik unserer Bahnen begünstigt nicht blos Deutschland und Ungarn, sie hat auch ein Herz für das Inland, aber nur für — Galizien. Der Staffeltarif ist für die Polen gerade gemacht, sein billigster Satz beginnt erst bei 561 Kilometer, und kommt demgemäß kaum für ein anderes Kronland als Galizien in Betracht. „Es ist evident", bemerkte der Brettsägenbesitzer Hammer in der Pilsener Enquête, „daß wir hier in Böhmen nur zu den theuersten Tarifen verfrachten, während die Galizianer — daher der Name Badeni-Tarif — zu den billigsten Tarifen hierher fahren."

Wie das Ausland zu unserem Nachtheil von solchen Missverhältnissen profitiert, zeigt ein Hinweis des Zuckerfabriksdirectors Karesa in der Prager Enquête, demzufolge russischer Zucker von der galizischen Grenze bis Tetschen pro Tonne und Kilometer 18 Pfennige bezahlt, während der Localfrachtsatz für Zucker von Melnik nach Aussig per Tonne und Kilometer 10 Pfennige beträgt. Unsere Waggons laufen continuierlich zwischen Podwolczyska und Teschen und die heimische Industrie jammert über den ewigen Waggonmangel.

Ein beachtenswertes Curiosum der Förderung der heimischen Industrie durch unsere Tarifpolitik gab der Director Kraus der Kolinet Spiritusraffinerie zum Besten:

„Zu Verordnungsblatte für Eisenbahnen und Schiffahrt Nr. 120 1897, Z. 1829, ist Folgendes publiciert: Zur Spiritus von der rumänischen Station Obergani nach Triest beträgt der Frachtsatz 366 Cent im Tarifentfernungsweg = 175 Kreuzer. Die Strecke Obergani-Triest mißt 1364 Kilometer. Wird nun Spiritus von einer galizischen Station bei zwischenein nach Kolin expediert, dortselbst raffiniert und dann nach Triest befördert und misst diese Strecke, auf der der Spiritus von der galizischen Station nach Kolin und von da nach Triest befördert wird, gleich falls 1364 Kilometer. So gilt für diesen Transport der Frachtsatz von gleichfalls 175 Kreuzern, aber bedeutend ein im Rückvergünstigungswege. Der ausländische Concurrent bezahlt direct die ermäßigte Fracht, der inländische Fabrikant muß aber erst um die Rückvergütung der mehrbezahlten Fracht einreichen und jahrelang auf die Erledigung seines Ansuchens warten. Was soll man aber erst zu folgendem Factum sagen?

Wenn Spiritus in einer ausländischen Station, z. B. Schonbrunn (Troppau) nach Melnik befördert wird und von da nach Triest expediert wird, so misst die ganze Strecke 1169 Kilometer und der Frachtsatz, welcher unter im Rückvergünstigungswege fl. 2·01 beträgt, 201 Kreuzer. Von Kamanien zahlt man nach Triest bei 1161 Kilometer 175 Kreuzer und von einer mährischen Station bei bloß 1149 Kilometer 201 Kreuzer. So leben unsere Frachtbegünstigungen aus, mit welchen der österreichischen Industrie unter die Arme gegriffen wird."

Die angeführten Fälle zeigen zur Genüge die Anomalie der Tarifpolitik unserer Bahnen, die so gut wie gar keine Rücksicht auf die heimische Industrie und ihre Concurrenzverhältnisse im Auslande nimmt. Der Mangel von Rohstoffquellen, die Unzulänglichkeit der Exportwege, die abnorm hohen Frachtsätze für Kohle, namentlich auf Localbahnen, sind einzig wiederkehrende Klagen in den Enqueten. Die vorerwähnten Beispiele sind nur einige wenige Muster aus der überreichen Fülle.

Es empfiehlt sich, nach der Reihe zu gehen, die der Lloyd in den Einkommensteuerbezirken [illegible] Wie im obigen [illegible] sein Amt in allen [illegible] übten betont, [illegible] durch das Einkommensteuergesetz kaum mehr in Mitleidenschaft gezogen werden dürfte.

Es gibt kaum irgend einen Fehler bei einem Unternehmen, der nicht dem Lloyd zum Vorwurf gemacht würde, wenn er [illegible] Vorschuß [illegible] Unterstützung [illegible] Ausgestaltung seiner Werften, Anschaffung [illegible] Ausbau [illegible] Schaffung [illegible] Vermehrung [illegible] Schaffung [illegible] Ausbau [illegible] Schaffung [illegible] Ausbau [illegible] Schaffung [illegible] Ausbau

immer um zehn Pfennige billiger, als über Triest. Desgleichen constatiert der Zeitschriftenfabrikant **Stein**, dass „die Fracht nach Ostasien auf den Schiffen des Lloyd notorisch um 30 Procent theurer, als die der deutschen Gesellschaften von Hamburg oder Bremen aus ist". Begreiflich kann der Mangel an billigen Wasserstraßen oder billiger Fracht nach Triest kaum compensiert werden!

Der Mangel an Coulanz des Lloyd scheint bereits internationales Renommée zu geniessen —; der Schafwollwarenfabrikant **Kern** erzählte in der Prager Enquête:

„Ich war voriges Jahr in Paris, habe mich mit einigen Exporteuren nach Ostindien ins Einvernehmen gesetzt, denen ich Ware verkaufen wollte, wobei ich den Preis franco Triest stellte. Ich war nicht wenig verblüfft, als ich zur Antwort erhielt, dass sie die Ware franco Triest nicht kaufen, sondern das bisherige franco Trieszahlung reflectieren. Der Grund davon wäre der, dass sie mit dem Lloyd traurige Erfahrungen gemacht hätten, der die Ware ungebührlich lange liegen lassen und für durch sein Verschulden zu Schaden gekommene Güter keinen Ersatz leisten soll. Ueberdies soll er auch theurere Frachtsätze haben."

Die Mittheilungen des Zuckerraffinerieditecteurs **Fischer** geben eine kleine Erläuterung zu den „traurigen Erfahrungen":

„Wir haben uns erblich darum gekümmert, damit wir über Triest nach Ostindien exportieren können, welcher Weg für uns kürzer und speciell im Winter infolge der Eisfreierung der Elbe günstiger ist, als jener via Hamburg; nach langen Mühen und vielen Opfern durch Zögung diverser Verhältnisse ist uns dies endlich gelungen und wir verkaufen auf diesem Wege über circa 100.000 Zoll-Ztr. Wir waren stolz auf diesen Erfolg und glaubten uns den Dank des Lloyd durch die Eröffnung eines neuen Transportweges zu verdienen, doch es kam anders!

Was geschah nun, als wir erwähntes Geschäft auf Grund der damals giltigen Tarife abschlossen? Der Lloyd, ein Gegner in der Bildung seiner Sätze, gab uns aus diversen Gründen die Erklärung: Ich werde euch einen Theil eurer Ware nicht übernehmen, und ihr könnt mich dazu nicht zwingen.

Bedenken Sie den analogen Fall, wenn eine Bahn zur Zeit der Geltung eines Tarifes erklären würde, dass sie Ware zum Transport nicht annimmt, dann würde man dieses Vorgehen als einen wissentlichen Vertragsbruch seitens der Bahn bezeichnen.

Nur über Intervention des Handelsministeriums wurde eine Remedur derart erzielt, dass sich der Lloyd endlich dazu verbeitlich, die Hälfte des Zuckers, die er überhaupt nicht verschiffen wollte, zum alten Satze zu übernehmen, die zweite Hälfte zu einem höheren Satze zu chartern. Für das laufende Jahr wo der Lloyd keine längere giltigen, festen Tarife verausgab, dass ist solche, mit denen die Industrie als Basis für die Geschäftsabschlüsse auf längere Zeitdauer calculieren konnte, hat er einfach zu Jahresbeginn die Sätze nach Indien bloß um 30 Procent erhöht! Bitte zu ermessen, was das bedeutet, wenn der Exportartikel jedesmal über die Nacht um 30 Procent erhöht wird! Daraus erklären Sie den beweisenden Standpunkt des Lloyd gegenüber unseren Exportieren, wobei dieser noch so naiv ist zu glauben, dass wir trotz alledem noch imstande sind, diese Tausend Metercentner im vorhinein zu contrahieren."

Die Klagen über den Lloyd bedürfen kaum eines weiteren Commentars. Der Vertreter des Lloyd in der Pisiener Enquête bemerkte, „es müsse denn doch auch anderseits bedacht werden, dass der Lloyd eine Privatgesellschaft und ein Erwerbsunternehmen wie jedes andere sei": der Lloyd handelt auch sachlich darnach — ohne Rücksicht auf seine Subvention.

Hätten wir in Oesterreich überhaupt eine rationelle Wirtschaftspolitik, so könnte man sagen, dass die Entwickelung unserer Verkehrspolitik stark zurückgeblieben sei. Nachdem es aber auf den wichtigsten wirtschaftlichen Gebieten ähnlich bestellt ist, kann man sich nicht darüber wundern, dass auch das gesammte Transportwesen im Argen liegt. Aus demselben Grunde darf auch kaum von einzelnen Maßnahmen und partiellen Reformen oder Sanierungen ein tiefgreifender Fortschritt erwartet werden. Im Auslande ist man sich längst darüber klar, dass die moderne Politik sich ganz mit dem Begriffe der Wirtschaftspolitik deckt. Bevor diese Erkenntnis nicht auch bei uns zum Durchbruche gelangt ist und die legislatorische die legislatorische Thätigkeit in lebendige Praxis umgesetzt ist, kann auch nicht auf eine einschneidende Wendung zum Besseren, auf einen gesunden industriellen und commerciellen Aufschwung gerechnet werden.

Die in der Prager Enquête vorgebrachten Beschwerden über die Praxis unserer Verwaltungsbehörden bei den Ministerium des Innern veranlasst wenigstens mit einem industriefreundlichen Erlass seine Stellungnahme zu kennzeichnen. Das Eisenbahnministerium hat sich jedoch nicht veranlasst gesehen, auf die Klagen und Beschwerden über die krassen Missstände in unserer Tarifpolitik anders zu reagieren, als mit einer leise Andeutung bezeichnende Tarifeinbringung.

Fr. Emil Low.

Der Palolo.

Ein altes biologisches Problem.

Von Dr. Theodor Zaenisch (Berlin (Nachdruck verboten).

Noch vor wenigen Monaten war der „Palolo", wenn ich mir ihn hier erlauben will, auch ein zoologisches Problem.

Es ist schon, dass uns heute eine Tatsache, die biologische Rätsel aufgibt, nicht länger stört, das phänomenale, das so bedingt, nur in unsre tieferen Tumult gehüllt. Ja, fast scheint es, als habe es sich zu einem kosmologischen erweitert.

Was ist der Palolo?

„Palolo" ist ein samoanisches Wort und bedeutet etwas Fertiges, Zeitbrechliches. Mit diesem Ausdrucke bezeichnen unsere braunen Gegenfüßler einen eigenthümlichen Bewohner der Südsee, der von Zeit zu Zeit im Bereiche der Strandriffe erscheint, und den man bisher nur als eine Art von Wurm ohne Kopf kannte. Man zählte ihn zu dem großen Zweige der Borstenwürmer und dachte ihn einzuweilen als „Palolo viridis Gray" in den Listen und bewahrte ihn in den zoologischen Museen auf, ohne sonderlich viel mehr von ihm zu wissen, als was die Reisenden nach flüchtiger Bekanntschaft und den Berichten der Eingeborenen erzählten oder vermuthen konnten. Indessen war dies immerhin genug des Wunderbaren und doch nicht schlechtweg Fabelhaften. Gewiss war, dass er nur an einzelnen Tagen des Jahres zu ganz bestimmten Zeiten erschien, sich dann aber in ungeheueren Schwärmen zeigte, dass diese Massen fettes Fleisch waren, und dass die einzelnen Würmer bei der geringsten Berührung in kleinere Stücke zerbrachen. Auch beim Aufothen in Alkohol, Formalin, Quecksilberjodidmischung und ähnlichen Erhaltungsmitteln zerbarsten sie, wie ein sprödes Gegenstand auf die entsprechenden Reize. Man sieht, der samoische Name, kurz etwa durch „fester Sprödling" wiedergegeben, ist ziemlich treffend. Dieser sprode Wurm ist aber auch essbar und gilt als Leckerbissen. Sein Fang ist ein Volksfest, und angesehenen Häuptlingen, die in palolofreien Gegenden wohnen, schickt man ihn durch besondere Boten als Ehrengabe. Diese gastronomische Bedeutung des Thieres aber hat die Beobachtungsgabe seiner Naturkinder, die ja ohnehin sehr entwickelt ist, noch geschärft, und sie haben es gelernt, die Zeit seines Erscheinens aus allerlei Anzeichen im voraus zu bestimmen, zu sie haben eine Zeitrechnung darauf gegründet, mit eigenen Namen für einzelne Tage und Monate, die sich auf den Palolofang beziehen. Und diese Zeitrechnung wird mit umso größerer Wichtigkeit behandelt, da es dabei nicht bloß auf Tage, sondern auch auf Stunden ankommt, ja das eigentliche Erscheinen des Thieres sich binnen weniger Minuten abspielt. Wie der deutsche Marinestabsarzt Dr. Augustin Krämer, dem wir wertvolle Untersuchungen über die Korallenriffe und die Schwimmwelt in jenen Gegenden verdanken und der auch zweimal Gelegenheit hatte, ein Palolofest mitzumachen, berichtet, ist schon wochenlang vorher unter den Eingeborenen von nichts anderem die Rede, als wie wohl der nächste Wurmsang ausfallen, wann er sein wird und wie die früheren waren, wobei die alten Leute und die Dorfhäuptlinge um ihren Rath befragt werden und ihn nach ihrer Erfahrung ertheilen. Hiebei spielt zunächst eine Blume, der Alo-Alo ein Schmetterlingsblüter, die Erythrina indica der Botaniker, die Korallenbäume sind heute zu blühen, und folgen ihr der Tawai (Rhus taitensis), der Laga ali (Aplasia edulis) und die Süs eine Art Eugenia, so tritt der Mond in seine Rechte. Es beginnt die „Aoina o le Maüna", die Zeit des nächsten Frühmondes: denn die Samoaner bezeichnen den Mond nicht wie wir nach seiner Gestalt, sondern nach der Tageszeit seines Erscheinens am Himmel. Aoina ist die Zeit des Tagesgrauens, die Aoina o le Maüna umfasst die Tage, da der Mond in der Morgendämmerung noch tief am Horizonte sichtbar ist, nach unserer Berechnung also die zehn Tage vor Vollmond. Und die Aoina begonnen, so werden die Tage gezählt, und der nennte, zehnte und letzte sind die unmittelbarsten Palolotage. Sie führen die Namen: Mamünga, Tatelenga und Salelunga, wovon der zweite „grosser Frichtag" bedeutet und als der Hauptag des Festes angesehen wird. Die ganze Jahreszeit, die wettertheilig durch das Umschlagen des Passatwindes von Südost nach Nordost gekennzeichnet ist, heißt in Samoa Va i Palolo: es ist der Beginn der Regenzeit in unseren Breiten und Niederschlag. Diese beiden, der Oktober und November der westtürkgerechten Zeitrechnung, sind auch auf den Fidschi-Inseln die Monate des Fanges und führen dort die Namen „Bula i Mbalolo lailai" und „Bula i Mbalolo lenu" (kleiner und großer Palolomonat). Die alteingeburgerten Bezeichnungen in verschiedenen Gegenden legen auch Zeugniss davon ab, dass sich die Erscheinungen des Thieres im Laufe des Jahres seit Menschengedenken kaum geändert haben kann.

Dr. Krämer, den ich vorhin nannte, hat seine Forschungen in einem Buche niedergelegt, worin er von einem der Palolofänge, die er bei Apia mitgemacht hat, eine anschauliche Schilderung gibt. Da diese Schilderung auch eine gute Vorbereitung von dem Gebaren des Wurmthieres selbst ist, so will ich das wesentliche daraus hier wörtlich anführen. Krämer begab sich des Morgens um halb vier Uhr zu Boote nach dem nahen Fangplatze, dem „Palolo tief", wie er es nennt. „Am Himmel steht der Vollmond," schreibt er, „im klaren Sternenhimmel, nur wenig Licht verbreitend. Eine fahle Landluft aus das Gestade der Meeresinseln noch. Man schaudert bei dem Gedanken, soweit auf den Riffplatten der Matauru zu nahe Punkt im Strandschaum in wenig Minuten bis zur Landspitze von Mbal Vaca, wo das Palolo tief noch 250 Meter entfernt durch die dunkle Wasserfläche getrennt. Vor der Ihr kommt man noch einigen

maßen leicht hinüber, wenn das Boot nicht zu sehr besetzt ist, nach vier Uhr ist es schon mühsam.

Tatsend suchen die Boote in der Dunkelheit den Weg zwischen den Korallenriffen, die hier die Lagune theilweise füllen, bis man plötzlich in tieferes Fahrwasser gelangt. Dunkle Schatten von früher angekommenen Booten sieht man auf dem glatten Wasser liegen, ein Zeichen, daß man schon am Platze ist. Gegen fünf Uhr beginnt es sich allmählich im Osten zu lichten. Schon erkennt man in der Nähe einige bekannte Gestalten, blumenbekränzt und buntige Ketten über die Brust. Aber nur ein leiser Gruß tönt dem Ankommenden entgegen, als ob man fürchtete, die Beute durch Lärm zu verscheuchen. Einzelne Personen schöpfen schon Wasser, und es scheint, daß der Fang gut wird. Es wird sicherer und sichrer; die kurze Dämmerung beginnt. Jetzt sieht man das Wasser, und bald gewahrt man auch einzelne lange, dünne Würmer in demselben sich schlängelnd fortbewegen. Bald mehrt sich mit der Helle auch die Zahl derselben. Niemand achtet mehr des Nachbarn; alles schöpft und fängt, die Beute in bereitgestellte Eimer abschüttelnd. Blickt man aber auf, so gewahrt man ein wunderbares Bild: vor sich das hohe grüne Land, die Schluchten noch in Dunkel gehüllt, die lichten Höhen in saftigem Grün schillernd; unten aber am Strande die Hütten zwischen den niedrigen Cocospalmen, ein endloser grüner Strand; der frische ablandige Morgenwind, voll von Blütendüften, verscheucht die Müde der kurzen Nacht; seewärts die weite Stille Oceans im ersten Blau des Morgenlichtes aufleuchtend; unermüdlich wälzt er seine Fluten, gegen die nahe Riffkante an, wo der weiße Gischt zusammenstürzt, die erste See schon gefolgt von einer zweiten und dritten in unaufhörlichem Spiel: in dem stillen Wasser eings umher ein buntes Gewimmer von Booten und Kanus, eine Unzahl junger geschmückter Mädchen aller Weiber, emsig fischend unter Lachen und Scherzen; da hebt sich schon die Sonne im Osten: nur noch vereinzelte Würmer durchwuseln lebensmüde die Oberfläche: alles eilt dem Lande zu, um die Beute, ehe es zu heiß wird, über die nun nahezu trocken gefallene Lagune zu ziehen. Auf der stillen Wasserfläche des Palolo-Tiefe sieht man nun die Bonitos*) die Nachlese halten; bald aber ist daselbst alles wieder stille wie zuvor."

Was der Palolo nun eigentlich ist, das haben die Bemühungen mehrerer englischer und in der letzten Zeit namentlich dreier deutschländischer Forscher mit der Zeit aufgeklärt: die Zweifel, die über seine verwandtschaftliche Zugehörigkeit und über die Beziehung der kopflosen Massen zu den geschlossen Köpfen noch herrschten, sind durch Krämer, Thilenius und Benedict Friedländer endgiltig gelöst. Nach vielen vergeblichen Mühen haben sie den Kopf des Thieres glücklich gefunden, und es ist merkwürdig, daß es den beiden letztgenannten, die sich an verschiedenen Orten aufhielten, zufällig am selben Tage gelang, die wichtige Entdeckung zu machen, die auch den Grund der bisherigen Schwierigkeiten aufklärte.

Hiernach ist das, was die Samoaner als Palolo bezeichnen, nicht der kopflose Körper, sondern nur das hintere Ende eines Ringelwurmes, welches regelmäßig an einer dazu vorbestimmten Stelle abgestoßen wird und dann auf der Oberfläche erscheint. Der Wurm selbst, der der Gattung Lysidice angehört und nun als Lysidice viridis bezeichnet wird, hat seine Heimat im Korallenriffe: nur hauset er nicht in großer Tiefe, wie man früher mußte annehmen liebte, sondern im Gegentheil, gerade im leichteren Wasser, und war nur deshalb so schwer auszufinden, weil er über vorzügliche Schlupfwinkel verfügt, in die er sich meisterhaft zurückzuziehen versteht, sobald es ihm unheimlich wird. Der „Palolo" aber ist ein Fortpflanzungskörper.

Längst kannte man unter den freigewachsenen Palolos zweierlei Formen, eine schmutzig dunkelblaugrüne und eine hellbräunliche; beide bewegen sich zur Schwärmzeit unter äußerst lebhaften, vom meisten Bewegungen schwimmend durcheinander, schlagen heftig, bersten schließlich unter Entleerung ihres Inneren, erschlaffen dann und sinken unter. Man wußte auch, daß die grünen Eier, die braunen Sperma enthielten, jene alte weiblichen, diese männlichen Thieren angehörten; und man fand bei beiden, daß ihr ganzes, im übrigen aus gleichartigen Fortsetzgliedern Metameren, wie sie bekanntlich Baedel genannt hat, bestehender Körper imstande war einen einzigen Schlund zu bilden, der vollständig groß mit seinen Geschlechtskeimen vollgepfropft war. Allgemein bekannt die Lange der Schläuche bis zu einem halben Meter; aber im Verlaufe des Schwärmens zerfallen sie von selbst in immer kleinere und kleinere Stücke und entleeren stets dabei Milch und Rogen in solcher Menge, daß die See auf weite Strecken gänzlich oder weiß sich trübe gefärbt wird. Erst nach der vollständigen Ausscheidung ihres Inhaltes sinken die Theilmale, die zuletzt nur noch aus wenigen Gliedern bestehen, zu Boden. Es darf daher nicht wunder nehmen, daß sie gegen Berührung überaus empfindlich sind und dabei auseinanderzerfallen, wie eine jede Zankt, sobald sie nur leise erschüttert wird.

*) Gefräßige Raubfische von 1 bis 2 Meter Länge.

Zerbrechlich aber, wie der Palolo, ist auch der Hauptkörper des Wurmes, der in den Spalten und Ritzen des verödeten Korallengesteines sitzt: am leichtesten ist jedoch die Stelle zerreißbar, wo der Wurm in das Palolowerde übergeht. Dies hat eine zweifache Folge. Erstens lösen sich die schwärmenden Massen immer an der gleichen Stelle und in ihrer vollen Ausdehnung los, dann aber ist es fast unmöglich, gewaltsam eine Uebergangsstelle zu erhalten, die noch Wurm- und Palologlieder im Zusammenhange zeigt, geschweige ein ganzes, unverletztes Thier. Ein solches hat bisher noch niemand erbeutet; nur mit äußerster Geduld und Ausdauern haben es Thilenius und Friedländer seriig gebracht, einzelne Stücke zu beobachten und aufzubewahren, worauf der Kopf mit einer Anzahl daranfolgender Glieder oder die letzten Glieder des Wurmkörpers mit den ersten des Palolokörpers vereinigt gebieben waren. Es gelang dies durch Abkühlen einer großen Menge centnerschwerer Riffblöcke und Zerkleinern dieser in einzelnen Fällen, während meist das Suchen nach den Thieren entweder vergeblich blieb oder nur gleichartige geborstene Theile zutage förderte. Schließlich aber stellte sich doch heraus, daß das Vorderende aus einem Kopfe besteht, der mit fünf Fühlfäden versehen ist, worauf eine lange Reihe von buntgefärbten sehr kurzer, aber breiter Querfüsse folgt, die dem eigentlichen Wurme zugehören. An dessen Hinterende aber ist der Palolotheil aufs schärfste abgesetzt, einestheils durch eine etwas tiefere Einschnürung, dann aber dadurch, daß er ans weitaus schmächtigeren, aber längeren Gliedern zusammengesetzt ist. Diese Gegensätze würden natürlich einen bestimmten Schluß auf die Zusammengehörigkeit der beiden Theile in jedem Falle verhindert haben, auch wenn man den vorborgen lebenden Wurm für sich schon früher gekannt hätte.

Man darf nach den jetzt gewonnenen Erkenntnissen wohl annehmen, daß die Palolovorbähne im Verlaufe des Jahres den Einzelbenes ihrer Stammform wiederholt neu gebilden und zu bestimmten Zeiten abgeschnürt werden, um ihren Zweck zu erfüllen: es würde das nur ein Vorgang sein, der, in anderer Form freilich, seine Entsprechung in zahlloten Fällen des Thier- und Pflanzenlebens fände. Jede Pflanze, die mehr als einmal im Lebenblüht und eine bestimmte, regelmäßige Blütezeit innehält, gibt ein Beispiel hierfür ab. Und nicht ohne besonderen Grund nehme ich das nächstliegende Beispiel aus der Pflanzenwelt: denn gerade hier, und nicht im Thierreiche, findet sich eines der merkwürdigsten, in vielen Punkten des Entwickelungsganges dem Palolowurm vergleichbaren.

Man könnte zwar an die Bandwürmer denken, bei denen sich bekanntlich einzelne Glieder abschnüren. Allein diese Glieder, die Proglottiden, enthalten keine bloßen Geschlechtskeime, sondern reife, entwickelungsfähige Eier.

Der alte Oken, der Begründer der Naturforscherversammlungen, hat einmal ein später viel bespöttelnes Wort geschrieben, worin er auf seine naturphilosophische Weise den Begriff des Thieres bestimmte. Es lautete: „Ein Thier ist eine Blütenblase, von der Erde losgetrennt, im Wasser und in der Luft allein lebend durch eigene Bewegung." Das ist freilich nichts für unsere Zeit der nüchternen Naturforschung, und wir können es höchstens als ein etwas nebelhaftes dichterisches Bild zu den Haut nehmen. Aber dieses Bild ist nur ein, als ich mich zuerst mit den nun aufgeklärten Entwickelungsvorgängen im Leben, des Palolowurmes beschäftigte. Es gewann dabei in gewissem Sinne Verklichkeit.

Denn der Palolo der Samoaner ist, physiologisch betrachtet, eine thierische Blute. Das daß man ruhig sagen, ohne sich einer Uebertreibung schuldig zu machen. Es gehört nur dazu, daß man sich in der Natur umsieht und sich nicht scheut, das Aehnliche zu vergleichen, weil es übereinkommt. Und der Palolo ist eine Blute, losgelöst von dem Stamme, darauf sie entsprossen ist, und eine Zeit lang im Wasser allein lebend durch eigene Bewegung. Denn nur durch eigene Bewegung erhalten sich die Palologeschlechte schwimmend: an sich sind sie schwerer als das Wasser des Meeres und sinken unter, sobald sie ihres lebendigen Inhaltes verlustig ge gangen sind.

Daß der Palolo, botanisch gesprochen, eine Blute ist, ergibt sich aus dem pimpelegischen Vergleiche der Blute. Eine Blute ist daß die geschlechtlichen Stamme der Pflanze, an der sie sich entwickelt; diese Geschlechtsstamme, in die Samenfäden, die bei manchen Pflanzen sehr klein, bei anderen sehr groß sind, und die Eier, die ebenfalls sehr verschieden sind, auch in Hinsicht auf ihre Größe, eingeschlossen sind. Diese Geschlechtsstamme sind nun bei den Blütenpflanzen, die wir gewöhnlich vor uns haben, in einer Blute vereinigt, die aus Kelch, Krone, Staubfäden, Stempel und Fruchtknoten besteht. Bei anderen Pflanzen sind diese Geschlechtsstamme auf verschiedene Blüten vertheilt, und zwar so, daß die männlichen Blüten Staubfäden und die weiblichen Stempel und Fruchtknoten enthalten. Bei noch anderen Pflanzen sind die männlichen und weiblichen Blüten auf verschiedene Pflanzen vertheilt, und zwar so, daß die männlichen Blüten Staubfäden und die weiblichen Stempel und Fruchtknoten enthalten. Bei noch anderen Pflanzen sind die männlichen und weiblichen Blüten auf verschiedene Pflanzen vertheilt, und zwar so, daß die männlichen Blüten Staubfäden und die weiblichen Stempel und Fruchtknoten enthalten.

Digitized by Google

Diese Pflanze ist die Vallisneria spiralis, die Sumpfschraube. Ihre Blüten sind zweigeschlechtig und entweder getrennt an verschiedenen Stellen ihres Körpers oder nahe dem Grunde der ebenfalls, wo sie wurzeln; sie bleiben aber geschlossen, solange sie untergetaucht sind. Während nun die weiblichen Knospen sich allmählich auf immer länger werdenden Stielen erheben, bis sie den Wasserspiegel erreicht haben, um sich dort zu öffnen, reißen sich die männlichen einfach los und gelangen an die Oberfläche, wo sie selbständig aufblühen. In diesem Zustande gleichen sie kleinen, leichten Nachen, die dem Spiele von Wind und Wasser preisgegeben, theilweise zugrunde gehen, zum Theile aber auch in die Nähe der weiblichen Blüten geführt werden und dort ihren Pollen, den Staubgefäßen, Gelegenheit geben, den Pollen auf die Narben jener zu übertragen. Ist dies geschehen, so beginnt sich der Stiel der weiblichen Blüte durch schraubige Einrollung zu verkürzen, zieht sie allmählich wieder bis auf den Grund zurück und läßt sie dort zu Frucht und Samen reifen. Kennten wir eine Pflanze, bei der auch die weiblichen Blüten selbständig würden und es losgelöst bis zur Samenreife brächten, so wäre freilich die Entsprechung vollständiger: aber auch so ist sie immer noch auffallend genug.

Allein wir kennen keine Pflanze, deren Blütenbildung sich nach dem Mondstande richtete. Und dies ist der Punkt, wo bezüglich des Palolowurmes durch die Beobachtungen Friedländers und die Versuche von Krämer und Thienius jetzt jeder Zweifel gehoben, zugleich aber jede abstehbare Möglichkeit einer Aufklärung auf Grund bekannter Beziehungen ausgeschlossen ist. Was die Eingeborenen behaupteten, und was man immer nicht glauben wollte, ist wissenschaftliche Thatsache geworden: das Erscheinen der Palolowürmer, mit anderen Worten, die Fortpflanzung des geschlechtlichen Wurmes, hängt gleichzeitig ab vom Laufe des Sonnen- und des Mondjahres. Es findet statt am Tag und Stunde des letzten Mondviertels, aber nur zweimal im Jahre, und zwar da, wo jenes in den October und November fällt. Das aber ist umso merkwürdiger, als die Anzahl der Mondumläufe im Sonnenjahre bekanntlich nicht aufgeht, eine bloße Abhängigkeit vom Monde in regelmäßigen Zeitabschnitten daher eine allmähliche Verschiebung durch alle Jahreszeiten mit sich bringen müßte. Statt dessen ist diese Art von Selbstbeschränkung fast: sobald nach zwölf Mondumläufen zum erstenmale statt des Octobers der September zum Palolomonat werden würde, wartet der Palolo den dreizehnten ab und erscheint doch wieder erst im October.

Stets aber um die Stunde des letzten Viertels. Dabei beginnen die Schwärme wenige Minuten nach dessen genauem astronomischen Eintritte aufzusteigen, ganz unabhängig von der Sonnenlage seit und allen Beleuchtungsverhältnissen. Nicht einmal Ebbe und Flut, zu auch das Mondlicht selber stellt, helfen Unlust auf die Erscheinung; sie steht in unmittelbarem Zusammenhange mit dem astronomischen Mondstande, auf einem Wege, den wir nicht kennen. Wiederholt hat Friedländer mit dem Chronometer in der Hand beobachtet: aber gleichwol, ob am hellen Tage, in der Morgendämmerung oder in der Nacht, bei klarem oder völlig wolkenbedecktem Himmel, der seine Spur von Mondlicht durchließ: zur selben Stunde, wenn das Viertel eintrat, erschienen die Palolo-Schwärme, von denen vorher keine Spur zu bemerken war. Und wenn dies auch mit dem süßen Wasser geschah, so hatte doch die Ebbe nichts mit der Sache zu thun; das bewies der Versuch, den Thilenius und Krämer anstellten. Sie brachten am Vortage eines Palolo-schwarmes ein großes Stück Korallenriff in ein Gefäß mit Seewasser, worin von Flut und Ebbe keine Rede sein konnte: und zwischen vier und sechzehn Uhr am andern Morgen, während sie auf den Fang ausgezogen waren, schwärmten daselbst etwa zehn Kubikcentimeter Palolos aus, die sie nach ihrer Rückkehr im Eimer vorfanden. Durch welche Sinneseinpfindung also der Palolo von dem Eintritte des Mondesviertels Kenntnis erhält, oder welchen absonderlichen Reiz diese Himmelserscheinung unseres Gelestirnes auf ihn ausübt, in einzelnen ein gewaltiges Naturgeheimnis. Tagegen ist Friedländer bei seinem Aufenthalte auf Samoa durch seine Unterhaltungen mit den Eingeborenen auf einige andere Fortpflanzungsbeschränkungen aufmerksam geworden, die zu ähnlicher, wenn auch etwas loserer Beziehung zum Monde zu stehen scheinen und jedenfalls auch eine gewisse Unterordnung verdienen. Abgesehen von einigen anderen, dem Palolo verwandten Meereswürmern, die sich ähnlich wie er zu verhalten scheinen und nur nicht in solcher Menge auftreten, kommen hier vor allem einige Krabben und Fischarten in Betracht, desgleichen die Schildkröten. So begibt sich der Mailo, eine Landkrabbe, nach der Ansicht der Samoaner drei Tage vor dem großen Palolo-schwarme scharenweise, die Weibchen mit Eiern beladen und dem Fangen nach der Küste, „baden“ in der See und kehren dann ohne Eier in den Wald zurück, und gleiches gilt von zwei anderen heimischen Krabbenarten. Sechs Monate hindurch kommen andere, ebenfalls durch ihre Größe auffallende Krabben, die das Volk in vier Arten teilt, und nur diese Zeit als schmackhaft gelten, hervor, um sich zu paaren. Ein Fisch, der Palolo-Fisch, folgt diesen Wanderungen, indem er, wie der Mailo, drei Tage nach ihrem Beginn in die See schwimmt, Eier und Samen ablegt und dann nach dem Lande zurückkehrt. Nach dem Mailo und dem Palolo-Fische soll sich auch der Aal richten, der, wie die Eingeborenen behaupten, nur in den Monaten Juli und August, also zur Zeit des Palolo-Schwarmes, gefangen werden kann.

Es ist nicht unmöglich, daß auch diese Thatsachen sich einmal werden aufklären lassen, wenn wir einmal die Gesetze kennen, die das Leben der Meeresbewohner beherrschen. Vorläufig aber müssen wir uns damit begnügen, sie als Thatsachen hinzunehmen, und wir können es um so mehr, als sie uns nicht allein in ihrer Gesetzmäßigkeit, sondern auch in ihrer Zweckmäßigkeit erscheinen. Und von den Menschen behaupten die dortigen Eingeborenen, daß ihre Geburtsstunde fast immer in die „Fanaienaie“, das heißt die Tagesgezeit der fließenden Flut fallen. Wenn hieran etwas ist, so wird die Thatsache, bemerkt Friedländer mit Recht, wohl schwerlich auf die Samoaner beschränkt sein. Haben wir hier noch etwas von unseren braunen Menschenbrüdern auf der jenseitigen Erdhälfte zu lernen? Der Palolo lehrt uns aufs Neue die alte Wahrheit des großen Angelsachsen:

Es gibt mehr Ding' im Himmel und auf Erden,
Als eurer Schulweisheit sich träumt.

Clödende Jungen.

Von Ellen Key (Stockholm).

Björnstjerne Björnsons neues Drama*) kann aus vielen Gesichtspunkten betrachtet werden: als eine große Handlung, die das Gedächtnis eines Freundes wieder auferichtet; als ein ausgezeichnetes Drama, eine scharfe politische Satire, aber vor allem als ein herrlicher Lobgesang auf die erlösende, verklärende, befreiende Liebe zwischen Mann und Weib. Ueber jeden dieser Gesichtspunkte ließe sich vieles sagen, denn gleich allen echten Dichtungen wird Björnsons Werk tiefer, je länger man hineinblickt. Aber es gibt noch einen Gesichtspunkt. Und das ist der einzige, den ich hier hervorheben möchte, der: wie auch gute Menschen andere gute Menschen töten können.

Björnson hat das schon einmal früher gezeigt, als er Ragni untergehen ließ, Ragni, dieses weiche blutenreine Wesen, das zu Tode fror in der Kälte, die die Menschen um sie und ihren Mann schufen. Und es war nicht nur die absichtliche Schlechtigkeit böser Augen und böser Zungen, die sie tödtete. Es war die Gewissenlosigkeit guter Menschen: harte Urtheile über Dinge zu fällen, von denen sie nichts wußten; deren Glaube an ihr volles Recht, neugierig in das Leben und die Gefühle anderer hineinzuspähen und dann verletzende Aeußerungen und unbefugmme Schlussfolgerungen und Vermuthungen auszusprechen — über die empfindlichsten, innersten Verhältnisse im Leben eines Menschen oder eines Menschenpaares. Das war es, was das zarte Weib nicht ertragen konnte, sie, der jedes Vermögen der Selbstvertheidigung fehlte, in dem ungleichen Streit, in dem gerade der Adel des Aussnahmemenschen, seine Empfindlichkeit, sein Feingefühl, seine Unschuld, seine Einheitlichkeit die Punkte sind, welche von den Missdeutungen getroffen werden, durch die der Beschere verbittert, der Starkere wegzieht mich — die schwerere von den beiden Arten, wie Menschen durch ihre Zungen andere Menschen werden.

In Paul Lange und Tora Parsberg hat Björnson wieder dasselbe Motiv aufgenommen. Aber jetzt ist es ein Mann, nicht ein Weib, ein politischer, kein ernstlicher Conflict, dem es gilt. Und ganz wie Ragnis Mann, der lebensstählende gesunde Kraft mensch, mit seiner Liebe Ragni, das empfindsame, feinfühlige Wesen nicht erlösen konnte, ebenswenig kann die wie ihre Aufgabe besser geschaffene und ihrer Aufgabe viel klarer bewusste Tora Paul Lange erlösen. Der Dichter hat ihr all die Eigenschaften gegeben, die das Weib braucht, das allein dem Mann vertheidigen soll, den sie gegen alle Liebt, selbst gegen ihn selbst!

Vor allem hat sie die lebenstreue Güte, die strahlende Mutterlichkeit, ohne die kein Weib einen Mann rettet. Nur das Weib, das mit beidhändiger Tapferkeit das Hind in der Seele des geliebten Mannes liebt, weiß, was lieben heißt. Aber gleichzeitig muß sie zu dem Manne aufsehen wollen, muß wünschen, sich selbst von ihm hingen zu lassen. Und Tora ist das Weib lebendig wagenden Kraftwerth. Trotz all ihres jubelnden Lebensmuthes, ihrer tiefen Unabhängigkeit, ihrer reinen Selbständigkeit will sie den anderen, den sie liebt. Zu dieser ganzen Weiblichkeit kommt bei ihr eine durchgebildete Menschlichkeit, eine reiche und harmonische Persönlichkeit, gesund, schönmenschlich und freudebejahrig, hoffnungsvoll und mit dem Ernst des Verantwortlichkeitsgefühles, mit tiefster Wucht in der Selbstbestrichkeit ihres eigenen, verneinenden, geeben, weiblichen Wesens entwickelt.

Sie kennt die Gleichheiten und Verschiedenheiten mit Paul Lange, die wohlwendig sind, damit sie einander ganz auszufüllen kommen. Beide empfinden, wenn sie sich nahe sind, das, was Björnson an anderer Stelle mit tiefer Wahrheit das Neuntzahlen der echten Liebe nennt, „Beide jeder bei dem andern einmal sein eigenes Ich wird“. Der eine weicht das unausgesprochene Geheimis des anderen aus, der eine erraht den Gedanken des der andere in einem Blicke ausgesprochen. Und aus unzähligen solchen Erfahrungen entsteht das Gefühl, wer dem Paul Lange absagt: „Ihre Seelen, die einander unabhängig und ursprünglich einer Musik sind, das ist das hohe Leben!“

Paul Lange ist unabhängig, als das Leben wollen, das er einmal will, der ursprüngliche, scharfe Unterscheidungen hat, die er nicht verwischt, um Harmonie zu erzielen, sondern um Harmonie zu erreichen. Und Tora ist ebenso unabhängig, ursprünglich, scharf unterscheidend, um Harmonie zu erreichen. Sie ist ebenso unabhängig, ursprünglich, scharf unterscheidend, um Harmonie zu erreichen. Sie ist ebenso unabhängig, ursprünglich, scharf unterscheidend, um Harmonie zu erreichen.

edlen Ziele, die auch die ihren sind und die sie gemeinsam mit ihm erreichen will. Denn sie ist kein selbständig wirkendes Weib. Sie ist ganz Weib und eine Weib, dem dadurch, dass sie, wie E. Brandes fein bemerkt hat, das Unmögliche will und sich trotz der Ueberlegenheit ihrer Seele nur als „Hilfe, Eingebung, Begleiterin fühlt, die auf eigene Hand nichts vermag. Und sie sieht mit Recht in ihm einen Kronprätendenten, an dessen Seite sie getrost werden soll."

Das Empfindliche, Zartbesaitete, das nach Licht, Wärme und Gerechtigkeit schmachtend, vor Unreinheit und Niedrigkeit zurückschaudernde in Paul Langes Wesen ist es, was Tora vor allem liebt. Sie hat eingesehen, dass gerade diese Ueberfeinheiten — die anderer Leiden und Unrecht am tiefsten empfinden, weil sie selbst so tief gelitten — ansercoren sind, die Initiative zu einer größeren Gerechtigkeit für die vielen zu ergreifen.

Aber alle verstehende Liebe Toras, die ganze zärtliche Hingebung und das volle Vertrauen ihres herrlichen Frauenwesens vermögen nicht Paul Lange zu retten, der durch eigene Hand gerade in der Stunde stirbt, wo das Lebens ganze Macht, des Glückes ganze Herrlichkeit ihm in Toras Gestalt entgegentritt — er stirbt, weil er schon lange den Tod in sich getragen. Nie hat die Weltliteratur in einlacherer und größerer Art die alte Wahrheit grossenbart, dass die Menschen einander Henker sind. Paul Lange ist für den Untergang bestimmt, so wie der es ist, dessen Natur in Disharmonie mit seiner Zeit, seiner Umgebung, seiner Aufgabe, seiner Stellung, seinen Freunden kommt. Aber es lag nichts in seiner Natur, das ihn in diese Disharmonie hätte bringen müssen. Er fährte im Gegentheil in alle passen und nach jeder Richtung nützen können, wenn er nur seiner eigenen Natur folgen durfte: wenn seine Partei und seine Freunde ihm gestattet hätten, für sich selbst zu entscheiden, seinen eigenen Instincten zu folgen. Nun thaten ihm aber im Gegentheil Parteigenossen und Freunde jene Gewalt an, welche Naturen, wie die seine, zerreißt: die Gewalt, von ihm ihre eigenen Gesichtspunkte und Handlungen zu fordern und seine Thaten nach ihrer Natur zu beurtheilen, nicht nach der seinen. Weil sein Gefühl oder seine Auffassung der ihren widerstritt, war es ihnen unmöglich, seine Motive gutzuheißen. Einzusehen, dass das für meine eigene Natur unrecht, mir meinem eigenen Gesicht Unvereinbare für einen andern recht und natürlich sein kann, das ist ein Freisinn, zu welchem sich nur äußerst wenige aufschwingen können, besonders in der Politik! Darum wird dort immer die Auseinandersetzung, die Auseinanderstellung, die Auseinandersetzung missdeutet und bearzwohnt: darum kann man dort nur das Handeln in Herden nach dem collectiven Gewissen, der collectiven Leidenschaft, dem collectiven Vorurtheil oder Nutzen verstehen, gutheißen und achten. Und eine durch alle Lebenserfahrungen gegangene, eine geistig verfeinerte, eine zart empfindende, rücksichtsvolle und zögernde, eine vornehme Natur wie Paul Lange sieht sich so gerade vor jene Aufgaben gestellt, die er nicht bewältigen kann. Von ihm wird das rücksichtslose Handeln, das harte Vorteinehmen gefordert, gegen das sich jede Faser seines Wesens sträubt. Und so wurde er — da er doch in der Sphäre, die die seine war, handeln und wirken wollte — zu Conversionen gezwungen, in Selbstüberspräche, in Zweideutigkeiten verwickelt, von Bankelmuth ergriffen, um in Selbstverachtung zu enden — alles, weil er in sich gefühlt, dass er seine besondere Stärke hat, die ein allen unbekannter Wert verbleibt, eine ungebrandte Kraft, aber gerade die Kraft, deren das politische Leben jetzt am dringendsten bedurfte! Und noch mehr: er weiß, dass, weil diese seine Stärke mit seiner Schwäche verbunden ist, alle nur die letztere sehen. Niemand ahnt, dass diese sogenannte Schwäche im Innersten das tiefste Gerechtigkeitsgefühl ist, das begreift und nicht richtet, der selbstvergessende Edelmuth, für den Aleinlinn, Kaltsinn und Roheit unmöglich sind.

An diese seine besondere Stärke wagt er selbst erst voll zu glauben, als Tora sie in das Licht ihrer Liebe stellt, als etwas, worauf sie stolz ist! Doch da ist es zu spät. Paul Lange, diese reiche, warme, schönheitsliebende, verständnisinnige, geneigte, leben genießende Natur, die so herrlich für das Leben und dessen Sonnenglück geschaffen war, geht unter, weil er „soll nur soll gewollt wurde, weil schließlich „nicht eine Stelle an ihm ist, die seine Wunde trüge!" Und diese Wunde kann nur von innen her sich öffnen oder vorsichtigen Heben der Freunde. Seine schwersten Wunden empfing er durch die Indiscretion und die Missdeutungen gedankenloser Menschen, durch die rücksichtslosen Forderungen der Freunde, durch ihre verständnislosen Anwerfungen und unbarmherzigen Urtheile. Man hört den Chor — in den gute Frauen, ehrenhafte Männer einstimmen — von Kreis zu Kreis sich tragen über die missglückten Verbindungen seiner Jugend — eines gute, unzählige private Dinge, die jeder das Recht zu haben glaubt, über den andern zu verbreiten. Man hört den Chor in den gute Frauen, ehrenhafte Männer die Lauscherei und die Klatschsucht lobpreisen, die er unter täglichem Seelenkampf, tagelangen Zweifeln zusammentrug, um sich in die Tiefen und auf die Höhen einer Natur passen, während die jungen die vorhandenen Lücken, die durch seiner eigenen Natur selbst Tiefe seiner Freunde, außerhalb seiner Natur, seinem Wesen, seinen Gewissen, seinen Rechten unkennen, gab Paul Lange unter, geht er mit Nothwendigkeit unter. Denn wer eine solche Natur hat, dass die Wunden nach innen bluten, der ist dem Untergang geweiht. Die Selbstgenügsamen, die Rücksichtslosen, die Rohen und Selbstsüchtigen, die haben eine leicht heilende Haut. Aber der, welcher nicht von kleinen egoistischen Motiven bewegt wird, kann vom Egoismus anderer besiegt werden und stirbt eines Tages, vielleicht durch eigene Hand, während Freunde und Feinde — die Tropfen für Tropfen das Blut aus seinen Adern geleert — sich über diese, seine letzte Schwäche verwundern.

* * *

In der ganzen gebildeten Welt leisen jetzt die Menschen von Paul Lange. Die meisten stimmen in das Urtheil über seine Schwäche ein. Andere sind vielleicht über die brutale Art empört, in der die Schmähung ihm entgegentritt. Denn es gibt viele, die sich weniger über jene entrüsten, die durch ihre Zungen einen Menschen morden, als über die, welche das Opfer wissen lassen, wasvorgeht. Und es ist gewiss wahr, dass auch die Geschäftigen — die oft in guter Absicht dem Verleumdeten und Verfolmten mitteilen, was über ihn gesagt wird, einen großen Antheil an der Tragödie haben, deren letzter Abschluss der Selbstmord ist. Aber gäbe es niemanden, der verleumdete, dann hätten die Geschäftigen nichts zu melden. Und es sind also doch die missdeutenden Feinde, die verkennenden Freunde, die die eigentliche Verantwortung tragen.

Manche Menschen werden ganz gewiss von der tragischen Tiefe in Bjornsons Dichtung ergriffen werden. Aber an demselben Werk, an dem sie in ihrem Heim, in ihrem Gesellschaftskreis mit Mitgefühl von diesem gemordeten Manne sprechen, haben sie seinen sie über den Character, die Motive und Handlungen von Freunden, Bekannten oder öffentlichen Persönlichkeiten ganz so sprechen, wie die Menschen, welche Ragni oder Paul Lange tödteten. Diese eben Empörten werden forschen, lose Annahmen, herabsetzende Auslegungen hinzuwerfen. Ueber Frauen geschieht dies meistens auf dem erotischen Gebiet oder dem des Familienlebens; bei Männern auf dem Gebiet des öffentlichen Lebens. Man sieht zum Beispiel seine Schlussfolgerungen aber erotische Verhältnisse, oft auf so lächerlich fernde Prämissen hin, wie, dass man ein Porträt auf einer Staffelei, einen Brief auf einem Schreibtisch sehen, ein lebhaftes Gespräch auf einer Promenade beobachtet hat! Und man verbreitet dann diese Schlussfolgerungen, die unzählige Male Misstrauen zwischen Seelen säeten, die sich einander genähert: die so unzählige Male Glücksmöglichkeiten vernichtet haben und die immer ein ausseimendes Gefühl stören. Und, wie Camilla Collett sagt: „Je reiner und tiefer ein erwachendes Gefühl ist, desto unbarmherziger ist das Betragen der Menge . . . das sogenannte unschuldige Mezgerecht der Liebe ist nie unschuldig. Aber in diesem Falle denken alle, auch die besseren, leichtsinnig. Menschen, die sich für sehr feinfühlig halten, die es als eine Sünde ansehen würden, eine Blume von einem Grab zu sichten, machen sich kein Gewissen daraus, den Frieden eines jungen Herzens zu verwunden . . ."

Und wenn diese leichtsinnigen Annahmen viele Glücksmöglichkeiten stören, vernichten sie andererseits auch mehr als ein Glück dadurch, dass sie in vielen Fällen Ostereier, das Knäpfers, Rolle spielen. Hat ein Mann oder eine Frau ein vertrauliches Freundschaftsverhältnis mit einer verheirateten Frau oder einem Mann — gleich begrund man von einem bevorstehenden erotischen Conflict zu flüstern. Hat ein Mann oder eine Frau ihre Ehe gelöst und sich wieder verheiratet, so werden sie nicht früher geraum, ehe man sich damit beschäftigt, wer „der dritte" sein wird. Wenn ein Mann oder eine Frau seine von der Mehrzahl abweichende Ansicht in erotischen Fragen aussprechen, so bedeutet das, dass der Betreffende sich scheiden lassen will, heiraten will, oder — dass er bereits sich sein — oder leben will — falls er unverheiratet ist. Und ebenso verhält es sich in der Welt der Männer. Wenn jemand in seinem Gemüthsleben aus irgendeinem natürlichen Umeinnehmen in Anspruch nimmt, dann geschieht dies nur, um „seinen Namen bekannt zu machen; wenn jemand gegen Missbräuche und Ungerechtigkeit eifert, so ist das nur reichste Eitelkeit, wenn einer eine alte Anschauungen verbindigt, so thut er das, weil irgend ein Gewinn, irgend eine Anerkennung ihn locken. Wenn ein Mann sich für Frauenrechte einsetzt, so geschieht es, weil seine Kameraden in sein Heim sind, so ist das ein Beweis der Eitelkeit, eine Rolle zu spielen, ein Coterie zu bilden, sich eine gewisse Stellung zu verschaffen." Wenn ein Politiker in einer neuen parteien Weise auftritt, so finden sich sehr „Freunde" bereit, zu sagen, dass sie nur eine persönliche Rancune Gegnern oder Verrath kühnter will. Es gilt in der Gesellschaft, in der Politik, in der Literatur, in der künstlerischen Welt . . . [illegible] . . . in den Gesellschaften, in denen [illegible] . . . [illegible] . . . [illegible] . . .

irgend einem niedrigen Compromiß flüstert; ein Künstler oder Schriftsteller nur mit Reserve von der Arbeit eines anderen zu sprechen, damit man über Neuissenid und Coterieweien Zeter-mordio ruft!

Es gibt keine noch so rohe Deutung, keine noch so wunderliche Geschichte, die nicht ein paar gute Freunde und treue Nachbarn fände, welche sich beeilen, sie von Kreis zu Kreis zu verbreiten, ja die oft die ersten und die eifrigsten dabei sind.

Und nicht X, Y oder Z, du, der du dies liest, hast all das auf deinem Gewissen, hast etwas von alldem vor einer Stunde gethan, wirst es eine Stunde später thun. Du bist es, der — anstatt die Annahme, die in deinem eigenen Hirn als eine Möglichkeit aufgetaucht, die Klatschgeschichte, die man dir über den Ruf einer Frau, die politische oder finanzielle Ehre eines Mannes, die Motive einer schaffenden Persönlichkeit mitgetheilt, in dir selbst zu begraben — diese Annahme, diese Geschichte weiterverbreitet, mit der Versicherung, wie wahrscheinlich die Annahme, wie sattsich gewiß die Geschichte ist, von welch verbirgter Seite sie kommt. Du verpflichtet unter dem geheimen Manen „psychologische Analyse" die Seelen deiner Freunde und Nachbarn in Fetzen und schleppst deine oberflächlichen Auslegungen der Gefühle und Motive anderer überall herum. Du verräthst gegen das Geldmis des Schweigens der einen Freundin die Geheimnisse der andern, oder deine Schlußfolgerungen über ihren Seelenzustand; thust das unter Redewendungen wie diese: „ich sage es dir, denn du siehst ihr ebenso nahe wie ich," oder „he wurde dich gewiß ebenso ins Vertrauen gezogen haben, wie mich" u. s. w. Du gibst, wenn ein Freundschaftsverhältnis gelöst ist, rücksichtslos alle vertraulichen Mittheilungen preis. Und du thust das selten aus Schlechtigkeit. Du thust es, weil man von anderen sprechen, andere analysieren muß, wenn man als unterhaltend gelten soll. Die Furcht, für langweilig gehalten zu werden, verleitet sowohl christliche wie unchristliche Menschen durch ihre Zungen jenes Feuer der Hölle zu entzünden, von dem der Apostel Jakob spricht, das Feuer, das für empfindliche Naturen das Dasein zu einem Raum der Qualen macht, wo sie ihren Mitmenschen wie den Menschen fern und unerreichbar, ihre frohe Handlungsfreiheit, den Muth, ihren eigenen, besten Impulsen zu folgen. Bertzebub, der „Fliegenkönig", ist Herrscher in diesem Reich, er, dem es durch Millionen Klerpünktchen endlich gelingt, die weisstrählendste Marmorreinheit zu besiecken.

Wann werden sonst edelgesinnte Männer und Frauen aufhören, das Dasein zu verhöhlischen, dadurch, daß sie in dem Hoi des Fliegenkönigs schwirren? Wann werden sie aufhören, ihre Zungen als Spieße bei der Menschenjagd, als Messer bei der Menschenschlachtung zu gebrauchen?

Wann werden Männer und Frauen — ehrenhafte, pflichttreue, gutherzige, feinfühlige, intelligente Männer und Frauen — lernen, was sie noch nicht verstehen: ihre Lippen mit einem Siegel zu verschließen, wenn sie, durch Zufall, das Geheimnis eines anderen erfahren haben? Wann werden sie lernen, ein ihnen anvertrautes Geheimnis so zu bewahren, daß niemand auch nur ahnt, daß es hier ein Geheimnis zu bewahren gibt?

Wann werden sie mit Bestimmtheit ablehnen, von einem Conflikt Kenntnis zu nehmen, den sie nur so verhindern können, sich weiter auszubreiten? Und wann werden die Menschen einsehen, daß sie eher ihre eigene Zunge abbeißen sollten, als sie zu gedankenlosen oder herzlosen Annahmen und Auslegungen von Motiven, Gefühlen oder Entschließungen zu benützen, die sie nicht durchschauen können! Wann werden sie des größten Verzichtes des Lebens fähig werden, die letzte Zeandalgeschichte in ihrem Busen zu begraben, wenn es ihnen nicht gelungen ist, ihre Thoren zu verschließen, so daß sie sie nicht hören müssen. Und endlich: wann werden die Menschen fühlen, wie erniedrigend es ist, in einem kurzen Dasein — das sie mit nützlicher Arbeit, mit reichen Gedanken, mit großen Gefühlen ausfüllen könnten — Stunde um Stunde, Tag um Tag, Jahr um Jahr damit zu verbringen, gegenseitig ihre kleinlichen Seiten zu behandeln, ihre kleinen Schwächen auszubreiten, ihre Gewissnisse anzupulverisieren und die Geheimnisse, die sie erfahren oder die ihnen anvertraut werden, einen zu verbreiten? Wann — wann?

Ich glaube bevor das geschieht, wird alles andere Schöne oder Phantastische, wovon wir jetzt bloß träumen, Wirklichkeit geworden sein! Ich glaube zum Beispiel, daß wir zwischen den Planeten fliegen können, daß Shellens Traum von dem Weltmeer, das sich in Limonade verwandelt, Wirklichkeit geworden ist, ich glaube, daß der Löwe mit dem Lamm spielt und daß alle Schmerzen zu Pflugscharen umgeschmiedet sind, bevor die Nachricht über Flieder unausfindig verloren hat, bevor der Traum des Mysticismus seine Bitterkeit eingebüßt, bevor der Lauwarmheit der Verbindung die Kindheit schenkt, bevor die Zunge aufhört, anderen als lauteren Zwecken zu dienen!

Aber wenn es irgend ein Zeichen gibt, durch das jeder Mensch, der gerungte wie der andere, wirksam den Frieden auf Erden fördern kann — es wäre das eben wenig oder von mir ich, die dies schreibt, du, der es liest — sich mit der ganzen Energie seines Wesens vornähme: nicht länger dem Waffenwort der Zungen gedankenlos zuzuhören oder herzlos daran theilzunehmen, sondern mit unserer ganzen sittlichen Empörung jedesmal einzuschreiten, wo wir — in unseren eigenen Gedanken, unserer eigenen Familie, unserem eigenen Gesellschaftskreis — selbst etwas von all dem begangen, oder mitangesehen haben, wodurch Menschen — ehrenhafte, pflichttreue, gutherzige, feinfühlige intelligente Männer und Frauen — andere Menschen tödten: langsam die Starken vergiften, rasch die Schwachen vernichten!

Und daß sich gerade unter diesen Schwachen, die verbluten können, erlesener Stoff zu den reichsten feinsten Menschenweisen findet — das hat Björnson mit dem tief blickenden Auge des Dichters entdeckt.

Björnson bemerkte selbst mündlich über Paul Lange, daß es eine „absolut idealistische Dichtung" sei. Es bedarf auch des höchsten Idealismus, um bei einem andern Menschen zu entdecken, daß die Züge, die man selbst mit als Schwäche verurtheilt hat, nur einer fein organisierten Natur eigene Art von Stärke waren: die rücksichtsvollere, empfindlichere, tiefer liegende Stärke des Zukunftsmenschen. Und daß die Gegenwart diese stets verkennt, das ist die Ursache, warum, wie die Schlußworte des Dramas lauten, die Guten immer Märtyrer, niemals Führer werden, warum gerade sie durch die Zungen der Menschen getroffen fallen.

Diese Tragik hat Björnson durch Ragnis und Paul Langes Schicksal in solcher Art geoffenbart, daß sein feelenvoller Mensch diese Bücher lesen kann, ohne daß aus der Tiefe seiner Seele das alte schöne Gebet emporsteigt: Herr, bewahre meine Lippen!

Der Roman eines Gottes

Vor etwa 100 Jahren sind die alten germanischen Götter wieder auferweckt und dem deutschen Volke wieder nahe gebracht worden. Wir wissen, hauptsächlich durch Geimms Verdienst. Seitdem glauben viele, die Götter ihrer Vorväter zu kennen. Sie rühmen sich des hohen Muthes und stützen ihre Namen bei mancherlei Gelegenheit im Munde. Aber in Wahrheit kennt man die alten Götter noch immer nicht. Höchstens ihre stolzen Namen: Odin und Frigga, Fremje und Froh, Baldur, Loge und Thor. Und allerhöchstens noch irgend einen mehr oder weniger charakteristischen Zug von jedem: daß Odin mit seinen zwei Raben die Welt beherrschte, Frigga sein eifersüchtiges Weib war, Baldur der Gott der Sonne, Freyja und Froh die Götter der Jugend waren, und daß alle in Walhall wohnten. Aber somit ist so ziemlich alles Walhall betreffende allermeistens noch heute in dämmerndes Dunkel gehüllt.

Und wie sollte es auch anders möglich sein? Viele Jahrtausende zurück liegt die Welt der Menschen, aus deren Herzen und Hirnen einst diese Göttergestalten gezeugt wurden. Die Naturvorstellungen und Lebenserfahrungen, die sie bedingten, sind dahin: mit ihm der kindliche Glaube, der ihnen, den Göttern, immer neue Lebenskraft zuführte. Dazu kommt weiter, daß gerade diese germanischen Göttergestalten nicht einheitlich und scharf bestimmt erscheinen, wie zum Beispiel die der Griechen und Römer. Denn beinahe jedes der vordichten Völker hatte sie sich nach seinem eigenen Bilde eigenartig geformt. So erscheint südlichstlich jede der Gottheiten mit vielfach verschiedenen Gesichtern in vielfach verschiedener Umkleidung und Umgebung. Oft ähneln sich zwei von ihnen so sehr, daß sie in eine Gottheit zusammenzufließen drohen: und bald wieder entfernen sich dieselben zwei soweit voneinander, daß sie wie zwei scharfe Gegensätze einander zu stehen scheinen. Jede von ihnen wohnt reinweiß Ansehen und Abhaumung, Macht und Art. Herr und zwei, Wunder und Schwächen, Gaben und Gebrechen, da beid-s zugleich. Zu würdeln die Gestalten durcheinander und verstärken noch die Nebel der Unklarheit, in die sie ohnehin die Entfernung der Jahrtausende aus hüllte.

Noch einmal müssten sie darum aufgeweckt und viel näher uns gerührt werden. So nahe, daß die Maße des Volkes sie Aug in Aug erschauen, in klarer, fester Gestalt erfassen, in ihren menschlich übermenschlichen Schicksalen verstehen und so ein wahrhaftiges, lebendiges, inneres Interesse an ihnen gewinnen könnte. Dann würde nun ihnen zugleich ein Stück ältesten vaterländischen Volksthumes unter uns lebendig: wir waren in unserem geistigen Besitze wirklich um einen Theil bereichert.

Aber wer wollte dieses Werk der zweiten Wiedererweckung leisten? Die mythologische Forschung, die es zum erstenmal voll brachte, hinderlich nicht. Sie hat ihre Arbeit gethan. Und was sie in Zukunft noch wird thun können, ist bedeutend, jene Nebel lichten und zerstreuen zu helfen, die sie einst selber mit erzeugerte. Aber Lebendig machen — das kann eine Stoff Phantasiethätigkeit in ihnen greift — kann sie wohl kaum. Das kann keine Wissenschaft, die stets nur die todtesten Thatsachen des Lebens, nie aber Leben selber zu verarbeiten vermag. Und auch der alte Gedanke kann es nicht mehr. Da es einst vollbrachte. Es lebte nie wieder. Gott ist todt! So kann es nur eine, der selber unsterblich ist und die alten Gestalten es werden. Der Mann. Der allein vermag

sie noch heute in ihrer ursprünglichen Art zu fassen, ihr altes, leidenschaftliches, stilles, starkes, göttliches, ihr wahres Leben von einst in ihnen wieder zu wecken, sie hinzustellen vor das heutige Geschlecht und ihm zu zeigen, wie auch in ihnen, nur in grandioser Vergrößerung, Menschenweise und Menschenschicksal waltet.

Und thatsächlich hat die Kunst schon begonnen, auch diese Aufgabe zu lösen. Richard Wagner ist, wie wir wissen, der Meister gewesen, der sich an sie gemacht hat. In seinem Nibelungenring stellt er Götter, altgermanische Götter wohl zum erstenmale greifbar lebendig uns dar. Im Rheingold vor allem sehen sie in hellerem Lichte, als je ein Märchen- und Sagenbuch um sie zu breiten vermochte, in leibhaftiger, schönheitgeschmückter Gestalt vor uns: Wotan, Thor, Froh und Loge die Götter; Fricka, Freia und Erda die Göttinnen. Und es ist kein Zweifel, das bisdahin tiefsten Verständnisses, das man ihnen heute wirklich mehr als noch vor 25 Jahren entgegenbringt, ist keinem sonst als Wagner zu danken. Dennoch ist es nur ein bisschen. Das eigentliche Verständnis für sie, der wirkliche Gewinn aus ihnen ist noch zu schaffen. Wagner aber trifft dafür keine Schuld. Denn er wollte kein eigentliches Götterdrama schreiben. Die alten Götter stehen ihm in seiner Trilogie gar nicht einmal im Mittelpunkte. Im Mittelpunkte steht vielmehr das gewaltige Gold des Rheins und seine verhängnisvolle Macht. Sie wollte er darstellen in ihrer Wirkung auf alle, die es in die Hände bekommen: Wotan und seine Götter, Alberich und seine Zwerge, die Riesen, die Wolfkinder, der Wälsung. Die Götter sind also nur ein Glied der Kette, die Wagners Werk geschmiedet, selbst Mittel zu einem andern höheren Zweck. So konnten sie schon deshalb nicht erschöpfend in ihrer Eigenart vorgeführt und verstanden werden. Dazu kommt die Knappheit des Textes, wie der Charakter der Operndichtung verlangt, in Stabreimversen konnte Wagner einzelne Züge einzelner Gottheiten charakterisieren. Dazu seine vielfach noch mythisch-zufällige, weniger menschlich-psychologische Erklärungs- und Darstellungsweise: auch sie rückt die Göttergestalten dem Laienverständnis nicht näher, eher nur ferner. Endlich aber das letzte und größte Hindernis ist seine Musik. Ueber jeder Musik verliert man leicht den Text, zu dem sie gesetzt ist; über der Nibelungenmusik dreifach und zehnfach. Zu dem gigantisch wogenden Meer der Töne geht abermals das eine eindringliche Verständnis in das eigentliche Wesen der einzelnen Götter und selbst das Interesse daran leicht unter. Und so ist es eigentlich nur eine Göttererscheinung, die schließlich aus dem Nibelungendrama der Erinnerung deutlich und fest bleibt: die Wotans. Und von den Halb- und Viertelgöttern die Brünnhildens und der Wälsungen.

Nun aber ist ein Künstler auf den Plan getreten, um dies Werk Wagners zu vollenden. Ludwig Jakobowski hat einen neuen Roman geschrieben und ihn betitelt: **Leï, Roman eines Gottes.**[*]) Mir scheint, er hat mit ihm erreicht, was er wollte. Alle hauptsächlichen Götter der nordischen Mythologie umspannt sein Roman. Odin und Frigg, Baldur und Nanna, Freya und Loki, Thor und Heimdal, Widar, Wali und Bragi treten auf. Und alle in scharfumrissener Gestalt. Aus dem Durcheinander der verschiedenen Mythenmotive hat der Dichter deutlich immer nur die Berichte gewählt, die je zusammen ein harmonisches, in sich geschlossenes Ganze für die einzelne Göttergestalt und ihre Charakterisierung ergeben. Alles andere hat er ausscheidet, beiseite geschoben. So treten die einzelnen Figuren aus den Wolken der Vergangenheit plastisch heraus, so zum erstenmale eines tieferen Eindruckes sicher. Aber damit begnügte sich Jakobowski nicht. Er weiß, was wir auch schon andeuteten, dass auch Götter den Menschen dauernd nur interessieren, wenn sie wie Menschen Schicksale erleben und durch ihre Schicksale ihr Mitgefühl bis zur höchsten und leidenschaftlichsten Anteilnahme erregen. So wandelt er die überlieferte Göttergeschichte in eine psychologisch fein angelegte, groß durchgeführte Göttertragödie um. Aber er findet doch zugleich Mittel und Worte, diese Tragödie über das Menschenmaß in eine glaubhafte Art des gottlich Gewaltigen zu steigern. Die Schuld, das Glück, das Leid, der Hass, die Liebe sind menschlich in der Art, übermenschlich an Tiefe und Wirkung. Das Ende des Ganzen aber ist, wie bei Wagner, der Untergang der Götter.

Im Mittelpunkt der ganzen Tragödie steht Loki, der finstere, rachebrütende Gott. Die Göttertreuen haben ihn dazu gemacht. Nun hasst sie und alle Asen und die ganze Welt seinetwegen. Nun rächt er sich an jedem von ihnen in teuflischer Lust und ist doch nicht froh darum. Eine aber, Nanna, liebt er; sie aber verachtet ihn. Eine, Freya, liebt ihn; er aber benutzt ihre Liebe, sie schmählich zu entwerfen. Einen einzigen, Baldur den Sonnigen und Schuldlosen, fürchtet er; den aber liebt er auch. So ist er, ein Götterabgesser, im gigantischen Raum der neun Welten um. So vollendet sich sein und der anderen Götter Geschick mit eherner Notwendigkeit. So schließt der Dichter jedes Leben ganz für sich. So prägt er ihm in der That klare Göttergestalten von Fleisch und Blut ein, so wie die griechischen Göttern auf ihrer olympischen Höhe uns stets schon erschienen

[*]) J. C. C. Bruns's Verlag, München. M. 4.50.

Dabei hat Jakobowski doch die mythisch-natürliche Seite der einzelnen Götter, ihre nach der Sage engen Beziehungen zu bestimmten großen Naturkräften und Naturerscheinungen nicht vergessen. Vielmehr hat er auch diese Züge ihres Wesens feinfühlig in ihren Gesammtcharakter hineinverwoben. Aber stets so, dass sie diesen ihren Charakter nicht wieder verdunkeln, eher ihn noch schärfer und deutlicher machen helfen. Das gelingt ihm vor allem dadurch, dass er Naturschilderungen dazu benützt. Jakobowski besitzt eine große Gabe dafür. In nie versagendem Reichthum feinster Modulationen und zartester Nuancierungen wendet er sie an, bringt sie in gelegente, unaufdringliche Beziehung zu den einzelnen Göttern, macht mit ihnen einen jeden zu Willen, in den sie auftreten, und bringt so die Eigenart jedes von ihnen nur noch stärker zum Ausdruck: das Sonnige, das Hehre, das Liebliche, das Grandiose, das Nichtige, das Gemeine, das Leidenschaftliche, das Träumerische, das Thatfrohe, das Traurige. So schafft er seinem Romane zugleich den groß angelegten, anziehenden Hintergrund, auf dem sich das Treiben der Götter wundervoll abhebt: das ganze weite Weltall.

Leipzig. **Paul Gödre.**

Hirtenlieder.

Deutsch und christlich — ich habe nie verstanden, wie man diese zwei Begriffe verbinden kann. Ich habe das Gefühl, dass sich das deutsche Wesen mit dem christlichen niemals vertragen hat. Mit beiden Füßen steht der Deutsche auf der Erde, von der der Christ nichts wissen will. Jener will und verlangt, dieser gebeucht und entsagt. Deutsch ist es zu thun, christlich zu leiden. Christlich werden sollen heißt nicht mehr deutsch sein dürfen, es gibt keine Versöhnung. Darum ist die ganze Geschichte der Deutschen ein ewiger Krieg gegen das Christenthum gewesen, immer haben sie sich von neuem gewehrt, niemals haben sie sich ergeben. Was sie je an großen und schönen Thaten gewirkt haben, ist unchristlich gewesen. Sie sind Rebellen gegen den Geist jener jüdischen Lehre geblieben; diese Erobrer haben niemals die Religion der Knechte empfinden können und wenn wir glauben, dass das nächste Jahrhundert der Sieg der antiken Religion bringen wird, dann die Christen in ihm sind, so denken wir, dass die Deutschen anführen sollen. Der Deutsche ist gesund geblieben, der christliche ist der Glaube der Kranken. Den Deutschen verlangt nach einer Religion der Kraft, christlich sind die Müden. Dem Deutschen ist die Erde zu klein, er möchte auch die Sonne beherrschen: dem Christen ist bang auf der Welt, er will entfliehen. Ein rechter Deutscher wird niemals ein Christ sein; er muss seine alte Art verrathen, um es zu werden. Deutsch und christlich, das ist, wie wenn man sagt: ein thatkräftiger Bauer. Das habe ich auch nie begreifen können. Unser alten Bauern in meinem Lande, so stark, mit solchem Trotze, von eigenem Sinne, jeder für sich allein auf der Welt, mit seiner Erde wie ein Baum verwachsen — und diese Lehre der aus dem Leben Fliehenden, die verzichten! Unser Bauer ist der größte Heide: er liebt nur den, den er fürchten muss, zum Stärkeren betet er. Der, der es regnen lässt, der den Hagel schickt, der die Saat segnen und verderben kann, ist sein Gott, er betet die Natur an Gebrechen? Ja, dem Stärkeren, der es erzwingen kann. Entsagen? Niemals, denn er liebt das Leben, er ist unerbittlich, er hat nie genug: wie der Baum sich in den Boden begierig um die Säfte streckt, wühlt der Bauer sich, wie ein Verdurstender, in das Leben hinein. Es gibt nur einen Schrecken für ihn, das ist der Tod. Der Tod ist für ihn das Ende, das ewige Ende: darum hat er ein schweres Sterben. Was soll er mit der Religion der scheuen Seelen, denen das Leben ein zu schweres Gewand ist, die es abstreifen wollen, die mit der Erde nicht zufrieden sind? Wenn man im Salzburger Gebirgsland über die Straße geht, sieht man da die Bilder der alten Gebräuche vor Gräbern hängen: das fuß Krieger, die strecken den Blick nach dem Leben aus, in die Welt scheinen sie mit ihren ritterlichen Händen zu greifen, sie wenden sich zu unserer Erde hin, frohlockend, begehrend und gebietend, sie haben die Statur großer Raufbarer oder Raufer, auf keinem Antlitz liegt der fromme Schein von den Verzückungen der Wunde, jener Glanz des schon Todbewussten im Gemüthe. Den die blasse Sinne der heiligen Zwerge hat. Was können diese Soldaten empfunden haben, wenn sie ihre Wunden sahen? Was können unsere Bauern empfinden, wenn sie die Meise hören? Was muss sie an einem Sonntag stehen, wie sie in unseren Dörfern vor der Kirche stehen: in Rotten gedrängt, mit trotzigen, ja beinahe feindlichen Blicken, als ob sie sich nicht zwingen haben wollten, und von Nacken, unbeweglichen, wie Leben und sinnenden Mienen. Sie sandern einander, dann kommen sie schwer, feinen sich, regen sich kaum, den Mund um Gebete gebeugt, und blicken immer und überall. Niemals sieht das Trotzige über die Gesichter, das man in der Stadt an armen Leuten sehen kann, wenn sie beten. Ihnen bleibt das Wunder fremd, das sie Priester am Altare thun. Nun manchmal sieht man einen den Mund ein wenig heben, ganz leise, ganz langsam, so über, dann den Kopf hin, und dann ist es ein stolzes Aufrichten. Sonntags, das sind ihre Tage. Da sind sie Herren in der Welt, da sind sie

Digitized by Google

so: staunend über das, was sie nicht begreifen können, und mißtrauisch, weil es ja sein kann, daß er der Stärkere ist. Ein Staunen, ein größes Staunen, das nicht recht traut, scheint mir das Verhältnis unserer Bauern zur katholischen Religion zu sein. Sie verwundert sie, sie begreifen ihr Wesen nicht, es ist ihnen fremd geblieben, aber deshalb sagen sie sich ungefähr: da muß man schlau sein, das kann nur einer sein, der stärker ist, sonst würde er sich das nicht erlauben. So habe ich mir ihre Art in der Kirche immer erklärt.

Dies wird mir nun durch die „Hirten- und Weihnachtslieder“*) bestätigt, die Fräulein Fanny Gröger geianmelt hat. Es ist ein wunderbares Buch, voll der reinsten Poesie und von einer ruhigen, manchmal faſt unheimlichen Kraft: man lacht oft auf und erschrickt dabei. Man könnte es nennen: Wie der Heide über das Christenthum staunt, es nicht begreifen kann und fürchten lernt. Dies ist sein Inhalt. Bauern hören, daß eine Jungfrau ein Kind geboren hat, und dieses soll Gottes Sohn sein, he gehen hin und da liegt es in einem Stall. Ja, wie kann denn das sein? Wie kann es denn sein, daß Gott so arm ist? Wie groß muß Gott sein, wenn er sogar arm sein kann und nichts dabei verliert! Solches Staunen ist immer der Sinn dieser Gedichte. Es wird manchmal mit einer ganz ruhigen Unschuld ausgedrückt:

„O großer Gott, daß du so kloan
Und nackisch a daneben?
Der Vatter hätt di do nei solln
Vom Himmel abagebn.
Und gar no in an alten Stall
Bei kalter Winterszeit;
Warum den net in Königssaal?
Er is wohl net recht gscheidt!“

Oder:

„I kann mi halt allweil net schicka recht drein,
Das Ding muaß do wunderli zuagangn sein!
Der allmächtige Gott
Kommt in unser Noth,
Liegt da wia a Bettler, es is ja a Spott!

Ein Stall is fei Herberg, er is voller Kluft;
Der Wind kann 'neinblasen, glei wo er zutrifft.
Ein Eisl und Rind
Bewachen das Kind; —
's feind Sachen, die man net autrifft is g'schwind.“

Oder in dem rührenden

„In einen Stall giang ich hinein,
Darin ein Ochs und Eselein
Ihr Heu beim Krippelein aßen;
Sein Kindlein und ein' Jungfrau zart
Alsdann bei ihnen saßen.

Das Kindlein wachend und auch bloß.
Saß in der edlen Jungfrau Schoß;
Es leuchtete als wie die Sunn',
Sein Aeuglein flossen immerdar
Wie ein lebendiger Brunn'.

Sein zarten Händ' und Füßelein
Erzittern thun vor großer Pein,
Die scharfe Kalt' thu brennen.
Sein Angesicht wend't er hin und her
Ob ihn die Welt erkennet!

Zu arme, schlechte Kinderlein
Band d'Jungfrau süß das Kindlein ein,
Dann es uns Krippelein weisen.
Das war der Thron, wo Gottessohn
Der Welt wollt Lieb erzeigen.

Das Ochslein ließ den Athem gehn
Wohl auf das edle Kindlein schön,
Daß ihr sein' Lieb erwarmet.
Es weint vor Frost mit Hand sein' Trost,
Daß' Bieh ihn sein erbarmet!

O Lieb, wie machtig is' dein Gewalt,
Daß Gott dir lagt in Menschheit bald
Vom Himmel herabjagen.
Das ewig Gut wird Fleisch und Blut,
Hat menschlich Brust getragen!

Der sonst mit Blitz und Donner schlagt,
Mit Schwefel, Pech die Menschen plagt
Und Strafen pflegt zu strafen,
Der an dem Kreuz muß leiden Pein,
Hat viel Leid Bester noch Bösen!“

Er kann sich wohl nicht schlagen drein,
Sein' Barmherzigkeit sind so groß und klein,
Er ist Schwarz: Thun ist nicht Lohn,
Er ist so gerne als wie ein Baum,
Sein' Zweig' hat er vergossen!

Traun lauft, ihr Christen, allzumal,
Kommt eilends her in dieses Stall!
Hier könnt ihr Gnad' erlangen;
Der euch sonst straft, im Kripplein schlaft,
Ihr könnt ihn selber fangen!

Schäm dich, du böse, schnöde Welt,
Die du hast Sinnen nur nach Geld,
Nach Sammet und nach Seiden,
Dein Herz ist blind, sieh an das Kind,
Was es für dich thut leiden!“

Es ist immer dasselbe Staunen des Heiden, dem Gott der Mächtige ist, über die Lehre, daß Gott sich klein und arm gemacht hat, manchmal mit unverhohlenem Spott:

„Doch sagts mir, ihr Leut',
Was dieses bedeut',
Daß so des kloan Kind in die Krippen hats leit?
Hobts es denn koa Wiagn
Für's Kind hina kriagn?
Was thuats enk denn net in die Stadt einiagn?
Beim guldenen Stern
Hams Fremde gar gern,
Da thuant alle Fürstchen und Grafen einkehrn“ —

manchmal mit einer demüthigen Verehrung des Unbegreiflichen:

„Kindl im Himmelslicht,
Bist gar an armer Wicht!
Traun bet i zu dir!
Du bist der wahre Gott,
Hilfst uns aus unser Noth.
Weißt arm bin, bist reich,
Warst reich, so warst arm,
Dals Gott sich erbarm!“

Mir machen diese Gedichte den Eindruck echt zu sein, wirklich aus unserem Volk geholt. Als Bub erinnere ich mich in meiner Heimat solche Lieder vernommen zu haben: vielleicht hat die Herausgeberin aber ab und zu einen ironischen Ton dazu gegeben. Jedenfalls wird uns bestätigt, daß den Bauern in unseren Bergen das frischen Christenthum nichts anhaben könne, sondern daß sie eigentlich gute Heiden geblieben sind.

Hermann Bahr.

Die Woche.

Politische Notizen.

Da ist in einer deutschen Zeitschrift eine Zusammlung von vertraulichen Gesprächen Bismarcks mit Lothar Bucher über Oesterreich erschienen, in denen jedes Wort die Staatsleuker Oesterreichs auf den hohlen Kopf trifft. Während die Gespräche, obzwar nicht authentisieren, in Deutschland von allen Zeitungen mit Beruis nachgedruckt worden, ist bei uns der ganze officiöse Heerbann aufgeboten worden, um die Unechtheit der Gespräche aus inneren Gründen zu beweisen. Die Officiösen wollen sich dabei mit Anachronismen ab, die sie aus eingelnen Gesprächs-wendungen deduzieren, welche chronologische Zuſände bezeichnen sollen, die erst nach Lothar Buchers Tod eingetreten sind. Bisher sind es nur ganz nebensächliche Anachronismen gewesen, die den Officiösen aufzudecken gelungen ist. Ich will ihnen mit einem starken und schlagenden Anachronismus aufhelfen können. In den Gesprächen kommt auch eine Stelle vor, wo Bismarck von österreichischen „Querulanten“ handelt. Die ist dynmit sind, daß sie gar nicht einmal wissen, daß sie dynmit sind“. Das ist der stärkste Anachronismus dieser Bismarck-Bucher-Gespräche. Denn Bucher ist bereits 1892 gestorben, und zu jener Zeit konnte selbst ein Bismarck das Trifolium Oedlechwoh-Thun-Banffin noch nicht voraahnen.

Die „Staatsrechtlichen“ Reicepte in Oesterreich haben doch ihre unerwünschten jesthmmerderischen Schattate. So oft es den Czechen gelingt, ein solches Rezept von der Regierung zu erpressen, sind sie auch gleich leicht erschöpft. Im Jahre 1871 brauchte es auch kaum Wochen, bis dieser Effect des damaligen großen Staatsrezeptes erzielt war. Das krimskrambeige Rezept unserer Tage hat noch viel rascher seine tödliche Wirkung in böhmischen Landtag bewährt. Die antonomistische Bändigung des Rezeptes lautete:

„Zu Ehren des Wohles der einzelnen Theile kann es nur frommen, wenn . . . den Landesvertretungen . . . ein entsprechender Theil kaum zur Berathung ihrer verfassungsmäßigen Rechte gewährt wird.“

Um den czechischen Prinzessin zu genügen, wurde diese Heilsbotschaft am 28. December den Landtag verkündet. Und schon am nächsten Tage, am 29. December, wurde der böhmische Landtag geschlossen, nachdem die übrigen nicht autonomistischen Landtage kaum wenige Tagen vorher, Mitte Dec., wegen der autonomistischen Obstruktion der Deutschen und der czechischen Landtage der „Zweitheilung“ ist, den die böhmischen Staatsrechtler für ihren Landtag fordern. Dann kann jeder Theil sich ungestört ausreden, und erhält ein jeder Theil genau dasselbe Quantum Zeit, das ihm nach der Zahl seiner Mitglieder zusteht. Denn eine kürzere Session wollen sie ja nicht. Nach Ostern wird der Landtag wieder zusammentreten und gleich das Budget erledigen können.

Das Parlament in Pest ist in Wien. Jetzt wird schon in den Cafés und Restaurants der Stadt über die Verfassungsmaßnahmen [illegible] Wahlreform, [illegible] Ausgleich, [illegible] Ungarn [illegible] Ausgleich [illegible] Ungarn [illegible] Ausgleich [illegible] Ungarn [illegible] Ausgleich

und Staatsarchivs, Graf Franz Coronini, Geheimrath, Kämmerer, Ritter höchster Orden und Patriot strengster Observanz, legt pünktlich sein Mandat im Görzer Landtag und noch dazu die ihm vom Kaiser verliehene Landesbauptmannswürde nieder. Alles nur, um die Beschlussunfähigkeit des Landtages zu erzielen. Da kann sich der Abgeordnete Wolf mit seinen Obstructionsfinessen verstecken. Sogar der Abgeordnete Menger, der doch nur einen kleinen Orden der Regierung zurückgeschickt hat, ist geschlagen. Graf Franz Coronini, Excellenz, ist der höchste Obstructionist im Reiche.

*

Pathetisch rief der „Führer der Nation", der Abgeordnete Doctor Herold in der zweiten und letzten Sitzung des böhmischen Landtages aus: „Das böhmische Volk steht und fällt mit dem Staatsrecht". Es muss doch dieses böhmische Staatsrecht noch seine geheimen Reize auch für den Abgeordneten Dr. Herold bergen. Am Ende ist darin gar der landesväterliche Zunfpuf mit zwölf Procent festgelegt. Dann wäre die Begeisterung des Abgeordneten Dr. Herold vollständig erklärt.

Der Präsident des Abgeordnetenhauses Dr. v. Fuchs meint, dass die Obstruction den Absolutismus herbeiführe. Alter Mann! Blamieren Sie sich nicht! Den Absolutismus braucht man in Oesterreich nicht erst herbeizuführen. Den haben wir von jeher gehabt. Nur, dass er seit dreißig Jahren eine constitutionelle Maske vor seine confiscierte Visage gezogen hat. Und die allerdings reißt ihm die Obstruction Stück für Stück vom Kopfe herunter. Darüber braucht sich aber nur der Herr Absolutismus zu ärgern und seine Anhänger, nicht aber der Scheinpräsident unserer Scheinparlamente. Der sei denn, dass dieser sich ein maskierter Absolutist wäre. Das wäre freilich etwas anderes, und in diesem Falle bitten wir Sie nur, sich über die Obstruction weiter zu ärgern, Herr Dr. v. Fuchs.

Kr.

Volkswirthschaftliches.

Als die Prager Eisenindustrie-Affaire bekannt wurde, hat die Regierung einen Heidenlärm geschlagen. Aber nach dem alten Sprichwort: wer bellt, beißt nicht, hat die „Wiener Abendpost" mit der Zolldrohung gedroht, und Herr Ritter Call hat bei seinem Freunde Carnot eine Interpellation über den Eisenzoll bestellt, — aber er hat sie nicht beantwortet. Schon zu Weihnachten hat das „Fremdenblatt" in einem offiziösen Artikel abgewiegelt und darüber gejammert, dass man den Zoll nicht herabsetzen könne, denn unter gesterreges Herr, die ungarische Regierung, erlaube es nicht. Statt besser wurde der Eisenzoll eine Eisenbahntarifverabredung für den Bezug von Eisen aus dem Ausland beeinflussen. Der Oberinspektor selbst hält zwar die Tarifreduction für wenig wirksam, und er wird damit recht haben, aber es wäre immerhin etwas. In seiner Reisjahrsnummer drückt sich das „Fremdenblatt" noch um einiges klarer. Nun vorsichtiger über die im Interesse unseres Eisenexportes zu treffenden Maßnahmen aus. Die Regierung erwaat, was zu thun sei. Aber wahrend der Herr Finanzminister beeilt, beschäftigt sich der Eisenbahnminister mit dem Lenken. Und da kommt oft etwas anderes heraus, als gedacht wurde. Die Eisenbahntarife sind in der letzten Zeit mehrfach herabgesetzt worden; aber wie? Laut Verordnungsblatt für Eisenbahnen und Schiffahrt Nr. 151 wird sub Nr. 2922 der Prager Eisenindustrie-Gesellschaft zur Reliefenbezüge aus Hieflau und Aflenz Schwechat nach Kladno eine Relactie von 12 Kronen pro Waggon, also 20 Tarifzonen gewährt. Wie die Staatsbahnen sorgt auch die Buschtiehrader Bahn für das Wohlergehen der Prager Eisenindustrie Gesellschaft, indem sie für die Erzbeförderung aus Arberg nach Kladno eine Relactie von 10 Mark pro Waggon bewilligt. So schaut der von der Regierung gegen die Eisenwucherer eingeleitete Kampf in Wirklichkeit aus. Mit einer Herabsetzung der Concurrenz durch Einstellung billiger Absatzeisenbahnen aus dem Ausland denkt man, und die Einräumung von Specialbegünstigungen für die Prager Eisenindustrie Gesellschaft beschließt man. Es geht eben nichts über eine einheitliche, zielbewusste Regierung!

*

Wie wollen der Regierung einen Weg empfehlen, wie sie doch die dringende Herabsetzung der Eisenzolle bei den Ungarn durchsetzen könnte. Etwa vor Jahresfrist wollte die Regierung den Ungarn die Befreiung der ungarischen Lands von der österreichischen Rentensteuer ohne jede Gegenleistung einräumen. Das ist noch im letzten Augenblick — nicht ohne unser Zuthun — abgethan worden. Und dann sind wir doch den Ungarn die Begebung ihrer Titres so ziemlich verpflichtet. In Oesterreich nimmt man sie nicht wegen der Rentensteuer, und im Ausland scheint man sich auch nicht darum zu reißen. Die Steuer, welche Oesterreich so gut wie nichts trägt, wird in Ungarn als schwerer Nachtheil empfunden. Wie war's, wenn man versuchte, den Ungarn die Befreiung von der Rentensteuer gegen Ermäßigung der Eisenzolle anzubieten? Das Interesse Ungarns an der Beseitigung von der Rentensteuer, wäre wohl größer als das an der Autrechterhaltung der hohen Eisenzölle. Und so könnte die österreichische Regierung sich noch auf Garen aus der Affaire ziehen, und der Industrie, welche sie schon preisgegeben, wäre geholfen. Aber die Regierung scheint nach den neuesten Meldungen wenig Lust mehr zu irgendwen Maßnahmen zu haben, sie verhandelt lieber mit den Czechisten. Da wird die Regierung gewiss schnöde Verbrechungen erhalten, vielleicht sogar irgend eine wertlose Concession, aber mehr nicht.

*

Durch die Vorgänge bei der Prager Creditanstalt ist wieder die Frage der Berechtigung geheimer Reserven an die Oeffentlichkeit getreten. Eigentlich ist es wunderbar, dass sie überhaupt eine Frage ist. Die Bilanz soll den Actionären ein Bild der Vermögenslage der Gesellschaft verschaffen. Wie kann dieses Ziel erreicht werden, wenn in der Bilanz ein bestimmtes Vermögen nicht ausgewiesen wird? Wenn der Actionär nicht den Bestand geheimer Reserven ein Interesse hat, so hat er doch ein Interesse daran, keine Reserven widersprechen zu dem Gesetz, zu Zinnlichkeit und Ordnung laut des Gesetzes. Und doch wird dem jeder Tag von Generalversammlungen der Actiengesellschaften in Oesterreich dafür, dass Reserven gebildet werden, erwiesen. Unter der verschiedenen Gründen, welche die Steuerrücksichten maßgebend genommen sind, die Actionäre sollten Steuerhinterziehungen ermöglichen. Zweifellos hat dies auch bei der Prager Eisen mitgespielt, und die Finanzverwaltung thäte gut, diese Frage einer eingehenden Prüfung zu unterziehen. Nach den neuen Steuergesetzen wird die Steuerfrage wohl eine geringere Rolle spielen. Und doch hält jeder an seinen geheimen Reserven fest, und zwar im Interesse der „Stabilität der Dividende". Stabilität der Dividende ist ein Widerspruch in sich. Die Dividende ist der vertheilte Jahresgewinn. Und der Jahresgewinn ist nicht stabil. Stabil ist die Rente. Das Publicum soll nicht gewöhnt werden, daran zu glauben, dass eine Actie ein sig verzinsliches Papier sei, sondern soll sich bewusst sein, ein Conjunkturpapier zu besitzen, dessen Erträgnis mit der wechselnden Conjunctur wechselt. Eine gewisse Stabilität der Dividende kann durch entsprechende größere oder geringere Dotierung der offenen Reservefonds je nach der Höhe des Jahresgewinnes erzielt werden. Mehr ist bei raschem Conjunkturwechsel nie zu erzielen, es sei denn, dass die geheimen Reserven einen solchen Umfang annehmen, wie bei der Prager Eisen, wo der Misbrauch offen zutage tritt. Eine andere Frage ist, ob es nicht der Verwaltung anheimgestellt bleiben soll, neben dem obligatorischen Reservefonds gewisse Special reserven anzulegen, so zum Beispiel bei Banken zur Deckung unvorher gesehener Verluste an Debitoren, an Consortial- und Effektengeschäften. Diese Verwaltungen werden sicherlich, dass die Dotierung solcher im Interesse der soliden Gebarung gelegener Reserven durch den Dividendenbunger der Generalversammlung verhindert werden könnte. Dem ließe sich abhelfen, indem man in die Statuten oder in das neue Actiengesetz Bestimmungen aufnehmen könnte, dass es der Verwaltung überlassen bleibt, neben der obligatorischen Reserve auch Spezialreserven in angemessener und in jeder Beziehung der Gebarung sachgemäß Jugenzen Höhe anzulegen. Sobald aber die Zugerung auf die Dotierung solcher Fonds den Actionären genommen ist, liegt kein Grund mehr vor, dieselben nicht in der Bilanz erschichtlich zu machen. Dadurch würde jeder Schein von Berechtigung zur Geheimhaltung der Reserven schwinden. Wie wünschenswert das im Interesse des anlagesuchenden Publicums und des correcten Gebarens der Actienverwaltungen wäre, haben die letzten Ereignisse bei der Prager Eisen gelehrt. Doch nicht bloß in der Erleichterung der Agitation für die dem Unternehmen nahestehenden Kreise liegt die Schädigung der Allgemeinheit. Durch die Geplogen heit der geheimen Reserven werden die Course aller Actien auf einen unberechtigt hohen Stand getrieben, denn nichts ist leichter, als mit dem unkontrolierbaren und unwiderlegbaren Schlagwort der „geheimen Reserven" das Publicum zum Ankaufen zu animieren. Dieses Schlagwort hat mitgewirkt, dass Waffenfabriksactien bei 18 fl. Dividende auf 320 fl. getrieben wurden, und schließlich waren nicht einmal offene Reserven da. Nur durch dieses Schlagwort ist es erklärlich, dass in Oesterreich so zahlreiche Industrieactien zu 5, selbst zu 3 Procent capitalisiert werden, während sich in Deutschland die besten Industrieactien mit 3 und 4 Procent verzinsten. Die Frage der geheimen Reserven ist wichtig genug, um im neuen Actiengesetz eine bestimmte Lösung zu finden.

Kunst und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. Comedie française, „Le Berceau" von Brieux. Comedie parisienne, „l'école des amants" von Claude Roland und Pierre Morgand. Variétés, „Le voyage autour du Code" von Georges Duval und Maurice Hennequin. Hamburg. Thalia Theater, „Reines Millionen" von Wilhelm Hegeler und Hans Olden.

*

Zudermanns „Schmetterlingsschlacht" hat im Burgtheater bereits die dritte Besetzung erfahren. Freilich, auf der Bühne gesehen hat man nur zwei, denn die erste wurde von einem aranjuanen Director schon in der Wiege erwürgt. Trotz Wege stand in einem westlichen Bororte Wiens. Dort sieben nämlich die Wogen der meisten Besetzungs Mitgeburten. Der Director erwirbt die Stücke und die Herrschaften verthilen die Rollen unter sich, zum Beispiel: Minchelmann, Herr Schone, Max, Herr Thimig, Keister, Herr Hartmann, Reis, Frantein Reinhold. Wäre das nicht hin gewesen? Der Director war aber damals gerade unfallig ernstlich verbindert, sich in den westlichen Bezirken über die richtige Besetzung der „Schmetterlingsschlacht" zu informieren. Das „überflüssige" Engagement Mitter wurzeres schrie um Rache zum Himmel und man benutzte sich stürmisch, den guten Director im Amte, oder Mitterschimmelmann oder an der Uni versität zu „Placieren". Da man es aber nicht nur notwendig hielt, dem boren Director etwas davon zu sagen, so that er so, als wüsste er es nicht. Und er hatte damals gar keine Lust zu gehen. Denn Mitterschwarz schwamm frisch und gesund im Teiche herum und es war sehr lustig an zuschen, wie die alteren und jüngeren Herren in die Höhe sprangen, wenn ihnen Mitterschwarz in die Nähe kam. Und wenn der Director abgegangen, wäre wohl auch der Mitterschwarz dem Beispiel gefolgt. Ein unerfreuliches Ereignis wäre dem Schade gewesen. Und so entstand der Zwang, dass Director auch zu bleiben. Dieser aber dann unter anderen auch einen Stück in Scene setzen musste, welches in den Zuschauerräumen nicht gespielt zu werden brauchte, weil es ohnehin niemand anschaute, so wenig das Stück selbst und seine Darsteller sich um das Publicum kümmerten. Und so kam es, dass Mitterschwarz mit den Mitterschwarzen und den Mitterschwarzinnen ganz unter sich blieben. Und wenn sie nicht gestorben sind, so spielen sie noch heute. Und wenn sie sterben, so sterben sie, weil sie spielen. Und wenn sie nicht sterben, so spielen sie, weil sie sterben müssen. Und wenn sie nicht sterben und nicht spielen, so sind sie Mitterschwarz und Mitterschwarzinnen. Und wenn sie nicht Mitterschwarz und Mitterschwarzinnen sind

Situationen und einzelner Details bei einer Première dieses Stückes im Burgtheater hindurchzugleiten, um jene besondere Kunst, deren es bedarf, die volle starke Wirkung aus einzelnen Scenen herauszuholen.

So war zum Beispiel Fräulein Medelsky ganz ausgezeichnet, sie brauchte entzückend die liebe, süße Dummheit so eines jungen Mädels zum Ausdruck, kraf vollkommen die naive Mischung von ein bissel Näscherei und viel Aufrichtigkeit, die sich so harmonisch in der Seele des Backfisches zu vereinigen vermögen, und hatte das schlappige Schlenkern, das diese hohlen Lebewesen mit ihren vier Extremitäten vornehmen, die ihnen meist als überflüssige Anhängsel zu dünken scheinen, glücklich der Natur abgelauscht. Fereitich, sie brauchte ja auch nicht weit zurückzudenken. Aber die Schwierigkeit im Schluße des dritten Acts hat sie doch nicht bewältigt, das konnte ihr auch nicht gelingen, dazu bedarf es jener vollendeten Technik, die sich nur langsam erwerben läßt. — Oder Frau Schmittlein. Sie war ja ganz gut, aber in den Anfang der großen Rede im letzten Act lachte ihr das Publicum wiederholt hinein. Das ist Frau Hartmann nicht widerfahren. Und wäre es bei der Première geschehen, so hätte das Publicum auch lustig weiter gelacht und das Stück wäre begraben gewesen. Oder Herr Zeska. Er war ja sehr gut, aber die Hauptsache seiner Rolle, das, was in den letzten Sätzen darinnen steckt, wo an Kyserers Geist vorübergeht, wie sein Leben hätte werden können, blieb er schuldig. Else und Laura sind an Frau Devrient und Fräulein Witt übergegangen. Ich habe viele sagen gehört, Fräulein Wilhelmine Sandrock sei ihnen als Else lieber gewesen; gewiß war auch diese Schauspielerin, in der man seinergeit in edigie ihre Schwester Adele aus dem Burgtheater hinausekomplimentierte, keine vollkommene Else, aber auch Frau Devrient war das nicht; sie hat sich auch ihre Aufgabe durch ihr Costume wesentlich erschwert, das zum mindesten nicht in die Familie Hergenthelm paßt. Fräulein Witt aber, eine so ausgezeichnete Künstlerin sie ist, konnte ihre bei weitem nicht so reich begabte Vorgängerin nicht erreichen; ihr leuchtet die Intelligenz zu sehr aus den Augen, aus jeder Miene heraus, als daß sie Rollen wie die Laura oder unlängst die Eva im Esoteg ganz glaubhaft darzustellen vermöchte. Sie muß eben, will sie nicht spazieren gehen, spielen, wofür gerade niemand anderer da ist. Das ist schade, denn es gibt nicht viele Künstlerinnen wie sie Warum Herrn Reimers der Mag abgenommen wurde, weiß ich nicht. Vielleicht weiß es auch sonst niemand. Herr Frank war übrigens viel besser als sein Ruf. Es scheint, daß mehr von einem Charakterspieler als einem Liebhaber in ihm steckt. Herrlich war, wie immer, der alte, ewig junge Baumeister. **B.**

*

Im Raimund Theater hat eine neue Posse von Bernhard Buchbinder, „Leute von heute", mit Musik von Josef Hellmesberger, recht gefallen. Sie wird von den Damen Niese und Leonhardt und von den Herren Straßmeier und Balatthy sehr hübsch gespielt. Ganz außerordentlich ist Herr Thaller: der gemüthliche Komiker hat sich auch einmal als ein reizender Bonvivant gezeigt, saß ein bischen an Moll erinnerund und von der liebenswürdigsten Eleganz. **H. B.**

Bücher.

Dr. Michail Bujić: Načela narodne ekonomije. knjiga treća. sreska prava: ekonomije politika. Beograd 1898.

Von Dr. Bujić's groß angelegtem Werke „Grundsätze der Nationalökonomie" erschien jüngst die erste Hälfte seines III. Bandes. Auch diese Publication läßt den mit der internationalen Fachliteratur wohlvertrauten scharfsinnigen Schriftsteller und bewährten Finanzmann erkennen, den Serbien den Nichtcensus seiner Bahnen, seine des Salz- und Tabakmonopols aus fremden capitalistischen Händen dankt. In diesem originell angelegten, inhaltsreichen Bande wirft sich Dr. Bujić für eine „active staatliche Wirthschaftspolitik" aus, welche weltenweit die national-ökonomische Entwickelung, als Grundlage des gesammten culturellen Lebens, beeinflußt und leitet. Dieses staatliche Eingreifen wird hervorgerufen vom Autor betreffende: die Landwirthschaft, die Industrie und die Handelspolitik sicher umgreift und mit übertriegender Absicht erläutert. Im Schutzzollsystem bejaht Bujić nur Grundsätze historischer Documente interessante Thatsachenmaterial im mitgetheilten serbischen Parlamentsleben und in dem unter Milos Obrenović wieder aufgelebten Seebrief für das Gegenwart. Dieser Betrachtung folgen einige beachtenswerthe Worte für die Zukunft Oesterreich-Ungarns im Jahre 1903 abzuschließenden Handelsvertrag mit Serbien — meint Dr. Bujić — muß aufgrund durch einen den serbischen Interessen besonders schonenden Tarif, „autonomen Zolltarif" erfolgt werden, dessen Maximal- und Minimalsätze zwischen den beiden Ländern als gegenseitig meistbegünstigt gewährt werden sollen. Dieses Vorgehen müsse aber unbedingt die Einführung hoher Absatzzölle für ostindischen und ägyptischen Weizen, die industrielle staatliche Förderung des natürlich ökonomischen Fortschritts, Reichthum und Wohlstand der Bevölkerung, ferner der Ausbildung des Verkehrswesens, namentlich Bujić's Plan der Anlage von Eisenbahnen, Wasserstraßen, Schiffahrtscanälen, Schutzbauten an den Flüssen, Seehäfen, Leuchtthürmen, Telegraphenlinien, Telephonverbindungen, Bau von Landstraßen, Bahnhöf

rent unter russischer Herrschaft, was einem Flächenraum von ungefähr 10,816.000 englischen Quadratmeilen entspreche. Heute sind nur noch 134.000 Quadratmeilen unter nicht-englischer oder -amerikanischer Regierung, unter der der Verfasser übrigens auch sämmtliche spanische und portugiesische Republiken verstehe. Er sagt, der Prozeß, der im letzten Sommer zur Vertreibung der Spanier aus Cuba und Puertorico geführt, habe 1761 mit der Besetzung der Franzosen aus Nordamerika begonnen. Der Krieg habe nur rascher beförderl, was nach dem Naturgesetze, wonach der Weltausgestaltete den Sieg davonträgt, geschehen müsste. Die daraus hervorgehende Gebietserweiterung ist nur die logische Folge. Das England der amerikanischen Intervention in Cuba zujubelte, spreche für seine staatsmännische Klugheit und habe den Grund zu dem gegenwärtigen guten Einvernehmen gelegt. Ebenso wie England im Jahre 1823 die Absichten der Heiligen Allianz in Amerika vereitelte, haben die Vereinigten Staaten in dem letzten Krieg ohne dessen Unterstützung den vereinigten europäischen Flotten nicht zu widerstehen vermocht. Mr. Taylor stimmt für ein verrugsmäßig festzustellendes Recht Amerikas, in allen Angelegenheiten der westlichen Hemisphäre zu intervenieren, und für die Einrichtung eines internationalen Schiedsgerichtes zwischen England und den Vereinigten Staaten. Zur Organisierung der Verhältnisse auf Cuba empfiehlt Mr. Taylor ein militärisches Regime für den Anfang, das aber sodann von einem tarzen politischen und wirtschaftlichen Regierungssystem abzulösen wäre. Nur auf dem Wege friedlicher Eroberung könne man hoffen, Cuba der Union einzuverleiben und es auch innerlich mit derselben verwachsen zu sehen. — Archibald W. Colquhoun misbilligt die unbedachte Weise, in der die Großmächte mit China umgehen. Man bedenke nicht, was es heißt, eine Staatsgemeinschaft von 300 Millionen Asiaten zu zerstören. Und doch habe man vor vierzig Jahren, wo hunderte von Städten zerstört und viele Millionen Menschenleben zwecklos geopfert wurden, ein Beispiel davon gesehen, was Anarchie in China bedeute. Die handeltreibenden Nationen haben allen Grund, derartige Zustände zu verhüten; schon von dem niedrigsten aller Gesichtspunkte aus, daß ein entwöltertes Land keinen Wert für den Handel hat. Erhält man China dagegen blühend, so wird es eine lebendige Quelle des Reichthums für alle Völker bilden, die ihtlichen Erwerbsabsichten zu ihm kommen.

Der Esel des heiligen Josef.

Von Giovanni Verga.

Autorisierte Uebersetzung von Lolo Gangloser.

Auf dem Markte von Buccheri hatten sie ihn gekauft, als er noch ein Fohlen war; und kaum sah er irgendwo eine Distel, so rannte er sporustreichs auf sie zu und machte sich über das Essen her: da gab es nun Schläge kreuz und quer, über Kopf und Rücken: man da konnte man gut draus loshauen und schreien: hott und hü! — der Esel ließ sich nicht stören.

Als Gevatter Neli diesem Esel zum erstenmal begegnete, als er sah, wie munter und lustig er war, und wie er sich nach jeder Tracht Prügel die Schnauze leckte und gemütlich die Ohren dazu schüttelte, sagte er: „Der gefällt mir — das ist mein Fall!“ Und er schritt geradewegs auf den Eigenthümer des Esels zu und machte in der Tasche eine Faust um seine 30 Lire.

„Was! der Esel gefällt Euch!“ sagte der Bauer. „Den geb ich um fünfundzwanzig Lire nicht her. Was liegt Euch daran, daß er ein Fell hat, schwarz und weiß gesprenkelt wie eine Elster! Jetzt zeig ich Euch einmal seine Mutter, die wir dort im Gebüsch angebunden haben, weil das Junge den ganzen Tag die Nase am Euter hat. Da werdet Ihr sehen, wie schön braun und schwarz die Stelin ist! Die, die arbeitet besser als ein Maulthier und hat schon mehr Junge in die Welt gesetzt, als sie Haare auf dem Rücken hat. Meiner Seel'! Wo das Junge das gesprenkelte Fell her hat, das mag der Teufel wissen! Aber der Knochenbau, der ist gut! Das sag ich Euch. Man taxirt die Menschen ja auch nicht nach ihrem Fell. Seht Euch nur einmal diese Brust an! diese Beine! Wie Säulen! Seht nur, wie er die Ohren trägt! Ein Esel, der die Ohren so trägt, wie der, den könnt Ihr an den Karren spannen oder an den Pflug, so lang ihr wollt, und könnt ihm vier Metzen Roggen mehr aufladen als einem Maulthier, das schwor ich Euch bei dem heiligen Tag, den wir heute haben! Und den Schweif erst mußt Ihr anfühlen! Da könnt Ihr Euch Haarbänder und Cuter ganzen Ser wandtschaft — der Esel zieht Euch alle nach!“

Aber das alles wußte Gevatter Neli viel besser als der Bauer, doch er war nicht so einfältig, darzuweg „ja“ zu sagen. Breitspurig blieb er stehen, machte eine Faust in der Tasche, zuckte mit den Achseln und rumpfte die Nase, während der Bauer das Fohlen um ihn herumführte.

„Hm,“ brummte Gevatter Neli, „der hat ja ein Fell, wie man den Esel des heiligen Josef auf die Altarbilder malt! Die Eisel, die so aussehn, wie der da, das sind Zauberthiere, die kenne ich! Wer auf so einem Esel über Land reitet, dem laufen ja die Leute ins Gesicht. Was soll sich Euch denn schenken um den Esel des heiligen Josef?“

Während dreistie sind der Bauer den Anfang und schwor, was einen Esel nicht tarieren könnte oder kein Geld hätte, nur um zu taufen, der hätte besser, wenn er zu Hause bliebe, statt an einem so heiligen Tag, wie heute, einem braven Christenmenschen die Zeit aus der Tasche zu stehlen.

Gevatter Neli ließ den Bauer schelten und trollte vergnügt hinter seinem Bruder her, der ihn am Aermel mit sich fortzog und brummte: „Einen Fußtritt verdient du, wenn du dein schönes Geld für ein so abscheuliches Thier hinauswirfst.“

Heimlich schielten sie aber doch alle beide nach dem Esel des heiligen Josef. Aber auch der Bauer schien sich nicht um den abgezogenen Käufer zu kümmern. Mit dem Zügel zwischen den Beinen, saß er auf einem Stein und schälte seine grünen Bohnen, während Gevatter Neli zwischen den Gruppen der Maulthiere und Pferde umherspazierte. Bald blieb er von dem einen, bald vor dem anderen der besseren Thiere stehen, um es genau zu mustern und lange zu feilschen, ohne jedoch die Faust zu öffnen, die er mit den fünfundvreißig Liren fest in der Tasche hielt, als hätte er dafür den halben Viehmarkt kaufen können. Aber sein Bruder blinzelte immer wieder nach dem Esel des heiligen Josef und flüsterte:

„Der da drüben, der ist unser Fall!“

Von Zeit zu Zeit kam die Bäuerin, um nachzusehen, wie die Sache stünde, und als ihr Mann den Esel noch immer am Zügel hielt, sagte sie:

„Will uns denn heut die Madonna keinen schicken, der uns das Fohlen abkauft?“

Und der Bauer anwortete:

„Bis jetzt noch nicht! Es war wohl einer da, der um ihn handelte, und dem er gefiel! Aber der Preis war ihm zu hoch, und er ist wieder abgezogen mit seinem Geld. Sieht du — der da drüben war es, der mit der weißen Kappe — dort, wo die Schafe stehen. Aber er hat noch immer nichts gekauft, und das will heißen, daß er wiederkommt.“

Die Bäuerin wollte sich in der Nähe des Eisks auf einen Stein setzen, um den Verkauf abzuwarten. Ihr Mann aber rief ihr zu:

„Nach, daß du weiterkommst! Wenn sie merken, daß wir darauf warten, machen sie das Geschäft erst recht nicht.“

Der junge Eisl, den der Hunger plagte, fuhr inzwischen jedem vorübergehenden Saumthiere zwischen die Beine, doch wenn der Esel nach der Milch schreien wollte, machte ihn der Bauer mit Stockschlägen wieder stumm: denn einen Eisl, der schreit, den kauft man nicht gerne.

„Er hat ihn noch immer!“ flüsterte Gevatter Neli seinem Bruder ins Ohr, während er scheinbar gleichgiltig wieder an dem Bauern vorübergieng, der in alter Gemüthsruhe seine grünen Bohnen verzehrte.

„Wenn wir bis nach dem Ave Maria warten, gibt er ihn um fünf Lire billiger.“

Die Maisonne brannte heiß, so daß von Zeit zu Zeit, inmitten des Stimmengewirrs und des Marktrubels, auf dem ganzen Felde tiefes Schweigen herrschte, als wäre der Platz verödet. Da kam die Bäuerin abermals und sagte zu ihrem Manne:

„Gib ihn um fünf Lire billiger! Wir haben kein Geld mehr für Brot. Und bleibt uns das Thier auf dem Hals, so friißt es in einem Monat für mehr als fünf Lire.“

„Wenn du nicht machst, daß du weiterkommst,“ erwiderte ihr Mann, „so fängst du noch eine, aber eine, die ausgibt!“

Stunde um Stunde vergieng; aber von allen, die am Eisel des heiligen Josef vorüberwanderten, wollte keiner stehen bleiben und feilschen. Der Bauer hatte aber auch auf dem Markte einen gar bescheidenen Platz gewählt, dort, wo die billigen Thiere standen, denn neben den schönen braunen Maulthieren und den Pferden mit ihrem lendrichten Fell hätte das gesprenkelte Fohlen eine schlechte Figur gemacht. Da mußte schon einer kommen, wie Gevatter Neli, um den Esel des heiligen Josef einzubanden, der den alle Feste auf dem Markte suchten.

Das Fohlen, vom langen Stehen in der Sonne ermattet, ließ Kopf und Ohren hängen. Nicht minder traurig hatte sich der Bauer auf einen Stein gesetzt, die Hände zwischen den Knien gefaltet, den Zügel am Ellbogen. Er blickte nach rechts, er blickte nach links, doch alles, was er sah, waren die Pferde, die feinen Maulesel gebunden hatten und deren Beine in der sinkenden Sonne immer längere Schatten warfen.

Da kamen Gevatter Neli und sein Bruder mit einem Freunde, den sie irgendwo aufgegabelt hatten, gemächlich vorbeigeschlendert. Die Nasen in der Luft. Auch der Bauer wendete den Kopf nach der anderen Seite, damit sie nicht merken sollten, wie ungeduldig er auf sie gewartet hatte. Gevatter Nelis Freund blieb plötzlich stehen, und die Augen auf und sagte, als ob es kein eigener Einfall wäre.

„Ei, wie doch, das ist ja der Esel des heiligen Josef, den sollte ich kaufen, Gevatter Neli!“

„Ich hab' schon einmal um ihn gehandelt, heute, in aller Früh', aber es ist mir zu theuer. Und die Leute die wollen ihn haben, wenn ich mit einem gesprenkelten Esel komme. Gehe es einem spaßen, es wäre der Esel des heiligen Josef!“

„Ja hab' ihn wieder recht! Aber was soll an der Sache, wenn der Esel nun mal so ist?“ sagte der Freund einmal, was wollte er an den Leuten?

„Was sollen wir Euch sagen, als daß es der Esel des heiligen Josef ist?“

Digitized by Google

Als die Bäuerin sah, dass das Geschäft wieder aufgenommen wurde, kam sie langsam immer näher, die Hände unter der Schürze.

„Lasst mich in Ruh'!“ schrie Gevatter Neli, indem er sich aus dem Staub machte. „Lasst mich in Ruh'! ich will nichts mehr wissen von der Geschichte!“

„Wenn Ihr den Eiel nicht wollt, so lasst ihn eben stehen!“ erwiderte der Bauer. „Nehmt ihr ihn nicht, so nimmt ihn ein anderer! Traurig genug, wenn einer nach dem Markte nichts mehr zu verkaufen hat!“

„Und ich — hol' mich der Teufel!“ schrie Gevatter Nelis Freund, „ich will auch meinen Senf zu der Geschichte geben!“

(Schluss folgt.)

Stimmen aus dem Publicum.

Seiden-Damaste 75 kr.

bis fl. 14.65 per Meter und Seiden-Brocate — ab meinen eigenen Fabriken

sowie **schwarze, weiße und farbige Henneberg-Seide** von **45 kr.** bis **fl. 14.65** per Meter — glatt, gestreift, carriert, gemustert, Damaste etc. (ca. 240 verschied. Qual. und 2000 verschied. Farben, Dessins etc.).

Zu Roben und Blousen
ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus!
Muster umgehend.
Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.
G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Subscriptions-Einladung.

Auf Grund des in der „Wiener Zeitung“ vom 31. December 1898 veröffentlichten ausführlichen Prospectes (von welchem Druck-Exemplare bei den einzelnen Subscriptionsstellen zur Verfügung stehen) werden durch die unterfertigten Institute und Bankirmen

Nominal Kronen 22,000.000.—

4½% ige Bosnisch-Hercegovinische Eisenbahn-Landes-Anleihe vom Jahre 1898

unter folgenden Bedingungen zur Subscription aufgelegt:

1. Subscription findet statt

am Dienstag, den 10. Januar 1899

während der üblichen Geschäftsstunden:
in **Wien** bei der **Kais. Kön privilegirten Oesterreichischen Länderbank**, I. Hohenstaufengasse 3 und **bei deren Exposituren** II. Taborstraße 11, VI. Mariahilferstraße 107, IV. Margarethenstraße 44;
- **Prag** bei der **K. k. priv. Böhmischen Unionbank** und bei der **Filiale der Kais. Kön. privilegirten Oesterreichischen Länderbank**;
- **Brünn** bei der **Mährischen Escomptebank**;
- **Graz** beim **Bankhause E. C. Mayer & Co.** (Commandite der Oesterreichischen Länderbank);
- **Triest** bei der **Banca Commerciale Triestina**;
- **Sarajevo** bei der **Privilegirten Landesbank für Bosnien und Hercegovina**;
- **Budapest** bei der **Pester Ungarischen Commercialbank** und bei deren Wechselstuben;
- **Berlin** bei dem **Bankhause Robert Warschauer & Co.** und bei der **Nationalbank für Deutschland**;
- **Leipzig** bei der **Leipziger Bank**, ferner bei deren **Filialen** in **Dresden, Chemnitz** und **Plauen i. V.**;
- **Hamburg** bei dem **Bankhause Joh. Berenberg, Gossler & Co.**;
- **Frankfurt a. M.** bei dem **Bankhause Gebr. Bethmann.**

2. Der Subscriptions-Preis beträgt für Oesterreich-Ungarn für je **200** Kronen Nominale

Oe. W. fl. 101.—

zuzüglich Stückzinsen ab 1. October 1898 und zuzüglich der Effecten-Umsatzsteuer.

Jede der Subscriptionsstellen kann schon vor Ablauf der festgesetzten Frist die Subscription schließen.

3. Bei der Zeichnung ist auf Verlangen der Subscriptionsstelle eine Caution von 5% des Nominalbetrages in Baar oder börsenmäßigen Werthpapieren zu hinterlegen.

4. Die Zutheilung, welche dem Ermessen jeder einzelnen Zeichnungsstelle vorbehalten bleibt, erfolgt so bald als möglich durch schriftliche Benachrichtigung an die Zeichner.

5. Die auf die Subscription zugetheilten Stücke sind bei derselben Stelle, wo die Anmeldung geschah, nach erfolgter Mittheilung des Repartitions-Resultates oder sonstigem Verfall der Caution in der Zeit vom

20. Januar bis 10. Februar 1899

gegen Bezahlung des Subscriptionspreises zu übernehmen.

Die Uebernahme kann innerhalb der festgesetzten Frist auch in Theilbeträgen erfolgen. Bis zur Fertigstellung der definitiven Stücke werden in Oesterreich-Ungarn provisorische Interimsscheine ausgestellt, über welche ein Umtausch in Original-Schuldverschreibungen seiner Zeit das Nähere bekannt gemacht werden wird.

6. Die Caution wird, falls selbe in Effecten hinterlegt wurde, nach Uebernahme der letzten Raten zurückgestellt, falls selbe in Baargeld geleistet wurde, nebst 3½ igen Zinsen bei Uebernahme der Stücke eingerechnet.

Den Wünschen der Parteien wegen Lieferung von bestimmten Abschnitten wird nach Thunlichkeit entsprochen werden.

Wien, Budapest, Leipzig, Berlin, Hamburg, Frankfurt a. M.
im December 1898.

Kais. Kön. privilegirte Oesterreichische Länderbank; Pester Ungarische Commercial-Bank; Leipziger Bank; Nationalbank für Deutschland; Robert Warschauer & Co.; Joh. Berenberg, Gossler & Co.; Gebr. Bethmann.

Digitized by Google

Die Zeit.

XVIII. Band. Wien, den 14. Jänner 1899. Nummer 224.

Postdebit und Eisenbahnverbot.

Artisten pflegen zuweilen besonders hervorragenden Artikern kleine Privatvorstellungen zu geben, damit diese sich in perlicher Nähe von des Tebutanten Kunst in Spiel oder Gesang überzeugen können, die sie bei den öffentlichen Concerten mitten unter großen Publicum vielleicht nicht ausreichend würdigen. Wenn die erreichische Regierung mit Recht als Virtuosin gesetzwidriger Verletzung angesehen werden kann, so darf ich mich als einer ihrer verzugten, als der von ihr am meisten bevorzugte Artiker vielleicht ten. Jahr aus Jahr ein beobachte ich ihre Leistungen und gebe in Urtheil darüber in der öffentlichen Meinung ab. Von Zeit Zeit rückt mir aber die Regierung auf die Bude und appliciert r eine ganz persönliche Probe ihrer Virtuosität. Meine aus alleinen Beobachtungen, gleichsam Anschauung von der Gesetzigkeit des Regimes wird durch gewissermaßen persönliche Erfungen bis zur selbsterlebten Unwiderlegtlichkeit bekräftigt. Das auch jetzt wieder geschehen. Somit pflege ich aus dem Unrecht, s Anderen widerfährt, politische Erkenntnisse zu ziehen. Jetzt sollen mal aus einem Unrecht, das in meiner nächsten publicistischen ähe passiert ist, die Anderen politische Erfahrung gewinnen. Und diesem Zwecke lege ich hier den Fall der öffentlichen Beurtheiung vor.

Die Vorgeschichte.

Der „Frankfurter Zeitung", deren Wiener politischer rrespondent ich seit mehreren Jahren bin, wurde am 12. September 1898 vom Ministerium Thun auf Grund des § 26 des Belagerungsgesetzes der Postdebit entzogen. Das ist der „Frankfurter Zeitung" nicht zum erstenmal passiert. Auch unter dem glorreichen Ministerium Windischgrätz hat sie eine solche Episode durchgemacht, deren Verlauf vielleicht noch manchen Lesern der „Zeit" in Erinnerung sein wird.*) Wohl bedeutet der Postdebit nichts weiter als die von der Post neben ihren eigentlichen und ihr ausschließlich vorbehaltenen Transportgeschäft in Concurrenz mit den privaten Zeitungsvereichließern vermittelte Aufnahme und Ausführung von Zeitungsabonnements, welcher Liebesdienst durch eine von der Post den Zeitungen berechnete Provision von 25 Procent reichlich entlohnt wird. Die damals von der Post abgeschnittenen Abonnenten wandten sich an die „Frankfurter Zeitung" direct, und die Zeitung unternahm es, mit Verzicht auf den Postdebit und sogar auf private Zeitungsvereichließer, ihr Blatt ihren Abonnenten direct zuzusenden, anfangs mit Schwierigkeiten, aber mit Verständnis dafür, endlich auch in geschlossenen Couverts. Das waren alles Dinge, aus legale Verbindungsarten, da die Benutzung der Post als essentiales Transportmittel niemandem verwehrt werden kann. Aber durchaus legal ist nicht immer durchaus österreichisch. Die Regierung war empört darüber, daß die „Frankfurter Zeitung" wieder so frisch und frei über die Grenze herüberkam, und inhibierte, indem sie die zwei letzten Silben des Wortes Postdebit einfach ignorierte, alle Postverbindungen der „Frankfurter Zeitung", Postsacke, Mandsäcke und, mit Verletzung des Briefgeheimnisgesetzes, sogar geschlossene Couverts. Daraufhin entschloß sich die „Frankfurter Zeitung", die österreichische Post auch beim Transport nicht in Anspruch zu nehmen und das Blatt, mit einiger Verspätung allerdings, per Eisenbahn als Frachtgut in Ballen nach Oesterreich zu schicken. So kam die „Frankfurter Zeitung" im Jahre 1895 monatelang, im ganzen ungestört, wenigstens ihren Wiener Abonnenten zu, bis das Ministerium Windischgrätz im Mai 1895 den Kampf gegen die „Frankfurter Zeitung", bei dem es nichts gewinnen, aber ziemliches verlieren konnte, aufgab und die Postdebitverfügung ganz aus ihren Händen entfernte.

Die Episode aus der Zeit der Coalition in die Vergangenheit getaucht, unter dem Ministerium Thun hat die „Frankfurter Zeitung" nun neuerdings der Postdebit in Oesterreich entzogen wurde, verfuchte sie es gar nicht mehr mit dem Postsack, sondern organisierte, in ganz genauer Nachahmung der bei

*) Vgl. den Artikel: „Postdebit, Eisenbahnverbot und Belagerungszustand in Oesterreich" in N.

hördlich gebilligten Praxis vom Jahre 1895, neuerdings wieder den Eisenbahntransport in Ballen. Wenn man der österreichischen Verwaltung selbst nur soviel Credit einräumen wollte, daß hier wenigstens der ministerielle Absolutismus seine feste Tradition habe, müßte man doch annehmen, daß der Eisenbahntransport der „Frankfurter Zeitung", wie vor vier Jahren, so auch diesmal auf keine Hindernisse stoßen würde. Das war aber offenbar vom Ministerium Thun zu hoch gedacht. Nachdem die „Frankfurter Zeitung" drei Monate in Ballen per Eisenbahn nach Oesterreich hereingekommen war, erschien am Silvestertag 1898 eine Verordnung der Ministerien des Innern, des Handels und der Eisenbahnen, durch welche die mit der Postdebitentziehung belegten Zeitungen auch von der Beförderung mit Eisenbahnen und — o wie unsichtig! — Dampfschiffen ausgeschlossen wurden. Diese Verordnung, obzwar allgemein stilisiert, trifft thatsächlich derzeit nur die „Frankfurter Zeitung", da diese unter den zahlreichen vom Postdebit ausgeschlossenen Blättern das einzige ist, welches sich den Luxus der Frachtballensendung gestattet. Die Verordnung ist auch von der gegenwärtigen Regierung direct gegen die „Frankfurter Zeitung" allein gedacht. Dadurch ist der weitere Plan dieser Ausführungen von selbst gegeben. Ich werde zunächst zeigen, daß die „Frankfurter Zeitung" auch nach ihrer Maßregelung in allem, was sie deswegen unternommen hat, die Gesetze des österreichischen Staates streng beobachtet hat, und dann werde ich klarstellen, daß die österreichische Regierung es war, die dabei die österreichischen Gesetze und Einrichtungen, sowie alle rechtlichen Anschauungen gröblich verletzt hat.

Der Eisenbahntransport der Zeitungen.

Die Eisenbahnversendung der „Frankfurter Zeitung" in Frachtballen ist weder, wie vielleicht Unkundige vermuthet haben mögen, eine geschickte Umgehung des Gesetzes, noch auch die schlaue Benützung einer Lücke des Gesetzes. Sie beruht vielmehr auf dem positiven Gesetz, und nicht bloß auf einer allgemeinen, vagen Norm, sondern auf einer ganz concreten Bestimmung des Gesetzes, die keinen Zweifel läßt. Das österreichische Postgesetz vom 5. November 1837 (Pol. Gesetzsammlung Ferdinand I. 66. Band, Seite 989), welches in den betreffenden Theilen noch heute unverändert zu Recht besteht, nennt im § 9 der Post für gewisse Transporte ein Monopol ein. Das sind die personenpolizeilichen Sachen. Als solche werden im § 7 des Gesetzes Briefe und periodische Schriften, und zwar Journale und Zeitungen, bezeichnet. Die Ausnahmen von diesem Monopol des § 9 statuiert der § 12, u. zw. unter lit. 3:

„Briefe oder periodische Schriften:

a) wenn dieselben weder versiegelt noch auf irgend eine andere Art verschlossen sind . . . ; wenn . . . derjenige, der den Transport veranlasst oder vollzieht, sich dabei nicht mit der Sammlung von Briefen oder Schriften zur Beförderung zweier oder mehrerer Personen oder Adressaten befindet."

Zu dieser Bestimmung ergieng, nachdem schon vorher eine ähnliche Ausnahme durch das Hofkanzleidecret vom 13. November 1818 (Pol. Gesetzsammlung 46. Band, Seite 181) getroffen worden war, am 21. April 1820 (Anfage 1. Band, Seite 1) folgende Erklärung zur Hofkanzleidecret a. a. O., 66. Band, Seite 66., welche wörtlich also lautet:

„Erläuterung des § 9 des Postgesetzes, hinsichtlich der Sendungen periodischer Schriften als gutlichen Ballen oder Kisten.

. . . [illegible] . . . vom 12. März 1820 . . . [illegible] . . . Postgesetzes vom 5. November 1837 . . . [illegible] . . . Zeitungen

dem Postbehalte des § 9 frei zu bleiben haben, woferne bei derlei Sendungen nicht eine Sammlung von solchen Schriften zur Rechnung mehrerer Adressaten stattfindet. Insoweit daher in Frachtbriefen, welche periodische Schriften enthalten und welche an einen einzelnen Empfänger gerichtet sind, keine Beschränkung gestellen oder sonst dem Transport durch die Postanstalt vorbehaltenen Inhalts mit der darauf ausgedrückten Bestimmung für mehrere andere Adressaten vorgefunden werden, sind dieselben wie bisher aus dem Gesichtspunkte des Portegelds unbeanständet zu lassen und lediglich der zoll- und einkommensteuerlichen Amtshandlung zu unterziehen."

Diese erläuternde Norm ist später zugl. Verwaltungsblatt der Oberstpost-Postverwaltung, 1. Band, 1839, S. 1055 dem Postgesetz direct einverleibt worden. Auch in das noch heute geltende „provisorische" ungarische Postgesetz vom 26. December 1850 (Nr. 1, R.-G.-Bl. ex 1851), welches überhaupt nur eine neue und klarere Codificierung des damals geltenden österreichischen Postrechts ist, auch sich selbst lediglich als „Uebertragung des Postgesetzes vom 5. November 1837 auf Ungarn" bezeichnet, ist die obige Bestimmung, nach welcher es erlaubt ist, Zeitungen in Ballen auch auf einem anderen Wege als durch die Post zu befördern, als § 9, lit. 3, übergegangen und lautet dort:

„Von dem in § 8 aufgedrückten Verbot (Postzwang) sind ausgenommen:

. . . 3. der Transport der in ganzen Ballen oder Kisten (Colli) versendeten und auf solche Weise, insbesondere den Buchhandlern im Handelswege zukommenden periodischen Schriften (Zeitungen und Journale), insoweit ein jeder Frachtbrief nur an einen einzelnen Empfänger gerichtet ist und darin keine Beschäftige gleichen oder sonst dem Transport durch die Post vorbehaltenen Inhalts mit der darauf ausgedrückten Bestimmung für mehrere Adressaten enthalten sind."

Diese Bestimmung wird in der behördlichen österreichischen Postliteratur allgemein als giltig behandelt. So im „Handbuch für den ausübenden Postdienst in Oesterreich" vom k. k. Postrath in Wien Johann Bartl (2. Band der sechsten Auflage, 1887), ebenso in den „Oesterreichischen Postvorschriften" des Ministerial-Secretärs im k. k. Handelsministerium Dr. Manuel Josef Hofer 1893, I. Theil, S. 14 und 16). Sie ist auch in die Handelsministerialverordnung über das Verfahren bei Postgefälls-Uebertretungen vom 4. März 1885 „Postverordnungsblatt Nr. 22 ex 1885) als § 1, 3. 11, aufgenommen. Ferner in der praktischen Eisenbahnliteratur, so erwähnt „Das neue Eisenbahn-Frachtgesetz" vom k. k. Oberinspector Dr. Max Freiherr v. Buschmann (Wien, Manz, 1892) die betreffende Bestimmung des Postgesetzes beim § 50 des Reglements: 2. 91. ebenso auch die im Selbstverlag der einzelnen Bahnverwaltungen erschienene Handausgabe des Betriebsreglements (genannt Band, Theil 1), giltig vom 1. Jänner 1897, auf Seite 16. Die Bedingungen, an welche das Postgesetz die Erlaubnis zur ballenweisen Beförderung von periodischen Druckschriften knüpft, sind von der „Frankfurter Zeitung" mit minutiöser Genauigkeit erfüllt worden — was übrigens kein Kunststück war, da diese Bedingungen gerade auf solche Transporte, und nur auf solche berechnet sind. Die Frankfurter Zeitungen lagen im Ballen unversiegelt beisammen, der ganze Ballen war an nur einen Empfänger gerichtet und enthielt keinerlei Beischlüsse mit anderen Adressen und auch keine postzwangspflichtigen Beischlüsse. Dem österreichischen Gesetz hat die „Frankfurter Zeitung" bei dieser Unternehmung im vollsten Maße genügt, und es ist auch nicht gerade allzu schwer gewesen. Besonders bei der diesmaligen Wiederaufnahme.

Zeitungsballen zu manipulieren hatten, die Sache klar zu machen. Die streng gesetzliche Manipulation gieng denn auch die ganze Zeit über tadellos correct vor sich und wäre bis auf den heutigen Tag so geblieben, wenn es in Oesterreich nicht noch höhere und leider! auch höchste Beamte des Reiches gäbe.

Die Ministerialverordnung.

Oesterreich ist nämlich seit einiger Zeit — so ziemlich der umgekehrte plutonische Staat. Im plutonischen Staat bekanntlich bekanntlich die grossten Intelligenzen über die anderen. Im Oesterreich üben die gesetzes- und rechtskundigsten Leute meist unten, und die höchsten Stufen der Beamtenhierarchie sind oft Mannlenden vorbehalten. Der Subalternbeamte ist nach einigermaßen bekannt, das Object zu beachten, soweit ihm sein dazu gehöriges bürokratisches Apparat weist und das amtliche Zuständigkeitsbereich, dessen Einhaltung ermöglicht. Gelingt es einer hierarchisch gegliederten Partei, ihm nachzuweisen, dass die von ihr beanstandete Verfügung dem Gesetzestexte, so wird er sie ihr auch nicht verbieten, nicht zu verbieten wagen, weil er und weiterer es nach der gesellschaftlichen Zusammensetzung der Partei annehmen muss, dass über die Gesetzesauslegung eine Meinung von einem zuziehen könnte. Das Urtheil hat selbst in solchen Fällen seine Stütze bei seinem Vorgesetzten der Rath, Gutachten, und Dieser, der gesetzeren Staatsmänner, die dieses Prinzip verkennen, der Bürokratie entgegenhalten werden. [illegible] Beamten, [illegible] Beschwerden, der [illegible] Gesetzes [illegible] Gesetzes [illegible] Gesetzes

„auf Grund der Bestimmungen im § 50 des Eisenbahnbetriebsreglements."

Hier fällt schon selbst dem oberflächlichsten Leser Eines auf: Ministerielle Verbot bezieht sich auch auf die Tampfschiffahrt, diese hat aber, wie schon das Wort sagt, das Eisenbahnbetriebsreglement keine Geltung. In diesem Punkt — Dampfschiffahrt — ist also die Beförderung selbst nach ihrer eigenen Terminologie altbar. Um ihre Haltlosigkeit auch für die Eisenbahnen zu ersehen, brauchen wir nur noch den Text des citierten § 50 des ahnbetriebsreglements zu lesen. Die Ministerien meinen ohne die lit. A, Nr. 3 dieses Paragraphen. Sie lautet:

„Von der Beförderung sind ausgeschlossen:

A. Diejenigen Gegenstände, deren Beförderung aus Gründen öffentlichen Ordnung verboten ist."

Zuerst muss also die Beförderung eines Gegenstandes verboten n, dann erst ist er von der Beförderung durch die Eisenbahnen ausgeschlossen. Das Betriebsreglement legt den Eisenbahnen die ht auf, Sachen, deren Beförderung überhaupt verboten ist, auch diesen Linien nicht zu befördern, aber es gibt der Regierung Recht, die Beförderung von Sachen überhaupt zu verbieten. das ist ganz logisch. Denn das Eisenbahnbetriebsreglement ält nur die speziellen Rechtsnormen des Eisenbahnbetriebes, ist nicht die magna charta der „öffentlichen Ordnung" überhaupt. welche sind vielmehr die verschiedenen politischen Gesetze anzuführen, e die „öffentliche Ordnung" auf den verschiedenen Gebieten des lichen Lebens regeln. Für das Gebiet, welches speziell hier frage kommt, die Presse, ist das Preisgesetz maßgebend. Wenn inzweieit also das Preisgesetz ein Verbot der Eisenbahnderung einer Zeitschrift, expresse oder implicite kennt, kann § 50 des Eisenbahnbetriebsreglements auf diese Anwendung n. Das geltende Preisgesetz vom Jahre 1862, mit Abänderungen vom Jahre 1868 und 1894, kennt aber überhaupt kein Verbot der Beförderung durch die Eisenbahnen.

Erstens: im § 36 das gerichtliche, durch die Amtsblätter zumachende Verbot der weiteren Verbreitung einer bestimmten lnen Nummer einer Zeitschrift überhaupt, die rühmlich bee Confiscation. Dieses allgemeine Verbot der Weiterverbreitung ziert selbst die Weiterverbreitung von Hand zu Hand, also sicher mapiert auf Bahnhöfen — auch die durch die Eisenbahn. Es bezieht aber immer nur auf die bestimmte, bereits erschienene mer einer Zeitung, und muss vom Gericht ausgesprochen en. Es gilt also nicht generell im voraus für alle weiter enden Nummern der Zeitschrift. In unserem Fall kann es gabe auch in Betracht kommen. Das Preisgesetz kennt aber dem nur noch:

„Zweitens: im § 26, ahnen 2, die „Entziehung des Postdebits individuellen Denkschriften" durch das Ministerium des Innern. Das ber, der Bedeutung des Wortes gemäß, nur das Verbot der tellung von Abonnements auf die betreffende Zeitung durch Post, nichts weiter, also nicht einmal das Verbot des Transes der betreffenden Zeitung durch die Post, noch viel weniger des Transportes durch Eisenbahnen, Dampfschiffe oder ge Behelfe.

Die Ministerialverordnung vom 31. December 1858 steht also anding in der Luft, sie entbehrt jeder Grundlage in der den Gesetzgebung. Das hat selbst auch dem Erscheinen der ordnung die „Arbeiter Zeitung" so treffend hervorgehoben, auch Recht Zweifeln daran nicht zweifelt konnten. Die Regierung sich darauf gestützt gesehen, diese Verordnung in einem el der „Wiener Abendpost" vom 5. Jänner d. J. eine neue ausführlichere Begründung nachzuschicken. Obwohl der als durch halbamtlichen Artikel hätte die Gesetzwidrigkeit der Verordnung auch nicht dargethan werden können. Auch derselbe wird in illustrierte Artikel an dieser Stelle eine ganz bedeutende Bedeutung.

Die halbamtliche Rechtfertigung.

Der Artikel der „Wiener Abendpost" stellt zunächst das in Verordnung selbst einzig und allein in dem Postdebitrecht ge Eisenbahnbetriebsreglement zweifelt in den Mittelpunkt nicht das Verbot durch das Preisgesetz in recht setzen. Das schien, wenn es gelingt. Am leichten Schnee des Postdebits ist es unmöglich. Doch wenn wir die Argumentierung in Nummern da? In gewissen Beziehungen die gewünschten ns lässt sie sich freilich auch ganz gut hören. Sie recht vollendet in gute Worte. Um die bahnwesen mit diesem in Verbindung, so Postdienst genug n einem Mann aus dem Eisenbahnwesen, welcher selbst er That kann kaum ein anderer die Frage „Wiener Abendpost" gestellt bahnspecialist sein, der dem nahe Rechtsnatur des Postdebits nicht begreiflich finden kann.

Zunächst eines: Der Eisenbahnfachmann in Preisfachen begründet die Verordnung aus dem Postdebitparagraphen des Preisgesetzes. Er scheint aber diesen allein gelesen zu haben. So hat er z. B. den letzten Paragraphen dieses Gesetzes, den § 41, nicht beachtet, der mit der Ausführung des Preisgesetzes den Justizminister beauftragt. Dann hätte aber, zur formalen Rechtsgiltigkeit der Verordnung, auch die Unterschrift des Justizministers auf die Verordnung gehört. Sie fehlt aber. Doch das nur nebenbei! Hören wir trotzdem die preisrechtliche Beweisführung unseres Fachmanns ruhig an. Er schreibt:

„Es hieße den historischen Entwickelungsgang des Postdebits vollständig ignorieren, wenn man die Einziehung desselben lediglich als eine Ablehnung der Mitwirkung der Postanstalt beim Verschleiß und Vertrieb und keineswegs als die Verfolgung der Beförderung der gemaßregelten Zeitungen auffassen wollte. Die Postdebitentziehung ist im Preisgesetz vom Jahre 1862 ohne nähere Erläuterung normiert und daselbst keineswegs als eine neue Institution eingeführt, sondern auf Grund der früheren Preisordnungen und im Geiste derselben recipiert. In dieser Beziehung verdient hervorgehoben zu werden, dass die Preisordnung vom Jahre 1852 der Postanstalt verwehrte, ausländische Zeitschriften, welche verboten oder diesen gleichgestellt sind, zur Transmission oder zur Verbreitung anzunehmen, und dass nach der Intention der früher Preisordnung ausländische Zeitschriften, denen der Postdebit entzogen ist, den verbotenen gleich zu achten sind. Hiedurch hat sich der Begriff der Postdebitentziehung mit der Wirkung des Ausschlusses jeder Art der Beförderung in das Inland verknüpft, eine Erscheinung, welche erklärlich ist, wenn man berücksichtigt, dass Zeitungen ursprünglich überhaupt nur durch die Post bezogen werden konnten, somit schon in der Ausschließung des Verschleißes die Ausschließung der Beförderung gelegen war. Seither wird in der Praxis und auch in der Theorie — man vergleiche unter anderem Lioys Lehrbuch des österreichischen Preisrechtes" — an dieser Auffassung über die Bedeutung der Postdebitentziehung festgehalten."

Man sieht also: In der Verordnung wird das Eisenbahnbetriebsreglement als die Quelle der ministeriellen Verordnungsgewalt hingestellt. In der „Abendpost" tritt, da jenes auf den ersten Blick nicht ausreicht, zunächst an seine Stelle das Preisgesetz von 1862, da aber auch dieses nicht stimmt, wird ihm alsbald die Preisordnung von 1852 unterschoben: da aber selbst dieses reactionäre Machwerk nicht ausreicht, wird dem schließlich noch die ultrareactionäre Intention in dieser Provenienz von 1852 (!) unterstellt. Durch die Schiebungsmanöver der „Abendpost"-Gelehrten ist, im Interesse der Ehrlichkeit, zum mindesten eine kleine Veränderung in der Terminologie der neuen Verordnung nothwendig geworden, die ich nur erlaube, in freundlichster Stellvertretung sämmtlicher betheiligten Minister, hiermit zu vollziehen. In der Verordnung sind nunmehr an die Stelle der Worte:

„auf Grund der Bestimmungen im § 50 des Eisenbahnbetriebsreglements"

die Worte zu setzen:

„auf Grund der Intention der Preisnovelle vom Jahre 1852".

Doch, wenn es selbst diese letzte Conjectural-Lesart des Textes der Verordnung wird, dann ist der „Abendpost"-Mann nicht gewonnen. Ich habe ihm schon erwähnt, dass es den letzten Paragraphen des gesetzes, des 1862er Preisgesetzes, betreffen hat. Jetzt muss ich mit Bestimmtheit constatieren, dass der ganze Abschnitt der reactionären Preisordnung von 1852 auch den ersten Paragraphen des 1862er Preisgesetzes nicht berührt hat. Dieser lautet:

„Für die Presse vom 27. Mai 1852 und die Preisordnung wird zusammen das darauf Bezug habende Gesetz hiemit aufgehoben, und es soll hinfort der Verkehr der Presse nur durch das gegenwärtige Preisgesetz und die hierdurch [illegible] werden."

Schon die nun wörtlich citierte Formel beide Documente [illegible] dass hier durch [illegible] [illegible] [illegible]

Preisgesetz einig. Daraus allein ist die so auffällig eindringlich stilisierte Abrogierungsformel des § 1 zu erklären. Und da tritt nun nach dreißig Jahren ein Mann in der „Abendpost" auf, mit der Behauptung, daß das 1862er Preisgesetz den „Geist" der 1852er Preisordnung „recipiert" habe. Da werden sich wohl alle Zeloten jener Zeit im Grabe umdrehen, sowohl die Bach und Consorten, die sich der Identificierung mit dem quasi liberalen Preisgesetz von 1862, wie die Herbst und Genossen, die sich der geistigen Abkommenschaft von der Pressordnung von 1852 schämen müßten. Und der große Garant der Verfassung im Cabinet Thun, Herr v. Wittek, kann sich dieser Art von Rechtsertigung seiner Verordnung schon bei Lebzeiten schämen.

Es ist immerhin zu bedauern, daß die gegenwärtige Regierung, wenigstens bei diesem Anlaß zum erstenmal, ihren wahren Geist, den der Fünfziger Reactionsjahre, hat leuchten lassen. Die heutige Generation in Oesterreich kennt diesen edlen Geist kaum mehr, der auf den italienischen Schlachtfeldern so grausam zerstört wurde. Aber, es wird nützlich sein, ihr diesen Geist wieder einmal vorzuführen, damit sie weiß, wie es ihr demnächst noch ergehen kann, wenn Herr v. Wittek den österreichischen Constitutionalismus auch weiterhin in der Art pflegt, wie in diesem Preßfall. Diese mir durch den Rechtshistoriker der „Abendpost" gegebene Gelegenheit nehme ich demgemäß mit Vergnügen wahr. Ich werde mir nur erlauben, meine Bemerkungen ein wenig systematisch und historisch geordneter vorzubringen als er.

Fangen wir ab ovo an. Der „Abendpost"-Schriftsteller sagt:

„Das Zeitungen ursprünglich überhaupt nur durch die Post bezogen werden konnten, somit schon in der Ausschließung des Vertriebes die Ausschließung der Beförderung gelegen war."

Ein neuer Beweis, daß der Mann ins ausschließlichste Gebiet dahinspecialisiert sein muß. Denn sonst wäre auch seine hier bewiesene Unkenntnis des Postgesetzes unentschuldbar. Wie die Leier dieser Abhandlung bereits aus einem früheren Theil wissen, hat schon das Postgesetz vom Jahre 1837, also in einer Zeit, wo es noch fast gar keine Eisenbahnen gab, die Beförderung von Zeitungen mit anderen Transportgegenständen als mit der Post (in Ballen oder Colli) ausdrücklich gestattet. Der Postdebit war schon zu jener alten Zeit vom Postregalrecht streng getrennt. Das „Postgesetz" vom Jahre 1837, welches sich mit dem Postregal beschäftigt, enthielt über den Postdebit kein Wort. Dieser wurde vielmehr in der am 1. Mai 1839 in Wirksamkeit getretenen „Briefpostordnung", IV. Theil, geordnet. Der Logiker der „Abendpost" argumentiert fort und fort in dem Sinne, daß schon „ursprünglich" in der Verfassung des Postdebits der Ausschluß von jeder „Beförderung" also wohl auch der per Axe oder per pedes gelegen war. Das heißt, daß das kleinere Uebel das größere einschließt. Diese Logik hat man „ursprünglich" nicht gekannt. In den Preßgesetzberathungen galt vielmehr noch die andere, in nichtministeriellen Kreisen auch heute noch festgehaltene Logik, daß nur das größere Uebel das kleinere einschließt. In diesem Sinne bestimmt der § 75 der Briefpostordnung, daß die Bewilligung einer Druckschrift durch die damals bestehende Censur die Voraussetzung des Postdebits sei. Wenn die Censur eine Zeitung überhaupt nach allen Dimensionen — ein Jahr, Verkauf, öffentliche Auflegung, selbst private Weiterverbreitung — verboten hatte, dann erst war sie auch vom Postdebit ausgeschlossen. Das war die alte Logik, während die neue Ministerialogik sagt, daß, wenn eine Zeitung vom Postdebit ausgeschlossen ist, sie auch von jeder Beförderung ausgeschlossen sei.

In den alten Zeiten gab es überhaupt keine sogenannte Entziehung des Postdebits, aus dem einfachsten Grunde, weil es eine Censur gab, welche diese besondere Maßregel ebenso wie auch die zum Zwecke ihrer commissionalischen Ausdehnung von den Ministerien erfundene vorherige Vorlage überflüssig machte. Am 14. März 1848 sieht bekanntlich die Censur, mit sämmtlichen Präventivgesetze traten an ihre Stelle. Das dauerte aber nicht lange. Im § 2 der kaiserlichen Verordnung vom 6. Juli 1851 wurde dem Ministerium des Innern das unbeschränkte Recht eingeräumt, ausländische Druckschriften ohne Unterschied zu verbieten. Und § 3 sog daraus die logische Consequenz, daß nie solche Druckschriften auch der Postdebit, die Einfuhr, der Handel, jede Ankündigung und Verbreitung verboten sei. Diese Bestimmungen giengen auch als § 25 in der vom „Abendpost"-Mann wieder ins Leben gerufene Preisordnung vom Jahre 1852 über. Das war noch immer wenigstens logisch. Wenn eine Zeitschrift überhaupt auf der ganzen Linie verboten war, dachte selbstverständlich auch die Post keine Pränumerationen auf sie anzunehmen. Erst die feige Niederstrack der Reaction — und damit treten wir in die geheime Werkstätte des Reaction und ihres spaten „Abendpost"-Zuhmannes ein — hat diese Logik in der Zuwiderung zur Preisordnung umgekehrt. Nicht ohne mit triftige Gründe! Das Verbot einer ausländischen Druckschrift musste correcter Weise öffentlich kundgemacht werden, und das war bei der Wasserhaftigkeit dieser Verbote den besten Seiten nicht angenehm. Deswegen erfand man die riesen Scheidung, und die öffentliche Kundmachung eines Verbotes zu umgehen. Das geschah im § 16 der Zuwiderung, in welchem angeordnet wurde, daß die Behörden sich damit begnügen könnten, Verbote von Druckschriften bloß den Buchhändlern, Leihbibliotheken und Buchdruckern mitzutheilen. Im § 17 wurde noch weiters angeordnet, daß schon die Entziehung des Postdebits einer ausländischen Zeitung einem Verbote gleichzuachten sei. Das konnten die Behörden, obzwar es schon damals gesetzwidrig, ruhig im Instructionswege decretieren, da sie ja doch damals ganz unter sich waren. Hier liegt der Ursprung der umgekehrten Logik des „Abendpost"-Apologeten.

Als in den Jahren 1861 und 1862 das neue Preisgesetz geschaffen wurde, räumte es mit diesen reactionären Institutionen so ziemlich auf. Das administrative Verbot von Druckschriften wurde vollständig und auf der Welt geschafft und durch ein an bestimmte Voraussetzungen gebundenes gerichtliches Verbot (§ 38) ersetzt, welches seither durch die Preisgesetznovelle vom Jahre 1868 aufgehoben worden ist, so daß es heute weder ein administratives noch ein gerichtliches Verbot von Zeitungen in Oesterreich mehr gibt. Als letzter und einziger Rest administrativer Willkür wurde die Postdebitentziehung in das 1862er Gesetz (§ 26) übernommen, aber nur nach hartem Kampf, im Wege eines Compromisses mit dem Abgeordnetenhause, und ausdrücklich bloß als separate Ermächtigung und unter feierlicher Widerrufserklärung der geraden Logik in ihre, während der Reactionsperiode geübte Herrschaft. Sowohl von der Regierung als auch vom Berichterstatter des Herrenhauses, wie von dem des Abgeordnetenhauses wurde einmüthig festgestellt,* daß die Postdebitentziehung nur die Postdebitentziehung sei, aber kein Verbot, nicht einmal die Verjagung des Postransportes, geschweige denn des Eisenbahn- und Dampfschiffstransportes, wie unsere neueste Verordnung, oder gar jeder Beförderung überhaupt, wie der ganz Radicale in der „Abendpost" sagt. Georg Lienbacher, der Autor des Preisgesetzes von 1862, Referent daselbst im Ministerrath und später Verfasser der zu diesem Gesetz erlassenen Amtsinstruction, also wohl der allercompetenteste Zeuge, schildert in seinen „Historisch-genetischen Erläuterungen des österreichischen Preisgesetzes" (Wien, Braumüller, 1863, S. 150) ausführlich die parlamentarischen Kämpfe um die Einschränkung der Postdebitentziehung auf die Postdebitentziehung und schließt diese Erörterung mit den Worten:

„Als Grund für das Zugeständnis der Postdebitentziehung wurde in der zweiten Berathung des Abgeordnetenhauses angeführt, daß diese mit dem Verbote von Druckschriften doch nicht auf einer Linie stehe und man dem Zustandekommen des Preisgesetzes keine unnöthigen Schwierigkeiten machen wolle. Auch bei der Bezug durch die Post deshalb noch nicht ausgeschlossen."

Dazu macht Lienbacher noch in einer Fußnote aufmerksam, dass die im § 17 der Instruction zur Preisordnung von 1852 — eben jenem Paragraphen, den der „Abendpost"-Apologet so hoch verehrt — festgestellte Praxis der Jahre 1852 bis 1862 hinfällig geworden sei.

Diese Auffassung der Postdebitentziehung in auch die einzige, welche sich mit den internationalen Post- und Handelsverträgen vereinbaren lässt. Sie ist endlich, wie kaum noch bemerkt zu werden braucht, die einzige, welche der wissenschaftlichen Prüfung stand hält. Statt weiter will ich hier nur einen Autorität citieren, gerade jene, welche der „Abendpost"-Sepherl in seine historisch und juristisch verkehrten Auseinandersetzungen einzuschmuggeln sucht. Lisztschreibt in seinem „Lehrbuch des österreichischen Pressrechtes" wie folgt:

„Dem Charakter einer öffentlichen Verkehrsanstalt widerspricht es ebenso sehr, gewisse Druckschriften durch eine Verfügung der Verwaltungsbehörden von dem Verkehre auszuschließen, als es ihm widersprechen würde, zur Beförderung einer durch Rechtserspruch verbotenen Druckschrift die Hand zu bieten. Anders wird unser Urtheil ausfallen, wenn es sich nicht um den Ausschluss von der Beförderung, sondern lediglich um die Verweigerung der Annahme der Pränumeration handelt, die ja auch direct oder im Wege des Buchhandels gemacht werden kann. Der öffentliche Charakter der Postanstalt tritt hier zurück: sie ist private Vermittler, und als solcher besitzt ihre Vermittlung abzulehnen. Allerdings tritt aber gerade in diesem Falle das Missliche der Maßregel am Klarsten zutage." S. 500. „Die Tragweite dieser Maßregel ist eine so hohe, dass den positivrechtlichen Bestimmungen verbindende ist. Es kann — und das ist die mildere Form — in dem Ausspruche der Entziehung lediglich der an die Behörden gerichtete Auftrag gelegen sein, künftighin die mit einem gewissen Periodus verbundene unmittelbare Pränumeration auf die bezeichnete Druckschrift nicht mehr anzunehmen, mithin der letzteren diese directe Gelegenheit des Absatzes zu entziehen. 2. Es kann die Bedeutung der Debitentziehung aber auch darin bestehen, dass die betreffenden Druckschriften von der Beförderung durch die Post ausgeschlossen werden, und mithin an den Postorten unabgerufen sind, während der Bezug auf anderen Wegen als durch die Post, ebenso wenig als der Vertrieb

durch den Buchhändler, einem anderen Hindernisse als dem etwa vorliegenden Postzwange unterliegt. In dem einen wie in dem andern Falle erscheint die Entziehung des Postbedarfs als durchaus gerechtfertigt, sobald durch gerichtliches Erkenntnis die Strafbarkeit des Inhaltes der in Frage stehenden Druckschrift festgestellt ist; als eine Milderungsregel, wenn sie ohne dieß vorausgegangen in das Ermessen der Verwaltungsbehörden gelegt ist, als durchaus verwerflich, wenn sie wie dies bei der „Frankfurter Zeitung" der Fall, die periodische Druckschrift als solche, in dem künftigen Inhalte der noch nicht erschienenen Nummern und Hefte, treffen soll. Sie vertritt im letzteren Falle die Stelle des Verbotes (§ 18), erscheint aber diesem gegenüber als eine verdeckte, kleinliche, der Würde des Staates nicht entsprechende Maßregel, ihrem Kerne nach dazu bestimmt, die Abonnenten des Blattes herabzudrücken." (S. 49.)

Die Praxis der Behörden.

„Positivrechtlich", d. h. wenn man nicht blos das Gesetz, sondern auch die thatsächliche Praxis der Behörden in's Auge fasst, ist nun allerdings im Lauf der Zeiten der unmöglich ein Zweifel klargestellte Geist des 1862er Gesetzes von den österreichischen Behörden, mit Hilfe der gekennzeichneten Logik minori ad maius verflüchtet worden, und zwar in der Art, dass z. B. die Fremdwörter-Unkenntnis rechtend, Postbedarf mit Transport identifiziert und praktisch den mit der Postbedienstigung belegten Zeitungen die Benützung der Post auch als Transportanstalt verwehrte. Aber noch weiter zu gehen, wie es die neueste Verordnung thut, die Postbedienstetzung, unter Vernachlässigung aller drei Silben des Wortes Postbedienstet, vollends mit dem öffentlichen Beförderungsverbot zu identifiziren, haben selbst die österreichischen Behörden bisher nicht gewagt. Zum Beweise dessen will ich noch eine Episode aus der Geschichte des Postbedienstetes erzählen, die sich mit dem neuesten Fall der „Frankfurter Zeitung" bis aufs letzte J-Tüpfelchen deckt, weil sie direct Präcedenzfall ist, nach dem die „Frankfurter Zeitung" ihre Abbahnversendung eingerichtet hat. Im Frühjahr 1876 wurde das „Gartenlaube" — man denke, dem harmlosesten aller harmlosen Blätter, der „Gartenlaube" — der Postbedarf in Oesterreich entzogen. Die „Gartenlaube" — meines Wissens das erste und bis die „Frankfurter Zeitung" einzige Beispiel dieser Art — sandte seitdem ihre Blätter für ihre zahlreichen österreichischen Abonnenten als Ballen als Eisenbahnfrachtgut zu. Die unteren Behörden hatten Schwierigkeiten, die hiesigen Verschleißer der „Gartenlaube" ten Beschwerden ein. Infolge dessen erschien ein Erlass des Ministeriums des Innern vom 26. März 1876, Z. 1168, enthielt durch Erlass der niederösterreichischen Statthalterei vom April 1876, Z. 15516 pr., dessen entscheidender Wortlaut nun hier folgt:

„Da die auf Grund des § 26 des Preßgesetzes verfügte Postbedienstetzung der in Leipzig erscheinenden Wochenschrift „Die Gartenlaube" in Gemäßheit des Preßgesetzes und der Strafprocessordnung nicht die nämlichen Wirkungen und Folgen hat, welche die gerichtlichen Verbote der Weiterverbreitung einer Druckschrift nach sich ziehen, und da nach dem Hofdecret vom 7. November 1838, allgem. pol. Gesetzessamml., 66. Band, Z. 146, Z. 184, die Verfassung von periodischen Schriften Zeitungen und Journale auch mittels anderer Beförderungsmittel als der Postanstalten in ganzen Ballen oder Kisten unter in diesem Hofdecret vorgezeichneten Bedingungen anbrechbänder gestattet ist, so kann die Ausfolgung der hienach den Buchhändlern nicht im Postwege zukommenden Sendungen des „Gartenlaube", beziehungsweise der Verleg der „Gartenlaube" durch die Buchhändler wegen der Postbedienstetzung dieses Blattes gesetzlich nicht hindert werden."

Also, im Jahre 1876 hat das Ministerium des Innern in Bis auf den Namen des betroffenen Blattes ganz identischen Entscheiden, dass die Eisenbahnversendung eines mit der Postentziehung gemaßregelten Blattes durch das Post- und Preßbeziehungsweise die Strafprocessordnung gesetzlich geändert ad deswegen nicht verhindert werden darf. In einem zweiten, dem neuesten nicht einmal mehr durch den Namen des betroffenen Blattes unterschiedenen Fall, in dem Fall der „Frankfurter Zeitung" von 1899 hat das Behörden die gleiche Praxis seitdem widersprechend als ungesetzlich, dass es sich für einer Behörde und einer schriftlichen ministeriellen Entscheidung wie im Jahre 1876 gar nicht kommen konnte, und der damalige Minister des Innern, Marquis Bacquehem, hat, wie ich versichern kann, Verfassungsakt, ehe noch mit ihr der praktische Anfang gemacht wurde, ausdrücklich als gesetzlich einwandfrei im reinen an sich bekannt. Seitdem hat sich die Rechtslage nicht im geringsten geändert. Und nun erlässt das Ministerium plötzlich ein Eisenbahnverbot, gegen das nicht nur, wie das obige Citat aus Pfaff in einfacher Anwendung zeigt, der staatsrechtliche Begriff der absoluten Verkehrsanstalten, sondern auch, nebst den internationalen Verträgen, drei haarscharfe Präcedenzfälle, zwei, beziehungsweise drei geltende Gesetze wie deren Entstehungsgeschichte streiten — ein Eisenbahnverbot, für das, wie der Artikel der „Abendpost" zeigt, nur unter Aufwand eines außergewöhnlichen Maßes von Unkenntnis und Unlogik ein jesuitisches Paragraphelchen einer Instruction zu einem mehr als ein Menschenalter lang obsoleten Gesetz, also nur das positive Gegentheil einer gesetzlichen Begründung angeführt werden kann.

Es mag sein, dass die Regierung, als sie diese Verordnung glücklich zustande gebracht hatte, sich selbst zu dem gelungenen reactionären Werke beglückwünscht hat. Selbst wenn ich mich auf den in Preßsachen jederzeit reactionären Standpunkt der österreichischen Verwaltung stellen wollte, könnte ich diese Verordnung nicht als einen Erfolg der Regierung ansehen. Auch beim Aus- und Unterlegen der Gesetze zeigt sich in der Beschränkung der Meister. Die früheren Regierungen haben sehr wohl gewusst, warum sie constant die eine Gesetzwidrigkeit aus dem reactionären Arsenal der Fünfzigerjahre: den Postbedarf mit dem Posttransport zu identificieren, geübt, die andere Gesetzwidrigkeit gleicher Herkunft aber: die Postbedienstetzung als allgemeines Beförderungsverbot anzugehen, in allen vorkommenden Fällen streng vermieden haben. Ihre Praxis war nämlich nichts anderes, als ein Simulanten-Kunststück. Sie kannten sehr wohl den sprachlichen Unterschied zwischen „Postbedarf" und „Posttransport", benützten aber mit raffinierter Bosheit die Aehnlichkeit der beiden Worte, um das weniger bekannte „Postbedi" constant mit dem allgemein verständlichen „Posttransport" zu verwechseln. Beim großen Publicum wie bei den sprachlich minder gebildeten Unterbeamten gelang ihnen dieses Verstellungskunststück vortrefflich. Als ich vor vier Jahren an dieser Stelle über den Postbedi schrieb, musste die philologisch-juristische Analyse der Bedeutung dieses Wortes den größten und wichtigsten Theil der Arbeit füllen. Die Minister und die Behörden thaten aber, trotz der einleuchtendsten Wörterbuch-Beweise, gerade so, als ob sie an einer speciellen Art polizeilicher Paraphase erkannt wären, in der sie immer wieder in die alte Vorverwechslung zurückfielen und so jederlei juristische Ansteinandersetzung vermeiden konnten. In stillen Stunden, wenn ich die ganze lange Reihe der auf diese diabolische Verwechslung begründeten gesetzwidrigen Postbedi-Posttransport-Verordnungen zurückblicke, konnte ich mich einer gewissen Bewunderung für diese seit 35 Jahren unter wechselnden Regierungen geübteren grober Verstellung kaum erwehren. Jetzt aber, mit ihrem Eisenbahnverbot vom 31. December 1898, ist die Regierung in einem Augenblick des Ariects endlich aus der Rolle gefallen. Postbedi oder auch nur Posttransport in Eisenbahntransport zu changieren, wäre schon des durchaus verschiedenen und gemeinverständlicheren Sprachbilds „Eisenbahntransport" wegen, selbst dem größten Verstellungskünstler unmöglich. Die Regierung hat sich infolge ihrer Eisenbahnverordnung gewöhnt gesehen, das Simulieren aufzugeben. In dem Artikel der „Abendpost" wird seit 35 Jahren zum erstenmal von amtlicher Stelle anerkannt, daß Postbedi wirklich nichts weiter bedeutet, als die durch die Post vermittelte Annahme und Ausführung von Zeitungsabonnements, und die Regierung sieht sich zur Rechtfertigung ihrer Verordnung genöthigt, den schlechten Juristen zu spielen. Einem schlechten Juristen ist aber viel leichter beizukommen als einem guten Simulanten. Tausendfaches Unrecht, das im Innern des Landes an eigenen Bürgern verübt wurde, hat sie sich in der öffentlichen Meinung nicht bieder zu machen vermögen, wirkt mich im entferneren so compromittierend für ein Land als ein Unrecht, das an den großen Trägern der öffentlichen Meinung des Auslandes verübt wird. Die „Frankfurter Zeitung" ist nicht das einzige Blatt, das diese Willkür zu erleiden gehabt, auch die „Kölnische Zeitung", die „Nationalzeitung", das „Berliner Tageblatt", der „Berliner Börsen Courier", der Berner „Bund", die „Neue Zürcher Zeitung", selbst die unpolitische „Pariser Mode" haben es erfahren, und das Ansehen Oesterreichs im Ausland in dadurch nicht gemachten

Nachdem die Regierung nunmehr die richtige Bedeutung des Begriffes Postbedi anerkannt hat, ist es erst möglich geworden, ihre bisherige Praxis des Posttransports wie die neueste des Eisenbahntransportverbots zu Fall zu bringen. Darin liegt der principielle Gewinn der neuen Ministerialverordnung für die Sache der Preßfreiheit. Ein geheimer Teufel war der nicht, der diese Verordnung ersonnen hat.

Heinrich Skanner.

Proudhon.

Bakunin und Proudhon — diese Verbindung taucht allenthalben in allen deutschen Werken auf, wann gerade aus actuellen Gründen die jüngste anarchistische Bewegung oder den Anarchismus ausgetaucht wird. Bakunin und Proudhon, das sind die beiden Repräsentanten „Kathedern des Anarchismus". Aber vielleicht unrichtig sind so personifizierte und persönliche Anregungen, die in eine Zeit abgeleitet werden. Die eine, Bakunin, die romanisch-slavische Rebellnatur,

Digitized by Google

dieses Jahrhunderts, ein zweimal zum Tode Verurtheilter und wieder Begnadigter, ein nach Sibirien Verbannter und wieder Entflohener, ein Agitator, der an fast allen europäischen Ausständen seiner Zeit theilgenommen hat, ein Schriftsteller, der sein Talent in feiteslangen Briefen verschwendet und zeitlebens an einem unvollendeten Werk laborieret, der schließlich in einem Schweizer Spital unfolge von Verweigerung der Nahrungsaufnahme stirbt, — der andere, Proudhon, ein Schriftsteller in einer kleinen französischen Stadt, der sich nach einem Studium der Philosophie und Theologie in Besançon etabliert, zugrunde geht, nach Paris wandert und sich dort ganz auf seine schriftstellerischen Arbeiten, wissenschaftliche und journalistische, concentriert. Er erlebt einige politische Verfolgungen, flieht in die Schweiz, arbeitet dort ruhig weiter und kehrt schließlich krankheitd nach Paris zurück, wo er bald stirbt ... Man sieht: zwei sehr verschiedene Lebensläufe. Gemeinsam ist beiden nur das Wort Anarchie, welches jedoch für Bakunin ein Gegenwartsbegriff ist, die Verneinung eines bestimmten nihilistischen Gesellschaftszustandes, für Proudhon jedoch ein Zukunftsbegriff, ein Gesellschaftsideal, zu welchem er die Gesellschaft organisch heranwachsen lassen will ... In Deutschland sind die Werke Proudhons, sowie Bakunins: „Dieu et l'état" zu unbekannt, als daß hiedurch die Compagnieghvaire: Proudhon und Bakunin zerstört werden könnte. Nun sind wenigstens zwei umfassende Lebensdarstellungen beider entstanden, die hier corrigierend wirken könnten. Leider findet sich für das eine Werk, eine Biographie Bakunins, kein deutscher Verleger, der Autor, Dr. M. Nettlau, lebt mehr Jahre seines Lebens darauf verwandte, den Kreuz- und Querfahrten dieses Freiergeistes Bakunin zu folgen, war genöthigt, seine verwolle Arbeit auto copistisch vervielfältigen zu lassen. Es existieren nur einige Dutzend Exemplare dieser mühevollen Arbeit. Dagegen hat uns jetzt der Verlag Fr. Frommann (Stuttgart) eine Darstellung des Lebens und der Werke Pierre Josef Proudhons von Dr. Arthur Mühlberger geschenkt.

Die gewaltige Proudhon Legende wird schon durch dieses Buch zerstört. In Deutschland weiß man ja von Proudhon im allgemeinen nicht viel mehr, als daß er gesagt haben soll, daß das Eigenthum Diebstahl ist. Dieser zugespitzte Satz blieb in den Gedächtnissen, und vergebens schrieb Proudhon wiederholt, am schärfsten in seiner Zeitung „Tribune" . . . „Das, was ich seit 1840 suchte, indem ich das Eigenthum bekämpfte, ist keine Zerstörung. Einen Gedanken des Gleiches, eine ökonomische Kraft verlieren, ist ebenso sinnlos als die Materie zerstören. Nichts kann zu nichts werden, dieser Axiom ist ebenso wahr für Ideen, wie für Atome." Nebensache bedeutete der Satz: „Ja proprieté, c'est le vol" weniger eine juristische als vielmehr eine ethische Constatierung. Das Eigenthum, schrieb Proudhon, in die Nicht-Gegenexistenz, und die Nicht-Gegenexistenz ist Diebstahl! Aber diese ethische Erkenntnis blieb Proudhon nicht lange im Magen liegen. Im Gegentheil, er folgerte weiter. „Das Eigenthum, an sich ein antisociales Princip, ist benommen, durch seine Verallgemeinerung die Idee des ganzen sozialen Systems zu werden." Diesen Weg zur Verallgemeinerung des Eigenthumes hätte Bakunin vielleicht in einer allgemeinen Revolte und Aneignung durch die Besitzlosen gesehen, Proudhon, sein Terrorist, suchte eine soldere Methode. Er, der kein Ideologe, sondern ein activer Denker war, überlah zwar auch den Streisand der Ideen, welche „aus der Handlung entspringen und wieder zur Handlung zurückleiten müssen, wenn das wirkende Princip nicht zu Fall kommen soll". Aber dieser Streisand zählt in einem bestimmten Entwicklungsstadium vor Null. „Jede Gesetzung, Umschaffung oder Revolution ist meines Erachtens absolut" — heißt es in einem Briefe Proudhons. Er glaubt an eine organische Umwandlung durch formelle Negation: „L'interrogation dans la vie sociale, c'est la mort". Diese organische Umwandlung sollte herbeigeführt werden durch die bekannte Proudhonsche Tauschbank. Man hat dieses Proudhon'sche Lieblingsprojekt vielfach eine Utopie gescholten, aber warum betrachtet man überhaupt verwandte Dinge, für welche auch das abgegriffene Wort „Utopismus" gefunden haben? Bekäme Gott, dessen Schmach in der Zukunft liegt, kann ohne Utopien existieren? Nur wer in der Zukunft nichts zu suchen hat, wird über Dinge wie Proudhons Tauschbank, deren Ziele in den Boden gerichtet ist, das die gesamte Tendenz zur Gegenwart weisen. Uebrigens ist die Proudhon'sche Tauschbank eine sehr wichtige Utopie gewesen. Was es damals für allgemeines Standgut der Phantasien und Combinationen bildete, das sind heute in etwas diskreditierterer Form als Genossenschaftsverbreitung und Produktivgenossenschaft in England, Belgien und anderen Staaten, und diese Genossenschaftsgesetzgebung ist bekannt, obwohl sie nie den der zukünftigen Wirthschaftsordnung auch in Deutschland absolut sicheren Charakter der Proudhonien und Combinationen annahm. Das Tauschbank in einer Gesellschaftsordnung, welche Proudhon als seine Zukunftsideal ansah, wirklich Proudhon war, ist sicher. Proudhon war [illegible] Proudhon [illegible] [illegible] [illegible]

Afrikanische Galgenskizzen.

Von Dr. Oscar Baumann (Zanzibar).

s ist immer peinlich, wenn einer gehenkt werden muß. Von der Hauptperson, dem Delinquenten, läßt sich dies mit großer Wahrscheinlichkeit behaupten, obwohl es selten in die Lage kommt, nachträglich über seine Eindrücke zu äußern. Aber auch die er oder weniger betheiligten Zuseher empfinden erfahrungsgemäß ter dem natürlichen Unbehagen darüber, einen Mitmenschen in abhängiger Lage zu sehen, auch ein eigenthümlich beklemmendes fühl in der Halsgegend, das wahrscheinlich auf Nesterwirkung ückzuführen ist. Wenn also das Hängen ein allgemein menschliches Interesse in Anspruch nehmen kann, so hat es für uns Oesterreicher noch das ganz besondere, daß wir unter Umständen einen etzlichen Anspruch erwerben können, diese Procedur an uns vollziehen zu sehen.

Diese Einleitung mag als Begründung genügen, wenn nachstehend über das Hängen in Afrika gesprochen wird. Schreibt man h über Naien- und Ehrenbezeigungen, über Trommelsprache und unbertänze der Neger, warum sollte man nicht auch über das ingen schreiben?

Vor allem sei festgestellt, daß das Hängen keine einheimische ctanische Sitte ist, sondern zu jenen Segnungen gehört, die den irilisaeurn durch die europäische Civilisation gebracht wurden. Die hatsache, daß eine um den Hals eines Menschen gelegte und zugezogene Schlinge allmählich imstande ist, eine für dessen Gesundheit ädliche Wirkung auszuüben, dürfte auch dem einfachen Sinne der eger nicht entgangen sein. Aber von der Erkenntnis bis zur usführung einer regelrechten Execution ist noch ein weiter Schritt, en die afrikanischen Naturvölker nicht ausgeübt haben. Sie benützen sich mit einfacheren und handlicheren Einrichtungsarten, ie: Köpfen, lebendig Begraben, Spießen oder Todtschlagen mit knüppeln, und wagten sich nur selten an höher liegende Systeme, ie Kreuzigen, heran. Von letzterer Todesart glauben viele Leute, ass sie nur mehr historische Bedeutung habe und daß man heututage mit dem besten Willen nicht mehr gekreuzigt werden könne. Dies ist aber irrig: mehrere Negerstämme Guineas verwenden die Kreuzigung als beliebte Einrichtungsart. Besonders in Benin an der Negerermündung in sie noch im Schwange. Die dortigen Neger besitzen überhaupt in Bezug einer gewissen Kultur und verstehen es, eigenartige, technisch vollendete Bronzereliefs herzustellen, die auf vortugiesischen Einfluß zurückgeführt werden. Auch das Kreuzigen ist vielleicht aus der Nachahmung christlicher Altarbilder entanden, was allerdings eine eigenartige Wirkung übersinnlicher Mißverständlichkeit wäre.

Europäische Reisende haben wohl schon in früheren Jahrzehnten Meuterer und andere Missethäter unter ihren Mannschaften aufgeknüpft. Systematisch wurde das Hängen aber erst durch die moderne Colonialpolitik entwickelt. Ein wahrhaft genialisches Studienfeld bot Deutsch-Ostafrika zur Zeit des Aralsaufstandes; nicht nur, da passende Delinquenten stets in großer Zahl vorhanden waren, sondern auch weil diese meist eine so hervorragende Qualification für den Galgen hatten, daß man mit großer Lust und Liebe an die Aufgabe herantrat. Anfangs wurde die Todesstrafe durch Erschießen ausgeführt, doch kam dieses bald ab, weiter nicht nur die Munition auf den hohen Patronenverbrauch, sondern auch höhere Offiziere mißliebig waren. Ein Mohammedaner, der nämlich von Angelsachsen erschossen wird, fahre direct ins Paradies. Dort hat er Gelegenheit, sich in Gesellschaft der Huris in angenehmer Weise von den Strapazen des Erdenlebens zu erholen, so daß die Strafe des Erschossens in gewissem Sinne geradezu als wunschenswert erschien. Beim weniger einfach gestalten sich der Vorgang bei dem Hängen, da durch dieses alle nach mohamedanischer Anschauung reinlichen Körperverrichtungen verhindern werden, so daß der Seele nichts übrig bleibt, als durch unreine Pfade auszuwandern. Dies macht sie in den Augen oder viel mehr vor den Nasen Mohameds und der anderen Paradiesbewohner gewissermaßen anrüchig und sie muß durch einige Jahrhunderte im Fegefeuer rein gebrannt werden, bevor sie in die Gesellschaft des Propheten und der Huris Zugang findet. Dadurch erscheint die Strafe des Hängens in mit weniger erleuchtetem Licht als das Erschießenwerden und gewiß haben das eingeweihte Studium der leitenden Kreise. Diesen war es zu verdanken, daß sich bald eine ausgedehnte Thätigkeit zeigte: man verlegte das Hängen in so hohes Maß in Europa. Es ist dies eine Erscheinung, die nicht selten in den Colonien beobachtet werden kann. Die Schwarzen Soldaten des Congostaates sind viel besser ausgebildet, als die belgischen in Belgien, die Eisenbahnen in Indien sind vollkommener, als die englischen, und überhaupt manche colonialen Einrichtungen der Fremden sind übertroffen. Der Grund liegt darin, daß man in den Colonien, wo viel mit allen möglichen Erschwernissen, wie Klima, Land, Leute, durch allerlei Ueberlieferungen und sattsam Vorbilder auch nicht zu sein, die in Europa von leichter Hand gehandhabt werden können. In dem Mannlein, die schwer an dem Joch leicht vollkommener Uebelstände zu leiden haben, obwohl auch sie manchmal

Man betrachte doch einmal das höchst complicierte Hängeverfahren unseres Vaterlandes, das ich allerdings nur aus Bücherkunden kenne! Soweit ich die Sache verstehe, spielt die Schlinge dabei nur eine nebensächliche, gewissermaßen symbolische Rolle, die Hauptsache muß der Henker besorgen, indem er mit sein behandbuhnter Hand den Kopf des Delinquenten faßt und ihn freundlich aber energisch nach jener Richtung dreht, wo sich der hohe Gerichtshof auftut. Sobald der, sonst nur bei militärischen Kopfwendungen übliche Ehrbare Ruck eingetreten, empfiehlt sich die Seele des Candidaten, ein Abschied, der ihr noch durch zwei Henkersknechte erleichtert wird, die an den Beinen ziehen. Ein Mann, der seinem Mitmenschen vor versammeltem Publicum den Kragen umdreht, zwei andere, die an den Beinen reißen: welch' grauenhaftes, ganz veraltetes Schaustpiel! Mit Recht betrachten gewogte Rechtsgelehrte es für entwürdigend, die Ausführung eines solchen hohen heutzutage von einem Staatsbürger zu verlangen. Aber doch bedarf die Abschaffung der Todesstrafe zu fordern, scheint doch zu weit gegriffen. Eine so altehrwürdige Einrichtung, die sich in den weitesten Kreisen der Bevölkerung so großer Popularität erfreut, eine solche Einrichtung sollte man abschaffen, nur verhältnismäßig unbedeutender technischer Schwierigkeiten halber! Es handelt sich ja vor allem darum, die Thätigkeit des Henkers zu vermindern, was sehr leicht geschehen kann, da man zu zum Anfangen die allerwenigste, ja gar keine Hilfe nöthig hat. Hat man sich mit größter Bequemlichkeit selbst hängen kann, bewiesen täglich die Selbstmörder. Das vorhandene Erfahrungsmaterial ist allerdings noch nicht methodisch geordnet, und es wäre dankenswerth, wenn ein Fachmann darüber eine Monographie ausarbeiten würde, etwa unter dem Titel: „Das mechanische Hängeverfahren", oder: „Der kleine Selbstkenker". Doch die Thatsachen an sich sind genügend bekannt und mit diesen wurde in Ostafrika von vornherein gerechnet. Anfangs war die Ausführung freilich nur primitiv. Der Vorgang in der Aufstandszeit war etwa der folgende: Sobald eine geeignete Persönlichkeit in einem Sklavenjäger, Aufrgenten oder ähnlichem gefunden und die üblichen Formalitäten, wie Kriegsgericht und Todesurtheil, erledigt waren, benützten die leitenden Kreise den schönen Nachmittag zu einem Spaziergang ins benachbarte Wäldchen. Dort wurde ein passender Baum mit hervorstehenden Aſt ausgewählt, eine Schlinge an diesem befestigt und unten eine Anzahl leerer Bierkisten aufgebaut, woran im übrigen der deutsch-Ostafrika nie ein Mangel war. Sodann wurde der Delinquent herbeigebracht und unter die Bierkisten postiert. Man äußerte sodann eine Aufforderung, die der Wiener nicht selten an seine Mitmenschen zu richten pflegt, ohne allerdings für gewöhnlich zu erwarten, daß ihr entsprochen wird, nämlich: „Hoit di au!" Hier war die Einladung aber bitter ernst gemeint und der Delinquent entsprach ihr dadurch, daß er sich selbst die Schlinge um den Hals legte. Dann wurden noch die Bierkisten umgestoßen und alles, mit Ausnahme des Delinquenten, trat vergnügt den Heimweg an, um sich nach neue Bierkisten für künftige Fälle sorge machen. Um das Schicksal des Gerichteten machte man sich keine Sorge mehr; der war bei den Unmitzen der Ritzen mindestens eine Elle hoch in die Zähtinge gefallen und hatte sich das Genick gebrochen.

So geschah es in der guten alten Zeit, oder vor etwa zehn Jahren: aber die Verfeinerung der Sitten, die später allmählich in Ostafrika platzgriff, nahm auch auf das Hangen ihren Einfluß. Vor allem wendete es, durch das plötzliche Auftauchen von Juristen an den fernen Ufern des Indischen Oceans, an und für sich viel schwierigere, aber gerechte Aufgabe. Während es früher genügte, mit den Füßen in der Hand ergriffen zu werden, um mit überraschender Schnelligkeit an den Galgen zu gelangen, mußte man jetzt schon viel raffinierere Verbrechen begangen haben. Auch Gerichtsverfahren und Todesurtheil wurden sehr viel umfänglicher. Bald fanden die mit empfindlicher Körperstrafung bedrohten Juristen auch die bisherige Hängeweise nicht mehr zeitgemäß. Zu Stelle des Bäume trat ein regelrechter Galgen, an die der Verbrecher ein Beim, das, mit ein Gewicht belegt, am andern Ende der Angeklagte selbst befestigen unter den Armen vorbeigezogen wurde. Solche Examinalmethoden verursachten Kosten und es ist begreiflich, daß die nun bald gewohnte Reclamation gegen die Exzesse anfing, sich auf die immer noch recht einfachen Hinrichtungen einzuschränken zu interessieren. Da wurde alles gründlich geändert, und das war ein gar arges leicht. So erinnere ich mich eines Hochgerichtsbaumes in Usiwa, der durchaus seine Aufgabe fanden konnte, um die sechsundzwanzig einzunehmen, mit denen sechsundzwanzig neue Zeugen aufgeknüpft wurden. Ein Gedicht dürfte er wie in die Ballade „Bewunderung fremder Größe".

Auch an den bekannten die Hinrichtungen ein gewisser ungewöhnlicher Ehrgeiz, Wettstreit und Wetteifer, gepaart mit Lust und Freude an der Sache, die den am Galgen Hängenden zu Ehren des Hängenden „Hoch, hoch, höher!" anfeuert. Man kann diese Anfeuerungsrufe auch nicht immer entsprechen werden, da es oft das Unglück wollte, daß die Hängenden zu schwer waren, um sich in die Höhe ziehen zu lassen. Es ist dies ein Uebelstand, der sich nur durch Anwendung von Flaschenzügen beseitigen ließe, wodurch aber der Vorgang zu sehr verlangsamt würde. Ein Mann, der seinem Mitmenschen

Comfort der Neuzeit gehenkt werden, das heißt, sie beanspruchten einen Henker. Zur Erreichung dieses Zweckes bedienten sie sich eines hochmodernen Mittels, nämlich des Strikes, indem sie sich beharrlich weigerten, die Schlinge um den Hals zu legen. Es wird allerdings behauptet, dass dieser Strike weniger freiwillig, als die Folge der erneuerenden Wirkung der neuen Uebercultur war. Früher stand einer schon auf den Brettlisten, bevor er überhaupt noch zum Bewusstsein seiner Lage gekommen. Der ganze Vorgang war ihm auch so fremd, dass er der Aufforderung, sich die Schlinge umzulegen, ohne weiteren Nebengedanken nachkam. Inzwischen waren die Neger sich über die peinlichen Folgen dieser Schlingenlegung nur zu klar geworden. Dieser Umstand sowohl, wie die langwierige Haft und Gerichtsverhandlung, das feierliche Todesurtheil und der pompöse Richtpfahl riefen bei den Verurtheilten eine derartige Nervosität hervor, dass sie beim besten Willen nicht imstande waren, sich selbst aufzuhängen. Die Sache wollte nicht recht klappen.

„Das geht ja miserabel, muss bedeutend mehr geübt werden!“ sagte einmal ein die Expedition leitender Gardelieutenant. Aber je mehr es geübt wurde, desto schlechter gieng es, schließlich blieb nichts anderes übrig, als zu den veralteten Institutionen Europas zurückzugreifen und die Leute durch einen Henker aufknüpfen zu lassen. Der gegenwärtig in Utaffika übliche Vorgang ist dem europäischen immer weit überlegen. Zusammen mit dem Verurtheilten besteigt ein braunner Sudanesersoldat der Schutztruppe das Brett und legt ihm, ohne seinen Körper zu berühren, die Schlinge um den Hals. Das Brett wird weggezogen und beide, Henker und Gehenkter, springen ab. Der Unterschied besteht nur darin, dass der eine unten anlangt, während der andere nach etwa einem Meter Fall ein Hindernis bemerkt, oder eigentlich kaum Zeit hat, dies zu bemerken, da seine Seele diesen Moment benützt, um nach dem Jegesever abzudampfen.

In höchster Vollendung hat ich diese Methode 1896 in Kilwa ausüben, wo eine ganze Anzahl Hochverräther aufgeknüpft wurde. Von weit und breit kamen dazu Schaulustigen herbei. Die Gesellschaft war wirklich eine ausserlesene. Besonders konnte man dies von den Delinquenten sagen, worunter sich zwei Oberbürgermeister, davon einer befand, der vom deutschen Bezirksamt eine Uhr mit der Inschrift „für treue Dienste“ erhalten hatte. Noch viel treuere Dienste als dem deutschen Bezirksamt leistete er nebenbei dem Räuberhauptmann und Aufrührer Makungauna (Said bin Umar), den er von allen Bewegungen und Plänen der Schutztruppe genau informierte, so dass man keiner ansichtig werden konnte. Da geschah es, dass Gouverneur von Wißmann wieder nach Utaffika kam, den Makungauna durch einen kühnen Handstreich abfassen ließ und auch seine sehr genauen Aufschreibungen in Beschlag nahm. Durch diese wurden nun fast alle Notabeln Kilwas, die Vertrauten des deutschen Bezirksamtes, als Verräther entlarvt. Unter ihnen befand sich auch der Mann der treuen Dienste, die nun abermals „hohen Trost“, nämlich am Galgen, Würdigung fanden. Man muss es bei den vornehmen Herren übrigens lassen, dass sie mit großem Anstand in den Tod giengen. Ueberhaupt benehmen sich die Uebeltäter meist sehr ruhig. Besonders die Neger zeigen vielfach eine an Stumpfsinn grenzende Gleichgiltigkeit. Diese trägt viel bei, den Executionen ihre unheimliche Wirkung zu rauben. Dazu kommt noch die bedauerliche, aber unstreitige Thatsache, dass auf Europäer, selbst auf die gewohnheitlichen Leute, die Leiden ihres schwarzen Menschenbruder weit weniger Eindruck machen, als die ihrer Rassegenossen. Eines Weißen Leichnam, einen meuchlandeten, durchgewundeten Europäer konnten viele Menschen nur mit Grausen betrachten, die dasselbe bei einem Neger fast gar nicht berührt. Dass die Hinrichtungen in Utaffika viel von ihrem ernsten Charakter verlieren, konnte man in früherer Zeit auch in Zanzibar sehen, wo sie, von Zeit zu Zeit vorgenommen, zu förmlichen Volksbelustigungen wurden. Bei der damals herrschenden patriachalischen Regierung pflegte der Sultan nämlich Verbrecher in seinem Palaste gefangen zu internieren, um sie gelegentlich abzuurtheilen. Die Gelegenheit bot sich nicht, Jahre vergingen und schließlich waren die Gefangenen mit Leuten gefüllt, von denen kein Mensch wusste, was sie begangen hatten. Endlich blieb dem Sultan nichts anderes übrig, als, um Platz zu machen, die rangaltesten Gefangenen hängen zu lassen. Dies geschah in sehr gemüthlicher Weise durch Absäbeln der Kehle, wobei Publicum und Delinquenten in Gleichgiltigkeit und Stumpfsinn das Vorbild leisteten.

Etwas Aehnliches, wenn auch weniger grossen Stiles, konnte ich 1892 in Tabora anlässlich „In Deus Gnyanima Centralafrikas machen gerade recht unangenehm fühlen. Alles geltete und der deutsche Stationschef wollte ein Exempel statuieren, indem er einen Neger wieder an einem Baum nahe bei dem Marktplatze aufhängen ließ. Der moralische Effect blieb vor allem natürlich aus. Als das Executionscommando kam, wurden die Marktleute wohl unruhig und suchten ersichtlich nach den anwesenden Soldaten hin.

„Was gibt es denn?“ fragte ich.

„Es wird einer aufgehenkt,“ sagte jemand.

„Na, weiter kein Unglück ist's,“ sagten die Marktleute und wandten sich ruhig wieder ihrem Handel zu, ohne weiter sich um den Neger zu kümmern.

An der Richtstätte angelangt, betrachtete der arme Sünder, ein schlanker Wanyamwezi-Bursche, mit einem Leidenschicksein als einzige Kleidung, ruhig und mit Kennerblick den traurigen Apparat, das Bäumchen, die Kisten und den Strick.

„Du,“ sagte er zu dem schwarzen Unterofficier an seiner Seite „die Sache stimmt nicht, der Strick ist zu lang.“

„Der Strick ist gerade recht, kletter nur hinauf und versuche es.“

„Na, meinetwegen, aber ich weiß, dass ich am Boden stehen werde, sobald du die Kisten umwirfst.“

Dann kletterte er hinauf und legte sich die Schlinge um den Hals. Die Kisten wurden umgestossen und — er stand mit den Zehenspitzen auf dem Boden. Besonderer Vortheil erwuchs ihm daraus nicht, denn der Strick hatte genügt, um ihm das Lebenslicht auszublasen. In Bezichieden war er jedoch dem schwarzen Soldaten nach einem Blick zu, der wahrscheinlich lagen sollte:

„Na, habe ich es etwa nicht gesagt?“

Händels Oratorien.

Erste Aufführung von Händels „Debora“, bearbeitet von Chrysander, im außerordentlichen Gesellschaftsconcert am 11. Jänner 1899.

Als vor nahezu vier Jahren auf dem Musikfeste zu Mainz theils selten gehörte, theils halb vergessene Oratorien Händels zur Aufführung gelangten, da tauchte die Frage nach der Zulässigkeit der Bearbeitung älterer Musikwerke, wie sie in diesem Falle Chrysander versucht hat, von neuem auf. Das Bestreben des berühmten Musikgelehrten entspringt den edelsten Motiven; er wollte einer Anzahl von Händels Werken, die sonst in Archiven und Bibliotheken studiert, aber nirgends aufgeführt wurden, den Weg zum großen Publicum bahnen. Was konnte uns angenehmer sein, wenn haben wir denn die Kunst? Die Bedenken Chrysanders an der Wiederverwendung dieser alten Meisterwerke sollen unbestritten bleiben; wer weiß, ob die gegenwärtige Generation ohne den berühmten Händel-Biographen jemals die kürzlich „bearbeiteten“ Oratorien wieder gehört hätte. Aber über die Mittel, die Chrysander zu diesem Zwecke gewählt hat, lässt sich streiten, und ich glaube sogar, dass er seinen Zweck praktisch nicht in der Weise erreicht hat, wie er ihn theoretisch formuliert.

Chrysander geht von dem Gedanken aus, dass der alte Oratorienstil, wie er zur Zeit Händels üblich war, unserer Zeit verloren gegangen ist, und dass eine moderne Reconstruction desselben das Interesse an Werken wiedererwecken würde, denen das moderne Publicum jetzt doch meistens gleichgiltig gegenübersteht. Schon an dieser Errungung glaube ich einen Widerspruch zu bemerken. Wer den alten Stil Händels wiedererwecken will, der muss seine Werke unbedingt so aufführen, wie sie Händel aufgeführt hat. Und wer dieses Verlangen als „archaisierend“ verwirft, der muss modernisieren und eingreifen, dass der alte Stil rede und durch keine kümmerlichen Mittel gezwungen werde zu beleben sei. Hätte sich Chrysander diese Gegenwage in ihrer ganzen Schärfe vor Augen gehalten, so hätte er die Fehler vermieden, die er, wie ich glaube, in drei Punkten begangen hat.

Zunächst finde er im Text das dramatische Moment hervorzuheben, nun dem modernen Publicum, dem die alten Stücke trotz aller Verehrung für Händel doch manchmal langweilig sind, den dichterischen Gehalt des Werkes interessanter zu machen. Der Versuch, den Chrysander durch Hervorhebung des dramatischen Momentes aufzubessern, ist ja nicht neu. Schon die ersten Oratorienkomponisten empfanden eine ähnliche Nothwendigkeit und Emilio de Cavalieri hat in seinem Oratorium „Dell' anima e del corpo“ aufgeführt zu Rom im Februar 1600 zum Zwecke der dramatischen Täuschung direct vorgeschrieben: das Theater möge den Rücken der Zuschauer entgegen werden, die Solisten sollen Zuruckmute zur Hand nehmen, einander ansehen und agieren, während der Chor beim Singen aufrichten und ebenfalls agieren soll. Dieser ganze Versuch des Komponisten deutet ganz bestimmt an, was man zu thun hat, wenn man den dramatischen Gehalt eines Oratoriums heben will: man muss aus dem Podium eine Bühne machen. Das Werk muss hinaus auf das Theater. Das heißt aber mit anderen Worten: das Oratorium ist als solches überhaupt nicht zu halten. Es ist als Zwitter auf die Bühne gekommen und in dieser Gattung ist niemals entwicklungsfähig gewesen. Was von den alten Oratorien heute noch möglich ist, erhält sich lediglich durch die gegen unmöglichen Chor. Wie z. B. die nicht mehr wirken, da in ihnen dem Chore nun über haupt nichts mehr zu machen, seine alten Verrichtungen Spiess haben sich abgelöst und die Recitative, hier ein ganz neues Wort zu finden, sind als unspielbar und wirkungslos verblieben. Zur einzig möglichen Form der Entwicklungsfähigkeit, zur Bühne, hat auch der moderne Oratorienkomponist, Anbuntrau, das Oratorium gestaltet, als er das dramatische Bedürfnis bei den Concertaufführungen nicht befriedigt fand. Dann aber muss allerdings das Werk auch von der Bühne aus componiert sein. Ist das nicht der Fall, wie bei Händel, dann ist in dramatischer Beziehung der

Liebe Mühlfeld, Chrysander gibt in seinem äußerst interessanten und lehrreichen Vortrag über „Händels biblische Oratorien" (Hamburg, 1897, pag. 38) selbst zu: „Die christlichen Märtyrer und Helden sind darin den alttestamentarischen gleich, dass sie keinen Stoff bilden für dramatische Tragedien, mit oder ohne Musik. Die entsprechende Form, falls sie nicht in theatralischer Declamation, sondern in wirklicher Kunst aufgehen sollte, bleibt das Oratorium." Ich möchte zunächst bestreiten, dass theatralische Declamation nicht auch eine wirkliche Kunst sein kann. Es wird doch wohl nur darauf ankommen, wie man eine derartige Aufgabe durchführt. Aber wenn die alttestamentlichen Helden keinen Stoff für dramatische Tragödien bilden, dann hat es auch keinen Sinn, das dramatische Moment stärker hervorzuheben, als es Händel selbst gethan hat, er, der doch um so besten wissen musste, wie weit er darin im Oratorium gehen wollte. Auf jeden Fall scheint mir dann eine Reform in dieser Beziehung ein Eingriff in den alten Händel-Stil zu sein, den doch Chrysander ursprünglich nur zu reconstruieren die Absicht hatte.

Ein anderer Punkt bei Chrysanders Reformarbeit ist die Instrumentierung. Hier war er bestrebt, möglichst getreu zum Original zurückzukehren. Freilich werden wir von diesem Original erst dann die rechte Vorstellung haben, wenn auch bei der Aufführung das Verhältnis zwischen Streichern und Bläsern hergestellt wird, wie es zu Händels Zeit bestand. Damals war es zu Gunsten der Bläser, namentlich der Holzbläser, verschoben. Anhaltisch hat zu selbst das Mozart'sche Orchester gegen 40 Instrumente, als wir es heute hören, nur ein drei- und viermal stärkerer Streicherchor den nur doppelt besetzten Bläsern gegenübersteht. Von dem heutzutage oft viel gerühmten Wohllaut des Mozart'schen Orchesters war zu Lebzeiten des Meisters viel weniger zu hören. Man bedenke nur, dass das Orchester der ersten Don Juan-Aufführung bloß vier erste Geigen zählte. In noch viel höherem Grade hatten Bach und Händel die Blasinstrumente bevorzugt, von denen sie manche sechs- bis achtfach besetzten, während die Streicher viel geringer waren, als heutzutage. Das große „Tuttiorum der Gegenwart kann sich heute kaum vorstellen, wie scharf und charakteristisch ein derartig besetztes Orchester geklungen hat. Immerhin dürften die meisten Musiker diesen Unterschied nicht direct empfinden und mit dem heute üblichen Klang des Orchesters ganz zufrieden sein.

Am wenigsten aber vermag ich mich mit der dritten Aenderung zu befreunden, die Chrysander in den Singstimmen vorgenommen hat. Hier hat er die Töne der Recitative zum Theil verändert, hat Vorsätze, Vorschläge, Mordente, Triller und Cadenzen hineingeschrieben, die Händels Partitur nicht kennt. Er stützt dieses im ersten Moment ganz barbarisch erscheinende Verfahren auf die allerdings historisch richtige Thatsache, dass die Sänger zu Händels Zeiten sich derartige Zuthaten aus eigenen Mitteln erlaubten, wogegen der Componist nichts einzuwenden hatte oder sich vielleicht nicht mit Erfolg auflehnen konnte. In der That können wir uns heute kaum einen Begriff von der Willkür der Sänger jener Zeiten machen. Sie sangen nicht selten etwas ganz Anderes, als der Componist geschrieben hatte und ihre Leistungen bildeten den Chrysander hat nun in dem Bestreben, uns ein Bild von dem Orchesterwitz zu geben, wie er zu jenen Zeiten bestand, diese willkürlichen Aenderungen so hinzugefügt, wie sie nach seiner Meinung die Sänger wahrscheinlich ausgeführt hätten. Wie oft hat man den Gegnern der modernisierenden Bearbeitungen älterer Werke vorgeworfen, dass sie in dem Bestreben, ältere Werke in ihrer ursprünglichen Gestalt zu lassen, so weit gehen, dass deren Aufführung unmöglich bleibt und dieselbe selbst meine eigene Bearbeitung. Ich habe, als eine Zierde unserer Concertprogramme bilden. Wie oft hat man ihnen vorgeworfen, dass sie „archaisieren". Hier aber archaisiert der Bearbeiter selber, während er in Text und Musik Mozart'schen modernisiert hat. Er hat also zwei ganz entgegengesetzte Fehler an einer und derselben Sache begangen und damit den Händel'schen Stil in jedem Sinne verfälscht. Gerade im Gesangsstil wäre ein Zurückgehen auf die ursprüngliche Händel'sche Fassung, ohne Zuthaten der Sänger, von ein Unternehmen gegen die banalste Sitte, gewissermaßen also eine Modernisierung, aber eine erlaubte Modernisierung gewesen. Erlaubt deshalb, weil wir heute nicht mehr wissen, wie und inwieweit sich die damaligen Sänger Zuthaten erlaubten, weil wir heute das congeniale Vermögen, sich in diese uns fremden Gedankengänge verlieren haben, und weil wir heute die nach üblichen altertümlichen bekannten Händel'schen Tonreihen auch ohne diese „Zuthaten" anhören. Diese Modernisierung, wenn man sie schon so nennen will, hätte ich für erlaubt, weil sie einem natürlichen, unbewussten Entwicklungsprocess entspricht, demzufolge der Ton des Componisten auf jeden Fall mehr gilt, als die Freiheit des Sängers. Etwas etwas im alten Händel Stil dem modernen Bewusstsein nicht zusagt, so ist es das Uebermaß von Coloratur, und wenn es die Aufgabe Chrysanders war, den Händel Stil den Modernen näher zu bringen, selbst auf Kosten der historischen Treue, dann hätte er gerade diese Fiorituren nicht ein bekommen dürfen.

Wir kommt vor, als ob es Chrysander bei seiner Reformarbeit so ergangen, wie allen Reformatoren. Er hat sich in seinen Lieblingsmeister so vertieft, dass er über seinem Studium nicht mehr hinaus kann. Da aber seine künstlerische Kraft doch nicht an die des Meisters heranreicht und er sich der Gegenwart ganz entfremdet hat, so verfehlt er bei einer Reformarbeit beides: das Alte und das Neue. Und das scheint mir das Ergebnis der Chrysander'schen Bearbeitung zu sein.

Diese ästhetischen Bedenken gegen Chrysanders Arbeit werden allerdings durch einige praktische Vortheile wesentlich abgeschwächt, die jene Reformarbeit ohne Zweifel zur Folge gehabt hat; denn wir müssen uns heute sagen, dass eine ganze Reihe Händel'scher Oratorien heute überhaupt nicht aufgeführt würde, wenn Chrysanders Bearbeitungen nicht existierten. Solche Bearbeitungen spielen im Kunstleben dieselbe Rolle, wie die Theorien der Naturphilosophen in der modernen Naturwissenschaft. Positive, wertvolle Ergebnisse hat uns ja diese Philosophie nicht gebracht, aber sie hat über jene Punkte, die sie als die wichtigsten erkannte, solange herumgeredet, bis sie das allgemeine Interesse dafür erweckte und gerade durch ihre Unzulänglichkeit die solidere exhaustive Forschung wanste, sichere positive Resultate zu erzielen. Diese Verdienste des ersten Apostels kann auch Chrysander für sich in Anspruch nehmen. Er hat die alten Werke in unseren Gesichtskreis gebracht. Dort stehen sie allerdings noch nicht so, wie wir sie haben wollen, aber alles weitere ist jetzt leichtes Spiel. Mit unermüdlichem Eifer war Chrysander bestrebt, unseren Chorvereinen auf der alten Heerstraße der Oratorien-composition den Glanz und die Herrlichkeit prächtiger Gebäude zu zeigen, die unseren Blicken durch den Einsturz der Zeit entzogen waren. Er hat ihnen dadurch ein willkommenes Concertmaterial geliefert, das bei den geschätzigen Anforderungen der Gegenwart immer unzulänglicher zu werden drohte. Für diese ebenso willkommene als uneigennützige Leistung verdient er ebenso unseren aufrichtigen Dank, wie die Gesellschaft der Musikfreunde, die uns die Aufführung des großartigen Werkes vermittelte.

Debora ist der Entstehung nach das zweite von sechzehn Oratorien Händels, welche die biblische Geschichte behandeln, ein Cyclus ebenso imposant durch die Zahl, wie durch den Gehalt der Werke. Mit Stimmen und Bewunderung fixen wir nach der Majestät dieser großartigsten biblischen Compositionen aller Zeiten, die und nicht nur musikalisch das imposante Bild einer wie verschwenden Erfindungs- und Gestaltungskraft, sondern auch tertlich eine zusammenhängende Darstellung der biblischen Geschichte gibt von Josefs Gefangenschaft in Egypten bis zum Erscheinen des Messias. Es soll nicht leere Schulmeisterei sein, wenn ich diese Oratorien hier namentlich anführe, denn mit vielen von ihnen verbindet der musikalische Leier, und wenn er sie einzeln für sich betrachtet, ohne die Vorstellung einer Größe, die allein hinreichen würde, um dem Meister den Namen für alle Zeiten zu sichern. Die Reihe beginnt der Componitionswerk nach mit Esther (comp. 1720), dann folgt Debora (1733), Athalia (1733), Saul (1738), Israel in Egypten (1738), Messias (1741), Samson (1741), Josef in Egypten (1743), Belzazar (1744), Judas Maccabäus (1746), Alexander Balus (1747), Josua (1747), Salomo (1748), Susanna (1748), Theodora (1749), Jephtha (1751). Wie groß muss doch die Schöpferkraft jener alten Meister gewesen sein, die aus der Fülle ihres Geistes gleichsam aus Nacheifer verschwenden konnten, und wie klein sind dagegen jene modernen Componisten, die auf Concert- und Manuscriptkraft angewiesen, ihre Opussahl mühsam mit kleinen „Stücken" hinaufschrauben und kaum ein großeres Werk gleichmäßig zusammenschweißen. Und Händel ist in all diesen Werken keineswegs uniform gebieten. Er zeigt gerade in Debora namentlich in den Chören, aber auch in den Solopartien eine Charakterkraft, die heute zwar auch mehr in mannigfaltiger weise, wie damals, aber nur seine „ein einen Forschritt bedeutet, den vielfach Jahre der musikalischen Entwicklung kaum ein halben Schritt weiter. Wie in Deborah die Chöre immer wie, so sind in Debora Juden und Judas Maccabäus in charakteristischen Chören gegenent andergehalten und wenn sie mit der ganzen Macht in den großen einfachen Linien der Händel'schen Stimmführung gegen einander singen, da verstehen wir noch heute, wie das Publikum seinerzeit eine Art religiöser Verehrung für die Werke empfunden musste, welche die Hörer noch lebendigere Anschauungen von den biblischen Geschichte zu mündig beibrachten. Sie wissen in jedem Sinne des Wortes ein Lehrerium, ein Ausdruck des Hörers und relativer Erhebenheit, wie ihn nur die Musik seine andere Kunst erlangen darüber kennen.

Die Aufführung von Händels „Debora" gestaltete sich weit besser, als nach dem Vorspiel, das beiden Chorsätzen zu erwarten war. Im Brahmssaale, nach dem sich die Zuhörer Zeit hatte, waren bei weitem die vorzüglichen Chöre zu hören bekommen, als sie wir sie sonst im Musikvereinssaale hören. Nun war das Orchester Debora die in Leipzig vorzüglichste Musik und das Publikum Händels alten Chöre Stimmen und der Einsatz verhältnismäßig Vorzug erregten leicht die Meinung, als ob die Chöre nicht so gut gesungen hätten, wie sonst. Sie sich aber nicht so, denn die Chöre gestalteten sich gerade so gut, als sie sonst zu hören gewohnt sind, und Debora ist ja ein Werk, das sich nicht so leicht in Szene setzen lässt, wie Judas Maccabäus, Josua oder Samson, weil es keine Massenwirkungen enthält. Es ist ein Werk, das sich nicht so leicht in Szene setzen lässt, wie Judas Maccabäus, Josua oder Samson, weil es keine Massenwirkungen enthält. Es ist ein Werk, das sich nicht so leicht in Szene setzen lässt, wie Judas Maccabäus, Josua oder Samson, weil es keine Massenwirkungen enthält.

Digitized by Google

Sängerinnen vom Range der Damen Katzmayr und Osborne, deren Stimmen auch im Duett sehr gut zusammenklangen, war eigentlich der Erfolg des Abends schon zur Hälfte entschieden, zumal diesmal auch Herr Dr. Kraus weit besser gefiel als vor Jahren in der „Schöpfung“. Obgleich etwas hyperenthusiastisch, hatte er doch mit seinem dankbaren Part den größten Erfolg beim Publicum. Herr Pacal überraschte jedoch durch seine schöne Stimme wie durch die leichte Bewältigung der überschwierigen Chrysander-Coloratur. Aber den Chorsänger merkt man ihm doch noch immer an. Die Chöre selbst waren vorzüglich studirt und trugen dem Dirigenten v. Perger vielerseits verdienten Beifall ein. Das Publicum scheint sichtlich mit dem Eindruck eines gelungenen Concertes, mit aber wäre „Debora“ lieber gewesen ohne „Bearbeitung“. Chrysanders Kürzungen, wenn sie überhaupt nothwendig sind, überlässt man besser den mit den Gewohnheiten seines Publicums vertrauten Dirigenten, und die Zuthaten in den Gesangsstimmen wären am besten weggeblieben.

Richard Wallaschek.

Modenscorrespondenz.

Die Wechselwirkungen zwischen Kunst und Mode sind schon oft genug in Betrachtung gezogen worden. Dass sich auf der Leinwand des Künstlers die Welt, wie sie eben ist, für immerwährende Zeiten widerspiegelt, als Lobpreis- und unterhaltendes historisches Nachschlagebuch für kommende Geschlechter, und dass die zeitgemäße Art eines Malers, die Welt zu sehen, auch in jenen Theil seiner Schöpfungen unwillkürlich hinübergreift, der mit der Mode seiner Zeit just nichts zu schaffen hätte, weiß jeder. Wenn der Löwe in den liegenden Blättern durch eine Stadt wandelt, dort erst einen gothischen, dann einen Renaissance-, einen Rococo- und einen Empirelömen aufgestellt findet und davor endlich entsetzt in die Büste zurückflieht und wenn der nackte Menschenleib zu verschiedenen Zeiten, trotz seinen Wollens so gar gerten nachbildenden Künstler nicht viel weniger Verschiedenheit aufweist, als jener Löwe, so ist das unbewusster Zeitsitz, und wenn Peter Fendi seine spaßig ernstgemeinten Schiller-Illustrationen mit den Hundsobrenhüetelein und Schmachtlocken seiner Zeit und noch weit lustigeren epimusikalen Schnitzern ausstattet, so ist dies Naivetät, die nichts weiter kennt, als die historische Auffassung des Theaterschneiders und Friseurs. Aber ganz können sich auch die Größeren dem nicht entziehen. Die Beispiele aus den alten Meistern wären nicht am Platze — wer hätte denn damals Costümerfragen wissenschaftlich genommen! Doch auch zu der Zeit, wo das hinreißende Costüme über allem stand, finden wir gleichwohl immer noch ein Stecken Modernität, das der Künstler nicht los wird.

So ist zum Beispiel bei Makart sist nicht ein Frauentyp zu finden, bei dem nicht die weibliche Kopfform bezeichnist wäre durch die Mode seiner Zeit, die Haarwulst durch gekreppte Unterlagen kunstlich aufzubauschen und namentlich die ehrwürdige Kopfpartie hoher und dicker zu machen. Man kann sich irgendwo durch die Haarpartien die Schädelbildung durchführen, und besonders wo Diademe und Kopfschmuck angebracht sind, greift man förmlich drei Centimeter dicke Crêponunterlagen. Von der Wolter als Sappho und dem Bilde der Frau v. Feichenberg will ich noch nichts sagen, diese Costümbilder sind ja doch zumeist Porträts, aber die sind Sünde! Alle haben sie dieselben geschmolzenen Schädel, die unseren Damen ihre Porträts nach jener Zeit so lieb werden. Heute sind die Künstler mit der Haartracht besser dran. Durch die Costümfeste unter künstlerischer Leitung haben unsere Damen sich entschieden gelernt, die Haar in solchem Fall auch ein mal anders als modern aufzustecken und geben damit wieder überaus künstlerische Anregungen: aber im großen und ganzen sieht heute wieder unsere Kunstproduction unter dem modernen Zeichen der wolligen Schopfsiriire und des tiefer aufgeschnittenen Trechers. Nun ist aber in Bezug der Kleidermode etwas ganz Neues geschehen. Nicht die Künstler haben sich bestimmen lassen, sondern die Damen selbst plötzlich, dass sie mit ihrer Toilette aufschalt der künstlerischen Bewegung ihrer Zeit spielen. Wie ist es nun möglich, vermittels der zu schneidernden die Seelenmalerei, den schmachtenden Zug, das Fliegende der Linien, das heute schon so gang und gabe ist und von unseren dichen Damen das zur Schwärmerei an Kunstwerken geschätzt wird, zur den praktischen Salon- und Straßengebrauch auszudrücken? Nun, der Schneider von Genie muss alles können. Darin auch besteht das moderne Costume in unseren künstlerischen Toilette eigentlich des weiblichen Art ist — selbst das muss man ausschließen wir wegen Und es scheint, man kann es. Ich spreche nicht von neuen Decollete, dem medegätigsten Beispiel das neue Atelier der Madame Gautsch von Frankheim in Paris in der Ausstellung war, und das so unsittlich an die Grenze des Möglichen geht, die Linien tatsächlich doch noch etwas weiten Schleifen fasste und ein Wort sind, aber es sind noch andere „neue Ausschweifungen“, auch wenn sie Schneiderei zu gut wären, neue Stoffe und Zusammenkünfte. So ist man zum Beispiel der Idee gekommen, [illegible] der Arme und Schultern empfindet, zudem passend sie auch ausgewählt werden muss, brünnett mattgelb, oder rosig-blond, oder blühendfarbig incarniert. Davon wird man eine flach am Körper liebende Toilette gemacht, ohne jede Spur eines abstehenden Besatzes, erst unter den Knien sich plötzlich zu reicher Fülle erweiternd; nur ausgeschnittene schwarze Spitzenarabesken laufen in schöngeschwungenen Linien ein parmal um die Büste herum, und ein hellblauer Sammtgürtel hebt sich leuchtend ab. Wenn die Dame damit ins Zimmer tritt, ist der unverberetete Zuseher einfach paff; man sieht auf den ersten Blick absolut nichts, als den blauen Gürtel, und ein paar schwarze Zeichnungen, wie Tätowierung; der hauchartige Samm verschwimmt ohne alle Abgrenzung mit der Büste. Das ist durchaus nicht zufällig, sondern gewollt. Noch ein Beispiel. Die große Ball- und Abendmode ist der gestickte Tüll, das Spitzenapplicationsverfahren in weiß oder schwarz. Das solidare Gewebe ohne Unterlage zu verarbeiten, ist nicht gut möglich. Da es sofort reißen müsste. Um ihm aber volle Transparenz zu wahren, hat man den Hautstoff erfunden, seidschärfig, gleichfalls in verschieden wählbaren Nuancen, der nur so angewendet wird, dass er als vollständig ausschibare Unterlage den Aermel, die Schultern, sowie die obere Brust- und Rückenpartie des decolleterten Leibchens bildet, auf dem also die Flitterpunkte und Spitzenblumen frei auf der Haut zu schweben scheinen, und weiter unten kommt dann noch ein Stoffmederchen daran. Beliebig sein Stückchen abtrennen Stoffes. Ebenso die Illusion und die Schamhaft stören könnte, nur alles flach, linear, aber mit wahnsinniger Mühe und Kostbarkeit den Grundbistoffen eingearbeitet, die dadurch natürlich in lauter winzige Stücke zerschnitten werden. Eine Spitzenblume darf heute nämlich nicht aufgesetzt werden, sondern unter ihr muss der Stoff hinweggeschnitten sein, damit das seidene, andersfarbige Unterkleid tief darunter hervorleuchtet — alles sehr geschickt. Große Dauerhaftigkeit lässt sich so freilich nicht erzielen, aber bisweilen kann ein Kleid der Pariser an einem bestimmten Tage vollständig zerschnitten sein. Dies wird dadurch vollendet werden, dass sie aus ihrem Fond herausgeschnitten und neuem Stoff aufgesetzt wird. Geschieht dies mit Verständnis und Sorgfalt, so kann ganz gut ein altes Spitzen tuch, aus weiße Mousselinegaze in weitläufigem Muster übertragen, zu einer der entzückendsten Toiletten werden, die uns die Mode dieses Jahres beschert hat; auf duftigem Untergrund braucht naturlich auch der Stoff unterhalb der Spitzen nicht ein ausgeschnitten zu werden, was weit vermunftiger ist. Sämmtliche, gestickte Tullkleider werden meist weiß unterlegt, oft auch mit aus einer Lage weißen Tull und darunter rosa oder sonst hellfarbige Seide: die ganz weiße duftig gestickte Toilette, vor allem aber das weiße Kleid mit schwarzen zarten Spitzen gemustert, ist die fine fleur der Jahreszeit. Wer die Mode in Paris gegenwärtig macht, wissen wir in jetzt: es ist Jane Hading, der wir das ganz Zeitsitz so gut passende Costüme mit seinen schlanken Linien und überreichem, flachem Tanzmuster verdanken, und keine andere hätte das so gut durchgeführt, denn sie selbst weist mit beinahe jeder neuen Rolle auch neuerdings Zeitsitz der weiblichen Idealgestalt. Das ist es eben, wie Schlittgen es einmal — man kann sich verteilen, wie, gereidnet hat: wer heute üppige Fülle besitzt, muss einfach aus jedem besseren Confectionsbaus weggeschickt werden, wenn er oder vielmehr sie ein modernes Kleid verlangt: „Bedauere, wir sind nur mehr lange Hatte und schmale Hüften modern.“ Die armen Damen trauneren sich daher auf Magerkeit, stellen sogar eine Wage im Toilettenzimmer als wichtiges Requisit aufgestellt haben, und Obesitas beseitigt durch künstliche Uebungen zu bestigen. Natürlich, die moderne Kunst zeichnet ja alle nur so, und das Schwindsuchtsideal muss beeinträchtigt werden, um jeden Preis. Ein gewöhnliches optisches Täuschungsmittel ist obachin gefunden: die neue lange Aermel, der enge Aermel und der durch sehr tiefen Ausschnitt in übrigbar phänomenaler Höhe gebliebene Stehkragen. Das kann alles Gutenlos und dünn darunter bis aus Knie, und dort wallt es nun plötzlich aus einander, dass die Dame aussieht, wie eine Kanapee, entweder Meerweibchen oder aus dem ganzen eingerollten Blumenkohlgrün nement, das die Moderne so gern hat, richtig hat der Schneider das Geheimnis des Linienzuges auf neue Weise zum Ausdruck gebracht, indem er den Damen das Cyper anverlegt, wodurch sie eine Schleppe zu haben, so dass man sachlich nicht weiß, wie man sich verbeugen soll. Wenn der Kleiderkünstler eine solche neue Creation der Mundschaft vorstellt, [illegible] es wohl mit bezeichnen Blick: „Nicht wahr, ganz bezaubernd?“ Das ist es, was die heutige Modenwelt will, überall und [illegible] nach gleichem Muster, und wie immer, welchen Mitteln. Ebenso handeln es den Anzugsmeister allerhand weil [illegible] Toilettenzusammenstelle auf mit dem Taschentuch: Seidenes“ [illegible] Zimmer machen nur legal, nicht sehr besondere Sachen. [illegible] Stoffmuster [illegible] Seide [illegible] [illegible] [illegible]

in allem und jedem sonst so aus, wie man es jetzt alle Tage auf der Straße sehen kann: Eine dicke Dame, die leider den modernen Schwung der Gestalt nicht herausbringen kann und sich zum Ersatz dafür über die Hade und den ganzen Rock hinaus alle jene Linienzerrathe hat sticken lassen, die sie der Aufsenseite des Ovbrichschen Kunstkennzeichen nur ahmen lassen konnte. Nun hat auch sie ihre Sorgen: Und vielleicht wäre die Qual ihr ohne diese, sie in einzelne, angenehm geformte Theile zerschneidenden Linienzüge eben doch noch viel dicker. Darum, die Kunst im Handwerk will sich auch auf dieser Seite durchsetzen, und der denkende Confectionär sucht seine Vorbilder heute nicht mehr in den Modebildern, sondern in „The Studio“, wo die jungen Damen gegenwärtig auch ihre Ballrisiuren zu finden trachten. Die weibliche Jugend schwärmt ja für alles, was neuer Stil heißt: in diesem Carneval wird es erst zur rechten Wechselwirkung und der Kunst ins Leben und vom Leben zur Kunst kommen, wenn alle die Bilder leibhaftig aus ihrem Rahmen steigen. Auf die komischen Effecte aber, die sich bisweilen ergeben dürften, können wir mit Recht gespannt sein.

Natalie Bond Auffenberg.

Die Frau der Zukunft.

Wenn man älter wird, hört man nach und nach auf, an das „Neue“ zu glauben. Es hat seinen Glanz verloren, man traut ihm nicht mehr. Man tächelt über die Hoffnungen der Jugend, die immer meint, die Welt bei sich noch einmal zu beginnen, und immer gescheiter sein will. Der Mann hat sich bescheiden gelernt. Er gnält sich nicht mehr ab, wie es morgen sein wird. Er trachtet zu wissen, wie es immer gewesen ist. So, denkt er, wird es wohl auch bleiben, es ändert sich nicht viel. Die Bahnbrecher der Menschen sind, in der Nähe, immer dieselben, durch alle Zeiten. Was nicht sein zweitausend Jahren wohl ist, wird es wohl auch nicht mehr werden. Der Mann muthet sich nicht zu, mehr zu wissen, als die Vater gewußt haben. Er ist schon froh, wenn er sie am Ende verstehen lernt. So glaubt der Erfahrene an die Wünsche von den „neuen Menschen“ nicht mehr und wenn er jetzt so viel von der „neuen Frau der Zukunft“ reden hört, weiß er schon, daß es wohl auch wieder, in der Nähe, nur die alte der Vergangenheit sein wird, bloß vielleicht in einer ein bischen anderen Form. Dafür ist schon gesorgt. Doch mag er gern verschoren, was die jungen Leute schwärmend erwarten und wie sie es sich denken. Nächstens wird er sich dabei eigener abgethaner Thorheit erinnern, die ihm doch so lieb gewesen ist.

Ein junges Wiener Mädchen, Fräulein Camilla Theimer, hat ein Buch geschrieben: „Die Frau der Zukunft“. Es soll eine Art Roman sein, ist aber schlecht, mit Umschweifen und langweilig erzählt und man würde sich kaum durch. Es hat jedoch dissovellen einen so wohrhaften, energischen und christlichen Ton, daß man zuhören muß. Man sieht, hier spricht sich ein Mensch aus, dem das ungeheuer wichtig ist, was er zu sagen hat. Hören wir an, was es ist, um einmal zu erfahren, wie sich manche der jungen Madchen in Wien jetzt die Welt denken und sie verbessern wollen.

Die Heldin ist ein Fräulein Heimburg, eine junge Dame reicherin, die fünf Jahre als Journalistin in Amerika gelebt hat und jetzt nach England kommt, um „Studien in der Frauenfrage zu machen“. Sie in die Heimat eines Herrn Allister Macdonaldson, eines recht gewöhnlichen und kalt gutmüthigen jungen Menschen. Dieser beobachtet sie nun auf einem Dampferfahrt ihre Lebren über den Beruf der Frau mehr lebhaft als liebenswürdig vor. „Vor allem bitte ich dich“, erklärt sie ihm, „nie gegenüber das Wort gestatten nicht mehr zu gebrauchen. In einem Contract, den zwei mündige, civilisierte Wesen freiwillig miteinander eingehen, kann niemals von „achten“ oder „verlieren“, sondern höchstens nur von ausgesprochenen Bünschen, die es den anderen Partner sei sicht zu berücksichtigen oder nicht, die Rede sein.“ Darauf in der junge Mann noch so galant. „Unmöglich!“ Er entschuldigt sich: „Verzeih, die alte Gewohnheit!“ Aber da wird sie böse: „Die alte Gewohnheit des Despoten, ein Ueberbleibsel des mittelalterlichen Rechtes des Stärkeren, durch die Frau entschieden als einziges Argument, das Ende Männchen noch allen Feder im Backen hin, als Ihr wahnt! Ich ehre deinen Standpunkt und mußt dich bitten, auch den meinigen zu achten.“ Der junge gutmüthige Mannigam wird ganz kleinlaut und bittet: „Warum ich nur wieder Marie, warum du mich liebst? Bekenne mir, Weib, gefalle ich mich gefallen ist, der deinen Beifall in hohem Grade erregt, daß du in mir siehst, mir den Beruf zu achten und zu verehren?“ Sie erwidert: „Was ich in dir sehe? Du Verkörperung des Gegensatzes, die mir am höchsten gilt in der Welt. Du bist es, der mich zu dir emporzieht, dich einem Mitmenschen zuzieht, der mir [illegible] weil schwerer, einen abstracten Begriff zu [illegible] Sache zu bringen.“ Dies genügt dem bedächtigen [illegible] weiter wagt, der Weg [illegible] und [illegible] Fall, wie dies schon beim Mädchen mit jungen Mann [illegible] pflegt. Statt dessen fängt die Dame mit dem Standpunkt zu kenchen an und erklärt: „Das Mädchen ist niemals meine starke Seite gewesen. Aber ich bin nun kurzathmig, auf der Brust fehlt mir nichts. Und Allister, meine Mutter ist nicht an der Lungensucht gestorben; auch nicht mein Vater, aber sonst irgend ein Mitglied meiner unmittelbaren Familie. Wäre dies der Fall gewesen, ich hätte niemals eingewilligt, die deine oder die eines anderen Mannes zu werden.“ Das wundert uns nicht mehr so sehr, da sie uns, lebhaft ist sie, gleich im Anfang schon mitgetheilt hat, „welch hohe Meinung sie von unserer Verantwortung dem kommenden Geschlechte gegenüber hegt und was für Forderungen sie aus diesem Grunde an die Vergangenheit ihres Zukunftigen stellt.“

Dies sind die Meinungen, die unsere Heldin über das Verhältnis der Frau zum Manne hat. Wir können sie erst begreifen, wenn wir später sehen, wie sie sich gegen den Mann benägt, den sie liebt. Sie ist einmal mit ihrem Bräutigam abends in seinem Zimmer allein und da geschieht es, daß der hächst Gutmüthige mit der Zeit doch etwas lebhafter und zuthunlich wird. Er versucht sie auf seinen Schoß zu ziehen und „bedeckt ihr, ungeachtet ihres Sträubens, Mund, Wangen und Augen mit glühenden Küssen“. Da springt sie auf, stößt ihn mit beiden Händen von sich: „Laß mich aus! Du thust mir weh! So küßt man Damen, nicht eine Braut!“ und, heißt es, „die Empörung einer großen, edlen Natur leuchtete aus jedem Zuge ihres Antlitzes“. Ihre junge Mann fängt auch gleich sich zu schämen an und bittet um Verzeihung. Er will sich entschuldigen: „Du bist auch schuld daran, an dem, was geschehen ist; du verlangtest Unmögliches,“ sagt er. „Nicht ich, antwortet sie, die kommende Generation verlangt es durch meinen Mund!“ Woher dann aber die kommende Generation eigentlich kommen soll, wird nicht gesagt, sondern sie wiederholt nur immer, daß sie ihm das nicht verzeihen kann. „Ich kann nicht, Allister, ich kann nicht,“ stammelte sie tonlos. „Physischer Ekel verglaste ihr die Augen.“ Und in ihr Tagebuch schreibt sie vier Tage vor ihrer Hochzeit: „Den 11. August soll ich Allisters Frau werden, der Gedanke läßt mich nicht zur Ruhe kommen. Freue ich mich darüber? Leidenschaftlich, ich widerzweifle, das wir von diesem Tage an durch unlösbare Bande aneinandergekuppelt sein werden, ich ein Recht an ihn und seine Zärtlichkeit, seine tägliche, stündliche Gegenwart besitzen werde, denn wie theurer er mir ist, weiß ich erst seit unserer Trennung; auch auf das andere, das, was die Ehe ausmacht? Nein, auf das freue ich mich nicht ... Ich werde Weib und Mutter sein, vollkommen, Geliebte niemals. Ich habe keinen erotischen Funken in mir. Ich werde die Frau sein, in deren Hände Allister vertrauungsvoll sein ganzes Geschick, sein Leben, seine Ehre legen kann, die ehrbare Mutter seiner Kinder, so Gott mir dieses Glück gewährt; Liebeskünstlerin niemals. Wird er den Mangel dieser Eigenschaft als Fehler an mir empfinden? Soll es anders sein? Die Ehe zwischen berechtigter, zu gebotener Leidenschaft und nennen wir es Verachtung ... ist so schwer zu ziehen beim Weibe. Zu wenig ist eine Schwäche, ich gebe es zu, zu viel ein Verbrechen!“

Giebt es solche Mädchen? Kommt das vor? Kommt es vor, daß ein Weib bei der Annäherung des Mannes, den es liebt, statt vor Freude zu zittern, in diesem hohsten Momente eisdrisch und „Ekel“ empfindet? Nun, wenn die jungen Mädchen jetzt schon mit ihren Gefühlen so aufrichtig sind, dann sollen auch wir die unseren nicht verhehlen. Ich denke: ein Mann, der noch ein bischen ein Mann ist, wird mit einer solchen Frau nur Mitleid haben können. Mit Verachtung kann nicht, weil wir die innerste Natur des Weibes und sein ganzes Wesen verleugnet und mit sie uns Instinkt scheut, nicht zu einem gesunden Manne. Ich denke, wenn es solche Mädchen gibt, sollen wir diese Männchen als Feinde nicht bloß unseres Geschlechtes, sondern der Menschheit unschädlich machen. Und ich denke die Frauen, die nur noch ein bischen Frauen sind, wahre Frauen, Zuthunmende der Liebe, werden dabei mit uns sein. Jeder Mann wird zuthunmen, wenn sich die Frau seiner Liebe verlangt. Jede Frau wird die zuthunmen, wenn sie Scheue weiß, wie sie scheuen. Jeder Mann wird die zuthunmen, wenn sie verrathe, sich selbst zu besinnen und von Vornherthein zu beherrschen. Wenn es aber so schein, daß die Frau in aufsaßen, unser natürliche Beschaffenheit, die Geschlechter aus Gegensatz zu verbinden, dann wird es uns doch wieder einmal kommen müssen, wie [illegible] Ich glaube nicht, daß es [illegible] Zukunft geben [illegible] uns [illegible] daran zu [illegible]

Hermann Bahr.

Die Woche.

Volkswirthschaftliches.

Digitized by Google

neuer Unternehmen zu verbinden, muß die Belastung der vorhandenen Unternehmungen immer stärker werden. Gewaltsam ist bisher der Uebergang vom Agricultur- zum Industriestaat aufgehalten worden und dieses zeigen, welche diese Politik zu ihren Gunsten getrieben haben, die Großgrundbesitzer, haben gleichzeitig gewußt, ihre Steuerleistung nicht nur nicht zu erhöhen, sondern durch zahlreiche Ausfälle noch zu vermindern. Die amtlichen Veröffentlichungen über die Personal-Einkommensteuer geben zwar noch kein sicheres Bild, aber der Eindruck, daß nun das in den großen Städten concentrierte mobile Capital annähernd richtig fatiert habe, daß die Provinz, daß insbesondere die Belastung seinen Steuerschätzen schlecht nachgekommen ist, ist augenfällig. Für alle selbständigen Berufe bietet die Steuererform eine große Entlastungsuhr. Auch im Einzelnen. Man hatte nicht erwartet, daß die Erwerbsteuer eine große Mehrbelastung der Einzelnen ergeben werde. Es ist ein Widerspruch, daß in so vielen Fällen die Erwerbsteuer höher, viel höher ist, als die Einkommensteuer. Möglich, daß es im Laufe einiger Jahre gelingen wird, die Steuer in gleichmäßigerer Weise auf die Steuerpflichtigen des ganzen Reiches zu vertheilen. Vorläufig bleibt der Eindruck, daß die Lasten der Reform der Hauptsache zu Gunsten der Provinz angelegt wurden. Auch dieser Stimmung ist die Entstehung über die beiden eingebrachten Vorfälle zu erklären, obwohl sie, insbesondere im Falle der Buschtiehrader Bahn, nicht ganz berechtigt ist. Die Buschtiehrader Bahn befindet sich in einer Periode rapiden Aufschwunges. Wer die Erträgnisse der Bahn und das reine Steuergefälle kannte, mußte wissen, daß das Unternehmen heuer um mindestens 300.000 bis 500.000 fl. mehr werde zahlen müssen, als bisher. Man kann doch schließlich nicht die Auesührung der Gesetze stiftieren, bloß damit der von der Wiener Börsenpresse befürchtete üble Eindruck auf das Ausland, den eine plötzliche große Erhöhung der Steuer erzeugt, nicht eintrete. Ueberhaupt wurde es einen besseren Eindruck machen, wenn unsere Börsenpresse den Steuerdruck nicht immer an den höchsterreichen, den großzupraktistischen Unternehmungen beweisen wollte, sondern mehr an den kleineren Gesellschaften, welche gewiß nicht weniger unter den hohen Steuern leiden, als diejenigen Gesellschaften, welche Dividenden von über 10 und 15%, vertheilen und daher durch die Dividendensteuer belastet werden.

Herr Wittgenstein hat seine Verwaltungsrathsmandate nieder gelegt. Er meint, daß seine Person den Unternehmungen schade, daß die Angriffe, die gegen das Mandat gerichtet werden, seiner Person gelten. Herrn Wittgenstein steht es frei, seinen Austritt zu motivieren, wie er will; die Zeitungen aber, welche diese Behauptungen nachdrucken und breitreten, welche Klagen, daß Herr Wittgenstein fallen mußte, weil der Neid ihm nicht vergönne, daß er ein treuer Mann geworden, machen sich einer bewußten Täuschung schuldig. Ob der eine oder der andere Minister oder Hofrath Herrn Wittgenstein aus persönlichen oder politischen Motiven nicht mochte, ist ganz gleichgiltig. Die Bewegung, die sich gegen das Eisenkartell kehrt, ist von der Person des Herrn Wittgenstein ganz unabhängig; sie wird durch seinen Austritt auch nicht beruhigt werden. Denn sie hat ihre Ursache in den Privilegien, welche dem Kartelle verliehen worden sind, in den eisenverbrauchenden Industrien und der ganzen Bevölkerung anderen. Solange dieser nicht aufhört, es ganz gleichgiltig, ob Herr Wittgenstein in der Verwaltung sitzt oder ob er, wie gegenwärtig, die Verhandlungen aus der Ferne leitet oder ob diese Leitung einer anderen, ob er sich eines schönen Tages ganz zurückzieht. Mit seiner Demission als Verwaltungsrath hat er nur fortgefetzt, was er durch seinen Austritt als Centraldirector vor Jahresfrist begonnen. Er ist jetzt ganz Großindustrieller auf Actien geworden, und es steht ihm als solchem frei, seine Fabrikaten und Erfahrungen den Unternehmungen zur Verfügung zu stellen, zu denen ihn Besitz und Interesse zieht. Ebenso frei kann er auch mit seinen Actien walten. Und diese Actien wollte er durch seinen Austritt gewinnen. Mit dem Eisenkartell und den Eisenpreisen hat das nichts zu thun. Und nicht als an seinem Austritt ist die Oeffentlichkeit daran interessiert, ob die Regierung gegen den Preistreiber vorgehe, sondern ob sich Herr v. Dipauli von Herrn Kestranek beherrschen lassen wird, daß alles gut sei, so wie es ist.

*

Die Maschinenfabrik Breitfeld Danek & Cie. in Prag hat dieser Tage eine Capitalsvermehrung durch Emission neuer Actien vorgenommen. Die alten Actien des Unternehmens sind an der Wiener Börse cotiert. Trotzdem ist in Wien weder eine Subscriptionsstelle errichtet, noch ein Prospect oder auch nur eine Subscriptionsaufforderung veröffentlicht worden. So liegt in diesem Vorgehen eine absolute Verschmähung der Wiener Börse, denen nicht zugemuthet werden kann, Prospectblätter zu lesen, um von Vorgängen zu erfahren, deren Nichtkenntnis ihnen erhebliches materielles Schaden bringt, und die auch noch genauso gut wieder dürften, ihre Actien nach Prag zu schicken, um das Bezugsrecht ausüben zu können. Wenn ein Unternehmen die Borsenie in Anspruch nimmt, welche die Coursung seiner Actien an einer Börse mit sich bringt so überrumpt es auch der pflichtmäßigen gegen die Interessenten des betreffenden Börseplatzes. Auf die Erklärung derselben zu verzichten, ware Sache der Buchhaltung.

Kunst und Leben.

Die Premieren der Woche: Paris, Neuveau Theatre, „Le roi de Rome" von Emil Pouvillon und Armand d'Artois. Ambigu, „Le Mioche" von Jules Mary. Berlin, Lessingtheater, „Das liebe Ich" von G. Mathews. Schauspielhaus, „Die Verbrecher" von Gustav von Moser. Belle Alliancetheater, „Der Schlafwandler" von Heinrich Lee. Residenztheater, „Der Schlafwandler" von Bisson.

*

Carl Theater „Adam und Eva" oder „Die Seelin wandelt rund" von Hugo Wittmann und Johann Bauer. Musik von Karl Weinberger. In ihrer neuesten Operette haben Johann Bauer und Hugo Wittmann den Versuch gemacht, die alte Schablone zu zerbrechen. Wir haben alle das gewünscht, dass es mit ihr nicht mehr gehe; wir möchten heute: Aber wie? Die beiden haben es durch eine sehr bestimmte Art satirischen versucht. Der Gedanke von der Metempsychose wird dargestellt, aber nicht heroisch an mächtigen, sondern ironisch an recht täglichen und menschlichen Gestalten, wie es ja im Sinne der Zeit ist, das Kleine an den Großen, das Hinfällige an den Unsterblichen zu sehen: ich habe ein paar Mal dabei an meinen Napoleon gedacht. Mit welchem Geiste und welcher Laune sie das thun, kann man sich denken, aber es scheint den Leuten ein bischen zu hoch gewesen zu sein, sie haben wieder einmal nicht gleich begriffen. Die Musik von Karl Weinberger kennt man ja, ein Lied im letzten Akt hat sehr gefallen. Reizend ist Miss Halton und Girardi steht ihr mit seiner unverwüstlichen Verve bei. H. B.

*

Es gibt Stücke, bei denen man vor lauter Scham, sie anhören zu müssen, sich selbst in unerhörter Weise belügt: man senkt den Kopf, schließt die Augen, stellt sich schlafend. Die Lüge besteht darin, daß man eher alles andere empfindet, als Apathie. Jeder Satz, der auf der Bühne gesprochen wird, schickt Pfeile in unser Fleisch, jedes Lachen des Publicums empört, beleidigt, entwürdigt uns. Die eigentliche Theaterlangeweile verschwindet ganz gegenüber der Betrachtung, wie es möglich war, daß irgend ein Mensch in der Welt solch fadenhaften Stumpfsinn niederzuschreiben vermocht hat. Dagegen ist man nun machtlos, denn es gibt einen Grad der Dummheit, der durch jedes Wort des Tadels oder der Verwunderung gleichsam sanctioniert wird. Und zu dieser Kategorie gehört die „Hofgunst" des Duo von Trotha. „Jubiläumstheater, Mittwoch." Eine Hofintrigue, theilweise handlungsgeschaftelt, bieterne Romantyrasen, Kaiser Wilhelm und Bismarck dem Zelig Philippi nachempfunden. Das ist nicht amüsant, liebes Jubiläumstheater. Wenn ich da wäre, würde ich nur Stücke auf Lieferung bestellen, worin die schlechten Menschen ausschließlich Juden sind. Das wäre würdig und vielleicht auch amüsant. Nur müsstest du Herrn Thilo v. Trotha als Lieferanten ausschließen.

*

3. Wassermann.

Mit Moritz von Egidy, der am 29. December 1898 so jäh von uns schied, ist eine einzigartige Erscheinung dahingegangen. Vielleicht ermessen selbst seine Freunde in Bälen nicht ganz, welch ein Verlust für unser leidendes Volksleben das bedeutet; denn man muß ihn in den begnadeten Momenten seiner Erleuchtung gesehen haben, um ihn verstehen zu können wie das Werkzeug eines höheren Willens. Solche Momente — um hier von seiner Thatsache als Redner zu sprechen — mehrten sich seinen Tausenden von Zuhörern schon an, ehe er die Stimme erhob; ich habe mit leidiger Erschütterung an ihm, als Freiheit dem einzigen, erfahren, daß es wirklich noch Menschen gibt gleich den Patriarchen, von denen alte Bücher berichten, daß ihre „unbedeutenden Handlungen" das Adelszeichen einer Persönlichkeit trugen. Und er trug seinen armseligen Mantel, er war der Gegenwartsmensch auch im äußern: schwarzer Anzug und Cylinder, und dennoch der Patriarch Emerson, eine so mächtige und saulenhafte Erscheinung in der Landschaft, daß es der Mühe wert scheint, zu berichten, wie er sich erhob und sich die Leuten gittete und nach diesem oder jenem Orte ausblickte." Roberte er sich dem Rednerstuhle, dann legte sich das Schweigen der Versammlung. Zu ihm selbst aber hallten sich die Rufe seines ganzen Wesens zusammen, und wenn er sein stereotypes: „Männer und Frauen!" — hinter jedem Wort ein Punkt — gebrochen, dann hatte er sein Auditorium schon dahin gebracht, wo er es haben wollte. Dabei war er nicht einmal, was man einen Redner nennt, vor allem keiner, wie wir sie im akademischen Leben kennen: kein Phrasendrescher, kein Zeitungsdeutsch, auch keine ciceronianische Logik — seine Rede war, wie sein geschriebenes Wort, ganz: „M. von Egidy!" Und seine Handschrift war es auch, und auch sein persönlicher Umgang, der zu Selen griff, wo es galt, nur zwischen Menschenseelen und einer sich auftauenden Liebenswürdigkeit gelegen sein konnte. Natürlich entstrach auch, was er wollte, seiner Persönlichkeit. Er war Oberstleutenant eines Husarenregiments und Commandeur, als er seine „Ernsten Gedanken" veröffentlichte. Inhalt: Besserung vom Formelchristenthum, Biederermannthum, Ehrlichkeit, Kampf nach den Grundsätzen der Bergpredigt und Nächstenliebe aus; die Parallele zu Luther fällt hier in manchem auf. Er mußte natürlich den vielgeliebten, so innig ersehnt aufgejubelten Soldatenbrief anschaffen. Das war alles 1890—1891. Aber man wachse er, und in einem halben Jahrzehnt, doch bei jedem Schritt mit ernstlicher Ueberlegung, machte er den Weg von den milden „Ernsten Gedanken" über andere Bekenntnisse hinweg bis an der Stelle, wo er in seiner „Brüderlehre" mit heißgrem Zorn und doch ihmerzvoll ausruft: „An der Schwelle des neuen Jahrhunderts erschallen vor ein unermeintliches Trappelrabe: Nur Staat und Kirche dürfen gehorsam, wo der hamerlichen Zuchtlinge, unerhandelt; beider Gott Kraft durchwandert; der eine lebt vom andern; sie können der eine nicht ohne den andern leben; so mögen sie miteinander verharren. Der Phrenix, der ihrer Asche entstieg, soll auch wieder ein Doppelgebilde darstellen. Recht und Religionsfrei." — Und doch galt diese Entwickelung nicht auf eine einzelne Person; das wachsen in sich und sein Gesetz Selbstheit war Naturnotwendigkeit. Aber in merkwürdig der Zukunft war dabei das äußere Motiv, der leidenschaftliche Mensch, das gleichsam verlorene Innere. Aber dies empfunden hat, ist den ist es ihm Trost, daß die „Aber" sein, denn der Trägst verschwinden mußte; die Durch sich erst spricht. Wir wissen ja nicht, daß „Unterschiedsbestimmungen", sondern nur „Individualcharakterisierungsbegriffe" uns noch sind, daß wir überhaupt leben müssen, daß „unterschiedliche Rechte" und „innere Selbständigkeit" unsere „heiligsten Güter der Menschheit" sind, u. s. w. Aber wie er das bewies und seinen Widersprüchen in uns entstehe, wie er Zuhörer war durch eine entschiedene Bewegung die Hand in Gestaltung wandt, wie er durch sein persönliches, parteiemancipiertes und rein parteiverunreinigtes Wesen Standesvorurtheil und Anschauungen vor den Nasen zerwirbt, den sie bereits

„meinten", wie er die Arbeitslosen vertheidigte, die geflohenen Anarchisten in Spanien, die Hamburger Streikenden und den armen Jiethen im Zuchthaus zu Berden — so brachte es nur Persönlichkeit zustande. Und das muß ihm Anarchist wie Conservativer lassen: in seiner Gegenwart wagte keiner ein ungehöriges, unwesentliches Wort. Nun ist er dahin und aus denen, die heroisch empfinden können, möchte es herausbersten, wie das laute Klagen der Germanen um einen gefallenen Lieblingsdegen. Wie sicherlich murren mich, der ich gar nicht einmal alles „unterschreibe", die „kritischen" „Würdigungen" unserer Artikelschreiber an! Persönlichkeiten gehen nicht dahin, dass man seinen Klassich daraus übe. Lieber sollte sich laut die Frage erheben: Wer thut es dem Muthigen gleich?

Friedrichshagen. **Wilhelm Spohr.**

Bücher.

Philipp Lotmar, Professor in Bern: Die Freiheit der Berufswahl. Rectoratsrede, gehalten am 4. December 1897. Leipzig, Duncker und Humblot, 1898.

Eine vortreffliche Rede, deren Lectüre allen Gebildeten dringend anzurathen ist! Freilich, hätte sie Lotmar an einer preußischen Universität gehalten, so wäre er sicherlich seiner Dienstenthebung nicht entgangen sein. Ohne im mindesten die Formen zu verletzen, welche die Würde des Amtes, der Ort und der Anlass einer solchen Rede vorschreiben, schildert er doch mit packender Eindringlichkeit die Wirkungen des unheimlichen gesellschaftlichen Zwanges, der Hunderttausende in an sich widerwärtige Berufe drängt und sie dort festhält, sie für sie sich nicht eignen, der die einen an einem durch Rücksichten auf die Gesundheit gebotenen Berufswechsel hindert, andere zu einem unheilvollen Berufswechsel zwingt, endlich einen Beruf als Erwerbsweg zu wählen zwingt, „wo somit heilsame Berufslosigkeit bestehen würde; dies gilt zum Beispiel von den 215.000 Kindern unter vierzehn Jahren, die nach der deutschen Berufszählung vom 14. Juni 1895 im Hauptberuf erwerbsthätig waren oder zum Hausgesinde gehörten." Er weist auf den Arbeiterschutz hin, als ein Mittel, die Wirkungen dieses Zwanges für die Schichten zu mildern, von denen er am härtesten empfunden wird, und schließt mit einem Appell an die „Lehrlinge und Lehrmeister der wissenschaftlichen Berufe", die „über dem Erwerbskampf entrückte, der Erkenntnis zugewandte Berufsübung einer Freiheit der Berufswahl verdanken, die sie über die Werkzeuge ihrer Lebensgenüsse erhebt." Wer sich von dem Gedanken loskommen und bedrückt fühle, dass er damit einer unverdienten Vergünstigung theilhaftig geworden sei, der werde Lockerung der freien Bahnen für eigene Eriebverfügung empfinden.

Sechzig Upanischads des Veda. Aus dem Sanskrit übersetzt und mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Dr. Paul Deußen, Professor an der Universität Kiel. Leipzig 1897. F. A. Brockhaus.

Die Upanischads sind theologisch-philosophische Betrachtungen über das Wesen der Dinge, die sich an die oedischen Ritualbücher anschließen. Da diese Ritualbücher in verschiedene Classen zerfallen, und da ausserdem jede der verschiedenen Brahmanenschulen ihre eigenen Upanischads hervorgebracht hat, so bilden diese eine sehr reiche noch gar nicht abgeschlossene Literatur. Ob die Verehrung, die namentlich seit Schopenhauer von vielen der Weisheit der Inder gezollt wird, berechtigt ist, ob diese Weisheit zu unserer, auf der Combination griechischer, jüdischer und christlicher Bestandtheile beruhenden Philosophie in irgendwelchen Beziehungen steht, dafür sie eine wesentliche Bereicherung angeboten werden kann, ob Paul Deußen Recht hat, wenn er die Lehre der Upanischads für eine nothwendige Ergänzung der Bibel hält, das sind Fragen, über die wohl noch Jahrhunderte lang gestritten werden wird. Aber soviel steht sest, dass die Streitenden die indische Lehre wenigstens kennen müssen, wenn sie nicht ins Blaue hineinreden wollen, und diese Kenntnis hat Deußen durch sein großes Werk, ein Ergebnis ungeheuren Fleißes, erst ermöglicht; denn bisher waren nur Bruchstücke dieser wunderlichen philosophischen Gedichte in der deutschen Literatur zerstreuten Schwimmen bekannt und den Theil der Upanischads, den Anquetil du Perron aus der persischen Uebersetzung ins Lateinische übertragen und unter dem Titel „Upanischat" herausgegeben hatte; und Deußen ist der erste, der den Text durch Einleitungen und Anmerkungen eingehender verständlich gemacht hat. — e —

Paul Scheerbart: Na Prost! Phantastischer Romgeroman. Berlin 1898. Schuster & Loeffler.

Es ist sast unheimlich und diesem Scheerbart: „Torph", 1897. „Ich liebe Dich!" 1897. „Der Tod der Barmeliden". 1897. Na Prost!" 1898. Und was hat er alles noch in petto! Das neue Buch mit dem dutzigen Titel ist ein ähnlich tschnuniger Wurstl wie der Eulenbaktrotum: „Ich liebe Dich!" Die Reise geht diesmal noch etwas weiter als nach Arkturus Semius. Die Erde ist längst zerstört, und Menschen sind auch keine mehr, aber die letzten Reste des Menschengeschlechtes leben noch: drei gelehrte Germanisten fliegen in einer gasdicht conservierten, achtkantigen Flasche, gleichsam als die Geister eines selbständigen kleinen Meteores, durch den Weltenraum. Scheerbart, Scheerbart, ein Weltverweser in Schnapsflaschen kann? — Na Prost! Aber wir wollen nicht ungerecht sein. Wir haben allerlei dabei erlebten kann, das wissen wir ja durch Julius Verne und Kurd Lasswitz zur Genüge. Aber um heiter Scherz ist es Scheerbart auch gar nicht zu thun. Er hat nur zu schildern, wie das von der Erde los gelöste kleine Weltsonderchen immer mehr in einen absoluten Nonsens weisen wird, wie in seinem Gefolge, den drei Menschen, die Reste der Erdenerinnerungen sie leben sich namlich gegenseitig literarische Werke aus, den alten Deutschland vor, und die letzten irdischen Gefühle erwachen und erschlaffen, wahrend die ein wenig traumhaften, unsterblichen Leben zu sahren beginnen. Denn in großen Zügen besteht seine Weltanschauung nicht und seiner Germanisten. Und es war gewiss ausserordentlich ein ganz neuer, rückter Gedanke, das der Mensch als solcher der entwicklungsmäßige Erde überleben könne, da er doch selbst nur ein Organ dieser Erde ist. So verwandelt sich denn die drei lustigen Leute ganz unmerklich. „Ihre Gedanken sind schließlich nicht mehr menschlich, — das Letzte wollen sie erfassen; aber im unendlichen Raume giebt es ein Letztes — nicht!" Die Erde ist längst entzwei — und die achtkantige Flasche lebt." Damit schließt das kleine Buch. Aber wie dieser Ausklang zustande kommt, wie diese unerklärliche, aus Mudigkeit und Jugendlichkeit gemischte Stimmung des Umgewandeltwerdens sich bei den polsterten Gelehrten und zugleich den Lesern bemächtigt, das ist von einem so seltenen, intimen, rätselhaften Zauber, dass ich den Schluss dieses Buches zu dem Allerbesten rechnen muss, was die moderne Literatur uns jetzt hervorgebracht hat. Dass das Buch zugleich auch wieder einen unendlichen Reichthum von Bildern und Ideen verschwendet, brauche ich denen, die Scheerbart kennen, nicht erst zu sagen. Meyrere von den Erinnerungsintermezzi aus der alten Erde sind allerdings schon belannte Erinnerungen aus Scheerbarts eigener literarischer Vergangenheit; eines von ihnen („Heil! Tanze mit mir!") hat der Verfasslung zu dem Unterstück „Königsdrama" gegeben, es ist das letzte „Königsstück", das seinerzeit das 1. Heft des damals so jungen „Pan" eröffnete, vor dem alle Kritiker den Kopf in den Sand steckten. Die Haupterzählung ist überwiegend neu in ihrer Einfachheit und scheinbaren Harmlosigkeit. Allerlei Bosheiten sind natürlich auch darin: wenn die drei gelehrten Herren ihre Gedanken über die letzten Problemgeschichten austauschen, wenn sie bei jedem fragen müssen: Was „wollte" nun der Dichter hiermit wohl sagen? und alles entweder moralistisch, oder literaturhistorisch, oder politisch und sozial deuten müssen, — das ist eine Parodie auf die deutsche Literaturkritik von heute, wie sie geworden ist. All das wird wieder beschienen von dem einzigartigen Humor Scheerbarts, von dieser übermüthigen Atopsgeisterlustigkeit, die doch immer sein und discret bleibt und sich niemals überschreit. Es ist ein kleines Meisterwerl, dieser phantastische Königsroman „Na Prost!"; ein Buch, das in der ganzen Welt sein anderer zu schreiben vermocht hätte, als eben Paul Scheerbart.

Gustav Kühl.

Peter Nansen: Judiths Ehe. Berlin, S. Fischer, 1898.

Ein Roman in Dialogform, die sich recht gut für den Stoff eignet, der sich auf das Verhältnis zweier Menschen zu einander beschränkt, in das die Aussenwelt nur wie durch die Fenster einer Wohnstube hineinblickt. Tragisch ist das Buch eine Fortsetzung der Novellen Nansens. Immer wieder das Leben der eleganten Stadtmenschen auf das erotische Centrum bezogen, keine große Melodie, kein erhabener Gedanke, aber eine ursprünglich echte Empfindung, die in einer ruhigen, feinen Sprache sogar einen sonoren Wohlklang bekommt. Aber aus der ursprünglich reinen, einfachen Empfindung wird bald eine raffinierte Komödiane, — über die sogenannte „Stimmung" vieler modernen Bücher wäre auch einmal ein Wort zu sagen: wie sie jetzt gar so leicht gemacht werden kann und wie wenig eigentlich daran ist, — das Spielen auf einer Taste eines Instruments. So wird dieses Epos, das in einer dramatischen Verdichtung erinnern er ein dichtes und feines Buch aber keineswegs groß oder tragisch, was bei einer tieferen Begabung sicher herausgekommen wäre, sondern traurig, weichlich, nicht zart, nicht sentimental als schmerzlich; obgleich die Kunst, wenn man so will, in diesem Buch eine viel größere ist, als in den einfacheren, naiveren Büchern Nansens. Er ist hier viel bewusster, seine Tragödie hat sehr viel Stimmungselektrizie. Früher haben wir das Eigenart genannt und seine Bücher waren ja wirklich entzückend. Woran ist die Schuld, sagt kommt uns das als Manier vor. Vielleicht sind wir anders geworden? Das aber ist mein sehr Persönliches, das ganz großen Künstlern und ihren Werken gegenüber die Menschen und die Zeiten nicht anders werden. **L. Zt.**

Revue der Revuen.

Das Januarheft der **„Deutschen Revue"** bringt aus der Feder des Staatsministers von Fall thatsächliche Ergänzungen zu Bismarcks Memoiren, aus welchen die Bündte, welche Falls Ansicht verbreiterten, mit Klarheit hervorgehen. „Ueber ambulante Operationen" macht Professor Adolf Lorenz sehr interessante Mittheilungen. Das mühselige Modellierverfahren hat sich nicht bewährt, und die Heilung des Klumpfußes, des angeborenen Schiefbeines und der Hüftgrattverkrümmungen, sondern insbesondere der den angeborenen Hüftgelenksverrenkungen der Kinder sehr schwach. Binnen Jahresfrist vermag der Arzt am Korper des mißgebildeten Patienten durch fortgesetzte Einwirkung auf die einzelnen Theile derselben Veränderungen hervorzubringen, welche, wenn sie dem bildenden Künstler am lebenden Thon zur Aufgabe gestellt würden, diesen unzulänglich verzweifeln würden. Lieber die Form ganz in sich sloren und von Grund aus eine neue zu modeln, anstatt die eine in die andere allmählich umzuwandeln.

„Socialistische Monatshefte" Normalen bringen einen Artikel von Dr. Max Quarck über „Fabrik und Heimarbeit". Nach der große Umfang der Fabrikarbeit, die diese Produktion in den letzten Jahrzehnten gewonnen hat, sinden, was in heutigen Augenblick auf die weitgehende Arbeit in denen Fabrikbetriebsräumlichkeiten und Betriebsformen haben. Trotzdem der Verfasser die Uebergangsform der Heimarbeit in den kapitalistischen Großbetrieb über die Fabrikarbeit in der Hausindustrie behandelt, sind der Gründe noch genügend vorhanden, dass sie keinen Stadium aufgehört, in naher die Kapitalisten Handel eine auf der normalen, regelmäßigen und stetig fortschreitenden Grund bilden unbedeutende Bedeutung. Zwar ist auch in Heimarbeit der den maschinellen Betrieb, und auch dem die Lage der Arbeiter durch die Gewerbeinspection [illegible] ist es eine Tatsache, dass in der Heimarbeit [illegible] Arbeiter [illegible] Arbeiter [illegible] Arbeiter

gebung suggestiv überträgt. Während die Bürde seines Standes dem Arzt Welt bwang; weiß aus den Nöthen des Volkes hervorgegangen, kennen er dessen Anschauungen und Lebensbedingungen, und weiß auf sie einzugehen; er spricht seine Sprache und besitzt von vorneherein das Vertrauen seiner Clientel, die dagegen dem indolenten Bourgeois voll Mißtrauen begegnet; endlich ist seine Jugehörigkeit zur Partei, nach Ansicht des Verfassers, der letzte und mächtigste Grund für den Zulauf, den die Verfechter der Naturheilkunde gerade in socialdemokratischen Kreisen finden. Als Gegenmittel empfiehlt Dr. Jadek den modernen Aerzten, sich eingehender mit dem socialen Milieu ihrer Patienten vertraut zu machen und unter ihnen zu leben, um ihr Vertrauen zurückzugewinnen, und gleichzeitig an der Hebung ihres geistigen Niveaus mitzuarbeiten. Radical werde mit der Curpfuscherei freilich erst dann aufgeräumt werden, wenn die beiden Punkte des socialdemokratischen Programmes: Unentgeltlichkeit von Arzt und Arznei, und Unentgeltlichkeit des gesammten Unterrichtes in Erfüllung gegangen sein werden, und damit die Ausübung der ärztlichen Kunst aufgehört haben wird, ein Privilegium der besitzenden Classen zu sein.

„Revue des Revues" (15. December) bringt einen Aufsatz von Paul Gabillard über das Proletariat in der französischen Armee. Während in allen anderen Berufen die Gehalte zugleich mit den gesteigerten Bedürfnissen gewachsen sind, ist die Gage der französischen Unteroffiziere seit der Zeit Ludwigs XV. nahezu unverändert geblieben. Sie bewegt sich zwischen 2300 bis 2700 Francs im Jahr für die Lieutenants und Oberlieutenants, die aber wenigstens in den meisten Fällen unverheiratet sind. Noch schlimmer ist der Hauptmann daran, der bei einem Einkommen von 8 bis 11 Francs täglich gewöhnlich schon Frau und Kinder zu erhalten hat. Selbst der Oberst, der doch, namentlich in den Provinzgarnisonen ziemlich viel repräsentieren muß, verfügt nur über ein Einkommen von 15 Francs täglich und erreicht diesen Grad gewöhnlich erst in einem Alter, wo der Kaufmann schon daran denkt, sich von den Geschäften zurückzuziehen. Wahrhaft beklagenswerth sind die Officiere in Frankreich durchaus nicht aus den wohlhabenden Kreisen und viele Officierssöhne sehen sich genöthigt, trotzdem sie das ganze Leben unter der glänzenden Mütze ihres Vaterstandes gelitten, selbst wieder der militärische Laufbahn einzuschlagen, weil ihnen so die unentgeltliche Ausbildung zutheil wird und sie leichter zu einer Art von Unabhängigkeit gelangen, als bei einem akademischen Studium. Ebenso wieder, wie die Gagen im Verhältniß zu denen anderer Länder — die namentlich mit den höheren Graden rapid ansteigen — sind die Zulagen des französischen Officiers. So betragen die Wohnungsentschädigungen in der deutschen Armee das zwanzigfache dessen, was in Frankreich zugewiesen wird, so daß nichtere Garnisonsweschl geradezu den Ruin bedeuten; und am Schluß eines Lebens voller Entbehrungen ein dürftiges Alter, das durch eine kärgliche Pension kaum vor der nackten Noth bewahrt wird. — Nahezu ein ein neues Buch von Th. Ryczlin: „L'Anarchie littéraire", hierein 69. Petitsier sehr temperamentvoll über die moderne Literatur und das Recht des freien, individuellen Schaffens. Das von den Jungen in Anspruch genommen wird. Man werfe ihnen vor, sie hätten die Traditionen zerrissen, ohne der Welt Neues zu geben. Darauf sie zu erwidern, aber vom Tage sie die Formel, das Studium abgeschafft haben, ist ihr großer Vorzug, und je durch man schwerlich auf eine neue „Schule" heißen. Jede Schule beschränkt eigentlich eher am Regieren des Zeitalters als daß sie positive Ideale aufstellt, und jede fordert durch ihre naturgemäßen Uebertreibungen das Entstehen einer gegengerichteten. Die Welt dient in der Literatur geschichte durch, sie zeigt es sich, daß die Schulen eine nach der andern zerfallen sind, daß das Schulgemäße verattet ist und nur jene Werke weiterleben, die aus dem Rahmen herausgerissen sind. Die Tradition ist eigentlich nichts anderes, als die Anerkennung jener Neuerungen, die zu unserer Zeit ihr begehrt gelten; sie ist nichts Abgeschlossenes, sondern wandelt und bereichert sich beständig und so werden die Doctrinäre der Zukunft vielleicht im Namen der Tradition das verdammen, was man heute Anarchie nennt und muß im Grunde nichts anderes sie, als die Forderung jedes ursprünglich, aber lebendig wirken.

„Contemporary" December). Ein bisher unbekannt gewesener Artikel gegen den deutschen Kaiser, als den Urheber Englands. Der schwer wolle Deutschland in der ersten Handels- und Colonialmacht der Welt machen, aber dabei stehe ihm England im Wege und darum müsse er darauf ausgehen, dasselbe zu demüthigen und schließlich ein total schutzloses, contractual Bundesland, als das, welches Napoleon anstrebte. Es ist ein Bund der deutschen, russischen und französischen Adelte, denn die englische Adelte Anschauungen nicht gewachsen sind, wie beispielsweise Haß gegen die Juden, Liebe und deutschen Bauern gehegt und im Bauern sieht man die stärkste Vertheidigung, England in wenigen Jahren auf seinen richtigen Werth zu überbieten. Deutlich diese dieser Uebelwollen Gefahr nur die Bauern Zentralasiens und Australia gegenüber. Das rasch den letzten Continent soll wahrscheinlicher Bundesgenosse in und die deutschen Flotte vorläufig zum Schutze Indiens dienen. Denn der deutsche Kaiser ist zu gut, um Indien zu Krieg auf der Nordsee zu führen, so kann er gegen Indien [illegible] [illegible] [illegible]

das sie zur Welt hatte kommen sehen, so schön weiß und schwarz gesprenkelt, mit einem Fell, das wie Seide glänzte, dachte nicht mehr, wie schwach es auf seinen jungen Beinen gestanden, nicht mehr an die Sonne, die es im Hofe gewärmt, nicht mehr an das Gras, von dem es groß und stark geworden, und von dem doch jeder einzelne Halm durch ihre Hand gegangen war. Die einzige, die noch an das Eiselein dachte, war die Eiselin, die wiederum den Kopf gegen die Stallthür rechte. Doch als in ihrem Euter die Milch zu versiegen begann, — da dachte auch sie nicht mehr des verlorenen Kindes.

„Seht Euch den Eisel einmal an!“ sagte Gevatter Reli, „ich wette, der schafft vier Metzen Korngen mehr als ein Mantlvieh; und nach der Ernte, da soll er mir tüchtig dreschen helfen!“

Und richtig! Als gedroschen wurde, trabte unser Langohr, am Halse zusammengekoppelt mit anderen Thieren, mit alten Mutterstuten und lahmgewordenen Pferden, von früh bis spät auf den Garben umher. Davon wurde der Eisel so mager und müde, daß ihm sogar die Lust vergieng, einige Halme aus der Streu zu schnauzen, die man ihm vorwarf, damit er im Schatten darauf ruhen möchte, während die Bauern beim Fäßlein des süßen Abendmahles die ausgedroschenen Körner in Säcke schöpften und mit lauten Stimmen die gnadenreiche Muttergottes priesen.

Gar traurig ließ da der Eisel Kopf und Ohren hängen, so recht wie ein Eisel, der fertig ist! Ganz erloschen waren seine Augen, wie wenn er es müde wäre, nur immer diese weiten, weißen Felder zu sehen, welche dampften von Staub und Spreu, und die, wie er dachte, nur zu dem einen Zweck erschaffen schienen, daß ein armer Eisel die Garben dreschen und vor Durst verschmachten könnte.

Des Abends kehrte er mit den centnerschweren Zuordnungen beladen ins Dorf zurück, und Gevatter Reiks guter Junge mußte ihm auf Geheiß des Vaters ein- ums andermal mit dem Stock in die Lenden stoßen. Die Gebäude längs des Pfades waren belebt von dem Gegwitscher der Koblmeisen und duftenden nach Bergmelissen und Rosmarin. Wie gerne hätte der Eisel ein Maulvoll dieser würzigen Blätter gemascht — aber er mußte schleppen und rennen, bis ihm das Blut über die Beine lief und bis er auf dem rauhen Pflaster alle seine Eisen verlor. Aber was kümmerte das den Gevatter Reli? Die Ernte war so gut gewesen wie lange nicht, und der Eisel hatte seine vierunddreißigeinhalb Lire mehr als abverdient.

„Jetzt hat er seine Schuldigkeit gethan, und wenn ich ihn um zwanzig Lire verkaufe, mach ich noch immer einen Profit an ihm!“

Der einzige, der ein Jämmerlein für den Eisel empfand, war der Knabe, der ihn bei der Heimkehr von den Aeckern zu führen hatte. Als der Hutschmied dem armen Thiere mit dem glühenden Eisen die Beine verbrannte, daß es sich vor Schmerzen krümmte, mit aufgestellten Schweif und zitternden Ohren, und sich losreißen suchte von dem Strick, der ihm das Maul zusammenschnürte, als es die Augen ängstig vor Angst, da es den Schmiedgesellen mit dem glühenden Eisen wieder kommen sah und als ihm der verbrannte Huf zu zucken und zu rauchen begann wie ein Fisch in der Pfanne, da rannen dem guten Knaben vor Mitleid die Thränen über die Wangen. Gevatter Reli aber fuhr ihn zu:

„Du Thier! Warum winselst du denn? Jetzt hat er seine Arbeit gethan, und da die Erde so gut ausgeballen ist, werden wir ihn verkaufen und dafür ein Mantlthier anschaffen, das uns besser dienen soll!“

Es gibt gewisse Dinge, welche die Kinder nicht verstehen. Und so schluckt sich Gevatter Reiks guter Junge, als der Eisel an Vater Licodiano verkauft war, immer wieder in den fremden Stall, um seinem gefangenen Freund die Schwanze und den Hals zu streicheln. Der Eisel wieder rieb den Kopf an seinem jungen Freunde und lecke ihm die Hände, als wär' sein Herz an den Knaben für gebunden, während die Eisel doch eigentlich dazu geschaffen sind, dort angebunden zu sein, wo es ihrem Herrn beliebt, und ihre Gesinnung zu wechseln, wie einen Stall.

Vater Cirino Licodiano hatte den Eisel des heiligen Josef billig gekauft, denn die Brandwunde am Fuß war noch immer nicht verheilt.

Gevatter Reiks Frau aber sagte, sie sei der Eisel um den neuen Besitzer vorbestraft.

„Der hat uns Glück gebracht! Seit er gepflügt hat, Fell bei der Arbeit freudig gestimmt! Und dieser und die Ernte sie ist so schlecht, daß wir uns noch auch unser Mantlthier werden verkaufen müssen!“

Vater Cirino hatte den Eisel an die Krippe gebunden, zusammen mit einer alten Stute, die so bei im Jahre und mit dem Strick im Ring. Den ganzen Tag und manchmal auch in der Nacht, an den Tagewerk ums andere, vom Morgen, wenn die Hennen wieder aufstiegen in den weißen Staubwirbel, — bis Abend, wenn die Rothkehlchen mit ihren Lieb in Klee und Gras [illegible] Gegwitscher in die Laden [illegible] [illegible] [illegible]

Knochen und wehmüde, trugen sie die schweren Gipsfäde und nährten sich von den Grasbüschen, die sie am Wegrain erhaschen konnten. Der Gipsmüller wollte den Esel des heiligen Josef zuerst nicht nehmen; denn mit all seinen Wunden, mit den verbrannten Hufen, den zerschundenen Schultern, den von der Peitsche zerfetzten Schenkeln und den zerbrochenen Beinen war er noch elender anzusehen als all die anderen Thiere in der Mühle.

„Und mit dem gespenstigen Fell," meinte der Gipsmüller, „da würde er schlecht zu meinen schwarzbraunen Thieren passen!"

„Das schadet nichts," antwortete Gevatter Lucianus, „im Gegentheil, wenn Ihr eine Schar Esel kommen seht, so könnt Ihr an ihm schon von weiten erkennen, ob's die Euren sind!"

Und um das Gesichäft zu machen, ließ er von den sieben Lire, die er verlangt hatte, noch zwei Tari nach.

Aber den Esel des heiligen Josef, den hätte jetzt nicht einmal mehr die Bäuerin erkannt, die ihn doch zur Zeit der Noth hatte kommen sehen! So ganz verändert sah er aus, wenn er jetzt so müde einhergeschlichen kam, die Rast auf dem Boden, wenn ihm unter der Last der Gipsfäde der Schweiß über die schlappen Ohren tropfte und wenn er den Rücken krümmte unter den Stockschlägen des Knaben, der den Trupp zu führen hatte.

Aber auch die Bäuerin hatte sich jetzt verändert, recht sehr verändert bei dem Jammer über die schlechte Ernte, durch den Hunger, den sie gelitten, und durch das Fieber, das sie alle ergriffen hatte, sie, ihren Mann und ihren Turidru! Da gab's kein Geld mehr für Salsiat und Wein, denn nicht alle Tage hat man einen Esel des heiligen Josef zu verkaufen und wär's auch nur für fünfunddreißig Lire.

Im Winter wurde die Arbeit auf der Mühle weniger und das Holz für den Gipsofen seltener und theurer. Und da am Ufer der gefrorenen Bäche und am Saum der kahlen Wege kein Blatt und kein Grashalm mehr zu finden war, wurde das Leben für die armen Thiere noch schwerer.

Nachts drieben sie unter freiem Himmel, in der Nähe der Gipsmühle, und suchten sich gegen die Kälte zu schützen, indem sie sich eng aneinander drängten. Aber die Kälte der Winternacht, deren Sterne wie zudende Schwerter blitzten, drang den Thieren durch Mark und Knochen, und all die mit Wunden bedeckten Zugtieren schauerten und zitterten, daß ihr Geklapper wie herzerschütternde Sprache war.

Doch leider gibt es gar viele Christenmenschen, denen es im Leben nicht besser geht und die den Knaben, der die Heede bewachte, auch um den zerlumpten Mantel noch beneiden, in den er warm eingekuschelt, die Nacht in einem Maueewinkel des Gipsofens verbrachte.

Nicht weit davon wohnte eine arme Witwe in einem halbzerfallenen Häuschen. Durch die Lücken der Dede sah man die Sterne schimmern, als wäre man unter freiem Himmel, und der Wind bewegte die paar Strohbüschel, die von dem einstigen Dache noch übrig waren. Das Weib war früher Waschersin gewesen; das aber war ein mageres Metier; denn die Leute wuschen ihre Lappen selbst — wenn sie sie wuschen. Jetzt, da ihr Knabe größer geworden, frisete sie ihr Lehen mit dem Ertrag des kleinen Holzhandels, den sie im Dorfe betrieb. Niemand hatte ihren Mann gekannt, niemand wußte, wo sie das Holz hernahm, das sie verkaufte. Das wußte nur ihr Knabe, der es hier und da zusammenstahl und dabei stets Gefahr lief, daß ihm der Waldhüter einmal eine Ladung Schrot auf den Pelz brannte. „Ja, wenn Ihr einen Esel hättet!", sagte zu diesem Weibe eines Tages der Gipsmüller, denn er ware den freundlichen Esel des heiligen Josef gerne losgeworden, „da könnet Ihr wohl, wo Euer Knabe groß und stark ist, viel größere Bündel Holz ins Dorf bringen."

Die arme Frau besah noch einige Lire, die sie in einem Kuopf eines Fahnentuches aufbewahrte. Und richtig lief sie sich vom Gipsmüller beschwatzen, denn das Sprichwort sagt: „Der alte Esel stirbt nur im Hause des Narren!" Ein Klüger verkauft ihn, bevor er stirbt.

Und so kam es, daß der Esel des heiligen Josef vor seinem Ende noch bessere Tage sah; denn um der paar Soldi willen, die er gekostet hatte, hielt ihn die Witwe wie einen kostbaren Schatz. Das Futter stahl sie ihm in der Nacht aus den Scheunen der Nachbarn, und dann ihn während der Nacht in der Stube an ihr Bett, so daß eins dem andern von seiner Wärme abgab. Auf dieser Welt muß eine Hand die andere waschen!

Wenn der Esel mit Holz beladen war, daß man kaum seine Ohren noch sah, zog ihn das Weib am Halfter hinter sich her und bante schöne Lustschlösser! Ihr Knabe kroch in allen Gebäuden umher und schlich sich in das Dickicht des Waldes, um die Last des Esels noch zu vergrößern, so daß Mutter und Sohn bei diesem Handel reich zu werden hofften. Aber schließlich ertappte der Waldhüter den Knaben auf frischer That und schlug ihn halb zum Krüppel. Die Eur des Kranken verschlang die letzten Soldi im Knopf des Taschentuches, den ganzen Holzvorrath und was sonst noch zu verkaufen blieb — und das war nicht sonderlich viel.

Eines nachts, als der Knabe im Fieber lag und ihre rede, das glühende Gesicht an die Wand gedreht, als nicht ein Krümchen Brot mehr in der Hütte war, da rannte das arme Weib davon, immer mit sich selber sprechend, als ob auch sie das Fieber hätte! Und mit einer Kraft, die ihr nur die Verzweiflung geben konnte, riß sie in der Nähe einen Maulbeerbaum nieder, den sie beim Grauen des Morgens auf den Esel lud, um ihn im Dorfe zu verkaufen.

Aber unter der schweren Last lief der Esel auf dem rauhen Felspfad ein uns andere mal in die Knie, wie es der wirklichte Esel des heiligen Josef vor dem Jerusalemtore gethan — und schließlich wollte er nicht wieder aufstehen.

„Ihr Heiligen im Himmel," schluchzte das Weib, „jetzt sieht mir bei, jetzt weiß ich mir nimmer zu helfen!"

Die Leute, die vorüberliefen, zerrten den Esel beim Schweif und bissen ihn in die Ohren, um ihn wieder auf die Beine zu bringen, aber vergebens. „Sehr ihr denn nicht, daß er hin ist?", rief endlich ein Fuhrmann. Da liefen die anderen das Thier in Frieden. Und wirklich, der Esel machte Augen wie ein todter Fisch, seine Schnauze war kalt wie Eis, und über seine Haut lief schon das letzte Zittern.

Da dachte das Weib an ihren Knaben, der dahrim im Fieber lag und glühte und schnarchte.

„Was thu ich," stammelte sie, „was thu ich denn nur!"

„Wenn Ihr den Esel verkaufen wollt und das Holz dazu, ich geb' euch fünf Lari dafür," sagte der Fuhrmann, der gerade einen leeren Wagen mit sich führte. Und als ihn das Weib zuerst erschrocken anstarrte, sprachlos und die nassen Augen weit aufgerissen, sagte er noch:

„Eigentlich kauf' ich ja nur das Holz. Denn Euer Esel — sieh der, was der noch wert ist!" Dabei versetzte er dem Cadaver einen Fußtritt, daß es dröhnte, wie wenn der Tambour auf die große Trommel schlägt.

Wir bitten die geehrten Leser, bei Einkäufen an die in unserem Blatte inseriereuden Firmen sich stets auf die „Zeit" zu beziehen; ferner in Hotels, Restaurants, Cafés, Pensionen, an Bahnhöfen, in Lesesälen immer wieder nachdrücklichst die Wiener Wochenschrift „Die Zeit" verlangen oder eventuell wohlwollend empfehlen zu wollen.

Stimmen aus dem Publicum.

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer
bester natürlicher
alcal. SAUERBRUNN
Filiale: Wien, IX. Kolingasse 4.

Das Unternehmen für Zeitungs-Ausschnitte
„Observer"
Wien, IV. I. Fürstenstraße 17
liest alle österreichischen Journale der In- und Auslande, welche in deutscher, französischer, englischer und amerikanischer Sprache erscheinen, und versendet an seine Abonnenten Zeitungs-Ausschnitte über jedes beliebige Thema.

10 000 schwarze, weiße und farbige Henneberg-Seide von 45 kr. bis fl. 14.65 per Meter — glatt, gestreift, carriert, façonniert, Taffete ꝛc. ꝛc. (ca. 4fach breit) Cloth und 2000 breit Faden Taffas ꝛc.

Zu Roben und Blousen
ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus!
Muster umgehend.
Deutsches Briefporto nach der Schweiz.
G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Henneberg-Seide
nur echt, wenn direct ab meinen Fabriken bezogen

Digitized by Google

Die Zeit.

XVIII. Band. Wien, den 21. Jänner 1899. Nummer 225.

Die neue alte Taktik.

Die drei deutsch-nationalen Oppositionsparteien im Abgeordnetenhaus sind von der alten neuen Taktik der sachlichen Obstruction wieder zu der durch das ungarische Beispiel erneuerten alten Taktik der technischen Obstruction zurückgekehrt. Das ist die vollzogene Thatsache, deren Bedeutung in dem großen politisch-parlamentarischen Lehrcursus, den Oesterreich jetzt durchmacht, hier mit einigen Worten beleuchtet werden soll.

Unsere eigene Ansichnung über die Obstruction und ihre verschiedenen Formen ist an dieser Stelle schon früher oft und deutlich genug entwickelt worden. Die sachliche Obstruction ist die normale Obstruction. Durch übergründliche Berathung sucht sie den Zeitpunkt, an den das Zustandekommen einer Regierungsvorlage von unentbehrlicher Wichtigkeit gebunden ist, zu vereiteln. Bis zu ihren letzten Phasen sieht sie der sachlichen Berathung zum Verwechseln ähnlich, täuscht dadurch die Regierung über ihren wahren Charakter und wiegt sie in Sicherheit. Erst im entscheidenden Augenblicke, wenn die kostbarste Zeit für die Regierung bereits verloren ist, gibt sie sich zu erkennen, und erst in diesem Zeitpunkte setzt sie auch hilfsweise mit den unzweideutigen Mitteln der technischen Obstruction (Abstimmungen, Geschäftsordnungs- und sonstige Zweideutabatten) ein, und wenn die Majorität dagegen durch Geschäftsordnungsvorbigkeiten anzukommen sucht, scheut sie schließlich auch vor der gewaltthätigen Obstruction — Scandal in allen Formen: nicht mehr zurück. Das ist sozusagen das System der Mittel der Obstruction. Das Normale also ist die sachliche Obstruction. Sie setzt zunächst als materielle Grundlage eine gleichzeitig dringende und umfangreiche Regierungsvorlage als ihr Object voraus. Aber auch an die politische Reife der agierenden Subjecte stellt sie bestimmte Anforderungen. Von den obstruierenden Abgeordneten fordert sie ein nicht unbedeutendes Maß von Sachkenntnis, Beredsamkeit, Ausdauer und diplomatischer Kunst, von den Wählern ein gewisses Verständnis für die taktischen Finesse der sachlichen Obstruction und ein bei der nothwendigerweise zeitlichen Ausdehnung des Manövers nicht geringes Vertrauen zu ihren Abgeordneten, in dessen Ermangelung die diplomatische Kunst der Obstruierenden statt nur die Gegner, auch die eigenen Anhänger täuscht und verwirrt.

Wenn Oesterreich überhaupt ein normaler politischer Staat wäre, so müsste das alles auch für Oesterreich und insbesondere für die zwei Jahre währende deutsche Obstruction gelten. Aber in Oesterreich sind alle politischen Verhältnisse verschoben, und deswegen auch die Obstruction. Die Obstruction hat sich hier nicht, wie es dem Wesen dieser auf Kraft aufgebauten Kriegsmethode entspräche, nach einem verstandesmäßig vorbedachten Plan entwickelt, sondern ist nach Erlassung der Badeni'schen Sprachenverordnungen in einer dumpfen Auswallung nationaler Gefühle plötzlich ausgebrochen, so wie ein Naturereignis ausbricht. Ausgebrochen zunächst in einer ganz ungelegenen Zeit, wo keine andere dringende Regierungsvorlage als das zweiparagraphige Ausgleichsprovisorium vorlag, für also das geeignete Object fehlte, wo demgemäß auch nicht mit dem Anfang, sondern gleich mit der Schlussphase einer ausgewachsenen Obstructionscampagne anfangen musste: mit der technischen und der gewaltthätigen Obstruction. Der begreifliche Eifect wurde trotzdem sehr rasch erzielt, allerdings nur, weil die Regierung und die Majorität durch ihre Brutalitäten ihrerseits Fehler, ja Verbrechen begangen hatten, welche den einen Anfangsfehler der Obstruction reichlich überwogen. In den oberschlachtigen Geist der Badeni und wohl auch vieler Abgeordneter zog infolge dieser unfällig verkehrten Ersterfahrung der Vorrang der Obstruction in den engeren Bereich der technischen und der gewaltthätigen Obstruction ein — Tatsächlich, wie bei den alten Handegen, aber ohne Strategie.

Unter Thun im Herbst vergangenen Jahres erfolgte sich nun der Einbringung des umfangreichen Ausgleichsprovisoriums die effective Vorbedingung der normalen Obstruction, und die Campagne wurde denn auch ganz regulär eröffnet. Die sachlichen Obstructionen der oppositionellen Abgeordneten im Ausschuss und im Plenum erfüllten ihren Zweck: Zeit wurde massenhaft verwundet, und Koalitionen und Majorität, die am Anfang Obstruction gezeigt hatten, waren zum Schlusse des Sessionsabschnittes von der sachlichen Berathungsschule der Opposition schon ganz überzeugt.

Leider theilte sich diese, von solcher Seite für die obstruierenden Abgeordneten compromittierliche Ueberzeugung auch einem Theil ihrer eigenen Clubgenossen und der großen Masse ihrer Wählerschaft mit, insbesondere jenen Parteileuchten, die mehr Hitze ausstrahlen als Licht, mehr Temperament besitzen als Geist, aber gerade deswegen in einem politisch wenig reifen Land wie dieses in der Masse den Anschlag geben, zumal in einem Kampf um nationale Fragen, die ohnedies mehr die Domäne des Gefühles sind, als des Verstandes. Diese erzwangen die neue Wendung zur alten Taktik mit ihren unzweideutigen, aber auch kurzerleblgen Mitteln. Sie wählten abermals, wie anno Baden, eine wegen ihrer terslichen Kürze normal unobstruierbare Vorlage, das Recruitenbewilligungsgesetz, zum Object, und damit waren sie auch schon zu der von ihnen zuvörderst gewählten Methode wiedergekehrt, zur technischen Obstruction im Plenum, mit Abstimmungen, Geschäftsordnungsdebatten und anderen Waffen des parlamentarischen Nahekampfes.

Was soll man dazu sagen? Schreien und Schimpfen dünkt uns schlecht angebracht. Die Situation erscheint nicht so ungeheuerlich, um nur heiß gewossen werden zu müssen. Vielleicht bringt ein Vergleich aus einem anderen Gebiet etwas mehr Licht in die Sache: Zum Arzt kommt oft ein — medicinisch — ungebildeter Patient, der von vornherein schon — auf Grund irgend einer Zufalls-Empirie zu wissen glaubt, an welcher Krankheit er leidet und nach welcher Methode er curiert werden muss. Gibt ihm der Arzt seine abweichende Diagnose und Therapie bekannt, so wendet ihm der Client den Rücken und sucht sich einen anderen Arzt, bis er einen findet, der ihm Recht gibt. Muss dieser Arzt deswegen ein Charlatan sein? Nicht immer! Er kann auch ein ganz gewissenhafter Mann sein, der nur überhaupt von der grenzenlosen Macht der menschlichen Vorstellung keine so hohe Meinung hat, wie sein unbindierter Client, im übrigen weiß, dass in vielen Fällen das beste, was der Arzt thun kann, ist, besondere Schädlichkeiten vom Kranken fernzuhalten und die Vis medicatrix naturae zu unterstützen, die durch den ungeeigneten Glauben des Patienten vielleicht noch eine ungeahnte Forderung erfährt, und schließlich ist ja der Unverstand und der Eigensinn eines Menschen eine Krankheit für sich, die naturgemäß jede andere compliciert. In einer ähnlichen Lage müssen sich auch die klareren Köpfe der Obstructionsparteien gegenüber den technischen Autisten ihrer Wähler und Collegen mitunter Intelligenz geminnt haben. Ihre Radicalheit ist sicher nicht zu beleben, aber als Gemeinheit oder Dummheit braucht sie deswegen doch auch nicht gleich gebrandmarkt zu werden. Bildniger ist es, hier ein neues Symptom der unglaublichen politischen Reife unserer Bevölkerung zu erkennen, die erst vor einem Menschenalter den Absolutismus losgewonnen hat und seither nur Zeiten Constitutionalismus, Zeiten Parlamentarismus und Zeiten Obstruction kennen gelernt hat und nun eben einmal in ernste parlamentarische Kämpfe verwickelt werden ist, deren Anfang und deren Leben unlenz für den echten Parlamentarismus und die Demokratisierung des öffentlichen Lebens in Interesse aller Völker Oesterreichs vielleicht nicht wollen werden als für die Nationalen, um derent willen sie geführt werden.

K.

Beaurepaire.

Wenn der „Pfalter" so prächtig ist, nach dem Beispiele Lichtenberg's, Schumann die Leiden unsterblicher Dichter Anzeichnungen nahm allem, was damit und daran hängt, da Manche hatten nennen hatte man schon so ziemlich alles, was sein Land an Tollheit, Extravaganzen und Absonderlichkeiten besitzt, und Beaurepaire [illegible] Ecke [illegible] [illegible] [illegible]

wünschen übrig ließen; man hatte die Anklagekammer gesehen, wie sie unter Missachtung alles geschriebenen Rechtes drei Schuldige — Dupuy, Esterhazy und die Pays — dem Arme der Justiz entzog: man hatte unterschiedliche mehr untergeordnete richterliche Organe bemerken können, die bei jeder gegebenen oder auch nur bei den Haaren herbeigezogenen Gelegenheit für die „patriotischen" Fälscher und Gauner Partei ergriffen, an Subscriptionen theilnahmen, laut oder leise manifestirten und den Rechte und der Wahrheit beimüthliche Elfenbeine verwiesen. Diese alle aber spielten doch eine mehr nebensächliche Rolle, sie waren nicht die „Helden" bestimmt ungeeigneter Einzelfälle und dienten daher mehr zur allgemeinen Charakterisirt der gegenwärtigen französischen Justizzustände, denn als hervorragende Typen einer bestimmten Gemüths- und Geistesverfassung. Jetzt endlich ist auch diese Lücke gefüllt: ein Mann, der bisher an einer der ersten Stellen der richterlichen Scala gestanden hatte, ist mit ungeheurem Reclameaufwand in den Vordergrund getreten und hat in seiner Person das auf die politisch-juristische Bühne geschleudert, was ich den „deliranten patriotischen Jauchzbenton" nennen möchte. Dieser Mann ist, wie man weiß, der ehemalige Generalstaatsanwalt und bisherige Vorsitzende der Civilkammer des Cassationshofes Quesnay de Beaurepaire. Was die dem „Falle Beaurepaire" zugrunde liegenden Thatsachen, sowie die Antecedentien des Mannes anlangt, so muss ich, des vorliegenden Raumes halber, auf die in den letzten vierzehn Tagen erschienenen Tagesblätter verweisen, um mich hier anschließlich mit dem inneren Zusammenhange der Dinge befassen zu können.

Dem Greisenwahn waren die Franzosen von jeher beseelen. Der Ausdruck „La grande Nation" ist in verhältnismäßig neueren Ursprunges, aber die Anschauungsweise, der er schließlich entsprungen ist, hat immer bestanden, seit es Gallier gegeben hat. Da kamen, vollkommen unerwartet, die furchtbaren Nackenschläge von 1870, und unter ihrem niederschmetternden Einflusse verwandelte sich der Greisenwahn — wie so etwas ja auch bei Individuen äußerst häufig eintritt — im Hausdunderen in Verfolgungswahn. Man war des Triumphes so sicher gewesen, dass man nicht einmal die Möglichkeit einer Niederlage ins Auge gefasst hatte, und als diese dennoch eintrat, da schrieb man sie nicht der eigenen Ueberhebung, der Sorglosigkeit, der mangelhaften Vorbereitung und anderen Uebelständen zu, sondern dem Verrath. Seit diesem Zeitpunkte datiert in Frankreich die sogenannte „Spionitis". Während anfangs nur die Militärmuthigen und Revanchelustigen an der Krankheit litten, sind gegenwärtig nahezu alle Volksclassen und Berufszweige von ihr erfasst, und die geistig Gesunden sind Ausnahmenerscheinen, die von der Masse der Gebildeten ebenverenig verstanden werden, wie von der Masse der Ungebildeten. Gerade im Verlaufe der jüngstvergangenen Monate haben wir genugsam gesehen, dass mit Ausnahme einiger weniger Professoren der Sorbonne, einiger Literaten und Männer der abstracten Wissenschaft, denen in der Ruhe des Studierzimmers der offene und ruhige Blick für die Dinge dieser Welt noch nicht verloren gegangen ist, sich so ziemlich die ganze französische Nation als von dem allgemeinen Verschwangwahne befallen erwiesen hat. So ist es denn auch unserem Bedauern Beaurepaire entgangen, er hat eine gewaltige Welle lang mit von der „Spionitis" inficierten Augen in seiner vollen Größe gesehen, die seine laterne Krankheit in einem gewissen Stadium mit Naturnothwendigkeit sein geworden ist.

Es gibt nun eine Anzahl Leute, zum Theil Leute, die, wie wir, die Unschuld von Dreyfus verfechten und vielfach bereit sind, dem jeweiligen Obsiegen der Progressbuchstabe antauerer Meine unterschreiben, die da glauben, Dasjenige de Beaurepaire sei ein, wieder von den Leuten der „Libre Parole", des „Antisemitenblatt", im Sinne von den Vertheidigern des Obersten ihre, direct bewusster oder doch durch Ueberredung oder sonstige Beeinflussung für ihre Zwecke gewonnen werden. Ich entschuldige diese Ansicht vollkommen, da man in der Vergangenheit Beispiele derartiger Verschlechtheit und Ehrenlosigkeit in Hülle und Fülle erlebt und ihr obige meinem dem perfiden Orange noch zuviel Ansicht zugetraut hatte. Wo Beaurepaire aber glaubte ich nicht an jene Erklärung wirkt, denn es liegt, verschwing wenigstens, kein Vorteil oder auch nur Befriedigungsmöglichkeit darin, der Sache Dreyfus Beaurepaire das Gegenbild Zolas, ihn als solchen zu gestalten. Das Auftreten Quesnays gegen und gab auf Kosten seiner Freiheit zu übersehen, wobei ich freilich nicht imstande bin, einen Gegensatz an der Vergangenheit des Mannes nachzuweisen, ist [illegible] Ich denke Mann des Krankheit in der Tat [illegible] Ich [illegible] Vergangenheit [illegible] Sturzes von 1870, an dem der [illegible] Schuldbewusstsein und verdrängte Reue [illegible] Schuldbewusstsein in der [illegible] Ehrgeiz [illegible] Ehrgeiz [illegible] Ehrgeiz

Mikroskop nun nicht mehr nöthig ist und optische Täuschungen ausgeschlossen sind. Man untersuche daher jene im „Echo de Paris“ niedergelegten „Gestes“-Produkte des kranken Lucsnau und man wird darin den militaristisch-nationalistisch-antisemitischen Bacillus mit größter Deutlichkeit gewahren! Man lege diese Expectorationen des weiland Civilkammerpräsidenten jedem beliebigen Kenner der französischen Tagesschriftsteller, speciell der Polemiker des Drenfus-Handels, vor, ohne ihm vorher den wahren Verfasser zu nennen, und es ist zehn gegen einen zu wetten, daß der also um seine Meinung Befragte auf Drumont, Judet Chefredacteur des „Petit Journal“, oder auf Alphonse Humbert, Director des „Eclair“ rathen wird. Za, selbst von Rochefort, Dérroulède und Millevoyes Prosa unterscheidet sich die des Attaquenanwalts nur durch die fast vollständige Abwesenheit grober und gröbster Schimpfwörter, obschon allerdand unsaubere Unterstellungen und Anzüglichkeiten keineswegs fehlen. Vor allem aber, und hierauf lege man das Hauptaugenmerk, gewahrt man in den Beaurepaire'schen Artikeln eine totale Abwesenheit jeglichen Urtheils und jedweden juristischen Gedankenganges. Der arme Leidende kennt nicht einmal den Grundsatz der Trennung der Gewalten, denn er ermahnt in allen Ernste die Regierung, ein Machtwort in der beim Cassationshofe anhängig gemachten Angelegenheit zu sprechen, um so eine Lösung im Beaurepaire-Drumont-Rochefort'schen Sinne herbeizuführen: „Il lui (au Gouvernement) suffirait de dire: ‚Je veux que tout soit fini!‘ pour que tout soit fini. Les cinq ou six membres de la Chambre criminelle, quand le Pouvoir aurait ainsi rendu son arrêt (!), interrogeraient dans leur cabinement (!!) celui qu'ils ont préparé pendant trois mois, et la Franco-Universalité (!!!) saurait dans la nuit ciinen der patentierten „Patrioten“ des Generalstabes zu hören, der mit dem wackeren Major Ravary vom Drenfus-Procese ausrief: „Eure Justiz ist nicht die unsere!“ Auch die „Justiz“ dieses ehemaligen Staatsanwaltes und Vorsitzenden des höchsten bürgerlichen Gerichtshofes des Landes ist „nicht die unsere“, das heißt, nicht die der civilisierten Völker. – Solcher Worte hat der große Beaurepaire noch ein ganzes Schock geliefert, doch muß ich mit hier an der Wiedergabe des obigen genügen lassen, das für die Geistesverfassung des Mannes typisch ist.

Die Regierung hat denn auch weise gehandelt, indem sie die albernen Ergüsse Lucsnaus, die, hätte man es hier mit einem Zurechnungsfähigen zu thun, beqarig und deshalb kreuzwürdig wären, nicht allzu schwer nahm. Freilich, noch wünschenswerter wäre es gewesen, sie hätte dieselben überhaupt als „nuls et non avenus“ behandelt. Die Regierung aber hat sich, wie immer in dieser unseligen „Affaire“, an einer Halbheit genügen lassen, indem sie einer seits die Patentirten des großen Unsinns abhielt, anderseits aber doch die „Antiwerfer zu einer neuen Untersuchung des Special falles — der dritten dieser Art! — ergriff, um den Hintermännern des Denunzianten das Lügenmaul zu stopfen und jedenfalls auch, um sich der neueren Heilmethode im Geistesgestörte anzupassen, die darin besteht, auf die Wahnideen des Leidenden scheinbar einzugehen, animatt sie, wie dies früher brüsklich war, mit Gewalt zu bekämpfen. Die Humanität spielt eben auch im Drenfus Spectakel eine große Rolle, sodaß es sich nicht um Drenfus und andere Unschuldige handelt! Die Folgen dieser unsinnigen Schonung Milde und Rücksicht der Regierung haben sich leider in recht unangenehmer Weise fühlbar gemacht; indem sie durch das tolle Daherwindemerken Beaurepaires das Ansehen des Cassationshofes, beziehungsweise der mit dem Drenfus-Handel betrauten Criminalkammer, in weitesten Kreisen erschüttert; man verlangt vielerorts, die Criminalkammer solle im Hinblick auf den vor der Thür stehenden eigentlichen Drenfus Procese durch den ganzen Cassationshof ersetzt werden, und die allerschönsten „Patrioten“ gehen sogar soweit, eine Umwandlungsklage-Klarung des Therein Gerichtshofes zu beantragen und die Einberufung eines friedlichen, fröhlichen und ... frommen Kriegsgerichtes zu verlangen, das in seiner außerordentlichen Vollständigkeit nicht allein den Zulassen der Tenfelswelt, sondern auch Pharaoh und alle Verehrer der Procedurdurchsicht und ... last not least die Criminalkammer selbst in seiner Zuthat „zu richten“, das heißt „gar nicht“ zu verurtheilen hatte. Man hatte dies nicht etwa in eine abschädliche Uebertreibung meinerseits: der Monarchist Baudin d'Aisne hat diesen Antrag in aller Form in der Kammersitzung vom 12 Jänner gestellt, ohne dadurch allgemeine Heiterkeit zu erregen.

Ich habe die Ursachen, das Woher und die nächsten Zielen des „Falles Beaurepaire“ in aller Kürze so objectiv wie möglich darzustellen gesucht und mich dabei bemüht, soweit den Mann selbst wie auch jene, die sein Thun zu beeinflussen hatten, in möglichst mildem Lichte erscheinen zu lassen, weil ich die Möglichkeit nie unbedingt verantwortlich und unter dem Drucke unbekannter Einflüsse stehend halte. Das Resultat meiner Studien ist in der Behauptung [illegible] Darstellung von dem Grade der geistigen [illegible] Verwirrung, die seit langen Monaten [illegible] das Ausland in dieser Angelegenheit [illegible] Personen die durch ihren Beruf [illegible] in dem Maße anzuerkennen, wie [illegible]

Paris, 17. Jänner. [illegible]

Bismarcks Selbstbildnis.

Seit „Bismarcks Gedanken und Erinnerungen“ erschienen sind, ist kaum ein Tag vergangen, ohne daß irgend ein Blatt auf irgend eine Unrichtigkeit in dem Buche hingewiesen hätte. Manche Zeitungen, wie die Eugen Richters, betreiben das Sammelu solcher Unrichtigkeiten geradezu sportsmäßig. Und zwar wird nur selten zu Gunsten des alten Fürsten ein Irrthum angenommen. Meist ist von bewußten Unwahrheiten, Geschichtsfälschungen, Verleumdungen und ähnlichen Dingen die Rede. Kurz, es muß sich in dem Leserkreise dieser Presse der Gedanke festsetzen, daß dieser Bismarck doch eigentlich ein rechtes Lügenmaul gewesen ist, und daß seine Biographie seinen Groschen, gedwieige denn die dafür geforderten zwanzig Mark, wert sei.

Wer vorurtheilslos an die „Gedanken und Erinnerungen“ herangeht, wird sofort einsehen, daß die Mehrzahl der Kritiker sich von vornherein auf einen falschen Standpunkt stellt, die Bismarck anderen ebenso wie die Bismarck verdammenden. Die einen behaupten, daß es sich um ein „Geschichtswerk ersten Ranges“ handle, und die anderen stellen mit derselben Energie die Behauptung der „Geschichtsfälschung“ auf. Thatsächlich sind die „Gedanken und Erinnerungen“ weder Geschichte, noch erheben sie überhaupt den Anspruch, es zu sein. Das geht doch mit genügender Deutlichkeit schon aus dem Titel hervor. Es sind „Memoires pour servir à l'histoire“. Der Fürst hat in seinen alten Tagen, als ihm infolge seiner Amtsentlassung das ihm unentbehrliche Maß von Arbeitslast fehlte, die unfreiwillige Muße benützt, um die Erinnerungen an Dinge und seiner Vergangenheit zu, wie sie sich in seiner Erinnerung darstellten, aufzuzeichnen und die Kritik von Personen und Ereignissen daran zu knüpfen, die er in seiner amtlichen Stellung hatte unterdrücken müssen. Der kundige Lothar Bucher hat ihm dabei wohl mit der Präcisierung von Ereignissen, Daten und Personen. Aber die Entstehung des Ganzen bleibt doch grundverschieden von der Art, wie etwa die Geschichte eines Ranke oder Sybel an der Hand der Archive und anderen Quellenmaterials erwachsen ist. Eher als um ein Geschichtswerk handelt es sich um ein sehr nachsichtiges Tagebuch, mit der ganzen Subjectivität eines solchen. Gewiß, es steckt eine Fülle von Irrthümern in diesem Tagebuch. Aber das mindert, richtig betrachtet, seinen Wert um keinen Deut. Bismarck ist wahrhaftig bedeutend genug, um einem Buche dauernde Beachtung zu verschaffen, das die Widerspiegelung der Geschichte der letzten zwanzig Jahre in seinem Geiste darstellt, zumal wenn man hinzunimmt, daß er diese Geschichte zum guten Theil selbst gemacht hat.

Ein Gedanke drängt sich einem beim Lesen der beiden Bände mit überraschender Klarheit auf: Bismarck war in allererster Linie Diplomat, äußerer Staatsmann. Die auswärtige Politik ist das Lieblingsstuvmmen des großen Ministers. Ihr ist der Hauptheil seiner Erinnerungen gewidmet. Auf sie kommt er in seinen Briefen immer wieder zurück. Ihr gilt sein besonderer Stolz. Mit der inneren Politik beschäftigt er sich nur gelegentlich, und auch dann noch oft im negativen Sinne, um mit die Verantwortung abzuwehren, die man ihm in der Oeffentlichkeit für irgend welche gesetzgeberischen Acte beilegen hat. Das ganze Cavitel über den Culturkampf z. B. scheint hauptsächlich in dem Zwecke geschrieben zu sein, um diesen so allerdings sehr großen Fehler dem Unterminister und anderen Leuten in die Schuhe zu schieben, wobei freilich die eigenen Reden, die Bismarck anführt, das Gegentheil von vornehmem Landtag gestalten. Und der schlagende Gedankenreichthum gegenüber seine nachträgliche Tadelsbegründung hat Bismarckmissung auf sich selbst, von allen anderen Fragen verweist Bismarck die in den rein innerpolitischen Kreis gehörigen, wie des Verhältnisses des einzelnen deutschen Staaten zum, einander und zum Reich, oder die der Vertheilung der Macht zwischen Krone und Parlament beschäftigen, ihn nicht. Gründlich [illegible] [illegible] [illegible]

keatischen Führer werden nicht einmal der Erwähnung gewürdigt. Die Socialdemokratie selbst ist ihm lediglich eine „bedrohliche Räuberbande, mit der wir gemeinsam unsere großen Städte bewohnen." Selbst den harmlosen liberalen Doctrinär Lasker und den von heruntener Seite als „wollendester Typus des Capitalismus" gekennzeichneten Eugen Richter klagt er an, „revolutionäre Tendenzen" zu verfolgen und „Brandreden an die Adresse der besitzlosen Classen" zu halten.

So bedauerlich und so unbegreiflich unserer Generation, die unter dem Zeichen des Socialismus groß geworden ist, diese Verkennung der wichtigsten Frage unserer Zeit sein mag, so muß man Bismarck doch die Gerechtigkeit zutheil werden lassen, daß eben auch das Genie seine Grenzen hat. Sein Riesengeist hat es fertig gebracht, eine Aufgabe fast bis zur Vollkommenheit zu lösen: die nationale Einigung des deutschen Reiches. Das ist übergenug für ein Menschenleben. Handelte es sich doch für ihn nicht etwa nur darum, die Arbeit des Schmiedes zu erfüllen, der die schon reife Frucht einbringt. Gewiß, andere Leute hatten das Feld vorbereiten helfen. Aber der Hauptheil der Arbeit, die Frucht bis zur Ernte zu bringen, fiel doch erst ihm zu. Unzählige Hindernisse thürmten sich vor ihm auf. Sein Wille und sein Geist, beide denen aller Zeitgenossen gleichmäßig übertegen, räumten sie sämmtlich aus dem Weg.

Die Capitel des Buches, die von diesen Dingen, d. h. von den Versuchen zur Lösung der deutschen Frage zwischen 1862 und 1866, handeln, sind zweifellos am interessantesten. Hier stand das diplomatische Genie Bismarcks auf seiner Sonnenhöhe. Immer wieder kommt einem der Vergleich mit einem genialen Schachspieler, der schon, ehe er den ersten Zug thut, sich im Geiste einen Angriffsplan zurecht gemacht hat. In der Defensive liegt das Geheimniß des Erfolges. Gewiß, gelegentlich wird der eigene Plan durch Züge des Gegners zerstört, die man parieren muß. Aber immer wieder kommt er auf die Grundidee zurück. Hie und da giebts — feine Schlappe, denn die kommt eigentlich nicht vor, aber doch einen kleinen Verlust. Ein Bauer muß geopfert werden, damit der Thurm das Feld frei bekommt. Die andern Staaten sind nur Figuren im eigenen Spiel, die, je nach der Lage, mal vorgeschoben werden und mal zurückkommt sichen bleiben. Einmal zieht er sich auf den Thurm Rückdeckung, verwendet den auf den Läufer England, dann den Springer Italien, dann gehts zum geschlossenen Bauernangriff mit den kleinen deutschen Staaten vor. Alles ist nur Mittel zum Zweck. Die anderen Staaten glauben, selbst zu schreiben, und sie werden doch nur geschrieben. Der Gegner heißt bis 1866 immer: Oesterreich. Das „Schachmatt" von Sadowa war das Ziel, das Bismarck 1862 im Auge hatte, als er seinen ersten Schachzug an verantwortlicher Stelle that.

Es muß für einen Oesterreicher etwas Schmerzlich sein, wenn er an der Hand von Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" die Sechzigerjahre durchgeht und sich selber auf Schritt und Tritt überzeugt, wie seine heimische Diplomatie, die unter Metternich und Schwarzenberg Preußen am Gängelband geführt hatte, von Bismarck systematisch aus einer Position nach der andern gewerfen und schließlich unter den Umjubeln zum Bende gedrängt wurde, die für Preußen die denkbar günstigsten, unter dem militärischen Gesichtspunkt wie unter dem der öffentlichen Meinung, waren. Verschmerzt freilich muß es wieder werden, wenn er sieht, wie diese eine Schachpartie nicht Selbstzweck war, sondern nur Vorausjetzung der zweiten, die zum Schachmatt von Sedan führte. Preußen mußte Oesterreich aus Deutschland los sein, um in ungehinderter Entfaltung seiner eigenen Kräfte zu Preußen Deutschland zu werden. Der Dualismus ist in sich allen Fällen nur eine Fiction von Macht. Wenn zwei gleichberechtigte und gleich mächtige Staaten in staatsrechtliche Vereinigung gebracht werden, so wirken sie fast nie auf die Außenstehenden mit doppelter Gewalt, sondern paralysiren sich gegenseitig unter dem Druck der immanenten Gegensätze. Für jeden Reichsdeutschen geht es aus Bismarcks Darlegungen mit unwiderleglicher Klarheit hervor, daß Preußen und Oesterreich sich staatsrechtlich von einander lösen mußten, damit Deutschland und Oesterreich völkerrechtlich sich zu einer mitteleuropäischen Friedensmacht binden konnten.

Bismarcks überlegene Politik, die zwar immer von Fall zu Fall handelte, aber dabei nie das einmal vorgesteckte große Ziel aus dem Auge verlor, wird meisterlich gezeichnet durch seine Menschenkenntniß. Er kannte alle fremden Diplomaten und er kannte sie nie schon nach der ersten Unterredung. In den ungefähren Berlen der „Gedanken und Erinnerungen" gehen die Umrisse über die Persönlichkeiten, mit denen er, bei es in Kriegsfeld oder in Staatsrath, zu thun gehabt hat. Mit ein paar Strichen, einem Bild, einer Anekdote charakterisirt er eine Persönlichkeit so, daß man sie greifbar vor Augen hat. Gortschakow und Napoleon, Alexander II. und Napoleon III. — jeder steht um so klarer, wie Bismarck über sie urtheilt, wie sie sich gegen ihn benehmen, wie sie ihn parieren, wie sie ihn packen. Es ist ein Schach, um das Bismarck kämpft, es geht um Leben und Tod.

Auch bei der Wahl seiner eigenen Mitarbeiter leitete ihn seine Menschenkenntniß aufs glücklichste. Selten, daß er fehlgriff. Nur eins fehlte ihm: das Exzentrische. Es lag ihm nichts daran, zu überzeugen. Er befahl einfach. Von seinen Vorgesetzten wie von seinen vorwiegenden Räthen verlangte er blinden Gehorsam. Auf Gegengründe ließ er sich nicht ein. Wagte jemand, anderer Ansicht zu sein, und mochte er selbst die Begabung eines Grafen Harry Arnim haben, so mußte er fort. Und unternahm er es, bleiben zu wollen, so galt ihm der unversöhnliche, bis über das Grab reichende Haß des alten Recken. Nur Werkzeuge konnte er brauchen, keine Mitarbeiter. Und dabei wundert er sich noch, daß er mit allen seinen Freunden schließlich auseinander kommt! Immer wieder klagt er, daß ihn der besten Genossen seiner Jugend im Stich lassen. Daß dies nur deshalb geschieht, weil sie das ihnen zugemuthete sacrifizio del intelletto nicht darbringen konnten, entgeht ihm. Hier floß man wieder auf eine der Grenzen seiner Begabung. Er verlangte von seinen Angestellten die höchste Anspannung der Kräfte und gewährte ihnen doch das nicht, was allein die für solche Anstrengungen nöthige Voraussetzung bildet: die Befriedigung, die ein gewisses Maß von Selbstständigkeit gewährt. Darum war er fast nirgends so wenig beliebt, wie bei seinen unmittelbaren Untergebenen.

Alles, buchstäblich alles ordnete Bismarck dem einen Gedanken unter: wie kann ich mein Lebenswerk vollführen und erhalten? Sein Lebenswerk war das einige Deutsche Reich unter Hohenzollern'scher Führung. Die Mittel zu seiner Durchführung haben ihm immer wenig Kopfschmerzen, geschweige denn Gewissensbisse verursacht. Conservativ oder revolutionär sind ihm nur „Phrasen". Ob man das Deutsche Reich etwas conservativer oder etwas liberaler einrichten helfe, sei eine „zweckmäßigkeitsfrage". Den „Maßstab der Moral und Gerechtigkeit" an Verträge zu legen, verschmäht er. Auch der Krieg „helfe in seinem Programm". Monarchist ist er nur aus Zweckmäßigkeitsgründen. Dynastische Interessen haben in Deutschland nur ihn nur insoweit eine Berechtigung, als sie sich „dem allgemeinen nationalen Reichsinteresse anpassen". Er spricht von „dynastischen Sentimentalitäten" und hält es lediglich für eine Frage der „Klugheit", ob die Engländer zur Republik übergehen wollen oder nicht. Marx, er ist völlig erhaben über alles das, was man sonst Grundsätze und Ueberzeugungen zu nennen pflegt. Er hat nur einen Grundsatz und eine Ueberzeugung:

Deutschland soll einig und mächtig sein.

Berlin. H. v. Wierlach.

Der Militarismus in Finnland und die Abrüstungsidee des Zaren.*)

Am 19./31. Juli vergangenen Jahres wurde durch Ukas des Zaren die Einberufung des finnländischen Landtages zur außerordentlichen Sitzung am 7./19. Jänner 1899 verfügt, „damit, wie es von uns für nöthig anerkannt worden, die finnländische Militärverfassung mit den Grundsätzen, die im Reiche Geltung haben, in Einklang gebracht werde". Das Project der neuen finnländischen Heeresorganisation wird von einer allerhöchst ernannten Specialcommission im Generalstabe ausgearbeitet und dann den russischen Staatsrath übergeben, um schließlich vom finnländischen Landtage angenommen zu werden. So verfügte der Ukas des Zaren.

Als man in Russland die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht plante, machte der damalige Kriegsminister Miljutin im Jahre 1871 den Vorschlag, das autonome finnländische Heer abzuschaffen und es mit dem russischen zu „verschmelzen". Die vom Minister in Vorschlag gebrachte Commission aus Finnländern unter dem Vorsitz des Generals Langenskiöld arbeitete einen Gesetzentwurf aus, der vom finnländischen Landtag angenommen wurde. Trotz der Einwände des russischen Kriegsministers wurde er vom Kaiser bestätigt. Dadurch wurde auch das Princip der autonomen finnländischen Heeresverfassung wiederum sanctionirt. Das Gesetz, betreffend die allgemeine Wehrpflicht in Finnland, besagt demgemäß auf folgenden Grundsätzen: Dienstpflicht Dienstzeit genau 1000 Tage 3000 Mann; die Zahl der jährlich in Compagnieformation gehenden drei Classen von Rekruten beträgt zusammen 1910 + 1910 + 2000 Mann. Das finnländische Heer hat, wie den Ehren- und das Vaterland zu schützen und dadurch auch zur Befestigung des Vaterthums beizutragen". Als Offiziere, Cavallerie- und Unteroffiziere bei den russischen Truppen können nur finnländische Staatsbürger angestellt werden. Für russische Kriegsminister bestehen dieselbe Garantien für Finnland und hat dem Kaiser und Großfürsten die die finnischen Truppen betreffenden Commandoschen vorzutragen. „Durch diese Bestimmung", so heißt es weiter, „daß die militärische Abtheilung der finnischen Truppen mit der Person des Kaisers übereinkommen kann, soweit das russische Reich in Betracht [illegible] Militärwesen [illegible] Gesetzgebungsthätigkeit der Interessen

*) Aus [illegible] Militärischen Rundschau" in

im Kriegswesen sich dahin geltend gemacht, daß das Großfürstenthum in den Vertheidigungsstand des ganzen Reiches einen der regenannten Militärdistricte bildet, und daß fast finnischem Gebiete die russischen Streitkräfte, welche nach Finnland verlegt werden können, unter das Commando des Generalgouverneurs von Finnland, zugleich Chefs des finnischen Heeres, gestellt sind", sagt Senator Michelin. Auf persönliche Initiative des Kaisers Alexander III. hin wurde der Kriegsminister Wannowski beauftragt, das Nöthige zu veranstalten, damit die finnländische Heeresorganisation „von Grund aus" verändert werde. In seinem Immediatberichte an den Kaiser vom 28. August a. St. 1891 machte der Kriegsminister den Vorschlag, alle Militärgerechtsame Finnlands aufzuheben, das Contingent der finnischen Truppen, sowie überhaupt die Grundsätze der Militärordnung den russischen gleichzustellen, und zwar ohne vorherige Ohrheißung von Seiten des finnländischen Landtags, sondern auf Antrag des russischen Kriegsministers hin, wobei die Kosten des Heeres auf die Rechnung des finnländischen Staatsschatzes zu setzen wären. Der von Alexander III. gutgeheißene Gesetzentwurf hat zwar auch den Beifall seines Nachfolgers gefunden, Nikolaus II. ernannte jedoch eine neue „Berathungscommission" unter Vorsitz des Oberprocurors des Allerheiligsten Synods, **Pobédonoscew**. Diese hatte den „Gesetzentwurf" abermals zu prüfen, bevor er im nächsten Jahr dem Landtage überreicht werden sollte. Am 2/14. August v. J. fand die Sitzung dieser „Berathungscommission" statt. Sie hat es für nöthig gefunden, daß das Wehrpflichtgesetz Finnlands dasselbe wie das russische sei und daß der Landtag dessen buchstäblichen Wortlaut annehme. Nur ein einziges Mitglied dieser Commission, der finnländische General Viktor Rokuew, wagte es, seine Verwahrung protokollieren zu lassen. Er berief sich auf das kaiserliche Manifest vom 25. October a. St. 1894, wonach die verfassungsmäßige Art und Weise, wie finnländische Gesetze abzuändern seien, sanctionniert worden.

Einer der energischesten Vertreter der „national-russischen" Militärrauschten, Mitglied dieser „Berathungscommission" General Bobrikow, ist indessen zum Generalgouverneur Finnlands ernannt worden. Mit soldatenmäßiger Schneidigkeit ist er sofort ans Werk gegangen, was ihm umso leichter ist, als in seiner Hand alle Fäden der Censur vereinigt sind. Er hat das Terrain zu ebnen, die Vertheidiger der finnländischen Verfassung mundtodt zu machen, die öffentliche Meinung einzuschüchtern und den Vertretern des Landtags die „Augen zu öffnen", nämlich, daß man in russischen Regierungskreisen auf „alles gefasst sei" — bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt!....

Mit Angst und Bangen sieht man in Finnland dem Zusammentreten des Landtags entgegen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß dieser **einstimmig** der Regierungsvorlage ablehnen werde, in dieser Hinsicht giebt es in Finnland **keine** Parteidivergenzen, **keine** Meinungsunterschiede, denn, wollte der Landtag auf den „patriotischen Leim" gehen, so hätte Finnland seine Autonomie **ein** und würde in das verderblichste Netz des verschwenderischen Militarismus auf immer hineingezogen. Nach Berechnung russischer Fachleute müsste dann Finnland seine Militärausgaben um **hundertel Procent** steigern! Sehr ängstlich ist, daß die russische liberale Presse kein Wort zu sprechen wagt. Nur die Organe, die mit Pobédonoscew innigst verbrüdert sind, wie Schwindler, die in der rücksichtslosesten Weise gegen Finnland losziehen, kommen jetzt zum Wort, **dürfen** zum Wort kommen. Ein böses Omen für die finnländische Verfassung!

Auf verfassungsmäßigem Wege würde der Landtag wohl wahrscheinlich zwar einwilligen, das Truppencontingent zu vermehren, das Militärbudget zu steigern, es kann aber unter den gegebenen Verhältnissen nicht zulassen, daß man die finnländischen Truppen nach Gutdünken des russischen Kriegsministers nach dem Kaukasus, dem Ural, China oder irgendwo sonst versetzt, er kann nicht zulassen, daß man den Finnländern alle verbrieften Rechte nimmt, ohne auf Finnlands, wenn auch relative, Selbständigkeit zu verzichten.

Und so stehen wir, das gerade zu einer Zeit, wo Russlands **edeldenkender Zar** ein beredtes Wort gegen den Militarismus gesprochen, die russische Regierung sich in echt czarinischer Weise anschickt, aus dem friedliebenden, loyalen Großfürstenthum Finnland einen Militärstaat zu machen, und dabei alle Recht in Bewegung setzt, damit jeweilig und dieselben der finnländischen Gerichte und russisch-finnische Stimme, die sich für Recht und Billigkeit, für Legal und Conscienz erheben könnte, von vornherein erstickt werde.

Alle russischen Schwindler, denen die Wahrheit am Herzen gelegen ist, anerkennen die loyale Treue des finnländischen Volkes. Erstarkt in ihrem nationalen Bewusstsein, und die Finnland so Schweden vollkommen abgewinnen gewussten und es auch in ganz Finnland keine Strömung, die irgendwelche schwedenfreundliche politische Aspiration hegte. „Die Finnländer sind musterhafte in den Staatsgenossen," sagte im Jahre 1870 einer der einsichtsvollsten unter den bedeutendsten Rechtsphilosophen Russlands, **T. Martchin**, und bei dieser Meinung bleibt noch jetzt das aufgeklärte Russland. Im Uebrigen kann die russische Regierung sogar das ganze russische Heer in Finnland concentrieren und mit dem finnländischen vereinigen. Dies genügt aber den „Patrioten" vom Schlage Pobédonoscews und Bobrikows nicht: sie wollen das russische Kriegsbudget und das russische Heer verwehren, und zwar auf Unkosten des finnländischen Guts und Bluts, und sollte auch die finnländische Verfassung, auf die fünf russische Zaren den Eid abgelegt haben, gewaltsam in die Brüche gehen ...."

„Was die Thätigkeit der Friedensvereine anbelangt, so weise ich derselben und den damit verbundenen Versammlungen, Kundgebungen, Propagandaschriften u. s. w. große Bedeutung und Wichtigkeit bei, weil dadurch der Volkswille zum Ausdruck kommt, weil die öffentliche Meinung in der Richtung gewonnen wird, die in der Entwicklung zur Friedensliebe liegt", sagte der russische Minister des Aeußern Graf Murawjew zu Frau Baronin von Suttner. Wie reimen sich nun mit diesem Abrüstungsideal die Rüstungspläne in Finnland und die Knebelung der russischen und finnländischen öffentlichen Meinung, die sich in diesem unlösbaren Widerspruch zwischen Wort und That nicht zurechtzufinden vermag; wie wäre es schließlich in diesem widerspruchsvollen Thun anders möglich, als daß auch die nichtrussische öffentliche Meinung von den langen Gedanken erfaßt würde: „timeo Danaos et dona ferentes"!

Im Jänner 1899 soll der internationale „Abrüstungsareopag" sein Friedenszelt in der Hauptstadt an der Newa aufschlagen. Im Jänner 1899 wird Pobédonoscews geistiges Hätschelkind, General Bobrikow, den finnländischen außerordentlichen Rüstungs-Landtag in Helsingfors eröffnen. Und beides geschieht im Namen der „friedfertigen" zarischen Regierung! Das Gleichzeitige wäre freilich, wollten die Mitglieder der Abrüstungscommission einen Abstecher nach dem nahegelegenen Helsingfors machen, um sich bei der Eröffnung und den Rüstungsverhandlungen des finnländischen außerordentlichen Landtags am lebenden und redenden Exempel über zarisch-russische Ideal- und Realpolitik des Besseren belehren zu lassen.

Prof. Dr. B. Minzes.

„Die Eisenzölle in Oesterreich Ungarn."

Der in Nr. 220 dieser Zeitschrift auf Seite 181 von „einem Maschinenfabrikanten" unter obigem Titel veröffentlichte Artikel bricht in einer Weise den Stab über die Eisenindustrie der Alpenländer und die in derselben thätigen Fachleute, die nur durch völlige Unkenntnis der Verhältnisse erklärlich ist und auf das entschiedenste zurückgewiesen werden muss.

Es ist wirklich völlig unrichtig, daß die steirische Eisenindustrie, den Impulsen der technischen Fortschritte" nicht gefolgt ist. Wenn der Verfasser die Geschichte der heimischen Eisenindustrie in den letzten dreißig Jahren halbwegs verfolgt hätte, wurde er gefunden haben, daß gerade die Alpenländer bei Anwendung der anwaltenden neuen Methoden den anderen Provinzen Oesterreichs vorangegangen sind.

Es ist auch eine vollständig falsche Darstellung, wenn behauptet wird, daß seit den letzten zwei Jahren mit den alten Betriebsmethoden gebrochen worden ist und daß durch „Berufung tüchtiger Fachleute aus der böhmischen Schule" das verfeinerte Qualitätseisen mit technischer moderner Grundlage ungeeignet wurde. Der Herr Verfasser sollte als Maschinenfabrikant beurtheilen können, daß man ein Hüttenwerk nicht in einem Jahre denn seit langer dauert die samose Besinnung nicht, von Grund aus umgestalten kann, es daher mindestens vorsinnig ist, über den Eifer der neuen Leitung zu urtheilen. Es mage noch schmerzlich werden, daß der Bau des neuen zweiten Hochofens in Donawitz, der von der „Neuen Freien Presse" in ihrer Nummer vom 5. Jänner d. J. als rettende That der neuen Leitung der Alpinen gerühmt wird, schon von der alten Direction gepant und vorbereitet war.

Hier will ich nur auf das entschiedenste einer Darstellung entgegentreten, die darauf hinausgeht, die Hüttenleute Steiermarks als Idioten hinzustellen, die ein halbes Jahrhundert verschlafen hatten. Das die Eisenwerke der Südostalpenländer auf so hoher technischer Stufe stehen als die der Alpenländer ist nicht die Schuld der Letzteren. Wohl haben die letzteren in vorzüglicher und billiger Weise Kohle und Eisenerz, Kalkspat und Spateisenstein, Zuschlag und billige Arbeiter, und diese stehen den Ausgaben, denen nur auf Grundlage guter Mittel billige Kohle kann der Betrieb auf gleichen Fuß gestellt werden, bei einer so weitgehende Concentrirung der Selbstkosten entgegenstehen,

*) Gesammelte Werke. Petersburg 1896, II. Band.

Digitized by Google

dass ein Zollschutz möglicherweise entbehrt werden kann. Also nicht die böhmische Schule, sondern die böhmische Kohle löst das Räthsel. Wo, wie in Donnawitz, die Verhältnisse halbwegs günstiger liegen, hat sich der Betrieb auch großartiger gestaltet und zwar schon vor dem Antreten der „böhmischen Schule". Die anderen Betriebsstätten der Alpenländer sind aus kleinen Verhältnissen herausgewachsen und konnten deshalb sich nicht entfalten. Die Leiter dieser Unternehmungen, die gewiss mit viel Aufopferung der mächtigen Concurrenz trotzen, verdienen alles Lob, dass sie durch Umsicht und Ausdauer den Fortbetrieb ermöglichten und so, man kann sagen, der gesammten Bevölkerung ganzer Thäler die Lebensbedingungen schufen. Es sind vielleicht Fehler gemacht worden, aber gewiss nicht von den Hütteleuten, eher von den finanziellen und commerciellen Leitungen, und nicht in der vom Verfasser obenerwähnten Richtung, als ob diese Betriebe zurückgeblieben wären, sondern eher darin, dass sie es versäumt haben, sich auf reine Qualitätsarbeit zu beschränken, wozu die Güte der heimischen Erze sie befähigt hätte, sondern sich verleiten liessen, sich auf die Artikel der Massenproduction zu werfen, in welchen sie doch nie der böhmischen Concurrenz gewachsen sein werden. Und diesen Fehler scheint die „böhmische Schule" nur noch zu vergrößern.

Die Erörterung der Zollverhältnisse will ich berufeneren Federn überlassen, glaube aber darauf hinweisen zu müssen, dass der ausländische Producent weder mit so hohen Bahntarifen, noch mit so hohen Steuern, besonders den indirecten, und infolge derselben hohen Löhnen zu rechnen hat, wie der österreichische, und dass es daher ganz gerechtfertigt ist, wenn er dafür als Aequivalent einen gewissen Zoll entrichten muss. Wenn durch freihändlerische Preisgebung der alpinen Eisenindustrie diese erdrückt wird und auch die Maschinenindustrie ihren inländischen Markt, auf den sie doch größtentheils angewiesen ist, erheblich geschmälert sehen, ohne deshalb am ausländischen Markt viel Terrain zu gewinnen.

Kapfenberg. **Wilhelm Schmidhammer.**

* * *

Auf die vorstehenden Ausführungen, die wir dem Verfasser des angefochtenen Artikels zur Kenntnis gebracht haben, antwortet derselbe Folgendes:

Es ist immer bedauerlich, wenn sachliche Darlegungen persönlich genommen werden. Herr Schmidhammer ist mir als tüchtiger Hüttenmann noch aus seiner Thätigkeit in Reichraz bekannt und ich habe in meinem Aufsätzen gewiss nicht behauptet, dass die steirischen Hüttenleute Idioten wären. Auch der Umstand ist mir nicht fremd, dass die steirische Eisenindustrie mit den im Jahre 1880 in Angriff genommenen zwei Martinöfen in Donawitz jener anderer Provinzen vorangegangen ist, aber im großen und ganzen kann ich von meinen Behauptungen über die steirische Eisenindustrie nicht das Geringste zurücknehmen, da ich bei Aktivierung der dortigen Verhältnisse die Aequivalentantin der steirischen Eisenindustrie die Alpine Montangesellschaft — und nicht die vielen kleineren in Privatbesitz befindlichen Eisenwerke vor Augen hatte.

Wie richtig meine Ausführungen waren, beweist eine Nebeneinanderstellung der Dividenden der Alpinen Montan-Gesellschaft und der Prager Eisenindustrie-Gesellschaft. Es zahlte die

Oest. Alpine Montan-Gesellschaft Procent		Prager Eisenindustrie-Gesellschaft Procent
1882	5	0	1882/83
1883	$5^1/_2$	0	1883/84
1884	$2^1/_2$	2	1884/85
1885	0	3	1885/86
1886	0	7	1886/87
1887	0	$6^3/_4$	1887/88
1888	0	10	1888/89
1889	$5^1/_2$	10	1889/90
1890	$5^1/_2$	$14^1/_2$	1890/91
1891	2	14	1891/92
1892	0	14	1892/93
1893	0	15	1893/94
1894	0	16	1894/95
1895	2	17	1895/96
1896	3	$17^1/_2$	1896/97
1897	5	19	1897/98

Dass die billige böhmische Kohle, wie Herr Schmidhammer behauptet, allein den Erfolg der böhmischen Werke bestimmt habe, dürfte schon dadurch widerlegt sein, dass die böhmischen Werke bis zum Jahre 1880, aber dieselbe billige böhmische Kohle verfügt haben, und doch nicht prosperierten.

Eine weitere Behauptung möchte ich mit der Kürze der heutigen Berichterstattungen belegen und dann will ich nicht weiter darüber sprechen, noch in „Die Zeit" 1898 Nr. [illegible] Dass [illegible] Tatsachen nicht so sind in Bezug auf die [illegible] der „Alpinen" Herrn Schmidhammer [illegible] [illegible] [illegible]

die des Nordens riesinnige Ortssteleben und mystische Träume, diese so vollendeten Untersuchungen in der Wissenschaft hervorgebracht haben; mit Sitten, halb historisch, die die Seele zwingen auf sich selbst zu reagieren und in sich ihre Nahrung zu suchen: was den Nordbewohner zu ernster Ruhe und Ordnung, was ihn so einig dasteht in der europäischen Volksgruppe".

Das ist zu artig gesagt und dürfte wohl mehr als Artigkeit enthalten, wovon ein ernster Leser sich überzeugen kann, indem er Victor Rydbergs „Germanische Mythologie" liest, eine Arbeit, die das Unglück hatte zu einem Zeitpunkt herauszukommen, als die Nation ein geistiges Siechthum durchgieng, das sich in dem sterilen Verneinen von allen Seiten kundgab; als ein warnender und in berechtigtem Verdrusse verwerfendes Wort. Er verurtheilte Rache geschaut, als ein communendes und aufrichtendes Wort für niedrige Schmeichelei mit eigennütziger Berechnung genommen, als jedem Versuch Kräfte zu sammeln und Ströme zu wecken principiell entgegengearbeitet wurde. Alle wollten geben, auch wenn sich nichts zu geben fand, und keiner wollte nehmen. Rydberg wollte der Nation ein verlorenes Selbstgefühl wiedergeben, indem er hinwies und bewies, dass ein Formarien, der bitterste Ableger der Urheimat im fernen Osten, belegen gewesen ist, wo Skandinavien liegt, und dass heißen südlichster Theil zuerst ein Culturcentrum von weltgeschichtlicher Bedeutung gewesen ist. Dieser südlichste Theil hieß — Schonen. Doch Rydbergs Gabe wurde ebensowenig entgegengenommen wie Cloé Ruddecks: sie war zu groß!

*

Rydberg war nicht Schone und Linné auch nicht; beide waren aus der nördlichen Grenzprovinz, wo die Einwohner ihre Schonen nicht lieben. Irgend ein Localpatriotismus dass also nicht angenommen werden, der Linné Verwunderung und Entzücken dictiert hätte, als er innerhalb seines eigenen Vaterlandes und einige Meilen südlich von dem heimbaren Smaaland ein Land fandet, das wohlgelegnet ist mit allen Vorzüglichkeiten des Südens.

„Alsp," bricht er aus, „ist unlengbar kein Land in Schweden mit Schonen zu vergleichen, und keines in Europa, das mit Recht vorgezogen werden kann, wenn alle ihre Vortheile gegen einander abgewogen werden ... Die Ebene nach Lund, Malmö, Trelleborg zängt an bei Dalby und stellt ein Land Kanaan vor."

Was sah denn Linné alles für Herrlichkeiten, die zu einem Vergleich berechtigen konnten, der nun für übertrieben angesehen wird?

Er sah Buchenwälder, von Rehe springen zwischen Fasanen und Wildschweinen; er sah den Baum des Janzer, den Walnussbaum, Frucht tragen: er fand den weißen Maulbeerbaum und Seidenwürmer, wie man sie erst an den Ufern des Mittelmeeres sieht. Die echte Kastanie, die nicht früher als in der südlichen Schweiz und im mittleren Frankreich vorkommt, trug hier Früchte. Der Kropp, das theure Farbenkraut, überwinterte wie ein in der Provence. Mandelbäume waren zehn Ellen hoch und trugen im Ueberfluss. Pfirsiche und Aprikosen, zuweilen Oliven, Tamiten, Reinetten, Wintrauben — des Südens Herrlichkeiten im Norden!

Und im Kirchspiel Hersested bei Ostebye fand er einen Weinberg (hört!). Der Storch, die Nachtigall, die Glockennatte klapperte, sang, lautete in der großen Lichtnelke, und auf Eiche und Ligusier krochen spanische Fliegen klimmend wie Gold, und grüne Wälder..

„Alsp ist kein Land, das mehr Vorzüge hat."

*

Es wurde ein Boot sichtbar, das vor der Musik von Schonen trieb, und wie das Boot landete, fand sich ein Knablein dann, das auf einer Korngarbe zwischen leichtbaren Ziegen und Schmalzwerk schlief. Das war Seer oder Svendall, der mit der Garbe kam.

Da berichtet der Sage, so berichtet die Geschichte, und gleich wohl sagen die Historiker, dass es wahrscheinlich Lüge ist. In dem bürgerlichen Leben pflegen zwei falsche Zeugen vollen Beweis auszumachen, aber in der Geschichte gilt nicht das „Zeugnis dreier glaubwürdiger Männer. Da gilt nur die Gewalt der Information vor dem Rechte der Neuheit.

Es ist schließlich nur ein frommer Wunsch von mir, dass Svendall in der Garbe von Skad aus Land gezogen ist. Ich möchte nämlich die Landschaft dort nicht so prosaisch dürr, Getreidebau entgegengenommen zu haben. In Skonen gerieten Wein-Ranken weit der Ackerboden nieder gegen die See; ein Theil Landwaldschaft brauchte die Rübenernte, die dadurch das einladende An-sehen eines Riviera bekommt, wo zufriedengestellte Menschen im Frühjahr lange wandern sollen und gedenken vor dem Kirchenfeste, ein Blumenfeld wachsel auf, der sich verändert und zum Tod wyde das Dorf zu hören ein Schloss: das Schloss gibt einem Parke Schutz, der sich ausschwellen kann zu einem Baldewald.

Hier wohnen die Landes in adeligen Grundherrschaft, „die Grafen", von welchen einige Königsblut in den Adern haben und wo ihres Ursprunges so selbstbewusst sind, dass sie auch nicht einen den Gedanken nicht nahren können, dass Landwirte eine dem Adel Thierart sind wie sie. Im Jahre 1884 war ihr Zahrtmesser einer schonischen Grafen von sechzehn Jahren. Er schloß einem der letzten römischen Kaiser und trug gewöhnlich Diamanten. Seine Verachtung für uns Bürgerkinder war grenzenlos, und er verbarg sie nicht, ein Gegenheil. Einmal in einem seiner großen Augenblicke war er mit den Händen in den Hosentaschen niedergeglitten, nach hinten zu gegen die Bank genegt: mit den Backen in die Höhe, weit hinaus über uns Steckliche, räuspert er und spuckt mit vollbewister Absicht mitten in den Schwarm der Kameraden hinein, mit dem Erfolg, dass ein Schüler von dem unedlen Projectil mitten im Angesichte getroffen wird. Die Geste war artig und die Scene hatte etwas Sublimes an sich — es macht mich böse, das nicht leugnen zu können — aber die Scene, die folgte, war einzig schön. Ein Gustaf Roy dem Grafen mitten zwischen die Augen, und das große bleiche Angesicht wurde von dunklem Blut befleckt, das aus der römischen Nase sprang. Das war vor 1867. Seitdem habe ich schonische Grafen getroffen, die vielleicht ebenso selbstbewusst, aber von ganz anderer Weltanschauung waren, ja es ist mir sogar in Lund passiert, dass ich von einem jungen schonischen Grafen conservativ genannt wurde, weil ich Cäsar von größerem Schlage fand als Brutus, was der Graf leugnen wollte. Merken wir uns wohl, dass westlich von Ystad Charlottenlund liegt, von wo ein gräflicher Volksstribun das Bauernherz gegen das Landes Cäsar führte, und erinnern wir uns, dass die Gaukönige allezeit ihren Jugsloß Alfnada genannt haben.

Doch auch der Bauer hier unten scheint sich zu fühlen, als sei er vom Bällbogeshlech. Sein in Bieckant gebauter Hof ist fränkischer Geburt, gleicht einer französischen Ferme oder einem Pachthof, und wahrscheinlich waren Karl des Großen Sommervillen nicht viel anders. Wenn man eine schonische Bauernhütte älteren Schlages sieht, sagt man sich sofort: das ist ja ein Königsneit. Doch im Dache wie ein Thronsaal, Baldachin über der Hochbank, Täfelung an den Wänden, Fliesen auf den Stüblen, Kronen an der Decke und der Tisch angethan wie zu bestandigem Gastmahl. Und diese Trachten in prachtvollen Mustern und lebendigen Farben sind ja die von Königen und Königinnen. Selbst die Köchin vor dem gewaltigen Herd ist ja wie eine Prinzessin gekleidet. Welche Ahnen hat ein solches Volk? Die Geschlechterhagel würden die Antwort deutlicher erkennen lassen, falls die Feuer- und Sonnenverehrer nicht Leichenverbrennung gebraucht und diese Sandgrabmäler nicht nur einen Krug mit Asche in sich geschlossen hätten. Doch vielleicht können nähere sichere Funde, wenn sie einmal Gegenstand für andere Lesarten werden, neue Antwort geben, die eine furchtloseres Neugeist nicht umfleht. Peter Wieselgren berichtet in dem Ersatzbuttreicht der Südstandinavien, dass Nilsson in Schonen Goldbracteate mit einem altheidnischen Buchstaben fand, den man gewöhnlich auf phönizischen Münzen sieht, und der daran erinnert, dass diese Beziehung zwischen Südstandinaven und sogar dem pyramidenbauenden Culturvolkern nicht erklären können, wie in unserem Lande, ohne dass man wolkenhohe Riesen annimmt. Steine angetroffen werden können von nahezu 20000 Pfunden Gewicht, die auf ordentlich angelegtester Unterlage aufgelegt sind, so dass die Einsicht in die Baukunst vorausgesetzt werden muss.

Tunelb sagt in seiner Geographie, dass gilloh vom See Asmen in Smaaland zwischen Odensjö und Ekenaljo der Rivaberg liegt, der gegen den See abschwing ist. An dem westlichen Abhang ist die Bankenstücke, an welchen eine Inschrift gewesen sein soll. Sicherheit gibt an, dass sich in einem Berge des südlichen Norwegens eine Riesenstube findet, die ein Bett der Phönizier ist. Ich will nicht verbehlen, dass die Höhen von Upsala, wenn sie sich gegen einen brandrothen Abendhimmel abzeichnen, den Gedanken an Pyramiden weckten, und dass bei meinem letzten Besuch in der Marsala von Lund die Erinnerung an das Tempo gerade aufstieg. Ich liebte es, wie diese Marsala als Bedeutungsvoll im Lauder Bezirk zu denken, mit Cyclopenmauern und Tempeln, die wie Berge in Gruppen und Zacken aufstiegen wurden, dort, wo glaubhaft ein altes Heiligtum als Madonna acceptiert wurde.

Wurden nicht lange die alten, abweichenden Kunst und Cyclopenbau an allzig gleichen Gegenstände angedeutet? Sollte nicht der Dom Christ, den Lunde in einer Gegenwehr Stadte gegründet worden sind und Kunstgeschichtlich, von Ever gesagt werden können? Das Bild hatte in der ersten Hand einen Stab, in der andern eine Art. Das Bild hatte in der ersten Hand einen Stab, in der andern eine Art. Das Bild hatte in der ersten Hand einen Stab, in der andern eine Art. Das Bild hatte in der ersten Hand einen Stab, in der andern eine Art.

Digitized by Google

Form halten, die sich am bliesten unweit der Hütte eines Bauern oder der Mauer eines Herrenhofes antreffen ließen, ein Zeichen, daß sich ihr curioses Ansehen auch anderer als meine Aufmerksamkeit zugezogen hatte. Sie glichen Bruchstücken organisierter Wesen, oft recht weit hinaus auf der Entwickelungsscala, sogar Theilen von Menschenkörpern, bisweilen Producten einer kunstersahrenen Hand. Eine Form kam dreimal auf drei verschiedenen Stellen wieder und glich einem Hut mit der Krämpe. Ich bezeichnete sie und nannte sie den Hut. Während späterer Reisen habe ich die Form an mehreren Orten noch oben bei Höganäs wiedergefunden; und nun heute am Morgen des vierten Weihnachtstages, in dem Stadtpark von Lund, wo sie sich findet gleich einer Variante, die einem zugedrückten Hut des Bronzezeitalters gleicht, eine Hutform welche sich später, aus Halmen geflochten, bei mehreren südeuropäischen Bauernvölkern wiederfindet, besonders bei den Weinbergleuten am Genfer See.

Diese Steine scheinen beim ersten Anblick Erosionsblöcke zu sein, doch sie sind es nicht. Jemand wollte mich sogar belehren, dass die Hutkrämpe von dem ausgeeparten Schiefer ausgemacht würde, doch das verhält sich nicht so, denn die Steinmasse ist homogen, und bei sinnigem Betrachten scheint sie fast als Thorit oder verfeinerter Lehm zu bestehen. Ich sollte hier an Linnés malenden Ausdend für die Treppe auf Rinnekulle erinnern wollen, welche er einen „verfeinerten Eisenlehm" nennt.

Nun wollte der Hut gar mancherlei: vielerlei Größe überall, was bereits etwas sagt, und er scheint zu einem gewöhnlichen Dolichocephalus, Langhaupt, zu passen.

Wie ich auf den letzten schonischen Reisen meine Zeichnungen des Hutes vorwies, habe ich so viel Licht in der Sache gewonnen, dass die Form als gewöhnlich wieder gekannt wurde, und ein sachkundiger Eingeborener hat versichert, dass bei der Station Hyssinge sich nicht bloß der Hut, sondern auch das dazu gehörende Haupt vorfinde. Weiter, dass dieses Haupt so menschenähnlich wäre, dass das Volk sich damit zu unterhalten pflege, es mit starken Farben zu bemalen und die Bilder in den Gärten aufzustellen.

Während ich photographische Aufnahmen abwarte, will ich für den Augenblick nur anmerken, dass das Spiel der Natur hier nicht als natürliche Erklärung eingeschoben werden kann; denn wenn das Wasser mit Steinblecken spielt, bilden sich gewöhnlich sogenannte Rolliteine, Pflastersteine, Aeolsteine oder Kieselfesen.

Ob diese Steine bereits Gegenstand gründlicher Untersuchungen gewesen sind, weiß ich nicht, doch Linné bemerkte ähnliche auf Oeland und hat einen Theil davon Cylandreite, Seite 51, abgebildet. Er nennt sie Steinticken, weil sie vier zu sechs Ellen hoch waren. „Wenn man ein Stück von ihnen ab war, sahen sie aus wie Statuen, Bemildelte, Pferde und ich weiß nicht was für Spuk."

Auch Claus Magnus hat dieser Funde Erwähnung gethan und berührt sie bei der Historie von Stalebder.

August Strindberg.

Zum fünfzigsten Geburtstage.

Es trug sich eines Tages zu, dass ich nach Lund hinabwirt, um nach vielen Jahren August Strindberg wiederzusehen. Wir saßen zusammen in seiner Dachlete, zwei kleinen Studentenzimmern, voll von Büchern und Manuskalien, einfach möbliert und einfach ausgestattet. Es war nichts in diesen Zimmern, das meine Aufmerksamkeit fesselte, nichts anderes als das Bild des Mannes, der mir gegenüberlag, das Haar grau gebrannt, die Stimme mild, und etwas Stilles in seinem ganzen Wesen. Sich selbst so ähnlich und doch so unähnlich. Da sagte er plötzlich mit seinen Augenlichten in den Augen und dem unbeschreiblich selbstverständlichen Ausdruck, den ich so wohl kannte:

„Ich kann ja bald das Jubiläum meines fünfzigsten Jahres feiern."

„Wann denn?"

„Am 22. Jänner 1899."

Strindberg will nicht, dass der Tag mit einem eigentlichen Fest gefeiert wird. Er will nicht, dass sich an diesem Tage Menschen versammeln, und dem großen Stalden, Scher und Schriftsteller huldigen. Was da geschieht, er will ausschalb desselben stehen. Und er will das, weil er weiß, dass der Bahnbrecher, um den sich einst alle scharen, wenn ein einsamer Mann geworden ist. Er weiß auch, dass er es immer bleiben wird, vielleicht auch, dass er es immer gewesen ist.

Aber der Gedanke daran, dass August Strindberg hinaus kaum sein unsterbliches Zelt vollendet, hat mich wieder verlockt, und ich glaube, dass an dem Tage viele, die einst an Zeichen brillantenreiche, zum Strindberg in das Dunkel weisen, was gegeben und was er gewesen. Ja, ich glaube, dass an diesem dieses Tages sich Menschen finden werden, welche einsam sind wie er, aber in ihren Einsamkeit ihn lieben, weil jemand existieren soll, das Gedanken, die die größte Einsamkeit ertragen.

Welcher Name in Schweden hat wohl so wie der Strindbergs einmal die Herzen der Jugend in Glutt entzündet! Welcher Name ist so bitter gehaßt worden wie der seine! Es lag Kampf in dem bloßen Klang der Buchstaben, die diesen Namen zu Worten formten, und Kampf und Unruhe entstand in den Gemüthern, von dem ersten Augenblick an, in dem dieser mächtige Geist sich ernstlich in Schweden Gehör verschaffte. Nach ihm haben wir Dichter gehabt, doch keinen, der mit solcher Gewalt in unser Gedankenleben eingebrochen ist und uns gezwungen hat, auf den Trümmern zermalmter Ideale uns neu zu bauen.

Mit der Gewaltsamkeit einer Naturmacht brach Strindberg in das Gedankenleben der Nation ein. Jung und gläubig predigte „Meister Olof" die ewige Lehre der Jugend, niemals das Knie vor den Gewaltigen der Erde zu beugen. Mit der Macht eines vielverzweigten Gießbaches, dessen Wellen am Fuße des Falles sich begegnen und umeinander geschlendert werden, prallten die Ideen in „Das rothe Zimmer" aufeinander. Mit der Stärke einer platzenden Bombe ward „Das neue Reich" herausgeschleudert. Die Scherben trafen vielleicht ohne Unterschied sowohl Böse als Gute, aber die Explosion wirkte befreiend in der Stagnation der Zeit.

Ich brauche nicht den Kampf zu schildern, der folgte. Denn die meisten erinnern sich daran. Wie wissen, dass auf das neue Reich „Die Verheirateten" folgten, und auf „Die Verheirateten" die überhastete Anklage, die den mißliebigen Mann vor die Schranken des Richterstuhles brachte.

Dieser Strindberg war es, dem die Jugend huldigte, derselbe, der Socialismus-Gegner in „Utopien" war und Antichristhenen in „I Havsbandet". Wer erinnert sich nicht an die Replik aus „Meister Olof"?

Olof.

Wie heißest du?

Gerdi.

Wenn ich es sage, werdet Ihr erbeben! Ja, es ist wahr, Ihr müsset erbeben, um aus Unserem Schlummer zu erwachen. Ich heiße der verteufelte Engel, der zehntausend Male wiederkehren wird, ich heiße der Befreier, der zu frein kam, ich heiße Satan, weil ich Euch mehr liebte als mein eigenes Leben, ich habe Luther getheißen, ich habe Huß geheißen, nun heiß ich Anabaptista!

In Glauje von Worten wie diesen sah man Strindberg zu jener Zeit, er war ein Mann des Kampfes. Ein einzigesmal wurde dieser Mann gezwungen, persönlich aufzutreten und sich Auge gegen Auge den Menschen gegenüber zu stellen, wo für sie sein bisher Name ein Hohnruf war, der zum Kampfe „gegen die Gesellschaft" mahnte. So lautete die Formel zu jener Zeit, und es war vielleicht ein Wort, das gut wie viele andere, die später einen besseren Klang erlangt haben.

Während des Processes wegen „Die Verheirateten" war es, dass man August Strindberg auf den Straßen wie bei Banketten huldigte, dass der Perron bei seiner Ankunft mit einer zu Ovationen versammelten Menschenmasse gefüllt war, dass die Wellen des Kampfes hoch gingen und dass die Premiere von „Glücks-Pers" Reprise im damaligen Neuen Theater zu einer Volkshuldigung wurde, wie Stockholm seither nichts Aehnliches gesehen hat.

Die persönlichen Eigenschaften, die Strindberg in diesen Tagen entwickelte, waren nicht von jener Art, wie man sie bei Menschen, die zu Heerführern bestimmt sind, anzutreffen pflegt. Es ist wahr: er sprach einmal zum Volke. Das war auf dem Eisenbahnperron, als er kam. Da trat er auf die Platform des Waggons vor und äußerte ungefähr folgende Worte: „Als ich das letztemal Schweden verließ, war es hier so still, als hätte man das Reden verlernt. Es freut mich, dass Ihr die Sprache wiedergefunden habt."

Diese Worte wurden hoch von den Zuschauerstehenden aus der Schar verstanden. Denn Strindberg ist kein Redner. Er liebt es auch nicht, Reden zu halten. Und als er diese Worte äußerte, geschah es nach einem humoristischen Meinungsaustausch mit ein paar Freunden, der zeigte, dass er kein Auftreten nur als eine nothgedrungene Concession an die Forderungen des allmächtigen Humbugs betrachtete.

Dieser kleine Zug Strindbergs erhellt seine Entwicklung in den darauffolgenden Tagen, die folgten. Zurückhaltend vor öffentlichen Auftritten, manchmal scheu, den Blicken vieler ausgesetzt zu sein, weg er sich in einen engeren Freundeskreis zurück und zeigte sich nicht mehr als streng rechtwendig in der Oeffentlichkeit. Niemand kann es weniger darauf angelegt haben, Mauze aus einer Situation zu schlagen. Niemand hat weniger als er das Vermögen besessen, aus einem günstigen Augenblicke Vorbeil zu ziehen.

Das Geheimnis war das, dass in seiner Seele das skeptische Lächeln lauerte, auch wenn es seinen Lippen Raum gab — ja, vielleicht da am allermeisten. Der Zweifel ist die unabwingt Triebfeder in August Strindbergs ganzer Entwicklung gewesen, der Zweifel lauert selbst noch, als er sich dem Glauben in die Arme geworfen oder es scheint zu haben scheint. Dieser Zweifel hat an ihm gnagt, wenn er mit seiner ganzen Seele einen Standpunkt einnahm. Er war da, als er Meister Olof gegen sein besseres Wissen den Stab über seine eigene Lebensordnung brechen ließ. Er lag versteckt in den Entwicklungen, mit welchen „Utopien" das Evangelium des Socialismus verkündete. Der Zweifel war da,

Digitized by Google

wenn Strindberg in seinem letzten Roman „A Hafsbandet“ Front gegen seine eigenen demokratischen Sympathien machte. Dieser Zweifel verstummt vielleicht für eine Weile in dem sublimen Gedicht „Der ringende Jakob“, das der Glanzpunkt der „Legenden“ ist, aber er erhebt wieder das Haupt in dem letzten Werk des Dichters „Nach Damaskus“, mit dem er aufs neue als der Meister in unserer Literatur dasteht. Der Zweifel hat Strindberg vom Standpunkt zu Standpunkt getrieben und wird vielleicht nie aufhören, ihn weitertzutreiben, weil er sein innerster Lebensnerv ist.

Mittelhaitser denn je, reich, wechselvoll, selbstwiderspruchsvoll und doch stets er selbst, steht August Strindberg unter uns als ein fünfzigjähriger Mann mit ungebrochener Manneskraft und Dichterkraft. Periodenweise hat er seine wechselnden Strömungen der letzten dreißig Jahre intensiver, heftiger, mehr oder rückhaltloser Ausdruck verliehen als irgend einer. Einmal hätte er alle um sich sammeln können. Er verschmähte es, und anstatt dessen kann man jetzt bei einem Rückblick auf sein Werk sagen, daß in ihm sich alles sammelt. Vielleicht liegt gerade darin etwas von der Erklärung des Räthsels in dieser seltsamen Natur.

Der Gedanke an August Strindbergs fünfzigsten Geburtstag ruft die Erinnerungen an alles wach, was unsere Generation in einem Vierteljahrhundert an geistigem Leben durchlebt, und der Tag mag nach des Dichters Wunsche gebührlichst gefeiert werden. Aber alle, die wissen, was Strindberg war und ist, werden ihn an diesem Tage in ihren Gedanken ehren, und dies Jubelfest wird größer sein als die meisten, bei denen der Champagner schäumt und die Wogen der Reden hoch gehen.

Es feiert auch einen Mann, dessen Schicksal dem anderer Menschen ebensowenig gleicht, wie seine Persönlichkeit und sein Genie

Stockholm. **Gustaf af Geijerstam.**

Secession.

(Dritte Kunstausstellung der Vereinigung bildender Künstler Oesterreichs, Wienzeile 1.)

Tritt man jetzt in den grünen Saal der Secession, wo die Sachen von Theo van Rysselberghe sind, so glaubt man rein in die Sonne zu treten. Farben von solcher Furie und Lust haben wir noch nicht gesehen. Man meint, im Feuer zu stehen; es flammt von allen Seiten. Die hat ein Künstler doch das Licht mit dieser Vehemenz gezeigt. Wir reißen die Augen auf: wir haben das Gefühl, daß wir blind gewesen sind, und jetzt dürfen wir zum ersten Mal sehen! In einer tiefen und schrecklichen Nacht ist alles hinter uns versunken: jetzt ist es erst vor uns hell geworden, jetzt ist es Tag geworden, die Sonne ist aufgegangen! Ja, nur so kann man vielleicht diese ungeheure Wirkung anfangen: man denke sich einen, der immer in der Finsterniß gewesen ist, und jetzt geht zum ersten Mal die Sonne auf! Er erschrickt, er zittert, es schwindelt ihn, er kann es zu noch nicht begreifen, aber er möchte niederknien und weinen, weil so doch sein ganzes Leben anders geworden ist: er hat die Sonne gesehen, nie kann er mehr die Sonne vergessen! Dieses Leuchten, dieses Brennen, dieses Lodern — nein, wie arm ist unsere Sprache! Wir haben noch kein Wort, zu nennen, was Rysselberghe uns sehen läßt. Faites entrer le soleil, ruft der Clande in L'Oeuvre aus, laßet die Sonne herein! Hier ist es geschehen: die Sonne ist da und wir dürfen ihr ins Angesicht schauen. Wir haben uns im Licht, wir trinken die Strahlen! Was ist denn mit uns geworden? Wir können es uns gar nicht mehr denken. Haben wir in einem Sarg gelegen? Ist denn unter Leben in einem Keller gewesen? Mit ihren Augen sehen die Menschen nicht, es muß immer erst ein Maler kommen. Aber jetzt ist der Nebel gefallen, die Dämmerung ist entwichen, die Sonne ist da!

In Wien hat man Rysselberghe einen Pointillisten genannt. Das ist falsch. Er selbst und seine Freunde, der jung verstorbene Georges Seurat, Lucien Pissarro und Paul Signac überhebe, den Rysselberghe im Boot am Steuer gemalt hat, wollen Neo-Impressionisten geheißen sein. Das ist kein bloßer Streit um Worte. Denn man von Pointillisten sprechen, so muß man die rothen, grünen und blauen Punkte, die man auf diesen Bildern in der Nähe sieht, für das Wesentliche halten. Das sind sie aber nicht. Diese Punkte sind eine Manier, der Neo-Impressionismus ist eine Methode. Das Wesentliche ist an ihm, daß er etwas ganz anderes will, als wo ihm die Maler gewollt haben. Sagen wir es mit den rohesten Worten, die jeder verstehen wird. Früher, bis zu Delacroix, den wir immer mehr, in seinen Absichten, als den ersten Impressionisten erkennen lernen, haben die Maler das malen wollen, was von d n Dingen aus ihren Erscheinungen zu uns bleibt. Wenn ich sage: Ich habe einen Baum gesehen, was heißt denn das? Damit sage ich in einem Worte tausend Operationen zusammen. Ich habe den Baum tausend Mal gesehen und in jedem Moment ist es ein anderes Bild gewesen, niemals ist derselbe Baum in seiner Erscheinung zwei Mal derselbe gewesen. Wenn ich in jedem der tausend Momente jedes Mal aufzeichnen könnte, was ich momentan jedes Mal sehe, um die tausend Bilder der tausend Momente dann zu vergleichen, so würde jedes anders sein, nicht zwei würden dieselben sein. In mir bleibt aber, wenn ich mich erinnere, etwas zurück, das in allen Momenten, doch niemals rein, gesehen habe. Wenn ich die Augen schließe und zu mir sage: jener Baum, so steht vor mir ein Bild, das ich so noch niemals und das ich doch immer gesehen habe: eben das in allen Momenten gleiche, in keinem Momente reine, das gemeinsame der tausend Bilder, die ich empfangen habe. Dieses Bild haben die alten Maler malen wollen, bis auf Delacroix. Die Impressionisten haben ihren Namen daher, daß sie nicht mehr das in allen Abbildern gemeinsame Bild, sondern eines der Abbilder selbst, nicht das in den Momenten Dauernde, in der Erinnerung Bleibende bewahren, sondern einen der Momente selbst dem Leben entreißen wollen. Das Momentane, mit dem ganzen Zauber des Momentes, ist ihre ungeheure Leidenschaft gewesen. Daher ihre Angst, weil in der Moment gleich wieder verflicht; daher die Hast ihrer heftigen und rabiaten Art. Mehr kann es auch so sagen: Früher hat man malen wollen, was wir sehen, die Impressionisten wollen malen, was wir erblicken. Aber das Erblicken selbst zu malen, das ist erst die Forderung der Neo-Impressionisten geworden. Den Impressionisten genügte es noch, den Moment zu nehmen und zu halten: aber indem sie ihn hielten, war er in ihren Händen starr und kalt geworden. Nun hatte man das Gefühl, daß das eben auch wieder nicht die Wahrheit war. Nicht bloß den Moment wollte man jetzt: nein, man wollte jetzt das schönste an ihm: sein Leuchten, sein Leben. Nicht ein Bild aus einem Moment aufgenommen und festgehalten hat, sondern eines, das fähig wäre, diesen Moment immer von neuem erst wieder entstehen zu lassen. Wer hat nicht erlebt, daß die Schönheit, wenn er sie ergreifen will, ihm sogleich unter den Händen entweichen ist? Sie scheint ein Wesen zu sein, das nicht verweilen kann, sondern im Vorbeigehen ist. Wer hat nicht empfunden, daß das Anschauen nicht hält, was das Erblicken versprich? Erblicken sind wir oft wie vom Blitze getroffen: im Anschauen scheint es uns dann nur zu erkranken. Das Erblicken ist eine Explosion. Diese wollen wir vom Maler: ein Bild, das jedes Mal wieder explodieren soll, ein Bild, das uns nicht zeigt, was schon ist, sondern es eben unter unseren Augen erst werden läßt, ein Bild, das kein Denkmal einer Erscheinung, sondern so momentan wie die Erscheinung selbst ist. Das wollen wir, weil wir erfahren haben, daß das Glück des Menschen, seine Schönheit der Welt, nur im Eintreten des Momentes ist, darin, daß alles, was ist, es noch jedes Mal wieder werden muß. Das ist der Sinn des Neo-Impressionismus.

Dies ist die Absicht. Welches ist das Mittel? Um zu bewirken, daß das Bild den Reiz der Erscheinung behalte, eigentlich gar nicht sei, sondern unter unseren Augen jedes Mal erst von neuem werde, sozusagen erst, wenn es angeblickt wird, durch unseren Blick erwache, mußten die Neo-Impressionisten die Farbe „zerlegen“. Unter diesem „Zerlegen“ verstehen sie: Erstens, die Ausnützung des Mischungsprocesses, der sich bei vollkommen reinen Farben dann heißt bei Farben, die denen des Sonnenspectrums am nächsten kommen: auf der Netzhaut unseres Auges vollzieht. Zweitens, das Getrenntbalten der verschiedenen Elemente, welche die einzelnen Nuancen ergeben, also der Localfarbe, der Beleuchtungsfarbe, der Reflexfarbe u. s. w. Drittens, die Abwägung und die Ausgleichung dieser Elemente gegen einander nach den Gesetzen der Contrastwirkung. Die Abschwächung und der Strahlung, Viertens, die Verwendung von einzelnen Pinselstrichen, deren Größe in einem richtigen Verhältniß zur Größe des Bildes stehen muß. Fünftens, die feine optische Abstand mit den angrenzenden Pinselstrichen im Auge eine Mischung eingehen.“ Indem der Neo-Impressionist die Farben zerlegt, „ist er aber kein Pointillist, denn die Farbenzerlegung verlangt durchaus keinen punktförmigen Farbenauftrag, sie bedeutet nur die Anwendung von reinen ungemischten Farben, die so aufgetragen werden, daß sie in ein richtiges Gleichgewicht zu einander treten und beim rechten Abstand zusammenschlagen... Der Maler, der die Farbe zerlegt, unterzieht sich nicht der langweiligen Aufgabe, seine Leinwand mit viel farbigen Punktchen zu bemalen. Er geht vom Princip zweier Töne aus — er stellt auf jeder Seite der Grenzlinie seine einzelnen Elemente einander gegenüber und gleicht sie aus — bis ihm ein anderer Contrast zum Motiv einer neuen Combination wird. Und in dieser Weise stellt sich seine Leinwand, ohne daß er auch nur eine Minute lang nur mechanisch gearbeitet hatte. Er spielt mit den tiefen Farben des Palettes, wie der Componist bei der Tecknterirung einer Symphonie die tiefen Reihen der Zeitungen bandhabt... Er stellt jeder bunten entschiedene Farbenlust Kraft und Helligkeit gegenüber, so daß er jeder kühlen Ecke seines Bildes durch das Nebeneinanderstellen vieler kleiner Farbenflecke Abwechslung und Leben zu geben.“

Diese Schilderung der neoimpressionistischen Technik ist in einem Aufsatze von Paul Signac enthalten. Er veröffentlicht sie da, und das heißt sich wie gegen eine mächtige Armee gegen übrigen Bös natürlich von den unreifen Werken gesagt wird, ist in Satz schon vor den sechs Jahren gesagt worden in der Ausstellung der Impressionisten von Jene, die in Erinnerung sind und wenn sie

Digitized by Google

ersten Mal aus, aber dort ist man jetzt schon geschieden geworden. Damals hat es dort auch geheißen: „Der Mensch hat doch keine grünen Tupfen im Gesicht“ und: „In der Nähe weiß man ja gar nicht, was es ist!“ Ein neues Argument haben die Wiener nicht gefunden. Hören wir also Signac an: „Man habe keine Künstlichen auf dem Gesicht, sagt man! Gut! Aber hat man etwa schwarze, graue, braune Schraffierungen oder Kommata? Ribots Schwarz, Whistlers Grau, Carrieres Braun, die Schraffierungen Delacroix', das Komma Monets sind, genau wie die prismatisch zerlegten Farbenreflexe der Neo-Impressionisten, Kunstmittel, deren sich diese Maler bedienen, um einen ihrer besonderen Art, die Natur zu sehen, auszudrücken — alles analoge Verfahren, die man zulassen muß, da der betreffende Künstler darin nun einmal das beste Mittel findet, dem, was ihm vorschwebt, Gestalt zu geben ... Was die Neo-Impressionisten wollen und was ihre Methode ihnen sichert, ist: höchste Steigerung von Licht, Farbe und Harmonie. Dadurch eignet sich ihre Technik ganz besonders für dekorative Malerei. Selbst ihre kleinsten Arbeiten sind deshalb keine Staffeleibilder, sondern eine Art dekorativer Kunst, der Kleinheit der modernen Wohnräume angepaßt. In der durch die Größe eines Bildes bedingten Entfernung verschwinden — falls in guten Verhältnis gegeben — die einzelnen Flecken und verfließen zu farbigen Lichtern von unvergleichlichem Glanz ... Wenn der einzelne Farbfleck stört, so liegt das nur daran, daß man nicht den nothwendigen Abstand berücksichtigt. Rembrandt sagt: Die Malerei darf nicht beschnüffelt werden. Wer eine Symphonie hören will, setzt sich nicht unter die Instrumente, sondern an einen Punkt, wo alle Töne sich mischen können. Um sich an einem pointillistischen Gemälde freuen zu können, muß man sich die Mühe nehmen, den Punkt ausfindig zu machen, an dem die Mischung der verschiedenen Farbenelemente im Auge des Beschauers die vom Maler gewollten Töne ergibt.“

Ist das wirklich so „verrückt“, wie die Leute behaupten? Jemand hat mir neulich gesagt: „Aber man kann doch nicht eines Tages eine neue Malerei erfinden!“ Ja es wirklich so neu? Signac citiert Delacroix, den heute sogar die Professoren schon gelten lassen, und Ruskin, der gewiß kein verwegener „Moderner“ gewesen ist, sagt: „Der Feind jeder Malerei ist das Grau“, hat Delacroix gedrieben und: „Alle einfachen Farben sind zu vermeiden“. „Il est bon que les touches ne soient pas naturellement fondues. Elles se fondent naturellement à une distance voulue par la loi sympathique qui les a associées. La couleur obtient ainsi plus d'énergie et de fraîcheur.“ Ist das nicht in ein paar Worten schon die ganze Theorie der neuen Impressionisten? „Fächer du voir au Musée les grandes gouaches de Georges Jo ? cette qualité soit faites à petites touches.“ Sind das nicht schon die berüchtigten „Punkte“ der Pointillisten? Und Ruskin schreibt geradezu: „Wenn eine Farbe durch Zusätze einer anderen verändert werden soll, thut man gut im vielen Fällen wenigstens, die eine auf die andere zu setzen, und zwar in kräftigen kleinen Strichen, kein wie Sahnel. Das ist vortheilhafter, als wenn man einen einzigen einheitlichen Ton ausbreitet, und zwar aus zwei Gründen: einmal, weil das gleichzeitige Spiel der zwei Farben reizvoll für das Auge ist, und zweitens, weil die harmonische Ausschließlichkeit durch eine kluge Anwendung und Vertheilung der kleinen Striche sehr gelegentlich werden kann.“ Und weiter: „Die höchste Farbe wird durch „Stippling“ erreicht.“ Schlagen wir nach, was Stippling heißt, so finden wir: Stipple, tüpfeln, punktieren, in gepunkter Art oder Manier stechen. Und weiter: „Man muß die Natur wie ein Mosaikfeld aus verschiedenen Farben betrachten und diese Steine für Steine, jede in ihrer ganzen Einfachheit nachbilden. ... Man soll also eine Art Xeres machen? Ja, noch besser oder Mosaiken!“ Sagt man nicht jetzt alle Tage im ganzen Land die Leute sagen: „Das ist keine Malerei mehr, das ist Mosaik!“? Sie mögen ihn also verwünschen! Es gilt hier nicht die Lanze ein paar verwegener junger Leute, die verblühen wollen, sondern hier wird um das Leute der ganzen Entwickelung ein Belagerungsring gezogen, dieser unaufhaltsamen Entwickelung zur Luft, zum Licht, zur Sonne!

Hermann Bahr.

Quartett und Orchester.

Das jüngste philharmonische Concert begann mit dem erst unter kennen, aber als Uebersetzung nicht einschwarzrothen Beethoven'schen Tripelconcert op. 56, Nr. 11 von ganzen Streichorchester spielen zu lassen. Wegen der Besonderheit der Aufgabe in es genug geschrieben worden. Warum? Weil es eine musikalische Kunst, die das verbietet? Und wenn es eine solche gibt, worauf gründet sie ihre Berechtigung? Eine Lücke muß es doch geben, denn die Beurteilung ist absolut nicht klar, niemand weiß, wie sie sich endlich weisen soll. In der That kann ich das Bedürfnis nach der orchestral Aufführung eines Quartetts auf den ersten Blick nicht finden. Quartett besteht der inneren Stimmen eines Kammerquartett und eines Orchesterchores. Durch Unterschied besteht nicht in der geringeren Intimität des ersteren und nicht in der Zahl der Mitwirkenden, sondern darin, daß jede Stelle instrumentiert, sozusagen Aufzeichnung besitzt, das heißt Stimmen, die keine selbständige melodische oder contrapunktische Bedeutung haben, sondern lediglich dazu dienen, den Unterwallshand der einzelnen Stimmen in der ihnen entsprechenden Harmonie auszufüllen. In einem gut gesetzten Quartett oder Quintett, überhaupt in einem Kammermusikwerke, existieren solche Füllstimmen nicht, sondern die Harmonie bildet sich gewissermaßen von selbst durch die vier oder fünf selbständigen, contrapunktisch gegeneinander gesetzten Stimmen.

Man kann nun weiter fragen: warum gibt es in der einen Art von Composition solche Füllstimmen und in der anderen nicht? Ja das bloß eine ästhetische Regel? Kann man nicht auch in einem Quartett drei Stimmen bloß als Füllstimmen benützen, und in einem Orchester dreißig oder vierzig selbständige Stimmen auftreten lassen? Das eine ist aus einem praktischen Grunde nicht angezeigt, das andere ebenfalls aus einem praktischen Grunde unmöglich. In einem Quartett wünscht man deshalb nicht drei bloße Begleitstimmen gegen eine Melodiestimme, weil das Verhältnis 3:1 die Melodie decken würde und die musikalische Arbeit zu armselig erscheinen läßt; in einem Orchester kann die Selbständigkeit der Stimmen deshalb nicht in derselben Weise vermehrt werden, wie die Anzahl der Spielenden, weil man nach der Accordentlehre entweder in bloße Verdoppelungen der früheren Stimmen oder in heillose Dissonanzen hineintäme. Der Unterschied zwischen Kammermusik und Orchestermusik besteht somit im musikalischen Satze, es ist ein Unterschied der inneren Structur, die aus der Natur der Compositionen notwendigerweise hervorgeht.

Was wir ferner in jeder Composition verlangen, ist das Gleichgewicht zwischen Harmonie und Melodie. Ein gutes Quartett hat hier selbständig gebildete Melodien, die durch die wechselseitige Gegenführung die vierstimmige Harmonie bilden. Verstärke ich nun die einzelnen Stimmen, so bleiben trotzdem die vier Töne der Harmonie dieselben, und dieselbe Harmonie klingt als solche leer, weil ihre harmonische Macht der dynamischen Stärke der einzelnen Stimmen gegenüber zu schwach ist. Diesen Eindruck der Leere und Armseligkeit machte auch die neuerliche Aufführung. Um ihn zu vermeiden müßte derjenige, der zum Beispiel ein Clavierstück orchestrierte, nicht bloß alle der Töne vom Orchester spielen lassen, die beim Clavier spielte, sondern er müßte Füllstimmen hinzufügen, er müßte den Abstand der Stimmen harmonisch ausfüllen, eventuell die Harmonie in der oberen und unteren Octave verdoppeln. Umgekehrt müßte derjenige, welcher eine Partitur für Clavier setzt, Füllstimmen weglassen, soll klingt das Clavier zu voll und gibt von der Originalcomposition einen unrichtigen Eindruck. Mit einem Wort: bei der Verwandlung eines Musikwerkes der einen Art in ein solches der anderen, handelt es sich nicht um bloße Multiplication, sondern um Umarbeitung. Gerade diese Umarbeitung verträgt aber nicht jede Composition, und darum laße man sie ebenso, wie sie der Componist, der doch auch kein Dilettant war, geschrieben hat, sonst existiert man eine Verunstaltung des Originals. Und das schien mir das Ergebnis der letzten Aufführung gewesen zu sein. Allerdings verstehen die Componisten selbst manchmal die eigentümliche Structur der Kammermusik. Ein Quartett von Reissmi, das von Berlin, mechanisch gewesen und manche Quartette Spohrs und eigentlich doch Compositionen für eine ganz obige mit Begleitung von drei anderen Instrumenten. Sie haben auch ein ihrem Werte entsprechendes Schicksal erfahren. Anderseits gibt es Compositionen, die auch im Orchester nicht viel anders zu machen sind, als im Quartett z. B. eine Fuge. Eine Fuge kann immer nur vierstimmig sein, nur einige Tonhaupttonaccorde können mehrstimmig ausfallen. Da ist auch mit harmonischer Ausfüllung nicht viel zu erreichen, weil sie somit den Bau der Fuge stört. Eine Quartettfuge ist auch darum besser nicht geeignet von Orchester zu spielen, ein ganzes Quartett nimmermehr.

War die orchestrale Aufführung des Beethoven'schen Quartetts ein Mißgriff, so war die Bezeichnung derselben, wie sie Mahler liebt, weder als seine Ansicht verstanden ließ, geradezu ein Schwindel. Er sagte da, daß wir bei einer Orchestercomposition, die heute von einem großen Orchester gespielt wird, als Kinder, dasselbe thun, wie beim Streichquartett, das wir vom ganzen Streichorchester spielen lassen. Mit nichten. Denn das Orchesterwird von vornherein nicht für eine so große Anzahl von Musikern componiert, eine Steigerung derselben ist eine Verunstaltung der einzelnen Spieler. Die Kammermusik dagegen ist von vornherein für eine bestimmte Anzahl von Spielern gedacht. Alle Meister, die praktische Musiker, Theiger und Componisten, haben das Wesen der inneren Structur genau gekannt und bemerkt worden? Es ist so natürlich, daß ihm bei seiner theoretischen Einsetzung begehrt. Obwohl momentan nicht vorhanden war, daß bei der Aufführung wird er hören, ob, ge- [illegible] Beethoven [illegible] Stelle der einzelnen Stimmen, [illegible] Einzelstimmen der Streicher zu [illegible] ist. Es wird [illegible] Praktiker Musiker, um [illegible] Anzahl der Spieler auch [illegible] Componisten zu klingen soll. Wenn also Mahler [illegible] mit der Aufführung des [illegible] durch [illegible] Streichorchester [illegible] eine „ganz

Digitized by Google

neue Aera der Concertliteratur", so hat ihm wohl im Moment die Begeisterung für sein Unternehmen ein bischen zu weit fortgerissen. Solche Versuche sind schon seit langem gemacht und seit langem aufgegeben worden. Die Acten darüber sind geschlossen, und wir brauchten keineswegs bis 1899 zu warten, um diese große Reform zu erleben. Wir wünschen vielmehr, daß das Repertoire der Philharmoniker eine Bereicherung in ganz anderem Sinne erfahre, etwa durch Wiederengagement der seiten willkommenen Instrumentalkünstler, die jetzt gar keine Gelegenheit haben, in Wien mit einem würdigen Orchester zu spielen. Bei dieser Gelegenheit aber darf ich auch sagen, daß ich ganz besonders in der Oper eine Besserung des Repertoires wünschen würde: aber nicht etwa dadurch, daß Mahler ein Schubert-Lied vom ganzen Chor singen läßt, sondern durch gelegentliche Berücksichtigung älterer classischer Opern und Zurückdrängung der jetzt wieder dominirenden Cavalleria und der Bagliacci. Ich zweifle nicht, daß Mahler auf diesem ruhigeren und einfacheren Wege sich mehr Lorbeeren erwerben wird, als durch auffallende Neuerungen, die zwar mehr Sensation machen, aber in ihrer inneren Haltlosigkeit länger verurtheilt sind. In einer Thätigkeit in dieser Richtung habe ich ein unbedingtes Vertrauen und mochte dies gerade in diesem Momente nicht unausgesprochen lassen, wo gegen Mahler leider auch andere als künstlerische Gründe geltend gemacht werden.

Dieses Concert brachte uns auch eine schöne Aufführung von Schumanns erster Symphonie. Den letzten Satz habe ich mir allerdings anders gedacht, und manche Freiheiten, die sich Mahler diesmal genommen, hätte ich lieber nicht gehört. Doch ihre Bedeutung verschwindet neben der prächtigen Durchführung durch unsere unübertrefflichen Philharmoniker. Den Schluß machte Tschaikowskys „Ouverture solennelle 1812". Sie ist eine brillant instrumentierte Verherrlichung russischer Volksmelodien mit der russischen Nationalhymne und der Marseillaise, aber für den Concertsaal klingt sie viel zu derb und lärmend.

Richard Wallaschek.

Fuhrmann Henschel.

Schauspiel in fünf Acten von Gerhart Hauptmann.

(Aufgeführt im Hof Burgtheater am 19. Jänner 1899.)

Am 6. December 1889 hielt Gerhart Hauptmann, der Autor des „socialen Dramas" „Vor Sonnenaufgang und der „Familienkatastrophe" Das Friedensfest, seinen Einzug im Wiener Hof-Burgtheater mit dem „Drama" Einsame Menschen. „Vor Sonnenaufgang" war am 20. October 1889 von der „Freien Bühne" in Berlin aufgeführt und vom Publicum niedergedrückt worden; dieselbe Freie Bühne hatte am 1. Juni 1890 „Das Friedensfest" und am 14. Jänner 1891 die „Einsamen Menschen", die dann, durch L'Arronge auf eine Acte zusammengelegen, in das Repertoire des Deutschen Theaters übernommen wurden, gegeben. Der Meinungen waren getheilt gebliebenen, einen unbestrittenen Sieg zum mindesten hatte Hauptmann auch mit diesen Dichtungen nicht erfochten. Auch nach der Wiener Aufführung waren die Urtheile weit auseinandergehend; aber wenigstens hatte man nicht in das Stud an einzelnen Stellen hineingelacht, wie es in Frankfurt geschehen war. Viele Leute waren indigniert, daß man derlei im Burgtheater gebe, ein ansehnlicher Theil des Publicums aber trat lebhaft für die Dichtung ein. Ueberlich ergieng es in Wien auch mit dem wenige Wochen später 8. Februar 1892 im Burgtheater aufgeführten „College Crampton", während diese Komödie in Berlin am Engels schon einen zweifelhaften, dauernden Erfolg erzielt hatte. Am 26. Februar 1892 folgten in Berlin, wieder an der Freien Bühne, „Die Weber". Um ihrer angeblichen „Tendenz" willen auf das heftigste von den Parteien umstritten, von Machthabern mit dem Anathem belegt, haben sie die Stellung Hauptmanns als des bedeutendsten unter den lebenden Dichtern Deutschlands begründet und seinen Namen in allen civilisierten Nationen getragen.

In Wien gelten „Die Weber" noch heute als politisch-socialistisch, sie dürfen nicht gegeben werden. Wohl aber hat man im Burgtheater „Hannele" 6. December 1893, jene traumdreiste, von sternklarer Poesie erfüllte Verklärung des armen Taglöhnerkindes, sowie „Die versunkene Glocke" 9. März 1897 und im Deutschen Volkstheater die gestrige Tiedebum „Der Biberpelz" 3. April 1897. Die Aufführung von Zolas Drama, der staatsgefährliche Sachen geschrieben hat, unterblieb zu Gunsten immer gewissen Schauerstücken. Die Deutung des Verbotes heißt: tüchtiges Schauspielhaus war mit der Aufführung von „Hannele", Matterns Hymnenschaft" vorausgegangen, aber sie wurde nicht nothwendig, die Dichtung aus dem Repertoire verschwinden zu lassen. In Wien war es nahe daran, daß die Aufführung nicht am Tage der Vorstellung selbst inhibiert werden wäre. Es wurde zu der Director auf einer schriftlichen Erklärung des Inhaltes gedrängt hatte, wurde die Aufführung mit dem Hinweis auf das Stück möge durchhalten, gestattet. Nun, „verwandt" ist das Wort nicht durchgehalten. Einige Bedenken waren schon dadurch beseitigt, daß man mit einem Prologe [illegible] machte, aber dem wachtigen Eindrucke [illegible] entziehen und die Dichtung hat sich auch im Repertoire erhalten und ungefähr 25 Aufführungen erzielt.

Warum ich auf diese Momente alle hinweise? Aus zwei Gründen. Erstens ist es interessant, vergleichend zu betrachten, welch ungeheurer Umschwung sich in der Haltung unseres Publicums in diesen wenigen Jahren vollzogen hat. Als gestern nach dem ersten Acte der Regisseur für den Dichter erschien, verlangten die Galerien soviel so ungestüm nach diesem, daß sie jenen fast verletzend zurückzuweisen schienen. Und mit welchen Beifallsstürmen wurde Hauptmann begrüßt und immer wieder hervorgerufen! Man konnte fast den Eindruck haben, es sei den Leuten gleich, was da unten gespielt wurde und noch kommen solle: sie hätten zu allem applaudiert und gleich heftig. So ändern sich die Zeiten und so wenig ändern sich die Menschen: denn diese lassen sich immer am sichersten leiten — vom Vorurtheil.

Aber aus noch einem Grunde habe ich der Aufführung der früheren Dramen Hauptmanns am Burgtheater gedacht und daran erinnert, daß ich zu einer Zeit, da Hauptmann mehr verhöhnt und verlästert als anerkannt und gefeiert war, unter den größten Schwierigkeiten und, ich darf wohl sagen, Gefahren, mit der That für ihn eingetreten bin. Nicht um mir selbst angebliche „Verdienste" anzuschreiben, erlaube ich mir diesen Hinweis, sondern um jedes Mißverständniß meiner persönlichen Meinung von der Bedeutung Hauptmanns auszuschließen, wenn ich heute, statt in den dem gestrigen Vorspruche des Publicums entsprechenden Dithyramben mich zu ergehen, einfach und ruhig eine Frage erörtere, die mich vorlegt, seit ich den „Fuhrmann Henschel" gelesen habe und auf die ich auch bei der Aufführung eine rechte Antwort nicht gefunden habe.

Diese Frage läßt sich in das eine Wort zusammenfassen: Warum? Warum, frage ich mich immer wieder, hat Hauptmann dieses Stück geschrieben? Das ist nun, was mir jedesmal widerfährt, so oft ich mir diese Frage vorlege, ist, daß ich mich über mich ärgere, daß ich mir diese Frage stelle. Ich habe mich immer geargert, wenn andere in der „Versunkenen Glocke" nach allem Möglichen gesucht und gegrübelt dem ergreifenden Märchen von der seligen, leidvollen Liebe des Menschenkindes zum Elfenkinde fortwährend gefragt haben „was will er mit dem Ganzen?" Und so ist es nun billig, wenn ich mich jetzt über mich ärgere, daß ich beim „Fuhrmann Henschel" selbst von der gleichen Frage nicht loskommen. Der Mensch ist nun einmal ein „Warum-Thier", und je folgt der ersten Frage gleich die zweite: „Warum habe ich mir bei der Frage nicht gestellt und warum kann ich sie hier nicht abweisen?"

Da ich auf dem Gebiete der Aesthetik gewissermaßen ein Anarchist und bereit bin, jeden Augenblick alle „Gesetze", die das oder jenes vorschreiben, fallen zu lassen, sobald mir jemand zeigt, daß es anders auch geht, kann ich logischer Weise zunächst nur ein Motiv vom Dichter dafür verlangen, warum er geschaffen hat; die Freude an Schaffen, spricht die Kraft zu diesem Stoff aus in ihrer Behandlung. Und das ist ja gewiß das einzige und schönste Motiv. Aber hiermit ist das Fragen, wenn man es einmal begonnen hat, doch noch nicht zu Ende. Man wird sich dann zunächst fragen, wo es hat den Dichter mit Rücksicht auf seine Individualität gerade zu diesem Stoff, gerade zu dieser Behandlung hingezogen? Man wird aber auch weiter in Versuch gehen dürfen, daß ja der Dichter nicht nur für sich dichtet, sondern auch für die anderen Menschen, somit wurde er ja seine Dichtungen nicht verständlichen. Er will also Wirkungen auf Andere sagen. Und so fragt man sich, was will auf uns wirken. Und wieder kann er durch das, was er sagt oder dadurch, wie er es sagt. Das, was uns jemand sagt, kann aber selbst wieder in doppelter Weise auf uns wirken, als interessanter, ist es mehr erschütternder oder erheiternder oder sonst uns fesselnder Vorgang an sich oder durch Vermittlung dessen, was wir aus ihm abstrahieren. Bedenken alle will Hauptmann im „Fuhrmann Henschel" auf uns wirken? Das wird die dritte Art der Behandlung seines Stoffes sein. Den durch den Vorgang als solchen und durch unser Interesse an den Schicksalen der vorgeführten Personen? Eben will es uns noch etwas anderes mit seinem neuesten Dichtung sagen? Und das sind die Fragen, die ich mich mehr gemacht, mit voller Bestimmtheit zu beantworten.

Hauptmann ist ein echter Dichter. Er schreibt sich sein Stück, wenn er meinen sich nicht unmittelbar in [illegible] Bilden, er verarbeitet Jahrzehnte Beobachtungen und Empfindungen zu einem [illegible] Stoffe hat er alle seine Stücke, schon [illegible] Dichter, weil er sich mit [illegible] Stoffe [illegible] Dann [illegible] es auch in [illegible] Dichtungen [illegible] Dass es, wie in [illegible] Stoffe [illegible] Dass [illegible] es [illegible] eine Arbeit [illegible] [illegible] Dass [illegible] [illegible] [illegible]

nehmen, es ist ja am schwierigsten für jeden, sich selbst und seinen Bildungsgang zu erkennen. Für Hauptmanns „Sonnenaufgang" dürfte Tolstoj zweifellos vorbildlich gewesen sein. Und dass Hauptmann gerade jetzt auf Tolstoj hinweist, scheint mir dazuthun, dass der „Fuhrmann Henschel" in enger Beziehung zu Tolstoj steht. Was dazwischenliegt aber, meine ich, führt doch ziemlich weit ab von Tolstoj. Mit dem „Fuhrmann Henschel" hat es schon seine Richtigkeit, ja ich komme schließlich immer wieder zu dem Gedanken zurück, ob nicht überhaupt Hauptmanns Talent künstlerischen Absicht lediglich war, ein Stück in der Art von Tolstojs „Macht der Finsternis" zu schreiben.

Wie dort eine Tragödie menschlicher Verkommenheit, wie dort Charaktere, die uns keine Ahnung erweckn, aber mit vollendetster Kunst gesehen und gezeichnet sind, wie dort eine düstere Handlung, die stark auf uns einwirkt, bei der wir aber doch schließlich zu der leidigen Frage gedrängt werden, warum sollen wir uns diese Handlung vorführen lassen? Freilich finden wir bei Tolstoj und bei Hauptmann einen Grund hiefür: um der Kunst des Dichters willen, mit der er seinen Stoff gestaltet. Wie groß die Kunst des Dichters ist, zeigt sich ja völlig klar, wenn er uns durch seine Kunst uns in seinen Bann zieht, alles verschmähend und beiseite lassend, was rein stofflich unsere innigere persönliche Antheilnahme erwecken oder ideell mittels ausgesprochener Ansichten oder angedeuteter Absichten auf uns wirken könnte. Aber warum braucht uns Hauptmann erst zu beweisen, wie groß seine Kunst ist? Wir wissen es ja schon.

Ich komme also aus dem „Warum"? nicht heraus!

Mit der Darstellung seiner Dichtungen am Burgtheater hat Hauptmann bisher nicht übermäßiges Glück gehabt. Im allgemeinen meist gut, litten sie immer unter wesentlichen Mängeln im einzelnen. Diesmal gab es Gutes in Einzelheiten, aber der Gesammteindruck schien mir nur wenig befriedigend. Viel Schwierigkeiten machte der schlesische Dialect, oder das, was man dafür hielt, den Darstellern; dass er den meisten Zuhörern fremd ist, wäre im vorliegenden Falle eher von Vortheil als von Schaden gewesen; ob thatsächlich „schlesisch" gesprochen wurde oder nicht, ist ja nicht so wichtig, wenn die Leute nur glauben, dass es schlesisch ist. Aber die einheitliche Stimmung störe es, wenn man merkt, dass jeder einen anderen Dialect spricht. Ein Stück gewaltiger, ehrlicher Arbeit liegt in Sonnenthals Henschel. Er hat in dieser Rolle alles geboten, was ihm in dieser Rolle zu bieten seine Individualität gestattete. Das Gleiche gilt auch von Fräulein Witt, die mit der heroischen Selbstverleugnung der echten Künstlerin eine sogar „waschechte" Hanne Schäl aus sich machte.

Max Burckhard.

Die Woche.

Politische Notizen.

Von der Fernwirkung der gräflich Thun'schen Wendheit hat die letzte Sitzung der parlamentarischen Commission der Rechten (am 17. d. M.) ein amüsantes Pröbchen geliefert. In dieser Sitzung richtete nämlich der jungczechische Abgeordnete Dr. Kramář an den hochbetagten weißen Führer der Majorität, Herrn v. Jaworski, die bescheidene Bitte, er möge den versammelten Augaren der Majorität huldvoll offenbaren, worin denn eigentlich der Plan des Grafen Thun bestehe. Taceat! erhob sich der Ober-Augur Herr v. Jaworski mit hoheitsvollem Gebärdenspiel und verkündete den folgenden weltgeschichtlichen: „Ich kann nichts sagen, weil ich nichts weiß, und ich weiß nichts, weil der Ministerpräsident nur nichts gesagt hat, und der Ministerpräsident hat nur nichts gesagt, weil er selbst nichts weiß." Damit war die Debatte „über die politische Lage" in der parlamentarischen Commission der Rechten ebenso rasch als gründlich erledigt. Und nun bewundere man einmal, wie weit in die Ferne der Geist des Grafen Thun wirkt: Weil es nichts weiß, weiß Herr von Jaworski auch nichts; weil Herr v. Jaworski nichts weiß, wissen die Führer der Majorität nichts; weil die Führer der Majorität nichts wissen, wissen auch alle Abgeordneten nichts; weil alle Abgeordneten nichts wissen, wissen auch die Journalisten nichts; weil die Journalisten nichts wissen, wissen auch die Zeitungsleser nichts; und weil die Zeitungsleser nichts wissen, weiß auch das ganze Land nichts. Wie aller Segen, kommt also in Oesterreich auch die Unwissenheit von oben. Wenn Herr v. Plener trauerseit dem Grafen Thun verblich, dass die Regierung die Führern des öffentlichen Geistes im Lande sein müsse, so kann Graf Thun von seiner Regierung ruhig sagen, dass sie die Führern der öffentlichen Geist losgelost ist, mit der die Politik derzeit in Oesterreich betrieben wird.

*

Der einzige, der sich in die der Regierungsmission als den hervorragendsten Wortführern des Grafen Thun zugetheilte Rolle noch nicht ganz hineingewöhnt hat, ist der langsamste unter den Ministern, der Handelsminister Baron Dipauli. Als Bader kurz vor dem Bade! Inthronisierten des Neuherrn in Baron Dipaulis Backofen, der Revolver „Reichsrathsruf", ein ausgesuchtes Exemplar der Regierung des Grafen Thun wurde, nannte alle Welt, selbst das officiell ebenfalls „Bürgerlich" den Namen Dipauli als den Autor des in officiös clericalen Organ bereits so lebhaften Aufsehen erregenden: Als Baron Dipauli sich in officiös clericalen Organ bereits so lebhaften Aufsehen erregenden: Als Baron Dipauli sich in officiös clericalen Spiegel der officiellen Meinung sah, erschrak er, als der Unschuldige, der sonst nicht officiös clericalen Ministerverfolgung, und sofort schrieb er die Redaction seines clericalen Hausblattes, das Vaterland, auf Unterschrift und Dementirte die „Reichspost". Baron Dipauli hat auch sonst Bücher der Thun'schen Systemzeit gelesen, und es ist nicht unmöglich, dass er sich auch noch je irgend etwas einfallen lassen wird, so lang ihm sein Thun'sches Ministervorteilenille lieb ist.

*

Die Socialdemokraten werfen dem Finanzminister Dr. Kaizl Inconsequenz vor, weil er schon am 1. Juni 1898 die Vorlage wegen Aufhebung des Zeitungsstempels eingebracht hat und jetzt das Gleiche zu thun sich weigert. Ich habe damals, im Juni 1898, den Herren Dr. Kaizl, dessen Zeitungsstempel-Action ich schon damals nicht ernst nahm, gegen die Socialdemokraten angreifen müssen, die in ihm zu jener Zeit noch einen „modernen und bedeutenden Mann" sahen. Heute muss ich — um gerecht — den Dr. Kaizl gegen die Socialdemokraten in Schutz nehmen, weil sie ihm offenbar Unrecht thun. Dr. Kaizl handelt ganz consequent. Er hat am 1. Juni 1898 die Zeitungsstempelvorlage eingebracht, weil er sicher war, dass die Session in wenigen Tagen geschlossen wird. Er bringt sie heute nicht wieder ein, weil in der allgemeinen Planlosigkeit der Regierung eine baldige Schließung der Session nicht in Aussicht steht. Man gebe Herrn Dr. Kaizl die Sicherheit, dass die Session geschlossen wird, ehe eine eingebrachte Vorlage Beschluss werden kann, und der vorsichtige Mann wird nicht einen Augenblick länger zögern, mit der Zeitungsstempelvorlage wieder herauszurücken. Unsere Minister sind in guten Dingen so regelmäßig inconsequent, dass man, schon um der psychologischen Klarheit willen, ihre complementäre Inconsequenz in allen Schlechtigkeiten nicht übersehen sollte.

*

Die Jungczechen spielen jetzt Staatsrecht mit vertheilten Rollen. Die letzte Aufführung spielte sich so großartig getragen, dass ein kurzes Screnarium noch nachträglich den Gedenkens wert sein dürfte. Also: Erste Scene: Dr. Kramář verlässt mit höhnischem Grinsel die staatsrechtliche Adresse des böhmischen Landtages. Zweite Scene: Dr. Engel begibt sich zum Ministerratheuel des Grafen Thun und verlangt im Namen des czechischen Volkes dringend eine Antwort auf die Adresse: Graf Thun verbricht, sie ganz nach dem Concept des Landsmannes Dr. Kaizl zu geben, und eitle Freude herrscht im jungczechischen Lager über das Ministerium, das einen Staatsrechtler in seiner Mitte zählt. Dritte Scene: Dr. Kaizl setzt nunmehr, als Antwort auf die Adresse, in die Vorschaft eine der nichtssagendsten Phrasen über die „verfassungsmäßige", d. i. also centralistische Wirkungssphäre der Landtage hinein. Vierte Scene: Die Botschaft wird veröffentlicht. Die Jungczechen, entsetzt, gerathen in Empörung, und Dr. Herold redet sich wegen der Botschaft in eine solche Wuth hinein, als ob die Zungezege demnächst aufschoben werden sollten. Fünfte Scene: Dr. Pacak trat als skeptischer Raisonneur in seinem Kuttenberger Leibblatt auf und spricht das Schlusswort: „Wir sind nicht enttäuscht, weil wir nichts erwartet haben." Wer von dieser Regierung etwas erwartet hat, ist ein Esel." Und da kein Jungczeche sich als Esel declarieren will, so sind alle beruhigt. Und die jungczechische Partei hat in den heiligen Kampf um das Staatsrecht eine neue „Etappe" glorreich zurückgelegt. Die Deutschen waren früher der Meinung, dass, um das böhmische Staatsrecht zu reformieren, sie auf der Welt nothwendig sein. Wie man sieht, braucht man sie nicht einmal dazu mehr. Die Jungczechen haben sie auch auf diesem Gebiete überflüssig gemacht. Mit vertheilten Rollen streben sie nicht nur das Staatsrecht an, sondern — verhindern es auch.

*

Solange die Sprachenverordnungen als gesetzloses Machwerk gelten, glaubte ich nicht an ihre Aufhebung, weil mir der gesetzlose Sinn der österreichischen Regierungen nur zu gut bekannt ist. Seitdem aber der Oberste Gerichtshof in dem rasch zu posthumer Berühmtheit gelangten Cabrutschberden vom 8 April 1898 eine gesetzliche Grundlage der Sprachenverordnungen gefunden zu haben meint, gehe ich ihnen nicht mehr viel Zeit zum Leben. Denn auch den — wirklichen oder vermeintlichen — Gesetzen zu regieren, das hält die österreichische Regierung nicht lange aus, und wenn sie wirklich manchmal die Sprachenverordnungen für gesetzlich fundiert erachtet, wird sie sie gewiss bald aufheben, um in irgend einer neuen Form einen ihrer geliebten gesetzlosen Zustände auch in der Sprachenfrage wieder zu schaffen.

*

Einer analogen Ansicht ungeachtet schreibt in seinem Ressort auch unser Eisenbahnverkehr Minister Herr v. Wittek zu sein. Er hat natürlich meinen Artikel über seine jüngste Eisenbahnschöpfung, das Zeitungs-Eisenbahnverbot, gelesen und ist mindestens so fest wie ich von der Gesetzwidrigkeit seiner Verordnung überzeugt. Aber nichtsdestoweniger oder gerade deswegen hält er sie aufrecht. Herr v. Wittek kennt sich daher ein ähnliches Dilemma zurechtgelegt zu haben, wie der Khalif Omar, der alle Bücher mit Ausnahme des Koran verbrennen ließ. Entweder — sagt der Eisenbahn-Khalif — stimmt eine Verordnung mit dem Gesetz überein, dann genügt das Gesetz, und die Verordnung ist überflüssig. Oder aber eine Verordnung stimmt nicht mit dem Gesetze überein, dann hat sie doch wenigstens einen Existenzgrund trotz des Gesetzes. Verordnungen müssen also gesetzwidrig sein, weil sie sonst überflüssig sind. Wenn demnach z. B. der Oberste Gerichtshof jetzt auch nur das Eisenbahnverbot einer ungesetzliche Strafpraxis taufe, müsste es aufgehoben werden. Raidchen ich aber voraussetzen, dass der Gesetzwidrigkeit nachgewiesen habe, hat die Verordnung in den gesetzwidrigen Augen des Herrn v. Wittek erst ihr eigentliches Recht auf Existenz bewahrt.

Was übrigens das Omar'sche Dilemma betrifft, so liebe es sich zuweilen auch auf Regierungsacte anwenden. Entweder die Regierungsacte sind da, um mit ihrem Inhalten die Gesammtpolitik des Cabinets zu verwirklichen, und zu verwirklichen; dann sind sie zugleich auch überflüssig. Oder aber die Regierungsacte sind wirklich von ihrer Bestimmung, als glatten Schein zu sein, um die dem Parlamente nicht abgeschaffen Bretter des Ministerverantwortlichkeit auszufüllen; dann sind sie mit ihrem letzten Fachwerken zur die Gesammtpolitik des Cabinets nur ein überflüssiges Hinderniss und müssen correct werden, weil ohne sie die Existenz derselben Gesetzverletzungen Mächtigen hinter lässt.

*

Volkswirthschaftliches.

Von der Herabsetzung der Eisenzölle ist nicht mehr die Rede. Auch von Tarifmaßnahmen nicht mehr. Die Regierung hat die Waffen gestreckt. Herr Kestranek hat Baron Dipauli überzeugt, und jetzt soll nur noch eine Enquête stattfinden, um zu untersuchen, ob die hohen Eisenpreise überhaupt Antheil haben an der wirthschaftlichen Noth in Oesterreich. Wir dachten, das sei bewiesen durch die hohen Preise, durch die Statistik der Production und des Absatzes, durch die Aeußerungen der Industriellen und Nationalökonomen in den Enquêten des Vorjahres, durch zahlreiche Fachartikel u. s. w. Die neue Enquête wird offenbar den einzigen Zweck haben, zu zeigen, daß nicht die hohen Eisenpreise schuld sind an Oesterreichs wirthschaftlichem Niedergang, sondern anderes. Das wird sich herstellen ernehmen lassen, und dann wird sich herausstellen, daß die Unfähigkeit der österreichischen Regierung die Schuld trägt. Und da die Herabsetzung der Eisenpreise die Fähigkeiten der österreichischen Staatslenker nicht erhöhen kann, so wird die Regierung daraus die berechtigte Ueberzeugung ziehen, alles beim Alten zu belassen. Das wird neuerdings ihre Unfähigkeit demonstrieren, denn sie ist bekanntlich ausgezogen, um eine Ermäßigung der Eisenpreise zu erzwingen, und, wie der Erfolg zeigt, hat sie sich dabei nur eine Bereicherung ihrer Blamagelawinung geholt. Aber man darf nicht zu viel von der Regierung verlangen. Herr Kestranek hat ihr die Sache wirklich schwer gemacht. Nachdem die Regierung gesehen hatte, daß ihre unüberlegten Drohungen nichts fruchten, hat sie Herrn Kestranek so freundschaftlich zugeredet, die Eisenpreise zu ermäßigen, aber dieser wollte nicht. Im Gegentheil, er hat sie verhöhnt, indem er auseinandersetzte, daß die Eisenproducenten sich mit der Herabsetzung des Schutzzolles nicht drohen lassen: sie könne dem Minister verscheren, daß die Ungarn, nach seinen Informationen zu der Zollherabsetzung nie und nimmer ihre Hand bieten werden. Dies hat Herr Kestranek in seinem Bericht an das Stabeisenkartell unter anderem als Inhalt seiner Verhandlungen mit der Regierung angeführt. Ueber jene Sitzung des Kartells vom 15. Jänner hat Herr Kestranek ein Protokoll ausgegeben, in dem er triumphierend verkündete, daß ihm einmüthig der Dank für seine Bemühungen votiert und die volle Solidarität aller Mitglieder des Kartells mit seinem Standpunkt ausgesprochen wurde. Das benahm der Regierung natürlich die Lust, von Herrn Kestranek an andere Kartellmitglieder zu appellieren, obwohl sie dazu einige Veranlassung gehabt hatte. Denn der Verlauf jener Sitzung war ein ganz anderer und wir werden berichten, das Communique des Herrn Kestranek diesbezüglich richtig zu stellen. Weit entfernt von einhelligem Vertrauen, zeigte sich ein Zwiespalt, und kam es in der Sitzung zu sehr erregten Auseinandersetzungen zwischen Herrn Kestranek und anderen Mitgliedern des Kartells, welche durchaus nicht dieselbe schroffe Haltung gegenüber den Forderungen der Regierung einzunehmen wünschten, als der Vertreter der Prager Eisengesellschaft. Ja es wurde in der Sitzung von Herrn Kestranek selbst nur Zugeständnisse, daß ein Vertreter des Wittkowitzer Werkes der Regierung gegenüber erklärt habe, daß dieses Werk bereit wäre, Preisreductionen vorzunehmen, und daß nur die Prager Eisengesellschaft dies verhindere. Dies führte zu sehr heftigen Debatten und Herr Kestranek erklärte angesichts dieses Conflictes für seine Person auch keine Macht in die Hand der Regierung, eine absolut freie Eisenpreise anzunehmen, welche Erklärung ihn nicht hindern wird, sich schließlich doch wohlen zu lassen, so wenig er vor einigen Wochen gezwungen hat, seine Demission als Centralvorsitzender zurückzuziehen. Thatsache bleibt, daß wohl das Bilckinger Werk sich mit anderen Hütten, welche Theile des Werkes der Regierung fürchten, ihr entgegenkommen bereit wären. Nun ist es eine alte Geschichte, daß zwischen Rothschild-Gutmann einerseits und Wittgenstein mit seinen Getreuen andererseits Gegnerschaft besteht, und aus dieser heraus ist verumthlich auch die cancellante Haltung der ersteren zu erklären. Aber für die Regierung mußte diese Uneinigkeit im Eisenkartell nach dem Grundsatz divide et impera auch ohne Zollermäßigung die Möglichkeit bieten, eine Preisreduction zu bewirken, wenn sie nur verstande, die Waffen in ihrer Hand zu benützen. Dies ist aber leider nicht der Fall und darum dürfte als Ergebniss der mißlungenen Action festzustellen sein, daß die Unfähigkeit der Regierung Schuld trägt an dem weit schädlicheren Niedergang Oesterreichs im allgemeinen und an den hohen Eisenpreisen im besonderen.

Kunst und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. „La Dame de chez Maxim“ von Georges Feydeau. Berlin. Lessingtheater. „Die Zofe“ und „Ein Ehrenhandel“ von Ludwig Fulda. Deutsches Theater. „Die drei Reiherfedern“ von Hermann Sudermann. Neues Theater. „Der Sohn der Frau“ von Max Kreyer.

Ich habe die peinliche Aufgabe, über die Erstaufführung von Goldmarks neuer Oper „Die Kriegsgefangene“ (Text von Schlicht) zu berichten. Wir alle kennen und schätzen den Meister „Merlin“ und „Sakuntala“, von der wir heute wissen, daß sie für alle Zeiten ihren Platz in der Musikgeschichte behaupten wird. Jeder unbefangene Opernbesucher wird einen ähnlichen Erfolg auch von der Kriegsgefangenen gewünscht haben und hätte enthusiast gewesen sein, daß sie immer Wort an den der Meisteroper Goldmarks und selbst seiner späteren Werke nicht im entferntesten heranreicht. Textbücher und Componist haben diesmal mehr gegeneinander als miteinander gearbeitet, indem der eine in wenig Stoff Interesse und der andere auch das wenige nicht verwerten konnte. Die Handlung wurde für eine, bestenfalls zwei Scenen einer großeren Oper ausreichen, und selbständiges, in sich abgeschlossenes Werk kann sie in dieser Fassung nicht bilden. Priamus erweist bei Schlicht die Auferstehung der Leiche seines Sohnes Hector. Er erfährt bei dieser Gelegenheit, daß Paris sie schon früher in Sinnen behielt und mit Erde gedeckt hat. Schon hier, in dem Wehe, dieje im übrigen verbotene That verziehen und bot sicher den Hauptsinn seine ganze Stellung zu ihr verrathen, die sich im Verlaufe des Stückes zu einer ausgesprochenen Liebeserklärung steigert. Das sind, wie gesagt, dessenfalls zwei Scenen, aber es gibt noch lange keine Opernhandlung, in der weder eine Charakteristik der Personen, noch ein einziger Wechsel der Scene vorkommt. Und dazu noch die Musik! Sie macht das Werk zu einer monotonen Declamationsoper, die aus dem psalmodierenden Recitativ nicht herauskommt, ohne die geringste Abwechslung, ohne jede, auch die kleinste sasbare musikalische Gestaltung. Nichts als eine trockene Wüste und nicht ein grüner Fleck, soweit das Auge reicht. Diese Declamation ist überdies beinahe absichtlich monoton gemacht. Ganze Säge werden in Note und Gegennote ohne jede Charakteristik auf einem einzigen Tone gesungen. In seichten Momenten schweigt dann auch noch das Orchester völlig, das sich auch sonst nur auf einzelne Jammerrufe einlässt und von Goldmarks einst so prächtiger und glanzvoller Instrumentation nicht das geringste merken lässt. Fügen wir hinzu, daß die Scenerie durch zwei Acte dieselbe bleibt und daß sich die ganze Handlung als eine große Soloscene für Achill darstellt, der die ganze Zeit nicht von der Bühne wegkommt und nur für ein paar Momente die Gesellschaft der Thetis, des Priamus genießt, um erst zum Schluß zum großen Duett mit Briseis zu gelangen — so wird man die erdrückende Wirkung dieses sektlam einfachen Werkes begreifen. Dargestellt wurde es ausgezeichnet, vor allem durch Reichmann, der eine ebenso aufregende als schließlich doch undankbare Aufgabe meisterhaft löste. Ihm würdig zur Seite stand die ergreifende Briseis des Fräulein Renard. Mit mehr Liebreiz und Hingebung kann die Partie wohl kaum von einer anderen Sängerin gespielt werden. Auch Chor und Orchester thaten unter Mahlers Leitung ihr Bestes. Sie schieden wir von dem neuesten Werke wenigstens mit dem Gefühl der inneren Zufriedenheit mit unserem ausgezeichneten Ensemble. A. W.

*

Das Raimund-Theater ist für zweierlei Publicum höchst interessant. Für die ganz Naiven, für die ein Theaterbesuch noch ein Ereignis ist, die sich tagelang darauf freuen, und anderseits für die Leute vom Fach. Vielen Vorstellungen dieser Bühne bleibt etwas rob Theatralisches oder plump Unbefangenes eigen, darum spüren die naiv Genießenden, wenn das Stück noch „so ans dem Leben gegriffen ist“, daß doch nur alles „ein Theater ist“, daß man ihnen unten auf der Bühne etwas vormacht, damit sie für ihr Geld lachen oder weinen können. Das sogenannte „unverdorbene“ Publicum will auch nichts anderes, für diese Dinge hat es immer die gleichen Empfindungen: als Kinder gingen sie zum Wurstel, später ins Theater. Für die Wissenden ist dieses Theater eine Schule, in der man sehen und lernen kann, wie man Verschiedenes nicht macht, wie gewisse Nachlässigkeiten, Unbeholfenheiten, eine sonst sehr gute Vorstellung herunterdrücken können. Jetzt ist Herr Thaller Star des Raimund-Theaters; vor einiger Zeit spielte er den jungen Schalanser, am Mittwoch den Steinklopferhans. Man kann Martinelli in diesen Rollen. Herr Thaller ist ihm ebenbürtig, in warmen, herzinnigen Gemüthstönen über. Seine Art zu sprechen ist so liebenswürdig! Seine Hände sind von so wunderbarer Beredsamkeit. „Die Kreuzelschreiber“ wirken wie ein ganz neues Stück; dabs man in unserer trommen Zeit dieses gottlose Stück nicht verbietet? Es ist eine wahre Freude, wie es gegen die Pfaffen losgeht! Wo den Worten: „Gar oft ist barmherziger wie do (die Holl' Rebuer) — gang's ihnen selber schlecht“ — gab es demonstrativen Beifall. Herr Thaller war ein echter Steinklopfhans, er war „immer lustig“, aber von leiser innerer Lustigkeit, wie sie nur große Seelen eignet. Wo nun in der philosophierende Hans glaubwürdig, die Gedanken sind dem Mund der Natur durch das Gemüthsleben mit ihr gekommen, er lasst uns mit seiner Dichter, oder Musik- als Bauernphilosophie kein Fräulein Nicke als Zofe spielen war reizend; dass sie so scheel sein kann! Herr Baladrim ist im Bauernstück immer sehr brav, das Komische werden macht er nervös — alle Achtung! Was man von Herrn Krieg hatte verstehen sollen, kann man im Buch nachlesen. Ich der Komödien macht, wie häufig das Aufmuntrichten und breitwurzige Aufplatzen der Bauern bei der Erzählung des alten Bierminger ausfiehl? „Bierminger haben sich in Georgen mit Bierminger verstanden“ — lautet die Acgeheimerklung des Dichters. Die drei Bauern handeln aber unbeweglich, in einer Reihe, wie die „Zinnsoldaten dort. Ja das Raimund Theater hat einige vorzügliche Mimen, aber keinen. Was Herr, der mehr als das Hundertel leg hat, der über dem Rollenstudium nicht sieht, daraus so feine Vorstellungen wie aus einem Guss, mit unbeirrbarem Stil — der wirklichen Gesellschaften. Es ist wie bei einem Symphonie: man hört einen Accord, wenn ein Takt abgelaufen ist, den Mechanismus der Scheine in einander. Den anderen Bühnen, auch die von mir „Neue Freie Presse“ mitunter einige literarische Zugeständnisse machen, ist auch nicht so, wie „Die Zeit“ der Gegenstand bedeutet. Keine literarische Zugeständnisse, sondern Rudolf Holzer.

Digitized by Google

Bücher.

Paul Kampffmeyer: Mehr Macht! Kritische Streiflichter auf das Erfurter Programm der deutschen Socialdemokratie. 39 Seiten. Berlin 1898. Verlag der „Socialistischen Monatshefte", C., Steinstraße 11.

Es ist ein prächtiges Büchlein, mit welchem der neugewählte Redacteur-Correcteur für Frankfurt am Main uns beschenkt hat, voll von treffender Wahrheiten zur rechten Zeit. Sine ira et studio, lediglich von sachlichem Interesse geleitet, tritt Kampffmeyer auftrumpfenden mit dem, was todt ist am Marxismus: vor allem mit der dialectischen Katastrophentheorie, welche am eine unabwendbare, unaufhaltsam zunehmende Verelendung der Arbeiterklasse glaubt und hierin sogar eine unerlässliche Vorbedingung für den endlichen Sieg des Socialismus sieht. Demgegenüber führt Paul Kampffmeyer in vielleicht weiter Ausdehnung an Bernstein und die beiden Webb's den Nachweis, dass das Proletariat unserer Tage eine aufsteigende Classe ist, die mit jedem Jahrzehnte an wirthschaftlicher Macht und socialer Geltung zunimmt und deren gewerkschaftliche und genossenschaftliche Verbände schon heute verhältnismäßig reiche Anlässe der künftigen socialistischen Gesellschaft darstellen. Und gerade in dieser allmählichen wirthschaftlichen Aufwärtsentwickelung sieht Kampffmeyer die Voraussetzung zunehmender politischer Macht, in dem Maße, als der Socialismus Eroberungen macht, vermag auch sein politisches Correlat, die Democratie, an Terrain zu gewinnen. Weist somit Kampffmeyer nachweisend mit der wirthschaftlichen Organisationsarbeit einen sehr breiten Raum neben der politischen Bethätigung zu, so verlümmt er anderseits auch nicht, der sehr klarsichtigen „antipolitischen" Verrannheit der Anarchisten energisch den Tag zu sagen. Mit schlagender Klarheit deckt er als Grundursache des bestehenden Hasses der Anarchisten gegen schrittweise politische Reformen die letzte trügerische Dialectik auf, die auch der dogmatisch-marxistischen Abneigung gegen schrittweise wirthschaftliche Reformen zugrunde liegt: Den revolutionären, aber sehr verletzlichen Wunsch, dass gerade dort, wo die Noth am größten, „Gottes Hülfe" in Gestalt einer erlösenden Revolution am nächsten sei. Und mit feinfühlender Anschaulichkeit begründet der Verfasser die gegentheilige Auffassung: dass es ein berechtigtes und aussichtsreiches Beginnen ist, schon heute an der allgemeinen Democratisierung des politischen Lebens zu arbeiten. **Dr. Ed. Bimmlowitz.**

Eduard Hugo Meyer: Deutsche Volkskunde. Straßburg, Trübner 1898. 362 Seiten 8°.

Alle wahren Volksfreunde empfinden immer mehr das Bedürfniss, das „Volk" kennen zu lernen. Woher konnte es der „Gebildete" eigentlich nur aus Romanen und Bauerngeschichten. Professor Meyer in Freiburg hat nun eine gute Zusammenstellung alles Wissenswerten über das Volk gegeben, die sich allerdings auf die Landleute beschränkt, also unvollständig ist. Allein es ist doch ein Anfang. Wir können wünschen, dass bei einer hoffentlich recht bald erscheinenden neuen Auflage der Text ausführlicher gestaltet und dass ein Verzeichniss der Hauptquellen, sowie sie gebraucht vorliegen, hinzugegeben werde. Neben dem Sprachlichen, welches eine Uebersicht über die Dialecte gibt, sollten auch schulmäßig gute Karten beigegeben werden, welche ein klares Bild von dem heutigen geistigen Zustande des Volkes geben. **Dr. Gr.**

Revue der Revuen.

„Revue Deutsche Rundschau" (Jänner). Zu seinem Artikel: „Socialismus und Königthum", betitelt der Verfasser, B. Auerbach, zu beweisen, dass ein Ausgleich zwischen Socialismus und Monarchismus, wie er vom manchen Idealisten in Deutschland erträumt wird, keineswegs undurchführbar oder Unmöglichkeit sei. Das Königthum hat seine ursprünglich rechte Bedeutung, sondern ein lebendiger Organismus, der abgestorbene Elemente abstoßen und neue annehmen kann. Socialismus Königthum wäre ebenso wie heute, aber von intransitorischen nur eine Entwicklungsstufe desselben Grundgedankens, die einem Mann auch heranwachsen könnte, der nicht in den heutigen Bewegungen seine politische, sondern eine sociale, wirthschaftliche, die sich auch gegen den König, sondern um gegen die herrschenden Classen kehrt; und gerade Kaiser Wilhelm, mit der er gesehen, modernen, allen Ansätzen zu sozialistischen Aufbauung, bei geeignet, in gewissen Fälle der Hand zu einer Verbindung zwischen Socialismus und Königthum und der heute liche den Trennung zu bieten und den socialistischen Ideen zur Verwirklichung zu verhelfen, wenn er auch nicht, wie er in Antang seiner Regierung in bedeutungsvollen Reden, selber an der Verwirklichung der letzteren Interesse mitarbeitete. — Otto Brahm behandelt Theodor Fontane als Modernen. Obgleich ein treuer Anhänger und kaum Parteigenossen, ist Fontane doch den Naturalisten entgegengetreten, wenn man darunter eine verstieht, die, neben Realistenmasse sind, sich dem Triebe seiner eigenen Natur folgt. Ein Modernes ist Fontane auch in der großen Zurückhaltung des Empfindens, den kein, noch äußeren Eindrücken, Lust und Leid kommunizieren abhängigen Nerven — modernen auch ist die naturwissenschaftliche Weltsicht seiner Romanfiguren Sceptik, dem sie in ihrer Bedeutung, der sie eine gewisse innere Berechtigkeit mit Allem Tragischen, Komischen kann Absurden, nun sich die Romanfiguren, an einer Zeit, die ihnen Heimathlosigkeit und innere Gebundenheit an überlieferten Formen [illegible]

„Revue blanche". [illegible] Paul Verlaine [illegible] Artikel [illegible] Gedichte [illegible] „zwei Briefe" [illegible] Stephane Mallarmé [illegible] Romanfragment [illegible] [illegible] [illegible]

ipitze des Bicomte, die der Teufel noch sichtiger gemacht hatte, als die Zeit. Ob alt oder nicht — jedenfalls darf man sich hier unter der Bezeichnung „Beau", die die Gesellschaft geschaffen hat, ja nicht etwas Windiges, Kläglliches, Dürftiges denken, wie man es gewöhnlich darunter versteht, denn das würde eine ganz falsche Vorstellung von meinem Bicomte geben, bei dem Geist, Miene, Gesten, kurz alles, mächtig, frei, üppig, von patrizischer Glaslsenheit waren, wie es dem prächtigsten Dandy zukam, wenn er je vorgekommen, wir, der ich Brummel verehrt werden und d'Orsay sterben sah!

Er war in der That ein Dandy, der Vicomte de Brassard! Wäre er es weniger gewesen, dann hätte er es gewiß zum Marschall gebracht. Er war seit seiner frühesten Jugend einer der glänzendsten Officiere des ersten Kaiserreichs gewesen. Seine Regimentskameraden erzählten oft, daß er den Muth und die Schneidigkeit eines Murat mit der eines Marmont verband. Damit — und mit seinem sehr klugen und klaren Kopf, den er besaß, sobald die Trommeln nicht wirbelten, hätte er in kürzester Zeit die höchsten Sprossen der militärischen Stufenleiter erklimmen können, wäre er nur kein Dandy gewesen! Halt man das Wesen eines Dandy mit den Eigenschaften, die den Officier ausmachen, zusammen, wie: das Gefühl der Disciplin, die Pünktlichkeit im Dienste u. s. w., dann sieht man, was bei dieser Combination vom Officier übrig bleibt und daß er springen muß wie ein Pulverfaß. Wenn der Vicomte de Brassard nicht zwanzigmal während seiner militärischen Laufbahn springen mußte, so war es, weil er, mit alle Dandys, Glück hatte. Er kannte hätten ihn verwendet — seine Nichten gleichfalls, aber aus verschiedenen Gründen: er war ein Prachtkerl. Er besaß jene Schönheit, deren der Soldat nothwendiger als jeder andere bedarf, denn es gibt keine Jugend ohne Schönheit und die Armee ist die Jugend von Frankreich! Jene Schönheit, die nicht nur die Frauen, sondern auch den glücklichen Zufall, diesen Schelm!, verführt, war übrigens nicht die einzige Protectorin, die ihre Hände schützend über das Haupt des Vicomte breiten. Er war, glaube ich, von normannischer Rasse, der Rasse Wilhelms des Eroberers und er hat, wie man sagt, viele Eroberungen gemacht. Nach der Abdankung des Kaisers war er natürlich zu den Bourbons übergegangen und war ihnen während der hundertlägigen Regierung ganz abernatürlich treu geblieben. Darum schlug ihn auch Karl X. über damalige „Monsieur" eigenhändig zum Ritter des heiligen Ludwig, als die Bourbons zum zweitenmal auf den Thron kamen. Während der ganzen Zeit der Restauration bezog der schöne de Brassard kein einziges Mal die Bache in den Tuilerien, ohne daß die Herzogin von Angoulême im Vorübergehen ein huldvolles Wort an ihn gerichtet hätte. Sie, bei der das Unglück die Liebenswürdigkeit getödtet hatte, wußte sie für ihn wieder zu finden. Der Minister, der diese Gunst bemerkte, hätte sicherlich alles zur Beförderung des Mannes gethan, den „Madame" in dieser Weise auszeichnete. Aber was konnte man beim besten Willen für den verwöhnten Dandy thun, der eines Tages, bei einer Truppenschau, vor der Front seines Regimentes den Degen gegen den inspicierenden General zückte, weil dieser ihm einen dienstlichen Verweis ertheilt hatte? Genug, daß man ihn vor dem Kriegsgerichte betrachte! Diese gleichzeitige Geringschätzung der Disciplin trug der Vicomte überall mit. Außer im Felde, wo der Officier ganz und gar in ihm erwachte, hatte er sich nie den militärischen Gesetzen unterworfen. Unsichtigemale hatte er sich, bei Gelahr langer Arreststrafen, kühnig aus seiner Garnison entfernt, um in einer Nachbarstadt seinem Vergnügen nachzugehen und erst an den Paradetagen, von seinen Leuten unterstützen Soldaten verständigt, derthin zurückkehren. Wenn auch die Vorgesetzten nicht viel auf einen Officier gaben, dessen Ruhm sich jeder Art von Herkommen und Disciplin widersetzte, so wurde er dafür von seinen Untergebenen vergöttert. Er war ausgezeichnet gegen sie. Er verlangte von ihnen blos, sie sollten sich tapfer, sehr adrett und sehr steif sein, kurz den Anbegriff des französischen Soldaten verkörpern, von dem die „Vermessen-sterbe-lernen"- und dirt aber vier Brüder, die die Kleine Westbahn für sich haben, ein so großes Vergnügen bilden.

Er commentierte sie vielleicht etwas zu viel in Ehren handeln, aber er bekämpfte, dies sei das beste Mittel, den militärischen Geist in ihnen zu entwickeln. „Ich bin kein Staat und kann ihnen keine Orden verleihen, wenn sie sich unter einander tapfer schlagen", sagte er, „aber die Ehren-zeichen, die unter sich Prügelung suchen, sie hatte ein großes Prügelvergnügen, sind mir heute schätze, neues Rechnung, und jeden Fetzenmenschen, der nicht genug die Vorschrift ist". Die Compagnie, die er führte, hielt dann auch durch ihre elegante Haltung alle anderen Corps-commando's ein, so daß sie den eleganten Garderegimentern aus Le Grand, die die Parade-Einheit bei seinen Leuten, und wenn allen Garnisonen Soldaten gemeinsamen, leicht erreichbaren Rang zum Zimmermann und zu Weckenhäftigkeit, denen Soldaten Eigenschaften zu sein, die eine durch ihren Hohen Tod, die er sie kaum den Kopf, die sie erwecki, auf die Spitze. Man sah, daß sie sich in allen anderen Compagnien seines Regiments und sogar in anderen Regimentern wiederfanden. Wenn Wachtmeister sich über sie beklagten und schlug sich, um nicht aus der Haut zu fahren, so sagte er ihnen: „Sie sind ja nicht dazu da, um sich zu schlagen, sondern um sich zu prügeln!"

Dieser Art war unter der Restauration die Ausnahmsstellung des Hauptmanns Vicomte de Brassard gewesen. Und da man zu jener Zeit nicht wie unter dem Kaiserreich alltäglich Gelegenheit zu heroischen Thaten fand, so war es gar nicht abzusehen, wie lange dies Hasardieren mit der Insubordination dauern würde, das seine Kameraden entsetzte und das er ebenso tollkühn betrieb, wie er im Feld sein Leben eingesetzt hätte, wäre nicht die Revolution von 1830 gekommen und hätte Frankreich, soweit sie sich darum sorgten, von diesem Bedenken befreit und den übermüthigen Hauptmann vor der Demüthigung einer Cassierung bewahrt, die mit jedem Tag drohender über ihm schwebte. Während der „drei Tage" schwer verwundet, hatte er es verschmäht unter der neuen Dynastie der Orleans, die er verachtete, Dienste zu nehmen. Als die Julirevolution jene zu Herren eines Reiches machte, das sie sich nicht zu erhalten wußten, fand sie den Hauptmann bettlägerig infolge einer Fußwunde, die er sich auf dem letzten Ball der Herzogin von Berry zugezogen hatte. Aber beim ersten Trommelwirbel hatte er sich gleichwohl erhoben und an die Spitze seiner Compagnie gestellt, und da er wegen seiner Verwundung keine Stiefel anziehen konnte, so gieng er in den Kampf wie er auf den Ball gegangen wäre, mit Seidenstrümpfen und mit Lackschuhen, und je trat er an die Spitze seiner Grenadiere auf der Place de la Bastille, als ihm der Auftrag zutheil geworden war, das Boulevard seiner ganzen Länge nach zu säubern. Die Stadt, in der die Barricaden noch nicht erstiegen waren, hatte ein bedrohendes, düsteres Aussehen. Sie wurden bald von Bewohnern, von Pöbeln und Revolvern umstanmt, war er doch von der Bastille bis zur Rue Richelieu nicht getroffen worden, trotz seiner breiten Brust, auf die er sich vielleicht ein bischen zuviel zugute that, denn der Hauptmann de Brassard stolzierte im Feuer wie eine schöne Frau im Ballsaal, die ihre Büste zur Geltung bringen möchte. Da, als er vor Frascati an der Ecke der Rue Richelieu angelangt war und gerade commandierte, seine Leute stellten sich um ihn scharen, um die erste Barricade zu erstürmen, die er auf seinem Wege fand, traf eine Kugel seine prächtige Brust, die mit ihrer Breite auch der Kugeln Verheerungen, die von einer Achsel zur anderen klafften, zwieschen herausforderndes war. Ein Steinwurf brach ihm den Arm, was ihn nicht hinderte, die Barricade einzunehmen und an der Spitze seiner begeisterungstrunkenen Soldaten bis zur Madeleine zu marschieren. Dort stellten ihm zwei Frauen, die aus der aufrührerischen Stadt flüchteten und auf den Steinblocken vor der Kirche, die damals noch im Bau begriffen war, einen blumiberzierten Gardeofficier liegen sahen, ihren Wagen zur Verfügung und er ließ sich von ihnen nach dem Gros-Caillou bringen, wo sich damals der Marschall von Raguja befand, dem er militärisch meldete: „Herr Marschall, ich habe vielleicht noch zwei Stunden zu leben, aber während dieser zwei Stunden stehe ich zu Diensten, stellen Sie mich, wohin Sie wollen!" Aber er hatte sich geirrt. Es waren ihm mehr als zwei Stunden zugedacht. Die Kugel, die ihm durchbohrt hatte, tödtete ihn nicht. Ich lernte ihn etwa fünfzehn Jahre später kennen und er behauptete damals, der ärztlichen Kunst und seinem Arzt zum Trotz, der ihm verzweifelte unterlage, weshalb die Bündelchen Wein zu trinken, er habe sich nur durch den Genuß von Bordeaux vom siberen Tode gerettet. Und zwar indem er davon trank, wie er zu trinken pflegte! Denn in allem ein Dandy, war er es auch in Trinken — er tödtete wie ein Pole. Er hatte sich ein prachtiges Glas aus böhmischem Krystall anfertigen lassen, dies Glas hatte einen Inhalt, eine ganze Flasche Bordeaux fasste, und er trank es auf einen Zug leer! Er trank es auch heute, nachdem er es getrunken, daß er alles hatte die Metzgasse trank, und es war auch wahr! Er hatte einen Glas, wie die Arab in jeder Weise abmessen, wird man vielleicht finden, daß man sich auf so etwas nichts einzubilden braucht. Er war ein Paradehase in der Art des Marschall Bazaineprinz und es rechtfertigt den Wein wie dieser. Ich habe den Ausdruck „Glas" absichtlich lassen gehen und es war ihm kein nicht davon zurückgeben! Ich sah ihn damals auch bei dem Wettstreit, die man den Sohn Victors als „Cyrano" bezeichnet wurden, und wie, er, der nicht der zusammenlesen Nasenstab, in Wirklichkeit ein ganz gewöhnlich Mensch war mit sehr kleiner Nase. Gewiß, er hatte einen Mund, der mit sehr kleiner Nase. Gewiß, er hatte einen Mund, der mit [illegible] Nase, wenigstens in Bezug auf die Nase, [illegible] Nase, wenigstens in Bezug auf die Nase, [illegible] Nase, wenigstens in Bezug auf die Nase,

gewesen, wie ich es eben zu schildern die Ehre hatte, dann wäre meine Geschichte minder pikant und vermuthlich wäre ich dann gar nicht darauf verfallen, sie zu erzählen.

Eins steht fest, dass ich keineswegs darauf gefasst war, ihn zu treffen, als ich beim Kreuzweg des Schlosses von Rueil die Post nach *** bestieg. Wir hatten uns schon lange nicht gesehen und ich freute mich ihm zu begegnen, mit der Aussicht ein paar Stunden in Gesellschaft eines Mannes zu verbringen, der noch aus unserer Zeit und doch schon so verschieden von den Leuten unserer Zeit war. Der Vicomte de Brassard, der die Rüstung Franz I. hätte anlegen und sich so bequem darin hätte bewegen können, wie in seinem geschmeidigen blauen Frack des Officiers der königlichen Garde, glich weder in den Bewegungen noch in der Haltung seiner Gestalt den gepriesenen Cavalieren von heutzutage. Neben jener untergehenden Sonne einer mächtigen, einst so strahlenden Eleganz, wären jene kleinen modischen Monstrositäten, die nun am Horizont aufgehen, gar blass und armselig erschienen! Schön in der Art des Kaisers Nikolaus, an den er in der Figur erinnerte, während sein Profil nicht so classisch und seine Züge nicht so ideal waren, trug er einen kurz gehaltenen Bart, der gleich den Haaren — durch ein undurchdringliches Geheimniss des Organismus oder der Toilettenkunst — schwarz geblieben war. Dieser Bart bedeckte hoch hinauf die Wangen, mit ihrer lebhaften, männlichen Färbung. Unter einer vornehmen, edeln Stirn — gewölbt, falenlos und weiß, wie der Arm einer Frau — die durch die Betzwinge der Gewohnheitsform, welche gleich dem Helm die Haare weghrisst, noch etwas höher, breiter und heller geworden war, verbargen sich heimliche, so tief lagen sie unter den Bögen der Brauen, ein paar funkelnde Augen, die von sehr dunklem Blau, aber sehr lebhaft in ihrer Vertiefung waren und daraus hervorleuchteten wie geschliffene Saphire! Diese Augen gaben sich nicht die Mühe zu forschen: sie durchdrangen.

Wir drückten uns die Hand und begannen zu plaudern. Der Vicomte de Brassard sprach langsam mit einer sonoren Stimme, der man es anhörte, dass sie ein Manöverfeld mit ihrem Commandoruf zu erfüllen vermag. Da er in seiner Kindheit, wie schon gesagt, in England erzogen worden war, so dachte er vielleicht englisch; aber jene Langsamkeit, die jedoch keineswegs unbeholfen war, gab allem, was er sagte, ein ganz besonderes Gepräge, selbst seinen Scherzworten, denn er liebte es zu scherzen und sogar etwas gewagt zu scherzen. Er war, was man eine ireche Zunge nennt. „Der Vicomte de Brassard geht immer zu weit," sagte die Gräfin F..., die hübsche Witwe, die seit ihrer Verwitwung nur mehr drei Farben trägt: schwarz, violett und weiß. Hätte man seinen Ton nicht für den der ganz grossen Welt anerkannt, dann hätte man ihn oft nur einen recht schlechten Ton haben müssen. Aber man weiß es ja: gehört man wirklich zum Faubourg Saint-Germain, dann lässt man einander alles durchgehen.

Einer der Vortheile eines solchen Gespräches auf der Fahrt ist, dass man ganz ungenirt abbrechen kann, wenn man sich nichts mehr zu sagen hat. Im Salon hat man diese Freiheit nicht. Die Höflichkeit zwingt einen dort trotzdem darauf los zu plaudern und man wird für diese unschuldige Heuchelei oft bestraft durch die Oede und Langeweile eines solchen Gespräches, wo die Dummköpfe, selbst die von Natur nicht redelustigen es gibt solche, sich abmühen geistreich und liebenswürdig zu sein. In einem öffentlichen Fahrzeug ist der eine gerade so gut zuhause wie der andere und man kann, ohne unhöflich zu sein, nach Belieben in Stillschweigen versinken, die Träumerei an Stelle des Geplauders treten lassen. — Leider sind die Zufälle des Lebens entsetzlich geistlos und man könnte seinerzeit „denn es ist nun seinerzeit" zwanzigmal in einen Postwagen steigen, wie heute zwanzigmal ins Eisenbahncoupé, ohne einem gewandten und interessanten Gesellschafter zu begegnen. Der Vicomte de Brassard tauschte zuerst ein paar Bemerkungen mit mir, wie sie die Ereignisse der Fahrt, die Gegend und die Meile, in denen wir uns früher getroffen hatten, hervorriefen, dann verfinsterte sich sein niedergehende Lag zu seine Dammerung und sein Stillschweigen. Die Nacht, die im Herbst senkrecht vom Himmel zu fallen scheint, so rasch bricht sie herein" überfiel uns mit ihrer Frische. Wir hüllten uns in unsere Mäntel und stützten mit der Schulter die harte Ecke, die das Rückfenster des Wagens bildet. Ich weiß nicht, ob mein Reisegefährte in seiner Ecke ein schlief, ich aber blieb wach in der meinigen. Ich hörte den Wagen, den wir zurücklegten so genau, so oft hatte ich ihn gemacht, dass ich kaum auf die Gegend achtete, die bei der Bewegung des Wagens entschwand, und die in der Dunkelheit der Nacht in der entgegengesetzten Richtung zu laufen schien. Wir kamen durch mehrere kleine Städte, wie sie sich hie und da verstreut finden auf dieser langen Heerstraße, die die Postillone „ein verflixt langes Fopdoodle" nannten, in Erinnerung an ihre eigenen Zöpfe, die doch schon so lange fallen mussten! Es wurde finster, wie in einem erloschenen Backofen. In dieser Dunkelheit hatten die unbekannten Städte, durch die wir kamen, ein seltsames Aussehen und sie erweckten die Vorstellung, als befänden wir uns am Ende der Welt. Diese Art von Eindrucken, die ich hier verzeichne als leise Erinnerungen an einen nun entschwundenen Zustand, gibt es heute nicht mehr und keiner wird sie jemals mehr empfangen. Die heutigen Eisenbahnen mit ihren Bahnhöfen außerhalb der Stadt gestatten es dem Reisenden nicht mehr mit einem raschen Blick das flüchtende Bild der Straßen und Plätze zu umfassen, beim raschen Vorüberrasseln einer Pferdatische, die gleich wieder ungespannt wird, um weiter zu rollen. In den meisten der Städtchen, die wir durchkreuzten, gab es nur wenige Straßenlaternen, jenen Luxus einer späteren Zeit, und man sah sicherlich weniger als auf der Heerstraße, von der wir kamen. Dort war doch der freie Himmelsraum, wo die ausgedehnte Weite eine Art von Helligkeit schuf, während hier die Nähe der Häuser, die sich gleichsam zu berühren schienen, ihre tiefen Schatten, die engen Straßen, der schmale Streifen Himmel mit seinen Sternen, der zwischen den beiden Dächerreihen sichtbar ward, zusammenwirkten, das Geheimnissvolle dieser schlafenden Ortschaften zu erhöhen: der einzige Mensch, der einem unterkam, war der Stallknecht der Poststallerei mit seiner Laterne, der die unterlegten Pferde brachte und sich pfeifend oder fluchend über das störrische oder allzu lebhafte Gespann, mit dem Umspannen zu schaffen machte.

Abgesehen davon und von der immer gleichbleibenden Frage irgend eines aus dem Schlaf gescheuchten Fahrgastes, der, das Fenster niederlassend, kam tonend inmitge der tiefen Stille ringsum, in die Nacht hinausrief: „Postillon, wo sind wir denn eigentlich?", sich und hörte man nichts Lebendiges um den Wagen mit den schlafenden Passagieren, inmitten der schlummernden Städtchen, wo höchstens ein Träumer, wie ich, es verstohlen, hinter den Scheiben seines Coupés die im Dunkel verschwimmenden Häuser zu unterscheiden, oder mit den Blicken und Gedanken an einem Fenster hängen blieb, das zu so vorgerückter Stunde noch erhellt war in seinem kleinen Crien, mit der schlichten, gerogelten Lebensführung, wie die Nacht vor allem zum Schlafen da ist.

Das einsame Wachen eines lebenden Wesens — und wäre es nur eine Schildwache — wahrend alle andern Geschöpfe ringsum in jenen Schlummer versunken sind, der das Ausruhen der erschöpften Natur ist, hat immer etwas Feierliches an sich. Die Unkenntniss der Ursache, weshalb hinter einem verhängten Fenster gewacht wird, wo das Licht vom Leben und Denken zeugt, fügt zur Poesie der Dunkelheit die Poesie des Traumes. Ich weiß nicht, wie viele wenigstens konnte wohl des Nachts in einer der schlafenden Städte, durch die ich kam, ein erhelltes Fenster sehen, ohne an jenen leuchtenden Rahmen eine Welt voll Gedanken zu knüpfen, ohne hinter seinen Vorhängen geheimnissvolle und dramatische Vorgange zu wittern. Und noch heute, nach so vielen Jahren, trage ich die Bilder solcher Fenster im Gedächtnis, die sich auf immer, wehmüthig schimmernd, in ihm erhalten haben, und ich frage mich oft, wenn ich sie in meinen Träumen wiedersehe: „Was mag wohl hinter jenen Fenstern vorgegangen sein?"

(Fortsetzung folgt.)

Stimmen aus dem Publicum.

...schwarze, weiße ... farbige Henneberg-Seide von 45 kr. bis fl. 14.65 per Meter ... glatt, gestreift, carriert, ... Taffete, Surah, Faconné, Satin merveilleux, Armure, Damaste &c.

Ball-Seide 45 kr.

bis fl. 11.65 per Meter — ab meinen eigenen Fabriken —

Zu Roben und Blousen

ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus!

Muster umgehend.

Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Die Zeit.

XVIII. Band. Wien, den 28. Jänner 1899. Nummer 226.

Der Kampf um Ungarn.

Baron Banffy ist gefallen. Wüßte man es nicht, man könnte es schon am Verhalten der Mameluken erkennen, die den Gestürzten lange nicht mehr mit dem Eifer umdrängen, wie noch in den vorjüngsten Tagen. Die Krone hat ihn fallen gelassen, die Partei hält ihn nicht mehr. Ob das post hoc, ergo propter hoc hier zutrifft, wird erst eine ruhigere Zeit entscheiden können. Heute macht es noch den Eindruck, als ob Banffy von seiner eigenen Partei gestürzt worden sei. Den Todesstoß hat ihm Koloman Szell versetzt, die Waffe aber hat Banffy selbst noch in Szell geschwungen. Er hat die souveränen Rechte Ungarns preisgegeben, um sich noch oben gefällig zu erweisen. Die Partei ist ihm nicht gefolgt. Die berühmte Fichter Abmachung, der zufolge der Zustand der Zollunion zwischen Oesterreich und Ungarn gesetzlich auch über das Jahr 1903 hinaus in Kraft geblieben wäre, falls die ungarische Legislative nichts anderes beschlösse, diese Abmachung hätte nicht nur der Opposition, sondern dem ganzen Parlamente die Möglichkeit benommen, frei über die Zollpolitik Ungarns zu verfügen. Ein neuer Bánffy hätte sich so gefunden, der auch eine Majorität für den Status quo aufgetrieben hätte. Nur das gesetzliche Vacuum, das nach Ablauf des Provisoriums eintritt, zwingt die Krone, mit der Stimmung auch der Opposition des ungarischen Parlamentes zu rechnen. Der Minister also, der die Hand dazu bot, dieses Vacuum durch ein Gesetz zu beseitigen, opferte ein wichtiges Recht der ungarischen Legislative. Dagegen empörte sich selbst das gefügsame Mamelukengewürth, umsomehr als die Partei von dem bedeutigen Opfer schlechterdings nicht unterrichtet war. Ueber die bedrohliche Stimmung in der Partei erhielt man in Wien bald authentische Informationen und so wurde zwar nicht ohne Wissen, aber gewiß wider den Willen Bánffys der einzige in der Regierungspartei verbliebene Mann von Gewicht, der Geheimrath Szell, nach Wien citiert, um den verfahrenen Karren wieder in das Geleise zu bringen. Ueber den Erfolg der Szell'schen Mission haben die Tagesblätter so ausführlich berichtet, daß es überflüssig ist, darauf zurückzukommen.

Die neuen Friedensbedingungen lassen der österreichischen Regierung freie Hand, auf Grund des § 14 sich mit Ungarn auszugleichen. Die ungarische Opposition gesteht eine Verlängerung des Provisoriums bis 1903, eventuell 1904 zu, auf Grund des selbständigen ungarischen Verfügungsrechtes zu. Von der factischen Etablierung des selbständigen ungarischen Zollgebietes ist so wenig mehr die Rede, wie von der Verbinderung des verfassungswidrigen § 14 Regimes in Oesterreich. Es denkt niemand daran, die eigentlichen Convenienzen des Ausgleichsgesetzes zu ziehen und die „gemeinsamen Angelegenheiten" zwischen Oesterreich und Ungarn als nicht existierend zu betrachten. Daraus läßt sich erkennen, daß die ungarische Opposition von vornherein nicht daran gedacht hat, weiteren Blicken den ehrenrührigen Staatsnexus in den Arm zu fallen, daß sie die Dentschen in Oesterreich ihrem Schicksal überläßt, daß sie nicht gekommen ist, von Ungarn aus die Verfassungsmäßigkeit in der Monarchie zu erzwingen. Mit dieser Thatsache, so bedauerlich sie ist, muß gerechnet werden. Die Krise in Ungarn stellt sich jetzt rein dar, als das, was sie ist, als eine Phase des Kampfes verschiedener politisch-socialer Gruppen um die Herrschaft über Ungarn.

Danach muß die jetzige Krise in Ungarn denn auch beurtheilt werden. Es wäre irrig zu glauben, daß die Regierungspartei mit der Ausscheidung ihres officiellen Führers den Frieden hätte erlangen können oder erlangt hätte. Nicht dem einen Baron Bánffy hat der Kampf gegolten, sondern dem System, dessen ehrlich-cynischster Vertreter er war. In dieser Kampf zu Ende gekämpft? Noch lange nicht. Die Regierungspartei bleibt. Sie hat zwar schon Concessionen gemacht, welche, wenigstens auf dem Papiere, in Zukunft die Reinheit der Wahlen und der Deputierten sichert, aber wie in Ungarn unbequeme Gesetze gehandhabt werden, weiß man aus Erfahrung. Die Opposition verlangt denn auch „persönliche Garantien". Nicht nur, daß Bánffy gehe, sondern mehr noch, daß Männer ihres Vertrauens kommen. Der entscheidende Mann wäre schon gefunden, Koloman Szell. Man hat sich nicht getäuscht, als man dessen Verbleiben in der Regierungspartei auf seine Absicht zurückführte, von dort aus jedes absolutistische Experiment zu verhindern, den Frieden zu erzwingen und eine neue Parteigestaltung herbeizuführen. Koloman Szell ist der Quartiermacher der „Fusion", als solcher seit Jahren bekannt und — bekämpft. Er ist der Neffe Franz Deáks, der echteste Deákist der Partei. Er ist der Führer der Deákisten im Kampfe gegen Koloman Tisza und dessen System.

Fünfundzwanzig Jahre lang hat das widernatürliche Bündnis zwischen Tiszaisten und Deákisten gedauert. Fünfundzwanzig Jahre hat sie die „Krippe" beisammengehalten. Die Secession der Dissidenten war endlich der Riß, der sich wohl nicht mehr wird überkleistern lassen. Wie während des Tisza Regimes die Deákisten in den Hintergrund traten und die Prediger in der Wüste spielten, so werden wohl jetzt, wenn die Krise in einer nominellen Lösung führt, die Tiszaisten den vordersten Platz räumen und sich mit einer secundären Rolle begnügen müssen. Es ist daher an der Zeit, die beiden Gruppen kurz zu charakterisieren.

Die Führer der Deákisten waren Franz Deák selbst, der Makellose, und Graf Julius Andrassy, der geniale Bohème, der für ungarische Verhältnisse doch immer noch als die Quintessenz des Europäerthums gelten konnte. Europäerthum war denn auch das Programm der Deákisten, liberale Gesetzgebung, Verläßlichkeit und Unparteilichkeit der Verwaltung und Rechtsprechung. Das Tisza'sche Princip war das directen Gegentheil ein nationalistisches, chauvinistisch-magyarisches. Unter dem Regime Tisza wurde der Gesetz ausgehebelt, der Verwaltung und Justiz in den Dienst der Politik stellte; das oberste Princip dieser Politik aber war die Versorgung des Kernes der Nation, das ist des ungarischen Mitteladels, der, wie der ganze magyarische Stamm, viel sympathische Züge aufweist, aber eben durch jenes Regime, das sich zum Hilfe kommen sollte, bis ins Mark hinein corrumpiert worden ist. Die Gerechtigkeit will, daß jede kontenierte Person oder Classe innerlich erkrankt, um verwiegen Gebilden Platz zu räumen. Das war das Schicksal eines großen Theils der magyarischen Gentry. Ein Prüfchen für viele. Im Torontaler Comitate hat sich ein natürlich der Gentry angehöriger Beamter „Unregelmäßigkeiten" bei der Gebarung mit Geldern zu Schulden kommen lassen. Die Gevatterschaft hielt ihn natürlich und verzeyte ihn anderwärts. Ein Untersuchungsrichter hat die Recheit, von der Comitatsbehörde die Ausliefernng der Acten und Rechnungen zu verlangen, um dem es also zu verfolgenden Verbrechen auf die Spur zu kommen. Der oberste Comitatsbeamte, zufällig ein Schwieger sohn des Ministerpräsidenten Baron Bánffy, verweigert „aus politischen Gründen" die Auslieferung der Acten, ja er ertheilt dem unbequemen Richter eine Art Rüge wegen seines in opportunen Verlangens. Man wurde irren, wenn man in diesem Verhalten eine Schurkerei, eine Bosheitsthat erblicken wollte. Die Tradition will es nun so, die Gevatterschaft, die Blutsmitgliedschaft, die Rücksicht auf die „nationalistische Gesahr" u. s. w. Vor Jahren war einem Universitätsprofessor und Akademiker eine Reihe der schwersten Diebstähle nachgewiesen worden. Der Mann sah sich genöthigt, sein Amt als Secretär der philosophischen Abtheilung der Akademie niederzulegen. Der eine des ihn seine Bruderwahl entrang, war Koloman Tisza. Eine gewisse gründliche Lockerung der Rechts- und Moralbegriffe, Blutsmitgliedschaft der eigenen Classe gegen über und principielle Schonung dieser Classe wurde zusammen, dies Regime zu bilden, dessen Folgen aber nicht nur die eigene Classe verpumpte, sondern das ganze Land. Die essentielle Moral wurde Depravierte, das Land einer Meute von Exploiteurs des Staats ausgeliefert, die ihre gründliche Erziehung des Volkes zu bewahrheiten. In der „Bethesligung" nahm man es so genau nicht mit der Absammlung und Concessionen der zu Bethesligenden. Das tung dem Regime die Bezeichnung eines liberalen ein. Natürlich, da publicistischen Herolde dieses Regimes, khlecht actuarie und unactuarie Juden in beträchtlicher Zahl dominier, führen ja nicht Glocken daher.

Gegen dieses Regime, das schamlosen Verzeyung, der trotzdem Duldsamkeit der „verwollten" Zuschlag der Rassen machten endlich der alten Deákisten Atem. Die Anti Corruptionsbewegung in Ungarn ist von den österreichischen grundverschieden. Sie hat beim Lichte besehen Gegensatz, sie geht nicht vom halbseitigen den Allgemeinbestimmen und von besseren Cyklaven aus. Sie ist

Digitized by Google

heit; ihre Führer sind die geachtetsten Männer des Landes und unter ihren Kreuzrupen befinden sich Juden in beträchtlicher Zahl. Es fällt mir nicht ein, für die Qualität aller Mitläufer dieser Bewegung einzutreten. Es befinden sich Hungrige genug darunter, die nur selber endlich an die Krippe wollen. Aber das ist nun einmal nicht anders in der Politik. Wer da glaubt, daß die politische Bewegung die wertvollsten Elemente der Nationen auf die Oberfläche trage, täuscht sich ja gründlich. Der kostbarste Stoff, das Blut, bleibt unter der Haut. Was durch die Poren ohenaus kommt, Talg und Schweiß, das ist Secret und muß so häufig als möglich abgewaschen werden. Der jetzige Proceß in Ungarn ist nichts anderes als ein Reinigungsbad, dem wohl in nicht zu ferner Zeit ein neues wird folgen müssen. Aber unzweifelhaft wird eine Zeitlang die nationale Haut reinlicher sein als zuvor. Und ein Schritt zu allgemeiner größerer Reinlichkeit wird unzweifelhaft geschehen. Nach der Erledigung des Ausgleichs wird die erste Aufgabe des neuen Cabinets die Reform der Verwaltung sein, die Beseitigung der Comitatslasten, die Errichtung der Amtsmonopolien durch ernannte und controlierte Beamte. Die Justiz ist schon auf diese Weise aus dem tiefsten asiatischen Schmutz gezogen worden. Nun muß dasselbe Experiment mit der Verwaltung wiederholt werden. Darum ist es von so großer Bedeutung, daß in diesem Moment die Vertreter des gemüthlichen Corruptionsprincips in den Hintergrund gedrängt werden, und Staatsmänner mit strengeren Rechts- und Moralbegriffen in den Vordergrund treten. Dem Gösendienst, der mit der Gentry über ungarischen Ausgabe des Schlachtzizen- oder Bojarenthums bisher getrieben wurde, wird nun wohl ein Ende gemacht und das nichtsnutzige Beamtenmaterial ohne Rücksicht auf die Familienconnexionen durch brauchbareres, europäischeres ersetzt werden. Dem „nationalen Genius“ wird der Umwandlungsproceß sicherlich nicht schaden, wohl aber wird Ungarns Renommee gehoben, das ganze Land um einige Längengrade nach Westen geschoben werden.

Budapest. Dr. Hugo Gans.

Ein jungczechischer Angriff auf die Preßfreiheit.

Inmitten des reactionären Wütens, dessen sich Oesterreich seit Jahr und Tag erfreut, hat ein Gesetzesvorschlag von weittragender Bedeutung, der kurz vor den Weihnachtsferien im Abgeordnetenhause eingebracht wurde und jetzt mit zahlreichen anderen Presseanträgen im Preßausschusse liegt, ausfallender Weise bis jetzt fast keine Beachtung gefunden. Da es sich um einen reactionären Gesetzesvorschlag handelt, braucht nicht erst gesagt zu werden, daß er von den bewährtesten Freiheitstödlern Oesterreichs — den Jungczechen herrührt.

In der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 6. December vorigen Jahres brachten nämlich die Abgeordneten Dr. Baeal und Genossen den Entwurf eines Gesetzes, betreffend Abänderungen der geltenden Strafproceßordnung, ein, dessen Art. I in Abänderung des Art. VI des Einführungsgesetzes zur geltenden Strafproceßordnung bestimmt:

„Vor das Geschworenengericht gehört die Hauptverhandlung über alle Anklagen: A) wegen der durch den Inhalt einer Druckschrift verübten Verbrechen und Vergehen mit Ausnahme der in den Paragraphen 487 bis 498 St. G. normierten Privat-Ehrenbeleidigungen, insoweit sie nicht einen staatlichen Functionär wegen dessen staatlicher Amtshandlung betreffen.“

Während also nach der Strafproceßordnung alle durch den Inhalt einer Druckschrift verübten Vergehen und somit auch das Vergehen der Ehrenbeleidigung den Geschworenengerichten zur Beurtheilung zugewiesen sind, sollen nach dem Gesetzentwurfe — nur von einer einzigen Ausnahme abgesehen — die im Wege der Presse verübten Vergehen der Ehrenbeleidigung der Judicatur der Ehrenmännergerichte unterliegen.

Die jungczechischen Antragsteller scheinen es mit ihrem Attentate auf die Preßsicherheit sehr eilig gehabt zu haben; somit hätten sie sich wenigstens die Mühe genommen, den Entwurf von einigen boshaftesinnenden mißliebigen Zusätzen zu säubern. Es wäre ihnen dann vielleicht nicht passiert, von den Paragraphen 487 bis 498 St.-G. zu sagen, daß sie „Privatehrenbeleidigungen normieren“, oder von Beleidigungen zu sprechen, die einen staatlichen Functionär wegen dessen staatlicher Amtshandlung „betreffen“.

Schimmer ist es schon, daß die Herren Gesetzgeber ebenbar die geltenden Strafgesetze nicht kennen

Sie treffen nämlich Bestimmungen über die Vergehen der Ehrenbeleidigung nach den Paragraphen 487 bis 498 St.-G., ob gleich es weiß gemäß §§ 483 St.-G. Vergehen nach §§ 487, 488, 489, 491 und 492 St.-G. dagegen nur Uebertretungen nach §§ 496 bis 498 gibt, welche letzteren auch jetzt nicht vor die Geschworenen kommen. Eine derartige Oberflächlichkeit und Unkenntniß spricht nun beinahe ein nach sich für das Werk von Leuten, die sich doch annähern, die Strafproceßordnung verbessern zu wollen

Allein wir wollen von diesen schließlich nur formalen Mängeln absehen und uns der Frage zuwenden, wie es mit den Gründen aussieht, welche die Antragsteller bewogen haben können, die Judicatur des Geschworenengerichte einschränken und damit — vielleicht ihnen selbst unbewußt — die Art an die Institution der Geschworenengerichte überhaupt legen zu wollen. Diese Gründe können mit jenen Momenten, die von den Feinden der Geschworenengerichte seit jeher gegen diese Institution vorgebracht werden, nicht identisch sein, denn sonst hätten die Antragsteller consequenterweise die Abschaffung der Geschworenengerichte beantragen müssen, was sie freilich schon als patentierte Freiheitstödler nicht thun dürfen. Diese Gründe können aber auch nicht derart sein, daß sie sich gegen die Judicatur der Geschworenengerichte in Preßsachen überhaupt richten, weil ja diese Judicatur im allgemeinen beibehalten und nur — wenn auch auf einem großen Gebiete — eingeschränkt werden soll. Es bleibt daher nur zu unterinchen, ob es Gründe gibt, die Judicatur der Geschworenengerichte gerade auf dem Gebiete der durch die Presse verübten Privatehrenbeleidigungen für schädlich und daher beseitigenswert zu halten.

Es besteht thatsächlich seit geraumer Zeit in einem Theile der Bevölkerung eine Antipathie gegen die Geschworenengerichte, wenn es sich um Fälle der durch die Presse verübten Privatehrenbeleidigungen handelt. Ja, hört man sagen, die Geschworenen lassen sich bei ihrer Beurtheilung von nationalen, politischen, confessionellen oder gar persönlichen Rücksichten leiten, welche ihre Unbefangenheit bei Schöpfung des Wahrspruches trüben. Oder: die Geschworenen haben kein Verständnis für die Subtilität des Ehrbegriffes und lassen demnach über aus diesem Grunde manche Beleidigung ungeahndet. Oder endlich — und damit dürfte den meisten Gegnern aus der Seele gesprochen sein — man kann sich gar nicht mehr getrauen, in Privatehrenbeleidigungen vor die Geschworenen zu treten, man riskiert dadurch nur, daß das Privatleben des Anklägers bis in seine intimsten Details vor der Oeffentlichkeit bloßgelegt wird, daß man förmlich zum Angeklagten wird, und erhält schließlich doch keine Genugthuung.

Soweit es sich um das zuerst gelten gemachte Argument Befangenheit der Geschworenen aus nationalen, politischen und ähnlichen Motiven — handelt, hat es wol bis zu einem gewissen Grade seine Berechtigung. Allein diese Fehler der Geschworenengerichte ist nicht etwa erst in neuerer Zeit hervorgetreten, er war vielmehr schon ihren Schöpfern bekannt; aber den anderen Momenten gegenüber, die für die Einführung der Schwurgerichte in Preßsachen sprachen, reichte er nicht hin, den Ausschlag zu geben. Es wird hier gut sein, daran zu erinnern, daß die Jury für Preßsachen in Oesterreich schon in der Zeit bestand, da die Geschworenengerichte für andere Delicte eine dauernde Institution wurden. Obgleich aber von allem Anfange an von den Geschworenen einzelne Urtheile gefällt wurden, über die zünftige Juristen und „loyale“ Politiker die Hände über dem Kopfe zusammenschlugen, erkannten Glaser, der Schöpfer der Strafproceßordnung, und mit ihm die Gesetzgeber der damaligen Epoche, daß die Geschworenengerichte trotz dieses Fehlers aus höheren Motiven bei schweren Delicten und aus ganz besonderen Motiven überdies bei allen durch Druckschriften verübten Verbrechen und Vergehen eine nothwendige Institution seien. Soweit es sich speciell um die durch die Presse begangenen Delicte handelt, hatte man von den Momente an, da in Oesterreich überhaupt die Preßfreiheit, wenn auch nur im Prinzipe, anerkannt wurde, das Gefühl, daß von einer solchen Freiheit

das Wort in immer in den beschränkten österreichischen Sinne zu nehmen nur die Rede sein könne, wenn man gleichzeitig dafür Sorge trägt, daß über die Frage, ob durch den Inhalt einer Druckschrift Verbrechen oder Vergehen begangen wurden, Geschworene, also Männer aus dem Volke, zu urtheilen haben. Man wußte sicherlich, daß die Urtheile dieser Männer aus mancherlei Gründen, sei es auch politischer oder nationaler Natur, keine unbefangenen sein würden; allein man wußte einerseits auch, daß in Zeiten und Ländern, wo politische, nationale, confessionelle und persönliche Momente die Bevölkerung aufwühlen, auch Richter von solchen Einflüssen nicht frei sind, und man bedachte andererseits, daß diesen Ingerenzen ein anderes Moment fehlt, welches oft schwerer wiegt als nationale oder politische Bereinnahmenheit, das ist die volle, zur Rechtsprechung in allen Fällen, wo es sich um eine Institution von öffentlichem Interesse, wie die Presse, handelt, unumgänglich nothwendige Unabhängigkeit. Man mag nun den einzelnen richterlichen Functionären die größte Gewissenhaftigkeit entgegenbringen und ihren guten Willen, unabhängig zu urtheilen, noch so wenig in Zweifel ziehen, man mag auch auf die gesetzlich statuierte Unabhängigkeit der Richter noch so großes Gewicht legen, so wird es doch schwerlich, daß der Berufsrichter in seiner thatsächlichen Stellung zumindest so viel zu fürchten und — was vielleicht noch schwerer ins Gewicht fällt — zu hoffen hat, daß von seiner vollen Unabhängigkeit seine Rede sein kann. Es sind auch übergangs, daß gerade der richterliche Beamte, der sich sicher von Strebern fühlt und sich dort einstellen will, seiner richterlichen Pflicht nachzukommen, Gefahr zu laufen, sich zu, wenn man ihn mit Diesen

Digitized by Google

gar nicht beirrt, die ihn unwillkürlich in eine Collision zwischen seiner Pflicht und seinem Interesse bringen. In Oesterreich spezielt darf auch nicht vergessen werden, dass der Richter Barrenkraut ist, schon als solcher der Presse mit einer gewissen Voreingenommenheit entgegentritt und sie oft sehr einseitig beurtheilt.

Das wichtigste Moment aber bleibt, dass über die bei Preisdelicten naturgemäß am wichtigsten erscheinende Frage, welches das Motiv des Artikels war, welches öffentliche Interesse er verfolgt, welche Wirkung er haben soll und kann, und dergleichen mehr, zweifellos nur Männer urtheilen können, die ihre Erfahrungen mitten aus dem Vollen des täglichen Lebens, aus den Kreisen der Bevölkerung schöpfen.

Man könnte nun sagen: das ist ja alles richtig, wo es sich um politische Delicte handelt, es fällt aber dort weg, wo nur beleidigende Angriffe gegen Privatpersonen in Frage kommen. Kann man diese Anschauung aber wirklich theilen? Hier muss vor allem erwogen werden, dass die Fälle, in welchen eine Druckschrift Angriffe gegen eine Person aus rein privaten Gründen, sei es aus Rachsucht oder aus noch niederen Motiven, richtet, allerdings auch vorkommen, aber sicherlich nicht die Mehrzahl bilden. Die Regel wird vielmehr sein, dass auch die in Druckschriften enthaltenen Privatehrenbeleidigungen auf Motive politischer Natur, auf irgend ein vom Blatte verfochtenes wirkliches oder vermeintliches öffentliches Interesse zurückzuführen sind; jedenfalls wird in den meisten Fällen die Frage, inwieweit den Artikel die Absicht auf ein thatsächlich bestehendes oder vermeintliches öffentliches Interesse beeinflusst hat, schwer zu lösen sein. Ist dem aber so, dann sprechen dieselben Gründe, welche, wie früher gezeigt, dafür dazu geführt haben, die durch Druckschriften begangenen Delicte der Judicatur der Geschworenen zu unterbreiten, auch dafür, mit den Privatehrenbeleidigungen keine Ausnahme zu machen.

Was nun ein anderes früher hervorgehobenes Argument anbelangt, dass der Ankläger sich gefallen lassen müsse, zum Angeklagten zu werden, dass er Details aus seinem Privatleben vor der Oeffentlichkeit breitertreten lassen müsse etc., so richtet es sich nur scheinbar gegen die Geschworenengerichte. Das Gesetz gestattet nun einmal den wegen Ehrenbeleidigung Angeklagten, den Wahrheitsbeweis in der umfassendsten Weise zu führen; insbesondere ist es bei dem hier wohl am meisten in Frage kommenden § 491 St. G. gestattet, dass sich der Angeklagte, welcher den Kläger verächtlicher Eigenschaften oder Gesinnungen geziehen hat, auf entehrende Handlungen des letzteren berufen kann, und dadurch die Möglichkeit gewährt, alles, was irgendwie geeignet erscheint, den erhobenen Anwurf zu rechtfertigen, vorzubringen. Das wird auch vor den Ehrenrichtsgerichte nicht anders sein: da wie dort wird es dem Ankläger freistehen, dass unter Umständen sehr intime Details aus seinem Privatleben der Erörterung unterzogen, viele seiner Handlungen kritisiert werden u. s. w. Nur der Umstand, dass im allgemeinen die durch die Presse verübten Ehrenbeleidigungen naturgemäß die Oeffentlichkeit mehr interessieren, weil sie ja gewöhnlich gegen Bekannte oder hervorragende Persönlichkeiten gerichtet sind, nur der Umstand also, dass sich gerade vor den Geschworenen die interessanten setzen, aber auch peinlichen Ehrenbeleidigungsprozesse abspielen, hat schließlich die Meinung hervorgerufen, als ob das Schwurgerichtsverfahren eine besondere Schwierigkeit für den Beleidigten, Sühne zu erhalten, in sich trage.

Es soll damit nicht geleugnet werden, dass das Beweisverfahren vor den Geschworenen sich weitläufiger abspielt, als vor dem Ehrenrichtsgerichte; allein insoweit dies ein Mangel ist — im Gegentheile ist vielleicht viel eher die oft gehörte Klage begründet und über hastete Art der Beweisführung vor dem Berufsrichter als Mangel zu bezeichnen — ist ihr durch eine gesetzliche Prozessleitung seitens des Vorsitzenden leicht abzuhelfen. Jedenfalls ist dieses Moment nicht ernst genug, als dass man seinethalben die wichtige Garantie, welche das Schwurgericht bietet, einschränken sollte.

Es spricht aber auch für eine sehr oberflächliche, auf die Verallgemeinerung einzelner Vorfälle zurückzuführende Anschauung, wenn die Gegner der Judicatur der Geschworenen in Ehrenbeleidigungssachen glauben machen wollen, diese leiden weniger empfindlich für die Ehre des Klägers, sie fassen Fälle von Ehrenbeleidigungen weniger schwer auf, mit einem Worte, der Angeklagte habe vor ihnen leichteres Spiel. Wer vielmehr Gelegenheit hat, die Urtheile der Geschworenen über Ehrenbeleidigungen aufmerksam zu verfolgen, der wird finden, dass die Geschworenen Ehrenbeleidigungen durchaus nicht auf die leichte Achsel nehmen, und dass gerade in diesen Fällen Freisprüche gar nicht oft vorkommen.

Eines freilich und damit kommt man wohl zum Springenden Punkte — haftet den Urtheilen der Geschworenen auch in Ehrenbeleidigungsfällen an: sie sind im allgemeinen nicht dafür zu haben, an den Wortlaut — sei es des Strafgesetzes oder der über Verurtheilung unterliegenden Artikel — zu kleben. Sie unterscheiden in einer Linie, ob der Angeklagte mit seinem Artikel dem Privatkläger gegenüber Recht hat. Besitzen sie sich diese Frage, lagen sie sich aus diesem oder jenem im Beweisverfahren hervorgekommenen Grunde, dass der Kläger kein Ehrenmann ist, dann freilich finden sie gewöhnlich keinen Anlass, eine Ehre zu schützen, die in Wahrheit gar nicht existiert, und den Angeklagten nur deshalb zu verurtheilen, weil er zu scharfe Ausdrücke gebraucht hat und ähnliches. Es ist noch sehr fraglich, ob dieser Standpunkt der Geschworenen wirklich ein falscher ist; gibt es doch Wahrheitsbeweise, die allerdings für den strengen Juristen noch eine Lücke übrig lassen, durch die der Kläger schlüpfen kann, die aber immerhin gestatten, sich mit Sicherheit ein Bild von dessen Charakter und Ehrenhaftigkeit zu machen. Wenn dann in Fällen, wo auch der Berufsrichter den Kläger nicht für einen Ehrenmann hält, trotzdem aber nicht mit einem Freispruche vorgeht, weil er seine Meinung nicht in jedem Detail mit Beweisen belegen kann, der Geschworene freispricht, so ist das noch lange nicht das größte Unrecht.

Thatsächlich braucht denn auch Jemand, der mit reinem Gewissen vor die Geschworenen hintritt, deren Urtheil nicht zu fürchten; nur derjenige, dem die Aufrechterhaltung eines Scheines von Ehre lediglich dadurch gelingen kann, dass man ihm den Mangel an Ehre nicht hinlänglich nachzuweisen vermag, nur derjenige, welcher wohl weiß, dass etwas in seinem Vorleben faul ist, und nur von der Hoffnung leben muss, dass man es ihm nicht bis aufs Z-Tüpfelchen wird nachweisen können, nur der hat allerdings Anlass, das Urtheil der Geschworenen zu scheuen.

Theilweise ist es denn auch der Kreis dieser Ehrenmänner, aus denen der Ruf nach Aenderung der bestehenden Gesetze am lautesten dringt; es sind die, welche eigentlich, um ihre „Reputation" zu wahren, klagen müssten, sich aber nicht getrauen, an das intinctiv richtige Urtheil der Geschworenen zu appellieren, weil sie nicht wissen können, ihren Ehrenhaftigkeit aus Anlass eines strikten Beweises für den Gegentheil standhalten zu können.

Ich möchte nicht gerne boshaft sein, allein ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, dass auch die Antragsteller unter Zene gehören, die nicht gerne vor die Geschworenen hintreten möchten; liegt es doch im Wesen einer decadenten politischen Partei, dass ihre Vertreter dem Urtheil von Männern aus dem Volke ausweichen. Mein Argwohn in dieser Richtung ist aber durch die auffallend enge Fassung erregt worden, welche im Gesetzentwurfe der einzigen Ausnahme von der Regel, dass Ehrenbeleidigungen vor die Berufsrichter kommen sollen, gegeben wurde. Diese Ausnahme soll nur bei Beleidigungen gegen staatliche Functionäre wegen ihrer staatlichen (?) Amtshandlung eintreten. Nun gibt es zunächst Ehrenbeleidigungen, die gegen einen staatlichen Functionär zwar nicht wegen seiner Amtshandlungen erhoben werden, deswegen aber doch ihre Spitze gegen diese Amtshandlung richten. Es gibt weiters beleidigende Anwürfe, die an sich mit den Amtshandlungen eines staatlichen Functionärs nichts zu thun haben, trotzdem aber das öffentliche Interesse in hohem Grade tangieren. Wenn beispielsweise, wie dies erst kürzlich geschah, von einem k. k. Bezirksbaumeister behauptet wird, er beisse sich mit Bücherzeichen und eigne sich daher nicht für eine wichtige staatliche Function, so hat sicherlich dieser Anwurf an sich mit der Amtshandlung des betreffenden Bezirkshauptmannes nichts zu thun; deshalb wird aber doch niemand behaupten wollen, dass an der Feststellung, ob ein staatlicher Functionär nicht vermöge seines Privatlebens den Anforderungen seines öffentlichen Vertrauens verwirkt habe, die Allgemeinheit kein Interesse hat.

Allein abgesehen davon muss es doch Wunder nehmen, dass die Ausnahmsbestimmung nur auf staatliche Functionäre Anwendung finden soll. Besteht denn nicht auch vom Standpunkte der Antragsteller ein gleiches Interesse daran, der Judicatur der Geschworenen auch Ehrenbeleidigungen zu unterbreiten, die in der Presse gegen den Functionär einer Landes- oder Gemeindebehörde, eines öffentlichen Institutes u. dgl. verübt werden? Und insbesondere, warum sollen Ehrenbeleidigungen anders behandelt werden, wenn sie sich gegen ein Mitglied eines öffentlichen Vertretungskörpers (Reichsrath, Landtag, Gemeinderath) in Beziehung auf seine öffentliche Thätigkeit richten? Sollte mein Argwohn doch vielleicht berechtigt sein, wenn ich von den Antragstellern meinte: Seine eigene Courtisane?

Alles in allem genommen wird also wohl für denjenigen, der einfach, dass dem Interesse gegenüber, das die Allgemeinheit an einer unabhängigen Presse hat, jedes Einzelinteresse, wenn es ihr und da zu Schaden kommen sollte, zurücktreten muss, nichts anderes übrig bleiben, als sich für die Aufrechterhaltung der bisherigen Judicatur der Geschworenengerichte zu Preisdelicten zu entscheiden. Mit Recht hat Glaser, der Schöpfer der Strafprocessordnung, während der Debatten über dieses Gesetz im Abgeordnetenhause gesagt: „Wenn man aber anerkennt, dass die Geschworenen das Zutrauen haben, dass sie das hohe Amt, zumalen das eine und gegenwärtig zu halten: Vor unserer der Zuständigkeit in Preissachen in die Hand nimmt, oder damit in die Hand nehmen wird, wird immer ein nahe verdächtiges Resultat zum Vorschein bringen. Es wird sich nun einmal nicht verbinden, dass die Geschworenen in Preissachen den eigenthümlichen Charakter, den sie in anderen Sachen haben, verlieren, dass sie Richter werden, dass sie Berufsrichter werden, dass sie Berufsrichter werden, dass sie Berufsrich

worden ist. . . . Allein die Justiz hat noch niemals Dank geerntet für die Thätigkeit, die sie auf diesem Gebiete entwickelt hat. Sie wird ihn auch nie ernten, in was immer für einer Form der Spruch zuzage gefördert wird." Glaser verwies auch auf Gentz, der in einer zu Gunsten der Censur veröffentlichten Schrift erklärte, in dem Momente, da die Censur falle, sei die Preßfreiheit unentbehrlich, weil die Gerichte die Last dieser Jurisdiction auf die Länge nicht tragen können.

Die derzeitigen Verhältnisse scheinen mir nicht darnach zu sein, dass an dem Urtheile dieser Männer etwas zu ändern möglich wäre.

Dr. Gustav Harpner.

Rudolf Meyer.

Der conservative Socialpolitiker Dr. Rudolf Meyer, der in den letzten Jahren auch mit den Lesern der „Zeit" häufig in geistige Berührung gekommen, ist am 16. Jänner in Dessau gestorben. Ein schweres Leiden, das ihn seit Jahren peinigte, in Verbindung mit den Enttäuschungen, die ihm eine soziale Ueberzeugenheit, eine Zeit der kleinen Aushaltsmittel brachte, verbitterten seine letzten Lebenstage und erzeugten eine Empfindlichkeit und Gereiztheit, die den flüchtigen Beobachter über den Wert des Mannes täuschen konnten.

Zur gerechten Würdigung seiner Thätigkeit ist es nöthig, zunächst von den Personen und Verhältnissen zu sprechen, die seinen Entwicklungsgang beeinflusst haben. Rudolf Meyer gehörte zu den Conservativen, denen Rodbertus die Lösung gegeben: „Monarchisch, — national, — social." Rodbertus hat seine Stellung zu Stahl, dem geistigen Führer der Kreuzzeitungspartei in den Worten gekennzeichnet: „Wenn Stahl weiter nichts gewollt hätte, als die Gesellschaftswissenschaft von ihrer individualistischen Auffassung zurückführen, so würde man ihm zustimmen können. Nur das Wort „Umkehr" wäre zu tadeln gewesen. Die Wissenschaft darf nicht umkehren, sie muss hindurch. Man kann kein Jahrhundert der Geschichte ungeschehen machen. Stahl aber hat die Ideen zu den nothwendigen Neubildungen aus den der Vergangenheit und Auflösung anheimgefallenen Formen genommen."

Als Mitarbeiter des Hermann Wagener, der 1848 die „Kreuzzeitung" begründete und viele Jahre hindurch wirtschaftlicher Berather des Fürsten Bismarck gewesen, hat Rudolf Meyer hervorragenden Antheil an diesen Bestrebungen gehabt, die preußisch-conservativen mit den modernen socialen Ideen zu befruchten und die conservative Partei in eine soziale Staatspartei umzugestalten. Wagener folgte sein Beginn der Agitation Lassalles allen Kundgebungen der Arbeiterbewegung mit lebhaftem Interesse. Der Lassalle'schen Streitschrift „Herr Bastiat Schulze aus Delitzsch" widmete er eine ausführliche Besprechung und öffnete dann dem Autor des Buches die Spalten der „Kreuzzeitung" zu einer ein gehenden Erwiderung. Die betreffenden Ausführungen, denen Wagener eine Entgegnung nicht mehr folgen ließ, sind leider bei der kritischen Behandlung der socialen Bewegung viel zu wenig beachtet worden, obwohl sie die schlagendsten Argumente gegen die sogenannten Mittelstandspolitiker enthalten und auch auf die landwirtschaftlichen Probleme eingehen. Auf die Frage Wageners über die Stellung der Arbeiterbewegung zur bestehenden Staatsordnung wurde geantwortet, der Entwicklungsgang der Bewegung sei abhängig von der Haltung der Staatsgewalt: verhalte sich diese ablehnend, so werde sich die Arbeiterbewegung notwendig in negativem Sinne. Das heißt in einem feindlichen Gegensatz zum Staat entwickeln. Unter ausdrücklichem Hinweis auf damals bestehende Regierungsprojecte erklärte Lassalle, ein „Experimentieren" mit Productivgenossenschaften werde nur Schaden stiften. Die Verbindung der Freiheit mit der Autorität sei möglich, aber nur „auf dem Boden des Maßenrechts und der Majenfreiheit", garantiert durch das allgemeine Stimmrecht, die Gesetzinitiative, Referate und Presserecht. Dieser „autoritäre" Socialismus hatte jedenfalls nichts gemein mit einem Cäsarismus, dem die Erziehung der Massen zur Selbstverwaltung und zur freiwilligen Disciplin fremd ist, der vielmehr vom Obenherabregieren und von der politischen Theilnahmslosigkeit weiter Kreise lebt.

Die Ungunst der Verhältnisse, der Widerstand einer in den Traditionen des Manchester-Liberalismus aufgewachsenen Bureaukratie und der Macht der ausgenutzten Presse vereitelten indessen, dass der nationale Socialismus sich zu einem Machtfactor gestalten, welcher der Politik des Staates etwas bisher Fremdes: An den Machtverhältnissen und überall an der Unvollkommenheit des Irdischen scheiterte auch ein großes Werk, das Rudolf Meyer zum Gedächtnis unseres Volkes geschaffen hat, die Denkschrift über die Lage der Conservativen und den „Conflictsfonds". Ein verhängnisvolles Compromiss, welches Conservative und Liberale schloss, machte es möglich, dass der socialpolitische „Utopist" zu Wort kam. Wagener verschaffte seinen Ideen Geltung, die Rudolf Meyer in seinem Buche „Der ein socialdemokratisch-conservatives Arbeiterwerk veranstaltet, das mit einer für die Conservativen beschämenden Niederlage endete.

Während seines Zusammengehens mit Wagener schrieb Rudolf Meyer auch den „Emancipationskampf des vierten Standes" und eine Broschüre über die ländliche Arbeiterfrage. Das erstgenannte Werk ließ erkennen, dass Meyer bis dahin die Arbeiterbewegung nicht aus eigener Anschauung kannte, sie vielmehr nach Zeitungsberichten beurtheilte. Die erste Auflage zeigte daher viele Mängel und Unrichtigkeiten. So standen darin die ärgsten Uebertreibungen betreffend die Macht und Ausdehnung der Internationalen Arbeiterassociation Aufnahme.

Die Broschüre über die ländliche Arbeiterfrage beklagte, dass die im Jahre 1872 unternommene Untersuchung über die Lage der Landarbeiter sehr mangelhaft durchgeführt worden sei, sie betonte, dass das Eindringen der Socialdemokratie auf das Land nicht durch Zwangs- und Polizeigesetze, sondern nur durch zeitgemäße Reformen verhindert werden könne.

Im Jahre 1873 wurde Wagener gezwungen, seiner Stellung als erster Rath im Staatsministerium zu entsagen. Er hatte einem amtlichen Verweis erhalten, weil die von ihm unter Mitwirkung der namhaftesten Mitglieder des pommerschen Adels gegründete Pommersche Centralbahn ihre Actien unter Pari ausgegeben hatte. Wagener machte geltend, dass das Vorgehen seiner Gesellschaft der damaligen Börsenpraxis entsprechen habe und seither nicht als geschwindig angesehen worden sei. Graf Münster und Herr von Bennigsen hatten durch Vermittlung des Herrn von Strousberg Actien der Bahn Hannover-Altenbeken unter Pari begeben, ohne jemals belästigt worden zu sein. Nach der Ausscheidung aus dem Staatsdienste verlor Wagener sein ganzes Vermögen, da die gegen die Bahnverwaltung eingeleiteten Civilprocesse zum Concurs führten.

Mit dem Fürsten Bismarck unterhielt Wagener noch etwa zwei Jahre hindurch freundliche Beziehungen. Er versuchte sogar noch, einer Anregung des Rudolf Meyer folgend, die Berufung des Wiener Universitätsprofessors Lorenz von Stein an die Berliner Universität durchzusetzen. Unterdessen war aber Bismarck durch die Verschiedung der parlamentarischen Gruppierung und die Veränderung in den Machtverhältnissen, die nach der Begründung des Deutschen Reiches eingetreten war, gezwungen worden, in der nationalliberalen Partei eine Stütze zu suchen. Das musste „die kleine aber mächtige Partei" erbittern. Der Feldzug Kaselers gegen die adeligen Gründer wurde von conservativer Seite mit einer Campagne gegen die Corruption im liberalen Lager beantwortet. Der neue Zeit-Geist kam durch die sogenannte „Reichsglocke", für die Joachim Gehlsen verantwortlich zeichnete, die aber einflussreiche Hintermänner hatte. Der Fall des Pariser Botschafters Harry von Arnim verschärfte die Gegensätze. Bald wurden auch die Beziehungen des Fürsten Bismarck zu Bleichröder einer Kritik unterzogen. Und als die „Kreuzzeitung" in den Kampf eingriff, erließ der Reichskanzler eine Achtserklärung gegen sie, die sofort mit einem Protest des rechten Flügels der Conservativen, der sogenannten Declaranten beantwortet wurde. Unter diesen Declaranten befanden sich auch Freunde des Rudolf Meyer, von denen er sich nicht trennen konnte. Er veröffentlichte im Jahre 1877 eine Broschüre „Die politischen Gründer und die Corruption in Deutschland", in der behauptet wurde, Fürst Bismarck sei an einzelnen Gelegschäften der Bleichroder betheiligt gewesen. Eine eidliche Zeugenaussage reinigte den Reichskanzler von diesem Verdachte, und Rudolf Meyer wurde zu mehrmonatlichem Gefängnis verurtheilt. Er flüchtete nach Wien und trat zunächst in Verbindung mit dem gemäßigt-conservativen Lorenz von Stein, der über Staat und Gesellschaft ähnliche Ideen hatte wie Rodbertus. Der Verfasser des „Begriffs der Gesellschaft" und der socialen Geschichte der französischen Revolution war auch Anhänger einer organischen Socialreform zum Zwecke der „Schaffung von Einrichtungen, die es der Arbeit möglich machen, nach ihrem Maß und ihrer Qualität zu Capital zu gelangen". Er hatte ausgesprochen, dass die soziale Revolution nur dann vermieden werden könne, wenn in der bestehenden Classe das Bewusstsein lebendigen Ausdruck erhalte, dass die Classen- und Standes-Interessen verlangen, „alle gesellschaftlichen Kräfte, alle Hilfe des Staates in den Dienst der socialen Reform zu stellen."

Diese Gedankenwelt war auch für Rudolf Meyer maßgebend, als er in Oesterreich und Ungarn mit den verschiedenen Vertretern des Adels in Verbindung trat. Er wollte, da er das Bürgerthum innerhalb dem Manchesterthum verfallen sah, im Adel das Verbindende mit den breiten Massen Hervorgehoben wissen und hat, als er dort wenig Ermutigungen erfuhr, sich ziemlich bekannt. Ich kenne die Gedankenreihe aus den Aufzeichnungen, die er zu seinem „Emancipationskampf des vierten Standes" und seinen politischen Broschüren niederschrieb. In dieser Zeitschrift, in der Stuttgarter „Neuen Zeit" und den Berliner Revuen „Die Zukunft" und „Nord. Deutsche Rundschau".

Es ist begreiflich, dass in dieser Weise Rudolf Meyer mit seinen Ideen auf Zeitgenossen und in Verbindung standen, die derart diese An

nahme auf einem Irrthum. Meyer hat sich sogar in den letzten Jahren bemüht, Mitglieder der katholischen Volkspartei in Oesterreich, die sich bei ihm Rath holten, zu bestimmen, der Reaction keine Heeresfolge zu leisten. Auch sind die agrarischen und volkswirthschaftlichen Schriften und Aufsätze, die Rudolf Meyer während seines Wirkens in Oesterreich veröffentlichte, frei von reactionären Anwandlungen. Die Geschichte wird ihm die Anerkennung nicht versagen, dass er nach Kräften für die Verbreitung socialer Aufklärung gewirkt hat.

Berlin. Heinrich Oberwinder.

Fechner als Mensch.

Von Willy Pastor (Berlin*).

Eine Ecke, die im Menschen, durch den Menschen denkt, die der Kreislauf der Wässer durchströmt wie unseren eigenen Körper das kreisende Blut, an der Ebbe und Fluth wie der Pulsschlag eines Herzens — das sind Gedanken, die man von einem Jules Verne sich gefallen liesse und von einem Dichter gern hören würde: von einem ernsten Gelehrten ernst ausgesprochen, scheinen sie unleidlich. Sie passten zu schlecht in alles Ueberkommene hinein, man musste ihrethalben zu viel ändern, wenn es wirklich eine Autorität war, die hinter ihnen stand. Und dass das bei Fechner der Fall war, das war das Unbequeme an der Sache. An der „Wissenschaftlichkeit“ dieses Mannes liess sich nicht zweifeln. Der Verfasser des „Zend-Avesta“ war auch der Verfasser der „Elemente der Psychophysik“ seines Verbündeten, einschleichlich der Nachträge. Und die „Elemente“ erschienen nicht vor, sondern nach dem „Zend-Avesta“, und nicht im Gegensatze zu ihm, sondern im Sinne eines bloss erläuternden Anhangs.

Man begreift den dumpfen Hass gegen diesen Gelehrten, bedenkt man die Umgestaltungen, welche die Einführung seiner Lehre in die Wissenschaft verlangt. Es ist keine Ueberredung, wenn Fechner von einer alles revolutionierenden Gewalt seiner Ideen spricht. In ihren „Specialgebieten“ hatten sie es sich so behaglich gemacht. Geographie und Geologie, Zoologie und Botanik, Weltgeschichte und Meteorologie, kurz alle Wissenschaften hatte man mit Schlagbäumen und Grenzpfählen gefunden als was einander unabhängige Gebiete. Und nun kam ihnen ein Unbekannter in den Weg und machte sie darauf aufmerksam, dass die einzelnen Fragmente Leben, die sie da als Geographen, Geologen u. s. w. betrachtet hatten, Gein waren desselben Geistes. Dass die Völkergeschichte so gut wie der Kreislauf der Wässer, Vulkanbildung so gut wie das Variieren der Arten die Functionen eines einzigen grossen beseelten Mechanismus sind. Dass die Erkenntnis des grossen Mechanismus der Erdoberfläche jedes einzelnen ihrer kleinen Specialgebiete voraussetzen muss. Was sollten sie ihm? Als Ausdruck des „Monismus“ und das waren sie ja alles konnten sie ihm nicht widersprechen. Aber ihm folgen — ? Blieb nur eine Möglichkeit: den Unbekannten nicht zu hören.

Es ist fraglich, ob die gelehrte Jugend von heute bereits die Kraft und Entsagungsfreude besitzt, die Weltanschauung Fechners durchzuführen. Uns, die wir „ausserhalb der Disciplinen“ stehen, kann die Entscheidung der Nachkriegswirren vorläufig nicht erregen. Aber das Psychologische des Falles, wie ein Einziger seiner ganzen Zeit die Spitze bietet, wie er die Mittel findet zur Formulierung einer Weltanschauung, oder genauer — wie eine Weltanschauung in ihm ein Mittel findet, sich zu offenbaren: das nimmt unser Interesse ungetheilt in Anspruch. Nicht nur Fechners Werk möchten wir kennen lernen, sondern auch seine Persönlichkeit, in ihr das Centrum zu finden, von dem aus jener ganze mächtige Gedankenorganismus seine Organisation erhielt.

Hier kann kommt uns ein Buch zu Hilfe, das vor einigen Jahren erschienen ist. „Gustav Theodor Fechner, ein deutsches Gelehrtenleben“ lautet der Titel, als Verfasser zeichnet Prof. Dr. jur. J. S. Kuntze.**) Das Buch hat leider einen grossen Fehler in dem vom Verfasser gewählten Standpunkt der Beobachtung. „Das System göttlicher Wahrheiten, wie es in der Bibel, dem Worte Gottes beschlossen ist“ ist für Kuntze „das höchste, vollendetste und den höchsten Seelenbedürfnissen gerecht werdende, so allein gerecht werdende System sittlicher Anschauungen, Gedanken und Gesinnungen.“ Kuntze hält an dieser Ueberzeugung mit grosser „Zähigkeit“ fest. Das ist ja aller Ehren werth, nur wird man auf diese Weise schwerlich einem Neueren im Gebiet der Naturwissenschaft gerecht werden können. Es kommen Dinge vor, wie eine Mixtur der „Kunna“ der als Widerlegung eine Stelle des Gewebes entgegenhalten wird. Aber sieht Kuntze durch seine irdische Verschränkung dem Gelehrten Fechner fern, so sieht er um so näher als Mensch den Menschen. Als der Reise des Psychologen ist er in diesen Saaze ausgewachsen. Er weiss uns so Einzelheiten mitzutheilen, die dem Leser sicherlich hätte gehen können. Und das nur in der Art des antiken ersten Kammerdieners, teutonen immer im Style eines Pedanten, der seine Darstellung oft herzlich warm und beredt werden lässt. Außerdem bringt Kuntze eine Reihe selbstbiographischer Fragmente von Fechners Hand, so dass das Ganze trotz allem als eine Ergänzung des Gesammtwerkes unseres Philosophen angesehen werden kann.

Fechners Anfänge führen uns in das Pfarrhaus eingen einer weltvergessenen sächsischen Gemeinde. 1801 wird er geboren. Für das Milieu, das die Familie umgab, ist eine kleine Anekdote illustrativ. Fechners Vater war der Erste, der ohne Perrücke die Kanzel betrat. Diese unerhörte Neuerung drohte eine Empörung wachzurufen, und die Gemeinde beruhigte sich erst, als ihr Prediger ihr versicherte, der Herr Jesus habe auch ohne Perrücke gepredigt. Diese Perrückengeschichte ist bezeichnend für die Gemeinde, aber nicht für den Pfarrer. Wie hören Kirchenbuch und Familienchronik über ihn und seinen Vorgänger: Vater und Großvater waren nichts weniger als soziale oder kirchliche Neuerer. Tüchtige Pastoren wollten sie sein, nichts weiter. Und eine tüchtige Pastorentradition ist so ziemlich das einzige, was der junge Fechner mit auf den Weg nehmen konnte. Aber es war nicht wenig.

Der Vater stirbt früh. In einem anderen Pfarrhaus findet der kleine Gustav Theodor Unterkunft. Er ist ein wenig gar zu still und brav. Aber er ist kein Duckmäuser, und man sieht ihn immer gern. Er geräth gut. Mit 16 Jahren erklärt ihm sein Schulrector, „dass er bereits mehr wisse als mancher, der von der Universität komme“. In Leipzig studiert er dann. Medicin zunächst. Aber die Stille der Kindheit hat sich in einer Art Menschenscheu entwickelt. Die Medicin behagt ihm nicht, sie wurde ihm zuviel Menschenverkehr auferzwingen. So tauscht er, bereits zum Doctor promoviert, um mit Vorliebe sich durchzuhelfen mit freitlitterarischen Arbeiten.

Diese Versuche bringen ihn in die Gesellschaft einiger Menschen, die man als handelnde Personen in dem epischen Drama Fechners nicht vermuthen sollte. Einer besonders ist von einem wahrhaft dämonischen Einfluss auf ihn. Fechner selbst sieht in dieser Bekanntschaft ein „epochemachendes Erlebnis“, welches „eine Wandlung in seiner geistigen Existenz hervorgebracht hat“. Es handelt sich um einen „verdorbenen Genie“, Schulz ist sein Name. Auch der Biograph Fechners hat ihn, in seiner Weisheit, kennen gelernt. Er sagt von ihm: „Der mutige, bissige, in schroffe Kluft seine braunen Augen gehört zu meinen unheimlichsten Jugenderinnerungen.“ Fechner kann sich dem Einfluss seines räthselhaften Freundes so wenig entziehen, dass er seine Mutter nach Leipzig ruft: „Wenn Du erst bei mir bist, wird Du mich schon zur besseren Ordnung anhalten. Schulze ist für diesen Winter mein Stubenburiche.“ Die Mutter kommt mit ihren beiden Töchtern. Aber auch jetzt noch, in selbst nach Fechners Heirat, taucht Schulze bisweilen unvermittelt auf, und immer wieder übt er seinen Einfluss aus. Er endet schließlich im Irrenhaus.

An keiner Stelle seines Lebens scheint mir das Mysterium Fechners sich so zu enthüllen als an dieser, wo es sich scheinbar am unmittelbarsten verdeckt. Aus verwandte Saiten bringen einander zum Zittungen. Es kann kein Mensch tiefer in unser Leben eingreifen, wenn nicht ein Irgendetwas in uns nach ihm rief. Dieses unschuldige verwundete Genie zeigt uns den Weg zu Fechners innerstem Wesen. Wir können Kuntze nur dankbar sein, dass er in seinem Buche dem Paar einen ganzen Abschnitt widmete und die Reisen Fechners über seinen Freund wörtlich mittheilt. Diese Reisen wirken wie ein Rousseau'sches Bekenntnis.

Hören wir Fechner selbst.

„Schulze nannte aus einer soliden Bürgerfamilie der Vater war Universitätsbote“. Er sollte Mediciner werden, aber die „irrenden Studien“ verleiten ihn an. Dann beschäftigte er sich auch einzige mit Musikalische, Mineralien, Pflanzen, übrhaupt allerlei, was ein allgemeines menschliches Interesse erregen kann. Schulze war ganz der exclusive Sonderlingsstolz ab und verlief einen intimen Verkehr. „Er reizte mein zu Fuß, mit dem Kanzel auf dem Rücken, das Kanzel mehr mit Büchern als mit Kleidern oder Wäsche, wovon es nie überreichlich hatte, gefüllt. Wenn übernächtete er auf der Streu. Auf der Reise ließ er sich mit Vorliebe alle Stände ein, denen er besonders interessierte sich bis zu einem gewissen Grade zur jedes Lebensverhältnis und wusste jeden durch seine Unterhaltung zu interessieren. Er trieb einen Tag lang die Studien des Bauern, lernte die Steine, die Erde kennen, Thiergeschrei, lauerte des Nachts im Walde mit den Wilddieben, gemeinsam mit der Absicht, nun gründlich bei diesen Profession zu studieren, die er freilich über am anderen Tage doch wieder verließ. Mit gleichen Leidenschaften aber als das, was sich vom interessierte, die zweifelhafte Bedeutung an die andere Seite, manch lieber Thorheiten humore empfand er auch die Stein und Kraft, was sich in Zu bessern Umständen das Wesentliche des Menschen ist. Schulze [illegible] Schulze [illegible] Schulze [illegible]

fühlte sich zu Vorschlägen, Plänen begeistert, die freilich nur zu schnell wieder erlahmten und nie zur Ausführung kamen."

Kuntze kann nicht umhin, dem Rätsel dieses merkwürdigen Menschendaseins weiter nachzugehen. Er erklärt es auf seine Weise. Nach ihm ist Schulze einer „Saat von Abenteurern" beizuzählen, die die phantastische Zeit des dreißigjährigen Krieges aller Deutschland ausgestreut hat. Unsere Zeit methodischer Lernens und geordneter Lebensbahnen soll diese Simplicissimusnaturen dem Aussterben nahe gebracht haben. Aber Kuntze irrt. Der heutigen Jugend ist jener Typus sehr wohl bekannt, und unseren Enkeln wird er es nicht weniger sein, als er es unseren Großvätern war. Der Erdgeist, im Sinne Fechners zu reden, hat ihn nöthig, und wir werden schon noch einen höheren Gesichtspunkt suchen müssen.

Uneingeschränkt gibt Fechner den Einsinn Schulzes zu. Er hat eine „Wandlung zu seiner größigen Existenz" hervorgebracht. Sollten sich da nicht im Sinne Fechners die Schulze'schen Spuren nachweisen lassen? Spuren der Verwunderung Fechners vor dem Reichthum der fremden Natur und Spuren seiner Angst vor diesen Dämonie?

In der That, sie scheinen mir deutlich genug vorhanden. Nicht in der Farbenfreude einiger Bilder, in barocken Vergleichen oder den blosen Spielen mit Ideen: der Verzweifelte des ganzen Fechner'schen Systems nimmt sich aus wie eine Allegorie von Wesen seines Freundes und der Nolle, die er in seinem Leben spielte.

Man vergegenwärtige sich, was Fechner von der Anschauung sagt im Gegensatz zur Erinnerung, vom Reichthum der Anschauung und ihrer Armut: es ist die wunderbarste Formel für jenen Schulze, für die ganze Unmenge ihrer verwandter Naturen — für das von Fechner, was ihm das verdorbene Genie betreundet machte, und was ihm ein günstiges Gesichtd allmählich erst verwinden lehrte.

Man höre Fechner über einen Spaziergang, den er mit seinem Freunde unternimmt. Vor einem Felsen sicherd, ruft Schulze aus: „Könnte ich doch der Fels sein!" Fechner versteht den Ausruf, er weiß, sein Freund „sühlte in diesem Augenblicke, wie schön wäre es, wenn du in der ringe um dich wechselnden Natur so groß, sest und ewig daständest, ein Bleibendes im Vergänglichen, ein Träger und Inhalt des Naturlebens in Wachsthum, Winden und Wolken." Unmittelbar vorher baden „ein paar Bäume mit einem Feldstein dazwischen" Schulze begeistert; er phantasiert über einen Menschen, der sich hier wohl fühlen konnte, das Dasein, das sich in solcher Umgebung entfalten würde, die Gedanken, die hinein passen. Ein mittelbar darauf nun, er einer sinnlichen Nähe des Lebens und der Bedeutung verbrechen haben. Ich sehe die beiden Freunde im Gehen so nebeneinander, bei dem einen Anschauung nach Anschauung vorüber, beim anderen alles sich staueud: ist es nicht eine Erklärung zum Wesen der beiden?

„Gewisse Naturen," sagt Emerson, „nuthen uns an wie reine Möglichkeiten". Es sind die Menschen der Anschauung. Man sehe, wie jeder kleinste Eindruck, jede flüchtigste Anschauung in ihrem Bereich lebendig wird. Es ist, als ob der Gedanke sich hier erst seines Reichthums bewußt würde. Wie eine Bühne, die zu spielen anfangen und keine Lieder klang bekommen! Aber indem sie dem Genuß des Augenblickes sich hingeben, den Zauber des unmittelbar Erlebten mit allen Sinnen auskosten, nimmt dieses auch ihre ganze Kraft. Ihre Anschauung wird nicht Erinnerung, und darin liegt ihr Verhängnis. Was hilft es ihnen, daß sie die Welt in prachtigen Farben sehen! Nicht mit dem dürftigen Material der Anschauungen, sondern aus dem Reich der Erinnerungen heraus werden Welt-anschauungen geboren. Der Reichth der Anschauung hat nicht unrecht gehabt, aber von Anfang an ist er zum blosen Anreger, zum Vorläufer verdammt. Erst wenn er todt ist, genug oder lebendig, beginnt sein Werk zu leben — in anderen.

Fechner fühlte die Gefahr, die jene Fremdheit für ihn bedeute. Es liegt etwas Rührendes in der Hilflosigkeit, mit der er Mutter und Schwester zu sich ruft. Aber weder sie, noch selbst die Heirat hatten ein Verhängnis abwenden können, wäre ihm nicht ein Umstand zuhilfe gekommen, der schließlich wie ein Alarm auf seinem Leben lastete, thatsächlich aber seine Rettung war: seine schwächliche Constitution.

Das Schicksal, das den Menschen wie ein schwarzes Verhängnis scheinbar kommt, von außen Glück und ihm doch ein bedeutes Leben erschließt, ist in der Geschichte des menschlichen Geistes nichts Unbekanntes. Das gänzliche Verhängnis kann nahen in der Gestalt einer Krankheit, die ein leben macht, das Geschick des Tieflers Jo Milton, der den Weg zurückfand in das Paradies, Dantes, den Blindheit vielleicht erst mit Glas und Tinte begnadete, in Beethoven Ohren der Taube Faltung. Oder es ist ein äußerliches Unglück wie die Verbannung Dantes, der nur die Heimat gewonnen hätten. Am häufigsten aber wie hier; spuinde Schwäche, die leuchtende Unzulänglichkeit Spinoza, der schwindsüchtige Brillenschleifer, Schopenhauer mit seinen Gedanken Verdammung, Fechner, der wußte: Mann der Zeiten in Zeit. Manchmal zwingt ihnen Einsamkeit auf, Verlassen von aller Welt, Hingabe an ihre Arbeit wie ihn in eigenen Abgeschiedenheit zu sterben. Zu sterben und wiederum zu sein und doch, wo wirklich nur einen, die verschwinden und denn zu sein das Schicksal ihrer Bücher, wie auch ihr Recht, diesen Rechtfertigung. Die Krankheit vergeistigt, und die Juden wären wohl nicht das auserwählte Volk, wenn sie nicht auch die elendsten wären. Ihr Reich ist „nicht von dieser Welt".

In die Zeit, da er Schulze kennen lernte, fallen Fechners, erste selbständige Arbeiten. Diese Schriften, unter dem Pseudonym eines Dr. Mises erschienen, sprechen deutlicher als alle biographischen Anfzeichnungen von der Gefahr, der seine Philosophie ausgesetzt gewesen ist. Da ist eine Schrift, die sich „vergleichende Anatomie der Engel" betitelt. Sie enthält in der Andeutung weientliche Gedanken der Nanna und des Zend-Avesta. Aber dieser Dr. Mises geht an den Gedanken vorüber, wie sein Freund Schulze am Dasein der Steinklopfer und Waldarbeiter vorübergegangen sein mag. Man weiß, es macht ihm Vergnügen, solchen Gedanken nachzugrübeln, aber es machte ihm auch Vergnügen, sie fallen zu lassen und anderen nachzugehen. In Briefen klagt Fechner über seine Constitution, die seiner Arbeitsfähigkeit eine Regelmäßigkeit einer Uhr aufzwinge, er bedauert es, der innerem Bedingungen zum künstlerischen Schaffen seiner Lyrik à la Schulze zu ermangeln — und ahnt nicht, welcher Segen für ihn in diesem doppelten Unglück liegt.

Seine Bereinjammung nimmt zu. Er mag es empfunden haben wie eine Verbannung aus dem sonnigen Lande, in dem sein Freund so überlegen herrschte. Aber es war die Verbannung des Dante. Er verbreitet sich, müssliche äußere Verhältnisse zwingen ihn, sich immer tiefer in das öde Leben eines Stubengelehrten einzubinnen. „Der Mensch," schreibt Kuntze, „begann zu Gelehrter zu entjungen. Als ich in sein Haus kam, stand er so tief in der Gedankenarbeit und gieng so ganz darin auf, daß die Angesponntheit des Geistes sich wie ein Alter über sein Antlitz breitete." Aber damals war es, daß das „Büchlein vom Leben nach dem Tode" entstand. Alle Gedanken des dritten Zend-Avesta-Bandes sind diese Schrift voraus mit der Klarheit eines Hellsehers.

Doch auch damit ist es noch nicht vollbracht. Eine furchtbare Krankheit wird ihn wieder. Die Augen verlieren ihre Schkraft und in tiefer Dunkelheit muß pflegen sie ihr mit unerträglichen Qualen. Der Magen weigert sich, Speisen aufzunehmen. Wochenlang liegt der Kranke, zum Skelet abgemagert, ohne Nahrung da. Zu Ihm wohnt ihm ein bohrender Schmerz, sobald er einem Gedanken nachgeht, und mit dem letzten Reit vergweifelter Energie muß er sich zwingen, nicht zu denken. Drei Jahre lag Fechner so darnieder. Die Jahre haben ihn zu dem gemacht, der uns die neue Weltanschauung gab. Er beschreibt die Stimmung, wie er seinen Augen die Sehkraft wiederkehren spürte und nun im Garten zum erstenmale wieder Blumen sehen kann, welchen Eindruck auf ihn „die Pracht der Georginen und anderer Blumen" macht. „Alle Farben und Umrisse erschienen mir viel reiner und schöner, als ich sie je gesehen, und ich glaubte schon ganz neue Stufe in meinem Auge zu entdecken, die es in weiterem Fortschritte selbst aber gewohnliche gesunde Augen stellen würde."

Er ist dieser neuen Kraft wirklich theilhaftig geworden, seine Nanna beweist es; er kann nicht nur sehen, er konnte auch schauen.

Der kleinere Lebenslauf Fechners vertieft in einer immer größeren Gleichgiltigkeit. Er wurde der Gedanken seiner sich um ihn drehen, in um so engere Kreise sieht er sich zurück. Er ist wie aus der Zeit und jeder Anschauung. „In deinem Studierzimmer, wo weder für ein Sofa noch für irgendwelchen Zimmerschmuck Raum war und er sich gleichsam nur um sich selbst bewegen und drehen konnte, sah er am einem kleinen Schemel . . . Der Holzkasten zu seiner Rechten, der ihm als Papierkorb diente, war ihm das wichtigste Möbel außer dem Schreibtisch."

Dreierlei kannte Fechner bewohnt zu das enge, einseitige Zimmer. „Er hatte seine Pflanzen, seine Augenwohnheit, seine Prinzessinn." Ein Gruß gelehrter Männer umgibt ihn. Er hört zu, erinnert gern, aber nie hat man die Empfindung, daß er einen seiner Gegner auch nur einen Wink in das Allerheiligste seines Seele werfen ließ. Das einzige menschliche Wesen, das dort ein und ausgieng, war seine Frau. In einer Ehe guten alten Stils ist überdauernte die goldene Hochzeit wurden die beiden langsam unzumander zu jener seltsamen Einheit, die alten Ehelenten einen Gedankenaustausch unnötig macht, auch wenn sie immer jedes an einer Seite. Reden und doch nicht aneinander. Der Verlust mit seiner Frau hob seine Gemeinschaft nicht auf. Und Gewohnheit, treue Gewohnheit war nöthig, den Gedanken Raum hatt zu geben, die aus den Werken Fechners zu uns reden.

Felicien Rops.*)

Keine Frage, daß unsere Ausstellung ein wenig in Vorstadtnähe sich befinden ist. Es hat da und dort an gewissen Bequemlichkeiten, die sich selbst schwer begreiflich machen kann und die jedenfalls begreiflich zu machen ganz unerlässlich ist, da die Besucherlosigkeit selbst keinen Beweis haben. Man mag sich indessen, daß ein Kunstler modern ist oder nicht, und vergessen dabei ganz, daß keiner der Besucher entbehren kann, daß doch ab und zu Abwechslung, einem muss und sinnlose Lust, unsinnige Langeweile die Gemüther entlastet, die man leicht nimmehrn nennen kann. Die Lebendigkeit muß, wenn das Wesentliche bleibt

Digitized by Google

eben, ob dem „Unmodernen" Eigenes beigegeben ist. Spürt man dieses, so erhält das Kunstwerk das Gepräge des Modernen, es bekundet das Talent seines Urhebers. Jeder Mensch, der Talent hat, ist modern; nicht jeder, der sich modern glaubt, hat solches Talent.

Der kürzlich verstorbene Rops wurde von allen, die über ihn geschrieben haben, als Moderner bezeichnet; es befanden sich unter seinen Bewetheilern Leute, die von verschiedensten Punkten her zu dem Ergebnis gelangten, Rops sei ein moderner Künstler. Manche sogar behaupteten, er sei der einzige moderne Künstler.

Ich überlasse es jedem, so paradox zu sein, als er nur irgend Lust hat. Wenn also jemand mit aller Gewalt darauf besteht, daß Rops der „einzige moderne Künstler" war, so möge er seinen Gefühlen seinen Zwang anthun; ich werde nie so weit gehen, ihm die Bekanntung entgegenzustellen, Claude Monet, Degas und andere seien die „einzigen" modernen Künstler. Soviel freilich lehrt die Uebereinstimmung aller Kritiker, daß sie in Rops ein Talent, ja sogar ein großes Talent, wo nicht das einzige unserer Zeit, gesehen haben. Es wird sich darum handeln, dieses Talent klar zu stellen, das heißt nachzuweisen, wodurch Rops sich weientlich von allem, was vor ihm war, unterscheidet. Man wird dann sehen, wie sehr gewisse Behauptungen, die von ungestümen Bewunderern des Künstlers in die Welt geschickert worden sind, eine Controle nicht aushalten, und es wird auch jene klar werden, die nichts für einen Maler peinlicher ist, als allzu große Verbimmelung seitens der Literaten.

Der Moment muß kommen, da sich die Ueberschätzung rächt. Dieser Moment ist für Rops schon jetzt gekommen oder kommt in baldigster Kürze.

Es ist selbstverständlich ein Verbrechen für einen Maler oder Radierer oder Lithographen, den Literaten zu gefallen. Allein vor allem Dingen muß er denen gefallen, die in ihm den Maler, den Radierer und den Lithographen suchen, nicht den Geschichtenerzähler; den decorativen Geist und nicht den Novellisten oder gar Moralisten. Existierten von Hogarth außer seinen moralisch-satirischen Blättern nicht auch einige gute Bilder, so wäre dieser Künstler als solcher eine Monstrosität. Die Kunst hat mit ausgeklügelten, fast ganz handwerksmäßigen Dingen gar nichts zu thun, und Hogarth ist das lebendige Beispiel dafür, daß man zu seiner Zeit einer der Größten sein kann und hundert Jahre später nicht mehr in Betracht kommen würde, wenn man nicht die Unverschämtheit besessen hätte, auch Dinge zu machen, die des berühmten moralischen Hintergrundes ermangeln.

Hogarth war eine Mode. Eine Mode ist auch Felicien Rops. Und er würde als solche spurlos verschwinden, wenn er nicht durch einige Werke ganz besonderer Art bewiesen hätte, daß der von den Literaten über den grünen Klee gepriesene Ideengehalt zeichnerische und malerische Qualitäten nicht unbedingt existiren muß. Sie behandeln das eigenthümliche Talent ihres Urhebers, das nicht gar zu häufig handgreiflich hervortritt für Jene, die in der Kunst und deren Geschichte klar sehen.

Die Hinterlassenschaft Felicien Rops' ist ungeheuer. Es gibt unermeßlich viel von ihm in festen Händen und auf dem freien Markte. Er ist, wie wenig andere zeitgenössische Künstler, den sogenannten Sammlern verfallen, d. h. einer unpflichen Menschenrasse, die ihr überflüssiges Geld durch Ankäufen von Kunstwerken placiert, zu welchen sie im allgemeinen nur äußere Beziehungen hat, und die zur Verewigung an Malern und Bildhauern Uebung haben, Auctionatoren und anderer Kunstmäßerie ausgeliefert werden. Rops hat soviel geradezu leitet, daß es nicht nur Ropssammler schlechthin gibt, sondern schon Sammler verschiedener Gattungen seiner Werke. Der eine sammelt Bilder und der andere sammelt Radierungen, der dritte sammelt Bernis mon, der vierte Lithographien. Die ganz Bornehmen kümmern sich um das dekorative Werk gar nicht mehr, sondern sammeln nur „Japanda". Alles das in außerordentlich unterhaltend und hat schon Manchem, der keine Schulze gerne wieder los sein wollte, gewisse Ueberraschungen gebracht. Das ist selbstverständlich nicht die Schuld Rops'. Aber wer die Stellung des Künstlers in der heutigen Zeit klar bestimmen will, muß darauf eingehen, welche Experimente und Spekulationen mit ihm gemacht werden. Das durch sie gewecke Interesse ist von dem lediglich dem Künstler gewidmeten Interesse abzuziehen, und erst so ermittelt man die Höhe seines Gutthabens hinter Zeit gegenüber.

Rops hat sich in gewissen Momenten als Maler gezeigt. Er hat aus diesen Gebilde gemalt mit Farben, damit sich Jene von ihm eine ganze Anzahl kleinere und etwas größere Aquarelle, die an und für sich gar kein Interesse hätten, wenn sie nicht von dem Manne stammten, der die Diabolinnen und die Satanasse gestaltet hat. Seine Malereien in Oel und Wasserfarben sind zu ihrer Gesammtheit eine Art Auszug aus der Kunstgeschichte von Rubens bis auf unsere Zeit. Eine bestimmte geschichtliche Verbindung hat Rops nie gehabt, er hat irgendwo alle das Decorierende hineingetan, und das Gerathen war nur manch. Da große, plastische Maler hinschäftigte ihn fortdauernd. Aber es ist bezeichnend, daß Rops in dessen Farbe gar keine Beziehungen fand und bei dem Form neben blieb, vielleicht auch nur deshalb, weil Rubens stark in Allegorie arbeitete. Ich entsinne mich einer großen Anzahl kleiner ballallegorischer Pinselstudien, in denen die ganze Freude am Rubensschen Fleisch voll ausgedrückt war, selbstverständlich mit einer kleinen zottigen Note. In derselben Sammlung, in der sich diese Arbeiten befanden, gab es auch eine große Waldlandschaft, die auch wie ein ganz schlechter Courbet. Und vor nicht zu langen Monaten wurde in Paris ein Aquarellbild „Der Kasserklatsch" versteigert, eine ganz ode Malerei, die in Düsseldorf, wo es am tiefsten ist, das Licht der Welt könnte erblickt haben. Mit Rops als Maler sind wir somit seetig. Seine Verühmtheit als solcher ist aus ihm selbst ganz unverständlich und nur dadurch erklärlich, daß er eben Mode wurde infolge gewisser Werke, deren Verbimmelung durch die Literatur umso erklärlicher erscheint, als sie selbst im großen und ganzen literarisch sind.

Es bleibt für Rops ewig bezeichnend, daß seine bedeutendsten Arbeiten nicht freie malerische Schöpfungen sondern erst durch literarische Arbeiten gleichsam herausgezüchtet sind. Das will natürlich nicht sagen, daß sie darum sind weniger eigenthümlich zu gelten haben. Sie sind für Rops eigenthümlich, und um das zu sein, mußten sie literarische Beimischungen enthalten. Unter allen Künstlern früherer Zeit hat nur Goya am stärksten auf sich gewirkt. Der große Spanier hat freilich seinen Nachfolgern wenig übrig gelassen. Betrachtet man etwa eine Arbeit, wie die „Bei den Trappisten" betitelte, oder „Das Begräbnis im Wallonenland", so hat man nicht nur die Empfindung eines Einflusses, sondern einer directen Anlehnung, und selbst in der Behandlung des Materials merkt man, daß Goya in jeder Beziehung das Ideal Rops' gewesen ist. Alle die Arbeiten, die sich an Goya anlehnen, müssen ihm gelehrt haben, wie weit der Weg war, den er hätte machen müssen, um in die Nähe eines monumentalen Meisters zu gelangen. Ein Anlauf zu besonderer innerer Kraftanstrengung war ihm diese Erkenntnis einstweilen noch nicht. Rops hat vielleicht seine Kraft verspart auf gewisse Dinge hin und, wenn man so sagen darf, in leicht hingeworfenen Dingen der Hand die Sicherheit verschaffen wollen, die nothwendig ist, um etwas Bleibendes fertig zu bringen. Hin und wieder hat Rops in der That die Sphäre Goya's gestreift. Aber er bleibt immer beträhmer, literarischer, das heißt immer weniger malerisch und dekorativ als dieser. Rops hat etwas von einem Schulleher, der über die Strenge geschlagen hat, sich in seiner Freiheit besonders glücklich fühlt, aber doch nicht vergißt, sich klar zu machen, daß der zwed des Schulleherers ist, Kinder zu allem Guten und Tugendhaften zu erziehen und ihnen nur so viel vom Laster zu wissen zu geben, wie zum Amusement nöthig ist, und nicht so viel, wie zur Perkwürdigkeit.

Man wird es vielleicht seltsam finden, daß ich noch gar nicht von der eigentlichen Kunst Rops' gesprochen habe. Das wird noch kommen. Man muß erst genau sich vorhalten, woraus Rops eigentlich ist, und dann kann man wissen, was er war und warum er so war.

Seine realistischen Bestrebungen kann man ruhig bei Seite lassen. Unter seinen Werken der Art stehen in erster Reihe selbst redend Porträts, und, in welcher Technik auch immer sie ausgeführt sein mögen, sie sind immer, abgesehen von der guten Handwerksmäßigkeit, innerlich so unselbständig, daß man sich aber wieder einen Abriß der Kunstgeschichte schreiben müßte, um nachzuweisen, wer alles ihm bei der Abfassung seiner Charakterschilderungen die Hand geführt hat.

Die Verehmtheit Rops' beruht ganz einfach darauf, daß er existiert hat, in einer Weise einen Gegenstand anzuschauen, der an sich ewig ist, das heißt, ewig interessieren muß. Dieser Gegenstand ist das Weib, dessen Dasheilung, selbst von Manchen hehenten Ranges geliebert, immer noch auf ein handwerk Publikum rechnen kann.

Wer Modernen und sich an in der Anschauung des Weibes, wie sichen zum Beispiel wesentlich anmal gegen die alten Griechen, die es verehmten, die Hauptsenschaftlichkeiten dieses schönen Wesens so hat und greifbar zu machen, daß die diese auch ganz von selbst verständlich sind und Jedermann wissen. Nur das Weib in seinen Liebesbeziehungen zum Manne genügte ihnen nicht einmal eine Personifikation zu wissen von der Weiblichkeit in so vielfacher Form, daß sie auch die Aphrodite sich in verschiedenen Formen verstellen. Für Rops gibt es nur ein Weib: Dasjenige, für das die Flaggen eine ode gute und kann unbewußter Beziehung haben: die „femme fatale". Das ist Jene, mit der Jeder sich mit den Mann medenschlage Dasheiden hat, das die Mut aus den Adern saugt und das Hirn aus dem Schädel trinkt und alle diese Gebrauche mit Genußlichem anfüllt, die zuletzt in einem einfach thierischen Wohnsinn ausläuft. Es ist Jene der satanischen Weiber, die halt die richtige, rein menschlichen Liebe.

Dieses eine Weib, Weib par excellence, und die Zeuch dieser nicht menschlichen Geschlechtes Personifikation in eine Reihe von Blättern, von denen einige ganz ausgezeichnet sind. Weib, wie das „Ideal", Frau und ein Pferd in seinem Gegenstande, ohne besser Anmuth, ohne irgend welche Weih, das auch den Tod zwingt und ihn in die Liebe umformung zu sehen. Frau und

Digitized by Google

dem Hirne eines Meisters der Phantastik entsprungen. Alle Blätter, die in diese Kategorie gehören, zeugen von einer auch in technischer Beziehung bewunderungswürdigen Kraft. Die platte alltägliche Erfahrung idealisiert sich in ganz eigenthümlicher Weise, und der in die tiefsten Abgründe der Psyche hinabführenden Phantasie folgt unbeirrt die Hand und schreibt exregt, aber wahr, nieder, was das innere Auge gesehen hat.

Solange Rops seinen Empfindungen folgt, die trotz ihrer Complicirtheit für andere für ihn selbst vollkommen klar waren, schafft er auch Werke, die vollkommen empfunden werden und seinen Spezentationsrest lassen. Aber Rops ist eben im Grunde eine Lehrnatur. Er will nicht bloß darstellen, sondern verbessern und, sobald er das Katheder bestiegen hat, wird er zeitweise so unerträglich, wie die meisten anderen Philosophieprofessoren. Wenn Diebstahl und Prostitution, seiner Ansicht nach, die Welt beherrschen, wofür sich in manche Gründe anführen lassen, so ist das keine ausreichende Entschuldigung dafür, jene beiden Zinden perversificirt und undecorativ zu machen, eine Angel zu stellen und zu behaupten, man habe da ein Kunstwerk geliefert. Wenn er aber einen phantastischen Séemann, eine Art Rübezahl, dessen Conception einem Moritz von Schwind Ehre gemacht hätte, in Siebenmeilen-Holzstiefeln über die Stadt Paris hinschreiten und aus seiner Nase Weiber ansäßen läßt, die unten herrlich aufgehen werden, wenn es ihm gelingt, die Figur auch innerlich so groß zu machen, daß sie alles überragt, und so zu beleben, daß man an sie glaubt: dann ist er der große Meister, für den er von den Spezialisten allerseits erklärt wird.

Rops ist ein Künstler im Specialisten. Das ist ein großer Vorzug, wenn diese den Beweis wesentlicher künstlerischer Eindin erbringen. Diejenigen, welche sich nach unserem Künstler benennen, scheinen mir aber eher den Beweis des Gegentheils zu liefern, da sie selbst für Werke von ihm, die ohne seinen Namenszug ihr mittelbares Verständnis erwecken würden, genau dieselbe glühende Begeisterung zeigen, wie für das, was seine eigentliche, offenbar zu hoch angeschlagene Bedeutung begründet.

Ich kenne Rops vor etwa drei Jahren in seinem Atelier der Rue du Marché des Blanc Manteaux kennen. Damals, in seinem fünfzigsten Lebensjahre, machte er den Eindruck, als ob er noch dreißig zu leben hätte. Er ging stramm aufrecht, den Schnurrbart fein gezwirbelt und gewichst. Alles an ihm athmete Frische, Kraft und Lebenslust. Weniger das graue Haar, als einige verdächtige Falten an den Füßen wiesen auf ein gewisses Alter hin. Sein Unterhaltung war lebendig, liebenswürdig, witzig, kurzum. Bei der Vorzeigung seiner gewagtesten Blätter beklagte er sich, daß man ihm die Freude, je etwas zu machen, durch pharisäische Vorhaltungen vergällen wollte. „Je n'en fiche" — „ich pfeife darauf" — das glückliche Resultat seiner Erwaganzen.

Noch im Jahre 1895 sagte er einem meiner Bekannten: „Selbst mein Sarg wird noch einem Werke folgen." Bald darauf brach er, Rops sei krank und suche in Nizza Heilung. Er ist, wenn dort nur zurückgekehrt, nun zu sterben.

Jul. Leon.

Der neue Rhythmus.

Das gedankliche Streben unserer erkennenden Zeit geht dahin, das hinter den Dingen liegende zu erobern. Denn das wissen wir schon: was wir bisher von den Dingen kannten, ist gar nicht ihr Wesen. Die Wirklichkeitswerte sind die unwirklichen. Hinter jedem Ding und seiner Erscheinung liegt noch etwas ganz anderes, das ist das Eigentliche; und vielleicht liegt dahinter noch etwas Eigentlicheres und so immer vor, bis wir zu wenigen Grundlagen des Lebens und seiner Erscheinungsformen gelangen; oder gar zu einer einzigen Grundlage, einer großen Einheit oder Zweieinigkeit, deren verschiedene Wiederspiele und Wechselwirkungen die Dinge sind. Die alten Mystiker ahnten schon diese Straße der Erkenntnis und uns Neuere hat Nietzsche mit einem starken Posaunenstoß in die Richtung gewiesen. Wir suchen nun einmal die Urursachgründe, das Ueber den Dingen, es ist ein „Zug der Zeit".

Wenn eine Grundform der Gedankenordnung ausgesprägt ist, finden man sie immer und überall werden. Auf alle Objecte der Menschlichkeit drückt sie dann das Prägel ihrer Linie. Wie der innerlichen alles Bildenhaft und Mann haben das Weiberleben auf sich, so ist auch auch Grundton und Akkordart, die neben den Dinge nicht mehr von einer Seite aus, sie stehen nun in Beziehung, treiben in Beziehungsringen.

Eine solche Beziehung der Gedankenordnung muss naturgemäß auch ein Streben nach Verbindung ihres Ausdrucks zu Folge haben, nach Verbindung der An Ausdrucksmittel. Und unter der Dichtung, unserer jüngsten der Akademie der schönwissenschaften, also Literatur als Ausdrucksmittel und der Töne der Musik, das ausgedrückt werden soll, ist auch wird, wendet sich die Allgemeinheit innerlich ab und erfindet das ganze als eine Verbindung des neuen Gedankens, der schon da ist, der Form, in der sie sich ausdrücken will.

Roman und Drama umgestaltet; daher stammt auch die momentan herrschende allgemeine Interessenlosigkeit, ja Feindseligkeit gegenüber der Lyrik. Wie empfinden eben ein in der landläufigen Form sich präsentierendes Gedicht als gemacht, als unecht: weil es klar ist, daß unseren aus so verinnerlichter Betrachtnahme entsprungenen Ideen nicht eine auf rein äußerlichen Dingen beruhende Form eingeboren sein kann.

In der Selbstanzeige* seines Phantasiebuches*: polemisiert Arno Holz sehr gut gegen den Reim, der bei seiner natürlichen Beschränktheit den Gedanken bedingt, und gegen Rhythmus und Strophe, denen man immer den geheimen Leierkasten und die Bänkelsängerei anhöre. Das sind gewiß Gründe, die sich hören lassen. Der Reim vergewaltigt die Ideenassociation, der Rhythmus treibt zu Automatismus. Aber der tiefste Grund ist mir doch der schon gesagte: Ich hatte an meinem Princip der eingeborenen Form seit und glaube eben, daß Neuterkleidchen, wie Reim und Rhythmus sie in landläufiger Zunge, doch nur in den seltensten Fällen die unserer Ideen eingeborene Form repräsentieren können. Dieser Gedankenpunkt scheint mir auch der einzige zu sein, von dem aus wir zur Feststellung des neuen Rhythmus gelangen können.

Ein Kunstwerk ohne Rhythmus ist natürlich nicht denkbar. Form und Rhythmus ist ja im Grunde genommen ganz dasselbe. Und überall ist Rhythmus, in der ganzen Natur, im geistigen und körperlichen Menschen. Die Netherwelle ist so gut Rhythmus, wie die to merkwürdig regelmäßige Anordnung der Blätter an einem Zweige, wie die Ebbe und Flut des Meeres, wie der Puls- und Atemschlag, wie Tag und Nacht, wie der Herzschlag, wie das Auf und Abwogen der Stimmungen der Seele.

Wenn nun unsere Weltanschauung verinnerlicht ist, wird auch ihr künstlerischer Ausdruck, unser Rhythmus, der unseren Ideen eingeborene Rhythmus, ans innerer, innerer Bass ruhen. Er wird nicht der Ausdruck der Betonung, des rein akustischen Klanges der Worte sein, sondern auf der verhältnismäßigen Stärke ihrer Werte, ihres innerlichen Gehaltes beruhen, auf der psychischen Betonung. Nicht die Silben werden gezählt oder gemessen, sondern der Wert des Begriffs ist maßgebend, die Vertheilung und Harmonisierung der geistigen Accente. Auf diese Art wird jeder Gedanke, jede Idee nicht mehr in eine feenhafte, überkommene, die unnatürliche objective Form gezwängt auftreten, sondern in der ihr eingeborenen, in ihrer nackten psychischen Schönheit. Jede Idee, die zur vollen Erklärung ihrer selbst gebraucht ist und Schönheit in nichts anderes hat eine ihr angeborene Form einen ihr ganz allein gehörenden eingeborenen Rhythmus. Aus- und Abschweifungen, Wiederholungen, Umschreibungen und Betonung der Begriffe sind der Ausdruck der gesteigerten Beziehung unter Gleichklang, unser Reim.

Diese meine Vorstellung von dem modernen Verse beruht auf einer Ueberzeugung, mit der ich Arno Holz und den Naturalismus auf allen Linien wiederwerde und immer wiederwerden werde.

Die Gesundwandlung des Naturalismus ist die der absoluten Gleichgiltigkeit der Dinge, die Gleichmachung aller Werte und damit die Entwertung. Denn jeder Wert ist relativ. Und es ist bekanntlich! Wir haben so lange und freudig an der Ausmerzung der verschiedenen Objectivitäten gearbeitet, und nun ist es gerade der große Neuerer „Naturalismus", der sich so gerne als den ersten Verkeer von dem alten Formenzwang der Aesthetik fühlt und fühlen läßt, nun ist es gerade der Naturalismus, der uns eine andere Objectivität aufzuklingen will. Jeder Künstler aber in noth wendig, subjectiv, Individualität. Es gibt keine objective Kunst. Dem „Ich und die Welt", die Gegenüberstellung in die letzte Lebenseinheit jeder Kunst. Wo das aufhört, beginnt Nirvana und es ist ihr Abhandens alles zu Ende. Dann können die letzten Menschen sich hinlegen und ihren Rabel anspeien. Alles Leben, alle Bewegung, aller Rhythmus, alle Kunst hat aufgehört. Deshalb halte ich den Naturalismus in seinem eigensten Wesen für einen Fortschritts und Entwicklungsbewegung, ja kunst und culturfeindlich.

In gewisser Beziehung sind ja alle Dinge gleich: insofern alle aus Empfindungen gebaut können, insofern alle das Recht, die Zukunft haben, von uns bewertet zu werden, insofern alle an und für sich nichts sind, und das, was ihn aus ihnen macht. Sie haben nur den Sinn, den ich ihnen gebe, und es liegt nicht an ihnen, ob ich sie zu etwas machen und welche ich dazu wähle; ob ich sie bewerte, welche ich bewerte und wie ich sie bewerte. Nun verlangt Arno Holz als erstes Erfordernis, um zu einer neuen Kunstform zu gelangen, „den Wesen ihren ursprünglichen Wert zurückzugeben". Ja wieso, gibt es denn einen ursprünglichen Wert der Worte? Ich glaube nicht daran. Schon deshalb, weil doch das Wort nicht ein reines Naturlaut des Begriffes ist, den es bezeichnet. Und wenn es einen gibt, so ist jedenfalls nicht zu finden und nie mehr wird zu geben. Aber Holz meint jedenfalls den Wert, den das Wort gehabt in der Epoche hat, denn er verlangt schließlich die Bekämpfung „von jenem fabulen Pathos", das

die Worte auspuste und bronzierte oder mit Watte umwickle. Ja gewiss, das haben alle immer gewollt. Aber nur von falschem Pathos. Der Mensch ist nämlich überhaupt ein pathetisches Wesen, und zwar nicht nur der Culturmensch, jeder Mensch, also auch der in sich potenzierte Mensch, der Künstler. Das ist gerade der springende Punkt. Nur die Art des Pathos ist einem beständigen Wechsel unterworfen. Der Künstler und seine Sprache sind nothwendig immer pathetisch. Πάθος Leid: erlitten, erlebt, in seiner Tiefe durchlitten und durchlebt, durchfühlt muss jedes Wort sein, das der Dichter spricht. Das ist die Ἀνάγκη, die über jedem Wurzelreichen als ein zwingendes Naturgebot heerscht.

Unverständlich ist uns ein Pathos, das uns nicht harmonisch mitleiden, mitfühlen macht, ψυπαθέως: falsch nennen wir es dann, wenn wir die Ueberzeugung haben, dass der Künstler nicht selbst durchgefühlt, durchgelebt hat, sondern nur einem anderen abgelesen hat, wie er sich räuspert, einem Früheren, dessen Pathos ein anderes ist, als das uns sympathetische: denn wir können auf einem Umweg ein uns an und für sich schon unverständliches Pathos einer vergangenen Epoche dennoch würdigen, indem die Zeitvorstellung uns als Nachhilfe dient. Falsches Pathos ist also das mechte, epigonenhafte. Aber wir können das Pathos, der pindarischen Betonung nie entbehren.

„Wenn ich Meer sage," schreibt Holz, „so klingt es wie Meer: sagt es Heine in seinen Nordseebildern, so klingt's wie Amphitrite". Es ist ja möglich, dass uns Heines Pathos schon fremd geworden, obwohl ich gestehen muss, dass mir sein „Meer" durchaus nicht so gesiert selbstgefällig, oder, wie wie in Wien sagen möchten, „geschleckt" klingt, wie „Amphitrite". „Falsch" ist es keinesfalls. Aber das ist Sache subjectiver Empfindung und für unsere Frage eigentlich gleichgiltig. Das ist gewiss: Wenn heute einer von uns „Meer" dichtet, so soll es nicht klingen wie Amphitrite. Nein, aber es darf auch nicht klingen wie Holz. Das Ideal es Dichters lediglich Klang, den bekommen immer nach und nach alle Worte, einfach durch den Gebrauch. Das ist aber weder der „ursprüngliche" noch der „natürliche" Wert der Worte. Das ist eine Gleich- und damit Entwertung, der vollständige Mangel an Pathos, und somit ein Sinken unter Null. Dann wird durch alle Worte von allen Dingen eigentlich nur mehr eine und dieselbe rein negative Eigenschaft ausgesagt, nämlich: „Nicht ich". Das ist die Nichtungsidee der Prosa; sie nimmt die Worte und macht sie ein relativ, dann absolut nullwertig. Wenigstens streuert sie gegen diesen Punkt, wenn sie ihn auch nie ganz erreicht. Daher will sie unerkennbar: sie hat den zweiten, tieferen Wirkungsinn nicht oder trachtet ihn doch abzustreifen. Daher ist auch diese naturalistische Tendenz der Tödtung des Pathos geradezu antipoetisch, antikünstlerisch, anticulturell. Sie ist ein Hantieren mit Gleichwertigkeiten, mit Wertlosigkeiten: Kunst und Cultur aber ist Wertung, Umwertung, Neuwertung. Und Lyrik ist wohl Kunst xar' ἐξοχήν.

Die Worte sterben beständig ab. Durch das Absterben ihrer Andeutsamkeit stirbt auch jede Kunst. Das ist gut, so kann immer wieder eine neue geboren werden; ihre Elemente werden immer wieder erneuert. Wenn das nicht geschähe, gäbe es nach ein paar grossen Künstlern keine Kunst mehr. Denn die letzte Schönheit ist unfreundbar.

Thatsache ist ja, dass nach dem Auftreten einiger grosser Künstler immer für einige Zeit lang Ebbe eintritt. Unfreundbarkeit, die so lange andauert, bis die Worte, die jene geschaffen haben, sich wieder verbraucht haben und man daran gehen muss, neue herauf zubeschwören. Das ist die Zeit der Epigonen und des darauffolgenden Kampfes gegen sie.

Nun sind wir wieder einmal auf dem Punkte angelangt, wo die Epigonenschlacht im besten Zuge ist. Die alten poetischen Worte sind todt. Natürlich: sie mussten sterben. Wir fühlen das und wollen nicht, dass mit Leichen Umgang gepflogen werde. Daher das berechtigte Aufleuchen gegen das falsche Pathos. Es ist auch ganz begreiflich, dass man „das Kind mit dem Bade ausschüttet", es so schrieb in allen Evolutions- und Revolutionsepochen. Sie will man das Pathos nun vollständig abschaffen. Das sind aber total gewiss sehr Bilderstürmerein. Worte: wozu kämen wir die Worte unserer Sprache nicht brauchen: das muss auch nur nichts Neues, das thut das Spätzeitgeschlecht immer. Das schiefe Pathos mit Hebungen und Senkungen und nenne es Verse. Prosa, weil dieser ausserordentliche Rhythmus nicht mehr hat den früheren grossen Formeinwänden in einem notwendigen Zusammenhange steht mit dem inneren. Sie verlangt mit Schlagworten, die keine mehr sind.

Und wenn wir nun versuchen, unpathetisch zu dichten? Eine solche Unternehmende hatte wieder mit den dem negativen Wert des Zerstörens und Verachtenmachens, des Aufzusammenerfarrens Formenstamm; sie wurde wahrlich in einer neuen Naivetät verhelfen. Aber als Napoleon auftrat, musste er ein Tausende von Jenseits quittieren, um eine neue Tausend zu schaffen. Man kann Tempel verbrennen lassen, wenn sie nicht von selbst einstürzen, aber dann muss man die Fackeln auch mit in die Flammen werfen, damit sie sich nicht auf [illegible] die man erridten will. Also es kann [illegible] für sich auch wieder sterile Periode, die doch wieder überwunden werden müsste; und all das ganz zumfonst; denn die zweite Naivetät, über deren Nothwendigkeit zur Entstehung eines vollendeten Kunstwerks ich mich in einem früheren Aufsatze ausgesprochen*), muss sich ja doch jeder Schaffende innerlich vor jedem Schaffen neuerdrehen. Also: wozu der Lärm?!

Wenn nun Arno Holz in seiner Voranklindigung zum Phantasus, wie ich gezeigt zu haben glaube, keine richtige Unterscheidung des neuen Rhythmus gegeben hat, so hat er doch in einzelnen Gedichten, vielleicht auch nur in einzelnen Theilen von Gedichten des Buches selbst entschieden die Richtung eingeschlagen, in die ich auch die Lyrik weisen möchte. Er hat seine graue Theorie oft glänzend selbst widerlegt. Ich will ein drastisches Beispiel sagen, damit wir klar werden. — Das schöne Gedicht, das so beginnt:

Ich bin der leichste Mann der Welt!

Meine silbernen Nachten
schwimmen auf allen Meeren ꝛc.

Ist da kein Pathos? Haben hier die Worte ihren „ursprünglichen Wert"? Oder klingt dies „Meer" wie Salzwasser? Und das Ganze, klingt das ebenso wie:

Ich mache eine Reise um die Welt; —
Mit Cook'schem Billet erster Classe.
Ja, ich kann mirs leisten:
Meine Petroleumanstellen tragen mirs.

Ohne Pathos müsste man so ähnlich dichten. Da klingt dann nichts mehr von „Amphitrite". Oder das:

Fern liegt ein Land

In dunklen Nächten
rauschten schwermüthig seine Eichen.
Weiche Flocken deckten mein Grab.

Jetzt blüh'n die Primeln
die Drossel singt
und über grüne Wiesen, um den blauen See
kreist der Schäfer seine Schafe.

Weiße Wölkchen gleiten.

In süße Welt!
Auf deinem glänzenden Stern
Hab ich ein Herz, das dich liebt, geretet!

Auch hier kein Pathos? O ja, da ist sehr viel Pathos, schönes und vielleicht auch solches, das Holz bei Heine oder sonst einem früheren „falsch" nennen würde. Und die beiden letzten Gedichte der Sammlung.

I.

Ich bin ein Stern. Ich glänze.

Thränenbleich
bebt du zu mir dein Gesicht;
deine Hände
weinen.

„Tröste mich!"

Ich glänze.

Alle meine Strahlen
zittern in dein Herz.

II.

Eine schlankstehende Tannbuch meine Trauung
ein heißes Ringen mein Brautkuss
wie wird mein Herzlein sein?

Ein frohes Gutenmorgen!

Ein Herzlein.

Es liegt eine unleugbare, grosse Schönheit in diesen kurzen Textgebilden und sie gehen in einer guten Richtung. Ich wenn es noch viel verlangter alten Rhythmus hätte. Aber es ist doch ein Beweis, in so fehlen, auch Versuchsstrecken abzuarbeiten und so Boden Weg zu gehen, und das ist entschieden ein guter Schritt.

Es ist recht eigenthümlich, wie in diesen ganzen Büchlein zwei deutsche Bande, knapp nebeneinanderstehen, und zwar Dichtungen von Dichtern, die ganz gut den unsicheren Termin der Uebergangsepochen sind und daher auch ihre viel besprochen, das Unsichere schonen haben — denn es ist gewiss, dass ein unsicherer Rhythmus auch unsicher wirkt. Unmöglich ist mir nun über die prinzipiellen Irrthümer und Unterschiede zu sprechen, die Richard Dehmel und andere machen, deren Beantwortung eine Grundlage auf [illegible] Aesthetik ist, die vorerst ganz [illegible] aus den Uebergangszeiten [illegible] sich, eine [illegible] Kapitel [illegible] Dehmel. Doch es scheint mir auch [illegible] ganz [illegible] Dehmel [illegible] [illegible] [illegible]

wie die blinde Henne ein Weizenkorn: Seine besten Formen hat er auch so gefunden. Und eine Kunst revolutioniert man durchaus nicht nur von den Mitteln aus, wie Holz meint, sondern eine wahre Revolutionierung kann wohl immer, und jedenfalls hier aus, nur von innen heraus erfolgen: von der Idee aus. Nur so kann der Künstler seine Entrumpfision erfüllen — und ich glaube fest an die Entrumpfision des Dichters. Neue Werte schaffen, nicht entwerten; neu gebären, zum Leben wecken, nicht Götterdämmerung und Nirwana heraufrufen, wie es der convenanle Naturalismus thun müßte.

Der große Künstler ist durchaus nicht nur Vergnügungsmarschall des Publicums, der ihm ein paar Mätzchen in den Musstunden vormacht und seinen Zweck erreicht hat, wenn er ein paar Leutchen das Zwerchfell oder sonst welche Nervenenden angenehm gekitzelt hat; und ebensowenig ist der Mitglied einer ausserhalb des Lebens stehenden Genueinsichaft, die nur in sich und für sich schafft, wie es die Leute des art pour l'art wohl behaupten möchten: Der große Künstler steht nie insoferne ausserhalb des Lebens, als er über demselben steht. Er hat das Leben zu beherrschen, aber er ist immer noch zugleich in dem Leben, ein integrierender Theil desselben. In unsrätigen Linien ist ihm die Richtung seiner Bedeutung vorgezeichnet als Vorahner und Wunderdoctor der neuen Menschheitsideen. Dessen waren sich alle großen Schaffenden bisher bewusst, dessen werden sich alle immer sich bewusst bleiben. Alles andere ist nur Uebergangsproduct. In der Benennung schon liegt der Beruf, der natürliche Beschl: ein Schaffender zu sein. Nur ihn ist ein ewiger Weltuntergang; er muss ihn immer wieder auslachen. Alles stirbt; er muss ewig neues Leben hauchen. Jedes Wort, das der Dichter sagt, muss eine Todeneroberung sein. „Gehet hin, nicht zu toten, sondern Tode zu erwecken!“ So spricht die herauskommende neue Lyrik: Gehet hin Tode zu erwecken!, und sie ist schon da.

Karl Freiherr v. Levetzow.

Die Linie.

Wie die Frau sich kleiden soll.

Elle a la ligne — sagt der Pariser von einer Frau, deren Toilette besonders feinfühlig ihrem Wesen angepaßt ist. Dieser kurze Satz ist charakteristisch. Er zeigt, dass in Paris die Toilettenfrage noch etwas anderes ist als eine Actualitäts- und Putzfrage. Man empfindet sie dort als eine Art Kunstemanation, die mit der großen Kunst im Contact steht.

Elle a la ligne — sie hat ihre Linie gefunden, so müsste man diesen Ausdruck übersetzen. Denn der erste Schritt, welchen eine für die Toilette mit kunstlerischem Sinne begabte Pariserin macht, ist die strenge Selbstprüfung ihrer Körperform. Objectiv wird sie sich analysieren und ein- für allemal unumstößlich die Mängel, die Schönheiten und die charakteristischen Eigenthümlichkeiten ihrer Gestalt prüfen. Auf das letztere Moment nun legt sie das Hauptgewicht. Die Musgleichung, die Ausgleichung jener individuellen Nuancen, welche die Natur gibt und leise andeutet, strebt sie mit raffinierten Nachempfinden an. Eine von der gewöhnlichen Norm etwas abweichende Gangart, eine besondere Weise der Halsestellung, oder ein harmonischer Accord der Schulter und Armlinien — ein einziges derartiges Moment genügt, um der Suchenden plötzlich ruhige Sicherheit zu geben. Sie hat ihr Charakteristicum gefunden. Sie schafft ihren Typus. Nun kann in raschem Wechsel die Mode kommen und gehen. Sie wird sie als coquette Bestätigung acceptieren, aber sich ihr nicht unterwerfen. Sie wird lächelnd in alle Verkleidungen schlüpfen, welche Mode überhaupt unablässig ersindet — sind es ja doch nur reizvolle Variationen, welche sie mit unnachahmlicher Virtuosität auf den superben Grundthema: ihrer Eigenart spielt.

Die Erkenntnis der Linienharmonie lost auch das Feingefühl für das materielle Ensemble der Gesammterscheinung aus. Seht zum Beispiel, wie die Pariserin sich kleidet. Sie unterlässt nie die Haarnadel als Einrahmung des Gesichtes benutzen, wie Locke und Löckchen umgerenzt, accentuiert, unterstrichen werden: mit welcher Freiheit der Erfindung sie ihren Haarschmuck wählt! „Le veritable chic“ verleiht diese Frau in ihrer Kleidung. Sie will ein ihr stehendes Bild durch ihre Erscheinung verkörpern. Hat sie dazu die Kraft, das Feingefühl, das sondernde Wissen, sie ruht auf ihrem Wesen ebenso der Adjunct einer Schönheit wie auf allen jenen Kunstwerken, die durch den Zeitbildsinnas einer intuitiven Emotion entstanden sind.

Dass gerade solche Frauen ein als „Kunstoden“ verurtheilt und beschädet werden, entspricht der damaligen Cheinlichkeitskunst, um welcher willen einer auf den vorgenannten „Kunstoden“ Stehen zu nebellen verdammt ist. Die richtige Bekleidung einer Persönlichkeit Eigenart charakterisiert, das ist es! Was aber nicht erlaubt wird? Eine Frau, welche die Toilettenfrage in das Gebiet der Kunst zieht und durch ihre Einheit eine Reihe von Momenten schafft, welche zusammengehalten, immer Zeit ein ganz charakteristisches Material ausdrucken, oder eine Frau, deren Toilettenfrage ganz einfach eine — korpetische Function ist, die sich ihrer Schneiderin willenlos und gedankenlos anvertraut, die leidenschaftlich hindenring sich der Zerstreuung der Toilettenbeschäftigung widmet — und schließlich doch nur eine Robe wählt, welche, wie die Probiermamsel sichtlich ergriffen mittheilt, von der Fürstin X. oder der Gräfin Y. bestellt wurde?

Ob das Kleid ihrer Individualität, ihrem Gehaben paßt, darnach fragt jetzt selten eine Dame. Sie wird nie fühlen: mit diesem Kleid will ich eine Wattenstimmung geben — oder: dieses Kleid soll in ganz langen, weichen Falten herabfallen, es soll wie eine Tanagra-Umhüllung wirken. Nein, sie wird sagen: gestern hat Frau N. vier Volants an ihrem Rock gehabt und die Taille strahlig geschnitten. Ich muss mir auch gleich einen Rock mit vier Volants machen lassen, das trägt man jetzt! .... Das ist meist die Art, wie die reichen, vermöge ihrer Stellung und ihrer Muße dazu prädestinierten Damen jetzt in Wien die Toilettenfrage behandeln. Man lächle nicht. Es ist dies keineswegs eine unbedeutend wichtige Frage. Der ganze Zuschnitt unseres gesellschaftlichen Lebens leidet darunter. Man möchte sich manchmal in einer Provinzstadt glauben, so öde, so peinlich nüchtern ist der Gesammteindruck, welchen das elegante Damenpublicum in Logen und Parket unserer Theater hervorbringt. Man findet es kaum von einmütig zu sein. Und auch hier übt die Majorität, die compacte Majorität, ihren unerbittlichen Druck aus. Die Frauen, welche Formen- und Farbeureendigkeit haben, wagen sich nicht hervor, sie sind terrorisiert durch die dumpfe Kühle des herrschenden Frauenschönheitsreiums.

Könnte die Wienerin sich doch auf sich selbst besinnen! Den individuellen Reiz, welchen sie sein nicht als einem Zahrzehnt gegen ein banales Gesammtniveau ausgleichen hat, wiederum wie vieder an ihr hervorreizen sehen. Nie gab es eine große Kunst, ohne dass an ihr Frauenphantasie erblühte. Das Weib reinuierte in seiner Erscheinung die oft dunkeln, unbewussten Triebe großer Künstlerseelen. Wie wusste die Mona Lisa ihre süße Grausamkeit zu einem unvergänglichen Typus zu gestalten! Wie wussten die Töchter des Paluna die sinnlich üppige, schillernde Pracht Venezians in ihrer Haarnacht zu symbolisieren! Und hat die Pompadour das Rococo geschaffen oder das Rococo die Pompadour? In der Frage liegt schon ihr Antwort. Sie waren Eins. Und ich denke weiter an die Frauen des Directoriums, an diese Hydamen der Revolution, die in wilder erwachter Lebensfreude ihrer Toilette, ihrer Haarcoiffe den Uebertriebenen Zuschnitt der Siegestrunkenheit gaben. Ich denke an die elegantere Frau, welche Frankreich je beseelen hat, an Josephine Beauharnais. Die antikisierende Art, welche der Imperator Napoleon der Kunst seiner Zeit aufzwang, verwob sie mit zarten Reminiscenzen an das schönste Evos, welches ihr Gatte gedichtet hatte: an den Zappiddeen Tödung, Weissagung und Clevenza, ungefähr, umgewandelt von der capricieusen Laune einer genialen Pariserin ... das war die Modeform der napoleonischen Zeit. Dann kamen die Tage des Congresses, anerkannt die große Epoche der — Wienerin. Ganz Europa strömte damals in Wien zusammen und ganz Europa staunte über die Anmuth, die Liebheit, die Eleganz der Wiener Frauen. Damals hatte das öffentliche Leben schon den Zuschnitt der modernen Epoche angenommen. Die Bourgeoisie war bei uns bereits am Platz. Alles erhielt einen gleichmäßigeren Anstrich. Auch die Frauen singen an, sowie es jetzt Sitte ist, anfallende, entwaggante Moden zu vermeiden. Sie wussten sie aber um weise begrenzten Rahmen zu wirken! Man sehe die Modezeitungen der Jahre 1818 bis 1828 an. Welche Fülle reizender, individueller Motive! So graziös, so duftig, so keck — und doch so grundverschieden wusste die Wienerin zu sein. Obwohl sie entschlossen war, getragen durch die großen Ereignisse, welche sich vor ihr abspielten, ihre Individualität kräftiger als je. Doch gab es auch noch spätere Epochen, in welchen unsere Frauen ihren Typus in bewusst künstlerischer Weise fertichteten. Vor noch gar nicht langer Zeit, z. B. während des Makart tumultes. Was sich nun da plötzlich für eine Menge schöner, interessanter, pikanter, eigenthümlicher Erscheinungen! Wie war jede einzelne charakteristisch, frei, eigen, besonders! Wie weiterierten sie, neue Farbenkühnungen, neue Linienfeuerie zu finden! Das ist die schönste künstlerische Lösung Makarts, dieser unvergleiche Frauenzauber, den er über unsere Stadt breitete. Und jetzt — jetzt, wo schon seine Magen der Kunst einen, wo in einem jeden Heim wie all den Märchen zu lauschen kommen, die scheuheitsstrunkene Seelen uns singen, jetzt sollte die Wienerin im Banne ängstlicher Pusillerei verbleiben?

Wie ein muss man von Freunden die Frage hören: „Ja, wo sind denn die so berühmten anmuthigen Wiener Frauen?“

Sie sind überall — sie sind auf den Straßen, in den Theatern, in den Salons, nur nicht man sie nicht. Sie haben es verlernt, ihre Anmuth zu zeigen, sie haben es verlernt, ihre Eigenart zu geben.

Wenn wir sprach die Liebenswürdigkeit der Wienerinnen Zeit machte, so prophezeiten wir dann Triumphe die Art erringenden, wenn sie endlich ein wollender Modedamen. Wer von ersteren, in die subtile Individualität der Individualität,

Digitized by Google

das freie Wirken bewußter Grazie, kurz ein von künstlerischem Empfinden getragenes Ensemble. Die Natur hat unseren Frauen viel Schönheit gegeben; mögen sie wieder lernen individuell schön zu sein.

B. Zuckerkandl.

Siegfried Wagners Bärenhäuter.

Erstaufführung am Hoftheater in München am 22. Jänner 1899.

Wieviel Dutzende von deutschen Operncomponisten mögen wohl in diesen letzten Monaten von der Gelbsucht befallen worden sein, wenn sie in den Zeitungen die Reclame verfolgten, welche dem Erstlingswerke des jungen Herrn aus Bayreuth den Weg zum Herzen des deutschen Volkes bereiten sollte! Sie mögen Jung-Siegfried dabei weniger um seinen Vater Richard als um seine Mutter, Ihre Majestät die Meisterin-Witwe, beneidet haben: denn es hat zu allen Zeiten für gesährlich gegolten, der Sohn eines großen Mannes zu sein, wogegen der Besitz einer einflußreichen Mutter noch niemandem zum Schaden gereicht hat. Der Gipfel dieser schönen Reclame war wohl der erschütternde Zeitungsbericht über die von Frau Cosima beim Anhören der Bärenhäuter-Ouverture vergossenen Thränen. Mancher, der das las, wird sich gleich gedacht haben, das müßt ich auch probieren! Müßte sich wirklich schön ausnehmen eine Zeitungsnotiz folgenden Inhalts: „Meßmer um Mitternacht wurde die freiwillige Rettungsgesellschaft von dem beliebten Lustspieldichter N. N. telephonisch angerufen. Seine Gattin, eine sehr sympathische Dame, wand sich seit einer Stunde in Lachkrämpfen. Der Dichter hatte die Unvorsichtigkeit begangen, ihr den ersten Act seiner neuen Komödie ohne die gebotenen Vorsichtsmaßregeln plötzlich vorzulesen." Doch Scherz bei Seite: Leute, die so sehr der Oeffentlichkeit preisgegeben sind, kann man nicht immer für die Geschmacklosigkeiten der Reclame, die sich ihrer bemächtigt, verantwortlich machen; und der ernstliche Grund zum Neid auf den Vornehm des jungen Wagner liegt für verständige Menschen nicht vor, denn es ist ganz klar, daß man dem Erben eines so erdrückenden Namens durch eine künstliche Ueberspannung der Erwartungen, die man von seinen Erstlingsthaten etwa hegen möchte, nur schaden kann. Es stand von vornherein fest, daß für die vereidigten Preßsoldaten des Hauses Wahnfried „Der Bärenhäuter" ein Meisterwerk bedeuten würde und das wohlmeinende, aber unbeeinflußte Freunde des Wagnerschen Sache es schwer haben würden, ein ruhiges Urheil zu fällen. Die einen gehen von der Meinung aus, daß der Königssohn überhaupt über der Kritik stehe; die anderen trauen à priori einem Fürstensprossen nichts Geschictes zu — es ist rein eine Sache des dynastischen oder antidynastischen Gefühles. Es ist gerade so, wie mit den Begeisterungsausbrüchen der officiösen Presse über angebliche Bijouterie oder tiefsinnige Aussprüche höchster Herrschaften: der ausserhalb Stehende empfängt davon nur den Eindruck, daß jene Herrschaften, beziehungsweise ihre journalistischen Freunde, doch während an Sprachfehler Leute sein müssten. Ganz ebenso hat man nach der Premiere des Bärenhäuters hier in München von den ausländischen Leuten nichts häufiger gehört, als Ausdrücke stummender Verwunderung über die Thatsache, daß in der Erstlingsoper Siegfried Wagners soviel Hübsches und gut Gearbeitetes vorhanden sei. Offenbar war also die Meinung des Publicums zu der Annahme geneigt, daß der Sohn Richard Wagners unmöglich eine geschente Oper zustande bringen könne. Das ist gewiß recht schmeichelhaft, aber nur die ganz natürliche Folge der Verhältnisse. Wagners Witwe, die Meisterin Witwe. Sie argert den künstlerischen Theil der Menschheit eben gar zu sehr durch den höfischen Anstrich, den sie dem ganzen Bayreuther Treiben gegeben hat, und es ist nur zu begreiflich, daß sich vernünftig denkende Menschen von den kunstlerischen Versuchen eines jungen Mannes nicht viel versprechen, dem der Begriff des Gottesgnadenthums schon unter die Zumthingemüth geräuft wurde, dem daher die dynastischen Allüren zur zweiten Natur werden mussten und dem, wie einem echten Thronfolger, sämmtliche Ansichten und Meinungen in fertig vorgekauten Zustande eingegeben wurden. Man kann sich allerdings nicht vorstellen, daß ein wirkliches Genie sich unter einem solchen Joch geistvollen und anmuthigen, aber dennoch niemals Dauerexistenz sei entwickeln konnte. Daß der Sohn Richard Wagners und Enkel Franz Liszts unmusikalisch sein sollte, war von vornherein so gut wie ausgeschlossen — aber ebenso ausgeschlossen war es, daß ein junger Mann, der bisher immer der Ansicht seiner Kreis Mama war, eine geniale That vollbringen sollte — mag man auch, wie ich, den seinen Geist und die nach jeder Richtung hin ungewöhnlichen Eigenschaften dieser Dame aufs ehrlichste bewundern.

Ich habe der Erstaufführung nicht beiwohnen können, da ich mich zu den Ehrengästen Ihrer Majestät der Meisterin Witwe gerechnet und es verstimmt hatte, mir rechtzeitig ein Billet zu besorgen. Und es war vielleicht ganz gut, daß ich die geistige zweite Aufführung in sehen bekam, in welcher nicht mehr der abenteuerliche Zufall Hindert, Parteigänger einen Gegner und dadurch das Urtheil trübte. Ich hatte vorher den Clavierauszug durchgelesen und kam mit einem recht günstigen Vorurtheil ins Theater. Beim Durchlesen des Textes hatten sich mir zwei Eindrücke fofort fest eingeprägt: erstens einmal das Vorhandensein einer natürlichen dramatischen Begabung und eines scharfen Blicks für das Bühnenwirksame; und zweitens, das Nichtvorhandensein einer eigentlich dichterischen Veranlagung. Ungewungen und sicher ist dem jungen Musikdramatiker der Aufbau einer einfachen übersichtlichen Handlung aus dem vorhandenen Stoff, dem Grimm'schen Märchen vom Bärenhäuter und der Herz'schen Erzählung von Sanct Peter und dem Spielmann gegluckt. Kaus Kraft kehrt als entlassener Landsknecht (das Stück spielt im dreißigjährigen Krieg) in sein Heimatsdorf zurück und erfährt, daß seine Mutter seit drei Jahren todt, sein Erbe in andere Hände übergegangen sei. Er findet weder Nahrung noch Unterschlupf und seine bittere Verstimmung hierüber benützt der Teufel, ein kleiner, dicker, rüder Herr, um ihn allerlei verlockende Anerbietungen zu machen, wenn er bei ihm als Heizer in der Hölle in Dienst treten wolle. Die Hölle mit ihrem mäßigen Grans erschreckt ihn nicht besonders, er heizt den Kessel, in dem die Seelen schmoren, mit umso größerem Eifer, als er die Stimme seines bösen Wachtmeisters aus dem Gschrei der Gemarterten herauskennt. Da kommt Sanct Peter, unter dem Incognito eines Herrn Peter Schliefer, in die Hölle und schlägt ihm ein Wirtshspiel um die Seelen vor, gegen die er Goldgulden und Rosse setzt. Der biedere Landsknecht fällt darauf natürlich herein und verspielt sämmtliche Seelen in der Hölle. Der erstaunt ihm dafür eine schreckliche Strafe: als unwahrbarer Dreckpeter mit greulichen Krallen, wüstem Bart- und Haupthaar, mit einem Bärenfell angethan, soll er auf Erden wandeln, bis er ein Mägdlein findet, das ihn trotzdem liebt und ihm drei Jahre lang die Treue hält. Bürgermeisters Luisel wird sein rettender Engel. Die Verführungskünste des Teufels verlagen bei ihm, der Sport der Schwestern und das Zureden des Vaters bei ihr — es bleibt dem Teufel nichts anderes übrig, als nach abgelaufener Prüfungszeit seinen Heizer zu holen und ihn mittels Hans Kraft in einen spröslichen Jünglin zurückzuverwandeln. Peter Schliefer verhilft ihm durch seinen Rath noch zu einer Heldenthat, die seiner militärischen Carrière zugute kommt, und so steht der Heirat mit dem getreuen Luisel und einem ehrsamen Leben mit dem Ausblick auf die ewige Seligkeit nichts mehr im Wege. Das ist ohne Zweifel ein glücklicher Vorwurf für ein volksthümliches Werk voll biederen deutschen Humors und anmuthiger Sentimentalität. Aber es hatte ein Dichter darüber berichten müssen, um diesem Stoff die rechte Form zu geben, Bierbaum zum Beispiel hätte gewiß etwas Reizendes daraus gemacht. Siegfried Wagner hat die dichterische Arbeit denn doch gar zu sehr auf die leichte Achsel genommen; die Sprache ist gar dürftig und farblos, Zeit- und Localcolorit sind kaum angedeutet; wenn ihm keine Reime einfallen, schreibt er die plateste Prosa hin und wo man einen lyrischen Aufschwung unbedingt fordern muß, verlagt er gar völlig.

O Wonne ohnegleichen!	Schicksals böse Mächte!
Himmisch hehres Wunder!	Den Weg so hart verwehrt ich
Du bist's,	Der an dir mich brächte.
Tief in innigkeit	Hei! wie zerbrechen wir kühn
Jubelnd weiß ich's singen	Die Ketten Eurer Tücke,
Auf tiefbrünstigen Schwingen!	Tabs Erenden uns erblühn,
Wohl bald ich es lang gewohnt,	In ewigen Liebesglücke.

Diese Probe dithyrambischen Ausdrucksringens stellt das Höchste der Dichtkunst in diesem Operntexte dar! Ich sind der Ansicht, daß man schon ein bischen besser dichten muß, besonders wenn man, wie Junge Siegfried und die Seinigen, über alle moderne Dichtkunst so ganz gewaltig abzuspötteln gewohnt ist.

Nun zur Musik. Da muß ich sagen: alles, was ein junger Mann von einigem Talent und Fleiß bei tüchtigen Lehrern lernen kann, das hat auch Siegfried Wagner gelernt. Er hat eine recht artige Partitur zustande gebracht, er hat sich selber ganz gut hinein, dagegen aber viele hübsche Einfälle auf und unterdrückt gewußt. Was am angenehmsten auffällt, beim ersten Anhören sowie beim Buch, das ist die angenehme Durchsichtigkeit der Instrumentation, vom Wagner nicht, wie man weiß, die unentbehrlichste Tugend, das heutige junge Componisten geschickt der Manier Wagners über Melodik und Harmonik ist. Um so entschiedener ist es, daß Wagners eigenen Sohn sich so ängstlich davon fernhält. An der Instrumentation ist er sichtbarlich bemüht gewesen Richard Wagners Schüler, wie jeder moderne Mensch, der im Tonsatz arbeitet, aber die Erfindung, die ihm auch zu Gebote stünde, ist ihm zu gut, recht sich anderweitig und deutlich auszudrücken — am ursprünglichsten noch dann, wenn er nach Art der Spielmannsmusik mit einfachen Mitteln Stimmungen und Empfindungsnuancen zu treffen versucht. Wagner hat den dritten Akt sehr stimmungsvoll eingeleitet. Die Musik [illegible] Sanct Peter [illegible] Wagner [illegible] Sanct Peter [illegible] Wagner [illegible] Sanct Peter [illegible] Wagner

der Mittel kläglich. Der ganze erste Act schleppt sich überhaupt in arger Empfindungsöde trage dahin und erzeugt eine bedenkliche Langeweile bis zu dem Teufelswalzer am Schluß, der hübsch erfunden und technisch vortrefflich ausgearbeitet ist. Man hatte diesen ganzen Act über das Gefühl, als ob wir einem ganzen Vorbereitungscours des jungen Componisten beiwohnen müssten. Man merkt das Tasten und Probieren überall. Das Bemühen, modern correct zu declamieren und dem Dialoge die Führung zu lassen, hat alles natürliche, melodische Ausströmen in den Singstimmen unterdrückt. Man athmet ordentlich auf, wenn in der Scene mit dem Wanderer — ich wollte sagen, „Peter Schießer“ — endlich einmal ein breiterer Tonstrom von der Bühne her sich ergießt. Charakteristisch ist für die Instrumentation der ganzen Oper, besonders aber des ganzen ersten Actes, die fortwährende Verwendung der Hörner. So oft dem jungen Wagner der Athem ausgeht, stößt er ins Horn — er zeigt sich überhaupt in diesen Erstlingswerke als ein hörnerner Siegfried. Der Unterton ist ein augenscheinlich später nachgearbeiteter, frisch erfundenes und wohlklingendes, nur allzu ausgedehntes Concertstück. (12 Minuten.)

Als ein ganz anderer erscheint der junge Componist im zweiten Act. Hier stellt sich wirklicher Fluß der Empfindung und eine glückliche Charakterisierungsgabe ein. Dieser zweite Act gehört ohne Frage zu den besten, was wir an nachwagnerischer deutscher Operumusik zu hören bekommen haben. Der dritte Act fällt leider in der Wirkung wieder erheblich ab. Namentlich die wenig glückliche Charakterisierung der ganzen Teufels- und Zauberspähre. Die Kriegsepisode mit ihrem etwas wirren Lärm ist für die Handlung durchaus überflüssig. Es war ja ein ganz netter Scherz von Siegfried Wagner, sich quasi als Bayreuther Localpatriot zu zeigen durch die Einfügung dieser Episode von der Rettung der Pfalzsendung vor dem Uebefall der Wallensteiner. Aber ihre musikalische Ausführung ist nicht bedeutend genug, um uns für die Verzögerung der Handlung zu entschädigen. Das große Liebesduett zwischen Hans Heil und Jennie ist absolute Arbeit, macht aber nicht warm und erst das Finale rettet die Wirkung des Actes. Ein Finale, welches mit Meyerbeer'schem Raffinement aufgebaut ist.

Siegfried Wagner hat einem Wiener Interviewer gesagt, dass das Ziel seines Strebens die Schaffung einer Volksoper sei. Sehr schön. Ich glaube, der junge Künstler ist da ganz auf dem richtigen Wege: seine Begabung weist ihn thatsächlich auf das Volksthümliche zu guten, nicht zu hoch gespannten Sinn des Wortes hin. Wenn er sich nicht durch den Beifallsruf der Bayreuther Hofschranzen den Kopf verdrehen lässt, sondern sein Ohr an die Stimme wirklich guter Freunde hört, dann möge er in Zukunft sich zwar seine Stoffe selbst wählen und im Neben gestalten, aber ja nicht selbst in Worte fassen, und dann möge er ferner gänzlich den Ehrgeiz fahren lassen, auf dem Gebiete des Textbuches etwas zu leisten. Das Gräbleriche liegt ihm gar nicht; er soll seinen Schepfer danken, der ihm — trotz alledem! — so viel echt musikalische Frische und gesunde Empfindung bewahrt hat und mit diesem Pfunde wuchern. Und noch eins möge er sich gesagt sein lassen: eine Volksoper darf nicht 4 und 5 Stunde dauern!! An einer Volksoper darf die Partitur auch nicht bald genialthische Radschlags begleitungen, Beitschhäfe und andere Commodidaten und auf der andern Seite wieder wie aus Versehen aufgehäufte Schwierigkeiten zeigen, sondern Einfachheit und Klarheit muss die Signatur ihres Stiles sein. Man wurde viel herzlicher und freudiger über dieses Erstlingswerk urtheilen können, wenn nicht die innen wenn auch, ob nicht bloden oder mehr schamlosen Verstimmungen der oder einigen Preßscreunde einen so großen Lärm machen. So wie er da ist, stellt dieses Bayreuthwerk nur der tüchtige Arbeit eines wohlbegabten fleißigen Schülers unter Lehrer vor, die aber für die Zukunft bei regelrechter Entwickelung Besseres verspricht.

München. Emil von Wolzogen.

Die Woche.

Volkswirtschaftliches.

Kaum ist auch die Gründungswelle vorüber, [illegible] auch in Oesterreich das Bestreben [illegible] Baron Turnau haben einzelne gelernt hat, was eine Aera schwindel genannt wird. Es [illegible] Wenn nicht [illegible] Wien [illegible] Wenn [illegible] Wenn [illegible] Wenn

lich eine vollständige Umwertung erleidet. Im ersten Act erscheinen die Handelnden offenbar mit Rücksicht auf ihren Charakter als „hatbe Menschen". Dann aber taucht plötzlich die Reminiscenz an die Phantasien des Aristophanes in Platons Symposion auf, wonach die Menschen einmal doppelwesen waren, die Zeus auseinanderschneiden ließ, so dass sich jetzt jeder nach seiner früheren Hälfte sehnt. Die erwähnten Mängel können wohl erklären, dass dem Drama kein Erfolg beschieden war, aber sie machen kaum die geringste Opposition begreiflich, die sich von Anfang an stark bemerkbar machte. Das Publicum hätte es einem Autor nur allzugerne eingethan, dass es ihm einmal eingeleuchtet hat — besonders wenn es erst eingestehen erfahren hat, wer der Autor ist. Ich hörte im Foyer einen Herrn zu einem anderen sagen: „Von einem *** Weiberstückl sollen wir uns solche Sachen sagen lassen? Ich habe aber auch gesichtet! So habe ich gesichtet: Süffig." Der Mensch kann sich ja irren und der Stein reigt oft und so mag ich vielleicht mit der Annahme fehlgehen, dass der Sprecher sich ganz mit Unrecht zu den „Getroffenen" rechnete. Aber dann dürfte ich kaum irren, dass manche Herren und Damen mit Herrn Richard Nordmann weniger scharf ins Gericht gegangen wären als mit Frau Margarethe Langkammer. Die Darstellung war, wie ich immer im Deutschen Volkstheater, eine gute und abgerundete. Wenn gelegentlich das karikierende Moment zu sehr in den Vordergrund trat, so lag die Verlockung dazu eben in dem Stücke selbst. Prächtig war Kutschera als Ferdinand Graf Wettin. Kutschera ist immer gut, aber wenn er einen netten, guten, lieben Kerl, Nationalität: Wiener, zu spielen hat, wie diesesmal oder wie unlängst im „Star", so geht jedes seiner Worte zum Herzen und man möchte nach der Vorstellung hingehen und ihm die Hand drücken. Man hat da den Eindruck, dass er so gar nichts dazuzumachen braucht und dass ist ja die vollendetste Wirkung in der Schauspielkunst, wenn man vergisst, dass es ein Schauspiel ist, und nicht merkt, dass es eine Kunst ist.

B.

*

„Quitt", ein Volksstück von Franz Nadler, hat im Raimund-Theater keinen Misserfolg gehabt. Das Publicum verhielt sich kühl, die Gallerien klatschten. Das Stück ist die echte Tittelantenarbeit eines dichtenden Beamten. Der Dialog geht einem auf die Nerven, er strotzt von Schillerschem Pathos und albernem Zeitungsphrasen. Dennoch kann man dem Autor nicht böse sein, er ist so rührend naiv, voll der besten Absichten „zu erheben", leider leichten feine Mittel nicht. Ein nahezu Ergreifendes ist die Handlung ist bei ihrer Unmöglichkeit, Unwahrscheinlichkeit überfüllig. Die crassesten Schauerthaten aus den crassesten Colportageromanen sind in diesem Stücke zusammengelast. Gespielt wurden die unbankbaren und dabei schwierigen Rollen von den Damen Marie, Hetsen, Victor — die mit heroischer Opferwilligkeit ihrer Jugend sich recht brav eine alte Jungfer nach der andern abringt — sehr gut. Fräulein Nacker hat einen unausstehlichen Jüngen, karmoyanten Ton. Die Herren Strafsmayer und Kapfer brachten das Heitere, die Herren Pollandt und Godai das Ernste des Stückes zur guten Darstellung. Herr Wirth erinnert, so oft er spielt, was diese Bühne an Herr Kteru verloren hat. Wer Kte lang wartete ist, bis im Fünften ja doch wieder die zwei Bluthunsbüsten und die Canaillenbüsten in Oeldruck zum Vorschein kamen. Ich sah noch keine Vorstellung, in der diese Dinge gefehlt hatten! Hat denn niemand das Gefühl, wie geschmack-os das ist? Abgesehen davon, was für eine Gedankenlosigkeit darin liegt, immer und immer dasselbe Zimmer mit so pomtierten Stücken zu stellen. Hat man nichts anderes, so gar nichts?

Rudolf Holzer.

*

Der Zionismus, dessen wundertätige Lehren Herr Dr. Max Nordau am 27. d. M. einer voll gedrängten Zuhörerschaft im großen Musikvereinssaale hereits und herumgewandt verkündete, bereitet gleich dem Antisemitismus in schroffer Weise die Assimilationsthätigkeit der Juden. Nordaus Ausführungen zeigten jedoch, dass gerade die von ihm vertretene Dichtung sich schon am grundlichsten assimiliert hat und zwar den erbittertsten Widersachern des eigenen Stammes. Den sich in allen Ländern gleich bleibenden Rasse- als Nationalien. Wie der Dichter, sind auch bei dem Journalisten neben der rein Nationalitätsrede alle Cultur- und Bildungsbestrebungen, alle politischen und sozialen Grundsätze nur Lecr- oder Schlagworte. Der Zionismus geht sich auf Nationalität, ihn und die jüdischen Millionäre ein Greuel. Etwa wegen des mehr als dürftigen Interesses, das sie für ihre Millionen? Bestehe nicht! Ein seit und nur weil sie den Widerforderungen der gemitlichen Hetzkameraden ihrem Willen zu opfern sich weigerten. Der Zionismus geht sich ausschließlich. Ihn sind die Millionäre nicht minder als die Millionäre der Assimilation ein Judenschimpf. Einen Hort für die Träger der Cisenzinsungen, der Schwindelgründer und Börsenjobber? Weil sie als dürftige, elendste und traurigste Kobolde ihrem charakteristischen Betrachtungen protektieren. Illusionen! Wo sie sich in Bezug auf Bekanntschaften des Verkehrsleben sich die unsere Gesellschaft [illegible] jüdischen Gedankens in den wohlthätigsten Formen zu verwirklichen [illegible] Das erste Buch gibt Dr. Nordau Recht in Bezug auf [illegible] Gesellschaft, aber doch wohl unbedingt unrichtig in [illegible] Aber die zweideutige Zuhörerschaft gibt dem Autor in Bezug auf [illegible] das zweite Buch: Dr. Nordau Recht in Bezug auf [illegible] aber nicht können. Drittes Buch: Im Allgemeinen [illegible] tariat demathig verneint, denn das [illegible]

lem, eins so, wie es die Verelendungstheoretik r waren: es[illegible] würde verringert werden, die das goldene Zeitalter des Zukunftsstaates anbrechen kann. Um die jüdischen Proletarier vor dem Aufgehen im Socialismus zu warnen, redet Dr. Nordau der jüdischen Verelendungstheorie das Wort in seiner vermeintlichen Geschichtskonstruction, derzufolge das Los der Juden nach jeder Aufwärtsbewegung der Menschheit, wenn nicht ein schlimmeres, so doch kein besseres geworden sei. Der Reformation sei keine Besserung der Lage des Judenthums gefolgt. Als ob nicht die Christenheit 150 Jahre lang nach der Reformation sich selbst ärger als jemals zerfleischt hätte? 1789 und 1848 hätten den Juden gleichfalls keine dauernde Erleichterung ihrer Stellung gebracht. Und das sagte 1899 ein im europäischen Zeitgewande gekleideter Jude im festlich erleuchteten großen Musikvereinssaale, ohne laut — ausgelacht zu werden!

J. S.

*

In einem Wohlthätigkeitsconcerte zu Gunsten des Vereines zur Pflege kranker Studierender trat Frau Paula Reuffer-Mark nach langerer Pause wieder vor das Publicum, das den einstigen Stern der Hofoper mit lebhaften Zeichen der Begeisterung begrüßte. Ich kann nicht umhin, aus diesem Anlasse die erfreuliche Thatsache zu constatieren, dass Frau Reuffer-Mark vorzüglich bei Stimme war. Die dankbaren Zuhörer konnten sich nur schwer in den Gedanken fügen, dass die gefeierte Sangerin nun endgiltig der Bühnenlaufbahn entlagt hat. Mehr als einmal schien die beim Vortrag die Umgebung der Bühne zu fehlen, und ebenso oft tief der seltsame Glanz ihrer Stimme und der temperament volle Vortrag beim Publicum die Erinnerung an manchen schönen Opernabend zurück. Auch die Zukunft unserer Oper war in Herrn Fränicher in vielversprechender Weise vertreten, während die Gegenwart durch Herrn Concertmeister Petit Proben übrigen Könnens bot. Schwerlich hörte. Herr Meimers entzückte durch seine zündende Declamation, und der akademische Gesangverein erfreute durch den prächtigen, jugendfrischen Klang der Stimmen und den wohlausgearbeiteten Vortrag.

K. W.

Bücher.

Karl Theodor Reinhold: Die bewegenden Kräfte der Volkswirtschaft. Leipzig, C. L. Hirschfeld 1898.

Der Leser wird sich erinnern, dass im Sommer 1897 ein Amts- oder Landrichter Reinhold als Professor der Nationalökonomie nach Berlin berufen wurde; man nahm damals an, dass er den Auftrag erhalten habe, die verbesserten Kathedersocialisten todt zu machen. Dieser Aufgabe hat er sich nun auch wirklich unterzogen, mit welchem Erfolg, das bleibt abzuwarten. Das oben genannte Werk, das diesen Zwecke dienen soll, ist das vollste Buch, das ich je in meinem Leben gelesen habe. Nur ungefähr 600 Druckseiten, groß 8°, bemüht der Verfasser, dass alle Ökonomischen und sonstigen Lebensäußerungen des Menschen Manifestationen des Willens sind, dass der Wille nicht allein unvernünftig, sondern dass es, dass dem Menschen anders als egoistisch handelt und mit seiner Selbstbehauptung alle andern Menschen vernennt, dass deshalb das Glück nur in der Ruhe oder von Socialisten oder Reformern oder Philanthropen unternommene Versuch einer Besserung Unsinn ist. Dann kommt ein kurzer Nachweis, dass doch eigentlich nicht das materielle Interesse, sondern die Idee den Menschen regiere, dann wird der Nationalstaat als die Verkörperung der Idee gerühmt und in Russisch gestellt, dass er die Religion, von der ja auch der confessionelle Schopenhauerthum keine Rede sein kann, überflüssig machen werde; den Schluss auf Seite 631 bis 642 aber bildet der Preis der Religion der Liebe und des Kreuzes und das Sprachlein: „Wir haben hier keine bleibende Stelle, aber die zukünftige suchen wir". Mit dem saftigen Lachen, das bei diesem Schluss selbstverständlich hervorbricht, betonen wir vom Verfasser, dass ihm seine Apperce gut gelungen ist: warten wir so lang gewesen, die letzte Seite zuerst aufzuschlagen, so wurden wir uns wohl gewundert haben, sein langweiliges Buch erst zu nehmen und uns um der politischen Bedeutung des Verfassers willen nachher durchzuarbeiten.

E.

Hermann Stehr: „Auf Leben und Tod". Zwei Erzählungen. Berlin, S. Fischer, Verlag, 1899.

„Psychologische Monographien" nennt der Verfasser seine Novellen. Damit ist gleich der Schlüssel gegeben, wodurch dieses Buch dem Leser und dem Beurtheiler zu einem Genuss wird. Vor allem der Künstler hat die Pflicht, sich mit dem Inhalte des vom Autor sich selbst gestellten Ausgabe zu befassen. Ob diese Aufgabe erfüllt? Zwar die Methode, die hier angewendet wurde, interessiert oder unterhält gewiss, nur einer psychologischen Monographie" weit zu sein. Man muss sich [illegible] und erkennen, um Lust zu gewinnen. Dann noch [illegible] [illegible] [illegible]

manchmal ein gewisser gut gesellschaftlicher Parfüm, der einem manche Raivetät und Schwäche vergessen läßt. Aber wenig ernster ist nur die zweite Novelle des Bandes „Raubtreu". Die erste und letzte scheinen Jugendarbeiten; sie überdauten oft den sonst gut gesührten Gang der Erzählung, sie sind psychologisch unsicherer, bringen allzu „Dramas" und „Romantisches" und bieten nur Probleme und Ansätze. Die mittere Novelle erzählt aber eine Liebelei mit so natürlichen Mitteln — bis auf den grellen Schluß — so sriich und eindringlich, daß man am ihretwillen von ihrem Verfasser noch manches erwarten darf. —r.

Revue der Revuen.

Das „Photographische Centralblatt" widmet sein Januar-Heft Herrn Hans Wagel, dem hervorragendsten Mitglied des Wiener Camera Clubs, dessen Bilder hierdurch, auf der 4. Ausstellung der Vereinigung für künstlerische Photographie" in München großes Aufsehen erregt haben. Man erfährt daraus zunächst, daß es auch in der Photographie heute eine secessionistische Bewegung gibt, die die Kunstphotographie in Gegensatz zur Berufsphotographie stellt. Ihrer Bahnbrecher — in erster Linie Hans Wagel — behaupten, daß die Kunstphotographie ganz specielle Eigenschaften besitze, die sie von anderen Reproductionsverfahren unterscheide und ihren Producten den selbständigen Charakter für sich bestehender Kunstwerte verleihe, die ihre Stelle neben Handzeichnungen behaupten, aber durch diese ebenso wenig verdrängt zu werden sind, wie etwa durch Radierung, Lithographie, oder dergleichen. Aus einem rein technischen, mechanisch-n Verfahren wollen sie die Photographie in ein künstlerisches Ausdrucksmittel verwandeln, in der eine Persönlichkeit ihre Eigenart geltend zu machen vermag. Wagels Bilder, von denen das Heft eine ganze Reihe — zumeist vollendet schöne Landschaftsbilder — bringt, verwirklichen dies. Sie streben so vollkommen, daß sie auf der Ausstellung von vielen Malern zur Reproductionen nach Gemälden gehalten wurden.

„Mercure" (Zürner). „Philosophie du Cliche" nennt Remy de Gourmont eine geistreiche Betrachtung. „Cliche" ist ihm in diesem Falle die fertige Phrase, die Redensart, die Verbindung gewisser Worte, die bis zum Ueberdruß verwendet und abgebraucht werden, sich bei der entsprechenden Gelegenheit gleichsam mechanisch im Gedächtnisse des Schreibers anbieten. Diese „Cliches" sind nicht etwa mit Gemeinplätzen zu verwechseln, bei denen die Bewußtsein im Gedanken liegt. Der Typus des Cliches ist das Epitheton, das nur wenig gleitet, kaum Leben einer Idee zum Ausdruck bringt. Aber neben diesen eingebanden Cliches besteht eine Unzahl nicht minder conventioneller Wendungen, die zu naiveren Zeiten wie vor hundert und auch noch vor fünfzig Jahren sogar ge stimmt und als Handbuch und Leitfaden für „Redner, Dichter und Schriftsteller" herausgegeben wurden. Niemand stellte die weite Verbreitung dieses unbewußten Nachschreibens, das den verschiedenen, sonst losen, unverbundenen Stil hervorbringt, auf den falschen Unterricht zurück, der das Gedächtnis der Schüler übt, statt sie zum Beobachten, Nachdenken, und Verarbeiten des Gesehenen anzuleiten. Was nur mechanisch angenommen wurde, wird ebenso mechanisch wiedergegeben; was in einer klaren Vorstellung geworden ist, wird unmittelbar in einer eigenen, individuellen Form zum Ausdruck gebracht werden. Manchen regen Geistern wird selbst das Gelernte so sehr zum Bilde, daß sie es — wie zum Beispiel Alphonse — wieder zum Gegenstand des Lehrens machen zu können mögen. Derartige Schriftsteller sind haufig nicht imstande, etwas aus einer fremden Sprache getreu in ihre eigene zu übertragen, weil sich ihnen der Gedanke sofort in ein Bild umsetzt, das sie dann mit ihre eigene Weise beschreiben müssen. Neben den directen Nachahmer, die Schreibmaschine der Cobillen zu verdammen, ist wohl nicht angebracht, weil sie, die literarischen Werte, aus denen es geschöpft wurde, zu entwerten. So ist zum Beispiel die Schreibweise des „Telemaque", eben weil sie ihr unübertroffen und deshalb in vielfach zum Vorbild diente, einfach unerträglich für den empfindlichen Leser geworden, und die Werke Fenelons haben nur durch Nacht wieder aufzurichten, wenn die ganze Epigonenliteratur, die sie hervorgerufen, einst vergessen sein wird. Uebrigens unterscheidet Gourmont zwei Sorten von Cliches: solche, die von vornherein bloße Abstractionen ohne sinnliche Kraft waren und solche, die durch den häufigen Gebrauch abgenutzt und ihrer sinnlichen Wirkung beraubt sind. Nur in der oft gehörte Klang bei dem Hörer keinerlei Vorstellung mehr wachruft.

„Mr. Clures Magazine" (Zürner). Die Beschreibung eines naturforschenden Schiffes von seinem Grunder Simon Lake. Durch Jules Vernes „Zwanzig Meilen unterm Meer" angeregt, hat Mr. Lake mit drei seinen zehnten Jahr mit der Construction submariner Fahrzeuge befaßt. Sein gegenwärtiges Ergebnis, der „Argonaut", scheint der Vollendung zu sein. Es ist ein 36 Fuß langer, fast ausgeschnitter Kahn, der in eine Spitze zuläuft. Er ist aus doppelten Stahl gefertigt, den man zu Panzerschiffen verwendet, wird von einer Gasolin-Maschine getrieben und ist mit Telephon, elektrischem Licht und comprimierter Luft für die Taucher versehen. Er kann bis zu einer Tiefe von 100 Fuß versenkt werden und sich, sowie er den Grund erreicht, in ein Fahrzeug verwandeln, da er am Rader gestellt ist und sich rollend vorwärtsgehen kann, so daß er jeder eher ein „Motorwagen" als ein Schiff genannt werden könnte. Vom Innen-Gehäuse des Kahns aus kann er mittels einer Reihe Luftventilen in der Chesapeake Bay, an der Küste der Vereinigten Staaten, sowie auf den Grund der dort mündenden Flüsse unternommen, wobei ihm die Luft des mitgeführten Tanks durch einen riemigen Schlauch zugeführt wird. Die großen Taucher-Kasten an comprimierter Luft verbunden sind. Die Schiff kann vorwärts und zu Rückwärts auch quer laufen, und zu Lande gleichen und dieser Gesellschaft zu den unteren Regionen vordringen. So schildert Mr. Lake den Gebrauch der Kasten, wenn er einen gesunkenen Schatz heben will. Er kann sogar einen Kasten zu Lande, wie einen Karren, ziehen, und so ist es kein Wunder, daß er sich mit der Hoffnung schmeichelt, daß sein Fahrzeug einst auch auf den Straßen Washingtons eine Rolle spielen wird. Ob es auch eine wirkliche praktische Bedeutung hat,

Der rothe Vorhang.

Von J. Barben d'Aurevilly.

Autorisierte Uebersetzung von M. von Berbot.

(Fortsetzung.)

Nun denn! Eines der Fenster, die mir am treuesten im Gedächtnis bleiben muß wird die Gründe gleich begreifen: ist ein Fenster in einer Straße der Stadt ***, die wir in jener Nacht passierten. Es war im dritten Haus oberhalb der Polizeiwachter — ist meine Erinnerung nicht genau? — vor der wir umspannten. Aber ich hatte Gelegenheit, dies Fenster länger als während der Dauer eines gewöhnlichen Pferdewechsels zu betrachten. An einem unserer Räder war ein kleiner Schaden geschehen und man hatte um den Schmied geschickt, der erst gewedt werden mußte. Nun ist das keine geringe, in wenig Minuten erledigte Angelegenheit, in einem ishlafenden Provinzstädtchen den Schmied aufzuwecken, damit er die Mutterschrauben eines Rades an einem Postwagen anziehe, der das einzige Verkehrsmittel auf dieser Linie ausmacht. Und wenn der Schmied so fest in seinem Bette schlummerte, wie man in unserer Kutsche schlief, so mußte es ein Spaß sein, ihn aufzuwecken! Von meinem Platz aus vernahm ich durch die Scheidewand das Schnarchen der Passagiere im Nebeneouipe und kein einziger von den Fahrgästen der Imperiale, die bekanntermaßen die Leidenschaft haben, bei jeder Station abzusteigen, vermuthlich ebenso die Etelkeit tadelnd sich in Frankreich überall ein, selbst auf den Imperialen der Wagen, um ihre Geschicklichkeit im Hinaufklettern zu bewähren, war abgestiegen. Allerdings war das Postthaus, vor dem wir hielten, geschlossen. Es war keine Speisestation. Man hatte auf der früheren Haltestelle gemachmahl. Das Hotel schlummerte gleich uns. Nichts sprach dort vom Leben. Kein Geräusch unterbrach seine tiefe Stille — außer dem eintönigen, müden Räscheln eines Besens, mit dem irgend jemand ob Mann oder Frau, sich sich in der tiefen Dunkelheit nicht unterscheiden, den großen Hof des schlummernden Posthauses kehrte, diesen Einlaßer gewöhnlich oben blieb. Jenes schleppende Kehren auf dem Pflaster ließ gleichfalls zu schlafen oder wenigstens ein verzweifeltes Verlangen danach zu haben! Die Front des Hotels war dunkel wie die aller anderen Häuser der Straße, nur nur ein einziges Fenster erlendet war — eben jenes Fenster, dessen Bild ich in der Erinnerung mit fortnahm und das mir noch immer da, hinter der Stirn ist!

Das Haus, in dem jenes Licht, man kann nicht sagen erglänzte, denn es war durch einen doppelten karminrothen Vorhang gedämpft, durch dessen Dichtigkeit es geheimnisvoll drang, war ein großes Haus, das ein einziges Stockwerk hatte — doch war dieses sehr hoch.

„Das ist doch sonderbar!" sagte der Viconite de Brassard, als sprache er zu sich selber, „man sollte meinen, daß es immer noch derselbe Vorhang ist!"

Ich wandte mich nach seiner Seite, als hätte ich ihn in meinem dunklen Coupe sehen können; aber die Lampe außen dem Kutschbock, die zugleich die Pferde und den Weg beleuchten sollte, war eben ausgegangen. Ich dachte, daß er schlafe, aber er schlief nicht und war gleich mir betroffen von dem sonderbaren Anblick dieses Fensters, nur hatte er vor mir das voraus, daß er wußte, warum es ihn überraschte.

Nun war der Tag, womit er dies — etwas im Grunde so Einfaches — sagte, so wenig der gewöhnliche Tag meines Lebens, der Vorabend einer entsetzlichen Tat sein sollte, daß ich ins Klare kommen wollte. Von gewöhnlicher Neugier, sein Gesicht zu sehen, erfaßt, brannte ich ein Zündholzchen an, als wollte ich meine Cigarre anzünden. Der blaulische Blitz des Hölzchens durchschnitt die Dunkelheit.

Er war bleich, nicht nur wie ein Todter — nein, wie der Tod selber!

Warum war er so bleich? Jenes Fenster mit dem sonderbaren Vorhang, die Bemerkung und das Erbleichen eines Mannes, der sein Leben erbläßte — denn er war vollständig und die Erinnerung, wenn er einmal erlegt war, wußte ihm den ganzen Schabel mit Blut überfüllen — das Erbeben seines machtigen Armes, der mir in der Enge des Wagens so meinigen streifte, all das schien mir irgend etwas zu verbergen, das ich, der Weltkindermajor, vielleicht erraten konnte, wenn ich es geschickt anstellte.

„Sie betrachteten also auch dies Fenster, Herr Hauptmann, und Sie haben es sogar erkannt?" sagte ich in jenem beiläufigen Tone, dem nichts an der Antwort zu liegen scheint und der die Neugierde der Frage verbirgt.

„Zweifel auch! ob ich es erkannte!" entgegnete er mit seiner gewohnten vollthuenden Stimme und nachdrücklichen Betonung der Worte.

Die Tat, was sind an Tagen schon verdrießlich, diesem unglücklichen und halbmahnsinnigen der Tatsache die bekannteste Gewohnheit eingeräumt, als etwas Zufälliges betrachten und nicht mit großer Aufmerksamkeit begehen, daß das Gewissen niemals ein Gedächtnis hat, das sich

Digitized by Google

„Ich komme hier nicht oft vorüber," fuhr der Vicomte de Brassard demgemäß sehr ruhig fort, „und ich vermeide es sogar. Aber es gibt Dinge, die sich nicht vergessen lassen. Es gibt deren nicht viele, aber doch einige. Ich kenne drei Dinge dieser Art: die erste Uniform, die man getragen, die erste Schlacht, in der man geschossen und die erste Frau, die man besessen hat. Nun denn! Für mich ist jenes Fenster das vierte Ding, das ich nicht vergessen kann."

Er hielt inne und ließ das Wagenfenster an seiner Seite herunter. . . . War es, um jenes Fenster, von dem er mir erzählte, besser zu sehen?

Der Kutscher war um den Schmied gegangen und kam nicht zurück. Der neue Vorspann, der sich verspätete, war noch nicht gekommen. Die Pferde, die uns hergebracht hatten, standen regungslos vor Müdigkeit, angeschirrt, nicht ausgespannt, mit tief gesenkten Köpfen da und stützten nicht einmal Hufschläge der Ungeduld gegen das stille Pflaster, während sie vom ihrem Stall träumten. Unsere schlummernde Postchaise glich einem verwunschenen Wagen, den der Zauberstab der Feen an irgend einem Kreuzweg von Dornröschens Park festgebannt hatte.

„Es ist richtig," sagte ich, „daß dieses Fenster für einen Menschen von Phantasie Charakter hat."

„Ich weiß nicht, was es für Sie hat," entgegnete der Vicomte de Brassard, „aber ich weiß, was es für mich bedeutet. Es ist das Fenster des Zimmers, das meine erste Garnisonswohnung war. Ich habe hier — Donnerwetter! das ist nun bald siebenundreißig Jahre her! — hinter diesem Vorhang gewohnt, der noch so langer Zeit noch derselbe zu sein scheint und den ich beleuchtet finde, genau so beleuchtet wie er es damals war, als — "

Wieder stockte er, seine Erinnerung zurückdrängend. Aber ich befand darauf, sie hervorzulocken.

„Als Sie Ihre Taktik studierten, im Eifer der ersten Lieutenantszeit?"

„Sie überschätzen mich sehr," erwiderte er. „Ich war damals allerdings Secondelieutenant, aber die Nächte verbrachte ich keineswegs über der Taktik und wenn meine Lampe zu so „ungebührlichen Stunden" brannte, wie die ehrbaren Leute sagen, so war es nicht, um die Schriften des Marschalls von Sachsen zu lesen."

„Aber," gab ich flink wie einen Raketschlag zurück, „vielleicht doch bemüht, es ihm nach zu thun?"

Er warf mir den Ball zurück.

„O!" sagte er, „damals that ich's dem Marschall von Sachsen nicht nach in dem Sinne, wie Sie es verstehen. Das war viel, viel später. Damals war ich nur ein junger Hund von einem Lieutenant, sehr correct in seiner Uniform, aber sehr schlechtem den Frauen gegenüber. Die wollten zwar nie recht daran glauben, wohl infolge meiner vertraulichen Erscheinung — ich habe ihnen gegenüber nie die Vortheile meiner Schüchternheit genossen. Uebrigens war ich in jener schönen Zeit erst siebzehn Jahre alt. Ich war eben aus der Militärakademie ausgetreten. Man trat da mals in dem Alter aus, wo man heute eintritt, dann hätte der Kaiser, der entsetzliche Menschenvertilger, weiter behanden, je hätte er schließlich zweihundertfünfzig Offiziere gehabt, wie die asiatischen Sultane neunjährige Odaliesken haben."

Wenn der Vicomte anfängt vom Kaiser Napoleon und den Odalisken zu reden, so werde ich nichts erfahren, dachte ich mir und ich sprang von neuem wieder an:

„Und dennoch möchte ich wetten, Vicomte, daß bei Ihnen die Erinnerung an dies Fenster, das da oben schimmert, bloß des halb so lebendig ist, weil es für Sie eine Frau hinter seinem Vorhang gab."

„Und Sie würden Ihre Wette gewinnen," sagte er ernst.

„Mein Gott, das kann für mich frei!" fuhr ich fort, „für einen Mann wie Sie konnten nur zwei Dinge diesem Fenster eines Hauses in der kleinen Provinzstadt, die Sie seit Ihrer ersten Garnison vielleicht nicht zehnmal wieder berührt haben, dauernde Bedeutung verleihen: eine hartnäckige Belagerung, oder eine Eroberung im Sturm!"

„Dennoch habe ich hier nicht eigentlich eine Belagerung durchgeführt — wenigstens nicht militärisch," sagte er immer noch ernst, doch war das häufig seine Art zu scherzen: „denn kann man das eine Belagerung nennen, wenn man sich so nahe ergibt? Aber was das Einnehmen im Sturm — oder auch ohne solchen beistift, so war ich damals dessen völlig unfähig. Uebrigens wurde hier nicht eine Frau erobert: ich war es, der erobert wurde!"

Ich verneigte mich: bemerkte er es in der Dunkelheit?

„Man hat sogar Berg op Zoom eingenommen," sagte ich.

„Und siebenundsiebzig Lieutenants sind gewohnheit Berg-op-Zooms an Standhaftigkeit und Unerschrockenheit," sagte er darauf.

„Also," sagte ich scherzend, „wieder einmal eine Frau oder ein Fräulein Potiphar —"

„Es war ein Fräulein," fiel er mit vielliger Nachdenklichkeit ein.

„Eine mehr zu den übrigen, Herr Hauptmann! Nur, daß der Zufall hier ein Officier war — ein Zufall, der nicht gelohen sein dürfte —"

„Der im Gegentheil beides entlohnt" — entgegnete er ganz ruhig, „wenn auch zu spät und mit einer Angst —!!! Mit einer Angst, die mir das Wort des Marschalls Neu begreiflich machte, das ich mit meinen eigenen Ohren vernommen habe und das mich, ich gestehe es, als von einem solchen Manne kommend, einigermaßen tröstete: Wer ist jener Hundsfott, der vom sich sagen kann, er habe niemals Angst gehabt?"

„Eine Geschichte, in der Sie, Vicomte, jene Empfindung halten, muß riesig interessant sein!"

„Mein Gott!" sagte er brüsk, „ich kann sie Ihnen, falls es Sie interessiert, schlechtlich auch erzählen, diese Geschichte, die für mich zu einem Ereignisse wurde, das sich wie eine ätzende Säure über mein Leben ergoß und all meinen tiefsten Streichen auf ewig ein schwarzes Mal aufdrückte. — Es ist nicht immer erfreulich, ein liebreiches Tuch zu sein!" — fügte er hinzu mit einer Schwermut, die mich überraschte bei diesem Epikuräer, der mir mit Kupfer gepanzert geschienen wie eine griechische Brigg.

Er schloß nun das Fenster, das er herabgelassen hatte, sei es weil er fürchtete, daß seine Stimme hinausdringen und vernommen werden könnte, obwohl es niemanden in der Nähe dieses regungslosen, gleichsam verlassenen Wagens gab, sei es, daß das regelmäßige Rasseln des Kehrbesens, der kam und ging und so schlaftig über das Pflaster des Hofes scharrte, ihm keine passende Begleitung zu seiner Erzählung schien. Ich hörte gespannt auf seine Stimme, auf jede Nuance seines Sprechens achtend, da ich ihn in dem dunkeln, geschlossenen Coupé doch nicht sehen konnte, die Blicke mehr denn je auf das Fenster mit dem karminrothen Vorhang gerichtet, das immer noch in dem gleichen faseinierenden Licht erschimmerte und von dem er mir erzählen wollte.

„Ich war also siebzehn Jahre alt und eben aus der Militärakademie ausgetreten," begann er wieder. „Zum Lieutenant in einem gewöhnlichen Linien-Infanterieregiment ernannt, erwartete ich mit einer Ungeduld, die damals üblich war, den Befehl, mich nach Deutschland zu begeben, wo der Kaiser seine Campagne führte, die die Geschichte den Feldzug von 1813 benannt hat; ich hatte mir nur die Zeit genommen, mich von meinem alten Vater in der Provinz zu verabschieden, ehe ich in der Stadt, wo wir uns soeben befinden, zu meinem Bataillon stieß, denn in dieser winzigen Stadt, von kaum ein paar Tausend Einwohnern, lagen nur unsere beiden ersten Bataillone in Garnison, die beiden andern waren in den benachbarten Marktflecken stationiert.

„Sie, der Sie drei Jahren Fahrten nach dem Westen verunruhigt immer nur durchgereist sind, können sich kaum vorstellen, was dies Städtchen für den in oder mindestens vor dreißig Jahren war, der, wie ich zu jener Zeit, gewungen war, dauernd hier zu leben. Es war sicherlich die ärgste Garnison, die der Zufall, den ich heute noch für den Teufel halte und der zu jener Zeit Kriegsminister war, mir für den Anfang meiner Laufbahn zuweisen konnte. Himmeltrauzonnerwetter! Welche Langweile! Ich kann mich nicht erinnern, je wieder seither einen so trübseligen und öden Ort bewohnt zu haben. Nur tut ich, bei meinem Alter, ein ersten Rausch der Uniform, einer Empfindung, die Sie nicht kennen, welche aber allen bekannt ist, die jemals eine Uniform getragen haben, nicht unter dem, was mir späterhin unerträglich geschienen hätte. Was lag mir im Grunde an dieser oden Provinzstadt? Ich wohnte schließlich weit weniger in ihr als in meiner Uniform, einem Meiner weit von Thomasin und Bird, das mich entzückte! Diese Uniform, in die ich verliebt war, verschlechterte und verschönte mir alles. Und diese Uniform war, es muß Ihnen schon vorkommen, aber es ist doch wahr, meine eigentliche Garnison! Ich sah mich in dieser toden Stadt activeste langweile, dann sah ich meine Parade uniform, sammt den Achselschnuren, an, und mein Zimmer sagte die Langweile in die Flucht! Ich war wie jene Frauen, die auch dann Toilette machen, wenn sie allein sind und niemand erwarten. Ich sog mich für mich selber an. Ich exerierte mich auf eigene Faust an meinem Achselschnuren und an meinem Portepee, wenn ich auf irgend einen verodeten Gang, wo ich gegen drei Uhr spazieren zu gehen pflegte, in die Sonne hinstellen. Ich brandte gar keine Gesellschaft dazu, um mich ansehen zu können, mein Zimmer schien schwell ebene viele wie spärlichen auf dem Boulevard de Gand, wenn ich, eine Dame am Arme führend, die Leute sagen hörte: „Man muß zugeben, daß das eine glänzende Equipierung ist!" Es gab übrigens in jener Heimat, an nicht reichen Stadt, in der kreuzten Handels oder Gesellschaftsleben herrschte, nur ein paar alte, ein ganz verarmte Familien, die mit dem Kaiser schmollten, weil es, wie sie sagten, nicht verstanden hatte, die Kaiser der Revolution zu Behandlungen der Gesellschaft zu erziehen und da Besuchsmann Empfang, Besuch und Ball gab, so hatte ich Tabor meine Abende, Nachmittage, ja sogar auch Vormittage. Zwischen nach den zwei Hauptmahlzeiten, dem Diner und dem Souper, wo Mutter und Tochter mich zu sich luden, wo sie mich sahen, wie ich kam und ging und zu Tisch zu Bett

Digitized by Google

bis gegen zwei, der Stunde des Segens, dessen exstes Glockenzeichen alle Rocke raschelnd in Bewegung setzte und den unsittlichen Corso beendete. Diese Zwölfuhrmesse, die wir übrigens nie besuchten, hohe ich unter der Assistenzleistung zu einer Mittagsmesse werden sehen, welcher der ganze Generalstab anwohnen musste, und die zum mindesten ein lebendiges Ereignis inmitten der Leere dieser todten Garnisonen wurde! Für junge Bengel wie wir, in einem Alter, wo die Liebe, das Interesse für die Frauen, eine so große Rolle spielt, war jene Militärmesse eine große Quelle des Vergnügens. Außer denjenigen, die zu dem unterthänigen Detachement gehörten, zerstreute sich das ganze Officierscorps und plazierte sich im Schiff der Kirche, wie es ihm beliebte. Gewöhnlich pflanzten wir uns hinter den städtischen Frauen auf, die jene Messe besuchten, wo sie gewiss waren, gesehen zu werden, und wir gewährten ihnen so viel Zerstreuung als nur möglich, indem wir uns untereinander leise, aber doch laut genug, um von ihnen gehört zu werden, über ihre Reize unterhielten. Ach ja! Die Militärmesse! Wie viele Romane habe ich dort beginnen gesehen! Wie viele Billetsdoux glitten dabei in die Muffe der jungen Mädchen, die sie auf dem Sitz liessen, während sie neben ihren Müttern niederknieten, und deren Beantwortung sie uns in jenen selben Mützen am nächsten Sonntag mitbrachten! Aber unter dem Kaiser gab es keine Militärmesse, darum auch keine Möglichkeit, sich den „wohlanständigen" Töchtern dieser kleinen Stadt zu nähern, die für uns nur mehr oder minder verschleierte Träume blieben, die wir nur aus der Ferne erblickten! Ersatz für diesen Verlust des reizvollsten Theiles der Bevölkerung von *** gab es keinen — die bewussten Caravanserien, von denen man in guter Gesellschaft nicht spricht, waren scheusslich. Die Cafés, in denen man sich der entsetzlichen Unthätigkeit des Garnisonslebens zu viel Unbefriedigung entzieht, waren der Art, dass niemand, der einige Achtung vor seiner Uniform empfand, den Fuß hinein setzen konnte —

Es gab damals in dieser kleinen Stadt, wo inzwischen der Luxus wie überall überhand genommen hat, kein einziges Hotel, in dem wir Thiere einen halbwegs anständigen Stammtisch haben konnten, ohne ausgedehnt zu werden wie in den Abruzzen, so dass viele von uns auf das gemeinsame Leben verzichtet und sich in Privatwohnungen untergebracht hatten, bei wenig begüterten Bürgerleuten, die uns ihre Wohnungen möglichst theuer vermiethelen ein so ihre mageren Einkünfte und ihren dürftigen Mittagstisch ein wenig bereicherten.

Ich gehörte zu diesen letzteren. Einer meiner Freunde wohnte hier nebenan, im „Hotel zur Post", wo er ein Zimmer hatte, denn die Post befand sich damals ein paar Häuser weiter entfernt in dieser Straße, und vielleicht kannten Sie, wenn es Tag war, noch auf der Façade die goldene Sonnenscheibe sehen, die zur Hälfte aus dem bleiweißen Grunde hervorkam und das Zifferblatt einer Sonnenuhr bildete kannte der Uebelstand: „Zur aufgehenden Sonne". Mein Kamerad hatte nie eine Wohnung in seiner Nähe ausfindig gemacht:

dort bei jenem Fenster, das so hoch oben angebracht ist und das mir heute Abend noch den Eindruck macht, das meinige zu sein, als läge nicht ein Leben dazwischen! Ich hatte mich von ihm einquartieren lassen. Er war älter als ich, länger beim Regiment und gesetzt sich darin, mich in meiner Unerfahrenheit, die ungleich gleichgiltigen war, durch diese ersten Stadien meines Thierseelebens hindurchzuloolsen. Ich sage Ihnen so abgeneigt von der Bevormundung für die Uniform und der ich Nachkomme lage, weil es ein Gesinnt ist, von dem ihre Generation der Friedenscongresse und der humanitären Bestrebungen bald keine Ahnung mehr haben wird, abgelehnt dauen und von der Hoffnung, bald die Klauen der ersten Schlacht donnern zu hören, in der ich, vergeben Sie mir den, selbstthätigen Ausdruck, meine militärische Jungfräulichkeit abstreifen sollte, war mir alles einerlei! Ich lebte nur in diesen beiden Gedanken, beiseiten in dem letzteren, weil das eine Hoffnung war, und man so mehr im certainement als im eigentlichen, wirklichen Leben lebt. Ich vergaß mir Alles auf die Zukunft, wie ein Obrigbals, und ich verstand ganz gut, dass gewisse kommune Gemüther sich auf dieser Erde einrichten, wie man sich in einer Sechmiete einrichtet, wo man nur eine Nacht zuzubringen hat.

Ein Soldat hat ja so vieles mit einem Mensch gemein, und ich war Soldat! In dieser Weise fand ich mich mit meiner Garnison ab. Unter den Mädchen, die ich mit meinen Augelegen einsalzen, von denen ich Ihnen gleich erzählen werde, und den täglichen Dienst und Exercierstunden, verlebte ich den größten Theil des Tages zu Hause auf einem großen Ungethüm von dunkelblauem Lederdiwan, das nach dem Exerciren in seiner Frische wie ein kaltes Bad auf mich wirkte, und ich erhob mich nur davon, um bei meinem Freunde Louis de Meung, der gegenüber wohnte, ein wenig zu fechten oder ein paar Partien Zimperlale zu spielen. Mein Freund war nicht ganz so unbeschäftigt wie ich, denn es war ihm gelungen, unter den Grisetten der Stadt ein ganz nettes Mädel aufzugreifen, das er zur Geliebten genommen hatte, und das ihm, wie er sagte, dazu diente, die Zeit todzuschlagen.

Aber die Frauen, die ich kannte, lockten mich nicht sehr, dem Beispiel meines Freundes Louis zu folgen. Was ich von den Weibern wusste, hatte ich in sehr roher Weise dort gelernt, wo es die Zöglinge von Saint-Cyr bei ihren Ausgängen lernen. — Und dann gibt es Temperamente, die spät erwachen.

(Fortsetzung folgt.)

Wir bitten die geehrten Leser, bei Einkäufen an die in unserem Blatte inserierenden Firmen sich stets auf die „Zeit" zu beziehen; ferner in Hotels, Restaurants, Cafés, Pensionen, an Bahnhöfen, in Lesezimmern immer wieder nachdrücklichst die Wiener Wochenschrift „Die Zeit" verlangen oder eventuell wohlwollend empfehlen zu wollen.

Stimmen aus dem Publicum.

Asthma endlich geheilt.

Dr. R. Schiffmann liefert den Beweis seines Vertrauens derzüglich seines Mittels, indem er es gratis gibt.

Dr. Rudolf Schiffmann ist, was Lungen- und Halskrankheiten anbetrifft, eine anerkannte Autorität und hat als Specialist während seiner über dreissigjährigen Praxis ohne zweifel mehr Asthmaleide und damit zusammenhängende Krankheiten behandelt und geheilt, als irgend ein anderer Arzt der Welt. Er macht bekannt, dass er endlich ein Mittel hervorragendst hat, das nicht allein eine sofortige Besserung selbst bei allerschlimmsten Anfällen verschafft, sondern auch Tausende sogenannter „unheilbarer Fälle" dauernd geheilt. Dr. Schiffmann hat vollständiges Vertrauen in sein Mittel, und um andere von dessen Vorzügen auf die prompteste und sicherste Art zu überzeugen, lässt er veröffentlichen, dass er ein anschnliches Probepäckchen von „Schiffmanns Asthma Pulver" jedem Leidenden gratis zugehen lassen will, welcher ihm per Postkarte Name und Adresse innerhalb fünf Tagen ab Datum dieser Zeitung zukommen lässt. Dr. M. Schiffmanns Depot, Berlin W., Leipzigerstraße 38. Eine solche gutmüge Gelegenheit, ein so bewährtes und so vielverbreitetes Mittel ohne Kosten zu versuchen, sollte von jedem Leidenden rasch ergriffen werden. Das Mittel ist bereits seit Jahren in den meisten Apotheken verkauft worden, und hat bereits vielen Leidenden Besserung und Heilung verschafft.

Das Unternehmen für Zeitungs-Ausschnitte
„Observer"
Wien, IX/1. Türkenstraße 17
liest alle hervorragenden Journale der Welt, welche in deutscher, französischer, englischer und ungarischer Sprache erscheinen, und verbindet an seine Abonnenten Zeitungsausschnitte über beliebige Themen

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer
bester natürlicher
alcal. SAUERBRUNN
Filiale: Wien, IX. Kolingasse 4.

Henneberg-Seide
nur echt, wenn direct ab meinen Fabriken bezogen

sowie schwarze, weiße und farbige Henneberg-Seide von 45 kr. bis fl. 14.65 per Meter — glatt, gestreift, carriert, gemustert, Taffetine &c. &c. in 240 verschiedenen Farben, Qualitäten &c.

Zu Roben und Blousen
ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus!

Muster umgehend.

Doppelte Briefporto nach der Schweiz.

G. Henneberg's Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Digitized by Google

Die Zeit.

XVIII. Band. Wien, den 4. Februar 1899. Nummer 227.

Allerlei Thunheiten.

Noch an jeder Wendung seiner so kurzen und nicht gerade thatenreichen Ministerlaufbahn hat Graf Thun die Welt mit einer Unternehmung überrascht, deren tiefseren staatsmännischen Sinn zu ergründen alle Besitzer Cisterreichs vergebens sich abgemüht haben; so auch jetzt wieder mit der über Nacht gekommenen Vertagung des Reichsraths. Die alte Gewohnheit, hinter den Thaten der leitenden Minister irgend welche staatsmännischen Pläne oder Gedanken zu suchen, wird man unter dem Grafen Thun nachgerade ablegen müssen. Je mehr ihrer der kritischen Beurtheilung vorliegen, desto klarer stellen sich die sonderbaren Handlungen des Grafen Thun als eine ganz eigenthümliche, von staatsmännischen Conceptionen grundverschiedene Art von geistigen Emanationen dar. Ebenso aus höflicher Rücksicht auf ihren Urheber wie aus anderen minder höflichen Rücksichten empfiehlt es sich, sie kurzweg mit dem indifferenten Namen des Grafen Thun als Thunheiten zu bezeichnen. Sie sind bereits ziemlich zahlreich, und nur die wichtigsten von ihnen können es sein, die im folgenden wie die Perlen auf einer Schnur aneinandergereiht werden sollen, um aus ihrem Zusammenhang auch für die neueste das richtige Verständnis zu gewinnen.

Die größte Thunheit, die Graf Thun begangen hat, ist eigentlich sein Regierungsantritt überhaupt gewesen. Graf Thun war seit langem schon das staatsmännische Familiengenie der feudalaristokratischen Sippe. Als das galizische Verwaltungsgenie, Graf Badeni, aus Ruder kam, wurde Graf Thun von ihr direct als dessen Gegencandidat und Rivale proclamiert. In jenen ersten Monaten Badenis, als alles so großartig gelchmiert gieng oder zu gehen schien, konnte der Oesterreicher, sofern er die bei dieser Staatsbürgerschaft übliche Portion von Naivetät auch voll beisaß, sein Vaterland lobpreisen, das — frei nach Schiller und Goethe — zwei solche Kerle sein nannte: einen „österreichischen Bismarck" in der Person des Grafen Badeni und daneben noch einen unvermeidlichen Grafen Thun. Als der eine von den beiden Aspiren, Graf Badeni, so schmählich abgewirthschaftet hatte, hätte die einfachste Klugheit es dem andern, dem Grafen Thun, geboten, sich von der Regierung zurückzuhalten, bis leichtere Zeiten und bequemere Verhältnisse gekommen wären. Er hätte so seinem eigenen und dem staatsmännischen Ruf seiner ganzen Sippe am besten genützt. Er aber übernahm die Regierung, und das war die erste und wichtigste Thunheit von ihm.

Die zweite folgte sogleich. Zum Regieren gehört bekanntlich ein Programm. Graf Thun trat aber — Schatz Lotos — ohne Programm auf. Nicht einmal die gröbsten Hindernisse geordneter parlamentarisch-politischer Thätigkeit — die Sprachenverordnungen, die die deutsche Wählerschaft revoltiert, die Lex Falkenhahn, die das Parlament verwüstet hatten — suchte er aus dem Wege zu räumen. Es war, wie wenn ein groß angekündigter Vielimbricate im Circusstaal ohne Geräte erscheinen wollte. Man war über den programmlosen Anblick des Grafen Thun erstaunt. Doch da sinn ein gewaltiger Ruf voraussiegen, war man nur auf mute großartigere Wunderleistungen gefaßt. Die blieben jedoch kläglich aus. Viel mehr wurde es alsbald offenbar, daß dem Grafen Thun die erste Voraussetzung staatsmännischer Thätigkeit — die Erkenntnis der Nothwendigkeit eines Regierungsprogrammes — jemand gefehlen war. Er gieng ins Parlament, wie man in einem Clubball geht, wo ein gut gewachsener Mann von elegantem Manieren und vornehmer Abkunft jederzeit sicher ist, sich seinen Platz zu holen, welche Partnerin auch immer er sich jeweilen wählen möchte. Doch das Parlament ist kein Clubball, und Graf Thun, der Mann mit den leeren Engagementsephraken, fiel nicht nur bei der Minorität, sondern selbst bei der Majorität ab. Langsam begann ihm die Einsicht zu dämmern, und er eignete sich, in Ermanglung eines eigenen, einzelne Stücke aus dem Programm der Majorität zugeeignet an. Aber noch heute fehlt ihm das feste und volle Regierungsprogramm, und deswegen fehlt ihm auch heute noch die zuversichtliche Majorität, wie es sich z. B. am 30. September v. J. bei der Abstimmung über den Antrag Stiwegel und auch noch in diesen Tagen bei der Abstimmung über das Dienstgesetz wunderspruchvoll erwiesen hat.

Eine eigene Kategorie von Thunheiten bilden die merkwürdigen Vorgänge bei den verschiedenen Eröffnungen, Vertagungen und Schließungen des Parlaments, die unter dieser Regierung vorfielen. Als anfangs Juni v. J. das Parlament nach den Osterferien wieder eröffnet werden sollte, war noch von keiner Seite ein Anzeichen besonders starker Stürme in dem seit Badeni ermideten Hause zu bemerken gewesen. Da löste — am 28. Mai — gerade drei Tage vor der Parlamentseröffnung, Graf Thun, um die Grazer tirre zu machen, unversehens den Grazer Gemeinderath auf. In Graz hat diese Thunheit schließlich mit der Reinigung des Gemeinderaths von den letzten regierungsfreundlichen Mitgliedern geendigt. Im wiedereröffneten Hause brachte sie — Juni 1898 — sofort wieder den Krawall in Permanenz, so daß Graf Thun den Reichsrath nach kurzer Frist vertagen mußte.

Im Juli erklärte er, um eine „erhöhte Actionsfreiheit" zu gewinnen, den Reichsrath plötzlich für geschlossen, und da es zu jener Zeit noch immer Leute gab, vor denen sein staatsmännischer Familienruhm trotz allem nicht ganz erloschen war, knüpften sich an diese Verfügung des Grafen Thun die wahnsinnigsten Gerüchte von bevorstehenden staatsstreicherischen Actionen an, die durch Metrologe auf den Parlamentarismus und den Centralismus in Oesterreich vielbedeutsam begleitet wurden. Doch schon im August zeigte es sich, daß abermals nur eine Thunheit vorgefallen war. Man hatte an die Quotendeputation vergessen und mußte ihretwegen für September den Reichsrath wieder einberufen.

Der berühmte Ischler August-Geheimvertrag mit dem Baron Bänffy war, nächst seinem Regierungsantritt, wohl die furchtbarste Thunheit, die Graf Thun anrichtete, und an ihr wird Oesterreich-Ungarn noch lange zu laborieren haben. Graf Thun hatte damals seinen parlamentarischen Plan auf die Voraussetzung auf, daß im Abgeordnetenhause in der Herbstsession wieder die wilde Obstruction ausbrechen werde. Was aber geschah? Genau das Gegentheil! Zur nicht geringen Ueberraschung des Grafen Thun richtete sich im österreichischen Parlamente die sachliche Obstruction ein, und die Lage des ganzen Reiches wurde durch die infolge der Banffy-Geheimnisse im ungarischen Parlamente ausgebrochene wilde Obstruction unerwünscht verdüchtert. Der ihn irritierenden sachlichen Obstruction müde geworden, vertagte Graf Thun Ende December den Reichsrath neuerdings und warf sich auf die von der feudal clericalen Partei so heißgeliebten Landtage. Doch welches Mißgeschick! Gleich der erste von ihnen, der Landtag des glorreichen Königreichs Böhmen, fieng mit einem so argen Staatsrecht-Kummel an, daß er binnen 18 Stunden wieder geschlossen werden mußte, und Graf Thun verlegte sich, um diese arge Blamierung zu verhüllen, abermals auf das Centralparlament. Als der Reichsrath am 17. v. M. neuerlich zusammentrat, hatte Graf Thun — so sein wir vordem auf die wilde — diesmal auf die sachliche Obstruction seine Rechnung gestellt. Um ihr einen Possen zu spielen, lief er durch den Präsidenten, der vom Fuchs nur den Namen, aber nicht die Schlauheit hat, die Recrutenvorlage auf die Tagesordnung setzen, die er auf diese Art durch die sachliche Obstruction durchbringen zu können glaubte. Doch umgelehrt ist auch gefahren, und aus Graf Thuns neuestem Plan kam wieder die alte Thunheit, nur in umgekehrter Richtung, heraus. Gerade jetzt wurde die sachliche in die wilde oder politische Obstruction zurück verwandelt, das Haus trat in tumultuarische sachliche Berathung ein, und Graf Thuns resolvelle Absicht mit der Recrutenvorlage war zu Wasser geworden. Jetzt stand aber auch der nun unaufhaltsame Zerfall abschnitt jedes besonderen Zweckes entkleidet da, und das jüngste österreichische Parlament wurde, angesichts der ungarischen Krise, der Regierung immer mehr zur Last. Es hat nie es jetzt plötzlich wieder vertagt.

Und abermals forschen die Besten Oesterreichs nach dem tieferen staatsmännischen Zwecken dieser neuesten That, und abermals ergehen sich die Hoffnungen aller Parteilager in den wahnsinnigsten Vermuthungen über kommende Verfassungsakte, Staatsnothstandsparagraphen und anderweitige Gewaltstreiche. Wir glauben uns, nach dem Verlauf dieser Jahre, des weiteren Nachdenkens enthalten zu dürfen. Die staatsmännische Idee der neuesten Thun-Action enthalten. Da auch Graf Thun selbst nie gewagt, sich des Maschinchens entschlossen hat, ohne — so abermals ein weiteres Verlust-Kapitel eines Ausgleichs-Parlaments — es kann aber auch nicht ganz gut ohne Schaden weiter gehen. Graf Thun hat daher Thun die Rolle seiner Thunheiten mit jener

Digitized by Google

einem vertrackten Staatsstreich, vielleicht beichwört er wieder den Hexensabbath der Landtage hervauf, vielleicht auch beruft er den Reichsrath nach wenigen Wochen abermals ein, und verrechnet sich dabei neuerdings, wie schon zweimal zuvor. Die Bahn ist frei — für weitere Thunheiten. Ob es aber die alten sein werden oder irgend welche neuen, das kann heute noch niemand wissen, da Graf Thun es selbst noch nicht weiß.

K.

Aus der Sackgasse bulgarischer „Flirt"-Politik.

Rentsche wurde früh zur Waise,
Hatte Vater nicht noch Mutter,
Hatte niemand auf der Erde,
Der ihn zur Vernunft erzöge,
Zu brauchen, zu bedauern
Seine bäterlichen Felder.

(Aus einem bulgarischen Hahnbalnliede.)

Das neue Jahr hat dem Fürstenthum Bulgarien alte Sorgen gebracht, das fröhliche Weihnachtsfest war durch die Abweisenheit zweier „treuer" Freunde gestört worden: der russische diplomatische Vertreter hatte sich am ersten Weihnachtstage ohne Sang und Klang „incognito" aus dem bulgarischen Stande gemacht, um dann wie ein Meteor plötzlich an der Newa auszutauchen; zur selben Zeit war auch der türkische „Bakufcommissär", der bescheiden „beitelte", jedoch anspruchsvolle Vertreter der türkischen Majestät von Protestgewitter verschwunden, um bald darauf ordengeschmückt und hochmäig zurückzukehren . . . . Hoffnungsvertreiben ertönen die Kanonensalven am Geburtstag des Kronprinzen, die Geburt des vierten Fürstenkindes verkündend, und weich und milde ist die sonnendurchwärmte Frühlingsluft; aber eine Katzenjammer-Stimmung hat sich des Landes und der Leute bemächtigt. Ein Sultans-Veto hat dies mit verschuldet. Durch dieses lakonische „non possumus" ist Stoilows Ministerium gestürzt, alle seine prätentiösen Nachfolger sind von vornehinein eingeschüchtert worden, die Stadtsäckel sind leer und das Staatsschiff stopt vor dem gähnenden Abgrund finanzwirtschaftlicher Insolvenz; ein böses Omen für den Anfang des zwanzigjährigen Jubiläums der politischen Wiedergeburt Bulgariens. Man braucht kein Prophet gewesen zu sein, um dies rechtzeitig prophezeien zu können, und es ist wohl nicht nothwendig, Schergabe zu besitzen, um den weiteren Verlauf der Dinge vorherzusagen. Wie in anderer Herren Ländern verläuft auch hierzulande der politische Entwickelungsprocess zickzackmäßig, mit dem bloßen Unterschiede, dass wir es hier mit einem Art trichterförmiger Kreise zu thun haben: je weiter vorwärts, um so tiefer in den Abgrund des Schlundes. Es waren herrliche Maitage gewesen, als im Jahre 1894 dem „russenfeindlichen Tyrannen" Stambulow die Regierungszügel gewaltsam entrissen wurden, als die mit Blitzesschnelle herangesprengte fürstliche Cavallerie den hartbedrängten „Volkswillen" gegen den gezückten Polizeisäbel in Schutz nahm und der dann erst „mündig" gewordene Fürst auf seinem Volksthron zu der Nurembrausenden tosendbeifälligen Volksmenge hinausritt, um aus Allerhöchstem Munde das schöne fürstliche Wort vertauten zu lassen: „Svoboda i Zakonnosti" — „Freiheit und Gesetzlichkeit"! „Dabei Ideale" rief der neue Premier Dr. Stoilow aus seinem kachelumlenchteten Zimmer den „lichtragenden" Schuljugend entgegen, als sie ihm ein sang- und klangvolles Ständchen vb des „Despoten" Niederlage siegesstrahlen darbrachte. Einige Monate vertrichen darauf, und der buchstäblich in Stücke gehauene Despot athmete bei heißem Tage in einer belebten Residenzstraße sein fürstliches Leben aus; man hatte die Schiffe immer tief verbraunt! Das Licht kam vom Norden: aus der Menschenasche entsprois ein neues Leben für das Land und die segnungsvolle Tauferemonie des Erbprinzen war die Wiedergeburt. Die „Diplomatie" hatte gesprochen — nun kam die Reihe an die „Politik" . . .

Die bulgarischen Politiker gaben sich dem Wahne hin, sie könnten Gott und Mammon im gleichen Staatsinteresse dienen. „Gott" — dies ist Russland, dies ist das heißbegehrte Bulgarien des Zum Stefanaer Präliminarvertrages, das sich bis ans blaue mittelländische Meer mit einer ungeheuren „Aussicht" auf . . . die „Zarenstadt" Constantinopel erstreckt: Mammon, der mit gleisnerischer Heuchelei verruchte und heimlich verpönteste Gotz, dies ist der nach panslawistischen Feminologie „fatale Verein", mit seinen nationalen Obligationen, Emissionen, Subventionen, Convertionen und sonstigen „Finanzoperationen". Ihr Russland, die Antipoden! Es hatte auch das zur „Freiheit und Gesetzlichkeit" aus dem Despotenthum Bulgarien durch die allmächtige Fürsorge „protegierte" Bulgarenvolk nach Diplomatenart ein Mal über das andere Mal in den Apfel gebissen, in den „saueren" Apfel von unser Lese, in den „sauren" der unter Zaren-Sonne Jahrhunderte lang reifte, und in dessen Fleisch nicht so schlimm, wenn man Stachel und Kern sorgsam entfernt. Dieser Apfel war Russlands Gesandter, der Staatsrath Hitrowo, der als alter „Bulgarenfreund" in die Politik des Landes eingriff, und dessen Sympathien für Stambulow, dessen Vertrauen in Stambulow, dessen Freundschaft für Stambulow, dessen Verbindungen mit Stambulow, dessen Correspondenz mit Stambulow, dessen Besuche bei Stambulow, dessen Empfehlungen an Stambulow, dessen Ratschläge an Stambulow, dessen Intriguen mit Stambulow, dessen Verschwörungen mit Stambulow, dessen Alles mit Stambulow, dessen Alles mit Stambulow, dessen Alles

der neue Finanzminister, Todorov, geberdete sich wie ein Millionär — es fehlten ihm leider nur... die Millionen. Das Unglaubliche, Komische ist, dass der gute Mann dabei dies alles auf Unkosten der von ihm zu täuschenden leichtgläubigen Finanzwelt bona fide zu thun hoffte. „Eisenbahnen bauen!“ Welch angenehmer Wohlklang für die Ohren unternehmungslustiger Deputierter und ihrer finanzpolitischen Hintermänner! Man begnügte sich nicht mit dem noch zu vollendenden Bau der grossen bulgarischen Transversallinie und der kostspieligen Häfen Varna und Burgas, auf dessen Conto man bereits bei der Länderbank ein rundes Sümmchen von etwas weniger als hundert Millionen gelieben und noch etwa zweimal 24 Millionen zu nehmen hatte. Das war den „Himmelsstürmern“ zu wenig, und der innere Drang war allzustark, als dass sie ruhig hätten abwarten können, bis sie der freigebigen Länderbank die letzten Anleiheresten weggeschnappten (am 13. December 1897: 244 Millionen und am 13. December 1898 ebensoviel im Nominalwerte). Leider bestand Minde kein Schwermögen und Hungrige keine Gebuld! Aufsichtsrathsbau, Fremdenhaus und Gelbgier sollten jedoch durch das völkerverzaubernde Schlagwort „nationalwirtschaftliche Selbstständigkeit“ bemäntelt werden: man votierte zur grossen Freude der „national“-gesinnten Schuster, Schneider, jowie Leder- und Tuchfabrikanten ein „originelles“ Gesetz, wonach sämmtliche Beamte, unter Androhung hoher Geldstrafen, verpflichtet sind, Schuhwerk und Kleiderstücke, aus einheimischem Rohmaterial und in einheimischen Werkstätten verfertigt, zu tragen, und man darf wetten, Orientbahn den Feldschaftsdienst hin. Ueber grosse patriotische Thaten, das „nationale“ Selbstbewusstsein anfachen mussten. Ohne irgendwelche Geldmittel zu besitzen und selbst ohne Aussicht auf eine Anleihe, beschloss man eine „Parallelbahn“ zu bauen, um die orientalische überflüssig zu machen und sie gleichsam todtzusagen. Der Verwaltung der Orientbahn musste es dabei selbstverständlich schwül werden, ist es doch für eine private Actiengesellschaft, die ihre Dividendeneinlage hat, kein Leichtes, mit einem Staate auf wirthschaftlichem Gebiete zu concurrieren, der sich um die Differenz zwischen „Netto“ und „Brutto“ den Kuckuck wenig schert! Die Orientbahn-Verwaltung ließ eine beredte Broschüre drucken und in Bulgarien vertheilen, in der schwarz auf weiß bewiesen werden sollte, dass der bulgarische Staat mit der Parallellinie kein „Geschäft“ machen würde, da sogar die vorläufig concurrenzlose Orientbahn in Bulgarien keine Seide spinne. Die Bulgaren ließ dies jedoch ganz kalt. Proteste, Drohungen, Concessionsund Verjährungsvorschläge — all dies musste fruchtlos bleiben, da sich die Regierung bereits „verbaut“ hatte und noch nicht sah, dass sie mit ihren Bahnbauten auf den toten Strang gerathen war. Als der vorletzten Kammersitzung kamen anlässlich der Orientbahn-Debatte heitere Geschichten an den Tag: so berichtete Gančo Gavrilov, ein angesehener Vertreter der Regierungsmajorität, dem leider zu spät ein Licht aufgegangen, wie die Deputierten um die Bauprozente schacherten: „Wollt Ihr, dass wir Eure Südbahnprojecte unterstützen“ (s. e. die „Parallellinie“), sprach eine Deputation zu einer anderen, „so helfet uns die Nordostbahn (s. e. die vorläufig ganz überflüssige Linie Rustschuk-Trnovo) ins Leben zu rufen.“ So half man sich gegenseitig, seine Bahn ins Trockene zu bringen: man rieb sich freudig die Hände, man schickte unablässig nach Petersburg Condolenz- und Gratulationsdepeschen, man trieb grossbulgarische Balkanpolitik, stolz auf die russischen Bundeskanonen, und strebte dem „faulen Westen“ die panslavistische Zunge entgegen. Was sollte man sich um die leere Staatscasse kümmern, wo man doch einen redegewandten lieb- und schlagfertigen Finanzminister hatte, der das bis zum russische sprichwörtliche Maßwort „die Schafe unversehrt und die Wölfe satt“ zu stellen sich genommen hatte! Mit der Deutschen Bank, der Zachwatkin der Orientbahn, hat man ein Hühnchen gerupft und die Länderbank beabsichtigte man eine Feder durch die Nase zu ziehen. Diese ist jedoch nicht auf die Nase gefallen, verspürte, woher der Wind wehe, und verlautbarte kakonisch: „Zeitanläufe und Conjuncturen“ wären unpassitiv, um die Anleihereste zu reaktivieren. Dieses ersten einundsiebenen Mals wohlerstraft ertrug der nervositätsche Finanzminister im December 1897 standhaft: Nationalstolz, Landesehre, politische Gründe und sonst auszuerteigende Staatsbons vermochten in vorläufig seinem Herzen Finanzhunger zu stillen. Durch die Spottgabe Ueberschwemmungen desselben Jahres blieb jedoch der Finanzminister in den Sundogen 1898 ganz auf dem Trockenen: „Das darf, qui vous dit“, mit dieser demüthigen Bettlerparole begab sich der Balkanplatz nach dem „faulen Westen“, besäss sich doch Russland, seinem „Bruder in mithungerprincip“ getreu, mit den Worten: „Finanzanleihegeschäften der Balkanstaaten nicht gern“. „Du Lump!“, schaltete es dem Fürstenhof ein, „Du Lump!“, schaltete es dem Fürstenhof ein, „Du Lump!“, schaltete es dem Fürstenhof ein,

In der europäischen Völkerfamilie sind wir Jwanuschka der Narr, aber denke daran, es wird eine Zeit kommen, wo dieser Narr seine klugen Brüder überlisten wird.“ Nicht so Jwan Turgenjew! Pessimistisch blickt er in die Zukunft; ihm scheint das russische Volk in der bekannten Heldengestalt des Wassja Buslaev verkörpert, der für seinen Eigensinn und seine prahlerische Selbstüberhebung ein jähes Ende fand.**) Die hoffnungverheißenden Nachfolger Stambulows schienen das russische Brudervolk übertrumpfen zu wollen, beide Heldengestalten vereinigend. Allein die Finanzwelt des „lauen Westens“ will nicht überlistet werden, und Jwanuschka ist . . . bei seiner Schellenkappe geblieben . . .

Fürst, Land und Leute befinden sich nun am Kreuzwege, vor allem der Fürst, auf den der schwerste Theil der Verantwortungslast fällt, da er jetzt, seiner Parole, er sei sein eigener Premierminister, getreu, vor allen die harte Nuß selbst zerknacken sollte. Jetzt heißt es: entscheiden! Wenn mit Rußland, so müssen Aufsophilen von reinem Wasser aus Ruder berufen, ein unverwässerter russentreuer Kriegsminister und Generalstabschef ernannt und die Verhaltungswinke „nach außen und innen“ von der Newa erwartet und in Sofia schneidig verstanden werden. Die Russen verstehen keinen Spaß und wollen von keinen „Opportunitäts-Concessionen“ wissen. Leider wäre es etwas spät, denn die französische Finanzwelt würde sich jetzt russischen Anleihezumuthungen gegenüber wohl schwerhöriger geberden. Und wenn nicht blindlings mit Rußland, so ist es allerhöchste Zeit, Europa zu zeigen, daß man sich an die große Arbeit herangemacht, durch wirthschaftliche und culturelle Fortschritte Bulgariens Selbständigkeit zu sichern, ohne sich dabei in wagehalsige Unternehmungen zu stürzen und Großmachtpolitik zu spielen. Ein so durch jahrzehntelange gewissenhafte Selbsterziehung gestähltes Bulgarien dürfte bei entscheidenden Balkanfragen ein gewichtiges Wörtlein in die Wagschale werfen können, wie es mit Rumänien der Fall sein würde. Dazu braucht man sich ja noch nicht zu ducken. An der Opportunitätspolitik mit ihren altklugen, aalglatten Schleichwegen in die Kreuz und die Quer dürfte, trotz ermöchtender Vorund Beispiele manch mächtiges Regierungssystem heim ernsten Sturmwind wie eine Seifenblase zerplatzen, das Fürstenthum ist dazu noch zu schwach, um mit mächtigen Staaten blinde Kuh zu spielen, trotz bezahlt es die Zeche: hat doch der übermüthige „Flirt“ den Demi-Biergas-Katzenjammer mitverschuldet, an dem jetzt Fürst, Land und Leute so kläglich leiden und der ihnen gewiß die Augen weit öffnen konnte, wären Fürsten und Völkern Gesichtsscheiben von Nutzen. Sonst sieht es Bulgarien bevor, zu der Zeit früherer Ministerkrisen und politischen Wirren zurückzusehnen, die zur Vereinigung mit Ostrumelien und allen weiteren Staatserrungenschaften führten, nur mit dem Unterschied, daß damals, mutatis mutandis, Tirumelien — Macedonien und Alexander — Fürst Ferdinand heißen würde. Mithin wäre es „besser, daß man sich erst zähme und selber bei der Nase nehme“, wie treffend ein alter Spruch lautet. Den ersten Schritt dazu hat bereits der Fürst nolens-volens gethan, indem er Männer aus Staatsnothen berief, denen das wankelmüthige „Flirt“-Spiel ist jeher, und vollends während der letzten Zeit als gefährliches Spiel mit dem Feuer galt. Sie haben zwar die peinlich-schwere Aufgabe, das auf eine klippenumgebene Sandbank gerathene Staatsschiff herauszubugsieren, mögen sie nur auf der Hut sein, daß sie nicht von hinterwegen für „Anderesdenkende“ die Kastanien aus dem Feuer holen, um nach gewissenhaft gethaner Schuldigkeit wie der Mohr — gegangen zu werden; ist es doch noch sehr fraglich, ob dem Fürsten die Lust am „Flirt“ so gänzlich vergangen ist . . .

Bowo.

Militarismus und Landwirtschaft in Preußen.

Die Flucht vom Lande ist eine allgemeine, nicht auf das Deutsche Reich, nicht auf Preußen beschränkte Erscheinung; sie beruht darauf, daß der Culturfortschritt das Leben verändert und die Zahl der Bedürfnisse mit Nothwendigkeit erweitert. Das Bevölkerte, das in Preußen auffällt, besteht darin, daß der Industrie zu Rationalem aus und im Militarismus zwei Hebel zur Beschleunigung heben, die durch sie die Auflösung des ländlichen Organismus beschleunigen. Vom Nationalismus haben wir jüngst gesprochen, nun noch ein paar Worte über den Militarismus!

Im preußischen Abgeordnetenhause ist der Mangel an Land arbeitern voriges Jahr sehr gründlich erörtert worden. Das trotz aller Fürsorge des preußischen Staates intensiv zu beklagen, hat sich naturgemäß, da es in dieser Intensivität keine Socialdemokratie gibt, niemand gethan, aber der conservative Abgeordnete von Kardorff hat doch die Aeußerung gewagt „Ein weiterer Grund des Arbeitermangels ist gewiß auch der Zusammenzug des Militärs in den großen Städten; wenn der Mann zwei, drei Jahre gedient hat, so bleibt er sehr oft in der großen Stadt oder nimmt in der Nähe Arbeit an oder geht nach dem Westen.“ In der gegenwärtigen Session darf sich die Regierung auf mehr und Schärferes gefaßt machen, schon liegt eine Reihe von Aeußerungen aus conservativen Kreisen vor. Der zweifellos patriotische Graf Dohna-Wundlacken sagt in einem Schreiben an den Oberpräsidenten: „Das Bestreben der Militärbehörden, ostpreußische Reruten nicht nur für die Garde, sondern auch durch Umtausch gegen Polen und Socialdemokraten aus den Industriebezirken des Westens; in der Linie der Provinz zu entziehen, trägt noch hierzu zum Wohnen der Bevölkerung bei.“ In Versammlungen ostpreußischer Landwirte war hauptsächlich beklagt worden, daß man die ostpreußischen Burschen zum Gardedienst ansehe, großstädtische Socialdemokraten aber, namentlich aus Berlin und Breslau in die ostpreußischen Garnisonen schicke; jene blieben zwar in Berlin, diese aber nicht in Ostpreußen, wo sie ja auch, als Industriearbeiter, der Landwirtschaft nichts nützen würden. Die „Deutsche Tageszeitung“ endlich, das Organ des Bundes der Landwirte, schreibt: „Eines hat die Heeresverwaltung ja in dankenswerter Weise gethan; sie hat sich bemüht, die entlassenen Reservisten dem Lande und der Heimat wieder zuzuführen. Diese Bemühungen würden aber leichter und erfolgreicher sein, wenn man sich entschließe, mit den Grundsätzen der Zusammensperchung der Regimenter in den größeren und großen Städten zu brechen. Neue Bataillone und Regimenter müssen unzlichst in kleinere Städte ländlicher Umgebung gelegt werden. Dann tritt die Land- und Heimatsentfremdung der Soldaten gar nicht ein. Sie behalten die Beziehungen zur Heimat, deshalb bleibt auch der Zug dahin lebendig. Sie treten sich, wenn sie heimkehren können, und bleiben nicht in den Städten hängen.“

Diese Aeußerungen, die aus den Kreisen der Rittergutsbesitzer stammen, richten sich nur gegen das Garnisonierungssystem: gegen den Militarismus selbst, gegen die stete Vermehrung des Militärs können die Rittergutsbesitzer schon aus dem Grunde nicht agitieren, weil sie immer mehr Officiersstellen für ihre Söhne brauchen. Dagegen sprechen sich die Bauern oder, wie sich jetzt bekennen und wohlhabendere unter ihnen nennen, die Bauernland, immer häufiger gegen den Militarismus selbst aus. Sie wurden es schon schwerzlich empfinden, daß ihnen jeder tüchtige Knecht genommen wird, sobald er zwanzig Jahr alt geworden ist — auf zwei oder drei Jahre, wie man früher sagen durfte; jetzt aber heißt es: für immer; denn, so hört man allgemein: vom Militär kommt keiner zurück! Es fehlt nicht an Leuten, die meinen, die Industrie, die Bevölkerungsaffalten, die großen Baumtumelnbungen, die immer größere preußische Neuner gebrende Bureaukratie wurden den beschäftigten Theil der Landbevölkerung auch ohne die Vermehrung des Militärs an- und aufsaugen; mag sein! Aber jedenfalls würde dann der Aufsaugungsprocess bedeutend langsamer vertaufen. Von selbst würde der unwissende, schwerfällige Dorbursche Litauens nicht leicht in die 50 Meilen weit entfernte Großstadt oder den 100 Meilen weit entfernten Industriebezirk finden. Nun aber wird er gewaltsam und zwangsweise aus seinem Gesindedienst und seiner Heimat herausgerissen, und der Militärdienst verleiht ihm dann schon so viel Selbstvertrauen, daß er unzugreifen vermag, wenn sich ihm Verlockungen darbieten, die vortheilhafter scheinen als ein Knechtsdienst oder eine Zwischenstelle in der Heimat. Für den Augenblick sind ja diese städtischen und industriellen Verlockungen — gar nicht zu reden von der lebenslänglichen Versorgung im Staatsdienst, die den Capitulanten winkt — mein wirklich vortheilhafter; dass die Industrie den verbrauchten Arbeiter abnützt und um seinem Schicksal, das heißt dem Arbeitshause oder Siechhause überläßt, wenn seine Kraft nicht bis zum Anspruch auf Altersrente vorhält und er auch nicht das Glück hat, durch eine Verwundung oder Verstümmelung oder Berufskrankheit Invalide zu werden, davon denkt einer zu nicht, solange er jung ist. Also der Militärdienst dient der Industrie, der Großstadt und der Bureaukratie als Hebel zur Aufsaugung der Landwirthschaft. Und zwar wirkt dieser Hebel stärker auf den Bauernstand ein, als auf den der Rittergutsbesitzer. Denn diese können sich mit Bandesarbeitern leichter wenigstens vorläufig noch: 50 oder gar 100 Jahre lang wird sich ein so unnatürlicher Zustand kaum aufrecht erhalten lassen —, der Bauer aber braucht verzugsweise Gesinde, und dieses ist es eben, dessen männliches Theil ihm das Militär entzieht. Als das Friedensmanifest des Zaren veröffentlicht worden war, fragte mich ein ausgezeichneter und intelligenter Kutscher: „Was meinen Sie dazu?“ „Nunschau,“ sagte ich. Darob wurde der Mann sehr heiß. „Es wäre schlimm,“ meinte er, „wenn kein Czar dahinter stünde; so kann die Sache nicht bestehen: wie sollen wir denn wirthschaften, wenn uns der Staat alle unsere Leute nimmt?“ Und das ist ein Mann, der Bismarck vergöttert, „Junkerer“ bis in die Knochen ist und der allen Bauern um Enthusiasmus und Anerkennung gegen die „Reichsfeinde“ und sin die „Reichsverbrecher“, das heißt eben nur die Militarismus agitiert! So gerathen alle zwei von den Lebensbedingungen des preußischen Staates, und zwar gerade die selbständigsten, in einen unlöslichen Conflict mit einander, ob man den conservativen Bauernstand dem Militarismus, oder den Militarismus dem Bauernstande zuopfern will, das ist die

Digitized by Google

furchtbar schwierige Frage, zu welcher der preußische Landtag über kurz oder lang wird Stellung nehmen müssen.

Dieser Conflict zwischen den zwei Lebensbedingungen des preußischen Staates ist schon für die rein theoretische historische Betrachtung eine so anziehende Erscheinung, daß man den Blick nicht davon wegwenden kann, auch wenn man gar kein persönliches oder Parteiinteresse weder am Militär noch an der Landwirtschaft hat. Ranke hat einmal auf die Frage, wer den französischen Krieg von 1870 verschuldet habe, geantwortet: Ludwig XIV. Er hätte ebenso gut Richelieu, Franz I., oder Karl der Große sagen können. Es ist richtig, daß jeder Zustand die nothwendige Wirkung des vorhergegangenen, dieser wieder das Kind seines Vaters ist u. s. w., bis man beim ovum Ledae, Jahre bei Adam und Eva, oder bei den Alaten oder bei den Uratomen oder beim Absoluten anlangt. Der deutlich sichtbare Anfang dessen jedoch, was sich heute in Preußen ereignet, ist die französische Volksbewaffnung in den Revolutionskriegen. Schon vor der Niederlage von 1806 erkannten geistvolle Männer in Preußen, daß die von den Stockcooperalen gedrillten Auswärtige, die man damals das preußische Heer nannte, einem Volksheere nicht gewachsen sein könnten; zugleich empörte sich das durch die französische Volksherrschaft geweckte und verfeinerte sittliche Gefühl gegen die Leibeigenschaft in Landwirtschaft und Heer — denn die Gemeinen waren die Leibeigenen des Königs und seiner Stellvertreter, der Officiere — wie auch gegen die barbarische und unwürdige Behandlung dieser Leibeigenen; und gleichzeitig verbreitete sich die in der französischen Revolution wiedergeborene antike Staatsidee, die bald darauf von Fichte und Hegel in eine für Preußen geeignete Form gebracht wurde. Jena hat die neuen Ideen nicht geschaffen, sondern nur den König und die privilegierten Stände davon, sich ihnen zu fügen. Das stand also zunächst fest, daß das Kriegsheer ein Volksheer, das Volk in Waffen sein müsse. Aber auf den Raub an der Volkskraft, wie ihn Napoleon gewissenlos betrieb, konnten sich besonnene Staatsmänner nicht einlassen: nicht von der Frucht seiner Arbeit, sondern von Beute lebte das französische Volk in der napoleonischen Periode, die zuletzt, nach der Himmelsahne aller Männer, nur Weiber, Knaben und Krüppel übrig ließ. Scharnhorsts anerkennungswürdiges Krämpersystem war zwar unmöglich nur ein Nothbehelf: die Beschränkung des Friedensstandes der Armee auf 42.000 Mann durch den Frieden zu Tilsit nöthigte dazu, die Reerulen in wenigen Wochen auszubilden und so in einem Jahre mehrere Jahrgänge durch die Cadres zu jagen; aber damit war zugleich das Schema gegeben, innerhalb dessen allein die allgemeine Wehrpflicht auf die Dauer durchgeführt werden kann: ein Stamm von Berufssoldaten (Officiere und Unterofficiere) und Ausbildung aller wehrfähigen Männer in ganz kurzer Zeit. Hingen wir hinzu, daß die Reerulen und ebenso dann die Reservisten und Landwehrmänner der Idee nach nur in eine nahe Stadt einberufen werden sollen, so haben wir eine Form der allgemeinen Dienstpflicht, die, wenn sie durchgeführt worden wäre, niemals aufhörend auf die Landwirtschaft hätte wirken können, denn sechs Wochen im Spätherbst und vier Wochen zwischen Aussaat und Ernte können die Männer wie die Jünglinge — natürlich nicht alle zugleich — schon abkommen ohne Störung des landwirtschaftlichen Betriebes, und durch den Aufenthalt von ein paar Wochen in der Kreisstadt wird niemand seiner Heimat entfremdet.

Auf diese reine Durchführung der Idee des Volkes in Waffen hat man nun verzichtet, als es galt, nach Beendigung der Befreiungskriege die im Drange der Noth für den Augenblick geschaffene Organisation in eine auf Dauer berechnete überwinden. Napoleon hatte die Kriegskunst aufs höchste angespannt, und jeder Fachmann liebt natürlich seine Kunst. Die Officiere fanden, daß sich mit einem Volksheere das Höchste in der Kriegskunst nicht leisten lasse, und sie verlangten daher Linienlsoldaten, die mindestens drei Jahre in dienen hätten und dadurch wenigstens einigermaßen die militärischen Vorzüge der Berufssoldaten sich aneigneten. Bei dreijähriger Dienstzeit ließ sich aber die allgemeine Dienstpflicht nur sehr unvollkommen durchführen, wenn man die gewerbliche und landwirtschaftliche Arbeit des Volkes nicht empfindlich stören wollte. Der König entschied sich für die Officiere gegen die Anhänger der Idee des reinen Volksheeres, was sich politisch dadurch rechtfertigen ließ, daß Frankreich zum Systems der Berufssoldaten zurückkehren, und ein aus solchen gebildetes Heer, wenn man nur gewisse Fehler der früheren Zeit vermeide, einem reinen Volksheer wahrscheinlich über legen sein werde.

So wurde denn nach in der Zeit von 1815 bis 1862 die Idee der allgemeinen Wehrpflicht nur sehr unvollkommen verwirklicht, indem nur etwa die Hälfte der dienstlauglichen Männer diente. Nach 1848 drängte sich den preußischen Staatsmännern mehr und mehr das Bedürfniß auf, mit der allgemeinen Dienstpflicht Ernst zu machen, ohne daß die berufsmäßige Ausbildung der Soldaten beeinträchtigt würde; sie sollte sogar noch vervollkommnet werden. Erstens rückte die Entscheidung zwischen Preußen und Oesterreich näher, und das kleinere Preußen konnte einem Bunde des größeren Oesterreichs mit den Südstaaten nur gewachsen sein, wenn es auch den letzten dienstlauglichen Mann einstellte. Zweitens fürchtete man die revolutionäre Democratie: den demokratischen Geist sollte der militärische in der dreijährigen Dienstzeit und in dem über diese hinaus noch viele Jahre fortdauernden Militärverhältnis austreiben. Aus 1866 entwickelte sich 1870 und die bekannte europäische Schande ohne Ende, an der jetzt auch noch die Vereinigten Staaten zu drehen anfangen; und die harmlose Democratie wurde von den nicht ganz so harmlosen Socialdemokraten abgelöst. Die Krisis, in die dieser Militarismus den preußischen Bauernstand zu verwickeln droht, ist das erste ernstliche Hinderniß, das sich seinem weiteren Fortschritt entgegenstellt.

Nicht etwa aus Feindschaft gegen das Militär oder aus Abneigung gegen den Krieg hebe ich diesen merkwürdigen Conflict hervor. Es gibt Volksclassen, die mir ehr viel unsympathischer sind als preußische Officiere, und wenn ich auch den Segen des Militärdienstes nicht überschätze, wie die Militärschwärmer, so erkenne ich doch an, daß er für viele junge Leute in einem gewissen beschränkten Sinne eine nützliche Schule ist (die freilich durch andere, zweckmäßigere Veranstaltungen ersetzt werden könnte) und daß er die Aufrechterhaltung der Staatsordnung, die auch eine socialdemokratische Gesellschaft nicht entbehren könnte, erleichert, wo nicht ermöglicht. Denn das Höchste auf Erden ist zwar das Persönlichkeit, aber je gewaltigere Menschenmassen in den bruttgen Großstaaten zusammengepfercht sind, desto mehr beruht die Möglichkeit des Bestandes eines solchen ungeheueren Ganzen darauf, daß die Mehrzahl seinen Höchsten ganz oder theilweise entlagt und williges Maschinenräderchen wird; diese fürs Ganze nothwendige Fügsamkeit der Einzelnen erzeugt nun der Militärdrill. Was aber den Krieg anlangt, so folge ich nicht der Fahne der Frau Bertha. Erstens halte ich den industriellen Concurrenzkampf für weit inhumaner als den Krieg, und zweitens fürchte ich, daß es um die Germanen sammt ihren edlen Eigenschaften geschehen ist, wenn sie nicht in einem großen Kriege die russische Macht brechen und sich die Herrschaft über Osteuropa und Vorderasien sichern.

Aber dieses zweite ist eben nur meine persönliche Schrulle. Von der rechtesten Rechten bis zur linksten Linken sind alle Parteien einstimmig in der Verurtheilung dieser frevelhaften Narrheit, wofür sie sie halten. Alle ohne Ausnahme klatschen Beifall, wenn in der Thronrede der unverwüstliche berühmte Passus über die Erhaltung des Friedens kommt. Wenn aber das, was die Minister aller Staaten die Staatsoberhäupter bei den Kammereröffnungen sagen lassen, ehrlich gemeint und keine Lüge ist, dann ist es nicht wahr, daß die fortschreitende Heeresvermehrung zur Vertheidigung des Vaterlandes gegen einen auswärtigen Feind nothwendig sei. Wenn das Deutsche Reich nicht die Absicht hat, Rußland anzugreifen, dann genügt die Hälfte seiner Armee oder eine Million. Denn mit den jämmerlichen Franzosen würde der vierte Theil unserer Streitmacht fertig; Rußland hat sich zu tief in asiatischen Angelegenheiten eingelassen, um an einen Eroberungskrieg in Europa denken zu können, und wenn jemand das Gerücht verbreiten wollte, Oesterreich beabsichtige einen Eroberungszug über die Sudeten zu unternehmen, so würde er allgemeine Heiterkeit erregen.

Da also das Deutsche Reich die kriegerischen Absichten nicht hegt, die ich für unwünschenswert halte, so ist es nicht wahr, daß die fortschreitende Heeresvermehrung durch Gründe der auswärtigen Politik geboten ist. Vielmehr prägt man bei uns wie in Oesterreich, Italien und Frankreich den Militarismus nur, um die Arbeiterbewegung darnieder zu halten, und um der Industrie, namentlich den Eisenindustriellen zu thun zu geben. Außer der oben ausgesprochenen, die Landwirtschaft betreffenden Frage werden sich die Volksvertretungen noch die folgende zweite vorlegen müssen: ob sich nicht die von den Arbeitern drohende Gefahr verringern und gleichzeitig der Industrie Arbeit verschaffen ließe, wenn man die Ausgaben für's Militär verringerte, die Arbeitereinkommen erhöhte, und so der Production die Kaufkraft gäbe, daß sie statt militärischer Anschaffungsgegenstände mehr Güter zur Befriedigung der Bedürfnisse der Arbeiter schaffe.

Reiße. Karl Jentsch.

Volkswirtschaft und Presse in Oesterreich.

Nach jahrzehntelanger Vernachlässigung unserer wirtschaftlichen Entwicklung, nachdem uns die Concurrenz der anderen Industrieländer auf den wichtigsten Absatzgebieten den König abgelaufen hat, beginnt man endlich gut, wo der Beruf, selbst des ungarischen Marktes doch und die Schaden des altcivilisirlichen „Immer langsam voran . . .“ sich an allen Ecken und Enden spürbar machen, nach den Ursachen unserer ökonomischen Zurückgebliebenheit zu forschen. Die verschiedenen individuellen Gutachten haben die große Schuld der österreichischen Verwaltung deutlich enthüllt und die Regierung zum Eingreifen, zu am Rathe von vielen industrie und gewerbepolitischen Abwegen gewarnt. Nicht dem Steuerdruck und den Cartellen der

Digitized by Google

Bureaukratie wurde, mit Recht, der Mangel an Unternehmungsgeist, der in unseren capitalkräftigen Kreisen vorherrscht, für den allgemeinen wirthschaftlichen Niedergang verantwortlich gemacht. Statt sich jedoch in unfruchtbaren Bedauerungen gegen diesen unbestreitbaren intellectuellen Mangel unseres Unternehmerthums zu ergehen, sollte man die Ursachen jenes geistigen Defects zu ergründen suchen. Beobachtet man unsere Capitalisten minder unternehmungslustig als beispielsweise diejenigen des Deutschen Reiches? Stehen wir denn in intellectueller Beziehung den Deutschen im Reiche um so vieles nach? Bleiben unsere Gelehrten, Techniker, Chemiker, die doch alle aus dem gemeinsamen Quell der Wissenschaften ihre Schöpfen, so weit hinter den deutschen Fachgenossen zurück? Oder sind etwa unsere Capitalisten minder begierig, ihre Capitalien zu vermehren, als die im Nachbarreiche? Keineswegs! An natürlichen Anlagen und an positivem Wissen fehlt es bei uns so wenig wie an dem Wunsche, Geld zu verdienen. Der gewaltige Vorsprung der Deutschen lässt sich hauptsächlich darauf zurückführen, dass sie in wirthschaftlicher Hinsicht viel gebildeter sind als wir Oesterreicher. Doch mangelt es bei uns nicht etwa an der nöthigen Schulbildung, sondern an jenen Anregungen und mannigfachen Belehrungen, die der im praktischen Leben thätige Mensch nicht aus Büchern schöpfen kann, sondern nur in seiner gewissermaßen obligaten Lectüre, in der Tagespresse finden soll. Und damit wären wir bei einer der wundesten Stellen unseres öffentlichen Lebens in Oesterreich angelangt.

Unsere Tagespresse ist sehr reformbedürftig. Das wird jedermann ohne weiteres zugeben, der nicht ausschließlich österreichische, sondern auch auswärtige, vornehmlich deutsche Blätter liest. Der Unterschied zwischen ihnen lässt sich mit zwei Worten ausdrücken: hier Börsenblätter, dort Handelsblätter. Unstreitig ist der wirthschaftliche Theil der meisten unserer Blätter auch angeregt, aber weniger zu Handels- oder Industrieunternehmungen, als vielmehr zu Börseoperationen. Die deutschen gerade umgekehrt. Zu regelmäßigen Rationen verabreichen sie ihren Lesern praktische wirthschaftliche Kenntnisse und erzeugen damit Unternehmer, die unseren hingegen, mit ihren immerwährenden finanziellen Betrachtungen, bloß Spieler. Man schaut bei uns in überlieferte, dass wir jetzt mehr denn je im Zeichen des Weltverkehres stehen. Die Deutschen hingegen lassen sich ausschließlich von diesem Gesichtspunkt leiten. Deshalb findet man in den größeren deutschen Blättern oft gleich drei wirthschaftliche Artikel nebeneinander, während man es bei uns noch immer nicht für angemessen findet, den wirthschaftlichen Fragen mehr Raum zu gönnen als vor zehn oder zwanzig Jahren. Die abenteuren Reden im Parlament, Landtag und Gemeinderath werden ausführlich reproduciert, die belanglosesten Tagesneuigkeiten breitgetreten, wodurch ein kleinstädtischer Klatsch nur allzu eifrig gefördert wird. All das einzuschränken oder womöglich ganz auszuschalten, dafür aber das, was gerade jetzt sehr Noth thäte: die wirthschaftlichen Erörterungen auf eine breitere Grundlage zu stellen und zugleich auf ein höheres Niveau zu heben, daran wird nicht gedacht. Nicht zum geringsten wegen unserer in der bezeichneten Richtung sehr zurückgebliebenen Journalistik stehen wir den Weltereignissen fern; denn im Vergleich zu großen ausländischen Journalen leisen sich die unseren zu wie Provinzblätter. Wenn die großen englischen Blätter aus der ganzen Welt längere Originalberichte bringen, so ist das einfach so, weil England ein Weltreich ist. Der „Temps“ in Paris hilft sich nun damit, dass er fast ausschließlich seinen Mitarbeiter auf eine Weltjubiläumsreise entsendet, wie dies auch manche der größeren deutschen Zeitungen zu thun pflegen. Aber auch minder bedeutende Blätter haben sich allmählich zu einer ziemlich hohen Stufe emporgearbeitet. Nehmen wir als Beispiel die zwar schon sehr alte und auch angesehene, aber immerhin im Vergleich mit der „Frankfurter Zeitung“ oder der „Kölnischen“ in zweiter Reihe stehende „Münchner Allgemeine Zeitung“. Wie sehr hat sich diese in den letzten zwanzig Jahren sowohl inhaltlich verbessert, als auch dem Umfange nach vergrößert! Dieses Blatt brachte zum Beispiel in einem Monat, anlässig vorigen Jahres folgende wirthschaftliche Artikel: „Mobile, Stahl, Eisen“, „Landgewinnung an der deutschen Nordseeküste“, „Der Handel der bedeutendsten Staaten mit Zuckerwaaren“, „Deutsche und irische Arbeiterverhältnisse“, „Zuwachs, Handel und seine volkswirthschaftliche Entwicklung“, „Die Krise der Arbeiterbewegung“, „Aus der Commission für Arbeiterstatistik“, „Gewerbeausstellung Darmstadt bei Aufgebung“, „Russische Finanzen“, „Der Bauernstand in Irland“, „Die Staatsbahnen“, „Aus Australien“, „Ein Rückblick auf das verflossene Jahr“, „Bayerische Schuldentilgungsperiode in alter und neuer Zeit“, „Die Mängel der privaten Versicherungsordnung“, „Zu Handel und Wandel“, „Die Bankfrage in der Schweiz und in Italien“, „Das Gesetz betreffend die Errichtung von Fortbildungsschulen“, „Die Lage der Arbeiter in Deutschland“, „Die Lage der Arbeiter in Frankreich“, „Die Lage der Arbeiter in England“, „Die Lage der Arbeiter in Belgien“, „Die Lage der Arbeiter in Italien“, „Die Lage der Arbeiter in Oesterreich“, „Die Lage der Arbeiter in Ungarn“, „Die Lage der Arbeiter in Russland“, „Die Lage der Arbeiter in Amerika“, „Die Lage der Arbeiter in Australien“, „Die Lage der Arbeiter in Asien“, „Die Lage der Arbeiter in Afrika“, „Die Lage der Arbeiter in Europa

dahn, die nicht ihre eigentliche ist, aber der sie sich mit pflichttreuem Eifer widmen. Sie müssen sie infolge von Krankheiten verlassen, gegen die sie jahrelang mit unermüdlicher Energie ankämpfen, und sie brechen zusammen, gerade als das Glück verstanden zu werden, die Freude des Sieges ihnen entgegenlächeln. Beide sprachen vom Weibe mit jener Bitterkeit, die von einem idealistischen Glauben Zeugnis ablegt, der auf schmerzliche Weise verloren gegangen, und Beiden ist im Leben gewiß die Liebe irgend einmal nahe gewesen, obgleich sie nie gebeichtet, warum sie dann ihren Weg ohne sie weitergingen. Beide waren freundschaftsbedürftige und treue Freunde. Beide kannen sie in ein leidenschaftsverschiedenes Verhältnis zu dem geistig bedeutendsten Manne in ihrem Lande, in eine Freundschaft, in der der Aeltere und Berühmtere zu der Persönlichkeit des Jüngeren aufblickte, Wagner zu Nietzsche, wie Voltaire zu Vauvenargues. Aber glücklicher als Nietzsche starb Vauvenargues, bevor die starke Temperamentsungleichheit, ebenso wie der Unterschied der Gedankentiefe auf das Freundschaftsverhältnis einzuwirken vermochte.

Es hat den Anschein, als hätte Vauvenargues Nietzsche auch in der einzig dastehenden Macht der Persönlichkeit geglichen. Obgleich Vauvenargues im höheren Sinne von seinen militärischen Kameraden unverstanden blieb, brachten ihm diese eine ehrfurchtsvolle Zuneigung entgegen. Seine einfache Herzlichkeit, seine liebenswürdige Natürlichkeit, seine maßvolle Würde, seine absolute Selbstbeherrschung beherrschten und bezauberten sie. Sie erkannten mit Freude seine Ueberlegenheit an und es gelang ihm so, seiner heterogenen Umgebung etwas von seinem Gepräge zu geben; er verwachte es, seine Umgebung durch seine geistige Vornehmheit zu adeln, in derselben Weise wie Nietzsche. So wie dieser war Vauvenargues hinreißend im Gespräch. Einer von Nietzsches Freunden hat mir gesagt, daß, wenn man mit ihm zusammen war, man nicht einmal seine Bücher lesen konnte: sie waren matt und trocken neben der Genialität, mit der er sich im Sprechen gab! Dasselbe soll bei Vauvenargues der Fall gewesen sein. Ein Zeitgenosse schildert den Gedankenaustausch zwischen ihm und Voltaire als das reichste geistige Fest, das man erleben konnte. Vauvenargues' Genie, das andere überwältigte, wandte ihm gleichgestellt mit Voltaire obgleich dieser um zwanzig Jahre älter war. Aber der Altersunterschied wurde ausgeglichen durch Voltaires Ehrfurcht für die Hoheit in Vauvenargues' Persönlichkeit. Sie disputierten, sagt der erwähnte Gewährsmann, aber nie ist ein Meinungsaustausch „mit mehr Esprit, mehr Ehrlichkeit oder mehr Milde geführt worden. Vauvenargues' Bereitsamkeit war ebenso anmuthvoll weise, wie die Voltaires geradezu reich war. Keiner von beiden schmeichelte dem anderen, keiner gab nach; die vollste Freiheit vereinte sich mit der vollsten Harmonie . . . Dieselbe Zärtlichkeit, die Voltaire Vauvenargues im Leben widmete, brachte er seinem Andenken nach dem Tode dar. Hundert Sünden müßten Voltaire vergeben werden um seiner Schilderung Vauvenargues' willen. Vor dieser sieht man mit Voltaires eigener Frage: „Durch welches Wunder besaßest du schon mit fünfundzwanzig Jahren und ohne andere Studienmittel als ein paar Bücher die echte Philosophie und Beredtsamkeit? Wie konntest du es verstehen, unter der Einsicht eines Kindes die Tiefe und Stärke deines Genius zu verbergen! Wie fliegest du so hoch in diesem Jahrhundert der Kleinheit?"

Die letzten Worte scheinen uns nicht gerecht — besonders wenn wir bedenken, daß es Voltaire ist, der sie von der Epoche sagt, die er nach seinem Ebenbilde schuf. Aber als Vauvenargues hervortrat, war es noch nicht Voltaire, der die Seelen beherrschte, sondern der Lebenserfischerungskünstler Fontenelle, er, dem es gelang, hundert Jahre alt zu werden, dadurch, daß er, wie eine geistreiche Dame bemerkte, „sein Herz hat, um am Stiele des Herzens ein zweites Herz!" Er ist es, der mit seiner Anmuth die Philosophie der geistvollen Bernunft formulieret; er, der in seinen „Dialogues des morts" mit so großem Esprit und so kalter Skepsis es versteht, kleinliche Motive hinter den großen Handlungen zu finden, die man bewundert, einen kleinen Zug bei den großen Männern, die man verherrlicht. Er schafft den Cultus des kühlen, wohldagierenden Lebensgenusses, der Lebensleichtigkeit, den Cultus, aus dem die Leidenschaft gleich einer Krankheit verbannt wurde und Verwirrung Ueberschätzlichkeit in allen Lebensverhältnissen. Die Grundbedingung des guten Geschmacks und der Weisheit ward: Vermeidung jedes Genussmöglichkeiten zu hatten, niemals die glatte Galanterie zu Leidenschaft zu vertiefen, niemals die lächerliche Menschenverachtung durch irgend einen Enthusiasmus heilen zu lassen . . . Das war die Lebenskunst, der Fontenelle durch seinen langen Esprit und seine zurückhaltende Liebenswürdigkeit zum Siege verholfen! Und mitten in diesem wohlgepflegten, absenen Wohlbehagen, mit seinen kühlen Philosophengedanken zwischen gelichten Decken, seinen wohlfrisierten Perrunsbildern im Wasserkunste in regelmäßigen Abständen, weht plötzlich ein hoher Seufzt gerade zum Himmel, ein herzlicher Ausbruch einer heißen unterirdischen Quelle!

Man kann sagen, daß Vauvenargues als Todter an dem Abend geboren wurde, als der leidenschaftliche Knabe, im Garten seinem unten in Aix den Plantach [illegible] von einer wilden Begeisterung ergriffen, daß sie wie ein spasmodischer Schmerz wirkte — hinaus ins Freie stürzte, um atmen zu können. Und stundenlang unter den flammenden Sternen des Südens wanderend, fand er doch den Raum eng für seine geweitete Seele, die in dieser Stunde zum Bewußtsein ihrer selbst erwachte.

Zu gleicher Zeit las ein anderer Jüngling daselbe Buch und entzündete daran die Flammen, mit denen er dann eine Epoche besengte und verbrannte. Dieser Jüngling war Rousseau, der seine erste Schrift zehn Jahre, nachdem Vauvenargues 1747, nicht ganz 32 Jahre alt, gestorben war, herausgab. Aber weder hatte Vauvenargues die Gedanken gedacht und die Gefühle von Menschen gefühlt, die Rousseaus Dichtergenie dann zu Fleisch und Blut bei seinen Zeitgenossen machte, während Vauvenargues Adelsnatur sie nur in sich selbst zum Leben erweckte.

Plutarchs Helden hatten in dem jungen Vauvenargues die Gewißheit hervorgerufen: daß nichts im Leben mehr Wert hat als zu — leben! Und leben, das heißt — sagt Vauvenargues — edle Leidenschaft fühlen, seinen Geist zu großen Dingen brauchen, seinem Herzen ein grenzenloses Ziel setzen . . . Aber als der Jüngling sich nach diesem Ziel umsah, da gab es für ihn wie für andere arme junge Edelleute nur die Kirche und die Armee. Er entschied sich für die letztere. Und so lies: er — wenn die Dunkelleidenschaft hervorbricht — zwischen Gemetzeln, im Zelte, am Biwakfeuer, einige Bücher notiert einige Gesichtspunkte, läßt die Wellen des Gedankens von verschiedenen Winden treiben und sie schließlich in der Form von Maximen kristallisieren. Als seine immer schwache Gesundheit durch das Lagerleben und sein immer schwaches Gesicht durch die Posten ganz gerichtet wurden, — erst wollender er — ein einzig kalten, dunklen Zimmer umgeben von Unbehagen, arm, halbblind, mit offenen Wunden, an der Lungenschwindsucht sterbend — seine Pensées et Maximes, die er das Jahr vor seinem Tode herausgibt, ein Buch, das sein einziges blieb, aber dennoch hinreichte, um seinem Verfasser jenes Leben nach dem Tode zu geben, von dem er schon über den Blättern seines Plutarch träumte! Vauvenargues bemerkt, daß die meisten Schriftsteller ihr Leben damit verbringen, das niederzuschreiben, was sie nicht meinen, weil sie nichts den Muth haben, es zu leben, was sie sind, wie sie fühlen. Er selbst hat jedoch in seinem Buch den seinsten Mut, einer auserlesenen Seele gegeben: ein Buch, reich an concentriertem Gedankenstoff, heiß von wortlarger Glut, schön durch die einer stolzen Natur eigene zurückhaltende Weise, gefallen zu wollen.

Es ist ein wunderlicher, aber schöner Anblick, wie Voltaire, ein anderer Johannes, Vauvenargues grüßt, als den, der kommen soll! Noch als Vauvenargues lebte, schrieb Voltaire an ihn: „Unsere Zeit verdient Sie nicht, aber heilst Sie, und ich bin der Natur dankbar dafür. Sie sind der Mann, auf den ich nicht zu hoffen gewagt, Sie, der Sie unserer Zeit Gedanken geben, doch über ihrer Höhe . . . Und nachdem Vauvenargues gestorben ist, sagt Voltaire seinen Zeitgenossen gerade ins Gesicht, daß dieser seltene Mensch seiner ganzen Zeit überlegen war, daß er einer anderen Race angehörte, und ein von allem Parteisinn vollkommen befreiter Geist war. Vauvenargues kennzeichnet sich selbst, sagt Voltaire, durch drei seiner eigenen Gedanken. Und mit dem Verständnis der echten Sympathie hat Voltaire gerade das Centrale bei Vauvenargues herausgefunden, wenn er seine Charakteristik in folgenden Aeußerungen gibt: unser Verstand betrügt uns häufiger als unser Gemüt; die großen Gedanken kommen aus dem Herzen; die Leidenschaft veranlaßt allerdings mehr Fehler als die Reiferen, aber aus denselben Grunde, aus dem der Heroismus mehr Fehler begeht, als der einzelne Mitbürger . . .

Schon aus diesen Aeußerungen ahnt man, welcher Art die Gedanken sind, die Vauvenargues' Zeit nach nicht laßen konnte. Will man sie mit anderen Worten bezeichnen, so waren sie die Idee der Lebensbejahung und die Idee vom Wahrthum der Seele oder der Entstehung des Ueberwundenen.

Vauvenargues hat selbst gesagt, daß „alle Demonstrationen nur dazu da sind, den Verstand die Dinge mit derselben Gewißheit ein sehen zu laßen, die sie schon laus Herz haben". Und die reine Wärme des Herzens ist es, die auch heute durch Vauvenargues' Demonstrationen ein und ihnen den inneren heißen Laut gibt, der sie so wertvollen von denen der übrigen französischen Moralisten macht, Pascal ausgenommen. Aber wenn Pascals und Vauvenargues' Temperament dieselbe Intensität haben, so ist ein Abgrund zwischen ihren Gedanken welt. Das tiefschürfende Zahlbundenes trennt sich. Anerkennung der menschlichen Natur und des Lebens war Vauvenargues eben so selbstverständlich, wie die Verneinung derselben Lebensgrundgesetze seiner einzigen Zeit und beider sind ihm so fremd, als hätte er am Ende unseres Jahrhunderts gelebt. Er sagt: nach „Menschen und Ziele, nicht blos mit Esprit", die wollte man [illegible] kann er „großen Helden, nach Helden, nach Tugenden". Auch [illegible] man Pascal [illegible] der von [illegible] Lebensverachtung [illegible] Vauvenargues' [illegible] Leben [illegible] [illegible] und zu Zeiten [illegible] [illegible] [illegible]

der Erlösung und der Heiligung tiefe Seelen ausfüllten, setzt er seinen schönen heidnischen Glauben an die Menschennatur und ihre unendlichen Quellen entgegen. Aber der Enthusiast ist auch ein Philosoph, und wie St. Beuve bemerkt, zeigt sich Vauvenargues als echter Philosoph dadurch, dass er die Grundprincipien selbst untersucht und dass es sein Bestreben ist, nicht bei der Analyse stehen zu bleiben wie Larochefoucauld oder La Bruyère, sondern zur Synthese vorzudringen, eine Gesichtsauffassung des Daseins zu finden.

Vauvenargues' Auffassung des Menschen — den er von Natur aus weder für tugendhaft, noch für geistlen ansieht — ist nicht nur tiefer als die seiner Zeit, sondern sie bewegt sich auch nach einer ganz anderen Richtung. Sein Denken ist im vollsten Sinne frei, ohne Voraussetzungen irgend einer religiösen oder philosophischen Doctrin. Er hatte nie eine Zeile von Spinoza gelesen — er hatte überhaupt so wenig gelesen, als viel gedacht — und doch gelangt er durch ganz dieselbe charakteristische Beweisführung, wie der Spinoza die Unfreiheit des Willens aufdeckt, zu derselben Schlussfolgerung. „Wir wähnen uns frei," sagt er, „weil wir die Motive nicht kennen, die uns zum Handeln treiben. Aber unser Wille ist nur der Zeiger auf dem Zifferblatt, der die Stunden angibt und das Schlagwerk in Bewegung setzt .... Ueber unsere Handlungen können wir nicht Herr sein, weil wir nicht Herr über unser Wesen sind .... Die moralische Welt kann daher nicht die Welt der Freiheit sein, aber sie ist die des Herzens ...." Hier entwickelt Vauvenargues den deterministischen Indeterminismus, nach welchem des Standpunkt ist, freilich nicht unangreifbar vom Gesichtspunkte der logischen Consequenz, aber desto fruchtbarer aus dem der Lebensweisheit. Vauvenargues' Gedankengang ist dieser: Gerade weil der Wille von unserem Wesen bestimmt wird, das will sagen, in erster Hand von unserem Verlangen, unseren Instincten und Leidenschaften, gilt es vor allem dieses Gebiet zu erforschen und zu veredeln. Unsere Handlungen hängen von unseren Impulsen ab, von den Motiven, die am stärksten sind. Es muss also das Ziel unserer Erziehung und Selbsterziehung sein, zu trachten, solche Eingebungen zu suchen, solche Gewohnheiten auszubilden, solche Gefühle zu steigern und mit solchen Gedanken umzugehen, welch dann stark wirkende Motive für unsere Handlungen werden: große Motive, die die kleinen besiegen können .... Das größte Motiv ist das allgemeine Beste, und dieses unserem eigenen vorzuziehen war — nach Vauvenargues — die oberste Tugend. Er, wie Moliere vor ihm und Rabelais mit seinem „Fais ce que voudras" — vor Molière, war überzeugt, dass der freisich Edelgeborene sein Sittengesetz in sich trage. „Große Seelen," sagt Vauvenargues, „finden in sich selbst einen größeren Theil der äußeren Dinge. Sie brauchen weder zu leiden, noch zu reisen, noch zu arbeiten, um die höchsten Wahrheiten zu entdecken: sie brauchen sich nur hinabzuneigen in sich selbst! .... Die kleinen Seelen hingegen finden nichts, denn ihre eigenen Seelen sind leer, ihre eigenen Herzen enge." Vauvenargues begegnet dem gewöhnlichen Einwand gegen den Determinismus — dass er den Unterschied zwischen Tugend und Laster verwische — mit der Frage: „Ist die Gesundheit nun und Krankheit weniger gesund, weil sie ist die Krankheit und Hässlichkeit weniger krank und hässlich, weil sie unwillkürlich sind? Gerade das macht erst das Laster wirklich furchtbar und die Tugend wirklich herrlich, dass sie nothwendig und naturbestimmt sind." La Rochefoucaulds Behauptung, die Triebfeder aller Handlungen sei die Selbstsucht, und nur die ganz selbstlose Handlung könne gut genannt werden, begegnet Vauvenargues mit dem erschöpfenden Argument: „Hat man denn nicht das Recht, sich selbst zu lieben? Wird die Handlung weniger gut, weil wir sie mit Freude ausführen?" Vauvenargues hasst die Lehre, dass man seiner Natur Gewalt anthun müsse, um tugendhaft zu sein, und dass man den Genuss gleich einer Sünde verpönen solle. Für ihn ist im Gegentheil „le plaisir le signe intérieure du bien". Für ihn ist die Liebe zu unserem Dasein das Grundprincip des Lebens, aus dem sich alles erklärt. Das Gefühl der Vollkommenheit — das Auslangsein — ist der Antrieb, jenes Egoismus, dessen Verschlingung Vauvenargues darlegt und den er als das Lebensprincip selbst ansieht. Diese gesunde Anschauung ist es, die für seine Zeit wolltig neu war — weil man sich mit Larochefoucauld gewöhnt hatte, diesen Egoismus mit „Amour propre" zu verwechseln — während der Egoismus in diesem reinen Sinn ebenso unentbehrlich für unser Dasein ist wie das Blut. Aus diesem seinem großen Grundprincip — unserer Liebe zu unserem Dasein — bewies Vauvenargues die unentbehrlichkeit der Leidenschaft fürs Leben. Aus der Leidenschaft, sagt er, stammen alle großen Thaten, alle großen Gedanken, alles große Genie. Und je tiefer die Seele ist, desto größer und ihre Leidenschaften: beide Freude und dadurch Qual finden keinen Raum in mittelmäßigen Seelen, und die größte Seelenstärke besteht nur weniger als die Schwäche unserer Seelen. Die Leidenschaft lässt sich nicht von unserem Wesen trennen, denn sie ist ihm Grund, seine Substanz selbst. Die Philosophie oder Religion, die die Leidenschaft austreiben will, gleicht dem Unsinnigen, der die beim Wirbinger des Staates anstrebt, den es unmöglich will. Die Leidenschaftslosigkeit ist die Todesähnlichkeit .... Der erleuchtetste Verstand gibt uns keine Handlungskraft: diese kommt nur aus der Leidenschaft oder aus dem Instinct: und ohne Instinct kann man nicht einmal eine so einfache Sache, wie ein Huhn zu braten, gut ausführen! Mit der Fähigkeit starker Seelen zu starker Leidenschaft geht es Hand in Hand, dass auch ihre Verbrechen große Dimensionen erhalten. Aber selbst wenn die Handlung ein Verbrechen wird, ist doch das Handeln das Größte von allem. Und nicht weil wir bessere Menschen sind, besitzen wir nicht länger das Uebermaß der Vorzeit in Bösen, sondern weil wir zu schwach sind, um selbst im Laster anders als mittelmäßig zu sein — „und dieses," sagt Vauvenargues, „siehe ich sowohl nach meinem Geschmack als nach meinem Gefühl vor." Das heißt, wenn es bedeutend ist, aber das trifft freilich nicht immer zu, „es gibt im Gegentheil unendlich viele bedeutungslose Laster, ebenso wie bedeutungslose Tugenden ...." Vauvenargues' Vorliebe für das Laster war übrigens nur theoretisch, denn zu seiner wirklichen Lebensweise machte er die Mahnung, die er an sich selbst wie an andere richtete: „Lasst uns vor allem versuchen, menschlich zu sein, gut zu sein; lasst uns unsere Seele beherrschen, sie von ungerechter Bitterkeit befreien und milde sein, „autant que cela est en nous!" Vauvenargues suchte nämlich seine heiden Anlagen herauszuarbeiten, aber nicht seine Natur zu übertreffen. Denn er wusste, das dies nicht gelingen kann, „weil die Natur im Wesen jedes Menschen ihren Weg vorgezeichnet hat .... Verstehe die Natur, vervollkommne deine Seele, aber ändere nicht, dass du dieses Ziel dadurch erreichst, dass du deine Natur Einflüssen überantwortest, die derselben entgegengesetzt sind. Schaffe dir keine Instincte, die deiner Originalität widerstreiten! Lasche deinem ganzen Ich — aber vergiss nicht, dass unsere natürlichen Neigungen immer die stärksten sind, unsere erworbenen hingegen zugleich vollkommener und unvollkommener .... Erinnere dich vor allem, dass der, welcher aus Angst zu fehlen, nicht zu handeln wagt, den größten aller Fehler begeht, denn er beraubt sich der Erfahrung. Nur der, welcher zu irren wagt, kann seine Seele für große Thaten bilden. Und überdies, wer alles leiden kann, kann auch alles wagen! Die größten Fehler werden von jenen begangen, die bloß aus Ueberlegung handeln .... Die nützliche und banale Politik ist die, welche sich immer für den augenblicklichen Nutzen entscheidet, und das Sichere für das Unsichere nimmt .... Die Leidenschaft gibt uns kühnere Ziele als die Reflexion, aber auch größere Stärke, sie zu erreichen .... Ueber seine Natur hinaus kann niemand gehen, und doch denken die meisten, wenn sie ihre Pläne entwerfen, nur an die Verstärkung, nicht an ihre Ausdehnung. Aber, obgleich aus der Tiefe dieser die wirklichen Schwierigkeiten kommen müssen .... Um große Dinge zu vollführen, müssen wir so leben, als sollten wir niemals sterben. Es gibt darum keinen Gedanken, der uns mehr um unser Dasein betrügt und unsere Lebensenergie schwerer hemmt, als die Lehre der Kirche, man möge so leben, als sollte man jeden Tag sterben ...." Die Selbsterhaltung ist also nicht der Sinn des Lebens, sondern Liebe zum Leben. Und diese Liebe entsteht, meint Vauvenargues, „durch Kraft in der Leidenschaft, Energie in den Sitten, größere Regungen der Seele, mehr Intensität des Charakters ... pflege darum deinen Enthusiasmus, sei überqualleud großmüthig: habe Seele! Stärke deine Seele mit allen Mitteln! Zwinge deinen Sinn weg von kleinen Dingen, kleinen Gedanken, kleinen Zielen: verhehle nicht, aus Furcht verlacht zu werden, deine tiefsten, nachhaltigsten, besten Gefühle ...."

Wenn Vauvenargues gleich Nietzsche nach Goethe gelebt hätte, wurde er vielleicht auch seine Lebensregel so wie die Nietzsches sich in die Goetheische Mahnung zusammenfassen lassen: Sich des Hafens zu entwehren und im Gewässen, Gewagten, Schonen resolut zu leben! Vauvenargues' ganzes Dasein ist ein einziges bewusstes, unablässiges Streben nach dieser Richtung. Ganz seine höchsten Möglichkeiten zu erreichen — dieser Cult des echten Individualismus ist der seine. Dies macht ihn so kühn, so tief, so stark in seinem Denken, seinen Fühlen, seiner Gewissensstrenge. Er kennt seine Grenzen und überschreitet sie nicht, obgleich er sie erweitert. Man fühlt, dass es eine Natur von Feuer, Blut, aber auch von Eis ist, die sich selbst so ihnlbert: „Leidenschaftlich, heftig und rasch, ein Gefühl in seinen Wegeinen zu verkehren; übertrieben, unverständlich; kann nicht in der Zudifferenz leben, muhlos in Zielen wie in Empfindungen: adelt die Dinge gering, die er nicht anstrebt oder bewundert: ohne Unterseie für alles, das ihn nicht leidenschaftlich ergreift, in einem Augen blick ein ganzes Gefühl erschöpfend." Gerade weil Vauvenargues weiß, dass er mit dieser Natur hart und rücksichtslos werden kann, „recht es alle die Leidenschaften, die ihn menschlicher, edelmüthiger machen," und ganz gewiss würdig er aus Erfahrung das schöne Wort aus: „Der Großmüthige fühlt anderer Leiden so, als wäre er selbst schuld daran!"

Aus dieser sowie vielen anderen Aeußerungen scheint hervorzugehen, dass Vauvenargues auch das mit Nietzsche gemeinsam hatte, dass bei beiden das Mitleid Instinct war — bei Nietzsche ein in dem Grade starker Instinct, dass er, um ihm in sich selbst zu bekämpfen, in das unwahrscheinlichste seiner Paradoxe wandelte; die Verachtung

Digitized by Google

des Mitleids. Bauvenargues hatte jedoch eine noch ausgesprochenere Aehnlichkeit mit Nietzsche, in seiner klaren Einsicht der Nothwendigkeit des Leidens. Bauvenargues' Denken ist zum Beispiel darin mit dem Nietzsches identisch, dass die Natur nichts von Gleichheit weiß; ihr unbeirrtbares Gebot ist Ueber- und Unterordnung, und darum hat die Natur den Menschen auch nicht zur Unabhängigkeit geschaffen . . . Der Starke soll über den Schwachen herrschen, das ist das unverrückbar allgemeinste und bedeutungsvollste Gesetz der Natur . . . Da alle Theile einer Einheit sind und das Gesetz dieser Einheit die Nothwendigkeit, besteht die Größe des Menschen darin, sich den Dingen zu unterwerfen, insoweit er nicht die Dinge sich unterwerfen kann. Das Bewusstsein der Nothwendigkeit lindert mehr Qualen als die Vernunft . . . Das Verzweifeln ist der schlimmste unserer Irrthümer . . .“ Bei Bauvenargues wie bei Nietzsche war dieser Fatalismus ein Ausdruck für die strahlende Lebensbejahung. Unter ebenso schweren, ja unter schwereren Prüfungen standen Bauvenargues seinen armen kalt, denn während dieses jahrelangen langsamen Todeskampfes trug er mit stolzer, verschwiegener Selbständigkeit alle Leiden der Armuth und Krankheit und vor allem die schwerste Bitterkeit des Todesgedankens: das Lebenswerk verlassen zu müssen, das er eben begonnen und das ihm schon jenen Ruhm verheißen, den er „schöner fand, als der Morgenröthe ersten Schein“. Seine Freunde wurden nicht Zeugen eines einzigen Augenblickes der Schwäche und Voltaire konnte mit Fug sagen: „Dieser Tod war der eines Helden!“

Vor mir steht Bauvenargues' zeitliches Bild wie die von Klinger geschaffene Jünglingsgestalt, die, nackt draußen auf der Erde unter Unwetterwolken, die jungen siegesgewohnten Arme, die jungen siegesgewissen Augen zum Himmel erhebt, während er gegen alle gewaltigen, vernichtenden Mächte um sich die ganze innere Macht seines eigenen Wesens stellt, mit dem Ausruf: Und doch! Bauvenargues' hehre, kein ganzes Leben in dem Kampfesraunch und Siegesjubel dieser Liebe zum Leben. Allem zum Trotz war es ihm gelungen mit einer solchen Intensität zu leben, dass er im Bahrheit sagen konnte, er „wollte seine Leiden nicht für alle Erfolge eines schwachen Menschen eintauschen . . .“ Wer seine Seele zu dieser Potenz vergrößert hat, der ist ein ewiges Wesen, mag er nun kurz oder lange gelebt haben. Und Bauvenargues musste die Hoheit seiner eigenen Seele zu der seines Denkens legen, um schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts sich zu der Idee erheben zu können, die seine Mitwelt damals noch nicht ahnte und die unsere Zeit noch nicht erfasst hat, die Idee von der Selbstherrlichkeit des Menschen. Diese Idee hatte schon bei Bauvenargues die Zudringlichkeit einer Religion erhalten, oder richtiger gesagt: sie war die neue Religion, in die man nur durch Selbstvertiefung eindringt und deren einziger Gottesdienst die Erweiterung der eigenen Seele ist.

Aufruhr der Weiber — Weibliche Schönheit.

Bei der großen Masse literarischer und halbliterarischer Produktion, die oft mit einem naheliegenden und trivialen, aber zutreffenden Bild einer Ueberschwemmung verglichen wird, ist es klar, dass selbst dem aufmerksamsten Bibliophilen jedes Gefühl des Zusammenhanges abhanden kommt, selbst dort, wo rein äußerliche Umstände Rubriken schaffen. Der wirkliche Freund der Literatur verliert überhaupt bald das Interesse an der Rette jener gleichmäßigen Erscheinungen, welche mehr die Neugierde und oberflächlich künstlerische Bedürfnisse befriedigen, als sie eine Nahrung der Seele bilden. Ihn fesselt mehr und mehr die Peripetie, ihn ergötzt das Finden historischer Zusammenhänge und das Bewusstsein, die ganze verwirrende Maschinerie bunter Schicksale gleichsam gesetzmäßig nach ewig gleichen Linien sich vollziehen zu sehen. Ein ernsthafter Mensch kann nicht dauernd Freude an belletristischer Literatur finden, und wider seinen Wunsch sieht er sich der zeitgenössischen Dichtung gegenüber zu einem Misstrauen verpflichtet, das seine Ursache in dem Erstaunen von den großen Schwindlern hat, die still und unwiderstehlich ganz bestimmte Ideale in ihm aufgerichtet haben. Das klingt reactionär, aber für den bloßen Liebhaber der Kunst gibt es keine Action. Fremde Kämpfe erregen, wenn man nicht Partei ist. Und wie sollte das unheimliche Auf und Ab der zeitgenössischen Literatur nicht ermüden, die vielen Schreie, die unaufhört im allgemeinen Getöse verhallen, das verzweifelte und brutale Ringen, das Aufgebot erheuchelter Autorität, der billige Prunk der Mittelmäßigkeit, die beängstigende Verlogenheit der Bahrheitsapostel, die epileptischen Krämpfe der Schönheitsucht, in die Naturlichkeit der Natürlichen und in der Zorn der Zornigen? Das ganze Bild des aufregenden Getümmels erweckt die Vision eines Schlachtfeldes, schwarz von Tinte, mit Kämpfern, welche Tinte schwingen und durre Zeitungsfähnchen schwenken. Um Hekuba.

Eine Armee von Federn ist gegenwärtig damit beschäftigt, die sogenannte „Frauenfrage“ ins Klare zu bringen. Denn was es eine Judenfrage gibt, gibt es eine Frauenfrage. Dinge, die kein Mensch in tieferer Art betrachtet, sondern jeder sagt und antwortet sich gleichsam oft mit der Frage selbst, und er zeigt sich dann voll ständig zufriedengestellt. Das ist nun bald wie mit gewissen Thüren, die nie geschlossen werden, und Schloss und Angeln verrosten. Es ist vielleicht sehr amüsant für die Frauen, dass es eine Frauenfrage gibt, umso mehr, da sie eine Männerantwort darauf verschmähen Aber, — um ehrlich zu sein, darf man nicht witzig sein. Ein Wortspiel ist zu wenig für diese inneren Revolutionen. Mehr als je sind jetzt die Frauen in Schlagkraft, das was sie wollen oder was sie zu wollen glauben, öffentlich zu manifestieren, und vor Stimmen hört man keine Stimme. Wie viele sind da, die mit weit offenem Mund schallende Lehren verkünden, aber wer schreit, der lügt. Die Wahrheit war immer nur bei den Schweigenden, und wenn sie gezeigt werden soll, muss sie ein Künstler formen. Ich erinnere an das wundervolle Buch der Emmy von Egidy, *) welches, glaube ich, das einzige wahrhafte Frauenbuch der letzten Jahre ist. Dort ist nichts Frage, sondern alles Antwort, nichts Wort, sondern alles Bild.

Jetzt ist wieder ein Buch erschienen, das einen fantastischen und grellen Titel führt, das kein Künstler, sondern ein Tendenzwerk sein will. Es ist von Elsa Asenijeff und heißt: Aufruhr der Weiber oder das dritte Geschlecht.**) Unter dem „dritten Geschlecht“ versteht die Verfasserin jene Frauen, die sich freiwillig der „Herrschaft des Mannes“ entziehen, um männlichen Schaffensgebieten sich zu nähern und den eigentlichen Beruf des Weibes, Mutter zu werden, vernachlässigen: Emancipation, wie das treffliche Wort heißt, ist ihr gleichbedeutend mit einem „Aufruhr“. Dies ist in Kürze die Idee, aus welcher die 180 Seiten des sophistischen Streitschrift hervorgegangen sind. Schreiend wie der Titel ist das ganze Buch. Es ist, als sei es unter beständigem Augenrollen geschrieben. Mit einer Pathetik, die sich an Nietzsche genährt hat, verbindet es eine rührende Vernachlässigung des Stils und eine gewisse krachende Freude an Banalitäten, die etwas ermüdend wirkt. Was Frau Asenijeff will, ist gewiss sehr vernünftig und gut, aber sie macht ein wenig den Eindruck eines Theaterbesuchers, der während einer Vorstellung des weißen Rößls unaufhörlich den Nachbarn zuruft: Shakespeare ist doch ein großer Dichter, doch ein großer Dichter! Alles ist gut, was zweckdienlich ist; aber wenn einer, dem man ein Butterbrot geschoben hat, bleichen Angesichts Modio scheit, wird niemand auf den Gedanken kommen, ihm das Butterbrot zu ersetzen. Es finden sich feine Bemerkungen in dem Buch, die, ohne Pedal gebracht, noch viel feiner wären. Man kann ein geistreiches Aperçu, auch im Gespräch, gleichsam hinhauchen und jeder wird instinktiv daran nippen; breit und um seiner selbst willen vorgetragen ist es ein unbewusster Blick. „Klage, o Weib, nicht zu sehr den Mann an; du hast ihn geboren, du konntest ihn verderben, so lange er noch in deines Lebens Wiege ruht, umkost von den Wellen deines Blutes“, sagt Frau Asenijeff. Nur wer eine kleine Sache zu verrichten hat, wählt so große Worte, an denen förmlich Gedankenüberweis klebt. Manches ist direct Nietzsche nachgeschrieben, wie das Aphorismus von der gebrochenen Ehe: manches wirkt wie Parodie in seiner seltsam keuchenden Banalität. An dem ganzen Bande befindet sich kaum ein natürlicher Satz, der anspruchslos allein der Sache diente und nicht auch einer persönlichen Pose. Und um der Sache willen sei all dies constatiert.

In einem merkwürdigen unterirdischen Zusammenhange mit diesem Buche steht ein anderes, populär und wissenschaftlich gefärbtes: „Die Schönheit des weiblichen Körpers“ von Dr. C. H. Stratz.***) Das Werk ist den Müttern, Aerzten und Künstlern gewidmet, verbreitet sich eingehend über den Schönheitsbegriff in Literatur und Kunst, über die Proportionslehre, Kanonisis von Geschlecht und Lebensalter, von Rassen und Völkern, und bietet ein reichen Körpertheile und gibt zahlreiche erläuternde Illustrationen. Es ist in einem klaren und etwas pedantischen Stil geschrieben, der wenig an die Phantasie appelliert, aber oft ein fühl instinmen des Urtheil abnöthigt. Das Buch hat einen durchaus pädagogischen Wert in seiner nüchternen Deutlichkeit: man braucht kein Freund populär-wissenschaftlicher Schriften zu sein, um dieser trotzdem eine Ausnahmezeichnung einzuräumen. Doch etwas gelehrtenhaft zieht der Autor den Schluss, durch seine Arbeit „zu einer Normalgestalt, zu einem Schönheitsideal“ gelangen zu können. Frau Aerzte und Mutter mögen die beiden Begriffe identisch sein: für Künstler nicht. Jedes Ideal ist es zuletzt dadurch, dass es der Deutlichkeit der Umrisse entzogen ist. Unsere Ideale sind auch nicht mehr solche rein sinnlicher Art, denn wir leben nicht in einer Renaissance, sondern in einer Decadenceepoche. Nicht nur der von Fehlern tiefe Körper ist uns schon Ueberanstrengung auf der einen, dumpfe Schwunkh auf der anderen Seite haben uns von zarteren Bildern trennen lassen und jede Erfüllung war eigentlich eine Entäuschung unserer Seele vom Ideal. Denn wir haben ja die „Seele“ entdeckt, diese moderne Seele, die es liebt, die Schönheitsideale unserer Sinne zu corrigieren.

Frau Elsa Asenijeff sollte aber dieses einfache Buch leisen. Sie wurde erwähnen, dass ihre schwache Kraftunterstützung zur Schwäche im Stromumfluss ist. Man entdeckt nicht neue Länder, wenn man mit den Händen gegen den Horizont tastet. Es war auch nicht so be

*) Emmy von Egidy, Aphorismen und Betrachtungen.
**) Elsa Asenijeff, Aufruhr der Weiber. Berlin, Fontane & Comp.
***) Stuttgart, Ferdinand Enke.

Digitized by Google

beutungsvoll, dies heisere Menetekel vom dritten Geschlecht zu rufen. Natur und Schicksal gehen ihren unerbittlichen Gang. Wer zerstampft wird, war nicht zum König bestimmt.

Jakob Wassermann.

Secession.

(Zur dritten Kunstausstellung der „Vereinigung bildender Künstler Oesterreichs“.)

Ich vermuthe, das nach uns eine Zeit grösser Menschen kommen wird; diese sollen wir bereiten helfen. Das mag der Sinn unseres wunderlichen Wesens sein. Sie bereiten helfen, indem wir nicht ablassen, so neue Wünsche und so heilige Forderungen aufzuregen, dass sie nicht mehr zu beschwichtigen sind. Niemals ist eine solche Sehnsucht nach einem freien und wahrhaften und heroischen Leben unter den Menschen gewesen. Sie schütteln sich, sie ringen die Hände, sie sind zum äussersten entschlossen. Das ist vielleicht der ganze Inhalt dieser Zeit, das durch sie das alte Leben den Menschen unerträglich geworden ist. Jetzt sind sie auf das höchste gespannt und werden sich nicht mehr beruhigen können. An Ende werden wir freilich immer nur gefordert haben, wir aus dieser Zeit. Aber dieses ungeheure, ja bedrohende Fordern ist eine That gewesen. Wir Monumente stellen wir unsere Begierden hin. Unsere ihnen strengen und das grösste gebietenden Blicken wachsen die Nächsten auf. An ihnen wird es sein, uns zu genügen: sie lösen unsere Worte ein.

So sind auch die Werke eines jeden von uns anzuziehen: als grosse Forderungen. Man klagt uns an, dass wir uns vermessen und doch unserem eigenen Willen nicht gewachsen sind, keiner von uns. Aber wer hätte das nicht selbst gefühlt? Wer von uns hätte nicht, wie Klinger einmal sagt, über den „ganzen Jammer der lächerlichen Kleinheit des kläglichen Geschöpfes im ewigen Kampfe zwischen Wollen und Können“ bei sich geklagt? Nur sicht uns das nicht an, denn wir empfinden, dass es nicht an uns ist, zu geben, sondern zu fordern. Dazu sind wir geschickt worden. Jedes Leben, das einer von uns lebt, ist wie eine blosse Skizze, ein erster Entwurf oder ein Modell eines späteren Lebens, das erst kommen wird. Dieses wird das unsere ausführen. Wir haben hoffnungen aus uns Figurinen für die nächsten Menschen gemacht, diese werden uns erst ins Grosse und ins Lebendige übertragen müssen. Solche Figurinen sind wir alle und wie eine solche Figurine eines kommenden Lebens ist mir auch immer das Thun von Max Klinger erschienen: es hat den Künstler der Zukunft entworfen, nach dem wir uns sehnen, jenen gelassen Gewaltigen einer neuen Renaissance, der auf dem wüsten Boege steht, alle Leidenschaften gebändigt, alle Geheimnisse vernommen hat und nun mit ungeheurer Stimme in den Tumult der Menschen ruft, der Herr aller Künste und Kräfte, zu diesen mit Worten, zu jenen durch Gestalten, zu jedem in seiner Sprache und immer gleich mächtig redend, Städte bauend, Völker geleitend und über alles mit milder Weisheit gebietend. Das wird wohl die Bedeutung seines unruhigen, fruchtbaren, einsam immer vorlangenden Lebens sein. Aber so vehement es in seiner scheuen und ungeduldigen Schonheit ist, es ist eben doch nur eine Figurine, wie eine Chiffre. Es wird erst einer kommen müssen, der es erfüllen soll: einer, der dasselbe will und es auch kann. Aber der hätte ohne ihn nie kommen können. Er wird sein Geschöpf sein.

Ein Leben, das so im grossen strebt und sich zur Zukunft wendet, soll man mit Dank betrachten. Es gilt im ganzen, nicht durch das einzelne, nicht durch Besitz oder eines Werk, das man später erst verstehen wird, wenn es einst, durch den Kommenden, in Erfüllung gegangen ist. Auf ihn weist Klinger hin und er macht uns nach ihm verlangen. Das ist sein Amt. Was das es dabei zu sagen, ob er malen kann? Ich bekenne, dass ich mich um seinen „Christus im Olymp“ bemüht habe, aber er hat auf mich nicht wirken wollen. Ich bin gesichen und habe gewartet, aber es ist nicht gekommen, es haben sich immer nur Gedanken gerecht, ich habe nichts empfinden können. Es geschieht mir bei seinen Werken immer, dass ich erst von ihnen weg sein muss, ein in der Ferne, ein in der Erinnerung steigen sie nachträglich an und lassen sich vernehmen, in ihrer Nähe vermag ich nichts zu spuren.

Man hat gesagt, dass er kein Maler ist. Aber er denkt doch Gestalten durch also, ist uns das nicht genug? Aber, hat man gesagt, dann sind wir ja wieder beim alten Carton der Akademie angekommen, bei jenen „Manchen“, die auch nur selbst nicht malen können, wenn die Gedanken beieinander wären. Und man hat Manches gethan! Da stellt man Doch nicht Gedanken und Gestalten auseinander, um sie nun wieder mühsam zusammenzubringen, sondern es ist, wenn ein Maler mit der ganzen Gedanklichkeit malt, als wenn er mit Worten arbeitet und dasselbe Problem kennt, dem Sprache entgegenstehe und das ihn Doch, wie das sprachliche Material den Dichter, zum Malen zwingt. Das scheint bei Klinger in den Zeichnungen in den Vordergrund zu treten. Das er ein Maler ist, das ist ihm ja nicht erst gesagt worden. Das Christusthema ist ja nicht so hart, dass es dem Maler Pein in seinem Stoff, den er suchte, sein müsste. Es ist einmal so, dass der Maler in seinem Material Denkt, der Dichter in Worten. Der Maler Klinger hat das Christusthema gewählt, weil es ihn zu Farben und Formen zwingt, die Gedanken zu sehen, zu kosten, zu küssen verlangt. Er wird den Christen nicht los, der sich mit schmachtender Seele aus der Erde strecken will. Er kann nicht entsagen wie der Christ, denn in ihm schreit es nach der Pracht und nach der Lust des Lebens. Er kann nicht geniessen wie der Heide, denn in ihm sehnt es sich aus der Noth des Lebens weg. So hat er gelitt, dass wir uns wieder in diesem nach in jenem mehr beruhigen können, im Heidenthum nicht, weil unsere Seelen wach geworden sind, im Christenthum nicht, weil unsere Sinne nicht vergessen können, und dass wir darum hinaus müssen, aus beiden hinaus und in ein neues Leben hinein, das jene wie zwei schöne Tafeln lieber Vergangenheiten ehren mag, aber sich sein eigenes Gesetz bilden, nach sich selbst seine eigenen Götter schaffen wird.

Wie oft rufen wir uns selber zu: Seien wir doch einfach wieder Heiden! Warum sind wir es dann nicht? Darauf antwortet hier Klinger durch die Gestalt seiner Psyche, die vor Christus auf die Knie sinkt. Erinnern wir uns, dass Sokrates einen „Dämon“ hatte: eine innere Stimme. Diese innere Stimme hat nicht mehr verstummen können, sie ist es, die Christus zu den Menschen und in den Olymp gerufen hat. Sie können wir nicht bethören, sie lässt uns keine Heiden mehr sein. Aber sind wir noch Christen? Man betrachte doch dieses Bild, besinne sich, was es geschehen lässt und drücke das in Worten aus. Auf dem Bilde tritt Christus in den Olymp ein, die alten Götter erblicken ihn, er geht auf den Zeus zu. Was sagt uns das? Hier Christus, dort Zeus, hier altes Wesen und der neue Gott. Wie sehen wohl: er ist anders wie sie; aber wie sehen auch, dass er ihnen keinen Besuch machen kann. Dies ohne Entrüstung zu sehen, ja, es in der Ordnung zu finden, ist uns möglich geworden. Was heisst denn das aber? Das kann doch nur heissen, dass Christus jetzt in derselben Entfernung von uns ist wie der Zeus. Glauben wir an den Zeus? Wir können ja sagen, indem wir es in einem wagen pantheistischen Sinne meinen und mit ihm die ewig waltende Kraft in der Natur verstehen: an einen lebendigen und persönlichen Zeus, der noch unter uns herumnimmt nach schönen Frauen auf Abenteuer geht, glauben wir nicht mehr, er ist uns nur noch ein Zeichen einer Idee. Indem er nun Christus zu ihm treten lässt, hat der Künstler von diesem doch wohl dasselbe gesagt und indem wir es sehen können, Christus neben Zeus, stimmen wir ihm zu. Der Künstler drückt aus, dass Christus uns dasselbe geworden ist, was uns Zeus oder Ares oder Apollo ist. Er hat ihn unter die alten Götter treten lassen und wir glauben an die alten Götter nicht mehr. Man könnte so auch malen: Wotan begegnet dem Zeus. Aber uns, denn Wotan dem Zeus schon gleich geworden ist; wenn sie beide nur Mythologie sind. Ein gläubiger Germane würde niemals seinen Gott durch eine solche Begegnung entheiligen lassen. Dass es heute gute Christen gibt, die dieses Bild ertragen können oder Herr Dr. Ebenhoch, der da doch competent ist, hat erklärt, dass er es als „eine ebenso gross- als eigenartige Verherrlichung des Christenthums und seiner Lehre“ empfunden hat, kann uns beweisen, wie es mit innem Christenthum ist: sie glauben an Christus, wie wir an den Zeus.

Hermann Bahr.

Die drei Reiherfedern.

Von Hermann Sudermann. Zum erstenmal aufgeführt am Deutschen Theater in Berlin.

Neulich sagte mir ein literarischer College: „Es ist doch merk würdig, wie viel rechter sich die bildende Kunst entwickelt hat als die Literatur. Und es hatte doch gerade hier so schön angefangen!“

Darauf sah ich ihn grantwortet. „Ich glaube, dass Ihr literarischen Kritiker zum Theil die Schuld daran tragt. Wir haben hier jedem Künstler von eigenem Wollen Respect gezeigt und ihm dadurch Respect erobert, wir haben an jedem Werk von Qualitäten das Positive betont und ihm dadurch Beachtung verschafft. Man hat uns manchmal ausgelacht, wenn unsere Hoffnungen sich nicht erfüllten, und wenn sie sich erfüllten, hat uns niemand gedankt. Aber trotz Spott und Undank haben wir den Steebenden die Armselgkeit von Anfangsthaten und Versuchen geschaffen, in der sie leben und sich entwickeln konnten. Beweise ich zu beweisen, dass Ihr nicht dasselbe getban habt? Ich in Euch allen steckt eben, wie hier Ihr Euch gberdet, das Ziel vom Philologen und Schulmeister, das der Kunst jeden Preis ist. Ihr glaubt Euch Richter und seiner als der Thatwerde, wo Euch Ihr immer auf Eurem Standpunkt bleibt, Euch nie auf seine Höhe stellen kann. Ich glaube natürlich nicht, dass wir von besserer Art sind; wenn ich das glaubte, würde ich das alles nicht reden lassen dürfen. Ich glaube nur, dass die Kunstgeschichte kürzere Perioden gibt als die Literaturgeschichte, und dass der Schreiber dem Dichter eher gegenüberbleibt als dem Schreiber. Jedes Wollen über Wollen überwindet, denn gehe es gerade wieder in ein neue in das literarische Kampf.“

Wenn ich Sudermann's neues Theaterwerk „Drei Reiherfedern“ lese, kann ich nicht anders als sagen: „Der hat alle etwas vom Besten Gelten.“ Er vereinigt seine Vorzüge, um nimmt, wie sie sie.

sondern sie immer mit einem ertrümmten Ideal vergleicht. Ihr sucht nach dem absoluten Kunstwerk, dem großen, ewigen, und ich über diesem erdachten Schönsten das Schöne nicht, das sich Euch bietet. Es könnte Euch ergehen, wie dem Prinzen Witte, der sein erdichtetes Ideal zum Weibe hat und es nicht merkt, daß Ihr das absolute Kunstwerk gar nicht erkennt, wenn es kommt. Es muß nämlich ganz anders aussehen als Ihr denkt: sonst würdet Ihr es dichten."

Ich habe diese Einleitung vorausgeschickt, weil dieser Gegensatz zwischen der Auffassung der Kunstkritik, zu der ich eigentlich gehöre, und der künftigen Theaterkritik allein meine abweichende Stellung zur „Verunkenen Glocke" und zu den „Drei Reiherfedern" erklärt. Ich habe beidemale einen anderen Ausgangspunkt.

Das Symbolische, das in den Stücken liegen soll, ist mir zunächst ganz gleichgiltig. Die Dichter wollen mir ein Märchen erzählen, und ich bin bereit, sie anzuhören, ohne sie, auch nur in Gedanken, zu unterbrechen. Denn das beste Märchen wirkt nicht, wenn es unterbrochen wird, das wissen wir doch aus der Kinderzeit her.

Also: es war einmal ein Prinz Witte. Den wollte sein Bastardbruder ermorden lassen, weil er selbst König sein wollte. Aber Hans Sorbais tödtete ihn nicht, wie er sich erboten hatte, sondern zog ihn zu einem Helden auf; er wollte, daß der Prinz sich den Thron seiner Väter wieder erobern sollte. Aber Witte fragte nicht viel danach, er trug eine große Sehnsucht in seinem Herzen, die Sehnsucht nach einem Weibe, dem Ideal des Weibes. Sie kamen einmals zu einer Begräbnißfeau, die in einem Thurm am Meere wohnte und nicht gesehen konnte. Und die schickte den Prinzen, als sie von seiner Sehnsucht erfuhr, ins ferne Mondland, wo ein Reiher als Gott verehrt wurde. Wenn er die drei Federn vom Kopfe des weißen Vogels erbeutete, dann sei ihm das Weib gewonnen. Er erbeutete sie und nun gab sie ihm folgenden Spruch: wenn er die erste verbrenne, würde ihm das Weib seiner Sehnsucht als Schatten erscheinen, wenn die zweite, werde sie nachtwandelnd den Einsamen nahen und ihn gehören, wenn die dritte, werde sie sterben. Sogleich verbrannte er die erste: der Schatten erschien, aber so undeutlich, daß er ihn nicht erkennen konnte. So zog er suchend in die Welt hinaus und kam an den Hof der guten und schönen Königin von Samland, die ihn bat, sie von dem gewaltsamen Werber, seinem Bastardbruder, zu erlösen. Zwar unterlag er im Kampf, aber Sorbais vertrieb die Feinde und die Liebe der Königin erhob ihn auf den Thron. Doch fand er keine Ruhe in der Macht und der Liebe, die ihm zutheil geworden waren; seine Sehnsucht stieß ihm die glänzende Wirklichkeit grau und fahl erscheinen. So verbrannte er die zweite Feder, und nachtwandelnd erschien ihm sein eigenes Weib. Aber ihm war nicht der Gedanke, daß es sein Weib könnte das Ideal sein, das er suchte; er glaubte, ihr Dazwischentreten hätte die Macht des Zaubers gebrochen. Nun gab er sich, verzweifelnd, einem wilden Leben und Genießen hin, bis ihm schließlich der Tod auch das verleidete. Er besiegte nun den Bastardbruder, der wieder ins Land gefallen war, und gewann so, was er bisher nur besessen hatte. Aber er konnte doch nicht weilen, er nahm Abschied und zog seinem Traum nach. Fünfzehn Jahre zog er so mit Hans Sorbais durch die Welt, bis er sich endlich entschloß, nun in seine Heimat zu kehren, und seiner Väter Thron zu besteigen. Sein Weg führte durch Samland, und vor dem Thurm der Begräbnißfrau trat ihm sein Weib entgegen, die von seinem Kommen gehört hatte. Nun erkannte Witte ihre treue Liebe, nun wollte er das Weib vernichten, deren Bild zwischen ihm und seinem Weibe gestanden hatte. Aber als er die dritte Feder verbrannt hatte, sah er sein Weib umsinken: und nun erst wußte er, daß er das ersehnte Ideal besessen, aber in seiner Verblendung nicht erkannt hatte. So hatte er sein Leben vergeudet, er starb mit der Gewißheit, die Begräbnißfrau aber legte beide in dasselbe Grab.

Das Märchen, als Ganzes gefaßt, hat Poesie und Sinn; das kann niemand bestreiten. Sein Held ist eine rechte tragische Figur, dessen Schicksal rein aus einer unglücklichen Anlage sich ableitet. Und wir empfinden diese Tragik unmittelbar, als ein Stückchen von diesem Witte in so vielen Menschen steckt, und jeder von uns gerade unter den Besten, die er kennt, Menschen finden wird, die mehr als nur ein Stückchen von ihm haben. Die, wie er, „ihrer Sehnsucht nachlaufen und daran sterben," denen der Sinn um das Wirkliche abgeht. Klingt anderen nicht ein vertrauter Ton aus seinem Bekenntnis:

„Und wer sein Schicksal auf sich nehmen hatte
Dem ward gar oft der Quellen heller Thau,
Tief in das Unerkennbarliche zu schauen,
Sich lachelnd, wie in einem Lichtschein,
Am Übergrünen und der Ahnung zu erfreuen?"

Wie klingt er vertraut, ich horte ihn aus manchen edlen Künstlers Worten, und ich sah manchen edlen Künstler nach diesem Bekenntnis leben.

Und das ist es, was mir im Sudermann wertvoll scheint. Dinge erklügelt keines kühlen Mißbrauch, sondern was er selbst empfindet, das weiß mir ein Dichter. Und so habe besahe ich die wichtigste Frage, ob das Werk einen echt poetischen Kern hat.

Die zweite Frage ist, ob die Empfindung voll und plastisch in die Handlung umgesetzt ist.

Dem sehnsüchtigen Idealisten Witte ist in seinem Knecht Hans Sorbais der robuste Realtmensch zur Seite gestellt. Nach Wittes Tod tritt er, ein Fürst von eigenen Gnaden, sein Erbe an:

„Dort drüben gibts ein verlottertes Land,
Das braucht eine rächende, rettende Hand,
Das braucht Gewaltmet, das braucht ein Recht: —
Zum Herrn — werde der Knecht!"

Durch diese Contrastfigur erst wird das in die Dichtung hineingebracht, was man mit großem Wort das Symbolische nennen mag, das, was über das Einzelschicksal hinaus auf das Allgemeine deutet. Namentlich in den Gesprächen zwischen Witte und Sorbais hat man die Empfindung, das mit den Worten immer noch etwas anderes gemeint sein soll, als sie sagen.

Nicht das beide Gestalten Charaktere von nur einem Zug sind, möchte ich tadeln: das fordert ja beinahe das Drama. Aber das sie oft mehr ihr Prinzip als die im Augenblicke gegebene Empfindung aussprechen, halte ich für einen bedenklichen Mangel. Nicht aus irgend einer Theorie heraus, sondern, weil es die Märchenstimmung, den poetischen Duft zerreißt, weil es den Dichter bewegt, unsichtlich zu werden und ihnen für ihre Reden seine reiche, plastische, blendende Diction zu leihen, die ihrer Individualität nicht entspricht.

Diese Steigerung der Sprache hat auch auf die anderen Theile der Dichtung gewirkt. Die Form der Rede und ihre künstlich verschlungenen Perioden und wohl gesetzten Strophen sind als äußerlicher Reiz dem Spiel hinzugefügt. Aber man fühlt sie gar zu absichtlich, sie stören die Echtheit der Gefühlsäußerungen gerade an wichtigsten Stellen.

Der Urgrund dieser Mängel ist ein Streben nach Deutlichkeit. Und dieses Streben ist erst nöthig geworden durch die dramatische Form. Ich weiß nicht, ob Sudermann das Märchen von den drei Reiherfedern gefunden oder erfunden hat. Aber ob er oder ein anderer es erdacht hat, es ist nicht für ein Drama erdacht worden. Daß er doch ein Drama daraus gemacht hat, das ist seine künstlerische Schuld, seine tragische Schuld, der die Rache folgte. Der Dichter Sudermann mußte, um das zu ermöglichen, auch nur äußerlich, den geschickten Theatraliker, den er eigentlich „überwinden" wollte, wieder zur Hilfe rufen, und der hat ihm das poetische Concept verdorben. Der hat ihm vor allem auch die bewegte äußere Handlung, die spannenden Scenen, den beinahe erfolgten Kindermord, hineingebracht, die das psychologische Drama stellenweise unterdrücken und undeutlich machen, und dadurch für die anderen Stellen die störende Ueberdeutlichkeit bedingen.

Auch ein realistischer Mangel der Fabel wird seinen Grund in dem Zwang der dramatischen Form haben. Ein realistischer Mangel der Fabel, den fast die gesammte Berliner Kritik zum Ausgangspunkt gewählt hat. Ebenbar hat die Dreizahl der Reiherfedern keinen Sinn, die erste gibt garnichts, und man begreift nicht, warum Prinz Witte nicht gleich die zweite mitverbrennt, um statt des Schemens das lebendige Weib zu haben. Ohne die Notwendigkeit der drei Acte würde Sudermann diesen psychologischen Schnitzer kaum begangen haben.

Alles in allem: eine echtpoetische Idee, eine Wirkung im ganzen, aber vielerlei Störung durch die directen und indirecten Consequenzen der nicht passenden dramatischen Form.

Oscar Blumenthal hat in einem geistreichen Gedicht die Muse nicht vertreten, Sudermann habe sich von einer tragischen Muse die symbolische Feder überhaupt Sammonnis, die verskünstlerische Fuldas und die theatralische Blumenthals geben lassen, hatt mit seiner eigenen zu schreiben. Ich glaube das nicht. Alle drei Federn sind sein. Aber er stellte sie nicht gebrauchen, sondern mit einer ganz einfachen Stahlfeder schreiben: ich glaube, er kann es.

Berlin. Felix Stahl

Die Woche.

Politische Notizen.

„Afrikanische Galgenfristen".

Digitized by Google

wagt, und daß das reichsdeutsche Colonialamt es für nothwendig befunden hat, den Artikel zur Grundlage einer Untersuchung zu nehmen, deren Ergebnisse wohl noch im deutschen Reichstag zur Sprache werden kommen müssen. Einzelne reichsdeutsche Blätter lassen sich zu ihrer Berubigung aus Wien melden, daß Dr. Baumann, der auch den Titel eines österreichisch-ungarischen Generalconsuls in Zanzibar führt, wegen seines Artikels vom Grafen Goluchowski eine scharfe Rüge erhalten habe. Dieser Meldung erlauben wir uns einige Zweifel entgegenzuhalten, weil einer Rüge eine Disciplinaruntersuchung vorangehen muß, die denn doch durch das einseitige Gegeler der deutschen Colonialpresse heftig für österreichische Begriffe nicht ausreichend ersetzt werden kann. Wenn schließlich einzelne reichsdeutsche Blätter auch die Vermuthung ausgesprochen haben, daß Graf Thun den Artikel des Dr. Baumann veranlaßt hat, um sich für die bei seiner berühmten Interpellationsbrauwarung kürzlich erlittene Schlappe am Deutschen Reich zu rächen, so liegt dieser Ansicht eine ebenso starke Unterschätzung der räumlichen Distanz zwischen Wien und Dr. Baumanns Aufenthaltsort Zanzibar, wie eine Ueberschätzung des geistigen Horizonts des Grafen Thun zugrunde.

Volkswirthschaftliches.

Von Zeit zu Zeit flackert in Galizien ein Brand auf, welcher die scrupellose Wirtschaft der polnischen Schlachta und ihrer Heiserssheit grell beleuchtet. Vor etwa einem Jahre waren es die Defraudationen bei der Wechselseitigen Versicherungsgesellschaft in Krakau, jetzt ist es der Ruin der Galizische Sparcasse in Lemberg. Aber der Brand wird gelöscht und dann hört man nichts mehr davon. Keine Untersuchung und keine Gerichtsverhandlung hat officiellen Aufschluß darüber gegeben, für wen die der Wechselseitigen defraudierte Million verwendet worden ist. So wird es auch diesmal sein. Aber wenn auch alles verwischt wird, wenn auch die Schuldigen dem Arme der Gerechtigkeit entzogen werden, so weiß man darum doch, was vorgeht. Der eine Name, den man oyfern muß, weil er nicht mehr zu retten ist, zeigt, wie es gemacht wird. Vor etlichen Jahren war Herr Szczepanowski bis über die Ohren verschuldet. Seine Wechsel waren unaufbringlich. Dann kam der Aufschwung der galizischen Rohölindustrie und damit zusammenhängend ein riesiger Finanz- und Terrainschwindel, dessen Mittelpunkt Herr Szczepanowski war, an dem aber die ganze polnische Schlachta theil hatte. Da verschwanden seine Wechsel aus der Circulation und man weiß nun, wie das geschehen ist. Die verlorenen Wechsel, welche niemand mehr wollte, waren gut genug, um als Anlage für das Geld der Sparcassenvorsteher verwendet zu werden. Es ist übrigens ganz klar, daß die fünf Millionen Gulden, welche jetzt als verloren bezeichnet werden, nur zum geringen Theil den Cento Szczepanowski zur Last fallen. Zweifellos sind noch ganz andere Herren, deren Solawechsel von der Sparcasse reconspiriert und deren Güter von ihr beliehen wurden. Und es wäre sehr interessant zu erfahren, ob auch Wechsel des Vaters des Ministers Kendrzejowicz darunter sind, dessen Selbstmord den Anstoß zu den Gerichten gegeben hat, welche den Ruin bereingebracht haben. Noch viel Aufklärung könnten gegeben werden, ob die Besitznahmen richtig sind, daß Wechsel des Ministers Kendrzejowicz selbst in dem Sparcassenportefeuille waren. Uebrigens werden diese jedenfalls eingelöst werden, so wie seinerzeit die des Herrn Szczepanowski. Bis dann wieder einmal irgendwo ein Brand ausbricht. Aber Mahrern wird man nie erfahren. Denn die Schlachta, welche Galizien aushaust, welche nicht nur die Sparcasse beherrscht, sondern auch die Verwaltung des ganzen Landes in ihrer autonomen Hand vereinigt, spielt Hof und Gärtner in einer Person oder in einer Clique. Und darum leben wir auch schon in der „Neuen Aera in Preße", daß alle Beamten der Galizischen Sparcasse, welche ein Verschulden an den Verlusten trifft, unnachsichtlich entlassen werden, aber die Ehrenmänner, welche mit ihren wertlosen Wechseln das Geld aus der Sparcasse nehmen, werden weiter Galizien beherrschen.

*

Nach dem Handelsgesetz, respective auch der kaiserlichen Verordnung vom 21. Juni 1873 dürfen Actiengesellschaften Capitalsrückzahlungen erst dann leisten, wenn drei Monate seit der letzten Bekanntmachung des Auszahlungsbeschlusses in den öffentlichen Blättern verstrichen sind. Man sollte annehmen, daß diese zum Schutze der Gläubiger getroffene Bestimmung auch stets befolgt wird. Dem Brünner Localhandelsgerichtsrath hat die Auszahlung der Hälfte ihres Actiencapitales beschwichtigt. Am 15. Jänner erschien die Aufforderung an die Actionäre, die Actien vom 1. Februar an zur Rückzahlung einzureichen. Die Aufforderung an die Gläubiger war nicht erschienen. Man hatte offenbar daran vergessen. Erst am 21. Jänner wurden zum erstenmal die Gläubiger aufgefordert, ihre Einwendungen innerhalb dreier Monate vom 22. Februar an, also bis 22. Mai einzubringen, ihre Einwendungen gegen die Rückzahlung, welche am 1. Februar bereits erfolgt ist. Im Falle der Brünner Localbahn konnten die Gläubiger keine Gründe, aber dasselbe konnte bei anderen Gesellschaften geschehen, wo die Sache minder unbedenklich wäre. Und des hat Eragen wir: wo war der landesfürstliche Commissär, wo die Aufsichtsbehörde, als dieser Beschluß in öffentlichen gesetzwidriger Weise zur Ausführung gebracht wurde?

Kunst und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. Théâtre Moderne. „Les Lettres féminines" von G. Boutons und „La Cinquième" von Gabrielle Perrit. Berlin. Berliner Theater, „Oberpfarrmacher" von Ernst v. Wildenbruch.

*

Mit großer Verspätung hat das Publicum der Wiederaufführung von Goldmarks „Königin von Saba" entgegengekommen. Das Werk hat im Laufe der Jahre nicht nur nichts von seinem alten Glanze eingebüßt, sondern an Frische und dramatischer Wirksamkeit noch erheblich gewonnen. Die ernsthaftere Weihe, das orientalische Colorit und die aus innerer Nothwendigkeit fließt wahrhaft dramatische Handlung wirken noch besser zu würdigen als zur Zeit des ersten Erscheinens der Oper. Wenn das Werk seitener auf dem Spielplan unserer Theater erscheint, als es seinem inneren Werte nach verdient, so ist daran hauptsächlich der Umstand schuld, daß eine würdige Aufführung desselben nicht nur tüchtige Darsteller, sondern auch wohlgeschulte Sänger mit frischen Stimmen verlangt, über die heute wenige Bühnen — leider auch unsere Oper nicht — verfügen. Mit Ausnahme des Herrn Demuth, der sein herrliches Organ in voller Geltung brachte, blieben sämmtliche Darsteller den Forderungen des Componisten irgend etwas schuldig. Herrn Winkelmann liegt der Assad überhaupt nicht, Herrn Reichenbergs Intonation wackelte bedenklich an den äußersten Grenzen seines umfangreichen Portals. Fräulein v. Wildenburg ließ sich wegen Indisposition entschuldigen, aber es war klar, daß sie auch ohne dieselbe weder an Frau Materna noch an Frau Schläger heranzureicht hätte. Fräulein Beeth zählt die Sulamith zu ihren besten Rollen, aber den großen gesanglichen Schwierigkeiten dieser Partie ist auch sie nicht gewachsen. Frau Elizza war die böse Astaroth, die wir in Wien gehört haben. Chor und Orchester hatten alle Mühe, den diesmal ganz besonders indifferenten Dirigenten (Herrn Fuchs) mit sich fortzureißen, doch lösten sie auch diese schwierige Aufgabe mit gewohnter Meisterschaft.

*

Zum Hofopernthenter debutierte ein neuer Dirigent, Herr Prill vom Stadttheater in Nürnberg. Gounods „Margarethe" ist wohl kein Prüfstein für einen modernen Dirigenten, wie es überhaupt die einmalige Leitung einer bereits einstudierten Oper nicht ist, die bei der Sicherheit unseres Ensembles fast ganz ohne Dirigenten von statten gehen könnte. Herr Prill ist, soweit sich das jetzt beurtheilen läßt, weder ein Meister noch ein bloßer Mitläufer, aber irgendwelche positive Eigenschaften habe ich vorläufig noch nicht bemerkt. Im übrigen scheint mir der Sprung von Nürnberg nach Wien ein etwas gewagter zu sein. Bei einer Oper dritten Ranges, wie sie Nürnberg hat, mußte ein Dirigent sich darauf gewohnt haben, seine Aufgabe auf einer Stufe zu belassen, die für ihn gewiß nicht genügt. Was wir verlangen, und was unser Ensemble leisten kann, wird Herr Prill erst zu lernen haben, und wenn man zugeben will, daß unsere Hofoper gelegentlich auch die Aufgabe hat, Dirigenten zu erziehen, so soll es uns sehr freuen, wenn ihr dieses Experiment bei dem neuen Dirigenten so bald als möglich gelingt. Gelegentlich dieser Aufführung sah ich zum erstenmale Herrn Schmedes als Faust und war erstaunt, wie rasch er sich in den Geist dieser für ihn neuen Rolle eingelebt hat. Den hohen Effectpunkten, die Gounod verlangt, muß er allerdings aus dem Wege gehen, aber er bewahrt auch den lyrischen Theil seiner Rolle mit erstaunlicher Sicherheit. Er ist jedenfalls einer der intelligentesten Fauste länger, die ich je gesehen habe.

R. W.

*

Das sogenannte Schauspielerstück beginnt wieder häufiger aufzutreten. Es liegt eigentlich sehr nahe, daß der darstellende Künstler auch „dichtet": aus der Unzahl der ihm bekannten Rollen ist es ihm ein Leichtes, ein „neues" Stück zu construieren. Aber verwunderungswürdig von hundert solchen Stücken sieht die Zeele, das Dichterische, sie sind äußerlich. Das hat Director Oeltze offenbar gefühlt und deshalb hat er sich wohl mit dem Autornamt talentierten Alexander Engel vereinigt. Ihre erste Arbeit nannten sie bescheiden: „Stimmt". Es war beinahe ein geschmackvolles Lustspiel. Ihre letzte Arbeit bezeichnen sie als „Theaterstück". Das Theater mit seinen Lügen, seinen erborgten Glanz, seiner Erbärmlichkeit — kurz, was seine Oberfläche zeigt, führen uns die Autoren vor: die geistigen Nöthere sind im „Star" zu sehen. Das Nachsicht des Theaters ist es, was man „Theaterintrigue" — oder wie unsere Autoren sagen — „Coulissenranke" nennt. Oeltze und Engel zeigen in einer Reihe von lustigen Bildern Schauspielerfreuden und Leiden, die Agentenwirtschaft, das Theater im Theater. Von Witze, dem Praktiker, wird die Zeichnung des Theaters sein, Engel hat das Ganze wohl in eine tüchtige Form gegossen. Man unterhält sich sehr gut, regt sich nicht auf und, da es an Beifall nicht fehlte, kann man, nach der Autoren eigener Wertbestimmung von Stücken, sagen: „Hände gut — alles gut!" Gespielt wurde sehr gut. Fräulein Riese hatte eine Bombenrolle, sie übertraf sich wieder einmal, diese seine raisonnierende Ironie bemerkte ich zum erstenmale an ihr. An Fräulein Petri ist alles raffinierteste Manier. „Wir haben nun einmal eine Passion im Blut für das Correcte des Correcten bis hinauf zu den Proben oller preußischer Zucht" — sagt Jogarthen Arau Boye sagen; daran müßte ich den ken. Bei Fräulein Petri ist „Correctheit" durch Pretiosität zu ersetzen, was bei ihr bis zu den Virginien allerentwickelter Sprache angekreidet ist. Sie war interessant aber ermüdend. Fräulein Hetten spielt mit Takt und Geschick eine polnische Rolle, Frau Anatour ist recht amüsant. Herr Taussen ist auch wieder wunderbar. Dieser Künstler hat so gar nichts komödiantisches in der Scene des dritten Actes mit Fräulein Petri ist er von spitzfindigster Beobachtungsgabe, läßt merken ich sagen: Bravuth. Herr Burg ist trefflich als Schauspieldirektor, man kennt ja die Schärfe

Digitized by Google

seiner Zeichnungen. Die Herren Straßmeyer, Jenſen, Popp, Godai, Kahler und Robert dürfen nicht vergeſſen werden. R. H.

•

In Betreff des Concertes habe ich mich aus gutem Herzen verurtheilen laſſen, „Ihrer Excellenz“ (Operette von Léon und Waldberg, Muſik von Heuberger) meine Aufwartung zu machen. Es ſoll nie mehr wiedergeſchehen. Die Handlung erinnerte mich an „Les Filtards“ in der Joſefſtadt, nur iſt ſie um eine Nuance vulgärer und weniger witzig. Die Muſik iſt im Verhältniß zu ihrem geringen Werth viel zu prätentiös. Bemerkt ſei ſchließlich, daß die Aufführung noch bei der dritten Vorſtellung ſo ſchlecht zuſammengieng, daß das Publicum wiederholt durch den unwillig aufgeſchlagenen Taktſtock des Dirigenten auf die mangelnde Präciſion aufmerkſam gemacht wurde.

•

Das ſechſte Philharmoniſche Concert hot ein überaus intereſſantes Programm. Es begann mit Liszts „Fruhlingen“. Nach der Beſchaffenheit der Muſik zu ſchließen, wird man von dem Charakter des Feſtes, zu dem dieſe Klänge erſchallen ſollten, keine zu hohe Meinung haben. Eine geiſtreiche Rhapſodie bleibt das Werk immerhin. Ueberaus zierlich brachte Herr Mahler Mendelſſohns Hebriden-Ouverture zum Vortrag. Gleich darauf überraſchte das Publicum ein zweites Meiſterſtuck der Vortragskunſt, ein Rigaudon aus Rameaus „Dardanus“. Es iſt eines der wenigen Stücke aus Rameaus Opern, die man heute noch aufführen kann. Mit ſeinen Clavierecompoſitionen läßt ſich das Experiment noch eher machen. Das reizende Mecanismus entziehen einen Beifallsſturm ſreudigen Erſtaunens. Von Rameaus eigentlicher Compoſitionsweiſe gibt es freilich keine rechte Vorſtellung, denn ſie war gekehrt, trocken, pedantiſch und ſchwerfällig. Aber wer möchte es den nach unſeren Begriffen doch nur dürftig harmoniserten und inſtrumentierten Stücken anhören, daß ihnen ſeinergzeit der Vorwurf der Ueberladenheit gemacht wurde? Rameau ſtand von Rameau, dieſer habe das Orcheſter mißbraucht; er machte die Begleitungen ſo voulus, ſo überladen, ſo gehäuft, daß einem der Kopf ſpringen möchte bei dem unendlichen Getöse der verſchiedenen Inſtrumente während der Aufführung. Und Gluck, die man mit Bedauern hören würde, wenn ſie die Ohren weniger betäubten . . . „Ehe man mich beredet — ſagt Rafeau — daß drei oder vier Motive, durch drei oder vier Inſtrumente abwechſelnd gehaupt, etwas Lobenswürdiges ſeien, muß man mir erſt beweiſen, daß drei oder vier Handlungen in einer Komödie nöthig ſind.“ So ungeheuer haben 150 Jahre ſpäter die ſtrengen Kritiker über Wagner auch geſprochen und wir lowen uns kaum denken, daß er noch einem Jahrhundert den Hören etwa ebenſo dürftig erſcheinen ſollte, wie uns heute Rameau erſcheint. — Den Schluß des Concertes bildete die F-Dur-Symphonie von Hermann Goetz, die ſo gut geſiel, daß ſie nur mit Verwunderung der Thatſache begegnet, daß ſie ſeit ihrem erſten Auftreten in Wien conſtatierten. Zwar zeigt das Werk den Componiſten nicht auf der Höhe ſeines Schaffens, aber er weiß mus in der alten Symphonieform ſo viel Schönes und Neues zu ſagen und ſeine Ideen mit ſo viel Wärme vorzubringen, daß ſich ſeine Begeiſterung bald auf die Zuhörer übertrug. Die ihn, den Dirigenten in lauten Beifallsbezeugungen für den bereiteten Genuß dankten.

•

Herr Emile Sauret hat in einem eigenen Concert einen brillanten Erfolg gehabt. In der Mitte ſeiner Leiſtungen der Vorzüglichkeit wird er heute kaum einen Rivalen haben. Sein ſchwungvoller Anſatz, bei dem er wie mit einem feinen Degenſtich die einzelnen Töne in glanzenden Perlen keiten aufzuſangen ſchien, riß wiederholt meine Bewunderung hervor. Nur im Verlaufe des Spieles kam mir manche Wendung nicht klar genug zum Ausdruck, doch vermochte dieſes geringfügige Gebrechen den günſtigen Total eindruck nicht zu ſtören, den Herr Sauren augenſcheinlich auch auf das Publicum gemacht hat. In den Nebenummern lieh die lyriſche Attitüde des Fräulein Geyer und das ſorgfältige Zuſammenſpiel der Damen Krone und Hemala (Divertimente von Rudolf Braun) angenehm auf. R. W.

•

Bei der Preisausſchreibung für die Façaden des markthallen plages hat Architect Fabiani den ersten Preis erhalten. Mit Recht; denn er ſah allein recht die Localverhältniſſe der Kirche unterworfen, während andere wieder in Kuppeln und Colonnaden ſchwelgten — reine Kinderkompetenzwünſch neben den vollen Accorden Fischer v. Erlachs. Fabiani hat auch der Verſuchung widerſtanden, die Wirkung der Kirche durch eine Verengung des Platzes vor ihr oder Vorbauten einer Terraſſe steigern zu wollen; bei dieſem Bau wäre das unſittlich nicht nöthig. Daß iſt auch die Verbindung der Allegorie mit der Akademiestraße, richtig empfunden die Schaffung eines Platzcentrums vor der Technik, da nun dieſe doch nicht hinwegzuleugnen kann. Die meiſten anderen Pläne verlangen gerade dafür, daß die Distanzmeile zwiſchen der Kirche und Technik noch in höherem Verhältniß wächſt; es ließe ſich ſprüch wohl auch von Fabiani nicht beſtreiten worden; doch liegt das, glaube ich, ſchon an den Bedingungen des Preisausſchreibens. Doch wäre hier mit einer geringen Aenderung, die noch dazu keine Koſten verurſacht, ſehr viel zu erreichen. Nach meiner Meinung müßte der Platz vor der evangeliſchen Schule bis zur Lothringerſtraße verbaut werden; es könnte dann in der Breite der ſeitlichen Chiffelbrücke ein großer prachtvoller Platz um die Kirche und den Platz, und doch wurde die Technik, durch den neuen Baublock theilweiſe verdeckt, von hier aus weniger ſtören. Mit dem Platze ſelbſt und von der Akademiestraße aus könnte ſie aber in voller Breitung gelangen. Der Hauſenſche Schulbau würde gleichfalls in einer ſchmalen Gaſſe mehr Eindruck machen, als auf dem weiten Platze, der ihn einrahmt. Jedenfalls wäre aber dann erſt die Anlage vor der Kirche wirkungsvoll und geſchloſſen und dann auch erſt wollte Fabiani eintreten. Denn einmal das Aerchaus ungeſtellt wird, ſollte man in die Seitenanlagen der Karntnerſtraße jedenfalls einen wirklich monumentalen Thurm, eine Kuppelhau errichten; denn darnach verlangt das Auge schon von der Ferne aus. Dieſer Bau könnte aber nur wirken und umgekehrt die anderen Anlagen nicht ſtören, wenn die Straße vor ihm geſchloſſen bliebe. Hier iſt genug freier Platz; für den Erlös des gewiß hochwertigen Baugrundes vor der Schule ſege man lieber anderswo einen Garten oder Platz an.

Dr. M. Treger.

•

Man ſchreibt uns aus Berlin: Im Berliner Wintergarten iſt jetzt Saharet zu ſehen, eine auſtraliſche Tänzerin, wie das Programm ſagt. Der große Theil des Publicums läßt ſie ohne Beifall abtreten und ſcheint keine Empfindung für ſie zu haben. Eine kleine Zahl öſthetiſcher Menſchen (darunter Profeſſor Lesbach, der, von Saharet begeiſtert, ſie gebeten hat, ihm nach Löſung ihres Engagements in München zum Porträt Modell zu ſitzen) findet in ihr das Merkwürdigſte und Wunderbarſte das ſeit langem auf einer deutſchen Bariétébühne zu ſehen war. Das Geheimniß ihrer Wirkung beſteht in der äußerſten Verfeinerung ihrer ungewöhnlicher Gegenſätze. Eine Auſtralierin, eine Exotiſche, Wilde im europäiſchen Grazſtadtigkeitangel, mit dem Tingeltangelflitter behängt und gezwungen, die üblichen Bariététänze zu tanzen. Aber wie die Augere auch Faugere bliebe, wenn ſie bei den Hottentotten hottentottiſch tanzen und ſingen müßte, ſo ſtirbt hier unſeweile Individualität der Saharet über die ihr gewieſenen Grenzen weit hinaus. Sie fliegt zum Podium und beginnt in raſendem Tempo einen Tanz, der den Variétécancan zum Vorbild haben mochte. Aber das iſt nicht mehr Ausgelaſſenheit und Ueberwurfs in den Bewegungen der Arme, Beine und Kopfes und alter anderen beweglichen Theile ihres Körpers. Das iſt etwas Elementares, Vorſinnfluthliches, etwas von dem Rhythmus und der Größe eines Urwaldſturmes. Und doch hat man immer das Gefühl, daß Kleid und Tanzform ſie noch wie Feſſeln an ihrer ganzen Beweglichkeit hindern. Es iſt, als ob man dem Ausſtrömen eines Vulcans von geſchloſſenen Ventil zuſehe, die Lava des Vulcans ſelbſt aber nicht ungehindert und voll ſich ergoſſe, ſondern in ein Syſtem von Röhren und Canälen unſchädlich abgeführte. Daß auch Frau Saharet nur ein ungeſährliches Schauſpiel bleibe, dafür hat die Stilloſigkeitsbehörde geniigend geſorgt. M. M.

Bücher.

Rudolf Urba: Die Palacky-Feier und ihre Widerſacher. Ein Mahnruf an die armen chriſtlichen Völker Oeſterreichs. Prag 1899. Selbſtverlag.

Hält man die Abſchnitte (I—II. XIII) dieſer Gelegenheitsſchrift, die den gröbſten Beſchimpfungen und Anwürfen gegen die „Judenpreſſe“ — welche nach des Autors Meinung alles Unglück Oeſterreichs verſchuldet — gewidmet ſind, und den wirklich Temperament des „Mahnrufes“ zu ſehen, der nicht ohne Witzen die gegen alles, was „deutſch“ heißt, gerichteten Cauſerien der clerical-adeligen „Politik“ geleſen zu haben ſcheint, ſo muß man anderſeits die Serie der vorterriſchen, den Tuaſismus und Antiſemitismus behandelnden Artikel (VI—XII) ſehr bedauern. Der Verfaſſer iſt die Wahrheit des revolutionären Ausſpruches Palackus: „Die Staatsmänner, welche Oeſterreich auf centraliſtiſcher und dualiſtiſcher Baſis durchaus aufbauen zu müſſen glauben, arbeiten an einem Werk, das den Zerfall in ſich ſelbſt birgt“ — wird an der Hand der gewaltigen Differenzen erbracht, die ſich zwiſchen den „Bedürfniſſen der Gegenwart“ und den Erfordernſſen, die der neue Weltmeiſter der Finanzmaſchine ausſtellt, ergeben. Von 1324 Millionen Gulden ſind die Staatsausgaben für die Geſammtmonarchie auf 1167 Millionen, alſo auf das dreifache geſtiegen, während ſich die Steuern innerhalb derſelben Periode verdoppelt haben. Die Ziffer für die im Jahre 1867 eingetretenen indirecten Abgaben betrug rund 127 Millionen Gulden, im Jahre 1897 ſchon 472 Millionen, wobei die Einnahmen der Staatseiſenbahnen nicht in Betracht gezogen wurden. In anſchaulicher Weiſe beſprecht der Autor die Folgen der „Doppelcentraliſation“ und zieht ein Wort des „gutten Tſechen“ an: „Der Tuatismus muß auf die Dauer unhaltbar werden, denn immer wird die eine Wage die andere übermiegen — um für all die Nachtheile und ſocialen Schäden das cornute Aegidium mit ſeinen antiöſterreichiſchen Staatsmannern verantwortlich zu machen.“ Der Autor beraſſt ſich auch nicht, die Forderung nach einem eigenen böhmiſchen Staatsweſen, das bei weitem mehr als das ungariſche Exiſtenzbedrohung habe, da Böhmen an Streuerleiſtung den erſten Rang in Oeſterreichaven einnehme und im Vorjahre an directen Abgaben 297 Millionen, an indirecten über 118 Millionen Gulden in die „gemeinſame Kaſſa“ abgeführt habe.

H. Herbatſchek.

Dr. Friedrich Kreiherr zu Weichs-Glon: Die Brotfrage und ihre Löſung. Leipzig, Tunder und Humblot 1898.

Der Tiroler Architect bewegt ſich bekanntlich in den Bahnen der Zill und Nanny. Er geht von der falſchen Vorausſetzung aus, daß „wucheriſche Speculation“ das Getreide zum Schaden der Landwirtſchaft übermäßig verbilligt, und von der nicht ganz ſo falſchen, daß die Baiſſe des Brot- und Getreidehandels der Landwirtſchaft ebenſo ſchädlich ſei, wie jedoch die Bevölkerung nicht mit ſeinen Vorgängern verſtändlichen oder verſtanden, ſondern communiſtiſchen Ideen ſeine Argumentationen iſt unmöglich einzuwilligen, daß Zollamt und Schiedsamt die Preiſtage für die Lieferungen zu feſt geſetzt haben, wenn man darunter die Frage verſteht, daß die Preiſe der Länder zur Geltung mit verſchiedenen Preiſe verſtehen und Einzelgemeinde unmöglich gemacht werden können. Die Hungersnoth in Indien, in China, in Rußland, ſondern weil unſere Handelspolitik widerſinnig will beherrſchen, wie die Lungenkrankheiten, die in London vorherrſchen. Der Schluß endlich iſt nicht, weil es ungenügend in der Welt zu verſtehen, ſondern weil unſere Wirthſchaftsordnung Mängelhaft iſt. Zugegeben, daß vielleicht Einige anders lieſt die Sache in Rußland. Das, was „genügt, noch viel mehr wir Continuität in ſo, doch sind an den Staatsgrenzen vorgenommen. Die unverhältnismäßig Zoll- und Der Weltzoll, Zollſchutz und Zollkrieg, Zoll- und Schiedsamt, die Preiſe, die Zeiten, die Länder, die Gewinne und verſchiedenen Preiſe verſtehen und Einzelgemeinde unmöglich gemacht werden können. Die Hungersnoth in Indien, in China, in Rußland, ſondern weil unſere Handelspolitik widerſinnig will beherrſchen, wie die Lungenkrankheiten, die in London vorherrſchen. Der Schluß endlich iſt nicht, weil es ungenügend in der Welt zu verſtehen, ſondern weil unſere Wirthſchaftsordnung

angenacht, und dazu gehören die Eitelkeit und Ausmerksamkeit schreckhaft gesundener Menschen. Diese Frage wird wohl auf keine andere Weise gelöst werden können, als daß rationell betriebene Brotfabriken die Bäcker beseitigen, die von der Mißhandlung und dem Elend ihrer Gehilfen und Lehrlinge leben und umkommen reich werden. Weichs-Glon hat zur Beleuchtung dieser himmelschreienden Zustände wie überhaupt aller Seiten der Brotfrage viel dankenswertes Material zusammen getragen. — n —

Dr. Hermann Schell: Der Katholicismus als Princip des Fortschrittes. Würzburg. 1899. 7. Auflage.

Der Verfasser will durch gelehrte und statistische Belege darthun, daß der Katholicismus als solcher ein Princip des Fortschrittes sei; denn was etwa bei den katholischen Völkern wirklich und thatsächlich dem geistigen Fortschritte im Wege stehe, sei nicht wesentlich katholisch. Wenn ein „freier Geist" dieses Büchlein liest, das, so objectiv es thut, voll theologischer Heuchelei und einer Gefahrbrut ist, die sich hinter dem reinen Gewand wissenschaftlicher Darstellung als doppelt unrein verräth, wenn der Freigeist bedenkt, daß solche Selbst- oder Volksbetrügung schon in tiefster Anlage existiren, so heißt es alle Maßwerte dieser Art nach tausende Käufer und Anhänger finden, so mag ihm dies zur heilsamen Warnung dienen: er möge sich bewußt werden, daß unheilvollste Dummheit auf der einen Seite und verlogenste Frechheit auf der andern Seite die heutige Menschheit noch immer beherrschen; daß keine Welt und keine Zukunftsträume kann in tausend Jahren, wenn es schwerste denn in Zukunftien erfüllt werden dürften. Er möge klar sehen, daß seine Zeit es ist, in der gehenwieder Unsinn, unmäßiglich-freche Bedrohung aller Lebensbedingungen und wahrhaften Forschungsmöglichkeiten im sozialen, politischen und literarischen Schaffen bestehen, so verbunden werden. Wenn das Antichrist, die tiefste, gerechteste und darum unverstandenste und unbeachtete Wertung des historischen Christenthums, das heißt des Christenthums als historischen Macht- und Lebensfaktor blieb in der ersten Auflage — Herrn Schells freiheitl Feichtigkeit — bedeute Auflage! Beinahe gelänge es dem „Christenthum" als Theologen und dem „Christenthum" gewisser Antikemarks-Parteiführer, den freien Weltern die Berechtigung und Ergründung jenes wunderbaren, geheimnisvollen und darum immer zu neuen Deutungen reizenden Genies: die Erforschung des Wesens Christi selbst und der Zukunft seines Lebens für die Menschen der Zukunft zu verleiden!

M. M.

Revue der Revuen.

Die letzte **„Zukunft"** bringt eine sympathomatisch bedeutsame Erklärung Karl Lamprechts, worin er nach einem historischen Ausblick auf die politische und ökonomische Entwicklung Deutschlands dessen Aufgabe in der Gegenwart erörtert. Er warnt davor, über den wirthschaftlichen Erfolgen die politischen Mißstände zu vergessen. Im Innern entstehen er einen Zug steigender Charakterlosigkeit, der im Byzantinismus nach oben, im Rücksichtslosigkeit nach unten zutage tritt. Nach außen habe sich ein übenloser Chauvinismus entwickelt, der den sprungenden Punkt der aus wärtigen Politiken Deutschlands bedeutungsvoll beobachtet. In einem Nachbarlande treiben die Dinge einer Katastrophe zu, bei der wir nicht gleichgiltig bleiben können, selbst wenn es sich nur um einfache Nachbarn . . . . . und nicht um liebe Freunde und stammverwandte Brüder handelte. Wie werden diese Dinge enden? Sind wir gerüstet? Ich meine nicht mit diplomatisch geräthet? Ist Jeder an seinem Platze?"

Die Londoner **„Finanz-Chronik"** besaßt sich in einer Serie von Artikeln mit den Thatsachen, welche den Proceß Hooley zutage gefördert. Die Gründungen dieses Mannes von März 1895 bis Mai 1898 umfaßen nach einer Aufzählung von Herbert H. Bassett 19 Gesellschaften mit einem Kapitale von 21 Millionen Pfund. Es sind meist zusammengelesene Gründungsschwindler doch wahre Stümper. Der Vorgang bei diesen Gründungen ist ähnlich der bekannten Contenance einer Nannne Man nimmt ein paar klingende Namen, ernennt sie zu Directoren und macht dann die Actienprospectschaft bereit. Dann kommt die Nanne, in der Hooley gegen klingende Münze zu Directoren gewann, dann bohrt man das Actiencapital hinein. Nach Bassetts stehen 40 Peers in 100 Gesellschaften mit einem Capital von 85 Millionen Pfund, von dem 35 Millionen Pfund nie einen Heller Dividende verdient haben. Um diesen Trick weiter verwerthen zu können, wurden die Directoren zu Hooley, doch Verschlagen, daß es als ein criminelles Vergehen gekennzeichnet werde, wenn irgend ein Director oder Beamter einer Gesellschaft seinen stimmberechtigten Actien beim oder irgendwem eine Zuwendung direct oder indirect zu einer an der Gründung interessierten Privatgesellschaft annähme. Beide haben sich sogar der Directoren schon einer Strafverfolgung aus, wenn sie widerrechtlich einen falschen Prospect oder Bilanzbroum inszenieren helfen, das ist aber meist illusorisch. Denn im Prospect steht zwar zum Beispiel der Betrieb, durch welchen die Aktionäre von dem Bestehen der Gesellschaft verlautet wurden, aber die Bezahlung, welche diese Kommissäre für die Verfassung des Prospects, der Actionäre an Profit, Bank, und weiß die Gründung der Gründer, und dem letzten Verlauf gleich heilig eine Reihe von Schwierigkeiten an Streitmanner bringen. In Bezug auf Directoren Lust, daß eine Mine, ein Patent oder ein Produkt von dem Directoren und Ihren Freund Gründer verwertet, die Mine, ein Patent oder ein Produkt, das sie selbst Freund Gründer verwertet, die Mine, ein Patent oder ein Produkt, das sie selbst

„Grande Revue"

grenzenlose Liebe macht sie schlau und kühn, leicht für ungeahnte Kräfte. Dennoch empfängt der Marquis sie mit Schlägen, wenn sie ihn im Kerker besucht, und läßt sich, nach seiner endlichen Entlassung von ihr scheiden, so daß sie verzweifelt, einsam und verlassen stirbt. — C. Bougle führt in einem Artikel über die Philosophie des Antisemitismus diesen auf eine falsche Auffassung der Rassenlehre zurück. Drumwod und seine Schüler gründen ihren Hass auf die anthropologische Beschaffenheit der Juden; und doch ist nichts weniger erwiesen, als der Zusammenhang zwischen physischen und geistigen Eigenschaften, wodurch allein ein solches, gegen ganze Volksmassen gerichtetes Vorurtheil zu rechtfertigen wäre.

„The Studio" (November und December). Ein reich illustrierter Artikel von L. Baldry über den englischen Bildhauer F. W. Pomeroy. Während der beiden letzten Jahrzehnte habe die Sculptur in England einen ungeheueren Aufschwung, eine ganz neue Richtung genommen und ein großer Künstler hervorragen gehört Pomeroy, der eine klassische Stellung einnimmt und zusammen mit einigen anderen den Bruch mit der alten Tradition herbeigeführt und seine Kunst dem Conventionalismus entrissen hat. Auch mit der alten Anschauung, daß es große Künstler erniedrige, wenn sie sich an den Dienst der decorativen Kunst, des Kunstgewerbes stellen, traumte Pomeroy auf, und selbst ein Meister in jeder Art von Technik, legte er überall Hand an, wo er eine Möglichkeit erblickt, schönheitsfördernd zu wirken, und zwar am liebsten dort, wo sein Werk möglichst vielen zugänglich ist und zur Erhöhung des allgemeinen Kunstlimes beitragen konnte. Aber nicht, indem er den herrschenden Geschmack entgegennahm, wollte er sich sein Publicum erobern; sein Bestreben ist immer vor allem auf die Befriedigung seines eigenen künstlerischen Gewissens gerichtet, und gediehlig und consequent hat er so die anderen gewohnt, seine eigene ästhetische Anschauungsweise anzuerkennen, sich sein Publicum erzogen. Wie einer ungewöhnlichen Vollendung, und zugleich Erhabenheit paart sich in seinen Werken ein ausgesprochener Sinn für Harmonie, der sich dem Geschick äußert, womit er seine Werke, dem Zwecke, dem sie dienen und dem sie umgebenden Rahmen anzupassen versteht. — G. Monrey schreibt über einen neuen Zweig der Illustration: Die Ausschmückung von Noten, womit die Firma Novello Musikerlieger in den letzten Jahren hervorragende Künstler betrauen, und die eine Reihe entzückender Schöpfungen von Crasser, Riviere, Chéret, Auriel, Steinlen u. a. hervorgerufen hat. Diese Einbanddecken und Umschläge, in denen die Stimmung der Lösung in so sinnreicher Weise zum Ausdruck gelangt — sind einige dem Artikel beigegebene Reproduktionen beweisen — öffnen der Phantasie der Illustratoren ein weites, neues Feld. Der Verfasser des Artikels äußert jedoch das Bedauern, als gehe man heute in dem Eifer, die Verschönung früherer Zeiten gut zu machen, zu weit und rufe eine Reaktion von decorativer Ausschmückung hervor, die nicht im Verhältnis zu dem oft unbedeutenden Inhalt steht und früher oder später zum Ueberdruss führen muss. Im Decemberheft besprach Baldry den Maler Harold Speed. Obwohl kaum 26 Jahre alt, bietet sein Werk schon ein geschlossenes, harmonisches Ganze; wohl bedacht, weist Speed, dessen große Begabung von seinen Eltern früh erkannt wurde, seine Zeit in ausstrebenden Kunstjahren verlor, sondern sich bei seinem künstlerischen Jahre nur die Ausbildung für seinen künstlerischen Beruf widmen durfte. Von richtiger Anlehnung, emunternder Anerkennung und ausgebehnten Studienreisen unterstützt, gelangte er frühzeitig zu einer vollendeten Technik, in der die classischen Einflüsse sich unverkennbar verraten; er ist auch universeller Beherrscher seiner Bildern zum Ausdruck bringt.

„Akademie" (6. December). Ein Artikel von Karl Pleibtreu, worin paradox aber geistvoll der Socialismus als Heilmittel gegen den Anarchismus dargestellt wird. Der Anarchismus, dieser „Cäsarenwahn der Enterbten", ist nach ihm eine vollkommen logische Wucherung der modernen Weltanschauung; ihre Propheten Nietzsche könne man geradezu als Vorläufer des Anarchismus, denen Schrift, „Genealogie der Moral" als ein Lauwarmer anarchistischer Ungebundenheit bezeichnet. Nietzscheanismus und Anarchismus haben miteinander die ironige Auflehnung des Individuums gegen jedes Staatswesen gemein, und die schroffste Ablehnung des Gesellschaftsideal muss den Anarchisten naturgemäß zu wilden Attentaten gegen der Machthaber führen. Die Bekämpfung jedoch, die dieser Irrthum am gefährlichsten entgegenwirkt, ist die Socialismus mit seinen wohlerwogenen Bestrebungen und seinen altruistischen Tendenzen, denn das Gleichgewicht am sozialen gilt.

Der rothe Vorhang.

Von J. Barbey d'Aurevilly.

Autorisierte Uebertragung von M. von Bernhof.

(Fortsetzung.)

Haben Sie den Saint-Remy gekannt, den größten Lumpen der ganzen Stadt, der wegen seines liederlichen Streiche berühmt war, und den nur den Mitmenschen nannten, nicht wegen seiner Bosheit, obgleich er welche trug, da er den Gläubigen seiner Frau verbiete, wegen der Zahl der Opfer, die er verschlang?"

„Ja, ich habe ihn gekannt," entgegnete ich, „aber ein als alten, unverschämten Bürsting. Der mit seinem Zopf reiter und immer dasselbe. Ich erinnere, daß ich ihn gekannt habe, den alten Schelmen, und seine Frau, die ich in Beantwortung sagt."

„Ja, sie war wirklich eine Prachtdame," begann der Bruno wieder. „Man hatte Saint-Remy vor etwa zwanzig Jahren nach dem Ort aus dem Weg geschafft, wo man es Ihnen erzählen, in die Zeit, wo ich Sie vor zwanzig Jahren war er thatsächlich ein Mann von 45 Jahren, in mittlerem Stand, und obwohl er nicht mehr auf der Höhe war, hat er es bis dahin doch nur wenig verloren. Wissen Sie

„Nun, er hat die verlorene Zeit wenigstens ordentlich eingebracht," meinte ich.

„Ja," sagte der Vicomte, „und ich auch! Aber bei mir war das nicht so schwer! Die erste Periode meiner Tugendhaftigkeit währte nicht einmal so lange wie mein Aufenthalt in dieser Stadt, und obwohl ich nicht so absolut jungfräulich war, wie es Saint-Rémy von sich behauptet, lebte ich, weiß Gott! wie ein echter Mustefier, der ich ja war, denn ich bin ‚erblicher' Mustefier — Haben Sie das gewußt? Ich wäre sogar der Nachfolger eines Onkels in seiner Kommande geworden, hätte die Revolution nicht den Orden überhaupt aufgehoben; trotzdem habe ich mir ab und zu erlaubt, das Band dieses Ordens zu tragen. Eine Eitelkeit!"

„Was meine Hauslente betrifft, so waren sie der Inbegriff der Spießbürgerlichkeit. Sie waren nur ihrer zwei, Mann und Frau, beide bejahrt und durchaus nicht von schlechten Manieren — im Gegentheil. In ihrem Benehmen mir gegenüber waren sie sogar von jener Höflichkeit, der man heute nicht mehr begegnet, besonders nicht in diesen Ständen, und an welcher der Duft einer entschwundenen Zeit haftet. Ich war nicht in dem Alter, wo man das Gerede am Beobachten beobachtet, und sie interessierten mich zu wenig, als daß ich daran gedacht hätte, in die Vergangenheit der beiden alten Leute einzudringen, deren Leben ich in der oberflächlichsten Weise zwei Stunden täglich theilte, Mittag und Abends, wenn ich mit ihnen speiste und nachtmahlte. Bei ihrer Unterhaltung mit mir kam nichts von ihrer Vergangenheit zum Vorschein, sie drehte sich gewöhnlich bloß um die Bewohner des Städtchens, über die sie mich informierten, der Mann in heiterer, ein wenig sätirischer Weise, die Frau, die sehr fromm war, mit etwas größerer Zurückhaltung, aber nicht geringerem Vergnügen. Dennoch glaube ich gehört zu haben, daß der Mann in seiner Jugend, ich weiß nicht, in wessen Auftrag und zu welchem Zweck, auf Reisen gegangen war, und erst spät zurückkehrte, um seine Frau zu heiraten, die auf ihn gewartet hatte. Es waren übrigens sehr anständige Leute von höflichen Umgangsformen und sehr friedliche Existenzen. Die Frau verbrachte ihre Zeit damit, gerippte Strümpfe für ihren Mann zu stricken und der Mann, der ein eifriger Musiker war, kratzte auf der Geige alte Melodien von Viotti, in einem Mansardenzimmer über dem meinigen. Vielleicht hatten Geldverluste, die sie beide wollten, sie gezwungen, einen Pensionär zu nehmen; aber außer durch diese Handlung machte es sich in keiner Weise fühlbar. Alles in ihrem Hause atmete das Behagen der altmodischen Häuser, die reich an wohlriechender Wäsche, an schwerem Silber sind und deren Mobilien Immobilien scheinen, so schwer entschließt man sich dazu, sie zu erneuern! Ich fühlte mich dort wohl. Der Tisch war gut, und ich genoß die Erlaubnis, ihn zu verlassen, sobald ich mir, wie die alte Clivia, die uns bei den Mahlzeiten zu bedienen, zu sagen pflegte, den Schmutzbart ‚abwischt' hatte: ‚Schmutzbart' war eine sehr höfliche Bezeichnung für die drei Haare auf der Oberlippe eines jungen Bengels von Lieutenant, der noch nicht ausgewachsen war!

So lebte ich ungefähr seit einem halben Jahre bei meinen Wirtsleuten, ebenso still wie sie selber, die nie mit einem Worte der Ersteren jenes Beileids gedacht, das ich bei ihnen treffen sollte. Als ich eines Tages zur gewohnten Stunde zum Speisen hinabkam, erblickte ich in einer Ecke des Speisenzimmers eine hochgewachsene junge Frauensperson, die sich auf den Fußspitzen stehend aufrenkte, ihren Hut an einem Träger der Vorhangs aufzuhängen, wie jemand, der sich ganz zu Hause fühlt und eben heimkehrt. Aufs äußerste gestreckt, in dem Bemühen, ihren Hut an dem sehr hoch angebrachten Träger zu befestigen, zeigte sie die prachtigen Linien einer Tänzerin, die sich nach rückwärts überneigt. Ihre Taille war knapp umspannt der Ausdruck stimmt, so sein war sie gebaut! von einem Jäckchenspenzer aus glänzender grüner Seide, dessen Fransen auf ihren weißen Rock niederfielen, einen Rock, wie man ihn zu jener Zeit trug, der um die Hüften eng anliegend war und sich nicht scheute, sie in ihren Umrissen zu zeigen, wenn man deren hatte.

Die Arme noch hochgehoben wandte sie sich um, als sie mich eintreten hörte, und durch ihren Nacken eine Bewegung machte, die Gesicht sehen ließ; aber sie vollendete ihre Absichten, als wäre ich nicht dagewesen, sah nach, ob sie die Bänder des Hutes beim Aufhängen nicht zerknittert hatte, und zwar in langsamer, sorgfältiger, beinahe verletzender Weise, in anbetracht, daß ich daraus und darauf wartete, von ihr bemerkt zu werden, um meine Verbeugung anzubringen. Endlich erwies sie mir die Ehre, mich mit ihren sehr kalten, schwarzen Augen anzusehen, denen ihre [illegible] Züge geschmiegen, über der Stirn gekellten Haare einen Anstand von Tiefe gaben, den diese Augen dem Blick verliehen. Ich hatte keine Ahnung, wer sie sein mochte. Meine Wirtsleute hatten nie Gäste zu Tisch. Dennoch schien es, daß sie zum Speisen gekommen war. Der Tisch war gedeckt, es lagen zwei Gedecke auf. Aber meine Ueberraschung über ihr Erscheinen wurde noch viel größer von der Ueberraschung überboten, als ich erfuhr, daß sie, als meine Hauswirte beim Eintreten sie als ihre Tochter vorstellten, die eben aus dem Institut heimkam und kam und nun [illegible] bleiben wurde.

„Ihre Tochter! Es war unmöglich weniger die Tochter dieser Leute zu sein, als es dies Mädchen war! Nicht, daß nicht die schönsten Mädchen der Welt allerhand Eltern entstammen könnten! Das hab' ich schon gesehen — und Sie wohl auch, nicht wahr? Physiologisch kann das häßlichste Wesen das schönste Geschöpf hervorbringen. Aber die! Zwischen ihr und ihren Eltern lag die Kluft einer Rasse. Physiologisch übrigens, wenn ich mit dieses pompöse, pedantische Wort gestatten soll, das ihrer Zeit nicht der meinigen angehört, war an ihr nichts bemerkenswert, als der Ausdruck, der bei einem so jungen Mädchen sehr sonderbar erschien. Es war etwas der Ausdruck von unerschütterlicher Gleichgiltigkeit, der sehr schwer zu schildern ist. Hätte sie ihn nicht gehabt, dann hätte man von ihr gesagt: „Ist das ein schönes Mädchen!" und hätte nicht mehr an sie gedacht, wie an so und so viel andere schöne Mädchen, die einem der Zufall in den Weg führt, und von denen man das sagt, ohne auch je wieder an sie zu denken. Aber jener Ausdruck, der sie nicht nur von ihren Eltern, sondern auch von allen anderen Mädchen trennte, mit denen sie weder die Gefühle, noch die Leidenschaften gemeinsam zu haben schien, bannte mich vor Ueberraschung auf der Stelle fest. „Die Infantin mit dem Bologneserhündchen" von Velasquez könnte Ihnen, falls Sie das Bild kennen, einen Begriff von diesem Ausdruck geben, der nicht hochmüthig, nicht geringschätzig, nicht verächtlich, nein, nur einfach gleichgiltig war. Denn der Ausdruck des Stolzes, der Geringschätzung, der Verachtung sagt den Leuten, daß sie existieren, da man sich die Mühe nimmt, sie gering zu schätzen oder zu verachten, während jener aber zu sagen schien: „Für mich seid Ihr nicht einmal vorhanden."

„Ich gestehe, daß diese Physiognomie mir an jenem ersten Tag, und an so manchen folgenden, die noch heute für mich ungelöste Frage eingab: wie konnte dieses schlanke, junge Mädchen von jenem tugendrunden Spießbürger im grünlichselben Gehrock und der weißen Weste hervorgebracht werden, dessen Gesicht so roth war, wie die Constitution seiner Frau, der eine Balgeleidwulst um Nacken hatte, die aber seine weiße Cravatte hinaustrugen, und der beim Sprechen stotterte. Und wenn der Mann mich schon nicht in Verlegenheit setzte — denn der Gatte bildet nie die Schwierigkeit in derartigen Fragen — so schien mir die Frage der Mutter ebenso unerklärlich. Fräulein Albertine, dies war der Name der stolzen Herzogin, die wie zum Spott vom Himmel herab mitten unter diese Spießbürger gefallen war, Fräulein Albertine, die ihre Eltern Alberte nannten, um sich den langen Namen zu ersparen, der jedoch weit besser zu ihrem Gesicht, zu ihrer ganzen Erscheinung paßte, schien ebenso wenig wie ihre Tochter des einen und der anderen zu sein. Bei jenem ersten Mittagsmahl, wie bei den darauf folgenden, schien sie mir ein wohlerzogenes, junges Mädchen, ungeziert und gewöhnlich schweigsam, die, wenn sie sprach, in gut gewählten Ausdrücken anbrachte, was sie zu sagen hatte, aber nie darüber hinausgieng. Aber wäre sie auch noch so geistvoll gewesen, wovon ich übrigens nichts weiß, so hätte sie doch keine Gelegenheit gefunden, es bei unsern Speisestunden zu zeigen. Die Gegenwart ihrer Tochter hatte nothwendigen den Mantel der alten Leute Breiten gezogen. Sie übertrieben nun die kleinen Scandalgeschichten des Städtchens. Man sprach jetzt bei Tisch buchstäblich von nichts Interessanterem, als vom Wetter. Und da Fräulein Albertine oder Alberte mir nichts weiter zu bieten hatte als jenen Ausdruck unzerstörbarer Gleichgiltigkeit, der mich im Anfang so sehr überrascht hatte, so stimmte ich mich bald dagegen ab.

„Hatte ich sie in jenen Gleichkeitskreisen gereizen, nur die ich ertragen war, dann hatte diese Gleichgiltigkeit mich jedenfalls bald gelangweilt. Aber sie muß schon vor meiner Ankunft da gewesen sein. Mehr noch — nicht einmal zum Kokettieren. Meine Stellung ihr gegenüber war nur mich, der ich bei ihren Eltern zu Pension war, eine äußerst heikle und konnte durch ein Lächeln zu einer falschen Stellung werden. Sie fand mir gleichgiltigkeit nicht genügend noch oder kein, um mir etwas zu sein, und zu sehr junger Leute, daß sie sich ganz natürlich und ohne bestimmte Absicht, aber [illegible] bereitgeschlagen die vollkommenste Gleichgiltigkeit entgegen.

„Dabei blieb es auch beinahe von dieser Seite wie von der meinigen. Wir tauschten nur die nöthigen Höflichkeiten, die nichtssagenden Redensarten. Sie war für mich doch ein Bild, das ich kannte an sah, und ich, was war ich für sie? Bei Tisch, wo wir [illegible] uns ausschließlich nur bei Tisch, betrachtete sie den Stengel des Glases oder die Zuckerdose eingehender als mich. — Wie in [illegible] war immer ich entgegenkend und correct, aber so völlig [illegible] daß es mir gar keinen Schmerz zu thun Wesen gab, [illegible] um morgen, was sie mir sagen, [illegible] Sie hatte mein ganzes Leben [illegible] schalten in [illegible] angeblich Wesen, und [illegible] [illegible] Bilder [illegible] Verachtung, auch mit [illegible] [illegible] [illegible]

Ettern saß. Da, in dem Augenblick, als ich die Serviette über meine Kniee breitete, nein, ich werde wie imstande sein, Ihnen dies Gefühl, diese Ueberraschung zu schildern, fühlte ich plötzlich eine Hand, die unter dem Tische kek nach der meinigen griff. Ich glaubte zu träumen, oder besser gesagt, ich glaubte eigentlich gar nichts. Ich hatte nur die unglaubliche Empfindung dieser frechen Hand, die die meinige bis unter meiner Serviette suchen kam! Es war ebenso unerhört als unerwartet! Mein ganzes Blut, von diesem Griff entzündet, strömte von meinem Herzen in diese Hand, wie von ihr hingetogen, dann drang es heftig, wie von einer Pumpe getrieben, zum Herzen zurück! Wir wurde schwarz vor den Augen, es sauste mir in den Ohren. Ich wußte todtenblich geworden sein. Ich glaubte, ich würde in Ohnmacht fallen, mich auffühlen in der unsagbaren Wollust, die der Druck jener fleischigen, etwas großen Hand in mir hervorrief, die kräftig wie die eines Jünglings die meinige umschlossen hielt. Und da, wie Sie wissen, in jenem frühen Alter die Wollust erschreckend wirkt, so strebte ich meine Hand aus dieser tollen Hand, die sie ergriffen hatte, zu befreien. Sie aber, ermuntert durch das Bewußtsein des Genusses, den sie mir bereitete, hielt sie gewaltsam gefangen, mit warmem, köstlich erstickendem Druck.

„Es ist nun fünfundzwanzig Jahre her und Sie erweisen mir hoffentlich die Ehre zu glauben, daß meine Hand inzwischen Gelegenheit hatte, sich gegen den Druck von Frauenhänden ein wenig abzustumpfen; aber, wenn ich daran denke, dann fühle ich hier noch den Druck dieser Hand, die die meinige mit der Tyrannei einer sinnlosen Leidenschaft umfaßte. Von tausend Schauern durchzuckt, die jene Hand mir durch die Glieder sandte, fürchtete ich meine Gefühle vor dem Vater und der Mutter des Mädchens zu verrathen. Beschämt darüber, weniger Fassung zu besitzen, als dies kühne Mädchen, das alles aufs Spiel setzte und dessen unglaubliche Kaltblütigkeit jeine Unverschämtheit deckte, biß ich mir die Lippen blutig in dem übermenschlichen Bemühen, das Zittern des Verlangens niederzuhalten, das den harmlosen, armen alten Leuten alles verrathen konnte, und da erst suchten meine Blicke die zweite dieser beiden Hände, die ich nie bemerkt hatte, und die in diesem gefährlichen Augenblick ruhig an der Schraube einer Lampe herumdrehte, die man eben auf den Tisch gestellt hatte, weil es zu dunkeln begann. Ich betrachtete sie; das war also die Schwester jener anderen Hand, die ich durchdringend auf der meinen fühlte, wie einen Feuerherd, von dem zahllose Feuerzungen ausstrahlten und mir durch die Adern flossen! Diese Hand, die etwas plump war, aber lange, wohlgeschlegte Finger hatte, an deren Spitzen das Licht der Lampe, das voll darauf fiel, durchsichtige, rothe Schimmer entzündete, bebte nicht und verrichtete ihr kleines Geschäft, die Lampe aufzuziehen, mit Sicherheit, Behagen und einer unvergleichlichen, graziösen Lässigkeit der Bewegung!

„Demnach konnten wir nicht so sitzen bleiben. Wir brauchten unsere Hände zum essen. Fräulein Alberte ließ deshalb die meinige los; aber im Augenblick, wo sie sie losließ, setzte sich ihr Fuß, nicht minder vielsagend als ihre Hand, mit demselben Nachdruck, der gleichen Leidenschaft und Ueberhoheit auf meinen Fuß und blieb dort während der ganzen Dauer dieser allzu kurzen Mahlzeit, die auf mich wirkte wie einer jener schönen Träume, die einem zuweilen unerträglich heiß scheinen, an die man sich jedoch gewöhnt und in denen man sich schließlich so behaglich fühlt, daß man zu glauben geneigt wäre, daß die Verdammten sich einst Tages in den Gluthen ihrer Hölle so sinnlich und munter fühlen müßten, wie die Fische im Wasser!

„Sie können sich denken, wie viel ich bei dieser Mahlzeit aß und wie sehr ich mich an den Gesprächen meiner christlichen Wirte betheiligte, die in ihrer Harmlosigkeit keine Ahnung von dem Unterbrochenen und gefährlichen Drama hatten, das sich unter ihrem Tische abspielte. Sie merkten nichts: aber sie hätten doch etwas merken können und ich war wirklich besorgt um sie, um sie weit mehr als um Alberte und mich. Ich besaß die Gutschicksit und das Mitleid meiner siebzehn Jahre . . . Ich fragte mich: „Ist die bloß frech? Ist die verrückt?“ Und ich sah sie von der Seite an, jene Närrin, die während des ganzen Essens keinen Augenblick ihre herzzeglichen Gesten aufgab und deren Antlitz so ruhig blieb, als hätte ihr Fuß nicht auf meinem Fuß alle Teufelein angerufen und ausgesprochen, die ein Fuß nur aussprechen und anflehen kann. Ich gestehe, daß ich über ihre Sicherheit noch überraschter war, als über ihre Tollheit. Ich hatte viele von jenen frivolen Büchern gelesen, in denen die Frauen durchaus nicht geschont werden. Ich war in einer Cadettenschule erzogen worden. Theoretisch wenigstens war ich ein Lovelace an Selbstbewußtsein, wie es mehr oder minder alle sehr jungen Leute sind, die sich für hübsche Burschen halten und hinter den Thüren und auf den Treppen ganze Scheffel Küsse von den Lippen der mütterlichen Kammermädchen gepflückt haben. Aber das brachte mich um mein bischchen siebzehnjährige, lebemännische Haltung. Es schien mir stärker als alles, was ich gelesen, alles was ich erzählen gehört über die unverfrorene Verlogenheit der Frauen, die Fähigkeit, sich zu verstellen, auch wenn sie am tiefsten und leidenschaftlichsten erregt sind. Denken Sie sich doch! Sie war achtzehn Jahre alt, wenn sie überhaupt so alt war . . . ? Sie kam aus einer Pension, gegen die ich durchaus keinen Verdacht hegen konnte, da die fromme und tugendhafte Mutter sie für ihr Kind gewählt hatte. Dieser absolute Mangel an Befangenheit, oder sagen wir es kurz heraus, an allem Schamgefühl, diese ruhige Selbstbeherrschung, während sie das Geständnichste und Unverschämteste that, was ein junges Mädchen nur thun konnte, die durch keine Miene, keinen Blick den Mann herausgefordert hatte, dem sie sich nun mit so unverschämter Frechheit auslieferte, all das stieg mir zu Kopfe und stellte sich meinem Geist ganz klar dar, trotz des Kuirubrs meiner Sinne . . . Aber weder in jenem Augenblick, noch auch später, hielt ich mich dabei auf, darüber nachzugrübeln. Ich ergieng mich nicht in erheuchtetem Abscheu über die Ausführung dieses jungen Mädchens in seiner erschreckend frühreifen Verderbtheit. Uebrigens hält man in dem Alter, in dem ich damals stand, und auch noch viel später, eine Frau nicht leicht für verderbt, die sich einem, auf den ersten Blick, an den Hals wirft. Man ist beinahe geneigt das für ganz selbstverständlich zu halten, und sagt man sich: „Die arme Frau!“, so liegt schon sehr viel Bescheidenheit in diesem Mitleid. Endlich, wenn ich auch schüchtern war, so wollte ich doch nicht lächerlich sein. Das große Argument der Franzosen, um unbedenklich das allerärgste anzustellen. Ich wußte ziemlich, ohne allen Zweifel, daß das, was dies junge Mädchen für mich empfand, keine Liebe war. Die Liebe geht nicht so unverschämt und unverschitzt vor, und ich wußte auch, daß das Gefühl, das sie mir einflößte, keine Liebe sei . . . Aber — Liebe oder nicht — was es auch war, das war mir willkommen. Als ich vom Tisch aufstand, war ich entschlossen. Die Hand dieser Alberte, an die ich keinen Augenblick gedacht, ehe sie die meinige ergriffen, hatte mich bis in die Tiefen meines Wesens mit dem Wunsche erfüllt, sie ganz und gar zu zu umschlingen, wie ihre Hand sich mit der meinigen verschlungen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Stimmen aus dem Publicum.

An die deutschen Studenten, die da guten Willens sind!

Der böhmische Studentenverein „Akademický spolek ve Vídni“ hat in seiner letzten, am 31. v. M. abgehaltenen Plenarversammlung den einstimmigen Beschluß gefaßt, sich dem friedlichen Appell der Prager studentischen Vereine „Slavia“ vollinhaltlich anzuschließen. Wir zweifeln nicht daran, daß diese Kundgebung bei Euch einen Nachhall finden werde, und daß wir gemeinsam an der Bekämpfung jener rohen nationalen Ehaubinismus arbeiten werden, welcher solche Früchte, wie den bekannten Prager Fall, gezeitigt hat.

Wien, am 1. Februar 1899.

Der Vereinsausschuß des „Akademický spolek ve Vídni.“

Seiden-Damaste 75 kr.

bis fl. 11.65 per Meter und Seiden-Brocate ab meinen eigenen Fabriken

sowie schwarze, weiße und farbige Henneberg-Seide von 45 kr. bis fl. 14.65 per Meter — glatt, gestreift, carriert, gemustert, Damaste 2c. (ca. 240 verschiedene Qual. und zwei tausend verschiedene Farben, Dessins 2c.

Zu Roben und Blousen

ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus!

Muster umgehend.

Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Digitized by Google

Die Zeit.

XVIII. Band. Wien, den 11. Februar 1899. Nummer 228.

Der Teufel an der Wand.

In der jüngst veröffentlichten Kundgebung der mit Ausschluß der Schönererianer vereinigten deutschen Oppositionsparteien muß dem kritischen Blick jene Stelle auffallen, in der die Sprachenverordnungspolitik und die ganze Reichskrise, die sich aus ihr entwickelt hat, lediglich aus dem Bestreben des Grafen Badeni erklärt wird, die Stimmen der Jungczechen für den schlechten ungarischen Ausgleich zu erkaufen. Diese Auffassung ist zu Badenis Zeiten noch von dessen eigenen Anhängern geflissentlich verbreitet worden. Die nachfolgenden Ereignisse aber haben sie als unzureichend längst widerlegt. Der inzwischen eingetretene Stillstand der Gesetzgebung, die dadurch unaufhaltsam gewordene Verwahrlosung der staatlichen Verwaltung, die Verrohung der politischen Sitten, der Verfassungsbruch in Oesterreich, die dadurch bewirkte Krise in Ungarn, die dortige Gesetzlosigkeit, die heillose Erschütterung des Gunstlinge-Ministeriums Banffy, die Lockerung des wirthschaftlichen Bundesverhältnisses beider Reichshälften, ja die schärfstich sogar bewegstreitenen Reibungen mit Deutschland — alle diese fatalen Consequenzen haben die Regierung von dem mit den Sprachenverordnungen eingeschlagenen und seither in Executive und Justiz eifervoll verfolgten Wege nicht abzudrängen vermocht. Und das alles, alles soll Eis und Trans geschehen und ertragen worden sein, nur weil mano dazumal Graf Badeni die Stimmen der Jungczechen für den mittlerweile durchlöcherten Ausgleich in dem mutterweile völlig brüchig gewordenen Parlament erkaufen hat wollen? So kleine Ursachen können, selbst mit der Staatsweisheit des Grafen Thun multiplicirt, so große Wirkungen nimmer erzeugen. Wenn die deutschen Oppositionsparteien in ihrer gemeinsamen Kundgebung die Welt über die wahren Ursachen dieses zweijährigen Umsturzes hätten aufklären wollen, hätten sie den Muth finden müssen, den Schleier von weit bedeutsameren Zusammenhängen wegzuziehen, die im Verborgenen walten zu lassen nur im Sinne der Regierung liegt.

Die turbulenten Ereignisse der letzten zwei Jahre sind der Ausfluß einer weit tiefwurzelnden Regierungspolitik, als die deutschen Oppositionsparteien sich's in ihrer Kundgebung selbst zugestehen wollen. Ihre Ursprünge gehen wohl bis auf das Jahr 1866 zurück, von dessen Schlagen Oesterreich sich bis auf den heutigen Tag noch nicht völlig erholt hat. Damals tauchte in den leitenden Kreisen zunächst die hoffnungsvolle Idee der „Revanche vom Sadowa" und der einstmaligen Wiedereroberung der alten führenden Stellung Oesterreichs im deutschen Bunde auf. Die Erziehung des Deutschen Reiches unter preußischer Führung hat dieser Idee ein rasches Ende bereitet. Die Hoffnung schlug man ja nun in Furcht. An die Stelle der Revanche Idee trat eine andere, die Zimmuniserungs Idee. Die Furcht war doppelter Art: die Furcht, daß die Anziehungskraft des benachbarten Deutschen Reiches mindestens die Deutschen in den an Deutschland angrenzenden reindeutschen Gebieten, Böhmens dem österreichischen Staatswesen abwendig machen werde; und ergänzend die Furcht, daß das Deutsche Reich, wenn einmal entwickelt, die Einverleibung dieser deutschen Reichslandschaft auch selbst anstreben werde. Um Oesterreich vor dieser vermeintlichen Gefahr zu schützen, sollte das deutsche Element daselbst durch Urbanisierung gegen nationalistische Bestrebungen immunisiert werden, wobei die Czechen nicht, wie sie sich so gern beruhmen, als die vermöge ihrer eigenen Tüchtigkeit erfolgreichen Urheber einer Politik nationaler Gerechtigkeit, sondern jenseits nur als das willige Werkzeug einer verminderlichen Staatsraison zu dienen haben. Die Wahlreform boden schon 1871 die „Karadori Linie" gezogen. Die Verlegung des böhmischen Staates in die Ausgleich auf die Errichtung des deutschen Reichsrathes", und der allerdings eingebrachte Fundamentalpolitik Hohenwarts war der erste, wieder nach so unglückte Versuch zu dieser Antwort.

Es hat allerdings seitdem das Schlagwort Loyalitätsdie deutsch österreichischen Bevölkerung, als auch die gesamte innernationalen Verhältnisse in Cisleithanien vom ersten Anfang bis zum letzten Ende sonnenklare Politik Bismarcks. Die Grundlinien dieser Berechnungen erwiesen, und seitdem sind sie auch systematisch Die feudal-clericale Adelspartei fand es aber in ihrem politischen Interesse gelegen, sie und damit auch die Zimmunisierungspolitik immer wieder zu neuem Leben zu erwecken. Es ist ihr dies auch zu verschiedenen Zeiten mehr oder minder gut gelungen, am tiefsten und nachhaltigsten seit Badenis Tagen. Die im Herbst 1894 vom Fürsten Bismarck vollzogene Enthüllung des Rückversicherungsvertrages, der hinter dem Rücken und ohne Wissen Oesterreichs seine Jahre lang zwischen Deutschland und Rußland bestanden hatte, scheint das alte Mißtrauen wieder jäh aufgeschreckt, die kurz darauf April 1897 zwischen Oesterreich und Rußland abgeschlossene Entente scheint der neuesten Phase der Zimmuniserungspolitik einen stärkeren Rückhalt gegeben zu haben als ihm je eine andere zuvor besitzen konnte. Diese bedeutsamen Thatsachen und Stimmungen machen die tollen Ereignisse der letzten zwei Jahre, wie die wiedererlangte Machtstellung des eigentlichen Trägers oder besser Erregers der antideutschen Mißtrauenspolitik, des feudal-clericalen Hochadels, einigermaßen erklärlicher, wenn sie sie auch nicht rechtfertigen können, weil trotz alledem die Furcht vor den Deutschen in Oesterreich, wie die Furcht vor den Deutschen im Reich denn doch vom Beginne an nur eine Chimäre war.

Aber freilich, nicht eine Chimäre ungefährlicher Art. Es ist nicht gut, den Teufel an die Wand zu malen, weil er dann gern kommt. Eine alte pädagogische Erfahrung lehrt, daß ein gutes Kind, wenn es andauernd wie ein schlechtes behandelt wird, schließlich wirklich schlecht wird, und man kann sich den ergebenen Freund zum Feind machen, wenn man ihm nur consequent mit Feindseligkeit begegnet. Als 1871 die Zimmuniserungspolitik das erstemal einsetzte, hat man auch zum erstenmal seit 1866 gründeutsche Reden von deutsch österreichischen Politikern gehört, die tierlich mit der Episode Hohenwart rasch verklangen. Der thatkräftigeren Betreibung dieser Politik in den ersten Jahren Taaffe verdanken die Schönerer Pauel ihre Geburt, und der heutige Triumph dieser Politik in den letzten zwei Jahren hat das ungeahnt rasche Wachsthum dieser Partei an Zahl und Macht zur Folge gehabt. Auch in der äußeren Politik hat man den Teufel nicht ganz erfolglos an die Wand gemalt. Die feindliche Meinung in Deutschland, die sich dreißig Jahre lang in demonstrativer Correctheit um das Schicksal der Deutschen in Oesterreich nicht gekummert hat, hat sich in dieser zwei Jahren nur zu brennendem Interesse dem österreichischen Treiben zugewendet, dies selbst die Czechen in die Richtung heute schon in Deutschland die ernste Unterhaltung einer erheblichen Zahl gelesener Tagesblätter genießt.

Wenn das so bestanden, wird schließlich, ehe man sich's versieht, der Teufel da sein, den man sich dreißig Jahren an die Wand malt. Aus der eingebildeten Gefahr wird eine wirkliche Gefahr entstanden sein, vielleicht eine der Zimmuniserungsprocess voll endet ist, für dessen Erfolg kein vergleichbares Beispiel in der Geschichte spricht. Statt die weltbekannte Legende vom Badeni'schen Zimmerkunst zu verbreiten, hätten die deutschen Oppositionsparteien in ihrer Kundgebung besser die verhängnisvolle Politik der eingebildeten Gefahren enthüllen und blandmarken sollen, welche die Deutschen erst erschuf, indem sie sie vermeintlich bekämpft.

K.

Der Cartismus.

Der „Kmabe Carl", ich meine den im Palais Lobkowitz zu Wien residierenden Thronfolger, hat sich, wie verlautet, in Prag einer Augenoperation unterziehen müssen. Angeblich bei jedem seit einigen Monaten mit Bedauern bemerkt unterwegens Gerüchte, daß dies noch bis vor kurzem eine Übertreibung, Kinder zur Zahn gewesen und glücklicherweise der Patient gesund, nun aber scheint es doch die Cataracte auf der Pupille zu sein, die operiert werden mußte. Die Operation selbst, die ja bekanntlich in einem Durchschneiden der Augenlinse besteht, soll vollkommen gelungen sein, und der Patient soll sich bereits wieder recht wohl befinden.

Es ist ja sehr erfreulich, daß der Thronfolger nicht an einer Augenkrankheit leidet, die ihn zum Regieren unfähig macht, denn wir haben ja bekanntlich einen Kaiser, der seine Regierungsgeschäfte mit Hilfe seiner Brille besorgt, und wir wollen nicht hoffen, daß der Kaiser Franz Joseph II. einmal genötigt sein wird, sich einer Augenoperation zu unterziehen, um seine Regierungsgeschäfte besorgen zu können. Aber es ist doch auch nicht gut, wenn der Thronfolger an einer Augenkrankheit leidet, die ihn zum Regieren unfähig macht, denn wir haben ja bekanntlich einen Kaiser, der seine Regierungsgeschäfte mit Hilfe seiner Brille besorgt, und wir wollen nicht hoffen, daß der Kaiser Franz Joseph II. einmal genötigt sein wird, sich einer Augenoperation zu unterziehen, um seine Regierungsgeschäfte besorgen zu können. Aber es ist doch auch nicht gut, wenn der Thronfolger an einer Augenkrankheit leidet, die ihn zum Regieren unfähig macht, denn wir haben ja bekanntlich einen Kaiser, der seine Regierungsgeschäfte mit Hilfe seiner Brille besorgt, und wir wollen nicht hoffen, daß der Kaiser Franz Joseph II. einmal genötigt sein wird, sich einer Augenoperation zu unterziehen, um seine Regierungsgeschäfte besorgen zu können.

Digitized by Google

wurden carlistische Waffendepots aufgefunden und beschlagnahmt, weshalb an der französischen Grenze, über die von jeher die Einschmuggelung von Waffen zu erfolgen pflegte, eine außerordentliche Wachsamkeit ausgeübt wird. In Beneding spähen geheime Agenten der spanischen Regierung den Prätendenten auf Schritt und Tritt aus, und alle spanischen Konsuln und Diplomaten im Auslande haben die Weisung erhalten, über jede Bewegung des Carlismus, die ihnen zur Kenntnis gelangen sollte, schnell und ausführlich nach Madrid zu berichten. Das Amtsblatt „Gaceta de Madrid“ hat vor kurzem eine Aufforderung an den Marquis de Cerralbo, den Baron de Saugarren und verschiedene andere Notabilitäten des Carlismus veröffentlicht, deren gegenwärtiger Aufenthalt unbekannt ist, sich binnen kürzester Frist den Behörden zu stellen. Die Herren konspirieren nämlich im Auslande und bereiten die nächste Campagne vor. Die Gendarmerie ist nach den bedrohtesten Punkten hin, ist nach den Pyrenäen, wo die carlistische Agitation am stärksten ist, zusammengezogen worden, was aber zur Folge hat, daß viele Landstriche von dem nöthigen Schutz- und Polizeipersonal entblößt sind, so daß dort, wie die betreffenden Ortsvorsteher klagen, das Verbrecherthum überhand nimmt.

Die Regierung hat sich jedoch nicht auf diese Vorsichtsmaßregeln beschränkt, sondern hat, trotz der höchst prekären Finanzlage des Landes, es für räthlich gefunden, die Präsenzstärke des Heeres, die in normalen Zeiten 80.000 Mann betragen soll, in der Höhe von 140.000 Mann beizubehalten, und das Heer muß unablässig Marsch- und Schießübungen vornehmen, gerade so, als stehe ein neuer Krieg unmittelbar bevor. Der Kriegsminister General Correa, der für diese Uebungen und Verschiebungen bereits 20 Millionen Pesetas aufgewendet hat, verlangt jetzt einen Zuschuß von 30 Millionen für weitere Vorbereitungen und Ankauf von Material. Er will in allen Militärdistricten den Sanitätsdienst und die Waffendepots für die Reserven derart einrichten, daß jederzeit in einer Frist von vierzehn Tagen 300.000 Mann auf den Kriegsfuß gesetzt werden können. Vor einigen Tagen rückte der Ministerpräsident Sagasta, auf die ihm von mehreren Journalisten gestellte Frage, warum die verfassungsmäßigen Bürgschaften jetzt nicht wieder in Kraft traten und die Preßerlasse nicht aufgehoben werde, mit der Erklärung heraus, die Aufrechterhaltung des Ausnahmszustandes sei durch die drohende carlistische Gefahr geboten. Die Regierung habe die Ueberzeugung gewonnen, daß die Partei des Prätendenten, trotz ihrer scheinbaren Ruhe, keineswegs auf den Gedanken einer allgemeinen Schilderhebung verzichtet habe und ihre Rüstungen fortbetreibe. Der von ihr ausersehene Zeitpunkt zum Losschlagen sei wahrscheinlich der Beginn des nächsten Frühlings, und erst nach diesem Zeitpunkt werde die Regierung eventuell auf die Wiederherstellung normaler Zustände Bedacht nehmen können.

Aus alldem geht klar und deutlich hervor, daß die carlistische Gefahr ernst zu nehmen ist.

Ich verkehre hier fast täglich mit carlistischen Vordermännern und habe wiederholt aus ihrem Munde die Versicherung gehört, daß die Partei nur das Zeichen „des Königs“ erwarte, um sich ins Feld zu schlagen: sie sei „exzerciert“, und wenn sie die Fahne der Empörung noch nicht aufgepflanzt, so sei lediglich die Rücksicht auf den harten Winter maßgebend gewesen, der zur Ausnahme von Kriegsoperationen wenig geeignet sei. Einer der Herren sagte mir unter anderem: „Wenn wir dieses Jahr nicht losschlagen, dann werden wir es überhaupt nie thun, und der Carlismus kann sich begraben lassen. Die Gelegenheit ist die denkbar günstigste. Zwischen der im amerikanischen Kriege erlittenen furchtbaren Niederlagen ist im Volke die Unbeliebtheit der herrschenden Dynastie mächtig angewachsen, und die allgemeine Erbitterung wird durch die nothwendig gewordene Erhöhung der Steuern noch bedeutend gesteigert. Diese Stimmung ebnet dem kommenden Umsturz den Weg.“

Wie doch die politische Leidenschaft den Menschen verblenden kann! Eben die Carlisten sind es gewesen, die Spanien zum Kriege mit Nordamerika gedrängt haben. Als seinerzeit die Regierung zu schwanken schien, ob sie angesichts der Herausforderungen und Drohungen des Washingtoner Cabinets die Kammung Cubas anordnen oder den folgsichneren Waffengang gegen den mächtigen Staatenbund unternehmen wollte, da trug zur Kriegerischen Entscheidung nicht zum wenigsten das damalige Manifest Don Carlos' bei, in dem folgender Satz zu lesen war: „Krieg der Regierung, aus Rücksicht für nebensächliche Dinge in bewaffnete Intervention, sich unterstützen sollte, in die Vereinigung des Vaterlandes einzutreten, so würden wir Carlisten die Rolle der Gehilfen übernehmen, die, hinter Argumentieren vor zweifelhafter Hauptthat sich versteckt, diese zum Verrathe drängen.“ Die Carlisten haben also wesentlich zum Kriege beigetragen und man, nachdem derselbe in so unglücklicher Weise beendet, machte sie für den Ausgang des Krieges verantwortlich.

„Das ganze Gerede ist verschwendung, und noch schlimmer,“ wie es in den Worten Arbeit über zum Weltkrieg. Der Ausgang des Krieges hat in Spanien die Gemüther in hohem Grade erregt. Die Niederlage zur See und zu Lande hat das spanische Volk in seinem Innersten getroffen, und es ist kein Wunder, daß es sich nun, da es sich seiner Ohnmacht bewußt geworden, gegen die Regierung wendet, die es in diesen Krieg hineingetrieben hat.

verfallen sind, dem Carlismus dadurch die Spitze abzubrechen, dass sie das Programm des Prätendenten, ich meine nämlich das religiöse, theilweise durch die Königin Regentin erfüllen liefen. Bei der grossen Bigotterie Maria Christinens ist es nicht zu verwundern, dass dieser Gedanke ihr nicht unsympathisch ist, doch hat er im Volke keinen Anklang gefunden. Vielmehr haben die liberalen Elemente geschlossen gegen die in Rede stehenden reactionären Anwandlungen Front gemacht, so dass Silvela sich sogar gezwungen gesehen hat, seinen Schritt zurückzuthun und feierlich zu erklären, er wolle, wenn er einmal die Regierung in Händen habe, sich strieto an den liberalen Geist der Landesverfassung halten.

Es gibt hier noch Leute, die sich einbilden, Don Carlos werde, falls er das Scepter an sich reissen sollte, den modernen Ideen gerecht zu werden wissen und ein liberales, constitutionelles Regiment einsetzen. Diese kennen aber den Mann und seine Leute schlecht. In seinen ab und zu der Oeffentlichkeit übergebenen Manifesten hat Don Carlos es nie gewagt, mit seinen wahren Absichten und Gesinnungen herauszurücken, um nicht etwa die lauteren Parteigenossen abzuschrecken, aber man ist doch hierüber ziemlich unterrichtet. Vor einiger Zeit erschien hier ein von einem Franciscanermönch mit Erlaubniss der geistlichen Censur herausgegebenes Buch, in welchem die Verfassung des „kommenden carlistischen Reiches" in aller Klarheit und Wahrheit niedergelegt ist und das von allen Ultramontanen mit Begeisterung aufgenommen und begrüsst wurde. Es verlohnt sich der Mühe, einiges aus diesem Buche, dessen Inhalt von keinem echten Carlisten verleugnet wird, mitzutheilen. Ich greife daraus ohne weitere Umschweife folgende „Satzungen" aus Gerathewohl heraus:

„Der alte Adel wird in seinem alten Glanze wieder hergestellt werden, und alle seit der Revolution erworbenen Adelstitel werden für nichtig erklärt werden."

„Die früheren Gesetze, betreffend die unehelichen Kinder, werden wieder in Kraft gesetzt werden."

„Jeder junge Mann, der entschlossen ist, ledig zu bleiben, wird sich in ein specielles vom Pfarrer gehaltenes Register einschreiben lassen. Bastarde, unverheiratete, sowie in weder Ehe lebende Männer werden des staatsbürgerlichen Rechtes ermangeln, öffentliche Aemter zu bekleiden. Ebensowenig werden sie Geschäftshäuser eröffnen, noch irgend welchen wissenschaftlichen Beruf ausüben dürfen."

„Niemand, weder Mann noch Weib, wird heiraten dürfen, ohne vorher ein Religionsexamen mit Erfolg bestanden zu haben."

„Die verheirateten Männer werden unter strenger Beaufsichtigung stehen, und Vergehen gegen die eheliche Treue werden mit schweren Strafen, wie Gefängniss, Verbannung u. dgl. geahndet werden."

„Alle Kinder werden bis zu ihrem 20. Jahre (!) unter der Beaufsichtigung des Lehrers stehen und in Begleitung desselben die Sonn- und Feiertagen besuchen."

„Die Hausbesitzer werden verantwortlich sein für die Aufführung der Miethsleute, und wenn sie als solche irreligiöse Menschen, Diebe, Deserteure und in wilder Ehe Lebende dulden sollten, werden sie ihres Eigenthums zu Gunsten der wohlthätigen Anstalten verlustig gehen."

„Ein strenges Sondergesetz wird die Form der weiblichen Kleidung bestimmen. Jedes unehrbare Costum wird bei Gefängnisstrafe verpönt sein. Desgleichen wird die Veröffentlichung aller Modejournale untersagt sein."

„Ein aus weisen und religiösen Männern zusammengesetztes Tribunal wird den Ursprung aller schnell erworbenen Vermögen aussforschen. Jedes unrechtmässig erworbene Eigenthum wird staatlich confiscieret werden."

„Die Bücher, das Baukwesen und das Papierwald werden als sündhafte moderne Erfindungen abgeschafft werden."

„Das gesammte Unterrichtswesen wird ausschliesslich der Geistlichkeit anvertraut werden."

„Sämmtliche Freimaurerlogen und alle anderen geheimen Gesellschaften, deren Zweck die Vernichtung des Katholicismus ist, werden aufgehoben werden, und falls sich eine solche Gesellschaft nach einmaliger Aufhebung neu bilden sollte, werden über die betreffenden Mitglieder die schwersten Strafen, sogar die Todesstrafe, verhängt werden. Jedenfalls werden Leute, die einmal an solchen Gesellschaften theilgenommen haben, lebenslänglich von allen ersten öffentlichen Aemtern ausgeschlossen sein."

„Den strengsten Strafen sollen ebenfalls Selbstmörder, Duellanten und deren Mitschuldige Zeugen, Assistenten u. s. w. unterliegen."

„Sämmtliche Massenmörder, Räuber, Gaunerbande und Clubs, die doch nur Zusammenkünfte zur Aufreizung, Zeichenmord, Anstiftungen und Verbrechen sind, werden aufgelöset werden. Auch die Duellierende und Hilfsbrüderschaft wird es verboten geben, jedoch unter strenger Aufsicht der Behörden."

„Alle Schriften und Bücher werden in der gesammten Gewalt unterliegen. Solche, die Verbrechen oder Unmoral fördern, sind zu vernichten werden verbrannt werden. Die Lehrbücher in Zukunft werden

lichen Verfasser werden schwer bestraft werden, eventuell mit dem Schaffot."

„Die gesammte Presse wird abgeschafft, mit Ausnahme der wahrhaft katholischen Publicationen, nach Ermessen der Censoren."

„Alle Schaupiele werden der Censur unterliegen, und an Sonn- und Feiertagen werden solche, sowie auch Bälle und Receptionen, die die Andacht stören, untersagt sein; desgleichen wird an solchen Tagen der Schiffs-, Eisenbahn- und Wagenverkehr stillstehen."

„Neben der katholischen Religion wird keine andere geduldet werden. Andersgläubige, die bei Ausübung ihres Cultus ertappt werden, werden fürs erstemal mit Wagno und im Wiederholungsfall mit dem Tod bestraft werden. Alle Vergehen durch Schrift, Wort und That gegen die Autorität der Kirche werden gleiche Strafen nach sich ziehen. Ausländer, die nicht zur katholischen Kirche übergehen wollen, werden des Landes verwiesen werden."

„Das heilige Gericht der Inquisition wird wieder eingesetzt werden mit all seinen früheren Vorrechten und Befugnissen, und es wird die Betämpfung der Ketzerei und der Unsitten mit demselben Eifer wie die Verfolgen betrieben."

Diese Aufzeichnung klingt wie eine hyperbolische Darstellungsweise oder ein übermüthiger Scherz des Schreibers, und doch ist sie blutiger Ernst! Man vergesse nicht, dass noch vor 70 Jahren die Inquisition in Spanien wüthete und der Tyrann Ferdinand VII. die schonungslose Verfolgung des Liberalismus als seine Lebensaufgabe betrachtete. Noch manchem Spanier rollt Inquisitorenblut in den Adern! Der Carlismus der Gegenwart hat eine unverkennbare Neigung, zum Ultrapuss zurückzukehren, und wenn im Dunkeln seine Meute gegen alle freiheitlichen Principien und Einrichtungen. Das Regierungsprogramm, dem die oben citierten, so unwahrscheinlich klingenden Stanzen entnommen sind, gilt ihm als etwas ganz Selbstverständliches. Don Carlos ist und bleibt ein würdiger Nachkomme des Bruders Ferdinand VII.; wie sein Urontel will er nur absolutistisch mit Hilfe des in seine mittelalterlichen Rechte wieder eingesetzten Pfaffenthums regieren und sollte es ihm einst glücken, den Thron zu besteigen, so würde er dem spanischen Volke zurufen, wie einst Rehabeam dem jüdischen: „Mein Vater hat euch mit Geißeln gezüchtigt, ich aber will euch mit Scorpionen züchtigen!"

Madrid. **Dr. Julio Bruna.**

Die Genossenschaften in Deutschland.

Die Genossenschaften sind heute ein wirtschaftlicher Factor geworden, mit dem überall gerechnet werden muss. Der Geschäftsbetrieb der Genossenschaften in Deutschland lässt sich in Milliarden Mark ausdrücken. Ganz unmerklich hat sich aber auch eine Gegenbewegung entwickelt, die noch nicht die ihr gebührende Beachtung findet. Freilich handelt es sich dabei nicht um eine Bewegung, die sich gegen das Genossenschaftswesen als solches richtet, vielmehr nehmen die Vertreter verschiedener Berufsarten Stellung gegen die Genossenschaften, von denen weiteren Verbreitung sie eine Beeinträchtigung ihrer Interessen befürchten. Die Bezugsboner Verhandlungen der Bau- und Grundbesitzervereine auch die Bauhofeiner bilden in heute vielbesprochen eine Berufsart haben die Abneigung der Hausbesitzer gegen die Baugenossenschaften deutlich genug zu erkennen gegeben. Die Stellungnahme der Hausbesitzer in diesen Genossenschaften steht auf der gleichen Höhe, wie die der Kleinhändler zu den Consumvereinen und den landwirtschaftlichen Genossenschaften.

Auch die Creditgenossenschaften hatten einst mit ähnlichen Gegnerbewegungen zu ordnen, die freilich schnell abebbenden wurden. Die Agitation der Kleinhändler gegen die Consum- reine hat bisher gegen zu einschneidenden gesetzlichen Beschränkungen des Geschäftsbetriebes der letzteren geführt, und wenn diese den von den Gegnern erwarteten Erfolg nicht gehabt haben, so trat das nicht an den Gegnern, sondern an dem Umstand, dass sich wieder gezeigt hat, wie sich das wirtschaftliche Leben nicht in bestimmte Bahnen einzwängen lässt. Die Gegner kämpfen weiter, sie haben ein neues Mittel gefunden zum Schutz ihrer Schwäche die Umsatzsteuer. Es ist dies eine Steuer, die wohl zu den unsozialsten gezählt werden muss, da sie Jeden trifft ohne Rücksicht auf seine Einkünfte, lediglich nach der Zahlung der Steuer verpflichtet sein kann, der mit Waaren handelt hat! Und ganz besonders verwerflich ist diese Steuer, wenn sie den Consumvereinen auferlegt wird, da in diesen Vereinsmitgliedern von der der Verband von Lebensmitteln betrieben wird, wobei noch zu bemerken ist, dass die Mitglieder des Consumvereins nur zum geringen Theil der arbeitenden Classe angehören.

Der Consumverein [illegible] Hausbesitzer, die Mitglieder des Consumvereins [illegible] Hausbesitzer [illegible] Vereine [illegible] Waaren [illegible] Steuer [illegible] Consumvereine [illegible] Mitglieder [illegible] Consumvereins [illegible] Classe [illegible]

Digitized by Google

Concessionsertheilung abhängig gemacht werden könne; es liegen Petitionen in diesem Sinne bereits vor — eine Idee, die als Ironie auf die wirtschaftliche Entwickelung aufgefasst werden könnte. Man denke sich, dass eine Behörde darüber zu entscheiden hat, ob es einigen Dutzend Familienvätern gestattet sein soll, einen Verein zum gemeinschaftlichen Einkauf ihrer Lebens- und Wirthschaftsbedürfnisse zu gründen!

Die Verretterung der landwirtschaftlichen Genossenschaften hat noch im Jahre 1896 bei Erlass der die Consumvereine betreffenden Novelle zum Genossenschaftsgesetz geglaubt, die Interessen der landwirtschaftlichen Genossenschaften am besten wahrzunehmen, wenn sie sich darauf beschränkte, festzustellen, dass die landwirtschaftlichen Genossenschaften keine Consumvereine seien. Das war ein verhängnisvoller Fehler — heute ist die Agitation gegen die landwirtschaftlichen Genossenschaften nicht viel weniger lebhaft, als die gegen die Consumvereine, und wenn in Zukunft Gesetze berathen werden zur Knebelung der Consumvereine, dann werden die landwirtschaftlichen Genossenschaften von diesen Gesetzen gleichfalls betroffen werden. Hätten die landwirtschaftlichen Genossenschaften 1896 gegen die Beschränkungen der Consumvereine Stellung genommen, wären diese kaum Gesetz geworden.

Zu den Leidensgefährten dieser Genossenschaften sind die Baugenossenschaften hinzugetreten, wenn auch schwerlich zu erwarten ist, dass die Regierungen den wagen der Hausbesitzervereine über diese Genossenschaften Gehör schenken werden. Man wird vielmehr alle Bestrebungen freudig begrüßen müssen, die auf eine Besserung der Wohnungsverhältnisse der arbeitenden Classen sich richten, die doch nicht so glänzend sind, wie man es auf dem Congress der Hausbesitzervereine darzustellen versucht hat. Für diesen den Baugenossenschaften aufgedrungenen Kampf ist lebhaft die Spaltung zu beklagen, die künftlich in der Baugenossenschaftsbewegung hervorgerufen ist.

Seit Beginn der Baugenossenschaftsbewegung hat es Baugenossenschaften gegeben, die Häuser zu Eigenthumserwerb für ihre Mitglieder bauten, und solche, die ihren Mitgliedern billige und gesunde Miethwohnungen verschafften. Letztere Genossenschaften blieb verzichtet, da dass zu dem Genossenschaftsgesetz von 1889 die Genossenschaften nur auf der unbeschränkten Haftpflicht der Mitglieder errichtet werden konnten und das Risico dieser Haftpflicht zu weitgehend erschien im Verhältniss zu dem mit der Genossenschaft verbundenen Vortheilen. Dazu kam dann noch die wirthschaftliche Krisis der Siebzigerjahre, die unter den Genossenschaften besonders schwer die Baugenossenschaften traf, infolge des Preisfalles der Grundwerte. Mit dem Gesetz von 1889 schienen sich die Verhältnisse für die Errichtung von Genossenschaften, es war nun möglich, auch Genossenschaften mit beschränkter Haftpflicht zu gründen, und der Gedanke, mit Hilfe der genossenschaftlichen Organisation billige und gesunde Wohnungen zu schaffen, erschien sehr leichter zu verwirklichen.

Eine besondere Anregung erhielt die Baugenossenschaftsbewegung durch einzelne Aktiengesellschaften, die den Genossenschaften Hypotheken zu billigem Zinsfuß zur Verfügung stellten, und es entstanden zahlreiche Baugenossenschaften beider Art. Wenn heute die Bezeichnung „Baugenossenschaft" für die Genossenschaft mit Eigenthumserwerb der Mitglieder an Häusern und „Bau- und Sparverein" für die Bauvereine mit Miethwohnungen gebraucht wird, so ist dies völlig willkürlich, denn auch Baugenossenschaften bauen Miethwohnungen und Bau- und Sparvereine Häuser zu Eigenthumserwerb, daneben gibt es Genossenschaften, die beide Ziele verfolgen.

Im Jahre 1895 erging seitens der Leitung des allgemeinen Verbandes der deutschen Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften an die Baugenossenschaften — wir wählen die allgemeine Bezeichnung, ohne damit eine besondere Art zu bezeichnen — der Ruf, sich zu einem Verbande zu vereinigen. Diese Bestrebungen fanden eine sehr lebhafte Gegnerschaft bei der Leitung einzelner Bau- und Sparvereine, die sich grundsätzlich auf die Beschaffung von Miethwohnungen für ihre Mitglieder beschränkten.

Die Gegner der Vereinigung hoben hervor, dass zwischen den beiden Baugenossenschaftsarten die wesentlichsten Verschiedenheiten in der Erfüllung der Aufgaben bestehe, die Genossenschaften, die Häuser zu Eigenthumserwerb erbauten, wollten nur Baugenossenschaften sein, auf die Dauer nicht verbunden bleiben, dass auch der Sinn der Specialisirungsbestrebungen wurden, sie hätten alle allein anstrebenden Rücksicht bedeutete. Diese Gegnern berufen in Wirklichkeit keine wegs, zweckmäßige Statuten der Genossenschaft machen, die Entwicklung der Eigenthümer zu Hausbesitzern unmöglich. Ferner soll diesen Organisationen, in welchen die Gründer die Oberhand besitzen, das Selbstverwaltungsrecht der den Mitgliedern zu gewähren, den genossenschaftlichen Gedanken fördern, in die Genossenschaft hineinbringen, sich vielmehr selbst ganz zu Gegnern der Eigenthumsrecht und die ihrer Bücher, die ebenfalls zeitlich mit der Zeit den genossenschaftlichen Verbindung einzelne Genossenschaften mit den Bau- und Sparvereinen, die Miethwohnungen hervorgerufen, dann noch niemandem war von diesen Erfahrungen etwas bekannt geworden.

Es kam zur Trennung. Zwei Baugenossenschaftsverbände wurden begründet, der eine als Unterverband des allgemeinen Verbandes der deutschen Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften umfasst Baugenossenschaften aller Gattungen, der andere nimmt nur Baugenossenschaften auf, die sich auf Beschaffung von Miethwohnungen beschränken. Die im Frühling vorigen Jahres nochmals gemachten Versuche, eine Einigung herbeizuführen, ließen erkennen, dass die Gegnerschaft auf anderem Gebiete zu suchen ist, nämlich in der wirthschaftlichen Auffassung der Gesund- und Bodenbefestigrage. Die Gegner der Vereinigung sahen in den Genossenschaften für Beschaffung von Miethwohnungen einen Vorläufer der Lösung der Bodenfrage. Die Baugenossenschaften anderer Richtung gehören für sie zur „capitalistischen Wirtschaftsordnung", und man will gerade die Möglichkeit zur allmählichen Umwandlung des Privatbesitzes in Gemeinbesitz finden. Freilich werden dabei zwei ganz verschiedene Dinge verquickt und die rechtliche Grundlage der Baugenossenschaften wird ganz unberücksichtigt gelassen. Die Bezeichnung „Gemeingenossenschaft", die für die Miethwohnungen gern gebraucht wird, trifft keineswegs zu, denn die Miethwohnungen bleiben sich nicht im gemeinsamen Eigenthum der Mieter, sondern im Eigenthum der Genossenschaft, die keineswegs identisch ist mit ihren Mitgliedern.

Die deutsche Eigenart, sich zu spalten und zu trennen, ohne genügenden Grund, nur einigen Aeußerlichkeiten zu Liebe, hat sich hier wieder glänzend bewährt. Sollte aber die Baugenossenschaftsbewegung misbrauch werden, um der Bodenreformbewegung Vorwandleute zu leihen, so wird das gewiss der gesunden Entwicklung der Baugenossenschaften nicht zuträglich sein.

Verschiedene wirthschaftliche Auffassung theilt auch sonst die Genossenschaften in zwei Lager. Das kam deutlich zum Ausdruck in dem Verlauf der Verhandlungen der beiden Congresse, die in der letzten Augustwoche der allgemeine Verband der deutschen Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften und der Allgemeine Verband der deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaften abhielten. Auf letzterem wurden lebhafte Angriffe auf die Leitung der Preußischen Centralgenossenschaftscasse erhoben wegen der verschärften Geschäftsgrundsätze derselben und wegen der Ablehnung für die Verbandsgewährung. Es wurde ihr Bureaukratismus, Fiscalität, Bevormundungssucht u. s. w. vorgeworfen. Der preußische Staat hat mit der Gründung der Preußischen Centralgenossenschaftscasse Hoffnungen erweckt, die er nicht erfüllen konnte, und erregt nun in den betheiligten Kreisen dafür große Unzufriedenheit. Jetzt zeigt sich der wahre Werth jener genossenschaftlichen Begeisterung, die noch vor kurzer Zeit von der Leitung der landwirtschaftlichen Genossenschaften gerühmt wurde und die zur Gründung von tausenden ländlichen Genossenschaften geführt hatte. Jene Begeisterung bestand in dem Betreben, Antheil an den Staatsverdit zu gewinnen! Der Versuch, den Grundsatz „Selbsthilfe ergänzt durch Staatshilfe" zu verwirklichen, hat gezeigt, dass die Selbsthilfe dabei nur Mittel zum Zweck wird, nämlich Staatshilfe zu erhalten.

Die Preußische Centralgenossenschaftscasse aber muss recht trube Erfahrungen gemacht haben. Ihre Leitung wird nicht ohne gewisse Verantwortung den Umstand jener Kreise entschuldigen haben, Bau in Bayern hat man angesichts der staatlichen Subvention von zwei Millionen Mark für die Darlehenscassen nicht weiterhin andere Maßnahmen gemacht, wie bei der Preußischen Centralgenossenschaftscasse.

Auf dem Mainzer Verbandstag beschloss man, eine „Deutsche Centralgenossenschaftscasse" zu begründen, und einer der Redner sprach unter dem Beifall der Versammlung die Erwartung aus, dass man dann die Hilfe der Preußischen Centralgenossenschaftscasse möglichst machen. Er hatte wohl nicht daran gedacht, dass die landlichen Centralcassen große Schulden, aber kein Vermögen besitzen, dass sie und die ihnen angeschlossenen Genossenschaften zum großen Theil von dem Credit der Preußischen Centralgenossenschaftscasse leben.

Ganz anderes gestalteten sich die Verhandlungen auf dem Genossenschaftstage des Allgemeinen Verbandes der deutschen Erwerbs und Wirthschaftsgenossenschaften zu Neustadt a. Hardt. Zu dem Berichte des Anwalts wird schließlich, dass die Preußische Central genossenschaftscasse der Verband nötig, der vor den Seiten dieses Verbandes zurückgeschaut war. Zwei Beschlüsse kennzeichnen die wirthschaftliche Richtung der Schulze Delitzschen Genossenschaften:

1. Der Allgemeine Genossenschaftstag hält das heute vielfach der verbreitete Bestreben, Creditgenossenschaften in der Hauptsache auf Bankcredit hin zu begründen und den Geschäftsbetrieb wesentlich auf Banken zu stützen, für unzweckmäßig und der gesunden Entwicklung der Creditgenossenschaften und erklärt für dieselbe als Bedingung, dass die von der Genossenschaft für Verwaltung Ueberdem Geschäftsbetrieb und Bankcredit nur zur Deckung [illegible]

2. Der Allgemeine Genossenschaftstag erklärt sich gegen die [illegible] und vor Verbindungen des Privat

Digitized by Google

legitimus derselben, sowie für längere Ausdehnung der Periode auf mindestens 20 Jahre.

Anzuschließen sind eine Reihe Bilanzen der in den letzten Jahren gegründeten Handwerker-Creditcassen veröffentlicht. Sie bieten ein wenig erfreuliches Bild. Ist hat bei Casse Monate nach ihrer Gründung den Geschäftsbetrieb noch nicht eröffnen können — wohl weil das Geld von der Centralcasse noch nicht eingetroffen war. Gerade diese Cassen liefern den besten Beweis für die Richtigkeit der Warnung des Neustädter Genossenschaftstages, Cassen auf Bankcredit hin zu begründen. Die Bezeichnung „Handwerker-Creditcassen" hat sich überdies als ein leeres Schlagwort herausgestellt, da in diese Cassen in der Regel Männer aller Berufsarten aufgenommen sind, sofern sich solche nur finden. Hat man also auch den Fehler vermieden, den die Firma vermuthen läßt, daß die Casse nur für eine bestimmte Berufsart begründet ist, so ist doch fast durchwegs die Organisation eine verfehlte, und nur wenige der Cassen werden sich herausarbeiten können. Diese schlechte Erfahrung behindert die Wanderredner, die das preußische Handelsministerium aussichickt, nicht, durch Angriffe auf die Schulze-Delitzsch'schen Creditgenossenschaften die Handwerker für die Gründung von Handwerker-Creditcassen zu gewinnen und Genossenschaften nach „Musterstatuten" zu gründen, deren Verfasser sich offenbar um die Erfahrungen auf dem Gebiete des Genossenschaftswesens nicht die Kümmernis hat. Nach solchen „Musterstatuten" soll eine und dieselbe Genossenschaft jeden denkbaren Geschäftszweig betreiben.

Wäre die Agitation statt auf die Gründung von Creditcassen auf die Errichtung von Rohstoff-, Werk- und Magazingenossenschaften gerichtet, so hätte sie den Handwerkern vielleicht bessere Dienste geleistet, denn der Stillstand dieser Genossenschaften ist auch heute noch nicht überwunden. Die Anregungsbewegung hat die Genossenschaftsbewegung auf diesem Gebiete zu schwer geschädigt, als daß noch der im Jahre 1892 abgehaltene Handwerkertag sich gegen die genossenschaftliche Organisation der Handwerker zum gemeinschaftlichen Geschäftsbetriebe beim Wareneinkauf und Verkauf aus!

Handwerk und Landwirtschaft nehmen zum Genossenschaftswesen eine entgegengesetzte Stellung ein. Der Landwirt sucht die genossenschaftliche Organisation überall zu verwerten: Beim Einkauf der für den Betrieb der Wirtschaft erforderlichen Materialien, bei Verkauf und Verwertung der Producte; in landwirtschaftlichen Kreisen glaubt man heute virtisch, daß der Landwirt mit Hilfe der genossenschaftlichen Organisation Bäckerei, Schlächterei, Müllerei und Getreidehandel betreiben könne. Auf dem Verbandstage der landwirtschaftlichen Genossenschaften zu Dresden (1897) erklärte der Bericht erstatter Verbandsdirector Bach-Dresden zu den Erfahrungen über die Errichtung von Bäckerei- und Müllereigenossenschaften: „Ich sehe nicht ein, warum nicht auf genossenschaftlichem Wege das Gewerbe (Bäckerei und Müllerei) gleich wie die Landwirtschaft gefördert werden soll. Der Beweis, daß dies möglich ist, ist erbracht. Alle Bäckereigenossenschaften, die bestehen, arbeiten gut, und ob die paar Bäcker, die in Frage kommen, Revolution machen, läßt mich ganz kalt. Die Hauptsache ist, daß nicht die Landwirte Revolution machen und die Leute, die das Brot essen." Solche Aeußerungen berühren merkwürdig aus jenen Kreisen, die den Schutz des Mittelstandes im Munde führen und die für die wirtschaftlichen Kämpfe der Kleinen Handwerkertitel so sehr verantwortlich machen. Den Landwirten schweben hier offenbar unerreichbare Ziele vor, sie denken an eine Durchführung der genossenschaftlichen Organisation für das gesammtwirtschaftliche Leben und beruhren sich hierbei mit jenen Utopisten, die die Gesammtheit der Communenten organisieren möchten, um die wirtschaftliche Macht und damit die gesammte Production in die Hände der Communenten zu bringen. Anzuweifeln haben die Landwirte mit der Errichtung von Schlachtereigenossenschaften auch schon recht schlechte Geschäfte gemacht und die Absatzgenossenschaften scheinen sich zum Theil zu gewohnlichen Handelsgeschäften zu entwickeln, eine Absicht, auf die schon vor Jahren hingewiesen ist. Doch diese Verhältnisse werden sich von selbst regeln, wenn nicht die Behörden durch Subventionen u. s. w. die Bewegung noch künstlich lebhafter gestalten.

Auf einem Gebiete vermag anscheinend bei der Landwirtschaft die genossenschaftliche Organisation: bei dem Betriebe der Landwirtschaft als solcher. Derartige Versuche sind bekanntlich gescheitert, obgleich ihr Verlauf ein solcher war, daß man wohl Anregung daraus entnehmen konnte. Hier hatten wir einen Theil des Zusammenlegens eines selbstständigen Bauernstandes, dem ganz unzweifelhaft haben die landwirtschaftlichen Productivgenossenschaften weniger Schwierigkeiten zu überwinden als die individuellen, wie sie überhaupt die landwirtschaftliche Genossenschaftswesen leichter zu organisieren ist als das gewerbliche.

Es fehlt hier diesen Zweck wohl auch an den geeigneten Kräften, die das Unternehmen zu leiten vermögen, auch an einer Beziehung beiden allerdings wohl eine Schwierigkeit mit den materiellen Productivgenossenschaften. Es mangelt die gemeinsamen Bestrebungen für das Obdeihen des Unternehmens indem wenn die geeigneten Personen zur Durchführung [illegible]

Bei den gewerblichen Productivgenossenschaften mangelt es freilich auch noch an vielem andern. Es sind Oasen in der Wüste, wenn Productivgenossenschaften mit genossenschaftlichen Charakter entstehen und gedeihen. Staatliche Förderung würde auch hier nichts nützen, denn der Staat kann die erforderlichen Eigenschaften der Menschen nicht schaffen. Es ist bezeichnend, wie der Anwalt des Verbandes der deutschen Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften in Oesterreich, Herr Bradetz, sich zu der Vermehrung der Handwerksgenossenschaften in Oesterreich äußert. „Zur Vermehrung der genannten Genossenschaften im Jahre 1897 hat unstreitig die Initiative des Handelsministeriums und die Thätigkeit des Gewerbebeförderungsbeirathes viel beigetragen. Soweit aber schon dermalen ein Urtheil über diese Neugründungen möglich und statthaft ist, muß bedauerlicherweise bemerkt werden, daß von echt genossenschaftlichem Geiste in diesen neuen Schöpfungen wenig zu bemerken ist und die Benützung der genossenschaftlichen Form zumeist nur den in Aussicht gestellten staatlichen Maschinen- oder Geldcredit zu verdanken ist. Eine rege Bethätigung der einzelnen Mitglieder im Sinne der Selbsthilfe, ein solidarisches Zusammenstehen derselben ist unter solchen Umständen wohl kaum zu erwarten."

Von einer ruhigen Entwickelung des deutschen Genossenschaftswesens kann nach der vorstehenden Darstellung gewiß nicht gesprochen werden. Es handelt sich nicht mehr um den Streit der Systeme, sondern die verschiedenen wirtschaftlichen Anschauungen kommen im Genossenschaftswesen zum Ausdruck. Für das Genossenschaftswesen als Selbstzweck ist das gewiß nicht günstig, denn gerade für die Entwickelung der Genossenschaften bedarf es der Ruhe und sorgfältigen Ausgestaltung. Einer Unzahl von Genossenschaften, die heute bestehen, ist es sofort an ihrer Organisation anzumerken, daß sie sinnliche Triebe sind, daß der Boden ungesund ist. Wenn nun im größeren Umfange im Genossenschaftswesen ein Rückschlag eintritt, so ist es selbstverständlich, daß die Gesammtheit davon betroffen wird: schon jeder Zusammenbruch einer Genossenschaft zieht weite Kreise und trägt die Beunruhigung weit hinaus. Heute sind die Genossenschaften vielfach nicht nur durch die Verbände, die ihre Interessen wahrnehmen, verbunden, sondern auch wirtschaftlich in enge Beziehung getreten: wir sehen vor einer Centralisation, die gewiß nicht ohne Bedenken ist. Alles sollte vermieden werden, was diese Centralisation noch vergrößert. Es sind besonders einzelne landwirtschaftliche Genossenschaftsverbände, die einen wirtschaftlichen Thurm errichtet haben, der unten spitz und oben breit ist.

Charlottenburg Berlin. Dr. Hans Gürger.

„Afrikanische Galgenskizzen."*)

An die Redaction der „Zeit" in Wien.

Als einem Freunde Dr. Oscar Baumanns erlauben Sie mir, mich an die Seite des in schändlich Gefangenschaft zu stellen und für die Wahrheit seiner Behauptung und die Lauterkeit seiner Gesinnung zu zeugen. Es ist eine wundervolle Heldenthat der reichsdeutschen Zeitungsschreiber, einen Abwesenden mit den gröbsten Verunglimpfungen, verächtlichen Unterstellungen und hämischen Verleumdungen zu überschütten, einen Mann, der durch seine Tüchtigkeit überall bekannt und oft gerühmt worden ist, von seinen Freunden hochgeschätzt, von den Negern geachtet, von den Negern bewundert wird, der sich große Verdienste um die deutsch-afrikanische Colonie erworben hat und um Unbarmherzigkeit werden in „Scandalsüchtigen Artikel, sinnvollen Phantasien, Hauptrenge im Petersprozeß, wider Lades Dichtheit, sonderbarer Beurtheilung Deutschlands, das sind in einzelne Schreie aus dem Gebenl der Menge, die sich zusammen fand, um einen unsinnig Gewordenen, einen mit weiser Weise angebrannten Und dies alles warum? Weil diese treffliche Volksmann Unser nicht so viel Geld besitzen, wie die Neger in Zanzibar. Also wir, Dr. Baumann und ich, nach der Ansicht in Afrika, von der Baumann erzählt, eines Tages, zwei dämlig im Negerviertel von Zanzibar, trafen einen, begegneten uns einige schwarze Freunde Baumanns und sagten ihm, nach dem alltäglichen Begrüßungsgruß, wie es Brauch ist, sie hatten ihn so lange nicht gesehen. „Aus Afrika." „Ja, gibt es in Afrika; was machen die Leute?" „Es geht gut. Die Leute werden gehängt." Ein tolles Durcheinander von allen mit der Antwort, und überlegend sehen sie ihn alle mit bedenklichen Augen an. Es wird verstanden, mit einem Wort die Geschichte aus der Erinnerung an den Sohn in Schlesien, und so heißt es nachher, was der Reisende Baumann: „Ja, was Herr sollen, ja, es ist Brauch, Da [illegible]

*) Siehe Nr. 227 der „Zeit".

Digitized by Google

berichten; allein Baumann zog es vor, ironisch zu werden, und wer wollte ihm das Recht dazu bestreiten? Freilich nur die unwissenden Neger verstanden ihn, das Volk der Denker verstand ihn nicht. Ironie ist so allerdings etwas Griechisches, und Barbaren pflegen Griechisches nicht zu verstehen, nach dem Sprichwort „Graeca non leguntur“. Sie zogen es vor, sich zu entrüsten über den frivolen Plauderton, statt sich über das Geschehene, das berichtet wird, zu entrüsten, nach Art der beschränkten Hohlköpfe, die keinen Spaß verstehen. Und doch hat Baumann nicht einmal den von Lichtenberg mit Recht so getadelten Fehler begangen, daß er die Ironie zu weit getrieben und sie zu sehr dem Stil der Wahrheit genähert hätte; denn ein jeder weiß leicht sein Gefühl klar hindurch, zum Beispiel: welch grausthaftes Schauspiel!“ „Dazu kommt noch die bedauerliche, aber unstreitige Thatsache, daß auf Europäer die Leiden ihrer schwarzen Menschenbrüder weit weniger Eindruck machen, als die ihrer Rassengenossen“ u. s. w.

Ein Franzose, habe ich gehört, soll ein neues Schreitzeichen, die Ironie auszudrücken, erfunden haben, damit der geringe Verstand auch der Blöden die Bedeutung mit Händen greifen lerne; ich hätte aber nie geglaubt, daß ein derartiges Zeichen geradezu unentbehrlich zu sein scheint. Es soll die Form einer Geißel haben, aus nahe liegendem Grunde; allein, wie es scheint, wäre eine Geißel noch anders nöthig — um die Dummen, die nicht verstehen wollen, zum Verständniß zu peitschen, nach dem Worte: „Wer dumm ist, muß gepeitscht werden.“

Mit welch ingrimmiger, aber treffender Ironie geißelt nun Baumann die verschiedenen Erscheinungen, zuerst das Hängen in Oesterreich, worüber man sich in Oesterreich mit ihm abfinden mag, dann die Segnungen der portugiesischen Mission, was vielleicht die Portugiesen anerkennen könnte, wiederholt auch alle, die um jeden Preis christianisieren wollen, ferner die Roheit der Gesinnung, mit der man die Strafe des Erschießens für die Muselmänner, um sie noch härter zu treffen, abschaffte, weil sie ihrem Aberglauben ehrenvoller dünkt als das Hängen, ähnlich wie hier bei uns, wo neulich ein Tor Mörder verurtheilter Mörder beim Kaiser ein Gnadengesuch eingereicht haben soll, als altem gedientem Soldaten möge man ihm wenigstens, erschossen und nicht gehängt zu werden. Einen solchen Aberglauben hat man also in Ostafrika zu mittelalterlicher Barbarei verwertet.

Immerhin hat, Gott sei Dank, die Geißel seines Lohnes das erreicht, was sie auch nur erreicht hatte, wenn er verstanden worden wäre, nämlich die öffentliche Meinung aufzupeitschen. Und wenn auch kein Name dabei von Erdenmitleben durch den Schmutz geschleift worden ist, so kenne ich ihn gut, als dass ich nicht wüßte, dass er auch in Bezanschuung dessen, ohne an seinen Ruhm zu denken, der „Galgenfitzer“ geschrieben hätte; denn der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt.

Einer der gemeinsten Beschimpfungen muß ich noch gedenken, weil sie mir Gelegenheit gibt, Baumanns Edelmuth in hellen Lichte zu zeigen. Irgend ein für „Recht und Wahrheit“ kreltendes Blättchen endigte seinen Leidartikel über Baumann mit dem nachdrucksvollen Ausruf: „Und das war der Hauptzeuge im Prozeß Peters!“ Dass sich der Tugendbold, der dieses geschrieben hat, der Niederträchtigkeit seiner Worte bewusst geworden ist, der Niederträchtigkeit, einem ehrenwerthen Manne, der seine Zeugenaussage unter Eid gegeben hat, die Glaubwürdigkeit und das reine Gewissen abzuschreiben, glaube ich nicht: denn, wenn er das gefühlt hätte, so hätte er wohl nicht gewagt, so zu schreiben. Aber wie unsinnig ist auch dieser Ausruf! Denn, wenn Baumann wirklich der wäre, für den man ihn jetzt zu halten beliebt, müßte dann nicht seine Glaubwürdigkeit als eines Mitschuldigen, als eines gleichwerthigen Verbrechers, umso höher steigen, da er doch sicherlich wusste, ich selbst weiß es bestimmt, aber von den Verhandlungen nichts angekündigt zu werden? Indessen scheint noch eine andere Bosheit in jenem Ausrufe zu liegen, als wenn sich Baumann dazu gedrängt hatte, gegen Peters zu zeugen, was ganz und gar der Wahrheit widerspricht. Ich habe amtlich, als Gerichtsbeamter, ihn jene Zeugnisse geben, aber auch somit damit darüber sprechen hören, da zu Peters' Helden thaten ein etwas Gegenstand an der ganzen ostafrikanischen Küste waren. Ueber das Amtliche schweigend, spricht ich mit seine privaten Anschauungen mit, wie er in jenen gerecht über gewisse hundere Berfinge, Peters' etwa Freunde und vertraute Freunde, die sonst von allen seinen Thaten Bescheid wussten, aber den ihnen gunstigen Augenblick herausspringen bestanden, gegen Peters vorzugehen, wie er seiner, ohne sein Zuzugnis zu kümmern, die für Peters günstigen Umstände beanspruchte insbesondere dessen Trunkenheit. Die ihn verleitete, sich selbst Schandthaten anzudichten, nur um von ihnen reden zu machen, dass wie er wohlbald unerhörte alles zum Besten kehre, ohne die Wahrheit zu verletzen. Zu dieser Hauptanklage gegen Peters hat Baumann nie etwas beigetragen.

Hier nun zu den Bemerkungen Baumanns, also selbst gemachte Erfahrungen, über die Trunkenheit der Neger, die es ihm, wie bekannt, sehr übelgenommen haben, aber unrichtige Thatsachen sind, die ich bestätigen kann. Es kann sogar die Gewohnheit in die Gewohnheit der Neger, sich zu betrinken, die starke Neigung, sich zu betrinken, bei vielen Negern, ja bei den meisten, ja bei allen, wenn sie Gelegenheit haben, sich zu betrinken, nicht geleugnet werden. Ich habe es oft genug gesehen, dass Neger, die sich nicht betrinken durften, weil sie Dienst hatten, sich dann, wenn sie Dienst hatten, sich dann, wenn sie Dienst hatten, sich dann, wenn

war ein Wunder, wie ers ausheilt. Aehnliche Gewissenlosigkeiten leisteten sich auch die Engländer. Zwei schwarze Sclaven entliehen ihrem grausamen Herrn, einem Araber auf Pemba, auf einem Einbaum über die 40 bis 50 Kilometer breite Meerenge zwischen dieser Insel und dem Festlande und wurden unterwegs von einem englischen Kriegsschiffe aufgesucht. Nach der Brüsseler Acte, die England als Vertragsmacht mit unterzeichnet hat, waren sie freie Leute, sobald sie das Deck eines Kriegsschiffes betraten. Der englische Capitän übergab sie dem englischen Vertreter in Mombasa, und dieser sandte freie Menschen in die Sclaverei nach Pemba zurück. Der arme Sclave verschwand nach einem halben Jahre, so dass keine Spur von ihm übrig blieb, vom andern fand man nur ein schrecklisches Gerippe, das, mit Eisen an Händen und Füßen bis auf die Knochen, an einen Reisenbaum gefesselt war und bei Tag die glühende Sonne, des Nachts den schädlichen Thau ertrug. So war der Bericht der Neger über diesen Fall, deren Erzählungen vor den europäischen Zeitungen, so sehr sie ihnen auch in der Kunst der Uebertreibung und der Entstellung nachstehen, doch den Vorzug getreuer Wahrheit haben. Eine Sühne fand ja schließlich die That, indem die Engländer den Schurken von Araber, ich glaube zu acht Jahren Kerkers, verurtheilten.

Und wie behandelt Baumann die Neger? So, dass ihm auf einer Reise von vierzehn Tagen, die er durch Zanzibar machte, mehr als zehn Sclaven zuliefen, die von ihm befreit sein wollten. Seine ausgezeichnete Fertigkeit im Suahelischen befähigt ihn, die Seele und den Verstand des Schwarzen so klar aufzusuchen, wie es nur je einem Europäer gegeben war, und seine Weiblichkeit duldet nicht, das als richtig Erkannte einem Vorurtheil zu opfern. Deshalb scheut er sich nicht, zu erklären, wie ich öfter aus seinem Munde gehört habe, dass der gewöhnliche Neger an Fähigkeiten und geistiger Regsamkeit dem Europäer niederer Classe ebenbürtig, wenn nicht überlegen sei. Er ist längst über den Gegensatz zwischen Schwarz und Weiß hinaus, der überall, wo die so Gefärbten zusammenkommen, arge Misstände hervorruft und zum Beispiel in Nordamerika ein grimmiger Hohn auf die Freiheit und Gleichheit der Republik ist. Seinen Ansichten entsprechend, behandelt Baumann die Neger zwar strenge, aber menschlich und angemessen.

Indessen, da er einmal durch die Zeitungen gerichtet ist, so würde ihm, so lange er lebt, der liebe Gott selbst nicht wieder zu Ehren bringen, wie umgekehrt in gewissen Kreisen Peters, obwohl seine Thaten offenbar sind und, was noch im Verborgenen lebt, auch nicht schön ist, selbst vom Teufel nicht um seinen Ruf als Volksheld gebracht würde. Das ist die öffentliche Meinung: einen Peters loben sie, einen Baumann verketzern sie. Ein wahres Wunder, dass Wissmann noch so hoch gehalten wird, obwohl er ein Ehrenmann ist. Es scheint fast, als dulde man in Deutschland eher, dass einer Schändliches thue, als dass er schändlich Gethanes berichte, damit nur ja der deutsche Name nicht beschimpft werde. Als ob der deutsche Name durch das Bestrichen nicht viel schmutziger würde! Wo ist denn die deutsche Redlichkeit hin, von der alle unterländischen Bücher, alle Festreden und alle Schwärmer voll sind? Gehört sie zu den Tugenden, von der man deshalb so viel spricht, weil man sie nicht hat?

> Deutschland, bei der alten Zeit,
> War ein Land der Redlichkeit.
> Ja jetzt worden ein Gemacht,
> Trimmen Lüfter, Schand und Schmach,
> Und was sonsten aus man legt,
> Andere Völker abgelegt.

Mögen sie fortfahren, sich zu entrüsten über das nicht Entrüstungswürdige, zu loben das nicht zu Lobende und die Schlau müßte über die Ohren zu ziehen, wenn schlechte Nachrichten aus den Colonien kommen: denn in Chinesia geht es gut: die Leute werden gehenkt.

Bernburg. Bernhard Heine.

Vom Selbstbewusstsein des Künstlers.

Unter Selbstbewusstsein oder Selbstvertrauen versteht man den Glauben jemandes, dass er Werth habe. Zum Vertrauen gehört als eine Voraussetzung seiner Deutlichkeit, dass es Vertrauen schiede gibt. Vertrauensmann ist eine Form der Meinung. Die nur dass Selbstbewusstsein in Frage kommende Meinung besteht sich nun es mit einem Werke zu sagen und den Vorgang der Macht des einen und der des anderen Menschen. Macht ist hier in ihrem weitesten Sinne als persönliche Originalcapacität genommen. Das Wertgefühl des Individuums hängt sich daher an solche Eigenschaften, von welchen die Schätzung des Dinges als abhängig gedacht wird. Wer mit seinen Anlagen reicher begabt zu sein glaubt als ein anderer, hält sich auch in einem entsprechenden Grade Selbstbewusstsein nur berechtigt. Wobei natürlich in Allgemeinen das Wertgefühl eines Menschen zu Zeiten seine Berechtigung auch nur der ihm subjectiv möglichen Gewissheit, in keinem einzelnen Verhältnis zu sichen scheint, wird aus dem Folgenden deutlich erhellen.

Im primitiven Leben der empfindenden Wesen sind Lustgefühle an die Befriedigung verhältnismäßig einfacher Bedürfnisse geknüpft. Nahrung, Wohnsitz und geschlechtlich begehrenswerte Individuen sind wohl die Hauptobjecte des gegeneitigen Wettbewerbes, und soweit von Selbstgefühl die Rede sein kann, geht es fast ausschließlich auf den Besitz körperlicher Vorzüge. Das im Kampf um ein Weibchen unterlegene Männchen erfährt dadurch zweifellos eine Depression, welche, in die bewusstere Sphäre des Menschlichen übersetzt, als Erschütterung des Selbstvertrauens zu bezeichnen wäre. Diese leicht übersichtbaren Verhältnisse complicieren sich bedeutend für die im Rudel lebenden Thiere arten, zu denen der Mensch gehört. Erst inniger der Gruppenbildung gelangen auch somit die Individuen zur Entwickelung höherer geistiger Fähigkeiten — ganz besonders verdankt der Mensch seine Machthaberschaft dem genossenschaftlichen Zusammenhange und dem damit gegebenen Fundament für den Aufbau des Geistes. Der letztere bleibt nun lange in der Hast der Bedürfnisse, welche ihn auslösen hatten, und gelangt erst spät unter Kämpfen zum Glauben an sich selbst. Diese vorgreifende Bemerkung mag uns die Richtung anbeuten, in welcher die natürliche Entwickelung des künstlerischen Selbstgefühls geschehen musste.

So weit wir menschliche Geschichte mit nicht allzu schwankenden Sicherheit zurückverfolgen können, treffen wir auf Gruppen. Die sogenannt sittlichen Werte sind daher fraglos die ältesten im höheren Geistesleben der Menschheit. Es ist ihr Merkmal, solche Fähigkeiten des Menschen zu betreffen, welche seine Brauchbarkeit im Dienste der Gruppe, also nicht sowohl die Stärke der persönlichen Anriebe, als vielmehr gewisse Kräfte zu hemmen, abzuschwächen oder zu verdecken vermögen. Ihre ausserordentliche Macht, die sich an jedem Menschen so gut in zahllosen Handlungen, wie in seinen Werthschätzungen des menschlichen Thuns bekundet, kann uns nicht verwundern, wenn wir erwägen, dass zumal in den Anfangsaltern der Cultur der Vortheil gegen die allgemeine Satzung durch ganz entsetzliche Grausamkeiten von der beleidigten Gesammtheit gerächt zu werden pflegte, während andererseits der Gruppe zugute kommende Vorrichtungen dem Thäter selbst und specifisch-thätigen Rang erwarben und so zu einer Quelle positiven Glückes wurden. Wirklich stützt sich denn auch das Selbstgefühl weitaus der meisten Menschen einzig auf das Wissen um die Ausstattung mit social wertvollen Eigenschaften und — sofern ein derartiges Wissen des Ergebnis socialer Erfolge ist — auf die Hochschätzung anderer. Segar in Fällen, wo allein die Berufung auf die Stärke der persönlichen Leidenschaften den wahren Grund des Selbstbewusstseins nennen würde, ist der Mensch gewohnt, sich sein Wertgefühl auf dialectischen Umwegen durch die Gruppenanerkennung zu interpretieren. Wir werden dabei wohl nicht ganz aufrecht laufen, dass gerade die abendländischen Völker sich über einem Jahrtausend unter dem Einfluss des judisch-christlichen Geistes sichen, dessen Systeme und religiöse Gesetzgebungen auf eine gründliche Entwertung aller aggressiven Affecte gerichtet sind. Man macht sich nicht der Uebertreibung schuldig, wenn man behauptet, dass im Sinne dieses Geistes das Prädicat der sittlichen Güte beinahe ausschließlich an Unterlassungen gebunden ist. Alle Wertgefühle, welche aus dem nächsten Wirkungskreis des herkommlichen guten Gewissens ihre Nahrung ziehen, zumal auch jener verschmächt im Bereich der Weiblichkeit so sehr cultivierte Zweig desselben als auf Bewahrung von Anstand und Schicklichkeit gebaute Würde sind mehr oder minder negativer Natur. Je mehr das Wertgefühl auf solche rein passive Bethätigungen gegründet ist, umso weniger gesichert scheint es mit der individuellen Macht im Gleichgewichte zu stehen. In eben dem Maße aber nahert es sich dem Punkte, wo man es unbetrieben als eine thätige Tugendhaftigkeit, als soziale Tüchtigkeit ansehen muss.

Wir glauben jedoch, dass dieser Process sich, wenn auch nicht gleich durchdringlich, bei allen Culturvölkern vollzieht und dass die Loslösung einer Parteinahme des geistig Strebenden vom Gruppengeiste überall nach nahezu den nämlichen Gesetzen, und zwar in drei Hauptphasen vor sich geht. Dieselben können gemäß einer auch sonst zu beobachtenden parallel laufenden Anwendbarkeit agnostischer Formeln im Anlass des Evangeliums wiedergegeben werden.

Es ist hier nicht unsere Absicht, die Schwierigkeit, welche sich uns bietet, Verfolgerung des geistig Strebenden und speciell des Dichterischen Menschen zu vermeiden. Wir kennen uns für die Frage nach dem Selbstgefühl mit der Zuhilfenahme weniger unmissverstandener Hauptsätze begnügen. Der Dichter ist dies Wort empfinden sie den Künstler überhaupt verwendet einerseits in nächster Nachbarschaft des Priesters. Führen in phantasiegemäßer Erhebung zum Ausdruck und dem bedeutsamen Verhältnis zu Ruh den Besten einiger den Zug der Entwicklung des religiösen Bildes. Man kann sagen, dass der Priester des Volkes nennen. In diesem Sinne gehört der Macht der Gruppe Gewalt gewonnen; es ist die Periode unumschränkter Herrschaft und wird zum patriarchalen Ausdruck unmittelbarer Verwandtschaft. Die [illegible] Anerkennung, in der alles Gedeihen [illegible] Wirken [illegible] Macht des [illegible] Gruppe [illegible] [illegible] [illegible]

d. i. heiliger Bestimmung, was in der Richtung des instinctiven Begehrens der Gruppe liegt. Diese Art dämonisierender Interpretation wirkt ihrerseits auf das Vorstellungsleben zurück, bereichert die Gefühlssprache und schafft neue Gefühlsbedürfnisse. Auf dem Boden der letzteren gedeiht zunächst gemeinsam mit den Culten das Künstlerthum. Die Feier und Verherrlichung des großen Thäters in oberstes Dichteramt. Vor allem über das tragische Ende des Heroen hat seine Kunst den Schein erhabener Fügung auszugießen. So hilft er mitbilden an den Mythologien, durch welche Ordnung und Vorsehung, in höchste Schönheit in solche Gesichtsschüsse gedeutet wird, die dem zerstörerischen Zusammentreffen blinder Zufälle entsprangen. Wir müssen jedoch schon hier einen Unterschied des Künstlers gegen den Priester betonen. Der letztere hat gewisse, ein- für allemal geheiligte Symbole und Vorbräuche zu bewahren, welche man ihm überliefert. Sein Können ist gleich einer Handfertigkeit erlernbar und dadurch seiner affectiven Betheiligung nicht unbedingt. Dagegen bringt der Dichter den Gefühlsinhalt, welcher in jenen Symbolen Form gewann, immer wieder von neuem aus persönlichem Gemüthsanschauung hervor. Ihm ist die Verklärung und Steigerung des Lebens eigenes Bedürfnis. Auf dieser Stufe des Geistes ist das Selbstgefühl des Künstlers das eines Mannes, welcher sich im Dienste der Götter, d. h. ewiger, weltlenkender Mächte glaubt. Zum Lohne dieses Dienstes wird ihm Unsterblichkeit, Verehrung und liebend steht er vor der Größe dieser höchsten Thatkraft. Aber er weiß auch um die verewigende Macht seines Gesanges und dass erst durch Kunstverklärung das leidenschaftliche Thun die Weihe der Göttlichkeit erhält. Vornehergehend mag mit sich seinem Werthbewusstsein dunkel schon der Zug einer noch höheren Würde mischen, geboren aus dem unbenklichen Gefühl von der Souveränität des Geistes, und vielleicht ein Schmerz eigenthümlicher Art, dessen Wesen nun zu erörtern ist. Dieselben Hervorreren ans den folgenden Stufen beschäftigen wird. In seiner Richtung aber noch erhebt sich das Selbstgefühl über den Gruppengeist. Das Wissen von der Zugehörigkeit zu einer Rasse, einem Volksstamm, einer Kaste oder einer Sippschaft gibt den Rahmen, innerhalb dessen sich erst die betonderen Arten von Selbstbewusstsein entfalten. Von der Ahnung etwa einer Verwandtschaft der geistig Schaffenden ohne Rücksicht auf Nationalität oder Religionsgemeinschaft kann nicht gesprochen werden.

Die nahe Verwandtschaft zwischen religiösem und dichterischem Affect kann nicht verhindern, dass Culte und Künste allmählich immer weiter auseinandergehen. Die großen Götter und hohen Tugenden — ursprünglich ein Ausdruck riesverbürgender Kraft des Stammes — werden in der Sicherheit des Friedens allmählich ein Werkzeug ihrer Verwalter. Der Krieger, den der glänbige Affect zum Gott verklärte, wird unterthan dem Priester, der doch dieses Gottes Diener ist — eine gar verwunderungswürdige und doch in allen Zeiten und Culturen wohlzunächstende Umkehrung des ursprünglichen Ranges. Hiermit gewinnt nun zwar thatsächlich zum erstenmal das geistige Princip die Herrschaft über das körperliche, und sein zur Verinnerlichung des Lebens lenkender Einfluss auf die Menschheit in ein unermessicher gewesen. Aber der Keim des Widerspruchs ist ihm eingepflanzt. Es darf sich seine Würde nie aus sich selbst — es kann sie sich immer nur von der Autorität der Götter holen. Und hierin liegt die gefährliche Verirrung. Das Priesterthum, als die den Menschenwesen feindliche Kaste, hat kein Mittel, der Entwickelung des Geistes, dessen Obhut ursprünglich von ihr verrerene wird, zu folgen: sie vermag ihr Anrecht nicht direct die Berufung auf abgeschieden musternende Geistesstaat, sondern nur auf die traditionelle Unantastbarkeit verstimmter Formeln zu begründen. Die Ursache ihres Zwiespalts um dem Unmittelbaren liegt auf der Hand. So lange die Lebensideale der Gruppe um der vom Dritter festgesetzten Offenbarung zusammengehen, befinden sich Künstler und Priester in Uebereinstimmung. Wenn das aber nicht mehr der Fall ist, gerädt der Schaffende — wenngleich immer noch unrichtig in der Tiefe der religiösen Inbrunst — mit der verbrauchten Symbolik der Culte in Widerspruch. Hiezu drängt es einer gewaltsamen Loslösung des schöpferischen Individuums vom Geist der Gruppe. Eine solche ist nur möglich und vollständig aus der Stärke der schöpferischen Antriebe. Daher wird sie für dichterische ein Antrieb zu bewussterer Selbstprüfung und damit zu neuen Deutungen ihres Werkes. Ihr vom anderen Standpunkten Dichterinn verstanden werden, werden unter den Verhältnissen nicht mehr angetroffen. Der Dichter hat die Mittel zu bewussterer Anformung des Lebens in viel höherem Grade aus dem Schatze der eigenen Bildnerkraft zu bestreiten. Sein Selbstgefühl wird schwieriger und leidender zugleich.

Als Beispiel für die oben gekennzeichnete erste Stufe dürfte man wohl die Bindung der Dichtkunst an die Tänze, vielleicht gymnastische alter Aufführungen des Stammes gegen die priesterlichen Gesichtspunkte, Zaubertänze und -Lieder, die Künstlichkeit der Reimstrophe in Anspruch nehmen. Es muss nichts aus, dass der Affall in seinen ursprünglichen Ausprägungen wie beispielsweise in Wedel Nicht- Verbot, nicht abgeschlossen wird. Die beiden Theil [illegible] Merkmale finden sich dessen ungeachtet auch hier wieder. Hervorragt unter ihnen jener eigenthümliche, im Alterthum in solcher Schärfe nicht bemerkbare Besitzantheil des Selbstgefühls, welchen man aus dem Vorhandensein einer sogenannten Persönlichkeit herleitet. Der mit ungewöhnlichen Kräften ausgerüstete Einzelne löst sich aufzuhörerisch von dem Niveau der Gesammtheit. Er beginnt seine Größe als ein so räumliches wie gefährliches Verhängniss zu betrachten. Soweit seine Gemüthsbedürfnisse nach gedanklicher Rechtfertigung drängen, muss dieselbe aus selbst erfonnener Metaphysik entnommen werden. Bezeichnenderweise gieng in der Renaissance mit der Loslösung des schöpferisch lebendebenden Gefühlsmenschen die Befreiung des forschenden Geistes vom Dogmenzwange Hand in Hand. Der Autoritätenglaube macht Privatsystemen Platz, in welchen selbstherrlich der Denker den Beer der Welt bemisst. Das Werk tritt in eine neue Beleuchtung. Nicht nur überragt es die tägliche Beschränktheit, es scheint ihr bis zu einem Grade zu widersprechen. Dass es die Macht nicht hat, unwälzend den allgemeinen Geist zu ergreifen, spielt schon jetzt als Leidensholz in die Hochgefühle des Schaffenden. Die seelische Verwandtschaft der Geistesmenschen drängt liegreich jedes Zugehörigkeitsgefühl anderer Art zurück. Der Forschertrieb in der Richtung auf Souveränetat des Geistes ist ein ungeheurer. Immer noch feiglehalten werden, dass auch jetzt noch der Schaffende sich erst durch Gruppenbeifall in seinem Selbstgefühl stützt. Nicht mehr zwar im Sinne der Religionen dient er der Gruppe. Ja, er verwirft die letztere vielleicht ganz und greift zum Begriff der Menschheit als zu dem seines Wirkens einzig zuredigen Bezirke. Aber ohne Rücksicht auf einen massgebenden Zweck des Geschehens ist sein Thun ihm sinnlos. Dabei werden sich seine Deutungen begreiflicher weise an den Ideenkreis des verlassenen Glaubens anlehnen. Beleg hierfür sind die metaphysischen Systeme der neueren Philosophen — Gemeinsamkeiten soweit sie sich an den Menschen und die Rolle beziehen, welche derselbe im Weltvorgange zu spielen hat. Gerade in denjenigen Anschauungen, deren äußere Zurüstung vom Weltbild des Glaubens am meisten abzuweichen scheint, ist das „Gottesreich" in feinerer Form, z. B. als hochabstrakt gefasste Planmäßigkeit doch wieder aufzufinden. Die Beziehung der menschlichen Insinete aus der Frohn wenigstens „letzter" Zwecke und Dienlichkeiten ist ihnen nicht gelungen.

Die hier entwerfene zweite Phase in und in tieferem Sinne vermittelnd. Sie trägt in sich viel weniger Anwarchsbarkeit auf Dauer als die weit abgeschlossenere erste. Die Ablösung vom Gruppengeist ist eben erst eine theilweise. Der Fortschritt zur vollen Selbständigkeit wird zugleich mit der letzten Entscheidung des Erkenntnisswillens gethan. Die reine Eminicht bindet die Bande zwischen Mensch und Göttern ab. Sie anerkennt keine hohere Form des Seins als den seinen Leiden und Freuden ebenbürtigen Menschen. Damit sieht nun der Schaffende ganz auf sich selbst. Sein Thun empfängt nicht erst durch die Welte, dass es weniger selbst ist, einen Selbstzweck dient. Sein Selbstvertrauen nimmt einen anschlichen Charakter an. Es beruht auf nichts als auf der unwiderstehlichen Gewalt des persönlichen Antriebs, welcher zum Schaffen zwingt. Das Gefühl der Zugehörigkeit wird schroff abgelehnt, jede Gruppengenommung als für den Schaffenden innerlich unmöglich verworfen. Sowerähne Alleingeschlechtlichkeit mehrere soll den schöpferischen Gesammtzustand bezeichnen. Aber dieser Höhe des Anschauungs entspricht eine tiefe Dahin noch unerhörte Tiefe des Leidens und der mit jedem Gefühl der Entsagung verbundene Leidensrest. Auch in seinen Anfängen haben wir ihn schon auf den wenigen Zügen als einen Theil des künstlerischen Selbsgenüss anfzeigen können. Hier tritt er uns in verandeter Gestalt und als geradezu vorbegleitendes Element entgegen. Man muss sich vergegenwärtigen, was die äußerste Vereinsamung des Schaffenden in Hinsicht auf die Stellung zu bedeuten hat, die er als Mensch unter Menschen nun einmal im Zusammenhange einer Organisation einnimmt. Sie trennt ihn ab von dem Boden, der ihn erhält. Er ist für die Gesellschaft genommen, in im höchsten Grade überflüssig geworden. Er nimmt keine Anwerte, sondern bedürfnes Luxuswerte ins allgemein gültigste Zudividuell hervor. Es sieht sich gänzlich außerstande, die Welt seinen Idealen gemäß zu verwandeln. Die Schärfe der Verfassichen weichen ihn an. Ein Gefühl ohnmächtiger Entschlossheit nimmt an seinen Lebensäußerungen theil. Und zwar trifft das in voller Wucht eben auf den Künstler. Der Forscher in durch einen ginst liegen Zufall seiner Dienst Zeit Gegenstand, bisher eine total neue Bereicherung zu Mehr [illegible] Sinne Größe an der Zahl an unverbrüchlicher Findungen, welche ihm gelang. Der Künstler dagegen pflegt Empfindungsbilder und dass nur so weniger heiss, das Werk auch von anderen anerkannt zu sehen, so weniger er aus der Einsamkeitsgefühl des Schaffens in Stich gelassen. Aber abhängiger noch: eben dieses Wissen wo sehr sich verbindung gegen ihn selbst. Es raubt der affectiv dichterischen Formung des Lebens den Charakter einer Darstellung gleichsam [illegible] Mitempfindens. Es und Einwirkung der Welt [illegible] Gruppe [illegible] sich so des verschiedenen Sinne von dem [illegible] Standpunkt [illegible] und [illegible] Persönlichkeit. Die Kraft und Schärfe, welche die im Gefühlen gehaltene Lebensfülle über die Dinge [illegible] Gruppe [illegible] und entlandschenden [illegible] [illegible]

Digitized by Google

eines um den Luxuswert seiner Ergebnisse unbekümmerten Erkenntnisdranges. Die Form der fraglichen Gefühlszustände wird dadurch nicht getroffen — aber ihr Vorstellungsinhalt weicht vor den Anfeindungen der Vernunft in ein immer tieferes Dunkel zurück. Nach wie vor betheiligen sie sich als Pathos und feierlicher Schwung an der Auffassung des gesammten Lebens — doch dem Glaubenleisen und solche Vergeldungen nur mehr Symbole ein tubertoiver Gefühlsforderungen, denen kein wirklicher Lebensinhalt zu entsprechen braucht: Symbole also eines Willens zum Unmöglichen. In der Kunst selbst äußert sich dieser Umschwung als eine Neigung, die sinnbetonnenden Linien und deutlichen Inhalte zu Gunsten des musikalischen Elementes aufzulösen. Im Selbstgefühl kommt er als Verschärfung des Leidens zum Ausdruck. Um so rücksichtsloser brechen die verbotenen Gluten im Rausch des Gestaltens hervor, und dem Leiden paart sich eine neue Art von Stolz — ein Stolz, der gewaltsam alle Störungen des Verstandes niederschlägt und das Denkerbild der Welt verwirft. —

Es sei uns ein Rückblick vergönnt. Schon im Keime ist Dichtung phantasiemäßiges Erklimmen von Gefühlshöhen, hinter denen die Wirklichkeit zurückbleibt. Aber so lange das mit den Sitten harmonierende Künstlerthum einer Verselbständigung seines Wertgefühles nicht bedarf, wird es von dichtenden Genüth wohl kaum als Schmerz empfunden, daß es die Thaten der Heroen eben nur singt und meistert. Erst wenn das auf bildnerische Ergiebung seiner Lebenskraft innerlich angewiesene Individuum sich als Gegensatz zum herrschenden System der Normen empfinden muß und seine Poesie mehr und mehr aller Wirklichkeit entfremdet sieht — erst dann kommt deutlich zur Schwebertust ein Gefühl der Thatmacht hinzu. Das Leiden erreicht seine Höhe, wenn das persönliche Urtheilsvermögen selbst die Gegenständlichkeit der innerlich geforderten Welt in Frage zieht. Nun bleibt zufolge der zwingenden Dialectik des Leidens nur ein Ausweg: die ganze verunmöglichte vorhandene Wirklichkeit sinkt als vergleichswege wertlos vor den Berauschungen des Gefühls hinab: die Form der künstlerischen Weltbetrachtung ist eine pessimistische geworden. Dieser Gemüthszustand ist die letzte äußerste Consequenzen angedacht endet in Weltschmerz und Lebensentwertung zu Gunsten einsam Träume wohender Versunkenheit und zeichnet sich durch ein dem christlichen Duldertum verwandtes, Erde verachtendes Selbstgefühl aus. Der schöpferische Einzelne ist sozusagen Bürger eines jenseitigen Gottterreichs geworden. In der That nimmt der so gesteigerte Leidensstolz als Idealismus, Sentimentalität, Pessimismus, Traumsucht und noch anders verkleidet gerade in der neueren Kunst und Dichtung eine so ausgezeichnete Stelle ein, daß man berechtigt sein könnte, ihm überhaupt den zukünftigen Gesichtsniederschlägen des Christenthums zuzurechnen. Sicher hat der Leidenscult dieser Religion zu seiner Entfaltung erheblich beigetragen und vor allem ihn in eigenthümliche Bahnen gelenkt. Seine tieferen Gründe sind in der dargelegten Entwickelung der Kunst bildenden Antriebe überhaupt zu suchen. In allen Zeiten sehr hoher Cultur so namentlich im spätgriechischen Alterthum, so in der provinziellen Kaisercpoche — leben wir die pessimistische Weltbetrachtung plötzlich greifen und den Leidensstolz ein hauptsächliches Zubehör des kunstleidenden Selbstbewußtseins bilden. —

Hiermit sind wir am Ende. Wird darüber hinaus die Entwicklung weiter zu bisher noch nicht erfahrenen Formen der künstlerischen Würde fortschreiten können? Droht etwa aus dem Lager der Wissenschaft dem Künstlerthum als einem selbständigen Macht bereich feindlicher Antriebe ein letzter Untergang? Oder wird umgekehrt das intuitiv bildnerische Gemüth sich wiederum des Gesammtlebens bemächtigen? Die Erörterung dieser Fragen wende die Grenzen unseres Themas überschreiten.

München. Ludwig Klages.

Herostrat.

Tragödie in vier Aufzügen von Ludwig Fulda. Aufgeführt im Hofburgtheater am 4. Februar 1899.

Man kann die Anfnahme, die Fuldas neuer Tragödie entheil wurde, in seiner Weise einheitlich charakterisieren. Das Publicum verhielt sich nach den beiden ersten Acten in fahler Freundlichkeit, während der dritte und vierte Act erkältlich starken Eindruck machten und warmen Beifall hervorriefen. Viel unentschiedener wieder, ja theilweise geradezu ablehnend war die Kritik.

Das Fulda die Sprache und den Vers beherrscht, daß er die äußere Form auch mit Bedacken zu füllen vermag, daß er einen Stoff dramatisch gestalten kann, darüber trotzdem allerseits anerkannt sein. Vielleicht liegt ein Theil der Schwierigkeiten, denen Fulda und Sudermann jungst auf ihren dramatischen Bahnen begegneten in der vergleichenden Beziehung, in die sie ihn zu Hauptmann setzt, der aufrechten, daß er ein Dichter ist, heute auch noch der Modedichter ist; nicht etwa als ob er der Mode huldigte, aber die Mode huldigt ihm. Der innere Grund, warum der Herostrat nicht jene Befriedigung in uns zurücklässt, die jedes Kunstwerk als solches in uns erweckt, nennt uns auch zugleich im Stande selbst, ferner aber darin zu liegen, daß die Art, wie der moderne Dramatiker antike Stoffe behandeln muß, um unseren modernen Forderungen an das Drama gerecht zu werden, als ein ungelöstes Problem in der Luft liegt, als ein Problem, dessen Vorhandensein dem großen Publicum noch kaum zum Bewußtsein gekommen ist, das es aber doch insoferne eine gewisse instinctive Empfindung hat, als es dem modernen Dichter auf ein antikisierendes Drama alten Stiles nicht mehr so unbedingt eingeht, wie ehedem.

Herostratos, der aus Ruhmsucht, um seinen Namen der Nachwelt zu überliefern, den Tempel der Diana in Ephesus angezündet hat! Welch ein Vorwurf für den Dramatiker! — sollte man auf den ersten Blick glauben. Ist es nicht die absolute Tragödie der Ruhmsucht? Und daß wir von Herostrat nichts wissen als seine That und ihr Motiv, gibt das nicht dem Dichter den willkommensten Spielraum für das freie Schalten seiner schöpferischen Phantasie und für psychologische Entwickelung? Ja, können wir sagen, soweit der Dichter in Frage kommt; nein, müssen wir sagen, soferne wir an die Wirkung auf das Publicum denken. Gerade infolge der dürftigen Ueberlieferung, die alle Details verloren hat, steht die That des Herostrat monumental vor uns. Sie ist uns ein Typus geworden und das eine Wort „Ruhmsucht“ sagt uns alles. Es ist lapidar. Wir begreifen alles, ohne etwas zu wissen, kein Zweifel bleibt ungelöst in uns, wir verlangen gar nicht, mehr zu wissen. Jede psychologische Motivierung, jeder persönliche Zug am Herostrat erscheint uns nebensächlich, erhebt nicht unseren Eindruck, sondern schwacht ihn ab. Herostrat der Liebende, Herostrat der Sohn, Herostrat der Bildhauer, sie sind uns alle nichts. „Cupiditas gloriae“ berichtet Valerius Maximus, habe den Herostrat geleitet und diese zwei Worte sagen uns mehr, als uns irgend jemand sagen kann.

Ja, die Quellen melden uns eigentlich strenge genommen weniger, als wir zu wissen glauben. Und das ist so typisch für unsere ganze Stellung zu der versunkenen hellenischen Welt, daß ich mir nicht versagen kann, anzuführen, was wir eigentlich von der angeblichen That des Herostrat wissen. Theopompus, so haben wir ja alle in der Schule gehört, hat uns den Namen des Herostrat überliefert, obwohl die Ephesier beschlossen hatten, seinen Namen der Vergessenheit anheimzugeben. Also hier mit dem Theopompus! Schlagen Sie, bitte, Ihren Theopompus auf! Sie haben nicht einmal die Opera omnia von Theopompus? So bemühen Sie sich doch in die Bibliothek! Da wird man Sie schön anschauen, wenn Sie den Theopompus verlangen! Die Schriften dieses guten Mannes, oder vielmehr jener guten Männer, die Theopompus gerieren haben, sind nämlich in so unglaublich kleines Bruchstück verloren gegangen. Nun gut, ich will Ihnen ein Geheimniß verrathen, oder doch etwas, das fast ein Geheimniß ist, denn nur wenige Menschen wissen es. Ein Herr Wichers hat im Jahre 1829 alle Fragmente, in denen andere Autoren den Historiker Theopompus genannt haben, zusammengestellt und dasjede Vergnügen haben sich und uns später auch noch die Herren Ch. und Th. Müller bereitet und zwar in fünf Folianten, die nichts als Fragmente griechischer Schriftsteller enthalten. Ja, will Ihnen gleich noch ein weiteres Geheimniß verrathen, daß Sie dort auch nichts finden. Vielleicht haben die Herren den Valerius Maximus nicht gelesen, vielleicht sind sie der Meinung gewesen — und darin sind sie ja Fachleute — daß sich die Stelle auf einem anderen Theopompus, etwa auf den Komödienschreiber gleichen Namens bezieht, kurz und gut den Theopompus als Neuzeugen gegen Herostrat nennt uns Valerius Maximus in seinen „Factа et dicta memorabilia“ Capitel „De cupiditate gloriae“. „Gegen Herostrat?“ Eigentlich schon nicht. Valerius Maximus ist sehr zurückhaltend und hat sich offenbar durch den Beschluß der Ephesier sie gebunden und nennt daher den Namen des Herostrat gar nicht. Aber noch mehr, er, der einzige, der unseren Theopompus citiert, sagt, die Ephesier haben einen Mann verwiesen, der den Tempel der Ephesischen Diana anzünden wollte, um sich berühmt zu machen, und dieser Mann habe, auf die Folter gelegt, sein wahnwitziges Vorhaben eingestanden „mentis furorem deberet“. Der name Herostrat scheint also den Tempel gar nicht einmal wirklich angezündet zu haben, denn Theopompus, den der uns allein in so freundlicher Erinnerung als leicht übersehbarer Autor stehende Cornelius Nepos einen scriptor nobilissimi nennt, hatte ihm das kaum geschenkt. Immerhin aber ist es möglich, daß Valerius Maximus, der sich die Sachen sehr leicht zu machen pflegte, im Theopompus, dessen „nobilissimi scriptoris libros“ er ausdrücklich preist und dessen „historiam“ er ausdrücklich nennt, gar nicht nachgesehen, sondern anderswo und vielleicht schlecht abgeschrieben hat.

Ja, aber wo sich denn dann die Geschichte vom Herostrat? Nun sie eigentlich ursprünglich Plutarch erzählt uns in seiner Alexanderbiographie nur, daß Alexander den Gedanke an dem namhaften Tage geboren wurde, an dem der Thatsinnige in Ephesus vor Braute, und abzuleisten uns, ohne des Herostrat zu einer anderen Lobeserhebung Veranlassung zu machen, lediglich einen schreibluen Satz, den ein gewisser Hegesias nach Strabo: Timaios von Tauromenion über das Zusammentreffen der beiden Ereignisse gesagt hat: „Natürlich hatte die Artemis geschlafen und sie konnte ja auch

Digitized by Google

gerade bei Alexanders Geburt als Hebamme beschäftigt war." Da bekanntlich aus einem Unheil gleich wieder ein weiteres erwächst, hat Plutarch zu dem einen schlechten Witz gleich einen zweiten gemacht, indem er jenen für so frostig erklärte, dass er geeignet gewesen wäre, den Tempelbrand zu löschen, während der langweilige Cicero den gleichen Witz natürlich für sehr fein („omnino") findet (De nat. Deorum II. 27). Gellius in seinen „Attischen Nächten" (II. 6) berichtet nur anlässlich einer philologischen Erörterung von einem Beschluss des ätolischen Städtebundes, dass niemand je den Namen des Brandstifters nennen solle, und der einzige Strabo hat in seiner Erdbeschreibung (XIV. 22) uns den Namen des Herostrat überliefert. Aber er wieder sagt nur, die Epheser haben den Tempel, nachdem ihn ein gewisser Herostrat niederbrannte, schöner wieder aufgebaut; jedoch er erwähnt nur der auf den Wiederaufbau zielenden Volksbeschlüsse und berichtet nichts von dem charakteristischen Motiv der That des Herostrat und nichts von dem Beschluss der Epheser oder eines ionischen Städtetages, den Namen des Brandstifters zu unterdrücken, obwohl er nach eigener Angabe selbst in Ephesus gewesen war, somit aus der dortigen Ueberlieferung geschöpft hat. Erwägt man, dass Strabo ungefähr von 64 v. Chr. bis 19 n. Chr. lebte, und wie trivialos er zusammengestellt hat, was man ihm in verschiedenen Gegenden ausgebunden hat, so ergibt sich eigentlich als gewiss nur, dass der Tempel abgebrannt ist, aber es kann im Hinblick auf die erwähnten Angaben des Valerius Maximus nicht einmal als sicher erscheinen, ob jener Mann, der sich durch Niederbrennung des Tempels berühmt machen wollte, sein Vorhaben auch ausführen vermochte, ob er Herostrat hieß, ob der Tempel durch einen Ruhmsüchtigen angezündet, ja ob der Brand überhaupt gelegt wurde.

Nun, das alles würde aber herzlich wenig machen, denn für uns und darum gewiss auch für die Dichter hat Herostrat den Tempel aus Ruhmsucht angezündet. Aber die ganze Sache ist überhaupt bezeichnend für unser Wissen über das Griechenthum. Wir wachsen gleichsam mit den alten Griechen auf, eine lang hergebrachte Schultradition hat uns ein typisches Bild von ihnen entworfen und wir bilden uns ein, ganz genau zu wissen, was das für Leute waren. Und sehen wir dann später einmal ganz genau zu, lassen beiseite liegen, was wir in unseren Geschichtsbüchern gelesen und von unseren Lehrern gehört haben und treten vorurtheilslos an die Quellen selbst heran — dann geht es uns mit den Griechen fast wie mit dem Herostrat. Die festen Gestalten beginnen zu schwanken und zerrinnen in der Luft, das, was wir für den hellenischen Charakter gehalten haben, zerbröckelt uns unter den Griffe, und um uns selbständig ein neues Bild zu gestalten, müssen wir vor allem trachten, jenes zu bannen, das sich uns so tief eingeprägt hat. Wie ganz anders ist zum Beispiel jene Charakteristik der Griechen, die Jacob Burckhardt in seiner griechischen Culturgeschichte aufzubauen sucht, als jene, die die meisten als eine liebe Erinnerung aus der Jugend durch das Leben geleitet!

Und wie soll nun der Dramatiker die Alten schildern? Nach der alten Schablone, die durch die biederen Werke von Pitz und Gindely, und wie sie alle heißen die trefflichen Historiker des Mittelschulunterrichtes, uns übermittelt wurde, und die so und so vielen Griechen- und Römertragödien, die wir an uns vorüberziehen sahen, zu Grunde liegt? Sobald wir einmal zur Erkenntnis gekommen sind, dass die Alten so nicht waren, wollen wir sie auch nicht mehr so geschildert sehen, und zwar umsoweniger, als wir nicht nur angelogen haben, an Pitz und Gindely gelegentlich zu zweifeln, sondern auch in den „Fliegenden Blättern" einen trefflichen Lehrmeister hatten, der uns lange vor dem Entstehen der neuen naturalistischen Richtung durch Caricatur zu Erkenntnis der inneren Unwahrheit der typischen Griechen und Römer hinleitete. Alle sollen wir sie schildern, wie sie waren? Ja, wenn wir das nur wüssten! Und wenn einer glaubt, er hat es herausgekriegt, werden die Leute es ihm glauben? Dazu ist die Wirkung der Schablone noch zu stark! Nur der ist ein Naturalist, der die Menschen so schildert, wie das Publicum glaubt, dass sie sind. Schildert er sie anders, ohne das Publicum zugleich zu überzeugen, dass er Recht hat, so argert man sich über ihn oder lacht ihn gar aus, und mag er thatsächlich tausendmal Recht haben. Nun ist schildere man die Griechen und Römer so, wie die Menschen heute sind: um Liebes und Hassen, in Jugend und Niederträchtigkeit sind sie sich zu doch so ziemlich gleich geblieben! Hat es Shakespeare anders gemacht? Ja, aber dazu sind wir nicht mehr, oder wenigstens momentan nicht, naiv genug. Warum dann Griechen und Römer und nicht die modernen Menschen, wenn nichts Specielles dafür ist, das sie eben anders macht als moderne Menschen, Anders ist die Umgebung und Alles verändern lässt? wenn das antike Gewand nur eine leere Hülle: Fleischmasse und Muskulatur und äußere Apparate sind und man nicht gleichfalls eine romantische Innere Welt geben will?

Und wie wir es haben, als ein unglückliches Problem bezeichnet werden, auf welche Weise nur die antiken Stoffe noch für die Bühne nutzbar gemacht werden können, scheint uns heute auch die Frage um die Tragödie und der Tragödiasang. Wir dem Gesang einer Chorbegleitung des Spiels den antiken Text, der ist da nicht gethan; Musik und Tanz sind aus dem Leben einer Zeit emporgewachsen sind, lassen sich nicht einfach in andere herübernehmen. Schon allein, dass wir wissen, etwas ist nicht Original, lässt es uns als bloße Nachahmung minderwertig erscheinen. Die Echtheit ist nicht nur ein eingebildeter, sie ist ein idealer Wert und darum in der Welt der Ideen ein wirklicher Wert. Wenn und die Odyssee nicht erhalten wäre, und es erfände heute einer die Geschichte vom göttlichen Dulddsam und gäbe sie genau und wörtlich so wieder, wie wir sie Gott sei Dank schon haben, so wäre es gewiss ein ganz interessantes Buch, aber es wäre uns lange nicht, was uns die Odyssee ist. Und wenn einer heute ein unbekanntes Shakespeare'sches Lustspiel fände und liefe es als seine Dichtung ausführen, so würde er wenig berühmt werden und wahrscheinlich am Tag nach der Premiere die felsianten Sachen in den Morgenblättern lesen, aus denen er sich zu dem Schluss verleiten lassen könnte, dass der Shakespeare ein sehr schlechter Dichter gewesen sein müsse. Und da hatte wohl er unrecht, die Morgenblätter aber hätten vielleicht recht gehabt.

Und wie soll der Dramatiker im modernen Griechenland seiner Aufgabe gerecht werden? Da müssten wir zuerst wissen, wie das moderne Griechenland aussehen wird. Vorläufig können wir nur sagen, dass uns überhaupt manches, was wir früher für vollendete Schauspielkunst erachteten, heute den Eindruck hohler Declamation macht.

Max Burckhard.

Premièren.

Zur Première des Lustspiels „Neues Mädchen" von Theodor Herzl im Deutschen Volkstheater am 4. Februar 1899.

Man wird wirklich in unsere Premièren bald nicht mehr gehen können. Sie haben schon gar keinen Sinn mehr, denn niemand fragt da noch nach den Stücken, es gilt jetzt nur, wer für und wer gegen den Autor ist. Diese Klatschen, weil sie zu seiner Partei, jene zischen, weil sie zu einer anderen gehören. Wie das Stück ist, ob es wirkt, ist einem gleich. Welche dramatische Kraft es hat, erfahren wir erst das zweite oder dritte Mal, wenn das Publicum kommt, das wirkliche, das ein Schauspiel verlangt, nicht eine Abstimmung über einen Autor. Zu den Premièren erfahren wir nur noch, wie stark der Autor ist, er selbst, nicht sein Stück: ob er Freunde und welche Gegner und welche Macht sein Name hat. Die Werke verschwinden dabei, es wird nur noch um Personen gestritten. Ich vermuthe, dass das immer ärger werden wird, den Leuten scheint der Tumult der Meinungen zu behagen: bis wir eines Tages reif sind, wir Autoren, und beschließen, uns bei unseren Premièren nicht mehr zu zeigen. Das Beste wäre freilich, gleich zur alten französischen Sitte zu greifen: die Stücke anonym zu geben und erst am Ende den Dichter zu nennen. Thun wir das nicht, so werden wir immer nur wissen, ob unsere Person „beliebt" ist oder nicht, da wir doch wissen möchten, ob unser Stück gut oder schlecht ist.

Nehmen wir an, Herzl hätte sich nicht genannt und so hätten wir sein neues Stück gesehen, ohne den Autor zu kennen. Wie würde es da gewirkt haben? Ich glaube, man hätte sich über den ersten Akt gefreut, wäre im zweiten ein wenig bedenklich, aber doch durch die hübschen Worte beschwichtigt worden und hätte sich auch den dritten und vierten gefallen lassen können, ohne unmuthig zu werden, freilich auch ohne in eine rechte Stimmung zu kommen. Das Stück setzt mit einem munteren, ja burschikosen Ton in der Weise der älteren französischen Komödien auf das heiterste ein, weiß dann durch manchen recht ungewiegten Witz zu verblüffen, fällt aber auf einmal aus seinem Stil, um sich dann Anläufen sich zum Weltverbesserer abzumühen. Der gute Spaß wird unterbrochen durch einen dozartig zuvenalischen Ton geifert und es verdriesst uns, dass wir zeigt nicht mehr wissen, ob man uns unterhalten oder uns predigen will, ob wir noch lachen dürfen oder uns schon schämen müssen und was wir eigentlich für ein Gesicht zu diesen bald launigen, bald sittlichen Scenen machen sollen. Das verträgt aber das Publicum nicht. Man kann uns der Bühne schlechthin machen, was man will, alles ist möglich; aber man muss wissen, was man will; das eine oder das andere. Das eine und das andere ist nicht möglich. Ein Theater heißt es: entweder oder. Zuweilen aber auch gibt es ein Theater nicht. Das „Matzkat in" hatte entweder eine Posse sein müssen oder eine Komödie, das eine oder das andere, von Zeitbe oder von Ideen oder von Witzen. Es ist aber leider alles ein bisschen, ein bisschen alte Komödie und ein bisschen moralische Satire und ein bisschen die ewige Posse, sowohl von Zeitbe als auch von Ideen und auch noch von Witzen, und das wollen die Leute halt nicht. Die Leute wollen im Theater wissen, woran sie sind. Das muss auch recht total gegeben sein, aber das ganze Theater in einmal bonal.

Nun wusste man aber, dass das Stück von Theodor Herzl war. Das spielte auch noch mit; wir wussten alle von Anfang an seinen Namen. Das erste Drittel des Theaters ist nichts gedichtet in Ideen, und das Publicum wird schon einwirken, und ihn nichts einwirken zu lassen, was dann nicht gedichtet Gedanke bei seinen Premièren bei der Name des Autors dem Stück gar wollen geschadet. Zum Glück war das Stück so verworren und gedanken- und sinnlos, dass

zuerst ungeduldig, als das Stück es nicht hielt. Heryl ist uns lieb geworden, weil er sich von der feuilletonistischen Manier, mit Worten wie mit Bällen zu spielen, gereinigt hat und aus einem „Plauderer“ ein wahrhaftiger, nach dem Wesen trachtender Mensch geworden ist. Wird sein Name genannt, so erinnern wir uns gleich, wie er oft mit guten und strengen Worten von den wahren Dingen des Lebens gesprochen hat, und wir wissen, dass er nicht Einer ist, der nur reden will, sondern Einer, der etwas zu sagen hat. Mit Muth haben wir ihn sich um den Ernst unserer Zeit verlernt bemühen gesehen. Tritt er auf, so können wir nicht glauben, dass es bloß zum Spass sein soll, sondern wir bereiten uns, Wahrheiten zu vernehmen. Dies erwarten wir nun immer von ihm, wir geben nicht mehr nach. Wer uns durch sein würdiges Streben weit geworden ist, den wollen wir nicht mehr eitel im Leeren spielen lassen. Es hilft nichts und zu sagen, dass es jedem Menschen manchmal beikommt, sich gewissermaßen von sich selber anzurufen. Nein, das duldet wir im Theater nicht. Der Name, den ein Autor hat, wird beim Publicum zur Forderung. Da darf sich weniger geben, tuft es aus: wir wissen, du darf mehr; du bist uns alles schuldig, wir verlangen alles, alles: wir finden uns nicht ab! Ein so hoher Gläubiger ist das Publicum, und am Ende zeigt sich, dass es, dieses dumme Publicum, wie wir es nennen, doch eigentlich im höchsten Sinne unser bester Freund ist, der mehr von uns verlangt, als wir uns selber zutrauen möchten, und was wir auch oft von ihm leiden, wir sollten ihm dankbar sein. Wir sollen meistens nur durch seine zu große Hochachtung vor uns durch.

Und noch etwas. Man weiß, dass Heryl nicht nur ein Mann der Worte ist: er hat das Glück durch sein Thun einem großen Gedanken dienen zu dürfen: für diesen setzt er sein Leben ein. Er will sein Volk von der Noth befreien und zur Macht führen, dem hat er sich mit einer edlen Leidenschaft gewidmet. Wenn dies schon den bloßen Zuschauer zur Bewunderung nöthigt, die einem reinen Wirken immer gebührt, so wird man verstehen, welchen Enthusiasmus erst die Seinen für ihn haben müssen und dass es sie drängt, ihm öffentlich zu huldigen. Das ist gewiss ihr gutes Recht, nur fragt man doch, ob es gerade in einem deutschen Theater sein muss. Diese Frage ist von vielen neulich mit einer unnöthigen Wuth durch Zischen, Pfeifen und Toben heftig verneint worden.

Die Directoren hören es nicht gern, dass die Autoren bei der Premiere fehlen wollen. Sie pflegen zu sagen: es sei eine ganz andere Stimmung im Haus, wenn der Autor da ist. Das ist schon wahr, nämlich die Stimmung zum Raunen, zum Scandal, zum Explodieren. Diese mag ja für den Autor sehr schmeichelhaft sein, ich gebe zu, dass sie zu den Lustbarkeiten des Lebens gehört, die ich kenne. Für sein Werk ist sie immer schädlich; es wird um sein Recht gebracht, rein aus sich selbst wirken zu dürfen. Den Directoren sollten aber doch unsere Werke wichtiger sein als wir. Und wir sollten uns doch einmal besinnen, ob das bischen Eitelkeit, sich da vor einer Menge verneigen und nach ein paar hübschen Frauen schielen zu dürfen, nicht mit dem Schicksal unserer Werke zu theuer bezahlt ist. Allein kann einer ja nicht anfangen. Aber vielleicht hat schon mancher drei sich dasselbe gedacht. Ich wäre gleich dabei.

Hermann Bahr.

Die Woche.

Politische Notizen.

Graf Thun hat in der abgelaufenen Woche mit verschiedenen Statthaltern und Majoritätsführern über die Lage conferiert. Doch in es ihm nicht gelungen, ihnen in diesen wenigen Stunden seinen ganzen Ideenmangel mitzutheilen. Die Conferenzen werden deswegen nächste Woche fortgesetzt.

•

„Wenn die Katz' aus dem Haus ist, beginnen die Mäuse zu tanzen.“ Die entgegengesetzte gedrückte Stimmung, welche sich in letzter Zeit des Ministeriums Gedankenlesen bemächtigt hatte, ist gestrichen, seitdem der Reichsrath vertagt ist. Mit Hilfe des § 14 weiß das Ministerium nicht nur Oesterreich zu regieren, sondern auch seine eigene, unter Nacht gesunkene Reputation zu heben. Zu jedwedem Zweck stellen, wie wir wissen, zunächst die folgenden acht Nothverordnungen gedruckt fertig, und zwar: Auf Grund des § 14 wird angeordnet, dass Graf Thun einen Zwölften Sitz bekommt. Eine zweite Nothverordnung verfügt, dass Dr. Marchi ein Mann von Charakter ist. Eine dritte Nothverordnung spricht dem Baron Dipauli das volle Vertrauen für seine Aufgeregtheit aus. Eine vierte Nothverordnung entdeckt hinter dem Wörtchen „Bitte“ einen bisher unbekannten Hofgeist im Verhältnis zum Grafen Thun. Durch eine fünfte Nothverordnung wird dem Baron Mattl der „Titel und Charakter“ eines homo sapiens verliehen. Eine sechste Nothverordnung verfügt, dass Dr. von Auber seinem Gemüthe etwas schuldig ist. Durch eine siebente Nothverordnung wird Dr. v. Gautsch ermächtigt, sich in Zukunft nicht mehr von polnischen Schlachtizen erheben. Am Grunde des § 14 wird endlich noch durch eine achte Nothverordnung aus Dr. Herrn Steinbach ein Mann gemacht. Es ist kein Zweifel, dass diese acht Punkte vollkommen das Ansehen des Reichsrathes noch mehr zu heben imstande sein werden, dass er dadurch, dass er sich selbst vertagt hat, sich selbst ausgeschaltet hat. Nur eine Kleinigkeit ist noch zu regulieren übrig: Es ist kein Zweifel, dass diese Nothverordnungen mit Dringlichkeit und allen parlamentarischen Feinheiten behandelt und rasch erledigt werden müssen. Dazu ist es aber nöthig, dass sie von seinen eigenen Anhängern so stürmisch gefordert werden, dass sie von diesen eigenen Personenveränderungen, sich wird sehen lassen können.

•

Den erwünschten Anblick eines Mannes, der vom vielbeklagten österreichischen Pessimismus frei ist, gewährt der Abgeordnete Dr. Kramář in seiner Abhandlung in der „Revue de Paris“. Dr. Kramář empfiehlt dort zur Heilung des politischen Siechthums Oesterreichs einen „Schnitt ins Fleisch“ und fügt dieser chirurgischen Anweisung die in ruhigende Versicherung bei, dass Oesterreich trotzdem genug sei, auch diese Operation noch zu vertragen. Dr. Kramář hat sich dadurch auf die volle Höhe österreichischer Staatsmannschaft erhoben. Denn noch alle hervorragenden österreichischen Staatsmänner haben in den letzten fünfzig Jahren an Oesterreich solche „Schnitte ins Fleisch“ vollzogen, und noch jeder von ihnen hat die weltgeschichtliche Befriedigung stolz in den Bewusstsein verlassen, dass auch nach seinem Schnitt von dem alten Oesterreich noch genug Fleisch übrig ist, um späteren Staatsmännern gute Chirurgie ihrer chirurgischen Eingriffe zu dienen. Die Staatsmänner von Jahre 1859 haben beherzt ins italienische, die vom Jahre 1866 ins deutsche, die vom Jahre 1867 ins ungarische Fleisch geschnitten. Noch immer aber ist so viel, un ungeren Sinne österreichisch zu nennendes Fleisch da, dass der neueste Staatsmann Dr. Kramář darauf sein operationslustiges Messer wetzt. Wie zahlreich doch so ein von Staatsmännern vielgeschnittener alter Staat sein kann!

•

„Seit der Entente von Petersburg — schreibt Dr. Kramář — hat Oesterreich nicht mehr nöthig, den obersten Lenker seiner Geschicke in der Wiener deutschen Botschaft zu sehen.“ Gott sei Dank! Denn die Geschicke Oesterreichs werden seit den letzten zwei Jahren, nach Dr. Kramář's Andeutungen zu schließen, von der Wiener russischen Botschaft aus gelenkt, und sie sehen auch ganz darnach aus — Gott sei's geklagt!

•

Mit dieser sowie mit seiner anderen Bemerkung, dass der Dreibund ein „altes, abgespieltes Lustschloss“ sei, das in die „Rumpelkammer“ gehöre, hat Dr. Kramář ein sehr verdienstliches Werk geleistet. Er hat einen Tartuffe entlarvt. Als nämlich am 21 November 1897 in den Delegationen der Abgeordnete Dr. Stransky einen Rede hielt, in der ungefähr die jetzt von Dr. Kramář in der „Revue de Paris“ entwickelten Ansichauungen über die Petersburger Entente und den Dreibund zum Ausdruck kamen, erhob sich eilends auch ihm ein anderer Jungczeche, Dr. Heřerschill, zu erklären, dass Dr. Stransky nicht berechtigt gewesen sei, im Namen der Czechen zu sprechen, dass die Czechen im Dreibund nichts Schlechtes weiter sehen, ihren Widerstand gegen ihn aufgegeben haben und sogar constatieren konnen, „dass die deutsche Regierung sich gegenüber den inneren Verhältnissen Oesterreichs absolut correct verhalte.“ Der Jungczeche, der mit dieser Rede den ruhigenden Dr. Stransky desavouierte, ist kein anderer gewesen als derselbe Dr. Kramář, der sich jetzt selbst in der „Revue de Paris“ die damalige dreibundfreundliche Maske vom Gesicht reißt, unter der seine politische Familien schmiede und den geistvollen Plan des großen, von ihm noch vor kurzem in schmeichelvollen Ausdrücken gepriesenen Staatsmannes Stransky endlich in manchmal thuender Natürlichkeit zutage tritt.

•

Irgend ein journalistischer Witzbold hat jüngst die Ente fliegen lassen, dass die Czechen sich an den Zaren mit der Bitte gewendet hatten, er möchte je einen Delegierten einer jeden der österreichischen Nationalitäten zu dem Abrüstungscongress einladen, weil die einzelnen tschechischen Nationalitätenkämpfe — das ist die stille Pointe der Meldung — schon zu einer Art von Bürgerkrieg ausgeartet seien. Diesen Scherz scheinen die Czechen von Prag ernst genommen zu haben, und sie sah sich der Abgeordnete Vrbensky veranlasst, im Prager Stadtverordneten-Collegium die von dem verhängnisvollen Bürgermeister Dr. Podlipny zum Antrag emporgehobene Anregung zu geben, dass alle Czechen sich den freundschaftlichen Versuch mit einen deutschen Mitbürgen und Mitstadtverordneten anzuknüpfen. Das geschieht, dann wird aller Dinge wie von dem wegen Unterzeichnet unbestellte Voraussetzung zu Thränke, und der Zar wird weiblich gut daran thun, auch einen Tee zuerst der österreichischen Nationalitäten zur Abrüstungsconferenz einzuladen — vorausgesetzt, dass es resolvierte Bürger auch noch in den civilisierten Nationen rechnet, an die ausschließlich seine Friedenscommission gerichtet war.

•

Das neue galizische Parlament ist aus einer, wie sich zeigt, vor allem Verwirrung unklaren bürgerlichen Gesellschaft, so erklärt es sich also, lässt nämlich die Verhängung des Ausnahmezustandes über Lemberg wegen antisemitischer Gesellschaftung nur gegenüber solchen Anhängern an, welche ihre eigenes Vermögen in verschwenden im Begriffe sind. Wenn auch Sarcasmus nonsens, der die tiefen Abgründe der Wirklichkeit spöttisch zu nennen pflegt, unerschüttert durch eigenes Bedürfnis, so wäre es doch wieder einmal Unvernünftigkeiten eines Tages zum Gesetz und Gesetz gemacht. Wie weit es selbst möglich ist, es ist noch nicht Gesetz geworden und so ist die Lage gekommen, dass Verhängung des Gesetz [illegible] Das Gesetz [illegible] Es ist [illegible] Und [illegible] Das [illegible] Gesetz [illegible] Gesetz [illegible] Gesetz

Warum das? Weil Herr Szczepanowski damals noch Reichsrathsabgeordneter war und in Wien die große Rolle des Generalberichterstatters über das österreichische Budget spielte. Ein solcher Mann durfte nicht fallen gelassen werden. Inzwischen hat Herr Szczepanowski die Unklugheit begangen, auf die politische Thätigkeit zu verzichten. Jetzt stellt ihn die Schlachta ganz ungenirt bloß. Darnach kann man so ungefähr ermessen, welche Bedeutung einer seinen Polenclub Mann — und Herr Szczepanowski ist nach verhältnißmäßig einer der Besten unter ihnen — ein Reichsrathsmandat hat, und man wird begreifen, daß die Schlachtizen, unter Führung des feigedenkenden Ogrodzieniec Jaworski, ganz unsichtige Anhänger des Parlamentarismus sind — allerdings nur, weil er ihnen von ihnen vor dem Zusammenbruch ihrer polnischen Privatwirthschaft schützt.

•

Bloßist eigentlich der galizische Landsmannminister Herr Adam v. Jendrzejowicz, seinem Gehalt bezieht..? Sieht in Galizien etwas vor, wie im Sommer bei den Bauernunruhen, zeigt bei der galizischen Sparcasse, so ist Herr v. Jendrzejowicz plötzlich Lust, und muß muß zu jeder Maßregel den Statthalter Grafen Piniński nach Wien berufen. Für welche Angelegenheiten ist also eigentlich Herr v. Jendrzejowicz Minister? Bisher hat man von seiner Thätigkeit eigentlich nichts weiter bemerkt, als seine musterreife Reise nach Galizien, der er nach dem Eröffnungsbericht seines verstorbenen Vorgängers unterworfen. Es scheint danach, daß Herr v. Jendrzejowicz nur Minister zur Ordnung seiner eigenen Angelegenheiten ist, und da diese allerdings in jedem Sinne des Wortes echt „galizische" zu sein scheinen, ist damit sein galizisches Ministerportefeuille immerhin in gewissem Sinne gerechtfertigt.

Volkswirthschaftliches.

Die Nachrichten über die Verluste der Galizischen Sparcasse in Lemberg werden immer ärger, aber noch hört man nichts von irgend einer wirksamen Sanierungsaction und nichts von einer gerichtlichen Untersuchung. Zwar zu einer Sparcassensitzung wären die höchsten Polen bereit, und sie haben auch schon ihren Statthalter dazu nach Wien geschickt. Die Regierung soll helfen. Die Steuerträger von Wien und Böhmen sollen ertragen, was die Herren Schlachtizen und ihre Freunde aus der Sparcasse genommen haben. Wir sind neugierig zu erfahren, welche Antwort Graf Piniński in Wien ertheilt hat, ob er versucht der Staat beispringen wird. Diese Belhätigung der politischen Autonomie und des österreichischen Patriotismus der Galizianer könnte den Oesterreichern doch einmal zu Bust werden. Das Mißliche ist die Unverschämtheit, mit welcher eine Verpflichtung der österreichischen Regierung zu behaupten, begründet wird. Es habe schon im Jahre 1894 der damalige Regierungscommissär der Sparcasse wiederholt an seine voreigiebige Behörde Vorstellungen gemacht wegen unregelmäßigen Gebarens und auf behördliche Revision gedrungen; daraufhin sein auch wirklich als Sparcassen-Galiziens ernannt werden, nur nicht der Lemberger. Also sind die Verluste der Sparcasse unter der Regierungscommissär von der Statthalterei den Beschied erhalten, daß er auf eigenes Verlangen der Functionen eines Regierungscommissärs bei der Sparcasse enthoben werde. Statthalter war, nebenbei bemerkt, damals noch der wirdige Graf Badeni. Da darf man dieser Tage den maßgebenden Beamten, der dem Verwaltungssystem der Schlachtizen zu den Weg treten wollte, sofort entfernt. An da sollen nicht etwa Graf Badeni und seine Clique, sondern die Steuerträger in Wien zur Leistung des Schadenersatzes herangezogen werden. Die Corruption in Galizien, die sich jetzt enthüllt, übertrifft wirklich die hochgespannten Erwartungen, die man sich davon gemacht hat. Drei Wochen dauert der Run, die Sparcasse hat ihre Zahlungen sistiert, die schandenhaftesten Details werden über das Gebaren der Verwaltung bekannt und immer noch hört man nichts von einer gerichtlichen Untersuchung. Freilich, wer sollte diese auch einleiten? Etwa der Vorsitzende des Verfassungsgerichtes Dunajewski, welcher Directionsmitglied der Sparcasse ist, oder Herr karl Ubl, Vicepräsident des Landesgerichtes, welcher im Aufsichtsrath sitzt? Oder sollten der Bürgermeister und Vicebürgermeister von Lemberg, oder die Reichs- und Landtagsabgeordneten und Vertrauensmänner, welche in der Sparcasseverwaltung fungieren, die Untersuchung fordern? Die Herren stehen weiter in der Direction und im Aufsichtsrath sitzen, sie behalten ihre Stellen im Präsidium des Landesgerichtes, in der Reichs- und Landesvertretung fort, sie denken nicht daran, Schadenersatz zu leisten, und wo man denkt daran, sie zur Schadenersatzleistung zu verhalten, da wird die Sache stehen, so gut es geht, und dann geht's weiter, wie bisher. Stehlen und Stehlen lassen, das ist denn die Devise.

•

Es ist doch etwas Eigenthümliches um diese galizische Moral. Eine Versammlung der Lemberger Bürgerschaft, oder was sich als solche ausgibt, beschließt schwungvolle Resolutionen, um den entlassenen Sparcasse-Director zu ehren, und im Namen des Landes Petroleumvereines vor öffentlich denen Publicum, Verantwortungsvoll übergeben, eine begeisterte Ansprache, worin von der Treue, Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit, mit welcher dieser Mann sein Amt verwaltet hat, die Rede ist, während der Schlachtizen und, Polacken durch und durch, in es nicht einmal einen Versuch unternehmen, sich zu rechtfertigen. Dagegen aber ist es keine Seltenheit mehr, daß Sparcassenbeamte, welche sich nicht bereichert haben,

Das dritte Gesellschaftsconcert wurde durch eine Cantate Bach's „Wachet auf, ruft uns die Stimme“ eingeleitet. Bei allem Respect vor dem tiefsinnigen Componisten, dessen contrapunktische Kunst sich auch in diesem Werke in bewunderungswürdiger Weise offenbart, kann ich doch an der ganzen Cantate keinen rechten Gefallen finden. Ihre Chöre sind allerdings auch heute noch von imposanter Wirkung, aber die Recitative und Duette sind durchwegs in einem Stil geschrieben, der doch nicht mehr recht nach unserem Geschmack ist. Namentlich das Duett: „Die Liebe soll nichts scheiden“ mit dem einfältigen Text, der farblosen Clavierbegleitung und der dabei herumdudelnden Oboe wird ein modernes Concertpublicum kaum mehr begeistern. An diesem etwas einförmigen Eindruck der Cantate vermochte auch die Kunst der Solisten (Fran Baronin Bach und Herr Ziskermann) nichts zu ändern, obgleich sie sich alle Mühe gaben, den Anforderungen des Componisten gerecht zu werden. Nach der Cantate wirkten vier a capella-Chöre von Brahms mit überraschender Frische, obgleich ihr prächtiger Satz keineswegs von ganz ungewöhnlicher Erfindung getragen wird. Der gelungene Vortrag verschaffte den Dirigenten J. Berger reichen Beifall. Den zweiten Theil des Abends füllten wohlbekannte Walpurgisnacht, die, überhaupt eine der besten Compositionen des Meisters, gerade im Verhältnisse zu den vorhergehenden Nummern in doppelt günstigem Lichte erschien. Auch die Ausführung, war für unsere Verhältnisse sehr gut, aber diese Verhältnisse selbst sind nun schon lange nicht gut genug. Bei einem Chor mit frischen Stimmen und jugendlicher Geschmeidigkeit pflegt das „Rundgehenle“ der Bäcker noch ganz andere Begeisterung zu erwecken. Sehr schön sang Herr Sistermans die Rolle des Druiden. Die andern Solisten (Frau Körner, Herr Cronberger) hätten besuche genügt.

*

Ein Orchesterconcert, veranstaltet und dirigiert von Henri Rabaud und Max d'Ollone brachte dem Wiener Publicum zwei Ueberraschungen. Einmal zeigte es uns, dass auch an Opernbahnen soviele Mitglieder des Hofopernorchesters ausgezeichnet sind, dass sich auch ihnen im Verein mit einigen andern ich weiß nicht woher stammenden Musikern ein ebenso gutes als großes Orchester zusammenstellen lässt. Außerdem brachte es uns so viele für Wien neue Compositionen, dass man immer wieder staunen muss, ein wie großer Theil der modernen Orchesterliteratur von unseren ständigen Orchestern einfach übergangen wird. Chabrier Dubois' dramatisches Clavierconcert in F-moll, wie mir scheint das gediegenste Werk des Abends, hätte längst in den Philharmonischen Concerten gespielt werden sollen. Vincent d'Indys symphonische Dichtung „Wallensteins Lager“ wäre schon dem Sujet nach für uns interessant gewesen. Noch viel mehr hätte sie eine Aufführung verdient wegen der charakteristischen Instrumentation und der bizarren, humoristischen Einfälle, in denen geschickter Verwertung der Componist unerschöpflich scheint. Wallenets Fragmente aus den „Scenes Alsaciennes“ thaten als geistreiche Zwischennummer ihre Schuldigkeit und Saint-Saëns Cmoll-Symphonie für großes Orchester, Orgel und Clavier ist gewiss ein reifes Werk, aber ihr Verhältnis zum Inhalt, wird aber im zweiten weit frischer und lebendiger durch ihren in jeder Beziehung schlagenden Rhythmus. Von allen Componisten dieses Concerts stand sicher Lisch sagen, dass sie die nunmehr Instrumentation auf eine solche Höhe und Vollendung gebracht habe, die die Schwäche ihrer musikalischen Erfindung kaum zu merken war. Ohne diese Instrumentation, in der wir in gewissem Sinne zugleich die Stärke und Schwäche der französischen Instrumentalmusik erblicken, waren ihre Schöpfer vielleicht gar nicht so himmelstürmende Componisten geworden. Es ergieng ihnen damit wie dem Herzog Herold mit Gluck. Ihre Orchesterpracht übertönt weniger ihre derben leidenschaftliche Ouverture wie zum Schluss hörten. Auch Harold wäre nie ein Träumer geworden, wenn ihm nicht — wie das Programm so schön sagt — in Gyptendone das Weib, mit der ganzen Stärke ihrer Schwäche entgegengetreten wäre. — Den bewährten Rhein'schen Tenor Ernst Grotzbe Aloeberg das Clavierconcert von Dubois und Compositionen von Bizet, Delibes, Thomé, Massenet, mit vollendeter Meisterschaft und Grazie.

R. W.

*

Man schreibt uns aus Berlin: Im „Königlichen Opernhaus“ gab es ein neues Tanzmarchen: „Vergissmeinnicht“, von H. Regel und Otto Thieme verfasst, in Musik gesetzt von Richard von Goldberger. Auch ein weniger anmiantes, weniger raffiniert contrivietes Ballet hatte in der glanzvollen Darstellung des königlichen Theaters großen Erfolg errungen. Dieses Stück ist so handlungsarm, dass es nicht einmal um deutlicher vielleicht als bei irgend einem andern der allmählichen Uebergang des Künstlballets in das Variete Charakter merken lässt. Sein Erfolg beweist, dass das moderne Publicum vor allem Augen und Nerven kitzlagen will, ja in Kauf nimt, darüber hinaus auch den Geist. Das Publicum will vom Ballet keine leute Anregung, ich mochte sagen des ästhetischen Gemüthe, sondern es will wie im Variete mit überraschenden Zerstörungen und sich überkreuzenden Trios überwältigt werden. So wird der eine dieses neue Ballet als ein Zeichen des Niedergangs, der andere als ein Zeichen des Aufschwungs betrachten, in Anbetracht, dass der künstlerische Geist die Variete kunst als die Bühnenkunst der Zukunft prophezeit.

*

Der jüngst verstorbene Thomen hatte nur an dem Theater seine musterhaften Massenvorlungen anordnen. In seinen Concerten ist er am langweiligsten, humorloser, weniger schwungvoll, instrumentaler Trieb gewesen. Sie hatten auch keine dementsprechenden Erfolge. Ob sie hätten anders sein können, ist nicht viel besser gewesen, aber sie hatten das spezielle Theaterpublicum angeheizte Erfolge. Das leidende Publicum hebt eben auf einem bebauten Culturmoment ins Bad. Theaterpublicum Thomen der aus einer ganzen jüdischen Trodelsammlung stammte, hätte als ausschließer Componist im Theater- du Temple (dem Pariser Zuhause) bezeichnet werden können. Als Walpurgisnacht. Der beträchtliche Erfolg seiner Theaterstücke beruhte in der Erzeugung einer ungeheuren dramatischen „Spannung“ bei dem unreifen Theaterpublicum. Welches Theaterpublicum ist nicht unreif. Zu einem seiner Stücke erfrischte sich zum Beispiel schreckte Sonne. Ein schwangeres Weib keine Frau wahrnehmung. Dies ist natürlich ein Zeichen ganz

Digitized by Google

sorte. Sie ist ziehendbar lieb mit ihm, aber in Wirklichkeit sinnt sie heimtückisch auf seinen Tod. Eines Abends sitzen sie miteinander beim Thee. Die Frau schenkt ihm eine Schale ein, indes sie Gatte gerade vor dem Spiegel steht und sich die Cravatte richtet. Schnell schüttet sie ihm ein Giftpulver in die Tasse Thee . . . Aber er hat es im Spiegel bemerkt. Langsam, mit grauenhaft bleichem Gesicht über Schauspieler hat sich indes vor dem Spiegel geschminkt dreht er sich um und stürzt auf die Gemahlin . . . Das kleinbürgerliche Publicum der Pariser Vorstadtbuhnen folgte solchen Scenen mit weitaufgerissenen Augen. Bedenkt man, dass in vielen seiner Stücke die ärgsten Greuelthaten an unschuldig sanftmüthigen Kindern verübt wurden, so wird man die intensive Theilnahme dieser Etwen und grausamster Kinder im Zuschauerraum begreifen. Uebrigens trat der angenehmste Moment für die Zuschauer dann ein, wenn irgend ein Knopf schnelle entlarvt wurde. Befriedigt, beruhigt, voll Sicherheitsgefühl giengen dass aufgeregte Publicum nach Hause und wenn man an andern Morgen zur Arbeit, ins Bureau, in die Werkstätte gieng, kam man an den großen schauerlichen Verbrechenplacaten vorbei, die in Vorstadte angeschlagen waren, wer er in dunkler Nacht mit einem geraubten Kind am Arm, die Verfolger auf den Fersen, in den Fluss geiprungen war. (Natürlich hatte es glücklich das Ufer erreicht, wie man im fünften Act erfuhr) . . . Man braucht nicht zu glauben, dass dieser Culturgedramatiker ein von den Künstlern sehr verachteter Mann war: er war ein Millionär, im privaten Leben schließlich soaar ein Maren. Jules Verne kam zu ihm, damit er „Spannung“ in dessen dramatischeste Romane bringe, auch Alexander Dumas hat mit ihm zusammen gearbeitet. D'Ennen erlebte im „Ambigu“ 800 bis 1000 Aufführungen ohne Unterbrechung, eingene seiner Stücke sind an allen europäischen und amerikanischen Bühnen aufgeführt worden. Trotzdem ist D'Ennery niemals von literarischen Anwandlungen überfallen worden. Höchstens ein paar englische Romaniers, sogar Dickens, insoweit er ein harmonanter Erhöer ist, haben einen gewissen Einfluss auf seine Production gehabt. Er mußte Geschäft, dass er seine naive Unbildung, seine Lauriter du Temple Romantik und Weltanschauung nicht berlieren dürfe, wenn er den dramatischen Bedürfnissen seines großen unentwickelten Publicums dauernd genügen soll!

ä gr.

Bücher.

Bismarck Postthumus. Von Ludwig Bamberger. Sonder abdruck aus der Wochenschrift „Die Nation“. Berlin W. „Harmonie“, Verlagsgesellschaft. 1899. 64 S.

In diesen gelammelten Essays bespricht Bamberger die neuen Bismarck Publicationen: des Fürsten „Gedanken und Erinnerungen“, Moriz Buhls' dreibändiges Materialienwerk und Tiedemanns Vortrag über Bismarck. Am ausführlichsten beschäftigt sich Bamberger mit dem boshaften Famulus Buich, dessen unterirdischer Thatigkeit im Zusammenhang mit der des anderen Famulus, Buchers, Bamberger in alle möglichen Einzelheiten nachgeht. Werrsoviet natürlich sind jene Glossen, in denen Bamberger das Bild der Persönlichkeit Bismarcks selbst durch einige Züge zu ergänzen sucht. Diese Theile der vorliegenden Schrift sind allen vornrtheilslosen Geistern als kritische Ergänzung zu dem meisterlesenen Buch weiterer Tage, Bismarcks „Gedanken“, lebhaft zu empfehlen. Sehr geistreich charakterisiert Bamberger zum Schlusse Bismarcks Nachfolger Caprivi und deren Verhältnisse. Gerade anlässlich des Todes Caprivis gewinnen diese Worte an Bedeutung. Sie sollen deswegen hierhergesetzt werden. Bamberger schildert den Verzweiflung nach Bismarcks Abgang und fährt dann fort: „Das Zondervolle war, aber ein Zug durch den geschichtlichen Cultus Erstaunbare war, dass selbst die, welchen die Bismarck'sche Zuipitzation verderblich, und der neue Cürs heilsam war, nach ihm dinichaun. Wenn die intelligenten und prosperierenden Schichten des Bürgerthums ein vollentgandenes Interesse an einer Tendenz hatten, so war es die der agrarischen Bestrebungen und derselben Handelspolitik. Statt aber den Nachfolger zu unpen, der diese mit aller Kraft und Einsicht vertrat, konnten die so ganz und gar auf die anderweitigen Sinn nicht vergehen, dass er mit Zivilverteidigung die undankbare Aufgabe auf sich genommen hatte, sich der Vergleichung mit einem solchen Vorgänger auszusetzen, und verwehrte seine lobenswürdigen Blicke einzig dem Manne, der die Früchte der Abwerrung, der Volkervertheidigung, der agrarischen Privilegien bis zum Ueberwuchs des Anstoßes Mannß auferntete. Um Bismarcks willen, von dessen Thaten sich die agrarischen Nutznieger mitunter lieben, haßten sie den ihnen Wohlgesinnten selbst bei den deutschen Mitteln, der im wahren Sinne dungerlich dachte und empfand. Diese Art des Verhaltens zu, ob wohl auch heute noch nicht ganz zum Bewusstsein gekommen, eines der maximalen Phänomene der politischen Unreife des deutschen Bürgerstandes. Sie erklärt, warum es, trotz seiner gewerblichen Tüchtigkeit, vielfach noch so ohnmächtig in seinen Interessen, warum die politische Ohnmacht sich aus Zauberlaun stützen musste, und dieses aus dem Umwege durch Deutschlands Reconcentration, nachdem es nie lange besonnen hatte, auch wieder die Uebergrichten gelungen. Im wenigen Jahre der Ministerschaft Caprivis haben wir Fortschritte des wirtschaftlichen Denkens in eine Gesetzgebung gesehen, auf welcher allein die economische Hebung von Jahrzehnte und Jahrhundert jeder Epoche gerechtfertigt sein würde. Gelang doch dem Nachfolger, nachdem Bismarck vertrieben, dass er den Trost nach Russland abgeschlossen hatte, was jener selbst als Schmach nannte, von vorn herein abgewendet hatte, und in vollkommener Uebereinstimmung mit Russlands eigen, ein Gesetz, dessen Bedeutung weit über den rein materiellen Bereich hinaus auf das Gebiet der Beziehungen zwischen Volk und Regierung, auf die Stellung des Bürgerthums im Staate, auf die Entwicklung der Parteien, auf die Ausbildung der politischen Charaktere, auf die Erziehung zur Selbstverantwortlichkeit, auf die Stärkung des Selbstbewusstseins

wieder den Ausschlag zu geben; das eben ist ja das alte Elend. Aber die Gesammtheit der zur gemachten Erfahrungen liefert eine beiderseitige Erfahrung zu dem tiefen Stand der politischen Entwickelung, auf dem Deutschland nach seinem vorangegangenen Aufschwung jetzt wieder angekommen ist.“ * *

Revue der Revuen.

„Socialistische Monatshefte.“ Ein Artikel von Paul Kampffmeyer über den „Zweck in der Religion“. Gewöhnlich mache man auf den Gedankenhimmel der Religionen zum Gegenstand der Untersuchung, man vergesse darüber, nach dem praktischen Zweck ihrer Vorschriften zu fragen. Und doch stelle es sich dem kritischen Beobachter zweifellos dar, dass eine merkwürdige Uebereinstimmung zwischen irdischem und himmlischem Strafgesetz bestehe, dass das himmlische dort einsetzt, wo die Macht des irdischen aufhört, und dass besonders streng jene Vergehen gestraft werden, die, wie der Diebstahl oder der Ehebruch, die bürgerliche Gesellschaft in ihrem Bestand gefährden. Es erscheine ganz zweifellos, dass der Staat, der ihnen zu seiner Wohlsicherheit und Sicherheit bedurfte, die Gewaltmittel der geoffenbarten Religionen zu Hilfe nahm, ja die Vorstellungen von Sünde und Strafe überhaupt hervorrief, um desto besser die Menge zu regieren. Schon ein Philosoph des achtzehnten Jahrhunderts, Justus Möser, hat in einem Brief an J. J. Rousseau gesagt, die Religion sei „eine Politik, die Politik Gottes, in seinem Reiche unter den Menschen“, und dieser zweckgedanken durch den Himmel auf die irdischen Verhältnisse Institutionen zu begründen versucht. In alten Zeiten gaben die Herrscher sich für Abkömmlinge der Unsterblichen aus, und die Priester bereiten sich auf göttliche Stimmen und Orakel, die ihnen im dreieren Verkehr den göttlichen Willen auslegten, was natürlich ihren Befehlen und Meinungen großen Nachdruck verlieh. Als die Völker diesen Mythen entwachsen waren, versuchten die Machthaber immer noch, den Glanz, die Autorität ihrer Stellung durch eine himmlische Glorioie zu erhöhen: die Fürsten nannten sich „von Gottes Gnaden“. Die Kirche nahm für sich und ihre Diener die Heiligkeit und Unfehlbarkeit in Anspruch, und kaum ist sie die „Alleinseligmachende“. Die bürgerliche Sicherheit war es, die dieser Heiligkeit des Priesterstandes bedurfte, die Rechtsopfege konnte das Mittel des Eides nicht entbehren, kurz es waren vorwiegend realpolitische Zwecke, denen diese religiösen Einrichtungen dienten. Wenn eben deshalb müssen die veränderten sozialen Bedingungen auch auf die religiösen Ideen zersetzend zurückwirken. Sie werden aus Mangel an einem socialpolitischen Nahrboden absterben und überflüssig sein, wenn es einmal keine Classen kämpfe mehr geben wird und keine Elemente, die durch ungebrochte Höllenstrafen in die bestehende Ordnung hineingezwängt werden müssen.

„North American Review“ (December). Max O'Rell, ein Franzose, veröffentlicht eine Studie über Fröhlichkeit. In Frankreich werde überall das Evangelium der Lebensfreudigkeit gepredigt, wähbreend sich dem Engländer das Leben gewöhnlich als etwas sehr Ernstes und oftmals sogar als etwas Tragisches darstelle. Obwohl der Franzose auf ein ernstes Wort hinarbeitet, ist die Jagd nach großen Reichthum, die alle Kreise tödtet, ihm gewöhnlich fremd. Der Gewerb ist ihm ein Mittel zum Zweck, aber nicht Selbstzweck, und er weiß das Geschäft vom Privatleben zu trennen. Die Freuden, die Genüsse des Lebens bieten stets einen Poisen in seinem Budget, und so hebt sich Frankreich dank theilweise. Er sieht bethätigt unter der Herrschaft irgend einer Frau: der Mutter, der Gattin, der Tochter: aber eben das weibliche Element bringt Anmuth, Heiterkeit und eine gewisse Mäßigung ins öffentliche Leben. Sicht man das französische Volk bei seinen Lustbarkeiten, so wird man finden, dass es sich trotzdem, aber nicht übermäßig amüsirt. Die Manieren sind angeboren, aber nicht schwer betrunken, und es kommt selten zu Thätlichkeiten und rohen Excessen. Ein glückliches Temperament und ein genäßigtes Klima wirken zusammen, um in Frankreich eine wohlthuende Atmosphäre der Heiterkeit zu verbreiten, während ein gewisser künstlerischer Sinn, der durch eine ästhetische Umgebung geweckt und gefördert wird, selbst die Leute aus dem Volke für viele Genüsse empfänglich macht und ihre Todtenfreudigkeit erhöht; darum dürfe man die Franzosen trotz ihrer leichten Regierung und ihrer vielfach unzulänglichen wirthschaftlichen Verhältnisse wohl als die glücklichste Nation unter den modernen Culturvölkern bezeichnen.

Der rothe Vorhang.

Von J. Barben d'Arevalle.

Autorisierte Uebersetzung von M. von Berthi.

(Fortsetzung.)

Wie ein Rarr kehrte ich in mein Zimmer zurück, und sobald ich mich, mir ich es anstellen mochte, um mir diesen so plötzlich heranzogverdenden Mädchen irgendwie „anzubinden“, wie man in der Provinz sagt. Ich wusste so unsicher, wie jemand, der sich nicht daraus gekommen möchte, zu erklären, dass er ihre Mutter wie verliebt, dass sie gewohnheit neben ihr in der Fensternische des Speisezimmers, das ihnen zugleich als Wohnzimmer diente, auf dem selben Nähzeug arbeitete, dass sie keine Freundin in der Stadt besaß, die zu ihr kam, und dass sie in mich, den ersten ernsten Mann am Tagtisch, wohin sie mit ihrer Mutter kam, die Magie des Neuen setzte. Nicht mehr, das war alles nicht irgendwie erwähnenswert. Ich hatte an sie gedacht, sie sich nicht einen Mann vorstellen können, wie ich einer wäre, und sie hatte mich mit ihrem Lächeln, ihrer Stimme, ihrer Anmuth, ihrer Jugend, ihrer Schönheit, ihrer Frische, ihrer Unschuld, ihrer Reinheit, ihrer Tugend, ihrer Ehrbarkeit, ihrer Keusch

sie mich nicht. Ich habe nie aufreizendere Blicke gesehen, als jene langen, ruhigen Blicke, die auf einem Menschen, wie auf einem todten Gegenstand ruhten. Ich lockte vor Aerger, vor Aerger, vor Sorge, von einem Schwarm von Gefühlen der Enttäuschung und Erwartung erregt, und ich begriff nicht, wie jenes Mädchen, das seiner selbst so sicher war, als hätte es unter seiner feinen Hant, statt der Nerven fast so viel Muskeln wie ich selber, es augenscheinlich nicht wagte mir ein Zeichen des Einverständnisses zu machen, welches mir andeutete, mir zu verstehen gab, mir so rasch als möglich sage, dass wir Verbündete und Mitschuldige seien, vereint in gemeinsamer geheimer Liebe, oder meinetwegen nicht einmal in Liebe! Man musste sich fragen, ob das wirklich die selbe Person sei, deren Hand und Fuß unter dem Tisch manövrierte, die gestern das Billet so natürlich genommen und vor ihren Eltern in den Ausschnitt ihrer Taille gesteckt hatte, als hätte sie sich eine Blume angesteckt! Sie war schon so weit gegangen, dass sie nicht darum verlegen sein konnte, mir einen Blick zuzuneigen. Aber nein! Nichts bekam ich. Das ganze Mittagessen ging vorüber ohne jenen Blick, auf den ich lauerte, den ich erwartete, den ich durchaus an meinen Blick entzünden wollte, und der sich nicht entzünden ließ! Sie wird eine Möglichkeit gefunden haben, mir zu antworten; sagte ich mir, wie ich den Tisch verließ und in mein Zimmer zurückkehrte, denn ich konnte nicht glauben, dass eine Person dieser Art zurückweichen könne, nachdem sie sich so unglaublich vorgewagt. Ich nahm nicht an, dass sie irgend etwas fürchten oder schonen würde, wenn es die Erfüllung einer Laune ihres Herzens galt, und dass es mindestens das war, was sie für mich empfand, daran brauchte ich doch wohl nicht zu zweifeln.

„Wenn ihre Eltern keinen Verdacht haben," sagte ich mir noch überdies, „wenn die Tischordnung nur zufällig verändert war, so werde ich morgen wieder neben ihr sitzen . . ." Aber weder am folgenden, noch an irgend einem anderen Tag saß ich neben Fräulein Alberte, die fortfuhr jene unduchdringliche Miene zu haben, und in dem gleichen unbefangenen Ton jene nichtssagenden und gewöhnlichen Dinge vorbrachte, über die man sich an diesem kleinbürgerlichen Tisch unterhielt. Sie können sich denken, dass ich sie beobachtete, wie einen, den die Geschichte etwas angeht. Sie sah so unbeweglich wie möglich aus, während ich gerade so außer mir war, erfüllt von einer Wuth zum Platzen, die ich überdies noch verbergen musste! Jener Ausdruck, der sie nie verließ, trennte uns noch mehr als die Breite des Tisches, die zwischen uns lag. Ich war schließlich so zum Aeußersten getrieben, dass ich mich nicht mehr scheute, sie zu compromittieren, indem ich auf ihre großen und undurchdringlichen, einigen Augen meine brennenden, flammenden Blicke nachdrücklich richtete. War ihr Benehmen ein Manöver? War es Koketterie? War es bloß eine zweite Laune, nach einer ersten Laune, aber einfach Dummheit? Ich habe derartige Frauen gekannt, die zuerst ganz aufflammende Sinnlichkeit und dann ganz Dummheit waren. Wenn man den richtigen Augenblick wüsste! hat Ninon de l'Enclos gesagt. War der Augenblick der Ninon schon vorüber?

Dennoch wartete ich noch immer worauf? Auf ein Wort, ein Zeichen, eine leise hingeworfene Bemerkung beim Verlassen des Tisches, unter dem Vorwande der herumgereichten Stühle; und da nichts von alldem kam, verfiel ich auf die tollsten, aber besten Ideen von der Welt. Ich setze mir in den Kopf, dass sie mir, da wir im Hause von lauter Unmöglichkeiten umgeben waren, per Post schreiben würde; dass sie so durchtrieben sein würde, einen Brief in den Kasten gleiten zu lassen, wenn sie mit der Mutter ausgehe; und unter der Herrschaft dieses Gedankens verjehrte ich mich zweimal im Tag eine Stunde lang, bevor der Briefträger am Haus vorüber kam. Zu jener Stunde sagte ich die alte Olivia zehnmal mit gereizter Stimme: Olivia, sind keine Briefe für mich da?" worauf sie unveränderlich erwiderte: Nein, es sind keine da."

Die Qual wurde schließlich zu unerträglich. Das unstillbare Verlangen verwandelte sich in Hass. Ich begann jene Alberte zu hassen, und aus Hass über die Enttäuschung ihrem Benehmen diejenigen Gründe beizumessen, die sie mir am verabscheuungswürdigsten machen mussten, denn der Hass dürftet nach Vergeltung. Die Vergeltung, das ist der Nektar des Hasses. Elende Memme, die ich war, einem Brief fürchtet!" sagte ich mir. Sie sehen, ich verlor den Kopf. Ich beschimpfte sie im Geiste, und glaubte sie damit nicht zu verleumden. Ich bemühte mich, nicht mehr an sie zu denken, und wenn ich mit Louis de Meung von ihr sprach dann ich sprach mit ihm von ihr bediente ich mich militärischer Phrasen: durch die Verweisung, zu der sie mich getrieben, hatte jedes Weibl der Ritterlichkeit in mir erlodret. Ich hatte mein ganzes Mitleid meinem guten Louis erzählt, der sich neuen langen Schimpfreden darüber drehte, während er mir zuhörte, und mir anerkennend sagte, denn wir waren keine Novizen bei den Frauen: „Du hast recht.

„Mach's wie ich!" Ein Kapel reicht den andern Beispiel. Nimm dir eine kleine Bäberin der Stadt zur Maitresse und damit basta mehr an das verdammte Mädel!

„Aber ich beobachte den Rath in meiner Jugendzeit nicht. Dann war ich allzu sehr engagiert. Sonst hätte ich erfahren, dass ich eine Geliebte genommen, dann hätte ich es vielleicht getan, um ihre Eitelkeit oder ihr Herz durch die Eifersucht aufzupeitschen. Aber sie würde es nicht erfahren. Wie hätte sie es erfahren sollen? Eine Geliebte zu mir in die Wohnung nehmen, wie es Louis in seinem „Hotel zur Post" that, hieß so viel wie brechen mit den guten Leuten, bei denen ich lebte, die mich darauflhin gewiss sofort geboten hätten, mir eine andere Wohnung als die ihrige zu suchen. Wenn ich schon nichts anderes haben konnte, so wollte ich wenigstens nicht auf die Möglichkeit verzichten, die Hand und den Fuß dieser höllischen Alberte wiederzusinden, die, nach dem, was sie gewagt, immer noch das stolze Fräulein Annabbar blieb. Ein ganzer Monat vergieng und trotz meines Vorsatzes, mich davon abzulenken und vergeblich zu zeigen wie Alberte, dem Marmor den Marmor, der Kälte die Kälte entgegen zu setzen, lebte ich nur noch in der Spannung eines auf der Lauer Stehenden, ich, der ich es selbst auf der Jagd hasse, auf dem Anstand zu stehen! Ja, mein Leben war nur mehr ein beständiges Lauern! Ein Lauern, wenn ich zu Tisch hinunter kam, ob ich sie nicht etwa wie jenes erstemal allein im Speisezimmer finden würde! Ein Lauern bei Tisch, wo mein Blick gradaus oder von der Seite den übrigen suchte, der ihm klar und höflich ruhig begegnete und dem meinigen ebensowenig auswich, als er ihn erwiderte! Ein Lauern nach dem Essen, wenn ich blieb nun manchmal kurze Zeit nach Tisch und sah zu, wie die Damen ihre Arbeit in der Fensternische wieder aufnahmen, und paßte auf, ob sie nicht irgend etwas fallen lassen würde: ihren Fingerhut, ihre Schere, ein Läppchen, das ich aufheben und zurückgeben könnte, dabei ihre Hand zu berühren, diese Hand, die mir nun beständig im Kopf spukte! Ein Lauern in meinem Zimmer, wenn ich wieder hinaufgegangen war, denn immer glaubte ich zu hören, dass der Schritt des Fußes zu hören, der mit so ausgesprochener Absicht auf den meinen herumgetreten war. Ein Lauern selbst auf der Stiege, wo ich sie zu treffen hoffte und wo mich eines Tages zu meiner großen Verwirrung die alte Olivia Wache stehend fand! Ein Lauern an meinem Fenster, jenem Fenster, das Sie dort oben sehen, wo ich mich aufpflanzte, wenn sie mit ihrer Mutter ausgehen sollte und von dem ich nicht wich, bis sie heimgekehrt war

Sie kennen das! Ich habe ebenso vergeblich, als alles übrige! Wenn sie ausgieng, in ihren Mädchenstand gewickelt, einem unter dem weißen getreuten Shawl, dessen Streifen, ich habe nichts vergessen, mit schwarzen und gelben Blumen besät waren, dann wendete sie ihren hochmüthigen Nacken kein einzigesmal um und wenn sie nach Hause kam, immer an der Seite ihrer Mutter, dann richtete sie weder den Kopf, noch die Augen nach dem Fenster, an dem ich wartete! Derart waren die klöglichen Exercitien, zu denen sie mich verurtheilt hatte! Gewiss, ich weiß es, dass alle Frauen uns mehr oder minder dieselben, aber in dieser Gnad!" Der alte Gott, der in mir schon erstorben war, stellte empört sich noch heute dagegen! Ach! Ich empfand nicht mehr das Glück über meine Uniform! Wenn ich meinen Tagesdienst gethan hatte, nach dem Exercieren oder der Parade, gieng ich rasch nach Hause, aber nicht mehr um Stöße von Memoiren und Romanen zu lesen, meiner einzigen Lectüre zu jener Zeit. Ich gieng nicht mehr zu Louis de Meung. Ich vermiede sein Aeußeres. Ich hatte auch nicht den Trost des Mundkens, das die Neroen beschwichtigt, wenn einen die Unruhe verzehrt, und den Zar hab', Zar jungen Leute der Generation, die nach mir gekommen ist.

Man rauchte damals nicht bei den Siebenundzwanzigern; außer hochfeins, wenn man unter sich in der Wachstube war und auf der Trommel starten wielte . . . Zo verblieb ich denn in körperlicher Unthätigkeit, von Verlangen verzehrt, auf dem Sofa liegen, von dem nicht mehr die köstliche Ruhe ausgieng, die mir in jenem Zimmer von sechs Fuß im Geviert so lieb geworden war, zu dem ich nun unbewusste wie ein junger Löwe im Käfig, wenn er Hunger Fleisch draußen wittert. Und so ging es den Tag so, dass ich nicht einmal den Muth hatte, Licht anzubrennen, um den Tisch vorzunehmen, den Brief, den ich schreiben wollte, um dem Zimmer, in dem ich lebte, einen großen Theil der Kalt auch nicht besser. Ich gieng spät zu Bett. Ich schlief nicht mehr. Sie hielt mich wach, jene verdammte Alberte, die mir die Hölle in den Adern entzündet hatte und dann davongegangen war wie der Brandstifter, der nicht einmal den Kopf wendet, um das Feuer hinter sich flammen zu sehen! Ich sieh, so wie am heutigen Abend,"

hierbei rufte der Erzähler mit seinem Handstock über die Scheibe des Bezirksgitters, um den Tumult vorzumindern, der vor seinem Fenster begann. Der Lärm der Straßenbahnen, das Rollen eines schon ferner fahrenden Wagens und besonders das Pfeifen der Kutscher, die mit ihren Pferden und Fuhrwerken vorüberfuhren, machten jedes Wort unverständlich. Das Pferd hatte seinen Kopf an dem Fenster, an dem wir saßen, und schnaubte, als wollte es sich an dem Gespräche betheiligen. Es war ein schönes Thier, ein Rappe, dessen Mähne und Schweif sorgfältig gestutzt waren. Es hatte eine Blesse und weiße Fesseln. Sein Kopf war ein wenig zu groß, aber sein Auge war sanft und klug. Es war ein Pferd, das man gern hatte.

Digitized by Google

schon so viel erzählt . . . In allen Ecken dieses sehr hohen und geräumigen Zimmers befanden sich Etagèren aus imitierten chinesischen Lack, und auf einer derselben erblickte man die aus der schwarzen Ecke weiß herausragende geheimnisvolle Büste der Nioba noch der Antike, was bei diesen Spießbürgern ein wenig überraschte. Aber war denn jene unbegreifliche Alberte nicht noch viel überraschender! Die gelärbelten und mit gelblichweißer Oelfarbe gestrichenen Wände trugen weder Bilder noch Kupferstiche. Nur meine Waffen hatte ich dort angebracht, die auf grünen vergoldeten Haken ruhten. Als ich diese große Bude gemietet hatte, wie mein Freund Louis de Meung sich elegant ausdrückte, hatte ich einen großen, runden Tisch in die Mitte stellen lassen, den ich mit türkischen Karten, mit Büchern und Schriften bedeckte; das war mein Schreibtisch. Dort schrieb ich, wenn ich zu schreiben hatte . . .

Nun denn! Eines Abends, oder besser eines Nachts hatte ich das Sofa an diesen großen Tisch herangerückt und zeichnete dort bei der Lampe, nicht um mich von dem einzigen Gedanken, der mich seit Monaten beherrschte, abzulenken, sondern um mich noch mehr darein zu versenken, denn es war der Kopf jener rätselhaften Alberte, den ich zeichnete, es war das Gesicht dieses verteufelten Frauenzimmers, von dem ich besessen war, wie man nach Ausdage der Bedwidder vom Teufel besessen ist. Es war spät. Die Straße, auf der, wie heute noch, jede Nacht zwei Posten in entgegengesetzter Richtung verkehrten, die eine um dreiviertel auf eins, die andere um halb drei Uhr Morgens, und die beide am „Hotel zur Post" anhielten, um anzuspannen, die Straße war so still wie der Grund eines Brunnens. Man hätte eine Fliege surren gehört; aber wenn es zufällig eine solche in meinem Zimmer gab, so schlummerte sie gewiß in einer Ecke des Fensters, oder in einer Falte des Vorhangs aus schwerer gerippter Seide, den ich von seinem Träger losgenacht hatte, und der senkrecht und regungslos vor dem Fenster herabhing. Das einzige Geräusch inmitten der tiefen und vollständigen Stille um mich her verursachte ich selber mit meinem Bleistift und meinem Wischer. Ja, sie war es, die ich zeichnete und Gott weiß mit wie zärtlich liebkosender Hand und flammendem Eifer! Da plötzlich, ohne irgendein Knarren des Schlosses, das mich aufmerksam gemacht hatte, stürzte sich die Thür mit jenem quietschenden Laut, wie ihn verzweifelte Angeln von sich geben, und blieb dann halb offen, wie erschrocken über den Ton, den sie losgelassen! Ich blickte auf und glaubte, ich hätte die Thüre schlecht verschlossen und daß sie nun plötzlich von selber aufsprang und im Aufgehen einen klagenden Ton von sich gab, der wohl geeignet war, die einsam Wachenden zu durchdringen und die Schlafenden zu wecken. Ich stand auf, um sie zuzumachen, aber die halb offene Thür wurde weiter geöffnet, mit aller Vorsicht zwar, aber sie begann doch wieder jenen klagenden Ton auszustoßen, der wie ein Stöhnen durch das stille Haus klang, und als sie endlich ganz geöffnet war, erblickte ich Alberte! Alberte, die trotz aller Vorsicht einer ungeheueren Angst doch nicht vermocht hatte, diese verdammte Thür am Quietschen zu verhindern!

Himmelkreuz Donnerwetter! Die, welche daran glauben, sprechen von Gespenstererscheinungen! Aber keine noch so überirdische Erscheinung hätte mich so überrascht, mir so einen Schlag ins Herz versetzt, wie ich ihn verspürte und der sich in wahnsinniges Herzklopfen verwandelte, als ich mich meiner offenen Thür Alberte auf mich zukommen sah, voll Schrecken über den Lärm, den diese Thüre beim Oeffnen hervorgebracht hatte, und der sich wiederholen wurde, sobald sie sie schloß! Sie müssen immer bedenken, daß ich noch nicht achtzehn Jahre alt war! Sie erkannte vielleicht mein Entsetzen über das ihre; mitten einer energischen Bewegung verhinderte sie den Schrei der Ueberraschung, der mir vielleicht entfahren mochte, der mir ohne diese Bewegung sicherlich entronnen wäre. Sie schloß die Thüre, nicht mehr langsam, da das ein Quietschen verursacht, sondern rasch, um das Knarren der Angeln zu vermeiden, welches sie dadurch jedoch nicht vermied, sondern das noch ent schiedener, schärfer, schrill und in einem Zuge losbrach. Nachdem sie die Thüre geschlossen, legte sie das Ohr daran und horchte, ob kein anderes, noch schrecklicheres und bedrohlicheres Geräusch als Antwort ertönte . . . Ich glaubte sie wanken zu sehen . . . Ich sprang herzu und hielt sie bald in meinen Armen."

„Die geht aber ordentlich drauf los, Ihre Alberte!" sagte ich.

(Fortsetzung folgt.)

Stimmen aus dem Publicum.

Ein Denkmal für Ludwig Anzengruber.

Unsere Zeit ist besser als ihr Ruf. So viel auch mit Recht über schwere Schäden und Schwächen geklagt werden mag, so haben doch in keiner Epoche zuvor weite Kreise des Volkes so leidenschaftlich den Idealen zugestrebt, sei es in der Politik, sei es in Kunst und Dichtung, wie in unseren Tagen. Die Menge ist aufgewacht und ihrer dämmernden Gleichgiltigkeit, und dankbar ist das Volk besonders dem Dichter, der des Volkes nicht vergaß. Stolz sind die Städte wie die Dörfer, wenn ein bedeutender Mann aus ihnen hervorgegangen ist; überall entstehen Denkmäler, große oder kleine, und es ist ein heiliger Wetteifer entbrannt, die führenden Geister zu ehren.

Einen aber setzen wir ragen hoch über das Durchschnittsmaß seiner Zeit- und Volksgenossen, Einen, der die deutsche Dichtung thatsächlich verändert hat, der ihr eine neue fruchtbare Richtung gegeben, der das Volksstück zu classischer Meisterschaft erhöht hat, und dessen Schöpfungen heute und in ferne Zukunft hinein die Menschen erquicken und erschüttern, bereiten und läutern werden:

Ludwig Anzengruber.

Jedem guten Deutschen wird das Herz warm, hört er ihn nennen, und besonders die engere Landsmannschaft der Oesterreicher darf stolz sein auf seinen Namen. Anzengruber war ein Wiener Kind und bildet mit Franz Grillparzer und Ferdinand Raimund ein Dreigestirn, das zu Ehren Deutsch Oesterreichs hinausleuchtet in die weite Welt.

Doch so wie dieser Dichter im Leben absolut gestanden hat allem weltlichen Glanze, so besitzt er auch heute an öffentlicher Stätte, wo das Leben brandet, noch kein sichtbares Zeichen der Dankbarkeit seines Volkes.

Gewiß nicht nur im Sinne seines Heimatlandes und seiner leuchtenden Vaterstadt, sondern auch im Geiste der ganzen deutschen Nation haben die unterzeichneten Freunde und Verehrer des verewigten Dichters es unternommen, Bausteine zusammen zu tragen, damit unserm Ludwig Anzengruber in Wien ein würdiges Denkmal errichtet werde. Wir wenden uns an die Zahlreichen, die den Schöpfungen des gewaltigen Tragikers und Humoristen zugejubelt haben, an alle Schätzer der Bühne, die ein Spargel und eine Kampel des Lebens geworden ist; wir wenden uns an die Gönner des vaterländischen Volks- und Schriftthums mit der Bitte um Widmungen für einen Denkmalschatz, damit dem Manne, der uns als Erzähler und als Dramatiker so viele Kunstwerke von dauernder Schönheit und Wahrheit geschenkt hat, nun auch ein Kunstwerk geweiht werde, zum Ruhme des Dichters, zur neuen Zierde des prächtigen herrlichen Wien und zur Ehre und Freude des ganzen deutschen Volkes.

Der geschäftsführende Ausschuß:

Professor Rudolph v. Arl, Obmann.

Director Emerich v. Bukovics, Obmann-Stellvertreter.

Bankrath Ferdinand Feltner, Obmann-Stellvertreter.

Adresse für Zuschriften: Director E. v. Bukovics, Wien, VII. Deutsches Volkstheater.

Sammelstellen: a) für Oesterreich: 1. Bankhaus Trifchka & Comp., Wien, I. Wollzeile 3; Actg. Fischer, Fabrikbesitzer, Wien, III. Reisnerstraße 57; 3. Bankhaus Feltner und Feltner, Wien, IX. Servitengasse 7; 4. Kassenverwaltung des Deutschen Volkstheaters, Wien, VII.; b) für das Deutsche Reich: Deutsche Bank, Berlin, und ihre Filialen.

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer
bester natürlicher
alcal. SAUERBRUNN
Filiale: Wien, IX. Kolingasse 4.

Das Unternehmen für Zeitungs-Ausschnitte
„Observer"
Wien, IX. I. Türkenstraße 17
liest alle hervorragenden Journale der Welt, welche in deutscher, französischer, englischer und ungarischer Sprache erscheinen, und versendet an seine Abonnenten Zeitungsausschnitte über besondere, Ihnen Thematen.

Foulard-Seide 65 kr.
bis fl. 3.35 per Meter in den neuesten Dessins und Farben
sowie schwarze, weiße und farbige Henneberg-Seide von 45 kr. bis fl. 14.65 per Meter — ganz garantirt, coupirt, gemustert, Damaste ꝛc. ca. 240 verschiedene Qual. und zwölf Breite. Dessins ꝛc
Zu Roben und Blousen
ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus!
Muster umgehend.
Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.
G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Digitized by Google

Die Zeit.

XVIII. Band. Wien, den 18. Februar 1899. Nummer 229.

Der zweite deutsche Kanzler.

Als die Nachricht von dem Tode des Grafen Caprivi vorige Woche durch die Zeitungen gieng, faßte sich mancher an den Kopf: „Ach richtig! der lebte ja noch.“ Niemand hatte mehr seiner gedacht. Die ersten Monate nach seiner Entlassung, da war sein Name noch hie und da in den Blättern zu finden. Aber dann verloren sich selbst diese gelegentlichen Erwähnungen. Abgedankte Staatsmänner haben nur dann ein Interesse für die Mitwelt, wenn sie aus ihrer Amtszeit plaudern, je indiscreter, um so besser. Aber Caprivi schwieg beharrlich. Keine Verleumdung der Bismarck- und Bündlerpresse lockte ihn aus seiner Reserviertheit heraus. Als man ihn direct aufforderte, die näheren Umstände seiner Entlassung zu seiner Rechtfertigung klarzulegen, weigerte er sich dessen „als Monarchist“.

Als Monarchist! Caprivi war einer jener Royalisten alten Schlages, die auch in Preußen immer seltener werden. Auf Befehl seines Kaisers und Königs übernahm er die Stellung als deutscher Reichskanzler und Ministerpräsident, wie er jeden anderen Befehl ausgeführt haben würde. Als man ihn einmal im Parlament hart angriff, erklärte er, daß er auf seinem Posten ausharre, so lange es der Wille Sr. Majestät sei. Ob ihm seine Ueberzeugung gestatte, weiter zu amtieren, darnach fragte er nicht. Der Befehl des Monarchen trat eben an Stelle der Ueberzeugung. Er war für ihn das höchste, das einzige Gesetz. Seine eigene Person spielte überhaupt keine Rolle. Daß er verfassungsmäßig der Volksvertretung verantwortlich sei, berührte ihn nicht. Im scharfen Gegensatz zu Bismarck, der ein Vernunftmonarchist und ein „treuer Diener“ der einen Person, Wilhelms I., war, fühlte sich Caprivi als starrer Vertreter der Monarchie von Gottes Gnaden, als Diener nicht eines bestimmten Königs, sondern des Königs, mochte er heißen, wie er wollte. So lange sein König ihn brauchen konnte, amtierte er. Als er infolge schnöder Ränke entlassen wurde, schwieg er. Denn jede Erörterung hätte ja so aussehen können, als ob es ihm auf seine Person ankomme, hätte vor allem die Person des Monarchen berühren können. Lieber ließ er sich mit Koth bewerfen. Bismarck war nach seiner Entlassung unermüdlich in Wort und Schrift, um „seinen Ruhm zu vertheidigen“, auch wenn gewisse Hohenzollern dabei nicht gerade gut wegkamen. Caprivi schwieg, auch wenn man nicht bloß seine Politik, sondern sogar seine Person angriff.

Caprivi war nicht bloß ein starrer Monarchist, sondern überhaupt ein Hocheonservativer. „Thron und Altar“ waren für ihn ein unlösliches Eins. Er kämpfte mit innerster Ueberzeugung für das Schulgesetz des Grafen Zedlitz, das von den Ortbodoxen beider Confessionen als ihr höchster Triumph angesehen wurde. Er stellte bei dieser Vorlesenheit den Satz auf, daß es sich um den Kampf zwischen „Christenthum und Atheismus“ handle. Wer die Freiheit der Schule von der Kirche wollte, der schien ihm also ein Atheist. Damals jubelte ihm natürlich die Rechte im preußischen Landtag zu.

Und doch gab es niemanden im neuen Deutschen Reich, den die Conservativen bald so gehaßt haben, wie diesen romanistischen, gläubigen Conservativen. Sie hassen ihn bis über das Grab hinaus. Während der Reichstag, wo ihr ohnmächtig sind, in wuchtiger Weise seines Todes gedachte, auch seine Leistung am Tage der Beerdigung ausfallen ließ und sich officiell am Begräbnis betheiligte, hat das preußische Abgeordnetenhaus, wo sie fast die absolute Mehrheit haben, seiner nicht mit einer Silbe gedacht. Den Lebenden hatte man beschimpft. Den Todten schwieg man todt. Die preußischen Junker verstehen zu hassen.

Einen gewissen Grund zu ihrem Haß gegen Caprivi mag man ihnen zugeben. Dem dieser Mann, nach Abkanzlung und Oeffnung einer der Thüren, war es, der zuerst den Versuch gemacht hatte, ohne das ostelbische Junkerthum und mehrgenannte gegen dieses zu regieren. Von seiner Amtszeit datiert ein neuer Cursim Deutschen Reich, der Beginn einer wirklich liberalen und socialen Aera, oder, richtiger ausgedrückt, Epoche. Denn die Herrlichkeit war nur von kurzer Dauer. Aber daß sie überhaupt möglich war, das macht die Amtsführung Caprivis zu einer geschichtlich wichtigen Thatsache. So tief wir jetzt in Deutschland auch in der Reaction stecken, so sicher ist es doch für jeden, der nicht an Deutschlands Zukunft verzweifelt, daß wir wieder eine Zeit großer Reformen bekommen müssen. Diese Reformen aber können gar nicht anders in Scene gesetzt werden, als wenn man den Faden wieder aufnimmt, den Caprivi zu spinnen begonnen hat. War er auch kein Genie, so hatte er doch einen klaren Einblick in das, was seiner Zeit noth that. Bismarck war nach Vollendung seines nationalen Werkes an seiner Verständnislosigkeit für das soziale Sehnen der Volksseele gescheitert. Hier setzte Caprivi ein. Und so sehr er heute unter dem Vergleich seiner Begabung mit der Bismarcks zu leiden hat, so wird eine spätere objective Geschichtsschreibung gerade die praktischen Verdienste Caprivis anerkennen müssen. Gewiß wird sie alle Zeiten Bismarck als der ungleich Größere dastellen. Aber das ändert nichts an der Thatsache, daß die Ersetzung Bismarcks durch Caprivi im Jahr 1890 ein Glück für Deutschland war.

Bismarck war damals unterwegs mit der agrarisch-conservativen Clique verwachsen, die noch heute Preußen vor und Deutschland hinter den Coulissen regiert. Caprivi brachte die Handelsverträge zustande. Das wurde von den conservativ-agrarischen Kreisen als ein „Stoß ins Herz“ empfunden. Denn von der Höhe der Getreidepreise hängt die Lebenskraft des ostelbischen Großgrundbesitzerthums ab. Der Bauer hat schon jetzt vielfach kein Interesse an den Getreidepreisen und beginnt immer mehr, sich auf die Viehzucht einzurichten. Aber für den Durchschnitts-Großgrundbesitzer lautet die Alternative: hohe Getreidepreise oder Untergang. Nun ermöglichten freilich die Handelsverträge den „Zoll nur um 1 M. 50 M. für den Doppelcentner. Der stattliche Satz von 3 M. 50 M. blieb bestehen. Aber die Conservativen hatten den Eindruck, daß diese erste Ermäßigung das Betreten einer schiefen Ebene bedeute, auf der es nur ein immer weiteres Hinab-, niemals aber ein Hinaufrutschen geben könne. Und in ihrem Sinne hatten sie recht. Es handelte sich nicht um Quantitätsunterschiede, sondern um etwas Prinzipielles. Mit den Handelsverträgen wurde zum erstenmal in Deutschland, in scharfem Widerspruch mit der Bismarck'schen Auffassung, anerkannt, daß die wirtschaftliche Zukunft des Reiches mehr auf der Industrie als auf der Landwirtschaft beruhe. Graf Caprivi wagte es, offen davon zu sprechen, daß „Deutschland immer mehr Industriestaat werde“. Ein Dogma war es. Denn wenn diese Behauptung den Thatsachen entsprach, so mußte mit der Nothwendigkeit, mit der aus wirtschaftlichen Veränderungen sich politische Consequenzen ergeben, das Schwergewicht der deutschen Politik vom platten Lande nach den Städten, vom Osten nach dem Westen, vom Großgrundbesitz auf die Industrie und die industrielle Arbeiterschaft übergehen. Daß das der natürliche Gang der Dinge ist, können selbst die Conservativen nicht bestreiten. Der Aufgang der Landwirtschaft, der Niedergang der Industrie liegt klar zutage. Die Statistik lehrt, daß binnen dreißig Jahren die Zahl der von der Landwirtschaft lebenden Personen von 19·5 Procent auf 37 Procent der Bevölkerung zunehmen wird. Die Conservativen wissen nun, diese natürliche Entwicklung durch künstliche Hemmschuhe zu hindern. Die Getreidepreise aufhalten oder gar aufwärts machen zu können. Das Grau Caprivi sich dazu nicht verstand, sondern seine Wirthschaftspolitik der natürlichen Entwicklung der Dinge anpaßte, das ist das größte seinen Augen unverzeihliche Verbrechen, das er sich schuldig gemacht hat. In den Augen anderer Leute freilich ist gerade dies Caprivis bleibendes Verdienst. Von der Caprivi'schen Wirthschaftspolitik aus gibt es kein Rückwärts mehr. Seitdem einmal officiell anerkannt worden ist, daß die Masse der Bevölkerung nicht dann da ist, zu Gunsten einer Minderzahl, dem großer getreideverkaufenden Gutsbesitzer, übermäßig theures Brot zu essen, seitdem ist es mit der agrarischen Großgrundbesitzherrlichkeit ein für allemal vorbei. Und damit auch mit der politischen Uebermacht des Junkerthums. Sie kann sich nochdann noch eine Zeitlang halten, nicht einmal von Jahr zu Jahr, sondern von Tag zu Tag. Denn politische Macht ohne wirthschaftliche Grundlage ist auf die Dauer undenkbar. Caprivi wird noch einmal als der „Zerstörer der preußischen Junkerherrlichkeit gefeiert werden.

Gegenüber diesem Cardinalpunkte seiner Thätigkeit tritt alles andere weit zurück, so wichtig es auch im einzelnen gewesen sein mag

Digitized by Google

Seine Militärpolitik hat uns die Herabsetzung der Dienstzeit von drei Jahren auf zwei Jahre gebracht. Natürlich unter wüthendem Widerstand der Conservativen und der Militärs der alten Schule. Für sie war die dreijährige Dienstzeit zum Dogma geworden, seitdem Wilhelm I. und Graf Roon einen guten Theil ihrer Kraft daran gesetzt hatten, um die liberale Forderung der zweijährigen Dienstzeit als den Ruin der preußischen Wehrmacht hinzustellen. Caprivi acceptierte ohneweiters die liberale Forderung, weil er als erfahrener Officier sie militärisch für unbedenklich hielt. Auch auf diesem Gebiete gibt es kein Rückwärts. Ist die zweijährige Dienstzeit auch bis auf den heutigen Tag noch immer nicht gesetzlich festgelegt, sondern nur ein Provisorium, so weiß doch jedermann, daß die Rückkehr zu den drei Jahren undenkbar ist. Jede Herabsetzung der Dienstzeit bedeutet einen Schritt fort vom Berufsheer und einen Schritt hin zum Volksheer. Rückgängig lassen sich solche Schritte in einem Culturvolke nicht mehr machen. Caprivi hat auch hier, obwohl es sich nur um eine Quantitätsfrage handelte, in Wahrheit einen principiellen Fortschritt gezeitigt.

Seine Socialpolitik, die ja freilich nicht aus seiner Initiative hervorging, die aber doch von ihm mit innerer Freudigkeit vertreten wurde, hat uns die besten socialpolitischen Gesetze gebracht, die wir überhaupt haben. Aus seiner Amtszeit stammt die Reichscommission für Arbeiterstatistik, die systematisch die Missstände in den einzelnen Erwerbszweigen durch Vernehmung von Arbeitgebern und Arbeitnehmern untersucht und Veranlassung zu so großen socialpolitischen Fortschritten gibt, wie es die Bäckereiverordnung mit ihrer Festsetzung eines Maximalarbeitstages ist. Seiner Regierung verdanken wir die Gewerbegerichte, die von der Socialdemokratie als „das beste Gesetz" anerkannt worden sind; und die in der That dadurch, daß sie zum erstenmal den Anspruch der Arbeiter auf gesetzliche Gleichberechtigung in die Praxis umgesetzt haben, von vorbildlicher Bedeutung geworden sind. Das große Werk der Reform der Gewerbeordnung einschließlich des Maximalarbeitstages für die Frauen, der Beschränkung der Kinderarbeit, der Einführungen der Fabrikordnungen, der Zulassung eines zamitären Maximalarbeitstages und anderer Dinge, das, so unzureichend es dem Socialpolitiker erscheinen mag, doch einen kräftigen Schritt vorwärts bedeutet, fällt in die Zeit Caprivis.

Seine innere Politik im allgemeinen brach in glücklichster Weise mit der Bismarckschen Gewohnheit, die Parteien gegen einander auszuspielen und die, die sich der jeweiligen Regierungspolitik widersetzen, als „Reichsfeinde" zu stigmatisieren. Er erklärte, dass man keiner Partei die nationale Gesinnung absprechen dürfe. Alle behandelte er als gleichberechtigt, sogar die Socialdemokratie, die er scharf bekämpfte, aber nur mit guten Waffen. Der Ton im Parlament, der unter Bismarck einen unerträglich persönliche Schärfe angenommen hatte, wurde wieder gentlemanlike. Es trat natürlich keine Versöhnung der Parteien ein, aber mehr gegenseitige Achtung. Kurz, es waren die Jahre nach 1890 die politisch erfreulichsten, die das Deutsche Reich gesehen hat. Eine soziale und freiheitliche Saat begann allenthalben zu sprießen. Ein socialreformerisches Blatt brachte damals einen Artikel mit der Ueberschrift: „Es ist eine Lust, zu leben."

Aber der Siemann sollte die Frucht der Saat nicht ernten, die er ausgestreut hatte. Graf Caprivi stürzte, weil er zu jenen „Guten" gehörte, die, wie es in Björnstjerne Björnsons „Paul Lange und Tora Parsberg" heißt, „immer die Mächtigen und nie die Führer werden". Ihm fehlte die zum Führer nöthige Härte. Darum scheiterte er für seine Person. Seine Sache geht vorwärts.

Berlin. H. v. Gerlach.

Das neue französische „Gesetz wider die Verdächtigen".

Wieder einmal ist die Dreyfus-Angelegenheit „an einem Wendepunkte angelangt". Dieses Wort ist im Laufe der letzter wendlichen „Affaire" bereits zum journalistischen Gemeinplatz geworden, weshalb ich es, um mich dem Vorwurfe der Trivialität zu entfallen, hier in Anführungszeichen setze. In der That hat dieser Wendenumpereels schon so viele „Wendepunkte" gehabt, ist so oft um und um gedreht worden, daß man heute kaum noch in Erinnerung haben kann, welches eigentlich seine wirkliche Grundlage ist. Vor mehr als dreizehn Monaten, zu Beginn des Jahres 1898, machten zwei naubaire hiesige Journalisten eine Wette bezüglich des Zeitpunktes der Rückkehr von Dreyfus. Der eine, ein gewisser Lysimah, verlor, die Zukunft der Teufelsinsel werde zu Tiberii 1898 noch der Heimat zurückgekehrt sein; wie man sieht, hat er sein Wette glänzend verloren. Doch auch minder wettlustige Leute waren ziemlich sicher überzeugt, der Verschall werde binnen wenigen Wochen oder Monaten endgiltig abgethan sein, schon er nur wieder auf das Terrain journalistischen sein werde, auf das allein er gehört, auf das der Rechtspflege. Auch diese Absichten haben sich geändert; denn nachdem es dem Militarismus Frankreichs im vergangenen Herbst nach unsäglichen Schwierigkeiten und lediglich dank dem Umstande, daß das Parlament nicht versammelt war, gelungen ist, die Criminalkammer des Cassationshofes mit der Angelegenheit zu betrauen, hat die Agitation doch noch volle vier Monate angedauert und nunmehr mit dem bekannten Ergebnisse der „Enteignung" der Criminalkammer zu Gunsten des ganzen Cassationshofes vorläufig ihren Abschluss gefunden. Vorläufig nur, denn wer wäre so naiv, zu glauben, die von Dupuy und seinem juristischen „Mädchen für alles", dem Siegelbewahrer Lebret, prophezeite „Beschwichtigung" werde nun wirklich in die aufgeregten Gemüther einziehen, da man für die Unparteilichkeit des zu ergehenden Endurtheiles eine weitere Garantie geschaffen habe? Nein, jedem, der noch nicht durch die clerical-militaristische französische Brille zu schauen gewohnt ist, drängt sich mit unvidersteblicher Gewalt die Ueberzeugung auf, dass die Agitatoren, denen es geglückt ist, Verdacht auf die Mitglieder der Criminalkammer zu werfen, nun nicht ruhen, sondern alle ihre Kräfte anspannen werden, um auch den gesammten Cassationshof zu disqualifizieren und die von der Criminalkammer angestellte sorgfältige und unparteiische Untersuchung des „Falles" zu discreditieren.

Wer dies nicht Wort haben will, der möge eine Redensart genauer bedenken, die in der denkwürdigen Kammersitzung vom 10. Februar mehrfach aufgetaucht ist, die Redensart von der öffentlichen Meinung und ihrem Anspruch auf Berücksichtigung. Auf den ersten Blick sieht das außerordentlich „demokratisch" und „fortschrittlich" aus. Ich sehe auch schon im Geiste die harmlosen republikanischen oder auch nur zahm-liberalen Schwärmer in den mittel- und osteuropäischen Provinzneschen, wie sie leuchtenden Auges auf vieles „freiheitliche" und „echt republikanische" Frankreich bewundern, das allein über sein Schicksal die Nationen offen und ungescheut die Berechtigung der öffentlichen Meinung anerkenne, in die großen Händel dieser Welt einzugreifen. Und wenn nun gar ein Minister auf der Kammertribüne eine derartige Sprache führt und der öffentlichen Meinung seine Huldigung darbringt, dann schwimmen die besagten Schwärmer in eitel Freude und Seligkeit. Wer ist denn aber „die öffentliche Meinung"? Wer macht sie und unter welchen Umständen kommt sie zustande? Das sind freilich Fragen, deren erschöpfende Beantwortung einigermaßen complicierer aufallen dürfte und ein ganzes Capitel für sich allein in Anspruch nehmen müsste. Ich kann mich daher hier nur auf kurze Andeutungen einlassen, die aber, glaube ich, genügen werden, um das Verkehrte der bezeichneten Auffassungsweise darzuthun. Die öffentliche Meinung ist oder existiert mir wenigstens wie ein ins Ungemessene erweitertes Geschworenengericht, mit dem nicht ganz unwesentlichen Unterschiede von den gewöhnlichen „Zwölfmännergerichten" jedoch, dass „monsieur tout le monde" nicht, wie die Zwölf des Schwurgerichtssaales, durch eine Präsidenten aufgeklärt und angehalten wird, sein Verdict mit „Ja" oder mit „Nein" über einen fest und genau umschriebenen Fall, seine Antworten auf genau präcisierte Fragen abzugeben. Im Schwurgerichtssaale sind die Volksrichter den ganzen Verhandlungen gefolgt, sie haben Anklage und Vertheidigung gleichermaßen und unter gleichen Bedingungen angehört, sie können sich demnach ein richtiges und soweit dies menschenmöglich ist unparteiisches Urtheil bilden. Ganz anders liegen die Verhältnisse bei der öffentlichen Meinung. Die Hunderttausende und Millionen, die sie zusammensetzen, sind doch zweifelsohne im wahrsten Sinne des Wortes „des frères ignorantins"; sie haben von dem wahren Zusammenhange, von dem Spiele hinter den Coulissen, nicht die leiseste Ahnung; ihre ganze Kenntnis des Falles in diesem Augenblicke der Dreyfus Affaire haben sie aus dem einen Blatte geschöpft, das, in den weitaus meisten Fällen wenigstens, ihre alleinige geistige Nahrung ist, oder doch politisch juristische Informationsquelle bildet, eine Quelle, auf deren Lauterkeit und Reinheit sie natürlich schwören. Bei den mannigfaltigen Complicationen, die in „Fall" verwirrt haben, bei der Vielseitigkeit der streiseinschneidenden Interessen, die die Dreyfus-Affaire berührt, ist es schon für den Berufspolitiker und Journalisten, ja selbst für den Juristen einigermaßen schwierig, sich zurechtzufinden und ein Verdict zu fällen, das dermaleinst dem Geschichtsforscher als gute Quelle dienen kann. Irrthümern ist hier ein jeder ausgesetzt, und ich bin der erste, einzugestehen, daß sich im Laufe der Zeit auch in meine über den Haufen in Laufe der Zeit und an der Hand der ganz allmählich erfolgenden Aufklärungen mehrfach modificiert hat. Wie sollen nun Tausende und Abertausende harmloser Spießbürger, die immer nur das Oberstädtische sehen, die stets nur ganz einseitig belehrt werden, in der Lage sein, ein maßgebendes und triftiges Urtheil in diesem so überaus schwierig zu lösenden Falle abzugeben? Dabei nehme ich noch immer an, daß diese guten Leute das Richtige und Rechte wollen, daß sie vom Parteihader, von den mannigfachen privaten und öffentlichen Interessen all zu beeinflusst werden. Alles aber spricht dafür, ich habe das hier zu Paris unzählige male von Franzosen der verschiedensten Bevölkerungsklassen und Gesellschaftskreise gehört dass in die Tasche der Verurtheilten öffentlichen Meinung nur allzu oft von Kommissionsrath zu reden beginnen lassen: welcher Antheil der „Masse" mag wohl auch wohl der sein? Und da es

Digitized by Google

selbst von den Franzosen nicht mehr geleugnet wird, dass diese „Affaire“ einen überaus nachtheiligen Einfluss auf Handel und Wandel, auf Fremdenverkehr und auf die Marktverhältnisse ausübt, so ist bandert gegen eins zu wetten, dass sich Gevatter Schneider und Handschuhmacher sagen werden: „Nur schnell weg mit der Unruhestifterin! Finis-sons-en! Koste es, was es wolle, und nur keine Umschweife mit dem Juden da unten auf der Teufelsinsel, der uns dieses böse Kuckucksei ins Nest gelegt hat!“ Freilich kann man darauf erwidern, die schnellste Art und Weise, mit dem „Falle“ fertig zu werden, bestände doch gerade darin, ihn derjenigen Gerichtsbarkeit zu überlassen, die mit ihm bereits vertraut ist und die den schwierigsten Theil der Arbeit schon gethan hat, anstatt ihn an eine neue und noch nicht genügend ausgeärbte Gerichtsbarkeit zu überweisen. Und daher, so könnte man denken, müssten die weitaus zahlreicheren und friedliebenderen Franzosen für die Wiederhaltung der Criminalkammer als des alleinigen Forums sein. Man hat den guten Leuten aber wochenlang, monatelang in den Tagesblättern weis gemacht, dass nach dem Spruche der Criminalkammer der Kampf, vielleicht sogar der in den Strassen, erst recht angehen werde, weil „niemand“ jenen Spruch anerkennen könne, der unzweifelhaft parteiisch sei. Gläubig, wie „mon-sieur tout le monde“ nun einmal ist, hat er das kritiklos hingenommen, und nun schwört er auf sein Leibblatt, dass das Richtige gerosfen habe, indem es das „Désfaitisfement“ forderte.

Ein zweiter und womöglich noch viel schwerer wiegender Einwand gegen die Anerkennung der öffentlichen Meinung als souveränen Richters im allgemeinen und in juristischen Fällen im besonderen beruht darauf, dass das von ihr abgegebene sogenannte Urtheil fast stets nur ein angeblliches und kein wirklich gefälltes ist. Wer in der That vermöchte mit einiger Sicherheit nachzuweisen, wie die Mehrzahl der französischen Bürger über den Fall Dreyfus denkt? Wenn auch hier und da Stimmen in diesem oder jenem Sinne laut werden, wenn jene Bezeichnen „Stimmen aus dem Volke“ im Correspondenzstyle der Parteiblätter auftauchen, wenn rege Betheiligung an Sammlungen Theilschlüsse in diesem oder jenem Sinne zulassen, so vermag man doch immer noch nicht anzugeben, wie alle die gefinni sind, die sich solcher Meinungsäußerungen enthalten: und die ungeheuere Mehrzahl enthält sich in der That! Von nahmhaften neueren Geschichtsforschern wird mit einigem Grund behauptet, die grosse französische Revolution sei von fünfhundert mehr oder minder unbekannten gemacht worden, die in aller Eile von den revolutionären Comites der Hauptstadt nach Paris gerufen worden seien. Nicht lange darauf, das lässt sich nicht leugnen, stammte die revolutionäre und nationale Begeisterung an allen vier Ecken von Frankreich auf. Kurz vor Ausbruch des Krieges von 1870 brüllte der Pariser Mob unaufhörlich: „A Berlin, à Berlin“, und der Kriegsminister Lebeuf, der dieser Aeußerung der „öffentlichen Meinung“ gerados Rechnung tragen zu müssen glaubte, wie der jetzige Justizminister Lebret, dachte an die „tous prêts, tous prêts“ und die preußische Armee und der Kammerredner hinweg „L'armée germanique n'existe pas: je la nie!“ Wohin die Regierung durch diese Nachgiebigkeit gegenüber der angeblichen Volksstimme geführt wurde, weiß man. Und die neuliche Kammerverhandlung, in der über das neue „Gesetz gegen die Verdächtigen“ entschieden wurde, glich auf ein Haar derjenigen, in der der Krieg gegen Preußen beschlossen wurde. Dieselbe Aufgeregtheit, „national gefärbte“ Meute von Schreiern und Drauflosjagenden, die, wohl wissend, dass sie selbst nichts riskierten, zu den äußersten Zähmisfolgerungen drängten: die gleiche Nachgiebigkeit einer im Grunde äußerst schwachen, aber stark thuenden Regierung, die ihre Schwäche hinter allerlei schönen Redensarten verbirgt und sich den Anschein zu geben sucht, als sei sie weitsichtig und vorausschauend, als habe sie allein das große Arcanum entdeckt, die drohende Gefahr abzuwenden: und insolge dessen schließlich das nämliche Resultat: ein thatsächer, verewigter, mit den elementarsten Grundsätzen der Vernunft und der Gerechtigkeit bisharmonierender Beschluss! Der einzige, aber auch sehr wesentliche Unterschied zwischen damals und jetzt ist der, dass die Radau- und Umsturzpolitiker, die Demagogen von heute, nur allzu gut wissen, dass ihre Macht und ihr Einfluss auf die Regierung und das Schicksal des Landes an den Ufern eben dieses Landes ein Ende haben. Wenn man jetzt vom Dreimilchjuden und dergleichen spricht, dann hat man nur die Juden, Freimaurer und Freidenker als Prügelungen im Auge, während man die „Berechtigung“ der deutschen Bayonnette und der englischen Panzerplatte durchaus „anerkennt“. Auf die äußere Politik, auf Krieg und Frieden wird die angebliche „öffentliche Meinung“ Frankreichs wohl so bald wenn je — keinen Einfluss mehr ausüben können, in unseren Absehbarkeiten aber wird sie auch immer als Vorwand benutzt und gegen den gesunden Menschenverstand und das gesunde Rechtsgefühl der Intelligenten zu Felde zu ziehen. Und um und um des „öffentlichen Meinung“ so viel wie möglich Rechnung zu tragen, benahmen sich die Abgeordneten unter denen es gut zusah, ein Radfahren matten und ehemaligen Rebellen gerade so possierlich — halt so wie „Monsieur tout le monde“. Die heute wie Donnerwetter kommen, beinahe ohnedies verständig sind, wie jeder beliebige Schneider oder Handschuhmacher, urtheilten als Gesammtheit mit genau derselben Oberflächlichkeit und Voreingenommenheit, wie die Gesammtheit der Mitglieder einer Volksversammlung. Wie zwei oder mehrere chemische Elemente nach ihrer Verbindung ganz andere Eigenschaften zeigen, als im getrennten Zustande, so schaft sich auch aus einer menschlichen Versammlung, und wäre sie aus den fähigsten und ruhigst denkenden Köpfen zusammengesetzt, eine wesentlich andere Meinung heraus, als aus den einzelnen Individuen. Noch am Morgen des Tages des Kammervotums über das Gesetz hatten zahlreiche, den verschiedensten Parteischattierungen angehörende republikanische Abgeordnete eine Art Manifest in den Zeitungen veröffentlicht, worin sie gegen das „inique Ausnahme- und Gelegenheitsgesetz“ Front machten, sich verbrüderten, thatkräftig während der Sitzung gegen die Regierung aufzutreten und auf die Fälle gegen den Regierungsantrag zu stimmen. Und wenige Stunden später war all dieser wahrhaft catonische Unwille über der Zeiten Verderbnis in eitel Dunst und Rauch verflogen, und außer zweien oder dreien wagte niemand auch nur den Mund gegen die Regierung aufzuthun. Dupuy, der ein schlauer Fuchs ist und seine Pappenheimer kennt, hatte daher das Richtige getroffen, als er vor Beginn der Sitzung zu einem bekorgten Amtsbruder sagte: „Bah! Habe ich auch die Generäle Parteihäuptern gegen mich, so werden doch ihre Truppen mit mir übergehen!“

Die Hoffnung der guten Republikaner beruht jetzt auf dem Senat. Diese „Versammlung der Alten“ hat ja in der That schon mehr als einmal, namentlich während der fast ebenso bewegten Periode des Boulangismus, den Hort der Republik und des wahren Fortschrittes gebildet, und auch gegenwärtig ist sie vornehmlichsreier und gerechtigkeitsliebender, als das tobende und delirierende Unterhaus, in dem sich, gerade infolge der vorsätzigen Dreyfus-Agitation, der demagogische Abschaum des ganzen Landes zusammengefunden hat. Es wäre aber doch etwas vermessen, wollte man glauben, der Senat werde sich gerade in dieser ernsten Zeit im Widerspruch zu Kammer und Regierung setzen, und dies, nachdem der Ministerpräsident ausdrücklich erklärt hat, er werde die Vertrauensfrage stellen, wenn man seinen und seines Justizbedienten Entwurf ablehne. Das Alter ist bedächtig, wohl abwägend, vermännig und vielfach auch rechtschaffener als die Jugend, die meist aber einen geringeren Ueberfluss an Gewissenskrupeln verfügt. Aber das Alter hat in der Regel auch weniger Thatendrang und Lust zur Neigung, sich das Leben lauer und verwirrvoll zu machen. Dies sind die allgemeinen Gründe dafür, dass sich, aller Wahrscheinlichkeit nach, auch die gutgesinnten und ehren Republikaner unter den Senatoren mit nur geringem Widerstreben zu der Annahme des „Gesetzes wider die Verdächtigen“ werden bewegen lassen. Ihnen steht ausser der Regierung noch ein exklusiches Häuflein reactionärer Senatoren gegenüber, deren Votum von vornherein keinen Zweifel unterlag. Man kann daher schon jetzt ziemlich sicher sein, dass die „Entscheidung“ der Criminalkammer in den nächsten Tagen zum Gesetz erhoben werden wird, zum „Gesetz wider Dreyfus“.

Als ein weitschauender und politisch durchaus leiser Mann muss, das steht man bei Voraussprechlichen hervor, Chevrand zu bezeichnet werden. Schon vor etwa vierzehn Tagen, als die Regierung ihr schönes Gesetz kaum ein eben angefündigt hatte, machte er sich die Fetzen desselben zu eigen und verwegerte den Mitgliedern der Criminalkammer jede weitere Aeußige, da er einer „verdächtigen Verschwörung“ wider Recht und Wahrheit zu dienen befürchte; nur vor dem versammelten Cassationshofe werde er sich zu Angaben über seine Rolle im Dreyfus-Handel verstehen. Man bekannter, die Richter der Criminalkammer seien ob dieser Unverschämtheit des Banditen Maners entrüstet gewesen. Ich glaube das nicht, denn ich hatte jene Leute im viel zu verstandig, um sich aber das praktische Gerede des „nationalen Verrathers und Fälschers“ irgendwie anzuregen, der in diesem Falle nichts anderes that, als seine eigene Haut verbindigen. Seine „Haut“ impelen, als diejenige von Hunderttausend abhängt. Denn nicht genug, dass der brüdere Major wegen seines offenkundigen Landesverrathes und wegen zahlloser anderer Sünden auch nicht ärgers und hinter Schloss und Riegel gehört werden könnte — er hatte sich bekanntlich einen Freibrief erwirkt und sich noch hinter ihm der gesammte Generalstab, den er nach Belieben compromittieren oder absolvieren kann. Je nachdem es das eine oder das andere thut, wird er auch sicherlich von den Generalstabsoberen mitgehalten oder im Stich gelassen, und daher sagt sich dieser Mann ohne Furcht und Tadel: „Leben und leben lassen! Wirdschwindel aber und lüg war des nationalen Ehrenn Waffen doch. Nicht daran kann es mir nun, den „Commissionen“ an, ein paar Gewissensbisse zu erregen, sondern es handelt darum, das ganze Verfahren, das gegen mich eingeleitet worden ist, durch den Cassationshof annullieren zu lassen. Ich habe mich nicht gestellt, um den Gerichtshof zu zwingen, mich zu verurtheilen, sondern um meine Unschuld zu beweisen. Ich habe mich nicht gestellt, um den Gerichtshof zu zwingen, mich zu verurtheilen, sondern um meine Unschuld zu beweisen. Ich habe mich nicht gestellt, um den Gerichtshof zu zwingen, mich zu verurtheilen, sondern um meine Unschuld zu beweisen.

Digitized by Google

zwecks nochmaliger Vernehmung vor dem Cassationshofe, diesmal natürlich vor allen drei Kammern. Hier nämlich soll der Hebel angesetzt werden, um die ganze Enquête zu Falle zu bringen. Die gefährliche und fast einstimmig revisionsfreundliche Criminalkammer ist nun zwar in den beiden anderen Kammern des Obersten Gerichtshofes „ertrunkt", aber gefährlicher fast, als die Richter selbst, ist die von ihnen gemachte Enquête, sind die Zeugenaussagen, deren schriftliche Niederlegung nicht weniger als achtzehnhundert Folioseiten und an die zweitausend Einzeldocumente umfassen soll. Mit unzweifelhafter Logik hatten Cuesnon de Beaurepaire und all die anderen Rechts- und Geschichtsfakisher daraus hingewiesen, daß, wenn die Richter der Criminalkammer verdächtig seien, nothwendigerweise auch ihr Arbeitsprodukt, also die Untersuchung des Falles Dreyfus, verdächtig sein müsse. Ja, in einem besonders heftigen Wuthaufalle hatte der ehemalige Staatsanwalt sogar ausgeführt — und das läßt sich durch die Logik minder gut stützen — daß auch der Beschl Sarrieus und Brisson, das Revisionsgesuch der Frau Dreyfus an den Cassationshof zu überweisen, „verdächtig" und daher null und nichtig sei.

Vorläufig jedoch ist man noch nicht ganz so weit. Man hat in dem nun bald anderthalbjährigen Dreyfus-Feldzuge gelernt, eine gewisse weise Mäßigung zu bewahren. Früher übte man in jugendlichem Eifer häufig übers Ziel hinaus und erreichte damit gar nichts; heute geht man schrittweise vor und erreicht in jedem gegebenen Augenblicke das Erreichbare, auf dem fußend man zu neuen, kühneren Thaten vorschreitet. Man hat daher damit begonnen, Mitstrauen gegen die Criminalkammer zu säen, und man ist so glücklich gewesen, die „Enteignung" dieses Gerichtshofes durchzusetzen. Es ist hier ganz besonders auf den Misserfolg der Anträge Gerville-Réache und Mor in der Kammer und Bisseuil im Senat hingewiesen, die selbst der Regierung eines Dupuy unannehmbar erschienen, eben weil sie mit einem Sprunge zu weit gingen und den völligen Ausschluß der Criminalkammer bei den Berathungen über das Schicksal Dreyfus' forderten. Mit derartig gewaltsamem Vorgehen erschreckte man Abgeordnete, Senatoren und „öffentliche Meinung" gleichermaßen, und daher wählte man den langsameren, aber sicherer zum Ziele führenden Weg. Der nächste Erfolg ist nun der, daß man Zeit gewonnen hat. Das ist schon sehr viel, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Entscheidung vor der Vertagung des Regierungsentwurfes sehr nahe bevorstand. Jetzt können sich die Generalstäbler und anderen Dunkelmänner in aller Muße auf die kommenden Ereignisse vorbereiten und ihre Maßnahmen dagegen treffen, daß auch der ganze Cassationshof „dreyfusfreundlich" werde. Das kann am wirksamsten und besten wohl dadurch erreicht werden, daß man die noch „unbescholtenen" Cassationsgerichtsräthe der beiden anderen Kammern vor dem „gefährlichen Contagium" der Criminalkammer Enquête schützt, indem man diese Enquête selbst als „peinlich" erscheinen läßt und nöthigenfalls durch einen neuen Gesetzentwurf beseitigt. Man hofft das nicht etwa für unmöglich! Wer hätte noch vor drei Monaten, als die Criminalkammer mit dem Dreyfus-Handel betraut wurde, ja noch vor vier Wochen, als der Antrag Gerville-Réache von der Regierung zurückgewiesen wurde, an das nun zur Thatsache gewordene „Desaississement" der obersten Gerichtsbarkeit während der Dauer des Processes geglaubt? Der Vorschlag, eine gerichtliche Behörde, die ordnungs- und gesetzmäßig mit der Regelung eines gesetzlichen Streitfalles betraut ist, inmitten des von ihr ordnungs- und gesetzmäßig begonnenen Verfahrens des Amtes zu entheben und durch andere juristische Körperschaften zu completieren, erschien damals so ungeheuerlich, daß selbst Pessimisten Frankreich auch nicht teil für denselben erachteten. Und doch ist das Ungeheuerliche zur Thatsache geworden. Dupuy und sein Cabinet haben durchgesetzt, was ihnen von den Mercier, Billot, Cavaignac, Zurlinden und anderen auf die Seele gebunden worden war, und um die Mehrheit der Kammer sür sich zu gewinnen, haben sie ein paar leibliche Ende geschworen, nun werde die Beschuldigung der erregten Gemüther stugs eintreten, denn der Cassationshof als Oberinstanz habe buchstäbliche Autorität, um seinem Erkenntnis, wie immer es auch ausfallen möge, selbst den Zweifelsüchtigsten gegenüber Achtung und Anerkennung zu verschaffen. „Aber ich denke doch dem ergangenen Wahrspruche widerstehen werde," sagte Dupuy wörtlich, „gehöre zu den Teilhabern oder zu den Verbrechern." Obwohl dann kaum jemand darauf sein, zu glauben, wer der erste von diesen „Teilhabern und Verbrechern" sein wird: irgend ein demagogischer Abgeordneter oder Dupuy selbst"

Sehr interessant ist es auch, die Stellung zu unterinehmen, die die Socialisten und Radical Socialisten zu dem „Ob-es wider die Verdächtigen" einnehmen. Sie, die sich sonst immer und unaufhaltsam ohne irgendwelchen Grund auf die öffentliche Meinung berufen, nur-wenn jetzt eine Zaudersucht bezeigen, indem sie eine absurd albernde Haltung gegen das neue Project mit sogar solcher Begründung durch die Aussicht auf die „öffentliche Meinung" einnehmen, was am so auffallender wird, als die Angehörigen dieser Parteien ebenfalls die einzigen waren, die einen ernsthaften und auch sehr wirksamen Widerstand gegen die Regierungsvorlage in der Kammer wagten. Es ist ihnen denn auch bereits in der gegnerischen Presse vorgeworfen worden, daß, wenn man stets von der Berufung an das Volk — freilich nicht in dem bekannten chauvinistischen, sondern im demokratischen Sinne — von Referendum und dergleichen redet, man auch ein Gesetz willkommen heißen muß, das sich in so eminentem Maße auf die öffentliche Meinung oder doch auf das, was man als solche zu bezeichnen für gut findet, stützt, während thatsächlich die Socialisten in der Kammer gerade gegen den Einfluß ankämpften, den die auf einmal zu socialistischen Anschauungen bekehrte Regierung der öffentlichen Meinung einräumen will. Daß das neue Gesetz einen äußerst bedenklichen Präcedenzfall darstellt, durch den Arett und Plethi nunmehr in die Lage versetzt würden, einen entscheidenden Einfluß auf die Handhabung der Justiz auszuüben, daß jede unkontrollierbare und unverantwortliche Vereinigung von Bürgern die Möglichkeit erlange, neue Gesetze in jedem beliebigen Sinne zu erzwingen, Gerichtsbarkeiten ein- und abzusetzen, kurzum, den ganzen Gang der Rechtspflege zu einem Spiele des Zufalles zu machen — das alles ist vom Millerand und Pelletan, den beiden parlamentarischen Führern der äußersten Linken, in ausführlicher Weise dargethan worden.

Eine interessante, wenn auch nicht principiell wichtige Frage ist, welchen Einfluß die „Enteignung" der Criminalkammer auf den Ausgang des Falles Dreyfus ausüben werde. Man ist hier im allgemeinen der Ansicht, daß sich in den beiden anderen Kammern des Cassationshofes mehr Gegner der Processdurchsicht finden, als in der Criminalkammer, die durch ihren Eingriff in den Zola-Proceß und dann auch durch ihre vorläufige Entscheidung in Sachen Picquart viel tiefer in den verwickelten Handel eingedrungen ist und namentlich die Generalität in der Nähe kennen und „würdigen" gelernt hat. Es ist kaum möglich, sich schon jetzt ein richtiges Bild von der Gesammtstimmung in der Civil- und der Requetenkammer zu machen, aber das plötzliche offensive Hervortreten Cuesnay de Beaurepaires, des ehemaligen Vorsitzenden der Civilkammer, läßt jedenfalls darauf schließen, daß sich Vereinigungen mit und blinder Armeeenthusiasmus bis in jene allerhöchsten Schichten der juristischen Welt eingeschlichen haben. Mehrere Angehörige der beiden nun auch zur Urtheilsfällung berufenen Kammern haben sich zudem in der auf Cuesnons Drängen vorgenommenen Untersuchung gegen die Criminalkammer sichtlich hervorgedrängt und in nicht immer anbefangener Weise gegen ihre Collegen ausgetzagt. Auf alle Fälle wird man sich darauf gefaßt machen müssen, daß der Wahrspruch nicht mit Einstimmigkeit oder auch nur mit überwiegender Stimmenmehrheit gefällt werden wird. Die Untersuchungsacten der Criminalkammer, die den nunmehrigen Verhandlungen zugrunde gelegt werden sollen, dürften allerdings threeieds dazu beitragen, manche Zweifel zu zerstreuen und Klarheit auch in die unmerbittlen Gemüther zu bringen, in daß sie vielleicht nicht mehr durch Unrecht überzeugt werden würden, die eben nicht überzeugt werden wollen. Rücksichtsvoller aber, als die viel geschmähte Criminalkammer gegenüber den Generälen und sogar den Subalternofficieren aufgetreten ist, werden sich die Mitglieder der beiden anderen Kammern beim besten Willen kaum benehmen können. Gefährt man doch jetzt nachträglich, daß das Kriegsministerium auf seinen ausdrücklichen Wunsch Abschrift sämmtlicher Zeugenaussagen, in erster Linie der militärischen Belastungszeugen, erhalten hat und zu dauernd auch den Laufenden gehalten werden ist. Nachdem Verdrichten des Berichtes von Dezember 1897 unsiffen Untersuchungsrichtergange den Beistand eines Anwalts erhalten und dürfen nur in Beisein des Advocaten vernommen werden: ebenso muß diesem Rechtsbeistande das gesammte Actenmaterial, einschließlich der Zeugenaussagen, schon vor Beginn der Hauptverhandlung eingehändigt werden. Die Criminalkammer hat auch dieser Vorschrift Rechnung getragen: in dem Maße, wie ihre Enquête vorschritt, wurde sie gewahr, daß der wahre Angeklagte nicht Dreyfus sei, sondern daß es die Generalstäbler und Kriegsministerien seien, und daher hat sie dieses, das heißt, den wirklichen Schuldigen, das Actenmaterial zur Vertheidigung gestellt, damit sie ihre Vertheidigung rechtzeitig vorbereiten können. Das haben sich die Biedermänner gesagt sein lassen, und da sie der Ansicht sind, der Anblick sei die beste Parade, so haben sie der Criminalkammer zum Dank für die erwiesene Rücksichtnahme den Gegenstand gegeben.

Durch diesen Erfolg haben sie bewiesen, werden sich die Biedermänner alsbald an die Ausschaltung desselben machen: corrigiert, revidiert und vor allem mit den nothigen Fälschungen versehen, werden die in den Händen des „Hauptes der Juden", das heißt des Kriegsministers, liegenden Acten eines Tages hervorgeholt und publiciert werden, und dann wird es sich zur allgemeinen Ueberraschung ergeben, daß der Inhalt dieses Schriftstücke keineswegs mit Bemerkungen der Acten übereinstimmt, die den Cassationshofe vorgelegt. Es wird dann ein heftiger Meinungsstreit darüber entbrennen, welche Acten die wahren und richtigen sind, und am allem Ende, am Ende, an welchem auch die Geduld eines „Schwiegervaters" zuweilen Grenzen erreicht, wird der Cassationshof, und irgend ein Urtheil, ein neues, wird gefällt werden, durch das die Acten der Criminalkammer für wertlos erklärt werden und eine neue Erhebung

angeordnet wird. Bei Eröffnung der Weltausstellung sind wir dann vielleicht soweit, daß auch das Hauptverfahren wider Dreyfus vor einem aus „Trägern der öffentlichen Meinung" zusammengesetzten Specialgerichtshofe beginnen kann: die endgiltige Wiederverurtheilung des „Verräthers" dürfte aber mit Recht den „Clou" der Ausstellung bilden und für den Schluß derselben als Knalleffect aufgespart werden.

Paris, 15. Februar. **Poller.**

Angewandte Elektrochemie.

(Theoretisches. Galvanoplastie. Galvanoplastik. Raffinir-Kupferöfen. Metallpulver. Stahleisches. Hohlspiegel. Metallurgie des Kupfers, des Zinks, des Antimons, des Zinns, der Edelmetalle, des Aluminiums, der Alkalien. Elektrothermische Wirkungen. Calciumcarbid. Carborundum. Reznatron. Chlorate. Bleichflüssigkeiten. Diverses.)

In der technischen Chemie vollzieht sich in unseren Tagen eine gewaltige Umwälzung, die durch die Erschließung einer neuen Arbeitsquelle, durch die chemische Anwendung der Elektricität, bewirkt ist. Zweierlei leistet uns die Elektricität: die Erzeugung hoher Temperaturen und die Trennung complicirterer Molecularcomplexe in einfachere; dadurch ist uns die leichte Durchführung einer unabsehbaren Zahl von chemischen Processen ermöglicht, die früher entweder gar nicht oder nur sehr schwierig vonstatten giengen.

Auch in unseren theoretischen Anschauungen hat sich durch die elektrochemischen Erscheinungen ein Umschwung vollzogen, der uns dem Begreifen des chemischen Geschehens näher gebracht hat. Die modernen elektrochemischen Theorien sind in dieser Zeitschrift bereits vor einiger Zeit ausführlich besprochen worden.*) In meinen Darlegungen soll ausschließlich über den derzeitigen Stand der angewandten Elektrochemie berichtet werden.

Die Elektricität tritt als Quelle chemischer Arbeit stets trennend auf; dort, wo scheinbar Synthesen vor sich gehen, ist vorerst eine Elektrolyse aufgetreten. Es ist das Wesen der anorganischen Chemie, daß auf ihrem Gebiete die Analyse die maßgebende Rolle spielt und es ist daher voranzusehen, daß die neue Bundesgenossin chemischer Arbeit vorwiegend der anorganischen Chemie zu neun wachsender Bedeutung verhelfen wird. In der organischen Chemie werden sich wohl durch die Elektricität keine bedeutenden Aenderungen vollziehen. Hier muß nach wie vor jene Methode die herrschende bleiben, die in den letzten Jahrzehnten in der Synthese der künstlichen Farb-, Riech- und Heilstoffe ihren märchenhaften Triumph gefeiert hat.

Die älteste elektrochemische Technik, die Galvanoplastie und die Galvanoplastik, brauche ich hier wohl nur zu streifen. Es sei nur erwähnt, daß der Betrieb jetzt nicht mehr mit galvanischen Elementen, sondern mit Dynamomaschinen ausgeführt wird. In der Galvanoplastie, das ist die Bedeckung von Metallflächen mit festhaftenden Metallüberzügen, kommen hauptsächlich die Vernickelung, die Verkupferung, die Versilberung und die Vergoldung in Betracht; von seltener Anwendung sind die Verplatinirung, die Verzinnung, die Verbleiung und die Verantimonierung. Galvanoplastische Verfahren neueren Datums sind die Verzinkung des Eisens, die Ueberziehung des Aluminiums und die Verstählung von kupfernen Druckplatten. Die Verzinkung des Eisens ist der Verzinnung insoferne überlegen, als sie der beste Rostschutz ist und das Eisen weiters erhält, selbst wenn der Zinküberzug schon Risse und Sprünge erhalten hat, während das Rosten des Eisens unaufhaltsam vorschreitet, wenn einmal an einer Stelle das Eisen entzinnt ist.

Der Grund dieser Erscheinung liegt in der relativen Beständigkeit dieser Metalle gegen Wasser. In der Combination Zink-Eisen ist das Zink leichter oxydierbar, in der Combination Eisen-Zinn das Eisen.

Die galvanische Bedeckung des Aluminiums ist noch kein vollkommen gelöstes Problem; als am vortheilhaftesten hat sich noch eine vorherige Amalgamisierung bewährt.

Die „Verstählung" kupferner Druckplatten für Banknotendruck macht die Oberfläche härter und widerstandsfähiger, wodurch eine größere Anzahl scharfer Abdrücke ermöglicht werden; sie geschieht durch einen Ueberzug von wasserlöslhaltigem Eisen innerhalb zwei bis drei Minuten in einem Bade, das namentlich Mohr'sches Salz (Eisenammoniumsulfat) enthält. Wenn nach mehreren tausend Abdrücken die Eisenschicht zu dünn geworden ist, wird sie rasch in verdünnter Salpetersäure gelöst und im Eisenbade neu erzeugt. Diese rasche und ökonomische Wiederherstellung des Eisenüberzuges auf einer und derselben Platte bietet einen wichtigen Vortheil vor der Vernickelung.

Eigenthümlich ist die Rolle, die der Wasserstoff im Eisen spielt. Bei hoher Stromdichte wird mit dem Eisen gleichzeitig Wasserstoff abgeschieden, welcher das Eisen unweich hart und spröde macht. Der Ausdruck Verstählung ist daher dem Sinne nach nicht unrichtig.

*) Vgl. den Aufsatz „Neben der Chemie" von Rudolf Wegscheider, Nr. 103 Nummern 103 bis 105 der „Zeit".

In der Galvanoplastik wird fast ausschließlich Kupfer verwendet, selten Eisen (Druck des österreichischen Papiergeldes) oder Nickel.

An diese Verfahren schließt sich eine Reihe von Herstellungswesen von Metallgegenständen, die früher durch mechanische Bearbeitung erzeugt wurden. Dazu gehört die Herstellung von nahtlosen Kupferröhren nach Elmore, welcher als Anode eine halbcylindrische Kupferplatte benützt und reines Kupfer an der Kathode niederschlägt. Die Kathode ist ein Dorn aus Kupfer, der in Glasfingern läuft; das niedergeschlagene Metall wird durch einen längs der Kathode laufenden Schaft geglättet.

Aehnliche Verfahren sind das der „Société de cuivres de France" und von Klein, welcher statt mit dem Achate die Glättung durch Rollen der Kathode auf einer Porzellanplatte erreicht. Ferner erzeugt man Metallpapiere, die dadurch hergestellt werden, daß man auf einer Messingplatte eine dünne Metallhaut niederschlägt, diese mit Papier belebt und dann von der Kathode abhebt (Endenwein). Prägestempel und Stahlstiche erzeugt Nieder durch anodische Lösung von Stahlstreifchen aus einer Stahlplatte, die als Anode auf einem Negativ aus Gyps ruht. Der Gyps laugt sich mit der Elektrolytflüssigkeit voll und vermittelt die Leitung. An jenen Stellen, wo die Stahlanode auf den erhabenen Partien des Negatives aufruht, tritt Aetzung ein. D. R. P. 89 249 bezweckt die Herstellung von Hohlspiegeln auf elektrolytischem Wege; besondere Schönheit sollen derart erzeugte Palladiumspiegel haben.

Die ausgedehnteste Anwendung hat die Elektrochemie zu der Metallurgie erlangen. Natrium und Aluminium werden ausschließlich elektrolytisch hergestellt, Gold und Silber zum größten Theile, Kupfer zu etwa einem Drittel der Weltproduction, und in nicht oder minder großem Maßstabe noch die Metalle Zink, Zinn, Nickel, Platin und Antimon.

In den Elektrometallurgie müssen wir unterscheiden zwischen der Elektrolyse in wässeriger Lösung und der feuerflüssigen Elektrolyse.

In der Metallurgie des Kupfers spielt die Raffination die Hauptrolle, die in Amerika zu sieben Zehntel der gesammten Ausfuhr elektrolytisch bewerkstelligt wird. Das wohl allgemein bekannte Princip der elektrolytischen Raffination ist, das Rohkupfer von 93 bis 98 Procent Kupfergehalt als Anode benützt wird, während sich chemisch reines Kupfer an der Kathode ausscheidet. Die Verfahren, nach denen dieser Process technisch durchgeführt wird, sind zu mannigfach, als daß sie hier des näheren besprochen werden könnten. Von der ursprünglich angewendeten Methode, als Anode einen Kupfersein von geringerem Kupfergehalt zu verwenden, ist man wieder zurückgekommen. Heute nimmt man nur hochreeentiges Rohkupfer, das entweder rein hüttenmännisch hergestellt ist, oder aber das aus Centenkupfer gewonnen wurde, welches durch Eisen oder elektrolytisch aus unreiner Lauge gefällt wurde und dann in den Hüttenprocess zurückgieng, um schließlich wieder nach genügender Reinigung dem elektrolytischen Raffinationsprocess zugeführt zu werden.

Als Elektrolyt wird eine mit Schwefelsäure versetzte Lösung von Kupfervitriol verwendet. Die Arbeit des elektrischen Stromes besteht demnach in einem bloßen Transport des Kupfers von der Anode zur Kathode, wobei gleichzeitig die Reinigung erfolgt. Der sogenannte Anodenschlamm enthält die ungelösten gebliebenen Verunreinigungen des Kupfers und ist wegen seines Gehaltes an Edelmetallen von der größten practischen Bedeutung. Dessen Schlammquantum beträgt etwa 1 Procent vom Anodengewicht und enthält Gold, Silber, Platin, Kupfer, Eisen, Arsen, Wismuth, Antimon, Zinn, Blei, Selen, Tellur und Schwefel. Seine Hauptbestandtheile sind 15 bis 20 Procent Kupfer, 40 bis 50 Procent Silber und ein halbes Procent auch mehr Gold.

Ein technisch vollkommen ausgebildetes Verfahren, Kupfer direct aus seinen Erzen elektrochemisch zu gewinnen, ist bisher noch nicht gefunden, obwohl manches schon versucht worden ist. Soviel ist wohl das Verfahren von Siemens und Halske das ausführbarste; es ist aber auch noch im Zustand und in Spuren im Versuchsstadium.

Die elektrochemische Zinkgewinnung und Raffinerie vermochte sich bisher noch nicht genügend Geltung zu verschaffen, da es wohl leicht ist, Zink überhaupt auszuscheiden, aber schwierig, es in ausreichender Form zu erhalten. Zudem ist wenigstens die Zinkraffination in einigen Fällen von Erfolg gewesen; man verwendet elektrolytisch gefällte Abfälle des Hüttenbetriebes und so Kratzen, Oxyde, welche. Der Preisunterschied zwischen Spelterzinken, Zink und Zink sind beträgt ein Drittel des Preises des letzteren, so dass durch die elektrochemische Raffination, wenn sie erst allgemein eingeführt ist, eine Verbilligung des Zinkes erwartet werden darf.

Elektrolytisches Zink wird auch aus unbrauchbaren Zinkabfällen der Zinkschlammabraffination gewonnen, aber nicht nur aus reinen Zink, sondern auch Zinklegirungen verarbeitet.

Elektrolytisch kennt man Amerika in großem Maßstabe in den Handel auch hier ist die elektrische elektrische Arbeit nur eine Raffination eines Rohmetalls. Antimon wird in Amerika nach dem

Digitized by Google

Verfahren von Siemens und Halske in sehr reinem Zustande (99·99 Procent) gewonnen. Allein die Elektrometallurgie des Antimons kommt in normalen Zeitläuften wegen des geringen Absatzes wenig in Betracht, da das Antimon hauptsächlich zu Legierungen für Gewehrgeschosse verwendet wird.

Die elektrolytische Entzinnung des Weißbleches wird häufig durchgeführt. Das zurückbleibende Eisen ist hüttenmännisch als Schmiedeisenabfall verwendbar.

Die Elektrometallurgie der Edelmetalle ist heute von größter Bedeutung. Sie umfaßt die Scheidung des Silbers von Gold (Bijouterie-Abfälle, Amalgamschlamm der Kupferraffination u.), des Goldes von Platin und Palladium und die Fällung des Goldes aus den Cyanidlaugen, welche zur Extraction der goldarmen tailings (Amalgamationsrückstände) auf den Goldfeldern Südafrikas dienen. Man hatte früher diese tailings als Abfall beiseite geworfen, da sich ihr Goldgehalt 18 Gramm pro ton nicht mehr durch Quecksilber extrahieren ließ. Heute werden die tailings mit Cyankaliumlösung ausgelaugt. Das Gold löst sich unter Mitwirkung des atmosphärischen Sauerstoffes auf und wird elektrolytisch gefällt. Die Wirkung des Kaliumcyanides kann durch Zugabe kaustischer Oxydationsmittel wie Permanganat oder Cyanaten, die beide ebenfalls elektrolytisch hergestellt werden, unterstützt werden.

Von den Metallen, die durch feuerflüssige Elektrolyse gewonnen werden, ist in erster Linie das Aluminium zu nennen, das nur durch die Elektrochemie eigentlich erst technisch zugänglich geworden ist. Das Princip des Verfahrens ist die Zerlegung von geschmolzenem Fluornatrium-Aluminium Kryolith, dem in dem Maße Aluminiumoxyd (Thonerde) zugefügt wird, als sich Aluminium kathodisch abscheidet. Trotz der Fortschritt benutzt man zur Durchführung des Processes Kohlentiegel, welche mit Elektricität geheizt werden. Die Anode ist stets Kohle, die zu Kohlenoxyd verbrennt, die Kathode besteht am besten aus Eisen. Will man Legierungen, zum Beispiel mit Kupfer herstellen, so benützt man als Kathode geschmolzenes Kupfer. Die Entwickelung der Technik der Aluminiumdarstellung ist ein classisches Beispiel für den unglaublich raschen technischen Fortschritt unseres Zeitalters. Vor wenigen Jahrzehnten war dieses „Silber aus dem Thone" noch kostbarer als dieses selbst, von Jahr zu Jahr sind die producierte Menge und sank sein Preis, so daß heute das Aluminium als ein billiges Metall bezeichnet werden kann. Leider hat die Anwendungsfähigkeit des Aluminiums nicht gleichen Schritt mit seinen Erzeugungsmethoden gehalten. Seine Hauptanwendung ist heute zur Reinigung des geschmolzenen Eisens; allein durch die vor einem halben Jahre bekannt gewordenen Arbeiten Goldschmidts sind der Verwendung des Aluminiums neue Gebiete erschlossen worden. Nach den glänzenden Arbeiten Goldschmidts ist es möglich, nur reines Metall in beliebiger Darstellung aller möglichen Metalle und Legierungen zu bräunen und Temperaturen von etwa 3000 Grad Celsius binnen einer Minute zu erreichen.

Die Metalle Natrium, Kalium, Calcium, Barynm, Strontium und Magnesium werden ausschließlich durch Feuerflüsse Elektrolyse ihrer Chloride hergestellt. Von technischer Bedeutung ist jedoch nur die Fabrication von Natrium, von Legierungen von Blei und Natrium, Zinn und Natrium für Zwecke der organischen Großindustrie und des Magnesiums. Den verschiedenen Verfahren, einen elektrisch zu schweißen, ist durch das oben erwähnte Goldschmidt'sche Verfahren eine Concurrenz entstanden, bei der wohl das letztere siegreich hervorgehen wird.

Wenn auch dadurch scheinbar die Elektricität als directe Arbeitsquelle verdrängt wird, so liefert auch hier die Elektricität in letzter Linie die Energie, die im Aluminium nur accumuliert erscheint.

Die chemischen Reactionen, die von der Elektrometallurgie benützt werden, sind, wie man sieht, von der denkbar größten Einfachheit, sie sind geradezu das Ideal chemischer Analyse. Etwas complicierter ist eine andere Gruppe elektrolytischer Processe, die auch schon zum Theil technische Anwendung erfahren haben. Sie seien der Uebersicht halber einzeln in elektrochemische Processe und in solche, bei denen sich zur Basis der primären elektrischen Zerlegung weitere secundäre Vorgänge abspielen.

Die elektrochemischen Processe beruhen auf der Möglichkeit der Erzeugung sehr hoher Temperaturen durch die Elektricität. Wir gelangen nun zweifellos zu elektrischen Strömen leicht in Temperaturen bis etwa 3500 Grad Celsius, die uns vom chemisch wenn nur von dem in den Gedankenkreis des Verfahrens abgeleiten Gebiet zugänglich sind. Unsere gewöhnliche Stromelektricität ist ja die Wärmeform, welche wegen der Tiefe der Temperatur der Verbrennungsproducte keine Temperaturen liefern kann, die wesentlich über 2000 Grad Celsius liegen. Tatsach nun, daß man mit Strömen in den Temperaturen von 3000 und einen schon weiter hinaufgehen oder einen Lichtbogen von 3500 Grad eingeleitet einzudringen vermag, ist von großer Bedeutung, weil dadurch Dinge möglich werden, die bisher nicht möglich waren. Es ergibt sich daraus ein ungeheures Arbeitsfeld, denn nur 1/1000 der Zustände, die wir bisher kennen, sind bei Temperaturen bis 3000 Grad Celsius untersucht worden. Die Arbeiten Moissan's, die Arbeiten Goldschmidt's, die Arbeiten Borchers' und Anderer haben uns bereits einen Einblick in diese Gebiete gewährt, der uns ahnen läßt, welche Fülle von Arbeit hier noch zu leisten ist.

Es sei nur an einige Beispiele erinnert. Moissan hat gefunden, daß Kalk, Magnesia, Thonerde, Zirkonerde, Titansäure, Borsäure, Kalk, Magnesia und Kohlenstoff.

Es grenzt ans Märchenhafte, was wir über die außerordentlichen Wirkungen des elektrischen Bogens erfahren haben. Vor zwanzig Jahren würde man seinen Augen nicht getraut haben, wenn man gesehen hätte: „Man destilliert Calciumoxyd, läßt den Dampf abkühlen und erhält dann kleine scharfkantige Krystalle"; oder „wir destillieren alle möglichen Metalle"; oder „wir lösen Kohle in siedendem Platin auf und erhalten Graphit". Moissan, dessen Name von der Elektrothermochemie unzertrennbar ist, hat bekanntlich künstliche Diamanten hergestellt, indem er „sich eine gesättigte Lösung von Kohlenstoff in flüssigem Eisen machte und diese dann rasch abkühlte." Und heute sind uns diese modernen Wunder der Naturwissenschaft schon wieder ganz selbstverständlich geworden, nachdem wir auf dem anderen Pole der Wärmeleiter Linde und Dewar mit flüssigem Wasserstoff und Sauerstoff hantieren gesehen haben, als ob es Sodawasser wäre.

Die Technik hat die elektrothermischen Kräfte sich in zweierlei Weise dienstbar zu machen gewußt: zur Fabrication verschiedener Metalle und Legierungen und zur Erzeugung von Carbiden.

Die Carbide sind Verbindungen von Metallen mit Kohlenstoff. Das technisch wichtigste Carbid, das Calciumcarbid, ist ein in reinem Zustande gelblichgrauer krystallinischer Körper, der die Eigenschaft hat, sich mit Wasser zu Kalk und Acetylen zu zerlegen; es wird durch Zusammenschmelzen von Kalk und Kohle mit Hilfe des Lichtbogenofens fabriciert. Das Carbid selbst, wie das Acetylen sind schon so allgemein bekannt, daß ich mich nur auf wenige Bemerkungen beschränken will, welche die Verunreinigungen betreffen. Diese beschen besonders aus Schwefel und Phosphorverbindungen, die aus den Rohmaterialien stammen und bei der Zerlegung mit Wasser Schwefelwasserstoff und Phosphorwasserstoff entwickeln. Das ist in vieler Beziehung lästig; allein der intensive widerliche Geruch des Reinen ist nicht etwa, wie man lange annahm, durch Verunreinigungen verschuldet, sondern, wie an chemisch reinem Acetylen constatiert wurde, eine angeborene Eigenschaft des Acetylens selbst. Beklärung will ich auch bemerken, daß das Calciumcarbid der beste Acetylen-accumulator ist: flüssiges Acetylen in den Handel zu bringen, ist sinnlos. Wenn man nur das Acetylen hätte, müßte man das Calciumcarbid erfinden.

Ueber die Intensität, mit der auf dem Gebiete der Carbid- und Acetylenindustrie gearbeitet wird, läßt sich nur eine Vorstellung machen, wenn man die Patentliteratur liest. Es ist vielleicht derzeit das am meisten bearbeitete Gebiet.

Von den tonnigen wasserzersetzlichen Carbiden ist vielleicht noch das Aluminiumcarbid von Interesse, welches bei der Zerlegung mit Wasser Methan (Sumpfgas) liefert.

Das Carbid des Siliciums, das Carborundum, zeichnet sich durch eine colossale Härte aus und wird durch Zusammenschmelzen von Sand und Coke in Muffelöfen hergestellt. Es hat sich noch nicht recht durchringen können, da es noch nicht billig genug ist. Schließlich wird der Lichtbogen noch zur technischen Erzeugung des Phosphors verwendet. Man glühtet phosphorsauren Kalk, Sand und Kohle und destilliert den Phosphor in einer Kondutgasatmosphäre ab.

Die secundären elektrochemischen Erscheinungen sind häufig recht complicierter Natur; in den einfachsten Fällen werden die durch elektrolytische Spaltung erhaltenen Producte nur durch die Energie, welche die Elektricität zuführt, verändert — das ist z. B. der Fall bei der Fabrication von Aetznatron; oder die Spaltungsproducte wirken aufeinander: Entwickung von Wasserstoffgasen und Chlorgasen; oder es entstehen Wechselwirkungen der Spaltungsproducte auf den Elektrolyten oder dann gelöster Körper: elektrolytische Reductionen und Oxydationen.

Die Hauptproducte der modernen chemischen Großindustrie sind Alkali und Chlor neben einer Reihe von anderen Körpern, die stets mit Zusammenhange damit fabriciert werden. Die Production beträgt sich in diesen Jahrzehnten in enormen Zahlen. Das Natronamalgam, das für die Soda, in deren alkalischen Wirkung ihre technische Bedeutung liegt, in das Kochsalz, die Verbindung von Chlor und Natrium. Nach den eleganten Processen, aber eigentlich auf recht großen Umwegen, werden aus dem Kochsalz Alkali und Chlor erzeugt. Die Weltproduction Jahrzehnt beträgt der Zahlen, und der Braunkohlen, die Zahlen Zusammen des Lebensalters Annuenalks und Jahren in Jahren noch mehr einmal vermehrt das Chlor in der ganzen Kochsalz, Kochsalz durch den Jahrhundert Strom in Chlor und Natrium, welches sich mit dem Wasser sofort zu Aetznatron und Wasserstoffgas umsetzt und verbindet.

Die Frage, welche sich hieraus ergeben und das Problem, die wichtigsten Industrien zu verlegen, muß auf Jahrhunderte verschoben werden. Die Kohlen Chlorgas Jahren natürlich Kalk, aus dem Weltmeer, Kochsalz und Chlorgas ist zu machen. Die mit Chlorkalk und Kalk betrieben wird.

Eine Schwierigkeit ist noch zu nennen, die schon vielen Leuten den Schlaf gekostet hat: die Frage nach dem Absatz. Wenn man die Production der Sodaindustrie nach heute

Digitized by Google

gefährliche Concurrenz darstellen, so wird es doch in absehbarer Zeit insbesondere zwischen Leblanc- und Elektrolytsoda einen Kampf auf Leben und Tod geben; wann das eintritt, ist weniger von den technischen Fortschritte, als von allgemein wirtschaftlichen Factoren abhängig.

Wenn man die Trennung der elektrolytischen Producte der Chloralkalien nicht durchführt, sondern sie aufeinander einwirken läßt, so erhält man je nach den Versuchsbedingungen Hypochlorite oder Chlorate. Beide Versahren werden bereits in der Technik angewendet. Natriumchlorat und Kaliumchlorat sind schon vollkommen eingebürgerte Artikel der elektrochemischen Industrie. Die elektrochemischen Hypochlorite, die primeipiell wichtigen Bestandtheile der Bleichflüssigkeiten, sind hingegen in geringerem Umfange in der Technik in Verwendung. Elektrische Bleichanlagen finden sich aber doch schon vereinzelt in der Textil- und der Cellulose-Industrie. Zur Desinfection städtischer Abwässer haben sie sich nicht bewährt.

Wenn man angesäuerte Wässer elektrolysirt, so tritt Wasserstoff und Sauerstoff auf. Diese beiden Körper sind die typischen Reductions- resp. Oxydationsmittel: ihr Entstehungszustand, in dem sie sich bei der Elektrolyse befinden, wird dann auch zu zahlreichen chemischen Processen ausgenützt. Wir erzeugen auf diese Weise durch elektrochemische Oxydation Kaliumpermanganat und Kaliumbichromat, die altbekannten beiden Oxydationsmittel. Durch die elektrolytische Oxydation haben wir auch zwei ganz neue Oxydationsmittel kennen gelernt, die Ueberschwefelsäure und die Ueberkohlensäure, von denen die erstere, respective ihre Salze schon technisch erzeugt werden. In das Gebiet der technischen Elektrochemie gehört ferner noch die Erzeugung von Jodoform, welches elektrochemisch ungemein rein erhalten wird. Fabricationszweige von untergeordneter Bedeutung sind die Fabrication von Bleiweiß, Chromgelb, Vanillin, Ozon und sonstigen vereinzelten Producten, einzelne elektrolytische Processe in der Färberei, der Gerberei und in der Rübenzuckerfabrication.

Jedenfalls dürfte aus dem Gesagten hervorgehen, daß die Mutter Naturwissenschaft sich ihres jüngsten Kindes, der Elektrochemie, nicht zu schämen braucht; denn es ist wahrlich ein stattliches und hoffnungsvolles Kind.

Dr. Heinrich Seidel.

Ein Epilog zur Winterausstellung.

(Oesterreichisches Museum.)

Hofrath von Scala läßt die Wiener nicht zu Athem kommen. Alle Monate muß man ins Museum gehen. Eine Ausstellung löst die andere ab. Kaum wird einem Zeit gegönnt, über die Exposition, die unter dem Namen Winterausstellung zu Weihnachten stattfand, das Resumé zu ziehen.

Am letzten Tag hat auch der Kaiser die Ausstellung besucht und so dem Hofrath die letzte Genugthuung geboten, während die Weihnachtsausstellung des Kunstgewerbevereins von ihm ignoriert wurde. Einige Aussteller beschleicht waren freilich naiv genug, auf den Besuch des Kaisers zu rechnen. Sie hatten sich eingefunden, und in der Ausstellung wurde krampfhaft geputzt und geschwenzt. Allein der Liebe Müh war umsonst: der Kaiser, sowie sämmtliche Erzherzoge, die bisher das Museum besucht haben, giengen vorüber. Ich glaube auch nicht, daß man es in der Nähe des Thrones jemals vergessen wird, daß man den hohen Protector über die Person des Hofrathes täuschte, um ihn für die Zwecke des Kunstgewerbevereins auszunützen. Der Ausspruch des Protectors: daß er es nicht mit der Stellung eines Directors vereinbar finden könne, ausländische Fabrikate im Museum zum Verkaufe zu bringen, hat das Verleumdungsgewebe zur Gänze aufgedeckt. Wäre dem wirklich so, hätte man freilich das Vorgehen des Erzherzogs verständlich gefunden. Da aber diese Beschuldigung vollständig aus der Luft gegriffen ist, so entpuppt sich die ganze Scalahetze als ein gewöhnliches Geschäftsmanöver von unerhörter Kühnheit . . .

Durch die Winterausstellung haben die Wiener viel Neues gesehen und Neues hinzugelernt. Dieses eine Jahr Directionsthätigkeit des Herrn von Scala hat überhaupt das Wiener Kunstgewerbe weiter gebracht, als die vorangegangenen zehn Jahre zusammengenommen. Das will allerdings noch nicht viel sagen, da man sich in dieser Periode überhaupt nicht von der Stelle bewegt hatte. Aber wir können nun beruhigt sein: wir marschieren wieder.

Wie hat sich nun das Publicum den neuen Bestrebungen gegenüber verhalten? Ist es auf gutem oder schlechtem Wege? Würde der Streibume unterstützt und derjenige, der ihns leidt ge macht hatte, zu Stricke gelassen, oder umgekehrt? Wir kommen freudig konstatieren, daß sich das Publicum sehr gut gehalten hat. Mit richtigem Instinete hat es das Richtige unterstützt und auf diese Weise jede Verwirrung, die sich sonst in den Kreisen unserer Kunsthandwerker eingeschlichen hätte, hintangehalten. Eine Ausnahme für diese gibt es daher nicht mehr. Sonst muß es immer: „Ja lieber Herr, Sie mögen ja sehr recht haben — in England oder Amerika. Aber Sie können unsere Wiener nicht. Sie sind eben kein Geschäftsmann." Mit Verlaub, Ihr Herren: die Wiener haben Euch jetzt gezeigt, daß sie mir auch in Wien recht geben. Sie haben gezeigt, daß sie gewillt sind, dem Tapezierer den Laufpaß zu geben und sich selbst einzurichten. Das beweisen die zahlreichen Einzelmöbel, die gekauft wurden. Früher, unter der Herrschaft des Tapezierers, hätte sich das niemand getraut. Das paßt am Ende nicht in meine Wohnung, hätte man wohl damals gesagt. Und es paßte auch nicht. Jedes Zimmer bildete ein abgeschlossenes unveränderliches Ganzes, in das man nicht einmal einen neuen Blumentopf hätte hineinstellen dürfen, ohne seine Wirkung zu zerstören, geschweige denn einen ganzen Sessel. Und die Sessel, die darin standen — einer wie der andere: eine „Garnitur" — konnten in keinem andern Zimmer mehr untergebracht werden. Es gab überhaupt keine ähnlichen Sessel mehr auf der Welt, sie waren spreiell für dieses Zimmer entworfen, gezeichnet und gestichtet. Man nannte das merkwürdigerweise „der Individualität Rechnung tragen". Verständlich wird das Wort nur, wenn man vervollständigt: der Individualität des Tapezierers.

Den Ehrgeiz, Möbelstücke zu haben, die kein andrer mehr besitzt, scheinen wir glücklich aufgegeben zu haben. Viele Sessel wurden wohl an die dutzendmal nachbestellt. Freilich sinds lauter Sessel nach englischen Originalen gewesen. Aber das thut dem heimischen Kunstgewerbe keinen Abbruch. Denn es zeigt uns, daß das Publicum einen guten englischen Stuhl einem nicht so guten österreichischen Stuhl vorzieht. Und das ist recht. Umgekehrt wärs schrecklich. Denn dann würden unsere Stühle folgerichtig von Jahr zu Jahr schlechter werden. Es gibt allerdings die sonderbare Ansicht, daß es ungelehrt sei. Dann müßte aber auch die Verpflanzung des Rudrers nach England der englischen Musik und Dirigierkunst nachtheilig werden.

Die Engländer sind schlechte Musikanten, aber gute Sesselmacher. Ueber das Geheimnis des guten Sitzens und richtigen Ausruhens spintisieren die englischen Tischler schon ein Jahrhundert herum. Wir wären Narren, wenn wir ihre Versuche nicht benützen würden. Während wir die Zeit mit der Suche nach dem neueren Sessel verplempern, arbeiteten die Engländer unablässig an dem Besseren. Arbeiten wir daher nach englischem Muster, das seine Wirkung schon bewiesen hat. Versuchen wir es, den besserrn Sessel zu finden. Der wird sich von dem englischen Stuhl nicht sehr unterscheiden. Denn der ist ja schon ganz gut. Auf den Millimeter wird es da ankommen.

Also mit der „Garnitur" ist es zu Ende, der einzelne Sessel hält seinen Einzug in unsere Wohnräume. Nur eine Ausnahme gibt es: das Speisezimmer. Dieser Raum führt alle Angehörigen zu einer ganz gleichen Thätigkeit auf kurze Zeit zusammen. Da gibt wohl jeder einzelne gerne etwas von seiner individuellen Bequemlichkeit auf, um ein gleichartiges Speisen zu ermöglichen. Denn das kann man von guter Gesellschaft verlangen. Und so hat dieser Raum noch am ehesten ein Recht, von ein und demselben Kunsthandwerker, sei er nun Architekt, Tapezierer oder Tischler, eingerichtet zu werden. Im Museum haben wir ein solches im Theratontikle mit eingelegten Linien, Buz in Mahagoni (Bamberger), das auch dem Mittelstande erreichbar sein wird, und ein solches aus deselben Zeit, aber mehr im französischen Geschmacke in fürstlicher Pracht und reicher in discreten Reichthume, so daß der außerordentliche Werth dieser Prachtstücke nur dem genauen Kenner erkennbar wurde Portois und Fix. Von den übrigen Räumen aber kommen wir mit Recht verlangen, daß sie so beschaffen sind, daß sie jederzeit auch anderen Möbeln, welchem Stile, welchem Materiale und welcher Zeit sie immer auch angehören mögen, ohne der Wirkung zu schaden, Aufnahme gewähren können. Auch der Salon. Dass dies möglich ist, bewies ein Salon in Biedermeierstil. Siegmund, nicht Sandor, Jacob. Eben die Wahl dieser Möbel bewies einen Bruch mit dem Althergebrachten. Bisher hat man merkwürdigerweise dieses Stil in polierten Zwischen nie angewendet. Der Grund ist unaufindbar. Es gehörte Muth dazu, mit der Tradition zu brechen. Dieser Muth wurde aber auch belohnt. Ein vornehmerer Holzton, als das polierte Birnholz, ein herrlicheres Glanzbraun, gleich einer feinen Tabakpfeife, mit einem leichten Silberglanz, läßt sich nicht ausdenken. Das Schwergewicht liegt natürlich in der Bauderstellung, dem Kamin und dem Wandschranke, also Dingen, die nicht zum Mobiliement, sondern zum Baue gehören. Jene, die der Bröhler stets von einer Person auf Beschaffung wird aufzeichnen lassen müssen. Auch das gehört also in das Reisort des Architekten, Decorateurs oder Tischlers. Obwohl aus begreiflichen Gründen vorwiegend Möbel aus Birnholz in dem Raume aufgestellt waren, natürlich nicht als „Garnitur" — so bewiesen doch die zahlreichen anderen Stücke, daß dieser Raum auch andere Möbel verträgt. Ein Prachtstück, vortrefflich im Material und in der Gründung, ist der Kamin. Die ganze Wand bestehend in Marmor und einer künstlichen Lampfatte, die von zwei in Kupfer und Messing getriebenen Lilien decoriert wird. Diese zwei naturalistischen Blumen, diese Erfindung eines Künstlers, der als einzelner Kupferschmied seinen Lebensunterhalt gewinnt, sind Meisterwerke in japanischer Raumauffassung. Und doch hat der wackere Kupferschmied Nichts von den japanischen Eselsohren mitbekommen. Aber die Kunst trotzt in der Zeit und kümmert sich nicht um die Schule. Auch Tapezierer wurde ein Abtrünniger, ein Italiener: als er die Zeit wollte

Digitized by Google

Die gesammte bildhauerische Ausschmückung rührt von Franz Zelezny her. Das größte, was er vielleicht geschaffen hatte, ist in diesem Raume. Eine Supraporte ist es; es heißt die „Nacht". Nicht das bekannte schläfrige Frauenzimmer. Ein Stück Ahnthusstunde. Aber der Beschauer fühlt mit dieser Stunde, die sich matt und müde zur Ruhe gelegt hat. Schlaff hängen die Blätter. Die ein jorngewordenes orphisches Lied von Constantin Christomanos, ein Lied aus jenen Tagen, in denen der Abend traurig, die Berge sich lehnen und die Bäume träumen. Dabei ist das Ganze stark in Holz empfunden, ohne Anlehnung an den Steinakanthus.

Am schwersten war die Forderung, der späteren Entwickelung des Zimmers freien Lauf zu lassen, bei den drei ausgestellten Schlafzimmern zu erfüllen. Eines, das Mansardenzimmer eines Jagdschlosses Müllers, ist von dieser Forderung befreit. Ein Jagdschloss wird nur kurze Zeit bewohnt. Es hat daher nur die Function eines Fremdenzimmers zu erfüllen, dessen Einrichtung man auch gelegt einem andern überlassen kann. Die andern sind sind aber nicht danach eingerichtet. Und doch verdienen sie volle Beachtung. Praktisch sind wohl beide nicht, aber die technische Behandlung des Holzes ist bei beiden Schule machend. Das eine, ein Herrenzimmer von Niedermoser nach dem Entwurfe des Architekten Hammel, ist in gringebeitzem Kirschenholz. Bildhauerarbeit und Beschläge bringen es zu reicher Wirkung. Das andre, ein Mädchenschlafzimmer aus poliertem Ahornholz (Schönthaler), erklärt der Holzschnitzerei direct den Krieg. Einfacher kann man nicht mehr arbeiten. Der ganze Reichthum liegt in der staunenerregenden Aceuratesse. Die ganze Vornehmheit besteht in der genauen Arbeit. Der Raum wirkt so vornehm wie ein genau gearbeiteter Schuh. Solche Wirkungen lassen sich nicht durch billige Arbeit initiieren. Diesem Stile steht die Imitation machtlos gegenüber. Das Zimmer ist wohl der Tischlerei höchster Triumph. Sie ruft: Bildhauerei, ich brauch dich nicht! Vergolderei, ich brauch dich nicht! Ich brauche keine Gesimse, keine Beschläge, keine Drechslerarbeit! Ich füge nur Bretter zusammen. Genug!

Adolf Loos.

Das Erscheinen der Autoren.

Zu dem Aufsatze „Premièren" in Nr. 228 der „Zeit", welcher anregte, dass sich die Autoren bei ihren Premièren nicht mehr dem Publicum zeigen sollen, sind uns folgende Zuschriften zugekommen:

Wien, am 15. Februar 1899.

Verehrter und lieber Freund!

Du verlangst meine Meinung über das Erscheinen der Autoren vor dem Publicum. Nun, ich habe bis in die letzte Zeit eigentlich nicht viel über diese Frage nachgedacht und, ganz dem Herkommen huldigend, jeden Autor eingeladen, den Beifall des Publicums, welcher der Premieren in erster Linie dem Werke und hiermit dem Verfasser gilt, persönlich zu quittieren. Es schien mir ganz natürlich, dass der Zuhörer die persönliche Bekanntschaft mit einem Dichter suche und wünsche, wenn er an seinem Werke Gefallen gefunden hat, und unter dieser Voraussetzung hielt ich sogar das Erscheinen des Autors vor dem Publicum für eine gehobene Artigkeit. Dass man aber die persönliche Bekanntschaft mit einem Dichter suchen dürfe, um ihn über seinem Werk zu hofen, das soll doch in guter Gesellschaft nicht vorkommen und geschieht es dennoch, wie zuweilen bei den Premièren seit Jahrezeiten, so hatte ich allerdings dafür, dass der Schriftsteller die Gesellschaft meiden solle, in der er Zumuten ausgesetzt ist! Wie man Gassenbuben auf der Straße aus dem Wege geht, weil man sich nicht mit Schmutz bewerfen lassen will. Vielleicht erspart man auf diese Weise auch dem grossen Publicum die Beschämung, aber das Beschämen einzelner, denn es doch nur schwer entzogen werden kann, erröthen zu müssen. Ein Bubenstreich ist in einem Raume, in welchem zwei taminen Personen versammelt sind, leicht ausgeführt, ehe man ihn hindern kann, und was man dann auch anwenden mag, um ihn gleich zu ahnden, verschlimmert nur seine Folgen.

Ich möchte nicht missverstanden werden. Ich wende mich nicht gegen das „Rufen", das nach meiner Meinung jedem billig sein muss, denn das Klatschen doch ist, aber ich spreche jedem Theaterbesucher entschieden das Recht ab, durch schrille Pfife die Vorstellung zu stören und das Publicum zu terrorisieren. Vielleicht bringt diese Bemerkung eine allgemeine Abstimmung der Besucher zur Bahnung, auf jeden Fall wird ihr einen viel Freude am Applaus bereiten. Dann freilich müsste es darum doch nicht ausbleiben, dass Dichter kommen auch belohnt zu werden, wenn sie nicht vor dem Publicum erscheinen, wie wir es vierzehn Tage vor dem Zuspiel „Unser Fräulein", während der Aufführung der komische „Stolze Herrchen", welchen nunmehr Auch da erinnte ganz ohne jede Beranlassung zu derselben Pfeife, mehrfach auch ein Beifallsruf desselben rohen Gesellen, trotzdem der Dichter, in solchen Falle eine Tonne, gar nicht im Hause weilte. Aber jeder Dichter, der seiner Premiere fern bleibt, kann sich unmöglich mit Schützen decken, man soll sich im allgemeinen decken, wenn sie nicht Lobes sind. Und wenn die Zahrenlose einen Applaus nicht hört das Publicum vernehmen werden, als die drei Zuschriften Annehmen ausdrückt sind, so wird das Publicum doch endlich mit den einschwingen, wenn der Beifall nicht für so unbedingten Beifall zeugen. Dann soll auch man wissen, ob den Premieren gefallen, ob die Stücke, die gute Tage allzeit gefangen, nonstuck gefallen oder nicht.

Ein Wort noch über „der alte Lumpenhund" Stile, der Stücke anderen zu gehen und erst am Ende den Dichter zu nennen, die Tür hier das Beste kommt. Sie ist es auch nach meiner Meinung, trotzdem die Anonymität das Verfahren — Das weiß Du ja so gut wie ich — lange nicht mehr besteht. Die Hauptsache an dieser Sitte ist, dass der Name des Verfassers erst am Schlusse der Erstaufführung seines Werkes und nur auf Verlangen genannt wird. Das Publicum spricht also erst in voller Kenntnis der Sache sein Urtheil. Ist es einmuthig in der Beurtheilung, so kommt es nicht einmal zur Autorprobe. Wird aber der Name des Verfassers laut gerufen verlangt, so kann dann jeder bei der Nennung sein Urtheil durch Klatschen, Stillschweigen oder Zischen in die Wagschale werfen, dann ist die Aeußerung des Publicums ein Urtheil, aber keine Beschimpfung.

Ich weiß nicht, ob die Dichter gemeinsam gegen die Verrohung des Benehmens im Publicum bei den Premieren manifestieren werden, aber das eine steht bei mir seit der Premiere des Lustspiels „Unser Käthchen" fest, während welcher ich Theodor Herzl dem bekannten Bubenstreich ausgesetzt, indem ich ihn gegen seine bessere Ueberzeugung überredete, vor das Publicum zu treten: ich werde erst dann wieder einen Dichter veranlassen, persönlich für den Beifall zu danken, wie stürmisch ihn das Publicum auch dem Werke spenden und wie laut es auch nach seinem Schöpfer verlangen mag, wenn man auch im Zuschauerraum bei Premieren wieder zur Ruhe und Ordnung zurückgekehrt sein wird.

Herzlich und freundschaftlich treu ergeben

Emerich von Bukovics.

*

Ueber Wert und Wirkung des Erscheinens der Autoren vor dem Publicum kann man streiten. Hindern kann man dasselbe nicht. Das Publicum fühlt sich nicht bevormunden und der Autor unterstützt seiner Handschrift. Ihm gilt der persönliche Gruss als Sieg und je kraftiger dieser Sieg ist, je schneller wird der Autor denselben durch die dankende Verbeugung quittieren. Gestärkt ist dabei gewöhnlich nur der Ueberrister der Freunde, der zur Opposition reist. Der Hervorruf des Autors ist ein Gewohnheitsrecht, das sich überleben muss. Mit Gründen ist demselben nicht beizukommen.

In größter Hochachtung

Wien, am 16. Februar 1899. **Ernst Gettke.**

*

Lieber Hermann!

Du hast in Deinem letzten Aufsatz „Premièren" in sehr interessanter Weise auf gewisse Uebelstände hingewiesen. Ich glaube auch, dass diese Uebelstände behoben werden können. Wünscht jemand nur als Autor genommen zu werden, so darf er eben nicht anderes sein; will jemand keine Freunde, so darf er nie liebenswürdig, will er keine Feinde, nie grob sein. Und ein Mensch von Temperament wird immer Freunde und Feinde haben. Aber das ist ja sehr gleichgiltig. Das grobe Publicum — das man mit Unrecht unterschätzt — applaudiert nur aus Dank. Dies Publicum kann sich irren, aber es ist edel.

Wenn Du mich aber fragst, ob ich für das Erscheinen des Autors bin, dann sage ich, so wie Du, nein! Das steht nicht im Widerspruch mit dem, was ich früher sagte. Ich finde es einfach nicht geschmackvoll, mich vor Menschen, die mich persönlich vielleicht gar nicht leiden wollen, zu verbeugen. Und die „paar hübschen Frauen", die Du in Deinem Aufsatz erwähnst, nun diesen kann man ja auch später danken.

Es grüßt Dich herzlichst

Wien, 12. Februar 1899. **Leo Ebermann.**

*

Wien, 13. Februar 1899.

Lieber Freund!

Ich soll Dir meine Meinung über das „Erscheinen der Autoren" sagen, schreibst Du mir. „Nur ein Ja oder Nein." Also: Ja! Ich bin ganz Deiner Meinung, dass wir nicht erscheinen sollten — auch wenn man uns recht wohlgemeint. Denn unbestallen — na, ich will den Teufel lieber auch an die Kampe malen. Ich bin gegen das Erscheinen der Autoren, nicht weil ich mir davon eine ruhigere, sachlichere Beurtheilung der Stücke erhoffe, die durch andere Voraussetzungen bedingt ist, sondern aus einem ganz persönlichen Grunde. Weil ich nämlich bei den Premieren der Ansicht bin, dass dieselben unmöglich ohne innerlichen Anstoß, wenn sie so aus der Coulisse hervorn, die einen feiertich, wie ihre eigenen Lechenbitter, die andern mit schlecht gespielter Gleichgiltigkeit, ein Ballettfächeln auf den literaten Lippen. „Der arme Mensch, er ist so blöde!" höre ich dann gewöhnlich um mich herum sagen. Und weil er sich gar so sehr zu anghigen scheint, der „arme Mensch", ist man so grossmuthig und ruft ihn noch einmal. Das ist ja recht demuthigend und drückt den heute ohnedies bereits recht kraftvorlegen Wert der Hervorrufe noch mehr herab, wenn man nicht das Zeug in sich fühlt, sich nur eine Augenblicke zu halten. Ich weiß, es ist ein sehr kleiner Theil, den ich mit meinem Gefühl aufregt, alle Blöße, alle ein „armer Mensch", also — nein, nein, ich bin entschieden gegen das Erscheinen der Autoren auf der Bühne. Aber gegen das Erscheinen aller Autoren, nicht für eine Loge einzelner, etwa für einen Club der „Nichterscheinen", wie es in Deinem Provinzblatten Sprache der „Nichtmitarbeiter" gibt, deren Mitglieder am Abreichen an der Kontrecasse prangen, damit die Leute auf der Straße gleich wissen: Aha, das ist kein Flegel, das ist nur einfach ein Verzweifelnagliedt! Denn dann könnte man mit mehrer Logik: Hier wohnen, um vor dem Publicum, das uns doch recht gern hat, nicht als Flegel zu erscheinen, das irgendeine Imitation Etwa durch eine Verneigung auf dem Theaterzettel. Zum Beispiel:

„Der Adler

Schauspiel in drei Acten von Hermann Bahr

Mitglied des Vereins der Nichterscheinenden."

Diese Idee stelle ich Dir für eine neue Abendsage gratis zur Verfügung. Doch, im ernste, ich bleibe dabei, dass alle Autoren auf das Erscheinen persönlich teilen. Die Leute mögen die Darsteller feiern, das persönliche Talent der Autoren einfach übersehen werden. Das wäre radical. Und dafür stimme ich.

Herzlichst Dein

G. Karlweis.

Brünn, 11. Februar 1899.

Lieber Herr Bahr!

Der Hervorruf des Autors ist ungebührig. Auf die Bühne gehört einzig und allein der Schauspieler, in Ausnahmsfällen der Regisseur; das Beifallklatschen gehört dem Schauspieler und es ist ebenso unpassend, einem Schriftsteller, einem Dichter durch klatschen Anerkennung zu zollen wie einem Kunstreiter. Der Schauspieler wirkt persönlich, der Autor mit seinem Werke: indem er erscheint, macht er seine Person zum Mittelpunkt der Aufmerksamkeit, stellt seinem Werke im Wege, führt das Publicum aus der Sphäre der Illusion, des Genusses und der Erkenntnis in die ernüchternde Wirklichkeit. Will er denn gesehen, nicht vielmehr gehört und gelesen sein?

Abgesehen davon, daß das Werk, einmal in die Welt gesetzt, sein Eigenleben führt, von einer Phase zeugt, der der Verfasser im Augenblicke sicher entwachsen ist, birgt sein dankendes Erscheinen vor der Rampe halb und halb auch die Sanctionierung der Darstellung, die Unterwerfung unter das Urtheil des Publicums, während, wenn dieser Darstellung, diesen Publicums, dagegen doch die Dichtung allen Künstlern offen steht, dem Urtheil des Publicums aller Theater und auch kommender Zeiten unterworfen ist. Sicherlich wird es auch vorkommen, daß das Urtheil über das Werk durch Grundgunst, die außerhalb der Kunst liegen, beeinflußt wird.

Es wäre dankenswert, zu erfahren, woher sich diese Unsitte schreibt, es kann noch nicht solange her sein, daß sie Mode ist. Kunst und Theater gehen aber Wege, die sich nur gelegentlich berühren oder zusammenlaufen. Kunst ist still, innerlich, in ihrem Interesse liegt es, die Bedeutung der Erscheinungen eines Dramas hervorzudrängen, im Wesen des Theaters liegt es aber, seinen Actionen den Schein des Unerhörten zu geben. Der Markt widerhallt: „Premiere, Sensation, Creation. Hilf, was helfen kann, wir müssen leben, sagt der Director, Autor der als Deutsche!"

Dies muß aus der Mode kommen, die Uebergangung muß allgemein werden, daß derjenigen unsichtlich ist. Ich erscheine nie mehr auf der Bühne.

Ich grüße Sie herzens. **Philipp Langmann.**

*

Wien, 12. Februar 1899.

Lieber Herr Bahr!

Sie sind also dabei? Und ich bin auch dabei und das sehr: Der Autor hat bei der Premiere nicht vor dem Publicum zu erscheinen. Es gibt nicht einen einzigen triftigen Grund, der für das Erscheinen des Autors anzuführen wäre. Warum „ruft" man ihn denn? Weil bisher der Missbrauch besteht, daß er kommt, so hält es der Director für nöthig, daß er einen durch die Claque, die er beruft, zu thun ihm in Form des Rufens und Verwandten den Gefallen, damit er eine Freude habe, und in den allerbestrichten Fällen, wo selbst das große Publicum mitthut, geschieht dies auch fast nur aus Neugierde, den Autor zu sehen.

Trotzdem hat bei der Premiere von „Das neue Alibi" dem Dr. Herzl, als dieser sich durchaus nicht zeigen wollte, in heller Aufregung zugerufen: „Sie müssen hinaus, es ist schon wegen 'm Geschäft!" Aber der Dr. Herzl war so klug und so geschmackvoll, doch nicht „hinaus" zu gehen — und das „Geschäft" ging trotzdem famos.

Gewiß, die Directoren wollen, daß wir uns aus Geschäftsrücksichten dem Publicum zeigen. Wie irrig das! Wir Alle wissen, daß Hervorrufe — und leien sie so zahlreich wie die fours noirs einer Saison — noch keinen Durchfall zum Erfolg, zum „Geschäft" gemacht haben, und ein echter Erfolg wurde auch nicht zum Durchfall nur deshalb, weil der Autor nicht erschien.

Bei unseren ersten Stücken, da reist es uns allerdings mächtig, uns dem Publicum zeigen zu können, weil sich ja vorher und bisher so viele andere gezeigt haben, die wir beneideten. Wir wollen auch den Triumph auskosten, nach der Schlacht gefeiert zu werden. Aber wenn — und es war oft gar kein Anlaß, daß wir uns zeigten. Wie tief beschämt war dann jeder von uns, wenn er bald darauf die klare Empfindung bekam, daß das Stück nicht gefallen hat. Und wenn man so „hinter der Scene" steht und ein noch so feuriger Theaterhasi ist, ein „Routinier", wie man mich mit Vorliebe schimpft — man merkt es trotzdem nicht gleich: „Hat's gefallen? Hat's nicht gefallen?" Man nimmt sich vor: „Erst nach der Vorhang wundertens kaltmal in die Hohe gegangen sein, bis ich 'ranstehe". Man bleibt handhalt. Da drangen die Schauspieler. Da drängen namentlich die Schauspielerinnen und meistens die jüngsten und hübschesten. Man fragt mit der größten Eitelkeit: „Hat's denn wirklich gefallen?" Sie antworten mit dem Optimismus der Rounddanten: „Das hören Sie doch!" Man zögert noch immer. Da kommt der Regisseur und fährt einen an: „Lassen Sie doch die dumme Bescheidenheit! Wenn Sie jetzt hinausgehen, ziehen wir nachher noch dreimal an, und wenn Sie's nicht thun, ist's aus....." Die Leute sind ja schon ganz und vom Applaudieren!" Und zum Inspicienten gewendet, schreit er: „Vorhang!" Der Inspicient druckt electrisch, die Schauspieler kerren, der Sie grüßen stößt.... na, da geht man endlich hinaus und macht sein Bückel und — da kommt es Einem dann also zu Bewußt wurde: Du — du bist in der That gestickt. Stehen Sie nun jetzt da oben! Zum Teufel, das ist eine Stimmung, lieber Herr Bahr.... na, Sie kennen sie ja auch! Man machte fort, die Schauspieler laufen einen nicht aus. Man kommt: „Aber sie sticken doch!" — „Ah, sie sind erst. Freude, erst recht unaufgefährte Collegen oder ein paar mitgenaunte Connexionen — die machen doch nicht das Publicum aus! Horen Sie nur, wie applaudiert wird! Vorhang! Jetzt's den Dichter hinaus" — Und es wird wahr halsig jetzt stärker applaudiert, aber nur deshalb, weil eben gerufen wurde. Also nicht zum Lobe des Stückes, nicht zur Ehrung des Autors, nein, aus der erwachenden, rein persönlichen und sehr menschlichen Empfindung der Rechthaberei jedes einzelnen im Publicum: „Du siehst.... na wart', Dich applaudiere' ich nieder!" Und der beginnenenmerkte Autor muß da oben stehen und — wenn er noch ein gutgeschaffener, guter Autor ist — kriegt er dabei alle Zustände und das darauf — wenn er nicht mit der Presse sehr gut steht — auch die allerschönsten Complimente: ob er taub gewesen, ob er das Zischen nicht gehört, daß er das Publicum rief u. dgl. mehr. Es gibt dafür schon eine stattliche Anzahl gereifter Recensentenworte.

Nach meiner Meinung hat der Autor schon nach der Generalprobe nichts mehr im Theater zu schaffen: er irritiert nur die Schauspieler. Und ist er nicht imstande, bei den Proben zu nützen — die wenigsten Autoren nützen — so bleibe er auch den Proben ferne. Seine Stücke wirken für sich, und er erwartet ja auch nur die Wirkung von seinem Stück.

Ja, hat ein Stück rechten Erfolg gehabt, dann sei meinetwegen die 25. ja schon die 15. oder 11. Aufführung der Ehrenabend des Autors, an dem er sich dem Publicum zeigen kann. Aber nicht, um dem Publicum zu danken, vielmehr um den Dank des Publicums entgegenzunehmen. So denkt er nicht mehr um die Gunst des Publicums, denn er hat ja nun dem Publicum etwas geboten.

Also abgemacht? Bei einer Premiere erscheinen wir nicht mehr! Mit den verbindlichsten Grüßen und schönstem Dank für Ihre so überaus kluge Anregung bin ich, lieber Herr Bahr, Ihr aufrichtig ergebener

Victor Léon.

PS. In einem „Dramaturgischen Brevier" habe ich das Lessinge „Hamburgischer Dramaturgie" das 36. Stück (1. September 1767) exerpiert. Es handelt vom „Hervorruf des Dichters" und lautet:

Corneille ward im Theater wie in seinem Hause angesehen; und wenn der Hausherr erschien, was ist billiger, als daß ihm die Gäste ihre Höflichkeit bezeigen? Aber Voltairen widerfuhr noch ganz etwas anderes: das Parterre war begierig, den Mann von Angesicht zu kennen, den es so sehr bewundert hatte; wie die Vorstellung also zu Ende war, verlangte es, ihn zu sehen, und rief und schrie und lärmte, bis der Herr von Voltaire herauskerten und sich begaffen und beklatschen lassen mußte. Ich will nicht, welches von beiden es mich hier mehr befremdet hätte, ob die kindische Neugierde des Publicums oder die eitle Gefälligkeit des Dichters. Wie denkt man denn, daß ein Dichter aussieht? Nicht wie andere Menschen? Und wie schwach muß der Eindruck sein, den das Werk gemacht hat, wenn man in eben dem Augenblick auf nichts begieriger ist, als auf die Züge des Meisters hingegen unbekannte? Das muß Meisterlust, dünkt mich, erstallt und so ganz mit sich selbst, daß wir des Urhebers darüber vergessen; daß wir es nicht als das Product eines einzelnen Wesens, sondern der allgemeinen Natur betrachten. Die Täuschung muß sehr schwach sein, man muß wenig Natur, sehr viele Künstlerei empfinden, wenn man so neugierig nach dem Künstler ist. Es wenig schmeichelhaft also im Grunde für einen Mann von Genie das Verlangen des Publicums, ihn von Person zu kennen, sein müßte und was hat er dabei auch wirklich vor dem ersten besten Mittelmäßige voraus, welches der Pöbel gesehen zu haben eben so sehnig ist? — so wohl scheint sich doch die Eitelkeit der französischen Dichter dabei befunden zu haben. Denn da das Pariser Parterre sah, wie leicht ein Voltaire in diese Falle zu locken sei, wie zahm und geschmeidig so ein Mann durch zweideutige Caressen worden könne, so machte es sich dieses Vergnügen öfter, und selten noch machten ein neues Stück aufgeführt, bessere Verfasser nicht gleichfalls hervor musste, und auch ganz gern hervor kam. Von Voltaire bis zum Marmontel,*) und vom Marmontel bis tief herab zum Cordier**) haben fast alle an diesem Prunger gethanden. Wie manches Armeiunder gesicht mußte darunter gewesen sein! Die Polge gung endlich so weit, daß sich die Ernsthaftesten von der Nation selbst darüber regerten. Und nur erst ganz neulich war ein junger Dichter kühn genug, das Parterre vergebens nach sich rufen zu lassen. Er erschien durchaus nicht: sein Stück war mittelmäßig, aber dieses sein Betragen desto braver und rühmlicher. Ich wollte durch mein Beispiel einen solchen Uebelstand lieber abgeschafft, als durch zehn Meropen ihn veranlasst haben.

*

Wien, 13. Februar 1899.

Lieber Bahr!

Ob ein genehmer Autor erscheinen soll oder nicht? Nichts ist gleichgiltiger für das innere Schicksal der Premiere; nichts gleichgiltiger für das fernere Schicksal des betreffenden Stückes. Jeder Autor möge es daher in jedem Falle halten, wie es ihm beliebt. In Geschmacks- und Stimmungs fragen gibt es keine Solidarität.

Herzlichen Gruß. Den ergebener

Arthur Schnitzler.

*

Berlin, 14. Februar 1899.

Lieber Herr Collega!

Mit Vergnügen ersehe ich aus der letzten Nummer der „Zeit", die Sie mir freundlichst haben zugehen lassen, daß Sie auch noch immer die Absicht hegen, Ihre kostbarste Feder in den Tiegel des Theaters zu stellen — denn Sie sündigen uns schon seit den ersten Quartalen an, den Ihnen nachsten Bühnenwerke dem Hervorruf des Publicums seine Zeige zu leisten, voraussetzt allerdings, daß alle anderen Bühnenbrüderlichen die gleiche Entlagung üben wollen. Sie werden also bei Ihrem nächsten Bühnenwerk unter dem stürmischen Beifall der Hörer auch jedem Act dreimal hinter dem Vorhang bleiben und die ermüdeten Hände des treuen Hauses durch eine musikalische Berathung beantworten. Das ist zudrund und geht von Ihnen, lieber Herr Bahr! Es ist vornehm und schamhaft, aber ob es auch ebenso geschmackvoll ist, will nur zweifelhaft erscheinen. Wie die Theaterleiten sich einmal gebildet haben, so das verlangte die Erscheinen des Autors vor dem Vorhang. Eine einzige ausnahmsweise Applaudierung des Erfolges, aber die war verlangen, und leider kennen wir eine solche Applaudierung recht vielfachen. Sie müßte, ebenso gut wie ich, daß es eine große Kunst von Directoren gibt, die im Theater an einem gegenbrauchlichen Abgeneigt leben. Sie sind deutlich erfolg bringend.

*) Jean Jean aus de Marmont (Jean Jean aus de Marmont, 1723–1799). Dramatischer Schriftsteller.

**) Alf. Cordier de Launay-Jean aus Cordier, etwa um 1850–1880.

Digitized by Google

nicht gesehen. Ich fürchte, dass diese festliche Absatz der Muse sich immer weiter verbreiten wird, je indiscreter die Schriftsteller sich in das Dunkel der Coulissen zurückziehen. Und ich vermag auch Ihre Besorgnis nicht zu theilen, dass das Verschwinden des Autors auf der Bühne die Gefahr mit sich bringe, das Urtheil des ersten Abends zu einer Abstimmung über seine Person umzuwandeln, während doch nur eine Abstimmung über sein letztes Werk erbeten wurde. Mein verehrter Freund! Wenn ein Bühnenwerk wirklich Werk von den Hörern ergreift, wenn es sie völlig gefangen nimmt, und sie für widerstandslos in das Augenblicksleben der Scene hineinreißt, sei es nun durch lustige oder erschütternde Wirkungen, so wird gar keine Erinnerung mehr an die Person des Verfassers zurückbleiben, und nur das Gericht der Sache wird den Erfolg entscheiden. Hat aber das Werk eines Bühnenschriftstellers nicht die Kraft, seine Person vollständig auszulöschen und vergessen zu machen, so wird es auf dem Theater nicht lange aufrecht bleiben. Ich denke also, wir thun klüger, an den Theaterstücken zunächst nichts zu ändern, die Erfolge freylich auszufosten, wie sie sich uns bieten, und es dem Publicum auch in Zukunft zu gestatten, dass es uns schonungslos das Gesicht lange, wie gut ihm unsere Stücke gefallen haben. Denn ich glaube, hier wie anderswo gilt das Wort Immanuel Kants: „Besser ein Narr mit der Mode sein, als gegen die Mode!“

Mit freundlichen Grüssen Ihr alter Verehrer

Oskar Blumenthal.

•

Jedwedem Autor gönn' ich gern die Ehre,
Dass, sei es auch auf that gar Freunde Wut,
Das Publicum erkennt bei der Premiere,
Welch einen Dichterkopf der Herrgott schuf.

Wer Tauerwohnsitz hat im Hochgebäude
Des Ruhm's, wird freilich des Verbeugens satt.
Doch manchem ist es da, die einz'ge Freude,
Die er von seinem Schmerzensstuhe hat.

Man kann ja nicht durch Saumelsprung entscheiden,
Ob ge- ob durchfiel das Theaterstück!
Warum dem Publico den Spass verleiden,
Und manchem „Dichter“ sinn' Mimiken Glück?

Max Grube.

•

Berlin, 12. Februar 1899.

Sehr geehrter Herr!

Ich beeile mich, Ihnen meine uneingeschränkte Zustimmung zu Ihrem Aufsatze „Premieren“ in der Nummer 228 vom 11. Februar der „Zeit“ auszusprechen. Mein Augenmerk richtet sich auf das, was Sie über das „Sich zeigen“ der dramatischen Autoren bei den Premieren ihrer Stücke sagen, und ich bitte nicht an, Ihre Aufregung, dass die Autoren sich der einigen sollten und beschließen, nicht vor Bühne zu erscheinen, zur eine nicht nur gutlliche, sondern nothwendige zu erklären. Meinerseits wurde ich sofort bereit sein, einer dahin zielenden Vereinbarung beizutreten, und ich hoffe ernstlich, dass der Anstoß, den Sie gegeben haben, zu einer vollen Bildung gelangen.

Zwei Gesichtspunkte sind es, die den dramatischen Dichter zwingen, an der Rampe zu erscheinen: vor der Bühne das Publicum, hinter der Bühne der Regisseur. Warum verlangt es das Publicum? Um in erhöhte Stimmung zu gelangen? Nun, ich meine, dafür zum Beispiel im Verlauf eines dreistündigen Stücks genügend Gelegenheit sich bietet, Beweisgründe werden kann, als wenn mitten zwischen Römern oder Griechen oder Rittern oder sonstigen Gestalten vergangener Zeit, womöglich von diesen an der Hand geführt, die moderne, jüdwarz berufte Gestalt des Dichters erscheint, nun ängstlich, vom Lampenlicht geblendet, seine Verbeugungen zu machen. „Nicht deshalb,“ erwidert man mir, „sondern um dem Wunsche des Publicums ist, dem Dichter, dessen Stück gefallt, von Angesicht zu Angesicht zu danken.“

Aber — damit nun einem Menschen wirklich dadurch, dass man ihm eine fatale Situation aufnimmt? Dichter sind ja doch wohl im allgemeinen leutselige Naturen — abnen die guten Freunde, die ihn dazu pantend hervorrufen, was es für einen solchen Menschen bedeutet, wenn es da hinter den Coulissen tosgeht: „Herr Doctor — wo bleiben Sie? Sie werden gerufen! Herr Doctor, kommen Sie heraus! Sie müssen heraus! Sie werden die Stimmung ruiniren, wenn Sie nicht heraus kommen — gute Freunde, genugt es denn nicht, dass Sie seinen Namen rufe, ohne dass Ihr ihn zwingt, sich in ungewohnter Umgebung, deutlich mitgetheilt, zu manifestiren für seine Persönlichkeit, wie man es nur denken kann, zu Tode in Scene? Dabei Ihr ihn dies alles, unbewusst Bild gleichen, wo das Theaterpublicum Leipzigs sich nach der ersten Aufführung des „Zapfen von Tolcaino“ im Ausgang des Theaters zusammendrängt, um Schiller, der das Theater verlasst, zujujubeln? Ja das nicht auch ein Tanz! Eine wordwerte Art des Tanzes, als jene? Ihr habt das Bedürfniss, den Menschen beifallig zu lachen, den Menschen Art und Art zu mehr gleichen? Weh! Verlasst mich! Ich will in Ruhe! Ich will nicht! Ich will nicht! Ich will nicht!“ Und ich bin überzeugt, dass Ihr Wunsch ganz und gar wenig und so lassen Sie mich! Ich will nicht! Ich will nicht! Ich will nicht

Theodor von Hörmann.

Zur Hörmann-Ausstellung in der Secession.*)

Für uns alle enthält die Entwickelung Th. von Hörmanns einen großen Trost. Er hat schwer ringen müssen, aber er hat nicht nachgelassen. Er war Soldat. Seine jungen Jahre, die Zeit der ersten Kraft, der inneren Befriedigung, waren einem fremden Berufe gewidmet; die kostbaren Jahre, die nur Übersetzung des Handwerks unersetzlich sind, wurden verloren. Als fertiger Mann musste er zu lernen beginnen, mühselig nachholen, was eine glückliche Jugend spielend erwirbt. Hätte es ihn gedrängt, sich in großen Phantasien mächtig auszusprechen und Dinge zu sagen, die ein vollendetes Können verlangen, es hätte scheitern müssen. Er war aber „nur Maler", in dem Sinne, wie Pettenkofen nur Maler war. Sein innerer Beruf, der heiße Drang seines Lebens war, die Natur nachzubilden: abzuzeichnen, abzumalen, was sich bot, so gut es eben gieng. Hier steht er auf gleichem Boden mit den vielen, die sich dilettierend der Kunst widmen. Er wäre sein Leben ein guter Dilettant geblieben, wenn er nicht ein besonderer Charakter gewesen wäre. Aber zur intensiven Freude an der Arbeit — wie viele Künstler beneiden nicht den Dilettanten um diese naive Freude! — gesellte sich bei ihm ein eiserner Wille und eine wahre Leidenschaft, das Wesen seiner Kunst zu kennen, Reflexion und unbändige Arbeitslust ließen ihn nicht ruhen. Ein über das Verlangen des Dilettanten ihn sich das Ziel immer höher und weiter stecken, seine physische Kraft war den höchsten Anforderungen gewachsen. So kam es, dass er jene ehernen Fesseln, die den Dilettanten ewig hemmen, zerbrechen und sich die stolze Freiheit, die den Künstler macht, erobern konnte. Begrenzung und Intensivität sind das Wesen seiner Kunst. Er hat sich alles erstritten müssen: erst seine eigene Entwickelung vom suchenden Dilettanten zum Künstler, der kann, was er will; dann, im heftigsten Ringen, den Erfolg, der ihm so lange versagt und bestritten wurde, und endlich sogar die jüngerndе Anerkennung seiner Collegen, die sie die schrullenhafte Art des Mannes, der die Malerei ernst nahm, nur ein mitleidiges Lächeln hatten und seine große Stimme nicht hören wollten. Er ließ nicht ab, er gab nicht nach, er trotzte sich durch. Aber als er endlich oben war, da kam ein jähes Ende.

Für unsere junge Bewegung ist das ein unersetzlicher Verlust gewesen. Im Hörmann hatten sich allmählich in der Genossenschaft alle gesichart, die mit der Zwingherrschaft der Alten und ihrem Personenkultus brechen und das Sonst endlich der Kunst öffnen wollten, um die Wellen der gewaltigen Bewegung, die draußen brandete, zu uns hereinzulassen. Muth und Freiheit! Das war seine Devise. Er war in Deutschland und Frankreich gewesen und wurde nun im Hause der Genossenschaft der tätige und unbeamte Mahner, doppelt unbeamt, da eine Reihe von nicht zu übersehenden Talenten an seine Seite trat. Er war aber auch in unserem Kreise ein Mahner, der uns unablässig Fleiß und Ehrlichkeit predigte. Und er durfte es: denn er war der Fleißigste und der Ehrlichste selbst. Und doch glaube ich sagen zu können, dass an seinem Grabe manche gestanden sind, die damals schon wussten, welchen Künstler wir mit ihm verloren hatten! Einen jener Künstler, die bestimmt sind, weit über ihre Zeit hinaus zu wirken, weil sie ihrem Wirken die ganze Kraft ihres Lebens eingegeben haben! Einen jener Künstler, die, arm an Ausdruckscomitteln, darum an einem einzigen Punkte ihre ganze Kraft anlegen und die ganze verhaltene Poesie ihres Lebens in Einzelstriche und Farbenflecke pressen. Darum das zugleich Ruhende und Packende, das ihre Werke haben. Sie machen uns warm, weil in ihnen das Herz des Künstlers klopft; wir glauben sein, es pochen zu hören, und wir lauschen, fast ängstlich und voll Begierde.

Darin hat uns allen erst der Nachlass Hormanns die Augen geöffnet. Wir standen wie vor einer Offenbarung; zuerst mit einem Gefühl des Respectes, in der Ehrfurcht vor dieser Fülle von Arbeit und Kraft, dann mit einem immer noch wachsenden Staunen über den Wert dieser unscheinbarlichen Werke, den wir zu voller Höhe kaum gewähnt hatten. Welche Entwickelung! Aus kleinen Anfängen mühevoll aufwärts, niemals erschlaffend, niemals sich leere Kunststücke, unablässig zu neuen vollen Aufgaben, am Ende eines Monumes theilhaft, das die Anfänge niemals hatten vermuthen lassen! Das ist der große Trost, den uns das toten Theodor von Hormanns hinterlassen hat. Es sieht uns als ein mahnendes Beispiel da, wie hoch unverzagtes Streben greifen kann, als ein mächtiges Beispiel und als eine volle Hoffnung zu uns. Und auch wir haben ja unsere Jugend verjubelt, sind mit unklaren Zielen in Berufe, aber in einer falschen und elenden Umgebung und Erziehung unserer eigenen Kunst. Unser „fremder Beruf", unser Umgang ist die Akademie gewesen. Von ihr haben wir uns erst los machen müssen, wie Hormann von seinem fremden Berufe und, wer, haben wir noch einmal von vorne anfangen müssen. Wir wollen wir nicht nachgehen und mich schämen, wenn wir mit dem wir es sind und uns durch kein mitleidiges Lächeln entmutigen lassen, und sein herrlich naives Wort: „Ich bin überzeugt, dass ich in meinem 70. Jahre erst mein bestes Bild malen werde", soll auch unsere Parole sein. Es heißt: nicht ermüden im Streben und im Lernen, aufwärts, vorwärts!

St. Pölten. Egon Hahr.

Komische Oper.

Wien hat sich immer etwas darauf zugute getan, dass es der geeignete Boden für die feinere deutsche, komische Oper sei. Die Wiener, so hieß es, wären von allen deutschen Stämmen die einzigen, deren heiteres Temperament sie befähige, das leichte musikalische Lustspiel zu schaffen, zu pflegen und zu genießen. In der That wurde ihnen dieser Vorzug von dem ernsten Norden ebenso bereitwillig zuerkannt, als er von den Wienern selbst eifrig in Anspruch genommen wurde. Blättern wir nur ein wenig in den Bücher der Musikgeschichte, so finden wir, dass von den wertvollsten Compositionen des leichteren Bühnengenres diejenigen, welche kunstgeschichtlich eine Zeitlang eine Rolle gespielt haben, fast alle von nordischen Meistern stammen — die classischen Werke Mozarts ausgenommen. Schon der alte Reichhardt, der Reformator des deutschen Singspiels, war ein Königsberger, Adam Hiller aus Lissa in der Lausitz, und als Xaver Joseph Mosel daran dachte, das deutsche Singspiel in Wien einzubürgern, hatte er dazu in dem Italiener Salieri den geeigneten Vertreter. Nur Dittersdorf („Doctor und Apotheker" und Schent („Dorfbarbier") waren Oesterreicher, aber die Bedeutung ihrer Werke, sowie die des kaum gekannten Umlauf, verschwindet fast vollständig neben denen der noch heute gepielten Meister der deutschen komischen Oper. Von diesen war Lortzing ein Berliner, Otto Nicolai ein Königsberger, Flotow ein Mecklenburger. Die Wiener haben stets den Fehler begangen, das niedere Genre zu sehr zu cultivieren, und haben dadurch sich selbst und ihre Heimat um den Ruhm gebracht, den sie bei etwas mehr Selbstkritik, Beherrschung und gründlicherer Ausbildung so leicht hätten erringen können. Das ist der Grund, weshalb ich noch heute gegen das Tingeltangelthum in der Operette auftrete, mehr als es mir aus persönlichen Gründen lieb ist: weil die Werke dieses Genres hier regelmäßig mit den Prätensionen vollwertiger Kunstwerke auftreten und uns dadurch die bessere komische Oper verleiden, nach der wir uns immer sehnen, und von der wir in Wien immer reden und reden, ohne sie je erlangen zu können. Die Componisten selbst würden so ganz anders dastehen, wenn sie ihre Kunst nicht so oft an den ordinärsten Ausgelassenheiten verschwenden würden, während man hier ganz gut weiß, dass sie eigentlich zu etwas Besserem geboren sind und das auch geworden wären, wenn sie nur etwas mehr Zurückhaltung geübt und weniger den Reclamerieig gepflegt hätten.

Auch Lortzing, dessen „Opernprobe" neulich im Hof-Opern theater bei vorzüglicher Aufführung so gut gefallen hat, dachte seinerzeit, dass ihn sein eigentlich im Wesen der gediegene Boden sein müsse. Schon 1846 kam er hierher, um seinen „Wasserneixhen" selbst in Scene zu setzen. Trotz anfänglicher Erfolge sah er sich binnen kurzer Zeit sehr enttäuscht. Er sprach dies in den bei kannten Briefe aus, den er am 11. Februar 1848 an seinen Freund Gollmick Lehrer der französischen Sprache und später unter Speyer Paukenschläger im Theater des Frankfurter Theaters richtete. Da heißt es: „Also ich bin in Wien. Vorläufig finde ich mich nicht so in meiner Erwartung. Der sogenannte gemütliche Wiener gefällt mir nicht, oder vielleicht habe ich ihn noch nicht erkannt, und das Publicum kommt mich, pro primo, Pro secundo: das Musikwesen gefällt mir gar nicht. Der Orchestrale ist ihnderbrahn. Bei uns, ich meine in Norddeutschland anmiert sich der große Haufen am Ende auch mehr in Norma als im Fidelio aber es existiert doch noch immer ein größer Theil im Publicum, der am wahren Schönen schwebt. Hier nur italienische Musik, oder was sich an dieses Ohr schmeichelt. Die Italiener sind Stand haben hier viel auf dem Orgelton! Meine Wenigkeit — Dass sich es unbesonders sind, auch von mir zu reden — ist hier ganz vergessen. Bäuer „Zar und Zimmermann" ist seine meiste Oper, hier viel gemacht. Die Dresdner sind meine Oper sind abschaupt schwer zu finden, und in Oesterreich existieren sie noch schon gar nicht. Meine Undine sind nun bei einem kleinen Theile des Publicums Anklang, und das ist sehr erfreulich, denn wenn man der Oper auch alles Mögliche anhängt, so wird man ihr immerhin Lumen nachsagen müssen. Schon in der Anordnung, und dieser Musik, wie existiert, nicht, nicht nur Orgel. Hier in Wien ist man nicht so weit, und [illegible] Oper in der Conversation, und [illegible] Ohr [illegible] Ohr [illegible] Ohr

hier doch zu finden sind. Einen Baßbuffo, wie Herr Heich, einen Sopran, wie Frau Forster, die so anmuthig zu spielen und so wohlendet zu singen weiß, wird man für Lortzing'sche Opernpartien schwerlich anderswo finden. Auch die Herren Naval und Demuth ließen ihre Königs- und Götterwürden kaum vermuthen, die sie sonst in der großen Oper zu repräsentieren haben. So wäre der Erfolg der Oper ein voller gewesen, wenn nicht das Sujet für moderne Ansprüche doch etwas zu unwahrscheinlich und altmodisch wäre. Zur Abwechslung kann man ja auch einmal ein veraltetes Lustspiel mit Behagen genießen, aber eine Repertoireoper dürfte die „Opernprobe" Lortzings schwerlich werden, trotz der guten Aufführung und trotz der reizenden, echt Lortzing'schen Lustspielmusik. Noch viel mehr ist man der vorangehenden Oper Haydns: „Der Apotheker" des Alter an. So wenig Stoff für so viel Musik muß auf die Dauer ermüden. Zwar Hiltebrandts Bearbeitung der Oper weseutlich gekürzt, dadurch hat sie an unmittelbarer Bühnenwirkung gewonnen, aber an dramatischer Glaubwürdigkeit erst recht verloren. Denn daß Volpino in so kurzer Zeit so viele Verwandlungen durchmacht und so viele umständliche Pläne ausführt, um seine Geliebte zu gewinnen, wo er doch kaum Zeit hat, sich nur umzukleiden, das kommt uns doch zu unwahrscheinlich vor, als daß wir der Handlung auch nur ein bischen Bühnenteilnahme widmen könnten. Haydns stets handige Musik hat allen Vorzügen doch die eigentliche theatralische Lebendigkeit, die sie für sich selbst betrachtet übertroffen zu haben scheint. Dargeteilt wurde auch dieses Werk durch Herrn Heich und Schröder, sowie Fräulein Michalek und Pohlner sehr gut. Die ganze Vorstellung contrastierte sehr vortheilhaft gegen die Aufführung des Vorabends, an dem wieder ein Probedirigent*) erschien und alles mit unzulänglichen Kräften beiegt war. Der Abend erinnerte mich lebhaft an ähnliche Vorstellungen in der letzten Zeit der früheren Direction, wo die Premieren meist sehr gut, die späteren Aufführungen aber einem jubiläum überlassen waren, unter dessen schwächlicher Führung jeder spielte, wie er wollte. Ich erwähne dies, um zu betonen, daß die Hofoper nicht einen stellvertretenden zweiten und dritten Capellmeister, sondern vor allem eine andere Kraft ersten Ranges braucht, um das leisten zu können, was wir von ihr verlangen. Wir brauchen einen Dirigenten, der nicht erst eine Aufnahmsprüfung zu bestehen hat, sondern einen Mann, dessen Erfahrung und Tüchtigkeit man schon kennt, und der die nöthige Autorität haben mitbringt, die ihn zur Führerschaft einer ausserlesenen künstlerischen Truppe befähigt. Derartige Kräfte zu gewinnen und sich mit ihnen zu vertragen, gehört eben mit zu den Aufgaben einer guten Direction. Aber die kleinen Provinzlichter, die kürzlich ganz schüchtern hier herumslackerten, denen man schon von weitem ansah, daß sie der erste gesunde Orchesterwind umblasen wird, die können wir hier nicht brauchen. Im Interesse des Institutes und einer gleichmäßigen künstlerischen Höhe sämmtlicher Vorstellungen glaube ich darauf hinweisen zu dürfen, daß das Prinzip der Arbeitsscheidung zwischen ebenbürtigen Künstlern, das früher immer befolgt wurde, auch in Zukunft Geltung haben solle.

Richard Batkaschek.

*) Am Bericht der letzten Nummer sind unthümlich der Name und der Ort ausgefallen.

Die Woche.

Politische Notizen.

Die Absagung der Opernredoute hat in unserem öffentlichen Leben keine fühlbare Lücke hinterlassen. Wir brauchen eine besondere Veranstaltung dieser Art gar nicht, denn unser ganzes politisches Leben ist eine fortwährende Redoute, auf der sich falsche Masken, heuchlerische Stimmen und gewaltige Anläufer von regierungswegen anreichend gesorgt ist. Jeder neue Ministerverbündeut betritt, mit einer schönen staatsmännischen Maske angethan, das politische Parkett und weiß der Welt einige kleinerische Bögen von communistischer Reactionen, nationalitätenfrieden, wirtschaftlichem Gedeihen, strenger Rechtsgleichheit und Hebung der Lage der unteren Classen vor. Ganz Oesterreich fällt regelmäßig auf diesen politischen Maskenschrez hinein, und alle Parteien bewerben sich in heimlichen Zwiegesprächen um die Gunst der schönen staatsmännischen Maske. Nach langer Zeit freilich erweist sich alles als falscher Zauber. Der staatsmannische Domino wird demaskiert, und es zeigt sich, daß dahinter kein Staatsmann steckt, sondern nur eine wappenschildmaske, aber sonst ganz gewöhnliche Wagenmaterialmacher Intelligenz, mit anderen Worten, ein gewöhnliches österreichisches Brack, wie dieses, unbrauchbar zu jeder praktischen Thätigkeit, hinderlich herumstanden. Das ist die einzigartige öffentliche Kunstarbeit die wir vernehmen haben. Sie ermüdet nicht nur das Inland, sondern auch das Ausland. Das Ausland im ersten Stadium, wo jeder Oesterreicher, der noch an die „Wiener Zeitung" glaubt, in dem neuen staatsmannischen Domino den hinterreichischen Retter Oesterreichs zu erkennen glaubt; das Ausland wieder ermüdet sich im zweiten Theil der Redoute, wo die Maske fällt und man erfährt, daß es wieder einmal nichts war mit dem politischen Genie des österreichischen Hochadels.

*

Parteiversammlungen laufen Herr Dr. Karl in der „Neuen Freien Presse" das deutsche Volk auf „Ueberraschungen" vorbereiten, die in Oesterreich kommen können, wenn die Krise in Ungarn sich glatt abwickeln sollte. Wenn erstaunen bemerkt wird, daß in den letzten zwei Jahren keine günstige Erledigung actueller Fragen in Ungarn zugleich ein günstige Erledigung actueller Fragen hier bedeutete", welches Verhältniß sich aber eben aus angeuannten Gründen in letzter Zeit in sein Gegentheil verkehrt haben soll. Herr Dr. Karl schien darauf bedacht die Inconsequenz so ganz in seinem alles beherrschenden Princip gemacht zu haben, daß er sie selbst einfachen Thatsachen unterschiedet. Aber die Dinge sind nicht so inconsequent wie Herr Dr. Karl, und für die neuesten Portefeuilleveränderungen des Ministers der Inconsequenz gibt es eine viel plauere Erklärung: Die monarchische Oekonomie dieses Doppelstaates hat zur Folge, daß, wenn eine Ministerkrise in dem einen der beiden Staaten vorgeht, das Ministerium in dem anderen Staat Schonzeit genießt: daß aber, wenn schon in dem einen Staat mit dem Auslehen unhaltbar Minister angelangen worden ist, diese Thätigkeit, kraft des Vebarrungsvermögens, leicht auch in dem anderen Staat fortgesetzt wird. Demgemäß hat die ministerielle Tafelrunde um den Grafen Thun in den letzten Monaten gute Zeiten gehabt, da die maßgebliche Aufmerksamkeit ganz auf das ungarische Ministerium gerichtet war; weil aber jetzt das Ministerium Bánffy bereits in Agonie liegt, wird der in Parteiversammlungen seinsichtige alter Minister, Dr. Karl, bereits von Todesschauern ergriffen, dem ganz deutlich klingt, ihm schon das Mahnwort in die Ohren: Potest sequens!

*

Der Abgeordnete Dr. v. Grabmayr hat jüngst, halb lobend, halb tadelnd, von der katholischen Volkspartei gesagt, daß sie, im Unterschied von ihren jungczechischen Bundesgenossen, keine Postulate habe. Das ist unrichtig. Die Postulate der katholischen Volkspartei sind nur nicht geschrieben, aber sicher existieren welche, und aus dem Gang der Ereignisse kann man sie dem Wesen nach wenigstens erraten. Nach meiner Combination hatten aber diese keine einzige der Postulate der katholischen Volkspartei angeschäe zu: 1. Baron Dipauli wird Minister; 2. Baron Dipauli wird Geheimrath; 3. Baron Dipauli wird Ministerpräsident; 4. Baron Dipauli kriegt den — Orden; 5., 6., 7. 8. die Schwarzerbsucht und Freundschaft des Baron Dipauli wird mit verschiedenlichen, bei passender Gelegenheit mit sehr großen Ausreichungen und Beförderungen bedacht; 9. Herr Dr. v. Fuchs wird Geheimrath; 10. Herr Dr. Ebenhoch wird Landeshauptmann; 11. Herr Dr. Ebenhoch wird aber kriegt auch noch irgend etwas anderes u. s. w., u. s. w. Do man nun heute ich wie bei der katholischen Volkspartei. Ein Theil davon ist schon erfüllt, ein anderer Theil noch nicht. Diese letztere Thatsache erklärt das Weiterverbleiben der katholischen Volkspartei im Majoritätsverbande. Das ist die simple Lösung des Rathsels, dessen kunstrathselbarkeit Dr. v. Grabmayr in seiner langen Meraner Rede vergebens zu beweisen versucht hat.

*

Das Rathsel der Beschwichtigungsbroschüre, das officiöse „Fremdenblatt" ist am allerbedrücktesten, wenn es sich im Presskrieg den Mund zu einer antimuwesie scharfen Polemik angetrunken hat. Seit der „Mlad Cechoslav"-Affaire habe ich noch nie so hergliedert, als diesen Morgen, da ich seine Polemik gegen Dr. Kramář Revuearticel las. Das Organ des Grafen Goluchowski macht sich über den Dr. Kramář als bekannt „schlechten Musikanten" und „verstimmten" Politiker lustig. Das ist aber wirklich lustig. Dr. Kramář ist, wie seine Reden und Schriften beweisen, der hauptsächliche geistige Urheber jener Sprachenverordnungen, Parlamentssprüngen und § 14-Politik, welche seit zwei Jahren Oesterreich beherrscht. Und jetzt kommt das officiöse Organ sämmtlicher in- und auswartiger österreichischer Regierungen und nennt ihn einen „schlechten Musikanten". Was für Pecker müssen da erst die hohen Herren Minister und Gönner des „Fremdenblatt" sein, die seit zwei Jahren von den geistigen Absällen des Dr. Kramář leben!

*

Dr. Kramář braucht sich übrigens die geringe Meinung des „Fremdenblattes" nicht allzu schwer zu Herzen zu nehmen. Es sind erst wenige Jahre her, daß das „Fremdenblatt" — auch damals in einer ausnahmsweise polemischen Stimmung — die jungczechische Partei eine „Bodenpartei" nannte. Und die höflich und wie schonungsvoll behandelt es doch jetzt diese Partei, seitdem sie Regierungspartei geworden ist! Dr. Kramář kann deswegen auch über die Verschärfung des „Fremdenblattes" für seine Person ruhig sein. Wenn er erst einmal Minister sein wird, wird das „Fremdenblatt" sicher nicht zögern, seine staatsmännischen Qualitäten ebenso hoch zu taxieren, als es jederzeit die Fähigkeiten aller Minister zu loben gewußt hat, solange sie regierten — so hoch, als es auch bereinst den Abgeordneten Wolf verehren wird, falls auch ihm einmal in diesem Reich der Unwahrscheinlichkeiten ein Ministerportefeuille in den Schoß fallen sollte.

*

Zu Rathhauskeller hat der Eisenbahnminister Minister Herr v. Wittek ein Hoch auf die Kunst ausgebracht. Bemerkenswerth hat er damit diejenige Kunst gemeint, die er persönlich so eifrig prakticiert: die Kunst, wie man dem Glück eine wahrheitere Nase dreht.

*

Die „Arbeiter Zeitung" entwirft in ihrer letzten Sonntagsnummer ein wortgeschmücktes Seelengemälde vom Dr. Karl, der ihr jetzt als „das willigste und gefügigste Instrument der Reaction in Oesterreich" und als „bulgarer österreichischer Burcaukrat" er scheint. Noch im Juni v. J. als Dr. Karl seinen Zeitungsstreuzzug antrieb, galt er der „Arbeiter Zeitung" als „muthiger und vorurtheilloser Mann", und sogar der ihr neu war auf dieser Zeile vorgebrachte Nachweis, daß die „Arbeiter Zeitung" selbst schon 1896 und 1897 seine reactionäre Gesinnungslosigkeit unterstand, beurtheilt habe, konnte sie von ihrer Anschauung nicht abbringen. Erst bot sie ihn endlich doch richtig erkannt oder sogleich wiedererkannt, nachdem er mit Ausnahmsverfügungen, § 14 und Zeitungsconfiscationen vor die Augen getroffen hat. Als ich im Juni v. J. der Dr. Karl wollte, wußte nur die „Arbeiter Zeitung" „blinden Hass" gegen ihn vor. Wann sie jetzt auf jene verschollene Polemik zurückblickt, wird sie vielleicht auch einsehen, daß nur die Liebe blind macht, der Hass aber sehend.

Digitized by Google

Volkswirthschaftliches.

Wir erhalten das nachstehende Schreiben:

Brünn, am 9. Februar 1899.

Sehr geehrte Redaction!

Mit Bezieh̃ung auf die in der Nummer 227 Ihres geschätzten Blattes vom 9. Februar 1899 unter der Marke „Die Woche. Volkswirthschaftliches" enthaltene Notiz über die Rückzahlung eines Theiles des Capitals der Brünner Localbahngesellschaft, bitte ich in meiner Eigenschaft als landesfürstlicher Commissär dieser Gesellschaft um die gütige Entgegennahme nachstehender Aufklärungen:

Der Artikel 35 des Handelsgesetzbuches verbietet allerdings die Rückzahlung des Actienerlöses vor Ablauf von drei Monaten von der letzten Bekanntmachung des Rückzahlungsbeschlusses an; er sieht jedoch für den Fall des Zuwiderhandelns weder eine Strafe, noch die Nichtigkeit des Geschäftes, sondern bloß die civilrechtliche Haftung der Vorstandsmitglieder vor. Bei dieser Rechtslage bedeutet daher der Beginn der Rückzahlungen vor Ablauf der erwähnten Frist lediglich die Uebernahme einer besonderen Verantwortung seitens des Verwaltungsrathes, durchaus aber keine ungesetzliche Handlung, weshalb dem landesfürstlichen Commissär die Handhabe fehlte, gegen die vorzeitige Rückzahlung aus dem Titel der Gesetzwidrigkeit sein Veto einzulegen.

Allerdings war es ihm möglich, von dem Betorechte aus Gründen des öffentlichen Interesses zum Schutze der Gläubiger Gebrauch zu machen; doch hätte dies mindestens das Vorhandensein eines Scheines von Gefahr für die Gläubiger zur Voraussetzung gehabt, was aber selbst bei rigorosester Auffassung nicht der Fall war. Denn die Brünner Localbahngesellschaft hatte als Kaufschilling für die Brünner Straßenbahn fl. 970.000 erhalten, brachte von denselben jedoch bloß fl. 665.000 zur Rückzahlung, so daß ihr nebst der Mährisch-Ostrauer Localbahn ein Barfonds von 305.000 über haupt noch verblieb, der seinem Betrage nach mehr einer Million vorstieb. Diesem Activum standen nach dem Wissen der Gesellschaftsorgane am 1. Februar außer dem Reste des Actienerlöses überhaupt keine Passiven gegenüber. Von einer Schädigung irgend welcher Gläubiger konnte mithin nicht die Rede sein. Wohl aber hätten durch die Verzögerung der Rückzahlung die Interessen der Actionäre insofeme gelitten, als dieselben bisher Dividenden von 5·5 Procent erhielten, während der Kaufschilling bloß mit 3·5 Procent fructificirt werden konnte. Eben dieser unvermeidliche Zinsenentgang veranlasste die Organe der Gesellschaft, der Rückzahlung ohne Aufschub zu beginnen, damit die Actionäre die Möglichkeit erhalten, durch eigene Disposition eventuell eine bessere Verzinsung ihrer Gelder zu erzielen. Angesichts dieser Tendenz und des vollständigen Mangels irgend einer Gefahr für die Gläubiger hätte das Einschreiten des landesfürstlichen Commissärs den Eindruck einer Chicane hervorgerufen und die Position der Letzteren geschwächt.

Mit dem Ausdrucke vorzüglichster Hochachtung

Dr. A. v. Uneiul.

Zur Zuschrift des hochgeschätzten Herrn Einsenders bemerken wir, daß auch wir sofort die Unbedenklichkeit des Vorganges für die Zinsgenossen der Gläubiger in diesem Falle hervorgehoben haben. Dagegen können wir den übrigen Ausführungen des Herrn landesfürstlichen Commissärs nicht beipflichten. Der Umstand, daß keine Strafbestimmung für die Nichtbefolgung des Art. 215 des Handelsgesetzbuches besteht, berechtigt noch nicht, diesen Verfügungen außerachtzulassen. Gesetze müssen befolgt werden, ob deren Umgehung ausdrücklich unter Strafe gestellt ist oder nicht. Art. 215 enthält eine bindende Vorschrift: „Die Vertheilung darf nicht eher vorgenommen werden u. s. w.", und es kann weder dem Ermessen des Verwaltungsrathes noch des Regierungscommissärs überlassen sein, ob diese Vorschrift befolgt oder außerachtgelassen werden soll. Der Umstand, daß das Gesetz den Verwaltungsrath eventuell haftbar macht, ist nur geeignet, die hohe Bedeutung, welche der Gesetzgeber dieser Bestimmung beilegte, energischer betonen zu können, denn erstens hat der Regierungscommissär nicht von seiner Pflicht, einen den gesetzlichen Bestimmungen widersprechenden Beschluß zu inhibieren. Denn gerade in solchen Fällen, wo die Ausführung des Beschlusses das Interesse der Gläubiger that sächlich schädigen könnte, wird vermuthlich die Haftung der Verwaltung nicht viel nützen. Die gesetzlichen Bestimmungen für die Capitalsrückzahlung sind eine nothwendige Consequenz des Publicitätszweges, dieses principiellen Gründen unbedingt gefordert werden muß. Der Schade, den die Actionäre durch einen unbedeutenden Zinsentgang während weniger Monate erleiden, steht in keinem Verhältniss zu der Gefahr, den die Unterlassung der rechtzeitigen Bilanzgrenzentheilung als Präjudiz für künftige Fälle haben kann. Aus diesen principiellen Gründen haben wir die Außerachtlassung der gesetzlichen Vorschrift gerügt

Kunst und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. Vaudeville, „Le Lys rouge" von Anatole France. Berlin. Königl. Schauspielhaus, „Das fünfte Rad"; Deutsches Theater, „Fanfare" von Georg Freiherr v. Schiller; Theater, „Der Totentanz" von Philippi.

Samstag wurden im Zanisch Theater „Die Reis-Dominos" von Delacour und Hennequin gegeben. Fräulein Ramberg und Fräulein Timoni, sowie die Herren Modlinger, Reuter und Blum sind recht zu loben. Zwischen diesen Schauspielern und ihrem Publicum scheint sich bereits ein gemeinsames Zutgefühl entwickelt zu haben, und das ist ja das Geheimniß dessen, was man ein „Ensemble" nennt. R. B.

In einem zweiten Orchesterconcert hörten uns die Herren Kalbund und d'Ollone abermals Compositionen französischer Meister vor. Thomas Cesar Franck (den man wohl auch einen Franzosen nennen darf), Saint Saëns, Brahms, Dubois, Fauré, Chaminade und Lalo sind die Reihe. Leider verhinderten mich Berufspflichten, das ganze Concert zu hören, aber das wenige, das mir diesmal zu hören vergönnt war, zählt zu den Besten, was ich bisher von den Franzosen kennen gelernt habe. Franks Symphonie ist eine der schönsten, effectvollsten und seidenglänzlichsten Compositionen des Meisters. Ihre weit unermüdlichen Schläge, die grellen Gegensätze ihrer Themen, sowie der reuvaeatige Charakter ihres letzten Satzes erinnern an die Compositionen unseres Bruckner, mit dem Franck auch wiederholt verglichen wurde. Saint-Saëns' Concert, von Arthur Rubinstein meisterhaft und mit großem Erfolg gespielt, war wohl für Wien keine Novität mehr, weiter aber mit seinen effectvollen Clavierpassagen und überraschenden Klangcombinationen wie ein neues Werk, dem man mit berechtigter Neugierde entgegengekommen ist. Ich kann nicht umhin, auch der beiden Dirigenten mit größter Bewunderung zu gedenken. Sie haben ihre Mission als Apostel der französischen Musik in geradezu unübertrefflicher Weise gelöst. Das aus verschiedenen Elementen zusammengesetzte Orchester spielte unter ihrer Leitung die neuen Werke durchwegs tadellos und mit solcher Präcision, so vollständiger Hingebung und so hinreißendem Feuer, daß man hätte vermuthen können, es sei mit der ihm ungewohnten Musikart seit langem vertraut gewesen. Nie hat eine nervöse Pose oder ein übermäßiges Hervordrängen der Persönlichkeit den Eindruck beeinträchtigt, wie auch anderseits niemals der Dirigent zum bloßen Taktgeber herabzusinken schien. An den Erfolgen der beiden Concerte, deren Werke nur zum verschiedenen Werth, aber nie langweilig sind, war Publicum und Presse gleich lebhaft betheiligt. Ich vertheile dieses Lob umso lieber gleichmäßig an beide Herren, als es mir nicht gelungen ist, herauszufinden, welcher von beiden Herren Kalbund und welcher Herr d'Ollone ist. R. B.

Im Künstlerhaus sind drei verschiedene Ausstellungen unvergebracht, von denen man nicht behaupten kann, daß sie sich zur Wirkung einer einzigen großen Ausstellung vereinigen. Sie biebharmonieren allerdings auch nicht miteinander. Man kann sich von einem Saal in den anderen, von den Aquarellen zu den Stizzen und von dort zu den Studien Michettis gehen und, was hier Schönes und Interessantes zu finden ist, neben einander genießen. Aber man trägt zum Schluß keinen geschlossenen Gesammteindruck davon. Man schleppt nur verschiedene Bruchstücke der Schatten- Straßendämmerung nachhause, an Laternenpfählen und Menschen vorbei, und empfindet: ich habe Kunst genossen, ich habe Kunst genoss-n. Das ist nur die Wirkung der großzügigen Bilderausstellungen, das ist die Wirkung der Ausstellungen wie sie zum Beispiel die Wiener Secession bisher gebracht hat. Das ist die Wirkung der Vereinigung, wie sie Kunst-Gipselpunkte sind. In Künstlerhaus fehlen aber diesmal die Gipelpunkte. Es fehlt die Steigerung, es fehlt die Freude der Offenbarung. Der Charakter der Stizze, der liebenswürdigen Unfertigkeit herrscht vor. Ja, das eigentlich gute und Interessante, das mit in diesen zwei Stockwerken voller Bilder auffiel, ist Stizze und Studie. Auch das, was den Titel des Bildes als Ganzes sonderheit nannte, gilt das; von dem für Wien fast einer Woche enthaltig berühmten Italiener Fraureöre Paolo Michetti. Der Name erinnt jetzt von riesigen Placaten herab; in lächerlichen Reclamearticeln der letzten Sonntagsblätter wurde er mißcredirtet; und er wird doch auch von mißlichen Ausstreunden bewundert. Wenn man die Werke dieses Malers besieht, findet man alles das charakteristisch Widersprechendes vereint gut sich in ihm: falsches Pathos, Unausgeglichenheit und feinster malerischer Geschmack. Die kleinen Pastelle und Stizzen in den ersten Salen — „Bruchteile" seines Talentes nennt sie seine Eigenart, und sie sind es wirklich — fesseln den Beschauer nachhaltig. Es sind im gewissen Sinne Studien nach der Natur, in noch viel höherem Maße aber technische Studien. Darin liegt ein wirklicher Gegenstz. Michetti wirbt nicht eigentlich um die Natur; dazu hat er zu wenig Vertiefsichtig und Liebe. Es sind die Dinge, die sonst diese Stizzen, die Schichtheit. Er spielt vielmehr mit der Natur. Seinen Pastellstift nach seinem Pinsel hat er gelibt, bis sie virtuosenhafte Werkzeuge geworden sind. Seine Technik ist gewachten und gewachten und beherrscht den Meister jetzt selber mit allen ihren Launen und Mogkeiteten. Seine landschaftlichen Stizzen sind oft von so fleißiger Feinheit, die sich aus einzelnstrichen Wust von Schatten gebalten. Er vergewaltigt die Natur in der liebenswürdigsten Weise. Er erinnert an die Tyrannei, indem er aus dem stizzenhaften Charakter vieler Blätter unmittelbar eine Art decorativen Effect holt. Mit grauem breiten Pastellpapier zum Beispiel steht er in Terpentetwolke herum und malt Bäume, Felsen von Braun, Blau, Violett und Grün hinein. Mit dem nachen grauen Papier zusammen ergibt das für einige Schritte Tiefaus den Eindruck einer allerliebsten Stizze. In diesen Landschaften ist aus virtuoser Spielerei und glänzendem malen doch Tact gerade die richtige Mischung enthalten. Aber man braucht nur von diesen Bildern in den anstoßenden großen Saal zu treten, und derselbe Künstler, der eben noch nun erscheinen konnte oder in wunden nun gewesen werden, wird mit einemmale problematisch. Da draußen von riesigen Wänden riesige Studienfetzte mit den Bildnisse herab. Riesige Bilder einmal, wenn auch in Kohle und streide aufgezeichnet, abscheulich, abstoßend, brutal und doch nicht recht verständlich. Eine vergeistgende, vergroberde Technik in jedem Blatt, die in keinem Verhältniss zur Wirkung steht. An Stelle der Rundheitsglatt und ungetrübten Grazie der landschaftlichen Stizzen hier ein aufdringliches unechtes Pathos und anstelle von anspruchslosen intimeren Studiwerk eine sinnlose Anhäufung. Die Bildnisse erweis. Neben den Skizzen der italienischen Landschaft und Landvadden hangen einige Farbenentwürfe, mit denen es nicht anders bestellt ist: ausgetrockte Bäume in Pantellfarben, liegende Akte, wunderlich in Grau, Violett und Grün gehalten, und eine Skizze zu den Wochenbett Mensch und Leben mit mehr unbeholfen. Aber es ist ein Feuerschein zwischen Stizzen und Stizzen. Es kann chaotisches Studium daraus sein, und es kann die große Begabung ungeschanden — auch ein blindes Huhn findet ein Korn, und Reclamen sind bekanntlich. Man wird sehen, dass das Künstlerhaus eine tüchtige Ausstellung ist, die aber es kann wohl nicht ohne Absicht sein, dass sich gerade bei Michetti solche zweifelhaften Eindrücken aufdrängen. Wenn es sich bei einer Ausstellung darum handelt, die Künstlerschaft bekannt und je mehr man einer Künstlerschaft bekannt wird, desto weniger wird sie mit jenen Lupe betrachtet. Bei Michetti kommt man in

Digitized by Google

Verlegenheit, wenn man sich über seine Persönlichkeit Rechenschaft ablegen will. Liebe zu seinem heimatlichen Volksthum ist sein einziges treibendes Moment, und das allein sagt nicht viel. Sein Hauptfehl in der Auffassung zum Beispiel („Tochter des Forst“) ist eine Torheitchiite aus den Abnrzeen, in Riesenformat mit einigen kleinen Feinheiten dargestellt. Wer das Bild kennt, wird mich kergren, dass damit eine ebenso banale, wie volksthümliche Sache gegeben ist, trotz der durch den Rahmen abgeschnittenen Hintergrundfigur. Obsiegend sind darin die Composition und die Zeichnung, aber das Malerische ist gleich Null. Mit dumpfen, kaltigen Temperafarben ist eine Leinwand von grob durchdringendem Korn bedeckt, Licht und Luft fehlen. Es könnte ebensogut die Leinwand farbig gewesen sein — das Resultat wäre hier bloß eine Lagerfarbe mehr nach einer einzigen Seite. Wer wird überzeben, dass sich speciell auch unter den Oelbildern einige, für sich betrachtet, entzückende Scenen finden? In seinen Kleinigkeiten ist Michetti groß. In seinem Pathos, so sehr es auch von Z'Annunzio in tönenden Worten gepreisen wurde, ist er mir fragwürdig.

Man schreibt mir aus Berlin: Im Salon Ribera ist eine Studiencollection von Otto Modersohn aus Worpswede zu sehen. Man weiß, dass sich eine Schar Künstler in das westphälische Dorf zurückgezogen haben, um dort aus der scheinbar so malerisch armen, ja oden Gegend die Objecte ihrer Landschaftsmalerei zu holen. Man glaube aber nicht, dass sie dies aus irgend einem Grunde krankhafter Uebertreibung oder Perversität thaten. Wer einmal das Glück hat, Bilder von Modersohn über mit Overbeck der Meister dieser Schule sitt gesehen zu haben, wird in diesem Irrthum nie verfallen. Ein grellen Unterschiede von aller bisherigen oder unbewusster empfindender Landschaftsmalerei besteht darin, Modersohn und die Worpsweder die natürliche Beziehung des Künstlers zur Natur gefunden. Sie sind der Gegenpol der Manieristen und Stilisten. Ihr Subject, die Ich ist ihnen nur Werkzeug, wie der Pinsel und die Farbe. Paradox ausgedrückt: sie malen mit den Augen und nicht mit der „Seele“. Sie sind Maler und keine „Dichter“. In der modernen Malerei gibt es nicht Wahreres als die Werke Otto Modersohns. J. B. eine Studie „Moosbeilde“. In unmittelbarer Nähe sieht das aus wie ein Gewässe, wie ausgegossene, wässerige Farbentinten. Kaum tritt der Beschauer über in die richtige Entfernung des Bildes, so scheint das Wasser verzaubert. Ja, das sind die Birkenstämme, die in unregelmäßig dicken Linien leuchten, und der Bach, der von den Schatten seiner hohen Ufer in Tiefen, blaulichen Schatten glänzt. Man denkt nicht mehr an den Künstler, man schaut auf: dieses ist die Natur, die Natur selbst, gleichsam auf den Händen zu uns hergetragen, von den reinen Händen eines Menschen, der von der Schönheit des Objectes so erfüllt ist, dass es ihm nicht einfällt, die Besonderheiten und die Gesichte seines Ichs beim Schaffen vorzudrängen. Dies unverschuldet Modernste und seine Schüler von allen anderen modernen Malern. Das ihrer Weisheit beginnt mit der Wahrheit ihrer Werke. Sie sind so bescheiden, weil sie wie niemand anderer die Größe und Schönheit der Natur in sich fühlen. Sie kommen vor lauter Andacht um Object gar nicht dazu, Landschaften als Symbole zu empfinden. Darum auch verschmähen sie es, jedoch Bilder, Acte in die Landschaft hinein. Wahrlich in der Beschränkung, in der Selbstbescheidung des Dichters, also der Länder des Realen ist die Fülle und ihre Arzt. Und vorhrlich, wer so ein Landschaft von Modersohn gesehen hat, der wird den Mystikah finden für die Laden oder bizarren Producte gewisser Künstler, denen die Natur gerade gut genug ist, um ihren Ich daran ein Relief zu geben. Modersohn in nicht sieht darauf, wie er die Natur sieht, sondern er sie sieht, und voll Andel, dass er sie sieht. Eben durch diese Demuth vor dem Object haben es die Worpsweder erreicht, dass sie heute die einzigen Maler der Welt zu sein scheinen, in denen die Natur rein, geheimnisvoll und klar, wie sie ist, mit ihren Geheimnissen des Menschlichen und mit allen ihren Zaubern und Nuancen im Kunstwerk auferstieht.

W. M.

Bücher.

Die Vorschlacht des Jahres. Kleine Abrahmung, aber ernste Meinung. Eine Betrachtung des Sieht und Artegsrathes. Von Adolf Freiherrn v. Tunlen, k. u. k. Feldmarschall Lieutenant z. D. Wien und Leipzig. Wilhelm Braumüller. 1899. 47 S.

Diese Broschüre, die nie Programm schon im Titel ausspricht, wäre schon um deswillen bemerkenswert, weil sie einen österreichischen Feldmarschall Verfasser, wenn auch des Ruhestandes, zum Verfasser hat. Freiherr v. Tunlen ist schon seit Jahren nur die Rückenfigur oder, genauer gesprochen, hat eine Wendung der Artegsanschauungen symbolisch thätig, hat aber bisher immer Misshonnen gehabt. Die die Anderen bedrückt des Jahren scheint ihn die Möglichkeit geschaffen zu haben, mit seinen Ideen offen unter seinen Namen hervorzutreten. Und das allein wäre schon ein Beweis dafür, dass jene Kundnamen, wenn sie auch ihren ausgesprochenen Zweck nicht erreichen sollten, doch manchmal den guten sittlichen Kamnel gegen den Bureaucratismus nicht unwesentlich erleichtert hat. Freiherr v. Tunlen nimmt allerdings den Beruf „Militär-Autor“ in ein zu engherzige Form. Er verlangt darunter mit der Zeitgenossenschaft der im Truppen- und im Generalstabsdienst 30 Jahre angestanden, in den obersten Rängen des Generalstabes 10 Jahre angehalten, ehe man zu Schriftstellern, die über Fragen des Heerwesens oder der Taktik sich äußern, berufen sei. Die unterschiedlichen Meinungen über die Zeitschriftenfrage, ob die Presse dienlich und schädlich sei, über militärische Schriftstellerei, über Publicität und den Unterschied zwischen Publicum und Publicität — Dinge, die in allgemeinen Betrachtungen vielfach über den Haufen geworfen werden, sind hier auf einen concreten Fall angewendet, der Beachtung verdient. Es ist ein Fall, der [illegible] Bedeutung [illegible] Ausdruck [illegible] Ausdruck [illegible] Ausdruck

der Suggestion der herrschenden kaatlichen oder religiösen Autorität stand, heute eine ungeheure psychische Barbarität plangegriffen hat, die fast zu einem Ueberwuchs von Individualismus geführt hat. Während früher jahrhundertelang soziale Constanz herrschte, befinden wir uns nun in einer ewigen Umwälzung, die auf die ungeheuren technischen Fortschritte unserer Zeit zurückzuführen ist, welche sich in so rasendem Tempo vollzogen haben, daß die Menschheit nicht imstande war, sich diese Umwandlungen organisch einzuverleiben. Die ungeheure Verwerfung des Daseinsgleichgewichtes hat nun in den Köpfen der Menschen, denen aller harmonisierende Autoritätenglauben abhanden gekommen, eine arge Anarchie der Anschauungen erzeugt, und nun prallen die Forderungen der die Gesellschaft bildenden Individuen mit ihren selbstherrlichen Freiheitsbedürfnisse, und die des Staates, der stets die Gattungsinteressen vertritt, schroff aufeinander. Der Philosophie aber öffnet sich ein neues Feld, das der Soziologie. Nicht mehr der Mensch, sondern die Gesellschaft ist für sie das Hauptproblem und der Mittelpunkt des Interesses. — J. T. v. Eckardt schreibt über Panislamismus und die Bewegung, welche vorhinein, die Anhänger des Islams aller Länder zur Vertheidigung gegen die Christenheit um den türkischen Sultan zu scharen. Eine eifrige islamitische Propaganda arbeitet in drei Erdtheilen dafür. In Indien hat sich während der letzten zehn Jahre die Zahl der Mohamedaner um drei Millionen vermehrt und die jährlichen Bekehrungen steigen bis auf 600.000 Seelen. Der indische Archipel verbindet die Islamiten Westasiens mit denen von Ostasien, wo in China allein 32 Millionen Einwohner sich zu Mohamed bekennen. In Afrika gehören geographisch zwei Drittel dem Islam, der immer weiter südlich vordringt und im Scheik el Mahdi, einem als Propheten verehrten Mann, der seinen Sitz in Omdurman hat, seit mit unsichtbaren Schleiern zu umhüllen versteht, seine mächtigste Stütze besitzt. Trotz seiner ungeheuren Verbreitung hält der Verfasser den Panislamismus mehr für eine moralische und intellectuelle, als für eine politische Gefahr; höchstens in Afrika könnten die Erfolge der christlichen Civilisation durch ihn gefährdet werden.

„Revue des Deux-Mondes“ (Zänner). Hanotaux, der Ex Minister, schreibt über Richelieu zur Zeit der Ungnade und des Exils, wo er während sieben Jahre auf seine Rückberufung ins Amt wartete. „Sieben Jahre sind eine lange Zeit für einen Ehrgeizigen“ rief er aus. Aber eigentlich war es gar kein Ehrgeiz, sondern nur sein Aktivitätstrieb, die Sehnsucht nach den weiten, freien Wirkungskreisen, der Richelieu zur Höhe trieb. Der zum Gebieten geboren ist, den drängt alles der Herrschaft zu. Die Massen erkennen in ihm den Lenker; sie ergeben sich in entscheidenden Augenblicken der Gefahr, daß sie bis dahin ganz Unsichtbarer den den Genossen zum Führer gemacht wird, weil sie die übergeque Kraft in ihm spüren. Der „große Mann“ folgt diesem Rufe; das Vertrauen und die Verantwortung ipornen ihn, so gehe er von Erfolg zu Erfolg und Antagonismen. Aber unaufhaltsam steigen Ruhm und Macht ihm zu Kopf, er fängt an, sich für unfehlbar zu halten, es kommt wie ein Schwindel über ihn, und das ist es gewöhnlich, was ihn zum Fall bringt; dann ist sein St. Helena nicht fern. — G. d'Avenel behandelt die Geschichte des Brautwesens in Frankreich, seinen Einfluß im Handel und seine wirtschaftliche Bedeutung. Die Ernte von 1899.000 Hektar Ackerland, das theils mit Runkelrüben, theils mit Getreide bebaut wird, verwandelt sich in Frankreich alljährlich in Braunwein. Das repräsentiert zehn Millionen Francs an landwirtschaftlichen und acht Millionen Francs an industriellen Arbeitslöhnen. Es mit der Fabrikation beschäftigen Fabriken verbrauchen 400.000 Tonnen Steinkohlen; die Errichtung und Unterhaltung der Fabriken führt den Maschinenfabrikanten bedeutenden Verdienst zu, während die Zufuhr der Materialien und die Verfrachtung der Producte den Eisenbahnen wesentliche Summen einbringen. Von den beiden berühmten Namenren „Bisquit“ und „Chartreuse“ ergründet d'Avenel, Mr. Le Grand, der Stammvater der ersteren sei durchaus kein Mönch, sondern der Vater von zweiundzwanzig Kindern gewesen. Er begann den Handel damit im Jahre 1863 und verkauft heute über eine Million Flaschen jährlich; 1876 wurde das Unternehmen in eine Actiengesellschaft verwandelt. Was die „Chartreuse“ betrifft, so ist nur der Karthäuserm, dem Prior und zwei Brüdern, das Geheimnis der Bereitung bekannt. Sie wirft dem Kloster ein jährliches Reinerträgnis von ungefähr drei Millionen Francs ab.

Der rothe Vorhang.

Von J. Barbey d'Aurevilly.

Autorisierte Uebersetzung von M. von Bertuch.

(Fortsetzung.)

Sie glauben vielleicht,“ fuhr der Vicomte fort, als habe er meine spöttische Bemerkung nicht vernommen, „daß sie mir in die Arme sank vor Schrecken, vor Leidenschaft, kopflos wie ein Mädchen, das man verführt, oder das man verführen konnte. Das hätte mich weiß, was es that, indem es die ärgste aller Torheiten begeht und sich jenem Dämon überläßt, der, wie man sagt, in allen Frauen lebt, und der immer hervorkommt, wenn sich zwei andere Dämonen in ihnen begegnen: Eitelkeit und Die Schau gegeneinander bieten. Nun denn. Es war durchaus nicht so. Sie würden sich irren, wenn Sie das glaubten . . . Sie hatte durchaus nicht jene gewöhnliche und steife Angst. Weil ich war wie es, die mich in ihre Arme nahm, als daß ich sie umarmte . . . Im ersten Augenblick hatte sie wohl das Gefühl an meiner Brust wollen, aber bald erhob sie es wieder, und ich mich mit meinen Augen an, mit riesigen Augen, wie um zu sehen, ob ich es denn auch wirklich sei, den sie so in ihren Armen hielt. Es war mir, als hätte blaß, sie blaß wie ich sie noch nie gesehen, aber ihre bezaubernde Miene war unverändert. Sie hatte immer noch die Feinheit und Unbeweglichkeit einer antiken Maske. Nur um ihren Mund war den leicht aufgeworfenen Lippen irrte ein sonderbarer Zug der Verwirrung, die nicht die der Liebesseligkeit war. Und diese Verwirrung hatte etwas so Düsteres in diesem Augenblick, daß ich, um sie nicht zu sehen, auf ihre Lippen einen Kuß triumphierenden Verlangens drückte. Der Mund öffnete sich halb, aber die schwarzen, tiefdunklen Augen, deren lange Wimpern in jenem Augenblick beinahe die meinigen berührten, schlossen sich nicht, erbebten nicht einmal: aber ganz aus ihrem Grunde, wie nun den Mund, sah ich den Wahnsinn irren. Unglaublich von meinen Küssen, und wie emporgehoben von meinen Lippen, die die ihrigen durchdrangen, trug ich sie, immer noch an mich gepreßt, auf das blaue Ledersofa — den Rost des heiligen Laurentius für mich, während der letzten Wochen, wo ich mich mit dem Gedanken an sie herumgewälzt hatte! . . . Sie hatte mich kommen — werden Sie glauben? — das Zimmer passieren müssen, in dem ihre Eltern schliefen. Tatend hatte sie es durchschritten, die Hände vorgestreckt, um nicht an ein Möbel anzustoßen, das sie durch sein Gepolter aufwecken konnte.“

„Ah!“ sagte ich, „man kann auf der Schanze nicht tapferer sein! Sie war würdig, die Geliebte eines Soldaten zu werden.“

„Und sie wurde es,“ fuhr der Vicomte fort. „Sie war ebenso leidenschaftlich wie ich, und Sie dürfen mir glauben, daß ich es war! Aber gleichviel . . . Die Nacht blieb nicht aus. Weder sie, noch ich, haben daran gedacht, auch nur den Vorhang ihrer beiden Verzückung nicht, je die entsetzliche Situation zu vergessen, die sie uns beiden schuf. Im Schoße des Glückes, das sie mir brachte und für sich suchen kam, war sie wie betäubt über ihre That, die sie doch mit so festem Willen, so eigensinnigem Eifer begieng. Ich wunderte mich nicht darüber. Ich selber war nicht weniger betäubt. Ich hatte, wenn ich es ihr auch nicht sagte und nicht zeigte, die tödtliche Angst im Herzen, indes sie mich zum Erstaunen an das Ziele preiste. Zwischen ihren Seufzern, ihren Küssen, inmitten der schmerzlichen Ruhe dieses schlafenden, verstummenden Hauses, horchte ich immer nur auf ein Entsetzliches: Ob nicht ihre Mutter erwacht war, nicht ihr Vater daher kam. Und selbst über ihre Schulter weg schaute ich, ob diese Thüre, deren Schlüssel sie aus Angst vor dem Geräusch nicht umgedreht hatte, sich nicht etwa auch Neue öffnen und die beiden bleichen entrissenen Menschenhämmer zeigen würde, ob nicht jene beiden alten Leute, die wir mit so kühner Feigheit betrogen, plötzlich aus dem Dunkel emporwachten, als die Bilder der strafenden Gerechtigkeit und des verletzten Gastrechtes . . . Mein Herz zählte an dem ihren, das mir dessen Schläge zurückzuhallen schien. Es war das herausschaud und ernüchternd zugleich, aber es war entsetzlich.

Allmählich gewöhnte ich mich daran. Infolge der sträflichen Wiederholung jener namenlosen Unvollständigkeit wurde ich ruhig. Infolge der fortgesetzten Gefahr, entdeckt zu werden, in der wir lebten, stumpfte ich mich dagegen ab. Ich dachte nicht mehr daran. Ich dachte nur noch daran, glücklich zu sein. Seit jener ersten Nacht daran Nacht, die sie von den meinigen hatte abdrücken sollen, hatte Alberte beschlossen, jede zweite Nacht zu nur zu kommen, da ich nicht zu ihr kommen konnte, denn ihr Mädchenzimmer hatte keinen andern Ausgang, als den in das Schlafzimmer ihrer Eltern, und die kam regelmäßig jede zweite Nacht; aber nie ohne die Empfindung, das Entsetzen jenes ersten Males. Die zwei ohne sie nicht eine Wirkung, die sie auf mich ausübte. Sie hatte sich nicht gegen die Gefahr, der sie jede Nacht Trotz bot. Zimmer blieb sie, in den meinen Armen und schluchzend, und sprach kaum mit Worten zu mir; und als ich mich zu entfernen, infolge der ein gewagten und übereich bestandenen Gefahr, zu beeilen begann und zu ihr sprach, wie man zu seiner Geliebten spricht, von dem, was bevorsteht zwischen uns vorgegangen war, von jener unbegreiflichen und doch langen hatten Nacht — da ich sie so in meinen Armen hielt! — die auf ihre erste Kühnheit gefolgt war; als ich endlich all jene unerhörten Fragen der Liebe, die vielleicht im Grunde nichts anderes als eine Neugier in, an sie richtete, da antwortete sie mir immer nur durch lange Umarmungen. Ihr tränender Mund blieb auf immer außer in Küssen!

„Es gibt Frauen, die zu einem sagen: „Ich rühre mich nun Deinetwillen zugrunde“; es gibt andere, die zu einem sagen: „Du wirst mich gewiß verachten!“ es sind das verschiedene Formen, um das Verhängnis der Liebe auszudrücken. Aber nie! Sie sprach kein Wort — Sonderbare Art! Noch sonderbarer Weise! Sie machte mir den Eindruck einer Person, die mit ihrem Wahnsinn beladen, unter dem sie zu Boden sinkt, und die sich, um nicht zu sinken, um sich aufrecht zu halten, an mich klammert, mich umschlingt, mich in ihre Arme nimmt, mich, der sie allein zu retten vermag, und der sie mit sich reißt. Sie hatte mich in ihre Arme genommen, und ich hatte sie in die meinigen genommen, wie ein Ertrinkender, der sich an einen Schwimmer klammert, und wir hatten uns beide in den Abgrund geworfen. Ja, es war so

Mädchens verbreitete, das mir räthselhafter erschien, als alle Sphinxe miteinander, deren Bild sich rings um mich her, in diesem Empirezimmer, verwirklichte.

„Aber, Herr Hauptmann," unterbrach ich ihn noch einmal, „all das mußte doch wohl ein Ende haben? Sie sind ein kluger Mann, und die Sphinxe sind Fabelwesen. Es gibt keine im Leben, und Sie mußten doch zum Teufel endlich herausfinden, was diese Gevatterin in ihrem Schoß barg!"

„Ein Ende! O ja! Es gab ein Ende," sagte der Vicomte de Brassard, und sieh heftig das Wagenfenster herab, als fehle es seiner gewaltigen Brust an Athem, und er bedürfe der frischen Luft, um zu beenden, was er zu erzählen hatte, „aber dieses sonderbaren Mädchens Schoß, wie Sie es bezeichnen, blieb darum nicht weniger verschlossen. Unsere Liebe, unsere Beziehung, unser Verhältnis, nennen Sie es, wie Sie wollen, gab uns, oder eigentlich erregte mir Empfindungen, wie ich sie, glaube ich, seither nie wieder empfunden habe im Verkehr mit Frauen, die ich weit mehr liebte als jene Alberte, die mich vielleicht gar nicht liebte, die ich vielleicht gar nicht liebte! Ich habe nie recht begriffen, was sie für mich, was ich für sie empfand, und das dauerte über sechs Monate! Alles, was ich während jener sechs Monate begreifen lernte, war eine Art von Glück, von der man sonst in der Jugend seine Vorstellung hat. Ich begriff das Glück derer, die sich verstecken. Ich begriff die Freuden der geheimen Verschwörung, die auch ohne Aussicht auf Erfolg Leute zu unverbesserlichen Verschwörern machen würde. Alberte war und blieb am Tisch ihrer Eltern, wie überall, immer die Jüngste, das Kind von ersten Tag, wo ich sie sah, so sehr überrascht hatte. Ihre nervöse Stirn unter den Haaren, die blau vor lauter Schwärze waren, die sich spröde kräuselten und bis auf die Brauen herabwirbelten, verrieth nichts von den sündigen Nächten, die keine Röthe darüber breiteten. Und ich, der ich mich bemühte, ebenso undurchdringlich zu sein, mich aber sicher jedenmal verrathen hätte, wenn ich es mit schärferen Beobachtern zu thun gehabt hätte, ich schweigte in meinem Innersten stolz, brünstig wollüstig in dem Gedanken, daß ich jene hochmüthige Unnahbarkeit ganz mein war und für mich alle Niedrigkeiten der Leidenschaft hatte, wenn die Leidenschaft überhaupt niedrig sein könnte! Keiner auf Erden, außer uns beiden, wußte das ... und dieser Gedanke war köstlich! Niemand, selbst mein Freund Louis de Meung nicht, denn seit ich glücklich war, schwieg ich auch ihm gegenüber! Er hatte sicher alles errathen, denn er war ebenso discret wie ich. Er fragte mich nichts. Ich hatte müheloS unseren früheren gewohnten Verkehr wieder aufgenommen, die gemeinsamen Promenaden auf dem Corso, in Uniform oder großer Uniform, die Nonnenpartien, das Frohen und den Punsch! Donnerwetter! Wenn man weiß, daß das Glück in Form eines schönen jungen Mädchens, das sozusagen „saisonde Zahnschmerzen" im Herzen hat, jede zweite Nacht regelmäßig auf Besuch zu einem kommt, so verkürzt einem das ordentlich die Tage!"

„Aber die Eltern von Ihrer Alberte müssen rein wie die Siebenschläfer geschlafen haben!" meinte ich spöttisch, indem ich die Betrachtungen des einstigen Dandys durch ein Scherzwort unterbrach, um mir den Anschein zu geben, als pade mich seine Geschichte, die mich sehr packte, nicht gar so sonderlich, denn einem Dandy gegenüber vermag einen nur der Sport ein wenig in Respect zu setzen.

„Sie glauben sich, daß ich von der Wahrheit abweichende Erzählereffecte suche?" sagte der Vicomte. „Aber ich bin ja kein Romancier! Manchmal kam Alberte auch nicht. Die Thüre, deren geölte Angeln nun sanft wie Watte waren, öffnete sich eine ganze Nacht lang nicht und das geschah dann, wenn ihre Mutter etwas gehört hatte und sie anrief, oder wenn ihr Vater sie erblickte, wie sie tastend durch's Zimmer schlich. Nur und Alberte mit ihrem eisernen Kopf jedesmal einen Vorwand. Sie war unwohl ... sie suchte die Zuckerdose im Dunkeln ... und hatte kein Licht gemacht, um die Eltern nicht aufzuwecken ..."

„So eiserne Köpfe sind nicht gar so rar, wie Sie zu glauben scheinen!" unterbrach ich ihn abermals. Ich war unaufrichtig. „Ihre Alberte war im Grunde nicht unverirrener als das junge Mädchen, das jede Nacht im Zimmer seiner schlafenden Großmutter seinen Geliebten empfing, der durchs Fenster hereinkam und der sich hurtweg auf dem Teppich niederließ ... Sie kennen ja die Geschichte gewiß so gut wie ich! Eines Abends erwachte die Großmutter von einem allzuheftigen Zeufzer, den das Mädchen in seiner Wonne ausstieß, und rief hinter dem Vorhang hervor: „Was ist dir denn, mein Kind?", worüber diese am Herzen ihres Geliebten beinahe in Ohnmacht fiel; aber dennoch antwortete sie rasch von dort aus: „Großmama, ich suche meine Nähnadel auf dem Teppich und da ist mir mein Mieder so im Wege!"

„Ja, ich kenne die Geschichte," entgegnete der Vicomte de Brassard, den ich durch diesen Vergleich in seiner Alberte zu demüthigen gedachte. „Das junge Mädchen war, wenn ich mich recht erinnere, eine Guise; sie sog sich aus der Sache, wie es einem Mädchen ihres Namens zukam, aber Sie erzählen nicht, daß sie seit jener Nacht ihrem Geliebten, der, glaube ich, ein Herr von Noiremoutier war, nicht wieder das Fenster öffnete, während Alberte den nächsten Tag nach diesen bösen Zwischenfällen wiederkam und sich aufs neue der überstandenen Gefahr aussetzte, als wäre nichts gewesen. Ich war damals nur ein kleiner Secondelieutenant und noch recht schwach in der Mathematik; aber es mußte jedem, der sich nur ein wenig auf Wahrscheinlichkeitsrechnungen verstand, klar sein, daß es eines Tages, eines Nachts, zu einer Katastrophe kommen müsse — —"

„A, ja richtig!" sagte ich, indem ich mich der Worte erinnerte, die seiner Geschichte vorausgegangen waren, „die Katastrophe, durch die Sie, Herr Hauptmann, das Gefühl der Angst kennen lernten."

„Eben die," entgegnete er im ernsten Tone, der lebhaft von der frivolen Art abstach, die ich zur Schau trug. „Sie haben es ja gesehen, daß mich Alberte von dem Augenblicke an, wo sie meine Hand unter dem Tisch erfaßte, bis zu jenem, wo sie Nachts, gleich einem Gespenst, im Rahmen meiner Thür erschien, was Aufregungen betraf, nicht verschont hatte, sie hatte mir jede Form von Schauer, von Entsetzen durch die Seele gejagt; aber es war doch immer nur das Pfeifen der Kugeln, ihr Vorüberbrausen, das man fühlte: man erschauerte, aber man geht immer weiter drauf los. Nun aber war es nicht mehr das. Es war Angst, echte, unverfälschte Angst, und zwar nicht mehr für Alberte, mein für mich selber, nur für mich! Was ich damals empfand, das war jenes Gefühl, bei dem das Herz so tief erbleichen muß wie das Gesicht: das war jene Panik, die ganze Regimenter in die Flucht treibt. Ich selber habe mit meinen eigenen Augen das ganze Regiment Chambroran mit verhängtem Zügel in Carrière stürzen gesehen, das heldenmüthige Regiment Chambroran, in seinem virren Entsetzen seinen Oberst und seine Officiere mit sich fortreißend! Aber zu jener Zeit hatte ich noch nichts gesehen und erfuhr etwas, was ich für unmöglich hielt."

Schluß folgt.

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Actionäre
der
Brüxer Kohlenbergbau-Gesellschaft!
P. T.

Der Verwaltungsrath schätzt die Dividende für das abgelaufene Jahr auf **14 bis 15 fl. per Actie**, obiges nach von uns angestellten genauen Berechnungen **35 fl. per Actie** berechnet worden sind. Jene Actionäre, welche diesegen zu Gunsten der Ausschüttung einer höheren Dividende Stellung nehmen wollen, mögen sich unter Angabe ihres Besitzes an Brüxer Actien mit dem Herrn **Dr. Wilhelm Schneeberger**, Hof- und Gerichtsadvocaten, **Wien, I., Tuchlauben 7,** ins Einvernehmen setzen.

Das Actionscomité.

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer
bester natürlicher
alcal. SAUERBRUNN
Filiale: Wien, IX. Kolingasse 4.

Hennenberg-Seide
nur echt, wenn direct ab meinen Fabriken bezogen

schwarz, weiß und **farbig** von **45 kr.** bis **fl. 14.65** per Meter — glatt, gestreift, carriert, gemustert, Damaste ꝛc. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben-Dessins ꝛc.).

Zu Roben und Blousen
ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus!
Muster umgehend.
Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.
G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Die Zeit.

XVIII. Band. Wien, den 25. Februar 1899. Nummer 230

Ungarische und österreichische Obstruction.

Wer noch an jenem ursächlichen Untergrund der österreichischen Krise gezweifelt hätte, der jüngst an dieser Stelle als der Teufel an der Wand bezeichnet wurde, findet in dem Ausgang der ungarischen Krise eine neue Gelegenheit, um zur Klarheit zu kommen. Man braucht nur die Vorgänge in Cis und Trans miteinander zu vergleichen. Die Gegensätze sind schlagend, und alle die Vorwände, welche von Seite der diesseitigen Regierung jeweils erdichtet, von Seite der deutsch-oppositionellen Parteien jeweils geglaubt worden sind, um den eigentlichen Teufel zu verhüllen, fallen vor dem Vergleich mit Ungarn in ihre Nichtigkeit zusammen.

Man hat bei uns gesagt, das Majoritätsprincip, die Grundlage des Parlamentarismus verbiete dieser und jeder Regierung ein Zurückweichen vor der Minorität, und jene Regierung, welche sich vor der Minorität beugen würde, wäre die letzte Regierung im eminenten Sinne des Wortes überhaupt. Die österreichische Parlamentsmajorität nun, deren Tyrannis von der Regierung ausgerufen wurde, ist an Zahl so knapp und an innerer Consistenz so brüchig, daß sie gerade bei entscheidenden Abstimmungen von der sogenannten Minorität wiederholt überwunden wurde. In Ungarn dagegen umfaßte die Parlamentsmajorität des Barons Bánffy volle drei Viertel des Hauses, und ihr unverbrüchlicher Mamelukengehorsam hat bis auf das im letzten Stadium des Kampfes ausgeschiedene Häuflein von Dissidenten die Regierung nie im Stich gelassen. Hinter der deutschnationalen Minorität unseres Abgeordnetenhauses ferner steht ohne Zweifel eine weit radicalere Wählerschaft, und unsere Regierung darf Renwahlen nicht wagen, weil sie wahrscheinlich die Majoritätsparteien zerschlagen und gleichzeitig die Minoritätsparteien vergrößern und radicalisieren würden, während die ungarische Minorität, die nur ein Viertel des Hauses umfaßt, mit all ihrem Aufgebot von Leidenschaft eine so mäßige Gefolgschaft im Lande gefunden hat, daß Baron Bánffy mit Sicherheit darauf rechnen konnte, sie durch Neuwahlen gründlich zu schwächen. Trotzdem hat die Regierung, schon unter Bánffy, mit ihr verhandelt und mit der Ernennung Szells förmlich vor ihr capituliert. Daraus ersieht man, daß parlamentarische Staatsmänner nicht nur das Majoritätsprincip, sondern auch das Minoritätsprincip zu brachten haben, und die in Oesterreich neuestens beliebte Doctrin von der Schrankenlosigkeit der Majoritätsherrschaft ist durch die ungarischen Vorgänge widerlegt. Der ungarische Parlamentarismus sieht nach wie vor auf festeren Grundlagen als der österreichische, trotzdem oder richtiger, weil — in ihm auch das Minoritätsprincip seinen Platz hat.

Ein anderes Impossibilitäts-Dogma der österreichischen Regierungen seit zwei Jahren heißt Obstruction. Die Obstruction — verkündet man uns — ist überhaupt kein Mittel des parlamentarischen Kampfes, sie ist vielmehr die Revolution, und eine Regierung, welche sie dulden würde, wäre wiederum die letzte Regierung überhaupt, weil dann der ganze Parlamentarismus für alle Zeiten *ad absurdum* von zwanzig „Desperados“ unter 425 Abgeordneten gestellt wäre, welche die ganze Staatsmaschinerie stillsetzen könnten. In Oesterreich nun ist bis auf die durch Gewalt erwiderte Anwendung von Gewalt im November 1897 die Obstruction im allgemeinen recht glimpflich gehandhabt worden. Der im September 1897 an dieser Stelle entwickelte Plan beruhte darauf, es gar nicht zur Constituierung des Hauses kommen zu lassen, sondern mit der Obstruction schon unter dem Alterspräsidenten ein zuletzen — derselbe Plan, dessen theoretische Ausführung später die ungarische Obstruction so gründlich vom deutschen gemacht hat — in damals bei uns besonders von der „Arbeiterzeitung“ als unpraktisch und unparlamentarisch bekämpft worden. Die Obstruction bei uns ist in ihrer Zahmheit sogar soweit gegangen, daß sie zwischendurch sich selbst unterbrechen hat, um ausgleichs bedürftige Vorlagen mit passierter Geschäftsbeistellungen durchzuberathen, so daß zuweilen die beiden feindlichen Heerlager des Parlaments den Eindruck zweier Theaterarmeen von Statisten machen konnten, die nach einer auf der Bühne sein machtigen Schlacht hinter den Coulissen friedlich nebeneinander abendbrot leistlichen Getränke beisprechen. Die magyarische Obstruction dagegen hat, ohne auch nur einen Augenblick schwindlichen Sentimentalitäten Raum zu geben, ihre Ziele mit jener Selbstherrlichkeit, Unnachgiebigkeit und Unablässigkeit hervorgekehrt, welche regierungsseitig als die Revolution betrachtet wird. Und doch! Gerade die ungarische Obstruction hat gesiegt und schon nach fünfmonatlichem Kampf, die österreichische Obstruction aber steht noch immer wie Sisyphus vor dem Berg. Freilich haben wir von Dr. Kaizl und jenen, die es ihm nachsprechen, die Replik gehört: Wir haben den § 14, die Ungarn nicht. Aber Baron Bánffy hatte statt dessen, in der vom alten Tisza mit unerhörter Verschmitztheit erfundenen „Lex Tisza“, ein einzigartiges Document in der Hand, welches noch viel mehr wert war als ein § 14, weil es dem Ministerpräsidenten für seine gesetzlosen Verfügungen im voraus die Zustimmung der Majorität sicherte, welche die österreichische Regierung selbst vom Polenclub im voraus nicht hätte erlangen können. Das „revolutionäre“ Obstruieren ist also auch keine Erklärung für den Unterschied im Erfolg von Cis und Trans.

Jetzt kommt noch das dritte große Argument. Als die deutsche Opposition im August 1897 sich weigerte, mit dem Grafen Badeni überhaupt zu unterhandeln, da konnte man aus dem Regierungslager die entrüsteten Rufe hören: „Zurück! Ihr verletzt die Prärogative der Krone, die sich das Recht nicht nehmen läßt, die Männer ihres Vertrauens, aber nicht Eueres Vertrauens zu Ministern zu machen.“ Der gleiche Text wird auch jetzt abgewandelt, da sich dieselben Parteien weigern, mit dem ohnedies sprachlosen Grafen Thun zu verkehren. In Ungarn hat die analoge Weigerung der Opposition gegenüber dem Baron Bánffy einfach die praktische Folge gehabt, das dieser in der Person eines das Vertrauen der Opposition genießenden Mitgliedes der Regierungspartei, des Herrn v. Szell, ein Curator beigegeben wurde, und als die Opposition nach mehrwöchentlichen Unterhandeln den Baron Bánffy nicht einmal mehr als stumme Figur hinter dem Curator sehen wollte, wurde Baron Bánffy ganz abgeschafft, und die Majorität erhielt den Mann zum Ministerpräsidenten, den die Minorität nach ihrem Geschmack ausgewählt hatte. Auch mit dem letzten Argument also, daß die österreichische Krise nicht friedlich ausgetragen werden könne, weil sich die Minorität einen Uebergriff in die gesetzlichen Rechte der Krone anmaße, ist es nichts.

In Ungarn schließt man einen mageren, sehr ungeeen Vergleich, in Oesterreich führt man hartnäckig den Proceß weiter. Worin liegt der Grund? Die allwöchentlich erscheinenden czechischen Ursprünglichen Verordnungen für das böhmisch-mährisch-schlesische Grenzgebiet gegen Deutschland, daneben die slavischen Ursprünglichen-Maßregeln für das italienische Grenzgebiet geben die Erklärung. Die Ausnahmierung der vermeintlich national gefährdeten Grenzen wird mit dem Feuereifer einer militärischen Rüstungsaction betrieben. Das ist eben die pinchologische Wirkung des Teufels an der Wand. Auch Ungarn hat, nur mit dem Unterschied, daß dort nicht die Erinnerung an Königgrätz, sondern die an die ungarische Revolution den Teufel an die Wand zaubert, schon zuweilen ähnliche Phänomene mitgemacht. So, allerdings nur in viel kleineren Dimensionen, aus nationalgefährdenden Bewegungsmotiven und in anderen Formen, im Jahre 1894 nach dem Tode Ludwig Kossuths, wo dort auch einige Zeit lang alles drunter und drüber ging, bis sich schließlich die ganze Misère Paul in blinden Lärm auflöste.

K.

Die gegenwärtige Stellung der politischen Parteien in England

Es ist schwer, bei einem Rückblick in die Geschichte der englischen Politik seit der Reformbill von 1832 eine Zeit zu finden, in welcher dem auseinandergehenden Beobachter die Übereinstimmen zwischen den beiden großen politischen Parteien mehr verwischt und undeutlicher erschienen waren, als dies gegenwärtig der Fall ist. Aber eine Parallele läßt sich doch finden. Der Tod Robert Peels lieh in den englischen Parteien ein ähnliches Element ganz junge Bewegung von „Peelites“ oder „Anhängern des verstorbenen Robert Peel“ — wie man selbst bekannten — einmal. Die man sehr entschieden mit „Adhängern des Liberalen“ verglichen hat, denen sie dagegen eher mit Recht sich zu verbinden geschaffen hat. Die Peeliten, so genannt seinen Gewohnheit, die fähigste und bedeutendste unter diesen besonders ragende Persönlichkeiten, nahmen eine Mittelstellung ein zwischen den beiden

Digitized by Google

großen Parteien. Gleich den Whigs waren sie Freihändler, mit den Tories aber waren sie vereint als die eifrigen Stützen der Staatskirche. Aber demnach sind die beiden Fälle der Peel'schen und der später unter der Ministerschaft Gladstones erfolgten „Secession" verschieden geartet. Die Anhänger Gladstones sind Liberale, und Gladstones Home-Rule-Plan für Irland wurde von der großen Mehrheit der liberalen Partei unterstützt. Daher kommt es, daß die kleine den Parteifrieden störende Gruppe, die heutzutage den Peeliten von ehedem entspricht, als die sogenannte „liberal-unionistische Partei" bezeichnet wird.

In den vier Jahren, die von dem Rücktritte Gladstones bis zu „dessen Tode verstrichen, besaß sein „ipse dixit" mehr Autorität als die Worte von einem Dutzend parlamentarischer Parteikünstler. Lord Rosebery verlor das Vertrauen seiner Partei, da er sich zurückhielt, als Gladstone die Empörung seiner Landsleute über die armenischen Greuel erweckte. Sein Nachfolger, Sir William Harcourt, fiel, weil er es zuließ, daß Lord Salisbury mit Creta tändelte und weil er nicht auf einer angemessenen Besteuerung von Cecil Rhodes für dessen Angriff auf Transvaal bestand. Man hatte das Gefühl, daß Lord Rosebery und Sir William Harcourt dem Ruhm des alten Führers Gladstone Schaden zugefügt haben, indem sie als seine erklärten politischen Erben es nicht verstanden, die Traditionen seiner Politik fortzuführen. Die jüngst erfolgte Wahl Campbell-Bannermanns zum Führer der liberalen Partei im Unterhause hat nur relative Bedeutung, als sie beweist, daß das allgemeine Bestreben der eigentlichen Masse der Partei vor allem auf Einigkeit gerichtet ist.

Wie ist also die gegenwärtige Lage? Ist die liberale Idee in England hoffnungslos, weil die liberale Partei augenblicklich keinen wirklich großen Führer hat? Gewiß nicht! Ist die liberale Idee gegenwärtig in Schwierigkeiten? Gewiß. Jede Reformpartei sieht immer in Schwierigkeiten; aber diese stammen gewöhnlich nicht von ihrem Mangel an politischem Material her, sondern vielmehr von ihrem Ueberfluß an solchem. Die größte Verschiedenheit, die gegenwärtig zwischen beiden großen Parteien besteht, ist die: daß die conservative Partei existiert, um gewisse bestehende Interessen aufrechtzuhalten, die liberale Partei hingegen, um gewisse Reformpläne zu verwirklichen. Gladstone brachte diese beiden verschiedenen politischen Gesichtsrichtungen ausgezeichnet zum Ausdruck, indem er sagte: Liberalismus bedeute das nur durch Klugheit gemäßigte Vertrauen auf das Volk, Conservatismus das nur durch die Furcht im Zaume gehaltene Mißtrauen gegen das Volk. Aber dieses Mißtrauen beginnt zu verschwinden. Die Furcht haben heraus gefunden, daß es besser ist, die Demokratie an der Nase zu führen, statt sie an den Nackenhaaren zurückzureren: und ihre Politik wird aus den großen Sammelbecken des Snobismus, der Jobberei und des Jingoismus genährt, welche in fast allen Schichten der englischen Gesellschaft vorkommen.

Es ist jetzt so weit gekommen, daß es nur sehr wenige politische Betrebungen gibt, von denen man im vorhinein ruhig behaupten darf, daß die conservative Partei sie nicht adoptieren würde. Wenn das gegenwärtige Cabinet nicht willig rückgratlos ist, so ist der nackte Opportunismus sein Rückgrat. Es hat ein Arbeiter Unfallsversicherungsgesetz durchgeführt, das viel mehr sozialistisch und revolutionär ist, als die über die Hoftürsteit der Unternehmer bei Unfällen von Asquith eingebrachte Bill, welche die Conservativen vor drei oder vier Jahren zu Falle gebracht haben. Das ist schon rühmenswert genug; aber es gibt eine ihrer Bestrebungen, die noch stärker ist. Wenn die Partei nach allgemeiner Meinung über eine Angelegenheit einig war, so ist dies Irland gewesen. Und doch haben Lord Salisbury, der im Jahre 1886 nur zwanzig Jahre energischer Regierung verlangte, und Balfour, der „blutige" Balfour, wie er von den Iren genannt wurde, thatsächlich ein System der Localverwaltung im Irland zum Gesetz erhoben, welches diesem eine mehr demokratische Verwaltungsordnung verleiht, als sie die Schweizerkönigreiche England und Schottland besitzen. Ein System, das zweifellos im Laufe der Ersindung eines legislativen Central organs in Dublin kulminieren wird. Und doch, wenn wir die weitliche Grundlage der conservativen und unionistischen Partei näher betrachten und uns zugleich über die Männer, aus denen das gegenwärtige Ministerium besteht, im klaren sind, dann erscheinen diese Thatsachen weit weniger merkwürdig und nicht geeignet, die Meinung zu erschüttern, daß die Form Partei ihre alten politischen Laster abgeschworen habe.

Das gegenwärtige Ministerium beruht auf der Unterstützung von fünf wohlhaben Unterhausgruppen: den Großgrundbesitzern in Stadt und Land, den Staatsmännern, den Alkohol Producenten und Händlern, der militärischen Gesellschaft und den Armeegenossen. Es ist keine Uebertreibung, wenn man behauptet, daß die Peers, die selbst Angehörige dieser fünf Classen conservativer Gesinnung sind, im Oberhause, welches die erste und fünfte dieser Classen repräsentiert, gibt es ungefähr 150 Conservative gegen 50 Liberale. In der Kirche, die eine Art rettender Arche Noah für die widerstreitenden Glaubensrichtungen bildet, bringt das gemeinsame Interesse an dem Kirchenvermögen einen fast ausnahmslosen Conservatismus hervor.*) Die Schankwirte und die Brauerei-Interessenten haben Angst davor, daß eine starke liberale Regierung ein System municipaler Controle des Handels mit geistigen Getränken oder gar eine allgemeine Verstaatlichung desselben durchführen könnte, Maßregeln, welche ihr Gewerbe zwar mehr respectabel, aber weniger lucrativ gestalten würden.

In gewisser Hinsicht ist die mit dem Großgrundbesitze zusammenhängende Frage die interessanteste von allen, denn hier sind die Grenzlinien der Parteispaltung noch am reinsten und deutlichsten zu sehen. Vor der durch Home-Rule bewirkten Secession war Chamberlain der führende Radicale in der englischen Politik, und einer der wichtigsten Punkte seines Programmes war die Besteuerung der Grundrenten für die communalen Finanzen. Bis zum heutigen Tage ist es einer der Privilegien des Grundeigenthums in England geblieben, von allen Localsteuern befreit zu sein. Diese sollen vielmehr vollständig dem Miether oder Pächter zur Last. Die Folge davon ist, daß öffentliche Parks, Straßen, Canalisierungen, kurz alle in das Gebiet municipaler Thätigkeit fallenden Verbesserungen auf Kosten der Miether oder Pächter vorgenommen werden, während dadurch der Wert von Grund und Boden und zugleich die Grundrente des Eigenthümers erhöht werden. Solche Ungerechtigkeit ist zu crass, als daß sie noch lange fortdauern könnte. Die bloße Thatsache ihres Bestehens sollte genügen, um die Energie der liberalen Partei zu stärken und anzuspornen. Denn hier liegt nicht nur der Antrieb zu einer dringenden Reform, sondern auch zu einer solchen vor, die unter gar keinen denkbaren Umständen von der conservativen Partei durchgeführt werden könnte. Glücklicherweise beginnen die Stadtverwaltungen durch ganz England sich mit dieser Frage zu beschäftigen, und man kann prophezeien, daß bei den nächsten allgemeinen Wahlen eine große Anzahl von den heutigen Mandaten der conservativen Partei aus den großen Städten in die Hände der Liberalen übergehen wird. Zu dieser finanziellen Landesbeeinderen kommen noch zwei der Abhilfe bedürftige Anomalien des Verfassungsrechtes. Zunächst hat in den letzten Jahren die Kostspieligkeit der Wahlen dem Unterhaus eine immer mehr hervortretende plutokratische Beimischung gegeben: soll also der Wille des Volkes thatsächlich im Volkshause zum Ausdruck gelangen, so müssen die Wahlkosten gesetzlich auf die Steuerträger umgelegt werden und muß das Princip der Diätenzahlung an die Mitglieder des Unterhauses in einer oder der anderen Form wirklich durchgeführt werden. Ferner kann das Ueberhaus nicht weiter in seiner gegenwärtigen, auf Erbtücktit beruhenden Gestaltung fortdauern. Statt eine Versammlung weiser Männer zu sein und dementsprechend als Hinderniß gegen übereilte Gesetzgebung zu dienen, ist es vielmehr eine Körperschaft ohne jeden Anspruch auf collective Weisheit oder Erfahrung, die einfach dem Gebeiß der conservativen Führer blindlings folgt, gleichviel, ob dieselben an der Regierung sind oder nicht.

Oxford. Francis W. Hirst.

Christlichsociale Schulreform.

Zum II niederösterreichischen Bauerntage.

Es gehört zum Um und Auf aller politischen Parteien, die sich erwerbsmäßig mit der Rettung des Bauernstandes beschäftigen, daß sie vor allem ein Universalmittel empfehlen: die Herabsetzung der Dauer der Schulpflicht. So hat der christlichsociale Abgeordnete Bergani am 25. Jänner 1897 im niederösterreichischen Landtage einen Schulantrag mit der Forderung der siebenjährigen Schulpflicht eingebracht, so hat der deutschnationale Abgeordnete Ohon im Kärntnerischen Landtage am 5. Februar 1898 erklärt, daß „es vielleicht praktisch sein wird, auf die letzten zwei Schuljahre zu verzichten", so ist im selben Jahre im steierischen Landtage der deutschnationale Abgeordnete Posch für eine Verkürzung der Schulpflicht eingetreten, und so hat endlich die christlichsociale Partei im Herbste 1898 durch den „Landesverband der Landwirte von Niederösterreich" eine Petition um Einführung der siebenjährigen Schulpflicht vorbereiten lassen, die in der letzten Landtagssession vom Landtagsabgeordneten Steiner überreicht wurde. Am 5. März 1899 wird überdies in Wien ein Bauerntag abgehalten werden, der sich insbesondere mit der Schulfrage befassen wird.

„Wenn sich in Oesterreich „Bauernretter" in den meisten politischen Parteien finden, so hat dies seinen Grund darin, daß die nationalen Kämpfe eine Gliederung der Parteien nach wirtschaftlichen Interessengruppen bisher verhindert haben. In Deutschland ist die „Rettung des Bauernstandes" ausschließlich Sache der conservativen Parteien. Der Antrag, welche diese Parteien angewandt wissen wollen, entsprechen fast genau denjenigen, deren Anwendung in Oesterreich von denselben Interessenvertretungen gefordert wird. Am

*) Der vom Hatzenstift [illegible] Zur vom Hatzenstift [illegible] [illegible] [illegible]

10. und 11. Februar 1899 fand im preußischen Abgeordnetenhause eine Debatte statt, die eine Interpellation des polnischen Centrumsagrariers Szmula über den ländlichen Arbeitermangel zur Grundlage hatte. In derselben fand fast alle Forderungen, welche die Petition der niederösterreichischen Landwirte auffstellt, von conservativer Seite erhoben worden.

Diese Petition, deren ausführliche Begründung Hauptzweck des am 5. März 1899 stattfindenden Bauerntages ist, zu besprechen, ist die Aufgabe, die ich mir gestellt habe. Die Petition der Landwirte Niederösterreichs fordert, daß „bei den heute bestehenden Sommerbefreiungen die achtjährige Schulpflicht überhaupt nur auf dem Papiere existiert“: „Es möge für die Landgemeinden statt der achtjährigen Schulpflicht mit den Sommerbefreiungen in den letzten zwei Jahren eine volle siebenjährige Schulpflicht eingeführt werden.“ Eine Reihe von nachtheiligen Folgen, welche die durch den § 21 des Gesetzes vom 2. Mai 1883, R.-G.-Bl. Nr. 53, eingeführten Schulbeurlaubsertheilungen haben, führt die Petition ganz richtig an. Statt aber daraus zu folgern, daß die Wiederherstellung des Gesetzes von 1869 eine Nothwendigkeit ist, verlangt sie die siebenjährige Schulpflicht. Nach den bestehenden Gesetzen können die Landgemeinden oder einzelne Eltern ihre Kinder im 7. und 8. Schuljahre während des Sommers vom Schulbesuche befreien. Die Ausnahme dieser Bestimmung wurde 1883 mit der wirtschaftlichen Nothlage des Bauernstandes begründet. Nun soll dem Bauernstande auf anderer Weise Hilfe geleistet werden. Das achte Schuljahr soll ganz entfallen, und im siebenten soll keine Sommerbefreiung gewährt werden.

Im Folgenden sei versucht, den Effect dieser Schutzreform für das Land Niederösterreich darzulegen. Im Schuljahre 1896/97 gab es in Niederösterreich, mit Ausschluß von Wien, 24.677*) Kinder im dreizehnten Lebensjahre und 22.500 im vierzehnten Lebensjahre, welche die Schule besuchten. Von den ersteren besuchten 17.615, das sind über 71 Procent, von den letzteren 7203, das sind 32 Procent, das ganze Jahr die Schule. 7062 dreizehnjährige und 15.297 vierzehnjährige genossen Schulbefreiungen. Bei Durchführung der angestrebten Reform würde sich Folgendes ergeben: Wohl würden 7062 Kinder im siebenten Schuljahre keine Sommerbefreiung genießen, aber auch im darauffolgenden Jahre die Schule nicht mehr besuchen, dagegen würden 7203 Kinder des achten Schuljahres, die jetzt das ganze achte Jahr Unterricht genießen, und 15.297, die mindestens im Winter noch unterrichtet werden, der Schule vollständig entzogen. Die Arbeitskraft dieser 15.297 Kinder und der 7062 des siebenten Schuljahres hielt heute der niederösterreichischen Landwirtschaft während des Sommers zur Verfügung. Aber das hilft wenig. Der Bauernstand kann nur gerettet werden, wenn er im Sommer 7062 Arbeitskräfte weniger hat und dafür 15.297 jugendliche Hilfsarbeiter für den Winter eintauscht. Wenn man die Ausnützung der jugendlichen Arbeitskraft ganz in Ordnung findet, wenn man sich ganz auf den Standpunkt dieser Bauernretterei begibt, muß man diese Schulreform bekämpfen. Würde sie wirklich einem tiefgefühlten Bedürfnisse entsprechen, dann wäre dies daraus zu ersehen, daß die Gemeinden in den letzten Jahren einen erhöhten Gebrauch von dem Rechte der Schulbeurlaubserleichterung gemacht hätten. Das gerade Gegentheil ist aber der Fall. Im Jahre 1890 hatten 769 Schulgemeinden in Niederösterreich Anspruch auf Schulbesuchserleichterungen, es machten aber nur 655, das sind 85·2 Procent, davon Gebrauch, 1895 aber von 895 Schulgemeinden 646, das sind 71·7 Procent.

In Preußen sind die Sommerbefreiungen noch nicht in dem bei uns üblichen Ausmaße eingeführt, daher kommt es, daß Abgeordneter Arendt (conservativ) „die anderweitige Festsetzung der Schulzeiten auf dem platten Lande,“ die Dispensation von der Sommerschule, Halbtagsunterricht und dergleichen“ verlangt.

Für den Halbtagsunterricht setzen sich auch die niederösterreichischen Landwirte ganz besonders ein. In Punkt IV der Petition heißt es: „In jenen Schulen, wo ein großer Theil der Kinder einen weiten Weg zur Schule zurücklegen hat, möge der verlängerte Halbtagsunterricht eingeführt werden.“ Im Jahre 1895 gab es in Niederösterreich 386 einclassige Schulen. In 173 derselben war schon der Halbtagsunterricht eingeführt. Es ist dies ein bewährtes Mittel zur Verringerung der Schullasten. Ist eine Schule so überfüllt, daß eine Erweiterung nothwendig erscheint, so wird statt dessen der Halbtagsunterricht eingeführt. Die Schüler werden in zwei Gruppen getheilt, wovon eine Vormittag, die andere Nachmittag Unterricht erhält. Es wäre ein wichtiges Unternehmen, gegenüber den Gegsmann'schen Schulreformen auf die hygienischen Bedenken, die gegen einen verlängerten Halbtagsunterricht erhoben, hinzuweisen. Wenn die Kinder einen weiten Schulweg haben, in es doch das Nahelegendste, mehr Schulen zu bauen. Nur wenn man „große Ersparungen“ erzielen will, greift man zu dem vorgeschlagenen Mittel, dessen Folge eine weitere Herabsetzung der Volksbildung wäre. Der Halbtagsunterricht wurde beispielsweise in den ein- und zweiclassigen Schulen, die an Ueberfüllung leiden, eingeführt werden. Also in den niedrigst organisierten Schulen soll bei siebenjähriger Schulpflicht auch noch der Halbtagsunterricht platzgreifen.

Die Petenten verwahren sich von vornherein dagegen, daß sie die Absicht hätten, das Bildungsniveau herabzudrücken, und glauben dies dadurch zu beweisen, daß sie landwirtschaftliche Fortbildungsschulen und eine Vermehrung der landwirtschaftlichen Anstalten verlangen. Da sie aber wissen, daß in den bestehenden Anstalten nicht genügend Platz werden, verlangen sie für die Frequentanten dieser Anstalten Militärbegünstigungen. Im Schuljahre 1893 94 gab es in Niederösterreich zwölf Schulen für Land- und Forstwirtschaft mit 63 Lehrkräften und 409 Schülern. Wohl würden bei Verleihung von Privilegien diese Anstalten mehr besucht werden, aber dabei kommt die Frage in Betracht, wer diese Anstalten besuchen würde. Keinesfalls die Kinder jener Bauern, die genöthigt sind, im Concurrenzkampfe die Arbeitskraft ihrer eigenen Kinder von frühester Jugend an auszunützen. Für die große Masse der ländlichen Bevölkerung bliebe auch dann die Volksschule die einzige Bildungsquelle, und deswegen muß jede Forderung der Verkürzung der Volksschulpflicht als bildungsfeindlich bezeichnet werden.

Noch eine Forderung der „Landwirte“ muß hervorgehoben werden. Sie wünschen die Einführung der Prügelstrafe in der Schule. Es heißt im Punkte VI der Petition: „Es wolle der § 24 des Volksschulgesetzes abgeändert werden und der Lehrer das Recht haben, die Kinder nach Maß und Ziel körperlich zu strafen. Damit soll aber nicht etwa dem Lehrer die Macht gegeben werden, die Dummheit hinauszuprügeln, sondern nur das Recht, die Roheiten im Keime zu ersticken. Die Autorität des Lehrers muß sich den Kindern gegenüber gewiß noch bedeutend erhöhen, wenn zur Liebe und Achtung vor seiner Person noch ein bischen Furcht hinzutritt. Auch ist der Lehrer vor renitenten Eltern geschützt.“

In Preußen wird die Prügelstrafe ebenfalls von den Agrariern für unbedingt nothwendig gehalten. Abgeordneter Horn sagte am 10. Februar im preußischen Abgeordnetenhause: „Gegen die Verrohung der Jugend wäre die Prügelstrafe das einzig richtige Mittel. Die Strafen müssen wirksam sein; mit Humanitätsdusel kommen wir hier nicht weiter, und mir erscheint die Prügelstrafe wirksam.“ Die Agrarier in Preußen fordern direct die Aufhebung der Freizügigkeit der Minderjährigen bis zum 18. Lebensjahre. Die Autorität des Lehrers soll durch den Stock gehoben werden. Wohl wäre es Pflicht der Eltern, die Autorität des Lehrers zu kräftigen, und ich könnte es auch gut heißen, wenn in ihrem Beisein die Achtung entgegenbringen würden, die dem Erzieher ihrer Kinder gebührt. Statt dessen hat die „Vertrauensmännerversammlung der Landwirte Niederösterreichs“ beschlossen, am Bauerntage gegen die Lehrer Stellung zu nehmen, statt dessen wird in ganz Niederösterreich eine maßlose Verhetzung gegen die Lehrerschaft betrieben. Die sittliche Verwahrlosung der Jugend, deren Hauptursachen in den socialen Verhältnissen liegen, soll mit dem Prügel bekämpft werden. Dieser Vorschlag verräth die socialpolitische Einsicht jener „christlichen“ Männer, welche die Petition veranlasst haben, er liegt aber auch in ihren politischen Interesse. Die christlichsociale Partei braucht eine Generation, die zu der Dummheit das heißt zur Unbildung noch eine heuchlerische fromme Tugend eingepräpelt erhalten hat. Der Stock in der Schule in für diese Leute ein politischer Factor, denn er erzieht zur knechtischen Furcht, zur knittelhaften Gesinnung, zu den Vorbedingungen der politischen Herrschaft der Clericalen. Welche Sachkenntnis die Verfasser der Petenten hatten, versieht der Passus in der Petition, in welchem die Verlegung des Schuljahres auf das Frühjahr verlangt wird, „weil die Kinder beim Schulschluß nach der Ernte nicht gleich Arbeit finden und in die Großstadt gegeben werden, von wo sie ein im Alter nach Verbrauch ihrer Kräfte in die Heimatsgemeinde zurückkommen und erhalten werden müssen.“ Daß wir ein neues Heimatsgesetz haben, kommt die Leute nicht. Ein Mittel, der steten Wanderung des proletarisierten Landbevölkerung in die Stadt einen Riegel vorzuschieben, haben sie in der Verlegung des Schuljahres auf das Frühjahr. Diese Verlegung hätte nichts anderes zur Folge, als daß immer zur Ernte eine größere Masse billiger Hilfsarbeiter zur Verfügung da wäre, die aber gerade so wie früher nach der Ernte wegen Mangel an Arbeit in die Großstadt ziehen würde. Allerdings muss aber beigesetzt werden, daß die Kinder nach Vollendung der sechsjährigen Schulpflicht nicht in die Stadt sich drängen dürfen, weil dort die achtjährige Schulpflicht gilt in Kraft. Sie würden dennoch Hilfsarbeiter, denen die Heimatsgesetz abgeht, die dabei ganz besonders leiden würden, da die Arbeitslosigkeit sie und dadurch die Gemeinnützschaft der ärgsten sittlichen Verwahrlosung aussetzen würde, aber das Absolutwerden noch zu erdenken.

Wenn die Einführung des neunjährigen Schulbesuches in einem Antrage vom 19. Februar d. J. einem „großen Theile der übrigen Petitionen erledigt, weil dieselbe 27.000 Unterrichtsstunden täglich unnöthig machen würde, die „also zum Theile Familienväter wieder den ganzen Tag der Landwirtschaft zur Verfügung stellen könnten,“ so muss darauf hingewiesen werden, daß

*) Bericht des k. k. niederösterreichischen Landesschulrathes für das Schuljahr 1896/97.

Digitized by Google

Niederösterreich 3137 Catastralgemeinden zählt, dass demnach auf jede Gemeinde durchschnittlich 8·6 Petitionsunterfertiger kommen. Trotzdem will die christlichsociale Partei der Oeffentlichkeit weismachen, diese Schulreform entspringe dem Bedürfnisse des Volkes. Demgegenüber sei als Kronzeuge für die Unwahrheit dieser Behauptung der Herr Dr. Albert Geßmann, Landesschulrathsreferent für Niederösterreich, angeführt, der am 5. Jänner 1897 namens des niederösterreichischen Landesausschusses einen Bericht dem Landtage vorlegte, in dem es wörtlich heißt: „Der Widerstand der Bevölkerung gegen die achtjährige Schulpflicht ist nahezu ganz überwunden, denn die Einsicht in den großen Vortheil der erweiterten Schulpflicht für die heranwachsende Generation ist in allen Bezirken und in allen Bevölkerungskreisen durchgedrungen." (Siehe Nr. 12, 1898, Anhang zum Berichte Nr. IV ex 1898 des niederösterreichischen Landesausschusses über das Volksschulwesen. Seite 9.) Herr Dr. Geßmann kann versichert sein, dass er damals die Bevölkerung richtig beurtheilt hat.

Als in Preußen die Agrarier bei oben angeführter Gelegenheit ihre Wünsche bezüglich einer Schulreform vorbrachten, fand sich in dem Ministerialdirector Dr. Kügler, dem Vertreter des Unterrichtsministers, ein Mann, der in energischer Weise die Angriffe auf die Schule und den Lehrstand zurückwies. „In Oesterreich ist ein solcher Sturmlauf wohl undenkbar, denn bei uns sind Leute vom Schlage des Landwirthschaftsministers Hammerstein, der im Abgeordnetenhause sagte: „Ich halte es für wichtiger, den Kindern Liebe zur Landwirthschaft, als andere Dinge beizubringen," für die Stelle eines Unterrichtsministers absolut prädestiniert. Nur hatten österreichische Minister selbstverständlich nicht nur die „Liebe zur Landwirthschaft", sondern auch die „Liebe zur Religion" für wichtiger, als alle anderen Dinge.

Sigmund Krons.

Das Musée Social in Paris.

Man hat im Musée Social in Paris, das in dem kurzen Zeitraume seines Bestandes schon weltbekannt geworden ist und vor wenig Wochen in den Niederlanden eine Nachahmung gefunden hat, ein eigenes und reinstes Product französischen Geistes erkennen wollen. In der That, die Anstalt mit dem neuen, zärtlichen klingenden Namen, die sich vor bald vier Jahren in der stillen Straße des heute so schmutzigen gewordenen Faubourg St. Germain aufthat, mochte den Ausländer zunächst sehr fremdartig berühren. Sie trug, was schließlich nur natürlich war, so ganz und gar den Habitus ihres Landes. Die Eigenheiten französischen Wesens, der feine Geschmack, die fast künstlerische Vollendung in der äußeren Form, mit etwas Neigung zum Decorativen, sprechen sich in hervorragendem Maße in der neuen Schöpfung aus. Uebrigens durften selbst Franzosen überrascht sein von der imposanten Ausstattung der Institutes, von den erstaunlichen Dotationsmitteln, die es verfügt, von seinem großartigen Organisationsverbande, die socialpolitische Elite der Nation zu theoretischer und praktischer Action zu vereinigen, von seiner in großem Stile sich entfaltenden Thätigkeit, in der die socialen Forschungsexpeditionen nach dem Auslande und die großherzigen Preisconcurrenzen auch am wenigsten auffielen. Auch in der Prachtliebe, in der fast empirischen Art, mit welcher das Museum auf einen Schlag ist und fertig organisiert ins Leben trat, mutheten die wie mehr an den Beginn eines jungen Anfangs gewohnt sind, einen Hauch des edelsten gallischen Elans verspüren. Bei aller Originalität erfüllt das Socialmuseum in Paris aber doch nur eine Function, die welche auch schon andere Völker auf gleicher hohe socialer Entwickelung bereits Organe gefunden haben. Nur bildeten sie vielleicht nicht von allem Anfang an in gleichem Maßstabe, in gleicher Vollkommenheit, vielleicht darf man sagen in gleich klarem Bewusstsein von Mittel und Zweck, aus. Diese Klarheit der Conception, aus der es geschaffen wurde, bleibt noch weit mehr als die unser an sonnige das echt Französische am Musée Social.

In einem so sehr centralistisch organisierten Lande wie Frankreich scharft sich der Blick für die großen Verhältnisse und für die großen Linien des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens. Das Auge, an die Perspective der Centralitäten gewohnt, erkennt die neu auftauchenden Probleme rascher an ihrer wahren Westhalt, in ihren Proportionen, ihrer innneren Schwere. Gerade in Bezug auf die Gutwicklung der modernen Arbeiterfrage tritt dieses Moment, das Leopold v. Ranke ganz allgemein sagt: „Mit den großen Problemen des Staates und der Kirche halten sich die Franzosen immer aufs lebendigste beschäftigt und wo mit eigenthümlichem Talente das Augenblicks allein anderen vorbehandelt", den Nachweis zu liefern, wie jenige man im Lande der St. Simon und Fourier auch an minderen Erscheinungen der Oberflächlichkeit verschmähte, die Verhältnisse in Zahlenmäßigkeit genauest, mit wahrer Liebe zu studieren. „In Kopfe Fürsten wie Peter schon wurzelt die Ueberzeugung, dass die Arbeiterfrage eine Frage der Zeit sei", sagt Ranke „Jahrhunderte" Werk, „Die Fürsten" der Geschichte, „Sie sind es, die sie zuerst ergriffen und einzelne Versuche als die Ersinder der „Sozialpolitik" und einzelne Ansätze zu einer socialistischen Socialpolitik Napoleons III., die mit ihrer Legislation über die freien Hilfscassen und die staatliche Altersversicherung schon fast alle Ideen in sich trug, aus denen die reichsdeutschen Socialversicherungen hervorgegangen. In den Fünfzigerjahren war es einem französischen Gouvernement noch erlaubt, die täuschende Hoffnung zu hegen, der Staat könne in seiner socialen Action auf den Zwang verzichten und seine Ziele durch bloße Ermunterung der privaten Initiative erreichen.

Es ist ganz wesentlich, festzuhalten, dass das Musée Social in Paris einem solchen sehr gereiften, fast möchte ich sagen, einem metaphysisch-vereinfachten Ueberblick und Einblick in den Entwickelungsproceß der modernen Gesellschaft entsprang, wie er in Frankreich bereits Eigenthum weiter Kreise geworden ist. Wir können übrigens den Stammbaum des Chambrun'schen Musée Social bis an seine Wurzeln verfolgen. Sie gehen von der Plan aus, der schon als kaiserlicher Organisator der Pariser Weltausstellung von 1866 eine Gruppe von Gegenständen ausstellen ließ „en vue d'améliorer la condition physique et morale de la population". Auf den folgenden Pariser Weltausstellungen wurde diese „exposition d'économie sociale" weiter ausgebildet, und es war im Jahre 1889, als auf der Esplanade des Invalides von Jules Simon, Leon Say und hervorragenden Politikern der Gedanke erörtert wurde, diese „socialökonomische Weltstellung" der Ausstellung irgendwie dauernd unterzubringen. Hier war es auch, wo Graf Chambrun, der sich in den Sechziger- und Siebzigerjahren als Parlamentarier einen Namen gemacht, als Mitbesitzer der großen Glashütten von Baccarat im Departement Meurthe et Moselle sich längst in den Ruf eines industriellen Magnaten der guten Species gebracht hatte, mit seinen Millionen und seiner Intelligenz eingriff. In dem Kopfe dieses universell gebildeten Mannes, den ernste Studien und weite Reisen zu großer Unabhängigkeit des Geistes geführt, erweiterte sich der Plan der simplen Ausstellung von Documenten, graphischen Tabellen, in denen die socialen Zustände dargestellt werden, von Modellen von Arbeiterwohnungen 2c. zur Conception eines großartig organisierten Instituts, das nicht passiv den neugierigen Zuschauer erwartet, sondern in positiver Thätigkeit das Interesse des Publicums für die socialen Probleme anregt und gewinnt. Unter dem beständigen Einflusse von Jules Simon und des ehemaligen Handelsministers Jules Siegfried, des Vaters der wichtigeren Socialgesetze der dritten Republik, und anderer Socialpolitiker gewannen die Ideen des Grafen Chambrun dann die praktische Gestalt, in der sich seine Schöpfung heute präsentiert.

Man darf sich das Musée Social in Paris nicht als eine Art gewerbehygienisches Museum wie die Wiener und Berliner Sammlungen von Apparaten für Unfallverhütung vorstellen. Das Analogon ist eher im Handelsmuseum oder in der „Centralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen" in Deutschland zu finden. Man kann es in gewissen Sinne als eine Combination des letztgenannten Institutes mit dem „Verein für Socialpolitik" ansehen. Nach ihren Statuten hat die Pariser Anstalt zum Zwecke, „unentgeltlich dem Publicum zur Verfügung zu stellen, unter gleichzeitiger Ertheilung von Rath und Auskunft, die Documente, Modelle, Pläne, Statuten 2c. sociale Einrichtungen und Organisationen, welche die moralische und materielle Lage der Arbeiter zu verbessern imstande sind." In der Ausführung dieses Programmes wird das Musée Social einerseits zu einem socialwissenschaftlichen Observatorium, andererseits zu einem Vereinigungspunkte der socialwissenschaftlichen Ergebnisse. Politische und religiöse Fragen sind absolut aus den Mauern der Anstalt verbannt. Graf Chambrun war überzeugter Katholik, der Director und die Ehrenpräsidenten seines Museums sind Protestanten, wie übrigens auch hervorragende Katholiken in der Société du Musée Social, als welche das Museum legal und thatsächlich existiert, an Zunft sind. Die ungewöhnliche Selbstlosigkeit, welche dem Socialmuseum zur Pflicht gemacht ist, muss praktisch heißlich eine Achtung wahren. Die der classischen Nationalökonomie ist es gewiss nicht. Von dieser Seite her hat man das Musée Social sogar recht mißliches ein Museum Mal genannt. Die Tendenzen seiner Thätigkeit halten eher mit den Anschauungen der historisch realistischen Volkswirtschaftslehre in Deutschland zusammen. Jedenfalls baute Graf Chambrun selbst ziemlich heißende Zeichen für den starken Liberalismus, wie ihn das „Institut" verkörpert und verstreten.

Als socialwissenschaftliches Observatorium entsteht das Musée Social eine systematische Beobachtung der socialen Entwickelung im In und Auslande. Den Unterschungen der socialen Zustände im Auslande dienen die mit socialen Mitteln ausgestatteten Missionen, welche bisher in die hauptsächlichsten Culturländer und vornehmlich Studien über den englischen Trade Unionismus, über die ländliche Bevölkerung in Deutschland, über die Zunftbestrebungen in den Vereinigten Staaten vornahmen und an Frankreich selbst unternimmt das Museum, ähnlich wie der „Verein für Socialpolitik", Enquêten über specielle Fragen, die es im Interessenthalten Absicht, theils unter dem Gesichtspunkt, der Legislation vorzubereiten. Zur Zeit arbeitet die Section für Fremdenverkehr in Arrangiert es Preisconcurrenzen mit ganz ähnlichen Zielen, wobei allerdings stark

Digitized by Google

darauf gerichtet wird, daß die Preisarbeiten ebenso sehr zu klären, allgemein verständlichen, der Popularisierung dienenden Darstellungen, also zu wissenschaftlichen Entdeckungen oder Lösungsversuchen der socialen Frage werden. Neben diesen periodischen Unternehmungen zur Einziehung von Informationen unterhält das Musée rege und beständige Beziehung zu allen an der Socialpolitik interessierten Körperschaften und Institutionen, um dadurch ständige Canäle zu schaffen, in welchen ihm die Nachrichten über die Vorgänge in allen Gebieten regelmäßig zufließen. Die Entwicklung der Arbeitsbörsen, der Gewerkschaftsbewegung, der ländlichen Genossenschaften, der Volksbanken, der Gesellschaften für Errichtung von Arbeiterwohnungen ꝛc. wird dadurch von den entsprechenden Dienstzweigen des Socialmuseums in allen Einzelheiten verfolgt. Den gleichen Zweck im Auslande zu erreichen, unterhält man ausgewählte Correspondenten.

Das in dieser Weise wirksame, alle socialpolitischen Informationen centralisierende Observatorium wird nun völlig uneingeschränkt dem Publicum zur Benützung angeboten. In erster Linie durch die Bibliothek, in der man die vollständigste socialpolitische Literatur aller Culturländer mit der bezeichnenden Zeitschriften sammelt. Bei der Bildung des Bücherschatzes schenkt man besondere Aufmerksamkeit den amtlichen Publicationen, den parlamentarischen Actenstücken, den Documenten, aus denen die Geschichte und Organisation socialer Institutionen erhellt. Wichtiger, wenigstens für die Praxis unmittelbar wirksamer und weit umfangreicher ist der individuelle Consultationsdienst des Museums. Jedem, der eine Auskunft über locale Gegenstände verlangt, wird sie gegeben; wenn verlangt, erhellt das Museum auch ihrere Nachfrage, die, wie das zum Beispiel Arbeitercorporationen anbelangt, bis zu schwierigen juristischen Gutachten auswachsen können. Um ihre unantastbare Competenz in diesen Dingen zu sichern, hat man in der Organisation des Musée Social einen weiten Kreis von ehrenamtlich fungierenden Sachverständigen gruppiert, die, in einzelne Sectionen für die agrarischen, die genossenschaftlichen, die Socialversicherungen ꝛc. betreffenden und die juridischen Angelegenheiten vertheilt, in förmlichen periodischen Berathungen Form und Inhalt ihrer Auskünfte feststegen. Selbstverständlich kann der weitaus größte Theil der Consultationen vom ständigen Personal erledigt werden.

Die spontane Thätigkeit des Museums zur Verbreitung socialwissenschaftlicher Kenntnisse äußert sich in mündlicher und publicistischer Form. Während der Wintermonate werden in den Räumen der Anstalt öffentliche Abendvorträge gehalten, welche den Zweck haben, das breitere Publicum für die Probleme der Socialpolitik zu interessieren, ohne indessen auf die Behandlung der Details zu verzichten, welche den Fachmann hauptsächlich beschäftigen. Die Vorträgenden selbst werden aus dem Kreis anerkannter Autoritäten gewählt, und um die einzelnen Vorlesungen noch anziehender zu gestalten, gewinnt die Museumsdirection in der Regel einen Minister oder sonst hervorragende Persönlichkeiten, den Veranstaltungen persönlich zu präsidieren. Wenn es thunlich erscheint, wiederholt man diese Vorträge anderwärts, besonders an der Arbeitsbörse von Paris. Eine Ergänzung findet diese mündliche Propaganda in den periodischen Publicationen, den sogenannten „Circulaires“, welche namentlich an Arbeitercorporationen ꝛc. versendet werden und sich meist mit den socialen Zuständen, mit socialpolitischen Versuchen und Erfahrungen im In- und Auslande beschäftigen.

In letzter Linie mag die Exposition économique sociale genannt werden, die mit der Anstalt verbunden ist. Sie bedarf einiger erläuternder Worte, da dieser Novigiesmus sich keineswegs selbst erklärt oder doch nur für Fachleute sogleich verständlich ist. Die „socialökonomische Ausstellung“ des Musée Social beruht aus einem großen Saale, dessen Wände mit Zuschriften tragenden Tafeln bedeckt sind, und einigen kleineren Räumen, in denen sich Modelle von Arbeiterwohnungen, Photographien, Documente ꝛc. befinden. Dieser Theil des Musée Social ist noch nicht so ausgebildet, wie er es sein soll und wie er es sein müsste, um seinen Zweck, dem Publikum die socialen Thatsachen möglichst klar und eindringlich vor Augen zu führen, zu erreichen. Die Wandinschriften im großen Saale, der gleichzeitig den oben besprochenen Abendvorträgen dient, stellen in ihrer Gesammtheit einen Katechismus der Socialpolitik dar. In knappem, einfachem Texte ist auf den einzelnen Tafeln gesagt, was zum Beispiel über Gewerbevereine, Unfallversicherung, Altersversorgung, Coalitionsrecht ꝛc. zu sagen ist, um auch dem Laien eine richtige Vorstellung zu erwecken. Ein sehr geistreicher Franzose sagte mir gelegentlich, daß der Text einzelner dieser Tafeln geradezu Meisterwerke stilistischer Kürze und Klarheit darstellt. Gleichzeitig gibt die Tafel die Mittel und Wege eingehenden Informationen an.

Im laufenden Winter hat das Musée Social noch den Versuch gemacht, eine socialwissenschaftliche Schule nach Art der Universitätsseminare zu errichten, um so besonders die Studenten der Pariser Hochschulen für die Socialwissenschaft zu gewinnen.

Ein Urtheil über die Erfolge des Musée Social zu fällen, ist nach seiner kurzen Existenz noch nicht angebracht. Es ist ein originelle Schöpfung, die heute weder die endgiltigen Normen seiner inneren Organisation, noch die endgiltigen Zielpunkte seiner Thätigkeit gefunden hat. Aber augenscheinlich entwickelt sie sich dazu, eine große Rolle im socialen Leben Frankreichs zu spielen, obwohl sie lediglich ein Werk privater Initiative ist und prinzipiell auf staatliche Unterstützungen verzichtet. Sie ist übrigens von ihrem Stifter, dem Grafen Chambrun,*) sehr reichlich dotiert und erhielt bei dessen kürzlichem Tode den größten Theil seines nach Millionen zählenden Vermögens dauernd vermacht. Erwähnt mag übrigens werden, daß die Gründung der London School of Economics and Political Science mit ihrer socialwissenschaftlichen Bibliothek recht wesentlich durch den Vorgang der Pariser Anstalt angeregt wurde, wie sich auch ganz kürzlich in den Niederlanden mit starker Anlehnung an das französische Modell ein Musée Social gebildet hat, und die mehrfach im deutschen Reichstag gestellten Anträge auf Schaffung eines „Reichsmuseums für sociale Praxis“ dürften ebenfalls von der Chambrun'schen Stiftung inspiriert sein.**)

Paris. **F. Schotthoefer.**

Die wiederkehrenden Kometen des Jahres 1899.

Unter den zahlreichen Kometen, welche im Laufe der Jahrzehnte entdeckt und beobachtet worden sind, hat sich ein nicht unbeträchtlicher Theil als periodisch herausgestellt. Man nennt einen Kometen periodisch, wenn er die Eigenschaft hat, daß er nach einer Anzahl von Jahren und Tagen wieder zur Sonne zurückkehrt, und wir die Möglichkeit haben, ihn nochmals zu sehen und zu beobachten. Im Grunde genommen ist das aber keine Eigenschaft des Kometen selbst, sondern eine Eigenschaft des Weges oder der Bahn, welche der Komet durchläuft. In diese, wie in der größeren Anzahl der Fälle, eine Parabel, so gibt es kein Wiedersehen, ist sie eine Ellipse, dann ist der Komet ein periodischer. Nur in letzterem Falle kann man von einer Umlaufszeit reden, womit die Zeit gemeint ist, welche der Komet benöthigt, um zur selben Stelle seiner Bahn zurückzukommen. Die Umlaufszeiten sind sehr verschieden. Die kleinste Umlaufszeit, die man bisher für einen Kometen ermittelt hat, beträgt 3·3 Jahre, dann folgt eine Gruppe von Kometen mit 5 bis 8, ein Komet mit 13, einer mit 33, dann eine Gruppe mit etlichen 70 Jahren Umlaufszeit u. i. w. Je größer die durch die Rechnung gefundene Umlaufszeit ist, desto größer ist auch die ihr anhaftende Unsicherheit, so zwar, daß es kaum jemals einem Astronomen einfallen wird, auf Grund der Rechnung einen Kometen, dessen Umlaufszeit mit hunderten von Jahren angegeben ist, zu suchen.

Von den vielen periodischen Kometen sind aber nur 16 in einer solgenden Erscheinung wieder gesehen worden, während die anderen theils noch nicht zur Sonne zurückgekehrt, theils zur Zeit ihrer erwarteten Rückkehr so unglünstig am Himmel gestanden sind, daß ihre Wiederauffindung von vornherein vergeblich war, theils auch, weil sie zur Zeit ihrer ersten Erscheinung beobachtete Züge ihrer Bahn eine so kleine Ausdehnung hatte, daß der darauf gegründeten Rechnung eine ungemein große Unsicherheit verbliebe. Außerdem aber haben einzelne Kometen die Eigenschaft gezeigt, daß ihre Helligkeit zeitweilig ganz besonders gesteigert ist, so daß, wenn zur Zeit ihrer Rückkehr ein solcher Helligkeitsausbruch nicht stattfindet, auch dieser Umstand dazu beiträgt, daß er nicht gefunden wird.

Wenn die Umlaufszeit eines Kometen genau einer vollen Anzahl von Jahren gleich ist, so werden bei der Rückkehr des Kometen sowohl der Komet, als auch die Erde die gleiche Stellung zur Sonne besitzen, und der Komet wird daher am Himmel denselben scheinbaren Lauf beschreiben und die Sichtbarkeitsverhältnisse werden die gleichen sein. Dies trifft aber an der Regel nicht ein, sondern der Umstand, daß sich die Erde oft an ganz anderen Stellen ihrer Bahn befindet, bringt es dahin bündig mit sich, daß die Sicht barkeitsverhältnisse ungünstig werden und eine Wiederauffindung deshalb unmöglich wird. Es manövrieren sich dies darin, daß einmal der Komet viel weiter weg von der Erde sich befindet, wo durch einmal die scheinbare Helligkeit bedeutend herabgemindert wird; dann aber auch dadurch, daß sein Ort am Firmamente sich in der Nähe des Sonnenortes befindet und er deshalb nahezu gleichzeitig mit dem Tagesgestirn auf- oder untergeht. Allerdings kann es aber auch eintreten, daß die Beobachtungsverhältnisse in einer früheren

Digitized by Google

Erscheinung wieder günstigere werden können. Die Sicherheit, mit welcher der Ort eines Kometen für seine bevorstehende Wiedererkehr angegeben werden kann, hängt im allgemeinen von der Zeitdauer ab, während welcher er zur Zeit seiner ersten Erscheinung beobachtet worden ist. In dieser Richtung ist die Astronomie jetzt bedeutend besser daran, als in früherer Zeit, da die großen Instrumente, welche gegenwärtig zur Verfügung stehen, die Kometen eine beträchtliche längere Zeit zu verfolgen gestatten. Es ist aber auch klar, daß, wenn die Auffindung bei der Entdeckungserscheinung folgenden Rückkehr aus irgend einem Grunde mißlungen ist, die Auffindung in einer späteren Erscheinung auf Grund der Rechnung sich immer schwieriger gestaltet und häufig dem Zufall anheimgestellt werden muß. Ist es aber gelungen, den Kometen in einer folgenden Erscheinung wiederzufinden, so ist die zukünftige Beobachtung auf eine sichere Grundlage gestellt, den Fall ausgenommen, daß Helligkeitsänderungen im unsichtbaren Sinne in dem Kometen selbst vorgehen, oder daß sich der Komet in Theile spaltet.

Unter den 16 erwähnten, bei einer folgenden Erscheinung wieder beobachteten Kometen gibt es nur einen einzigen wirklich großen Kometen, der auch dem freien Auge einen imposanten Anblick darbietet; es ist der sogenannte Halley'sche Komet. Seine Rückkunft erfolgt im Jahre 1911. Zwei weitere, der Pons-Brooks'sche und Olbers'sche, sind auch mit freiem Auge gut zu sehen gewesen, haben aber keine besonders auffallende Erscheinung dargeboten.

Im Jahre 1899 wird die Rückkehr von neun periodischen Kometen erwartet. Unter diese zählt noch immer der Biela'sche Komet, aber er dürfte aus dieser Zahl zu streichen sein, weil er seit 1852 scheinbar noch immer verschwunden ist und nur noch durch den Sternschnuppenschwarm der Bieliden ein Lebenszeichen von sich gibt. Von den verbleibenden acht gehören zwei zu jenen sechzehn, die bereits in zwei Erscheinungen beobachtet worden sind. Es ist dies zunächst der sogenannte zweite Tempel'sche Komet, welcher am 3. Juli 1873 entdeckt und damals bis 20. October beobachtet wurde. Er besitzt nach dem Encke'schen Kometen die kürzeste Umlaufszeit, nämlich 5·2 Jahre, und erfährt nach Schulhof's Berechnung ebenso wie der Encke'sche eine geringe Beschleunigung seiner Bewegung. Im Jahre 1878 wurde der Komet vom 19. Juli bis 18. December beobachtet. 1883 und 1889 konnte man ihn von der Erde aus nicht sehen. Dagegen wurde er 1894 genau an der von Schulhof berechneten Stelle wiedergefunden, blieb aber wegen der ungünstigen Position nur kurze Zeit sichtbar. Die Periheldurchgänge in den Jahren, in welchen er beobachtet wurde, fanden statt am 25. Juni 1873, 7. September 1878 und am 23. April 1894; diesmal trifft er am 2. Juli in seiner Sonnennähe ein. Der Lauf des Kometen wird daher mit dem von 1873 eine gewisse Aehnlichkeit haben, aber, wie die Rechnung zeigt, wird er noch günstiger zu beobachten sein, da dass er schon früh, vielleicht bereits im März oder April, aufgefunden werden dürfte.

Der zweite Komet, der bereits in mehreren Erscheinungen beobachtet worden ist, ist der Komet Wechain-Tuttle. Er besitzt eine Umlaufszeit von 13·8 Jahren und ist in den Jahren 1790, 1858, 1872 und 1885 beobachtet worden. Seine Sonnennähe erreicht er im Juni 1899, sieht aber so ungünstig in der Nähe der Sonne, dass er um diese Zeit kaum wird aufgefunden werden können. Es ist aber möglich, dass er später im März, April oder Mai 1899, wenn die Sichtbarkeitsverhältnisse sich gebessert haben werden, trotz der verminderten Helligkeit mit Hilfe der großen Fernrohre gefunden werden wird, da sein Ort sehr genau bekannt ist.

Nun sind noch sechs Kometen, welche nur in einer Erscheinung beobachtet worden sind. Da ist einmal der interessante, von Mr. Holmes im Jahre 1892 entdeckte Komet, der am 13. Juni 1892 seine Sonnennähe passiert hatte, aber erst am 3. November entdeckt worden war. Derselbe war ein so heller Komet, dass man ihn mit freiem Auge als ein schwaches Lichtwölkchen sehen konnte, und da die Himmelsgegenden, in denen er sich vor der Entdeckung bewegt hatte, der Beobachtung günstig gelegen waren, so war man sehr verwundert, ihn so spät entdeckt zu sehen. Indes gab der Komet selbst darüber Auskunft, denn, nachdem er festgestanden an Licht abgenommen hatte und nur schwer als ausgedehnte Nebelmasse zu sehen war, änderte er Mitte Januar 1893 plötzlich sein Aussehen. Es wurde rasch auf der Wiener Sternwarte am 16. Jänner beobachtet, dass seine Helligkeit fast plötzlich zugenommen gewachsen war; er zeigte fast einen Kometen der 1. Größenclasse und nur ein kleiner Nebel hat sich in diesem Sterne den Kometen verwandelt, während freilich die Bewegung des Cometen unter den Sternen die Identität mit dem Kometen Holmes sicher stellte. Ein ähnlicher Verhaltensbruch dürfte ihn im Juli der Entdeckung so hell gemacht haben, während es vermuthen ist, dass er vorher sehr schwach gewesen sein dürfte. Dieser Komet erreicht am 28. April 1899 wieder seine Sonnennähe, aber günstige Sichtbarkeitsverhältnisse treten erst in der Nähe seines Aphels ein, und es wird dann, da die Anziehungen des Erde, wie es zu nehmen ist, in diesem Falle noch eine erhebliche geringe ist, nur wenig Aenderung eintreten. Aber die man schon, wenn auch nicht so günstig, sein kann — es ist anzunehmen, dass wird

Eine sehr geringe Wahrscheinlichkeit, gesehen zu werden, hat der Denning'sche Komet vom Jahre 1881; hingegen dürfte es ziemlich wahrscheinlich sein, dass der Tempel'sche Komet vom Jahre 1866 nicht unbemerkt vorüberzieht. Die Auffindung dieses Kometen ist ganz besonders wegen seines Zusammenhanges mit den Leonidenschwarme der Sternschnuppe wichtig. Die mittlere Umlaufszeit des Leonidenschwarmes ist 33·25 Jahre. Diesen kann aber die Umlaufszeit einzelner Glieder und besonders auch die des Kometen selbst beträchtlich abweichen. Der Komet wurde am 19. December 1865 von Tempel in Marseille entdeckt und zuletzt am 9. Februar 1866 von Oppolzer in Wien beobachtet. Er war anfänglich bei seiner geringen Entfernung von der Erde recht groß und auffällig, nahm aber an Helligkeit rasch ab. Oppolzer, der die Bahn eingehend untersuchte, fand, dass die Umlaufszeit zwischen 31·6 und 34·8 Jahren liegen müsse; als wahrscheinlichsten Werth fand er 33·18 Jahre. Somit müsste der diesmalige Perihel-durchgang am wahrscheinlichsten in den März 1899 fallen. Seine Wiederauffindung ist nicht nur wichtig, um dessen eigene Bahn, sondern um auch die Bahn des Leonidenschwarmes genauer bestimmen zu können.

Es sind nun noch drei Kometen zu erwähnen, welche heuer erwartet werden, und zwar der Komet Brooks 1886 IV, der Komet Barnard 1892 V und Komet Swift 1889 VI; indes ist ihre Umlaufszeit und demgemäß der Ort am Himmel so unsicher, dass ihre Wiederauffindung dieser dem Zufall überlassen werden muss.

Wenn von einem Kometen die Rede ist, so fragt der Laie zunächst, ob derselbe sich als das repräsentieren wird, was man gemeiniglich sich als Kometen vorstellt, nämlich als ein heller Stern mit langem Schweif, an dessen Anblick sich jedermann, ohne erst ein Fernrohr zu Hilfe nehmen zu müssen, erfreuen kann. In dieser Richtung wird keiner der genannten derartige Erwartungen befriedigen, sämmtliche sind lediglich, das heißt sie können nur mit dem Fernrohr gesehen werden, und selbst da werden sich die meisten nur als recht schwache Lichtwölkchen repräsentieren. Es ist aber natürlich nicht ausgeschlossen, dass, wie jedes Jahr, so auch heuer, noch nicht dagewesene oder wenigstens noch nie beobachtete Kometen am Himmel auftauchen, und unter diesen kann vielleicht einer dabei sein, der durch seinen Glanz der landläufigen Vorstellung entspricht und dem Namen „Komet" Ehre macht. Es wäre auch schon höchste Zeit, denn seit 1882 haben wir auf unserer nördlichen Halbkugel keinen derartigen Kometen mehr zu Gesicht bekommen.

Dr. J. Palisa.

Jacob Schabelitz.

Der liebe alte Schabelitz ist todt. Als ich dies jüngst in einer Berliner Zeitung las, mochte ich nicht daran glauben. Aber es musste denn wohl so sein, denn wir alle wussten, dass er seit Jahren leidend war, und jeder hat ihn für älter gehalten, als er in Wirklichkeit war. Aber der Gedanke, dass man nach Zürich kommen könnte und nun fünf Uhr in den „Baumhof" träte und dort nicht den alten Kreis Schabelitz träfe, wird jedem, der nur einmal dort am „runden Tisch" saß, unmöglich erschienen sein. Noch vor fünf Wochen hatte ich seinen Neujahrsgruß in der kleinen verschnörkelten Schrift nach Florenz erhalten, und jetzt hatte ihn der Tod aus der Mitte seiner Freunde gehoft, ihn, den die politischen und geistigen Machthaber jenseits der Schweizer Grenzpfähle wegen der von ihm gedruckten Broschüren und Werke durch ihren beiten Dank ausgezeichneten und der ihre kannenden Ergüsse so vieler junger Poeten selbstlos verlegt hatte.

An einem sonnigen Septembermorgen des Jahres 1891 bin ich zum erstenmale nach Zürich gekommen. Leichter Nebel lag über der Limmat, und auf den giebeligen Dächern glitzerte der dünne Reif. Während ich den Quai entlang ging, gab ich mich der Ammuth dieses eigengearteten Städtebildes hin, und dabei bewegte mich der Gedanke, dass dies der geheiligte Boden der Freiheit, das Asyl so vieler heimatleiser Kämpfer gegen Bedrückung und Aberglauben und die Heimat Gottfried Kellers und Böcklins sei. Die Aurorle, mit welcher der Fremde das Schweizervolk umgibt, verstiegt gar bald, und gar oft kam mir in jener ersten Zeit der Gedanke, dass Schiller seinen Wilhelm Tell nicht geschrieben, wenn er die Schweizer gekannt hätte. Hat man jedoch dieses erste Stadium überwunden und tritt man dem Volke näher, so muss man es mit seiner uniformen und praktischen Kraft schließlich wenn auch nicht lieben, so doch achten lernen. Dass die Schweizer so sehr anfangs enttäuschen, beruht darauf, dass man sie immer mit falscher Voraussetzungen beginnen. Wir halten die Schweizer für die Freiheitsschützer, radical in jedem Sinne und in jeder Reform und jedem Fortschritt bereit, und finden dann den unter den Deutschen vielleicht entwickelten Volksmann. Denn wir denken im Anfange nicht daran, dass die Souveränität des Volkes, welche sich im Kanton Zürich zum Beispiel so, daß die Wahl der richterlichen Beamten einen, und alle zwei Jahrstimmen, welche unsere Bewunderung erregen, das Product einer langen und schweren Entwickelung sind.

Theodor Mundt hatte mir in München aufgetragen, Jacob Heinrich Maclay aufzusuchen; doch er wusste seine Adresse nicht. So

gieng ich denn in das Postamt fragen. Die Beamten konnten mir keine Auskunft geben, doch sie riethen mir, zu Schabelitz am oberen Mühlesteg zu gehen, dort wüsste man es immer. Der obere und der untere Mühlesteg sind Brücken, welche über die obere Limmat führen und an deren Nordseite Mühlen und andere Industrieetablissements in den Fluss gebaut sind. In einem dieser Gebäude befindet sich auch die Druckerei und das „Verlagsmagazin J. Schabelitz". Ueber eine enge Holztreppe gelangt man in das niedrige Comptoir, welches nur einen einfachen Doppelschreibtisch und die primitivsten Büchergestelle für die Verlagsartikel enthält. Lreemann, der Famulus, gab mir die gewünschte Auskunft und ich suchte Mackay auf. Dieser lud mich ein, gegen Abend in den „Palmhof" in Oberstraß zu kommen, ich würde auch Schabelitz dort treffen. Und so sah ich denn am Abend zum erstenmale dem behäbigen alten Herrn mit dem glattgestrichenen, grauen Haar, dem kräftigen Schnurrbart und der kleinen Fliege am Kinn gegenüber, der mich durch seine Brille wohlwollend ansah. Und im Laufe der Zeit habe ich dann eine bunte Reihe von Menschen aus allen möglichen Ländern dort an jenem „runden Tische" aufnehmen und verschwinden, scheiden sah, und wiederkommen sehen. Wenn Mackay in Zürich war, dann versammelte sich stets eine größere Gesellschaft im Palmhof, denn er verstand es, das Bindeglied auch eines Kreises divergierender Menschen zu sein. Ihm verdankte auch der „runde Tisch" sein Stammbuch. Als erster hat sich darin Hermann Bahr eingetragen, indem er in glatten Versen erklärt, keine Verse machen zu können. Es waren fast ausschließlich junge Leute, welche sich hier um Schabelitz versammelten, und doch musste der Altersunterschied sich niemals störend bemerkbar, denn er verkehrte als Gleicher unter Gleichen. Er sprach wenig und langsam und wenn er eine Bemerkung dazwischenwarf, dann trug sie das Gepräge jenes gutmüthigen und humorvollen Spottes, welcher ein Vorrecht des fröhlichen Alters ist. Charakteristisch für ihn jedoch war die Freude, welche er an jeder ehrlichen Opposition hatte, mochte sie den politischen Machthabern oder jenen auf Kanzeln und Lehrstühlen oder Parteihäuptern oder Kunstrichtern gelten, ohne dass ihm je die Anerkennung des warmenden oder anerkennenden Wortes gefehlt hätte. Diese Oppositionsfreude war auch für seinen Verlag bestimmend und für jeden ihm nie durch das Bewusstsein getrübt, dass diese Himmel und Erde stürmende Jugend zum großen Theile schließlich doch ihr mehr oder minder geschmackvolles Compromiss mit der Gesellschaft schließen würde, — dass diese jungen Dichter gar bald zu einem anderen Verlage übergehen würden, der ihren Werken einen größeren Absatz unter dem bücherlaufenden, alles gutbürgerlichen Publicum sichern würde. Ein Beispiel für viele. Eines Abends brachte mir Schabelitz den umfangreichen Gedichtband eines Berliner Modernen in den Palmhof mit, der soeben in einem angesehenen deutschen Verlage in zweiter Auflage erschienen war, indem er beiläufig sagte, wie es ihn freue, dass der Dichter jetzt einen für den Absatz des Buches so günstigen Verlag gefunden habe. Und dabei wusste ich, dass der größere Theil der ersten Auflage wohlerhalten in den Regalen am oberen Mühlesteg ruhte. So habe ich es auch in der Folge wie gesehen, dass die persönlichen Beziehungen zu Schabelitz durch den Uebergang zu einem anderen Verlage irgendwie getrübt wurden. Es war die reine, fast möchte ich sagen ästhetische Freude am „Sauser", welche Schabelitz mit der jungen Literatur verband.

Einen Abend in der Woche jedoch fehlte Schabelitz im Palmhof, da sah er unten an Tant im Limmathof im Kreise seiner Altersgenossen, der alten Achtundvierziger. Denn auch er war einer. Ich werde die Tafelrunde dieser prächtigen, alten Herren nicht vergessen und nur einen möchte ich ermähnen, da er auch weiteren Kreisen bekannt ist, John Reitenbach, den unerschrockenen preußischen Steuerverweigerer aus Königsberg.

Als Basler Schriftsetzer war er 1848 nach London gegangen und hatte dort intim mit Freiligrath im Kreise der deutschen Flüchtlinge verkehrt. Von hier wandte er sich nach Paris, wo er zusammen mit Herwegh im Vorstande des deutschen revolutionären Clubs war. Dann kehrte er nach der Schweiz zurück und hier in Zürich führte ihn die mit jedem Jahre wachsende deutsche Freiheit einen neuen stärkeren Strom von heimwilligen und unverwilligen Flüchtlingen zu. So kam auch Schabelitz zur Moderne. Denn für alle die Werke und Werkchen, welche Schabelitz druckte, hätte sich in Deutschland damals kein Verleger gefunden oder sie wären sofort verboten worden. Heuckell, Mackay, Bohr, Hartleben, Holz, Panizza, Rhabnack, Sommerfeld, diesen allen und ich konnte noch eine lange Kette von Namen daran reihen hat Schabelitz die Herausgabe ihrer Werke ermöglicht; dazu noch den großen Schwarm literarischer Eintagsfliegen, deren Talent mit dem ersten Feuer der Jugend verrauchte. Uns allen, die wir ihm näher standen, war Schabelitz ein wohlwollender und lieber Freund, aber auch nur diesen allen, welche ihn persönlich nicht kannten, war er das erreichbare Ideal eines Verlegers.

Am 28. Jänner starb Jacob Schabelitz im Limmathofe im Kreise seiner Freunde an einem Herzschlage im Alter von 72 Jahren.

Mährisch Trüau. J. R. Bünditsch.

Das Erscheinen der Autoren.*)

München, 18. Februar 1899.

Lieber Herr Bahr!

Ihre Anregung hat einen alten, schon recht wackelig gewordenen Modewagel des Theaters auf den Kopf getroffen. Hoffentlich sitzt er nun fest für dauernde Zeiten. Ich bin mit Vergnügen dabei, dieser Unsitte abzuschwören — schon aus Egoismus! Ich erscheine auf der Bühne ist für mich immer eine Qual gewesen — und hab' ich es bei anderen gesehen, so erschien es mir als eine Lächerlichkeit. Ganz abgesehen davon, dass die menschliche Haut des Dichters und der Schneider, der sie bekleidet, mit der aufgeklebten Dichtung doch nicht das Geringste zu schaffen haben; ganz abgesehen davon, dass immer die Stimmung gestört und nur Gelegenheit zu ungehörigem Spectakulieren der Freunde und Gegner geboten wird; und abgesehen davon, dass der Dichter, der bei einer glücklichen Premiere auf der Bühne erscheint, sich selbst am meisten schadigt, wenn er sich von den Zuschauern eine kleine Unart seiner Dankesschuld auf die Hand begahlen lässt wie der Kellner das Trinkgeld — ganz abgesehen von allen ernsten Gegengründen sollte man die Unsitte schon um des guten Geschmackes willen und aus Mitleid mit den armen Autoren gewaltsam abschaffen. Sie sehen zum Erbarmen drollig aus, wenn sie so herauskommen mit zwei linken Füßen und vier Ellbogen! Das Stehen und Stehen auf der Bühne ist eine Kunst, die viele Schauspieler ihr Lebtage nicht fertigbringen. Wie soll das ein Autor in einer Minute lernen? Und kann er's nicht, so ist er lächerlich. Dazu das ungeschminkte Gesicht mit seiner Leichen bittermiene! Der Autor soll er sich etwa gar noch schminken? Und wie soll er sich kleiden? Wie er es auch machen mag, nie trifft er das Rechte. Kommt er „fein", in schwarzem Frack und weißer Binde, dann lachen sie: „Natürlich, der hat schon darauf gewartet!" Kommt er im gemüthlichen Rock, so sind sie empört und sagen: „Das ist eine Frechheit, wie sind gute Gesellschaft, so erscheint man nicht vor sein Publicum!" Ich erinnere mich an einen Abend im Burgtheater. Man gab „Das verlorene Paradies" von Ludwig Fulda. Die ernste Arbeit hatte verdienten Erfolg, der Dichter wurde gerufen, und Ludwig Fulda — nach Berliner Geschmack — erschien in heller Hose. Ganz Wien hat über ihn gelacht und vergaß über der hellen Hose den Ernst seines Werkes. Das Publicum ist drastisch, aber lehrreich.

Und wie soll's nun in Zukunft gehalten werden? Eine Rundfrage allein, glaub' ich, führt da zu keinem Resultat. Kommen oder Nichtkommen — der eine wird für das eine, der andere für das andere stimmen. Und alles bleibt beim Alten. Aber es scheint mir gar nicht nöthig, dafür eine einstimmige, oder auch nur eine stimmenmäßige Beschließung unter den Autoren erzielt wird. Es genügt wohl — und ich bin dabei — wenn erst nur ein paar von uns den Anfang machen und bei einer glücklichen Premiere dem Hervorruf keine Folge leisten. Dann wird die Zahl der jenigen, die sich zu dieser gedankenvollen Abstinenz erklären, von selbst wachsen — der Zuschauer werden es bald lernen, von einem Autor, der mit überflüssiger Premierenbrise behaftet ist, zu sagen: „Der kennt aus Eitelkeit . . . oder aus praktischer Schlauheit, um den Erfolg des Abends für die Reclame ergiebiger zu machen!"

Aber wenn wir schon diese eine Unsitte abstellen, das Erscheinen der Autoren — warum wollen wir nicht gleich einen vernünftigen Schritt weiter machen und für unsere Premieren die Bestimmung treffen, dass nach Schluss eines Actes der Vorhang überhaupt nicht wieder aufzuziehen wird, auch nicht für die Schauspieler? Wenn es meinem Geschmacke nach ginge, dürften sich überhaupt die Schauspieler für gefeierten Beifall nicht einmal bedanken. Hat ihn doch ein Burgschauspieler bisher noch aus dem Gleiche nicht auch auf allen anderen Bühnen möglich sein? Die Schauspieler hätten, wenn sie dieser kleinlichen Eitelkeit entsagen, nur Gewinn für ihr persönliches Ansehen. Die Verehrung, welche die Mitglieder des Burgtheaters bei den Wienern genießen, ist nicht zum geringsten Theil auf Rechnung der Thatsache zu setzen, dass die Zuschauer den künstlerischen Eindruck, den sie im Theater empfingen, ruhig in sich nachwirken lassen, und dass sie den Tant, den sie einer künstlerischen Leistung schulden, mit sich nach Hause tragen, statt ihn bei mehrfachen Hervorrufen larmend von den Coulissen abzutrotzen.

Doch das ist Sache der Theaterdirectoren und der Schauspieler selbst, sie können es da halten, wie sie wollen. Das geht uns Autoren nichts an. Aber bei der Premiere in das Heil der Hauptsache, da ist der Autor Hausherr auf der Bühne und als solcher hat er ein Recht, zu sagen, wie es's gehalten wissen will. Und wenn er die Bestimmung trifft: der Vorhang wird nicht wieder aufgezogen — so wird er uns den Beweis erbringen, wie einfach die Sache nimmt und dass es ich ist ihn um nichts anderes handelt, als um die künstlerische Wirkung seiner Arbeit. Mögen doch die großen Kanstlene des Theaters und vor allem bei ihren Premieren machen, was immer sie wollen, — der arme Autor, der etwas sagte, weiß er es sagen musste. Dann doch von der Premiere ab! Autoren wollen, als die Geschaffenen, keine Rolle spielen und die dem Urtheil der Zuschauer gegenüber zu stellen. Tun wollen es, dass die Dichtung dargestellt und gehört wird. Und wenn der Zuschauer nach dem Fallen des Vorhangs klatschen, Bravo! rufen, schreien oder zischen — auch wenn das nur einmal geschieht, wird man immer ganz genau wissen, ob der neue Autor gelobt oder abgelehnt wurde. Ein Zu oder Nein wird durch Beobachtung nur immer abgeschwächt. Wenn also der Schauspieler Applaus und den Ruf des Autors verbrieft, so gewinnen auch diese nur, wenn der Autor auf der Bühne, die „ihr Recht" gehabt, wenn der Vorhang endgiltig fällt. Es wird einer Premiere oft so schwierigen Charakter. Das ist ein ganzes Stück mehr Ruhe. Also sagt einmal! Und die Bestimmung, wie sie mich in Schnitzlers Actes wirken und die Bestimmung, wie Premieren wirken sollen, werde ich, und ich bin der Schwierigste!

Ich danke Ihnen, lieber Freund, dass Sie mich gedrängt haben, mich dem kleinlichen Zwange und Unfuge bei der Premiere zu entziehen.

Digitized by Google

hat und noch weiter auszuarten droht — das weiß ich nicht. Vielleicht hilft es. Vielleicht auch nicht. Aber das scheint mir Nebensache.

Mit bestem Gruß Ihr ergebener

Ludwig Ganghofer.

Meiningen, 20. Februar 1899.

Sehr geehrter Herr!

Obwohl ich zur Frage des Erscheinens der Autoren auf der Bühne eigentlich nur noch ein platonisches Interesse habe, will ich doch, da Sie so freundlich sind, sich nach meiner Meinung zu erkundigen, ohne Umschweife erklären, daß ich mit Ihren Ausführungen und mit dem Schlusse, zu dem Sie gelangen, vollkommen einverstanden bin. In demselben Sinne habe ich mich auch schon früher, als ich regelmäßige Theaterkritiken schrieb, bei verschiedenen Anlässen ausgesprochen. Sie selbst und andere Dramatiker, vor allem Wildenbruch, haben das Thema so erschöpfend behandelt, daß Neues ja kaum mir nicht mehr übrig bleibt.

Die Persönlichkeit des Autors hat mit dem Bühnenwerke nichts zu schaffen, sie gehört nicht auf die Bühne, das Publicum hat keinen Anspruch an sie, und er selbst hat kein Recht dazu, sie in den Zwischenacten und nach Schluß des Ganzen ohne Gage mitspielen zu lassen. Es liegt eine Art von Fälschung darin, in dem zufälligen Umstande, daß der Autor bei der ersten Aufführung seines Stückes zugegen ist und der Noth, dem Drängen des Directors oder dem eigenen Trieb gehorchend dem Hervorrufen Folge leistet, einen Grabmesser für den Erfolg selbst zu gewinnen.

Die älteren Berliner Theaterdirectoren werden den wahrhaft grauen haaren Eindruck, den das Erscheinen Scribe's bei der Premiere einer seiner letzten Possen hervorrief, nicht vergessen haben. Der unglückliche Mann war damals schon halb paralysiert und völlig erblindet. Es war ein wahrhaft schrecklisches Schauspiel, als der Aermste, von den Komikern in der tollsten Weise gefoppt, auf der Coulisse hervortappte, schmerzlich unsicher tastend, mit der eigenthümlich unheimlichen Blässe, mit der das entsetzlichste Leben oder der nahende Tod das abgemagerte Antlitz übergossen hatte, die Augen weit geöffnet und mit dem grausigen Ausdruck der erloschenen Sehkraft. Die Posse wurde abgesetzt, und das Mitleid, das sich des Publicums beim Anblick des gebrechlichen bemächtigt hatte, gab der Ablehnung vielleicht eine mildere, weniger verletzende Form, als sie sonst wohl gewählt worden wäre. Aber wer diesen Abend mitgemacht hat, der kann die Frage des Erscheinens der Autoren auf der Bühne nicht mehr der Gegenstand einer theoretischen Erörterung sein, für den steht es fest: auf die Bühne gehören nur die durch ihre Kunst berauf Berufenen, und also sind sie auch allein berechtigt und verpflichtet, Huldigungen entgegenzunehmen oder Aeußerungen des Mißfallens über sich ergehen zu lassen, als deren Form ebenfalls die Ferne allein da ist.

Zu welchen komischen Extremen diese Unsitte führt, das hat die Darstellung eines neuen Stückes mit ihrer Person nicht selten Betheiligten nach dem Fallen des Vorhanges auf der Bühne dem Publicum vorzuführen, das wissen alle, die zur Zeit der großen Ausstattungsposse die Premieren im Berliner Victoria Theater mitgemacht haben. Da erschienen beim ersten Heben des Vorhanges zunächst die Hauptdarsteller, die sichende Blicke in die Coulisse warfen. Die Courageierten lösten sich los und zerrten die widerstrebenden Autoren — denn es waren gewöhnlich mehrere — hervor. Der Vorhang fiel. Es wurde weiter geklatscht. Nun leistete auch der Director der Posse seinem „Hervorrufzwange" Folge und erschien strebend Folge. Dabei drückte er in lebhaftem Gestus pantomimisch aus, daß er den Dank nicht verdiene; er wies auf seine vortrefflichen Darsteller, auf seine hochbegabten Autoren und er wies auch auf die Coulisse, wo noch andere hervorragende Männer des Hervorrufes harrten. Der Vorhang fiel abermals. „Wen mag er gemeint haben?" fragte man im Publicum. Es wurde weiter geklatscht. Und nun wurde dem immer mehr erbeiterten Publicum in höchst ergötzlicher Weise die Geschichte vom „Schwan, lieb' an!" vorgeführt. Beim jedesmaligen Heben des Vorhanges verwehrte sich die Reihe der deutlichen Complicen, die mit dankerfüllter Augenaufschlag, lächelnd, die Aechte in dringlich bewegte Mienen, gegen den immer intensiveren Willkommensgruß dankend antworten. Außer den Darstellern, dem Director, den Autoren kamen allmählich der Theatermaschinist, der Kapellmeister, der Balletmeister, der Beleuchtungsinspector, der Coksaufmacher, und als der Vorstellungsdiener, der in immer verzweifelter Stimmung verjagte Publicum die Identität des Betreffenden festzustellen. Es war schließlich die richtige „Hex", wie man in Wien sagt. Ich erinnere mich, daß nach der ersten Aufführung des Märchenstückes „Die sieben Raben", auf deren Zettel auch der Name Moritz v. Schwind in regulär weißen Lettern angekündigt war, der Aeltere eines ziemlich bekannten Berliner Blattes seinen Lesern treuherzig erzählte, daß neben den Darstellern, den Verfassern, dem Director u. i. w. auch der Maler Moritz v. Schwind, den schon seit vielen, vielen Jahren der stille Rasen deckte, erschienen sei. Es war der Beleuchtungsinspector gewesen.

Aber ich habe mich von der Besprechung der Frage, die Sie so freundlich waren, an mich zu richten, schon weit entfernt. Ich beantworte sie nun kurz und gut, daß ich vollkommen mit Ihnen einverstanden bin.

Mit besten Grüßen

Ihr aufrichtig ergebener

Paul Lindau.

Berlin, 18. Februar 1899.

Lieber Herr Bahr!

Meine Meinung über das „Erscheinen der Autoren" soll ich Ihnen sagen? Nun denn — ich glaube Ihnen ganz gerne, daß sich die Autoren Angenehmeres, als sich nach der Première des Vorhanges vorhanden hatten, nur den Gefallen eines Stückes zu danken, in den gastlichen Garderoben der meisten Theater gibt. Da wird man — ja ganz gewiß — Champagner trinken müssen, da kann es ja so kommen, daß man — Du lieber Himmel — [illegible] Und nun soll da wirklich ein [illegible] [illegible] und das ist in meinem [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] verkleinern wollen, soll ich mir die Freude verlagen? Nein, lieber College! Das Erscheinen der Autoren mag unpassend — vielleicht sogar unwürdig sein, schön ist's doch! Und wenn ich noch so oft gerufen werde — ich bin nicht stolz — ich komme!

Herzlichen Gruß Ihres

Gustav Kadelburg.

Erklärung.

Wir haben beschlossen, uns fortan bei den Premièren unserer Stücke dem Publicum nicht mehr zu zeigen.

Hermann Bahr. Julius Bauer. Felix Dörmann.
Ludwig Ganghofer. Theodor Herzl. C. Karlweis.
Philipp Langmann. Victor Leon. Franz v. Schönthan.

Herzl ist verreist.

Wien, am 22. Februar 1899.

Spitzen.

(Zur Spitzen-Ausstellung im Oesterreichischen Museum.)

Die Spitze ist das herrlichste Denkmal der Frauenkunst. Ohne die fördernde Hilfe eines tüchtigen Materials, nur vermittelt einer genialen Verschlingung von Fäden wird ein Gebilde geschaffen, welches in seiner Körperlosigkeit, in seiner mystischen Schönheit eine Sinnbilde weiblicher Seelengartheit ist.

Aus den religiösen Spasmen des Mittelalters haben sich im Dienst der Kirche, für den Schmuck des Altars, für die Kleidung der geheiligten Marienjungen, die seltsam durchbrochenen, die zierlich gezackten Gewebe entwickelt. Die Dirnen aber auch als Zierde für Prunkgewänder verwehrte Linie. Und je freier die Cultur, je heiterer das Leben wurde, desto unentbehrlicher war die Spitze als Fesichmuck und intime Zier des Körpers. Sie wurde zur lockenden Verschönerung des Lagers verwendet, verhüllte mit sanftem Schleier die Wiege des Neugeborenen, und deckte ebenso sanft das Antlitz der Entschlafenen im Sarge. Daher die ungeheure Gewalt aller Spitzen. Kein anderes Werk der Kunst ist so innigen so intim mit dem Menschen, als es die Spitzen sind, die seinen Körper berühren dürfen. Und mit welcher Meisterschaft wissen sie sich jeder Laune der Mode anzuschmiegen, jedem Einfall des Augenblicks anzupassen! Die Verschiedenheit der Typen, der Reichthum der Ornamente ist verwirrend. Kein Stil, den die Spitze nicht wiedergäbe, keine nationale Eigenheit, die sie nicht spiegeln würde, keine künstlerische Offenbarung, die ihr nicht neue Prägung gäbe. Man kann sagen, daß vom Ende des fünfzehnten bis Ende des achtzehnten Jahrhunderts die Spitze nicht nur alle künstlerischen Evolutionen mit subtilstem Empfinden wiedergab, sondern auch in geistreichster Anschmiegung den kleinen Veränderungen in Geschmack und Lebensart Ausdruck verlieh.

Oft wurde der Versuch gemacht, die Entwicklung der Spitzenkunst darzustellen. Eine genaue Durcharbeitung des Gegenstandes existiert aber bis heute nicht. Nun ist die Spitzenausstellung im Kunstgewerbemuseum eine Art erster Vorarbeit für die Fertigstellung eines wissenschaftlichen Katalogs und einer Geschichte der Spitze, welche der Custos der Textilabtheilung Dr. Treger im Auftrag der Museumleitung verfassen soll. Die Technik der Spitze allein ist in ihrer weitverzweigten Vielseitigkeit bereits klargelegt. Man weiß die Art der Näh- und der Klöppelspitze wohl auseinanderzuhalten, kennt die Combinationen von Klöppelgrund und Nahdordüre; bestimmt alle Unterschiede der in einem Stück gearbeiteten sowohl, als der in getrennten Theilen verfertigten und dann zusammengesetzten Gewebe genau. Da liegt positive Kenntnis vor. Kunsthistorisch aber ist noch viel zu leisten. Vor allem sind falsche Begriffe, unrichtige Bestimmungen, unsichere Angaben, die sich ein für allemal in den bis jetzt erschienenen Werken über die Spitze festgesetzt haben, auszujäten. Dr. Treger ist ein Skeptiker. Nicht wie bisher durch die speculative Methode, sondern durch die einzig wissenschaftliche, durch die vergleichende Forschung will er bestimmte Resultate erzielen. Die Feststellung der Typen voraus, und dann die Vergleichung dieser Typen untereinander sollen seinen Forschungen seinen Untergrund geben.

Dadurch ein Ganzen gleichzeitig oder nacheinander aufeinanderfolgender Epochen bestimmt, ihre Beziehungen, ihre Verwandtschaften erkannt werden. Der bei gewissen Ausstellungsreisen belachte Manier, die einzelnen Entwicklungsphasen eines Kunstzweiges mit Grenzpfählen abzustecken, will man dadurch entgegengetreten. Denn das Auseinandergreifen, das Auseinanderstellen der einzelnen Typen ist gerade das Charakteristikum der Spitzenkunst.

In ausgezeichneter Weise ist der Bildungsgang, welchen die Spitze durchlebt hat, durch die klare Anordnung der ausgestellten Collection angelegt. Vom Point-coupé im venetianischen Reliefstyle von dieser wieder zur durchgezogenen Venetianer Reliefspitze des siebzehnten Jahrhunderts wird die Scala der italienischen Klöppelspitze durchlaufen. Ausführlich entwickelt sich der Entwicklungsgang der gleichzeitig erblühenden Genueser Klöppelspitze. Von dieser wieder wird zu den ersten Gitterspitzen übergegangen. Hier [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

Städte bedingt, welche die Spitzenfabrication betrieben. In wohlbedachter Steigerung werden uns erst die einfacheren Arbeiten gezeigt, bis wir zu dem kunstvollsten Gewebe der Klöppelspitze, zum Brüsseler Point, gelangen. Die französische Industrie ist durch herrliche Stücke vertreten. Ein kostbarer Point de France setzt in veredelter Art den Typus der Venezianer Rosenspitze fort, während die Collection der d'Argentan-Spitzen, sowie der vlämisch-französischen Malines und Valenciennes, die feinste, leichteste und graziöseste Weise der französischen Spitzenkunst illustriert.

Damit sind in großen Zügen die Hauptpunkte der Ausstellung gezeichnet.

Von nun an soll eine periodisch wiederkehrende, weit vollkommenere Vorführung der edlen Gewebe stattfinden. In Bälde verlässt der Kunstgewerbeverein die von ihm so lange innegehabten Räume. Diese will Hofrath v. Scala, welcher die wissenschaftlichen Arbeiten in seinem Institut lebhaft fördert, der Textile und ihren Schwesterkünsten anweisen.

Es ist zu sonderbar, dass in den meisten Gewerbemuseen für alle Arten der angewandten Künste größte Sorgfalt herrscht und dass gerade die kunstvollste und für die Stilentwickelung wichtigste so wenig Berücksichtigung findet. — Zinnarbeiten, Fayencen, Holzintarsien, Schnitzereien werden oft in ermüdenden Wiederholungen aufgestellt, während die Spitze in Laden und Kästen modert. Ich kenne kein Museum der großen Hauptstadte, in welchem der Spitze der ihr gebührende Platz zugewiesen wäre.

Vor Jahren tauchte in Flandern der Gedanke auf, der Spitze ein königliches Heim zu geben. Brügge wurde dazu auserseben. Brügge, die seltsam stille Stadt, deren Schweigen Rodenbach so herrlich besungen. Dort, in den weithallenden Sälen eines der Stadt gehörigen Palastes, sollte ein Spitzenschatz bewahrt werden, wie Seinesgleichen die Welt nicht kennt. Ganz speciell der leisen Schönheit der Spitze entsprechend, wollte man die Anordnung machen. An den Wänden die Bilder der Vornehmen, deren liebster Schmuck die zarten Gewäge waren.

Porträts aus der Renaissancezeit im gleichen Gemach mit den ernsthprächtigen Geweben der Venezianer und Genueien. Dann ein Saal mit Rubens- und Van Dyk-Gemälden und darunter sich ausbreitend der blühende Brüsseler Point — die beinahe wesenlos zarten, halb französischen, halb flandrischen Malines, die eleganten Valenciennes, und noch die hundert Arten niederländischer Webekunst. Und endlich ein lichtes, helles Gemach, erfüllt von den Kostbarkeiten La Tours, erfüllt von den heiteren, sinnlich-fröhlichen Gestalten des achtzehnten Jahrhunderts. Die herrliche Spitze des Sonnenkönigs, der Point de France, am Ehrenplatz; und herum die übermüthig tollen, reizvollen Rococogewebe der Point d'Argentan, de Sedan de Lille ꝛc. ꝛc. — Die vlämischen Dichter hatten sich dies so ausgedacht, um der unsittlichen Schönheit der Spitze, aus welcher die Lieblichkeit der Blume, die Vornehmheit des Geschmeides, die Schwermuth des Vergänglichen spricht, einen portisch sinnigen Rahmen zu geben.

Obwohl sie etwas Republiches bei einer Museumsausstellung ausgeschlossen. Immerhin wäre es möglich, der sparsam ständigen Vorführung der Spitzensammlung einen originellen Anstrich zu geben. Die Secession hat uns gelehrt, wie wichtig für das Weben der Kunst eine sein empfundene Inscenierung ist. Die Spitze fordert eine phantasievolle Behandlung. Die hässlichen Ausstagkästen, in welchen auf schwarzem oder rothem Sammt die künstigen Gewebe gleich aufgespießten Schmetterlingen stehen, wirken schulmeisterhaft. Vor allem ist ein neuer Typus von Büsten nothwendig. Dann könnte man auch die Anordnung des Gebäudes eine theilweise praktische Vorführung der Spitze ermöglichen, indem man ihre einstige Verwerthung zeigt. Wie eine Feutange-Haube geputzt war, wie eine Steinkeile-Cravate garnirt wurde. Wie das Halsgeschoss der Heinrich und der Margarethe von Valois — wie die weichen Jabots und Manschetten in Louis XV. Zeit; wie die Marie Antoinette-Fichus wirkten. Diese Mischung von Spitzen und Costüm-Collectionen gäbe ein lebendiges Zeitbild, das sicherlich populär anregend auf das Publicum wirken würde. Auch anregend auf die moderne Spitzenproduction. Denn diese sollte sich doch endlich auch der neuen Linie bemächtigen. Unsere Klöpplerinnen im Erzgebirge haben nun lange genug ausschließ zusammen geklöppelte Motive arbeiten müssen, welche kunstgewerbliche Professoren für die Spitzenornamentik componierten. Die so intuitive Schmiegsamkeit dieses Kunstgewerbes wird die frischen Säfte einer verjüngten Naturanschauung rasch verjüngen. Das moderne Decorationswesen gipfelt in der Schätzung einer künstlich himbeerlichen Flora, welche so ganz dem innersten Wesen der Spitzenkunst entspricht.

So schwebt sich umgestaltend, wie Zitzam für das Gläs, wie Gobi-Zuan für die Fayencen, wie die modernen Patinierungen für die Bronze, konnte unsere Moderne auch für die Spitze sein. Dann erst wird sie wieder lebendiges Kunstbandwerk werden.

Der Leitung des Oesterreichischen Museums Dank! Es ist gut, dass sie unsere Empfinden für edle Zierkunst wieder wecken will.

B. Zuckerkandl.

Der erste Secessionist.

(Zur Hörmann-Ausstellung in der Secession.)

Frau Laura von Hörmann hat mir erlaubt, in den hinterlassenen Heften und Scripturen des Unvergesslichen zu lesen. Es sind Entwürfe der Reden, die er in den Versammlungen der Genossenschaft gehalten, oder von Briefen, die er geschrieben hat, um sich über die Zurn zu bestwerten oder gegen einen Recensenten zu verbeidigen oder auch um vorzulegen, denn er hat nicht besser gieng, zu trösten, und Allerhand Notizen von Gedanken über seine Kunst. Wie groß und rührend steht der gute Meister in diesen hastig und mit einer Wuth, die man noch zu spüren glaubt, beschriebenen Heften da! Einen traurigeren Fall kann man sich nicht denken, man möchte am Schicksal verzweifeln! Er hat treu auf die neue Kunst in unserem Vaterland gehofft und er hat sie nicht mehr sehen dürfen. Er hat unerschütterlich an den Sieg der Künstler über die Händler geglaubt und hat nicht mehr dabei sein dürfen. Er ist der erste Secessionist gewesen und hat die Secession nicht mehr erlebt. Um zwei Jahre ist er zu früh gestorben. Wäre er unter uns gewesen, als damals, vor der Gartenbau-Gesellschaft, zum ersten Mal die grünen Fahnen aufgezogen wurden! Wäre er dabei gewesen, als voriges Jahr im April, es war ein schwüler Tag und donnerte in der Ferne, unser Alt mit dem Hammer auf den Stein schlug! Hätte er es noch erlebt, im eigenen Haus der jungen Künstler zu stehen! Er wäre vor Freude jünger Jahre alt geworden.

Er war, nachdem er sich von seinem ersten Werk verabschiedet hatte, im Jahre 1886 nach Paris gegangen. Was Paris für ihn wurde, kann nur begreifen, wer dasselbe an sich erfahren hat. Es war wie eine Offenbarung für ihn. Er hatte das Gefühl, als ob er die ganzen Jahre her in einem wüsten Schlaf gelegen und nun erst zum Leben, zum wahren Leben erwacht wäre. Er war blind gewesen, jetzt lernte er erst sehen. Er hatte nichts gewusst, jetzt stand es vor ihm da, was er sollte. Es war wie ein seliger Rausch, aber auch eine angebeuere, tiefe, peinigende Angst: ob er es denn jemals konnen wird? Von jenem Tage an kannt er kein Vergnügen mehr, gibt er sich keine Ruhe mehr, will er von nichts anderem als seiner Kunst mehr wissen und seine Antwort, was man ihm auch sagen mag, ist immer nur: „Laist's mich, ich muss arbeiten!“ Und fort in der Früh um acht, ins Atelier, bis um zwölf, und wieder von eins bis zum, und wieder abends um acht, bis in die Nacht, bis draussen schon der letzte Lärm der wilden Stadt verklungen ist. So Tag um Tag, wochenlang, monatelang, ohne Rast, ohne Pause, mit einer fast künstlichen Leidenschaft für die Kunst, wie von ihr besessen, bis seine Augen krank sind und er fort muss, nur nicht zu verbinden. Und er ist noch kaum genesen, er kann kaum wieder sehen, ist er schon wieder draussen und malt, malt in der Sonne, malt in der Nacht und schüttelt jede Warnung mit denselben Worten ab: „Laist's mich, ich muss arbeiten!“

Laist's mich, ich muss arbeiten! Er wirft jetzt, was er soll. Er hat erkannt, was malen ist. Nun will er es lernen. Er will wirdig werden. Nichts reizt ihn mehr als die That, die er zu thun steht: zu schaffen, wie er jetzt will, das es sein soll, und es dann nach Hause zu bringen, wo sie es noch nicht wissen, in die geliebte Heimat! Laist's mich, ich muss arbeiten!

Und er arbeitet. Zunächst in Dachau. Er arbeitet, wie nur er zu arbeiten verstand — er kannte hindenlang im Schnee an der Arbeit stehen, er hat nun einer Farbe willen die Glut der Sonne mich gesehent, bis es ihm vom Leibe tropfte, und Engelbert und Krämer, die später mit ihm in Taormina waren, haben oft erzählt, dass er, damals schon ein Kranklieger und am Tod krank, allen Jungen an Kraft und Lust und Lebendigkeit für die Arbeit voran war. Er hat gearbeitet, bis er konnte, was er wollte, bis ihm nichts mehr widerstand, bis er ein Meister geworden war. Seine ersten ganz freien und ganz wahren Sachen sind aus dieser Dachauer Zeit. Jetzt hatte er gefunden, was er ein Leben lang gesucht hatte, und damit gieng er jetzt nach Wien. Mit welchen Gefühlen! Mit welchen Wunschen! Mit welchen Hoffnungen! Er empfand es als eine Gnade, dass das Schicksal ihm gestattet hatte, das Rechte zu erkennen, und dass es ihm gewerden war, es den anderen zu zeigen, denen in der Heimat! Dem wollte er sich setzen widmen: dem hinter aller Arbeit, allem Ringen und aller Sorge um die Kunst war ihm immer der Gedanke an sein altes Vaterland geblieben. Was er that, es sollte immer um Ehre unseres Landes sein. In seiner Bescheidenheit die er 1892 bei Leopold Weiß herausgegeben hat, „Künstlerempfindungen, ein Katalog auf einige Bilderreise der XXI. Jahresausstellung im Wiener Künstlerhaus?“ in seinen Reden, in allen seinen Aufzeichnungen ist immer die Refrain: „Thut Gleiche unseres Vaterlandes! — Für Oesterreich Ehre und Größe!“ Wie wollte er da jetzt wirken! Wie wollte er helfen! Wie wurden sie ihn anstaunen, da er gesundet hatte und nun, um es mit ihnen zu thun!

Und nun fangt die Tragödie an, die sicherlich nicht eines Vaters gleich. Sie sandieren ihm unablässig mahn zu. Sie wunderten sich und begannen ihn mahr. Was wollte denn der? Er war schon mit unendlich Lasten zufrieden arbeiten das war seine Freude

Digitized by Google

für die Genossenschaft. Was hatte er denn? Immer diese Phrase von der „Wahrheit in der Malerei!“ Was ist Wahrheit? Wer will Wahrheit? Kauft man Wahrheit? Seit wann ist Wahrheit ein Artikel, der geht? Wozu die Neuerung? Sie wollten sich nicht stören lassen. Mochte er sich heiser schreien, sie hörten nicht auf ihn, er war ein Narr. Wahrheit, schrie er, zur Ehre und Größe unseres Landes! Gehen wir lieber Tarockpieken, antworteten sie ihm. Er hat damals oft vor Zorn geweint, vor Zorn und Scham, daß solche Menschen sich Künstler nennen dürfen. Da stieg man nach und nach an, den unbequemen Mahner, dem es um die Malerei ernst war, lästig zu finden, er begann, sie zu genieren. Nun, dafür gibt es ja ein Mittel, man hat ja ein „Peitschert“: seine Bilder wurden refusiert! Refusiert! Man muß nur wissen, was das für ihn war!... Er war 1873 zuerst als Volontär, dann als wirklicher Schüler bei Professor Lichtenfels eingetreten, hatte 1874 bei Feuerbach gelernt und im selben Jahre zum ersten Male im Künstlerhaus ausgestellt; 1876, bei der Eröffnungsausstellung in der Akademie der bildenden Künste, war seines seiner Bilder vom Kaiser für das Belvedere angekauft worden. Seither stellte er regelmäßig aus und blieb mit der Genossenschaft im besten Verhältnis. Das alles waren Bilder eines Dilettanten von Geschmack und Fleiß gewesen, nicht eben schlechter als die Sachen der Herren Collegen, aber auch nicht viel weniger schlecht. Nun war er nach Paris gekommen. Was er dort gelernt hatte, bezeugten ihm die Franzosen: zwei seiner Bilder bekamen auf der Weltausstellung die Mention. Eines von diesen, „Nachtparte aus Samoa“, wollte er jetzt, drei Jahre später, im Künstlerhaus ausstellen und — dieses Bild, das ihn in Paris die Mention gekostet hatte, wurde ihm jetzt im Künstlerhaus refusiert. Und refusiert wurde ihm der „Brandleger“ (Motiv aus Fontainebleau) und refusiert wurde ihm das „Haidekraut“ (Motiv aus Fontainebleau). „An diesem Punkte bin ich nun angelangt, nachdem ich seit 1884 Ihrer sehr ehrenwerten Genossenschaft angehört habe,“ rief er damals, 1891, in seiner großen Rede gegen die Jury aus, aber es saßen nur noch ein paar junge Leute da, die anderen waren schon wieder Tarockspielen gegangen.

Was hatte er denn eigentlich so Furchtbares gethan? Was war sein Verbrechen? Was zog ihm diesen Haß zu? Es ist noch nicht zehn Jahre her und man kann es heute schon kaum mehr begreifen. In einem Brief an einen kritischen Regierungsrath, der ihn in der Wiener Weise mit ein paar Witzen abgethan hatte, citiert er eine Aeußerung des Recensenten, vom 29. März 1889, über ein Bild von Ribarz: „Ob die Gewächse in Schnee oder powdre de riz wachsen, weiß ich nicht anzugeben, Erde ist's gewiß keine“, und fügt nur die Worte an: „Ribarz, 1889, gedenke Manches nach harter bitterer Arbeit in Paris errungen — Empfang in der Heimat!“ Dann vertheidigt er das Bild und fährt fort: „Und weil ich schon bei Beispielen bin, so will ich der Seife erwähnen, die von vielen Kunstschriftstellern den Jüngern auf Ihres Abendmahl zum Händereinigen empfohlen wurde. Können Sie mir da vielleicht folgende Fragen beantworten: Wie sieht die Hand eines fünfzig bis sechzigjährigen Mannes, seine Satorhand des neunzehnten Jahrhunderts, in einem solchen Raume aus? Wo hat Ihre diese Fingern und diese Hände gemalt? Auswendig aus der Erinnerung oder nach der Natur? Was soll einen so ernsten Künstler veranlassen, eine Hand, die er sieht und die ihn begeistert, anders darzustellen, als sie ist? Oder soll er in solchen Momenten an die Kritiker denken?“ Um welche Dinge hat man sich damals herumschlagen müssen und müssen wir es denn nicht noch immer?

Sein Programm war „der Kampf gegen die Schablone und gegen die Ansehnung“. Es galt ihm, nach keinem Muster zu malen, sondern nach seiner Ueberzeugung. Man soll von uns einmal sagen, „daß wir keine Nachahmer, keine Anbeter von Größen, sondern bestrebt waren, die Individualität eines jeden einzelnen und die Individualität unserer ganzen Zeit zum Ausdruck zu bringen.“ Was Hevesi später in der classischen Formel ausgesprochen hat, die jetzt das neue Haus schmückt: „Der Zeit ihre Kunst!“, das wird er zu predigen nicht müde. Individualität, Individualität des Einzelnen und Individualität der Zeit! Individualität und Farbe! Die Entdeckung der Farbe ist ihm die große That unserer Zeit: „Wir alle wissen jetzt, daß ein Gewächs, noch so schön gezeichnet und noch so herrlich componiert, unvollkommen ist, wenn es nicht gemalt ist... Die Farbe und die Helligkeit der Luft, das Dunkel des Waldes, die beleuchtete Wiese, das Terrain in all seinen Nuancen und Farben, das Meer mit seinen brandenden Wogen, der Duft eines Rosenstrauches in der Sonne und im geschlossenen Raum!... Die heutige Malerei lässt ein Bild nur gelten, wenn darin jeder Centimeter vom Künstler mit seiner Palette verarbeitet worden kann und wenn jeder Pinsel darüber Zeugniß von Liebe und Treue hat. Ein Bild muss überzeugen, überzeugen!“ Auf einem anderen Zettel habe ich, mit der Aufschrift: „Der neue Pinselheros in seinen Schulen“, folgende Zeilen notiert: „Künstlichkeit heißt nichts anderes, als von allem nach der Natur studieren, nichts machen, worüber Sie sich nicht die vollkommene Rechenschaft abzulegen vermögen, und keinen Centimeter Ihres Bildes darf es geben, welchem Sie nicht absolut jeden Augenblick Rechenschaft ablegen können.“ Künstlichmalen heißt vor allem studieren und mit jedem Bilde lernen, nicht einer einmal gemalten Studie im Atelier alle möglichen Transformationen geben und nicht ein Bild zum Verlaufe malen, sondern um seine eigene Individualität zu suchen. Freilichtmalen heißt, nichts auswendig malen. Sie wissen, wie ich male: wenn es einem von Ihnen einfällt, mich nachzuahmen oder meine Malweise zu gebrauchen, ist der betreffende Schüler entlassen!“

Sein letzter Gedanke ist der Plan einer modernen Galerie in Wien gewesen. Darüber hat er seit 1893 mit den damaligen Präsidenten des Abgeordnetenhauses und mit dem Vorstande der Genossenschaft verhandelt, ohne freilich gehört zu werden. Nach seinem Entwurf hätte der Reichstag eine Summe zur Gründung einer solchen Galerie zu votieren und dann von Jahr zu Jahr für ihre Erhaltung zu sorgen, Kunstfreunde würden durch Schenkungen oder Legate beitragen. Sie hätte die besten Werke der österreichischen Künstler unserer Zeit aus allen ihren Perioden zu enthalten, so daß sie die ganze Entwicklung eines jeden durch ihre sämmtlichen Phasen zeigen könnte, nicht nur die Menge oder Größe der Bilder wäre dabei zu sehen, sondern darauf, daß sie charakteristisch für das Wesen eines jeden Künstlers sind. Doch müsste auch die Entwickelung der anderen Nationen durch markante Beispiele gezeigt werden, so daß wir immer lernen können und angetrieben werden, hinter keiner Action zurückzubleiben. Man weiß, daß die Secession diesen großen Gedanken angenommen hat; schon in ihrem ersten Programme war ein Punkt: Die Gründung einer modernen Galerie. Möge sie ihn nicht vergessen, sie könnte das ihrem Andenken unseres ersten Secessionisten nicht würdiger ehren!

Hermann Bahr.

Die Woche.

Politische Notizen.

Zwischen dem Grafen Thun und dem Dr. Kaizl muß sich in den letzten Wochen ein herzbrechender negativer Ausgleichsconflict abgespielt haben. Den Anlass gab die vielbesprochene Szeliche Formel, als ob Szell der Bauffigur des Cabinets Thun Luft weniger Athem getrieben ist. Es ist ebenso sicher, daß diese „Formel“ noch dennöthigender für Oesterreich ist als die „Clausel“, wie daß die Formel ohne die Zustimmung, ja ohne das Wissen der österreichischen Minister abgemacht worden ist. So ganz als Lust angesehen zu werden, das ist selbst für kartagrische österreichische Minister Zuviel, und die Demission ist die einzige Antwort darauf. Aber wer sollte demissionieren? Mit dieser Frage hängt die eigentliche Geschichte erst an.

*

Natürlich hatte sich in erster Linie der Finanzminister Dr. Kaizl durch das Szeliche Lust accordirt gefühlt, betheiligt und der Verzweiflung nahe. Aber die heiße, die tiefe und innige Liebe zu seinem Portefeuille, der er bereits alles geopfert hatte, was er außer Geld sein Eigen nannte, schärfte seinen Verstand, und er kam auf einen Ausweg. „Wenn — so mochte er zu sich selbst gesagt haben — du sollst, bist du nicht viel mehr als noch bei einmal wurst, in den Augen deiner Collegen weniger. Wenn aber der College und Graf Thun mögen der Szell'schen Formel aus beleidigtem Ehrgefühl zurücktritt, kannst du die Schuld auf ihn schieben und das Portefeuille behalten, der Grandseigneur Thun aber bleibt nach wiesen socialen Verhältnissen noch immer etwas, auch wenn er aufgehört hat, Minister zu sein. Also, dass in Grafen Thun mit der Demission vorangehen, und du brauchst ihm nicht nachzugehen.“ Wenn Dr. Kaizl wirklich so gedacht hat, muss ihn der damals erschienene Leitartikel der „Neuen Freien Presse“ (vom 10. Februar) sehr tief ergriffen haben, in welchem dem Grafen Thun zu einem ganz ähnlichen, abrathen schmeichelhaften Gedankengange, mit Berufung auf gute Vorbilder, die Demission wegen der Szell'schen Formel dringend angerathen wurde, glücklicher Weise, ohne dass der Name oder Stand des doch beim Ausgleich reformbedürftig eigentlich in erster Linie betheiligten Dr. Kaizl auch nur mit einem Worte erwähnt worden wäre.

*

Ich habe schon damals an der abfahrenden Wirkung des stark gewürzten Leitartikels sehr gezweifelt. Denn ich war überzeugt, dass Graf Thun, nemlich seine im In- und Ausland in einem gewissen Renommee gelangten geistigen Capacität, selbst beim besten Willen den Unterschied zwischen der Szell'schen Clausel und der Szell'schen Formel, der den Grund seiner Demission abgeben sollte, gar nicht verstehen wurde, viel weniger also noch die ganze Verhandlung zur Demission. Ich schrieb mir damals Bemerkungen darüber nieder, die jetzt, da Graf Thun machte seine Miene, weiden beleidigten Ehrgeizlichts zu dürften des Dr. Kaizl abzudanken, und Dr. Kaizl suchte einen anderen Weg zur Rettung des „Einzige Tage machte, nämlich am 15. Februar, erschien in den „Narodni Listy“ ein Artikelmachender Absicherer, dass sich, unweiter der ausgezeichnete Berichterst, in Ausgleichs-Dingen sehr verdient und verdient habe und das czechische Volk der Ueberanstrengung !!! vorbeugen sicht zu müssen. Aber auch dieser Schutzengelartikel fand in den Herzen der Verehrung Thun keinen Widerhall. Mit mehr oder minderer Bestimmtheit erwartete man den Rücktritt des Grafen Thun, der sich aber schließlich überredet, Freitag als 17. dass der Ausgleichsrath „Ueberreichungen“ dem Reichsrath „verschiedener Natur“ zum Inhalten und das czechische Volk zu dem Ausgleich Anlass nicht bekannt kommen. Auch der zweite Beweis des Dr. Kaizl, auch mit Gründen, die zu weiten, war misslungen.

Nun ist dieser so verhängnisvolle Augenblick gegeben, dass Dr. Kaizl nach einem mit gedoppelter Energie vor seine beiden Collegen zum Worte ergreift und sie auffordert, ihm zu folgen, sagte sich, der gekränkten Eitelkeit des Grafen Thun und der Verzweiflung des gekränkten Portefeuille

gegönnt hinübergetragen. Dr. Kaizl musste sich schließlich doch selbst gestehen, dass er in seinem jungen Amte dem Porteleuille schon so viele Opfer an Intellect und an Charakter gebracht habe, dass eines, wenn auch ein großes, mehr, das er der Szell'schen Formel widmen würde, seinen Besitzstand an geistigen und moralischen Gütern nicht mehr wesentlich verringern könnte. Er ist seitdem ruhig geworden, und man hat keine Weltlage mehr von ihm in den „Narodni Listy“ gelesen.

* * *

Mit gerecht dieser abgerundete Ausgang der Affaire zur besonderen Befriedigung. Nicht bloß aus allgemeiner Menschenfreundlichkeit, die beglückt ist, wo immer sie menschliche Thränen getrocknet sieht. Ich hatte es vielmehr für sehr möglich, dass Dr. Kaizl noch einige Zeit länger Finanzminister bleibt. Wenn er — nehmen wir an — im vorigen Sommer, wo es von einigen Schwärmern noch erwartet wurde, seine Demission gegeben hätte, wegen des gattgiichen Ausnahmszustandes zum Beispiel oder wegen des Jüngler-Geheimvertrages, hätte Dr. Kaizl, mit den damaligen Worten der „Arbeiter-Zeitung“ zu sprechen, den Ruf eines anderen, vernünftigen und sogar vergleichsweise charaktervollen Mannes im Privatleben hinübergenommen, und wir hätten dann vielleicht einmal eine zweite Ministerschaft Kaizl unter unvergleichlich ehrenvolleren Auspicien erlebt. Sein damaliges Verbleiben im Amte hat vielen Schwachsichtigen die Erkenntnis seines wahren Wesens merklich erleichtert. Wäre Dr. Kaizl jetzt wegen der Szell'schen Formel gegangen, so hätte man ihm nachgelegt, dass er wenigstens ein sürforgalicher Finanzminister gewesen sei, dem die wirtschaftlichen Interessen seines Landes höher gestanden haben als die Wahrheit. Aber er bleibt, und so bleibt auch das eine Wahre bestehen, dass, wenn er schließlich im Wechsel der menschlichen Dinge doch einmal geht, kein Mensch mehr daran zweifeln wird, dass wir seit Kriegsau, vielleicht sogar seit Karlsch keinen so tüchtigen Finanzminister, seit Alexander Bach aber keinen so charaktervollen Politiker gehabt haben als Herrn Dr. Josef Kaizl.

* * *

Herr Dr. Kramař scheint sich, seitdem er zum Mitheiser der österreichischen Sprachenverordnungs-, Parlamentspolizei-, § 14- und sonstigen Formwortelpolitik aufgerückt ist, verpflichtet zu fühlen, in der Oeffentlichkeit bewiesen zu werden, dass er in Wien Recht hat. Am 1. Februar veröffentlichte er in der „Revue de Paris“ jenen vielbesprochenen Artikel, in welchem er zur Heilung der nicht zum mindesten durch ihn verschuldeten österreichischen Wirren einen staatstheoretischen „Schnitt ins Fleisch“ verlangt, selbst wenn dadurch die Deutschen zum Aeußersten getrieben werden sollten. „Ihre Methode löst sie in der Berliner „Zukunft“ einen anderen Artikel erschienen, in welchem er den Abgeordneten der Deutschen sowohl wie der Czechen „guten Willen, Ruhe, Objectivität und Friedensliebe“ predigt, die Regierung aber vor „politischen Wahrheiten und Heimlichkeiten warnt. Dr. Kramař empfiehlt sich allerdings das ungewöhnlich geduldige Papier der politisch schon nicht mehr ernst genommenen Berliner „Zukunft“ auszuhalten, um darauf die Versicherungen seiner Friedensliebe und civilisierten Lebensart drucken zu lassen, die gleichfalls in und außerhalb Oesterreichs kein Mensch mehr ernst nimmt, der den berüchtigten Namen des Bankschwindelstifters vom November 1897 und Dr. Eisenbarz-Staatsmannes vom Februar 1898 kennt.

* * *

Wie fremd dem Dr. Kramař nach mehrjährigem feudalabeligen Langstreckdienst die nationale Friedensliebe geworden ist, beweist die geistige Conniption, in die er geraten, wenn er sie zur Begründung einer reichsdeutschen Lesendirnmd wieder einmal vertreten will. In dem ganzen ersten Theil des „Zukunft“ Artikels variiert er bis zur Grundung das harmonante sozialpolitische Motiv, dass „die Teutschen, die wirtschaftlich Stärkeren“ in Böhmen sind, während die Czechen als „die wirtschaftlich Schwächeren“ darnieder liegen, und dass in ihren nationalen Bestrebungen der besonderen Fürsorge der Regierung und der Theilnahme jedes „gerecht denkenden Deutschen, namentlich, wenn er ein Herz für die wirtschaftlich Schwachen hat“, empfohlen werden. So zu lesen auf Seite 282, 283, 284. Glang anders auf Seite 285. Hier tauch plötzlich das neue so wohlklingende militante Staatsrecht Motiv wieder auf. Wenn die Czechen — heißt es da — mit den Deutschen einen billigen Frieden schließen, „thun sie mehr, als wenn sie nach Lage der Dinge verpflichtet wären; denn sie bilden die Majorität der Bevölkerung des Landes, stehen culturell und wirtschaftlich den Deutschen in Böhmen nicht nach und haben für die strikte Gleichberechtigung ihres Babemische Sprachenverordnungen! Recht und Gesetz auf ihrer Seite.“ Und nun soll der unschuldige Leser des Kramař'schen Artikels über den verwickelten deutsch-czechischen Sprachenstreit klar werden, wo er aus dem Artikel nicht einmal eine feste Ansicht über die primitive Frage gewinnen kann, ob die Czechen in Böhmen „die wirtschaftlich Schwachen und Bedrängten“ sind oder den Deutschen wirtschaftlich gleichstehen.

* * *

Der Herausgeber der „Zukunft“ freilich, Herr Harden, verspricht sich in einer reclamehaften Schlussnotiz des Heftes von dem Kramař'schen Artikel und anderen dieses Kalibers, die ihm nachfolgen mögen, eine „allmähliche Klärung der wirren und vielleicht auch für uns nicht gefahrlosen Lage des Nachbarreiches“. Für diese uns gefährliche Klärung scheine uns publicistische Reklame nicht gerade geeignet zu sein. Es scheint, Herrn Harden dünkt sein. Zu wünschen wäre es, dass Herr Harden, ehe er die wirre Lage Oesterreichs aufklärt, sein eigenes Gehirn über die Elemente des deutsch-czechischen Streites soweit aufklare, um sinnig in den ihm zum Abdruck eingesandten Manuscripten Sinn von Unsinn unterscheiden zu können.

* * *

Zum Schluss der selben Notiz nimmt Herr Harden auch noch Dr. Kramař „Revue de Paris“ Artikel gegen die Angriffe der reichsdeutschen Presse in Schutz. „Aber — so sagt er — gibt es denn nicht den Deutschen heute, noch Raive, die wahnen, der Treibund sei mehr als ein Lumpenwohl, das zum zu Zeiten zu Bierstattung kahler Wohnräume benutzt schlechterdings? Auf diese Frage scheint mir mit einem entschiedenen Ja! zu antworten. Mindestens einen solchen Naiven gibt es, und dieser Naive ist niemand anderer als der lebende Träger der Bismarck'schen Tradition, der Fürst Herbert Bismarck, der am selben Tage, an dem die betreffende Nummer der „Zukunft“ erschien, im Reichstag die „unerschütterliche Freundschaft“ zwischen Deutschland und Oesterreich pries, die er mit einer unlösbaren katholischen Ehe verglich. Und von diesem Naiven hat sich Herr Harden sechs Jahre lang politisch inspirieren lassen! Den Irrthum scheint er endlich erkannt zu haben, und nach solcher Entsühnung ist es begreiflich, dass er mit einem Ruck aus dem Lager des Fürsten Bismarck in das des — Dr. Kramař überfliegt ist.

* * *

Die „Kölnische Zeitung“ ist sehr böse auf die „Zeit“, weil wir uns erlaubt haben, die Freude der reichsdeutschen Colonialpresse über die angeblich unseren Minarbeiter Dr. Oscar Baumann wegen seiner „Galgenfrage“ vom Grafen Goluchowski zugefügte Kränkung durch Berichterstattung abzukühlen, dass einer Wage gerechter und anständiger Weise eine Disciplinaruntersuchung vorhergehen muss, wozu die seit der Veröffentlichung des Baumann'schen Artikels verflossene Zeit nicht ausgereicht hätte. Die „Kölnische Zeitung“ bleibt trotzdem bei ihrer Behauptung, dass Dr. Baumann „seine Wage thatsächlich erhalten habe, und zwar ohne Disciplinaruntersuchung“. Wir können die Wahrheit dieser Behauptung nicht controlieren, weil wir nicht, wie die „Kölnische Zeitung“, unsere Informationen aus den diversen ministeriellen Preßbureaux beziehen und weil wir über die neuerliche Behandlung der „Galgenfrage“ wahr ist, dann hat Graf Goluchowski gegenüber dem Dr. Baumann eine grobe Incorrectheit begangen, dann würde auch eine andere in der reichsdeutschen Presse gleichzeitig hervorgetretene Meldung an Glaubwürdigkeit gewinnen, die nämlich, dass Dr. Baumann seine Entlassung deshalb, weil die ihm übertragene Würde eines österreichischen Honorarconsuls in Zanzibar vor die Füße geworfen hat. Das wäre dann wohl der erste gekabelte „Gruß von Berlichingen“.

* * *

In ihrer Aufregung über unseren Rügenzweifel schnaubt die „Kölnische Zeitung“ nach irgend einem Schimpfwort, und da sie kein treffendes findet, nennt sie die „Zeit“ „ein Wiener Organ der internationalen Börsendemokratie“. Den Lesern der „Zeit“ brauche ich nicht erst zu sagen, dass die „Zeit“ das Organ niemandes anderen ist, als seiner Herausgeber und Mitarbeiter. Wohl aber dürften sie mich fragen, wer denn eigentlich die „internationale Börsendemokratie“ ist, von der die „Kölnische“ spricht, von deren Existenz aber Leute, die nicht anhalten die „Kölnische“ lesen, noch nie etwas gehört haben. Es lohnt sich, der Sache nachzugehen. Es gibt eine Börse, es gibt eine Demokratie, es gibt internationale Beziehungen, aber es gibt keine internationale Börsendemokratie. Diese hochsinnige Combination von unzusammengehörigen Ausdrücken existiert nur im Schimpflexikon der „Kölnischen Zeitung“. Die „ehemalige Weltersahne“, wie die „Kölnische“ wegen ihrer officiösen Bewogtheit genannt heißt, arbeitet nämlich in einer Art von kabbalistischen Antisemitismus. Am liebsten möchte sie die ihr verhassten demokratischen Blätter kurzweg „Judenblätter“ oder „Organe der Alliance israelite“ schimpfen, wie es ganz ungeniert zum Beispiel Herr Bergani tut und muss. Mit Rücksicht auf ihre freundlichen Beziehungen zu den ehrenlichen Gelbjuden darf sie's aber offenbar nicht in ganz so herausdrigen. Und zu diesem Zwecke hat sie sich den krypto-antisemitischen Ausdruck „internationale Börsendemokratie“ erfunden. Habeat sibi! Die Allerweltsofficiöse vom Main mag unser Blatt nennen wie sie will, an seiner absoluten Unabhängigkeit und Wahrheitsliebe wird sie doch nicht tippen, und so oft sie uns „Organ der internationalen Börsendemokratie“ nennt, werden wir nur lachen über die Feigheit des Kölner Weltblattes, das nicht einmal zugt zu schimpfen, wie es denkt.

Volkswirtschaftliches.

Der Betriebsabschluss der Creditanstalt für 1898 zeigt ein wenig befriedigendes Ergebnis. Nicht der Rückgang des Ertrages des laufenden Geschäftes ist das Unbefriedigende. Der Ertrag ungünstiger Zeiten ist stände in Oesterreich niemanden wundern. Der Ertrag an Zinsen und Provisionen ist noch immer bei weitem größer als der der renommiertesten großen österreichischen Banken. Auch war es kein Geheimnis, dass das Geschäftsjahr des Jahres 1897 durch Herauszehung einiger älterer Geschäfte und durch die große Liquidation ungünstig beeinflusst wurde, und dass im Zusammenhange nicht unbedeutende Beträge aus dem Conversionskonto und nicht aus dem laufenden Geschäfte stammten. Im abgelaufenen Jahre gab es keine solchen Gegenumstände mehr und das Bilanzergebnis scheint dadurch dem Jahre 1897 gegenüber ungünstiger, als tatsächlich der Fall ist. Der ungünstige Eindruck der Bilanz liegt im Conversionskonto und Effectenkonto. Und auch nicht in dem bedeutenden Betrage, mit dem dieses Konto in dem ganzen Rückgewinn beigetragen hat. Wenn das Conversionskonto durch Gewinne aus Staatsanleihen oder anderen in productiven Zwecken abgelegenen Anlagen oder durch Gewinne aus Grundungen und Aufbringen von Industrie und anderen productiven Unternehmungen stammen würde, so wäre gegen den Conversionsgewinn gewiss nichts einzuwenden. So aber stammt der größte Theil des Betrages auf Conversionsconto aus dem Ankauf von Actien Renommierten. Die Creditanstalt ist zum Kauf dieser Actien durch die Conversion der Prioritäten und Actien in Gewinn verbunden, dass eine Bank eine derartige Combination am Effecten machte weniger auszunehmen berechtigt sein will, als jeder einzelne Besitzer der Actien, die Gegenstand der Conversion sind. Wenn aber der Kauf aus Interesse der Gesellschaft geschieht, wie dies bei der Creditanstalt der Fall sein mag, so ist es nicht einzusehen, warum der Gewinn aus diesem Geschäft nicht, wenn auch nicht in der allgemeinen Bilanz, doch zumindest in einer Nebenbilanz ausgewiesen wird. Und das ist leider eben nicht geschieht. Für die Beurtheilung der Bilanz und Verlust von Agio ist durch die Creditanstalt keine Abhilfung. Und auch vom Standpunkte der Actionäre und Gläubiger ist dies bedauerlich. Denn diese haben das Recht, einen Einblick in alle Vorgänge zu haben, die auf ihre Rechte Einfluss haben können. Und dieses Recht ist durch die Nichtausweisung des Gewinnes aus Conversionsgeschäften verletzt. Actien durch die Conversion

Digitized by Google

Wittgenstein und seine Freunde haben ein grosses wirthschaftliches Werk geschaffen. Der Alpine Montangesellschaft in ihren Händen war die bewusste Thatsache an der Sanierung eines Unternehmens. Für die Creditanstalt war es eine reine Effectenspeculation. Das beweist der Umstand, dass sie etwa die Hälfte ihres Actienbesitzes noch im Jahre 1897 mit 30 Gulden Nutzen realisiert hat, ohne auch nur die ersten Resultate des Sanierungswerkes abzuwarten. Schienen ihr 20.000 Actien ein zu grosses Engagement, dann hätte sie sich eben von Anfang an mit einem geringeren Betrag an der Action betheiligen sollen. Die frühzeitige Realisation erweckt den Eindruck des mangelnden Vertrauens, der Aengstlichkeit, welche die Creditanstalt wohl auch sonst an manchen Unternehmen hindern mag. Es ist aber nöthig in Oesterreich Renes zu schaffen, und die Creditanstalt wäre dazu in erster Linie berufen. Ein anderer Theil der Schuld fällt dem österreichischen Cehibel zur Last; dem Mangel an Initiative, an Unternehmungsgeist, an kühnem Erfassen von Aufgaben einer Conjunctur. Aber alle polarischen und wirthschaftlichen Missstände können die Lückenhaftigkeit der Creditanstalt auf dem industriellen Gründungsgebiete nicht entschuldigen.

1/1

Kunst und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. Odéon, „Légende de l'Aigle" von G. d'Esparbès; Funambules, „L'Enfant-ment", Komödie in einem Act von Duane de Bonga. — Berlin. Lessing-Theater, „Die Heimathlosen" von Sudermann; Berliner Theater, „Das Recht auf sich selbst"; Theater des Westens, „Der Hahn" von J. Brüll; Belle-Allianctheater, „Das Mischmädchen von Schöneberg", „Die Gräfin von Schwerin".

*

Im Deutschen Volkstheater: „Zaza" von Pierre Berton und Charles Simon, für die deutsche Bühne bearbeitet von Bolten-Baeckers. Herr Berton ist ein alter Schauspieler, Herr Simon ein junger Literat, man stelle sich also etwa vor, dass Herr Tyrolt mit Herrn Polger ein Stück schreiben würde. Das hat eine gute Mischung der älteren französischen Manier mit der neuen Technik gegeben, und der Schaldone schlägt ein paarmal doch die Laune der Jugend durch. Es ist eine Cameliendame mit Einlagen von Tonnay. Da kann denn das Publicum nach Herzenslust sentimental sein und der Aenner wird sich über manches hübsche Wort, manche glückliche Wendung, manche reine Stimmung reine streift sogar, im letzten Act, fast an die Poesie des Lebens) unbedenklich freuen dürfen. Im ganzen ein grosser Erfolg, besonders für die Odilon, der sich heute an Takt im Verweigern kaum irgend eine deutsche Schauspielerin vergleichen darf, und Herrn Kutschera, der durch seine einfache und herzliche Art auf das Schönste zu wirken weiß. Auch Herr Waltner, Fräulein Jules und das niedliche Fräulein Schuster sind zu loben.

H. K.

*

Im Jubiläumstheater kann eine nicht mehr unbekannte ältere reichische Schriftstellerin Maria von Berks (Maria Cop Marie) mit einem Schauspiele „Glück auf!" zu Wort. Das Stück verdiente die Aufführung, und das Jubiläumstheater hat mit dieser eigenartigen Novität zum erstenmale einen Schimmer seines literarischen Programmes auf die Bahne gebracht. Dabei verkenne ich nicht die groben Fehler und Bekanntgeiten der Verfasserin. Aber auch eine schlechte Red-in kann interessant sein, und manchmal sogar am meisten wegen ihrer Fehler. „Glück auf!" ist ein Tendenzstück, und seine widersprüchsvollste Antiquine — in den Blattern gummiedt — war grossentheils davon bedingt. Diese Tendenz wurde nämlich von den meisten „Kunstrichtern" verurtheilt, freilich aber von den wenigsten verstanden. Die Verfasserin predigt den conservativen Socialismus, jenen arbeiterfreundlich patriarchalischen Volksthum, der zu Zeit Sagenes und der Lassalle'schen Strömung in Deutschland lebhaft diskutiert wurde und in Rudolf Meyer jüngst seinen letzten Theoretiker der fand hat. Mit dieser ganzen Bewegung und ihrer Literatur mutte Frau Berks vertraut sein, sonst hätte sie kaum mit so viel Klarheit und Gut scheidenheit die Gegensatze in ihrem Stück aufeinander und die Reden ihrer Helden, eines reckenmuskulösen Bergsegrandbesitzers, aufeinen lassen. Diese Bewegung hat ja in der That entwickelnd gewirkt und darum auch künstlerisch viel Interessantes an sich. Wer den letzten Fontane'schen Roman gelesen hat, wird sich bei dieser Gelegenheit vielleicht daran erinnern, dass darin eben derselben sendal Demokratischen, antibürgerlichen Stimmung ein Denkmal gesetzt ist. „Wenn ich bedenke," sagt der alte Stechlin einmal, „dass meine Lebeshierer ganz gemüthlich die Verfassung bieten für die grosse Generalverschwörung, Fontane meint damit die Zeitschrift, in deren Sinne Herren, das spielt mit einem Stich. Und ich muss Ihnen sagen, ich wollte, jeder knapte seiner eigenen Haben Morgen Land von Staatswegen und knüpfe sich an Thieren am Zeichen und an Martinn schließlichen sie ein Schwein, ich und Paster Lorenzen, der ordentlich schlechte Predigt verspricht, einfach darauf und lachender Zufriedenheit." „Das ist ja die reine Marxisterei. Das wollen die Socialdemokraten auch." In dieser Richtung der Zeitung wird auch die deutsche Gesinnung der Frau Berks verständlich, die sich ihrem auch sogar den Stimmungsgehalt derselben deutlich ausdrückt. Ihre Helden sind Leute von Besitz und Bildung, die sich aber ihrer Pflichten gegen die Unterstehen Gesellschaft bewusst sind. Ihre Tendenz ist also eine durchaus conservative, gehalt-reformatorische in dem Sinne, dass Aristokratie und Bürgerthum sich wieder mehr um das Volk kümmern sollen. Das ist ja eine Tendenz, die sich sehr gut hören lassen kann, und die Verfasserin hat sie in ihrem Stück mit Geschick und Geschicklichkeit durchgeführt. Sie hat sich dabei nicht vor Gefahren gefürchtet, sie hat sich nicht gescheut, Gegensätze zu betonen, die sich nicht ausgleichen lassen, und sie hat sich nicht gescheut, ihre Gegner zu Worte kommen zu lassen.

der sich eine sehr wirksame, warme und dabei ungemein vornehme Pastellmanier erarbeitet hat. Von seinem Herbstbild (Nr. 4) wird man gleich aufs Künstlerische gestimmt, und wie von inneren Beziehungen wird man zum übrigen Stelenbewerben geleitet; zu Einigem von Marie Egner, von Germela, Bamberger, Amelender und Monopa. Das gibt eine stattliche Anzahl Einbrücke. Eigentlich Charakteristisches lernt man freilich in diesen Proben nicht kennen, aber Liebenswürdiges. Doch, dieselben Künstler sind ja noch einmal und reicher im Künstlerhaus vertreten — man kann sich hier genauer mit ihnen befassen — nämlich in der unabhängig und getrennt vom Ausstellungsprogramm zusammengestellten Gruppe der Secessionisten. Sagen wir gleich, daß diese Abtheilung die erfolgreichste und verdienstvollste des Hauses ist. Vierundbreissig Wiener haben im Ganzen 265 Werke — lauter Studien und Skizzen — vereinigt, und die Aushenke für den Künstlerrund ist nicht gering. Die Skizze ist ja an sich schon, und heute mehr als sonst, eine der beliebtesten Ausdrucksformen des Künstlers. An der Skizze erhält sich das rein Malerische am unverfehrtesten. Das rein künstlerische überhaupt; denn auch an Plastiken kann man das hier beobachten. Weyr zum Beispiel wirft als Skizzist, mit einzelnen hier ausgestellten Details, am stärksten. Die Kleinplastik ist durch eine Studie von Josef Breitner „Die Pythmacherin“ günstig vertreten. Und Prof. Schwarz stellt in „vier Phasen getreidener Arbeit“ (einem Porträt-Relief) geradezu wie in einem wigigen Muster Beispiel, wenn auch kaum mit Absicht, den Triumph der Skizze dar: in den ersten drei Phasen ist seine Arbeit künstlich interessant, auch verständlich, und nur in der letzten wird sie nüchtern, ausdruckslos, ein todtes Hammer- und Feile-Product. Ein ähnliches Beispiel bietet unter den Malern Eduard Veith. In seinen Bildern hat sich Veith selten anders denn als unglücklichen, entdeckslosen Phantasten gezeigt. Seine Studienblätter, die ungleich mehr Breite und Absichtslosigkeit enthalten, verraten die Malerqualitäten Veiths. Und es sieht auch fast schon darnach aus, als ob Veith und mit ihm manche andere dieses einsehen und eine Art Selbstzerstörungsprocess in sich vornehmen wollten. Die Betonung des Studien-Charakteres bricht an vielen Stellen bewusst durch, bei den Jüngern gilt es noch als Selbstverständlichkeit. Und besonders zum Beispiel strebt mit viel Ausdrucksfähigkeit und oft auch mit Glück nach Naturstimmungen. Germela und Amejeder ähnlich; nur ist der erstere doch noch ein wenig in Vorbildern befangen und der zweite in einer nicht ganz ehrlichen, allzu passiven, allzu lässigen Farbenmanier. In diesen Jüngern hat sich in den letzten Jahren Carl Moll eine ganz feine Collection gesellt, die allerdings nicht im Künstlerhaus, sondern im Salon Pisko zu sehen ist. Fran Blau scheint aus der älteren Wiener Landschaftsschule hervorgegangen zu sein. Sie hat sich aber eine entschieden modernere malerische Bildung angeeignet und in ihren Skizzen sorrichtungsfeinfühlend. Feurisch schmelzen Farbtöne und Formen zusammen. Studie und Bild, zwischen Manier und Manier, zwischen Impressionismus und Zeichnung. Eine consequent durchgeführte Eigenart zeigt diese Malerin nicht. Aber vorerst wäre es, ihre Sammlung deshalb charakterlos zu finden. Man muss nur mindestens drei Bilder derselben zu sehen bekommen, man wird am Schlusse eine kleine Serie kleiner Studien beisammen haben — darunter das prächtige „St Veit“ — die gewissermaßen als malerische Holzbildtter ihre Berechtigung verdienen. Mehr sind sie nicht; aber wo findet man bei Wiener Landschaftern heute auch mehr? Doch ja, einen Maler zeigt uns die Skizzenabtheilung des Künstlerhauses, der mehr bietet; der schon einen festtönenden persönlichen Wert darstellt. Das ist Rudolf Konopa mit seinen Blättern in Gouache und Oel. Konopa ist zweifellos der reifste unter den Jungeren. Seine Bilder haben die grosse Concentration, Dämmerung und innere Ruhe. Er malt eine Alee im Herbst, und in diesem bläulich beschatteten, nebligen Weiß, unter der frisch angebrochenen kornigen Decke, ahnet es förmlich Schnee. Er malt einen Feldweg gerade auf die Bildfläche los, und um Wasser, das sich in den ausgefahrenen Geleisen gesammelt hat, spiegeln sich Licht und Luft des Tages. Eine Bondsiger Straße gibt er mit ihren Pappeln und ihrem blauen Schummer wieder. Die Häuser eines kleinen Ortes still friedlich nimmt er als Tischerpunkte in grauer Umgebung auf. Und die Abendröthe malt er als breite, gelbrothe Tuschrahe auf ein kaltes Feld. Konopa ist ein Landschafter, der in den ersten Empfinden etwas an Zettel erinnert. Als Talent steht er in den ersten Reihen unserer Jüngsten. ß.

*

Ein musikalisches Fest von seltenem Glanze hat Wien in diesen Tagen gesehen: die Componisten der populärsten deutschen Opern haben sich in Wien eingefunden, um im Verein mit Siegfried Wagner ihre Kunst in den Dienst eines wohlthätigen Zweckes zu stellen. Wer heute wie in unserer Stadt willkommen und entlohnen und damit auch unserer heits der Effecte der herrlichen Veranstaltung, die einen Salon das Publicum in unverkennbaren Zeichen freudiger Begeisterung aufbot werden sich, und mit denen es auch von ihnen Abschied nahm, als die letzten Accorde verklungen waren. Mit dem Gefühle neugierige Erwartung und inhaltsvoller Spannung kamen die Besucher zusammen, um Johann Richard Wagners entlegenen Ideen nun zu hören, die in der „Ganz Isoldens“ gipfeln sollte, entsprach nicht den anspruchsvollen Bildchen seraphischer Verzückung als der Aufgabe des Künstlers, so sehr rauh die Peitsche und der kühl lerischen Atmosphäre, in der Siegfried Wagner heute weilt, im Vorübergang, während kein Wort seinen Persönlichkeit in der Presse gefunden hat, erregt über eigentlich in den Kunstverein und hat. Aber nur der Gesprächsstoff in der Welt ist heute unsere Aufgabe, und auch darum darum wir die Pflicht, die Concertes. Wie immer sich auch einzelne Künstlerschicksale in den Bande des jungen Künstlers stellen mögen, eines kann Zweifel Wagner gewiss sein: das Publicum an großen und ganzen wohl ihm wohlwollend gegenüber und wünscht nichts sehnlicher, als dass sich das Genie des Vaters im Sohne in voller Unbefangenheit entfalten möge. Von diesem Wunsche beseelt, lauschte die Menge aufmerksam den Accorden der Ouverture und spendete der Laid in wenigen Takten Täuschung. Da aber in diesem Fall nur in einem Vorspiel zu Gehör gebracht ist. Nichts erinnerte — wenigstens nicht unmittelbar — an der Compositionen des Vaters, wie man allgemein annimmt, das Publicum einfacher, volksthümlicher Zug durch die Melodien des Tanzlieds, der in Falsbarkeit nur durch die reiche Harmonisierung, durch zahlreiche contrapunktische Verarbeitungen erschwert wird, die sich wie dichte Schlingpflanzen in allen Richtungen ungehindgemate um die einfachen Melodie Blüten winden. Sehr fünnig klingt dieses Spiel, wenn das beschedene Thema der Frauengestalt von den charakteristischen Staccati der Holzbläser und den prickelnden Trillern des Teufelsmotivs umschwirrt wird, die es anfangs zu erdrücken drohen, bis zum Schluss in grandioser Steigerung eine einfache Volksmelodie durchdringt, die sich siegreich über dem Stimmengewirr erhebt und das Ganze zu einem versöhnenden, harmonischen Abschluss bringt. Die Ouverture ist eine solide Arbeit, mit starken Motiven und kühn gebrochener Steigerung, die das Erklingen des Componisten in glanzvoller Weise einleitet. Ueber dieses selbst will ich mein Urtheil bis zur ersten Aufführung zurückhalten und für heute nur constatieren, dass der grosse Erfolg der Composition wohl auch der sympathischen Persönlichkeit Siegfried Wagners zuzuschreiben ist, der sich bescheidet wie bei seinem ersten Besuch in Wien die Herzen des Publicums im Sturm erobert hat. Auf den Schüler folgte der Lehrer Engelbert Humperdinck, der seine munterste Rhapsodie dirigierte. Mit einem elegischen Motiv der ersten Geigen vereint sich der Componist gleich in den ersten Takten in die schwermüthige Stimmung bei Sonnenuntergang, die nur durch ein kurzes Motiv der Oboe (Hirtenlied) unterbrochen wird. Die Art, wie Humperdinck dieses Motiv zu verwerten und mit dem ersten Motiv in Verbindung zu bringen weiß, verrath auch hier wie schon in „Hänsel und Gretel“ den Meister des Orchesterklanges, der seine Kunst besonders auch an seinem Schützling in erkennen war. Trop der Vorzüge dieses polyphonen Satzes dürfte mancher Zuhörer empfunden haben, dass die Stimmung nicht die erfreuliche ist, die hier musikalisch wiedergegeben ist. Das ist ziemlich durch das Programm gerechtfertigt, wo es heißt: „Wie ist's so hell, so oft und einsam rings!“ Diese Oede wird nur ohne Zweifel am gewollt sein, wenn sie weniger, wir haben ein bischen zu lange darin verweilt. Doch der nächste Satz bringt schon die erwünschte Abwechslung: Eine Nacht im Wohrencaik. Sie ist ganz prächtig gezeichnet. Erst der aufsteigende Tanzt des heißen Tanzes und Opiums, dann das Schwelgen und endlich das wollige Erwachen des Fagotts, das, vom zweiten Fagott wiederholt, schließlich von allen Holzbläsern gebracht wird — das alles gibt ein feines humoristisches Fugato, wie es kaum prächtender gemacht werden könnte. Man sieht förmlich, wie die alten Mohren gemütlich verpeilt in ihren Café wackeln. Die Scene ist, auch rein musikalisch betrachtet, so dankbar gewesen, dass sie Humperdinck an diesem, bis das Lied verklingt und die vom Opiumrausch „Berückten in ohnmacht gleichem Schlummer hingesinkt“, den Anbruch des Tages erwarten. Tieler bringt uns in diesen Satz den „Ritt in die Hölle“, ein effectvolles Orchesterstück, von rhythmischer Frische und hinreißender Kraft, das in den tragischen Tonen des ersten Satzes Stimmungsvoll anklingt. Es ist ein Ritt ganz anderer Art als der phantastische Anzug Don Luipetes, den Wilhelm Kienzl dirigierte. Wie dem dichterischen Vorwurf, so fehlt auch der Composition selbst ein Stück der romantischen Mauteneporie, die das vorherbesprochene Werk auszeichnete. Sie ist effectvoll, aber in der Idee und etwas bunebadener in der Durchführung, obgleich auch ihr mancher anregende Gedanke nicht abgeworfen werden kann. Das letzte Stück: Vorspiel zum I. und II Aufzuge der Oper „Gunrun“ von Richard Strauß entbehrte durch die Abwesenheit des Componisten des starken persönlichen Interesses, das der vorhergehenden Nummern von vornherein in ein günstigeres Licht stellte. Indessen bedachte das Publicum den Stellvertreter des Componisten, Herrn Mahler, mit einem Enthusiasmus, als hatte er selbst das Vorspiel componiert. Es empfang den heimischen Tonsetzer, wie einen alten Bekannten, den man unter lauter Fremden doppelt herzlich begrüßt. Die geistreiche Arbeit und der feine ästhetische Zug des ersten Satzes sichern wohl außer Frage, doch scheint mir auch diesmal, wie so oft bei Strauß, der eigentliche Erfolg hinter den hohen Intentionen des Künstlers zurückgeblieben zu sein. Die wechselnden Bilder des gelungenen Concertes brachten die Ouverture wirkungsvoll in einen günstigen Abschluss. Es war ein Ereignis ersten Ranges, dessen Bedeutung in den weiteren Phasen der diesjährigen Musikation noch lange nachklingen wird

R. W.

Bücher.

Zum 1. Band des Nationalökonomie. III. Band, Nationalökonomie des Handels- und des Verkehrswesens. Von Gustav Cohn. Stuttgart bei F. Enke. 1898. 2

Das Wichtigste, was man über den vorliegenden Band von Cohns System, dieses Meisterwerkes deutscher Gelehrsamkeit, sagen kann, ist kaum schon selbst in der Einleitung. „Wesen der Verkehrsmittel, und der Dieser dritte Band erscheint, hatte ich mich bei den Gebrüdern. Die Verhältnisse und wie der Mittelstand in der Lage, in dem sich der Besitz befindet, mächtig ist, und wie sich dann auch die Besitzverhältnisse gestaltet haben. Es ist der Zweck, die

ermüdenden Zusammentragung der Details und einer souveränen Beherrschung und geschmackvollen Niederung des Stoffes. Die Frage, die Kohn in seinem Vorwort aufwirft, dürfte in thatsächlich im Lauf der Zeit immer mehr zu Gunsten der wissenschaftlichen Corporation entschieden werden, aber große Meister werden diese Regel wohl immer außer Kraft setzen. Kohns Stil ist vollständig — gelehrtenwidrig; klar, fließend und an manchen Stellen von poetischer Schönheit. Die formale Behandlung des Stoffes ist nicht genug zu loben; die Eintheilung in kurze Paragraphe, die (nicht zu zahlreich) eingestreuten und nicht zu langen statistischen Tabellen, alles trägt dazu bei, in reichstem Maße der im Untertitel angegebenen Zweckbestimmung des Werkes gerecht zu werden, nämlich ein „Lesebuch für Studierende“ zu werden; erreichte das Werk nun diese eine Ziel, würde es nur diesem, für die deutsche Studentenschaft immer drückender werdenden Mangel abhelfen, wäre sein Verdienst schon groß genug. Für Studienzwecke wäre ein Sach- und Personenregister allerdings sehr zu wünschen.

§

Gesammelte Dichtungen von John Henry Mackay. Zürich. Verlag Karl Henckell & Co. 1899.

„Jugend“ ist der Gesammttitel dieser Gedichte, die John Henry Mackay vom Jahre 1887 bis 1894 schrieb. Wie reich ist das Leben, das aus diesen 609 Seiten Verse strömt! An allem litt der Dichter, was nur diese verstörte, dumpfe Zeit einer ehrlichen, tiefen und vornehmen Natur an Entäuschungen, an Mißverständnissen und am Mißverstandenwerden bringen konnte. Aber aus all diesen Leiden rang sich der Dichter heraus, indem seine Seele aus einer empfangenden, einer selbst an den Leiden des Irrthums und des Scheines sich noch herauischenden Jünglingsseele sich zu einer schaffenden, auf sich selbst besinnenden Mannesseele entwickelte. „Ich hab' mein Sach auf nichts gestellt“ — Und nun wird der schwärmerische Liebler, der Lieder singt, die Gedanken in den Formen anderer gedichtet, erst der Individualität. Nun wird aus dem Ueberall-Menschen, aus dem Da und Dort, aus dem unfreiwilligen Schauspieler, der jeder Jünglinig ist: Er selbst, der Mann, der „Einzige“. Im „Sturm“ rauscht und brandet die Regeisterung dieser Selbstfindung. Im „Starken Arm“ liegt sie wuchtig und gewaltig vor uns. Nun haben die Bächlein seiner Jugend ihr Wasser in das Thal geführt. Wie ein Gebirgssee — klar, tief, still, geheimnisvoll ist seine künstlerische Seele geworden. Sie sucht sich nicht mehr, sie braucht sich nicht mehr über Klippe und Stein unter Schmerzen jagend zu suchen und zu versuchen — sie ist und fand in ihren Grenzen das Grenzenlose. M. M.

Revue der Revuen.

„Neue Deutsche Rundschau“ (Februar). Elisabeth Förster-Nietzsche, die Schwester des Philosophen, veröffentlicht eine Reihe von Briefen, die während der Jahre 1868 bis 1886 zwischen diesem und dem Basler Historiker Jacob Burckhardt gewechselt wurden. Trotz eines Altersvorranges von 26 Jahren und großer persönlicher Zurückhaltung war Burckhardt dem jüngeren Collegen an der Universität zu Basel mit warmer Freundschaft begegnet; „wir haben eine wunderbare Congruenz unserer ästhetischen Paradoxien entdeckt,“ schreibt Nietzsche schon nach den ersten Wochen der Bekanntschaft. Menschlich naß traten sich die beiden zuerst bei der Nachricht vom Brande des Pariser Louvre im Jahre 1871. Wie unter dem Eindruck eines persönlichen Unglückes eilten sie zu einander, jeder überzeugt, daß der andere jenen ungeheuren Verlust besser verstehen könne, und fanden sich in dem gemeinsamen Gefühl, wie absurd die ganze philosophisch-künstlerische Thätigkeit sei, wenn ein einziger Tag so viel herrliche Werke, ganze Perioden der Cultur und Kunst vernichten konnte. Während Nietzsche durch Burckhardt eine genaue Kenntniss der Renaissance gewann, bekämpfte dieser umgekehrt viel Hergebrachtes Auffassung, aber die Griechen gelernt zu haben, und namentlich seine Darstellung des Dionysischen in der „Geburt der Tragödie“ schien ihm so bedeutend, daß er daraufhin sein eigenes Colleg über diese Seite des Hellenismus verändert und verneuerte. Liebenswürdig zeugen die Briefe, aus denen eine ungehemmte gegenseitige Schätzung spricht, für Art von Anerkennung des älteren unter die anerkannte geistige Ueberlegenheit des jüngeren Freundes. Diesem war freilich auch jemeigert kein Urtheil so maßgebend, wie das Burckhardts, den er neben Taine zur Zeit des einzigen Zeitgenossen hielt, der ihn mit Wirklich anregte. „Ich habe keine Lust, über andere, aber solche Leser, lage ich mit einer gewissen Ironie,“ schreibt er 1887 darauf bezüglich; während er 1871 von sich selber sagt, er sei vielleicht der einzige von den 60 Hörern von Burckhardts Colleg über das Studium der Geschichte, der „die tiefen Gedankengänge mit ihren seltsamen Verschlingungen und Abirrungen, wie die Ströme an den Felsenriffen theorie,“ begreife. Wilhelm Wolfsohn führt in seinem „Bacillus Wobanicus“ sehr gewandt aus, wie am Ende dieses Jahrhunderts, in dem der Mensch sozusagen auf seelen Erdoberfläche gelangt ist, ein heftiger Rassen- zwischen Völkern beginnen werde. Zwischen der Zähigkeit und der primitiven Derbheit der Juden und Hiesern, dem Eisen, Kohlen, Petroleum etc.

„Forum“ Alexanders. Der Ex-Zensor Wagner Müller bespricht das Project des Nicaragua-Canals, dessen Herstellungskosten er auf 100 Millionen Dollars schätzt, und der ihm deshalb so wenig taugt, weil er Amerika den bedeutendsten Vortheil gegenüber Europa, dem nahen und ausschließlichen Handel bietet; auch dem Panamacanal gegenüber besitzen Amerikaner ein Uebergewicht, weil sie die Verhältnisse in der neuen Welt noch wesentlichere Summe besitzen, die der Europäer erst in der Neuen Welt erwerben. „In derselben Richtung bewegen sich auch Abbott, Hieber den Panamacanal, der den Hafen zu Hull bedeutend erweitern wird, zu kostspielig, zu wenig rentabel, seine Breite unzulänglich, die Lokalbahn und Hemmnisse in Zahlreichheit. Das mag dahin sein, wie es will, dieses Urtheil, dieses Urtheil, dieses Urtheil. Aber Lesseps, der Erbauer des Suezcanals, der die Idee des Panamacanals zuerst in die Welt setzte, hat sich auch mit dem Suezcanal-Project lächerlich gemacht, als er es zuerst vorschlug, und die Ingenieure, die mit ihm zusammen arbeiteten, haben sich nicht lächerlich gemacht, als sie ihn ausführten. Ich will damit nicht sagen, daß der Panamacanal ein ähnliches Wunder sein wird, wie der Suezcanal, aber ich will damit sagen, daß die Ingenieure, die mit ihm zusammen arbeiten, sich nicht lächerlich machen, wenn sie ihn ausführen.

wie einen Kreisel peitschen und die alle nach der Reihe an dem Leichnam zerschellten, der da vor mir lag: dem regungslosen Körper jener Alberte, die nun nicht wieder in ihr Zimmer zurückkonnte und die ihre Mutter am nächsten Morgen todt und entehrt im „Zimmer des Officiers" finden würde! Der Gedanke an diese Mutter, der ich vielleicht die Tochter getödtet hatte, indem ich sie entehrte, fiel mir noch schwerer aufs Herz als der Leichnam selber. Der Tod ließ sich nicht verheimlichen, aber hielt sich die Entehrung, die durch die Anwesenheit jenes Leichnams in meinem Zimmer bewiesen wurde, nicht doch vielleicht verbergen?... Das war die Frage, die ich mir stelle, der feste Punkt, auf den sich meine Gedanken richteten. Die Schwierigkeit wuchs, je mehr ich sie betrachtete, und nahm endlich die Dimensionen einer ausgesprochenen Unmöglichkeit an. Stellenweise schien Albertens Leiche — eine entsetzliche Zwangsvorstellung! — das ganze Zimmer auszufüllen und nicht mehr hinaus zu können. Ja! Wäre ihr Zimmer nicht hinter dem Schlafzimmer ihrer Eltern gelegen, dann hätte ich sie auf jede Gefahr in ihr Zimmer zurückgetragen. Aber konnte ich mit ihrem todten Körper auf den Armen das thun, was sie, die Lebende, so unvorsichtigerweise gethan hatte und mich in ein Zimmer wagen, das ich nicht kannte, in das ich nie gekommen war, und wo mit dem leisen Schlaf alter Leute der Vater und die Mutter der Unglücklichen schliefen?... Und doch war mein Kopf in einer solchen Verfassung, die Angst vor dem nächsten Morgen und dem Leichnam in meinem Zimmer peitschte mich so wüthend, daß der Gedanke, das Wagniß, der Wahnsinn, Alberte in ihr Zimmer zurückzutragen, mir meinerseits bemächtigte, als das einzige Mittel, die Ehre des armen Mädchens zu retten und mir die Verachtung des Vaters und der Mutter zu ersparen, kurz, mich aus dieser schmählichen Lage zu befreien. Werden Sie es glauben? Ich kann es selber kaum glauben, wenn ich daran denke. Ich hatte die Kraft, Albertens Leiche zu fassen, und indem ich sie bei den Armen nahm, auf meine Schultern zu laden. Entsetzlicher Mantel, weit schwerer, das dürfen Sie mir glauben, als der Mantel der Verdammten in Dantes Hölle! Man muß ihn so wie ich getragen haben, diesen Mantel eines Körpers, der mir vor kaum einer Stunde noch so theure Versagen jenes Leiden brachte und der mich nun entsetzen machte!... Man muß ihn getragen haben, um zu wissen, was das heißen will! Ich öffnete, mit dieser Last beladen, meine Thür, und bloßstürzig wie sie, um weniger Lärm zu machen, betrat ich den Gang, der zum Zimmer ihrer Eltern führte, und dessen Thür am andern Ende lag, bei jedem Schritt meiner vorlagenden Füße innehaltend, um auf die Stille des nächtlichen Hauses zu horchen, die ich schon nicht mehr vernahm, weil mein Herz so heftig schlug! Es war ein langer Weg. Es regte sich nichts... Ein Schritt folgte dem andern... Nur wie ich bei der Zimmerthür ihrer Eltern ankam, die ich durchschreiten mußte und die sie beim Kommen nicht ganz geschlossen hatte, um sie auf dem Rückweg nur angelehnt zu finden, und als ich das ruhige, langgezogene Athmen der beiden armen, alten Leute vernahm, die so verrauensselig schliefen, da wagte ich es nicht mehr!... Ich wagte nicht die finstere Schwelle zu überschreiten, hinter der das Dunkel gähnte... Ich wich zurück; ich floh beinah mit meiner Last! Von einer ergrimmten Entsetzen gepackt, kam ich in mein Zimmer zurück. Ich legte Albertens Körper wieder auf das Sofa, und neben ihr auf die Knie gekauert begann ich aufs neue flehend zu fragen: „Was thun? Was beginnen?..." In dem völligen Zusammendruck, der sich in mir vollzog, durchzuckte mich der hirnverbrannte und entsetzliche Gedanke, die Leiche dieses schönen Mädchens, das ein halbes Jahr lang meine Geliebte gewesen war, zum Fenster hinauszuwerfen. Verachten Sie mich! Ich öffnete das Fenster... ich schob den Vorhang, den Sie ihrer lieben, zarten Seele und blickte hinab in den schwarzen Schlund, auf dessen Grund die Straße lag, denn es war sehr dunkel in jener Nacht. Man sah das Pflaster nicht. Man wird an einen Selbstmord glauben, dachte ich, und wieder nahm ich Alberte, hob sie auf...

Aber da durchzuckte ein Blitz gesunden Menschenverstandes den Wahnsinn! Von wo aus sollte sie sich gestürzt haben? Von wo soll sie sich herabgestürzt haben, wenn man sie morgen Früh unter meinem Fenster findet?... fragte ich mich. Die Unmöglichkeit dessen, was ich thun wollte, schlug mir ins Gesicht. Ich schloß das Fenster, das in seinen Angeln knirschte. Ich zog den Fenstervorhang zu, mehr todt als lebendig von all den Obsessionen, die ich machte. Uebrigens, durchs Fenster, auf die Stiege, im Corridor, wo immer ich den ewig anklagenden Leichnam hinab stürzen oder niederlegen mochte, es war eine unnütze Entweihung! Die Prüfung des Leichnams wurde alles verraihen, und die so grausam geöffneten Augen einer Mutter wurden alles sehen, was der Arzt oder der Richter die Verborgene wissen ließe. Also ich empfand, war unerträglich, und der Gedanke, dem allen durch einen Pistolenschuß ein Ende zu machen, durchdrang mich in diesem sichern Zustand der „Temeralitation" ein Wort des Matisen, das ich später verstehen lernte!, wie ich meine Waffen an den Wand blinken sah. Aber, was sässe sich da sagen?

Ich will ehrlich sein: ich war siebzehn Jahre alt und ich liebte meinen Vater. Ich war Soldat aus Passion und Familientradition. Ich war nur ein Kerl gewesen und ich wollte eine Schlacht sehen. Ich hatte militärischen Ehrgeiz. Beim Regiment spotteten wir über den Werther, einen Romanhelden jener Zeit, der uns Officieren sehr kläglich schien! Aber der Gedanke, der mich daran verhinderte, mich durch den Tod der schmählichen Angst, die mich noch immer gepackt hielt, zu entziehen, brachte mich auf einen andern, der mir eine wahre Erleuchtung schien in der Verlegenheit, in der ich mich herumschlug, ohne einen Ausweg zu finden! „Wie wäre es, wenn ich zum Oberst ginge?" sagte ich mir. Der Oberst, das ist der Vater beim Militär, und ich zog mich an, wie man sich anzieht, wenn Alarm geschlagen wird, im Handumdrehen... Ich nahm meine Pistolen aus militärischer Vorsicht. Wer weiß, was geschehen konnte?... Ich küßte ein letztesmal, mit der Empfindung, die man mit siebzehn Jahren hat — und man ist immer sentimental mit siebzehn Jahren — den stummen Mund der schönen, dahingeschiedenen Alberte, deren Mund immer stumm gewesen war und die mich seit einem halben Jahr mit ihrer berauschenden Gunst überhäuft hatte... Auf den Zehen schlich ich die Treppe dieses Hauses hinab, in dem ich den Tod zurückließ... Leuchend, wie einer, der durchgeht, brauchte ich eine Stunde dazu (wenigstens schien es mir eine Stunde!), das Thor aufzuriegeln und den großen Schlüssel im Schloß umzudrehen und, nachdem ich es mit der Vorsicht eines Diebes wieder geschlossen hatte, rannte ich wie ein Flüchtling zu meinem Oberst.

Ich riß an der Glocke, als ob es brennen möchte. Ich schmetterte gleich einer Trompete, als stünde der Feind im Begriff, die Fahne des Regiments zu entführen. Ich rannte alles über den Haufen, sogar die Ordonnanz, die mir verbieten wollte, um diese Stunde in das Zimmer ihres Herrn einzudringen, und nachdem der Oberst durch den Höllenlärm, den ich machte, aufgeweckt war, bekannte ich ihm alles. Ich beichtete in einem Zuge, gründlich, hastig und schneidig, denn die Zeit drängte, und beschwor ihn, mich zu retten.

Er war ein ganzer Mann, der Oberst! Er überfah mit einem Blick, in welch fürchterlichem Abgrund ich mich herumtichte... Er hatte Mitleid mit dem jüngsten von „seinen Kindern", wie er mich nannte, und ich glaube, daß mein Zustand mitleidig abgethan war, Mitleid zu erregen! Er sagte mir mit dem französischsten aller Kernsprüche, daß ich mich vor allem sofort aus dem Staub machen müsse, und daß er alles auf sich nehmen würde... daß er die Eltern aufsuchen werde, sobald ich fort wäre, aber daß ich fort müsste, gleich mit der Post, die in zehn Minuten am „Hotel zur Post" umpaunen würde, eine Stadt erreichen, die er mir nannte und wohin er mir schreiben wollte. Er gab mir Geld, denn ich hatte vergessen, welches zu mir zu stecken, drückte mir herzlich seinen grauen Schnauzbart auf die Wangen, und zehn Minuten nach dieser Unterredung kletterte ich (es gab sonst keinen Platz auf die Imperiale des Postwagens, der damals genau so verkehrte, wie der, in dem wir uns gegenwärtig befinden, und fuhr im Galopp an dem Fenster des dustern Zimmers, in dem ich Alberte todt zurückgelassen hatte, vorbei, das ebenso beleuchtet war, wie am heutigen Abend! Sie können sich vorstellen, welchen Blick ich zu ihm emporsandte...

Der Biconne de Brassard brach ab; seine kräftige Stimme war ein wenig umflort. Ich dachte nicht mehr daran zu scherzen. Das Schweigen dauerte aber nicht lange zwischen uns.

„Und dann?" fragte ich.

„Nun dann! Denken Sie sich," antwortete er, „es gab kein Dann! Das hat mich in meiner verzweifelten Neugier lange gequält. Ich befolgte blindlings die Instructionen des Obersten. Ich wartete voll Ungeduld auf einen Brief, der mir sagen sollte, was er unternommen hatte, und was nach meiner Abreise geschehen war. Ich wartete umgefähr einen Monat; aber was sich im Laufe dieses Monats empfing, das war das Commando, das Corps zu wechseln. Ich erhielt den Befehl, bei den Ahern einzurücken, die ins Feld ziehen sollten. Ich mußte innerhalb vierundzwanzig Stunden zu dem neuen Corps reisen. Dann ich zugleich war Die unsichere Abwechslung einer Campagne, und noch dazu der ersten! Die Schlachten, die ich mitmachte, die Strapazen und auch die Liebesabenteuer, die meinen ersten folgten, hielten mich davon ab, an den Oberst zu schreiben, denken mich in den genommenen Erinnerung an das Erlebnis mit Alberte ab, ohne sie doch ganz auszulöschen. Ich habe sie bewahrt, wie eine Kugel, die sich nicht herausziehen läßt... Ich sagte mir, daß ich schon eines Tages dem Obern begegnen und von ihm endlich erfahren würde, was ich in wissen wünschte, aber der Oberst ist an der Spitze seines Regiments bei Leipzig... Lyons de Meung hatte sich gleichfalls einen Monat lauber tödtlichen Lasten...

Ich sah ihn sehr verdüstert," sagte der Kampmann hinzu, „aber auch in der wichtigen Zeit schlägt alles ein und vielleicht gerade da-bald, weil in die nahe zu... Allmählich verlor mich die verschwunde Alberte in erinnern, was nach meiner Abreise geschehen war. Ich hatte seit vielen Jahren, verändert wie ich bin, niemand in dem Hause Stadt kennen und niemanden erfahren können, was man mir von meinem tragischen Erlebnis in... Todesmühle erzählen war. Aber irgend etwas, das mich

Digitized by Google

nicht die Scheu vor der öffentlichen Meinung war, auf die ich mein ganzes Leben gepfiffen habe, etwas, das jener Angst verwandt war, die ich nicht ein zweitesmal fühlen wollte, hielt mich immer davon ab."

Wieder schwieg er, dieser Daudy, der mir ohne die geringste Prahlerei eine Geschichte von so trauriger Thatsächlichkeit erzählt hatte. Ich versank in Träumen unter dem Eindruck dieser Geschichte und erkannte, daß der glänzende Vicomte de Brassard, die Folge üppige Blüte der Daudys, der famose Zecher, der seinen „Claret" auf englische Manier trank, wie so mancher andere, weit tiefer war, als es den Anschein hatte. Das Wort kam mir wieder in den Sinn, das er zu Anfang seiner Erzählung geäußert hatte, von dem „schwarzen Mal", das während seines ganzen Lebens all seine Liebesfreuden getrübt . . . als er mich plötzlich zu meiner noch größeren Ueberraschung heftig am Arm faßte:

„Da," sagte er, „schauen Sie sich einmal den Vorhang an!"

Der Schatten einer schlanken Frauengestalt war scharf umrissen darauf vorübergeglitten.

„Albertes Schatten!" sagte der Vicomte. „Der Zufall ist heute Abend gar zu boshaft," fügte er bitter hinzu.

Das Fenster oben zeigte schon wieder sein leeres, rothes, leuchtendes Viereck. Aber der Schmied, der, während der Vicomte erzählte, an seiner Mutterschraube gearbeitet hatte, war inzwischen fertig geworden. Die Pferde des Vorspanns standen bereit und schlugen, mit den Hufen scharrend, Funken. Der Postillon, die Pelzmütze über den Ohren, das Horn zwischen den Zähnen, ergriff die Zügel und schwang sich auf den Bock, und von seinem hohen Sitz am Dach der Kutsche rief er mit heller Stimme in die Nacht hinaus das Commandowort:

„Vorwärts."

Und wir fuhren ab und waren bald vorüber an dem geheimnisvollen Fenster, das ich immer noch in meinen Träumen sehe, mit seinem rothen Vorhang.

Der heutigen Nummer liegt ein Prospect des Verlages Wilhelm Friedrich in Leipzig bei, auf den wir unsere Leser aufmerksam zu machen uns erlauben.

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer
bester natürlicher
alcal. SAUERBRUNN
Filiale: Wien, IX. Kolingasse 4.

Das Unternehmen für Zeitungs-Ausschnitte
„Observer"
Wien, IX/1. Türkenstraße 17
liest alle hervorragenden Journale der Welt, welche in deutscher, französischer, englischer und ungarischer Sprache erscheinen, und verbindet an jene Abonnenten Zeitungsausschnitte über bezügliche Themen.

Kundmachung.

Die achtzehnte ordentliche Generalversammlung der Actionäre der Kais. kön. privileg. Oesterreichischen Länderbank

findet

Freitag, den 24. März d. J., 6 Uhr abends, im Anstaltsgebäude, I. Hohenstaufengasse Nr. 5

statt.

Gegenstände der Verhandlung sind:

1. Bericht des Gouverneurs über das abgelaufene Geschäftsjahr.
2. Bericht der Censoren über die Geschäftsgebahrung im Jahre 1898.
3. Beschlußfassung über die Verwendung des Reingewinnes des Jahres 1898.
4. Statutenänderung (§ 37).
5. Wahlen in den Verwaltungsrath (§§ 21, 22 und 24).
6. Wahl der Censoren und deren Ersatzmänner für das Jahr 1899 (§ 38), sowie Wertbestimmung der Anwesenheitsmarken für dieselben (§ 30).

Die stimmberechtigten Actionäre (§§ 17, 18), welche an der Generalversammlung theilzunehmen wünschen, werden hiermit eingeladen, ihre Actien spätestens am 10. März d. J. zu bewerkstelligen, und zwar:

in **Wien**	bei der **kais. kön. privilegierten Oesterreichischen Länderbank,**	
„ **Prag**	„ „ **Filiale der kais. kön. privilegierten Oesterreichischen Länderbank,**	
„ **Berlin**	„ „ **Deutschen Bank und Dresdener Bank,**	
„ **Frankfurt a. M.**	„ „ **Deutschen Vereinsbank,**	
„ **Stuttgart**	„ „ **Württembergischen Vereinsbank,**	
„ **Paris**	„ „ **Banque Imp. Roy. Privilegiée des Pays Autrichiens, Succursale de Paris, 12, rue du IX. Septembre.**	
„ **Lyon**	„ „ **Société Lyonnaise de Depôts et de Comptes Courants et de Crédit Industriel.**	

Die Actien sind von in arithmetischer Ordnung verfassten Confrontationen, welche mit dem Namen und Wohnorte des Einreichers zu versehen sind, und zwar in Wien von einem Exemplare, in den anderen Eingabestellen von zwei Exemplaren begleitet, einzureichen.

Ueber die deponierten Actien erhält der Einreicher eine Empfangsbestätigung; nach abgehaltener Generalversammlung werden dem Ueberbringer der Empfangsbestätigung die Actien gegen Ausfolgung dieser Empfangsbestätigung ausgefolgt.

Wünscht ein Actionär sein Stimmrecht durch einen anderen stimmberechtigten Actionär ausüben zu lassen, so hat er die betreffende auf den Namen des gewählten Vertreters lautende Vollmacht auf der Rückseite der Legitimationskarte auszustellen und eigenhändig zu unterschreiben (§ 45).

Anstaltsbeamte können jedoch Minderjährige durch ihren Vormund, Einzelnen durch einen Curator, Frauen durch einen Bevollmächtigten, Handelsgesellschaften durch einen ihrer Actionäre, Gesellschaften überhaupt durch ein hiezu bevollmächtigtes Mitglied, Vorvereinigten, Zuhause und dergleichen durch einen ihrer Vorstände vertreten werden, wenn auch diese Vertreter nicht selbst Actionäre sind.

Wien, am 22. Februar 1899.

Kais. kön. privilegierte Oesterreichische Länderbank.

§ 17. Die Generalversammlung der Actionäre wird durch die Generalversammlung gebildet, welche aus mindestens [illegible] Actionären besteht. Zu der Generalversammlung sind alle diejenigen Actionäre berechtigt, welche mindestens [illegible] Tage vor dem Zusammentritt der Generalversammlung 25 Actien mit Coupons [illegible] bei der Bankcassa oder bei einer anderen in der Einberufung bezeichneten Anstalt [illegible] haben, [illegible] Legitimationskarte [illegible] mit den Nummern der Actien [illegible] Tage [illegible] Die Dauer der Hinterlegung der Actien wird bei der Einberufung bekannt gegeben.

§ 18. Jeder Actionär hat [illegible] Stimmrecht [illegible] Actien [illegible]

§ 45. Die Stimmrechte [illegible] Vollmacht [illegible] Handlungsvollmachten [illegible] Actionäre [illegible]

Ball-Seide 45 kr.

bis fl. 11.65 per Meter ab meinen eigenen Fabriken

sowie **schwarze, weiße** und **farbige Henneberg-Seide** von **45 kr.** bis fl. 14.65 per Meter — glatt, gestreift, carriert, gemustert, Damaste 2c. 2c. 240 verschiedene Qual. und 2000 verschiedene Farben, Dessins 2c. 2c.

Zu Roben und Blousen

ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus!

Muster umgehend.

Dargestellt Briefporto nach der Schweiz.

G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Digitized by Google

Die Zeit.

XVIII. Band. Wien, den 4. März 1899. Nummer 2[illegible]

Das Ministerium Széll.

Drei Cabinetsbilder.

Wie kein anderer ungarischer Politiker vor ihm verstand Baron Desider Bánffy die Kunst, stets auf die Füße zu fallen, doch in der letzten Zeit verließ ihn das Katzenglück und als er einmal auf den Kopf fiel, war seine ganze Ministerherrlichkeit zu Ende. Er hatte sich ein wunderbares Regierungssystem zurechtgelegt: etwas Schlauheit, etwas Corruption und recht viel Pression. Waren die politischen Gegner nicht zu übertölpeln, nicht zu panamisieren, so wurden sie vernichtet. „Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt!“ Baron Bánffy war nicht zimperlich. Die oppositionellen Abgeordneten mussten alle erdenkliche administrativen Chikanen erdulden und die oppositionellen Wähler hatten Tag für Tag mit der Steuerbehörde und der Polizei zu thun. Auch die Frauen und Kinder der oppositionellen Wähler wurden die besonderen Objekte aller Behörden anvertraut und selbst die staatlichen Matrikenämter trachteten, die Heiraten in oppositionellen Familien zu erschweren, während sie bei Todesfällen weniger kritisch waren. Man könnte Bände über die Nichtswürdigkeiten schreiben, welche unter dem Bánffy-Regime begangen wurden, um die Opposition auszurotten. Ein ungarischer Abgeordneter, u. zw. ein Mitglied der Regierungspartei, behauptete, dass Bánffy in einer ihm congenialen Gesellschaft den Ausspruch gewagt hätte: „Wozu wäre denn die Macht, wenn man sie nicht missbrauchen könnte!“ Dieses edle Wort kennzeichnet den edlen Mann, welcher vier lange Jahre Ungarn regierte.

Es ist nicht nach unserem Geschmacke, abgethanen Großen Steine nachzuwerfen, und wir können uns eine Detailschilderung Bánffys schon aus dem Grunde ersparen, weil wir sein Bild in diesen Blättern zu einer Zeit skizzierten,*) als er noch im Besitze der Macht war und viele wähnten, dass er mindestens noch Jahrzehnte Ministerpräsident bleiben dürfte. Zu diesen Optimisten gehörte übrigens auch er selbst, ja man weiß, dass Bánffy noch an jenem Tage, an welchem Koloman Széll in Wien zu seinem Nachfolger designiert wurde, freudestrahlend erzählte, er werde mit den Beweisen des allerhöchsten Vertrauens als Ministerpräsident beschenkt und fürchterliche Wuterung halten. Bánffys Blick hatten die Zeitungen getrübt, sein Urtheil hatten die Journale verwirrt. Er sammelte, wie eitle Provinzschauspieler, die lobenden und tadelnden Zeitungsausschnitte und ein Wiener Minister übrigens ein Staatsmann österreichischer Währung — soll in den Salons der Kaiserstadt recht großen Effect erzielt haben, als er erzählte, dass ihm Bánffy all diese Vorbeerkränze und Brennesselbouquets aus Papier mit Stolz gezeigt hätte. Die officiösen Lobsprüche und die oppositionellen Angriffe, die officiösen Lumpen und die oppositionellen Lumpchen stiegen ihm zu Kopfe: er hielt sich für unentbehrlich und unersetzlich. Deshalb wagte er in der letzten Zeit auch das Tollkühnste: die Zichler Clausel, die Lex Tisza und den griechischen Zustand: die Zichler Clausel, welche die wirtschaftliche Selbständigkeit Ungarns wegegesamotieren, die Lex Tisza, welche den ungarischen Parlamentarismus auf absolutismus führen, und den griechischen Zustand, welcher die ungarische Verfassung vernichten sollte. Bánffy hatte aber dadurch der ungarischen Nation viel zu viel zu zumuthen. Diese Belastungsprobe hielt sie nicht aus, und das Cabinet Bánffy brach zusammen.

Ein jämmerliches Ende nahm selten ein Politiker, als es der Abschied Bánffys vom politischen Leben war. Das Vertrauen des Königs, auf welches er sich bei jeder Gelegenheit berief, hatte er vollständig verloren, ebenso vollständig, wie das Vertrauen seiner Partei, und selbst die papierene Herrlichkeit schwand dahin, denn die Zeitungen wollten nicht mehr von ihm sprechen, nicht einmal die officiösen Blätter, die jetzt Koloman Széll in allen Tonarten besangen, als wollten sie den neuen Ministerpräsidenten an einem einzigen Tage all jene Lobpicäße spenden, welche sie in den letzten vier Jahren an seinen Vorgänger verschwendeten. Und das schmerzte Bánffy wohl am meisten. Denn es ist kein Geheimnis, dass Koloman Széll nicht der Candidat Bánffys war. Er hatte lieber den Abtheilungs General Fejervary oder den geschmeidigen Beamten Lukacs als ungarischen Ministerpräsidenten gesehen, wenn er es selbst schon durchaus nicht mehr sein konnte, dass aber Koloman Széll sein Nachfolger wurde, derselbe Széll, den seine officiöse Presse noch vor wenigen Tagen als „Wichtigthuer“, als „Hans Dampf“, als „Lustspielfigur“ bezeichnete, das schmerzte ihn und ließ ihn vielleicht auch an der Verlässlichkeit dieser Presse irre werden. Wie Hebbels Meister Anton verstand er die Welt nicht mehr. Man hatte ihm so oft gesagt, dass in Wien — wo bekanntlich die ungarischen Minister geschaffen werden — nichts peinlicher wirken könnte, als jene Popularität, welche ein Mensch ohne eine Idee bei der Opposition genießt, und dennoch wurde Széll Ministerpräsident, dessen Person und dessen Programm der Opposition, der Obstruction sogar sympathisch war. Man hatte ihm so oft bewiesen, dass man in Wien die volksthümlichen Staatsmänner nicht liebt, und dennoch hatte ein Favorit der Nation das Ministerportefeuille errungen. Wenn irgend ein Cutscher gesiegt haben würde, so hätte Baron Bánffy dies noch begriffen, denn der Cutscher bezahlt bekanntlich immer die — höchste Quote.

Aber Bánffy ist abgethan und Széll ist heute Ministerpräsident. Dem Cabinet Széll bringt man in ganz Ungarn die herzlichsten Sympathien entgegen und selbst die oppositionellen Parteien streuen dem neuen Premier Weihrauch. In ihrer Begeisterung über den letzten und ausgiebigsten Fall des vielgehassten Baron Bánffy vergessen sie ganz, dass ein großer Theil der Minister des neuen Cabinets Széll nicht besonders wertvolle politische Inventarstücke aus dem Cabinet Bánffy sind, die morsch und alt und brüchig bleiben, trotzdem die Redeste des neuen Hausherrn — wenn ein Gleichnis gestattet ist — erwarten lässt, dass er die start abgenützten Möbel frisch lackieren und vielleicht sogar neu überziehen lassen wird. Das Ministerium Széll macht auf den ersten Blick keinen besonders imposanten Eindruck. Es erinnert wenn noch ein zweites Gleichnis gestattet ist — an einen Menschen mit einem großen und klugen Kopf, einem kleinen, schwächlichen Rumpf, verkrüppelten Kinderbändchen und Füßchen. Den Ministerium Széll fehlt, wie den chinesischen Bildern, die Perspective. Aus dem Gruppenbild des Ministeriums sollen jedoch einige Hauptfiguren herausgehoben werden, in erster Reihe selbstverständlich der neue Premier

Koloman Széll.

Der neue ungarische Ministerpräsident zählt vierundfünfzig Jahre, aber er sieht bereits seit mehr als drei Decennien im politischen Leben. Schon im Jahre 1867, als zweiundzwanzigjähriger Jüngling, wurde er zum Abgeordneten gewählt und da er nicht nur ein kluger Kopf, sondern auch ein guter Redner war, sich ferner der besonderen Sympathie des „Weisen der Nation“, des alten Deak erfreute, auch dessen Mündel, die Tochter des berühmten ungarischen Dichters Boross-marty heiratete, so blieb er immer im Vordergrunde. Im Alter von dreißig Jahren wurde er Finanzminister und während der drei Jahre seiner Ministerialthätigkeit bewies er, dass er mehr war, als ein Protectionskind. Mit Umsicht und Energie stellte er das Gleichgewicht im Staatshaushalte her und gab der resolutionen Finanzpolitik Ungarns wieder eine solide und reelle Richtung. Sein Andenken zeigte neuerdings, dass Széll ein ganzer Mann ist. Er billigte nämlich die Tecuptaten-politik nicht, da er voraussah, dass dieselbe finanziell. Opfer von Ungarn erfordere, die dieses Land nicht leicht bringen kann, und es zog aus dem Zwischfall, bei sich aus seinen und den Ansichten des Ministerpräsidenten Koloman Tisza rasch, die Consequenzen, indem er sein Demissionsgesuch einreichte und auf dessen Annahme bestand. Andere Finanzminister in der ersten schlich ungarischen Monarchie haben leichter allerdings in ähnlichen Fällen ganz anders gehandelt.

Man erzählt, dass der Monarch damals Széll sehr ungern scheiden sah und in einer langen Audienz, die der jugendliche Finanzminister beim Kaiser König hatte, die Bedenken des Souveränes zu zerstreuen suchte. Als der Monarch schließlich sagte: „Unter welcher Bedingung wollen Sie bleiben?“, soll Széll entgegnet haben: „Unter gar keiner, Majestät!“ Dieser Mannesmuth war dem Monarchen gewiss sehr sympathisch und er soll darauf erwidert haben, dass Széll mehr verlangen könne, er würde ihm jeden Wunsch der Annahme seiner Cabinetsbildung ab, und wenn er jene Dem Wunsch des Monarchen widersetzte, so geschah es selbstredend, weil Széll ab- und

*) Siehe XVII. Band, Nr. 24 [illegible]

Digitized by Google

jeder Mensch in Ungarn sieht, dass nämlich er die geeignetste politische Persönlichkeit sei, um in Ungarn wieder normale politische Verhältnisse herzustellen. Koloman Széll hat in den zwanzig Jahren, welche seit seinem Scheiden aus dem Finanzministerium verflossen sind, sehr viel gelernt. Er, der früher schroff und intransigent war, ist der Fürsprecher des Compromisses geworden und bei allen Compromissen, die in den letzten Jahren geschlossen wurden, war er der Mittler. Die jungen Engländer sagen, dass das Compromiss die Seele der Politik sei, und man darf füglich behaupten, dass diese Politik Széllo sehr viel Seele haben wird. Sein Ministerium wurde im Zeichen des Compromisses geboren und die Annäherung der freisinnigen Politiker, welche auf der Basis des Ausgleiches stehen, die sich seither vollzog, ist ein Triumph des Compromissgedankens. In den grossen Finanzinstituten, an deren Spitze Széll stand, in den Ausschüssen des Abgeordnetenhauses, im Nationalcasino, überall bemühte er sich die Gegensätze auszugleichen und auch als Ministerpräsident dürfte er die stürzige Opposition blos mit dem Zeigefinger züchtigen. Er er doch auch Präsident des ungarischen Fredenservereines gewesen, welcher die Worte des deutschen Dichters beherzigt: „Die schön, o Mensch mit deinem Palmenzweige, steht dir an des Jahrhunderts Neige." Széll liebt weder Streit, noch Kampf und den intriguanten Schlangen in den Couloirs des Abgeordnetenhauses, welche das jüngste Compromiss beinahe vernichteten, hat er unter freundlichen Worten die Gift zähne gezogen. Man musste den unermüdlichen kleinen Mann, den obligaten Gnädiger auf dem Kopf, in den jüngsten Wochen in den Wandelgängen des Abgeordnetenhauses sehen, um zu ahnen, was er als Ministerpräsident leisten wird. Mit Freund und Feind ließ er sich in stundenlange Gespräche ein, denn er spricht sehr gern und eher breit als tief; mit den grossen Politikern und den kleinsten Reportern redete er, aber weder die Grossen, noch die Kleinen vermochten diesen Wortschwall festzuhalten, wenn Széll eben blos reden und nichts sagen wollte. Ein Meisterstück der Diplomatie leistete er noch in den allerletzten Minuten vor den Ministerernennungen, wo er noch Zeit fand, rechts Abgeordneten das Portefeuille des Ministers des Innern in einer solchen Form anzubieten, dass er es schließlich selbst behalten musste. Und dabei kann man ihm gar nicht gram sein. Aus dem Gesichte mit der sehr starken Nase und den sehr vollen Lippen, das von einem schütteren schwarzen Barte umrahmt ist, aus den Széll, der ein wenig eitel ist, dann und waan sogar im Parlamente pflegt — lachen zwei lustige, schwarze Augen, die tiefer zu blicken scheinen, als sie blicken lassen. Jedenfalls haben diese Augen den armen Baron Bánffy durchschaut und in dem hingangenen, so objektive hingefallenen unparteiischen Ministerpräsidenten, der den ungarischen Machiavell spielen wollte, einen Szeller Bach — aber ohne Doctortitel erkannt. Széll ist dagegen, wie schon erwähnt, bei allen Parteien beliebt, er ist im Lande populär und neben seinem politischen Talente und seinem politischen Charakter spricht auch noch ein Umstand laut für ihn: er ist nämlich nicht reich, obwohl er seit vielen Jahren an der Spitze von zwei sehr grossen Finanzinstituten steht. In Finanzkreisen hat man ihn über diesen Punkt präsidenten gefragt, der niemals Mitglied eines „Syndicats" war und jedes ähnliche Ansinnen brüsk zurückwies. Dass Széll von den besten und reinsten Intentionen durchdrungen die Regierung übernimmt, dass er entschlossen ist, die Corruption auszumerzen und die administrativen Uebergriffe unmöglich zu machen, versteht sich von selbst, denn der Weg zur Macht ist zumeist mit guten Vorsätzen gepflastert. Doch es ist auch wahrscheinlich, dass das Ministerium Széll eine längere und gründlichere Aera für Ungarn bedeutet, denn Széll, der den Spruch gegenüber stark bleiben kennte, der Majestät gegenüber seinen Willen durchsetzte und nach Bismarck's bekanntem Wort: „kein Byzantiner der Majestät" ist, wird bedient sich energisch genug sein, sich selbst zu beherrschen, wenn in jener Minute, in welcher seine ministerielle Uhr abgelaufen ist, noch ein Compromiss mit der Macht möglich wäre. Jeder neue Minister präsidem stellte sich den weisen Ausspruch der edelmüthigen Kaiserin Monigin Elisabeth von ins Gedächtnis vorgen: „Minister sind dazu da, um zu fallen."

Baron Géza Fejervárv.

Der ungarische Landesvertheidigungsminister Baron Géza Fejervary ist schon einigemale gestürzt, aber immer wieder aufgestanden. Nicht weniger als zehnmal gab es bereits seine Demission und immer wieder wurde er zum „Honvédminister" ernannt. Er ist der unbeugsame Fels in der Minister Brandung Ungarn. Denn er bleibt als einziger Zeuge und Bewahrer unserer des Monarchen jedem neuen Ministerpräsidenten von persönlichen Zeit, ihn Partei aus dem Cabinet Weckerle und Széll wieder aus dem Cabinet Bánffy übernahm, erscheint in Ungarn als ist neue Ministerium nur dann darf sich nicht darüber wundern, [illegible] Ministerwechsel, [illegible] ohne mich [illegible] Minister [illegible] Ministerium [illegible] Ungarn [illegible] Ministerium [illegible] Ungarn [illegible] Ministerium [illegible] Ungarn

das ist das einzig Schlechte, was man von ihm weiß. Neue Männer im Ministerrum Szell sind bloß Alexander Hegedüs und Alexander Plósz, Alexander der Kleine und Alexander der Große. Ueber den neuen Handelsminister, den kleinen, nervösen und geschickten Hegedüs, brachte diese Zeitschrift in Nummer 220 bereits eine Schilderung, über den großen, derben und ungeschickten Plósz zu schreiben, ist ganz überflüssig, da er sich als Justizminister kaum lange behaupten wird, zumal er schon als Staatssecretär schwer möglich war. Man ließ ihn die Treppe hinaufkallen, um ihm einen weiteren Spielraum zu schaffen — zum Herabkollern.

*

So stellt sich das neue Ministerium Szell dem kritischen Beschauer dar und man darf wohl wiederholen, daß es nicht eben imposant erscheint. Wenn es trotzdem in Ungarn Begeisterung erweckt, so hat dies keinen Grund in seinen Vertretern, welches man Koloman Szell entgegenbringt, welches man in dessen Vergangenheit und Zukunft setzt. Daß die Regierungsparteí, daß die sogenannten ungarischen Mameluken den alten „Führer" über Nacht vergaßen und den neuen Führer mit Enthusiasmus begrüßen, wird niemanden überraschen. Schon Schopenhauer schrieb: „Die Hausfreunde heißen mit Recht so, denn sie sind mehr die Freunde des Hauses als des Herrn, also den Augen ähnlicher als den treuen Hunden." Ueberraschender ist die Erscheinung, daß in jedoch die Freude der Opposition. Wer aber die nolle Leichtgläubigkeit und die oft geradezu naive Vertrauensseligkeit der Ungarn kennt, wird auch diesen Zug begreifen. Man denke doch nur an die Katastrophen der Provinzparcaffen in Ungarn, die jetzt wieder einmal epidemisch sind. Niemand in Ungarn verlangt oder erwartet eine radicale Sanirung. Man entfernt den obersten Beamten, der unfähig und leichtfertig war, und setzt einen neuen Leiter ein. Erfreut sich dieser neue Mann des Vertrauens, gilt er als ehrlich und verläßlich, so denkt niemand mehr an die Uebelstände, Mißbräuche und Vergehen, die doch sicherlich eine Sühne erfordert hätten. Koloman Szell erscheint nun als neuer politischer Führer; er besitzt Achtung und Vertrauen und es wäre ein Wunder, wenn nicht nur die alten Geschäftsfreunde jeder liberalen Regierung ihm treu blieben, sondern auch die oppositionelle Nationalpartei ihr mühsam erworbenes politisches Capital bei ihm anlegen würde.

Budapest, Ende Februar 1899. **Arpád.**

Zum Präsidentenwechsel in Frankreich.

Wer in diesen letzten Wochen Glück gehabt hat, das ist der Pariser Gemeinderath. Es ist noch keinen Monat her, da brachten einige demokratische Pariser Blätter eine betrübsame Geschichte über die Rue Mogador. Diese Straße besteht schon seit vielen Jahren aus zwei getrennten Stücken, zwischen die sich ein Häusercomplex einschiebt. Die Bewohner jener Gegend werden dadurch genothigt, einen großen Umweg zu machen, wenn sie von einem Ende der Straße zum andern gelangen, das heißt eine Strecke durchmessen wollen, die bei rationeller Anlage der Straßenfluchi in ein paar Minuten zurückgelegt werden könnte. Der Gemeinderath hatte daher seit langem den Ankauf und die Beseitigung des störenden Häuserviertels beschlossen und war nach vielen Weiterungen endlich dahin gelangt, dass wenigstens ein Theil des Hindernisses als beseitigt gelten konnte. Nur ein der tragischen Baumeln konnte nicht oder nur für einen ganz unverhältnißmäßig hohen Preis erworben werden, so daß die neu herzustellende Straßenverbindung vorläufig einen unsichtbaren Winkel gebildet hätte. Mit Recht aber dachte der Gemeinderath, eine winkelige Straßenverbindung sei immer noch besser als gar keine, und beschloß daher die Anlage des Bindegliedes zwischen den beiden Enden der Rue Mogador. Da, mit einemmale und in einer bisher noch nicht völlig aufgeklärten Weise, nahm sich der Staatsrath der Angelegenheit an, und verurtheilte feierlichen, die Concession zur Anlegung des verbindenden Bindegliedes sei nicht zu ertheilen, solange jenes letzte Haus von der Stadt nicht aufgekauft sei, denn der vom Gemeinderathe projectirte Straßenzug „biete einen unsichtbaren Anblick dar." Als diese belehrende und echt französische Entscheidung in die Tagesöffentlichkeit drang, nahmen sich die Blätter der Sache alle Bewohner jener Stadtgegend unter essanten Frage an. Und was kann nun der der angewollten Unterbindung aus Tagesbericht? Jenes traglose Haus, das am Ende aller Enden den ganzen Doch so verunsichtigen Plan der Pariser Gemeinde scheitern machte, gehört einer Frau Berge, die durch Intriguen mächtiger Einflüsse die Entscheidung des Staatsrathes erwirkt hatte. Frau Berge ist aber die Mutter des Schwiegersohnes des verstorbenen Präsidenten Faure, bekannter unter dem Namen „Monny Steb". Dieser an sich nicht übermäßig wichtige Vorfall illustrirt in ganz prägnanter Weise die Stellung, in der verschwunden Präsident einzunehmen „gewußt" hatte. Das Haus Berge ist dem Eigenthumsrechte auf die Dauer nicht beschränkt. Trotz alle wunderbar erscheinen. Einmal steht fest, daß die Faure das 19. 19. unverordentlich, und das ist ihr ganz recht, auch kann sie offenbar daran, der Welt zu zeigen, daß

der Rue Mogador ein Privathaus und kein öffentliches Haus ist, und dies feststellen hatte sie alle Veranlassung! Da der Staatsrath in Verwaltungsangelegenheiten die höchste Instanz ist, so mußte sich der Pariser Gemeinderath mit der gefällten Entscheidung zufrieden geben und die Vollendung der halbierten Rue Mogador auf glücklichere Zeiten verschieben.

Schneller, als Gemeinderath und Bürgerschaft, als selbst die ehemalige Bordelière und „Präsidentenschwiegermutter" gelaubt hatten, sind diese glücklicheren Zeiten gekommen. Denn man wird wohl in der Annahme nicht fehlgehen, daß die Witwe Berge nunmehr mit einemmale außerordentlich gefügig und ihr Privathaus urplötzlich reich preiswert geworden ist, und auch ein hoher Staatsrath dürfte sich der Einsicht gelangt sein, daß eine „Alt-präsidentenschwiegermutter" nicht „interessant" genug ist, um administrative Ausnahmeschikane zu verdienen. Dagegen kann die hohe Körperschaft vielleicht nächstens dazu berufen sein, eine andere Frage zu entscheiden, die kein geringeres Interesse für die Oeffentlichkeit besitzt. Der gute Faure — „der hochselige Präsident", wie deutsche Zeitungen für das höhere Lakaientum schreiben — hatte bekanntlich nicht minder den durchaus berechtigten Drang, soviel Geld wie nur irgend möglich in seiner höchsteigenen Tasche zu vereinigen, wobei er allerdings nicht immer ganz ebenso berechtigt zu Werke ging. Bewegung hierbei. Er ließ sich daher vom Budgetausschusse des Parlamentes für das Jahr 1898, durch das für die beiden ersten Monate des laufenden Jahres zwei provisorische Budgetzwölftel bewilligt wurden, flugs zweimalhunderttausend Franken auszahlen und hald darauf weitere dreimalhunderttausend, diesmal ohne besonderes Gesetz. Der Gehalt des französischen Staatsoberhauptes setzt sich nämlich aus 1200000 Franken Besoldung, 300000 Franken Haushaltungs- und Reiseposten und 360000 Franken Repräsentationsgeldern zusammen, beträgt also in Summa eine Million zweimalhunderttausend Franken jährlich oder genau hunderttausend Franken monatlich. Diese nicht ganz unbeträchtlichen Summen sind jedoch nicht, wie die Minister- und sonstigen Beamtengehälter, monatlich fällig, sondern man hat es bisher immer dem Taktgefühle der betreffenden Ehrenmänner überlassen, die Gelder nach Maßgabe verstrichener Zeiträume zu erheben. Felix Faure nahm nun mit einigem Rechte an, er werde noch erheblich länger, als bis zum 16. Februar leben, und hielt es daher nicht für unangebracht, Vorschüsse aus dem Staatssäckel zu nehmen. Da, wie gesagt, wegen der Vorschlepppung der Budgeterahrung durch die Kammer zu Ende des vorigen Jahres zwei vorläufige Zwölftel votiert worden waren, so läßt sich nicht leugnen, daß der Präsident ein Recht hatte, beiseiten seinen Antheil zu heischen. Wie aber in aller Welt kam er auf den Gedanken, sich nachher nochmals 300000 Franken einzufolgen, als das später nothwendig gewordene dritte Budgetzwölftel für den Monat März kaum bewilligt war? Dreimalhunderttausend Franken machen doch, bis es durch einfaches Decret anders beliebt wird, immer noch dreimalhunderttausend Franken aus, nicht aber fünfmalhunderttausend!

Der treue „Figaro" mußte sich heute im Schweiße des Angesichts seiner sämmtlichen „Hofredacteure" ab, durch Anhäufung unglaublicher Zahlen einen blauen Brimborium um die nackte Thatsache zu hullen, daß der „hochselige ehemalige Gerberzunge" dreimalhunderttausendzigtausend Franken zuviel aus dem Staatsschatze entnommen hat, was man ganz gelinde ausgedrückt, Mißbrauch der Amtsgewalt im eigenen Interesse nennt. Denn da Faure nur bis Mitte Februar gelebt hat, so hatte er nur auf Beträge für anderthalb Monate ein Anrecht, das heißt auf hunderttausendzigtausend Franken. Herr Loubet, der kein sonderlich vermögender Mann ist, wird sich voraussichtlich noch eine Weile mit dem Finanzminister, dem Staatsrathe und den Faure'schen Erben herumzanken müssen, ehe er zu seinem Gelde kommt.

Die [illegible] hat [illegible] [illegible] [illegible]

inneren Frieden unendlich viel besser bestellt, wenn der weiland Marineminister Faure niemals Präsident der Republik, und wohl noch besser, wenn der Abgeordnete Faure niemals Marineminister geworden wäre. Der äußere Friede, dessen sich das Land erfreut, hätte unter dieser Nichtministerschaft und seinem Nichtpräsidententhum keineswegs gelitten, denn das berühmte Russenbündnis, dem der Weltfriede angeblich zu verdanken ist, wäre, das weiß heutzutage jedes Kind, auch ohne Herrn Faure unterzeichnet worden, oder vielmehr, alles, was überhaupt unterzeichnet werden konnte, war lange vor Faures Amtsantritt unterzeichnet, und der kleine Carnevalsbrief an Bord des „Pothuau" im Herbst 1897 war eine von Faure nachträglich erwirkte Maskerade, die lediglich den Zweck hatte, das Ansehen des „Sonnen-Präsidenten" beim eigenen Volke zu heben. Daß der versiorbene Präsident' beim Abschlusse des neuen franco-italienischen Handelsvertrages und bei ähnlichen minder wichtigen Abmachungen ebenfalls keine entscheidende Rolle gespielt hat, weiß man. Dieser Dinge pflegen von langer Hand her von den betreffenden Ministern und diplomatischen Bevollmächtigten vorbereitet und durchgeführt zu werden, sie regeln sich nach dem beiderseitigen Interesse und nicht nach den „Sympathien", die dieses oder jenes Staatsoberhaupt einflößt.

Eine noch weit schärfere Zurückweisung verdient die jetzt nachträglich von den oben charakterisierten Zeitungen künstlich geschaffene Legende, derzufolge Faure sich bei „seinem" Volke einer ausnehmenden Beliebtheit erfreut hätte, die ihresgleis wieder zur Hebung des Ansehens des Frankreichs beigetragen hätte. Als langjähriger Beobachter Frankreichs, der den verschiedenen Präsidenten verschiedentlich in nächster Nähe gesehen und beobachtet hat, glaube ich mit gutem Gewissen sagen zu können, daß Faure nichts weniger als beliebt beim Volke war. Zu Gegenbeweis zeigte er in seinem ganzen Auftreten und Gebaren eine wahrhafte Manie, alle Leute vor den Kopf zu stoßen und die republikanisch-demokratischen Einrichtungen seines Landes zu verhöhnen. Bekannt und durchaus authentisch ist die Geschichte, wonach Faure, der den Besuch eines alten Bulenfreundes im Elysée empfing, diesem kalt lächelnd gesagt hat, das vertrauliche „Du" schicke sich nicht mehr, seitdem nicht im engsten Kreise, wenn man mit dem Präsidenten der französischen Republik rede. Ob der also Angepöbelte — ein bejahrter, würdiger Herr aus der Provinz — dem „nationalen Zuob" darauf wirklich, wie manche behaupten, zur Antwort gegeben hat: „Mors, pour le bitover une dernière fois, je te dis que tu n'es un . . ." lasse ich dahingestellt. Nicht minder bekannt sind die manufakten gesellschaftlichen erzieherischen Versuche, die der ehemalige Verbrennungs- nach seiner „Thronbesteigung" machte. Ein junger Mann zum Beispiel, der Sohn eines anderen Freundes von Faure, der sich noch mit dem Abgeordneten und Havreer Lederhändler in ganz ungezwungener Weise unterhalten hatte, wagte es bei einem Besuche im Elysée, eine Bemerkung in die Unterhaltung Faures und seines Vaters einzuflechten. Da kam er aber übel an! „Merken Sie sich, junger Faut," unterbrach ihn der Präsident mit gerunzelten Brauen, „merken Sie sich, daß es sich nicht schickt, unaufgefordert das Wort an das Staatsoberhaupt zu richten!" — Nun frage ich: sind solche Ausbrüche von Größenwahn wohl geeignet, den damit Behafteten bei seiner Umgebung sonderlich beliebt zu machen? Und daß Faure auch gegen seine tägliche Umgebung, gegen Secretäre, Bureauchefs, Kammerdiener und Lakaien, mit der dem unerzogenen Parvenu eigenen Grobheit aufzutreten pflegte, erhellt aus den Worten Faures selbst, die er auf dem Sterbebette an eine dieser mehr untergeordneten Personen richtete, um den Betreffenden wegen der „oft etwas rauhen Behandlung um Entschuldigung" zu bitten, die er ihm hatte zuteil werden lassen.

Da höre ich aber den gerade jetzt vielfach wiederholten Einwand des „politisch verständigen Provinzbewohners", dessen Urtheil durch keinerlei Sachkenntnis getrübt ist: „Ach was! Faure ist ja gar kein Parvenu gewesen! Er hat niemals, wie die demokratische Legende behauptet, Felle gegerbt oder gar mit dem Gerben sein Brot verdient!" Nun, erstens ist es durchaus keine „demokratische", also vom Volkswillen ausgegangene Legende, und die es sich da handelt, vielmehr wurde die Sache bald nach dem Amtsantritte des Snob von den aristokratischen Pariser Blättern aufgetischt und — bewiesen. Zweitens ist es zum Ueberfluße auch von den demokratischen Organen nach dem Ableben Faures festgenagelt worden, daß der Verblichene der arme Sohn eines vermögenslosen Flößlermeisters aus dem Pariser Faubourg Saint Denis war, lediglich die Bürger und die Handelsschule besucht hat, dann auf zwei Jahre nach England gegangen ist, wo er sich mit dem Ertheilen von Privatstunden im Französischen sein kärgliches Brot erwarb, und dann, da ihm das Leben in England zu monoton und vergnügungsarm vorkam, auf die bemittelten Bonvivants zurückgriff, wo er es im Bezuge war, ein adeles Junggesellen zu spielen, als ihn des Vaters Tresche nach Amboise zu einem bescheidenen Gerbermeister in die Lehre schickte, damit er etwas Tüchtiges lerne. Dort hat der junge Mann tagelang bei den Fellen zugebracht, die er auch im darauffolgenden Winter im Flusse waschen mußte, und wenn die ehemaligen Genossen nachher hinzugefügt haben: „obwohl er das eigentlich gar nicht nöthig gehabt hätte", so ist das einfach eine absichtliche Entstellung der Thatsachen: er hatte das Brotverdienen damals nöthiger als irgend etwas! Mensis and Anthropos hat der junge Faure also niemals deelniren gelernt, wie er überhaupt, durch des Lebens Noth gedrängt, nie Zeit gefunden hat, sich eine tiefere Bildung anzueignen. Was er sich aber, dank seinem unstreitig offenen Kopfe und seiner anerkannt großen Energie, im Laufe der Jahre erwarb, das waren Menschenkenntnis und Handelskonjunktur. Er ist ein tüchtiger Geschäftsmann, ein tüchtiger Abgeordneter, ein schlechter Marineminister und ein größenwahnsinniger Präsident der Republik geworden. Durch all seine sozialen und politischen Metamorphosen aber hat ihn eins stets begleitet und ist ihm bis zu seinem letzten Athemzuge treugeblieben: die Sucht, zu gefallen, durch Aeußerlichkeiten, Allüren und Attituden, Eindruck zu machen, durch blendend weiße Wäsche, ein keck ins Auge geklemmtes Fensterglas und „adelliche" Gamaschen Aufsehen zu erregen. Bösartig, wenn es eines Tages bekannt werden sollte, er habe in seiner Todesstunde Weihungen über sich bes bei seinem Leichenbegängnisse zu beobachtende Etikette ertheilt, so würde sich darüber niemand, der den Mann von nah oder von fern gekannt hat, im geringsten wundern!

Ein anderes, nach dem Tode Faures aufgetauchtes Gerücht, das ich hier zurückweisen möchte, besagt, der Präsident habe sich aus Gram über den Fashoda-Fall und aus Aerger über den „drohenden" Verlauf der Dreyfus Angelegenheit das Leben gegeben. Thatsachen aus rein politischen Gründen ist das unwahrscheinlich, aber es ist fast unmöglich angesichts des Faure'schen Charakters. Ersteres war der gute Fetig nicht der Mann, sich irgend etwas allzusehr zu Herzen zu nehmen. Möglich, daß er sich über das Sinken von Frankreichs Ansehen infolge der judanischen Angelegenheit ein wenig geärgert hat; wahrscheinlich sogar, daß er sich über die unausbleibliche Rückwirkung der Schlappe auf sein eigenes Prestige geärgert hat, aber von diesem Aerlenntnis bis zu der Annahme eines Selbstmordes ist doch ein recht weiter Schritt! Bloß nun den Dreyfus-Fall anlangt, so hatte Faure allerdings einige Ursache, die Entscheidung des Cassationshofes und namentlich die Enquete der Criminalkammer nicht etwa zu beargwohnen wohl aber zu fürchten wusste er doch nur zu wohl, daß er selbst durch sein Gewährenlassen Merciers beim Zustandekommen des 1894er Urtheiles wenigstens indirect mitgewirkt hatte; aber anderseits war seine dreifach gegerbte Seele doch viel zu übertrainiert, um gegenüber den Leiden Anderer, um sich mit nutzlosen Gewissensbissen zu plagen. Zudem hatte er gerade in den letzten Tagen seines Lebens mit Hilfe der Antisemitin Martel Mirabeau, alias „Gyp", den Erfolg erreicht, beim Ministerium, dessen Chef überdies sein alter politischer Spießgeselle war, die Einbringung des „Enteignungsgesetzes" durchzudrücken, des Gesetzes, durch das die ganze Dreyfus Untersuchung mit einer gewissen Grazie escamotiert werden soll. Es lag demnach kein sichtbarer Anlaß für den Mann vor, aus Verzweiflung über sein oder gar seines Landes Schicksal den Tod zu suchen. Alle, die ihn gekannt haben, sind vielmehr einig darin, daß ihm der Abschied vom Leben außerordentlich schwer gewesen ist, ihm, dem „Verzinnungsmeuichen" par excellence, dem ausserkorenen Liebling des Geschicks! Sein Leben lang war Faure ein Bweur, ein Jouisseur, ein „Roceur" gewesen, und mancher lüsterne Hunderttausendjährige, der aus der Staatscasse durch seine Hände in die der Schauspielerin Zorel vom Odeon gewandert ist, legt Zeugnis ab für die unverwüstliche Lebenslust des nunmehr verblichenen Präsidenten.

Ein anderes, directe Gegenstück des soeben ist der unmittelbar Präsident der Republik. Emile Loubet ist nicht, wie Faure, unter einem Glücksterne geboren, wenngleich man nicht sagen kann, er habe bisher irgend welches große Pech gehabt. Eine so glänzende und schnelle Laufbahn, wie seinem Amtsvorgänger, war ihm aber nicht beschieden: mühsam mußte er sich durch eigene Tüchtigkeit und mitunter beträchtlicher Examina hinaufarbeiten, und wenn er nicht so schnell vom Platze kam wie Faure, so erwarb er doch ein ungleich größeres und sicheres Wissen. Von Beruf Advocat, gelangte er ganz allmählich zur Stellung eines Bürgermeisters, dann eines Generalrathes, um später ins Parlament einzuziehen, Minister, Senator und Senatspräsident zu werden, von welcher zweithöchsten Stelle im Staate er letzthin zur allerersten emporstieg. Daß Loubet zum Präsident der Republik gewordeu ist, mag mit Recht als ein Glücksspiel gelten, denn der „Mann der Situation" ist er nicht; aber welche bisherige Gliederung eines französischen Bürgers zum Staatsoberhaupte wäre denn nicht im gewissen Sinne ein Glücksspiel gewesen? Derartige Chancen sind an allermeisten. Wer heimste jedesmal bei den letzten drei oder vier Präsidentenwahlen, je wollte man auch nachlich kleinen „gebrauchten" oder gar „verbrauchten" Mann haben, Lieben die in dieser oder jener Weise bereits Stellung in den Vordergrund genommen hatte, und da Loubet keine exemplarische Laufbahn eine mehr stufenförmige Name als Gegenteil, so mochte man im Laufe dem entschieden auch, daß im gegenwärtigen, recht ganz gewaltigen Augenblicke viele Leute einfach deshalb, weil sie gern in den Vordergrund gestoben

Digitized by Google

hätten. Sogar der moralische Dichtkünstler Dupuy, der doch vor keinem Wagnis so leicht zurückschreckt, stellte seine Candidatur nicht auf, und als einziger Gegner blieb Méline zurück, der aber schließlich ebenfalls verzichtete, als er sah, wie sich seine Chancen von Stunde zu Stunde verminderten.

Auch im Aeußeren ist ein gewaltiger zwischen den beiden Präsidenten bestehender Unterschied zu bemerken. Als fröhlicher, in seinem Auftreten ungezwungener Südländer scheint sich Loubet das „leben und leben lassen" zum Grundsatz gemacht zu haben, und dass er keineswegs gewillt ist, in die Fußstapfen seines Vorgängers zu treten und aristokratisch sein vollende Allüren aufzusteden, geht aus den Worten hervor, die er gleich nach seiner Wahl zu den versammelten Ministern sprach: „Der Thron des Elysée werden von jetzt ab für jeden wahren Republikaner weit geöffnet sein." Soweit sich demnach die Lage schon jetzt überblicken lässt, darf man wohl sagen, die Republik habe keinen schlechten Tausch gemacht. Nur etwas mehr Energie wäre Herrn Loubet zu wünschen, denn seine Worte, er werde alle Welt durch seine Zähigkeit und Ausdauer in Verwunderung versetzen, kann man vorderhand noch nicht allzu ernst nehmen. Besser als Worte, wäre eine That gewesen, nämlich die Annahme des verfassungsmäßig von Dupuy und dessen Ministercollegen eingereichten Demissionsgesuches. Damit hätte der neue Präsident bewiesen, dass er eine neue, eine demokratischere und gerechtere Politik zu verfolgen gesonnen sei, als sein mehr „Faure'sche Hauspolitik" treibender Vorgänger. Das schmachvolle, gegen die Criminalkammer des Cassationshofes gerichtete Ausnahmsgesetz wäre damit zu Falle gekommen, und alle wahrhaft rechtlich Gesinnten hätten wieder neuen Muth geschöpft.

Diese Dupuy und das Zaricht'sche und die Zurückhaltung Loubets, denen allein er seine jetzt noch währende Ministerherrlichkeit zu verdanken hat, belohnte, weiß man: er organisierte mit Déroulède, Marcel Habert, Drumont und anderen Demagogen und Nichtrepublikanern den Pariser Pöbel und ließ von ihm den neugewählten Präsidenten nach allen Regeln der politische Mache ausspeien, ja bedrohen. Das dass nicht etwa Chumacht — eine übrigens für einen „starken" Minister überaus bröhämende Chumacht — war, sondern böser Wille, geht daraus hervor, dass drei Tage später, nachdem Loubet seine ministerielles Ordnungsgegen vermuthlich gehörig den Kopf gewaschen hatte, ganz andere polizeiliche Saiten in den Pariser Straßen aufgezogen wurden. Die Ruhe wurde im Handumdrehen wieder hergestellt, die Schreier verkrochen sich in ihre Löcher, und sogar die Zeitungsdaktikel schienen etwas gemäßigter auszufallen. Ihren Knalleffect hatten sich die Gegner des Präsidenten aber für den Tag der Beerdigung Faures aufgespart. Indem sie dem Verstorbenen übermäßige, ganz unverdiente Ehren erwiesen, gedachten sie gleichzeitig dem Lebenden einen üblen Streich zu spielen, um so den Unterschied in der Beurtheilung hervorzuheben. Aber auch Dupuy hatte sein „dastingue" in Petto, nur sollte es programmäßig anders ausfallen. Am Einzugstage Loubets hatte er diesen in den Koth ziehen lassen — on le laissant insulter il le fit insulter! — und am Beerdigungstage Faures sollte zum Unterschiede so musterhafte Ordnung herrschen, dass alle Welt begeistert ausrufen würde: Ja, angesichts der Leiche des „hochseligen" Präsidenten gibt es keine Bürgerzwietracht unter Franzosen! Der Lebende rechnet noch nicht mit der Todte, rechnet noch immer! Dieser schöne „Schachzug" Dupuys wurde bekanntlich ganz gegen alle Abmachung von dem biederen Déroulède durchkreuzt, der durchaus den Mond spielen und dabei an seiner eigenen Unterblichkeit arbeiten wollte. Dass dieser Tollhäusler seinen kindischen Anschlag versucht hat, ist ein großes Glück für das republikanische Frankreich, oder es kann doch zu einem Glücke werden, wenn die maßgebenden Gewalten die dadurch geschaffene Lage der Dinge bald und gründlich auszunützen verstehen.

Ohne zu wollen, hat also Faure, indem er, als es die höchste Zeit geworden war, aus dem Leben schied und dadurch den verhängnisvollen Einfluss des Elysée auf die Politik, auf den Drey-fus-Handel im besonderen, aufhob, seinem Lande einen großen Dienst geleistet; und Loubet hat, ebenfalls ohne persönliches Zuthun, der Republik einen weiteren großen Dienst erwiesen, indem er durch die künstlich gegen ihn erzeugte Pöbelbewegung der indirecte Anlass zu einem Staatsstreiche in Zweifel gezogen wurde, durch den die wahren Ziele der republikfeindlichen Elemente auch dem blödesten Auge deutlich sichtbar gemacht worden sind. Die Gefahr erkennen, heißt für jeden ernsthaften und patriotischen Politiker, sie vermeiden, und der erste Schritt zu ihrer Vermeidung kann, auf durchaus verfassungsmäßigem Wege, durch den neuen Präsidenten selbst gethan werden. Dem französischen Staatsoberhaupte steht es in der That frei, ein von beiden Kammern angenommenes Gesetz sofort zu promulgieren oder aber es binnen drei Tagen an die Kammer zu nochmaliger Berathung zurückgehen. Beim Gebrauch dieser letzteren Möglichkeit Gebrauch macht und das Dupuy'sche Ausnahmsgesetz gegen die Criminalkammer an das Unterhaus zu rückgiebt, dann ist das Ansehen der Justiz Frankreichs wieder hergestellt oder doch wesentlich gehoben, denn, durch die neuerlichen Erfahrungen mit Dupuy und Consorte belehrt, werden sich die Abgeordneten wohl hüten, ihre Hand zum zweitenmale zu jenem Rechtsbruche zu bieten. Versäumt der neue Präsident aber auch diese zweite Gelegenheit, besserer Zustände herbeizuführen, dann wird man vielleicht noch nicht an seinem guten Willen, wohl aber an seiner Thatkraft etwas zweifeln müssen ...

Paris, 28. Februar.

Maximilian Hardens Glück und Ende.

Eben erscheint ein Büchlein von Franz Mehring, „Herrn Hardens Fabeln" betitelt, das in Deutschland großes Aufsehen erregen wird. Es gibt Dinge, die angenehmer sind, als von Mehring zum Zielpunkt seiner Polemik gemacht zu werden. Verbindet er doch Rochefortsche Schärfe mit Henri Taines documentarischer Gründlichkeit. Wo er zupackt, vernichtet er. Paul Lindau, der einst literarisch Berlin beherrschte, wurde von ihm in das verdiente Grit getrieben. Jetzt gibt er Maximilian Harden den Gnadenstoß. Nicht aus Hass etwa, sondern in „nothgedrungener Abwehr". Wie konnte der sonst so schlaue Harden auch so unschlau sein, Mehring herauszufordern?

Schade um Harden! Wir haben in Deutschland nicht viel Leute, die schreiben können. Und nun wird einem, der schreiben kann, die Feder entrungen. Man hat Hardens Stil manchmal mit dem Worte „manieriert" abzuthun versucht. Mag sein. Aber er hatte wenigstens einen Stil, mehr blendend als glänzend, aber immerhin einen völlig eigenartigen Stil. Und dass in Zukunft von den fünf oder sechs, die man zu nennen pflegte, wenn von den besten deutschen Stilisten der Gegenwart die Rede war, einer weniger wird, ist Schade, aber unvermeidlich, denn Hardens Rolle ist zu Ende. Es gibt Dinge, die man nicht überspielt. Mehrings Broschüre ist ja nicht das Einzige, was gegen ihn vorliegt. Sie ist nur das letzte Glied in der Kette, die nun gerade ausreicht, um ihm um den Hals gelegt zu werden.

Herr Harden stammt aus jenen östlichen Schichten, die uns die geschichtlichen Journalisten, die erfolgreichsten Börsenmänner und die findigsten Rechtsanwälte, aber auch die bösartigsten Wucherer und Gauner zu liefern pflegen. Mehring sagt von ihm, dass „wir nicht bestimmt haben wollen, ihn unter uns zu sehen, wenn diese Vorfahren nicht Jahrhunderte lang die Gastfreundschaft der polnischen Nation genossen hätten". Das war zu jener Zeit, als jene Familie noch Wittkowsky hieß, was nicht gar so lange her ist. Jetzt ist sein Bruder unter dem Namen Witting Oberbürgermeister von Posen. Und er selbst, Maximilian Harden, schreibt von Bismarck, dass er ihn lieben konne als einen Mann, den „alle beschnittenen und unbeschnittenen Juden in den Pfuhl verdammen".

Herr Harden fing bescheiden an, als Schauspieler, dem indessen anscheinend nicht einmal die Gegenwart Kränze zu flechten geneigt war. Dann wurde er Journalist, liberaler natürlich, wie alle jene östlichen. Er bewegte sich immer nur unter dem Strich, wohin ihn seine ausschließlich literarischen Vorkenntnisse auch verwiesen. Ich erinnere mich noch eines seiner damaligen Feuilletons. „Die blaue Rose" war es überschrieben und handelte von ziemlich unterirdischen bulgarischen Dingen. Zum Schluss zeigte der Verfasser seine Feder, worum sie wohl glauben, dass er einen diese Dinge unter dem Titel „Die blaue Rose" vorgierig. Natürlich nur deshalb, weil sie eben nicht seine Leier geworden wären, wenn er den wirklichen Inhalt in der Ueberschrift angegeben hätte. Der Leser ärgerte sich über diesen Reinfall und trennte sich doch gleichzeitig über den Mann, der ihn so nett zu foppen verstanden hatte. Man wurde etwas an Heine erinnert.

Diese Bracktung fanden schon die Artikel, die er unter dem Namen „Apostata" in der Gegenwart veröffentlichte. Aber sie hörten ihn nicht bedeutet genug. Er wurde es erst, wenn journalistischen Standpunkt aus fast genial zu nennenden. Grundsatz der „Zukunft". Nie in eine Zeitschrift in einem geeigneteren Augenblick ins Leben getreten. Bismarck war im Frühjahr 1890 seines Amtes enthoben worden. Damals athmete alles, die meisten Conservativen nicht ausgeschlossen, wie von einem lähmenden Drucke leichter auf. Allein die Stimmung wandelte sich. Die socialreformatorischen Gesetze des „neuen Kurses" wurden den Arbeitgebern bald lästig. Die Agrarier empfanden die Lahmenden Handelsverträge als eine directe Schädigung ihres Geldbeutels. Die Gesellschaft schmeckte sich nach der Peitsche des Socialistengesetzes, die die Arbeiter äußerlich so gebildet im Zaume gehalten hatte, die Gewerbefreiheit nach den Fleischtöpfen der Bismarck'schen Hochschutzzollpolitik zurück. Die Reichsfeinde v. Caprivi, der „alle Gesetze damit beantwortete, wie sie auf die Socialdemokratie wirkten", und der die Entwicklung Deutschlands zum Industriestaat als Thatsache hinstellte, sein getreuer Gehilfe in der parlamentarischen Bearbeitung der Regierungsvorlagen, der redegewandte Staatssecretär des Auswärtigen, Marschall v. Bieberstein, und der Staatssecretär des Innern, v. Boetticher, der das unaufhaltsame Verbrechen begangen hatte, nach Bismarcks Entlassung im Amte zu bleiben, wurden die „Leute vom Hof", der Anhänger des alten Curses. Kurz, den „nach Bildung und Besitz maßgebenden Kreisen" des Deutschen Reiches war die Bismarck'sche Aera vorbei.

Digitized by Google

Da erschien die erste Nummer der „Zukunft“ am 1. October 1892. Alles, was an Anhänglichkeit an Bismarck im deutschen Volke vorhanden war, mochte es nun auf ideelle oder materielle Gründe zurückzuführen sein, alles, was sich aus verletzten Interessen heraus an Hass gegen die neuen Männer und den, der hinter ihnen stand, angesammelt hatte, fand hier seine Ablagerungsstätte. Harden war nicht umsonst drei Tage durch die Wälder von Varzin mit dem Attrelchskanzler gestreift. „Die Zukunft“ war mit einem Schlage das führende Blatt der Bismarckfronde geworden. Hier war der Tempel, wo man der Heldenverehrung ohne jede Schranken obliegen konnte. Hier war das Laboratorium, wo all die Gifte hergestellt wurden, die man gegen die Männer des neuen Curses Nummer für Nummer ausspritzte. Was die „Kreuzzeitung“ 1848 für die „Königs-Treuen“, das wurde die Zukunft 1892 für die „Bismarck-Treuen“.

Herr Harden war ein gemachter Mann. Im Fluge erreichte seine Zeitschrift eine Auflage von 10·000 und mehr. Bis in die feinsten Edelfitze des Ostens, wo man ausser der „Kreuz-Zeitung“ und dem „Daheim“ nie etwas gelesen hatte, drang „Die Zukunft“. Die Landräthe, die nur widerwillig den Sprung von der Bismarck'schen Gewaltpolitik zur Caprivi'schen Versöhnungspolitik mitgemacht hatten, hielten sie. Die Officiere sahen in ihr die Vertreterin ritterlicher Gesinnung, denn man wusste, dass ein „Duumvirats-duell“. Bis in die höchsten Beamtenkreise drang das Blatt. Auf den Eisenbahnen wurde es die beliebteste Lectüre. Denn das muss man Harden lassen: er verstand es, sein Blatt interessant und pikant zu redigieren. War auch die Tendenz die eigentliche Bürgschaft des Erfolges, so hätte der Erfolg doch nicht so gross werden und vor allem nicht so lange vorhalten können, wenn nicht eine journalistische Mache ersten Ranges hinzugekommen wäre. Jede Nummer enthielt mindestens eine Sensation, welche sie nun in dem Inhalt eines Artikels — oder in der Person des Verfassers beliehen. Die besten Namen der deutschen Literatur, Wissenschaft und Politik von der äussersten Rechten bis zur äussersten Linken haben unter den Mitarbeitern der „Zukunft“ gestanzt. Jeder, der etwas zu sagen hatte, wusste eben, dass er hier sich am besten vernehmbar machen konnte. Schreiben durfte er, was er wollte. Herr Harden war von unbegrenzter Weitherzigkeit, sowie es sich um be nähmte Namen handelte. Und da es kein anderes Blatt von derartiger Weitherzigkeit gab, so entstanden bei der „Zukunft“ in ihrer Spreizhaftigkeit auch einem orientalischen Bedürfnis.

Die eigentliche „power de resistance“ blieben aber immer Hardens eigene Artikel. Sie hatten einen geradezu prickelnden Reiz. Die Hauptsache musste man zwischen den Zeilen lesen. Mit Vorliebe wählte er Stoffe aus der Zeit des sinkenden römischen Reichs oder aus der Geschichte von Byzanz. Auch orientalische Märchen können sich als Einkleidung gut. Der Leser merkte schon, worauf er eigentlich ziele. Seine grosse Belesenheit kam ihm zu statten, um in seinen Artikeln einen genügend häufigen Toilettenwechsel eintreten zu lassen. Denn der Stern blieb immer derselbe: eine möglichst boshafte Bekämpfung des „neuen Curses“, jedes einzelnen seiner Vertreter und jeder einzelnen seiner Thaten. Viel wurde ihm auch von eingeweihter Seite zugeflüstert. Bismarck-Kanoniker und energische Feinde der neuen Richtung gab es überall bis tief in die Stufen des Thrones hinan. Was er erfuhr, das wurde prompt, mit Hardens ihr Zauber übergossen, den Lesern der „Zukunft“ vorgesetzt. Mochte Harden, wie es ihm oft geschah, ein liebes, pikantes Histörlein gar in die Form eines Briefwechsels zwischen irgend einem Manne der Hofgesellschaft und einem seiner Provinzfreunde, oder einer Correspondenz zwischen einer dem vierten Armeekorps und diesem Vetter ein, so sich man sich in allen Kreisen des höheren Hofstaates vor Entzücken die Hände. „Nein, dieser Harden, was er alles weisse, und wie pikant er schreibt und wie diskret dabei, nichts ausspricht, alles nur andeutet, aber doch so deutlich, dass jeder sehen und jede erkennt, Donner!“ Ja wirklich, gegen Harden in Lebensluft in seiner „Truth“ war ein plumper Gesell. Aber freilich, in England gibt's auch keine Majestätsbeleidigungs-Paragraphen. Die grossen politischen Fragen schlug Harden bei seinem Kampfe gegen den „neuen Curs“ vollständig. Freilich' wie handelnden und nicht leidend? Also der Kampf mit Nadelstichen in seichen geschahen gewiss werden. Dennoch auch der unerhörte sensationelle Erfolg, der ein paar Jahre hindurch die „Zukunft“ in der Beliebtheit und Bekanntheit deutschen Lesekreisen machte. Ein Kampf um des Prinzipes willen im andern Falle vor Schutz Anklang und einen riesigen Kreis treuer Anhänger. Ein Kampf gegen Personen nur Bewunderung erlaubt in Wirklichkeit verdient; selbst Leute, Mitarbeiten Harden hatte seinen Beziehung nach wohl Hardens Artikel, ein Zeichen, dass sie, wie Schweden sagt, „nicht ganz zum Teufel“ gehen. Aber es hielt ihm schwer, [illegible] Kampf um Hardens Artikel, ein Zeichen, dass sie, wie Schweden sagt, „nicht ganz zum Teufel“ gehen. Aber es hielt ihm schwer, [illegible] Kampf um Hardens Artikel, ein Zeichen, dass sie, wie Schweden sagt, „nicht ganz zum Teufel“ gehen. Aber es hielt ihm schwer, [illegible]

Den Zenith von Hardens Ruhm stellte die Aufforderung dar, die 1893 der Bund der Landwirthe an ihn richtete, Chefredacteur der neubegründeten „Deutschen Tageszeitung“ zu werden. Die mächtige agrarische Vereinigung, die heute fast 300·000 Mitglieder zählt, und die alles umschliesst, was von conservativen Elementen noch lebenskräftig ist, wollte ihr grosses journalistisches Unternehmen, das seinem Wesen nach antisemitisch, junkerlich und kirchlich werden musste, unter der Flagge Hardens legen lassen. Seitdem die preussischen Conservativen sich in den Fünfzigerjahren Stahls führung im Herrenhause gefallen liessen, ist von conservativer Seite kein Richtarier so hoch erhoben worden.

Allmählich aber gieng es mit Harden und der „Zukunft“ zwei identisch gewordenen Dingen — abwärts. Graf Caprivi, der „Unterjockey“, Freiherr v. Marschall, „le ministre étranger aux affaires“, und Herr v. Bötticher, „Kleber“, mussten einer nach dem andern gehen. An ihre Stelle traten Männer, die mit Friedrichsruh gute Beziehungen unterhielten. Der „neue Curs“ begann, seinem Personalbestande und seinen Thaten nach, dem „alten“ immer ähnlicher zu werden. Da Harden kein anderes positives Programm, als das der „Bekämpfung des neuen Curses“ hatte, so wurde sein Stoffgebiet immer mehr eingeschränkt. Seine Leser waren an pikante Kritik gewöhnt. Nun gabs nicht mehr viel zu kritisieren. Da wandten sie sich enttäuscht ab. Harden fand in der „Zukunft“ nicht mehr, was sie darin suchten. Nur ein rettender Strohhalm war Harden geblieben: die Kritik der Person des Kaisers. Sie ist denn auch bis auf den heutigen Tag unermüdlich unter hundert Verkleidungen geübt worden. Man kann die „Zukunft“ eine fortgesetzte Majestätsbeleidigung nennen, wenn man diesen veralteten Begriff überhaupt noch gelten lassen will. Aber schliesslich, so geistreich oft und so zutreffend manchmal die Kritik an Reden und Handlungen des Kaisers war, so wirkt sie doch auf die Dauer dann ermüdend, wenn man das Gefühl hat, dass sie einen rein persönlichen Charakter trägt. Sie wird geradezu unangenehm, wenn das mannigfache Gute, das der Kaiser als ein in vielen Beziehungen durchaus moderner Mensch schon angeregt hat, niemals Anerkennung findet. Man empfindet eben, dass die Kritik Selbstzweck ist. Das hat der „Zukunft“ ihren besseren Lesekreis, der sich aus der Bismarck-Anbetung zu der Würdigung des Positiven in dem nationalen Programm des Kaisers durchgerungen hat, gekostet. Die sensationshungrigen Leser kommen auch nicht mehr recht auf ihre Kosten, seitdem Harden wegen verschiedener Majestätsbeleidigungen mit einer einheitlichen Freiheitsstrafe belegt worden ist und sich darum in seiner Kritik gewisse Schranken auferlegen muss. Haben in Hardens Kritik selbst an Reiz verloren, so ist die Zukunft der „Zukunft“ noch mehr gefährdet durch das Entschwinden ihrer besten Mitarbeiter. Die Person Hardens ist in den letzten Jahren in oft bösartigkeit worden, dass die Männer von Namen, die deutschen Universitätsprofessoren und die hervorragenden Politiker an der Spitze, sich einer nach dem andern von ihm zurückgezogen haben. Nur noch im Ausland, in Wien oder in Italien oder in Skandinavien, wo man natürlich nicht ist auf den Lauenden ist, gewinnt er noch bekannte Namen zu Mitarbeitern. In Deutschland ist er so ziemlich am Ende. Man hat sich ja nie grossen Illusionen über Hardens Character hingegeben. Und früher waren es doch mehr „Temperaments“, die gegen ihn vorlagen, während sich jetzt ein Unbehagen material gegen ihn anhäufen, das noch Nährungs-Stoffe genug in sich birgt, um ihn völlig erdrücken zu können. In Wien konnten die Enttäuschten dieser Anklagematerials kaum Interesse erregen. Ich erwähne deshalb nur zweierlei, dass für ihn besonders charakteristisch ist. Einmal, dass er Leute, die er aufs Ueberschwänglichste gelobt hatte, geradezu beschimpft, nachdem sie ihm die Mitarbeit verweigert hatten. Und dann, dass seine Bismarck-Begeisterung, die als das einzig Positive aus seiner jahrelangen publizistischen Thätigkeit unverständlichen schreit, unterminierend war. Zwischen zwei Bismarck-verherrlichenden Artikeln brachte es Harden fertig, wenn er für ein anderes Blatt, die demokratische und bismarckfeindliche „Berliner Volkszeitung“, schrieb, das „Zeitrem der Centumvirn“ in brandmarken, das die „beinahe dreissigjährige Gewaltherrschaft“ Bismarcks in Deutschland ausgebildet hat. Freilich hatte es Herr Harden am 21. Januar 1899 vor dem Berliner Schwurgericht ab, das er Bismarck anzugreifen habe. Aber nun wusste es ihm Meinung durch wortlichen Abdruck des betreffenden Artikels nach.

Nach Michelangs Beobachtet bleibt von Herrn Harden wenig übrig. Es wenig jedenfalls, dass es nicht genügt, um ihn [illegible] „Zukunft“ zu [illegible]

Die „Zukunft“ hat [illegible]. Ob Herr Harden sich [illegible] ein [illegible] halten wird? Vielleicht muss ihm [illegible] Gnadenbrot [illegible]

H. v. Werlach.

Digitized by Google

Galizische Sparcasse.

Die Galizische Sparcasse in Lemberg galt lange Zeit als weißer Rabe unter den gatizischen Finanzinstituten und erfreute sich des besten Rufes als rigoros und solide verwaltetes Unternehmen. Die herrschende Schlachzizenpartei hatte fast keinen Einfluß auf die Sparcasse, welche von der Lemberger Bürgerschaft beaufsichtigt war, und diese nahm eine verhältnismäßig radicale, dem Potentelub wenig freundliche politische Stellung ein. Allbem machte der galizische Verwaltungskünstler Graf Casimir Badeni ein Ende. Bald nach dem Jahre 1888, dem Anfangsjahre des Statthalterschaft Badenis, begann die Mißwirtschaft in der Galizischen Sparcasse, welche jetzt in so erschreckender Weise enthüllt wurde. Von da an datieren die unter dem Schlagworte „Unterstützung des Kreingewerbes" an die Lemberger Bürgerschaft gewährten Credite, aber weder in den Tagesblättern genug zu lesen. Von da an datiert die Verbindung mit Szczepanowski, dem politischen Kakaien des Grafen Badeni, welche im Laufe der Zeit zur Gewährung unbedeckter Credite bis zu sieben Millionen Gulden führte. Die Sparcassegelder dienten seither auf der einen Seite zur Unterstützung der an der Petroleumminbustrie interessierten Schlachzizen, auf der anderen Seite zur Corrumpierung der Lemberger Bürgerschaft. Immer ieagte man sich, mit welchen Mitteln Graf Badeni seine Bakken gemacht habe? Nun ist es heraus: es waren die Sparcassegelder, welche theils direct, theils in Form von Darlehen unter die gefügige Bürgerschaft Lembergs vertheilt wurden. Seit damals begann Lemberg, welches früher stets radicale, der Schlachzizenpartei feindliche Abgeordnete gewählt hatte, diese erst im Landtag und schließlich auch im Reichsrag durch pseudodemokratische, schlachzizenfreundliche Vertreter zu ersetzen. Nun begreift man das Interesse, das Graf Badeni hatte, die schlechte Gebahrung in der Galizischen Sparcasse nicht ausdecken und nicht ausdecken zu lassen. Nun begreift man, warum die auf das Drängen des landesfürstlichen Commissärs Klebery eingeleitete Revisionscommission alle Sparcassen Galiziens revidierte, mit Ausnahme der Lemberger, und warum dieser Beamte, als er sich nicht zufrieden gab, vom Grafen Badeni von Lemberg nach Wien versetzt wurde.

Auch die Verschlenderung der Sparcassegelder geschah zu Gunsten der herrschenden Schlachzizenpartei und zwar auf Veranlassung oder mit Unterstützung ihres politischen Führers, des Grafen Badeni. Und so wie die Geschichten im vergangenen Jahre die von ihnen angezettelten Unruhen und Judenhetzen in Galizien dazu benützten, um ihre politischen Gegner, die Socialdemokraten, durch den Ausnahmszustand zu schädigen, so benützen sie auch jetzt die Mißwirtschaft der Galizischen Sparcasse, welche erst von dem Augenblick an datiert, als sie Einfluß auf das Institut erlangten, um ganz die Hand auf dasselbe zu legen. Und besser als die bisherige Verwaltung wird sie von der Landesverwaltung eingesetzte auch nicht sein. Denn kein anderer gänzlich den Landesausschuß, als eben jener Graf Badeni, der in erster Linie wegen seines Verhaltens der Sparcasse gegenüber ins Criminal gehört, und sein Bruder, der Landmarschall, und alle die anderen, welche von der unedlichen Gebahrung profitiert und jetzt die to eigenartig geführte Untersuchung geleitet haben. Allerdings hat der Statthalter Graf Pininski im Landtage erklärt, daß „es zwar eine unange nehme Sache aber auch eine Pflicht sei, sich von der Angelegenheit abzuklären, und es solle absolut niemanden, dem Dinge zu verschließen oder zu rechtfertigen". Trotzdem weiß man, daß nicht der kleinste Theil der Wahrheit enthüllt ist und daß die Untersuchung gar nicht geptigen wurde, um die Wahrheit zu entdecken. Denn noch im Jänner, als die behördliche Untersuchung längst im Gang war, wurde bekanntlich den Herren Szczepanowski und Genossen ein letzter Raubzug um 112.000 Gulden aus den Sparcasse geldern gestattet. Die Herren hatten wenigstens für die nächsten Jahre ausgesorgt haben, falls es nicht mehr möglich wäre, die Sache nach Wunsch zu vertuschen. Was ist das für eine Untersuchung, bei der man erst jetzt vor wenigen Tagen, nachdem die Revision zwei Monate im Gang war, erfährt, daß auch Gerichtsdepots fehlen? Die Revision der Gerichtsdepots, der Waisengelder, pflegt sonst die erste That der Revisoren zu sein. Nicht um die Revision, nicht um die Aufdeckung der Wahrheit ist es den galizischen Behörden zu thun, sondern um die Einleitung der Wahrheit Szczepanowski ist nicht mehr zu retten, und darum werden die zweifellos jetzt eine Menge bisher Credite aufgedeckten, an deren gewährt wurden. In Lemberg erzählt man sich allgemein, daß in der Sparcasse Wechsel sind, deren Acceptc und die Ausstellerunterschriften der Namen tragen, und zwar politisch bekannter Namen. Officiell ist davon nichts bekannt geworden. Die Thatsache ist der Gerichte bedenkliche sich bisher damit daß der Präsident des Oberlandesgerichtes durch einen widersprechenden Erlaß sämmtliche Gerichte anwies, Mündigungen von in der Sparcasse eingegebenen Bauernguthaben seitens Bauernämter nicht entgegenzunehmen. Thatsächlich schweben auch bereits eine Reihe von Processen pfändungsweiser Beamtenlohn, die trotz der Einstellung der Mündigung der ihrer Obsorge anvertrauten Waisengelder drangen, gegen die pflichtvergessenen Justizbehörden, die die Mündigung durchzuführen sich weigerten. Was ist das für eine Untersuchung, während welcher aus den Geschäftsbüchern der Sparcasse Seiten herausgerissen werden können? Was ist das für eine Untersuchung, welche die ganze alte Verwaltung in Amt und Würden beläßt, trotzdem deren Mitschuld zweifellos ist, und ihnen nur den Deren Hofrath Jägermann, der als Verwalter des Propinationen gewiß auch keiner Krähe ein Auge ausbackt, beigibt? Wehe dei der von der Landesregierung, noch bei der vom Gerichte eingeleiteten Untersuchung wird irgend etwas herauskommen. Das Opfer der einen ist Herr Szczepanowski, das Opfer der andern ist der Director Zima und sein Oberbuchhalter. Alle anderen läßt man laufen.

Will man wirklich diesen Augiasstall gründlich reinigen, dann gibt es dazu nur ein Mittel: die Delegierung eines westösterreichischen, eines unbefangenlichen Gerichtes für diesen Proceß. Schon einmal ist dies geschehen. Gelegentlich der Zollbefraudationen des Hofrathes Tezelnicki, dessen Proceß der damalige Minister Steinbach vor das Wiener Gericht verwies. Wenn jemals, so ist diesmal die Delegierung eines Wiener Gerichtes aus moralischen und processualen Gründen nöthig. An anderer Stelle dieses Blattes ist kürzlich darauf hingewiesen worden, daß der Vicepräsident des Oberlandesgerichtes Lemberg Director der Sparcasse war. Diese beiden Personen sind jedenfalls privatrechtlich, wahrscheinlich auch strafrechtlich für die Verschlenderung der Sparcassegelder mitverantwortlich. Unter solchen Umständen ist die Betrauung des Lemberger Gerichtes mit diesem Proceß ein processuales Monstrum. Denn die erste wie auch die zweite Instanz sind in diesem Processe befangen, ihre Mitglieder sind nicht Richter, sondern Partei und gehören auf die Anklagebank.

Aber nicht nur im Interesse der Justiz, sondern auch im eigensten finanziellen Interesse des Landes und des Staates ist die Delegierung eines Wiener Gerichtes dringend geboten. Herr von Biliuski hat zwar in rührender Weise gejammert, daß das Land Galizien durch die Garantie der Sparcasseneinlagen den Schaden auf sich nehmen müsse, weil man angesichts der im Gesammtstaat herrschenden Stimmung gegen Galizien auf eine Hilfsaction der in erster Linie beeinsenen Regierung, des Staates verzichten müsse. Aber man wird dann schließlich besprungen müssen, wenn die übernommene Garantie des Landes zu materieller Inanspruchnahme nöthigt. Die Erfahrung hat zur Genüge gelehrt, daß dann doch der Staat herangezogen wird, zum mindesten im Wege von Vorschüssen, die er nie wiedererlangen wird. Und das eine ist zweifellos: fällt die Sparcasse jetzt ganz in die Hände der Schlachzizen, die bisher nur mittelbar in der Lage waren, die Sparcasse zu plündern, dann wird Graf Potocki Recht behalten, der im Landtage erklärte, daß die Garantie des Landes voraussichtlich auch zu thatsächlichen materiellen Opfern führen werde, und zwar zu recht unerheblichen.

Walther Federn

Lebenszweck und Lebensauffassung.

Von Professor Dr. Ludwig Stein (Bern).

Ein großer Umschwung der Philosophie zu Ideen der ethischen Studien vollzieht sich in abwechselnder Zeit. Bundts „Ethik" erscheint soeben in englischer Uebersetzung, Paulsens „Ethik" in neuer Auflage. Unter den Neuerscheinungen sind Ulrici, Fred Bon, v. Ehrenfels, Krueger und Stein um neue Zundamente der Ethik. Und nun wenden sich in diesen Chor auswirtenden Meister zwei Gestalten, deren Namen man sich wissenschaftlich zu merken haben wird: Otto Stock, Privatdocent in Oberlspadt, mit einer Schrift „Lebenszweck und Lebensauffassung", 1897, und Ludwig Wellmann, Dr. med. et phil., „Ideen des moralischen Bewußtseins mit besonderer Berücksichtigung des Verhältnisses der kritischen Philosophie zu Darwinismus und Sozialismus", Düsseldorf, 1898. Beide stehen auf dem Boden der immanenten Philosophie Schuppe, Bestmann auf dem des Realantagonismus Cohen, Riehl, Natorp.

Innerlich sind aber beide Denker durchaus selbständig. Sie kämpfen unter verschiedenen Fahnen den gleichen Kampf, und zwar als Bedeutsamer. Sie schlagen den gemeinsamen Gegner, den sie lassen ethischen Individualismus, mit Wucht und begegnen ihm, ohne von einander zu wissen, in einem gemeinsamen Lösungsrate Kant. Angeblich selbst in manlich ein verschiedenen Kant-Monumenten. Zwar Stock: Wie die Lebensauffassung der einen Menschenpaar sind die Parole ausgaben „zurück zu Kant", so suchen auch die Anhänger, dass Ethiker und Sozialisten an die Bande des Jahrhunderts Ethik als auf Kant zurückgeführt werden. Aber nicht der Kant des Kampf der reinen, sondern der Kant der Kritik der praktischen Vernunft, nicht jene im Vordergrund. Zwar parteiisch, Selbstbewußtsein, wie Cohen Schneider und Vorländer in Kant ein Vorläufer des Sozialismus, Natorp in Kant ein Vorläufer [illegible] und Wellmann [illegible]

Digitized by Google

Kant bei Woltmann Ausgangspunkt, bei Stock Zielpunkt der philosophischen Beweisführung. Des Weiteren berühren sich beide Ethiker darin, dass sie gleicherweise den Uebergang von der Ethik zur Sociologie vermitteln. Dr. Arcent fällt bei beiden auf die sociale Ethik. Stock hat dies noch weiter ausgeführt in seinen Abhandlungen „Individualistische und socialistische Ethik", Beilage zur „Allgemeinen Zeitung", 19. April 1897, sowie „Psychologische und erkenntnistheoretische Begründung der Ethik", „Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik", Bd. 111; Woltmann stellt aus („Z. 318 und 353) ein Verf in Aussicht, das unmittelbar in die Sociologie einmünden soll: „Die Darwin'sche Theorie und der Socialismus, Entwurf zu einer wissenschaftlichen Wechselbeziehungslehre".

Gibt es einen Lebenszweck? Und gibt es nur einen Lebenszweck? Das ist die Kernfrage, die Otto Stock in aller Schärfe formuliert. Die Beantwortung dieser Frage hängt natürlich mit der Lebensauffassung aufs engste zusammen. Ehe wir den Lebenszweck ermitteln, in die Vorfrage zu erledigen, wie wir das Leben selbst begreifen. Ist das Leben nur Offenbarungsform des Willens? sei es nun des Willens zum Leben selbst (Schopenhauer), sei es des Willens zur Macht (Nietzsche), sei es endlich des Willens zur Bewusstseins- und Culturgemeinschaft (Bunde)? Gebührt dem Willen der Vorrang vor dem Intellect (Kant)? Oder hat am Ende Spinoza gar das Richtige getroffen: „Intellectus et voluntas est unum"?

Diese Fragen lässt Stock unentschieden. Die metaphysische Etikettenfrage, ob der Vorrang dem Willen oder dem Intellekt gebühre, mögen die Hochfranzen Inter — mediatisierten — Majestät Metaphysik ausmachen. Der Ursprung des Lebens reicht eben weit zurück in das Schattenland der depossedierten Majestät. Verbrennen wir die Schiffe hinter uns. Da der Ursprung des Lebens sich in unnahbares Dunkel verliert, suchen wir Sinn und Zweck des Lebens zu ermitteln. Dass aber das menschliche Zusammenleben von einem Sinnen von Zwecken beherrscht wird, dürfte nicht einmal der verbohrteste principielle Neinsager zu leugnen wagen. Alle menschlichen Willenshandlungen sind eben, wie niemand bestreiten wird, „zwecken angepasste Bewegungen. Diese Bewegungen oder Willensacte vollziehen wir nun bei äußerem Zwang mit mechanischer Causalität als Ursache und Wirkung, bei innerem Zwang, d. h. bei der nach dem stärksten Motiv ausgelösten Handlung mit logischer Causalität als Grund und Folge. Das Einzel individuum sowohl, als auch das Collectivindividuum, die Gesellschaft, vollzieht keine Handlung, ohne sie bestimmten Zwecken anzupassen.

Gibt es nun ein einheitliches System von individuellen und gesellschaftlichen Zwecken? Lassen sich alle Handlungen der Menschen ebenso auf einige oberste Formeln oder gar auf eine teleologische zurückführen, wie wir in der Naturwissenschaft alles Geschehen überhaupt auf mechanisch wirkende Einheitsformeln zurückgeführt haben? Lassen sich solche Gesetze, wie z. B. das Fallgesetz, das Gesetz der Schwere, das Gesetz von der Erhaltung des Stoffes und der Kraft auch für menschliche Handlungen aufstellen machen? Hat Kant in der transcendentalen Analytik die Frage aufgeworfen und bejaht, ob es Gesetze a priori gibt, so drängt sich heute dem Ethiker die Parallelfrage unabweislich auf die Lippen: gibt es Zwecke a priori? Und wenn es solche gibt, kann ein nothwendiger und allgemein giltiger Werthungsmaßstab menschlicher Handlungen ausgemittelt werden? Jede einzelne Handlung des Menschen wäre alsdann, falls die Frage bejaht wurde, ebenso sein Specialfall der gesetzmäßig ethischen Norm, wie der Fall eines in Boden fallenden Steins als Specialfall dem Wesen der Schwere gehorcht. Lassen sich jedoch solche Formeln für das menschliche Handeln nicht construieren; gibt es keine Einheitsformeln, unter welche jede menschliche Handlung als Specialfall subsumiert werden kann, dann gerieselt alles menschliche Handeln zu zusammenhanglose Atome, in ein tolles, wirres Chaos und der Anarchismus hatte das letzte Wort in der Geschichte.

In Wirklichkeit aber ist der Anarchismus in der Ethik, was der Fetischismus in der Religion. In dem Naturmenschen alles Naturgeschehen nur wilder Wirrwarr, willkürliches Zufallsspiel er dichtete Götzengestalten und bat sich das vorgeschrittene Naturerkennen Ordnung, Sinn und Zusammenhang in dieses scheinbare Wirrnis gebracht, so dass Millionen Raumvorgänge vermittels weniger Formeln umfasst, ein unendliches Mannigfaltigkeit als zusammengehörig hervortreten, so wird auch in der Welt der menschlichen Handlungen durch das Auffinden der Formeln, nach denen sich diese ordnen ließen, wie die einzelnen Naturvorgänge nach Raumgesetzen, der Zufall vollständig eliminiert.

Nun fragt es sich noch, ob sämmtliche Zwecke der Menschen ebenso in einen Endzweck [illegible] der sämmtliche Raumvorgänge auf das eine Bestimmungsziel von der Erhaltung der Energie zurückführen lassen. Mit anderen Worten: gibt es einen und nur einen nothwendigen Zweck, dem alle menschlichen Handlungen, ohne unterworfen sind, wie etwa alle Körper dem Gesetze der Schwere? Zuweilen, antwortet Otto Stock (Z. 35, 42, 47, 50), indem er sich, in scharfem Gegensatz zu Simmel, auf den Boden des entschiedenen ethischen Monismus stellt. Es gibt einen letzten „Einheitspunkt der sittlichen Zwecke". Das System von Zwecken, dem jede menschliche Handlung als Specialfall untergeordnet werden kann, läuft in eine Pyramide aus, deren Basis zahllose Einzelzwecke darstellt, deren Spitze aber in einen einzigen, absoluten Zweck ausläuft — ein höchster, überindividueller und absoluter Zweck, der individuell nicht nur für dieses oder jenes Individuum gelte, sondern für alle (Z. 47). In der Uebereinstimmung aller Einzelzwecke mit diesem absoluten Zweck sieht er das Wesen des kategorischen Imperativs.

Eine erkenntnistheoretische Erörterung über den Gesetzesbegriff ließ sich an diesem Punkte der Untersuchung nicht abweisen. Die Helmholtz'sche Auffassung der Naturgesetze als Gattungsbegriffe wird mit vollem Recht auf Schleiermacher zurückgeführt. (Z. 51 ff.) Die Herausarbeitung dieses historischen Zusammenhanges ist umsomehr anzuerkennen, als eine jüngere Königsberger Dissertation — Otto Lockner: „Wie unterscheidet sich das Sittengesetz vom Naturgesetz?" Königsberg, 1897 dem Problem in der Detailuntersuchung nachgegangen ist, ohne den von Stock aufgedeckten Zusammenhang von Helmholtz und Schleiermacher zu bemerken. Selbst die in der heutigen Entwicklungsstufe tritt Spencer eingebürgerte Ansicht, dass die Unsittlichkeit zum Sittengesetz sich nicht anders verhalte, als die Abnormität zum Naturgesetz, hat Schleiermacher bereits in genialer Conception vorweggenommen. Gewiss sind Naturgesetze wie Sittengesetze als Gattungsbegriffe Kategorien, Denkformen unserer Denknothwendigkeiten gegeben. Aber diese Nothwendigkeiten sind unsere natürliche Schranke. So wenig wir auf unsere eigenen Schultern steigen, oder über unseren Schatten springen können, ebenso wenig vermögen wir aus der Haut unserer psychischen Organisation zu fahren. Eine andere denn eine Denknothwendigkeit gibt es für uns schlechterdings nicht. Nur dasjenige, wozu unsere Gattungsbegriffe uns innerlich nöthigen, gilt uns als nothwendig und allgemein. Aber kommen wir aber Kant nicht hinweg.

Und doch gibt es auch im Denken Unterschiede zwischen Naturgesetzen und Sittengesetzen. Jene schließen ihrem Begriffe nach ein Müssen, diese nur ein Sollen in sich ein: jene stellen einen mechanischen Zwang, diese nur ein ethisches Gebot dar. Diesen Gedanken habe ich in der soeben erschienenen Abhandlung „Wesen und Aufgabe der Sociologie", Berlin, Reimer, 1898, S. 31 ff. ausführlicher entwickelt. Der Gegensatz zwischen Naturgesetz und Sittengesetz dürfte sich am besten auf folgende knappe Form bringen lassen: die Naturgesetze, welche den Gegenstand der theoretischen Vernunft bilden, gehen auf das Sein und haben eben darum unbedingte Geltung für die empirische Welt: die Sittengesetze hingegen, welche den Inhalt der praktischen Vernunft ausmachen, gehen auf das Sollen und gelten nur für das sittliche Bewusstsein, welches autonom — selbstgesetzlich — auftritt. Naturgesetze dulden keinerlei Freiheit, Sittengesetze hingegen fordern und setzen sie unbedingt voraus. Stock findet (Z. 55 und 66) dafür die Formel: Das Sittengesetz wirkt nicht unbedingt, aber es fordert unbedingt. Worauf gründet es diese Forderung? Die Formel lautet natürlich: „Du sollst!" Warum aber soll ich? Was heißt „Sollen"?

Warum sollen wir sittlich sein?

Kant hat den Begriff des Sollens in den Mittelpunkt der Ethik gestellt, ohne ihn ausreichend zu begründen.[1] Ihm ist das Sollen eine unmittelbare Ueberzeugung. Eben damit aber nimmt Kant das zu Beweisende als bewiesen vorweg. Das verschlüchtende Moment in der Sittlichkeit bedarf durchaus einer feineren Analysierung, als die landläufige Psychologie uns bieten. Der eherreichische Philosoph Meinung hat denn auch in seinen philosophisch-ethischen Untersuchungen zur Wertlehre das Problem des Sollens an der Wurzel zu packen versucht. Mit Meinong setzt sich nun Otto Stock a. a. O. S. 61 ff. kritisch auseinander. Hingegen vermisst ich bei Stock ein in diesem Zusammenhang kaum abzuweisendes Eingehen auf das erste Capitel von Simmels Einleitung in die Moralwissenschaft, 1892, wo der Begriff des „Sollens" (S. 1 bis 84 höchst werthvolle Analyse erfahren hat. An Simmels Definition „Das Sollen ist ein Denkmodus wie das Futurum und das Präteritum, oder wie der Conjunctiv und der Optativ; durch die Form des Imperativ hat die Sprache diesem Verhalten Ausdruck gegeben" (S. 9) kann heute nur derjenige achtlos vorbei gehen, der sie gut weder nicht kennt, oder nicht kennen will. Bei Stock trifft diese Alternative nicht zu, denn er kennt und bekämpft Simmel (S. 41 f. und [illegible]). Nur gegen dessen Deutungen des Sollens verhält er sich spröde (S. 125). Hier muss der Leitfaden Simmel eine neue Kluft des Sollens entgegenhalten. Indem Stock Simmels Definition des Sollens bemängelt: Stocks Zurückführung des Sollens auf das nothwendig Gewollte, auf den nothwendigen überindividuellen Zweck (S. 49), darüber scheint Schweres Verfall in weit höherem Maße einzutreten, als den Standpunkt Simmelsim zu anerkennen, dass auch Stock [illegible] Anerkennung, [illegible] Kant, als heteronomisch verwirft (S. 7 ff.). Dass wir sollen, weil Kirche, Staat oder Gesellschaft

[illegible]

Digitized by Google

wollen, das leuchtet in der That nur noch ethisch Farbenblinden ein. Die politische Autoritätsmoral, die uns auf ein bestimmtes, programmatisch zusammengefasstes Credo dogmatisch festlegen möchte

vide zum Beispiel das communistische Manifest — vermag unserem Bedürfnis nach autonomer Begründung alles Sollens ebensowenig zu entsprechen, wie die theologische Autoritätsmoral, die ihr schlechend scharfes „Du sollst“ auf Offenbarungsgebote stützt, die sich unserer wissenschaftlichen Controle ein für allemal entziehen.

Kann also das verpflichtende Moment des Sittengesetzes unmöglich außerhalb unser liegen, sondern nur aus uns selbst stammen, weil es dann und nur dann auf unbedingte Giltigkeit Anspruch erheben darf, so müssen wir an uns selbst die bange Frage im millionenstimmigen Echo richten, welche wir im stillen Kämmerlein, von Zweifellicht zerstalt, unzähligemale uns vorgelegt haben: Warum sollen wir denn eigentlich sittlich sein? Und wenn wir es wollen, wie müssen wir es anstellen, das sittliche Ideal, wie es uns vorschwommen vorschwebt, zu erfüllen?

Auf die erste Frage gibt es neben dem Kantischen Imperativ noch eine, und nur eine entscheidende Antwort: wir sollen deshalb sittlich sein, weil wir, durch unsere menschliche Stammesnatur gedrängt, nothwendig glücklich sein wollen. Das ist, wie Sokrates bereits gesehen hat, unser letzter, oberster Lebenszweck. Beginnend mit der eigenen Glückseligkeit — jede wissenschaftliche Ethik ist nach ihrem Ausgangspunkte Individualethik, nicht Societethik (Stock S. 89) — steigt man allmählich auf Sozialwohlmannismus, zum Collectivglück Aller. Sittlich sein heißt nun, diesen obersten Lebenszweck mit den denkbar vollkommensten Mitteln zu erreichen suchen. Die Abtungsglückseligkeit als letzter Zweck ist das überindividuelle Gesetz.

Dem Gesetz der Erhaltung der Energie im Makrokosmos, in der der gesammten Natur, läuft im Mikrokosmos, in der Welt der menschlichen Gesellschaft, parallel das Gesetz der Erhaltung der sittlichen Energie, der lustgebenden Motive, welche unser gesellschaftliches Dasein ebenso normieren, wie das Gesetz von der Erhaltung der Energie unser physisches Dasein. Jede individuelle Handlung diesem überindividuellen Gesetz bewußt unterordnen und anpassen, ist sittliches Gebot. Ist das Naturgesetz ein blindes Fatum, das Dir mit finsterer Stentorstimme entgegendonnert: „Du musst“, so ist das Sittengesetz die holde Fee, welche Dir in weichen, schmeichelnden Flüsterlönen zuraunt: „Du sollst“ — glücklich sein. Den Naturgesetzen muss man gehorchen, weil sie die seiende Welt einschließen und der einfache Causalverbindung von Ursache und Wirkung beruhen, so dass es gegen diese katastrophische Zuitanz kein Veto, keinen Appell gibt; den Sittengesetzen soll man sich unterwerfen, weil sie auf der geschmeidigeren Causalverbindung von Zweck und Mittel beruhen, welche uns die Mittel nur dann annöthigen, wenn wir die Zwecke wollen. Da wir aber, sofern wir normal organisiert sind, den oberiten Lebenszweck — die Glückseligkeit — nothwendig bejahen müssen, so werden wir auch die dazu führenden Mittel gutzuheißen haben. Da wir also — nach Stock — nur das Selbstgewollte leisten können, so lautet die abschließende, den Kantischen Rigorismus ablehnende Antwort auf die uralte ethische Rathsfrage: Warum sollen wir sittlich sein? nicht anders als: Weil wir glücklich sein wollen!

Und nun zur zweiten Frage: Wie sollen wir sittlich sein? Gesetzt, der generelle Lebenszweck, die nothwendige, überindividuelle Glückseligkeit sei allgemein anerkannt: welche sind die Mittel, die uns diesem aus Aeonenferne winkenden Ziele entgegenführen? Das unbiweniare Mittel ist die unbedingte Bejahung des Lebens. „Wer das Leben als Zweck ansieht, streicht für sich alle Worte“. (S. 92.) Zu einer ähnlichen Formel gelangt Weltmann (S. 273). In diesem Zusammenhang darf ich wohl daran erinnern, dass ich in meiner Socialphilosophie[*] zur Begründung eines socialen Optimismus das gleiche Leitmotiv einführte: „Wir sind im Begriffe, die lebensverneinenden buddhistischen Elemente unseres ethischen Denkens, wie sie uns die Religionen in ihrer Entagonismusmoral und die Philosophien unserer in Schopenhauers Mitleidsmoral zum Ausdruck gebrachten Geschichtes vorherrschend eingenommen haben, allgemach zu überwinden. Die Hauptkrise scheint in dem sich auslebenden, völlig entarteten Pessimismus überstanden, und wir befinden uns augenblicklich offensichtlich im Stadium der ethischen Accouvaleszenz. Durch alle unseren Ethiken klingt das gleiche Leitmotiv hindurch: Wir wollen leben!“ (S. 896.)

Was heißt aber Leben? Worin ist das unterscheidende Merkmal des menschlichen im Gegensatz zum thierischen Leben zu finden? Der Selbsterhaltungstrieb, der uns zur Behauptung unserer physischen Existenz drängt, ist uns mit den Thieren gemeinsam. Besitzen wir auch unvergleichlich verfeinertere Mittel zur Selbstbehauptung unserer physischen Existenz, so theilen wir doch den Trieb selbst und dieses sein Ziel mit der Thierwelt. Worin liegt also das Ausgezeichnende gerade des menschlichen Wollens zum Leben? Nietzsche antwortet bekanntlich mit einer soziologischen Umdrehung der Schopenhauer'schen Formel: Wille zur Macht. Hier nennt sich nun Stock allen Voluntarismen trotzig entgegen, macht mit scharfer Gegensätzlichkeit Kehrt und biegt zurück zu Sokrates und Spinoza: „Unser Wille zum Leben ist seinem Wesen nach Wille zur Erkenntnis“ (S. 99). Das τέλος schlechthin, der höchste und absolute Zweck ist das Wissen. Das sokratische Wort: Tugend ist Wissen, die classische Formel alles Intellectualismus, verliert und verfeinert durch Spinoza, wird von Stock aufgegriffen und mit einem respectablen Aufwand von Scharfsinn gegen die widerstrebenden „Voluntaristen“ von links und rechts tapfer vertheidigt.

Durch das Wissen überwinden wir die Schranken der Subjectivität. Je mannigfaltiger und umfassender das menschliche Wissen sich gestaltet, umso leichter fällt es dem Menschen, seine subjective Besonderheit zu durchbrechen. Mit reicherem Wissen wird unser Urtheil unpersönlicher, objectiver. Dem Laboratoriumsdiener von Helmholtz ist sein Ich die Welt, Helmholtz selbst aber die Welt das Ich. Durch das Wissen steigert sich die individuelle Selbstbehauptung des Menschen zur überindividuellen Selbstüberwindung (S. 109). Das wissende Individuum, das den Zusammenhang menschlicher Zwecke zu überblicken vermag, durchschaut die Unzulänglichkeit des Individuellen und erhebt sich aus dieser Erkenntnis heraus zum Universellen. „Gerade das gesteigerte Persönlichkeitsbewußtsein unserer Gegenwart ist die Grundlage des Gesellschaftsbewusstseins.“ (S. 117.) Vergl. dazu meine Socialphilosophie, S. 745. Aus dieser Bewusstseinsgemeinschaft erwächst allmählich ein Gemeinschaftsbewusstsein, welches das Sittliche als Pflicht und als unendliche Aufgabe erfasst. Wenn nun die Selbstbehauptung Selbstzweck ist und bleibt, wenn ist ethisch nicht beizukommen; er ist culturlich zurückgeblieben, moralisch degeneriert — ein sittlicher Krüppel. Nur als Mittel zu einem überindividuellen Zweck behauptet die Selbsterhaltung ihren Platz wie ihr Recht: ihr Ziel muss überindividuell, absolut sein, und dieses Ziel heißt Wahrheit. „Sittlich sind die Zwecke, die den absoluten Zweck, der Erkenntnis, der der Wahrheit dienen, unsittlich die ihm widerstrebenden.“ (S. 129.) Und Stock ist ethischer Optimist genug, dem Wachsthum der Sittlichkeit die gleiche Steigerungsfähigkeit zuzuschreiben wie der Erkenntnis vom Sinn und Zweck des Lebens. Buckle hat bekanntlich umgekehrt behauptet, dass aller Fortschritt sich nur als ein intellectueller, aber nicht als moralischer entpuppt. Ueber diese gegenständliche, weit verbreitete Meinung setzt sich unser Autor, sehr zum Schaden seines Werkes, stillschweigend hinweg.

Stock ist durch und durch Rationalist. Die Ratio, das gesäuterte Denken, ist ihm Sinn und Zweck des menschlichen Lebens. Nicht bloß muss nach ihm Tugend auf das Denken zurückgeführt werden, sondern „Tugend ist Denken überhaupt.“ (S. 143.) „Das Sittliche, können wir sagen, ist objectiv angesichts Wahrheit, subjectiv im einzelnen Wollen klarheit, im Zusammenhang des Wollens Weisheit.“ (S. 141.) Wie sollen wir also sittlich sein? Nur indem wir arbeiten, insbesondere geistig zu uns arbeiten (Fichte). Die wissenschaftliche Arbeit, die einzelne begnadete Naturen in selbst thätiger, zugleich aber auch andere fördernder Weise vollbringen können, ist somit „Vorausjetzung aller Sittlichkeit.“ S. 146).

Man sieht, Stock schenkt vor keiner Consequenz zurück. Er hat sogar den Muth des Zurücktretens. Die verlassene Position der Aufklärungsphilosophie des vorigen Jahrhunderts, welche das Heil der Menschheit von der Verbreitung und Verbreitung menschlichen Wissens erwartete, findet hier einen energischen Vertheidiger. Nur die gerechte Fahne wird preisgegeben. Das Wort „Aufklärung“, das im vorigen Jahrhundert als Losung des Tages so kräftig im Munde klirrte, in etwas anrüchig geworden, abgeblaßt und abgegriffen. Stock scheint sich offensichtlich vor der Verwendung mit dem in die historische Acht gethanen Ausdruck Aufklärung. Das vor ruinene Schlagwort wird wie die Mistelzweig gemieden. Stock hat Unrecht. Wir haben keine Veranlassung, die Aufklärungsperiode in Bausch und Bogen zu verdammen, weil die Mehrzahl der Verbrecher schreiber sie geschichtlich in Bann gethan hat.

Kant sagt einmal: Die Metaphysik ist das Ideal einer Wissenschaft, aber es ist noch keine geschrieben worden. Es möchte ich die Aufklärung als das Ideal des menschlichen Zusammenlebens, als den tiefsten Sinn aller Sittlichkeit bezeichnen; aber es ist noch keine zustande gekommen. Was ich unter wahrer Aufklärung verstehe und warum ich sie schwärmig verbewundre, habe ich in meiner Socialphilosophie (S. 688 ff) angedeutet. Dort wird die Standarte des reinen Intellectualismus, welche im Wissen Heilung sucht und findet, abgelehnt, aber es ist noch keine gehrieben worden. Sie möchte als die Auflärung als das Ideal des menschlichen Zusammenlebens, als den tiefsten Sinn aller Sittlichkeit bezeichnen; aber es ist noch keine zustande gekommen. Was ich unter wahrer Aufl

die letzten Reste unserer angesammten Raubthiernatur mit Stumpf und Stiel auszumerzen.

Seit Nietzsche sind freilich die Raubthierinstincte wieder Trumpf. Sensible Naturen, welche aus lauter Nerven zusammengesetzt sind und daher die Muskelmenschen unsicheren Gemüthes, ja weniger Mark sie selbst in ihren Knochen verspüren, treiben jetzt einen förmlichen Cultus der Instincte. Der wahre Processe: Wille contra Intellect, den Schopenhauer in eine höhere Instanz — die Kunst — verwiesen hatte, scheint jetzt in den Kreisen der dialektischen Demimonde durch den brutalen, eine Renaissance der Raubthiernatur heraufbeschworenden „Machtwillen“ Nietzsches zu Gunsten des Voluntarismus entschieden worden zu sein. Entschieden von wem? Von der Philosophie des Nonlewoods, von jenen Auch-Philosophen, deren „Liebe“ mit Dame Lysis aus dem Stadium des Fütterns nicht hinausgelangt ist. Die Wiederverherrlichung der Instincte, die Anpreisung der dunklen, unterbewussten oder auch unbewussten auf Kosten der klaren Vorstellungen und abdauaten Ideen, ist Nichtfall in die Thierheit, ist eine geistige Seuche. Was die Flagellanten für den Körper waren, das sind die Verherrlicher des Instincts für den Geist; jene wollten sich durch blutige Geißelhiebe entsündigen, diese wollen sich durch blutige Verhöhnung aller gehobenen und verfeinerten Vermünftigkeit entsündigen.

Solche Verwirrungen pflegen zum Ohar nur epidemisch um sich zu greifen, und nicht endemisch sich einzunisten, wenn sie auch Krankheitsstoffe aller Art im Keime zurücklassen. Wir geben darum den Process noch lange nicht verloren, appellieren vielmehr an die höchste Instanz: den gesunden Menschenverstand.

Augenblicklich ist die Partei: Wille, mit ihrem advocatus diaboli: Instinct, im Vortheil. Es ist daher an der Zeit, dass alle Männer der Gegenpartei: Intellect, mit ihrem advocatus dei: Aufklärung, auf den Plan treten, um ihr besseres Recht vor dem Forum des gesunden Menschenverstandes zu vertreten. Wir ist der endgiltige Ausgang des Processes nicht zweifelhaft: der Intellect und sein Wappenthier, „die blonde Bestie“ Nietzsches, werden zu ewigen Aecker und in die Kasten des Jahrtausende währenden Processes vermitheilt, während die Aufklärung mit ihrem die Thierheit überwindenden Symbol, dem Alphabet, endgiltig obsiegt und nach und nach unseren gesammten Erdkreis erobert.

Eine Replik.

Hermann Bahr schreibt mir: „Ich sende Ihnen gleichzeitig eine Nummer der „Zeit“, in der sich unser junger Lyriker Lewetzow mit Ihren Theorien auf eine, wie mir scheint, vielfach zutreffende Art auseinandersetzt. Ich möchte nun sehr gern eine Replik von Ihnen haben, da mir diese Fragen für unsere ganze Literatur sehr wichtig sind.“ Mir sind sie's auch und daher schreibe ich diese Replik mit Vergnügen.

Der „Fall Lewetzow“ ist typisch. Er ereignet sich mit naturgeziglicher Regelmäßigkeit stets, so oft etwas Neues auftaucht. Keine Idee kann geboren werden, ohne dass sich bei ihrem glücklichen Vater nicht sofort ein Dutzend Andere meldeten. Aber so soh das auch klingen mag, es ist immer nur der Eine gewesen. So auch hier. Nämlich ich. In meiner Selbstanzeige, vor einem Jahre, sandte „Eine Lyrik, die auf jede Mystik durch Worte als Selbstzweck verzichtet und die, rein formal, lediglich durch einen Rhythmus getragen wird, der nur noch durch Das lebt, was durch ihn zum Ausdruck ringt.“ Und bei Herrn v. Lewetzow, zu meiner größten Verlegenheit, lese ich: „Nicht die Silben werden gezählt oder gemessen, sondern der Wert des Begriffes ist maßgebend, die Verschleifung und Harmonisierung der getilgten Accente. Auf diese Art wird jeder Gedanke, jede Idee nicht mehr in eine fremde, überkommene, ihr unnatürliche, abreihe Form gezwungen, sondern in der ihr eingeborenen, in ihrer nackten physischen Schönheit.“ Mit andern Worten, genau dasselbe mit unlautlich, was ich selbst bereits am tungnüch ausgedrückt hatte: „In beiden, für jeden, der über seinen Augen Hirn hat, groß und deutlich, sieht: „Als formal Neues in jeder Kunst, das überhaupt unleuminierbar ist, bietet für alle Gültigkeit der Rhythmus. Kein, Strophe, Parallelismus, Alliteration und Assonanz, man kannte noch beliebig kombinieren — waren nur sacrifertich und mussten dabei mit der Zeit als Zwecke notwendigerweise abvertrocknen. Er allein ist unumstößlich. Aus anwendung? Verbällnerne ihn nicht! Dinde aus, was du empfindest, unmittelbar, wie du es empfindest, und du hast ihn. Du greifst ihn, wenn du die Dinge greifst. Er ist allen immanent. Auf alles übrige verzichte!“ Ich könnte noch hundert andere Analogien bringen bringen und alle wurden Dasselbe sagen. Eine Divergenz in der Form, nicht aber im Inhalt. Es ist nur dabei wieder einmal deutlich, wie Herr v. Lewetzow sprachlich kommt. „Zwei wirre Bemühung von dem medialen Werte des Ich- und einen Hebel zu zeigen, mit der ich Arme- und, und den Kaltzeichen auf all in Ohren widersprechen und sie zu widersprechen weiter.“ Ich widersprache sogar v. Lewetzow nicht und wende ihm nicht widersprechen, so ist meine Gegenmaßnahme ein, ganz selbst zu widersprechen.

Alles übrige in dem Artikel stürzt hierdurch rettungslos in sich selbst zusammen. Ich könnte also bereits schließen, wenn mich nicht noch Einzelheiten lockten. Sie sind allerdings alle secundär, aber darum doch, wie ich das Gefühl habe, bezeichnend.

Warum glaubt Herr v. Lewetzow, wenn er gegen mich vom Leder zieht, dies zugleich auch gegen den ihm so verhassten „Naturalismus“ zu thun? Wozu dies Schlagwort? Ich dächte, die Ernsthaftesten unter uns hätten sich solche leere Redensarten längst abgewohnt. Zu einige — ich mache Herrn v. Lewetzow ausdrücklich darauf aufmerksam — hatten diese Procedur nicht einmal nöthig gehabt. Ich stelle ihm anheim, mir eine einzige Zeile zu nennen, durch die ich mich jemals unter diese Rubrik geschachtelt hätte.

Herr v. Lewetzow hält es noch der Mühe wert, zu Papier zu bringen: „Jeder Künstler ist nothwendig subjectiv, individualist. Es gibt keine objective Kunst.“ Mein Gott, wer hat das Gegentheil hiervon schon behauptet? Ich kenne so ziemlich den gesammten theoretischen Schweinsledervorrath aller sogenannten Zeiten und Völker. Aber ich bin auf diese Stupidität noch nicht gestoßen. Oder befindet sich Herr v. Lewetzow in dem Wahn, dass er sie ohne Gefahr für seine Fingerspitzen dem bösen Naturalismus unterschieben darf? Dann würde ich ihn doch ernstlich bitten müssen, sein mangelhaftes Wissen über diese Dinge irgendwie zu vervollständigen. Fast jede Seite in den acht Banden „Kritik“, die uns Zola hinterlassen hat, wird ihn nach dieser Richtung auf das angenehmste überraschen. Leider — denn ich hätte mir einen informierteren Gegner gewünscht — muss ich sofort constatieren, dass Herr v. Lewetzow thatsächlich in diesem Wahn lebt. Er beträftigt ausdrücklich: „Deshalb halte ich den Naturalismus in seinem eigensten Wesen für einen Fortschritts- und Entwicklungshemmer, für künstlerisch reactionär.“ Ich will das gelten lassen, obwohl es eine barbiere, sagen wir Unbekümmertheit, die mit Begriffen wie mit Fangbällen spielt, hatte ich jedes Blatt vorm Mund für überflüssig und bekenne daher offen: ich hätte von einem Menschen, der wünscht, dass man ihn ernst nimmt, ein derartiges Geschwafel nicht für möglich gehalten! „Alle Dinge,“ meint der Herr dann sofort fröhlich weiter, hätten „die Sehnsucht“, von ihm „bewertet zu werden“. Ich fürchte, dem armen „Naturalismus“ wird nach diesem Stichprobchen die Sehnsucht vergangen sein.

Der edle Ritter auf der Rosinante tämpfte gegen Windmühlenflügel. Diese Bieiter waren doch wenigstens noch Realitäten. Herr v. Lewetzow aber übertrumpft ihn. Er reitet auf seinem Federhalter permanent gegen Dinge, die ihr buntes Leben nur in seiner Phantasie führen. Gegen Hirngespinste „an sich“. Wie Hermann Bahr „vielsach unreinend“ kann ich diese Art eigentlich nicht finden. In meiner Selbstanzeige, durch eine erläuternde Nebenbemerkung, wandte ich mich gegen das „falsche Pathos“. Sofort meint Herr v. Lewetzow, in dem noch der starke Posannenklang von Nietzsche summt, den er uns in seiner Einleitung verlieh, das große Wort „Befreiung von ihm“, wirft sich in einen todesmuthen Frack und besteigt, gepwungt in eine weiße Halsbinde, das Katheder. Jedes Wort hat eine tintenlose Brille auf und vor jedem Satz steht ein Glas Wasser. „Ja gewiss, das haben alle immer gewollt. Aber nur von falschem Pathos. Der Mensch ist nämlich überhaupt ein pathetisches Wesen, und zwar nicht nur der Culturmensch, jeder Mensch, also auch der in sich potenzierte Mensch, der Künstler.“ Ganz recht, Herr v. Lewetzow, das habe ich ja gesagt: nur vom falschen Pathos! Thut nichts. Disponible Begeisterung, einmal geweckt, lässt sich nicht so leicht in die Zügel fassen. Noch eine ganze Spalte rast der Renner weiter. „Der Künstler und seine Sprache sind notwendig immer pathetisch.“ „Daher ist auch diese naturalistische Tendenz der Tödtung des Pathos geradezu antipoetisch, antikünstlerisch, anticulturell.“ „So will man das Pathos zum vollständig abschaffen“ ec. ec. Und Herr v. Lewetzow schließt: „Unser Ringen besteht darin, aber doch Negesbewusst.“ Wozu dieser Lärm?“ Ich nehme mein zitterndes Herz in beide Hände, wage nunmehrd zu bemerken, dass ein Lärm bei mir deswegen so weiter nicht vorgefallen — und gestatte mir die gleiche Anfrage. Also: wozu der Lärm? H. A. w. g.

„Wenn nun Arno Holz in seiner Verantkündigung zum Phantasus, wie ich gerecht zu haben glaube, seine richtige Umschreibung des neuen Rhythmus gegeben hat, so hat er doch in einzelnen Beispielen, vielleicht auch nur in einzelnen Zeilen von Gedichten des Buches selbst entschieden die Richtung eingeschlagen, in die ich auch die Lyrik wenden möchte.“ Schade, Herr v. Lewetzow, dass Sie, wie gesagt, den betreffenden eigenen Versuch so spät kommen. Trotzdem! Nachdem Arno Holz durch meine Selbstanzeige die ganze Perspective die ich auf einmal auftat, zum Bewusstsein gekommen war hatten Sie mich sicher gerne ruhig hindern wollen, anstatt mir nun nachzuhinken und vermutlich mich oder einander verpflichtet Bruderkampf zu der Bibl zu kommen. „Psyche! Nicht abhüben! Nicht so! Nicht nach Cancer! Nämlich die Hauptsache, der Kunst, um es kurz zu sagen, ist die Originalität, die Neuheit der Form, gar nicht vorhanden!“ Also was dann sonst? Nachahmung, in einzelne, soweit es Hand und Fuß hat. Das sehe, was wir es das nicht ist, in es Wiederholung. Denn sie es ich ein — in allen Ehren und Freundschaftlichkeit gesagt

sein: der Mann, irgendeine Kunst in irgendeine Richtung zu weisen, sind Sie nicht. Dazu drehen sich Ihnen noch zu viel Mühlräder im Kopf. Ihre Kraft langt noch nicht mal, um bereits Vorhandenes richtig zu interpretieren. Sie werden mir dies zwar verübeln, aber ich habe es Ihnen bewiesen!

Höchst amüsant ist auch die Methode, mit der Herr v. Levetzow wir nachrechnet, wie ich in der Praxis meine „graue Theorie oft glänzend selbst widerlegt" hätte. Er nimmt ein „drastisches Beispiel, damit wir klar werden". „Das schöne Gedicht, das so beginnt:"

Ich bin der reichste Mann der Welt.
Meine silbernen Fischen
schwimmen auf allen Meeren.

Und dann fragt er: „Ist da kein Pathos?" Es würde mich ausrichtig schmerzen, Herr v. Levetzow, falls da im Sinne von „durchlittem gleich durchlebt" kein Pathos wäre. Nur, wo in meiner grauen Theorie steht ein solches bestritten? „Haben die Worte ihren ‚ursprünglichen' Wert?" Setzen wir lieber, wie an einer anderen Stelle meiner Selbstanzeige steht, ihren „natürlichen" Wert, ein Ausdruck, der wahrscheinlich vielen sofort verständlicher sein wird, und ich muß abermals sagen: es würde mich aufrichtig schmerzen, falls sie ihn nicht hätten! Wenigstens hatte ich mir, als ich das Gedicht schrieb, redlich Mühe gegeben, seine Worte, wie ich dies fordere, weder aufzupusten, noch zu bronzieren, noch mit Watte zu umwickeln. Sollte mir dieses indessen dennoch passiert sein, so begriffe ich allerdings sehr wohl, daß dieses dann ein Zeugnis gegen mich als Praktiker sein würde, aber nie würde es in meinem Schädel gehn, daß es zugleich auch gegen meine Theorie spräche. „Der klingt dies ‚Meer' wie Salzwasser?" „Wie Salzwasser? Ich muß zum drittenmal sagen: es würde mich aufrichtig schmerzen, falls es so klänge! Habe ich verlangt, daß es so klingt? Ich habe meines Wissens nur verlangt, daß es nicht mehr wie „Amphitrite" klingen sollte. Mir scheint, „Salzwasser" wäre genau derselbe Fehler, nur nach der andern Seite. „Amphitrite" wäre über-wertet, „Salzwasser" wäre unter-wertet. Ich bin völlig zufrieden, wenn es wie „Meer" klingt. Es thut mir also leid, Herr v. Levetzow, aber ich bin durch Ihr „drastisches Beispiel" nicht „klar" geworden.

Eine Unmasse übergehe ich. Es ist mir nicht möglich, mich mit allem aufzuhalten. Herr v. Levetzow „glaubt sein an die Culturmission des Dichters" — wie nett von ihm — und fordert auf: „Neue Werte schaffen, nicht entwerten: neu gebären, zum Leben wecken, nicht Götterdämmerung und Nirwana heraufrufen, wie es der consequente Naturalismus thun müßte." Da Herr v. Levetzow mit diesen kostbaren „consequenten Naturalismus" noch allem Vorausgegangenen zu meinem Ergötzen offenbar mich und meine arme Selbstanzeige meint, bleibt mir nur tackend das Bedauern übrig, daß dieses erbarmungswürdige Insistirt seine versuchte Pflicht wieder so schnöde verkannt hat. Götterdämmerung und Nirwana hätte es heraufrufen „müssen" — anständigerweise! und wieder, wie schon einmal, genau das directe Gegentheil davon hat es heraufgerufen. Nämlich genau dasselbe, was Herr v. Levetzow erst heraufrufen möchte! Man sieht, es ist auf nichts mehr Verlaß in der Welt . . .

Zum Schlusse noch eins: „Arno Holz thut unrecht, uns ‚Jungen und Jüngsten' vorzuwerfen, wir hätten neue Formen ganz unbewußt gefunden." Ich habe dieses Wort nicht gebraucht. Ich habe den „Jungen und Jüngsten" diesen Vorwurf, der in meinen Augen ein Lob gewesen wäre, und zwar ein ganz außerordentliches, nicht gemacht. Noch nie hat es sich für mich um mehrere neue Formen gehandelt, deren Möglichkeit ich bestreite, sondern stets nur um eine einzige. Nämlich um die, deren Princip ich durch meine Selbstanzeige festgelegt habe und zu der sich zu meiner Freude nun auch Herr v. Levetzow bekennt, wenn allerdings auch widerwillen und mit Worten, die nicht aus besonders Wohlsitten stammen, wie ich sie selbst gewählt hatte. Und wenn dieser Form ichrieb ich im Gegentheil ausdrücklich: „Anderer, Jüngere, kamen erst später und waren zweifellos schon beeinflußt." Als ich vor nun schon sieben Jahren in dieser Form die ersten Proben gab, fiel meine gesammte journalistische Zeitgenossenschaft über mich her und für meine Gleichalterigen war ich „gelitzig bankerott". Heute „haben wir ja alle das". Ich war wieder genug, dies in meiner Selbstanzeige voraus zusehen. Als ich jener Proben Erwähnung that, schrieb ich: „Hatte die Kritik damals Recht, so hätte ich nie einen Lesern Unterdessen haben sie aber doch in der Stille gewirkt, und ich würde deshalb einigermaßen überrascht sein, wenn man mir heute verschern wollte, daß ich noch mit ihnen allein stünde." Es ist mir eine Genugthuung, mich mit meiner Prophezeihung nicht geirrt zu haben. Herr v. Levetzow nennt das Princip, den zuletzt ich damals meine anderthalb Ellen schrieb und das es jetzt das der „eingeborenen Form" heimeln möchte, „sein" Princip. Ich verbitte es „mein" Princip zu nennen. Wir genug, daß ich es einigermaßen habe und daß es bereits mogen das der jungen Welt sein will. Daß ich dabei nicht bloß an unser kleines Dreiblattwerk dachte, ist selbstverständlich. Es wird mir bei der neuen Sprache in der That gehn, wie mit der neuen Sprache im Drama. Retardierende Momente, und kämen sie auch von allen Seiten und zu Dutzenden, werden ihre universelle Ausbreitung nicht hindern können. Bei solchen Dingen, deren Wurzeln die tiefsten sind, rechnen erst Jahrzehnte.

Im übrigen, glaube ich, wird es jetzt den Ausschlag geben, nicht, in welche mehr oder minder abdämaten Abstracta man die Theorie einpökelt — eine Sorge, die wir getrost denjenigen unter unseren Enkeln überlassen dürfen, die ihr Unstern zu Privatdocenten machen wird — sondern, bis zu welchem Grade es uns gelingen wird, sie mehr und mehr durch die Praxis zu geben. Und da wird es mich dann von allen vielleicht am meisten freuen, wenn man in Wien längst mit demselben Eifer dabei ist, mit dem hier in Berlin schon eine ganze Gruppe arbeitet.

Wilmersdorf-Berlin. Arno Holz.

Maurice Maeterlinck auf der Bühne.

(Zur Aufführung von „Pelleas und Melisande" in einer Matinee des Akademischen literarischen Vereines zu Berlin.)

Maeterlinck mag sich getrost haben, als ihm das Telegramm des Regisseurs den „großen Erfolg" seiner Dichtung meldete: Maeterlinck würde gewonnt haben, wenn er diesen „großen Erfolg" gesehen hätte. Ein kleiner Kreis war bei den still poetischen Scenen ergriffen: die große Menge fiel mit rohem Händeklatschen immer dann ein, wenn ein Schauspieler durch „gutes Spiel" ein Stück des Maeterlinck'schen Märchens geistig todgeschlagen hatte.

Ich will den Veranstaltern und dem Regisseur der Aufführung das Gehässindis machen, daß wahrscheinlich auf keiner anderen Bühne das Stück wesentlich besser gespielt worden wäre. Wir haben eben keinen Theaterkünstler, der ästhetisch feinfühlig genug wäre, sür ein solches Märchenspiel den Stil zu finden: den Stil, der ebenso in der Decoration, wie in den Gesten und der Sprache der Spieler herrschen müßte. Der Grundirrthum des ganzen Unternehmens war die oberflächliche Anschauung, die Dichtung, die in allem schroffer Contrast gegen jeden Naturalismus ist, lasse sich in den Formen unserer Bühne ausdrücken, die in allem von naturalistischen Tendenzen beherrscht wird.

Ich möchte hier nicht die ganze Frage Maeterlinck anrollen. Mag man ihn etwas höher oder etwas geringer bewerten, seine Art ist so eigen, daß im wesentlichen kein Streit bestehen kann. Er will Lieben und Hassen und Leiden von Menschen erzählen, die im äußeren mit keiner Wirklichkeit zusammenhängen, und in denen gerade deshalb die einfachsten Grundtöne menschlichen Empfindens am deutlichsten klingen. Nicht an die Wirklichkeit erinnern, das ist sein Ziel: das Ziel, das absolut seine Mittel bestimmt. In den Vorzeichnungsblättern, in denen ein Freund des jungen Dichters die Aeußerungen des Meisters aufgezeichnet hat, ist von einem gleichen Ziel die Rede: Boklin hält es für nothwendig, seinen Gestalten Kleider zu erfinden, die an keine historische Tracht anklingen. Da ist plastisch für den Bildner gesagt, was ebenso für den Dichter gilt. „Sektion" muß alles in Maeterlincks Dichtung sein: leblam die Natur und die Häuser, in denen seine Menschen leben, leblam die Sprache, in der sie reden. Diese Sprache ist vielleicht die bedste kunstlerische Qualität seiner Werke. Dasselbe, was oben von Stefan George durch ein Aufgeben sämtlich herkömmlicher Verbindungen selten erreicht, erreicht er immer durch die größte, durch eine kindliche Einfachheit. Er gibt den Worten, die der Gebrauch abgeschliffen und glatt gemacht hat, ihre ursprüngliche Kraft und Tiefe und Bedeutung zurück: es ist, als waren sie nie gebraucht. Irgend jemand läßt seinen Menschen sagen: „ich liebe dich", und wir lachen. Maeterlinck läßt es sagen und es klingt in unsere Seele und weckt eine Welt von Empfindungen. Und aus dem Gruß der jungen Menschen, die in der Arzeit des Geschehens so sprachen, wächst er einen Bilder. Das dichte Gold spricht: „Alle Sterne fallen auf mich!" In dieser Sprache kann es mit nackter Wirkung naive Gedanken sagen. Das tiefe Mitleid spricht: „War' ich der liebe Gott, wir that' ein Menschenherz doch recht, recht leid . . ." Mehr braucht man nicht zu wissen, um die Forderungen an eine Aufführung dieser Dichtungen aufzuwellen. Aber deutlicher werden sie noch sür den besonderen Fall begründet sein, wenn man sich den Inhalt von „Pelleas und Melisande" in die Erinnerung zurückruft.

Bysland, König Arkels Enkel, ein nicht mehr junger, ernster und verständiger Mann, ist ausgezogen, auf des Meeres Grunde sich ein zweites Weib, seinem Schlosse eine zweite Mutter zu werben. Auf dem Weg an den See des Nachtwunders findet er an dem Ufer eines Waldes verirrt, am Rande des tiefen Waldes, die, klarer in Schuhplatten einhüllen, verwundet und halb zu Tode wund. Er sieht die Scheue und sie hat sich, und sie wird von Beid. Sie kommen in eine Nacht und Nacht einer Zeit, mitten in einem wilden Land, in den Hallen ein Schlosses darauf. Hier hat das bald verstorbene, unreife Töchterlein seiner Eltern, und verwundeten Gemahls, ein Mädchenkind, Melisande, Zuflucht gefunden. Sie [illegible] Bysland [illegible]

Digitized by Google

Feind droht. Man lebt dort ohne Sonne und Freude. Die helle Mittagsglut kann so nicht stehen. Nur einer ist's, der ihr gleicht, der Bruder Golands, der sehnsüchtige Trämmer Pelleas. Sie fürchten sich beide, da sie zuerst einander sehen: einen unklaren Ahnung zeigt ihnen ihr Schicksal. Dies Schicksal ist ihre Liebe. Langsam, den unschuldigen Hergen unbewußt, wächst sie empor. Sie können nicht von einander, aber sie scheuen sich, allein zu sein; sie schauen sich mit großen Augen an und weinen. Und langsam mit ihrer Liebe wächst in Golands Seele Angst und Eifersucht; er forscht und sucht, und da sie, im nächtlichen Park allein, ihn, das rächende Schwert in der Hand, neben sich fühlen, finden sich ihre Lippen zum ersten Kusse. Da trifft sein Schwert den Bruder, er verwundet das Weib und dann sich selbst. Sie stirbt, nicht an der kleinen Wunde; sie stirbt den Geliebten nach. Und Goland verzehrt sich in bitterem Schmerz über die gräßliche That.

Das alles ist nicht in festgefügter Szenenfolge, sondern in einzelnen lyrisch gestimmten Bildern erzählt. Keine Empfindung wird klar und bewußt aussprechen, und doch empfinden wir durch Worte, die ganz anderes sagen, hindurch, wie diese Empfindungen mit unendlicher Kraft diese Menschen beeigen und quälen. Ein dramatischer Nerv geht durch das Ganze und gibt ihm die innere Einheit.

Muß man beweisen, daß ein solches Stück nicht in den üblichen Formen unserer Bühne gespielt werden kann? Schon rein äußerlich zerreißen die Verwandlungen, wenn Decorationen und Requisiten verwendet werden, die Stimmung. Dann erinnern diese Dinge einmal an höfische Trauben, das andermal an modernes Stücke; ein Saal in Arkels Schloß kann nicht aussehen wie der Rittersaal, eine Stelle in Arkels Wald nicht wie der Park, den unsere Bühnen besitzen. Keine realistische Decoration wird dieser „letzjanen" Natur gerecht werden. Und man kann gleich hinzufügen: kein realistisches Spiel der „letzjanen" Sprache.

Ist es deshalb überhaupt nicht möglich? Ich glaube: durchaus. Nur müssen die Formen andere sein. Kurz ausgedrückt: wie die Formen unserer Bühne aus der historischen und realistischen, so müssen die der Maeterlinck-Bühne von der stilisierenden Materei abgezogen werden. Im Jahrhundert Bücklins muß man Maeterlinck inszenieren können. Wenn man es nicht kann, so zeigt das, daß unsere Regisseure die Fühlung mit der diesbezüglichen Kunst nicht haben, die die Bühne ihrer Eigenart nach durchaus nicht entbehren kann, und der die Bühnenkunst immer ihre entscheidenden Fortschritte verdankt hat. Die Meininger sind ohne Pilotn, das Deutsche Theater ist ohne Liebermann und Ulbe nicht denkbar.

Maeterlinck, das ist mir nach der Aufführung zweifellos geworden, kann nur so gespielt werden: Die Bühne wird sehr stark verkleinert, das Milieu wird ausschließlich durch stilisierte Prospecte gegeben. Die Spieler stehen in immer dem Hauptton angepaßten Gewändern gegen den Grund, das Bild muß reliefartig wirken. Sie bewegen sich wenig, in langsamen klaren Gesten, sie sprechen gedämpft und mit wenigen Accenten. Die Bilder wechseln, indem Hand und Bühne einen Augenblick verdunkelt werden.

Solche Regie wird nur gemalend machen können, der enge Verbindung mit der Maeterlinck-Idee. Eine der „Sceeßionen" sollte sich der Sache einmal annehmen. Daß es geht, haben einzelne gelungene Bilder gezeigt: dass auch die Schauspieler zu folgen vermögen, hat am klarsten vielleicht Louise Dumont in der Rolle der alten Königin bewiesen. Sie kam dem Stil ganz nahe. Wilma von Wanburg, die einst als „Knuchen" Heldes „Jugend" zum Siege verhalf, verrieth alle Qualitäten für die heiße Melisande; ein wenig bewußte Kultivierung, und sie hätte sie in Gierle Maeterlincks gespielt. Die Männer kamen viel weniger aus dem gewohnten Geleise heraus: Matkowsky hat den „großen Erfolg" gemacht.

Berlin. Fritz Stahl.

Drei Einacter von Arthur Schnitzler.

Paracelsus, Schauspiel in einem Act. Die Verführerin, Schauspiel in einem Act. Der grüne Kakadu, Groteske in einem Act. Erstaufführung am 1. d. t. Hofburgtheater am 1. März 1899.

Die drei Einacter, welche am 1. März 1899 im Burgtheater zum erstenmale aufgeführt wurden, sind von demselben Dichter und sind ihrem Umfange nach geeignet, zusammen einen Theaterabend zu füllen. Das, meine ich, erklärt und rechtfertigt vollständig den Wunsch des Dichters und die Bereitwilligkeit des Directors, aus ihnen auch thatsächlich einen Theaterabend zu machen. Und da der Dichter selbst weder durch einen Gesammttitel, noch in anderer Weise irgend einen innerlichen Zusammenhang angedeutet hat, brachte ich mich auch der Aufgabe zu entziehen, nach einem solchen zu suchen, und zwar umsoweniger, als man solche Zusammenhänge, wenn man einmal anfangt, auf ihre Entdeckung ausgehen, in jeder beliebigen Verquickung sämmtlicher seit dem Sündenfalle der ersten Menschen — im Paradies gab es noch keine Dramen — geschriebenen Stücke finden kann.

Das wirklich innere Gemeinsame der drei Einacter liegt eben darin, daß sie alle drei von Arthur Schnitzler sind, einem Dichter, der nicht nur über eine starke Begabung verfügt, sondern der auch mit raffinierm Eifer und wachsamer Strenge gegen sich an seiner künstlerischen Fortbildung arbeitet. Ja, wenn auch in jedem der drei Stücke zufällig ein wirklich erfolgter oder doch als möglich gedachter Ehebruch in irgend einer Weise eine Rolle spielt, so nehme ich doch keinen Anstand, offen zu sagen, daß trotzdem allen dreien ein sittlicher Ernst zugrunde liegt. Denn nicht der Gegenstand der Darstellung, sondern die Art derselben ist entscheidend für den sittlichen oder unsittlichen Charakter eines Kunstwerkes.

„Wer sich ein Gesindel, meine lieben, verehrten Mitmenschen," sagt Arthur Schnitzler. Das hören nun die Leute ganz gerne, wenn man die lieben, verehrten Anwesenden ausnimmt. Wenn uns aber der Dichter Situationen und Charaktere vorführt, wie sie auch bei den lieben, verehrten Anwesenden vorkommen können, dann sind viele Leute beleidigt und sagen, das ist ein unmoralisches Stück, das ist ein unmoralischer Autor. Sie genießen mit Vergnügen die schlüpfrigsten Ehebruchskomödien, wenn sie sehen, man will sie nur stylen und, umsüreren: sie sind aber moralisch indigniert, wenn die Sache durch ernsteren Hintergrund hat, wenn man an dem schön drapierten Faltenwurf des zur allgemeinen Bürgeruniform gehörigen Tugendmantels rührt und die Hülle etwas zu lüften versucht.

Da haben wir gleich das erste Stück, den „Paracelsus". An sich vielleicht nur eine niedliche Kleinigkeit. Etwas befremdend vielleicht durch die Einführung des Hypnotismus und der Suggestion, nicht deshalb etwa, weil man zweifelt, ob zu Paracelsus Zeiten schon bekannt und möglich war, sondern weil die Menschen in derlei animistisch-spiritistischen Dingen auch heute noch sich skeptisch verhalten. Aber gerade dort, wo die Möglichkeit eines Fehltrittes in die Seele einer als brav und tugendhaft geschilderten Frau hereinlugt, gerade dort liegt im Stück der gesunde, ja moralische Kern des Ganzen. Nicht jene Stelle meine ich, wo Justina im Banne der Hypnose sich sälschlich begangener Untreue zeiht: dessen bedarf der Dichter nur als Folie für die zweite Suggestion, für die zwangsweise Erschließung der Seele zur Wahrheit. Aber wenn wir einmal tugendhaft behandelt haben, so sind wir so hochmüthig, daß wir in dem ausgesprochenen Gedanken, es hätte auch anders kommen können, eine Beleidigung erblicken. So tief steckt die Freude an der äußeren Wertheiligkeit in uns, daß wir unsere Tugend nur als unser Verdienst betrachten und nichts davon hören wollen, dass Erziehung, Umgang, tausend Aeußerlichkeiten an ihr Theil haben, das es vielleicht nur eines Zufalles bedurft hätte, sie kläglich zu Fall bringen. Wo ist der Mensch, der so vermessen sein darf, zu sagen, er wäre unter allen Umständen gut und sittlich geworden, die Frau, die behaupten kann, sie wäre bestimmt tugendhaft geblieben, auch wenn schon dem Kinde Laster und verderbliches Beispiel täglich nahegetreten, dem heranwachsenden Mädchen Noth und Verführung auf jedem Schritt begegnet wären? Und so ist es genug Ehre für die Frau, dass sie gekämpft und gesiegt hat, der Dichter erniedrigt sie nicht, wenn er uns andeutet, sie hätte wohl schließlich unterliegen können, wenn eine Verführung ihr nicht entgegen geblieben wäre, er zeigt uns nur, wie in innere der menschliche Seele hineinleuchtend, einen echt menschlichen Zug, den unserer Schwäche, einen Zug, auf dem auch hervorragende Religionssysteme aufgebaut sind, und den zum künstlerischen Motiv zu nehmen wir sittlich nennen dürfen, wenn auch die Handlung, die als möglich angedeutet wird, eine unsittliche ist.

Am meisten Erfolg von den drei Dramolets hatte das zweite, „Die Gefährtin". Wir hat es am wenigsten gefallen. Zwei edle Naturen sind zwei gewöhnlichen, oder wollen wir annehmen, zwei ungewöhnlich niedrigen gegenübergestellt: der Gatte und sein Freund, die mutianmen durch Jahre den Gatten betrügen, aber nicht durch eine große, innere Leidenschaft unserer nachsichtigen Anstheilnahme nähergerückt, sondern durch die Sinnlichkeit zusammengeführt, in banaler Gewohnheit den sträflichen Verkehr fortsetzend. Der Liebhaber ist seit langem heimlich mit einer anderen verlobt; heimlich vor dem Gatten, aber nicht vor der Frau: denn die weiß alles, sie findet auch gar nichts dabei, sie hat das Verhältnis fortgesetzt und wäre wohl bereit gewesen, ruhig aus dem einfachen Ehebruche in den doppelten überzugehen, wenn sie nicht zufällig ein irrthümlicher Tod um den Genuß dieses Doppel-Raffinates gebracht hätte. Man sage nicht, das gibt es nicht: ja, das gibt es. Aber etwas anderes gibt es nicht, nämlich einen solchen unglaublichen Ekel wie den Professor Robert Pilgram, der gewußt hat, daß sein Assistent seine Assistententhätigkeit auch auf die Gattin des Chefs ausdehnt, der ihn das ruhig gewähren ließ, der nach den ersten Minuten, wenn er vor Schmerz zusammenbricht — und der ihn sich ab, so viel zu spät" entspricht humanitätsvoll, weil es sich einbildet, der Liebhaber habe seine Frau betrogen! Kein, einen solchen Charakter gibt es nicht, und wenn, dann wollen wir ihn nicht als geschwindsuchtig, edlen Mann, sondern eben als Schuft tief gedrückt sehen und über ihn lachen. Wenn ihm dies

Digitized by Google

erspart blieb, so ist das wohl nur ein Beweis für die große Darstellungskunst der Schauspieler, Sonnenthal, Zeska und der Bleibtreu. Hinsichtlich der letzteren sei hiemit übrigens constatiert, dass sie noch am Leben und noch am Burgtheater ist, eine excentrische Thatsache, auf die man in den für die Rollenausstheilung maßgebenden Kreisen schon fast vergessen zu haben schien.

Nicht ohne Widerspruch blieb das dritte Stück „Der grüne Kakadu“. Und doch dürfte es weitaus das bedeutendste von den dreien sein. Es ist nicht nur mit meisterhafter Technik gearbeitet, es enthält auch nur scharf charakteristische Typen und eine starke dramatische Steigerung, durch das Ganze geht auch ein gewaltiger Zug von einem fast wilden Humor, den man Schnitzler gar nicht zugetraut hatte, und es leuchtet aus der Groteske mancherlei heraus, auf das ich aber jene, die es nicht von selbst verstanden haben, nicht erst aufmerksam machen möchte. Dem verstanden scheinen das Stück nicht alle Leute ganz zu haben, weder vor der Aufführung, noch bei derselben. Am besten vielleicht jene, die sich eines gewissen unangenehmen Gefühles in der Gegend des Halses durch Zischen zu entledigen suchten.

Der „grüne Kakadu“ ist eine Schenke, in der der verdorbene französische Adel sin de siècle (natürlich XVIII.) sich von Komödianten eine Diebs- und Mörderpelunke vorspielen lässt. Aber der zeitgemäße Scherz geht über in blutigen Ernst, und die Zuseher und die Mitspielenden werden über die Grenzen zwischen beiden irre. Und so erfährt der Schauspieler Henri, dem eben erst die leichtlebige Locadie angetraut wurde, indem er die Rolle des betrogenen Ehemannes, der seine Gattin geschickt hat, nur allzu meisterhaft spielt, dass er wirklich schon Anlass zur Rache erhalten hat, und ermordet seinen eben eingetretenen Nebenbuhler, den Herzog von Cadignan, nun auch in der That. Draußen aber brandet bereits die Wogen der Revolution, eine Bande, die beim Sturm der Bastille betheiligt war, dringt in die Schenke, und der Aufbau und die Entwickelung des Dramas würden nun wohl dazu drängen, dass die leichtfertige Schar von Marquis und Chevaliers re., während sie, noch immer wähnend, alles sei bloße Komödie, jubelt, lacht und applaudiert, der Revolution selbst zum Opfer fällt. Natürlich tut sie aber nicht, und so schließt eben das Stück nur mit einer zarten Hinweisung auf die Zukunft. Ich habe einige Eingeweihte die Bevorgnis aussprechen gehört, die Aufführung dieses Stückes könnte dem Director verdacht werden. Da bin ich denn doch offenbar auch immer sehr naiv. Er hat es ja nicht geschrieben und würde es gewiß nicht haben geben können, wenn man ihm das nicht erlaubt hätte. Nein, da haben die Leute sicher Unrecht, denn das wäre ja eine Falle, wenn man jemandem zuerst etwas gestattet, und ihm dann einen Vorwurf daraus macht.

In der Darstellung sind sich viel Gutes, wenngleich gerade im „grünen Kakadu“ manches im Gesammtbild nicht recht herauskam. Eine sehr charakteristische Maske, interessant und unheimlich, mit einem steten Zug übertriebenen Lächelns, hatte sich Herr Robert für den Paracelsus zurechtgelegt, der es auch in Sprache und Spiel zu voller Wirkung brachte. Aus einer ganzen Reihe vorzüglicher „grotesker“ Chargen in der „Groteske“ ist ganz besonders Herr Zeska als Strebl Gruber hervorzuheben. Einige der neuengagierten Darsteller sind in allen Novitäten beschäftigt, an manchen Abenden sogar zweimal. Soll dadurch das Publikum um jeden Preis an sie gewöhnt werden?

Max Burckhard.

Die Woche.

Volkswirtschaftliches.

Als das Privilegium der Nordbahn im Jahre 1885 unter harten Kämpfen erneuert wurde, da hieß es zur Rechtfertigung, dass die Thatsache der Annahme nun für alle Zeiten gesichert sei, und dass der Ueberschuss an Einnahmen überdies dem Staat als Schutzmittel, theils der Allgemeinheit in Tarifreductionen zugute kommen werde, und dass die künftige Entlohnungsrente mit circa fl. 100 per Actie gerechnet sei. Es ist anders gekommen. Mit sieben Tarifherabsetzungen sind die Nordbahnaktie endlich auf gleiche Höhe mit denen der Staatsbahnen herabgesetzt, wonach man im Jahre 1885 zu bestimmen vorgeschritten gewesen wäre. Denn die Tarife der Nordbahn auf das Staatsbahnniveau herabzusetzen, war die Regierung von Anfang an ganz unabhängig vom Certeanus, berechtigt und verpflichtet. Nur unter dieses Niveau durfte sie sich dann gehen, wenn die Dividende aus dem Hauptbahnnetz über 10 % stehen wird, was bekanntlich seit 1887 nicht der Fall war. Dabei weiß man ja nicht, ob es wahr ist, dass die Nordbahnaktie jetzt endlich denen der Staatsbahnen gleich sind. Denn genau so wie jetzt hat die Regierung bei der letzten Tarifreduction im Jahre 1897 die Gleichheit behauptet und es war nicht wahr. Warum die Regierung ihr Recht so lange ausübt, wissen wir nicht. Der Antheil am Reingewinn sollte die Ursache nicht sein, denn das Gesetz sagt ausdrücklich dass die Regierung die Tarifreduction aus Rücksicht auf die Reingewinnbetheiligung nicht unterlassen dürfe. Auch das Subventionierte mag doch wirtschaftlich leben. Mehr noch werden die Einflüsse der verschiedenen Verschachterungen in der Finanz- und Gebührenwirtschaft die Ursache gewesen sein. Seit 1885, aber ist das Interesse der Regierung an der Reduction der Tarife ein ungeheures. Denn jeder Gulden, den die Nordbahn mehr als fl. 100 Dividende zahlt, kommt dem Staat nach der Einlösung alljährlich über fl. 74.000 bis zum Ablauf der Concession. Und da das Hauptbahnnetz nicht nur fl. 101, sondern fl. 115 bis fl. 120 trägt, so kostet die Lässigkeit der Regierung den Staat mindestens eine Million jährlich in der Einlösungsrente. Nun hat die Regierung wieder einmal einen Anlauf genommen und was ist dabei herausgekommen? Ein Uebercontingent, wonach die Nordbahn die Ausgaben für „Reconstructionen, Erweiterungen und Neuanschaffungen im Jahre 1899, insoweit es sich um Auslagen handelt, deren Nothwendigkeit aus der normalen Entwickelung des Verkehrs resultiert“ im Betrage von angeblich fl. 900.000 nicht mit Prioritäten bedeckt, sondern aus den Betriebsmitteln bestreitet. Die nothwendigen Reconstructionen und Neuanschaffungen, welche zur Erhaltung der Bahnanlagen dienen, werden schon jetzt bei der Nordbahn wie bei allen Bahnen aus dem Betrieb gedeckt und es ist sehr fraglich, ob aus der „normalen Entwickelung“ meinenswegs geeignete Auslagen erwachsen werden als aus der „Erhaltung“. Ueber die Tarifreductionen wird nicht viel möglich sein. Die Hauptsache sind die Veränderungen in den Kohlentarifen. Und da ist der Tranchicaff über Bilsen allerdings nennenswert ermäßigt worden. Aber um was handelt es sich dabei? Die Südbahn geht immer mehr zum Cordon von Ostrauer Kohle über, und da sie die hohen Tarife der Nordbahn umgehen kann, hat sie Reflection verlangt und natürlich auch durchgesetzt. Dasselbe gilt von der Alpinen Montan-Gesellschaft, deren Leitung gleichfalls energisch genug ist, solche Tarife zu erzwingen, die ein lohnendes Arbeiten möglich machen. Dabei findet die Nordbahn natürlich ihr Interesse, weil der Cordon und die Verschiebung der Kohle eine bedeutende Steigerung erfährt. Um diese Ermäßigung zu erlangen, bedurfte es der Mitwirkung der Regierung kaum, und ihre Incorrention beschränkte sich offenbar darauf dass auch die anderen Industriellen in Niederösterreich freilich von Wien gleiche Tarifconcessionen erhielten. Für Wien selbst hat Herr Dr. Lueger bei der letzten Tarifreform Arach für seine Gaslohlen, die er von Ostrau bezieht, durchgesetzt. Die alte Forderung einer Tarifermäßigung für Haushrandkohle ist nicht erfüllt worden. Für diese Unterstützung weiß die Regierung einen sehr einfachen Grund. Die Ermäßigung kommt den Händlern zugute gelegentlich auch nicht den Consumenten. Das ist aber nicht wahr. Der Kohlenhandel wird in Wien von hunderten großen und kleinen Firmen besorgt, die sich aufs heftigste Concurrenz machen. Jede Tarifherabsetzung wurde anhaugs einige Firmen veranlassen, und auch kurzer Zeit alle anderen zwingen, mit den Preisen herabzugehen. Bisher ist es auch noch immer so gewesen. Für die Bevölkerung eine einzelner denken Tarifreduction für Kohle gibt es keine Entschuldigung. Die Zudurfrickohle aus Ostrau und die Hausbrandkohle aus Preußisch-Schlesien kommt mit der Nordbahn nach Wien und mit leiner anderen Bahn. Eine Tarifherabsetzung um 25 und 50 Procent, welche für die Wiener Consumenten so wünschenswert wäre, wurde keine anderen Interessen, als die der Nordbahnactionäre schädigen. Die böhmischen Industriellen haben billigere Kohle als die Wiener und die Tarifreduction wurde nur einen Ausgleich der Concurrenzverhältnisse herbeiführen. Keine Prager oder Brünner Fabrikant wird sich bedanken, wenn man den Wien gleich billige oder billigere Kohle bringt. Die Ermäßigung der Kohlenrate auf der Nordbahn kann seine andere Bevat oder Staatsbahn zwingen, ihre Tarife herabzusetzen und kann ohne Schadigung des Budgets aufrechterhalten werden, auch wenn die Nordbahn verstaatlicht ist. Mit einer ausgiebigen Reduction der Kohlentarife wurde die Wiener Bevölkerung erst gelaist, die Einlösungsrente der Nordbahn entsprechend ermäßigt werden, ohne dass irgend jemand außer den Nordbahnactionären Schaden litte. Und auch diese hatten kein Recht, sich zu beklagen, denn die Concession beauftragt die Regierung mit der Tarifreduction. Aber die Regierung denkt nicht daran, diesen Verpflichtungen nachzukommen. Sie schadigt die Bevölkerung, sie schadigt das Budget. Ohne vernunftigen Grund. Ueberhaupt ist es auch die Nichtachtung mit die Nordbahnactionäre, welche den Bau des Donau Oder Canals verhindert. Auch diese würde die Einlösungsrente drücken. Aber wartet die Regierung, bis die Nordbahn verstaatlicht ist und sie nicht mehr ihre Rentenzahlung, sondern ihre eigenen Einnahmen durch die Concurrenz des Canals herabdrückt?

Kunst und Leben.

Die Premieren der Woche. Paris, Comédie française, „Les Abeilles“ von Edmond de Gré, „L'Anglais tel qu'on le parle“ von Tristan Bernard, „La Petite famille“ von Maurice Donnay; Antoine Théâtre, „Rose-Bonbon“ von Charpentier; Variété, „Mon Oncle Barbassou“ von Lavedan. Berlin Deutsches Theater, „Die Juden von Toledo“ von Gerhart Hauptmann; Berliner Theater, „Die neue Siedlung“ von Wagner und Engel; Belle Alliancetheater, „Die Stadt von Schwerin“ Schüler Theater, „Die Neuvermählten“, „Verbotene Früchte“; Neues Theater, „Die Pflicht“ von Landesberger.

*

Die letzte Neuheit des Ratimund Theaters heißt „Der Edelstudent“, Posse mit Gesang von Karl Meinz, Musik von Richard Heuberl. Soll man darüber antworten? Eine Theaterdirectionspflicht mehr, also eine doch gleichgiltige, in einigen Kindlichen Momenten auch ganz niedliche erheiternde Sache. Die Hauptrollen sind ganz farblos, und der Witz der Handlung — ein Zimmerherr flieht seine vermeintliche in Männer- und gründlichen Angst vor ihren Heiratsantragen — ist so kindisch, dass er den unklindlichen Empfindung nicht lebt. Es war doch so gut an dem Witz, von dem Kapitel am Schlusse, das der Recensent Ihnen schuldig ist, Ihnen wenig und Lachen und Applaus Ihnen schuldig ist.

A. M.

Die Redaction übernimmt keine Verantwortung für die Rückgabe unverlangt eingesendeter Manuscripte.

sich ganz anders gestalten können, wenn regelmäßige Aufführungen seiner Symphonien stattgefunden hätten. Sie würden auch auf den Componisten selbst einen günstigen Einfluß geübt haben, der ohne die äußerordentliche Berücksichtigung immer einer privatvielen Gegnerschaft auf der einen Seite, auf der anderen principiellem Jubel beggegnete. Ich glaube, man merkt es der Symphonie an, daß sie das Werk eines in sich gekehrten Musikers ist, so bäter klingt das von den Bäsen „breitgegegene" Hauptthema des ersten Satzes, so schwermüthig die langsam sinkende Triolenbegleitung der Bässe im zweiten Hauptsatze desselben. Aber welch Aufluß von Wärmuth und Innigkeit verräth der Componist die figurenreiche Entwickelung dieses ersten Satzes so plötzlich und unerwartet ab, daß das Publicum im ersten Moment nicht wußte, ob es bloß vor einer Generalpause oder vor dem wirklichen Schlusse des Satzes stehe. Es brauchte einige Zeit, bis es sich von seiner Ueberraschung erholte und dann brachte Beifall spendete. Der schönste und für meine Empfindung ergreifendste Satz ist das Adagio. Man sagt im allgemeinen, daß der langsamste Satz einer Symphonie der Prüfstein für den Componisten sei. In das der Fall, dann hat Bruckner diese Prüfung glänzend bestanden. Er hat hier, wie in den entsprechenden Sätzen der siebenten Symphonie und des Te Deum, seine Weise und Schönstes gegeben. Farbenprachtig und voll von Reminiscenzen aus dem ersten und zweiten Satze schließt das Finale die Symphonie ab, die bei einem Theile des Publicums große Begeisterung hervorrief, während sie bei dem anderen kalt ließ. Man konnte den Unterschied zwischen diesem particellen Beifall und einmüthiger Anerkennung ganz deutlich am Schlusse der Clavaut-Cuvertüre heraushören, die in glänzender Ausführung das ganze Publicum ergriff. Nicht minder allgemein war die Anerkennung, die Fräulein Pregl mit dem Vortrag der Rückert-Lieder fand, die Bruckner mehr durch den Reiz der Melodie, noch durch ihre Kraft im großen Musikvereinssaal Eindruck machen, wenn nicht der technisch vollendete und durchgeistigte Vortrag alle Bedenken zerstreuen würde, die man etwa gegen den elementaren Trieb ihres Gesanges in kritischen Momenten vorbringen könnte. A. W.

Man schreibt uns aus Berlin: Georg Hirschfeld hat eine Komödie „Mutter" geschrieben, die uns das Deutsche Theater brachte. Komödie in ein aufgeschlossenes Wort für ein Stück, besonders wenn das Stück eigentlich keines ist. Was der junge Dichter gegeben hat, konnte man am besten mit dem neuen Wort „dramatische Studie" bezeichnen. Mutter ist ein Berliner „Mädchen für alles" und, wenn man sie nach ihrem Temperament auf Berlinisch bezeichnen will, ein „verrücktes Kind". Sie ist so beliebt bei Jedermann, daß die Mutter und hinter sie her, und sie braucht das Autoben und braucht den Arzt, wenn man die kalt zurückgewiesenen Handgreiflichkeiten mit diesem „vornehmen" Wort nennen darf. Sie empfangt in ihrer Küche, die nur die Materialseite, leichtlebig und etwas polemische Naturen, bei denen sie bleibt, als freie Tonwaare überlassen. Die ersten drei Akte zeigen sie in der Küche mit dem Tanzboden. Sie enthalten eine Falle lustiger Beobachtungen, die freilich nicht viel über die eines guten localen Chronisteurs hinausgehen. Der vierte Akt wird sentimental und schlägt mit seiner unvermittelten Wendung tiefleid die ganze Stimmung todt. Der unverständliche Uebergang des Stud zu Gretung; Frau Elie Lehmann war von einer Energie und Laune, die sie sonst noch nicht entfaltet hat. Trotzdem war es kein Erfolg. „Deutsches Theater" und „Wrong Hushhush", das hatte der Artist und Publicum Anspruche gemacht, denen eine lustige Studie nicht genügen konnte. Nur den jungen Lachen Thoma mit der Arbeit nicht ohne Bedeutung. Wie alle jungen Schauspieler von ungewissen Heldenrollen reizen, so wollen, namentlich in literarisch bewegten Zeiten, alle jungen Talente an die breiten Aufgaben der großen Heros heran. Ich habe nie ein Heft daraus gewacht, daß wir Berliner die Form, und etwas gelegentlich vergessen, sondern sind, nicht in der Form, sondern in der Absicht. Zeit scheint es mir, wenn ich alles zusammenrechne, der Mann zu sein, der vielleicht das ersehnte moderne Volksstück im guten literarischen Sinne schreiben könnte. Aber er muß wohl noch alter werden, um einzusehen, daß es nicht nötig und möglich ist, daß alle gut schreiben wagieren. F. Z.

*

Man schreibt uns aus Berlin: In Königl. Opernhause gab man die „Abreise" von d'Albert zum erstenmal. Betrachtet man das Stück nur als positive Leistung, so leidet sich wenig Lobendes darüber sagen. Der Text ist etwas langweilig und schal, die Handlung ist von dem Anfang bis Ende, welcher einen kleinen Stück der Action ausfüllen will, zur Abreise verdorben werden soll, ich aber schnell um der Gattin verdient und so den traurigen Tatsachen selbst zur Absicht gezwungt. Die Musik ist zum Theil charakteristisch und melodisch, obwohl es der ersteren Cuvertüre, verliert aber an einheitlicher Wirkung, da sie bei den langgezogenen Dialogen der drei hauptsächlich Personen immer in den Vordergrund zu treten genommen ist. Aber als Symphonie der Musik unwahlung begreift wie Liebe Leer Freiheit, Leidenschaften, der es wagt, das gewaltige Gebiet Wagnerscher Musik und Manier zu betreten und sich auf Leistungen und lebensvollen Ueberfluß der Wallkürenritt in seinen Werken schlicht noch nicht irgendwie auf der Höhe Tannhäuser „Musik", das heißt, wahre, lauschende Musik, und trotz den Musiken wieder, dass es nicht nur Tone der Lust, sondern auch Töne der Schmerzes der Verstimmte und der Wehmut, innerstimmenreicher ergreifend spielt. A. W.

*

Am nächsten Dienstag Abend wird im Bösendorfer-Saale in einer musikalischen Soirée mitwirken, die Frau Hedwig von Bruchhausen der Musikwelt vorstellen wird. Die Künstlerin, eine Schülerin von Professor Leschetizky, ist bereits in Wien durch ihre Concertreisen bekannt geworden, indem sie dem Publicum Gelegenheit bot, sich von ihrem Können zu überzeugen. Ihr Talent und ihre Fertigkeit, ihr Temperament und ihre Technik, ihre Kraft und ihre Grazie, ihre Innigkeit und ihre Leidenschaft, ihre Sicherheit und ihre Feinheit, alle diese Vorzüge, die sich in einer Künstlerin vereinigen können, sind in ihrem Spiele zu finden. Frau von Bruchhausen wird Compositionen von Chopin, Liszt, Rubinstein, Leschetizky und Brahms zu Gehör bringen. Außerdem wird Herr Ludwig Hess, ein Schüler des Professors Rudorff, Lieder von Schubert, Schumann und Brahms singen. Es steht zu hoffen, daß das Publicum sich zahlreich einfinden wird, um die Künstlerin, die sich bereits einen guten Ruf erworben hat, auch in Wien zu begrüßen. M. W.

Bücher.

„Die Frauenfrage." Eine Discussion zwischen Victor Harros und Sarah E. Holmes. Aus dem Englischen von Georg Schimm. Berlin 1899. Verlag von B. Zack.

Die Berliner Individualisten oder theoretischen Anarchisten setzen mit dieser Broschüre die im Juni 1898 begonnenen Flugschriften für den individualistischen Anarchismus" fort. Zack diesen Unternehmens ist, Fragen der Zeit und des Lebens von jenem Standpunkt vollkommenster Freiheit zu besprechen, und so nicht nur Unwissende über die lächerlich ängstliche Auffassung des theoretischen Anarchismus aufzuklären, sondern auch unabhängige Menschen mit seinen Zielen zu beseeuden. In diesem Heft ist der Streitpunkt: die Gestaltung der Lebensbeziehung zwischen Mann und Frau, die sich lieben. Victor Harros glaubt, daß eine wenn auch nur vorübergehende Gemeinsamkeit immer nothwendig im Wesen der Liebe sein werde. Sarah E. Holmes aber bekämpft erfolgreich diese Ansicht, indem sie gerade in der Liebe die vollkommenste Freiheit der Menschen wünscht und in jeder Zusammenziehung den Zwang erblickt, auf die Möglichkeit des Wechsels, des Findens eines Besseren, Liebenswerteren, zu verzichten. M. M.

Die Bücher Kains vom ewigen Leben. Eine Dichtung von Eduard v. Mayer. 150 S. Zürich und Leipzig. Hendell & Co.

Die Sprache dieses neuen Bibelbuches ist derjenigen des Alten Testamentes schaplich nachgeahmt, bin und wieder auch an den Zarathustra sich anlehnend. Einen eigenen Stil, wie Nietzsche oder Mombert, hat der Verfasser noch zu schaffen vermocht. Es ist auch nicht gerade neuer Sein, den er in die alten Schläuche gießt; wate es nur Wein! Aber diese Wanderungen Kains durch die religiösen Culturen und seine Gespräche und Selbstgeschräche haben mir kein Räthsel aufgegeben, geschweige denn gelöst. Manches gute Gedanke findet sich, aber das Gesetz von Ursache und Wirkung ist insofern verletzt, als er übermäßig breitgetreten wird. Der allein ist das Werkchen seine „Dichtung". Es sind Reflexionen, es sind Wort: Die psychologische Begründung des Brudermordes am Anfang ist von Süderwasser über Bismarck. Wenn man da an Byron denkt! — Ich habe mir die sechzehn Verse des zweiten Capitels der Genesis so sehr viel mehr darin, als E. v. Mayer auf den sechzehn Seiten, die darüber handeln, zu sagen weiß. O. Stark.

Karl Hecker: „Briefe Richard Wagners an Emil Hecker." Berlin. S. Fischer, 1899. 170 S.

Emil Hecker, der Gründer des ersten Wagner-Vereines in Mannheim, hatte bekanntlich eine so ausgedehnte Correspondenz mit dem Meister, daß eine Lectüre derselben dem Historiker jener Zeit manchen authentischen Aufschluß bietet, der kaum anderswo zu finden wäre. Das gewöhnliche Lesepublicum aber dürfte allerdings finden, daß manches für die Allgemeinheit unverständliche Nebenlaube durch die ausführliche Broschüre einiger sämmtlicher Persönlichkeiten sehr breitgetreten ist. Ein tatsächliches Inhaltsverzeichnis hatte wohl vielen darin. Wer soll die interessanten Zahnbein darin finden, z. B. Wagners Brief an Hecker vom Januar 1860, sein Verhalten gegen die Presse 1862, 63, sein Verhältnis zu Lachner 26, 25), Aufgeführt ist nur auch diesmal die Schwalbe und Macht von Wagners Spiel. Es ist eine feine Musik. Es ist nichts Ueberlegtes, nichtsen Gezwungenes darin, es gibt keine Correcturen und keine Feile; wie sie gedacht sind, so sind die Briefe geschrieben, wie um ersten Wurf sind sie voll Temperament lebendig und flüssig zu Papier gebracht. Und doch ist jedes Wort unverrückbar an der richtigen Stelle. Jede Wiederholung, jede Variantung ohne viel Correcturen, ohne ängstliches Tüfteln und unsicheres Zaudern. Und immer trifft er das Richtige. Gerade durch den Stil von Wagners Briefen enthüllt sich der Leetüre unmittelbarsten ein lebhaftes Bild seiner ganzen Persönlichkeit. A. B.

Revue der Revuen.

„Das literarische Echo" bringt in seiner Nr. 9 einen Artikel von Eduard Engel über John Ruskin, der am 9. Februar seinen achtzigsten Geburtstag begangen hat. In vieler Hinsicht ein Vorläufer Tolstois, ist Ruskin der letzte Vertreter einer heroischen Welt- und Lebensansicht, einer Weltanschauung, die einer Zeit, in der Geld und Gut alles gilt, nicht mehr verstanden werden kann. Ruskin ist ein Prophet, ein Seher, ein Künder, ein Apostel, ein Evangelist und Märtyrer; er ist alles dies und noch manches andere, aber er ist nicht ein Gelehrter, ein Professor, ein Schriftsteller, ein Kritiker, ein Aesthetiker, ein Philosoph, ein Theologe, ein Socialist, ein Communist, ein Anarchist, ein Engel, kurz Ruskin ist alles, nur nicht das, was man heute einen Schriftsteller nennt. Ruskin ist ein Prophet, der in der Wüste predigt, und der es so gerade braucht, um seine Worte zu sagen, wie sie gesagt werden müssen. Ruskin ist ein Künder

Mutterlandes steht, sondern sich direct an Frankreich anschließt. In französischer Sprache werden die Vorlesungen an den südamerikanischen Universitäten abgehalten, in den Werken der jungen Südamerikaner ist die Art dieser französischen Vorbilder deutlich erkennbar, und auch die bildende Kunst steht unter dem Zeichen der Pariser Kunstbewegung. In Buenos-Aires erscheinen sechs französische Journale, und auf sämtlichen Bühnen kommen immer hier die stück. wo französische Truppen gastieren. Die größten Talente unter den Jungen sind A. Ghiraldo, ein Epigone Baudelaires und Nervals, und L. Lugones, der dem sich ein gewisser rauher Ursprung sonderbar mit einem ausländischen Zuge paart. — Ted Mac, der Secretär des „Collège libre des Sciences Sociales", berichtet von einem Unternehmen dieser Anstalt, das am 1. Februar in Paris ins Leben getreten und gewissermaßen als Experiment anzusehen ist. Es ist ein „Cours de morale": in 15 oder 16 Vorlesungen sollen sich die verschiedensten französischen Autoritäten über actuelle Fragen, Grundsätze der öffentlichen Moral und des Rechtes vernehmen lassen. Ein katholischer und ein protestantischer Geistlicher stehen mit auf der Liste der Vortragenden; demnach ist es ein offen eingestandener Versuch: „den Lehren der Kirche neue Moralgelehrte an die Seite zu stellen, die manchen übermüthigen gezähmt mögen, um ihnen den Weg des Rechtes und der Pflicht zu zeigen und dort Ersatz zu bieten, wo die alten Einflüsse möglicherweise ihre Wirkung eingebüßt haben mögen." Ohne sich besonders optimistischen Hoffnungen über die Wirkung dieses Versuches hinzugeben, glauben die Veranstalter dieses Cursus, das Resultat werde vielleicht nicht wirkungslos sein für die alte und die neue Welt bleiben.

„The Studio" besaß sich in seinem Februar-Heft mit zwei ausgezeichneten französischen Künstlern, dem Zeichner Steinlen und dem Plastiker Alexander Charpentier. Steinlen wird dem verblüffenden, witzigen Techniker Forain und Willette, dem träumerischen Poeten unter den Zeichnern, als dritte originelle Eigenart, und als die popularste unter den dreien, gegenübergestellt. Steinlen macht alle meisten durch seine merkwürdig poetische Anschauung von Pariser Landschaften und Menschen, jenes Montmartre vor allem, den er besser als irgend jemand sonst nach allen Richtungen erforscht hat. — Charpentier gehört einer kleinen Gruppe von französischen Künstlern an, die „Six", die eben ihre dritte Collectivausstellung veranstaltet hat. Charpentier ist darin durch eine bronzene Auffassgruppe und drei Reliefs vertreten, die er zu einer höheren Standuhr gefügert hat. Die Gruppe stellt die „Flucht der Stunde" dar und läßt schon in der Abbildung, die der „Studio" bringt, die ungewöhnliche und außerordentlich warm empfundene Composition erkennen. Das Heft enthält ferner gute Proben des englischen Aquarellisten Wilfried Ball und eine Auseinandersetzung über die Lithographie, in welcher Joseph Pennell — den Amerikaner zahlreicher Kritiker gegenüber — mit geschichtlichen Beispielen nachweist, daß die Benützung von Steinplatten nicht zum Wesen der Lithographie gehört, und daß die Künstler nach Senefelders eigenen Absichten auch auf Papier, Aluminium u. s. w. zeichnen dürfen, ohne dem Charakter der Lithographie untreu zu werden. — Ueber moderne deutsche Lithographie, vor allem Greiner, berichtete ein Beitrag des Jänner-Heftes mit hübschen Abbildungen, in welchem aber leider gerade Otto Greiner spärlich vertreten ist. In demselben Hefte wurde auch auf den französischen Maler Charles Cottet nachdrücklich hingewiesen, dessen Zeichner aus der Bretagne — vor allem der „Abschied der Schiffer" am Familientisch, im Stil eines heiligen Abendmahls gehalten — auch in den Abbildungen des „Studio" sehr interessant sind.

Der Hinterbliebene.

Monologe.

Von Felix Salten.

Darin täuschen wir uns, daß wir den Tod immer nur vor uns haben; ein großer Theil desselben liegt schon hinter uns.
Seneca

Vor zwei Stunden konnte ich noch sagen: meine Frau ist krank; sie liegt seit vielen Wochen zu Bett und es geht ihr nicht schlecht. Vor kaum zwei Stunden. Und jetzt — ist eine Todte im Hause.

Lange hat sie gelitten, sehr lange: seit dem Herbst, und man kommt der Frühling. Gleich zu Anfang, als die Krankheit sie niederwarf, hat der Arzt es mir gesagt, daß sie leiden müsse. Aber sie hat das schon früher gewußt als ich und der Doctor.

Und ich glaubte, ich könne ihr etwas vorbehandeln. Ich sprach heitere, gezwungen sorglose Worte zu ihr; von einem „kleinen Unwohlsein", von baldiger Genesung; sie sah mich an, drückte mir die Hand und that, als glaube sie, was ich redete. Allein diese erzwungene, dürre Hoffnung, die ich zu ihr aus Zimmer brachte, war keinen Zimmer aus ihr blasser, spitzendes Gesicht.

Und wir wurden andern zu einander. Anders als früher. Da sie noch umherging wie ich, und kommt vor Schmerzen auf das Bett sich und ihre Hand in der meinen hielt, ihre magere Hand geschwollen, kalten Finger in meinen warmen, blutkräftigen, kräftigen Hand, mußten uns beide am Gefühlsleben, am Gefühl niederdrücken. Und dann wollte ich ihr zulächeln, aber sie sah mir ruhig in die Augen und schüttelte mich. Und ich schämte mich, daß ich so weich sei, und sie so stark, und daß sie allein zu unserem Aufgeben stolz zurückgeblieben hatte. Dann saß ich wieder in meinem verschlossenen Zimmer, mein Kopf auf beide Hände gestützt, und in vielen Nächten, in welchen sie heftig und in Krämpfen litt, lag mein Gehörsinn angestrengt wach, das sie vor mir verbergen mußte. Ich fühlte es, wie wir einander langsam ferner und ferner rückten, und unter ihren nachdenklichen Blicken war es mir, als schaue sie von einem fremden Ufer über weite neblige Wasser forschend zu mir herüber, und wisse nun viel mehr als ich.

*

Gestern Abend ist der Tod in das Krankenzimmer gekommen und hat die dumpfe, eingepferchte Luft der Krankenstube mit seinen ersten Schauern erschüttert. Und alles, die ihren Hauch einigen, ward der Athem beklemmt: diese geängstigte Luft wühlte, wie mit bebenden, kalten Fingerspitzen in den Haaren, daß sie sich sträubten. Tiefes Dunkel lag in den Ecken, tiefer als sonst — lag auf dem Boden und zog die Wände hinan.

Aber dort, hinter dem Bette, im schwarzen Schatten der Recken, dort, so dort . . . von dort her kam das Grauen und stieg zur Ecke empor, und zog hinburch, und schlich hinab durch den Fußboden, in das ganze Haus. Die Töne des Claviers drohen verstummten plötzlich, unter erstarb das Geräusch lachender Stimmen. Selbst auf der Straße verhallten die Schritte der Leute. Nur ein Hund saß vor dem Thore, als hätte ihn Einer, der hereingekommen war, draußen warten lassen. Und als es tief in der Nacht war, drang sein ungeduldig klagendes Heulen zu uns herauf, Stunde um Stunde.

*

Schreckensblech brach das erste Licht des Tages herein, und rang mit dem schweren Dunkel an den Wänden, als wollte es zum Ausbruch drängen. Die Flamme der Lampe zuckte roth im Morgendämmer und qualmte. Scharf und schottenlos trat das Gemach mit allen Möbeln und Bildern im kalten Frühlicht hervor. Aber dort in den weißen Kissen lag ihr gelbblasses, spitzes Gesicht, mit tiefen Schatten um Augen und Mund, und in diesen bläulichen Schatten saß jetzt das Grauen, drückte ihre den Mund zu, schnürte ihre Kehle — ich höre ihr kämpfendes Athmen und fühle, daß ihr lange, schmerzvolle Secunden noch Glück war, gegen das, was jetzt mit ihr geschieht. Und nun . . . ich springe auf . . . . . will mich zu ihr neigen . . . .

Aber diese Augen!

Sie sieht mich an — und in ihren Blicken lebt eine Angst, ein anklagendes Entsetzen schreit zu mir aus diesen Augen, daß ich zu zittern beginne.

Und ich weiß jetzt, daß das die Angst ist, die in der Seele eines Jeden sein Leben lang schimmert, und nur manchmal, wenn sie sich leise regt, ihre ahnungsvollen Schauer aussendet. Aber erst in der Todesstunde wacht diese Angst auf und kommt herauf und steht aus den brechenden Augen.

*

Sie starb erst, als die Sonne schon voll in das Zimmer schien. Und dieser Tod, im hellen Licht des Tages, im lauten, glatten Schein der Vormittagssonne hat etwas Höhnisches. Grauenhafter ist es, als das Sterben in der Nacht, bei verhängten Fenstern.

Jetzt ist die Thüre zu ihrem Zimmer verschlossen, die Leute gehen auf den Zehen hin und her. Sie reden leise, und wenn sie an der Thüre vorbei kommen, blicken sie mit Scheu darauf. Ich selbst schaue nur verstohlen nach der Thüre. Ich weiß: dort drinnen liegt meine Frau. Ich denke: ich habe sie geliebt, und nun liegt sie da drinnen und wird nie wieder erwachen. Und es steht mich zu ihr hinein, ich möchte zu ihr, ihre Hände küssen, ein letztesmal. Aber wenn ich diese Thüre aufrege, ist mir's, als ob sie eine Geister verschlossen hatte, und ich fürchte mich, sie könnte aufspringen, und hinterdrein, und dann käme Jemand heraus, den man nicht sehen kann . . . ich sehne mir über die Stirne, und wende mich ab von der Thüre.

Ich suche einen Gedanken zu fassen, mich zu beschäftigen; ich beobachte die Leute, die gekommen sind, ich weiß nicht woher, die ich nicht kenne, und den denen ich nicht weiß, wer sie gerufen hat. Sie gehen hin und wieder, hantieren mit Gerätsch an Vorzimmer, und ich habe etwas Fremdes an der Wohnung. Das muß anderswo, muß bei Fremden machen. Ich muß sie weder die Thüre anblicken, muß . . .

Es ist eine Todte im Hause.

Noch habe ich nicht geweint. Ich weiß nicht, ob das nur mich betrifft, oder ist denke, dass alle Leute weinen, wenn ihnen jemand gestorben ist. Ich sage mir, dass ich mein Liebstes verloren habe, mein Das kann nicht wahr sein. Ich sage das vor mich hin, aber ich kann es nicht recht begreifen. Ich finde es meinem Wesen entsprechend, aber ich kann nichts empfinden. Nur eine große Leere [illegible] als ob sich den leeren Strand in allen in mir erschlossen wäre, und nu. Dies Leere in es. Die mir sich thun.

[illegible]

Digitized by Google

drinnen auf ihrem Bette gestorben, der Tod hat auch ihr Bild in mir zerstört, gewaltsam.

Viele Jahre hat sie da bei mir gelebt, an meiner Seite, Tag um Tag. Ich denke an alle zurück und von den vielen Tagen aus dieser langen Lebenszeit, von den vielen tausend Worten, die sie zu mir gesprochen, und ich zu ihr, blieb mir so wenig im Gedächtniss?

Was sie damals gethan, wo wir hier und da miteinander gewesen, was sie bei diesem oder jenem kleinen Anlasse zu mir gesagt, — Nichtigkeiten, aus allem Zusammenhang gerissen, die sich jetzt auf unerklärbare Weise in der Erinnerung vordrängen. Alles übrige — ausgelöscht, verwischt und verschwommen. Und wenn ich es zusammenzähle, kaum zwanzig Tage, kaum hundert Worte. Da habe ich sie jahrelang um mich gehabt, da war sie neben mir, mit mir, bei mir — und ich habe ihre Worte, ihre Blicke, ihre Küsse, die ganze Fülle ihres Wesens nicht besser verwahrt. So habe ich alles vergeudet, was ihr Dasein ausmachte. Da giengen die Monate, die Jahre achtlos vorüber, ich liess sie dahingleiten, weil die nächste Stunde mir das wieder brachte, was die letzte mir sich weggenommen. Nun aber wird keine Stunde mehr kommen, die mir ein Wort, einen Blick von ihr da drinnen bringt, und ich sammle mühsam die ärmlichen Spuren ihres Lebens, die mir übrig geblieben.

Ich suche mein eigenes Leben mir zurückzurufen. Ich suche und suche und zähle mir die Jahre her, seit ich auf der Welt bin, ich rechne mir die Tage nach, und habe doch an jedem etwas gewollt, bin herumgegangen wie heute und gestern, habe gedacht, gefühlt, war lustig und traurig. Da entlinne ich mich dunkel und mühsam mancher Dinge aus den letzten Wochen, manches steht hell und klar vor mir aus der Kinderzeit, aber dazwischen Jahre, einfach weg — spurlos, als hätte ich sie nie gelebt. Und da ich es überblicken will, sehe ich, wie mein langes Leben einschrumpft zu wenigen Tagen und Stunden, und da ahne ich ein Etwas von dem grossen Geheimnis: ich erschrecke, wie unsere Erinnerungen in uns selbst schon vermodern, wie wir dem Dunkeln zuschreiten unser eigenes Dasein vergessen, und wie wir in dem, was gewesen, schon zu sterben beginnen.

o

Ich kann sie nicht allein lassen da drinnen — ich muss zu ihr hineingehen.

Von ihrem Sterbebette hin ich weg, als sie den letzten Athemzug gethan, und bin hier herausgetreten. Aber jetzt sind Stunden vergangen, ich sitze hier und habe sie nicht mehr gesehen.

Das macht diese Thüre zu ihrem Zimmer, diese verschlossene, räthselhafte Thüre, die mich ängstigt und zurückhält. Wenn ich hingehen will, blickt mir dieses Schloss entgegen und droht. Ich zittere davor, diese Schnalle zu drücken. Da drinnen ist der Tod, ruft es in mir. Nein! antworte ich, meine Frau liegt da drinnen. Freilich ist sie jetzt gestorben, aber es ist meine Frau, die ich so sehr geliebt habe, und ich will sie sehen . . . Doch ich fasse die Arme sinken, und trete von dieser Thüre zurück.

o

Jetzt bin ich doch bei ihr gewesen.

Da waren die Vorhänge dicht herabgelassen, die Bilder und der Spiegel verhängt, die Stühle zur Wand gerückt. Vom Bette war das Tischchen entfernt, mit den Medicinflaschen und den kleinen Dingen, die sie immer zur Hand haben musste.

Alle Kissen hat man aus dem Bette entfernt, alle Decken: nur eine lange, schmale Erhöhung sieht man darauf — von weissem Linnen bedeckt.

Ich bin stehen geblieben. Ich habe nicht näher gehen können, und nicht weinen.

Aus leeren Augen habe ich unausgesetzt auf das Bett gesehaut, was dort unter der bleichen Hülle lag und sich nicht regte, nicht regte

Sie haben ihr die kleinen, weichen Kissen mit den Spitzen weggenommen, und die Decke aus fröhlichblauem Atlas, und haben ein Leben über sie hingebreitet, auch über das Gesicht, als ob sie von den lebendigen Dingen nichts mehr sehen sollte, wie wenn niemand dieses Antlitz mehr schauen dürfe.

Dieses Tuch über ihrem Gesicht!

Es ist mir, als hätten sie ihr damit weh gethan, sie gedemüthigt, als müsse ihr dieses Linnen unerträglich sein

Man breitet einem Menschen doch kein Tuch über das Gesicht, man verdeckt ihn doch nicht gleich einem — oh, wie brutal das ist!

Ich gehe mit langsamen Schritten hin. Es zwingt mich, dieses Linnen wegzuziehen — ich muss das thun.

Meine Finger tasten und zittern am Bettrand. — Noch habe ich es nicht gewagt. Da streife ich das Tuch, und ihre Hand liegt frei. Eine wachsgelbe, lange, schmale Hand. Bebend greife ich nach ihr, aber sie ist feucht und kalt und ich erschrecke fürchterlich vor dieser Kälte.

Ich habe es gewusst, dass wir im Tode erkalten: man hat es mir als Kind von meinen Grosseltern erzählt, wie sie, sterbend, langsam kalt geworden sind. Viele Jahre habe ich gelebt und habe es alle Tage gehört, dass die Gestorbenen sich so anfühlen, aber nun erst, nun erst, da ich diese kalte, starre Hand in der meinigen halte, ist es mir, als träfe eine dunkle Vorbersagung aus fernen Tagen plötzlich ein, die man halb schon vergessen und niemals recht geglaubt hat.

Und nun erst fällt es mir ein, dass die Todten nicht hören, nicht sehen, nicht fühlen.

Ich könnte hier singen und lachen, weinen und lärmen, und sie regte sich nicht, — ich könnte ihr Zärtlichkeiten ins Ohr flüstern, ihr Schmähungen zuschreien — sie würde sich nimmer bewegen. Wie lang habe ich das alles gewusst, was ja ein jeder weiss, und wie wunderbar, wie unbegreiflich ist es mir nun, dass sie nichts mehr von mir wissen sollte, dass jetzt alles für sie vorbei sein könne, was vor wenig Stunden noch in ihr gelebt hat.

Und jetzt hebe ich das Linnen von ihrem Haupte . . . . . .

Ein schmales Tuch ist ihr um Kinn und Wangen gebunden. Sie haben ihr die Augen zugedrückt und auf jedes Lid einen Kreuzer gelegt: einer ist herabgeglitten und liegt auf den Wimpern.

Die Nase ist groß und spitz aus ihrem Gesichte hervorgetreten, das nun entsetzlich mager erscheint. Grünlichgelb und glanzlos ist ihre Haut und um ihre schlaffen Mundwinkel liegen bläuliche Schatten. Und die dunkeln Augenwimpern auf ihren Lidern stieren aus den Augenhöhlen wie gräuliche verzerrte Blicke . . . ich lasse das Tuch fallen und suche die Thüre.

An der Schwelle aber muss ich zurückschauen.

Jetzt starrt dieser Blick dort zur Decke empor — ich kann nicht aus dem Zimmer — mir ist es, als müsse ich schwere Verantwortung tragen für die Vernichtung, die von diesem Blick ausgeht, weil ich die Hülle entfernt habe, die ihn bedeckt und gefangen hielt.

Und ich schleiche leise herzu, zitternd, und breite das Linnen wieder über dies Gesicht — ganz so, wie es früher gewesen.

(Schluss folgt.

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Tafelwasser Heilwasser

Kronforfer

bester natürlicher

alcal. SAUERBRUNN

Filiale: Wien, IX. Kolingasse 4.

Actionäre

der

Brüxer Kohlenbergbau-Gesellschaft!

P. T.

Der Verwaltungsrath schätzt die Dividende für das abgelaufene Jahr auf 14 bis 15 fl. per Actie, obschon noch von uns aufgestellten genauen Berechnungen 35 fl. per Actie werden werden sind. Jene Actionäre, welche dagegen zu Gunsten der Ausschüttung einer höheren Dividende Stellung nehmen wollen, mögen sich unter Angabe ihres Besitzes an Brüxer Actien mit dem Herrn Dr. Wilhelm Schneeberger, Hof- und Gerichtsadvocaten, Wien, I. Tuchlauben 7, ins Einvernehmen setzen.

Das Actionscomité.

Foulard-Seide 65kr.

bis fl. 3.35 per Meter in den neuesten Dessins und Farben

sowie schwarze, weiße und farbige Henneberg-Seide von 45 kr. bis fl. 14.65 per Meter — glatt gestreift, carriert, gemustert, Damaste 2c. (ca. 250 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins 2c.).

Zu Roben und Blousen

ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus!

Muster umgehend.

Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Digitized by Google

Die Zeit.

XVIII. Band. Wien, den 11. März 1899. Nummer 232.

Gefährliches Spiel.

In dem nun schon zwei Jahre währenden österreichisch-ungarischen Reichsraths-Trubel hat die allgemeine Begriffsverwirrung mit der neuesten Schöpfung, der „Szell'schen Formel", nachgerade einen Punkt erreicht, von dem aus eine ruhige Orientierung nicht mehr möglich ist, wenn man sich nicht die Mühe nimmt, bis an die Quellen der Wirrnisse, die Grundlagen des Dualismus zurückzugehen.

Der Angelpunkt des Deák'schen Dualismus ist bekanntlich der § 25 des ungarischen Ausgleichsgesetzes. Nach diesem bildet die streng constitutionelle Regierung beider Reichshälften, auch Oesterreichs, die grundlegende Voraussetzung der dem Dualismus wesentlichen, zeitlich unbegrenzt gemeinsamen oder pragmatischen Angelegenheiten, das ist der gemeinsamen äußeren Politik und Armee. Die Consequenz eines absolutistischen Regimes in Oesterreich (oder Ungarn) ist nach dem Deák'schen Ausgleichsgesetz die Aufhebung der gemeinsamen Angelegenheiten beider Reichshälften, also die Personalunion, die ebenso mit wie ohne Zoll- und Handelsbündnis beider Staaten denkbar ist. Für das zeitlich auf zehn Jahre begrenzte, dem dualistischen Systeme Deáks nicht wesentliche Zollbündnis stellt der § 61 des Ausgleichsgesetzes die Selbstverständlichkeit fest, dass es nur geschlossen werden kann, wenn sich die — vorausgesetztermaßen intact functionierenden — beiden Legislativen darüber geeinigt haben, und der § 68 fügt, der noch größeren Deutlichkeit halber, die weitere Selbstverständlichkeit hinzu, dass, wenn eine solche Einigung nicht erfolgt, Ungarn die Freiheit wieder gewinnt, seine Zoll- und Handelsverhältnisse selbständig zu regeln. Die §§ 25 und 68 betreffen also zwei ganz verschiedene Fälle: der § 25 den äußersten Fall, dass eine der beiden Legislativen überhaupt nicht functioniert, die Consequenz davon ist staatsrechtlich bedeutsam: die Personalunion; der § 68 behandelt den minderen Fall, dass die beiden Legislativen wohl functionieren, sich aber gerade über das Zoll- und Handelsbündnis nicht einigen können, die staatsrechtlich unbedeutende Consequenz davon ist einfach: kein Zollbündnis, das ist beiderseitige Selbständigkeit in Zoll- und Handelssachen.

Welcher der beiden Fälle liegt nun gegenwärtig vor? Nicht der Fall des § 68, denn eine Nichteinigung der beiden Legislativen über das Zollbündnis kann schon aus dem Grunde nicht constatiert werden, weil die eine der beiden, die österreichische, mittels fortgesetzter Vertagung von der Regierung gehindert wird, überhaupt einen Beschluss darüber zu fassen. Es liegt vielmehr, wie ja jeder mann weiß, der erste, der äußerste Fall vor, der Fall des § 25, der Absolutismus in Oesterreich. Die gesetzmäßige Consequenz daraus hat in Ungarn nur die Koloman Partei gezogen, die, principiell die schärfste Gegnerin des Deáktismus, insofern, wie durch Ironie, die einzige Hüterin des Deák'schen Grundgedankens geworden ist. Alle die anderen, die sogenannten 1867er Parteien und Staatsmänner Ungarns haben diese Consequenz ableugnungen, haben das Deák'sche System in der Art verfälscht, dass sie die bedeutsame Prämisse des § 25 mit der staatsrechtlich unbedeutenden Consequenz des § 68 vertuppelt haben. Für sie folgt aus dem österreichischen Absolutismus nicht die Personalunion, sondern die selbständige Zoll- und Handelsgesetzgebung, die ihnigens auch nur Schein und Schwindel ist. In dieser Fälschung sind sie alle einig, alle die gestürzten 1867er; die gewesene Nationalpartei ebenso wie die liberale Regierungspartei, deren jüngere Strebenten nicht minder wie ihre Lehrmeister und ihre Mauschkas, und schließlich der „ehrende Träger der Deák'schen Tradition", Herr v. Szell, ganz gleich wie Baron Bánffy, der Schöpfer des neuverfassten Deáktismus, dessen wahrer Träger jetzt Herr v. Szell ist.

Das Ziel dieses verfälschten Deáktismus wird sofort klar, wenn man sich nur erst den Sinn des edlen verneigenwartigt hat. Der § 25 ist eine Drohung nach oben, um dort absolutistische Exercitien in einem der beiden Staaten zu verhindern. Der § 68 dagegen ist bis auf Weiteres bedeutungslose Drohung an die entsprechthanische Anschar Legislative, damit diese der Entwerfung des Zollbündnisses keine allzugroßen Schwierigkeiten bereite. Die 1867er Ungarn von heute streben aber weder die Personalunion, noch heute wenigstens die wirtschaftliche Selbständigkeit an, auch nach Freiheit und Verfassungsmäßigkeit riefen sie Zum nicht mehr, sondern einzig und allein nach den klingenden Vortheilen des ihnen mit Recht so sehr ans Herz gewachsenen Badeni-Bilinski'schen Ausgleichs, und sie wollen ihn nicht mit dem Disagio des § 25, sondern im vollen Werte eines auf längere Frist unabänderlichen parlamentarischen Gesetzes. Deswegen drohen sie nicht mehr, wie zuständigen § 25 nach oben, sondern, unter Verantwortung des § 68, gar nicht actuell gewordenen § 68, nach Cis herüber, auf dass diesseitigen Parlamentsparteien ersiens die Obstruction und zweitens jederlei Opposition gegen das Badeni-Bilinski'sche Machwerk aufgeben.

Diese Drohung haben die Ungarn zum erstenmal „inartikuliert" in dem § 1 des Gesetzartikels I, des Ausgleichsprovisoriums, von 1898. Dort war es schwarz auf weiß zu lesen, und in den es authentisch interpretierenden Reden Appponyis und Bánffys war es noch deutlicher zu hören, dass die Ungarn den Oesterreichern zur parlamentarischen Finalisierung des Badeni'schen Ausgleichs nur noch die Galgenfrist bis Ende 1898 gewähren, nach deren fruchtlosem Ablauf sie mit der Promulgierung eines eigenen Zolltarifs und der Errichtung einer eigenen Zettelbank vorgehen würden. Was ist nicht daraufhin im ersten Halbjahr 1898 von jenseits nach diesseits der Leitha herüber renommiert worden! Sogar den wohlfeilen Jux hat sich damals der Baron Bánffy erlaubt, uns durch die Anlegung einiger Zollbrachen an unserer inneren Grenze Schrecken einzujagen. Aber diesseits sind nur einige historische Artikler darüber in Ohnmacht gefallen, und selbst dieser schwache Effect war zum Theil nur im Auftrag der hierseitigen Regierung officiös simuliert. Die Obstruction wegen der Sprachenverordnungen und die Opposition gegen den Badeni'schen Ausgleich sind gleichermaßen unbeirrt geblieben. Dem Baron Bánffy ist sogar das Malheur passiert, dass man die Zollrennungsdrohung seines 1898er Ausgleichsprovisoriums gerade nur in Ungarn ernst genommen hat. Er war schließlich genöthigt, mitten im Hochsommer eine Zollenquête in Budapest zu veranstalten, nur um der Großmannssucht seiner Landsleute den Glauben an seine Zollrennungsdrohungen auszutreiben, und von der Opposition hat er sich zugunterletzt wegen dieses missfungenen Spaßes auch noch Wortbruch vorwerfen lassen müssen, der betrogene Betrüger!

Denselben Scherz wie Baron Bánffy in seinem 1898er Provisoriumsgesetz, versucht jetzt Herr v. Szell mit seiner berühmten „Formel" in verbesserter Auflage zu wiederholen. Damit die Szell'sche Revolte einen tieferen Eindruck mache — in Cisterreich natürlich als die Bánffy'sche Ernstaufführung, hat Herr v. Szell für seine Selbständigkeits Drohung eine durch ihre Länge glaubhafter, durch ihr Zusammenfallen mit dem Ablauf der internationalen Handelsverträge schreckhafter wirkende Galgenfrist gewählt, das Jahr 1903, eventuell allerallerletztens 1901, und sie durch die — unter allen Umständen cisterreichischerseits unzulässige — gleichzeitige Erstreckung des neuen Bankprivilegiums bis 1910 noch ganz bedenklich ausgedehnt. In der That ist darüber auch bereits einigen leitenden Persönlichkeiten der diesseitigen Coalition die Tinte zu Kopf gestiegen. Wenn man aber die so viel besonnenere Szell'sche Formel mit mehr Temperament als mit Verstand prüft, wird man finden, dass sie in der Hauptsache nichts weiter ist, als die im 1898er Provisoriumsgesetz erreichte Bánffy'sche Formel, nur mit dem Termin von 1903 statt Ende 1898.

Solange die Ungarn ein Zollbündnis mit Oesterreich mehr Vortheil hinein als die Zollautonomie und von Badeni'schen Ausgleich ist das höchstens nicht zu fürchten — solange sind ihre Drohungen mit dem Zollbündnis Zollgebiete bloß gedacht. Sie werden, einzig zu dem Zweck, um die parlamentarische Sicherstellung des Badeni'schen Ausgleichs zu erpressen. Dieses Zweckes mit dem Ende in ohne Zweifel gekommen, aber die geeignete Gelegenheit liegt in Ungarn, wo es immer schwierig werden wird, den derzeitigen Grenzgebühren in der das Zollbündnis Zollgebiet wieder anzuerkennen, wenn man es einmal wieder zahreiang verlassen hat. Das Heil von Szell aus den schlimmen Verlegenheiten seines Vorgängers scheitend, diese Gefahr nicht übersehen haben sein parlamentarische Programm ich aus der man vorläufig alles andere, aber absolut kaum, als Zoll- und Zollrennung vor der ungarischen Zollautonomie als actuelles Ereignis. Wenn die Ungarn sich einmal frei und ungebunden halten werden, um gegen Cisterreich ihre Zollmauern zu erheben, werden alle Galgenfrist Himmels nie davon nicht abhalten. Zusammenfassend ist es für uns das

Digitized by Google

Wichtigste, daß wir über den sorgwürdigen Manövern der ungarischen Nachbaren den Kopf nicht verlieren. Wenn wir bei der Bänffy'schen Renichöpfung das Gruseln zu unserem Nutzen verlernt haben, brauchen wir es uns bei der Szell'schen Nachschöpfung nicht gleich wieder anzugewöhnen. K.

Die siegreiche ungarische Opposition.

Zehn Minuten-Stahlstiche.

Als Baron Bánffy nach seinen scandalösen Reichstagswahlen mit einer Regierungspartei ins Abgeordnetenhaus einzog, die über dreihundert Stimmen verfügte, da dvrite man diese Majorität „einen Koloß mit thönernem Kopfe" nennen. Jetzt aber, wo hinter Koloman Szell eine Partei steht, die nahezu vierhundert Voten zur Verfügung hat, wird niemand behaupten können, daß dieser Mehrheit ein „Kopf" fehlt, denn die besten Köpfe des ungarischen Parlaments sind in der Majorität zu finden, so viele Köpfe sogar, daß es des Guten beinahe zu viel ist. Durch die sogenannte Fusion gewann die Regierungspartei nunmehr auch die Mitglieder der Nationalpartei, welche man früher schon die Generale ohne Armee nannte und die jetzt von den Marschallstäben und Menagekühnen, welche sie bisher als Muster ohne Wert im Tornister trugen, Gebrauch machen dürften. Denn darüber kann kein Zweifel bestehen, daß die ungarische Obstruction gesiegt hat und daß die Nationalpartei, welche den vehementen parlamentarischen Krieg gegen Bánffy mit erstaunlicher Energie und Zähigkeit und mit einem geradezu bewundernswürdigen Aufwand von Geist und Geschicklichkeit leitete und sehr oft ganz allein führte, eine wesentliche Anerkennungsbezeigung verdient. Es wird nicht nach jedermanns Geschmack sein, daß dieser Lohn vorerst in der Fußbank selbst besteht und die Nationalpartei, welche gegen die unreinen Wahlen und die unreine Politik der Majorität kämpfte, sich über Nacht in dieser Majorität auflöst, wie ein Stück Zucker in einem Glase Kunstwein. Die Nationalpartei setzt sich aber über alle Scrupel, welche man vielleicht haben darf, einfach hinweg, indem sie sagt: Wir haben die Fesiung der Majorität bezwungen; die Majorität bisher die weiße Fahne, und wir ziehen in die Festung ein, unbekümmert um die Gesinnungen, welche die Besiegten hegen. Und noch andere minder leidenswürdige Commentare kann man hören: Wenn ein Ehrenmann . . . und das ist die Nationalpartei in politischer Hinsicht . . . eine Frau mit bewegter Vergangenheit . . . und das ist die Majorität in jeder Hinsicht . . . heiratet, so ist das, wie schon Dumas sil. bewies, eine schöne That, sagt der eine, und der andere, welcher praktischer denkt, sagt hinzu: Es ist gewiß recht edel, das Leben der Thiere zu schützen, aber eine Köchin muß schließlich den Hühnern den Garaus machen, wenn sie Gesellgut auf den Tisch stellen will . . .

Seit einem Vierteljahrhundert standen die hervorragendsten Mitglieder der Nationalpartei in den Reihen der Opposition. Wer kann es ihnen nun verübeln, daß sie an der Tafel der Macht mitsitzen wollen, ja, wer wiede sich darüber auch nur wundern, wenn sie, die seit fünfundzwanzig Jahren nichts gegessen haben, jetzt einen recht prächtigen Appetit beisitzen? Das moralische Recht, an der Tafelchöre der Regierungspartei zu sitzen, kann ihnen niemand bestreiten. Denn während Koloman Tisza seine Fahne mit der Deák-Partei nur durch die größten principiellen Opfer zuſtande bringen konnte er selbst erklärte, daß er sein „politisches Programm vorläufig an den Nagel hänge", und sein treuester Schildknappe, Gsernátony, nannte die Principien der Tisza'schen Opposition zum Schluß „leere Gaukelbilder" erreichte Albert Apponyi die Fusion, ohne daß er auch nur einen Punkt seines politischen Programmes aufgeben mußte. Im Gegenteil, die Majorität hatte das Programm der Nationalpartei zum Teil bereits erzwungen, den noch nicht verwirklichten Rest nahm oder das Ministerium Szell in sein Programm auf. Viele Mitglieder der Regierungspartei — zumal die letzenannte Tisza-Clique, die sogar mit einer Secession drohte — hatten noch vor wenigen Tagen in der leidenschaftlichsten Weise gegen das Programm der Nationalpartei, welches auch in den bekannten Friedensmodalitäten der parlamentarischen Parteien zum Ausdruck kam, Stellung genommen, und mit einer wahren Beiselerwuth wurde besonders gegen die Einheit gewettert. Und jetzt, da das Programm der Nationalpartei zum Programm der Regierungspartei geworden, die Nationalpartei aber das Programm der Regierungspartei akceptierte, grasen Wolf und Schaf friedlich nebeneinander, doch ein die Zukunft wird beweisen, wer bei dieser Fusion der Wolf und wer das Schaf gewesen.

Vorläufig hält jedermann in Ungarn das kleine Zahnweh der Nationalpartei für den eigentlichen Sieger im parlamentarischen Kriege. Daß die Obstruction und die Vorgänge in Ungarn allen Namen der Obstruction, allen opportunistischen Parteien zu, welche sie anwandten, ihre Zweckmäßigkeit nicht zu Beginn gezeigt, mit der einen Ausnahme, daß sie nicht eben allzu oft Blut zu Tinte brauchten. Die Parteien der im Kampfe gestalten, sich und ihr besten Kräften zum Siege gelangt zu kann man in Budapest auf beiden Stahlstichen sehen und nennt man vorläufig werden will, die Parteien drücken sich mit den Fäuſten, mit Stuhlbeinen und andern verwandten Gegenständen, so gestaltet dies in dem Bewußtsein, daß die folgenden kleinen Stiche kein ganz genaues Bild geben. Aber wer weiß, ob nicht die Zeit kommen wird, in der man die naturgetreuen und lebensvollen Porträts dieser Helden der Obstruction nicht mehr auf Stahlstichen finden wird, sondern auf weichen, glänzenden Delbildern, vielleicht sogar auf Aquarellen mit den wässerigsten Wasserfarben? Heute freilich ist es für die Freunde des Parlamentarismus fast eine Freude, der meisten Führer der siegreichen ungarischen Opposition zu gedenken, die in einer Periode des parlamentarischen Niedergangs Geist, Mut und Kraft zeigten. An der Spitze der oppositionellen Scharen standen die folgenden Politiker:

Graf Albert Apponyi: zweifellos der größte — in jedem Sinne des Wortes der größte — ungarische Parlamentarier. Wenn sich der Führer der Nationalpartei erhob, „hoch über Menschliches" emporragend, den mächtigen Kopf mit den braunen, fast frauenhaften Augen, den leicht beweglichen Nasenflügeln an der Adlernase und dem von Silberfäden durchzogenen Haupt- und Barthaare, diesen charakteristischen Cheminstopf auf dem hohen schlanken Körper leicht wiegend, da konnte ihm das ganze Abgeordnetenhaus fast andächtig. Sein Organ klang wie eine Viola d'amore, und mit einer Meisterschaft, wie kein anderer innerhalb und vielleicht sogar außerhalb Ungarns, verstand er die bewundernswürdigste Eloquenz zu gebrauchen. Dabei that er immer für Recht und Gesetz ein, und der Macht seiner Beredsamkeit vermochten sich weder Freund noch Feind zu entziehen. „Mit der Bildung seines Zahlenadels bewaffnet", um ein schlagendes Wort Vasfalvis zu gebrauchen, ein Talent mit allen Charakteren, war er in der politischen Arena, kämpfte fast fünfundzwanzig Jahre, stürzte Regierung auf Regierung und ist bis zur Stunde noch nicht einmal Minister! Die kleinsten Leute erhielten Portefeuilles, ja es genügte, daß seine Anhänger ihn verstehen, damit sie Minister, Staatssecretäre, Obergespane wurden und Oden in Hülle und Fülle erhielten — Tessier Szilagyi, Paul Szeckeni, Béla Lukacs, Angyi Pulszky, Franz Fenyessy u. v. a. sind der Beweis dafür, aber er selbst trat nun in Aber von der Aristokratie aus Wirksamkeit, in die Regierungssphäre. Hätte er darüber in den langen Jahren seiner politischen Thätigkeit stets angehört, was wäre er wohl geworden? Sicher Minister, Geheimrath, Ministerpräsident und Großkreuz aller möglichen Orden, denn man darf nicht vergessen, daß Apponyi der Sohn des jüngst verstorbenen conservativen Hofkanzlers Georg Apponyi ist, daß er in Kaiserhof nahverwandte, alle europäischen Sprachen spricht, ein Künstler auf dem Clavier — dazu noch Bogenrenner ist, die elegantete Erscheinung und die vornehmsten Manieren besitzt, in der höchsten Aristokratie zum Hausfreunde gehört, kurz, man kann sagen, daß selten ein Politiker mit größeren Chancen die politische Laufbahn betrat. Trotzdem ist Albert Apponyi nur Albert Apponyi geblieben, aber das in viel, sehr viel, vielleicht mehr als ein oder zwei Minister oder zehn und zwanzig Oden. Er hat niemals ein Decipechen als Politiker gegeben, das er vergessen, er hat niemals einen Programmpunkt aufgestellt, den er verleugnet hätte. Einem Freunde sagte er, als die Regierung einige minder wichtige Punkte aus seinem Programm vermittelte, um ihn zu entwaffnen: „Wie thöricht ist doch das Beginnen mehrer Gegner. Sie stellen doch an die unbilligsten Bücher denken, deren letztes ebenso theuer war, als alle zusammengenommen." In der That, die Regierenden haben schließlich auch das letzte Buch mit in den Kauf nehmen müssen, wobei allerdings nicht Apponyi den Kaufpreis echielt, sondern Ungarn. Ist doch die Selbstlosigkeit dieses Politikers sein schönster Zug: dieser Zug erklärt aber auch seine geringen „praktischen" Erfolge auf dem Gebiete der Politik. Seine Partei, seinen zarten Ehrgeiz und seinen unbeugsamen Willen verbrechten die ungewöhnlich scharfen Mittel, welche die Obstruction im jüngsten parlamentarischen Kampfe anwendete, und es darf vielleicht heute verrathen werden, daß seine Partei ihm anfangs förmlich zwang, die Thürwichen mit seinen populären Namen zu decken. Freydem machte sich sein mächtiger Einfluß auf alle oppositionellen Parteien bei den Compromißverhandlungen wieder geltend, und seine ein wenig fanatische Ehrlichkeit: „Es ist so heiter so", welche er während der trüben Phasen des Thürwechselstreites oft so lebhaft, erwies endlich ihren wahren Wert, als die Opposition dem neuen Ministerpräsidenten Szell in den Sattel half. Das Apponyi niemals Minister werden wird, ist zweifellos. Er hätte es unter Szapáry und nach dem Sturze Weckerles werden können, ja selbst Bánffy suchte wiederholt eine Fusion mit dem vollethümlichen Führer der Opposition herbeizuführen, doch Apponyi wollte seinen Punkt und sein Pünktchen seines Programmes verwirklichen, und daran scheiterten bisher alle Combinationen. Jetzt endlich gibt es keine politischen Differenzen mehr zwischen der Regierung und Apponyi und so darf er Szell dürfte er in Ministerium Szell einen Platz erhalten. Daß er nicht lange Minister bleiben wird, ist seinen Freunden schon jetzt klar, denn man weiß, daß es weder Commandeur, noch Großkreuz machen und daß er ein Parlamentär, die er in allen Fächern der Beredtsamkeit heimst, niemals sindet. In dem Apponyi in politischen und Cavalier und den seiner wenigen

Digitized by Google

Stellung und seinem politischen Gewissen entziehen sollte, wird man diesen eigenartigen Staatsmann mit den Augen einer Frau und dem Spürsinn eines Kindes wieder in der Opposition sehen — oder im Privatleben.

Ferdinand Horánszky, sein treuer Freund und Waffenbruder, wird ihm aber kaum folgen. Horánszky hat wohl vor zwanzig Jahren die Regierungspartei verlassen, um seither eine oppositionelle Stellung einzunehmen, aber jetzt, wo er als Sieger wieder zurückkehrte, dürfte er zweifellos eine erste Rolle in der Majorität spielen, denn er ist weder so weich, noch so conciliant wie Apponyi, sondern aus hartem Holz und stets bereit, die Ellenbogen zu gebrauchen. Dieser mehr als siebzigjährige Mann war der eigentliche Generalstabschef im letzten Obstruktionskampfe und in seinem Duell mit dem Ministerpräsidenten Bánffy bewies er, daß man auch mit grauen Haaren ein Held sein kann. Horánszky spricht sehr gut, beherrscht alle politischen Fragen und gilt als Autorität auf finanziellem Gebiet. Seine Studien über die Quotenfrage beschäftigten in den letzten Jahren die öffentliche Meinung in beiden Staaten der Monarchie und wurden in Ungarn zu sehr gelobt, in Oesterreich zu sehr getadelt. Der kleine Mann besitzt einen eisernen Willen und eine eiserne Faust. Man gebe ihm noch einen eisernen Besen, damit er Ungarn von dem Schutt und Schmutz der Corruption einer überwundenen Aera säubere.

Emerich Hódossy ist ebenfalls ein treuer Freund Apponyis und wie dieser und Horánszky gehörte er der alten Deák-Partei an, deren Traditionen in ihm leben. Er spricht selten im Parlamente, aber so oft er spricht, trifft er ins Schwarze. Ein Jurist ersten Ranges, ein Liberaler vom reinsten Wasser — der erste Entwurf des Gesetzes über die Civilehe stieß aus seiner Feder — dabei ein vornehmer und ritterlicher Charakter, gehört er zu den Zierden des ungarischen Abgeordnetenhauses, das wenig klügere und wenig interessantere Köpfe besitzt, als Hódossy.

Oscar Ivánka, der Perey-Heißsporn der Nationalpartei, mit den großen starren Augen und der nervösen Beweglichkeit eines Sportsmannes, hat ein Hauptverdienst an dem Erfolg der Obstruction. Er war stets bereit, auf die Mensur zu treten, und seine Worte waren vielleicht noch gefährlicher als seine Waffen, obwohl er einer der besten Fechter und Schützen Ungarns ist. Er hat sämmtliche Jubiläen seines fünfundzwanzigjährigen Duells gefeiert, und da er stets tapfer und fast immer „glücklich“ war, wagten sich die Fechtbrüder, mit welchen sich Baron Bánffy umgab und die jeden Gegner des gewesenen Ministerpräsidenten vor die Klinge fordern wollten, nicht an ihn heran. Nur er konnte eine traurige Wahrheit im ungarischen Abgeordnetenhause aussprechen, welche kennzeichnend für das Bánffy-Regime ist, eine Wahrheit, welche er in die klirrenden Worte kleidete: „Es gibt leider in diesem Parlamente Leute, die ihr Wort, ihre Feder und ihren Degen verkaufen.“

Johann Molnár, der Präsident der Volkspartei, ist Advokat und auch sonst ein recht buttervoller, frommer Herr. Er spricht salbungsvoll, spielt dabei mit dem großen Kreuze an seiner Brust und scheint eine ganz hübsche Meinung von sich zu haben. Ein gefälliger Mann, der sich im Obstructionskampf schonen ließ, obwohl er zu glauben schien, daß er schob. Citiert Macaulay und dann auch in englischer Sprache, verkehrt am liebsten mit Gästen und Ministern, mit einem Wort: ein kleines, harmloses Hirschchen, aber Unschlitt als Zierde.

Stefan Rakovszky ist die Seele der Volkspartei. Ein vierzigjähriger, aber viel junger aussehender Abgeordneter, der in Gang und Haltung den gewesenen Officier verrath und ungemein temperamentvoll und leidenschaftlich ist. Er geht nicht, sondern läuft, er spricht nicht, sondern schreit. Rakovszky hat mehr Blut, als die übrigen Mitglieder der Volkspartei zusammengenommen, und wenn diese Partei noch ein Dutzend Politiker von seiner Aktivität, Lebhaftigkeit und Treulosigkeit besäße, konnte die Volkspartei am Ende noch eine Partei werden.

Franz Kossuth, der Führer der Unabhängigkeitspartei, hat sich im Obstructionskriege als kluger und vorsichtiger Politiker bewährt. Er hat selten in den Vordergrund, aber hinter den Coulissen manövrierte er so geschickt, daß er von nun an als ernster politischer Factor gelten muß. Bisher nahm er männlich seine allzu hervorragende Stellung im Abgeordnetenhause ein. Der Schatten seines großen Vaters, des genialen Ludwig Kossuth, konnte sich auf ihn und eindrücke ihn belastete. Die langsame, zielbewußte Laufbahn gelegene" Sprechweise des Sohnes verwandte wohl diejenigen an, begeisterte, in deren Erinnerung noch die hinreißende Eleganz des Vaters lebte, noch Diejenigen hinzureißen, welche mit großen Erwartungen die Entwickelung des „kleinen Kossuth“ verfolgt hatten, glaubten. Nun aber bewies Kossuth, daß er nicht gar zu viel von seinem Stamme hat; er ist ein Diplomat, versteht die Gegensätze in seiner Partei auszugleichen, die Partei zu vergrößern und sich im gegnerischen Lager Freunde zu erwerben. Da er gern an ausgleichlichen Kreisen verkehrt, auch gern seine Mahlzeiten und Spaziergänge wandern läßt — er ist Junggeselle und Vegetarier — so hat Max Bernhardt — so darf man sagen, daß er sein Vater niemals allzu absolut werden wird. Auch gewinnt seine

tionsüren Anwandlung enthalten wird. Besondere Merkmale: Schnurrbart nach italienischer Manier gewirbelt und gebogen, ferner mittelgroßes sechs wertvolle Ringe an jeder Hand, aber kein Ehering darunter.

Josef Madarász, der sprühige Alterspräsident mit der jugendlichen Stimme und den rothen Wangen eines Jünglings, die mit dem schneeweißen, kurzgeschorenen Haupt- und Barthaar wunderbar contrastieren. Ein Kämpe aus den Jahren 1848 und 1849, trat er im Jahre 1848 für die Selbstständigkeit Ungarns, im Jahre 1849 für die Losreissung von Oesterreich ein und hat seine Phrase der Freiheits-, Gleichheits- und Brüderlichkeitsidee verloren. Das kleine Männchen, in seinem ungarischen Wamms, den engen Hosen und Stiefeln dazu wirkte in der Obstructionszeit wahre Wunder und zeigte wieder einmal, daß sich die alte Garde nicht nur nicht ergibt, sondern auch nicht ergibt. Seit vollen 67 Jahren gehört Madarász der ungarischen Volksvertretung an, doch man darf jüglich behaupten, daß es kaum einen arbeitsfreudigeren und arbeitsfähigeren Abgeordneten gibt, als ihn. Den jüngsten Schriftführern wäre das Temperament und Feuer des Alterspräsidenten zu wünschen, der in der langen Zeit seiner politischen Thätigkeit nicht älter, sondern genau genommen, um ein Jahr jünger wurde, da aus dem „Neunundvierziger“ Madarász ein „Achtundvierziger“ geworden ist.

Nikolaus Bartha war die Feder der Obstruction. Als Politiker geschickt, als Redner gewandt, als Publicist meisterhaft, wirkte er im großen Kampfe mit und verwundete Tag für Tag den Führer der feindlichen Armee. Er hat Worte zu Dolchen und Säge zu Lanzen geschliffen, Bánffy mit Nadelstichen und Säbelhieben und Wurfmesserschlägen verwundet und auch jetzt noch schleppt er ihn durch die Zeitungen, wie ein Jndianer den Skalp eines verhaßten Feindes. Hätte er mehr Menschenliebe im Herzen, so wäre er der größte ungarische Poet geworden, doch mit seinem Menschenhaß im Busen konnte er nur der größte ungarische Publicist werden. Er steht zwischen Girardin und Rochefort, besitzt aber ein Pathos, das man beinahe mit dem des Zanins vergleichen dürfte. Schriebe er in englischer Sprache, die ganze Welt würde ihn kennen, da er aber nur ungarisch schreibt, so kennt man ihn — nicht einmal in Ungarn.

Géza Polonyi sei zum Schluß genannt, obwohl er an erster Stelle genannt werden müßte, da er der Fodrednet par excellence, der geborene Führer der Obstruction ist. Zu den fast sechs Monate währenden politischen Kämpfe war er unermüdlich, sprach oft eine ganze Sitzung hindurch, erbaute hunderte von Interpellationen, ermunterte die Kämpfenden und stampfte neue Redner aus der Erde. Er hat die erste Anregung zur Obstruction gegeben, und ohne seine Mitwirkung wäre dieselbe kaum gelungen. Polonyi ist einer der findigsten und verschlagensten Juristen, einer der schlagfertigsten und langathmigsten Redner und einer der boshaftesten und unangenehmsten Menschen. Er ist bei der Regierungspartei geradezu verhaßt, bei der Opposition nicht allzusehr beliebt, wenn man auch überall seine Schlauheit und Geschicklichkeit anerkennen muß. Sein Gesicht zeigt slavischen Typus, seine Augen verrathen Malice, und wenn er den großen Mund mit den breiten Lippen öffnet, so macht es den Eindruck, als wolle er seine Gegner mit Haut und Haar verschlingen. Nun denn, den armen Bánffy hat er verschlungen! Und nun naht Polonyi regungslos wie eine Abendschlange, die ein Kalb verschlukt hat, und nur seine Augen zwinkern vor Behaglichkeit. Der neue Ministerpräsident wird gut daran thun, Polonyi nicht zu reizen, denn dieses unangenehme Mitglied der Unabhängigkeitspartei ist Tisza, Szapáry, Weckerle und ganz besonders Bánffy gefährlich gewesen. Jedermann's muß der neue Ministerpräsident sein Schlangenzunge Sorge tragen, und wenn er mit dem Stalk zur Hand hat, so wird er an der Krippe wohl manchen Dieben finden, der schon längst verdient hatte, gehenkt zu werden.

Budapest, im März 1899.

Ivpod.

Katholische Denkfreiheit.

Wenn irgend ein Mensch die katholische Kirche als den Inbegriff alles Guten, Großen, Edlen und Schönen verehrt hat, so bin ich es gewesen als katholischer Priester in meinen jungen Jahren. Und in dem Guten verehre ich vor allem die geistige Freiheit. Ich halte mich für den treuesten aller Katholiken, Ich diskutire in Predigt und Religionsunterricht oft meine Ideen aus, spreche, alles was mir einfiel, und niemand verbot es mir. Einst wohnte ich in einer evangelischen Stadt, in welcher der Religionsunterricht bei den Kindern in der Weise ertheilt wurde, daß der Geistliche zu bestimmten Zeiten in die Schule kam und Katechismus abhielt. Dieser Katechismus war wortlich vorgeschrieben, und dazu sie auch eine einzige gute Bibelstunde innerhalb drei Jahren. Ich dachte mir in Bezug auf diese Stunde: Lieber Gott, was soll aus diesen armen Kindern werden? Sie lernen nur den Katechismus auswendig

Feierlich, drucken ließ ich damals nichts, und der jahrelang schwebende Proceß meines verehrten Lehrers Balzer hätte mich belehren können, daß die katholische Freiheit ihre ziemlich engen Grenzen habe. Wahrscheinlich machte dieser Proceß denjenigen seinen Eindruck auf mich, weil ich dem im übrigen hochverehrten Manne in dem von Rom verurtheilten Kernpunkt seiner anthropologischen Lehre Unrecht geben zu müssen glaubte; es schien mir nicht wahrscheinlich, daß der Mensch, wie die Günther'sche Schule behauptete, zwei Seelen habe, die zu einer bloß formalen Einheit verbunden seien, eine rein geistige und eine Leibseele. Anderen gehörte eine längere Lebenserfahrung dazu, ihne zu werden, daß man Gedanken gegen könne, deren Verbreitung auch der nachsichtigste Papst nicht zulassen darf, wenn er nicht die Grundsätzen seiner Kirche erschüttern will.

Beide Erfahrungen machte ich im Jahre 1870, und seitdem weiß ich, daß die katholische Kirche, wie sie nun einmal seit dem Tridentinum und durch das Tridentinum geworden ist, jeden freien Geist ausstößt, der sich öffentlich als ein solcher zu erkennen gibt. Vor dem Tridentinum war das anders; da barg und hegte die allgemeine Kirche das protestantische Element in ihrem eigenen Schoße: sind doch die Ordensstifter, die Mystiker, die großen Theologen, die prophetischen und ekstatischen Naturen, welche die Kirche heilig gesprochen hat, ihr subjective Denker und scharfe Kritiker des Kirchenwesens oder kirchlichen Unwesens allesamt Protestanten gewesen. Freilich hat auch die mittelalterliche Kirche die Ketzer bekämpft, und zwar nicht mit papierenen Decreten, sondern mit Feuer und Schwert, aber das ist im großen und ganzen doch nur in Fällen geschehen, wo sie sich ernstlich bedroht fand; in Südfrankreich konnte sich zur Zeit der Albigenserherrschaft ein katholischer Priester kaum noch ohne Lebensgefahr öffentlich sehen lassen, und Huß hatte der Hierarchie zuvor die Daseinsberechtigung abgesprochen. Trotzdem hat sie subjective

Altersversicherung für unsere Dienstboten.

Kaum noch eine Berufsgruppe in Oesterreich gibt es, an der die moderne Socialreform bisher so achtlos vorübergegangen wäre, wie an unserem Hausgesinde. Weder die Kranken-, noch die Unfallversicherung hat auf sie Anwendung gefunden — was an Vorkehrungen dieser Richtung wahrzunehmen ist, damit kommen freiwilligen Eingreifen einiger Weniger oder ihrer Vereinigungen seine Entstehung. Für den Erkrankungsfall der Dienstmädchen trifft in Wien die Dienstboten-Krankencasse einige Vorsorge — was sie leistet, reicht durchaus nicht an die Thätigkeit der Arbeiter-Krankenversicherung heran. Die Dienstboten-Krankencasse stellt sich überhaupt weit mehr als Institut zu Gunsten der verpflichteten Dienstgeber wie der Dienstmädchen dar. Noch viel schlimmer steht es indes mit der Vorsorge für die Erwerbsunfähigkeit im Alter und für den Fall der Invalidität. Das grosse Wien besitzt hiefür allenfalls Anstalten nach nur zwei Anstalten: das Asyl für arbeitsunfähige weibliche Dienstboten (XV. Penthongasse 18) und die „Caritas"-Versorgungsanstalt für katholische erwerbsunfähige Dienstboten (XVIII. Antonigasse 30). Wie unverhältnismässig klein diese Einrichtungen sind, das erhellt wohl auch schon daraus, dass ein uns vorliegender Bericht (Statistisches Jahrbuch der Gemeinde Wien für das Jahr 1896) bei dem ersterwähnten Asyl nur 26, bei dem zweiten 24 Pfleglinge und einen Jahresaufwand von fl. 4681 und fl. 5400 ausweist. An sonstigen Einrichtungen zur Altersvorsorge wären etwa noch die Dienstbotenprämien der Polizeidirection, der Ersten Oesterreichischen Sparcasse und der Eiselsperger'schen Stiftung, sowie die Dienstboten-Prämiencasse des Wiener Hausfrauenvereines zu erwähnen. Von dem neuen Verein „Das blaue Kreuz" können wir dagegen hier wohl umsomehr absehen, als bei ihm der Einfluss von Dienstvermittlern vorherrscht. Einige mehr komisch zu nehmende Vertheilungen minimaler Prämien und die Spendensammlung für eine — Vereinsfahne (!) kennzeichnen für dieses seltsame Vereinsgebilde genug bezeichnend.*) Wir erwähnen hier noch der Vollständigkeit halber die beiden Asyle für arme Dienstmädchen (III. Faisangasse 4 und XVIII. Lackergasse 13) und den Verein zur Errichtung von Dienstbotenasylen (IX. Seegasse 8). Der Staat hat das Hausgesinde offenbar mit Bewusstsein nicht mit einbezogen in das soziale Gesetzgebungswerk. Man hoffte damit die berufsgenossenschaftliche Organisation der Dienstboten hintanzuhalten, die im Anstande schon zu weit gediehen ist, man hoffte sie anscheinend, gleichsteig mit der Organisation auch die soziale Agitation von den dienenden Mitgliedern des Hausbaltes fernzuhalten. Wir glauben darauf hier nicht eingehen zu müssen, auch schon deshalb, weil die öffentliche Organisation der sozialen Fürsorge für eine so zahlreiche Berufsgruppe — Wien zählt heute schon mehr als hunderttausend Dienstboten! — recht wohl abgesehen von den übrigen Organisationen der Arbeiterschaft möglich wäre. Der endliche Beginn sozialer Arbeit der öffentlichen Verwaltung auch für die Dienstboten wäre also durchaus noch nicht gleichbedeutend mit dem Eintritte der Dienstboten in die Arbeiterbewegung. Weit eher kann dem andauernden Unterbleiben solcher Vorkehrungen die Agitation zur Besserung der Berufsverhältnisse erst recht mit sich bringen. Und die öffentliche Verwaltung ist zu ihrer organisatorischen Mithilfe vielleicht gerade in diesem Falle noch mehr als sonst verpflichtet. Unsere Hausfrauen bringen hiefür — das zeigen zu die nunmehrlichen Ergebnisse ihrer bisherigen Thätigkeit auf diesem Gebiete — entschieden mehr guten Willen als Fachwissen mit, ganz abgesehen davon, dass wohl nicht selten auch der gute Absicht, die Arbeitsbereitschaft, fehlt. Wenn nun auch sein Interesse wieder einmal von einer kleinen Schar getreuer Hausfrauen Wiens der Versuch vereinsmässiger, also freiwilliger Arbeit für die Altersversorgung unserer Dienstboten unternommen wird, so können wir dies nur als Kraftverschwendung ansehen und deshalb bloß bedauern. Auch in diesem Falle wird man dabei nur zur Steigerung der bei uns so planlos verzettelten Vereinsthätigkeit durch die Gründung eines neuen schwachen Gebildes gelangen. Bände all diese agitatorische Arbeit, die zunächst zur Vereinsgründung, dann zur Vereins-erhaltung nöthig wird, der planmässigen Organisation einer obligatorischen Altersversicherung für Dienstboten zugewendet, wie wir sie uns denken und hier kurz skizieren wollen, dann könnte viel mehr, wenn schon nicht alles Nothige, erreicht werden.

Bei unserem Vorschlage gehen wir von der wohl kaum zu bestreitenden Annahme aus, unser Hausgesinde, das schon durch die eng häusliche Art seiner Dienstleistung in den unmittelbaren Bannkreis unserer Familie tritt, das nicht bloß der Fremden, sondern auch, ja vielleicht vor allem, der Leiden in unserem Hausstand mitfühlt, das mit Antheil nimmt an der Pflege unseres Lebens, unserer Kinder — dieses Hausgesinde erwerbt sich, denken wir, durch seine Thätigkeit auch einigen Anspruch auf Altersversorgung. In Deutschland ist dies längst anerkannt, dort hat man das Hausgesinde in den Kreis der Arbeiterversicherung einbezogen. Aber die Arbeiterschaft in Oesterreich entbehrt heute noch der Altersversicherung, und dies wird wohl noch lange hinaus so bleiben. Wollen wir also unserem Hausgesinde die Wohlthat der Altersversorgung zuwenden, so müssen wir einfach Sonderverfahrungen in dieser Richtung treffen. Und diese Sonderung der Action dürfte um vorliegenden Falle vielleicht geradezu erleichternd wirken, denn mit dem Unterbleiben der berufsweisen Organisation, wie sie die gewerbliche Arbeiterversicherung sonst begleitet, entfällt dann ja auch jene Besorgnis vor der „Einschleppung der Agitation" in das Hausgesinde.

Wir denken für die Altersversorgung der Dienstboten in Wien an die Errichtung einer obligatorischen Altersversicherungsanstalt, deren Verwaltung unter der Aufsicht der Gemeinde zu führen wäre. Vorschläge dieser Art wurden schon mehrfach geäussert. Entschieden man sich zur Musdehnung der Organisation auf das Land Niederösterreich, so wäre die Verwaltung dem Lande zu übertragen. In dem einen wie im andern Falle ist die Durchführung des Vorschlages übrigens auch schon an die Verathung im Landtage und an die staatliche Genehmigung gebunden. In den Kreis unserer Altersversicherung sollen die im Lohndienste stehenden Angehörigen des Hausgesindes beiderlei Geschlechtes. Die Kosten der Versicherung werden bestritten: von den Dienstgebern zu je vier Fünfteln und von den Versicherten zu je einem Fünftel des Prämienbetrages. Um bei der Prämienberechnung auf möglichst zuverlässiger Grundlage zu fussen, wollen wir zunächst die Ansätze betrachten, wie sie für das staatlich genehmigte Musterstatut der registrierten Hilfscassen (Gesetz vom 16. Juli 1892*) berechnet wurden. Darnach beträgt die zur Versicherung einer mit dem vollendeten 65. Lebensjahre beginnenden jährlichen Altersrente von 200 Gulden erforderliche Monatsprämie 72 Kreuzer, falls die Zahlung mit dem 20. Jahre beginnt. Wir bemerken weiter, dass der Versicherung eines Begräbnisgeldes in der Höhe von 75 Gulden ein Monatsbeitrag von nicht mehr als 12 Kreuzern erforderlich ist, falls das beitretende Mitglied das Alter von 30 Jahren noch nicht überschritten hat. Wenn wir auch diese Zahl hier mitheilen, geschieht dies, weil unser Vorschlag die Vorsorge für die Erwerbsunfähigkeit des Alters mit der Sorge für ein ausreichendes Begräbnisgeld verknüpft. Wer es weiß, wie sehr das Volk um die Sicherung gerade in diesem Punkte besorgt ist, wird diese Combination nur begreiflich finden. Bei allbem wissen wir auch nicht den oben bezifferten Monatsbetrag von 72 Kreuzern, sondern nur 50 Kreuzer als monatliche Grundprämie an. Wir halten dies für vollauf genügend, für genügend auch dann, wenn nach unserem Antrage auch die Begräbniseffekten mit versichert werden. Mehrfache Erwägungen sind für uns darin selbst bei vorsichtigstem Rechnen bestimmend. Vor allem soll der Beitrag der Dienstgeber progressiv bemessen werden, steigend mit der Zahl der Dienstboten des einzelnen Haushaltes. Ein Haushalt mit zwei Dienstboten hatte darnach den Einheitsbetrag seiner Prämienquote einer Familie von 50 Kreuzer — 10 Kreuzer vermehrt um 20 Procent, also pro Kopf 48 Kreuzer, ein Haushalt mit drei oder mehr Dienstboten den Einheitsbetrag seiner Prämienquote um 40 Procent vermehrt, also insgesammt 56 Kreuzer pro Kopf, an Prämie zu entrichten. Wenn gleich sich dann der Antheil ein Fünftel der monatlichen Einheitsprämie — 10 Kreuzer, der auf den Dienstboten selbst entfällt, zumeist wohl auch diese Zahlung, ganz so wie in der Arbeiterversicherung, vom Dienstgeber übernommen werden. Allein diese Progression des Beitrages der Dienstgeber wurde nur dann noch immer noch genügen, um jene Altersrenten und Begräbnisgelder gewährend zu bestreiten, wenn die Versicherungsrechnung 72 Kreuzer und 12 Kreuzer, also zu sammen 84 Kreuzer dann als erforderlich bezeichnet. Wenn wir die Prämie trotz alledem nicht höher ansetzen, so leitet uns dabei zunächst die Erwägung, dass eine grosse Zahl der Dienstboten in Wien schon lange vor Vollendung des 20. Lebensjahres, mit 17 bis 18 Jahren in Stellung tritt. Der obligatorische Charakter der Versicherung bringt uns auch für diese Dienstboten Prämien einnahmen. Wir können überdies in Anschlag stellen, dass ein ansehnlicher Theil der Dienstboten, sei es durch Wegzug, sei es durch Vereinsrechtes oder Heirat vorzeitig aus der Standesgruppe der Dienstboten ausscheidet oder bei vorzeitigem Ableben nur das Begräbnisgeld erhält. Bei der Ausfuhr erledigt, ohne dass die Prämien zahlung im vollen Ausmasse beendet wird, verfällt die bisher geleistete Zahlung zu Gunsten der übrig Versicherten, und wir erlauben uns daran allgemein die anfangs erwähnte Prämienlücke. Wie viele Personen dadurch dann für die übrigen Versicherten gewonnen werden, das erhellt schon aus der Höhe des Heiratscontingentes der Dienstboten: Im Jahre 1896 traten unter den in Wien getrauten Paaren 3240 Dienstmädchen! Dabei soll es Dienstboten, die sich verheirathen oder ihren Beruf aus anderen Gründen ändern oder wenn mit ihrem Dienstgeber etwas geschieht, die Möglichkeit gegeben werden, ihre Versicherung fortzusetzen, wenn sie dazu veranlasst sind. Es [illegible] [illegible] [illegible]

diesen Versicherten der Bezug der Altersrente und des Begräbnisgeldes oder nur dieses letzteren gesichert.

Bei der Häufigkeit des Stellenwechsels und damit auch der Dienstlosigkeit liegt nun die Frage sehr nahe, wie unsere Versicherungs-Organisation diese Klippe umgehen soll. Die reichsdeutsche Arbeiterversicherung rechnet überhaupt nur mit 47 Zahlungswochen. Wir dächten indes, diese Schwierigkeit ließe sich auch auf anderem Wege lösen. Einfach dadurch, dass beim Eintritt in den neuen Dienstposten die während der Zeit der Stellenlosigkeit etwa nicht entrichteten Prämienbeträge vom Versicherten, also vom Dienstboten voll — somit auch der Prämienantheil des Dienstgebers zum Einheitssatze von 40 Kreuzern pro Monat — ergänzt werden. Ist die Stellenlosigkeit dagegen durch unverschuldete Erkrankung bedingt, dann wäre die Prämienergänzung beim Bezug der neuen Dienststelle aus Kosten der Altersversicherungsanstalt selbst durchzuführen. Würde man sich überdies, in Anlehnung an das reichsdeutsche Beispiel, entschließen, mit Rücksicht auf die Möglichkeit der vorübergehenden Stellenlosigkeit, den Prämienbeitrag etwa nur auf 48 Zahlungswochen zu begründen, so wäre mit jenen vier Jahreswochen für die Unterbrechung der Prämienzahlung vorgesorgt und die Häufigkeit der Nachzahlungsfälle schon dadurch sehr beträchtlich herabgemindert.

So viel über die muthmaßlichen Geldleistungen der Dienstgeber und der Versicherten, der Dienstboten. Eine unleugbare Schwierigkeit wird die Einhebung und die Evidenzhaltung der Prämienbeiträge bilden. Die Verzeichnung der Dienstboten und die Vorschreibung der Prämienbeiträge (progressiv entsprechend der Anzahl der Dienstboten des einzelnen Haushaltes) wird sich am besten auf Grund der polizeilichen Meldezettel durchführen lassen. Die Vermehrung dieser Meldescheine um ein neues Exemplar für den Bedarf der Versicherungsanstalt wird dies indes ohne viel Schwierigkeit ermöglichen. Die Einzahlung der Monatsbeiträge wäre dagegen mittels Prämien-Anweisekarten durchzuführen, die in den Gemeinde-Bezirksämtern, in den Bezirks-Commissariaten und Tabak-Trafiken zu beziehen wären. Diese Anweisekarten wären zum Werthertrage von je 10, 40, 48, 56, 58 und 96 Kreuzern auszulegen und wie eine gewöhnliche Correspondenzkarte frankiert — falls die Staatsverwaltung nicht die Portofreiheit gewährt; von der Post an die Versicherungscentrale zu befördern. Zum Jahresschlusse und beim jedesmaligen Stellenwechsel wären die geleisteten Zahlungen im Dienstbuche des Versicherten zu buchen. Auf diesem Wege würde, so denken wir, der Zeitverlust der Beitragsleistung auf ein Minimum verringert, sie geschähe eben nicht vor dem dichtgedrängten Schalter des nur zu oft weit entfernten Bezirksamtes, sondern beim nächstbesten Briefsalten. Eine missbräuchliche Verwendung der zur Post gegebenen Prämien-Anweisekarten erscheint uns ausgeschlossen, da sie ja eben nur als Versicherungsbeleg verwendbar wären. Und auch ihre Benützung etwa für Unberechtigte wäre ausgeschlossen, da auf der Karte ja die Namen des Dienstgebers und des Versicherten und deren Adresse verzeichnet wären.

Wir wollen hier nicht noch mehr der Einzelheiten häufen; ist der Ausbau unseres Vorschlages in allen Details ja doch Aufgabe der Factoren, die zu seiner Durchführung berufen sind. Nur eines sei hier noch behandelt, die zinsbringende Anlagewerte der Prämienbeiträge. Wir glauben, im Interesse aller Betheiligten, der Dienstgeber wie der Dienstboten, läge es, die Jahresbeiträge bei einer Gesammtzahl von etwa [illegible] Dienstboten wäre mit einem Jahreseinzahlungen von ü. [illegible] bis ü. [illegible] zu rechnen nicht bloß in pupillarischen Werten und Hypotheken anzulegen, sondern auch zur Gründung und Erhaltung solcher Anstalten zu verwenden, die den Dienstboten auch zu sich Vortheil bringen. Wir nennen hier: Dienstbotenasile und Schulen zur Beherbergung der Stellensuchenden und zu deren Ausbildung in allen Zweigen der Hauswirthschaft, vielleicht auch Dienstboten-Spitäler in Verbindung mit der Dienstboten-Krankencasse, Reconvalescentenhäuser und ähnlichen, aber durchaus nicht in letzter Linie, Altersheime anderthalb Wiens. In diesen Altersheimen könnten die in den Bezug der Altersrente (s. Zeit-Correctorin ihre Altersversorgung genießen. Die Altersversicherungsanstalt übernähme dann gegen Einzahlung jener Renten die Verpflichtung, den Berechtigten die Altersrente in Wohnung und Verpflegung zu [illegible] zu bieten. Würden diese Altersheime außerhalb Wiens in ruhigerer und wirthschaftlich unter Lage errichtet, so ließe sich den Rentnern damit ein [illegible] liches und erträgliches Alter nach den vielen Jahrzehnten bieten, die sie in angestrengter Arbeit und vielfach Aufopferung verbracht haben.

Wir glauben, unser Antrag kann [illegible] Erwägung bei allen [illegible] finden, die mit der praktischen Lösung [illegible] sich [illegible] [illegible] [illegible]

folgender kurzen und klaren Aeußerung über Plato ersehen: „Die Art und Weise, wie man Plato kennen lernen muss, besteht nicht darin, dass man ihn mit der Natur vergleicht, sondern darin, dass man ihn mit anderen Männern vergleicht.“ Diese Aeußerung unser vielen anderen gibt eine Vorstellung von der Beschaffenheit des beurtheilenden Talents Emersons.

Er ist ein Mann von Geschmack. Niemand in Amerika konnte ein Damen-Auditorium so in Spannung erhalten, wie Emerson in seinen besten Tagen. Er kränkte niemand, überraschte niemand, unterhielt alle. Seine Erscheinung war elegant, seine Haltung vornehm, seine Handbewegungen mild, geistlich. Nicht durch seine Tiefe oder seine literarischen Kenntnisse fesselt er als Kritiker unser Interesse; unter allem, was er geschrieben hat, ist erstaunlich wenig, was nicht jeder gebildete Mensch gedacht und geäußert haben könnte. Nein, das Hauptinteresse an diesem Manne besteht darin, dass er in wirklich außerordentlich hohem Grade die für einen Redner und Schriftsteller so glückliche Gabe besaß, Dinge sagen zu können. Geschmackvolle Dinge, interessante Dinge, gute Dinge.

Es gibt Schriftsteller, namentlich unter den Journalisten und Essayisten, deren eigenartige Begabung darin liegt, dass sie ausgezeichnet, talentvoll über ein Thema schreiben, hinreißende, geistreiche Aeußerungen machen können, die, strenge genommen, nicht immer auf das Thema Bezug zu haben brauchen, die aber trotzdem nicht zu abstract klingen, weil sie zu dem Text gehören, in den Stil hineinpassen und dem Artist Leben verleihen. Ein solcher Artist wird dann mit Interesse gelesen, weil er an und für sich interessant ist, ohne deswegen eine Frage zu ergründen oder Aufklärung zu bringen oder sich an die vorliegende Ueberschrift zu halten.

Ohne Emerson Unrecht zu thun, kann man wohl sagen, dass er viel von dieser eigenartigen Begabung besitzt. Seine Schriften wimmeln von jenen feinen, kurzen Sätzen, die nichts auf das Thema Bezügliche enthalten, die in sich aber etwas enthalten und zu seinem Werk gehören, etwas Besonderes, etwas Bohlgelungenes, Zusammenstellungen, Hindeutungen, crasse Dinge, einen Schuss, ein Fächeln, ein Wort; etwas, was nicht ein jeder so sagen könnte, was aber ein jeder vortrefflich gesagt findet. Kommt man dahingegen auf der Sache selber, fragt man sich, was er eigentlich beleuchtet, bewiesen, erklärt hat, mit allen seinen schönen Dingen, so kann man, wie herzlich wenig der Mann in der kürzeren oder längeren Zeit, in der er unsere Aufmerksamkeit gefesselt hielt, ein Thema behandelt hat. Wir wollen ein Beispiel nehmen:

„Representative Men“ wird eröffnet mit einem Vortrag über „den Nutzen großer Männer“. Da sind geschmackvolle Dinge, interessante Dinge, gute Dinge. Was aber ist der Inhalt dieses Vortrages? Das man von großen Männern etwas lernen kann! Welche verblüffende Wahrheit, eine Binsenheit, die man schon zehn Jahre vor der Conversation kannte! Und doch liegt ein Grund vor, in der Annahme, dass Emerson seine Zuhörer mit diesem Vortrage gelangweilt hat, ebenowenig wie man sich jetzt bei der Lectüre langweilt: er ist nämlich interessant gewesen, er hat Dinge gesagt. Er wagt sich in dem Maße weit vor mit seiner banalen Lehre von dem Nutzen der großen Männer, dass er als Conseanenz davon feststellt, dass „der Mann Männer bildet!“ Diese Schlussfolgerung leuchtet er allerdings selber auf Seite 122 in deutschen kleinen Buch in einem Vortrag über Shakespeare, aber es ist amüsant zu beobachten, wie er argumentiert, und er hat unsere Aufmerksamkeit gefesselt, so lange er redet.

Der Mann bildet Männer: „Jedes Schiff, das nach Amerika geht, fährt nach Columbus' Karte; jedes Dichterwerk ist Homers Schuldner.“ „Platon ist Philosophie, Philosophie ist Platon“ Von Platon stammen alle Dinge her, die bisher von Denkern gedichtet und debattiert wurden. Augustin, Copernicus, Newton, Swedenborg, Goethe, sie alle kannt und Platons Schuldner und reden ihm nach.“ Selbst wenn diese Anschauung theoretisch ist, so ist sie darum doch nicht langweilig. Diese Namen haben Leben und sich, in einem Vortrag, wo dergleichen Dinge gesagt werden, gahnt man nicht. Man kennt nichts und man wird noch weniger aber zeugt, aber man lauscht. Man kannte Emersonsdinnen machen, man konnte auf der Stelle Platon lieber citieren: „Alle Acten der Philosophie sind nicht bei einem einzelnen Manne vereint, sondern ein jeden bei verschiedenen Personen“ „Die Republik“ . . . man konnte beweisen, dass Platon selber seine Vorgänger hatte, in denen er in einem Verhältnis der Schuld stand, Zoroaster, Sokrates, Sebastes, aber man genießt mit Vergnügen ein paar Anmerkungsmöglichkeiten in einem philosophischen Vortrag, man lässt sich unterhalten, ohne sich dagegen aufzulehnen.

Dies Talent Emersons, gute Dinge zu sagen, hebt aber sich in eigentlichen Sinne seine Tüchtigkeit als Kritiker nicht. Seine Kritik ist so wenig originell, so gering in Bezug auf Tiefe, dass sie sich oft nur durch ihre gute literarische Form bekundet. Man liest alle seine ausgezeichneten Anschauungen, man liest und bewundert und das die Sache selber betreffende Resultat, man wartet auf das abklärende Wort, ach, man wartet vergebens, hier geschieht sich Emerson und geht. Und der Leser bleibt zurück, den Kopf voll von den gehaltlosen Dingen, die sein Gedankenspiel gaben.

Emersons Hauptmängel als Kritiker sind sein unentwickelter psychologischer Sinn und sein überentwickelter moralischer. Er hat zu sehr allgemeine Begriffe von einem Buch, von einem Menschen. Für die feinen seelischen Regungen, die feinen Willens- und Intellectäußerungen, das Subtilitätsleben mit allen seinen namenlosen Uebergängen hat er kein Auge. Er gleitet um ein Buch herum und zieht die Fäden heraus, ohne das ganze Gewebe zu sehen (siehe u. a. seine Betrachtung über Wilhelm Meister). Mit einem Schriftsteller macht er es ebenso, er sieht ihn stück- und momentweise. Dieser Mangel an psychologischem Einblick bewirkt, dass man in Emersons Kritik niemals das treffende Wort, den Federstrich findet, nach dem nichts mehr zu sagen ist. Selbst in der Abhandlung über Platon, in welchem Wesen er am tiefsten hineingedrungen ist, ist Emersons psychologische Auffassung höchst oberflächlich: die Abhandlung wurde zu einem Lobgesang, eine Charakteristik wurde sie nicht.

Hat daher Emerson keine hinreichende psychologische Erkenntnis, so hat er dafür das moralische Gefühl im Uebermaß. Er ist Puritaner, er ist Asket, er ist Fetischanbeter. Von der Anbetung eines orthodoxen Fetisch gieng er zur Anbetung eines modernisierten über: aber gleich dem Mahomian fuhr er fort, die Augen gen Then zu wenden, wenn er kniete. Die Moral war und blieb sein Grundinstinct, sie war ihm durch eine Reihe von Generationen ins Blut übergegangen. Emersons Vorfahren waren seit acht unterbrochen Generationen Geistliche, und er selber erklärt mit leisem Selbstgefühl, „dass er nach der Erde schmeckt“. Man bringt denn auch wirklich nicht tief in Emersons Schriften ein, bis man merkt, wie strenge er nach der Erde schmeckt. Dieser Mann, den eine große Nation vierzig Jahre als literarischen Richter und Ausüber hoben musste, tritt in der Kritik als derjenige auf, der eine ipe Seele Simson im Namen Gottes ist, als christlicher Moralmann, der die Sünde auf das Schwert spießt und sie zum Schrecken und zur Warnung vorzeigt, als kleiner Simson, bewaffnet mit ein klein wenig biblischer Gielskraft, mit der er sicht: — sein Verbrechen, seine Unlugend, seine Schuld, seine menschliche Verirrung, so lange ich, Ralph Waldo Emerson, im Lande bin! Die Moral ist in dem Ohren dieses vortrefflichen Mannes versumpft und hat sein kritisches Talent beschädigt. Er beklagt Voltaire, weil dieser von „dem guten Gelas“ sagt: „Leise wird den Namen dieses Heiligen nie wieder hören.“ Er eifert und beruft sich auf die Schriften der Bibel, auf den Koran und die Bibel in ästhetischen und philosophischen Definitionen. Dieser Mensch, der alles Schlechte und Lächerliche verdammt und begeistert dem Guten und Edlen im Leben zujauchzt, leitete ein halbes Jahrhundert hindurch eine Literatur in einem Lande wie Amerika, wo das Leben so sündig immoralisch geführt wird, und wo man — jedenfalls außerhalb Bostons — sich nicht das Geringste aus Bibelgrund macht. Emerson kann vielleicht mit Recht mit Englands John Bull in Vergleichung gezogen werden, mit dem er in moralischer Beziehung etwas gemein hat, dessen ästhetisches Wissen er aber gewiss nicht im entferntesten erreicht. Ebenso wie Ruskin operiert er in der Kritik mit moralischen Bestimmungen, schlägt mit allgemein ehrlichen Anschauungen um sich, beweist mit Platon in der Hand und verdammt mit der Bibel im Herzen. Seine Zeitschriftartikel bilden zusammen den ehrlichsten Versuch zu einer gründlichen Aesthetik auf Erden. Er ist Kritiker als Obersittlicher und Obersittlicher als Kritiker. Er wagt es nicht, von Goethe zu sagen — aber wir wollen das Beste citieren, es ist sehr charakteristisch für einen Kritiker, was Emerson nicht von Goethe zu sagen wagt:

„Ich wage es nicht, von Goethe zu sagen, dass er die höchste Zinne erklommen, von der herab Genius gerufen haben. Er hat die höchste Einheit nicht angebeten, er ist in unsicherlinder als Meinung für moralische Gefühle. Es gibt dürre Bestrebungen in der Poesie als diejenigen, die er dahinein gelegt hat. Es gibt Schriftsteller, deren Talent geringer ist, deren Sinn aber reiner ist und mehr zum Herzen redend. Goethe kann den Menschen niemals theuer werden.“ Er hat sich nicht der reinen Wahrheit geweiht, sondern einer Mahrheit, die nur des Entwicklungsstichtes wegen da ist, sein „Ziel ist nichts Geringeres als eine Erobrung der ganzen unbeweglichen Natur, der universellen Wahrheit.“ „Oh Goethe, o Goethe!“ Seite 119

Und dies ist von Emersons keinswegs im Scherze gesagt. Er meint jedes Wort so. Der wichtige Mangel an Humor bei diesem Manne ist die höchste „reine Wahrheit“, die ich kenne.

— Will man nun wissen, wie er Shakespeare beurtheilt, so lese man „Representative Men“ von Seite 115 an. „Shakespeare ist der größte Dramatiker der Welt.“ „Shakespeares Geist hat den Horizont, über den hinaus wir nicht schauen können.“ „Seine Worte bleiben ebenso ihm vom Himmel herabgeholten in uns.“ „Er hat Acten in alles modernen Werk geschrieben.“ „Seine Mittel sind ebenso bewundernswürdig wie seine Resultate.“ „In Bezug auf productive Kraft, auf Schaffensmöglichkeit hat er vielleicht mehr als Mutter Natur selber, unser Philosophie und Wissenschaft nicht.“

Dann wird Emerson nach einem ungeheuren Superlativ [illegible] Shakespeare ungenügenden Talent nach, bewegt Zeilen [illegible] auch Thomas von Shakespeare [illegible] [illegible]

Digitized by Google

ein wenig gewagte — Behauptung auf, daß „sicherlich keines von Shakespeares Dramen seine eigene Erfindung ist". Wie kann nun Emerson seine Behauptungen in Einklang bringen mit Shakespeares „Schaffensthätigkeit sondergleichen", mit seinen „bewundernswürdigen Mitteln", mit dem Eindruck, daß „seine Arbeiten ihm vom Himmel herabgefallen sind?" Ja, sagt Emerson, „alle Originalität ist relativ, jeder Denker ist retrospektiv." „Es ist leicht zu leben," sagt er weiter, „daß das, was von Genies auf der Welt am besten geschrieben oder ausgeführt ist, nicht das Werk eines einzelnen Mannes ist, sondern durch die Arbeit von Tausenden hervorgebracht wurde." Wie wird es nun mit seinem Platon? Und der Mann bildet ja Männer? Nun denk er eine Weile an diese relative Originalität und fährt dann fort: „Das geheime Vegetationsmitglied ist Weltminister und Washington redet und stimmt für Tauende." Was also ein Beweis dafür ist, daß alle Originalität relativ und jeder Denker retrospektiv ist!

Es ist unglaublich, und doch ist es wahr!

Emerson bleibt indes nicht dabei stehen, er hat noch mehr Beweise. Jetzt däumt sich nämlich der Affate in ihm, der Fetisch erscheint vor seinem innern Auge, der Kritiker verschwindet und der Geistliche bleibt zurück. Auf derselben Seite, wo er in einer literarischen Abhandlung einen Schriftsteller beim Stehlen ertappt, sieht er sich veranlaßt, folgende Aufklärungen über die — Bibel zu geben:

„Unsere englische Bibel ist ein wunderbarer Beweis für die Stärke und die Musik in der englischen Sprache. Aber sie wurde nicht auf einmal und von einem Manne geschrieben; Jahrhunderte und die Kirchen halfen ihr zu ihrer Vollkommenheit. Es hat niemals eine Zeit gegeben, wo nicht irgend eine Ueberlieferung im Werden war. Unsere Liturgie, die wegen ihrer Energie und ihres Pathos bewundert wird, ist eine Anthologie der Frömmigkeit von Zeiten und Nationen, eine Ueberlieferung von Gebeten und Zeremonien aus der katholischen Kirche, die ihrerseits wieder aus langen Perioden von Gebeten und Betrachtungen jedes heiligen und frommen Schriftstellers auf der ganzen Welt zusammengetragen sind." Hieran knüpft Emerson dann eine Aeußerung von Grotius, der in Bezug auf das „Vater unser" bemerkt, daß sogar dieses lange Zeit bei den Rabbinern in Gebrauch gewesen sei, als Christus kam und es „sanmette".

Weswegen gibt nun Emerson diese Auslassungen in diesem Zusammenhang? Um zu erklären, wie es mit diesen retrospektiven Denkern zusammenhängt, nun die völlige Relativität der Originalität zu beweisen, wie auch um schließlich zu zeigen, wie unschuldig es im Grunde war, daß Shakespeare Stoff und Text zu seinen Arbeiten von anderen stahl. Wenn das in der Bibel geschehen ist, so mag es geschehen; Emerson hat nichts dagegen.

Shakespeares Art und Weise, mit dem Eigentum anderer umzugehen, erklärt Emerson gelegentlich damit, daß alle Originalität relativ ist, und auch moralisch, da dieselbe Handlungsweise in der Bibel angewendet ist. Was Emerson sich dabingegen veranlaßt sieht zu tadeln, ja zu rügen, ist Shakespeares leichtsinniges Privatleben, sein Leben als Mensch. Hier legt Emerson abermals zeugnis ab von der Art und der Begrenzung seines kritischen Talentes, von der geringen psychologischen Einsicht, über die er verfügt. Was geht den Kritiker das täglich und nächtliche Leben eines Schriftstellers an, falls nicht dieses Leben Spuren in seinen Produktionen des Schriftstellers hinterlassen hat? Die Antwort ist nun: bei Shakespeares leicht fertiges Leben seiner Dichtung geschadet, seine Werke verringert, seine Gesichte geschwächt, seine Prodnktion gehemmt? Die Frage ist zu — thöricht. Namentlich auch an den von Emerson und aller anderen Bostoner Aesthetik abgesperrten Gebieten hat sich Shakespeare eine so großartige Kenntnis, ein so eindringendes Innigkeitsgefühl angeeignet, daß man ihn noch heute als den erschöpfendsten Gemüthsanalytiker betrachtet, dem keine Leidenschaft, keine Sünde, keine Art von Wahnsinn fremd war. Und diese intime Kenntnis der menschlichen Laster und Verirrungen hat sich Shakespeare tatsächlich dadurch erworben, daß er lebte, wie er gelebt hat, indem er sich selber mit seiner Person in die Abwechslung des Lebens stürzte und auf dem Wege der Erfahrung jede Scala des Gefühls, der Leidenschaft, der Wuth kennen lernte. Hierin hat Emerson nicht einmal ein halbblindes Auge. Er ist in ausschließlich Tugend. Er beklagt, er bemeint Shakespeares Lebensweise. „Die Shakespeare Society hat," schreibt er, „an den Tag gebracht, daß Shakespeare an Landbalereien theilnahm und solche veranstaltete. Ueber diese betrübliche Thatsache bei ihm kann ich mich nicht freuen. Andere hervorragende Männer haben ihr Leben einigermaßen in Harmonie mit ihren Gedanken gelebt". Dieser Mann aber in der tiefsten Gegenwart hieraus. Wäre er unbedeutender gewesen, hätte er nur das gewöhnliche Maß der großen Schriftsteller wie Bacon, Milton, Tasso, Cervantes eingehalten, so hatte sein Leben den Trauerrand überfließen dürfen können. Dann aber dieser Mensch der Menschen, der, der der Geistesthätigkeit eine neue und weitere Dimension gegeben hat, als sie jemals früher existirte, der die Standarten der Menschlichkeit den ganzen Weg entrollte, bis in das Chaos hin zu erblicken hat, dass gerade er seinen selbst nicht Herr sein konnte?

Es muß sogar in die Weltgeschichte eingetragen werden, daß der größeste Dichter ein niedriges und gottloses Leben führte und sein Genie im Dienste der öffentlichen Belustigung benützte." („Representative Men", Seite 135.)

Man beachte diesen Nusus. Er ist sehr bezeichnend für Emersons Nationalement und Schreibweise. Unzählige Stellen gleichen dieser, auf jeder Seite stoßen wir auf solche dupierende Sinnlosigkeiten. Welch eine Thorheit ist es doch, wie Schriftsteller anzuzählen, im Vergleich mit denen Shakespeare „größer" war. Shakespeares dramatisches Talent abgerechnet, wird man doch vielleicht zugeben, daß er an Geist Bakon sicherlich nicht bis ans Knie reichte. Und daß Shakespeare mit Milton, Tasso und Cervantes zu vergleichen, das ist ungefähre ebenso lächerlich, als wollte man einen General mit einem Ingenieur vergleichen, um dann zu der Schlußfolgerung zu gelangen, daß der General „größer" ist.

Was hat Emerson an Shakespeares Lebenswandel auszusetzen? Er findet keine Schuld darin, daß er die Eigenthümlichkeit hatte, sich anzueignen, was anderen gehörte; denn dies ist eine biblische Manier. Dahingegen tadelt er ihn, weil er „lustig" („jovial") war. Auf Seite 126 in derselben Abhandlung führt er indessen das „Factum" an, daß Shakespeare „ein nach jeder Richtung hin guter Ehegatte war". Worin besteht denn seine „Lustigkeit"? Endlich nachdem er seine diebischen Angewohnheiten zugestanden hat, nennt Emerson ihn den „größesten" Dichter. Nicht zufrieden hiermit, ergeht er sich in noch schärferen Ausdrücken über den Menschen Shakespeare. Emerson ist wenig rücksichtsvoll in seiner Bewunderung wie auch in seiner Mißbilligung, er schämt sich nicht, verliert das Maß. Er macht Shakespeare zum Menschen und tadelt dann im selben Athemzug auf das Stärkste gerade den Menschen Shakespeare „niedriges, gottloses Leben". In mißbilligender Weise ernährt er, daß Shakespeare „sein Genie im Dienste der öffentlichen Lustbarkeit benutzte", nachdem er ihn eben als den „lustigen Schriftsteller" verherrlicht hat, dessen Schöpfungen „ihm vom Himmel herabgefallen zu sein schienen".

Es ist dies das haltlose Talent Emersons, Dinge zu sagen. Seine Kritik ist nie zu oberflächlich, zu billig. Es ist eine Kritik, die ganz und gar auf erworbener Bildung beruht, statt auf besonderer Naturanlage. Emersons Force ist das Beschändnis durch die Moral, er ist der Gyzitide in der Kritik, sein Talent ist deswegen wesentlich ein literarisches. Er kann einen Essay über jedes beliebige Thema schreiben, er kann einen Essay wie „Der unendliche Ozean" oder ein ziemlich entgegengesetztes Thema wie „Tabak, ein Mittel gegen Arbeit" wählen, seine literarische Aber wird in Schwung versetzt und er schreibt ebenso gewandt über das eine wie über das andere. Aber in den Kern des Schriftwerkes Gegenstandes dringt sein Blick niemals ein; ihm fehlen die psychologischen Bedingungen, die poetische, nervöse Sympathie, die unentbehrlich ist. Er kann an keinem Gegenstand entdecken, was jeder andere feingebildete Mensch daran entdecken kann, mehr aber nicht.

Die italienische Secession.

Ich weiß nicht recht, ob es mir zukommt, nach all dem Geschrei, das sich in Italien bei der ersten Nachricht von der Gründung einer „Corporazione che prenderà o meglio assumerà dal nome" erhoben hat, meine Stimme vernehmen zu lassen. Ich weiß nur eins: daß sich angesichts der guten Früchte, die das Einsichen ähnlicher Vereinigungen anderwärts gezeitigt hat, und angesichts des scheinbaren oder wirklichen unmöglichen Niedergangs, von dem Italien gegenwärtig befallen ist, in meinem Herzen die wärmsten Sympathien und besten Wünsche für diejenigen regen, die unerschrocken den Versuch gewagt, in künstlerischer Verbrüderung die so vielfältigen, verschiedenen und verspreugten Kräfte zu vereinigen. Das Beispiel, das verwandte künstlerische Unternehmungen des Auslandes in letzter Zeit gegeben, der Anblick der guten Kampfe, die im Namen einer hohen Kunstanschauung geliefert, der glanzenden Siege, die erfochten wurden, sollten all jenen den Mund verschließen, die sich gegen die neue Verbindung erheben, in der Befürchtung, die tief eingeschlafene nationale Kunst dadurch bedroht zu sehen; denn gerade in derartigen Vereinigungen vermögen sich, in organischem Wachsthum, die besonderen künstlerischen Elemente zu entwickeln und abzuklären, während die schlummernden, noch nicht entfalteten, erwuchert durch das Verbot, unbeachtet erblühen und sich selber erkennen lernen. „Ultimato ergo", die Devise des Leonarde, will die Vereinigung zu ihrem Wahlspruch machen; und kein anderes Wort ein spräche besser einem Bundnis junger Kunstgenossen, die all ihre Strebung für das Gelingen ihrer Bestrebungen auf das Ziel der Existenzen und des Schaffens richten. Es ist an der Zeit, daß wir in Deutschland, Frankreich und England auch in Italien endlich einen Mannbund zusammenden und mit jugendlichem Muth dafür zu kämpfen. Von der großen Bedeutung des Bestehens Kunst, die sich gegenwärtig in allen Ländern und Amerika verbreitet, wollen wir in nur so viel sagen, daß sie nichts in Italien, wo doch einige der glorreichsten Traditionen allgemeinen Kunst die Zukunft der

Digitized by Google

Inspiration köstlich und unvergleichlich fließen müßten: ein paar rühmliche Ausnahmen — wie Cellini, Matatoni und Cavalleri — abgerechnet, weiß die große Menge der Künstler nichts von diesem edlen Felde der Bethätigung, oder that zum mindesten, als wüßte sie nichts davon; und so kommt es, daß es in Italien, wo doch einst die großen Meister des Cinquecento ewige Denkmäler schufen und den gewöhnlichsten Gebrauchsgegenständen die erlesenste Anmuth und vollendetste Harmonie verliehen, nichts zu merken ist von jenem modernen Streben, die Linien immer reizvoller und harmonischer zu gestalten, die Farbentöne in wohlthuenden Einklang zu bringen und allen Dingen, aus denen sich das Heim zusammensetzt, das Siegel der Schönheit und Anmuth aufzudrücken. Wer denkt heute im Lande des Mnrano und Castel Durante, in der Heimat des Benvenuto Cellini und des Giorgio Andreoli, der Robbia, des Pollajuolo, des Leonardo und des Michel Angelo noch daran, schöne Häuser zu errichten und die Gestaltung mit schönen Haustuffs auszuschmücken? Wer bemüht sich, all das Häßliche wegzuschaffen, das dort entstanden, wo früher die Reize prächtiger Paläste, charakteristischer Bauwerke, köstlicher mittelalterlicher Plätze zu sehen waren? Wer besprlanzt die öden, verlassenen, historischen Gärten mit prächtigen Blumen? Wer von den italienischen Künstlern formt gefällige Vasen, ciselirt reiche Gefäße, oder malt schöne Placate, damit die Mauern der Häuser nicht mit scheußlichen Reclambildern, den häßlichsten Linien und marktschreierischen Farben der Annoncen bekleidet werden . . .?

Und doch gibt es in Italien eine ganze Reihe hervorragender Künstler, die einsam leben und schaffen. Aber — sei es aus Indolenz oder aus unbeirrbichtiger Scheu vor dem Vergleich — jedenfalls haben nur wenige unter ihnen es verstanden, sich auch außerhalb der Heimat so durchzusetzen, daß ihr Name heute überall bekannt ist. Bis vor ganz kurzer Zeit war die moderne italienische Kunst im Ausland nur durch Genrebildchen und den kuchesischen Oppositionshandel vertreten: wie sah man auf den großen europäischen Ausstellungen das Bild eines hervorragenden Malers, eine bedeutende Statue; hätte man mit irgend einem ausländischen Künstler über Italien gesprochen, dann hätte er es als ein prächtiges Mansoleum der Kunst geschildert, bestrahlt und erhellt von dem Lichte seiner großen, glorreichen Vergangenheit.

Giovanni Segantini war der erste, der diese Größe bekennen ließ, doch seine Symbole des Frühlings in der ihm eigenen lichtdurchwobenen Technik schienen ein frohes, vereinzeltes Wunder. Nach ihm kamen Troubetzkoy, Zanetti-Zanetti, Zito und einige andere, aber mit Werken, die noch nicht die ganze Eigenart wiedergaben. Dennoch war die Wirkung dieser neuen italienischen Kunst so groß, daß der erste von diesen vieren als Leiter an die Akademie der bildenden Künste nach Moskau berufen wurde, der zweite zum Galeriedirector in Weimar ernannt, und der dritte nach Deutschland citiert wurde, um eine große keramische Fabrik mit Werk zu setzen. Ganz kürzlich erst hat noch ein anderer italienischer Meister, Francesco Paolo Michetti, das Wiener und Berliner Ausstellungspublicum durch seine genialen Werke überrascht. Sie sahen, als habe er seine hehren Farben, die meisterhafte Kraft seines Striches aus der mütterlichen Erde gesogen, als sei seine Kunst — gleich den eingeborenen Bewohnern der Abruzzen — von selber, wie eine prächtige Frucht, der zeugenden Scholle entwachsen.

Dennoch waren bis vor einigen Jahren weder Segantini, noch Sartorio oder die anderen bekannt, noch wurde bis vor wenigen Wochen das rauhe, urwüchsige Genie Michettis außerhalb der heimatlichen Grenzen gewürdigt: nahezu ganz unbekannt sind auch heute noch Mirtiglia so wie Bolgbo, Morelli, Mirelli, Carcano, Jerace, Marins Pictor, Laurenti, Bezzi, Maleh und die ganze Schar von Malern und Bildhauern, die einsam in ländlicher Zurückgezogenheit ihre Träume in kraftvolle, durchgeistigte Werke umweben und allein stehen mit ihren unalenden Zweifeln und ihrem Suchen nach den besten Ausdrucksmitteln, da es ihnen nicht vergönnt ist, die eigenen Kräfte durch fordernde Vergleiche im heilsamen Wettbewerb zu entwickeln. Jedes zweite Jahr im Frühling per amitelet Venedig eine vornehme Scharlatan, wo die hervorragendsten Werke internationaler Kunst sich zusammenfinden: es ist das vorläufig der einzige wirdige Tummelplatz für die italienischen Künstler, die diese Ausstellungen angemein hoch anschlagen, als ausschließliche Gelegenheit, die eigenen Leistungen an denen des Auslandes zu messen und mit diesem in die Schranken zu treten.

Und nun hat sich, zu dem Zwecke, der Künstlerbewegung in Italien kräftigeren Antrieb zu geben und die heimatlichen Traditionen zu pflegen", in Venedig auf Anregung einiger Künstler, die zweifellos von einem hohen Ideal beseelt sind, eine „Vereinigung der Maler und Bildhauer Italiens" gebildet, die sich vornimmt, sich „corporativ an allen großen Kunstausstellungen, in Italien sowie im Ausland" zu betheiligen. Die Vereinigung besteht vorläufig aus hundertdreißig Mitgliedern, darunter den hervorragendsten, berühmtesten Künstlern Italiens, von Segantini und Michetti bis zu Lauenti und Pogliati; in kurzer Zeit werden gewiß noch andere hinzukommen, sobald es der neuen Vereinigung vergönnt sein wird, sich der einen der nächsten Kunstausstellungen in ihrer ganzen Stärke zu bethätigen. „Alle Ausstellungen der Vereinigung werden jedoerzeit von den höchsten Kunstprincipien beseelt sein", lautet der vierte Paragraph der Statuten (die sich übrigens als elegante Broschüre präsentieren, auf deren Umschlag eine köstliche Allegorie des Gleichgewichtes nach Leonardo und jenes „Ostinato rigor" prangen).

Es ist undegreiflich, warum sich sofort eine feindselige Schaar gegen die neue Vereinigung erhob, die mit einem so vornehmen Wahlspruch ins Leben trat. Einer geheimen Verbindung hätte man mißtrauen dürfen, aber dies Unternehmen kann doch nur segensreich für die nationale Kunst sein, der es so dringend noth thut, daß ihr Luft und Licht zugeführt werden! Es ist zumindest unbedacht, sich feindselig und anklagend gegen eine neue Vereinigung zu stellen, ehe man sie am Werk gesehen und sich über ihre Ziele und die Mittel, deren sie sich zu ihrer Erreichung bedient, ein Urtheil bilden konnte. Der Directionsrath, der seinen Sitz in Venedig hat, besteht jedoch gottlob aus zu hervorragenden und selbstlosen Künstlern, als daß zu befürchten stände, daß sich die Verleumdungen der Uebelwollenden erfüllen könnten, und wir hoffen, daß die Zweifel derjenigen, die aus ehrlicher Ueberzeugung und Sorge um unsere Kunst dem Unternehmen hindernd entgegen traten, baldigst schwinden werden.

Ich weiß, daß auch andere Künstlervereinigungen — der Berliner, Münchener, Wiener und Pariser Secessionen nicht zu gedenken — im Anfang ähnliche erbitterte Kämpfe zu bestehen hatten, aus denen sie schließlich siegreich hervorgingen; so unter anderen die Schulen von Glasgow und von Worpswede. Möge dies der jungen italienischen Vereinigung zum Trost dienen, wenn sie sich ähnlichen Kämpfen ausgesetzt sieht; selbst wenn sie ihr hohes Ziel nicht erreichen sollte, wird sie genug für Italien gethan haben; denn all' jene Vorgefechte, jene Anfeindungen und jene Zustimmung, die sie hervorgerufen, beweisen, daß ein Kunstgedanke die öffentliche Meinung in Italien lebhaft beschäftigt: und das ist nichts Geringes für die öffentliche Meinung in Italien! . . .

Bald — am 22. April — wird die Schlacht entschieden sein, und zwar mit Eröffnung der internationalen Kunstausstellung in Venedig; hier werden die italienischen Secessionisten zum erstenmal corporativ auftreten. Venedig, die herrliche Kunststadt, wird dann entscheiden, ob eine erhabene Kunstanschauung besser und wirksamer durch vereinigte Kräfte zum Ausdruck gelangt, oder ob es bislamer ist, wenn der Künstler einsam im Schatten und in der Stille harrt; ob es die Wogen oder die Abendröthe der Kunst ist, die auf dem Himmel Italiens jetzt aufsteigt. „Dundert tiefe Einsamkeiten", schreibt Nietzsche, „bilden zusammen die Stadt Venedig dies ihr Zauber. Ein Bild für die Menschen der Zukunft."

Florenz. **Antonio Cippico.**

Moderne Kunst in Berlin.

Seit einigen Wochen thun sie in unseren Zeitungen unter der Rubrik „Kunst und Wissenschaft" sehr aufgeregt. Mit Verachtsamkeit und Verachtsamkeit zählen sie an diesen Zeilen die wichtige Frage ab: „Secession oder nicht?" Der große Anton hat wieder einmal einen Ukas erlassen, und zum unwiderruflich letzten Mal erklären „die Modernen", daß sie jetzt aber wirklich nicht mehr mitspielen wollen. Das haben sie nun freilich schon öfter gethan, und so werden sie es keinem verübeln dürfen, wenn er zunächst einmal abwarten will. Was man an Einzelheiten erfährt, ist nicht gerade ermuthigend. Rauchs wie Leistikow und Hofmann klingen so recht schön, aber der alte Menzel ist auch nicht da, Manmer von Schloß Lesser Ury übertegen sich die Sache noch, dagegen bekennt sich der famose Hermann Hendrich nun entschiedener zu den Modernen. Hermann Hendrich in einer Secession — wie gesagt: verlernen!

Aber wieviel dumpfe Verwerrenheit die secessionistische Bewegung in Berlin auch trüben mag, ein Gutes ist dabei doch: die Thatsache nämlich, daß man überhaupt von einer Bewegung reden kann, und daß das Publicum sich dafür interessiert. Die Malerei konnte den Berliner bisher nicht eben viel sagen, und die Künstler mochten sich hier noch anders legitimieren können als „nur" mit Bildern. Weibliche Taschendurt und Aetherelcorus, die gute Wirte rissen, wandten noch jedesmal die Aufmerksamkeit ab von den stillern Künstlern, die abseits gingen und in ihrer Art dem Sinn der Dinge nachspürten. Das ist nun vorbei. Mit geschäftlichen Talenten wird man kein großer Maler mehr, und auch die Wandbilder für Kunstlerhäuser und Makaner im Berliner Dialect thun es nicht länger. Das Publicum hat eine feine Witterung bekommen für Kunst und Künstlerin, und willig lässt es sich belehren, wo es nicht gleich verstehen kann.

Dieses Verlangen des Publicums, sich zunächst einmal darüber klar zu werden, was heute überhaupt in Dingen der Malerei gelehrt wird, gab der diesjährigen Saison ihren Charakter. Bekannte Kunsthandler haben ein, daß es für die etwas dabei zu verdienen gab. Nicht weniger als drei neue Salons wurden gegründet, es berichtet thun in die Möglichkeiten, sich gegenseitig zu unterbieten und

Digitized by Google

so kam es, daß die Ausstellungen dieses Winters in der That ein recht grundlicher Unsinn für den Laien waren, der sich unterrichten wollte. Weinbach und die belgischen Neo-Impressionisten, Uhlemann und Meunier, Degas und Hans Thoma, das alles und noch manches andere wurde einem in reinlich sortierten Sonderausstellungen zu bequemem Studium vorgelegt.

Die Frage entsteht: wer wird sich von all den so verschiedenen Malern mit seiner Kunst dauernd hier einfahren können? Denn darüber ist wohl kein Zweifel möglich, daß sich mit einem babylonischen Durcheinander unzähliger Sprachen nicht bauen läßt, daß die Instinkte des Publikumes eine Art Zuchtwahl treffen und das ihnen nicht Zusagende ausscheiden werden. Welcher Art nun wird diese Zuchtwahl sein?

Als Keller und Reiner vor nunmehr zwei Jahren ihren neuen Kunstsalon gründeten, übertrugen sie die Einrichtung dem Brüsseler van de Velde. Das Unternehmen galt als bedenklich. Im Süden Deutschlands hatten sie wohl viel Verständnis für den belgischen Meister bewiesen, im Norden aber hielt die Kritik sich noch immer bedugt, sein Werk, bisher die reinste Offenbarung des neuen Stils im Kunstgewerbe, ja den gesammten neuen Stil für modische Laune zu erklären. Da mußte es denn gewagt erscheinen, wenn ein Kunstsalon, der doch nicht wie eine Gelegenheitsausstellung nur dem Tag dienen sollte, seine ganze Einrichtung einer bloßen Laune anpassen wollte. Aber merkwürdig: das Unternehmen gelang. Es gelang so gut, daß die Gebrüder Cassirer, die ersten Concurrenten neben Keller und Reiner, nichts Eiligeres zu thun hatten, als auch für ihre Einrichtung den Belgier und seinen modischen Stil zu gewinnen. Der dritte der neuen Salons, Salon Ribera, verzichtete zwar auf van de Velde, aber der Stil des van de Velde triumphiert auch da, und dieser erste Versuch, die Formensprache von de Veldes landesgemäß zu übersetzen, ist vielleicht ein noch nachdenklicheres Zeichen der Zeit als die bloße Herübernahme. In den jüngsten Tagen ist dann sogar eine Actiengesellschaft zusammengetreten und hat van de Velde „gegründet“.

Wir wollen uns hier nicht über die Frage auftregen, wie weit denn nun eigentlich die Spekulation aller dieser guten Leute, Kunsthändler wie Actionäre, berechtigt ist, über das diese Spezen lachen überhaupt genügt werden darf, daß sich der Geschmack des Publicums so entschieden für einen Stil erklärt hat, der doch im Gegenzug steht zu allem, was man ihm bisher an kunstgewerblichen Dingen bot, das ist allerdings ein Symptom, das uns nicht gleichgiltig bleiben kann.

Wir fragten, welche von den verschiedenen Kunstarten, die uns die vergangene Saison vor Augen führte, die meiste Aussicht habe, hier heimisch zu werden. Sollte es in erster Linie nicht diejenige sein, in der die Formensprache des neuen kunstgewerblichen Stils am reinsten zum Ausdruck gelangt? Wir haben, besonders in letzter Zeit, jüngste Maler kennen gelernt, die sich hierin vor suchen. Leistikow bringt seine decorativen Landschaften in Wellenlinien, die ganz van de Velde sind, Martin Brandenburg trägt seine Waldmärchen so vor und Curt Herrmann, ein Hellen des Stillebens, seine Blumenstücke. Sollte das also unsere Zukunft sein?

Um das Prophezeien ist es eine mißliche Sache. Feindseligen läßt sich vorderhand nur das Eine, das bodenlose Publicum, das in Kunstgewerbe einen so bestimmten und sicheren Geschmack entwickeln konnte, in der Malerei sich noch recht unsicher zeigt. Die Gründe sind leicht einzusehen. Das Verständnis für bildende Kunst existiert sich nicht von gestern auf heute, und was man Generationen lang verlachte, konnte man nicht in einem einzigen Winter nachholen.

Und hier nun kommen wir auf die Secession zurück, auf die Aufgabe, die diese Vereinigung zu erfüllen hat, wenn sie wirklich ihrem Namen Ehre machen und nicht nur eine Oppositionspartei sein will. Sie endlich konnte durchsetzen, was die Kritik des letzten Decenniums bisher vergeblich gegen unerhörte Dass Publicum von der Arbeit jedes ernsten, ehrlichen Künstlers unterstützen. Die nächsten Monate werden uns zeigen, ob wir wirklich eine Berliner Secession besitzen oder nur eine Vereinsschau von Leuten, die sich aus Furcht vor isolierten Geschäften zusammentaten.

Berlin. Erich Kaiser.

Architektur.

Ein genialer Au- und Umbauer, hat Josef Bayer einmal von Semper gesagt. Das Wort wurde auf unseren Otto Wagner passen. Von diesem machtigen, arbeits- von den Spuren im Stillen wirkenden Mann ist eine Revolution ausgegangen. Seit ein paar Jahren will man auf einmal von der alten Architektur nichts mehr wissen. Die Werke von gestern sind nicht mehr, sind Phrasen, die wir Decorationen aus der Kunstfabrik oder aus dem Baukasten, wurfen nicht mehr. Es verlangt uns, aus unserer Seele zu wohnen, unserem Bedürfnisse gemäß, wie wir sind, und nicht einer Schablone, unserem Bedürfnisse gemäß. Was will es dem Genossen sagen, daß selbst er und unsere Väter nicht mehr leben. Gestern ist, wie Ring so trefflich sagt, uns heute so ferne wie Hellenenthum oder Mittelalter. Alles ist vergangen, alles ist so leicht, alles hat Platz — und

Daß ist uns aber doch das Leben zu kurz geworden. Wir wollen ihm in sein Gesicht sehen. Man dreht das wie mit dem Schlagwort von einer „realistischen Architektur“ aus. Damit meint man, daß der Bau seinem Zwecke dienen und dies gar nicht wechselnden, sondern deutlich aussprechen soll. Wer die Kraft hat, der construiere Lösung ihre Form zu geben, ist unser Künstler. Sie hinter fremde Formen zu verstecken, scheint uns albern und häßlich. Früher hat man vor allem verlangt, daß ein Haus „nach etwas aussehen“ soll. Wir verlangen, daß es etwas sein soll. Wir schämen uns, als heutige arbeitende Menschen wie Prinzen oder Patrizier von gestern und vorgestern zu wohnen. Das empfinden wir als einen Schwindel. Dem Künstler soll man ansehen, was es ist, welchen Beruf es hat, wer in ihm und wie er lebt. Wir sind keine barocken Menschen, wir leben nicht in der Renaissance, warum wollen wir so thun? Das Leben ist anders geworden, die Tracht ist anders geworden, jeder Gedanke, jede Empfindung und die ganze Art der Menschen ist anders geworden, da muß auch das Bauen der Menschen anders werden, ihrem neuen Sinn und ihrem neuen Thun gemäß. Solche Wünsche sind laut geworden und wollen nicht mehr verstummen. Wie bewundern wir die Stadtbahn! Weil wir spüren, daß da alles nothwendig ist, weil sie zu unserer Kleidung und zu unseren Gebärden paßt und den heutigen Dialect mit uns redet, weil sie nicht „Costüm“ oder „Decoration“ oder wie man es nennen mag, sondern Wahrheit ist. Wie freuen wir uns über jeden Versuch, auch im Bauen das Eigene unserer sonderbaren Zeit zu zeigen! Wie freuen wir uns der unerschrockenen jungen Künstler, die nicht abfassen, nach neuen neuen Form der Architektur zu trachten! Vor einem halben Jahr hat man noch über das neue Haus der Secession gelacht. Heute ist es schon der Stolz der Wiener. Ich fürchte, noch ein halbes Jahr, und es wird eine Schablone sein, nach der elitäre Cupiten Kirchen, Hotels und Villen bauen werden: im „secessionistischen Stil“. Welche Wandlung ist ein paar Jahren! Welche Wandlung in den Absichten der Künstler! Welche Wandlung in den Wünschen des Publicums! Freilich, diese Wünsche und jene Forderungen sind ja eigentlich gar nicht so neu: Semper hat sie schon vor sechzig Jahren ausgesprochen „nun vergleiche die schöne Darstellung, die Karl Rosner in „Das deutsche Zimmer im 19. Jahrhundert“ gibt, pag. 90 und 98. „In seiner ersten Schrift, 1834, stellt es schon „Unsere Hauptstadte blühen als Luxusfestungen aller Laune und Jahrhunderte empor, so daß wir in angeschauer Täuschung am Ende selbst vergessen, welchem Jahrhundert wir angehören. Fordert uns dies alles? Wir wollen Kunst, nun gibt uns Zahlen und Regeln. Wir wollen Neues, man gibt uns etwas, das noch älter ist und noch entfernter von den Bedürfnissen unserer Zeit. Dies wollten wir vom Gesichtspunkte des Schonen aufstellen und ordnen und wider dieß Scheinbild zu leben, wo der Rede der Ferne und der Vergangenheit unser Auge halb verdunkelt. Nur wenige Herren kennt die Kunst das Bedürfnis. Sie arret aus, wo sie den Launen des Kunstlers, mehr noch, wo sie mächtigen Kunstbeschützern gehorcht.“ Und in einer anderen Schrift, 1851: „Unsere besten Sachen sind mehr oder weniger getreue Reminiscenzen; andere zeigen ein lobliches Bestreben, die Formen von der Natur unmittelbar zu entnehmen; aber wie selten sind wir glücklich darin gewesen! Das Meiste ist verworrenes Fabengemisch oder sinnliche Tandelei. Hochstens an Gegenständen, bei denen der Ernst des Gebrauches nichts Launiges zulässt, als Wagen, Waffen, musikalischen Instrumenten und dergleichen, zeigt sich unweilen mehr Gesundheit in der Anordnung und Verbindung der durch die Bestimmung streng vorgezeichneten Formen“ In damit nicht schon alles gesordert, was wir heute fordern? Aber wer hat damals auf sie gehört? Es hat erst ein Städtern kommen müssen, ein capitalistischer Kunstler, ein Fahrer, der die Jugend zu neuen Gedanken zwang. Dies ist unser Otto Wagner.

Wen seiner berühmten Vorlesungen über die „Moderne Architektur“ ist jetzt die zweite Auflage erschienen. Es ist ein drei Jahre seit der ersten her. Drei Jahre, und welche Wandlung! Mit Recht kann er im Vorwort sagen: „Als ich im October 1895 die vorliegende Schrift veröffentlichte, richteten sich meiner darin ausgesprochenen Ueberzeugung Unverständnis und Uebelwollen eines großen Theiles meiner Fachgenossen entgegen, und manches ungerechterweise, zu alberne Wort wurde mir insbesondere. Wie alle Neuerer musste auch die Gegenwart warten, bald man der Welt nicht ungerecht sagen darf. Seine Anschauungen waren gut falscher Saiten ausgebaut, du hatten Anrecht: Kaum drei Jahre sind seit jener Zeit verflossen, und schon ist, als ich selbst es dachte, haben sich meine Worte bewahrheitet: sie alexall in die Moderne“ als Stichwort angenommen. Schlagworte können die Gegner als Ueberkänner und Lärm, ihre besten Stampfen wurden warnend, als sie erkannten, daß die Zahl der Traditionen und Autoritäten, welchen sie dem Anspruch der Modernen entgegenhielten, doch nur ein Obus bedeutet. Den Sieg vom Stampfen durch einfach und dem Kampfplatze, und

Digitized by Google

alle haben den „Modernen“ ihre Spalten geöffnet, in That und Wort wurde die „Moderne“ gefeiert. Die Erfolge der Secession und der Architektur in der Jubiläums-Ausstellung in Wien bringen einen weiteren schlagenden Beweis, dass auch die Allgemeinheit sich dieser jugendfrischen Strömung angeschlossen hat. Gewiss muss es jeden Streiter mit Genugthuung erfüllen, wenn er nach jahrelangen Ringen den Sieg seiner Anschauungen constatieren kann. Und dieser Sieg, er ist da! Wer wollte heute noch leugnen, dass die Menge die neue Kunst nicht nur sympathisch begrüßt, sondern sogar, wie ein Hungernder die lang entbehrte Nahrung, mit Gier aufnimmt? Glänzend wie ein Phönix ist die Kunst wieder aus der Asche der Tradition als „Moderne“ erstanden und hat ihre ewig schöpferische Kraft aufs neue gezeigt.“

In diesem Buch werden die Gedanken, welche uns nach einer neuen Architektur verlangen lassen, die Forderungen, die wir an sie stellen, und die Mittel, ihnen gerecht zu werden, auf eine wunderbar einfache und ruhig bezwingende Art dargestellt. „Eine Ansicht, welche auch in Fachkreisen sehr verbreitet ist und sozusagen als Postulat gilt, ist die, dass der Architekt jeder seiner Compositionen durch die Wahl eines sogenannten Stils eine Unterlage schaffen muss, ja man verlangt, dass er dann immer jene Einrichtung, für die er Eignung zeigt, mit besonderer Vorliebe pflege.“ So hat man es der Reihe nach mit allen historischen Stilen versucht und ist der Reihe nach von einem jeden nur immer wieder enttäuscht worden. „Man wurde sich darüber klar, dass alle sogenannten Stile einfach wohl die volle Berechtigung hatten, dass für unsere moderne Zeit aber ein anderer Ausdruck gesucht werden müsse. Hat uns auch alle, weil uns das Geschäftene so schön an gute alte Vorbilder erinnerte, jener geistvolle Verbindung erfüllt, der künstlerische Nahrungsmangel konnte nicht ausbleiben, da die entstandenen „Kunstwerke“ sich nur als Frucht archaologischer Studien entpuppten und ihnen beinahe jeder schöpferische Wert fehlte. Die Aufgabe der Kunst, also auch der modernen, ist aber dieselbe geblieben, welche sie zu allen Zeiten war. Die moderne Kunst muss uns moderne, von uns geschaffene Formen bieten, die unser Können, unser Thun und Lassen repräsentieren.“ Was heißt das aber: modern, von uns geschaffene Formen? Welche werden das sein? Formen, die mit unseren Empfindungen, unseren in ihren mattierten geschlitzten Wämern und Rütteln, Beinkrach, das Gelaute der Glocken, Orgelton, ein oft gar trüber Himmel — wieder ein Bild.“ Man betrachte diese Bilder — und nun denke man sich jemanden in moderner Kleidung: er wird sehe gut in eine Bahnhofhalle oder in einen Schlafwagen passen, aber wird er in einen Salon Louis XVI. oder in ein romanisches Schloss passen? Wir haben griechische Parlamente und gotische Kirchen und dabei vergessen wir nur, „dass die Menschen, welche diese Gebäude frequentieren, alle gleich modern sind, und dass es weder Stil ist, mit nackten Beinen im antiken Triumphwagen am Parlamente vorzufahren, noch mit geschlitzten Wämse nach der Kirche oder einem Ratshause zu nähern . . . Künstlerische Bestrebungen, welche tradiert, Nachbildungen an Bestehendes anzuschmiegen, ohne auf andere Bedingungen Rücksicht zu nehmen, müssen, abgesehen von einer gewissen Gezwungenheit und Mangel an Erfindungsreichtum, die sie bergen, immer einen ähnlichen Eindruck machen, als wenn jemand an Costüm eines vergangenen Jahrhunderts, noch dazu aus einer Maskenleihanstalt, einen modernen Ball besuchen wurde.“

Die Frage ist nun, wie wir denn aber zu den neuen Formen kommen werden, die wir verlangen? Vom Beginnen aus. Finden wir nur dieses jedesmal getreu und einfach aus und wir sind schon das Schlimmste los: die Lüge. Wänden wir das Bekenntnis zu unserem Wesen, lernen wir es bekennen, lernen wir, ihm diesen Ausdruck im praktischen Leben nie schon kein, in seine eine Marime. „Ein Mietshaus, welches mit unmotivierten Stilidien, Thürmen und Erkern in phantastischer unter der Maske des Polarsterns bestimmt, ungenannt mittelst Möbel, auf denen man unbequem sitzt u. s. w., welchen alle gleich alberen, es sind eben kunstlerische Lügen.“ Trachten wir nicht nach dem Schein, bauen wir uns, dem banalen Geschmack gefällig zu sein, lassen wir das Gebot der Sache walten. Was die Sache verlangt, soll unser Gesetz sein. Die Sache, das ist das Material und die Technik. Was man die Composition nennt, hat dem Material und der Technik zu gehorchen. Sie soll das Material und die Technik leben lassen, nicht sie verleugnen. Kein Element, das einem Material und einer Technik fremd ist, kann schön sein. Der Stoff und die natürliche Anordnung des Materials und der Technik sind, vereinigen eine Blüte, die das Material und die Technik offenbaren haben. „Bedeutnis, Zweck, Construction und Erscheinung sind nicht die Akteine des künstlerischen Lebens. In einem Begriffe vereint, bilden sie eine Art „Nothwendigkeit“ beim Entstehen und Sein jedes Kunstwerkes, dies der Sinn der Worte: „Artis sola domina necessitas.“

Mit den größten Hoffnungen sieht Otto Wagner in die Zeit, die kommt. Er glaubt, dass wir unmittelbar vor einer ungeheuren Umwälzung der Architektur sind. So gewaltig wird diese sein, dass man nicht mehr von einer Renaissance der Renaissance sprechen wird: nein, „eine völlige Neugeburt, eine Raissance“ wird es sein! Wir brauchen uns nur auf uns selbst zu besinnen, auf unsere Bedürfnisse und unsere Nothwendigkeiten; wir müssen nur mit der Kunst in den Leben nachkommen, das ist es, was uns not thut. Wir müssen uns nur entschließen, endlich auch in der Architektur wir selbst zu sein, nach keinem anderen Gesetze zeugend als der Schönheit, die wir in uns haben. Dies lehrt sein Buch, dies lehren seine Werke und durch tapfere Schüler wird seine Lehre schon in den Straßen unserer Stadt lebendig. Wir wünschen uns nur, er möge zur dritten Auflage seines Buches ein ebenso stolzes Vorwort schreiben können.

Hermann Bahr.

Die Woche.

Politische Notizen.

Das Ministerium Thun ist denn doch besser als der Ruf, den wir ihm gemacht haben. Denn das Ministerium Thun nimmt die berühmte Szell'sche Formel nicht an. Am Sonntag verkündete es wenigstens die „Neue Freie Presse“ aus ihrem „Intimen“ heraus, dass ein oder der andere Minister dem Widerstand gegen die Szell'sche Formel sein Portefeuille opfern werde; nur war es noch nicht entschieden, ob ein volltischer oder ein Beamtenminister diese antik-Gesinnung bethätigen würde, die Gründe für und gegen jeder der beiden Kategorien hielten sich gegeneinig die Wage. Am Dienstag bereits hieß sich die Antwort „mit großerer Sicherheit“ geben, und, alle intimsten Beschiedenheit der Erwartungen über treffend, lautete der Antwort: nicht nur einer, sondern mehrere Minister, „da das gesammte Cabinet scheint zu einem höchst wichtigen Entschlusse (nämlich nicht zustimmenen) gelangt zu sein.“ Am Mittwoch herrschte „ein Zweifel“ mehr darüber. Daraus gienge klar hervor, dass das Ministerium Thun besser ist als sein Ruf. Aber leider verlautet nur in den Spalten der „Neuen Freien Presse“. Wie das völlige Stillschweigen sogar der Barach'schen Offiziosen beweist, glaubt heute, trotz der sonst unbestrittenen Autorität der „Neuen Freien Presse“, nicht einmal das Ministerium Thun selbst noch an den guten Ruf, den ihm die „Neue Freie Presse“ diese Woche machte. Und weil ich doch sicher kennen Gerndt habe, innerlichen zu sein als der Chef Thun, glaub' ich gleichfalls nicht daran, heute mich eher, dass meine schon lange fengestellte schlechte Meinung über das Ministerium Thun, die mittlerweile zu ziemlich in die allgemeine Anschauung der übrigen Mattwelt übergegangen ist, nun auch vom Ministerium Thun, stillschweigend wenigstens, gebilligt wird.

*

Mit den modernen Dienstmännern hat der sendale Bakalt, Graf Thun, die eine Eigenschaft gemein: Wie diesen ist auch ihm die liebste Beschäftigung das Warten, das Warten auf eine Antwort, und wie sie, ist auch er connecturiert, wenn er plötzlich hört, dass es seine Antwort gibt. So ist's ihm jetzt bei den deutschen Oppositionsparteien er gangen. Als er sah, wie sie sich auf die Reichsrathsvertagung hin zur Berathung eines gemeinsamen Nationalprogrammes zusammtaten, meinte er, dass er eine Antwort bekame, und seine sich gemächlich daranen hin, um darauf zu warten. Und je länger die Antwort auf sich warten ließ, desto weniger wurde ihm, weil er sich mits langer und jeder entsprechenden Thatigkeit fern halten konnte. Da traten plötzlich die Oppositionsparteien heraus und sagten ihm barsch zu, dass es nur ihre Ideen Antwort habe. Das war bitter. Graf Thun wurde sich erschöpft, da Spionnchen Landtag einberufen, nach Prag reisen, ins sich wieder bei seinen Leuten „Unterdenen Gewährsleuten zuwenden und das tolle dem armen Mann schon recht schwer, weil er bereits am sehr schwachen Fahren hielt.

Graf Thun ist auch Prag gereist, weil er sich selbst in der Hoffnung. Mit den Tschechen „Meine Zeit“ ist voll die Gedanken blos auf seinem eigenen Körper verwenden. Weder Laben da Beschäftigung. Wenn das Geschäft Thun nie gereist.

*

Zu dem von einer unmöglichen Thatigkeit des Ministeriums Thun. Der Mann will und kann nichts thun, weiss es sich selbst im Augen etwas abgeneigt beschäftigen. Was nur kommt, da das sich in Ministerium ein Abschiedsgesuch, welches Szell'sche Ministerium, schon vorbereitet, und wie es scheint auch, das mit einem gewissen Eifer. Und der Minister Abschiedsgesuch Thun hat bereits „Sonntag“ fertig. Es ist nur noch Zeit, einige Wochen ins Land gehen, um den Zeitpunkt, wo Thun sich zurückziehen kann, nicht zu weit hinaus zu schieben.

*

Wenn Thun sich auf Graf Wenckheim verlässt, so irrt er sich. Der hat nur so lange mitgethan, als er glaubte, dass Thun sich halten könnte, nachher wird er sich zurückziehen. Auch Graf Wenckheim ist ein Freund Szell's.

Digitized by Google

Schlägereien zwischen deutschen und czechischen Studenten gegeben, und das Prager Studentenheim bote eine lebenswahre Miniatur-Reproduction der gegenwärtigen Zustände Oesterreichs im großen. Insoferne als die Böhmische Sparcasse durch ihre einseitige Widmung den Nationalitätenkampf aus den Mauern des Studentenheimes ausgeschlossen hat, haben allerdings die Verfassungsfreunde Recht, wenn sie finden, daß die Böhmische Sparcasse zu wenig österreichisch gehandelt hat.

Volkswirthschaftliches.

Zu dem Artikel „Galizische Sparcasse“ unserer letzten Nummer ist die Forderung erhoben worden, daß mit der Proceßführung gegen die an der Verschleuderung der Sparcassegelder betheiligten Personen nicht das Lemberger Gericht betraut, sondern das Wiener Gericht dafür delegiert werde. Es ist kaum glaublich, daß eine solche Forderung nicht auf fruchtbaren Boden fallen sollte, ja daß die Regierung und der Oberste Gerichtshof überhaupt erst eine solche Anregung von außen abwarten sollten. Dem gesunden Menschenverstand und dem natürlichen Rechtsgefühl erscheint es unduldsam, daß ein Gericht mit einem Proceß betraut werden soll, dem von vornherein alle Qualitäten für eine reelle Untersuchung, ein gerechtes Urtheil und eine gesetzentsprechende Bestrafung der Schuldigen fehlen. Es ist nicht möglich, daß Lemberger Richter und Geschworene in diesem Proceß nach Recht und Gesetz entscheiden. In der Directionen und dem Aufsichtsrathe der Sparcasse sitzen die einflußreichsten Männer der Stadt. Drei Viertel von ihnen gehören dem Landtage, der Statthalterei an, der Bicebürgermeister an der Spitze. Die hervorragendsten Mitglieder der katholischen und armenischen Kirchenbehörden sind in ihr vertreten. Der Vicepräsident des Oberlandesgerichtes, der Vicepräsident der Advocatenkammer, ein Mitglied der Handels- und Gewerbekammer, Professoren an der Universität und der Technik, Herrenhausmitglieder und Reichsrathsabgeordnete sitzen im Aufsichtsrath und in der Direction. Die Landesregierung hat die Plünderung der Sparcasse zugelassen und unterstützt. Ist es möglich, daß eine Untersuchung gegen diese Factoren an Ort und Stelle geführt werden kann? Ist es möglich, daß Lemberger Richter diesen Proceß führen, deren Vorgesetzter, der Vicepräsident des Oberlandesgerichts, Dr. Dulewski, mitverantwortlich ist. Der Präsident des Oberlandesgerichts, Dr. Tchorznicki, hat auch bereits in der Generalversammlung der Sparcasse die Aeußerung gethan, daß die Mitgliedern der Sparcasseverwaltung nicht nur keine Schuld oder die Pflicht zur Uebung einer Controle gehabt hätte. Er hat damit im voraus erklärt, daß er die Untersuchung auf die Directoren und Aufsichtsräthe nicht ausdehnen werde, und sollten selbst ihre faulen Wechsel in der Sparcasse liegen. Darf ein Gerichtspräsident unter der Führung eines Proceßes betraut werden, der den Freispruch im voraus verkündet hat? Und können die Bürger Lembergs als Geschworene in diesem Proceß fungieren? Sie, deren werthlose Wechsel in der Sparcasse liegen, sie, die von den Sparcassegebern gelebt haben. Sie haben die Urtheil auch bereits gefällt, indem sie in einer Vertrauungsmänner-Sitzung den Director der Sparcasse ihren Dank und ihre Anerkennung ausgesprochen haben. Und bedarf es eines weiteren Beweises für die Unzulässigkeit des Lemberger Gerichtsstandes, als was bereits jetzt über die Führung des Processes bekannt geworden. Trotzdem das Land, die Steuerträger, die Garantie für die Sparcasseeinlagen übernommen haben, ist noch nicht einmal eine Schlußtagegegen die Directoren und Aufsichtsräthe der Sparcasse zur Schadenerlaßleistung angestrengt, geschweige denn eine Strafanzeige gemacht worden! Nicht einmal gegen Herrn Szczepanowski, der als Mitglied des Aufsichtsrathes sich selbst den Credit gewährt hat! Und bezüglich des angeklagten Director Zima hat das Gericht bereits die Unzurechnung seines Geisteszustandes beschlossen. Das heißt, man wird wahrscheinlich den Proceß ganz niederschlagen. Also nochmals: wenn noch eine Spur von Rechtsgefühl bei der Regierung und im Obersten Gerichtshof zu finden ist, dann muß sie sich äußern, daß die Schuldigen an diesem Raubzug Galiziens von unbefangenen Richtern und Geschworenen der Strafe entzogen werden.

*

In Lemberg wird übrigens schon wieder mit der Theilung der Beute begonnen. Der neuernannte Director der Zwi caße, Herr Riko rowicz ist der Vetter des Statthalters von Galizien, des Grafen Pininski.

*

Mein Theil des Wachwesens des österreichisch-ungarischen Ausgleiches hat von Anfang an solchen Widerstand, solch allgemeine Verurtheilung erfahren, als die Bankvorlage. Jeder Einsichtige sind die Unterschiede Oesterreichs am schutzbedürftigsten verrathen worden. Aber wenn man fragte, warum den Ungarn die Parität versagt das Uebergewicht in der Bank eingeräumt, warum die Devisenfrage als noch unreif und zu einem Zerfalle gemacht werden müsse, dann hatte Herr von Bilinski eine bündige Antwort bereit, indem er sagte, daß nur auf diesem Wege die gemeinsame Bank zu retten gewesen, daß nur mit dieser Vorlage das Zustimmen der ungarischen Regierung und Bevölkerung nach der Selbständigkeit ungarischen Bankwesens erreicht werden konnte. Und wenn man Herrn von Bilinski auch schonend nachriefe, daß das unrichtig sei, daß er das Zollabgrott von der vollständigen Ausgestaltung der Parität grundlos im Parlamente ausgebreitet, daß die Ungarn nicht daran dachten und nicht daran denken konnten, eine Selbständigkeit der gemeinsamen vorzunehmen, Herr von Bilinski und sein damaliger Cabinetschef Herr Dr. Matlekovits blieben dabei, daß die neue Bankorganisation nothwendig sei, um die gemeinsame Bank zu retten. Und jetzt? Was sagen die Herren jetzt? Die Ungarn gehen mit den Forderungen, als wollten sie das Zoll- und Handelsbündniß und den Ausgleich überhaupt nicht aufrechterhalten, aber die gemeinsame Bank wollen sie ihr Recht und die erlangen sie sich dem Zweck, und die österreichische Regierung ist so, daß sie vorgeschlagen und bedingen Bedingung verwirklicht sehen will, daß sie eine gemeinsame Bank Ungarn, die sie nur dann haben will, wenn sie auch Oesterreich, das sie nur dann haben will, wenn sie auch Ungarn hat. Und fragt die festeste Stütze der österreichischen Interessen, mittels welcher man die Ungarn zum Abschluß eines billigen Ausgleichs zwingen konnte, wie wir von Anfang an erklärt haben? Wahrlich, die Bilinski-Matlekovitsche Bankvorlage ist ein Frevel an Oesterreich gewesen.

*

Die acute Geldnoth in Deutschland im vergangenen Herbst hat sich zu einer chronischen Geldknappheit entwickelt. Eine Bankrate von 5½ Procent und ein Privatdiscont von 4¾ Procent, das sind keine gesunden Verhältnisse; im März sind sie seit Jahrzehnten nicht vorgekommen, und man muß dem kommenden Herbst mit noch größerer Sorge als im Vorjahre entgegen sehen. Wahrscheinlich wird bis der Tag der Abrechnung für die Ueberspannung des Credits herangekommen sein. Die Geldverhältnisse in Deutschland beeinflussen natürlich die Geldmärkte der ganzen Welt und nöthigen auch unsere Notenbank zu einer vorsichtigen Zinsfußpolitik. Wenn in Deutschland die Gefahr einer Geldkrisis besteht, darf die österreichisch-ungarische Bank ihren Zinsfuß gewiß nicht unter die deutsche Bankrate ermäßigen; ob sie nöthig hat ihn auf 5 Procent also höher zu halten, als die deutsche Bankrate beträgt, ist Ansichtssache. Die Bank hat so oft durch zu niedrigen Discontsatz gesündigt, daß man sie nicht dreinfinden soll, falls sie ihn einmal zu hoch hält, obwohl der österreichischen Volkswirthschaft gewiß damit ein Dienst außerlegt wird. Aber über eines muß man sich klar sein: Wenn wird dieser Dienst verlangt und gebracht? Zur Aufrechthaltung der Goldparität. Zur Behinderung eines Goldabflos. Zur Erreichung dieses Zweckes darf die Bank ihren Zinsfuß hochhalten, wenn ihre Gold- und Devisenpolitik allein zur Aufrechthaltung der Parität nicht mehr ausreicht. Die Devisenpreise sind nun seit Beginn des Jahres in langsamer Steigerung begriffen und Marknoten notieren gegenwärtig in Wien 59·91; gegenüber dem Paricurs von 58·78 bedeutet dies ein Goldagio von fast einem halben Procent. In solcher Zeit hat die Bank natürlich Gold abgegeben, das heißt, sie hätte es schon längst abgeben sollen und die Curse gar nicht steigen lassen dürfen. Und das wäre ihr sehr leicht möglich gewesen, ja sie hätte dazu vielleicht gar kein Gold zu verkaufen nöthig gehabt. Denn unglaublich aber wahr: während der ganzen Zeit hat die Bank nicht nur kein Gold abgegeben, sondern fortwährend Gold gekauft und ihren Gold- und Devisenstand seit 1. Februar um mehr als zehn Millionen Gulden vermehrt. Statt das Agio zu bekämpfen, erzeugt es unsere Bank durch ihre unzeitgemäßen Goldkäufe. Und mit dem Agio, das sie selbst erzeugt hat, begründet die Bank dann die Nothwendigkeit der hohen Discontrate. Anfangs hat die Bank sich mit Silberkäufen zinsfuß- und Devisenfrei aus Nachsicht auf die Statistik der Devisencurse getrieben. Nun ist sie auf den Geschmack gekommen, das sich dabei in doppelter Weise verdienen laße, einerseits durch den hohen Zinsfuß, andererseits durch ein gewinnsicheres Differenzspiel in Devisen. So war aber die Valutaregulierung nicht gemeint. Den Zweck am hohen Zinsfuß wird kein Einsichtiger der Bank bezeugen, wenn sie ihren Zinsfuß in den Dienst der Aufrechthaltung der Goldparität stellt. Wenn sie selbst aber mutwillig ein Goldagio erzeugt, dann wird man diesem Sport energisch Einhalt gebieten müssen!

Kunst und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. Palais Royal, „La Poire“ von Arnyz; Théâtre Sarah Bernhardt, „Dalila“; Théâtre Antoine, „La nouvelle Idole“ von Curel, „Que Saxons-nous?“ von Sacha Guitry; Théâtre des Variétés, „Lindoine“; Bälle Alliance Theater, „Der Goldhaarige“.

*

Im Jubiläumstheater wurde „Tiberius Gracchus“, ein Trauerspiel von Paul Barth, nach zwei Vorstellungen abgesetzt. Tiberius Gracchus klingt den Theaterbesuchern heute zu unmodern. Das Stück steht aber zweifellos viel höher als das Publicum, die Darstellung und die Zeitungskritik, die es gefunden hat. Keine dieser drei Mächte schien es recht zu verstehen. Man sah darin — vielleicht weil der Verfaßer auch Philologe ist — das gewisse Römerdrama des Epigonenstils, und es ist nichts weniger als das. Es ist viel zu sachlich und unpathetisch in der Darstellung römischer Zeitverhältnisse, als daß man es ein Römerdrama schlechtem Lande. Und in seinen dramatischen und gedanklichen Ausdrucke mittels verrath es unlengbar Charakter und sogar künstlerische Feinheiten. Man liest es mit immer Spannung zu Ende wie irgend eine Dichtung. Was darin erzählt wird, ist bekannt. Tiberius Gracchus will den Gemeinde acker und die Schätze des Königs Attalus den Landbesitzern zuwenden. Er wird den Patriciern verhaßt und stirbt auf dem Forum über dieselben. Er will sich aber auch das Tribunat der nächsten Jahres sichern und wird in einer zweiten Volksversammlung ermordet. Mit der beiden großen Einfachheit und Kürze werden diese Vorgänge entwickelt. Vieles wird uns angedeutet, vieles steht wie von ungefähr im Hintergrund oder aber Personen und Stände werden ohne Nebenspiel und viel Vorbereitung gezeichnet. Wie von selber nehmen sie Farbe und Gestalt an. Die Anordnung der Darstellung und eine Art impressionistischer Kunst, mit an angeführten, unmittelbar auf den Zuhörer doppelt stark zu wirken, machen das Stück des Professors Barth, so wenig modernes es auch als ganzes ist und so wenig es entschieden auch anmuthet im einzelnen fesselnd. Der Dichter vor allem kommt vortreffliche Charakteristik; es ist eine starke, scharfumrißene Figur, der er mehr erraten läßt als schildert hat. Es ist ein Genuß, wenn dem Tiberius Gracchus seine einzelnen Vorzügen zusammen und mehr noch seine Fehler und der Verblendung zum Verderben werden. Die Zuhörerschaft scheint wie mit der Darstellung auch mit dem Stücke selbst ganz Fühlung gefunden zu haben. Aber es hat mit dem Publicum Tiberius Gracchus' ergangen, wie es mit dem Publicum — wie zie-

Digitized by Google

bewußt heute Directionsführung!" — in after Elle wieder zurückgezogen. Professor Barth läßt sich hoffentlich nicht abschrecken. Dass er mehr ist als ein Tüftler, hat er hinlänglich bewiesen.

*

Ein Schwank wie aus dem Französischen, fast ebenso lustig wie die Originale und nur wenig gesteigert, ist „Flitterwochen" von Arthur Pierhofer, Neuheit des Raimund-Theaters. Die Hauptfigur — eine Reavermühle im Kreise der Verwandten ihres Mannes — ist nicht ohne Beobachtung entworfen. Und die Situationen im ersten Act, welche die arme Provinzlerin auf ihr Haupt ladet, sind die besten im ganzen Stück. (Da gibt es ein sehr feines Duo zwischen Fräulein Rise und Herrn Burg.) Später verliert sich die Sache in Verwicklungen, die mehr ermüdetn als unterhalten. Dieses Zuviel verräth den Dilettanten. Aber es fehlt auch nicht an Beweisen technischer Geschicklichkeit. — Von Schauspielern sind Frau Anatour und Herr Thaller noch besonders zu nennen.

A. G.

*

Die Gesellschaft der Musikfreunde hat in ihrem zweiten außerordentlichen Concert Haydns „Schöpfung" zur Aufführung gebracht. Unerklärlich war die Wiederholung dieses erst vor zwei Jahren zu Gehör gebrachten Werkes gerade nicht, und eine Concertgesellschaft hat, wenn sie der musikalischen Bewegung der Gegenwart folgen will, ganz andere Aufgaben zu erfüllen, als alle zwei Jahre die Schöpfung aufzuführen. Folgt sie dem Zeitgeiste nicht, dann kann es ihr widerfahren, dass sich das entscheidende Musikleben Wiens schließlich ganz außerhalb ihrer Kreise abspielt. Ihre eigenen Mitglieder werden dann keine Zeit haben, für die „Gesellschaft" zu proben, weil sie mit der Durchführung der größeren, unerlässlichen Aufgaben, die andere Arrangeure mit den Sängern der Gesellschaft zur Durchführung übernommen haben, an sie herantreten genommen sind. Ich glaube, dass die Gesellschaft die Ueberbürdung des Chors durch fremde Aufgaben jetzt schon empfindet. Die Misstände könnten aber noch viel unangenehmer werden, wenn die Direction nicht rechtzeitig die Kraft der Thatsachen beherzigt und von nun an die unumgänglich nothwendigen Aufgaben selbst übernimmt, damit sie Herrin ihrer eigenen Mitglieder bleibe. Trotzdem wir aber aus begreiflichen Gründen nicht mit besonderer Schnsucht dem letzten Concert entgegensahen, hat uns die Lösung der Solisten doch mit der Revanche versöhnt. Fräulein Emma Hiller (aus Stuttgart) sang die Sopranpartie mit großer Vollendung und einem so herrlichen Stimmmaterial, wie wir es in den Gesellschafts-concerten schon lange nicht gehört haben. Da sie auch die Coloraturstellen mit tadelloser Reinheit und spielender Leichtigkeit bewältigt, so durfte sie schon heute eine der besten Coratoriensängerinnen heißen, die die deutschen Concertsäle besitzen. Hofsängerin Mysz-Gmeiner nach einer Gastspielzeit, die erfolgreiche Künstlerin dahl wieder bei uns zu begrüßen. Nicht minder erfolgreich war Herr Messchaert, der namentlich die hilderreichen Recitative mit so plastischem Ausdruck sang, dass man stellenweise die Scene fast vor Augen zu haben glaubte, die Bater Haydn nur einfachen Mitteln und doch so großer Naturwahrheit illustrierte. Herr Maikl kann als dritter Solist diesmal nicht recht zur Geltung. Er ist ja ohne Zweifel ein sehr guter und geschmackvoller Sänger, dessen ganzes Wesen sich für den Concertvortrag zu eignen scheint. Aber man hat immer der Empfindung, dass er mehr aus sich herausgehen, mehr Begeisterung, größeres inneres Kraft singen sollte. Ich weiß nicht, ob es das ist, was er nicht kann, aber so wie er gegenwärtig singt, hinterlässt er den Eindruck, dass er im Lause des Abends zuschends vor dem Publicum zurückweicht, statt zu sür sich hinzuwachsen und mit sich fortzureißen. Im Vergleich mit Fräulein Hiller und Herrn Messchaert hat seine Leistung entschieden verloren. Messchaert steigerte übrigens dieser Tage noch einen zweiten Triumph im Concert des Hugo Wolf-Vereins. Dass er als erschirmer und gewandter Liedersänger hier ganz besonders am Platze war, brauche ich kaum zu sagen. Das Publicum lieb ihn fast jedes seiner Lieder wiederholen. Weniger glücklich — wenn auch anerkennend — musikalisch bewährte Fräulein Stedmair als Liedersängerin zu sein. Ihr auf große dramatische Wirkungen berechneter Vortrag ging aber manche Feinheiten der Composition hinweg, während ihre breite futerende Intonation die melodiöse Zeichnung der Lieder zu viel verwischte und dadurch dem Publicum das Verständnis erschwerte.

*

Unser ebenso emsiger als verdienstvoller Tonkünstler-Verein hat die Aufgabe übernommen, die vorzüglichsten Symphonien zweier ehemaliger Schüler des Conservatoriums, der Herren Robert Hohn und Alexander v. Zemlinsky, zur Aufführung zu bringen. Ich begreife sehr gut, dass das Conservatorium stolz ist auf die Fortschritte, die beide Herren gemacht haben, und wünsche es ihm gelingend, solche Arbeit auf einem Preite getrost hat. Desgleichen ist es erfreulich, dass sich beide Componisten nicht mit streifen Pauschen oder mittlern Talentchen begnügt, sondern ein nach den Regeln der musikalischen Logik und entwickelndes, einheitliches Kunstwerk geschaffen haben. Sie haben die Schwierigkeiten derartiger Arbeiten meisterhaft überwunden und werden es wahrscheinlich in der Zukunft sehr angenehm empfinden, dass sie es in der Kunst der thematischen Verarbeitung so weit gebracht haben. Der richtige Takt hat sie sogleich gelehrt haben. Ich begreife aber auch, dass unsere Concertgesellschaften an beiden Symphonien achtlos vorübergehen. Trotz vollendeter ausgereifte Kunstwerke sind es nicht, die wir zu hören haben. Dazu gehört eben ein gewisses „je ne sais quoi", das sich nicht lernen und nicht in der Schule lernen lässt. Mit dem Namen, mit der Kraft der Kunst ihrer Phantasie entsprungen wird, weiß man von vornherein, wenn man mittelmeroide aber treuen wir nur erfahren in solchen, denen die Vorsehung mit den nöthigen Eigenschaften versehen hat, um einmal emporschwingen Flügen zu können. Und wenn auch diese Flügen noch nicht ganz sicher getragen, so ist doch ein Anfang gemacht, der Hoffnung erweckt.

A. P.

*

Zu Friedrich v. Hausegger verliert die deutsche Musik Aesthetik den ersten Vorkämpfer ihrer psychologischen Auffassung. Hausegger redete das Wort einer „Aesthetik von innen", die nicht nach abstracten Schemata einer vorgefassten Meinung arbeitet, sondern zurückgeht auf den Vorgängen der Seele des Künstlers fragt und von diesen aus die weiteren Schlüsse versucht. Hausegger hatte ein besond.res Interesse daran, nach diesem oft so mystischen Begleiterscheinungen des künstlerischen Schaffens zu forschen, und stellte vielfach selbst an die lebenden Künstler directe Fragen nach dieser Richtung. Gerade die Musik, die am tiefsten in die Schöpfungsgeheimnisse des Künstlers hineinleuchtet, musste ihn diesen Weg führen, so wie früher umgekehrt alle formalistischen Aestheliker in musikalischer Beziehung mangelhaft begabt waren. Die wichtigste Schrift eines Formalisten, der versuchte, musikalisch zu sein, Hanslicks bekanntes Buch vom „Musikalisch-Schönen", ist durch Hausegger's Bücher: „Die Musik als Ausdruck" und „Das Jenseits des Künstlers" in seiner Einseitigkeit erledigt worden. Hausegger faisste die Musik gerade als die ursprünglichste aller Lautäußerungen auf, als eine sinnliche Form der Organisation unserer Lustfunctionen, in der der Schrei, der Athem, der Puls, die Geberde, das Ausdrucksbedürfnis kunstgerecht stilisiert sei. Aus dieser Auffassung Klein erklärt sich der überzeugende Ausdrucksgehalt der Musik, die nur der im Formalismus befangene abstracte Theoretiker leugnen kann. Wie Hausegger dem einzelnen Künstler in die Seele sieht, so sieht er der Geschichte und dem Wesen der Kunst in die Seele und gelangt so als Psychologe tiefer und weiter, als es einem Dogmatiker möglich ist.

Oskar Bie.

Bücher.

Oesterreichs Zusammenbruch und Wiederaufbau. Verlag von J. F. Lehmann. München, 1899.

Wie der Verleger durch Circular mittheilt, ist diese im ganzen bloß 15 Octavseiten zählende geschlossene Broschüre von einer Hetzpresse ersten Ranges in gleicher Zeit verboten worden; „trotz dieser oder vielmehr durch diese Verurtheilungen" sei die Nachfrage nach der Broschüre so gewachsen, dass die erste Auflage von 18.000 Exemplaren binnen wier Wochen, und zwar größtentheils nach Oesterreich, abgesetzt worden und eine neue Auflage in Vorbereitung sei. Ueber den Inhalt der Broschüre kann wegen der gerichtlichen Verbote nicht referiert werden. Doch der buchhändlerische Erfolg dieser Verbote sollte wenigstens constatiert werden — als neuer Beweis für die Weisheit unserer Preßgesetzgebung und als Zeichen der Zeit.

***

Spemanns Deutsches Reichsbuch. Politisch-wirtschaftlicher Almanach. Von Dr. Arthur Berthold. B. Spemann, Berlin und Stuttgart. 1899.

Zu den bekannten A-B-C-Büchern der verschiedenen politischen Parteien des Deutschen Reiches tritt nun auch Spemanns luxuriös ausgestattetes „Reichsbuch" als über allen Parteien schwebende Ergänzung hinzu. Nach alphabetisch geordneten Schlagworten gibt es über alle Persönlichkeiten, Ereignisse und Fragen politischer und wirtschaftlicher Natur, welche für das Verständnis der öffentlichen Zustände des Reiches von Wichtigkeit sind, knapp gefasste, möglichst auf das rein Thatsächliche beschränkte Auskünfte. „Bis „Fragen" in Betracht kommen, hilft sich das parteilose „Reichsbuch" mit Excerpten aus den politischen A B C Büchern der verschiedenen Parteien. Wir in Oesterreich haben — von dem längst veralteten A B C Buch des Wiener Deutschen Vereines abgesehen — kein ähnliches, weder ein parteiliches, noch ein parteiloses Schlagwort-Lexikon. Und doch thäte ein solches gerade bei uns Noth, weil bei uns die Kenntnis des politischen A B C noch weniger verbreitet ist, als anderwärts.

— a —

Karl Hillebrand: Zeiten, Völker und Menschen. Erster Band: Frankreich und die Franzosen. Poet: verbesserte und vermehrte Auflage. Strassburg. Verlag von A. J. Trübner. 1899.

Karl Hillebrand hatte die Absicht, diesen ersten Band seiner weit verbreiteten Essays vollständig umzuarbeiten. Der Tod nahm ihm die Feder aus der Hand, ehe er dazu kam. Seiner Schrift hielt es verhältnismäßig leicht, ihn in seinem Arbeitszimmer, das ich in seinem Auftrage mit Angaben gemalt einrichtete und aus dieser Weise das leidende Publicum durch eine unvergleichliche Gabe zu bereichern. Der bedeutendste Zufluss in der Reihenfolge Gedanken, der zurückzuführen ist auf „Frankreich Zustände" 1881 ist schon vor mir, auch einer unvollendeten Uebersetzung von Zolaschen Werk. Der bedeutendste des Werkes ist der mit dem Gedanken, und die Studien des Verfassers, seine genaue Kenntnis von Land und Leuten, sein Talent, durch das Studium vergleichender Psychologie geschärftes Blick, die Kunst seiner geistvollen Darstellung, verbunden sich auf seine Zeit. Manches hat sich, wie selbstverständlich, in den Ansichten des Verfassers geändert, die dritte französische Republik ist den Untergang entgangen, hat, manch auch Einzelbestimmungen seiner hohen Urtheile wohnt. Das großen und ganzen aber wurde seine gewissenhafte Durchsicht ohne Zweifel bei einem Werk um die hiesigen Zustände Frankreichs einen noch schärferen Ausdruck gefunden haben. Ich bin überzeugt, dass der Verfasser, der Verfasser, der in den Tagen der Panamaaffaire, der Dreyfus-Affaire, der Affaire Boulanger, der Affaire Rochefort, der Affaire Wilson, der Affaire Lesseps, der Affaire Grévy

„An die Schönheit.“ Trauerspiel von Arthur Holitscher. Verlag von Albert Langen, Paris, Leipzig, München 1898.

Der Kern dieses zartes, tiefempfundenen Gedichtes ist der tragische Kampf des vom Ideal trunkenen Jünglingsseele mit der sie umspannenden und immer verlegenden Wirklichkeit. Der Jüngling Arild zieht aus, dem hohen Norden heraus in das Land der Sonne und des Meeres. Das Meer ist ihm sein heiliges Symbol der Seele, der Schönheit, der Ewigkeit, des Idealen. Aber Menschen will er es verkünden, damit sie gleich ihm den Schatz innerer Seligkeit heben konnten. Aber sieht, man unfassbarkeit ihr, man verhöhnt ihn dagegen, da es der Mitgestaltete wagt, von der Religion der Schönheit zu schwärmen; das Volk, das reale Leben weiß nichts von der „heiligen Unschuld“. Da ihm dieses Volk des Südens, diese Menschen des Lichtes, zu denen er gewandert war, um bei ihnen Verständnis und Erfüllung seiner Sehnsucht zu finden, so bitter unzufrieden und auch Hohe, die Jungfrau, bei deren Anblick, als der Verkörperung seiner glühenden Ideale, er liebestrunken auf die Knie sank, vor der Verzweifelnden flieht — erlöst Arild der tiefe Verzweiflung. Er sohnt seine Augen in die Sonne, die gewaltigkeitend in die Fluten des Meeres fällt und — erblindet. Und nun kommt Arild in das Haus der Blinden. Hier ist das Heim der Seelen. Hier sind die Menschen, welche verspert von der Wirklichkeit, seiner innerer Schönheit zu verkehren vermögen. Ein blindes Mädchen gibt ihm das, was Hohe, die Sehende, die im Realen Befangene ihm versagen musste. Arild wollte zu Schenken, aber seine Liebe hatten ihn zu Menschen, die nur schauen konnten. Wahrheit Schönheit fand er erst unter diesen Blinden. Liebe und Heimat fand der Unverbannte erst unter ihnen. Nähende Tone echter Poesie klingen aus diesem lieben Gedichte auf. Alle wird es ergreifen, die gleich dem Dichter den Leidenswege der „Seele“ gewandelt sind. Aber möchte es ihm doch gelingen, aus den traurig süßen Phantomen seiner Sehnsucht jenen Weg in das Leben, in die Wirklichkeit zu finden, der ihm die harmonie seiner Innern mit dem Realen vermitteln, die Interessen seiner Seele mit der menschlichen und so weit erhabenen heutigen exterieure der Welt, des Seienden versöhnen lässt. Viele Genehmigung wünschen wir dem Dichter des zarten und tiefen Gesanges von der Leiden der ame inconnue!

M. W.

Neue der Neuen.

„Zusammen der Frauen“, die neubegründete Wiener Zeitschrift herausgegeben von Auguste Fickert, Marie Lang und Rosa Mayreder, beginnt ein ernstes Werk: einen bescheidenen Anfang über die materielle Lage der Unterlehrerinnen in Wien. Die Absturzentin der Lehrerbildungsanstalt hat vor allem das Interesse, die „Lehrerbefähigungsprüfung“ so rasch als möglich abzulegen. Das wird ihr oft gestattet, wenn sie über Zahre praktisch thätig gewesen ist. Da sie aber vor dieser Prüfung keine öffentliche Anstellung erhalten darf, so sieht sie sich vor Beginn ihrer Laufbahn ein schwerer Conflict. Die einzige Möglichkeit eines Ausweges besteht für sie darin, eine unbezahlte Stelle in einer Privatschule mit Oeffentlichkeitsrecht anzunehmen, sich daneben für ihre Prüfung vorzubereiten und sich überdies dem Elternhaus durch Stundenertheilung zu verdienen. Ist sie endlich überstanden und ist es ihr gelungen, dass sie von der Commune im Schuldienst verwendet wird, dann kommen die langen Jahre, wo sie lediglich als Aushilfskraft zur Fall zu Fall verwendet und der Tag und Tag 14 bis 16 Uhr, coeinzelt 1 bis 20 Uhr, — einsteht wird. Hierauf erst tritt sie in den Rang einer provisorischen Unterlehrerin mit einem Jahresgehalt von 600 fl. vor, oder, wenn's nicht gleich so gut geht, in eine der „nichtständigen“ Stellen, die nur mit einem Gehalt von 500 fl. bezahlt sind. Dieses „Provisorium“ nun ist keineswegs immer ein Uebergangszustand, sondern für die meisten eine dauernde, abgeschlossene Stellung. So hatten 1897: 61 Lehrer und 1 Lehrerin provisorische Unterlehrerin mit 16 Dienstjahren, drei mit elf, zwei mit neun Dienstjahren u. s. w. Vergleicht man damit die Tabelle der definitiven Unterlehrerinnen, so sieht sich daraus überaus der ganze Preisconcessionsmodus ersehen, der bei der Ernennung der definitiv Anstellungen geübt in Wien übt. Es ergibt sich nämlich, dass 49 provisorische Unterlehrerinnen mit 5 bis 14 Dienstjahren 76 definitiven Unterlehrerinnen mit 1 bis 6 Dienstjahren gegenüberstehen. Das vorliegende Heft enthält ferner ein ein Bericht der Versammlungen und Vorträge von Bjørnson, Prof. Wagner und Dr. Lueger.

„Merrure“ Zahrgang. Ein Artikel von W. Moore über die dramatische Kunst in England und ihre Geschichte bildet in der letzten Zahrgang. Moore hatte in den Achtzigerjahren verkauft, in London eine Art freie Bühne, „Ein Independent Theatre“, ins Leben zu rufen, um seinen Landsleuten die Gelegenheit zu verschaffen, Bjørnsons, der allen der Zbsenschen, zu verwirklichen. Aber es gelang ihm, dass sich in London nicht 1500 Menschen fanden, die sich verpflichtet hatten, das Unternehmen unterstützen, um jeden Zahrgang zahlreich eine Matinee zu eröffnen. Schon bevor die Subscriptionsliste Schluss und Abrechnung machte, mit der bisherige Stein beschäftigt, und das „Zndependent Theatre“ ging ein. Als wenige Jahre später, unter der Protektion der Londoner Lyceum-Schauspielerin Miss Archer, eine neue Bühne ins Lebens rief, „The New Victorian Theatre“, ins Leben trat, schon, war sie schon wieder durch Lebens „Lyceum Theatre“ ein, aber auch konnte schon so gesichert, dass sich moderne englische Stücke, dass das heute ernsten Interesse des englischen Publicums schon wieder rasch und sehr lebhaft zu beschäftigen wusste. Spielen und Lesen verschieden Bedeutung erhielten. Lebens Name des Autoren sind immer englische. Zahrelang war Pinero — soll in seinen Komödien Meister, Interpret der Damen. Die Komödien Wilde's, Jones' und Grundy's, Carr's, Barrie's, Gilbert's, Hankin's, Hicks' und Oscars Thomas' sind seine meistgespielten Theaterstücke. Sie sind in ihrer Art, in ihrer Form, in ihrer Technik, in ihrer Sprache, in ihrer Gesinnung, in ihrer Weltanschauung, in ihrer Moral, in ihrer Unmoral, in ihrer Immoral, in ihrer Amo

sich unaufhörlich in murmelnder Rede. Aber hinweg über das Buch starren seine Blicke unverwandt auf die Bahre und in seinen schwarzen Augen brennt es, wie Angst und verzweifelte Beschwörung.

Die Todesangst, die sich in Herzbeginnen flüchtet, das rastlose Fürchten, das sich gehetzt und erbittert an Leichen drängt.

Und er ist noch jung.

Er hört mich nicht, er sieht mich nicht. Seine Hände halten krampfhaft das Gebetbuch fest, seine Blicke haften durchbohrend auf dem Todtenlinnen.

Ich ziehe leise die Thüre hinter mir zu, und lasse ihn allein, nicht wie er für die Gestorbene betet — wie er da drinnen mit seinem Tode ringt.

*

Leute sind gekommen, Verwandte und Freunde. Man nöthigt mich zu essen und zu reden; man besorgt dringende Angelegenheiten, um die ich mich nicht kümmern kann.

Vor meinem Schreibtisch sitzt ein Freund und schreibt Adressen. Vor zwölf Jahren bin ich auch dort gesessen und habe Adressen geschrieben, ganz dieselben. Ich habe es damals allen angezeigt, dass ich eine Frau habe. Jetzt sitzt er dort und schreibt, und es wird allen bekannt gegeben, dass ich keine Frau mehr habe, dass sie nicht mehr auf der Welt sei — nicht mehr!

Ich höre in ihrem Zimmer rücken und klopfen, und will hineingehen. Aber man lässt mich nicht. Man führt Gründe an, die ich nicht begreife: Sie haben den Sarg gebracht, sie wird jetzt angekleidet, und ich solle mich nicht noch mehr anfregen — ich!

Ich gehe unter den Leuten umher, die sich an mich drängen, und wundere mich, wie sie trösten: Ich solle nicht allzusehr verzweifeln, mich schonen, mich nicht so ganz hingeben. Ich weiß nicht, was sie damit sagen wollen, ob sie glauben, es könne noch etwas gut werden. Meiner bas nach ausgeklopften, aber alle meinen, ich solle mich fassen. Ich verstehe sie nicht, ich kann nichts entgegnen, ich wundere mich nur, dass sie sich um mich bemühen und nicht zu ihr gehen, die ja den Tod erlitten hat und nun da drinnen von der gewerbsmäßigen Eifertigkeit gleichgiltiger Hände angekleidet und geschmückt wird zu ihrer letzten Stunde unter den lebendigen Menschen.

*

Alle Thüren sind offen.

Viele Leute sind gekommen, und ihre leisen, schnarrenden Schritte, das Geräusch ihrer flüsternden Stimmen füllt die Zimmer. Alle drücken mir die Hand, murmeln mir etwas Unhörbares zu, schauen mich traurig-scheu an und treten dann weg von mir.

Ich sehe nur ein Gewirr von vielen Gesichtern, schwarze Kleider und weiße Taschentücher. Hinter mir höre ich weinen. Ich drehe mich um, und sehe ein Mädchen im Sopha lehnen, das seinen Kopf in die Kissen drückt, davor stehen ein paar Männer mit rathlosen Mienen. Ich kenne alle, und weiß doch im Augenblick nicht, wer sie sind. Wie durch einen Nebel sehe ich das alles. Ich frage mich, ob ich hingehen soll — dann schaue ich weg und schiebe mich durch die Leute, die dicht beisammen stehen, und mir Platz machen. Ich gehe bis an die Schwelle des Gemaches, in dem der Sarg steht.

Es ist ganz schwarz verhängt. Die vielen Kerzen um den Katafalk flackern trüb, kläglich und geben keinen Schein. Ein feuchter schwüler Duft, der von den Kränzen aufsteigt, zieht mir aufregend bis ins Innerste. Ich sehe und blicke vor mich hin, in das Flimmern der Lichter, und die weißen und rothen Blumen in dem schwarzen Zimmer.

Ich kann es mir jetzt nicht vorstellen, dass dort in dem Sarge meine Frau liege; ich kann es mir auch nicht vorstellen, dass das ein Sarg ist, dort unter dem schwarzen Tuch und den dunkeln, grünen Kränzen. Mein Herz klopft laut, und ich fühle, dass jetzt etwas Entscheidendes geschehen muss.

Und dort, vom Sarge her, die bleiche schwarzhaarige Männer mit nickenden und wiegenden Köpfen sich aufgeklärt besehen und mit dunkeln Augen trüb in den Kerzenschimmer starren, dort jetzt eine weiche, zärtliche Stimme einen klagenden Gesang an und schwingt sich mit zitternden Klang von der Bahre auf, lauter und lauter.

Und ich hebe an gauzen Leibe, ich fühle meinen Athem schwanken bei diesem Gesang, der mir wie mit leisen weichen Fingern über die Haar streicht, den ich allmählich wie eine hoffnungslose Beschwörung einsinke, unter welcher ich erschauernd mich winde. Ich fühle mich nackend von diesen leidenschaftlich hoffenden Tönen, und da meinen mir brennen die ersten Thränen auf.

Jetzt wird der Sarg gehoben und schwankt auf den Schultern schwarzer Gestalten, und jetzt schnell der Gesang zu Ende tönen und dringt in alle Zimmer, glatet die Wände entlang, klirrt an alle Eisen — ein leichtes, sachtes Abschiedsklingen.

Noch einmal hallt die Bahre an der Thüre, noch einmal schallt diese Stimme wie anschmiegend an mir empor — dann bricht sie ab, und ein dunkeler Chor schwankt in meinen Augenblicken die hallenden Treppen hinunter.

*

Ich sitze im Wagen.

Unten das Gitter der Meerue und da und dort [illegible] der mit seiner großen, beängstigenden Gleichgiltigkeit durch die Straßen fährt, haben meine Thränen zurückgetrocknet.

Ich fahre dem Friedhof zu, hinaus aus der Stadt, die große öde Straße entlang, die zu den Gräbern führt.

Ich blicke aus dem Fenster auf die Häuser und Menschen.

Leute bleiben stehen, sehen sich nach dem Leichenwagen um, gehen weiter.

Ein Wirthshaus ist da, gerade wo die Straße zum Friedhof beginnt. Ich lese das Schild: „Zum ewigen Leben“.

Und drinnen sitzen Leute, die blicken ruhig nach dem Begräbnißzuge aus, trinken Bier und mustern die Wagen, als seien sie dort drinnen geborgen.

Weiter.

Niedere Häuser mit kleinen Fenstern, Blumenstöcke, Wäsche und Bettzeug, das man zum Lüften angehängt. Aber die Häuser da sind grau und sehr und nicht traulich; — sie blicken aus matten Scheiben wie mit trüben Augen. Alles ist ungepflegt, vernachlässigt, als habe das Leben hier, wo die Haide und der Todtenacker anhebt, müde die Hände sinken lassen.

Aus den Stuben blicken Kinder über die Blumen und Bettlinnen nach uns herüber, deuten mit den Fingern; Frauen mit Einkaufskörben vor den Thoren und Läden, die in ihrem Gespräche lachen und uns, noch lächelnd, eine kurze Weile betrachten.

Dann hören die Häuser auf. Grabsteine stehen hinter Gittern den Weg entlang zum Verkauf, goldene Kreuze, Grabdeckel, Kränze aus Glasperlen, Geräthe der Trauer, angepreisen in großen Lettern als billig, dauerhaft, solid.

Dort jagt ein Mann einen Marmorblock. Er jagt mit gekrümmtem Rücken, das Haupt tief herabgeneigt, und das Gerassel des Leichenzuges macht ihn nicht aufsehen.

Jetzt nichts mehr.

In beiden Seiten die Felder, dann die rothe Mauer, darüber dunkle Baumwipfel und leuchtend weiße Steine hervorschauen.

Und nun begreife ich es nicht, wie diese Menschen dort drinnen in der Stadt umhergehen und den Tod vorbeiziehen lassen, ihn flüchtig anblicken und dann unbekümmert weitereilen, wie sie nicht stets und stets an ihn denken, ihn immer und immer fürchten.

Und ich begreife mich selbst nicht, dass ich nicht unablässig an den Tag gedacht habe, der nur in der Weise der anderen Tage immer näher rückt, an den Tag, an welchem auch ich im Sarge liegen werde, still und geborgen.

Und dabei weiß ich es doch, dass es so geschehen wird, und alle, alle wissen sie es, dass sie hier heraus müssen, dass dort, hinter der langen, rothen Mauer der Platz ihrer wartet, an dem man sie hinabsenken wird. So mag in dieser Pracht, derweil sie jetzt noch drinnen in der Stadt umherlaufen, sich zu Tisch setzen, ins Theater gehen, lachen, sich freuen, und thun, als könne nichts geschehen.

Und alle wissen es, dass der Tag kommen muss, an welchem sie diese Straße hier mit schwarzen Pferden herausgefahren werden, alle — und kennen glücklich, und können ruhig sein, die Kinder aus den Stuben, die plaudernden Weiber dort, mit den Einkaufskörben am Arm, und der Mann, der die Grabsteine jagt, und die Leute, die jetzt Bier trinken, da unten im Gasthause „zum ewigen Leben.“

*

Auf den weißen Kiessteinen schreitet jetzt der Zug, durch die langen Alleen, wo zu beiden Seiten Linden aus den Gräbern hervorsprießen.

Ueber die grauen Wipfel weit, weit ist ein zartblauer Himmel gebreitet, mit leichten weißen Wölkchen, die in der Sonne funkeln. Ganz mild und freundlich ist mir das, als weide sie um in den Gärten gestohlen, um abzuwarten.

Und der mir schwankt die Bahre auf den Schultern der Männer, und wenn meine Blicke die ins Licht tauchen, verschwimmt es. Dann erscheint sie mir wie Augenblicke wie ein großer, schwarzer Vogel, der am Himmel hängt.

Und vor der Bahre einher beginnt der Chorgesang. Leichte, dunkle Töne, die immer heller werden, je höher sie emporsteigen, und immer klarer, als wandeln sie vom Sonnenschein durchdrungen und aufgelöst. Aus diesem Lied, welches hier unter raunenden Bäumen verweht, klingt das Abschiedsthema, also ohne Ende. Eine tiefere Sehnsucht geht von ihm aus, wie es so an den Gräbern mit seinen Blumen verbreitet.

Dann taucht mir aus den Bäumen und Büschen [illegible] eine freie Stelle. Es ist ein Abschied mit [illegible] Gräbern, [illegible] Gruben, [illegible] Gräbern, [illegible] Schippen. Ich vernehme es hier also, als sei ein letzter thränenvoller Empfindung gegeben, und als habe der [illegible] mir [illegible] Weh [illegible] lassen.

[illegible] [illegible] [illegible] [

räuisch von Brettern und arbeitenden Stricken. Ein paar Männer zerren den Sarg zur Grube, und in mir beginnt ein furchtbarer Schmerz zu toben.

Da hinunter?! In diese lehmige, feindselige, scheußliche Erde?!

Der Sarg erbebt und beginnt sich zu senken. Ich schreie laut auf dabei und stürze vor, um ihm nachzublicken. Rasch hebt der Gesang wieder an, aber seine Töne treffen mich nur wie dumpfe Schläge auf den Kopf. Nur um mich zu täuschen, singen sie jetzt, um mich abzulenken und zu betrügen.

Ich blicke mit aller Spannung dem Sarg nach, der immer tiefer und tiefer gleitet. Ist es noch wahr, daß da drinnen ein Wesen liegt, welches ich geliebt habe, ein Körper, an welchem mich solche Erinnerungen knüpfen, ein Antlitz —

Jemand faßt mich am Arm und zieht mich zurück, noch mehr Hände greifen nach mir, als ob man mich retten müßte.

Und dann führen sie mich hinweg, ohne daß ich es recht merke. Ich bin in ein tiefes, staunendes Grübeln gesunken, und heiß stürmisch fragende Blicke auf alle die Gräber ringsumher, auf alle diese wunderbaren Geheimnisse und Räthsel.

*

Nun ist alles vorbei.

Ich bin wieder zu Hause und gehe durch die leeren Zimmer. Die Leute, die mich von draußen mit mir gekommen und lange dagesessen haben, sind nun auch fort. Ich bin ganz allein.

Ich kann nicht mehr in die Krankenstube gehen, um zu sehen, wie es ihr geht; ich habe nicht nach der Uhr zu achten, damit die Medicin pünktlich genommen werde, brauche die Stunden nicht zählen, bis der Doctor kommt.

Ich gehe in der Wohnung umher. Da liegen noch Blätter von den Kränzen am Boden, überall rascheln sie unter meinen Tritten, und die Luft hat noch diesen feuchten, eingesperrten Geruch von heute Morgen. Und wo ich hinsehne, sehen mich die Spuren ihres Daseins an, aber schon legen sich um alle Dinge die Schleier des Gewesenen.

Ich kann nun mein Leben fortführen, Tage um Tage, kann hier umherwandeln, wer weiß, wie lange, und vor meinen Blicken wird das Vergangene tiefer und tiefer in Schatten sinken, meine Sehnsucht wird schmerzlicher werden, dann stiller, wie ein Mund, dessen Beinen man nicht hört, und wird zuletzt trostlos verblühen. Und nie mehr wird sie durch diese Thüre zu mir hereintreten, sich nie mehr zu mir an meinen Tisch setzen, und ihre Stimme, die hier an diesen Wänden erklungen, werde ich nie mehr hören, und vergessen.

Ich trete ans Fenster und schaue hinunter auf die Straße. Da drängen die Menschen vorbei, die Wagen rasseln, die Pferde stampfen über das Pflaster, alles schwirrt und wimmelt durcheinander, und nirgends, als ob ihnen einer fehle, keine Lücke in diesem Gewühl, kein Zeichen. Und keiner bleibt stehen, und sieht die Straße entlang, erstaunt, als vermisse er jemanden, der heute hinweggeführt wurde aus dieser Menge für immer.

Ich blicke weit über die Häuser hinweg, in deren Fenstern die Glut der Abendsonne brennt, schaue weit hinaus bis zu dem dunklen Grün der Berge — dort läuft jetzt der Tag den Wiesenhang hinauf und verschwindet jenseits des Gipfels, der unter seinem flüchtigen Fuße erglüht. Hier aber wird es finster, die Nacht bricht herein und wir können dem Tag nicht nacheilen, können ihm nicht entgegenlaufen. Wir müssen bleiben, wo wir sind, bis das Dunkel uns zudeckt, und der neue Morgen findet uns nicht mehr.

Und wir dürfen nicht einmal fragen, warum es gerade diese Spanne Lichtes gewesen. Warum konnte ich nicht sein in der Sonne von gestern und ehegestern, warum nicht im Morgen, in den kommenden Sonnen?

Gewissen ist uns nur ein Bewußtsein gegeben, das die Stunden zu zählen, aber nicht zu bannen vermag. Obgleu die nu barmherzige Erkenntnis, daß die Nacht kommen muß, schreit unser gepeinigtes Fühlen verzweifelt nach Linderung, und nicht sich nach Belehrungen um Für sein Wissen.

Mit diesem Wissen sind wir beschalt um das Leben betrogen, und den Thieren ist mehr geschenkt, als Einer ersinnen kann, der all seine Tage nach dem Leben verschmachtet. Immer steht dieses Bewußtsein neben uns und quält uns wie ein Urtheil über an sündlich Verdammte. Wir wissen, daß es nun bald vollzogen wird, wenn wir alt geworden. Und wenn wir jung sind und glücklich, dann stockt unser frischer Athem bei der Erinnerung an die Unvergänglichen, die auch einmal gelebt haben, jung und glücklich gewesen, und nun spurlos entschwunden sind mit ihrem Glück.

Habe ich verlangt, gerade jetzt zu leben, von 1850 bis . . . bis . . .? Warum darf ich nicht wählen, wann ich meine Zeit verathmen will? Ich jetzt, oder früher, da Cleopatra lebte, oder Nero, oder Napoleon, oder später im nächsten Jahrtausend?

Und ich stehe hier und weiß: ich bin 1850 geboren, und wenn sie 1963 schreiben, sagen wir den 15. Mai, gerade wie heute — den 15. Mai 1963 — dann bin ich todt — wer weiß, wie lange.

Leben können! Leben und nicht denken, nichts wissen von der dunkeln Stunde, die leise herauschleicht. Leben, wie der Hirsch im Walde, der den Laubduft einsieht und röhrt, weil er stark ist und fröhlich. Leben, wie die Lerche, die über dem goldenen Saatenmeere im seligen Winde sich wiegt und sich jubelnd der Sonne entgegenschwebt, weil das Licht sie berauscht, und das heiße, das heilige, gedankenlose Leben ihre Brust schwillt. Leben, wie der kleine Käfer, der zwerchfüchtlich die zarten Flügelu breitet und den Fuß nicht ahnt über sich, der ihn zertritt!

Ich öffne das Fenster und blicke hinaus. Ueber die Dächer hinweg blicke ich zu den waldigen Bergen, auf welche die Dämmerung sich niederstellt, und wie mich die Abendlüfte umspielen, fühle ich mein Herz höher schlagen, und mein Blut beginnt in den Adern zu schwellen, unter dem kühlenden Hauch des Frühlings.

Und ein rascher Schreck durchfährt mich, wie ich die ganze Weite für mich gedacht habe, für mich allein. Draußen liegt sie, in feuchter, kalter Erde. Noch klebt mein Schuh von diesem gelben Lehm, den man auf ihren Sarg geschaufelt, und mein verstörtes Denken irrt schon ab von diesem frischen Grabe und flüchtet zurück ins Leben, und nichts war in diesen Minuten vom Sterben übrig, als daß die Welt reicher davon wurde, und schöner, und blühender bei dem Gedanken an das Zerfallenden.

Ja, man hat der Tod die Pforten zur Welt schwer hinter ihr ins Schloß geworfen. An den ehernen Riegeln dieser Thüre wird mein Erinnern sitzen und ohnmächtig zaiten, und ich werde von hier aus nie mehr ganz zu ihr hinfinden.

Da unten zu meinen Füßen das Gewirr lebendiger Menschen, vor meinen Blicken den weiten, lichtfunken sprühenden Himmel, der sich hoch über Dächer und Thurmspitzen wölbt und die Seele überwältigend weitet, und in meiner Brust die pochenden, ungeheimen Triebe, die ich in meinen Adern schon ersticken kann und mit meinem ganzen Leid nicht zurückdrängen — da fühle ich, was das Wort bedeutet: todt sein, ich fasse seinen furchtbaren Sinn, und jetzt, in diesen Minuten ist sie ganz getroffen.

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Ciesshübler

Das Unternehmen für Zeitungs-Ausschnitte

„Observer"

Wien, IX. I. Türkenstraße 17

liest alle Zeitungsausschnitte Oesterreich-Ungarns, welche in deutscher, französischer, englischer und italienischer Sprache erscheinen, und übersendet sie seine Abonnenten in kürzester Zeit. Abonnements-Bedingungen ... Prospecte gratis und franco.

Seiden-Bastrobe fl. 8.65

bis **fl. 12.75** per Stoff zu completer Robe

Taffars und Phantasies

sowie **schwarze, weiße** und **farbige „Henneberg-Seide"** von **45 kr.** bis **fl. 14.65** per Meter — glatt, gestreift, karriert, gemustert, Damast- ꝛc. ꝛc. Zeug per Meter — Taffet und Zeug per Stück, Farben, Preise ꝛc. ꝛc.

Zu Roben und Blousen

ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus!

Muster umgehend.

Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

G. Henneberg's Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Digitized by Google

Nach der Confiscation zweite Auflage.

Die Zeit.

XVIII. Band. Wien, den 18. März 1899. Nummer 233.

Die absolutistische und die parlamentarische Prämie.

Erst in den jüngsten Tagen ist es durch die officiellen Enthüllungen des ungarischen Finanzministers v. Lukacs möglich geworden, die so viel besprochene Bänffy'sche Clausel und die Szell'sche Formel, ihrer politischen Bedeutung nach, gegen einander abzuwägen und den eigentlichen Zweck und Sinn dieser staatsrechtlichen Subtilitäten herauszufinden.

Den Zweck der Bänffy'schen Clausel hat Herr v. Lukacs selbst mit dankenswerter Offenheit ausgesprochen. Er war und ist kein anderer als der, die parlamentarische Obstruction gegen den Ausgleich, vor der man in leitenden Kreisen eine Heidenangst zu haben scheint, unmöglich zu machen, in der jenseitigen Reichshälfte so gut wie in der diesseitigen. Wie in Oesterreich nachgerade allgemein bekannt, heißt Obstruiren eine parlamentarische Beschlussfassung verhindern, um das Zustandekommen eines für die Regierung wichtigen und dringenden Gesetzes zu hintertreiben. Diese Minoritätstaktik kann nur dort ihr Ziel erreichen, wo — wie dies der Geist des constitutionellen Systems gebietet — der Eintritt der Gesetzeskraft regierungsseitiger Verfügungen von der vorherigen parlamentarischen Genehmigung bedingt ist. In der juristischen Terminologie gesprochen, ist in diesem regelmäßigen Fall das Parlamentsvotum die aufschiebende oder suspensive Bedingung der Gesetzwerdung. So lange das Gesetz nicht parlamentarisch votirt ist, ist es nicht, und wenn es der Minorität gelingt, lange genug die parlamentarische Beschlussfassung zu verzögern, kommt kein Gesetz zustande, die Obstruction hat gesiegt. Ganz anders liegt die Sache dann, wenn das parlamentarische Votum zur auflebenden oder resolutiven Bedingung der Gesetzwerdung umgekehrt, wenn, mit anderen Worten, einer regierungsseitigen Verfügung im voraus für so lange provisorische Gesetzeskraft verliehen ist, bis das Parlament sie durch nachträgliche Ablehnung aufhebt. Wenn die Minorität in solchem Fall die parlamentarische Beschlussfassung verhindert, behält die betreffende Verfügung einfach ihre provisorische Gesetzeskraft weiter bei, und die Regierung hat, was sie will. Die Obstruction kann in diesem Fall von vornherein Constitutionalismus ihren Zweck nicht erreichen, sie ist also unmöglich.

Als vor zwei Jahren die deutsche Obstruction im österreichischen Abgeordnetenhaus ihren Anfang nahm, schmeichelten sich die Regierungen, ihr durch Gewalt, List oder Geduld beikommen zu können. Doch die Gewalt wendete sich wie so oft nur gegen die Gewalthaber, die Listen der Regierung erwiesen sich als zu plump, und ihr und ihrer disciplinirten Majorität gieng die Geduld solcher aus als den obstruirenden Parteien. Mussten die Regierungen unter solchen Umständen die Hoffnung aufgeben, dass sie jemals die Obstruction im offenen parlamentarischen Kampf besiegen würden, so durften sie es auf den Kampf gar nicht mehr ankommen lassen. Sie umsten die Obstruction staatsrechtlich unmöglich machen, und das einzige Mittel hierzu war, das parlamentarische Votum, dem ein früheres Wort und Geist entgegen, aus einer Suspensive in eine Resolutivbedingung umzukehren. An dieser Aufgabe, speciell im Anschluss des österreichisch-ungarischen Ausgleiches, haben die beiden jetzigen altcerleithanischen Regierungen seit Jahr und Tag ihren ganzen Witz gesetzt. In Oesterreich gieng die Arbeit verhältnismäßig leicht. Der Staatsanwalt, in dem die österreichische Verfassung geschrieben ist, half. Der unsicherbare § 14, der wohl kaum für etwas anderes als zur Aushilfe in augenblicklicher Nothlage im technischen Sinn gedacht war, wurde durch missbräuchliche Interpretation so weit ausgedehnt, dass selbst der legislative Eingriff, das Ausgleichswerk, dann Platz hatte. Der Ausgleich in Oesterreich „auf Grund des § 14" ist nun provisorisches Gesetz geworden wird, gibt es dagegen keine Obstruction, weil, wenn das Parlament nicht die betreffende Nothverordnung seinen Beschluss fasst, der Ausgleich resolutiv in Kraft bleibt.

Schwieriger lief sich die Sache in Ungarn an, weil es dort keinen § 14 und doch eine an seinen absolutistischen Zweck erinnernde gibt. Hier mußte man sich lange vorgehen, als der Sturm losbrach im August v. J. den Stein der Weisen fand. Es war die nach ihrem Nicht-Urheber sogenannte Bänffy'sche Clausel, welche damals von einer hohen Persönlichkeit als die „Rettung der Monarchie" bezeichnet worden sein soll. Sie bestimmte, dass der Badeni'sche Ausgleich (unter Voraussetzung der § 14-Nothverordnung in Oesterreich) zunächst unwiderruflich bis 1903, von da an — das ist das Entscheidende — aber noch so lange in Geltung bleiben solle, bis die ungarische Gesetzgebung (König und Reichstag) eine andere positive Verfügung an seine Stelle gesetzt hätte. Von 1903 ab wäre damit das parlamentarische Votum in Bezug auf den Ausgleich auch für Ungarn aus einer Suspensiv- in eine Resolutiv-Bedingung verkehrt, und jede Obstruction gegen den Ausgleich in Ungarn, ganz „paritätisch" wie in Oesterreich, unmöglich geworden. Die Bänffy'sche Clausel war der ungarische § 14, auf den Specialfall „Ausgleich ab 1903" beschränkt. Der ungarische Reichstag sollte durch Politik dieser Clausel sich selbst zum Resolutiv-Parlamente für die Zeit nach 1903 degradieren. Nur die Naivetät der Verzweiflung regierender Menschen konnte einer gesetzgebenden Körperschaft solchermaßen die Unterschrift ihres eigenen Todesurtheils zumuthen. Sobald die feine Clausel in Ungarn bekannt wurde, war sie auch abgethan, weil nicht nur die Opposition, sondern selbst die Regierungspartei diesen von ihr selbst an sich selbst zu vollziehenden Verfassungsbruch mit Abscheu von sich wies.

An die Stelle der Bänffy'schen Clausel trat nun die Szell'sche Formel. Man hat diese als gesteigerte Idee verdrießen, sie ist es aber gar nicht, weit weniger als die Bänffy'sche Clausel. Denn die Szell'sche Formel ist in der Hauptsache ein Negativum, sie unterscheidet sich von der Bänffy'schen Clausel wesentlich nur durch die Hinweglassung von deren verfassungswidrigen, aber entscheidenden Ton, indem sie lediglich bestimmt, dass der Badeni'sche Ausgleich unter Voraussetzung der § 14-Nothverordnung in Oesterreich bis 1903, eventuell 1904, für Ungarn Geltung hat, ohne für Späteres die ungarische Gesetzgebung zu binden. Sie ist — für Ungarn — platter dings ehrlich constitutionell, aber gerade deswegen kein Arrannm gegen die Ausgleichs-Obstruction in Ungarn und ein constitutioneller Erfolg für die Ungarn, wodurch sie sich selbst weislich für die kommenden Ungewissheiten die Obstructionsmöglichkeit gegen den Ausgleich vorbehalten, die den Oesterreichern durch den § 14 geraubt ist.

Neben dieser nuferaubbichen hat die Szell'sche Formel, im Vergleich mit der Bänffy'schen Clausel, noch eine andere Wirkung, mit der wir in Oesterreich uns leichter befreunden können. Die Bänffy'sche Clausel war eine Prämie für den Absolutismus, die Szell'sche Formel ist eine Prämie für den Parlamentarismus in Oesterreich. Der parlamentarische Ausgleich muss nach dem Text lichen Gesetz „von Zeit zu Zeit" wieder von zehn zu zehn Jahren erneuert werden, die Bänffy'sche Clausel dagegen hatte den Badeni schen Ausgleich so gut wie verewigt, weil in Oesterreich nicht durch das Parlament, sondern durch die missbräuchliche Anwendung des § 14 zustande gekommen war — der beste Beweis für den unconstitutionellen Wert, den das Ministerium Bänffy dem der Badeni'schen Regierung abgelisteten Ausgleichswerk zuschrieb. Nichts hat seit 1867 gewisse „gemeinsamkeitliche" Kreise so tief gekränkt, als die verfassungsmäßige „Menschlichkeit auf Kündigung", die durch das Badeni'sche Gesetz geschaffen war. Die Bänffy'sche Clausel hatte die Monarchie ohne Kündigung unkündbar verewigt, aber nur als Monopolgabe für den unconstitutionellen Absolutismus.

Von dieser anderen Wirkung der Szell'schen Formel, die Szell'sche Formel hat Wohl finden auch sie sich mit der Anwendung des § 14 auf den Ausgleich ab, und insbesondere in Bezug auf Szell, wie bereits einmal an dieser Stelle dargelegt, ein Verliebter des Bänffy'schen Neo-Taktizismus. Doch bietet die Szell'sche Formel dem österreichischen Absolutismus nur eine kurze und sehr verhängnisvolle Ausgleichsdauer an, nämlich nicht über den Ausgang 1903, eventuell 1904 hinaus, wo der Ausgleich ohne Kündigung mit der Einwirkung der unconstitutionellen Handelsvertrags zusammenstoßt und die ungarische Absolutismuspartei, mit der wohlbewussten Constitutionalismus, ungarischen Parlamentarismus anerkennt, hinter dem Rücken derselben die deutsche Ausgleichsobstruction tief in der Tasche hat, um sie in Stücke zu hauen. Wenn dann auf der österreichischen Regierung den deutschen Ausgleich auch in diesem Falle mit dem Parlamente unconstitutionell

Digitized by Google

ist er — woferne die empfindsamen Betheuerungen des Herrn v. Szell im ungarischen Abgeordnetenhaus ernst genommen werden dürfen — auf längere Zeit, bis Ende 1901, gesichert, und die beiden zollpolitischen Fälligkeitstermine der Monarchie sind aus ihrer bedrohlichen Nähe gerückt.

Das ist der große constitutionelle Vorzug der Szell'schen Formel auch für uns. Den gewissen „gesammtstaatlichen“ Sphären, welche durch die Bänffy'sche Clausel förmlich zum Absolutismus in Oesterreich prowocirt wurden, gibt die Szell'sche Formel, indem sie die Kündigungsfrist der Monarchie dem absolutistischen Oesterreich kürzer und ungelegener stellt als dem parlamentarischen, einen neuen, durch die Schrecken der Zolltrennung heißlam verstärkten Antrieb zur parlamentarischen Ordnung in Oesterreich. Nachdem im August v. J. die Bänffy'sche Clausel vereinbart war, zählten sich Graf Thun und Dr. Kaizl im absolutistischen Sattel sicher, und keine trübere Entwicklung konnte ihnen damals widersehren, als die durch die neue Taktik herbeigeführte parlamentarische Berathung der Ausgleichsvorlagen, der sie denn auch bald ein Ende machten. Seitdem die Szell'sche Formel in der Luft liegt, stößt Dr. Kaizl in den ihm nahestehenden czechischen und deutschliberalen Blättern jede Woche Hilferufe aus, und Graf Thun gar sucht von fremden Tischen politische Concepte zu ergattern, wie man das Oesterreich, das er eben erst mit solchem Eifer parlamentarisch verwahrlost hat, wieder parlamentarisch einrichten könnte. Die Bänffy'sche Clausel setzte von der österreichischen Regierungskunst nichts voraus als den § 14 kaum Papier und Druckerschwärze für das Reichsgesetzblatt, und mit ihrer Verwirklichung war die Monarchie „gerettet.“ Die Verwirklichung der Szell'schen Formel dagegen gefährdet die Interessen des Gesammtstaates, und sie kann, nach Herrn v. Szells eigenen Versicherungen, nur vermieden werden durch die Wiederaufrichtung des parlamentarischen Regimes in Oesterreich. Nach der tollen Bänffy'schen Clausel wurde die Parlamentsunfähigkeit des Ministeriums Thun zu einem Vortheil für die Monarchie, und das Ministerium Thun war damals auch nicht wenig stolz auf seine staatserhaltende Unfähigkeit. Die Szell'sche Formel dagegen rennt die constitutionelle Welt auch insoferne ein, als sie dieser Verkehrtheit ein Ende macht. Die Unfähigkeit der Regierung ist wieder auch in Oesterreich ein Unglück für den Staat, und das Ministerium Thun, wenn es Oesterreich noch fernerhin mit seiner bewährten Staatskunst beglückt, ist nicht mehr die „Rettung der Monarchie“, sondern eher deren Gegentheil. K.

Die Philippinen-Frage.

Von Professor F. Bunnemeyer (Bremerhaven).

Die Aufmerksamkeit der politischen Welt ist seit einem Jahre auf einen Erdenwinkel gelenkt worden, der bisher nur dem Erdumographen und Naturforscher, vielleicht auch dem Raucher, Interesse einflößte. Es sind die Philippinen, welche der europäischen und amerikanischen Presse durch den Freiheitskampf ihrer Eingeborenen so viel zu thun geben. Freilich weiß man da Dinge, die von der großen Unkenntniß der Verhältnisse des Archipels zeugen, einer Unkenntniß, die übrigens auch in jenen imperialistischen Kreisen zu Washington herrscht, welche die Verantwortung für die letzten Ereignisse zu tragen haben. Man spricht von der Frivolität Napoleon III., mit welcher er den Krieg mit Deutschland anfing, man soll man aber ihn ein Urtheil über jene politischen Machthaber fällen, welche die Union nicht nur zu einem vollen Bruche mit allen geheiligten Ueberlieferungen, sondern auch zu einem völlig unglosen und unnützen Kriege führen?

Als nämlich Aguinaldo, namens der Philippinen, mit den Amerikanern beim Kriegsausbruche einen Bündnisvertrag zu Singapore abschloß, da wurden von Seiten der Filipinos den Amerikanern alle jene politischen und materiellen Vortheile freiwillig zugestanden, die ein Mutterland von einer autonomen Colonie nur erhoffen kann: das Protectorat über die philippinische Republik, Handelsvortheile, die Zuhilfeleistung, daß der Staat alles Kriegs- und Kriegsmaterial nur aus der Union beziehen werde. Dann sollten auch in den ersten Jahren des jungen Staates amerikanische und europäische Techniker die Controle über das Finanzgebahren und das Zustandekommen ausüben. Aguinaldo und seine Unterthanen waren zu keine exclusiven Ecceln und Malcontenten, welche mit fanatischem Hasse gegen Spanien erfüllt waren und in ihrem Frieden nach der Unabhängigkeit mehr der Leidenschaft als dem Rathe der Vernunft, mehr den Einflüsterungen abenteuerlicher Rathgeber und Rathgeberinnen folgten. Auf Cuba und auf den Philippinen lagen grundsätzlich verschiedene Verhältnisse vor. Wenn die Aufstände von Spanien auch nie einige jener politischen Freiheiten erhalten hatten, welche Cuba und dem Mutterlande das letzte Aufstandsjahr, die wirklich so gründlich ausgeführt haben, daß Cuba einen der Anfang einer neuen Kolonialpolitik Spaniens war, z. B. die Aufhebung der Zollgrenze, [illegible] und Cuba, [illegible] Cuba [illegible] Cuba [illegible] Cuba

besäßen. Gegen letztere Bestrebungen glaubten die Filipinos am besten durch das amerikanische Protectorat sich zu schützen, gegen jene Vorurtheile sollte die Zuziehung amerikanischer und europäischer Contrôleure als vertrauenerweckende Schutzmaßregel dienen.

In der That kann man nichts Vortheilhafteres, Einsacheres und Billigeres für die Interessen Amerikas, der Philippinen und der an dem philippinischen Handel betheiligten europäischen Mächte sich vorstellen, als die Durchführung jenes Vertrages von Singapore. Alle Wünsche und Ansprüche fanden in demselben Befriedigung, und insbesondere dem politischen Ehrgeize und den Wünschen der Handels- und Industriellenkreise der Union war vollständig Rechnung getragen. Gestützt durch die Autorität der freundschaftlich gesinnten Unionsregierung, wurde bei dem mehr politisch angelegten Character der Filipinos das Eingeborenen-Gouvernement eine neue Aera des Glückes, der Zufriedenheit und des Fortschrittes im Archipel geschaffen haben.

Wenn auch Mac Kinley dem Vertrag von Singapore nicht seine Signierung zutheil werden ließ, so wurde dieser doch bis in den Spätherbst des Jahres 1898 von den Amerikanern de facto anerkannt. Denen behandelte die „Insurgenten“ als verbündete Macht, er übergab ihnen die spanischen Gefangenen, und wie er sich der Filipinos annahm, das beweist am besten der „Zwischenfall“ mit dem deutschen Kriegsschiff „Irene“ in der Bucht von Subig. Und wenn auch der Commandant der Insurgenten, General Aguinaldo, durch dieses Auftreten die persönliche Eifersucht der philippinischen Generale vielfach verletzte, so blieb das „staatsrechtliche Verhältnis“ (wenn ich mich so ausdrücken darf) zwischen Yankees und Filipinos doch dasselbe: alle Handlungen der amerikanischen Befehlshaber ließen nur eine einzige Deutung zu, nämlich jene, dass die Philippinen einen autonomen Staat unter amerikanischem Schutze bilden sollten. Denn wie sollte man es anders deuten, wenn die Amerikaner sogar in den von ihnen besetzten Territorien es ruhig gestatteten, dass die Behörden für den constituierenden Nationalcongress vom Malolos stattfinden konnten, für denselben Nationalcongress, dessen Aufgabe es war, die Unabhängigkeit zu proclamieren und dem Lande an Stelle der von der Dictaturalregierung Aguinaldos provisorisch decretierten Verfassung eine definitive Verfassung zu geben?

Die Filipinos konnten unter solchen Umständen nichts anderes glauben, als dass dem Lande die Unabhängigkeit von den Amerikanern zuerkannt wurde, wenn zum Danke und zugleich als Fauthpfand gegen fernde Annexionsgelüste Manila unter amerikanischer Verwaltung und mit amerikanischer Besatzung verbliebe. Zwar begannen die in der amerikanischen und europäischen Presse auftauchenden Gerüchte über die Annexionsabsichten der Union die Filipinos zu beunruhigen, aber erst der Besehl Dewens, dass die philippinischen Schiffe nicht mehr die Nationalflagge der philippinischen Republik hissen durften, sowie die Verhandlungen der Friedensconferenz zu Paris öffneten den Filipinos die Augen. Immer noch aber hofften die Filipinos auf eine friedliche Lösung der Frage, vertrauend auf die Klugheit und den „praktischen“ Sinn, die freiheitlichen Traditionen und den Republikanismus der Amerikaner.

Dieses Vertrauen erwies sich als völlig unbegründet, nicht nur das Vertrauen der Filipinos selbst, sondern auch der im Archipel ansässigen europäischen Kaufleute. Letztere hatten in den Eingaben an ihre Regierungen sich für die amerikanische Annexion ausgesprochen. Sie hatten dabei freilich zweierlei Dinge vorausgesetzt, die nicht eingetroffen sind: 1. dass die Filipinos sich ohneweiters unterwerfen, 2. dass die Amerikaner, nachdem sie Herrn Zeit gehabt, die philippinische Frage zu studieren, dem Lande ein festes Regierungsprogramm ebenbaren würden, ein Regierungsprogramm, das geeignet gewesen wäre, den Ordnung und die beständigen Aufrahe der Filipinos auf Selbstverwaltung zu befriedigen; mit einem Worte, dass die Yankees trachten würden, sich im Inlande eine starke, mächtige und einflußreiche Partei zu bilden.

Es geschah aber nichts von alledem: die Sehnsucht zu Washington verharrte in feierlichem Schweigen, das „sich Kennenlernen“ wurde die Richtschnur der philippinischen Politik der Yankees, und als im Januar eine Proclamation in Manila vom General Otis veröffentlicht wurde, da erregte sie Ärgernis die Entrüstung und Heiterkeit der Filipinos. Denn man hatte einen Regierungsact erwartet, durch ärgert, der Berger aber von den Zweifeln verbannt wurde, sobald dies ein sicheres Zeichen, dass die Regierung ihre Aufgabe nicht gewachsen ist. Und thatsächlich, jener Cäsars verspricht den Philippinen zunächst ein „väterliches Regime“. Dann verspricht er eine Art von Landesregierung, die den Philippinern nicht einmal jenes Maß von Rechten belässt, welches die Spanier ihnen nach der Meinung erklärung der Amerikaner gegeben haben. Ueberhaupt enthält die Proclamation nur vage Sätze, und selbstverständliches Regierungsprogramm. Die wichtige Unklarheit der Amerikaner, die Philippinische Frage anders als durch Blut und Eisen zu lösen, hat dazu geführt, dass in Zunächst begannen die Yankees das „väterliche Regime“ in Manila den Filipinos zu bieten, das sie auch

ihre Verwaltung „väterliches Regime“ genannt, und in der That begannen nun die Amerikaner ihr spanisches Vorbild nachzuahmen, ja zu übertreffen. Die Verhaftungen und Haussuchungen erinnerten an die spanische Regierungspolitik, aber die Brutalität, mit welcher die amerikanischen Soldaten die Eingeborenen, besonders Frauen*) behältigten, hatte man an den spanischen Soldaten nicht erlebt, auch vermochten die spanischen Officiere bei der europäischen Militärdisciplin Ausschreitungen einzelner Soldaten hintanzuhalten, was bei der geringeren Subordination des amerikanischen Militärs zu erzielen nicht möglich scheint.

Bei dem völligen Mangel eines Regierungsprogrammes und einer zielbewussten Politik, bei der eras zutage tretenden Unkenntnis der Landesverhältnisse seitens der Amerikaner war der bewaffnete Zusammenstoß der Yankees und Filipinos nur eine Frage der Zeit. Es ist unter solchen Umständen gleichgiltig, auf welcher Seite der erste Schuß losgieng, wenngleich bei der Klugheit und der Umsicht der Filipinos-Regierung es schwer glaublich erscheint, dass sie vor der Abstimmung im Senate zu Washington den Befehl zum Angriffe gegeben hätte.

Was aber nun? Durch die Schuld der Yankees, durch ihre Hybris ist es so weit gekommen, dass, wenn heute eine fremde Macht sich der Filipinos gegen die Yankees annehmen wollte, sie gewiss dazu mehr Recht besäße, als die Union zur Zeit ihres Ultimatums an Spanien auf Cuba.

Besitzen die Yankees die Annexion gar kann aufrechterhalten? Dann haben sie die Aussicht, einen jahrelangen Buschkrieg zu führen, denn mit der Zerspreuung des Aufstandsheeres und der allfälligen, aber unwahrscheinlichen Unterwerfung Aguinaldos und einiger Notabeln wäre nicht der Krieg, sondern das erste der vielen Capitel des Feldzuges abgeschlossen. Denn gegen die Annexion müssen sich die Filipinos aller Farben und Rasten erklären, weil die amerikanischen Angelsachsen Farbige und Creolen als Nigger behandeln und sich die Eingeborenen aller Schattierungen diese soziale Aechtung und brutale Misshandlung nie gefallen lassen können und werden. Dass ein Buschkrieg in einen Annexionskrieg ausartet, darüber können die Amerikaner sich bei den Holländern erkundigen, welche seit mehr als einem Vierteljahrhundert mit den Atschinesen Krieg führen und noch immer nicht die Herren des Landes geworden sind. Die Annexionspolitik erfordert demnach die Unterhaltung einer Besatzung von mindestens 100000 bis 120000 der so kostspieligen und im Tropenklima so wenig widerstandsfähigen amerikanischen Soldaten. Wollen sie eingeborne Truppen aufstellen, so wird es ihnen wie den Spaniern ergehen, das heißt, diese Soldaten werden die Waffen, die sie von den Amerikanern erhalten haben, gegen diese kehren. Die Sache wird nicht nur heidenmäßig viel Geld kosten, sondern auch die Hintermänner dieses ganzen Imperialismus, die großen Zucker und Tabakbarone, schmählich enttäuschen, denn von einem Aufblühen des Handels kann im Zustande permanenten Bürgerkrieges keine Rede sein, und je länger der Krieg dauert, desto mehr muss die Bevölkerung verwildern, und damit wird auch jene Schonung des fremden Eigenthums ein Ende nehmen, welche bisher bei den Filipinos zu beobachten war. Alle, die Trinks und die Carpet Baggers, alle die Beutepolitiker werden nicht auf ihre Rechnung kommen.

Es soll die amerikanische Commission, die jetzt in Manila eingetroffen ist und von der man hofft, sie wurde eine Ausgleichsformel mitbringen, nur beauftragt gewesen sein, die „Colonisation“ der Philippinen zu „studieren“, das heißt wie man am besten das Land ausbeuten könne. In letzter Stunde sollen Depeschen aus Washington eingelangt sein, welche die Commission beauftragen, sich über die Mittel, welche zur Herstellung des normalen Zustandes führen können, zu berathen. Das könnte immerhin den Anfang zu einer Besinnung zum Besseren bedeuten, zumal unter den Unionsregierungscommissären sich auch Professor Worcester befindet, der wenigstens nicht den Notcadundel seiner Landsleute besitzt. Aber wenn man bedenkt, dass auch dieser Professor den Filipinos die Eignung zur Selbstregierung absprach, obwohl die Regierung Aguinaldos mehr Klugheit, Takt und Mäßigung aufwies, als die Mader von Washington, dann sieht man mit wenig Hoffnungen auf die Erfolge jener Commission. Denn auf die Bedingungen des Vertrages von Singapore wird man wieder oder besser unmöglich zurückkommen können, man hat sie unmöglich machen. Die Yankees haben seine Beschränkung zu tragen Gelich und es sind die Filipinos aufgerieben, die und deutlich haben sie gesagt, was sie wollen und was sie sehen. Die Amerikaner aber haben durch die zweideutige Haltung in den letzten Jahre in den Filipinos den Glauben erweckt, sie wünschen den Abzug des Landes Bedingungen zu [illegible] Wenn [illegible] Wort [illegible] Zeit [illegible] Schuld [illegible]

Digitized by Google

Der Systemwechsel in Ungarn und die magyarische Nationalpolitik.

Der in Ungarn vor sich gegangene Cabinetswechsel und die in Verbindung damit eingetretene Aenderung der Parteiverhältnisse, deren Rückwirkungen auf Oesterreich noch von Wenigen in ihrem vollen Umfange vorausgesehen werden, lassen deutlicher als bei jeder andern Gelegenheit ähnlicher Art erkennen, in welch unendlich verschiedener Weise einer der Grundgedanken des Dualismus, die Hegemonie des Magyarenthums auf der einen, jene des Deutschthums auf der andern Seite, sich in den beiden Staaten der Monarchie entwickelt hat.

Die Verfechtungen, welche das vom Beginne der Achtzigerjahre bis zum Deák'schen Ausgleich um die staatliche Sonderstellung Ungarns kämpfende Magyarenthum den übrigen Nationalitäten des Landes machte, um sie von der seitens der Krone angestrebten Beschickung des Wiener Reichsrathes abzuhalten, waren nach der Krönung bald vergessen. Eine theilweise, wenn auch von allen nichtmagyarischen Abgeordneten als unzureichend bezeichnete Erfüllung der von den ungarischen Staatsmännern übernommenen moralischen Verbindlichkeit hat das Nationalitätengesetz und die gesetzliche Regelung der cumanischen und serbischen orthodoxen Kirchen. Nach dem Tode des erleuchteten und uneigennützigen Cultusministers Baron Eötvös und nach der Uebersiedlung Andrássys auf den Wiener Ballplatz begann sich der Umschlag in der nationalmagyarischen Politik alsbald fühlbar zu machen. Den ersten prägnanten Ausdruck fand er in dem Wahlgesetz vom Jahre 1874, dessen uneingeständener Hauptzweck, durch Beseitigung der facultativen geheimen Wahl und Verbindung des Wahlrechtes mit der thatsächlich erfüllten Steuerleistung den Regierungsorganen einen weitgehenden Einfluss auf die abhängigen Bezirker zu sichern, wohl allen oppositionellen Fractionen des Wahlkampf auferlegen dürfte, hauptsächlich aber eine virtuos ausgeübte Handhabe zur Verdrängung der Vertreter der Nichtmagyaren aus dem Parlamente wurde. Eingestanden wurde freilich diese Absicht selbst noch unter der Dictatur Koloman Tiszas nicht, man suchte vielmehr der Herrschaft der sogenannten liberalen Partei den Schein nationaler Toleranz und der Achtung der staatsburgerlichen Gleichberechtigung wenigstens dem Auslande gegenüber zu wahren. Die von Jahr zu Jahr sich steigernde systematische Unterdrückung jeder Regung nichtmagyarischen Nationalbewusstseins nöthigt den Rumänen formlich die Aufrechthaltung der Passivität auf und veranlasste ihre an die öffentliche Meinung gerichteten Schmerzensschreie in Gestalt von Memoranden, welche wieder die ungarische Justiz zu harter gerichtlicher Repression herausforderten. Um einem ähnlichen Schicksale zu entgehen, machten die Siebenbürger Sachsen ihren Frieden mit dem magyoller denkenden Grafen Zultus Szapáry und verstummten auf eine Reihe von Jahren im ungarischen Reichstage.

Obwohl auch das Cabinet Weterle, besonders den Rumänen gegenüber, schroff nationale Politik gemacht hatte, war es doch Baron Desider Bánffy vorbehalten, die rücksichtslose Magyarisierung als leitenden Gedanken der „Politik der ungarischen Staatsidee" nicht bloß praktisch zu bethätigen, sondern auch offen zu proclamieren.

Das schwerwiegendste Argument, welches in der officiösen Journalistik während der letzten Wochen, als das Ministerium zu wackeln anfieng, zu dessen Gunsten in der öffentlichen Meinung gelenkt zu machen gewusst wurde, war denn auch kein untrumpfiertes Nationalismus. Die vorherrschende „Physiognomie ohne Retouche" des Cabinets sheis, welche vor einem Vierteljahre in den „ten" die Unmöglichkeit, Brutalität und den Cynismus Baron Bánffys, seine Zaktlosigkeit, Faktlosheit und seinen gänzlichen Mangel an ethischen Rücksichten treffend schilderte, hat doch nicht deutlich genug hervortreten lassen, dass unter den Massen, die ihn bewegen, ein einziges wirklich echt, wahr, anständig ist, nämlich ihr schmutzloser magyarischer Chauvinismus. Es schien hier ganz richtig, dass ihm am Selbstvertrauen von seinen Landsleuten nicht vieles versagt werden wurde, wenn er, um an der Macht zu bleiben, in freiheitlicher und staatsrechtlicher Beziehung etwas nachgeben müsste. Mit dem Cultus eines in sicher Gestaltung arbeitenden Nationalbewusstseins, mit den Convulsionen, die er zu diesem Behufe der Krone abzuringen drohte, oder abzuringen vermag, hat er seinem gesammten Organe Apparate, der sich in der specifischen Pflege des „nationalen Opportunismus" eine parteipolitische Exerzierfunktion zu schaffen vermocht hatte, den Mund aus den Händen zu nehmen, ihn zum Verstummen gebracht. Der Zusammenbruch, den Apponyi's Ambitionen, aber auch Wekerle's Hoffnungen erlitten, hat dann die Ueberzeugung, dass ohne Bánffy ein ungarisches Cabinet nicht möglich sei, [illegible] Ungarn [illegible] Bánffy [illegible] Cabinet [illegible] Bánffy

sammt ihrem gewichtigen Führer Apponyi in das liberale Lager bewirkte, so hat er das vor allem seinem politischen Charakter, seiner vertrauenswürdigen massvollen Persönlichkeit zu danken. Die gefährlichste Waffe, mit der er von der Tisza-Gruppe und der rasch zusammengeschrumpften Anhängerschaft Bánffys einigermaßen hinterrücks bekämpft wurde, war der Hinweis auf seinen Mangel an magyarischem Chauvinismus. Und in der That entstammt seine politische Individualität dem Boden der nationalen Toleranz, auf dem die Schöpfer des 1867er Ausgleichs gestanden. Eingedenk der germanisatorischen Tendenzen der Schwarzenberg-Bach-Thun'schen absolutistischen Epoche einerseits und des Widerstandes anderseits, den der magyarisierende Charakter der 1848er Gesetze bei Slovaken, Serben, Croaten, Rumänen und Sachsen gegen Josefinths Regierung hervorgerufen, hatte die Deák-Partei besonders in den ersten Jahren ihres kurzen Bestandes den besten Willen gehabt, die billigen Ansprüche der Nationalitäten zu befriedigen. Freilich hatte selbst Franz Deák manchmal vergeblich Stellung gegen den Magyarisierungseifer seiner Nationsgenossen nehmen müssen, so bei der Vereinigung der Städte Pest-Ofen und Altofen zur „einheitlichen" Hauptstadt Budapest, aus deren Berathungssälen das bis dahin dort herrschende deutsche Wort verbannt wurde. Koloman Széll stammt aus einer gemischt-sprachigen Gegend, beherrscht das Deutsche wie seine Muttersprache und hat sich viel in der Atmosphäre weltenropäischer Gesittung bewegt. Aber nicht nur Bildungen und politische Tradition, sondern auch sein maßvolles Temperament, dann jedenfalls entwickelnden Rechts- und Anstandsgefühl werden ihn vom Betreten der politischen und nationalen Pfade abhalten, auf denen sein Vorgänger gewandelt. Freilich konnte er nicht umhin, in seiner Programmrede das Streben nach dem einheitlichen magyarischen Nationalstaate zu betonen, wie er ja auch Präsident des Westungarischen Culturvereines gewesen ist. Aber wenn dieser auch ebenso wie der Siebenbürgische und Nordungarische sich die Verbreitung der Staatssprache zum Ziele setzt, so ist doch auch der Wirkungskreis dieses Vereines ein extremchauvinistischer Zug, seine chauvinistische Aeußerung seines Präsidenten bekannt geworden.

Das vom Nachfolger Bánffys entwickelte Programm, welches der Regierungspartei das unentwegte Festhalten am Liberalismus, der Nationalpartei die Aufrechthaltung des unversöhnlichen Dualismus, der äußersten Linken die Wahrung des im Ausgleichsgesetze gesicherten selbständigen wirtschaftlichen Vereinigungsrechtes zusicherte, den sämmtlichen Oppositionsparteien die Herbeiführung reiner Wahlen durch Einführung der Stadtgerichtsbarkeit der königlichen Curie und die Gleichberechtigung der Confessionen zusagte, hat Vieles gebracht, hat indes keine Hauptwirkung nicht blos im Parlamente, sondern auch in der Bevölkerung durch eine im Grunde genommen selbstverständliche Zusage erzielt. In eine neue Aera glaubt sich Ungarn versetzt, durch das Wort Széll's, das er Recht, Gesetz und Gerechtigkeit sich als Leitstern vor Augen halten werde. An das von Seiten der liberalen constitutionellen Parteiregierung zu glauben, hatte man vollständig verlernt, ganz besonders aber, wenn man nicht der herrschenden Nase angehörte und ein anderes als magyarisches Nationalbewußtsein zu äußern oder gar zu bethätigen wagte.

Das neue System soll also die elementarsten Ansprüche befriedigen, die an einen modernen Rechtsstaat gestellt werden können. So gewiß Koloman Széll die ernste Absicht hat, ein Wort zu erfüllen, so sicher ist es, daß ihm dies von den Chauvinisten schwer gemacht werden wird. Denn der Ausbau des einheitlichen magyarischen Nationalstaates, wie er als Ziel gewiß einem großen Theile des magyarischen Volkes vorschwebt, ist ohne administrative und legislative Gewaltthätigkeit in absehbarer Zeit nicht möglich und auch mit dem Frieden zwischen den beiden Reichshälften, mit einer gesicherten Großmachtstellung und einheitlichen äußeren Politik der Monarchie kaum vereinbar. Baron Desider Bánffy hat aber die chauvinistische Unduldsamkeit so häufig gepredigt, daß jede ungarische Regierung nur mit Mühe dem Recht, dem Gesetze und der Gerechtigkeit zur Herrschaft wird verhelfen können, wenn es sich um die nichtmagyarischen Staatsbürger Ungarns handeln wird. Auch eine wirklich objective Gerechtmachung ungarischer gegenüber einseitig deutschen Interessen im Banquen des richtig aufgefassten dualistischen Principes, des gleichen Rechtes beider Staaten, dürfte dem neuen Ministerpräsidenten bei all dem Vertrauen, welches ihm heute entgegenfließt, nicht eben leicht gemacht werden.

In jedem Falle aber bedeutet das System Széll, verglichen mit dem System Bánffy, einen ebenso erfreulichen und wesentlichen Fortschritt im Sinne des inneren Friedens in Ungarn und vielleicht auch in Oesterreich, sowie zwischen beiden Staaten. Es ist daher den wohlwollendsten Sinnes Bánffys politische Concursten und Absteuerer obhalten lassen werden, auch der Wahlen in sich und sie dann in gleicher Weise zu unterstützen, wird man unter solchen bezweifeln dürfen.

Edmund Steinacker.

Die Pfarrgemeinden in Wien.

Der Verwaltungsgerichtshof hat mit Entscheidung v. 28. März 1899 den Beschluss des Wiener Gemeinderathes, dem Erzbischof Kirchenbauwerein in Breitensee bei den Kirchen und Pfarrschulen in Breitensee eine Subvention von 30.000 fl. zu bewilligen, als gesetzwidrig aufgehoben, weil nach §35 des Gesetzes vom 7. Mai 1874, R.-G.-Bl. Nr. 50, Auslagen für Kirchenzwecke nur die Pfarrgemeinde, und nicht die Ortsgemeinde belasten können. Durch ein clerical-antijüdisches Lager grenzenlose Entrüstung. Klein-Jupiter Lueger soll für einen Moment seine Fassung derart verloren haben, dass er alle Subventionen der Gemeinde seit 1891 zu sammeln befahl, um sie zurückzufordern. Wäre dies richtig, so würden die alten Weise wieder einmal zu Ehren kommen: „Er zog den Säbel aus der Scheide, besah die Spitze und die Schneide, und steckt ihn langsam wieder ein". Eine Rückforderung ist nur dann statthaft, wenn jemand aus Irrthum eine vermeintliche Schuld zahlte (§ 1431 A. b. G.-B.); die Gemeinde hat ihre Subventionen aber nie als rechtlich geschuldet aufgefasst.

Das einzige ernste Blatt der Partei, das „Vaterland", hat in einem Artikel vom 9. März anerkannt, dass der Verwaltungsgerichtshof mit der Entscheidung vom 8. März sich lediglich treu geblieben ist. „Heute, wie schon in vielen früheren Fällen" bemerkt das Blatt, und an einem späteren Orte: „Der Verwaltungsgerichtshof hat schon Ende der 1870er Jahre wiederholt ausgesprochen, die §§ 35 als 37 seien positiv und definitiv und keineswegs von einem Ausführungsgesetze abhängig". Unsomehr jammert es über den Inhalt des Spruches. „Und wer hat in Zukunft die Beiträge zu leisten? — nur es aus. Die Pfarrgemeinden, sagt der Verwaltungsgerichtshof, und wenn man ihm antwortet: ja die Pfarrgemeinden existieren ja gar nicht und wer nicht existiert, kann auch nicht zahlen, so antwortet der Verwaltungsgerichtshof: das geht mich nichts an, im Gesetze steht, dass nur die Pfarrgemeinde zu zahlen hat. Punktum!"

Die Klage des frommen Blattes ist unbegründet. Die Entscheidungen des Verwaltungsgerichtshofes, die sich auf die Pfarrgemeinden beziehen, beruhen vielmehr darauf, dass diese Pfarrgemeinden bereits bestehen, und damit auch die Voraussetzung für die Anwendbarkeit der §§ 35—36 des Gesetzes vom 7. Mai 1874 gegeben ist. Die Polemik des „Vaterland" verwechselt nämlich die Pfarrgemeinde im Sinne des § 35 und die constituierte, mit selbständiger Vertretung ausgerüstete Pfarrgemeinde. Die Frage dürfte durch die Entscheidung der letzten Woche genügendes allgemeines Interesse wecken, um eine kurze Darstellung des sonst ziemlich nüchternen Stoffes zu rechtfertigen.

Das Staatsgrundgesetz über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger bestimmt in Art. 14 und 15 die Gewissens- der Glaubens- und Gewissensfreiheit und die Trennung des Staates von der Kirche ausgesprochen. In Ausführung dieses Grundsatzes ergiengen die interconfessionellen Gesetze. Das Gesetz vom 25. Mai 1868, R. G. Bl. Nr. 49, verfügte, dass Angehörige einer Kirche oder Religionsgenossenschaft zu Beiträgen oder Leistungen für Cultus- und Wohlthätigkeitszwecke einer anderen nur aus besonderen privatrechtlichen Gründen verhalten werden können (Art. 1). Mit Gesetz vom 7. Mai 1874, R.-G.-Bl. Nr. 50, wurde das Concordat einhellig für aufgehoben erklärt, und an dessen Stelle eine neue Regelung der äußeren Rechtsverhältnisse der katholischen Kirche getroffen. Als Sammelpunkt für alle einen kirchlichen Gegenstand betreffenden Rechte und Verbindlichkeiten wurde die Pfarrgemeinde bestimmt. Sie ist die katholische Cultusgemeinde. „Während minder excessiven Mindestheiten, Protestanten und Juden, lässt in einer Cultusgemeinden vereinigt sind" sagt der Motivenbericht des Gesetzes.

hat die Thatsache, dass in der ganzen Anzahl der Cultusgemeinden die Katholiken nahezu die gesammte Bevölkerung bilden, hierher geführt, der Gemeindevertretung katholischer Pfarrgemeinden alle halben, so dass es bei der katholischen Vertretung der katholischen Pfarrgemeinden durch die Ortsgemeindevertretung verbleibt, wobei Dies erscheint bei den jetzigen politischen Gemeindewahlordnung als unerlaubtes Conglomerat als eine Anomalie." Als Grund kann der Motivenbericht insbesondere die Kostenersparnis anführen. Art. 9 des Gesetzes vom 25. Mai 1868 weist nämlich der communalen Vertretung die nicht ausschließen Zuhörer des Gemeinderathes direct oder indirect zur Beiträgen für die katholischen Cultusbedürfnissen verpflichtet werden.

Betreffs der Pfarrgemeinden erklärt und da 36, in §§ 35 bis 37. „Die Gesammtheit der in einem Pfarrbezirk wohnhaften katholischen Bekenntnisses bildet eine Pfarrgemeinde. Alle einen kirchlichen Gegenstand betreffenden Rechte und Verbindlichkeiten, welche in den Gesetzen den Gemeinden und Pfarrgemeinden zugewiesen werden, gehören und obliegen den Pfarrgemeinden. [illegible] für die Bedürfnisse einer Pfarrgemeinde [illegible] Beiträge [illegible] Pfarrgemeinde [illegible] Gemeinde [illegible] Pfarrgemeinde [illegible] Pfarrgemeinde [illegible] Pfarrg

Ausschuss aufgenommen werden. Die Regierung hatte die näheren Vorschriften der Landesgesetzgebung überlassen wollen. Der Ausschuss trat dem Vorschlag entgegen, weil die Gesetzgebung über confessionelle Angelegenheiten in ihrem vollen Umfang nach § 11, lit. c. des Staatsgrundgesetzes vom 21. December 1867 der Reichsvertretung vorbehalten sei und erklärte in seinem Bericht: die von ihm beantragte Aenderung werde, wenn sie vom Hause angenommen werde, dessen Ansspruch über die Competenzfrage enthalten.

Die clericale Partei, welcher die Trennung der politischen von der Pfarrgemeinde als sichtbares Zeichen für die Trennung von Staat und Kirche ein Dorn im Auge war, suchte nun aus dem Vorstand des § 37 zu folgern, dass das Gesetz, soweit es die Pfarrgemeinde zur Vornahme solcher Wahl, erst mit dem in Aussicht gestellten Ausführungsgesetz in Wirksamkeit trete. Das Ministerium aber, und späterhin der Verwaltungsgerichtshof, gieng davon aus, dass:

1. die Pfarrgemeinden im Sinne des § 35 bestehen. Denn nach § 35 bildet (wie schon angeführt wurde) die Gesammtheit der in einem Pfarrbezirke wohnhaften Katholiken desselben Ritus die Pfarrgemeinde. Der Bestand dieser Gesammtheit ist nur davon abhängig, dass der Pfarrbezirk fest abgegrenzt ist. Dies ist aber überall, insbesondere auch in Wien der Fall: Beweis dessen, dass die Tauf-, Trauungs- und Sterbergister bei den Pfarren geführt werden. Niemand zweifelt, zu welcher Pfarre ein Tauf- oder Todesfall gehört. §§ 71 ff. des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches sprechen für das Aufgebot und die Trauung von den Pfarrbezirken beider Brautleute; es ist darüber noch kein Streit gewesen.

2. Die Ausführung der Gesetze erfolgt durch Verordnung. Ein Gesetz ist hierin nur ausnahmsweise, soweit es sich nicht um einfachen Vollzug der im Gesetze ausgedrückten Gedanken, sondern um neue Gestaltungen oder Einrichtungen handelt. Diesen Sinn haben auch im § 37 des Gesetzes vom 7. Mai 1874 die Worte: „Die näheren Vorschriften". Sie beziehen sich auf die für die Zukunft beabsichtigte selbständige Ausgestaltung der Pfarrgemeinden und ihre Vertretung; sie haben aber nicht die Absicht, die Wirksamkeit der §§ 35 und 36 des Gesetzes oder das Verordnungsrecht der Executive zu beschränken.

Demzufolge ergieng am 31. December 1877 unter R. G. Bl. Nr. 5 ex 1878 eine Verordnung des Ministers für Cultus und Unterricht im Einvernehmen mit dem Minister des Innern, welche verfügte:

„Bis zum Zustandekommen des im § 37 des Gesetzes vom 7. Mai 1874 in Aussicht gestellten Gesetzes . . . sind die Angelegenheiten der katholischen Pfarrgemeinden wie bisher von den Ortsgemeindevertretungen zu besorgen. Dieselben haben daher auch sortan über die die Pfarrgemeinden treffenden oder von denselben zu übernehmenden Beitragsleistungen in katholischen Cultusangelegenheiten Beschluss zu fassen und für deren Bedeckung und Einbringung vorzusorgen."

Der Verwaltungsgerichtshof hat in der Folge durch mehrere Entscheidungen festgestellt, dass diese Besorgung keine Trägerinnin Angelegenheit ist, dass die beschlossenen Umlagen nicht in das Localimmare der Orte, sondern der Pfarrgemeinde aufzunehmen, und dass Beschwerden nicht vom Landesausschuss, sondern von den staatlichen politischen Behörden zu prüfen sind. Budw. 1691, 1750.

Auf Grund dieser Verordnung erließ nun insbesondere die Gemeinde Wien in den Jahren 1878 bis 1890 eine Reihe von Auftrügen, welche sich auf bestimmte Steuchenbauten bezogen und von der Gemeinde verlangten, die zur Bedeckung nothigen Beitrage auf die katholischen Insassen der betreffenden Pfarrgemeinden umzulegen und hereinzubringen. Die Gemeinde überreichte dagegen Beschwerde an den Verwaltungsgerichtshof und wurde von ihm mit den unter Nr. 879 bis 881 der Budweiserschen Sammlung veröffentlichten Entscheidungen vom 7. October 1880 abgewiesen. Die Gemeinde war also endgiltig zur Ausschreibung der Pfarrumlagen verpflichtet. Sie folgte aber nicht. Die Schuld trifft den damaligen Referenten Pitr. Er erstattete nach dem Protokoll über die Sitzung vom 3 December 1880 ein unmöglichiges Referat: bei es nun, dass er seine besondere Meinung von der Entscheidung des Verwaltungsgerichtshofes dunkelen wollte, sei es, dass er die Missstimmung, welche die Pfarrumlagen verursachen wurden, vermeiden wollte. Er stieß sich von der Verpflichtung der Pfarrgemeinden, die Entscheidung des Verwaltungsgerichtshofes, welche mehrere Bogen umfasste, vorzulesen, und stellte die namentlich in die Acten ab, die die Gemeinde Wien durch Verhandlung der Streitsachen, nicht aber auch zu der Auflage und Hereinbringung der Beiträge von dem Betriebsleiter der Pfarrgemeinde verpflichtet. Auf Grund dieses Antrages beschloss zum der Gemeinderath, die Auflagen zur [illegible] Bedeckung der in communalen Pfarrgemeinden [illegible] mit ordentlichen Mitteln zu bestreiten.

Der Beschluss wurde genehmigt, und [illegible] Beschwerde [illegible] Rüger, dort kein Richter. Jetzt aber ist Einspruch erhoben worden, und der Verwaltungsgerichtshof hat ihm stattgegeben". Die heutige Missstimmung in der Frage ist also zweifellos auf das Verhalten der feinerzeitigen liberalen Gemeindevertretung und ihres Referenten zu stellen. Hätte sie ihre Pflicht gethan, so wäre längst ein geordneter und mindestens nach außenhin friedlicher Zustand eingetreten. Das Gesetz war unschwer auszuführen: man brauchte nur für jeden einzelnen Pfarrbezirk eine Vertretungscommission einzusetzen, bestehend aus einigen mit den Verhältnissen des Pfarrbezirks vertrauten Personen. Sie wäre zugleich ein Vorbild für die geplante selbständige Vertretung der Pfarrgemeinde geworden. Man hat die Lust des Nachdenkens aber leichthin von der Schulter abgeschoben, die liberale Partei hatte sich offenbar in dem Traum ewiger Gemeindeherrschaft gewiegt. Aus diesem Traum ist sie seit langem aufgeschreckt. Die Folgen ihrer Säumnis sind aber erst jetzt, durch die Entscheidung vom 8. März 1899, durchbrochen worden. Das Gesetz vom 7. August 1874 ist durch diese Entscheidung für die Gemeinde Wien wieder zu praktischer Geltung gebracht. Das ist ihre Bedeutung und ihr Verdienst.

Dr. Julius Ofner.

Eine Vermögensconfiscation.

Das beste Mittel, die Frauen zu der Geburten zu heben ist ohne Zweifel die Fürsorge für die Existenz der bereits Geborenen. Das wollte sich die österreichische Regierung bei Schaffung des neuen Rentengesetzes und bei der Action zur Forderung des Associationswesens stets vor Augen halten. Was nützen die schönsten Gesetze zur Erleichterung wirthschaftlichen Zusammenschlusses, wenn die Unlust dazu fehlen, daß der Fleiß in den Actiengesellschaften nur ein Ausbeutungsobject sieht. Kein Staat der Welt besteuert sie in so hohem Maße wie Oesterreich, wo der Steuerfuß bei einem 10% „gen Reinertrügnisse 10% „ beim 11. bis 15. Procent weitere 2% „ darüber hinaus gar weitere 1% „ mehr beträgt, eine Leistung, die durch die zunehmende sich leicht bis 20% „ und darüber steigert. Dabei muss auch in verhältnismäßigen Jahren Steuer gezahlt werden und Doppelbesteuerungen desselben Verdienstes sind an der Tagesordnung. Wenn zum Beispiel die Wiener Creditanstalt aus der Brünner Actiengesellschaft eine Actiengesellschaft macht und die Actien im Portefeuille behält, dann zahlt die Aktiengesellschaft vom Ertrage circa 15% „ Steuer, die Creditanstalt von den verbleibenden 85% „ wieder 15% „ und der Actionär von der Dividende wieder circa 3% „, macht in Summe gegen 30% „ des Reinertrages.

Man sollte nun meinen, dass der Staat sich mit einem so abnorm hohen Steuerfuße zufrieden gibt, zumal in einer Zeit, in welcher er die Bildung neuer Gesellschaften auf jede Weise zu fördern bestrebt ist. Statt aber die Härten des Gesetzes wenigstens zu mildern, geht der Fiscus über dasselbe sogar hinaus und besteuert nicht nur das Reinerträgnis, sondern consolidiert noch obendrein einen Theil des Actiencapitales derjenigen Gesellschaften, deren Gegenstand in beschränkter Zeit rechtlich oder wirthschaftlich erlöschen wird.

Die Vollzugsvorschrift zum Steuergesetze erklärt nämlich ohne weitere Unterscheidung als steuerpflichtig „jene Beträge, welche zur Einlösung vorbehaltener Actien, Prioritäten und Antheilscheine der Unternehmung verwendet werden".

Diese Bestimmung mag in theoretisch unhaltbar, führt praktisch zu den abscheulichsten Consequenzen, widerspricht dem Geiste des Gesetzes und bedeutet nicht mehr und nicht weniger als eine Confiscation von 12 bis 15% der in zahlreichen Gesellschaften angelegten nach hunderten von Millionen zahlenden Capitalien.

Nun eine Verkennung des Unterschiedes zwischen Capitalsabstattung und Amortisation konnte in dieser meinigen Bestimmung nicht liegen. Wenn zum Beispiel eine Actiengesellschaft einer Antheilschaltung des Betriebes den Actionären das angelegte Capital zurückzahlt, so ist das eine Capitalsrückzahlung, trotz welcher der Actionär seinen Antheil am gleichwertig gebliebenen Object, der Fabrik, weiterhin behält. Ganz anders ist es aber zum Beispiel bei einer Bahngesellschaft, die zu Ausbeutung eines zeitlich beschränkten Privilegiums gegründet wurde, nach diesem Ablauf sie unentgeltlich dem Staate heimfällt. Hier muss das Brutto-Erträgnis neben dem aus Capitalzins, Betriebsgewinn und Amortisationsbeitrag bestehenden Unterhaltungsaufwand und dem Lohn der Anlagen auch ein drittes Element enthalten, eine Entschädigung für den mit voller Bestimmtheit zurückgehenden Capitalsbestand. Niemand kann nur die Amortisationsbeiträge weisen, der über einen Zeitgeist des Anlagevermögens, einen Zuwachs des Capitalsbestandes, so muss [illegible] [illegible] [illegible]

Die Gesellschaft kann jährlich soviel in einen besonderen Amortisationsfond hinterlegen, dass er nach Erschöpfung ihres Gegenstandes die Höhe des eingezahlten Capitals erreicht. Seine Ausschüttung an die Actionäre ist dann steuerfrei (§ 96) wie auch die jährlichen Hinterlegungen. Es erklärt nämlich § 95 f. Abschreibungs-, Amortisations- und Verlust-Reservefonde für steuerfrei, „wenn sie zur Deckung von Abgängen und Verlusten bestimmt bezeichneter Art gewidmet sind und solche entweder bereits eingetreten, oder als voraussichtliches Ergebnis der Geschäftsverhältnisse zu gewärtigen sind". Der Ausschuss hatte statt „sind" „müssen" gesetzt, aber Regierung und Parlament entschieden sich für die mildere Fassung. Nun, bei Gesellschaften mit schwindendem Gegenstande muss der Capitalsverlust eintreten, ja am Ende eines jeden Betriebsjahres ist ein aliquoter Theil des Anlagecapitals schon thatsächlich verloren. Der hiefür Verbuchte entsprechende Betrag kann daher ohne Zweifel steuerfrei in einen Amortisationsfond hinterlegt werden, da hier das „Hinterlegen" des Capitals ja augenfällig ist.

Ist die Anlegung eines solchen Fonds aus irgend welchen Gründen unthunlich, dann tritt an ihre Stelle die Verlosung. An der Sache ist damit nichts geändert, bloß an der Form, und es führt praktisch zu den absonderlichen Consequenzen, wenn man sich der Wahrheit verschließt, dass auch die jährliche Verlosung einer dem Schwinden der Capitalsinhaber entsprechenden Actienmasse steuerfrei bleiben muss. Ein Beispiel soll dies klar machen. Angenommen, es haben sich zwei Gesellschaften mit einem Capital von je 5 Millionen Gulden zum Betriebe eines Holzabstockungs-Geschäftes constituiert. Beide haben das Holzschlagrecht auf 5 Jahre um 5 Millionen erworben, kaufen jährlich ein Fünftel des Waldbestandes und nehmen dafür 1 Millionen jährlich über die Betriebsanlagen ein, in 5 Jahren soviel 5 Millionen. Niemand wird behaupten wollen, dass das Unternehmergewinn sei, sondern man wird zugeben müssen, dass in dieser Summe auch das Anlagecapital steckt. Die eine Gesellschaft hat jährlich einen Amortisationsfond, der wie oben gezeigt wurde, steuerfrei bleiben muss, mit 1 Million dotiert und fl. 500.000 an Dividenden ausgeschüttet, somit bei Zugrundelegung eines 13%igen Steuerfußes in 5 Jahren fl. 325.000 Steuer gezahlt.

Die andere Gesellschaft hat jährlich 1 Million Actien verlost und zurückgezahlt. Nach dem Wortlaute der Vollzugsvorschrift muss sie auch die zu dieser Rückzahlung verwendete Million versteuern, sie zahlt daher in 5 Jahren fl. 325.000 Steuer — um fl. 75.000 mehr als die erste Gesellschaft. Diese Steuerleistung würde aber 39% des wirklichen Erträgnisses betragen, welches von 10% auf 6% herabgedrückt würde.

Da das Gesetz aber nur 10% des Erträgnisses für sich in Anspruch nimmt und den Ländern und Gemeinden im Durchschnitte auch höchstens 30% zusätzlige gestatten will, betastet die Vollzugsvorschrift viele Gesellschaften dreimal so schwer, als das Gesetz es wollte. Das Gesetz will nur den Reinertrag treffen und nur in bei dem angeführten Beispiele leicht ermittelt: am Anfange des ersten Jahres besitzt die Gesellschaft ein 5 Millionen werthes Holzschlagrecht und gar kein Barcapital, am Anfange des zweiten Jahres 1 Million bar im Amortisationsfond und ein nur mehr 4 Millionen werthes Recht, am Ende des fünften Jahres hat das Rechtsgut jeden Wert verloren, das Gesetzgut ist 5 Millionen weit. Abgesehen von den als Dividenden vertheilten 2½ Millionen ist ein Unternehmergewinn nicht erzielt worden, die Menge der vorhandenen Güter hat sich weder nur beim Einzelnen noch für die Volkswirtschaft vermehrt. Es hat nur das Gesetzgut, das sich in ein Rechtsgut verwandelt hatte, wieder seine ursprüngliche Gestalt angenommen. Niemals aber kann dieses Gut, das nicht aufgehört hat, Capital zu sein, dem Unternehmergewinn zugerechnet werden, gleichgiltig ob es in einem Fond hinterlegt oder auf dem Wege der Verlosung oder Abstempelung rückgezahlt wurde.

Es ist das ohne Zweifel eine jener „durchlaufenden Posten", von denen die Motive zum Steuergesetze ausdrücklich sagen, dass sie steuerfrei sind, da sie die Vermögensvolkslage der Unternehmung in keiner Weise beeinflussen. Wenn eine der oben erwähnten Gesellschaften zum Beispiel nach Ablauf eines Jahres ein Fünftel ihrer Actien verlost hat, dann ist das Passivum — das Actiencapital um ebenviele kleine geworden, als das Activum — das Holzschlagrecht — an Wert verloren hat. Die Vermögenslage ist die gleiche geblieben. Wenn jene aber die Vollzugsvorschrift diese Million besteuert, dann consolidiert sie eben einen Theil des Anlagecapitales. Von einer solchen Consolidation weiß aber weder der Wortlaut noch der Geist des Gesetzes etwas.

Besteuerungsgrundlage ist nach § 92 „der im vorausgegangenen Geschäftsjahre erzielte Reinertrag". Ein Reinertrag kann aber Unverschiedenes des Anlagecapitals betrags. Da in beiden Fällen verwendeten Beträge gehören nicht zum Reinertrag. Die Motive sprechen von einer „unzweifelhaften Prüfung der Amortisationen" und Finanzminister Dr. Steinbach wünschte als wesentlichsten Vorzug des neuen Steuergesetzes zu nennen, dass „zu Zweck der bisherigen künstlichen und activen Bemessungsgrundlage die naturgemäße treten soll, nämlich der wirkliche einkommende Reinerfolg". Er kann dabei natürlich nur einen effectiven Ueberschuss über die volle Capitalsabfuhrung im Auge gehabt haben. In der Specialdebatte hat nur der Abgeordnete Auspitz darauf hingewiesen, dass es vielleicht von Nutzen sein könnte, eine Bestimmung in das Gesetz aufzunehmen, welche Capitalsrückzahlungen bei Einbahnen 2c. ausdrücklich für steuerfrei erklärt. Er unterstieß es aber, einen diesbezüglichen Antrag zu stellen. Bei der Hast, mit welcher die Steuergesetze verhandelt wurden, lehnte das Haus nämlich beinahe alle Amendements ab, und Abgeordneter Auspitz gab der Befürchtung Ausdruck, eine solche Ablehnung könnte von den Behörden zum Anlasse genommen werden, gegen den Geist des Gesetzes die Amortisationsanstalten zu bestenern. O ahnungsvoller Engel du!

Die Vollzugsvorschrift hat diese Willkür nun dennoch begangen, obwohl Parlament und Regierung in einem principiell ganz gleichen Falle — der Besteuerung des galizischen Propinationsfondes — ausdrücklich kundgegeben haben, dass bei Gesellschaften, deren Gegenstand sich durch Zeitablauf rechtlich oder wirthschaftlich erschöpft, Steuerfreiheit der Capitalsrückzahlungen einzutreten habe.

Der galizische Propinationsfond ist zur Entschädigung der früher allein Ausschankberechtigten geschaffen worden, sein Recht erlischt nach Ablauf einer bestimmten Zeit und um die Theilhaber vor Capitalsverlust zu schützen, wird jährlich eine bestimmte Anzahl von Obligationen verlost. Abgeordneter Dr. Byk bemerkte nun zur Frage der Besteuerung der zur Verlosung verwendeten Beträge, dass die Rückzahlung der Obligationen keine Capitalsrückzahlung im gewöhnlichen Sinne sei, weil gleichzeitig das ausschließliche Recht des Ausschankes sich in demselben Maße erschöpfe und stelle daher den Antrag, dass „die zur Verzinsung und Tilgung der Propinationsschuldverschreibungen verausgabten Beträge vom Reingewinne in Abzug zu bringen seien". Wäre Regierung und Parlament der Ansicht gewesen, dass solche Tilgungen zu besteuern seien, dann hätte sich gegen diesen Antrag Widerspruch erheben müssen. So erklärte aber Finanzminister Dr. v. Plener, „dass der Antrag Byk eine ganz genaue Prüfung von Seite der Regierungsorgane gefunden hat, so dass wir mit gutem amtlichen Gewissen den Antrag Byk als correct und empfehlenswerth dem Hause empfehlen können".

Die Annahme des Antrages zeugt für die Absicht der Legislative, alle jene Beträge steuerfrei zu lassen, welche zur Antheilung bei solchen Gesellschaften verwendet werden, deren Gegenstand rechtlich oder wirthschaftlich durch Zeitablauf erlischt. Die Achtung vor dem Willen der Legislative ist Pflicht der Executive. Das ist einer der wichtigsten constitutionellen Grundsätze. Es geht nicht an, dass die Executive eine Unklarheit eines Gesetzes dazu benützt, um gegen dessen Geist zu sündigen, und das auch dann nicht, wenn der Fiscus dabei seine Taschen füllt. Es handelt sich hier um nicht geringe Beträge. In den Privatbahnen Oesterreichs ist mehr als eine Milliarde investiert, die bis zum Ablaufe der einzelnen Privilegien durch Verlosung oder Amortisation getilgt sein muss. Wenn der Zins von allen diesen Anschaffungen wenigstens 10%, gegen den Geist des Gesetzes für sich in Anspruch nimmt, dann begeht er einen schweren Eingriff in wohlerworbene Rechte. Er verbindert aber gleichzeitig auch das Entstehen neuer Gesellschaften. Vermöge der allgemeinen Ausgleichstendenz des Unternehmergewinnes würden sich in Oesterreich Actienunternehmungen mit einem rechtlich oder wirthschaftlich durch Zeitablauf erlöschenden Gegenstande nur dann bilden, wenn ein so hoher Unternehmergewinn in Aussicht stünde, dass er auch den Verlust von 10 bis 15% des Actiencapitals wettzumachen vermöchte.

Einzelne in wohlerworbene Rechte und Unterbindung weiterer Entwicklung sind aber sicher nicht die geeigneten Mittel, um Oesterreichs Umwandlung in einen modernen Industriestaat zu fördern. Wenn es der Regierung ernstlich um die Schaffung neuer Actienunternehmungen zu thun ist, dann trage sie vor allem Sorge, dass den bestehenden die Ernteng nicht unmöglich gemacht werde.

Dr. Ludwig Schuller.

Ibsens Individualismus.

Von Otten von Stachelhain.

Der inhaltleere Gedanke, den Persiflos an die Athener richtete, als sie ihn um die am Hafen Obdachlosen trauerten, wird von Zeit zu Zeit aufs neue von einem großen Teile der Zeitgenossen mit mit immer frischem Enthalt. In unseren Tagen ist es Ibsen, der durch seine Dichtung verkündigt hat, dass das Object in der Kunst bedeute und die Freiheit im Winkel. Auch er hat alsdann durch Schaffen Dutzende dieser Mahnung aber ein Gleichnis erschaffen können. Gestalten, wie sie nicht nur einzigen Ideale eine Existenzform schaffen.

In unserer Zeit [illegible] Individualismus [illegible] dessen Verkündigung [illegible] Ibsen [illegible] Einzelnen, das Absolutwerden des Individuums, das Losgelöstsein seines Ich von den Normen der Gesellschaft, das Sich-Ausleben des Individuums [illegible]

Digitized by Google

Diese Leidenschaft hat ihn selbst, lange bevor sie ihm bewusst wurde, beherrscht. Schon das Kind suchte die Einsamkeit für seine Spiele und Gedanken. Schon der Jüngling wirkte still und aufhaltend für seine Ziele. Und als der Mann sich durch die „Kronprätendenten“ von dem einzigen durchfahren Zweifel freigeschlitzt hatte, den das Dasein für eine Natur wie die seine birgt, dem Zweifel an sich selbst, da sprach er schon mit stillem Selbstbewusstsein das durchs ganze Leben verfolgte Ziel aus: sein Volk zu lehren, groß zu denken!

Er hat darüber immer mehr und mehr seine geschlossene, abweisende Persönlichkeit ausgeprägt. Er hat geschwiegen vor den großen Fragen seiner Zeit wie seines Volkes, vor den Kämpfern der Menschen wie vor ihrer Qual. Die ersteren zu beantworten, die letzteren zu stillen, hat er anderen überlassen, die er besser dazu geeignet wusste, als sich selbst. Er hat sich gesammelt, um ganz sein eigenes Werk vollbringen zu können: für die Kinder der Menschen ein scharfes Schwert zu sein, das Seele und Geist trennt, Mark und Bein.

Es gibt glücklicherweise keine Sache, keine Partei, für die Ibsen gekämpft hat. Glücklicherweise, denn da wäre er nicht Ibsen, der Fanatiker der Persönlichkeit, der — gerade dadurch, dass er das und nur das war — in seinen Zeitgenossen die Gewissheit wecken konnte: dass die Befreiung der Persönlichkeit das einzige Glück ist, und der Mut, in allen großen und kleinen Momenten des Lebens ganz sein Ich selbst zu sein, der einzige Weg zu diesem Glück.

Das ist der Königsgedanke, durch den Ibsen das Herrscherrecht über sein Reich bewiesen hat!

Ibsen sah die Persönlichkeit dadurch untergehen, dass sie in die Conventionen der Gesellschaft oder der Partei, der allgemeinen Meinung oder des Gesetzes eingezwängt wurde. Während seiner Prüfung all dieser Hindernisse, die sich der Persönlichkeit zu den Weg stellen, ist er auf mannigfachen Wegen zu dem Schlusssatze gelangt: dass die Gegenwartsmenschen in erster Linie charakterlos sind, weil sie mit der „Lüge des Christenthums um Lebensnahme“ segeln. Dem Charakter haben bedeutet für Ibsen, dass unser Leben dieselbe Richtung hat, wie unser Ideal. Aber jetzt bekennen die meisten die Ideale des Christenthums, denen sie nicht nachleben können, und folgen Neigungen, die sie noch Sünde nennen. Sie werden so, nach Ibsens Urtheilsspruch, halbe Christen oder halbe Heiden, das heißt ganz charakterlos mit krankem Gewissen und gebrechenen Willen.

Wenn Ibsen in „Brand“ den unversöhnlichen Abstand zwischen den Forderungen des Christenthums und dem Christenthum der Gegenwart aufdeckte oder in der „Komödie der Liebe“ zwischen der Jugendliebe und der Ehe, so ist es weder die Idee des Christenthums, noch die der Liebe, die ihn in erster Reihe beherrscht. Es ist hier wie allenthalben und immer das Verhältnis der Person lichtet zu der Idee. Das centrale Problem in allen seinen Werken ist: die Menschen, die er schreibt, sich durch das Streben, ihre Ideale zu verwirklichen, zur Persönlichkeit entwickeln, oder ob sie als Persönlichkeiten untergehen, dadurch, dass sie es nicht thun.

Diesen letzteren, den Halbmenschen, begegnet man in Ibsens Dramen am häufigsten: Menschen, die sich bis in die Unendlichkeit zerspittert haben, durch eine doppelte Moral, durch zweierlei Ideale, eines, dem sie nicht den Muth haben ganz nachzuleben, und eines, dem sie nicht länger den Willen haben ganz nachzustreben. Zwischen die Halbmenschen stellt er die eine oder andere Persönlichkeit, die wie Agnes oder Solveig, Dalton oder Nora, Brand oder Stockmann — bei jeder großen Entscheidung ihren eigenen Weg wählt und ihn rücksichtslos verfolgt.

Durch die Schilderung von Menschen, die die kleinen Gesetze ihrer Natur den großen den Weg versperren lassen, hat Ibsen das Persönlichkeitsproblem vertieft. Welches sind die großen Gesetze? Wie kann das Individuum seiner Eigenart frei folgen und zugleich eine reiche Harmonie erlangen? Wie kann es die Energie der Zum pulse bewahren und dennoch maßvoll schön werden? Wie soll es den Egoismus beherrschen und doch die Stärke bewahren können? Wie soll das Gewissen sich verfeinern und trotzdem frisch bleiben? Wird der Mensch je zugleich den schwarzen und den weißen Renner zu zähmen können, die jetzt jeder nach einer anderen Richtung ziehen? Alle diese Fragen sind es, die in Ibsens Lebensschilderungen leben in ihnen ihr eigentliches Leben geben. Des Einzelmenschen oder der Antike Lösung des Problems — auch die beiden Renner aus zuspannen — konnte Ibsen nicht anerkennen. Vor der Welt geteilt, die Persönlichkeit auszulösen, oder als ihre Feindin, ihre schärfste glauben, ihre tiefen Eigenthümlichkeiten zu lassen, lehrt Ibsen nicht. Ihn thut bedeutet nicht — wie im einen Schulsatze — die Entwicklung der Persönlichkeit die Herausbringung von akademisch gebildeten Normalmenschen und unmittelbaren Wiederholungen in guten Musterschilderungen. Aber er will ebenwenig der Anarchistenlehre des brutalen Egoismus, wie der des brutalen Altruismus das Wort reden.

Was er will, das ist klar, und alles menschliche Mitleben und Mitsterben in seinen Werken zeigt, dass er die Würde des Menschen, die Würde der Persönlichkeit hoch hält, tief und ernst. Aber sein Ideal ist kein Ideal der Vollendung, sondern ein Ideal des Werdens. Es ist kein Ideal, das sich in Worten ausdrücken lässt, sondern eines, das sich in Thaten offenbart. Es ist kein Ideal, das sich in Gedanken erkennen lässt, sondern eines, das sich in Gefühlen bekennt.

Ibsen ist ein Mensch, der

Form — in einer seiner wenigen „Bekenntnisschriften“ mit vollkommener Bewusstheit sein Ziel aus (An Brandes): „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit sind nicht länger dieselben Dinge, die sie in den Tagen der seligen Guillotine waren. Das ist es, was die Politiker nicht verstehen wollen, und darum hasse ich sie. Diese Menschen wollen nur Spezialrevolutionen, Revolutionen im Aeußeren, im Politischen. Aber alles Descartige sind Kleinigkeiten. Die Revolutionierung des Menschengeistes, das gilt es.“ Und durch seine Schilderungen von gegen die Gesellschaftskonvention aufrührerischen Seelen hat Ibsen wirklich Männern und Frauen den Muth der Revolte und den Geist des Zweifels gegeben. Mehr als ein moderner Mensch hat Frau Alvings Worte über die Autoritäten der Gesellschaft auf sich anwenden können: „Ja, war es, dass ich ihre Lehren an meinem eigenen Saum prüfen wollte: nur einen einzigen kleinen Stich gedachte ich aufzureißen; aber als ich den gelöst hatte, riss das Ganze auf! — Und da sah ich, dass alles nur Maschinennähterei war!“

Aber hat man angesangen, den unhaltbaren Maschinsaum des Alltags- und des Festgewandes zu prüfen, mit welchem die bestehende Gesellschaftsmoral die Persönlichkeit verhüllt, da macht man nicht früher Halt, ehe man entdeckt hat: dass die Befreiung der Persönlichkeit das Recht in sich schließt, sich seinen eigenen Weg zu suchen, und den Muth, einzuirren, dass ein eigener Weg stets ein einsamer Weg bleiben muss: dass für den Willen in sich schließt, auf seine eigene Weise, nach den Gesetzen seines Wesens zu lieben, zu hassen, zu arbeiten, zu fehlen, zu leiden: dass sie die Freiheit für alle Kräfte und Mächte der Persönlichkeit bedingt, anstatt dass man wie bis jetzt die Unterdrückung gewisser Seiten der Persönlichkeit forderte, behufs Erreichung eines einzigen Ideals: des Christentums.

Auf dem Wege Ibsens ist die Harmonie der Persönlichkeit unendlich schwer zu erringen. Und er weiß, dass der Individualismus erst starke Persönlichkeiten schaffen muss, bevor er schöne, das will sagen, harmonische Persönlichkeiten schaffen kann. Aber diese Gewissheit erschreckt ihn nicht. Er weiß, dass der Neuschöpfung stets das Chaos vorausgeht. Und Ibsen, der Skeptiker, der zugleich so holde Träume träumen kann, glaubt, dass aus diesem Chaos eine Herrlichkeit des Menschenlebens emporblühen wird, wie die Welt ihresgleichen noch nicht gesehen: dass das Weib und der Mann schließlich eine neue, reichere Art Ehe finden werden, sowohl jeder für sich wie zusammen, wenn sie wahrhaft Gläubige der neuen Religion sind, nach der die Menschennatur ihren eigenen Gesetzen folgen soll, ohne dabei durch irgend ein Schuldgefühl eingeschüchtert zu werden: wenn die Selbstbehauptung als ebenso bedeutungsvoll für den Wert der Persönlichkeit und die Vollheit des Lebens angesehen wird, wie die Opferwilligkeit.

Als Ibsen in Jünglingsjahren von einem Berge hinab in sein heimatliches Thal sah und sein Zukunftsziel zu zeichnete: dass er „das Größte und Vollkommenste von allem erreichen wollte, das sich in Größe und Klarheit erreichen lässt, und nachdem er es erreicht, sterben“ — da ahnte er vielleicht schon, was dieses Größte ist. Nun weiß er es, nachdem er es erreicht hat. Das Größte von allem ist: seiner Zeit ein neues Ideal geben, es in der Gegenwart empor sprießen sehen, wenn auch nicht seine volle Verwirklichung erleben, die in dieser unvollkommenen Welt noch meinens so tief unter der Traumvision des Sehers steht. Und das Ideal ist in der That weit davon entfernt, „verblasst zu sein“. Denn das Heiligtum der Ehre Ibsen bedeutet nicht, dass die Völker sehen zu dem Hochstande der Ibsen'schen Persönlichkeitsideale gedrungen sind. Von der Huldigung der Völker umbrauscht, ist er noch der in vielem Unverstandene, der Alleinstehende und — darum — noch stets der Stärkste. Er ist nicht bloß, wie ich einmal behauptet habe ihm zu charakterisieren, der Stalde und Seher, der an den einsamen Fjorden emporgewachsen der Dichter und Entdecker, der hinabgedrungen in verborgene Tiefen, der Schürfer unterirdischer Gestalten, der Lenker neubildender Gedanken. Aehnliche Worte konnten von mehr als einem großen Dichter der Gegenwart gesagt werden. Ibsen ist etwas Eigenartigeres als dieses. Er ist ein anachronistischer Aristokrat, ein idealistischer Naturalist, ein immoralistischer Moralist. Er ist der Skeptiker, der Ahnungen, der Träumer, der Zweifel hat. Die seltene Vereinigung dieser Widersprüche macht das Seltsame an Ibsens Genie aus. Alle diese Züge finden sich nämlich — aber mehr oder weniger getrennt — bei den Menschen der Zukunft. Darum ist er vor diesen ein unbegreifliches Rätsel, ein unverstandener Visionär. Und darum sieht ihn die besondere Aufgabe an, vor seinen in unfassbare Halbheiten zersplitterten Zeitgenossen als der radikale Zu-Ende-Denker von Conseauenzen, der optimistische Gesellschaftsanalytiker, der enthusiastische Individualist zu stehen. Er ist mit einem Worte, gerade über seiner Zeit der große Unverstandene, der nicht verstanden und nicht überstehen werden kann.

Und als solcher, mich als Stalde oder Menschenbildner, bei er am tiefsten gewirkt. Ibsen wird nicht in seiner Lyrik durch seine Seele leben. Diese seiner Poemen haben schon die Farbe des Welkverlorenen, weil ihre Gestalten in ihrer Individualmerkmale zu wenig vom Blute des Lebens hatten und so viel von Abstraktion, weil ihre Schicksale weniger das Interesse des Lebensproblems, als das des mathematischen Problems besaßen.

Aber ebenso wie man von unserem Jahrhundert gesagt, alle Denkenden seien Voltairianer, ohne weiter Voltaire zu lesen, so wird man in nächsten Jahrhunderten finden, dass alle Denkenden Ibsenianer sind, ohne dass die Mehrzahl noch Ibsen liest. Denn alle haben mit der Luft die Idee — des Individualismus — eingeathmet, der Ibsen in seiner ganzen Dichtung Ausdruck gegeben, und am vollreifsten gerade in jenen seiner Dichtungen, die noch die Kinder später Zeiten begeistern werden.

Antwort.

Als ich meinen Artikel über den neuen Rhythmus schrieb, hoffte ich auf eine Antwort Arno Holz'; auf eine Auseinandersetzung. Denn wenn zwei Menschen die gleiche Richtung gehen, etwas um einen neuen Weg zu finden, sehen sie immer mehr als einer allein: besonders, wenn sie dabei nach verschiedenen Seiten schauen. So hoffte ich auf eine Auseinandersetzung: sie hätte für die Sache von Vortheil sein können, klärend und festigend.

Die Replik ist eingetroffen.*) — Ich hätte sie ernster und sachlicher gewünscht. So wie sie ist, habe ich nur auf zwei Punkte zu antworten.

Herr Arno Holz wirft mir ungerechtfertigte Aburtheilung des Naturalismus vor, hervorgegangen aus mangelhafter Kenntnis der einschlägigen Literatur. Nun, gesetzt auch den Fall, ich wüsste wirklich nichts weiter von Theorie und Praxis des Naturalismus und wäre ausschließlich auf Herrn Arno Holz' Selbstanzeige und Replik beschränkt, so sagt er auch hierin, was meine Aussührungen völlig rechtfertigt. Herr Arno Holz schreibt: „Drücke aus, was du empfindest, unmittelbar, wie du es empfindest, und du hast ihn den Rhythmus. Du greifst ihn, wenn du die Dinge greifst. Er ist allen immanent. Nur alles übrige versuche.“ Das ist genau das, was ich Herrn Arno Holz vorgeworfen habe. Dieses „unmittelbar“ ist die Unkunst. Der Satz zerfällt in zwei Theile. Im ersten Falle sind die eigenen Empfindungen Gegenstand der Darstellung (Arno Holz sagt bezeichnenderweise nicht darstellen, sondern „ausdrücken“), im zweiten Dinge der äußeren Welt. Ich leugne nun, dass unmittelbarer Ausdruck einer Empfindung den Namen Kunstwerk verdient und speciell den Namen Gedicht. Wie lautet doch die Definition Zolas? „Ein Stück Natur durch ein Temperament gesehen.“ Also: In diesem Falle ist meine Empfindung das Stück Natur. Dieses Stück Natur wird nun erst dann zum Kunstwerk, wenn es wieder durch ein Temperament gesehen wird, durch mein Temperament. Das ist aber himmelweit verschieden von dem „unmittelbaren“ Ausdruck meiner Empfindung. Wenn der unmittelbare Ausdruck meiner Empfindung schon ein Kunstwerk ist, wie Herrn Arno Holz' consequenter Naturalismus behauptet, dann ist ja eben alles ein Kunstwerk. Jede Bewegung, die ich mache, jedes Wort, das ich spreche. Dann unterscheidet sich „Kunstwerk“ nicht von irgend einer Erscheinung, das Gedicht nicht von Prosa und von den Parlamentsreden, oder einer Kleidermaaren Annonce, oder den gegenseitigen Invectiven der Fiaker. Das ist ja eben die Gleich- und damit Entwertung aller Dinge, die ich dem Naturalismus vorwarf. Da beginnt eben Alwanna, wie ich behauptet habe. Der zweite Theil von Arno Holz' Definition bezieht sich auf die äußeren Dinge. „Du greifst ihn, wenn du die Dinge greifst.“ Also auch wieder unmittelbar. „Er ist allen immanent.“ Wer's Der Rhythmus? Meine: ein Rhythmus, „der alles andere verspüre“. Ich habe also nichts dazu thun. Ich kann lege ich einen Notizzettel auf meinen Tisch, und habe ein Zittlehen gemalt. Ich mache einen Blumenstrauß und habe ein Kunstwerk geschaffen. Aber mein Leben hat ja schon so viel, denn selbst da habe ich zusammengestellt und geordnet, ausgewählt und geschieden: gewertet. Ich habe die verschiedenen Rhythmen der Blumen harmonisiert, also einen neuen Rhythmus componiert geschaffen, der als solcher nicht unmittelbar in Man sieht also, dass nach dem Recepte Arno Holz' garnichts mehr übrig bleibt, wo der Mann, und wenn er an einen anderen Stelle seiner Replik behauptet, er habe nie gelesen, dass Kunst ohne Individualität, und überhaupt eine objective Kunst nicht denkbar sei, sie stimmt das nicht mit seinen eigenen Worten, und zwar mit den Worten, die er als Norm seiner ganzen Theorie hinstellt.

Dann ist auch noch ein zweites Missverstehen, nämlich, dass das, was Herr Arno Holz sagt, und das, was ich sage, eigentlich etwas ganz Verschiedenes ist. Das ist mir selbst erst durch die letzten Aussührungen meines Gegners deutlich geworden. Ich habe ja garnichts dagegen, die Tyrannei des neuen Rhythmus sein negativ zu sehen oder doch so auffasst, dass das Positive Datum nicht berücksichtigt werden soll. Dieser wollte ich eine meiner Erläuterung bringen. Das Positive geben, und in diesem Sinne schrieb ich meinen Artikel. Nun hat aber Arno Holz gesagt, was Negation meint. Die muss auch Arno Holz gelten lassen, und dann

Digitized by Google

das scheinbar Positive eigentlich auch negativ und falsch ist. Was versteht denn Arno Holz unter der eingeborenen Form, dem eingeborenen Rhythmus? Er versteht darunter die Form, den Rhythmus des Dinges an sich. Ich aber meine die eingeborene Form, den eingeborenen Rhythmus der Idee. Das ist wieder ein himmelweiter Unterschied. Nicht ein gradueller, sondern ein wesentlicher. Die Theorie Arno Holz', auf die kürzeste Formel gebracht, lautet: „Nimm das Ding ohne Zugabe; und du hast die eingeborene Form!“ Aber so einfach ist die Sache wieder nicht. Die eingeborene Form entsteht auf viel complicierterer Art; und zwar so: In jedem Ding ist Rhythmus. Stimmt. Aber auch in mir ist Rhythmus, und zwar ein zweifacher: nämlich erstens der Grundrhythmus meiner Individualität, der Rhythmus, der der Ausdruck meiner tiefsten, stets gleichbleibenden Wesenheit ist, und zweitens der Rhythmus meiner zeitweiligen Stimmung. Aus dem Zusammenwirken dieser drei (mindestens drei) verschiedenen, differenzierten, aber wegen ihres Zusammenhanges mit einem Urentwickelungsakter nicht incommensurablen Rhythmen entsteht der der Idee eingeborene Rhythmus, die der Idee eines Kunstwerkes eingeborene Form. Diesen Rhythmus in den ersten unbefangenen Umrissen der Idee zu finden, aus ihnen zu verdichten und zur Manheit herauszuarbeiten, ist meiner Anschauung nach die Aufgabe des Künstlers. Das dieser aus drei verschiedenen Entwickelungsstufen hervorgegangene Rhythmus ein anderer ist als der des Dinges selbst, der ja zum Rhythmus des Kunstwerkes nur im Verhältnisse des Bestandtheiles zum Ganzen steht, ist nun wohl hoffentlich klargelegt; und damit auch meine Behauptung, dass, wenn man den Dinge einfach seinen Rhythmus lässt, man nichts Neues geschaffen hat; und dass das selbstverständlich in der Praxis consequent nicht durchführbar ist.

Ich könnte nun eigentlich schließen, zumal in meine Vertheidigung ganz von selbst schon so manche positive Erklärung eingeflossen ist, die eine greifbare Handhabe zum Verständnis dessen bieten kann, was ich erstrebe. Da mir diese Dinge aber sehr wichtig sind, möchte ich in meiner Auseinandersetzung doch noch um einen Schritt weiter gehen. Ich werde natürlich nicht ein abgeschlossenes theoretisches System des neuen Verses geben: das will ich mit Arno Holz gerne den Privatdozenten der kommenden Generation überlassen, sondern nur an einem Beispiele mit ein paar Fingerzeigen die Richtung angeben, in der man zu suchen hat, um zu einem Verständnis und vielleicht zu einer Würdigung meiner Bestrebungen zu gelangen. Man muss mir schon verzeihen, wenn ich eines meiner eigenen Gedichte dazu benenne: aber ich habe nichts anderes, woran ich demonstrieren könnte, und schließlich habe ich mich ja niemand aufgedrängt, weder mit einer Selbstanzeige, noch sonst mit einem Posaunenstoß. — Ich wähle ein Gedicht humoristischer Art, weil hier naturgemäß das Gefüge am deutlichsten zutage tritt und auch der Kürze halber am leichtesten zu übersehen ist.

Das Hühnerlied.

I.

1 Hochzweit herab
2 Tönen meine Gesänge,
3a Von der Stätte des Schweigens,
4 Von dem Felsen der Einsamkeiten.

II.

1 Feindlich, in die Tiefen der Nachtschlunde
2 Bohrte ich mich, abwärtsschleudernd,
3 In leidvollsten Hohlen.

III

1 Wunderlich zum Tageslichte
2 Halbe ich mich gerissen,
3 Zu gemeinsamen Lustvollem Lieben:

IV.

1 Zwischen Sonne und Abgrund
2 Schaffe ich mir meine Straße
3a Begehrlich, raumergreifend
4 Treibe ich meine Fruchtzahl.

V.

1 Von dem Felsen der Einsamkeiten,
2 Von der Stätte des Schweigens
3 Tönt, in die Oberhöhe,
4 Gesichtweit herab!

Betrachtet man zunächst die Zeilenvertheilung, so sieht man, dass nicht nach einer bestimmten Anzahl Silben oder überhaupt fixer Sätze abgetheilt ist, sondern nach Sprachcomplexen. Jede Zeile ist ein Vorstellungscomplex. Es gibt kein Wort, das etwa am Ende der Zeile steht und beim Zurücklesen zu machen gezwungen werden müsste, dann vom nächsten naturgemäß nach Vorstellungscomplexen. Das alles wird die Gesetzmäßigkeit des Gedichtes. Dass sind nun in ein gewisses Schema gebracht. In einer Strophe hat die erste Zeile immer drei Silben, der Satz ist ein Satz der Ruhe, der Unterschied besteht darin, dass in der ersten Strophe die Zeile ein Hauptsatz ist, in der zweiten ein Nebensatz, in der dritten ein Satz der Bewegung, in der vierten ein Satz der Ruhe, in der fünften ein Satz der Bewegung. Die zweite Zeile hat immer vier Silben, der Satz ist ein Satz der Bewegung. Die dritte Zeile hat immer drei Silben, der Satz ist ein Satz der Ruhe. Die vierte Zeile hat immer fünf Silben, der Satz ist ein Satz der Bewegung. Die fünfte Zeile hat immer vier Silben, der Satz ist ein Satz der Ruhe. Das Gefüge zusammenhält, aber doch wieder so vorgeneigt, dass sie eine Ruhstütze braucht, die ihr in der umgekehrt gebauten Schlussstrophe gegeben wird. Strophe II und III sind in Gegenbewegung, sie sind gleichsam gegeneinander gestützt: der Satz von der einen weist notwendig auf die andere: zusammengenommen halten sie sich das Gleichgewicht. II1 hält III1 das Gleichgewicht und zwar der Begriff „feindlich“ dem „brüderlich“, der Begriff „Tiefen der Nachtschlünde“ dem „Tagesstern“, II2 ist etwas stärker als III2, deshalb ist III3 stärker als II3 und zwar mit Recht, im Sinne des Grundgedankens, weil der Begriff des „gewaltigen sichvollen Liebes“ aus dem ganzen Gedicht herauslechzen soll. Strophe IV, die eine vollständige Zeile weniger besitzt (nämlich 1 mit 3, 2 mit 4 und 1+2 mit 3+4) reimiert, antklammert sozusagen den Grundstock des Gedichtes, nämlich II und III. Die letzte Strophe endlich ist die notwendige Ergänzung der ersten, umfasst mit ihr zusammen das ganze Gedicht und gibt ihm zugleich einen kräftigen Abschluss, der auf den Hörer impulsiv wirken soll, indem sie statt wie die erste in der erzählenden, in der beschleunden oder ich möchte lieber sagen in der wollenden Form geschrieben ist.

Das Gedicht ist ein Beispiel von besonders festem Gefüge, von concentrischer Bauart. Je nach der Idee kann nun die Structur in den verschiedensten Abtönungen freier sein, aber fest bleibt immer die Zeilenein theilung nach Begriffscomplexen und die Aufeinanderfolge von solchen verschieden bewerteten Complexen, wodurch ein Rhythmus bedingt ist. Selbstverständlich entsteht hierbei accessorisch auch eine Art musikalischer Rhythmus, wie früher, denn man kann eben nicht alle Silben gleich schnell aussprechen, aber die Begriffe werden nicht nach ihm geordnet und herumgeschoben, aber solange gemäßt, bis sie sich ihm bequemen, sondern umgekehrt, dieser äußerliche Rhythmus ist nur der notwendige Ausfluss des einzig eigentlichen, wichtigen, inneren Rhythmus: und da er genetisch mit ihm zusammenhängt, ist er auch nicht störend, nicht feierkasterenmäßig, sondern hat seine gewisse feine Existenzberechtigung.

Damit glaube ich klar genug ausgedrückt zu haben, was ich unter eingeborener Form, im speciellen Falle der Poesie unter dem eingeborenen Rhythmus verstehe. Es würde mich interessieren, nun die sachlichen Einwände des Herrn Arno Holz kennen zu lernen.

Karl Freiherr v. Levetzow.

Malerei.

(Collectivausstellung von Hans Schwaiger in der Galerie Miethke. — Vierte Ausstellung der Vereinigung bildender Künstler Oesterreichs. Secession, Beiweyerle 21.)

Bei Miethke sind jetzt Sachen von Hans Schwaiger zu sehen. Die meisten kennt man aus dem „Ver Sacrum“ Augustheft 1898. Da hat Heyesi geschildert, wie Schwaiger lebt. Tief in den Karpathen haust er, unter den Slowaken, in einem alten alten Wald, der ganz schwarz ist. Ganze Tage sitzt er, wenn es regnet, da mit sich allein, dampft aus großen Pfeifen, sieht dem grauen Regen zu, hat seltsame Kräuter und Arzneien auf dem Tisch, wie ein altes Weib, und hantiert in Folianten herum, wo die sonderbarsten Geschichten stehen: Recepte für das Vieh, wenn es krank ist, oder wie man die Galgenmuzy sieht und was sonst noch die Weisheit von Zauberern und von Hexen ist. So liest er und dampft und denkt hin und her und draußen regnet es und ringt ist der schwarze Wald. Wenn es ihm aber zu einsam wird, geht er abends ins Dorf, sitzt in der Schwemme und plaudert. Seine Freunde sind Schmuggler und Vagunten, die wissen immer was zu erzählen und er hört ihnen zu und geht. Oehe er in der Nacht dann schwer durch den schwarzen Wald nach Haus, da ist ihm schon manches passiert. Da bekommen die Bäume seine Gesichter, es lacht herum, hier irrt ein Licht, dort winkt es und es schreit, hat er selber erzählt, „eine weiße Waldfrau hinter jedem Baum zu sehen und lügt hervor, bald rechts bald links.“ In solchen Nächten, bei wildem Wetter und wirrem Kopf, wenn er schwer vom Trunk und naß im Regen durch den alten alten Wald, der ganz schwarz ist, nach Haus nachen muss, hat er das Gefühl gehext. Da ist er ein guter Bekannter von den Gespenstern gewesen. Da hat er seine Märchen hier.

Märchen sind ja jetzt modern. Fällt einem Maler gar nichts mehr ein, so malt er Nixen und Zwerge und Hexen hin. Wir sehen es genug, manierig, wie sich Einer von ihnen dazu gedacht hat: Richt Adelsfeld, jener lustig, wild oder weich, wie Einer hält selber das Ding gerade mit den weißen Nixen und Zwergen und Hexen: wie da ist, der in gemalt hat. Wie sie aber sind, die Hexen und Zwerge und Nixen heute ja, wenn man das erfahren wollen, muss man zu unserem Hans Schwaiger gehen, der weiß es. Die andern können es nicht. Das weiß man schon gleich aus: ist denken ja sich hier. Aber das Schwaiger hat sich nichts ausgedacht, man spürt es zu sehr, man sieht es, er hat den Teufel selbst gesehen, er muss ihn Nächtelang einmal begegnet sein, denn er weiß von ihm, was noch nie einer wusste. Es macht uns nichts vor. Er kann es nicht, er muss es malen. Es macht uns nichts vor, [illegible] Zwerge [illegible] Nixen [illegible] Hexen [illegible] Bäumen [illegible] Wasser [illegible] Wolken [illegible] Wiesen [illegible] Blumen [illegible] Gräsern [illegible] Landschaften [illegible] Menschen [illegible] Thieren [illegible] Gesichten [illegible] Gedanken [illegible] Gefühlen [illegible] Stimmungen [illegible] Farben [illegible] Formen [illegible] Linien [illegible] Rhythmen [illegible] Harmonien [illegible] Contrasten [illegible] Symphonien [illegible] Poesien [illegible] Prosa [illegible] Versen [illegible] Reimen [illegible] Strophen [illegible] Liedern [illegible] Balladen [illegible] Romanzen [illegible] Novellen [illegible] Dramen [illegible] Tragödien [illegible] Komödien [illegible] Possen [illegible] Operetten [illegible] Opern [illegible] Musik [illegible] Tönen [illegible] Klängen [illegible] Geräuschen [illegible] Lärm [illegible] Stille [illegible] Ruhe [illegible] Bewegung [illegible] Leben [illegible] Tod [illegible] Ewigkeit [illegible] Unendlichkeit [illegible] Nichts [illegible] Alles [illegible] Gott [illegible] Teufel [illegible] Hölle [illegible] Himmel [illegible] Erde [illegible] Sonne [illegible] Mond [illegible] Sternen [illegible] Weltall [illegible] Universum [illegible] Chaos [illegible] Urnebel [illegible] Urzeit [illegible] Gegenwart [illegible] Zukunft

Von ihnen weg getrauen wir uns gleich in ein finsteres Zimmer zu gehen. Was sind das dann für Märchen?

Man sehe sich etwa das „Galgenmurzieben“ an (Nr. 84 bei Miethke, Seite 32 in jenem Heft des „Ver Sacrum“). Man sagt sich da unwillkürlich: Aha, so ist das gewesen! Oder bei dem „Wassermann“ (Nr. 48 bei Miethke, Seite 7 des „Ver Sacrum“), beim „Rübezahl“ (Nr. 126 bei Miethke, Seite 33 des „Ver Sacrum“) oder bei dem Abenteuer des „Jungen mit dem Dicken“ (Nr. 116 bei Miethke, Seite 5 im „Ver Sacrum“) — immer hat man das Gefühl, eine Urkunde, ein Dokument aus jener Zeit, etwas ganz Authentisches zu sehen. Er wirkt wie ein Reporter des Phantastischen. So evident sind seine Sachen. Wir können ihn nie verdächtigen, dass er sich etwas blos zu gedacht hat. Es ist alles unumstößlich und gewiss. Seit Schwind hat das deutsche Märchen keinen solchen Erzähler gehabt.

Woher mag das kommen? Es gibt Berliner, die mit mehr Geschmack und mit mehr Witz, geistiger und geistreicher Märchen erzählen. Aber sie wirken nicht auf uns. Wir spüren, dass das Märchen für sie „Theater“ ist. In unserem Schwager ist es lebendig. Er hat es nicht gelesen, es ist mit ihm auf die Welt gekommen. Er fehnt sich nicht nach ihm, er hat es bei sich. Er kann uns lehren, was „naiv“ ist. In dieser Zeit, da die Kunst wieder von allen Seiten durch das bloße Spiel, durch den leeren Schein bedroht wird, sind wir stolz, einen solchen Künstler der Wahrheit zu haben. Mögen unsere jüngeren Freunde, die gern mit angenehmen Linien und lustigen Farben scherzen, von seinen Studien lernen! Hier ist alles „mit Ueberzeugung“ gemalt. Hier denkt der Künstler niemals, gefällig zu sein oder zu verblüffen. Hier versteht man das Wort von Hebbmann, dass an einem rechten Bilde jeder Zoll vertheidigt und bewiesen werden kann.

*

Ich bin heute in der Secession gewesen, drei Tage vor der Eröffnung der neuen Ausstellung. Stand und Lärm von fleißigen Händen, die Bilder auf dem Boden, Arbeiter in der Luft, von einer Leiter zur anderen balancierend, ein Geschwirre von Reden und Fragen, Engelhart stand neben Kamin ab, Zettel gebietet in seiner sanften Weise, der geschäftige Moll ist überall. Im großen Saal wird der ungeheuere Antonins von Strasser aufgestellt, links sind die Sachen von Engelhart, Klimt und Zettel, ein Besnard von einer Pracht und einer Kraft, wie ich noch keinen gesehen habe, rechts eine ganze Reihe von Kuehls, Schotten die Menge, ein Wunder auf dem anderen. Den letzten Saal beherrscht die Gestalt einer reizenden Dame in Gelb, der Frau des Malers Kurzweil; in diesem jungen Künstler scheinen mir endlich den Porträtisten für die elegante Welt zu haben. Daneben ein „Wiedermer Parisist“ in satten und tiefen Farben, er ist von Lenz. Da lehnen vier Bilder in einer Ecke: galizische Figuren, merkwürdig gesehen, merkwürdig ausgedrückt, von dem Wiener Andri, einem neuen Namen, den man nicht mehr vergessen wird. Bacher hat einen Christus da, einfach und groß; Klimt eine „Wahrheit“, mit den wilden Locken, die er liebt, und den bösen und fanatischen Mund, den wir von seiner „Nuda“ kennen; auf dem Bilde steht das stolze Wort: „Macht's Wenigen recht, Vielen gefallen ist schimmer“; wir spüren wieder, dass wir seit Makart einen Künstler von dieser decorativen Macht nicht gehabt haben. Auch sein „Schubert“ ist da, nach meiner Empfindung das schönste Bild, das jemals ein Oesterreicher gemalt hat. Moll wird seine Freunde verblüffen; in seinem „Salon“ ist er von einer Anmuth und Eleganz, die man ihm niemals zugetraut hätte; wie das glitzert und flirrt und doch die vornehme Ruhe behält! Die schmale Dame des Waidara kann sich neben jedem Whistler zeigen. Und der „Kamin“ des Engelhart, welche Kraft, welch gebändigte Leidenschaft! Und die Theorien! Und Albert Baertsen, ein junger Deutscher, den wieder zuerst niemand verstehen, bis ihn dann wieder jeder bewundern wird! Welche Farbe, Wunder an Wunder, Pracht an Pracht! Man stammt der jedem Schritte. Und die Oesterreicher allen voran! Wir haben gesagt, unsere Kunst, wir brauchen vor keiner anderen Nationen zu verzagen. Das große Wort von Otto Wagner ist mehr geworden: „Das ist keine Secessionsmehr, das ist eine Kunstausse“.

Die große Sensation dieser Ausstellung wird der Antonius von Strasser sein. Er sitzt da, in seinem Wagen gefahren, von Bestien gezogen, eine Löwin schmiegt sich an; ein unsäglich weises Weib der Herrlichkeit. Das ausgeschwemmte Gesicht, das infame Kinn, den Hass von Trotz und einer teuflischen Energie gebildet — ein ganz Platzen angefressener Mann! Niemals in das Unterhalte der Macht so furchtbar ausgedrückt worden! Und dann wenn es, dass nun in Wien ein liebenswürdiges und spielendes Volk wird, dann sie bei sagt ist, groß ist sein! Wir in dem Saale in Europa, auf Rechte, der sich neben unseren Straßer stellen dürfte, neben den in Nürnberg“.

Hermann Bahr.

Die Woche.

Politische Notizen.

Edle Leute [illegible] sind. Gemeine Leute [illegible] sind, und selbst dann sind die neuen Kleider, die sie endlich anziehen, oft auch nur alte Kleider, die schon einmal theuer gethan und, nur nothdürftig repariert, ein zweitesmal in Benützung genommen werden.

*

Wie den Menschen mit ihren Kleidern, ergeht es den Staaten mit ihren Ministern. Es gibt noble und gemeine Staaten. In noblen Staaten genügt es, dass ein Minister — schneiderisch gesprochen — die Façon verliert; sobald an ihm die ersten Anzeichen von parlamentarisch politischer Verschlissenheit zu bemerken sind, wird er in den Nahestand gesetzt, in England zum Beispiel schon auf ein einziges unglückliches Par lamentsvotum hin. Oesterreich gehört auch in dieser Beziehung zu den gemeinen Staaten. Wenn wir alle heilige Zeiten einmal neue Minister kriegen, sind es in der Regel schon politisch ausgekrankte Staatsmänner, die nur mühsam imstande sind, einen Regierungsprogramm nes auf einen neuen Glanz hergerichtet worden. Nach kurzem Gebrauch erscheinen sie schon an allen möglichen Ecken abgestoßen und ausgewetzt. Jedes bessere politische Gefühl sträubt sich gegen ihre weitere Verwendung. Tagelang Male sündigen die Blätter aller Parteien, der Majorität wie der Minorität, gleichermaßen angereizt, an, dass wir bald wieder neue Kleider, will sagen Minister, bekommen, weil die alten, die wir alle längst nur mehr widerwillig tragen, uns mit ihren löcherigen Ansehen schon zum Gespött der Welt machen. Doch tausende Male werden wir enttäuscht. Bettelhaft werden sie durch irgend eine Schein-„Action“ gestützt, und so müssen wir sie, die Scham im Herzen, weiter tragen. Wie endlich doch einmal die langersehnte Stunde des Ministerwechsels schlägt. Aber auch dann dauert die Freude nicht lang. Bei näherer Betrachtung erst decken wir bald, dass auch die neuen Minister aus einer politischen Reparaturwerkstätte stammen, und nach kurzer Zeit sehen wir mit den neuen Ministern nicht besser aus, als mit den alten.

Confiscirt.

*

[illegible] Ministerium [illegible] Abteilung [illegible] Mitteilung machte, dass die hohe Subvention der „Gesellschaft“ [illegible] Budget [illegible] Sparcasse oder an der Gesellschaft geleistet [illegible] Thun keine Remedur [illegible] dass die Subvention [illegible] nicht [illegible] Budget [illegible] Zuschusses [illegible] gewesen [illegible] Jahr [illegible] Subventionen [illegible] Wien [illegible] Theaters [illegible] Thun [illegible] Zuschusses [illegible] Budget [illegible]

Digitized by Google

Regierung machen und dadurch ihre Schulden bezahlen. Wenn das Parlament aber zwei Jahre obstruiert ist, werden sie bankerott. Ringende hat sich das Parlament so eingebürgert, als bei ihnen. Ohne Parlament können sie schon gar nicht mehr leben, und es wurde mich nicht wundern, wenn die Grafen Badeni, die jetzt für die Creditbank bleiben müssen, den obstruierenden Millionär Schönerer auf Schadenersatz klagen würden.

*

Confisciert!

In dem „Export Auslendling"-Sendschreiben, das der Handelsminister jüngst an die Handelskammern ausgesendet hat, spricht Baron Dipauli auch davon, daß die Vorbedingung zur Förderung des österreichischen Exports die Herausbildung eines „nationalen" Kaufmannsstandes im Auslande wird sich natürlich erst bilden lassen. „Ist die österreichische Nation gebildet sein wird. Das wird noch lange dauern, und so lange will Baron Dipauli Handelsminister bleiben, weil er früher sein Versprechen, den österreichischen Export zu heben, nicht einlösen kann.

*

Die „Hebung des Exports" betrieben die österreichischen Handelsminister, in allzu wörtlicher Auffassung der Metapher, ungefähr so, wie das Heben einer Last. Sie warten nämlich mit dieser Arbeit von Jahr zu Jahr, bis der Export immer kleiner und immer ungeschickter wird, offenbar, weil sie, in beschämender Abschätzung ihrer Kräfte, glauben, ihn erst dann „heben" zu können, bis er ganz leicht geworden ist.

*

Volkswirtschaftliches.

Unser Ruf, daß der Process der Galizischen Sparcasse nicht dem Lemberger Gericht anvertraut werden dürfe, ist nicht ohne Wirkung geblieben. Wenn der „Kurier Lwowski" gut unterrichtet ist, so wird dieser Strafproceß vor das Krakauer Gericht kommen.

*

Confisciert!

Und schon ist ein neuer galizischer Zinanzskandal am Horizont. Auch dieser wird erwicht werden. Mehr noch als an der Verwicklung der Vorgänge in der Sparcasse ist die Clique Badeni an dem Leichen des Brandes in der Galizischen Creditbank interessiert. Denn diese ist ihre eigene Bank. Ihr Verwaltungsrath, das Herrenhausmitglied Marchet wirkt ist der Intimus und der Geschäftsmacher des Hauses Badeni. Der darf nicht fallen, der weiß zu viel. Darum wird die Galizische Creditbank geimpft. Und die Juristen Zaruba und die Braten Badeni thun, wie sie sonst nie gethan hatten: sie ersetzen, was in ihrer Bank fehlt. Also sie das thun, ist der Ersatz des Abmuthes, der in Wien über die polnische Wirtschaft laut geworden ist. Die Herren hangen an, ich zu furchten und zahlen lieber freiwillig, als daß sie ersterben würden, selbst mit ihrer Bank zusammenbrechen. Aber eine Bedingung ist dabei: über die Unregelmäßigkeiten, als deren Urheber der verwaltete Dr. Merunowicz den Dr. Marchanik, in seinem bekannten Brief bezeichnet hat, darf nichts an die Oeffentlichkeit kommen. Das zu verhindern, ist wieder alles und, wie es scheint, auch das Gericht an der Arbeit. Der Brief des Dr. Merunowicz ist vom Staatsanwalt abverlangt worden. Das wird dann deshalb geschehen sein, um die Annahme des Vertheidigers entkräftigt zu finden. Ob mein" Der Beruf, Dr. Danielowicz, der den Brief in Verwahrung hatte, ist einer der wenigen unabhängigen Männer in Lemberg. Er ist derselbe, welcher den Herren Polen in der Wiener Abgeordnetenkammer das Urtheil sprach. Damals sagte er: „In seinen Händen ist der Brief nicht sicher. Den Bösewicht locke er den Brief nicht aus, und deshalb werde er nicht veröffentlicht vor der ganzen Zeitung. Der ist ein nicht verwechselt kann, dem ich mich. Nun ist er unabhängig. Die bekannte Unterdrückung des Gerichtsakt wird er geben, daß alles in schönster Ordnung war, und auf die Beschuldigungen, sollte welche in dem Separatvotum des Richters erwähnt werden, nicht eingehen dürfen. Was sonstige Beweismittel sind, sind die Aussagen der Zeugen. Die Zeugen, die Angeklagten, die Richter, die Vertheidiger, die Staatsanwälte, die Geschworenen, die Publicum, die Presse, die Leser, die Wähler, die Abgeordneten, die Minister, die Regierung, die Krone, die Verfassung, die Gesetze, die Gerechtigkeit, die Ehre, die Ehrlichkeit, die Wahrheit, die Lüge, die Schande, die Unehre, die Unehrlichkeit, die Unwahrheit, die Verleumdung, die Beleidigung, die Ehrenbeleidigung, die Ehrenkränkung, die Ehrenverletzung, die Ehrenbeschädigung, die Ehrenschändung, die Ehrenbefleckung, die Ehrenbesudelung, die Ehrenbeschmutzung, die Ehrenbesudelung, die Ehrenbeschmutzung, die Ehrenbesudelung, die Ehrenbeschmutz

wünschenswert wäre, ist in diesen Blättern oft genug betont worden. Bierbaum und Hartleben wären heute etwa die richtigen Librettisten eines solchen Costümspieles. Die Herren Schönthan und Stein haben sich mit der schlechtesten alten Schablone begnügt und ihren „Gefl“ lediglich mit ein paar Witzen bewüllt. Sie benutzen sich in einer falschen Richtung. Dem selbst wenn ihre Witze gut und zahlreich wären, lame dabei noch immer nicht mehr heraus, als eine jener todtgeborenen Wiener Operetten von heute, die fünfzehn bis zwanzigmal das spärliche Publicum des Theaters a. d. Wien zu langweilen pflegen. Die Musik des Herrn Baumgarten paßt zu diesem Genre.

A. G.

*

Im Jantsch-Theater sind jetzt zwei so gute Vorstellungen zu sehen, daß ein nur wohlwollendes Verstehen eine Ungerechtigkeit für Direction und Schauspieler wäre; sie verdienen ernst genommen zu werden. In dem Schwank „Die Pseudonymen“ von Boucheron und Tavernier ist Herr Mödlinger, im „Traum ein Leben“ Herr Blum als Rustan und Herr Haller als Zenga kleinodere zu erwähnen. A. H.

*

Die Central-Commission zur Erhaltung historischer und kunstdenkmale hat bewiesen, daß sie trotz ihres Schweigens bei der Verunstaltung des Weihnachtes, Schillerplatzes u. s. w. nicht am Leben ist. Sie hat damals nur geschlafen, worin sie sogar den alten Homer noch übertrifft, und der war doch gewiß ein berühmter Mann. Jetzt hat sie sich ganz unaufgefordert zu Gunsten des Projectes eines Wiener Photographen ausgesprochen; diesem erscheint nämlich die leere Wand der Peterskirche gegenüber der Goldschmidgasse als Schandfleck Wiens, der unbedingt durch ein Denkmal verhüllt werden muß. Ich gestehe, mich hat die Idee anfangs erschreckt; ich fürchtete, man werde das Monumentale vor lauter Monumenten nicht mehr sehen, es könnte vielleicht gar so auslaufen, wie bei der Schottenkirche. Welch' unnöthige Angst! Die Central-Commission hat gerade auf diesen Bau als nachahmenswertes Muster hingewiesen. Ich Schafskopf hatte es für ein warnendes Beispiel gehalten! Ich sehe mich beschämt vor dieser behördlich anerkannten Schönheit zurück. Leere Mauern waren immer eine Aufforderung zu Schandthaten, vor denen auch die berühmte italienische Aufschrift: „Rispettate la casa di Dio“ nicht schützt. Hunde, Kleinvieh und Tauben kümmern sich schon gar nicht darum; aber auch mancher andere kann sich nicht zurückhalten, zu undurchsichter Stunde dort ein Denkmal abzusiegen. Solche Beispiel liegt eben in der menschlichen Natur. Weich herrlicher Wandel; vor einigen Jahren hatte man in Wien nur die Denkmale leinen Platz (siehe Mozart- und Goethe-Denkmal); jetzt hat man einen Platz und kein Denkmal. Jetzt ist wieder Raum, daß jemand bernhmt wird.

Dr. M. Dr.

*

Zu dem in Nr. 232 der „Zeit“ erschienenen Artikel „Moderne Kunst in Berlin“ von Willy Pastor erhalten wir nachstehende Zuschrift:

Berlin, 15. März 1899.

An die Redaction der Zeitschrift „Die Zeit“

Wien.

Sehr geehrte Herren!

Zum Anschlusse an einen in der „Zeit“ Nr. 232) erschienenen Aufsatz von W. Pastor „Moderne Kunst in Berlin“ müssen wir der darin enthaltenen Behauptung entgegentreten, daß wir nach dem Vorbilde der Ausstellung von Keller & Reiner „nichts Eiligeres zu thun hatten,“ als unsere Räume gleichfalls von Dan de Velde, wie Keller & Reiner ausstatten zu lassen. Wir haben mit an Dan de Velde gesandt, ohne von der gleichen Absicht Keller & Reiners Kenntniß zu haben. Unsere Anstallation wurde über Wochen nach der von Keller & Reiner fertiggestellt, und da Dan de Velde für uns eine umfangreichere Arbeit anzunehmen hatte, nehmen wir wohl mit Recht an, daß unsere Ausstellung entweder früher als die von Keller & Reiner, oder gleichzeitig eröffnet wäre. Diese Thatsachen, die wir hiermit zu berichtigen, die uns gegen den Vorwurf der Nachahmung vertheidigen soll, zu Ihrer Kenntnis aufzunehmen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Bruno und Paul Cassirer.

Bücher.

Die Arbeitseinstellungen und Aussperrungen im Os werbebetriebe in Oesterreich 1897. Herausgegeben vom arbeitsstatistischen Amt im Handelsministerium. Wien 1899.

Die officielle Sozialstatistik in Oesterreich hat ein lendiges Spiel; bei der bis heute bei uns herrschenden Desperation sozialstatistischer Bestrebungen müssen jeder Beitrag willkommen geheißen werden, und die Statistikämter des österreichischen Sonderstaatsgebietes wetteifern förmlich in der einzige Publication, das heißt periodische Schaffen auf die Lage der österreichischen gewerblichen Arbeiterschaft zu veröffentlichen beginnt. Und was nur aus solchen Daten gefolgert werden, ist ziemlich gering. Die statistischen Resultate selbst betrachtet war, trotz der sorgfältigen methodischen Bearbeitung der Daten, als unwahrscheinlich, weil unter sonstigen, besonders wirtschaftlichen Interessen, sind des Statistikers die im Anhang abgedruckten Kollektiv-Verträge, Fachschulen der Fachblatter &c.) denn in Laufe der Jahre [illegible] des Maßstabes, den eine [illegible] zum Theile ganz unzulänglich [illegible] Jeden sozialpolitisch Interessirten wird es [illegible] Arbeiterschaft [illegible] Ausdehnung zum Beispiel [illegible] Bergbau [illegible] Bau- [illegible] Handel, den der Band gewidmet [illegible]

Karl Limpricht: Der Ursprung der Gothik und der altgermanische Kunstcharakter. Eilerleid, im Selbstverlage des Verfassers.

Man weiß, wie verschiedene Meinungen Goethe über die Gothik gehabt hat: wie er sie erst mit der Kraft und dem Feuer jugendlicher Entzückung pries, dann als „verkunzt“ und „verkropft“ und wirr und eigentlich gestaltlos aufs heftigste verabschiedete, dann aber wieder, zumal nach seinen Beziehungen zu Boisserée, in Gnaden annahm und recht seine Freude an ihr hatte. Nehmlich ist es bei den Worten nicht geblieben gegangen. In Burckhardts „Kultur der Renaissance“ kann man es lesen, wie grob die Verachtung der Renaissancearchitekten gegen die Gothik gewesen ist, nachdem sie früher doch siegreich bis nach Italien vorgedrungen war, und als sich der Jesuitenstil bis in die kleinsten Kirchen Tirols einschmeichelte, da schämte sich jede Gemeinde, recht hergholt, wenn sie ihren „rohen“ gothischen Altar nicht mit einem Blasengelaufsatz nach neuestem, buntem, opernhaftem Geschmack vertauschen konnte. Heute aber ist Gothik die Schwant der Bauherrn, die gar nicht genug alle gothische Bestandte kriegen können, und nirgends über träumen, als in gothischen Himmelbet en. Auch gefritten hat man sich viel über die Gothik. Unser ist sie, sagen die Deutschen, nein, unser, behaupten die Franzosen: vom Orient ist sie gekommen, der Spitzbogenstil ist der Zeltstil, sagen die einen, nein, aus dem germanischen Norden her kam sie, sagen die andern, der Spitzbogenstil ist der Waldbogenstil. Der Verfasser der kleinen Broschüre, die sich nach ihrem Titel mit Gothik und dem altgermanischen Kunstcharakter befassen will, aber fast mehr von Gerhart Hauptmann und Karl Bleibtreu handelt, bringt nichts eigentlich Neues über sein Thema unter; man möchte fast sagen, daß er den Köhler Dom nur als Coulisse benützt, um seine Meinungen über den Naturalismus und die „Tausch-Moderne“ effectvoll zu plazieren. Für ihn ist der letzte Meister der deutschen Gothik Richard Wagner, und Richard Wagner ist ihm der letzte wahrhaft deutsche Künstler überhaupt. Seitdem ist es abwärts mit uns gegangen, und zwar eo, weil wir den Naturalismus angenommen und entdeutscht haben. Nur Karl Bleibtreu, der Unglückliche, hat das altgermanische Banner hochgehalten und „Helden gestalten“. Gerhart Hauptmann dagegen hat es in der Hauptsache nur zur Gestaltung von Jammerlappen gebracht, und erst sein Glockenspieler Heinrich steht so aus, wie ein Mann aus Lebensgestaltung. „Glocken sind dies Hauptmann, so wird die Moderne' eine bleibende Bedeutung erringen, gelingt es ihm aber nicht, dann gelingt es keinem, und die „Moderne“ wird mit ihrer Zeit hinabrollen.“ Man sieht; Herr Limpricht betrachtet den Dichter der Jammerlappen als letzten Strohhalm in der Sündflut der „Moderne“; gelt auch der, müssen wir es ist es endgiltig verloren, und kommen die „Nationalen“, die „Deutsch Modernen“. Urdeutsch und urgermanisch, urgothisch, das sei die Devise! Herr Limpricht ist, nach seiner Schrift zu schließen, entweder ein sehr alter oder ein außerordentlich junger Herr. Den Naturalismus und seine Entwicklung in den Zeitläuften zu kennen er offenbar ungenügend. Das wir eine grundbeutsche moderne Lust und grundbeutsche moderne Maler besitzen, und daß sich eine grundbeutsche Plastik anbahnt, scheint er nicht zu wissen. Sein Kunstverband ist gezinger, als sein Idealismus, und wo alle Idealisten ist er groß im Verneinen offener Thüren. Er wettert gegen die modernen Dramen Hauptmanns, und das mit dem Anspruch eines Manneds, der Ehrenbarungen verkündet. Er greift nach Helden im Drama und thut, als ob er allein diese Schnsucht empfände. Nur macht es uns mißtrauisch, daß er in den Pendelmanuscheln Heinrich aus der „Versunkenen Glocke“ bereits einen Heldenschlag entdeckt. Nein, Herr Limpricht, da geht unser Geschmack schon ein bischen weiter. Dieser Heinrich und der Johannes Bockerath im dem „Einsamen Menschen“ sind aus demselben lauten Holze, das man gar nicht zu schnitzen braucht, weil man es soll fasten kann. Trotzdem ist die Sprache Zeit seine unmittelbarste und wirksamste Gestaltungsform. Es steckt Eisenblech in ihr und der Beweis, daß der Zug aus der Lunge und Kehle immer machtiger wird.

C. J. Bierbaum.

Das XIX Jahrhundert in Wort und Bild. Politische und Culturgeschichte von Hans Kraemer, in Verbindung mit hervorragenden Fachmannern. Berlin, Leipzig, Wien, Stuttgart. Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Von diesem in Lieferungen herausgegebenen Werke liegt nunmehr der erste Band vor. Er umfaßt den Zeitraum von 1795–1840 und behandelt neben der Staaten und Volksgeschichte, über die der Vorzugsweise in bildlicher, in gemeinverständlichen Darstellungen die wichtigsten Culturgebiete: Kriegführungswesen, Architektur und Kunstgewerbe, Malerei und Plastik, Literatur und Theater, Musik vertritt Rud. Genée, Wien, Richard Wagner in Bayreuth, Technik und Industrie, Chemie und Physik, Industrie, nimmt Landw. W. Foerster und Heilkunde. Die Zeitschriften in populärer als in den entsprechenden Specialzeitschriften und für den großen, an die Gesamtheit gerichteten Kreis gewonnen Leserkreis berichtet. Bei diesem Zwecke des Werkes kommt auch sein Plan und sein Umfang in Betracht. Es sollen Material werden nicht in unübersichtlicher Fortsetzung geboten, sondern sind für den Zeitraum 1795–1805, 1805–15, 1815–1830, 1830–1840 gesondert, und in diesen abgeschlossenen Zeitraum bequem zu stellt. Trotz Zusammenfassung der Daten macht es den sorgfältigen Beobachtungen Sorg der Culturgeschichte aus 82 Bogen des vorliegenden Bandes eine übersichtliche Anordnung, die [illegible] u. s. w. noch bedeutend breiter bedient werden können, als es in der That geschehen ist. Ein einziges Geschlechtes Kapitel [illegible] Bogen [illegible] Der Anfang der naturwissenschaftlichen Zeit von Dalton. Dalton und Davy, Gay-Lussac, Berzelius, Liebig, Wöhler, Bunsen, Robert Mayer, Helmholtz, Virchow, Du Bois-Reymond, Schleiden und Schwann, Darwin, Haeckel, Wallace, Huxley, Spencer, Lyell, Agassiz, Alexander von Humboldt, Ritter, Carl Ritter, Oken, Johannes Müller, Schelling, Hegel, Schopenhauer, Herbart, Fechner, Lotze, Wundt, Hartmann, Nietzsche, Ueberweg, Zeller, Lange, Vischer, Carriere, Bluntschli, Ihering, Jellinek, Gneist, Lorenz von Stein, Wagner, Roscher, Knies, Schmoller, Brentano, Lexis, Wagner, Marx, Engels, Lassalle, Bebel, Liebknecht, Bernstein, Kautsky, Adler, Ludwig Gumplowicz, Ratzel, Bastian, Virchow, Waitz, Fritsch, Lamprecht, Ranke, Mommsen, Treitschke, Sybel, Droysen, Gregorovius, Burckhardt, Scherer, Wilmanns, Wattenbach, Dilthey, Erich Schmidt, Scherer, Wilmanns, Wattenbach, Dilthey, Erich Schmidt, Bernhard Suphan, Wilhelm

wird es vermuthlich auch in der Geschichte der bildenden und graphischen Künste thun. Und selber steht es weit hinter den zurück, was wir auf diesem Gebiete heute als Summe ansehen.

— 9 —

Revue der Revuen.

„Die Gegenwart“, der bekanntlich der Postdebit für Oesterreich entzogen ist, brachte in ihrem Februar-Nummern viel Interessantes. Ein Artikel von E. M. Werner behandelt die „Gewinnbetheiligung der Fabriksarbeiter“. Wenn damit auch nicht, wie manche Schwärmer behaupten, die Lösung der socialen Frage angebahnt wäre, so stellt sie doch nach Ansicht des Verfassers einen Weg zur Herbeiführung der socialen Versöhnung dar. Thatsächlich beginnen auch schon viele Unternehmer einzusehen, dass die Gewinnbetheiligung nicht ein aus Menschenfreundlichkeit dargebrachtes materielles Opfer ist, sondern das beste Mittel, sich den höheren Eifer und die größere Sorgfalt der Arbeiter zu sichern, so dass die scheinbare Mehrausgabe reichlich hereingebracht wird. Im Auslande wird das von den Chefs so sehr anerkannt, dass es zum Beispiel in England gegenwärtig gegen 100, in Frankreich 150 Partizipationsfirmen gibt, und in Frankreich schon wiederholt auf Congressen die Forderung nach gesetzlicher Zwangseinführung der Gewinnbetheiligung erhoben wurde. In Deutschland wurden mehrere derartige Experimente von elsässischen und einigen Berliner Firmen angestellt. Auch auf einem anderen Gebiete wurde von einem Apostel der Gewinnbetheiligung ausgiebig ein Beispiel gegeben: Victor Böhmert, der Director des sächsischen statistischen Bureau, führte in den Achtzigerjahren eine umfassende Berufs- und Gewerbezählung durch, wofür das Reich 113.000 Mark bewilligt hatte, und wobei durch Fleiß und Eifer der 40 mit Sparsamkeitsrücksichten betheiligten Beamten 24.000 Mark erspart wurden, so dass für den Staat, trotzdem gegen 11.000 Mark zum Schlusse zur Vertheilung kamen, noch immer ein Gewinn von 13.000 Mark resultierte. — F. W. Weitercamp schreibt über Tennyson als Dramatiker. Sein Artikel ist dem kürzlich erschienenen Buch: „Leben und Werke Alfred Lord Tennyson's“, das der Sohn des Dichters zur Erinnerung an seinen Vater herausgegeben, entnommen. Man erfahrt daraus, dass derselbe sich von seinem 65. Jahre an fast ausschließlich dem Drama zugewendet. Das erste seiner Stücke, das im Jahre 1875 erschien, behandelt Maria I., die Gemahlin Philipps von Spanien und Vorgängerin der Königin Elisabeth, erregte aber trotz des glänzenden Bühnenarrangements von Irving kaum einen Achtungserfolg. In retrospectiver Reihenfolge folgte Tennyson noch zwei weitere historische Dramen: „Harold“ und „Becket“ hinzu und bildete so eine Trilogie, von der jedoch nur „Becket“, das erst im Jahre 1891 in Lyceumtheater-Aufzug zur Aufführung kam, sich längere Zeit auf dem Repertoire erhielt, wobei Irving die Titelrolle glänzend zur Darstellung brachte. Die große historische Treue bildet den großten Reiz dieser Dramen, für die Tennyson die tiefgehendsten Studien unternahm. Auch einige kurzere historische Versuche blieben nicht ohne Erfolg, während ein moderneres Tendenzdrama, „The Promise of May“, voll kommen mißglückte.

„Ver Sacrum“ hat soeben das 1. Heft seines zweiten Jahrgangs herausgegeben. Es erscheint nunmehr im Verlage von E. A. Seemann in Leipzig, zeigt aber dieselbe Form und Ausstattung wie bisher. Nur ein grauer Umschlag hält auf, der jetzt jedes einzelnen Heftes eine geschmackvolle Verzierung bietet. Die Schrift und die Vignetten sind dunkelblau, die Reproductionen in Grün angetragen. Das vorliegende Heft wird von Josef Olbrich beherrscht; es finden sich darin Theile des Secessionshauses abgebildet, ferner Interieurs und Façaden verschiedener Wohnhäuser, theils nach ausgeführten Bauten, theils nach bloßen Zeichnungen. Aus dem literarischen Inhalt heben wir hervor: zwei Kunstbetrachtungen von A. M. Ritte und Wilhelm Schäfer und einen Aufsatz von Marie Herzfeld über Maeterlincks neues Buch: „La sagesse et la destinée.“

„Revue de Paris“. In einer Reihe sorgfältiger, bisher unbekannter Aufzeichnungen des Generals Gourgaud, der Napoleons Exil auf Sanct Helena theilte, werden eine ganze Menge interessanter Aussprüche des Kaisers über verschiedene politische und soziale Fragen mitgetheilt. Zu seiner Bewunderung, dass eine Constitution in Frankreich dauernd nicht am Platze sei, Frankreich sei ein ausgesprochen monarchisches Land und nicht für ein Parlament geschaffen. Sein Adel werde niemals die Stütze einer parlamentarischen Regierung bilden, wie in England, da eine absolute Monarchie eine bessere Bürgschaft für seine Vorrechte biete. Bei einiger Vernunft und Energie am richtigen Orte hatte auch Ludwig XVI. der Bewegung Einhalt thun und die Revolution vermeiden können. Ueber ihre Hauptfeinde, unsere sich Napoleon: Tausen ist der edle Volksführer gewesen, der sich gerechte Anhänger zu schaffen verstand; Robespierre wusste sich nie beliebt zu machen; er hatte sich zum Diktator ernennen lassen wollen, aber das war für einen Republikaner noch leicht, denn ein Dictator brauchte die Stütze der Armee und Robespierre hatte kein Ansehen bei ihr. Die Soldaten sind überhaupt nicht revolutionär; sobald an Ordnung gewöhnt, wollen sie auch die Bürger unter Ordnung stehen. Was heißen persönlichen Ehrgeiz besitzen, bekümmerte der Kaiser, es ist unmöglich, aus Bürgerlichen eine Volksmacht zu machen. Nur Leute von altem Adel verstehen es und gehen auch dabei bei den Volksmassen vorsichtig zu verfahren, während ehrgeizige Bürgerliche immer suchen, sich etwas zu vergeben und mit der Thatsache unbekannt zu werden. Cromwell habe es die Gesetzlichkeit und Ordnung im Königreiche Schottland verachten, wiederaufzurichten, dass er die Leichen niederschießen ließ, die Bürgerschaft Edinburg, die Hauptstadt Schottlands, die Hauptstadt Irlands, die Bürgerschaft Dublins, die Hauptstadt Irlands, die Bürgerschaft Dublins, die Hauptstadt Irlands, die Bürgerschaft Dublins

so unsagbar weit von ihnen entfernt, teil sie nicht mehr die Stelle sehen können, an der er in die Erde versenkt ward.

Da sind auch ein paar große Steine und Kreuze, die sich über den Schnee erheben. Aber es sind so wenige. Und der Schnee hängt über ihnen, so daß man das eine nicht vom andern unterscheiden kann.

Ein einziger Weg ist auf dem Kirchhof gebahnt. Er führt den Hauptgang entlang zu einem kleinen Leichenhaus hin. Soll jemand begraben werden, so wird der Sarg in das Leichenhaus getragen, und dort hält der Pfarrer die Grabrede und nimmt die Ceremonie der Beerdigung vor. Es ist nicht daran zu denken, daß der Sarg in die Erde kommen kann, solange dieser Winter währt. Er muß im Leichenhause stehen bleiben, bis Gott Thauwetter sendet, und die Erde wieder für Hacke und Spaten bearbeitbar wird.

Gerade während der Winter in seiner strengsten Laune ist, und der Kirchhof ganz unzugänglich, findet ein Kind beim Hüttenherrn Zander auf dem Werke Verum.

Das ist ein großes Werk, Verum, und Hüttenherr Zander ist ein mächtiger Mann. Er hat sich jüngst erst ein Familiengrab auf dem Kirchhof herstellen lassen. Man erinnert sich gut daran, wenn es auch jetzt unter dem Schnee verborgen ist. Es ist von einem behauenen Steinrand umgeben und einer dicken Cisenkette; mitten auf dem Grabe steht ein Granitblock, der den Namen trägt. Dort steht das einzige Wort Zander mit großen Lettern eingegraben, die über den ganzen Kirchhof leuchten.

Aber jetzt, da das Kind tot ist und das Begräbnis zur Sprache kommt, sagt der Hüttenherr zu seiner Frau:

„Ich will nicht, daß dieses Kind in meinem Grabe liege!“

Da ist der Spezialsaal auf Verum, und da sitzt der Hüttenherr beim Frühstückstisch und ißt allein, wie er es zu thun pflegt. Seine Gattin Ebba Zander lehnt im Schaukelstuhl am Fenster, von wo sie die Aussicht über die Birkenhaine hat.

Sie ist da gesessen und hat geweint, aber als der Mann dieses sagt, werden ihre Augen mit einemmale trocken. Die ganze kleine Gestalt zieht sich vor Zärtlichkeit zusammen, sie beginnt zu zittern, als fühle sie starke Kälte.

„Was sagst du, was sagst du?“ fragte sie. Und sie spricht so wie wenn man vor Kälte klappert.

„Es widerstreibt mir,“ sagt der Hüttenherr. „Vater und Mutter liegen da und es steht Zander auf dem Steine. Ich will nicht, daß dieses Kind dort liege.“

„Ah so, das hast du dir ausgedacht?“ sagt sie, fortwährend erschaudernd.

„Ich wüßte wohl, daß du dich einmal rächen würdest.“

Er wirft die Serviette fort, erhebt sich vom Tische und geht breit und groß vor ihr. Es ist gar nicht seine Absicht, seinen Willen mit vielen Worten durchzusetzen. Aber sie kann es ihm ja ansehen, wie er da steht, daß er seinen Sinn nicht ändern kann. Der ganze Mann ist schwere, unerschütterliche Halsstarrigkeit.

„Ich will mich nicht rächen,“ sagt er, ohne die Stimme zu erheben. „Ich kann es nur nicht ertragen.“

„Du sprichst, als handelte es sich nur darum, ihm aus einem Bett in das andere zu legen,“ sagt sie. „Und er ist ja tot, ihm kann es wohl gleich sein, wo er liegt. Aber ich bin dann eine Verlorene.“

„Ich habe auch daran gedacht,“ sagt er, „aber ich kann nicht.“

Zwei Leute, die mehrere Jahre miteinander verheiratet gewesen sind, brauchen nicht viele Worte, um sich zu verstehen. Sie weiß schon, daß es ganz zwecklos wäre, wollte sie versuchen, ihn zu bewegen. „Warum unterstellst du mir damals vergessen?“ sagt sie und ringt die Hände. „Warum heißen du mich auf Verum bleiben als dein Weib und verpflanzt, nur zu vergessen?“

Er weiß bei sich, daß er ihr nicht schaden will. Er kann nichts dafür, daß er jetzt an der Wiege seiner Nachkommenschaft angelangt ist „Sag' den Nachbarn, was du willst,“ sagt er. „Ich schwöre schon. Ob vor, daß Wasser im Grabe ist, oder sage, es sei nicht Raum für mehr Särge, als die von Vater und Mutter und meinen und deinen.“

„Und das heißen sie glauben?“

„Du mußt dir heißen, so gut du kannst,“ sagt er.

Er ist nicht böse, sie heißt, daß er es nicht ist. Es ist, wie er selbst sagt. Er kann sich in dieses nicht abwenden.

Sie rückt sich höher in den Stuhl hinauf, verbirgt die Arme hinter dem Kopf und sitzt da und starrt zum Fenster hinaus, ohne etwas zu sagen. Das Entsetzliche ist, daß es so vieles im Leben gibt, das einen überwältigt. Vor allem ist es furchtbar, daß in einem selbst Mächte emporringen, die man nicht lenken kann. Vor einigen Jahren, als sie schon ein bekannte, verheiratete Frau war, kam die Liebe über sie. Selbst eine Liebe! Es war nicht daran zu denken, daß sie sie hätte bezähmen können. Was kann ein Weib über ihren Mann bekommen, wenn sie Knabenjahre? Es ist ja nur auf sie gewesen. Er verstand sie sogleich, als sie kam und sagte: „Du bist von Sinnen gewesen,“ sagte er, und sie ist bei ihm, seine Gattin geblieben.

Aber obgleich es ein Leichtes, ihn zu täuschen, kann sie ihn nicht vergißt, mag es schwer genug fallen, es zu thun. Vor allem ist es schwer für einen, der tiefsinnig und schwerblütig ist, der niemals vergißt und niemals aufbraust. Was er auch sagen mag, im Herzen sitzt etwas, das hungert und darnach schreit, sich sättigen zu dürfen an eines anderen Leid. Ein wunderliches Gefühl hat sie immer gehabt, daß es besser wäre, wenn er sie damals geschlagen hätte. Da hätte er nachher wieder gut werden können. Nun geht er immer und ist mürrisch und verdrossen, und sie ist schreckhaft geworden. Sie geht wie ein Pferd an der Deichsel. Sie weiß, daß hinter ihr jemand sitzt, der die Peitsche in der Hand hält, wenn er sie auch nicht gebraucht. Und nun hat er sie gebraucht. Nun kann er es nicht länger lassen. Nun ist sie eine Verlorene.

Die Menschen sagen, daß sie nie einen solchen Schmerz gesehen, wie den ihren. Sie sieht aus wie ein Steinbild. In vielen Tagen vor dem Begräbnis weiß man nicht, ob sie wirklich lebt. Es ist unmöglich zu sehen, ob sie hört, was man sagt, ob sie weiß, wer zu ihr spricht. Sie scheint keinen Hunger zu fühlen, sie scheint frieren in der bittern Kälte gehen zu können, ohne zu frieren. Aber es ist nicht Schmerz, was sie verspüret, es ist Entsetzen.

Sie denkt nicht daran, daheim zu bleiben am Begräbnistag. Sie muß mit zum Friedhof, sie muß mit im Trauergefolge gehen, gehen und wissen, daß alle, die da gehen, glauben, daß die Leiche zu dem großen Zander'schen Grabe geführt wird. Sie denkt, daß sie unter all der Verwunderung und dem Staunen, das sich gegen sie wenden wird, zusammenbrechen muß, wenn er, der an der Spitze des Zuges schreitet, ihn an seinem unbeweglichen Grabstein hinführt. Es wird ein Murmeln der Verwunderung von Reihe zu Reihe gehen, obgleich dies ein Leichenzug ist. Warum darf das Kind nicht in dem Zander'schen Grabe liegen? Man wird sich der umgewissen, unbestimmten Gerüchte erinnern, die einmal über sie im Schwange waren. Es muß wohl irgend einen Anlaß zu diesen Gerüchten gegeben haben, wird man sagen. Bevor der Leichenzug vom Kirchhof wiederkehrt, wird sie gerichtet und verloren sein.

Das Einzige, was sie heilen kann, ist: selbst mit dabei zu sein. Sie wird da gehen, mit ruhigem Antlitz, wird ansehen, also ob alles in Ordnung wäre. Vielleicht werden sie es dann glauben, daß, was sie sagt, nur die Sache auszuklären.

Der Mann fährt auch mit zur Kirche Er hat alles geordnet, die Begräbnisgäste geladen, den Sarg bestellt, und bestimmt, wer ihn tragen soll. Er ist zufrieden und gut, ist er seinen Willen durchgesetzt hat.

Es ist Sonntag, der Gottesdienst ist vorüber, und der Leichenzug stellt sich vor der Gemeindehalle auf. Die Träger legen die weißen Trauttücher über ihre Schultern, alle Standesperionen von Verum gehen in der Prozession mit und ein großer Theil der Kirchen besuchet.

Sie denkt, daß sie sich jetzt aufstellen, um einen Vorbrecher zum Richtplatz zu geleiten.

Wie sie sie ansehen werden, wenn sie zurückkehren. Sie ist gekommen, um sie vorbereiten zu können, aber sie hat kein Wort über die Lippen gebracht. Sie kann nicht ruhig und besonnen sprechen Was sie thun könnte, wäre, in Weinen und laut zu jammern, daß man es über den ganzen Kirchenhügel hörte Sie sagt nicht, die Lippen zu sagen, damit dieser Schrei nicht über sie herumbreche

Die Glocken beginnen sich zu rühren, drohen im Thurm, und die Menschen setzen sich in Bewegung Und jetzt kommt es, ehe alle Vorbereitung' Warum hat sie nicht sprechen können? Sie thut sich Gewalt an, um ihnen nicht zuzurufen, sie mögen nicht auf den Kirchhof gehen mit dem Todten. Ein Todter ist so nichts. Warum soll sie vernichtet werden, sie einen Todten? Sie können in den Todten hineingehen, wenn sie wollen, nur nicht auf den Kirchhof Sie wird sie vom Friedhof zurückholen Er ist geschlossen Es ist voll Leichensteine! Man hat Wohlsprüchen dort gesetzt. Sie will sie zerreißen, wie man Kinder schreit!

Sie weiß nicht, wo das Grab des Kindes gegraben ist Sie erfährt es jetzig genug, denkt sie Wie sein der Zug hinein in den Friedhof schreitet, bindi sie aber das Schneefeld, um ein Kindergrab gewordenes Grab zu entdecken.

Aber sie hält weder Weg, noch Grab Drei Stunden ist nichts als ein ungeheures Zauberfeld Und der Zug geht Stück für Stück hinter Leichenbahre hinaus. Sie viele als kommen, drängen sich her an, und hier wird die Beerdigungsceremonie vorgenommen. Es ist nicht die Rede davon, zwischen Grab und Grab zu wählen Warum kann nicht, daß der Kleine, der nun zur letzten Ruhe eingebettet wird, meinen an das Familiengrab zu bitten werden soll?

Warum sie das nicht vorsichtig haben in ihren Gemüthen, daß sie zurückbleiben, sie sich zu suchen gebrauchen. „Ich kann's nicht,“ sagt sie, „wenn der Sarg versenkt wird, da ist nicht dann etwas, was ich kann. Ich kann nicht das Leben und glauben an Gott und Gnade und Erbarmen und Seligkeit.“ Und sie beginnt das zu sprechen.

Sie steht an der Spitze der Menge zusammen. Die Priester sind

Digitized by Google

Ein paar Tage nach dem Begräbnis sitzt sie in der Dämmerung auf ihrem gewohnten Platz im Speisesaal. Während das Dunkel einfällt, ertappt sie sich darauf, daß sie dasitzt und wartet und sich sehnt. Sie sitzt und horcht nach dem Kinde. Jetzt ist ja die Zeit, wo es hereinzukommen pflegt, um zu spielen. Wird es heute nicht kommen? Da fährt sie empor und denkt: „Es ist ja todt, es ist ja todt.“

Am nächsten Tage sitzt sie wieder in der Dämmerung und lehnt sich, und so nach und nach wird diese Sehnsucht mächtiger. Sie breitet sich aus, so wie das Licht im Frühling, bis sie schließlich alle Stunden des Tages und der Nacht beherrscht.

Es ist ja denkbar selbstverständlich, daß ein solches Kind, wie das ihre, mehr Liebe im Tode als im Leben empfängt. Die Mutter hatte während seines ganzen Daseins an nichts anderes gedacht, als den Mann wieder zu gewinnen. Und für ihn konnte ja das Kind nicht erfreulich sein. Es mußte fernegehalten werden. Es befam oft zu fühlen, daß es zur Last war. Die Gattin, die ihren Pflichten untreu ward, hat dem Manne zeigen wollen, daß sie doch etwas war. Sie arbeitete unablässig in Küche und Waschkammer. Wo konnte sich Platz für den kleinen Jungen finden, mitten in all dem? Und jetzt nachträglich erinnert sie sich, wie seine Augen zu bitten und zu betteln pflegten. Abends wollte er, daß sie an seinem Bette saß. Er sagte, er sei dunkelsüchen, aber nun denkt sie, daß das vielleicht nicht wahr gewesen. Er hat es gelagt, damit sie bei ihm bleibt. Sie erinnert sich, wie er dalag und kämpfte, um nicht ein zuichtaen. Nun begreift sie, daß er sich wach hielt, um länger liegen und ihre Hand in der seinen halten zu dürfen.

Er ist ein pfiffiges Kerlchen gewesen, so klein er auch war. Er hat all seinen Verstand aufgewendet, um auch ein bischen von ihrer Liebe abzubekommen.

Es ist erstaunlich, daß Kinder so lieben können. Sie begriff es nie zuvor, so lange er noch lebte.

Eigentlich hängt sie jetzt erst an, das Kind zu lieben. Jetzt erst fühlt sie sich berauscht von seiner Schönheit. Sie kann sitzen und von seinen großen, geheimnisvollen Augen träumen. Es ist nie ein rosiges, rundwangiges Kind gewesen, es war zart und fein. Aber es war wunderbar schön.

Es sieht vor ihr als etwas wunderbar Herrliches, herrlicher mit jedem Tag, der geht. Kinder müssen ja das Köstlichste sein, was die Erde trägt. Man denke nur, daß es kleine Wesen gibt, die jedermann die Hand entgegenstrecken und von allen Gutes glauben, die nicht darnach fragen, ob ein Antlitz schön oder häßlich ist, sondern das eine ebenso gern küssen, als das andere, die alt und jung lieben können, reich und arm. Und zu alledem sind sie wirkliche kleine Menschen.

Sie kommt mit jedem Tage dem Kinde immer näher und näher. Sie wünscht wohl, daß es lebte, doch sie weiß nicht, ob sie ihm da je so nahe gekommen wäre wie jetzt.

Zuweilen geräth sie in Verzweiflung darüber, daß sie den Knaben nicht glücklicher machte, so lange er am Leben war. Um deswillen wurde er mir wohl geweinnen, denkt sie. Doch nur selten trauert sie in dieser Weise.

Sie hat früher vor Trauer zurückgebebt, aber sie findet jetzt, daß Trauer nicht das ist, was sie sich gedacht. Trauer ist ja, wieder und wieder ein Vergangenes zu leben. Trauer ist, sich in das ganze Wesen des Knaben hineinzuleben, ihn nun endlich zu verstehen. Diese Trauer macht sie sehr reich. Bevor sie sich jetzt am meisten fürchtet, ist, daß die Zeit ihn ihr entführt. Sie hat kein Bild von ihm, vielleicht werden sich seine Züge in ihrer Erinnerung auslöschen. Jeden Tag sitzt sie da und prüft sich: „Sehe ich ihn, sehe ich ihn recht?“

Wie der Winter vergeht, Woche um Woche, überrascht sie sich auf der Sehnsucht, ihn aus dem Leichenhause heraus zu bekommen und in die Erde gebettet, so daß sie zu dem Grabe kommen kann und mit ihm sprechen. Er wird gegen Westen liegen, da ist es am schönsten. Und sie wird den Hügel mit Rosen schmücken. Sie will auch eine Hecke haben und eine Bank. Sie will oft hinaus kommen, lange, lange.

Aber die Menschen werden sich ja verwundern. Die Menschen sollen es ja nicht anders wissen, als daß ihr Kind im Familiengrabe liegt. Wie werden sie staunen, wenn sie sie ein fremdes Grab schmücken und dort umhergehen sehen. Was soll sie sich ausdenken, um es ihnen zu sagen?

Manchmal denkt sie, daß sie es auf diese Weise machen muß: Zuerst zu dem großen Grabe gehen und dort einen großen Strauß niederlegen und eine Weile dort sitzen. Dann würde sie sich wohl zu dem kleinen Grabe hinüberschleichen können. Er würde wohl zufrieden sein mit dem einzigen kleinen Blümlein, das sie ihm heimlich zustecken konnte.

Aber wenn er sich damit begnügen konnte, konnte sie es? Es ist, als würde sie in seine Gemeinschaft mit ihm kommen, auf diese Weise. Und er würde es dann erfahren, daß sie sich seiner schämte. Er würde begreifen, welche brennende Schmach es für sie war, daß er geboren wurde. Sie muß ihn davor schützen, das zu erfahren. Er soll glauben, daß das Glück, ihn zu besitzen, alles überwog.

Endlich weicht der Winter. Man sieht, daß es Frühling wird. Die Schneedecke schmilzt, die Erde beginnt sich zu zeigen. Noch währt es vielleicht ein paar Wochen, bis der Frost aus dem Boden zieht, aber man hat doch die Hoffnung, daß die Todten nun bald aus der Leichenkammer kommen. Und sie sieht sich, sie sieht sich.

Kann sie ihn noch lehen? Sie prüft sich jeden Tag, aber es gieng nur im Winter, im Frühling will er sich ihr nicht zeigen. In geräth sie in Verzweiflung, sie muß auf dem Grabe sitzen können, um ihm nahe zu kommen, um ihn sehen, ihn lieben zu können. Kommt er denn niemals hinab in die Erde?

Sie hat nichts anderes zu lieben, sie muß ihn sehen können, ihn sehen können, das ganze Leben hindurch.

Mit einemmale verschwindet alles Zögern und aller Kleinmuth ihrer großen Sehnsucht. Sie liebt, sie liebt, sie kann nicht leben ohne den Todten. Sie fühlt, daß sie auf niemand anderen Rücksicht nehmen kann als auf ihn. Und als die Frühlingsfluten wirklich kommen, als Anhöhen und Hügel wieder auf dem Kirchhof hervortreten, als die Herzen an den eisernen Kreuzen wieder zu klingen anfangen und die Perlblumen in ihren Glaskasten leuchten, und als die Erde sich endlich dem kleinen Sarge öffnen kann, hat sie schon ein schwarzes Kreuz anfertigen lassen, um es auf den Hügel zu pflanzen.

Quer über das Kreuz von Arm zu Arm steht mit deutlichen weißen Buchstaben geschrieben:

Hier ruht mein Kind.

Und dann darunter auf dem Kreuzesstamm steht ihr Name. Sie stimmert sich nicht darum, daß die ganze Welt erfahren, was sie gethan. Alles andere ist eitel, was ihr allein am Herzen liegt, ist, beten zu können auf des Kindes Grab.

An unsere geehrten Abonnenten!

Wir bitten um rechtzeitige Erneuerung der Ende März d. J. ablaufenden Abonnements, damit in der prompten Expedition keine Störung eintrete.

Administration „Die Zeit“.

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

„Henneberg-Seide“

nur echt, wenn direct ab meinen Fabriken bezogen!

schwarz, weiß und **farbig** von **45 kr.** bis **fl. 14.65** per Meter — glatt, gestreift, carrirt, damassé etc. etc. (14 verschiedene Qual. in 2000 verschiedenen Farben, Façons u. s. w.)

Zu Roben und Blousen

ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus!

Muster umgehend.

Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

G. Henneberg's Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Digitized by Google

Die Zeit.

XVIII. Band. Wien, den 25. März 1899. Nummer 234.

Unter einer Decke.

Es kann wohl nichts Unheimlicheres geben als einen ueberall durch vermummte Angreifer, wenn er gelingt, nichts Komisches aber, wenn er mißlingt, die Vermummten, zwangsweise demaskiert, flennend in die Knie sinken und Gott danken, wenn man sie straflos laufen läßt.

Diese heitere Erfahrung hat Deutschland noch jedesmal gemacht, so oft in den letzten Jahren aus dem officiösen Preßwinkel Oesterreichs ein vermeintlich wohlversteckter Ausfall auf das Deutsche Reich, das deutsch österreichische Bündnis und den Dreibund unternommen wurde. Die Sache läßt sich anfangs immer sehr bedrohlich an, endet aber regelmäßig mit einem schleunigen Rückzug. Wer möchte sich beispielsweise der nicht noch mit stillem Grausen der großen officiösen „Reichswehr" Campagne vom Winter 1896 auf 1897 erinnern, die mit dem bekannt verlegenen Dementi der Minister Badeni und Bilinski einen unrühmlichen Abschluß fand? In den letzten Wochen ist es uns abermals vergönnt gewesen, einen officiösen Preisfeldzug gegen das Deutsche Reich vergnüglich mitanzusehen. Er ist ein wenig anders begonnen worden, als der frühere unter Badeni. Durch einen großeren Aufwand von Menschen und Sortimentsmaterial glaubte man den Erfolg besser gesichert zu haben. Wenn damals ein Officiöses, der Reichswehrer, allein den Kampf gegen das Reich aufgenommen hatte, so marschierte diesmal der auserwählte jungczechische Officiöse, der kaiserliche Rath Herr Penižek, nicht allein, sondern in der Front und in den Flanken von jungczechischen Parteiführern gedeckt. Das Ende des Feldzuges ist aber mindestens ebenso blamabel ausgefallen wie unter dem Grafen Badeni.

An der Spitze der gesammten Streitmacht tritt der Abgeordnete Dr. Kramař, der in einer französisch geschriebenen Abhandlung über die Durch einen „Schritt ins Freie" zu sichernde „Zukunft Oesterreichs" den Dreibund ein überspitztes Lupusclavier und den deutschen Botschafter am Wiener Hofe den obersten Richter (arbitre) über die Geschicke Cisterreichs nannte. Doch wurde diese Spitze des Zuges von dem auch auf dem Gebiete der journalistischen Strategie nicht unerfahrenen reichsdeutschen Feind abgefangen, ehe das nachvolgende Fußvolk noch ins Gefecht getommen war. Die Verwirrung der Officiösen ob dieses verfrühten Mißerfolges war nicht gering. Dr. Kramař, der beste Freund des beiden Mannes der Regierung Dr. Kaizl, wurde vom „Correndenblatt" — wir es in der Kriegssprache heißt — als Irregulärer verleugnet, er selbst trat bald darauf in der „Politik" einen mit Missverständnissen gepflasterten Rückzug an, und alles schien wieder in Ordnung. Da gerade rückte, kaum daß Ruhe eingetreten war, die Hauptmacht vor, der kaiserliche Rath, beiderseits lauttönt von jungczechischen Fahnen. Die Arbeit war zwischen ihnen getheilt. Der kaiserliche Rath ging direct gegen den deutschen Botschafter los, den er an dem von Dr. Skarda namens des „Pokrok" controsignierten officiellen Tegan der Jungczechen, der „Česka Revue" der Einmischung in die innerösterreichische Politik beschuldigte, während die jungczechischen Abgeordneten Dr. Fort und Heller das deutsch österreichische Bündnis bernahmen, das dem Volk der Völker Oesterreichs hindernd im Wege stände. Und nun geschah das, was die jungczechische Presse erwiderte prompt, und ebenso prompt nahm die czechischen Gegner der Campagne auf den einen Gegenstand los, worauf in Schreck. Diesmal oblag der „Wiener Abendpost" die Aufgabe, die Verantwortung für die verunglückten Combinationen von der Regierung und den Regierung-parteien abzuwälzen. Denn die „Abendpost" dabei um einige Schritte weiter gegangen ist als die auf der Stelle bewegsame Wahrheit, kommt sie in der Lügenhaftigkeit durch ihre große Anzahl von Dementis der Nähe gerückten Gegner entschieden ins Hintertreffen und pariren.

Die „Abendpost" behauptet, „daß die westlichen Nachbarn gehenden und leitenden Elemente nicht ein compactes Ganzes in nicht im entferntesten daran denken, daß Deutschland das westlichen Friedens-bundes im Auge hat. Gerade diese Einheit ist seit dem „Reichswehr" Feldzug [illegible] „Abendpost" nicht gestanden. Abgesehen von den jungczechischen Abgeordneten Dr. Fort und Heller, die sich erst in diesen Tagen noch gegen das Bündnis ereifert haben, gibt es unter den Führern der jungczechischen Partei keinen einzigen, der einmal in den Delegationen gewesen und diese Gelegenheit nicht zu einer Brandrede gegen den Dreibund ausgenützt hätte. Die erste Rede, die überhaupt ein Jungczeche in den Delegationen gehalten hat, war die Rede des Abg. Eim vom 17. October 1892, worin „die loyale Auflösung der bestehenden Bundesverhältnisse begehrt" wird, insbesondere das deutsch österreichischen Bündnisses, welches „nicht blos für unsere Nation, sondern für den gesammten Staat und dessen Dynastie gefährlich" sei. Diese große Rede ist die Fundgrube für alle Argumente gegen das deutsche Bündnis, welche seither Jahr für Jahr von den Jungczechen in den Delegationen und neuestens von den Abgg. Dr. Fort und Heller in Volksversammlungen vorgebracht werden. In dem selben Sinne haben 1893 die Herren Dr. Herold und Dr. Pacal, haben 1894 die Herren Kaftan und Dr. Pacal, 1895 die Herren Dr. Herold, Kaftan und Dr Pacal, 1896 die Herren Dr. Kramař und Schwarz, 1897 die Herren Dr. Herold, Kaftan und Dr. Strausten in den Delegationen gesprochen; kein einziger Jungczeche ist von dieser Linie wesentlich abgewichen, und der „Abendpost" wurde es sicherlich schwer werden, die „wirklich leitenden" czechischen Politiker zu nennen, welche den Dreibund nicht in Frage gestellt hätten. So ist die erste Ausrede beschaffen, mit welcher die „Abendpost" ihre Aufraggeber aus der Affaire zu ziehen sucht. Die zweite lautet darauf hinaus, daß die jungczechischen Journalisten, welche so gern an dem Dreibund herumtadeln, keine Officiösen seien. Nun, Herr Kramař, der frühere Wiener Correspondent der „Národni Listy", war ein Officiöses, ein Officiöses ist ja in der Zeit, als seine Partei noch mit der Taaffe'schen Regierung auf Tod und Leben Krieg führte, und seine eben in diese Periode fallende Rede gegen den Dreibund hat damals, noch ehe sie gehalten wurde, dem Preßbureau im Manuscript vorgelegen und dessen Billigung gefunden. Und der gegenwärtige Correspondent der „Národni Listy" und Ami Dreibund Schwärmer, Herr Penižek, der kaiserliche Rath? Der unterschreibt sich von seinem Vorgänger nur dadurch, daß er aus zwei Quellen regierungsfreundliche Inspirationen schöpft, aus dem officiösen Preisbureau und überdies vom czechischen Finanzminister Herrn Dr. Kaizl persönlich

Der officiöse Preßapparat und die Dreibund Gegner der jungczechischen Partei stehen unter einer Decke. Der neueste Ablenkungsversuch der „Abendpost" wird der Regierung Thun ebenso wenig nutzen wie der analoge aus früherer Zeit dem Ministerium Badeni gedient hat. Aber Oesterreichs Ansehen schadigt dieses unedelmüthige Spiel, und jedem schmutzig es seine Stellung gegenüber dem Deutschen Reich. Wann wirklich, wie die Dreibund Schwärmer zu klagen nicht müde werden, Oesterreich in dieser Combination Deutschland gegenüber eine untergeordnete Stellung einnimmt, so ist diese bedauerliche Lage zum mindesten durch die selbst mitverschuldet, die ihre immer wieder unsolidarischen Ausfälle dem Nachbarreich ebenso wie den deutschen verbündeten schleichen Willen einander wie die Zeugen u.

Amerikanische Weltpolitik.

[illegible]

nahme der Rolle einer Weltmacht durch die Vereinigten Staaten günstig gestimmt ist. Dies scheint mir, soweit es die nördlichen Staaten westlich von den Alleghanies betrifft, hauptsächlich begründet zu sein in dem ehrlichen von „Jingo-Blättern", Kirchen und Politikern bestärkten Glauben an die Pflicht der Nation, im Interesse der Civilisation die unterdrückten Bewohner der neuen Gebiete zu befreien und emporzuheben, zum Theil auch in der Erkenntniß der producierenden Classen, insbesondere der landwirtschaftlichen, dass dieses Land neuer Märkte bedürfe. Im Süden scheint die Annexionslust nicht stark zu sein, und unter geeigneter Führung ließe sich dort wahrscheinlich ein Gegenbewegung entfesseln. Die Bevölkerung der ehemaligen Sclavenstaaten kennt aus eigener Erfahrung zu gut die politischen und socialen Schwierigkeiten, welche aus dem Vorhandensein einer anderen Race unter ihnen erwachsen, um nicht sehr davon abgeschreckt zu sein, dem afrikanischen Alpdrucke noch einen asiatischen hinzuzufügen. Aber der Widerstand in diesen Staaten wurde niedergehalten durch die Heranziehung ehemaliger confoederierter Officiere zur Dienstleistung im Heere, welche durch die Regierung der aus dem Süden stammenden Führern bewilligt wurde, woran sich die Hoffnung auf im gleichen Maße den Süden zuwachsende Vortheile bei Militärlieferungen und bei Besetzung von Colonialämtern hinzugefellte. Die Beruhigung des Südens kann aber auch zugeschrieben werden der Passivität der Bundesregierung und der republikanischen Partei gegenüber der jüngsten schrecklichen Misshandlung der Negerbevölkerung und der reifend schnell um sich greifenden Beseitigung des die Neger schützenden 15. Amendements der Bundesverfassung durch Annahme von Gesetzen, welche die Neger in ihren Subsistenzen nach dem anderen praktisch des Wahlrechtes berauben. Denn man sich an die Haltung der republikanischen Partei während der Wiederaufrichtung der Rebellionsstaaten erinnert, so ist ihre gegenwärtige Gleichgiltigkeit erstaunlich und abstoßend und ein deutlicher Beweis der unmittelbar demoralisierenden Wirkung der Expansionspolitik. Unter den bevölkertsten, reichsten und intelligentesten, den atlantischen Staaten, macht Massachusetts die einzige erfreuliche Ausnahme; in allen übrigen überwiegt das imperialistische Fieber, welches auf diejelben ansteckende Weise zurückzuführen ist, wie den Beulen-Hungertyphus haben. Bei Ausbruch des Krieges waren die Empfindungen unter den besseren Classen im Osten und besonders in den größeren Städten überwiegend gegen den Krieg. Aber diese Gegnerschaft wurde während des Sommers und Herbstes überwunden durch etwas, was manche apathische Fügung ins Unvermeidliche nennen, ich jedoch als große moralische Feigheit zu bezeichnen nicht zögere. So ungewöhnlich es auch scheinen mag, ist es dennoch wahr, dass in dem größten Gemeinwesen von New York kein Mensch nur ein einziger Mann von öffentlicher Bedeutung, von wenigen Ausnahmen abgesehen, gewagt hat, sich hierüber frei auszusprechen, und dieser ist ein auswärts Geborener, Karl Schurz, der große Deutsch-Amerikaner, dessen 70. Geburtstag kürzlich sein altes und sein Adoptivvaterland gefeiert haben. Aber selbst dieser durch seinen Ruhm als Redner und Reformer ausgezeichnete Mann übt keinen Einfluss mehr aus. Vier Tage vor der Wahl im November hörte ich ihn, der stets Tausende von Zuhörern anzog, eine der besten Reden seines Lebens vor einem weniger als 100 Zuhörer zählenden Auditorium halten, und in diesem befand die Hälfte aus Frauen. Die moralische Lähmung der höheren Classen in New York hat sich ganz deutlich bei den diesjährigen Gemeindewahlen gezeigt, durch welche nicht nur New York, und zwar wahrscheinlich für eine Generation, dem faulen Regime der demokratischen Tammany Clique unter Croker übergeantwortet worden, sondern auch die republikanische Partei ganz unter die Leitung des Maximum-politisches Plan gestellten ist, dem sich die intelligente Fraction dieser Partei, unter Verzicht auf ihr eigenes Reformprogramm, dreimal unterworfen hat. Auch nur der Entschuldigung, dass eine starke Reformbewegung in Einheit als eine Opposition gegen die Kriegspolitik der Bundesregierung angesehen werden und Staaten vielleicht verloren könnte, die Bedingungen des Washingtoner Friedens abzuändern? Der Fall New York ist ein typischer. Eine ähnliche Verschiebung des politischen Niveaus kann als eine der ersten Früchte des Krieges durch alle Staaten der Union deutlich beobachtet werden.

Es bleibt jetzt noch übrig, in einigen wenigen Bemerkungen von uns Amt Erwähnten zu Conclusion gebracht werden. Die Friedensgesellschaft in Cincinnati wurden, wie wir eine gleichnamige Anstalt in [illegible] Jahre [illegible] und unter John Hopkins, welche von Professor [illegible] Dieselbe hatte, wird wahrscheinlich die [illegible] [illegible] [illegible]

bemüht, die damals zwischen Deutschland und England bestehende Spannung zu beseitigen, und so bin ich gleichermaßen davon erfreut, daß eine Annäherung zwischen den beiden Mächten gegenwärtig stattgefunden hat. Es wäre ein der Vollendung nahekommendes Ideal, wenn die drei erleuchtetsten, am weitesten fortgeschrittenen Nationen thatsächlich dahin gebracht werden könnten, in herzlicher Gemeinschaft für den Weltfrieden und die Verbreitung der Civilisation zu wirken; aber ich muß gestehen, daß ich mich nicht zu dem Glauben an die Möglichkeit einer solchen Vollendung unter den gegenwärtigen Umständen überreden kann. Denn die Gründe für Deutschlands Bestreben nach einem besseren Verhältnisse zu England liegen unzweifelhaft in der Machtvermehrung, welche England in Europa durch seine Freundschaft mit den Vereinigten Staaten erwachsen ist. Ich fürchte aber, daß diese Freundschaft nur kurz dauern wird. Der stillen, an dem alle Hoffnungen und Bestrebungen auf eine praktische und dauernde Freundschaft zwischen den angelsächsischen Reichen scheitern müssen, ist der Protectionismus. Es läßt sich nicht darüber streiten, daß, solange als dieser die herrschende Politik der Mehrheit unseres Volkes ausmacht, die Trennung der Wege Englands und der Vereinigten Staaten andauern muß. Es ist ja richtig, daß unsere Tarifpolitik seit 1890 dreimal gewechselt hat; aber unsere Verwandlung in eine Colonialmacht hat den Ausblick auf eine neuerliche Tarifreform während der gegenwärtigen Generation außerordentlich zweifelhaft gestaltet. Denn genau so wie der Vereinigungsweg den Anlaß bot, hohe Einnahmezölle als eine für die Erhaltung der Union nothwendige finanzielle Maßregel einzuführen, so wird die Verdoppelung unseres nationalen Budgets durch unsere neue Politik jeden Versuch einer Assimilation unserer Zollpolitik mit der englischen auf Jahre hinaus wirkungslos machen. Ohne eine solche kann aber die Entwicklung der gemeinsamen Interessen und deren gemeinsame Verfolgung durch England und Amerika kaum erwartet werden.

Ich muß zum Schlusse noch Bemerkung hervorheben, daß der gegenwärtige Zustand der Vereinigten Staaten nichts anderes zu sein scheint, als eine deutliche Entwicklung jener besonderen angelsächsischen Charakterzüge: des Abenteuergeistes, der ruhelosen Unternehmungs- und Eroberungslust, die im Laufe der Jahrhunderte das Britische Reich aufgebaut haben. Daß das Vorhandensein dieser ererbten Eigenschaften mit so plötzlicher Heftigkeit zum Ausbruche gekommen ist, mag am besten durch die riesige Kraft erklärt werden, welche die außerordentliche Raschheit der materiellen und geistigen Entwickelung der Vereinigten Staaten in ihr aufgehäuft hat.

New York. Henry C. Billard.

Zur Formel Szell.

Vom Reichsrathsabgeordneten Dr. Otto Becher.

Als Graf Thun und seine Fachminister zum erstenmal aus den Zeitungen den Inhalt der Formel Szell erfuhren, da durften sie nicht allein das Gefühl der Verletzung einer berechtigten Neugierde empfunden haben. Endlich wußten sie, worauf sie eigentlich so lange gerüstet waren. Gewiß, für unsere Minister ein großer Vortheil! Aber dass man diese Formel mit der ungarischen Instruction ausgehandelt hatte, ohne auch nur zu zu thun, als ob man einen österreichischen Minister frage, das hat einigermaßen — ärgerlich. Dass man diese Formel dem Cabinette Thun einfach zur Cognition übermittelt, wie man in manchen Häusern dem Küchenchef die Zahl der Gedecke nennt, das hat geradezu frivolisiert. Selbst mit dem Küchenchef empfiehlt es sich, das Menu zu besprechen — und wo das nicht geschieht, dort speist man auch darnach. Aber von einem österreichischen Minister zu verlangen, dass er vor einen Beschl der ungarischen Cabinetsmitglieder hintreten hinsetzt: „Ruf Gnaden des § 11“ und den Akt dann unbesehen, ungeprüft und — unbefragt unterzeichnet, das ist ein Begehen, welches den Patriotismus auf die hochste Probe stellt. Wenn manche von unseren schwergeprüften Bundesgenossen seinen Namen nunmehr fast lieber auf jene Denkschrift gesetzt als auf seine Ehrenquittung setzte, so werden formelhafte Rationen dies angesichts der Entscheidungsgeschichte der Formel Szell begreiflich finden. Nur die Ueberzeugung, daß die Selbstschätzung des Cabinettes eine andere Staatsnothwendigkeit sei, hat unseren loyalsten Wirthen gewacht, sich über solch einen Mangel an Egards stillschweigend hinwegzusetzen. Niemand aber habe dann, daß sie nicht genau ein gestellt haben.

Die Formel Szell gibt freilich auch noch anderen Leuten zu denken, als denen von der ersten und zweiten Ausgleichs. Die Gemeinsamkeit des Zollgebietes, welche bis 1903 ziemlich um das Jahr 1903 aufrecht erhalten bleiben soll, ist nun im Begriff, den Zolltarif und die Handelsverträge seinem Inhalt gemäß den früheren Ausgleichen von der Zollunion und von Gegenwerten, Ausgleichsvereinbarungen. Die Gemeinsamkeit des Zollgebietes, gleichheitige Führung des gemeinsamen Zolltarifs und [illegible] [illegible] [illegible]

Fracht- und Zolltarifen in den Dienst rücksichtsloser Handelspolitik gestellt hat.

Wenden wir nun das Gesagte auf unser handelspolitisches Verhältnis zu Ungarn an, so lehrt uns die Erfahrung, dass die Magyaren es mit Meisterschaft verstanden haben, Zoll-, Verkehrs- und Vereinspolitik der Monarchie lediglich zu Gunsten der ungarischen Volkswirtschaft zu lenken. Allerdings fanden sie hiebei in den cisleithanischen Agrarien, insbesondere Galiziens, verständnisvolle Helfershelfer. Der Viehimport aus den Balkanländern wurde erdrosselt. Unsere Industrie verlor infolge dessen dahin einen Jahresabsatz von über fünfzig Millionen Gulden. Durch Staffeltarife und billige Transitsätze wurde unser Eisenbahnnetz für die östliche Getreide- und Mehlausfuhr nutzbar gemacht und gleichzeitig die westliche Mühlenindustrie niederconcurriert. Der bekannte Mahlvertrag ist ein Hohn auf offenkundige Verschriften des Gesetzes. Die Decembervertrage wurden zu dem Zwecke geschlossen, um den Export der Agrarproducte zu heben. Die Industrie musste die Compensationsobjecte liefern, was feinerzeit bei der Berathung im Abgeordnetenhause allgemein zugegeben wurde. Unter der Herrschaft einer solchen Handelspolitik wurde der in den Achtzigerjahren mit vielem Erfolge angebahnte Uebergang der Monarchie vom Agricultur- zum Industriestaate gehemmt. Sonne und Regen sind wieder für den Ausfall unserer Handelsbilanz in erster Linie maßgebend. Niederschlägen führen wir aus, Ueberschläge ein. Intelligenz führen wir ein. Von Ueberproduction reden wir. Wir contingentieren die Erzeugung, wir vernichten Fabriken, wir entlassen Arbeiter. Statt unserem Volke Brot und Arbeit zu geben, bieten wir ihm Hunger und Mühsigang. Gleichzeitig mit den Zucker-, Eier-, Vieh- und Mehltransporten wälzt sich eine Säule von Auswanderern über die Grenze. Oesterreicher sind es, welche Beschäftigung und Nahrung außerhalb ihres Vaterlandes suchen.

Der Entwurf eines Zoll- und Handelsbündnisses, welchen Thun von Budapest gerbt hat, bedeutet durchaus keine Umkehr auf diesem Wege zum handelspolitischen Elend. Dass es so etwas wie ein internationales Veterinärwesen gibt, ist überhaupt aus dem Vertragstexte nicht ersichtlich. Denn mit keinem Worte ist des Abschlusses von Veterinärconventionen, des Verkehres bei einseitigen Veterinärverboten gedacht. Durch Artikel IX sind den Ungarn die bisherigen billigen Transitsätze auf den staatlichen Eisenbahnlinien Oesterreichs als Maximalsätze für die ganze Zeit der Vertragsdauer gesichert. Der Zolltarif ist ihnen gänzlich ausgeliefert.

Hierin liegt nun eine verhängnisvolle Verschlechterung unseres Verhältnisses zu Ungarn durch den neuen Ausgleich. Bisher galt die Bestimmung des Artikels IV unbedingt, welche dahin geht, dass der alte Zolltarif weiter zu gelten hat, wenn mit Ungarn keine Vereinbarung über seine Aenderung zustande kommt. Im Dualismus behielt erfahrungsgemäß schließlich immer jener Theil Recht, welcher am langsten Nein sagen kann. Bezüglich des Zolltarifes war Oesterreich bisher Zeit in der Lage, die Rolle des ausdauernderen Neinsagers zu übernehmen. Dieser Umstand verbrauch für die Zukunft recht wertvoll zu werden. Denn Ungarn mit seiner impetuosen Industrie- und seiner expansiven Agrarpolitik muss sowohl bezüglich des Zolltarifes selbst, als auch bei der Regelierung der Handelsverträgen mit mehr und viel weiter gehenden Wünschen herausrücken, als wir. Die Folge wäre eine gewisse Ueberschwenken der österreichischen Position gewesen, die bei einiger Geschicklichkeit unserer Staatsmänner im Compromisswege auch zur andere Ausgleichsgeschichte hatte ausgeeinigt werden können.

Leider wird der constitutive Grundsatz, dass ein Streitfalle der alte Zolltarif beibehalten wird, durch eine neue Bestimmung des Bilinski'schen Zoll- und Handelsbündnisses illusorisch gemacht. Wenn nämlich bis Ende 1902 der in schädlicher neue Zolltarif nicht zustande kommt, dann muss auf jeden Fall ein neuer provisorischer Zolltarif gemacht werden. Diese Bestimmung bedeutet nichts anderes, als dass auf jeden Fall mit Ende 1902 der alte Tarif außerst zu gelten hat. Dass also Oesterreich die wichtige Waffe, welche es im diesem Falle besitzt, mit dem genannten Termine verliert. Man hat es nicht gewagt, in das Zoll- und Handelsbündnis selbst diese Bestimmung mit klaren Worten aufzunehmen, und hat dafür die Umschreibung mittelst des provisorischen Zolltarifes gewählt. Die Täuschung ist jedoch nicht gelungen. Zwar hat im österreichischen Abgeordnetenhause der Regierungsvertreter erklärt, dass die Aufstellung so provisorischen es werde vor mit Ende 1902 der alte Zolltarif unverändert gelten, wenn eine Einigung nicht zustande kommt, aber diese Erklärung ist nicht verbindlich. Denn der Zolltarif ist Gesetzes- und nicht Verordnungsrecht. Wollte man ein Gesetz des Inhalt, dass Verordnungen abgeändert werden können, so müsste man dies im Gesetze selbst sagen. Das ist aber nicht geschehen. Es ist also nicht ausgeschlossen, dass der provisorische Zolltarif, welcher nach dem Gesetze zu erlassen ist, wenn kein Vertrag zustande kommt, nicht mehr als eine Verordnung ist, welche nicht mehr als eine Verordnung ist, welche nicht mehr als eine Verordnung ist, welche

ist, bedeutet die Lösung Szells die dauernde Vereinsamung des österreichischen Regierung in ihrem Kampfe gegen das politische Uebergewicht der Budapester Machthaber.

Was eine derartige Gestaltung der Dinge der österreichischen Industrie bringt, ist kaum abzusehen. Gewiß nichts Gutes. Hat diese schon bisher die Compensationsobjecte für die im agrarischen Interesse geschlossenen Verträge liefern müssen, so wird sie ihrer tradionellen Rolle unter der Herrschaft eines § 14-Tarifes, unter der Herrschaft von § 14-Handelsverträgen gewiß nicht entfremdet werden. Aber auch eine neuartige Belastung, die gerade aus dem unconstitutionellen Wesen der Szell'schen Formel entspringt, droht ihr. Die mußsame mit § 14 zusammengeflickte Monarchie kann allenfalls als factische handelspolitische Einheit betrachtet und im zollinnenländischen Wirtschaftssolchen der Bürger der Monarchie durch die Behörden mit mehr minder großen Sacrificien des staatsrechtlichen Intellectes aufrecht erhalten werden. Anders jedoch dürfte die neue Ehe im übrigen Europa von den bisherigen Vertragsstaaten betrachtet werden. Es ist sehr fraglich, ob man dieses ohne den Segen des österreichischen Parlamentes, mit § 14 einseitig verfügter Verfaßtmig überhaupt als Ehe und nicht als Concubinat betrachten wird. Und dies nicht vielleicht infolge einer besonders empfindsamen Moral, sondern einfach darum, weil Europa ja gar keine Garantie dafür hat, wie lange das mit § 14 geschlossene Concubinat dauern wird. Eines schönen Tages könnte denn doch der österreichische Reichsrath erwachen und in aller Form Rechtens alle die Verträge vernichten, bei denen § 14 zu Gevatter stand. Oder es könnte auch in Ungarn Achtung vor Recht und Gesetz vielleicht wieder einmal Trumpf werden. Die Monarchie wird nun 1903 an die europäischen Staaten herantreten und mit ihnen Handelsverträge auf zehn oder zwölf Jahre schließen wollen. Und die europäischen Staaten werden fragen: Wer garantiert uns denn dafür, daß diese österreichisch-ungarische Monarchie noch zehn bis zwölf Jahre eine handelspolitische Einheit darstellt? Der § 14 mag in Oesterreich mächtig, für Europa dürfte er kein vollwertiger Garant sein. Die internationale Vertragsfähigkeit der Monarchie wird durch die Formel Szell zwar nicht begraben, aber außerordentlich entwertet.

Handelsverträge sind schließlich Geschäfte. Und Europa wird mit uns das Geschäft machen, auch wenn wir ein weniger zuverlässiger Kunde sein werden, als wir es bisher gewesen sind. Natürlich werden die Bedingungen des Geschäftes danach sein müssen. Wir werden das Risico zu bezahlen haben, welches jene Staaten laufen, die mit der § 14-Monarchie Handelsverträge abschließen. Es ist kein Lieutenant so verschuldet, daß er nicht immer noch einen Bucherer fände, der ihm Geld vorstreckt. Bei den Zinsen gleicht es sich aus. So wird auch mit von Szell neu gegründeter Monarchie ihre Verträge mit Europa finden, nur werden sie eine Risicoprämie enthalten. Die Compacisenten der zukünftigen Handelsverträge werden sich eine Extraprämie für den Umgang mit einem Staatenpaare, das in § 14-Conenbinat lebt, bei verschiedenen Vertragsbestimmungen und Tarifpositionen bezahlen lassen. Dass nicht die Ungarn es sein werden, welche die Kosten dieser Prämie zu tragen haben, ist wohl ausgemacht. Oesterreich und seine Industrie werden es entwinden, was es heißt, vom § 14 regiert, vom § 14 nach Außen vertreten zu werden.

Am meisten hat an der Formel Szell der Umstand dem ruhigt, daß das Zoll- und Handelsbündnis nur auf die Dauer der Handelsverträge, das Bankabcreintommen aber bis 1910 geschlossen werden soll. Die verschiedenen Ansichten wurden diesen Terminbestimmungen unterschieden. Es wurde zu wit führen, auf jede der sich darbietenden Eventualitäten näher einzugehen. Auch erscheint dies theilweise überflüssig, da bereits die Tagesprelle den Hauptfall, daß die Zollgemeinschaft nach 10 Jahren beziehungsweise 10 Jahren hört, die Bankgemeinschaft aber weiter bestehen bleibt, welche Combination Ungarn die Zuhörung eines Zollcordons gegen uns mit den Mitteln unserer Bank ermöglichen würde, eingehend erörtert hat. Gewiß in dieser Gedanke den Schwanzen für ein eigenes Zollgebiet jenseits der Leitha nicht fremd. Die Szell'sche Formel ist eben eine Compromißformel, das heißt, sie ist das Resultat von Kämpfen innerhalb des ungarischen Parlamentes und gibt einem Gedankengange Ausdruck, der bei in ungarn gewissen Kreisen existirenden Gegnern des gemeinsamen Bankgebietes Anklang fand. Die die eine Partei in dieser Formel nur eine Brücke zu Zoller nannte, die andere Partei in der Formel, bei Beibehaltung der Zollgemeinschaft den Weg zur wirthschaftlichen Souveränität Ungarns über all andern Theile der Monarchie erblickt, gerade in dieser Zweideutigkeit liegt ihre Stärke und das die Möglichkeit, sie zur Basis des Ausgleiches mit der ungarischen Opposition zu machen. Wenn die Gemeinsamkeit nur fünf Jahren Recht gab zu sagen, daß sie sich durch diese Bestimmung keinem von beiden. Vielleicht bekommt ihr Gedanke, daß die Zollgemeinschaft Zeitelbank darauf, daß sie auch ein so unsicheres Ding sei, erkennt man in Oesterreich doch nicht, daß sie auch sie die Formel Szell für die Oesterreich-Ungarische Monarchie birgt. Bedeute sie nun die Trennung der Zollgebiete, so sei sie für die vollständige. Die unbefriedigende Lage, in welche

ungarischen Handelspolitik, immer wieder sie eine Erwerbskrise in unserem Verkehre herausbeschwören, wie sie seit dem Jahre 1848 nicht mehr erlebt wurde. Dass aber ungeheure Massen hungernder Proletarier, die nichts mehr zu verlieren haben, gerade nicht jenes conservbierende Element sind, welches unser schon dermalen schwer erschüttertes Staatswesen beruhigen und festigen wird, darüber dürften sich auch unsere geborenen Staatslenker klar sein.

Wenn die „Wiener Abendpost" richtig informiert ist, dann besindet sich Ministerpräsident Graf Franz Thun zur Stunde in einer Art Wachen Stimmung, erster Art. Der Doch des § 14 ist gesichert, der Gelegenheit ist günstig. Da regt sich etwas wie Gewissen, etwas wie ein Nachdenken über die Frage, ob but this blow might be the be-all and the end-all here.

Die Beschäftigung des Nachdenkens ist vielleicht ungewohnt, aber auf seinen Fall schädlich. Ihr überlasse sich der Thane von Teschen mit demselben Eifer, den sein neuer geehrter Herr Collega auf die Erfindung seiner gefährlichen Formel verwendet hat. Dann bliebe ihm auch der fünfte Act des Trauerspieles erspart, welcher bekanntlich für die Hauptdarsteller stets böse ausgeht. Ein Macbeth allerdings, der sich die Geschichte noch rechtzeitig überlegt und rechtzeitig zurücktritt, wirkt nicht wie ein tragischer Held, sondern eher wie eine komische Figur. Aber das macht nichts. Besser ausgelacht, als beflagt!

Jacob Frohschammer in seinen Beziehungen zum Lehrerstande und zur freien Schule.

Von Dr. Karl von Scherzer (Görz).

Das bittere Los, welches einem edlen Denker in seinen idealen Bestrebungen, die Wahrheit zu erforschen und Aufklärung zu verbreiten, beschieden sein kann, ist kaum ignoriert und noch bei Lebzeiten zu den Todten geworfen zu werden! Frohschammer musste dieses herbe Geschick eines Verschollenen bis kurz vor seinem Tode ertragen. Es war dies das traurige Verdienst jener Dunkelmänner, welche es ihm nicht verzeihen konnten, dass er sich der Inder-Congregation und ihrem vom Papste bestätigten Decret nicht bedingungslos unterwerfen hat, sowie einiger Philosophen, welche die Freiheit der Wissenschaft zur Unterdrückung eines ihnen verhassten Denkers missbrauchten. In seinem durch nichts beirrten Kampfe um die Wahrheit hat er für seine Ueberzeugung viel gelitten, indem ihm jede Art von Unterstützung versagt wurde und er sich die grössten Entbehrungen auferlegen musste, um seine Studien fortsetzen und dabei seine Freiheit behaupten zu können. Gleichwohl hinderte ihn dies sein recht nicht, seinen Kampf gegen die kirchliche Autorität und das Unfehlbarkeitsdogma in einer Reihe von glänzenden Streitschriften in unthwolliger Weise fortzusetzen.

Wie sich aber für die Dauer die Wahrheit nicht einschüchtern lässt, so gelang es auch hier einem Manne, der seine Männer, dem herrschenden Strome zum Trotz der Verdrängung des vergessenen und verkannten Philosophen die Bahn zu ebnen. Namentlich hat Dr. Bernhard Münz durch seinen Essay: „Frohschammer, der Philosoph der Wirklichkeit" Breslau 1884 hierzu wesentlich beigetragen. Ihm ist es thatsächlich zu danken, dass man sich mit Frohschammers Ansicht, welches ihn von der pikanten Modephilosophie des Tages abseits hält, endlich beschäftigt und die Phantasie als Formprincip des Weltprocesses in den Sturz der Descartes setzt. Drei Jahre später gab Münz „Briefe von und über Frohschammer" heraus Leipzig 1887, welche ein lebendiges und anziehendes Bild von dem seltenen Menschen und eigenartigen Denker entwerfen. Die selben führen uns in das allmähliche Wachsthum und die Entwicklung seines Systems der Wirklichkeitsidee ein, welchem uns in die geistige Werkstatte des Mannes, der mit wunderbarer Klarheit das Gewirre der Meinungen, welches dermalen in viel Unruhe verwandt, durchdrang und mit unverzerrbarer Sicherheit jenen gut denen Faden ergriff hat, welcher uns heraus Lebendig ins hellen Sonnenlicht führt. Sie verschaffen uns aber auch den innigen Gehalt seines edlen, herzlichen Charakters, das Einzig, welches in ihm zur Erscheinung gekommen ist. Diese schildert sich in seinem bewundernswürdigen, heroischen Ringen der Ueberzeugung der Wissenschaft, welche in den Ordensbrüdern an die Dogmen und menschlichen Absurditäten der unfehlbaren Person, kaum in dem Kampfen in der Liebe zur Wahrheit in Gegensatz und in Widerspruch [illegible] Zeit [illegible] Ordensbrüder [illegible] Gesinnung des Verfassers das Zeugniss [illegible] Ehre [illegible] Ueberzeugung [illegible] mit unbeugsamer, [illegible] Wahrheit [illegible] Ueberzeugung [illegible] mit unbeugsamer, [illegible] Wahrheit [illegible]

Digitized by Google

zeugung wie die Wahrheit selbst für allein und absolut berechtigt hält, sich also mit der Wahrheit gewissermaßen identificiert. Dadurch werden alle übrigen Menschen mit anderen Ueberzeugungen für rechtlos betrachtet! Auf dem Standpunkte des menschlichen Rechtes muß ein Mensch dem andern gleiches Recht auf die eigene Ueberzeugung zugestehen, da bei dem Urtheil über die Wahrheit derselben immer nur Mensch gegen Mensch steht. Es gibt demgemäß keine Ungläubigen, sondern bloß Andersgläubige! Daraus folgt mit zwingender Nothwendigkeit, daß der Staat als Rechtsinstitut die Berechtigung, ja die Verpflichtung hat, allen seinen Bürgern das Recht der Ueberzeugung in völlig gleicher Weise zu sichern: Wächter der Toleranz zu sein und die einen vor Gewaltung durch die andern zu schützen. Es ist eben ein Memento des menschlichen und bürgerlichen Rechtes, seine eigene Ueberzeugung zu haben, aber zugleich Pflicht, dieses Recht auch andern zu gewähren.

Ueberaus anmuthend ist Frohschammers Verhältniß zu den Lehrern, deren beruflich und sociale Stellung er durch Verinnerlichen und Vertiefung ihrer Aufgabe zu heben versuchte. Er war davon fest durchdrungen, daß Philosophie und Pädagogik innig sich berühren und daher Hand in Hand miteinander zu gehen haben. Jeder Philosoph, jeder Denker, welcher die erkannte Wahrheit zum Gemeingut der Menschen zu machen sich bestrebt, muß auf eine der Wahrheit entsprechende Jugenderziehung bedacht sein. Wem diese gleichgiltig ist, dem fehlt es an der reinen, thatkräftigen Liebe zur Wahrheit. Ebenso erscheint aber auch der Lehrerstand, welcher als Hüter der Zukunft des Staates berufen ist in den Gang der Geschichte mächtig einzugreifen, unbedeutend ohne den Sinn für die Philosophie und ohne ein ernstes Nachdenken über das Wesen der Dinge, über die Stellung und Bestimmung des Menschen in der Welt. Der Lehrer bedarf eines klaren Einblickes in das Princip, sowie in die Methode der Erziehung und des Unterrichtes, er muß sich darum, insoweit es nur immer möglich ist, mit der kindlichen Natur nach allen ihren Fähigkeiten und Entwickelungsarten auf einen vertrauten Fuß stellen und zu diesem Behufe eingehend mit psychologischen oder allgemeinen anthropologischen Studien sich beschäftigen; er muß zugleich eine wissenschaftlich begründete Natur- und Weltanschauung sich zu eigen machen und schließlich den wesentlichen Zusammenhang alles Wissens zu erkennen sich bemühen, wenn er seinen Beruf nicht als mechanischer Arbeiter, sondern mit innerer Freudigkeit und Begeisterung erfüllen will. Thue die freie Erforschung der Wahrheit kann seine Erziehung zustande kommen, welche darauf gerichtet ist, den Menschen seiner Natur gemäß zu entwickeln und die Vernunft, sowie das Gewissen in ihm zur Herrschaft zu bringen.

Von solchen Grundsätzen getragen, war Frohschammer stets ein treuer, wohlwollender, selbstloser Freund, Berather, Vorkämpfer und Fackelträger der so empfänglichen, noch im Werden begriffenen Lehrer. Die an dieselben gerichteten Briefe sind durchweht von einem, vom Dünkel so mancher Gelehrten überaus wohlthuend abstechenden, Bestreben, sie zu höheren Zielen zu erheben: sie auf dem ungewohnten Pfade schrittweise weiter zu führen, ihre Bedenken zu zerstreuen, unverdrossen den Vorn seiner Beisheit ihnen zugänglich zu machen und die sich vor ihnen auftürmenden Schwierigkeiten zu beseitigen. Geradezu rührend sind in dieser Beziehung Frohschammers Briefe an den Lehrer Bergfeld. Dieselben zeigen uns den Philosophen, wie er mit sokratischer Milde dem anfmerksamen Lehrer an die Hand geht, ihm jedesmal sein Ziel leiht und mit unverwüstlicher Geduld alle seine zahlreichen Bedenken und Fragen beantwortet und seine Einwande entkräftet. Er ermuntert ihn, durch etwaige Unklarheiten sich nicht einschüchtern zu lassen und ihm freiherzmuth immerdin seine Zweifel auszuvertrauen. „Irrgeleiten Bedenken, schreibt Frohschammer, darf man durchaus nicht einen geneihen, sondern aber erwünscht, da sie mir Gelegenheit bieten, manches Schwierige und Dunkle zu erläutern und den Verstandnis näher zu bringen“. „Es wurde mir zu großer Genugthuung dienen und reiche Entschädigung gewähren für alle Arbeit, Beschwerung und Verfolgung, wenn es meiner Philosophie beschieden ware, da zu heimsagen, den Lehrstand für seine große Aufgabe, die ihm die Zukunft bringt, tüchtig zu machen. Denn was die eigentliche philosophische Theologie für die Gelehrten, das ist die Philosophie im Bunde mit der übrigen heutigen Wissenschaft, insbesondere auch der Naturwissenschaft für die Lehrer werden, da sie dem Volke die moderne Cultur, Civilisation und Humanität vermitteln sollen; zum Theile in höherer Potenzierung genau die nach gute mündige Theologie und Confession, welche Zuversicht oder Muthigkeit anflößen“.

Diese Gesichtspunkte, Anregungen in Frohschammers andauernden Ermunterungen zieren sich [illegible]. Dem nicht [illegible] [illegible] [illegible]

Rechtes und des Staates sich befinden, sie darf nicht als außer dem Gesetze stehend erklärt werden. Nur die Privilegien halte ich für ungeeignet; nur eine äußerliche Zwangsherrschaft dieser oder jener Religion erscheint mir völlig unberechtigt. Das imperium beseitige ich, nicht das ministerium und magisterium; nur soll das letztere von der Wissenschaft lernen und das erstere sich mehr und mehr von Aberglaube und Zaubermesen reinigen und einen vorherrschend ethischen Charakter annehmen." Seine Religion war die reine, lautere, ethische Gemüthsreligion des Stifters des Christenthums. Hätte er vielleicht zur evangelischen Kirche übertreten sollen? Dieser Uebertritt erschien für ihn ausgeschlossen, weil der Verfechter des Rechtes der eigenen Ueberzeugung sein wissenschaftliches Gewissen nicht der Vormundschaft eines anderen Dogmas überantworten konnte. Oder hätte er sich etwa der altkatholischen Bewegung anschließen sollen? Die an den Pfarrer Boehring gerichteten Briefe geben uns über die ritterlich erwogenen Gründe Aufschluß, welche ihn veranlassten, auch jener neuen Richtung gegenüber sich ablehnend zu verhalten. „Dass ich mich an der altkatholischen Bewegung nicht betheiligt habe," schreibt er am 27. November 1882, „hat seinen Grund nicht bloß in meinen philosophischen Arbeiten, sondern hauptsächlich darin, dass ich diese Opposition nicht für entsprechend halten konnte, nachdem der richtige Zeitpunkt für eine solche verjäumt wurde. Als es noch Zeit dazu war, in den Sechzigerjahren, also vor dem vaticanischen Concil, wo ich dieselbe zu inaugurieren suchte, da fand ich keinerlei Unterstützung; im Gegentheil, gerade die nachmaligen Führer derselben, Dollinger an der Spitze, lagen sich öffentlich durch eine Erklärung, als zu weit gehend, von mir los, und hetzten dadurch die Jesuiten und ihren Anhang gegen mich, um sich selbst desto sicherer zu schützen. Damals, vor vollendeten Thatsachen, wäre noch etwas auszurichten gewesen — nach denselben nicht mehr. Nachdem die katholischen Gelehrten Deutschlands, welche man in Rom am meisten fürchtete, ihre Unterwerfung unter die päpstliche Autorität durch Döllinger angezeigt sahen, konnten die Jesuiten dreist vorgehen; — auf das Recht der Opposition im Namen der Wahrheit und der Wissenschaft darf zu verzichten! Ich habe dies alles in meinen Aufsätzen über die religiösen und kirchenpolitischen Fragen der Gegenwart des weiteren auseinandergesetzt. Ein Hauptbestreben der Altkatholiken bestand darin, mir die Spalten der „Allgemeinen Zeitung" zu verschließen. Es gelang ihnen zwar nicht, da die Cotta'sche Verlagsbuchhandlung auf meiner Seite stand*; gleichwohl haben sie mir viele Mißhelligkeiten verursacht, und überdies in ihrem „Werein", wo es nur immer möglich war, weidlich mich verunglimpft."

Am liebsten wäre Frohschammer, wie er gleichfalls um jene Zeit einem teuren Freunde geschrieben, „in die dogmatisch jede tolerante vereinigte Kirche der Pfalz eingetreten, wenn dieselbe in München eine amtliche Vertretung gehabt hätte."

Als echter Bekenner des Christenthums ward der edle, humane Denker mit Entsetzen den Ausbruch und das Umsichgreifen des Antisemitismus in Oesterreich gewahr. Sein reine hätte er gegen diese geistige Epidemie seine warnende Stimme erhoben. „Aber," schreibt er am 10. November 1892 an Dr. Munz, „ich weiß nicht recht, wie dies anzufangen ist. Ich habe in Wien leider meine besten, theilnehmendsten Freunde, Etienne und Friedländer, die Chefredacteure der „Neuen Freien Presse", durch den Tod verloren und neue nicht gefunden. Ob es mir noch den Lebzeiten gelingen wird, solche Freunde zu gewinnen, weiß ich nicht, wahrscheinlich nicht, vielleicht finden sich solche erst nach meinem Tode, welche etwas für meine Bestrebungen thun können und thun wollen." Noch am 17. Januar 1893 bemerkt er über den gleichen Gegenstand: „Allgemeine Erörterungen, wie sie der Philosophie mehr entsprechen, machen auf das große Publicum keinen Eindruck, am allerwenigsten auf das antisemitische! Dabei zeigte sich mir bald, dass eine Erörterung des Verhältnisses zwischen Judenthum und Christenthum, wie ich sie gestalten müsste, wieder Entrüstung und „Lernentrennung von Seite der Hetzrichter bewerkstelligen würde. Vielleicht dass es mir im nächsten Sommer doch gelingt, eine passende Form zu finden!"

Tief traurig sind Frohschammers Stimmungsberichte aus München. Am 1. November 1883 berichtet er dem Herausgeber des Briefwechsels: „Unser Centrumminister hat nichts mit den Ultramontanen Kammerwahlen zu rechnen, welche aus den bayerischen Wahlen bedeutend verstärkt hervorgegangen sind und wo allein nach Ultramontanisierung des Centrumministeriums, wovor dies abwarten. Unterschleife nicht. Bei einigen Fragen wird ein Progressist, respective die Summe ihrer Forderungen publiciert; dasselbe findet sich auch die, dass die Kirche wieder eben berechtigten Einfluss auf die Besetzung der Lehrkanzeln an den katholisch-theologischen Universitäten (München und Würzburg) erhalte, und zwar speciell der Lehrstühle der Theologie und Philosophie. Sie werden zwar vorläufig ihre Forderung nicht durchsetzen können, allein dieselbe, aller Wahrscheinlichkeit nach, wenigstens theilweise in der Zukunft doch erreichen. Schon gegenwärtig ist der einzige Damm gegen die ultramontane Ueberflutung der König, welcher das liberale Ministerium trotz der clericalen Stimmenmehrheit hält; allein niemand kann sagen, wie lange es dauert, indem dies rein persönliche Verhältnisse sind." Am 2. October 1882 fuhr Frohschammer fort: „Sie sehen, wie weit die Sachen bei uns bereits gediehen sind. Dr. Ritter, der Jesuitenzögling, hat dermalen so ziemlich die Zügel des bayerischen Cultusministeriums in der Hand, und es muss nun in Bayern jene Philosophie gelehrt werden, welche die bayerischen Bauern im Dienste des Papstes durch Ritter fordern! Daher hat die Scholastik hier schon einen Vertreter in Heern von Hertling und auch nach Würzburg kommt nicht der von der Facultät in erster Stelle genannte Professor Dr. Jodl,* weil er liberal ist, sondern ein clericaler Scholastiker. Das alles ward gefordert und gewährt im Namen der Freiheit der Wissenschaft! Die Philosophie muss als Magd der Theologie an der Universität wirken, „weil sie frei ist. Dem Minister leuchtete das ein — ihm ist ohnedin die Philosophie und jede beliebige Richtung derselben ganz gleichgiltig — und selbst die liberale Partei fand dies ganz in der Ordnung. Es ist somit genau das eingetreten, wogegen ich vor 25 Jahren gekämpft und was ich im Namen der Freiheit der Wissenschaft zu verhindern gesucht habe. Die Sache ist eben eine Machtfrage, gleichwie die Geltendmachung von Dogmen eine solche ist."

Noch einen Monat vor seinem Hinscheiden beschäftigte Frohschammer dem Herausgeber der uns vorliegenden hochinteressanten Briefsammlung, dass er mit seinen Kassandra-Rufen recht behalten habe. „Bayern sieht jetzt unter der Gewalt des Ultramontanismus; Kammermajorität und Staatsregierung stehen unter seiner Herrschaft. Die Minister haben theils selbst ultramontane Neigungen, theils fürchten sie für ihre Stellen bei einer Opposition gegen den Ultramontanismus, welcher seinen Glaubenseifer größtentheils auch in wildem und fanatischem Hass gegen alle Andersgläubigen zu bewerkstelligen sich bemüht!"

Lebhaft ist zu bedauern, dass Frohschammer in seinen Studien so spinnenartig sich eingesponnen hatte, dass er selbst ein Lehrbuch und ohne Umgang lebte, mit der Zeit zu einem armen, freudlosen Melancholiker und Hypochonder wurde und dadurch unter seinen Collegen an der Universität nicht eine der Höhe seines Wissens und seines Charakters entsprechende Stellung sich zu erringen vermochte. Vielleicht würde sein Dasein sich anders und erfreulicher gestaltet haben, wenn eine traute, theilnahmsvolle Gattin an seiner Seite gewaltet hätte. Bedauerlich kuft er einmal aus (pag. 219): „Ich selbst musste zwar des ehelichen Glückes entbehren, aber ich kann mir lebhaft vorstellen, dass es kein größeres Glück in diesem pi to beschwerlichen Dasein gibt, als eine treue, liebevolle Lebensgefährtin zu besitzen." Und ein andersmal beglückwünscht er seinen Freund Bachring zu seiner neuen Verheirathung: „Wohl ihnen, dass Sie das Glück haben, durch eine treue, theilnahmsvolle Lebensgefährtin Ihr Alter vor trauriger Vereinsamung bewahrt zu wissen, die leider mein unabwendbares Schicksal ist. Sie werden dieselbe wahrscheinlich schwerer ertragen als ich, welches all' sein Lebtag daran sich gewohnen musste, obschon trotzdem meine Vereinsamung darüber oft eine recht große war."

Auch in die Herausgabe der im Briefwechsel besprochenen Briefsammlung hat sich Dr. Munz, und das Andenken des großen idealen Denkers, welcher die Wahrheit um ihrer selbst willen suchte und weder nach Ruhm, noch nach Lorbeeren agirte, ein wohlthätiges Verdienst erworben. Sie zeigen dem Laien den Werken im hellen Lichte des Wortes, welcher sein Schmerzenskind an die That überlieferte, seine Lehre auch gelebt, seine gelauterten Gedanken in seinem Umgang kannen und beobachtungen Charakter gewandt anschaulicher hat. Wann doch und wo dereinst hat es der besten Autoritäten, die es gab, oftmals allen Hindernissen und Mühseligkeiten zum Trotz, mit Liebe und Begeisterung gelungen ein Ende gefunden und dadurch an den großen, unvergänglichen Gedanke des menschlichen Wissens, welches die Erinnerungsschrift in vielen Jahrhunderte ist, maßlose und unerbrochene Bauweise durchzuführen. Als edler Janus Cornus hat es gedient, und als solcher ist er auch aufgefasst. Der zum Himmel Aufwärtsgewandte Kopf, mit Recht sie haben, so Vergangenheit und Zukunft. Die Cornus ist auch ohne Lorbeerkranz. Arbeit, den Kranz und Anerkennung hat er auch in Rede. Der Kranz ist dem nach wenigen Tage, am Samstag, den 4. Juni 1893, [illegible] Wien seinen Bäumen. Dieses [illegible] Bäumen [illegible] Amerika [illegible] [illegible] [illegible]

Die Entdeckung der Provinz.*)

Ein flüchtiges Plaudern.

Mit meinem heutigen kleinen Gastspiel in der „Zeit“ werde ich bei den Großstädtern nicht gar viel Beifall finden — am wenigsten bei meinen verehrlichen Zeitgenossen von der Feder. Die Schuld daran fällt aber lediglich auf Hermann Bahr, der mich eingeladen hat, den Großstadtgeistern ein kleines ästhetisches Donnerwetter zu machen. Bahr kennt meine Schwächen, die Abneigung gegen große Städte, die Vorliebe für das Landleben. Und da hat er die Großstädter halt ein wenig bei mir verklagt, weil sie alle weiß just meinten, das geistige Leben mit Löffeln getroffen zu haben, während da draußen in der Provinz alles gründlich verphilistert, wenn nicht gar verdauert sei. Sofort falle ich rein.

Ja, meine lieben Wiener! Wir da herausen auf dem Lande sehen euch schon lange an, wie ihr ganz auf eigene Faust Kultur, Civilisation und Fortschritt spielt, so selbstbewusst und ansichtlich, als ob es hinter den Bergen keine Leute gebe. Die Hauptstadt geht voran! Das wäre ja ganz natürlich, wenn es — natürlich wäre. In vielen Dingen mag es stimmen, was jedoch das geistige Leben anbelangt? — Freilich gibt es in der Großstadt eine Menge Bildungsanstalten, aber solche gibt es auch auf der Provinz und verhältnismäßig sogar mehr. Freilich gibt es in der Großstadt überall gesellige Kreise, man geht in dieselben aber nur zumeist, um geistreich zu sprechen, statt geschenkig zu spielen. Man will sich nicht sammeln, man will sich zerstreuen. Der Geist geselliger Menschen gibt sich in Kleingeld aus: es mögen glänzende, klingende Münzen sein, aber sind nicht viel wert.

Wie sehr die Großstadt einen verletzen kann, davon ein Beispiel. Ich hatte in Graz einen jungen Freund. Das war ein frischer, für alles Ideale glühender, in seiner edlen Begeisterung fast revolutionärer Geist. Der ging auf einige Jahre nach Wien und wie kam er zurück? — Was er früher in langen Ode ausgeprieen, das verlobte ihm jetzt kaum eines Wortes Raum? „Nur in schönen Weibern.“ Menschenliebe? „Fängt bei sich selber an.“ Nationalität? „Unsinn!“ Religion? „Blödsinn.“ Menschenrechte der arbeitenden Classen? „Zwecheln!“ Kunst und Wissenschaft? „Ach, lass mich. Ich will das Leben genießen.“ Er war ein echter Wiener geworden. Anderseits kenne ich auch Wienerkinder, die, von der Provinz in die Großstadt zurückgelehrt, nur mehr naturbenunnten oder bücherquellen wollen und ihres Kutschkaus kein Talent mehr haben. Sie sind eben „verbauert“.

Die Mutter des Geistes, der Seele und des Könnens ist die Einsamkeit. Freilich gibt es auch in der Großstadt Einsamkeiten, aber es sind die zerstörenden Einsamkeiten der Wüsten, des Gefängnisses, ist sind nicht so kräftigend und fruchtbar, wie die Einsamkeiten der Auen, Wälder und Berge. In der Stadt liegt zwischen Natur, Leben und dem Dichter fast immer das Buch. Und über den Buchrand dünzelt er hinaus, was es Neues gibt im Salon, im Atelier, in der Litteratur. Der Großstädter ist ein sehr naiver Patron, von allem, was der Tag Aufsallendes, Neues bringt, glaubt er, es sei Fortschritt. Es ist aber zumeist nur ein Wis des Momentes, im besten Fall eine Mode. Der Provinzler sieht sich zu, welches Lebtgeld der Großstädter für die Neuheit zahlt: wenn sie sich bewährt, dann greift er auch danach. Der Provinzler überlebt oft die Mode, nie aber den Fortschritt.

Manchmal will auch mich die Einsamkeit des Landlebens, der Provinzstadt verdrießen, dann gehe ich hinein in die Großstadt. Nach längstens zwei Tagen komme ich gehetzt, matt und vieler wenn Liedel: „Wie sollen sie das kandliche Leben!“ Tun in den Hosen der angebornen Steinbanien gibt es so gewisse manch großes und edles Menschen, doch im allgemeinen in das Dasein des modernen Großstädters sein Leben mehr. Blos nur eine Jagd nach Leben. Er sieht alles, nur sich selbst nicht, findet vieles, nur sich selbst nie. Er muss in einem anderen gewonnenen Verhältnis sich sich werden, denn in allen möglichen Dritten kommt er, nur an sich nicht.

Immer weiter, immer weiter! Das Land ist ein Gefängnis, gelobt!

Es ist aber durchaus nicht sehr natürlich, dass die Großstadt stets den Vorrat geistiger Kräfte hat. In der [illegible] Fabrik, die so riesig [illegible] das geistige das mittelste, das verhältnismäßig besonders aber das [illegible] Schlechteste [illegible] Mittel, mache Brauchbare [illegible] auch [illegible] Großstadt nicht unterschieden, wenn [illegible] am Gegensatz zu [illegible] Leben in Acken sind in [illegible] Bedürfnisse [illegible] Natur und [illegible] menschen [illegible] und [illegible] Bedürfnis [illegible] Geist [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible]

es später doch durch Zeichen oder Geberden auch den anderen zu geben, die noch im Finsteren sind, dann wird es helle sein. Ich weiß nicht, ob man gleich verstehen wird, was ich sagen will. Man muß es, um es mitzuwissen, einmal an sich selbst erlebt haben. Es ist etwas ganz anderes als die Lust an einem Werke, das etwa durch die Kraft und den Ernst seiner Gedanken oder auch durch eine seltsame und neue Anmuth gefällt. Ein Werk kann schlechterdings vollkommen sein, ohne doch zu jenen höchsten zu gehören, die, ungeheuere Ereignisse, und auf ein Mal die ganze Kunst, ja das Wesen der Schönheit selbst offenbaren, Geheimes aufregen, das stumm in uns geschlafen, und nun, furchtbar, die mächtigsten Stimmen erhebend, uns durch ihre bloße Erscheinung ein neues Leben, jetzt erst das wahre Leben beginnen lassen. Das wird uns auf unserem armen Weg kaum zwei oder drei Mal zugetheilt. Seit jener ersten Bewegung mit dem Pause ist es mir bis zu diesem Schubert nicht mehr geschehen. Hier habe ich wieder das Gefühl gehabt: es spricht aus, was wir mit unseren elenden Worten nicht sagen können, aber wir können nicht leben, wenn es uns nicht gezeigt wird, deshalb ist den Menschen die Kunst gegeben worden. Was das ist? Ja, wenn ich es nennen könnte! Ich weiß nur, daß ich bös werde, wenn man mich fragt, ob ich ein Deutscher bin. Nein, antworte ich, ich bin kein Deutscher, ich bin ein Oesterreicher. Das ist doch keine Nation, wird mir entgegnet. Es ist eine Nation gewesen, sage ich, wir sind anderen als die Deutschen, sowohl für mich. Definieren Sie das! Ja, wie soll man das „definieren“? Aber in diesem Schubert ist es zu sehen! Diese Stille, diese Milde, dieser Glanz auf einer bürgerlichen Bescheidenheit — das ist unser österreichisches Wesen! Da haben wir unser österreichisches Gefühl: das der Mensch, wie klein er sein mag, doch eine Flamme in sich hat, die in keinem Sturm des Lebens je verlischt. Wir haben jeder unser Heiligthum in uns, das vom Schicksal nicht betreten werden kann. Mag es brausen, es kann uns nichts geschehen. Die kleine Flamme sticht nicht aus. Unseren tiefen Wert nimmt uns niemand weg. Das ist es, was ich das wienerische Gefühl des Lebens nennen möchte. Wie oft empfinden wir das an Fremden unserer Stadt! Ihrer sind wir in diesem Sinne sicher: denn wir spüren, daß ihr eigentlicher Reiz in einem geheimnisvollen Werte ist, den sie nicht verlieren können, den keine Noth und keine Sünde brechen kann, der stärker als die wüsten Mächte des Lebens ist. Das sagt mich dieser Schubert mit den singenden Mädchen, den Bürgerlichen und den stolz Resignirten haben, in einer unbeschreiblichen — ich möchte sagen fröhlichen Melancholie empfinden, in derselben tröstenden Traurigkeit, die die kleinen Berge in der Brühl haben. Ich will mit niemandem streiten, ich will niemanden bekehren, ich habe nur gelagt, was ich bei diesem Bilde fühle. Schönheit läßt sich nicht beweisen, mit dem Verstande werden wir ja der Kunst nicht nachkommen: erzählen wir, was sie uns geschenkt hat, und lassen uns dankbar sein.

Engelhart's Kaunitz wird sehr bewundert. Der Adam und die Eva sind von Engelhart modellirt, von „zelezny geschnitzt“: die Schlange hat Georg Klimt getrieben; die Landschaft soll in Zelle gestickt werden. Die Leute staunen, daß ein Kaunitz wirken kann wie ein Bild. Aber sie staunen nicht bloß, es heimelt sie an. Sie erinnern sich dabei an die Wandschirme von Engelhart in der ersten Ausstellung der Secession. Sie sieben unter den Bogen von Josef Hoffmann und sie seinen sich dann in dem kleinen Zimmer die Möbel von Hoffmann und Ehrlich an. Sie beginnen das alles noch gar nicht recht, aber es wird ihnen wohl dabei und sie fangen jetzt nach und nach doch zu merken an, was „diese jungen Menschen“ eigentlich wollen: daß ihnen die Schönheit und die Kunst nicht eine Verzierung ist, die man dem Leben von außen zuzugeben erst zu fügen muß, sondern daß sie die einzige wahre Form des Lebens selbst ist. Wir sollen uns nicht mit schönen Dingen umgeben, sondern wir sollen auf eine schöne Weise da sein, rings von Zeichen unserer Schönheit so umgeben, daß wir uns an ihnen entwickeln und nicht mehr ins Schiefe verirren. Diesen jungen Menschen“ genügt es nicht mehr, irgend ein schönes Bild zu malen, das dann in einem Museum hängt und von zwei bis vier Uhr angesehen wird — und dann gehen wir wieder ins Gemeine zurück! Nein, sie wollen uns mit ihren Werken so umwellen, daß wir besser durch sie werden, freudiger zum Thun und edler im Genießen. Um unser ganzes Dasein wollen sie Spiegel unserer Weisen geben, daß wir das, was wir eigentlich sind, das Liebe, das im Grunde alles Hassen und Schelten doch wollen, zurück in uns finden. Den tiefen Ernst der Spiele, die wir treiben, doch nicht vergessen, niemals ganz verlieren können. „Zieten jungen Menschen“ ist es nicht genug, ein paar schöne Linien oder Farben zu finden, sondern es schreibt ihnen vor, so zu wirken, daß unser ganzes Leben darein eine heitliche Linie bekommen soll und daß spare einmal, wie das ästhetische Geschlecht, das uns selbst wird, jedes Wort, das der Mensch und jeder Schritt, den er thut, jede seiner Bewegungen immer gleich von selbst zu Huldigung an die Schönheit werden wird. Man hat gelacht, weil ich einmal geschrieben habe: Wenn wir nur ein paar Leute sesseln sitzen, werden wir auch zu besseren Menschen werden. Ich kann aber den Leuten nicht helfen, wenn sie so dumm sind, daß sie guten Zeiten von den schlechten. Sie sollten nur einmal ein bißchen über die Renaissance nachsieen.

Ueber Andri ist in den ersten Tagen der Ausstellung am meisten geredet worden. Man war ganz baß. Dieses Können, diese Ruhe — gar kein Suchen des Anfängers! Ja, das ist ein Meister, hat man gesagt. Und man hat gefragt: Wer ist das? Das ist ein junger Wiener, der seit Jahren im Prater sein Atelier hat. Warum hat man von ihm noch nichts gehört, wie kommt das? Er hat einmal im Künstlerhaus ausgestellt, dann ist ihm die Lust vergangen. Warum? Siehe die Wirthschaft in der Genossenschaft. Er hat gar keinen Muth mehr gehabt. Er ist froh gewesen, ein paar Gulden zu verdienen. Ein Künstler zu sein, hat er sich gar nicht mehr getraut. Siehe die Wirthschaft in der Genossenschaft. Dort hat man ja den jungen Leuten vorgerechnet, daß man in Wien kein Künstler sein darf, bis sie ganz klein und feige und elend geworden sind. Jetzt wachen sie auf einmal wieder auf, bekommen Muth und melden sich, regen sich auf allen Seiten, auf einmal gibt es überall Talente! Den Künstlern hat man in der Genossenschaft vorgelogen, daß für die Kunst bei uns kein Publicum da ist, und dem Publicum hat man vorgelogen, daß bei uns keine Künstler da sind. Aber jetzt ist die Secession da, die lügen sie selbst in der Genossenschaft nicht mehr weg.

Von den Leuten werden auch die Büsten der jungen Russin Ries sehr bewundert. Ich kann das schon begreifen: sie sind wirklich „famos gemacht“. Ich darf aber doch meine Bedenken gegen ihres keken und rohen Naturalismus nicht verschweigen. Er ist mir gerade so zuwider wie das andere Extrem: das conventionell Hübsche, das man in guten Häusern auf die Oefen stellt. Er arbeitet halt mit dem conventionell Häßlichen. Conventionell ist es geradeso, es ist geradeso Manier, es ist geradeso unwahr. Er hat eine wahre Freude, den Menschen in einem schlechten Moment zu ertappen, wo er durch das Gewöhnliche bedrückt und gleichsam von allen guten Geistern verlassen ist. Er soll uns einen Philosophen zeigen, den wir innig verehren, und er zeigt uns einen alten Hebräer, der über die Courte nachzudenken scheint. Als Antwort auf die Mode, die Menschen mit den Idealen eines Friseurs anzuziehen, ist das vor zehn Jahren sehr „sesch“ gewesen. Aber ich glaube: heute ist es nicht mehr nöthig. Die Ideale des Friseurs sind schon verjuncken, wir brauchen den wüsten Naturalismus nicht mehr. Und wir wissen doch jetzt wieder, daß es das Amt der Kunst immer gewesen ist, den Menschen in seinen großen Momenten zu belauschen, wenn er das Beste sein und Wesentliche unserer ernsten Erstenz abgestreift hat und zu sich selbst gekommen ist.

Die vierte Ausstellung der Secession ist die schönste, die wir noch gesehen haben. Man erinnert sich vielleicht, wie wir bange gewesen ist, wie ich gewarnt, wie ich leise gemahnt habe.“ Ich habe mich geirrt. Ich bekenne das gern. Ich habe ja gewußt, was unsere jungen Freunde wollen. Aber ich habe nicht gewußt, was sie können. Dies hat niemand gewußt: ich glaube, sie selbst nicht. Dies ist über alle Hoffnungen groß: es ist wie ein Wunder!

Hermann Bahr.

Concerte.

Nichts charakterisirt besser die Eigenthümlichkeit unseres Concertlebens, als die Thatsache, daß das Münchner Kaim-Orchester bei uns ein Gast geworden ist, den man wohl oder übel einladen muß. Wir brauchen eben mehr Musik, als wir selbst aufführen können. Wir brauchen auch mehr Dirigenten, als wir haben, ich meine natürlich nur solche allerersten Ranges. Jahr um Jahr kommen sie auch zu uns gezogen, die schönsten Hoffnungen im Herzen, wir tokettieren ein wenig mit ihnen, wir werden mit ein ander bekannt, wir sagen uns freundliche Worte, aber es wird nie Ernst gemacht; entweder sie gefallen uns nicht, oder wir gefallen ihnen nicht, und nach beendigter Saison erblicken wir wieder den alten Rauf nach neuen Musikern und neuen Führern.

Von den Dirigenten, die wir diesmal kennen lernten, hat mir Stavenhagen am wenigsten gefallen. An keinem der drei Concertabende spielte das Orchester so langweilig und ausdruckslos wie unter ihm. Dies sei besonders bei der dritten Symphonie von Brahms auf, deren Tempi verschleppt, deren Nuancen abwechslungslos, und deren Violinpassagen so unrein gespielt waren wie ein einzig Dilettanten-Orchester. Das daran schuldig war das Orchester allein schuld war, bewiesen die ungleich inniglicheren Leistungen an den beiden folgenden Abenden unter Wolf und Weingartner. Ersterer arbeitete diesmal im Gegensatz zu seinem letzten Auftreten in Wien mit seiner ganzen Energie auf eine glanzende temperamentvolle Ausführung hin und erreichte namentlich das Streicherorchester zu einer großen Feinheit, an der es allerdings den indirecten Lehren Hans Richters gegenüber sehr wenig hatte. Was so gelernt, unmittelbar einschlagenden Erfolg in das Gemüth der Zuhörer hervorrief, sah man in Wien gespielt werden wie diesmal. Selbst ein alter Concert von Bach für zwei Violinen und Violine mit Orchester und Mozarts Variationen für Streichinstrumente waren die Glanznummern des Abends. Wie man nach der Zahl der Zugaben, die man nach der Zahl der Zugaben, die man nach der Zahl der Zugaben, die

nicht recht aufprechen. Das in Wien selten gehörte Werk konnte trotz brillanter Aufführung das schon ermüdete Publicum nicht mehr erwärmen. Wahrscheinlich merkte man überdies doch auch, dass Liszt bei aller Virtuosität in der geisterischen Durchführung seiner drei Charakterbilder nicht die ursprüngliche, absolut originelle Erfindung hat wie Wagner, der in der vorangehenden Nummer so sehr begeistert hatte. Man mag ihn so hoch schätzen, wie man will, im Vergleich zu den frischen Rosen Wagners erinnern seine Producte doch etwas an gemachte Kunstblumen. Zum Ueberfluss ist uns im letzten Concert ein Vergleich zwischen Wagner und Liszt wieder aufgedrängt worden, als auf das Siegfried-Idyll Liszts Tasso folgte. Wieingartner ergieng damit, wie mit dem ganzen Concert, einen großen äußeren Erfolg. Stellenweise begierte er mit so viel Eifer, dass sich die Aufmerksamkeit des Publicums ganz von dem Orchester abwandte und ausschließlich seinen ekstatischen Bewegungen folgte. Kein Zweifel, dass man auch mit solchen Bewegungskünsten und ausdrucksvollen Posen auf das Publicum wirken und es sogar zu einem nicht geringen Grad von Anregung, wenn auch nicht Kunstbegeisterung, hinreißen kann. Das wussten schon die alten Chinesen um einkauend vor Christus. In ihren gelesenen Musikfolianten sind immer der Grundsatz vertreten, dass die musicierenden Tänzer durch ihre Bewegungen genau das ausdrücken sollen, was die Musik auch durch sich selbst zu sagen bestrebt ist. Bei tanzenden Sängern mag dieses Princip begreiflich sein, aber seitdem Musik eine für sich bestehende Tonkunst ist, will es mir scheinen, dass im Concert die Begeisterung erregt werden soll durch das, und nur durch das, was das Orchester spielt. Ueber diesen Gebrauchsartikel soll man den Dirigenten vergessen, aber nicht umgekehrt. Wieingartner scheint mir diesmal die Grenzen seines Wirkungskreises weitentlich überschritten zu haben, er hat sich selbst mit seinem Taktstab producieren, und hätte doch nur die Production des Orchesters leiten sollen. Wenn das Publicum nur wüsste und an sich selbst erfahren könnte, wie wenig Eindruck gerade diese Art des aufgeregten Schaudirigierens auf die Orchestermitglieder selbst macht, die mit guten Gründe verlangen, dass sich zwischen sie und das Publicum nicht ein fremdes Element als selbständiges Schauspiel hineindränge! Ich hatte Weingartner für einen zu guten Musiker, als dass ich glauben könnte, er hätte sich bereits dauernd auf diese Form des Dirigierens verlegt. Ich vermuthe vielmehr, dass die jetzt immer mehr um sich greifende Sitte des Gastdirigierens ihn und manche andere Dirigenten verleitet, ihre Leistung zu forcieren, weil sie gezwungen sind, in zu kurzer Zeit alles, was sie können, möglichst eindringlich dem Publicum vorzuführen. Darum gerong des grausen Spieles. Ich wünschte nicht, dass sich die Mode der Dirigenten-Gastspiele als dauernde Institution bei uns ein bürgere. Als einmaliges Curiosum mag man sie hinnehmen, aber mit der Zeit verdirbt sie die Orchester. Die unerlässlich der sachtigsten musikalischen Führer und lenkt auch die Aufmerksamkeit des Publicums ab, das sich an Nebenessrte so sehr gewöhnt, dass es die Kunstwerke selbst vernachlässigt.

Unter diesen Umständen ist es begreiflich, dass wir mit dem Gefühl des wohlerworbenen Vertrauens und erprobter Sicherheit zu dem letzten Concert unserer Philharmoniker flüchteten, dass uns allerdings weniger festatmende Ueberraschung, aber einen wardigen Abschluss der interessanten Concertsaison brachte, die uns in dieser Saison beschieden waren. Dass wir bei den Aufführungen unseres altbewährten Orchesters gerne auf manche Neuerung verzichtet hätten, die heuer eingeführt wurde, wie auf die Aufführung eines Quartetts und die Eingriffe Mahlers in die Instrumentation der Symphonien Schumanns und Beethovens, habe ich seinerzeit schon erwähnt; aber abgesehen davon hat gerade die Schlussaufführung den besten Eindruck hinterlassen und mit ihrem Glanz auf den Instinct der ganzen Concert-Saison versöhnlicher Weise zurückgewirkt.

Ein Ereignis wesentlich anderer Art war die Erstaufführung von L. Perotis Oratorium „La Risurrezione di Lazzaro“. Wochen zu monatelang wurde das Publicum durch empfehlende Ankündigungen darauf das große Werk vorbereitet. Man sah der Aufführung mit einer gewissen Spannung entgegen, obgleich man sich der risikolosesten Reclame, die heutzutage mit Musikgut getrieben wurde, sein konnte. Perotis großen Erfolg und den zahlreichen darauf folgenden großen Triumphzug gegen alle von Italien aus kommenden Kunstvergnügte muss man kennen, um sich ihn ganz richtig zu denken. Es genug nun denn, Perotis neuigkeit gemacht, in das Concert Rath Brendlung der Aufführung aber ich hab man nur lange Gesichter. Das alte volle das berühmte Oratorium sein, das war der Publicum das man gewohnt und wenigstens Zahlungsdauer? Es mussten sich schon so viele Mängel schlagender Behandlung und Form zu Tage, dass der Fall war. Denn das Werk gieng von dramatischen Momenten, einem leidlich Mangel schlagender Behandlung und Form zu Tage, dass der Fall war. Denn das Werk gieng von dramatischen Momenten, einem leidlich Mangel schlagender Behandlung und Form zu Tage, dass man es sonst in italienischen Compositionen gewohnt ist. Das ist aber auch alles, was man dem Oratorium Gutes nachsagen kann. Schon der Inhalt der Dreiteilstücke ist deglich unbedeutend; die Instrumentierung mit den vielen ordinären Trompetenstoß und den starken Blechbesetzen ist weder charakteristisch, noch originell. Eine große Entfaltung bereiten auch die Chöre, die, sonst der beste Theil der Oratorien, mit einer Einfachheit, um nicht zu sagen Armseligkeit, behandelt sind, dass eine tiefere Stimmung und größere Begeisterung durch das ganze, glücklicherweise kurze, Oratorium hindurch nicht aufkommt.

Die Aufführung konnte bei unserem vorzüglichen Orchester und dem für die leine Aufgaben völlig genügenden Chor schwerlich etwas an dem Werke verderben. Unschädlich konnten nur Tenorium nur die Solisten werden, die zwar auch keine schwierige, aber doch die erteuso wichtigste Rolle hatten. Was in dieser Beziehung zu verderben war, das ist leider auch mit unverantwortlicher Unterschätzung der üblichen Wiener Ansprüche geschehen. Die Artistin hätte man allenfalls noch acceptieren können, aber von den anderen hier Solisten will ich lieber schweigen, um den ohnehin genug ungünstigen Eindruck des Concertes nicht noch mehr hervorzuheben. Der nur sehr geringe, und nur von einem kleinen Theil des Publicums zu Schlusse gespendete Beifall hat quit angenscheinlich Herrn Mahler, obgleich meiner Ansicht nach für den Dirigenten dieses Werks keine Lorbeeren zu holen waren.

Ich höre, dass die Freunde Perotis, die sein Wirken aus der Nähe beobachten können, doch Grund haben zu glauben, dass von ihm mit der Zeit noch Größeres zu erwarten sei. Das wäre sehr zu wünschen. Schon sein „Christus“ soll ja viel besser sein. Verspricht Perotis wirklich für die Zukunft mehr, als er im „Lazzaro“ geleistet hat, dann kann ich auch nicht entdecken, ihm den wahrscheinlich unerwünschten Rath zu geben, sich das Schicksal Mascagnis als warnendes Beispiel vor Augen zu halten. Nichts kann dem jungen Componisten gefährlicher werden, als übertriebene Ansprüche und die anirrengende Jagd nach dem Beifall der Menge. Möge er beizeiten auf irdischen Ruhm verzichten, und eingedenk der Lehren seiner Kirche sich von der lärmenden Oeffentlichkeit zurückziehen, sich in aller Ruhe sammeln und allen Verlockungen der Reclamebereitwilligkeit entfliehen. Dieser Weg wäre des Meisters nicht minder würdig wie des Künstlers. Wenn er den Muth und die Kraft hat, den Erfolg zu verachten, so wird er ihm eines Tages vielleicht von selbst kommen, wenn er aber von vornherein auf Erfolg und Sensation ausgeht, so wird er beiden einmal entsagen müssen, und das wird umso schwerzlicher sein. Wir in Oesterreich haben für alle Wanderer, die hohe Gipfel erklimmen wollen, einen tiefsinnigen Spruch, den man in den Alpenländern jedem auf den Weg gibt, der sich aus den Niederungen der Thäler auf die höchsten Berge begeben will. Wir geben ihm den Rat, den Marsch nicht zu überstürzen und raten ihm in aufrichtigem Mitgefühl die wohlgemeinten Worte zu: „Zeit lassen“.

Richard Wallaschek.

Burgtheater.

Hugo von Hofmannsthal: Der Abenteurer und die Sangerin. Ein Act. Die Hochzeit der Sobeide, in drei Verwandlungen.

Am 18. März sind zugleich in Wien und Berlin zwei dramatische Dichtungen eines jungen Wieners, Hugo v. Hofmannsthal, zum erstenmale gegeben worden. In Berlin wurde der Erfolg des Abends den Darstellern, Kainz an der Spitze, zugesprochen, in Wien kann nach dieser Darstellung der Beifall wohl nur dem Dichter gegolten haben. In übrigen gehen die Urtheile über den Dramatiker und seine Werke ungeheuer weit auseinander, genau so weit wie vorher Meinung und Mitempfinden. Nichts ist schöner und begluckender für einen guten, kunstverstandigen empfindenden Menschen, als junge Talente aufkommen und sich entwickeln, gleichviel ob der Herold ihres kunftigen Ruhmes die Aufmerksamkeit auf sie lenkend und Wege bahnend, ihnen voranzuschreiten. Nichts ist leichter und nichts verleidender für einen fühlen Beobachter als auf Fehler und Schwächen auf Unklares und Ueberstürztes hinzuweisen und nüchtern die Tüfeln; zwischen Erwartung und Erfüllung auszurechnen. Ein wirkliches Talent mag durch das eine oder das andere, durch das uns dem edlen Schatze begeisterter Hoffnungen verursachlichkeit abhanden kommen, die durch die heiße Sehnsucht eines im Schaffen sich verbrennenden Talents verschuldet vorübergehend in seiner Entwickelung beirrt werden, schließlich aber wird es aus beiden Acuit und Gewinn zu ziehen haben. Hatte man die Stude voraussehauen, dass junge Talente aufkommen und sich entwickeln, gleichviel ob der Erfolg

nicht verhehlen, dass mir beim letzten Novitäten-Abend wiederholt der Spruch des alten Mephisto im Ohre klang: „Wenn sich der Most auch ganz abjurd geberdet, es gibt zuletzt doch noch 'nen Wein.“ Und ich meine, es wird ein guter sein.

Was die beiden Stücke selbst betrifft, so bin ich ihnen gegenüber in einer etwas seltsamen Lage. Ich muss mich statt an die Dichtungen hauptsächlich an die Darsteller halten. Denn um den Inhalt der ersteren erfassen oder besser errathen zu können, war ich genöthigt, mehr auf die Bewegungen der Schauspieler zu sehen als auf die Worte des Dichters zu hören; wenn nicht der Souffleur gewesen wäre, den man zuweilen noch am ehesten verstand, wäre ich manchmal sogar in Zweifel gekommen, in welcher Sprache dort oben geredet wurde. Und es gieng mir nicht allein so. Rund um mich hörte ich in regelmäßigen Intervallen den Ausruf: „Ich verstehe kein Wort.“

So war es schon im ersten Stück: „Der Abenteurer und die Sängerin.“ Da war eigentlich nur eine Figur, die plastisch herausstrat und bei der man jedes Wort, jede Silbe verstand. Das war die Sängerin Vittoria, von Frau Hohenfels meisterhaft gespielt und gesprochen. Als sie den nach Jahren der Trennung wiedergefundenen Geliebten schilderte, wie sie nur durch die Macht ihrer jungen Liebe zur Künstlerin geworden sei, da konnte man auch erkennen, wie schön Hermannstorfer seine Erinnerungen an glücklich schimmernden Bildern und harmonisch klingenden Versen zu gestalten vermag. Aber wie soll der Dichter, der mittels der Schönheit der Sprache wirken will, zu seinem Recht gelangen, wenn sein Instrument, die tönende, klingende Rede jämmerlich misshandelt wird?

Das Tempo im Burgtheater ist ja seit Jahren ein schleppendes. Es ist so beaum, sich jedes einzelne Wort aus dem Souffleurkasten herauslangen zu können, es ist so verlockend, jeden Witz, jede Pointe dadurch hervorzuheben, dass man sie zwischen zwei Pausen stellt und dreimal unterstreicht, es ist so wundervoll, den Unterschied zwischen den „großen“ und „kleinen“ Schauspielern in der Weise zu „illustrieren“, dass sich der erstere auf jeden Satz behäbig wie auf einen Divan hinstrecken darf, während der letztere rasch, rasch, rasch über alles hinüber muss, damit dann die „Großen“ wieder daran kommen, um derenwillen allein ja doch nur Theater gespielt wird. Aber was nützt da wohl jede bescheidene Ermahnung, jeder gütliche Versuch? Das wissen sie viel besser. Das muss so sein im neuen Haus, sagen sie einem, sonst verstehe man den Schauspieler nicht. Nun, hat man Mitterwurzer nicht verstanden, hat man Kainz nicht verstanden? Und versteht man vielleicht Herrn Hartmann, wenn er die Reden verdehnt, zerpflückt, verquetscht, verquetscht? Mitterwurzer brachte jenen, die sich nichts sagen lassen, weil sie zu „groß“ sind, das Tempo zwangsweise bei, indem er dahinteilend die Widerstrebenden trotz alles ihres Schnaufens und Keuchens bei der ungewohnten Emotion mit sich riss. Und ebenso war es mit Kainz, und wird es mit ihm wieder sein. Aber gegen herrlich die selbstzufriedene ruhsame Beschaffenheit. So war es wohl noch nie. Es gibt auch umgekehrte Mitterwurzers und Kainze und die schlagen jetzt den Ton an. Wie ein feuriger Sprecher alles mit sich fortreißen kann, oder wie auch ein Brüller es dahinbringen kann, dass alle sich unausgesetzt zu überschreien suchen, so kann wieder ein selbstgefällig, breitspurig dahinsitzender Schauspieler die natürliche Bewegung aller hemmen und hindern. Und wenn nun ein Theater erst mehrere derartige Meister der Inaktur beisitzt und die Herren in diesem Stand zusammenkommen! Dann, gute Nacht Dichter, gute Nacht Publicum, gute Nacht Burgtheater!

Aber was liegt daran. Auf das kommt es doch nicht an, wie gespielt wird? Wer spielt, das ist die Hauptsache, und wichtiger als das ist nur noch eines: wer beim Spiel, wer zu spielen hat, wer das Regiment führt. Ja und da ist alles gut und in bester Ordnung. Die durch ihren inneren Drang „Berufenen“ sind wieder die Herren im Hause. Bei ihnen ist wieder das Commando wort. Ihr Machtspruch entscheidet wieder, was hie zu spielen haben und — was die anderen spielen dürfen. Fräulein Abos war in Philippis „Erbe“ in einer kleinen Rolle herrlich sitzlich — was liegt daran? Sie soll dem Director selbst gesmdlich mißfallen haben was verschlägt das? Herr X hat gewünscht, dass sie die erste Zofenrolle im „Unrechtaufsrechter“ spiele, und es geschah. Wenn nur das geschieht, was der oder jener will, wenn nur persönliche Gunst oder Ungunst das entscheidende Wort sprechen darf, ob Engagements geschlossen oder gelöst werden sollen, wenn nur alles huldigend den bevorzugten Personen in den Arm muss — was liegt daran an allem anderen daran? Was schadet es, wenn Lisinsche Stud in Berlin mit Mainz einen großen Tarifumwurf-Trick erfand, dem hier nur die erwartungsvolle Antwort von dem Dichter eine Ablehnung erfuhr? Herr Hartmann hat so recht die Empfindung, eine Mainz- und Mitterwurzerrolle gespielt, und darauf allein kommt es ja an — für ihn. Für ihn, aber nicht für uns. Wir möchten fragen, wie er sie gespielt hat, und wir müssen sagen, dass er sie in der schuldig geblieben ist, wie er in ihr hatte bleiben sollen. In einer unglücklich gewählten Maske. Da es uns nicht gestattet ist, zu lassen, dass dieser Mann ein Lustling der Frauen sein soll, der aus einen manierierten alten Gecken von [illegible] vor Schrecken und Mördern die Adelheid, den Clarence und den Franz Moor zugleich spielend, in Geschrei und Getreisch jede Herrschaft über das Wort zu verlieren und den Schluss der Dichtung in absoluter Unverständlichkeit zu begraben. So kann ich auch nicht sagen, ob das Stück an sich verständlich war und wie viel von seinem Inhalt dadurch zerstört wurde, dass die Cavalier aus dem eine wichtige Figur, den natürlichen Sohn der Vittoria einfach ganz herausgestrichen hat, weil die präsumierte Anzahl unehelicher Kinder im heutigen Repertoirebudget bereits erreicht oder überschritten war. Habent sua fata libelli.

Nicht viel erfreulicher war, wenn ich von einer, wenn auch widrigen, so doch gelungenen Charge Gimmigs und von Sonnenthal absehe, der, mag er auch einmal einer Rolle schon entwachsen sein, doch immer der abgeklärte Künstler bleibt, die Erstellung des zweiten Stückes in ihrer Hauptpartien und ihrem Zusammenspiele.

Mit aufrichtigem Schmerze hat mich die Sobeide des Fräuleins Medelsky erfüllt. Sie mag sich diesen leicht getrösten, da es ihr ja an Beifall und Ruhmesworten nicht gefehlt hat. Sie wird natürlich auch nur diesen glauben, und ich mag ihr als ein Feind gelten, der mißgünstig ihre Kunst zu schmälen sucht, weil er absichts sicherend aus dieser keinen sichtbaren Nutzen mehr ziehen kann. Aber möge nie „der Abend kommen“, der sie belehrt, welche Stimme die des Freundes unter Fräulein Medelsky kann natürlich nicht ihr Talent verloren haben, aber sie ist in Gefahr in schauspielerische Zuchtlosigkeit zu verfallen und an falschen Mustern sich zu verbilden, und statt auf künstlerische Durchführung, stete Entwickelung und bleibenden Gewinn, auf momentanes Bum-Bum hinzuarbeiten. Vielleicht erinnert sie sich noch — doch ich in derlei Dingen ist ja das Gedächtnis vieler, und besonders der Leute beim Theater, so außerordentlich kurz — aber vielleicht erinnert sie sich doch noch, wie hilflos sie war, als sie vom Conservatorium kam und es nicht möglich war, sie das Rösschen im „Unterstandsleerstein“ spielen zu lassen. Vielleicht erinnert sie sich doch noch, wie wohlmeinend forderend eine andere Künstlerin ihre ersten Schritte leitete; vielleicht erinnert sie sich doch noch, wie ihr der Rath und die Unterstützung eines von Eifer zur Kunst beseelten sachkundigen Lehrers zur Seite gestellt wurde, der in selbstloser Weise sich fast völlig ihr widmete. Vielleicht erinnert sie sich noch, wenn sie es zu danken hatte, dass sie das Brechen so und mit solchem Erfolge spielen konnte, wie sie es gespielt. Vielleicht bildet sie sich noch nicht ein, sie hätte das auch ganz allein so getroffen. Vielleicht weiß sie auch noch, dass breiter Lehrer sich zartfühlend und bescheiden in den Hintergrund gestellt hat, dass er heimlich sie unterrichtet und nie einen Antheil an ihrem Ruhm verlangte — er hat ja dessen selbst genug — nur damit nicht mit der Phrase „eingelernt“ ihr Erfolg beeinträchtigt werden könne; denn manche, die vor Stunden auf den Proben sich nicht zu fassen wussten, welche überraschenden Fortschritte die Bleibtreu und die Medelsky gemacht, hätten wohlmich abfreieend alles hier eben gefunden und ein wegwerfendes „Straßfoch“ gemurmelt, hatten sie die erzielende Thätigkeit des Mannes geahnt, von dem sie selber noch so vieles lernen konnten, wenn sie überhaupt noch etwas lernen wollten.

Kein Künstler bedarf des fürsorglichen Lehrers und Meisters so lange, als der Schauspieler, weil er sein Werk nie sieht, weil er immer in Gefahr ist, die halb erworbene Technik wieder zu verlieren, wenn er nicht fortwährend von einem langen Tastzeit an sie gemahnt wird, wenn der ihm nicht Spiegel jeden Auftrages von Manierismus in Gebärde und Ton verhalt.

Wie hatte die Medelsky die wirklich schöne Stelle „der Abend darf nicht kommen“ zu sprechen können, zu sprechen müssen, wenn unbeirrbarer Wahrung ihrer eigenen künstlerischen Empfindung ein erfahrener Rathgeber sie beim Anhan und der Einstudierung der ganzen Rede geleitet hätte! Dann würde sie wohl nicht schon zu Lauf begonnen haben, ich die Wiederholung der Steigerung um der einen benehmen, dann würde sie aber auch nicht [illegible] so viel im Laufe des ganzen Zweck, unklares ihr Thun verraten haben und gerade dadurch unverständlich gewesen sein. Dann würden wir schon am Abend, ohne erst in der Wachau-gabe den „Hochsten der Schöpfer“ nachlesen zu müssen, von ihr erfahren haben, welcher Abend denn eigentlich nicht kommen darf. Dann würde sie aber wohl auch das Taxiel im Tüchen und Stricken der Augen unterlassen und durch vorsichtiges, maßvolles Gehen von den Wand nicht [illegible] die [illegible] Wirkung [illegible] [illegible] ihre Gemeinheiten etwas aufgesichtet und nicht [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible]

einander den letzten Act von „Des Meeres und der Liebe Wellen“ zu schreien! Das Erinnern schadet überhaupt den Menschen nie: es darf nur nicht zu spät kommen. Max Burckhard.

Die Woche.

Politische Notizen.

Als unlängst die Nachricht auftauchte, dass auch Oesterreich an die Erwerbung einer Flottenstation in China denke, gerieth ob solch überraschender Vorsicht das ganze Wiener diplomatische Corps in Aufregung. Doch schon beim nächsten diplomatischen Empfang konnte Graf Goluchowski den personannalen Vertretern der fremden Mächte die Versicherung geben, dass Oesterreich nach wie vor an gar nichts denke. Die erschienenen Diplomaten kennen den Grafen Goluchowski zu gut, um auch nur einen Augenblick an der Wahrheit dieser seiner Versicherung zu zweifeln, und so ist denn auch der diplomatischen Corps alsbald wieder in der vollste Beruhigung eingetreten. Da sieht man, was für den Frieden eines Staates ein Minister des Aeußern wert ist, dessen persönliche Qualitäten über jeden Zweifel erhaben sind.

*

Wenn auch der Weltausstellung des Ministeriums Thun Gautsch keinen politischen Zweck mehr hat, so dient er doch wenigstens den wirtschaftlichen Interessen der Bevölkerung. Denn man mag dieses Ministerium und seine Leistungsfähigkeit im Positiven wie im Negativen noch so gering schätzen: das Eine ist doch sicher, dass in dem Moment, wo die Völkerschlachtungsfirma Thun Gautsch in der „Wiener-Zeitung“ geräuscht wird, Tausende von deutschen Fensterscheiben in Prag klirrend zu Boden fallen werden. Die Weiterexistenz des Ministeriums bedeutet also die Erhaltung von Tausenden von Fensterscheiben und somit einen eminent wirtschaftlichen Vortheil — gerade der Tausenden, um deren Existenz es sich hier handelt. Und just die Deutschen sind es, die, „von der Peitsche des Radicalismus getrieben“, dem Ministerium das Leben erschweren, und den mit Rosner'schem Zuckerbrot genährten Officiösen allein bleibt es überlassen, die fensterscheibenerhaltenden Interessen der Deutschen zu vertreten. Welch undankbares Volk!

*

Von der berühmten „alten Garde“ heißt es: Sie stirbt, aber sie ergibt sich nicht. Vom Grafen Thun kann man nur sagen: Er stirbt, aber knapp vor der ergibt er sich auch nicht. So hat er als Statthalter von Böhmen: als er da im Anfang der Regierung Badeni die letzten Tage seiner Herrlichkeit gekommen sah, war nicht er es noch in aller Geschwindigkeit, sich seinen Feinden, den Jungczechen, zu ergeben, und mit ihnen zu schmeicheln, sich er sich sogar „staatsrechtlich“ infiltrierte Broschüren in czechischer Sprache drucken. Aber es nützte ihm nichts, die da mals noch verstockten Jungczechen nahmen seine Capitulation nicht mehr an, und er musste sterben. Nehmlich hat er auch jetzt als Ministerpräsident versucht, sich den Tschechen zu ergeben. Der Programm sogar verbrach er ihnen zu verkaufen. Doch die verdrehten Tschechen thaten so wie einst die Jungczechen, sie reinsierten ihn, und mit ihm starb, so scheint dem Grafen Thun, nachdem er sich auch ihnen ergeben, abermals nichts anderes übrig bleiben, als trotzdem zu sterben.

*

Nach einem würdigen Nachfolger für den Grafen Thun sucht man vergebens. Als Graf Taaffe fiel, hatten wir alle in unserer tiefen Trauer doch den großen Trost, daß nun einer der drei österreichischen Bismarcks, die damals zur Verfügung standen, daran kommen müsse, entweder Fürst Windischgrätz oder Graf Badeni oder Graf Thun. Als Fürst Windischgrätz fiel, wusste man: entweder Graf Badeni oder Graf Thun. Als Graf Badeni fiel, war man sicher: Graf Thun. Wenn jetzt Graf Thun fällt, weiß man gar nichts, und tröstlos leise alle Patrioten einer vielleicht nicht mehr weit entfernten thränenvollen Zukunft entgegen. Ich meinerseits bin nicht verzagt. Thun ich weiß dem Grafen Thun einen Nachfolger. Es ist der Dr. Rosner. Nehmen Sie irgendeinen in Dr. Rosner sitzenden in ganz Oesterreich als der gründliche Mann der „Mitte der Coalitionen“. Und regieren kann er auch. Denn wenngleich derzeit in der beiderseitigen Stellung eines Lenkers des officiösen Preßbureaus, ist er doch der Autor all der großen Ideen gewesen, die Graf Thun während seiner ministeriellen Wirksamkeit ausgeführt hat. Graf Thun brauchte seinen ministeriellen Nachfolger als den Dr. Rosner kann es also gar nicht gehen. Wenn Dr. Rosner Ministerpräsident wurde, tiefe alles unverändert weiter wie zuvor. Die leidende Linke, die sonst der Regung einer bedeutenden Persönlichkeit im Staatsleben immerhin, wenn auch nicht zu bemerken sein. Und da diese die im Interesse der Continuität des Staatslebens wünschenswerthe Lösung der Nachfolgerfrage wäre, welche ich, obzwar ohne Ermächtigung, die Landsleute des Dr. Rosner auf die Ministerratsabendschicht nach Thun, zur Beruhigung der verzweifelnden Patrioten, schon jetzt erfunden an.

*

Lisi jüngst wurden von den Journalisten im Büreaustande des Dr. Marzi die allgemeinen Umrisse der beim Deutschen Botschafter Grafen Eulenburg als der Quartett der Gesandten, das in gegen Oesterreich gerichteten Bestrebungen darstellt. Nicht genug, dass die Deutschen bei dieser grandiosen Entwicklung die Entschuldigung, sie hätten es bisher gethan, hätten nicht es dazu gezwungen, nicht mehr hat, einer Lüge der Gegner Deutschlands, als wenn sie Oesterreich-Ungarn gegenüber Absichten hegten, die sich mit den Interessen der Monarchie nicht vertragen würden, ein Ende gemacht, sondern sie haben auch, indem sie die Gesandten, die sich bisher in Wien befanden, nach Berlin berufen haben, um sich mit ihnen über die Situation zu berathen, den Beweis geliefert, dass sie sich ihrer Verantwortung vollkommen bewusst sind. Wenn auch die Gesandten, die sich bisher in Wien befanden, nach Berlin berufen haben, um sich mit ihnen über die Situation zu berathen, den Beweis geliefert, dass sie sich ihrer Verantwortung vollkommen bewusst sind. Wenn auch die Gesandten, die sich bisher in Wien befanden, nach Berlin berufen haben, um sich mit ihnen über die Situation zu berathen, den Beweis geliefert, dass sie sich ihrer Verantwortung vollkommen bewusst sind.

Volkswirtschaftliches.

Im November 1894 gab der damalige Sectionschef Herr v. Wittek als Regierungsvertreter im Eisenbahnausschusse die Erklärung ab, dass die Bediensteten der zu verstaatlichenden Eisenbahnen aus der Verstaatlichung keine finanziellen Nachtheile erleiden dürfen. Als Erläuterungen der Sectionschefs hatten sich die Minister nicht nur damals und auch dann nicht, wenn sie selbst die inzwischen zu Ministern avancierten Sectionschefs sind. So sind vor kurzem den Beamten und Dienern der ehemaligen Böhmischen Westbahn und Mährisch-schlesischen Centralbahn über Decrete zur Nachstempelung abgenommen und Nachtragsgebühren zwischen 30 fl. und 300 fl. vorgeschrieben worden. Begreiflich wurden Beträge über Dienstleistungen nach Stata III nach dem dreifachen Ausmaß der jährlichen Entlohnung gestempelt, bei Staatsanstellungen hingegen als lebenslängliche Anstellungen, da bei ihnen kein Kündigungsparagraph existiert, nach dem zehnfachen Ausmaß. Als die Bahnen am 1. Jänner 1895 in das Eigenthum des Staates übergingen, wurden die Beamten, eine Aufstellung vorgelegt, nach welcher sie sich zu entscheiden hatten, ob sie im Status ihrer Heimathbahn verbleiben oder in den Status der Staatsbahnen eintreten wollten. Die Zweifelhaftigkeit der Wahl war natürlich nur eine scheinbare, denn jeder, der sich wenigstens halbs in den Status der Staatsbahnen übernehmen, wäre nicht gerade wohlbewollen von oben behandelt worden. Es optierten auch alle für den Staatsbahnen Status, wodurch sie zwar keine Vortheile erlangten, aber auch keine Nachtheile erwarten konnten, da sie sich auf die im Parlamente abgegebenen Erklärungen des Herrn v. Wittek und des damaligen Präsidenten der Staatsbahnen Herrn v. Bilinski verließen. Die Beamten erhielten damals ihre Decrete als Staatsbeamte, welche mit dem nach dem Gebührengesetz nöthigen 50 kr.-Stempel versehen waren, und dieser wurde vom Staatsbahnrathe bestritten. Als nun auf einmal erinnert sich der Finanzminister Dr. Kaizl und der Eisenbahnminister Herr v. Wittek gibt seine Zustimmung, dass der Fiskus eine Einnahme von circa 200.000 Gulden auf Kosten seiner Diener und Beamten machen könnte, wenn er ihnen mit dem Hinweis auf ihre unmehr lebenslängliche Anstellung jene Nachtragsgebühr nachträglich vorschreibt, so bemerkt, ist auch die lebenslängliche Anstellung keine effective Verbesserung der Lage der Beamten, denn die Privatbahnen haben von den dreimonatlichen Kündigungsparagraphen fast nie Gebrauch gemacht, und nur bei der Pensionierung hatte er den Vortheil für die Beamten dass sie noch während ihrer Activität ihren vollen Gehalt bezogen, während sie als Staatsbeamte sofort auf den Pensionsbetrag reduciert sind. Petitionen und Deputationen, welche darauf hinwiesen, dass, wenn der Fiscus diese obige Lösung verlange, das Eisenbahnwesen verpflichtet sei, sie zu tragen, so wie es den 50 kr.-Stempel getragen hat, wurden nur den Bescheid, dass den Beamten gedroht wurde, man könne ja noch immer die 50 kr. zurückfordern. Und so werden über tausend Beamte und Diener der Staatsbahnen trotz der gegebenen Zusagen und gegen jede Billigkeit ge schädigt und ihnen ihre ohnedies kargen Gehalte gekümmert. Die Beamten haben ja nicht Schriftsätze in der Hand, sie können den Proceß gegen den Staat führen; es steht bloß in den Protokollen der Parlamente und der Ausschusssitzungen, dass die Beamten durch den Uebertritt in den Staatsdienst nicht benachtheiligt werden dürfen, und eine Regierung, die sich ins Parlament nicht kümmert, hat es doch nicht nöthig, sich um die Protokolle des Parlamentes zu kümmern.

Kunst und Leben.

Die Premieren der Woche. Berlin, königl. Opernhaus, „Regina“ von Lortzing; Lessingtheater, „Eine Frage an das Schicksal“ von Schüpfer. „Die Erziehung zur Ehe“ von Hartleben, Berliner Theater, „Das vierte Gebot“ von Anzengruber (deutsches Volk); Schillertheater, „Don Juan und Faust“ von Grabbe.

Montag den 20. März gastierte Frau Else Lehmann vom Berliner Deutschen Theater im Burgtheater als Hanne Schäl. Frau Lehmann ist eine allerersie Künstlerin in einem bestimmten, ziemlich eng beschränkten Gebiet. So eng ist dieses Gebiet, dass, als vor einigen Jahren mit Frau Lehmann wegen eines Engagements verhandelt wurde, sich keine für ein Gast-spiel geeignete Rolle finden ließ, die ihrem Repertoire und dem des Burgtheaters gemeinsam gewesen wäre. Die Hanne Schäl fällt in dieses enge Gebiet, und Frau Lehmann hat denn auch mit der Rolle vollbefriedigenden großen Erfolg erzielt. Aber auch Lotte Witt hatte dieselbe Rolle mit vollbefriedigendem großem Erfolge gespielt. Da muss man sich fragen, wozu dieses Gastspiel, da ja doch unabdinglich bei dem Publicum es viele auf sein Engagement? Es ist die einzige große Rolle die Frau Lehmann hat in ihrem Repertoire hat, und wenn sie auf ein paar Wochen auf Urlaub geht, muss sie ja eine Rolle ein Gast per Gast spielen. Es darf nicht angenommen werden kann, dass Frau Lehmann [illegible] Urlaubs und Erlangung ihres [illegible] Gastspiels [illegible] Rolle [illegible] Gastspiel [illegible] Rolle [illegible] Gastspiel [illegible] Rolle [illegible] Gastspiel

einhundert Gulden pro Abend hergereist sein, um aus eigenem Sack daraufzuzahlen, und so beruht dann der „Gewinn“ eigentlich darauf, daß die paar hundert Gulden, die im Titel „Aufgaben“ am Schlusse des Jahres unbrauchbel verschwinden, immerhin die „Einnahmen“ von ein oder zwei Tages-Rapporten aufzuputzen vermögen. Also vielleicht sogar nur ein Finanz-Manöver und nicht einmal eine wirkliche Finanz-Wohltegel. Zum mindesten aber eine recht bedenkliche Finanz-Maßregel. Freilich noch lange nicht so bedenklich, wie weibliche Mitglieder ohne Gage nur mit Spielhonorar von ein paar Gulden per Abend zu engagieren. Letzteres nämlich kommt gleich vor dem so berüchtigten „Spielen auf Theilung“ bei gewissen Wanderbühnen. Und es gäbe doch ein so reiches Gebiet für Ersparungen im großen Stile! Sehr namhafte Gagen gewisser Mitglieder könnte sich das Theater ganz ersparen; und selbst wenn man diese Mitglieder mit ihren vollen Bezügen pensionierte, wäre es noch ein reicher Gewinn für das Theater, sie konnten wenigstens nicht mehr spielen und die Entwickelung des Instituines nicht mehr hemmen. Aber man möchte wohl die Ersparung als Ziel, aber man verhorreschiert die wirklich zum Ziele führenden Mittel. B.

*

Girardi hat seinen berühmten Kalenin nun auch im Deutschen Volkstheater gespielt. Diese rührende wienerische Gestalt ist wohl das Höchste, was der unvergleichliche Künstler geschaffen hat. So schlicht, von der größten Einfachheit der Mittel, und welche Laune, welche Kraft in Heiteren wie im Ernsten! Neigend sich die Wohl des Fräulein Glöckner neben ihm, vielleicht die schönste Figur der liebenswürdigen Soubrette. Den Verschwender gibt Herr Kutschera ganz im Tone der Tradition. Das gefällt sehr, das Publicum jubelt ihm in dritten Akte zu. Wird er böse sein, wenn ich gestehe, daß mir aber doch ein echter Kutschera lieber wäre als dieser falsche Sonnenthal? Den Agar singt Herr Holbauer mit an genehmer Stimme, auch Herr Weigner als Wolf und das alte Weib der Frau Martinelli haben auf das Publicum gewirkt. Unter den Kindern fällt wieder das kleine Fräulein Schuster auf, eine hübsche und flinke Person von frischem und munteren Wesen, die man gern einmal in einer größeren Rolle sehen möchte. H. B.

*

Irene Triesch, ein Gast aus Frankfurt a. M., trat diese Woche als Clara in „Maria Magdalena“ und als Thekla Naanin auf. Wie merkwürdig schon diese Zusammenstellung der beiden Rollen. Eine junge Schauspielerin kommt nach Wien — nach Wien, wo man den düsteren Hebbel kaum mehr kennt und den schrecklichen Zola gar nicht auf der Bühne zu sehen bekommt — und entfesselt die dunkelsten, unheimlichsten Schauer tragischer Kunst. Hallt sich in England und Leidenschaft ein, wie in einem mächtigen Riesenden schwarzen Mantel Taschi bis in die tiefsten Abgründe des Schmerzes, der Verirrung, der Umnachtung hinab und bricht unter Convulsionen zusammen, die schwerer drücken als tausend Faden Meeresöle. Fräulein Irene Triesch (die eine Schülerin Mitterwurzers sein soll) ist also Tragödienerin ein Eigenart, wie wir sie in unserer Wiener Tradition gar nicht kennen. Von der kindlichen Stilerhöhung und Fälschung der sogenannten Tragödin hat sie keine Spur; so gut wie die Sandrock, nur in einem anderen Fache, ist sie eine von jenen, in welchen sich die Wolter-Epoche überwunden hat. Ihre Darstellung ist Kunstelbarkeit. Mit einer Schlichtheit, die nicht überboten werden kann, legt sie ihre Rollen an. Wie aus unterirdischen, dumpferen Luftschichten — der Bergleich drängt sich nur wiederum auf — aus dem Alltäglichen, dem Unsichenbaren, wachsen ihr Pathos empor. Ihre „großen Scenen“ kommen und sind da, ohne daß man eine Secunde lang die schauspielerische Vorarbeit merkt. Ohne daß sie eine Secunde lang die Grenzen des Alltagsmäßigen, des Alltagsmöglichen überschreitet. Zu diesen Grenzen hält sie sich mit einer ganzen Geschlossung. Sie ist fortgingen für die immune Alltäglichkeit der Tragödie sächsischen, für die Derberei, wie die Sandrock für die Nervosität; sie spielt den modernsten, primitivsten, sie spielt den naturalistischen Typus. Der verlassene Tischlerstochter Klara und die hysterische Bürgermädchen Thekla gaukelt sie aus demselben, mit voller einzigen Mittel: man kann von keinem Detail, von keiner Nuance mehr sprechen. Was allen diesen Mädeln gleich sie darin auf. Mit ihrem Körper, dem sie Plumpheit und Hilflosigkeit geben kann, und mit den Händen, deren sie — wenn sie es braucht — gewohnlichen Gesichtszügen. Mit einem schwarzen Zeichenkünstler, das sie wild in die Schatten hängen läßt bis an die Augen, und mit diesen Augen selbst, die zwischen Stummheit und sicherster Sprache wechseln. Tücke und Angst alle Töne haben. Und mit einer Stimme vor allem, die sinnlich wunde und sehrend werden kann, wenn Thekla den Tod gedenkt, gedenkt, gedenkt,

beweist schon die japanische Kunst. Nun, die moderne Kunst hat diesen entgegengesetzten Weg beschritten. Sie geht nicht von einem fertigen Schema aus und naturalisiert es, sondern sieht die Schönheitslinie aus der Pflanzenwelt selbst. Die Linie, die uns heute entzückt, ist eben die natürliche Wachsthumslinie der Pflanze, anscheinend launenhaft, aber doch gesetzmäßig, zuzulassen ein Aufwachsstreben, das sich zuletzt unter dem Einflusse ewiger Gewalten wieder beugen muss; es ist auch der Inhalt des neuen Themas, des Menschenschönen selbst. Nie ist mir das so klar geworden, wie beim Ansehen der Berlepsch'schen Zeichnungen. Die Reiz ist wirklich der Natur abgelauscht, nicht in sie hineingetragen. Ein Kieselzweig, eine Kattunenblute sind da von einer Einfachheit und Sicherheit wie bei Dürer. Eine Zone von Einfühlung. Darin ergeht sich eine Kunst, wenn sie selbst durch Beeinfachung und Nähsicht auf die Daseinsbedarf, wenn die Formen in praktischer Anwendung erschienen. Allerdings eine Gefahr hat die neue Richtung. Bei der primitiv rhythmischen Grundlage der früheren Decoration sagte niemand: „Worum gerade diese Linie?“ Denn das allgemeine Rhythmische war die Hauptsache; es hat im Menschen selbst seine Grundlage und deshalb in jedem Menschenwerk Berechtigung. Folgt man einer bestimmten Form der Naturwelt, so muss es jedesmal einen Grund haben. Daher zwingt diese Kunst zum Beschneiden, Beiseitelassen, Symbolisch-a. Aber diese Beiße drängen sich der Berlepsch nicht auf, sondern sie nehmen den Geist mit magischer Gewalt gefangen, wie die Natur selbst, die aber zeigt, noch ehe man sie ergliedert hat. Wenn man berücksichtigt, wie wenige Jahre die neue Bewegung in Deutschland erst durchdrungen, so muss man staunen, wie Hohes sie bereits erreicht hat. Verschiedene Künstler sind in den Geschäften, aber nicht der Einzige. Und daher schätzt es diese Arbeiten sozusagen nebenbei aus dem Aermel. Solche Künstler wären eine Nothwendigkeit für Wien. Geschickte Hände haben wir; aber wo?“ Wenig.

Dr. M. Treger.

Bücher.

Bismarck in der Caricatur. Zu französische, englische, russische, italienische, amerikanische, Wiener, deutsche, Schweizer ꝛc. Caricaturen. Gesammelt und mit erläuterndem Text versehen von A. Walther. Stuttgart Franckh'sche Verlagshandlung W. Keller & Co.

In der reichhaltigen Bismarck-Literatur unserer Tag. nimmt das vorliegende kleine und preiswerte Büchlein einen ganz besonderen Platz ein. Es zeigt den gewaltigen Reichskanzler so wie ihn die besten zeitgenössischen Caricaturisten aller Länder gesehen haben. Die Caricaturen, durchwegs nach den Originalen vervielfältigt, sind nach Ländern und in jedem Land nach der Zeitfolge geordnet. Bei jeder Caricatur ist das Blatt und der Zeitpunkt, in dem sie erschienen ist, sowie die ihr beigefügte Randglosse angegeben, und der erläuternde Text des Herausgebers thut noch ein Uebriges, um das Studium dieser originellen Bilder in einem lehrund genussreichen zu gestalten. Der größte Raum in der Wiener Caricatur eingeräumt. Recht mit Unrecht, sie besitzt geistreiche Cabinetstücken, oft genug mit prächtigen Zeichnungen auf die eigenen österreichischen Staatsleuter. So ist beispielsweise ein Bild aus der Zeit des Culturkampfes vortrefflich. Auf einem Zettel liest man Jesuit; darauf thut sich Bismarck, der ihm den Kopf so gründlich waschi, dass er vor Schmerz schreit; vor ihm liniert Herr v. Stremayr, der den Jesuiten — die Stirne putzt.

Georg Brandes: Polen. Einig autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von Adele Neustädter. Pasig, Leipzig, München. Verlag von Albert Langen. 1898.

Ein geistreich und liebenswürdig geschriebenes Buch. Mein Zustimm, sondern persönliche Eindrücke, welche der Verfasser während seiner dreimaligen Besuche in Russisch-Polen (1885, 1888 und 1892) empfunden und in Gemmth auf seine Weise verarbeitet hat. Diese Eindrücke waren, soweit es Polen anging, meist ungünstiger Natur, unerfreuliche Manner, ohne Frauen. Die oft politische Gegnschaft der Bewertung und die blutigen Ausbrüche — man spürt den Hauch dieser polarisierten Atmosphäre auf jeder Seite des Buches. Die Kluft zwischen Barbarei manchmal so tief und Kopfe, dass er sich gezadezu zu Thränen hinreißen lasst, so wenn er in „Polen“ von Zumuthen der Zerstörung spricht, von Zumuth „Adel“ von dem Neide der Bauer um Unabhängigkeit und von dem Neide jedes einzelnen Volkes um seine politische Freiheit“. Der Zug „Polen Adel in Europa soll zugleich der Zeitpunkt der Wiederauferstehung Polens sein. Es ist immer unsicher, solche Bücher und solche Prophezeihungen zu schreiben, wenn man, wie Brandes, nur einen engen Theil eines Themas von einer Nation aus einer Anschauung, und dann unser die Sprache und die Geschichte des Landes kennt, wenn sich Brandes in der Geschichte Polens zu wenig umsehen, so kann er gewiss, dass der Zug „der Adel von dem Adelne nodes einzelnen Volkes zu seiner politischen Freiheit“ Zug

sich boshaft gegen Josephine Beauharnais kehrte, und nicht um den unmoralischen Schriftsteller zu strafen, dem das Gefängnis damals sogar eine willkommene Zuflucht vor seinen drängenden Gläubigern bot. So paradox es scheinen mag, nennt Nebel den Marquis de Sade einen Schüler Rousseaus, denn er entlehnte ihm nicht nur seine Physiologie, er nahm auch seine Lehre an, sich ganz der Führung der Natur anzuvertrauen; nur ist die Natur bei de Sade nicht eine tugendhafte, sanfte Spießbürgerin, sondern eine tyrannische, gewaltige Herrin, die durch wilde Leidenschaften die Menschheit beständig aufreizt, und unerbittlich zuletzt, wie der Schwache unterliegt und der Starke die kurzen Freuden des Sieges genießt. Lange vor Darwin vertrat de Sade den Standpunkt, daß der Mensch, indem er seinen Instinkten folgt und seine persönliche Lust sucht, nur den Zwecken der Gattung dient. Sich der christlichen Anschauung von der Verantwortung des Individuums widersetzend, verurteilte er vielmehr zu beweisen, daß alles was geschieht notwendig geschehen muß, und daß selbst das Verbrechen der Gesellschaft zum Nutzen gereicht. Seine Verirrungen und Ausartungen führt Nebel auf die lange und häufige Gefangenschaft zurück.

„Century“ (Februar). F. C. Penfield gibt einen ausführlichen Bericht über das bei Assuan, nächst dem ersten Kataraki geplante große Nil-Reservoir. Zwei- bis dreimal so groß wie der Genfersee, soll dieses Reservoir, bestens Zu- und Abfuhr genau geregelt sein werden, dazu dienen, die Umgebung zu bewässern und für Plantagen geeignet zu machen. Vor allem hat man hierbei die Pflege des Zuckerrohrs im Auge, das an den Ufern des Nils ganz besonders gedeiht, weshalb in den letzten Jahren zahlreiche von Europäern gegründete Zuckerfabriken den ganzen Fluß entlang entstanden sind. Von den 400.000 englischen Quadratmeilen, die Aegypten ausmachen, sind nur etwa 10.500 fruchtbares Ackerland. Durch das neue Reservoir und die damit verbundene Bewässerung hofft man dies Areal um weitere 2500 Quadratmeilen zu erweitern, was die Ertragsfähigkeit des Landes um 25% vermehren heißt. Dabei kann man, wenn man über „Sommerwasser“ verfügt, ganz gut auf drei Ernten im Jahre rechnen. Die Wände des Reservoirs, welches im Juli 1903 vollendet sein soll, werden aus Granitbruchsteinen hergestellt sein, von denselben Granit, aus dem die Obelisken im Centralpark von New-York und auf der Place de la Concorde bestehen. Es wird stellenweise 75 Fuß tief und im ganzen, mit seinen Zuläufen, 1½ Meile lang sein und 150 Billionen Gallonen Wasser fassen. Als Gesamtkosten sind 24 Millionen Dollars berechnet, die durch 30 Jahre in Raten von 800.000 Dollars jährlich an die Unternehmer zu entrichten sind, und zwar beginnt die Zahlung dieser Raten erst 1903 nach Vollendung und Uebernahme des Werkes durch die ägyptische Regierung. Man schätzt die dem Lande daraus entstehende Wertserhöhung auf 100 Millionen Dollars.

Der verlorene Handschuh.

Von **Roberto Bracco.**

Deutsch von Otto Eisenschitz.

Schlag ein Uhr verließ die Baronin Luciana di Pimonte das Theater, von Arturo Vigoreni bewohnte Häuschen. An der Straßenecke beförderte sie ihr Coupé, dessen Einsitzigen bewirkte sie, daß sie einen Handschuh verloren habe. Einen Augenblick dachte sie daran, zurückzukehren, zu ihm zurückzukehren, theils um den verlorenen Handschuh zu bekommen, theils um ihren Liebling wiederzusehen und ihm eine Ueberraschung zu machen. Aber es war die Stunde des Desenners; und heute mußte sie netter mit ihrem Gatten sein als gewöhnlich. Ihn warten zu lassen wäre eine Unklugheit gewesen. Sie warf die Wagenmäntel ins Schloß und, glücklich über das kleine Opfer, das sie ihrem Manne brachte, gebot sie dem Kutscher energisch: „Vorwärts!“

Ihr Gatte dagegen kehrte erst Abends heim. Als Luciana sah, wie er, fahl im Gesicht und mit einer unangenehmlichen, scheuen erzwungenen, übertriebenen Ruhe, den schwedischen Handschuh aus der Tasche zog, den sie vielleicht im Hause ihres Geliebten verloren hatte, erbleichte sie und fühlte, wie ihre Knie erzitterten. Denn unglaublich erstaunt sie mit der ihr eigenen Stabilität, die ihrem zarten und sensiblen Organismus in den Augenblicken äußerster Gefahr stets zu Hilfe kam, blitzschnell ihren Verteidigungsplan und sagte: „O! O! Das ist ein Frauenhandschuh.“

Emilio, der den Handschuh zwischen die auf dem skaminsims stehenden Nippsachen fallen ließ, antwortete, ohne sie auch nur eines Blickes zu würdigen: „Gewiß.“

„Und wem gehört er?“

„Wahrscheinlich dir,“ fügte Emilio hinzu, während er sich in einem Sessel bequem ausstreckte.

Luciana hielt sich mühsam aus der Fassung heraus und fuhr fort: „Du scherzest.“

„Beobachte scherze ich? Heut. Morgen trug du gelbe Handschuhe. Und im Uebrigen habe ich dein Portemonnaie und das Paar deiner Handschuhe wiedergefunden.“

„Du mein Gott! Dieses Portemonnaie wird nicht allen Tag meine sein; und über das Maß meiner Handschuhe weiß ich selbst nicht, wie kommt es, daß du deines so genau kennst.“

„Glaubst du, ich könnte eines Blickes deiner Hand nicht [illegible] würdig? Wollen wir uns übrigens [illegible]“

„Nein.“

„Ja, ja, überzeugen wir uns [illegible]“

„Wenn es dir Vergnügen macht . . .“

Luciana zog den Handschuh an und wagte die Bemerkung: „Sieht du, daß er zu weit ist für mich!“ . . .

„Ich sehe es nicht, aber das thut nichts.“

„Wäre es nicht ehrlicher, zu gestehen?“

„Was?“

„Du machst meiner Freundin Giulia Castiglioni den Hof.“

„Ausgeschlossen.“

„Alle haben es bemerkt. Ich auch.“

„Und weiter?“

„Heute morgens bist du bei ihr gewesen . . .“

„Und weiter?“

„Und weiter weiß ich nichts. Sicher ist, daß Giulia und ich dieselbe Modistin haben, denselben Handschuhmacher, denselben Parfümeur . . .“

„Dieselben Hände . . .“

„Gewiß, auch dieselben Hände!“

„Und ungefähr denselben Mann . . .“

„Es scheint so.“

„Nun, liebe Luciana, den Handschuh, den du da droben siehst, habe ich nicht im Hause einer deiner Freundinnen gefunden, sondern im Hause eines meiner Freunde.“

„Das wäre?“

„Auch der Name soll genannt werden? Gut, nennen wir ihn: Arturo Vigoreni!“

„Was ganz einfach bedeutet, daß die Frau Giulia Castiglioni dem Herrn Arturo Vigoreni einen Besuch gemacht hat.“

„Das ist unmöglich!“

„O! Du bist eifersüchtig?“

„Es ist unmöglich . . . weil Giulia Castiglioni eine sehr anständige Frau ist.“

„Aber Witwe.“

„Witwe oder nicht, man geht nicht in die Wohnung eines jungen Mannes, wenn man nicht seine Geliebte ist.“

„Und wer sagt dir, daß Giulia Castiglioni nicht die Geliebte Arturo Vigorenis ist?“

„Niemand sagt es mir. Aber ich habe die Pflicht, diese Dame für hochachtbar zu halten.“

„Du achtest sie mehr als deine Gattin, da du es vorziehst zu glauben, daß dieser Handschuh der meine sei! . . .“

„Vor allem bitte ich dich, die diese Dame aus Tapet bringt. Mit dieser Sache hat sie nichts zu schaffen. Ich habe dir gesagt und ich wiederhole es dir mit einer erkünstelten Ruhe, daß dieser Handschuh mahr schein lich dir gehört. Nichts mehr und nichts weniger.“

„Vorläufig also . . . angewöhnst du bloß.“

„Ich habe bemahe die Gewißheit, denn alle Anzeichen sprechen dafür.“

„Und was wirst du thun, um die Wahrheit zu ergründen?“

„Ich werde mich an Arturo wenden.“

„Das ist lächerlich.“

„Ganz und gar nicht. Der Handschuh lag auf dem Fußboden seines Schlafzimmers. Er hatte es nicht bemerkt. Ich habe ihn heimlich an mich genommen. Und wenn ich ihm den Handschuh zeigen werde, dann wird er mir sagen müssen, wie der Handschuh in sein Zimmer gekommen ist.“

„Er wird sagen, daß er einer andern Frau gehört.“

„Ich werde die Beweise verlangen.“

„Und wenn er keine hat?“

„Umso schlimmer für ihn und für dich!“

Bei diesen Worten flammte es in seinen Augen wild auf, und das blonde Gesicht des wilden Lebensgenießmanns nahm einen unheimlich grell-violetten Ausdruck an. Luciana, die sich ihm gegenüber gleich einem Rinde auf ein leidiges Einfühlen gefaßt hatte, begann, trotz ihres Mutwillens, zu erbeben, und während sie sich unter dem Vorwande, die Pantoffeln zu wechseln, ihres hohen Schuhes entledigte, zu Boden sank, entging sie nur mit Mühe einem Schlage Emilios seinen Hand, der gegen sie zu Boden sauste. Sie wußte nun, daß sie verloren war, daß ihr Gatte sie nicht mehr als geistig [illegible] Wesen, sondern als [illegible] Tier behandelte, daß sie [illegible] Opfer [illegible] Leidenschaften [illegible] und [illegible] Phantasie [illegible] Dann aber, [illegible] Emilio [illegible] Ihr [illegible] Plan?“

„Der barbarische, aber [illegible] Gedanke,“ entwickelte Emilio [illegible] er [illegible] Gedanke des [illegible] Mannes [illegible] zu [illegible] [illegible] „wenn ich den Handschuh haben hätte, dann der Handschuh [illegible] gehört wäre ich [illegible] Verdächtigung [illegible] wenn ich [illegible] Arturo [illegible] Zweifel [illegible] [illegible] [illegible]

„Setz' dich, setz dich . . ."
„Ich drücke deiner Frau die Hand und setze mich."
„Willst du Thee?"
„Nein."
„Kaffee?"
„Auch nicht."
„Willst du dich . . . amüsieren?"
„Ja."
„Ich stehe dir sofort zu Diensten."

Und ohne Zeit zu verlieren, begann Enrico mit der Darlegung des Ereignisses, als hätte es sich um einen Zwischenfall ohne Bedeutung gehandelt. Aber nur mit Mühe gelang es Luciana zu lächeln; und dem Gelichten entging nicht ihre tiefe Verlegenheit, während er selbst nach und nach den Ernst der Lage begriff.

Der Handschuh — das Document — lag da zwischen den Nippsachen des Kamins und verbreitete seinen zarten Veilchenduft. Und Enrico, der jetzt das Gesagte noch einmal kurz zusammenfaßte und jedes Wort scharf betonte, so dass es hart an Arturo Bigorenis Ohren schlug, stellte klipp und klar das Dilemma: „In Anbetracht des Umstandes, mein liebster Arturo, dass ich alle Ursache habe, zu glauben, dieser Handschuh, der von mir in deinem Schlafzimmer gefunden wurde, gehöre meiner Frau, wirst du mir entweder beweisen, dass du heute morgen eine andere Dame empfangen hast, und in diesem Falle werde ich an eine sonderbare Gleichheit des Leders, des Parfüms und . . . des Maßes glauben, oder ich werde gezwungen sein, gegen meinen Willen dich für den Liebhaber meiner Frau zu halten. Pistolen und Schluss."

Arturo Bigorenis machte mit schwerer Zunge den vergeblichen Versuch, eine Anekdote zu improvisieren, und schwieg. Luciana gelang es durch übermenschliche Willenskraft und ebensolchen Muth, ein silberhelles Lachen erschallen zu lassen. Enrico sah beide an und sagte: „Du, Luciana, lachst und das ist zu viel; du, Arturo, schweigst und das ist zu wenig. Aber ich warte geduldig auf deine Antwort. Ja noch mehr, ich biete dir sogar eine Cigarette an. Amüsiert dich die Cigarette?"

„Ja, ich . . . amüsiert mich."

Enrico erhob sich, nm einem Schränkchen aus eingelegtem Holze eine Schachtel „Zulivan" zu entnehmen, und Luciana hatte kaum Zeit, die folgenden Worte mehr hinzuhauchen als auszusprechen: „Rette mich um jeden Preis!"

Arturo konnte diese Worte mehr errathen als hören.

Und nach einem Augenblick war das Rettungswerk vollzogen.

„Du wirst begreifen, Enrico", sagte Arturo mit Feierlichkeit, „dass du mir einen großen Schmerz bereitet hast. Mich von dir eines so schimpflichen Verrathes verdächtigt zu wissen, hat mich im ersten Moment erschüttert und gelähmt. Ich wollte, ich brauchte dir nichts anzuworten, nm, auf welche Weise auch immer und ohne mir das Geringste zu vergeben, deine Ungerechtigkeit zu ertragen. Aber hier handelt es sich um den Frieden und um die Ehre deiner Frau, und ich füge mich deinem Wahne. Zum Glück bin ich im Besitze des Beweises, den du von mir verlangst. Ich werde eine Dame compromitieren, die meiner Gemüthsruhe blind vertraut hat; aber du wirst es sein, der darüber Gewissensbisse empfinden wird müssen!"

Nach diesen Worten suchte er in seinem Portefeuille nach einem Brief und zeigte ihn Enrico. Enrico las halblaut: „Mein Arturo, es bleibt also dabei: ich komme heute gegen 2 Uhr. Ich weiß nicht, warum Du mich hindern, früher zu kommen. Du bist kein Mann, Du bist ein Stundenplan. Man muss sich in Geduld fassen! Zwischen mir und Dir steht immer eine Uhr. Und manchesmal in eine Uhr schlimmer als eine Rivalin. Deine Giulia." „Ah! aber sie war es wirklich!", rief Enrico mit aufeinandergepressten Zähnen aus, erfüllt von Bitterkeit.

„Hatt' ich's doch gesagt!", fügte Luciana hinzu und warf dabei Arturo einen Blick zu, der ihn wie ein Peitschenhieb traf; „ich mache Ihnen mein Compliment, Herr Bigoreni: Sie haben sich die hübschen Weiben ausgesuchen. Da thun Sie recht daran!" . . . Die Weiben können im Hasse des Geliebten . . . alles verlieren, was sie wollen, ohne dass dieser die Rache der Ehemannes zu fürchten hat! . . . Und du, Enrico?"

„Nun?"

„Dein Versprechen?"

„Welches?"

„Bittest du mich nicht um Vergebung?"

„Ja, ganz richtig . . . ich hatte darauf vergessen. Und ich bitte auch dich um Vergebung, Arturo."

„O, durchaus keine Ursache . . . Es thut mir nur leid wegen der Dame, die ich compromittiert habe . . ."

„Sie können das wieder gut machen," rief Luciana schlagfertig. „Auf welche Weise?" fragte Arturo, im besten Glauben.

„Heiraten Sie sie."

„Ach ja! . . . Ich hatte nicht daran gedacht. Ich will mir Mühe geben, es zu versuchen . . ."

Es folgte ein kurze Pause, während welcher jeder der Drei die Bilanz dessen zog, was er verloren und was er gewonnen hatte. Dann setzte sich die Conversation für kurze Zeit in einem kreuzweisen Hinundher von zusammenhängenden Phrasen fort, von denen keine einzige mit dem Gedanken dessen etwas gemein hat, der sie aussprach; und die kleine Gesellschaft löste sich anscheinend recht kühl auf, als ob nichts geschehen wäre. Arturo Bigoreni empfahl sich mit der correctesten Höflichkeit und Enrico sagte ihm, während er ihn zur Thüre geleitete, in einem falschen Tone liebenswürdigen Scherzes: „Jetzt gehst du natürlich zu ihr, du abscheulicher Mensch . . ."

„Natürlich!"

„Weißt du was? Ich komme auch hin heute abends. Sag' aufrichtig: ist dir das unangenehm?"

„Nein . . . aber . . . ich gebe dir einen Rath, Enrico," meinte Arturo verlegen, „heute Abend bleibe bei deiner Frau. Die Aermste! . . . Sie verdient es! . . ."

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Schöllschitzer Dörrgemüse und Obstconserven.

Franz Ritter von Zeibmayr Landwirthschaftliche Anstalten und Zuckerfabriken bei Brünn, Mähren.
Ausgedehnte eigene Gemüse- und Obst-Plantagen.
Niederlage: Wien I., Tuchlauben 10. Brünn, Schwedenplatz 1.
Man ersuche ausdrücklich Zeibollschitzer Producte.

Das Unternehmen für Zeitungs-Ausschnitte
„Observer"
Wien, IX. I. Türkenstraße 17
liest alle hervorragenden Journale der Welt, welche in deutscher, französischer, englischer und ungarischer Sprache erscheinen, und verbindet an seine Abonnenten Zeitungsausschnitte über bezügliche Themen.

Die Central-Bibliothek in Wien
mit ihren 7 Filialen Volksbibliotheken, hat trotz im laufenden Jahr circa 200.000 Bände an die Leser abgeben. 30.241 Gulden wurden eingelegt. Die nachtheiligen Auswanderungen können nun beschränkt werden, wenn viele Freunde der guten Sache thatkräftig unterstützen. Der Unterfertigte richtet an die P. T. Leser dieser Zeitschrift die Bitte, ihm mit einer Zeile zu benachrichtigen, wenn sie geneigt sind, dem Actions-Comité beizutreten.

Hochachtungsvoll
Prof. Dr. E. Reuer
IX. Währingerstraße 17

Seiden-Damaste 75 kr.
bis fl. 14.65 per Meter und Seiden-Brocate ab meinen eigenen Fabriken
sowie **schwarze, weiße und farbige „Henneberg-Seide"** von 45 kr. bis fl. 14.65 per Meter — glatt gewebt, carrirt, gemustert, Damaste 2c. (ca. 240 verschiedene Qual. und 2000 verschiedene Farben, Dessins 2c.,
Zu Roben und Blousen
ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus!
Muster umgehend.
Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.
G. Henneberg's Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Digitized by Google

Die Zeit.

Wiener Wochenschrift

für

Politik, Volkswirtschaft, Wissenschaft und Kunst.

Herausgeber:

Professor Dr. J. Singer,

Hermann Bahr und Dr. Heinrich Kanner.

Band XIX und XX

April 1899 — September 1899.

Wien, IX/3. Günthergasse Nr. 1.

Druck von Johann N. Vernay, Wien, IX. Marktgasse Nr. 17.

Digitized by Google

Autoren-Verzeichnis.

Die fettgedruckten Ziffern bedeuten die Nummern der Hefte, die schwachgedruckten die Seitenzahlen

Abels Ludwig, Dr. 247 204, 248 6, 251 57. 254 106
Abler Georg, Prof. Dr. 254 101 255 118
Abo Jakob 249 31
Amery L. S., B. A. . . . 242 115
Annunzio Gabriele d' . . . 246 102
Bach Maximilian, Dr. . . . 255 116
Bahr Hermann 235 15, 236 31, 237 49, 238 65, 239 81, 240 91, 96, 241 108, 242 126, 245 157, 245 173, 246 189, 248 12, 249 27, 251 59, 253 91, 258 170, 259 186
Barth Paul, Prof. Dr. . . . 258 161
Bed Berthold, Dr. 242 117
Bedmann Josef . . 239 75, 240 88
Berdeow Wilhelm 244 152
Bernstein Eduard 249 21, 250 37, 251 52
Bethlen Nikolaus, Graf . . . 251 99
Bierl Alfred, Prof. 241 103
Böhme Wilhelm 261 215
Boguslawski A. v., Gen.-rat 235 6, 236 24, 237 40
Brauner Alexander 258 169
Bronta Julio, Dr. 248 1
Bruck-Auffenberg Natalie . . 242 124
Buchhard Max 250 186
Chamberlain Houston Stewart . 238 59
Chorherrenlier A. 250 177
Colajanni Napoleone, Dr. 247 195, 249 17
Darmstädter Paul, Dr. . . . 243 137
Dreger Moriz, Dr. . . 237 43, 241 107
Dresdner Albert, Dr. . . . 256 187
Egerton George 260 206
Ehrenfeld Richard 253 84
Eucken Rudolf Prof. Dr. . . 259 182
Federn Walther . . . 248 3, 261 212
Finnländer, Ein 247 35
Foerster Fr. W., Dr. . . . 260 193
Franko Ivan, Dr 255 165
Fred W. 249 31, 256 138
G. v. H. 252 68
Geffroy Gustave 243 139
Gerlach H., v. 238 55, 245 163, 256 130, 258 161, 260 195
Gilbert Leo 245 169
Göhre Paul 247 198
Golaut N. 244 145
Gold Alfred 236 27, 238 60, 247 206, 249 28
Gomperz Heinrich, Dr. . . . 257 150
Gorin Maxim 258 171
Graf Max, Dr. 260 202
Greinz Hugo 239 76, 247 209
Gumplowicz Ladislaus, Dr. . . 236 22
Gustrow Ernst 256 133
Haderfeld Hugo 250 39
Harten-Müller A. N. . . . 236 26
Heldenstam, Verner von . . . 230 74
Heine Anselm 253 86
Herz Friedrich Otto 246 183
Himmelbauer J., Dr. . . . 253 86
Hirschfeld Georg 250 43
Holz Arno 243 141
Holzamer Wilhelm 241 106
Holzer Rudolf 251 54, 252 72, 261 220
Jentsch Theodor, Dr. . . . 249 23
Jenny Rudolf Christoph 235 10, 249 25
Jentsch Karl 237 28, 243 137, 244 150, 245 167, 257 138, 258 162, 259 180
Kanner Heinrich, Dr. (Skizze K.) 236 17, 237 35, 238 51, 239 67, 240 83, 241 99, 242 115, 243 131, 244 147, 246 179, 248 1, 250 33, 255 113, 256 129, 257 145, 259 177, 260 193, 261 209
Khnopff Fernand . . . 235 8, 237 24, 248 3
Kraus Siegmund 238 59
Kreidl F. B. 236 26
Kühl Gustav 241 111
Langmann Philipp 243 115, 246 153, 258 166
Lecky, Hon. Mrs. vol . . . 253 115, 256 133
Levin Jul. 255 126
Lie Mons 250 56, 251 62, 252 78, 253 95, 254 111, 255 126
Lindenberg Fernando . . 250 36, 260 197
Loeche Georg, Prof. Dr. . . . 250 37
Loeff Friedrich von 260 197
Macrosin Henry W., B. A. . . 246 180
Mangoldt Karl von 256 131
Marni Jeanne 248 15
Masorel Th. H., Prof. Dr. . 239 72, 240 86
Mathias Adolf, Dr. 239 71
Mendrochowicz Josef . 252 69, 253 86
Meiler Max 237 203, 257 155
Miltowanowitsch M. G., Prof. Dr. 251 49
Minor J., Prof. 244 156
Münzer B., Prof. . . 249 19, 254 98
Nockl Albert 253 88, 254 101
Moltauer Emanuel, Dr. . 240 45, 242 120, 243 138
Morold Max 237 42
Murko Mathias, Dr. 256 145
Nemann Heinrich 260 196
Niedzwiecki Zygmunt 261 223
Nollig Alfred, Dr. 242 118
Oiner Julius, Dr. 241 211
Oppenheimer Carl, Dr. 246 181, 247 200
Oppenheimer Franz, Dr. . . . 235 5
Pannonicus 239 69
Pastor Willy 242 125, 252 75, 254 108, 257 152
Pepper S. 236 22
Petropics Alexander 247 197, 257 145
Pieriche Emil, Prof. Dr. 253 81, 259 179
Pisko Arthur 241 101
Potter 236 20, 238 52, 239 68, 244 147, 250 34, 252 66, 253 82, 255 113
Porpenberg Felix . . 251 55, 261 218
Prager Emil 243 135
Puschkin Alexander . . 244 160, 245 177
Redlich Josef, Dr. 255 1
Reiser Hermann . . . 255 122, 258 167
Rubinstein Sigmund, Dr. . . . 243 132
Rustin John 261 216
Salomé Lou Andreas 255 120
Sayn J., Dr. 255 123
Schaf Johannes 246 186
Scheen, Regierungsrath Prof. v. 241 105
Schlesinger Wilhelm 254 103
Scholl Annemarie 242 129
Schwann Mathieu 261 210
Servaes Franz 240 90
Sieger Robert, Prof. Dr. . . . 247 201
Silberstein Leo, Ingenieur . . 252 70
Singer J., Prof. Dr. 252 65
Söderberg Hjalmar 248 8
Spectator 255 97
Strundberg August 260 198
Tille Alexander, Dr. 255 119, 256 137
Ubell Hermann 242 122, 259 184, 260 201
Wallaschek Richard 235 11, 237 44, 245 172, 248 9
Wajsermann Jakob 257 150
Weritheimer Paul 252 73
Wolgogen Emil von 250 190
X., Dr. 237 37, 239 71
Zeil Hans, Dr. 250 41
Zuckerkandl B. 248 11
" " 235 2, 261 215
" " 238 50, 246 181

Inhalts-Verzeichnis.

Die fettgedruckten Ziffern bedeuten die Nummern der Hefte, die schwachgedruckten die Seitenzahlen

Artikel.

[illegible] 256 129
[illegible] 261 212
[illegible] 236 20
[illegible] 242 118
[illegible] 236 17
[illegible] 261 209
[illegible] 242 125
[illegible] 242 115
[illegible] 240 91
[illegible] 255 111
[illegible] 257 145
[illegible] 252 70
Robert Baerts Tragödie . . 239 69
Berechtigung, Die 235 11
Berlin Barcelona 1., Die Bilder aus geschenken . . . 245 6, 256 24, 237 40
Bücher Turgenjew, Ein Verleger . 236 26
Bulwer's Briefwechsel . . . 238 52
Canalisirung der Saale und der Unstrut, Die 258 161
Capitalismus, Der Sieg des . . 235 5
Christkindl, Das 246 180
Chronik d. Frau 236 17
Collegienhaftpflicht 239 71
Con. Hentschel, [illegible] Tode Hadji [illegible] 261 214
[illegible] 245 165

Digitized by Google

Constitutionelle Garantien . . . 260 193
Croaten, Ungarn und . . . 247 197
Czechischer Liederdichter, Ein . . 238 59
Dänemark, Das Ende der Massenausperrung in 260 197
Dänemark, Die Massenaussperrung in . 250 36
Dalai-Lama, Aus dem Lande des . . 247 201
Damenwohe, Stil und 242 124
Deutsches Theater 249 28
Deutsches Volkstheater 250 186
Deutschen Bolen, Gegenliebe im . . 259 182
Deutschland, Die Canalfrage, der Kaiser und der „Kuhhandel" in . . . 258 161
Deutschland über Oesterreich denkt, Wie man in 238 55
Dreyfus-Affaire, Clericalismus, Jesuitismus und 252 66, 253 82, 255 113
Dreyfus-Affaire, Präsidenten, Ministerien und die 250 35
Dreyfus-Revision, Nach der . . . 244 147
Dualismus, Das Ende des 253 81
Eiberlhal, Zu 261 220
Eisenbahnen, Die Unzuklänglichkeit der 241 103
Eisenbahnverkrage, Zur 253 84
Elektrische Kleinbahnen 244 152
England, Hamlet in 235 8
Englische Literatur, Neue . . . 256 138
Erlesen 255 129
Erziehung, Ueber naturgemäße . . 254 103
Eisenbrücke, Die 241 99
Export-Mittelstandspolitik . . . 238 56
Exportinteressen und die Weltpolitik, Oesterreichs 236 22
Falke Gustav 241 106
Faust in der bildenden Kunst, Goethes 256 137
Faustsage in der bildenden Kunst, Die 255 119
Feudalstat, Rite und neue . . . 240 183
Finnland, Der Staatsstreich in . . 237 35
Fröhliche Luft, Angewendete . . . 245 169
Föderalistische Bestrebungen der Deutschen Oesterreicher am Ausgang des Jahres 1848 . . . . . 255 116
Fortpflanzung, Die Physiologie der . 249 23
France, Chosen de 236 17
Francceschi, Piero dei 250 39
Frankreichs, Zur moralischen Wiedergeburt 260 193
Fruhmann Heinkel 244 156
Gährungen 248 12
Gaismann, Michel 240 189
Gemalter Anachronismus 242 125
Gemeinden Stirle, Die beeres Evidenzhaltung und der deutsch-böhmische . 259 179
Geschichte der Hofoper, Zur . . . 248 9
Geschichte einer Confiscation, Die . 245 164
Glastigen 248 11
Goethe und die serbische Volkspoesie . 256 134
Goethes Faust in der bildenden Kunst 256 137
Halbthier 247 202
„Hammer" der deutschen Reichshauptstadt, Der 252 75
Hamlet in England 235 8
Handelsvertrage, Die Vorbereitung unserer 246 181
Handelsvolk und Weltanschauung . 261 215
Hochwasser-Katastrophen 261 214
Hofover, Zur Geschichte der . . . 248 9
Humor 239 74
Inauisition in Barcelona, Die . . 248 4
Italien, Der Zeitungskampf in . . 247 194
Italien, Der Staatsstreich in . . . 249 17
Jahre, Zehn 253 91
Jacobsen, Jens Peter 246 186
Japanische Holzdrucker 247 206
Japanische Dichtung 260 201
Jungtung, Ein 249 27
Jugendliteratur, Zur Frage der 242 120
Jung Tirol 235 10
Jubiläen, Zu den 242 115
Kaiser Jubiläums Kritik, Die . . . 237 17
Kampf contra Kampf 248 1
Kautsky über die Agrarfrage . . . 246 20
Kegel Sebastianbilder, Einige . . 248 8
Kinderschutzpolitik 255 113
Klammer, In der 251 59
Kleinbahnen, Elektrische 254 153
Kunst Hagelings Alltag 261 218
Kriege innerhalb der Marrismus, Zur 239 72
Kunstlerhaus 236 37
Kunst, Die klassische 257 133
Kunstausstellung in Dresden, Von der deutschen 246 187
Kunst und Religion 261 216
Lemonnier und Belgien, Camille 253
Liederdichter, Ein czechischer . . . 254 104
Linz, Aus 238 58
Lotis Tristien, Pierre 239 76
Lustschiffahrt, Ueber den heutigen Stand der 251 55
Luthers Selbstmord 260 197
Lyrische Vorträge 240 87
Mahlers Symphonie, Perosis Oratorium und 246 186
Marrismus, Masaryks Kritik des . . 240 81, 250 37, 237 44
Marrismus, Zur Krise innerhalb des . 239 72, 240 86
Masaryks Kritik des Marrismus 249 21, 250 37, 251 52
Massenausperrung in Dänemark, Das Ende der 260 197
Massenausperrung in Dänemark, Die 250 36
Materialismus, Ein Nachzügler des . 257 150
Menschenkinder 253 89
Metternich und seine auswärtige Politik 238 137
Modern 259 184
Montenegro 239 74
Montenegro, Südslavische Volksthum in 240 88
Muschelkinder 258 170
Novicens L, Die bisher ungedruckten Briefe . . 235 6, 236 21,
Nemesis divina 240 198
Nereus reuns 238 51
Neueste Aetiva, Die 259 177
Neunzehnte Jahrhundert, Das . . . 237 38
Oberösterreich, Politische Momentaufnahmen aus 254 97
Oesterreich denkt, Wie man in Deutschland über 238 55
Oesterreichs Exportinteressen und die Weltpolitik 236 22
Oesterreichs Beitschriften und ihre Statistik 248 3
Pädagogik, Eine Gefahr der modernen 258 164
Paragraphen Vorzeihn, Neben dem . 243 132
Perosis Oratorium und Mahlers Symphonie 237 44
Pichler, Adolf 249 25
Politische Momentaufnahmen aus Oberösterreich 254 97
Politische Bertife 257 145
Preußen-Deutschlands Minister . . 256 130
Protoplasma und Leben . 246 183,
Psychologie, Neue Ideen in der . . 256 133
Puschkin, Alexander 244 154
Religion, Kunst und 261 216
Rhodes, Die Pläne des Mr. 235 4
Ritter von der Dunkelkammer, Die . 238 52,
Rittner, Rudolf 239 68
Robert Emerich 244 157
Rollett Hermann 255 121
Rußland, Die Studentenunruhen in . 252 68
Schienenrolge 240 83
Schramm, Das neue 247 35
Schluß 243 130
Secession, Die Berliner 245 172
Serbien, Zwei Jahre Staatsstreich in 259 180
Serbiens, Die dynastische Frage in der Geschichte 258 162
Serbische Volkspoesie, Goethe und die 256 134
Sexualethik . . 243 133, 244 150,
Sexualpunizismus Sexualpolizei 257 148,
Sexualpunizismus und Sexualpolizei 259 180
Sozialdemokratie, Die „Gebildeten" und die 258 166
Sozialismus, Zur Lösung der . . . 247 196
Staatsmann, Ein japanischer . . . 239 67
Staatsstreiche in den Balkanländern 259 180
Staatsstreiche in Dänemark, Die chronischen 254 99
Staatsstreich in Finnland, Der . . 237 35
Staatsstreich in Italien, Der . . . 249 17
Staatsstreich in Serbien, Zwei Jahre 259 180
Staatsstreichtheorien zur Oesterreich-Frage 254 97
Statuen, Bilder 241 98
Steigerwaldlied, Das Ueberm Inmerer 243 131
Strafrechtsreform nach germanischem Recht 261 211
Sturm auf Wasser Kraftwerk 251 54,
Tod und Totenkunst 242 121
Totalsterilisation und Sterilisationsgesetz 241 104
Tschechen, Zu den 244 149
Tschechen, Zu den 245 171
Tschechische Bauern, Die 251 54
Studentenunruhen in Rußland, Die . 252 68
Sturdza, Baden Bansin- 239 69
Südslavisches Volksthum in Montenegro 240 88
Szekische Formel, Die neue . . . 240 179
Tausend Seen, Im Lande der . . . 249 19
Tedeum 238 60
Thätige Reue (Zur Praxis des österreichischen Civilprocesses) 242 117
Theater, Deutsches 249 28
Thoma, Hans 237 42
. . . . . Titel confiscirt! 244 147
Transvaal und sein Ende 259 177
Ultramontanismus in Westdeutschland, Der 261 210
Ungarn und Croaten 247 197
Ungarns, Die Regenerierung . . . 241 99
Van Dyck 257 154
Versicherungsgesellschaft „Janus" . 248 5
Volksbibliotheken 238 51
Volksschulen und ihre Statistik, Oesterreichs 248 3
„Volksversicherung" 254 99
Volksversicherung, Ueber 252 69
Vorgeburt und nachgedacht . . . 243 131
Wagner und sein Publicum, Richard 260 202
Wahrreformkampf, Wiener 250 33
Weltstraße, Eine neue 260 196
Westdeutschland, Der Ultramontanismus in 261 210
Wien, Das neue 247 206, 248 6, 251 57 254 106
Wiener Wahlreformkampf 250 33
Wirtschaft, Die Entstehung der rapitalistischen 235 4
Zehnstunden-Strike in Brünn, Der . 241 101
Zeitgedichte, Meine . . 255 122, 258 167
Zeugdruck 241 107
Zuchthausvorlage, Die 254 103
Zucker-Gabelle, Die 252 65

Die Woche.

a) Politische Notizen: 235–247 17, 28, 45, 61, 78, 93, 109, 126, 141, 157, 174, 190, 207; 249 28; 253–261 125, 140, 156, 171, 187, 203, 221;

b) Volkswirtschaftliches: 235–251 13, 29, 56, 82, 78, 94, 109, 157, 142, 158, 175, 191, 207, 13, 29, 43, 59; 253 92; 255–261 125, 140, 156, 171, 188, 205, 221;

c) Kunst und Leben: 235–247 15, 30, 47, 63, 79, 94, 110, 128, 142, 158, 175, 191, 208; 250–252 14, 69, 76; 254–261 109, 125, 141, 157, 172, 189, 205, 222.

Bücher.

Aram Kurt: Die Agrarcommunismen 258 173
Arnold Robert F.: Europäische Lyrik 256 142
Bartels Adolf: Klaus Groth . . . 245 176
Barth Paul: Die Frage des sittlichen Fortschritts der Menschheit . . . 238 64
Batka Richard: Musikalische Streifzüge 257 158
Bernhardt Walther, Lebens und Charakterbilder in bildlicher Umrahmung in der Werke der Meister Verausgegeben von Georg Hermann. 1. Band. Maria von Weber von Hermann Bahrmann 254 110
Bierbaum Otto Julius: Der kunterbunte Mensch 242 128
Blum Johann von: Der Neue . . . 236 30
Broemel Peter Rudolph: Geschichte des englischen Handels 244 158
Communisten-Compass, Jahrbuch der Arbeiter-Bestbewegungen und Vereinswesen 240 96
Cohnau Eugen, Dr.: Die Geschichte der Ungarn 243 141
Deutscher Humor, Grundzüge eines 257 157
Dohm Hedwig, Johannes 261 227
Feuerschmidt Wilhelm: Ueber Schiegenhauer in Rom 250 45
Gabriel Marie Aucelin 255 126
Gerhardt Paul: Ein Lied von Gott und der Welt. Mit Bildern von Ludwig Richter. Herausgegeben von Hermann Bahrmann 256 141
Gerlach Hellmuth von: Die Zukunft des Deutschthums 237 36
Gerlach Hellmuth von: Das Deutschthum in Ungarn 249 29
Hermann 249 30

Digitized by Google

Förster W., Prof. Dr.: Kalender und Uhren am Ende des Jahrhunderts . 246 192
Friedjung Heinrich: Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland . 236 30
Friedländer M.: Der vorchristliche jüdische Gnostizismus 238 63
Friedrich Gustav: Hamlet und seine Gemüthskrankheit 250 45
Frimmel Theodor von, Dr.: Galerie-Studien 235 15
Garelli A.: Filosofia del Monopolio . 242 128
Gefftenheinrich, Dr.: Fehde und Duell . 245 178
Gemberg Adine: Der dritte Bruder . 248 14
Gesammelte Aufsätze über Hugo Wolf 258 173
Gobineau Graf: Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen . 252 76
Gubernatis Angelo de, Comte: La Bulgarie et les Bulgares . . 257 157
Haarhaus Julius M.: Dichter-Biographien 260 205
Hallgarten Robert, Dr.: Die communale Besteuerung des unverdienten Wertzuwachses in England . . 258 172
Hart Julius: Der neue Gott . . 251 61
Herrritt Hermann R. v., Dr.: Nationalität und Recht 247 208
Hevesi Ludwig: Wiener Todtentanz . 259 189
Hönigsberg Margaret: Roth und andere Gedichte 241 111
Holländer Felix: Das letzte Glück . 250 45
James William: Der Wille zum Glauben und andere populärphilosophische Essays 252 77
Jerusalem Wilhelm Prof. Dr.: Einleitung in die Philosophie . . . 251 60
Kaff Sigmund: Der Handlungsgehilfe und sein Recht 238 63
Kahlenberg Hans von: Die Familie von Barchwitz 237 48
Kahlenberg Hans von: Nixchen . 249 30
Kitir Josef: Lyrische Radierungen . 254 110
Konopnicka Marya: „Lokietek“ (Menschen und Werke) 251 60
Kuhnke Wilhelm: I. Wer Jahre unschuldig in württembergischen Irrenanstalten. 2. Noch einmal der Fall Kuhnke, ein Appell an die Genossen 245 176
L'Anno Sociologique (1896—1897) 248 14
Latsch Rudolf von: Ueber Zierschriften im Dienste der Kunst . . 250 45
Le Bon Gustave: Lois Psychologiques de l'Evolution des Peuples . 255 125
Leppmann Franz: Menschund Dichter . 243 143
Lippe Theodor: Die ethischen Grundfragen 248 13
Malachowski D. von: Erinnerungen aus dem alten Preußen . . . 246 191
Maupassant Guy de: Vater Milon und andere Erzählungen . . . 255 126
Maureder Rosa: Idole 238 64
Messing Ludwig: Der Wiener Fleischfrage mit Rücksicht auf Production, Gewerbe und Consumverhältnisse . 239 80
Minjes Boris, Dr.: Staatsstreich in Finnland und national-russische Eroberungspolitik 248 13
Moeller-Bruck Arthur: Die moderne Literatur in Gruppen- und Einzeldarstellungen. Band I. . . . 244 159
Mohr Paul: Wie mein Freund Krabbe ein Semester verbummelt und anderes. 246 192
Müller Friedr. Max: Das Pferdebüchlein 241 111
Neue Lieder für's Volk 249 30
Obrutschew W.: Aus China . . 253 93
Otto Dr.: Die preußische Staatsanwaltschaft 241 110
Ouckama Gerhart: Die erlöschende Wahrheit 245 176
„Pan“ IV. Jahrgang, 3. und 4. Heft 239 80
Papst Julius: Oesterreichisches Jahrbuch 1898 . . . . . 235 14
Philo vom Walde: Binovu Preßnitz 254 110
Pica Vittorio: Letteratura d'eccezione 239 80
Platter Julius, Professor: Erwerb und Consum oder Wo steckt der Profit? 253 143
„Poetische Flugblätter“ . . . 251 61
Polenz Wilhelm von: Andreas Bockholdt 240 93
Prevost Marcel: Fleurette . . . 250 45
Rau Albrecht: Die Ethik Jehn . . 258 173
Rifat Mufaja: Ein kleines Sündenregister Abdul Hamids . . . 238 63
Reiate Jr., Dr.: Die Welt als That 242 128
Remer Paul: Johannestrieb . . 260 206
Riehl Alois: Frommanns Classiker der Philosophie VI. Fr. Nietzsche. Der Künstler und Denker . . 260 205
Ries C. E.: Novellen vom Genfer See 237 48
Rosenberg Adolf: Leonardo da Vinci 239 80
Schmal Johannes: Mittl . . . 251 61
Schoeler Heinrich von, Dr.: Kritik der wissenschaftlichen Erkenntniß . 261 222
Scholz Wilhelm von: Der Besiegte . 244 159
Schultze Sigmar, Dr.: Von der Wiedergeburt deutscher Kunst . . 256 142
Schultze Ernst, Dr.: Englische Volksbibliotheken 259 189
Schulze Theodor: Der Buddhismus als Religion der Zukunft . . . 257 158
Schwann Matthieu: Sophia . . 252 77
Spielberg Otto: Die Moral der feinen Mannesart 253 93
Statistik der gemeinschaftlichen Vereine in verschiedenen Ländern . . . 257 157
Stone Marie: Lieder einer jungen Frau 236 31
Synoptikus: Staat und Nation . 244 159
Terre Otto de: Im Zeichen des Verkehrs 255 125
The Co-operative Wholesale Societies lim. 252 76
Trunk Hans: Eine Schulreise und was sie ergeben hat 259 190
Valbagne Pierre: Variations sur le même air 256 142
Viallate Achille: J. Chamberlain . 260 205
Wiedefind Frank: Der Kammersänger 253 93
Weisengrün Paul, Dr.: Das Ende des Marxismus 249 30
Wolgast Heinrich: Das Elend unserer Jugendliteratur 247 208
Zur deutschen Volks- und Heimatskunde: 1. Deutschland von Friedrich Ratzel. 2. Das deutsche Volksthum von Dr. Hans Meyer 253 92

Revue der Revuen.

235—261 15, 31, 48, 64, 80, 95, 111 129, 143, 160, 176, 192, 208, 14, 30, 45, 61, 77, 93, 110, 126, 142, 158, 173, 190, 206, 223

Belletristisches.

Leander 235 15, 236 31, 237 49, 239 81, 240 96 . . . . . 238 65
Unterdup, der Amoride . . . 241 111
Der Streit um den Hals . . . 242 129
So ist das Leben 243 145
Der Schuß 244 160, 245 177
Die Sirenetta 246 192
Ein Abschied 247 209
Das Testament eines Kindes . 248 15
Der Muth des Narren 249 31
Meraner Novelle 249 31
Neumm 250 46, 251 62, 252 78, 254 111, 255 126 . . . . . 253 94
Ein Herrenabend 256 143
Die Erbin 257 159
Auf den Flößen 258 174
Altmädchenrost 259 190
Mamma 260 207
Meine Hände 261 223

Digitized by Google

Die Zeit.

XIX. Band. Wien, den 1. April 1899. Nummer 237

Eine Staatsrechtstheorie für Oesterreich.

In einem Lande, dessen neuere Geschichte als das allein festitehende Prinzip seines Staatsrechtes den Verfassungsbruch zeigt, in Oesterreich, wo die Technik des friedlichen Staatsstreiches innerhalb der letzten 50 Jahre zu einer in anderen Ländern undenkbaren Vollendung gelangt ist, kann es eigentlich nur Erstaunen hervorrufen, dass diese eigenthümliche Gestaltung seiner Politik nicht auch in der Literatur den entsprechenden Ausdruck gefunden hat. Da ist es nun gewiss eine auffallende Erscheinung, dass der erste Versuch, diesem Mangel abzuhelfen und ein sämtliches Programm des Staatsstreiches aufzustellen, in jüngster Zeit von einer Seite her unternommen worden ist, auf der man sonst gerade die Verfassungstreue und oft nichts als diese zu suchen pflegt. Herr Baron Offermann, der uns jüngst mit einem Buch über die „Verfassungsrechtliche Nothvollkommung Oesterreichs“[1] beschenkt hat, ist nun allerdings kein Parteimann: aber er wird wohl nichts dagegen haben, dass er zu den „gemässigten deutschen Politikern“ gezählt wird. Gerade aus diesem Grunde liegt aber eine aufmerksamere Prüfung seiner Schrift gewiss sehr nahe.

Bisher hat es in Oesterreich eigentlich nur zwei Richtungen in Bezug auf eine Reform der Verfassung gegeben: die eine wird von jenen Elementen verfolgt, welche dieselbe vor den December 1867 zurückrevidieren wollen, von den Autonomisten, Feudalaristokraten, Clericalen, die andere ist sozusagen die westeuropäische Richtung, welche die Verfassung nach den Grundsätzen der modernen Demokratie und des Repräsentativprinzips ausbauen will. Herr vom Offermann gehört keiner der beiden Parteien an. Er lehnt einerseits eine Politik des „böhmischen Staatsrechtes“ ausdrücklich ab, andererseits lenkt er die ganze vermeintliche Kraft seines Angriffes gegen den modernen Parlamentarismus und die Repräsentativverfassung überhaupt, sowie gegen deren Wirksamkeit in Oesterreich im Besonderen. Was will also Herr v. Offermann?

Die Antwort darauf löst sich in einen Satz geben, der sehr paradox klingt, aber dennoch buchstäblich richtig ist: Der neueste Reformator Oesterreichs will die Verfassung einfach wegdecretieren und die von dem deutschen Gelehrten und Politiker Gneist aufgestellte Theorie vom englischen Self-Government an deren Stelle setzen.

Diese auf den ersten Blick überraschende Antwort wird den nicht befremden, der den Verfasser aus seinen früheren Schriften kennt. Offermann hat sich seit Jahren so sehr in die Schriften Gneists vertieft, dessen Theorien mit einer solchen Begeisterung in sich aufgenommen, dass er allem Anschein nach überhaupt eine andere Staatsauffassung als die Gneists gar nicht kennt und auch nicht kennen will. Sein weiterer Gedankengang ist sehr einfach: Die englische Verfassung, wie Gneist sie uns geschildert hat, ist eine Musterverfassung, und Oesterreich brauche doch wirklich nichts Besseres als England zu wollen. Soll man nun wirklich mit dem Verfasser über diesen Abengang rechten? Soll man ihn die zum Gemeinplatz gewordene Wahrheit vorhalten, dass der Staat und jede Verfassung ein organisiertes, an die geschichtlichen, localen und nationalen Bedingungen unlöslich geknüpftes Ganzes sind? Ich glaube, es genügt da wohl festzustellen, dass schon der Ausgangspunkt Offermanns ein fundamentaler Irrthum ist, dass er auf einer völligen Verkennung der Natur des Staates und einer vollendet Janorierung der Fortschritte der Staatswissenschaft in den letzten Jahrhunderten beruht.

Wie sieht es aber eigentlich mit dieser Musterverfassung, die Offermann aus Gneists Schriften über England extrahiert? Da gelangen wir denn zum zweiten, geradezu grundlegenden Irrthum unseres Reformators. Offermann hat nämlich Gneists Bücher nicht nur mit heißem Bemühen, sondern auch völlig kritiklos studiert: er hat sich nie darüber Gedanken gemacht, ob die Theorie Gneists, als sie vor vierzig Jahren erdacht, richtig gewesen, und ob sie heute noch anwendbar ist. Auf diese Weise ist die ganze, zweifellos wohlgemeinte Thätigkeit Offermanns nichts als ein riesiges Missverständnis geworden. Um dieses genauestens aufzudecken, muss man zunächst gehören, was über die Theorie Gneists von den englischen „Self-Government“ als der Musterverfassung klar zu machen

Natürlich kann hier eine eingehende Kritik dieser Lehre auch nicht einmal andeutungsweise versucht werden; nur auf die politische Bedeutung derselben kann es uns in diesem Zusammenhange ankommen. Gneist gehört nun zweifellos der Ruhm des ersten deutschen Historikers der englischen Verfassung und Verwaltung. Aber Gneist ist eben der echte Jünger der historischen Rechtsschule Deutschlands gewesen: als solcher ließ er das Princip der geschichtlichen Entwicklung nur bis zu jenem Punkte gelten, wo die weitere Entwickelung sein „fertiges System“ zu stören begann. An diesem Punkte hört aber auch für uns die wissenschaftliche Autorität Gneists auf und beginnt die Kritik des Politikers Gneist, der auf Autorität seinen Anspruch erheben kann. Wie so viele Träger der historischen Jurisprudenz ist Gneist infolge dieser Art seines wissenschaftlichen Denkens zum doctrinären Vertheidiger des Bestehenden und endlich zum vollen Reactionär geworden. Jener kritische Punkt war aber für Gneist die Wandlung Englands zu einem modernen Staate, wie sie zu Beginn dieses Jahrhunderts vor sich gieng.

Gneist hatte in dem während des achtzehnten Jahrhunderts von der unumschränkt herrschenden Grundaristokratie Englands ausgebildeten System der Verfassung und Verwaltung die Verwirklichung dessen erblickt, was seiner sehr unklaren und willkürlichen Socialphilosophie als das Ideal erschien. Damit war die die „historische Theorie“ vollendet. Alle weitere Entwicklung erscheint ihm als „Verfall“, als „Abweichung“ von den „ewigen Wahrheiten“, die er in dem corrupten Wahlrecht des englischen Parlamentes, in dem unrannisch gehandhabten Verwaltungsapparat der damals herrschenden Clique verkörpert sah. Das ist das berühmte „Self-Government“ Gneists. Den Blick starr auf diese längst abgeschlossene Epoche englischer Geschichte gerichtet, beurtheilte Gneist die ganze ungeheure Wandlung Englands und seiner Verfassung seit der Reform-Bill (1832) mit dem Maßstabe, der bei einem Zeitgenossen Burkes natürlich gewiss wäre, im Zeitalter des siegreichen Vordringens der Demokratie in England aber ein völlig schiefes, unrichtiges und irreführendes Bild von der Entwickelung Englands gibt. Die Folge davon ist, dass er in dem Eifer eines nach rückwärts gewendeten Propheten den formellen Conservatismus der englischen Nation wiederholt in verhängnisvoller Weise missdeutet, dass er Institutionen und Ueberlieferungen, die längst obsolet geworden sind oder gewohnheitsrechtlich einen ganz neuen Sinn und Zweck erhalten haben, als lebenskräftig oder in der alten Bedeutung fortdauernd erklärt, bloß darum, weil sie nicht ausdrücklich abgeschafft wurden, oder ihren Namen nicht mit ihrem neuen Zweck geändert haben. Je mehr sich Gneist von der ältesten historischen Grundlage der englischen Verfassung entfernt, desto mehr tritt in ihr der einseitige, oft fanatische Politiker und engherzige altwestliche Bureaukrat hervor, deiw mehr Vorsicht muss seinen Folgerungen und Urtheilen entgegengebracht werden.

Alle diese Fehler und Schwächen der Auffassung Gneists erweitern sich nun bei seinem verspäteten Jünger Offermann in einem durch die Begeisterung des Adepten und die weitere zeitliche Entfernung außerordentlich verschärften Maßstab, bis endlich ein wahres Zerrbild der wirklichen englischen Verfassung daraus wird. Und dieses Zerrbild in die „Musterverfassung“, deren Einführung dem politischen Elend Oesterreichs mit einem Schlage ein Ende bereiten soll!

Es ist ebenso unmöglich als unnöthig, die Einzelheiten dieser neuen oesterreichischen Constitution hier auseinanderzusetzen. Kaum die zahlreichen Irrthümer, Missverständnisse und schiefen Darstellungen unseres Reformators zu berichtigen und den ganzen Umfang seiner Ansichten über englisches Staatsrecht und oesterreichische Politik zu summieren. Man kann sich aber auch denken, was aus der Gneist'schen Theorie gebaut habe, umgekehrt ein Bild davon machen, wie die nach diesen Mustern entworfene Reform aussehen müsse. Eine Reform, die ihre Vorbilder aus in die letzten Tiefen der Politik der englischen Verfassungsgeschichte entlehnt, in welcher die Grundsätze von England so modificiert, dass sie auf österreichischen Verhältnissen des Landes wie natürlich zu passen, dort aber unmöglich sind, wo sie ihren Ursprung haben, wo sie in ihrer Heimat, in ihrer Umgebung, in ihrer Wirksamkeit [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible]

und Unfähigkeit einer aus dem allgemeinen Stimmrecht entstandenen Wählerschaft jederzeit selbstsüchtigen Sonderinteressen den Sieg über das allgemeine Interesse". So Herr von Ofsermann: Im elsässischen Lande der Interessenvertretung, der Curien des Großgrundbesitzes und der Handelskammern in allen parlamentarischen Körperschaften, werden diese Worte mit dem gebührenden Ernst und Verständnis aufgenommen werden. Aus dem England Gneists stammt auch die sonderbare Reformidee von der „Selbstverwaltung als Unterbau des Parlamentes". Dabei hat der Verfasser nicht etwa an eine Wiedereinführung der Bildung unserer Adyrodentenhäuser aus den Delegierten der Landtage gedacht, wie in österreichischer Leier zunächst vermuthen dürfte, sondern an eine völlige Beseitigung der sogenannten Autonomie unserer Gemeinden und Landtage zu Gunsten einer Bezirks- und Provinzialverfassung, in welcher die ganze Autorität der Verwaltung bei den großentheils vom Kaiser zu ernennenden collegialen Behörden liegt. Denn für die „wahre Selbstverwaltung" ist das Princip der Wahl der Behörden nach der Meinung des Verfassers fast ganz unverwendbar und höchst schädlich: alle Übrigkeit muß vom „Staate" eingesetzt werden.

Das Merkwürdigste bei dieser „Reform" ist aber die Thatsache, dass das so oft zur Zeugenschaft angerufene Vorbild, die ganze angeblich englische „Musterverfassung" und Musterverwaltung in England, längst beseitigt ist und nur mehr in den Schriften Gneists ein papierenes Dasein fortführt. In dem England von heute bildet das allgemeine und directe Wahlrecht nicht nur das alnächtige Unterhaus, sondern auch alle andern Körperschaften Stadt- und Landgemeinden, Grafschafts- und Districtsräthe, deren Händen die ganze praktische Landesverwaltung anvertraut ist. Allerdings, fürchte ich, wird selbst eine genaue Kenntnis der gegenwärtigen Verfassung Englands unseren Reformator von seinen Irrthümern und Vorurtheilen kaum befreien. Denn mit seinem berühmten Gneist in der Hand – sieht er in allen demokratischen Forschritten Englands immer nur Zeichen des „Verfalls", der durch die „moderne Erwerbsgesellschaft" herausbeschworenen „Entartung" der politischen Institutionen des Landes.

Gegen solche Argumente gibt es allerdings keine sachliche Polemik mehr!

Aber auch um die raiche Einführung dieser merkwürdigen Reform ist dem Verfasser gar nicht bange. Auch da sieht alles Nothwendige im „Gneist". Wie Ofsermann uns belehrt, ist es nämlich das „unverjährbare Recht" der englischen Krone, England durch ihren Geheimen Staatsrath, Privy Council, mit absoluter Gewalt zu regieren, wenn der gewöhnliche Parlamentarismus seine bestimmten königlichen Pflichten nicht mehr erfüllen kann". Zwar ist in England, gibt leidit unter Reformator zu, seit ziemlich langer Zeit die Regierungsgewalt in den Händen eines ausschließlich parlamentarisch gebildeten Ministeriums, des Cabinets. Aber das ist nur „thatsächlich, nicht rechtlich". Rechtlich steht, nach des Verfassers Ansicht, „in England über alles der Grundgedanke fest, dass alle politischen Rechte, das Parlament mitinbegriffen, nur Ausfluss königlicher Gewalt sind". Darum kann, sobald es nothwendig ist, die Krone in England jederzeit mit dem Privy Council allein regieren, das heißt einen Staatsstreich machen. „Und so muss es auch in Oesterreich gehalten werden," schließt wörtlich der Verfasser. „Denn die Beim müsse der Krone sind in Oesterreich, wo die ganze Verfassung blutung und ein Geschenk der kaiserlichen Gnade ist, keineswegs geringere als in England."

Quod probandum erat! Damit ist das Ziel erreicht. Endlich haben unsere Staatsstreichpraktiker, die alten und die neuen, die Theorie, die sie längst in Bereitschaft hatten, und noch dazu eine theoretische Begründung derselben aus der englischen Verfassung. Kann man mehr leisten? Man braucht, wie Ofsermann zeigt, zwar nur ein Privy Council für Oesterreich schaffen: das heißt eine Vereinigung des „hohen Civildienantthums", auch der „Oberstchefs", ferner der gegenwärtigen und ehemaligen Minister, einer Anzahl von Seenovachefs, ein paar hoher Generale und – Gott sei Dank auch „hervorragender Parlamentarier" zu einem „Obersten Staatsrathe". Mit einem Worte: die Blüte aller österreichischen Excellenzen, in einem Sitzungssaal zusammenberufen, bildet soviel und unbedeu den zum Staatsstreich nothwendigen Staatsrath; ist erlaubt wir, nebenbei bemerkt, Herrn von Ofsermann zur dienlichen Kenntnis zu bringen, dass die in Hofberichten oftgenannte „Oberste Rathsstube" gewissermaßen das praktischeste Vorbild für den Staatsrath vorstellt!

Dieser kühne Entwurf dann sogleich – wer hätte Herrn Ofsermann, die neue Verfassung in „Grundzügen in Oesterreich" aus Per der Verwirklichung dieser letzteren handelt, wie Ofsermann zur Hand, „die Krone" nicht zurückdrücken, da sie dem „Volke [illegible] Rechte und den wahren Parlamentarismus bringt"? Sogar in der Parlaments am Ende seiner Reformmöglichkeit, im Constituanten hebt das gegebene Mittel zu ein – bedauert vorhanden und – [illegible] welchem Gesichtspunkt. Das Bild, wie die Verfassung [illegible], [illegible] und zukünftigen Ministern zusammen und dem Gouverneur [illegible] Lawinenart" [illegible] [illegible] [illegible]

machtlos, die andern kümmerten sich um Afrika nicht und hielten auch nichts von diesem Erdtheil. Aber gerade darum benützte keine der wechselnden Regierungen Englands die Gelegenheit. Man hielt es nicht für nöthig, besondere Aufwendungen zur Erbsbrüche zu machen, die so wie so ganz unter dem Einflusse des englischen Handels und der englischen Flotte standen, und glaubte sich vor fremder Einmischung vollständig sicher.

Im Vollgefühl der Macht und des Besitzes überlaß man aber in London, daß die lange Apathie Europas auf colonialem Gebiete seit dem deutsch-französischen Kriege verschwand. Man sieh es geschehen, daß die Franzosen in ihrem Drang, Ersatz für das verlorene Elsaß-Lothringen zu bekommen, an verschiedenen Punkten Afrikas festen Fuß faßten. Einerseits gab man sich in England der Hoffnung hin, daß bei dem lange bewährten Ungeschicke der Franzosen auf colonialpolitischem Gebiete doch nichts herauskommen werde, andererseits wünschte man dort, den Franzosen zu Kräften zu verhelfen, um Deutschland wieder gewachsen zu sein, das man als Nebenbuhler im Weltstandel fürchtete. Erst als Belgien und auch Deutschland auf dem Plan erschienen und in Afrika Colonien erwarben, besann man in England Angst. In letzten Augenblick wurde mit großer Machtanstrengung alles noch freie Land in Besitz genommen und der Versuch gemacht, den fremden Erwerbungen wenigstens das Hinterland abzuschneiden.

Bei diesem Wettlauf hat Cecil Rhodes, der seine Laufbahn als kaufmännischer Angestellter in Südafrika unter den bescheidensten Verhältnissen begonnen, es aber dank seinem Geschick rasch zu Reichthum und Ansehen gebracht hat, den englischen Interessen wertvolle Dienste geleistet. Mit Hilfe seiner finanziellen Verbindungen gelang es ihm, hochgestellte englische Persönlichkeiten zu gewinnen und mit ihnen die Chartered Company für Südafrika ins Leben zu rufen. Indem er geschickt die durch die Transvaaler Goldminen erweckten Hoffnungen auf neue Goldadern ausnützte, wußte er Millionen über Millionen in Europund-Actien aufzubringen und mit diesen Mitteln ein Reich zu schaffen, das die Bodenreichthümer von allen Seiten umschließt und von Capland bis nach dem deutschen Ostafrika reicht. Gelungen wurde in dem riesigen Gebiete, dessen fruchtbarste Bewohner zu tausenden niedergemetzelt wurden, bisher freilich wender eine Gold-, noch eine Diamantenmine, und auch andere wertvolle Handelsgegenstände fehlen noch. Das hindert aber nicht, daß mit den aus neuen Actienemissionen fließenden Mitteln Telegraphenlinien durch das ganze Gebiet gelegt sind und die Hauptstationen auch schon Bahnverbindung mit dem Capland erhalten haben. Rhodes und seine Anhänger leben der Ueberzeugung, daß Production und Einwanderung nicht ausbleiben werden, sobald nur erst die Verkehrsmittel da sind. Erfüllt hat sich diese Erwartung bisher nicht, und es fehlt nicht an Kennern, welche die Zukunft des von Rhodes geschaffenen Reiches ziemlich düster aussehend finden. Wer aber ihre Beweise nicht theilt, kann nicht umhin, in dem geographischen Verhältnis der Besitzstaaten zu dem Rhodes'schen Reich, das im Norden von verringelnden, deutschem und belgischem Besitz umklammert wird, Schwierigkeiten für dessen weitere Entwicklung zu erblicken.

Mr. Rhodes ist sich dieser bedenklichen Lage voll bewußt. Sein Handbreich gegen die Boeren, der vor wenig Jahren bei Krügersdorp ein jähnmes Ende nahm, und seine transsüdafrikanischen Telegraphen- und Bahnpläne legen davon klares Zeugnis ab. Da einstweilen keine Aussicht auf Herstellung einer Landverbindung des britischen Südafrika mit den Besitzungen Englands im Nordosten des Erdtheiles besteht, will Mr. Rhodes wenigstens durch einen Telegraphen und womöglich eine Eisenbahn eine solche Verbindung erstellen und die englischen Colonien in Süd-, Ost- und Nordafrika zu einer Einheit verbinden.

Als Rhodes vor etwa fünf bis sechs Jahren seinen Plan einer transafrikanischen Telegraphenlinie bekannt gab, erregte er damit nur Spott und Kopfschütteln. Man hielt in England wie anderwärts die Sache für unausführbar und zwecklos. In der That fehlten zu damals auch in gut wie alle Vorbedingungen für eine solche Unternehmung. Ganz abgesehen davon, daß die Imperial British South Africa Company noch bei weitem nicht volle Herrin in ihrem Gebiet war, sondern mit den Eingeborenen zu kämpfen hatte, war das obere Capgebiet und das Nilquellengebiet in den Händen der Mahdisten, im Innern des deutschen Ostafrika dauerten unbedeutungen die wilden Wahehes, und British Central war noch ganz in den Anfängen seiner Entwicklung. Wer konnte in Europa unter solchen Umständen an den Bau einer Telegraphenlinie vom Cap zum Nil denken und ihn, wenn sie selbst vollendet wurde, irgend einen Nutzen beimessen? Was dafür mußte eben in der wunderen, dass der Plan in England eine sehr günstige Aufnahme fand und das Rhodes, als er an die deutschen Behörden mit dem Ansinnen herantrat, ihm die Erlaubnis durch Deutsch-Ostafrika zu genatten, bei ihnen so wie bei den englischen Behörden in London. Es gab wohl colonniale Bedenkenmänner, die auf Schwierigkeiten weiteres die Anregung in absehbaren Plan zu verwirklichen nahmen und so schließlich zu Stande kam. Trotz der großartige Unternehmungen war allen Leuten klar, daß die Linie pekuniär zu unterstützen; alle nüchternen Leute hielten die Sache aber einfach für ein Manöver, Käufer für neue Actien der Südafrikacompagnie zu ködern.

Mr. Cecil Rhodes hat die ablehnende Haltung der Deutschen damals sehr übel vermerkt und sich mehrfach sehr ungnädig darüber ausgesprochen. Sein Zorn wuchs noch, als deutscher Einspruch ihm auch Hindernisse bei seinen Verhandlungen mit König Leopold von Belgien bereitete. Um seine Absichte durchzusetzen, bekam er es nämlich fertig, daß die englische Regierung ihm zu Gefallen mit dem Kongostaat 1894 einen Vertrag schloß, wonach ihr von diesem gegen Ueberlassung einer Enclave am obern Nil einen Landstreifen an der Ostgrenze des Kongostaatgebiets erhalten sollte, der die Verbindung des britischen Südafrika mit Obergypten hergestellt hätte. Der Verwirklichung des Rhodes'schen Plans hätte bei Inkrafttreten dieses Vertrags kein politisches Hindernis mehr im Wege gestanden und das Rhodes'sche Reich in Südafrika war zum Theil aus seiner peinlichen Lage befreit. Deutschland indessen, wie Frankreich, welche in weiterlich an der Schöpfung des Kongostaates mitgewirkt haben und gemäße Vertragsrechte zu wahren entschlossen sind, duldeten die Ausführung dieses Abkommens nicht und zwangen den Kongostaat, von der Abtretung des Landteiles abzustehen. Es ist nicht eben zu verwundern, daß Mr. Rhodes diese Durchkreuzung seiner Pläne sehr übel vermeckte, und noch weniger, daß er die bald darauf folgende Einmischung Deutschlands in die Transvaalangelegenheit als directe Herausforderung auffaßte.

Das Glückwunschtelegramm Wilhelm II. an den Präsidenten Krüger hat der Rhodes'schen Partei seinen Anhängern und Verehrern eine geradezu unbeschreibliche Wuth erregt. Die gezeichneten und ungezeichneten Schmähbriefe größter Art, welche diese Kreise damals an den deutschen Kaiser richteten, sollen Körbe gefüllt haben! Von diesem Augenblicke an galten Rhodes und seine Leute als die unversöhnlichsten Feinde Deutschlands. Ihre Hand vermeinte man bei allen Schwierigkeiten mit anderen Mächten und bei allen auffständischen Regungen der Eingeborenen in Ost- und Westafrika zu spüren, und von ihnen hinterließ man bei jeder Gelegenheit irgend eine unangenehme Ueberraschung.

Wer hätte damals geahnt, daß wenige Jahre später Rhodes der Gast des deutschen Kaisers sein und in Berlin die gewichtigste Unterstützung für die Durchführung seiner Pläne holen würde; aber die Zeiten ändern sich heute rascher als vordem.

Die Ausdehnung der deutschen Colonisation bis in das Gebiet der großen innerafrikanischen Seen, die Festsetzung Englands in Uganda, der Bau der Eisenbahn von Mombas nach dem Victoria Nyanza, das Vorschieben der Bahn- und Telegraphenlinien von Egypten bis ins Gebiet des oberen Nil, die Errichtung von Telegraphen des Kongostaates bis in die Nähe der großen Seen, schließlich die Vernichtung des Mahdireichs haben die Angelegenheiten des inneren Afrika in eine ganz andere Lage gebracht. Wo bis vor wenigen Jahren nur Sclavenjäger und wilde Thiere herrschten, üben jetzt zahlreiche europäische Nationen eine geordnete Verwaltung. Auf den großen Seen fahren von Jahr zu Jahr zahlreichere Dampfboote. Plantagen entstehen, Bergbauexpeditionen sind in Vorbereitung, und es fehlt nicht an Leuten, welche weiße Bauern in diese Gebiete führen wollen. Unter diesen Umständen kann an die Anlage eines Telegraphen allerdings gedacht werden. Die transafrikanische Linie würde die Verbindung nur alle Drahtleitungen abgeben, welche von der Küste her ins Innere geführt werden, und damit eine weitaus praktische Bedeutung gewinnen. Sind solche Linien von der Küste her einmal weit genug ins tropischen Afrika nach allen Richtungen, so ist ihre Einrichtung von Jahr zu Jahr zahlreicher

den andern Vortheile davon getragen hat, und welcher, darüber ist ein Urtheil nicht möglich, so lange der Wortlaut des Abkommens nicht vorliegt. Soviel scheint nur festzustehen, dass die Frage einer Eisenbahn vorderhand zwar gestreift, aber nicht ernstlich behandelt worden ist, und dass das Abkommen nur die Führung des Telegraphen durch deutsches Gebiet betrifft. Erwachten Deutschland hieraus keine nennenswerthen Opfer, so wird sich die Abmachung von seinem Standpunkt gewiss gutheißen lassen. Sie bedeutet jedenfalls einen erheblichen Fortschritt in der Civilisierung und Erschließung Afrikas. Ob die weitergehenden Behauptungen betreffs einer innigeren Annäherung Deutschlands und Englands und einer politischen Verständigung richtig sind, darf dagegen billig bezweifelt werden. England hat von altersher wie die „Freundschaft“, sondern nur die Dienste der Continentalmächte gesucht und ist stets darauf bedacht gewesen, das Gleichgewicht zwischen ihnen zu erhalten und für ihre Uneinigkeit zu sorgen, um nicht eines Tags sich einer überlegenen Koalition gegenüber zu finden. Die jetzigen Leiter seiner Politik wären die letzten, diesen Standpunkt zu verlassen. Man wird daher gut thun, allen Ausstreuungen auf diesem Gebiete starke Zweifel entgegenzusetzen und auch gegenüber den Gerüchten über eine Unterstützung der andern Rhodes'schen Pläne durch Deutschland eine gesunde Skepsis zu bewahren. Deutschland denkt heute so wenig wie bisher daran, andere als deutsche Politik zu machen!

Berlin. * * *

Die Entstehung der capitalistischen Wirtschaft.

Karl Theodor v. Inama-Sternegg hat im Jahre 1877 den ersten Band seiner „Deutschen Wirthschaftsgeschichte“ veröffentlicht. 1891 folgte der zweite, jetzt hat der dritte das Licht der Welt erblickt,*) schmächtig erwartet, wie der vierte, dessen Erscheinen der Verfasser binnen Jahresfrist zusagt.

Einen neuen Band von Inama-Sternegg kritisiert man nicht, man zeigt ihn nur an! Es mag allenfalls in ganz speciellen Fachkritiken die Discussion einiger strittiger Einzelfragen ihre Stelle finden; aber der Referent einer allgemeinen Revue kann nicht mehr als seinen Dank und seiner Bewunderung ententen Ausdruck verleihen. Der vorliegende Band des greisartigen Werkes trägt das gleiche Gepräge strengster wissenschaftlicher Mittil und ungeheuerlichen Fleißes, wie jene Vorgänger. Jeder an geschichtlichen Dingen interessierte Laie sollte das Werk studieren, um zu erkennen, wie die großen Gesetze der Geschichte wirken, die in den Darstellungen der üblichen Historiographie hinter dem bunten Detail der Helden- und Tatenverehrung fast ganz verschwinden. Hier wird sich ihm ihr Walten erschließen und er wird staunend einsehen, dass trotz aller Verherrlichungen der „Idealfiction“ nur diejenige Geschichte Wissenschaft genannt werden kann, die auf einem breiten, organischen Verständnis der allem Geschehen zugrunde liegenden ökonomischen Verhältnisse aufbaut.

Eine Inhaltsangabe würde dem Werke in seiner Weise gerecht werden. Wir ziehen deshalb vor, an seiner Hand eine der wichtigsten nationalökonomisch politischen Fragen zu untersuchen, nämlich die Entstehung der capitalistischen Wirtschaft, eine Frage, zu der der vorliegende Band, der „die letzten Jahrhunderte des Mittelalters“ behandelt, das reichste Material darbietet. Er gibt freilich von der Wirthschaftsgeschichte dieser Zeit nur den einen Hauptheil, nämlich die Staatsverwaltung und die Oekonomik der Urproduction, während er das städtische Leben, Handel und Gewerbe, Geld- und Creditwirthschaft für den letzten Band anspricht; aber unseres Erachtens sind gerade Standesordnung und Urproduction die bestimmenden Momente im Wirthschaft und politische Geschichte, eine Auffassung, die wir im Folgenden bewesen zu können hoffen, und so genügt der hier erschienene Theil durchaus zur Entscheidung der bewusten wichtigen Frage.

Diese Frage hat natürlich ihre universalgeschichtliche Bedeutung durch die ausschlaggebende Rolle, die die Entstehung und geschichtliche Darstellung der Entstehung des Capitalismus in dem System Karl Marx' spielen. Hier ist der schwache Punkt seiner ganzen Linie, der aber in einer absehbaren nicht seltenen strategischen Verbindung bisher nur unangetastet gehalten worden ist. Man kann aber heute mit Muhe weiter Beweis stellen, dass die gesammte Marx'sche Darstellung der thatsächlichen Lage nach Entstehung der Classung falsch ist. Wenn das bisher noch erkannt wurde, so lag es im wesentlichen daran, dass die „historische Schule“ der deutschen Nationalökonomie, die einzige Vertreterin seiner Zeit, der Marx'sche Auffassung im wesentlichen widersteht hat.

Diese, wie sie im „Capital“ noch in ausgesprochenem Maße hervortritt, ist in systematischer Darstellung enthalten in: und zum 3. Theil der Lehrbücher Antonyms, Karl Rodbertus, in seiner „Theorie der Grundrente“, in seinen „Zur Erkenntnis unserer staatswirthschaftlichen Zustände“ enthaltenen Briefen, in den „Zur Beleuchtung der sozialen Frage“ gesammelten Aufsätzen. Sie ist kurz gesagt folgende: Die Entstehung der capitalistischen Wirtschaft ist im wesentlichen selber sorgen, und eine eigentliche Tauschwirtschaft nicht existiert — von Handel mit Luxusproducten u. dergleichen. Daraus entwickelt sich die einfache Warenproduction, eine Wirtschaft, in der die Producenten kümmlich im Besitz ihrer Productionsmittel sind und ihre Erzeugung gegen einander austauschen, und zwar anfänglich nach der Circulationsformel: Ware — Ware W — W; dann, nach Entmischung des Geldes als Circulationsmittel, nach der Formel (W — G — W): Ware — Geld — Ware. Aus diesem Stadium entwickelt sich nun, wieder nach rein ökonomischen Gesetzen, aus inneren Ursachen, ohne das Eingreifen einer äußeren Störung, die capitalistische Wirtschaft, in der die Circulationsformel G — W — G': Geld — Ware — Geld + Mehrwert allmählich zur Herrschaft gelangt, indem die Producenten immer mehr von ihren Productionsmitteln getrennt und gezwungen werden, den Capitalbesitzern als „freie Arbeiter“ zu frohnden und Mehrwert zu nehmen. Dann die bekannte Ueberleugnerei des capitalistischen Großbetriebes aber den handwerksmäßigen Kleinbetrieb wirft diesen aus dem Markte, und so schreiten Expropriation und Proletarisierung auf der einen, und Accumulation und Centralisation des Capitals auf der anderen Seite unaufhaltsam voran.

Aus dieser geschichtlichen Darstellung das bisherigen Ablaufs der ökonomischen Entwickelung folgt nun — und das gibt die ihre unüberschätzbare Bedeutung für die Marx'sche Gesammttheorie — ohne jeden Zweifel auch die Voraussage der Zukunft, dass nämlich bisher das „ökonomische Entwickelungsgesetz“, unbeeinflusst durch Störungen der politischen Machtfactoren, derart gewirkt, so ist es ein fast nothwendiger Schluss, dass es auch in alle Zukunft hinein ebenso weiter wirken wird. Dann muss man allerdings annehmen, das Expropriation und Proletarisierung auf der einen — und Accumulation und Centralisation auf der anderen Seite unaufhaltsam fortschreiten werden, bis nur noch wenige unermesslich reiche Großunternehmer der ungeheuren Masse der Ausgebeuteten gegenüber stehen; denn kann man auch nicht mehr beweisen, dass zu diesem Zeitpunkte die gesammte Volksproduction in einigen wenigen Riesenbetrieben centralisiert sein wird, so dass eine mit sanfter Gewalt erfolgende „Expropriation der Expropriateure“ genügt, um ohne weiteres den capitalistischen Zwangsstaat in den vollkommen vorbereiteten collectivistischen Staat der Zukunft überzuleiten.

Das ist, wie gesagt, der logische Schluss aus der Prämisse der Marx'schen Geschichtsdarstellung, denn sich ein gutwilliger Kritiker kaum wieder entziehen dürfte. Und, weil er so logisch zwingend ist, deshalb gilt er den socialdemokratischen Theoretikern vielleicht noch als ein wichtigerer Beweis als die merkwürdige Wertstheorie ihres Meisters. Er gibt ihnen hauptsächlich ihr stolzes Zukunftsbewusstsein; und er gibt ihnen, was meistens übersehen wird, das gute Recht, Anfragen über die Ordnung ihrer collectivistischen Gesellschaft unbeantwortet zu lassen. Sie haben nur die Tendenz festzustellen; diese angegeben, kümmert sie das Detail nicht im mindesten. Das dürfen sie der Entwickelung überlassen.

Wenn also die Tendenz kann angreifbar ist, so wird sich die Kritik mit der Prämisse zu beschäftigen haben. Ist jene „rein ökonomische“ Tendenz vorhanden oder nicht? Das ist die Frage, die die Geschichtswissenschaft zu beantworten hat, ehe die Nationalökonomie weiter verhandeln kann. Und zu dieser Frage bietet uns der vorliegende Band von Inama Sternegg das reichste Material.

Das „Entwickelungsgesetz“ von Karl Marx erkennt nicht; er hat es nicht in der Geschichte entdeckt, sondern hat es willkürlich hineingedeutet. Diese Ansicht hat Referent in seinem „Abriss einer systematischen Wirtschaftsgeschichte Deutschlands“ *) bereits durch eine kritische Zusammenstellung der bisher vorliegenden Literatur zu beweisen unternommen. Es ist sehr erfreulich, dass die durchaus auf eigenen Quellenuntersuchungen beruhenden Feststellungen Inamas neue Stützpunkte für die dort vertretene Auffassung gewähren.

Die Marx'sche Theorie stellt sich, soviel man sehen kann, vor, dass die „einfache Warenproduction“ in die „capitalistische“ übergeht, als die Gewinnsucht genügend erstarkt war, um sich größere Capitalien zu Gutsbetrieb angehäuft hatten. Sie setzt den Umwälzung bekanntlich um das Jahr 1500.

Nun ist aber die Gewinnsucht schon um das Jahr 1150 in den Städten und um das Jahr 1250 auch auf dem platten Lande vollkommen zum Durchbruch gelangt.*) Was hat die capitalistische Wirthschaft so lange, 250 bis 300 Jahre, an der Entwickelung verhindert? Was es etwa der Mangel an accumulierten Capital? Durchaus nicht! Die „ursprüngliche Accumulation“ durch Adel und Clerus hatte jedenfalls während der Periode der „Naturalwirthschaft“ und der „einfachen Warenproduction“ Zeit in genügender Menge angehäuft, um alle Capitalisation reichlich für eine vorübergehende Capitalaccumulation zu bieten. Obgleich die Bankgeschäfte der [illegible] und Genua [illegible] Capitalien unter den Bareitungen [illegible] aber Zins und Zinseszinsberg notwendig; dann [illegible] Bankgeschäfte, damals [illegible] [illegible] [illegible]

„mobiles" Capital im Besitze von herumstreifenden Banquiers: Lombarden, Kawerzinern und Juden.*)

Auch Inama berichtet uns (S. 42) nach Lamprecht, dass die Erbpächtige von Trier in den Jahren 1260 bis 1299 allein für Lehenserwerb 2½ Millionen Mark heutigen Wertes ausgeben konnten (vgl. a. S. 153). Also war Geld genug vorhanden, und dennoch trat nach Marx selbst die capitalistische Wirtschaft erst zwei Jahrhunderte später ein! Man kann Dinge, die zeitlich so weit auseinanderliegen, nur dann in einen Causalzusammenhang bringen, wenn jede andere Erklärung mangelt.

Das ist aber durchaus nicht der Fall. Die Zeit zwischen der Ausbildung der Geldwirtschaft und dem Eintritt der capitalistischen Warenproduction ist ausgefüllt durch einen bisher fast unbekannten und jedenfalls in seiner ökonomisch-historischen Bedeutung ganz unbeachteten Vorgang, durch eine riesenhafte agrarische Revolution! Und für diese, die wir bisher im wesentlichen nur durch Lamprecht (für den Südwesten) und Meitzen (für den Osten) kannten, bringt Inama-Sternegg eine Fülle neuer, über ganz Deutschland sich erstreckender Thatsachen.

Der deutsche Bauer hatte sich etwa vom Jahre 1000 an in seiner wirtschaftlichen Lage und socialen Stellung mächtig gehoben. „Das 13. und auch noch das 14. Jahrhundert waren im allgemeinen am günstigsten für ihn. Wohlgeordnete, im ganzen ziemlich freie Besitzverhältnisse an der Fruchtbahre mit geschertem Erbgang, feste, mäßige Zinse, die mit dem steigenden Bodenertrag immer leichter zu leisten waren, keine Frohnarbeit außer für öffentliche Bauten, geregelter Allmendenutzen, geringe Steuern — auf dieser wirtschaftlichen Grundlage konnte sich das Leben der Bauern sorgenlos bewegen und immerfort günstig entwickeln. Der Abfluss kräftiger, schüssiger Bevölkerungselemente nach den neuerschlossenen Colonialgebieten und in die jungen Städte gestattete überdies den Zurückbleibenden umso leichter, die Erträgnisse der Wirtschaft auch gesteigerten Lebensbedürfnissen anzupassen" (S. 53). Was doch auch im Stammlande westlich der Elbe das Land bei weitem noch nicht deckt: „Die Waldescolonisation im inneren Deutschland hat wenigstens während des 13. Jahrhunderts noch fortgedauert." (S. 40).

Dann kommt ein plötzlicher Umschlag zum Schlimmeren in der Lage der Bauern. „In der zweiten Hälfte des 14. und im 15. Jahrhundert wurden die Klagen über die Verschlechterung der Lebenslage der Bauern immer häufiger" (S. 58), und zwar im ganzen Reichsgebiete mit wenigen, durch politische Machtverschiedungen bedingten Ausnahmen. So besserten sich die Verhältnisse der Tiroler Bauern als Nachwirkung der Schweizer Emancipationskämpfe.

Sonst aber sieht der Bauer überall so tief wie nur möglich. Im Osten, wo die Bodenübervölkerung die Bildung großer Rittergüter gestattete, sank er zuletzt bis auf den Standpunkt des frohnden-belasteten Schollengebundenen, den erst das neunzehnte Jahrhundert befreit hat; im Westen, wo die merkwürdige Verschlingung und Ueberschichtung der Feudalrechte eine Communaffation nur in den seltensten Fällen technisch möglich machte, blieb er zwar in gutem Besitzrechte an seiner Hufe, verlor aber zumeist das Eigenthum und große Theile seines Nutzungsrechtes an der Allmende und wurde mit Steuern unerträglich belastet. Gewöhnlich hatte jeder Hof Grundzins, Vogteirechte, kirchlichen Zehnt und Landessteuern zu zahlen: „bei aller Verschiedenheit ihrer Höhe ist es doch gestattet, eine durchschnittliche Quote von zwei Dritteln des gesammten Naturalertrages auf diese Lasten zu rechnen" (S. 405).

Es lässt sich nun deutlich verfolgen, dass dieses Verhängnis der deutschen Bauernschaft vom Ost nach West vorschreitet, wie das überhaupt für die europäische Geschichte typisch ist. Jeder Fortschritt zur Freiheit läuft als eine Riesenwelle von Westen nach Osten über den ganzen Continent; und reichsfallend an der absterbenden Barbarei lässt dann die Woge der Reaction von Osten nach Westen. Der Process beginnt im Colonialgebiete östlich der Elbe mit der Ansbentung der unterworfenen Slavischen und preußischen Bauern durch die eroberanden Ritter. Das Rittergut bildet sich als privatwirthschaftliche Einrichtung aus und wächst, wie Reicrem nachgewiesen zu haben glaubt, mächtig unter dem Einflusse der slavischen Märkte, die vom 13. Jahrhundert an immer vermehrte Getreidezuführen nöthig haben.*) Mit allen Mitteln der Nöthigung und offenen Gewalt wird dann auch der deutsche freie Siedler auf den Standpunkt der Unfreiheit herabgedrückt: das Recht des „Bauernlegens" wird immer weiter entwickelt, die Rittergüter wachsen, die Zahl der dienstpflichtigen Bauern nimmt ab; und so mussten ihre Freiheitsleistungen in gegenwärtiger Bedrängnis anschwellen. Der kornexportierende Grundadel im Osten sperrt schließlich das ganze, noch sehr dünn bevölkerte Gebiet, da mit kommt die Auswanderung aus dem Stammlande ins Stocken, und jetzt sieht sich auch der westelbische Bauer seinem Adel und seinen Landesherrn widerstandslos preisgegeben, da er nicht mehr, wie bisher, auszuweichen vermag.

Unser Autor entrollt uns — namentlich auf S. 41 ff. — ein lebensvolles, aber ganz Deutschland einrechtes Bild dieser mittelalterlichen Revolution. Wir können hier auf Einzelheiten nicht näher eingehen, sondern haben nur noch einmal festzustellen, dass es sich hier durchaus nicht um innere, ökonomische Entwickelungstendenzen gehandelt hat, sondern lediglich um nackte, politische Gewalt! Nicht als wirtschaftlich schwächerer ist der Bauer einem ökonomisch besser ausgestatteten Mitbewerber erlegen, sondern als politisch schwächerer dem Gegnerzeten. Es war, um Fr. Engel's Hohnwort gegen Dühring in allem Ernste zu citieren, thatsächlich der „Mann mit dem Degen", der jene Besitzrevolution auf dem platten Lande hervorgerufen hat. Sie war Folge nicht der rauschrechtlichen Wirtschaftsentwickelung, sondern Folge des womadenrechtlichen Rechtes der Eroberung und Versklavung. Davon kann gar kein Zweifel bestehen.*) Zweifeln aber muss festgestellt werden, dass diese ganze Entwickelung im Osten schon um 1320, im Westen aber schon um 1350 entschieden und spätestens um 1400 zur vollsten Schärfe ausgebildet war.**)

Wenn wir nun die für die Marx'sche Auffassung wichtigste wirtschaftsgeschichtliche Bewegung, die der Gewerbe, daticren, so finden wir die allererstes schwächsten Anfänge einer „capitalistischen" Entwickelung „in der ersten Decennien des 14. Jahrhunderts" (S. 57), in einzelnen Streikbewegungen der Gesellen angedeutet. Erst dieses Jahrhundert, von circa 1370 an, beginnt die Sperrung der Zünfte gegen neuen Zuzug ihre ersten Symptome zu zeitigen, und erst nach 1450, in voller Ausbildung erst um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts, wie ja auch Marx selbst datiert, beginnt die eigentliche „capitalistische" Wirtschaft, der Großbetrieb in Manufactur (namentlich Textilindustrie) und Bergwerk mittels „freier, von ihrem Productionsmittel getrennter Arbeiter", die jetzt zum erstenmale in Deutschland erscheinen.***)

Somit ist die anfangs festgestellte Lücke zwischen der vollen Ausbildung der „einfachen Warenproduction" unter entwickelter Geldwirtschaft einerseits — und der „capitalistischen Warenproduction" anderseits, jene Lücke von 250 bis 350 Jahren, ausgefüllt durch die agrarische Besitzrevolution, deren Ausgangspunkt die nach dem Rechte der Eroberung geschehende Ausbildung des Großgrundeigenthums im östlichen Colonialgebiete ist. Es erschien uns eben jener großen zeitlichen Differenz halber unthunlich, die Geldwirtschaft für die Entstehung des Capitalismus verantwortlich zu machen. Aber nichts steht von diesem Gesichtspunkte des zeitlichen Ablaufs im Wege, die agrarische Revolution als Ursache für die Entstehung der capitalistischen Wirtschaft anzusprechen. Denn sie geht ihr zeitlich voraus: und, je mehr die Besitzverhältnisse und die Einkommensverthellung auf dem platten Lande sich umwälzen, umsomehr, und in ganz gleichem Schritte, verschärfen sich auch die Charaktergüge der capitalistischen Production und ihrer eigenthümlichen Vertheilung.

Indessen ist der Schluss: post hoc ergo propter hoc! in historischen Erörterungen ebenso bedenklich, wie in anderen. Hier hat wieder die Nationalökonomie der Wirtschaftsgeschichte zu Hilfe zu kommen und zu untersuchen, ob die zeitliche Absolge ein causales Verhältnis enthält?

Marx hat sich die Frage nicht gestellt, und konnte sie sich auch nicht stellen. Das hat seine Ursache nicht nur in dem Mangel exacter wirtschaftswissenschaftlicher Kenntnisse zu seiner Zeit, ein Mangel, dem erst die letzten Jahre abgeholfen haben, sondern vor allem in seiner Gesammtauffassung. Es sei mir gestattet, hierzu einige allgemeine Erörterungen zu geben.

Marx ist trotz aller Feindschaft gegen die von ihm als „Bourgeoisökonomie" bezeichnete classische Schule doch ihr letzter Ausläufer. Er theilt ihre Vorzüge, die scharfe dialectische Discussion der Probleme und die Kraft des deductiven Verfahrens; und ihre Fehler, zu denen unter anderem auch die Ueberschätzung der reinen Theorie gehört. Er ist ihr darin vor allem, wenn das charakteristische Wort gestattet ist, ebenso individualistisch, wie Smith, Ricardo und ihre Schüler. Während noch die Physiokraten der Urproduction eine bedeutende Ausnahmestellung schenken, betrachtete ihr Ueberwinder Adam Smith die gesammte Volkswirthschaft ihnen als Städter: ihm war Gewerbe und Handel der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht, sozusagen der ökonomische Mittelpunkt, um den die Welt wirthschaft kreist. Dieser grundbesitzlose Standpunkt ist auch der alles seiner Nachfolger bis auf Marx inbegriffen.

Er ist aber überhaupt falsch! Die elementarste Betrachtung ergibt, dass die Urproduction neben zeitlich die primäre, Gewerbe und Handel aber die secundäre Thatsache der Wirtschaft ist. Der Landwirt kann, einzeln, für sich und durch sich bestehen, der Gewerbetreibende nie, in nur denkbar, wenn die Landwirtschaft seines Wirthschaftsstreises ihn seine leibliche Erhaltung gewinnende Nahrungsüberschüsse beisteuerte. Es ist einsichtig klar, dass die Zahl der Gewerbetreibenden nur wachsen kann, wenn die Nahrungsmittelschaffer des Wirthschaftskreises sich vermehren, dass sie nicht bleibt, wenn jene selbst bleiben, und dass Gewerbetreibende in dem Maße der Abnehmen sinken, wie die Nahrungsmittelschaffer sich vermindern. Es ist ebenso klar, dass die Nachfrage der gewerblichen Producte in einem an die Aufnahme der landlichen Nachfrage gebundenen ist. Wenn

*) Strakosch-Grassmann S. 39.

*) Strakosch-Grassmann S. 39.

*) Strakosch-Grassmann S. 39.

Vertheilung des Einkommens auf dem platten Lande sich ändert, wenn zum Beispiel die Kaufkraft aus den Händen der bäuerlichen Masse in diejenige weniger Magnaten übergeht, dann wird das Gewerbe anstatt Massenprodukte kunstvollere Artikel herstellen und zu dem Zwecke vielleicht sogar seinen Standort verändern müssen.

Natürlich fällt es uns nicht ein, leugnen zu wollen, dass die entwickelte Landwirthschaft kann auch ihrerseits von der Industrie mächtig beeinflusst wird. Das versteht sich von selbst, denn eine Volkswirthschaft ist ein organisches Wesen, und alle organischen Beziehungen sind reciprok. Aber, wenn auch der Mond durch seine Anziehung in den Oceanen der Erde Ebbe und Flut veranlasst, so ist doch darum nicht die Erde Trabant des Mondes, sondern der Mond Trabant der Erde.

So lange die Nationalökonomie industriecentrisch war, war es ihr unmöglich, ihr Gebiet genügend aufzuklären, gerade so, wie es der Astronomie unmöglich war, so lange sie geocentrisch war. Auch sie musste immer verzwickte „Epicyclen" in die Rechnung aufnehmen, um die Grundhypothese des Geocentrismus mit den Thatsachen in Uebereinstimmung zu bringen, bis des Kopernikus Umkehrung zum Heliocentrismus mit einem Schlage Einfachheit und Klarheit brachte. So hat auch die Volkswirthschaftslehre sich vergebens bemüht, durch immer verzwickter „Epicyclen" die Thatsachen mit dem Industriecentrismus in Einklang zu setzen: Marx' System ist der letzte gigantische Versuch in dieser Richtung: er ist misslungen, und seitdem hat wenigstens die deutsche Nationalökonomie in ihrer einflusreichsten Schule, der historischen, auf jede wissenschaftliche Theorie überhaupt resigniert. Auch hier kann Klarheit nur bringen nur eine sozusagen kopernikanische Umkehrung des bisher angenommenen grundliegenden Verhältnisses. Nicht die Industrie in der Centralkörper, sondern die Reproduction, nicht die Urproduction der Trabant, sondern die Industrie!

Referent hat sich in seinem mehrerwähnten Werke zum ersten male bewusst auf diesen neuen Standpunkt gestellt und glaubt nun da aus thatsächlich eine berichtigende Theorie der Wirthschaftslehre haben entwickeln zu können. Darüber wird die Zukunft richten. Aber das kann schon heute mit Sicherheit ausgesprochen werden, dass die historischen Thatsachen sich ohne jeden Zwang aus dieser Theorie ableiten lassen und dass sie eine weit bessere Erklärung für die Entwicklung des Capitalismus geben, als die von Marx und seinen Nachfolgern geschaffenen.

Es ist natürlich, wie schon im allgemeinen gesagt, klar, dass die agrarische Revolution in Deutschland die Richtung der ländlichen Nachfrage nach Industrieproducten umwälzen musste. In dem Maße, wie die Mittel zu kaufen auf der Hand der Bauern in die Hand der Fürsten und des Adels übergingen, veränderte sich die Nachfrage nach Gegenständen des täglichen Gebrauchs und hinterlassen Wohlstehens, und verwirrte sich die Nachfrage nach Luxusartikeln. Letztere können aber aus bekannten Ursachen wesentlich nur in grösseren Gewerbecentren hergestellt werden: es wuchs also die Nachfrage nach grosstädtischen Producten und fand diejenige nach kleinstädtischen, das heisst, die kleinen Städte blieben sitzen oder gingen zurück, die Grosstädte wuchsen ungeheuer.

Ferner aber, und das ist wahrscheinlich wichtiger, wich die Landbevölkerung natürlich dem aus sie ausgeübten einseitigen Drucke so lange wie möglich aus, indem sie den Städten zuwanderte, mit zwar so lange, bis einerseits die Landbevölkerung ihre Bauern durch Aufhebung der Freizügigkeit an die Scholle fesselten, und andererseits die Städte sich gegen die Zuwanderung sperrten. Das wurde jedoch erst viel später, erst im 17. und 18. Jahrhundert, gänzlich durchgeführt. Bis das aber geschehen war, wurde der auf dem platten Lande herrschende einseitige Druck mathematisch „freie", das heisst von ihrem Productionsmittel getrennte „Arbeiter" in die Städte, capitalistische Arbeitskräfte, die am jeden Preis ihre Arbeitskraft verkaufen mussten. Zum entsetzlichen in der deutschen Wirthschaftsgeschichte erscheint auf dem Markte die „wilde Arbeit".

Jetzt ein erlangt damit das lange vorhandene, lange gesammelte „accumulierte" Geldcapital die Möglichkeit, Arbeiter „anzuhäufen": jetzt entsteht der „Mehrwert", jetzt erst kann das Saugwerk er produciert und seine Inhaber proletarisiert werden. Das Wesentliche bekannt.

Die von Marx aus der geistlichen Absicht seines Zeit Studien „Naturalproduction" einfache Warenproduction, capitalistische Production" absolute „einzige ökonomische Tendenz" erweist sich nicht. Eine genaue Untersuchung der Geschichte ergibt, dass zwischen der vollen Ausbildung der Volkswirthschaft und derjenigen der capitalistischen Wirthschaft eine ungeheure Lücke klafft, die [illegible] und [illegible] mit einer nicht abzuschätzen, Kräften politischer, sozialer, ethischer Revolutionen der Eigenthümer und Staats-Gewalt [illegible] dem Lande. Und es zeigt sich, dass diese Revolutionen [illegible] einmal in der Romanen, dann der einfachen Waarenproduction [illegible] Warenverkehrs [illegible]

Damit [illegible] die absolute [illegible] Tendenz [illegible] [illegible] die [illegible] [illegible] [illegible] sammen. Die Tendenz zum collectivistischen Zukunftsstaat existiert ebenfowenig!

Referent muss sich auf diese kurze Skizze beschränken und für alles Detail auf sein mehrerwähntes Werk verweisen. Die verlockendste wissenschaftliche Aufgabe wird sich mit den hier gegebenen Thatsachen ernsthafter abzufinden haben, als das bisher geschehen ist. Sie sind ein Stoß ins Herz des Marxismus. Denn hier handelt es sich nicht um theoretische Dogmenstreitigkeiten, wie bei der Werttheorie, wo zuletzt immer noch Meinung gegen Meinung stehen wird, wie im Anfang, sondern um eine ungeheure Fülle geschichtlicher, historischer Thatsachen. Das Inama-Sternegg'sche Buch bedeutet mit seinem enormen Material jeden Zweifel, den ein ehrlicher Marxist bisher noch hätte haben können. Wir sind gespannt, ob sich auch dieser gediegenen Arbeit gegenüber ein Konrad Schmidt finden wird, der es mit der Verlegenheitssphinxe abzuthun wagt: „die historischen Daten lassen auch eine andere Deutung zu", oder ein Mehring und ein Kautsky, die ihre Hilflosigkeit mit Schimpfreden bedecken, wie das dem Referenten gegenüber geschehen ist.

Die Marx'sche Werttheorie hat außerhalb des Kautsky'schen Kreises keinen Anhänger mehr in der Wissenschaft; die Marx'sche Staatstheorie ist widerlegt, das kein Stein auf dem andern blieb; jetzt sinkt die materialistische Geschichtsdarstellung auch noch in Trümmer. Das waren die drei wissenschaftlichen Säulen des großartigen Systems: jetzt hat es nur noch eine außerwissenschaftliche Stütze: die dogmatische, geradezu katholische Verrauntheit seiner Oberpriester und Tempeldiener. Aber „auch diese hohe Säule kann stürzen über Nacht!"

Berlin. Dr. Franz Oppenheimer.

Die bisher ungedruckten Briefe Napoleons I.

Von General A. v. Boguslawski (Berlin).

Die Correspondance de Napoléon I., welche auf Befehl Napoleons III. herausgegeben wurde, enthielt bei weitem nicht alle Briefe des Kaisers, da die zum Zweck der Herausgabe niedergelegten Commissionen nicht nur eine sehr große Anzahl der Briefe nicht veröffentlichten, sondern auch sehr bedeutende Streichungen in den veröffentlichten vornahmen. Es sind selbstverständlich diejenigen Briefe und Sätze ausgeschlossen oder verändert worden, welche geeignet waren, das Andenken Napoleons I. zu schmälern oder seine Verwandten blosszustellen. Eine Anzahl der fortgelassenen Briefe sind schon in einzelnen Werken veröffentlicht worden, so in „Napoléon et la reine Louise" und in den „Mémoires du roi Joseph". Sie sind in einer neuen Sammlung, welche von Herrn Leon Lecestre kürzlich herausgegeben wurde, gewissenhaft verzeichnet. Ihre Zahl ist verhältnismäßig gering. Die ganze Veröffentlichung, von 1858 bis 1869 erschien, umfasst 1227 Briefe. Hier folgen nur Auszüge aus der Zeit vom 17. Januar 1810 bis zum 19. Juni 1815, gegeben werden."1 Aber auch sie werden uns abermals die Größe des Mannes, seine unglaubliche Vielseitigkeit, seinen fast alle Zweige des Staatslebens umfassenden Geist, die erstaunliche Gewandtheit, mit der er das das Ganze beherrschte und doch die Einzelnheiten im Auge behielt, zeigen. Zugleich aber tritt die Kindischkeit, mit der er alles zu Boden warf, was auch nur den leisesten Widerstand wagte, und stellt vor Augen, wie er schließlich an seinem Werk als der größte und gewaltigste Despot, der je in Europa geherrscht hat, Mostich in die Gewalttat, mit der er seine Verwandten behandelt, mit der er die hervorragendsten Staatsdiener und Militärs mißhandelte, um mich des Ausdrucks zu bedienen, zuletzt, tatsächlich der Eigenwille, mit dem er bis in das intimste Familienleben hineingreift. Streng hielt er auf die Achtung vor der französischen Uniform. Der entsetzliche Mangel an Respect gegen seine Person wird unnachsichtlich bestraft. Die Briefe wird in einer Weise angeregt, besonders und dabei an einander, die in der heutigen Zeit unglaublich erscheine. Dadurch entstehen wieder die Briefe an seine Brüder, besonders an Louis und Jerome, an die übrigen Vasallenkönige, an die Marschälle, wahre Kanzlerreden enthalten oder Briefchen und eine jede Zeitalter der Geschichte. Die Zahl der strengsten Ordnungsmaßregeln und de, Spionagesystem treten überall hervor. Die blinde Energie, mit der er die Aufgabe übernimmt, wird uns durch die zahlreichen Organisationen, [illegible] [illegible] [illegible]

II. Band. 1810 bis 1815.

An Champagny (Minister des Innern), 17. Jänner 1810.

„. . . Meine Truppen haben Befehl erhalten, von Düsseldorf aus in Holland einzurücken. Ich billige nicht, dass der König (Louis) nach Holland zurückkehren will . . .“

An Fouché (Polizeiminister). Zwei Briefe vom 21. Jänner 1810.

Eine grosse Anzahl Personen, hauptsächlich aus den deutschen und belgischen Departements, sollen nach Paris gesendet werden. Dort soll man ihnen andere Wohnsitze anweisen. Einige ihrer Söhne, die sich in Deutschland aufhalten, sollen nach Frankreich zurückkehren, bei Strafe der Beschlagnahme der Güter der Familie. Eine noch grössere Zahl junger Leute wird theils zu Staatsrentenzahlungen ermuntert, theils den Militäranstalten zugewiesen, ob sie wollen oder nicht (de gre ou de force.“*)

An Fouché, 25. Jänner 1810.

In dem „Publiciste“ steht ein Artikel zu Gunsten der spanischen Mönche. Lassen Sie dem Redacteur das Missfallende solcher Artikel bemerklich machen, und dass er die Unterdrückung jenes Blattes gewärtigen kann. Lassen Sie Artikel schreiben, welche die Wildheit, Beschränktheit und unglaubliche Dummheit dieser Mönche, welche wahre Fleischerknechte sind, darlegen.

An Champagny, 27. Jänner 1810.

Soll dem holländischen Geschäftsträger mittheilen, dass die Franzosen in Holland einrücken und dass der Kaiser den König Louis, im Falle etwaigen Widerstandes, für das vergossene Blut verantwortlich macht.“***)

An den Grafen Defermon, Intendant de la domaine extraordinaire, 31. Jänner 1810.

Enthält sehr genaue Angaben über die Verwaltung dieser Domänen, welche von bewundernswürdiger Kenntnis der Finanzwirtschaft Zeugnis geben. Dabei erfährt man, dass diese Domäne ausschliesslich auf die durch die siegreichen Feldzüge gewonnenen Einnahmen gegründet war.

An Rémusat, Präfect du palais, 13. Februar 1810.

Enthält die Erlaubnis zur Aufführung von „Abels Tod“. Es sollen aber keine Stücke mehr gegeben werden, deren Inhalt aus der Bibel genommen ist.

An Champagny, 18. Februar 1810.

Spanien soll bis zum Ebro an Frankreich annectiert werden.†)

An Champagny, 2. März 1810.

Der Kaiser ist unzufrieden mit den badischen Armeeverhältnissen, wo man die Officiere, die früher gegen Frankreich gedient haben, hervorzieht. Der Prinz Louis, der von seinem Einfluss ist, soll sich auf der Feste aus Baden entfernen, sonst wird er verhaftet und in eine französische Festung gebracht werden, „um seine Verbrechen zu büssen“.††)

An Fouché, 12. März 1810.

Die Zeitungsredacteure dürfen keine Nachrichten veröffentlichen, welche sich auf meine Angelegenheiten beziehen und in fremden Blättern enthalten waren.

An Louis Napoleon, 13. März 1810.

Der Kaiser begnadigt den König Louis noch einmal, wenn er die geforderten Bedingungen genau erfüllt, wenigstens alle Gründe für die Vereinigung von ganz Holland mit Frankreich sprechen.

Am 16. März 1810 schloss Louis Napoleon mit Frankreich einen Vertrag, durch den er grosse Gebietstheile an Frankreich abtrat, eine französische Armee in sein Land einnahm und die strengste Verhinderung jedes Handels seines Landes mit England versprach. Er glaubte dadurch seine Krone zu retten, der er aber schon am 2. Juli 1810 entsagte, weniger wohl freiwillig als gezwungen durch die weiteren Massnahmen des Kaisers. Insbesondere war auch die Verheerung Napoleons mit Marie Louise erfolgt.

Die hier folgenden Briefe an den Grafen Bruyères, Cultusminister, an den Prinzen Eugen, vom 3., 5. und 9. April 1810, beschäftigen sich damit, dass 13 Cardinäle, theils Franzosen, theils Italiener, beschlossen haben, nicht in der kirchlichen Verwaltung des Kaisers zu erscheinen und auch wirklich nicht erschienen sind. Der Cardinal Caprara hat wegen seines nichtserscheinens Befehle erhalten, sowohl seine Entlassung einzureichen, die anderen sind durch den Cultusminister in Paris zu verständigen und ihnen die scharfsten Verhaltungen über ihren rebellischen Geist, ihre Absicht, die öffentliche Ruhe zu stören u. s. w. zu machen. Verschiedentlich alles Weiteren haben sie die Absetzung und die Tracht der Cardinäle abzulegen.

An den Grafen Mollien, Minister des öffentlichen Schatzes, 3. Mai 1810.

Der Kaiser will in den von Preussen aufgenommenen Anleihe keine Millionen unterbringen, unter den Bedingungen eines Zinsfusses von zehn Procent. Die Sache soll ganz geheim bleiben.“**)

An den Cultusminister, 16. Mai 1810.

Mehrere Bischöfe in den Departements des ehemaligen Kirchenstaates haben sich „schlecht geführt“. Sie sind unter strikter Bedachtung nach Frankreich zu schicken.

An Louis Napoleon, 20. Mai 1810.

„Lassen Sie uns offen sprechen! Sie wissen, dass ich oft Schriftstücke von Ihnen gelesen habe, welche nicht für meine Augen bestimmt waren. Ich kenne Ihre geheimsten Anordnungen und alles, was Sie dagegen sagen können, dient zu nichts.“*)

„Sprechen Sie mir nicht von Ihren Gefühlen und von Ihrer Kindheit; die Erfahrung hat mich belehrt, was ich davon zu halten habe.“

Hierauf folgen Anschuldigungen ohne bestimmte Angabe von Gründen, des Zuhaltes, dass Louis Napoleon seine Blicken als französischer Prinz verletze, dass er seinen Verpflichtungen nicht nachkomme, Befehlungen, dass für Holland nur Heil sei im engsten Anschluss an Frankreich und in Ergebung in den Willen des Kaisers.

„Sie müssen die Holländern die Ueberzeugung beibringen, dass Sie nur meinen Eingebungen folgen, dass Sie Ihre Schritte und Ihre Gefühle nach den meinigen regeln, dass werden Sie geliebt und geschätzt sein und die nöthige Stärke gewinnen, um Holland herzustellen. — Frankreich und meinen Ruhm lieben, dass ist die einzige Art, um Holland zu lieben. Ich habe den Thron von Holland als Fundament eines Baues betrachtet, dem ich Hamburg, Osnabrück und einen Theil von Nordbrabant hinzugefügt hatte, weil dies einen Völkerkern abgegeben haben würde, welcher den deutschen Geist herumtergedrückt hatte, was der erste Zweck meiner Politik ist.“**)

„Das Los ist geworfen! Sie sind unverbesserlich, Louis. Sie wollen nicht lange regieren!“

An Louis Napoleon, 23. Mai 1810.

„In dem Moment, wo Sie mir die schönsten Zusicherungen machen, versehme ich, dass die Leute meines Gelandten beschimpft worden sind. Die Schuldigen müssen mir ausgeliefert werden. Ich will keine Gesandten mehr in Holland. Ihr Gesandter in Paris hat die Weisung erhalten, in 24 Stunden abzureisen. Dies ist der letzte Brief, den Sie von mir erhalten.“

An Champagny, 29. Juni 1810.

„Soll eine Note an Caulaincourt (Gesandter in Petersburg) abschicken, um zu verschern, dass von Seiten Frankreichs keinerlei Unterhandlungen mit England im Werke, und dass die nach Petersburg daruber gehenden Gerüchte falsch seien. Der Herzog von Oranie (Fouché), welcher sich eine Eigenmächtigkeit in dieser Beziehung erlaubt hätte, sei von seinem Posten als Polizeiminister entfernt worden.“***)

An Fouché, 1. Juli 1810.

„Herr Herzog von Otranto! Ihre Dienste können mir nicht mehr angenehm sein. Es ist nöthig, dass Sie binnen 24 Stunden abreisen, um in Ihrer Senatorerie zu wohnen. Ich bitte Gott u. s. w.“

An Clarke (Kriegsminister), 3. Juli 1810.

Gleich nach dem Einmarsch des Marschalls Oudinot in Amsterdam sind alle dort gefundenen Geschütze nach Frankreich zu senden.†)

An Champagny, 19. August 1810.

Champagny soll in Petersburg das Verhalten des Generals Rapp, Gouverneur von Danzig, welcher dem preussischen Consul bei einem Mittagessen den Wortritt vor dem russischen gelassen hat, entschuldigen.

An Berthier (bei der Armee in Spanien), 16. September 1810.

Der General Sebastiani wird angeschuldigt. Missbräuche und Willkürlichkeiten finanzieller Natur in seinem Beicalsbereich zu gestatten. Theilchen sind sofort abzuschicken. Ganz dasselbe wird in Bezug auf drei andere Generale verfügt.††)

An den Fürsten Lebrun, Statthalter von Holland 25. September 1810.

Es soll sich nicht an die Klagen der Bewohner von Amsterdam kehren. „Ich werde das thun, was hier mein Recht darüber ist, und die Klagen unnützer Menschen, welche das besser wissen wollen als ich, stören mir nur Verachtung ein.“***)

An den Fürsten Lebrun, 26. September 1810.

Bleibt zur Strenge und Energieübung ermahnt. Der Magistrat von Amsterdam soll wissen, dass er zu gehorchen hat, wenn er nicht will, dass 30.000 Mann in Amsterdam einrücken. „Ich will, dass mir gehorcht werde. Ich will! Haben Sie gehört?“

An den Grafen Lavalette, 29. September 1810.

Ermahnt die Strenge gegen Holland. Einem von der Liste der Emigrierten und seine Verbannung aus Frankreich. Das Schreiben soll geheim bleiben.“

An den Grafen Cornet Peyrusse, 29. September 1810.

„Ich finde Ihnen das Wort der Krone Stolz, um für das Recht sich Bürger zu nennen?“

Digitized by Google

An denselben, 17. October 1810.

„Sie sprechen mir von einem gewissen Laborde bei Gelegenheit des Werkes der Frau v. Staël. Es ist nicht nöthig, über dies Werk*) und über diese erbärmliche Frau zu sprechen."

An Clarke, 28. October 1810.

Es scheint mir, dass der Oberst C . . ., welcher im Dienst seinen General ermordet hat, vor eine Militärcommission gestellt werden muss. Soviel ich mich zu erinnern vermag, ist dieser Mann ein schreckliches Subject.**)

An den Prinzen Eugen, Vicekönig von Italien, 3. November 1810.

Der Brief enthält die genauesten Anweisungen, in welcher Weise der Canton Wallis plötzlich durch italienische und französische Truppen überrumpelt und annectirt werden soll. Zur Begründung dieser plötzlichen Einverleibung in Frankreich wird nur bemerkt, sie sei nöthig, weil die Strasse über den Simplon durch Wallis führe.

An Champagny, 9. October 1810.

Der König Jerome soll keine Küraſſiere hatten. Dem Kaiser wären Lanciers und leichte Cavallerie nützlicher. Nach Spanien sollen keine Westphalen mehr gehen. Sie verstärkten nur den Gegner durch Fahnenflucht. Wenn 18,000 Mann französische Truppen in Westphalen blieben, so geschähe es deshalb, weil die deutschen Truppen unzuverlässig seien. Sie hätten einen alten Hass gegen Frankreich, da sie immer mit den Engländern geschlagen hätten. Im übrigen sollen die französischen Truppen auf westphälische Kosten unterhalten werden, sobald kein westphälischer Officier hätte ihnen etwas zu befehlen.

(Fortsetzung folgt.)

Hamlet in England.

Hätte Jules de Goncourt das unaufhörliche Anwachsen der Bücher, Flugschriften und Artikel sehen können, die sein einem Jahrzehnt über Shakespeares Werke geschrieben wurden, dann hätte er vermuthlich sein berühmtes Wort, das Alterthum sei dazu geschaffen worden, um den Gelehrten von heute Brot zu geben, mit einer Variante versehen. Denn mit einem Eifer, der an die Anfeindung des neu erschlossenen amerikanischen Continents erinnert, haben die Erklärer sich dieses ungeheueren Werkes bemächtigt, haben versucht es in Provinzen einzutheilen, und sich Gebiete von verschiedener Art und Ausdehnung zugemessen.

Es ist eines der bezeichnendsten Merkmale dieses gewaltigen Genies, dass sich alle leidenschaftlich in ihm suchen, und dass sich schließlich auch wirklich jeder in ihm wiederfindet. Sein Geist scheint alle Richtungen des menschlichen Denkens umfaßt zu haben, und seine Werke sind eine sonderbare Encyclopädie, ein Sammelwerk des Wissens. Die häufige Anwendung technischer Ausdrücke in seinen Dramen und ganz specieller Bezeichnungen hatte denn auch eine stattliche Reihe von Schriften zur Folge, deren Schreiber zu beweisen versuchten, dass der Dichter nothwendig zum mindesten ein Dutzend Gewerbe und Berufsarten betrieben haben müsse. So hat unter anderem der Bischof Wadworth sich lediglich damit beschäftigt, Shakespeares verblüffende biblische Gelehrsamkeit nachzuweisen. Lord Campbell hat seine juridischen Kenntnisse untersucht und einen trefflichen Rechtsgelehrten in ihm gefunden, der mit allen Gebräuchen der damaligen Gerichtsbarkeit und mit ihrer Sprache so scheint, sehr schwierigen Amtsgeschäfte wohl vertraut war. Blades sagt, er habe das unstädtische Gewerbe des Buchdruckers eingehend verstanden. Paterson schreibt unter dem Titel „Shakespeare'sche Entomologie" die Naturgeschichte aller Insecten, die der Dichter genannt hat. Thomas macht aus ihm einen bedeutenden Strategen, M. Smith einen tüchtigen Reiter, wieder andere einen Gärtner, einen Botaniker, ja selbst einen Fleischer, einen Seemann, einen Schulmeister oder Reitlehrer. Und nun gar die Astronomie! Denn Cäsar spricht schon davon, dass der Polarstern ein Fixstern ist. Und die Physik! Denn schon Cressida führt das Gesetz der Schwere und das der Anziehung an. Dagegen muss man wieder staunen, dass Desdemona etwas weiß an den Folgen einer Syphilis studirt; Bohmen hat einen Meeresstrand, und Delphi wird zu einer Insel. Hector gar einem den Aristoteles. Die Statue der Hermione in „Wintermärchen" wird dem Giulio Romano zugeschrieben, einem Maler, der weiß zugleich Zugenieur und Architekt war, aber keine Bildhauerwerke hinterlassen hat. Und es ist dies nebenbei der einzige „Bildhauer", den Shakespeare erwähnt! Bezüglich der Malerei endlich ist er ganz unwissend. In einer ernsthaften Kunstzeitschrift hat Mr. Fenn einmal versucht, dies nachzuweisen, und zwar so eingehend und nachdrücklich, wie es solchem verbohrten Irrthum, dass man glauben könnte, er sei selbst ein Maler, Dann die Maler sind wie man übrigens schon oft bemerkt hat, sehr eifersüchtig auf ihre Kunst. Am Ende, weiß sie hierzu so wenig genug sind, die Bildhauer.

Lange Zeit hindurch war über den Wunsch, in dieser so mannigfache und so durchaus selbst- ständige Weise erfüllte, so will mich bedünken, als ein paar verschwommene Redensarten und schale Anekdoten. Es ist so gewesen, sein Leben ist ein Rätsel und Shakespeare selbst scheint es auf die Spitze getrieben zu haben, um nach London gekommen, habe dort von der Hand in den Mund gelebt, sei erst ein sehr mittelmäßiger Schauspieler und dann der berühmte Dichter geworden; dann, nachdem er etwas Vermögen erworben, sei er gestorben, ohne seine Werke gesammelt oder auch nur alle herausgegeben zu haben. Mit so ungenauen Angaben konnte man sich nicht begnügen. So begann man zu vermuthen, dass die ganze Geschichte erfunden sei, und vor etwa dreißig Jahren entstand infolge des auffallenden Gegensatzes zwischen dem glänzenden Ruf der Werke und dem tiefen Dunkel, das die Person des Autors umgab, das seltsame Paradoxon: Shakespeare ist nur ein Strohmann, der unbedeutende Schauspieler Kemp unmöglich die Comödien, die Dramen und die Gedichte geschrieben haben, die seinen Namen tragen; man habe es da mit einer dreihundertjährigen Mystification zu thun, und der wahre, der einzig wirkliche Autor all dieser Wunderwerke sei der große Philosoph und Schriftsteller Francis Bacon. Wenn er sie unter dem Namen eines Schauspielers herausgegeben, so war es — sagte man — um der Mißachtung zu entgehen, die sich damals an die Veröffentlichung von Bühnenwerken knüpfte. Durch ein seltsames Zusammentreffen war es gerade eine Miß Bacon — Miß Delia Bacon — die diese Hypothese aufstellte. „Sie war ein verträumter, phantasiereicher Kopf," sagt ein Biograph von ihr, „und man erfährt mit Bedauern, aber ohne Ueberraschung, dass sie in einem Irrenhaus geendet."

Diese Annahme wurde in den Vereinigten Staaten vom Richter Holmes und in England von William Smith mit einigem Erfolg verbreitet, dann stellte Mrs. Pott, die propagandistische „Francisclerin" verheiratete und die Bacon-Gesellschaft gründeten halt, ihre zweihundertzig Argumente auf, deren einige so berühmt sind, dass sie eigene Namen erhielten, ganz wie die berühmten Syllogismen der alten Scholastik.

Immerhin hat dies Paradoxon dazu gedient, die Aufmerksamkeit, und zwar eine eingehende Aufmerksamkeit, nicht nur auf die Werke und das Leben Shakespeares, sondern auch auf einige Persönlichkeiten und mehrere Bücher aus seiner Zeit zu lenken. Heute sind die Widersacher der Zeit und der Legende gräbter, und hat zeigt sich auch neue und hier immer das wahre Antlitz des Dichters. Alles, was sich auf ihn beziehen konnte, wurde sorgsam verzeichnet. Um nur ein Beispiel anzuführen, weiß man heute, dass im April 1552 John Shakespeare, der Vater, zu einer Geldstrafe von 12 Pence verurtheilt wurde, weil er es versäumt hatte, die häuslichen Schreben in das städtische Depot zu schaffen, das so fügt der Bericht als erschwerenden Umstand hinzu, kaum einen Steinwurf von seinem Hause entfernt war." Vielleicht hieß das das Zeugen nach genauen Documenten zu weit treiben, aber ein derart geduldiges und inquisitorisches Unterinchen war unbedingt nothwendig geworden, wie die Bacon-Hypothese bewiesen hat.

Taine will Shakespeare mit dem Hamlet identificieren, während Gervinus und die Mehrzahl der deutschen Kritiker behaupten, dass Heinrich V. diejenige Gestalt sei, die am meisten Aehnlichkeit mit dem Schöpfer aufweist. Um alle Parteien in einer Frage von solcher Bedeutung zufriedenzustellen, machte man es wie mit den beiden Schädeln des Dichters, die zur Erinnerung an den großen Mann aufbewahrt werden, und in deren einem man seine Jugend, in deren anderem man ein spätores Lebensalter erkennen will. Man versäumte sich, indem man versicherte, Heinrich V. verkörpere den Frühling — Hamlet den Herbst in Shakespeares Leben. Aber immer hat man den Hamlet sindiert, um Shakespeare zu sehen, und immer hat man sich aus diesem Grunde für das rein Persönliche der Figur interessiert. Eindringlich hat man danach gesucht, wie weit er eigentlich sich selbst, wie weit er andere Temperament beschrieben war. Aber hat man auch das Genauste aber seine Person erfahren, so hat man doch trotz der umfangreichen Arbeiten bernhorster Pindiater, wie der Doctoren Bucknill und Melleg, seinen Geisteszustand nicht genau feststellen vermocht.

Prinz Hamlet ist, als ein Nordländer, blond und trägt schwarze Trauerkleider; er ist kaum dem Jünglingsalter entwachsen, hat seine Studien in Wittenberg gemacht und verspricht sich gern mit dem Fechten. aber nicht lange, denn er verliert leicht den Athem. Seine Amme, wohl auch jung, aber doch schon erschöpft, ist eher verwelkt als schön. Er ist fast im Besitze, aber monchmal wieder leist er sich wellig gehen, und derselbe Widerspruch zeigt sich auch in seiner Kleidung, die correct und nachlässig zugleich ist. Was er aber alles studiert, ist dupiert zu werden: darum schwankt er beständig zwischen hoffärtigem Wesen und Vertrauensseligkeit, zwischen Cynismus und Mißtrauen. Dabei von gemäßer, ganz ästhetischer Zärtlichkeit, der er seiner Gedichtheit und Mannes unbaust sich selbst zu schämen ist er unfähig zu unterdrücken. Sein Ueberwuth an Zweifelsucht und Verzweiflung kommt alle Willensschaft an ihm, indem es ihn die Abwesende seines Gegenstandes enthüllt. Die ganze Gemüthsfülle seiner Persönlichkeit ist nun dazu verdammt, sich selbst zu verzehren, sie wird zu Qual zu Verzweiflung, und er ist zu einem Opfer von Ideen geworden, der ihn zu Thaten anspornt, die ihn zu Grunde richten. Diese Seite seines Wesens hat namentlich der Ausschmückung der Dichter am lebhaftesten angeregt, und so ist Hamlet die Idee eines Un-

vermögen grenzt, jene verträumte, fast hysterische Art steht so wenig im Einklang mit seinen ehrgeizigen Wünschen und großen Plänen, deren Verwirklichung Thatkraft fordert, daß man sich die Frage vorgelegt, ob diese Rolle nicht von einer Frau dargestellt werden sollte, und es hat sich sogar ein Ausleger gefunden, der behauptete, der Prinz Hamlet sei eigentlich eine Prinzessin. Ein derartiger Versuch wurde auch auf der Bühne, und zwar mit Erfolg, von Miß Mariott in Glasgow und von Mlle. Leroux in Paris und Brüssel angestellt.* Aber so sonderbar dies Bühnenexperiment erscheinen mag, so gab es doch eins, das vielleicht noch merkwürdiger und sicherlich weitaus einfacher war: das weibliche Erinnerungen erzählt der irische Romancier Grattan, wie er zum erstenmale am Theater zu Waterford Kean auftreten sah, und erwähnt, daß auf der Anzeige „Hamlet mit allen Personen“ verheißen wurde. Diese letzten Worte verkündigten, daß diesmal der Held des Stückes, der Prinz von Dänemark selber, nicht wegbleiben würde, wie das nur zu oft geschah, und zwar nicht etwa geschah aus Mangel an einem entsprechenden Darsteller, sondern mit der originellen Begründung, daß es eine parasitische Rolle sei, die im Ganzen keinen Zweck für das Stück habe.

Das wiederholt veränderte und umgeschriebene Werk wurde 1602 beendigt und gedruckt und auf der Bühne des „Globe“ ausgeführt. Dies Theater zeigte von außen eine achteckige Gestalt. Die Mitte war ungedeckt unter freiem Himmel: die Bühne und die Galerien waren durch ein Strohdach geschützt. Ueber der Thüre das Anshängschild: Herkules, der den Erdball trägt, sammt der Inschrift: „Totus mundus agit histrionem.“ Das Innere des Theaters hatte die Form einer Null und wies drei Galerien auf. Im untersten Rang waren die „Rooms“ (zu einem Shilling der Sitz) sehr beliebt, aber den angesehensten Platz stellten die Sitze zu beiden Seiten der Bühne dar. Dort zeigten sich die Mitglieder der jeunesse dorée und die adeligen Besitzer des Dichters. Im geräumigen, unbedeckten Parterre drängten sich: vorne die Mitglieder des Hauses, die Schriftsteller, die Kritiker und die unbrüchsichtigten Schaulpieler; hinter diesen die Schreiber und die Handwerker; auf der ersten Galerie saßen die anständigen Frauen die Lawe von dem Gesicht) neben den berühmten Courtisinen des Tages. Es gab zwei, durch einen Vorhang getrennte Bühnen und im Hintergrund eine Art Balkon, der auf Säulen ruhte. Die erste Bühne diente der einfachen Declamation. Dann, wenn eine Handlung dargestellt werden sollte, theilte sich der Vorhang, und man erblickte die zweite Bühne mit den gemalten Decorationen. Gegen ein Uhr verkündete ein Trompetenstoß den Beginn der Vorstellung. Im Hause herrschte großer Lärm: Verkäufer boten ihre Waren aus; auf den Galerien wurde von Buchhändlergehilfen das gedruckte Stück ausgerufen, „das soeben erschienen“: man plauderte, rauchte, würfelte und spielte Karten. Wieder ein Trompetenstoß: der Lärm dauerte fort. Endlich ein drittes Signal. Nun verstummte der Spectakel, und alles wandte sich der Bühne zu.

Das Spiel der Darsteller war heftig und sehr ungebunden: ihre Declamation schwulstig, sah immer wurde die komische Seite hervorgehoben. Eine Einzelheit der Hamlet-Vorstellung, die bis auf uns gekommen ist, mag einen Begriff davon geben, was bei dem Theaterpublicum des sechzehnten Jahrhunderts Anklang fand: der Todtengräber legte, ehe er sich an die Arbeit machte, ein Dutzend Zoppen ab, die er über einander angezogen hatte, und bei jeder einzelnen erfolgte, wie es heißt, ein schallendes Gelächter.

Von vielen berühmten Schauspielern dargestellt, haben sich auf der englischen Bühne zwei scharf geschiedene Hamlet Typen entwickelt: Der Hamlet des Richard Burbage und der des David Garrick. Richard Burbage, ein College und Freund Shakespeare's, hielt die Rolle. Er spielte sie auf eine seltsame und absonderliche Art, trug eine liederliche Haltung zur Schau, erzürnte sich mit heftigen Gebreden, verwirrten Haaren und zerstörter Kleidung und suchte vor allem durch befremdende Extravaganzen zu wirken. Im dritten Act zum Beispiel, wo Hamlet, nachdem er den Polonius getödtet, mit seiner Mutter allein ist, schnelle Burbage, im Augenblick, wo der Geist erscheint, von seinem Sitze auf und stieß ihn um, und im fünften Act sprang er in die Grube, die man für Ophelia ausgraben. Von Burbage ging die Rolle auf Taylor, von Taylor auf Hart und von diesem auf Betterton über. Von diesem erzählt man, daß er beim Anblick des Gespenstes einen so entsetzten Blick des Schauderns auf dasselbe richtete, daß dem Geist angst und bang wurde und er ein paar Minuten lang kein Wort hervorbringen konnte.

Der zweite, der Garrick Typus ist in England classische Tradition geblieben. Garrick war in Frankreich gewesen, er stand unter dem Einfluß einer für ihn neuen, einzigartig formulierten literarischen Manie, und dieser Einfluß war es, den er nach England heimbrachte. Sein Gedächtnis hatte sich gefüllt, und er glaubte sich einige Aenderungen und Kürzungen erlauben zu dürfen. So tilgte er: die Reise nach England, das Begräbnis der Ophelia, die philosophischen Abhandlungen Hamlets und die beiden Reden der Todtengräber. Er stellte Gesetze auf, gründete dadurch förmlich eine Schule, und aus dieser Schule gingen die Kembles hervor.

Von John Kemble sagte der Marquis von Lansdowne: „Er war ein Prinz. Ich sehe ihn noch mit dem blauen Ordensband, das sich lebhaft von dem schwarzen Wams abhob, auch noch in den Augenblicken der völligen Verstörtheit seine erlesene Vornehmheit und Eleganz bewahrend. Das war Hamlet, Shakespeare und zugleich der Cavalier vom Hofe der Elisabeth, und ich kann mir gar nicht denken, daß man diese Figur auch anders darstellen könnte.“ Aber trotzdem er sich an die Garrick'sche Tradition hielt, sagte Kemble doch einige neue Nuancen hinzu. Zunächst hielt er vor dem Geist von Hamlets Vater nieder: im zweiten Act, da ihn Polonius fragt: „Ich meine, was in den Bücher, das Ihr leset, sieht, mein Prinz“ und Hamlet ihm antwortet: „Verleumdungen,“ rief Kemble, um seiner gehobenen Erregung mehr Nachdruck zu geben, die Seite heftig heraus. Und weiterhin während der Aufführung, wie der König ihn fragt: „Wird es kein Aergernis geben?“, wies er mit der Spitze des geschlossenen Fächers nach der Bühne und sagte mit grimmigem Spott: „Nein, nein, sie spaßen nur; vergiften im Spaß; kein Aergernis in der Welt.“

Nach ihm spielte Kean den Hamlet, mit Leidenschaft, mit jener sprichwörtlichen Leidenschaft, die ihm immer und überall mit fortriß; und späterhin schuf Fechter einen seltsamen Hamlet, von archaistischer Erscheinung. In der Shakespeare'schen Gestalt wollte er den skandinavischen Helden der barbarischen Vorzeit durchschimmern lassen, und so stellte er ihn kräftig und gelassen, aber bleich unter den langen, hellblonden Haaren dar.

Den letzten Darsteller der Rolle in London, Beerbohm-Tree von Haymarket-Theatre, hat man seine etwas einförmige Schwermuth vorgeworfen und im allgemeinen wird ihm Sir Henry Irving vorgezogen. Dieser sprach den Monolog langsam, als entstünden die Gedanken, die er ausdrückt, erst allmählich und unverhofft in seinem Gehirn. In der Scene des Schauspiels, wie der König, von Gewissensbissen befallen, plötzlich den Saal verläßt, stürzte sich Irving mit einem wilden Aufschrei auf den leergewordenen Thron. Und zumal während der letzten Scene war er schön in seiner tieftraurigen und zugleich ironischen Weise. Man kommt ihm anzuzeigen, daß die Königin, der König und der Hofstaat im Begriffe stehen, in den Saal zu kommen, um dem beiwohnen Waffengang mit Laertes anzuwohnen. „Wenn Eurem Gemüth irgend etwas widerstehe,“ sagt ihm Horatio, „so gehorcht ihm; ich will ihrer Hierherkunft zuvorkommen und sagen, daß Ihr nicht aufgelegt seid.“ Und es lag wie eine völlige Offenbarung von Hamlets Charakter in dem Accent, den Irving diesen Shakespeare'schen Worten gab, indem er antwortete: „Nicht im geringsten. Ich trage allen Vorbedeutungen: es waltet eine besondere Vorsehung über dem Fall eines Sperlings. Geschieht es jetzt, so geschieht es nicht in Zukunft; geschieht es nicht in Zukunft, so geschieht es jetzt: geschieht es jetzt nicht, so geschieht es doch einmal in Zukunft. In Bereitschaft sein ist alles. Da kein Mensch weiß, was er verläßt, was kommt darauf an, frühzeitig zu verlassen? Mag's sein.“

Auch die anderen Rollen des Stückes haben sich in einigen hervorragenden Künstlern dauernd verkörpert. Von allen, die den Geist des Vaters dargestellt, soll keiner dem Booth gleichgekommen sein an Feierlichkeit der Stimme und unirdischer Erscheinung; auch ein einzigesmal wurde die Wahnsinnsscene der Ophelia mit so seliger Treue von Mrs. Montford gespielt, der berühmten Schauspielerin, die den Dichter Gan die Ballade „Zwanna mit dem schwarzen Augen“ eingab. Sie war aus Liebesgram vereinigt geworden und befand sich in Gewahrsam. Eines Abends, in einer lichten Mondnacht, brach sie, bis dahin ruhig, aus ihrem Hamlet aus: die Rolle der Ophelia fällt ihr ein und mit der bekannten Schlauheit der Irren weiß sie ins Theater zu gelangen und erscheint in dem Moment, wo die Schauspielerin, die bis dahin die Ophelia gegeben, auftreten soll, auf der Bühne. Der Eindruck war ein überwältigender, aber Mrs. Montford starb wenige Tage darauf.

In dieser Rolle der Ophelia berichtet die Erinnerung an Mrs. Sarah Siddons, die Schwester von Zehn Kemble, von, denn niemand hat sie gleich ihr die Grazie dieser Darstellung herangereicht zu haben. Es gibt von ihr zwei berühmte Porträts, charakteristische Werke von Sir Joshua Reynolds und von Thomas Gainsborough, worin jeder sich in seinem persönlichen Stil zeigt. Das Bild Gainsboroughs, das porträtartigere von den beiden, befindet sich in London in der National Gallery. Die starke Schauspielerin hat im Dreiviertelprofil vor einem rohen Hintergrund, der von Baumzweigen sich abhebt, und über ihrem Haupt ein Strauß Rosen, die sie in der Hand hält. Das Antlitz ist bleich, der Mund geöffnet, die Lippe voll. Die Neigung des ziemlich schwarzen Haares umhüllt eine Fülle gewundener Haare, die an der Schläfe fast wie ein Kinnet abstehen, und vorne auf die Brust fallen lange Locken. Am Hals hebt ein schwarzes Band die Linie des langen Unterkleides noch schärfer hervor. Ein blaues Tuch von jenem transparenten, verschleierten, ein wenig durchsichtigen Blau, das von dem unbeschreiblichen, unnennbaren Blau des Himmels, das wir verschieden ist, ist in Gainsboroughs Bild von der Schulter so geworfen, daß es in langen, schmalen

* Siehe Brief, wo man mich auf [illegible]

Digitized by Google

blauen Enden fort. Die Hände unsichtbaren einen Muff, den sie auf dem Schoß hält, um die Arme schlingt sich eine gerafft, altgoldene Schärpe; und das Kleid von glänzendem Weiß, mit zarten blauen Streifen, hat etwas von einem Matrosengewand.

Dieses Porträt ist ausgesprochen englisch und stellt auch einen spezifisch englischen Typus dar, das was man — bonny suit qui mal y pense — „la femme objet-d'art“ nennen könnte. Unter dem Londoner Himmel ziemen geschlossenen Bilderhimmel, der keinen Glanz und keine Tiefe hat, aber so klar und mild ist, da leicht dieser Typus. Groß und von geschwärmter Gelassenheit, das langen, geraden Falten umkleidet, mit üppigen Schultern und schmalen Hüften; mit sparsamen Gesten von strenger Eleganz. Das Haar von jener ungewissen Farbe (auburn), in der goldnes Blond neben kupferigen, tiefrothen Schatten erschimmert, und im Gegensatz dazu manchmal schwarze Wimpern und Brauen. Auch in den Linien der Frisur unbestimmt, scheinen die Haare dieser Frauen von vorne gesehen kurz geschnitten, während sie im Profil gesehen bis zu den Hüften reichen. Ihre Augen — schlafen gründlich, die Lippen zeigen eisige Gleichgültigkeit, das Kinn ist eigenwillig.

Bei den „Private Views“ der Kunstausstellungen schreiten sie an den Werken voll eindringlicher Gewalt der Farbe oder der Empfindung vorüber, saß unbewusst des Zaubers, der von ihnen ausgehend jene Räume der stillen Pracht durchdringt, wo der matte Marmor, das kupferige Gold und das dunkle Laubwerk nur gleichsam als begleitende Akkorde mittönen. Dann, wenn es Abend wird unter dem weiten, dunkelnden Himmel, kann man sie sehen, wie sich ihre steifen Umrisse von den blendenden Schaufenstern abheben, in denen die Lichter erglänzen. Oder wenn man von der Straße in eines ihrer Häuser geräth — in ihrem Heime, wo die reizenden Farben und die Reinheit der Linien eine vollkommene Harmonie schaffen, wo die Lampen, gleich großen leuchtenden Blumen, ein mattes Licht entsenden, wo aus Falten und Farbentönen, wie aus duftenden Essenzen, ein subtiler Zauber strömt, ein Rahmen, der sich um ihre Bewegungen ihre langsamen und nonchalanten Bewegungen schmiegt. Und dann gedenkt dabei der einfachen Worte des Keats: „A thing of beauty is a joy for ever.“

Brüssel. **Fernand Schuopff.**

Jung Tirol.

Ein literarischer Kampfruf aus den Tiroler Bergen.

Wie? Was? höre ich da die patentierten Literaten, welche die gesammte Kunst Alldeutschlands beziehungsweise Oesterreichs in alleinigem Pacht zu haben meinen, verwundert ausrufen: Ein literarischer Kampfruf aus den Tiroler Bergen? Ja, haben denn die Tiroler außer ihren Bergen und ihrer sprichwörtlich bekannten Dummheit sonst noch irgend etwas, was imstande wäre, den Blick Alldeutschlands auf sie zu lenken, etwas, was einer Literatur gleichsieht, die sich nicht im Preise der einheimischen Knödel und der Madonna erschöpft? Und ich antworte darauf: Jawohl, Ihr stolzen Herren, die Ihr in der Residenz an den mit magarenn Ton reich gefüllten Krippen sitzt, jawohl! wir haben eine Literatur, und wer Schneid hat, der möge herankommen und sich mit uns Jungen messen, die wir zu Ende der Fünfziger- und anfangs der Sechzigerjahre zum erstenmal mit tirolischer Luft unsere jungen Lungenflügel vollgetrogen, just zur Zeit, als die erste Locomotive bei Kufstein die bayerische Grenze durchbrach und mit hellem Jauchzen in unsere herrlichen Heimat hereinbrauste, während ihr Geschrei der Cultur zujubelnd durch die Thäler hallte und das Abgrenreth einer neuen Zeit in glühender Pracht über die eisumflatterten Spitzen unserer Berge heraufzog. Heil! war das ein herrlich Tagen! Immer stärker brach das Licht herein, und immer blendender ward es seine Strahlen auf das, was alt und morsch und faul geworden war und doch nicht weichen und zerfallen wollte, bis Mitte der Siebzigerjahre die diamenden Bogen der Stammlut des gewaltigen Culturmassives die Grundsäulen zerstaubten, auf denen das Alt Tirolerthum Jahrhunderte gestanden und finster und trotzig in die Lande geblickt. Mit lautem Gepolter fiel Block um Block, Quader um Quader vom duiteren Bau, bis die Hauptmauern barsten und in sich zusammen brachen. So dicht auch dabei Staub und Moder emporwirbelten und für Augenblicke das sogreiche Licht religiösen und politischen Freiheit verdunkelten, um in herrlicher Lutterin die Sonnenstrahlen der neuen Zeit auf den edlen Trümmerhaufen, und — Alt Tirol, das Tirol der starren Glaubenseinheit, wie es sich aus den Flammenden Scheiterhaufen der Gegenreformation heraus entwickelt, war und blieb endgiltig todt. Es ist nicht mehr der erratische Block, das einsam und kalt abgrabblossene Erstand, an dem nun die und da ein Wanderbund verlorene Klänge aus dem großen Gesangbuch der deutschen Männer herabhallen, trotzen es ist gar mit einer neuen Blüte und dem großen gemeinsamen Lande verbunden, und wenden wir nun die Zeit der sittlichen und staatlichen Macht die große, einige Umdrungsfrage nach dem Zusammenhalt der Zeit sucht Italien und wir dergleichen, als sich gleiche des Jahrhunderts Schaltungen auf den Bahnen und Gebieten, sowie in den Studien der Niederung eine reiche und durchaus eigenartige Cultur und Poesie entwickelte, beginnt es auch heute infolge des neu erschlossenen Verkehres wiederum auf dem Acker, der durch mehr als drei Jahrhunderte brach lag, zu wachsen und zu blühen. Ein neu Geschlecht, befruchtet durch die sozialen Ideen der Gegenwart, reift heran; Gisin und Pichler, denen trotz aller Weite des Blickes noch immer etwas Alt-Tirolisches anhaftet, haben ihm die Wege geebnet. Im Gegensatz zu diesen Alten ist das Neunzehnten der Jungen eine vollständige Freiheit von katholisch-religiösen Ideen und eine damit verbundene unbändige Lust zur Drama, das trotz aller Lebensfülle und des lebendige Drama unbrauchbaren göttlichen Vorsehung in dem Tiroler Volk nie ausstarb, wie hunderte von Bauernkomödien beweisen.

Dieser Gegensatz nun zwischen den Alten und Jungen scheint mir nirgends mit so großer Schroffheit zutage getreten zu sein, als in dem kürzlich bei Gb. H. Meyer in Leipzig erschienenen Buche „Jung-Tirol“, welches eben deswegen von programmatischer Bedeutung ist. Hermann Bahr, dem ich weiß nicht welcher Zufall das Buch in die Hände gespielt, hat mit seinem Spürsinn herausgefunden, das was Buch will und soll, und mich beauftragt, über das Geistesleben der Jung-Tiroler etwas zu schreiben. Damit ist er in Gegensatz zu den meisten seiner Wiener Collegen getreten, für welche ja die Welt bei der alten Verzehrungsstrumerlinie mit Brettern vernagelt ist und von denen einer gelegentlich der Erstaufführung meines Volksstückes „Noth kennt kein Gebot“ am Raimund-Theater schrieb: „Wenn es Provinzschauspieler gibt, gibt es auch Provinzdramatiker.“ Darauf lage ich: Klug um Aug, Zahn um Zahn, und der Teufel hole die Bescheidenheit — Hochmuth gegen Hochmuth: Wie heißen die Werke, hinter welchen die zurückstehen müssen, die wir Jung-Tiroler geschaffen? Der wir im Raimund-Theater zutheil geworden und auch von einigen Blättern mit sauerlicher Miene constatierte zubelnde Beifall des Wiener Publicums stammt und flattert gleich einer geschmeidigen, weißen Hahnenfeder, dem tirolischen Zeichen unbändiger Kampflust, noch unangefochten zu meinen Häupten. Wohlan, Ihr Neidenspichter, heran und herunter mit der Feder! Es lohnt nur das Herunterwehen. Aber der, dem dies gelingt, der glaube ja nicht, daß er damit Jung-Tirol überwunden. Dicht hinter mir im genannten Sammelwerk steht einer, der vor nunmehr bereits vier Jahren nichts Geringeres geschaffen, als die Tragödie des — Fuhrmann Henichel. Sie heißt hier „Um Haus und Hof“ und der Dichter Franz Kranewitter. Da wie dort will ein Weib aus verachteter Niedrigkeit zur Stellung der Frau eines geachteten Mannes emporsteigen, allein während das neue Kronenritter geschaffene Weib ihr Ziel mit eiserner Consequenz verfolgt und festhält und hiebei, von ihrer Leidenschaft geblendet, zu Mitteln greift, die den realen Wert des Erstrebten weit überschreiten und eben darum nothwendig zu einem tragischen Ende führen müssen, zerstattert Hauptmanns letzte Tragödie in eine lange Reihe von Geschehnissen, die vielleicht nur ganz lose zusammenhängen, und man weiß zum Schluß nicht, wer eigentlich die Handlung geführt hat — Hanne oder Henichel. Ich habe mir das vielumstrittene Werk kürzlich im Schauspielhause zu München angesehen, ohne es vorerst gelesen zu haben. Als der erste Akt vorüber war und ich gehen hatte, wie die sterbende Frau Henichel das Wort abgerungen, Hanne nicht zu heiraten, hielt ich es trotz der zu Gesicht bekommenen, am inneren Wert des Dramas zweifelnden Recensionen für eine ausgemachte Sache, daß sich da eine furchtbare Tragödie der Untreue gegen den eigenen Charakter, verwirkt mit dem von Hanne vertretenen Motiv der Ehr- und Herzlosigkeit, abspielen werde. Allein meine indirecte Erwartungen wurden allobald arg getäuscht, denn Hauptmann läßt das angeschlagene Thema und Leitmotiv fast gänzlich fallen, um es erst wieder aufzugreifen, wenn es sein verklungen und vergessen in und seinen Wert verloren hat. Anstatt das Gespenst der ihr Recht einfordernden Todten hinter Henichel zu stellen und es, sobald er ein gegebenes Wort nur im Gedanken gebrochen, mit unheimlicher Consequenz auf Henichels Schädeldecke loshämmern zu lassen, bis sein schwaches Gehirn zum Balsamum gemacht wird, reiht sich Szene an Szene, von denen jede einzelne ein Meisterstück von Naturwahrheit ist, die aber alle mit einander den angeschlagenen Hauptton nicht nur Haarscharfe verlieren, sondern ziel- und zwecklos nach allen Richtungen herumbohren, ohne etwas anderes als taubes Dichten zutage zu fördern. Henichel erinnert sich seines Versprechens erst dann wieder einmal, wenn er erfährt, daß er ein Schwabenkind bekommen, das ihn es eigentlich, was ihn in den Tod treibt, und endet damit ein sehr Zeitungsmann, der der unbefriedigtesten Weise, zwar idealistisch, aber nicht tragisch, und jedoch man sich vom Schrecken erholt hat, darüber sich einem mangels jeglicher Bedeutung des Stoffes unwillkürlich die Frage auf: Wozu der Lärm? Kranewitter nennt „Um Haus und Hof“ hingegen ist eine ernsthaft durchaus tragische Tragödie der Ehr- und Herzlosigkeit und unter all den neueren Werken meines Anschauungskreises „Meineid“ das tragische dramatische Drama. Nebenher bemerkt, zeigt dasselbe in seiner Gedankenwelt für die Naturverbundenheit einer ländlichen Anschauungsweise, die Kranewitter in vollendetem Maße, ohne aber diese Tendenz auch nur [illegible] [illegible] und die das Publicum durch Ab-

Digitized by Google

sichtlichkeit zu verstimmen. Und dieses in lapidarer, dramatischer Schrift, mit ehernem Griffel in die Kulturgeschichte eingegrabene und 1895 hier in Innsbruck mit grossem Erfolg aufgeführte Werk war trotz aller meiner Bemühungen bisher in Wien nicht unterzubringen. Dies war einer der Beweggründe, dass ich vor Jahr und Tag Wien verdrossen den Rücken kehrte und mich hierher begab, um im steten Verkehr mit Kranewitter neue Waffen zu schmieden und dann mit ihm zu einem stärkeren Streich auszuholen. Das erstere ist geschehen; ich habe mich mit den „Sünden der Väter“ und dem „Nornengespinnstlein“, und Kranewitter sich mit einer Tragödie aus der Zeit der deutschen Bauernkriege, betitelt „Michael Gaismayr“, ausgerüstet“, und nun muss man zum Kampfe zulässt, soll man ziehen, ob die österreichische Production wirklich so beschämend weit hinter der norddeutschen zurückbleibt, wie man es alle Tage da und dort lesen kann. Nein, Ihr Herren! das brauchen wir uns nicht sagen zu lassen, wenigstens insolange nicht, als wir nicht unsere Werke mit denen der Brüder im Norden im kunstfreiben Kampfe freundschaftlich gemessen. Einmal wird und muss dies geschehen, denn wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg, und wie werden ihn früher oder später zu finden wissen. Wenn sich trotz dieses Kampfgeistes in Wien keine Bühne auftun will, werden wir uns nach München wenden, wo der Direktor des Schauspielhauses Georg Stollberg mit seinem geradezu glänzenden Ensemble, mit den schwersten modernen Werken Tag für Tag ausverkaufte Häuser erzielt und in kurzer Zeit bereits der Herr der Situation geworden ist. Gleich tüchtig als Regisseur, Schauspieler und Director, sorgt er nicht nur für eine unvergleichlich würdige und durchaus einheitlich gestimmte Darstellung der bedeutendsten Werke, sondern er ist auch unablässig bemüht, junge, dramatische Kräfte jeder Art für seine Bühne zu gewinnen. Dass solche auch bei uns in Tirol nachwachsen werden, lassen einige, mir zu Gesicht gekommene Einacter von Anton Renk und Dr. Richard Eder, so unausgegohren sie auch im einzelnen noch sein mögen, mit Recht erhoffen. Nun ist es an den Directoren Wiens, ihre verstockte Pflicht und Schuldigkeit zu thun. Geschieht dies nicht, dann möge Wien sich nimmehr nennen, dass es die einzigste auf dem Gebiete des deutschen Dramas so ungeheuer Führung, welche ihr nun durch das in Wien allzeit herrschende verstockte Cliquenwesen abgelehnte Burckhard mit Hilfe des Tiroler Mitterwurzer wieder zu erobern im Begriffe war, nicht auch noch für die süddeutsche Production endgiltig und unwiederbringlich verliere. Dass es dies zu thun auf dem besten Wege ist, zeigt unter anderem auch die Ablehnung eines in bedeutenden Werkes wie Ruederers „Fahnenweihe“, welches in München gleich Furore machte. Heuchel, Biberpelz, Jugend und anderen modernen Werken eine lange Reihe übervoller Häuser erzielte.

Was nun Kranewitter unter den Jung-Tirolern als Dramatiker, das bedeutet Werkner von Wallpach auf dem Gebiet der Lyrik. Entgegen der Feinkunst der Modernen, die in der Darstellung perönlichster, dunkler psychologischer Vorgänge, in wissenschaftlich erbarmungsloser Selbstzergliederung oder den Visionen eines müden romantischen Mystizismus der Kunst neue Wege suchen, will er in kräftiger Lebensbejahung im deutsch-germanischen Volksthum Wurzel fassen. Formal und technisch ist er durch die Schule des Naturalismus gegangen, dessen Anschaulichkeit, die manchmal vor dreister Unverhülltheit nicht zurückschreckt, er sich zu eigen gemacht. Was an ihm am meisten auffällt, ist sein streng naturwüchsiges, der aller nicht äußerliche Tendenz, sondern tiefinnerliches Wesen ist. Seine Lyrik ist weder rein musikalisch, noch malerisch, sondern plastisch und beruht völlig auf Innerlichkeit und Naturstimmung. Steif und Stimmung ist erlebt, der Natur entnommen, niemals die unterste schoben. Ueberall sind es Anschaulichkeit, Thatsächlichkeit und Vermeidung des Begriffslichen. Seine Landschaft ist Abdruck nach der Natur und gibt den empfangenen Eindruck in voller Lebendigkeit wieder, so dass sich Naturbilde und Innenleben decken und ergänzen, und der Leser in eine Stimmung versetzt wird, welche das Erlebnis, der Anblick der Landschaft im Dichter ausgelöste. Nirgends Wallpachs Weltanschauung fußt auf gesunden Wirklichkeitssinn und in ein weltenweiter Weitsinn, der sich völlig eins fühlt mit der Natur.

Aehnliche Wege wie Wallpach wandelt auch Hugo Greinz; Aus den Strofen, die er zur das Zusammenwerk „Jung Tirol“ beisteuert, wird seine dichterische und geistige Eigenart vollkommen deutlich, und er ist, um es gleich herauszusagen, bedeutend. Sein dichterischer Stammbaum fußt auf Jacobsen und Mörike, Hamsun die er aber nicht nachahmt, sondern denen er einfach congenial ist wie die Skizzen „Die Nacht“ und „In irenden Stadt“ zeigen. Wie das duftet und leuchtet und flittert ist, geschlärfter Naturalismus in kristallener Schale. Die Sprache ist rein und edel, so warm und modulationsfähig! Keine Zeile, die uns mit andere dahin reden wünschte, die ganze Composition wie aus einem Guss, ohne Spalten und Lücken — ein harmonisches Bildschwirrel. Fein die Bilder und Tiefe des Gemüthes, all das Große und Kleine der Welt, Sturm und Sonnenschein, Blume und Baum mit gleicher Liebe umfassend, weil es mit allem sich eins weiß, weil es in jedem Theile das Große, Ewige, Allumfassende spürt, das in ihm noch und verebbt und auf den Menschen eindringt voll geheimnisvoller Beziehung und Bedeutung und ihm doch nichts anhaben kann, weil er mit allen Wurzeln und Fasern mit ihm zusammenhängt, ein Theil und ein Ganzes zugleich. Das Goethe'sche „auf sich selbst beruhen“, gleich bewundenswert wie die Kraft des Dichters, den Dingen ins Herz zu sehen, ihr Wesen zu erschauen, ihr Charakteristisches wahrzunehmen, sie mit einem nie fehlenden Löweneinprung zu packen und die empfangene Stimmung mit zwingender Gewalt auf den Leser zu übertragen. Alles in allem — ein Dichter von Gottes Gnaden.

In anderer, wenn auch verwandter Art schreibt Dr. Heinrich v. Schullern, ein flotter, liebenswürdiger Geist, voll lachender Pikanterie, burchaus modern, aber nicht bloß in der Art seiner Empfindung, sondern auch in Ton und Vortrag. Nervös auf das Unscheinbarste, jede Nadelspitze reagierend, ein Meister der Kleinkunst, wo ihm Kraft und Absicht am reinsten in einander aufgeht. Ein feldeschärftliches, heiteres Gefühl, das er den Dingen entgegenträgt, bringt sie zum Klingen und lässt des Dichters Güte und unendliche Naturandacht auf das Innigste empfinden. Ein durchaus Eigener, der das Suchen und Tasten bereits überwunden und als interessante Persönlichkeit, als interessantes „Ich“ uns gegenübersteht.

Von den anderen in „Jung-Tirol“ vertretenen Schriftstellern dürfte der schon oben erwähnte Anton Renk, dessen Beiträge mich eben glücklich gewählt sind, jedenfalls die bedeutendste Zukunft haben, wie eine berächtliche Anzahl da und dort erschienener Poesien beweisen. Die ungestüme Art und Weise, wie er seine Werke von ungleichem Wert in die Oeffentlichkeit wirft, zeigt wohl von einem heftigen Wollen, aber von unzureichender Selbstkritik und Selbstzucht. Wenn er einmal herausgefunden haben wird, auf welchem Loch er pfeifen soll, werden seine Melodien gewiss an Wert und Farbe gewinnen und auch den strengsten Anforderungen wahrer Künstlerner entsprechen.

Doch, Ihr überleidenbewussten Residenzdichter, ist es, was Jung-Tirol geleistet, und nun sieht es bei Euch, aus als furchtlose und, wie wir hoffen, brauchbare Kämpen in Eure Reihen aufzunehmen, um Schulter an Schulter mit Euch für das Schöne zu kämpfen und den etwas üppig gewordenen norddeutschen Brüdern den alten bajuwarischen Strennui entgegen zu schleudern: „Habt's a Schneid!“

Innsbruck. **Rudolf Christoph Jenny.**

Der Bärenhäuter.

(In drei Acten von Siegfried Wagner. Erste Aufführung am k. k. Hofopernttheater am 27. März 1899.)

Es ist nicht mit den Talenten wie mit dem Adel, der sich fort und pflanzt und dessen Herrlichkeit wächst, indem er von Geschlechter zum Vater, vom Vater zum Sohn, vom Sohn zum Enkel übergeht, ohne dass der Abnlicher eine Förderung von Seiten des seinen Abkömmlings mache. Der alte Stamm adelt sich zu seinem angeheuren Narrenbaume: aber was schadet das? Wir dem Talent ist's ganz anders. Um nur den Ruf seines Vaters zu erhalten, muss man geschickter sein als er: man muss von seiner Faser gerbt haben. Die Faser ist mir angeblieben; aber das Handgelent ist gesteif, der Bogen ruhrt sich und der Ton tiefer: ist's mir Ruhm, so ist's Bornirtheit.“ An diese Worte Liberius, die er in seinem bekannten Dialog Mameus Reisen laden lasen, habe ich mich unwillkürlich erinnert, als ich Siegfried Wagners erste Oper hörte. Mir wie viel Neugierde, mit wie viel Erwartungen und Hoffnungen in ihr mich das musikalische Publicum entgegengetreten! Wie wohl wollend hat es nicht den jungen Componisten empfangen und dann die Ouverture gehen, die zwar ganz anders war, als man sich vorstellte, aber doch ein klarer ausgesprochenes treuhisches Gesicht zeigte. Dieser heitere, liebenswürdige Zug in auch dem ganzen Werke treu geblieben. Es langweilt nie, es interessiert fast immer, es gibt immer etwas zu sehen und zu hören, aber die tiefere Wirkung bleibt ihm versagt. Es fehlen dem Werke die grossen Gedanken, dichterisch und musikalisch. Damit aber charakterisiert sich die ganze Composition als eine Oper zweiten Ranges. Ich glaube man wird das am besten merken an der Nachwirkung. Die der Beethovenschen unmittelbar und anderswo schon hinterlassen hat. Einmal hört man ihn gern an, ist selbst stand den Eindruck der Aufführung wohl bewusst, aber nach dem Clavierauszug, einmal durch, aber ein zweitesmal hineinzugehen, danach habe ich kein Verlangen. Dazu hat mir die Oper zu wenig grosse Persönlichkeiten zu dem genialen Leben Gestalt die auch in dieser Darstellung hervorragen. Die mitel Leitung Mahler hat, der Hauptmitglieder, an Persönlichkeit und Stimme mitwirken übrig ließ. An diesem Gelingt hat auch sein Schwierigkeiten, den schwierigen Aufbau. Ganz klar ist in der Mittelpunkt der Oper, der in gegenüber sich alle anderen Gestalten als Nebenpersonen gruppieren, selbst Ernst mehr ausdrucksvoll.

Digitized by Google

Fräulein Michalek mit rührender Anspruchslosigkeit zu geben weiß. Schmedes spielt mit so gewinnender Natürlichkeit und weiß mit so einfachen Bewegungen so viel zu sagen, daß man glauben könnte, die Partie sei eigens für ihn geschrieben worden. Sein frisches und im besten Sinne naives Spiel paßt auch zu dem eigenthümlichen Humor des Werkes. Die Art, wie der Teufel mit Hans Kraft spricht, wie er ihn in die Hölle führt, wie dort Petrus mit Hans um die verlorenen Seelen Würfel spielt, spricht nur ein wahrhaft künstlerisches Gemüth. Alles passt auch hier zu den zahlreichen Kniffeleyerie, die sich sämmtliche Darsteller in heiteren Momenten unverdrossen leisten. Nehmen wir dazu alle die Bühnenwunder der Hölle, den großen Ofen, wo die sündigen Seelen schmachten, die kleinen Teufel und Spukgestalten, die den armen Hans so jämmerlich zurichten, bis er wie ein Strewelpeter aussieht, der aus dem großen Tintenfaß herauskommt, endlich die buntbemalten fliegenden Drachen, die zum Schluß des ersten Aktes die ganze Bühne erfüllen, so werden wir unwillkürlich an Darstellungen aus den Münchener Bilderbögen erinnert. Wir warten dann förmlich auf das Gelächter der kleinen Kinder, die in der Sonntagsoper das ganze Haus mit ihrem fröhlichen Lachen erfüllen.

Darin liegt an und für sich noch lange kein Tadel. Auch ein Bilderbogen kann in seiner Art ein Kunstwerk sein, und man hat ja heute auch eine Bezeichnung für dieses Genre, das seinen Charakter ein wenig beschönigen soll: man sagt in solchen Fällen, das Werk sei „volksthümlich“. Das darf es auch sein, nur muß dann dieser Charakter ohne Rest durchgeführt und nicht durch Concessionen durchbrochen sein. Wie weit man damit kommen kann, das zeigt der zweite Akt des Bärenhäuter. Hier sind die Wirthshausscenen ganz ausgezeichnet gemacht, der Humor derb, einfach, aber echt. Der Gedanke der ängstlichen Bauern, erst die beiden Fäße des Hans Kraft zu prüfen, bevor sie ihn selbst hereinlassen, und ihn zu veranlassen, sie erst probeweise durchs Fenster hereinzukriechen, ist ein ganz köstlicher Einfall, der in den prächtigsten Bilderbogenversen ausgedrückt ist. Wenn es nur immer bei diesen Anspielen bliebe! Aber ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, als wolle der Componist eigentlich doch höher hinaus. Zahlreiche Wendungen der Handlung und manche unnöthig feierliche Pose scheinen mir dafür zu sprechen. Dann wäre die volksthümliche Auschauung Siegfried Wagners nur das unbeabsichtigte Endresultat der noch nicht ausgereiften Künstlerschaft. Dann stünde es schlimm um die Oper und um die Zukunft des Componisten selber. Ob sich ihm aber mit diesem zweiwegig bot wir aufzuschieben Wochen nicht Unrecht thue, wird der weitere Entwicklungsgang Humperdinck bald entscheiden, und ich werde mich selbst am meisten freuen, wenn ich dann alle Besürchtungen zerstreuen kann. Nichtsdestoweniger Lob kann man der Oper in ihrem scenischen Aufbau zuspenden. Die Handlung entwickelt sich gleichmäßig und stetig, ohne unmotivierte Eingriffe, in fesselnder Entwicklung bis zum Schluß. Nur dieser selbst ist zu lang gerathen, ein Fehler, der indes leicht durch eine kühne dramaturgische Operation beseitigt werden könnte.

Vom rein musikalischen Standpunkt lässt sich über den Bärenhäuter ungefähr dasselbe sagen, wie vom rein dichterischen. Auch Wagners musikalische Erfindungskraft in „volksthümlich“, und gerade bei ihr sollte es mir am meisten auf, daß seine Erfindung eher den Eindruck des Zurückgebliebenen, noch nicht genügend Entwickelten macht, und erst dadurch mittelbar den Charakter des Volksthümlichen annimmt. Musikalisch mertt man sehr leicht, ob eine Melodie absichtlich einfach erfunden, oder nothwendigerweise nicht weiter gearbeitet ist. Man merkt es auch im Contrast zu wirklich Starkem, die nicht volksthümlich sein sollen, und die bei Siegfried Wagner einfach nicht gelingen kann. Er kann es eben noch nicht anders. Volksthümlich einfache Melodien hat Weber im Freischütz auch mit Vorliebe gepflegt, aber da bilderen sie den Gegensatz zu der im übrigen großartigen und tiefsinnigen Melodik, die bei Siegfried Wagner noch vollständig fehlt. Man vergleiche etwa den volksthümlichen Walzer im dritten Akt der Meistersinger mit dem Trinkliede zum Schluß des ersten Aktes des Bärenhäuter. Das sind doch zu wahltige Unterschiede, die allerdings erst durch den genialen Mer gleich mit den trockenen Versen unserer Literatur klar werden. Zur Kunst des Vaters verhält sich die des Sohnes etwa wie Bräuning-Theron zu dem von Weber, wie Müllers „Landerstöber“ zu „Landerstöte“ Mozarts, oder wie Schiel und Overweg zur Kunst der Classiker. Die in der Kunst berechtigte Volksthümlichkeit aber besteht nicht darin, daß man sich auf den niedrigen Standpunkt des Ungebildeten, oder gar auf den der Ungebildeten stellt, als müßte dieses, daß man selbst unentwickelt, verdorben sein müsse, damit das ganze Volk in seinen vom vorgetragen durchaus nicht populären Mann, trotzdem unwiderstehlich, begeisterte und sie dadurch zum Ungeheuer gut alles machte. Siegfried Wagners Melodik geht lange nicht über verstellt und nicht in der absichtlichen Beschränktheit, sondern sie ist einfach, weil der Componist auf der tiefsten Stufe

entsprechende Beachtung finde, keine Persönlichkeit tritt auf, kein Stimmungsbild entrollt sich vor unseren Augen, dem nicht bestimmte charakterisierende Accorde gewidmet wären. Und wie sicher er in solchen Augenblicken die Orchesterfarben mischt! Er colorierst schon wie ein erfahrener Künstler. Für jede Scene, jedes entscheidende Wort findet er einen bezeichnenden Ton, und immer klingt es angenehm und lieblich aus dem Orchester heraus. Die Ouverture, die Vorspiele zu den beiden Acten und die zwischenspiele bei den Verhandlungen sind von denn auch das musikalisch Bedeutendste der ganzen Oper. So unreif er also noch erscheint, so straffung ist er schon in der Verwertung des Wenigen, was ihm einfällt. Der umgekehrte Fall wäre mir mit Rücksicht auf seine Zukunft lieber gewesen, denn im Gestalten läßt sich mehr lernen, als im Erfinden.

Was wird uns nun die Zukunft in Siegfried Wagner bringen? Wird er ein so großer Künstler werden wie der Vater, oder wird er sich mit geringerem Maße bescheiden müssen? Diese Frage kann heute niemand beantworten. Richard Wagners „Feen“ waren auch kein Meisterwerk, Meyerbeer mußte gar erst fünfzehn Opern componieren, ehe er im „Robert“ sich selber fand. Eine alte Theaterpraris sagt, daß die erste Liebe und die erste Oper immer nicht viel wert sind. Und auch dann, wenn einmal der große Wurf gelungen und ein Meisterwerk geschaffen ist, entscheidet erst das zweite, nicht schon das erste Werk über die endgiltige Stellung des Componisten in der Musikgeschichte. Wir haben also noch lange Zeit, bevor wir das Endurtheil fällen können. Verdorben ist bisher an der Zukunft sicherlich nicht, aber gewonnen ist mit dem „Bärenhäuter“ vorläufig auch mehr, als die Thatsache, daß der Sohn Richard Wagners nun endgiltig die Künstlerlaufbahn betreten hat, auf der es für ihn, wenn er es ernst meint, keine Umkehr mehr gibt. Zum großen Ziele führen, wie gesagt, noch gute Wege; vorläufig wollen wir uns der Thatsache freuen, daß die Erstaufführung des „Bärenhäuter“ beim Publicum einen Zindel obwegleichen hervorrief, und daß die Begeisterung des Volkes an derselben Stelle den Zeiler wieder gut machte, den eine unerbittliche Gegnerschaft durch ihre ablehnende Haltung an den Vater unverantwortlicherweise begangen hat.

Richard Wallaschek.

Die Woche.

Politische Notizen.

Von jeher hat man die leitenden Staatsmänner als die Männer der That mit den Prinzipienreitern des antiken Dramas verglichen, während man die politischen Journalisten dem Chor gleichgestellt hat, der ihre Handlungen zwar mit lobenden oder tadelnden Worten zu begleiten hat. Der Vergleich ist alt. Doch niemand noch hat die traurigen Consequenzen bedacht, zu welchen die sclavenartige Abhängigkeit von den Staatsmännern die politische Journalistik Oesterreichs unter dem Regime Thun eigentlich hatte führen müssen.

*

Da den Staatsmännern dieses Ministeriums, insbesondere dem Grafen Thun und dem nächst ihm Hervorragendsten des Cabinets, dem Dr. Marsk, die Kraft, der Muth und, wie man sagt, auch die Erlaubnis zu Thaten fehlt, so hatten, genau genommen, in den abgelaufenen Jahr resierenden Thatendurstigkeit die politischen Journalisten in Oesterreich keine Beschäftigung gehabt, so gut wie in der Oper etwa die Chorsten alle jammt ihren Spießbend verblieben, wenn die Primadonna absagt. Da das Ministerium nichts gethan hat, war auch nichts darüber zu schreiben, weder von freundlichen noch von unfreundlichen Seite, und die politischen Journalisten hätten in diesem Jahre Thun aus Stoffmangel vernungen müssen, wenn nicht . . .

*

wenn nicht das Ministerium Thun diese öffentliche Calamität rechtzeitig vorausgesehen und abgewendet hätte. Sein eigenes Lebensinteresse war ja dabei mitbetroffen. Denn wenn die österreichischen Zeitungen ein Jahr lang nichts über innere Politik gebracht hatten, hätte die staatsmännische Unfähigkeit der Minister auch den Dummsten im Lande auffallen müssen, und das Ministerium Thun wäre infolge dessen vielleicht noch früher Gegenstand, als die politischen Journalisten verhungert waren. Da musste vor allem was geschehen, und es geschah auch. Da die Thun und Marsk staatsmännische Thaten nicht schaffen konnten, so mussten sie wenigstens welche in Worten simulieren, damit der Chor darüber seine Zeloske oder seinen Tadelsmarsch anstimmen und der äußere Schein einer politischen Existenz gerettet bleiben konnte.

*

Das ist die große Sorge dieses Ministeriums gewesen, und die ist sehr ernst zu nehmen gewesen, denn ein Ministerium, das keine Nachricht über eine bevorstehende Reise der Regierung in die Bäder der einen Partei zu bringen, um sie den andern Tag in den Bädern der andern Partei zu widerlegen, das keine andere Regierung, eine Regierung, die etwas thut, braucht nur die von selbst gegebenen Beziehungen zu den Blättern ihrer Parteien zu benützen, um sich durch solche Blätter der Gegenpartei in Erinnerung zu bringen, und besitzt es die Regierung, die sie in jenen knalleren Tonen, in denen sie der Gemüthsruhe zu kommen. Ein ganzes Jahr lang so ruhig zu sein, ohne daß eine Partei das Ministerium Thun zu stürzen versucht hätte, ohne daß eine Partei das Ministerium Thun zu halten versucht hätte, ist eine Leistung, die nur einem Ministerium gelingen kann, das sich mit Recht als ein Ministerium der Ruhe bezeichnet, in den deutschen Landen, wo sonst in den ruhigsten Tagen durch ein gleichmäßiges Laus anstatt Ruhe . . . . . Ruhe, wie sonst . . . . . Regierungsprogramm . . . . . Ruhe, wie sonst . . . . . Ruhe, wie sonst . . . . . Ruhe, wie sonst

den deutschen Kreisen verherrlicht, in den czechischen verpönt wurde. Oder ein Beispiel aus neuester Zeit: In einem deutschen Blatte wird — immer authentisch — ein deutschfreundliches Sprachengesetz auf Grund des § 14 angekündigt; nachdem sich Gleichtes und Gegensätzliches darüber gelegt, wird es in den czechischen Blättern — ebenso authentisch — wieder in Abrede gestellt. So wird der einfältige Zeitungsleser immer wieder aus einer Aufregung in die andere gejagt, und es steckt doch nie was dahinter.

*

Da Graf Thun und Dr. Kaizl keine Staatsmänner sein können, haben sie sich ganz auf die Journalistik verlegt. So eifrig, wie unser einem, ist noch kaum je in den Ministerien journalisiert worden. Die Noten und die Berichte stehen in der Schein-Geschäft der Völker Oesterreichs unter diesem Regime. Täglich gehen vom Ministerium präsidium, täglich gehen vom Finanzministerium unübersehbar viele und vielfärbige Zeitungsinspirationen ins Land. Graf Thun vergisst darüber, Oesterreich zu retten, und Dr. Kaizl verfasst dagegen, die Zeitungen zu verwalten. Das ist vielleicht eine der wenigen gute Seite dieses Ministeriums. Freilich, Graf Thun und Dr. Kaizl tragen durch ihre heftige Mitarbeit sehr merklich zur weiteren Verschlechterung der ohnedies schon genug schlechten österreichischen Presse bei. Aber dieser Nachteil lässt sich noch immer eher ertragen als die Nachteile, die uns erwachsen würden, wenn Graf Thun in der That Oesterreich zu retten oder Dr. Kaizl Finanzkünstler zu spielen versuchen würde. Darum sein sie hier von jedem Vorwurf verschont. Nur die Thatsache sei festgestellt: Auf der Bühne — um in dem antiken Vergleich zu sprechen — steht nur der Chor, dem die Protagonisten fehlen, weil sie dazu von der Vorsehung in besser Beziehung — Talent — erwählten teilen selbst nur Chorsten sind, und der Chorgesang ist leeres Geschrei, weil die Handlung fehlt. Die leitenden Staatsmänner dieses Regimes aber leben nicht von Staatsmännischen Thaten, sondern von journalistischen Enten. Es ist wahrhaftig ein papierenes Enten-Ministerium, von dem jetzt Oesterreich regiert, oder besser gesagt, redigiert wird.

* * *

In der „Neuen Freien Presse" lässt jetzt Dr. Kaizl, seinen vorjährigen Artikel über die Sprachenfrage aus der „Česka Revue" neuerdings abdrucken. Aus dem langathmigen Raisonnement, als welcher sich der Artikel darstellt, kann man entnehmen, wie sich alle utopischen deutschen und czechischen Politiker vor und neben Dr. Kaizl die Lösung der Sprachenfrage gedacht haben, nur eines nicht, und das ist leider das Wichtigste: wie der zugwischen zur Lösung dieser Frage ins Ministerium berufene Dr. Kaizl selbst über diese Frage denkt. Die einzige Andeutung in dieser Richtung liefert darauf, dass Dr. Kaizl sich für den Sprachenausgleichsplan zur Lösung hat. Die gesetzliche Festsetzung eines getrennten deutschen Sprachgebietes in Böhmen, die Collège Dr. Herold betauntlich „Landesabtrennung" schimpft, nennt der loyale Dr. Kaizl gelobend „die einfachste Gleichberechtigung". Weiterhin adoptieren die Czechen das Kind, wenn es einen so harmlosen Namen führt.

*

Die Hoffnungen auf die Nachgiebigkeit der Czechen in der Sprachenfrage erscheinen gar nicht mehr so unbegründet, seitdem man ihre Gefügigkeit in der Dreibundpolitik zu bewundern Gelegenheit bekommen hat. Was war das für ein Krawall gegen das deutsche Bündnis, mit dem die jung- und altczechischen Jüngern und Parteiführer in den letzten Wochen die Luft erfüllten, solange der Scandal den heimischen Gönnern im Ministerratssaale vorüber und im Finanzministerium ein Gaudium zu bereiten! Sobald aber vor der Oeffentlichkeit die Tatze, unter welcher die Dreibundschmöker und die Mörder gutmütig ruhen, hervorgezogen war, vergieng diesen das Gaudium und gieng der Scandal. Dem Attentate des Aeußern aus wurde den jung- und altczechischen Raubaturen durch Vermittlung des „Pester Lloyds" am Samstag ein energischer Wink gegeben, und sie parierten auch schon. Man lese nur, was die sonst so deutschunfreundliche Prager „Politik" jetzt plötzlich als die Summe der Weisheit in der äußeren Politik ansieht. In ihrer Nummer vom Donnerstag schreibt sie klipp und klar: „Die bohmische Delegation gebraucht, gegen keine auswärtige Politik aufzutreten, welche der Kaiser im Interesse des Volkes nur zulässig hält." Mitbringt! Dasselbe konnte man selbst vor gallizischen Bauern von des Prinzip der Manthaltosen nicht verwirren. Wenn die vor einer „bohmische Delegation" dieses Prinzip schon in der äußeren Politik inadmissible acceptiert hat, so braucht sie nur noch einen Schritt zu machen und das gleiche, alle Probleme wie mit einem Zauberschlag entwirrende Prinzip auch auf die innere Politik zu übertragen, und die Lösung ist in Oesterreich im Nu wieder hergestellt. Voraussetzung ist nur, dass der „Pester Lloyd" sich rechtzeitig entschließt, den nachtherbstlichen Sprödlos, Pascals u. s. w. auch für die innere Politik einmal einen sanften Wink mit dem Stiefelabsatz zu geben.

*

In früherer Zeit konnte man in den Kreisen des Prinzen Liechtenstein eine gewisse Stabilität der Anschauungen bemerken, woraus ziemlich allgemein auf eine gewisse Stabilität seiner Prinzipien geschlossen wurde. Die Wechsel seiner Ansichten in letzter Zeit lässt demnach auch auf einen Wechsel seiner Grundsätze schließen. Wenn der Prinz einmal Ministerpräsident wird, braucht er kein Regierungsprogramm zu verfassen, sondern nur einen bedeutenden Tag der Ministerdauer unterschreiben. Dann wird sein Inhalt so schlecht, und die wunschenswerte Stabilität seiner Regierung ist wieder mehr als sichert sein.

*

Graf Nietmanowicz hofft die deutschen Opportunisten auf die Schen vor der Obstruktion zu verführen. In Wirklichkeit hat Thun — hat er hinzugefügt — [illegible] vorangegangen. Thun und [illegible] wir doch noch nicht gehabt.

Volkswirtschaftliches.

Export!

Eine philologische Studie.

Bei dem allseitigen Interesse, welches gegenwärtig dem österreichischen Exporte mit Recht entgegengebracht wird, darf wohl auch ein schlichter Philologe als guter Patriot die terminologische „Seite des Problemes" erörtern, um zu zeigen, dass in dieser Frage — einer Existenzfrage unseres Staates — gwar schon viele Worte gesprochen und viele Wörter ersonnen wurden, das leider entscheidende Wort aber, welches zu einer That rührt, noch immer aussteht.

Im Anfang war das Wort — „Export", und es war gut so. Doch ist es bekanntlich anderseits wieder nicht gut, dass derartige knappe Worte allein seien, und so kam es, dass unsere erfindungsreichen officiellen und privaten Handelspolitiker zu den deutschen Worte „Export" nur bald andere, längere Wörter fügten. Es gab zunächst einfache „Exportbesterbungen" — eine Modalitance des flotten Fremdworten Export mit einem hausbackenen, langweiligen deutschen Abstraktum auf -ung. Wie voranzusehen, war man gezwungen, es mit schöner, ergotisch klingenden Fremdwortern zu versuchen und damit vielleicht die vielbesprochene und vielbesehrerene „Exportförderung" zu erreichen. Man gieng also daran, die altehrwürdige „Orientalische Akademie" umzutaufen und in eine „Konsular-Akademie" umzuwandeln, — offenbar in dankbarer Anerkennung des für unseren Export so hervorragenden Wirkens unserer Konsulate.

Das Wort „Akademie" begeisterte! Ein schönes griechisches Wort, welches die heiligsten Erinnerungen aus klassischer Zeit wachrief — warum sollte eine Akademie nicht auch unserem Exporte ein klassisches Gepräge verleihen? Ein Gebäude war ja da, es musste nur für so ausgezeichnet befunden, dass man rings neben der vornehmsten Consular-Akademie eine das Wind beim rechten Namen nennende „Export-Akademie" schaf.

Doch, leider! nützen die schönsten Wörter, ob griechisch oder lateinisch, nicht, wenn das gutdeutsche Geld mangelt. Die Namen in allen Ehren, aber Geld, Geld und abermals Geld ist vonnöten, wenn man Bedeutendes, sondern auch zur „Hebung des Exportes". Nun, wer denkt beim hören klange „Geld" nicht sofort an die Sammelnamen alles Gildes, an Banken? Obendrein, gethan: unserer Export-Monteurcorps" sprachen gar bald das inhaltsschwere Wort „Exportbank" aus; man potanzte es in alle Welt hinaus, und Engländer, Franzosen und Deutsche, die sonst unseren „Exportmaßnahmen" ziemlich ruhig zusahen, sollen wirklich erschrocken gethan haben, als sie hörten, dass man in Oesterreich alles Ernstes von einer „Exportbank" — sprach und schrieb.

Merkwürdigerweise haben sich bei heimischen Exporteurende selbst über ihre tollkühne Conception verwundert und daher beschlossen, es beim bloßen Namengeben bewenden zu lassen und statt der Gründung der „Exportbank" welche die koarsesten Folgen für unseren Export hätte haben können, es doch lieber vorerst mit einer — neuen Statthaltung zu versuchen. Ob in der Schaffung neuer Fremdwörter nicht mehr getan geleistet! Wie gefällt Ihnen zum Beispiel das schöne pferdische Wort: „Exportsendling", die neue Anlage der altmodischen „Handelsclevern"? Wo Benennung des Neuern, „Exportsendling" brauchen man nicht gleich an das leidige Geld zu denken, wie bei der „Exportbank". Warum sollen sich unter den vielen bedürftigen, aber begabten und kenntnisreichen jungen Leuten bei uns nicht Wagehalse genug finden, die bereit sind, unseren „Exportunternehmen" zu dienen und — sich „Exportsendlinge" nennen zu lassen? Doch, da es ohne ein bisschen Geld denn doch nicht gehen dürfte, waren unsere weisen handelspolitischen Ratgeber schon gebildet, um den Wort „Exportsendling" ein an genug Capitalien gemeinsames Schlagwort „Exportfundikate" beizugesellen.

Wenn aber auch dieses neueste Namen all-e-l omnes! seine wunderweit äußern? Nun, es gibt deren noch immer eine stattliche Reihe schöner und verheißungsvoller Exportprodukte: „Exportcartell", „Export-Syndicat", „Export, m. m. b. H." „Exportbetrieb" u. s. f.

Auch mit der Einführung von „Exportgenossenschaften" a la Zwangs-Gewerbegenossenschaften hatte sich — manche schöne Rede anknüpfen. Auch den „Belehrungsausschuss" mit „Exportcurs" hatte man erwägen und discutieren. Vielleicht scheint man sogar ein großes, umfassendes „Exportgelehr" zuerst ein großer Fragebogen, verschickt an alle handelskommern, Vereine, Consulate u. s. w. Schon das wäre eine bedeutende Vorderung des Exportgeschäftes — im Anfange. Nach einigen Jahren liefen sämmtliche Antworten ein, und man konnte alle Monate eine Zeitungsnotiz bringen, dass das neue „Exportdepartement" im Ministerium wieder für unmöglich hielt, aus den „Berichten Exports am" bestimmen haben". Das schwierige Material sammle, sichte und ordne. Doch bedeutende Botschaft nahm, wieder eine geraume Zeit in Anspruch; inzwischen hatte „unser Export" aber weitere Fortschritten gethan, aber endlich erschien das [illegible] der Colonial eines „Exportbuches", mit riesigen statistischen Tabellen angefangen, mit Beginn der Constitution in A. B. Documentenbeilagen, Karte eine Kundreise, die Reise „Export-Ausstellungen". Eine eigene amtliche „Exportzeitung" erschien, die Bureau- und Tradesmitarbeiten Anfang Arbeit, die man [illegible] ob der Stadt [illegible] Ausstellung [illegible] Ausstellung [illegible] Ausstellung

ins Land bringt. Woher also Geld für Exportförderung nehmen und nicht — exportieren?

So weiß ich schließlich nur noch ein Wort, wieder ein Fremdwort, welches vielleicht einmal den ganzen Verlauf der „Exportförderungsaction" kennzeichnen dürfte: ein großer österreichischer „Exportbankrott".

T. Sch.

*

Die Reduction der Dividende der Wiener Tramway-Gesellschaft hat den Actionären eine große Enttäuschung gebracht. Wer die Bilanz mit Verständnis studiert, wird zu der Ueberzeugung gelangen, daß eine Höherbemessung der Dividende thatsächlich unmöglich war und daß das an der Börse und in der Tagespresse erhobene Geschrei von einer absichtlichen Herabdrückung der Dividende aus irgend welchen intuneren Motiven ungerechtfertigt ist. Der Grund für die rapide Steigerung der Ausgaben liegt thatsächlich in den bedeutenden Vergrößerung der Betriebsleistung und in der Erhöhung der Personals und der Besoldung desselben. Seit 1897, wo der unerträglichen Verhältnisse unseres Tramwaybetriebes halbwegs saniert worden sind, soweit dies beim Pferdebetrieb möglich ist, kann man erkennen, in welcher Weise das Publicum und die Bediensteten seit dem Bestande des Unternehmens ausgebeutet worden sind. Noch existiert der Ueberstundenlohn an Sonntagen, bloß um die Werktags-Ueberstellung zu drücken, wurden innerhalb zweier Jahre bei unbedeutender Vergrößerung des Netzes um volle 50 Procent mehr Wagenkilometer zurückgelegt. Um diesen Verkehr zu bewältigen, mußten im Laufe dieser zwei Jahre die Zahl der Angestellten von 2877 auf 3681, also um mehr als 60 Procent vermehrt werden, also um mehr als der Verkehrszuwachs beträgt. Wie wurden also damals die Bediensteten angetrieben, bevor sie die Reduction ihrer Arbeitszeit erkämpft hatten! Der Gesammtlohn der Angestellten ist in dieser Zeit von 1·53 Millionen auf 2·38 Millionen oder um 50 Procent gestiegen. Angesichts solcher Steigerungen muß man sich fast wundern, daß der Ausfall am Reingewinn nicht noch größer gewesen ist. Die Elasticität der Einnahmen beweist, daß die Ausbeutung des Publicums und der Beamten auch nicht im Interesse der Actionäre gelegen war. Wenn die Mehreinnahmen nicht plötzlich, sondern gradatim gemacht worden wären, so wäre wahrscheinlich nie ein Entgang am Reingewinn entstanden. Das Sparsystem der früheren Verwaltung bezahlen die Actionäre auf der ganzen Linie, zum Beispiel auch in den colossalen Mehranschaffungen an Pferden, 1427 Stück oder circa 30 Procent, welche jetzt lang vor der Einführung in den elektrischen Betrieb sich unmöglich mehr anzuschaffen können. Daß die Anschaffung erfolgen mußte, erhellt daraus, daß trotz des erhöhten Pferdestandes die Durchschnittsleistung des einzelnen Pferdes per Tag noch gelegen ist, und zwar von 21·59 Kilometer auf 23·32 Kilometer. Daß bei freilich die Actionäre in der Generalversammlung nicht gehindert, über die großen Leistungen zu jammern und zu wundern, daß weniger gefahren werde und geringere Löhne aus bezahlt werden. Die Oberen werden nie etwas lernen. Also, wie gesagt, für die Entwicklung des laufenden Jahres trifft die Verantwortung nicht die gegenwärtige sondern die frühere, gegen Publicum und Bedienstete in rücksichtslose Verwaltung.

*

Die Actionäre und die Speculanten faßen sich durch den Dividenden und den Curszuschlag irregeleitet. Wenn auch in der Generalversammlung zum Ausdruck gekommen ist, die Entziehung ist diesmal ungerechtfertigt und das Gleiche gilt von der Entziehung, welche die Zeitungsmeldungen hervorriefen, daß die Deutsche Bank einen Theil ihres Besitzes an Tramway-Actien veräußert habe. Diese Entziehung der Börse und Börsepresse hätten voraussehen können, daß die Gruppe der Deutschen Bank nicht ihren großen Actienbesitz durch Jahre behalten werde, den sie in solchem Umfang doch nur zum Zweck des Abschlusses des Bau und Betriebsgeschäftes erworben hatte. Welchen Grund sollte sie haben, die Actien, an welchen sie kleinen Nutzen hat, zu behalten, um sie Jahre hindurch mit 3 Procent zu verzinsen? Das war schon wegen der gespannten Geldverhältnisse in Deutschland wohl zu erwarten. Der elektrische Betrieb wird den heute 75 Procent betragenden Betriebsbeeffecienten herabdrücken, ganz unabhängig davon, wer Verwaltungsrat ist. Man kann diesem Umstande betrachtet, hatte die Verwaltung vielleicht ganz recht, den Actionären, welche nach dem Besitz der Deutschen Bank fragten, die Antwort zu verweigern. Nicht Recht hatte sie mit der Methode, welche sie anwandte, als ein Actionär die mit einer Verwaltung über die Zahl der von der Deutschen Bank bezogenen Stücke zu stehen. Die Antwort verweigern, war eine Antwort; sie bedeutet: es geht euch zwar nichts an, aber die Deutsche Bank hat verkauft. Dem hätte sie nicht verkaufe, so hätten ihre in der Versammlung anwesenden Vertreter keinen Anstand genommen, dies ausdrücklich mitzutheilen. Die Actionäre aber in Verbindung mit dem Curs werte, daß sie selbst die Depositen der Actionäre bei Banken zum Stichtage der Generalversammlung nicht kündigen, das war eine Irreführung. Die Deutsche Bank konnte ihren Besitz ganz verkauft haben und doch in der Generalversammlung mit einem unverändert großen Actienstand figurieren. Man kann zu der Sache stehen, wie man will, die Art der Geheimthuerei und der anderen ordentlichen Geschäftsgebarung geschieden. Es ist ein dritter Theile zu bezweifeln, daß die Verwaltung vielleicht ganz recht, den Actionären, welche nach dem Besitz der Deutschen Bank fragten, die Antwort zu verweigern. Nicht Recht hatte sie mit der Methode, welche sie anwandte, als ein Actionär die mit einer Verwaltung über die Zahl der von der Deutschen Bank bezogenen Stücke zu stehen. Die Antwort verweigern, war eine Antwort; sie bedeutet: es geht euch zwar nichts an, aber die Deutsche Bank hat verkauft. Dem hätte sie nicht verkauft

verunglücken das Buch ebenso, wie die gesetzlich sehr beschränkte Verschwörung der christlichsocialen Gemeinderäthen und die Verschwörung christlichsocialer Staats- und Gemeindebeamtin (zum Beispiel Hummus auf Te. Unegrest communale Gas-, Tramway- und Hinausmurfs-Politik, S. 149, wie Seiten lange Bewerthrändherung des Prinzen Liechtenstein, S. 81 bis 84). Dazwischen sind seinerweise beachtenswerte volkswirthschaftliche und politische Betrachtungen eingeflochten, die aber zumeist wieder in langathmige Raumgeschwerten übergehen. Werthvoll sind die als Anhang beigefügten statistischen Tabellen über die Stärke der einzelnen Parteien im Reichsrath und in den Landtagen, über die Staats- und insbesondere — eine neue Arbeit — die Landesfinanzen seit Beginn der constitutionellen Aera. Das ganze Buch ist ein unharmonisches Conglomerat von Dingen, die nicht zu einander passen. Als Nachschlagswerk unzuverlässig und unüberschüssig, ist es als Parteischrift überflüssig, weil es nur das wiederholt, was wir ohnehin täglich in den antisemitischen Blättern zu lesen bekommen. Der Autor thät deswegen unrecht Leuchtens gut, aus seinem Buch ein „Oesterreichisches Jahrbuch" in dem eingangs angedeuteten Sinne zu machen, etwa nach dem durch ein Menschenalter wohlbewährten Muster des „Europäischen Geschichtskalenders" von Schultheß, dessen hoher Wert gerade in der Beschränkung auf die objective Aneinanderreihung von trockenen Thatsachen besteht.

Dr. Theodor von Frimmel: Galeriestudien. Erster Band, zweite Lieferung. Bei G. H. Meyer, Leipzig 1898.

Ein geistvoller und liebenswürdiger Kunstkritiker setzt mit der vorliegenden Lieferung die Publicationsreihe fort, in welcher er den Wiener Bildergalerien eine eingehende Betrachtung zutheil werden lässt. Die zweite Lieferung beschäftigt sich speciell mit der kaiserlichen Gemäldesammlung, deren erste Anfänge auf Kaiser Rudolphinischen Kunstsammer und der Sammlung des Erzherzogs Leopold Wilhelm zu suchen sind. Die wertvollen kunsthistorischen Anmerkungen, mit denen Frimmel den Erwerb der einzelnen Kunstschätze begleitet, fussen zum Theil auf den Vorarbeiten von C. v. Leitner, A. v. Perger, Ed. v. Engerth und andere, doch darf er — und deshalb ist seine Publication überschüssig — auch selbst Interesse für Fachmänner und Laien — manchen bedeutsamen Fund unbedingt für sich in Anspruch nehmen.

E. H.

Revue der Revuen.

„Neue Deutsche Rundschau" (März). Einen höchst interessanten Artikel liefert Lou Andreas-Salomé unter dem Titel: „Der Mensch als Weib", worin viele neue Gesichtspunkte über das Verhältnis der Geschlechter gegeben werden, sowie über die Wege, die den Frauen in ihrem Streben nach höherer Entwickelung dadurch gewiesen werden. — Franz Servaes schildert das Künstlerheim Hans Thoma's des den Wienern gerade jetzt durch die Ausstellung bei Miethe nahegerückten Künstlers. Anheimelnd mit altväterlich wirkt dieses Atelier, trotzdem es in dem modernen, mondänen Frankfurt a. M. steht. Das kommt von der treuherzigen, kindlich naiven Art des Meisters, der dort schafft. Freilich bleibt er technisch weit hinter den Modernen aller Länder zurück, aber dennoch wirken seine Bilder unleidlich anheimelnd, denn er ist eine Persönlichkeit und vor allem eine Rassenerscheinung: der Inbegriff deutschen Wesens, wie etwa D. v. Liliencron in seiner Bodenwüchsigkeit, nur wieder als Schwarzwälder ganz anders als der holsteinische Dichter. Ganz verwachsen mit seiner engeren Heimat, stellt er am liebsten ihre Landschaft und die ihr innewohnenden Menschen dar, die er selbst in ihrer ganzen erdgeborenen Kraft hinzustellen versteht. In seinem starken Heimatsgefühl liegt das Geheimnis seiner Wucht und des Eindrucks vollen, frohen, menschlichen Lebens, das seinen Bildern eintrömt.

In **„National Review"** schreibt John Morrow über die nach seiner Ansicht nur zu wenig beachtete Gefahr der revolutionären Bewegung in Irland. Die Centenarfeier der Erhebung vom Jahre 1798 habe den revolutionären Geist aufs neue erweckt. Der alte, als politischer Verbrecher bestrafte Führer John O'Leary stand an der Spitze des Festcomités, der Beginn des Jahres 1898 wurde in Dublin festlich begangen und in seinem Verlaufe kam es zu politische Ruhe und Ordnung der nationalen Sache im ganzen Lande gefährdet. Aber beschränkt sich alle dahinzielenden politischen Vereine scheint dem Verfasser eine Liga mit dem praktischen Zwecke, „dem Volke das Land" zu erobern. Sie verlucht die Aelbarbeiter in Ueberzeugung durch die Verheißung, dass man das Weideland unter ihnen vertheilen werde, und zu eigentlichen Besitzungen kommen würde wiederholt die Forderung aufgestellt, der Staat solle das Weideland von den großen Viehzüchtern erwerben und unter die kleinen Pächter vertheilen. Nach Morrows Schätzung umfasst das Weideland an gerade die Hälfte des irländischen Areals und es bildet die Hauptbedingung der großen irländischen Viehzucht, die durch ihren Export eine Quelle ungeheurer Einnahmen für England bildet. Diesen Viehhandel wurde die Vertheilung des Weidelandes ein gutes machen, da kleine Pächter niemals zureichende waren, die Zwischenhändler auszuschließen. Eben deshalb, eingeschmeichelt von den energischen Agitationen der Liga, der schwedene Viehzüchter ihre Vereinswilligkeit erklärt, ihr Weideland den kleinen Pächtern zu überlassen. An der Regierung wurde es, dieser bedrohlichen Bewegung, die sich unter radicalistischen Schlagworten bergen einen Anhang hat ihre nationalen Bestrebungen zu hindern durch, energisch entgegenzutreten, indem sie sie als ungesetzliche Verschwörung behandelt und verfolgt.

Leander.

Novelle von Hermann Bahr.

Der Stationsdiener wurde ungeduldig. „Bedaure sehr, aber ich kann Ihnen eben nicht helfen," sagte er, noch lustiger, noch nervöser, und lief nach der Uhr.

Doch Herr von Handl gab nicht nach. In seiner nonchalanten, ein bisschen gezierten, hochmüthigen Weise sagte er: „Aber das gibt's ja nicht. Irgend ein Zug muss doch gehen."

Der Stationschef zuckte die Achseln, rief einem Arbeiter etwas zu und sagte dann noch einmal zu Herrn von Handl, der immer noch unschlüssig dastand: „Haben Sie denn die Zeitungen nicht gelesen?"

Herr von Handl verzog den hübschen Mund: „Ah, was die Zeitungen schreiben!"

„Pardon," sagte der Chef mit Nachdruck, „ich bitte sehr: Es sind unsere amtlichen Mittheilungen, die die Zeitungen bringen."

Er schien förmlich zu wachsen in dem Gefühl, einer Staatsbahn zu dienen.

„Amtlich," sagte Herr von Handl geringschätzend, „das kennt man, dann ist es schon ganz gewiss nicht wahr —"

Der Chef ärgerte sich. Er hätte ihn gern zurechtgewiesen, aber Herr von Handl war doch zu gut gekleidet. Man muss vorsichtig sein, man kann ja nie wissen. So sagte er bloß: „Sie entschuldigen jetzt — der Dienst!" Und er legte, kurz grüßend, die Hand an die Mütze, gieng und ließ Herrn von Handl sich'n.

Herr von Handl war mißvergnügt. Das war ihm noch nicht vorgekommen! So eine Wirtschaft! Wenn es einmal zwei Tage regnet, kann man nicht mehr einmal nach Zicht fahren — das ist das berühmte System der Verstaatlichung!

Er gieng vom Perron wieder in die Halle, sah nach dem Träger, der sein Rad hielt, und rief ihm zu: „Warten's noch ein bissel!" Er wusste nun wirklich nicht mehr, was er thun sollte. Er stand eine Weile und sah den Trubel in der Halle zu. Immer neue Leute kamen, schrieen, drängten sich um die Beamten, gestikulierten und lärmten, während lagen Koffer, Kisten und Körbe. Die Beamten bethenerten, dass es unmöglich sei; niemand wollte es glauben. Und immer neue Menschen kamen, niemand gieng.

Er wollte sich überzeugen, wie denn die Sache eigentlich war, und lautte sich ein Morgenblatt. Schrecklich! Drei Seiten nichts als Hochwasser! Ueberschwemmungen in Böhmen, Ueberschwemmungen im Salzkammergut, Ueberschwemmungen in Niederösterreich! Eisenbahnunglück bei Amstetten, Eisenbahnunglück bei Seckirchen, Eisenbahnunglück bei Bistau! Brücken eingestürzt, Dämme gebrochen, überall der Verkehr eingestellt! Es war schrecklich.

Wie sie sich ängstigen würde! Er las die Fichter Telegramme nach: Die Verbindung mit Salzburg unterbrochen, die Verbindung mit Gmunden unterbrochen, Gefahr für die Brücke, die Esplanade unter Wasser, in Gries muss alles delogiert werden! Die arme kleine Frau! Wie sie sich ängstigen würde! Und sie war so ungeschickt und verzagte so leicht! Nun hatte er sie zum ersten Mal eine Woche allein gelassen, zum ersten Mal, seit sie verheiratet waren — und gerade da musste das geschehen! Es war zu dumm. Sie fürchtete sich so leicht und hatte immer Angst. Es konnte ihr ja nichts geschehen: sie wohnte in der Post, da war man vor dem Wasser sicher. Aber sie würde sich zu Tode ängstigen.

Vor allem wollte er ihr telegraphieren. Er schrieb ein paar Zeilen, die sie beruhigen sollten, behandelte die Sache komisch und versicherte ihr, dass er gewiss in ein paar Tagen, auf irgend welchen Umwegen, wieder bei ihr sein werde. Bis dahin sollte sie sich gedulden, sich nicht fürchten, sondern sich, in Galoschen und mit dem Regenschirm, alles schön ansehen, um es ihm später genau zu erzählen.

So! Er nahm das Formular und gab es dem Beamten. Der Beamte sah die Adresse an und sagte geschäftlich: „Zicht? Kann nicht expediert werden."

„Aber man wird doch noch telegraphieren können," schrie Herr von Handl.

„Nach Zicht nicht, bedaure sehr. Die Verbindung ist unterbrochen. Vielleicht morgen." Und er schrieb das Formular zu.

Herr von Handl stand wieder da. Es wurde immer schöner! „Lenk machte ich aber doch sehen," schrie er den Portier an. Der Portier lächelte freundlich. Herr von Handl schwieg. Er wusste eigentlich selbst nicht, was er sehen wollte. „Gibt es vielleicht," murmelte er grimmig vor sich hin.

Inzwischen gieng es jetzt wieder an die Cassa. Drei hatte es angefangen. Er war an dem Zug um 3 Uhr auf die Bahn gekommen und hatte ein Billet nach Zicht haben wollen. Als er von den Steinungen hörte, war er zum Stationschef gegangen, in dem einerlei chen Gefühl, dass alles gehn, wenn man mit dem Stationsches red'n darf. Aber dieser Stationschef war ein rechter Flegel. Nun wollte er noch einmal um dem Cassier reden. Der Cassier, ein freundlicher, dicker Herr, mit dem Habitus eines Freimaurers, exkamine ihn und kurzumsperrte: „Ne alsdann! Was hab ich gesagt? Sind Ihnen der Stationschef —?"

„Der Stationschef ist ein Esel," sagte Herr von Handl. Der Cassier freute sich. „Ja ja! Da haben's mal die ganzen Leut einen Haufen Fluchungen machen müssen, und am End' is' doch nix dahinter. Aber, dass sie arrogant werden! Ich sag's ja immer: Wer zu lang im Amt ist, wird arrogant." Er zwinkerte mit den kleinen kleinen Augen unter, der Portier lachte auch, doch nur zu kurz, um wieder und lachte: „Na, was is' Sie denn also noch da?"

Digitized by Google

Herr von Handl lehnte sich an. Er wollte mit dem Cassier plaudchen. Vielleicht gieng es doch irgendwie. „Wie lange kann denn die Geschichte dauern?“ fragte er.

Der Cassier stützte sich auf. „No, wissen's, das ist nicht so einfach,“ explicierte er, „die Sache ist nämlich die: es is ja bei uns alles schlecht organisiert! Wir haben zu viele Leut' in den Kanzlein und keine bei der Arbeit, das is es! In der Kanzlei thut niemand was und draussen fehlt's überall. Man fragt ja jetzt bloß, wie viel Prüfungen einer hat! No, für gewöhnlich geht es gerad', aber wie einmal was is, is das Malheur fertig. Glauben Sie mir: es is nur die schlechte Organisation — nur die schlechte Organisation!“ Er drückte wieder auf seine Brille.

„Ich kann mir doch nicht vorstellen,“ sagte Herr von Handl, „dass man gleich die ganze Verbindung einstellen muss.“

„No natürlich,“ sagte der Cassier.

„Denn,“ erklärte Herr von Handl, „nehmen wir an, man kann an drei, fünf, sieben Stellen nicht passieren, so geht man halt ein Stückl zu Fuß, nicht? Und dort sollte halt schon wieder ein anderer Zug warten! Das wär' doch keine solche Kunst.“

„No natürlich,“ sagte der Cassier. „Wenn die Sache etwas organisiert wär'!“

„Aber dass, wenn es einmal ein bisschen regnet, nicht einmal der Orientexpress mehr gehen kann, das ist ja doch eine Schand'!“

„Leiterreichisch!“ sagte der Cassier.

Herr von Handl sah auf die Uhr. „Jetzt ist es schon halb fünf,“ sagte er ärgerlich. „Und ich muss nach Zichl!“

„Sie sind verheiratet?“

Herr von Handl nickte.

„Hat die gnädige Frau wenigstens Galoschen mit?“ fragte der Cassier.

„Aber ja! Sie ist nur sehr ängstlich und für eine junge Frau, die noch nie allein war.“

„No ja! Aber wenn sie nur Galoschen hat! Das ist die Hauptsach'! I lass' die Meinige nie ohne Galoschen fort. Nur kleine kalten Füß', sag' ich.“

„Heute ist gar keine Aussicht mehr vorhanden?“ fragte Herr von Handl.

Der Cassier zuckte die Achseln: „Ich glaub' nicht. Zuerst müssen die Ingenieure einen Bericht an den Oberingenieur machen, dann werden sie morgen erst eine Sitzung im Ministerium halten und dann lichten sie vielleicht bei der Gelegenheit gschwind noch eine neue Prüfung ein, dass kann man den uns nie wissen. Also! Aber vielleicht, wenn Sie es mit der Franz Josefs-Bahn versuchen!“

„Ueber Budweis nach Linz, meinen Sie!“ fragte Herr von Handl.

„Nein, da haben Sie ja nichts davon; dann fahren Sie in Linz! Aber über Eger—München—Salzburg, das geht!“

„Und dann?“

„Ja, dann!“ sagte der Cassier. „No, Salzburg ist sehr eine schöne Stadt.“

Herr von Handl beugte sich vor und fragte leise, zutraulich: „Sie können mir wirklich kein Billet geben?“

„I darf net. Es thut mir leid, aber i darf net. Und es nutzt Ihnen ja auch nichts, wenn doch kein Zug geht.“

„Nach Valentin wenigstens oder nach Amstetten,“ bat Herr von Handl.

Der Cassier zuckte die Achseln. „Leider —“

„Also, es geht überhaupt heute gar kein Zug!“ rief Herr von Handl verzweifelt aus.

„Ja, nach Pinkesdorf! Wann Sie wollen! Nach Pinkesdorf, 5 Uhr 10 Minuten!“

„So geben Sie mir ein Billet nach Pinkesdorf!“

„Zweite?“

„Gute, bitte!“

„Zehnig Meuzer.“

„Ich habe die Ehre.“

„Ich habe die Ehre.“

Der Cassier drückte auf seine Brille und sah ihm vergnügt nach.

Herr von Handl lief seinen Träger und gab das Rad nach Pinkesdorf auf.

In der Halle kannten die Leute sehr. Jeder hatte sein Fach richten. An der Wien war eine Mauer eingestürzt, im Prater stieg das Wasser, an der Donau wurden die Leute belogiert. Man schrie. Ein alter Herr las vor, was Falb geschrieben hatte.

Herr von Handl saß endlich im Waggon. Es dauerte noch eine Ewigkeit. Es wurde 5 Uhr 15, es wurde bald sechs. Er war schon nervös. Wenn auch dieser Zug nicht gieng? Und er musste fort. Er musste nach Zichl, Er musste einfach. Endlich zog die Maschine langsam an. Langsam, ganz langsam fuhr der Zug aus der Station.

Endlich! Er hatte schon eine solche Wuth, dass er sich kaum mehr halten konnte. So eine Wirtschaft!

Nun dachte er erst nach und da musste er lachen. Es war eigentlich ein Unsinn. Was wollte er in Pinkesdorf? War es nicht gescheidter, in Wien zu bleiben, wo er seine gemüthliche Wohnung hatte, und geduldig zu warten, bis alles wieder in Ordnung war, wie lange konnte denn das dauern? Vier, fünf Tage, eine Woche, wenn es schlimm war! Konnte er seine Woche mehr ohne sie leben? So verliebt war er? Er hätte das gar nicht von sich gedacht. Es amüsierte ihn. Er hatte nicht gewusst, dass er so leidenschaftlich sein konnte. So lieb war sie ihm in der kurzen Zeit geworden? Er war ganz gerührt und dachte zärtlich an sie.

(Fortsetzung folgt.)

Stimmen aus dem Publicum.

Der heutigen Nummer liegt ein Prospect der Zeitschrift „L'Humanité Nouvelle“ in Paris bei.

Mattoni's Giesshübler

Schöllschitzer Dörrgemüse und Obstconserven.

Franz Xaver von Zeltwanger [illegible]
Ausgezeichnete eigene Gemüse- und Obst-Plantagen.
[illegible]
Schöllschitzer Producte.

Ungarische Hypotheken-Bank.

Kundmachung.

Wir geben hiemit bekannt, dass die für je eine Actie mit **24 Francs Gold** festgesetzte Dividende pro 1899 in Gemäßheit des in der Generalversammlung am 28. März l. J. gefassten Beschlusses **vom 1. April l. J. ab** gegen Einlieferung des am 1. Juli l. J. fälligen Coupons Nr. 1

in **Budapest** an der **Hauptcasse der Bank** (V. Palatin-gasse 7) und bei der **Ungarischen Escompte- und Wechsler-Bank**;

in **Wien** bei der **Union-Bank**;

in **Paris** bei der „**Société générale pour favoriser le développement du Commerce et de l'Industrie en France**“

ausbezahlt werden wird.

Die Direction.

Foulard-Seide 65 kr.

bis fl. 3.35 per Meter in den neuesten Dessins und Farben

Depot: **schwarze, weiße und farbige „Henneberg-Seide“** von **45 kr.** bis **fl. 14.65** per Meter glatt, gestreift, carriert, gemustert, Damaste &c. ca. 240 verschiedene Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins &c.

Zu Roben und Blousen

ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus!

Muster umgehend.

Dreifaches Briefporto nach der Schweiz.

G. Henneberg's Seiden-Fabriken, Zürich (K. und K. Hoflieferant).

Digitized by Google

Die Zeit.

XIX. Band. Wien, den 8. April 1899. Nummer 25

Altersschwach.

Erst dreizehn Monate lang ist das Ministerium Thun im Amt, und noch keine That nennt es sein eigen. Die Sprachenfrage steht auf demselben Fleck, auf dem sie Baron Gautsch am Tage seines Rücktrittes zurückgelassen hat. Das Schicksal des ungarischen Ausgleiches ist heute noch ebenso ungewiß, wie vor anderthalb Jahren, als Graf Badeni das erste Provisorium concipierte. In die Gesetzgebung hat das Ministerium Thun nicht die leiseste Spur seiner Existenz eingetragen. Die alte verrostete Verwaltung hapelt mühselig weiter, das Centralparlament ist völlig ins Stocken gerathen. Nicht nur keine That, nicht einmal ein beachtenswerter Gedanke ist den acht Köpfen dieses Cabinets noch entsprungen. Seine ganze Kunst hat sich darin erschöpft, die Welt eine Zeitlang über seine absolute Unfähigkeit hinwegzutäuschen. Vom März 1898 bis Jänner 1899 hieß der Trick: auffperren, zuſperren! Abwechslungsweise wurde das Parlament bald pompös eröffnet, bald ebenso pompös geschlossen, jedesmal die Erwartung von irgend etwas Neuem erweckend, die so stetig betrogen wurde, daß dieser Trick nun endgiltig dem seiten Bestand der Bühhlätter einverleibt ist. Der neue Trick, der seit dem Februar spielt, heißt: anlagen, ablagen! In wochenweiser Periodicität wird eine „Action“ des Ministeriums in den einen Theil der befreundeten Presse geräuschvoll angekündigt, um in prompter Wiederkehr in dem anderen Theile der befreundeten Presse nach kurzem nicht minder geräuschvoll abgeleugnet zu werden. Das Ministerium Thun hat noch nichts geleistet, und doch ist es schon altersschwach. Es kann nicht beißen, nicht schlucken, nicht verdauen. Jede der regulären politischen Lebensfunctionen, welche die Grundlage und die Voraussetzung der schaffenden Thätigkeit eines Ministeriums bilden, ist für dieses morbiden Körper eine Lebensgefahr. Bäte der Todtkranke, der, ist nicht durch irgend einen Luftzug das flimmernde Lämpchen seiner Lebenskraft ausgelöscht werden, regungslos im Bette liegen muß, so darf dieses Ministerium nichts, gar nichts mehr unternehmen, weil auch die gewöhnlichste Kraftausgabe seinen letzten Rest verzehren könnte. Fruſtrieren, jede positive Leistung solange als möglich vermeiden: das ist das einzige Mittel, dieses jämmerliche Dasein noch eine kurze Weile zu verlängern. Jeder Anreiz zu einer Bewegung muß sorglich abgewehrt werden. Wenn dieses Ministerium — bildlich gesprochen — nur noch einmal niesen müßte, wäre es auch schon hin.

Das feudal-clericale Cabinet Thun ist von hoher Abkunft, und deswegen fehlen ihm auch die Aerzte und Pfleger nicht, die alle störenden Zufälle vom seinem Lager fernhalten. Da kam jüngst der ungarische Ministerpräsident Herr v. Szell daher und forderte mit seiner berühmten Formel das Ministerium Thun in nicht mißzuverstehender Deutlichkeit auf, bei sonstiger Gefahr für den Dualismus den Reichsrath einzuberufen, die Parteien zu vermitteln und den ungarischen Ausgleich zur verfassungsmäßigen Erledigung zu bringen. Das wäre das Ende für dieses Ministerium gewesen, denn, von der oppositionellen Taktik ganz abgesehen, hat es im Abgeordnetenhaus die Majorität nur mehr auf dem Papier, schon bei der ersten entscheidenden Abstimmung hätte sie verlorn, wie zu wiederholten Malen zuvor. Angesichts der Szell'schen Formel glaubten die gräflich Thun'schen Minister selbst schon ihr letztes Stündlein gekommen. Aber eine schützende Hand — man weiß noch nicht, von wo — legte sich plötzlich darüber, und die Szell'sche Lebensgefahr ist vom Ministerium Thun abgewendet: man weiß noch nicht, für wie lange. Dann trat eine andere Gefahr ein. Der böhmische Landtag wurde nothgedrungenermaßen einberufen, jede das siechende Leben des Ministeriums verlängernde politische Discussion wurde dort bisher, dank der tactischen Fürsorge des Oberstlandmarschalls Fürsten Georg Lobkowitz, glücklich vermieden, aber die deutschen Abgeordneten, auf die Fürst Georg denn doch seinen Einfluß hat, treiben Abstinenz, ihre Mandate müssen nach der Landesordnung sie verfallen erklärt, Neuwahlen müssen ausgeschrieben werden, und das wäre abermals das letzte Mittel, um für das Ministerium Thun, weil Neuwahlen unter seiner Leitung die Eroberung der Majorität der deutschen Landtagsmandate durch die Schönerianer bedeuten würden, vor der gewiß Niemand denn doch noch eine größere Angst haben als selbst die gemäßigsteten der derzeitigen Inhaber der deutschen Landtagsmandate. Der „Bieckung von Böhmen“ kann aber viel, und er scheint auch diese Gefahr von seinem Schützling bannen zu wollen. Wohl schreibt die böhmische Landesordnung vor, daß, wenn ein Abgeordneter acht Tage ohne Urlaub die Sitzungen des Landtages nicht besucht, der Oberstlandmarschall ihn unter Festsetzung einer Frist von vierzehn Tagen zum Erscheinen oder zur Rechtfertigung anzuordern, und wenn diese Frist fruchtlos verstreicht, die Anzeige hievon an den Landtag zu machen hat, welcher den Säumigen für ausgetreten zu erklären und eine Neuwahl zu veranlassen hat. Die erste achttägige Frist ist längst um, aber Fürst Lobkowitz zögert noch mit der Aufforderung, und es heißt, daß er dieses Geschäft so lange weiter hinziehen wird, daß der Landtag geschlossen werden kann, ehe er noch dazu kommt, die deutschen Mandate als verfallen zu erklären.

Das Ministerium Thun hat — um ein altes Wort zu variieren — zu wenig Talent zum Leben und zu viel Protection zum Sterben. Der Sommer kommt, die stille Saison, durch die sich das Ministerium, wie im vorigen Jahr, mit „Inspectionsreisen“, Industrie-, Landwirtschaftsreden und sonstigen Schnickschnack durchwinden kann, wenn es sich über die rauhe Frühjahrszeit hinübergefristet hat, und es eröffnet sich uns die bedrohliche Aussicht, diesen politischen Siechling noch bis zum Herbst mitschleppen und um seines wertlosen Daseins willen noch ein kohbares halbes Jahr politischer Entwicklung vertreiben zu müssen. Da der Herr uns von diesem überzähligen Uebel nicht befreien will, so müssen wir uns selbst davon erlösen. Es liegt jetzt — aber nur jetzt! in der Hand der deutschen Abgeordneten des böhmischen Landtages, mit einer kühnen Wendung der nachgerade für ganz Oesterreich-Ungarn unerträglich gewordenen Situation ein rasches und sicheres Ende zu bereiten. Sie haben nichts weiter zu thun, als der wohl berechneten Saumseligkeit des Grafen Feindes der Deutschen, des Fürsten Lobkowitz, zuvorzukommen, ihre bei correcter Geschäftsführung ohnedies schon so gut wie verfallenen Mandate alle insgesammt niederzulegen und so Neuwahlen zu erzwingen, mit deren Rothwendigkeit dieses Ministerium unhaltbar geworden wäre. Das ist das einzige Mittel, das sie jetzt thun können. Thun sie's, so haben sie die ganze politische Constellation zu ihren Gunsten zurechtgeschoben, und die deutsche Bevölkerung Böhmens wird ihnen um dieser raschen That Willen bei den kommenden Wahlen wohl manche Schwächlichkeit und zwieheutigkeit nachsehen, durch die sie und ihre politischen Vorgänger in vergangenen Tagen sich mit schwerer Schuld beladen haben. Thun sie's nicht, behalten sie vielmehr die Mandate von Lobkowitz' Gnaden bei, so werden sie in einem unabsehbaren halben Jahr Thun von der schönerianischen Agitation sicherlich völlig überholt sein.

K.

Choses de France.

Während der Belagerung von Paris hatte man bekanntlich die sogenannten „Ballonbriefe“ erfunden. Briefe, die, wie die Name besagt, durch Luftballons aus der belagerten Stadt nach den Provinzen befördert wurden. Wegen des geringen verfügbaren Raumes mussten diese Sendungen möglichst klein und auch leicht sein. Man schrieb sie daher auf ganz dünnes Papier und in mikroskopischer Schrift. Einmal, so heißt es in einer Anekdote, habe eine junge Dame an ihren ausserhalb weilenden Bräutigam einen solchen Ballonbrief geschickt, den sie beim Durchlesen selbst nur kaum lesen konnte. Sie sandte daher am Schlusse noch folgende Worte bei: „Wenn Du diesen Brief auf ein Blatt weißes Papier legst, wird die Schrift wesentlich deutlicher erscheinen.“ Nachdem sich dann der unglückliche Bräutigam während des Empfanges die Augen verdorben hatte, wurde ihm endlich die Bestätigung zuteil, ein Mittel angegeben zu finden, durch dessen zweckmäßige Anwendung er die Briefe lesen konnte. An diese kleine Geschichte muß man erinnert, wenn man in der jetzt seit einigen Tagen vom „Figaro“ veröffentlichten Veröffentlichung der Untersuchungsacten der Criminalkammer des Cassationshofes liest, der Generalstab habe sich nach der Verurtheilung des Dreyfus unausgesetzt mit der Verbesserung von Vergrößerungsmaterial abgequält, was ihm freilich, wie man weiß,

Digitized by Google

nur recht unvollkommen geglückt ist. Hätten jene Leuchten des französischen Heeres sich vor dem Urtheilsspruch an diese vergebliche Arbeit gemacht, so hätten sie zunächst dem „Verräther", dann aber auch sich selbst gar manche Unannehmlichkeiten erspart. Doch man hatte einen Bauer, den aus dem niederen Unteroffiziersstande hervorgegangenen, sprachenkundigen und nur mit der allerobersten Schichten Bildung versehenen Henry gerade auf den schwierigsten und verantwortungsreichsten Posten im Generalstab gestellt: auf den eines „verdienten Fälschers". Es ist ja richtig und wird mit jedem Tage wahrscheinlicher, daß dem Biedermanne dabei verschiedene andere Leute wacker geholfen haben, aber dem größten Theile nach hat doch selbst überwunden müssen und namentlich war ihm die Oberleitung der Fälschungsarbeiten zugefallen: er war es gewesen, der sie untereinander in Einklang bringen und zu einem wohlgeordneten, harmonischen Ganzen vereinigen mußte. In dieser Thätigkeit hatte er auch nach der Verurtheilung fortzufahren und namentlich die „nachträglichen Schuldbeweise" zur Unterbindung von etwaigen Revisionsgelüsten zu beschaffen. Das ist ihm nicht geglückt. Seine verzweifelten Anstrengungen in dieser Richtung haben das gerade Gegentheil gezeitigt, sie haben den Generalstab schwer belastet, den „Verräther" dagegen erentlpiert.

Noch trauriger ist es aber dem unglücklichen Cavaignac gegangen, dessen Ueberzeugung von der Schuld des Dreyfus ebenso unerschütterlich wie schlecht begründet ist. Als ihn der Präsident der Criminalkammer im vorigen Winter fragte, ob er wisse, daß geheime Aktenstücke hinter dem Rücken der Vertheidigung und des Angeklagten selbst an die Kriegsrichter gelangt seien, antwortete er mit der ihm eigenen rührenden und doch von einem großen Selbstbewußtsein zeugenden Naivetät: „Ich weiß nichts davon, denn niemals habe ich meine kriegsministerlichen Untersuchungen nach dieser Richtung hin dirigiert." Cavaignac ist also ebenso unvorsichtig, dagegen immerhin logischer gewesen, als jene Briefschreiberin aus der Belagerungszeit: er hat wenigstens kein Postscriptum mit der Bemerkung angefügt, wie man es am besten zu machen habe, um hinter die Geheimnisse des Thatbestandes zu kommen. Ach was, dachte er wohl, wozu sich jetzt noch unnöthigerweise noch Mühe geben? Dreyfus ist der Verräther, den alle Welt kennt, er ist längst verurtheilt: ob mit oder ohne Geheimnissen, „das ist ja unser Kamerade ganz egal!" Worauf es jetzt einzig und allein ankommt, das ist, einigermaßen plausible Gründe zu finden, die diese Verurtheilung nachträglich rechtfertigen. Man sieht: auch diesem Biedermanne, der doch kein „geborener" Generalstäbler ist, kommt es wenig auf die Chronologie der Dinge an. Erst Beweise und dann Verurtheilung oder erst Verurtheilung und dann Beweise, das ist alles einerlei. Woran er aber nun und nimmermehr gedacht hat, das ist die Begründung der Vorgänge bei der Verurtheilung, beziehentlich kurz vor derselben, die also — das kann man wohl behaupten, ohne gerade den Stein der Weisen gefunden zu haben — in einem gewissen Causalnexus zu dieser Verurtheilung gestanden haben dürften. Hätte er diese Untersuchung angestellt, dann wäre er vielleicht dahinter gekommen, daß seine ganze fein ausgeklügelte Beweisführung sich in Dunst und Nebel auflöst, daß sie unnütz und nichtig war wie die Lectüre jenes eingangs erwähnten Briefes! Diesen Schmerz wollte sich der scharfsinnige Civilkriegsminister von ehedem ersparen, und darum unterließ er die erwähnte Untersuchung. Auch jetzt noch trösten sich, nachdem man ihm tagtäglich in den Blättern und in den Versammlungen in die Ohren gedrönen hat, daß eine solche gewisse Mittheilung von Actenstücken stattgefunden haben müsse, daß diese Thatsache aus unzähligen Indicienbeweisen hervorgehe und auch niemals von Mercier, dem verantwortlichen Urheber des Dreyfus-Handels, geleugnet worden sei — auch jetzt will es dem Biedermanne nicht in seinen vermittlerischen Kopf hinein, daß es um die Schuld eines Angeklagten nicht gar so schlimm bestellt sein müsse, wenn man das Licht der Oeffentlichkeit übrigens einer nicht als relativen Oeffentlichkeit hinter den verschlossenen Thüren eines Kriegsgerichtes scheue und zu allererzehnmister Beeinflussung der Richter nach Schluß der erdrückenden Oberhitze verbannt und wie vor Anbruch des Polarcises jeder Zugluft verbaue. Nein, auch der Biedermann Cavaignac, der Ja bereits zweimal in das Allerheiligste des Militärwesens, in das Generalstabsarbeitszimmer, gedrungen ist, glaubt noch immer an den Aberglauben, daß der Nothwendigkeit der „Sicherung militärischer Geheimnisse", die nach der Geheimniß- [illegible] einem Advocaten aufzudrängen kennt. Denn außer dem Anwalt Demange und den Anwaltlosen selbst war keine einzige Person bei den Proceß- [illegible] zugelassen, und [illegible] Anwalt die Akten kennt, [illegible] [illegible] [illegible]

theilung von Dreyfus bestand und den Richtern in geheimer Sitzung zugieng. Wird es doch allgemach klar, dass verschiedene der dem „geheimen" Aktenstoße angehörende Dokumente — wenn dieses etwas prätentiöse Wort hier anwendbar ist — schon monatelang, wenn nicht jahrelang vor dem ersten Auftauchen des Dreyfus-Handels vorhanden waren. An das berüchtigte „Canaillenschriftstück" zum Beispiel dachte kein Mensch mehr — es soll sich schon seit 1893, nach anderen Quellen sogar seit 1891, im Kriegsministerium befunden haben — als der erste Angwohn gegen den jüdischen Officier auftieg. Da erinnerte sich irgend ein Henry oder Dupaty jenes verschollenen Dinges und brachte es an die Oberfläche des generalstäblichen Sammelns. Es wurde, ebenso wie verschiedene andere Stücke, den Kriegsrichtern insgeheim zugestellt. Welche ungeheuere, geradezu unglaubliche Unordnung in der Oberleitung der nationalen Fälschungs- und Rechtsbeugungsangelegenheiten aber bestanden haben muss, geht daraus hervor, dass Henry selbst von dieser heimlichen Zustellung gerade des „Canaillenschriftstückes" nichts gewusst zu haben scheint, denn im Zola-Prozesse erklärte er wenigstens, allem Erwarten entgegen, dieses Machwerk habe mit Dreyfus nicht das Mindeste zu schaffen, es sei bloß von übereifrigen und schlecht unterrichteten Zeitungen in den Handel hineingezogen worden. Wer waren nun aber diese Zeitungen? Erweisenermaßen zuerst der „Eclair", der zeitlebens der getreueste Diener Boisdeffres, des damaligen Generalstabschefs der Armee, war und auch heute noch zu den unversöhnlichsten Feinden der Revision zählt. Offenbar konnte dieses Blatt nur durch einen betreudenen Generalstäbler von dem Vorhandensein und dem Wortlaute des Dinges unterrichtet worden sein. Dass dann flugs aus dem Wortlaute „Ce canaille de D . . ." der andere „Le canaille de Dreyfus . . ." gemacht wurde, ist eine „Privatfälschung" des „Eclair" und darf dem Generalstabe nicht so ohneweiters untergeschoben werden. Wie man sieht, ist es bei der allgemeinen Verlogenheit, die durch die allgemeine Desorganisation nur noch verschlimmert wird, recht schwer, sich ein übersichtliches Bild von der Reihenfolge und Bestimmung der zahllosen Fälschungen zu machen. Hat doch der bekannte Socialist Jean Jaures vor einigen Wochen nicht weniger als elf Fälschungen allein des Generalstabes — das heißt, ohne die Privatfälschungen — nachgerechnet, und ich gestehe offen, dass ich anfange, in diesem Wirrsal den Faden zu verlieren, und dass mir z. B. die zehn Gebote immerhin noch gelassener sind, als zehn elf — jetzt wohl bis auf ein mehr als lebensgroßes Dutzend angewachsenen Fälschungen des französischen Generalstabes. Zu den „nachträglichen Beweisen", also wahrscheinlich nicht zu den den Richtern in geheimer Sitzung mitgetheilten Aktenstoße, gehörten die bekannten „Kaiserbriefe", die der biedere „Dictionnaire" (!) Jouaustoux viel früher von irgend einem Gauner um 37.000 Franken erstanden hatte, sowie ferner die aus drei Briefen bestehende und direct aus der Henrychen Fälschungscentrale stammenden „Panizzardi-Schwarzkoppen-Briefe", von denen der eine von Cavaignac auf der Kammertribüne verlesen und dann an sämmtliche Mauern Frankreichs geklebt wurde. Dass die im Kriegsministerium liegenden „nachträglichen Beweise" mit dem „geheimen Aktenbündel" nicht identisch sein können, geht schlechtlich auch noch daraus hervor, dass ersterer nach Cavaignacs öffentlich zu Protokoll gegebener Angabe rund tausend Stücke umfassen, „die sich im Laufe der letzten Jahre" angehäuft haben. Nun, tausend „Documente" hat man den Richtern sicherlich nicht zugestecht, zumal darunn nicht, weil sie — wie Cavaignac ja sagte — erst leidher angefangen sind. Ich glaube auch also nicht im Irrthum zu befinden, wenn ich behaupte, dass schon der Name „Geheimactenbundel" an und für sich einen sehr starken Beweis dafür abgibt, dass irgend welche Schuldmäße nach berendeter Procesverhandlung an die Richter gelangt sind, über deren Dasein etwas davon wusste. Andernfalls hatte die obige Bezeichnung gar keinen Sinn, denn auch das relativ „eigentliche" Bordereau, das erwiesenermaßen einzige in der Processverhandlung vorgelegte Beweisstück, wurde solange geheim gehalten, wie es eben anging. Durch einen bisher noch nicht aufgeklärten Glücksfall gelang es im Spätherbst 1896 dem „Matin", sich nicht nur den Wortlaut, sondern ein buchaus getreues Facsimile des Bordereau zu verschaffen, das dann veröffentlicht wurde und, wie bekannt, nicht wenig zur Aufklärung seines wahren Verfassers, des dritt Esterhazy, beige tragen hat.

Auf die zahlreichen anderen Beweise für die Verleugnung der beimer Acten während der Berathungen des Kriegsgerichtes brauche ich hier nicht einzugehen; sie sind bekannt. Rechtsanwalt Zalles hat ein vollständiges Gegenbuch eines noch ungenommen aktiven Mitgliedes jenes Kriegsgerichtes niedergeschrieben und darüber während des Zola-Processes unter Eid ausgesagt. Mercier selbst, der Urheber worrliche, hat weder im „Zola-Processe, noch auch bei Criminalhandlungen des Cassationshofes den geringsten Abwehrversuch gemacht, sondern sich hinter das „Amtsgeheimniss" verkrochen; er hat sich auch alle Ausnahmen verweigert. Henrymann Esterhazy, der unsere Armee wie es scheint — ebenmäßig wie der Zukunftsstaat, hat sich bisher bei de Lanessan in Cochin von Zalles Zeugen in Wien vernehmen gelassen. Dupuy selbst hat wiederholte Anerbieten in der Kammer gemacht, die jene Verleugnung von Dokumenten als „einfach unwahr" bezeichnete, um nicht zu sagen als sicher hinstellen, und mehrere namentlich bekannte Abgeordnete und Journalisten, die sich jetzt dem Cassationshofe als Zeugen anbieten, haben jene Aeußerungen mit angehört. Das hindert den Criminalgerichtshof nun freilich nicht, mit der größten Seelenruhe vor dem Präsidenten der Criminalkammer Loew unter Eid die falsche Aussage zu machen, er habe von dergleichen Rechtsbeugungen keine Ahnung gehabt, sich auch in der Folge mit dem Dreyfus-Handel nie wieder befasst. Er weiß nur zu wohl, dass der Paragraph des Code penal, der vom Meineide handelt, längst außer Wirkung gesetzt ist? In bestimmterer, wahrheitsgemäßerer, aber doch noch genügend gewundener Weise hat sich, wie man uns erzählt, der ehemalige Präsident der Republik Casimir Périer ausgedrückt, als er vor der Criminalkammer stand, und schließlich hat unser alter Freund Feliz Faure die Leutseligkeit gehabt, sich zu seinem Intimen, dem Dr. Gibert, und später zu dem ehemaligen protestlerischen Reichstagsabgeordneten Lalance des Bestimmtesten und nicht ohne triumphierendes Lächeln dahin zu äußern, dass Dreyfus, weit entfernt, auf das Vorbereau hin verurtheilt zu sein, vielmehr auf Grund ganz anderer Documente nach der Teufelsinsel verschickt worden sei, die „unumstössliche Beweise seiner Schuld bedeuten". Dass der gute Faure diese vor Zeugen abgethanen Reden nachträglich wieder abgeleugnet hat, versteht sich ganz von selbst: Geradheit, Offenheit und muthiges Einstehen für das eigene Wort gehörten nicht eben zu den hervorstechenden Eigenschaften des nationalen Emporkömmlings, Verderzungen und Speculanten in Armeelieferungen.

Auf allen diesen bekannten Thatsachen fussend, möchte ich nur einen Umstand etwas näher beleuchten. Keine der hier in Frage kommenden hervorragenden Personen, namentlich kein Militär und kein Berufspolitiker, hat in der Thatsache der Mittheilung von Acten hinter dem Rücken des Angeklagten und der Vertheidigung irgend etwas Strafsälliges, Ungesetzliches oder auch nur Anstößiges, Unsauberes gefunden. Ganz im Gegentheil! Jedesmal, wenn von einem derartigen Falle von Geschwindigkeit, von „Unverschämtigkeit" berichtet wird, hört man — ohne dass nachträglich das geringste Dementi versucht wurde — der betreffende Erzähler habe die Sache wie etwas Selbstverständliches, wie das natürlichste Vorkommnis des täglichen Lebens erzählt, ja, er habe sich gewissermaßen auf diesen vom Kriegsminister Mercier äußerst „geschickt" und in „patriotischer" Weise eingeschädelten Trick etwas zugute getban. Ach was, Bordereau! Schmichlichkeit! Das war ja nur der Form halber da, da man doch wohl oder übel irgend einen Wisch auf den Gerichtstisch legen musste, um dem „Reglement für Kriegsgerichte" genüge zu leisten. Aber das elende Ding hat uns nicht übergangt. Bewahre! Mein lieber Sie, in der Zuyung des Gerichtshofes im Privatzimmer, kurz vor dem Urtheilsspruch, als wir schon darauf und daran waren, den verda . . . . . Juden aus Mangel an Beweisen laufen zu lassen, da hat uns dieser ungeniße Minister ein paar Stücke zugeschickt, die uns die Augen geöffnet haben! Za, dieser Mercier, das war ein feiner Kerl; hatte vom Justizminister gepaßt, denn als Kriegsminister taugte er nicht viel! So oder ganz ähnlich haben die Mitglieder des Kriegsrichts gesprochen, und so scheinen die Dupuy, die Cavaignac und sonstigen Feinde Zolas gedacht zu haben, als sie im vertrauten Freundeskreise durchaus unweidentige Anspielungen auf den Geheimactenfrevel machten. Sie alle dachten sicherlich: „Pah! was schadet's, dass ich darüber spreche? Der hier, der mich hört, wird's nicht gleich weitererzählen, denn er ist mein Freund, er frißt aus der Krippe, die ich ihm vorhalten oder vorenthalten kann. Und dann, wenn's auch mal unter die Leute kommt, was macht das? Es ist Zeit, in Ruhe zu leben und aufgehoben, und der Pöbel keiner mehr, andere Hoffnungen ein paar überspannten Gesichtsdrücken und ein paar Anarchisten. Der kommt doch nie wieder zurück, und das ist alles, was wir brauchen. Na, schlimmsten Falls kommt ich Stein und Bein alles ab, was ich hier gesagt habe: eines Mannes Rede ist keines Mannes Rede, und wir wollen doch mal sehen, wenn man mehr glaubt, nur, dem Präsidenten der Republik beizubehalten Ministerpräsidenten, Kriegsminister, ehemaligen Minister u. s. w. oder jenem Mr. Robert? Das Stimmen an der Zahl, mannlich nur all die Minister von Mercier Gemeinrath, wir wir dass die alle der Reihe nach ist dachten und — handelten, das heißt, aus der Schule plauderten. Nun ist es nicht mehr eines Mannes Rede, gegen die eines andern Mannes Rede steht, sondern das concordierende Zeugnis von zahlreichen hochachtbaren Männern, das in gegenüber noch ebenso viele oder noch einmal so viele anständige Politiker und vertrauenswürdige Menschen bringen, die, wie jedermann einsehen muss, ein directes und natürliches Interesse an der Geheimhaltung des Schwindels haben. Schließlich werden hier und da jemand ein, ich übertreibe, ich kann mich gut wehren, was die Gegnerinnen sagen, und nicht in Angst, was sie gedacht haben. Das gebe ich zu. Diese Verschleierung des Zeugenverhöre war auch nur eine Zuppositionen, die ich nicht weiter ausführe. Aus folgendem Zu muss man aber alles, was hier nicht bestätigungsweise anwendet worden ist, als Thatsachen ansehen, die sich gegenseitig stützen und ergänzen und ein geschlossenes Ganzes bilden, das, wie ich glaube, [illegible]

Digitized by Google

länglichste Verschickung auf irgend eine Teufelsinsel verdient hätten; oder aber, sie haben sich die Folgen von Mercierés und ihrer eigenen Handlungsweise nie klar gemacht, und dann sind sie zum mindesten so ungeheure Ignoranten, daß ihnen überhaupt allein ihr ferneres Verbleiben in hohen und verantwortungsreichen Stellungen, ja selbst im Parlamente eine große Gefahr für Frankreichs inneren und äußeren Frieden darstellen würde. Bei einem rohen und ungebildeten Soldaten wie Mercier, der keinerlei Erziehung und Vorbildung nach der moralischen Seite hin empfangen hat, dem infolgedessen die juristischen Grundbegriffe fehlen, der zudem infolge seines rohen Meineds zu jedweder Ausscheitung naturgemäß neigt, wäre der in Rede stehende Ausspruch allenfalls noch zu entschuldigen. Aber wie sieht es bei einem Pädagogen (ehemaligen Gymnasialdirector) wie Dupuy, bei einem Kaufmanne und „Mächtegernwelttmanne“ wie Faure, bei den gelernten Juristen von der schwarzen Bande? Können sie auch ihre Unkenntnis wie einen Schild vor sich halten? Ich glaube nicht. Die unsträfliche beste Figur unter all diesen traurigen Gestalten macht noch der Hauptmann Freystätter, der einmal den Entschluß über seine Aeußerungen an der Tafelrunde zu Cesenen keine Ablehnungsversuch entgegengesetzt hat, anderseits auch gleich bei seinen Gerichtsverhören berichtet hat, daß ihn wenigstens die Aussagen Henrys am meisten von der Schuld des Angeklagten überzeugt hätten. Er hat sich also nicht allein durch die ihm „auf Befehl“ vorgespielten Geheimacten bestimmen lassen, sondern mehr noch durch Vorgänge in der Gerichtssitzung. Anderseits ist er als Berufssoldat und verhältnismäßig junger, zum Militärstande keineswegs bereuener Mann einigermaßen entschuldigt, in Mercierés Nebelbruche nichts Streitliches erblickt zu haben. Erst jetzt nachträglich scheinen ihm die Augen darüber aufgegangen zu sein, und da ist es nicht minder anerkennenswert, daß er sich zu einer Verneinung vor dem Cassationshofe nicht nur bereit erklärt, sondern dieselbe sogar direct wünschte. Bara avis, kann man da auch im Hinblicke auf die ungeheuere Mehrheit seiner rothhoſigen Kameraden sagen!

Nun noch, und um diesen etwas trockenen Erörterungen wenigstens einen heiteren Abschluß zu geben, einiges von Esterhazy. Dieser exstaunliche Abenteurer, der geradewegs aus einem Hintertreppenroman entsprungen zu sein scheint, hat zu den unzähligen Ungeheuerlichkeiten, die er sich im Laufe seines „öffentlichen Auftretens“ geleistet hat, letzthin eine neue und wohl größte hinzugefügt: Er hat die Wahrheit gesprochen, als er dem „Daily Chronicle“ ein Interview für schweres Geld natürlich — bewilligte. Es war gewiß das erstemal in seinem ereignisreichen Leben, daß er so etwas gethan hat, und sicherlich war es auch nur die Abneigung gegen die ihm in Aussicht stehende britische Zuchthausluft, die ihn zu diesem radicalen Abweichen von seiner Lebensgrundregel veranlaßte. Durch die jetzt erfolgte Veröffentlichung der Untersuchung der Criminalkammer werden die damaligen Aussagen Esterhazys vollauf bestätigt. Wenn der Biedermann aber behauptet, er habe stets „nur auf höheren Befehl“ gelogen, so geht er doch wohl etwas zu weit. Ein richtiger Gedanke liegt dieser Behauptung ierlich zugrunde. Der Soldat im allgemeinen und der französische im besonderen in eine Maschine. Er wird gedrillt, um zu gehorchen, blindlings die Befehle seiner Vorgesetzten auszuführen und nur beileibe nicht zu denken. Man sagt ihm: „Marsch!“ und er marschiert. Man commandiert: „Feuer!“ und er schießt, ohne auch nur zu wissen auf wen. Man befiehlt: „Lüge!“ und er lügt, ganz gleichviel was. Man gibt das Commando: „Fertig zum Fußchen!“ und der Arsl klöbt, was immer zu klöben ist. So haben Henry und Dupuy gehandelt, so hat Esterhazy gelogen. Nur sind sie dann alle in der Verschiedenheit geschieden und haben dann und wann auch „auf eigene Rechnung und Gefahr“ gelogen und gefuchst.

Doch nicht allein durch das gelegentliche sehr gelegentliche Sprechen der Wahrheit hat uns Esterhazy überrascht, sondern fast ebenso sehr auch durch das Pathos, das seiner Feder entquillt, wenn er Dreyfusiste an den Präsidenten der Republik weiset. Dais der deutsche Kaiser sein „Wappenherr“ ist, war vollig neu, dagegen kann man es zwar recht „poetisch“ finden, aber doch nur als eine mainig gut gelungene Copie nach berühmten Mustern bezeichnen, wenn er mit Anrufung des Allerhöchsten ausruft: „Gin Esterhazy irrchtet Gott und vorn nichts auf der Welt!“ Die „Deutschen“ und die „Brandenburger“ sind dem weiland Berbellschiner, Heeresvorwundter, Schlachtenbummler, Schnüffler, Spion und Landesverräther mit ihren Ehrlosigkeit eigentlich und Rauch heilig zu gegenüber Mauchen anderweitig vorgekommen. Herrn Faure aber, der die Lüge „Frankreich“ und „Brandenburger“ nicht gelaubt zu haben scheint, hat doch schließlich Esterhazy-Dreyfus-Affaire ins Grab gebracht. Und so hat die Tragödie ihre Lösung gefunden, wenn auch in ganz anderer Weise, als sie Zola heraufbeschworen hatte, als sie Faure, Cavaignac und Zurlinden zu schließen versuchten, als Déroulède und Guérin sie bekämpften. Nach Dreyfus hat Esterhazy den gewaltigen Staatsschauspieler gespielt, den Großfürsten, den Prätendenten, schließlich den Präsidenten der Republik, und zuletzt hat er sich selbst gespielt. Und nun ist sein Werk vollendet, „Finis Gallicae“ kann man schreiben, und „Finis“ wird es!

Peters.

Kautsky über die Agrarfrage.

Es gereicht der deutschen Socialdemokratie zur Ehre, daß in ihren Reihen theoretische Streitfragen nicht mit leerem Wortgepränge abgethan, sondern ernster wissenschaftlicher Prüfung untergezogen werden. Das neue Buch von Kautsky*) ist ein glänzender Beleg dafür. Man erinnert sich an die Vorgänge, welche den Anstoß zu dieser Arbeit gaben. Auf dem Frankfurter Parteitag (1895) wurde die Aufstellung eines Agrarprogrammes für wünschenswert erklärt, und eine Commission zur Ausarbeitung eines Entwurfes niedergesetzt. Dem nächstjährigen Parteitag, der in Breslau stattfand, legte diese Commission das Ergebnis ihrer Berathungen vor — einen detaillierten Entwurf, der neben der bedenklichen Forderung der Hypothekenverstaatlichung vieles Gutes enthielt. Der leitende Grundsatz des Entwurfes war der, daß sich die Socialdemokratie nicht bloß des völlig besitzlosen Landarbeiters, sondern ebenso sehr auch des selbstwirtschaftenden Kleinbauern anzunehmen habe. Gerade diese Auffassung aber erregte den entschiedenen Widerspruch jener Delegierten, die, wie Schippel und Kautsky, den orthodox-marxistischen Standpunkt in der Agrarfrage festhielten. In der Landwirtschaft wie in der Industrie, so ungefähr dachten und argumentierten sie, sei der Großbetrieb dem Kleinbetrieb wirtschaftlich überlegen; der Großbetrieb sei collectiver Betrieb, wenn auch bei vorläufig noch individueller Aneignung, und somit ein unentbehrliches und unabwendbares Durchgangsstadium zur socialistischen Wirtschaft, das heißt, zum collectiven Betrieb bei collectiver Aneignung. Ist in der Stadt der kleine Handwerksmeister ein rückständiges Element, dessen Verdrängung durch den Fabrikanten einen Fortschritt bedeute, so sei es auf dem Lande der Bauer. Seiner Verdrängung durch den Großgrundbesitzer dürfe daher die Socialdemokratie so wenig entgegenwirken, als sie sich auf künstlerische Experimente zur Rettung des Kleingewerbes einlassen dürfe. Diese letztere Theorie, die ich schon bei einer früheren Gelegenheit (mit etwas zu heftigen Worten) als „Industrieföcialismus“ charakterisiert habe**), wurde nach langer und leidenschaftlicher Debatte von der Mehrheit der Delegierten zurückgewiesen. Die Resolution Kautsky wurde zum Beschluß erhoben — nur daß der Parteitag Bedenken genug hatte, das gehäſſige Wort vom „Eigenthumsanatismus der Bauern“ daraus zu streichen. Mit diesem Augenblicksieg gab sich aber der emsige Kautsky nicht zufrieden. Er gieng daran, seine Ansicht in einer eigenen Broschüre zu begründen. Der Stoff wuchs ihm unter den Händen, und heute liegt das Resultat seiner Studien in einem neunundzwanzig Druckbogen starken Bande vor.

Das Buch hat große Vorzüge. Dazu gehört, daß Kautsky den umfangreichen und complicierten, schwer mit statistischen Zahlenmaterial belasteten Stoff in eine anziehende, durchsichtig klare, stellenweise geradezu künstlerische Form gebracht hat. Ein weiterer Vorzug ist, daß der Autor sich nicht in abstracte Speculationen verliert, sondern wieder und wieder auf die concreten, empirisch ermittelten Thatsachen zurückgreift. Sehr viel Gutes wußten verschiedenem weniger Gutes: finden sich ferner auch im zweiten Abschnitt, worin der Verfasser seine positiven Vorschläge zur Schaffung eines socialdemokratischen Agrarprogrammes entwickelt. Soweit es sich dabei nicht um die strittige Frage des Bauernschutzes, sondern um den Schutz der Landarbeiter als solcher und der Landbevölkerung im allgemeinen handelt, sind Kautskys Vorschläge großenteils so vortrefflich durchdacht, daß sie jedem Socialisten einleuchten müssen.

Aber es fehlt auch nicht an schweren Mängeln. Einer davon ist eine gewisse unduldsame Ueberheblichkeit, weniger der bürgerlichen Literatur als dissidenten Socialisten gegenüber. Es ist schon ziemlich arg, daß Kautskys bedeutendste Ausführungen über die intensive Landwirtschaft nur kurzer Zitate erwähnt sind. Noch schlimmer ist aber, daß Kautsky auch Franz Oppenheimers bei aller Einseitigkeit lehrreiche Weise total ignoriert. Das ist ein Verschulden, das sich schwer rächen wurde. Auf Seite 342 bis 343 erklärt Kautsky den sozialistischen Zug von Landproletariern in die Industriebezirke für unwahrscheinlich! Bei dieser jetzigen Lage hatte er schwerlich behaupten können, wenn er Oppenheimers eindankenvolle Darlegungen über den Antagonismus zwischen Großgrund capitalismus, intensivster Bodenbenutzung und individuellem Arbeiterelend gelesen und aufgenommen gewendet hätte.

Der Grundfehler des Buches aber ist der, daß für Kautsky das Resultat der ganzen Untersuchung wenigstens in den Grundzügen von vornherein feststand; ehen seine Breslauer Rede Abschlüsse zu so weit zu gehen, um unbequeme Thatsachen einfach beiseite zu unterschlagen: seine Gesamtlinien leitet er im Gegensatz zu einer unterprüfenden, sodann, wenn Kautsky eine Reihe maßgebender Daten angestellt hat, die Tatsache lebendig zu machen, verarbeitet er den Bericht, statt alledem zum Trotz daß „Proletarierung, unzweifelhaft wie der Verfasser selbst sagt, „Zug nach der Stadt und verbraucht“

Dabei geräth überdies der Socialpolitiker Kautsky in unlösbaren Widerspruch mit dem Nationalökonomen Kautsky. Als Socialpolitiker bemüht er sich zu beweisen, daß die Socialdemokratie sich des Bauers nicht anzunehmen habe, denn der Bauer sei kein Proletarier, sondern ein verruchter monopolistischer Unternehmer; als Nationalökonom bemüht er sich zu beweisen, daß der Bauer rettungslos der Proletarisierung verfallen sei, und dieß dabei in verdienstlicher Weise die Thatsache auf, daß die Existenz der meisten Bauern im Deutschen Reiche mit der eines industriellen Unternehmers sehr wenig, dagegen mit der Existenz eines Proletariers sehr viel gemein hat. Folglich gilt wenigstens für die vom Junkerthum verschont gebliebenen Gebiete denn doch die von Kautsky bekämpfte Devise derer um Vollmar und David: „Der Proletarier auf dem Land, das ist der Bauer!“ Mehr als das: Kautsky selbst weist eindringlich darauf hin, daß auch in den vom Junkerthum verseuchten Gebieten der erwachsene Landarbeiter, sofern er nicht auswandert, am jeden Preis nach einem Stückchen Grundbesitz strebt, weil eben auf dem Lande die Begründung eines eigenen Hausstandes ohne Grundbesitz unmöglich ist. Folglich ist auch der völlig landlose Landproletarier nur ein Larvenstadium des Kleinbauers — bestenfalls, oder vielmehr schlimmstenfalls ein permanent gewordenes Larvenstadium, ein Bauern-Aprokoll. Will somit die Socialdemokratie für die Interessen der arbeitenden Bevölkerung in Stadt und Land eintreten, so muß sie sich auf dem Lande des Bauers annehmen, ob er verkümmert oder ausgewachsen ist; und sie muß dem verkümmerten Bauer in seinen Kräften zu freier Entfaltung zu verhelfen suchen. Hier kämpft also Kautsky gegen Kautsky. Man fühlt sich an jene boshafte Grabschrift auf John Litburne erinnert:

„Ist Litburne todt, fuhr John zum letzten Halen?
Mag John, mag Litburne denn in Frieden schlafen!
Doch legt mir John und Litburne nicht zusammen,
Sonst kodern tückerlos des Streites Flammen.“

Warum aber verstrickt sich Kautsky in all diese Nöthe? Offenbar weil er meint, die Unhaltbarkeit und Verwerflichkeit des Kleinbetriebes auch in der Landwirthschaft müsse bewiesen werden, sonst sei der Socialismus verloren. Das ist nun zunächst keine Erwägung, die das Resultat einer wissenschaftlichen Untersuchung beeinflussen dürfte. Der Socialismus könnte ja auch wirklich verloren sein; dann wäre es eben Kautskys Pflicht, dies offen herauszusagen, damit sich die Genossen nicht länger in einer Sackgasse abmühen. Dann aber: muß es denn wirklich bewiesen werden, daß auf einen Veranlasser dieselbe Schablone anwendbar ist wie auf eine Tuchfabrik? Ist der Socialismus wirklich verloren, wenn es sich als unhaltbar erweist, die bämerliche Parcellenwirthschaft durch centralistische Großbetriebe zu verdrängen?*)

Es scheint allerdings so, wenn man mit Kautsky von der Voraussetzung ausgeht, daß das Ziel des Socialismus die Gemeinwirthschaft sei. Aber damit verwechselt er meines Dafürhaltens das Ziel des Socialismus mit einem der Mittel zu diesem Ziele.

Das Ziel des Socialismus ist die Abschaffung des socialen Drohnenthums. Streng ökonomisch gesprochen: das Ziel des Socialismus ist es, die arbeitslosen Einkommen vollständig aufzuheben, so daß der arbeitenden Bevölkerung der gesammte Ertrag ihrer Arbeit zufällt, sei es indirect in Form collectiver Aufwendungen zu gemeinnützigen Zwecken, sei es direct als persönliches Einkommen des einzelnen. Daß als Mittel zu diesem Zweck das Gemeineigenthum an den Productionsmitteln nothwendig ist, darüber sind in ziemlich alle Socialisten einig; inwiefern aber auch die Gemeinwirthschaft, das kann nicht a priori entschieden werden. Diese Frage bedarf vielmehr für jeden einzelnen Productionszweig einer besonderen Untersuchung, und Erahrungen und Beobachtungen betriebstechnischer Natur sind es, die hier den Ausschlag geben.

Kein Vernünftiger wird daran bezweifeln wollen, daß in der socialistischen Gesellschaft mit jener Schönthau'schen Hunnerseite Ernst gemacht werden müsse, wo das Dichten von einer wohldisciplinirten Schar von Theilarbeitern fabrikmäßig betrieben wird: der eine „dichtet“ unter Schnauben und Herumwälzen 20 Verse per Minute, der zweite teilt den Strophenbau als lebendiges Reimlexikon in Arbeit, während ein dritter dem vor Ekstase liebenden „Dichter“ von Zeit zu Zeit eine Eiscompresse um die Stirn legt. Ebenjowenig wird jemand behaupten wollen, ein Hysterieengemälde werde im Zukunftsstaat das collective Product von 30 Manuskriptverbrechen sein, von denen jedes nur einen einzigen Farbenton pinselt. Dichten, Componiren, Zeichnen, Malen sind eben ihrer Natur nach individuelle Leistungen, in mechanisch sich auch die Reproduction und Vervielfältigung des einmal Geschaffenen gestalten mag. Ebenso also die socialistische Gesellschaft Bedarf nach Dichtungen und Gemälden hat, so wird sie den Maler ein eigenes Atelier, dem Dichter ein eigenes Arbeitszimmer einräumen. Was aber von der „reinen“ Kunst gilt, das gilt, wie Kautsky auf Seite 441 selbst zugibt, großentheils auch vom Kunstgewerbe. Ja, es scheint sogar — auch das gibt Kautsky selbst zu — eventuell auch für gewisse Zweige der Landwirtschaft gelten zu sollen. Wenigstens schreibt er auf Seite 443, wo von der Landwirtschaft im socialistischen Staat die Rede ist: „Sollte es aber dann noch Zweige der Landwirthschaft oder Gegenden geben, in denen der Kleinbetrieb vortheilhafter, als der Großbetrieb, so liegt nicht der mindeste Grund vor, sie einer Schablone zuliebe dem Großbetrieb zuzuführen. Es werden weder Betriebszweige, noch Gegenden sein, die für die nationale Production von großer Bedeutung —“

Wenn es aber doch Betriebszweige und Gegenden von großer Bedeutung wären? Es scheinen mir manchertei Momente dafür zu sprechen, die Kautsky theils vernachlässigt, theils unterschätzt.*) Zunächst schafft gerade die Concentration der Bevölkerung in den Industriestädten, die nach Kautsky so verderblich auf die Landwirte einwirkt, einen ganz neuartigen Markt für zahlreiche Sorten Obst und Gemüse, die möglichst frisch zu genießen dem in ein naturfremdes Milieu eingepferchten Städter zum immer dringenderen Bedürfniß wird. Sogar die Blumenzucht wächst sich aus analogen Gründen gerade für die größten städtischen Centren, zum Beispiel London, zu einem nicht ganz unwichtigen Factor aus. Alle die hier in Betracht kommenden Pflanzen (Blumen, Früh- und Feingemüse aller Art, Tomaten, Weintrauben, Erdbeeren u. s. w.) sind aber Objecte intensiver Cultur; und die intensivsten Anbauweisen werden überhaupt erst rentabel durch die Nähe des großstädtischen Marktes. Nachben die Städte und verfürzen gleichzeitig die Fortschritte des Transportweges die Distanzen, so muß auch die intensive Landwirtschaft einen mächtigen Aufschwung nehmen. Anderseits ist die Transportfähigkeit der erwähnten Producte eben doch eine begrenzte, so daß die überseeische Concurrenz hier nicht sonderlich zu fürchten ist. Beispielsweise vermögen in englischen Treibhäusern gezogene Tomaten auf dem Londoner Markte mit solchen zu concurrieren, die in Südfrankreich im Freien wachsen, also ein ungleich geringeres Betriebscapital erfordern. Denn um den Transport nach London zu vertragen, müssen die südfranzösischen Tomaten unreif gepflückt werden, was ihren Geschmack beeinträchtigt.**)

Nun aber ist die Frage der Ausdehnungsfähigkeit der intensiven Landwirtschaft aufs engste verknüpft mit der Frage der Lebensfähigkeit der Kleinbetriebe. Je intensiver nämlich die Betriebsweise, je größer der Wert, der in jedem einzelnen Fleck Erde und in jeder einzelnen Pflanze steckt, desto mehr muß die Arbeit eine individualisierende sein. Man kann die Pflanzen nicht gleich so vielen industriellen Halbfabrikaten, zu tausenden vor Krempladen in eine absolut gleichmäßige, geometrisch regelmäßige Form bringen, die eine Mechanisierung der Arbeit ermöglicht; sie sind lebendige Wesen und wachsen ein jegliches nach eigener Laune. Wie vielfach mithin auch die Maschine den Arbeitsprocess abkürzen und vereinfachen mag, an den entscheidenden Punkten muß eben doch die menschliche Hand unmittelbar eingreifen: denn nur sie vermag sich, von Auge und Hirn unmittelbar geleitet, diesen tausend Launen des lebendigen Wachsthums von Strunde zu Strunde anzuschmiegen. Und wie die Nutzpflanzen, so hat auch das Unkraut seine Launen. Es gibt allerdings Jätemaschinen, aber man kann mit ihnen nur den Boden zwischen je zwei Furchen reinfegen, und halbenwegs zwischen je zwei Nutzpflanzen einer Furche kann man mit der Hacke durchfahren: die schlimmsten Unkräuter aber sind just diejenigen, die sich in unmittelbarer Nähe der Nutzpflanze einnisten, wohl gar heimtückischerweise die Wurzeln der Edelpflanze mit ihren eigenen Sangfasern umflechten. Ein Auf zwiel beim Ausjäten des Unjauds und die Nutzpflanze ist beschädigt, wenn nicht ganz des Teufels. Der zierlichste Miniaturspaten ist da noch zu plump: nur die Finger taugen dazu. Und zwar — beim Jäten wie bei vielen anderen Arbeiten — nur die Finger eines Menschen, der mit möglichster Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit das Gedeihen jeder einzelnen Nutzpflanze zu fördern sucht. Diese Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit wird aber am besten verbürgt durch das Eigeninteresse des Arbeiters an seiner Parcelle. Eine noch so pedantische Strafe kann hier nicht ausreichen. Der Aufseher in einer Fabrik kann, je nach dem Industriezweig, während oder nach der Arbeit die von bestimmten Arbeitern gemachten Fehler sehen und rügen, ebenwohl den Lohn des einzelnen nach seiner Leistung bemessen; der Aufseher auf einem Landgut aber müßte die Erde durch und durch sehen, wie der Schatzgraber im Märchen, um auch nur halbwegs zuverlässig zu beurtheilen, wieviel oder wie wenig Lustigen Reich thum ein bestimmter Arbeiter jedem in den Boden verbrockt hat. Vollends bei der intensivsten aller Culturen, bei der Freilandgartnerei, in die Bodenbücher, deren Gedeihen zum Unterhalt einer Familie hinreicht, auf wenige Dutzend Quadratmeter reduciert; der Fleiß und Eifer kleinen Fläche kann aber der Hauptsache nach ganz gut von einem Arbeiter versehen werden. Sodurch gelegentlich,

*) Zur Beleuchtung der Kautsky'schen Methode sei hier nur auf eine weise Erörterungen bei Gelegenheit der Besprechung der Agrarfrage in Belgien verwiesen, in der Kautsky erklärt: „Ist es nicht ein Unsinn, wenn man bei der Besprechung der belgischen Verhältnisse Gegenden, wie Ostflandern, Brabant, Hennegau, Lüttich, Limburg, Luxemburg, Namur, Westflandern, Westflandern

etwa zu Erntezeit, braucht es drei bis vier Mann zur Aushilfe. Dadurch aber, dass dieser eine Arbeiter Monat um Monat die ganze Arbeit in seinem Treibhause allein thut, kennt er jede Knospe und jede reifende Frucht in diesem seinem Königreich. So vermag er jede einzelne Pflanze individuell zu behandeln und arbeitet doch mit virtuoser Raschheit, Präcision und Sicherheit. Damit sind also für den Kleinbetrieb ungemein günstige technische Bedingungen gegeben, wie dies das Beispiel der normannischen Inseln auch ausgiebig bestätigt. Allerdings sind zuweilen — z. B. in Cherbourg, wo theils Blumen Moien, Dechidren, Cyclamenbeeren u. s. w.), theils Gurken, Tomaten und Weintrauben in Treibhäusern für den Londoner Markt produciert werden — hundert und mehr solcher Treibhäuser in der Hand eines Unternehmers vereinigt; aber der Betrieb ist auch dort ein stark decentralisierter. Die Gärtner sind in Gruppen von zwei bis drei Mann über die Fläche vertheilt, da und dort arbeitet auch einer allein; jeder Gruppe ist eine Anzahl Treibhäuser zugewiesen. Somit bleibt von den Vortheilen des Grossbetriebes fast nur das übrig, was auch für genossenschaftlich organisierte Parcellenbauern erreichbar ist: collective Beschaffung des Credits, der Rohstoffe u. s. w.

Mit diesen letzten Satz habe ich ein anderes Moment gestreift, das mir geeignet erscheint, Kautskys Resultate ganz einschneidend zu modificieren. Kautsky hat die Tragweite und Entwickelungsfähigkeit des bäuerlichen Genossenschaftswesens unzweifelhaft viel zu gering angeschlagen. Seine skeptische Prognose stützt sich grösstentheils darauf, dass die Bauern sich auf „unzureichende Palliative" wie Rohstoff- und Werkgenossenschaft nie beschränken, nicht aber, was in Kautskys Augen die Hauptsache wäre, ihre Aecker zusammenwerfen. Nun, was die Gemeinwirtschaft anlangt, so glaube ich im vorstehenden gezeigt zu haben, dass die Bauern recht gute Gründe haben können, ihre Aecker nicht „einer Schablone zu Liebe dem Grossbetrieb zuzuführen". Die Herstellung des Gemeineigenthums am Ackerland aber ist ein Ding für sich, und keineswegs mit Centralisierung des Ackerbaues identisch.

Gesetzt den Fall also, der Kleinbetrieb erweise sich in mehreren wichtigen Zweigen der Landwirtschaft als technisch nothwendig: was dann? Müssen wir dann wirklich auf den Socialismus verzichten und uns die capitalistische Gesellschaftsunordnung mit ihren unerträglichen Zuständen für immer gefallen lassen, mit ihrer Ausbeutung der Fleissigen durch privilegierte Faulenzer, zum geborener Genies durch privilegierte Idioten?

Mit nichten. Dann wird eben die socialistische Dorfgemeinde der Zukunft die Betriebsform von der Eigenthumsform trennen. Sie wird cooperieren in allen jenen Betriebszweigen, wo sich dies als praktisch und kraftsparend erweist: das Ackerland aber wird sie parcellieren und die Nutznießung je einer Parcelle nachweise je einer Familie überlassen, ähnlich wie sich das Doppelhäuser für die Ansässigkeiten seiner Siedlungsgenossenschaften denkt. Die Gemeinde behält sich das Recht vor, alle paar Jahrzehnte einmal die Pacht zinse neu zu regulieren, respective bei starkem Bevölkerungszuwachs eine Neuvertheilung des Ackerlandes unter alle Bürger vorzunehmen. Der Staat aber wacht darüber, dass keine Gemeinde irgendwo an Orte bedeutsamen Arbeitern das Bürgerrecht verweigern. Das alles wurde bedeuten, dass sich die Durchführung des Socialismus in einigen Details anders gestaltet, als man sich die Sache ursprünglich vorgestellt hat; keineswegs aber ein Aufgeben des Socialismus.

Es wäre schlimm, sehr schlimm, wenn Kautskys Buch den Abschluss der Discussionen über das Agrarprogramm der deutschen Socialdemokratie bilden sollte. Glücklicherweise stehen die Dinge auch gar nicht darnach. Als Ausgangspunkt für weitere Discussionen aber kann Kautskys „Agrarfrage" unbedingt hochdankbar werden. Das Kampfterrain ist abgesteckt, die Gegenseite postiert; nun kann es erst interessant werden. Aus erste freue ich mich auf das Buch, das Dr. Eduard David in Aussicht stellt.

London. Dr. Ladislaus Gumplowicz.

Oesterreichs Exportinteressen und die Weltpolitik.

Die beginnende Zeit der überwiegenden Ausfuhr von Naturproducten in für Oesterreich-Ungarn bedeutet, und jener Ausfuhrland ist, bei welchem die Ausfuhr von Industrieproducten hinter der Einfuhr von Rohstoffen, sowie von Nahrungs- und Genussmitteln zurückbleibt muss, wird, wie einst für England und später für Deutschland, jetzt zur Lebensfrage für die Volkswirtschaft dieses Reiches. Beide Mittel und Wege sind nun gegeben, um den ungünstigen Stand der Handelsbilanz zu verbessern? Von der einen Seite wird in Erwägung gezogen, durch Zoll- und Handelsverträge mit Agrarstaaten, wie Russland, Rumänien und den Balkanländern, die Einfuhr landwirtschaftlicher Producte zu begünstigen, um dadurch in einem wechselseitigen Austausch von Industrie- und Agrarproducten eine Verbesserung der Handelsbilanz zu erreichen. Von anderer Seite wird sich gegen diese Tendenz eine Strömung geltend machen, welche sich für eine Begünstigung der Ausfuhr von Industrieproducten durch Zollermäßigungen für Rohstoffe und Halbfabricate, durch Ausfuhrprämien, durch Begünstigung der Seeschiffahrt, durch Errichtung von Exportbanken, durch Ausbildung des Consularwesens, durch Errichtung von Handelsmuseen, durch Verbesserung der Verkehrsmittel, durch Ausbildung des Handelsrechtes, durch Errichtung von Handelsschulen, durch Verbesserung der Währung, durch Ausbildung des Creditwesens, durch Verbesserung der Zollabfertigung, durch Verbesserung der Handelsstatistik

um sie für ihren eigenen wirtschaftlichen Aufschwung möglichst allein zu verwenden. Die britische Nation hat freilich den größten überseeischen Besitz, aber bei einem Andauern der exclusiven Handelspolitik der anderen Großmächte könnte sie bald dazu kommen, auch ihre Besitzungen dem fremden Handel zu verschließen; umso mehr als bei der rapiden wirtschaftlichen Entwickelung Canadas, Süd-Afrikas, Australiens und Neu-Seelands, wo europäische Colonisation in vollstem Aufschwunge begriffen ist, auch diese Länder bald in die Lage kommen könnten, wie die Vereinigten Staaten von Amerika, nach tropischen Gegenden exportieren zu wollen, wofür das Beispiel liegen, mit den immensen tropischen Besitzungen Englands den günstigsten Handelsverkehr zu treten, ein mächtiger Bewerggrund für die lang erhoffte britische Imperial Federation sein müßte.

Nach alledem scheinen trostlose Aussichten für die weitere wirtschaftliche Entwickelung Oesterreichs zu bestehen. Wenn es nicht überhaupt auf jede höhere wirtschaftliche Entwickelung verzichten will, so muß es sich entweder mit den sich schnell vermindernden neutralen Märkten oder mit den wenigen Colonien begnügen, welche durch seine gegenwärtigen Mittel und das Wohlwollen befreundeter Mächte zu erlangen wären, die aber gänzlich ungenügend sein müßten für die Bedürfnisse seines weiteren wirtschaftlichen Wachsthums.

Es gibt aber noch einen dritten Weg. Nämlich wenn durch irgend welche Maßregeln dem Verschwinden der neutralen Märkte Einhalt gethan werden könnte. Dieser Weg ist erreichbar, wenn die sogenannte Politik der „offenen Thür" mit Bezug auf alle neuen Gebietserwerbungen zum internationalen Princip erhoben werden könnte. Dieser Weg würde nicht nur für Oesterreich eine Erleichterung seiner wirtschaftlichen Aufgabe, sondern auch einen Vortheil für die ganze Welt bedeuten; denn wenn alle colonisierenden Nationen ein Uebereinkommen treffen, alle zukünftigen Colonialerwerbungen dem Handel der ganzen Welt unter denselben Bedingungen wie ihrem eigenen offen zu halten, werden alle Nationen thatsächlich weit größere Gelegenheiten für ihre wirtschaftliche Entwickelung erhalten, als in dem engen Bereich einer oesterreichischen Exclusivpolitik. Die Conferenz, welche der Czar vorgeschlagen hat, bietet eine günstige Gelegenheit, ein solches internationales Uebereinkommen zustande zu bringen. Ueberdies bietet ein solches Uebereinkommen die einzige praktische Möglichkeit, den Vorschlag des Czaren zu verwirklichen: denn nur dadurch würde eine der Hauptursachen des Krieges beseitigt werden. Es ist ein Hauptcharakteristikon der heutigen Civilisation, daß die alten Ursachen des Krieges, welche den Gang der europäischen Geschichte bestimmten, verschwinden. Die Vernichtung zum Kriege, welche während der Aera des Mercantilsystems der politischen Oekonomie in dem Bestreben der Regierungen lag, fremdes Gebiet zu occupieren und fremde Bevölkerungen zu absorbieren, um sowohl ihre militärischen als ihre finanziellen Hilfsmittel zu vermehren, ist schon ein fast unmöglicher Zug der europäischen Politik geworden. Das Nationalgefühl, welches nach der Consolidation der verschiedenen Staaten den localen Patriotismus und Particularismus des Mittelalters ersetzt, hat in Europa der aggressiven Politik der territorialen Erweiterung aus ökonomischen Gründen eine Grenze gezogen: und in dem jetzigen Zeitalter der Parlamente ist ein fremdes Bevölkerungselement mit seinem particularistischen Nationalgefühl eher eine Quelle der Verwirrung und Schwäche, als des wirtschaftlichen Vortheiles und der Macht. Und nicht nur das Emporwachsen des Nationalgefühls hat die Eroberungslust in Europa gedämpft. Bei dem immer steigenden Verlangen einer sich rapid vermehrenden Bevölkerung nach einem immer höheren Lebensstandard ist es und der wachsenden Schwierigkeit, dieses Verlangen zu befriedigen, würde eine plötzliche Vermehrung seiner Bevölkerung durch einen Zuwachs an europäischem Gebiet nur einen europäischen Staat nur eine Vergrößerung seiner sozialen Bürde bedeuten. Es kann freilich nicht geleugnet werden, daß der Zug nach nationaler Vereinigung in Europa noch keineswegs zum Stillstand gebracht worden ist. Aber irredentistischen Tendenzen, welche bei der verschiedenartigen Zusammensetzung einiger europäischen Staaten leicht zur Ursache eines Krieges werden könnten, stehen doch ökonomische Rücksichten fast entgegengewirkt. Zum Beispiel, die Deutschen in den baltischen Provinzen Rußlands könnten durch eine Losreissung von Rußland und eine Vereinigung mit dem Deutschen Reiche in wirtschaftlicher Hinsicht wenig gewinnen, aber viel politischen Wenn nämlich die nun schon einmal in Gang gebrachte wirthschaftliche Entwickelung Rußlands in normaler Weise fortschreitet, werden die baltischen Provinzen aller Wahrscheinlichkeit nach bald eine vorzügliche Lage in jeder ökonomischen Beziehung haben. Aber bei einer Vereinigung mit Deutschland würden sie von einem Industriestaate, welcher einer riesenhaften Entwickelung fähig ist, abgeschnitten, und wer dadurch bedeutungslos gewordene Industrie und Schwindel müßte vor der mächtigen deutschen Concurrenz, inquinate schon.

Auch die deutsche Industrie in Böhmen und die durch eine Vereinigung mit dem Deutschen Reiche schwer leiden müßte, indem sie von dem großen Theile ihrer jetzigen Absatzmärkte abgeschnitten und auf die schon fast überwertheten und übersättigten deutschen Märkte verwiesen wäre.

Wenn aber wirtschaftliche Rücksichten jeder Annahme der Landkarte Europas entgegenwirken und die Ursachen des Krieges vermindern, so treiben dieselben umso stärker die europäischen Völker in den heissentbrannten Streit um die Ausübung der wirtschaftlichen Herrschaft über die tropischen Gegenden der Welt. Der Besitz der überseeischen Märkte wird zu einer Hauptursache internationaler Streitigkeiten werden. Nur ein solches internationales Uebereinkommen, daß alle zukünftigen Gebietserwerbungen dem Handel der ganzen Welt unter gleichen Bedingungen offen sein müßten, könnte diesen letzten Beweggrund zum Kriege beseitigen. Selbstverständlich könnten bei diesem Uebereinkommen nur zukünftige Gebietserwerbungen in Betracht kommen. Es könnte keinem Staate zugemuthet werden, daß er internationalen Experimente mit seinen schon bestehenden Besitzungen zugeben solle. Aber es würde auch vollkommen genügen, wenn das Uebereinkommen nur auf zukünftige Erwerbungen Bezug hätte. Kein Staat besäße dann mehr ein mächtiges wirtschaftliches Interesse, den anderen bei der Vertheilung eines herrenlosen Gebietes zuvorzukommen, da er sich dadurch keinen exclusiven wirtschaftlichen Vortheil sichern könnte; ebensowenig wie ein Staat für sich einen nennenswerten wirtschaftlichen Nachtheil zu fürchten hätte, wenn ein anderer Staat das betreffende Gebiet occupierte. Im Gegentheil, je früher unter solchen Umständen ein verfallendes Staatswesen oder ein brachliegendes Gebiet unter die bessere Verwaltung irgend eines Culturstaates gebracht werden könnte, umso besser für jede Nation, die auf auswärtigen Handel verwiesen ist. Zerfallende Staatswesen und brachliegende Gebiete würden im Interesse der sich immer höher entwickelnden Cultur viel rascher als jetzt unter die bessere Verwaltung der fortschreitenden Nationen gebracht werden, da der eifersüchtige Streit, welcher Staat zu dieser Verwaltung berufen sein sollte, gegenstandlos geworden wäre. Der letzte wirklich zwingende Grund zum Streit zwischen civilisierten Nationen würde wegfallen, und die kolossalen Rüstungen wären nicht mehr ein Mittel, um Gelegenheit zum wirtschaftlichen Aufschwung zu erwingen, sondern würden zum bloßen Luxus nationaler Eitelkeit herabsinken.

Diese Politik der „offenen Thür" in allen zukünftigen Gebietserwerbungen ist durchaus keine Utopie. England befolgt diese Politik in seinen zimmtlichen Besitzungen seit 50 Jahren, und mit dem glänzendsten Erfolg. Vielleicht war es nur seine wirtschaftliche Ueberlegenheit, welche ihm ursprünglich diese Politik ermöglichte; aber heutzutage ist es nicht mehr diese Ueberlegenheit, welche für die Fortführung derselben spricht. Deutschland und die Vereinigten Staaten Amerikas haben gezeigt, daß sie mit England in den meisten Colonien erfolgreich industriell concurrieren können; und heutzutage weiß man, daß England wohl einen gewaltigen wirtschaftlichen Vorsprung, aber keinen natürlichen wirtschaftlichen Vortheil voraus hat. Diejenigen Staaten, welche diese Politik der offenen Thür in ihren überseeischen Besitzungen nicht befolgen, hemmen die Entwickelung der Cultur, um vermeintliche nationale Vortheile zu erringen. Wirtschaftliche Vortheile können nicht verloren gehen durch die Politik der offenen Thür, sobald diese Politik allgemein wird.

Zur Großbritannien, Russland, Deutschland, Frankreich und die Vereinigten Staaten kann es vielleicht noch gleichgiltig sein, ob die Politik der offenen Thür befolgt wird oder nicht. Diese Reiche haben schon für eventuelle wachsende Bedürfnisse ihrer wirthschaftlichen Entwickelung gesorgt. Für Oesterreich aber und alle nicht colonisierenden oder nur kleine europäischen Staaten sind die Fragen ihrer ganzen wirthschaftlichen Zukunft, der Möglichkeit über haupt einer ganzen wirthschaftlichen Entwickelung, der Erhaltung ihrer nationalen Stellung und ihrer politischen Macht unzertrennbar verknüpft mit der Politik der offenen Thür. Für sie gilt entweder diese Lösung, die Gelegenheit zu einer ruhigen normalen wirthschaftlichen Entwickelung bieten, oder schwerer Kampf und wirthschaftliche Vernichtung stehen ihnen bevor. Für diese Staaten ist es von unschätzbarem Vortheil, daß Geschrittenen heute noch für die Politik der offenen Thür mit seinem ganzen Einfluß eintritt und daß Russland bereit ist, Deutschland und die Vereinigten Staaten zu unterstützen. Der Verein des Czaren bietet jetzt eine ganz un verhoffte Gelegenheit, um ein internationales Uebereinkommen zu treffen in diesem Sinne, wobei jeder, auch der kleinste Staat Gelegenheit zu seiner normalen wirthschaftlichen Entwickelung hat, sobald es die Zukunft dann erlangt. Wird aber die Gelegenheit versäumt, dann wird der Process, daß die Staaten immer stärker und die Schwachen immer schwächer werden, so rasch und so beschleunigt, weil die Verwendung Zwischen Staaten Zeit und Kraft in Anspruch nehmen wird, und der Schwache, ehe man zum Einkommen kommt, durch die Objecte seiner Feindschaft zugrunde gerichtet worden sein. Oesterreich hat somit eine ganz ungewöhnliche Gelegenheit, um einen wahrhaften Culturdienst zu thun, indem es die politische Bedeutung des Vorschlages des Czaren durch sein ganzes Gewicht unterstützt, um in dem Princip der offenen Thür in allen zukünftigen Gebietserwerbungen zu bestehen, eine Lösung, welche Ruhe und Fortschritt

E. Förster.

Digitized by Google

Die bisher ungedruckten Briefe Napoleons I.

Von General A. v. Boguslawski (Berlin).

(Fortsetzung; siehe Nr. 235 der „Zeit".)

An Savary, 21. October 1810.

„Der Papst" fährt fort, einen sehr schlechten Briefwechsel zu pflegen. Es ist nöthig, ganz bestimmte Befehle zu geben, um seinen Briefverkehr einzuschränken. Jeder Brief muss ihm durch den Präfecten zugestellt werden."

An Clarke, 22. October 1810.

Der General L... soll sofort in Einzelhaft gebracht werden. „Man kann kaum glauben, dass es solch ein Ungeheuer gibt!"

An den Grafen Lavalette, General-Postdirector, 28. November 1810.

Alle vom Papst abgeschickten und an ihn gelangenden Briefe sind nach Paris zu senden.

An den Grafen Praemanen, Cultusminister, 31. December 1810.

„Es ist nöthig, den Brief des Papstes an den Grandvicaire von Paris insgeheim aufzubewahren. Sie können ihn als nicht angekommen betrachten, ihn aber aufbewahren, um zu gelegener Zeit davon Gebrauch zu machen. Berichten Sie mir über den Grandvicaire, welcher, wie man mich versichert, schlecht ist. — Schreiben Sie an den Präfecten von Montetonte, um ihn zu benachrichtigen, was hier vorgeht, und ihn darüber aufzuklären, wie treulos der Papst handelt, welcher unter der Maske der Scheinheiligkeit (saints-nitouche) nur Zwietracht und Unruhen stiet." Folgen weitere Verhaltungsmaßregeln der Ueberwachung des Papstes. Auch soll man ihm vorstellen, dass er durch solches Verhalten der Sache der Kirche und der Religion schade.

An den Prinzen von Borghese, Gouverneur der Departements jenseits der Alpen, 1. Jänner 1811.

„Da der Papst fortfährt, sich in Savona schlecht zu führen, sollen ihm keine Wagen und Pferde mehr gestellt werden, und soll sein Haushalt nicht mehr als 12.000 bis 15.000 Franc jährlich kosten."**)

An Elisa Napoleon, 1. Jänner 1811.

„Ich bin sehr unzufrieden, dass Sie dem Capitel von Florenz und anderen Priestern den Empfang von Briefen des Papstes erlauben Priester, die solche Briefe empfangen, sind zu verhaften und auf die Festung zu schicken. Ergreifen Sie solche Maßregeln, damit das Feuer des Aufruhres, das der Papst schürt, nicht nach Toscana hinüberschlägt."

An Clarke, 1. Jänner 1811.

„Es ist nöthig, die Angelegenheit Lecis sobald zu verfolgen und sich zu vergewissern, welchen Antheil der General Tuhesme daran genommen hat. Er hat, wie mir versichert wird, mehrere Millionen aus Barcelona gezogen."

An den Prinzen Eugen, 2. Jänner 1811.

„Das Capitel von Florenz hat einen Brief des Papstes erhalten, welcher ihm verbot, den Bischof von Nantes als Erzbischof von Florenz anzuerkennen. Ich habe daher die Verhaftung mehrerer Individuen angeordnet, damit dieser Scandal aufhört."

An Savary, 2. Jänner 1811.

In derselben Angelegenheit werden Verhaftungen verfügt.

Drei Briefe an den Prinzen Borghese vom 2. und 6. Jänner 1811 verfügen, dem Papst jedes Mittel der Correspondenz zu nehmen, da er überall Aufruhr und Unordnung predigt. Dem Papst sollen nur 15.000 Francs jährlich bewilligt, alle verdächtigen Dienstdiener entfernt werden. Der Bischof von Savona soll nach Paris gefordert, seine Papiere versiegelt werden. Die des Papstes sollen sammtlich nach Paris geschickt werden. „Da ich meine Unterthanen vor der Wuth und Tollheit dieses unverschämten und gallsüchtigen (catabilaires) Greises schützen will, so befehle ich hiermit, ihn mitzutheilen, dass ihm jede Verbindung mit einer Kirche oder mit einem meiner Unterthanen untersagt ist, bei Strafe des Ungehorsams für ihn und sie. Wenn der Papst verstirbt, sich zu Ausscheidungen unterstehen zu lassen, so wurde er auf der Citadelle von Savona eingeschlossen werden. — Sie werden ihm weder Papier, noch Tinte lassen. — Wenn wieder den Papst vermuthig machen kann, so wird er leben, dass ich nächtig genug bin, um das zu thun, was meine Vorgänger gethan haben: einen Papst absetzen."

An den Prinzen Borghese, 15. Jänner 1811.

Der Kaiser sieht mit Verwunderung, dass seine Befehle unausgeführt sind, damit der Papst nicht sein Gold mache verschleudern kann.

„Die Summe von 15.000 Francs jährlich ist vielleicht etwas wenig Damit er nicht Noth leidet, können Sie bis 100.000 oder 150.000 Francs gehen."

An den Grafen Praemanen, 20. Jänner 1811.

Der Protest von Savona soll den Papst darauf hinweisen, dass er die Schuld an all den Uebeln trägt, das in seinen Diöcesen wüthet, und dass solche dunkle Schicksale eines Prälaten unwürdig sind, dass es traurig ist die Ehrerbietung zu einem Mann zu hören, der nicht Muth, Rath oder den Seinigen Schutz gewährt.

An Savary, 20. Jänner 1811.

Der Brief schreibt vor, welche der namentlich angeführten Theologen gegen den Papst haltung haben. Aufreizende werden nach strenger Untersuchung [illegible] Gefängnissen eingeschlossen.

An Champagny, 10. Februar 1811.

Der Kaiser findet es sehr angebracht, dass der Graf Fürstenstein (am Hofe Jérômes) dem diplomatischen Corps und den Reichsgenossen vorgeht. Das soll geändert werden. „Dagegen ist nichts darüber zu sagen, dass die Damen sich erheben müssen, wenn der König tanzt. Im allgemeinen soll ein König nicht tanzen, es sei denn in ganz kleiner Gesellschaft; indes finde ich diesen Gebrauch (das Erheben der Damen) nicht unschicklich."

An Savary, 18. Februar 1811.

Der Kaiser will den 1500 abgelegten Pfarrern in Rom Gnade angedeihen lassen aus Anlass der Geburt des Königs von Rom, wenn sie solche erhitten und sodann den früher verweigerten Eid auf den Code de Napoléon leisten.

An den Grafen Montalivet, Schatzminister, 21. Februar 1811.

„Es ist nothwendig, dem Präfecten von Genf mitzutheilen, Frau v. Staël nicht zu sehen und diese Hexerin in Schranken zu halten, äußerdem sich zu befleißigen, Genf gänzlich französisch zu machen."

An Champagny, 3. März 1811.

„Ich sende Ihnen Ihren Briefentwurf an den Herzog von Vincenza (Caulaincourt) zurück. Es scheint mir, Sie hätten noch einige Sätze hinzufügen können, welche wahrnehmen liessen, dass ich wegen des Ukases und des Tarifs nicht den Krieg erklären (an Russland), aber dass ich mich gegen die üble Gesinnung wappnen werde, welche diese Maßregel dictiert hat. Ich werde nur Krieg führen, falls Russland zu England zurückkehren will." Folgt die Mittheilung, dass er nach dem Erscheinen des Ukases die Ausfuhrung dieses Jahres ausgesetzt hat, und dass er die Gegenstände von Danzig und Stettin verkaufen lässt. Doch soll man sich in Petersburg darüber nicht benruhigen, da sich alles das nur gegen die Engländer richtet.*)

An Champagny, 11. April 1811.

Der Minister soll einen Brief Napoleons an den Kaiser von Russland über Berlin abschicken, dabei den französischen Gesandten in Berlin Mr. de Saint Marsan benachrichtigen, dass in Russland Truppenbewegungen stattfinden, dass aber Russlands Erklärungen genügend seien, und dass der Kaiser (Napoleon) keine ernste Beschwerde gegen Russland habe. „Dass dies aber ein Wagestand ist, ja dürfte, was Preußen zu sagen hat, und diese Macht zur Aussöhnung zu nöthigen; wir wollen verneehen, dass Preußen glaube, wir verwandten seine Anerbietungen, wollen auch wissen, welcher Natur sie sind."

Dieser Brief zeigt die diplomatische Kunst Napoleons in vollem Licht. Saint-Marsan stand sich mit der preußischen Regierung gut und betrachtete die Verhältnisse in seinem Sinne viel zu optimistisch. Er glaubte, dass das preußische Volk in sein Schicksal ergeben sei, worin er sich sehr täuschte.

An Savary, 14. April 1811.

Eine große Anzahl Peticier in den Westdepartements habe bei La Rochelle sollen verhaftet und nach Vincennes geschickt werden. Aber das sei keine Aleinigkeit, weil man weder den Präfecten, noch den Friedensrichtern, noch der Local-Gendarmerie trauen könne.

An Champagny, 15. April 1811.

„Schreiben Sie an Caulaincourt, dass er über die russischen Truppenbewegungen nicht gut unterrichtet ist, und dass alle aus der Moldau und aus Finland zurückgerufenen Truppen nach der polnischen Grenze in Bewegung sind ..." „Also mich betrifft, beklage ich mich nicht über Russland, und ich will nichts von ihm." aber es ist nothwendig, zu wissen, was Russland will. Ich wünsche darüber eine Erklarung und zu wissen, durch welche Mittel man das Verlangen zurückziehen kann."

An den Prinzen Lebrun, 17. April 1811.

„Ich habe mißbilligend Ihre Verfügungen angesehen. Je weniger Die Provisionalzonen schreeden und Lärm machen, umso besser wird es sein. Wozu Trockenschwarzer? Es ist viel einfacher, dass der Commandant der Stadtigen verhaften und sie eine Militärcommission stellen lässt. Das macht sich ohne Schreiberei."***

An Savary, 21. April 1811.

„Man hatte die 500 Matrosen, welche die Zusammensetzung (in Aurich Norddeutschland) ausmachten, verhaften sollen. Wer ist der commandierende General? Wer ist der Befehlshaber der Gendarmerie? Warum haben sie nicht Maßregeln getroffen, um diese Canaille zu unterdrücken? Brechen Sie, dass drei der Rauberer sofort öffentlich hingerichtet werden."

An Savary, 3. Mai 1811.

Die 700 Soldaten sollen nach Frankreich gebracht, mehrere füsilliert, ihre Waffen, Pferde, Kanonen, Wagen, Schanzzeug verkauft, ihre Häuser verbrannt und die Eigenthümer bestraft werden.

Eine große Zahl der nun folgenden Briefe beschäftigt sich mit den Aufstandsunruhen, die in Holland und Norddeutschland stattfanden, überall sieht man den unerträglichen Druck seines Systems,

aber überall räth er zu unnachsichtiger Strenge. Die „Canaille" soll durch den Schrecken im Zaum gehalten werden.

An Savary, 21. Mai 1811.

Der Papst soll mit niemandem sprechen und keinerlei Verbindungen pflegen.

An den Grafen Mollien, Schatzminister, 13. Juni 1811.

Führt eine große Anzahl Summen auf, welche Hamburg, Lübeck, Bremen an französische Officiere und Beamte gezahlt worden sind. Ein ander an den Marschall Brune 400.000 Francs. Diese Summen sollen zurückerstattet werden, da der Hamburger Schatz nunmehr französisch geworden ist. Die nöthigen Eröffnungen sind diesen Personen — unter denen sich auch Talleyrand befindet — zu machen.*)

An den Prinzen Lebrun, 22. Juni 1811.

„Ich sehe mit Interesse die Ergebnisse der Militärcommissionen, nach welchen drei Mann verurtheilt und hingerichtet worden sind. Es gibt kein anderes Mittel, die Canaille im Zaum zu halten (imposer à la canaille).

An den Marschall Davoust, Oberbefehlshaber der Armee in Deutschland, 7. Juli 1811.

Obgleich Schweden nicht im Continentalsystem ist, sind alle Colonialwaren aus diesem Lande und Preußen, als von England herrührend, mit Beschlag zu belegen.

An den Prinzen Lebrun, 18. Juli 1811.

„Die „Politischen und literarischen Annalen" haben einen Artikel gebracht des Inhalts, daß der Papst das Recht habe, die Souveräne in den Bann zu thun und über ihre Macht zu verfügen. Das Blatt ist zu unterdrücken, die Redacteure zu verhaften."

An den General Clarke, 20. Juli 1811

Handelt von einer Meuterei im 60. Regiment. Die Führer werden begnadigt. Der Oberst in Untersuchung genommen.**)

An Savary, 26. Juli 1811.

Entheilt den Befehl, die Königin von Etrurien aufzuheben und sofort nach Rom zu schaffen, wo sie in einem Kloster unterzubringen ist. Ihr Sohn ist nach Marseille zu schicken.***)

An Savary, 27. Juli 1811.

Der Trappisten-Orden ist zu unterdrücken.

An Clarke, 4. November 1811.

„In der Citadelle der Insel Re befinden sich Refractäre Conscribierte.†) Man sagt mir, daß sie aus Mangel an Raum sterben. Man soll die Leute nicht derart verpesten, daß ihre Gesundheit leidet. Ich habe viele schöne Recruten auf diesen Inseln, und man muß sie mir erhalten."††)

An Savary, 22. August 1811.

Fouché erhält die Erlaubniß, den Herbst über auf seinem Landgute zu wohnen.†††)

An Savary, 12. September 1811.

„Wenn der Louis Gallel, welcher im englischen Solde steht, nicht nach Frankreich zurückkommt, oder sich nicht nach einem neutralen Lande begibt, sind seine Frau und Kinder bei Wasser und Brot gefangen zu setzen."

An Savary, 30. September 1811.

Dieser Brief enthält ernste Vorwürfe und zugleich goldene, für alle Zeit passende Regeln für das Verhalten von Polizeibeamten.

Savary soll nicht den Diplomaten spielen und vor allem nicht zu viel mit den verschiedenen Parteien verkehren. Er und seine Beamte sollen sich nicht in Dinge mengen, die sie nichts angehen. Die Befehle des Kaisers sollen genau angesichtet werden. „Geschwätzigkeit und Vermuthungsluft sind die einem guten Polizeibeamten gerade entgegengesetzten Eigenschaften." — Vor allem soll dem Schmutzgel mit Colonialwaaren entgegengetreten werden. „Die Partier Polizei ist schlecht. Die Freudenmädchen überschwemmen die Straßen, und neue Bordelle sind eröffnet. Unterdrucken Sie die Frechheit dieser Elenden."

An den Grafen Rigot de Préameneu, Cultusminister, 6. October 1811.

„Ich sende Ihnen Ihre Briefe zurück. Sie haben recht gethan, alle Bischöfe, selbst die, welche keine Bullen haben, nach ihren Sitzen zurück zu senden. Schicken Sie mir die Briefe für die verschiedenen erledigten Sitze zur Unterzeichnung, damit wir sehen, ob der Papst meinen Bischöfen die Bestätigung geben will oder nicht. Machen Sie der Abordnung der Bischöfe bekannt, daß ich keinen Brief beantworten werde, daß ich keine Entscheidung treffen werde, bis meine Bischöfe ihre Bullen haben." *)

An Gaudin, Finanzminister, 23. October 1811.

„Lassen Sie alle Güter in Rom beschlagnahmen, welche dem Exkönig von Neapel angehören. Diese Güter gehören mir."

An den Marschall Davoust, 26. October 1811.

„Es ist richtig, daß der Prinz August nach Basel und von dort nach Erfurt gegangen ist. Die Wahrheit ist, daß der Prinz sich toll in Frau Recamier verliebt hat; er hat ihr sogar ein Heiratsversprechen gegeben. Sie ist nicht so verschroben, taktlos und spottet darüber, ist auch nicht zu dem Streldbeirh nach Basel gekommen. Sie kennen also, das dabei keine Politik im Spiel ist. Dieser junge Mann ist directionslos, was die Familie von Preußen, wie man sagt, in Verzweiflung setzt." *)

An Préameneu, 26. October 1811.

Der Papst wird nicht eher die Ordnung (arrangement) seiner Angelegenheiten erlangen, bis er die vom Kaiser eingesetzten Bischöfe bestätigt hat.

An den Grafen Mollien, Schatzminister, 1. November 1811.

An die Kaiserin Josephine soll nichts gezahlt werden, wenn ihr Intendant nicht nachweist, daß ihr Haushalt schuldenfrei ist. Der Minister soll womöglich der Kaiserin Josephine zu verstehen geben, daß sie sich sparsamer einrichten möge. „Die Kaiserin Marie Louise hat nur 100.000 Thaler. Sie braucht alle acht Tage. Sie legt sich Contributionen in der Toilette und sonst noch auf, um niemals Schulden zu haben."

An Clarke, 16. November 1811.

Jedes Regiment soll vom Kaiser eine Tafel erhalten, auf der die Namen der mitgemachten Schlachten verzeichnet stehen.

An Clarke, 20. November 1811.

Drei Lieutenants des 128. Regiments, welche zum Feinde übergehen wollten, sollen sofort gerichtet und erschossen werden.

An den Grafen Montalivet, Minister des Innern, 9. December 1811.

Soll einem Präfecten das Missfallen des Kaisers bezeugen, weil er einem General nicht die nöthige Achtung bewiesen hat. „Das heißt die Eintracht zwischen dem Civil und Militär stören, welches nirgends und vor allem in Frankreich nicht, den Ruf erworben hat, verachtet und schlecht behandelt zu werden."

An Jérome Napoleon, 10. December 1811.

„Ich sehe aus Ihrem Briefe nur, daß die Einwohner ihre Häuser verlassen, um den schweren Steuern zu entgehen, und daß Sie der Truppen nicht sicher sind . . . Wenige, aber gut ausgewählte Truppen und eine sparsame Verwaltung!"

An Savary, 17. December 1811.

„Die Journale sollen mit lächerliche Kleinigkeiten über die Großherzogin Elise von Toscana bringen. Je weniger man von ihr spricht, desto besser! Wenn man von einer Sache spricht, muß es auch die Mode lohnen . . . Man lasse die Zeitungen drucken, was der Kaiser auf der Jagd war ꝛc. . . . Es hat viel Interesse für die Welt zu wissen, was die Souveräne machen, aber es hat gar kein Interesse, zu erfahren, was die Großherzogin macht."*)

An Lavalette, General-Postdirector, 25. December 1811.

Alle Briefe der Familie an den Grafen von St. Leu***) und von diesem an die Familie (Bonaparte) sollen angehalten werden.

An Maret, Minister des Auswärtigen, 1. Februar 1812.

Westphalen soll die dort stehenden französischen Truppen ernähren, wie es Bayern ein Jahr gethan hat, und wie es überall geschieht. „Wenn der König von Thrum herabsteigen will, mag er es thun; ich bin nicht in Vertragenheit, Staaten zu regieren."

An den Cultusminister für die in Savona beim Papst behufs Unterhandlung weilende Abordnung von Bischofen, 9. Februar 1812.

Der Brief enthält eine lange Darlegung des Zuhaltes, daß dem Papst die Schuld an dem ganzen Conflict zuzuschreiben ist. „Wenn der Papst nicht die Bedingungen des Kaisers annimmt, so haben die Bischöfe und Cardinäle Savona zu verlassen. Der Kaiser berechtet das Concordat als aufgelöst und wird keine Einmischung des Papstes dulden. Er wird den Schaden davon haben, die Kirche wird sich selbst regieren, und der Papst wird mit der „Schmach seiner Unwissenheit" behaftet bleiben.

An den Prinzen Eugen, 13. Februar 1812.

Die elf alten Admiren, welche in Mantua verhaftet sind, sollen in eine kleine Stadt unter Aufsicht gebracht werden. „Das sind unglückliche Narren!"

An Jérome Napoleon, Prinz v. Juli 1812.

Aus dem russischen Feldzuge!

Der König empfängt die schwarzen Augen, weil er keine Nachrichten über den Verbleib des Corps Augarten Eugen gegeben hat. „Sag' mir womöglich, derart wenig zu schreiben. Sie machen mir Kinderein!") Und ich lebe, daß alles bei Ihnen friedlich ist."

An Jérome Bonaparte, 8. Juli 1812

Oberwalter Ringen. „Sie wissen nichts, und nichts allein, daß Sie niemanden um Rath fragen, lassen Sie sich durch kleine Beweggründe leiten."

Digitized by Google

Ein Wiener Bücher-Autodafé.

Oeffentliche Bücherverbrennungen, welche die Vernichtung des betreffenden Autors selber symbolisch bedeuten sollten, kommen schon bald nach der Erfindung der Buchdruckerkunst vor. Zu den bekanntesten Bücherverbrennungen in Deutschland gehören die zu Wittenberg im Jahre 1520 und die auf der Wartburg im Jahre 1817.

Auch Friedrich der Große hat einmal in Berlin ein öffentliches Bücher-Autodafé veranstaltet, und das geschah so: Als der Franzose P. L. Morgan de Maupertuis*) aus St. Malo im Jahre 1745 von Friedrich zum Präsidenten der königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin ernannt worden war und seine „Lettres philosophiques“ hatte drucken lassen, schrieb Voltaire, der seit 1750 als Friedrichs Gastfreund in Berlin und Potsdam weilte, gegen seinen ehemaligen Freund Maupertuis unter dem Pseudonym eines Doctor Akakia (Sans-Malice) eine sehr boshafte, empfindliche und beleidigende Schmähschrift: „Histoire du docteur Akakia, médecin du Pape, et du natif de St. Malo“. Der König konnte nicht dulden, daß Voltaire den Präsidenten seiner Akademie öffentlich so verhöhnte und beschimpfte; Voltaire aber ließ sein Buch ruhig drucken, unterdrückte jedoch schließlich auf wiederholtes Verlangen des Königs diese erste Ausgabe. Unmittelbar darauf tauchte eine zweite Ausgabe in Dresden auf und fand besonders in Paris große Verbreitung; da ließ der König am Nachmittage des 24. December 1752 auf den vornehmsten Plätzen von Berlin alle Exemplare dieses Voltaire'schen Buches, derer man hatte habhaft werden können, durch die Hände des Scharfrichters öffentlich verbrennen; es war das einzigemal, daß sich ein solches Schauspiel unter der langen Regierung Friedrichs abspielte. Die genannte Streitschrift ist jedoch schon im folgenden Jahre wiederum gedruckt worden, denn die königliche Bibliothek zu Berlin besitzt ein Exemplar der „Histoire du docteur Akakia et du natif de St. Malo“ aus dem Jahre 1753, sine loco (Berlin?).

Da ist also der eigentliche Hauptzweck, das Buch zu unterdrücken und zu vernichten, niemals erreicht worden; anders verhält es sich bei einer wenig bekannten öffentlichen gerichtlichen Verbrennung eines Buches in Wien vom 2. Mai des Jahres 1868; sie betrifft das Buch „Memoiren bello Ungaro-Turcici autore Joanne Henrico Antller Argentoratensi; Massiliae 1865.“

Zu diesem Wiener Bücher-Autodafé liegt mir die nächst interessante Schilderung eines Augenzeugen vor, des als Bergwerksbeamter zu Steyr in Oberösterreich thätig gewesenen Dr. ut. juris. und comes palatinus d. h. kaiserlichen Rathes Herrn Mathias Abele von und zu Lilienberg; er weiß darüber Folgendes zu berichten:

„Den 2. Mai vergangenen tiefsilen Jahres, allwohin ich aber-mal zu Fortsetz- und endlicher Vollendung meiner hinterstellig gelassener Amtsgeschäfte nach Wien zeitlich angelangt bin und also selbst Zuscher vem können, wurde ein Büchl aus dem Hohen Macht an dem Pranger öffentlich verbrennet, worbero aber nachfolgende Bereitschaften und Ordnung hierzu gehalten.

Das rothe Tuch als ein Kennzeichen der Hinrichtung einer Malefizperson**) wurde auf der Kanzerischen Schrannen***) ausgebreitet.

Aus dem Amthaus gienge man aus, der Schärg†; mit einem Spieß; nach diesem ritte der Unterrichter, dem folgte der Hutjud oder Kerkermeister, trage das Büchl in der Hand und in der Höhe, hernach kam der Scharrichter, Schörgen, Hundsschlägerf†† und dergleichen Gesindel; sie giengen durch diejenigen Gassen, durch welche man jemien eine zum Tode verurteilte Malefizpersen zu führen pfleget.

Als sie nun zu der Schrannenlitege angelangt, stiege der Unterrichter von dem Pferd ab, gienge ordentlich auf die Schranne, allwo das Löbliche Kamerliche gemainelte Gesindel sich um diesen Schwerd sahe. Das Verbrechen wurde von dem Kanzerischen Herrn Schrannenschreiber öffentlich abgelesen, das Urteil geschlagen, der Stab gebrochen, und das Büchl, weilen man dessen Rucher nicht haben konnte, dem Scharrichter zum Verbrennen übergeben.

Darauf gienge man in der vorigen Ordnung mit dem Büchlein von der Schranne herunter aber den Hohen Markt dem Pranger zu, auf diesen wurde an vier Theilen der Titel des Büchels, auf einem Bogen Papier, groß geschrieben, angeschlagen, von dem Scharrichter aber vor dem Pranger eine hohe Bühne angerichtet, auf welche der Henker gestiegen, das Feuer angezündet und das Buch hineingeworfen, bis es ganz verbrannt. Der Titel des Buches aber ist in vielen Exemplarien unter das Volk ausgeworfen worden, so überall voll war, weilen dergleichen Abhandlungen selten zu sehen sind, wie Gelehrte sagen, aber Mannsgedenken, wie selbst es im Frankreich nichts neues ist, gar niemals gehört worden.

Doch muß gemeiniglich den solchen ernstlichen und peinlichen Händeln etwas Lächerliches vorübergehen! Im Aus- und Fertgang aus dem Amthaus giengen ein paar Geistliche, begegneten dem zulaufenden Volk und fragten, was das bedeute; die Antwort war, man führe aus eine arme Malefizperson, die soll auf dem Scheiterhaufen verbrennt werden! Sie sahen aber von ferne weder die Malefizperson noch weniger die Geistlichen und hören Niemand vorbeten.

Damit sie nun auf die eigentliche Ursache kommen möchten, drungen sie aus Vorwitzigkeit durch das Volk hindurch und fragten den Kerkermeister, wer, und wo die Malefizperson seye; da wiese er mit Fingern auf das in Handen tragende Büchl, worauf sie schmurrig davongiengen.

Diese wohlverdiente Büchlsverrüg- und Verbrennung war eine seltsame, weilen man verstandenermaßen dergleichen selten zu Wien gesehen, doch ganz billige und rechtmäßige Execution und eine wahre Vorbedeutung, wenn man dessen schelmischen Verfasser, Unwetter und Beschreiber in originali ertappen konnte, wie man mit demselben hausen würde.

Es ist nicht wenig schmerzlich, je gütt- und sanftmütig- und barmherziger sich das Hochlöbliche Erzhaus Oesterreich bezeiget, daß dennoch sich ehrvergessene Plackimeister*) befinden, welche sich strafmäßig unterstehen, selbes samt ihren vortrefflichen Kriegshelden zu verschimpfen!

Aber wer, und wo bist Du, galgenmäßiger Poet, welcher in Deinen verfluchten Papieren deren ehrenrührigen Federzeit ausbrütet?! Hast Du ein Herz und eine redliche Ader in Deinem Leib, so thue Dich mit Deinem rechten Taus- und Zunamen offenbahren! Ich kann mir aber leichtlich einbilden, daß es sich selbsten zu verraten oder sich selbsten persönlich zu stellen und anzugehen seine gewiße Bedenken haben werde.

Zuzwischen aber bleibst Du ein Ehrendieb und ein Ehrenschänder bis an Dein Ende!“

Leider ist es mir nicht gelungen, ein Exemplar dieses von dem Strafburger Anbler verbrannten und zu Marseille gedruckten Buches, qui die II. maji anno 1868 Viennae flammis addictus fuit, aufzufinden oder auch nur nachzuweisen, weder in Paris noch in Marseille, weder in Straßburg noch in Wien, auch nicht in Berlin, Göttingen, München oder Heidelberg.

Der Verfasser und sein seltenes Buch werden in den bibliographischen Werken von Panzer, Kordens, Meusel, Erich, Löscher, Brunmner, Petzholdt, Hesse u. a. ebenso wenig genannt, wie in den Lexicis über anonyme und pseudonyme Schriftsteller und Druckorte.

Charlottenburg. A. N. Hargen-Müller.

Lyrische Vorträge.

Man sollte glauben, Dichtungen hätten es am leichtesten, sich bei dem sogenannten Publicum zu verbreiten und dessen inneres Eigenthum zu werden. Während ein Werk bildender Kunst sich im allgemeinen immer an einem Orte befindet, also nur einer beschränkten Anzahl von Beschauern zugänglich ist, verbreiten jene sich durch den Druck in beliebigen Massen über's Land. Während zur Wiedergabe eines Musikstückes auch bedeutende technische und künstlerische Fähigkeiten nöthig sind, sind zur Buch durch einzig die Fähigkeit, lesen zu können, voraus; nur die dramatische Poesie bedürftigt mehr. Und dazu die glückliche Möglichkeit ungestörter Concentration, wenn man mit seinem Buche allein ist!

Ja, wenn alle lesen könnten! Bei den Werken unserer Classiker, überhaupt bei allem, was sich in einem uns gelänfigen Stil darstellt, da möchte es noch angehen; aber schwierig wird das Verhältniß angesichts der modernen Richtungen, speciell der Lyrik. Ihr Inhalt wäre schließlich zu bewältigen, wenn ihn die Form nicht verschlossen hielte! Wo sind die thunhmlichen Maße, die früher mit einer Denklichkeit zu Tage traten, wie die Rippen und Rückenwirbel bei einem Verbungerten? Wohl gibt es noch Blankverse genug, auch Reime genug; aber das sind Schale. Die Zukunft, sind sich darüber wir schon lange die Abgewmart, gehört der willkürlichen Betonung, nicht jenen auch an Regelmäßigkeiten gewohnten leisen Akzentlosen Hebungen, in denen man vorherrschende Zwei, mitunter drei Hebungen zählt, sondern wie der alte steinerne sich anschmiegen wurde: der „freyden Poesie“. Wir wissen, daß es eine poetische Prosa gibt, die direct an die freien Rhythmen mit ihren abgestuften Versreihen stieht, wie in Richard Dehmels Zaubrlehrling, und daß die Berührungspunkte zwischen Prosa und Poesie überall nur graduelle, nicht wesentliche sind. In dem so, in und der Abwinkungen, der Form Möglichkeiten unendliche, und von gleicher Ursprünglichkeit wurde das Ausdrucksbedürfniß sich auf den beliebige besten unzähligen Arten ein Befriedigung zu suchen.

Es ist es doch leicht zu einsehen, das Lesen. Es ist auch keine Schande, wenn man den Gegenstand des Verhandelten kennen kennte,

Digitized by Google

sondern die man nur durch gefühlsmäßige Ausbildung der rhythmischen Instinkte sich aneignen kann. Körper und Geist sind zu Eins, noch mehr im Kunstwerk als in der Wirklichkeit. Was aber an Gefühlswerten in uns ist, das bildet sich nicht durch Uebung, sondern durch Erlebnisse. Die einzige Art, wie sich die Gestalt eines rätselhaften künstlerischen Etwas erkennen kann, ist die, daß ich dieses Etwas erlebe, daß es mir als ein Ganzes, als ein organisches Gewächs mit Leib und Seele übergezogen nahe komme.

Ich muß es mir also vorragen lassen. Selbstverständlich von einem, der's kann. Der Nächstberechtigte ist allemal der Künstler selber, auch wenn er nach Rehlkopf- und Zungenfertigkeit nicht dazu berufen scheinen sollte. Er ist es ja, der das poetische Erlebnis unmittelbar gehabt hat, der am reinsten und unsichtbarsten davon weiß. Lilieneron hält persönlich nicht allzu viel von seiner schlichten Art zu lesen; und doch, wie entzückend trägt er vor, unvergeßlich! Der Künstler ist es auch, der am ehesten die Werke anderer Poeten darzustellen vermag, sofern sie nur in ihrer Natur der seinigen verwandt sind.

Aber ich soll ja und will erleben, nicht von dem Erlebnisse eines andern vernehmen. Bin ich bei der dramatischen und epischen Dichtung nur Zuhörer und gründet sich meine ganze Aufnahmnahme dort auf Sympathie, so geht die Lyrik, wenigstens in ihren intimsten und eigentlichsten Schöpfungen, mit meiner Psyche eine so enge Verbindung ein, daß der Gegensatz von Innen- und Außenwelt sich auflöst und nur ein einziger Kreis bleibt, in dem der Mikrokosmus mit dem Makrokosmus sich deckt. Das Ich des Dichters ist niemand anders als mein eigenes Ich. Ich darf also nicht einen Fremden hören, ich muß mich selber hören, oder vielmehr eine dritte, mystische Stimme, die unmittelbar, übersinnlich, mein unterstimmlich in meine Seele fließt, ähnlich wie die Musik in das „Traumorgan", oder wie das Raunen des Geliebten in die Seele des Mädchens.

Nun, zum Glück ist es nicht sehr schwer für die Menschen, dieses Sichöffnen der Seele in der Selbstvergessenheit zu erfahren; auf „Sympathie" läuft ja schließlich auch das hinaus. Man muß nur in der Stimmung dazu sein. Je unmittelbarer der lyrische Laut trifft, desto leichter wird der Hörer auf ihn konzentriert. Daher ist ein lyrisches Gedicht, gelesen in einem großen Saale vor tausend oder mehr Personen, die eng gedrängt in militärischer Ordnung auf ihren Stühlen sitzen, von vornherein in Gefahr, zu verunglücken. Jeder seine Laut verweht in einem solchen Saale. Und dabei kann der arme Zuhörer sich nicht einmal bewegen, wenn seinen Körper das Bedürfnis nach einer anderen Lage anwandelt; er muß sich also sogar durch den stören lassen.

Bei Dehmels Vortragsabenden in Berlin, die mich zu dieser Betrachtung veranlaßten, waren derlei Gefahren äußerst glücklich vermieden. Ich glaube kaum, daß es im Chat noir mannigfaltiger ausgesehen, im Intimen Theater intimer geklungen hat. In den modern-stilvoll ausgestatteten Ausstellungs von Keller & Reiner, umgeben von Gemälden L. v. Hofmanns, Leistikows, Skarbinas, saßen wir, außer Reih und Glied, ganz nach Belieben auf Sesseln oder Divans, vor einem Tisch, an der Wand, im allgemeinen regelfoje Halbkreise bildend. Das Arrangement war von derartiger vornehmer Selbstverständlichkeit, daß wir unwillkürlich diese Frage ausdrücken wie damals, als ich zum erstenmale das Bayreuther Festspielhaus betrat: Ja warum ist es denn nicht immer und überall so?

Gemälde von Ludwig v. Hofmann sind nicht unumgänglich nothwendig, und die Stimmung für einen lyrischen Vortragsabend zu ermöglichen; van der Velde'sche Möbel thun es auch nicht allein. Eleganz und Poesie sind noch keine Stil-Ehe wieder eingegangen, wie in den Tagen des Rococo. Ich bin überzeugt, daß in dem einfachsten Raume, und sei er eine Bärenhöhle zur Zeit der Eiszeit, gleiche Wirkungen möglich sind wie Dehmel sie erzielte, wenn nur die Größe beschränkt und der Ausenthalt ungezwungen ist. Kann man es hübscher haben — umso besser!

Eine nur scheinbar unwichtige Folge der Beschränktheit des Raumes ist, daß die Anzahl der Hörer sich ebenfalls beschränkt. In Berlin waren Hundert das Maximum. Aber wenn der Andrang zu groß ist, so kann der Abend ja beliebig oft wiederholt werden. Dagegen fühlt sich eine nicht allzu große Zuhörerschaft leichter als eine Gemeinde verwandter Seelen, besonders wenn man durch einen ganzen Cyclus hindurch dasselbe Publicum um sich sieht, und jeder wird in seiner Stimmung getragen von der gleichen Welle, die alles um ihn herum entgegen hat.

Garantiert ist durch diese Reunionsbedingungen noch nichts. Auch innerlich muß alles entsprechend angeordnet sein. Gegen wir als selbstverständlich voraus, daß nur wirklich wertvolle Dichtungen den Inhalt des Programms bilden, so bleibt noch die schwierige Aufgabe dieser Zusammenstellung. Es genügt nicht, nach dem Gesichtspunkt der Abwechslung zu verfahren, den die Concertgeber meist als einzigen befolgen. Die Dichtungen müssen so gruppiert werden, daß ihre Aneinanderreihe den Zuhörenden und Wohlsinnen der Psyche entspricht, entweder von einem Object zu einem andern abzuweichen oder überzuspringen, oder eine Stimmung hervorzubringen und in dunklere Tiefen oder hellere Höhen zu verfolgen. Sie sind dabei als Ganzes zu würdigen, nicht etwa lediglich nach ihrem Inhalte ihrer Form oder ihrer Stimmung. Eine solche Auswahl zu treffen ist wiederum nur ein solcher imstande, in welchem die Poesien selber schon völlig Leben geworden sind.

Dehmel wollte an seinen sechs Abenden einen Ueberblick über die bedeutsamsten Erscheinungen der neueren Verskunst und rhythmischen Prosa geben. Er hat dazu Werke von zwölf der hervorstechendsten künstlerischen Individuen ausgewählt, die er in folgender Ordnung brachte:

I. Nietzsche (Stücke aus Also sprach Zarathustra), Lilieneron.
II. Holz (ältere Dichtungen), George, Holz (Phantasus-Richtung).
III. Schlaf, Przybyszewsky, Scherbart.
IV. Altenberg, Hofmannsthal.
V. Dauthendey, Mombert.
VI. Dehmel.

Man erkennt, daß bei dieser Gruppierung theils der Gesichtspunkt der Technik maßgebend war, theils der der inneren Verwandtschaft. Denn nicht immer ergänzen sich zwei Künstler in beiden Beziehungen so prächtig wie Lilieneron und Nietzsche. Die Auswahl des II. Abends stellt die sprachschöpferische Entwickelung in den Vordergrund. Ebenso trifft Scherbart wegen der verwandten Technik mit Schlaf und Przybyszewsky zusammen, obwohl er innerlich eher zu den mystischen Schwärmern des V. Abends geeilt werden dürfte, neben denen er freilich wirken würde wie ein Satirspiel. Die Wiener Nummer, Altenberg-Hofmannsthal, sieht fast aus wie eine Verlegenheitskombination: immerhin blüht bei beiden allerlei Gemeinsames, hauptsächlich die auch Schlaf eigene Schildereinseligkeit. Am günstigsten ist es natürlich, wenn einen Abend lang nur ein Einziger das Wort hat; der letzte Abend hat denn auch — neben den ersten — am nachhaltigsten gewirkt.

Es sind sehr verschiedenartige Künstler, die in diesen sechs Gruppen vor uns erscheinen, mannigfach nach ihren Formen, wie nach ihrer Gemüths- und Geistesrichtung. Einleitende Vorträge, wie sie in Berlin von Arthur Moeller-Bruck gehalten wurden, die zum Beginne jedes Abends auf die Eigenthümlichkeiten der Einzelnen aufmerksam machen und ihre Stellung gegeneinander charakterisieren, sind daher wohl am Platze. Das Wichtigste thun aber doch die künstlerischen Erzeugnisse selbst. Bei all ihrer individuellen Eigenart haben die Dichter doch das Gemeinsame einer Wirkungsfähigkeit auf uns; und was das Ich des Künstlers mit dem unsern eint, das ist gerade seine Eigenart, seine subjective Schamensscheu, die ihn, nur ihn in ein Weltenninneres dringen ließ, in dem unser aller Sehnsucht und Friede beisammen ruhen. Es war eine hochbedeutsame Aufgabe, in der Dehmel selbst am 28. Februar alle vorgetragenen Dichtungen als Erscheinungen desselben Wesens und Strebens eines übereinstimmenden Zeitwillens aufzufassen lehrte.

Wie Dehmel liest? Von „gut" oder „schlecht" kann keine Rede sein; die Forderungen, die man unter normalen Umständen stellt, reichen nicht bis zu ihm hinan. Er ist durchaus nicht immer „schön". Es ist etwas absolut Zwingendes in seiner Vortragsweise; etwas, das uns zu Erlebnissen zwingt — es läßt sich nicht schildern. Das seine Auffassung der Dichtungen die denkbar tiefste ist, brauche ich keinem zu sagen, der seine künstlerische Persönlichkeit kennt. Ich muß gestehen, er hat beim Vortrag eine Reinung, sich auszugeben und in keiner Beziehung Maß zu halten, die meines Geschmackes nicht ist. Aber bei den Dichtern, die ihm liegen und die er liebt, bei Lilieneron, Nietzsche, Mombert, von ihm selbst zu geschweigen, wächst er über alles Menschliche hinaus, das meine kritischen Bedenken zu Boden sinken wie bedeutete Blätter im Herbst.

Bertin. Gustav Kühl.

Künstlerhaus.

Wenn man durch die Ausstellung im Künstlerhause mehrere Male gewandert ist, hat man am Ende Ruhe genug, in diesen wüsten Durcheinander ein paar tiefere Eindrücke aufzulesen.

Man findet endlich irgendwo auf der Suche, die in den ersten Stock führt, einen amalgamfarbenen Platz zur Besichtigung des Strebowitschen Segendenbildes. Was in es noch aus der Münchener Secession von 1898 in Erinnerung. Dort hieng es so, daß man es auch zwischen seinen und gegenüber konnte: die Einfachheit und Innigkeit seiner Anlage und seine köstliche malerische Tiefe. Sommerlicher Nachmittagsfrieden liegt schlafbar auf dieser Tonsicht, die sonnlich in das Bild hineinwachsen und hinter einem Schleier von Luft und Licht in einem leise gerötheten Himmel abgeschlossen wird. Damals in München habe ich den Reichen dieses Bildes auch den menschlichen Stimmungsgehalt zu vermuthen gewußt, der in dem Bilde drin ist. Den Freunden moderner Malerei kann es übrigens nicht neue Erscheinung mehr sein; schon Münther beherrscht und mündigt es in seiner Weichheit. Da kann man auch erfahren, wer Strzbowski ist, ein Landschafter, der den Genres Arbeiten in die Schule gieng und sich durch die Normandie durchgearbeitet hat gleich einem Landschafter. Weltmeisterschaft ist Ziel in es, daß dem Bilde das einfache wirkliche schlechte Verlangbarkeit abgenommen werden.

Digitized by Google

sehe darin seine große Schönheit. Nichts verräth äußerlich seinen Legenden-Charakter. Alles wird auf der Stimmung klar, aus der Composition. Mit glänzender Ungezwungenheit ist es erreicht, daß die ganze Scenerie mit ihren Menschengruppen auf den einen, im Hintergrund stehenden Mann hinweist.

Im Zimmer der Engländer gibt es einiges Sehenswerte. Eine mit starker unmittelbarer Farbenempfindung gemalte Skizze von Aubrey Brown: die viel weicher und schwächlicher verstiefmütterlichenden, aber hübschen Balletbilder von Von der Waal; endlich von dem hochbegabten Schotten Alexander Roche ein mit Whistler'scher Empfindung gemaltes Frauenbildnis. Auf Umwegen kann man also in dieser Ausstellung auch eine ungeahnte Vorstellung vom Meister Mac Neil selber bekommen; er ist sozusagen indirect vertreten.

Dieses für arme Provinzgalerien empfehlenswerte Auskunftsmittel wiederholt sich in mehreren Beispielen der Ausstellung. So ruft eine Kleinplastik von Rousseau, einen Tanz darstellend, Rodin in Erinnerung, ohne freilich entfernt an diesen Größten heranzureichen. Von Plastiken ist mir überhaupt bloß ein einziges wahrhaft fesselndes Werk aufgefallen: ein seltsamer Pierrot von einem seltsamen Herrn N. de Mongrovejo. Ein Pierrot, der aus einer tanzenden Wasserwelle herauszuwachsen scheint, mit übereinander geschlagenen langen Beinen und einem fast zusammengenommenen Rücken, der sich über eine schlanke Taille beugt. Ein wundsüchtiger Pierrot, wie ihn Albert Giraud gedichtet, ein unglücklicher und geistreicher, täppischer und feiner Bursch mit den zierlichsten Bewegungen. Unendlich viel Empfindung für malerische Form steckt in dieser Statue. Nichts ist darin breit und klobig hingesetzt, nichts plastisch im gewöhnlichen Sinn. Alles wie in einer einzigen Dimension, wie in bloßen Linien ausgeführt: so verlangt es der entzückende modernistische Accessoir der Quartier Latin-Kunst, jener Kunst, die in Willette und Steinlen ihre Classiker hat.

Der herrlichsten Eindrücke voll ist man kein kleines Zimmer, in dem französische Maler zu Gaste sind. Man kennt Besnard, man kennt Hellen und Chéret. Der jüngst verstorbene Sisley ist mit einem kleinen Document seiner wundervoll hellen und reinen Farbenkunst vertreten. Von der Weden ist ihm in einem kleinen Marinebild nicht ganz unähnlich. Der Name Pepper fällt auf ein paar interessanten Skizzen auf.

Ein anderer Raum der Ausstellung ist mit bereitwerter künstlicher Seltsamkeit erfüllt; damit doch auch das „Märeische“ nicht fehle, worüber sich die Verehrer der Herren Julius v. Blaas und Temple lächelnd ärgern können. Aber o Wunder, unsere guten Wiener sind Snobs geworden, sie verehren Blaas und Temple, und sie „verstehen“ auch Strathmann und Jan Toorop, die beiden Herrscher in diesem kleinen seltsamen Saal. Beiden, Strathmann und Toorop, gelt aus München die Ausstellungen ein Mut der Wunderlichkeit voran. In Wirklichkeit haben sie nichts mit einander gemein. Strathmann ist ein Japonist, dem am besten leicht hingeworfene witzige Zeichnungen gelingen, wie die hier ausgestellte „Flucht der Tücher“. Toorop ist mehr. Er sieht ganz deutlich unter dem Einflusse Khnopffs, ist aber härter, begrifflicher, trockener als der hinreissende belgische Lyriker. Eine einzige kleine Skizze ist hier von ihm, aber die bringt mir ihn näher als die vielen dekorativen Entwürfe seinerzeit in München. Das Blatt heißt „Die Sphinx“ und stellt nur ja was dar? Ist es eigentlich nur? Eine tolle Welt voll Menschengesichten etwa: Menschen, die beten, Menschen, die segnen, Menschen, die stieben, Menschen, die wie Gespiente an eine Kugel geriefelt dastegen. Und über allen thronend eine echt khnopffsch steinerne Sphinx. Wenn man die Zeichnung philosophisch deuten wollte, könnte man es mit dem vornehmen Ausdrucke thun: Das Verhältniss der Menschen zum Transiscen denten. Damit hinmit es sehr gut übrein, daß der Maler in die rechte untere Ecke, losgelöst vom übrigen Zusammenhang, zwei Kinderköpfe gesetzt hat, die mit abwenden, aber noch unschuldigen runden Augen vor sich hinsehen. Doch es ist müßig, philosophisch zu deuten. Es bleibt eine unerklärliche zeichnerische Eigenart in diesem Blatt, und die wirkt gerade am stärksten, eine phantastische Auffassung von Mädchengesichtern, von Haaren und Augen, die außer dem Khnopff'schen auch den Lynkeus des Burne Jones anklingen lässt. Mit künstlichen Mitteln, aus zweiter Hand gewonnen in den Tempel alles, aber doch auch ein Eigenwuchs. Und wer Talent zu genießen weiß, empfindet es unmittelbar wieder und klagt keine Silbe darüber, wie man's eigentlich zu „verstehen“ hat: denn er nimmt ein Bild nicht anders als ein Lied hin.

Nicht anders als ein Lied: von einem musikgesprochenen Rhythmus erfüllt, von schwebenden Beziehungen beglückt. Da ist zum Schluß noch ein Bild von Hejda, einem jungen Böhmen. Es heißt „Erlösung“ und bleibt in dieser dürftigen Umdeutung dunkel, wie ein hinter Stroh schwelendes Feuer. Man hat es natürlich an verschiedene Stelle unterzubringen, denn alle Jahre wird Malerei in gemessen weiß, empfindet es unmittelbar wieder und klagt keine Silbe darüber, wie man's eigentlich zu „verstehen“ hat: denn er nimmt ein Bild nicht anders als ein Lied hin.

Nicht anders als ein Lied: von einem musikgesprochenen Rhythmus erfüllt, von schwebenden Beziehungen beglückt. Da ist zum Schluß noch ein Bild von Hejda, einem jungen Böhmen. Es heißt „Erlösung“ und bleibt in dieser dürftigen Umdeutung dunkel, wie ein hinter Stroh schwelendes Feuer. Man hat es natürlich an verschiedene Stelle unterzubringen, denn alle Jahre wird Malerei in gemessen

Höhenpfad reitet er dahin, sein guter linger Schimmel trägt ihn in langsamem Trab. Aus einem That zu seiner Rechten, aus einem mit Licht und Feuerschein erfüllten Weiler, fallen sich dankbare Hände, ringen sich verzückte Menschen empor. . . . Georg aber reitet rein und unbeirrt weiter und hört die Gebete nicht. Was dem Bild eine wunderbare Harmonie und Wirkung gibt, ist der Märchenton in seiner Vereinigung mit den sichtmalenden Farben. Wie eine dicke gelbe Contour fliegt an dem Reiter der Feuerschein herab, wie ein magisches Höllenlicht lastet er auf der betenden Menge. Man kann sich nichts Stimmungsvolleres denken.

Immer mehr machen sich die modernen Maler daran, den neuen Legendenstil, die Stimmungskunst für unsere neue Zeit, zu erobern. Ihre Phantasie wächst, ihre Kühnheit wächst, die Phantasie schaffen zu lassen. Hejda hat sich mit der „Erlösung“ in ihre erste Linie gestellt.

Die Woche.

Politische Notizen.

Dem Grafen Thun ist endlich mal etwas gelungen, wobei nicht eine gewaltige That, durch die er seine Gegner aufs Haupt geschlagen, durch die er Deutschland ein gekrönter Aufsitzer, über den sie sich ärgern! Graf Thun hat die deutschen Parteien gezwungen, ihr so viel besprochenes und betathenes Nationalprogramm geheimzuhalten. Das ist gewiß komisch, und die durch die zarten Bande des Dispositionsfonds dem Grafen Thun verbundenen Federn sind auch schon seit Wochen an der Arbeit, um den ganzen Witz der heiligen Situation an den Tag zu fördern. Es wäre undelet, einem an Erfolgen so armen Mann, wie dem Grafen Thun, diesen ersten Erfolg an mißgönnen, sintemalen er ja doch nur ein Heiterkeitserfolg ist. Ich will ihn deswegen auch durchaus nicht verkleinern. Im Gegentheil, ich möchte ihn sogar vergrößern, ihn so recht ins helle Licht zu stellen, und — thunlichenmöglichster als alle Officiösen — gerade den großen Antheil aufzeigen, der der eigenartigen Persönlichkeit des derzeitigen Ministerpräsidenten an dem Gelingen dieses Aufspers zuzuschreiben ist.

*

Der Fehler, den die p. t. gemäßigten deutschen Parteien bei der Nationalprogramm-Unterredung begingen, war, daß sie den Grafen Thun rasch einschätzen. Sie hielten ihn nämlich — man rathe! — für einen Politiker. Ein Politiker hat nun bekanntlich ein Programm, mit dem er steht und fällt. Es auszuführen, ist sein einziger Ehrgeiz. Geht's, so ist er der große Staatsmann, geht's nicht, so hat er sich blamiert und sollte sich beschämt zurück. So dachten sich die gemäßigten Deutschen den Grafen Thun, und darnach handelten sie. Er hatte ihnen im vorigen Sommer mit seinen „Grundzügen zur Lösung der Sprachenfrage“ sein Friedensprogramm enthüllt. Wenn sie ein anderes, damit unvereinbares Sprachenprogramm aufstellten und verschiedentlich, wie auf Industriellenbankett des Thun'schen Programms declarirt, Graf Thun müßte sich zurückziehen, und die Opposition hätte freie Bahn. So leichtsinnig denn die Gemäßigten, mit vereinten Kräften ihr Nationalprogramm ausgearbeiten.

*

Doch kamm dais sie sich an die Arbeit gemacht hatten, begann auch schon der Zweifel an ihrer Thun Diagnose ihre Gemüther zu beschweren. Sie hatten erwartet und gemäß ihrer Voraussetzung erwarten müssen, daß Graf Thun ihr Unternehmen zu hören oder mindestens zu vertagen trachten werde. Doch wos geschah? Niemand interessierte sich mehr für die leidige Verständigung über's Programm als gerade der Graf Thun. Durch seine Officiösen ließ er sie mindestens jede Woche einmal zur Beschleunigung antreiben, und als trotzdem das Ding nicht recht vorwärts gehen wollte, schenkte Graf Thun sogar eine allerschönste Reise „zu seiner Mutter“ nach Prag nicht, um dort den Zauber der Deutschen zu bedauern, zu Schimpfen, zu Schelten und zu ganzen Zauberexempel seines perfiden Beistands, zur raschen Beendigung der Arbeit und prompten Vorlegung ihres Ergebnisses anzuwenden. Kurz war es selbst bei maßvollster Anwendung unsichtlichen Scharfsinns allen deutschen Parteimannern klar, daß sie sich in die Nesseln gesetzt hatten. Verrechnet hatten: der Ministerpräsident war seit entschlossen, nicht sein, sondern ihr Programm, sobald er es nur einmal kannte, auszuführen, ja, eine außerst kaltere Beobachtung leistete sogar zu dem unbemitlichen Schluß, daß Graf Thun nur die ihm hatten Cross unbedeutende staatsmännische Action ihr Programm gerade zu seinem eigenen vorzog, weil er aus seiner Selbsterfahrung wußte, daß das, was er einmal in die Hand nimmt, sicher schief geht, daß es also kein besseres Mittel gibt, die Deutschen zu ruinieren, als wenn er selbst mit seinem ein bewährten Geschick ihr Programm ausführt.

*

Daß Thun war nun sein heraus: Sein eigenes Programm war vor der Anwendung seiner staatsmännischen Fähigkeiten glücklich bewahrt. Die p. t. gemäßigten Deutschen aber saßen in der Tinte: Ihrem Programm drohte das Tadeln des Grafen Thun. Es bietet ihnen überhaupt nichts anderes übrig, als ihr Programm, so sicher es ihnen selbst ist, vor dem Grafen Thun zu verbergen, so wie man Radish, Schere, Messer und Butt vor kleinen Kindern wegräumt. Die Officiösen haben ganz Recht, wenn sie jetzt die Deutschen auslachen; kann das, wenn sie schlecht handeln, daß sie den Grafen Thun vor einem eigenen Programm gerettet haben, der sein eigenes bekümmertes Programm hat und den Skizzen so ausgezeichnet, das war in der That der Gipfel der Unbescheidenheit. Ohne Kommo erzeugen auch ich diesmal in die allgemeine einfache Verlegenheit ein, und ich weiß der Leute, die den Grafen Thun diesen peinlichen Zustand gründlich verleiden möchte.

*

Je größer die Schwierigkeiten Thuns, desto größer auch die Finanzminister Dr. Kaizl. Der Finanzminister, der seinen Vorgänger Dr. Steinbach, der während des Krieges von 1859 und 1866, Tetis, wenn sie nicht ausreichten, stundete die deutsche Lom-

bardei und die stolze Venezia noch heute unter österreichischer Herrschaft, und Dr. Kaizl könnte die schöne Frühlingszeit benützen, um die Finanzbehörden in Mailand und Venedig zu inspiciren. Der Kriegsgott hat 1859 und 1866 leider anders entschieden und Dr. Kaizl muß sich damit begnügen, die Finanzer an der armen dalmatinischen Küste zu inspiciren".

•

Von dem Rechte aller Officiösen, die Wahrheit wenigstens nachträglich, wenn alles — sei es gut oder schlecht — vorbei ist, zu hören, machte jetzt auch das „Fremdenblatt" Gebrauch, indem es die Enthüllungen des „Egyptertes" über den vom Ministerium Thun geplanten Staatsstreich eine „abenteuerliche Monstrosität" nennt. Im vergangenen Sommer, als dieser Staatsstreich geplant wurde, waren die für das Preßbureau maßgebenden Staatsmänner freilich anderer Ansicht. Damals galt es ein Ministerrath nur eine Divergenz der Ansichnungen über den Zeitpunkt der Ausführung des Staatsstreichs. Die Sanfteren wollten ihn erst im Jänner 1899 haben, weil sie dachten, daß er „eine Revolution in Böhmen" zur Folge haben müsse, die man sich besser auf die Zeit nach dem Regierungs-Jubiläum aufsehen sollte. Der Scharfmacher Dr. Kaizl war resoluter gestimmt. Er plaidierte für den August 1898, weil es nur „eine papierene Revolution" geben würde, vor der er sich nicht fürchte. Leider ist es zur Erprobung von Dr. Kaizls politischem Scharfblick gar nicht gekommen, weil der ganze Staatsstreichplan ins Wasser gefallen ist. Ob gerade Baron Banffy — wie der „Egyptertes" behauptet — derjenige war, der ihn vereitelt hat, wissen wir nicht, auch gleichgiltig. Daß die Mitglieder des Cabinets Thun, die diese „abenteuerliche Monstrosität", wie das „Fremdenblatt" sagt, für eine jetzt normale, ausarbeiteten, noch heute an der Regierung sind, genügt, um zu wissen, daß auch der politische Wahnsinn niemanden regierungsunfähig macht in Oesterreich.

•

Seitdem der Abgeordnete Fürst Karl Auersperg sich im niederösterreichischen Landtag mit dem § 14-Strachengejetz einverstanden erklärt hat, gilt er auch schon als der „kommende Mann". Einem Interviewer des „Neuen Wiener Journal" hat er gesagt, daß es sich gegen die ihm zugemuthete Mission so lange sträuben werde als möglich. Von unseren Ministerpräsidenten sind wir das bisher nicht gewohnt gewesen. Bei der Uebernahme der Regierung sind sie immer noch rasch zu haben, nur beim Gehen haben sie sich gesträubt. Es wäre sehr patriotisch vom Fürsten Auersperg, wenn er die ungeschickte Ordnung einführen wollte: sich beim Regierungsantritt zu sträuben, dafür aber bereitwilligen zu weiteren Rücktritt rasch zu Fuß zu sein.

Volkswirthschaftliches.

Die Bilanzen der Wiener Banken sind sind ziemlich uninteressant. Sie sind langweilig wie unsere ganze Volkswirthschaft. Während in Deutschland alljährlich mit Unterstützung der Banken Hunderte neuer Actiengesellschaften, vor allem Industrieunternehmungen entstehen, während die deutschen Banken ihre Thätigkeit über den ganzen Erdboden erstrecken, überall der deutschen Production und dem deutschen Handel bei der Eroberung neuer Absatzgebiete zur Seite stehen, arbeiten unsere Banken kühn in ausgetretenen Geleisen fort und begnügen sich damit, ihre Monopolstellung anzuwenden. Neue Banken entstehen nicht, und so gibt ihnen der natürliche, langsame Verkehrszuwachs die Möglichkeit, ihr Capital angemessen zu verzinsen. Wirb das Volkswirthschaft einmal erwachen und steigt der Impuls ein wenig, dann haben die Banken ein beträchtliches Jahr. Wenn eine Bank sich an drei Neugründungen im Jahr betheiligt, dann sagt man von ihr, sie sei rührig, und das Lob ist nicht ganz unverdient, denn angesichts unserer allgemeinen wirthschaftlichen und politischen Zustände und des Steuerdruckes ist in den Gründern von lebensfähigen Actiengesellschaften wirklich keine leichte Sache. In den Geschäftsberichten und Bilanzen der Banken herrscht das Bestreben vor, den Actionären immer weniger Details über den Geschäftsgang mitzutheilen. Wenigstens in dieser Hinsicht macht der Bericht der Länderbank eine Ausnahme. Sonst haben wir aus dem Bericht dieser Bank unserer jüngsten Besprechung ihrer Geschäftsthätigkeit nichts hinzuzufügen. Die Anglo österreichische Bank fährt fort, den Actionären von Jahr zu Jahr weniger Geschäftsdetails mitzutheilen. Ihre Bilanz ist gut fast so undurchsichtig wie die der Boden-Credit-Anstalt. Einen Trost für Actionäre bietet die wenigstens in den günstigen Geschäftsgegenständen eine Entschädigung findet, so sollt den Actionären der Anglobank auch dieser Trost. Die Anglobank hat in den letzten Jahren einen Treffer gemacht: Schodnica, sonst ist ihre Thätigkeit sehr unwichtig. Auch dem Geschäftsbericht ist heuer die Specialisierung des Effectencontos entfernt worden. Dieselbeziffert interpelliert, hat der Präsident, Geheimrath Glanz von Eicha, erklärt, daß es keinen Zweck habe, das Effectenconto zu specialisieren da ein Theil der Effekten seinen dauernden Besitz der Bank darstellt, sondern einen nur vorübergen, der bereits wenige Tage später verschwunden sein kann. Diese Methode ist nicht weniger fauf, weil sie ein ehemaliger österreichischer Handelsminister gebraucht. Mit der Begründung konnte man von der Veröffentlichung einer Bilanz überhaupt absehen, denn die Bilanz vom 31. December ist am 1. Januar auch nicht mehr die Bilanz der Bank ihr Effectenportefeuille nicht mehr specialisieren will, so setzt sie sich dem Verdacht aus, daß sie auf dem Effectenconto irgend etwas zu verbergen hat, möglicherweise das alte Bestände hoher einarischt oder zu niedrig werden sind, und dem Gesammtconto daraus ein größerer Betrag zugeflossen ist, als der Bank zukommt. Im übrigen sind die Actionäre der Bilanz der Länderbank. Seit Herr Hofrath Hahn bei der Verwaltung nichts mehr dreinzureden hat und auch seine Trabanten durch tüchtige und anständige Geschäftsleute ersetzt sind, consolidiert sich die Länderbank zusehends. Die kann Engagements aus alter Zeit werden theils abgestoßen, theils wird deren Liquidation gefördert, und mit der zunehmenden Mobilität ihrer Mittel kommt sich die Länderbank auch den Gründung neuer Unternehmungen zuwenden und wertvolle neue Verbindungen anknüpfen. Die Hoffnung ist berechtigt, daß die Länderbank in wenigen Jahren die Schäden ihrer Jugend ganz überwunden haben wird. Unter den Wiener Banken gehört die Länderbank zu den rührigsten und bedeutendsten. Die Hemmnisse ihres zu kleinen Capitals konnte sie theilweise dadurch überwinden, daß ihr als Banquier der Commission für Wiener Verkehrsanlagen große Geldsummen lange Zeit zur Verwaltung überlassen waren. Jetzt, da diese Arbeiten ihrem Abschluß entgegengehen, muß die Länderbank auf andere Weise bedacht sein, ihr Betriebscapital zu stärken. Die Erhöhung des Actiencapitales ist demnach vollauf berechtigt, zumal, wenn sie ihre Absicht, stärker als bisher als Gründerin industrieller Unternehmungen aufzutreten, verwirklicht.

•

Wie erwartet, hat die Staatsanwaltschaft die Untersuchung in der Angelegenheit der Galizischen Credit bank eingestellt und gefunden, daß die in dem hinterlassenen Briefe des Directors Arzyanowski enthaltenen Anklagen hallos seien. Herr Dr. Marchwicki und seine Hintermänner sind also wieder sicher. Ein Tropfen Wermuth ist aber dabei. Dr. v. Marchwicki wollte seine Stellung als Verwaltungsrath der Länderbank verschärfen. Die neue Verwaltung der Länderbank will sich von ihren Mitgliedern, welche dort an der früheren politischen Wirthschaft betheiligt waren, säubern und sobald das Mandat eines der Herren zum Ablauf kommt, wird ihm bedeutet, daß man auf seine Wiederwahl gerne verzichten würde. So wird auch nächstes Jahr Hofrath Hahn verschwinden, da man ihn auf andere Weise nicht los werden kann. Was Herrn Doctor Marchwicki betrifft, so wird er sich über das Mißgeschick trösten. Dank der Freundschaft des Grafen Badeni ist er ja Herrenhausmitglied geworden, und die Mitglieder des Herrenhauses können ihren Collegen nicht eliminieren, selbst wenn sie dies ebenso gerne wie die Verwaltungsräthe der Länderbank thun wollten. Dank dem Grafen Badeni haben wir jetzt Männer im Herrenhaus, welche in ihrer Mitte zu haben die Verwaltung der Länderbank zu rigoros ist.

•

In dem von uns wiederholt besprochenen Verlobungsconflict bezüglich der 5%igen Prag-Duxer Prioritäten hat der Oberste Gerichtshof neuerdings die Entscheidungen der unteren Instanzen bestätigt und dem Curator die Erlaubnis zur Proceßführung gegen die Verwaltung zum zweitenmale verweigert. Mit dieser Rechtsverweigerung dürfte die Sache endgiltig erledigt sein. Gründe für seine neuerliche Entscheidung gibt der Oberste Gerichtshof nicht. Er will seine vorangegangenen Entscheidungen nicht desavouieren und erklärt deshalb kurz, daß er seine Beschlüsse vom Novembrbeschlusse in den Urtheilen der unteren Instanzen erblicken konnte, und daß trotz der gesührten „Zeitungsbeweismittel" seine Anschauung, daß die Proceßführung im Interesse der Gesammtheit der Besitzer nicht gelegen sei, nicht erschüttert wurde. War es den Zeitungsbeweismitteln gelungen, den Obersten Gerichtshof zu überzeugen, wir andererseits die Entscheidung der Gerichte niemand in der Ueberzeugung wankend machen, daß Leuten, welche sich geschädigt erachten, die Möglichkeit gegeben werden muß ihre Ansprüche vor Gericht geltend zu machen, und daß man Ansprüche abweisen kann, daß aber die Rechtsverweigerung eines modernen Rechtsstaates unwürdig ist.

Kunst und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. Rouveau Théatre, „Salomo" von Bédoundroz; Folies Dramatiques, „Les Mousquetaires" de la Reine" von Saint Georges. Berlin. Lessing Theater, Gastspiel Sawina: „Die Zauberin" von Spasbunell.

•

Am Ostermontag, bei festlich gestimmtem Publicum zu ermäßigten Preisen, gabs im Burgtheater einen sehr langweiligen „Wotz". Herr Kraftel war nicht disponiert: am Anfang unsicher im Wort und unfrei, im letzten Act heiser und völlig stimmlos, nur in der Gerichtsscene wirksam. Den Beisitzenden spielte zum erstenmale nach Herrn Robert) Herr Devrient. Diese Neubesetzung schien an sich ein guter Einfall zu sein; viele werden dabei mit mir gedacht haben, daß es schon langst an der Zeit war, den eleganten liebenswürdigen Folingg Beisitzungen leichter, natürlicher und ungezwungener auftreten zu lassen, als es Herrn Robert möglich ist. Nur seinem Nachfolger selber scheint dieser Gedanke leider ganz fern gelegen zu sein; ebenso wie dem Regisseur, der ihn hinausschickte. Denn was man da zu sehen bekam, war eine so gewisse und steife Robert Copie, daß man sich nach dem Original zurücksehnte und ihm innerlich abbat. Auch Fräulein Hatcherle als Marie war mit Convention überladen. Das wenn irgend eine Rolle gerade diese der Modernen gehört, weiß man im Burgtheater nicht. Da könnte sie die Scenerie wieder einbringen, die sie sich in unnöthenden Aufgaben angeeignet hat. Nun war endlich noch Fräulein Bleibtreu als Adelheid. Die Sandbeck gierig nur in dieser Rolle voraus, das mußte man vorgestern Fräulein Bleibtreu sich in Mimik und Spiel eine Weihelt aus der Vollerstadtrolle, und mit Verwunderung aufgebaut in der Hede, lebhaft in allem, was darauf „Tradition" unter diesem Ich thun kann die ganze Anstrengung. Die ärgste Entwaldsierung hat vor allem auf der Ausdrucksseite, bei der starken Verschärfung Consonanten jeden Anlaut hart ein Verlauder Jahrgang der eine so ausgiebig diese Consonanten schon hat, wenn er Vocale anfängt, und der Hede des Jahrgangs gemäß auf den Lippenvocale des Diabetes dürfte noch immer herbei wie vor einem Jahre, als er debutierte. Dem Leben so unendlich Gymnasiumsschneider und Gedankenlose sind das Burgtheater besser noch nicht.

•

Wie Hallen in dem modernen Babylon ist allen Theatern Deutschlands die Concurrenz des englischen Lustspieltheaters in Berlin. Stammbaum, nun wurde in der „Residenz" das Theaterstück von Jerome K. Jerome in einem sehr guten Ensemble gegeben. Das Stück ist

Digitized by Google

ihre eigentliche Kunst, ihre persönliche Grazie verbergen. Ein einziges Tanzduett, das sie im ersten Akt zusammen mit Herrn Pagin fein hübsch ausführt, gefällt wirklich.

A. G.

*

Mit einer Aufführung von Liszt's Graner Fest-Messe schloss die diesjährige Reihe der Gesellschaftsconcerte. Herr v. Perger hat das Werk mit sichtlichem Eifer dirigiert und die schönen Stellen desselben im Chor und Orchester mit glänzender Weise zum Ausdruck gebracht. Einen nicht minder guten Eindruck machte das Solovocalwerk. Die Stimmen der Damen Kaymayr und Kunsmitsch passten im Ensemble so gut zusammen, dass man wünschen könnte, sie öfter im Duett zu hören. Als Solosängerin hat Fräulein Kaymayr ein araues Rohmaterial in ihrer reichen Lyrever eingelegt, das durch die Kunst ihrer hohen Töne besonder lebesdmal einen seltenen musikalischen Genuss. Auch Fräulein Kusmitsch hat sich als Oratoriensängerin bewährt. Herr Navol gefällt immer, wenn man ihn überhaupt hört, und man hat ihn diesmal gehört. Herr Stulowsky hat sich dem Terzett ganz entsprechend angeschlossen, ich glaube aber doch, daß er für größere Partien durch seine unverkennbaren Opernmanieren unmöglich wäre. Das Werk selbst dürfte trotz einiger überträglicher Effectstellen einen tiefen Eindruck auf die Zuhörer gemacht haben. Es bedeutet in der That die höchste Stufe der concertmäßigen Kirchenmusik, während andere Claviersätze in ihren Weisen den kirchlichen Charakter der Concertmusik gewahrt haben.

*

Im Concert des Männergesangvereines „Schubertbund" lernte ich eine neue Cantate (Goethes „Meine Göttin") Josef Reiters kennen. Ueber den Componisten habe ich schon sehr viel Schönes gehört, aber von seinen Werken ist mir bisher nichts zu Gesicht gekommen als die eben erwähnte Cantate für Soli, Männerchor und Orchester. Manch ein Urtheil über den Künstler zu fällen, wäre ungerecht, zumal nur das Gedicht nicht recht zur musikalischen Composition geeignet erscheint. Die große Apostrophe an die Phantasie ist darin weniger mit Schwung als mit vernünftigen, reflectierenden Worten ausgedrückt, sie enthält mehr Belehrung als Begeisterung, mehr geistreiche Phrase als Stimmung. Die Folge davon ist, dass der Componist das Gedicht zereißen, in kleine Scenen ein theilen und aus jeder durch ungählige Wiederholungen seine musikalischen Bilder künstlich formen musste. Dabei ist es allerdings erstaunlich, wie viel Musik er aus dem Gedicht und den sieben Zeilen herausgeholt hat, die der Laie gar nicht ein musikalisches Bedürfnis empfinden wurde, und wie er seine Töne geschickt auch in zwei Strophen legt, in die sie eigentlich gar nicht gehören. Diese Kunst Reiters macht mich begierig, dem Componisten bei einer ganzbedeutenden Gelegenheit wieder zu begegnen, wo sich hoffentlich bald ergeben wird. Der Schubertbund sang die Cantate, Bruckners „Helgoland" und den Chor der Gesangenen aus Fidelio mit großem, wohlverdientem Erfolg. Das Volkslied „Es steht ein Lind' in jenem Thal" war geradezu ein Meisterstück der Vortragskunst, das dem Verein und seinem Dirigenten Adolf Kiecht alle Ehre machte.

A. W.

Man schreibt uns aus Berlin: Am Vormittag des 15. März hat Hermann Müller eine Laufbahn, die nun reiche Kränze gebracht hatte und noch reichere versprach, grausenvoll geendet. Er hatte als der Sohne eines vorzüglichen Schauspielers sich früh in den Dienst des Theaters gestellt, nach den ersten Anfängen in Posen seinen Fuß gefasst und schon hier in gedeihlicher Entwicklung begriffen, als die ersten Schatten des Gemüthsleidens ihn von ferne zu verdunkeln begannen und ihn fortstrebten. Er ist dann in Breslau und Wien thatig gewesen, und manches Lober dieser Zeitschrift wird sich seiner zauberen, überlegten und gebildeten Kunst jetzt nicht ohne Wehmuth erinnern. Wie er dann nach Berlin gurückkehrte und in das Deutsche Theater eintrat, das Otto Brahm im Sinne eines bestimmten literarischen Programmes zu leiten begonnen hatte, erschütterte ihn seinem gereiten Talente die schonsten Aussichten. Emanuel Reichmann unvergleichlicher Gruße kam ihm entgegen, und er hatte mehr und mehr Lagnis und machte den seinen starken Künstler plötzlich zu einem Charakterdarsteller ersten Ranges, an den man nach Lessing schem Accept mit Verwunderung gweifelnd, mit Zweifel bewunderend herantreten durfte. Sein Reich hatte sich aller antiken Mittel des Handwerks zuch bemachtigt und stets ihn einer Stufe, der man Adelsrang zu- und Meisterlob zuteilte, sein vierzigstes Lebensjahr erreichen. Dann verstieß dunkle der im burgerlichen Spiele gebotene Tag. Müller es wagen, Shakespeare zur eine moderne Kunstanschauung mit erobern zu helfen. Seinen Kunstrolle „Richard" und Macbeth „Zimmer" wollen wir seinen „Wallenstein" in Sinnlier, in psychologischer Arbeit und unstandener Sorgfalt hat das Gemalt ein hoch gipfeltes Bild der grandiosen und schauerlichen alter dichterischen Gestalten. Das Höchste, was er zu leisten vermochte, sagte sich in „Macbeth", freilich zu einer unsicheren Harmonie verzerrt, aber ganz unvergesslich hat diese fast dämonische Kraft, eine neue geniertige gewonnen. Mit mit eigenen Gesichte und Bedingungen der poetischen Gegenstand zu stellen und die das Schein der Verwirklichung drei Stunden lang zu erhalten. Die letzten Jahre scheinen ihn unglaublich bemuht, dem Stoffe seine eigene zu entreißen und zu verleihen. Die Bühnenkunst, die das Aeußerste des Feinen, Complicierten und Seltenen, das Ausgeklügelte und Ausgeklügelte, das Nervenzerrende und Nervenzerrüttende entdeckte, ist auf dem Wege, ein Ende zu finden. Sie ist am Ende, und der Bankerott ist das letzte Resultat der Kunstlichkeit. Es ist ein Glück, dass der Aufgabe, die Shakespeare-Rollen zu „Modernen Tragen" zu machen, Müller nicht gewachsen war. Er hatte sich in Shakespeare, einen Text hat sich noch Verstand, um ihn zu verstehen und zu spielen

schaftlichen Darstellung zuzuschreiben, welche die wichtigste Epoche der neuesten deutschen und österreichischen Geschichte in Erziehungs Buch gefunden hat. Besonders lehren Oesterreicher ist das Studium dieses Buches auf's wärmste zu empfehlen; es gibt kein anderes Buch, welches ihm so leicht und so getreu das Verständnis für die Geschichte unserer Tage vermitteln könnte, deren Werden in der von Friedjung bearbeiteten Epoche liegen.

Marie Stona: Lieder einer jungen Frau. Wien, 1899. Verlag von Karl Konegen.

Jemand hat von dem Prosaistie Marie Stonas gesagt, dass er an den Schriften der Ebner gebildet ward. Sie hat auch in ihren Versen manches von dem Duft, der Anmuth und einfachen Vornehmheit, die man in den Gedichten Marie Ebners bewundert, obwohl ihr noch kein Lied wie jenes berühmte der Ebner „Es kleines Lied" gelungen ist. Die Gabe des natürlich „schlichten" volksliedhaften Ausdrucks tritt auch in ihrer neuen Sammlung hervor, die in ihrer ganzen feinen, naiven und warmen Art an Anna Ritter erinnert. Nur hatte Marie Stona noch sehr an Heine'schen und anderen überkommenen Formen und an verblassten, inhaltslosen Wendungen einer erkünstelt lyrischen Richtung. Doch überrascht sie zuweilen wieder durch einen Blick von eigenthümlich visionärer Schönheit. Und ihre besten Gedichte haben noch eine andere reizende Besonderheit: eine gewisse leichte, verschwebende Grazie. Sie scheinen traumhaft über dem Leben, und doch weht der heiße Athem des Erlebnisses darin. Und sie haben zugleich etwas Reifes, Runden und Blühendes. Die kühle Hand, die mit dem „Haar des Geliebten spielt", ist in Stunden der Betrachtung manchmal eine feine Künstlerhand.

P. B—r.

Revue der Revuen.

In den zwei letzten Nummern des **„Grenzboten"** ist ein Aufsatz von E. von der Brügger: „Natur und Staat" besonders bemerkenswert. Der Verfasser, ein baltischer Deutscher, weist im ersten, historischen Theil der Arbeit darauf hin, dass gerade auf den Colonisationsgebieten des Deutschthums die beiden deutschen Großmächte — Oesterreich und Preußen erwachsen sind. Im zweiten, politischen Theile des Artikels wendet sich der Verfasser gegen den nationalen Fanatismus, der, als Nachfolger des religiösen Fanatismus früherer Zeiten, den Grundsatz aufstelle: „Wessen das Land, dessen die Nationalität". „In allen nationalen Grenzgebieten — sagt er u. a. — ist Zwoifprachigkeit der natürliche Zustand, dem man immer Rechnung tragen sollte. Wenn man einer nationalen Minderheit ihre Schulen nimmt, wenn man ihr verbietet, in eigenen Schulen ihre nationale Erziehung und Cultur zu pflegen, so ist das ein staatlicher Eingriff, der zu berechtigtem Widerstand herausfordert. Berechtigt insonderes bei einer Minderheit, deren nationale Cultur gleich hoch steht, wie die der Mehrheit. Wenn wir in Oesterreich Deutschen, so thun wir ihnen wohl; wenn wir uns staatlich weigern, den Italienern italienische Schulen herzurichten, so thun wir ihnen kaum einen Zwang an — dadurch gegen Tauen oder Franzosen angewandt, ist verwerflich und muss als schwerer Druck empfunden werden." „Es ist ein kurzsichtiges Bemühen — schreibt er ferner — slavischen Arbeitern die Einwanderung über unsere deutsche Grenze erschweren zu wollen. So bedaugtigend es für ängstliche Gemüther sein mag, wahrzunehmen, wie sich der Pole oder Czeche in die leer gewordenen besseren unseres Hauses einschiebt, so wird man es schwer finden, unsere deutschen Arbeiter zu bewegen, sur einen Lohn zu arbeiten, der den Slaven am Eindringen hindert... Was macht denn den czechischen Arbeiter national gefährlich?... Da nimmt man czechische Ueberzeugungen und ist sozusagen bewusst, mit einem czechisch zu redebrechen, statt von ihm Deutsch zu verlangen, das er nicht lernen — was sie sehr schnell können." Man erkennt daraus, dass der Verfasser die czechischen und polnischen Arbeiter jenen nationalen Minderheiten zuzählt, deren Cultur er nicht der deutschen gleich stellt, deren Germanisierung er daher befürwortet. Die Arbeiter ist im übrigen durchaus kein Verehrer der Uniformität des Staates, wenn auch deren Vorzüge er anerkennt. „Die Uniformität — sagt er — lähmt, die Mannigfaltigkeit belebt." Selbst im Heerwesen hält er die Wehrpflichtigen zur zufällig. Den „mit staatlichen Mitteln erhaltenen Kampf der Nationalitäten in der europäischen Unterwelt" verdammt er. Diese brutale Art von Negierern sollte man den Russen überlassen.

„Kunst und Kunsthandwerk", die von Director Scala herausgegebene Monatsschrift des österreichischen Museumsvereinsmuseums, ist in den zweiten Jahrgang eingetreten. Im Januar und Februarheft spricht gelt sie vor allem über die in letzter Zeit stattenden Leistungen des Museums wieder: Die Winterausstellung und der Ausstellung prete getrönter englischer Schulerarbeiten. Ueber beide berichtet, von zahlreichen Abbildungen unterstützt, Ludwig Hevesi in sehr anerkennen, bis auf den Grund gehenden Studien. Diese bedeutsame Ausstellung der englischen Kunstgewerbeschulen aber — es war eine Sammlung sehr reicher von einer gemischten Jury in der Kaiserl Commission ausgesuchter Entwürfe — bildet überdies den Gegenstand eines im Hefte abgedruckten ausführlichen Berichtes, den Herr von Scala dem Unterrichtsminister unterbreitet hat. Der Bericht ist hier keineswegs in der übersichtlichen Form wird dann die Errichtung der englischen Institute im Anschlusse und des britischen Kunstgewerbeschulen Mandates am 1.18 Art (Classes und 7.th Schools zu Art mit der Centralschule des Royal College am Neuflügen Museum dienen erörtert und gewürdigt. Dieses Haus ist ausgesprochen ist, findet man in diesem Programm der Hauptpunkte für die Organisation des österreichischen Museums, insbesondere von dem man der bisher Localgewerbeschule Lehrmittel hatte, soll es in den letzten Jahrzehnten auf der Höhe der Zeit stand. Auch ist es die Möglichkeit dazu geboten, da neben dem Director Scala auch noch zwei Directore der Wiener Kunstgewerbeschule, Architekt Wagner und Prof. Obrist berufen ist. Der „Kunst will es, dass dieses doppelt Material in gemeinsamer heitze der Zeitschrift und einer Skizze Absolution, Zeichnung und Skizze nimm und dass Glanzgenge vorrichtet wird.

„Revue blanche". Unter dem Titel „Journal d'un Byzantin" veröffentlicht im letzten Heft Julien Benda den Versuch einer Psychologie des Processes Dreyfus. Diese Betrachtungen sind in gewissem Sinne ein Gegenstück zu den in eben dieser Zeitschrift erschienenen Theilen des nunmehr so bekannt gewordenen Urbain Gohier'schen Werkes. Seit einem Jahrhundert erst — so heißt es hier — steht der militärischen Moral eine bürgerliche Moral mit Begriffen über Menschenrechte und Menschenwürdichen entgegen, und bei dem engen Contact, in dem Bevölkerung und Heer heute stehen, ist es unerlässlich, sich auseinanderzusetzen und ein Compromiss herbeizuführen. Der Verfasser proponiert hiefür, die Armee, da ihre Erhaltung zu vorläufig ein nothwendiges Uebel ist, streite auf die eigentlichen Gebiet, die Landesvertheidigung und die Vorbereitung der Truppen für diesen Zweck, zu beschränken, ihr aber alle sonstige Function, wie ihre eigene Gerichtsbarkeit, ihre Verwaltung und ihren Sanitätsdienst zu entziehen; dadurch würde man verhindern, dass die verschiedene militärische Moral ins bürgerliche Leben dringt, und würde jene militärische Autonomie brechen, die, ein Ueberbleibsel feudaler Zeiten, im Gegensatz zu der ganzen constitutionellen Organisation der modernen Staaten steht. Freilich, leicht wird es der bürgerlichen, rein cerebralen Moral nicht werden, die traditionellen Ehrbegriffe aus dem Felde zu schlagen, denn hinzuweisen und Anhänger zu gewinnen vermag eine Lehre erst dann, wenn Blut für sie geflossen, wenn sie nach ihren Propheten auch ihre Märtyrer gefunden. — Théodore Duret (wie es scheint, ein angesehener Pariser Kunsthändler) veröffentlicht eine Reihe von Briefen von Manet und Stolen aus den Siebzigerjahren, die beweisen, in welcher Weise Vorlage der heute so hochangesehenen impressionistischen Meister sich damals behanden: wie Stolen und Claude Monet gezwungen waren, ihre Bilder für einen Durchschnittspreis von 100 Francs anzubieten, und die hindernden Verpflichtungen eingehen mussten, um sich nur die bescheidenste Existenz möglichst zu sichern. Selbst Manet, der Anerkanntelte unter ihnen, musste damals dem Verkauf seiner Bilder noch eifrig nachgehen und sich zu großen Concessionen herbeilassen.

Die in Kopenhagen erscheinende Monatsschrift **„Tilskueren"** Zuschauer bringt im Marzheft einen Aufsatz von Georg Brandes über die Ausweisungen der Tauen aus Deutschland. Brandes und andere haben sich unter Gesandtung ihrer Popularität seit Jahren bemüht, die deutschfeindliche Stimmung im Lande schwinden zu machen, was ihnen auch gelungen ist. Nunmehr hat die Ausweisungsverordnung die Gesinnungshämer, und die Bevölkerung legt neue wirthschaftlichen Gründen das größte Gewicht auf ein gutes Einvernehmen mit Deutschland. Nur wünscht man, dass die preußisch gewordenen Tanen nicht schlechter als alle anderen Unterthanen behandelt werden. Wenn die Deutschen im Auslande überall stolz ihre Muttersprache bewahren, dann können sie das einem anderen Culturvolke nicht übel nehmen. Der dänische Bauer muss schon aus wirthschaftlichen Gründen seine Kinder dänisch erziehen, weil Tauemark einzig in der Welt dastehende landwirtschaftliche Schule hat, und der dänische Bauer seine große Ueberlegenheit einer den deutschen der Ausbildung in den dieses Schulen verdankt. Deutschland sei stark genug, um sich vor der dänischen Umgangssprache, den zwei dänischen Reichsversammlungen vor Woche und den paar hundert in Tauemark ausgelernten Oekonomen nicht furchten zu müssen. Erfolg hatten alle Maßregelungen ohnehin keinen.

Leander.

Novelle von **Hermann Bahr.**

Fortsetzung.)

II.

Herr von Handl war jetzt 32 Jahre alt.

Er hatte immer angenehm gelebt. Man erinnert sich, dass in den Fünfzigerjahren bei uns die Zither das Instrument nach der Mode war, alle Welt wollte damals Zither spielen und die Handl Zither galt für die beste. Ihr Erfinder, der alte Handl, wurde in ein paar Jahren ein reicher Mann. Der Alte hatte auch sonst eine gute Hand: Was er bezahlte, galt, und aus dem unsicheren Wanderer, der mit aller Welt so herlich war und sich kaum ein gantes Wort zu sagen traute, war bald ein großer Fabrikant geworden. Als er starb, trat er seinem einzigen Sohn ein schönes Vermögen und ein glänzendes Geschäft zurück. Der junge Paul war nun freilich nicht der Mann, es weiter zu führen. Er hatte gar keinen Sinn für das Kaufmannische. Er gehörte zu jenen Menschen, die alles ein bisschen können, aber nichts ordentlich. Er verdichtete ganz hübsch, musizierte gern, hatte viel gelesen, machte schöne Reisen, wusste viel über Bücher, Bilder und Leute, gar nicht die Zeit, sich auch noch um das Dumme Geschäft zu kümmern, das ja bei dem alten Buchhalter, dem er vertrauen konnte, in den besten Händen war. So kam es denn kaum zwei oder dreimal die Woche in das Haus und auch da nicht zum Plaudern und weil ihm die ganze Plauderei zuwider war. Im übrigen ging es seinen Vergnügen nach, auf die Jagd, ins Theater, in reiner Tarelmacht, und alles mit Maß, wie es in einer anständigen Wohlhabigkeit Art war. Da brach ansetzt, gan alles zerstreute, aber wenn der erste Schreck gelobt war, in ihren Zimmern leicht nachsah. Der allem heute er es, beam in jeden Ein kleines Mädchenrest mit nicht zu schweren Mark, einen Pfandl mit Bestecken, einigen Kissen aus den guten Zimmern, ein Ölgemälde mit altem Herrn, die zwei Reisen noch gehoben hatten und von der Theorie Meyer's gehoben konnte, das hatte es gern und auch Bedauch war es ihm, an jedes Zahlen im April oder Mai war ein paar Kreuzer und auch

Digitized by Google

Frauen in die Brühl zu fahren und über die Krauste Linde auf den Anninger zu gehen, wo er dann in dem stillen Wirthshaus seine berühmte Bowle braute. So glücklich war er doch sonst nirgends. Er hatte ganz Europa bereist, war in der Schweiz und am Rhein, in Italien und in Holland, in der Provence und in Norwegen gewesen, aber er fand, daß es in der Brühl doch am schönsten war, oder wenigstens am gemüthlichsten. So viel Wald, die sanften Hügel, die kleinen Villen, die komischen falschen Ruinen, das gab ein Bild, das er nie vergessen konnte und wenn er am weißen Kreuz stand und in das lustige Thal sah, fühlte er sich so froh wie sonst nirgends. Andere Gegenden, pflegte er zu sagen, mögen großartiger sein, aber das ist halt gar so eine gute Gegend. Im Winter hatte er förmlich Heimweh nach ihr und er konnte es gar nicht erwarten, bis wieder die ersten schönen Tage kamen. Er hatte den Winter nicht gern; Auf Bälle ging er selten und machte nicht viel mit, weil er um 8 Uhr schon schläfrig wurde. Er war es gewohnt, seine neun Stunden zu schlafen. Oft blieb er abends zu Hause, ließ sich recht schön einheizen und legte sich schon um neun Uhr nieder, um dann noch, während es im Ofen knisterte, lange zu lesen. Er las ziemlich viel, freilich nichts von den neueren Sachen, die ihm zu wenig Handlung hatten und gar soviel herumreden, das mochte er nicht. Er selbst liebte alle Geschichtenbücher, vor allem Romane und Novellen, große wilde Sachen und fürchterliche Abenteuer.

Wenn er nichts zu lesen hatte, ordnete er seine Sammlung; da waren alte Zeitungen aus der Wiener Revolution, Theaterzettel, Almanache, Miniaturen und besonders Bilder von Wiener Schauspielern, die ihm eine große Freude machten. Oder er sah auch wieder die Photographien an, die er im Sommer aufgenommen hatte; er war ein recht geschickter Amateur und wanderte fleißig mit seinem Kasten durch den Wiener Wald, bis er einen „schönen Motiv“ oder auch einen seltsamen Kopf fand, das letzte Anlitz eines Weinbauers oder das lustige Gesichtel einer Kellnerin. Dieser Sport hatte ihm schon viele Freude bereitet, doch hütete er sich auch da, ein „Fex“ zu werden, das war ihm in allen Dingen schrecklich. Nur kein „Fex“ sein, sagte er immer, der Mensch soll alles betreiben, aber mit Maß, sonst wird es zuwider. Das war seine Devise. So hielt er es immer.

So hatte er es auch mit den Frauen gehalten. Als Knabe war er neugierig gewesen, den Jüngling anmisterten sie, in Paris machte er mit, was dazu gehört; heiß war ihm noch von keinem Weib geworden. Wenn andere erzählten, wunderte er sich oft, wie laut es in ihren Empfindungen zuging. Es mußte eigentlich ganz schön sein, sich so zu benehmen: aber er wünschte es sich doch nicht. Es war doch wahrscheinlich recht unbequem, davor fürchtete er sich sehr. Er hatte sich schon manchmal gedacht, daß es auch seinen Reiz hätte, einmal die ganz große Leidenschaft kennen zu lernen. Er war ja kein Pedant. Aber immer es sich dann ausmalen, daß es ihm ganz aus der Ordnung bringen würde, so ish er ein, daß es doch für ihn besser war, in seiner ruhigen Weise zu leben. Er hatte auch Glück mit seinen Verhältnissen. Sie waren sehr hübsch und spielten sich ohne Aufregungen ab. Sie begannen schnell, weil er ja lustig war und sich tranig, dauerten dann in der angenehmsten Weise und schliefen schön langsam wieder ein. Eine Gouvernante, ein paar Damen vom Theater, dann eine kleine blonde Witwe, die eine Tabaktrafik in der Schlösselgasse hatte, das waren seine ganzen Erlebnisse, bis auf ein paar Abenteuer auf Reisen und besonders in Paris. Bei der Witwe war er, mehr faul als treu, drei Jahre geblieben, bis er sich im vorigen Herbst verheiratet hatte.

Das war aber so gekommen: Herr von Handl hatte sich im vorigen Sommer nach Kreuzen begeben, um da eine kleine Kaltwasserkur zu machen. Es fehlte ihm zwar eigentlich nichts, aber er war nun seine Gesundheit sehr besorgt und, wie er zu sagen pflegte: schaden kann es auf keinen Fall. Wenn einem seiner Bekannten eine Methode geholfen hatte, nahm er auch vor. Er war ein paar Jahre in Karlsbad gewesen, er hatte Moorbäder gebraucht, nun wollte er es mit dem kalten Wasser versuchen. Kreuzen ist ein kleiner Ort wie Leute, die kein Geld haben, aber doch gern reich thun: da sind sie unter sich und spielen sich Luxus vor. Herr von Handl fand das zuerst sehr lustig. Später langweilte er sich und bekam eine Wuth auf diese idiotischen Manieren, die man sich doch eigentlich erst von einer Million aufwärts gestatten zu lassen braucht. Da thaten ihm die paar Familien und der Provinz wohl, die ihm in Wien vielleicht pedantisch vorgekommen wären. So lernte er Ida kennen, die mit ihrem Vater da war. Der alte Herr, ein Gymnasialprofessor aus Ried, machte ihm viel Spaß. Dieser gute Professor Weinlich war nämlich ein Original: Er sah den ganzen Tag auf dem kleinen Balcon vor seinem Zimmer und arbeitete, daß es schwitzte, und wenn er spazieren ging, erzählte er in einemfort von seiner Arbeit. Er schrieb ein Lexikon zum Vergilz: Bei jedem Wort suchte da genau nachgeschaut sein, an welchen Stellen es vorkam. Er machte das so: Er schrieb Zeile für Zeile jedes Wort für sich auf einen Zettel ab und jede hatte die Nummer des Gesanges und des Verses. Diese Zettel ordnete Ida alphabetisch. Zum Ordnungmachen waren schon fertig: es sah das als ein Ding von mehreren Tagen. Herr von Handl fragte ihn einmal, was die Wissenschaft davon hätte, zu lesen, wie oft et im Vergil vorkommt. Nun, sagte er, sie wird dann etwas wissen, was sie jetzt nicht weiß, und darin besteht der ganze menschliche Fortschritt. Herr von Handl hätte gerne gespottet, aber Ida bat ihn mit den Augen so flehentlich, daß er schwieg. Das Verhältniß der beiden war rührend. Wie Ida den Vater bemutterte, der wieder that, als ob sie ein kleines Kind wäre, das noch keinen Schritt allein gehen könnte, das kam Herrn von Handl komisch und doch heilig vor. Sie band dem alten Herrn bei Tische die Serviette um, sie legte ihm vor, sie schnitt ihm die Cigarre ab; man sah die beiden immer Arm in Arm und sie trug ihm den Plaid. Auch war sie sehr besorgt, ob es ihm nicht zog; er hatte die schrecklichste Angst der alten Oesterreicher vor dem Verkühlen. Mitten im Walde sagte er oft auf ein Mal: Hier wäre es sehr schön, wenn es nur nicht regnen möchte! Dann gab ihm Ida den Plaid noch fester um und so saßen sie, während sie mit ihren dünnen Händchen ihm den Schirm gegen die Sonne hielt, damit er es nur recht behaglich hätte. Herr von Handl war gern mit ihnen. Er fühlte, daß ihm diese Luft von Güte und Zärtlichkeit wohlthat, und er gewöhnte sich an das stille Lachen des kleinen Mädchens so, daß er es sich gar nicht mehr denken konnte, ohne sie zu hören. Er hatte zuerst nur vierzehn Tage bleiben wollen, es wurden vier Wochen. Und er endlich abgereist waren, war er sehr traurig. Er fuhr fort, nach der Schweiz, um auf andere Gedanken zu kommen. Es half aber nichts, alles war ihm zuwider. Es kam ihm vor, daß er noch nie so glücklich gewesen war, wie auf den stillen Spaziergängen mit dem jungen Wesen, das eigentlich gar nicht hübsch war, aber so gut, so gut! Dieses arme, ängstliche und doch tapfere Kind in die Arme zu nehmen, recht zu schützen und durch das Leben zu tragen, das dachte er sich wunderschön. Er wußte nicht, ob das denn eigentlich Liebe war, oder er empfand, daß es ihn sehr glücklich machen würde. So entschloß er sich rasch. Es waren noch nicht vier Wochen vergangen, fuhr Herr von Handl nach Ried und hielt um ihre Hand an, die ihm der Alte, mit manchen Ermahnungen und vielen Lehren, gab. Er hatte es nicht zu bereuen. Seine ruhige, stillen Genüssen zugeneigte Natur konnte sich keine bessere Frau wünschen und sie lebten nun schon bald ein Jahr in der glücklichsten Ehe, nicht leidenschaftlich, aber zärtlich. Nun hatten sie sich zum ersten Male auf ein paar Tage trennen müssen. Die Frau des alten Buchdruckers war gestorben und er mußte ihr die letzte Ehre erweisen. Er war Montag zu ihrem Begräbnis gefahren und blieb dann noch in Wien, damit der alte Buchhalter nicht gleich an anderen Tage schon wieder ins Geschäft müßte, sondern sich erst ein bischen erholen sollte. Nun wollte er wieder zurück, und gerade da mußte das dumme Wasser kommen!

III

An dies alles dachte Herr von Handl, während der Zug behutsam, als traue er sich nicht recht, durch die Vororte fuhr, und er freute sich, so verliebt zu sein. Das hätte er sich gar nicht zugetraut. Er hatte Ida sehr gern, aber es schien ihm doch nur eine stille Neigung zu sein, mehr zärtlich als ungeduim, gar nicht die gewisse große Leidenschaft aus den Romanen. Er hatte jetzt in Wien sogar gefunden, daß es recht angenehm war, wieder einmal allein zu sein, und nahm sich vor, sie im Herbst auf ein paar Wochen zu ihrem Vater zu bringen, während er vielleicht eine kleine Reise machen und sie dann wieder abholen würde. Und nun zeigte es sich plötzlich — war das nicht komisch? Diese Ungeduld, zu ihr zu kommen, diese Leidenschaft! Konnte er nicht die paar Tage warten? Nein, mitten durch das Wasser mußte er! Der reine Leander, sagte er sich, und lachte.

Purkersdorf, alles aussteigen! Ja, was nun? Er war selber neugierig. Dieselbe Situation wie in Wien: Es gab keinen Zug. Er ging zum Stationschef. „Ich bitte, meine Herrschaften, ich weiß gar nichts! Ich weiß gar nichts! Ich bitte, ich weiß gar nichts,“ schrie der Chef, ein ganz junger Mann, roth vor Aufregung und mit den Händen fuchtelnd. Er rannte wie besessen hin und her, wischte sich mit einem großen, blauen Tuch den Schweiß ab und schrie jeden an, der fragen wollte: „Ich bitte, ich weiß gar nichts!“ Herr von Handl sagte, um ein Gespräch anzufangen: „Kommen Sie mit vielleicht sagen, Herr Stationschef, ob —“ Aber der hörte ihn gar nicht an. „Ich bitte,“ schrie er, „ich weiß gar nichts! Ich bitte, sich an das Büreau in Wien zu wenden.“ Wir können hier gar nichts wissen!“ Und er rannte schon wieder fort, immer mit dem großen, blauen Tuche wedend. Na, mit dem ist nichts zu machen, dachte Herr von Handl: der ist froh, wenn er selber das Leben hat!

Herr von Handl ging zum Portier, um sein Rad einzustellen. Er gab dem Alten eine Cigarre und begann mit ihm zu plaudichen. Zimmer dasselbe. Neue allen Seiten Nachrichten über das Wasser, und es stieg noch immer. Alle Brücken sind weg, die Straßen zerrissen, auf der Bahn zwischen der Taxing. Das kann sechs, sieben Tage dauern. An einen Verkehr mit St. Pölten ist gar nicht mehr zu denken. Schöne Aussichten!

Da bemerkte Herr von Handl einen Zug in der Station: die Locomotive in der Richtung nach St. Pölten und zwei Wagen

dritter Classe. Die Locomotive dampft, er sieht einen Heizer, jetzt steigen sogar schon ein paar Leute ein. „Da ist ja ein Zug," sagte er zum Portier.

„Ja," sagte der Portier, „das wär' schon ein Zug, aber da können Sie nicht fahren."

„Warum denn nicht? Wo fahrt denn der hin?"

„Da fahren die Arbeiter nach Pottenbrunn, wegen der Brücken vor St. Pölten. Es ist Nachmittag telegraphiert worden um sie."

„Da fahre ich doch mit," sagte Herr von Handl. „Das ist ja sehr einfach."

„Das wär' schon schön," sagte der Portier, „aber das dürfen's ja nicht. Der nimmt keine Passagier."

„Ich werde mit dem Stationschef reden!"

Der Portier lachte. „Reden Sie lieber nicht mit dem Stationschef! Der weiß gar nichts! Der weiß nie was! Der lässt Ihnen höchstens arretieren."

„Wenn die Arbeiter fahren, kann ich auch fahren," erklärte Herr von Handl.

„Aber natürlich!" sagte der Portier. „Sagen's erst nix, fragen's net lang, nehmen's Ihr Radel und steigen's ein! Bei dem Durcheinander kümmert sich kein Mensch. Aber er wird gleich fahren."

Herr von Handl gab dem Portier einen Gulden, nahm sein Rad und stieg ein. Er setzte sich in eine Ecke und war neugierig. Es stiegen Arbeiter mit Stangen und Hacken ein, es waren Italiener; sie achteten nicht auf ihn. Der Zug fuhr aus der Station, sie fingen zu singen an. Herr von Handl hielt sein Rad und freute sich; als blinder Passagier war er noch nie gereist. Draußen dunkelte es schon, es sah seltsam aus: Schwarze Bäume, Wasser, es regnete in einem fort und man hörte rauschen. Die Italiener sangen.

Hinter Neulengbach hielt der Zug auf einmal. Herr von Handl öffnete das Fenster. Er hörte den Zugführer mit jemandem debattieren, ob es noch möglich sei. Dann fuhr der Zug eine Strecke zurück, fuhr langsam weiter vor, hielt noch einmal. Es war doch unbegreiflich. Der Regen wurde immer ärger, die Italiener sangen.

Es war neun Uhr, als der Zug plötzlich mit einem Ruck auf der Strecke hielt. Man hörte wieder rufen, der Zugsführer verhandelte mit einem Wächter, der, die rothe Fahne in der Hand, sich näherte. Hier war die gefährliche Stelle. Der Zugsführer schrie, dass die Arbeiter aussteigen sollten. Die Italiener hörten zu singen auf und stiegen aus. Herr von Handl folgte ihnen. Draußen konnte man nichts sehen, es goss. Die Italiener lärmten hin und her, sie wollten wissen, was sie jetzt thun sollten. Ein großer Mann mit einem verwegenen Gesicht, der ihr Anführer schien, beruhigte sie und versuchte, sich mit dem Wächter zu verständigen. Der Wächter wusste nichts; Nachmittag war der Herr Ingenieur dagewesen und hatte ihm befohlen, keinen Zug mehr über die Brücke zu lassen. Sonst wusste er nichts.

Herr von Handl sah nun die Italiener im Kreise um den Anführer treten und ungeheim und, wie es schien, erbittert gegen ihn gestikulieren. Der Anführer entgegnete heftig. Einer aus der Menge machte sich zum Sprecher für alle. Die beiden wurden immer lauter und näherten sich im Eifer, so dass ihre Köpfe sich schon zu berühren schienen. Der Wächter stand dabei und hielt seine Laterne, die er ein wenig gehoben hatte, auf ihre finsteren und leidenschaftlichen Köpfe scheinen.

Der Wächter meinte schließlich, es sei am geschicktesten, nach St. Pölten zu gehen; heute wäre es doch schon zu spät; dort würden sie morgen schon alles erfahren. Er gab ihnen seine Laterne mit, die der Anführer nahm. Die anderen murrten noch, aber sie folgten langsam. Hinter ihnen schob Herr von Handl sein Rad. Er sah den Schimmer der Laterne vor sich, dann die dunklen Gestalten und hörte ihre dumpfen, schweren Tritte. Sie sangen nicht mehr, sie redeten nichts und rings war in der nassen Finsternis ein großes Rauschen.

Herr von Handl gieng in St. Pölten sogleich wieder zum Stationschef, um sich zu erkundigen, wann er nach Linz fahren könnte. „Ja, heute nicht mehr," sagte der Stationschef, ein eleganter junger Mann mit etwas hochmüthigen Manieren. „Sie haben ja den ganzen Fernverkehr eingestellt, die geschrieben Herren in Wien! Aber unsere Localzüge gehen wie gewöhnlich. Uns geniert das bisserl Regen nicht. Sie können also morgen in der Frühe um sieben Uhr fahren."

Herr von Handl dankte, empfahl sich, gieng in die Stadt zum „rothen Krebsen," nahm dort ein Zimmer und setzte sich dann in den Speisesaal. Er war vergnügt. Er hatte es eigentlich viel amüsanter, so zu reisen. Es schmeichelte ihm, dass er so tapfer gewesen war, ein gewisser Muth gehörte schon dazu. Was Ida sagen würde! Er wird ja Sensation machen, wenn er plötzlich in Zichl ankommt! Vorderhand war er freilich erst in St. Pölten.

Er sah sich um. Er hatte die Hotels in den kleinen Städten gern, wo die Honoratioren sitzen und der Wirt, der meistens auch Gemeinderath ist, mit einem altväterlichen Eifer bedient, den in Wien nur noch die Friseure haben. Er aß, las ein bisschen in den localen Zeitungen, beobachtete die Gäste und horchte, was sie redeten. Am Tische neben ihm saßen „Nationale". Er hatte sich das gleich gedacht und hörte es nun aus ihren Reden. Er bemerkte, dass sie eigentlich alle dasselbe Aussehen hatten, wie von derselben Familie. Er sann an, darüber nachzudenken, wie es kommen mag, dass man den Leuten ihre politische Partei ansehen kann. Er vertiefte sich, indem er seine Nachbarn betrachtete, in diesen Gedanken und meinte, es würde sich verlohnen, mit dieser Vermuthung zu experimentieren. Wie der Dieb seinen besonderen Schädel hat und es einen Schädel des Geizes und einen Schädel des Erotikers gibt, warum sollte es nicht ebenso einen liberalen Schädel, einen clericalen Schädel und einen demokratischen Schädel geben? Es machte ihm Vergnügen, sich das vorzustellen; das müsste ein lustiges Buch geben, mit Illustrationen, gewiss von einem Italiener geschrieben, aus der Schule Lombroso. Er sieng an, auf der Speisekarte die Herren von nebenan abzuzeichnen. Es war lustig, wie sie sich glichen. Er nahm jeden Theil besonders auf. Sie hatten alle dieselben scharfen und gekrümmten Nasen, eigentlich recht jüdisch, dasselbe breite, massive und grobe Kinn und dieselbe Art, an einem vorbei, ein bisschen blinzelnd, ins Leere zu schauen. Mit der Zeit bildete er sich ein, dass sie auch alle dieselbe Stimme hatten. So werden Entdeckungen gemacht, sagte er sich.

Es war bald eins, als er endlich schlafen gieng.

(Fortsetzung folgt.)

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Schöllschitzer Dörrgemüse und Obstconserven.

Franz Ritter von Zeidlmayer's landwirthschaftliche Anlagen in Schöllschitz bei Brunn a. Gebirge.
Ausgedehnte eigene Gemüse- und Obst-Plantagen.
Niederlagen: Wien I. Tuchlauben 13. — Brunn a. Gebirge, Hauptstraße 1.
Man verlange ausdrücklich Schöllschitzer Producte.

Das Unternehmen für Zeitungs-Ausschnitte
„Observer"
Wien, IV. I. Fürstenstraße 17
liest alle hervorragenden Journale der Welt, welche in deutscher, französischer, englischer und amerikanischer Sprache erscheinen, und verbindet an seine Abonnenten Zeitungsausschnitte über be- [illegible] belege Themen.

Seid. Battrobe fl. 8.65

bis **fl. 12.75** per Stoff zu completer Robe

Taffors und Shantungs

sowie **schwarze, weiße** und **farbige „Henneberg-Seide"** von **45 kr.** bis **fl. 14.65** per Meter — glatt, gestreift, carriert, gemustert, Damaste &c. (ca. 250 verschiedene Qual. und 2000 verschiedene Farben, Dessins &c.)

Zu Roben und Blousen
ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus!
Muster umgehend.
Doppelter Briefporto nach der Schweiz.
G. Henneberg's Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Digitized by Google

UNION-BANK.

Der Verwaltungsrath der Union-Bank hat auf Grund des § 7 der Statuten beschlossen, das Actiencapital der Gesellschaft von 12 Millionen Gulden auf **16 Millionen Gulden zu erhöhen** und zu diesem Zwecke

20.000 neue mit je fl. 200. — volleingezahlte Actien

auszugeben, welche an dem Erträgnisse der Bank vom 1. Jänner d. J. an participiren.

Bezüglich der Ausgabe und Zutheilung der neuen Actien hat der Verwaltungsrath in Gemässheit der ihm von der Generalversammlung vom 15. März 1886 ertheilten Ermächtigung nachstehende Bestimmungen getroffen:

Den Inhabern der derzeit im Umlaufe befindlichen 60.000 Actien wird das

Bezugsrecht

auf die neu auszugebenden 20.000 Actien zum Preise von fl. 285.— per Actie zuzüglich der vom 1. Jänner d. J. laufenden fünfprocentigen Stückzinsen auf den Nominalbetrag von fl. 200.— per Actie in der Weise eingeräumt, **dass je drei Stück der alten Actien das Anrecht zum Bezuge je einer neuen Actie geben.**

Actien-Bruchtheile oder Certificate auf Bruchtheile von Actien werden **nicht** ausgegeben.

Die Anmeldung des Bezugsrechtes hat bei sonstigem Verluste desselben

bis inclusive 10. April 1899

bei der **Liquidatur der Union-Bank** in **Wien.**
„ „ **Filiale der Union-Bank** in **Triest.**
„ „ **Berliner Handelsgesellschaft** in **Berlin.**
„ „ **Deutschen Effecten- und Wechselbank** in **Frankfurt a. M.**

innerhalb der gewöhnlichen Geschäftsstunden zu erfolgen.

Die Herren Actionäre, welche das Bezugsrecht auszuüben beabsichtigen, haben dasselbe mittels doppelter Consignationen, deren Formularien bei den Anmeldungsstellen ausgefolgt werden, anzumelden und unter Einem die zum Bezuge berechtigenden Actien beizubringen, welche nach Vornahme einer die erfolgte Ausübung des Bezugsrechtes ersichtlich machenden Abstempelung zugleich mit einem Consignations-Pare zurückgestellt werden.

Bei der Anmeldung sind auf jede zu beziehende neue Actie **fl. 85.— bar** einzuzahlen, welche Einzahlungsleistung auf dem rückgestellten Pare der Consignation bestätigt wird.

Weitere **50 fl.** per Actie sind spätestens bis **inclusive 31. Mai d. J.,**
„ **50** „ „ „ „ „ „ „ **30. Juni d. J.,**
„ **50** „ „ „ „ „ „ „ **31. Juli d. J.,**

der Rest von **50** „ „ „ nebst den stufenweise vom 1. Jännar d. J. auf den Nominalbetrag von fl. 200.— per Actie berechneten fünfpercentigen Stückzinsen ist bis **spätestens 31. August d. J.** zu erlegen.

Die bis zum Gesammtbetrage von fl. 150.— per Actie geleisteten Einzahlungen von je fl. 50.— per Actie werden ebenfalls auf dem in Händen des Bezugsberechtigten befindlichen Consignations-Pare bestätigt.

Bei Leistung der Restzahlung ist dieses Consignations-Pare beizubringen, und werden gegen dessen Rückstellung die entfallenden Actien in gleicher Ausfertigung und mit derselben Datirung wie die im Umlaufe befindlichen mit Dividenden-Coupons, deren erster für das Geschäftsjahr 1899 gilt, ausgefolgt.

Den Herren Actionären wird freigestellt, gleichzeitig mit der Anmeldung des Bezugsrechtes oder wann immer innerhalb der vorangeführten Einzahlungstermine die ganze auf die zu beziehende Actienanzahl entfallende Einzahlung sammt fünfprocentigen Stückzinsen ab 1. Jänner d. J. zu leisten. Denselben werden in diesem Falle die entfallenden Actien mit den anhaftenden Coupons sofort ausgefolgt.

Wien, am 30. März 1899.

Union-Bank.

(Nachdruck wird nicht honorirt.)

Digitized by Google

Die Zeit.

XIX. Band. Wien, den 15. April 1899. Nummer 23

Das neue Schisma.

Die „Los von Rom"-Bewegung hat in Oesterreich wie eine Ueberraschung gewirkt, weil man hierzulande gewohntermaßen nicht weiß, was in der übrigen Welt vorgeht, und wenn man es schon weiß, doch immer versteht, dieses Wissen, woferne es Kopfweh verursachen könnte, womöglich solange zu verbergen, bis es zu spät ist. Die Zionswächter, die jetzt gegen die Apostasie von Schönerer und Wolf den Polizeimann zu Hilfe rufen, müssen sehr wohl gewußt haben, daß sich in der katholischen Welt außerhalb Oesterreichs seit Jahren schon ein neues Schisma vorbereitet, welches, wenn es in Oesterreich auf günstige Vorbedingungen trifft, zu einer Gefahr nicht nur für die katholische Kirche, sondern auch für den inneren Frieden des Staates werden könnte. Sie haben aber nichts gethan, um dieser Gefahr vorzubauen, alles, um sie zu vergrößern.

Die neueste anti-päpstliche oder anti-römische Strömung der Geister ist jetzt ungefähr schon fünf bis sechs Jahre alt und stammt aus den Vereinigten Staaten von Amerika. Das, was bei uns die „Los von Rom"-Bewegung genannt wird, fußet deswegen in der übrigen Welt den sozusagen wissenschaftlichen Namen: „Americanismus". Dieser strebt nach einer Nationalisation, wenn man will, Föderalisation der römischen Kirche, einer Befreiung von ihrer äußeren Disziplin, einer Einschränkung ihrer politischen Macht, die wesentlich auf der bisherigen straffen Centralisation mit dem unfehlbaren Papst beruht. Der Führer dieser Richtung ist der Erzbischof von St. Paul, Mgr. Ireland, unterstützt wird sie vom Cardinal Gibbons, zahlreiche katholische Priester in den Vereinigten Staaten (wie Mgr. Keane, Abbé Felix Klein) gehören zu ihren eifrigsten Förderern. Die französische Uebersetzung eines von Klein verfaßten, von Ireland und Gibbons bevorwortenten Buches über das Leben des freigeistigen amerikanischen Paters Hecker brachte die neuen Ideen nach Frankreich, wo sie zunächst unter dem französischen Clerus Verehrer fanden. Von den Oberen wurden sie heftig bekämpft. Infolge dessen traten 1897 die Abbés Philippot, Charbonnel und Bourrier aus der katholischen Kirche aus, um sich ganz der Propaganda dieser Ideen zu widmen. Ihnen folgten andere Priester, dann auch Laien, einzeln und auch gemeindeweise. Es wurden eigene Blätter zur Verbreitung dieser Ideen gegründet. In seinem Abjagebriefchen wirft Abbé Charbonnel der katholischen Kirche vor, daß sie „aus der Religion ein Regierungsgeschick, ein Mittel zur Herrschaft, ein Werkzeug zur geistigen und socialen Unterdrückung gemacht" habe. In Amerika, wo auch bisher schon die katholische Kirche religiös toleranter und politisch indifferenter gewesen ist als anderwärts, bleiben die Evangelisierten, zu denen die obersten Kirchenväter selbst gehören, in der katholischen Organisation drin. Im stark clericalisierten Frankreich fliegen sie hinaus, dem Protestantismus zu. Die eminent politische Austritts-Begründung des Abbé Charbonnel ist charakteristisch für die ganze continentale Bewegung.

Sie ist verhältnismäßig noch jung, aber schon jetzt lassen sich ihre Lebensbedingungen unschwer erkennen. Sie gewinnt dort Boden, wo die Clericalen mächtig sind, am raschesten aber muß sie durchgreifen, wo die Clericalen eine antinationale Politik betreiben. In dem von den Clericalen regierten Belgien hat der Abbé Charbonnel seine größten rednerischen Erfolge gefunden. Im März dieses Jahres fühlte sich die clericale Regierung genothigt, ihn aus Belgien auszuweisen. Die Folge davon war zunächst eine der stürmischesten Debatten in der belgischen Kammer und nachher eine anti-clericale Massenversammlung in Brüssel, auf der die Liberalen mit den Fortschrittlern und Socialisten gemeinsame Sache machten. Auch in Deutschland, wo jetzt im Reichstag das clericale Centrum „Trumpf" ist, zeigen sich schon Anfänge der Bewegung. Bunsoer, Doenhoeb. Von hier hat sie sich auch Deutsch-Oesterreich vorgestanzt, wo hier die Beispiele österreichischer Regierungs- und Parteienpolitik einen besonders nachhaltigen Empfang in unserm Ideent. Wir haben unter den Deutschen in Oesterreich zwei clericale Parteien, die katholische Volkspartei und die christlichsociale Partei. Beide unterstützen die den Deutschen feindselige nationale Politik der Regierung, die katholische Volkspartei ganz offen als Mitglied der im übrigen slavischen Regierungsmehrheit, die christlichsociale Partei nur verdeckt, indem sie der Regierung die Ruhe hieme garantiert. Regierung hat die clericale Weltpolitik so deutlich ihre weitgesteckten Ziele durchblicken lassen als in Oesterreich. Die unablässige Hetze clericaler und officiöser Zeitungen gegen das protestantische Deutschland, die aggressive Rede des Grafen Thun über die preußischen Ausweisungen, die neueste von der Regierung inspirierte und nun auch wieder abcommandierte jungczechische Campagne gegen den Dreibund haben auch den minder phantasievollen Beobachter belehrt, um was es sich handelt: die Sprengung des bestehenden Dreibundes, Errichtung eines neuen russisch-französisch-österreichischen Dreibundes, die Isolierung Deutschlands, kurz, um die Verwirklichung der großen politischen Conception des Cardinals Rampolla. Unsere Clericalen wissen sich vor Entrüstung nicht zu fassen über die Verneugung von Religion und Politik in der Ablaßbewegung. Aber sie selbst sind die Urheber dieser Vermengung, auf die sie bisher ein ausschließliches Vorrecht zu besitzen glaubten. Sie fordern seit jeher von ihren Anhängern um der Religion willen eine bestimmte politische Richtung. Die Radical-Nationalen haben nun einmal den Spieß umgekehrt: Sie fordern um der Politik willen eine bestimmte religiöse Richtung. Und weil die Clericalen ihrer nationalen Politik entgegenarbeiten, schließen sie sich dem anti-katholischen Schisma an, das von Amerika ausgegangen und von Frankreich auf den europäischen Continent übertragen worden ist.

Oesterreich ist sonst immer um eine Idee hinter den anderen Ländern zurück, und die Deutsch-Oesterreicher wären wohl auch gegenüber dem neuen Schisma der alten Gewohnheit treu geblieben, wenn nicht die Regierungspolitik der letzten Jahre den bei den anti-clericalen Deutsch-Oesterreichern nicht sonderlich kräftigen religiösen Antrieb durch den unvergleichlich mächtigeren nationalen Antrieb verstärkt hätte. Die Anslavisierung von slavisch und clerical hat die Amalgamierung von deutsch und liberalisch zur Folge gehabt. Zu den sonstigen so zahlreichen nationalen, politischen und socialen Zerklüftungen dieses Landes geiellt sich jetzt noch die religiöse Spaltung. Bisher hatten die anti clericalen Deutsch-Oesterreicher in diesen zwanzig Jahren ihren nationalen Kampf so ziemlich isoliert auszufechten. Unter Stürmen und Taufe konnten sie nicht erlangen. Die kalten Wasserstrahlen, die von Zeit zu Zeit aus Berlin auf sie niederprasselten, sind noch in aller Erinnerung. Seit Badeni, Gautschowski und Thun hat sich dieses Verhältnis gründlich geändert. Schon die Sprachenverordnungen haben im Reich den Deutsch-Oesterreichern die wärmsten Sympathien, das dreibundfeindliche Gebaren der Regierung und ihrer Freunde die politische Kampfgenossenschaft der Reichsdeutschen eingetragen. Die „Los von Rom"-Bewegung kann ihnen, weil sie auf allgemein menschliche Motive zurückgreift, das Interesse der ganzen Welt sichern. Nur freilich will's mit den Mißlen nicht so rasch vorwärts gehen, als man gemeint hat, und der 1. April hat den Abfallsaspirationen eine Enttäuschung bereitet. Aber die österreichische Regierung lebt noch, und sie hat sich's nicht lange überlegt, um in ihrer Art beherzt einzugreifen. Sie hat die Polizei gegen die Bewegung ausgespendet. Der Deutsch Oesterreicher besitzt nicht die innerliche Religiosität des Amerikaners, nicht die stürmische Freiheitsliebe des Franzosen, und deswegen selbst hier, wie in so vielen anderen Dingen, auch bei der Abfallsagitation der eigentliche Enthusiasmus. Die politischen Maßregelungen können ihr vielleicht das Surrogat der großen Leidenschaft dafür bringen: das Ressentiment. h.

Der Staatsstreich in Finnland.

Von einem Finnländer.

Als Finnland 1809 mit dem russischen Reich vereinigt wurde, bestätigte Alexander I. in feierlicher Weise die Religion und die Gesetzgebung des Landes, sowie die Rechte und Privilegien, die die Einwohner des Großfürstenthums bis dahin der Constitution gemäß, das heißt gemäß der damals in Schweden bestehenden Staatsordnung, genossen. Bei nicht als einer Abdegenheit wiederholte der edle Monarch später, daß es seine Absicht war, dieses Land in einer Weise zu regieren, die mit der Freiheit der Nation und den ihr in der Constitution zugesicherten Rechten übereinstimmte, daß er dem finnländischen Volke eine politische Existenz hatte schaffen wollen und es sogar ausdrücklich, daß er die Bevölkerung, die bisher

Digitized by Google

Constitution des Landes aufrecht zu erhalten, nicht nur für sich, sondern auch für seine Nachfolger für immer verbindlich hielt. Zu wiederholten Malen hat auch Alexander I., der Selbstherrscher aller Reußen, gezeigt, daß er sich seiner Stellung als constitutioneller Monarch in Finnland vollkommen bewußt war.

Die späteren russischen Monarchen haben alle ohne Ausnahme bei ihrer Thronbesteigung feierliche Versicherungen an das Großfürstenthum erlassen, in denen sie die durch Grundgesetz garantierte Sonderstellung des Großfürstenthums innerhalb des russischen Reichscomplexes anerkennt zu werden pflegten. Besonders Alexander II. förderte in trefflicher Weise die politische Entwickelung des Landes, indem er unter anderem der Volksvertretung Periodicität verlieh. Unter Alexander III. suchte die panslavistische Partei, die auf der Autwelle der Reaction auch damals schon zu oberst schwamm, im Namen der Einheitsidee einen gemeinsamen Sturmlauf gegen die politischen Gerechtsame Finnlands zu unternehmen, aber mit Ausnahme einiger weniger bedeutenden „Vereinigungsmaßregeln" blieben ihre Pläne erfolglos. Die Rechtsbeständigkeit des „Friedensfürsten" stand ihnen im Wege. Er wollte sein Kaiserwort nicht brechen.

Die Regierung des jetzt lebenden russischen Kaisers schien anfangs dem Großfürstenthum eine ungestörte Entwickelung in der durch die historischen Verhältnisse gegebenen Richtung gewähren zu wollen. Als Nikolaus II. den Thron seiner Väter bestieg, bestätigte er die Grundgesetze Finnlands durch eine Verschreibung, die folgenden Wortlaut hat:

„Nachdem Wir durch Fügung des Höchsten in erblichen Besitz des Großfürstenthums Finnland gekommen, bekräftigen und bestätigen wir hiermit die Religion, die Grundgesetze, die Rechte und Privilegien, die jeder Stand im genannten Großfürstenthum insbesondere und alle dessen Einwohner überhaupt, hoch wie niedrig, bisher der Verfassung des Landes gemäß genossen, indem wir geloben, dieselben unverbrüchlich in ihrer Kraft und Wirkung zu erhalten.

Livadia, den 6. November 1894. Nikolaus."

Nichts wies darauf hin, daß man mit Plänen umgieng, unumehr mit der weisen und humanen Politik zu brechen, welche die russischen Kaiser neunzig Jahre lang dem finnländischen Großfürstenthum gegenüber befolgt hatten. Nichts ließ ahnen, daß man die Absicht hatte, trotz der gegebenen Versicherungen die constitutionellen Rechte dieses Landes einzuschränken und damit den geistigen und materiellen Fortschritt, in dem es sich befand, zu hemmen.

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel kam deshalb im Juli 1898 die Nachricht, daß die finnländischen Stände zum 19. Januar 1899 zu einem außerordentlichen Landtag einberufen seien, „um das Wehrpflichtgesetz des Großfürstenthums Finnland mit den im Kaiserreich in dieser Beziehung geltenden Bestimmungen in Uebereinstimmung zu bringen". Die Eile, mit der diese Angelegenheit verrieben wurde, da man sich nicht einmal bis zu dem zum Jahre 1900 berufenen ordentlichen Landtag gedulden zu wollen schien, erregte sofort ein unangenehmes Aufsehen im ganzen Lande. Und je mehr man aus den Details der Vorlage, die den Ständen übergeben werden sollte, bekannt wurde, desto düsterer ward die Stimmung unter denen, die nicht mit Blindheit geschlagen waren. Was man von den Ständen verlangte, lief kurz gesagt darauf hinaus, daß sie bei der Formulierung eines Gesetzes mitwirken sollten, das inhaltig auf alle Bestimmungen, die sich unmittelbar auf die Absolvierung der Wehrpflicht bezogen, eine Lesart des russischen Wehrpflichtgesetzes bilden wollte, sowie daß sie ihren Beifall zur Aufhebung sämmtlicher im finnländischen Wehrpflichtgesetz enthaltenen Bestimmungen geben sollten, die die Natur von Grundgesetzen hatten. Der Umstand, daß die finnländischen Truppen bisher stets zu allgemeiner Zufriedenheit inactioniert hatten und sogar von den höchsten Militärautoritäten in Rußland nicht selten belobt worden waren, konnte auch dazu beitragen, die Besürzung und Unruhe zu vermindern, die die Einwohner angesichts dieser plötzlichen „Rothwendigkeit von Einheit" ohne viel Wam sah auch sofort in Finnland ein, daß die verlangten Reformen keineswegs irgend welche handgreiflichen Verbesserungen oder irgend einen wirklichen Nutzen für das Wehrpflichtgesetz Rußlands bezweckten, sondern daß die Friedhofer, durch welche diese Frage aufs Tapet gebracht worden, kein theoretischer Raum war: der Wunsch, jenen unbequemen Exponenten nur die politische Sonderstellung Finnlands ein für allemal zu entfernen, der dahin lag, daß die finnländischen Stände das Recht hatten, an der Militärgesetzgebung des Landes mit Beschlußrecht theilzunehmen. Man hob in Finnland hervor, daß die Stände nicht mehr thun sollten, als sich über die Art und Weise zu äußern, wie die Bestimmungen in Rußland über die Wehrpflicht eine geeignete Anwendung in Finnland finden könnten, und sie „zu diesem Zwecke" ihre Ansichten über den Modus und die Zweckmäßigkeit der Einführung einer gemeinsamen Wehrpflicht in Finnland abgeben könnten. Dazu eine Gesetzgebung gemeinsamer Wehrpflicht, das Thema in englischen Topf gerührt, die Asche [illegible] Mischung [illegible] Ausgabe [illegible] Gesetzgebung [illegible] Gesetzgebung [illegible] Gesetzgebung

außerordentlichen Maßregel, das heißt sich indezug auf die Umgestaltung der finnländischen Wehrpflichteinrichtungen von den drückenden Fesseln etwaiger finnländischer „Grundgesetze" mit für allemal zu befreien. Man scheute in dieser Beziehung nicht einmal vor der Eventualität eines Staatsstreiches zurück. Ende Jänner dieses Jahres wurde in Petersburg unter dem Präsidium des Großfürsten Michael eine geheime Commission eingesetzt, die in drei Sitzungen einen Gesetzentwurf ausarbeitete, der unter dem Titel „Grundbestimmungen für die Formulierung, Prüfung und Promulgierung von Gesetzen, die für das Kaiserreich mit Einschluß des Großfürstenthums Finnland erlassen werden" unmittelbar vom Kaiser bestätigt wurde. Den 17. Februar wurden diese „Grundbestimmungen" nebst einem allerhöchsten Manifest im russischen „Regierungsboten" veröffentlicht.

Die Art und Weise, wie diese Aktenstücke entstanden, bildet eine grobe Verletzung der Constitution, die Finnland seit 1809 genossen und nach welcher die Selbstherrschergewalt sich nicht auf Finnland erstreckt, sondern jede Veränderung der Verfassung nur unter Mitwirkung der Stände möglich ist. Ohne dass die Stände zu Rathe gezogen oder das Gutachten des Senates eingeholt worden, wurde nun eine Veränderung der Constitution durchgeführt, die darauf hinauslief, alle unter den schwankenden Begriff der Reichsgesetze fallenden Fragen der unmittelbaren Entscheidung des Kaisers zu unterwerfen, während die überwiegende Mehrzahl dieser Fragen selbstverständlich der Art sein müsste, dass sie laut Grundgesetz nicht ohne Mitwirkung der Stände entschieden werden konnten.

Die Grundgesetzbestimmungen, die durch das Manifest verletzt wurden, lauten folgendermaßen: § 40 der Regierungsform bestimmt: „Der Kaiser und Großfürst darf ohne Wissen und Willen der Stände kein neues Gesetz geben, noch irgend eines abschaffen." Im § 71 der Landtagsordnung heißt es: „Ein Grundgesetz kann nur auf Initiative des Kaisers und Großfürsten und mit Einwilligung sämmtlicher Stände formuliert, verändert, erklärt oder aufgehoben werden." Die Schlussbestätigung der Landtagsordnung hat folgenden Wortlaut: „Indem wir uns unser Recht vorbehalten, wie es uns in der Regierungsform vom 21. August 1772 und in der Vereinigungs- und Sicherheitsacte vom 21. Februar und 3. April 1789 zugesichert und durch keine ausdrücklichen Worte in obiger Landtagsordnung verändert worden ist, wollen wir in Gnaden diese Landtagsordnung als ein unerschütterliches Grundgesetz genehmigen und bestätigen."

Diese Grundgesetze hat Kaiser Nikolaus II. in seiner oben angeführten Regentenversicherung unverbrüchlich zu halten gelobt.

Der unerwartete Gesetzesbruch rief naturlich in ganz Finnland eine ungeheure Bestürzung hervor. In Helsingfors wurden Meetings abgehalten, auf denen man über die zu ergreifenden Schritte berieth. Der finnländische Senat hatte den Befehl erhalten, die Aktenstücke in der gewöhnlichen Weise zu promulgieren. Sollte er darauf eingehen? Einerseits verbot die Gewissenspflicht den Mitgliedern der Regierung, ein in rechtswidriger Weise zustande gekommenes Aktenstück, das die Grundpfeiler der Constitution erschütterte, im Großfürstenthum als Gesetz zu veröffentlichen, anderseits schien die Minderheit zu empfehlen, nicht durch eine Promulgationsweigerung das Land in eine unberechenbare Situation zu bringen, sondern zunächst dem Drucke nachzugeben und dann unmittelbar nach der Promulgation dem Monarchen über die Ungesetzlichkeit des Manifestes eine Vorstellung zu machen. Trotzdem nicht nur die Bürger der Hauptstadt, sondern auch die Stände durch besondere Deputationen den Senatoren zu verstehen gegeben hatten, dass die öffentliche Meinung eine Promulgierung des Manifestes als einen groben Grundgesetzbruch verurtheilen würde, entschloss sich der Senat schließlich doch mit zehn Stimmen gegen vier für letztere Alternative. Gegen diesen Beschluss legte der Procurator einen Protest ein. Am folgenden Tage, dem 18. Februar, erschienen das Manifest und die „Grundbestimmungen" in den officiellen Zeitungen Finnlands, nach dem jedoch zuvor der Chefredacteur derselben, der sich nicht auf eine Veröffentlichung der Schriftstücke einlassen wollte, seinen Abschied genommen.

Einige Tage darauf begaben sich der Vicepräsident des Departements der Oekonomie im Senat und der Procurator ebenso wie der Landmarschall und die Präsidenten der Stände nach Petersburg, um dem Kaiser die bewussten Vorstellungen über den Verfassungsbruch zu machen. In den Adressen des Senates und der Stände wurde über einstimmend hervorgehoben, dass ein solches, auf gesetzlichem Wege zustande gekommenes Gesetz auf immerwährenden Gehorsam Gültigkeit haben könnte. Die Hoffnungen, die man an diese Missionen knüpfte, wurden grausam getäuscht: das Memorial des Senats brüskierte den Kaiser mit einer abschlägigen Antwort, die um Audienz nachsuchenden Deputationen wurden nicht vorgelassen. Jetzt musste den Ordnungsliebenden, der unangreifbaren alle Gewissheit beherrschte, mit elementarer Gewalt nach Verwirklichung drängen: wenn alles andere nichts hilft, dann müsste die ganze Nation wie ein Mann sich an ihren Herrscher wenden. Es wurde beschlossen, eine Massendeputation an den Kaiser ins Werk zu setzen. Die Listen sind bei Gericht aufgelegt worden, und dem dieses Unternehmen durchgeführt wurde, und so einig in dem Ziel, das sie einer besonderen Erwähnung verdienen. Innerhalb zwei Wochen wurden rund 523.000 Namensunterschriften gesammelt. Man muss hierbei in Betracht ziehen, dass die Entfernungen in Finnland groß und die Verkehrsmittel so einfach noch sehr unvollkommen sind. Trotz dieser und vieler anderer Schwierigkeiten gelang es dank der ungeheuren Begeisterung, die der Gedanke im ganzen Lande erweckte, mehr als die Hälfte der erwachsenen schreibkundigen Bevölkerung des Landes um dieses nationale Unternehmen zu scharen.

Am Abend des 15. März begab sich eine Deputation von 500 Mann, die sämmtliche Gemeinden Finnlands repräsentierten, nach Petersburg, um dem Kaiser die Adresse zu überreichen. Die Aussichten waren zunächst günstig, verschlimmerten sich jedoch schon am nächsten Tage. Der Gouverneur von Finnland, Oberst Obrutschoff, dem die ganze Adressenangelegenheit selbstverständlich äußerst angelegen kam, telegraphierte sofort, nachdem er von der Absicht der Deputation durch einen Zufall Kenntnis erhalten, dem Kaiser, dass nach einer alten, allerdings schon halbvergessenen und auf den vorliegenden Fall gar nicht anwendbaren administrativen Verordnung Deputationen an den Monarchen durch den Provinzgouverneur und durch den Generalgouverneur angemeldet werden müssen. Und der Kaiser ließ sich wieder einmal seine Handlungsweise von den Herren Bobrikoff und Consorten dictieren. Nachdem er durch das Manifest vom 15. Februar ein von ihm selbst beschworenes Grundgesetz über den Haufen geworfen, zeigte er jetzt plötzlich vor einer administrativen Verordnung, die er jeden Augenblick das Recht hatte zu widerrufen, einen heiligen Respect. Die Antwort, die er durch den finnländischen Minister-Staatssecretär der Deputation geben ließ, hatte folgenden Wortlaut: „Sagen Sie den Mitgliedern dieser Finnländischen Massen-Deputation, dass ich ihr natürlich nicht empfange, obgleich ich ihnen nicht übel nehme. Sie sollen in ihre Heimat zurückkehren und können dann ihre Gesuche bei den Gouverneuren einreichen, welche dieselben dem Generalgouverneur zu übersenden haben, der sie schließlich Ihnen schickt, um mir vorgelegt zu werden, im Falle sie berücksichtigt werden können. Erklären Sie der hier angelangten Deputation die Bedeutung des Manifestes vom 15. Februar, und mag sie dann in Frieden heimkehren."

Der eigentliche Zweck der Deputation war damit gescheitert. Aber man war einerseits überhaupt nicht mit allzu großen Hoffnungen nach Petersburg gegangen, so dass diese Antwort nicht ganz unerwartet kam. Und anderseits hatte man durch sie etwas erreicht: das Land hatte gezeigt, dass es in seiner Rechtsauffassung und in dem Entschlusse, dieselbe zu vertreten, einig war, und im Bewusstsein dieser Einigkeit war es zu neuer Kraft und neuem Muth erstarkt.

Die Adressenangelegenheit wird nun den vom Kaiser vorgeschriebenen Weg gehen. Werde sie auch dann resultatlos, so wird es wahrscheinlich den Ständen dieses denkwürdigen Landtages verbehalten sein, den letzten Versuch zu machen, dem irregeführten Kaiser das Intriguennetz der Bobrikoff'schen Camarilla aufzudecken.

Helsingfors, Anf. April.

Ein Jahr Civilprocessordnung.

Mit der am 1. Jänner 1898 erfolgten Einführung der neuen Civilprocessordnung hat das gerichtliche Verfahren in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten eine Umwandlung durchgemacht, die in ihrer weittragenden Bedeutung angelahr mit dem großen Umschwunge verglichen werden konnte, welchen auf dem Gebiete des Verkehrswesens der Uebergang von der Postkutsche zur Eisenbahn hervorgerufen hat. Brauchte man einst Wochen und Monate, um nach einem nur etwas entfernteren Orte zu gelangen, so war und ist es seit Einführung der Locomotive möglich, dasselbe Ziel in wenigen Stunden oder Tagen zu erreichen. Aehnlich, ähnliches kann man beobachten, wenn man die Processführung nach altem Verfahren mit der nach den neuen Normen vergleicht. War es früher durchaus keine Seltenheit, wenn ein einigermaßen verwickelter Rechtsstreit zwei oder drei Jahre und noch länger währte und die Entscheidung zu einer Zeit gefällt wurde, da die Parteien beinahe schon vergessen hatten, dass sie überhaupt Processe führen, so kann heute jedermann, da eine Klage überreicht, mit Sicherheit darauf rechnen, dass es binnen wenig Wochen oder Monaten zum Urtheil in Sachen kam. Es hatte nur noch ein, für die alten Gerichtsverhältnissen eine Lange brechen und etwa unterwinden zu wollen, ob die Stände an der wirklich abenteuerlich langen Dauer mancher früherer Processe ausschließlich den gerichtlichen Verfahren, nach welchen sie geführt wurden, oder nicht auch Ihrer auch der Handhabung dieser Verfahrens zur Last fällt, genug daran, die neue Civilprocessordnung hat mit ihren tatsächlichen Bestimmungen, welche eine Verkürzung der Processe zu bezwecken, und mit ihren positiven Weisungen und damit auch einer Beschleunigung der Verhandlungen hervorgerufen, was gegenüber dem früheren Zustande einen so großen Fortschritt bedeutet, dass das Civilprocessverfahren in dieser Richtung allen Grund hat, mit dem neuen Civilprocessgesetze zufrieden zu sein.

Die meisten dem neuen Gesetze gegenüber ziemlich [illegible] Befürchtungen, dass die Civilprocessordnung [illegible]

Digitized by Google

glänzende Ergebnisse und Erfolge gehabt, dass dieses große Werk meingeschränkten Beifall gefunden und allen großen Erwartungen, die man daran knüpfte, in vollstem Maße entsprochen habe, vermag ich jedoch durchaus nicht als gerechtfertigt anzuerkennen.

Gewiss ist, wie gesagt, die Raschheit des neuen Verfahrens ein großer Vortheil: ebenso gewiss aber ist es ein gleich großer Nachtheil, wenn diese Raschheit auf Kosten der Gründlichkeit geht. Seit Einführung der neuen Civilprocessordnung ist nämlich ein Geist in unsere Judicatur gedrungen, welcher nicht ganz unbedenklich scheint. Eine große Anzahl von Urtheilen, welche nach thatsächlich durchgeführter mündlicher Verhandlung gefällt wurden, gibt Anlass, wider manche Richter den Vorwurf der Oberflächlichkeit, Bequemlichkeit und Willkür zu erheben. Die nothwendige Folge ist, dass das Ergebnis der Rechtsprechung dieser Richter in die drei Worte gefasst werden kann: rasch und schlecht.

Vor allem wird eine ganz gewöhnliche, aber zweckmäßiger Bestimmungen der Civilprocessordnung gar nicht gehandhabt: zum Beispiel ist mir bisher kein einziger Fall bekannt, dass im bezirksgerichtlichen Verfahren nach § 445, Alinea 2 der Civilprocessordnung, die Ansetzung des Urtheilsthatbestandes binnen drei Tagen nach Schluss der Verhandlung in der Gerichtskanzlei, zur Einsicht der Parteien hinterlegt worden wäre, was zur Folge hat, dass die Parteien gar kein Mittel besitzen, einen falschen Urtheilsthatbestand zu berichtigen. — Ebenso § 231 der Civilprocessordnung, wo die ein Tagsatzung über eine Klage zu anberaumt werden, dass zwischen der Zustellung der Klage und der Tagsatzung ungefähr ein Zeitraum von vierzehn Tagen zu liegen kommt: ich habe schon eine ganze Menge von ersten Tagsatzungsanordnungen zugestellt erhalten, bei welchen zwischen der Zustellung der Klage und der Tagsatzung nur drei oder vier Tage, andere wieder, bei welchen eine Frist von beinahe vier Wochen dazwischen zu liegen kam, ohne dass auch nur irgend einer der im § 232 der Civilprocessordnung normierten Verkürzungs- oder Verlängerungsgründe der regelmäßigen vierzehntägigen Frist vorgelegen wäre. Wenn zu dem Zwecke möglichst rascher Processführung den Parteien fast sämmtliche Rechtsmittel gegen die processleitenden Verfügungen des Gerichtes entzogen sind, so haben die Parteien auch das Recht zu verlangen, dass die bezüglichen Vorschriften des Gesetzes auf das Pünktlichste und Genaueste beobachtet werden und dass die Richter sich nicht über gewisse Bestimmungen einfach hinwegsetzen, weil sie wissen, dass gegen sie den meisten ihrer Verordnungen die Parteien völlig machtlos sind.

Wie es manche unserer Richter mit der vielgepriesenen Mündlichkeit des neuen Verfahrens halten, möge aus dem charakteristischen Ausspruche eines Gerichtsrathes entnommen werden, welcher sagte, dass für ihn nur dasjenige existiere, was in der Klage, in der Klagebeantwortung und in den allfälligen anderen vorbereitenden Schriftsätzen stehe; was dagegen die Parteien in der mündlichen Streitverhandlung vorbringen, das sei ihm ganz gleichgiltig. Seitdem ich diesen Grundsatz gehört habe, schreibe ich nach Art der alten Sachwalter in die Klage oder Klagebeantwortung an Rechtsausführungen und Gesetzesbestimmungen hinein, was Platz hat: vielleicht liest sie der Herr Rath doch, vorausgesetzt, dass er sich die Zeit und Mühe dazu nimmt.

Dass viele unserer Richter trotz Klein'scher Vorträge und trotz aller Verbesserungsnovelle noch tief in dem Schutt der Gerichtsordnungen aus den Jahren 1782 und 1796 stecken, beweist sich in den Urtheilsgründen so häufig erscheinende Satz „Es ist unbestritten, dass . . .“ oder „Auf Grund der unbestrittenen Thatsache, dass . . .“ Wenn nämlich eine Partei in einem Schriftsatze oder in der mündlichen Verhandlung eine thatsächliche Behauptung aufstellt, so wird dieselbe sofort als wahr angenommen, wenn der Gegner diese Behauptung nicht expressis verbis negiert. Es bleibt also nichts übrig, als ebenso wie zu Zeiten der allgemeinen und weitgültigen Gerichtsordnung wieder mit den mehrdeutigsten Widersprechungen zu beginnen, will man nicht Mangels weiteren Widerspruches einer gegnerischen Behauptung für geständig gehalten werden.

Gerade zu Anfang hat man sich in der kurzen Zeit der Geltung der neuen Civilprocessordnung dass in derselben normierte Princip der freien Beweiswürdigung gewusst. Es werden zuweilen Urtheile gefällt, die man sich nicht anders erklären kann, als dass bei ihrem Zustandekommen die zufällige Gemüthsverfassung des betreffenden Richters die entscheidende Rolle gespielt hat. Der Richter etwa der Vertreter der einen Partei sucht zu Gesicht gestanden? Zahlreiche Bestimmungen der Civilprocessordnung: §§ 275, 314, 315, 361, 368 u. a. weisen darauf hin, dass es dem Ermessen des Richters überlassen ist, ob er zur Beurtheilung des Zahlenbelages der Vernehmung von Sachverständigen bedarf oder sich unter Verwertung der eigenen Fachkunde und des eigenen Wissens selbst ein Urtheil bilden kann. Dieser Grundsatz trübt bereits die schönsten Blüten, indem die Zuziehung von Sachverständigen allmählich ganz in Abgang kommt; unsere Richter pflegen in Sachverständigen-Fragen auf Grund ihrer eigenen angelernten Axiome mit einer Sicherheit, als wären sie alle gelernte Techniker, Aerzte, Kaufleute u. s. w. waren, und glauben, dass sie, weil sie Juristen sind, alles verstehen. Daher begegnet man häufig in den Urtheilen Ansichten, welche Fachleute nur ein mitleidiges Lächeln kosten; zum Beispiel habe ich selbst eine Entscheidung in Händen, in deren Begründung zu lesen steht, dass Spiritus nicht zu den explosiven Stoffen gehöre; in einem anderen Falle erklärte der Richter ohne Einholung eines ärztlichen Gutachtens, dass eine leichte Hautabschürfung regelmäßig vier Monate zur Heilung bedürfe. Und solcher Beispiele könnte ich die schwere Menge anführen. Das Processführen ist zu einem Hazardspiel geworden: denn es wird in vielen Fällen nicht nach Recht und Gesetz, sondern so geurtheilt, wie es möglicherweise Recht wäre; möglich aber ist eben alles.

Noch ein Wort über die sogenannten Vergleichserpresser. Es gibt Richter, welche eine sogar mit ihrem Vertreter erschienene Partei, über den Kopf des Advocaten hinweg, so lange bearbeiten, bis dieselbe nicht mehr anstand und endlich nolens volens den ihr aufgezwungenen Vergleich eingeht. Und das nennt man dann einen Vergleichsversuch. Man könnte beinahe glauben, dies geschehe nur, um sich die Mühe und Gedankenarbeit einer Urtheilsbegründung zu ersparen.

In einem vor kurzer Zeit in der „Neuen Freien Presse“ unter dem Titel „Ein Jahr Civilprocessordnung“ erschienenen Aufsatze spricht der derzeitige Leiter des Bezirksgerichtes für Handelssachen in Wien, Dr. Georg Neumann, die Ansicht aus, es sei auf der ganzen ungeheuerlich geringen Zahl der Berufungen zu schließen, dass die Urtheile erster Instanz die Parteien überzeugten und dass somit nicht allein schnell, sondern auch richtig judiciert wurde. Weit gefehlt! Die geringe Zahl der Berufungen hat einen ganz anderen Grund. Man setze sich nur manche Berufungsverhandlung an. Erst vor kurzem habe ich einer solchen beigewohnt, bei welcher es sich um einen äußerst schwierigen, höchst verwickelten Rechtsstreit handelte. Die Vertreter der beiden Parteien plaidierten im Schweiße ihres Angesichtes von 9 bis 1/12 Uhr vormittags, eine Unzahl von Argumenten pro und contra wurden ins Treffen geführt, ein Strauß von Statuten und anderen Urkunden wurde dem Berufungsgerichte vorgelegt. Um 1/12 Uhr zog sich der Senat zur Urtheilsberathung zurück. Zwei Minuten, sage zwei Minuten nach 1/12 Uhr verkündete der Vorsitzende das Urtheil: „Das erstrichterliche Urtheil wird aus den der Sach- und Rechtslage entsprechenden, durch die Berufung nicht widerlegten Gründen desselben bestätigt.“ Vielleicht schaffen sich die Berufungsgerichte zur Bequemlichkeit ein Klischee an, das diese schöne hierortige Bestätigungsformel schon vorgedruckt enthält. Wozu also sollen die Parteien berufen und sich noch Kosten machen, wenn ausnahmslos jeder Antrag des Sectionschefs Doctor Franz Klein sich sämmtliche erstinstanzlichen Urtheile ungesehen bestätigt werden? Solche Rechtsprechung entspricht sicherlich nicht den Zwecken, welche man mit der Civilprocessreform verfolgt hat. Man will rasche, aber trotzdem gründliche Rechtsprechung.

Und so glaube ich in vollster Uebereinstimmung mit den Fachblättern, zu welchen ich mich zu zählen von Tag zu Tag mehr, mit Recht behaupten zu können, dass unser neues Processverfahren vielleicht in der Theorie ein ausgezeichnetes ist, in der Praxis aber noch sehr viel zu wünschen übrig lässt. Wenn die Handhabung der neuen Civilprocessgesetze seitens der Gerichte in der Art fortgesetzt wird, wie sie in ersten Jahre der Wirksamkeit dieser Gesetze in vielen Fällen beobachtet werden konnte, so haben wir keine besondere Ursache, einer besseren Zukunft entgegenzusehen.

Dr. K.

Das neunzehnte Jahrhundert.

In größerem Maßstabe und mit mehr Einzelzügen als Julius Duboc hat Theobald Ziegler das gewaltige Antlitz unseres Jahrhunderts gemalt in dem Buche: Die geistigen und socialen Strömungen des neunzehnten Jahrhunderts.[1] Es ist der erste Band eines von Paul Schlenther herausgegebenen Sammelwerkes: Das neunzehnte Jahrhundert in Deutschlands Entwicklung, und enthält auch schon so viel Politik, dass dem Professor Kaufmann, der die politische Geschichte übernommen hat, nicht viel übrig bleibt. Ein solches Buch ist weder ein Leitfaden zum Unterricht, noch sind von ihm neue Ansichtbilde aus bisher unbekannten Quellen zu erwarten. Es kann nur von Männern geschrieben werden, die der Hauptsache nach alles, was darin steht, schon wissen. Das Lesen ist eine Unterhaltung zweier Personen über einen Gegenstand, der beiden wohlbekannt ist, und nur den beide ein lebhaftes Interesse hegen, eine Unterhaltung, bei der sie einander bald beistimmen, bald widersprechen, bald ergänzen, bald berichtigen. In vier „Zeit“-Spalten hat man natürlich meine Gegenrede auf Zieglers Ost-Seiten Werk Platz, und ich muss mich also auf ein paar oberflächliche Randbemerkungen beschränken.

Die Fülle gehäuft dem ersten Capitel, das erzählt, wie im Beginn unseres Jahrhunderts die abgestorbene Auffassung, der in voller Blüte gewachsene Classicismus und die eben erst geborene Romantik zusammenwirkten. Auch die Darstellung Schellings, Hegels und dann endlich Schleiermachs ist echt, wie vollkommen der Ver-

[1] Berlin, Georg Reimer.

fasser auf diesem Gebiete zu Hause ist. Schopenhauers Wesen wird richtig ergründet, Eduard v. Hartmann streng aber, gerecht beurtheilt. Nicht ungerecht dagegen Lotze; als bloßer Filigranarbeiter und Schwierigkeitenmacher wird er in vier Zeilen abgethan, und gerade er ist es doch, dem hunderte von tüchtigen Männern eine feste, klare, Geist und Herz befriedigende Weltanschauung verdanken. Eher lässt es sich entschuldigen oder wenigstens erklären, daß Verbort einfach ausgelassen wird; nur die Herbartschen Pädagogen und Psychologen werden zweier gelegentlicher Erwähnungen gewürdigt. Bei der Beurtheilung von Dichtern und Dichtungen gelingt dem Verfasser hie und da ein bon mot, das eine weitläufige Charakteristik ersetzt, zum Beispiel, wenn er Gottfried Keller einen ganz modernen Dichter nennt, aber irrgdem meint, er sei „noch zeitloser als Heine, weil er viel größer ist als er". Sehr gut bezeichnet er Bernhaby Poesie als Mittelding zwischen Lyrik und Epik. Wenn wir heute nicht lachen über sein „Reiß die Kreuze aus der Erde"; steht doch von allen symbolischen Bäumen keine so fest wie das Kreuz! Ueber das Politische hat jede Partei ihre feste, ein- für allemal abgeschlossene Ansicht, und es dürfte schwierig sein, irgend einem der großen Ereignisse des Jahrhunderts noch eine neue Seite abzugewinnen. Doch ist der wichtige Gedanke, den Ziegler Seite 531 aussprecht, wenn auch nicht absolut neu, doch bisher viel zu wenig beachtet worden. Indem der Kaiser Friedrich thatsächlich gar nicht zur Regierung kam, fiel mit ihm eine ganze Generation aus, und zwar gerade die Generation derer, die 1848 jung gewesen waren. Die Stimmungen, Ersahrungen und Anschauungen dieser ganzen Generation kamen nicht zur Geltung; das bedeutet einen wirklichen Verlust für die Nation. „Und etwas wie ein Unglück lag auch darin, daß die überspringene Generation, zurückgedrängt und benachtheiligt wie sie war, nun auch anzufreden und grollend beiseite trat und allzuleicht von dem Recht des Alters zu kritisieren, zu nörgeln und die bessere alte Zeit zu loben, Gebrauch machte." Sollte das Unglück, dass sich ihr so viel gerechte Ansäße zum Nörgeln darbieten, nicht noch größer sein? Politisch steht Ziegler so ungefähr in der Gegend der badischen Nationalliberalen; umso höher ist es ihm anzurechnen, dass er den Socialdemokraten vollauf gerecht wird und eben darum auch imstande ist, ihre wirklichen Sünden richtig zu erkennen. Den Nationalsocialen rechnet er es, ganz wie ich, als Fehler an, daß sie die ausschließliche Parteigründung unternommen haben.

Die Wiederbelebung des deutschen Katholicismus versteht Ziegler nur unvollkommen, was ja bei einem Protestanten nicht zu verwundern ist. Zunächst kennt er die Thatsachen und Personen nur unvollständig, und hat unter anderen einen der Herde, von denen die Wiederbelebung ausgegangen ist, ganz übersehen: den Kreis der Fürstin Gallitzin in Münster. Und man würde sich sehr täuschen, wenn man diese geistreiche Frau für die Hauptperson des Kreises halten wollte. Die Hauptperson war ein Priester, Bernhard Overberg, der Begründer und Leiter der münsterschen Normalschule, einer Anstalt zur Ausbildung von Lehrern und Lehrerinnen. Nicht irgendwelche „jesuitische" Künste sind es gewesen, mit denen Overberg den westphälischen Katholicismus so wettereist gemacht hat, sondern seine Menschenfreundlichkeit, seine große Liebe zu den Kindern und sein pädagogisches Genie, und dass diese drei Eigenschaften bei ihm mit aufrichtiger kirchlicher Gläubigkeit verbunden waren. Ueber Pestalozzi ist tausendmal mehr geschwätzt und geschrieben worden als über Overberg, aber der bessere Pestalozzi ist in der Schulwirklichkeit gewesen, und hat das westphälische Volksbildungswesen ohne Geräusch und Aufsehen in Blüte gebracht; als das Münsterland preußisch wurde, fielen die von dort stammenden Rekruten in Berlin durch ihre gute Schulbildung auf. Und der Volksschulen haben sich auch die Pfarrer des Kreises lebhaft angenommen, der sich in Baiern um Zaiser und Christoph v. Schmid sammelte, nicht weniger die katholischen Pfarrer, denen Friedrich der Große mit seinem Vertrauen, das vollauf gerechtfertigt wurde, das Volksschulwesen übergeben hatte. Und so sind es denn später auch nicht, wie Ziegler und einige altkatholische Geschichtsbaumeister meinen, jesuitische Künste gewesen, die den deutschen Katholicismus für Rom eingefangen haben, sondern dieser ist ganz von selber ins Garn gegangen, weil ihn seine natürliche Entwickelung hineinführte. Die Zaiser, Goeres, Hirscher, Mohler, Döllinger waren von Overberg deutlich und ihre Kopfe waren in deutscher Pfiteophie geschult. Aber sie waren, gleich Overberg, zugleich gläubige Katholiken, und uns, ihre theils mittelbaren, theils unmittelbaren Schüler, überwältigte das Katholische in ihnen nun so vollständiger, als das gesammte Geistesleben der Deutschen, wie ja auch Ziegler darstellt, auf dem Wege über die Romantik ins Mittelalter zurückgetrieben war, dessen Herrlichkeit die Nanmer, die Grimm, die Simrod, die Zuvigun, nicht zuletzt die Herausgeber der Monumenta Germaniae Historica um die Wette preisen. Als nun in den Jahren von 1859 bis 1870 Rom das ihm unverständliche und unsympathische germanische Element zu verschmen anfieng und schließlich die deutschen Katholiken vor die Wahl stellte, ob sie auf die deutsche Wissenschaft oder auf ihren Platz in der Kirche verzichten wollten, da konnte bei der Stärke des religiösen Glaubens, bei der Macht der geistlichen Standesinteressen und angesichts der Gefährdung des ganzen gewaltigen Baues der fürs Volk so unendlich wertvollen Kirche die Entscheidung der Mehrheit nicht zweifelhaft sein. Ziegler selbst ist denn schließlich auch wieder unbesangen genug, die Unterwerfung von Männern wie Hefele unter die vaticanischen Decrete begreiflich und entschuldbar zu finden: „es war ein Conflict der Pflichten, dessen Lösung doch wesentlich durch die Individualität bedingt ist" (S. 415).

Aber nun die Hauptsache! Wohin hat uns das neunzehnte Jahrhundert gebracht? Hier lässt uns Ziegler im Stich; uns Ende fällt sein Buch, das so verheißungsvoll anhebt, sehr ab. Die letzten Abschnitte sind der modernsten Poesie gewidmet. Dass er die nicht etwa für die wichtigste Erscheinung unserer Tage hält, sagt er selbst: „Wenn ich die Literaturbewegung unserer Tage an den Schnitz und Kamm in eine heiteres helle Beleuchtung gestellt habe, so möchte ich doch nicht so angesehen wissen, als ob ich ihre Bedeutung überschätze." Wie richtig beurtheilt er den modernsten Symbolismus und Mysticismus! Manches darin sehe tief aus und sei doch nur unklar und dunkel. Und auch etwas Ungesundes stecke in dieser Erneuerung der Romantik: „Durch die Unruh des Daseins ist manche Kraft vor der Zeit erschöpft, sind viele Nerven zerrüttet. Diese Nervosität erweckt dann den Schein, als handte es sich um neue, unbekannte Empfindungen, um ein sublimiertes Gefühlsleben, wie es noch nie dagewesen; und doch ist das Bedürfnis nicht neu, dass sich Pathologisches und Perverses anspielt, als wäre es das Höhere und Berechtigtere — eine Ueberreizung also, die wir fälschlicherweise für Kräfte und Flügel ansehen, die uns zugewachsen seien." Vortrefflich! Aber warum spricht er das eine nicht aus, was geradenwegs auf den Kern des Jahrhundertendes hingeführt haben würde, dass die theils in Trivialitäten, theils in subjectiver Empfindelei und Phantasterei sich verlierende moderne Poesie das gerade Gegentheil der Poesie und Philosophie am Anfange des Jahrhunderts ist, von der man sagen kann, ihre Blüte sei der Völkerfrühling von 1813 und ihre, allerdings einigermaßen mißrathene Frucht sei der wiedererstandene preußische Staat gewesen? Der Anfang des ersten Capitels sieh erwarten, dass er dem scheidenden Jahrhundert sein Urtheil sprechen würde. Bei einer Prüfung mit Rücksicht auf die im vorigen Jahrhundert begonnene Aufklärungsarbeit, meint er da, würde unser Jahrhundert schlecht bestehen: es „müsste schamrotz bekennen, was es diese Arbeit nicht nur nicht überall zu Ende geführt, sondern nicht einmal energisch genug weiter geführt, dass es sogar schon Errungenschaften wieder zerstört, sogar schon Erkenntnisse wieder dunkel gemacht habe; auf den Ehrennamen eines Jahrhunderts der Aufklärung wird das unsrige in der Geschichte jedenfalls keinen Anspruch machen können". Aber in wie schwächlicher Weise wird das hier angedeutete Programm am Schlusse durchgeführt! „Den ewigen Frieden, den Himmel auf Erden wird auch das zwanzigste Jahrhundert nicht bringen, darauf hat uns das menschliche vorbereitet nur die Fülle seiner äußeren Kriege und seiner inneren Gegensätze. Aber eins haben wir allzuwenig gelernt, darin haben wir dem achtzehnten gegenüber sogar erhebliche Rückschritte gemacht: wir sind in diesen Kämpfen auch innerlich streitbarer, hin und her unduldsamer geworden. Wenn unsere Jugend den Kampfesmuth und tapfern Wahrheitssinn von heute (?) verbinden wollte mit dem toleranten Geiste der Aufklärung, so würde das zwanzigste Jahrhundert nicht nothwendig friedlicher sein müssen als das neunzehnte, aber den Namen, geredet zu sein auch gegen den Gegner, vor dem unsichen voranzehaben." Und das wäre alles? Sonst selbst nus heute nichts als ein bischen Toleranz? Ziegler selbst hat genug andere Schattenseiten hervorgehoben: den Militarismus, die Durchdringung aller bürgerlichen Verhältnisse mit dem Militärgeiste, den Byzantinismus, die Unfruchtbarkeit unserer heutigen Gesellschaftsordnung: „statt Individuen und freier Persönlichkeiten schließlich nur „Hände", statt Menschen nur Dienstboten, ein Glied und eine Seite nur statt des ganzen Menschen, und so das Ganze kein Ganzes mehr". Aber diese Uebelstände werden ein jeder an seinem besonderen Ort abgehandelt, als ob jeder eine Sache für sich wäre und nicht alle innig zusammenhingen und auf einen gemeinsamen Ursprung hinwiesen. Wie kommt es, dass sie nirgends zu einem Gesammtbilde zusammengefasst werden und dass einige ganz wesentliche, die für die „geistigen Strömungen" als unabweisliche Dämme von höchster Bedeutung sind, ganz fehlen? Zum Beispiel das Chinesenthum der Verordnungen und der Prüfungen, das Chinesenthum der Titel, Orden, bunten Bandchen und Schnürchen, und die Romantik auf dem Throne? Wie breit und wie ideal hat Ziegler die verhängnisvolle Rolle dargestellt, die der „der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren" um das Jahr 1848 gespielt hat: in es etwa eine Nebensache, die man bei der Charakteristik des Jahrhundertendes übergehen darf, dass die Reden Friedrich Wilhelms IV. noch nachtern sind im Vergleich mit jenen Wilhelms II., dass dieser die Macht hat, die jenem fehlte, und dass dem Lande entsetzliche Convulsionen bevorstehen im Falle sich? Von den Unfähigkeiten, welche die protestantische Wissenschaft und Literatur aufweisen, sagt Ziegler: „Wie unglücklich muss sich ein Gebildeter fühlen, der alles, was sein Volk Tiefes und Erhabenes ausge-

Digitized by Google

weisen hat an Denkarbeit und genialer Ideenconception, für einen großen Irrgang erklärt, über den man nur schelten und wehe rufen kann!“ Ja, weiß denn Ziegler nicht, dass unsere heutigen leitenden Kreise ganz ebenso zum Geistesleben der deutschen Nation stehen wie die Ultramontanen, dass sie einen Muckerthum und einen Gottesgnadenthum verschrieben sind, dem Goethe nur noch als ein liederlicher Mensch und Schiller als ein gefährlicher Revolutionär gilt? Jeder unserer grossen Philosophen von Kant bis Schopenhauer enthält „Revolutionäres“, „Unsittliches“, „Gottloses“, „Kirchenfeindliches“, das vor dem Volke auszusprechen gefährlich ist, weil alle Staatsanwälte und sehr viele Richter ganz im Geiste des herrschenden Systems verfahren. Und wie lange es den Professoren noch gestattet sein wird, die Ansichten der grossen deutschen Philosophen in dicken Büchern und im Colleg vor ihren Studenten vorzutragen, das hängt bloß von der Gnade der Regierung ab und von ihrer Meinung über die Opportunität einer gründlichen reactionären Aufräumearbeit.

Also dieses Bild der Gegenwart, aus dem Schlusse auf die nächste Zukunft zu ziehen wären, hat Ziegler nicht ans Ende seines Buches gestellt. Nach äußeren Gründen dieser Unterlassung brauchten wir nicht zu suchen, da es einen inneren Grund gibt, der für sich allein zur Erklärung hinreicht, nach dieser Grund heißt Bismarck. Ziegler ist Bismarck-Verehrer und sieht in Bismarck den größten Deutschen, wenigstens einen von den vieren, die er für die größten erklärt: Luther, Friedrich der Große, Goethe, Bismarck. Und da kann, da darf er das Bild der deutschen Gegenwart nicht malen, denn diese Gegenwart ist das verkörperte System Bismarck, und dieses bedeutet die Vernichtung alles dessen, was einem deutschen Philosophieprofessor das aus Große am deutschen Geistesleben erscheint. Bismarck bedeutet die Vernichtung jeder feineren Geistes- und Herzenscultur, die Verspottung der „Dichter und Denker“, die Proclamierung des Satzes, dass Recht gleich Gewalt sei, und dass der Staatsmann über juristische Zwirnsfäden nicht stolpern dürfe, die Schaffung von materiellem Reichthum als einzigen Staatszweck, wobei die tegenaunten productiven Stände, das heißt die Großindustriellen und Großgrundbesitzer, den Anspruch auf die volle Frucht der Nationalarbeit haben, während die arbeitenden Massen einschließlich der geistig arbeitenden, der Beamten, bloß als Werkzeuge in Betracht kommen, Bismarck bedeutet endlich den monarchischen und Militärabsolutismus, für den die Volksvertretung weiter nichts ist, als ein Sündenbock, dem man die Verantwortung für alle verfehlten Regierungsmaßregeln aufbürden kann. Und dieses System Bismarck haben nun die dem Verfasser des vorliegenden Werkes nahestehenden „liberalen“ Parteien nach Kräften gefördert und eben dieses ist die Ursache des Bankerotts des Liberalismus im allgemeinen und der Niederlage im Culturkampfe im besonderen, dass der eine so wenig erhellend wirkt wie der andere. Die Liberalen sind stets voran marschiert, so oft es galt, die Regierungsgewalt zu verstärken, die Volksrechte einzuschränken, Ausnahmegesetze zu erlassen, Fesseln zu schmieden, von denen sie nicht glaubten, dass sie auch ihnen selbst einmal angelegt werden könnten, und im Culturkampfe hat es sich gar nicht um eine Befreiung der Geister gehandelt, sondern die Bureaukratie, das Königthum und die großen Brotherren wollten nur einen Concurrenten um die Macht los werden. Jetzt gravitiert man sich im geheimen dazu, dass man nicht gehegt hat, denn wenn einmal die Mehrheit der Armee ans Lehnherrentum bestehen sollte, dann könnte nur noch die religiöse Scheu vor der Verletzung des Fahneneides die Disciplin verbürgen, und dazu bedarf man der „Pfaffen“.

Da ich nicht glaube, dass es die großen Männer sind, welche die Weltgeschichte machen, so bin ich weit entfernt davon, die Schuld für diese Sendung Bismarck und den Nationalliberalen persönlich aufzubürden. Hätte es keinen Bismarck gegeben, so würden die Dinge etwas weniger schlimm und gefährlich, aber nicht wesentlich anders verlaufen sein; verlaufen ist doch auch außerhalb Deutschlands überall so. Sie mussten so verlaufen, weil die heutige Technik und eine in vielen Jahrhunderten unerhörte Volksvermehrung Massen von Arbeitslosen anhäuften, denen dieselbe Technik eine für die Besitzenden gefährliche Corporation ermöglichte, während ihnen zugleich die Philosophie des Jahrhunderts scharfe Waffen in die Hand gab, die nie gegen die bisherigen Vertreter dieser Philosophie kehren. Nachdem hat Diesen Gang der Dinge im Jahre 1850 vorausgesehen, wie der Aufsprach beweist, den Ziegler auf der Seite 168 anführt: Entschland sehe der Barbarei an, gegen; nach tüchtig Jahren werde „in ganz Europa, vielleicht aus dem fernen Lande, herr Thor von Asien Amerika eben und von Persönlichkeit sein“.

Karl Jentsch.

Die bisher ungedruckten Briefe Napoleons I.

Aus General R. v. Vaudoncourts Nachlass.

[illegible] 18 [illegible] 1812 [illegible]

[illegible]

Sechs Briefe vom 24. Januar 1813 an verschiedene Würdenträger enthalten Maßregeln zur Unterdrückung von Aufstehungen in Deutschland, aber auch in den westlichen Provinzen von Frankreich — ein Beweis, dass die Royalisten sich schon anfingen zu regen.

An Prämencen, 25. März 1813.

„Der Cultusminister hat das Schreiben des Papstes vom 24. März ganz geheim zu halten, denn ich will, je nach Umständen, seinen Empfang bestätigen, oder ihn ablengnen.“ Hierauf folgen Anweisungen für die Bischöfe, sich zum Papst zu begeben, nun ihn, der von schlechten Rathgebern umgeben sei, zur Vernünftigkeit und Concordate, welches nunmehr französisches Gesetz sei, zu bewegen.

An Savarn, 30. März 1813.

Der Kaiser äußert seine Unzufriedenheit, dass Savary nicht die Ausführung eines erbärmlichen Lustspiels „L'intrigante“ verboten hat, in dem der Hof schlecht behandelt wird. „Man sagt, der Verfasser sei gut gesinnt, aber hier kann man ausrufen, dass schlimme Feinde besser sind, als einfältige Freunde.“

An Clarke, 31. März 1813.

Zwei Generale der Armee in Deutschland, Rennier und Lorion, haben ihren Posten verlassen. Strengste Maßregeln zu ergreifen.

Ein Brief vom 24. Jänner 1813 an den Cultusminister und einer vom demselben Datum an den Polizeiminister.

Den Cardinälen in der Umgebung des Papstes soll das Bulletin des [illegible], in welchem das Concordat veröffentlicht ist, mitgetheilt werden. Der Cardinal Pierro ist im geheimen aufzuheben und in eine kleine Stadt zu führen. Der Papst soll nur durch die französischen Bischöfe mit den Gläubigen verkehren. Es ist ihm mitzutheilen, dass Pierro als Feind des Staates und als Urheber der Nichtausführung des Concordats erst fernt worden sei.

An Clarke, 8. April 1813.

„Lassen Sie die Untersuchung gegen den General Lorion fortsetzen! Es ist gut, Beispiele zu statuieren; die größte Ungerechtigkeit herrscht unter den Generalen; das Leben der Soldaten und der Ruhm meiner Waffen hängen davon ab. Lassen Sie veröffentlichen, dass die Generale Lorion und Larroix im Arrest sind und nach der Strenge der Militärgesetze gerichtet werden sollen.“*)

An den Prinzen Cambaceres, Reichskanzler, Mainz 18. April 1813.

Der Kaiser befragt sich gelegentlich einiger Anordnungen, betreffend die Regentschaft der Kaiserin, gegen den Kriegsminister.

An die Kaiserin Marie Louise. Dresden, 11. Mai 1813.

„Ich habe die Gewohnheit, niemals am Hofe die mir zukommenden Nachrichten mitzutheilen. Daneben Sie ebenso. Die Nachrichten von der Armee müssen immer zuerst im Moniteur erscheinen. Sie können zu den Ministern in einem Ministerrathe davon sprechen, und wenn die Nachrichten wichtig sind, so auch in der Unterhaltung mittheilen, aber nie mals etwas lesen.“

Zwei Briefe aus Neumarkt (Schlesien) vom 1. und 2. Juni 1813 an den Marschall, Minister des Kriegswesens.

weisen dieses an, Zeit durch Anerbietungen und Unterhandlungen mit Oesterreich zu gewinnen.

An Davoust. Breslau, 7. Juni 1813.

Der Kaiser erinnert an die Beschlagnahme aller Waffen in Hamburg. Jene Matrosen und andere Leute sollen für den französischen Dienst geworben werden. „Lassen Sie den Arm der Gerechtigkeit auf die Canaille fallen u. s. w.“*)

An Savary. Dresden, 18. Juni 1813.

„Meine Absicht ist, Hamburg sehr streng zu behandeln.... Der Prinz von Schwahl führt daher nur meine Befehle aus. Anstatt ihm entgegen zu handeln, müssen Sie ihn mit allen Mitteln unterstützen. Ich will, dass jeder Brandstifter, welcher sich schuldig gemacht hat, ausgeliefert werde.... Im allgemeinen leistet die Polizei schlechte Dienste. Sie leidet ihr Ohr allen den schlechten Gerüchten aus Londen und traut sie zu den Oesterreichern weiter. Wenn man mir solche Berichte zuschickt, so glaubt die Nachwelt, aber für Generale sind dies offizielle Actenstücke. Sie lassen es sich gefallen, sich auch daraufhin behandeln, aber wir Verantwortlichkeit zu tragen.“*)

An den Prinzen Cambacérès, 18. Juni 1813.

„Der Polizeiminister scheint die Absicht zu haben, mich durch den Inhalt seiner Noten tröstlich zu stimmen. Das kann gar kein Ergebnis haben und verlegt mich, weil das voraussehen lässt, dass ich nicht friedlich bin. Ich will den Frieden, aber keinen Frieden, der mit drei Monate nach seinem Abschluss wieder die Waffen in die Hand drückt und der erst [illegible] ... Ich führe den Krieg nicht um keiner selbst willen, und [illegible] in Frankreich als ich, aber die Actenstücken des Friedens, der Waffen, dass er dauerhaft sei, und die Gewährungen der Umstände, in welchen sich mein Reich befindet, werden allein in den Eroberungen [illegible] [illegible].“

An Cambacérès. Dresden, 18. Juni 1813.

[illegible] [illegible] dem Inhalte [illegible] Brief enthält. Vor [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] soll, wenn die kaiserlichen [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

Festlichkeiten sollen niemals abbestellt werden. Die eingeladenen Personen sollen vielmehr in die Räume des Schlosses eintreten, um sich nach dem Gesundheitszustand Ihrer Majestäten erkundigen zu können

Drei Briefe vom 18., 19. und 22. Juni ordnen strenge Maßregeln gegen die Bewährung und Verbreitung von Leipzig an.

An Cambacérès, 30. Juni 1813.

Der Kaiser spricht sich sehr hart über das Geschwätz seiner Minister und über die Stimmung in Paris aus. Gerade das mache den Frieden unmöglich. „Man hat in Paris sehr falsche Ideen, wenn man glaubt, der Friede hänge von mir ab. Die Forderungen der Feinde sind unmäßig (excessives).“*)

An Cambacérès. Wittenberg, 11. Juli 1813.

„. . . Ich habe den Kriegsminister getadelt, daß er dem König von Spanien Complimente gemacht hat. Ich kann ihn soweit schonen, daß ich vor dem Publicum nicht meine größte Unzufriedenheit äußere; aber es ist lächerlich und nicht an der Stelle (déplacé), wenn dieser Fürst nicht klipp und klar erklärt, daß er an allem schuld ist, was sich in Spanien seit fünf Jahren ereignet hat. Er hat weder militärische noch Verwaltungstalente gezeigt . . . Er versteht nicht den Befehl zu führen, und er besteigt in meinen Augen das große Unrecht, diejenigen nicht commandieren zu lassen, die es verstanden . . .“ **)

An Clarke. Wittenberg, 11. Juli 1813.

Napoleon bezeugt seine Unzufriedenheit mit seinem Bruder Joseph, dem Marschall Jourdan und dem General Reille und mit allen, was in Spanien geschehen ist. „Alles in allem zeigten alle sich furchtsam wie die Weiber.“ ***)

An Cambacérès, 16. Juli 1813.

Die Abreise der Kaiserin nach Mainz, um mit Napoleon zusammen zutreffen, wird genau geregelt, ihre Begleitung bestimmt und selbst das Tafelgeräthe bezeichnet, das mitgenommen werden sollte.

An Berthier, 15. Juli 1813.

Soll vier verwundete Officiere nach Karlsbad und Teplitz schicken, unter dem Vorgeben, die Bäder zu gebrauchen, in Wahrheit, um alles auszukundschaften, was sie sehen können

An Cambacérès, 20. Juli 1813.

Cambacérès soll den nach Frankreich gekommenen König Joseph nicht empfangen, und dieser soll sich ganz ruhig verhalten. „Der Fehler von allem liegt bei ihm. Ohne Zweifel ist der König nicht Militär, aber er ist verantwortlich für seine Unwissenheit, und die allergrößte ist, ein Handwerk treiben zu wollen, das man nicht versteht. Wenn ein Mann in jener Armee fehlte, war es ein Feldherr, und wenn einer zuviel war, so war es der König. Wenn Sie hier Schwäche zeigen und den König nicht klar auf seine Fehler unterrichten, wird er ein Mittelpunkt von Intrigen werden und mich zwingen, ihn arretieren zu lassen, denn meine Ehrlichkeit ist zu Ende . . .“

An Elisé Napoleon. Mainz, 27. Juli 1813.

„Ich sehe mit Ueberraschung, daß es in Florenz religiöse Opposition gibt. Schicken Sie alle Schuldige nach der Insel Elba“ †)

An Berthier, 31. Juli 1813.

Dem König von Westphalen ist zu antworten, daß er niemals ein Commando in meiner Armee erhalten kann, wenn er nicht sein Betragen vom vergangenen Jahr, das Verlassen der Armee ohne meine Erlaubniß, selbst missbilligt, und wenn er sich nicht den Befehlen der Marschalle unterwirft, da er nur den Rang eines Divisionsgenerals haben kann.

An Savary, 6. August 1813.

„Der Director des Seminars zu Vienne soll sofort im tiefsten Geheimniß in ein Staatsgefängniß gesetzt werden. Alle Seminaristen über achtzehn Jahre sind nach Magdeburg zu schicken und sofort als Soldaten einzukleiden.“

An Savary, 7. August 1813.

Der Kaiser äußert sich sehr theilnehmend über das Schicksal des schwachsinnig gewordenen Generals Jumot und befiehlt, wir seine Tochter zu sorgen. ††)

An den Grafen Rémusat, 12 August 1813.

„Ich sende Ihnen eine Anstellung über die den Schauspielern der Comédie française, welche die Reise nach Dresden gemacht haben, bewilligten Zulagen.“ — Unter diesen figurieren Talma mit 8000, Aleuen aber mit 10.000, Mademoiselle Mars mit 12.000 und Mademoiselle Georges mit 8000 Francs. †††)

An Regnier, Herzog von Matia, Grand Juge, Justizminister

Dresden, 15. August 1813.

„Wir haben mit dem größten Mißvillen von dem schmachvollen Austritt Kenntniß genommen, welcher in Brüssel bei dem Geschworenen gericht zwischen kaiserlichen Polizeibeamten stattgefunden hat. Ihnere gute Stadt Antwerpen verlor, nachdem sie durch die eingeklandenen Unrechtsfälle der Zollbeamten mehrere Millionen eingebüßt hatte, ihren Proceß und wurde in die Kosten verurtheilt. Das Gericht hat durch diese Urtheil nicht das Vertrauen des Gesetzes gerechtfertigt, und mehrere Geschworne haben sich, ihren Eid verletzend, der schändlichsten Corruption überliefert.“ Obwohl der Kaiser will, daß die Gerichte mit der größten Unabhängigkeit urtheilen, so hält er sich doch für verpflichtet, in diesem Falle einzugreifen. Die Richter, welche in dem Geschwornengericht den Vorsitz geführt haben, sollen ein Gutachten über das Votum der Geschwornen abgeben, darauf soll im Senat (des Reiches) beantragt werden, das Urtheil aufzuheben und die Angelegenheit an den obersten Gerichtshof zu verweisen. Auch soll der kaiserliche Procurator ermächtigt werden, diejenigen Geschwornen zu verfolgen, welche durch die öffentliche Stimme der Bestechlichkeit in dieser Angelegenheit beschuldigt werden.

An die Gräfin von Montesquiou, Gouvernante des Königs von Rom.

15. August 1813.

Ich erhalte Ihren Brief und den des Königs vom 9. Ich finde, daß der König die Verse sehr gut macht und vor allem, daß die Verse wahre Gefühle ausdrücken. Ich wende mich an die Kaiserin, um ihm Spielzeug zu schenken.“)

An den Marschall Gouvion. St. Cyr, 1. September 1813.

In diesem Brief schuldigt der Kaiser den General Bardamme an, schuld an seiner Niederlage bei Kulm (30. August 1813) zu sein. „Ich hatte ihm den bestimmten Befehl gegeben, sich auf den Höhen zu verschanzen, dort zu lagern und nach Böhmen nur Streifparteien hineinzuschicken.“ **)

An Madame mère (Napoleons Mutter). Mainz, 6. November 1813

„Madame und theure Mutter! Ich erhalte durch den Telegraphen, daß Louis bei Ihnen abgestiegen ist. Wenn Louis als französischer Prinz kommt, um den Thron zu fordern, wird er bei mir wohlwollenden Empfang und Vergessen der Vergangenheit finden. Ich habe ihn in der Kindheit erzogen und ihn mit Wohlthaten überhäuft; meine Belohnung waren die Undankbarsten, mit denen er Europa überschwemmt hat. Aber wohl einmal ich werde ihm verzeihen; Sie wissen, daß ich nicht nachtragend bin. Wenn aber Louis, wie es anbei folgende Abschrift eines Briefes von ihm fürchten läßt, kommt, um Holland zurückzuvertangen, so werde ich hart gegen ihn verfahren, und zwar für immer, denn ich werde ihn, wenn er die Gesetze des Reiches in Gegenwart der Großwürdenträger nicht anerkennt, als Rebellen erklären müssen. Es bemeint wenig edles Gefühl, daß er in einem Moment, in welchem ich so beschäftigt bin und mein Herz der Tröstung bedarf, mir neue Schwierigkeiten bereitet. . . . Welche Beweise seines Hasses er mir auch gegeben hat, ich kann nicht glauben, daß er dadurch genug sei und so feindselig gegen seine eigenen Kinder handeln könne, um mir unter gegenwärtigen Umständen, wo ganz Europa sich gegen mich erhebt und mein Herz von so vielem Kummer erschüttert (froissé) ist, noch die Unannehmlichkeit zu bereiten, hart gegen ihn verfahren zu müssen. . . .“ †)

An den Prinzen Eugen. St. Cloud, 18. November 1813.

Napoleon fordert den Prinzen auf, sich in Italien nicht entmuthigen zu lassen, verspricht ihm Verstärkungen und behauptet bald wieder 600.000 Mann unter den Waffen zu haben ††)

An Clarke. Paris, 7. December 1813.

Die Zahl der Fahnenflüchtigen der Armee in Deutschland wird auf 80.000 Mann geschätzt. Was man von ihnen findet, soll decimiert und einige füsiliert werden. †††)

An den Herzog von Piacenza, Gouverneur von Antwerpen, 16. December 1813.

„Es ist unerhört, daß der General Decaen Bellemiliadt gerannt hat. Ich habe ihn zurückgerufen!!“ Folgen Vertheidigungsbefehle. „Sunden Sie das erste Dorf an, welches die Orangecosaden aufsteckt und halten Sie den ersten, der damit betroffen wird, erschießen.“

An den Grafen Joseph. 7. Januar 1814.

„Ich habe Ihren Brief erhalten. Sie sind nicht mehr König von Spanien, ich habe alle Ihre Entsagung nicht nothig. Ich will weder Spanien für mich, noch will ich darüber verfügen. Wollen Sie mit mir kämpfen? Dann werden Sie Ihre Gattinne als mein Unterthan und Prinz von Württ und meine Freundschaft haben. Wenn nicht, ziehen Sie sich ganz in Ruhen in die Provinz zurück. Sehr oft, so werden Sie einen weiter entfernen, werde ich, so wird man Sie arretieren und erschießen. Wählen Sie . . .“ ‡)

An den König Joseph, Oberstallmeister des Kaisers in Paris. Nogent sur Seine. 21. Februar 1814 (während des Feldzuges).

Die Verhaftung von Jerome Bonaparte werden geregelt. Er soll alle Westphalen aus seinem Hofe entlassen. „Sein Sohn als französischer Prinz wird bleiben. Hierauf soll er das Commando der Armee von Lyon übernehmen, „wenn er vernünftig sein will, bevor den Vorwand in sich sein, seine königlichen Bagagen zu nehmen und seinen Thron zu stürzen, mit den Truppen zu diplomatisieren und beim ersten Versuche schuldig seine Person auszunehmen.“

---

* Der Reichsrath [illegible] fand in [illegible] Sitzung statt.

** Bei dem Meineid [illegible] er sich mit der Bestechung von [illegible] Schuld auf sich, [illegible] Rechtsstreit [illegible]

*** Napoleon [illegible] Sitzung [illegible] [illegible] [illegible]

An Savary, 2. März 1814.

„Ich habe mit der größten Ueberraschung aus Ihrem Briefe gesehen, dass Frau von Montesquiou sich soweit vergessen hat, eine Scene mit der Kaiserin zu haben. Ich bin ferner überrascht, dass Sie nicht Frau von Montesquiou darauf hingewiesen haben, wie unpassend dies sei.... Die Herzogin von Padua hat Unrecht gehabt, Paris zu verlassen. Als Dame du palais musste sie bei der Kaiserin bleiben. Ich begreife nicht, wie man die Gefühle der Ehre derart vergessen kann." *)

An Clarke, Fismes, 5. März 1814.

„... Lassen Sie den Elenden (den Commandanten von Soissons) verhaften und bei Gott, handeln Sie so, dass er in 48 Stunden erschossen ist...." **)

An Savary, Reims, 14. März 1814.

„Sie schreiben mir nichts darüber, was man in Paris macht. Man spricht von einer Adressfeindse, von Regenschaft und tausend Anzettelungen. — Alle diese Leute wissen nicht, dass ich den gordischen Knoten wie Alexander zerhaue. Wissen sollen sie, dass ich noch der Mann von Wagram und Austerlitz bin. — Ich bin sehr unzufrieden, dass ich das alles auf anderer Leute Rath hin thue. Entweder sind Sie sehr ungeschickt, oder Sie dienen mir nicht mehr.. !"

An Joseph Napoleon, Reims, 14. März 1814.

„... Die Nationalgarde ist ein Theil des Volkes und solange ich lebe, werde ich überall in Frankreich der Herr sein. Ihr Charakter und der meinige sind entgegengesetzt. Sie schmeicheln den Leuten, ich liebe, dass man mir gehorcht. Heute wie bei Austerlitz bin ich der Herr!"

Mit einem Brief vom 2. April 1814 aus Fontainebleau an den König Joseph, worin er Bestimmungen über den Aufenthalt der Familienglieder trifft, schließt die Sammlung von 1814 ab. Paris war gefallen, das erste Finale des Dramas zu Ende gespielt. Die Sammlung beginnt wieder im März 1813, nachdem Napoleon von Elba zurückgekehrt war. — Wir finden in den hundert Tagen Fouché wieder als Polizei-, Carnot als Minister des Innern, Davoust als Kriegsminister, Savary als Befehlshaber der Gendarmerie. Der Unterschied in der Lage Napoleons in den hundert Tagen und der Zeit, in welcher seine Macht auf ihrer Höhe stand, ist auch in diesen Briefen erkennbar, die uns andererseits die alte Willenskraft in den von ihm getroffenen Maßregeln zeigen, um dem Sturm Stand zu halten. Deutlicher vielleicht als in den bisher veröffentlichten Documenten treten die Schwierigkeiten der inneren Lage in die Erscheinung, welche mit dazu beigetragen haben mögen, ihn von dem Gedanken eines allgemeinen Aufgebots abzubringen.

1815.

An Cambacerès, Erstanzler, beauftragt mit dem Ministerium der Justiz, 5. Mai 1815.

„Sie haben in Ihren Bureaux Leute von ausgesprochener schlechter Gesinnung. Morgen, Mittwoch, werden Sie mir die Liste der Abzuändern bringen. Wenn Sie diese Aenderungen nicht machen, werde ich gewahigt sein, sie selbst zu machen, was ein schlimmer Schritt sein würde, denn ich könnte mich dabei irren."

An den Grafen Carnot, 8. Mai 1815.

„Stellen Sie in den Communalen die unterdrückten Vorschriften her, ersetzen Sie die Glocke durch den Tambour und schaffen Sie die Professoren von schlechter Gesinnung fort **)

An Davoust, 11. Mai 1815.

„Es sind mehrere Officiere kaltgestellt geworden. Sie sind sofort in contumaciam zu richten, ihre Güter mit Beschlag zu belegen."

An Fouché, 15. Mai 1815.

„Die Pfarrer von Meudon und St. Cloud sind sogleich zu entfernen und unter Aufsicht zu stellen. Das sind sehr gefährliche Individuen."

Briefe vom 15. und 16. Mai enthalten ähnliche Maßregeln.

An Davoust, 18. Mai 1815.

Marseille soll in Belagerungszustand gesetzt, die Nationalgarde entwaffnet, eine neue organisiert und 24 royalistische Chefs gefangen gesetzt werden.

Zwei Briefe vom 20. Mai an Davoust enthalten Maßregeln gegen die Banden, welche unter Larochejacquelein und Auichamps sich zum Beginn Mai tut den König erhoben hatten.

An den Grafen Mollien, Schatzminister, 21. Mai 1815.

Der Brief führt die Summen auf, welche den Kinder und den „Prinzen" Joseph, Jerome, Louis, der Prinzessin Borghese hatten zukommen müssen, wenn die Restauration nicht eingetreten wäre, im ganzen 12,000,000 Francs. Die Zahlung soll in den ausgesetzten Raten erfolgen.

[redacted]

An Fouché, 1. Juni 1815.

Die Nationalgarden von Bordeaux, Toulon und Montauban sollen entwaffnet und aus sicheren Leuten neu organisiert werden.

An den Grafen Mollien, 1. Juni 1815.

Er soll an die kaiserliche Garde möglichst schnell 4 Millionen (wahrscheinlich rückständiger Sold) zahlen. „Ohne diesen wird meine Garde nicht marschieren."

An den König Joseph. Philippeville (nach der Schlacht bei Waterloo), 19. Juni 1815.

„... Alles ist nicht verloren. Meine Kräfte vereinigend, werde ich 150,000 Mann haben. Die Föderierten und die Nationalgarde, welche Herz haben, werden mir 100,000 Mann liefern, die Devotbataillone 50,000. Ich werde die Artillerie mit Lunten versehen lassen, ich werde 100,000 Recruten ausheben, ich werde ein Massenaufgebot in der Dauphiné, Lothringen, Burgund und Champagne ergehen lassen. Ich werde den Feind ermüden, aber ich muss unterstützt werden . . . Die Oesterreicher mar schieren langsam; die Preußen fürchten die Bauern und werden nicht wagen, zu weit vorzugehen. Alles kann noch gut gemacht werden . . . Vor allem Muth und Festigkeit!"

Man weiß, wie sehr sich Napoleon in diesem schon früher veröffentlichten Briefe, den er, kaum der Niederlage von Waterloo persönlich entronnen, an seinen Bruder schrieb, über die Stimmung, die Vertheidigungsmittel und das Vorgehen der Preußen täuschte; wir er selbst der Festigkeit in diesem Schlussact seiner Laufbahn entbehrte, die er von anderen verlangte und — seien wir gerecht — wohl auch unter sothanen Umständen nicht mehr mit irgend welchem Erfolg zeigen konnte.

Hans Thoma.

Nach Hans Schwaiger ist nun Hans Thoma bei Miethe zu sehen. Auch ein lieber deutscher Hans, auch ein Märchenerzähler. Aber anders, ganz anders. Da finden wir keine tückischen Kobolde und unheimlichen Gespenster, keine grauenhaftkomischen Riesen und Zwerge, keine Alräunchen, Rübezahle und ewige Juden, aber doch nur höchst selten etwas ähnliches. Wohl aber nackte Jünglinge, stark und schön, mit Flöte oder Leier, in einer paradiesischen Gegend; oder das Paradies selber mit Adam und Eva und wundervollen Thieren; oder einen Hain, in dem geflügelte und ungeflügelte Kinder — Engel oder Amoretten? — ihr Spiel und ihren Muthwillen treiben. Und solche Kinder allüberall: sie springen um die Quelle, sie schweben um die Wipfel der Bäume, sie sitzen droben auf den Wolken, sie setzen sich auf den Rücken eines Vogels, um wieder zur Erde herabzueilen, sie eilen uns ferne Morgenland, um dem schlafenden Heinlein etwas vorzuflingen, sie begleiten den jungen Dichter, der mit seinem Rosse durch den Wald schreitet, sie suchen den Tod von einem Liebespaare zu verscheuchen. Die ganze Welt ist voll von ihnen, diese Welt mit den herrlich grünen Wiesen, auf denen edle Rosse weiden und über welche zarte Frauen schreiten, und mit den geheimnisvollen Garten, in denen die schönsten Fabelthiere dem Lantenspiele frommer Menschen zuhören, mit den geharnischten Rittern, die das alles hüten und bewahren, und den prangenden Meerweibern, die majestätische Hymnen singen. Ja, hier ist alles süß und heimlich oder von ernster Bärde, und nur die und da tanzen auch einmal Hexen einen Reigen oder sitzt eine Harpye auf einem Baum, und selbst dann sieht die Sache schelmischer, gutmuthiger aus, als bei Hans Schwaiger, bei dem auch die Bauern und Marktweiber seiner gewohnlichen Umgebung sozusagen den Teufel im Leibe haben. Bei Thoma gucki immer irgendwo ein Englein hervor, auch wenn er uns nur den Alltag seiner Heimat vor Augen führt: ein Dörfchen im Schwarzwald, ein paar Häuser, ein paar idyllische Leute bei ihrer ländlichen Beschäftigung, ein kleines Gärtchen mit ein paar blühenden Bäumen, einen jungen Mann auf der Wanderschaft, der in Träumerei versunken die Gegge spielt. Rings herchen die Blätter und Blüten auf, rings hebt ein Schimmern und Leuchten an, und wir würden uns gar nicht wundern, wenn nun wirklich ein Engel oder eine Fee daherkäme in dieser „wunderglänzten Zaubernacht", in dieser gesegneten, heiligen Mittagsstille, bei diesem feierlichen Abendrath. Es ist überhaupt kein weiter Sprung bei Hans Thoma von Hubnerhof und von der Feldarbeit zu den einfachen Gefilden und bayerischen Gegenden, die er nicht minder gerne malt und uns singmalen. Alles, was er darstellt, ist so einfach, so unverwischt, in weltenweit entfernt von Civilisation und Convenienz und dabei so tief in warmste Stimmung getaucht, dass unsere eigene Phantasie die Ritter und Frauen und andern Zugaltige und die Sirenen und Centauren und Nixen mit Schmetterlingsflügeln geradezu finden und fordern würde, wenn sie nicht da wären. Diese Gebirge, mit denen er ebenso gern den dunkelen Schwarzwald, wie die Wege des Meeres und die Sonnenuntergänge Italiens bevölkert. In diesen Einfalt gleicht er vollig meinem Hans Schwaiger: auch er zwingt uns, an seine Gestalten zu glauben, und zwar traumwandlich deshalb, weil er selber glaubig, weil er ein [illegible]

Aber darüber zu sich wenig gesagt Andeutungen schaden und [illegible] [illegible] [illegible]

etwas weismachen wollen — kurz: naiv sein, das soll und muss ja jeder echte Künstler, und das schliesst andererseits durchaus nicht das klarste Bewusstsein und die kühnste Besonnenheit in der Anwendung der Kunstmittel aus. An Thoma müssfällt manchem der Verzicht auf die gangbarsten Mittel, insbesondere auf das Mittel der äußeren Schönheit, ja sogar der formalen Correctheit: er hat häufig etwas Ungelenkes, Hartes, Derbes und nicht selten sogenannte „Verzeichnungen". Weil aber seine Schöpfungen trotzdem etwas so Ueberzeugendes, so unmittelbar zum Herzen Gehendes an sich haben, dem sich keiner gänzlich entziehen kann, so ist man oft genug darauf verfallen, Thomas „Naivität" eigens zu betonen, ungefähr in dem Sinne, als ob er es nicht besser verstünde, als ob er naiv genug sei, dieses und jenes für schön zu halten, was doch eigentlich unschön sei, und als ob nun die Ehrlichkeit und Treuherzigkeit, mit der er seinen Mangel an Schönheitssinn bekennt und zur Schau trägt, wieder einen speciellen Reiz seiner Kunst bilde. So habe ich es nicht gemeint. Ich meine eher, dass bei diesen Ecken und Härten, die ihm niemand wegleugnen kann, weniger Naivität als Absichtlichkeit vorwaltet. Wer das Glück genossen hat, einen Blick in die Studienmappe des Frankfurter Meisters werfen zu dürfen, aus der übrigens einige Blätter auch bei Miethke ausgestellt sind, oder ihm gar selber beim Zeichnen nach der Natur zuzusehen, der weiß, mit wie scharfem Auge und wie sicherer Hand er jede natürliche Erscheinung aufzuzeichnen und wiederzugeben weiß und wie er auch der zartesten Rundung und den feinsten Curven in dem Gesichte eines Mädchens oder Knaben nichts schuldig bleibt. Das beweisen ja auch seine Porträts und viele seiner Genrebilder aus früherer Zeit. Der Mann hat das Zeug gehabt, was zu seinem Handwerk gehört, und ist gewiss ein Zeichner allerersten Ranges. Wenn er dessen ungeachtet manchmal so zeichnet, dass jeder Philister den Kopf schüttelt und jeder Akademieschüler ihn verbessern könnte, so scheint — wenn ich so sagen darf — vielmehr eine bewusste Nachlässigkeit, ein gewollter Leichtsinn, vielleicht auch ein bewusster Trotz, eine gewollte Auflehnung gegen conventionelle Regeln und eingelernte Schönheitsbegriffe, ihn die Hand zu führen. Keines ist sicher: dass ihm die Schönheit in der äußeren Form, jene Schönheit, die wir bei den Griechen und Italienern bewundern, kein inneres Bedürfnis, keine Herzenssache ist. In ihm ist ganz und gar jener deutsche Zug lebendig, der vor allem in die Tiefe dringt und nach dem Kern der Dinge trachtet, dem daher die sogenannten „charakteristischen" Merkmale eines Gegenstandes theurer und wichtiger sind als eine vollendet schöne Erscheinung, und der sein Werk beendet sieht, wenn ihm das Wesentliche der Darstellung gelungen ist, wenn er die Idee oder die Stimmung, die ihn erfüllt war, zum Ausdruck gebracht hat. Die Stoffe und Stimmungen aber, in denen sein Sinnen und Fühlen sich bewegt, haben an und für sich schon deutschen Character, und die ganze Art, wie er auch Gestalten der hellenischen Mythe und den Zauber einer südlichen Landschaft schildert, hat so wenig Trunkenes, Leidenschaftliches und dafür so viel Sinniges und Gemütvolles mit einem leisen Hauch von Melancholie, dass wir unwillkürlich an ein deutsches Volkslied gemahnt werden. Von dem grandiosen, überschäumenden Pathos, mit dem er ja manche Verzückungsepisode hat, unterscheidet sich Thoma eben durch diesen Frieden und diese Ruhe, diese Feierzugestimmung, diesen Kirchengockenklang, der uns aus allen seinen Bildern, ein schließlich die Meerweiber und Centauren, wie aus einer hellen, jounigen Ferne durch klare Frühlingsluft entgegenkommt. Dieses Sinnige und Beschauliche kommt am stärksten und reinsten in seinen religiösen Darstellungen zum Ausdruck, in denen er sogar dramatisch bewegter Stoffe wie Verkündung, Christus auf dem Oelberge, Kreuzigung, Pieta — aus der tiefsten Ruhe der Contemplation künstlerisch Herr wird und — ähnlich wie im pergolantischen Choral — nicht so sehr dem erregten Mitgefühle, als vielmehr der andächtigen Betrachtung Bilder vorführt, die durch die Vereinfachung und Verdichtung der localen Elemente zu einer eben solchen plastischen Wirkung gelangen, wie sie sonst nur der tiefsten formalen Vollendung vergönnt zu sein pflegt.

Es wäre aber durchaus gefehlt, wollte man annehmen, Thoma selber achte gar nicht auf formale Elemente. Im Gegentheil: wenn man sich einmal damit abgefunden hat, dass der altnaturalistische Banerisohn auch heute noch, als reifer Künstler, der lieben zum Director der großherzoglichen Galerie in Karlsruhe ernannt wurde, sich die Madonna als starkknochige Bäuerin vorstellt und an einem unschönen Gesichte oder einer wenig vollkommenen Gestalt, bei sonst ehrwürdigen Personen, nicht den geringsten Anstoß nimmt, so wird man bald genug entdecken, was für ein feiner Sinn für Rhythmus und Harmonie und was für eine außerordentliche decorative Begabung in diesem Künstler wirksam ist. Auch möchte ich fast behaupten, in der Wahl seiner Stoffe und seiner Ausdrucksmittel so viel an Dürer und Holbein, überhaupt an die alten Deutschen erinnern, in seinen träumerischen Landschaften verwandte Züge mit alten Niederländern anzuweisen, in seinen mythischen Phantasien sich mit Botticelli berühren, sein farbiges, leuchtendes Colorit bei den Venezianern gelernt zu haben und in glücklichen Stunden ein solches klassisches Meisterwerk schaffen, wie das jetzt bei Miethke ausgestellte Porträt seiner Frau, das man ohneweiters als das Werk eines benannten Malers der Renaissanceepoche ausgeben könnte — fast möchte ich ihn, der sich so schwer mit einem der heute üblichen Maßstäbe messen lässt, einen durch und durch modernen Künstler nennen, wenn ich seine Steindrucke und Algraphien betrachte. Auch hier ist manches schwer und eckig und für die moderne, internationale Kunstempfindung vielleicht allzu „deutsch". Aber an Kraft und Großzügigkeit der Gesammtwirkung stehen die meisten dieser Blätter geradezu einzig da. Hier ist alles auf die Gesammtwirkung, auf einen ganz bestimmten malerischen Eindruck berechnet, und die Art, wie mit nur wenigen Strichen und Farbenlinien dieser Eindruck erzielt wird, spottet in ihrer Einfachheit und Genialität der mannigfaltigsten Bemühungen routinierter Maler. Diese Blätter sind ausdrücklich als Wandschmuck gedacht und entworfen, und damit sie als solcher auch recht wirken können, hat Thoma selbst passende Umrahmungen angegeben, wie er es ja auch liebt, seine Gemälde in von ihm gemalte Rahmen hineinzustellen. Das echt moderne decorative Princip alte, welches dem Kunstwerke kein egoistisches Einzelleben gönnen will, sondern es am liebsten nur als Theil eines Ganzen betrachtet und zwischen ihm und seiner Umgebung harmonisch zu vermitteln sucht, ist auch für Thoma maßgebend, und indem er dem kunstliebenden Bürger, der sich keine kostspieligen Gemälde kaufen kann, diese wahrhaft künstlerischen Drucke, die zum Theile auch in noch wohlfeileren ausgeführten Facsimilereproductionen erschienen sind, an die Wand hängt, ist er vorzugsweise darauf bedacht, dass es ihnen auch um einen Schmuck, eine Decoration handelt, dass zuerst das Auge erfreut werden soll und dass alles, was etwa auch dem Geist oder dem Gemüth des Beschauers noch besonders zu sagen ist, nur durch eine angenehme Erregung der Sinne sich der Seele bemächtigen darf. Ganz von selbst wird dabei die einfache, wohlabgewogene Darstellung auch das Wesentliche und Bedeutende des Gegenstandes umso stärker hervorheben. In der decorativ begrenzten Form blüht gleichsam der Inhalt neu auf. Thoma liebt es — auch in vielen seiner Gemälde — die nackten Figuren durch scharf gezeichnete dunkle Linien silhouettenartig von den Hintergrunde abzuheben und innerhalb der so geschaffenen Umrisse die Körperformen nur wenig zu modellieren. So herkömmlich dieses Verfahren bei einem reich und vollkommen ausgebildeten Colgemälde erscheinen mag, soviel einleuchtende Berechtigung hat es unstreitig dort, wo es sich vor allem um die Erfüllung eines decorativen Zweckes handelt, wo demnach Linien und Flächen wirken sollen. Zugleich aber kommt doch auch das Körperliche, nämlich die Geberde zu ihrem Rechte. Schönheit und Ausdruck des Antlitzes liegt ja in den Linien, im Umriss. Wo die Geberde die Hauptsache ist, da wird die beabsichtigte Wirkung durch das angedeutete Verfahren keineswegs abgeschwächt, sondern vielmehr nur verstärkt. Man beachte den Mercur, der sich in fühner Verkürzung über Land und Meer schwingt. Welches Leben, welche Bewegung — bei aller plastischen Ruhe! Und was für eine durchsichtige Bläue des Himmels, was für ein schimmerndes Blau der Flut! Wie weit und groß und zart und duftig diese ganze sinnliche Helle! Dazu der glanzende Rahmen. Das Auge schwelgt formlich, und die Seele betnet sich.

In solchen kleinen Symphonien von Linien und Farben, die rein malerisch entzücken und aus denen es doch klingt und klingt von behender Schnsucht und zitternden Ahnungen, hat Thoma die modernsten Probleme seiner Kunst in seiner individuellen Art voll giltig gelöst.

Max Borosh.

Die Kaiser Jubiläums Kirche.

Bei der Preisbewerbung um den Bau der Kaiser Jubiläums Kirche, zu der die Entwurfe gegenwartig im Oesterreichischen Museum zu sehen sind, waren zwei Erscheinungen besonders auffallend. Zunächst das offenbar grundsätzliche Zurückhalten der ganzen Wagner Schule, die heute im allgemeinen doch die bedeutendsten Talente Wiens umfasst; dann der Misserfolg des Stuwerschen Projectes.

„Zu erinnern Umstand hat vielleicht die weitverbreitete Meinung beigetragen, dass ein Theil der Preisrichter von vornherein sich der neuen Richtung gegenuber ablehnend verhalten werde. Ob diese Meinung berechtigt war oder nicht, in unsere Sache nicht in entscheiden. Es ist eigentlich nur ein Protest einzulegen, das man willkuhr der neuen Richtung zuweisen kann, denn Nr. 32 ist ein modernes Renaissancekind. Dem nur durch die Ausstellbilden der Zudringung ein „geschmackvolles" Aussehen verliehen werden sollte, obbleich ein beziehungsloses Vorgehen: echt in nur Nr. 2 unter dem Monumente „Bahnbrechen", eine Arbeit, der entschieden ein großer Zug innewohnt, wenn auch Einzelheiten, wie der Pfeil im Unterheile des Thurmes, storend wirken. Jedenfalls ist es eine sehr beachtenswerte Leistung, nach verschiedenen Ansichten zu sehen, aber nicht der eigentlichen Wagner Schule angehörig. Es ware wohl man auch diese Arbeit anfassen, wie man bei dem Projecte von Zitt, verfahren soll.

Digitized by Google

Sittes Mißerfolg war jedenfalls die größere Ueberraschung der Preisvertheilung. Sitte hatte sich ja von Anfang an um das Unternehmen die größten Verdienste erworben; er war es, der in dem vorbereitenden Ausschusse den Gedanken anregte, die Kirche nicht in die Mitte des Platzes, sondern seitwärts zu stellen. Er hatte, um seine Absicht klarer zu machen, jogar in wenigen Tagen ein plastisches Modell angefertigt. In der That ist dieser Grundgedanke vorzüglich. Gewöhnlich thut man so in neuerer Zeit Denkmale und Bauten in die Mitte der Plätze, wo sie dann dem Raume gerade das Platzartige nehmen und eine herumführende Straße daraus machen. Noch besser wäre es mir scheint erschienen, man hätte die Hauptachse der Kirche nicht jenkrecht auf die Donau, sondern dieser gleichlaufend, mit dem Haupteingang gegen die Brücke gelegt. Jedenfalls war aber die ganze Idee für Wien eine neue und äußerst verdienstvolle.

Und doch hat der Vater derselben mit seinem Projecte, das dazu den Stempel des Urhebers so deutlich auf der Stirne trug, kein Glück gehabt. Man kann sich vielleicht darüber wundern, daß neun preiswerdere Entwürfe gefunden wurden; daß Sittes Project selbst aber zur Ausführung nicht geeignet ist, scheint nicht zu bezweifeln. Gewiß sind einige Schönheiten und Feinheiten in seiner Arbeit, im Ganzen ist sie aber doch wohl verfehlt. Ohne Stilpurität zu sein, wills man sagen; ein italienischer Campanile, ein deutsches Rundthürmchen, eine Barockkuppel vom Salzburger Dome, dazu bewußtes Renaissance-Maßwerk, das ist etwas zu viel. Auch im Laufe Jahrhunderte langer Entwickelung kann an einem Orte ein solches Nebeneinander niemals entstehen. Das sind überraschende, geistreiche Einfälle, lebhaft, anregend und witzig, wie Sitte auch spricht, beinahe modern, aber doch nur beinahe. Es ist jedenfalls wertvoll, auch solche Männer zu hören; folgen kann man ihnen aber nicht überallhin.

Es wundert mich, daß kein Künstler aus den mittelalterlichen Formen wirklich Modernes herauszuschaffen vermochte. Daß jene Richtung der modernen Baukunst, die auf der Antike fußt, im Kirchenbau einen schweren Stand hat, ist ja begreiflich, und das mochte die Schule Wagners auch gefühlt haben. Aber erst in letzter Zeit konnten wir es in Wien deutlich erkennen, wie wundervoll gerade die Gothik sich mit ganz modernem Empfinden verträgt. Viele Leute schienen verwundert, daß die „recisionistischen" Motive in den Rathhausteller so gut passen. Ich wundere mich gar nicht; denn unser modernes Gefühl, das wieder aus dem Ganzen wenig bildet und zugleich vor die nackte Wahrheit den Schleier gehemmisvollen Ahnens hinbreitet, dieses moderne Kunstempfinden ist dem Mittelalterlichen ebenso nahe verwandt, wie dem Frühantiken.

Es liegen nun auch mehrere Pläne im mittelalterlichen Stile vor, darunter sind preisgekrönte romanischer Richtung.

Die höchste Auszeichnung erhielt Professor Victor Luntz von der Wiener Akademie. Viele gute Ideen; der Hauptthurm verdient etwas, müsste auf einen Zwischenbau gesetzt werden. Die Vorderseite leidet an einer gewissen Unruhe, die besonders in der Simslinie zum Ausdrucke kommt. So hätte ein Baeckarchitekt keinen Aufriß gegliedert, aber kein früherer. Dahe hätte der Barockkünstler aber auch Kleinere, schwellende Formen verwendet, bei denen eine so lebensvolle Entwickelung nicht nur wahrscheinlich, sondern geradezu nöthig gewesen wäre. Das ist aber ein Fehler der meisten neueren Architekten, mit unsicheren Formen bewegte Grund- und Aufrisse erreichen zu wollen. Wenn man im einzelnen streng ist, muß man auch im Großen Maß zu halten verstehen. Die Meister der Früh- und noch Hochrenaissance haben die Hauptsimse ihrer Bauten niemals gebrochen, wie es etwa beim Oesterreichischen Museum oder dem neuen Burgbaue der Fall ist, die aussehen, als wären sie aus vor und zurückgeschobenen Platten zusammengelegt. Nur der Zwang der echten Bascole gestattet so reiche Entwickelung. Auch bei Luntz müssten die Einlentungen zwischen Giebel und Seitthürmen schwinden.

Doch waren die Mängel des Luntzschen Projectes gewiß zu beheben, wir hatten dann immerhin ein beachtenswertes Bauwerk, nebenbei ein romanisches, das in unserem Straßenarchitekturmuseum noch fehlt. Der junge Fezitel und Heger, die gleichfalls romanischen Vorbildern folgen, lösten die Aufgabe mehr malerisch auf, doch weniger in decorativ-heraldischer; es fehlt die Großmäßigkeit, die dem Zwecke entspricht. Uebrigens scheint mir das Project Hegers weit besser zu sein, wenn es auch etwas von Theaterdecoration an sich hat. Es sind hier alle Reize vorausgenommen, die ein Werk durch allerlei Zu- und Umbauten in langen Zeitläuften erlangt. Sogar ein großes, von vornherein zugemauertes Fenster ist da; warter geht es nicht mehr.

Aus dem verhängnisvollen Zwiespalt der Ansichte, Kirche und Gebäudeumgebung zu ihnen möglichst dicht nahe sind beide ein Opfer geschlagen, haben sich diese Künstler wie die meisten anderen Bewerber gerettet, daß sie die Kirche isolirten. Nur ein Architekturen Architekt hat sich bei dieser Gelegenheit gewissen zwei Ziele gesetzt.

Die geschickte Placirung machen [illegible] Kirche recht [illegible] Gebäude [illegible] Kirche. Die Renaissancebauten, von denen zwei bis drei bei der Jury Anerkennung fanden, zeigen einige gute, aber wenig selbständige Gedanken, ebenso die barocken, von denen das preisgekrönte Werk Kropfs unlengbar etwas Eindrucksvolles an sich hat.

Im ganzen ist aber unter den 48 Projecten nicht allzu viel Gutes. Man rühmt, daß so viel Junge unter den Preisgekrönten sind oder zu sein scheinen. Ich bedaure, daß jedenfalls so übermäßig viel Zahme darunter sind. Vielleicht, daß sich die anderen nur absichtlich ausgeschlossen haben. Möglich; aber mir wäre der Nachweis ihres Vorhandenseins lieber gewesen, zumal das ganze Schauspiel unter den Augen zahlreicher fremder Juroren vor sich gieng, die so kaum den besten Eindruck mitnehmen konnten.

Bei den meisten Entwürfen tritt auch die technische Hilflosigkeit eines Großtheiles unserer Architekten in erschreckendem Maße zutage. Schon Streckebogen sind bei unseren heutigen Baumaterialien (Eisen, Mörtel und anderem) eigentlich ein Blödsinn, aber bei der Gothik wenigstens „stilvoll"; bei Renaissance- und Barockbauten jedoch so gewaltige Pfeiler und Mauermassen zu verwenden, wie bei den meisten der Pläne, ist geradezu sträflich. Kuppeln werden heute eben nicht mehr im alten Sinne „gewölbt"; man braucht daher auch nicht so ungeheuere Stützen und Widerlager, die den Bau drei-, viermal theurer machen als nöthig wäre, die Erhaltung erschweren und von vornherein die freie Raumentfaltung beschränken oder unmöglich machen. Man sehe zum Beispiel nur den Grundriß von Bildhad an: eine riesige Fläche in lauter kleine Mauerstöcher zerlegt. Von Ueberblick keine Spur; dafür aber im Querschnitt eine ganz maßlose Höhe der Kuppel, die von keinem Punkte des Inneren aus gesehen werden kann. Allerdings gibt es Architekten, die nur solche Pläne für ausführbar halten.

Dr. Moriz Treuer.

Perosis Oratorium und Mahlers Symphonie.

Perosis „Christus" ist wirklich besser als sein „Lazarus". Die Freunde des Componisten, die dem neuen Oratorium diesen guten Ruf vorangehen ließen und keine Mühe scheuten, ihn zu verbreiten, haben zum Theil Recht behalten. Da aber der „Lazarus" vollständig wirkungslos abfiel, so will die geringe Steigerung in der ästhetischen Werthschätzung nicht viel bedeuten. In der That kann auch die leerumbletzere Anhänge des „Christus" die großen Hoffnungen nicht rechtfertigen, die von Italien aus auf den jugendlichen Componisten gesetzt wurden. Perosi hat sich bereits eine bestimmte Manier zur musikalischen Behandlung seiner Sujets angewohnt. Sein Orchester, dem in beiden Oratorien die Hauptrolle zufällt, klingt immer angenehm, es ist nicht zu polyphon und nicht zu einfach, nirgends gleichgiltig und nirgends bedeutend, die Melodik ist nicht entlehnt und nicht originell, nicht banal und nicht gewählt, die Instrumentation nie veralket und nie modern, die Sänger singen in seine Recitative und seine Arien, die Chöre stören nirgends, obgleich sie auch nicht einen Moment mit sich fortreißen. Es geht ein Zug ungemein lieblicher Anständigkeit durch das ganze Werk, und dem Componisten ist das merkwürdige Kunststück gelungen, uns nicht einen Moment zu langweilen, ohne uns im geringsten zu begeistern. Ich glaube, daß das Geheimnis dieses scheinbar aus widerwärtenden Elementen bestehenden Erfolges in der Kürze des Werkes besteht. Eine angenehme Wirkung, die eigentlich gar nichts Bedeutendes hat, kann man sich ganz gut gefallen lassen, wenn man ein Viertelstunden lang nichts zu sagen, ohne es zu sagen, ohne es zu verbreiten zu bringen. Zur Erreichung dieses Zieles hat sich Perosi das Mittel zurecht gelegt, aber einer weiteren, uns mehlklingenden Accorden bestehenden Orchesterbegleitung bestandlose Trompetenstoß anzubringen. Diese sind an sich keineswegs bedeutend, aber sie halten auf. Ein Concertsaal wiegen derartige Soli, wie immer sie auch sein mögen, mindestens zur Animeriamkeit, und damit kommt man schon über eine geraume Zeit hinweg. Freilich dauert die Zerstreuung nicht lange, aber gerade in dem Moment, wo man die Langweiligkeit zu empfinden beginnt, schlicht der rufe Theil schon ab und alles ist geeettet. Man braucht nun, wie vorgestern Perosi in der Zeit zu interessieren versteht. Thun und der Engel, über dem Lichter, hat er sich einen Trompeter und einen Posaunisten zugesellen lassen. So oft sie sich erheben, entsteht im Publikum schon das Gefühl freier Erwartung. Wenn der Componist auch nur etwas zu hagen wüßte, wenn ihm nur ein einfaches etwas Packendes einfallen würde! Keine Spur. Es sind bei diesen Soli auch rhythmische Schwierigkeit das ewig einförmige Auf und Ab der Soli gleichfalls in der Klangfarbung von der des Chores differirt, aber nicht unterschieden. Selbst als die beiden Blechbläser [illegible] mit einem schwarzen Tuch bedeckten und endlich ein [illegible] des Publikums erweckten, hatten sie [illegible] Interesse [illegible] und eigentlich wieder dieselbe

Digitized by Google

Klangwirkung wie früher, so dass man sich unwillkürlich dachte, die Herren hätten täglich ihre Tücher in der Tasche behalten und im Orchester sitzen bleiben können. Immerhin, ihre Procedur hat uns interessiert, die beiden Bläser da oben waren geradezu das Symbol des ganzen Perosi'schen Concertes, das sich kurz als ein Erfolg des ebenmäßigen Wohllautes bei geschickter Scenerie charakterisieren lässt. Musikalisch konnte die Aufführung keineswegs befriedigen. Das Orchester war zwar genügend, aber der Chor, der direct aus den Abruzzen zu kommen schien, ganz unbeschreiblich. Von den Solisten entsprach nur der Tenor Brasi unseren künstlerischen Anforderungen. Leider war seine Stimme in schlechtem, dass ein grosser Theil seines Partes ungehört verhallte. Letzteres hätte ich lieber von dem Gesang der anderen drei Solisten gewünscht. Wenn zwei von ihnen wirklich diese Partien in Mailand creiert haben und einer von ihnen sogar an der Scala engagiert ist, dann muss es um die Kunst in Italien gegenwärtig schlecht stehen. Perosi selbst dirigierte mit grosser Umsicht und Gewandtheit und gewann das Publicum sichtlich durch seine sympathische Persönlichkeit.

So wenig Perosis Auftreten vom rein musikalischen Standpunkt bedeutet, so bedeutsam ist seine Kunstreise nach Oesterreich als Symptom der Gegenwart. Es heißt, dass sich der Geist der christlichen Kunst wieder zu regen beginne und dass das unverkennbare Wohlwollen, das Perosi von einflussreicher Seite genießt, den ersten Anstoß zur Wiederbelebung des religiösen Stiles in der Musik geben solle. Vom rein künstlerischen Standpunkt wäre zu eine derartige Wendung nur mit Freude zu begrüßen. Ich weiß aus eigener Erfahrung, welch großen Eindruck religiöse Kunst, speciell die Kirchenmusik, auf die Gemüther auszuüben vermag. Ich verkenne dabei keineswegs, dass dieser kirchlichen Musik eine Einseitigkeit anhaftet, die beim Oratorium — das ja ursprünglich auch als kirchliche Kunst gedacht war — die weitere Entwickelungsfähigkeit verhinderte. Aber diese kirchliche Musik hat jahrhundertelang einen wohlthätigen Einfluss auf die Tonkunst überhaupt ausgeübt. Sie hat ihren Werken eine gewisse Stilreinheit bewahrt und hat sie schon durch ihre Verbindung mit dem erhabensten und heiligsten Gegenstand der Menschen auf eine Höhe gehoben, die zu wiederholtenmalen für die in der Ausartung begriffene weltliche Kunst ein Correctiv, ein idealer Wegweiser war. Durch die Beschränkung der kirchlichen Musik auf die Kirche selbst entfielen für die Werke dieser Gattung alle die Gefahren der weltlichen Kunst. Es gab da keinen Applaus, keine Reclame, keine beeinflussten Kritiken, kein persönliches Hervortreten der Mitwirkenden, keine Pose, kein Virtuosenthum, keine Bravour und keine Effecthascherei. Das war der Segen, der der kirchlichen Musik entsprang. An ihm sollte die Kirche festhalten, wenn sie durch die Kunst den religiösen Geist wecken und das Vertrauen, den Glauben an ihre Intentionen gewinnen wollte. Ich verkenne, wie gesagt, nicht, dass diese Kunst der Entsagung und Selbstgenügsamkeit nicht jedermanns Sache ist und sein kann. Es gibt Künstler und soll Künstler geben, die ihrer Individualität nach zu Reformatoren bestimmt sind und mitten im Getriebe des Lebens wirken müssen. Es muss in der Kunst wie in der Politik eine gesunde Opposition geben, damit die einseitige Verfolgung ungeeigneter Entwicklungen jeder Richtung verhütet werde. Sache der Kirche ist meiner Ansicht nach die Kunst, deren Princip die Worte Christi bilden: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“ Was thun nun die Freunde Perosis? Sie treiben eine Zeitungsreclame, wie sie sie Mascagni und Leoncavallo kaum je aufdringlicher gewesen ist. Sie bearbeiten mit Hochdruck die Stimmung des Publicums, sie schicken eine Claque in das Concert, die johlt und „bis“ ruft, als wenn es sich um eine Tenoraria handelte, und sie nehmen die alles Lebhaftes und sinnenfälter Hochschätzung ihrer Sache mit einer Dürftigkeit der Leistung vor, tief, die, gelinde gesagt, eine starke Zumuthung an das Wiener Publicum ist. Sie begehen denselben Fehler, den sie an der „Inscenierung“ eines weltlichen Componisten so oft getadelt haben, und machen ihre Sache zur Angelegenheit einer Partei. Davon profitiert vielleicht die Partei, aber die Kunst nicht, und am allerwenigsten die Religion.

Auch auf dem Gebiete der weltlichen Musik hatten wir fast zugleich mit dem Christus ebenfalls ein Ereignis zu verzeichnen: die Aufführung von Mahlers zweiter Symphonie im Nicolai-Concert. An Gegnerschaft äußeren Hindernissen hat auch sie nichts zu wünschen übrig, zu dem inneren Wert des Werkes stand sie leider in einem argen Missverhältnis. An der Thatsache, dass Mahler ein Talent ersten Ranges ist, wie es kaum Berlioz besaß, wäre an und für sich ebenwenig etwas auszusetzen, wie an den ungewöhnlichen Dimensionen und großen Ausdrucksmitteln. Das Colossale mag in gross oder in klein sein, als es will, es mag übermäßig starke oder schwache Klangentfaltungen hervorbringen, alle Effecte der Instrumente ausspielen oder damit verschwenden, der Componist mag mit einem Wort schreiben wie er will. Aber das, was er will, muss absolut originell und interessant sein. Leider ist dies in Mahlers Symphonie in viel zu geringem Grade der Fall. Obzwar bei einem Satz bisweilen so viele Kapellmeister Kommentare aus der Walküre, Siegfried, Beethovens vierter Symphonie, Beethovens 9. unter, sogar aus dem A-dur-Quintett von Dworzak in derartiger Ausführlichkeit und Vortrefflichkeit, dass alle Illusion ausbort. Man glaubt stellenweise fast ein Potpourri aus der Walküre vor sich zu haben. Ist schon eine überaus große Unselbständigkeit in der Erfindung eine bedenkliche Sache für den Componisten, so wird sie bei Mahler noch bedenklicher durch die aufdringliche Instrumentation, in die er sie kleidet. Wer mit so viel Emphase fremde Gedanken wiedergibt, ohne es selbst zu merken, der wirkt — ich kann mir nicht helfen — unwillkürlich komisch. Und das alles widerspricht dem Componisten gleich im ersten Satz, dessen Stimmungsgehalt in der Regel das Verhältnis des Publicums zu dem Werke bestimmt. Zum Glück ist der zweite Satz weit besser. Er ist zwar keineswegs originell im Sinne einer bestimmten Individualität, aber er gefällt als Typus leichter wienerischer Musik, deren anheimelnder Ländlerklang unverkennbar herausklingt. In der Richtung dieses Genres scheint das Talent Mahlers zu liegen. Leider will er schon im nächsten Satz, in vollständiger Verkennung seiner Begabung, wieder ganz anderswo hinaus und verjagt hier ebenso wie im ersten Satz. Dann kommt er auf den Gedanken, als vierten Satz ein Lied anzuhängen: „Urlicht“, aus „des Knaben Wunderhorn“. Fräulein Pregi sang es unvergleichlich schön, und da auch Mahler den Worten des Dichters einen herrlichen, innigen Ausdruck verlieh, so bedeutete diese kleine Scene den Höhepunkt des ganzen Werkes. Man kann darüber streiten, ob es in diesen Zusammenhang hineingehört, aber es wirkt durch sich selbst mit solcher Macht und Unmittelbarkeit, dass man es schon um dieser Eigenschaften willen nicht missen möchte. Nur unerhörte Declamation hat mich an einer Stelle gestört. Man sagt doch abweisen nun nicht ab-weisen. Ein Anhänger des modernen Musikdramas, der dem Wort eine so große Bedeutung beimißt, sollte diesen Accent nicht übersehen. Der letzte Satz mit dem prachtvollen Text und dem zeitweise sehr wirkungsvoll gesetzten Chor leidet unter den übertriebenen Anstrengungen des Componisten, eine großartige Schlusssapotheose zu liefern, zu deren Gestaltung keine Begabung einfach nicht hinreicht. Noch mehr als im ersten und dritten Satz hat man zum Schluss den Eindruck, dass da mit der Faust aufs Auge geschreitet wird, mit so elementarer Gewalt geht der ungeheuere Aufwand von Blech- und Lärminstrumenten auf einen viel zu geringfügigen Inhalt los. Je mehr er uns octroyiert wird, desto unwilliger weisen wir ihn ab.

Trotz dieses keineswegs erfreulichen Eindruckes, den gerade die entscheidenden Sätze, der Anfang und der Schluss, machen, enthält die Symphonie doch Stellen, die bei vornehmerer Behandlung Werke von viel höherem Werte hätten ergeben können. Aus dem zweiten Satz wäre dann eine hübsche, kleine Scene, aus dem „Urlicht“ ein liebes, feines Lied geworden, für das eine Clavierbegleitung vollständig genügt hätte. Alles übrige lässt sich hochstens als Instrumentalstudie auffassen. Doch zwei kleinere Compositionen waren Mahler offenbar zu wenig, er wollte höher fliegen, aber da schmolzen ihm die Flügel und er fiel jammt der Symphonie zur Erde. Für fünf Sätze reicht eben die Erfindung nicht, der Componist verirrt sich dabei zu viel in fremde Gärten; die Schätze, die er von dort mitbringt, erdrücken seine eigenen Blüten und wollen nicht mehr mit denselben Mach wie in ihrem heimatlichen Boden. Das wird immer das Schicksal derjenigen Musiker bleiben, die nur nebenher componieren und eigentlich einen anderen Beruf haben. Das Publicum hat da ganz recht, wenn es den Becken keines noch so beliebten Dirigenten Mätzchen entgegenbringt. Wie sichen war das bei Richter — horte man sagen — dass man bei ihm höher war, dass er nie mit seiner eigenen Composition kommen wird. Ein dergleiches Verlangen ist auch vom künstlerischen Standpunkt ganz gerechtfertigt. Wer sich der Composition widmen will, muss darin ganz und gar aufgehen. Man kann als Componist nebenher Dirigent sein und auch das nicht immer, aber nicht als Dirigent nebenher Componist. Will man diese verschiedenen Berufszweige doch vereinigen, so darf man sich nicht wundern, wenn auch das Publicum die dadurch entstehenden Werke nur nebenher genießen und sie im übrigen ihrem Schicksale überlässt.

Richard Wallaschek.

Die Woche.

Politische Notizen.

[illegible]

Digitized by Google

Graf Thun hat sich in ein — Wettrennen, nein, das ist nicht der richtige Ausdruck — in ein Wettfaulenzen eingelassen, vor dem ich ihn, obwohl ich seine überlegenen Chancen sehr wohl kenne, ehrlich freundschaftlichst gewarnt haben möchte. Er will nämlich seinen Sprachengesetzentwurf nicht ausarbeiten, ehe nicht die Deutsch-Oppositionellen ihr Nationalprogramm veröffentlicht haben; die Deutsch-Oppositionellen wollen aber ihr Nationalprogramm nicht verlautbaren, ehe er nicht seinen Sprachengesetzentwurf veröffentlicht hat. Wer's länger aushält im Nichts-Thun, der gewinnt die Concurrenz, und Graf Thun verläßt sich offenbar auf seine orikostratische Begabung, die ihm im Faulenzen den angeborenen Vorrang vor jeder, selbst der fürstlichen Combination bürgerlicher Elemente sichert. Das will ich ihm auch gar nicht bestreiten. Ich glaube selbst, daß er länger faulenzen wird als die deutsche Opposition. Aber nicht im Stande der immerwährenden Activität, sondern — ich fürchte — im Ruhestande. Wenn Graf Thun das Wettfaulenzen gewinnt, hat er vorher sein Ministerportefeuille verloren.

*

Ich warne den Grafen Thun vor dem gewagten Spiel, weil es mir selbst — und ihm doch auch gewiß — sehr leid thäte, wenn er gerade in diesem so bedeutsamen Zeitpunkte zurücktreten müßte. Denn Ende April wird „Wendig in Wien" wiederaufleben, und da werden unsere Mädchen fehlen, Corianboli werfen und die Tortajada ehren, wenn Graf Thun nach Teschen zieht?

*

Seit Ostern ist das Ministerium ohne Kopf. Denn der eine Kopf, der für alle die acht Köpfe des Ministeriums denkt, der officiöse Preßleiter Dr. Rosner ist auf Urlaub. In dieser Zeit ist eine neue „Action" des Ministeriums weder angelagt, noch auch abgelagt worden. Der Erfinder aller dieser Actionen hat eben gefehlt. Sobald wir wieder in der „Neuen Freien Presse" oder „Neuen Wiener Tagblatt" den Ministerium der Verantwortlichen Oppositionsblätter einer neuen Ente von einer ministeriellen Action begegnen, werden wir wissen, daß der Dr. Rosner vom Urlaub glücklich zurückgekehrt ist.

*

In früherer Zeit wurden neue Ministerien immer auf die ganze Verfassung beeidet. Das nächste Ministerium wird, wie wir hören, nur mehr auf den § 14 beeidet werden.

*

Als den nächsten Ministerpräsidenten nennt man den jungen Fürsten Auersperg. Ich finde das sehr praktisch. Da die Ministermunition aus der älteren Adelsgeneration schon so ziemlich gänzlich verschossen ist, muß die jüngere Generation daranskommen, und damit die Wahl nicht schwer wird, lasse man einfach die jungen Herren in derselben Reihenfolge wie ihre Väter zur Regierung an. Zuerst der junge Fürst Auersperg, dann der junge Graf Taaffe, nachher der junge Graf Thun und später einmal der junge Graf Thun (Alfred). Auf die Art brauchen wir uns für ein paar Jahre um Ministerpräsidenten keine Sorgen zu machen.

*

In jungtschechischen Abgeordnetenclub Dr. Duk, Hajek und König sind von einer Reise aus dem von den Jungtschechen stets so arg verschrieenen Boonien mit enthusiastischen Berichten zurückgekommen. Empört über diesen neuesten jungtschechischen Gesinnungsverrath beschuldigen die „Narodni Listy" die Abgereisten, sie hätten sich ihre rothen Eindrücke vom Sarajevoer Polizeidirector suggerieren lassen. Die jung-tschechischen Abgeordneten verstehen am besten die Politik, die man von der Polizei beziehen kann. Das haben wir schon in den schönen November-tagen des Polizei-Parlamentarismus unter Krasnik genau. Aber erst die Entdeckung der „Narodni Listy" hat uns auf die ganze Bedeutsamkeit gebracht. Schade, daß der Wiener Polizeipräsident Hofrath Habrda sich nur mit gemeinen Verbrechern und nicht, wie sein Sarajewoer College, auch mit jungtschechischen Abgeordneten befaßt. Er wäre der geeignete Mann, um der Heldenthat des Dr. Kaizl schleunigst auch den verdächtigen Wiener Centralsinn zu „suggerieren".

*

Seidem Herr Dr. Kaizl den Bierabend beim Grafen Eulenburg besucht hat, sind die deutschnordarischen Pruriets an die Kette gelegt. Da hat doch eigentlich der Abgeordnete Dr. Kramář nicht so ganz Unrecht gehabt, wenn er geschrieben hat, daß die deutsche Oesterreichs von der deutschen Botschaft in Wien geleitet werden. Etwas ist, wie sich jetzt zeigt, an seinem Ausspruch wahr, nämlich, daß die äußere Politik der jungtschechischen Partei wenigstens auf den Bierabenden des Grafen Eulenburg bestimmt wird.

*

Der Bielohlawy von Bozner Fürst Georg Lobkowitz hat sich nun doch endlich entschlossen, das gesetzliche Verfahren gegen die abtrünnigen deutschen Mitglieder des Bezirksausschusses einzuleiten. Aber es scheint, daß brauchen die genialitzten Herren noch lange nicht um ihre Mandate zu fürchten. Die Interessen der deutschnationalen Mandatleiber sind in diesem Fall mit jenen der czechisch-klerikalen Parteiencollectiven doch solch, und mit dieser letzteren wollen wird der Boccksing auch die ersteren zu schützen wissen.

*

Die von der Wiener Staatsanwaltschaft am 18. März verfügte Confiscation der Nr. 231 der „Zeit" wurde vom Wiener Landesgericht mit Urtheil vom 29. März, Dienstag Vormittag entschieden. Ein Urtheil, und nach dem gleichzeitigen Unterschriftsverfahren Alles des Landes gemäß am 6. April das zweite. Die Confiscation abermal bestätigende Urtheil. Und nun hier man die wohlbegründete „Begründung" der Confiscation, die aus Zeilen wesentlich Gesetzes-paragraphen bestehen zu sein scheint:

„In den incriminierten Zeilen ist [illegible] durch Zusammenhang zusammen mit der Behauptung gegeben enthalten, daß die Regierung zu Begehung von Amtshandlung, [illegible] und [illegible] Verfassung [illegible] Gesetzbestimmen anzuwenden gewußt."

Das soll eine Begründung sein. In Wahrheit ist es nichts als eine Paraphrase der Sentenz, beziehungsweise des Hals- und Strafgesetzparagraphen 300. Solche schablonenhafte Wiederholungen der Schlagworte eines Rauschgiftparagraphen hat man bisher doch immer nur in den ersten Confiscationsurtheilen des Wiener Landesgerichtes als Begründungen gelesen. Wenn der Confiscierte Einspruch erhob, erreichte er, wenn schon nicht eine Aufhebung der Confiscation, doch etwas, was einer Begründung einigermaßen gleichsah. Deswegen haben wir noch jedesmal gegen die Confiscationen unseres Blattes den Einspruch erhoben, und wir haben in der That nach jedem Einspruch und der dem zweiten gerichtlichen Urtheil beigegebenen Begründung wir Derzeitigen constatieren können, daß dem Verfasser bei der Praxis des Herrn Dr. Bobies noch immer die juristische Athem nicht ausgegangen ist. So war's bisher. Mit diesem Vergnügen ist's aber, wie das allen erwähnte Urtheil zeigt, jetzt auch schon vorbei. Der Preßsekretär des Herrn v. Hotzinger vermag, selbst wenn er sich zuweilen zur Bewährung jetzt, für die Confiscationen keine anständige Begründung mehr auszupressen. Seitdem der Staatsanwalt Herr Dr. Bobies vom Justizministier Dr v. Auber mit dem Titel eines Oberlandesgerichtsrathes ausgezeichnet worden ist, scheint sein Confiscationseifer so enorm über alle Grenzen einer strafgesetzlichen Rauschsinterpretation hinausgeschwollen zu sein, daß sich der Preßsekretär nun nicht mehr nachkommen kann. Wie herrlich weit wir es doch unter dem Ministerium Thun-Rosner-Kaizl gebracht haben, im Confiscieren wenigstens.

*

Volkswirthschaftliches.

In der Creanisation der Aetiengesellschaften ist nothwendigerweise bei der Theilung der Gewalten fast alle Macht aus den Händen der Actionäre in die der Verwaltung gelegt. Die Leitung müssen die vielköpfigen Actionäre ihren Vertrauensmännern überlassen; nur ein Controlrecht ist ihnen gewahrt, welches sie, von Ausnahmsfälle abgesehen, nur einmal im Jahre in der Generalversammlung ausüben können. In der Lage sind Mittel wichtiger ist dieses Controlrecht. Und doch wird dasselbe fast nirgends ausgeübt. Die meisten Actionäre sind unfähig, sich ein selbständiges Urtheil zu bilden und dasselbe in Worte zu kleiden. In den Generalversammlungen wird meist nur genommt, nicht geprochen. Gleichwohl ist dem Recht der Kritik der Actionäre nicht die größten Hindernisse in den Weg und so haben es die parlamentarisch meist viel besser geschulten Vorsitzenden in der Hand, durch mißbräuchliche Auslegung der Geschäftsordnung die oppositionellen Redner zu knebeln. To der Einzelactionär angelegt der controlierenden Minderheit nichts, durchgreifen kann, so ist es nur natürlich, daß auch mittheilsähige und redegewandte Actionäre auf die Ausübung ihrer Generalversammlungsrechte meist verzichten und die Verschiedung der Actionärinteressen gewohnheitsmäßigen arrivieren überlassen, welche reden und schweigen, je nachdem sie bezahlt sind, auch dann, wenn sie sich darüber nicht klar sind, ob sie gute Sache zu vertreten und durch ihre Person zu discreditieren. Es scheint, daß unsere politisch bewegte Zeit, welche jeden einzelnen zur regeren Theilnahme an öffentlichen Leben veranlaßt, auch zu einer activeren Verfechtung der eigenen materiellen Interessen der Actionäre ihren Beitrag gegeben haben. Auch die Generalversammlungen beginnen lebhafter zu werden. Freilich, groß ist der Fortschritt noch nicht. Es zeigen sich eher die Gefahren der öffentlichen Discussion der Gesellschaftsinteressen, als das Vorhiebe. Das Interesse des Einzelactionärs und selbst des Großactionärs ist selten durchaus identisch mit dem des Gesellschaft. Abgesehen von den bekannten Generalversammlungsthaten führen da zumeist die Actionäre, welche Böseleichter sind, das große Wort, und denen ist es dauß nur darum zu thun, durch eine geschickte Frage eine als Börsetip verwendbare Antwort zu erhalten. Oft sind es der Gesellschaft geradezu contrare Interessen, welche in der Versammlung ihren Ausdruck und mit diese eines Schlagworten bei unverminderten Actionären eine Unterstützung finden. Für all diese Mißstände liegt die Möglichkeit der Besserung nur in der Belehrung und Erziehung der Actionäre durch die Kraft der Presse und in der Aenderung des Actienrechtes, nach der Richtung, daß die Actionärrechte erweitert, insbesondere durch Schaffung von Minoritätsrechten der platonische Protest an einem verkümmen Rechte werde, damit auch jene Actionäre an den Versammlungen activ theilnehmen, welche bisher durch die Aussichtslosigkeit ihres Auftretens von der Geltendmachung ihrer Rechte zurückgehalten

*

In der Generalversammlung der Brüxer Kohlengesellschaft war eine starke Opposition mit der Forderung auf, weniger abzuschreiben und statt der von der Verwaltung vorgeschlagenen fl. 15 eine Dividende von fl. 20 zu vertheilen. In der Sache hatte die Opposition sicher Unrecht. Eine Gesellschaft, die in so gefährlichem Terrain arbeitet, wie die Brüxer, muß viel abschreiben und die großen deutschen Kohlengruben schreiben noch weit mehr ab. Es zeigt nur das geringe Verständnis unserer Actionäre, daß der Vertreter der Creditbank, Advocat Dr. Schneeberger, meine, Abschreibungen seien überhaupt überflüssig und statutenwidrig. Die Verwaltung der Brüxer war also meritorisch im Rechte. Dagegen hat der Vertreter Ballhausen in der Leitung der Verhandlungen gezeigt, daß er aus seiner Advocatenpraxis wohl, aber nur zum Geschäftsrecht mißbrauchen. Jedenfalls ist die Praxis, die Bilanz und den Geschäftsbericht erst in der Versammlung selber zur Kenntniss der Actionäre zu bringen, ein Mißstand, der das Controlrecht der Actionäre vollkommen illusorisch macht, da niemand mit solcher Raschheit über den Inhalt der Vorlagen ein Urtheil gewinnen kann. Symptomatisch für die Behandlung, die von einem Actionär gestellten Vertagungsantrages ein Meisterstück jesuitischer Vergewaltigung. Ueber diesen Antrag hielt der Präsident die Abstimmung erst vornehmen nach Beendigung der Debatte, nicht etwa der Debatte über die Vertagung, sondern nach Beendigung der Debatte über den Geschäftsbericht, welche Debatte der Antragsteller eben vertagt wissen wollte.

*

Wie im Vorjahre hat auch heuer der Wiener Bauverein die verhältnismäßig günstigsten Geschäftsresultate unter den Wiener Banken ausgewiesen. Die Einnahmen sind über alle Geschäftszweige sich gesteigert und

das Resultat wäre noch glänzender ausgefallen, wenn die Actionäre nicht für den Mangel pflichtgemäßer Obsorge seitens ihres der Verwaltung der Nordwestdampfschiffahrtsgesellschaft angehörigen Directors durch Nichtreibung von mehr als einer halben Million aufkommen müßten. Der Geschäftsbericht kann eine Reihe von Sundiratsgeschäften verzeichnen, größtentheils aus früheren Jahren, welche mit Nutzen abgewickelt worden sind. Aber eine Reihe von Geschäften erwähnt er nicht, so zum Beispiel die ertragreichen Operationen in den Actien der Bleichladrif-Union, das Wuchergeschäft mit der Ungarischen allgemeinen Kohlenbergbaugesellschaft, und die 300.000 fl. „Spesen" beim Verkauf der Kohlenwerte für die Duz-Bodenbacher Bahn werden mit Stillschweigen übergangen, kurz alle jene Geschäfte, welche an dieser Stelle im Laufe der letzten zwei Jahre ausführlich besprochen worden sind und welche der Verwaltung des Wiener Bankvereins, der niemand geschäftliche Tüchtigkeit absprecht, den Ruf eines weiten Gewissens eingetragen haben. Und wie wiederholen die Frage, die wir im Vorjahr gestellt: schämt sich die Verwaltung des Bankvereins, diese Geschäfte öffentlich zu besprechen, oder fällt der Nutzen derselben nicht der Bank, sondern ihren Directoren zu?

Kunst und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. Gymnase, „Francs malgré lui" von Sylvane und Forges; Bodiniere, „Poète aux champs", Schattenspiel von André Fijan; Théâtre des Capucines, „La Satire Bourgeois" von Galipaux, „Et allez donc, c'est pas l'Compris" von Oudot und Gerfle. Berlin. Deutsches Theater, „Hanna" von Max Zerner, „Mutterherz" von Bacano; Schiller-Theater, „Der Mann im Monde" von Costa und Jacobsen; Lessing-Theater, „Die keusche Susanne"; Belle-Alliance Theater, „Fremdlinge" von Gottschalk.

Herr Gimnig hält den Fuhrmann Henschel ganz im Rahmen der Alltäglichkeit, der Stimmführt. Er erfüllt alle äußeren Forderungen und läßt die Situationen mit unerschütterlicher Nüchternheit an sich herankommen. Die Wirkung ist nicht groß. Aber vielleicht entspricht gerade das dem Stück und dem eigentlichen Charakter der Rolle, vielleicht ist Herr Gimnig der richtige Naturalist. Vielleicht. Henschel sagt in solchen Fällen der Ungewißheit: Ach ja ja, ach nee nee. — In der winzigen Rolle der Französka trat Fräulein Bré vom Münchner Schauspielhaus auf.

*

Im Deutschen Volkstheater: „Der Schlafwagen Controlor" von Alexandre Bisson. Am besten unterhält man sich in diesem Schwank, so lange man noch nicht recht weiß, was kommen wird. Es ist ja so vielerlei Lustiges möglich, und nach dem originellen Titel erwartet man Gott weiß was. Das kam nun nicht. Im Gegentheil, der zweite Act ernüchterte ein bischen, und der letzte mit den aus einer ganz anderen Possenidee geschöpften Situationen verblüffte eigentlich mehr, als er amüsierte. Trotzdem hetzte es nicht an Heiterkeit. Am meisten zu loben war die sehr fein abgetönte und frische Darstellung: neben Girardi standen Fräulein Kalmar — une femme objet-d'art — und Herr Kramer in allererster Reihe.

*

Georg Engels tritt in einem längeren Wiener Gastspiel auf. In den etwas abgeblaßten „Kindern der Excellenz" gibt er den Major von Wuysell mit großer Behaglichkeit. Am meisten besticht er hier durch die liebenswürdige Art, in der er auf das Ensemble und, wenn es nöth thut, auf jeden einzelnen seiner Partner eingeht. Er tritt auf und ist sofort in der Scene heimisch. Er spielt auch nichts so gut als eben das: dieses lässige Zuhauselein auf der Bühne, das Bummeln und Herumstehen in einer gewohnten Bude, unter Verwandten und Freunden. Dazu gaben ihm der zweite und letzte Act des Bolzogen'schen Lustspiels Gelegenheit; und Fräulein Glümer sowohl wie Herr Kirschner, vor allem aber Herr Korff, unterstützten ihn ausgezeichnet. — Ein zweites Stück, das der Gast brachte, heißt „Familie Jensen" und rührt von einem Dänen Edgar Hoyer her. Dieselbe Art von Komik wie dort ist es eigentlich, die Engels auch hier spielen läßt: nur der Figur entsprechend mit einem Stich von Fäulnis. Der Agent Jensen benutzt sich mit Hjalmar und Crampton. Das stellt der Künstler mit großer Feinheit und mit entzückenden Nuancen dar, die trotz ihrer Einzelnheit nicht aufhören zu belustigen. Im Schlußeffect tritt seine Rolle leider zurück, und das Stück sinkt bis zur Unmöglichkeit hinab. — Das hat übrigens in Wien dann gefährt, daß man den Autor ganzlich verwarf. Mit großem Unrecht. Der erste Act mit seinen fein angelegten Bildern von Menschen, Schicksalen und Episoden, mit seinem grauwinem Humor à la „Simplicissimus", bringt mehr Interessantes, als die weitere dramatische Ausführung vorderhand kann. Tucker Act ist — das sollte man aus seiner ganzen Atmosphäre heraus — auf demselben Boden entstanden, auf dem die Gorkow'schen Bancensinden und die Ibsen'schen Bankrotteure leben. Er hat Charakter; und er unterscheidet sich ganz wesentlich von der Theaterwaare, von jenen mehrfestentheils leeren Bettelsuppen, die man bei uns jahraus jahrein als Volksstücke aufzutragen beliebt. Der Regisseur des Carl Theaters hat das augenscheinlich gleich nur empfunden. Mit ausnehmendem physikalischem Verhandlungs bemühte er sich, dem Stück seine Eigenart zu erhalten. Die Herren Meisl, Klein und Kenisch, die Damen Schubert und Hartaun handeln nun wieder bei.

A. W.

Ueber die Erstaufführung von Hugo Wolfs Oper „Der Corregidor", welche am 9. April im Neuen Deutschen Landestheater in Prag stattfand, wird uns berichtet: Die Schauluft nach der Bühne theilt Hugo Wolf mit den größten deutschen Lyrikern. Mögen sie nun dieser Sehnsucht nachgegangen sein, wie Schubert oder Schumann, oder dieselbe mit aller Kraft ins Innere zurückgedrängt haben, wie Brahms. Nur sind für Hugo Wolf die Bedingungen für ein glückliches Verhältnis breiter und stärker auf seiner Natur herausgewachsen, als bei jenen Künstlern. Er ist im Grunde eine wilde und leidenschaftliche Natur, welche sich durch das feinste artistische Empfinden gereinigt und erzogen hat und so imstande ist, derart garte, leise und innige Dinge zu sagen, wie sie selbst von großeren feineren Naturen nicht einmal entdeckt worden sind. Der Text der Oper — von Frau Rosa Mayreder nach einer Novelle des Alarcon gedichtet — entspricht der passionierten Grundanlage Hugo Wolfs. Es ist eine Variation des alten spanischen Themas „Ein Nächer seiner Ehre", führt durch drei Acte hart bis an die Grenzen der Tragödie und schlägt dann im letzten sich in volksthümlich Komische um. Die Musik von Hugo Wolf geht mit Energie darauf los, alles, was an Stimmungen, Pathos und Leidenschaftlichkeit im Texte liegt, aus diesem herauszuheben, ohne ein Tropfchen Musik darüber hinaus zu verschütten. So gibt sie der dramatischen Situation die höchste einmal mögliche und Steigerung ... Sie will deshalb nicht nach einzelnen „Nummern" beurtheilt werden — obzwar sie auch eine solche Besprechung zuließe, denn es sind zwei der schönsten Lieder aus dem „Spanischen Liederbuche" der Musik einzelnigt — sondern nach der Kraft und inneren Bedeutung, welche sie den dramatischen Situationen gibt. Und da betrachtet, ist sie vor allem die Musik des zweiten und dritten Actes dramatische Musik ersten Ranges: concentriert, leidenschaftlich, erschreckend pathetisch und von geradezu elementarer Stimmungsgewalt. Ein Theil der großen Wirkungen liegt im Orchester, besten Part in der reichsten und geistreichsten Weise behandelt wurde und wo selbst auf alle Details, sogenannten modernen Klangraffinements ganz verzichtet. Er bedient sich zur Charakterisierung von Personen und Situationen meist längerer, ausgeführter Sätze und durchsichtig das Ganze mit einem kurzen energischen Leitmotiv, welches, im Laufe der Handlung drastisch gesteigert, den höchsten Grad von dramatischer Ausdrucksfähigkeit erreicht. Die Aufführung des schwierigen Werkes war eine durchaus vorzreffliche. Besonders ist Herr Pauli als Corregidor zu loben.

Gr.

*

In Graz ist ein künstlerisches Unternehmen zustande gekommen, das in seiner Neuartigkeit die Beachtung ganz Oesterreichs verdient. Es ist eine Ausstellung zur häuslichen Kunstpflege. Wer das Wirken Alfred Lichtwarks in Hamburg und seine Tätigkeitsausweisen daselbst kennt, wird schon aus dem Namen ersehen, auf welcher Linie der modernen Kunstbestrebungen die Grazer Ausstellung sich bewegt. Die „Steirische Kunstwoche" mit seinem hochofficiellen Ausschuß — der Landeshauptmann an der Spitze — hat sich mit dieser Veranstaltung ein gloß gesundes Zeugnis ausgestellt. Sehr viel Reißige Arbeiter, sehr viel kunstfreundliche Liebhaber haben sich da zusammengefunden. In den Berichten des Grazer Tagespost und des Grazer Volksblatt sind im Katalog der Ausstellung, der uns vorliegt, spiegelt sich das wieder. Die Schule Lichtwark wird hier ausdrücklich erwähnt: — „Der sogenannte Dilettantismus ist die Volkskunst unserer Zeit." Siebenundzwanzigneunhundertneunzig Nummern zählt der Katalog auf. Man findet darunter Malereien, Arbeiten der Tischlerarbeiten, Paravents und Plastiken, Schnitzereien neben kupferbeschlagenen Büchereckeln, Handarbeiten endlich, Stickereien und Gewebe. Das letzte Gebiet wird besonders betont. Die „Wiener Mode" ist mit einer Sammlung moderner Entwürfe für Handarbeiten von hervorragenden Künstlern herangezogen worden. Und eine Schülerin Lichtwarks, Fräulein Brinckmann, leitet einen im Zusammenhang mit der Ausstellung gegrün deten Webeverein, der eine der besten Grundlagen abgibt für eine künstlerische Hausindustrie. Die Richtung ist naturgemäß vorerst stille. Die nor dische, sogenannte Schreibebier, Webestuhl und Spinnrad enthielt auf alter reichischen Boden verpflanzt. In Wien kennt man diese Technik bisher noch nicht: in unserem Museum gibt es kein Muster derselben. In den Provinzen aber hat sie sich bereits Eingang verschafft: in der Lubacher Webe schule schon zu Beginn dieses Jahres und nunmehr auch im Grazer Institut, der — noch den ausgestellten Arbeiten zu schließen — das Beste verspricht. Die Organisation dieser Schule liegt in den Händen des verdienstvollen Dr. Exil, dem wir alle die mitgetheilten Daten verdanken. Er war es auch, der unsere Museumskollegen dahin leitete. Ihm wollen wir darum zum Schluß noch das Wort geben. In einem seiner Briefe an uns heißt es: „Ich sind in Wien daran, die Provinz literarisch zu entdecken. Und den Sie, daß ich Sie darauf aufmerksam mache, daß es auch an Arbeit, die für die bildende Kunst geleistet wird, manches zu entdecken gibt. Leider wissen unsere Provinzkunstkreise so viel wie garnichts von einander, und Wien weiß eben allen zusammen nichts. Der Verein, den ich hier, vor erhohte künstlerische Bestrebungen wahrte in ähnlicher Weise, wie wir es suchen, in allen Provinzkunstkreisen verbindet werden. Das sind Wien aus der Provinz sich manches holen könnte, ist sicher. Aber wir leiden alle an dieser unglücklichen Trennung zwischen Hauptstadt und Provinz."

Bücher.

Dr. Moriz Exil und Dr. Stefan Licht: Das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen in Deutschland als Handbuch für die genossenschaftliche Praxis bearbeitet. Wien, Manz'sche Hofbuchhandlung. 1899. 989 Seiten.

Das vorliegende Buch gewährt einen tiefen und selbst für der Sache Kennerschaft sehr interessanten Einblick in die gedeihliche genossenschaftliche Entwickelung Deutschlands. Im ersten Theil erörtert Dr. E. die Begriffe, Grundsätze, Organisation des landwirtschaftlichen Vereins- und Genossenschaftswesens, und zwar [illegible] Theil von Dr. Licht behandelt [illegible] Genossenschaftsgesetzgebung [illegible] Verbandsorganisation. Der [illegible] Theil [illegible] Genossenschaftsbetrieb [illegible] Genossenschaftsbuchführung [illegible] Genossenschaftsrevision [illegible] Genossenschaftsverbände [illegible] Genossenschaftsbanken [illegible] Genossenschaftsmolkereien [illegible] Genossenschaftsbrennereien [illegible] Genossenschaftsbrauereien [illegible] Genossenschaftsmühlen [illegible] Genossenschaftsbäckereien [illegible] Genossenschaftsschlächtereien [illegible] Genossenschaftsobstverwertungsanstalten [illegible] Genossenschaftsgetreideverwertungsanstalten [illegible] Genossenschaftsmaschinenbetrieb [illegible] Genossenschaftsbetrieb [illegible] Genossenschaftsbetrieb [illegible] Genossenschafts

en Documenten, Tractaten ꝛc., die sich auf die Sache beziehen, gesammelt, auch die vorhandene Literatur ist in gründlicher Weise benützt und verarbeitet. Beide Verfasser sind als gründliche Kenner der Materie bekannt, von Dr. Ertl besitzen wir zwei allen den reichhaltigen Meinungsbericht zur ersten Versitzgenossenschaftsvorlage (1892), der nur leider vergessen und daher auch so wenig in dem allgemeinen Studium zugänglich ist, wie es es verdiente. Dieser Licht ist nicht nur als Theoretiker, sondern auch als verdienstvoller praktischer Organisator im Gebiete des landwirtschaftlichen Genossenschaftswesens bekannt; von seinen zahlreichen hierher gehörigen Schriften wollen wir nur den Bericht über Mähren in der Enquête-Commission, die Denkschrift über das Kleingrundbesitzes in Oesterreich" (Schriften des Vereins für Socialpolitik. 1898, Band 78), hervorheben, der umstreitig die beste unter den gesammten Abhandlungen des Bandes ist. Das überreichliche Material des vorliegenden Buches ist derart verarbeitet, daß auch der Laie und der Theoretiker nicht durch die Fülle des Stoffes in der Übersicht der großen theoretischen Hauptlinien der landwirtschaftlichen Association gehört werden. Dem Praktiker bietet das Werk ein glänzendes Vorbild von Energie und erfolgreichem Streben, anderseits geben die Capitel über die Buchführung, die zahlreichen Beilagen, Formulare ꝛc. der Theoretiker abschließenden Aufschluß, eine sichere Stütze bei der Realisierung der zahlreichen Anregungen, die die Schilderung musterhafter Vorbilder gewährt. Gewöhnlich finden agrarpolitische Fragen wenig Interesse im weiteren Publicum, aber das Associationswesen verdient ein solches aus mehrfachen Rücksichten. Jedermann, mag seine geistige Cultur den agrarischen Fragen noch so fern stehen, muß Interesse empfinden für eine Bewegung, die, aus kleinen Anfängen entstanden, in kurzer Zeit derartige Resultate aufzuweisen hat, daß sie geeignet erscheint, als Basis einer neuen socialen Organisation der Landwirthschaft zu dienen. Das allgemeine Interesse muß sich einer Bewegung zuwenden, die nicht nur theoretische Möglichkeiten, wie den Tausch neuer Bücher, dunkenden Zwischenhandel ꝛc., erfolgreich bekämpft, ja oft ganz beseitigt hat, sondern die auch immer mehr von der Defensive zur Offensive übergeht, die aus ursprünglich loser Verbindung zu festen, reichgegliederten Organisationsformen vorgeschritten ist, die mit Erfolg eine directe Verbindung des organisierten ländlichen Consums und der organisierten landwirtschaftlichen Production aufstrebt, die der deutschen Ware in erfolgreicherer Weise ausländische Märkte erobert hat, als eine gerauschvolle und aufdringliche Export-Action der hohen Behörde je zu erfinden gebracht hatte, die immer reicher und reicher Producenten angezogen und vielleicht auch diese befreundt auf neuer Basis von Grund aus reorganisieren wird. Die Genossenschaften haben aber auch nur in materieller Hinsicht Erhebliches geleistet und damit die Grundlage für ein höheres geistiges Streben des Landes geschaffen, sie haben auch direct auf die Fachkenntnisse und die allgemeine Intelligenz der ländlichen Bevölkerung gewirkt, sie haben die unzugänglichsten Schichten der Bauernschaft aus ihrer tausendjährigen Isolierung gerissen, was unsere capitalistische Productionsweise nicht vermochte, sie haben das Gefühl des Zusammenhanges, die genossenschaftliche Disciplin, die Correctheit in kaufmännischen Dingen gefördert, sie haben somit wichtige ethische Tendenzen zur Geltung gebracht. Wir betrachten es als ein schönes Vorzeichen für die Zukunft, daß das Interesse für diese culturellen Interessen einen Klasses zwei Männer von so grundverschiedener Weltanschauung und socialpolitischer Ueberzeugung geeinigt hat, gemeinsam ein Werk zu schaffen, das beiden zwei Theilen sehr geringe Differenzen zwischen den Verfassern hervortreten, in dem sich nur das lebhafte Streben erfolgreich verbergen, das Tremende beiseite zu legen und gemeinschaftliche Culturarbeit zu leisten. F. O. H.

E. E. Kisch: Novellen von Gustav See. 2. Auflage. Der Schuttler und andere Märchen. München. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 1899.

Es sind das zwei sehr verschiedene Bücher. Die Märchen haben mich entzückt, die Novellen verärgert. An diesen beiden Worten sieht man deutlich, wie eng und bestimmt begrenzt manche treffliche Begabung ist. Der liebe, schlichte Stil des Märchens liegt der Verfasserin, da schafft sie wirkliche Kunst; in der psychologischen Erzählung — wenigstens in den zwei vorliegenden — verbirgt sie sich in eine Kulisse ausgeklügelter Dictionsmanieren. Auf der ersten Seite erfährt man hier, daß E. E. Kisch eine Dame ist. Tadelnswert ist, wie das zum Ausdruck kommt. Eine unendliche Breitwortigkeit schwellt dem Leser nun Seite um Seite entgegen, es ist nicht etwa ein liebevolles Verlieren in Details, nein, pleine Nebensächlichkeit. Jedes Ding, über dessen Anschauung, alles ist wichtig, unendlich, von geweckter Aufmerksamkeit, von tief hier Aufgemerktheit, muß somit breit ausgetreten werden. Die Manier dieser Novellen und verbindt und die Frauen sind eben nervös heute. Der Stil ist „Kranke Phrasen" in ein und allen Variationen. Das Kommis beschäftigt schon dritten Mutterrohr. Reich, schon, entzückt und kommentiert unablässig, stets verwandelt unglaublich ausführlich und — blind. In „Die Familie Worrop" wird einem deutschen Dichter, der auch noch sehr originelle Geschichte von der Liebe verwandelten hat, so unbedeutend. Die Märchen sind auch der Novellen entlehnt, sie sind schlicht, sie sind wahr, sie sind voll tausend Variationsreichen und Abwechslungen, in einer natürlichen, reinen Deutsch erzählt, muß man von den Novellen sind auch sagen kann, wie ein Musikerzeug. Dem anderen sagt. In diesen kleinen Dichtungen treten der zu Worte die schlichte Weisheit, die weise Bescheidenheit, die allwissende Ruhe, die Ruhe, die Ruhe, die

zeit. — M. Dutter erzählt von dem sehr interessanten Experiment, die Perlenproduction der Perlmuscheln auf künstlichem Wege zu steigern. Bekanntlich ist die Perle eine Krankheitserscheinung der Muschel und entsteht dadurch, daß fremde Körper, Sandkörner oder dergl. in die Muschel eindringen, das Muschelthier verletzen und so durch Absonderung die Bildung der Perle hervorrufen. Nun hat in letzter Zeit ein Herr Boutan den Versuch angestellt, solche Fremdkörper künstlich einzuführen und thatsächlich die Erzeugung von Perlen erzielt, wenn die selben auch an Quantität den natürlichen Perlen nicht ganz gleichkommen. Uebrigens berichtet der Artikel von einem ähnlichen Experiment, das ein schwedischer Naturforscher des vorigen Jahrhunderts ausstellte; ein Gothenburger Kaufmann erwarb das Verfahren um schweres Geld, so daß es leider jedoch nicht ausgeübt zu haben. Etwas Aehnliches liegt auch in dem Gebrauch der Chinesen, winzige Bleifiguren in die Perlmuscheln einzuführen, die dann von ihr mit einer Perlmutterschichte überzogen werden und ihr sicherlich mehr Zauber verleihen, als die glatten runden Körperchen, die sie in Perlen verwandeln soll. — Andre Bellefort schreibt über einen kurzen Aufenthalt auf den Philippinen, wo er den ungünstigsten Eindruck von Land und Leuten empfangen hat, die ganz unter der Tyrannei der Kirche stehen. Auch Manila schildert er als äußerst häßlich; was diese Stadt auszeichnet, ist nur eine Athmosphäre von Liederlichkeit und Liebe freuden die sie gleichsam erfüllt.

„Forum“ (Januar und Februar). Vom Oberst Waring, der von der amerikanischen Regierung im October nach Cuba entsendet wurde, um die dortigen sanitären Verhältnisse zu studieren, und am gelben Fieber zugrunde ging, wird hier der postume Bericht mitgetheilt. Da nach wäre Havana der Teufelsherd, von dem all jene, die ganze Welt verheerenden Epidemien von Dysenterie, Malaria und Typhus ausgehen, die Cuba zu einem so gefürchteten Aufenthalt und einem so gefährlichen Nachbarn machen. Havana stellt nämlich sozusagen auf einem Dünger haufen; ohne Canalisation, hat jedes seiner Häuser ein bis zwei Senkgruben, die sich im Keller und zumeist der Küche zunächst befinden. Nachts wird dieser Unrath wohl zum Hafen befördert, aber in offenen Fässern, die auf der Durchfahrt alle Straßen verpesten; Straßenreinigung gibt es wahrlich gar nicht und so bleibt das, was unterwegs aus den Fässern sickert, einfach liegen, während der Hafen seinerseits die abscheulichsten Dünste entsendet. Dennoch ist Havana, wo es reichlichen Wasserleitungen gibt, durchaus nicht in hoffnungsloser Lage und seine, und damit auch Cubas Sanierung lediglich eine Geldfrage. Der Verfasser schätzt die Kosten einer solchen auf 10 Millionen Dollars, während eine von dort nach den Vereinigten Staaten verschleppte Epidemie, abgesehen von den Verlust an Menschenleben, auf dem Gebiete des Handels und der Industrie leicht 100 Millionen Dollars Schaden verursachen konnte. Hamilton Mabie schreibt über die amerikanische Literatur und den amerikanischen Nationalcharakter. Trotzdem in den letzten zwei Jahrzehnten manches Häßliche, Bunte, Raffinierte entstanden ist, habe sich nichts Widerspruchsvolles eine größere Wirkung auf Geist und Gemüth des Volkes ausgeübt und zwar deshalb, weil es diesen literarischen Werken an Tiefe und Kraft gebricht und man in ihnen selten elementaren Leidenschaften begegnet. Das ist jedoch nicht auf das Conto der Autoren zu schreiben, sondern auf die den Amerikanern eigenthümliche Scheu, ihre Gefühle zu zeigen. Die kahle Selbstbeherrschung und Fassung, die sie im Leben als Maske tragen, haben die amerikanischen Schriftsteller auch in ihre Werke eingeführt, und so begegnet man in ihnen nur wohlerzogenen, gezügelten Empfindungen, nicht urmächtiger, weltumstürzender Leidenschaft, niemals aber einer heißen Unterströmung gewaltiger Leidenschaften.

„Ladys Realm“. Miß Edith Nonng ergänzt zunächst von den Amerikanerinnen. Nachdem sie ihre sanften bekannten äußeren Vorzüge, ihre Anmuth, ihre Schlagfertigkeit, ihr treues, unerschrockenes, thatkräftiges Wesen hervorgehoben, geht sie zu ihren weniger bekannten Vorzügen — den hauswirthschaftlichen — über. Bekanntlich herrscht in den Vereinigten Staaten eine große Dienstbotennuisere, und dies hat die amerikanischen Frauen dazu gebracht, sich von der Dienstlosigkeit so weit zu emancipieren daß sie dieselbe im Nothfall zu entbehren und zu ersetzen vermögen. Wenn das amerikanische Hausweisen so gerathen, so rationeller Weise auf Erleichterung der menschlichen Arbeitskraft eingerichtet ist, so ist dies nach Ansicht der Verfasserin darauf zurückzuführen, daß die häusliche Arbeit Hausfrau von der intelligenten Hausfrau selber verrichtet wird, die auf die praktischste Methode gerath und alles aufs beste unterstützt. Manche elegante Dame, die überdies nur den Luxus hält, stellt in den Morgenstunden Arbeiten, die in der alten Welt von oder zwei Dienstboten besorgt, und soll jede Amerikanerin in eine Meisterin im Kochen und Backen.

Leander.

Novelle von **Hermann Bahr.**

(Nachdruck verboten.)

IV

Um sieben war er wieder auf der Bahn, aber es wurde neun, bis der Zug abging.

„Eine schöne Wirthschaft, was?“ rief ihm der Stationsvorstand zu. „Ja, unsere hohen Herren in Wien, das ist schon ein Vergnügen! Ich möchte einmal Minister sein, nur drei Tage lang! Aber da möchten sie was erleben!“

Herr von Handl ging auf den Perron auf und ab. Es waren nicht viel Leute da. Ein paar Bauern, die geduldig warteten, Weiber mit großen Butten auf dem Rücken, ein Pfarrer, ein Gendarm mit der Feldbinde. Dieser sprach mit einem geschniegelten jungen Herrn, den alle grüßten und der einhalbar von der Bezirkshauptmannschaft war; er wurde „Herr Baron“ genannt, hatte gestutzte Gamaschen und that sehr wichtig. Er wollte jeden Augenblick etwas von dem Stationschef wissen, der aber, in seiner mopanten Weise, immer gerade keine Zeit hatte.

Herr von Handl ging in guter Laune auf und ab. Er hatte nichts zu versäumen, es war schließlich wirklich gleich, ob er einen Tag früher oder später nach Zidl kam. Ida würde sich ein bischen ängstigen, aber sie hatte ja den Vater bei sich; der war auch kein Held, doch es konnte nicht so schrecklich sein: der Kaiser war dort.

Er fragte den Portier, was aus den italienischen Arbeitern geworden war. Das war eine lange Geschichte. Sie waren gestern auf der Bahn schlafen wollen, man erlaubte es ihnen nicht, sie wurden rund, bis ihnen der Stationschef mit dem Gendarmerie drohte. Heute waren sie schon um vier in der Früh gekommen, man schickte sie hin und her, aber niemand wollte sie behalten. Der Stationschef wußte von nichts: er hatte nicht um sie telegraphiert, sie sollten zum Ingenieur gehen. Der Ingenieur konnte sie nicht brauchen, sie sollten bei dem anderen Ingenieur fragen, bei dem von der unteren Strecke, in Purkersdorf. Endlich wies man sie von der Bahn zur Bezirkshauptmannschaft, wo sie erfuhren, daß es Sache der Bahn sei. Dann hatten sie ihren Anführer gepriigelt, die Polizei kam, der größte Schreier war verhaftet worden. Nun sie nur los zu werden, hatte ihnen der Chef bedeutet, wieder nach Pottenbrunn zu gehen; dort würde man schon auf sie warten. Diese verstockten Rabelmacher hätten uns gerade noch gefehlt,“ hatte der Chef gesagt. Herr von Handl sah sich den Chef an und mußte wieder an seine Theorie der politischen Schädel denken; der hatte auch seine Rate der „Nationalen“.

Es wurde neun Uhr, bis der Zug abging. Herr von Handl setzte sich in eine zweite Classe. Er hatte sonst in der ersten, aber dieses Coupé war gleich hinter dem Tender, das schien ihm gefährlich, man konnte ja doch nicht wissen. Die letzten Wagen waren die sichersten. Ein Herr von etwa fünfzig Jahren stieg zu ihm ein. Er grüßte kurz, warf einen kleinen Koffer in das Netz, seinen nassen Schirm auf den Sitz, öffnete das Fenster, sah hinaus, stutzte, schloß es wieder, zündete sich eine Virginier an, trat heftig das Fenster wieder zu und lachte hysterisch, indem er den Kopf beutelte. „So ein Pech,“ sagte er dann zu Herrn von Handl, wie um ein Gespräch anzuknüpfen. „Aber das kann nur mir passieren. Gerade Opfel muß man haben!“ Er öffnete das andere Fenster, sah hinaus, warf es zu, daß es schepperte, nahm den nassen Schirm weg, schleuderte ihn in das Netz, setzte sich und zündete sich die Virginier wieder an, die immer ausging. Der Koffer rutschte und fiel herab. Er gab ihm einen Tritt und stieß ihn unter die Bank.

„Das Wetter ist wirklich ungemüthlich,“ sagte Herr von Handl, um etwas zu sagen.

„Ungemüthlich?“ schrie der andere. „Das nennen Sie ungemüthlich? Herr, Sie müssen ein sanfter Mensch sein. Und jedenfalls sind Sie kein Beamter! Na, also! Sehr sanft wie die Tauben!

Ja, aber die Tauben sind keine Beamten. Wissen Sie, was ein Beamter ist?“

Herr von Handl lachte. Der andere zündete die Virginier schon wieder an und sagte grimmig: „Ein Beamter ist ein Mensch, der das ganze Jahr schuftet wird, neun Tage Urlaub hat, und dann ist so ein Sauwetter. Aber das kann nur mir passieren!“ Er zog an der Virginier, drehte sie um, drückte sie, zerbiß sie, zog wieder, blies und pustete, brach ein Stück ab und zündete sie noch einmal an. „Andere Leute,“ sagte er dann lustmüth, „andere Leute reisen Monate lang, aber mir muß das gleich am ersten Tage passieren! Wer glaubt das, hat eben Glück. Pausen Sie auf: Das dauert genau zehn Tage, genau. Wie ich wieder im Bureau bin, wird das schönste Wetter sein. Das ist gerade so. Wenn ich eine Erzantwan brauche, kommt keine. Deswegen habe ich mich ja eigentlich von Wien verschen lassen, aus lauter Wuth, ja! Es sollten ihr wenigstens keine Trampran.“ Er hob seinen Koffer, rieb ihn auf und nahm alles durcheinander, bis er eine Karte fand „Zehen Tage. Da!“ sagte er und zeigte auf die Karte, indem er den Koffer und die Taschen auf den Boden schob. „Ueber St. Valentin nach Amstetten und wie die böhm. Ze. Sie werden sagchen, daß das eigentlich sehr bedeutend in Andere Leute reisen nach Italien und es kommt nichts. Aber mir hat schon meine selige Mutter immer gesagt: Du kannst kein Glück, du hast kein Glück, du hast kein Glück!“ Er wiederholte es dreimal, wie eine Litanei. Dann nahm er die Virginier, die ihm ausgegangen war, hinter den Zimmerel aus der Erde und riß wie der das Fenster auf.

Herr von Handl mußte heimlich lachen. Der Fremde hatte ganz drollige verkniffene Augen, eine lange dünne Nase, die Lippen und das Kinn rasiert und der „Gesichtsbart“, der Bart umgebaut schien, schaut das seltsam Verschlagene noch mehr. Er hatte so was wie eine Aehnlichkeit mit Herrn von Handl selber. Er sah ihn an, wie eine Karte anseht. Dann warf er den Koffer der Schaffner, der gerade vorüberging, zu und sprang auf den Perron. Herr von Handl sah ihn mit dem Gesicht des Schaffners sprechen, dann sah er ihn nicht mehr.

Sie fuhren nun ins Gebirge der Schlaf kam und ging so, ohne Ungluck geschehen, zwischen Pfarrersrock und Gendarmenmantel hindurch in die Nacht. Er wachte auf, als der Zug mit einem Ruck anhielt und sah in Regen und Wind, blecken nur ein paar Lampen. Die andern Reisenden sind ausgestiegen, der Schaffner stand in der Thür und rief: „Zidl!“

Digitized by Google

übergekommen war, war aus dem rechten Geleise, auf dem sie fuhr, über das linke geworfen worden und hatte sich da eingebohrt; es sah aus, als ob sie vor Schmerz in die Knie gesunken wäre. Rings Trümmer, die Wand eines Waggons, Eisenstangen, ganz verbogen und wie geschmolzen. An der Seite war ein schmaler Steg geschlagen. Da giengen sie, schnaubend über die Verwüstung, langsam, bei jedem Schritte rutschend, ängstlich hinüber. Das Gespäck wurde nachgetragen. Drüben wartete ein anderer Zug. Es dauerte lange, bis sie wieder fuhren.

Das Bild wurde immer trauriger. Die Wiesen, die Aecker, der Wald, alles schien langsam zu versinken: nur der graue Himmel und Wasser, Wasser. Als sie hinter Melk aus dem Tunnel kamen, war nur noch der schmale Damm in der Mitte, auf dem sie fuhren, während sie rings ein ungeheures, gelbes Meer bis an die Berge sahen. Aus ihm ragten Spitzel, Dächer, Stangen mit Drähten, so konnten sie die Ortschaften und die Straßen vermuthen. Sie passierten einen Schranken, da plätscherten und spritzten die Wellen schon bis auf den Damm. Es schien immer noch anzuschwellen und rauschte von allen Seiten.

Herr von Handl stand am Fenster. Der Fremde sah hinter ihm hinaus. Dieser war ganz still geworden. Er konnte die geborstene Maschine in Lossdorf nicht vergessen. Leise sagte er immer: Schrecklich, schrecklich! Und er schüttelte sich, wie um etwas zu verscheuchen. Er war ganz bleich.

„Was ist denn das?“ schrie er plötzlich auf. Herr von Handl horchte und beugte sich hinaus. „Jetzt fahren wir schon ganz im Wasser,“ sagte er dann. Hier rannen die Fluten wirklich schon über die Schienen und der Zug schlug Wellen, indem er weiterrumpelte, wie ein kleines Dampfschiff.

Der Fremde konnte es gar nicht ansehen. Er setzte sich und schaute vor sich hin, immer leise den Kopf schüttelnd. Man glaubte jetzt das Plätschern schon fast zu fühlen. „Nein, nein!“ sagte der Fremde und faltete die Hände. Da pfiff es. Er sprang auf, sah hinaus und hatte schon den Schirm und den Koffer genommen. Der Zug fuhr in Pöchlarn ein und hielt. „Bei meinem Pech, es wäre doch —“, sagte er noch hastig und war schon draußen. Herr von Handl sah ihn rasch in die Station waten.

Herr von Handl stammte, dass er sich noch immer nicht süchtete. Es fieng doch eigentlich jetzt schon an, ungemütlich zu werden. Nichts zu sehen, als diese ungeheure Wüste von Wasser, nichts zu hören, als in jeder Station neue Nachrichten von Zerstörungen, Unfällen und Schrecken! In den Stationen standen die Leute beisammen und erzählten und zammerten. Eine große Angst war auf allen Mienen und sie wagten nichts mehr zu hoffen. Und es regnete und regnete noch immer. Geschwinder wäre es wirklich, hier irgendwo in einem Wirtshaus zu bleiben und geduldig zu warten. Nach Zihl konnte er doch nicht kommen, dawon war ja keine Rede mehr. Die Beamten erzählten, dass es gestern noch viel schrecklicher sei: Bei Emms die Brücke geturzt, die Strecke zwischen Kleinmünchen und Linz nicht mehr fahrbar und es werde noch immer kritischer, da es, nach den Depeschen, im Gebirge immer noch regnete und die Wasser immer noch stiegen; die eigentliche Katastrophe sei erst noch zu erwarten. Was es da nicht dinnen, ins Ungewisse zu fahren? Was hatte er schließlich davon? Er war nicht zum Helden geboren, diese Ambition hatte er gar nicht. Durch das Meer zu ihr zu schwimmen, so als ein neuer Leander, war ja ganz ein hübsches Gedanke, so lange es eben auf bequeme Weise gieng, aber man durfte es nicht übertreiben. Er konnte mit sich zufrieden sein, dass er sich noch immer nicht fürchtete. Aber nun war es genug. Er fühlte doch, dass er kaum länger die Kraft haben würde. Es strengte ihn an, so muthig zu sein. Trotz der Kälte schwitzte er fast, so heftig waren seine Nerven gespannt. Und er war müde, als ob er zehn Stunden über Berge gelaufen wäre, ganz ungeheim müde, aber doch unruhig, es noch länger auszuhalten. Wenn man schlafen ist, kann man nicht mehr wandern sein. Er entschloss sich, in der nächsten Station zu bleiben, in der er nur hoffen konnte, ein halbwegs anständiges Hotel zu finden. Er war so müde.

So kamen sie nach Mermelbach. Hier gieng es nicht weiter: die Brücke über die Mois war nicht mehr zu passieren. Herr von Handl stieg aus und erkundigte sich nach einem Gasthaus. Aber in dem Ort war nur eine elende Schenke, ungemütlich und schmutzig, mit Betten, die nichts Gutes versprachen. Der Wirt, der selber über den städtischen Gast nicht sehr erfreut schien, rieth ihm, lieber einen Wagen zu nehmen und nach Amstetten zu fahren, wo er sich besser unterbringen könne; sein Wirtshaus hier sei nur „für die niederen Leut“. Herr von Handl erfuhr, dass er nicht mehr als anderthalb Stunden zu fahren hätte; die Straße, höher gelegen als die Bahn, sei ohne Gefahr. Er dachte sich, es werde ihm gut thun, nach der Aufregung in den dumpfen Waggon ein bischen in der frischen Luft zu fahren. Er handelte mit dem Wirt aus, bald stand ein ländliches Fuhrwerk, von einem schmächtigen Buben mit einem alten und traurigen Gesicht kutschiert. Herr von Handl stieg ein, zog das Spritzleder auf, das Rad war drinnen angebunden; das Pferd, ein kurzes schwerer Thier, begann zu trotten. Der Weg war besser, als er gedacht hatte; da die Straße sich leise ein wenig senkte, lief das Wasser immer gleich ab. Weit und breit war kein Mensch zu sehen. Die Gegend zeigte sich verwüstet, Bäume lagen entwurzelt da, Schlamm und Koth bedeckte die Wiesen, das Getreide sah wie niedergeritten und von schweren Hufen zerstampft aus. Es hatte zu regnen aufgehört, die Wolken wurden heller, schon schimmerte leise die Sonne ein wenig durch. Der Wind fieng frisch zu blasen an. Herr von Handl hatte sich zurückgelegt, ließ die Luft über sich streichen, öffnete den Mund, athmete tief und sog das Frische ein, wie einen guten Trunk. Leise hörte er das Pferd trotten, dem das Eisen am linken Hinterfuß, das sich gelockert hatte, ein wenig schepperte; mit Ruh und Schnaufen trieb der Bub es an. Herr von Handl nickte langsam ein. Es wusste noch, dass er im Wagen fuhr, aber alles vermengte sich: er glaubte, den Fremden, der mit ihm von St. Pölten gefahren war, wieder neben sich schimpfen zu hören und wollte ihn beruhigen, aber da vernahm er die liebe Stimme seiner Frau, die schluchzte, weil es so verwegen gewesen war, und er wurde so gerührt, dass er gar nichts sagen konnte, somit hätte er auch zu weinen angefangen. Da riss ihn ein Ruck aus dem leisen Träumen, er schlug mit dem Kopf an die Lehne: das Pferd war vor einem gitzernden Tümpel an der Straße gescheut und auf die Seite gesprungen. Der Bub' riss es herum, Herr von Handl fuhr auf, erschrak und musste sich erst besinnen, da sah er schon die Häuser von Amstetten glänzen. Er freute sich, das Beben der Luft that ihm wohl, es war blau geworden, die Sonne hatte etwas Frisches und Lustiges, Neues, in der Ferne läutete es von einer Kirche. Er fühlte sich munter, gar nicht mehr müde, bereit, wieder zu Abenteuer zu gehen. Er war entschlossen, nicht in Amstetten zu bleiben; wenn es irgend gieng, wollte er gleich weiter. Er wollte doch etwas erleben. So eine schöne Gelegenheit kam nicht wieder. Jetzt oder nie. Er hatte heute gelebt, dass er sich nicht fürchtete. Nun hätte er gern eine wirkliche Gefahr bestanden. Einmal im Leben! Man soll doch alles kennen lernen. Er war neugierig, wie er sich da benehmen würde. Der Gedanke prickelte ihn, das war doch einmal etwas Neues. Er hatte Lust, sich einmal recht schön aufregen zu lassen vom Leben. Sein Muth hatte sich gut ausgeschlafen, nun fühlte er sich wieder ganz als Leander.

(Fortsetzung folgt.)

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer
bester natürlicher
alcal. SAUERBRUNN
Filiale: Wien, IX. Kolingasse 4.

Schöllschitzer Dörrgemüse und Obstconserven.

Franz Xaver von Zelbwarn ... Dörrgemüse- und Obstconserven-Fabrik ... Brünn, Mähren.
Ausgezeichnet durch goldene, silberne und Ehren-Medaillen.
... Zweifelhafter Producte.

Seiden-Damaste 75 kr.
bis fl. 11.65 per Meter und Seiden-Brocate ab meinem eigenen Fabrikun
sowie schwarze, weiße und farbige „Henneberg-Seide“ von 45 kr. bis fl. 14.65 per Meter — glatt, gestreift, carriert, gemustert, Damaste &c. (ca. 240 versch. Qual. und zirka 2000 versch. Farben, Dessins &c.
Zu Roben und Blousen
ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus!
Muster umgehend.
Complettes Briefporto nach der Schweiz.
G. Henneberg's Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Nach der Confiscation zweite Auflage.

Die Zeit.

XIX. Band. Wien, den 22. April 1899. Nummer

Nervus rerum.

Seit Monaten wird von der Regierung ein Geheimnis ängstlich gehütet, ein großes, ein wichtiges, ein für das § 14-Regime fatales Geheimnis. Dass unter dem Ministerium Thun-Kaizl nicht mehr regiert wird, lässt sich vor der Welt nicht verheimlichen, weil das Regieren sich vor aller Augen vollziehen muss. Weit weniger ist selbst dem wachsamsten Blick der öffentlichen Meinung die Verwaltungsthätigkeit zugänglich. Wüsste man schon, dass mit und unter dem § 14 nicht regiert wird, so tröstete man sich bisher mit der wohlgemeinten Annahme, dass trotz § 14 doch wenigstens die Verwaltung noch ungestört fortklappere und auch weiterhin fortklappern werde. Auch diese Illusion beginnt zu schwinden. Die ersten Anzeichen einer bewusstlebenden Stockung der staatlichen Verwaltungsthätigkeit haben sich bereits eingestellt. Der Voranschlag für das Jahr 1900 kann nicht mehr in der normalen, in allen civilisierten Ländern gewohnten, auch bei uns in Oesterreich seit 30 Jahren ohne Unterbrechung geübten Weise vorbereitet werden. Wie eine unwidersprochene und auch unwidersprechbare Meldung des „Neuen Wiener Tagblatt" besagt, hat sich das Ministerium genöthigt gesehen, die bei der Ausstellung des Voranschlags mitwirkenden Behörden aufzufordern, dass sie für das nächste Jahr dem Ministerium zwei Präliminarien einreichen: ein weiteres und ein engeres; ein normal erhöhtes Präliminare, in welches die sich allfällig ergebenden Steigerungen in den Verwaltungsausgaben miteingestellt, ein abnormal niedriges, in welchem diese nothwendigen Steigerungen der Ausgaben auf das denkbar Geringste eingeschränkt werden sollen; das weitere Präliminare für den Fall, dass wieder parlamentarisch regiert und durch neue Steuern die Staatseinnahmen vermehrt werden, das engere für den Fall, dass auch fernerhin mit dem § 14 gearbeitet wird und die Steuern infolge dessen nicht erhöht werden können. Das ist das bedenklichste Symptom staatlicher Zerrüttung, das bisher in der Aera des § 14 zutage getreten ist. Die Staatsverwaltung muss den Riemen enger schnüren um den hungernden Leib, weil ihr natürliches Bedürfnis nach erhöhten Anwendungen mit den gesetzlich festgestellten Einkunften nicht mehr befriedigt werden kann. Nicht nur, dass die höheren Funktionen des Staatslebens gelähmt sind, auch der nervus rerum, die Finanz, in bereits angegriffen, und durch sie müssen selbst die jetzigen regelmäßigen Functionen des Staatslebens, die Verwaltung, und mit ihr schließlich die ganze materielle und geistige Collectivwirtschaft der Bevölkerung in Mitleidenschaft gezogen werden, wenn nicht bald der parlamentlosen Regierungsepisteel Thun Kaizl ein Ende gemacht wird.

Noch immer hat der Absolutismus in Cisleithien mit einer finanziellen Detonie gendet, ob er nun, wie von 1849 bis 1859, nach einbergang, oder, wie von 1865 bis 1867, mit einem Noth paragraphen seine Blöße bedeckte. Auch für die neueste § 14 Aera tückheit musste das böse finanzielle Ende von jedem Verständigen vorausgesehen werden. Mit dem § 14 kann man, wenn auch blos in missbräuchlich erweiternder Interpretation, alles machen, nur kein Geld. Solange die Regierung in der Lage ist, den staatlichen Geldesforderungen mit den vorhandenen Mitteln, das ist mit den gesetzlich festgelegten Steuern und sonstigen Einnahmen zu genügen, mag sie mit dem § 14 herumtrollen. Die Anwendung des § 14 wird also, unter dem Gesichtspunkt finanzieller Tragweite, einen unerschütterlichen Gleichgewichtszustand des Staatsbudgets voraus. Sobald ein Defizit da ist oder auch nur in Aussicht steht, ist der § 14 finanziell comica indicirt. So augenfällig liegt die Sache aber gerade jetzt. Das österreichische Budget weist sein Herrn v. Bilinskis glorreichen Tagen ein Defizit auf, welches durch die Ausscheidung eines irgendwann Investitionsbudgets nur ähnlich verschleiert wird. Allfällige und, zufolge nicht die über unser Bilinski ausgedachten neuen Steuern eingehoben sind, Investitionen können ausgegeben werden, nur die Mittel zum laufenden Staatsbetrieb der Staatsmaschine zu beschaffen Investitionsrente emittieren heißt aber, in der gesetzlichen Terminologie gesprochen, den Staatsbankrott dauernd belasten, und das gerade in selbst in den engsten so denkbaren § 14 mit nicht hinwegzuinterpretierender Deutlichkeit verboten. Von allen moralischen und politischen Erwägungen ganz abgesehen, mussten also schon vom finanzielle Bedenken die Regierung in dem gegenwärtigen Zustand von § 14 Gleichgiltigkeit eines parlamentlosen Zustandes abhalten, weil dabei die Staatsverwaltung um den mit Investitionsrente zu bedeckenden Theil des Staatsausgaben zu kurz kommen musste.

Es war deswegen die heilige Pflicht des Finanzministers, das Cabinet vor dem § 14 zu warnen. Dr. Kaizl hat aber nicht nur diese Pflicht gröblich verletzt, er hat seine Ministercollegen, und offenbar auch eine höhere Stelle, über die finanzielle Gefahr des § 14-Regimes geradezu falsch informiert. In jenen entscheidenden Tagen des vergangenen Sommers, da über alle „Eventualitäten" — Staatsstreich, § 14 oder Parlament — Rath gepflogen wurde, hat Dr. Kaizl, unter halsbrecherischer Herbeiziehung des Gesetzes vom 10. Juni 1868, R.-G.-Bl. Nr. 54, den juristischen Scherz ausgeklügelt, dass man mit § 14 das budgetäre Manco, wenn auch nicht mit Investitionsrente oder neuen Steuern, so doch mittelst einer schwebenden Schuld bedecken könne, und dadurch alle finanziellen Bedenken gegen die parlamentslose Wirtschaft zerstreut. Mit Hilfe dieser juristischen Künstelei hat er denn auch die Kaiserliche Verordnung vom 25. Juni 1898, R.-G.-Bl. Nr. 104 zustande gebracht, durch welche das Ministerium ermächtigt wurde, eine schwebende Schuld von 20 Millionen Gulden auszunehmen.

Das war damals, wie der § 14 sagt, dringend. Trotzdem ist es geschehen, dass diese schwebende Schuld bis auf den heutigen Tag nicht aufgenommen worden ist. Es haben sich gewisse Hindernisse in den Weg gestellt, nicht solche staatsrechtlicher Natur — die lässt Herr Dr. Kaizl leicht in seinem juristischen Gewissen verschwinden — sondern solche finanzieller Natur, über die auch der fruhmie Paragraphenreiter nicht hinwegzuklügeln kann. Die Bankiers zunächst wollten den juristischen Spaß des Herrn Dr. Kaizl nicht verstehen; sie wären wohl bereit gewesen, die 20 Millionen gemäß der Kaiserlichen Verordnung herzuleihen, aber nur mit Berücksichtigung des staatsrechtlichen Daseines des § 14, welches sich finanziell in harter Anlehensbedingungen umgesetzt hätte, die ihrerseits auf den Curs der österreichischen Rente, den Staatscredit und vielleicht auch die Valutaregulierung schädlich zurückgewirkt hätten. Vor diesem staatsfinanziellen Attach hat Dr. Kaizl denn doch zurückgeschien, schon deswegen, weil er ihn unschlüssig das Parteileiche gestoßet hätte. Aber noch von einer anderen Richtung her scheint ein heilsamer Schreck vor dem Ministerverantwortlichkeitsgesetz unter die Minister gefahren zu sein. Man erinnert sich noch an den „Reichswehr"-Scandal, in welchem der Abgeordnete Dr. Kronawetter gegen den Grafen Badeni die Ministeranklage wegen unbefugter Verschleuderung von Staatsgeldern beantragte. Die Anklage erlangte wohl nicht die Zweidrittel Mehrheit in diesem von einer corrupten Regierungsmajorität beherrschten Hause, aber die juristische Argumentation der Anklage hatte so bombenfest, das das Ministerium, wie jetzt verlautet, sich gemüthigt sah, in aller Stille den Grafen Badeni mit seinen Parteigenossen um Verhaltung weiteren jener Abmahnungsnumme heranzuziehen, welche vom Eigenthümer der „Reichswehr" für die Lösung des Kerkerzeit vom Grafen Badeni mit dem abgeschlossenen kommissionellen Staats- und Privilegiatsvertrages geboten wurde. Dieses Ergebnis scheint die Herren Minister Vorsicht in finanziellen Dingen gelehrt zu haben. Ein unanimiger Absolutus einer schwebenden Schuld konnte von einem späteren strafwürdiger einmal gleichfalls als Verschleuderung von Staatsgeldern erkannt, und der Gedanke daran von einer folgenden Regierung — man weiß ja nicht, was alles noch in Oesterreich kommen kann — den jetzt lebenden Mitgliedern des gegenwärtigen Cabinets aufs Privatconto gebucht werden. Wenn schon nicht die Strafe um die Verhaftung des Staatsbankr.s, musste ist doch unmöglich die schon unangenehme Aufsicht auf ihren eigenen Privatschatz von jenem Weg der unanimalen Gerichtsmacht mit dem § 14 abkommen, den sie mit den Notverordnung vom 25. Juni 1898 so sorgfältig ängstlich sich angebahnt hatten.

Aus diesem Grunde, vorzugs des juristisch bereits liquidierten 20 Millionen Anlehens um die Zweidrittel mit 1898 nicht auf sich nehmen wollte. Da und auch die Dynastie, weniger ein Privatlies Anlehen in 1899 nicht einmal mehr gedacht werden ist. Mit dem § 14 kann man keine Anlehen machen. Man muss sich deswegen um den Rath Finanzministers umschauen, wie man ohne Anlehen auskommen kann, und eben so schnell als möglich. Denn

Digitized by Google

für die normale alljährliche Steigerung des Etats nicht aus, und die Erhöhung der Officiersgehälter, die Anschaffung neuer Kanonen oder die sonstigen finanziellen Ueberraschungen, die den nächsten Delegationen bevorstehen, werden den Finanzbedarf für das nächste Jahr noch um ein bedeutendes erhöhen. Da aufs gespart, die Ausgaben müssen eingeschränkt werden, wenn auch die wichtigsten Culturzwecke der staatlichen Verwaltung darüber verdecken, wissen nur den Ministern ihre Portefeuilles erhalten bleiben. So erklärt es sich, warum jetzt die Beamtenschaft vom Ministerium zur forcierten Budgetverengerung angehalten wird. In Geschächen hört eben auch in Oesterreich die Gemüthlichkeit und selbst die Wunderkraft des § 14 auf. Hier liegt die Hauptklippe des gegenwärtigen Regimes, an der es in letzter Linie scheitern muss, wenn nur die Opposition ausdauert. Nicht nur zum Kriegführen gegen fremde Armeen, auch zum Kriegführen gegen die eigenen Bürger des Staates gehören vor allem die drei berühmten Dinge: Geld, Geld und noch einmal Geld. Wenn heute die Behörden in allen Provinzen auf ministeriellen Befehl ihre Voranschläge für das kommende Jahr in den anbefohlenen Alternativ-Budgets par tout zusammenstreichen müssen, wie soust nur nach einem verlorenen Krieg, mögen sie bei dieser beschwanenden Arbeit die richtige Vorahnung gewinnen von dem schließlichen Ausgang jenes Kampfes, in den die Regierung für alle Fälle gerüstet war, wie nicht für den banalisten, den des Geldmangels.

K.

Die Ritter von der Dunkelkammer.

I. Die Wirkung der „Figaro"-Publication.

Nicht von der chemischen Zunft der Photographen, die man im eigentlichen Sinne des Wortes die „Ritter von der Dunkelkammer" nennen kann, soll im Folgenden die Rede sein. Die dunkelste Dunkelkammer vielmehr, die bis jetzt construiert worden ist, wird, wie man bereits aus früheren Berichten weiß, vom französischen Generalstabe im allgemeinen, vom „2. B.", dem „Service de statistique", alias Nachrichtenbureau, alias Spionenbude, im besonderen gebildet. Die dunkel es dort, in den heiligen Hallen der Rue Saint-Dominique in Paris, bisher war, das vermag man erst jetzt recht zu erkennen, da allgemach einiges Licht in die Finsternis dringt.

Jeder, der den Vorgängen in Frankreich während der letzten Wintermonate auch nur mit einiger Aufmerksamkeit gefolgt ist, weiß wissen, dass die Anhänger und Förderer der Revisionsidee einmüthig darin waren, in der von der Criminalkammer des Cassationshofes angestellten Erhebung jenen hellen Lichtstrahl zu erblicken, der endlich volle Klarheit in den verworrenen Handel bringen sollte. Ein glücklicher Zufall oder wie sonst man immer den Umstand bezeichnen mag, durch den der „Figaro" in den Besitz des gesammten Untersuchungsmateriales des höchsten Gerichtshofes gelangt ist, hat dem lange erwarteten juristisch-politischmilitärischen Kinde zu einer vorzeitigen, aber nichtsdestoweniger sehr glücklichen Geburt verholfen, und die gesammte der Kunst des Lesens mächtige Welt ist heute im Besitze eines sehr großen Theiles jener Enquête und wird in den nächsten Tagen im Besitze auch des Schlusses derselben sein. Jedermann, der zu denken und zu urtheilen vermag, kann sich also schon jetzt ein übersichtliches Bild von der ganzen Sache und namentlich von den Vorgängen in der generalstabslichen Kammer machen, die nun restlich breit, ich ganz unfreiwillig allerdings in eine ramponierte Lage zu verwandeln. Das jetzt bereits zutage liegende Material ist umfangreich genug. Es umschließt, dass ich, wenn einbezirk, auf alle Punkte ein schon zu kommen, auch bezüglich der wichtigsten Thatsachen kann wenig, welche ich heranzuziehen will, um die Vorgänge zu illustrieren. Die ich zwischen Ende 1894 und dem heutigen Tage in Bezug auf das Dreyfus-Drama abgegeben haben. Ich muss daher voraussetzen, dass der Leser die Erhebung der Criminalkammer in ihren großen Zügen bereits kennt; auf diese Kenntnis aufbaue, stelle ich zunächst die Frage: Besteht es, zwei Jahre, wenn ich behaupte, die Erhebung, der Erhebung haben selbst die kühnsten Erwartungen noch übertroffen und alle bisher gemachten Enthüllungen ganzlich in den Schatten gestellt?

Es gibt freilich eine ganze Anzahl Leute, die auch durch die in den Spalten Figaros" veröffentlichten Untersuchungen der Criminalkammer nicht überzeugt worden sind und weiterhin auch nicht überzeugt werden. Ja, als ich vor mehr als einem Jahre, als ich vor mehr als einem Jahre, als ich vor mehr als einem Jahre

Wichtiger als die bei den unversöhnlichen Feinden des Verurtheilten hervorgebrachte Wirkung der „Figaro"-Enthüllungen ist die, die sich bei der Regierung, in erster Linie bei Dupuy, geltend macht. Dupuy, dieser mit allen Hunden gehetzte auvergnatische Fuchs, ist viel zu gerieben, um sich seinen Aerger über das Geschehene und nun Unabänderliche anmerken zu lassen. Er ist in seiner „Mäßigung" sogar so weit gegangen, keine sonderlich strenge Bestrafung des Enthüllerblattes zu beantragen, vielmehr hat er sich — siehe die Anträge des Staatsanwaltes — mit einer Kleinigkeit, und auch nur der Form wegen, begnügt: der „Figaro" hat sein Stempelstaffelstück für 1500 Francs gebüßt, also für ein wahres Butterbrot! Nein, Dupuy ergeht sich nicht in leeren und lächerlichen Zornesausbrüchen. Wie ein guter Hund nimmt er sogleich nach dem Geschehenen Witterung, woher der Wind weht, und wie stark er namentlich weht. Da ist er denn sogleich gewahr geworden, daß es mit der von ihm geträumten Erstickung der Kriminalkammer-Enquête vorbei und auf immer vorbei ist, und daß auch der minder Gebildete in Frankreich nachgerade anfängt, sich ein mehr oder minder selbstständiges Urtheil über den großen nationalen „Fall" zu bilden. Wie immer aus der Noth eine Tugend machend — was unter solchen Umständen auch entschieden das Vernünftigste ist — hat er sich flugs nach seiner Heimat Le Puy begeben, wo er die Quintessenz seiner Staatsweisheit abzulagern pflegt. In der That weiß man längst, daß der wie die Zuckuczna periodisch wiederkehrende Premierminister stets nach Le Puy geht, wenn sein Herz so voll ist, daß sein Mund überzugehen droht. Nicht in der Kammer zu Paris, nicht auf dem Präsidentensessel, auf denen er den Generalquartiermeister spielen muß, sondern in der lauten auvergnatischen Heimat, bei den angestammten Kohlenhändlern, die sich heimahe eines Weltrufes in Bezug auf ihre Verlogenheit erfreuen, packt der alte Doppelzüngler und Leisetreter aus. Dorthin richten sich denn auch gewohnheitsgemäß die Blicke der Politiker und Berichterstatter, wenn Dupuy vor seinen Wählern in Hemdärmeln paradiert. Auch diesesmal war diese Kopfdrehung nach Süden keineswegs nutzlos gewesen, denn man hat allsobald erfahren, daß der Herr Premier äußerst philosophisch über das angeblische Kapitalverbrechen des „Figaro" und dessen Folgen denkt.

Nicht minder hat man erfahren, daß der viel verleumdete Mann nie daran gedacht hat, die Ermittelungen der Kriminalkammer in der generalstäblichen Dunkelkammer zu erdrosseln, sondern vielmehr nichts sehnlicher herbeiwünscht, als das Licht, das „blendende" Licht. Ja, noch mehr. Der wunderbare Heilige, dem böse Zungen vielfach nachsagten, er stecke mit seinem ehemaligen Kriegsminister Mercier und infolge dessen mit der ganzen schwarzen Bande unter einer Decke und trachte nur danach, die Dreyfus-Affaire im Sande verlaufen zu lassen, die „Ehre der Armee" zu schonen, dieser selbe Mann kann die Stunde der großen Abrechnung kaum erwarten. „Wir werden die Folgen aus den Erhebungen ziehen und die Verantwortlichkeiten feststellen, wenn es deren gibt und wenn diese Feststellung erforderlich erscheint." So sprach der große Politiker, wobei er freilich, wie man sieht, eine kleine Einschränkung in Gestalt von weil „wenn" nicht gut unterdrücken konnte. Doch das ist nun einmal seine Art, und man kann billigerweise von einem geborenen Auvergnaten, gar von einem Charles Dupuy nicht verlangen, daß er geradeheraus und ohne Winkelzüge eine bestimmte politische Haltung ankündige. Und übrigens, wenn er es je thäte, wer vermöchte dafür zu bürgen, daß er nicht tagsdarauf nachwuchten und sich selbst desavouieren würde? Wie dem nun auch sei, dieses eine Gute hat die Veröffentlichung des Pariser Blattes im Gefolge gehabt: sie hat die Regierung gezwungen, sich — vorläufig wenigstens — zu beugen und den Anspruchen von Recht und Gerechtigkeit mindestens mit Beispruchungen und Verheißungen Rechnung zu tragen. Seit Dupuy sein im Obigen gegebenes Versprechen nicht, dann nie mehr, dann mindestens berechtigt, zu sagen, er habe seinen zahllosen früheren Verbrüchen einen neuen hinzugefügt. Zu diesem Gegebnisse kann man dem „Figaro" von ganzem Herzen Glück wünschen, wie nicht minder der Wahrheit und dem Recht. Ohne die vorzeitige Publication wäre der Plan des machiavellistischen Politikers, die ganze Enquête, und mit ihr natürlich den Dreyfusshandel selbst, im Dunkeln zu erdrosseln, wahrscheinlich geglückt, denn man hatte nicht gewußt, welches mächtige und gewaltig beweiskräftige Material durch die Kriminalkammer beigebracht worden ist. Eine nach Jahrung des Urtheils erfolgte Veröffentlichung wäre aber ein Schlag ins Wasser gewesen, der an dem Schicksale des Verurtheilten und von seinen Beobachten nicht das geringste geändert haben würde

Zwei Punkte sind es da zunächst, die den Kenner der Dreyfus-Vorgeschichte am meisten frappieren.

Der erste Punkt ist sachlicher Natur und betrifft das Bordereau, das bekanntlich — als einziges Stück — der Anklage gegen Dreyfus zugrunde lag. Der zweite ist persönlicher Art und bezieht sich auf die Stellung der Hauptacteure des großen Spectakelstückes zu ihren Comparsen, zu denen, die man füglich die Henkersknechte oder, richtiger vielleicht, die Henkersgehilfen nennen kann. Beide Punkte bedeuten eine radicale Aenderung der bisherigen generalstäblichen Taktik.

Zunächst zum sachlichen Punkte, zum Bordereau. Das ist ein gar wunderliches Schriftstück. Es besitzt neben anderen merkwürdigen Eigenschaften — zum Beispiel der allbekannten, daß es von Dreyfus geschrieben ist, obwohl, oder gerade weil es die Schriftzüge Esterhazys bis ins kleinste Detail aufweist — auch die der Ubiquität. Nicht der Allgegenwart im Raume allein, denn die war seit der mehrerwähnten „Matin"-Veröffentlichung und mehr noch seit den auf Ueberirdische grenzenden Erklärungen des Schriftgelehrten (ehemaligen Obearers) Teissonnières im Zola-Prozesse schon hinlänglich erwiesen, sondern auch die der Allgegenwart in der Zeit. Nun stimmt ja das merkwürdige Ding eigentlich aus Licht der Welt gekommen? wird man fragen, falls es flatthaft ist, die geradezu egyptische Finsternis des Spionenbureaus mit „Licht" zu bezeichnen. Ja, darüber sind sich die generalstäblichen Gelehrten des französischen Abendlandes, die es doch eigentlich am besten wissen müssten, da sie bei besagter Geburt Pathe gestanden haben, selbst nicht einig. „Il a deux écoles", sagt man hier in solchen Fällen. Die eine „Schule", die ältere, „lehrte" noch vorigen Jahr in bestimmter Weise, das Bordereau sei so „etwa" (!) Ende April oder Anfang Mai 1894 in dem Dämmerlichte des „S. S." aufgetaucht. Wer das bezweifelte, der wurde zum Vaterlandsverräther gestempelt. Aus reiner Gutmüthigkeit gaben die also sprechenden Generäle die wunderbarsten, wenn auch nicht immer überzeugendsten Gründe für ihre These an, doch böse Menschen behaupteten damals, es sei den Herren vornehmlich um zweierlei dabei zu thun. Erstens wollten sie darthun, daß man lange Zeit hindurch — also mahrend des ganzen Sommers und Herbstes 1894 — ebenso wie dem Verfasser gesucht und ihn endlich erst im October desselben Jahres in der Person von Alfred Dreyfus gefunden habe. Zweitens hatten sie sich bemüht, die im Bordereau vorkommende Schlussformel „le parti en manoeuvres" mit der Thatigkeit des Dreyfus während des Sommers 1894 in Einklang zu bringen.

Dieses Dogma von der Frühlingsgeburt wurde mit Hartnäckigkeit im Esterhazy-Schriftsverfahren wie im Zola-Prozesse verfochten, so daß man auch in nichtmilitärischen Kreisen vielfach annahm, die Sache sei wirklich richtig. Das ist jetzt ganz anders geworden. Nachdem die Einleitung des Revisionsverfahrens beschlossen worden war, wurde flugs von oberster Stelle die Parole ausgegeben: alle Mann zum Aufsagen fertig: Bordereau stammt vom August 1894! Als gehorsame Soldaten haben sich denn auch alle Generale und Subalternofficiere diesem Machtworte gefügt und der Reihe nach vor der Criminalkammer bemeinedigt, daß der Wisch nur im August ins Nachrichtenbureau gekommen sein könne. Und wieder waren sie mit den Gründen bei der Hand, mit einer rührenden Einstimmigkeit allerdings, die manchmal an das Herbeten einer von Schulknaben auswendig gelernten Lection gemahnte. Woher und weshalb dieser plötzliche Situationswechsel? Nun, in zwischen war man durch die mit Lobeck und Clemenceau im Zola-Processe, mit Janvier und anderen an der Presse gemachten Erfahrungen gewitzigt worden. Man hatte diese Leute vorher vielleicht unterschätzt und musste nun lernen, gewandter werden, daß sie mit raffinirtester Logik nachgewiesen haben, daß entlos während des Sommers 1894 nach gar keinem Verräther gefahndet worden war, daß vielmehr der ganze Generalstab, Boisdeffre Le Mouton de an der Spitze, vorzugsweise dann, wahrend Esterhazys „Landes" einen Strome gleich flossen, und das zweitens Dreyfus zu jener Ausflüssen nicht nur den kleinsten Maneuver theilzunehmen hatte, wahrend der inzwischen zu einer großen Perplexität gelangte Esterhazy an Verschiedenen, den Kanten „Manoever" nicht verschwenden Tausenden abwesend theilgenommen hatte. Das allerwichtigste der Dogma von der April-Mai-Geburt des Bordereau war aber nicht mehr aufrecht zuerhalten. Mit echt militairischer Einfachheit wurde man auch daher unverzaglich dem zweiten, nicht minder allerwichtigsten der Dogma von der Sommer-Verschleppung des Dinges zu. mit Hilfe Hülfe man darauhin gedacht, das Dreyfus allein der Schuldige sein Lause

Auch damit hat man nicht viel Glück gehabt. Dem Mann oder Hauptmann oder einfach Pikkolo ab sich vor der Criminalkammer gruselhaft, verwirrend, daß, wenn die Gegenseite mich ganz mit wie den rechtsverein — von Generalstabsgeheim, weiß ich nicht doch mitunter wusste, denn „Bloß Dreyfus war bekannt und damals im Herbst 1894 im Mai der Sommer, [illegible] Leute doch bis zum letzten Augenblick schwiegen, [illegible] Hauptmann abzulügen, daß [illegible] Bordereau [illegible] Dreyfus [illegible]

Digitized by Google

II. Die Schicksale des Bordereau.

Nach diesen Vorbetrachtungen über den Effect, den der „Figaro" Lichtblitz in die militairische Dunkelkammer bei den principiellen Gegnern einrecirets, bei den Letzten der Franzosischen Politik anderseits hervorgebracht hat und bei der Masse des Volkes, auch hervorbringen dürfte, wende ich mich einigen Hauptergebnissen der Criminalkammer-Untersuchung selbst zu

sprach, muß eine sehr geringe Meinung von der Urtheilskraft der Cassationsräthe haben, sonst hätte er seine Anklage zuerst ins Unreine gelegen, durchcorrigiert und dann ins Reine übergelegen. Und das Lange und Breite von dieser langen Lügerei und Umlügerei ist, daß wir so klug sind wie vorher und auch heutigen Tages noch nicht bestimmt wissen, wann das Actenstück in die Hände der französischen „Spionagebehörde" gelangt, wann es vermuthlich geschrieben und abgesandt worden ist, auf Grund dessen allein ein Mann zur lebenslänglichen Deportation unter erschwerenden Bedingungen verurtheilt worden ist! Soviel über das Geburtsdatum dieses „fluctuierenden" Schriftstückes.

Das Ding hat aber noch mehrere Fluctuationen durchmachen müssen. Seine Wichtigkeit und Beweiskraft haben beinahe so oft gewechselt, wie die Phasen des Mondes seit der Vernrtheilung von Dreyfus. Als man es fand, war es nicht sonderlich wichtig, denn man brauchte nach der einen „Leckerl" etwa sechs, nach der andern mindestens zwei Monate, bis man es Dreyfus in die Schuhe schob. Sobald das aber einmal geschehen war, änderte sich die Lage mit einem Schlage: das Bordereau wurde ein capitales Beweisstück, es ersetzte sogar die fehlenden andern Belastungsmomente so vollständig, daß sich die Richter aus der Türre der Zeugenaussagen (mit Ausnahme derjenigen Henrys allerdings) und aus der Leere der Polizeirapporte immer wieder dadurch retten mußten, daß sie sich krampfhaft an diese einzige und unbeilbare „pièce incriminée" anzuklammern suchten. Erst ganz am Schlusse wurde ihnen, wie bekannt, der Lohn für so viel militärische Ausdauer in Gestalt der „allergeheimsten Documente" zutheil, auf die sie denn auch in ihrem Heißhunger nach „Beweisen" logisch anwissen. Dann trat das Bordereau naturgemäß wieder ganz in den Hintergrund. Der Zweck, nämlich die Vernrtheilung des „Juden", war erreicht, und zwar durch ganz andere Mittel erreicht: wozu sich also noch lange mit der nachträglichen Interpretation dieses Schanstückes abgeben, das doch nur „anstandshalber" auf dem Gerichtstische gelegen hatte, damit dieser nicht gar so leer aussähe! Während fast drei Jahre schlummerte das Ding in den Archiven des Generalstabes, bewacht von Henry, Lauth und dem treuen Gribelin. Da kam die Revision, die längst befürchtete. Mit ihr erlangte auch das Bordereau neue Wichtigkeit, eine Wichtigkeit, die allerdings nach der in verangegangenen Jahre erfolgte Facsimile-Publication des „Matin" einigermaßen beeinträchtigt war, denn wie die Naturkräfte, so verlieren auch die Generalstabsdocumente in dem Maße an Bedeutung für die Menschheit, als man sie eingehender kennt und studiert. Solange das Schriftstück noch unbekannt war, konnte es nach Belieben auf gebauscht, kunstvollartig gefurcht, gedehnt, zusammengepreßt, kurz allen Bedürfnissen des Generalstabes angepaßt werden: nach seinem Bekanntwerden verlor es bezgegen recht viel von seinem geheimnisvollen Zauber und es konnte, was noch schlimmer war, nach allen Richtungen gedreht, gewendet, untersucht werden. In weiser Voraussicht dieser veränderten Sachlage hatte man sich daher beizeiten hinter die „allergeheimsten" Documente verschanzt, die denn auch in der Folge zu wahrhaft ungeheuerlichen Dimensionen anschwollen, nach Art der bekannten Riesenschlange des Schaubudenbesitzers, die, „wenn sie ungewachsen ist, immer noch weiter wächst", und den seither historisch gewordenen eisernen Schrank des Generalstabes zu sprengen drohten. So kam es denn auf die „natürlichste" Weise von der Welt, daß Cavaignac am 7. Juli 1898 in seiner berühmten Kammerrede von „über tausend Dokumenten" reden konnte, die aus der Zeit „vor, während und nach dem Dreyfusprocesse" stammen sollten.

Die Begriffserung für diese geheimnisvollen Dinger welcher Franzose fühlte sich wohl frei von diesem Hauche zum Geheimnisvollen? wuchs zusehends im ganzen Lande, zumal auch unter den „verständigsten" Politikern, auch in dem gleichen Maße, wie meine anangemäß das Bordereau in den Hintergrund treten. Es trat sogar soweit zurück, daß Cavaignac in seiner oben erwähnten Rede mit seiner Silbe darauf zu sprechen kam, es vielmehr als spaniole möglichst behandelte, als ein Ammenmärchen, das seiner sachlichen Würdigung widerstehen könne und eben nur aufgeladen werden sei, damit der Form Genüge geschehe. Keinem Deputierten, selbst dem sonst stets interpellationslustigen Socialisten Fournière nicht, viel es an jenem 7. Juli ein, den dreisten Kriegsminister zu fragen, ob denn wieder amtlichen Schriftstücke Dreyfus dann eigentlich vernrtheilt worden sei, wenn das Bordereau derart zum alten Eisen geworfen werde. Doch die Geschichte von den Geheimdocumenten und den „tausend Beweisstücken" ging nach und nach an, anrudig zu werden. Zuerst gleich nach dem ersten Auftreten Schemer Monnets im Herbst 1898, dann der sonst durchaus militärfromme Bernardist Castagnade in seiner „Autorité" darauf hingewiesen, daß Schuld oder Unschuld Dreyfus' als auf Grund eben dieser geheimen Geheimdocumente unterschieden werden soll, sagen wir, an diesem Punkte angelangt, Halt machen, so sind der Zuschauer darin, von einer rechtmäßigen Beurtheilung noch weiten. Wie man weiß, hatte sich besagtes Halt nach und nach allerdings auf, indem in einem Brief an Mathieu Dreyfus' Cavaignac in seiner Treue, seinem Pflichtgefühl, seinem Ehrgefühl, seiner Ehre, seiner Ehrlichkeit, seiner Ehrenhaftigkeit, seiner Ehrenhaftigkeit, seiner Ehrenhaftig

derean vor und suchen mit X und mit Y zu beweisen, das Dreyfus es geschrieben habe. Weist man ihnen dann Punkt für Punkt und mit zwingender Logik nach, dass Dreyfus es nicht geschrieben haben kann, dass vielmehr Esterhazy mit Nothwendigkeit der Verfasser sein muss, dann brechen sie kurz ab, machen eine Geste der Verzweiflung oder der Mitleides mit dem Manne, der sich durchaus nicht überzeugen lassen wolle, und stossen den Schrei des Herzens hervor: „Aber Esterhazy kann es doch nicht verfasst haben!“ Und weshalb nicht? entgegnet man dann. „Nun, sehr einfach, weil es doch nur einer geschrieben haben kann, und der ist „bekanntlich“ Dreyfus!“ Quod erat demonstrandum!

Hiermit verlasse ich nun das Vordereau und den „fachlichen“ Theil der neuerlichen grossen Schwenkung überhaupt, um dem persönlichen Elemente etwas näher zu treten.

Paris, 19. April. Poller.

Wie man in Deutschland über Oesterreich denkt.

„Wie denken Sie über Russland?“ ist der Titel eines kleinen „Lustspiels, das vor etwa zwanzig Jahren häufig bei uns gegeben wurde. Es war ein äusserer Beweis dafür, wie lebhaft man sich mit dem östlichen Nachbar beschäftigte. „Wie denken Sie über Oesterreich?“ würde heute noch in Deutschland verhältnismässig wenig Anziehungskraft besitzen. Es hiesse, sich etwas vormachen, wenn man leugnen wollte, dass die „Affaire“, der Fall Dreyfus, und alles was drum- und dranhängt, bei uns viel häufiger und lebhafter erörtert wird als die österreichische Frage. Das starke Interesse, das man in Oesterreich den reichsdeutschen Angelegenheiten entgegenbringt, wird nicht mit Reciprocität vergolten. Alle Augenblicke findet man in den grossen Wiener Blättern Leitartikel über deutsche Verhältnisse, zu Zeiten, wo wichtige Fragen etwa im Reichstage zur Verhandlung kommen, sehr häufig. Nur ganz ausnahmsweise widmet dagegen die Berliner Presse, von wenig beachteten Ausnahmen abgesehen, ihren wichtigsten Platz dem Bundesgenossen. Die grossen Blätter haben natürlich ihre Correspondenten in Wien, die regelmäßig ihre Briefe schreiben. Aber mit diesen Correspondenzen geht es wie mit vielen Anbieten der Zeitungen: nur wenige Specialinteressenten lesen sie. Auch die persönlichen Beziehungen zwischen den beiden Nachbarländern werden von österreichischer Seite aus viel intensiver gepflegt. Alle Jahre stellt es zum Beispiel einem reichsdeutschen Studenten ein, eine österreichische Universität zu besuchen. Ohne Zahlen zur Hand zu haben, glaube ich doch behaupten zu können, dass die Schweizer Universitäten, namentlich die der französischen Schweiz, zehnmal mehr Studenten aus Deutschland beherbergen als die österreichischen. Nach Tirol und Salzburg ergiesst sich allerdings alljährlich ein starker Strom reichsdeutscher Besucher. Aber ich habe kaum je gefunden, dass man von dort mit anderen Eindrücken als denen aber Berge und Bäche, Gemsen und Hôtels zurückkommt.

Die Kenntnis der österreichischen Verhältnisse ist, um es mit einem Wort zu sagen, selbst in den gebildeten Kreisen Deutschlands noch minimal. Die Frage: „Wie denken Sie über Oesterreich?“ würde von den meisten Deutschen, wenn überhaupt, nur mit gefühlsmäßigen Redensarten beantwortet werden können. Oesterreich ist eine terra incognita, deren Entdeckung der Zukunft noch vorbehalten ist. Denn für ganz ausgeschlossen halte ich es natürlich nicht, dass man sich in Berlin später einmal ebenso für Wien interessieren könnte, wie man es jetzt für Rom und Paris thut.

Es ist sogar schon ein Anfang dazu gemacht. In den letzten Monaten ist bei uns mehr über Oesterreich geschrieben und gesprochen worden als sonst in fast ebenjenen Jahren. Und zwar aus ziemlich einzige der „Los von Rom“ Bewegung. Es ist eine Fülle convente gewerden, dass die religiösen Gegensätze, die früher die treibende Kraft bei den grossen Volkerbewegungen dar stellten, in dieser Rolle von den nationalen Gegensätzen abgelöst wurden. Aber das ist eine blasse Theorie, die den Thatsachen gegenüber zumeist nicht stand hält. Thatsache ist es z. B., dass die nationalen Kämpfe in Oesterreich nur ganz kleine Kreise in Deutschland in Bewegung zu setzen vermochten. Ein Beweis dafür ist, dass Vereinigungen wie der „Allbeutsche Verband“ und der „Schulverein zur Erhaltung des Deutschthums im Ausland“ ein von der grossen Oeffentlichkeit fast völlig unbeachtetes Dasein geführt haben und einzelne dessen auch wenig um Beachtung über Zweck dann konnten. Erst in den Augenblicke, wo das religiöse Moment hinzukam, wachten grössere Volksschichten auf. Die Losung „Los von Rom!“ hat in Deutschland gezündet. Denn, wenn man bei uns auch aus politischen Gründen den Culturkampf eingestellt hat, so sind doch Culturkampfstimmungen in der protestantischen Bevölkerung noch stark verbreitet. Und den überzeugenden Gegnern, den das Centrum im Reichstag errungen hat, und der die Regierung zu stetigen Concessionen nöthigt, werden diese Stimmungen ein recht gesinnt. Die Hoffnung, dem Ultramontanismus eine zu bereiten, hat weite Volkskreise aus der Apathie, in der sie bis dahin gelegen, in Bewegung in Oesterreich gebracht, benutzt werden. Mit Recht

werden stark besuchte Meetings über die protestantische Bewegung in Oesterreich gehalten. Einzelne Zeitungen haben eine ständige Rubrik „Los von Rom!“ eingerichtet. Es wird darüber gleitartikelt. Ein aus den besten Namen verschiedenster Parteien zusammengesetzter „Hilfsausschuss für die evangelische Bewegung in Oesterreich“ hat sich in Berlin gebildet und einen Aufruf erlassen, der zur Sammlung von Geld für die Verbreitung evangelischer Schriften und für die kirchliche Versorgung der sich neu bildenden evangelischen Gemeinden auffordert. Was kein nationaler Appell zustande gebracht hat, ist plötzlich durch die Hervorkehrung religiöser Beweggründe in Fluss gekommen.

Will man die Stellung der Reichsdeutschen zu Oesterreich fixieren, so muss man zunächst unterscheiden. Thut man das nicht, so bleibt man, da es keine allgemeine Volksüberzeugung gibt, in verschwommenen Allgemeinheiten stecken. Bei diesem „Unterscheiden“ bietet allerdings die Gliederung der mechanischen Rubrizierens. Trotzdem setze ich keinen anderen Ausweg.

Wenn ich von der grossen Masse der Gleichgiltigen absehe — und dazu gehören in diesem Falle die Socialdemokraten, da sie, national uninteressiert, nur insoweit österreichische Verhältnisse beachten, als es sich um ihre eigene Partei handelt — so lassen sich vier Strömungen bei uns deutlich unterscheiden.

Da gibt es zunächst eine äusserste Rechte, deren typische Vertreterin die „Kreuzzeitung“ ist. Diese Richtung sieht höher als jeder nationale Gesichtspunkt die Autorität. Was auch immer in Oesterreich von der Regierung gesündigt wird, im Zweifelsfalle wird sie als der sichtbare Ausdruck der Autorität, des geschichtlich Gewordenen, des Gottesgnadenthums in Schutz genommen. Sogar Badeni wurde wenigstens indirect von der „Kreuzzeitung“ gestützt, indem sie die lebhafte Erregung der Deutschen Oesterreichs gegen ihn als den „Beginn der Revolution“ in den schärfsten Ausdrucken brandmarkte. Sie beurtheilt die österreichischen Dinge etwa vom Standpunkte des clericalen Gregorianerbesitzes im Reichstage aus. Als ihr Hauptcorrespondent galt früher wenigstens ein zum Katholicismus erst übergetretener, darum aber vielleicht doppelt ensiziger und fanatischer Clericaler. Wie die „Kreuzzeitung“, so denkt der überwiegende Theil der conservativen Partei, soweit er je überhaupt über solche Fragen nachgedacht hat, da er aus ihr seine politische Erkenntnis bezieht.

Nebenlich, das heisst in der Hauptsache vom Standpunkte der österreichischen Regierung aus, urtheilt das deutsche Centrum. Ohne slavischen Ausschreitungen gegenüber auf das Recht der Kritik zu verzichten, sieht doch die Centrumspresse den Hauptfeind in der radical-nationalen Richtung der Schonerer und Genossen. Da sie socialpolitisch stark interessiert ist, sind ihre Gunstlinge nicht die österreichischen Feudalen, sondern die Christlichsocialen und die Männer der Katholischen Volkspartei. Für Lueger hat sie Sympathien. Der eigentliche Mann ihres Herzens ist der Prinz Alois Liechtenstein. Zu ganzen steht sie die österreichische Frage nicht unter dem nationalen, sondern unter dem katholisch socialen Gesichtspunkt an.

Der Liberalismus als solcher nimmt seine bestimmte Stellung ein, wie das bei seiner parteipolitischen und wuchtigen Zersahrenheit so auch sehr erklärlich in Viele der älteren Liberalen sind mit ihnen die hohere Beamtenschaft aus der Schule Bismarcks halten sich Anfangs an den Standpunkt Bismarcks, den er in seinen „Gedanken und Erinnerungen“ deutlich schgelegt hat. „Wenn in gewissen reichsdeutschen Kreisen so wie so schon die Neigung besteht, Bismarcks Aussprüche als politische Dogmen zu betrachten, auf die man sich mangels Gründen einfach als auf sicherste Wahlweisen bezieht, so teilt der Verzicht auf eigenes Urtheil zu Gunsten der Bismarckschen Meinungsäußerung in Fragen der auswärtigen Politik, wo man sich kein eigenes Urtheil zutraut, besonders häufig hervor. Bismarck war alles andere eher als Dogmatiker. Nun war der nationale Gedanke wahlos, das Interesse Deutschlands alles. Zur Deutschland hielt er es nur natürlich, wenn in Ungarn die Magyaren und in Oesterreich die Deutschen das Uebergewicht hatten. Dieser Gedankengang wurde von seiner Politik. Nun hat er Ungarn und Oesterreich ausgesprochen Und viel er dies gethan hat, so gibt es viele, und zwar gerade an gebene und einflussreiche Deutsche, die darin den Wahlspruch seines Schaffens erblicken und sich seine Kundgebung nicht glauben, ob das, was einst richtig war, immer richtig bleiben muss, oder auch nur heute noch richtig ist.

Confisciert!

Digitized by Google

Confisciert.

Die Vereine deutscher Studenten zum Beispiel, die auf fast allen Universitäten bestehen, haben die früher vorherrschenden deutschliberalen Tendenzen fast ganz aufgegeben und sehen jetzt ihre vorbildlichen Helden in Schönerer, Wolf und Iro. Von Nietzsche'schen Ideen durchtränkt, erblicken sie in den Germanen das Uebervolk, das berufen ist, über die Slaven und die anderen „minderwerthigen Nationalitäten" zu herrschen. Für sündiger geistiger Verrather ist der Herausgeber der „Deutschen Zeitung", Dr. Friedrich Lange. Diese absonderliche, aber klare und willensstarke Mann kämpft seit einem Jahrzehnt nicht ohne Erfolg für eine radicalnationale deutsche Politik. Durch die von ihm geleitete Zeitung und den von ihm begründeten Deutschbund übt er einen geradezu faszinierenden Einfluss auf einen und nicht den schlechtesten und unbegabtesten Theil der deutschen akademischen Jugend aus. Dass er sich auch den Umständen anzubequemen weiß, wenn er sich für sein Endziel davon Nutzen verspricht, geht daraus hervor, dass er, der Feind des Christenthums und Schwärmer für den altgermanischen Wotanscultus, sich dem „Hilfsausschuss für die evangelische Einigung in Oesterreich" angeschlossen hat.

Nach menschlichem Ermessen wird die radical-nationale Richtung in Deutschland noch weiter um sich greifen. Sie empfängt ihre stärksten Impulse natürlich durch die Politik, wie sie in Oesterreich seit einer Reihe von Jahren beliebt wird. Seit Badeni ist sie erst recht bemerkenswert geworden. Die Sprachenverordnungen haben sie anschwellen gemacht. Der wachsende Einfluss des Czechenthums führt ihr stets neue Nahrung zu. Die durch die Thatsachen sichtbar gerechtfertigte Behauptung, dass Oesterreich immer mehr auf die slavische Vorherrschaft hinsteuere, führen ihr Sympathien selbst in den Kreisen zu, für die bisher der Dreibund ein politisches Ideal war. Man hält eben den Dreibund nur für denkbar unter der Voraussetzung, dass in Oesterreich das Deutschthum maßgebend in und nicht das Slaventhum.

In der That ist es für einen Reichsdeutschen, der draußen national gesinnt ist und doch die nationalen Ausschreitungen unserer Radicalen nicht mitmachen will, schwer, der heutigen österreichischen Politik gegenüber einen nachsichtigen Standpunkt einzunehmen. Immerhin glaube ich, das zweierlei von einem besonnenen Deutschen im Interesse Deutschlands festzuhalten ist: einmal, dass wir nicht den Zusammenbruch Oesterreichs wünschen oder gar begünstigen, geschweige denn herbeiführen dürfen, jenseits vielmehr mit allen Mitteln eine Kräftigung Oesterreichs anstreben müssen. Denn eine Zertrümmerung Oesterreichs bedeutet in meinen Augen in erster Linie eine unabsehbare Verstärkung des Panslavismus. Den sachlichen Gründen, die wir nicht einmal dem Bekenntnis gegenüber geltend machen, niemals hinwegschließen können Sodann ist deutlich zu bemerken, dass eine Herrschaft des Slaventhums in Oesterreich niemals zugeben können. Eine Vorherrschaft des Deutschthums, wie sie bis vor wenigen Jahrzehnten bestand, ist allerdings angesichts des Zahlenverhältnisses und der unleugbaren Culturfortschritte der Slaven, so sehr wir sie wünschen würden, nicht mehr denkbar. Der einzige Ausweg, der bleibt, ist, dass ein modus vivendi auf dem Boden der Parität der einzelnen Nationalitäten gefunden wird. Schiede man das rückständige Galizien aus dem engeren österreichischen Staatsverbande aus, und ließe sich zwischen den entwickelt höchst strebenden Slaven, den Czechen, und den Deutschen ein Compromiss unter der Voraussetzung der Gleichberechtigung erzielen, so würde mir das immer noch der verhältnismäßig annehmbarste Vorschlag erscheinen. Es mag den Deutschen, die einst geherrscht haben, je nicht ganz leicht fallen, mit Leuten, die sie oft so hässlich behandelt haben, auf dem Fuße der Gleichberechtigung zu verhandeln. Aber die Politik darf man nun einmal nicht mit dem Gefühl treiben.

Doch da bin ich schon an der Grenze angelangt, wo es sich um die Aufstellung positiver Programme handelt. Das aber sind innerösterreichische Angelegenheiten, bei denen mitzureden ich weder die Kenntnis, noch die Befugnis für mich in Anspruch nehmen kann. Ich wollte nur schildern, wie man in Deutschland über die österreichische Frage denkt. Und dies ist bereits geschehen.

Berlin. **H. v. Gerlach.**

Export Mittelstandspolitik.

Das Wort „Genossenschaft" scheint eine magische Wirkung auf den derzeitigen Leiter unseres Handelsamts auszuüben. Baron Dipauli's politische und gewerbepolitische Anterendenten mögen ihm allerdings solche Worte lieblicher klingen lassen als das Gräuel der Wehrpflicht und Schiffswerften, die er zur Einführung in das Studium seines Ressorts jetzt mit lobenswertem Eifer beiucht. Wenn ein findiger Beamter jene Schwäche seines Ministers zu würdigen weiß, so kann er es immerhin schon in den allerjüngsten Jahren zum Ministerialsecretär oder, wenn es vielleicht schon Secionsrath war, zum Hofrath bringen. So werden bei uns die großen Ideen geboren, und so gelangen wir denn auch in den Besitz der neuesten Errungenschaft unserer handelspolitischen Bestrebungen oder vielmehr die Bestrebungen unserer Handelspolitiker: die Genossenschaften zur Pflege des Exportes.

Damit die Sache auch für die großen Leute ein gefälliges Aussehen gewinne, die nicht so wie die berufsmäßigen Förderer unseres Exportes mit den Schlagern der Mittelstandspolitik vertraut sind, erhielt sie auch einen zweiten Namen, der auch recht gut klingt: Exportsyndicate.

Ein hiesbezüglicher Consulartheorant hatte in einem Berichte über die Einfuhr von Glaswaren Artikeln nach China viel Schönes über solche Exportorganisationen zu ersehen gewusst, die bereits bei einigen kleinen Industriezweigen in Deutschland bestehen, und deren Einführung auch bei uns empfohlen. Jener Bericht wurde kürzlich im „Handelsmuseum", dem Organe des gleichnamigen Institutes, veröffentlicht. Vor dürfte sich nun dessen Leiter, Herr Dr. v. Rösler, der gleichzeitig als Hofrath des Handelsministeriums an der Belegung der handelspolitischen Agenden desselben theilnimmt, und der ab und zu wohl auch jenes Organ liest, bei der Verfassung der Denkschrift des Ministeriums über die Förderung des österreichischen Exportes" Pathenung gehalt haben. Vielleicht ist ihm auch ein prädestinierter „Anstendling" die Aufnahme dieses schönen Berates in die officielle Feuilletonlage verdanken wir auch den letzten, noch etwas schwerfälligen Stützungen des betreffenden Herrn hiebei hilfreich zur Seite gestanden. Aber gleichviel, woher die Hofräthe des Handelsministeriums ihre Ideen bezieht! Auch soll nicht näher untersucht werden, welche Rolle Herr Dr. Rösler bei der jüngsten Exportenquete des Handelsministeriums gespielt hatte, um unserer Ausfuhr ein wenig auf die Beine zu helfen, und alle Welt nur mehr auf die baldige Verwirklichung dieses Projectes wartete, publicierte das Handelsministerium auf einmal die erwähnte Denkschrift, in der dieses Project ganz fallen gelassen wurde und das Ministerium mit seinem „eigenen" Ideen auf den Plan trat. Damit dabei ein bewährtes Princip österreichisch-ungarischer Regierungspolitik nicht außerdem gelassen werde, wurde eine vor langer zwischen Handelskammern und Industriearen ausgebrochene Plänkelei dazu benützt, womöglich eine Parteiung unter den Interessenten selbst zu schaffen, und jene Deutschrift wurde nun den Handelskammern zugetheilt, die bisher in der Sache überhaupt nicht befragt worden waren, während die bisherigen Rathgeber in den einzelnen Cognaten auf ungewöhnlich scheue Weise die Absage erhielten.

Das Project des Ministeriums läuft im wesentlichen darauf hinaus, dass die Industriellen sich gruppenweise zu Syndicaten oder Genossenschaften vereinigen, welche ihrer gemeinsame Ver-

Digitized by Google

tretung von der Regierung ausgeschlossen Kaufleuten übergeben, die sich mit staatlicher Subvention auf ausländischen Plätzen zu etablieren hätten, „auf Plätzen, von welchen man weiß, oder annehmen darf, daß sie von diesen Kaufleuten zu vertretenden Artikel vortheilhaft gehen.“ Welche Plätze das sind, das wird offenbar auch das Handelsministerium zu sagen wissen, das für diese Aussendlinge gleich eine ganze Dienstpragmatik entworfen hat. Diese müssen die nöthigen Sprachen- und Waarenkenntnisse besitzen zum Zwecke einer intimen Fühlung mit unseren industriellen Kreisen die inländischen Productionscentren der betreffenden Branche durch eine genügend lange Zeit studieren, wenn sie sich an dem ihnen „angewiesenen“ Platz etablieren haben; allmonatlich über ihre Geschäftsführung an eine Centralstelle „offenbar das Handelsministerium. Berichte erstatten; und in erster Linie müssen sie dort natürlich Geschäfte machen. Alles für eine Unterstützung von fl. 5000 bis 8000 im ersten und von fl. 3000 bis 4000 im zweiten Jahre. So wird es in einem mit dem Ministerium abzuschließenden Vertrage vereinbart, in welchem überdies die Art der Thätigkeit des Aussendlings rücksichtlich der Pflege des Exportes österreichischer Artikel, die Aufnahme nationaler Hilfskräfte in dessen Geschäft, die Kündigung des Verhältnisses und sonstige Details so geregelt werden. Wenn das Ministerium noch einen Schritt weitergegangen wäre, hätte es gleich die Aussendlinge zu Staatsbeamten machen und den Export überhaupt in staatliche Regie übernehmen können.

Woher die Aussendlinge alle die geforderten Kenntnisse, woher sie das Capital zur Etablirung an dem fremden Platze nehmen werden, namentlich aber woher das Handelsministerium diese grobartig analysierten Aussendlinge selbst nehmen wird, darüber läßt uns die Denkschrift, wie über viele andere Dinge, leider im Dunkeln. Ganz nebulös aber sind die Vorschläge des Ministeriums im Bezug auf die Syndicate, die in eingeweihten Kreisen nur ein Lächeln hervorrufen können. „Die Syndicate sind (nach der Denkschrift) in der Weise gedacht, daß die Industrie nach gewissen Branchen und localen Centren sich zu dem Exportzwecke vereinigt und dann in dieser Vereinigung mit dem Aussendling in Verkehr tritt. Diese Syndicierung, resp. Vereinigung in einzelnen Branchen, beziehungsweise Centren bietet nicht nur den Vortheil der leichteren Creditgewährung durch ein heimisches Bankinstitut, sondern würde auch einem schädlichen Concurrenzkampf auf dem auswärtigen Absatzgebiete einen gewissen Halt bewirken, einer Zersplitterung entgegenwirken und die Möglichkeit der Hebeeinführung einer weitergehenden Specialisierung in der Production der am Syndicat theilnehmenden Firmen erleichtern; auch würde hiedurch die Leistungsfähigkeit der einzelnen Betriebe selbst gehoben werden können und eine erzieherische Wirkung auf die theilnehmenden mittleren und kleinen Betriebe vielleicht auch Gewerbegenossenschaften äußern. Durch eine solche Syndicierung würde insbesondere auch der kleinen Betriebe die Möglichkeit geboten sein, bei Austheilung der Ordres nicht unberücksichtigt zu bleiben.“ Wer nun soll ein solches Syndicat bilden? Industrielle derselben Branche — Concurrenten?! Unsere Industriellen werden es sich überlegen, wenn sie einen exportfähigen Artikel, ein gangbares Muster haben, ihren Concurrenten davon Mittheilung zu machen und sich mit ihnen in den Absatz zu theilen; noch weniger aber werden sie Lust haben, sich im Syndicate in ihre Geschäftsführung hineinsehen zu lassen. Gibt es doch kaum ein geschäftliches Geheimniß, das mit ängstlicherer Sorgfalt gehütet wird, als die Exportbeziehungen eines Unternehmens! Obwandt, wie der Verfasser der Denkschrift sich's ist, begegnet er aber diesen Einwänden gleich von vornherein damit, daß die Industriellen ihre Producten oben specialisieren werden: der eine wird den, der andere den Artikel besonders cultivieren und willig auf die der anderen Syndicatsbetheiligten verzichten. Nun, reden wir einmal! Angefähr eine Viertelmillion will das Ministerium alle Jahre für die Aussendlinge ausbringen. Zu fl. 8000 fürs erste und fl. 4000 fürs zweite Jahr gibt das etwa zwanzig Aussendlinge. Und diese zwanzig Aussendlinge in Shanghai, Yokohama, Singapore, Calcutta u. s. w. sollen die österreichische Ausfuhr so heben, daß ein Fabrikant nur mehr einen Specialartikel zu erzeugen braucht und seine ganze Production darauf einrichten, bezw. dere Maschinen anschaffen kann u. s. f. Diese glänzenden Optimisten im Handelsministerium! Bisher konnte man eine solche Specialisierung auf auswärtigen Märkten constatieren, wenn man von dem Grundsatze nehmen, daß, wenn auf einem bestimmten Markte ein bestimmter Artikel geht, alle Concurrenten ihre Production eben auf diesen einen Artikel, womöglich bis auf deren Marke specialisieren. Wenn sich aber wirklich so ordnungsliebige Concurrenten finden, die sich brüderlich in einen auswärtigen Markt theilen wollen, und die zu einem Syndicate zusammentreten, wird der Ausländer mit einem solchen Syndicate allein arbeiten können, wird er die Andere nur mit Cachemire, oder nur mit Seide oder Phantasien handeln? Oder wird dann ein Syndicat des Syndicate schaffen müssen? Gesetzt aber den Fall, es werden sich Zudringliche verschiedener Branchen vereinigen — mit der localen Cooperation ist es dann allerdings schon nichts — und die Exportarbeit im Syndicate wird angeschlossen, so wird damit das Syndicat sich doch nimmer nur eine einzige Firma einen ausländischen Markt erobern können. — Große und kleine Unternehmungen sollen sich vereinigen zu Genossenschaften mit beschränkter Haftung! Wieder fragen wir, werden sich die großen finden, die die Haftung für die kleinen übernehmen? Das Ministerium beseitigt diese Frage natürlich, denn das Syndicat wird zu die Creditfähigkeit der betreffenden Firmen steigern. Die ihm angehörenden Firmen werden nach Maßgabe der durch das Syndicat geschaffenen Creditwürdigkeit Vorschüsse auf die exportierten Waren, auf Consignationen und feste Ordres erhalten. Schade, daß da einmal das Ministerium — in aller Bescheidenheit sei es gesagt — etwas nicht weiß: nämlich, daß exportierende Firmen, wenn sie gut sind, doch heute schon auf dieselbe Weise und ebenso billig Credit fait bei jeder Bank verschaffen können. Wenn die exportierenden Firmen aber nicht gut sind, so werden sie auch im Syndicat nichts bekommen. Die Großindustriellen werden also schwerlich auf die Syndicate des Handelsministeriums zur Pflege ihres Exportes gewartet haben.

Damit kommen wir aber zu der eigentlichen, sozusagen zur Grundidee des Ministeriums. Der kleinen Industrie, dem Kleingewerbe soll der Export erschlossen werden. Es ist ja richtig, daß wir eine Reihe von Kleinindustrien haben, die unter entsprechenden Verhältnissen in der Lage wären zu exportieren, und es ist charakteristisch für unsere Zustände, wenn wir an den Grenzen des Reiches solche Industrien sehen, wie beispielsweise in Nordböhmen eine Kunstblumenindustrie, im Erzgebirge eine Flechtindustrie — theilweise gilt dies dort auch von der Posamenterie-Industrie — in Vorarlberg eine Stickereiindustrie, die nur für und durch die Exporteure der angrenzenden Gebiete Deutschlands und der Schweiz arbeiten, wo diese Industrien eine sorgsame Pflege finden. Aber selbst in diesen eigentlichen Exportindustrien wird die Bildung von Exportsyndicaten nicht zustande kommen, da die betreffenden Erzeuger sogar mit materieller Unterstützung der Regierung zu schwach sind, um aus eigener Kraft den Export zu pflegen. Gehelfen könnte hier nur durch einen tüchtigen Stand von Exporteuren werden, über den wir eben im großen und ganzen nicht verfügen. Vielleicht auch durch eine große Exportgeleitschaft, die an solche Stellen Aufträge hinsiehen würde. Immerhin mag es der einen oder andern der übrigens mehrfach schon stark untercontractliche und mittelstandspolitische Fahrwasser einlenkenden Handelskammern gelingen, aus eigener Neigung oder aus Gefälligkeit für ein, wenn auch nicht hochvermögendes, so doch immer noch hochmögendes Ministerium einige Genossenschaften von kleinen Leuten zum Zwecke des selbständigen Exportes zustande zu bringen. Die österreichische Industrie wird damit jedoch nicht gefördert, der österreichische Export nicht gemehrt werden. Nur wenn für unsere Industrie, die heute nicht einmal mehr den innern Absatz sicher in Händen hat, überhaupt günstigere Existenzbedingungen geschaffen werden, und wenn mit dem aus dem heutigen Regierungssystem entspringenden Bureaukratismus endgiltig gebrochen wird, können wir daran denken, auch auf dem Weltmarkte eine, wenn auch nur bescheidene, Rolle zu spielen.

Solche ministerielle Denkschriften, wie die des Handelsministeriums über die Förderung des österreichischen Exportes, können da nichts ändern. Wenn das Ministerium für das Kleingewerbe wirklich etwas thun will, so wird das nur zu loben und dem Kleingewerbe nur zu wünschen sein. Aber dann sollte solche Actionen nicht mit so hochtrabenden und pompösen Worten, wie „Förderung des österreichischen Exportes“ bezeichnet werden, sondern als das, was sie sind, als Ideen aus dem Gedankenkreise der Herren Dipauli und Genossen, als Experimente der Mittelstandspolitik.

* — *

Bülows Briefwechsel.*)

Je weiter diese Publicationen fortschreiten, umso deutlicher spricht man, wie unsichtlich es war, sie in diesem Augenblick und in dieser Art vorzunehmen. Hans von Bülow hatte 1851, und schon 1895 sagen zwei Bände seiner Briefe vor, selbst nur das blosse Wohlwollen hat eine derartige Ueberhäufung eines Publicumsmarktes dem Zweck sie sich als in den Wahrung unvollständige Welle man diesen bedeutenden Mann ein wirdiges Denkmal setzen, dann kann man einen concentrierten Extrakt — Die Bülow-Sammlung in Berlin wäre dazu prädestiniert gewesen — aber diese ganze Reihe ohne jeglich vorhandene Rücksicht, [illegible] und Verbindung in einen [illegible] Gesamtwerk [illegible] anwachsen müssen. Derartige [illegible] Briefe, die [illegible] den [illegible] Zusammenhang [illegible] Bedeutung [illegible] Bezug [illegible] Ueberall [illegible] Gedächtnis [illegible] Zu Bülows [illegible] Briefe [illegible] Bülow [illegible] Wagner [illegible] Bülow [illegible] Wagner [illegible] Bülow [illegible] Wagner

und läßt und noch mindestens drei oder vier, vielleicht fünf weitere Bände erwarten! Das ist weder geschmackvoll, noch zweckentsprechend. Anstatt der großen, arbeitenden, schaffenden, wenig Muße besitzenden Welt die Gestalt des rastlos thätigen, aufopfernd unermüdlichen Mannes in wenigen klaren Zügen zur aneiferndsten Freude hinzuhalten, häuft man über dem Grabe des kaum erst Verblichenen papierne Pyramiden, in denen ein gewöhnlicher Sterblicher ohne einen Champollion der Musikgeschichte sich nicht zurecht finden kann.

Bülow war ein Aristokrat durch Geburt und Geschmack, dabei ein Demokrat durch Ueberzeugung, der es seinen jüngeren Jahren „einen dunkelrothen Stich socialistischer Gesinnung“ (I, 502.*) bekannte, später aber manches gesiegelte Wort in Umlauf setzte, für das ihn heute leicht Festungshaft treffen könnte. Die vorliegende Publication ist nun weder aristokratisch noch demokratisch, weder reserviert noch rücksichtslos, sondern durch und durch philiströs und philologisch. Sie entreibt wissenschaftliche „Rückensteifigkeit“, hier, wo Wissenschaft nichts zu suchen hat, anstatt künstlerisch zu Werke zu gehen, wie das ein Francis Darwin thut, und was bei einem echten Künstler, wie Bülow, erst recht angezeigt gewesen wäre. Nun konnte man allerdings einwenden, es käme bei dieser Veröffentlichung weniger auf Bülow selbst an, als auf die möglichst gerelle Bekanntmachung vieler Einzelheiten, namentlich unserer Zeitgenossen. Bemerkungen, die Herausgeberin in dem Vorwort zum dritten Bande deutet sogar diese „Absicht“ bestimmt an. Doch hätte man in diesem Falle, wie Franz von Bülow selbst einzusehen beginnt, mindestens noch zwanzig Jahre warten müssen und auch dann ruhig warten können. Denn was geschieht jetzt? Die Briefe drechen gerade in dem Augenblick ab, wo sie in dem soeben angedeuteten Sinne interessant zu werden beginnen. „Ich lasse es dahingestellt, ob wirklich die Welt sehr viel dabei auf die genauere „Besprechung der Kunst- und Gesinnungsgenossen“ des Herrn von Bülow legt denn, dem sei wie ihm wolle, diese Art von historischer Kleinmalerei hat nur dann einen Werth, wenn jeder Zug von der Hand des Meisters herrührt und nichts übermalt oder ausgewischt ist. Die Indiscretion ist die raison d'être derartiger Memoiren. Wer nun, wie die Herausgeberin dieser Briefe, zu geschmacklos ist, um indiscret zu sein, beraubt die Welt um ihre gerechten Erwartungen, und zwar, ohne dabei das Ziel einer vornehmen Reserve im Wirklichkeit erreicht zu werden. Schon in den beiden ersten Bänden störten die ominösen Gedankenstriche „ “, und man fragte sich, warum eigentlich das Fortgelaufe so weit gieng, Bülows Auslassungen über den „verkehrten Mendelssohnianismus“ oder auch Darlegungen seiner inneren Seelenkämpfe zu unterdrücken. In dem dritten Bande sieht es aber in diesem Punkte noch viel schlimmer aus, so schlimm, daß das Vorwort im Voraus um Nachsicht bitten muß. So gibt Bülow z. B. Seite 356 eine Erklärung der von Wagner in seiner Broschüre über die Pariser Tannhäuser-Aufführung nur verschleiert angedeuteten Verhältnisse; sie ist unterdrückt: Seite 112 spricht er sich offen über Draeseke Begabung aus, für jeden Freund meisterlicher Musik gewiß ein interessantes Thema: die kritischen Bemerkungen darüber sind weggelassen; Seite 439 konnte man sich daran erfreuen, wie Bülow für Liszt eine Lanze bricht und gegen seine Widersacher anrennt, wenn nicht nach jedem dritten Wort der Satz abbräche. Ein Beispiel. An der zuletzt genannten Stelle sie beruft sich ein einem Brief an Brewsing beide Bülow „Beethovs Meinung nun begreife ich nicht die Ehre, die Du ihnen antwort.“ Ja, warum „und “? Wer ist der letztere Mann, der mehr Schonung verdient als ein Johannes Brahms? Verantwortlich sind hier der Name Joachim; was voraussagt und nachkommt, lässt es mir fast apodiktischer Gewissheit voraussetzen. Wäre keine Nennung ein erinnern bewusst mögebalts gewesen? Sind die Minister, die an den Ufern der Brandenburgischen Spree daheim sind, einer zartsinnen Rücksicht bedürftig, als diejenigen, denen es an der Ehren Tonart bisher gefehlt? Bülow war immer mit Joachim so befreundet gewesen, dass er aber ihm schreiben konnte: „Ihnen [illegible] Ihnen [illegible] wollens mögenals die man als [illegible] Ein [illegible] [illegible] 1854. Spätere eine wieder die beiden Männer das Band gemeinsamer Verbehrung; in jenem Augenblick aber, 1854, war Bülow mit allem Recht gegen Brahms und Joachim empört. Da diese in Deutschland Briefe Reife zu wollen begannen, die in Zeiten der Achtlosigkeit Menschen durchbrechen, so sollte man sie lieber ganz und unterdrücken, [illegible] [illegible] [illegible]

lähmend zurück; diejenigen an Liszt und Wagner sind ohnehin ausgeschieden, und die an die Mutter sind leider in diesen Bande zu wenig zahlreich. Deshalb herrscht im Großen und Ganzen — bei aller Freundlichkeit Bülows — doch ein Ton der bewußten Superiorität und der intellectuellen Herablassung vor, der stilistisch von ungünstigem Einfluss ist.

Eine Ausnahme gibt es: die Briefe aus Zürich, oder, wie Bülow sich ausdrückt, „aus dem Paradies". Hier bringt er, so oft als möglich, seine kurzen Ferien zu, und von hier aus vernehmen wir sehr bedeutsame Mittheilungen und Urtheile über das damals bis über die Hälfte fertige Nibelungenwerk. Sie culminieren in folgender Aeußerung an Julius Stern, vom 19. September 1857: „Von den Nibelungen kann ich Ihnen nichts schreiben. Da hört alles Aussprechvermögen der Bewunderung auf. Etwas Aehnliches, Annähernden ist nicht geschrieben worden, überhaupt nicht, nirgends, in keiner Kunst, in keiner Sprache. Von da darf man auf alles andere herabsehen, alles andere übersehen. Es ist eine wahre Erlösung aus dem Weltkothe."

Hier nun, wo Bülow auf der Höhe steht und frei athmet in der beglückenden „Anschauung eines Höchsten, Lebendigen", hier wendet auch der Leser gern den Blick von „jener Flut von Wagerstellen" mehr als sie selber, Seite 267, nennt, und wie diese Briefsammlung für uns so unbewusst tragisch vorzuarbeitet) hinweg, um dem seltenen Manne ins Antlitz zu schauen. Diese neuesten Briefe bestätigen alles, was schon die vorangegangenen deutlich genug vermuthen ließen. Gewiß kann man von Hans von Bülow nicht sagen, er sei durchsichtig wie Krystall, denn im Gegentheil, seine Erscheinung ist eine eigenthümlich räthselhafte; dagegen darf man ihn recht wohl mit einem reingeglühten, edeln Metall vergleichen, dessen Werth vor tadelloser Schärfe, dessen gediegene Substanz durch und durch homogen, ohne ein Atom fremden Beisatzes ist, und das an jedem Punkte, wo man es auch prüfen mag, einen glockenvollen Klang von sich gibt. Dieselben Eigenschaften, die dem oberflächlichen Beobachter Bülows das Bild einer widerspruchsvollen Persönlichkeit geben, sind gerade diejenigen, welche seinem Charakter Ganzheit verleihen. Man weiß, was eine „labile Wage" ist, wie man sie in jeder Apotheke auf dem Ladentisch sieht: die beiden Schalen schweben niemals im Gleichgewicht; da das geringste beginnen genügt, um die eine hinauf bis an den Wagebalken, die andere hinunter bis auf das Gestell zu schlendern. Aehnlich war Bülows Gemüth beschaffen. Und zwar meine ich das nicht im äußerlichen Sinne einer wechselnden Laune, wiewohl das Gefügar auch hier zuträfe, sondern ich beziehe es auf jede Tiefe seines Wesens. Scudo nannte einmal Bülow Thomme calme sur un cheval fougueux. Damit war diese scheinbar unvereinbare Antithese, wie sie sich im Clavierspielen unmittelbar offenbarte, bestätigt. In den Zeugnissen über die Gemüthsverfassung, welche die vorliegenden Bände in größerer Fülle brachten, feuerte der vortiegende Bülows eigene Definition bei: er sei, meint er, „sanguinisch-cholerisch, dabei frostig" (Seite 377. Auf dem ganzen Gebiete seines Urtheils finden wir dieselbe Erscheinung. In politischen Dingen zum Beispiel bleibt Bülow auch wie vor zugleich Aristokrat und Demokrat. Seinem Freunde Hans von Bronsart gegenüber leuſzt er über die Corruption des modernen Adels und singt stolz hinzu (Seite 301): „Wir aristokratischen Künstler werden die letzten Aristokraten sein." Als aber derselbe Freund einmal irgend welche unterlichen Ansichten an den Tag gelegt hatte, erwidert ihm darauf Bülow mit einem der nettesten Worte, welche seine ganze Correspondenz enthält: „Schmähe nicht die Demokratie, Liebster! Extra populum nulla salus. Es dauert lange, aber wenn das Volk einmal zur Nation kommt, so benimmt es sich gehörig, aristokratisch, und das Uebrige bleibt Lumperei" (Seite 354). Interessant sind in Verbindung hiermit die Anwandlungen eines cäsarischen Tedpotismus bei Bülow, mit welchem er das Volk an dieser aristokratischen Gesinnung erzogen wissen will. „Kommt ich zum Obrieten, so werde ich terrorisieren, wie's noch nicht erlebt worden ist!" ruft der Achtzige Mann aus (Seite 161). Doch ist man weit vom Ziel, wenn man in allen diesen Dingen Wankelmüthigkeit oder auch nur Veränderlichkeit im Sinne einer inneren Umwandlung zu erblicken vermeint. Eigenthümliches Bewusstsein ist im Gegentheil ein Grundzug von Bülows Wesen, und es ist der ge wolthame, heroische Wille, alles das mit sich unbeirrbarer Schärfe gleich anfangs für richtig Erkannte bei der Wenge durchzusetzen, welcher zu mancher falschen Auffassung Anlass gegeben hat. Ich will mich hier nicht in psychologische Erörterungen vertiefen, sondern als Beispiel sein Verhaltniss zu Wagner wählen, das auch noch gegenwartig viel besprochen wird. Bülow, der Mann, der noch bis in die Achtzigerjahre hinein, das heißt alle, so lange es nothig war, mehr für Bayreuth gethan hat, als irgend ein anderer einzelner Mensch auf der ganzen Erde, soll angeblich der Wagner Sache nur treu geworden sein — und umsonst? Weil er zur Wahnes ein getreten ist? Ja, wenn man denn nicht, dass Bülow einer der allerersten war, der Wahnes öffentlich gespielt hat, das Bülow die großen künstlerischen Eigenschaften dieses Componisten erkannt und anerkannt hatte, lange ehe Jedoch Hanslick der Ohat Wahn des musikalischen Talmi, welcher von einer Kindesliebe zu anderen langst höher anerzieht ist) den geistvollen Gedanken gefaßt hatte, ihn als König auf seinem Schachbrette aufzustellen? Die Briefe und Concertprogramme des zweiten Bandes belehren uns hinreichend hierüber, und wir finden unter dem Datum 6. Jänner 1854 ein Urtheil über Brahms, das von jener bitteren Ironie und Bülows Schätzung sofort mit der ihm eigenthümlichen Schärfe und Endgiltigkeit gefaßt zeigt. Er schreibt da über dieses Componisten: „Eine sehr liebenswürdige, candide Natur und in seinem Talente wirklich etwas Gottesgnadenthum im guten Sinne." So urtheilt heute jeder unbefangene, musikverständige Mensch, und wenn ich es nicht gedruckt vor mir sähe, dass das Bülow im Jahre 1854 gesagt hat, würde ich auf Ludwig Speidel im Jahre 1899 gerathen haben. Nun kam aber der „heilige Empörer", die überall bei Bülow so wohlthuend sich bahnbricht, als nämlich jene „liebenswürdige, candide Natur" ihre Unterschrift unter das abharde Faeit der Herren Joachim und Scholz gestellt hatte, in welchem feierlich erklärt wurde, Wagners Werke seien „ohne künstlerischen Werth" und sie seien „als dem innersten Wesen der Musik zuwider zu bellagen und zu verdammen" (siehe Seite 312). Daher und daher allein die entschlossene Stellungnahme gegen Brahms. Doch sobald der lange Kampf für Wagner ausgefochten war, nahm Bülow seine frühere Position wieder auf und verlieh die Sache des „etwas Gottesgnadenthums im guten Sinne" gegen alle genial sein wollenden Pinscher, gegen die er ohnehin sein ganzes Leben hindurch stets Krieg geführt hatte (siehe zum Beispiel Seite 450). Dass aber ein Mann von Bülows Geistesschärfe jemals Brahms und Wagner überhaupt als commensurable Wesen nebeneinander gestellt und von einem zum anderen hinüberlaviert wäre, ist ein lächerliches Missverständniss — welches jedoch immerhin dazu dienen mag, jenen Charakterzug zu illustrieren, der ihn stets veranlasste, einen richtigen Gedanken, eine richtige Einsicht mit Eigensinn bis aus äußerste Ende zu verfolgen — bis sie öffentlich durchdrang und siegte. Man vergesse nicht, dass Bülow in seinen letzten Jahren mit Feuer für Richard Strauß eintrat — wahrlich kein „Brahmane"! — und dass es sich nun herausstellt, die berühmte Trivialität der drei B, Bach, Beethoven, Brahms, sei ein Jugendscherz aus den Fünfzigerjahren. In einer Schrift des Jahres 1871 bekennt sich Bülow zu Liszts Dogma: „Es gibt nur zwei Parteien in der Kunst, die jene, welche können und können, und die andere —." Dies ist überhaupt die Tonart seines ganzen intellectuellen Weiens: der Hass gegen jedes Pfuschen. Er selbst hat wohl kein eigentliches Genie. Dieser Mangel ist ja gerade die innere Tragödie seiner großen Persönlichkeit: doch vereint er in sich — wieder ein Beispiel des ihm eigenthümlichen Widerspruches — die exquisiteste Sensibilität für jeden noch so schwachen Strahl genialer Schöpferkraft mit dem scharfsten kritischen Verstand. Er besitzt die sonderbare, fast unheimliche Gabe, alles, was er liebt, anatomisch zu zergliedern und der reinen Vernunft kommt aber die praktische, und da stellt es sich ähnlich heraus, wie bei Immanuel Kant, dass es doch die treue, innerlich glühende, sorglich verheimlichte Liebe war, welche mit divinatorischem Verstand das Scalpel geführt hatte. Dieser Mann musste verstehen: das war seine angeborene Function: und die ganze, sonst gewaltig unterdrückte Leidenschaftlichkeit des Wesens brach sich nach außen in dem unanimisten Bestreben Bahn, auch andere zum Verstehen zu zwingen. Ueberall, wo eine Menschennatur so angelegt ist, dass der Verstandesprocess sichtbar im Vordergrund steht, wird ohne gewaltigem Temperament der Schein der Einseitigkeit und des pöbelhaften Hinnber- und Herüberschießens erzeugt: doch sieht man näher zu, so gewahrt man, dass hier trotzdem, wie beim Weberschiffeln, ein festes einheitliches Gewebe gewirkt wird.

Was man auch über die Opportunität der Publication denken mag, man wird ein Buch, welches uns die bessere Bekanntschaft mit einem so eigenartigen, so merkwürdig begabten und zugleich so edlen Manne vermittelt, doch nicht ohne Dank aus der Hand legen können.

Houston Stewart Chamberlain.

Ein czechischer Liederdichter.

Was aus in Böhmen vorgeht, ein beinahe kein Jahr, in dem nicht ein bedeutsamer hundertster Geburtstag gefeiert wird. Die Generation der Männer, die in den letzten Jahren des vergangenen Jahrhunderts das Licht der Welt erblickten, hatte nämlich den entscheidendsten Einfluss auf die geistige und nationale Wiedererweckung des czechischen Volkes. Die als ein langer, aber unaufhaltsamer Process sich der verschiedensten Zeit vollendet. Ihre ersten, um die Jahrhundertwende bereits wirkenden Vertreter waren ihn über Alles nach nicht vollkommen bewusst, und manche von ihnen hatten sogar eine sehr deutsche Meinung über die Lebensaufgabe, die der czechischen Nation noch bevorstünden sich mit der czechischen Sprache und Literatur beschäftigt wohl aus rein wissenschaftlichen als nationalen Gründen. Erst später, in den Neunzigerjahren des letzten Jahrhunderts, gelangte die Idee zum Durchbruch, dass der nationalen Wiedergeburt

Digitized by Google

einen kräftigen neuen Anstoß, gab ihr zielbewußte Führer, gab ihr ihren größten wissenschaftlichen Geist neben Dobrovský, Šafařík, ihren ersten Politiker Palacký und ihre zwei ersten bedeutenden Dichter, Kollár und Čelakovský.

Jan Kollár, der Autor der „Slávy Dcera", der pathetische Prophet des Panslavismus, wurde im Jahre 1793 geboren. Und heuer, den 7. März, wurden es hundert Jahre, daß Frantiček Ladislav Čelakovský in dem südböhmischen Städtchen Strakonitz zur Welt kam. In ihm tritt uns eine ganz andere Dichternatur entgegen als in Kollár. Kein hitziger Agitator, sondern ein besonnener und ruhiger Künstler — ja, man kann bei aller Primitivität der damaligen czechischen Literatur das große Wort „Künstler" unumwunden von ihm gebrauchen! Er war der erste unter den Czechen, der ein Recht darauf hatte. Er hat der czechischen Poesie den Charakter des urwüchsig Nationalen und in der Rolle Marlgelegen gegeben, und er verstand es auch, ihn in edlen, anmuthsvollen Formen auszudrücken. Er war in der jungen czechischen Literatur der erste Mann des feinen Geschmacks, bei dem und keine Unbeholfenheit den vollen Genuß verdirbt, der erste, bei dem sich das Wollen mit dem Können deckt. Goethe und Herder waren seine Lieblinge: von jenem hat er seine ruhige Unpersönlichkeit und den edlen Realismus, von dem zweiten sein liebevolles Sich-Versenken in die Urquellen der Volkspoesie. Ein ganz anderer Ton mit einer ungemeinen Begabung für die Gestaltsplastik tritt mit dem Talent und Fühlen der Rasse verwachsen, dabei graziös und witzig — das ist Franz Ladislaus Čelakovský, und darum verdient er, als der erste genannt zu sein, wo von der Poesie der vormärzlichen Zeit in Böhmen die Rede ist.

Seine größte Dichterthat ist „Ohlas pisní ruských" (Nachhall russischer Lieder; publicirt im Jahre 1829), eine Sammlung von epischen und lyrischen Gedichten, in denen die Nachahmung der Form und des Geistes der russischen Volkspoesie unübertrefflich erreicht ist. Es ist einer der größten Triumphe im Bereiche der literarischen Reproductions- und Stilisirungskunst. Die umfangreiche, mannigfaltige russische Volksdichtung mit allen Eigenschaften ihres specifischen Charakters lebt in diesen Versen eines czechischen Nachempfinders von neuem auf: mit ihrer homerischen Breite der Erzählung, mit dem naiven Hyperbolismus ihres Heldentones, mit den kühnen Tändeleien ihrer Mädchengestalten, mit ihrer Lebensweisheit, ihrem Humor und ihrer wundersüßen Schwermüthigkeit zu der Natur — der ganze grotzartige poetische Apparat eines jungen, halbentwickelten Stammes, der seinen Phantasie- und Gefühlsreichthum in die großartigen Fernen der Steppen, Flüsse und Meere jauchzend hinauszutragen lässt. In der Form ist hier Čelakovský seinen russischen Urbildern in allen ihren charakteristischen Tropen und Figuren und bis zu den feinsten Wendungen der Sprache gefolgt. Ein minder Eingeweihter würde diese Gesänge für treue Uebersetzungen russischer Originale halten: in solchem Grade ist der Geist dieser Sprache dem Russischen nachempfunden! Demnach sind sie keine bloßen Copien. Nur die Märchen und Heldenlieder hat er fertig übernommen, die lyrischen Stoffe, aus denen das Buch zum größeren Theile besteht, gehören dem Dichter selber. Was alle diese Gesänge besonders auszeichnet, das ist ihre Plastik, Anschaulichkeit, leichtsinnige Anmuth, die Frische und Echtheit des Gefühls — keine Spur ist darin von dem klügelnd Reflectirenden und Räsonirenden. Johannes Scherr in seiner „Allgemeinen Geschichte der Literatur" nannte sie bereits „wahrhaft geniale Reproductionen der Volkspoesie".

Dieser Nachhall der russischen Lieder war ein Product der altslavischen Tendenzen, welche die ersten Decennien der neuerwachten czechischen Literatur beherrschten. Man tummelte sich damals in allen Welten und Nebelsphären des panslavistisch romantischen Himmels, ehe man den Fuß auf den realen Boden der czechischen volksthümlichen Heimat setzte. Auch Čelakovský machte diesen Proceß durch. Als er aber schon Jahre später 1839 einen neuen „Nachhall" folgen ließ, war es ein „Nachhall czechischer Lieder" (Ohlas pisní českých). Alles, was zum Lobe der ersten Sammlung gesagt wurde, gilt auch von dieser. Die reproductive Kunst des Dichters hat da ihre unvermindert Kraft behalten, nur sein Original trägt einen ganz anderen Charakter. Die czechischen Volkslieder sind nie so rein angelegt, nie so episch vielredend und schwankhaft wie die russischen, sie gleichen mehr den deutschen, sind knapp und gedrungen, in starken, aufliegenden Contouren gezeichnet, klingen weinerlich, auch ernster als die russischen und haben mehr Dramatisches, lebendig zum Singen geschaffen. Diesen ihren Charakter wusste Čelakovský vortrefflich nachzuahmen. Diese Reproductionen der czechischen Volkspoesie sind zwar minder brillant und phantastisch als der russischen, aber sie hatten dadurch eine weit tiefere Wirkung. Sie machten den literarischen Boden rein von den wundervollen Gestalten der südlichen Nachbarn und des fernen Ostens, wie sie in den damals herrschenden Nachahmungen Geltung und Mode waren, und lehrten die junge czechische Poesie den heimischen, lebenswarmen Tonfall des Volksliedes suchen. In diesem Sinne bedeutet diese Liedersammlung Čelakovskýs, in der besonders das typische czechische Temperament zum vollständigen Ausdruck kommt, einen Umriffen, mit seinen Freuden und Leiden, seiner Ernst- und seinem Furiantenthum aufsteht, für die czechische Dichtung etwas Aehnliches wie Smetanas „Verkaufte Braut" für die czechische Musik.

Diese zwei Werke Čelakovskýs sind die Grundpfeiler seiner Bedeutung. Bei seinen Zeitgenossen freilich war er viel mehr beliebt als Dichter der „Lůze stolistá" („Centifolienrose"), einer Sammlung dreistrophiger Lieder von einem besonderen Rhythmus, den er dem magyarischen Dichter Kisfaludn entlehnt hat. Aber ihre petrarkisch verschnörkelte Erotik, die Trockenheit ihrer Stimmungen, das sich zu breit machende didactische und scholastisch-philosophische Element macht diese Poesie dem heutigen Leser schon wenig genießbar. Čelakovský war nun einmal kein interessanter Dichterindividuer im modernen psychologischen Sinne: er war ein objectiver Dichter, der sich nie in den Geist einer gegebenen Strophe Form versenkte und sie stilisieren und reproduzieren freilich in der besten Bedeutung des Wortes konnte. Weit interessanter als in der „Lůze stolistá" ist er in seinen Epigrammen, voll attischen Salzes und schöner, ruhiger Stimmung, besonders in dem Cyclus „Kvítí" („Blumen").

Das Leben dieses Dichters war voll schwerer Prüfungen und voller Gram. Von Hause aus war er Philosoph, musste sich aber lange Jahre mit journalistischen und andern Brotarbeiten quälen, war dann von den Jahren 1841 bis 1849 Professor der Slawistik auf der Universität Breslau, wurde später nach Prag berufen und starb im Jahre 1852. Man kann ihn in seiner literarischen Bedeutung als einen Epigonen des Classicismus bezeichnen, der, von der jugendlich anfströmenden nationalen Bewegung erfaßt, seine Anlage zu edlen Formenschönheiten und objectiver Plastik auf dem Gebiete der Volksdichtung geltend zu machen wusste. Er ist der nationalste Dichter der Czechen und dabei die würdigste Erscheinung, die der Geist Goethes in Böhmen gezeugt hat.

Prag. **F. V. Krejčí.**

Tedeum.

Gemüthskomödie in fünf Acten von Ernst Rosmer.

(Als „Peter Kron", Komödie in vier Acten, aufgeführt im Hofburgtheater am 18. April 1899.)

Frau Elsa Rosmer-Bernstein ist deutschen Bücherlesern schon seit längerem als Dichterin bekannt, und durch die von Humperdinck vertonten „Königskinder" wurde sie fast populär. Nun ist sie auch vor das Wiener Theaterpublicum getreten. Eines ihrer älteren Stücke durfte, nachdem es seinen rechtschaffenen Titel und einen ganzen Act eingebüßt hat, noch knapp vor Saisonschluss durchs Burgtheater gleiten. Frau Ernst Rosmer ist nach Wien gekommen. Wie mag ihr's hier ergehen? Was bringt sie den Wienern?

Das scheint mir aus unserer der Betrachtung würdig. Zuerst ist sie ja, biographisch betrachtet, selbst eine Wienerin. Und doch lässt sich, nicht bloß literarisch, im Grunde nichts Gegensätzlicheres denken, als ihre Lebenselemente und die unserer Stadt, als ihre Sprache und die unsere Erbdeden. Am Burgtheaterabend lieh das Publicum seinen zweifel daran aufkommen, da es zum großen Theile leidenliche Partei wurde. Die unverständene Eigenart des Stückes war es, sein Stil und sein realer Hintergrund, an dem sich die guten Wiener Blut nieren, die so ängstlich darauf bedacht wär'n, das Wiener Blut in ihren Adern zu erhalten. Sonst hätten sie ihre Zuckmuskelzung mit anderen Augen angesehen. Den Musiker, der erst im neben Mannesalter seine Jugendlebendigkeit erfüllt; das Weltgeschäfte Tedeum mit ganzem Orchester und Chor zu dirigieren, und der bis dahin mit seinen kleinsten kümmerlichen Sorgen von der Familie gehegt und bemuttert wird — sie hätten ihn nicht einer Verwechslung in der Komödie unwert gefunden. Die Frau, die zwischen Familienverwirrungen und wahrhaft erhabener Mutterei in vierer Unterlager „Gemüthskomödie" lebt, war ihnen auch nicht übertrieben erschienen, die beidenanzige Tochter nicht backfischmäßig, der Gymnasiast nicht conventionell. Selbst den guten Amtsrath, der im passenden Momente heilend eingreift, hätten sie der Dichterin verziehen. Aber sie haben zu das Eigentliche gar nicht empfunden: die Innigkeit nicht, mit der diese Welt vom Weißwer durchdrungen ist, und die diese Welt selber nicht. Oder am Ende muss ich sagen: noch nicht empfunden. Denn langsam erobert mir die Welt jedes Dichters sich, man denke an die Schillerzeit und Grillparzer.

Aber vielleicht finde ich dies meine Betrachtung auf einen Augenblick, von dem es den Lesen noch garnicht verständlich ist, ob und wann er beginnt. Die „Welt" des Dichters Rosmer, worin unterschieden sie sich eigentlich so sehr vom Wiener Dichter? Man braucht nicht weit zu gehen, um das zu finden. Man halte sich nur an die Dichterin selber; sie hat sich in einem ihrer schönsten Stücke, das ungiltig ihr Leben ist — in „Tannenweg" — darüber ausgesprochen. Deutsch und Wien spielen verwirrend in dieses Drama hinein. Doch Schnitzler nach einer norddeutschen Stadt, etwa nach Mannheim, verlegt ist. Aus ihren eigenen Erinnerungen hat die Dichterin dieses gedichtet. Die Heldin des Dramas ist ein

Digitized by Google

von der Gefahr des Erblindens betroffenes junges Mädchen, das mit seinem Vater Wien verlassen hat, um bei einem sehr renommierten Augenarzte Rettung zu finden. In Wien, in der „laubigen Praterstraße", in diesem ganzen ungemüthlich gemüthlichen Oesterreich hat sich Flodoe unglücklich gefühlt. Ihretwegen hat ihr Vater seine Dirigentenstelle aufgeben müssen. Nun haben sie sich's in der Fremde recht behaglich gemacht. Die österreichische Köchin haben sie behalten — offenbar das einzige, was auch Ansicht der Verfasserin anerkennenswert ist — und im übrigen einen Kreis von Menschen, von Worten und Lebensformen um sich geschlossen, in den von der wienerischen Heimat auch nicht ein Hauch mehr dringt. Zwar lag es im Bestreben der Verfasserin, Flodoe noch ganz im Charakter der Heimat zu halten: in ihrer capriciösen, nativen und zugleich verdorbenen Anmuth. Aber es sind rein persönliche Züge, die dabei herauskommen. Eigentlich Wienerisches zu zeichnen, gelingt der Verfasserin garnicht; hier so wenig wie in „Tedeum", wo sie den Dialect einer Charge so greulich mißhandelt. Dazu ist sie selber zu wenig Flodoe mehr. Und in „Dämmerung" liegt das dramatische Hauptgewicht auch garnicht auf der größeren oder kleineren Echtheit der wienerischen Nuancen: es liegt auf den Persönlichkeitsunterschieden. Es liegt auf der Gegenfigur Flodoens, auf dem weiblichen Arzte Sabine Graef.

Diese Sabine, gerade die norddeutsche Figur, ist der Verfasserin bezeichnender Weise am besten gelungen. Was ich ihr aber am allerhöchsten anrechne, das ist das, wiederum bezeichnender Weise, glänzend gemalte „deutsche" Interieur darin, das ist das ins Stück fallende Spiegelbild jener Welt, in welcher die Handlung erlebt ist. Ich weiß nicht, ob das jeder bei uns nachempfinden wird. Denn Frau Rosmer ist — ich wills nun endlich heraussagen — die Dichterin der mittleren deutschen Bürgerlichkeit und gerade darum so unwienerisch. Täuschen wir uns nicht. Wienerisch und süddeutsch, damit drückt man heute wirklich zwei ganz verschiedene Welten aus. Nur wer nie über Oesterreich hinausgekommen ist, wird das verkennen. In Wien gibt es Rassen und Nationalitäten, wirthschaftliche Gegensätze und Abgründe der Romantik. In deutschen Städten gibt es ein Bürgerthum, das in dichter Gleichmäßigkeit einen Gesellschaftskreis abtheilt. Dieses Bürgerthum hat seine Poesie — trotzdem sie von der Pirch-Pfeiffer compromittiert wurde — und in dieser Poesie spielt die Kunst der Frau Rosmer. Da ist sie zuhause, da streckt und dehnt sie sich wie ein junger Schößling, der die Krone erscheint, da trägt sie ihre Blüthen. Wer will ihr daraus einen Vorwurf machen? Der Dichter wurzelt, wohin ihn das Schicksal getragen hat, und wo immer er Poesie findet, hat er auch das Recht darauf. Bei Frau Rosmer freilich kommt noch ein eigenartiger Umstand hinzu, und der ist doppelt zu bedenken, denn er wurde von der modernen Kritik, vor allem aber in Wien, gegen sie angeführt. Diese Deutschthumsdichterin ist nämlich von Abkunft eine Jüdin. Wurzelt sie darin auch wirklich derart, wie sie sich eingesitzet hat? Höre ich von allen Seiten fragen. Ja, sie wurzelt trotzdem. Die Rassentheorie, eine so schöne Theorie sie ist, muß man auch richtig einschränken können. Rassen vererben sich nicht nur, Rassen werden auch. Es gibt ein deutsches Bürgerthum, das sich mit dem Judenthum verträgt, ja vielleicht sogar seine Einsäfte aufgenommen hat. Es gibt ein jüdisches Familienleben, das sich mit dem deutschen berührt. Freilich, in Wien nicht — da sind die Interessen starrer als die Traditionen. Aber in eigentlichen Deutschlande: in jenem Berlin, aus dem Georg Hirschfeld seine Stücke holt, und in der Provinz, dem poetischen Hausbuch der Frau Rosmer. Wer diese Welt kennt, kennt auch den Hintergrund von „Tedeum". Und wer Wien kennt, darf sich nicht wundern, dass dieser Hintergrund hier blinde Augen fand. Die Menschen und diese Schicksale, diese Sprache und diese Conflicte finden hier keine Verwandtschaft.

Das zu sagen, schien mir wichtiger als eine Aesthetik des Stückes. Die sprachliche Kunstform der Frau Rosmer ist ein andermal besprochen. Sie war auch in „Tedeum" nicht zum Schweigen in Wien; ihre „Dämmerung" zumindest erwarten wir bald. Dann wird noch Gelegenheit sein, von ihrem scheuen, von tastendere allerdings nicht ganz freien Naturalismus zu reden: von jenem deutschen Naturalismus, der das geklüftete Große verschleiert und das Kleinste und Unscheinbarste liebevoll durchleuchtet, der das getummelt Leben herabzieht und das Brutale verschleiert. Darüber ist jetzt nicht weniger zu reden, als über ganze Kunstmittel in der Ausübung des Burgtheaters nicht zur Oeffnung kam. Die Zusammenarbeit war eben dem theatermäßig farblos und die Einzelcharakterung kein unglaubhaftes Herr Hartmann rang sich den Peter Krein mit großer Intelligenz ab, doch das Beste dieser Figur, ihren unpathetischen, naiven Charakter, konnte er nicht geben. Fräulein Medelsky spielte mit ihm reizender Wärme, aber doch nicht ganz, die eigentliche Figur. Die Mina der Frau Schmittlein war freilich war eine ihrer feinen Kunststücke, aber in dieser Umgebung nahm sich diese Realität doch etwas zu knallpreisig aus. Gut war Fräulein Barbarik als Gymnasiast und ausgezeichnet der Oberlandrath des Abends: Herr Rompler als Amtsrichter Alfred Wolf.

Die Woche.

Politische Notizen.

Bei uns ist die Politik jetzt schon, was man in der Nationalökonomie so nennt, das reine Saisongeschäft. Mit den Winterfesten hängen die Minister auch ihre großen Staatsaktionen an den Nagel. Graf Goluchowski läßt seine chinesische Expedition, Graf Thun läßt sein Sprachengesetz bis zum Herbst im Kasten dunsten. Ich möchte den beiden Herren empfehlen, dass sie ebenso wie ihre anderen Winterlachen auch ihre politischen Ideen über den Sommer dem Zuchert zur Aufbewahrung übergeben. Somit kommen sie die Motten hineinkommen, im nächsten Herbst hätten sie gewiß nichts anzuziehen — was bei der fliesmütterlichen geistigen Ausrüstung, die sie von der Natur mitbekommen haben, nicht eben ein erfreulicher Anblick wäre.

Die „Neue Freie Presse" hat nun endlich auch einen corrupten galizischen Bezirkshauptmann entdeckt. Das ist der vom Stanislauer Gericht des Mißbrauchs der Amtsgewalt bezüchtigte Bezirkshauptmann von Radvorna. Ihm widmet sie einen vollen Leitartikel mit all dem Interesse, das man einer neuen Erscheinung entgegenbringt. „Dieser würdige Bezirkshauptmann" — schreibt sie mit Anspielung auf die neuesten galizischen Finanzskandale — „macht Manches in Galizien begreiflich, was sonst unbegreiflich erscheinen würde." Sehr gut! Aber was macht diesen Bezirkshauptmann begreiflich? Hier steckt schon die Analyse der „Neuen Freien Presse". Aber wir können ihr mit unserer Wissenschaft aushelfen. Es hat eine Zeit gegeben, wo Bezirkshauptleute dieser Art auch in Galizien nicht existiert haben und unmöglich waren. Das war die Zeit, ehe der Graf Casimir Badeni als Bezirkshauptmann von Sanok seine politische Carrière eröffnete. Es war der Zeit vor der den Mißbrauch der Amtsgewalt zum Regierungssystem in Galizien erhoben hat — nicht gestern, nicht voriges Jahr, sondern vor 23 Jahren. Damals gab es — wie die Rede des Grafen Mieroszowski im Abgeordnetenhause vom 17. November 1876 beweist — selbst in der galizischen Schlachta noch ehrenhafte Männer, welche sich gegen diesen von Badeni ererbten Typus der „Bezirks-Eisenbis" — wie Graf Mieroszowski den damals noch jungen Grafen Casimir nannte — mit dem ganzen Aufgebot ehrlicher Entrüstung zur Wehre setzten. Natürlich ist das Falles von Radvorna nicht eingetroffen, „Neue Freie Presse" den Fehler der galizischen Autonomie heraus, die der Controle einer „großen über westösterreichischen Oeffentlichkeit entgehen sei. Diesen Fehler hat Graf Mieroszowski schon vor 23 Jahren entdeckt, und gerade deswegen hat er die Mißbräuche der Amtsgewalt, die sich der Graf Casimir als Bezirkshauptmann von Sanok zu Schulden kommen ließ, im österreichischen parlamente zur Sprache gebracht. Was that aber damals die „große westösterreichische Oeffentlichkeit"? Sie war damals — weit, weit mehr als heute — durch die „Neue Freie Presse" vorräsentiert. Die „Neue Freie Presse" aber schrieb keinen Leitartikel über den Bezirkshauptmann von Mieroszow, sondern stieß den Grafen Mieroszowski in Stich, weil sie schon damals zur aufstrebenden Badeni Clique hielt. Die schonende Behandlung, welcher sich diese Clique durch zwei Jahrzehnte von Seite der „großen westösterreichischen Oeffentlichkeit" erfreute, hat der corrupten Schlachtizencliique so sehr zum Siege und zur Herrschaft über einfache „Bezirks-Eisenbis" von Mieroszow zu österreichischen Ministerpräsidentschaft verholfen. Als Graf Badeni die Regierung in Wien führte, hatte er schon längst in Galizien Schule gemacht, und das ganze Land achzte unter den Tugenden von Bezirkshauptleuten, die seinem so erfolgreichen Vorbild nachstrebten. Casimir — so war am 16. October 1896, also noch vor Erlassung der Sprachenverordnungen, noch lange vor der Lex Falkenhahn — erschien in der „Zeit" ein Artikel „Vom Beruf's Eisenbi zum Großherrn", in welchem die Biographie des Grafen Badeni von Mieroszow bis Wien nachgezeichnet erschien und abermals auf die „große Oeffentlichkeit" appelliert wurde, damit sie wenigstens Weltzuschreck vor der Verjeudung durch das Badenische System schütze. Und was that damals die durch die „N. Fr. Pr." repräsentierte westösterreichische Oeffentlichkeit? Sie wusste sich kaum zu fassen in der Bewunderung des galizischen Verwaltungssystems und schrieb seine verbrecherischen Methoden systematisch todt, da sie auch damals zur begreifen Badeni Clique hielt. Wann auch heute die „N. Fr. Pr." ebenso ausschließlich wie vor zwanzig Jahren die „große Oeffentlichkeit" bedeuten wurde, so wäre es dem Grafen Badeni vielleicht auch vollständig gelungen, sein Werk zu vollenden und sein corruptes Beamtenthum einheimisch, so wie er es in Galizien heimisch gemacht, auch West österreich zu übertragen. Die „Controle" der „N. Fr. Pr." hatte ihn daran nicht mehr verhindert. Zeigar heute noch, wo die wenigstens über den sachlichen kleinen Bezirksbeamtenjammer von Radvorna hinausreicht, aller Lage ist, Badeni zu verhindern, dass er seine galizischen Methoden auch in Westösterreich einbürgere, ist lediglich der Umstand, dass die Tschechen gegen ihn sind. Es kommt doch noch Einer dazu, der „Zeit" die Ehre zu geben. Jede Woche, die uns noch von Badeni trennt, die Gefahr immer, dass Badeni sich in Westösterreich einnistet. Aber Eines ist sicher: er hat sich gründlich verrechnet

freien Presse" lesen, den sie ihren Lesern schon seit zwanzig Jahren schuldig ist. Dann erst werden die Leser der „Neuen Freien Presse" wirklich „manches in Galizien begreiflich zu finden beginnen, was sonst unbegreiflich wäre", manches in Galizien und auch manches — in Wien.

Dem Beispiel des Dr. Kaizl folgend, haben sich nun in dieser schönen Frühjahrszeit auch Justizminister Dr. v. Auber und Eisenbahnminister Dr. v. Wittek auf eine „Inspectionsreise" nach Dalmatien begeben. Ob es nöthig war, dem Richter in in Dalmatien gleich Herr Dr. v. Auber inspicieren konnte, muss ich mich gleich zu sagen. An Eisenbahnen aber zählt man in diesem schönen Land, nach Meyers Conversationslexikon, bloß 126 Kilometer. Es beweist nur wieder den rühmlichst bekannten Arbeitseifer unseres unermüdlichen Eisenbahnministers, wenn er eine so weite Land- und Seereise nicht scheut, um diese lumpigen 126 Kilometer zu inspicieren.

*

In Ermangelung anderer Thaten lässt der Finanzminister Dr. Kaizl in den Zeitungen verkünden, dass es ihm auf der steirischen Hofjagd gelungen ist, einen Rucksehen zu erlegen. Dr. Kaizl ist ein zu hochfeiner Politiker, dass man auch hinter dieser Meldung eine politische Absicht vermuthen muss. Sollte etwa Herr Dr. Kaizl beabsichtigen, sich durch diese, bei einem bürgerlichen und studierten Manne allerdings überraschenden Jagderfolge zum Ackerbauminister für ein künftiges Cabinet zu qualificieren? Seine Leistungen, oder besser Nichtleistungen in seiner dergeitigen finanzministeriellen Stellung haben ihn in anderer Art allerdings auch schon dazu qualificiert.

Volkswirthschaftliches.

Die österreichische Nordwestbahn hat im Jahre 1898 ein überraschend hohes Erträgnis erzielt. Da erheben nun alle die Preßsyrenen, welche zur Zeit der Verstaatlichungs Campagne die ehrenvolle Rolle eines Regierungsofficiösus mit der einträglichen eines Nordwestbahnofficiösus verbanden, ein lautes Halloh, dass jene Demagogen, welche die Nordwestbahnvorlage im Jahre 1896 zu Falle brachten, die Interessen des Staates empfindlich geschädigt hätten. Nebenbei bemerkt, einen der Hauptführer der damaligen Opposition verschonen die Herren mit ihren Verunglimpfungen, denn ihr ipsissimus saß an seiner Krippe und dursten ihn nicht angreifen. Dr. Kaizl ist in solchen Dingen Meister geworden. Allerdings gemach. Wie heute hat der Staat noch keine Ursache, die Abstimmung der damaligen Vorlage zu bedauern. Denn trotz des glänzenden Erträgnisses des letzten Jahres ist der Durchschnittsertrag der Jahre 1896 bis 1898 noch immer um über fl. 1,300.000 per Jahr hinter der Zahlungen, welche der Staat nach jenem Uebereinkommen alljährlich hatte leisten müssen. Der Staat erspart also immer noch etwa 400.000 Gulden durch die Nichtannahme jenes Uebereinkommens, wobei zu bemerken ist, dass der Staat berechtigt war, die Bahn auf Grund der Vergangenheit und nicht auf Grund unbekannter zukünftiger Ereignisse einzulösen. Dieser Vertrag entspricht jedoch nur der Theorie; zwischen den thatsächlich erzielten Einnahmen der letzten drei Jahre und den damals ereinbarten Leistungen des Staates. Es ist dabei nicht berücksichtigt, dass die Regierung bis heute von einer Lösung, die Nordwestbahn auf Lösung der zweiten Geleises zu verhalten, keinen Gebrauch gemacht hat, dass voraussichtlich schon im nächsten Jahre dieselbe Verpflichtung bezüglich der Elbethalbahn eintreten wird, und schließlich ist nicht berücksichtigt, dass die Steuereinheit der Elbethalbahn bei correcter Anlegung der gesetzlichen Bestimmungen an 25 Jahre 1900, statt wie eben am 1. October 1899 erfolgt, dass alle die Erträgnisse der Nordwestbahn in den nächsten Jahren um durchschnittlich ein und einhalb Millionen niedriger sein werden, als im Vorjahre, sobald die Regierungen von den ihr zunächsten Rechten Gebrauch machen wird. Freilich macht die Regierung bisher keine Miene, die beiden Bahnen zur Lösung einer zweiten Geleises zu verhalten, obwohl die Regierung dadurch den Schaden, den sie durch das Verjäumnis der rechtzeitigen convertirung gemachten Einlösung angerichtet, theilweise gut machen könnte.

*

Wenn von der Aufopferung dieser Rechte die Rede ist, kann entweder große Entrüstung in der activen Regierung, und Vorsprenger, und Verfechter entwickeln ein verfeinertes Rechtsgefühl, welches sie in anderen Zusammen nicht bethätigen. Die Aufopferung eines klaren Rechtes wird dann als Mißbrauch der Staatsgewalt und Vergewaltigung der Eisenbahnen bezeichnet. Als ob es jemals einer Gesetzlosigkeit angefallen wäre, ein Tarifrecht einer Bahn dem Staate gegenüber aufzugeben. Hat etwa die Staat Nordwestbahn, die einzige Bahn in Oesterreich, die welche sich der Staat das ein- lösungsrecht noch vorbehalten hat, es dem Staate gegeben, und hat die Böhmische Nordbahn nicht eine Bahn, welche in den Vertrag mit dem Staate bleiben, dann bezeigt, das sie auf jeglichen Recht des Staates Anspruch zu machen? Ebenso wenig heute sich die Staats-Bahn gebahnt, wenn ein solches Verzicht auf 500 per Meile einzunehmen, wenn das Parlament den bezüglichen Vertrag mit dem schwedischen Minister Grafen Brandstand ratificiert hätte, und die Nordwestbahn hat gebracht, dass sie hinter mit der nördlichen Bahnverbindung Nordwestbahn und Staatsbahn nicht verbinden will dann Will unangesehen abschloss. Den das Parlament nicht ratificieren könnte, es einsehe, dass die Bahn nicht mehr aufgefunden ist. Es ist ein Kampf zwischen dem Staate und den Privatgesellschaft, im welchem die Gesellschaft die beste Position hat. Der Staat Staat, Staat ist unbedingt auf Bahnhaus beschränkt, denn der Staat ist nicht ein Handelsmann, und muss die Bahn nach den Bedürfnissen des Publicums, nicht nach den Bedürfnissen der Bahn einrichten. Aber wenn man das Alles weiß, so muss man sich wundern, dass der Staat dasselbe Verhältnis entdeckt, wie der Staat Staat, Staat ist unbedingt auf Bahnhaus beschränkt, denn der Staat ist nicht ein Handelsmann, und muss die Bahn nach den Bedürfnissen des Publicums, nicht nach den Bedürfnissen der Bahn einrichten. Aber wenn man das Alles weiß, so muss man sich wundern, dass der Staat dasselbe Verhältnis entdeckt, wie der Staat

lieber die Betriebssicherheit der Bahn ernstlich gefahrt hat, und die Bahn in einer Weise verwahrlosen ließ, dass sie jetzt noch durch Jahre daran laborieren muss, ehe er dem Staate bei der Einlösung gegeben hätte, was des Staates ist, nämlich die Bahn in einem vollkommen betriebssicher ausgerüsteten Zustande. Und wie die Südbahn, gehen alle Bahnen in der kritischen Periode vor dem Einlösungstermine vor, und genau so ist es auch bei der Nordwestbahn der Fall. Was nicht „unverweidlich", „unerläßlich" war, in deutlich der Geschäftsbericht der Nordwestbahn selbst sagt, wurde nicht gebaut. Und das sollte die Regierung sagen, von einem anzuwendenden Rechte Gebrauch zu machen, welches ihr ein zweigeleisiges, statt eines eingeleisigen Bahnnetzes bei der Einlösung überliefert! Die Legung des zweiten Geleises ist ein eminentes Betriebsinteresse. Die Betriebsdichtigkeit auf dem Nordwestbahnnetze ist nicht geringer, als auf der zweigeleisigen Elsaßerb Westbahn oder auf der Südbahnstrecke Kufstein— Ala und fast sämmtlichen anderen zweigeleisigen Bahnen der Monarchie. Sowohl das Betriebsinteresse, als auch das finanzielle Interesse des Staates verlangen die Legung des zweiten Geleises, und es ist unbegreiflich, dass sich auch die frommen Verfechter des Staatsinteresses, Dr. Kaizl und Wittek, jetzt der Nordwestbahn gegenüber so zahm gewonden sind. Freilich haben diese Herren in politischer Beziehung noch ganz andere Wandlungen in den letzten Jahren zu verantworten.

*

Die Südbahn zahlt 1 Franc Dividende und 11½ Francs Steuer. So zusammerte gleichfalls am letzten Sonntag die „Neue Freie Presse" und alle Blätter ihr nach. Und es ist richtig. Die vier Millionen Steuern, welche die Südbahn zahlt, sind enorm, und unsere ganze Steuergesetzgebung, welche heute einer geringen Zahl von Steuerzahlern eine Belastungsprocent sucht, was bei vernünftiger Wirtschaft und Steuerpolitik eine größere Anzahl von Betheuerten mit Leichtigkeit zahlen konnte, ist verkehrt, wie unsere ganze Wirthschaftspolitik. Aber das Mißverhältnis zwischen Steuer und Dividenden fällt nicht allein den Steuerzeige zur Last. Der Ueberschuss der Südbahn beträgt nicht nur einen Franc, sondern rieca fünf Francs, aber er ist mit dem noch immer nicht abgezahlten Kaufschillingsrest belastet und mit der Rothwendigkeit, Reserven für die Sicherheit des Prioritätsrendenten anzulegen. Also 5 Francs gegen 11½ Francs. Das ist noch immer ein enteiziches Mißverhältnis und erinnert fast an die Rothwendigkeit einer Reform unserer Steuergesetze verschlossen, wobei freilich die Frage bestehen bleibt, wie die Bedürfnisse des Staates bei ausgiebiger Steuerermäßigung gedeckt werden sollen, wenn nicht eine gründliche Aenderung unserer Wirtschaftspolitik die Zahl unser steuerbaren Unternehmungen vermehrtigt. Aber um auf die Südbahn zurückzukommen. Warum verdient denn die Südbahn nicht mehr als fünf Francs? Ihre Kilometereinnahme geht über das Mittelmaß österreichischer Bahnen weit hinaus. Der Betriebsaufwand ist niedriger als der Durchschnitt österreichischer Bahnen. Die Südbahn hat den Vorzug, die günstigsten Linien vom Centrale zu einem Preise erworben, der kaum 40 Procent der Bankofen einbringt, und doch mehr als betrachtlicher Theil unberechtigt ist. Diese Bahn wäre je nach prosperierenden Entwicklung prädestiniert gewesen, die Laun eine andere. Aber sie ist ausgewuchert worden von dem Weltmonopole Nordbahn in einer Weise, dass sie sich vielleicht nie von dieser Ausbeutung ihrer Concession wird daraus erholen wird. Darum kann die Südbahn nur fünf Francs verdienen und nie einen Francs zahlen. Warum kann die Nordwestbahn das zweite Geleise nicht ohne Verabredeung der Dividende unter das garantierte Minimum legen und warum hat, trotz ihrer günstigen Entwicklung, der Staat die Nordwestbahn nicht zurückkaufen gehen müssen? Immer dieselbe Antwort: Weil Bankiervereine und Geschäfter Millionen verdienen wollten. Nebenbei in Oesterreich ist den Bahnen und dem Staat das Blut ausgesaugt worden. Und wenn die Südbahn heute keine Dividende zahlen kann, so ist nicht der Steuer, sondern der Raubwirtschaft schuld. Wäre diese nicht gewesen, so würden sie die vier Millionen Steuern nicht drücken.

*

Kunst und Leben.

Die Premieren der Woche. Paris. Nouveau Théâtre. „Pauvre soldat" von Bruyère; Gaîté. „Aigues-Vives Ligues". Revue von Debrime. Berlin. Königl. Opernhaus. „Mudarra" von le Beene; Berliner Theater. „Main" von Prasnik. Theater des Westens. „Der Wildschütz".

*

In der „Liebelei" spielt Herr Sommer den alten Beurteilung mit einer überzeugenden Schlichtheit, die der Figur mehr L'ben gibt, als man die bisher angetroffen hat. Man ist bisher verwöhnte Mimikus Müller redlich sich um lustiger Darstellungsgabe mehr, sondern ein Mensch. Als Max Schlaf, Fabrik- und Kunstrat Herr ein. Eine junge Dame, die sehr hoch ist, wenn sie sich an der Komödie handelt verlangt, und ebenso gezierte wie einstudierte, wenn sie ihr Studium beendet hat. Es ist so, wenn sie lacht, sie natürlich, wenn sie spricht, weiß Beherrschung, sie sich im gesellschaftlichen, auch in der Straße nicht. Sie legt „Wert" auf das, was man in Essen „Wert" legt, und „Sie" auf das, was man „Sie" legt. Das sind freilich Feinheiten der piemontesischen und österreichischen Mundart, für die das Burgtheater nicht von Ort liegt kann.

A. G.

*

Der vorübergehend erkrankte Tenorist Schadeck als Marie in Donizetti's „Regimentstochter". Nach dem ungeheuren Ruf, der ihr vorangieng, war sie in Wien eine Enttäuschung, obgleich ich deshalb nicht sagen möchte, sie sei eine schlechte Künstlerin, im Gegentheil, sie besitzt eine ganz hübsche Stimme, die hohen Töne geläufig und sicher, die tiefen Töne gut, aber nicht stark genug, um sich gegen das Orchester durchzusetzen. Sie spielt ihre Rolle ganz gut, aber nicht so, dass sie Jemanden hinreißen könnte. Ihr Spiel ist ziemlich gleichgiltig, ihr Gesang nicht besonders. Sie singt ihre Arien

Orchester (unter Richter) passierte im Vorspiele zum zweiten Akt ein kleines Malheur, das Richters Stimme rasch wieder gut machte. Ich gratuliere ihm zu dieser Sangesleistung, aber etwas mehr Aufmerksamkeit des Orchesters wäre bei so leichten Aufgaben doch sehr erwünscht.

R. W.

*

Im Deutschen Volkstheater wurde „Die Königin", ein Märchenspiel von Theodor Wolff, abgelehnt. An das Stück selber brauche noch einmal anzuknüpfen, bestände kaum ein Bedürfnis; spurlos geht es am Beschauer vorbei. Aber der Verfasser ist durch eigenartige Pariser Feuilletons interessant geworden. Man will seine Arbeit also doch noch einmal kurz besehen, ehe man sie verwirft. Moderne französische Einflüsse in diesem Märchenspiel zu suchen, liegt nahe. Sie herauszufinden, ist sehr schwer; denn Früchte getragen haben sie in der Dichtkunst des Herrn Wolff nicht. Leer und dürftig und dufstos ist seine Erfindung und seine Sprache. Frühling wird mehrmals gelagt, Liebe philosophisch gedeutet, Lieder werden gesungen. Aber die Wirkung ist nur, dass man sich um so nüchterner in sich selber zurückzieht; denn diese ganze Poesie ist fatsch, fatsch, so fatsch wie eine Stegagesellschaft, der keine Vornehmheit entspricht. Mit verwaschener, vorgest- und heimatloser, gekünstelter Empfindung ist noch nie ein wahrhaft Werk zustande gekommen. Mit einem Nächtigen feuchtlebhaften Quellenfindinn, ohne Vertiefung und Persönlichkeit der Auffassung macht man keine historischen Spiele. Der Stoff, dem sich Herr Wolff ungefähr genähert hat, ist das Leben Marie Antoinettens. Im äußeren Rahmen, im byzantinisch anmutenden Costüm erinnert seine Arbeit etwa an den letzten staiserroman des Holländers Copernus, an „Weltvrieden". Leider nimmt sie gerade dessen größten Fehler verstärkt herüber: die historische Verschwommenheit. Wolff lässt die größten Hof- und Staatsscenen sich abspielen und hat kein Wort, keine Nuance dafür, wo und wie das Einzelne geschah. Copernus fingiert noch wenigstens einen, wenn auch schattenhaften, Hintergrund und hat überdies in der Romanform die Möglichkeit der tiefsten Zeichnung. Herr Wolff verwischt den Hintergrund, verwischt das Detail, und mit seiner ziemlich lahmen psychologischen Tratecut glaubt er den Weg des Gegenständlichen entdecken zu können. Aber es ist ein doppelt unglücklicher Einfall, einen Volksaufstand in märchenschimmender Nebelnmmtheit auf die Bühne bringen zu wollen, da eben die Bestimmtheit, das Detail in diesem Fall vorsich das einzig Interessante ist. Es heißt, dass die Censur den „Königin" den historischen Charakter nahm. Doch es steht ihr der Charakter überhaupt. Die Censur kann nicht so viel genommen haben, dass nicht zumindest ein Detail, eine feinende Nuance übrig geblieben wäre. Und noch mehr: es fehlen dem Stücke sogar die Zusammenhänge und die äußere Wahrscheinlichkeit. Diese Königin, die ausschweifend und sentimental zugleich und schnöde gegen das Volk ist, wie kein römischer Thrann es war; dieser Günstling, der klug genug ist, die Rechte des Volkes anzuerkennen, und doch auch galant genug, für die Ehre der Königin zu sterben und sie im Augenblick vor seiner Hinrichtung noch zu fragen, wie sie geschlafen habe; diese Revolution, die sich im märchenhaft unbewachten königlichen Park an ihre Majestät selber heranwalzt und sich mit einem Schlage wieder in die Stille der Coulissen zurückzieht, um erst am Schlusse des letzten Aktes durch einen Steinwurf sich wiederum in Erinnerung zurückzurufen; und dieser König endlich, der gar nicht vorkommt und seinem Menschen abgeht — er ist auf der Jagd, heißt es einmal — — das ergibt alles in allem eine Summe von Unwahrscheinlichkeit, die zum Schlusse in sich selber zusammenfällt. Herr Wolff ist vielleicht auch das Opfer einer falschen Aesthetik geworden. Das „Märchen" erlaubt, wie wir wissen, tausend unmögliche Voraussetzungen. Aber es lässt ebenwenig wie irgend eine andere Dichtungsgattung Willkür braucht und das gar nicht zu sagen) auch nur eine einzige unwahre Lösierung zu... Die Tatsachlung konnte nicht mehr bieten, als sie selber gegeben wurde. Ausgezeichnet gelang der Frau Odilon und auch Herrn Kramer eine Liebesscene im ersten Akt. Herr Walther spielte einen jungen Lupus aus dem Leste Ungarländisch war die Regie. Sie hatte es am Beschlussten fehlen, an der Zierlichkeit und Eleganz des Hofes; und sie hatte in der Rolle des Tragödienschreibers und Volksobgeständen — der einzigen verteilerten Figur im Stück einen weltschmerzlich trachtenden Phantasten auf die Bühne.

A. 66.

*

Herr Thaller hat uns nun aus seiner Reihen Geschiere auch den Titus Feuerfuchs im „Talisman" vorgestellt. Bieder sachte und trente man sich mit aber des Künstlers intimste Kunstist, aber was dem als Bewährt meisterhaft gelingt, gelingt Thallern, in der Gestalt des Grafen des Dachsers einzusehnen, ist hier nicht so machbar. Thallers Kunst ist voller Liebenswürdigkeit, breiter, lebendiger Behaglichkeit, die aber dem Bindbeutel Titus abgeht. Trotzdem Reiz des Talents ist zahlend herzlich, ein warmes Komikgemüth spielt in seiner Maske. Es hat einem wirklich wohl, in einem Stück zu sehen, nicht immer in die verzerrten Possenlauchen. Klara Anatour und Herr Godai boten dem Titel der Rollen Mönnchen; erstere trieb gut den Ton der „gebildeten" besahnten Aktwienerin, Herr Godai hat im hübschen Costüm beinahe etwas von Congressbelgang.

A. H.

*

Zu Gunsten des zu errichtenden Bruckner-Denkmals veranstaltete der Wiener Wagner-Verein ein Concert, in dem der 150. Psalm und die leichte Symphonie zur Aufführung gelangte. Beide fanden beim Publicum geradezu enthusiastische Aufnahme, die wohl nicht nur den Werken selbst, sondern insbesondere der prächtigen Aufführung zu verdanken war. Die Chöre (Mitglieder des Vereines und der Sängerbund) waren von seltener Frische und Klangfchönheit und das Orchester spielte mit voller Hingebung und conzeniater Empfindung. Ferdinand Löwe, der das Concert leitete, erwies sich als einer der berufensten Bruckner-Interpreten.

*

Einen ganz eigenartigen und, wie ich gleich sagen will, großartigen Kunstgenuss bot das Concert des Wiener Sängerknaben-Chors. Achtzehn Herren und zweiundzwanzig Knaben sangen ältere liturgische Gesänge und neuere kirchliche Compositionen mit so vollendeter Präcision, so großem Wohllaut, tadelloser Intonation und bis ins kleinste Detail ausgearbeiteter Nuancierung, dass die Aufführung ebenwiesen als ideale Verkörperung des kirchlichen Chorgesangs bezeichnet werden kann. Allgemein fielen die schönen, außergewöhnlich tiefen Bassstimmen und die zarte Behandlung der Knabenstimmen auf, die auch im zartesten Pianissimo den reinen metallischen Klang bewrrieben, ohne ein einzigesmal von dieser lyrischen Naturgabe einen auf bloßen Stimmeffect ausgehenden Gebrauch zu machen. Meisterhaft war auch die Leitung des Dirigenten Ortolf, der mit einfachen und doch so vielsagenden Bewegungen zu erkennen gab, dass er seine Aufgabe in der künstlerischen Intensität des Chors und nicht in einer persönlichen Production erblickte. Und doch wurde dadurch, dass ein so vollkommenes Ensemble nur seiner verständigen Führung zu gebieten hatte. Auch die Compositionen spielt hatten den Charakter einer echt kirchlichen, geradezu asketischen Harmonik, die auf Einfalung aller musikmittel verzichtend, den liturgischen Texten die Merkmale eines teilnahmslosen Gebetes aufdrückte, wie es innigter und eindrucksvoller kaum gedacht werden kann. Dadurch gewann das Concert allerdings den Anschein einer gewissen Einseitigkeit, deren Folge wahrscheinlich die wäre, dass der Chor lebendigen, wechtlichen Aufgaben nicht in dem Maße gewachsen gewesen wäre. Aber innerhalb seiner Sphäre, deren musikstilistische Bedeutung ermindet als berechtigt ist, waren die Leistungen geradezu unübertrefflich. Das war echte religiöse Kunst, wie ich sie mir vorstelle, und wie ich sie bei unserer Kirchenmusik so vollständig vermisse. Diese ist entweder schlecht oder theatralisch, oder beides zugleich. Die russische Musik war keines von beiden, und das Concert erwies auch äußerlich eine Wärme und künstlerische Weihe bei, wie sie nur von einem Chor ausgehen kann, der voll und ganz in seiner kirchlichen Aufgabe aufgeht. Ich wünschte, dass diese Musik und der Geist, der sie beherrscht, unseren in diesem Fache competenten Herren ein vorbildendes Beispiel geworden wäre.

R. W.

Bücher.

Ein kleines Sündenregister Abdul Hamids II. Von Mu fafa Réfik. Dem jungtürkischen Comité in Genf zugeeignet. Genf. Buchdruckerei Arnold Matvallon. 1899. 176 S.

Diese kleine Schrift, von einem deutschsprechenden Jungtürken verfasst, zählt, wie ihr Titel besagt, dem regierenden Sultan seine Sunden auf, nicht alle, aber doch genügend viele und genugend große, um den Leser geradezu mit Abscheu vor diesem Scheusal zu erfüllen. Das Schlechteste, wochnigste Kapitel ist das letzte, es behandelt den türkischen Reformator Midhat Pascha und das traurige Schicksal seines Werkes. Manche der Capitel leiden sich wie Abschnitte aus einem Lehrbuch der Geschichtswissenschaft sind darnach. z. B. „Midhat Hamed ein geschichtlicher Abschnitt aus Layai Lutchem". Eine solche allzu „gelehrte" Darstellungsweise erweist bei einem doch sicher nicht für die weiten, sondern nur dem Urtheil weniger vorbehaltenen Gegenstand eher den gegentheiligen als den beabsichtigten Effect. Es wäre zu wünschen, dass das jungtürkische Comité in Genf dieser ersten Leistungsprobe eine zweite, stilformalistische Darstellung der türkischen Zustände folgen laise.

***

Sigmund Kaff: Der Handlungsgehilfe und sein Recht. Wiener Volksbuchhandlung Zsinai, Brand. Preis 2o kr.

Das Büchlein behandelt in knapper Form die verschiedenen aus dem Dienstverhältnis zwischen Chef und Angestellten sich ergebenden Rechtsfragen in klar und übersichtlich, wie es die praktische und theoretische Seite dieser Verhältnisse erfordert, und gründlich. Die im Range kommenden Gesetzesstellen sind meist im Wortlaut citiert und durch Anführung oberstgerichtlicher Entscheidungen in ihrer praktischen Anwendung erläutert und erklärt. Das Büchlein wird den Handlungsgehilfen als Leitfaden für ihre Erkenntnis und Verwirklichung ihres Rechtes wohlzustatten kommen. Nur einmal wurden Anführungen wenig es wünschenswert, dass die citierten Gesetzesstellen durch Anführung der Paragraphen leichter auffindbar wären. Auch wäre ein solches Verzeichnis erwünscht worden, wenn nur in der Einleitung Quelle des Werkes angegeben wäre.

H. Z.

*

W. Freudenberger: Das Verbrechen des Meineides und sein Gegenstand. Leipzig. Duncker & Humblot. 1898.

Behandelt es nicht an sich ungemein interessante Thema in der vorliegenden Arbeit „erschöpfend"? Sicher ist es doch der Verfasser. Denn er behandelt nur einen Abschnitt, einen sehr langen zwar, aber doch nur einen Abschnitt aus dem Gebiete, und zwar nicht einmal aus dem Centrum desselben, sondern nur aus einem Teilungsabschnitt. Es zählt zu jener Gattung wissenschaftlicher Arbeiten, die in Ermangelung eines wissenschaftlichen Berufes in sich den Beruf des Gelehrten fühlen, und die, wenn sie nicht gerade Schaden stiften, doch auch nicht Nutzen bringen.

Digitized by Google

nicht aus der Pistole geschossen ist, sagt einem der gesunde Menschenverstand — dies ist immer noch eine offene Frage, um dich der gesunden Menschenverstand — dies ist immer noch eine offene Frage, um die sich Niemand mehr kümmert, weil sie eine ungelöste Räthsel. Unter diesen Umständen ist jeder Beitrag zur Beantwortung dieser Frage, oder zur Lösung dieses Räthsels willkommen zu heißen. Ein solcher Beitrag liegt auch in der obgenannten Schrift vor. Der Verfasser zeigt auf Grund anerkennenswerther Belesenheit, dass die jenigen Kräfte, welche bei Entstehung des Christenthums thätigen Antheil nahmen, sämmtlich der Sphäre des Christenthums bereits im Schoße der jüdisch hellenistischen Welt eine lebhafte Wirksamkeit entfalteten, die sich dann nach der Entstehung des Christenthums unverhalt desselben fortsetzte. Die Wandlung dieser Kräfte besorgten die Symbolisirung und die Philosophie, worüber Referent im Aprilhefte der Jewish Quarterly Review vom Jahre 1892 eine Abhandlung unter dem Titel: „Spirit and letter in Judaism and Christianity“ veröffentlicht hat. Hier ist der Punkt, an welchem die neue Lehre auf die — nach Anschauung des Judenthums — absteigende Bahn gerieth, auf welche ihr dieses nicht folgen wollte, und wo dem von Paulus in dem Korintherbriefe so stark betonten, mittels des Symbolismus gewonnenen „Geist“ von Seiten des Judenthums der „Buchstabe“ entgegengesetzt wurde, der nach Ansicht desselben den „Geist“ vor dem Stumbleismus zu schützen berufen war. Es ist ganz merkwürdig, wie im Laufe der Zeiten die Verhältnisse sich ändern, denn im Christenthum hat nachmals der Buchstabe weit größere Triumphe gefeiert, als jemals im Judenthum. Man denke nur an das „est, est“ im Abendmahlsstreit! Man kann aus diesem und der Zeit nach vermittelmäßig nahe gelegenen Datum schließen, wie unklar man über die Zeit und die Kräfte sein musste, im welcher und unter welchen das Christenthum entstanden ist. Nur so viel ist sicher, dass damals und schon lange vorher ein Synkretismus griechischer, ägyptischer und jüdischer Vorstellungen der Geister sich bemächtigt hatte, den in seiner Gesammtheit aufzulösen es und immer noch an hinreichenden Hilfsmitteln fehlt, deren aber durch neue Funde immer mehr in unseren Besitz gelangen. Es genüge der Hinweis auf die ägyptischen Zauberpapyri und Inschriften, und deren Bearbeitung durch Leemans, Wessely, Dieterich, Deissmann und Andere. Dass sich von diesem Synkretismus auch Spuren vorfinden im Talmud und dass diesen rabbinischen Schriftthum abgelegt hatte, dürfte angenommen werden, aber die christlichen Forscher glaubten früher auch ohne Rücksicht auf die aus der Beachtung dieses Gebietes zu gewinnenden Resultate statt „neutestamentliche Zeitgeschichte“ schreiben zu können. Der verstorbene Weber noch im Jahre 1877 klagen, mehr er konnte im Hinblick auf die Darstellung Hanoraths mit Recht sagen, dass auf diese Weise „mit leicht fertiger Zuversichtsmenuetter und der Superiorität des Besserwissens“ noch „Hausrath“, sondern „Unrath“ herbeigeschafft wurde. Dies ist nun in neuester Zeit besser geworden, und der christlichen Theologen, welche die Sache zunächst angeht, werden es dem Verfasser Dank wissen, dass er auch das einschlägige talmudische Material von neuen Gesichtspunkten aus bearbeitet hat. Referent kann sich zwar nicht zur Ansicht des Verfassers bekennen, dass unter „Minim“, wie im Talmud die Ketzer genannt werden, das hebräische Wort ist etymologisch gerade so wie „Christ“, wie das deutsche — die gnostische Secte der Ophianer verstanden sein soll, immerhin ist im Hinblick auf den geschilderten Synkretismus die Einschränkung dieses Ausdrucks auf die Judenchristen unbegründet. Auch für das talmudische „Apikoros“ gibt der Verfasser eine neue Erklärung; Dieser Ausdruck, den man früher auf die Epikuräer bezogen zu sollen glaubte — die fakophonische Bezeichnung dafür „Arenyphon“ kommt allerdings in der Kd. pr. vor — soll nach der Meinung des Verfassers mit den diagrammatischen Tafeln der Ophianer identisch sein. Dies ist wohl möglich, es ist indes auch denkbar, dass der Ausdruck hebräische Zauberstücke ähnlich der griechischen aus Hadrumetum umfasst. Die Darstellung würde durch Unterabtheilung des gereisten Tones, den der Verfasser hie und da anschlägt, an ihrer Wirkung nichts eingebüßt haben.

F. H.

Paul Barth: Die Frage des zeitlichen Fortschritts der Menschheit. Sonderabdruck aus der Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie. (Gegründet von Richard Avenarius, in Verbindung mit Ernst Mach und Alois Riehl, herausgegeben von Paul Barth.) Leipzig. O. R. Reisland 1899.

Der Verfasser geht vom Optimismus des 18. Jahrhunderts in der Frage des sittlichen Fortschritts der Menschheit aus. Er verwirft die These Buckles darüber: die erster Theil, dass die sittlichen Grundsätze unwandelbar seien, ist falsch; und ebenso der zweite Theil, dass die sittlichen Gesetze sich nicht ändern. Die Thatsachen wachsen, beweist die Mittheilung des Mittels. Das Gewissen, der Begriff selbst entwickelt, ist auch ein Beispiel. Seine Intensität ist abhängig vom Gedanken und vom Verfallen einer sozialen Ordnung. Die Gegensätze stellt einen abtretungsfrei An der Entwicklung dar. Sitte in von der Wissenschaft, besonders von der Soziologie in erwartungsvoller Lage.

Rosa Mauredorf: Idole. Noch die einzige Liebe. Berlin, J. Zeidler, Verlag. 1899.

Ein rother Frauenroman, nicht modern, aber je recht roh. Gleich nicht den unterscheiden Doktor Raum in Dornrode, den verschiedene Mann hat den sechsundsechs Knaben, er und die ehemals gern, aber er nimmt sie nicht, denn sie ist ihm nicht rosig genug. Da ist Dr. Raum verschiedene Thatsachen, Thatsachen, Thatsachen,

Erfindung sehr bedeutungsvoll, denn abgesehen von der beunruhigenden Wirkung der großen Kälte verhindert man schon heute erfolgreich, die flüssige Luft, die so canterisierend wirkt wie weißglühendes Eisen und die kranken Theile verzehrt, ohne sie zu verbrennen, chirurgisch anzuwenden. Erweist es sich wirklich als möglich, eine motorische Kraft so gut wie kostenlos herzustellen, so scheinen alle technischen Schwierigkeiten zu Luftschloß gelöst. Als positiv lässt sich vorläufig berichten, daß eine große Maschine zur Erzeugung billiger flüssiger Luft erbaut, und ein Motor erfolgreich mit ihr in Wirksamkeit gesetzt wurde.

Leander.

Novelle von **Hermann Bahr.**

(Fortsetzung.)

V.

Auf dem Bahnhof zu Amstetten gieng es laut und lustig zu. Der Orientexpreß, der nicht weiter konnte, lag seit zwei Tagen hier und hatte seine Passagiere ausgeleert. Alle Hôtels waren voll, gestern hatten ein paar Unzufriedene auf der Bahn in Waggons schlafen müssen. Alles stand den ganzen Tag auf dem Perron herum, um gleich das Neueste zu hören, und in der Hoffnung, doch endlich befreit zu werden. Herr von Handl gieng auf und ab und betrachtete die Gruppen. Er konnte nichts Besseres thun. Er hatte sich erkundigt, es war ungewiß, ob und wann heute noch ein Zug nach Linz abgelassen würde. Es wurde erst der Herr Ingenieur erwarten. Der hatte das, nach den letzten Depeschen aus den Stationen und auf seine Verantwortung, zu bestimmen. Nach dem Fahrplan gieng um sieben ein Zug nach Linz, „Hoffentlich," sagte der Stationschef, „wird es gehen, wir sind ja selber froh! Aber bei Enns schaut es halt bös aus, hör' ich. Da um Asten und Kleinmünchen soll es fürchterlich getobt haben." Der Chef war ein ruhiger älterer Herr, nur ein bischen müde und schon ganz heiser. Er war seit drei Tagen nicht aus den Kleidern gekommen, hörte jeden gedultig an und hatte immer einen Rath, einen Trost, eine kleine Hoffnung für jeden. Nur manchmal gieng er vom Perron geschwind auf das erste Geleise hinüber und sah zu den Fenstern im Erker des Gebäudes hinauf, wo seine blasse junge Frau, ein kleines Kind im Arm, lehnte und wenn sie ihn erblickte, ihm zulächelte.

Herr von Handl ließ sich einen Kaffee und einen Cognac geben und machte es sich bequem. Es war ein buntes und lustiges Bild. Da saß eine große russische Familie im Koffer, der Vater in einer Zeitung lesend, die Mutter sich müde in den Kissen hinaus, die Mädchen lehnten in der dumpfen und trägen Art ihrer Nation herum, in den Sesseln mehr liegend als sitzend, und bliesen Ringeln aus ihren Cigaretten. Ein Engländer gieng mit großen Schritten, im Bädeker lesend, auf und ab. Zwei Berliner schrien laut mit dem Portier: „Wir haben doch Rundreisebillets, das muß berücksichtigt werden."

Herr von Handl rief den Kellner. Er hatte den Cognac gekostet und verlangte einen besseren. Der Kellner entschuldigte sich, daß keiner da sei. Herr von Handl wurde ärgerlich. Einen ordentlichen Cognac sollte man doch auf jeder Station haben. Während er sich beschwerte, trat ein eleganter junger Mann in der Livrée der Schlafwagen zu ihm, verneigte sich artig und trug ihm mit Anstand ein Glas von seinem Cognac an: Eine recht angenehme Marke, wie er versichere, Prunier mit drei Sternen. Herr von Handl nahm gern an, und da er gehört hatte, daß der Conducteur etwas mühsam deutsch sprach, dankte er ihm französisch. Der junge Mann war sehr erfreut und lachte liebenswürdig. Heer von Handl fand an der Heiterkeit und sterlichen Art des hübschen Burschen Wohlgefallen, bot ihm eine Cigarre an und lud ihn ein, sich an seinen Tisch zu setzen. Der Kutscher war es zufrieden und begann, ihm mit Laune seine Erlebnisse der letzten zwei Tage zu schildern, lustig und mit Sport den Zorn und die Angst seiner Passagiere nach ahmend und wie er jeden auf eine andere schlaue Manier zu beschwichtigen hatte. Dann beschloß er Anekdoten. Er hatte gelernt versucht, das Amstettener Nachtleben zu kindieren, man will doch Land und Leute kennen lernen: aber er wäre beinahe gepraucht worden, weil er an ein falsches Fenster geraten war. Er lachte von ganzem Herzen, wie er es schilderte. Das Nachtleben von Amstetten — nein, das war nicht sein Fall. Herr von Handl hörte ihm mit Vergnügen zu. Er hatte sein ein paar Jahren nicht ivan zösisch gesprochen und empfand den Zauber dieser eleganten Sprache sehr. Er dachte nach, ob er in Wien unter seinen sämmtlichen Bekannten einen einzigen Menschen wüßte, der so lustig und so fein, mit so viel Anstand und Laune, so amüsant und so discret erzählen könnte, wie dieser Kutscher, der doch gewiß nicht viel gelernt hatte und ein ganz einfacher Mann zu sein schien. Wie der beobachtete, wie der schildern konnte! Er bekam plötzlich eine große Sehnsucht nach Paris. Es war doch ganz eine andere Nation. Dieser Witz, dieses Leben! Alles hatte ganz ein anderes Tempo! Er stellte sich vor: Wenn er dieselbe Reise, mit solchen Hindernissen, in Frankreich gemacht hätte! Dort erlebt man auch Abenteuer! Dort hatte er gewiß — er fieng mit offenen Augen zu träumen an. Es ist ja charakteristisch für uns, dachte er, daß man bei uns zwei Tage auf der Bahn liegen kann, ohne eine Sache mit einem weiblichen Wesen zu erleben. Das wäre doch in Frankreich nicht möglich gewesen. Er hatte auf einmal große Sehnsucht. Hier muß man zu Philister werden und verkommen.

Der Kutscher erzählte nun von seinem Dienst. Es war ja gerade kein Vergnügen: Immer auf der Reise und ja doch immer in Gefahr; aber er hoffte eben, sich in ein paar Jahren genug zu ersparen, um in Paris ein kleines Geschäft anzufangen, am liebsten einen Handschuhladen, das war sein Ideal. Herr von Handl fragte ihn, ob es denn nicht aber gefährlicher wäre, mit seinen Ersparnissen dann lieber in die Provinz zu gehen: mit demselben Gelde könnte er in der Provinz ein viel größeres Geschäft anfangen, zum Beispiel in Amstetten. Der Pariser lachte laut auf, indem er seine kleinen weißen Zähne zeigte, die ihm etwas von einem lustigen Nagethier gaben. Er fand den Witz sehr gut. Nicht in Paris leben! Er konnte sich das gar nicht denken. Es gibt jedoch nichts außer Paris. Andere Gegenden sind auch schön — zum Reisen. Zum Leben gibt es doch nur Paris. Il n'y a que Paris.

Indessen war der Ingenieur angekommen und verhandelte mit dem Stationschef. Er machte ein ernstes Gesicht und schüttelte den Kopf. Es war unmöglich, den Abendzug zu expedieren. Nach den Meldungen der Depeschen konnte er das unmöglich wagen. Die Brücke bei Enns, hinter Asten war die Strecke auch gefährdet, dabei stieg das Wasser noch immer; die Nachrichten aus Passau und Linz waren arg. Der Stationschef wendete dagegen das öffentliche Interesse ein: es gehe nicht an, der Bevölkerung noch länger flocken zu lassen, die Stadt sei überfüllt, der Unmuth des Publikums kann mehr zu beschwichtigen — und das gerade in der besten Saison! Der Ingenieur zuckte die Achseln und sagte ruhig: „Das ist ja alles recht schön, aber wenn dann ein Unglück geschieht? Ich kann das nicht verantworten." Er sah nachdenklich vor sich hin, indem er den Kopf ein wenig senkte und die grauen Stoppeln seines Bartes kratzte. Dann setzte er den Zwicker auf und las noch einmal die Depeschen, die er in der Hand hielt.

Herr von Handl beobachtete ihn. Er schien nicht mehr ganz jung, etwa an die Fünfzig, aber rüstig, sehr männlich und sah wie ein Jäger aus; oder auch unter den Offizieren der Landwehr gibt es diesen Schlag. Er trug einen Rock und kurze Hosen aus grünem Loden, hohe Stiefel und eine Kappe. Beim Gehen bog er die Kniee ab, wie jemand, der viel im Gebirge gewandert ist. So schritt er auf dem Perron hin und her, ein wenig vorgebeugt, die eine Hand mit den Depeschen auf dem Rücken, in der anderen den Zwicker, und konnte nicht schlüssig werden.

Der Stationschef, der in sein Bureau getreten war, kam zurück. „Nun wird uns auch noch aus Linz um zwei Maschinen telegraphiert," sagte er kurz.

„Wozu denn?" fragte der Ingenieur. „Was gibt's denn da wieder?"

„Ich weiß nicht, aber er macht es sehr dringend."

Der Ingenieur schwieg einen Moment; dann sagte er: „Und?"

Der Stationschef zuckte die Achseln: „Ich kann ja nicht. Wenn Sie sagen, daß es nicht möglich ist!"

Der Ingenieur dachte nach. Dann fragte er: „Haben Sie denn genug Maschinen?"

„Eine Menge."

„So," sagte der Ingenieur gedehnt. Er schwieg einen Moment, las wieder die Depeschen und sagte dann plötzlich auf eine fast grobe, gewaltsame Art: „Meinetwegen!"

Der Stationschef sah ihn an. „Das heißt also, daß wir —" sagte er zögernd.

Der Ingenieur besann sich eine Weile, dann antwortete er. „Ja, in Gottes Namen! Lassen Sie den Dreizehner ab, aber mit einem Vorrain: Ich will vorausfahren. Wir werden ja sehen, wie weit wir kommen."

„Danke, Herr Ingenieur," sagte der Stationschef.

„Also in einer halben Stunde," und der Ingenieur gieng zur Trafik und kaufte sich Cigarren.

Herr von Handl gab sein Rad auf und nahm ein Billet. Das Wetter schien nun wieder schlecht zu werden, die Wolken zogen den schwarzer, es raschelte wie vor einem Sturm. Es war sehr kalt, langsam fielen ein paar schwere Tropfen. Herr von Handl war nervös; er hatte es in den Gliedern wie vor einem Gewitter. Er sah auf die Uhr. Es war kaum halb sechs. Er wunderte sich, daß es schon so finster war. Er war aber auf eine besondere Art finster. Die Finsternis schien an ihrem Rande zu leuchten, so war etwa ein um einen gelben Ring gelegt. Es sah aus, als ob es in der Ferne, unter dem Horizont brennen würde. Herrn von Handl war es unheimlich. Er hatte plötzlich die Idee: Es muß es vor einem Erdbeben sein. Die Augen schmerzten ihn, von der nicht mehr finsternis geblendet, er sah auf einmal sehr unaufmerksam.

Der Zug gieng ab. Der Ingenieur hatte auf einer Hilfsmaschine gestanden. Der Zug hatte blos drei Wagen. Es waren

Digitized by Google

keine zehn Personen mit; man konnte sich nicht. Herr von Handl saß allein. Er streckte sich aus, schlug den Kragen auf und kreuzte die Arme über der Brust, um sich zu wärmen. Er dachte an Ida: er mußte sie doch furchtbar gern haben! Wie sie schauen wird, wenn er es ihr schildert! Das gute Kind! Jetzt saß sie wohl in ihrem Zimmer und dachte an ihn und hatte Angst. Die Arme! Sie war so furchtsam. Er mußte zu ihr.

Der Regen schlug an die Scheiben, auf das Dach. Es war gar kein Regen mehr, ein Strom schien aus dem schwarzen Himmel zu brechen. Es prasselte, es knarrte, dazu das schwere Heulen der schnaubenden Maschine, die Räder ächzten, und ein großes Brausen, er wußte nicht, ob es der Wind war oder das Wasser der wilden Bäche. Oft schien der Zug minutenlang zu stehen und schwer zu athmen, um durch den Sturm zu kommen. Dann war es, als ob er aus dem Geleise gehoben würde. Oder man hatte das Gefühl, als wollte er sich ducken und auf die Seite drücken. Von Zeit zu Zeit hörte man die erste Maschine in der Ferne pfeifen, die zweite antwortete schrill: es war, als ob sie sich in der Noth zugerufen hätten. Manchmal standen sie lange; der Ingenieur stieg ab, sie mußten warten. Sie wußten nicht, was er eigentlich that. Nach einiger Zeit hörte man ihn in der Ferne rufen. Dann durfte die erste Maschine ihm folgen. Er stieg ein und sagte: „Es wird schon gehen!“ Langsam kam der Zug nach.

So gieng es bis Ennö. Hier standen sie eine Ewigkeit in der Station. Herr von Handl wollte wissen, was es gab, und öffnete das Fenster. Aber er konnte nichts sehen: wie mit einer Peitsche schlug ihm der Regen ins Gesicht. Es dauerte lange. Dann hörte man schreien, von der Maschine her wurde geantwortet. Die Conducteure rissen die Thüren auf: „Aussteigen, alles aussteigen!“ Herr von Handl kroch über die nassen Stufen und rannte hinüber. Es regnete spitze, kleine Körner; das mußte ein Hagel sein. Der Ingenieur hatte eine Capuze umgenommen, er troff, auf dem Boden war ein große Lache um ihn. Herr von Handl grüßte ihn, der Ingenieur nickte, sie waren auf einmal alte Bekannte. Der Ingenieur sagte: „Es thut mir sehr leid, aber jetzt gehn es nicht mehr. Es ist so schon ein Wunder, daß uns nichts passiert ist. Bei diesem Wetter! Man sieht zu keine zehn Schritte. Man weiß so nie, ob man nicht gleich im Wasser sein wird. Aber weiter geht's nicht mehr.“

„Aber die zwei Maschinen,“ fragte der Stationschef, „um die man mir aus Linz telegraphiert hat?“

„Ihnen auch?“

„Schon drei Mal! Es scheint sehr dringend. Und dann die Post! Konnten wir nicht wenigstens die zwei Maschinen mit dem Postwagen ablassen?“ Der Stationschef, ein kleiner Herr von großer Geschwindigkeit, schien sehr eifrig im Dienste zu sein. „Es geht nicht,“ sagte der Ingenieur kurz.

Der Stationschef ließ sich nicht beirren: „Wir nehmen halt keine Passagiere mit, bloß die zwei Maschinen mit dem Postwagen. Ich möchte nämlich nur nicht — der Herr Ingenieur wissen ja —“

„Ich weiß,“ sagte der Ingenieur. „Sie möchten wieder eine Belobung kriegen. Aber dann fahren Sie halt selbst. So ein Heizer ist schließlich auch ein Mensch.“ Der Ingenieur wandte sich zu Herrn von Handl. Der Stationschef wurde abgerufen.

„Der Herr Stationschef geht es gar scharf an,“ sagte Herr von Handl, der sich über den Ingenieur freute.

„Ja, die jungen Herren sind jetzt sehr strebsam.“

Herr von Handl trank wieder einen Kaffee. Er erkundigte sich, wie weit es nach Linz zu Wagen sei. Er erfuhr, daß man daran nicht denken konnte: die Straße war überschwemmt; gestern war ein Unecht aus der Brauerei, der nach Kleinmünchen wollte, sammt den Pferden elend ertrunken. In Linz hätte es gar schrecklich sein. Seit hundert Jahren war die Donau nicht so hoch gewesen. Zu den „Erzherzog Karl“ konnte man nur noch mit Booten gelangen.

Herr von Handl erinnerte sich, daß er auf seiner Hochzeitsreise die erste Nacht im „Erzherzog Karl“ gewesen war. Er dachte wieder an Ida. Das arme Kind! Wie sie damals gezittert hatte! Es war ihm so leid um sie gewesen. Die Liebe ist doch eine rohe Sache. Er wurde sentimental.

Der Stationschef schoß aus dem Bureau, er hatte etwas neu einer Eidechse. „Bitte, Herr Ingenieur,“ sagte er und that sehr wichtig.

„Was ist denn?“

„Jetzt hat gar der Herr Director selbst aus Linz telegraphiert wegen den zwei Maschinen. Es muß sehr dringend sein. Da werden wir doch — meinen der Herr Ingenieur nicht?“

„Was hat er denn telegraphiert?“

„Dasselbe. Er muß absolut zwei Maschinen haben. Also, wenn die Brücke irgendwie passierbar ist —!“

Der Ingenieur sagte nichts; der Stationschef wartete, dann bemerkte er: „Sonst müssten der Herr Ingenieur halt die Güte haben, selbst an den Herrn Director zu telegraphieren. Ich möchte nämlich nicht gern, daß der Herr Director am Ende glaubt — ich für meinen Theil bin bereit, die zwei Maschinen abzulassen. Außer natürlich, wenn Herr Ingenieur erklären, daß die Brücke absolut nicht mehr passierbar ist. Ja dann geht es eben nicht. Aber sie wird vielleicht doch noch passierbar sein: der Herr Director ist in diesen Dingen sehr genau.“

Der Ingenieur sagte: „Passierbar! Was heißt passierbar? Passierbar ist eine Brücke immer, außer wenn sie gerade einstürzt.“

„Was darf sich also dem Herrn Director telegraphieren?“

Der Ingenieur sah in den grauen Regen hinaus. Die zwei Maschinen standen dampfend da. Der Stationschef hatte den Postwagen anhängen lassen. Der eine Maschinist, ein großer, dicker Kerl, saß und aß etwas aus einem Topfe; der andere, hager und noch sehr jung, stand unten und schien heftig mit dem Kameraden zu sprechen. Der Ingenieur sagte endlich: „Gut, fahren wir.“

Der Stationschef erschrak: „Der Herr Ingenieur wollen selbst —?“

Der Ingenieur sah ihn ruhig an: dann wandte er sich ab. Herr von Handl bat, ihn mitzunehmen.

„Es soll eigentlich nicht sein,“ sagte der Ingenieur. „Aber —! Es ist mir sogar ganz angenehm, damit die Maschinisten sehen, daß es keine Gefahr hat. Also, wenn Sie wirklich wollen — ich würde es mir aber an Ihrer Stelle überlegen!“

„Ich habe keine Angst,“ sagte Herr von Handl stolz. Er bedauerte, daß ihn Ida jetzt nicht sehen konnte. Der Ingenieur lächelte. Der Stationschef ließ das Signal geben, sie stiegen ein.

„Wir fahren halt bis zur Brücke bei Asten,“ sagte der Ingenieur. „Es wird sich ja zeigen.“

(Fortsetzung folgt.)

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer
bester natürlicher
alcal. SAUERBRUNN
Filiale: Wien, IX. Kolingasse 4.

Schöllschitzer Dörrgemüse und Obstconserven.
Franz Ritter von Zelinwarth landwirthschaftliche Fabrik in Schöllschitz bei Brünn (Mähren)
Ausgedehnte eigene Gemüse- und Obst-Plantagen.
Niederlagen: Wien I. Stadt, Graben 14. — Wien V. Margarethenstraße 4.
Man verlange ausdrücklich Schöllschitzer Producte.

Das Unternehmen für Zeitungs-Ausschnitte
„Observer“
Wien, IX. I. Türkenstraße 17
liest alle bedeutenderen Journale der Welt, welche in deutscher, französischer, englischer und ungarischer Sprache erscheinen, und versendet an seine Abonnenten Zeitungsausschnitte über bestimmte Themen.

„Henneberg-Seide“
nur echt, wenn direct ab meinen Fabriken bezogen!

schwarz, weiß und farbig von 45 kr. bis fl. 14.65 per Meter — glatt, gestreift, carriert, gemustert, Damaste etc. etc. in verschiedene Qual. u. 2000 verschiedenen Dessins etc. etc.

Zu Roben und Blousen
ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus!
Muster umgehend.
Portofreies Briefporto nach der Schweiz.
G. Henneberg's Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Digitized by Google

Die Zeit.

XIX. Band. Wien, den 29. April 1899. Nummer 239.

Ein typischer Staatsmann.

Graf Hohenwart, der Halbvergessene, dessen Tod in diesen Tagen die Welt wieder an sein einstiges Wirken gemahnt hat, ist der feinste Repräsentant jenes Typus von österreichischen Staatsmännern gewesen, die das Reich in diesen letzthin so heftig in Verruf gebrachten Tendenzen war aber vor seinem Regierungsantritt seine Spur an dem Grafen Hohenwart zu bemerken gewesen. Unter Giskra hatte er sich als der schneidigste Statthalter des deutschliberalen Centralisten-Ministeriums hervorgethan, so sehr, daß Minister Giskra bei seinem Rücktritte ihn dem Kaiser als seinen besten Nachfolger empfahl. Hätten ihn damals die deutschliberalen Centralisten in ein Cabinet berufen, er hätte zweifellos ihren Tendenzen als Minister ebenso stramm gedient, wie vorher als Statthalter, so subalteren stramm, wie er nachher für die Föderalisten gearbeitet hat, als diese ihm zur Ministerpräsidentschaft verhalfen. Die föderalistische Strömung von 1871, die eine kraftlose Reaction der österreichischen Hofpartei gegen die Errichtung des Deutschen Reiches war, hat nicht er, sie hat ihn gemacht. Die berühmten Fundamentalartikel, die unter seiner Regierung im böhmischen Landtage das Licht der Welt erblickten und auf seinen Namen getauft wurden, waren nicht natürliche Kinder seines Geistes, sondern nur adoptierte. Clam-Martinitz und Rieger — das feudal-bürgerliche Divorcierpaar des damaligen Czechenthums — haben sie conzipiert. Auch sie freilich haben auf dieses Opus nicht allzu viel originale Geisteskraft verschwendet. Sowie die 1867 centralistische Verfassung von Belgien, in der gesammte föderalistische Staatsrechtsram des Jahres 1871 von Ungarn abgeschrieben, aber noch viel sclavischer und geistloser als jene. Die ganze föderalistische Politik von 1871 mit all' ihren Rescripten, Adressen, Commissionen und Glaubensartikeln, mit ihrer Theorie der Rechtscontinuität und ihrer Praxis des Angleichs zwischen den historischen Rechten und den Bedürfnissen der neuerwachstellung des Gesammtreiches, bis auf die Königskrönung hinab ist eine Nachäffung der Deäkschen Politik, die sich selbst auf die Copierung des den Ungarn eigenthümlichen avitischen Gesetzesstils erstreckt. Aber wenn zwei dasselbe thun, ist es nicht dasselbe. Was bei Deäk noch lebensfähige Vernunft war, wurde bei Rieger und Clam-Martinitz todtgeborener Widersinn. Die von Deäk durchgeführte Theilung des Reiches in zwei getrennte Legislativen, zwei getrennte Executiven, das Reichsministerium und die gemeinsamen Delegationen, wurde in den Fundamentalartikeln bis zur Starrheit von 17 dem ungarischen Reichstag coordinierten eisleithanischen Landtagen mit 17 Landtagsdeputationen, einem eisleithanischen Delegirtencongress, einem Senat, 17 eisleithanischen Landesministern mit einem gemeinsamen eisleithanischen Ministerium an der Spitze fortgesetzt.

Wer heute die Fundamentalartikel liest, mag neben Deäk, Clam und Rieger in der „organischen Gliederung", als welche sich dieses Machwerk anpreist, vielleicht noch Anklänge an die unter Bach eingetheilten und organisierten Kreise des ungarischen Nationalkörpers entdecken, aber als Landesminister im Cabinet Hohenwart ist. Auch im doctrinären Expeminn, der das Brett just dort anbohrte, wo es am dicksten ist, wird man den Geist des schwäbischen Professors wiederkennen. Dem Geiste des Grafen Hohenwart ist nichts besonderes darin zu bemerken. Auch in seiner späteren parlamentarischen Laufbahn lehre Graf Hohenwart nicht von seinen eigenen, sondern nur fremde Gedanken. Der „Eiserne Ring", den er vierzehn Jahre lang zusammenhielt, war nicht seine sondern die von einer staatlichen politischen Conjunctur begünstigte Schöpfung des Grafen Taaffe. Selbst die Coalitionen, die er zu einem glückliches Ende nahm, war nicht seinem Gehirn entsprungen. Herr Dr. v. Plener war es, der sie schon am 2. December 1892 im Abgeordnetenhause befürwortete; Graf Hohenwart lehnte sie damals ab, um sie elf Monate später von Plener zu übernehmen. Und als Graf Hohenwart unter der Coalition mit einem unsagbar verwurzelten Wahlreformentwurf hervortrat, hat er sich zu guterletzt nochmals mit einer fremden Feder, der krausen Feder seines Excellegen Schaeffle geschmückt. Damit ist ein erstes Charakteristikum festgestellt: Der Staatsmann vom neuösterreichischen Typus ist nicht Werkmeister, sondern Werkzeug in fremder Hand.

Auch die politische Taktik des Grafen Hohenwart ist charakteristisch für den Typus. Es war die Taktik der Ueberraschungen. Schon die Bildung seines Cabinets war eine Ueberraschung. Kein Mensch wußte davon vorher. Damit das Geheimniß nur ja nicht verrathen werde, wurden sogar die kaiserlichen Ernennungsbandschreiben nicht in der Officin der amtlichen „Wiener Zeitung", sondern in der Staatsdruckerei gesetzt, von wo der Satz verfiegelt zur „Wiener Zeitung" hinübergetragen wurde. Auch die Persönlichkeiten der Cabinetsmitglieder bildeten eine ganz gewaltige Ueberraschung, da sie durchwegs politisch Unbekannte waren. Die slavisch-föderalistische Richtung des Cabinets Hohenwart war erst gar eine Ueberraschung, da man Hohenwart nur als deutsch-centralistischen Statthalter in Erinnerung hatte. Die größte Ueberraschung waren natürlich die Fundamentalartikel, eine Ueberraschung selbst für die Ministercollegen Eis und Trans, die im ersten Schreck der Spottgeburt den Todesstoß gaben.

Eng verbunden mit dieser Ueberrumpelungstaktik ist die Unaufrichtigkeit. Während Graf Hohenwart den Staatsstreich mit den Zeudalen insgeheim bereits abgekartet hatte, wurde er nicht müde, im Parlamente zu versichern, daß die Minister ihr Ziel „nicht auf Umwegen, sondern auf dem geraden Wege der Verfassung, die sie beschworen, anstreben". Das Vertrauen der Krone, die patriotische Gesinnung der Bevölkerung, die über den Parteien stehende, alle staatserhaltenden Bestrebungen bekämpfende, ihrer Pflichten wohl bewußte, wahrhaft österreichische Regierung, die volle Geltung des Gesetzes, die berechtigten Eigenthümlichkeiten der Nationalitäten, der Boden der Verfassung, die Völkerverfassung, die Erweiterung der Autonomie, die fruchtbare staatliche Arbeit — diese ganze Phrasenlogie der Unaufrichtigkeit, die mir seit zwölf Jahren von allen Ministerien wiederholen hören, stammt aus dem abermals nicht von Hohenwart, sondern von Schaeffle verfaßten Regierungsprogramm des Cabinets Hohenwart.

Auch die raiende Hast, mit der das Ministerium arbeitete, kennzeichnet die Art. Der ganze so endlos verschachtelte und verwickelte Länder Staatsaufbau der Fundamentalartikel wurde binnen wenigen Monaten mit einer Eilfertigkeit zusammengeklecksert, als gälte es bloß eine hohe Lawine anzunageln, die der nächste Windstoß verschneiden kann. Und ein Windstoß wahrlich hat thn auch umgeworfen, so jah, daß diesmal Graf Hohenwart selbst der Wein überrascht war.

Der Typus, den er in einer gewissen Vollkommenheit repräsentierte, ist anders als der der Staatsmänner in anderen Ländern. In moderner regierten Staaten weiß man schon längst, daß nicht die vermehrt abgerundete Kuli an die Spitze der Staatsverwaltung gehört, sondern daß die eigenwertige Ecke vorangestellt hat; daß nicht das Geheimniß die Bürgschaft des Erfolges und nicht die Ueberraschung die Taktik des politischen Kampfes ist, sondern daß gerade nur die allgemeinste Discussion und die ausschließliche Beherrschung der öffentlichen Meinung die einzige Bürgschaft für eine empirische Ausgleichung von Regierungsmaßregeln bilden. Eine Ueberrumpelung der politischen Majore, wie sie Graf Taaffe mit seiner, das heißt Dr. Steinbachs Wahlreform, Graf Badeni mit seinen, das heißt Dr. Lueger's Zwischenwahlordnungen versucht hat und Graf Thun mit seinen, das heißt Fuchs' und Zummers Zwischengesetzen zu machen scheint, ist auch nur mehr in Lehrbüchern möglich. Graf Hohenwart ist todt. Aber sein Typus, in unserer innigen Wechselwirkung Erscheinungen, lebt und regiert in Oesterreich fort

K.

Digitized by Google

Die Ritter von der Dunkelkammer.

III. Die feindlichen Brüder.

Der zweite Punkt, der dem Leser der Criminalkammer-Enquête auffällt, ist die unverkennbare Thatsache, dass der Generalstab bei Einleitung des Revisionsverfahrens Dalloz auszuweichen bestrebt ist. Bis zu Henrys Selbstmord hatte man wohl noch geglaubt, mit dem mit allerlei compromittierten Existenzen schwer beladenen kriegsministeriellen Fahrzeuge den sicheren Hafen der Vergessenheit erreichen zu können. Dann aber brach jener furchtbare Sturm los, der zur Revision führte, und angesichts dessen es unabweislich erschien, das schwankende Schiffein generalstäblicher Intrigue minder schwer zu belasten, wollte man den sicheren und allgemeinen Untergange aus dem Wege gehen. Oeffentlich sich nun von diesen Plänen nichts merken, oder in den Aussagen vor den höchsten Richtern traten sie nur umso klarer zutage. Henry war zu nun — Gott sei Dank! — todt und begraben und zum Glück ohne gerichtsärztliche Obduction. Seine Briefschaften waren ihm gestohlen und wahrscheinlich vernichtet worden, und das Schweigen der Witwe hatte man durch die von der „Libre Parole" inscenierte allgemeine Armee- und Subventionsdiscription von 135.000 Franken erkauft. Lemercier-Picard, jener dunkle Ehrenmann, der in falschen Briefen „machte", hatte sich schon im März 1898 aus besserer Zeuschrift „hinübergehängt", wobei ihm irgend ein mitleidiger Generalstabsmann hilfreich zur Seite gestanden haben muss. Der Sergeant Lorimier hat sich vor vierzehn Tagen in der Provinz geselbstmordet. Lorimier war ein Subalternbeamter im Generalstabe gewesen und hatte das ganz besondere Vertrauen Henrys genossen, woraus sich sein plötzlicher, mehr oder minder freiwilliger Tod einigermaßen erklärt. Er erhängte sich in einem Stalle mit der „grünen Schnur", die ihm Gribelin tags zuvor im Kaden des generalstäblichen Großherrn Boisdeffre überbracht hatte. Welche Rolle Lorimier im Dreyfus-Handel, namentlich bei den Henryschen Fälschungen, gespielt hat, ist noch in tiefes Dunkel gehüllt. Das waren so etwa die compromittierten und gleichzeitig compromittierenden Helfershelfer der Obergauner der Dunkelkammer gewesen, für deren rechtzeitige „Erpedierung" gesorgt worden war.

Das Geschwür war aber zu weit verzweigt, saß zu tief und fraß zu schnell weiter, um durch solche partielle Operationen gänzlich beseitigt werden zu können. Ganz abgesehen von dem „Manne des Generalstabes" par excellence, von Esterhazy, dessen Ansprüche auf Schweigegehör täglich größer wurden, machte du Paty de Clam, Cavaignacs Vetter, den Generalen wohl Kopfschmerzen. Man hatte auch ihm gern zu einem anständigen Selbstmorde verholfen, und dies schon seit August vorigen Jahres, aber der widerborstige Kerl stellte sich schwerhörig, drückte sich lange Zeit ganz still auf Urlaub herum und spielte den Gesitteten, um mit gelegentlich, wenn sich die Sache ablehnt nicht umgehen ließ, um die Verschwiegenheit seiner Angehörigen geschickt zu verbürgen, einzukommen. Schon die bedeutsame Verweigerung dieser Genehmigung machte viel Widerwärtigkeiten, denn da die indiscreten Zeitungen das betreffende Gesuch stets pünktlich registrierten, so wurde der abdankäge Beschied vor den Augen der Welt doch irgendwie begründet werden. Dann waren die Herren Lauth und Gribelin zu nennen, von denen der eitere ein Unter Herren des Kadrachtsbureaus gewesen war — nämlich bis zum großen Krach im August 1898 — während der vielseitige Gribelin die Functionen eines Archivars und „Kämpfer" im „2. S." mit denen seines Mentors des Obersten du Paty cumulierte. Zur Erklärung des Ausdruckes „Mentor" sei kurz erwähnt, dass wer namentlich aus dem eigenen Munde Gribelins erfahren haben, dass Henry ihn im October 1897 dem Vetter du Paty „anadriere", als sich dieser zum Zweifelrichten mit Esterhazy nach dem Parc Monceaux begab. Der Zweck dieser subalternen Beilage zu dem hochoffiziellen Rauptmahl wird uns gleichfalls von dem biederen Archivar enthüllt: „Ich sollte, so hatte mir Henry eingeschärft, darauf achten, dass der Oberst nicht zu viel schwatze. Du Paty ist nämlich ein Schwätzer, „un grand bavard", und wenn er zu viel ins Zeug gelegt wurde, sollte ich ihn am Aermelzipfen zupfen." Man weiß, die Situation entbehrte nicht ganz des Komischen, und wenn dies nicht so tragisch wäre, der Rolle sich einmal einer schreiberhaften, subalternen, ja selbst nur einfachen niederen Natur beraubt, so müsste man etwa einen ausgemalten, schwatzhaften, aufdringlichen, ehrgeizigen Schreiber, der sich selbst nur einfachen niederen Natur beraubt, so müsste man etwa einen ausgemalten, schwatzhaften, aufdringlichen, ehrgeizigen Schreiber, der sich selbst [illegible] Dienstes [illegible] Dienstes [illegible] Dienstes

Möglich, daß du Paty noch andere Sünden auf dem Gewissen hat, weshalb es immerhin interessant wäre, wenn sich der Castationshof das besagte Polizeidossier geben ließe. Und einen so aufrichtigen Kerl, der, obwohl höherer Officier, gewissermaßen unter Polizeiaufsicht steht, hat man zum Oberpolizisten, zu zum Untersuchungsrichter gegen einen völlig unbeschuldigten Officier bestellt, damit er ihm die Ehre stückweise aus dem Leibe zieht!

Doch dies alles ist kleinigkeit im Vergleiche mit den nun folgenden schwer belastenden Aussagen Cuignets. Während der Dreyfus-Untersuchung, so erfahren wir da, hatte du Paty die „verwerflichsten Mittel" gegen seinen Gefangenen und dessen Familie zur Anwendung gebracht, aber er hatte sich aller Wahrscheinlichkeit nach auch mit der Presse in Verbindung gesetzt, „pour forcer la main au ministre de la guerre" — das heißt, um durch vorzeitige Veröffentlichung des „Falles" die Rückzugsbrücken hinter Mercier abzubrechen und den Proceß unvermeidlich zu machen. Und nun folgt eine wunderbare, in ihrer zwingenden Logik fast an die berühmten Darlegungen Picquarts gemahnende detaillirte Beweisführung, daß und wieso nur du Paty hinter den berüchtigten „Eclaire"-Publicationen vom 5. und 15. September 1896 stecken könne, und daß er auch der Verfasser eines gefälschten, „Boyler" gezeichneten und an Dreyfus — lange nach dessen Deportation — gerichteten Briefes gewesen sein müsse, auf dem sich, mit sogenannter sympathetischer Tinte geschrieben, ein compromittirendes Telegramm befanden, durch die der Schreiber den unglücklichen Verurtheilten noch nachträglich bloßzustellen gedachte. Man sieht, die Herren Generalstäbler sind gar nicht so dumm: auch sie finden die Beweise, wenn es nur in ihrem Interesse liegt, sie zu entdecken! Ich bedauere, daß der Raum ein genaueres Eingehen auf die Beweisführung Cuignets nicht gestattet; das Zeugnis dieses Mannes ist, mindestens für du Paty, indirect aber auch für die ganze Generalstabsmanier, geradezu geschmeidig. Du Paty, so bestätigt der unverdächtige Zeuge zum Schlusse, hatte sich absichtlich mit Henry engagiert — nach dem Processe vom Jahre 1894 — um durch ihn das berühmte „nachträgliche Dossier" verstärken zu können. Eine solche Freundschaft erscheint aber selbst dem Generalstabs-Cuignet angesichts des „großen Unterschiedes im Bildungsgange und in der socialen Herkunft und Stellung der beiden Officiere" äußerst verdächtig. Also, kein Zweifel mehr; du Patys Hand hat die Henrys geführt, als der Fälschermajor seine unterschiedlichen „Actenstücke" aufsetzte und hinterher die allergeheimste Actenmappe durchsuchte, und der oben genannte Stegeam Lorimer wird die Dinger dann ins Reine gefälscht haben, natürlich wieder „auf Befehl". Demnach wäre du Paty wohl der dunkelste unter den dunklen Ehrenmännern der generalstäblichen Dunkelkammer, und wenn er nicht trotz aller Gegenwehr und trotz Vetter Cavaignacs Protection nächstens doch noch gelehrtmordet werden will, so muß er sich spuren, zu Freund Esterhazy nach London unter Segel zu gehen.

Nun wird man gewiß fragen, wozu denn dieses neuche Manöver — Entlastung Henrys und Belastung du Patys — eigentlich dienen solle. Henry ist todt, redet nicht mehr und wäre also nicht mehr zu fürchten, während du Paty „leider" immer noch unter den Lebenden weilt und sich daher, wie angedeutet, leicht zur Sühne legen könnte. Die Schwenkung der Generale scheint demnach ganz widersinnig und unpolitisch zu sein. — Zu Wirklichkeit liegt die Dinge aber doch etwas anders. Thue den Anspruch zu erheben, ein Prophet zu sein, glaube ich, folgende Erklärung der neuen Taktik als sehr wahrscheinlich hinstellen zu können. Henry hatte es, solange er leben doch seine Frau und verschiedene Freunde, namentlich die ungebärdigen Mitschuldigen von der „Libre Parole". Nimmt man auf diese nicht gebührend Rücksicht, dann konnten die Todten am Ende doch wohl noch sprechen lernen, denn ein paar für das obere Generalstabsdutzend compromittirende Papiere scheinen sich in den Händen der ehemaligen Bundesgenossen Merciers zu befinden, und die Drumont und Genossen haben aus Henry bereits den neuen nationalen Heiligen gemacht nach Christiana Entstehung, den sie in den Augen der Menge um keinen Preis beschädigt sehen wollen. Bei du Paty dürften die Dinge aber anders liegen. Dieser Biedermann ist wahrend seiner Dienstzeit ebenfalls nicht verschämt genug gewesen, hat sich als Strumbel verschieben lassen, dagegen nicht hinreichend für seine eigene Kindendichtung durch Aufbewahrung von „Privatacten" gesorgt, und das wissen seine zum mehrigen Anklager. Schlussfolgerung muss man bekommen, dass ein Belaien Henrys, vornehmlich das seinen Landesverrath, seine Bundesbruder schaft mit Esterhazy anlangt, Bücher auf die Rolle der Treuen Freunde gestehen dürfte. Wenn auch die Fälschung, die Henry in extremis selbst zugestanden hat, nicht auf vorgekommen werden kann — Cuignet versucht zwar, selbst dieses Manöver sicher zu bekommen und den Verschleiern gegen sich selbst zu Thun zu nehmen — so gewicht man doch keineswegs all die anderen Fälschungen des Mannes zu, stellt vielmehr eine „eine und unbestätige" als die unübertroffene That eines unglaublichen Angeschickes dar, der verwirrte, ihr auf du Patys Instigation zurückzuführen. Man weiß sehr wohl, daß selbst ein verbrecherischer Bureaukrat nicht aus reiner Liebe zur Kunst fälscht, sondern nur auch des Fälschers — nur, um frühere Verbrechen zu decken oder bestimmte Zwecke in der Zukunft zu erreichen. Würde man sich daher berechtigt lassen, Henry als Gewohnheitsfälscher hinzustellen, so müßte man sich schließlich auch zum Geständnisse seines langjährigen Landesverrathes als der Ursache der Fälschungen bequemen, und damit wäre das Compagnieschicksal Henry-Esterhazy in seinem ganzen Umfange aufgedeckt. Fällt also Henry, dann fällt auch Esterhazy, der vorläufig nur ein Lump, aber kein Verräther sein darf, und mit der Legende von der Unschuld des nationalen Ahlanen fiele natürlich auch die andere von der Schuld des „Juden". Mit einem Worte, der Generalstab hätte das vielgeschulte, heißzuwitzende fait nouveau selbst geliefert und die Procesrevision besiegelt. — Dies ist in Kürze der muthmaßliche Gedankengang, auf dem die Generäle zu der harten Nothwendigkeit gelangt sind, einen Todten in Schutz zu nehmen und einen immerhin nicht absolut ungefährlichen Lebenden anzuschuldigen. Nebenbei bemerkt sie wohl noch, auf diese Weise sämmtliche Sünden des Generalstabes auf einen einzigen gewissermaßen zu concentrieren und dadurch allen anderen Straflosigkeit zu erkaufen. Gespannt kann man darauf sein, wie lange es du Paty noch gestatten wird, dieserart den Sündenbock zu spielen, ohne selbst aggressiv gegen seine Ankläger vorzugehen.

Eine allzu große Gefahr läuft dis jetzt übrigens keiner der Verschworenen, denn wie man soeben erfährt, hat der würdige erste Präsident des Cassationshofes, Herr Mazeau, seinen Collegen Desjardins vom Pariser Schwurgerichte nachgeahmt, indem er das im vorigen Jahre so beliebte Wort: „La question ne sera pas posée" in nur wenig veränderter Auflage neu erscheinen ließ. Als gestern der Hauptmann Freystätter, einer der Dreyfus-Richter, auf eigenes Ansuchen von dem hohen Gerichtshofe erschien, um über die Ungeschicklichkeit der geheimen Actenmittheilung im Dreyfus-Proceße auszusagen, unterbrach Mazeau den Zeugen mit den Worten: „Herr Hauptmann, was Sie da erzählen, will der Gerichtshof gar nicht wissen. Sprechen Sie uns von anderen Dingen!" — Damit wäre der Cassationshof endgiltig zu einer Filiale der großen generalstäblichen Dunkelkammer geworden und die langsame, aber sichere Erstickung der Angelegenheit vorbereitet. Dupuy wird schwerlich in die unangenehme Lage versetzt werden, nach den Verantwortlichen zu suchen oder gar sie zu finden und zu bestrafen, und Freund Mercier kann wieder ruhig schlafen; die Vision des Zuchthauses wird seinen Schlummer nicht mehr beunruhigen, auch über so kleine „Schnitzer" wie Graffschrifte ob der von dem unschuldig und widerrechtlich Verurtheilten erdichteten Unalen ist er ja bekanntlich längst hinaus!

Paris, 25. April. **Poller.**

Badeni Banffy Sturdza.

Der Zusammenhang zwischen dem Rücktritte des Führers der Liberalen im Königreich Rumänien und dem Sturze des Gutsherren von Buk ist auf der einen und des Jachthaben Hercules auf der anderen Seite der Leitha liegt nicht so offen zutage, wie die Analogie der äußern Vorgänge in Bukarest, Budapest und Wien. Badeni, Banffy und Sturdza haben ihren Platz räumen müssen, trotz der parlamentarischen Majorität, die hinter ihnen stand. Der äußere nächste Grund — Sprachenverordnungen, Lex Tisza, Verfehlung gegen die nationale Würde — war in jedem Falle ein anderer. Trotzdem werden sich starke Fäden von dem Verbrechen, an dem der Herr von Wien von der Aristokratie des Parlamentarismus behufs den Bewohnern der altern Hauptstadt der Monarchie die Entlassung des Staatsgeschäfte in Oesterreich anvertraut hatte, offenbar unterbrochen, in der Stunde, in welcher der erfolgreiche Vermittler zwischen der Obstruction und der Krone im ungarischen Palais der Wiener Ballgasse dem Cabinetschef der Millenniums feier sich als dictatorischen Nachfolger vorstellen konnte, so wie an der Börse, in der an den Worsen der Dynastie entschieden wurden, daß die Demission des Ministeriums nicht eine Fortdauer der Herrschaft der liberalen Partei unter einem neuen Cabinetschef, sondern eine Absonderung derselben durch die conservative Gruppe rumänischer Politiker bedeute.

Obwohl in allen drei Fällen formell und im Wesen innere politische Natur, haben die Ereignisse, welche die Regierungswechsel bewirkten, doch zugleich einen ausländischen, außergewöhnlichen Hintergrund. Das die vom Grafen Badeni dargestellte und dem Grafen Banffy gefolgte, ja gesteigerte Tendenz, deutsche Politik bei Hofe, in Armee und Beamtenthum des Dreibundes, in Wien und Budapest, noch entschiedener zu machen, als sie bisher gewesen war, das Deutschthum des Dreibundes noch mehr zu stärken, als es bisher geschah, liegt klar zutage. Ebenso hat die Communis, welche Sturdza dem nationalen magyarischen Anspruche auf den Bukarester Staatsthron entgegengehalten hat, das Wachsthum Rumäniens zum Dreibunde, wenn auch nicht in den Beziehungen der Cabinette, so doch in der Zustimmung des rumänischen Volkes, zahlbar bewirkt.

Es ist daher wohl selbstverständlich, daß die Ereignisse in Pest und Bukarest von Paris, Petersburg, als deutliche Zeichen einer Niederlage der deutschen Politik, als ein Sieg der Gegner

Digitized by Google

politik Desider Bánffys" wirklich der letzte Tropfen war, welcher den Becher der schon lange gährenden rumänischen Volksleidenschaft zum Ueberfließen brachte und die Veranlassung gab, dass König Carol sich zur Entlassung seines in vieler Beziehung über die Dioskuren Bánffy und Badeni emporragenden Ministerpräsidenten entschloss, mag dahin gestellt bleiben. Jedenfalls hat ihr Verfasser, der zur Dienstleistung der Nationalitätenfeinde des Ministerpräsidiums zugewiesene und nun zum Kultusminister Exalt dieser Verwendung erhobene Professor Jancsó, in seinem brennenden Eifer, seinen früheren Vorgesetzten als den unerschütterlich zielbewussten Zimmermann des einheitlichen magyarischen Nationalitätenstaates zu verherrlichen, nicht bloß die schweren Charakterfehler und staatsmännischen Verfehlungen desselben wider Willen allzu deutlich enthüllt, sondern auch politisch vom magyarischen Standpunkte viel zu viel aus der Schule geschwatzt und aus naiver Aufrichtigkeit das Selbstgeständnis der Rumänen schwer verletzt. Die liberale Maurerei des energischen Vollenders der Weberleschen Kirchenpolitik und siegreichen Ueberwinders nicht bloß Kalnokys sondern auch Agliardis ist entblättert worden. Da der gemeinsame Minister des Aeußern genau wusste, dass Rumänien sich dem Dreibund gegenüber ablehnend oder wenigstens sehr reserviert verhalte, weil die Bevölkerung gegen die an ihren siebenbürgischen und südungarischen Stammesgenossen geübte Entnationalisierungsthätigkeit scharf erregt ist und von seiner Neuordnung an die Magyaren denken will, musste die ausgleichsseitig gesteuerten Vorstellungen in Bukarest vermieden, bis Goluchowski die Reichskanzlei bezog. Es war die tragische Schuld Sturdzas, als Oppositionsführer sich der siebenbürgischen Frage, d. h. der nationalen Unterdrückung der ungarländischen Rumänen als parteipolitischen Mittels bedient zu haben, um sie dann zum Zweck der Wiedererlangung der Regierungsgewalt, ähnlich wie Gladstone sein bosnisches „Hands off", zu verlengnen, beziehungsweise, wenn auch nicht öffentlich, abzubüßen und der wirkungsvollen Agitation der rumänischen Liga im Sinne der von Kalnoky-Nachfolger, Goluchowski, nach Bukarest gerichteten Vorstellungen entgegenzutreten. Dadurch hat Sturdza das nationale Rechtsgefühl seiner Landsleute zum Zwecke der Erreichung eines politischen Zieles ebenso verletzt, wie Badeni das nationale Bewusstsein und Interesse der Deutschen in Oesterreich durch den Erlass seiner Sprachenverordnungen zum Zweck der Gewinnung der jungczechischen Stimmen für einen unannehmbaren Ausgleich. Wie sehr die äußere Politik Rumäniens durch den Druck beeinträchtigt wird, den der magyarische Chauvinismus auf die nationalen Lebensbedingungen übereilt der siebenbürgischen und südungarischen Rumänen ausübt, ist sehr anschaulich in einer im Verlag von J. F. Lehmann in München erschienenen, vom „Pester Lloyd" sehr wegwerend behandelten Broschüre „Das magyarische Ungarn und der Dreibund" dargelegt, welche einen Wutbausbruch des offiziösen Anzeigers gab die in München teils den Publicationen von Dr. Löher und Dr. Zepp bis zu jenen des Alldeutschen Verbandes, sowie in der Münchner Allgemeinen Zeitung und den Münchener Neuesten Nachrichten angeblich betriebenen deutschnationalen Angriffe auf Ungarn und Schmähungen des Magyarenthums hervorgerufen hat.

Und doch hätten die Ausführungen der mit Ungarns gezeichneten, aus rumänischer Quelle stammenden Broschüre gar keine schlagendere Bestätigung finden können, als sie in der früher erwähnten, vom Professor Jancsó zu Lob und Preis des „magyarischen Geistes" über „magyarischen Ministerpräsidenten", — alles hingus nur auf einen engen magyarischen Leibpatriotismus verengten Schnitt unfreiwillig gefloßen worden ist. Dass die Wirkung der Bánffyschen Nationalitätenpolitik so handgreiflich über die roth weiß-grünen Grenzpfähle hinausgegriffen und sehr deutliche internationale Beziehungen etwas rauh gestreift hat, ist den magyarischen Chauvinisten hinterher ebenso unbequem, als das von Tag zu Tag wachsende Mißbehagen, welches die im geschilderten Fahrwasser segelnde und mit logischer Consequenz in die Brandung getriebene Politik Bánffys und seiner ungarischen Regierung, Zünge, welche die Einheit der Monarchie nach Außen in ein sehr zweifelhaftes Licht stellen und über Bündnisgefährlichkeit keine beruhigenden Zeugnisse ausstellen, aus dem Grunde, um deren willen der Ausgleich Rumäniens an die Dreibundpolitik — soweit es sich nicht um den Wunsch des Königs Carol, sondern um die Zustimmung seiner Völker handelt — ungünstigeres einer in südslavischen Beziehung absolut friedlichen Entwicklung ungünstig, aufklärend, wie die nächsten Zwecke und Ziele des Dreibundes, hinlänglich weit. Die Magyarisierungsbestrebungen der letzten Jahre, welche die Einheit des ungarischen Staates mit deutschen Elementen herstellen will, welche — — —

„Ein Jahr Civilproceßordnung."

Entgegnung.

Wenngleich ich nur mit Widerstreben außerhalb des engsten Kreises der Fachgenossen in eine juristische Discussion eingehe, so drängt es mich doch, den Ausführungen, welche Dr. X. in Nr. 257 dieses Blattes am 15. April 1899 unter dem Titel „Ein Jahr Civilproceßordnung" veröffentlicht hat, entgegenzutreten. Denn gerade diese für weitere Kreise zugängliche Publication birgt die erhöhte Gefahr, daß weniger Kundige, welche mangels eigener sachmännischer Urtheilsfähigkeit ihrem Autor trivialos folgen, ein Vorurtheil bezüglich der, meines Erachtens wenigstens, sicherlich ungerechtfertigt ist.

Herr Dr. X. zollt zunächst dem weittragenden und gewichtigen Fortschritte Anerkennung, den auch er in der am 1. Jänner 1898 erfolgten Einführung der neuen Civilproceßgesetze erblickt. Ich glaube aber, daß ein „Vergleichsversuch", mit dem Umschwung von der Positivsche zur Eisenbahn, mißlungen ist.

Ein genereller Ueberblick über den österreichischen Civilproceßzustand vor Neujahr 1898 führt, bei Vernachlässigung der für das Gesammtbild unerheblichen Stückgefälle über das Bagatell-, Mahn-, Mandatsverfahren ꝛc. und in Würdigung der vollkommenen Entwartung des damaligen Summarverfahrens in der Praxis, zu der Erkenntnis, daß an jenem epochalen Tage die Gesetzgebung mit einem Sprung von den Anschauungen des Jahres 1781 zu jenen von 1895 gelangt ist. Soll also auf diesen, nach Intensität und Rapidität in der Rechtsgeschichte beispiellosen Umschwung das von Herrn Dr. X. gewählte Bild Anwendung finden, dann ist es billig nur so zu gestalten, daß ein ausgedehntes, bisher nur auf die Postkutsche angewiesenes Land an einem Tage und mit einem Schlage ein vollständiges Eisenbahnnetz erhält. Wäre dies jemals in Wirklichkeit geschehen, dann hätte das erste Jahr des Dampfbetriebes wohl ungleich mehr Entgleisungen gebracht, als wir im neuen Proceßverfahren erlebt haben, zumal wenn als Locomotivführer — wie dies ja anders kaum möglich wäre — so ziemlich dieselben Männer fungirten, die bisher nur den Postwagen zu lenken hatten.

Mehr aber als höchstens „Entgleisungen" kann ich in den Fällen nicht erkennen, die selbst ein so erbitterter Gegner der neuen Proceßpraxis, wie Herr Dr. X., als beklagenswerte Beispiele der Unzulänglichkeit vorführt.

Dr. X. kennt keinen einzigen Fall der Handhabung des § 415, Alinea 2,* daß die Aussertigung des Urtheilsthatbestandes binnen drei Tagen nach Schluß der Verhandlung in der Bezirksgerichtskanzlei zur Einsicht der Parteien hinterlegt worden wäre. Dieser Vorgang hat aber nach Alinea 1 nur dann stattzufinden, wenn erstens die mündliche Verhandlung bei einer Tagsatzung durchgeführt und zum Abschluß gebracht wurde, zweitens von der Protokollierung des auf den Sachverhalt sich beziehenden Parteivorbringens abgesehen, und drittens dessen Darstellung dem Urtheilsthatbestande vorbehalten wurde. Ich möchte mir also die Frage gestatten, ob Herrn Dr. X. ein einziger Fall bekannt geworden ist, in welchem diese Voraussetzungen zutrafen und demnach die Vorschrift jenes Alinea 2 verletzt wurde. Keinesfalls aber tritt die von ihm hieran geknüpfte Folge der Rechtsmittellosigkeit ein. Denn für Bagatellsachen findet § 415 überhaupt keine Anwendung, weil hier nach § 454 eine Protokollierung des auf den Sachverhalt sich beziehenden Parteivorbringens anzuklagen ist; gegen alle anderen beizirksgerichtlichen Urtheile aber steht die Berufung offen, welche laut § 498, in dessen Contert § 415 ausdrücklich citiert erscheint, sehr wohl geeignet, ja geradezu prädestiniert ist, den rechtzeitigen Widerspruch gegen einen falschen Urtheilsthatbestand zu berücksichtigen.

Die mit ungefähr vierzehn Tagen bestimmte Frist zwischen Klagezustellung und erster Tagsatzung mag thatsächlich nicht immer genau eingehalten werden. Gegen deren Verkürzung ist aber die Partei durchaus nicht „wollig machtlos", sondern zufolge § 130 ausdrücklich in die Lage versetzt, jeden daraus entstehenden Nachtheil abzuwehren. Eine zu lange Bemessung jedoch, deren Maximum nach Dr. X „beinahe vier Wochen" betrug, kann der Natur der Sache nach keinen ernsthaften Beschwerdegrund bilden, und ist gewiß niemals erfolgt, wenn wirkliche Dringlichkeit beobachtet wurde. Ferner von Herrn Dr. X. citierte § 232 aber sei ihm zu Lectüre wärmstens empfohlen: er wird dann finden, daß daselbst von Verkürzung und Verlängerungen der Fristen gar keine Rede ist, vielmehr von der Streitanhängigkeit!!

Gegen die Generalisierung des Ausspruches eines Botanikers, er nehme nur die vorbereitenden Schriftsätze, nicht aber das Parteivorbringen bei der mündlichen Streitverhandlung zur Kenntniß, schützt unsere Richter ihre allseitig von ungetrübten Zeugen entfaltete Verhandlungsthätigkeit. Herrn Dr. X. empfehle ich vor weiterer Verbreitung seiner Gepflogenheit, in die Schriftsätze an Rechtsausführungen und Gesetzesbedürftiges hineinzuschreiben, „was Platz hat", die Kenntnisnahme des § 49, Alinea 1 und 2, welcher immerhin größere Autorität besitzt als sein „Gerichtsrath".

Beherzigt Herr Dr. X. diese Bestimmung und vielleicht noch § 267, dann wird er auch einerseits vor der Wiederaufnahme der „Widersprechungen" sich hüten, anderseits dem Gerichte die Befugnis einräumen, unbestrittene Thatsachen als zugestanden anzusehen — was übrigens durch die allgemeine Bestreitung der bezüglichen Sachverhaltsdarstellung mit wenigen Worten hintangehalten wird.

Die vage Beschuldigung, daß Richter ihren Urtheilssprüchen zufällige gemüthsverfassungen zugrunde legen, bedarf keiner ernsthaften und sachlichen Zurückweisung. Daß aber der im alten Proceßrecht eingerissene Mißbrauch endlich zu schwinden beginnt, um jeden Preis — auch im wirthschaftlichen Sinne — Sachverständige zuzulassen, die nach der formalen Beweistheorie thatsächlich „Vorrichter" waren und zumeist an Stelle des ordentlichen Richterspruches einen berufsgenossenschaftlichen Schiedsspruch aus dem Urtheile machten, das ist ein wahrer Segen. Die Zuziehung von Sachverständigen würde übrigens keine Urtheile, welche „sachmännische Fragen" berühren, schon deshalb nicht unverlässig im Sinne des Dr. X. beeinflußt haben, weil auch der Sachbefund und Gutachten wie jedes andere Beweisergebnis heute der freien richterlichen Würdigung unterliegen. Die Entscheidungen aber, daß Spiritus nicht zu den explosiven Stoffen gehöre, oder daß eine leichte Hautabschürfung regelmäßig vier Monate zur Heilung bedürfe, sind auch für Nicht-„Fachleute" als Fehlurtheile kenntlich, was Herr Dr. X. selbst zugibt, indem er seine Berufung dagegen vor seine Leser bringt. Gerade derartige Erkenntnisse entbehren eben nicht sachmännischer, sondern jener Voraussetzungen, die vom Richter selbst und nicht nur von Sachverständigen zu prästieren sind und von keinem Proceßgesetz garantiert werden.

Es mag statistisch ungerechtfertigt sein, aus der geringen Zahl von Berufungen auf die Ueberzeugungskraft der erstrichterlichen Urtheile zu schließen; ebenso aber auch hieraus das mangelnde Vertrauen in die Berufungsinstanz zu folgern. Der von Dr. X. geschilderte Fall gänzlicher Ignorierung der Berufungsverhandlung seitens des Staates ist ein so exorbitanter, daß seine Singularität in die Augen springt. Gewiß ist dieses Vorkommnis, das ich, wie alle anderen thatsächlichen Angaben des Herrn Dr. X., selbstverständlich nicht bezweifle, geeignet, Ebenso sicher entspricht es aber auch nicht den Instructionen an die Berufungsgerichte, welche niemals dahingingen, „daß sämmtliche, erstinstanzliche Urtheile ungeschaut zu bestätigen. Ein solcher Auftrag wurde sicher nie ertheilt, und, wie der Proceßzug der abgeurtheilten Berufungsarthrile beweist, niemals angenommen.

Gerade aus den Fachblättern konnte ich bisher den Eindruck nicht gewinnen, daß sich die Klagen über die neue Praxis von Tag zu Tag mehren — wohl aber das verdienstliche Streben, auf Streitfragen, Mißverständnisse und Härten hinzuweisen, die bei einer so tiefgehenden und noch gar so frischen Neuerung einfach unvermeidlich sind. Dagegen habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß die Praktiker dem neuen Gesetzeswerk mehr Kritik als Eindium widmen, und daß wirklich gründlichen Kennern der neuen Proceßrechtes nur ganz ausnahmsweise zu finden ist. Ich glaube dargethan zu haben, daß der Anlaß des Herrn Dr. X. nicht geeignet erscheint, diese Ueberzeugung zu erschüttern. Das neue Verfahren brachte mich einer beschämenden Vergangenheit eine unverleichlich bessere Gegenwart und läßt zuversichtlich eine gute Zukunft erschließen. Wer sich die neuen Gesetze bis in alle Einzelheiten ernsten Sinnes zu eigen macht, der wird ihnen das widerstehen lassen, was sie uns Alten verheißen und vorzüglichen Gerechtigkeit.

Wien, 16. April. Dr Adolf Mathias.

* * *

Erwiderung

Wenn mein Artikel „Ein Jahr Civilproceßordnung" in einem juristischen Fachblatte und nicht in den Spalten dieser Wochenschrift erschienen wäre, so brauchte ich auf die vorstehende Erwiderung, insoferne sie nicht meine Anregungen thatsächlicher Natur unrichtig beurtheilt, überhaupt nicht mehr zu antworten: denn in den Fachjournalen wird der gesetzvolle Vortrag, mit welchem Sectionschef Dr. Franz Klein seine in diesem Sommersemester an der Wiener Universität abgehaltenen Vorlesungen über die praktische Handhabung der neuen Civilproceßgesetze eingeleitet hat, gewiß einwider jetzenen ganzen Inhalte nach oder doch auszugsweise abgedruckt werden, und dieser Vortrag enthält bereits zum Theile meine Antwort. Es enthielt nur dahin mit Dem Schlußsatze dieser Zeitschrift mitzutheilen, daß Sectionschef Klein das Verhandlungen ein seiner ernster Mißstände und Irrthümer in der Praxis der Civilproceßgesetze selbst in lobender Weise angegeben und ausschließlich entlastet hat, daß jetzt, da die Handhabung der neuen Gesetze sich noch in den ersten Anfängen befindet die beste Zeit sei, die Praxis auf mechtam zu machen, daß und wo sie sich etwa verirrt, zurückzuweisen, wenn wir Gesetze abgeändert werden. Dieser Gedanke beherrscht auch meinen Artikel zu schreiben, deshalb auch Schluß [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

* Alle [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

langen, wollte man fordern, dass die neuen Civilprocessgesetze, die wenig mehr als ein Jahr in Geltung stehen, schon tadellos und einwandfrei gehandhabt werden; nicht minder unklug aber wäre es, der Kritik das Recht absprechen zu wollen, auf Fehler der Praxis hinzuweisen und hiedurch an deren Beseitigung mitzuwirken. Hat denn die Erfahrung des summarischen Verfahrens, die wir ja schaudernd selbst erlebt, nicht deutlich genug bewiesen, wohin es führt, wenn man directen Ungeschicklichkeiten gleichgiltig zusieht? Es ist mir nicht im entferntesten eingefallen, unseren Richtern absichtliche Gesetzesverletzungen vorwerfen oder dem Publicum ein Vorurtheil gegen das neue Verfahren beibringen zu wollen; doch schien mir in dem allgemeinen Enthusiasmus über die erzielten Erfolge ein ernstes Mahnwort am Platze zu sein.

Die Behauptung, dass die Gesetzgebung mit einem Schlage von den Anschauungen des Jahres 1781 zu jenen von 1895 gelangt sei, ist unrichtig. Der Verfasser der Entgegnung vergisst nämlich vollständig, dass fast sämmtliche Grundsätze, durch welche sich das neue mündliche Verfahren von dem alten schriftlichen so vortheilhaft unterscheidet, schon in dem Gesetze vom Jahre 1873 über das Bagatellverfahren praktisch verwertet wurden; ferner darf man nicht übersehen, dass auch die Strafprocessordnung vom Jahre 1873 auf genau denselben Principien der Mündlichkeit, Unmittelbarkeit, Oeffentlichkeit, freien Beweiswürdigung u. s. w. beruht wie die neue Civilprocessordnung. Eine so ganz unbekannte Sache konnte also die letztere unseren Richtern nicht sein.

Was die Erwiderung auf meine thatsächlichen Angaben betrifft, so will ich mich möglichst kurz fassen, da dieses Blatt nicht dazu bestimmt ist, juristischen Controversien Raum zu geben.

Die gesetzlichen Voraussetzungen, unter welchen § 445 alinea 2 der Civilprocessordnung zur Anwendung zu kommen hat, treffen in den allermeisten Fällen bezirksgerichtlicher Rechtsprechung in Sachen über fl. 50 zu; denn gemäß § 440 alinea 4 ist die mündliche Verhandlung womöglich bei der ersten über die Klage bestimmten Tagsatzung zu Ende zu führen — „womöglich" bedeutet also die Regel — und was das auf den Sachverhalt sich beziehende Parteivorbringen anbelangt, so enthält die weitaus überwiegende Mehrzahl der bezirksgerichtlichen Verhandlungsprotokolle hierüber fast gar nichts, während in den Urtheilsausfertigungen die Darstellung des Thatbestandes regelmäßig ziemlich umfänglich erscheint. Wenn aber trotz Vorhandenseins der Bedingungen für die Hinterlegung der Ausfertigung des Urtheilsthatbestandes in der Gerichtskanzlei diese Hinterlegung niemals erfolgt, und die Parteien daher gegen unrichtige Angaben des Urtheilsthatbestandes überhaupt nicht Widerspruch erheben können, so werden auch die Berufungsgerichte kaum in die Lage kommen, gemäß § 498 der Civilprocessordnung in beurtheilen, welche Bedeutung — einem rechtzeitigen Widerspruche gegen im Urtheilsthatbestande enthaltene Angaben über thatsächliches Vorbringen beizumessen sei.

Die Einrede des § 232 der Civilprocessordnung in meinem Artikel beruht auf einem Schreibfehler; es soll richtig § 231 heißen. Die Meinung des Einsenders der Entgegnung, dass die Partei gegen Verkürzung der in § 231 normierten regelmäßigen vierzehntägigen Frist durch die Vorschrift des § 139 der Civilprocessordnung geschützt sei, wird durch den Wortlaut dieses Paragraphen widerlegt, welcher den Fall der Verzögerung der Zustellung, und nicht den Fall einer schon vor vorgenommener ungesetzlichen Tagsatzungsanordnung betrifft. Wer behauptet, dass es einem Kläger, insbesondere wenn derselbe Kaufmann ist, gleichgiltig sein kann, ob er das Urtheil früher oder später in Händen hat, scheint mit den Bedürfnissen des Geschäftslebens wenig vertraut zu sein.

Dass die Gerichtsräthe zweifelos größere Autorität zu besitzen glauben als das Gesetz, erklärt sich aus ihrem auch von Serious dies Klein bemängelten Streben, „sich das Gesetz, und nicht dem Gesetze sich anzupassen".

Es ist richtig, dass die von mir, wohlgemerkt nur beispielsweise angeführten Urtheile in fachmännischen Fragen auch Laien als Fehlurtheile kundlich sind: sie beweisen also, dass manche Richter nicht einmal sie viel Achtung vor beweisen wie die meisten Laien und daher sogar in einfachen Fragen der Sachverständigen nicht entbehren können. Allerdings ist der Richter nach dem Gesetze nicht an das Gutachten der Sachverständigen gebunden; den Richter aber, der gegen den klaren Ausspruch von Sachverständigen urtheilt, wird man wohl vergebens suchen.

Ich will den Verfasser der Erwiderung nicht durch die Bitte in Verlegenheit setzen, den Procentsatz der absurden Berufungsurtheile zusammenzustellen; thatsächlich ist es [illegible] ganz gut ausbleiben zu

Zum Schlusse bemerke ich, dass ich nichts weniger als ein Gegner der neuen Civilprocessgesetze bin und gerade deshalb in einer praktischen Besprechung den wunden Punkt für die Reform erblicken wollte. Daher erachte ich es auch für recht gerechtfertigt, dass jener Zeitschrift, welche am „die neue Gerichtsbarkeit Macht des Gesetzes" [illegible] und unseren Richtern das Recht [illegible] Dr. L.

Zur Krise innerhalb des Marxismus.*)

Von Prof. Dr. Th. G. Masaryk (Prag).

Seit meinem Berichte über den Stuttgarter Parteitag wären aus dem literarischen Lager der marxistischen Socialdemokratie mehrere Belege für die von mir charakterisierte Krise anzuführen. Die „Neue Zeit" und die „Socialistischen Monatshefte", aber auch die verschiedenen Tages- und Wochenblätter, haben in der letzten Zeit mehrere einschneidende Polemiken der marxistischen Theoretiker gebracht. Ich führe nur die wichtigsten an. Plechanow, der russische Marxist, hat in der Beilage der „Sächsischen Arbeiter-Zeitung" (30. Oct. 1898 sqq.) einen offenen Brief an Kautsky geschrieben: „Erörterungen über die Taktik. Wofür sollen wir ihm dankbar sein?" Dieser „ihm" ist Bernstein. In dem Briefe wird die Bernstein'sche statistisch begründete These rundweg wegdecretiert. Die Briefe seine Bernstein'sche Gedanken nicht brauchen. Und ebenso kann sie nach Plechanow die Gedanken von C. Schmidt nicht brauchen, der den Marxisten das Zurückgreifen auf Kant anrät. Gegen diesen philosophischen Plan sieht Plechanow auch in der „Neuen Zeit" los; auf Grund des vermeintlichen Unterschiedes zwischen der ersten und zweiten Auflage der Kant'schen „Kritik" macht Plechanow die erste Auflage für seinen Materialismus geltend. Es war C. Schmidt nicht schwer, dieses Missverstehen Kants und eine solche Verheidigung des Materialismus abzuweisen. Aber principiell ist die Streitfrage eigentlich nicht erörtert worden.

Das Hauptinteresse ist weit mehr auf die Frage der Taktik gerichtet. Gegen Bernsteins Abweisung der Marx'schen Katastrophentheorie und des ihr entsprechenden Revolutionismus erheben sich die meisten und lautesten Stimmen. Ausser den Redenern auf dem Stuttgarter Parteitag und Plechanow hat sich in der „Neuen Zeit" auch Cunow gegen Bernstein ausgesprochen. Dagegen hat Bernstein einen gewissen Succurs durch Schippel erhalten, der in den „Socialistischen Monatsheften" (unter dem Pseudonym: Jlegrimm) für seine militärreformistische Haltung „Dambruger Parteitag" Engels' Ansichten über die Miliz zu verwerten suchte. Darauf hat Kautsky in der „Neuen Zeit" sehr scharf geantwortet, Schippel repliciert, und damit ist die Erörterung vorläufig abgeschlossen.

Ueberblickt man die ganze literarische Situation, so theilen sich die gegenwärtig bedeutendsten Marxistischen Theoretiker und Schriftsteller in folgende zwei Gruppen. Auf der einen Seite steht Bernstein; zu ihm kann man C. Schmidt, Schippel, Kampffmeyer mehrere Artikel in der „Socialistischen Monatsheften", und wohl auch Ernst rechnen; weiter gehören hieher Woltmann, Auer, Pfund und der neugewählte Abgeordnete Heine. Von den Engländern Bax. Auf der gegnerischen Seite stehen Kautsky, Mehring, Cunow, Plechanow, Parvus, Bebel und Liebknecht haben sich auf dem Stuttgarter Parteitag nicht klar und unzweideutig ausgesprochen; in bedeutendem Grade kann man auch von den Erklärungen Kautskys sagen, dass sie nicht bestimmt genug sind. Schon jetzt gewinnt der Leser den Eindruck, dass sich die Linke gegen die keineswegs Rechte vorzugsweise durch die politische Rücksicht auf die Parteieinheit leiten lässt und der principielleren Erörterung der Fragen eigentlich ausweicht. Andererseits muss auch zugestanden werden, dass manche von der Rechten nicht eigentlich keitisieren, sondern einfach opportunisieren. In einzelnen Fragen dürften haben und drüben die Einzelnen auseinandergehen und sich eher dem anderen Lager nähern — immerhin ist die Scheidung der zwei Richtungen in der Theorie und Politik ganz eisenkundig. Durch Bernsteins Buch*) ist nun für die Discussion ein fester Grund und Boden gewonnen. Wenn man als ob Bernstein in seinen bisherigen Artikeln weniger gesagt hätte, aber seine „Voraussetzungen" beurtheilen einerseits das System Marx' im ganzen und sprechen sich andererseits über den ganzen Complex der in der letzten Zeit aufgetauchten strittigen Fragen aus.

Bernstein will mit seinem Buche die am Stuttgarter Parteitag verlesene Zukunft genauer begründen. Er ist nämlich, wie schon in seinen früheren Aufsätzen, der Ansicht, dass Marx' entgegengetreten, als ob die bürgerliche Gesellschaft vor einem definitiven „zusammenbruch wäre. Bernstein schließt aus den Daten der wirtschaftlichen Statistik, dass überhaupt keine Katastrophe eintreten werde, und dass darum die Socialdemokratie nun auch ihre Taktik den thatsächlichen Umständen anpassen müsse; der falschen Katastrophentheorie entspreche der Revolutionismus, der thatsächlichen Situation kann nur eine gemäßigte Tagespolitik [illegible] der Socialdemokratie gerecht werden. Darunter versteht Bernstein die politische Organisation der Arbeiterclasse, die [illegible] und die ethische Propaganda der parlamentarischen Thätigkeit. Worte Engels', die Ausweitung aller Arbeiter im Staate, welche der Arbeiterclasse zu heben und da [illegible] Ziel [illegible] auszubilden vermeidlich. Ganz besonders

[illegible] Aufgaben der

Digitized by Google

tritt Bernstein für die von den Marxisten vernachlässigten Wirtschaftsgenossenschaften ein.

Für seine Hauptthese erbringt Bernstein zahlreiche und bemerkenswerte Daten aus der Wirtschaftsstatistik aller Länder (pag. 48 sequ.). Bernstein zeigt, dass der Volksreichthum überall zunehme und dass speciell auch die Zahl der Capitalisten, zumal der kleineren Capitalisten, stetig anwachse. Marx dagegen lehrte, diese Zahl werde stetig abnehmen, das Capital concentrire sich in den Cassen einiger Capitalsmagnaten. Marx lehrte zugleich, diese Concentration des Capitals habe das Schwinden des Mittelstandes zur Folge; Bernstein zeigt, dass der Mittelstand weder in der Industrie, noch im Handel, noch in der Agricultur schwinde. Er erbringt die neuesten und, wie gesagt, entscheidende Daten nicht nur für England, seine Gegner suchen sich immer noch auszuruhen, Bernsteins Conclusionen gelten höchstens für England, sondern auch für Deutschland, Frankreich, Belgien, Serbien, die Schweiz und die Vereinigten Staaten. „Wenn der Zusammenbruch der modernen Gesellschaft vom Schwinden der Mittelglieder zwischen der Spitze und dem Boden der socialen Pyramide abhängt, wenn er bedingt ist durch die Ausjaugung dieser Mittelglieder von den Extremen über und unter ihnen, dann ist er in England, Deutschland, Frankreich heute seiner Verwirklichung nicht näher, wie in irgend einer früheren Epoche im 19. Jahrhundert."

Sollten die Vertheidiger des Katastrophismus trotzdem das sociale Gebäude im Innern morsch erklären, so hat Bernstein gegen diese Ansicht den weiteren Beweis, dass die moderne Wirtschaft eine sehr große Anpassungsfähigkeit besitzt. Damit stellt sich Bernstein gegen die Marxistische Krisentheorie. Marx sieht in der capitalistischen Wirtschaft nichts als Anarchie und demgemäß sucht er zu zeigen, wie die Gesellschaft von beständigen wirtschaftlichen Krisen heimgesucht werde. Marx glaubte längere Zeit an einen regelmäßigen Krisenepelus von zehn Jahren; später neigte er sich, und noch mehr Engels, zur Annahme, die wachsende wirtschaftliche Anarchie treibe zu einem Weltbruch. Bernstein sieht in den wirthschaftlichen Zuständen keinen Grund zu dieser Annahme (äußere unvorhergesehene Ereignisse könnten eine allgemeine Krise herbeiführen; die heutige Organisation und Ausdehnung des Weltmarktes und insbesondere die große Ausdehnung der Lebensmittelproduction schließen eine allgemeine Krise aus. „Nichts hat vielleicht so viel zur Abmilderung der Geschäftskrisen oder Verhinderung ihrer Steigerung beigetragen, wie der Fall der Renten und der Lebensmittelpreise."

Das Bild der thatsächlichen wirtschaftlichen Verhältnisse, das Bernstein entwirft, müsste noch durch die Schilderung der Lage der Arbeiterschaft ergänzt werden; nach Marx hat nämlich die vorausgesetzte Concentration der Capitalien nicht nur das Schwinden des Mittelstandes, sondern auch die wirtschaftliche und physische Verelendung der Arbeiterschaft im Gefolge. Bernstein weist zwar gelegentlich auf das Unklare des Marx'schen Begriffes des Proletariats hin (pag. 88), aber er unterlässt es, auf den Gegenstand näher einzugehen. Allerdings ist das ein sehr heikler Punkt; aber wie die Arbeit von Webb's beweist, ist sie möglich; auch diese Statistik spricht gegen Marx.

Die Wirthschaftsstatistik, das heißt die wirthschaftlichen Zustände der modernen Gesellschaft, sind ein lautes Veto gegen Marx' Werttheorie. Ich habe auf diesen Zusammenhang der socialen Classengliederung und des Classenkampfes mit der abstracten ökonomischen Werttheorie Marx' schon hingewiesen: concentriert sich das Capital nicht, schwindet der Mittelstand nicht und degenerieret die Arbeiterschaft auch nicht so, wie Marx lehrte, so heißt das, dass die Werthbestimmungslehre nicht richtig ist, und das heißt weiter: seine Mehrwert- und Werttheorie überhaupt ist nicht richtig. Damit sind wir aber bei der wissenschaftlichen Krise des Marxismus angelangt.

Bernstein ist sich bessen vollkommen bewusst, dass seine Anschauungsweise in „verschiedenen wichtigen" Punkten von der Theorie Marx' und Engels' abweiche; diese Abweichung sei das Product „eines jahrelangen inneren Kampfes". Bisher habe er nach Möglichkeit dieser Abweichung die Form einer Kritik der Marx-Engels'schen Lehren zu geben vermieden, aber leidem Socialisten selbst gegen ihn aufgetreten seien, habe er sich zu seinem Schritte entschlossen, obwohl ihm dies, zumal wegen seines intimen Verhältnisses zu Engels, nicht leicht gewesen sei. „Ich bin dieser Aufgabe nicht ausgewichen, aber sie ist mir aus den angegebenen persönlichen Gründen nicht leicht geworden. Ich bekenne dies offen, damit der Leser in der Lage sei, abzuwägen, in welcher Form der offene Conflict mit Ansichten ist der Sache leider."

Ich respectire diese persönliche Motivirung und begreife, dass der Autor der „Voraussetzungen" wünschen musste, dass ihn im Interesse der Sache eine möglichst pietätvolle Darstellung der strittigen Fragen geleiten möge. Mir selbst hatte es nicht im geringsten ein, Bernstein gegen Marx Engels und gegen den Socialismus anzuspielen, am wenigsten, da ich mich in der Erörterung der strittigen Punkte von Bernstein mehrfach ab, auch glaube ich, Bernstein unterschätzt die Tiefe und Weite der marxistischen Krise. Ich glaube das allseitig in einer Arbeit dargethan zu haben, die im Laufe dieses Monats herausgegeben werden dürfte. („Die philosophischen und sociologischen Grundlagen des Marxismus"; hier will ich es im Hinblick auf die „Voraussetzungen" an einigen Punkten klarzulegen suchen.

Die Kritik der Marx'schen Theorien muss viel prinzipieller sein, als Bernstein annimmt. Darunter verstehe ich nicht bloß die „rücksichtslose Aechenschaft über die Lücken und Widersprüche der Theorie" (pag. 186, denn das versteht sich bei Marx, der selbst nur eine „rücksichtslose Kritik" übt und fordert, von selbst. Unter prinzipieller Kritik verstehe ich wörtlich die Kritik der philosophischen Prinzipien: Marx und Engels waren, das kann nicht genug betont werden, vor allem Philosophen und Sociologen, nicht Nationalökonomen; der Marxismus als philosophisches System hat gewiss ein sehr wichtiges, bisher unbeachtetes Glied in der Entwickelung der deutschen Philosophie. Wenn Bernstein selbst von C. Schmidt für den Marxismus das „Zurück auf Kant" acceptiert, so anerkennt er dadurch die Nothwendigkeit der erkenntnistheoretischen und philosophischen (metaphysischen) Kritik der Grundlagen. Daran ändert die Thatsache nichts, dass er das „Zurück auf Kant" in ein „Zurück auf Lange" (pag. 187) „übersetzen" will.

Bernstein glaubt, Marx und Engels sei der Hegel'sche Dialectik verhängnisvoll geworden, ihr entspringe speciell die „Zweidrittelgiftigkeit", der „Dualismus". An der That ist Bernstein auf der richtigen Spur; wenigstens hat er die eigenthümliche Zwiespältigkeit des Marxismus in vielen Fragen richtig erkannt (vgl. pag. 25, 31, 67, 177). Bernstein weiß, „dass man aus Marx und Engels alles beweisen kann" (pag. 14), aber er irrt, wenn er zur Erklärung der Thatsache nur die Hegel'sche Dialectik heranzieht. Bernstein hat nicht erkannt, dass Marx und Engels neben Hegel und Feuerbach die Lehren und besonders die Methode des französischen und später auch des englischen Positivismus angenommen haben, dem sie später auch den modernen Evolutionismus einzuflößen trachteten. Bernstein sieht nicht, wie Marx und Engels diese Synthese nicht gelungen ist, und begreift darum nicht, dass der Marxismus schon in seinen philosophischen Fundamenten eine unsöhnungene Verknüpfung moderner Gedankenrichtungen ist. Das Gedankenmysmen Marx' wird thatsächlich nicht so sehr durch seine Unrichtigkeit, als vielmehr durch seine Unvereinbarkeit Bernsteins „Dualismus" charakterisiert. Bernstein gibt zwar für Marx auch einen Eklekticismus zu, aber er möchte dem Begriff gern einen annehmbareren Sinn geben.

Der Marx'sche „Dualismus" hat nicht nur in der Hegel'schen Lehre von den Gegensätzen (Negation der Negation) ihren Ursprung, sondern sie wurzelt in der unorganischen Verbindung deutscher und französischer Philosophie. Wer bei Marx und Engels die Wirkung des Comte'schen Positivismus nicht begreift, begreift Marx überhaupt nicht. Nicht nur seine Philosophie, sondern auch seine Nationalökonomie. Seine Werttheorie will eben ultrapositivistisch sein, kein ethisches Element enthalten — und weil ein solcher extremer Amoralismus unmöglich, abirrt ist, müssen dann Marx und Engels Schritt für Schritt Concessionen machen. Wie ist es möglich, eine nationalökonomische Werttheorie ohne Rücksicht auf die subjectiven Bedürfnisse des Menschen aufzustellen! Aber Marx macht den Versuch, er will alles Subjective und Ethische, besonders alles Gefühl aus seinen Theorien verbannen, „womöglich muss dann das nicht positivistische „herzlose Denken" der Wirklichkeit Concessionen machen. Der wirklichkeitsscheue Mensch hat eben nicht nur seinen Kopf, sondern zugleich auch sein Herz.

Es erklärt sich der Widerspruch des I. und III. Bandes des Capitals, die Thatsache, dass Marx später wohl sein Werk das Bedürfnis als Radikaler u. s. w. als wertbildenden Factor an erkennen musste.

Dasselbe gilt vom Marx'schen Revolutionismus. Bekanntes muss, wenn wir Bernsteins Wort acceptieren wollen, Bernstein jetzt ganz gut, wie Marx und Engels zwischen Revolution und Recht revolution schwanken, bis endlich Engels 1895 in seinem „politischen Testament" die Revolution endgiltig aufgibt. Bernstein sieht gerade in diesem taktischen Verhalten Engels die beiden „Zweidrittelgift" und erklärt sich dieselbe aus der Hegel'schen Dialectik. Die Basis haben Marx und Engels in Paris (kurz vor dem Juniden Juden den französischen Revolutionismus angenommen, und haben also Schritt zur Schritt durch den Darwinismus jenen englischen Evolutionismus abgeschwächt. Bernstein erkennt die Schwenkung wie Marx und Engels, dass es zwischen dem englischen und deutschen Socialismus einer und dem französischen andererseits eben den Unterschied gibt, der sich in dem Worte Revolutionismus zusammenfassen lässt. Das englische und auch das deutsche Proletariat ist weniger dem Revolutionismus zugetan.

Marx hat auch nicht bedacht, dass Ein- und Zweifl und Ausschaltung der Revolution zumal in der Entwicklung des Marx'schen Werkes bedingt, der Widerspruch ausgeglichen. Es ist Thatsache, dass der Revolutionismus um Marx'schen Werke nicht mehr im Vordergrund steht.

Digitized by Google

So wie bei Marx und Engels erklärt sich auch bei den späteren Marxisten derselbe Dualismus, dasselbe Schwanken zwischen der französischen und englischen Taktik. Hier soll dieser so typische Unterschied nicht weiter erklärt werden: aber klar ist, dass eine kritische Revision der Marx'schen Lehren diesen Unterschied vor allem überwinden müsste. Es ist eben der Unterschied der zwei Richtungen, die im Marxismus bis heute nebeneinander bestehen, und die heute nach einer prinzipiellen Kritik der Marx und Engels geradezu schon schreien.

Schluss folgt.

Montenegro.

Im Südosten Europas, an dem Aufstallsthore der Monarchie zu Land und zur See liegt, wie ein Adlerhorst zwischen den äußersten und höchsten Felsenbergen der Stara Planina gebettet, das kleine Montenegro. Seiner Kleinheit ungeachtet, spielt es in dem vielstimmigen europäischen Concerte nicht die letzte Geige. Es sind wohl immer dieselben Töne, mit welchen es dissonierend in die Harmonie einfällt, man horcht aber doch auf und fragt gespannt: Schon wieder ein bisschen Montenegro? Mancher Leser nun, der die Mittheilungen der Presse aufmerksam verfolgt, mag sich schon oft gefragt haben, weshalb man den Balkanländern, und besonders dem kleinsten unter ihnen und seinen Vorkommnissen, eine weit größere Tragweite beimisst, als viel wichtigeren Ereignissen auf der Weltbühne; warum man bei dem Losgehen einer Flinte im Balkan zugleich von der Möglichkeit eines allgemein europäischen Brandes spricht? Für die Meisten sind das eben nur Namen, von denen man glaubt, dass sich dabei etwas denken lässt; auf die Probe gestellt, wäre wahrscheinlich der Zehnte nicht imstande, auf die Frage: Was glauben Sie von Serbien? Wie denken Sie sich die nächste Entwickelung Griechenlands? sich irgend eine positive Vorstellung von den wirklichen Zuständen und von den Menschen in jenen Gebieten zu machen. Während man aber doch, bei aller einseitigen Berichterstattung, sich ein ungefähres Bild von Rumänien, von Bulgarien, von Macedonien machen kann, herrscht vollständige Unkenntnis über alles, was Montenegro betrifft, das sich gegen das Eindringen europäischen Einflusses eifersüchtig abschließt. Das erklärt es, dass so sonderbare Begriffe über Montenegro und die Montenegrer bestehen. Manche verbinden mit ihm den Begriff des Räuberschneiders, andere kennen sie nur aus Illustrationen, dritte wieder können es nicht begreifen, wie man jenen kleinen Störenfried nicht den Garaus macht. Ein Versuch, die Verhältnisse und die Zustände darzulegen, die es mit sich bringen und es ermöglichen, dass Montenegro noch heute die Rolle spielen kann, die es zu einem störenden und beunruhigenden Elemente der Balkanhalbinsel macht, dürfte allgemeinerem Interesse begegnen. Er soll hier unternommen werden, nach einem auf das Aeußerste zusammengedrängten Abriss der Geschichte Montenegros, der dem unsterzeitigen Werke des Cavaliere Dominik Mikulovic entnommen ist.

Schon zur Zeit der Römerherrschaft bestand eine römische Provinz, nach der in dem heutigen Montenegro gelegenen Stadt Dioclea so genannt, die ein großes Gebiet umfasste. Nach der serbischen Einwanderung, die sich während des fünften und sechsten Jahrhunderts vollzog, während der folgenden Jahrhunderte der unaufhörlichen Kämpfe, in Abwechselung jeder Zeiten staatlichen Ordnung und bis zum Auftreten des Nemanjiden-Reiches blieb Montenegro eine selbständige, niemals unterjochte Zupa, wie die damalige provinzielle Einheit genannt wurde. Während der ganzen türkischen Epoche und noch danach, also während 400 Jahre, hieß Montenegro Zeta, nach dem gleichnamigen Flüsschen, die italienisch Zenta genannt. Wann es den Namen Crnagora bekam, ist geschichtlich nicht nachweisbar, doch wird als festsicher angenommen, dass es von dem ersten Crnojevic Stefan auf das Land übertragen worden sei. So möge denn auch hier der Name Crnagora gebraucht werden.

Die tausendjährige Geschichte Montenegros ist gekennzeichnet durch eine ununterbrochene Kette von Kriegen mit den Nachbarn und mit dem Erbfeind, von Eroberungs- und Vertheidigen, von Landerwerb und Verlust, von blutigen innern Fehden, Ringen um die Herrschaft und Blutrache, wogegen kein einziger Zug von menschlicher Gesittung, keine Spur eines Dranges nach Cultur sich während dieses ganzen Zeitraumes bis heute bemerkbar macht. Schon unter den Nemanjiden kämpften die unabsehbar mit benachbarten Zupanen, deren mächtigster der Bau der Herzegovina hatte, das centralisierende Herzogland genannt werden müssen. Sie nahmen auch an allen Kämpfen des unterjochenden serbischen Reiches gegen die wegen der verdrängenden Türken theils Mutz, der Kosovo war es einem serbischen Edelmann Balsic gelungen, sich zum Herrscher der Zeta aufzuschwingen, er wurde der Begründer des Dynastie gleichen Namens, die 1421 erlosch. Das Volk proclamierte Stefan Crnojevic zum Herrscher, seine Regierungszeit, wie die seines Nachfolger, eine unaufhörliche Reihe von Kämpfen, die die Geschichte des Crnagora ein. In der Periode von 1455 bis 1702 wurde das Land dreimal von den Türken die Mönche sein mussten, regiert. Was Montenegro dabei an äußerem Frieden gewann, verlor es durch die fortwährenden inneren Kämpfe. In dem genannten Jahre bestellte der greise Vladika Sava seinen Neffen Peter Petrovic Njegus zum Vladika, dessen Haus das heute regierende ist, nachdem Danilo I. sich 1851 zum Fürsten ausgerufen und als solcher zuerst von Oesterreich und dann von Russland anerkannt wurde.

Aus dem Gewirre von Kriegs- und Schauerthaten, das einzig die Geschichte der Crnagora ausfüllt, treten überall zwei Momente hervor: die unbeugbare Tapferkeit dieses Völkchens, das die Tugend der antiken Helden mit den wilden Instinkten von Barbaren vereinigt, und die erfahrungsmäßige Erkenntnis, dass die Crnagora sich als Staat selbst nicht erhalten kann und fremder Beihilfe bedarf. Von der ersten Seite des montenegrischen Buchstabarkeres, der todesmuthigen Tapferkeit, darf man sagen, dass sie beispiellos dasteht in der alten und neuen Geschichte und den berühmten Helden von Marathon und bei den Thermopylen in nichts nachsteht. Nur zwei Beispiele mögen dies darthun. Balsic II. hatte den Venezianern einige Gebietstreifen weggenommen. Zweimal schlugen die Crnagorcen den Angriff grosser Flotten mit starken Streitkräften zurück. Das gleiche Schicksal erlitten Jacopo Dandolo mit seiner Armada und ein türkisches Hilfscorps. 1605 sandte der Sultan Mehmet I. ein 60000 Mann starkes Heer, um die Unbeugsamen von Brda zu züchtigen. Das Heer geriet in einen Hinterhalt und wurde vernichtet. Die Crnagorcen zählten damals 8077, die von Brda 3600 Mann, von denen viele bloß mit Säbel und Schild bewaffnet. Das Großartigste, an das Unglaubliche Grenzende war es aber, dass die Crnagorcen 1712, nach dem russisch-türkischen Krieg, ein 50000 Mann starkes türkisches Heer nächtlicher Weise überfielen und zur Flucht zwangen und dass ein darauf entsendetes Heer von 10000 Mann zwar in das Land eindrang, es verwüstete, sich aber darin nicht zu halten vermochte.

Dafür, dass die Crnagorcen meist für fremde Interessen ihre Haut zu Markte trugen, forderten sie Unterstützung und erhielten sie auch ab und zu — wenn man sie brauchte. Nach jedem Friedensschlusse gingen sie leer aus, und schlugen doch wieder los. Schon unter den Balsic, den Crnojevic und lange hinein in die Zeit der geistlichen Herrschaft waren es die Venediger, welche sie mit Gut versorgten, was sie am meisten brauchten: Waffen, Munition, Getreide, Vieh, Salz und — Vorgeld. Die erste Unterstützung mit Russland geschah 1713, wo Vladika Danilo nach Petersburg reiste. Nun begannen auch die russischen Subsidien, die aber spärlich und unregelmäßig flossen, so dass recht häufig die Vladikas nach dem Czarenreiche pilgern mussten, um für die montenegrischen Brüder die kaiserliche Gnade zu erbitten. Im Jahre 1788 erhielt die Crnagora zum erstenmale eine Subvention an Geld und Waffen seitens des Wiener Hofes. In welchem Maße fremder Wein und Petersburger sich in das Bezahlen verstehen, an Montenegro, bezeichnungsweise an dessen Fürsten, Subsidien zu leisten, ist den Zeitgenossen wohl bekannt.

Der geneigte Leser, der dieser knappen Darstellung der geschichtlichen Entwickelung Montenegros gefolgt ist, wird selbst gewisse Momente entdeckt haben, welche das so eigenartige und so wilde Wesen seiner Bewohner, vor allem deren Tapferkeit bezeugen. Dazu kommt die Uneinnehmbarkeit des Landes, sein feinen nackten Felsen, in den schmalen Thälern, auf den halsbrecherischen Stegen, wo hinter jedem Felsblock, von jeder Anhöhe herab eine niemals fehlende Flinte beackblickt, kann kein Heer der Welt sich erhalten. Das alles und noch vieles andere Züge verwoben aber nicht, den wahren Charakter des Crnagorcen, dessen Lebensweise und dessen Thun zu erklären. Aber die Crnagorcen, die Herzegowcen und die Bocchesen haben vor allem auch die alte slavische Organisation in ihrer Reinheit erhalten. Davon und von der interessanten Eigenart, die das Land dadurch erhält, soll in einem zweiten Artikle dieses Aufsatzes die Rede sein.

Josef Bedmann.

Humor.

Aus einer Studie über Staatsrecht und Germanismus.
Von Berner v. Heidenheim-Tiedtstein.

Niemals begegnete der Gott der Lyra einer Macht, die seine Klänge, seinen heitren Sinn so völlig vernichtete, wie der Humor. Was ist nun dieser Humor? Schlechter Geschmack! erwidert Aristoteles und wendet sich im Grabe um. Die Verlobung der Barbaren mit ihrer eigenen Häßlichkeit! erwidert Cicero, und es sticht und hebt in seiner Rede, wie wenn ein Weinkrepiern in ein römisches Amethystenhaus kam. Wie aber stellen wir selbst den Humor beschaffen? Er ist ein Homeros, in einer nordamerikanischen Gaststube geboren, und er ist einem Bierfasse gewidmet. Er ist in der Tanse die betrunkene Bestimmung erblickt, aus welcher Ohne alles in nichts aufgelöst. Er ist aus der Muse in dem großen Zeus erblicken und nachdem das Gelächter den Humor der kleinen Zwergleins gegen die Menschheit. Das Sonnenlicht, so Hell es war, aber das Schwein in dem kahmen alle Farbenpracht und das Farbenlose Lustige in den grauenvollen

Digitized by Google

Schlangen, die Laokoon erwürgen. Daraus folgt ganz einfach, dass er nie imstande sein kann, eine Iliade zu schreiben. Es ist der unbarmherzige Prokrustes, und wenn er seine Opfer an das Bett bindet und sie in Stücke haut oder ausdehnt, bis sie alle gleich groß sind, thut er es nimmer aus Grausamkeit, sondern mit von Zärtlichkeit verklärten Augen und als Sterner der Gerechtigkeit für die Kleinen. Freilich wärmt es das Herz, wenn der Humor gutmütig lächelt, wo die Antike ihr böses Lachen ertönen ließ; aber was war schließlich dort Unerbittlicheres jahrtausende von anderen, als eine letzte natürliche Selbstverheidigung gegen all das, was der klassischen Cultur den Tod brachte! Das konnte kein schlaffer Humor mit einem süßlichen Lächeln unter Thränen sein, es war die ergrimmte Antwort eines stolzen, gekränkten Volkes an die Verräther des Palatins und Olymps.

Die Ironie und der beißende Witz sind Aristokraten, der Humor ist Plebejer. Bekanntlich stammt der eigentliche Humor von den Angelsachsen, Deutschen und Scandinaviern, also von Völkern, die außerstande standen mit sittlicher Kraft und viel Gutmüthigkeit, aber wenig entwickeltem Schönheitsgefühl. Ein anti-aristokratischer Gesichtszug kennzeichnet frühzeitig diese Stämme, in denen Kunst, Hofsäten und Burgen man fast beständig ein Gesumme von volksthümlichem Lachen und Tanzen zu hören vermeint. Insbesondere bei einem Blick in die deutsche Literaturgeschichte staunt man ob all der breiten Volksthümlichkeit, die lachend und singend auf jeder Seite einherstürmt. Schon im zwölften Jahrhundert lebt dort eine realistisch gefärbte Volksdichtung. Bald begann das Bürgerthum seine Mären zu ergählen, und nicht lange danach stimmt ein Nürnberger Schuhmacher die beste Lyra seiner Zeit. Landsknechtweisen und Jägerlieder schallen auf den Straßen und, die Zinnkrügen auf den Werktisch stoßend, geben die Altmeister das Zeichen zum Anstimmen der unterschiedlichsten Zunftlieder. Wein und Bier schäumen aus unerhörten Riesenkusen, und mit vor Lachen weinenden Augen schwelgen Gymnasiasten, Studenten und Bürger im Anblick der lärmenden Schwänke und klassischen Humorgut Beifall. Auch in den romanischen Ländern zeigt sich zur selben Zeit eine reiche, mannigfaltige Volksdichtung, doch ohne die gleiche ausgeprägte Neigung zum Unsichönen. So müssen auch die deutschen Wand- und Deckengemälde, die das siebzehnte Jahrhundert in seiner Vorliebe für das klassisch Weiße übertakt und dadurch unfreiwillig für die Nachwelt gerettet hat, einer gewissen Art volksthümlicher Kunst zugerechnet werden, die auf strenge Schönheitsvorschriften keinen Anspruch erhebt. Erst in und mit der grobartigen Selbstentwicklung der Deutschen in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts scheint sich die Volksthümlichkeit in das conservierende Element des Germanismus verwandelt zu haben, wogegen die unruhigere, aber rege Fortschrittspaetei in dem Subjectivismus zu suchen sein wird. Von außen betrachtet, bilden jedoch noch heutigentags Volksthümlichkeit und Subjectivismus die beiden Hände, mit welchen der Germanismus die Classicität entwaffnet.

Sehen wir nun weiter! Auch der Hang der Germanen zu Standesunterschieden und damit verwandten Schwächen ist im Grunde echt plebejisch, wogegen die Romanen, eben infolge des zwischen Hoch und Nieder bereschenden freieren Tones der Gleichstellung, wie wahre Aristokraten miteinander verkehren. Der Marchese plaudert wie ein guter Kamerad mit seinem Bedienten, und der ärmste Teufel hat im Süden einen höheren mitbürgerlichen Rang als bei uns, wobei jedoch zu bemerken ist, dass dies keineswegs in einem den Romanen innewohnenden volksthümlichen Sein in Geschmack und Neigungen, sondern vielmehr lediglich in dem Objectivismus des lateinischen Gesellschaftsbaues begründet liegt. Ein Bedienter oder Thürsteher fühlt sich drei als Bedienter oder Thürsteher im Besitze einer ganz besonderen kleinen Würde und Stellung, und dementsprechend begegnet man ihm auch. Ein italienischer Kutscher ist sich bewusst, etwas in der Mitte zwischen einem Trockenkutscher, einem Cicerone und einem Cavalier von gutem Schliff vorzustellen, und ruft ein römischer Bettler bei einem Straßenkrawall sein Evviva, so thut er es mit mehr einer unter aristokratischen Feierlichkeitsgedanken als mit irgendwelcher Erbitterung gegen die Aufklärung und das Schöne.

Der germanische Sinn wird von Beginn an in einer anderen Bahn geführt. Während Lateiner und Gallier sich in befestigten Dörfern und Städten sammelten, zogen die Germanen das Leben auf abgeschiedenen Höfen vor. Von einer Stunde an gibt sich jener gemächliche Subjectivismus des ihnen kund, der die Einsamkeit und demzufolge das Landleben liebt und schließlich in eine Naturanbetung münden sollte, die mit ihrem verfeinerten Mitstanzen gegen die Stadt und die Civilisation in unserem Jahrhundert zu einem neuen Mauerbrecher gegen Rom geworden. Die Germanen lieben die Natur als Gegensatz zur Civilisation, als Feindin der Kunst und Bildung, als Bundesverwandte, als Pulvertonne unter dem Resultate viel tausendjähriger Menschenarbeit und Geschicklichkeit. Sie begannen ja sogar, große Männer eben als mächtige Naturkräfte, denn als civilisierende Mächte zu betrachten. Wie barbarisch erschändlos ist doch eine solche Naturanbetung und doch wie nahe verbunden eben mit den scheußlichen und tiefsten Eigenschaften des Germanismus und mit jenem Zusammengehörigkeitsgefühl, aus welchem die innige Naturkraft des Nordens hervorgesprudelt, gleich einer stillen Waldquelle.

Träge, ereignislos ist wohl in der erbgesessenen Hütte unter Binnenkunkel und Friedenszähren die Zeit einhergeschritten und hat den Sinn gewöhnt, gutmürdig die Erscheinungen zusammenfließen zu lassen zu einem Einerlei, einem Heldunkel, das die Lust des Humors ist, und in welchem dereinst die Neuromane Kriger und sogar der Classizität ins Uebermenschliche idealisierte Mythengestalten in untersetzte Holländer verwandeln sollte. Statt wie im Süden ihre Kraft auf großen monumentalen Plasonds zu sammeln, sahen die nordischen Meister sich genöthigt, zu Holzstich, Kupferstich und kleinen Leinwanden zu greifen, und die bald macabee, bald breit volksthümliche Kunst gewöhnte das Auge an das Kleine, an das Detail, den Realismus und das Genre. Der Hang, Helden und Propheten wie alltägliche Personen aus unserer nächsten Nähe zu schilderen und dadurch „menschlich" zu machen, stellt in ganz Nordeuropa einen der bezeichnendsten Züge des Humors dar. Man erinnere sich nur der Art, in welcher Turgenjeff Christus beschreibt, der ihm in einer kleinen unansehnlichen Bauerkirche begegnet: „Das Antlitz hatte nichts Ungewöhnliches an sich, sondern glich anderen Menschengesichtern. Der Blick war ruhig forschend, etwas anwärtsgerichtet . . . Seine Kleider sahen aus wie die anderer Leute . . . Kann dies Christus sein?" dachte ich bei mir selbst. Ein so einfacher, gewöhnlicher Mensch!" — Auch die protestantischen Predigten und Hymnen strehen derselben Verallgemeinerung an wie die Turgenjeff'sche Schilderung, und Humor und Lutheranismus sind alte Vertraute. Nichts würde die Lutheraner mehr ergötzen, als wenn ein Bischof mitten während des Gebetes vor dem Altar sich mit einem gemurmelten „Gott's der Teufel!" zur Gemeinde wendete, um gleich darauf so ernsthaft und innig, als wäre nichts geschehen, mit einem „und also von Herzen Amen!" zu schließen. Ein solcher Bischof würde an Popularität die Macht eines Papstes über die Gemüther gewinnen. Es ist nöthig, auf dergleichen Eigenheiten ein besonderes Augenmerk zu haben, um zu begreifen, wie der Germanismus zu jener demokratisierenden Macht heranwachsen konnte, die schließlich in dem Subjectivismus culminierte.

Das Aufgehen des Individuums im Ganzen oder des Ganzen im Individuum kann sich nur vollziehen durch ein Dämpfen der zerspenden Lichtstrahle, durch ein mystizistisch unbestimmtes Helldunkel, das die Goethe und Schiller'sche Erörterung der Dinge als Gegenstände verwischt. Auch die heutige philosophische Einbrodelsehre, gegründet auf eine nachweisbar unmöglichte Annahme, ist erfüllt von zusammenfließendem, verschmelzendem, germanischem Heldunkel. Die Südländer sind von Natur aus Polytheisten. Sie lieben das logische Zerspalten und Präcisieren. Sie hegen Vorliebe für Gestelle mit verschiedenen Fächern. Sie sind eine scharfe Linie zwischen Licht und Schatten zu ziehen gewohnt, und sie interessieren sich nicht für ein gutmüthiges Gleichheitsgefühlen zwischen gerade und ungerade, fondern für die unverschnlichen Gegensätze in einem tragischen Drama.

Stellen wir uns, um den Unterschied deutlicher zu setzen, vor, wir lößen in Jeeualtem, und es wäre der Abend vor Sigurd Jorsalafars Einzug.

An den Mauern blinken in der einzen Abendluft zwischen Johannitermänteln die Lanzenspitzen, und auf Zinnschalen wird ein leichtes Abendbrot umhergetragen. Der Ostropfen sogar zwischen den grauen Gemäuern der Schutzel erscheint knechtisch wie Wäffen und wie zusammengereiht aus Tausenden von Glasspitzen. Entsenden von unter sich ungemilderten Reflexen der tiefblauen Luft und der kalkweißen Mauern. Die Sonne sinkt schnell, und rasch wie ein schwarzes Roß springt der Abendschatten den Weeg hinan. Allein die fränkischen und lateinischen Ritter bei der Mauer sind in viel zu lebhaftem Gespräche, um an die Sonne zu denken. Die Sonne? Nun, das ist eben ein Ding für sich! Erstaehlt und verfocht sie etwa nicht auch ohne sie Land der Landschaft? Die heilige Judäa und gehört Christus. Auch nach der Heimatschaft fühlen sie kein Verlangen. Die werden die zurückgelassenen Brüder schon zu beruhigen verstehen. Und die weißen Rosen drunten bei Siloah, die der jüngste Ritter so eifrig pflückt? Sie sind der heiligen Jungfrau Eigen und sollen deren Altar schmücken. Deshalb hat er auch den Eisenhandschuh abgezogen, auf dass die verwachenen Finger bluten. Von allem diesen sprechen die Ritter nicht, wie heftig sie auch mit Armen und Händen zeigen. Sie sprechen von einem Weibe, das im Lager ist. Sie sprechen von den Augen, lockigen Haaren, die sie nachsinn Morgen bei Sigurd Jorsalafars Einzug auf den Straßen ausbreiten wollen. Haben sie auch mehrere der weiblichen mit den Waffen in der Hand von den Sarazenen erobert? Die schweigen aber haben die Johanniterschwestern selbst verflochten mit Bildern der Sonne und der weißen Rosen von Siloah. Meinen in ganz Jerusalem wird es über sich bringen, sie zu abschneiden, ohne zuvor die Stube abzuziehen und hinterdrunten die mit Silber einzelschlagenen Fäden in dunklen Lang- Zahlbindnisch haben die Schwestern bis in die spate Nacht an ihrer Arbeit zu Gottes Ehre geschafft, denn was kann wohl Gott mehr

Digitized by Google

verherrlichen, als eben ein Menschenwerk, das schön ist, ein Werk der Bemühungen und Fertigkeiten denkender Wesen, ein Werk seiner eigenen Kinder!

Im Lager aber außerhalb der Stadt sitzt noch Sigurd Jorsalafar bei dem allzu langweirigen und lärmenden Gastmahle. Lautes Gelächter erschallt, er aber lauscht ihm nicht, er drückt die Hand an den Helmring, und zwischen den Fingern hängt das gelbe Haar weit hinab über den kräftigen Heldenarm. Er sehnt sich fort. Er sehnt sich heim nach der Meeresbucht, wo man bei stiller Luft das erste Hundegebell vom nächsten Hofraum vernehmen kann. Er starrt in die Dämmerung hinaus und erfüllt sie mit seinem Schwermuth. Sein ist die Sonne, sein sind die Wolken. Er ist eins mit der Dämmerung und der Luft und den Bergen. „Ehrsten, Nordmänner!“ ruft er, und geballt fällt die Faust auf den Tisch. „Hört, was ich sage! Wenn das Gericht wahr spricht, so gedenken die Einwohner hier, morgen ihre kostbarsten Matten auf die Straße zu breiten. Nordmänner, wir wollen uns nicht geblendet und erstaunt zeigen wie arme Bichte, oder gar von den Pferden steigen. Mutig wollen wir darüber reiten, daß die Huse Löcher in die Matten schlagen und diesen Kreuzzeitern zeigen, wie wenig wir eitles Menschenwerk achten!“

Ja, Menschenwerk erschient den Naturanbetern aus dem Norden gerne als eitel. Aber weil es in ihrer Rassenanlage liegt, zusammenzuführen und zu verschmelzen, und weil sie folglich nicht auf die Dauer fortsahren können, die Natur und das Menschenwerk Civilisation zu trennen, so ist es zumeist der Humor, der zum versöhnenden Vermittler wird.

Der Humor ist nicht bloß getaufte Satire, sondern der unvermischteste Trost des germanischen Subjectivismus, der je die festesten Krystalle aufgelöst. Historisch gesehen, wusste der Humor mit seiner destructiven Gabe gegenüber der marmorharten apollinischen Strenge eigens einstanden sein, um die Haubwaise des Germanismus im Kampfe gegen die Classicität zu werden.

Eine unparteiische Erforschung des Humors ist aus Nordländern überhaupt nicht möglich, denn sie wissen instinctiv, dass derselbe das Palladium ist, unter dessen Schutz und Schirm wir unser Troja gegen die Südländer vertheidigen. Fehlt es einem Kunstwerk an Humor, so erklären wir dies ohneweiters als einen entscheidenden Fehler. Wir armen römischen Classiker, die ihr uns schon auf der Schulbank so fremd erschienen! Wie würde man wohl bei uns eine Feder nennen, die einen ganzen Feldzug in fremdem Lande schilderte, ohne den Text mit Anekdoten und „komischen“ Nebenfiguren zu spicken? Was wir heutzutage Stil nennen, ist eine Mischung von allem möglichen, von Humor, Kleinen, spitzigen Ausfällen, ätzlichen Wortzusammenstellungen und einer ganzen Menge Ueberbleibsel aus Dickens' manierierter, schlechter Prosa. Dieser Aufsatz selbst kann als nächstes Probestück dienen. Wir sind buchstäblich in der Geschmacklosigkeit unterwiesen, und gar häufig wäre es am Platzen gehandelt, wenn wir unsere Werke ins Feuer warfen. Vor einer Anzahl von Jahren suchten sich die nordischen Dichter dadurch zu retten, dass sie ihren Stil in zwei getrennte Theile, zwei verschiedene Zimmer mit einer dicken Mauer dazwischen spalteten. Goethe als Hellene und als humoristischer Nordländer sind zwei ganz verschiedene Personen. Dasselbe gilt von Runeberg. Dagegen haben sich die Völker, die am nächsten unter classischem Einflusse erzogen wurden, für die humoristischen Strömungen aus dem Norden stets unempfänglich erwiesen. Sie haben es auch nicht be dauert. Denn liegt nicht — wenn wir uns zur Gerechtigkeit zwingen — die Divina Commedia doch noch zwei oder mehr Treppenstufen höher als selbst Shakespeare und seine englischen „Zeitgenossen“?

Aus Linz.

Ein Literaturbrief. *)

Ein Tag im Frühherbst. Die Sonnenstrahlen breiten ein milde, abgeklärte Wärme über die Fluren und die Stadt, in deren Mitte sich die Stadt dehnt. Drüben vom Postlingberg aus, auf dessen Kuppe seit Jahresfrist das neue Hotel, renommierend mit den beiden Thürmen der Wallfahrtskirche, in die reine ideale Luft ragt, genießt man einen weiten, lieben Ausblick über das Donauthal, das sich bei Linz, wo sich am einen Ufer die letzten Ausläufer des Mühlviertler Waldes senken und am anderen die Hügel des Mühlviertels zurückweichen, in breite, fruchtbare Flächen einweitet. Dort, am Platz neben der Mündung des Traunflusses, gerade über den alten, ehrwürdigen Befestigungswällen, die trotz der elektrischen Straßenbahn noch immer nicht gänzlich abgetragen sind, lag sich eng, zusammengeduckt, in schwarzer Haltung, die Stadt, ringsum Hopfen und die Thürme in den blauen Himmel gerichtet. Um die zwei Thürme herum die Dächer, dunkelrothe und hellgraue, und dahin dann in langsam schwingen, hoch über dem Strom, zwischen den beiden Ufern. Vom Land der Stadt, die mit in den Fluten liegt. Fast wie von der Tiefe in Zeitlichkeit herausragt. Und die Wolkenlage war dementsprechend.

einsam droben — ein paar fromme Bauern, die in die Kirche pilgern, ein paar Städter und Städterinnen im Restaurant drunten.

Der Blick geht hin in die bairische Hochebene, den Strom entlang, der breit und ruhig im Glanz der Sonne an den dunkeln Abhängen des Kürnbergerwaldes vorüberfließt, und gegen Osten bis an die niederösterreichische Grenze, wo sich die Donau in mannigfachen Krümmungen dem Auge entzieht. In so ruhigen Stunden des beschaulichen Genießens, auf einer grünen Warte mitten im Land, kommt ein Gedanke nach dem andern, über unser Land und unsere Leute, über unsere Cultur, die Cultur der Provinz, die in so vielem so grundverschieden ist von jener der Großstadt. Es sind Verschiedenheiten, deren sich nur wenige unserer Provinz-Culturmenschen bewusst sind. Sie prägen zwar seit und unverwischbar dem Leben ihren Stempel auf, in den künstlerischen Aeußerungen desselben schwinden sie aber zu Nebensächlichkeiten herab, werden misachtet und einer Bedeutung für künstlerischen Ausdruck nicht weit erachten. Unsere Provinzliteraten scheinen sich beinahe der Merkmale ihrer Heimat zu schämen, und darin liegt die offenbare Minderwertigkeit unserer Provinzliteratur in Oesterreich.

Während draußen, in den Städten der Hunderttausende, eine Culturwandlung, eine Aenderung in Ansichten und Lebensprincipien vor sich geht, ohne in der neben ihr schreitenden Dichtung ein Denkmal für die Zukunft zu erhalten, bemühen sich die Literaten unserer Provinzen krampfhaft, die Eigenart ihres Landes zu verleugnen und sich in allem, was sie schreiben, ihmlichst der Großstadt anzupassen. Die einzige Ausnahme bilden die wenigen „Volksschriftsteller“, die auch einer schon seit Jahrzehnten üblichen Schablone ein Leben ums Land schildern, conventionell, nunmehrn „zionistischblätterisch“, ohne Geist und Seele. Unsere Städte aber gehen dabei arm und leer aus, ihnen sind noch keine Dichter erstanden. Und wie reiche Schätze hätten sie nicht auszubeuten! Unsere kleine Cultur, die ruhige Poesie unseres Lebens in einem Milieu, das dem der Großstädte fremd und entlegen ist, verlangt nach einer Darstellung. Dies erkennen am ehesten die sensitiven Künstler und Literaten, die z. B. den kurzen Weg von Wien zu uns noch öfter gehen und auch nur wenige Stunden in unserer Stadt verbringen. Der Stadt selbst schon verlangt ihren eigenen Stil der Poesie. Die Straßen tragen trotz mancher mit modernem Comfort ausgestatteter Kaufläden, trotz des in gewissen Stunden lauten und regen Lebens ihr eigenthümliches, zwischen städtischer und ländlicher Cultur schwankendes Gepräge. Eine Stadt, mitten hineingesetzt in die Gebiete der Bauern — hinter den letzten Häusern, die schon das Strohdach zeigen, schneidet der Pflug in die Erde, eingaum blühen Gärten, und ein guter Theil der Bewohner ist bäuerisch. Bäuerlich im Leben und der Gesinnung. Die Menschen haben einen andern Schlag, unsere Gewohnheiten auch. Beide einen Stich in das Conservative, dem Neuen und Ungewohnten feindselig und misstrauisch Gesinnte. Und doch kämpfen begreiflicherweise zwei Einflüsse gegeneinander: eben dieser schwerblütige zaghaftige Grundcharakter gegen den leichten Geist der Fahrhundertwende, dessen Träger sich in einer Stadt von sechzigtausend Einwohnern doch finden müssen.

Aber leben wir Zuflucht an und seine höfische Cultur. Dort theilt sich, gleichwie in den Leben des Salzkammergutes an den oberösterreichischen Seen, das Leben in zwei Hälften: die Zeit des Fremdenbesuches und der ruhigen, friedlichen Abgeschiedenheit, vom September bis in die Wochen des Frühsommers. Dieses Salzburg mit seinen Jahrhunderte alten Traditionen, das, selbst gewohnt an diese, sie zur Zeiten tagtäglich von fremden Menschen bewundert und angestaunt sieht, aber das ganze Gebiet von Aussee bis Ischl, mit seinen Villegiaturen, seinen Contrasten zur Zeit der Sommerfrische, mit seinen Bergen, seinen Seen, die nach dem Abschied der fremden Gäste wohl kannen, lauten, fremdartigen Leben in ihr stilles, einsames und natürliches Leben wieder zurückgeben, ich dachte, es müsste doch unsere eigenen Dichter in erster Linie reizen, sich in diese Partirn zu versenken und darans die Menschen, die Motive und die Stimmungen zu entlehnen.

Aber all das hat noch keinen einer der Einheimischen der Dichtkunst würdig befunden. Wir finden in der Provinzliteratur keine Bergmenschen, die Aelpler und Mädchen, die doch bei uns ebenso einen eigenen, von der Art ihrer Lebensumgebung bedingten Typus vertreten, als anderswo, die Männer und Jünglinge, die Cavaliere unserer gesellschaftlichen Zustände, dann die kleine Gruppe moderner Menschen, die auch in der Provinz für Murzer Stunden, denen Jacobsen und Peter Nansen und Arne Garborg erfüllt, und die Bierbaum, Dehmel und Schnitzler und, falls sie bekannten wollen, auch den Peter Altenberg gemieten, all das Charakteristische und Originelle, das Allgemeine und Seltene, und das Eigenartige und Strahlende unseres provinziellen Lebens — man findet nicht daran, als ob es all das überhaupt nicht gäbe, und schildert lieber Menschen ohne das Provinzmilieu. Sie stehen dann natürlich auf keinem festen Boden, sondern trampeln mit den Füßen in der Luft herum wie armselige Pantalisten.

Typisch dafür dieser Roman damit zusammen, dass die modische Literatur in unseren Städten, ebenso wie Wien und München, und vielleicht noch schlimmer, denn Wien und

Digitized by Google

und noch eine gewisse Zeit später auch Leute, die sie lesen. Jetzt freilich weiß in Linz schon bald jeder Mittelschüler, dass das Rautendelein in der „Verunkenen Glocke“ vom Hauptmann „vorkommt“, oder dass der Bahr immer noch so „schrecklicher“ Sachen schreibt. Seit dem Zeitpunkt, da die moderne Literatur sich in der Provinz Anerkennung erzwang, darf man es ja auch bei uns nicht mehr für ästhetisch unpassend halten, eine Gestalt in ihrer Abhängigkeit von den Einflüssen des Milieu zu zeichnen, sie aus demselben organisch herauswachsen zu lassen. Denn das muss die Provinzliteratur, um ausdrücklich als solche Raum und Recht zu gewinnen, vor allem thun: einmal an einem Typus unseres Menschenschlages liebevoll zeigen, wie er sich entwickelt hat, wie er zu dem geworden ist, der er ist, zum Provinzler. Das schließt man in hundert Ursachen und Einflüsse, von der Kindheit an, die bei ihm wohl heller und freudiger gewesen sein mag, als in der Großstadt, und die sich nicht zwischen hohen Häusern, in dämmernden Straßen abgespielt hat. Dann — immer den Typ des gebildeten Durchschnittculturmenschen der Provinz vorausgesetzt — die Jahre der humanistischen Bildung, an deren Neige er zum Idealen deutschen Jüngling wird, ohne die Großstadtvergnügungen, in ganz conservativer Entwicklung; er absolviert sein Gymnasium oder seine Realschule und wird frei, die Hochschulen nehmen ihn in Empfang. Dort könnte sein Arzt ganz werden, dort könnte er Großstädter werden. Manche werden's auch, aber die meisten vergessen ihre Heimat nicht, nach vier, fünf, sechs Jahren sieht man die ehemaligen jungen Studenten als Doctoren, Ingenieure, Beamte wieder bei uns. Jetzt beginnen sie, ihre Rollen zu spielen. Viele stürzen sich in die Politik, sie reden, agitieren, organisieren. Es ist merkwürdig, dass die Politik mit uns, Braußen in der Provinz, einen weitaus größeren Verein hat, als unsere jungen, ehrgeizigen Leute in ihren Bann fängt, als in der Großstadt. Fast ist es schon gesellschaftliche Verpflichtung für sie, sich mit der Politik abzugeben. Bis sie über die Dreißig hinauskommen, irgend eine Tochter der Stadt gefreit haben und nun ihr Leben ruhig zwischen Wirthshaus und Familie hinbringen, gute Bürger und Väter werden und vom richtigen Radicalismus nicht mehr viel wissen wollen, wenn sie auch oft davon sprechen. Politisch geht's ja noch manchmal an, radical zu sein, aber gesellschaftlich — man verkehrt ja doch ausschließlich in ständischen Kreisen, und vermeidet es ängstlich, sich in einen revolutionären Ruf zu bringen.

Das wäre ein Typus aus vielen, eines der vielen Modelle, nach denen unsere Kunst nachbildend arbeiten könnte. Aus Jüngeren, die wir die Provinzkunst von jener der Großstadt getrennt wissen wollen, erscheint als einzige Vorbedingung für deren Existenzmöglichkeit und Entwickelung das starke Betonen unserer heimatlichen Individualität. Gegenwärtig können wir allerdings vornehmlich nur die Theorie äußern und hervoren. Denn es fehlen noch die großen Werke, die von unseren künstlerischen Anschauungen zeugen sollen. Wir haben ja nur wenig moderne Bücher, vom Salzburgischen bis zur Enns, es ist noch alles im Werden, im Entstehen und Reifen. Wie draußen in der großen „Revolution der Literatur“ giengen auch bei uns, bei den wenigen Jungen, kritische Erörterungen voran. Wir mussten erst zur Besinnung kommen, was wir wollen, zum Bewusstsein der Stellung, die uns eine moderne Kunst einräumt. Diese Jahre der theoretischen Vorbildung sind nun wohl vorbei, und es tauchen bei uns bald da, bald dort Zeichen einer beginnenden modern-künstlerischen Production, eines örtlerischen Selbstbewusstseins auf, in Oberösterreich, im Salzburgischen. Ein halbes Dutzend Namen vielleicht knüpft sich an diese kleine literarische Bewegung, die unsere beiden Provinzen zum Recht ihrer Kunst gelangen lassen will. An ihren Büchern will ich zu zeigen versuchen, wie wir von der Provinzkunst denken und wie diese darin zum Ausdruck gelangt.

Vor drei, vier Jahren sammelte sich in Salzburg ein kleiner Kreis von jungen Menschen, theils aus Salzburg selbst, theils aus Linz und einigen oberösterreichischen Landorten. Aus ihnen gieng dann später in Salzburg und Linz die Literatur- und Kunstgesellschaft „Pan“ hervor. Sie disputierten viel und eifrig, ihr Wollen war ehrlich und groß. Unabhängig von Wien, dessen Literatur auf uns ohne Einfluss bleiben soll, gerade heraus aus dem reichen, starken Boden, auf dem wir wanden, daußen wir uns eine Provinzkunst. Aus welcher von bei Gärtner in Wien erschienenen schlanken Schauspiel von zweien dieser jungen Leute erschienen, dem Bruderpaar Oscar Beilbart und Josef Hofner. Es hieß „Meine Sühne“, und man konnte unter manchen conventionellen Hüllen doch etwas ipernisch Oberösterreichisches entdecken, eben in dem Sinn, wie wir unsere Heimat für die Kunst verwerten wollen. In ihrem zweiten Drama, dem „Frauenmysterie“, der auf der Salzburger Bühne zur Aufführung gelangte, liegen sie aber das naturhafte Milieu wieder ganz fallen und zeigen ein Stück Leben, das in unserem Oberösterreich weit zu den Alltagsthaten gehören. Ein in ihrem dritten Schauspiel „Brotlose Kunst“ bei W. H. Meyer in Leipzig, 1898, fanden sie wieder die Provinz. Ich will es nicht daraufhin untersuchen, ob sein dramatischer Bau ein tadelloser oder erfolgversprechender ist, sondern nur die Provinzstimmung des beiden ersten Akte hervorheben. Ein freiwilliger Lehrer, der Thema sein poniert, lebt draußen am Land unter den Bauern. Man weiß ja, wie unsere Bauern sind. Sie sind nicht so sehr dumm, als von einer zähen Verbissenheit, die sehr jedes neue Wissen gewaltsam steinhält. Wirklich fürchten sie es, mag sein, der Hauptgrund ist aber wohl die bequeme Trägheit des Conservativismus, in dem sie von ihren Leithammeln, dem politisch so trefflich organisierten Clerus, bestärkt werden. Und mitten drinnen in dieser Gesellschaft, durch Heirat noch verkünpft mit ihr, sitzt eben der junge Lehrer und kämpft. Gegen so vieles! Gegen seine Verwandten, gegen die Bauern, gegen sich selber. Er ist eine zweispältige Natur, schwach und ohne den Muth, seine ganze Vergangenheit auszulöschen und ein neues Leben, in freier Verantwortung, zu beginnen. Diesen Muth flößt ihm ein ein Weib ein, eine Landschönheit, die ihn total bringt, mit seiner Frau zu brechen, dem ganzen Dorf den Krenzel vor die Füße zu werfen und mit ihr das neue Leben zu beginnen. Man denkt an die „Einsamen Menschen“ — in vergröberter Auflage. Die beiden ersten Akte, vornehmlich der erste, bieten thatsächlich ein gutes Bild vom Leben eines solchen gedrücken und gehetzten Provinzmenschen, der fern von städtischer Cultur, in der er doch auferzogen ist und die er nie vergessen kann, in seinem Bauerndorf sitzen muss und nicht zur Ruhe, zum Frieden der Ausgeglichenheit kommen kann. Viele andere treffen dies ja. Sie werten den ganzen Ballast unnöthigen Wissens und unnöthiger Bildung allmählich ab und stellen sich auf die Stufe ihrer Umgebung, der sie auch in der neuen Gestalt immer noch als Intelligenz voranlenchten, als Intelligenz, mit der man sich vertragen kann. Sie spielen tagtäglich ihr Tarock, gründen vielleicht einen Gesangsverein, arrangieren im Fasching Tanzunterhaltungen, im August ein Sommerfest — und wenn auch zuweilen in ihren Seelen der Funke eines höheren Geisteslebens gezündet haben mag, er ist ihnen bald erloschen. Dazu kommen ja auch noch die Sorgen, wenn sie heiraten, und die vielen Kinder, eines nach dem anderen, oder, wenn's schlecht geht, auch gleichzeitig. Viele ertragen's, wie gesagt, dieses Leben des Verkümmerns und Versinkens. Und die beiden Autoren hätten ihrem Drama sehr genützt, wenn sie dem grollenden, sich gegen sein Milieu auflehnenden Helden der „Brotlosen Kunst“ einen dieser zufriedenen Durchschnittsmenschen entgegengestellt hätten, der auch einmal schönere und gedichtetere Tage erlebt hat.

Das sind diese beiden, Beilhart und Hofner. Man darf von ihnen hoffen, dass sie im Drama den Weg weiterschreiten werden, den die ersten Akte der „Brotlosen Kunst“ angedeutet haben. Im Roman hat August Strecker aus Ulendorf die Stimmung der Provinz wiedergegeben versucht. „Die Perle des Curorts“ (Leipzig, bei Wilhelm Friedrich, 1896) und „Das Märchen vom Glück“ (ebenda, 1897), haben beide ein bestimmtes oberösterreichisches Localcolorit, wie die meisten Romane des Salzkammergut zur Saisonzeit, der zweite das Leben in den kleinen Städten und in den großen Gütern des Innviertels. Aber beide Romane sind hastige, noch unfertige Arbeiten, die Stimmung wird oft mit übertriebenen Mitteln zu erzwingen gesucht, der Stil des jungen Autors ist schwulstig und, besonders im zweiten Roman, affectiert modern. Streicher hat übrigens diese beiden Bücher selbst schon ganz überwunden. Das beweisen seine dramatischen Arbeiten, die den Romanen folgten, und die, theilweise unter Zolas klichen Einflüssen stehend, die Mühe und das Wachsthum des Reifenden zeigen und ein entschieden vorhandenes starkes dramatisches Talent. Seine zwei Schauspiele, „Menschwerdung“ und „Bestimmung“, vorläufig noch in Manuskripten vorliegend, spielen auch im Provinzmilieu. Nur kommt dies in der dramatischen Form nicht so stark zur Geltung, wie es bei der breiten, schilderndeu Art des Romanes möglich ist. Das Innviertel hat abwiegens unser Weilhart in Tarodori und Streicher in Ulendorf noch einen dritten modernen Literaten, den Gerichtsconcipienten Peterseim in Wildshut, der unter dem Pseudonym Hanns Weber schon in vielen Blättern hübsche lyrische Sachen veröffentlicht hat und seit neuerer Zeit im Linzer Tagblatt, die voll der zarteisten Stimmung sind, die kleinen Schicksale einsamer Menschen zeichnet, die ruhig und in friedlicher Resignation ihr karges Glück genießen. In Hanns Webers Proben schmiegt sich ein weicher, modulationsfähiger Stil eng und zärtlich an den Inhalt und sind seine Skizzen eben empfindende Aufschnitte, es geht ihnen die Kraft der Poesie und Individualität der größeren literarischen Werken, wie man annehmen berechtigt ist, nahekommen kann.

Dasselbe ist auch von einer jüngeren, Zahl Wollner, zu erwarten, die in einer von diesen Blatte bereits gerühmten novellistischen Studie, „Die alte Stiege“, Leipzig, Literarisches Institut, 1898, sich des ziemlich allen und oft benutzten Motives des gebrauchten und verlassenen Mädchens zu die Handhabung und Darstellung modernen Empfindens und eine frische Naturschilderung, die jedes Pfadchen absolut in sich tragen wusste. Vielleicht schreibt sie uns bald einen oberösterreichischen Frauenroman. Ein solcher könnte uns auch in Gustav Schmidtbauer, der von einem solchen Thema unserer Provinz, dessen literarische Typisierung an die Hand genommen, die von moderner Dichtung noch nicht gewusst, in Eduard Zambacher in Linz. Er ist es in den Anfängen, gelegt also einen so modernen an, die weit über uns Jungen noch

Digitized by Google

Trophem ist aber Samhaber ein warmer Vertheidiger alles modern Literarischen, und er hat in Vorträgen und Aufsätzen oft mehr dafür gewirkt als unsereiner. Auch in seinen eigenen lyrischen Dichtungen der letzteren Jahre sind moderne Einflüsse, besonders Liliencrons, eines von ihm Hochverehrten, unverkennbar. Seine Lyrik — er ist hauptsächlich Lyriker — ist weich, klingend und oft von mädchenhafter Zartheit. Auch Anklänge an den großen Vogelweider, dessen Lieder und Sprüche in Samhaber einen der besten Ueberträger oder vielmehr Nachdichter gefunden haben, geben seinen Versen oft den natürlichen lieben Volksliedton. Für Samhaber ist die Zeit noch nicht gekommen. Vieles liegt unveröffentlicht in seinen Laden, Dramatisches, scharfe politische Lyrik — das harrt alles erst der Auferstehung. Dann erst wird man auch erkennen, was an ihm modern ist, was ihm seine gesonderte Stellung in unserer Literatur gibt. Einstweilen dank Samhaber, uns Jüngeren ein milder, wohlgesinnter Freund, an seinen Werken in schaffensfreudiger Stimmung weilet. Sein Fühlen und Empfinden, seine künstlerische Gesinnung, gehört der Jugend. Und des sind wir, die Jugend, froh, zumal dies bei den älter und reifer gewordenen Dichtern, die noch dazu Literaturprofessoren sind, so selten vorkommen soll.

In Salzburg lebt außer Heinrich von Schullern, von dem hier bereits Rudolf Christoph Jenny schrieb, noch ein junger Literat, der unserem Kreise der modernen Provinz-Autoren beizuzählen ist, Hans Seebach. Sein Erstlingswerk war ein dünnes Novellenbändchen „Die Armen im Fleische“ (Linz, E. Moreis, 1898), mit allen Merkmalen der Unbeholfenheit anempfundener Autoren noch unempfundenen Stil, das gewisse „Moderne“, das so wenig echt klingt, und dessen Talmiglanz trügt. Seine Menschen wollen alle „jenseits von Gut und Böse“ sein, und jeder ist schließlich im Kern der Autor selber. Das sind wir ja so gewohnt, und den Erstlingsbüchern schadet es nicht. Wir wissen ja, dass das nächstemal alle die vergeistigten, das Leben so grausam ernst nehmenden Gestalten, wie die den kurzen Skizzen Seebachs als Helden dienen, von ihrem Wolkenspaziergang mit heilen Gliedern auf die Mutter Erde zurückstehen und sich dort auch ganz wohl fühlen. Darum verzeihen wir den Erstlingen unserer jungen Poeten so manche Schwächen, weil sie eben beinahe unvermeidlich erscheinen. Seebach hat sich bald dem Drama zugewendet und scheint in dieser Schule manches zu lernen. Ein Einacter, „Mittellos“, wurde im vorigen Frühjahre, ein dreiactiges Schauspiel „Wechselmänner“ vor einigen Wochen auf der Salzburger Bühne, die eine Versuchsbühne für unsere jungen Leute in der Provinz zu werden scheint, gut und mit Erfolg dargestellt. Das zweite Stück zeigt einen bedeutenden Fortschritt in Seebachs literarischer Thätigkeit und einen erfreulichen Ausblick in seine Zukunft.

So viel wäre über den kleinen Kreis von modernen Literaten zu sagen, denen die Provinzkunst als ein bestimmter Begriff vorschwebt, und deren Werke von ihm beeinflusst sind. Tirol, unser Land, Oberösterreich und Salzburg, zwischen zwei großen Kunst- und Culturcentren liegt, Wien und München, wollen wir es versuchen, unabhängig zu bleiben und, soweit dies möglich ist, aus den eigenen Quellen zu schöpfen. Wir sind so nicht gegen Wien, nur denken wir, dass wir auch ausserhalb dieser Stadt, und ohne uns in die Sphäre ihrer künstlerischen Bewegung bedingungslos zu stellen, Schriftsteller und modern sein können. Es entspricht diese unsere Meinung ja wohl auch einem ganz natürlichen Entwickelungsgrundsatz, der den aus eigenem Erdreich entsprossenen Pflanzen das beste Wachsthum sichert und nach welchem exotischen Gewächse eben immer nur Treibhauserscheinungen bleiben. Und, es dünkt uns wenigstens so, wir benöthigen keine Treibhauspflanzen und wollen, einzeln und ein wenig stolz, wie wir sind, unsere Kunst selbst zum Blühen bringen.

Linz a. d. Donau. Hugo Gerin.

Die Woche.

Politische Notizen.

Man hat eine Zeitlang vom Grafen Thun gemeint, dass er gar nichts kann. Seine Regierung hat doch wenigstens dieses Vorurtheil zerstört. Graf Thun kann etwas, und er kann dieses Etwas weiter als irgend wer, nämlich das Kaninchen. Das ist das Object, auf dem er wirklich Hervorragendes, Unvergleichliches leistet, und wenn seine Regierungszeit uns schon sonst nichts neues gebracht, so sollten wir sie doch um deswillen um der Bekanntschaft mit diesem Thiere nicht für nutzlos halten.

Wir anderen, wir arbeitenden Menschen oder pflegen es wenigstens zu thun, wir Amateure, Graf Thun hat das Faulenzen zu einer Kunst ausgebildet, in deren Ausübung er sich Collaturen schlägt. Diese Kunst hat er nicht erst im Ministerratssaale erlernt, er hat sie seinen Ahnen mitgebracht. Aber, wichtige er Ministerium war, hat, außer seinem nächsten Umgebung, niemand was davon gewusst. Erst der Ministerratsdienstzeit hat ihm Gelegenheit gegeben, seine Kunst öffentlich zu pflegen, und er hat sie auch weder er ein Künstler mehr. Diese Gelegenheit hat freilich auch gefunden. Zuerst von Monate ist er bei allen Ministerratssitzungen zugegen, Zeit voll und bewusstvoll da Frühen, voll Zeit und Aufmerksamkeit, die einem anderen Ministerratspräsidenten — sehr begreiflich! — lange Zeit zum positivsten Schlafe gelassen hatten, ist er allen voraus, als Vorsitzender Ministerratspräsident, und er hat nichts. Absolut nichts gethan. Worüber er sich mit Recht freuen kann, und dankenswerth Persönlichkeit dass er irgend etwas, etwas geschehen oder etwas dummes, zu thun, und wer immer in diesen Monaten an der Stelle des Grafen Thun gewesen wäre, der hätte auch sicher irgend etwas gethan. Nur Graf Thun war fähig, all den tausend Versuchungen zu einer Thätigkeit, die sich an jeden Ministerpräsidenten, und erst noch in einer so kritischen Phase, herandrängen, zu widerstehen. Er hat ausgehalten, er allein, sinfzehn Monate lang. Das war eine Kunst. Wenn er heute aus dem Amte schiede, der Ehrenschild seiner Kunst wäre blank, und selbst der ärgste Verleumder könnte ihm nichts nachsagen, was er in dieser Zeit geleistet hätte. Im Thun sind ja die Minister anderer Staaten bis untergang an Quantität was Qualität abendes weniges über. Graf Thun hat sich besonders den besseren Theil erwählt, das Nichtsthun. Darin kommt ihm keiner gleich, am allerwenigsten einer von den preußischen Empotkömmlingen, die mit ihrem Gethue die ganze Welt erfüllen seit Bismarck.

Freilich, Graf Thuns hohen Ministerrollegen haben fünfzehn Monate lang mit ihm gejaulleuzt, aber doch keiner so streng wie er. Die anderen Minister haben sich immer noch gewisse Erleichterungen im Faulleuzen gestattet. Wohl die größte Erleichterung, die Urlaubsreise, bei der das Augenmerk auf dem Nichtsthun verbunden wird, hat Graf Thun seinen Collegen unterlagt. Aber bald findet sich Einer von ihnen, wie jetzt zum Beispiel die Herren Dr. v. Wittek und Dr. v. Ruber, unter dem Vorwand einer unaufschiebbaren Inspectionsreise, bald Einer, wie jetzthin Dr. Kaizl, zu einer unvermeidlichen Hofjagd aus dem Ministerrath heraus davon, um sich vom amtlichen Faullenzen zu erholen, und Schelchlinge, wie ehemals Dr. Baernreither, jetzt Baron Dipauli, greifen sogar zu einer gewissen leeren Scheingeschäftigkeit, um das fade Einerlei des Nichtsthuns zu unterbrechen. Graf Thun hat zu seinem dieser Ertleichterungsmittelchen seine Zuflucht genommen. Er hat auf einige nothwendige und auf das geringste Maß beschränkte Familienreisen, hat er die ganzen fünfzehn Monate lang unbeweglich in seinem Bureau so streng gefaullenzt, wie nur ein orthodoxer Jude am Versöhnungstage fastet. Nach den rigorosesten Regeln dieser aristokratischen Kunst! Das macht ihm Keiner nach!

*

In der Debatte des böhmischen Landtages über die Auflieferung des jungczechischen Abgeordneten Bartak, der die czechischen Reservisten in einer Controversensammlung zum Ade-Rufen anreizte, legte der böhmische Statthalter Graf Coudenhove ausseinander, mit welch scharfem Tadel „eine Einmischung in eine Amtshandlung von Seite einer Persönlichkeit, wie Bartak, bezeichnet werden müsse, die mit dem Angelegenheit nichts zu thun hatte.“ Das ist sehr schön. Aber: es gibt außer dem Abgeordneten Bartak in Oesterreich noch ganz andere Persönlichkeiten, die sich gewohnheitsmäßig in amtliche Angelegenheiten, und zwar in noch unver gleichlich wichtigere einmischen, die sie gleichfalls gar nichts angehen, und die bezeichnet zu nennen Excellenz nicht gestatten werden. Als zum Beispiel im Jänner 1898 Graf Coudenhove als oberster Chef der politischen Verwaltung in Böhmen öffentlich im Landtag das Recht der deutschen Studenten auf das Farbentragen anerkannt hatte, mischten sich auch einige Persönlichkeiten ein, „welche mit dieser Angelegenheit nichts zu thun hatten,“ und drangen auf Erlassung einer Farbenverbotes. Was aber that damals der Graf Coudenhove? Hat er etwa jene Persönlichkeiten getadelt? Nein, im Gegentheil, er hat ihnen gehorcht, so wie die czechischen Reservisten dem Abgeordneten Bartal gehorcht haben. Und doch ist es noch Niemandem, selbst dem Grafen Coudenhove nicht, eingefallen, jene Persönlichkeiten, die sich unbefugterweise in die Farbenfrage mischten, wegen Einmengung in eine Amtshandlung beim Bezirksgericht zu verklagen. Freilich waren jene Persönlichkeiten nicht bürgerliche Abgeordnete, sondern hohe Fendalherren, wie die Lobkowitz, Bouquoi u. s. w. Und gegen Hoch Hoch, von Heet hoch, oder, ins Oesterreichische übersetzt: quod licet bovi, non licet asino!

*

Die, wie sie sich selbst nennt, junge deutsch-fortschrittliche Partei, welche an die Stelle der alten deutsch liberalen getreten ist, producirt einen merkwürdigen Nachwuchs. Da stieß sie letzthin der Josephiner Bezirksvertretung Dr. Zimmermann, der sich als „junger“ Partei zum Candidaten für sein Aechterhatschmandat aufs Einen noch Aelteren, nämlich den Gesinnigen Dr. Blachta. Das ist schon mehr Vorwuchs, als Nachwuchs. Wenn die jetzt deutsch fortschrittlich firmierende Partei so fortarbeitet und nicht zum Prinzip macht, einen gereiften alten immer einen vorgewachsenen noch älteren nachfolgen zu lassen, dann kann sie bald wieder einen neuen Namen annehmen, der sogar — was man von der alten Bezeichnung fortwährend mit den neuen Händen nicht sagen konnte — sehr ernstlich klingt: die Zustimmungspartei.

*

In seiner Universitätsvorlesung über den Civilprocess hat der Herr Sectionschef Dr. Klein den Inhalt in der „Zeit“ erschienenen Artikel über den Civilprocess mit dem Schlagwort „Anonymus aus dem Centralcafé“ abthun zu können gemeint. Da scheint der Herr Sectionschef unter dem Zweck der Anonymität gewisser kritischer Artikel nicht richtig informiert zu sein. Leute, die von unkollsamen Machthabern irgend wie abhängen, schreiben anonym, weil sie es vorziehen, ihren Namen als ihre Ueberzeugung zu vertheidigen. So erinnere wir uns zum Beispiel an mehr oder weniger heftig-kritischer anonymen Artikeln zu sprechen — eines von einem jüngsten Juristen in einer Wiener Zeitschrift veröffentlichten Artikels, in welchem gewisse derbe politische Maßregeln der damaligen Regierung mit großer juristischer Schärfe kritisiert wurden. Der Verfasser jenes Artikels, nicht weil der Autor, eines ein solcher hinterhältiger Machthaber, sondern weil er als ein hinterhältige Regierung mögliche Rache zu fürchten hatte, ist auch anonym geblieben. Ich kann Niemand den Namen des Verfassers nach jetzt nicht nennen. Aber Herr Sectionschef Dr. Klein kann den Fall, er hatte ihn nur offenbar recherchieren, als in seinem Fach beschäftigter Anonymist sprach. Ich möchte mir aber noch einmal erlauben, Klein anonymistenmäßige Mittel kann ihm ohne Schaden nehmen. Er lebe sie an, und der Name des anonymen Juristen wird ihm sicher nicht fehlen.

Digitized by Google

Kein Mensch wird wohl draußenkommen sein, was für fürchterliche Dinge wir mit dem in der letzten Nummer der „Zeit“ erschienenen Artikel des Herrn v. Gerlach „Wie man in Deutschland über Oesterreich denkt“ eigentlich gepfuscht haben. Rathen hilft da gar nichts, weil wir leidlich davon keine Ahnung gehabt haben. Bis auf den heutigen Tag, wo uns das die Confiscation von sechzehn Zeilen jenes Artikels bestätigende Urtheil des k. k. Landesgerichtes zukam. Dort wird nämlich in der „Begründung“ klipp und klar gesagt:

„In der beanständeten Stelle des citierten Artikels wird etwas unternommen, wodurch eine Verhinderung der Ausübung der Regierungsrechte des Kaisers bewirkt werden soll.“

Schrecklich! Und das Schrecklichste ist, wir haben trotz wiederholter Lesung dieser sechzehn Zeilen im Manuscript und im Bürstenabzug, nichts von dem Angedeuteten bemerkt, noch da, nach dem Urtheil des Landesgerichtes, Herr v. Gerlach in den confiscierten sechzehn Zeilen seines Artikels „unternommen“ haben soll. Taufen wir Gott, daß er den Staatsanwalt rechtzeitig auf die dynamitähnliche Gefährlichkeit dieser sechzehn Zeilen gelenkt hat. Denn, wenn diese unheilvollen sechzehn Zeilen gedruckt worden und erschienen wären — nein, wir wollen lieber das Unheil gar nicht ausmalen.

Volkswirthschaftliches.

So oft man auch in den letzten Jahren meinte, daß die industrielle Conjunctur auf dem Weltmarkt und speciell in Deutschland ihren Höhepunkt erreicht habe, stellte sich stets das Gegentheil heraus. Und im Augenblicke lauten die Berichte aus dem Industrie-Centrum gänzlicher als je. Nie waren die Werke mit Aufträgen auf so lange Zeit hinaus versorgt, als jetzt; trotz der fieberhaft betrieben Erweiterung der Anlagen, trotz der gewaltigen Ausdehnung der Production und der fortgesetzten Erhöhung der Preise, können die Werke den Aufträgen nicht entfernt nachkommen. Roheisenmarkt, Eisenmarkt, Mangel an Halbfabricaten, tönt es von den verschiedendsten Seiten, und eine ursprüngliche Hausse der Preise der Rohproducte ist die Consequenz. Der Preis für Roheisen in Glasgow schnellt in die Höhe und ein Taumel hat die bisher so nüchternen deutschen Börsen erfaßt, an denen die Curse der Hütten- und Montanwerte und anderer Industriepapiere schwindelhaft steigen. Die deutsche Finanzwelt steht der Bewegung rathlos gegenüber. Bisher war auf allen Seiten inmitten des Aufschwungs eine große Besonnenheit an den Tag gelegt worden. Nun scheint sich dieselbe zu verlieren. Das Anlagebedürfnis des Publicums war durch Neugründungen von Actien-Gesellschaften genügsam befriedigt worden. Seit langem scheint hat sich der Bankier in dieser Beziehung in ihrer Unsicherheit über die Forderauer der Conjunctur und angesichts des theueren Geldstandes einiger Zurückhaltung befleißigt. Nun stürzen sich Publicum und Börse auf die Actien der bestehenden Unternehmungen und treiben die Curse in die Höhe. Und angesichts der Actionärberichte kann man nicht einmal sagen, daß die Curse übertrieben hoch seien. Aber werden diese Verhältnisse wohl andauern? Wie in Actien wird auch in Eisen spectuliert und die rapide Preissteigerung des Eisens ist vielleicht gleichfalls ein Product der Spectulation und des durch das Schlagwort „Eisenmangel“ hervorgerufenen des Schatzes getriebenen Consums. Andererseits harren der Industrie noch so gewaltige Aufgaben: Eisenbahnen in China, Eisenbahnen in Afrika u. s. w., daß für ihre Beschäftigung auf lange Zeit gesorgt ist. Kann werden aber diese colossalen Projecte ins Stadium der Actualität treten und wie werden sie sich rentieren? Sie wird man schon in letzter Zeit sich so überstürzte Geldmarkt die neuen, rapid wachsenden Anforderungen ertragen? Schon oft haben industrielle Conjuncturen an der eintretenden Geldnoth ihr Ende gefunden und oft sahen mußten große und theils schon im Bau begriffene Werke aufgegeben werden, weil die Actionäre nicht genug Geld zu geben vermochten. Und angesichts der bei steigendem Rohmaterial und Arbeitspreisen immer theuerer werdenden Production. Bisher ist solch einem Aufschwung, der mit der ersten Eisenbahnanlage am meisten Aehnlichkeit zeigt, stets noch der Krach gefolgt. Ein Unterschied ist bisher. Der Zinsfuß- und Geldumgesetzverhältnis, der heute trotz der reelle Production zu übermuchsen pflegte, ist bisher sehr gering geblieben. Vielleicht dieses bis so und genügt, um den Krach zu verhüten. Auch die Cartelle als Producentenregeln bilden ein Novum, das die wirtschaftliche Entwickelung nach anderen Richtungen als bisher beeinflussen zu können vermag. Man kann nur beobachten und abwarten, wie sich die Ereignisse vollziehen werden. Und wir in Oesterreich, die wir vom Aufschwung nichts gehabt, können nur hoffen, daß der eventuelle Rückschlag, den wir wohl spüren würden, noch ferne sei.

*

Der Verwaltungsrath der Nordbahn hat die ehemaligen Minister Frh. Emil Ritter von Chlumecky und Dr. Eduard Ritter v. Leine Mitte wählen. Es ist nicht anzunehmen, daß diese beiden Excellenzen für die circa 3000 fl. Entschädigung, welche jeder Verwaltungsrath der Nordbahn erhält, der Gesellschaft irgend etwas zu leisten haben. Dazu steht ihnen wohl jede Fähigkeit. Herr von Chlumecky hat als Eisenbahnminister seine ganzliche Unfähigkeit in allen Angelegenheiten seines Ressorts genügsam documentiert, und Herr Dr. Steiner hat als Minister im Cabinet nicht gesessen, daß er vom Eisenbahnwesen irgend etwas verstehe. Wenn die Herren also nicht sine Theorie, die man von ihnen erwartet, diese gut bezahlten Aufsessen erhalten, dann muß eine andere Absicht bei ihrer Berufung vorwalten. Entweder: man will sie für Theorie, da sie bereits gestellet haben, belohnen, oder: sie sollen bei den durch Einsetzung des Staatscommissärs vorgenommenen Proben dienen. Es ist zu wünschen, daß letzteres nicht, daß ein Minister oder ein anderer hoher Beamter schon in seiner Amtszeit daran denkt, daß ihm einmal eine Verwaltungsrath-Stelle wohlgemuth sein könnte, und daß er also bei seiner Amtsführung sich des Gedankens der Möglichkeit über die Actiengesellschaften wohl zu verbreiten trachtet. Es wird unsere Beamtenschaft jedenfalls corrumpieren. Herr von Chlumecky hat es sich selbst zu zuschreiben, wenn sein Vorgang in der Verwaltung der Nordbahn die Erinnerung daran erweckt, daß alle ehemaligen hohen Regierungen, und es sind deren viele, sich in dieser Stellung befinden oder befinden werden. Und wir glauben, daß diese Erinnerung nicht geeignet ist, das Ansehen der Beamtenschaft zu heben.

*

Herrn von Dipauli scheint bei seiner Exportaction mit Syndicaten und Ausfendungen die plötzliche Schwenkung vom Industrieraths zu den Handelskammern nicht viel genützt zu haben. In dieser Woche haben sich vier der meistinteressierten Kammern über die rasch zu Act gelangte Denkschrift des Ministeriums geäußert. Die Brünner Kammer demolierte in ihrem Antachten, wenn auch sozusagen mit Glacehandschuhen, Sah für Sah den Aufbau der ministeriellen Vorschläge. Je öfter sie den guten Willen des Ministers anerkennt, desto sicherer kann derselbe aus dem nächsten Sage herauslesen, für wie schwach sein Können erachtet wird, mit dem man sich heute zu messen verhältnigen muß. Bei der Exportenquête der Reichenberger Kammer wurden die Projecte des Ministeriums direct als unzweckmäßig und undurchführbar bezeichnet. Auch von der Feldkircher Kammer werden die Syndicate offen abgelehnt. Nur die Brünner Industriellen machen ein flaues Compliment vor der Weisheit des Ministeriums. Allerdings haben vielleicht gerade sie unter unserer industriellen Misere bereits am bittersten zu leiden gehabt, und es ist daher kein Wunder, wenn sie sich schon an den schwächsten Strohhalm aus hoffnungslosen Krise klammern. Jedenfalls aber wird das Regierungsproject nach den jüngsten Aeußerungen der derselben Kreise als abgethan zu betrachten sein.

* — *

Kunst und Leben.

Die Premieren der Woche. Paris. Comedie Parisienne, „Apparences“ von Lyon; Théâtre-Moderne, „Boulproquement“ von Binter, „Ambroise Paré“ von Bertha Galeron de Calonne, „Petite Phormone“ von Marchés, „Jacques Ondet“ von Lengié; Théâtre Déjazet, „Joli sport“ von Dehèse und Frouez; Nouveau Théâtre, „Les deux Dentistes“ von Duvilliers, „La dernière Soirée de Brummel“ von Maurevert; Gaité, „Les Sosies“ Gaudichard, Operette von Ordonneau und Audran; Folies-Dramatiques, „Demoiselle de la Tentation“ von Marx und de Chavières, Musik von Serpette; Opéra Comique, „Cygne“ von Catulle Mendès, Musik von Lecoq. **Berlin.** Deutsches Theater, „Die Gefährtin“, „Der grüne Kakadu“, „Caracelina“ von Schnitzler; Lessing-Theater, „Der Pfarrherr von Kirchfeld“ von Anzengruber; Belle Alliancetheater, „Der sterbende Rhapsoder“ von Rosee.

*

Adalusia Schado gab als zweite Gastspielrolle die Rose Friquet im „Glöckchen des Eremiten“. Sie bewährte sich auch diesmal als tüchtige, routinierte Sängerin, aber über dieses Maß der Anerkennung hinaus habe ich keine rühmenswerten Eigenschaften an ihr entdeckt. Weder ist ihre Stimme ausreichend genug, noch ihre Darstellung irgendwie hervorragend und individuell. Kein Vergleich mit der Benard als Rose oder der Mart als Regimentstochter. Frl. Schado besitzt auch in psychologischen Zinne zu wenig Persönlichkeit, um, wie Ouer, die erste Künstlerin des Hauses volle bedarf, tragen zu können. Nun meinen gestel sie als Bertha in Adams „Nürnberger Puppe“. Die Puppe entspricht ganz ihrem Naturell. Ich zweifle keinen Augenblick, daß Frantein Schado in einem kleineren Hause einen weit günstigeren Eindruck macht, aber im Rahmen unserer Oper ist ihre Leistung zu klingtan. — Ueber der Vorstellung des „Glöckchen“ schwebte übrigens ein ganz besonderer Unstern. Herr Demuth markierte lediglich seinen Part, Fran Forster war absolut nicht bei Stimme, Herr Stoll sang und Herr Fuchs dirigierte. Das war zu viel Unglück für einen Abend. Das Publicum blieb ganz theilnahmslos, und da ganze Acte lediglich gestellt wurden, erschien dann Herr Mayer als der Stimmkräftige des Abends. Es wäre überhaupt wünschenswert, wenn die Direction den gewöhnlichen Vorstellungen, nicht bloß den Premieren, die ja immer sehr gut sind, erhöhte Sorgfalt zuwenden möchte. Dafür ist leider wenig Aussicht vorhanden, zumal sich Richter wieder unbeschränkten Urlaub erbeten hat. So habe ich mir seine Wiedergewinnung nicht vorgestellt. Der beste Dirigent hilft uns nichts, wenn er seine Kraft in London und Petersburg verschwendet und sich bei uns durch einen Substituten vertreten läßt. Als solcher wird uns, wie ich höre, Herr Fuchs, der allein verantwortliche, noch mehrere Jahre erhalten bleiben. Schön das sollte, konnte man an der letzten Mittwochlinger Vorstellung sehen, von der man nur Schauderdinge berichtet hat. Auch die „Dorfgeschichten“ dirigiert jetzt Hellmesberger statt Herrn Mahler. An der Verschlechterung der Substituten ist bekanntlich der Neid Jahn angeklagt gegangen. Es wäre wünschenswert, wenn sich jetzt ja wieder nicht abermals entdecken würden, so daß man die ersten Vorstellungen von einem entschieden Dirigenten geleitet, und alle Substituten von einem Substituten wochenlang dirigieren würden. A. B.

Raimunds Theater hat mit unbedeutendem Erfolg eine Posse des Ehepaares Waldvogel aus Berlin „Der Herr Schwiegersohn“ und „Der Burgvogt“ mit Liedern betitelt. Es handelt sich um den Wunsch eines Vaters, seine Tochter einem Bräutigam zu geben, der seinen Beruf [illegible]

Digitized by Google

zunehmen. Schade, das er seinen Muth nicht für eine bessere Sache einsetzt. Nur das gute Spiel verhinderte vorzeitiges Verlassen des Hauses. Die Damen Kraus und Theren, die Herren Burg, Straßmeyer und Götzl spielten mit großer Aufopferung. Herr Godai sei vor Uebertreibung, in die er nun oft verfällt, gewarnt, seine Naturlichkeit war sein künstlerisches Capital. Herr Lackner trat höchst angenehm aus der Reihe der anderen conventionellen oder albernen Chargendarsteller heraus, er verräth Bildung, Verstand und Geschmack. — Auch die Welt der Satire ist rund. Einstmals war „Eine Vereinsschwester" des alten Anton Langer zeitgemäß, dann veraltete sie, um heute wieder höchst actuell zu sein: im Wien des „Los von Rom" und der Romvilger. Das kleine Stückchen war eine Erholung auf die vorhergegangene Oede. Das liebe Fräulein Niese, dieses goldene Bienerherz voll Witz und überwallender Wärme, Herr Thaller, Herr Godai und Herr Götzl sind darin aufgezeichnet. A. H.

Für das Jantsch-Theater im Prater kommt mit dem Frühling die richtige Zeit. Unso besser, dass man das auch zu nützen weiß und gute Vorstellungen bringt. Nach der verdienstlichen Aufführung des „Bierten Gebot" kam eine Reprise der älteren Operette „Der kleine Herzog". Dieses tändelnde Rococospiel mit den süßen Lecca'schen Melodien konnte durch die kleine Bühne nur gewinnen. Momente lang wurde es auch ganz in seinem echten zierlichen Stil gegeben: zumindest soweit der Chor und der graziöse Komiker Herr Moblinger in Betracht kamen. Den Gegenpart vertrat Fräulein Goldeck in der Hauptrolle, eine edige und aufdringliche — allzu östliche — Provinzlerin. A. G.

Bücher.

Ludwig Meßing: Die Wiener Fleischfrage mit Ausblicken auf Production, Gewerbe und Consumverhältnisse. Wien 1899. 58 S.

Die vorliegende Broschüre behandelt eine so wichtige Frage, dass wir sie kurz besprechen müssen. Auf 58 Seiten werden in abgerissener und unübersichtlicher Weise die in das Gebiet der Wiener Fleischversorgung einschlagenden Fragen besprochen, ohne dass die Schrift auch nur im geringsten ihren pomphaften Titel rechtfertigte; es ist eine der Unsere Broschüren volkswirthschaftlichen Inhalts, wie sie — leider — gewöhnlich von Interessenten geschrieben werden. Die Fleischfrage und Brotfrage gehören wohl zu den rangstellen der bis heute ungelesenen Wiener Fragen, und von der Wiener Rayonsinspicirungs-Commission kann man wohl sagen, dass auch sie den gesunden Schlaf des Interessenten schädigt. Auch im Fleischergewerbe hat's mit der alten Handwerksgemüthlichkeit ein Ende und hier zeigt sich ein Differenzierungsprocess, dessen Entwicklung von den Behörden sehr gehemmt als unterstützt wird, obwohl sie nur die Consumenten nur zum Besten thut. Eine Commission, deren Constituierung als Wiener Fleischergewerbe kann man sich kaum denken, und das Wort von der anarchischen Production und Distribution findet wohl seine Erklärung, wenn man bedenkt, dass viele österreichische Bezirksvorsteher nur Wien und Russland verlassen, weil die Wiener Bienen nicht stechende sind, während in Wien lustige der Fleischbeschauung der Amtsfleischereien abnimmt, der Pferde- und Schweinefleischverbrauch aber stetig zunimmt. Auch in diesen Fragen müssen wir auf die Oeffentlichkeiten verweisen. Privatbesuch und Verkaufsgeschäften sind das Land. Einheimische gewohnheiten sie die Stadt; wenn die Consumenzeuge einmal ruhig genug sein werden, wird hier eine ganz schweißen Aufgaben liegen. Auch die Municipalisierung zumindest des Schlachtzwanges und der Verwertung der Abfälle und Nebenprodukte wollen wir durchaus nicht von der Hand weisen, allerdings gehört dazu eine ganz andere Intelligenzvertretung in der Gemeindevertretung; es wird in diesen Betrieben einfach eine namenlose und geistestätigkeit nennige Ueb-tarbeit geleistet werden. Protokoll der Wiener Gemeinderathssitzungen pag. 217, 222.) die Fleischbeschau, die durch mangelhafte Organisation des Gewerbes entsteht, ist eine enorme Belastung der Haushaltungen und nur die grossherzige Verwaltung als Berichtsobjekt hat einen geringen und technischen Interessenten kann dieselbe lösen. Wer Meßing, der wie jeder echte Bienen Liberale ein nebulöses „Interesse der Gesammtheit" vertritt, entdeckt vor dem Verwaltungsgericht. Auf pag. 57 z. B. heißt es: „Man kann sich kaum vorstellen, dass die Stadt den Staatsgerichtshof, die Staatsrechnungshof, die Staatsverwaltung in den einzelnen Bezirks-Ubernahmen, aber die Berufsverfügung gesetzlicher Langwierigkeit wurde, in Fall nämlich Entscheidung eines Gesetzwidrigkeit angenommen, keine Wirkung mehr haben. Denn eine solche Gesetzwidrigkeit, wonach Sache sich als Bedeutung, der Gesetzgeber Absichten und Wirkungen" Ja wenn man ernstlich solche Begriffe, wie sie in solch' Gesetzen gebraucht werden, in Betracht ziehen, ist Schwierigkeit und Verwirrung unvermeidlich. Ohne Gesetzwidrigkeit wenigstens ist es [illegible] Verwaltung [illegible] kann.

[illegible] Verlag [illegible] und Schmidt 1898.

[illegible] Verlag [illegible] Verlag [illegible] Verlag [

genau, wird aber, nach Ansicht des Verfassers, wenn richtig behandelt, mehr für zeitgemäße und durchführbare Verbesserungen thun, als die Heißsporne der Reformpartei. — Im eben eingelaufenen Aprilheft setzt Ricardo Huch ihre Studien zur romantischen Schule fort. Sie schreibt diesmal die Gründung des „Athenäums“, jener von den Schlegels, vornehmlich von Friedrich geleiteten Zeitschrift, die nur von 1798 bis 1800 bestand und hauptsächlich an ihrer Unverständlichkeit und geistigen Exclusivität zugrunde ging. Äußerst interessant ist es, aus diesem Aufsatz zu ersehen, wie sich vor genau hundert Jahren eine geistige Bewegung vollzog, die bis heute, in ihren tiefsten Gründen, nicht zu Ende ist, heute wahrzunehmen sind und von der großen Menge bekämpft werden. So sprach Tieck mit Vorliebe vom Ineinanderfließen von Poesie, Musik und Malerei, und versuchte für alle Künste und alle Wissenschaften ein einziges Grundprincip zu finden. Er predigten die Allegels nannte Huch den Cult der Schönheit, die Erweiterung der eigenen Persönlichkeit als höchstes, einzig würdiges Ziel. Geradezu Programm des „Athenäum“ war es, über den äußeren Schein hinwegzehen, das innerste Wesen der Dinge hervorzusuchen; auch damals cursierte in den Kreisen der Dichter und Künstler das Wort von der „unverständlichen“, aber „tiefen Leute“, und ebenso hörte man das Publicum klagen, die deutschen Schriftsteller schrieben nur für einen kleinen Kreis, ja oft nur für sich selbst unter- einander, worauf diese trotzig meinten, das sei gut so, „dadurch wird die deutsche Literatur immer mehr Geist und Charakter bekommen“. Weiterhin veröffentlicht Pri. Th. Cooper eine Reihe von Briefen und Tagebuchblättern des vor einigen Jahren verstorbenen Dr. S. Spitzer, der von 1845 bis 1850 Leibarzt des Sultans Abdul Medjid war, und die ein interessantes Bild des türkischen Hoflebens aus jener Zeit geben.

„Macmillans Magazine“ veröffentlicht einen Brief, einer der bemer- kenswerthen Publicisten Englands, schreibt über die öffentliche Meinung in öffentlichen Fragen. Die Faschoda-Angelegenheit habe gezeigt, dass die Stimme des Volkes weit ausschlaggebender sein kann als die der Diplo- maten, und dass einmüthige Vorgehen des englischen Volkes habe diesmal der Regierung zu einem glänzenden Triumph verholfen. Nicht man auf andere entscheidende Fragen im Laufe der letzten Jahrzehnte zurück, nennt man die Namen: Gordon, Chartum, Sudan, so zeigt es sich abermals, dass die öffentliche Meinung und ihr Sprachrohr, die Presse, weit um sichtiger und klarer, mit viel richtigerem Instinct geurtheilt habe als die Staatsmänner, dass die Presse sich weit weniger Irrthümer zu schulden kommen liess als diese, und dass, wenn durch die falsche Nachrichten ver- breitet wurden, dies zumeist unter dem Einfluss falscher Informationen von oben her geschah. Eben deshalb sollte die Regierung in öffentlichen Fragen mehr Vertrauen auf die Stimme des Volkes und der Presse legen und einen lebendigeren Contact damit unterhalten. Das Vorgehen des Ministers des Aeußern in der Faschoda Affaire habe doch so deutlich be- wiesen, wie sehr das englische Volk ein solches Vertrauen verdiene; die englische Regierung aber umgehe sich seit einigen Jahren mit unbeug- samlichem Schweigen, als hätte sie weniger Achtung vor der Be- urtheilung seines Landes zu den anderen Mächten und die voraussichtliche Entwicklung seiner auswärtigen Politik weiß, als jeder intelligente russische Bauer über die Absichten des Czars.

Einen interessanten Artikel **„Nuova Antologia“** aus der Feder C. Lom- brosos. Man stellt sich die Occupation in China so leicht vor, wie Er- oberungen in halb barbarischen Landern, zumal die Chinesen im letzten Kriege sich schwach erwiesen haben. Als Verächter des Militarismus sind die Chinesen im Kriege allerdings wirklich inferior, aber das ist kein Ge- chen von Barbarismus, deutet im Gegentheile auf einen Civilisationsgrad, der höher steht als jener Europas. Sie haben einen ganz anderen Typus der Civilisation, sind uns im Ackerbau überlegen, werden von einer ver- kehrtesmäßig erlernten Bureaukratie regiert, sind frei von religiösem Fanatismus und Clericalismus, aber einen starken Sinn für Familien- Autoritätsgefühl und Staatssanitätsmittel. Die vier großen Plagen unserer modernen Staaten, die feudale, clericale, militaristische und capitalistische, haben sie vermieden, und es hat, nach Lombrosos Ansicht, ihr Staat von 3·0 Millionen eine höhere Civilisation als irgendwelche Teilerreich oder England mit ihren nationalen, religiösen und Classenkampfen. Es wäre daher Unsinn, zu glauben, dass eine momentane Occupation durch ein paar Schiffe und ein halbes Heer es uns dauernd erhalten würde. Mit Kiautschou kann man 10000 Europäische sodten, aber nicht den Sinn von Millionen ändern, welche sich der europäischen Civilisation werden anpassen können, noch wollen. Sie wurden sich erheben mit der Kraft des einigen Zusammenhaltes, mit dem Staatsfanatismus wurden sie reagieren und über die europäischen Nationen triumphieren. Man hatte sich daher am besten lieber vor einer so hoch gestalten Bevölkerung, deren Arbeits- kraft schon heute bedeutende Massen unserer Industrieerzeugnisse aufnimmt, mit den Chinesen, die durch Opium und Theehandel ein process Interesse haben, und deren Handelsmarine mit China 2·— des ganzen europäischen beträgt, unbezeichlich ist er jedoch zur Flucht, deren Handel mit China 1 Million Pfund Sterling und 18 Millionen Export beträgt und welchen die Expedition eines Kriegsschiffes nach China nur eine halbe Million zu stehen kommt. Italien hatte aus seinen schlechten ostasiatischen Erfahrungen lernen sollen, wollte Brief die Bedingungen, unter welchen unsere Waaren Absatz finden, berücksichtigen, so würde man, wie in Osten verbreitet ist, ein Volk verstanden haben, das mit den bedeutenden italienischen Landsleute einkommen.

Leander.

Novelle von Hermann Bahr.

(Fortsetzung.)

Herr von Handl spielte eine Fläsche Champagner, als hätte er in Amerika von dem Trinken gelernt. Er bot dem Ingenieur an, der dankte, leerte selbst zwei Mal und nahm dann, als sich ein ordentlichen Schluck; „wegen der Kälte,“ sagte er. Der Ingenieur blieb stumm. Da hatte Herr von Handl das Bedürfnis, über seinen Muth zu sprechen. „Ich kannte selbst, dass ich ganz keine Angst habe, aber gar nicht. Ich würde mich nicht im geringsten schämen, ich bin nicht Officier, ich kann so feig sein, als ich will. Ich war auch immer überzeugt, dass ich es bin. Aber ich weiß nicht, woher es kommt: ich spüre nichts.“ Er trank wieder Cognac, dann sprach er weiter, er musste sprechen. „Es ist merkwürdig: Wenn ich zum Beispiel eine Treppe hinaufgehe, fürchte ich mich. Es ist mir überhaupt schrecklich, im Finstern zu sein. Sie sehen, ich bin gar kein Held. Dagegen in einer wirklichen Gefahr, wie jetzt — das kommt vielleicht daher, weil ich Fatalist bin. Wenn man ängstlich ist, dürfte man ja überhaupt nicht auf der Bahn fahren. Wenn es mir bestimmt ist, kann ich mir im Zimmer den Fuß brechen und auf der Gasse fällt mir ein Ziegel auf den Kopf, denke ich mir halt. Ist das nicht das Geschicktste? Wer kann denn leben, wenn er es ernst nimmt? Lustig sein, das ist die einzige Philosophie. Es lebe das Leben! Wollen Sie nicht noch einen Cognac? Er ist wirklich sehr gut. Wer weiß, wo wir in einer halben Stunde liegen? Da wollen wir doch wenigstens tödel gestorben sein.“ Er schwenkte die Flasche und lachte. Er redete ungeheuer schnell. Bald sog er, bald stand er auf, bald ging er durch den Wagen. Er hatte nie einen Postwagen gesehen und bat, ihm die Manipulation zu erklären. Der Assistent, ein beschiedenes, schweigsames Männchen, that es kalauisch. Herr von Handl hatte tausend Fragen. Der Ingenieur sah in der Ecke und ließ seine kleine polyene Pfeife qualmen. Da gab es ihnen einen Stoß, es wurde gebremst, sie hielten mit einem Ruck. Sie waren an der Brücke. „Kommen Sie!“ sagte der Ingenieur und stieg aus. Herr von Handl folgte mit dem Assistenten. Sie giengen vor, man sah kaum zwei Schritte weit, alles war in einem dichten Qualm, sie rutschten bei jedem Schritt, der Damm gab nach. „Ihr thut's hier warten, ich werd' schon rufen,“ sagte der Ingenieur zu den zwei Maschinisten. Diese waren abgestiegen und standen neben ihren Maschinen. Sie antworteten nichts. Der Große nahm bloß die Mühe ab und grüßte. „Also gehen wir!“ sagte der Ingenieur. Sie giengen. Herr von Handl trug die Flasche in der Hand, er hatte sie in Gedanken mitgenommen. „Donnerwetter!“ sagte der Assistent, der der erste war. Das Wasser spritzte schon über die Wand auf die Brücke. Es konnte nuten nicht mehr durch, sondern stunte sich. Man sah keinen Peiler mehr. Jeden Moment, schien es, musste die ungeheure Woge über das Geländer schlagen. Der Ingenieur stand in der Mitte der Brücke und sah das furchtbare Schauspiel. Der Gischt flob ihnen ins Gesicht. Sie giengen hinüber. Der Ingenieur blieb stehen, Herr von Handl wartete mit dem Assistenten, keiner sprach. Mahlam sagte der Ingenieur endlich leise zu sich: „Passierbar — passierbar ist sie!“ Er wischte sich mit einem großen, geblumten Tuch den Schweiß ab; er war ganz roth. Dann wandte er sich um, bob winkend den Arm und schrie hinüber: „Absahren!“ Drüben regte sich nichts. Der Ingenieur hielt die hohle Hand an den Mund und rief wieder: „Was is denn? Absahren!“ Er schwang den Arm und lief das Rad schnarren. Aber es wollte sich drüben noch immer nichts regen. Sie sahen bloß den großen Schatten des Zuges, ein rothes Feuer und zwei unbeweatliche schwarze Flecken. „Herr Gott, ist der Kerl blöd!“, sagte der Ingenieur. Sie giengen nun auf Geh ein paar Schritte zurück, stellten sich nebeneinander auf, der Ingenieur zählte und auf „Drei“ schrieen sie, so laut sie konnten, jede Silbe betonend: „Ab — fah — ren!“ Der Ingenieur winkte dann mit seinem Tuch. Dann horchten sie. Eine Weile blieb es still. Sie sahen nur die zwei schwarzen Flecken sich bewegen. Endlich schien der eine sich etwas zu nähern und nun hörten sie, hell und laut durch den Nebel: „Nein!“

„Was is?“ schrie der Ingenieur.

„Nein,“ klang es wieder.

„Das weniste ich nicht,“ sagte der Ingenieur, „was da ge- schehen mag.“ Er kehrte um, Herr von Handl und der Assistent giengen mit. Als sie in der Mitte der Brücke waren, kommen sie die zwei Maschinisten schon. Sie standen unbeweglich da. „Also was is denn?“ schrie der Ingenieur ungeduldig. Da wandte sich der Große langsam um und schrie, wie ein alter Mann, an seiner Maschine. Aber der andere hinter ihm: „Und i sahn nit, i sahe nit!“ Madam Z, was Sie wollen: i sahn nit! Das is der reine Wahn, Herr Ingenieur! I hab' Weib und Kind z' hause. I will no nit! Unser eins is ja a Mensch!“ Er zitterte, seine Stimme war rauh, es schien, als kam sie aus Tiefen mit den Ring. „Also den Zug fahren wir nicht,“ sagte der Ingenieur, „wegen der paar Fetzen! I hab' Weib und Kind z' hause! Das kann man ihm ja verwehren! Er hatte ja recht, er hatte ja das Recht, nicht seine Familie zu opfern. Der Ingenieur ging zurück, sie folgten ihm. Sie sahen, wie er mit dem Assistenten sprach, sie hörten, wie er ihm befahl, sich zu beeilen, sie sahen, wie der Assistent gehorchte

Der Große, der schon wieder auf der Maschine stand, sagte ganz leise: „Herr, es is schwer.“ Große Thränen rannen ihm über die schwarzen Wangen.

Der Ingenieur wurde ungeduldig: „Das is der Dienst. Der Rothschild hat's besser.“

Der Große sagte nichts mehr; er wischte sich das Gesicht ab, schneuzte sich und sah stumm in den Regen, der wieder heftiger wurde. An der Brücke hörte man das Wasser toben. Es prasselte und knatterte und knallte.

Aber der Andere schrie: „Und i thu's net, i thu's net, i thu's net! Ich hab' Weib und Kind z'Haus. Sollen s' mi fortjagen!“ Seine Stimme schlug um, er weinte. „Sollen mi nur fortjagen!“

Der Ingenieur trat vor ihn hin und fragte: „Wollen Sie fahren oder nicht?“

Der kleine Maschinist schüttelte den Kopf. „Man kann's von an Familienvater net verlangen,“ sagte er flehentlich.

„Feige Bagage!“ schrie der Ingenieur.

Da fuhr der Kleine auf, als ob man ihn geschlagen hätte. Er schien dem Ingenieur förmlich ins Gesicht zu springen. „Feig? Ah, da war man dann feig, wann man ta Viech ist! Wer is feig? Sagen S' das noch a mal! Wer is feig? Sie haben leicht reden: Sie schaffen bloß an. Warum fahren denn Sie net? Fahren Sie! Sie möchten schön zu Fuß gehen, gelten S'? Weil man ja da net wajß! Fahren Sie! Zeigen Sie, daß Sie net feig sein. Wann Sie fahren, fahr i a! Aber daß laß i mer net sagen, daß i feig bin!“

Der Ingenieur hörte ihn an, klopfte seine Pfeife aus und stieg dann gelassen auf die erste Locomotive. „In Linz reden wir weiter,“ sagte er. „Vorwärts!“

Der kleine Maschinist sah den Ingenieur erschrocken an. Er blieb noch einen Moment stehen und konnte es nicht gleich begreifen. Dann stieg er auf, ohne ein Wort mehr zu reden.

Der Assistent stieg in den Postwagen. Herr von Handl zögerte noch. Er hätte eigentlich ganz gut über die Brücke gehen können. Der Ingenieur sah ihn an, er sagte nichts, aber Herr von Handl fühlte, was er von ihm erwartete. Er wollte sich nicht beschämen lassen: gerade in einem solchen Falle, dachte er sich, müssen die „intelligenten“ Menschen den „manuellen“ ihre Ueberlegenheit zeigen. So gieng er zum Postwagen. Er hatte Mühe, sich zu bewegen. Wie wenn einem der Fuß eingeschlafen ist, so war sein ganzer Körper: wahrscheinlich von der Nässe, dachte er.

Es dauerte noch zwei Minuten, bis sie fuhren. Der Assistent hatte sich in die Ecke gedrückt und deckte die Stirne mit der Hand zu. Herr von Handl war froh, daß er nicht sprach. Er hätte jetzt nichts sagen können; beim ersten Wort würde er zu weinen anfangen, so heiß hatte er es in der Kehle. Er zwang sich, bloß immer an den Ingenieur zu denken. Den bewunderte er. Solche Helden hatte die Gegenwart und man wußte gar nichts von ihnen!

Er fieng wieder an, das Verhältnis der „intelligenten“ Menschen zu den „manuellen“ zu betrachten und wurde stolz auf sich. Dieser Arbeiter, der doch die Pflicht hatte, dachte an Weib und Kind und war feige, während der Ingenieur und er selbst, er, der gar nicht verpflichtet war und ganz gut über die Brücke gehen konnte — nun begriff er erst, was der kategorische Imperativ ist. Im öffentlichen Interesse, sozusagen als ein Exempel für das Volk, sein Leben zu wagen, wie er es jetzt that, das war mehr als aus Liebe durch das Meer schwimmen, wie Leander. An diese Gedanken klammerte er sich an.

Es pfiff, nun fuhren sie endlich. Langsam, ganz langsam krochen die Maschinen, man wäre schneller gegangen. Jetzt kamen sie auf die Brücke. Man hörte das Wasser brüllen. Herr von Handl trat an das Fenster: von da sah es aus, als ob der Strom mit dem Rande schon in gleicher Höhe sei. Das Wasser schien wie ein Ungeheim an der Brücke zu hängen und sich an dem Geländer herauszuziehen: schon sah man seine bösen Augen funkeln, gleich würde es sich hereinbrechwinden. Herr von Handl schrie auf und taumelte. Jetzt spritzte er, dass er Angst hatte. Er hatte eine entsetzliche Angst. In der Mitte der Brücke hielt der Zug auf einmal und man hörte schrill pfeifen, immimal, ischsmal, immer kürzer und immer greller, in die Nacht hinaus, wie wenn jemand ermürgt würde und noch aufschreit. In seiner Todesangst sieng Herr von Handl auf die Wand, er wollte klettern, um nur dem Wasser zu entfliehen. Es war aber nichts, was ihnen hie würde. Immer wurde so schrecklich gepfiffen, offenbar wollte der Maschinist sein Entsetzen betäuben. Aber jetzt mußten sie ja gleich da sein. Es dauerte ewig. Noch ein Stoß, noch ein Krach und immer das entsetzliche Pfeifen! Herr von Handl setzte sich neben den Assistenten und hängte sich ein. Es tröstete ihn, die Wärme eines Menschen zu spüren. Der Assistent war ganz eingekrochen, er kaute an einer kalten Virginier und hatte die Augen zu. Es schien ihm wohl zu thun, daß sich Herr von Handl an ihn hnte, er rückte zu ihm. So saßen sie Arm in Arm und hörten sich athmen. Mit der linken Hand wischte sich Herr von Handl die Augen aus, da stimmerte es so. Er sagte sich, daß er ja nicht aus Angst weinte, sondern er dachte an Ida und sah sie schon an seiner verstümmelten Leiche und hörte sie klagen. Was sollte aus dem armen hilflosen Kinde ohne ihn werden? Aus Erbarmen mit ihr weinte er, sie that ihm so furchtbar leid! Er stellte sich sein Begräbnis vor: Hier in der Nähe, in Aten, nur ein paar Leute, der Priester mit den Ministranten, die arme Frau und ihr Vater, die Freunde waren jetzt alle auf Ferien, dazu glänzte die Sonne sich und still, wie sie auf dem Lande über die Dörfer glänzt, und eine leise Glocke läutete in der Ferne, es war zu traurig! Er mußte wieder an Leander denken, der hatte es auch büßen müssen.

Da gab es ihnen einen Stoß, sie prallten zusammen und schlugen sich die Köpfe an, Herr von Handl schrie auf, der Assistent wollte zum Fenster, aber schon sausten sie wie besessen dahin: sie waren drüben.

„Wir sind drüben,“ sagte Herr von Handl ganz leise. Der Assistent nickte bloß. Herr von Handl öffnete das Fenster. „Drüben sind wir,“ sagte er noch einmal, und seine Stimme war plötzlich lustig geworden. „Aha, schaun Sie, wie der jetzt frech wird! Jetzt kann er rennen. Der reine Orientexpreß! Das sind auch Helden, die Herren Maschinisten! Da waren halt wir zwei — was?“ Er lachte, klopfte den Assistenten auf die Schulter und rieb sich die Hände. Er war so aufgeregt, daß er nicht ruhen konnte. Er rannte wie in einem Käfig hin und her, trommelte an den Scheiben, redete, lachte, gestikulierte. Der Assistent sagte kein Wort, er kauerte noch immer in der Ecke und biß an seiner kalten Virginier. Sie wurden so gerüttelt, daß sie sich anhalten mußten: mit Getöse flog der Zug. Herr von Handl trommelte mit den Füßen im Rhythmus, wie sie fuhren. Aus einmal sing er zu singen an: Margarethe, Mädchen ohne Gleichen! „Merken Sie nicht?“, sagte er dann, „der Zug singt! Pfeifen Sie einmal auf! Mar-ga-rethe, Mädchen oh ne Gleichen!“ Er theilte die Silben nach den Stößen des Zuges ab und klopfte dazu. „Hören Sie? Der Zug singt genau im Tact! Das ist sehr spaßig.“ Und er sang laut: „Ich liebe dich, erhöre mich — wenn nicht, so lass es geh'n!“ An den Refrain hängte er sich an: „Wenn nicht, so lass es geh'n; wenn nicht, so lass es geh'n!“ Er sang es bald drohend, bald traurig, bald ipöttisch, immer im Tact der Fahrt.

So kamen sie in Linz an.

(Fortsetzung folgt.)

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Schöllschitzer Dörrgemüse und Obstconserven.

Firma: Ritter von Zeltowarn, landwirthschaftliche Anlagen in Schöllschitz bei Brünn (Mähren).
Ausgedehnte eigene Gemüse- und Obst-Plantagen.
Filiale: Wien, I. Lichtenfelsgasse 4.
Prämiirte, ausschließlich Schöllschitzer Producte.

Foulard-Seide 65 kr.

bis fl. 3.35 per Meter in den neuesten Dessins und Farben

bspw. **schwarze, weiße** und **farbige „Henneberg-Seide“** von **45 kr.** bis **fl. 14.65** per Meter — glatt, gestreift, carriert, genuiniert, Damaste ꝛc. (ca. 240 verschied. Qual. und 2000 verschied. Dessins ꝛc.,

Zu Roben und Blousen

ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus!

Muster umgehend.

Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

G. Henneberg's Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Digitized by Google

Die Zeit.

XIX. Band. Wien, den 6. Mai 1899. Nummer 240

Scheinerfolge.

Das Ministerium Thun rüstet sich endlich, um die seit den Vereinbarungen vom vorjährigen August ruhende Ausgleichsaction weiterzuführen. Wohl ist seit dem August ein Novum in der Ausgleichssache zutande gekommen, die vielbesprochene Formel Szell. Die Formel ist von dem Ministerium Szell einerseits mit den Parteien des ungarischen Parlaments, anderseits mit der Krone vereinbart worden, die österreichische Regierung, sozusagen der andere Contrahent, hat aber dabei bisher nichts dreinreden dürfen. Weder vorher, noch nachher. Nicht vorher, denn sie ist nicht gefragt worden. Nicht nachher, denn man hat sie noch nicht fragen lassen. Herr v. Szell ist seit seinem Amtsantritt oft genug in Wien gewesen. Mit dem Grafen Thun hat er aber nur über gleichgiltige Gegenstände gesprochen, und den Dr. Kaizl hat er überhaupt nicht besucht. Das Ministerium Thun, das jede journalistische „Aufreizung zu Hass und Verachtung" mit den ganzen Aufgebot der Polizeigewalt verfolgt, hat diesen tödtlichen Affront wortlos eingesteckt. Da das Ministerium Szell nicht zum Ministerium Thun kommen will, so hat sich das Ministerium Thun entschlossen, dem Ministerium Szell nachzulaufen. Graf Thun und Dr. Kaizl wollen den Aufenthalt des Kaisers in Budapest benützen, um in den nächsten Tagen hinunterzugehen und sich dort, durch das Gastrecht begünstigt, an hoher Stelle die lange vergebens erstrebte mündliche Ausgleichsberathung mit dem Ministerium Szell zu erwirken. Das wird ihre nächste Ausgleichsaction sein. Aus der reichen Scala finanzoffizieller Preispublicationen kennt man jetzt schon annähernd den Feldzugsplan der österreichischen Regierung, und man kann sich daraus schon ungefähr ein Urtheil über den wahrscheinlichen Ausgang der Campagne bilden.

Die erste Einwendung des österreichischen Ministeriums gegen die Szell'sche Formel richtet sich gegen ihre Legitimität. Das Ministerium Thun behauptet, dass auch die dem Ministerium Bánffy nachgefolgte Regierung des Herrn v. Szell an die zwischen dem Ministerium Bánffy und dem Ministerium Thun im August vereinbarte sogenannte Bánffy'sche Perennirungsclausel gebunden sei, welche, indem sie dem österreichischen Absolutismus eine „ewige" Ausgleichsdauer zusichere, während der parlamentarische nur eine zehnjährige, das ist bis 1907, kenne, geradezu eine staatsrechtliche Prämie für den § 14-Absolutismus in Oesterreich bedeutet. Diese Einwendung ist hinfällig. Eine Regierung ist nur gebunden an die auf gesetzmäßigen Wege zustande gekommenen Gesetze ihrer Vorgängerin, nicht aber an deren Gesetzentwürfe. Der ungarische Ausgleich mitsammt der Perennirungsclausel ist aber vom Ministerium Bánffy in dem unvollendeten Zustande des Gesetzentwurfes hinterlassen worden. Der nachfolgenden Regierung stand es frei, ihn zu übernehmen oder ihn abzulehnen. Das Ministerium Szell hat die Perennirungsclausel abgelehnt, und damit ist sie abgethan. Uebrigens hatte die Perennirungsclausel auch mit dem ungarischen Ausgleichsgesetz im Widerspruch gestanden, und da sich keine Regierung zu gesetzwidrigen Unterrichtungen redtlich verpflichten kann, wäre schon aus diesem Grunde die Clausel hinfällig. Die Perennirungsclausel ist begraben, und es ist nun jedes Wort schade, dass die Herren Graf Thun und Dr. Kaizl zur Wiederbelebung dieses todtgeborenen Kindes ihrer absolutistischen Laune verschwenden.

Die andere Einwendung des Ministeriums Thun gegen die Szell'sche Formel lässt sich eher hören. Die berühmte Formel bietet bekanntlich der österreichischen Regierung zwei Alternativen. Die erste besteht sich auf den Fall einer ordnungsmäßigen parlamentarischen Durchberathung des Ausgleichs auch in Cisleithanien. Für diesen Fall gilt der Ausgleich auch regelmäßig bis 1907. Die zweite Alternative besteht sich auf den Fall der Perfectionierung des Ausgleichs mit Hilfe des § 14. Für diesen Fall gestaltet die Formel Szell, mit das staatsrechtliche Dilemma des § 14 zu convenieren, nur eine Ausgleichsdauer bis zum ominösen Jahr der Erneuerung der Handelsverträge, 1903, eventuell 1904, wie dies schon in der Bánffy'schen Clausel vorgesehen war, nur dass letztere die von Bánffy damit verbundene Perennirungsclausel von Szell als gegenstandslos eliminiert worden ist. Die Formel Szell ist also eine Prämie für den österreichischen Parlamentarismus. Es ist kein Zweifel, dass die Verfassungstreuen der einen, der parlamentarischen Alternative die im wohlverstandenen Interesse der gesetzlichen Ordnung gelegene Tendenz der Szell'schen Formel ist. Ebenswenig aber ist es zweifelhaft, dass die Sicherung der zweiten, der § 14-Alternative das Sonderinteresse des parlamentsunfähigen Ministeriums Thun-Kaizl bildet, dessen acht Portefeuilleträger sich anmaßen, ihre eigensüchtigen persönlichen Zwecke über die der Monarchie zu stellen. Das Ministerium Thun will, wenn es schon an der Szell'schen Formel nicht vorbei kann, nur die zweite, absolutistische Alternative verwirklichen, von ihr allein spricht es in allen seinen zahlreichen offen- und geheim-officiösen Organen, ihrer Unvertheidigkeit allein gilt ihr ganzer Jammer. Mit ihr ausschließlich beschäftigt sich auch die andere Einwendung, von der nun die Rede sein soll.

Sie richtet sich gegen eine ganz auffällige Incongruenz. Während nämlich in der zweiten Alternative der obgenannten Formel der Ablaufstermin des ganzen übrigen Ausgleichswerkes auf 1903, beziehungsweise 1904 festgesetzt wird, ist für die Erneuerung des Bankprivilegiums der alte Termin, 1907, stehen geblieben. Was sich Herr Dr. Kaizl auf die Entdeckung dieser Incongruenz nicht alles zu Gute gethan hat! Seit dem Regierungsantritte des Herrn v. Szell lebt er davon. Sie ist der letzte Strohhalm, an den sich seine Hoffnungen anklammern. Er hat schon in allen seinen Blättern laut verkündigen lassen, dass er gegen diese Incongruenz kämpfen wird wie ein Löwe, und wir erlauben uns jetzt im voraus zu vermuthen, dass er in diesem Kampfe liegen wird, aber nicht weil er ein Löwe, sondern, weil Herr v. Szell sich in diesem Punkte besiegen lassen will. Herr Dr. Kaizl sprengt die Kabel aus, dass Herr v. Szell bei der Concipierung seiner Formel an die Bank „vergessen" habe. Aber solche Gedächtnisschler sind bisher nur dem Ministerium Thun-Kaizl passiert, zum Beispiel als es bei der Schließung des Reichsraths im vorigen Juli an die Onotendepatationen wirklich und ernstlich vergaß. Bei Regierungen, die ohne die Mitwirkung des Doppelgestirns Thun-Kaizl ihre Pläne entwerfen, pflegen solche Vergesslichkeiten nicht vorzukommen, und am allerwenigsten die ein Vergessen an die Bank einem so alten Bankmenschen wie dem Herrn v. Szell zusammenden. Herr v. Szell hat die Bank absichtlich „vergessen", um dem Ministerium Thun-Kaizl einen billigen Scheintriumph zu ermöglichen, und der ganze große officiöse Preskrieg, der dieser Tage zwischen Eis und Trans um die Bankprivilegiumsdauer entbrannt ist, wird von beiden Seiten nur inscenniert, um den schließlichen Sieg des cisleithanischen Cabinets in dieser Detailfrage dem Unkundigen so furchtbar schwer und ehrenvoll erscheinen zu lassen.

Auch diese zweite Einwendung gegen die Szell'sche Formel wird alte Herr Dr. Kaizl voraussichtlich Recht behalten, weil Herr v. Szell es so will. Und wenn Herr Dr. Kaizl sich nach diesem Erfolg zu weiterem ermuthigt sieht, kann er — wir erlauben uns, ihm diesen Rath zu geben — an die zweite noch eine dritte Einwendung knüpfen, die den Magyaren auch den Kopf nicht kosten wird. Dr. Kaizl kann nämlich verlangen, dass, wenn das Bank privilegium nur bis 1903, beziehungsweise 1904 verlängert wird, nur diese nächsten drei oder vier Jahre nicht, wie Herr v. Szell es verlangt, das Oesterreich benachtheiligende neue Bilinski'sche Bankstatut eingeführt, sondern das alte festgehalten werde. Ob die Bank selbst auf dieses Zindelwerk eingehen wird, ist ihre Sache. Die Ungarn werden sich wahrscheinlich auch dagegen sträuben, aber, wenn sie darauf ankommt, können sie auch diese Forderung be willigen, weil die Szell'sche Formel weiter absolutistischer. Aber nativ mit Rücksicht auf das Staatsdefizit der Zollvereinsfrist und der Handelsverträge bis 1903, berechtigen wohl ein zu gewaltiges Preisausschreiben gegenüber Oesterreich in die Hand gibt, dass die dann, ohne Widerrede, die Zukrafttretung des neuen Bankstatuts und, was immer sie sonst noch wünschen sollten, mit Zinsen und Zinseszinsen durchsetzen werden, falls sie schon bisdahin, am end lich zur Ruhe zu kommen, in Dingen des einer Aufforderung dringend benöthigten Rathes, den Ministeriums Thun-Kaizl für die nächsten drei oder vier Jahre auf Gnade oder Ungnade annehmen werden, wenn das österreichische Ministerium die zweite Alternative der Szell'schen Formel zur Grundlage der Verhandlungen

Digitized by Google

nimmt. Mehr ließe sich nur erzielen, wenn die erste, die parlamentarische Alternative österreichischerseits acceptiert werden würde. Das ist aber so lange ausgeschlossen, als ein parlamentsunfähiges Cabinet in Oesterreich regiert. Nur ein neues österreichisches Ministerium, welchem es gelungen wäre, die parlamentarische Maschine wieder in Gang zu setzen, könnte die erste Alternative der Szell'schen Formel wählen, ein solches Ministerium wäre aber nicht bloß in der Lage, den Ausgleich über das handelspolitische Kouventionale hinaus, bis 1907 fortzuführen, es hätte auch, gestützt auf ein actionsfähiges Parlament, die Kraft, den Ungarn einige Concessionen von dem materiellen Inhalt des Badeni-Bilinski'schen Ausgleiches abzuringen, auf den sich wohl das Ministerium Thun-Kaizl bei seinem Regierungsantritt und später in den August-Abmachungen neuerdings verpflichtet hat, an den aber als an einen bloßen Gesetzentwurf eine nachfolgende unerompromittierte Regierung ebenowenig, sei es auch nur moralisch, gebunden wäre, als das Ministerium Szell an die Banffy'sche Clausel. Wenn aber die verspielte Combination Thun-Kaizl mit dem § 14 dieselbe in der Herrschaft bleibt, wird all der Lärm der beiderseitigen Officiösen keinen verständigen Mann darüber zu täuschen vermögen, daß am Ende der bevorstehenden Ausgleichsverhandlungen der scheinbesiegte Magyare es sein wird, der sich, in Voraussicht der kommenden handelspolitischen Klemme von 1903, über die gegen ihn Thun-Kaizlschen Siege ins Fäustchen lacht. K.

Zur Lösung der Sprachenfrage.

Ich hörte einmal einen Pessimisten sagen: „In Böhmen wird erst dann Ruhe einkehren, bis alle Deutschen in die rein deutschen, alle Czechen in die rein czechischen Gebiete einwandern — das heißt: nie."

Nach dem Entwicklungsgange des Sprachenstreites zu urtheilen, scheint dieser Ausspruch in seinem ersten Theil allerdings zutreffend zu sein: die Schlußfolgerung aber, „das heißt: nie", möchte ich denn doch abweisen. Denn ich hatte es durchaus nicht für unmöglich, eine solche gegenseitige Aus- und Einwanderung zwar nicht wörtlich, aber doch rechtlich in einer Weise durchzuführen, welche geeignet wäre, die nationalen Reibungen vollständig zu beseitigen.

Folgende Gesichtspunkte wären hiefür maßgebend.

Um mit jener Frage zu beginnen, die den erbittertsten Kampf entfacht hat: es soll in Böhmen nur einsprachige Gerichte geben: solche, bei denen ausschließlich der Gebrauch der deutschen, und andere, bei denen ausschließlich der Gebrauch der czechischen Sprache zulässig sein soll. Das Land soll in seinem ganzen Umfange zweinal in Gerichtsbezirke eingetheilt werden, einmal in deutsche, ein zweitesmal in czechische Gerichtssprengel, so daß über jedes Territorium, über jeden Ort sich gleichzeitig eine doppelte Gerichtsbarkeit, eine deutsche und eine czechische erstrecken würde. Zu den bereits vorhandenen örtlichen Competenzvorschriften hätten nur noch gesetzliche Bestimmungen über die sprachliche Competenz hinzuzukommen. Die Eintheilung in Gerichtssprengel müsste selbstverständlich für die czechischen Gerichte einerseits und die deutschen andererseits nicht congruent sein. In sprachlich ungemischte gleich gemischten Landestheilen könnten die Territorien der beiden Gerichte zusammenfallen, wobei der Sitz der letzteren entweder in einem und denselben oder in zwei verschiedenen Orten sich befinden würde, der sämmtliche Umfang der Gerichtsbarkeit aber für beide Gerichte derselbe wäre. Wo jedoch von einer der Volksstämme nur eine kleine Minorität vorhanden ist, müsste für dieselbe das betreffende Territorium mit dem Nachbargebiete zu einem räumlich größeren Gerichtssprengel vereinigt werden. So wäre es zum Beispiel möglich, dass ein ensprechend großes Gebiet mit überwiegend czechischer Bevölkerung in zwei czechische Gerichtssprengel zerfallen, in seiner Gänze aber einen deutschen Gerichtsbezirk bilden würde, und umgekehrt. Je kleiner also die sprachliche Minorität in einer Gegend, desto größer wäre der Umfang des Gerichtssprengels für dieselbe. Die deutschen und die czechischen Gerichtsbezirke müssten aber sämmtlich nicht bloß nach zusammenfallen, sondern es könnte ihre Bildung, beziehungsweise Eintheilung überhaupt von einander vollständig unabhängig erfolgen. Jedenfalls müssten für den Sitz der Gerichte solche Orte gewählt werden, in welchen wenigstens ein Theil der Bevölkerung der betreffenden Nationalität angehört. In gleicher Weise müssten auch die Sprengel für die Gerichtshöfe erster Instanz gebildet werden, so das es deren deutsche Berufungsrichter deutsche, die czechischen wieder czechischen Gerichtshöfen in erster Instanz unterstehen würden. Das Oberlandesgericht wäre entweder in zwei Sectionen zu theilen, oder, was besser wäre, an Stelle desselben wären zwei selbständige Oberlandesgerichte, jedes mit seiner Gerichtsbarkeit das ganze Land umfassend, zu setzen, doch nur den Gerichten seiner eigenen Sprache übergeordnet, gestalten werden. Mit Rücksicht auf die Stadt der Bevölkerung in Böhmen kann gegen die Schaffung eines deutschen Oberlandesgerichtes in Prag ohnehin das stärkste, und selbst bei Auftheilung der Agenden und des Personals) desselben auf zwei neue, national gesonderte Gerichtshöfe zweiter Instanz würden diese letzteren noch immer einen größeren Wirkungskreis und mehr Agenden haben, als mehrere der derzeit bestehenden Oberlandesgerichte. Für die Einheitlichkeit der Rechtsprechung aber müßte noch wie vor durch die ungeschmälerte Competenz des Obersten Gerichtshofes gesorgt werden.

Bei einer solchen Eintheilung der Gerichte würde für die richterlichen Beamten beider Nationalitäten der Zwang, die andere Sprache zu erlernen, entfallen. Denn auch der Personalstatus wäre bei den Gerichten jeder der beiden Sprachen ein selbständiger; die Richter könnten nur bei den Gerichten jener Sprache in höhere Stellen vorrücken, in welcher sie die praktische Richteramtsprüfung abgelegt, beziehungsweise das richterliche Amt ausgeübt haben. (Und darin, daß jedes der beiden Oberlandesgerichte die Prüfungen in seiner Sprache vornehmen würde, läge eine genügende Garantie für eine streng objective Prüfung der sprachlichen Kenntnisse etwaiger Candidaten der anderen Nationalität.) Hiedurch wären die häufig vorkommenden Klagen, dass die Gerichte mit Beamten der „anderen" Nationalität überstuft werden, unmöglich gemacht, und den Angehörigen beider Volksstämme wäre die Möglichkeit geboten, sich mit Aussicht auf gleiche Avancementsverhältnisse dem richterlichen Beruf zu widmen.

So könnte man zugleich dem czechischen Standpunkte, welcher eine sogenannte „Landestrennung" perhorresciert, und der Forderung der Deutschen nach nationaler Abgrenzung der Gerichte gerecht werden.

Was nun die Frage der Competenzabgrenzung betrifft, so müssten, das sei hiemit betont, die gegenwärtigen Vorschriften über örtliche und sachliche Zuständigkeit aufrechterhalten und nur durch sprachliche (nationale) Competenzbestimmungen ergänzt werden. Leicht ist die Lösung für das Strafverfahren: es ist nicht bloß human, sondern auch gerecht, dass der Beschuldigte, beziehungsweise der Angeklagte sich in seiner Sprache ohne einen Dolmetsch, sei es vor dem Berufsrichter, sei es vor den Geschwornen, verantworten kann.

Dies schließt selbstverständlich zum Beispiel bei einer Mehrheit von Angeklagten, bei welcher die Schwere der den einzelnen angedrohten Strafe, eventuell das Zuvorkommen ꝛc. entscheiden müsste, in einzelnen Fällen Abweichungen nicht aus; doch können solche Detailfragen nicht ins Gewicht fallen.

Nicht so einfach ist die Sache beim streitigen Verfahren in Civilrechtssachen. Allein auch hier ist eine absolut gerechte Lösung möglich.

Es ist das Princip nicht bloß unserer Civilprocessordnung, sondern aller Gerichtsordnungen überhaupt, dass, wer gegen einen anderen einen Anspruch gerichtlich geltend machen will, dem Wohnorte seines Gegners folgen und letzteren bei dessen eigenem Gerichtsstande belangen muss. Was von diesem Princip abweicht (prorogierter Gerichtsstand, Factumgerichtsstand ꝛc.), beruht fast ausschließlich auf einem ausdrücklichen oder stillschweigenden Einverständnis des Beklagten, bei einem anderen als seinem Gerichte belangt zu werden.

Wenn nun dieses Princip bei Bestimmung der örtlichen Competenz dem allgemeinen Gerechtigkeitsgefühl entspricht, warum sollte es nicht auch für die Frage, in welcher Sprache das Verfahren durchzuführen ist, maßgebend sein? Es würde sich daraus die Regel ergeben, dass jedermann nur bei dem Gerichte seiner Sprache (Nationalität) belangt werden könne, dass aber, ähnlich wie bei der örtlichen Competenz, Prorogation, Factumgerichtsstand „Klagbar bei dem czechischen Gerichte in ..." oder „Im Streitfalle unterwerfen sich beide Parteien dem sachlich zuständigen deutschen Gerichte in ..." ꝛc. zulässig ist.

Ueberdies könnte für dringende provisorische Verfügungen eine Ausnahme zu Gunsten des eventuell näheren Gerichtes der anderen Sprache gemacht werden.

Welche Momente bei nichtstreitigen Angelegenheiten für die Wahl des Gerichtes maßgebend sein sollen, ergibt sich nach dem Vorstehenden von selbst. Eine Verlassenschaftsabhandlung wird falls nicht etwa sämmtliche Erben sich auf das Gegentheil einigen vom Gerichte der Nationalität des Erblassers geführt werden, bei Vormundschaften und Curatelen wird die Nationalität des Mündels, beziehungsweise des Curanden, maßgebend sein u. s. w. Es müssten auch gemischte Actenexemplare für deutsche und czechische Kanzleien gestattet werden ꝛc. Das Grundbuchswesen, welches immerhin gewisse Schwierigkeiten bieten würde, könnte in der Weise geregelt werden, dass die Grundbücher nach der Nationalität der Eigenthümer des Grundbuchskörper und die deutschen und czechischen Gerichte vertheilt würden: bei einem Besitzwechsel wäre eine Mindestfrist des neuen Besitzes einzuhalten, bevor sich derselbe das Recht zustehen könnte, eine Umschreibung in das Grundbuch des anderen Gerichtes anzumelden. Einem Zuständigkeitsstreite über die Grundbuchsgeschäfte hiedurch nicht erwachsen, es wäre dann allenfalls die Patrei an zwei Grund-

Digitized by Google

bücher anstatt eines einfachen, wenn sie nicht — was ja gewöhnlich der Fall sein dürfte — wissen, in welchem Grundbuche die fragliche Realität geführt wird. Wohl würde bei einzelnen Transactionen der Fall eintreten, dass mehrere Gerichte hierbei „amtshandeln" müssten; allein dies kommt auch jetzt häufig vor, ohne dass daraus irgend eine Störung entsteht.

Uebrigens sind dies Details, die sich bei Annahme des Princips leicht regeln lassen.

Für den Verkehr der deutschen und czechischen Gerichte untereinander müssten die gleichen Grundsätze gelten, wie etwa für den Verkehr der Gerichte in Galizien mit jenen im übrigen Oesterreich. Wenn es der Rechtspflege nicht schadet, dass polnische Zeugeneinvernehmungsprotokolle in Wien ins Deutsche übersetzt werden, so kann ein Gleiches gegebenenfalls mit deutschen und czechischen Protokollen ohne Schädigung irgend welcher Interessen geschehen.

Nun nun zu den allgemeinen Gesichtspunkten zurückzukehren, spielt sowohl im Strafverfahren, als auch im streitigen und nichtstreitigen Civilverfahren — will man nicht der Chicane Thür und Thor öffnen — die Feststellung der Nationalität des Betheiligten eine wichtige Rolle. Dass diese Feststellung nicht jedesmal ad hoc, von der jeweiligen Laune der Partei abhängig, erfolgen dürfte, ist klar.

Es sollte vielmehr in längeren Perioden, etwa alle zehn Jahre gleichzeitig mit der allgemeinen Volkszählung jede grossjährige Person in einer besonderen Rubrik eine Erklärung über ihre Nationalität abgeben; diese Erklärungen wären, in einem alphabetischen Namensverzeichnisse geordnet, in jeder Gemeinde, eventuell bloß in jedem Orte, in welchem sich der Sitz einer Bezirkshauptmannschaft befindet, aufzulegen und die Behörden zu verpflichten, Auskünfte mündlich und schriftlich zu ertheilen, ähnlich wie jetzt schon nach der Ministerialverordnung vom 3. December 1897, R.-G.-Bl. Nr. 280, Beschädigungen über die „Landesmannes"-Qualität behufs Feststellung der Zulässigkeit des Faeturenrechtsstandes der neuen Civilprocessordnung ertheilt werden.

Die „Erklärung der Nationalität" soll für den Gerichtsstand einer Person in sprachlicher Beziehung während der zehnjährigen Periode entscheidend sein; für Minderjährige wäre die Sprache des Vaters maßgebend, doch soll ihnen das Recht zustehen, nach erlangter Grossjährigkeit eine entgegengesetzte Erklärung abzugeben; auf bereits anhängige Rechtsfachen soll dies keine Wirkung haben; sonstige Aenderungen der Erklärung während der zehnjährigen Periode sollen aber unzulässig sein.

Eine solche Scheidung der Bevölkerung nach Nationalitäten wäre aber nicht bloß als Basis für die nationale Scheidung der Gerichte von grundlegender Bedeutung, sondern würde naturgemäß auch andere Gebiete des öffentlichen Lebens in einschneidender Weise beeinflussen. Vor allem würde sie eine nationale Sonderung der Wähler herbeiführen; die Wahlen in den Reichsrath und in den Landtag, ja sogar — wo eine auch nur einem Mandat entsprechende Minorität vorhanden ist — in die Gemeindevertretungen müssten in nationalen Wählercurien erfolgen; deren nächste Consequenz wären die nationalen Curien in den Vertretungen, die, wenn auch in anderer Form vorgeschlagen, allerdings schon heute fast von niemandem principiell bekämpft werden.

Eine Theilung der Wähler in nationale Curien wäre von den wohlthätigsten Wirkungen für das politische Leben. Ein Wahlkampf der Nationalitäten, der bisweilen so erbitternd schafft, wäre unmöglich. Denn das ganze Land wäre doppelt in Wahlkreise eingetheilt: in deutsche und czechische; also nicht das Territorium des Landes als solches würde den Gegenstand der Eintheilung in Wahlkreise bilden, sondern jede Nationalität für sich, so dass jedes Stück Landes, jede Ortschaft, ebenso wie sie gleich zeitig einer deutschen und einer czechischen Gerichtsbarkeit unterstehen, gleichzeitig auch zu einem deutschen und einem czechischen Wahlkreise ist nach der Nationalität des Wählers gehören würde. Zwei derzeit bestehende benachbarte Wahlkreise zum Beispiel, welche national ungefähr gleich gemischt sind und infolge dessen regelmäßig erbitterte nationale Wahlkämpfe durchmachen müssen, würden dann vereinigt werden, um zusammen einen deutschen und einen czechischen Wahlkreis zu bilden. Was dagegen Minoritaten betrifft, so gilt hier bezüglich derselben analog dasjenige, was bei der Frage der Gerichtseintheilung gesagt wurde. Je kleiner eine nationale Minorität in einer Gegend, desto weiter erstreckt sich räumlich ihr Wahlkreis; aber auch die unanwendbliche Minorität wüsste, dass sie von einem Connationalen vertreten wird, und dass ihr dies nicht genommen werden kann.

Eine weitere Folge der nationalen Wählercurien wäre die, dass innerhalb jeder derselben an Stelle des rein nationalen Wahlkampfes der Kampf um politische und wirthschaftliche Programme treten würde. Mit beiden Seiten wurden gleichartige politische und wirthschaftliche Parteien entstehen, und da erst konnte der Anfang gemacht werden zu einer Umwandlung unseres Nationalitätenparlamentes in ein politisches Parlament.

Auch auf die Schule müsste die „Erklärung der Nationalität" ihren beherrschenden Einfluss erstrecken. Uebrigens ist gerade auf diesem Gebiete die nationale Trennung — allerdings nicht durchgreifend — inauguriert worden, weshalb die Zweckmäßigkeit derselben nicht erst begründet zu werden braucht. Nur bezüglich der principiellen, hiebei einzuhaltenden Gesichtspunkte wäre kurz Folgendes anzuführen:

Das gesammte Schulwesen, die Schulaufsicht und Verwaltung wäre in ähnlicher Weise zu organisieren, wie das oben für Gerichts- und Wahlbezirke vorgeschlagen wurde, so dass auch auf die entfernteste Minoritätsschule nur die eigene Nationalität eine Ingerenz ausüben könnte.

Und nicht bloß verwalten, sondern auch erhalten müsste jeder der beiden Volksstämme seine Schule, und zwar jeder für sich allein. Im unmittelbaren Anschluss an die Erklärung der Nationalität wären autonome nationale Schulgemeinden zu bilden, vollständig unabhängig von den Ortsgemeinden und deren Vertretungen; ähnlich wie nach dem Gesetze (vom 7. Mai 1874, R.-G.-Bl. Nr. 50) alle einen kirchlichen Gegenstand betreffenden Rechte und Verbindlichkeiten, welche in den Gesetzen den Gemeinden zugesprochen oder auferlegt werden, den Pfarrgemeinden, das ist der Gesammtheit der in einem Pfarrbezirke wohnhaften Katholiken desselben Ritus, gebühren und obliegen, müsste auch den nationalen Schulgemeinden der gesammte Wirkungskreis der Gemeinden in Schulangelegenheiten zugewiesen werden. Und wie nach dem obigen Gesetze für die Deckung der Bedürfnisse einer Pfarrgemeinde durch eine auf die Mitglieder der letzteren anzuschreibende Umlage gesorgt werden soll, oder wie zum Beispiel die israelitischen Cultusgemeinden von ihren Angehörigen eine Cultussteuer einheben, wären in gleicher Weise für Schulzwecke Umlagen auf die Angehörigen der nationalen Schulgemeinden auszuschreiben, oder es müssten die letzteren berechtigt sein, ihren Angehörigen direct Steuern innerhalb eines gesetzlich festzustellenden Rahmens aufzuerlegen.

Es wäre noch ein dritter Modus möglich, nämlich: aus den allgemeinen Steuern im gleichen Verhältnis zur Steuerleistung der beiden Nationalitäten entsprechende Summen den beiderseitigen nationalen Schulgemeinden zur Bestreitung ihres Budgets für Schulzwecke und eventuelle weitere rein nationale Aufgaben zuzuweisen. Dieser Modus könnte insbesondere auch für jene Schulangelegenheiten beibehalten werden, welche in die Competenz des Landtages fallen, und für welche sohin nach Durchführung der skizzierten nationalen Trennung den beiden nationalen Landtagscurien volle Autonomie zu gewähren wäre.*)

Falls nun die verhältnismäßige Steuerzuweisung an beide Nationalitäten gewahlt werden würde, könnte dieselbe ohne Schwierigkeiten erfolgen, da wieder an der Hand der „Erklärung der Nationalität" die Steuerleistung beider Theile leicht festzustellen wäre. Uebrigens könnte auch ohne Zusammenlegung mit dieser Frage die gesammte Organisation der Steuereinhebung, Steuerveranlagungsbezirke, Steuerbemessungscommissionen 2c. in analoger Weise wie die Wahlkreise, Gerichtsbezirke, Schulgemeinden national getrennt werden, was einen doppelten Vortheil hätte: dass bezüglich der Steuerbehörden selbst ein Sprachenstreit nicht aufkommen konnte, und dass auch Klagen über aus nationalen Motiven ungerechte Steuerbemessung, berechtigt die Minoritaten, unmöglich wären.

In ähnlicher Weise konnte das Princip der nationalen Sonderung auch auf anderen Gebieten des öffentlichen Lebens durchgeführt werden. Selbst wenn es aber nur auf einige oder nur auf jene drei Gebiete beschränkt bliebe, welche, als die für die Sprachenund Nationalitätskämpfe wichtigsten, vorstehend am ausführlichsten behandelt wurden, nämlich: auf die Gerichtsbarkeit, Wahlen und auf das Schulwesen — selbst dann wurde für eine Fernerung des erbitterten Sprachenkampfes kaum noch ein Gegenmand zurückbleiben.

Bis immer nun das Urtheil über dieses Princip ausgallen mag, soviel glaube ich behaupten zu dürfen, dass dasselbe absolut gerecht ist, da es keinem der beiden Theile auch nur um ein Atom mehr gibt, als dem anderen, und — last not least — dass es, eventuell auch in anderen Ländern oder Landestheilen, durchführbar ist. Dass die Durchführung gewisse Reihen erfordern würde, darf kein Hinderniss für dieselbe sein, jedenfalls wurden die Mehren von den Millionen, die der Sprachenkampf das Land und den Staat bereits kostet, und die er sie bei weiterem Toben noch kosten kann, verschwinden. Und, wenn eine Basis für den Frieden vorhanden ist, kommt die Mehrzahl nie so hoch wie — dass ihn gerade in Böhmen ist unbestritten.

Dr. Emanuel Bodenheimer.

*) Es gäbe unschwierig auch für den Fall, dass eine Nationalität ihren Wohnsitz in mehreren Kronländern hat, eine Lösung, indem man z. B. die Steuerleistung der Nationalität in jedem Kronlande ausscheidet und dann die Gesammtsumme auf die einzelnen Landtagscurien vertheilt.

Digitized by Google

Zur Krise innerhalb des Marxismus.

Von Prof. Dr. Th. G. Masaryk (Prag).

(Schluß.)

Ohne die Einzelnheiten, daß der Marxismus nicht nur Materialismus ist, sondern vorwiegend positivistischer Materialismus ist, läßt sich auch über den Marx'schen Materialismus und besonders über den historischen Materialismus nicht recht sprechen. Die Marx'sche Verbannung aller Ideologie ist ebenso positivistisch, ist Ultrapositivismus. Und weil der Positivismus überhaupt und noch mehr der Marx'sche Ultrapositivismus philosophisch unhaltbar ist, war auch der historische Materialismus unhaltbar. Bernstein zeigt ganz richtig, wie Engels die ursprüngliche Lehre später modificiert hat (pag. 6 seqq.). Bernstein sucht zu zeigen, Engels habe später den bestimmenden Einfluß der Productionsverhältnisse eingeschränkt und den Einfluß der Ideologie (Staat, Recht, Religion, Philosophie u. s. w.) anerkannt. Bernstein belehrt einige Briefe Engels' aus den letzten Jahren, durch welche die ursprünglichen Definitionen des historischen Materialismus „ergänzt" werden sollen.

Die Sache ist etwas anders. Die späteren Definitionen Engels' sind nämlich keine „Ergänzung", sondern geradezu eine Aufhebung der anfänglichen Definitionen. Ursprünglich wird den ideologischen Factoren gar keine entscheidende Wirkung zuerkannt, sie sind bloß ein „Reflex", ein „Cotsim" und ähnliches der wirthschaftlichen Verhältnisse. Aber in den späteren Definitionen betont Engels die Wechselwirkung der wirthschaftlichen und ideologischen Factoren. Die ideologischen Factoren wirken also schon — freilich wird durch den Engels'schen Begriff der Wechselwirkung die Sache gar nicht klarer, im Gegentheil nur verworrener.

Bernstein sieht nicht, daß Engels seine späteren Erklärungen des historischen Materialismus neben die frühere setzt, ohne diese auszuheben. Mehring führt in seiner Geschichte der deutschen Socialdemokratie (II, pag. 346) einen Brief Engels' aus dem Jahre 1893 an; dieser Brief hat für die Frage überhaupt die größte Bedeutung, und hier gibt Engels noch immer den Gegnern die Schuld, daß sie den historischen Materialismus „mißverstanden" haben. Engels gibt sich, Marx und den übrigen Marxisten auch einen Theil der Schuld, aber nur wegen einer gewissen Einseitigkeit, während sie thatsächlich die Wirksamkeit der ökonomischen Verhältnisse mehr als einseitig betont haben.

Jedenfalls lehren wir, daß Engels und auch schon Marx (III. Band des Capitals pag. 324) in ihrer theoretischen Grundlegung ganz denselben Rückzug antreten wie auf dem politischen Gebiete — der Ultrapositivismus wird aufgegeben.

Im einzelnen begeht Bernstein bei der Darstellung des historischen Materialismus manche Fehler. Es ist nicht richtig, die Marx'sche Betonung des Determinismus zu beanstanden. „Materialist ist ein Calvinist ohne Gott", „Materialist sein, heißt zunächst die Nothwendigkeit alles Geschehens behaupten"; ich bin kein Materialist und acceptiere den Determinismus vollkommen. Bernstein identificiert den Determinismus mit dem Fatalismus. Um Marx und Engels von dem Vorwurf des Fatalismus zu befreien, weist er auf das „Capital" hin, wo die Naturgesetze der Capitalismusentwickelung als Tendenzen bezeichnet werden, die mit ehrener Nothwendigkeit wirken und sich durchsetzen. Bernstein sieht in diesen „Tendenzen" mit Unrecht einen minder „starren", „vergeistigten" Begriff; mit dem Worte Tendenz bezeichnet Marx den Begriff des Naturgesetzes sehr richtig. Und keines es sich um die „Vergeistigten" handelt, so sind doch, daß sich diese „Tendenz" mit „ehrener Nothwendigkeit" durchsetze. Bestreicht haben Bernstein die „Naturgesetze" für die Geschichte nicht gefallen; das wäre eine andere Frage — den Naturalismus kann und muß man in der Geschichte abweisen.

Mit Recht verlangt Bernstein, Marx habe die Wirksamkeit der ökonomischen und übrigen Factoren abwiegen sollen. Wenn Bernstein nebenbei bemerkt, es handle sich hier, wie zuletzt überall in der Wissenschaft, um eine Gegenfrage (pag. 12, 10 in der Anspruch in dieser Allgemeinheit gewiß nicht richtig; aber er hat gerade für Marx eine große Bedeutung. Ich sehe die wissenschaftliche Schwäche Marx' gerade darin, daß er in seinen grundlegenden Theorien so abstractiv; theoretisch ist er ins den Reclamismus und gegen absolute Begriffe, in pass. ist er selbst der größte Absolutist Positivist und philosophische. Die Basis der Gesellschaft ist nur die Wirthschaft, ihr Wesen besteht sich nur aus der Arbeit ab, der Capitalist ist nur ein Mechanismus, der Arbeiter besteht nur Verthätigkeit und Habsucht, der Arbeiter degeneriert parallel, der Staat ist absolut ein Schlecht u. j. w. — nirgends der Verzicht, Licht und Schatten genauer abzumessen, die Grade der verschiedenen sozialen Stufe abzumessen oder wenigstens möglichst exact abzuschätzen. Auch auf socialen und politischen Gebiete in diesem Mangel so fühlbar: die Mystik, verschlungen sich Lichter oder principielle als oder Verhältnisbegriffe — da Anfang der Arbeiter-Schutzgesetze an Ende der Entwicklung des Fabrikwesens betrifft hat im großen Ganzen; gewiß die Sterblichkeit, als auch diese Gesetze kann sich mehr weniger über den Durchschnitt [illegible] socialen Reformen, als über das Princip verständigen. Wissenschaftlich denken heißt eben vorwiegend vergleichen, messen und wägen — das können auf socialem Gebiete bisher nicht sehr viele.

Gegen die Interpretation des historischen Materialismus, die Bernstein selbst gibt, ließe sich manches einwenden; ich begnüge mich hier nur noch zu betonen, daß ich den Engels'schen Terminus: historischer Materialismus für besser, wenigstens für marxistischer halte, als den ökonomischen Materialismus. Der Marxismus ist eben vorwiegend positivistischer Materialismus, die Geschichtsphilosophie ist der Grundsteck der Marx'schen Gesellschaftslehre; da nun Marx philosophischer Materialist ist, so ist er eben consequenterweise vornehmlich historischer Materialist.

Im Bezug auf die Marx'sche Werth-, resp. Mehrwerthlehre habe ich gleich in der ersten Artikelserie aufmerksam gemacht, daß Bernstein den dort dargelegten Gegensatz zwischen dem 1. Band und 3. Band ohneweiters zugibt und in der Werththeorie des 1. Bandes „ein Meer von Allgemeinheiten ohne Ufer" erblickt. In den „Voraussetzungen" wird diese Ansicht insofern modificiert, als Bernstein in der Werththeorie eine für die wissenschaftliche Arbeit nothwendige „Abstraction", ein „Gedankenbild", einen „Schlüssel" sieht, der „von der Meisterhand Marx' gebraucht, zu einer Aufdeckung und Darstellung des Getriebes der capitalistischen Wirthschaft geführt hat". Bernstein sagt noch, dieser Schlüssel „verlage von einem gewissen Punkt ab" und sei „daher noch fast jedem Schüler von Marx verhängnisvoll geworden" (pag. 41, 44).

Das gilt auch von dieser Erklärung Bernsteins. Bernstein nuhert sich hier der von Sombart und C. Schmidt gegebenen Erklärung. Sombart hält die Marx'sche Werththeorie auch für keine empirische, sondern für eine „gedankliche", „analytische" Thatsache, und Schmidt hat sie für eine Hypothese erklärt. Alle diese Erklärungsversuche lassen sich nicht halten. Marx hat seine Ausbeutungstheorie für kein „Gedankenbild" gehalten; solche „Gedankenbilder", „Abstractionen", „Hypotheisen" kann man wohl auch in der Gesellschaftslehre und Oekonomik anwenden, aber Marx bewegt sich durchaus auf einem der psychologischen Empirie zugänglichen Gebiete, die Ausbeutung, die Mehrarbeit u. s. w. das alles braucht zu seiner wissenschaftlichen Erklärung kein weiteres „Gedankenbild". Die eigenen Worte Marx' und Engels' schließen eine solche Interpretation aus. Marx zum Beispiel hält den Profit und Grundrente für „besondere Formen" der Abstraction des Mehrwertes, und ähnlich sagt Engels, der Mehrwert sei die „allgemeine Form", die sich in die „besonderen, verwandelten Formen" von Profit und Bodenrente spalte. Engels verspricht, der III. Band werde erklären, wie sich der Mehrwert innerhalb der Capitalistenclasse vertheile, in Profit und Grundrente verwandle — Bernsteins „Gedankenbild" widerspricht dieser Erklärung Engels' und Marx' ganz und gar.

Das Nähere über den Gegenstand wird der Leser in dem angekündigten Buche finden; hier sei nur noch auf den Inhalt des Bernstein'schen „Gedankenbildes" kurz hingewiesen. Bernstein meint, aus dem individuellen Mehrwert des 1. Bandes werde im III. Bande „der ganze sociale Mehrwert" (pag. 40). Ich brauche wohl nicht auszuführen zu beweisen, daß dadurch die Schwierigkeit gar nicht behoben wird. Marx selbst spricht häufig vom „Gesammtmehrwert", aber es kommt eben darauf an, wie und ob sich dieser Mehrwert realisiert und wie groß er ist. Dabei ist es ganz gleichgiltig, ob er individuell oder social gebaut wird.

Bernstein sucht allerdings der Frage nach dem „wie groß" auszuweichen, indem er Marx' Annotationen anzuziehen sprechen (pag. 45). Die Werthlehre gebe keine Norm für Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit der Vertheilung, so wie die Atomlehre keine Norm für die Schuldheit der Gegenstände biete. In Sinne Marx', im Sinne seines absoluten positivistischen Objectivismus, kann man so sprechen; Marx nicht eben den Wert nur in den Waren, nicht im Menschen; aber vom Standpunkte Bernsteins ist der Wert mehr inbegriffen. In seinem Aufsatz: Das realistische und das ideologische Moment im Socialismus II („Neue Zeit" 1897 II, pag. 396) sieht Bernstein im Werthbegriff ein „moralisches Element — eine Gleichheits- und Gerechtigkeitsvorstellung"; ebenso scheint er in den „Voraussetzungen" (pag. 42) der Theorie des Grenznutzens nicht abgeneigt zu sein; wie mag sich von diesem Standpunkte Bernstein die Kritik der Marx'schen Werththeorie gestalten?

Die Marx'sche rein objectivistische Werththeorie ist entschieden nicht eine falsche, sondern nur Marx selbst unbrauchbar: wenn nämlich im Wert und darum auch im Mehrwert keine ethische sich hate nicht gleich „moralische" Norm gegeben ist, warum erregt sich Marx so sehr über den Mehrwert, das heißt gegen die capitalistische Ausbeutung? Ich habe nur deshalb, weil in der Werthlehre auch ein „moralisches" Moment inbegriffen ist. Bernstein citiert Engels' bekanntes Diktum aus der Schrift gegen Proudhon, Marx habe keine [illegible] Forderungen nie auf die Forderungen

Digitized by Google

der Ethik gegründet, sondern „auf den nothwendigen, sich vor unseren Augen täglich mehr und mehr vollziehenden Zusammenbruch der kapitalistischen Produktionsweise“. Allein, was geschieht mit diesen Forderungen, wenn der erwartete Zusammenbruch nicht stattfindet? Und was geschieht dann mit der Marx'schen Werth- und Mehrwerththeorie? Auf diese Frage gibt der weitere Text der Engels'schen Stelle die beste Antwort. Marx — lesen wir weiter — „sage nur, daß der Mehrwert aus unbezahlter Arbeit besteht, was eine einfache Thatsache ist. Was aber ökonomisch formell falsch, kann darum doch weltgeschichtlich richtig sein. Erklärt das sittliche Bewußtsein der Masse eine ökonomische Thatsache, wie seinerzeit die Sclaverei oder die Frohnarbeit, für unrecht, so ist das ein Beweis, daß die Thatsache selbst sich schon überlebt hat, daß andere ökonomische Thatsachen eingetreten sind, kraft deren jene unerträglich und unhaltbar geworden sind“ („Das Elend der Philosophie“, II. Auflage 1892, pag. X). Ich habe in dem Citat die Begriffe unterstrichen, auf die es uns hier besonders ankommt: also das sittliche Bewußtsein der Massen ist der Beweis dafür, daß sich die positivistischen „einfachen Thatsachen“ überlebt haben, daß sie unerträglich und unhaltbar geworden sind. Das heißt: Marx und Engels sind angeleitet für den positivistischen Amoralismus und hinterher für den gewöhnlichen Moralismus, denn ohne das sittliche Bewußtsein der Masse würde der Positivismus gar nicht wissen, daß das kapitalistische Wirthschaftssystem unerträglich ist. Die Oekonomik gibt dem Positivisten nur „reine Thatsachen“ — die „Weltgeschichte“, das sittliche Bewußtsein der Masse sagt ihm, daß er gegen diese oder jene „ökonomische Thatsache“ ankämpfen soll: Was ist die Triebkraft dieses Ankämpfens? Und so sind wir wiederum bei Marx' „Dualismus“ angelangt: auf der einen Seite positivistischer Amoralismus, auf der anderen „ideologischer“ Moralismus.

Bernsteins „Voraussetzungen“ sind von marxistischer Seite der erste durchdachte Versuch, Engels' politischen Nachlaß aus dem Jahre 1895 in seinen Consequenzen zu erfassen. Das Aufgeben des Revolutionismus (Blanquismus) hat nothwendigerweise für die ganze Taktik durchgreifende Folgen. Allerdings auch für die Theorie — denn die Praxis ist schließlich auf der Theorie aufgebaut. Die Marxisten machen da häufig einen unglücklichen Unterschied zwischen der Theorie und Praxis, und Bernstein selbst verfällt in denselben Fehler, wenn er sich bemüht, die „reine Wissenschaft“ Marx' von der „angewandten“ zu scheiden (pag. 2). Natürlich ist diese methodologische Scheidung möglich, ja nothwendig; aber dadurch wird der Zusammenhang der Praxis mit der Theorie nicht gelöst. Er wird umsoweniger bei Marx gelöst, weil Marx die Theorie in hohem Grade der Praxis unterordnet, zumal auf socialem Gebiete.

In dieser Beziehung vermag ich mit Bernstein nicht über das Compromiß übereinzustimmen. Er betont daselbe zu sehr; Sätze wie: „die Demokratie ist die Hochschule des Compromisses“ (pag. 126) und ähnliche gefallen mir gar nicht. Ja, für diejenigen, die unmöglichen Theorien haben, für Utopisten, das heißt für Menschen, die nicht beobachten, sondern phantasieren, für die ist die Politik zwar keine Hochschule, sondern eine sehr niedrige Schule vom Compromissen. Das sehen wir doch an der Tagespolitik überall Politiker, die ein auf empirischer Grundlage aufgebautes Programm haben, müssen keine Compromisse machen. Sie werden allerdings die neuen Erfahrungen verwerten, ihr Programm in diesem oder jenem Punkt verändern; aber welche einer Partei, welche dem Politiker, dem die Erfahrung das ganze Programm über den Haufen wirft! Jeder realistische Politiker wird gegebenenfalls mit manchen Parteien ein Bündnis schließen, aber auch hier sind gewisse Grenzen gesteckt. Ueberhaupt muß man sich darüber klar sein, daß die wahre Real-politik nicht immer eine momentane Ersatze ausgehe: sie ist ein Misserfolg der beim Erfolg. Bernstein, aber auch mehr andere, zum Beispiel der Abgeordnete Heine, betonen das Compromiß zu stark, ohne die Grenzen desselben genauer zu fixieren.

Schon darum ist der Marxismus sich selbst eine principielle Kritik, eine Revision seiner philosophischen und theologischen Grundlagen im eigenen Interesse schuldig. Eben erst entwickelt sich unter den Jungeren eine ganz artige Scholastik und Symbolik, um die von Marx und Engels gegebenen Doctrinen und Anweisungen mit den Fortschritten der Theorie und Politik in Einklang zu bringen. Besonders finden sich, und das ist eben die Folge der chronischen theoretischen Krise, immer sogenannte Praktiker, das heißt geschredte Leute, welche mit Hilfe der Scholastik und Symbolik aus dem Ei ein U machen. Manche thun das in guter, andere im schlechten Glauben. Bernstein hat ganz Recht: seine Partei wage nicht zu scheinen, was sie sieben [illegible]; auch Bernstein ist nur der linke Flügel der Democratie, der linke Flügel der socialen Reformparteien.

Engels hat 1895 den Revolutionismus aufgegeben und den „gesetzlichen“ Weg, den schon Lassalle und die Lassalianer so stark betont haben, empfohlen. Engels sieht im diese neue einschneidende Veränderung der Taktik bloß utilitarische Gründe an: genügt das? Für das Ohr der Politiker und zumal vor die Oeffentlichkeit mag es wohl, nicht aber für denkende Köpfe. Diese denkenden Köpfe, die eigentlichen Theoretiker der Partei, werden sich die Frage stellen, auf welcher Grundlage Marx und Engels solange den Revolutionismus empfohlen haben und warum ihn dann Engels verworfen hat; sie werden sich die Frage stellen, was dieser Revolutionismus geschichtlich bedeutet hat. Marx und Engels sind dem Zeitgeiste gefolgt — was bedeutet also dieser revolutionäre Zeitgeist? Ist er schon überwunden und welch neuen Geiste macht er Platz? Was bedeutet in concreto die große französische Revolution, was bedeuten die kleineren Revolutionen, die der großen nachfolgten?

Diese Frage führt zu der Hauptfrage: ist die Revolution, ist jede Revolution vertheidigt? Gewiß nicht! Also welche? Und ist die Revolution endlich auch — erlaubt? Moralisch erlaubt? Ist jede Revolution erlaubt, in jeder Zeit erlaubt? Marx und Engels haben 1850 in dem Rundschreiben an den Communistenbund folgende kühne Weisung gegeben: „Weit entfernt, den sogenannten Excessen, den Exempeln der Volksrache an verhaßten Individuen und öffentlichen Gebäuden, an die sich nur gehässige Erinnerungen knüpfen, entgegenzutreten, soll man diese Exempel nicht nur dulden, sondern ihre Leitung selbst in die Hand nehmen.“ (Mehring, l. c. I, pag. 426.) Und das sollte keine Prinzipienfrage sein? Das sollte keine Prinzipienfrage sein für Theoretiker, die gegen den Anarchismus Stellung nehmen wollen und trotzdem den Revolutionismus nicht aufgeben, ihn trotz Engels nicht aufgeben wollen?

Notabene handelt sich's hier nicht um eine einzelne vorübergehende Revolution, sondern um die habituelle revolutionäre Stimmung, um die „permanente“ Revolution, wie in demselben Rundschreiben gesagt wird. Und wenn wir dann wissen, daß Marx und Engels lange Zeit geschwankt haben — das allein sollte kein großes Problem, kein ethisches Problem sein? Revolution heißt eben unter Umständen tödten — und das sollte kein Problem sein!? Dostojewskys Iwan ist durch die revolutionäre Ethik des „Alles ist erlaubt“ dem Wahnsinn verfallen — Marx und Engels haben stärkere Nerven gehabt, aber das Problem ist da und dort gleich stark. Auch die Form, in welche das Problem gekleidet wird, entscheidet nicht. Nietzsche hat sich in seiner Nachahmung des Iwan das Assisinenprogramm gewählt, Marx hat in den Anmerkungen über Feuerbach (1845) gelegt, die Wahrheit sei Wirklichkeit und Macht — da und dort dasselbe Problem in aller seiner Zeitgemäßheit.

Zu dieser Grundfrage der politischen Taktik ist Bernstein gar nicht vorgedrungen, und doch muß eine thatsächliche Kritik des Marxismus und seiner Taktik gerade hier einsetzen. Bernstein hat sich allerdings engere Aufgaben gestellt; aber im Grunde handelt sich's eben um diese und die Principienfragen überhaupt.

Bernsteins neues Buch ist vom marxistischen Stein der erste ernstere Versuch, die Lehren Marx' und Engels' zu revidieren: ich zweifle gar nicht, auch die marxistische Kritik wird weitergehen und zu den philosophischen Grundlagen vordringen. Hat Marx thatsächlich eine neue Weltanschauung gebracht, wie uns Engels im Vorwort zu seinem „Feuerbach“ sagt? und worin besteht das Neue? Ist diese Weltanschauung, und dies ist die kritische Hauptfrage, in sich gereint und harmonisch? Ohne auf die erkenntnistheoretische Begründung des Marxismus historischen Materialismus einzugehen, hat Bernstein schon in vielen und sehr wichtigen Punkten seinen eigenthümlichen „Dualismus“ innerhalb des Marxismus erkannt: die erkenntnistheoretische Kritik wird in den Grundlagen des Marxismus einen verhängnisvollen Riß, eine tur eine neue Weltanschauung verhängnisvolle Uneinheitlichkeit aufdecken. *)

Luthers Selbstmord.

Eine Geschichtsfrage.

Die älteste geschichtliche Schrift der christlich-lateinischen Literatur, über deren Verfasser gestritten wird, jedenfalls eine der Hauptquellen der Diocletianischen Christenverfolgung aus dem Anfang des vierten Jahrhunderts, handelt von der Todesart der Verfolger, weil das traurige Ende der Kaiser, die das Christenthum bedrang, den, erzählen, zum Exempel, wie der Gott der Christen seine Majestät in der Vernichtung der Feinde seines Namens, in der Rache an den Gottlosen bezeugte. Dies Strafgericht Gottes in der Geschichte soll die Wahrheit des Christenthums, die Nichtigkeit des Heidenthums beweisen helfen. Eine sinnliche und gefährliche Vergeltungslehre: wie viele Formen werden von Polytheismus, ein übrdisches Jede übersteigt! wie viele Aerger werden ruhig in diesem Beil! Das Diesseits, „alle Schuld rächt sich auf Erden“ ist doch eine übersinnliche Redeblume, nicht einmal den Gewissensmann schein jede Schandthat zu ertragen. Trotz dieses einfachen Ueber

Digitized by Google

legung wacht die Neigung, eine Wahrheit durch ein jähes oder schimpfliches Ende ihrer Gegner zu erhärten, zumal in Entscheidungszeiten, wieder auf. So wird diese zweischneidige, kleinliche Waffe in dem Reformations-Jahrhundert häufen und drüben geschwungen, da haben sich alle kirchlichen Parteien an dem Sterben ihrer Widersacher verständigt; auch heute sitzt sie wieder auf, doch nur noch in der ohnmächtigen Hand rückständiger Eiferer. Es ist bald ein Jahrzehnt verflossen, seit der Priester Majunke, früher Hauptschriftleiter der Berliner „Germania", die Fabel von Luthers Selbstmord zu seinem Sonderzeichen erkor; nebenbei hat er es trotzdem zum preußischen Schulinspector gebracht; ein hübsches Pröbchen von der Handhabung der „Parität". Viel Tinte ist seitdem verspritzt worden. Protestantische und katholische Fachmänner haben den Stümper abgeführt. Im Ganzen blieb er unbelehrbar und hat sogar Nachbeter und Nachtreter, insbesondere in Frankreich und Norwegen gefunden. Die Sage war bald auch über die schwarzgelben Pfähle geschlüpft, und mancher Biedermann soll seine Schulkinder mit dieser Preußenseuchelei vergiftet haben. Ganz kürzlich ist aber auch der Held erschienen, der muthig das letzte Reitchen seines Namens in die Schanze schlug, um ein literarischer Ritter der Legende bei uns zu werden. Es ist dies der Mutmachrenchenzähler Dr. Deckert, dem es, nicht zur Ehre seiner Kirche, zum Staunen der mit unserem Wiener Elend nicht länger Vertrauten, gestattet ist, seine Weinhauer Pfarrkinder mit seinen Hetzereien zu bereichern.

Es ist unmöglich, in einem Artikel den verschlungenen Pfaden unseres Themas nachzuwandern, dazu gehörte ein Buch; es genüge, einen Wegweiser aufzustellen. Ganz natürlich war es, dass Freund und Feind gespannt auf den Tod des Recken Luther blickte, der mit seiner Schöpferkraft, seiner wurzelechten Frömmigkeit, seinem unbezähmbaren Willen eine Welt aus den Angeln gehoben, der verstucht, gebannt, geächtet, seines Gottes voll, sein Haupt hoch trug, „ein Herr aller Dinge durch den Glauben, ein Knecht aller Menschen durch die Liebe". Bereits ein Jahr vor seinem Tode wagte sich eine italienische Erzählung von seinem Ende hervor, die der Todesgesagte selbst als wälsche Lügenscheit mit deutscher Uebersetzung und derbstigem Nachwort in seiner launigen und saugigen Weise verbreitete. Dann starb er wirklich, in seiner Vaterstadt Eisleben, wohin er trotz Winter und Siechthum geeilt war, um in den „Sauhändeln" seiner Mansfelder Gesten einen Vergleich herbeizuführen. Es gibt wenige Menschen, über deren Absterben wir so ausführliche und treflich beglaubigte Nachrichten besitzen. Nachdem Luther wiederholt in diesen Verhandlungsstagen gepredigt, die Verzichtsurkunden gezeichnet, mit heiteren und ernsten Gesprächen, in der Art der mit großer Vorsicht zu benutzenden, vielbergezten „Tischreden" seine kleine Tafelrunde beglückt, fühlte der seit langem Leidende, nach einem in großer Schwäche verbrachten Tage, in der Nacht Beklemmungen, die, nach vorübergehender Linderung, in einen Schlaganfall übergingen, tödlichen Ausgang fanden. Schnell stellte sich das Sterbejammer mit Freunden und Bekannten, Aerzten, Theologen, Aerzten, Juristen. Auf Befehl des sächsischen Kurfürsten haben drei Theologen, die bei dem frommen, sein Lebenswerk freudig bezeugenden Sterbenden anwesend waren, einen eingehenden Bericht über die letzten Tage und Stunden zusammengestellt. Dieser, auf die Zeugenschaft vieler gegründet, an deren Echtheit zu zweifeln kein triftiger Grund vorliegt, die zum Theil in den höchst gegrissenen Bestimmungen ihre Amtlichkeit erhärten, hat auf katholischer Seite im Osiander Glauben gefunden; während des 16. Jahrhunderts hat kein einziger katholischer Schriftsteller es gewagt, die Verantwortung für die Behauptung von einem gewaltsamen Tod des Erzsehers zu übernehmen. Dazu kommt, dass wir eine ganze Reihe von Briefen übekommen haben, die zum Theile noch in der Todesnacht von den verschiedensten Leuten geschrieben sind, und solchen, die mit dem Entschlafenen in Beziehung gestanden waren. Diese Urkunden stimmen bei aller Ababhängigkeit von einander, bei aller Mannigfaltigkeit, bei kleinen Abweichungen mit jenem amtlichen Berichte überein. Endlich ist als ein besonders beweiskräftiges Actenstück der Bericht des katholischen Eisleber Aposteles erhalten, der an das Sterbebett gerufen wurde, auf Befehl dessen ebenfalls von Selbstmord keine Rede sein kann.

Gegenüber diesem Thatbestand in nicht nur für jeden wissenschaftlich Gesinnten, sondern den einfachsten Grundsätzen der Forschung Vertrauten, seuden auch für jeden nicht verblendeten Laienverstand die Zähne erledigt, nicht aber für den Fanatiker, der entschlossen ist, lieber es was es wolle, trotz vorgelegter Weisung zu forschen, denn zu Reflexion und Politik ist, dass ein Forschaub nur ein thörichtes Ende nehmen kann, dessen heimliche Rathschlüsse. Wer einen solchen ist, liegt und muss lügen. Denn aber Völke, deren Bildung, Anwissenschaft und Urtheilsfähigkeit keinen Zweifel dulden Zeichen der Regierung über Theile macht sie wissenschaftlich ganz absolut. Es ist dies ein Anmenschaden, das zwei Menschenalter, ja ja sogar Jahrhunderte Zeit gebrauchte, in Gestalt einer, jeder Belehrung entschlossen, Lüge, Lügen, Lügen, Lügen

heiratsfähigen Sohnes, der für diesen auf ein Mädchen aus einer anderen Hausgemeinschaft ein Auge geworfen, entsendet an den Vater der Zukünftigen einen Werber, der erst nach dreimaligem Vorkommen dessen Zustimmung erhält; der Vater seinerseits muß die Angelegenheit der Versammlung der „Bratstvenici" vortragen, die darüber entscheiden, ob das Haus des Bewerbers an Stellung und Besitz ebenbürtig ist. Im Besitze der frohen Botschaft, schießt der Werber seine Flinte ab, und nun weiß man, daß eine Verlobung im Zuge ist; aber zwischen wem, das bleibt vorläufig ein Geheimnis. Dieses wird erst öffentlich kund bei der Verlobung, zu welcher die Eltern des Zukünftigen kommen, den Ring mit dem Apfel und Geschenke bringen und den Hochzeitstag festsetzen. Die Braut selbst dürfen sich kaum sehen, geschweige denn miteinander Umgang haben. Die Tochter der Schwarzen Berge, die auch nur im Gespräch mit einem ihr nicht nahverwandten Burschen betroffen wird, ist verwehmt; sie bekommt keinen Mann. Am Vorabend des Hochzeitstages versammelt sich die nähere Verwandtschaft des Brautwaters in dessen Haus, mit Schmausen und Singen die Nacht verbringend. Das gleiche geschieht im Hause des Vaters des Bräutigams. Selbstverständlich erscheinen alle Theilnehmenden im Festgewand und in voller Waffenrüstung. Gewöhnlich werden auf jeder Seite 30 Hochzeitsgäste (Svat-Svatovi) geladen. Am anderen Morgen erwartet der Brautvater mit seiner ganzen Sippe den Hochzeitszug, der beritten auszieht. Voran reitet der Barjaktar mit der Fahne, neben ihm die beiden Djeveri (Brüder des Bräutigams und Brautführer). In dem Zuge sind der Starisvat (Hochzeitsvorstand), die Kumovi (Gevatter), den Beschluß macht der Vojvode. Unter Singen und Schießen bewegt sich der Hochzeitszug; vor jedem Hause wird gehalten und getrunken. Sobald der Hochzeitszug in Sicht ist, geht ihm der Fahnenträger der anderen Seite entgegen, worauf beide einen Wettlauf nach dem Hause der Braut beginnen. Als erste müssen die Djeveri eintreten. Dann begeben sich alle vor das Haus, schießen die Flinten ab, und darnach kommt der Gang zur Kirche, bei dem es auch nicht ohne Schießen und Singen abgeht, wie denn überhaupt der Ernagorae immer bewaffnet zum Gottesdienst geht. Dann folgt das Hochzeitsmahl. Wenn die Geister schon erhitzt sind, wird die Braut in die Mitte genommen und der Hochzeitszug, der sie zu holen gekommen, bringt sie unter Singen von Hochzeitsliedern und dem Geschieße nach dem Hause ihres Schwiegervaters und in die Arme ihres Gatten. Leider enden Hochzeitsfeierlichkeiten häufig mit Blutvergießen; die ausgelassene Freude wandelt sich in Trauer. Der Crnagorae, der in Sachen der persönlichen Ehre eine krankhaft übertriebene Empfindlichkeit an den Tag legt, der dezeichnenderweise für Ehre und Antlitz einen Ausdruck, obraz, gebraucht, erachtet die Hochzeitsfeierlichkeiten als Anlaß, ganz besonders auf seine Ehre acht zu haben. Ein Scherzwort beim Mahl, ein Blick, und die Handschare fliegen aus den Scheiden, man greift nach den abgelegten Waffen und wenn nicht die stari svatovi mit ihrer Autorität sich ins Mittel legen, gibt es Todte und Trauernde, anstatt eines freudigen Abschiedes. Eine Sammlung serbischer Erzählungen von Vuk von Veervic enthält den Bericht über eine schauderhafte Metzelei, welche sich vor nicht sehr langer Zeit noch, nahe an der Grenze der Crnagora bei Trebinje, zugetragen hat. Zwei beim kehrende Hochzeitszüge, welche scheinbar und singend ihres Wegs zogen, betraten eine Wiese, sich gegenseitig zuzurinnen. Die beiden Fahnenträger stellten sich zwischen den beiden Gruppen auf und begannen um die Wette die Fahnen zu schwingen. Aus Uebermuth schlug die eine auf die Flaggenstange des anderen, was als blutige Beleidigung aufgefaßt wurde. Zu Nu waren die beiden Hochzeitszüge aneinander geraten und bevor die herbeieilenden Bauern sie trennen konnten, hatten sie mit Beilen und Messern so aufeinander eingehauen, daß bald 30 Leichen auf der Wiese herumlagen. Das Rührendste war, daß die beiden jungen Frauen, vor der Schande zurückschreckend, allein und ohne Gefolge in das Gutenhaus zu gehen, sich mit den Messern ihrer neben ihnen todt daliegenden Brautführer gegenseitig ins Herz stachen. Wenn man solches liest und sich dabei sagen muß, daß eine derartige barbarische Schauerthat noch vor einigen Jahrzehnten sich ereignen konnte, wird man manches an dem Charakter und dem Treiben jenes Stammes besser verstehen. Das Leben in der Bratstvo-Gemeinschaft hat auch auf anderem Gebiete unnatürliche Auffassungen gezeitigt. Die Crnagorka, welche Gatten und Bruder im Kampfe verliert, muß ihre ganze Trauer dem Bruder zuwenden; um den Gatten zu weinen ist schändlich. Der Zug der Zeit und Zarin Nikitas strenges Regiment haben indessen schon eine Milderung der Sitten herbeigeführt.

Um die Entwickelung der Bratstvo und die geschichtliche Relle, welche sie gespielt hat und heute noch weiterführen möchte, vollständig zu erklären, muß man noch ein anderes Moment beleuchten: das Haiduckenthum. Im Auslande versteht man darunter das in einigen Theilen der Balkanländer, hauptsächlich in Serbien und der Türkei, noch immer fortdauernde Räuberunwesen. Damit hat es jedoch die gleiche Bewandtniß, wie mit anderen Ansichten über die Dinge jener Länder, welche auf die ersimulichigen Darstellungen oberflächlicher Beobachter und der in den ernsteren Berichte der Tagespresse sich stützen. Was ein gemeiner Räuber ist, wird überall razbojnik genannt, auch bezeichnet man sie als Haramjin oder türkische Ausdruck, hapsi, lopovi (Gumpenleit, Diebe). Der Haiduk ist dagegen das Ueberbleibsel einer alten slavischen nationalen Einrichtung, die sich infolge der eigenartigen geschichtliche Entwickelung der Crnagora nur in diesem Lande rein erhalten konnte.

Nach dem Zusammenbruche des Nemanidenreiches war die türkische Herrschaft gekommen. Der Sultan selbst war ein wohlwollender Gebieter für seine christlichen Unterthanen, denen er ihre gesellschaftlichen Einrichtungen, Glauben und Sprache und die Ausübung von Grund und Boden belies. Die untergeordneten Organe dagegen und die türkischen Grundbesitzer bildeten eine Plage für das arme Volk. Dort, wo die Türken an der alten nationalen Einrichtung des Bratstwo rüttelten, die Wahlen der Glavari verhinderten, das Volk bedrückten, fanden sich immer beherzte Männer, die sich zu Scharen vereinigten und die tyrannischen Grossgrundbesitzer, die ungerechten Beamten züchtigten. Es war eine Volksmiliz im schönsten Sinne des Wortes, die allmählich festere Formen annahm, eine militärische Organisation bekam und sich schließlich zu einer theilweise in unsere Zeit hineinreichenden slawisch-nationalen Einrichtung ausgestaltet hat; der Name Haiduk selbst ist magyarischen Ursprunges. Eine agrarische Bewegung war die Grundlage und der Ausgangspunkt dieser eigenartigen Erscheinung, welche unter einem tyrannischen und barbarischen Regime eine Art Polizei von unten bildete und deren militärische Gliederung den Charakter des Räuberthums ausschloß. Ihre taktische Einheit war die Ceta-Compagnie, eine Rotte von verschiedener Stärke, der Hauptmann hieß Cetowoja-Rottenführer, auch Harambaša (türkisch). Die Mitglieder selbst nannten sich niemals Haiduken, sondern Cetenici und untereinander Brüder oder Genossen. Jede Ceta hat ihre eigene Fahne, der Hauptmann wurde durch freie Wahl der Cetenici ernannt. Bei größeren Unternehmungen vereinigten sich mehrere Rotten unter dem Oberbefehl des tapferen Harambasas. Der Haiduk besaß einen eigenen Ehrencodex; das geringste Vergehen dagegen hatte die Ausschließung aus der Gemeinschaft zur Folge. Sein Ehrenwort in ihm über alles heilig: das Haus, darin er gastlich empfangen, bleibt ihm unantastbar, sich an ein Weib vergreifen, ist todeswürdiges Verbrechen. Das Haidukenthum schöpfte seine größte Stärke aus dem Volke, in dem es wurzelte und zu dessen Schutz gegen den Druck von oben es bestand. Die Haiduken waren der Schrecken der Mächtigen und die Freunde der Armen, mancher Haidukenwojwode übte fast unumschränkte Polizeigewalt aus seinem Gebiete aus. In vergrößerter Form besteht das Haiduckenwesen auch heute noch im Königreiche Serbien, von wo häufig die Einmischung und Anwirkung solcher Mordgesellen gemeldet wird. Mit dem Angeblicke, da der Daseinsgrund des Haiduckenthums aufhörte, mußten sie zu ordinären Wegelagerern werden. Es bestand aber noch bis in die Sechzigerjahre hinein und es blühte damals das echte Haiduckenthum. Der hervorragendste Schildherer Serbiens, M. M. Milićević, hat in seiner Sammlung „Annui Vesov". Winterabende (Maguja, J. Prerner) eine anthauliche und wahrheitsgetreene Darstellung des Lebens und Treibens der Haiduken gegeben. In jener Zeit war das Zusammenziehen einer Haiduckenrotte so wenig etwas Ehrloses, daß Haiduken, die sich freiwillig und auf Ehrenwort den Behörden unterwarfen, häufig als Grenzpositenommandanten oder für ähnliche Vertrauensdienste verwendet wurden. In nach höherem Maße als bei allen Slaven erblicken die Kriegsjünge der Crnagoreen, ihre unwaffentlichen Einfälle in die benachbarten Gebiete als Ausfluß ihrer Haiduckenaur. Bei ihnen war es wahrlich nicht Rothwehr gegen Bedrückungen der Zvabis und der Bege, aber das Abenteuern mit der Waffe in der Hand, das auf Beute Ausziehen sind ihnen im Blute. In diesem Jahrhundert wurde ihnen freilich das auf Beute Ausziehen immer schwieriger gemacht und vollends seitdem die Crnagora auf der einen Seite durch Oesterreich-Ungarn, auf der anderen durch den wachsigen, gleich kriegstüchtigen Wall der Albaner abgeschlossen ist, dürfen sich die Crnagoreen und ihr Fürst nur mehr das Abenteuern mit drohenden Worten und durch gelegentliche Grenzscharmützel verschaffen. Eingeschränkteremaßen hat dadurch die ursprüngliche Lustigkeit, die alte todesmuthige Lust an den hinreißendsten Heimatlichen sich abgeschwächt; wie sehr, konnte man daran ermessen, daß Montenegro zum erstenmale seit seinem Bestande in der Zeit 1862 bis 1864 der Demüthigung türkischer Besatzungen ertragen mußte und sie ertrug. Der Trieb nach dem Abenteuern äußert sich heute darin, daß die besten und tapfersten Männer, die alten Haiduken, auswandern oder auf Eroberung in die Fremde ziehen.

Montenegro ist heute kein Schreckniß mehr und wird immer mehr sich innerlich abschließen. Schon vor mehr als zwanzig Jahren schrieb ein Schriftsteller der Crnagoren Berge: das Abenteuern Crnagoras hat in Montenegro seit vierzig Jahren aufgehört; das war also die letzte Kriegsschule der Crnagora, in der sich all' kriegerischen Tugenden des Crnagoreen ausreiften."

Jos. Bekmann.

Digitized by Google

Der Berliner Gavarni

In gelben Gluthen steht der Abendhimmel. Neben dem Riesenkessel der Gasfabrik stoßen spitze Schornsteine rothe Rauchmassen speit in die Luft. Die Fenster leuchten wie golden. Auf regrauten Rasengeträpp schreitet ernsthaft ein Mann: ein Proletarier, der sein Kind auf dem Arm spazieren trägt. Hinter ihm drein schleicht gekrümmt und verstärmt sein Weib, die Finger mechanisch am Strickstrumpf. Dunkel und groß heben die Gestalten sich ab gegen die Feuerlohe des Himmels. Wie ein Meer der Schönheit wogt er hinter ihnen empor, die in der Hässlichkeit ihres Daseins doch nur stumpf empfinden. Aber ein kleiner Strahl zieht sich doch in ihre Herzen. Das Kärglichste, das ihnen zugemessen ist, es ist ja ihr Antheil vom großen Glück: ein müdes, vergilbtes Blatt aus einem üppigen Füllhorn.

Das Bild ist unaufdringlich und wahr — ein Stück Berliner Arbeiterdasein, gesehen mit dem Auge des Poeten, und niedergeschrieben mit dem Stift des unerschrockenen Realisten. Der Localton ist von wunderbarer Sichtheit, die Seele der Menschen und der Landschaft aufs intimste bedroht, das Detail bis ins Besondere der Tracht und ins Unwillkürliche der Bewegung mit Genauigkeit beobachtet. Dazu paßt auch die Unterschrift, die der Künstler seinem Bilde gab, als er es in einer modernen Wochenschrift (freilich ungenügend) veröffentlichte: „Weckte, Mutlaken", ließ er den Arbeiter sagen, „et is doch zu schoen in'n Sommer, nach Feierabend, so in die Natur spazieren zu jehen." Das ist ganz die biedere Art von Sentimentalität des nüchternen, beschiedenen Märkers, gerecklich erfaßt, und zurückgeworfen mit nachdenklichem ironisch-wehmüthigem Humor.

Schöpfer dieses Bildes und vieler ähnlicher ist der Berliner Maler Hans Baluschek, von dem ein gnädig gesinnter Kunstkritiker kürzlich sinnig bemerkte, daß er „als Zeichner sich einen gewissen Ruf erworben hat". Dieser „gewisse Ruf" dürfte Baluschek unbestreitbar sein; er wird sogar kommenden Geschlechtern noch zu einer gewissen Erheiterung dienen. Den Heutigen gilt der Künstler vielfach noch für einen Specialisten des Unerquicklichen und des Peinlichen, für einen verspäteten Nachkinker des Naturalismus, bestenfalls für den Meister des monumentalen Stumpfsinns. Ich gestatte mir, anderer Meinung zu sein, und bin erbötig, dies des näheren zu erhärten. Ich sehe in Baluschek einen geistig vornehmen, durchaus eigenartigen Vertreter unserer Zeitseele, einen jener seltenen Künstler, bei denen die Virtuosität des äußeren Könnens, obwohl vorhanden, dennoch völlig in Schatten tritt vor der Naturgewalt des individuellen Erlebens und Erschauens. Er ist einer, der uns etwas zu sagen hat, von sich und der Welt; der das Ich und die Welt in neue Beziehungen setzt; der die Wunder der Alltäglichkeit mit wachen Sinnen und künstlichen Schauern und hellen Begierden durchkostet; der in der prägnant erfaßten äußern Hülle einen verborgenen Sinn und eine tiefe Lebensstimmung wahrnimmt; der im Heutigen und Gestrigen das Morgige und im Morgigen das Ewige zu erhaschen strebt.

Will man die typische Bedeutung eines Künstlers wahrhaft ermessen, so ist es vor allem geboten, den individuellen Fall genau zu betrachten. Es gibt Künstler, die ihre typische Bedeutung darin erblicken, daß der „individuelle Fall" bei ihnen fehlt, gerade wie es andere gibt, die darum individuell zu sein glauben, weil sie niemals zur Größe typischer Linien durchdringen. Es kann nichts Müßigeres geben, als den Streit, ob das Typische oder das Individuelle das Richtige sei — schon aus dem einfachen Grunde, weil beides unentbehrlich ist. Das Typische ist das Ziel, den unumstoßbrechen nützer Kunstschaffen von neuem sich zurringt; das Individuelle der Ausgangspunkt, von dem aus das Ziel einzig erreichbar ist. Der allzu individuelle Künstler — man mag etwa an Strindberg denken — läuft Gefahr, in den Bankrotts seines Ich wie verkert zu sein und unablässig um sich selber in die Runde zu schmeissen, schwindsüchtig-nervlost, von winzigen Teufeln zu Tode gequält. Wer aber allzu geradewegs aufs Typische losgeht und mit seinen Meinschen- und Menschenbanden, noch ehe sie vom Leben gefaßt und gebunden waren, das Ewige zu erhaschen sucht — der Jahrbuch aller Bazarener und Classenzeiten in Vergangenheit und Gegenwart der wird gar bald elfatisch fallen und stolpern oder, indem er mit hochmuthiger Priesergebärde wie ein Ceremonienmeister einherirt, sich im Nichtigen erlost wähnen.

Dieses gibt uns, wie ich glaube, bei einem Künstler den tröstlichen Gewinn: das Individuell-Menschliche zu ahnen in seinen tiefen Schwächen und schmächtigen Wunden, in seinen stummen Zuckungen und leisen Krankheitsregungen, und in der Ahnung eine wundersamen Beklemmens, und darüber hinaus einen Acker der Hoffnung zu wissen, der seinen Blust, der weithin trägt, und der in der armen Menschenwelt wie in einem protoplasmischen Gebilde die Keime unendlichen Lebensergangen geheimnisvoll mit dem schwillt und singt.

Man wird es vielleicht unbefriedigend finden, das bei Betrachtung eines Künstlers, der noch im Anfang seiner Laufbahn steht, Baluschek zählt etwa dreißig Jahre, so bedeutende Erwartungen angestellt werden. Darauf ist zu erwidern, daß das, was hier gesagt wurde, entweder niemals gilt oder stets, daher auch den Abschlossenen nicht mit mehr Fug angewendet werden kann als auf den noch Wachsenden. —

Baluschek ist in Berlin aufgewachsen als der Sohn eines höheren Eisenbahnbeamten. Er ist von wesentlich slavischer Herkunft, aber innerhalb seiner nationaldeutschen Umgebung durchaus als Deutscher groß geworden. Da die Bevölkerung Berlins nichts weniger als rassverein und namentlich mit slavisch-wendischen Elementen reichlich durchsetzt ist, so brauchte ein irgendwie starker Gefühlsgegensatz sich nicht auszubilden. Im Gegentheil, da er als Knäbling in einem Militärstest lebte, so konnte Baluschek sich mit besonderer Intensität an Berlin anschließen und sich mit der Mannigfaltigkeit seiner Insinete darin einbohren. Ein beweglisches und geselliges Naturell, das sich von einem dunklen Temperament eigenartig abhebt, und die große geistige Raschheit und sindige Spürkraft seines Wesens erleichterten ihm das außerordentlich. Es lebt in Baluschek, neben dem trämenden und sinbleiden Künstler, ein äußerst wachsamer Journalist und Literat — worern man mit dem Wort „Literat" jene eigenthümliche und höchst moderne Geistesbeschaffenheit ausdrücken darf, die mit Heftigkeit auf das Bild des äußeren Lebens eindringt, lebhaft zu dem Zweck, sich seiner Eindrücke zu bemächtigen. Das Leben wird so gleichsam doppelt gelebt, das einemal um seiner selbst willen, das anderemal um des Bildes willen, das man vom Leben davonzutragen wünscht. Und dieses Bild erscheint oftmals als der wichtigste Zweck, der die stärkere Leidenschaft entfesselt und die Genuskräfte mächtiger anspornt. Das Leben, ohne dieses auf der Lauer liegenden Reproductionstrieb, gilt vielen geradezu als schal. Man schämt sich, es mitzuleben, wenigstens so mitzuleben, wie man thut. Es erscheint gleichsam als das dumme Mittel, das durch den geistig feineren Zweck erst gerechtfertigt wird, den Zweck der Reproduction.

Nun stelle man sich einen jungen Mann vor, der von diesem literarischen Tic aufs mächtigste ergriffen ist. Er glüht gleichsam vor Umgedult, das Fremde da draußen anzupacken, es zu zeichnen, es wiederzugeben. Er weiß nicht, wie es ist, er will es doch kennen lernen. „Objectiv", wie man früher sagte, und wie heute zu sagen dem Aesthetiker verpönt ist. Er stürzt sich nun hinein mit Emsigkeit, Eifer und Scharfsinn. Seine wachen Augen durchblitzen die letzten Winkel. Ein tiefer, gewaltiger, fast thierisch-voller Genuß stellt sich ein. Das Leben zappelt gleichsam als blutendes Wildpret in der Hand des Jägers. Er zählt die Haare auf seinem Leibe, fühlt alle Adern und Nerven klopfen, das Herz zucken. Er ist entsetzt — und es wechselt sich langsam ein leises Unbehagen, fast wie ein unangenehmer Geschmack auf der Zunge. Etwas wie Selbstmemberbett stellt sich ein, wie Angst sagt vor dem Leben, das er mit so sicherem Erobererzriff schon umklammert hielt. Er öffnet die Hand, es ist, als ob das Leben eilends entspringt. Aber er schaut ihm kaum nach. Er ist schwermüthig, ernst geworden. Er hat das Leben als ein Schauspiel betrachtet, dem zuzuschauen eine Lust sei, ob auch oftmals eine bittere, eine „tragische", wie man sagt. Jetzt hat es sich ihm als eine Macht enthüllt, die den Zuschauer unschlingt, die ihn zwingt, mitzuwirken, ihm lieben zu müssen. Und er erkennt: dass das Leben nicht bloß so eine Art Revue ist für den ersten besten Literaten, der da gegangen kommt, um es kühl und objectiv zu studieren, um es zu sixieren und in glücklich erhaschten Momentaufnahmen unter die Leute zu vertheilen. Und Baluschek war mehr als Literat, und er hat daher den Mopi nicht gleich zurückgezogen, als er spüren begann, daß es da draußen nicht recht geheuer ist. Seine Lebendmahl nach dem Leben blieb die gleiche, die sie war, ja, sie wurde noch viel tiefer an Liebe und Macht. Sie war entschieden, die Leiden auf sich zu nehmen, die jeder tragen muß, der des Lebens Unterirrend durchdringen will. Und damit war der Künstler in ihm noch geworden.

Dies ist der „Fall Baluschek", im allgemeinen betrachtet. Im besonderen stellt er sich dar als ein Ringen des Künstlers um die Heimath über Berlin. Es ist dargelegt worden, weshalb Baluschek von Natur besonders gut dazu vermögt war, hier Sieger zu bleiben. Der germanisierte Slave, der spätzinnige Zeitmensch und der bruderverbundene Künstler wirken hier erleichternd zusammen.

Die Kenntnis Baluscheks von Berlin ist eminent. So muß Mauvaisiam Paris gekannt haben, so hat vor mehr als einem Menschenalter Gavarni Paris in Zeichnungen vor uns ausgebreitet, sie sind heutzutage ein Kostüm, ein Steinlen, ein Toulouse Lautrec bei der Arbeit, nur die gleiche Stadt in ihrer Tiefe und Breite, in ihrer Vielheit und Einheit. Für Berlin aber hat Baluschek kaum einen Vorläufer, es sei denn Menzel in der altertümlich, auf literarischem Gebiet, Heinr. Seidel und Fontane. Aber während man von Menzel höchstens kann, daß seine Kenntnis Berlins doch mehr eine theoretische als eine praktische ist, und den Theorie sagen muß, daß er alles in sich aus dem bekannten einen Punkt betrachtet und die bitterste Ironie, Bitterkeit gegenüber Menschheitsentwickelung nur unzulänglich empfunden hat, muß man von Menzel bekennen, daß er im wesentlich in der Vertreter einer Zeitepoche ist, die in Berlin auf die politische Kampfstadt, umgeben vom Feindlichen der

Digitized by Google

officiellen Glorie, geleben hat. (Obgleich Menzel bei weitem kritischer ist als sonst irgend einer seiner Zeitgenossen.) Baluschek strebt aus diesem Centrum hinaus, hinaus nach der äußersten Peripherie. Als durchaus moderner Mensch empfindet er lebhaft, daß das Centrum der Großstädte nicht deren Charakteristischestes ausmacht, daß sich in diesem Punkt vielmehr alle Widersprüche gleichen, als internationale Handels- und Börsenplätze, als Regierungssitze und moderne Vergnügungsanstalten. Auf der Peripherie hingegen, wo das „Volk" sitzt, wo die „Stadt" in die „Landschaft" übergeht, da verräth sich erst der besondere Charakter der Rasse und der Zone. Dort zeigt sich Berlin in seinem Charakter als märkische Hauptstadt, als das zur Weltstadt ausgewachsene märkische Dorf. Obwohl hier die Luft am hellsten ist, so ist es doch der Bekanntschaft mit dem dunkelste Berlin. Baluschek aber kennt hier Oertlichkeiten und Menschen aufs intimste und genaueste und versteht auch mit dem instinctiven Scharfblick des echten Künstlers, wie Menschen und Oertlichkeit einander bedingen und ergänzen. Bis in die letzten Schlumpswinkel hat er alles durchstreift. Nur unter Detectives und Spitzbuben und verliebten Proletarierpärchen vermöchte er hier seinesgleichen zu finden. Derselbe Mensch, der mit den fortgeschrittenen Gebieten seiner Zeit in lebendigem Gedankenaustausch steht und ernste Probleme schlagfertig discutiert, der im geselligen Verkehr durch Liebenswürdigkeit, Laune und fesselndes Erzählertalent einer der glänzendsten Charmeure ist, hat hier unter kleinen Leuten und kleinen Mädchen eine ganze Reihe intimer und schnurriger Bekanntschaften, ist bei Kutschern, Bahnarbeitern, Fabriksarbeitern, bei Pennebrüdern und Zuhältern, Gristen und Chansonetten wohlgelitten und populär. Dort ist es, wo er gleichsam der Weltstadt Berlin den Puls gefühlt hat, wo er in der alltäglichen Tragik seiner Leute, die im härtesten Brotkampf stehen und oftmals den leichtesten Verführungen unterliegen, das Spiegelbild jener anderen und leider auch bereits alltäglich gewordenen Tragik gefunden hat, die unter den Geistesund Kunstfreiern unserer Zeit mit raffinierter Grausamkeit ihr Opfer sucht.

So war es ein verwandter Ton aus seinem eigenen Inneren, der Baluschek draußen, auf der Peripherie von Berlin, begrüßte. Diese Menschen waren ihm alte Freunden, sie waren Nerv von seinem Nerv. Sie waren seine Noth und seine Leidenschaft. Was er als Künstler litt, das hat er als Mensch dort erlebten. Und wenn er für seine Schöpfungen dort Stoffe und Anregung fand, so war es nicht Mitleid, das ihn führte, sondern eigenes Leid. Darum allein sein tiefes Verstehen, darum seine Echtheit, darum die rückhaltslose Wucht seines darstellerischen Ausdrucks. Wer vor Baluschecks Bilder und Zeichnungen zum erstenmal hinritt, dem kommt etwas entgegen, wie ein schreckhafter schriller Ton, wie das Kreischen eines entzweigerissenen Vorhangs, mit dem unsere Illusionen zerflattern.

Da zeigt er uns einen engen dunklen Hof, von steilen Häuserwänden umgeben, lustarm und sonnenleer. Um ein verkümmertes Bäumchen tanzen im Mai Proletarierkinder einen Reigen, ausgelassene strähnergreiste Greischöpfe mit glankenlosen spitzbübischen Gesichtern. Oder er zeigt uns ein Stück Wald in der Nähe von Berlin, Stamm an Stamm unfrohe Kiefern, eine verlassene Holzhütte an der Seite. Dort locken und kauern die Aermsten der Armen, „Zippelbrieder und Zippelschichten", alle Laster und Schicksale tief in die Gesichter gefchrieben, frierend, als Ausgeliefene, im Vorgefühl des nahenden Winters. Oder ein Stück einsamer Landstraße, Staub und Steine ins Endlose verlaufend, der grelle Schein eines Sonnenunterganges drüberhin. Und da sitzt denn ein Strolch, einer, dem man's ansieht, daß ihm die Polizei auf den Fersen ist, sitzt mit vorübergebeugtem Kopf und hangenden Händen und schläft, schläft tief und schuldlos — man glaubt ihn schnarchen zu hören.

Dann die Bilder aus dem Leben der „kleinen Mädchen". Ein ganzer Cyklus, eine Art Biographie ließe sich daraus zusammenstellen: wie das „kleine Mädchen" eingesegnet ist, und wie es sittig und fromm neben dem philisiröß-bebrillten Papa über die Straße geht, gefolgt von der ehebar sich ipreizenden Mutter und von den heimlichen Blicken lecker Jungen, die ihre ersten Cigarren schmauchen; wie das Mädchen zum erstenmale ausgeht im „kleinen Kleid", und wie die Backfischzeit sich nahet; wie es als junge Dame am Stadtbahnhof steht, Herren, die vorbeistreichen, allerhand Gesichter drumherum. Und dann die Tanzboden, die Kameradinnen und die „Freunde". Da ist die „Damenwahl in Halensee": geputzte Mädchen in Federhüten, Backfischartene und ungeschickte Novizen, schwärmen auf die Herrenwelt zu und machen ihre werbenden Mairie. Erster Grad der Erschöpfung: draußen vor dem Ballsaal in silber grauer Frühlingsnacht: ein ganz junges Ding ist ohnmächtig gegen ein Stackel getaumelt, die Arme mit dem Taschentuch hangen schlaff herunter; eine andere, ganz vorne, die im sumpfen Aetzet an ihrem Taschentuch knickt: ein Pärchen, das sich brunstig küßt, ein anderes, das sich schmollend sucht; in den Fenstern des Ballsaales gelbes Licht und sich drehende Paare. Zweiter Grad der Erschöpfung: Schluß nach dem Maskenball, vor der Garderobe: eine betrunkene „Polin", die von einem glatzköpfigen Cavalier verführig geleitet wird; eine Radlerin, völlig bewußtlos, die mit schleifenden Beinen von einem Kellner geschoben wird; eine Einsame, im blauen Abendmantel, die verlassen und traurig an einem Pfeilen lehnt: an der Schranke ein ironisches Pärchen, spanischer Ritter und Pierrette, die sehnsüchtig nach Hause wollen. Dritter Grad der Erschöpfung: am folgenden Morgen oben zu Hause, in der Dachkammer; ein blaues bleiernes Licht, draußen Schneedächer; am Fenster ein Mädchen, das zaudert, ob es ins Geschäft gehen soll: ein anderes im Nebenzimmer bei der Nähmaschine; dann zwei Schadmatte, die „nicht mehr können": die Jüngere, mit aufgelösten Haaren, liegt angekleidet in einem Triumphstuhl, eine zerknitterte Cigarrette zwischen den Fingern, ein am Schlafen: die Aeltere, im Unterrock, ist hoch aufgewacht, ein leichtiges schönes Mädchen, jetzt satt und übernächtig, und glotzt mit erstorbenen Augen aus verwüstetem Gesicht stumpf vor sich hin — willenlos wird sie dem Untergang zutaumeln, ins Krankenhaus, ins Armenhaus, ins Irrenhaus.... Oder ist vielleicht das ihr Zukunftsbild: jene bettrunkene Alte, mit dem idiotisch-bestialischen Gesicht, die hilflos einen Baum umklammert, umstiert von allerhand Krüppeln und skrophulösen geinsenden Kindern — das grauenhafte Bild menschlichen Großstadtelends, das die moderne Malerei jemals geschaffen hat?!

Es war wahrlich nicht „Freude am Häßlichen", die Baluschek zu derartigen Schöpfungen trieb. Es war weit eher der Schrei einer Angst, die sich Luft machen wollte. Es war schwer empfundenes Grauen, düstere Verzweiflung, entsetzensvolle Gewißheit. Dann aber war es noch etwas anderes: das Abschütteln eines Albdruckes. Man gedenke der Goethe'schen Bekenntnisworte:

> „Ich griff nach beiden Maskenzügen
> Und faßte Larven, daß sich schnierte.
> Ich möchte gerne mich betrügen,
> Wenn es nur länger dauerte!"

Erlebten Betrug und Selbstbetrug hat Baluschek in diesen Bilderserien gestaltet. Aber er blieb beim persönlichen Erlebnis nicht stehen. Er gab eine allgemeine Lebensstimmung. Er zeigt uns die Entwurzelten der modernen Gesellschaft, die Verlebnten und Ausgestorbenen: ihr Kämpfen, ihr leichtfertiges Sichhinaustragen, ihr Unterliegen. Und als Hintergrund jene Stadt, in der er lebt, und die von mir bei einer früheren Gelegenheit einmal „Zeit" Nr. 192 als „die Stadt der heimatlosen Leute" bezeichnet wurde. Und das ist wohl der weiteste und tiefste Tenor der Baluschek'schen Kunstschöpfungen: das Gefühl der Heimatlosigkeit des modernen Individuums. Dunkle Raffempfindungen und unbewußte Gemüthserlebnisse verbinden sich hier gewiß vielfach mit persönlich gemachten Erfahrungen. Und auch daran darf in diesem Zusammenhang erinnert werden, daß der Sohn des Eisenbahnbeamten eine liebwarzelade, fast kärtliche Zuneigung zum anonymen Eisenbahnleben hat, dieses Symbol aller Heimatlosigkeit und Unstäte. Erst kürzlich hat er einen Cyklus: „Die Eisenbahn" vollendet, in allem Besonderen streng sachlich und kennerhaft, in einzelnen Schöpfungen oft von einer wundersamen neuen und gewaltigen Poesie, in der Gesammthaltung bewegt von einer ungeheuren lebendigen Sehnsucht, die hinaus will, ins Weite schweift und doch vom Realen seine Berriedigung mehr erhofft. Die Traumhaftigkeit wirkt es unachtsal hinburch, wie bunte Scheine spiegelnder Farbenmegonen, die im Dampf der Schnye, im Ziehen der Nebel verkittert, verschweben. Ein Auge, das die Wirklichkeiten durchdrang, späht über die Wirklichkeiten hinaus, nach anderen Welten, in denen die Geister ahnen und frei und leicht sich wiegen und schweben.

Baluschek hat ja in frühen Jahren seine Phantasie auch in übersinnliche Welten ausgeschweift. Er hat manchertei gemalt, Ernstes und Vergnügtes, wo Fabelwesen und Menschen miteinander verkehren: den Tod, wie er als Geiger in ein verrufenes Haus einspielt; Nixen, schwangere Mädchen, wie es am Strand steht, auf dem in weißen Blutenkelchen die Ungeborenen schwimmen; Elfen, die sich durch die Lufte tummeln und drollige Zechter necken. Wohl das lieblichste dieser Blätter zeigt uns ein nacktes Knabchen, wie es sich kräht auf einem Schilfblatt schaukelt und sich die herabhangende Patschhand von einem grünen Frosschmaethum dennuhig inbrunstig lutschen läßt; oder violetten Wasern eine große gelbweiße Wasserlilie. Diese heitere, naivliche, immer noch ein bischen etwas Phantastik, die an Shakespeares Sommernachtstraumwelt erinnert, ist im Baluschek'schen Werk selten beschränkt. Und je mehr er vielleicht sein intimstes Bekenntnis einmal abgelegt, als er eine einem bestimmten Autor einen Bruderdienst erwiesen: eine aus einem Sumpf aufsteigende, verzehrende von Schlingpflanzen niedergezogene Wunderblume, in der ein empvorgetragenes Herz schwindelig umklammert von einer nackenden Liebesfeuche

Berlin. Franz Servaes.

Bei d'Annunzio.

Wo jedem Italiener kommt von jetzt in den ersten und Monaten auf d'Annunzio zu reden, jeder sagt gleich den einen an: fanatisch und ja gerecht, fanatisch schlecht! Bald heißt man ihn den großen Zauberer in Worten und den Erwecker der Seele

Digitized by Google

göbie nennen; bald soll er ein Betrüger oder Geck sein, der nur durch unsinnige Abenteuer lasterhafte Menschen zu verblüffen trachte. Jene zögern nicht, ihn mit Dante oder Shakespeare zu vergleichen: diese möchten ihn als einen Kranken und Verkommenen in ein Narrenhaus stecken.

Einen sein Volk so vehement aufregenden Menschen habe ich einmal sehen wollen. Er ist am 29. April nach Neapel gekommen, um die „Gioconda“ und „Gloria“ zu inscenieren. Ein paar Tage später bin ich bei ihm im Bestend Hotel gewesen.

Ein junger Mann kommt mit entgegen: ganz klein, sehr agil, von merkwürdigen Bewegungen, die man förmlich klappern zu hören glaubt, indem die Arme und die Füße, statt mit dem Körper verwachsen zu sein, mehr nur lose angehangen scheinen; er hat etwas von einer Puppe, von einem Automaten. Dazu eine harte und starre Miene, wie eine Maske, der man die glatten rothen Haare und das spitze dünne rothe Bärtchen angeklebt hätte. Nur die Augen leben, schnelle unruhige suchende Augen, die immer fragen, zu lauschen scheinen und sich nicht beschwichtigen lassen, gar nicht schwärmerisch und verträumt, gar keine Augen des Poeten, sondern eher eines Rechners oder Spielers, eines listig die Menschen abschätzenden, schnell die Dinge messenden, geschmeidig wogenden Spekulanten. Die kurze Nase ist hart, um den harten und grausamen Mund ist etwas Maladives, etwas lasterhaft Trauriges, wie es manchmal die Letzten alter Geschlechter haben; man denkt an jene blassen fahlen leeren Mienen kranker Prinzen von Velasquez, aber dabei hat er in seinen hastig commandierenden Geberden und in der Ungeduld des rapiden Redens eine solche Energie und Kraft, daß man eher an irgend einen norddeutschen Officier erinnert wird, der Abenteuer gesucht hat, muß und nun nach Afrika oder Japan geht. In seiner Erscheinung ist das Provokante junger Abenteurer und Eroberer mit dem Müden und Untröstlichen alter Familien, die zu lange gelebt haben, seltsam und räthselhaft, bezaubernd und doch fast erschreckend, bethörend widerlich gemischt. Ein häßlicher Mann, der doch fast den Reiz einer schönen Frau hat. Er redet auch merkwürdig: einfach, ganz ohne Pose, sehr schnell, sachlich, klug, alles Unnütze vermeidend, ohne Umschweife, wie man beim Kaffee ein Gespräch beginnt, und auf einmal kommt dann ein Satz, der einen Gedanken hat, wie gar nicht zum Verkehr von zwei Personen, sondern zum Anschauen der großen und glänzenden Worte bestimmt, aber in demselben klugen und geschäftlichen Ton eines Advocaten oder Agenten. Nichts von dem Zweifelnden, Zögernden und Suchenden, das sonst Dichter im Reden haben, denen man ihre Worte mühsam und indem sie sich wehren, abringen und gleichsam erst aus dem Herzen ziehen muß, sondern er spricht mit den klaren fertigen und bereiten Sätzen eines thätigen Menschen, der weiß, was er will, und zu handeln entschlossen ist.

Er ärgert sich sehr, daß man immer nur von seinen Versen und seinen Romanen spricht. Er will kein bloßer Zauberer von Worten sein. Die schönsten Verse zu machen genügt ihm nicht. Er will mehr. Er strebt den großen und fast religiösen Posten an, den der Poet der alten Zeit gehabt hat, als Einer der mehr weiß und es aussprechen kann, als ein Verkündiger geheimer Wahrheit, der den Menschen sagt, was ihr Sinn ist, die am Lebenden Zweifelnden trösten und die Traurigen ermuthigen soll. Darum hat er sich zum Theater gewendet: durch ihn soll es wieder zur Kirche des Volkes werden, das hier die Worte des Lebens höre, das über uns Waltende erkenne und das Schicksal verehren, sich fügen, geborchen lerne. Er will nicht „Etude“ machen, Darstellungen des äußeren Scheines, die unsere Grimassen zeigen, sondern „Dramen“, das ist Erklärungen des Lebens, die uns, was sonst wirr und wie ein Räthsel ist, ordnen und uns fühlen lassen, was es mit uns ist. Was ist denn die griechische Tragödie gewesen? Sie hatte auf den Bühnen vor den Menschen gezeigt, aber so, daß wir in ihnen das Gesetz, daß wir die Hand der Götter in unseren Geschicken spuren. Dasselbe will er. An Handlungen und Leiden von heutigen Menschen will er zeigen, was das Leben ist. Das Gesetz, das uns beherrscht, will er zeigen. Dieses in nach seinem Gefühl, daß wir frei zu sein glauben und es nicht sind: indem wir unser Leben zu bereiten meinen, sind wir nichts als Gehilfen oder Zuschauende einer unbekannten Macht. Wir glauben etwas zu thun, aber es geschieht bloß alles mit uns. Wir denken durch unsere Vernunft unser Leben, das doch einen ganz anderen Sinn im ewigen Spiel des unbekannten Gottes mit sich selbst hat. Wir planen, wir ersinnen, wir sandern, wir wählen, wir bedenken, aber das ist alles nur Schein, es ist alles voraus bestimmt, es ist alles voraus gesagt, es ist alles voraus vollendet, es ist unabänderlich und ohne es zu wissen, wahrend wir tun was zu leben glauben, thun wir nur in einem ungeheuren Spiele mit, das uns ewig verborgen bleibt. In den großen Momenten unseres Lebens fühlen wir das manchmal: dann halten wir an, sehen verwundert auf und wissen jetzt, daß alles anders ist, daß wir nichts begreifen können, daß die Wahrheit draußen ist, aber dann wissen wir auch, daß sie gut und schön ist, und dann werden uns unsere Schmerzen lieb, weil wir zum Schicksal gehören sind, und dann drängt es uns, ihm unbekannten Gott zu danken, und dann möchten wir das Schicksal unendlich lieben. Das will das Drama in der griechischen Tragödie

Diesen Gedanken zuhörend, habe ich mich an meine Werke erinnert. Man lese nach, was ich seinerzeit geschrieben habe, um meine „Josephine“ zu rechtfertigen, oder wie ich den „düsteren Shakespeare“ gedeutet habe. Immer habe ich von Dramen anfangen, daß es die Macht des Schicksals über die Menschen zeigen soll. Seit ihrem Abfall vom antiken Glauben haben sie gemeint, daß das Schicksal eines Jeden nur der Schatten seiner Thaten oder Werke sei, während wir jetzt wieder anfangen zu empfinden, daß vielmehr wir selbst, unser ganzes Thun und Sein, alle Werke und alle Thaten, die wir zu verrichten meinen, während sie mit uns geschehen, nichts als Schatten unbekannter Mächte, vom großen Schicksal gewebene Schatten sind. Man denke man sich einen Schatten, der es nicht weiß, daß er nur ein Schatten ist, sondern sich selber bestimmen und von der Macht, die ihn geworfen hat, ablösen und entfernen will, um für sich zu sein, selbst zu sein und sich durch sich zu bewegen — und man hat den menschlichen Wahn, die menschliche Schuld und das menschliche Leid. Wer aber gelernt hat, daß er nur ein Schatten ist, wer auf sich selbst verzichtet, wer vor unbekannten Macht geborcht, der wird traurig froh sein, wie jene Griechen waren. Aber dankbare Ostnnung gehorsamer Freude soll die Tragödie den Menschen geben.

D'Annunzio weiß selbst, daß er diese Tragödie noch nicht geschaffen hat. Er sucht erst, er hat noch nicht gefunden, es fehlt ihm die Form. Er verhehlt das gar nicht. Er hat aber das Gefühl, daß sein reines Streben die Liebe und die Bewunderung der Nation verdient, und er verlangt, daß alle bereit sein sollen, ihm dabei zu helfen. Er hat sich nicht getäuscht. Die Tuse und Zaconi haben sich verbunden, um durch zwei Monate seine Stücke in allen Städten Italiens zu spielen. Sie wissen auch, daß es nur solche Versuche, Experimente und Skizzen sind. Das sieht sie nicht an. Die Stücke gefallen dem Publicum nicht, es sieht sie nicht an. Sie haben schlechte und undankbare Rollen darin, die nicht wirken, es sieht sie nicht an. Es sieht sie nicht an: denn der Dichter braucht es, weil man nun einmal das Theater nur auf dem Theater erlernt. Der Dichter braucht es und sie sind stolz, dem Dichter dienen zu dürfen. Dies ist ein wunderbares Schauspiel. Ein deutscher Autor mag weint weinen werden.

Ich kenne von den Versuchen d'Annunzios nur die „Gioconda“. Diese habe ich bei der Premiere im Teatro Mereadante gesehen. Ein sierliches und glänzendes Theater, in Weiß und Gold, das mit seiner hellen und heiteren Eleganz ein bischen an unser Volkstheater erinnert. Die Damen in einer Pracht, die man bei uns extravagant nennen würde, die Herren im Frack; ein schwerer Duft von Blüten und von Fleisch und von Parfum. Ein ungeheurer Enthusiasmus für jedes schöne Wort. Die Handlung wird nicht, die Gestalten gefallen nicht, der Sinn des Ganzen wird nicht verstanden, aber es kommt vor, daß bei einem schönen Adjectiv der ganze Saal aufsteht; der Schauspieler muß anhalten, durch das ganze Haus schwebt das Adjectiv, man hört es summen, jeder sagt es leise vor sich hin, um es recht zu genießen, wie man einen seltenen Stein genießt, der funkelt, oder eine edle und tiefe Farbe. die man noch nicht gesehen hat. Und dann ist ein Tumult, man klatscht, man schreit, man will sich nicht beruhigen lassen, so dankbar sind sie dort für ein schönes Adjectiv.

Das Stück ist gar kein „Stück“. Es hat kaum eine Handlung, alles geschieht zwischen den Acten, wir sehen nichts, wir hören immer nur erzählen, es ist vielmehr ganz wie eine alte italienische Oper: jeder tritt vor und singt seine Arie. Alle Personen haben denselben Ton, den des Dichters. Es sind immer nur Worte, nichts als Worte, aber freilich Worte von so seliger Schönheit, daß man sich berauscht. Er hat die Gabe solcher Rede, daß alles schön wird, was er mit ihr berührt, so schön und leuchtend, daß man es begehren muß. Wenn er von den Gefühlen eines Kranken spricht, welche man selber krank sein und man wünscht sich alle Leiden, die er schildert, zu besitzen, um sie durch seine Worte. Der Gedanke der „Gioconda“ ist sehr groß. Sie sagt uns, daß jeder Mensch seine Bestimmung hat, der er nicht entweichen kann, die ihn verschlingt, die stärker ist als seine Wünsche, als seine Vernunft, als sein ganzes Leben. Der Eine ist als Heiler geboren, der Andere ist geboren, um Statuen zu machen, ein Anderer ist da, um Verderben zu bringen. Keiner kann anders sein, als es ihm bestimmt ist. Was nützt alle Vernunft, was nützt der Wille? Von der Kette unserer Zukunfte können wir nicht los. Dem uns Allen gilt, was er von der „Gioconda“ sagt, die der Ungenügsamkeit beschuldigt wird: „Non c'è nulla di più terribile in lei, ma ella stessa ottobedisce a una potenza che può essere implacabile.“ Aber dieser große Gedanke wird freilich nur angesprochen, nicht dargestellt. Die Fabel erreicht ihn nicht. Es sieht ein Mann zwischen zwei Frauen, einer guten und traurigen, in die er halb so wie sie, und einer wilden und quälenden, die schön ist. Mit jener möchte er leben, aber diese braucht er, um zu schaffen. Er hat aber das Gefühl, daß er nicht zum Leben da ist, sondern zum Schaffen. „Io sono nato per fare le statue“. Er weiß selbst, daß es schlecht ist, was er

Digitized by Google

thun: die Ehre zu kränken, um einer Sitten willen. Er versucht zu sterben, aber die Sorge der Guten erhält ihn am Leben. So geht er hin und erfüllt sein Schicksal: die Ehre zu kränken um einer Bösen willen, weil das für ihn nöthig ist, um Statuen zu machen, und er ist geboren, um Statuen zu machen. Wie aber sorgen uns: was will sie, die Gioconda, die Böse? Sie ist schweigend bei ihm und ist schön, und wer sie anschaut, vergeht ihr, denn niemals ward in einem menschlichen Leib ein so großes Geheimniß gesehen: „Era lá, silenziosa. Quando uno la guarda, e pensa ch'ella è causa di tanto male, veramente non può imprecare contro di lei nel suo cuore; — no, non può, quando uno la guarda . . . Jo non ho mai veduto in carne mortale un essi grande mistero.“ Und in einem Spitzg erinnert der Dichter an die Greise vor Troja, die die Helena erblickten und leugneten und sagten: Es ist gerecht, es ist gerecht, daß um ein solches Weib die Trojer und die hellumschienten Achaier so lang ausharren im Elend, denn einer unsterblichen Gottin gleicht sie von Ansehen!

Hermann Bahr.

Die Woche.

Politische Notizen.

Dem Finanzminister Herrn Dr. Kaizl, der im vorjährigen Sommer den damals geplanten Staatsstreich mit der verächtlichen Verschierung hinfürwortet hat, daß die Gegenaction der oppositionellen Parteien nicht über eine papierene Revolution hinausgehen würde, könnte heute sein Compliment in angemessener Weise erwidert werden. Denn, wenn man die ganze fünfjährige parlamentarische Thätigkeit dieses Ministeriums Kaizl, genannt Thun, überblickt, so sieht man nichts als papierene Politik; nicht eine Spur von einer That, aber ein verwirrender Wust von thatenverheißenden Reden. Wenn die Welt nur aus Zeitungen bestünde, wenn das Glück der Völker nur von der Zustreibekraft der Zeitungen abhienge, wenn endlich die politische Bedeutung jeder Zeitung zusammenstiele mit der Höhe des von ihr alljährlich bezahlten Zeitungsstempels, dann könnte Dr. Kaizl auf seinen journalistischen Lorbeern ruhig schlafen. Denn die größere Hälfte des von ihm so sorgsam conservierten Zeitungsstempels hat er sich, die Zeitungen mit den stärksten Auflagen kämpfen für ihn.

*

Daß ist ein Erfolg, dessen sich der Graf Badeni, trotz der Mithilfe zweier berufsmäßiger alter Zeitungsseorrupteren, der Herren v. Freiberg und v. Hahban, selbst in seinen feinen glücklichsten Zeiten, da die „Neue Freie Presse“ noch seine eifernde Hand verehrte und die „Arbeiter-Zeitung“ den „Abenteurer“ Badeni aus einer Philippowitschen Rede hinausexaminierte, nicht berühmen konnte. Dr. Kaizl ist auf diesem Gebiete heute weiter als Badeni je war. Mit wahrem Neid muß der Finanzminister des Cabinets Badeni, Herr Dr. v. Bilinski, das Glück seines Nachfolgers Dr. Kaizl verfolgen. Was hat nicht alles Herr Dr. v. Bilinski — um von den anderen ganz zu schweigen — von der in finanziellen Dingen einst so scharfkritischen „Neuen Freien Presse“ anhören müssen, wegen des ungarischen Zollbündnisses, wegen der Bankfrage, wegen der Quote und des „Ausgleichs“, wegen des Zuckerbündnisses und so vieler anderer Dinge. Und Dr. Kaizl, der bedeutend Angreifbarere, vertritt wie Herr von Bilinski, nur daß er das „Ausgleich“ fallen gelassen und an die Quote vergessen hat. Herr Dr. Kaizl, der ganz dasselbe Finanzkunststückchen fort führt, nur daß er das Geld dafür nicht aufzubringen vermag, der Herr Dr. Kaizl hat der großen Finanzkritikerin „Neuen Freien Presse“ von einst die Feder gestreckt. Die „Neue Freie Presse“ nennt Dr. Kaizls Namen am liebsten überhaupt nur noch in Reporternotizen. Sobald einmal über den Ausgleich ein kritisches Wort geschrieben werden muß, wird der ganze wahre Baumgartnitscher Unbefriedigten den Gnaden Thun oder dem Minister Kaizl Raum in abwechselnden Leitartikeln; der Finanzminister aber wird nicht einmal mit dem Namen gedacht. Sobald dem Dr. Kaizl irgend eine zur Erschütterung der deutschen Opposition geeignet scheinende Geste einfällt, in der „Neuen Freien Presse“ wird die Sache ein warmes Asyl bereitet. Dort hat Dr. Kaizl am letzten Sonntag die Wiederkehr des Tages gefeiert, an welchem § 14 Sprachengesetz und der deutschfeindlich gewordenen Regierung Thun abgelagert, die am Freitag von der „Neuen Freie Presse“ selbst als fatsch anerkannt werden mußte. Dort ist auch — als ob die „Neue Freie Presse“ nicht einen Tag ohne solche officiöse Nachricht leben könnte — am selben Freitag gleich das Gerücht der bevorstehenden Budgetierung erschienen, das genau so glaubwürdig ist, wie das vorhergegangene Dementi des § 14-Sprachengesetzes. Wenn Baron Gautsch einmal gelagt hat, daß man ohne die „Neue Freie Presse“ in Oesterreich nicht regieren kann, so beweist Dr. Kaizls Fall, daß man auch mit ihr nicht regieren kann, wenn man der Dr. Kaizl ist.

*

Und Dr. Kaizl hat nicht nur das Organ des Großcapitals, auch das Organ der Socialdemokratie — die Gegensätze derselben sich — ist ihm in genügender ergeben. Die „Arbeiter-Zeitung“ kann seinen Thun stunden mehr für ihn, wie selbst die Opposition. Als anläßlich der Abgeordnete Dr. Kronawetter im niederösterreichischen Landtag die Regierung über die vorher in der „Zeit“ besprochene staatsfeindliche Zeile des § 14-Erasmus interpellierte, waren wohl alle Mann an Bord, nur eine Dissenstion und skandalisierende Rede für den Finanzminister nicht rathsamen Affaire zu verbinden. Der Landmarschall was die Interpellation mit nichtigen Gründen zurück, und eine in ihrer Kürze für den unbefangenen Leser unverständliche Angabe des Regierungsbeides der Interpellation war so ziemlich alles, was die Wiener Tagesblätter über den Vorfall darüber berichten. Nur ein Blatt hat ein wenig mehr gethan, das war eben die „Arbeiter-Zeitung“. Sie hängte dem Abg. Dr. Kronawetter mögen der Einbringung der Interpellation noch ein „Mäntlein“ an, indem sie schrieb:

„Wir wissen gestehen, daß wir diese Interpellation bei Weitem überflüssig halten; sie enthält gar nichts, was nicht schon in der Rede des Abgeordneten, die da gestanden, eine Sache wurde nicht dadurch besser, daß sich ihrer annehmen. Auf eine Antwort hofft doch heer Dr. Kronawetter nicht; er hat bloß die Sache zur Sprache bringen wollen. Aber wir denken, daß die Sache, wenn sie in einem Blatte stand, das doch ziemlich beachtet wird, immerhin schon so zur Sprache gebracht ist, als es durch eine Interpellation im nied.-österr. Landtag geschieht.“

Die Theorie, daß eine Sache, wenn sie in der „Zeit“ oder sonst einem, wie die „Arbeiter-Zeitung“ wohlwollend sagt, „ziemlich beachteten“ Blatte gestanden hat, in einer parlamentarischen Körperschaft nicht mehr zur Sprache gebracht werden soll, ist neu. Wenn die socialdemokratischen Abgeordneten sie auch auf den Reichsrath übertragen wollen, dann könnten sie sich in Zukunft fast alle ihre Reden ersparen, da diese doch in der Regel nur Gegenstände betreffen, welche vorher schon in der „Arbeiter Zeitung“ oder einem anderen Blatte besprochen worden sind. Das andere Argument der „Arbeiter-Zeitung“ — „auf einer Sitzung kann doch der Herr Dr. Kronawetter nicht“ — ist gleichfalls neu. Wenn sie schon zur Zeit, als der Reichsrath noch tagte, erfunden worden wäre, hätten sich die socialdemokratischen Abgeordneten abermals Dutzende ihrer Interpellationen und Reden — und zwar für der Regierung unangenehmsten — ersparen können, und das parlamentarische Stimmvieh wäre das neueste socialdemokratische Ideal eines Volksvertreters. Die Einbringung der Interpellation, sagt die „Arbeiter-Zeitung“, „entspringt einfach der Eitelkeit“ des Dr. Kronawetter. So „einfach“ ist das nicht. Dr. Kronawetter hat in seinem Vierteljahrhundert parlamentarischer Thätigkeit hunderte von Interpellationen und Reden gehalten und, oft ganz allein, die Sache aller arbeitenden und unterdrückten Menschen zu einer Zeit geführt, wo der heutige gestürzte Leiter der „Arbeiter-Zeitung“, Herr Dr. Adler, sich noch mitten unter den „dornierten“ Wiener Bourgeois, die er jetzt so schonungslos bekämpft, politisch fühlte und wo er noch jedes des Obergottes Schöner den Worten des deutschnationalen Coangeliums tauschte. Einen Mann wie Kronawetter, der eine solche Vergeit in Oesterreich sicherlich einzig dastehende, selbstlose, von jeder Eigenheitigkeit freie politische Laufbahn hinter sich hat, einen Schaffhauser hinzustellen, ist denn doch eine so „einfache“ Sache nicht, besonders wenn sie von einem Blatt unternommen wird, welches andere Leute, die ihre demokratischen und socialpolitischen Ueberzeugungen um eines Ministerportefeuilles willen schnöde verleugnet haben, so zart in Schutz zu nehmen weiß wie die „Arbeiter-Zeitung“.

*

Man lese nur beispielsweise daher einmal nach, wie sein die „Arbeiter-Zeitung“ in ihrer Nummer vom 23. April d. J. die Minister Dr. Kaizl und Dr. v. Wittek antastlich der die Affaire Landsberg-Bielohlawek-Bergwerker Industrielle hatten eine Mundwendung erzeffstattlich, in welcher sie erklärten, daß sie, den von der Regierung für die Staatsbetriebe erlassenen Verfügungen sich anschließend, den 1. Mai ihren Arbeitern nicht freigeben würden. Statt — wie es von ihrem Standpunkte geboten gewesen wäre — die Minister wegen ihrer heilsgesetzlichen Verfügung anzugreifen, stellte die „Arbeiter Zeitung“ die Herren Dr. Kaizl und Dr. v. Wittek gegen deren eigene Erlässe in Schutz, indem sie schrieb:

„Wir wissen wohl, daß die Regierung auch heuer ihre üblichen Maidemonstrern verschickt hat, aber wir haben, bevor man uns eines Besseren belehrt, keinen Grund, anzunehmen, daß die Herren Minister Kaizl und Wittek, auf die es in der Hauptstadt ankommt, heuer weniger anständig und vernünftig vorgehen wollen als im Vorjahre . . . und es ist vorläufig kein Grund, die Herren Kaizl und Wittek zu verdächtigen, daß sie heuer nicht ebenso einsichtig und klug handeln werden wie im vorigen Jahre.“

Also, die Minister hatten bereits ihre Maßregelverbote erlassen, die „Arbeiter Zeitung“ hoffte aber, daß sie sie — wer sachn da? — wieder zurücknehmen würden, und deswegen ivarte sich die „Arbeiter-Zeitung“ ihre parteiamtlich gebotenen Angriffe auf diese „anständigen und vernünftigen“ Parteiemile wieder auf, bis sie eines Besseren belehrt werden würde. Auch die freie Opposition schien die Sache so zu nehmen. Wenn sie schon einschüchtert worden wäre, hatten sich die socialdemokratischen Abgeordneten auch zum Gebrauch ihre Reden gegen den gänzlichen Ausnahmezustand des Bezirkes ersparen und abwarten können, bis die Minister Kaizl und Wittek von der Herren Dr. Adler belehrt worden wären, daß sie „anständig und vernünftig“ gewesen waren. Das widerfuhr aber nicht, und deswegen wurde die Affaire Landsberg-Bielohlawek-Bergwerker Industrielle in — nie der „Arbeiter Zeitung“ bisher am 2. Mai in einem Leitartikel aus Linz, welche am 1. Mai die Abends gedruckt wurden, die einzigen Zeitungen, die am 1. Mai in Wien herausgekommen wurden, waren die „Abendpost“ und die „Wiener Zeitung“, die in der Staatsdruckerei gedruckt werden, die „Arbeiter Zeitung“ ist also, was die Regierung anbelangt, nicht „belehrt“ worden, sie ist nicht bestraft, „eines Besseren belehrt“ worden, man hatte erwarten müssen, daß die „Arbeiter Zeitung“ wenigstens nachträglich ans Recht „Beharrung“ ihre Schimpfkanonen ziehen würde. Die „Arbeiter Zeitung“ hat wohl auch der Maifeier die privaten Lobeshymnen, die sie verloren hatte, die Polizei „Ordnung“ und „Ruhe“ zu loben, aber von der Herr Dr. Kaizl und Dr. v. Wittek in diesem Zusammenhang keine Rede mehr gewesen.

*

Man sieht, Herr Dr. Kaizl und auch Herr Dr. Wittek sind bei der auf dem Weg angetroffen haben, und gnädigen Sinn. Er erkennt sich selbst bei der ersten Meinungsäußerung so glänzend in Hand gelegenheiten, „Arbeiter Zeitung“ eines bedeutungsvollen und schwierigen Amtes, und daß die „Arbeiter Zeitung“, die sich in ähnlichen Wendungen in § 14 Reichen gar nicht genug thun kann, sich selbst dem Herrn Dr. Kaizl machen Dienst, wird in Ministerium und parlamentarischen Kreisen wohl bald bekannt werden. Auch Herr Dr. v. Wittek hat § 14 Sprachengesetz [illegible]

Digitized by Google

Dr. Kaizl anerkanntermaßen die geistige Potenz dieses ganzen absolut tschechischen Regimes bildet. Die Tagespresse hat Dr. Kaizl so ziemlich ganz für sich. Aber, bei allem angeknumenen Reipect vor der siebenten Großmacht, bin ich im Zweifel, ob nicht — ähnlich wie unter Badeni — all dieser journalistischen Lieb-Müh' umsonst sein wird. Denn das Papier, auf dem die Zeitungen gedruckt werden, ist wohl geduldig, aber die Menschen, die in einem ordentlich regierten Staat leben wollen, könnten, nachdem die Regierung sie fünfzehn Monate lang mit papierener Politik genarrt hat, schließlich doch die Geduld verlieren.

Volkswirthschaftliches.

Der Verwaltungsrath der Lemberg-Czernowitzer Bahn mit seinem Präsidenten Ziffer an der Spitze ist bisher der einzige, welcher den Hofrath Bahn, dessen Ernennung war, zur Direktionsberathung zuzuziehen und wiederholen lieh. Wir hatten im Laufe der letzten Jahre mehrfach Veranlassung, uns mit der Verwaltung dieser Gesellschaft zu beschäftigen, welche, trotz wiederholter Remonstrationen in der Generalversammlung und in der Presse, alljährlich über fl. 60.000 Tantiemen einstecke, obwohl seit der Verstaatlichung der Bahn die Geschäfte der Gesellschaft sich in ein paar Stunden Arbeit im Jahr bewältigen ließen. Schließlich hat der Verwaltungsrath dem Druck der öffentlichen Meinung und wohl auch der Regierung doch nachgeben müssen und seine Tantiemen von 10% auf 5%, das Erträgnißsicherheit erhöhen, so daß er jetzt für seinen Müßiggang die Kleinigkeit von circa fl. 25.000 erhalten würde. Dies schien den Herren aber offenbar zu wenig, und so haben sie durch ein kleines Bilanzkunststück ihre Tantiemen doch auf fl. 29.000 erhöht. Das wurde folgendermaßen gemacht. Der Gesellschaft ist nämlich auf Grund der neuen Besteuerung eine Steuer von einer fl. 80.000 übersteigenden Ueberrechnung vorgeschrieben ist, alle Steuern für den Betrieb der österreichischen Linien auf sich zu nehmen. Die Verwaltung hat den genannten Betrag als Steuerreserve vorgetragen. Würde die Steuerbehörde wirklich das Einkommen aus den verstaatlichten Linien besteuern, was das Verstaatlichungs-Ueberreinkommen thatsächlich ausschließt, so müßte die Steuer nicht fl. 80.000, sondern mindestens das Sechsfache ausmachen. Es kann sich demnach nur um eine Meinungsdifferenz bezüglich der Besteuerung des wirklich steuerpflichtigen Einkommens der Gesellschaft handeln. In dem Gewinn- und Verlust-Conto fehlt die Post „Steuern" unter den Ausgaben gänzlich. Das Unternehmen besteht aber außer der Einlösungsrente auch aus anderen Einnahmen: Dividenden von Localbahn-Actien, Agio- und Zinsen-Einnahmen in der Höhe von circa fl. 550.000, welche zweifellos besteuert sind, und auf welche die Steuer gewiß nicht viel weniger als fl. 80.000 betragen wird. Die Bilanz ist demnach unrichtig. Denn die Gesellschaft hat eine ungweifelhafte Ausgabspost von voemutlich circa fl. 80.000 bei der Ermittlung des Reingewinnes nicht abgezogen, sondern die Steuersumme irrigerweise bei der Angabe, die reservierte fl. 80.000, während diese fl. 80.000 in Wirklichkeit keine Reserve für eine mögliche Zahlung, sondern, wenigstens zum großten Theil, eine unbedingte, alljährlich wiederkehrende Zahlungsverpflichtung bilden. Gegenstand des Steuerprocesses ist voemutlich der, daß die von der Behörde auferlegte Steuer kaum zahlbar mehr als fl. 80.000 ausmacht, was die Verwaltung den Actionaren gleichfalls vorschweigt. Der Zweck dieses Vorgehens der Verwaltung ist ein sehr einfacher. Zunächst erweckt sie die Hoffnung in den Actionaren, daß diese Steuerreserve nächstes Jahr frei werden und die Dividende erhöhen werden wird. Dadurch erzielt sie eine jastige Bewerthung der Actien, welche sie spekulativ auszunützen kann. Außerdem erwirkt sie dadurch, daß sie die Steuer von der Tantiemenberechnung vom Reingewinne nicht abzieht, eine „Aufbesserung" ihrer Tantieme um circa fl. 4000. Der Steuerprocess wird wahrscheinlich mehrere Jahre dauern, die Verwaltung wird die Reservierung also mehrere Jahre hindurch vornehmen und jedes Jahr um circa fl. 4000 Tantieme mehr beziehen, als ihr gebührt. Wenn der Process endlich entschieden werden wird, und sie die Steuerschuld nicht mehr verschweigen kann, so wird man sie zwingen, das bis vorgetragene Steuerreserve nehmen und die Tantieme wird nicht gefürzt werden. So ist es nun, daß diese Notiz der einverwerten Verwaltung einen Strich durch die Rechnung macht. Vielleicht sieht sich sogar der von der Regierung in die Verwaltung entsendete ehemalige Minister Fr. Rittner durch die von uns ertheilte Aufklärung veranlaßt, seine Collegen auf die Unzulässigkeit ihres Vorgehens aufmerksam zu machen. Er wird doch nicht eine Tantieme einstecken wollen, die ihm nicht gebührt.

Allgemeinheit, wenn die Pflege der Südbahn kommt, da neben sich in Deutschland an verschiedenen Orten die Südbahnsekretäre, leitende Comites und beschlossen Reiselustereien, wie der Südbahn zu besser mache. Im allgemeinen ist die deutsche Reiselust ja nicht dumm, aber was diese Südbahnkomitees zu beschließen pflegen, ist meist so nonsenses sprud, daß man meinen möchte, alle, auch die Deutschen, sind an unheilbarer Tauchsucht angesteckt. Und gehe sich in diesen Comitee Beredsamkeit. Das ging auch schon, denn wer die Entwicklung der Südbahn seit langen Jahren verfolgt hat und vor sich, wie sich auch noch vor einem Jahr nicht darum gekümmert hat, daß die Südbahnacten über Linz nicht weit kommen, und seine Actien behalten hat, der ist wirklich kein finanzielles Genie. Die Zeit kann behaupten, daß durch die ein fortlich beispiellose Verschwendung bei ihrer Errichtung in solchen finanziellen Nöthen, daß sie sie sie, wohl nicht hatte, nur ein Drittheil gilt, eine Reihe von Jahren keine Dividende zahlen. Das ist aber natürlich, wenn die Bahn nicht Verbindung der Alpenländer und da haben sie nun den Actiengram mit vieler alle Anfang. Einmal den langen ist, daß die Bahn nicht mehr einbringt. Dann wollen sie, daß der Staat an die Verzinsung der Steuer das Südbahn gut. Angenommen, durch Ostern oder Verstaatlichung, in einem solchen [illegible] und das Letzte die Verstaatlichung ab- [illegible] verhindern hatte, dann würde, daß es auf die Verzinsung des Actienkapitals nicht ankäme, und [illegible] Actionär so [illegible] Actien [illegible] Actien [illegible] Actien

peramentvolles Weib. Insofern entspricht sie ja der Dichtung. Aber daß Frau Bruck indes aus ihrer eigentlichen persönlichen Natur geschöpft hat — es müßten sich ja auch dafür Rollen finden — diesen Eindruck hatte man hier nicht . . . Im Jantsch-Theater gab es jetzt vor allem ankommt, ist die schauspielerische Verfeinerung. Das sei Herrn Haller, der ein intelligenter Regisseur und Schauspieler ist, aufs angelegentlichste empfohlen.

*

„Tohn-Bohn" von Ordonneau, ein neues Vaudeville des Theaters in der Josefstadt, zeigt im Text hübsche Ansätze einer heiteren Operettengrazie. Mit ein paar Strichen könnte es sogar erreicht werden, daß man sich dabei, mit Nachsicht der Musik, wirklich gut unterhält. Am Abend der Aufführung war darüber kein Zweifel; die Zeitungen am nächsten Tage haben es, Gott weiß aus welchem Grunde, doch geleugnet. Dieselben Zeitungen, die bei uns Woche für Woche die dümmsten Fadaisen in höflicher Ergebung hinnehmen. Den grazidsen Theil der Aufführung vertrat Fräulein Moraw, den humoristischen Herr Maran. Herr Maran hat nur eine kurze Scene im letzten Act. Aber er teilt auf, und diese einfache Thatsache verbreitet eine entzückende Komik, der sich kein Mensch entzieht.

A. G.

*

Man schreibt uns aus Berlin: Bei dem Berliner Hofjuwelier L. Werner kann man jetzt eine sehr interessante Sammlung von Goldschmuckstücken, die nach den Entwürfen des Maler-Radierers Hermann Hirzel angefertigt sind, sehen. Der betonnte Künstler war der erste, der in Deutschland Schmuckstücken in künstlerischem Stil anfertigen ließ. Von französischen und englischen Vorgängern unterscheidet er sich mit seiner durchgängigen Verwendung von Naturmotiven. Leicht und individuell stilisierte Blüten- und Blätterformen, meist in mattem Gold aufgeführt und jetzt auch in zartem Mosait auf Gold eingelegt, zeichnet er für Brochen, Gürtelschnallen und Nadeln. Drei Blätter vom Löwenzahn, Pflanzchen, welche auf Weg und Wiese wachsen als heftes Pflanzenornament auf Goldgrund — das sind die einfachen Mittel, mit denen Hirzel eine ebenso edle wie harmonische dekorative Wirkung erzeugt. Durch ihre Feinheit und Vornehmheit sind diese verhältnismäßig sehr billigen Schmuckstücke wohl geeignet, die vorzüg geschmacklosen Juwelenformen Ovisjen, Kleeblatt, Wandstehen, Zweigwerk zu verdrängen und in der deutschen Goldschmiedetechnik umwälzende Veränderungen zu bewirken.

M. W.

Bücher.

Continental-Compass. Jahrbuch für Finanz Versicherungs- und Verkehrswesen 2c. Gegründet von C. J. Wischniowsky. II. Jahrgang. 1899. Wien, in Commission bei Carl Konegen.

Der seit vielen Jahren erscheinende „Compass" erfüllt im allgemeinen seinen Zweck. Trotzdem ist die Concurrenz auf diesem Gebiete wie auf jedem anderen von Wert, weil sie zu steter Vervollkommnung des Stoffes, zu zweckmäßigerer Anordnung und größter Genauigkeit zwingt. Was nun den heuer im zweiten Jahrgang erschienenen Continental Compass anbelangt, so kann jetzt schon nach ein abschließendes Urtheil gefällt werden. Insbesondere bezüglich der Verläßlichkeit der Angaben kann man aus durch langeren Gebrauch ein sicheres Urtheil gewinnen. Das Inhaltsverzeichnis, welches bei einem solchen Nachschlagewerk von großer Bedeutung ist, ist praktisch angelegt. Man findet die einzelnen Unternehmungen rasches als im „Compass". Ueber verschiedene Unternehmungen, besonders über viele Industriegesellschaften findet man reichhaltigere Angaben, als im „Compass". Auch der Vergleich der Geschäftsergebnisse zweier Jahre bei den größeren Unternehmungen ist von Vortheil. Dagegen ist die im ganzen Werk durchgeführte Verrechnung nach Kronen entschieden ein Hinderniß bei der Benützung des Werkes, insolange, und das wird wohl noch lange dauern, die obligatorische Stempelrechnung nicht einge führt ist. Druck und allgemeine Ausstattung sind im „Compass" angenehmer und übersichtlicher.

B. A.

Wilhelm von Polenz: Andreas Bockhold. Tragödie in vier Acten. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag.

Ein Mittler hat von Wilhelm von Polenz sehr richtig gesagt, daß er zu „den Poeten vom Gustav Freytag Schlage" gehört. Dabei klagt es sich nun, ob die vom Gustav Freytag Schlage Poeten sind. Ich habe nicht die Empfindung. Gustav Freytag, der erfolgreichste Autor in der schlimmsten Periode des Niedergangs der deutschen Poesie, der beliebteste Zährin steller Deutschlands, als der Nationalschriftsteller eine bedeutige Staats anschauung und in den verschiedenen Kreisen der deutschen Bourgeoisie bestimmend war, ist kein Dichter gewesen, wenigstens kein Dichter in dem Sinne, den wir diesem Worte geben. Er erschöpft uns heute als der Typus des ernsthaft wohlmeinenden Banales, des streben aber linken Provinzjournalisten, des klugen Advocaten, des „Feuilletons", der sich in gute mittlere erfahrnisch wohlfühlt. Leidenschaft, Drama, Temperament, Glut, kunstlerische Laune, Humor im hohen Sinne einer Weltanschauung, Reichthum an kunstlerischen Mitteln, Adel am Farbigen, Tonmalerei, Treibkraft der künstlichen Welt — kurz, alle Lust und Sonnenwärme des Künstlers fehlte ihm. Man stelle an zwei Beispiele, wenn man an ihn denkt: an die Studentenbude des deutschen Professors und an das Comptoir des deutschen Kaufmannes. Ich weiß nicht, ob er Hochschullehrer gewesen ist — er hatte es jedenfalls sein sollen und eine gute Feder neben Adolf von Menzel gemacht. Wilhelm von Polenz hat deutlich viel von ihm, nur daß er eben von einer anderen Generation ist und daß die Schule des Naturalismus gegangen ist. Das Poetische hat dadurch nicht gewonnen, aber es ist mehr Echtheit in die Art gekommen. Die Phrasengloriole der gesalgten „Idealisten" fehlt zwar nicht ganz, aber sie ist nicht so aufdringlich und breit, das ganze mittlere-Behagen ist nicht gerade die Atmosphäre. Ein solcher Autor ist imstande, gute Romane von einer gewissen praktischen Tendenz zu schreiben, trocken, aber tüchtig, und es wäre sehr unrecht, diese Arbeiten mit Geringschätzung zu behandeln. Ob diese Art aber hinreicht zur Schaffung einer Tragödie, zum Aufbau einer bewegten Handlung, die ohne innere Größe und gewaltige Leidenschaft undenkbar ist, das muß man ernstlich bezweifeln. Wilhelm von Polenz hat mit Andreas Bockhold eine solche Schöpfung versucht und auch dieser Versuch verdient unsere Hochachtung. Gelungen ist er aber nicht. Die äußere Anlage, alles Constructive, ist dramatisch genug, scheint mir sogleich beim Lesen so, aber die Füllung ist Schaum, Wort. Wir wollen in der Tragödie Größe, Gewalt, und sie kann uns nur befriedigen, wenn sie uns erhebt, trotz des Unterganges, der an ihrem Schluß steht. Hier aber haben wir nichts, als einen kläglichen Irrthum, einen fast komisch anmuthenden, halb pathologischen Fall, und das Ende ist Unerquicklichkeit. Bei richtigem Angreifen hätte aus dem Stoff eine ernsthafte Komödie großen Stiles werden können, eine Komödie, die überdies alle die „Fragen", auf die es auch hier wieder in der Hauptsache anzukommen scheint, ganz anders durchleuchtet hätte, als es hier pseudoreligiös geschieht.

L. J. Berbaum.

Revue der Revuen.

„Die Gesellschaft" (Februar und März). Ein Artikel von Ernst Gystrow über den Katholicismus und die neue Dichtung. Nicht in weltlichen, antikatholischen Kreisen, sondern gerade im clericalen Lager werde seit einigen Jahren gegen den Katholicismus der Vorwurf der literarischen Unfruchtbarkeit erhoben. Schon im Jahre 1889 schrieb Pater Kreiten, der ständige Kritiker des officiellen Jesuiten-Organs, „Stimmen aus Maria-Laach", über das sinkende Interesse der Katholiken an der literarischen Production. Eine im Jahre 1894 veröffentlichte Schrift des Cardinals Manning äußerte sich noch schärfer und wies diese geistige Mance auf „den Mangel des katholischen Clerus an wissenschaftlicher und bürgerlicher Volksbildung, die Seichtheit der katholischen Predigt, die Unkenntniß der Bibel und das Pharisäerthum gegenüber allem Außenstehenden" zurück. Voriges Jahr endlich wurden in Deutschland zwei Schriften gleicher Tendenz veröffentlicht. Die eine von Hermann Schell, Professor der Apologetik zu Würzburg: die andere von einem Anonymus, der sich Veremundus nennt. Obwohl der letztere von einem unkritischen Standpunkte ausgeht, indem er fordert, daß jeder Roman, der auf Wahrheit Anspruch macht, eine gewisse Gleichmäßigkeit vertreten und eine erziehliche Wirkung ausübe, ist er doch beachtenswert in seinen Ausführungen über den katholischen Standpunkt und das daraus hervorgehende Verhältniß zur Kunst und Literatur. Nachdem Gystrow noch von dem Kurz wischen Widerstand gesprochen, den die Mahn- und Weckrufe von Prof. Schell und „Veremundus" bei der katholischen Presse gefunden, meint er, der Nerapunkt liege anderswo: nicht zufällig, sondern nothwendig ist der Katholicismus literarisch rückständig. Die neue Weltanschauung hat ein neues Menschenideal geschaffen, das in einer neuen Kunst seine Gestaltung finden muß. Diese moderne Persönlichkeit ist von der katholischen Dichtung, der im innersten Wesen dieser Lehre keinen Grund hat, schon jetzt sehr verschieden und entfernt sich immer mehr von ihm, und demgemäß wird auch die Kluft zwischen moderner und katholischer Dichtung immer größer und schließt jede Möglichkeit eines Ausgleiches aus. Aus dem allen Ideal herausconstruirt, hat der moderne Mensch mit seinen Mängeln und Vorzügen ihm gemeinsam und dieses mag demnach in engen Grenzen auch in der neuen Dichtung weiterleben. Wo diese Grenzen liegen, und daß es über diese hinaus für den katholicismus keine Möglichkeit gibt, an der modernen Dichtung mitzuwirken, versprenkt Gystrow in einer Reihe folgender Artikel klarzulegen.

„Ver sacrum" stellt in seinem vorliegenden zweiten Heft dieses Jahres einen jungen Maler vor, von dem unser den Freunden der Secession bisher noch viel die Rede war. Er heißt Friedrich König und zeigt in den mehrfarbigen und einfarbigen Holzschnitten, der er dem Heft ausliefert, eine sehr starke, gelegentlich packende und stets von einem Hauch liebenswürdiger Eigenart. Secessionistisch in dem Sinne, den die moderne gierigen Nachahmer des „Ver Sacrum" dem Worte gegeben haben, ist er nicht. Seine Zierleisten sind Studien, aus denen persönliche Naturauffassung, die sehr wohl der Ausfluß einer eigenartigen Technik scheint. In manchem erinnern sie an die kleineren Arbeiten Hans Schwangers Daselbst Volk von Reiern, Rittern und Waldleuten wie dort treibt auch in Königs Phantasie seinen Spuk. Aber Schwanger hat mehr geistige und poetische Beziehung und König strebt es gelegentlich Schwung. Seine Bindung der Form und des Raumes ist meistens vortrefflich. Nur haben alle seine Mittelpunkt in der Compositionen, in der räumlichen Bewegung. Eine drastisch gezeichnete Landschaftlichkeit fasst er ein einen Rich ausarbeiten, und alles ist in dieser Zeichnung in Bewegung, Moment. Auf den schönsten seiner Bilder, „Pfau und Kornjan", steht man einen Knaben vor einer Quelle knien, die sich aus dem Felsen ergießt. Ein Pfau ist entwenden sieht. In diesen Linien sieht scharfes geschwungenes Ornament. Leider fiel in diesem Blatt wie in allen nachgeahmten Arbeiten die Ausführung des Holzschnittes der Reproduction.

Der literarische Inhalt des Heftes ist belanglos. Eine Novelle von K. Busch und ein Gedicht von Hermann Bahr und Dermann.

„Windsor Magazine" (April). Ein illustriertes Juniorum. Das A. A. Frazer mit Mrs. Alec Tweedie, dem „Lady's Pictorial" und dem „Illustrated London". Der Mariage erzählt darin, wie er und sein Freund, der Bicar Jenkins, der bei dem sich gerade aufhaltenden Prinzen von Wales in hoher Gnade sich befindet, Zeuge waren, wie der Prinz einem Bauernkind die Taufe gab. Der Prinz gab dem Kinde den Namen Albert Victor Christian Edward. Der Vicar Jenkins hatte die Ehre, Pathe zu sein. Er schenkte dem Kinde eine Bibel, in die der Prinz seinen Namen schrieb. Der Vicar Jenkins hatte die Ehre, Pathe zu sein. Er schenkte dem Kinde eine Bibel, in die der Prinz seinen Namen schrieb.

Digitized by Google

es sich desto wirksamer gegen die Ausnützung durch die Ausländer zu wehren vermöchte. Zu diesem Zweck wollten sie zunächst nach England gehen und „Schiffsbahet" kuhleren. „Navigation" war das einzige englische Wort, das sie kannten; damit und mit einigem Geldvorrath ausgerüstet, kamen sie nach Mangalak in das Bureau der englischen Dampfschiffsahrtsgesellschaft, um sich zur Ueberfahrt zu melden. Sie kamen auch richtig an Bord eines englischen Schiffes, aber zu ihrer Ueberraschung als gewöhnliche Matrosen, statt als Passagiere. So mußten sie während der ganzen Reise das Verdeck waschen und andere grobe Dienste thun, ganz wie alle ihre Kameraden, die ihnen obendrein im Spiel ihr ganzes Geld abnahmen, bis auf ein paar Dollars, die sie sorgfältig versteckt hielten. Bei ihrer Ankunft in London fand es sich, daß niemand von ihren Landsleuten da war, um sie in Empfang zu nehmen. Der Sprache unkundig, wagten sie es nicht, ans Land zu gehen, und blieben auf dem leeren Schiff zurück, bis der Hunger sie endlich dazu zwang, auf Lebensmittel auszugehen. Graf Inouye, auf den das Los gefallen war, erstand für einen Dollar einen Laib Brot, den sie gierig wie Wölfe verschlangen. Am nächsten Tag wurden sie endlich von ihren Freunden abgeholt; sie verbrachten nahezu ein Jahr in London. Ihre erste böse Erfahrung hatte sie merkwürdigerweise nicht von Europa abgeschreckt; sie studierten diesen Einrichtungen vielmehr mit größtem Eifer und übertrugen dieselben in ihr Vaterland, wenn sie auch, wie Marquis Ito lächelnd schließt, die Hoffnung aufgeben lernten: „sich die Europäer vom Leib zu halten".

„Corbuhll Magazine" (April). Sidney Lee berichtet von der interessanten Auffindung eines Bandes der ersten Shakespeare-Ausgabe, die um 1623 bei Jaggard in London veröffentlicht wurde. Es ist ein Widmungs-Exemplar, das der Verleger einem Freunde geschickt hatte, und dürfte einen der frühesten, wenn nicht gar den allerersten Abdruck darbieten. Es wurden damals fünfzunder Exemplare hergestellt; davon sind etwa zweihundert im vorigen Jahrhundert zustande gebracht worden. Aber kaum zwanzig sind intact, und der größte Theil derselben befindet sich in amerikanischen Händen. Die englischen Antiquare gestehen, daß sich nur dort Liebhaber für diese immer kostbarer werdenden Bände finden.

Leander.

Novelle von **Hermann Bahr.**

(Schluß.)

VI.

Nachdem sich Herr von Handl bei dem Ingenieur bedankt und von dem Assistenten empfohlen hatte, nahm er sein Rad, gab es dem Portier und trat in die Restauration.

In der Nacht gieng noch ein Zug, er konnte bis Attnang kommen. Die Station sah seltsam aus, da waren ganze Berge von Kisten und Körben und Schachteln, man konnte kaum vorbei. In der Restauration war eine große Tafel, da waren die Störungen aufgeschrieben: keine Verbindung mit Salzburg, Unglück bei Straßwalchen; keine Verbindung mit Zell, nur bis Gmunden; keine Verbindung mit Wien, außer über Budweis. Schöne Situation, dachte Herr von Handl.

Er war aber ganz zufrieden. An diesen Tag konnte er sich erinnern. Das war doch einmal etwas, er hatte endlich etwas erlebt. Zimmer im Schlafwagen, von einem Hof zum andern reisen — das hatte er jetzt satt. Aufregungen, Gefahren, Abenteuer, da fühlte man sich doch erst. Seit langer Zeit war ihm nicht so wohl gewesen. Er hätte springen mögen, vor Vergnügen. Er fühlte sich überaus muthig wie ein Student. Er war angenehm nervös, herrlich nervös.

„Heute konnte ich einen dummen Streich machen," dachte er vergnügt und er sah sich im Saal nach einem „Object" um. Es waren eine Menge Leute da, Fremde und Lunger. Er sieng auf dem Tischtuch zu zeichnen an: einen Canaricus, der ihm vis-a-vis saß, er sah wie ein Hecht aus, dessen Mama sich in einen Fresch verschaut hat; eine elegante Linzerin mit Zugvisefleteren: den Zahlkellner, der ein Wiener sein mußte, er trieb in jedem Schritt die Nostalgie der Großstadt merken.

Dann sieh ihm ein, daß er den ganzen Tag noch nichts gegessen hatte. Er wollte etwas bestellen, er hatte aber keinen rechten Hunger. Er rief den Kellner und fragte ihn, was er essen sollte. Aber das wollte er alles nicht. „Geben Sie mir eine Portion Caviar!" Caviar war seiner da. Er zögerte sich. Der Kellner erkannte ihm, daß nun diese Zeit der Caviar schlecht ist. Er hatte aber gerade auf Caviar Appetit. Der Kellner schlug ihm einen Kierenbraten vor, der auch sehr gut sei; von der Niere, mit Gurkensalat. Nein, wenn es keinen Caviar gab, wollte er eine Liter Torte. Die gab es auch nicht. „Ja, was gibt es denn?", schrie er gereizt. „Warum sagt man denn dann Linzer Torte, wenn man sie nur in Wien kriegt? Geben Sie mir eine Salami! Ich habe überhaupt keinen Hunger, ich will nur ein bischen naschen!" Dann bestellte er sich eine Flasche Medoc und eine Chartreuse. Die Chartreuse war gut. „Wissen Sie nur die ganze Flasche da!" Er erinnerte sich an seine Partner Zell der berühmten Weinhandlung, Champagner und Wein, Rhumm und Cognac, und aß eines Chartreuse in den Wein. Er dachte sie sind, daß es ihm vortrefflich nicht gesund war, aber an einem solchen Tag! Man lebt schließlich nur einmal! Und er war heute gerade in der Stimmung. Schade, daß er keinen Menschen hier kannte. Er hätte gerne gehörig gezecht.

Nach einer Stunde hatte Herr von Handl einen netten, kleinen Schwipps. Wenn er beschwippst war, wurde er immer sehr gut. Er hätte dann alle Menschen beschenken mögen und weinte leicht, aber es war ein freudiges Weinen, von Milde und Liebe. Weil sonst gerade niemand da war, rief er einen alten Mann zu sich, der hinter der Credenz lag, einen schnaufenden Koter, streichelte ihn und war mit ihm zärtlich. Einer alten Frau half er einen Koffer tragen, einem Kinde kaufte er Zuckerln. Dabei jammte ihm immer noch die Margarethe in den Ohren. Er hatte gar nicht so viel getrunken; eigentlich war er schon betrunken gewesen, als er begann: von der Angst. Auch hatte er ja fast nichts gegessen. Es macht nichts, sagte er sich vor: heute kannst du dir schon was erlauben, heute wollen wir lustig sein! Und er pfiff so laut, daß der Canonicus, der immer noch oft, verwundert aufsah und lächelte. Das freute ihn, er nahm sein Glas, neigte es grüßend gegen den Canonicus und trank ihm zu. Dem alten Herrn schien das zu gefallen: er zog sein Lappert, winkte auf eine fromme Art mit der Hand und grinste über das ganze Gesicht; sagen konnte er nichts, weil er den Mund voll hatte. Herr von Handl fand das sehr nett. „Den Geistlichen thut man auch viel Unrecht," dachte er sich.

Jetzt mußte er sich aber doch umsehen, wann eigentlich sein Zug gieng. Der Kellner berubigte ihn: Der Zug stand schon da, mußte aber warten, bis der von Budweis kam; der hatte gewiß wieder eine Stunde Verspätung und es wurde ja abgerufen. Herrn von Handl konnte das schließlich gleich sein, wann er heute nach Attnang kam, eine Stunde früher oder später. Wenn er nur morgen Früh in Gmunden war! Von da wollte er auf dem Rad oder zu Fuß nach Zell, das wäre ein Triumph sein! Er hätte nur gern gewußt, wie lange es noch dauern konnte, bis der Zug von Budweis kam. Er hätte dann vielleicht noch ein bischen in die Stadt gehen können, in ein Tingl-Tangl. Es gab in Linz doch gewiß ein Tingl-Tangl, das müßte zu fidel sein. Er versuchte sich die Mädchen vorzustellen: sie waren gewiß recht arm und traurig und hatten verschossene grüne Mantillen um, das dachte er sich besonders rührend. Sie hatten sicherlich Mantillen um, und zwar grüne, er hätte wetten mögen. Schade, daß er nicht hingehen konnte! Er wäre jetzt in der Stimmung gewesen, sich recht rühren zu lassen.

Es regnete nicht mehr, der Mond sah durch die Wolken. Herr von Handl bezahlte, ließ sich noch eine Flasche einpacken und trat auf den Perron. Es war ihm heiß, er wollte in die frische Luft. Sein Zug stand drüben auf dem letzten Geleise. Er stieg in die erste Classe ein und belegte einen Platz. Dann gieng er vor dem Zuge auf und ab. Er bemerkte nun erst, daß er doch recht betrunken war. Er taumelte sogar ein bischen, er hatte sicher irgendwo um ihn her und schienen ihm ihre Zungen zu zeigen. Wenn nur der dumme Zug endlich schon gekommen wäre! Er wurde ungeduldig. Er hatte eine große Unruhe, es trieb ihn hin und her, er sehnte sich so. Nun war er schon satt dort, nun hielt er es kaum mehr aus. Morgen war er endlich bei ihr. Die arme, kleine Frau! Was mochte sie in diesen zwei Tagen gelitten haben! Sie war so ängstlich. Morgen, sagte er sich, morgen! Aber dann wollte er sie nie mehr allein lassen, nie mehr! Er hatte ja gar nicht gewußt, wie lieb er sie hatte. Jetzt fühlte er es erst. Er hatte sie manchmal lieb. Ida, sagte er leise vor sich hin, meine süße, dumme, kleine Ida, oh, ich hab' dich gern! Er hätte weinen mögen, so lieb hatte er sie.

Er gieng noch immer auf und ab. Der ganze Zug hatte nur fünf Passagiere: die alte Frau, der er früher gewolen hatte, ein paar Studenten, einen Herrn mit einer goldenen Brille, der das „Vaterland" las, und dann sah er jetzt, als er vorkam, im zweiten Waggon ein Mädchen am Fenster sitzen. Von der Decke schien das Licht auf ihre blonden Haare, das Gesicht war im Dunkeln. Er wollte wissen, ob sie hübsch war. Er trat vor den Waggon, zündete seine Cigarre an und hob das brennende Hölzchen ein wenig, wie eine Kerze. Sie hatte ein feines, mosaunates Näschen, machte aber beleidigt die Augen zu. Dich blieb sie am Fenster. Er gieng bis zur Locomotive, kehrte um und kam langsam zurück. Sie regte sich nicht und behielt die Augen zu. Sie war nett gekleidet und trug ein Plüschen mit einer Cravatte, das ihr etwas von einem Knaben gab. Er gieng nun mehrere Male von ihrem Waggon zur Locomotive und von der Locomotive zu ihrem Waggon und blieb immer eine Weile bei ihr stehen. Sie regte sich noch immer nicht und hatte die Augen zu, aber von der Seite schien sie doch ganz leise ein wenig zu blinzeln und er fand es hübsch von ihr, daß sie doch am Fenster blieb. Freilich hatte sie eine kleine Falte auf der Stirn zwischen den Brauen, als ob sie sehr wache, aber sie verschien nur eben so wenig zu sein, auf den Mund hatte sie vergessen, der hübsche sah. Es mußte auch ein armes Ding sein, das man bei diesem Wetter in der Nacht allein auf der Eisenbahn fahren ließ! Er war schon wieder gerührt. Als er das fünfte Mal zur Locomotive kam und umkehrte, sah er sie nicht mehr. Nahm sie es ihm

Digitized by Google

doch übel? Es war ja frech von ihm, nun that es ihm schon leid, er hatte sie nicht kränken wollen. Er wollte sie nicht mehr so anglotzen, das schickte sich wirklich nicht. Wie er wieder an den Waggon kam, schielte er nur so ein bißchen hin. Da sah er, dass sie noch immer am Fenster war, nur lehnte sie nicht mehr, sondern stand aufrecht, ein paar Schritte zurück. Ihre Büste war voller, weiblicher, als er gedacht hatte. Nun hatte sie die Augen nicht mehr zu. Sie waren klein, grau und fidel. Sie hatte ihr Sacktuch in der Hand, hielt es vor den Mund und hustete leise. Da fuhr eben der Zug von Budweis ein, der Conducteur rief. Herr von Handl lief geschwind in sein Coupé, nahm die Flasche, die man ihm eingepackt hatte, stieg aus, rannte zum zweiten Waggon und trat ein. Sie sagte nichts, sondern setzte sich und er setzte sich neben sie. Da pfiff es auch schon und sie fuhren. Nun sei aber auch einmal fesch, sagte er sich, da sie ganz allein im Waggon war, bog sich zu dem Mädchen und küsste es auf den Mund. Er war aber ganz erschrocken, weil sie sich gar nicht wehrte. Sie ließ sich küssen und rührte sich nicht. Er küsste sie mehrere Male, dann wurde es ihm unheimlich. In seiner Verlegenheit nahm er sich eine Cigarette heraus und hielt ihr die Tasche hin. Sie nahm eine und zündete sie an seiner an. Er sah nun, dass sie sehr hübsch war: Nicht groß, recht zierlich und noch ganz jung. „Wo fahren Sie denn eigentlich hin?“ fragte er, um doch endlich etwas zu sagen.

„Welś,“ sagte sie. Sie sprach es „Wisś“ aus, mit einem dumpfen, gedehnten „ś“ und einem sehr scharfen „t“; und sie stieß ein bißchen mit der Zunge an.

„Ah, brave!“ antwortete Herr von Handl lebhaft. Es schien ihn riesig zu freuen. Er wusste selbst nicht, warum er so that.

„Só auch?“ fragte das Mädchen.

„Nein, ich fahr' nach Attnang.“

„Aha,“ sagte das Mädchen.

Dann schwiegen sie. Herr von Handl hätte fast vom Wetter angefangen, aber das war doch so dumm, dass er sich ärgerte. Da er nichts fand, nahm er ihre Hand und tatschelte sie, dann ihre Wange und den Hals, bis sie schrie: „Aber net tixeln! Net!“ Nun that er es erst recht, sie balgten sich ein wenig und sie sagte: „Sie san aber a Schlimmer!“ Da war er geschmeichelt.

Er hatte ja gar keine Absichten, aber es machte ihm Spaß, dass es so schnell ging. Es gibt eben Männer, dachte er sich, die doch bei allen Frauen Glück haben! Bei den Damen vom Theater konnte er meinen, dass es seine Routine war, aber eine Welserin! Darauf durfte er sich etwas einbilden! Es müsste eigentlich lustig sein, eine kleine Welserin verliebt zu machen.

„Hübsche Haare haben Sie!“ sagte er und streichelte sie.

„Net wahr?“ sagte das Mädchen erfreut. „Früher waren's braun, aber blond sieht mir halt doch viel besser. Und es ist nicht einmal so teuer, nur ein bißel sád', alle Tag' die Waścherei!“ Herr von Handl wunderte sich.

Das Mädchen war merkwürdig. Es schien doch, dass er ihr gefiel: offenbar, sonst hätte sie nicht —! Aber dabei war sie so ruhig. Fürchtete sie sich denn gar nicht? Er hätte doch gewünscht, dass sie etwas mehr verwirrt gewesen wäre. Mit den Welserinnen kennt man sich auch nicht aus.

Offenbar war sie etwas dumm. Für anschuldig hielt er sie nicht gerade — Mädchen, die nachts allein in der dritten Classe fahren, mein! Aber man kann unverdorben sein, ohne unschuldig zu sein. Wie das auf dem Lande schon geht! Es ist doch alles viel naiver als in der Stadt; auch die Mädchen haben, sozusagen, eine bessere Luft. Er kam sich eigentlich neben ihr ganz verrucht vor: Don Juan in Wels. Er hatte Mitleid mit ihr. In der Stimmung, in der er heute war, hatte er so leicht Mitleid.

Was konnte sie eigentlich sein? Sie war so nett gekleidet das konnten sich in Wels doch höchstens die Töchter des Bürgermeisters erlauben; aber die ließ man doch kaum allein in der Nacht reisen oder sie war aus der Familie eines kleinen Beamten, vom Bezirksrichter vielleicht; aber fährt man sich da die Haare blond? Die Frau eines Officiers wäre nicht in der dritten Classe gefahren; und sie sah auch gar nicht wie eine Frau aus.

„Nadeln Sie, Fräulein?“ fragte er plötzlich.

„Das dürfen wir ja nicht, das ist ja das Dumme,“ antwortete sie.

„Was?“ sagte Herr von Handl erschrocken, „das Nadeln ist in Wels verboten?“

„Na,“ sagte sie. „Die anderen tonnen schon nadeln, nur wir net.“

„Wer?“

„Wir halt,“ sagte sie und lachte.

Jetzt wurde er neugierig. Das intriguierte ihn, aber sie schien nichts mehr sagen zu wollen. Sie stand auf, machte das Fenster zu, setzte sich dann wieder, glättete ihr Kleid und sah in ihrer ganzen Art vor sich hin. Er wusste sie gar nicht anzureden machen.

„Wie heißen S' denn eigentlich, schönes Máderl?“ fragte er und nahm wieder ihre Hand. Er fand selbst, dass er noch immer nicht den rechten Ton hatte. Wenn es am Ende doch die Tochter des Bürgermeisters war!

„Na, rathen S' amal,“ sagte sie.

„Mizi,“ sagte er schnell.

„Ich bin ja doch keine Kellnerin,“ sagte sie verächtlich und machte ein hochmüthiges Näschen.

„Also Anastasia!“ Er wollte ihr schmeicheln.

„Das gibt's ja gar net,“ sagte sie.

„Ja, dann weiß ich's nicht.“

„Na so schau'n S'! Wie werd' ich denn heißen? Wie heißt man denn halt?“

Er zögerte. „Anna,“ sagte er dann schüchtern.

„Ich bitt' Ihnen!“ sagte sie überlegen. „Lini! Na, das ist doch net so schwer!“

„Lini!“ rief er aus.

„Lini,“ wiederholte sie. „Aber natürlich.“

„Das ist ein lieber Name, aber Sie sind mir noch lieber.“ Er fand, dass er noch immer nicht den Ton hatte. Er rückte also zu ihr, legte den Arm um sie und zog sie an sich. „Sie sind so lieb, wirklich! Und die herzigen Augen, die Sie haben!“ Er küsste sie auf die Augen, ganz leise und zärtlich. Da fühlte er, wie sie zitterte. Er sah sie an: Ihr Gesicht war sehr ernst geworden, fast feierlich. Sie senkte das Köpfchen, schaute ihn nicht an und athmete schwer. Er legte die Hand auf ihre Stirne und fragte: „Linerl! Hast mich ein bißerl lieb?“ Sie sagte nichts und sah ganz starr da. „Linerl! Geh!“ Er wollte sie beim Kinn nehmen, um das Köpfchen zu heben. Da beugte sie sich auf seine Hand, preßte sie an ihre Lippen, küsste sie mit Leidenschaft und er fühlte ihre heißen Thränen rinnen. „Aber Linerl!“ sagte er ganz erschrocken. „Aber was haben S' denn, Fräulein?“

„I bin eine Gans,“ sagte sie rauh, stand auf und wischte sich das Gesicht ab. Sie trat an das andere Fenster. Er konnte es sich gar nicht erklären.

Nach einer Weile setzte sie sich wieder zu ihm und sagte in ihrer gewöhnlichen Weise: „Jetzt sin' mer gleich in Wels!“

Er schwieg. So sagen sie ein paar Minuten. Plötzlich fragte er: „Sagen Sie mir, Fräulein Lini, was sind Sie eigentlich?“

Sie lachte ordinär. Sie schien auf einmal eine ganz andere Stimme zu haben, als sie jetzt sagte: „Na, was werd' ich denn sein? — Haben Sie's denn noch nicht gemerkt?“ Sie sah ihn trotzig, fast feindselig an. Er schwieg. Nach einer Weile hörte er sie leise flehentlich sagen: „San's mit bös'!“ und sie fieng bitterlich zu weinen an. Er hätte am liebsten mit ihr geweint. Er hatte solches Mitleid mit allen Menschen. Es fiel ihm ein:

Mahabdh, der Herr der Erde,
Kommt herab zum sechsten Mal,
Daß er unters Gleichen werde,
Mitzufühlen Freud' und Qual.

Das gibt's ja gar nicht,“ sagte sie.

„Ja, dann weiß ich's nicht.“

„Na so schau'n S'! Wie werd' ich denn heißen? Wie heißt man denn halt?“

Er zögerte. „Anna,“ sagte er dann schüchtern.

„Ich bitt' Ihnen!“ sagte sie überlegen. „Lini! Na, das ist doch net so schwer!“

„Lini!“ rief er aus.

„Lini,“ wiederholte sie. „Aber natürlich.“

„Das ist ein lieber Name, aber Sie sind mir noch lieber.“ Er fand, dass er noch immer nicht den Ton hatte. Er rückte also zu ihr, legte den Arm um sie und zog sie an sich. „Sie sind so lieb, wirklich! Und die herzigen Augen, die Sie haben!“ Er küsste sie auf die Augen, ganz leise und zärtlich. Da fühlte er, wie sie zitterte. Er sah sie an: Ihr Gesicht war sehr ernst geworden, fast feierlich. Sie senkte das Köpfchen, schaute ihn nicht an und athmete schwer. Er legte die Hand auf ihre Stirne und fragte: „Linerl! Hast mich ein bißerl lieb?“ Sie sagte nichts und sah ganz starr da. „Linerl! Geh!“ Er wollte sie beim Kinn nehmen, um das Köpfchen zu heben. Da beugte sie sich auf seine Hand, preßte sie an ihre Lippen, küsste sie mit Leidenschaft und er fühlte ihre heißen Thränen rinnen. „Aber Linerl!“ sagte er ganz erschrocken. „Aber was haben S' denn, Fräulein?“

„I bin eine Gans,“ sagte sie rauh, stand auf und wischte sich das Gesicht ab. Sie trat an das andere Fenster. Er konnte es sich gar nicht erklären.

Nach einer Weile setzte sie sich wieder zu ihm und sagte in ihrer gewöhnlichen Weise: „Jetzt sin' mer gleich in Wels!“

Er schwieg. So sagen sie ein paar Minuten. Plötzlich fragte er: „Sagen Sie mir, Fräulein Lini, was sind Sie eigentlich?“

Sie lachte ordinär. Sie schien auf einmal eine ganz andere Stimme zu haben, als sie jetzt sagte: „Na, was werd' ich denn sein? — Haben Sie's denn noch nicht gemerkt?“ Sie sah ihn trotzig, fast feindselig an. Er schwieg. Nach einer Weile hörte er sie leise flehentlich sagen: „San's mit bös'!“ und sie fieng bitterlich zu weinen an. Er hätte am liebsten mit ihr geweint. Er hatte solches Mitleid mit allen Menschen. Es fiel ihm ein:

Mahabdh, der Herr der Erde,
Kommt herab zum sechsten Mal,
Daß er unters Gleichen werde,
Mitzufühlen Freud' und Qual.

Das hörte er bei sich. Aber er konnte nichts sagen. Doch sie sah an seinen Augen, dass er nicht bös war.

Der Zug fuhr in Wels ein. Sie schneuzte sich, zog den Schleier herab und öffnete. Schüchtern sah sie sich an der Thüre nach ihm um. Er gab ihr die Hand. Sie bohrte sie, zauderte und sagte dann leise: „Bleiben's doch heut in Wels, bleiben's in Wels!“ Es klang so flehentlich.

Es waren nur fünf Minuten Aufenthalt. Sie stand vor dem Waggon, ihre kleine Tasche in der Hand, und sah ihn bittend an. Er hörte noch immer ihre arme Stimme, wie sie früher gesagt hatte: „San's net bös!“

Es waren nur fünf Minuten Aufenthalt.
Mahabdh, der Herr der Erde, dachte er sich.
Er blieb in Wels.

VII.

Als Herr von Handl am nächsten Morgen um vier nach Attnang fuhr, war er in einer recht bösen Laune. Er schamte sich. Er konnte es ja selbst gar nicht glauben, war dann das möglich? Er mochte nicht daran denken. Er suchte sich in dem leeren Coupe aus und hatte gern geschlafen. Aber es gieng nicht. Sein Kopf war wüst, es flimmerte ihm vor den Augen und er hatte ein leises Stechen in den Schläfen. „Im Waggon war es ja dumpig,“ er öffnete das Fenster. Da fror ihn. Es war recht unbehaglich und er dachte: Mahabdh und Leander, beides, in zu viel.

Er verämmte übrigens nichts: der gestrige Zug gieng doch um die Attnang, dort hatte er auf diesen warten müssen, es war also eigentlich gleich. Das tröstete ihn ein bißchen. Einen wirklichen Schaden hatte seine Fahrt nicht. Und er nahm sich vor, nicht mehr daran zu denken; jetzt konnte es es doch nicht mehr ändern. Er war einfach betrunken gewesen; das gilt ja doch nicht.

Er betrachtete die Gegend. Auch da hatte das Wasser geworthen. Er erinnerte sich, was er gestern gesehen hatte, und verglich es. Er wusste jetzt adjagchen, er sollte doch denn in Zibl alles erzählen. Es ist unglaublich, wenn man ein bißchen Gewissen

Digitized by Google

hat, fand er. Gestern war er so stolz gewesen, als Leander: jetzt ireute es ihn gar nicht mehr. Der Leander hatte es halt auch leichter, im Meer schwimmen keine Welterinnen herum. Das kam alles nur von seinem guten Herzen! Er musste immer die Menschen beglücken. Was hat man schließlich davon? Einen Kater.

In Atmang hörte er, dass man heute schon bis Ebensee fahren konnte. Er war froh. Jetzt, in dieser Laune, über das Gebirg' nach Ischl zu gehen! Von Ebensee waren es doch nur noch zwei Stunden. Wenn er nur schon dort wäre! Wenn er nur endlich wieder bei ihr war! Ihre liebe, leise Stimme hören, in die treuen Augen sehen, die guten Finger fühlen, dann waren diese dummen Sachen gleich vergessen. Er sehnte sich sehr nach ihr.

In Ebensee stieg er aus und nahm sein Rad. Es war in Ordnung, er pumpte es auf, dann erkundigte er sich. Man sagte ihm, er könne auf der Straße nicht fahren, aber es werde auch oben auf der Soole kaum gehen; gescheidter sei es, das Rad hier zu lassen. Er wollte aber nicht. Auf dem Rade dachte er wenigstens an nichts anderes, zu Fuß würde es zu melancholisch sein. Er schob also durch den Ort, dann konnte er auf der Soole bis Steinkogl fahren, da musste er auf die Straße; oben war der Weg ausgerissen, die Röhren der Soolenleitung lagen entblößt da. Nun wurde es schwierig. Die Decke der Straße war weg, er fuhr auf dem harten und steinigen Grund. Manchmal musste er absteigen und, das Rad tragend, durch das Wasser waten oder auch, wenn es zu tief war, erst über die Wiese hinaufklettern, bis er, hier über einen Zaun steigend, dort durch Gebüsch kriechend, mühsam passieren konnte. Er plagte sich sehr. Keuchend, schwitzend, todmüde, kam er endlich in Weißenbach an. Hier wollte er ein wenig rasten. Er sah aus wie ein Räuber, er musste sich doch wenigstens die Hände waschen und sich etwas kämmen. Während er es that, dachte er: der Leander muss übrigens auch immer gut ausgesehen haben, nahm es die Hero nicht so genau? Warum spricht sich der Dichter darüber nicht aus?

Er setzte sich dann in die Laube vor dem Wirtshause und ließ Wein kommen. Die Kellnerin, eine kleine flinke Person mit heiteren Augen, die sehr gesprächig war, erinnerte ihn wieder an Lelo. Den ganzen Weg hatte er nicht daran gedacht! Es war zu dumm: gerade jetzt vor dem Wiedersehen mit ihr! Hoffentlich wird sie so erschrecken, dass sie meine Verlegenheit gar nicht merkt: damit tröstete er sich.

Dann fragte er sich, warum er eigentlich so verlegen war. Ja, warum? Das hatte gar keinen Sinn. Was war denn schließlich geschehen? Er hatte auch einmal ein kleines Abenteuer gehabt — nun! Wurde seine Liebe dadurch schlechter? Dass er Ida liebte, bewies er doch durch diese Fahrt! Andere Männer saßen in Wien, schimpften und warteten. Er hatte sein Leben gewagt; es war ihm nichts geschehen, aber das konnte er ja vorher nicht wissen. Das war wohl sicher, dass man eine Frau sehr gern haben musste, um sein Leben für sie zu wagen. Wenn nun die menschliche Natur so ist, dass einem, der wirklich liebt, doch solche Sachen passieren können — nun, er hatte die menschliche Natur nicht gemacht. Es war traurig, aber er konnte nichts dafür. Es lief ihm ein, dass es der Witwe von Ephesus auch so gegangen war.

Er zahlte und fuhr weiter, wieder auf der Soole. Hier war der Weg jetzt ganz gut. Er sah auf die Traun, alle Brücken waren weg, an die Ufer waren Trümmer, Balken, Bäume geschwemmt, auf der Bahn drinben lagen Telegraphenstangen, umgeworfen, Felsen und Holzer. Das Wetter hatte sich aufgeheitert, die Sonne kam heraus. Er fuhr gemächlich, sah herum und musste immer an die Witwe von Ephesus denken.

Im Brunnone hatte er ihre Geschichte gelesen. Als ihr Mann gestorben war, konnte sie sich nicht trösten, schreiend und weinend gieng sie mit der Leiche und war von seinem Grab nicht wegzubringen. Sie hatte ihn zu sehr geliebt, sie konnte ohne ihn nicht mehr leben; da lag sie und wollte sterben. Aber es begab sich, dass um dieselbe Zeit ein Verbrecher gehängt worden war, und zu seiner Leiche stellte man einen Soldaten hin, damit sie nicht gestohlen würde, wie das weiß von den Verwandten zu geschehen pflegt. Dieser Soldat hörte die Witwe weinen, gieng zu ihr, um sie zu trösten, und tröstete sie gleich auf die beste Art. Indessen kamen wirklich die Verwandten und stahlen den Verbrecher. Als der Soldat genug getröstet hatte, bemerkte er es und fieng zu jammern an, denn er fürchtete sich, bestraft zu werden. Da sagte die Witwe: „Komm, wir wollen meinen Mann ausgraben und an den Galgen hängen, dann wird niemand bemerken, dass der Verbrecher gestohlen worden ist." Und sie thaten es.

Nun also, sagte sich Herr von Handl. Diese Witwe hat ihren Mann wirklich geliebt, aber die menschliche Natur ist so. Kann ich sie ändern? Ich möchte ja gern, dass wir anders wären. Dies wäre viel besser. Aber leider bin ich nicht der liebe Gott. Und er fuhr stolz in Ischl ein.

Ida weinte, alle Leute bewunderten ihn und der alte Herr machte eine lateinische Ode auf den neuen Leander.

Der heutigen Nummer liegt ein Prospect der Verlagsfirma C. Pierson in Dresden bei.

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Schöllschitzer Dörrgemüse und Obstconserven.
Franz Ritter von Zelbinger's landwirthschaftliche Anlagen in Schöllschitz bei Brünn (Mähren)
Ausgedehnte eigene Gemüse- und Obst-Plantagen.
Niederlagen: Wien I. Spiegelgasse 13. Brünn Neugasse 4.
Man verlange ausdrücklich Schöllschitzer Producte.

Alexander Weigl's
Unternehmung für Zeitungs-Ausschnitte
„Observer"
WIEN, IX I. Turkenstrasse Nr. 17
liest alle erscheinenden Journale der Welt in deutscher, französischer, englischer und amerikanischer Sprache und besorgt auf jedes Stichwort Artikel aus Zeitungen und Zeitschriften, über welche Thema
Prospecte gratis und franco.

„Henneberg-Seide"
nur echt, wenn direct ab meinen Fabriken bezogen!
schwarz, weiß und farbig von 45 kr. bis fl. 14.65 per Meter — glatt gestreift, carriert, gemustert, Damaste 2c. ca. 240 verschiedene Qual. u. 2000 versch. Farben, Dessins 2c.).
Zu Roben und Blousen
ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus!
Muster umgehend.
Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.
G. Henneberg's Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Möbelfabrik
gegründet 1835.
August Knoblochs
beeideter Schätzungscommissär Nachfolger
WIEN
VII. Breitegasse Nr. 10—12 und 18.

Die Zeit.

XIX. Band. Wien, den 13. Mai 1899. Nummer 241.

Die Eselsbrücke.

Als in den ersten Monaten des Ministeriums Thun-Kaizl die § 14-Wirtschaft begann, glaubte man noch auf allen Seiten an die Wunderkraft des gedenedeiten Paragraphen, mit dem man „alles machen" könne. Je mehr man sich aber im Laufe der Zeit mit seinem Wesen vertraut gemacht hat, desto klarer hat man auch erkannt, daß dieser sonderbare Paragraph zu jenen unsicheren Dingen dieser Welt gehört, von denen man zu sagen pflegt: das dickere Ende kommt nach. Aber die ganze Dicke dieses Endes hat man doch noch immer nicht ausgemessen. Das staatsrechtliche Disagio, welches darin besteht, daß die auf Grund des § 14 erlassenen provisorischen Gesetze jederzeit vom Parlament mit einfacher Majorität selbst gegen den Willen der Krone aufgehoben werden, fängt man schon an zu würdigen. Aber sein politisch-parlamentarisches Disagio, durch welches er alle parlamentarischen Majoritätsscalculationen entwertet, wird noch nicht so anbreichend gewürdigt. Und doch ist gerade dieses, in der gegenwärtigen Lage und mit der besonderen Rücksicht auf den geplanten § 14-Ausgleich, auch einer kurzen Betrachtung wert.

Wenn ein Gesetz unter normaler, das ist gleichzeitiger Mitwirkung des Parlaments zustande kommt, deckt sich der Zeitpunkt der Willenshandlung der Regierung so ziemlich mit dem der Willenshandlung des Parlaments. Die parlamentarische Parteienconstellation ist in dem Augenblick, in dem die Regierung in ihren Bureaux den Gesetzentwurf ausarbeitet, so ungefähr dieselbe wie die in jenem bald folgenden Augenblick, in dem sie ihn dem Parlament zur Berathung vorlegt. Die Regierung kann bei der Conciperung ihres Entwurfs mit der Parteienconstellation wie mit einer festen Größe rechnen und daraufhin den Entwurf auch anlegen — ganz abgesehen davon, daß, wenn sie sich dabei schon verrechnet, nichts weiter passiert, als daß eine ministerielle Bureauarbeit mehr zur Makulatur wird. Ganz anders steht es im abnormalen Fall der Anwendung des § 14. Wenn sich da die Regierung bezüglich der Parteienconstellation verrechnet, wird nicht ein Gesetzentwurf Archivmaterial, sondern ein (provisorisch) bereits in Kraft stehendes Gesetz wird plötzlich abrogiert, und eine gewisse Erschütterung der Rechtsordnung in der betreffenden Sphäre ist unvermeidlich. Dazu kommt noch, daß im Falle des § 14 die Regierung die parlamentarische Parteienconstellation unmöglich richtig voraus berechnen kann, weil der Moment ihrer Willenshandlung — Erlassung der Nothverordnung — durch einen zu weiten und politisch zu labilen Zeitraum von dem Moment der Willenshandlung des Parlaments — der Indemnität — getrennt ist.

Oder praktisch gesprochen: Wenn die Regierung den ungarischen Ausgleich heute dem Parlamente zur normalen Erledigung vorlegen würde, so könnte sie bei einiger Umsicht wissen, wie sich jede der Parteien dazu stellen würde, und ein einfaches Rechenexempel würde sie belehren, ob sie der Majorität sicher ist oder nicht. Wenn aber die Regierung heute den Ausgleich auf Grund des § 14 in Kraft setzt, wagt sie einen Sprung ins Dunkle. Kein Mensch kann heute wissen, wann, unter welchen Umständen und was für ein Parlament es sein wird, wie beschaffen die einzelnen Parteien in ihm und wie geartet ihre Gruppierung sein wird, in dem entscheidenden Augenblick, wo diesem Parlament, vermöge der Indemnitätsclausel des § 14, das Heutchebt in die Hand gedrückt wird, mit dem es über Leben oder Tod des bereits in Geltung stehenden neuen Ausgleiches zu entscheiden hat. Es kann sein, daß dieser Zeitpunkt noch in diesem Jahre herbeigeführt wird, es kann auch sein, erst im nächsten Jahre. Wenn die Verbitterung der Parteien und die Unlustigkeit der Regierung noch weiterhin so bleibt wie bisher unter dem § 14 Regime, ist jener Zeitpunkt überhaupt noch gar nicht abzusehen. Inzwischen sind aber die Parteien in einer bedeutlichen Umwälzung begriffen. Die officiöse Discussion über die gesetzlich gebotene, von den Jungczechen aber gegen das Gesetz verhinderte Richtigstellung der Mandate der abstinenten deutschen Abgeordneten des böhmischen Landtags hat bewiesen, daß nicht nur die Deutschen, sondern auch die Regierung und die Jungczechen der Ansicht sind, daß Neuwahlen heutigen Tages einen vollen Sieg mit sich und Zahlreich ungeahnte Verstärkung der deutsch-radicalen Partei zur Folge haben würden. Auf der anderen Seite belehrt uns ein Blick auf die Vorgänge im czechischen Lager, daß auch hier der bisher herrschende Partei morsch geworden ist. Wenn ein Dr. K. dieser symbolische Vorreiter jungczechischer Regierungsdienstfertigkeit in einer Wählerversammlung vor dem Unwillen seiner Wähler fliehen muß; wenn ein Dr. Herold, der typische Demagoge der Partei, es für nöthig findet, die Staatsbehörden seit und niederträchtig zu heißen, um seine Popularität im Wandel der Volksstimmung zu retten; wenn endlich der listige Streber der czechischfeudalen Partei, der Prinz Friedrich Schwarzenberg, die Situation für gegeben erachtet, um sich durch einen demokratisch gebenchelten Trinkspruch als der Führerprätendent des czechischen Volkes anzumelden: wenn derselbe Intriguant nach diesem Erfolge, bei dem letzten Prager Besuch des Dr. Kaizl, in den Berathungen des jungczechischen Executivcomites an die Spitze der Opposition gegen das geplante § 14-Sprachengesetz tritt, mit denselben Worten, mit denen einst Dr. Herold den Sturz der altczechischen Partei organisiert hat: „Wir werden zum König gehen"; dann haben auch die czechischen Parteien aufgehört, jene sicheren Cantonisten der Regierungsmajorität zu sein, als welche sie bisher in allen politischen Berechnungen mitgezählt worden sind.

Freilich wird man sagen, die Legislaturperiode des gegenwärtigen Reichsraths dauert noch bis zum Frühjahr 1903, und wenn diese und die ihr etwa inzwischen folgenden Regierungen ihn nicht auflösen, können die Jungczechen der oppositionellen Strömung in ihrer Wählerschaft todesmuthig bis zum Ablauf ihrer Mandate trotzen. Möglich ist das, aber wahrscheinlich ist die heroische Aniopferung der Abgeordneten einer sterbenden Partei für eine zeitweilige Regierung, nach den Erfahrungen der politischen Psychologie nicht. Weit wahrscheinlicher ist es, daß viele Abgeordnete rechtzeitig quittatten, worauf schon die neueste Haltung des Dr. Herold und des Prinzen Schwarzenberg deutet. Aber wenn es selbst gelänge, den § 14-Ausgleich mit Hilfe der geschlossen fahrenden jungczechischen Partei noch innerhalb dieser Legislaturperiode zu indenisieren, ist das dicke Ende des § 14 noch immer nicht ganz heraus. Dann kommt erst die Spellsche Formel dran, welche den Eindermin eines solchen Ausgleichs auf längstens Ende 1903 festsetzt. Der nächste Ausgleich ab 1901 kommt vor ein neues Parlament, in welchem die radical-nationalen und überdies, sowohl auf der Seite der Schönerianer, wie auf der der voraussichtlichen Haupterben des Jungczechenthums, der czechischen Agrarier, dem Ausgleich prinzipiell feindlichen Gruppe sich unio wuchtiger entladen werden, je länger sie durch die Verzögerung der Neuwahlen von der Regierung gefesselt worden sein werden.

„Wir sind keine Bismarcks, aber wir haben den § 14." Das ist der Trost des Herrn Dr. Kaizl. In der That, der § 14 ist die Eselsbrücke unfähiger Minister in Oesterreich. Aber auch eine Eselsbrücke muß auf ihre Tragfähigkeit geprüft werden, und unsere jagende, inspicierende und taumelnde Staatswesen thäte gut daran, noch einmal die Tragfähigkeit des § 14 zu prüfen, ehe sie ihn mit einer zu gewichtigen Esel belastet, wie mit einem § 14 Ausgleiche auf Grund des Badeni-Bilinski'schen Entwurfs und der Spellschen Formel.

k.

Die Regenerierung Ungarns.

Von Graf Nikolaus Bethlen (Siebenbürgen).

Die Meinungsfreiheit", sagt Borne, „bedarf in ihrer Fortdauer einer Mischung von Dummheit, wie die Luft eines Behälters von Stickgas bedarf, um athembar zu bleiben." Die ungarische liberale Partei hatte zur Fortdauer ihrer Herrschaft ebenfalls die parlamentarische Luft mit einem Beisatz von Stickgas versehen, als sie nach dem Sturze Weckerles eine Regierung zustande brachte, an deren Spitze Bánffy gestellt war. Sie wollte Recht athmen und nach Belieben Mißbräuche machen, ohne dabei von einem verwandten Parteiführer und Ministerpräsidenten gehört zu werden. Der Zweck wurde auch vollkommen erreicht. Bánffy machte selber ein brillantes Geschäft, indem er sich mittelst drei Millionen „meinungs- von der

Digitized by Google

schäftsgesellschaften, Banken u. s. w. zusammengesteuert) eine riesige Mehrheit schuf, die aus kleinen Leuten bestand, für die das Abgeordnetenmandat eine Carrière war und die Bánffy Heeresfolge leisteten, ohne sich um das weitere zu kümmern. Sie wussten nur so viel von der Regierungspolitik, dass Koloman Tißza der Herzgott sei, Stefan Tißza sein Sohn und Bánffy der heilige Geist.

Unglücklicherweise war der Beifall von Stifgas in der parlamentarischen Luft zu groß, denn Bánffy gieng zu weit in der Mischung, so dass eines schönen Tages die ganze Staatsmaschine ins Stocken gerieth. Alle möglichen Mittel wurden angewendet, um sie wieder flott zu machen. Gewalt, schöne Worte und noch schönere Versprechungen, Polizeiinruhen und Verhaftungen — nichts wollte mehr heifen, so dass Koloman Tißza und sein Sohn von ihrem Olymp in das Parteigetriebe herunterstiegen, um höchstselbst die Staatsmaschine wieder in Gang zu bringen. Alles umsonst; die Staatsmaschine ächzte und krächzte und wollte nicht vom Fleck. Was thun? — Da war kein anderes Mittel möglich, als die Lust vom Stickgas reinigen; Bánffy gieng und Tißza Vater und Sohn wurden „Götter im Exil".

Da ergriff das ganze ungarische Parlament ohne Unterschied der Parteien eine Verserkerwuth der Versöhnung. Die Abgeordneten stürzten sich gegenseitig in die Arme — die Gegner, die noch gestern einander die größten Grobheiten an den Kopf geworfen und mit Timenssäbeln gedroht hatten, machten sich in den Couloirs des Hauses tiefe Complimente. Sie arrangierten unter sich Tarokpartien, und aus lauter Artigkeit ließen sie den Pagat des Gegners laufen.

Aber das ist ein fauler Friede. Die Verschmelzung der Parteien ist nur äußerlich erfolgt. Sonst bleibt vorläufig alles beim Alten. Die Tißzas haben zwar die Führung im Parlament verloren, aber sie lauern im Hintergrund, um bei Gelegenheit hervorzutreten und Szell, Apponyi und den alten Deáksten ein Bein zu stellen. Diese Tißzagruppe besteht aus praktischen, geriebenen Leuten. Eigentlich sind sie nichts anderes, als ein großes Geschäfts-Consortium. Wer sich ihnen nähert, hat dabei einen materiellen Vortheil, und wenn nichts anderes, so erhält er Protectoren, die ihn unterstützen. Es ist wirklich ein Wunder, wenn dieses Consortium sich mit seiner Corruption so lange an Ruder erhalten konnte, und der Monarch dagwischentreten musste, um dieser beispiellosen Mißwirtschaft ein Ende zu bereiten.

Szell, Apponyi und Genossen sind in vollem Bewusstsein desssen, wie gefährlich auch noch heute für den Systemwechsel in moralischer Richtung eine Clique im Schoße der Majorität ist, die ganz offen zugesteht, dass man eventuell mit Anwendung der Gewalt und mit Corruptionsmitteln eine willige Majorität im Parlament schaffen soll. Diesem Cynismus gegenüber muss Szell mit seinem doktrinären Ideal-Imus sehr vorsichtig zu Werke gehen. Auch ist bis jetzt in der Richtung des verlundeten Systemwechsels beinahe gar nichts geschehen. Jene Obergespänne, die sich die größten Gewaltthätigkeiten und Gesetzlosigkeiten zu Schulden kommen ließen, sind noch immer im Amte. Auch Bánffy will sich nicht in sein Schicksal ergeben und sucht noch immer den Beweis zu liefern, dass er nicht nur ein großer Staatsmann ist, sondern auch ein großer Diplomat. Er hatte neben dem offiziellen Preßbureau noch ein geheimes, dessen Aufgabe es war, ihn zu lobpreisen in allen Tonarten. Er wollte mit griechischem Feuer abgehen, und ließ eine ganze Reihe von Broschüren schreiben, in denen er sich von allen Seiten beleuchten ließ; aber wenn man Pech hat, will nichts gelingen. Ein übereifriger Diürkivius veröffentlichte zum Beweise, welch ein wackerer magyarischer Chauvin Bánffy sei, ein Document, in welchem Bánffy als ungarischer und Stourdza als rumänischer Ministerpräsident vereinbart haben, dass Stourdza die siebenbürgischen Rumänen ihrem Schicksal überlasse. Die Veröffentlichung dieses Aktenstückes hat in Bukarest das Ministerium Stourdza gestürzt. Bánffy aber wusste einer Indiscretion beschuldigt, die ihn nicht als Staatsmann in der auswärtigen Politik erscheinen lässt. Seine eigenen Parteigenossen haben ihn kalt gestellt, die sie weder einen Mann brauchen werden, der sich dazu hergibt, der öffentlichen Meinung mit der Faust ins Gesicht zu schlagen.

Dagegen soll der alte Tißza im Wege der kalvinistischen Kirche gewaltthätig werden; die kalvinistischen Geistlichen werden für ihn Propaganda machen. Trotzdem wird es mit der Reichstagswahl schwer gehen, denn sämmtliche Politiker sind auch die öffentliche Meinung in Ungarn sind darüber im klaren, dass Koloman Tißza dem Lande einen Schaden zugefügt hat, der sich nicht so bald wird decken gut machen lässt. Er hat am Ende der Liebzigerjahre als Ministerpräsident ein Regierungssystem inaugeriert, das den Zweck verfolgte, die Ausübung der Macht in zunächstige Zeiten sich und seinem Anhang zu sichern. In diesem Bestreben wurden nicht nur die politischen Kadetten des Staates der Regierung unterjocht, sondern auch die ganze ungarische Gesellschaft als Geldern: Magnaten, Gentry, Bürger und Bauern wurden mit einander, unmittelbaren und geheimen Fäden in die Machtsphäre der Regierung gezogen und Bánffy vollendet. Dem Ungarn nach galt es eine große Aufgabe, politisch, im Lande und sodann besonders eine von der Regierung geduldete Opposition, um den Scheinconstitutionalismus zu retten und der Krone und dem Ausland Sand in die Augen zu streuen. Aber in Wahrheit stand bis zu Bánffys Sturz fast die ganze ungarische Gesellschaft im Banne der Regierung; das hielt man am besten in der Provinz. Jeder Bürger, welchem Kreise er auch angehörte und wie oppositionell er auch im Innern seiner Seele gesinnt war, hütete sich, mit seiner oppositionellen Gesinnung in dem Maße hervorzutreten, dass er dem Obergespan angelegen werde und dessen Unmuth hervorrufe. Jeder Mensch hat neben der Politik auch persönliche Interessen, deren Wahrung ihm am Herzen liegt, die er sich daher stets vor Augen hält. Die Gentry, statt auf ihren Besitzungen die Landwirtschaft zu pflegen, drängt sich massenhaft in die Regierungsämter; der eine Theil ist schon im Amte, der andere will sich die Chance zu diesem machen. Die Besitzungen aber werden verpachtet, der Pächter denkt nicht an die Zukunft des Besitzthums, er will sich so schnell als möglich bereichern und leistet um deswillen der Regierung gern Dienste.

Mit einem Worte: das Tißza-Regime hat fast die ganze ungarische Gesellschaft unterjocht, jeden Stand der Nation in die Regierungssphäre hineingezogen und dadurch die Opposition in der Provinz zu einer reservierten Haltung gezwungen. Was auch die Regierung thut, man opponiert in der Provinz nur bis zu einem gewissen Punkte; eine schonungslose Opposition kommt jetzt nur ausnahmsweise vor. Auf diese Weise hat Koloman Tißza und später sein Anhang, durch den er, nachdem er selbst als Ministerpräsident gefallen war, das Land verwalten ließ, die Widerstandskraft der ungarischen Nation beinahe gebrochen. Alle ungarischen Politiker ohne Unterschied der Parteien, mit Ausnahme der Streber der Tißza-Gruppe, betrachten die Widerstandskraft der Nation als die erste Garantie unserer Existenz in der Zukunft, und die Ungarn werden es Tißza nie verzeihen, dass er ans schwadem persönlichem Machtinteresse, um seine Partei am Ruder zu erhalten, systematisch im Verlaufe von zwanzig Jahren die Widerstandskraft der Nation vernichtet hat.

Koloman Tißza ist in Ungarn ein todter Mann, und die kalvinistischen Geistlichen können machen was sie wollen, sie werden diesen Lazarus nicht mehr ins Leben rufen. Die Hoffnung der Streber der Tißza-Gruppe und jener der gleichstehenden Bankdirectoren u. s. w. ist Stefan Tißza, der als activer Politiker noch eine Rolle spielen kann. Wenn es ihm gelingen könnte, sich an der Führung des Parlamentes einen Antheil zu erringen, so wäre das eine Garantie, dass die Tißza-Gruppe als Geschäftsconsortium ihre Geschäftchen weiter betreiben kann, und in diesem Falle würde diese Gruppe im Schoße der liberalen Partei verbleiben. Aber es ist wahrscheinlich, dass noch vor den neuen Parlamentswahlen Desider Zsilágyi den Antrag stellen wird, das Bankdirectoren u. s. w. nicht Abgeordnete sein dürfen. Wenn nun dieser Antrag angenommen wird, dann wird Stefan Tißza mit seinem Anhang secessionieren. Dieser junge Mann ist nämlich kein Idealist: er denkt sich, die Hauptsache bei der Politik sind die guten Geschäfte; die Macht ist aber wandelbar, damit man sich bereichern könne. Er hat es bereits in einer Rede angedeutet, dass er eventuell sich auch mit dem Föderalismus in Oesterreich abfinden würde. Doch damit stehen er und seine Freunde vorderhand noch ganz allein in Ungarn. Die Erklärung Stefan Tißzas ist nur ein zarter föderalistischer Wink an den künftigen Stadion in Oesterreich, der die Geschicke der Monarchie vom slavischen Standpunkte betrachten wollte, dass es in Ungarn eine Parteigruppe gibt, bei der er anklopfen kann.

Der Minentanzpl der Tißzagruppe gegen Szell und die alten Deáksten konnte in der nächsten Zukunft für letztere gefährlich werden, wenn Szell noch lange zögern würde. Denn in Anschlag gebrachte Zahlenschlüsse durchkreuzen. Aber Szell weiß sich seine Allüsenen: er lässt alle Aeußerungen, die von Seite der Tißza-Gruppe gethan werden, um in der liberalen Partei den „kleinen Leuten" Angst für ihre Zukunft einzuflößen, freien Lauf; dass er aber recht gut weiß und damit auch gerechnet hat, dass der „alte Adam" lebendig sei, bewiesen folgender Zwischenfall. Unlängst hat ein intimer Freund des Tißzas dem Ministerpräsidenten Rathschläge ertheilt, deren Spitze gegen die geplante Pacification der Obergespane gerichtet war. Szell hörte die Rathschläge ruhig an und bemerkte schließlich folgendes: „Ich sagte in meinem Programme, dass ein Jeder, der sich meinem Programme anschließt, mir willkommen sei, die Thür ist offen, er kann eintreten. Auch heute halte ich an diesem Punkte meines Programmes fest. Nur ein Wort muss ich noch hinzufügen: die Thür ist offen, und ein Jeder, dem mein Vorgehen im Durchführung meines Programmes nicht gefällt, kann austreten."

Wie sich nun die Tauzapplikation des Regierungswerkes nicht recht vorstellt, denn ein mutiger die Friedensbedingungen, welche im Friedenscongress der Parteien festgestellt worden sind, zur Ausführung gelangen. Es das einmal geschehen, dann muss der Reichstag aufgelöst werden, und infolge der Neuwahlen wird die Trifion der Parteien zu Wahlen werden, oder es wird eine neue Partei-

gruppierung eintreten, indem nämlich die Mehrheit der liberalen Partei mit Spell, Appouyi und den Deisdenten sich als Regierungspartei constituieren würde, als Mittelpartei, zwischen Regierungspartei und Ugronpartei.

Die Ugronpartei, die jetzt, seit dem Wiedereintritt Ugrons ins politische Leben, sich zu bilden begonnen hat, ist zu einer bedeutenden Rolle im ungarischen Parlamente berufen. Sie sieht dem Ausgleiche vom Jahre 1867 näher, als der Personalunion; wenn es Ugron gelingt, bei den Neuwahlen einen Theil der Koffuthianer für sich zu gewinnen, so ist damit ein großer Schritt gethan, welcher mit der Zeit dazu führen könnte, dass einmal das ganze ungarische Parlament die staatsrechtliche Grundlage von 1867 acceptiert.

Wie man sieht, hängt die nächste Zukunft Ungarns von dem Ergebnis der im Herbste stattfindenden Neuwahlen für das ungarische Parlament ab. Diese Wahlen werden ohne jegliche Pression von Seite der Regierung vor sich gehen. Es sind die ersten reinen Wahlen in Ungarn. Hic Rhodus, hic salta.

Der Zehnstunden-Strike in Brünn.

Der Wunsch nach Einführung des Zehnstundentages wurde von den Arbeitern der Brünner Tertilindustrie zum erstenmale vor circa drei Jahren ausgesprochen, ohne dass es damals zu einer lebhafteren Bewegung gekommen wäre. Die Arbeiter setzten ein Comité ein, welches mit dem Verein der Wollindustriellen Mährens über diese Forderung unterhandeln sollte. Der Ausschuss des Wollindustriellenvereines lehnte es jedoch ab, die Competenz des Comités anzuerkennen, und hatte eine Solidaritätserklärung seiner Mitglieder ein. Die Angelegenheit wurde von Seiten der Arbeiter bei dieser Haltung der Fabrikanten nicht weiter verfolgt. Es kam dann wohl im Laufe der drei Jahre hin und wieder in Arbeiterversammlungen zu Resolutionen, allein eine ernsthafte Bewegung zu Gunsten des Zehnstundentages begann erst wieder vor einigen Wochen. Die Forderung, welche vor drei Jahren nur von einem Theil der Arbeiterschaft erhoben worden war, war mittlerweile Gemeingut der dreifachen Menge geworden, und so kam es, dass sie diesmal mit einer ganz anderen Intensität erhoben wurde als seinerzeit. Nachdem die Arbeiterschaft sich in zahlreichen kleineren Versammlungen für einen energischen Vorstoß entschieden hatte, wurde Mitte April ein großes Meeting abgehalten, in welchem drei Punkte aufgestellt wurden: Abschaffung der Nachtarbeit von Samstag auf Sonntag in den Streichgarnspinnereien, Theilnahme der Arbeiter an der Ausarbeitung der neuen Arbeitsordnung und Einführung des Zehnstundentages. Von diesen drei Forderungen sind die beiden ersten untergeordneter Art, denn es gibt in Brünn nur fünf Streichgarnspinnereien, und auch diese arbeiteten bisher in der Nacht von Samstag auf Sonntag nicht regelmäßig. Die Bestimmungen der Arbeitsordnung sind ganz unwesentlicher Natur. Das Wesentlichste ist also der Zehnstundentag. Die Arbeiter liessen sich durch ein gemeinschaftliches Comité vertreten, welches am 15. April dem Wollindustriellenvereine die drei Forderungen der Textilarbeiter bekanntgab. Der Verein nahm auch diesmal eine entschieden ablehnende Haltung ein und betraute ein viergliedriges Comité mit der Aufgabe, den Arbeitern die negative Antwort zu übermitteln. Die Verhandlungen schienen somit geschlichtet und der Ausbruch eines Ausstandes beseitigt. Um diesen äußersten Schritt der Arbeiterschaft zu verhüten, wendete sich der Bürgermeister von Brünn, Dr. August Ritter von Wieser, an das Handelsministerium. Dieses entsandte den Centralgewerbeinspector, Hofrath Klein, nach Brünn, welcher sich zunächst mit dem Delegierteneomite der Industriellen in Verbindung setzte. Unter dem Vorsitze des Bürgermeisters fand eine Besprechung statt, welcher ich auf Wunsch des Centralgewerbeinspectors beigezogen wurde. Ich hatte nämlich in meinem Betriebe den Zehnstundentag durchgeführt und sollte meine Erfahrungen bekanntgeben. Die bewegte Conferenz hatte dank der Einwirkung des Hofrathes Klein und des Bürgermeisters den Erfolg, dass der Wollindustriellenverein schließlich seine absolut ablehnende Haltung aufgab. Die Abschaffung der Nachtarbeit von Samstag auf Sonntag in den Spinnereien wurde zugestanden, ferner erklärte sich der Wollindustriellenverein, der seit längerer Zeit an der Abfassung einer neuen Arbeitsordnung thätig war, bereit, an der Berathung und Beschlussfassung über dieselbe die Arbeiter theilnehmen zu lassen, und machte den Vorschlag, den Zehnstundentag, der ja im wesentlichen eine Frage der Arbeitsordnung ist, gleichzeitig mit der Durchberathung aller übrigen Bestimmungen der Arbeitsordnung in Verhandlung zu nehmen. Hofrath Klein wurde ermächtigt, auf dieser Basis mit den Arbeiterdelegierten zu verhandeln. Diese lehnten jedoch die Vermittlungsvorschläge ab und bestanden auf sofortiger Gewährung des Zehnstundentages, wobei sie wohl der Drohung leiteten, den Industriellen zu einer Vorbereitung für den Strike Zeit zu lassen. Die Unterhandlungen waren daher abermals und diesmal definitiv gescheitert. Die Maßregel verlief wesentlich unter dem Zeichen des Zehnstundentages. Die Arbeiter kamen zum Entschlusse, denselben zu erzwingen. Zu diesem Zwecke sollte die Arbeit am 2. Mai in allen Betriebsstätten statt um 6 Uhr früh erst um 7 Uhr beginnen. Dem gegenüber verpflichteten sich die Industriellen in strengster Solidarität, den späteren Beginn der Arbeit als Vertragsbruch anzusehen, die Arbeiter das erstemal nachdrücklich zu verwarnen, im Wiederholungsfalle die Betriebe sämmtlich einzustellen und die Arbeiter auszusperren, falls sie dies wagen, wenn dieselben mit ihrer Demonstration nur in einzelnen Betrieben bewerteten sollten. Man war daher auf einen frühestens Mittwoch den 3. Mai beginnenden Lockout gefasst. Statt dessen brach plötzlich am 2. Mai der Generalstrike aus. Die Arbeiter hatten nämlich in einer an diesem Tage um 6 Uhr früh abgehaltenen Versammlung beschlossen, durch Delegierte der einzelnen Betriebe von jedem Arbeitgeber eine schriftliche Erklärung zum Zehnstundentag zu fordern, widrigenfalls die Arbeit nicht aufgenommen werde. Der Antwort der Industriellen war angesichts ihrer bereits gefassten Beschlüsse klar vorauszusehen und der Strike gegeben. Es feiern sämmtliche zur Textilindustrie gehörigen Betriebe mit Ausnahme dreier, welche den Zehnstundentag eingeführt haben. Von diesen befindet sich jedoch eine Fabrik im Stadium der Liquidation und dürfte in einigen Wochen nach Aufarbeitung der vorhandenen Materialien vollständig eingestellt werden. Die Zahl der streikenden Arbeiter beträgt gegen 12.000. Die Entschlossenheit dieser Menge, in einen hartnäckigen Kampf einzutreten, ist aus den bemerkenswerter, als mir es mit einer absolut unorganisierten Arbeiterschaft zu thun haben, welche zur weitaus größeren Hälfte aus Frauen und Mädchen besteht. Die große Bedeutung des Brünner Textilstrikes ist jedoch vor allem anderen dadurch gekennzeichnet, dass die politische Organisation der österreichischen Arbeiterschaft denselben als eine Parteiangelegenheit behandelt. Den vereinigten Industriellen, welche den gegenwärtigen Conflict wohl hauptsächlich als eine Machtfrage betrachten, hat sich auf der anderen Seite die gesammte Kriegsmacht der Socialdemokratie entgegengestellt, welche ihre Kräfte auf diesen Punkt concentriert, um hier eine Entscheidungsschlacht zu liefern. Der Strike gewinnt hiedurch einen zwiespältigen Charakter, er ist ein wirtschaftlicher und politischer zu gleicher Zeit.

Die hergebrachte Arbeitszeit, in welche durch den Zehnstundentag eine Bresche gelegt werden soll, ist in den Brünner Betrieben folgendermaßen geordnet: Die Arbeit beginnt um 6 Uhr früh und dauert bis 8 Uhr Abends mit einer Unterbrechung von einer Stunde zwischen 12 und 1 Uhr. Samstag hört die Arbeit um 5 Uhr auf. Nominell gilt außerdem eine Frühstückpause von einer Viertelstunde, die jedoch in den wenigsten Betrieben für alle Arbeiterkategorien beobachtet wird. Für Montag ist der Zehnstundentag durchgeführt, da an diesem Tage in allen Betrieben erst um 7 Uhr Früh die Arbeit begonnen wird. Die Forderung der Arbeiter geht nun dahin, die montägige Arbeitszeit auf die übrigen Wochentage zu übertragen. Will man diesen Wunsch der Arbeiterschaft seiner vollen Bedeutung nach würdigen, so muss man die specifischen Brünner Verhältnisse in das Auge fassen. Die gesammte Textilarbeiterschaft zerfällt, was ihr Domicilverhältnis anbelangt, in zwei ungleiche Hälften. Der weitaus kleinere Theil wohnt in der Stadt; die größere Hälfte wird von ländlichen Arbeitern gebildet, die in den umliegenden Ortschaften ansässig sind. Von hieren letzteren kommt ein Theil Montag Früh in die Stadt herein, übernachtet die Woche über in Schlafstellen und zieht Samstag Abends heimwärts. Der andere Theil legt den Weg vom Wohnorte zur Arbeitsstätte und wieder nach Hause alltäglich zurück. Die Entfernungen, um die es sich hier handelt, variieren zwischen einer halben Stunde bis anderthalb Stunden. Doch wird auch dieses Maximum theilweise überschritten. Das elende Wohnen in den Schlafstellen, welche in Brünn infolge absoluten Mangels einer organisierten Wohnungsaufsicht sich in oft menschenunwürdigem Zustande befinden, wirft an und für sich auf das Leben des Arbeiters als Individuum einen dunklen Schatten. Dazu kommt noch als schwerer Uebel der Zerreißung der Familienverhältnisse. Während der Woche sind Mann und Frau, Eltern und Kinder oder einzelne Familienmitglieder von einander getrennt. Dieser Mangel eines Heimes hat zur natürlichen Folge, dass die Arbeiter nach Schluss der Arbeitszeit vor der Schlafstunde in die Branntweinschänken getrieben werden, deren nach städtischer Art voll beleuchtete und angenehm durchwärmte Räume im Winter den verelnsamen Arbeiter umso unwiderstehlicher anlocken, als ihn in seinen Mauern ausnitter ein schmutziges, kaltes und finsteres Local erwartet. Die Gesundheit zu trinken ergreift infolge dieser treiben Verhältnisse den Arbeiter immer stärker und nagt den Hauptheil zur körperlichen und geistigen Degeneerierung der hiesigen Textilarbeiterschaft bei. Die Abschaffung der Arbeitsstunde zwischen 6 und 7 Uhr Früh würde es nun den allermeisten dieser Arbeiter ermöglichen, in ihren Heimatsorten im Kreise ihrer Familien zu übernachten. Dass die durch und die gesammten sanitären Verhältnisse der Stadt wesentlich gebessert würden, bedarf keiner näheren Auseinandersetzung. Die Bewohnungen der Stadtarmen und am günstigsten Gesundheitsverhältnisse, wie sie durch die in Durchführung begriffene Canalisierung und die gegenwärtige Tuchwasserleitung schon gebessert sind, würden durch das

Digitized by Google

Abströmen der heimlosen Massen nicht wenig gefördert werden. Der Theil der Arbeiterschaft, welcher schon heute auf dem Lande lebt, opfert seinem Familienfinn einen großen Theil seiner nach elfstündiger Arbeit so unentbehrlichen Nachtruhe. Die weiter auswärts wohnenden Leute müssen, um rechtzeitig um 6 Uhr Früh in der Fabrik erscheinen zu können, zwischen 4 und 5 Uhr vom Hause abmarschiren. Man denke sich nun die ungünstigst ausgerechnetesten und nicht zum besten genährten Arbeiter in finsteren, hinterlatten Winternächten auf der hartgefrornen oder schneeverwehten Straße einen stundenlangen Weg zur Fabrik zurücklegen, und man wird gewiß zugestehen, daß der Wunsch der Arbeiter, solche Verhältnisse zu ändern, ein berechtigter ist. Nur aus diesen Umständen erkläre ich mir den elementaren Ausbruch der jetzigen Bewegung. Was die in Brünn selbst unter den drückendsten Wiethsbedingungen wohnhaften Arbeiter betrifft, so würden dieselben von der Gelegenheit, die unverzeihlich verschlossenen und gesünderen Wohnungen in entlegenden Wohnbezirken aufzusuchen, nach Einführung der abgekürzten Arbeitszeit reichlich Gebrauch machen. Hiedurch würde für Brünn die Möglichkeit eröffnet, die Arbeiter den für sie und die Industrie ungünstigen städtischen Lebensbedingungen zu entrücken. Unter den heutigen Verhältnissen hat der frühere Beginn der Arbeitszeit eine Reihe mißlicher Folgen, welche in ihrer Gesammtheit auch das Leben der städtischen Arbeiter trüben. Die Leute kommen mit nüchternem Magen in die Fabrik und müssen das Frühstück, das ihnen durch die Angehörigen zugetragen wird, nach begonnener Arbeit in abgestandenem Zustande zu sich nehmen. Am meisten fällt jedoch ins Gewicht, daß ein bedeutender Bruchtheil der Arbeitenden verheirathete Frauen sind, denen die gewonnene Morgenstunde zur Besorgung der Haushaltung und Betreuung der Kinder vor Beginn der Schulstunden zustatten käme. Rechnet man nun noch hinzu, daß die Verkürzung der Arbeitszeit nebenbei den Fabrikbesitzern zu Nutzen käme, so ergibt sich der Schluß, daß der Zehnstundentag für Brünn eine sozialpolitische Maßregel von allergrößtem Werte wäre, da er die Lebensführung wie die Lebensfreude einer Bevölkerung von gegen 40.000 Menschen wesentlich erhöhen würde.

Diese humanen Erwägungen müssen nach meinem Dafürhalten bei der Beurtheilung des Brünner Textilstriks vorwiegen. Die verhältnismäßig geringen Opfer, welche die Einführung des Zehnstundentages den Industriellen auferlegen würde, müssen von diesem Gesichtspunkte aus in den Kauf genommen werden. Es gesch sind dieselben keineswegs, daß eine Gefährdung der Brünner Industrie als solcher daraus resultieren würde.

Ich will nun im Folgenden die Chancen und die Consequenzen des Zehnstundentages für den Brünner Platz erörtern. Hiebei muß vorausgeschickt werden, daß die Verhältnisse in den einzelnen Betrieben ungemein differenziert sind. Wir haben es nicht mit einer gleichförmigen Industrie zu thun, derart, daß die Schablone eines Etablissements einfach auf alle anderen anzulegen wäre. Die historische Entwickelung der Brünner Tuchindustrie hat vielmehr die größte Mannigfaltigkeit sowohl der Erzeugnisse als auch der Betriebe im Gefolge gehabt. Man fabricirt in Brünn nicht eine einzelne Type, sondern alle erdenklichen Sorten und Qualitäten von Wollstoffen, von dem allerfeinsten bis zum billigsten Genre. Es ist nun begreiflich, daß eine Vertheuerung des Betriebes, die der allgemein eingeführte Zehnstundentag allenfalls mit sich bringen würde, von den Fabrikanten, welche hochwerthige Ware erzeugen, leichter getragen werden kann, als von den Erzeugern billiger Ware. Denn der Percentsatz des Wertes, den der Arbeitslohn bei der billigen Ware ausmacht, ist ein höherer als bei der feineren, in welcher das Rohmaterial den größten Percentsatz des Wertes bildet. Was die Betriebe selbst betrifft, so umfaßt die Brünner Textilindustrie sämmtliche Arbeitsprocesse vom Spinnen und Färben bis zum Weben und zum Appretieren. Die einzelnen Arbeitsprocesse sind theilweise in einem Betriebe vereint, theilweise werden sie in abgeänderten Etablissements besorgt. Es gibt Tuchfabriken, die neben dem Weben auch spinnen und färben und appretieren, andere haben außer der Weberei bloß eine Appretur, manchmal selbst auch diese. Die meisten Betriebe beschäftigen die Nebenabtheilungen bloß für den eigenen Gebrauch, jedoch kommt es auch vor, daß solche Fabriken im Lohn für andere Fabrikanten arbeiten, denen die entsprechenden Abtheilungen fehlen. Endlich gibt es Etablissements, die im wesentlichen nur im Lohn arbeiten und zwar sowohl Spinnereien und Färbereien als auch Webereien und Appreturen. Die wichtigsten Unternehmungen dieser Art sind die großen Streichgarnspinnereien. Diese Lohnbetriebe arbeiten nicht bloß Brünner Artikel, sondern auch fremde, hauptsächlich nordböhmische Ware. Brünn hat sich namlich in den letzten Jahren immer mehr zum Handelsplatz für Wollstoffe entwickelt, und ein großer Theil der von Brünn aus verkauften nordböhmischen Ware wird dort gefärbt und appretiert.

Diese Wechselheit macht eine Verallgemeinerung der Wirkungen des neuen Arbeitstages äußerst schwierig. Die Reduction, um welche es sich im gegenwärtigen Streike handelt, beträgt im ganzen drei; thatsächlich Stunden pro Woche, da bei Beginn der Arbeit um 7 Uhr früh die Frühstückspause an allen Tagen, so wie heute schon am Montag, entfiele, wodurch von den fünf in Abzug kommenden Stunden eineinviertel Stunden eingebracht würden. Es fragt sich, ob dieser Zeitausfall in der Brünner Textilindustrie durch die erhöhte Intensität der besser ausgeruhten Arbeiter hereingebracht werden kann. Hier müssen nun die verschiedenen Formen der Unterrechnungen auseinandergehalten werden. Für eine Kategorie, nämlich für jene zahlreichen Betriebe, welche Kammgarnmodewaare mittlerer und besser Qualität erzeugen, und die meistens Weberei und Appretur vereinigen, kann ich auf Grund eigener Erfahrungen sprechen. Meine Fabrik entspricht diesem Typus. Ich beginne seit 1. März dieses Jahres die Arbeit täglich um 7 Uhr, und es hat sich ergeben, daß die Verkürzung der Arbeitszeit nicht die mindeste Beeinträchtigung in der Leistungsfähigkeit meines Etablissements hervorgebracht hat, ich producire bei möglichster Ersparnisse genau dasselbe Quantum wie früher. Diese Erfahrung habe ich vor drei Jahren gemacht, als ich durch circa sechs Monate das Zehnstundensystem erprobte. Ich kann daher mit Beruhigung behaupten, daß sich in allen jenen Etablissements, welche einen meinem Werke annähernd gleichen Typus repräsentieren, der Zehnstundentag ohne finanzielle Opfer einführen läßt. Was die anderen Gattungen von Betrieben betrifft, so liegt eine Erfahrung nicht vor. Die unmittelbaren Interessenten haben sich der Forderung auf das entschiedenste entgegengestellt, weil sie einen Ausfall an Production befürchten. Die Art des Arbeitsprocesses scheint zum Theile diese Besorgnis zu rechtfertigen. In der Spinnerei ist die ununterbrochene Selbstthätigkeit der Krempelmaschinen der ausschlaggebende Factor der Production. In der Färberei handelt es sich um chemische Processe, welche eine bestimmte Zeit beanspruchen. Was die Appretur anbelangt, so schließt dieselbe gewisse Nebenverrichtungen in sich ein, welche mit der Hand gemacht werden müssen, wie das Nopfen und Ausnähen — welche Beschäftigung in Brünn an 2000 Arbeiterinnen absorbiert — und bei diesen läßt sich ohne Frage die Zeitverkürzung durch Intensität wettmachen. Die eigentlichen Appreturprocesse werden durch Maschinen besorgt, deren Thätigkeit beim Wechseln des Stückes unterbrochen wird, so daß die Flinkheit und Geschicklichkeit des bedienenden Arbeiters beim öfmaligen Ein- und Auslegen der Ware in die mannigfachen Maschinen immerhin von Bedeutung wird. Allerdings beansprucht der maschinelle Arbeitsprocess seiner Natur nach eine bestimmte Dauer, an der sich nichts ändern läßt. Trotz alledem aber glaube ich, daß auch bei der Spinnerei, Färberei und Appretur die Erfahrung abgewartet werden muß, weil bei dem seinerzeitigen Uebergange von dem zwölfstündigen zu dem elfstündigen Arbeitstag in Brünn der signalisierte Productionsausfall nicht eintrat. Der Wert der menschlichen Arbeitskraft wird nämlich meiner Ansicht nach viel zu wenig eingeschätzt: neben der selbstthätigen Maschine übt die Qualität und die Condition des Arbeiters auf die Productivität der Industrie in qualitativer und quantitativer Hinsicht ihren Einfluß. Die hochstehende englische Industrie verdankt ihre Blüte und Ueberlegenheit mindestens ebensosehr ihrem unvergleichlichen Arbeitermaterial wie den vollkommensten Maschinen. Es ist daher die Einführung des Zehnstundentages auch in denjenigen Brünner Betrieben, welche nicht sofort dieselben günstigen Resultate wie ich erzielen, nicht ein Ding der Unmöglichkeit. Es wird sich bei ihnen nur einfach um einen längeren Einarbeitungszeitraum handeln, in dessen Verlauf die einzelnen Betriebe sich durch organisatorische Maßnahmen der neuen Arbeitsdauer accommodieren. Dieser Gedanke leitete mich bei der Kürzung der Arbeitszeit in meinem Betriebe. Ich hatte einen allmählichen, facultativen Uebergang vor Augen, welcher die einzelnen Etablissements der Reihe nach hätte ergreifen sollen, indem das Beispiel und die Erfahrung der vorangehenden Unternehmer die nachfolgenden um die Neuerung gewonnen hätte. Auf diese Weise hätte sich nach meiner Ueberzeugung der Zehnstundentag in Brünn im Verlaufe eines nicht allzulangen Zeitraumes ohne Schädigung der Industrie eingebürgert. Diese ruhige Entwickelung hat der ausgebrochene Strik gehemmt. Arbeitnehmer und Arbeitgeber stehen einander schroff gegenüber. Die einen fordern ohne Rücksicht auf die differenzierten Voraussetzungen sofortige Verkürzung in allen Betrieben zugleich, die anderen haben sich, gleichfalls unter Verzicht langjährig der thatsächlichen Verhältnisse, zu einer in diesem Falle nicht angebrachten Solidarität vereinigt. Zwischen die Arbeiter ihren Willen durch, so mag dies für eine Anzahl von Etablissements mehr oder minder große Störungen im Betriebe zur Folge haben, weil die ganze plötzliche Einrichtung derselben auf den Grundsatz des Zehnstundentages nicht eingerichtet worden ist, weil die Arbeiter gänzlich unvorbereitet sind und weil man den Conflict durch ein Drittes, nämlich durch eine Ausgleichung der in den einzelnen Betrieben [illegible] Verhältnisse beilegt, so wäre die Frage damit nicht in [illegible] Zeitpunkte in einem späteren Zeitpunkte wieder aufgerollt werden, weil hier Brünn der Zehnstundentag aus [illegible] würden eine socialpolitische Nothwendigkeit

Digitized by Google

ist, deren Durchbruch auf die Dauer auch durch eine für den Augenblick berechnete ablehnende Haltung der Unternehmer nicht aufgehalten werden kann.

Brünn. Arthur Pisko.

Die Unzulänglichkeit der Eisenbahnen.

Klingt es nicht wie eine gewagte Uebertreibung, von der Unzulänglichkeit der Eisenbahnen zu sprechen? Noch sind nicht fünf Jahrzehnte verflossen, seit unter dem Einflusse der Eisenbahnen das allgemeine Verkehrsleben sich zu heben, sich kräftig zu entwickeln begann, und heute sollen diese schon an die Grenze ihrer Leistungsfähigkeit gelangt sein? Abermals Bertrand Gerinzer, als der preußische Eisenbahnminister Thielen, dessen Vergangenheit und Stellung wohl kaum an eine Voreingenommenheit gegen das Eisenbahnwesen denken lassen, hat kürzlich im preußischen Landtage die Parole von der Unzulänglichkeit der Eisenbahnen ausgegeben, die ihre Runde über die Erde machen wird.

Freilich, so scharf ist es nicht gemeint, wie es klingt. Man darf das Wort nur cum grano salis nehmen — und man darf vielleicht auch nicht ganz übereilen, dass es in den lebhaften und anregenden Wechselreden fiel, welche die Verhandlungen über den Mittellandcanal im preußischen Abgeordnetenhause wachriefen und die volle fünf Tage währten. Man weiß, worum es sich handelt. Die preußische Regierung verlangt einen Credit von 261 Millionen Mark zur Schaffung eines Wasserweges zwischen dem Rhein und der Elbe, dem Westen und Osten des Reiches. Preußen besitzt schon heute eine beträchtliche Anzahl von Canälen; aber es fehlt ihnen allen ein Absätzig insoferne, als der Osten nicht mit dem Westen in unmittelbarer Wasserverbindung steht. Hiebei ist es vornehmlich auf den rheinisch-westphälischen Industriebezirk einerseits und auf die Hauptstadt des Reiches und das östlich von ihr liegende Gebiet andererseits abgesehen. Der Westen soll auf der Wasserstraße seine Kohlen gegen Osten senden, während der Osten seinen Reichthum an Holz den Gruben des Ruhrbezirkes zuschiffen soll. Gegenwärtig gehen die Kohlen vom Ruhrrevier mit der Eisenbahn nach Hamburg und von hier elb- und haveländwärts zu Schiff nach Berlin. Die östlichen Grubenhölzer benützen die bestehenden Binnenwasserwege bis zur Elbe, schiffen auf ihr hinab nach Hamburg, gehen von hier über See nach Rotterdam, dann mit Rheinschiff bis Ruhrort-Duisburg und erst von diesem Orte aus mit der Eisenbahn in das Industriegebiet. Kann man sich eine irrationellere Art des Verkehrs denken? Geben diese Beispiele nicht den klarsten Beweis, dass es für Kohle und Holz keinen zweckmäßigeren Verkehrsweg gibt, als jenen zu Wasser? Die geobrachte Mittellandcanal-Entwurf umfasst zunächst eine durchgehende Verbindung vom Rheine nach Herne zum Dortmund-Ems-canal und von diesem, bei Bevergern, zur Weser und Elbe; dann nimmt er auch die Canalisirung der Weser von Hameln bis Bremen und die Anlage mehrerer Zweigcanäle nach Magdeburg, Braunschweig, Peine, Hildesheim, Stadthagen und Osnabrück in Aussicht — kurz, das Project berührt ein Netz künstlicher Schiffahrtswege von weit über 400 Kilometern Länge.

Die preußische Regierung kämpft einen harten Kampf um diesen Mittellandcanal, der sich nicht allein für den Austausch der Industrie- und landwirthschaftlichen Erzeugnisse des Ostens und des Westens, sondern auch für die Melioration weiter Landesstrecken in der Provinz Hannover überaus nützlich erweisen würde. Bereits im Jahre 1891 hat das preußische Abgeordnetenhaus eine Theilstrecke des Canales, die geplante Verbindung des Dortmund-Emscanales mit dem Rheine, abgelehnt. Diesmal wurde die Regierungsvorlage nach der ersten Lesung einem Ausschusse von 28 Mitgliedern überwiesen. Ihr Schicksal liegt im dunklen Schoße der Zukunft. Vielleicht erlangt sie eine Mehrheit — groß wird sie nicht sein. Dann beginnen aber die Erörterungen von Neuem im Herrenhause. Die Gegner der Vorlage sind zahlreich und mächtig. Sie finden sich vor allem unter den Vertretern der Landwirthschaft. Die Agrarier fürchten, dass der neue Wasserweg die Einfuhr fremder landwirthschaftlicher Erzeugnisse begünstigen wird, und sie glauben aber weiten nicht davon gänzlich bis der Canal hergestellt auch im Vereine mit den zu verbessernden östlichen Wasserstraßen für die landwirtschaftlichen Erzeugnisse des Ostens einen Absatzweg nach dem getreidebedürftigen Westen darstellt, an den es bisher fehlte. Wer den doch — wie Sympher in seiner trostlosen Schrift über die wirtschaftliche Bedeutung des Rhein-Elbecanals sagt: ein el stadio beweist — die Getreidepreisdifferenzen von Stettin, Oderberg und Brandberg nach Herne auf den neuen Binnenwasserwege um 16 bis 40 Procent geringer sein, als auf dem Seewege über Rotterdam, und um 60 bis 80 Procent geringer, als auf dem Schienenwege.

Dass der neue Canal Verkehrsverschiebungen bewirken wird, die hier und da Nachtheile im Gefolge haben, ist nicht zu bestreiten. Auch die kleinste Kleinbahn — und wahre sie nur wenige Kilometer lang und nach Decauville'schem System mit einer Spur von 60 Centimeter erbaut — wird je nach ihrer Art im einzelnen oder weiteren Kreise ähnliche Wirkungen hervorrufen. Der Braunkohlenbergbau in Brandenburg, Sachsen, Braunschweig und Anhalt, der Steinkohlenbergbau in Nieder- und Oberschlesien, der Eisenabzug in letztgenannter Provinz werden von den neugeschaffenen Verhältnissen nicht unberührt bleiben; aber es handelt sich noch lange nicht um Sein oder Nichtsein; zum Theile wird der Canal selbst andere Absatzgebiete eröffnen, zum Theile wird er die Producenten nöthigen sich solche zu suchen, und es besteht kein Hinderniss sie zu finden.

Aber die Gegner der Canalvorlage hatten noch eine andere Waffe in Bereitschaft, mit der sie einen kräftigen Vorstoß führten und deren nachdrückliche Anwendung zum mindesten eine langwierige Redeschlacht hervorrief. Durch die Inbetriebsetzung des Canales, die für das Jahr 1908 geplant ist, werden die preußischen Staatsbahnen einen Ausfall an Einnahmen erleiden, das ist ganz selbstverständlich. Dieser Einnahmenausfall wird für 1908 auf rund 53 Millionen Mark berechnet. Die Gegner des Canals schätzen ihn weit höher, indem sie behaupten, dass fast die Hälfte sämmtlicher Güter der preußischen Eisenbahnen im rheinisch-westphälischen Industriegebiet bewegt, also auch die Hälfte der Eisenbahnüberschüsse im Westen verdient wird, da wesentlich die Massengüter und gerade die Kohlenfrachten die Ueberschüsse für die Eisenbahnen erbringen. Sie theilen nicht die von den Canalfreunden gehegte Erwartung und Zuversicht, dass dieser Ausfall verhältnismäßig rasch durch die natürliche Verkehrssteigerung gedeckt werden wird, dass der Canal auch der Eisenbahn Transporte zuführen wird; sie fürchten eine bedeutsame Verminderung der Verzinsung der in den preußischen Staatsbahnen angelegten Geldsummen und sie vermögen nicht, selbst im Hinblick auf die große wirtschaftliche Bedeutung des Canals, diese Sorge in den Hintergrund zu drängen. So hatten sie an dem Gedanken fest, der seit Jahrzehnten die Fachliteratur beherrscht und auch in der Praxis vielfach seinen Einfluß geltend gemacht hat, an dem Gedanken, dass Canal und Eisenbahnen Gegensätze, unversöhnliche Concurrenten sind!

Und nun vollzieht sich ein Ereignis, das aus dem großen fünftägigen Redekampf im Berliner Abgeordnetenhause als bedeutungsvollste Moment hervortritt und dem ein gewisser volkswirtschaftlicher, ja geradezu culturgeschichtlicher Wert nicht abgesprochen werden kann. Der Minister für öffentliche Bauten, in diesem Ressort auch das Eisenbahnwesen fällt, Minister Thielen, erklärt sich ganz entschieden für den Bau schiffbarer Canäle und speciell des Mittellandcanals. Er erblickt in den künstlichen Schiffahrtswegen nicht gefahrbringende Concurrenten, sondern willkommenen Bundesgenossen der Eisenbahnen, die in einzelnen Gebieten des Landes dringend einer Entlastung bedürfen. Denn wenn auch die Eisenbahnverwaltung sich völlig in der Lage fühlt, jetzt und noch für eine weitere Zeit dem Verkehrsbedürfnisse gerecht zu werden, so kann sie — nach Thielens Worten — doch nur mit schwerer Sorge in die Zukunft blicken, die unzweifelhaft kommen wird, wo die Verkehrszunahme in einzelnen Revieren es der Eisenbahn unmöglich machen wird, den Verkehr allein zu bewältigen. Der Minister hob hervor, dass, wenn man auch die jährliche Zunahme des Verkehrs nach den bisherigen Erfahrungen nur auf 3·5 Procent veranschlagen will, doch in zehn Jahren auf einen Zuwachs der Einnahmen aus dem Verkehre von einer halben Milliarde zu rechnen sei. Aber die Vermehrung des Verkehrs wird in Wirklichkeit noch höher sein. Dass ein wesentlicher Theil dieses Verkehrszuwachses in dem niederrheinisch-westphälischen Kohlenrevier stattfinden wird, ist unzweifelhaft. Im Jahre 1883 betrug der Kohlenverkehr in diesem Bezirke 22 Millionen Tonnen; 11 Jahre später, im Jahre 1898 war er bereits auf 43 Millionen Tonnen angewachsen. Auf den Umschlagsbahnhöfen daselbst werden täglich 18000 Wagen beladen und 30000 Wagen umgeschlagen; ein Viertel des gesammten Verkehres des Landes geht aus diesem Kohlenrevier in Eisenbahnen zu. Es gibt in der ganzen Welt nicht, auch in England nicht, ein räumlich begrenztes Gebiet mit einem so dichten, von Jahr zu Jahr rapid anwachsenden Verkehre. Dabei aber scheint es noch lange nicht seiner maximalen Höhe zu; denn überall an den Grenzen des Reviers werden neue Kohlenschächte abgeteuft und überall fühlt und beobachtet man eine kräftige Zunahme der sonstigen dort heimischen Industrie.

Auch die Gegner der Canalvorlage besitzen keine Worte eine Vergrößerung des Eisenbahnnetzes. Der Minister berechnet ihnen aber auch die wissenschaftliche, dass das aufzubringende Capital keineswegs geringer wäre, wenn die nothwendigen Ergänzungen der Verkehrsstraßen nicht auf dem Wasserwege, sondern durch Eisenbahnen zustande wurden. Auch die Anlage von Schiffahrtskanälen, von Bahnen, welche lediglich dem Güterverkehr zu dienen hatten und also die bestehenden Bahnen entlasten würden, käme nicht billiger als der Canalbau, weil für die Bahnen der Eisenbahnbau die Hälfte der Gesammtbaukosten ausmachen würde. Es handelt sich da um ganz enormlich hohe Beträge, die in Ansicht genommen werden müssten, wenn die Wasserstraße nicht als Bundesgenossin der Eisenbahnen in Thätigkeit treten sollte.

Aber auch die Einfuhr an Eisenbahn-Einnahmen, die der Canal ermöglicht, verschwindet, wenn man die Eisenbahnmanner nach ihrer gewaltig hohen Summe von dabei je eben eben mit

Digitized by Google

53 Millionen Mark angegeben — keine Schrecken einzujagen. Innerhalb der nächsten zehn Jahre, wo die Eisenbahnen noch unumschränkt herrschen würden, werden die Einnahmen um rund 500 Millionen gesteigert sein: es wird sich also dann mehr um ein lucrum cessans als um ein damnum emergens handeln. Auch werden die Wasserstraßen den Eisenbahnen selbst neuen Verkehr bringen, sofern sie nur richtig angelegt sind. Glänzend bewiesen dies die Verhältnisse am Rhein-Marnecanal. Von dem Verkehr dieses Schiffahrtweges, der unter äußerst ungünstigen technischen Bedingungen gebaut worden ist, der auf 210 Kilometer 113 Schleusen hat und ein Gesammtgefälle von 308 Meter überwinden muß, rühren 83 Procente aus neuen Productionsstätten her, die erst seit der Eröffnung des Canals dort entstanden sind. Der Verkehrszuwachs, den ein Canal oder eine Eisenbahn verbeiführt, vertheilt sich erfahrungsgemäß ungefähr zu gleichen Theilen auf das Wasser und auf die Schienen.

Die innige Bundesgenossenschaft zwischen Schienenweg und Wasserstraße kann allerdings nicht ganz bedingungslos ausgeprochen werden. Sie wird nur dann bestehen, wenn nicht von Außen her künstlich eine Concurrenz geschaffen, ein feindseliger Geist in die beiden Verkehrsmittel hineingetragen wird. Darum erscheint es wichtig, Eisenbahnen und Canäle in einer Hand, in der Hand des Staates, zu vereinen. Gerade dort, wo dies der Fall ist, liegen die Bedingungen für den paralleln Ausbau der Wasserstraßen neben den Eisenbahnwegen entschieden am günstigsten. „Wenn wir unsere Eisenbahnen verstaatlicht haben" — erklärte der Landwirtschaftsminister Freiherr von Hammerstein — „so sind wir auch unbedingt genöthigt, dafür zu sorgen, daß eine in Concurrenz mit den Staatsbahnen stehende, so bedeutsame Wasserverbindung, wie der Rhein-Elbe-Canal, in der Hand des Staates bleibt." Es erscheint nicht ausgeschlossen, daß für den Fall der Ablehnung der Vorlage das Privatcapital versuchen wird, den Canal zu bauen, allerdings nicht den ganzen, sondern nur jene Strecke, welche unzweifelhafte volle Garantie für die Verzinsung gewährt, die Strecke von Dortmund nach dem Rheine, denn für diese Canalstrecke ist jede Capitalsanlage ganz zweifellos rentabel. Es dürfte dann auch noch keine bedenkliche Concurrenz mit den Eisenbahnen, keine Schädigung ihrer Verzinsung zu fürchten sein; aber eine große Schädigung der Concurrenzfähigkeit weiterer Gebiete Preußens würde die natürliche Folge sein, weil dieser Torso des Mittellandcanales der Zufuhr, die von den holländischen Häfen unter Benutzung des abgabenfreien Rheinstromes nach Deutschland kommt, wesentliche Vortheile bieten würde.

Die preußische Regierung hat sich für den Kampf um die Canalvorlage wacker gerüstet. Für die Eindringlichkeit der Vorarbeiten und Vorerhebungen, für die Gründlichkeit und Vielseitigkeit der Vorstudien zeugen zwei kürzlich erschienene, große, officielle Werke: Symphers schon erwähnte Arbeit, die ausschließlich den Mittellandcanal zum Vorwurfe hat, und Egers Abhandlung über die Binnenschiffahrt in Europa und Amerika, in der die Wechselwirkung zwischen Canälen und Eisenbahnen eingehende Erörterung findet und in der es zu dem Schlusse gelangt, daß sich das Bestreben, die Schiffahrtsstraßen zu erhalten und zu beleben, umso stärker zeige, je erfolgreicher der Eisenbahnverkehr sich entwickelt, und daß die Schiffahrt vielfach als ein wirksames Mittel zur Förderung des Eisenbahnverkehrs angesehen wird.

Die Wechselreden über die Canalvorlage im preußischen Abgeordnetenhause ergeben sich für Oesterreich weit über das Niveau des allgemeinen Interesses des Wasserstraßenfragе. Diese Frage ist bei uns dringend, im höchsten Grade dringend geworden. Es genügt, um diesen Satz zu begründen, das Eger'sche Werk folgende Daten herauszuheben:

Deutschland besaß Ende 1895 an Eisenbahnen 41.800 Kilometer, d. i. 85 Kilometer auf je 10.000 Einwohner, und an Schiffahrtsstraßen 10.000 Kilometer, d. i. 1·19 Kilometer auf je 10.000 Einwohner. Die kilometrische Güterverkehr betrug auf jenen 500.000 Tonnen, auf diesen 750.000 Tonnen. In Oesterreich-Ungarn erreichte zum gleichen Zeitpunkte die Länge der Eisenbahnen 30.046 Kilometer, d. i. 6·9 Kilometer auf je 10.000 Einwohner, die Länge der Schiffahrtswege 5715 Kilometer, d. i. 1·3 Kilometer auf je 10.000 Einwohner; der kilometrische Güterverkehr stellte sich bei den ersteren auf 240.000 Tonnen, bei den letzteren auf 324.000 Tonnen. Ebenso gegenwärtig Oesterreich und ungarn im Binnenlande gegradenen Schiffahrtscanal, der Magyarvizi mit dem Wörthersee verbindet, in einer Länge von 140 Kilometer. Während der Entstehung des Eisenbahnnetzes trat auch in Oesterreich die Fürsorge für Wasserstraßen zurück. Erst zu Ende der Siebzigerjahre zeigte sich eine Belebung, man begann bis mit neuen Canalplänen zu beschäftigen, so namentlich mit dem Plane einer Verbindung der Donau mit der Oder und Elbe, ohne daß die Entwürfe ihrer Verwirklichung wahr rückten. Erst in neuester Zeit erwacht sich ein hoffnungserfreulicher Aufschlag: die Canalisierung der Moldau von Prag zu Elbe ist im Werden, und die Vorarbeiten für den Canal von der Donau zur Mündung sind in Angriff genommen worden.

Und wenn es wahr ist, daß [illegible] Studie über Lower

reichs Wasserstraßen in der „Geschichte der österreichischen Forstwirtschaft und ihrer Industrieen", „Womit hat uns" — fragt der genannte Verfasser — „die überseeische Concurrenz immer mehr aus unseren alten Absatzgebieten verdrängt, in eigenen Lande bedroht? In erster Linie durch den spottbeispiellos billigeren Transport. Es gibt nur ein radicales Mittel, dieses Uebergewicht zu beseitigen und unserer Landwirtschaft und Industrie die gleichen Vortheile des billigen Transportes zuzuwenden. Dieses schon bewährte Mittel ist die Herstellung derselben Transportwege. In erster Linie müssen die Hauptschiffahrts-Arterien zur Verbindung unserer schiffbaren Donau mit der schiffbaren Oder und Elbe und der Anschluß an das deutsche Wasserstrauenetz, die Häfen der Nord- und Ostsee, hergestellt werden. Dann sind im besonderen Interesse unserer Landwirtschaft diese ungleich billiger transportierenden Wasserstraßen in die Productionsgebiete selbst, einestheils durch das nördliche Mähren und Böhmen, dann nach Galizien bis an den Dniester anzubauen."

Für Oesterreichs Eisenbahnen ist jene Zukunft, von welcher der preußische Eisenbahnminister im Hinblick auf Preußens Schienennetz und seiner Leistungsfähigkeit nur mit Besorgnis spricht, sicher noch in weiter Ferne. Beträgt doch der gesammte Güterverkehr der österreichischen Bahnen nur wenig über das Doppelte des Kohlenverkehres im Ruhrbezirke allein. Und selbst in unseren feuchtbarsten Kohlenrevieren dürfen wir wohl noch nicht von der Unzulänglichkeit der Eisenbahnen sprechen. Es wird deshalb auch in Oesterreich von den Gegnern der Canäle noch immer mit einem gewissen sicheren Nachhall auf die den Eisenbahnen gefahrdringende Concurrenz der künstlichen Wasserstraßen hingewiesen. Die Ausführungen des preußischen Eisenbahnministers lassen diese Position hart ins Wanken gerathen. Auch die österreichischen Eisenbahnen bringen jährlich wachsende Opfer für die Ergänzung ihrer Betriebsmittel, namentlich für die Neubeschaffung von Locomotiven und Güterwagen — wurden doch auf den Staatsbahnen allein auf ein Kilometer der durchschnittlichen Betriebslänge im Jahre 1·97 rund 1,258.000 Bruttotonnenkilometer gegen 929.000 im Jahre 1888 geleistet. Ein großer Theil dieser Ausgaben fällt auf das Conto des Güterverkehres und besonders jenes Verkehres, der seiner Natur entsprechend eigentlich nicht für die Schienen, sondern für das Wasser bestimmt erscheint: Kohle, Salz, Getreide. Wenn der Bahnen durch den Ausbau der Wasserstraßen von diesem Transporte zum Theile entlastet würden, wäre jedenfalls eine intensivere Entwickelung derselben in der Richtung der ihnen vorwiegend und allein zukommenden Aufgaben möglich, ohne daß hiedurch eine Schädigung ihrer Rente eintreten würde. Wenn auch die in Preußen in dieser Hinsicht obwaltenden Verhältnisse nicht unmittelbar auf unsere Zustände angewandt werden können, so ist es doch wohl zweifellos, daß man — dem Gedankengange der Begründung der preußischen Canalvorlage folgend — zu sehr ähnlichen Erlebnissen gelangen würde. Die Veröffentlichungen über die Verkehrsergebnisse unserer Bahnen, über die Bewegungen unseres Handels und die Entwickelung der Industrie gestalten nicht nähere Untersuchungen: diese können nur dort durchgeführt, wo das erforderliche statistische Material zur Verfügung steht oder doch beschafft werden kann. Die Wichtigkeit solcher Studien zur Klärung der Wasserstraßenfrage in Oesterreich wächst mit jedem Tage, denn nur durch eine einheitliche Canalisierung Thätigkeit auf den Oberläufen der Schiffahrtswege kann der heimischen Industrie und Bodencultur, kann dem gesammten Handel Oesterreichs wieder eine arbeits- und segensreiche Zukunft eröffnet werden.

Prag. **Professor Alfred Birk.**

Straßenstaub und Straßenreinigung in Wien.

In Wien zählen die Tage mit Sonnenschein, welche einem Regentage folgen, zu den erquickenden, denn nur an solchen sind die Wege und Straßen trocken und dabei staub- und schmutzfrei. Dauert aber die günstige Witterung an, so wird bald die angenehme Empfindung, den Spaziergang in gesundheitlich reiner Luft vollbringen zu können, durch einzelne Wehen von Rebelicht beeinträchtigt, bis dann auch Staubwolken den Ausblick benehmen, und die Luft mit höchst belästigenden Atmosphären erfüllt ist, welche sich an Kleider und Kleider hängen und einen wahren Pein für alle bilden, die genöthigt sind, sich auf den Straßen und Plätzen aufzuhalten und unter solchen Umständen ihr Wohlbefinden zu gefährden.

Die Natur ist auch da die Lehrmeisterin, dem Uebel zu neuern, d. h. der Verunreinigungen der Straßenflächen durch Reinigung derselben unschädlich zu machen. Es bedarf eben nur in den Zeiten, in welchen die Natur nicht ausreichend starken Regen bietet, des künstlichen Regens oder der Ueberstauung mit Wasser, mit Hilfe deren die Beseitigung der Straßenbahnen immer gelingen wird.

Wie wir in unserer mit Recht[illegible] pendelnden Straßenfehrer darauf den obigen Ursachen verantwortenden Raucherwerkern, die wohl das Wasser ausgeben lassen, um es gleichsam als staubbannendes Mittel zu benützen, von dem bestmöglichen Ver-

fahren der Straßenreinigung entfernt sind, braucht keiner Besprechung: um so weniger, da dieser Proceß nicht bei Nacht in thunlichst entsprechender, daher den Verkehr nicht behindernder Weise durchgeführt, sondern bis zur vollen Rücksichtslosigkeit zu Tagesstunden in den meisten Hauptstraßen erst begonnen und fortgesetzt wird, an welchen der größte Verkehr von Fußgängern stattfindet, daher lettiam als wahre Stadtplage empfunden ist und seit Jahren zu vielfach berechtigten Klagen Anlaß gibt. Ein Blick auf die Straße, welche soeben in dieser allbekannten Art rhythmisch überwischt wurde, zeigt, daß bis zur Neuheit derselben noch viel fehlt. Die weiten Fugen zwischen den Pflastersteinen, die seitlichen und ungleich tiefen Senkungen derselben, auf mehr oder minder große Flächen ausgedehnt, welche bei nassem Wetter unter Pfützen verschwinden, aus welchen Inseln holperiger Pflasterkuppen hervorragen, bieten wahrlich kein einer Großstadt würdiges Straßenbild. Bei derartiger Beschaffenheit der Straßenbahnen ist aber auch die Reinigungsarbeit sehr erschwert und die Verwendung von Putz- und Kehrmaschinen ebenfalls nicht erfolgreicher; das kann nur emsige Handarbeit unter Anwendung des Wassers zum Ziele führen.

Wir ziehen hier vornehmlich die gepflasterten Straßen in Betracht, weil dieselben in Wien überwiegen. Die Luppengestalt der Pflastersteine rührt natürlich von der Abnützung derselben — in Wien der Granitwürfel — her; ein Beweis, daß das in Verwendung genommene Gestein in Anbetracht der Lebhaftigkeit und täglichen Dauer des Wagenverkehres den Einwirkungen der Fahrzeuge und der Hufe der Zugthiere nicht ausreichend zu widerstehen vermag, daß also härtere und zähere Gesteinsarten zur Abnützung der Straßenoberflächen verwendet werden sollten, um dauernd widerstandsfähige geschlossene Oberflächen zu erhalten. Die schiefe und oft ungleich hohe Lage der Pflastersteine ist fernerhin eine Folge zu weiter Fugen und ungenügender Ausfüllung derselben und endlich einer zu wenig widerstandsfähigen Unterlage, welche, erweicht, nachgibt. Bei dem enormen Wagenverkehr einer Großstadt, welche in ihrer bedeutenden Ausdehnung viele Hügelzüge und Thalmulden überdeckt, zu deren Ueberbrückung Steigungen und Gefälle mit flachliegenden Strecken wechselnd folgen, so kann eine glatte Straßendecke, wie sie die Asphaltstraßen sind, so viele Annehmlichkeiten sie auch in der Ebene bieten, in den Steigungen nicht angewendet werden. Die erwähnten Uebelstände können in diesem Falle nur durch Anwendung von Pflasterprismen aus harten, zähen Gesteinen mit entsprechend tiefen, nicht zu weit von einander abstehenden Querrillen behoben werden; diese müssen eng aneinander schließen, die Fugen hat und seit ausgefüllt werden und die Steine auf einem unnachgiebigen Grundbaue (etwa einer Betonschichte) solid aufstehen. Dann erst werden die Fahrgänger sicher mit den Hufen eingreifen können, und das Pflaster diesen Einwirkungen doch standhalten, desgleichen den Drücken und Schlägen der darüberrollenden schwerbeladenen und wenig elastischen Wagen.

Das Stadtbauamt von Wien hat schon vor Jahren mehrere Versuchsstrecken der verschiedenen Ausführungsweisen hergestellt und reichlich Erfahrungen aus den eigenen Wahrnehmungen geschöpft, welche auch bei den Verwaltungen anderer Großstädte des Auslandes Beachtung fanden, ebenso wurden Erfahrungsdaten aus dem Auslande gesammelt. Entsprechen trotzdem derzeit die Mehrzahl der Straßen und Trottoirs den Anforderungen des Verkehres und der Hygiene in der größeren Ausdehnung noch immer so wenig, so kann die Ursache — meiner Ueberzeugung nach — nicht ausschließlich dauechnischer Natur, sondern mit auch auf andere Ursachen zurückzuführen sein.

In einer Stadt, welche sich unausgesetzt entwickelt und verjüngt, in welcher den Anforderungen der Zeit entsprechend durch zweckdienliche Wohngebäude, durch neue Verkehrswege und vielerlei öffentliche Anlagen gesorgt wird, in es unverweidlich, daß inselge der dauthichen Ausführungen, des Abbruches älterer Gebäude und der Absuhr der Abbruchmaterialien, infolge der Grabarbeiten und Verfüllung der Erdmassen, durch Zufuhr von Bauhölzern zu den vielen Bauten ell. i. w. Belästigungen erwachsen, welche nicht allein nächst der Orte der Bauten, sondern bis auf weite Ausdehnung hin wahrgenommen werden, weil sich die Zu- und Abfuhrwege oft stundenlang auer durch mehrere Bezirke hin an den Umfang der Stadt erstrecken müssen. Freilich, je größere Ausdehnungen die Straßenoberflächen unterbrechen, desto mehr wird das Fuhrwerk gerüttelt, desto mehr kann vom Inhalt der Ladung auf die Straße fallen, wo diese Stoffe alsbald überfahren, zerstampft, zerrieben und bei trockenem Wetter vom Winde weitergewirbelt werden; und je feiner und ärgender dieselben sind, wie die fein gepulverten Cement- und Kalkstoffe, desto unerträglicher für die Umgebung, welche sich im Zuge derartiger Staubwolken befindet. Selbstverständlich müssen alle solche vor allem der Unvollkommenheit der Fahrwege abgeholfen werden. Aber das ist es nicht allein: dichter schlüssige Wagenkasten mit ausreichend hohen Bänden und — wenn in bestimmten Fällen erforderlich — mit einer Abdeckung versehen, am elastischeren Fahrgestellen ruhend, würden diesbezüglich eine große Entlastung bieten.

Wie man dem statistischen Ausweise des Wiener Magistrates im Monatsbericht Jänner 1899 „Ueber die Bauthätigkeit im Jahre 1898“ entnimmt, standen 568 Neubauten und 166 ganze und 24 Theilumbauten, 349 Zubauten, 76 Aufbauten rc., zusammen 1183 Bauten in Ausführung; dazu 265 Demolierungen, von welchen Bauten 261 zu Anfang dieses Jahres noch in Ausführung befindlich waren. Die ersten Bauthätigkeit ist verzeichnet:

im	Bezirke	II	mit	65 Neubauten
„	„	X	„	70 „
„	„	XIII	„	70 „
„	„	XVI	„	66 „

die geringste

im	Bezirke	I	mit	2 Neubauten
„	„	VI	„	1 „
„	„	VII	„	4 „
„	„	XV	„	3 „

Setzt man nun für ein Haus mittlerer Größe 2500 Fuhren Erde, 1500 Fuhren Ziegel, 500 Fuhren Sand, 70 Fuhren Kalk rc. rc. an, so gelangt man zu einer Vorstellung von zu bewegenden Massen und der Anzahl der auf den Straßen Wiens verkehrenden Fuhrwerke (von circa 6 bis 7 Tausend Stück), welche täglich lediglich dem Häuserbau dienen. Nimmt man einen 1% Verlust durch Abfallen z. B. von Erde, durch Verstauben rc. an, so beträgt dies täglich eine Menge, deren Wegschaffung aus Anlaß der Häuserbauten auf etwa 40 Fuhren geschätzt werden kann. Bedenkt man nun überdies, welche riesigen Bodenmassen in den letzten Jahren aus Anlaß der Erbauung der Wiener Stadtbahn sammt der Vorortelinie und der Wienflußregulierung und -verbauung, beziehungsweise gefördert wurden (an Erde circa 225 Millionen Cubikmeter, an Sand circa 1 Million Cubikmeter), so muß es noch mit Dank anerkannt werden, daß dies bei diesen ungeheuren Mengen mit Gesichk ohne auffällige Belästigung der Bevölkerung bewerkstelligt wurde. Denn die Abfuhr wurde in diesem Falle in rationeller Weise mittels Bahngeleisen in gut eingerichteten Waggons maschinell besorgt.

Minder günstig mußte sich aber aus den angegebenen Gründen die Zufuhr von 25 Millionen Meterzentner Cement für die Herstellung von 80.000 Cubikmeter Mauerwerk und 650.000 Cubikmeter Beton für die Gewölbe längs des Wienflusses bemerkbar machen. Ferner waren bei den Arbeiten für die Hauptcanäle längs der beiden Ufer des Donaucanales circa 17 Millionen Cubikmeter, bei der Legung der Gasrohre zum neuen Gaswerke circa 1·2 Millionen Cubikmeter Erde zu bewegen, welche letztere Menge dem Bauzwecke entsprechend, da die Rohrstränge alle Gassen der alten Vorstädte zu durchziehen haben, auch aus dieser zu entfernen waren. Und die Zufuhr der daselbst zu verbrauchenden Gasrohre gab wiederum eine belangreiche Vermehrung der Straßenbenützung. Endlich darf außer diesen an Umfang, Zweck und Durchführung bedeutenden Bauten im Gebiete Wiens selbst der während der letzten Jahre vielfach durchgeführten Neuanlegung von Rohren der Hochquellenleitung in den ehemaligen Vororten, der Einbauung von Hausbäcanälen und der Einbettung von Gasrohren, von Elektrizitätsgeleiten nicht vergessen werden.

Daß solche Straßen mit dem aufgelockerten Untergrund billigen Anforderungen bei dem anwecht zu erhaltenden Verkehre weder bei trockenem, noch bei Regenwetter genügen können, kann nicht befremden, wohl aber, daß diese Procedueen seit Jahren fort und fort, ja bereits durch Jahrzehnte wiederholt werden, so oft ein Rohrgebrechen gefunden und behoben werden muß, oder aus den übrigen bereits aufgezählten bekannten Anläßen, was in jedem Falle Erschwerungen für den öffentlichen Verkehr zu Wagen und zu Fuß, auch Gefährdungen des Leichtlebens, Schädigungen der Geschäftsbetriebe zc. zur Folge hatte.

Diese wiederkehrenden Grab- und Zufüll-, Abbruch- und Neupflasterungsarbeiten verursachen selbstverständlich überdies nicht mehr deutende Kosten, noch größere bei Straßen mit Betonunterlagen. Und alles das, Kosten sowohl wie Belästigungen, könnte vermieden werden, wenn eine einzige größere Auslage aufgewendet würde: wenn die sämmtlichen Leitungen für Trink- eventuell Nutzwasser, für Preßwasser, Petroleum, für elektrische Licht- und Schwachstrome zc. zc. ähnlich den Anlagen wie in Paris — in entsprechend geräumigen, unter den Straßen eingebauten Canälen oder unter den Trottoirs freizugänglichen Gängen unterzubringen wären, wonach dann nur noch für die Gasrohre besonders zu sorgen wäre.

Dieser Untergrundanlage boten ungemeine Vortheile in ebener minder und anderer Beziehung, die einzelnthein ein beauemes Nachsehen, rasches Auffinden von Stadien, erleichtertes Nachbessern, Auswechseln und Ergänzen der Leitungen, der Abzweigungen in die Häuser in zc. zc. Mit dem Erdmaßen würde radical ein Ende erreicht sein, es wäre dies wahrlich eine Erungenschaft, und zugleich einen eingebenden Bauschwerden und finanziellen Erwägung wert, welcher in absehbarer Zeit die Ausführung dieser Grundbedingung für die Erhaltung der Straßen folgen möge. Ist dies geschehen, dann könnten die Straßen und Wege Trottoirs wieder gut hergestellt und gut erhalten, allen Forderungen der Hygiene entsprechend bei jeder Witterung rein gehalten werden und die Staub- Putz- und Kehrmaschinen mit guter Wirkung zur Verwendung gelangen, ferner

Digitized by Google

würde sich Schonung der Fahrzeuge und Zugthiere und größere Ruhe in den Straßen als weiterer Gewinn ergeben. Hauptbedingung bleibt daneben freilich noch immer das Vorhandensein der erforderlichen Wassermengen für eine rationelle Besprengung oder Ueberstauung und unmittelbare Abfuhr des Straßenspülschlamms in die Stadtcanäle, sowie einer zweckdienlichen Organisation des Straßenreinigungsdienstes. Nicht unerheblich werden die Straßen Wiens allerdings nach allgemeiner Durchführung des elektrischen Antriebes der Tramwaywaggons, überhaupt durch verminderte Verwendung der Zugthiere entlastet sein. Aber auch die Reinigung der Gehwege und aller daselbst mündenden Hausthüre, Geschäftsräume u. s. w müsste einheitlich in der oben angegebenen Art geregelt werden, damit zu keiner Zeit Rechtsch auf die Gehwege, in die Gossen, beziehungsweise Rinnsale oder auf die Fahrwege gebracht, sondern solcher unmittelbar auf Schaufeln und mittelst derselben in bestimmte verschließbare Behältnisse gesammelt werde. Die Entleerung dieser Behältnisse, welche je nach Oertlichkeit hebbare oder rollbare 2c. Truhen sind, hätte die Gemeindeverwaltung zu veranlassen. Die Straßenstäuberung muss insgesammt mit Vermeidung des Zerstäubens vollzogen werden.

Wien bedarf somit — um zu resumieren — der ausreichenden Menge Wassers, einer zeitgemäßen Regelung des Straßenreinigungsdienstes und der überwachbaren Bergung aller Leitungen in Untergrundgängen, damit die Zerstörungen der Straßenkörper nicht wiederkehren und die neuerdings in guten Stand gesetzten Straßen allen Anforderungen entsprechen, gut und rein erhalten werden können; dann erst wird die Staub- und Unreinlichkeitsplage auf immer verschwunden sein und unser Wien Alt und Jung, Fremden und Einheimischen stets einen angenehmen Aufenthalt bieten.

Regierungsrath Prof. v. Schoen.

Gustav Falke.

„Wenn alle Welt zusammen
Den Lärmern Beifall schreit,
Leg ich in meine Examen
Still ein neues Scheit"

Gustav Falke gehört zu den stillen Künstlern. Ihre Kunst wirkt nicht auf dem Markte, im Gedränge — sie reißt nicht hin, sie hat nichts Agitierendes. Viele gehen an ihr vorüber, nur ein paar Wenige finden sie, und ihnen stimmt sie die Herz und weckt ihnen ein Köstliches, das sich vor ihren Augen über alles Leben breitet und ihm so etwas wie ein Unvergängliches, ihnen Zugehöriges gibt. Sie meinen dann, immer so im Glanz und Wärme, immer mit solcher Gutgelt und Milde das Leben angesehen zu haben, und meinen, immer so mit dem Leben verwachsen gewesen zu sein.

Sie tragen eine Freudigkeit in sich, diese Künstler, und einen Reichthum. Sie gehen mit einer singenden Heiterkeit durchs Leben und wollen nie kämpfen. Gute Menschen sind sie, und im Grunde ihres Herzens haben sie ein Allesbereuen und -verzeihen. Sie sind die geborenen Lyriker. Abseits halten sie sich am liebsten und fühlen sich da am sichersten. Treten sie in das Gewühl hinaus, dringt allzuviel auf sie ein, und sie werden unsicher. Sie gehen im Zickzack. Aber sie haben so einen sicheren Instinkt in sich, dem sie gern gehorchen, und der sie wieder auf den rechten Weg führt. Auf ihren Weg. Drum haben sie auch das Beste in ihrer Kunst aus sich selbst und nur wenig von „genialischen" Anregungen. Ihre Kunst will nichts, sie hat keine Absichten, — sie will höchstens das Eine: Kunst sein!

Sie haben leichtempfindliche Herzen, und ihre Seele bewahrt treu ihre Eindrücke. Unvergessen, als sie durchzogen das Leben tiefen, am Kleinen ihr Genügen finden und alles Schöne innig genießen. Ihre Seele zittert, wenn das Menschheit über ihre Tulpenbeete geht, und sie ist entzückt, wenn die Sonne den Thau von den Rosen küsst. So schaffen sie ihr Leben selbst zur Poesie, und wie dieses in ihren Liedern wiederklingt — denn sie sind die eigentlichen „Sänger" erhalt ihre Kunst aus ihrer Persönlichkeit und ihrem Leben heraus ihre Eigenart. Diese Eigenart, die mehr betastet, als sie neu scheint. Ihren Melodien gibt ihr Reife und Zartheit, und ihre innere Ruhe und Harmonie durchdringt in ihren Dichtung gleich Hauch Form wie Inhalt. Denn sie haben alle so einen Schuss Poesie, bald etwas Olympisches, Siegesfroh, Sturm und Merke und leichte Mimmler, und von den Modernen gehört Falke zu ihnen

Als Falke zum erstenmale vor die Oeffentlichkeit trat, stand er rade der Naturalismus in Flor. Gleich seine persönliche Art, sich über sein Talent hin von Richtung und Tendenz. Am Firmament kümmerte er sich nicht weiter, und der Naturalismus konnte ihm seine Kunst nicht klar machen. Gleich von Anfang stürzte der Mimmler in ihm eine wechte Controlle, und der Dichter bemühte sich, sich Realität und Bewegung dadurch mich abmatten zu lassen. Er suchte im Gegentheil diese zu vergessen, um jenem ein voll zu genügen. Wo er dann Gegenständliches, inhaltlich wie sprachlich, in seine Kunst nahm, bewahrt er es dadurch vor dem Traditionellen, das — — —

daran freuen, sondern man gewinnt auch Positives aus ihm, wirkliche Lebenswerthe, die man praktisch umiegen kann", gilt auch von Falke.

Es liegt vielleicht über allem eine gewisse Enge, und nur da, wo die Phantasie frei ausströmt, durch Naturereignisse genährt, die bezeichnenderweise meist auf Spaziergängen gewonnen werden, ist alle Enge überwunden und eine freie Weite geschaffen. Da sind die Allegorien und Personifikationen der Natur, die oft zu wirklichen Visionen auswachsen, und sind breite phantastische Gemälde. Sie haben eine gewisse Forcierung des Materiellen, ihre Anregung und ihr Sinn aber liegt im Leben. So wurde diese Kunst Symbol des Lebens, wie auch umgekehrt das Leben das tiefste Symbol in dieser Kunst ist. Es ist echte lyrische Lyrik. Das markant Persönliche und auffallend Subjective nach außen hat sie nicht. Ein gewisses Unreine ist ihre Eigenart, in ihrer Beschränkung liegt ihre Kraft, die ihre Feinheit hervorbringt. Sie ist voller Hingabe, voller Hingabe an das Leben.

Einmal ist diese dem Dichter direct zum Feste geworden, in „Tanz und Andacht". Drum hat dies Buch etwas Berauschtes: volle Klänge und berückende Bildwirkung. Etwas Prunkendes und Pathetisches, jedes Erötzlichen zu einer großen Action und Wichtigkeit erhoben. Der Dichter ist von seiner „Mission" erfüllt, und er schreitet dahin, als ob ihm das Leben neu aufgegangen, sein Leben nur noch ein Tag sei.

Der Gegensatz dazu wird „Zwischen zwei Nächten". Es ist voll einer stillen Feier und freudig-genügsamer Zurückgezogenheit. Das Volle hat sich zum Feinen, das Wichtige zum Schlichten, das Große zum Tiefen geklärt. Die Sprache hat sich vereinerlicht, ihr Glanz hat sich in Wärme gewandelt. Es ist ein reifes Buch, die Reife eines Sommers, der auf seinen Herbst vertraut. Es ist resignirt ohne Müdigkeit und selbstsicher in allem Ergeben. Aus einer gewissen Fülle heraus. „Mir ist die Seele wie ein Blatt — das sich im Sommer sonnte satt."

Diese Ruhe findet sich in „Neue Fahrt" nur bereinzelt. Es ist in allem Können eine Steigerung, in allem Schauen eine Vertiefung, die Phantasie entfaltet sich in voller Breite. Und eine stärkere Neigung zur Symbolik ist zu verzeichnen, wie vielleicht auch eine Lust am Problematischen. Falke wird sich an seinen Reichthum halten müssen und keine Theie forcieren dürfen. Seine Theie liegt in seiner Empfindung, sie liegt im Naiven und Kindlichen und kennt keine Probleme. In ihr wird alles Schwere leicht und das Tiefste ein Spiel. Es ist die Tiefe des Volksliedes, das darin seine Quelle hat. Und so scheint mir das Leben Falke zu dieser Quelle in „Neue Fahrt" geführt zu haben.

Aus dem Schweren und Aengstlichen des Lebens ward der Humor geboren, und er ist stärker als das Symbolische, das von außen vielleicht im Dichter angeregt wurde, vom Lebensinhalte diesmal aber gerade besondere Nahrung bekam. Auch der Humor deckt das Schwere und Dunkle zu, und er übt auch diese besondere Wirkung, daß er befreit. Er war wohl bei Falke immer da, harmlos, als neckischer Einfall, selten mit einem kleinen Stachel. Jetzt hat er recht eigentlich die Tiefe im Wappen. Eine leichte Elasticität der Seele bewährt sich in ihm und bezeugt ihre Größe, die nach Gobineau darin besteht, daß sie nicht zerbricht. Und so wird uns Falke das volksliedmäßige Lied beschören können, das in keinem so vorgebildet lag wie in ihm. Es tündet sich stark in „Neue Fahrt" an, und es gibt diesem Buche besondere Bedeutung.

„Herz, mein altes Herz, ich muß dich lieben, immer findest du dein Lachen wieder." Es ist zugleich ein volles Zurückfinden. Auf dem Wege tieflich kommt man doch an Goethe. Suche der Dichter in seinem Leben und im neuen Leben das unterscheidende Agens. Seine stille Geklärtheit blieb heute schon auf die Jugend nicht ohne Einfluß — so möge er sich zur Liebe der Gegenwart den Dank der Zukunft gewinnen.

Heppenheim a. d. B. **Wilhelm Holzamer.**

Zeugdruck.

(Zur Ausstellung bedruckter und bemalter Stoffe im Oesterreichischen Museum.)

Gewiß ist das Bemalen, vielleicht sogar das Bedrucken der Stoffe älter als das Weben reicherer Musterungen; aber wir haben uns daran gewöhnt, in bemalten und bedruckten Stoffen nur ein Surrogat für gewebte zu sehen. In der That kennt der Stoffdruck der älteren Zeit, vom reinen Weben abgesehen, keinen Schmuck, der sich nicht wirkungsvoller und dauerhafter in der Weberei herstellen ließe; der Druck war wirklich bloß ein billiges Ersatzmittel geworden. Er war deshalb auch besonders in jenen Landen und Ständen verbreitet, die sich nicht durch großen Reichthum auszeichneten. Während im Mittelalter zum Beispiel der Orient und Italien die herrlichsten seiden und goldundsilberwirkten Stoffe exportirten, mußte sich das ärmere und den edlen Materialien bare Deutschland großentheils mit gedruckten Nachahmungen der prächtigen Wunderwerke des Südens begnügen.

Es gab in älterer Zeit zwei Hauptverfahren für diese Nachahmung: den Aufdruck und den Deckdruck. Bei ersterem wird die Farbe einfach durch Holz- oder Metallmodel, ähnlich wie beim Holzschnitt und Buchdruck, die sich übrigens aus dem Stoffdrucke entwickelt haben, auf das Gewebe übertragen, bei letzterem wird jedoch der Musterung entsprechend ein Deckmittel (Wachs, Kleister und anderes) aufgetragen, der ganze Stoff dann gefärbt, das Deckmittel durch Erwärmen oder Waschen wieder entfernt, und der Stoff ist gemustert. Dem letzteren Verfahren entspricht der in neuerer Zeit übliche Aetzdruck; nur wird hier das Muster nicht aufgetragen, sondern später ausgeätzt. Der Deckdruck mit Wachs ist uns für die Aegypter überliefert und gelangt heute noch in ganz ähnlicher Weise in Java bei den sogenannten Batik-Sarongs zur Anwendung. Im europäischen Mittelalter und in der Renaissance scheint dieses Verfahren jedoch nicht geübt worden zu sein; erst die äußerst farbechten ostasiatischen Stoffe, die seit dem 17. Jahrhundert über Holland und England nach Europa eindrangen, zwangen zunächst die genannten Völker, dann auch Deutschland, sich mit dem schwierigen Deckverfahren zu befassen. Die Farbe dringt dabei wohl tiefer ein, doch geht die Schärfe der Umrisse verloren, auch sind ganz Abtönungen kaum möglich; so hat sich der höhere Kunstdruck auch später meist mit dem Aufdrucke begnügt. Ein altes, schon im Mittelalter verbreitetes Verfahren ist das Mustern mit einer klebrigen Masse, auf die dann Tuchstaub gestreut wurde, ein Vorgang, der noch heute in Brauch ist.

Die Formengebung der gedruckten Stoffe ist im Mittelalter aus den angeführten Gründen seit immer vielerlei wie die der gewebten. Sehr hervorragende Beispiele haben Heft 2 des Albert Figdor und das Pester Kunstgewerbemuseum unserer Ausstellung überlassen; auch das österreichische Museum besitzt einige gute. Sonst ist hier das weite Gebiet der Fälschung, auf dem leider auch ein sonst verdienstvoller Bearbeiter des Stoffdrucks, R. Forrer, einen Theil seiner Hypothesen aufgebaut hat. In der Renaissance tieb der höhere Wohlstand, der gesteigerte Aufwand, zugleich eine gewisse Mäßigung in den Motiven den Stoffdruck auch in Deutschland mehr zurücktreten; die gepreßten Sammte kommen jedoch als farbloser Druck aufgefaßt werden. Eine höhere Entwickelung des Buntdruckes beginnt erst wieder in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts: es mag dazu außer der Neigung zum Pompösen, welche die beginnende Barocke mit sich brachte, auch die Verarmung Deutschlands nach dem dreißigjährigen Kriege mitgewirkt haben. Denn wieder ist Deutschland, insbesondere Augsburg, dann Hamburg, der Hauptsitz der Erzeugung. Doch schon in den Achtzigerjahren des 17. Jahrhunderts droht der Wettbewerb der asiatischen Stoffe und ihrer erwähnten europäischen Nachahmungen diese Industrie wieder zu vernichten. Nur unter großen Fährlichkeiten gelangte der Augsburger Rennboier hinter das ängstlich gehütete Geheimniß der Holländer und konnte so die Augsburger Erzeugung einer ungeahnten Blüte entgegenführen.

Diese erreichte Augsburg auch in künstlerischer Hinsicht durch Joh. Heinr. v. Schüle, den Maria Theresia, Josef II. und Friedrich II. vergeblich für ihre Länder zu gewinnen suchten; in Teplitz reich ließ er sich wenigstens herbei, an der Gründung der Fabrik in Friedau mitzuwirken (1768). Fabriken in Graz, Schwechat, St. Pölten, Reichstadt, Joiesthal und andere sind Nachfolger dieses Unternehmens.*) Die Schüle'sche Fabrik selbst hatte schon in den Siebzigerjahren einen Jahresumsatz von drei Millionen Gulden, für die damalige Zeit ein ganz ungeheurer. Vielleicht ist der Stoff druck, der zu auf die Massenerzeugung hindrängt, überhaupt die älteste Großindustrie Deutschlands.

Alle Unternehmer der älteren Zeit überragt jedoch Wilh. Phil. Oberkampf, welcher übrigens auch einer deutschen Zeugdruckerfamilie entstammt. In dem entlegenen Thale von Jouy bei Versailles konnte er seinen Betrieb zunächst nur verstohlen ausüben; denn in Frankreich, das seine solide Webeindustrie nicht schädigen lassen wollte, war die Erzeugung und Einfuhr bedruckter Stoffe strengstens verboten. Die Zeit der Auflarung lehrte aber auch hierin freier denken, und 1759 wurde die Erzeugung gestattet. Oberkampf konnte sogar Ludwig XVI. in seine Fabrik empfangen und auch die Republik und Napoleon bewahrten ihm ihre Gunst. Eine Zeit, die so für das Einfache schwärmte und auf den Ausgleich der Stände hinarbeitete, kam dieser Industrie in jeder Weise entgegen; doch sind die Arbeiten der Werkstätte in der That auch von entzückender Zeichnung und ganz meisterhafter Durchführung. Es wurden nun statt der alten Druckplatten Metallwalzen verwendet und die erst stehende Webeindustrie der Chemie stellte allerlei neue Hilfsmittel bei Verfügung. Kein Wunder, daß eine solche Fabrik eine Anziehungskraft ausübte, wie sie heute kaum eine Weltausstellung ausübt, meinte Napoleon bei einem Besuche in Jouy. Die Concurrenz Englands war niederzuwerfen. Man begreift, daß die Verbindungen von 1815, die doch hauptsächlich nur den Engländern die Rohstoffe aus dem Feinde holten, die großartige Anlage zerstörten. Der große Begründer starb wenige Monate darnach an gebrochenem Herzen.

*) Siehe Heft 2 des Albert Figdor.

Digitized by Google

Doch verlor Frankreich die Führung, die es erlangt hatte, seitdem der Stoffdruck nicht mehr bloße Imitation, sondern selbständiges Kunstwerk geworden war, noch keineswegs. Der Rhias, besonder Mühlhausen blieben durch lange Zeit beinahe alleinherrschend; erst die letzten Jahrzehnte haben England und Deutschland in erste Linie gebracht.

Die Mühlhauser Periode gilt uns heute gemeinhin als die Zeit tiefsten Verfalles; gegen den naturalistischen Zug dieser Zeit, der sich in den bedruckten Stoffen vielleicht am stärksten verrät, wenden sich da wieder Strömungen, die unsere modernsten Bestrebungen eigentlich nur die Fortsetzung des verpönten Naturalismus aus der Mitte des Jahrhunderts sind, allerdings geläutert durch das Wiederbetrachten der alten Stile und das Erschließen der japanischen Kunst. Das Schlagende dieser Bemerkung läßt sich kaum irgendwo so deutlich erkennen, wie an den bedruckten Stoffen. Soweit diese die weibliche Kleidung betreffen, waren sie ja immer naturalistisch gedrieben; heute sind aber auch wieder die großen Decorationsstoffe, zum Beispiel die bedruckten Sammte, wie sie Morris in Lect zuerst herstellte und jetzt besonders Crefeld erzeugt, in wirklich geläuterten Naturalismus empfunden. Dabei sind die Umrisse so weich, die Uebergänge so zart, wie die Weberei sie nie herstellen könnte. Der Druck hat heute vielleicht unter Oberkampf zum erstenmale einen eigenen Stil: es wäre thöricht, ihn beschränken zu wollen, weil eine andere Technik, die wieder in anderer Weise Besseres leistet, ihm nicht überallhin folgen kann. Heute ist der gedruckte Stoff sein Surrogat mehr und vor allem geeignet, moderne Kunst in weiteren Kreisen heimisch zu machen.

Tr. Moriz Dreger.

Unter Statuen.

Unter allen Statuen verweilend, im Vatican, im capitolinischen und im Museum von Neapel, habe ich jetzt viel an das antike Wesen gedacht. Zuerst ist man ganz befremdet. Wie ein Wiener Mater dort gelagt hat: „Herrgott kann man das doch nie und nie machen, man sich doch schämen?“ Man schämt sich, wie es dem geschehen konnte, dass die Menschheit, schon einmal im Besitze des Höchsten, es nicht bewahrt, sondern vergeudet und vergessen hat. Man wird an allem irre. Sind etwa diese zweitausend Jahre nur ein Triumph des Bösen über die Wahrheit gewesen? Ein Aufstand der schlechten Menschen? Ein ungeheurer Betrug? Und vielleicht leben die alten Götter noch in den heiligen Hainen. Kann die Wahrheit getworden sein? Kann die Schönheit untergehen? Vielleicht leben die alten Götter noch in den heiligen Hainen. Vielleicht ist unsere ewige leere Sehnsucht nichts als ein Heimweh nach dem alten Glauben. Vielleicht richten wir die alten Altäre wieder auf. Vielleicht zünden wir die alten Feuer wieder an. Vielleicht leben die alten Götter noch in den heiligen Hainen.

Man spürt, dass die alte Religion und ihre Theurin, die Kunst, eine Macht gehabt haben, die unseren fehlt; sie haben den Menschen leben geholfen. Wie? Was ist es eigentlich, was solches wir es nennen, was uns ihre Zeichen, die Statuen, empfinden lassen?

Es heißt immer, dass die alte Kunst so froh gewesen ist. Froh? Obwohl, aber freilich in einem Sinne, den man erst verstehen lernen muss. Froh, aber nicht unbesorgt, sondern froh wie ein Kranker, der entsetzlich gepeinigt worden ist und nun einmal einen guten Tag hat, eine Pause in den Schmerzen, die müde geworden sind und sich ausruhen. Nun athmet er auf und streckt die Hände aus und ist dankbar, nun möchte er vor Richtung jeden Strauch und jede Binse küssen, seliger, als es jemals ein Gesunder sein kann; nun fühlt er sich so frei, so nackt, so heiter, der kurze Tag wird ihm zu einem Jahr von Glück, und er ist dankbar. Nur bleibt freilich eine schwere Wolke hängen; denn er weiß, die Schmerzen kommen wieder. Und er hat Angst. Nicht Angst vor den Schmerzen, sondern es ängstigt ihn, dem guten Tag zu vertrauen. Und immer sagt er sich vor: Sei dankbar, genieße, gleich ist der Tag vorbei, die Schmerzen kommen wieder, gnadenlos! Und er möchte den Mund in die Erde drücken, um einen tiefen und heilsamen Trunk einzusaugen, und jedes Blatt möchte er an den Baumen berühren, um zu danken, nun nur zu danken, so voll ist er bis an den Rand von großer Dankbarkeit. Und der Tag ist nun auch die Schmerzen kommen wieder, aber sehr schnell er nicht mehr, sondern lacht mit, weil er immer an den guten Tag denkt. Dieser ist auf allen Straßen der Welt noch zu finden begabt. Und wie man seinem Glück doch immer die dunkle Furcht vor dem Ende aufdrängt ist, so findet in seinem Lied jetzt die Erinnerung nicht aus, an Erinnerung an den guten Tag. Ich weiß nicht, es mag sein, dass das Gedächtnis dann noch nicht so Herren ist. Wenn man gewiss gewesen ist, man sei gesund gewesen: diese armen Menschen! Was müssen diese armen Menschen gelitten haben, um so still, so höflich und so dankbar zu werden! Es muss eine Zeit der wildesten Greuel gewesen sein, bevor es den Griechen zutheil wurde auszuruhen. Diese Statuen haben immer etwas von Menschen, die als Kinder einmal sehr erschreckt worden sind und jetzt noch schlecht träumen und auf eine scheue und befangene Art spielen, tändeln möchten, um nur nicht erinnert zu werden. Sie haben etwas von Reconvalescenten, die noch nicht sicher sind, sich noch nicht trauen und leicht zu weinen anfangen. Froh, heißt es, sind sie. Freilich, nicht wahr, einer, den man vom Galgen heruntergeholt hätte, der schon den Tod gesehen hat und jetzt erst weiß, wie das Leben schön ist und dass alles, was lebt, schön ist, schon dadurch allein, dass es lebt! Und er greift jedes Gras an und freut sich, er horcht auf den Wind und freut sich, er verehrt die Gnaden der Natur und freut sich, alles ist ihm wie ein Wunder und ein Geschenk, seit man ihn vom Galgen geholt hat. Er ist glücklicher als die Anderen, denn er weiß es jetzt erst, was es um das Leben ist, aber zum höchsten schaudert es ihn noch manchmal leise und er wankt und wird blass, weil er nicht vergessen kann. Aber vielleicht will er es auch gar nicht vergessen. Vielleicht zwingt er sich selbst, immer wieder an den Anblick des Todes zu denken, weil er es damals erst erkannt hat und es sich bewahren will. Vielleicht haben die Griechen das Schrecklichste, das ihnen vorausgegangen sein muss, nicht vergessen wollen, um empfänglich und dankbar zu bleiben. Aber nicht bloß eine Erinnerung an Qualen, die gewesen sind, sondern eine Ahnung von Qualen, die sein werden, haben Statuen immer. Sie kommen aus furchtbaren Gegenden her, sie werden in furchtbare Gegenden gehen, dazwischen bleiben sie stehen und lächeln. Ihre Freude ist rings von Furcht umgeben, von der Furcht vor dem, was war, und von der Furcht vor dem, was sein wird. Dazwischen ist das Leben. Sie haben immer etwas von Helden vor einer Schlacht, die den Tod bringen wird. Sie sind gelassen, es ist alles gerüstet, morgen wird die Schlacht sein und sie können nicht schlafen und sie wachen und erwarten Tod; und jetzt wissen sie erst, wie schön das Leben gewesen ist Sie verzagen nicht, sie haben Muth, aber nun sehen sie das Leben noch einmal an wie eine geliebte Heimat, die man verlassen muss. Sie stehen gleichsam auf dem letzten Berge an der Grenze, denken ist das Schicksal, und da wenden sie sich noch einmal zurück und winken ihm und grüßen die Ihrem. Aber sie ist wie verklärt, ein Schein liegt auf jedem Baum, auf jedem Haus, und da haben die Helden, gefaßt und gerüstet und bereit, Thränen in den Augen und einer Sehnsucht, die nicht zu sagen ist, der Heimat zeigt auf die Erde und sie sagen: Siehe, wie schön es ist, wir aber müssen fort; sei gesegnet, die ihr noch bleiben dürft, sei gesegnet und lebt!

Die Kunst der Griechen ist Moral gewesen. Was weise Männer erkannt haben, hat sie das Volk wissen lassen. Jede Statue ist wie eine Tafel mit einer Maxime. In seinem Garten sinnend, mit dem Blick auf eine Herme des dortigen Dionys oder auf einen Faun, war der sinnende Jüngling von den größten Gedanken der Weisen umgeben. Er konnte nicht durch die Stadt gehen, seine geraden zu schreiten, ohne an seine Lehren zu erinnert zu werden, an seine Warnungen und Ermahnungen. Jedem es war der Tempel voll von Statuen, die Weisen waren bei den Armen. Was dem Volke in schweren Zeiten, wenn es von Feinden bedroht war, in Kriegen oder Aufständen und Erschütterungen geschehen war, wurde bei den Weisen, die es betrachteten, zu einer großen Lehre. Nun haben wir gelernt, sagten sie sich am Ende von Geschehen, dass dieses uns verderblich ist oder dass jenes uns fehlt. So stellen sie ein Beispiel oder ein Gleichnis auf, dieses sollten die Künstler nachahmen lehren. Andere es vor den Statuen stand und sie bedachte, lernte das Volk die höchste Weisheit kennen, die den Eltern durch das Schicksal zugetheilt worden war. So geschah es, dass nichts verloren ging; was die einen erlitten hatten, wurde in den den anderen zu schönsten Gedanken und was die Weisen erdacht, wurde von den Armen auf dem Markte angeschaut. Es konnte nichts verloren gehen, da hatte keiner eine Freude, die nicht von zarten Händen aufgenommen worden wäre, für die anderen; da hatte keiner ein Weh, das nicht gleich zu einer Warnung für alle geworden wäre. Wie viel beklagen wir, dass jeder Mensch das Leben wieder von vorne anfangt; so viele Schmerzen umsonst, unsere Erfahrungen haben keinen geholfen! Damals ist gesagt gewesen, dass das Leben des Gottgleichen wie auf einer goldnen Stiege war, der Vater hob den Sohn auf die nächste Stufe. Was einer gelitten hatte, wurde den anderen erspart, jede Freude wurde im ganzen Maße theilnehmend, keine That, kein Gedanke, kein Leben war umsonst, alles sprach allen an. Dieses Wunder zu vollbringen, das Gute allgemein zu machen und das Glück der Einsamen, der Verbitterten in den Reichtum und den Armen zu bringen, ist damals

das Amt der Künstler gewesen. Nicht für sich war der Künstler da, sondern für die anderen. Nicht für sich durfte der einzelne leben, sondern für das Volk. Nichts für sich hatte das Volk zu singen und zu leiden, sondern um das Gute und das Schöne darzustellen, als ein großes Schauspiel für die ewigen Götter! **Hermann Bahr.**

Die Woche.

Politische Notizen.

Die „Arbeiter-Zeitung" bringt in ihrer Donnerstagausgabe eine Entgegnung auf die Bemerkungen, welche ich ihrem neuesten Rückfall in ihre bereits früher festgestellte Kaiserfreundlichkeit in der vorigen Nummer der „Zeit" gewidmet habe. Die Entgegnung ist mir in ihrer ganzen Unsicherheit nur ein neuer Beweis für die Gerechtigkeit meines Vorwurfes. Unter einem absolutistischen und dabei noch so unsichigen Regime wie das Ministerium Thun-Kaizl es ist, hat ein volksfreundliches Blatt eine gebundene Marschroute vor sich, das ist der gerade Weg der Opposition ohne Zagen und Zaudern. Die „Arbeiter-Zeitung" macht aber jetzt bei ihrer politischen Stellungnahme so viele denen freien Blick nicht zugängliche Distinctionen, daß sie sich schließlich in ihrer eigenen Argumentation selbst nicht mehr auskennt. Eine Erörterung der Haupfrage ihrer Entgegnung bieten in dieser Richtung neues Material zur Erkenntnis.

*

Der Ausgangspunkt der Polemik ist ja wohl noch in Erinnerung. Der Rhoerdonner Dr. Kronawetter hatte eine Interpellation über die bedenklichen Staatsfinanzhilfe der §§ 14-Regimes und deren Rückwirkung auf die Landesfinanzen von Niederösterreich im niederösterreichischen Landtag eingebracht. Der Landmarschall Baron Gudenus hatte die Interpellation wegen angeblicher Incompetenz des Landtages zurückgewiesen. Darauf hatte die „Arbeiter-Zeitung" am 29. April geschrieben, daß diese Zurückweisung gesetzwidrig sei, daß aber die Interpellation, in der nichts als ein Leitartikel der „Zeit" enthalten sei „einfach" nur der Eitelkeit des Dr. Kronawetter entspringe. Diese letztere Theorie habe ich in der vorigen Woche aufgegriffen und ihre köstlich lächerlichen Consequenzen zum Gegenstand eines demaskierenden Artikels ausgezeigt. Die „Arbeiter-Zeitung" fühlt diese Lächerlichkeit. Was thut sie? Sie dreht die ganze Polemik um einen Winkel von 180 Grad herum und sagt nun in dieser Woche, daß die betreffende Interpellation nicht der Eitelkeit des Dr. Kronawetter, sondern der Eitelkeit der „Zeit" entspringe, „die da einfach ihren Leitartikel interpellieren lieh," über Angelegenheiten — wie die „Arbeiter-Zeitung" hinzufügt — „die den Landtag gar nichts angehen." Also bei der 180grädigen Positionswendung ihrer Polemik ist die „Arbeiter-Zeitung" am 21. Mai bezüglich der Competenz des Landtages plötzlich auf seinem Standpunkt angelangt, den der weise Baron Gudenus am 28. April schon eingenommen, den die „Arbeiter-Zeitung" selbst aber damals mit vollem Recht und sogar Ersolg bekämpft hatte.

*

Wie die Zulassung, sagt einstimmige Annahme des von Dr. Kronawetter an die Stelle der Interpellation gesetzten Dringlichkeitsantrags in der Landtagssitzung vom 5. Mai beweist, hat selbst der Baron Gudenus seine Competenzbedenken schließlich aufgegeben. Das von seinem Vater verfaßte Geschäftsbuch des Barons Gudenus wird aber von der „Arbeiter-Zeitung" adoptiert, nur um der Eitelkeit der Eitelkeiten willen, die sie sich schon beim Dr. Kronawetter blosgestellt hat, nun der „Zeit" anzuhängen. Jetzt soll die „Zeit" oder — sagen wir es gleich heraus — soll ich von „unermeßlicher Eitelkeit" besessen sein, weil ich in einem Artikel die finanziellen Verlegenheiten des § 14 Regimes aufgedeckt und deren parlamentalarische und publicistische Discussion gefordert habe. Das ist auch eine neue Theorie von der Eitelkeit, nicht besser als die früher von der „Arbeiterzeitung" erfundene. Wenn diese Theorie richtig wäre, müßte jeder Publicist, so oft er etwas geschrieben hat, die thin bekannten Angelegenheiten sorgfältig hüten und verbergen, damit nur ja niemand auf den Gedanken im Landtag keinerlei Gebrauch machen, weil er sonst in seinen Auf „unermeßlicher Eitelkeit" gerathen würde, den die „Arbeiterzeitung" mir zu verschaffen sich so vergeblichc Mühe gibt.

*

Die Versuche der „Arbeiter Zeitung", die von ihr gestte Bagatellisierung der Finanzwirthschaft des § 14 Regimes als einen eitlen Eindruck stand gegen Dr. Kronawetters, seit meine Eitelkeit hinzugetreten, sind heute an der eigenen Lächerlichkeit gescheitert. Die richtige Erklärung für ihr widersprechendes Verhalten gegenüber der Interpellation Kronawetter habe ich schon in der vorigen Woche gegeben. Es ist ein Mangel an Logik, wenn die „Arbeiter-Zeitung" gegen den von ihr einst als Reaktionär so schwer beschimpften Herrn Dr. Kaizl an den Tag legt, seitdem er Minister geworden ist. Ich habe diese meine Auffassung schon im März des Vorjahres gegenüber den Leistungsfähigkeitsmuthmaßungen und zum Vergnügen in der vorigen Woche bekräftigt, indem ich auf den Widerspruch, daß die „Arbeiter-Zeitung" den Herrn Dr. Kaizl und auch den Eisenbahnminister Herrn Dr. von Wittek, selbst gegenüber deren eigenem Verhalten der Mauschler in Schutz zu nehmen pflegte. Die „Arbeiter-Zeitung" weiß nur zu gut, daß ich bei der Erörterung der betreffenden Frage auch auf diesen Punkt zu sprechen kam, und meinen eigenen Worten gemäß correct dem Gang meiner Logik folgte. Vollständig mit Stillschweigen übergangen sie meinen Hinweis, namentlich die von mir gestellte Frage, warum dieselbe „Arbeiter-Zeitung", die gegen §§ 14 Regime und den scharfsinnigen Finanzminister loslegt, den gleichen Eifer gegen Regime, Dr. Kaizl, als „unfähigen" und verantwortlichen „Mann" loslegt, den selben Dr. Kaizl, den sie schon vor seiner Ministerschaft als „Schwindler" und „Lump" bezeichnet hat, meinen sie, nun ebenso weiter „Lumpen" nennen, wo sie in dieser Zuordnung, ihres Amtes ist es gehen — den Reichskanzler Baron Kaizl wegen seines Kaiserverbrechens in ihrer Nummer vom 29. April als Unmenschen verhöhnt, während sie für die Herren Dr. Kaizl und Dr. v. Wittek, die ein gleiches Majestätsverbrechen erlassen haben, bei diesem Anlaß nur Worte der Schmeichelei findet. Die Antwort auf diese für die Beurtheilung des Ernstes der Opposition der „Arbeiter-Zeitung" erheblichen Fragen wäre wichtiger gewesen, als die Erörterung über Dr. Kronawetters oder meine „Eitelkeit" und meine Art zu citieren. Die Antwort auf jene wichtigeren Fragen ist aber die „Arbeiter-Zeitung" in ihrer langen Erwiderung schuldig geblieben, es sei denn, daß die etwas stummere Haltung, deren sich die „Arbeiter-Zeitung" seit meinem Angriff, speciell aus Anlaß der Budapester Ausgleichsverhandlungen der Minister Thun, Kaizl und Braun, in den letzten Tagen wieder befleißigt hat, auch als eine Antwort, für die Zukunft wenigstens, angesehen werden darf.

Volkswirthschaftliches.

Jede neue Phase in der österreichisch-ungarischen Ausgleichskrise verlangt neue Opfer von Oesterreich. Um die Ungarn zur Unterstützung von ihrer ganzen Constructionen unbilligen Forderungen an die Bank zu veranlassen, hat Herr Bilinski seinerzeit den Ungarn die Parität in der Bankleitung zugelegt. Jetzt bieten wir, da das Bankprivilegium nur bis 1903 erneuert werden soll, gegen von der Bilinskischen Organisation der Bank erreichtet, aber auch die höheren Abgaben der Bank, zu deren Erlangung die Bank den Ungarn ausgeliefert werden sollte, entfallen. Die Bank als kertius gaudens wird jährlich wie bisher nur die Zahlen des Ueberschusses öffnen 7 Percent Dividende der Staatsvermaltung abführen. Hätte Herr v. Bilinski sich darauf beschränkt, eine Gewinnbetheiligung von 3½ Procent Dividende an zu fordern, so hätte sich diese neue Bestimmung einfach auf das bis 1903 verlangerte Privilegium übertragen lassen. Aber Herr von Bilinski wollte mit der Abschreibung von 10 Millionen auf die Bankactien Oesterreich paradieren und genau haben wir jetzt keine Abschreibung und keinen höheren Gewinnantheil, wohl aber das Budget der beiden Reichshälften einen Entgang von etwa 1½ Millionen jährlich erleidet.

*

Die Commune Wien will also ein städtisches Elektricitätswerk bauen. Nähte die Commune das vor vier Jahren gethan, wie ihr damals gerathen wurde, die Gaswerke abgelöst und keine neuen Gaswerke gebaut, dann wären die Unsummen, die das Gaswerk verschlungen hat, nicht vergeudet, der Traumentwurf eines Gaswerkes in Simmering, der die Hauptlage der Stadt Wien wovon eine andere. Aber auch heute noch ist der Bau des neuen Elektricitätswerkes mit Beteiligung zu begrüßen. Der Stromlieferungsvertrag mit der Bau- und Betriebsgesellschaft sichert der Commune ein glänzendes Erträgnis eines Elektricitätswerkes. Sie könnte unbegrenzten für Licht und Kraft den Preis bewilligen billigen Strom. Aber die Commune hat ihr theures Gaswerk und dem kann sie durch Verbilligung des elektrischen Lichts unliebsamer Concurrenz machen, als sie durch den Kartellvertrag mit der Gesellschaft ist der Aufrechthaltung der Gaspreise verpflichtet. Die Gesellschaft verpflichtet sich, weder Concessionen für städtischen Elektricitätswerke keine weiteren Verbindungen der ungenein hohen elektrischen Lichtpreise hervorrufen. Und doch wäre das sehr wünschenswert, denn die bestehenden Elektricitätswerke, welche ein fürlichwegsendes Kartell abgeschlossen haben, hatten den Preis auf 10 kr. pro Kilowattstunde Licht, während § 14 Regime auf 20 bis 25 kr. Bis dahin gesagt werden. Aber wenigstens für Kraftlieferung zu gewerblichen Zwecken konnte das städtische Elektricitätswerk etwas leisten. Die Preise, welche die Wiener Elektricitätsgesellschaften für elektromotorische Kraft berechnen, sind geradezu prohibitive: 24 kr. pro Kilowattstunde, während in Berlin 12 kr. dafür berlangt werden. Dementsprechend ist auch der Verwendung von Elektromotoren in Wien minimal. Aufgereistich doch ist das Anlehen von 15 Millionen Gulden, welches für das städtische Elektricitätswerk aufgenommen werden soll. Selbst für eine Fahrtleitung von 10 Kilometer Wagenkilometer, ohne den bedeutenden Betriebsstrom für Kraftleistung auf der Wiener Tramway, bedarf es nur einer Centrale von etwa 6000 Pferdekräften Aber selbst die Errichtung eines Elektricitätswerkes von 12.000 Pferdekraften sammt Zuleitungen kostet nicht mehr als 8 bis 10 Millionen Gulden. Zweifellos wird also die Differenz auf 15 Millionen Gulden zu anderen Zwecken, namentlich zur Deckung der Mehrkosten des Gaswerkes verwendet werden.

*

Unter den Umständen, welche einen Aufschwung des österreichischen Fremdenverkehrs nicht anlassen, zählen in erster Reihe die hohen Fracht tarife des österreichisch-ungarischen Landes. Die Bäder- und Sommerfrische „Industrie Oesterreich" wird es wohl zum Bewußtsein gebracht haben, welche Hemmnisse der Industrialisierung durch die hohen Frachtsätze der Staatsbahnen entstehen. Der kürzlich erschienene Bericht der Brünner Handelskammer enthält wieder Beschwerdematerial über die mit Genehmigung der Regierung erfolgten Zuschläge zu den Localfrachtsätzen und der Art der wenigen Tarife, welche für Industrieartikel bestehen. Die Transportfähigkeit österreichischer Erzeugnisse wird dadurch in hohem Maße beeinträchtigt. Es wäre an der Zeit, daß die Regierung, welche mit Recht auf Verbesserung der Wasserstraßen dringt, auch endlich auf Herabsetzung der Eisenbahntarife bedacht wäre. Es wäre doch hohe Zeit, daß die Regierung, daß sich mit Energie auf Herabsetzung der Tarife, welche die österreichischen Industrie-Erzeugnisse belasten, einmal in den Verhandlungen mit Ungarn und gegenüber den Eisenbahnverwaltungen. Es wäre doch hohe Zeit, daß die Regierung, daß sich mit Energie auf Herabsetzung der Tarife, welche die österreichischen Industrie-Erzeugnisse belasten, einmal in den Verhandlungen mit Ungarn und gegenüber den Eisenbahnverwaltungen. Es wäre doch hohe Zeit, daß die Regierung, daß sich mit Energie auf Herabsetzung der Tarife, welche die österreichischen Industrie-Erzeugnisse belasten, einmal in den Verhandlungen mit Ungarn und gegenüber den Eisenbahnverwaltungen.

Digitized by Google

des Herrn Hofrath Liharzik so warm annahm, sich über die Welt lustig macht, und eine rührende Rede über die Nothwendigkeit der Verbilligung der Eisenbahnfrachtsätze hält und verlangt, daß die Regierung zu diesem Zwecke den Bahnen Subventionen gäbe. Der Staat die Nordbahn subventionierend, damit sie ihre Tarife ermäßige! Man weiß nicht, ob dieses Verlangen des Herrn Hofrath Zeitteles als Naivetät oder als Provocation aufzufassen ist.

Kunst und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. Théâtre Cluny, „Champion du Monde" von Pourrelle und Lemonnier; Théâtre des Capucines, „Tribunaux comiques" von Courteline und Pierre Weber; Ambigu, „La Légion étrangère" von Lu Rode und Allevy; Opéra, „Briséis" von Mendès und Mikael, Musik von Chabrier; Odéon, „L'amour quand même" von Baucaire und Mitchell. Berlin. Lessingtheater, „Die Kameraden" von Fulda. (Gastspiel Adele Sandrock); Berliner Theater, „Die Badefasison" von Schestauek.

*

Die letzte Aufführung des „Propheten" zeigte wieder einmal deutlich, daß unsere Sänger den Anforderungen des alten Opernstils nicht gewachsen sind. Mit den Meyerbeer'schen Opern ist vom dramatischen Standpunkt aus nichts mehr zu machen. Künstlerische Eindrücke sind hier nur zu erzielen mit den Glanz der Stimme und durch eine tadellose Gesangstunst. Durch sie erhält man wenigstens den Genuß der absoluten Musik. Fehlt auch er, dann bricht das Werk kraftlos zusammen. Dieses Schicksal hat der „Prophet" am letzten Sonntag erfahren. Herr Schmedes hätte den Johann lieber nicht in sein Repertoire aufnehmen sollen. Er liegt ihm nicht. Seine baritonale Stimme gibt ihm einen ganz fremdartigen Charakter, und wenn er sich auch mit großer Anstrengung in die hohen Töne hinaufschreit, so vermag er ihnen doch nicht den Sonnengtanz zu verleihen, der von ihnen über das Ensemble ausgehen sollte. Auf diesen Effect ist ja die ganze Rolle zugeschnitten. Wenn aber Johanns Stimme ia den entscheidenden Momenten angestrengt und heiser klingt, dann macht der ohnehin genug unglückliche Prophet einen ganz pitoyablen Eindruck. Allerdings haben wir gegenwärtig niemanden, der den Propheten besser singen könnte. Wir haben leider auch keine Bertha Frau Sedelmaier Racherte mit ihrer Stimme derart herum, daß die zahlreichen Terzen- und Sextengänge in den Duetten mit Fides ganz unverständlich blieben. Dazu klang ihre Höhe scharf, die Tiefe gequetscht und die Coloratur unrein. Von den drei Wiedertäufern waren zwei, Horwitz und Schittenhelm, so großartige Figuren, daß man an ihre dramatische Bedeutung gar nicht denken durfte, ohne unwillkürlich in die heiterste Stimmung zu gerathen. Fräulein Huhn war eine ausreichende Fides, aber sie hat keineswegs eine hervorragende Leistung. Die etwas hohle Stimme vermag weder in der Höhe, noch in der Tiefe den ungeheuren Anforderungen gerade dieser Partie gerecht zu werden. In den Cadenzen mißlang manchmal ein Lauf, und die Intonation ließ manches zu wünschen übrig. Schauspielerisch läßt sich aus der Rolle mehr machen als in der Regel angenommen wird. Die Scenen zwischen Mutter und Sohn sind nämlich die einzigen, für die Meyerbeer eine echte, congeniale Empfindung besaß. Wer so glücklich war, die Fides einmal von der Reicher Kindermann zu hören, der weiß, daß manches der extravaganten Stimmeffecte der Fides sich so darstellen läßt, als ob hinter alledem echte dramatische Empfindung läge. An derartige Eindrücke reichte die Leistung von Fräulein Huhn nicht heran. Sie repräsentiert die Tüchtigkeit. Den Unterschied von Künstlerschaft konnte man am deutlichsten sehen, wenn man ihre Arangüne mit der Flolde der Frau Claus verglich. Diese letztere Leistung wird nur noch lange im Gedächtnis bleiben, und ich bin begierig nach weiteren Rollen, mir ein Bild von der ganzen Persönlichkeit der Künstlerin zu machen, die uns so angenehm überrascht hat. Einen größeren Gegensatz als zwischen den beiden Aufführungen des „Tristan" und des „Propheten" kann man sich, auch abgesehen vom Gegenstand der Werke selbst, kaum denken. Der Tristan war tadellos. Vom Dirigenten bis zum Hirten hinab schien alles in der künstlerischen Aufgabe wollig aufzugehen. Es gab ein vollkommenes Ensemble und durchaus voll kommene Einzelleistungen. Die Prophet hingegen schien wie man in der österreichischen Amtssprache sagt — nur im übertragenen Wortsinne seiner aufgeführt zu werden. Ich möchte deshalb ebenfalls auf die Wiederholung meines verletzten Berichts zurückkommen, daß die Durchschnittsvorstellungen unserer Oper einer Reform bedürfen.

A. W.

*

Fräulein Hontzowsky, ein Gast des Carl Theaters, hat als Nora und Gontesse Gisbert sehr gefallen. Fräulein Hontzowsky ist eine Talentsdilettantin von so ausgezeichnetem Verhältnis, daß die Darstellung des ausgeklärten Weibes ihre Dramatik in sich schließt. Das ist gewiß auf eine ebenso seltene wie die letzte Art der Natur durch [illegible] Zusammenstellung. Die Lebhaftigkeit [illegible] Sicherheit [illegible] Gesten [illegible]

Das Theater a. d. Wien brachte „Fräulein Präsident", eine neue „Operette" von . . . Aber es kommt gar nicht den Raum, die Namen hierher zu setzen, welche sich mit diesem musikalisch dramatischen Nichts lächerlich gemacht haben. Zu berichten ist nur, daß in der Hauptrolle Fräulein Paula Worm, eine Berliner Schauspielerin und Sängerin, auftritt und sehr gefällt. Fräulein Worm ist eine Künstlerin: ihre Grazie ist Kunst, ihre ganze Erscheinung ist Kunst. Ihr Gesicht, aus dessen unregelmäßigen, harten Linien in Momenten heiterer Unruhe ein Reiz entzündender Anmuth wird; ihr magerer Körper, dem sie die Ließenden, leichten Bewegungen eines Tiffany'schen Blumenglases zu geben weiß. Mit diesen Eigenarten, zu denen selbstverständlich auch die der Toilette gehört, hat uns Fräulein Worm das Geheimnis eines vorgeschrittenen Operettenstils gebracht. Leider wird sie in den Werken unserer heimischen Journalisten und Dilettanten nicht die entsprechenden Aufgaben finden. Es müßte für sie eine neue deutsche Chanson-Gattung geschaffen werden, wenn wir die Dichter dazu hätten.

A. G.

*

Mit der Posse „Liebesgeschichten und Heiratssachen" wurde am Samstag im Raimundtheater der Restron Cyklus begonnen. Weder den Dichter und über die weiteren Aufführungen soll ein nächstesmal des Ausführlicheren gesprochen werden. Nur eines sei erwähnt. In der Ankündigung des Cyklus fehlt ein Stück des Dichters, welches — soll diese Veranstaltung ein gewisses literarisches Gewicht tragen — nicht ausbleiben darf. Ich meine die Sittenkomödie „Kampf", jenes Stück, welches Nestroy unanständiger Possenschreiber zum ersten Dichter seiner Zeit und deren Sitten erhob.

R. H.

*

Man schreibt uns aus München: Als zweites musikalisches Ereignis der königlichen Hofoper wird noch dem „Bärenhäuter" am 7. Mai Heinrich Vogts dreiaktige Oper „Der Freundling" in Scene. Das Textbuch stammt aus der Feder von Felix Dahn und ist als eine von seinen vier Operndichtungen bereits seit längerer Zeit bekannt. In schwungvoller Strache führt uns Dahn die nordische Sagenwelt vor Augen, mit künstlerischem Geschick entrollt er ungemein wirksame Bilder, ohne jedoch aber das Fehlen des dramatischen Nerves hinwegtäuschen zu können. Vogt, der weitbekannte Wagnerjünger, fand sich mit diesem Libretto geschickt ab. Der reinen, melodischen Phrase läßt er möglichst weiten Spielraum, der Tanzlichkeit der einzelnen Rollen, sowie der Behandlung des Chors und des Orchesters wendet er seine besondere Sorgfalt zu. Dagegen ist Vogts Erfindungsgabe eine eng begrenzte, sein Stil ein durchaus conventioneller. Man stößt allenthalben den gebildeten Musiker, nicht aber den geborenen, aus innerem Drang heraus schaffenden Tondichter. Neben verheißungsvollen Partien von hohem Fliegen stehen oft Stellen von rührender Unbeholfenheit. Vogts Oper ist nicht heiter, aber auch nicht schlechter als zahlreiche andere neuzeitliche Werke; eine Durchschnittsoper, die überall da, wo Vogt selbst die Tiefrolle interpretieren kann, sich Freunde erwerben dürfte. Die Wiedergabe des Werkes war eine recht gute. Der Componist sang mit Ungemeinlicher die Tiefrolle, Fräulein Terzina als Königstochter „Nanna" suchte es ihm gleichzuthun. Auch die übrigen Mitwirkenden gaben ihr Bestes. — Ob es wohl klug ist, die Oper in den Spielplan unserer Sommermusteraufführungen einzureihen? Wie leicht könnte da unsere jetzige schaffende Künstlerschar in ungerechten Mißcredit kommen!

Ludwig Schiedermair.

Bücher.

Die preußische Staatsanwaltschaft. Aus Anlaß ihres fünfzigjährigen Bestehens als historisch-kritische Studie nach amtlichen Quellen bearbeitet von Dr. Otto, Justizrath. Berlin, J. Guttentags Verlagsbuchhandlung 1899. 210 S. 8.

Die ersten 150 Seiten dieser Abhandlung enthalten eine höchst interessante Geschichte der Einführung und Fortbildung der Staatsanwaltschaft in Preußen, eine Zusammenstellung der einschlägigen Verfügungen und gesetzlichen Bestimmungen. Der Verfasser, dem die Archive des preußischen Justizministeriums zur Verfügung standen, gibt dabei eine Menge Materials, das zum Theil der Oeffentlichkeit noch nicht bekannt war. Die Darstellung ist so angelegt, daß selbst dieser sprode Stoff Leben gewinnt; und so bietet dieser Theil des Buches nicht nur für den preußischen Juristen, sondern jedem Politiker, den die Fragen der Strafrechtspflege interessieren, eine interessante und wertvolle Lektüre. Weiter kann man nicht besonders von dem Schlußkapitel mit der Ueberschrift 1879 sagen. Der Verfasser bemerkt vorsichtigerweise, daß er hiezu amtliche Quellen nicht benutzt habe, offenbar in dem Gefühl, daß er seine Meinung auch mit moralischer Verantwortlichkeit für die Aeußerungen Dritter mindestens, die er da oder alle möglichen Dinge zum Besten gibt. Die Stellung des Vorsitzers in den wichtigen Prozessen der Strafgesetzgebung ist absolut verkannt. Auch eine völlig falsche von den Gedanken des Liberalismus durchsetzte Ansicht über die Stellung des Richters kommt zum Ausdruck, wie der Verfasser überhaupt [illegible] Staate [illegible] Zusammenhang, gegen Freiheit und öffentliches Interesse [illegible] Gesetzes [illegible] Das Anklagemonopol der Staatsanwaltschaft, [illegible] Beschränkungen war im Deutschen Reiche genug [illegible] Staates, die [illegible] Function des Richters bei einer [illegible] Das Urtheil [illegible] Staate in sich [illegible] Staat selbst, bei der die [illegible] Herr über sie

Digitized by Google

wird. Gegen die Versuche, die Staatsanwaltschaft in dienstlicher Beziehung einem höheren Richtercollegium zu unterstellen und unabhängig zu machen, eifert der Verfasser als gegen eine Schändung des Gesetzes, aber gegen die bedingungslose Abhängigkeit der Staatsanwälte vom Minister hat er nichts einzuwenden. Dass der Verfasser, der früher selbst ein sehr an gesehener Staatsanwalt war, seinen Beruf sehr hoch stellt, darf einen nicht wundern. Die Aufprüche, die er an die Staatsanwälte erhebt, sind z. B. bieselben, deren Erfüllung man von jedem ehrenhalten Mann erwarten darf. Daneben misst der Verfasser aber der Disciplin eine ganz unmäßige Bedeutung bei. Alles in allem ist dies letzte Capitel ein interessantes Document vom Ende des neunzehnten Jahrhunderts. Muss man auch betonen, dass die preußische Beamtenschaft nicht allgemein den Ansichten des Herrn Otto beipflichten wird, und kann man annehmen, dass manche Staatsanwalt an der Verschärfschärfung dieser Ausnahmevorlesungen Anstoß nimmt, so ist der Abschnitt doch im guten und schlimmen charakteristisch für die Auffassungen, die in weiten Kreisen der preußischen Bureaukratie herrschen.

Wolfgang Heine,
Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses.

Das Pferdebürla. Tagesfragen, beantwortet von Friedr. Max Müller. Berlin, Verlag von Gebr. Paetel. 1899.

Der berühmte Philologe F. M. Müller ließ in der „Deutschen Rundschau“ einen Aufsatz über die Entdeckung des Sermo verus von Celsus erscheinen und versuchte bei der Erklärung dieses ersten christfeindlichen Philosophen das Wesen Christi auf die griechische und alexandrinische Philosophie zu stützen, um damit auch dem denkenden Menschen es möglich zu machen, in der Religion Christi anzugehören. Nun erhielt Max Müller eine Anzahl von Streitbriefen von Hand geschickt: lauter wahrhaftige Materialisten, die dem Gottgläubigen ihr mehr oder weniger geistreich ausgedrücktes Mitleid zutragen. Darunter ein Brief eines aus Zschetien nach Amerika verschlagenen „Pferdebürla“. Den druckt Müller wegen der Originalität seines Inhalts und er beantwortet die Zweifel des Pferdebürla in diesem Buche. Das Pferdebürla aber sagt: „Die Unterscheidung von Gut und Böse muss endlich fallen, die böse Erbschuld vom Judenthamm. War, auf stillen Feldern, in einem schlesischen Gebirgsdorfchen, habe ich mein Bürgerrecht gelöscht, war Freude an der Erkenntnis, das diese Unterscheidung falsch ist und dass das Gute mit dem Bösen eine Identität bildet. Mag, du bist noch in dem Wahn befangen, als sei der Geist ein „prius“. Der Geist aber ist ein Development, ein sich entwickeltes Phänomen . . . Unser Unwissenheit ist gleich dem Böse — mit willkommen. Lass uns, o Mag, die Lust und die Unwissenheit freudig umarmen, denn wären wir elende Tugendknappel allein und wüsten wir alles, so hielten wir's gar nicht aus im Leben. So aber genießen wir frisch fröhlichen Kampf und tragen holde Schussfaut im Busen . . .“ In diesem wald-dustigen, eisrich heiteren Geist weiht der gesunde Menschenverstand des Pferdebürla seine Einwände gegen „die fordauernde Lug- und Truggeschichte und Phantasterei der christlichen Religion“. Und so geistreich sich Professor Müller bemüht, das Pferdebürla logisch zu widerlegen, als letzter und nachhaltigster Eindruck bleibt seines Buches bleiben doch die Worte des „auch Amerika überfeierten schlesischen Pferdebürla“ dem Andächtig der Leser.

M. M.

Margret Hönigsberg: Roth und andere Gedichte. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1899.

Diese Gedichte sind nicht um irgend welcher künstlerischen Besonderheit willen bemerkenswert, sondern wegen ihrer zwar noch unsertigen, aber kampf- und entwicklungsvollen Grundstimmung. Es war bis gegen den jungen Männern der „guten Gesellschaft“ verbreiten, soweit sie nicht bewahrte Lyrik schreiben, mit unreifen, sozialdemokratisch angehauchten Gedichten zu debutieren; nun scheint es das erste literarische Ergebnis der Frauenemancipation, dass künftig auch die jungen Mädchen — mit ebenso unreifen „rothen“ Dichtungen beginnen werden. Die Verfasserin ist nämlich eine junge Wienerin, Studentin der Medicin und, wie man durch ihr Buch erfährt, auch eine Kämpferin für Humanität. Ihre Gedichte sind zum größeren Theil von der Art, die Riepsche meint, wenn er sagt: mancher glaubt mit Blut zu schreiben und schreibt doch nur mit rother Tinte! Da wird eines der herrschenden Schlagworte „Hunger“, „Menschheit“, „Dirne“ je greifbarer und deutlicher, desto mehr wird aus ihnen blasserer Farbe pathetische Anedrucke gruppiert; diese Verreinigung gibt aber, so echt die Empfindung sein mag, noch lange kein Gedicht, das ist ein musikalisches und plastisches Gebilde, sondern bleibt uns einen braunrothen politischen Artikel. Daraber ist auch Fräulein Hönigsberg zu den meisten ihrer Dichtungen noch nicht hinausgekommen; sie sind nur größerem Theil erst „Versthanam“, wo Hobbel solche Lurik nannte. Dennoch scheinen mir diese Gedichte in gewisser Hinsicht ein gutes Vorzeichen. Sie bezeugen, dass unsere Jugen in einen Zeiten nicht mehr allein von dem künftigen „Mann ihres Herzens“ träumen, dass unsere Jungen und Tanten bestimmen werden, und dass sie bereits angesichts haben, nur Antagramme der Burschenschaften zu sammeln, sondern dass sie sich ernsthaft um ernste Dinge bemühen, obgleich diese Fragen gewiss am wenigsten durch die Propaganda der Lurker gelöst oder wesentlich gefördert werden. Und neben dieser im allgemeinen hoffen ist begründeter Gesinnung treten im besonderen in den Gedichten von Margret Hönigsberg bereits einige Stücke — in volksthedlicher Form — hervor, die auch eine künstlerische Entwicklung erwarten lassen. Ich nenne von diesen hier „Der traurige Bettler“, „Auf der Straße“, „Mond“, „Der Selbstlose“ und ihre in diese Sammlung noch nicht aufgenommenen Dialekt-Ueberschungen.

P. W—r.

Revue der Revuen.

„Geographische Zeitschrift“ (Leipzig). Ein Aufsatz von Professor Julius Markov über die geographischen Ursachen von Spaniens Niedergang. Einst die große Seefahrtmacht, das allein von allen Weltreichen, habe doch kein Land so sehr von Anfang an den Grund seines Niedergangs in sich getragen, wie das Spanische. Der in seinem Lande wie in einer Festung eingeschlossene Spanier musste einseitig, verdorbt und unterlernt werden. Denn obwohl nahezu ringsum vom Meer umgeben, ist Spanien doch nichts weniger als zugänglich, da gleich an der wenig gegliederten Küste schroffe Bergketten aufsteigen, die das Innere abschließen, welches dadurch ein ungünstiges continentales Klima hat, statt eines gemäßigt ozeanischen, wie andere Halbinseln. Seinen Gebirgen steht es an langgestreckten Durchtälern und leicht anlegbaren Pässen. Die den Verkehr vermitteln; seine Flüsse, mit ausnahme des Guadalquivir, der einige hundert Kilometer lang schiffbar ist, werden meistens erst dort fahrbar, wo sie das Innere des Landes verlassen. So war Spanien von jeher von der Cultur und den Einflüssen der übrigen Welt abgeschnitten und wäre es ja seiner weltentrückten Entdeckerrolle gekommen, hätte nicht der nordwestliche, buchtenreiche Küstenstreifen die von den Castiliern grundverschiedenen Galicier hervorgebracht, welche, durch das Beispiel der nachbarlichen Portugiesen angestachelt, unter der Führung italienischer Seefahrer sich festsetzig wurden und so zu der Entdeckung Amerikas gelangten. Seine auswärtigen Besitzungen wurden durch ihre lockenden Reichthümer nun wohl zum Reizziel zahlloser Spanier aus dem Binnenlande, was jedoch beiden Ländern nur zum Schaden gereichte, da es Spanien entwölkerte, aus den Bevölkern arbeitscheue Abenteurer machte, den mercdorbenen Ländern aber ein genußsuchtiges, herrisches, an einheitlichen Einflüssen ganz mangelndes Volk zusührte, das sie rücksichtslos ausbeutete, statt sie auf eine höhere Entwickelungsstufe zu bringen. Spaniens überseeische Rolle dürfte ausgespielt sein. In seinem eigenen Lande liegt seine größte Hoffnung in seinen zukunftreichen Binnenlandgebiete, die so überhaupt geradezu den Gegensatz des Centrallandes bilden und die, in intensiver Weise ausgenützt, dem Lande doch noch eine künftige Blüte sichern könnten.

„Correspondant.“ Octave Mosl weist auf die erschreckenden Fortschritte hin, die die Vereinigten Staaten auf allen wirtschaftlichen Gebieten im Laufe der letzten Jahre gemacht. Ihre landwirtschaftliche Production, die alle Gebiete umfasst, hat gegenwärtig die Summe von 15½ Milliarden Francs erreicht, während die Ausstands nur 13, die Deutschlands 12 und die Englands bloß 6 Milliarden ausmacht. Ebenso hat Amerika auf industriellem Gebiet alle anderen Staaten überholt, wenn es sich heute seinen ungeheueren Kohlenreichthum wesentlich unterstützt wird. Die amerikanischen Steinkohlenlager bedecken 502.972 Quadratkilometer, die englischen dagegen nur 12.292, die deutschen 7765 und die französischen 1658 Quadratkilometer. Zu den amerikanischen Fabriken kommt eine Triebkraft von zusammen 37 Millionen Pferdekraft zur Anwendung, und was die Gesahr der amerikanischen Concurrenz noch erhöht, ist der Umstand, dass die Vollendung seiner Maschinen, die sast alles mechanisch hervorbringen, nur ein Minimum an menschlicher Arbeitskraft erfordern; darin erblickt der Verfasser auch das Geheimnis der menschaftlichen Arbeitsgenossenschaft Amerikas, die für Europa eine stets wachsende Bedrohung bildet.

„Forum“ (März) bringt einen Artikel von Mark Twain aus Wien, worin der amerikanische Dichter seinen Landsleuten ernstgemeinte Lehren mittheilt, die er seinen continentalen Beobachtungen verdankt. Mit Bedauern müsse der Amerikaner im Auslande erkennen, wie sein Gelandter hinter den Vertretern der sonstigen Großmächte öffentlich zurück steht. Das liegt vor allem an der kleinen Aeußerlichkeit, dass es ihm an einem Staatsbrief, einer Uniform sehlt. So muss er jedesmal im Frack erscheinen, einem Aleidungsstück, das an sich unschön und unbequem und bei Tageslicht noch dazu ein bischen lächerlich ist. Zwischen den glänzenden Uniformen der europäischen Höfe erscheint der schlichte Frack wie eine ostentative Geringschätzung äußeren Prunkes und wird dadurch auffallender, als jede Gastarbeit, deren Einführung sehr zu empfehlen wäre. Ein nicht minderer Uebelstand ist die geringe Besoldung der amerikanischen Gesandten. Sie beziehen nur etwa ein Drittel oder ein Viertel dessen, was die englischen Botschafter an Repräsentations-Geldern von ihrer Regierung empfangen. Ist der Gesandte reich, so gibt er in Paris oder London aus eigenen Mitteln leicht 100.000 Dollars jährlich aus; ist er es nicht, so muss er hinter allen anderen zurück bleiben, und das wirkt doppelt beherrschend bei dem Vertreter einer so praktischlebenden, kurzsbedürftigen Nation, wie der amerikanischen. — Ch. Dudley beschreibt die politische Zukunft der Philippinen. Die sind zur Regelung dieser Frage ausserordentlich Lemonstrate machen den Vorzug des Besitzes, den Vorschlag, die Inseln als „Gebiet von Hawaii“ zu betrachten und allen weissen Einwohnern das amerikanische Bürgerrecht zu verleihen. Unter Weissen werden sammtliche Vertreter verstanden und alle Mischlinge, die entweder mütterlicher oder vaterlicherseits von hawaiischer Rasse abstammen oder Bürger der hawaiischen Republik sind.

Unfordult, der Amoride.

Ein Fragment.

Von Philipp Langmann.

Einmal kommt der Tag, wo man der unchristlichen, von Richtesten gebildeten, listenartigen Zimmer überdrüssig wird. Die Welt erscheint einem so trostlos regelmäßig eingetheilt, so unausbrechlich horizontal, gerade wie mit dem Lineal gezogen, eine ungeheure Kaserne, ein Gefangenhaus, darin jeder seine rechtwinkelige Zelle hat, in die er sich freiwillig einsperrt, darin kein Ausblick kommen, keine Phantasie eindringen, kein Poesie erblühen kann. Hoch der und jener alte Bauern und Frauenzier, ich will einmal einen ordentlichen Bogen haben! Eine unabermündliche Sehnsucht nach einer gewölbten Decke, nach einer wirklich gemauerten Decke erfasst einen und man gibt nicht eher Ruhe als bis man unter einer derjenigen Wölbung

Digitized by Google

sitzt. Zwar die Suche ist beschwerlich, verschnörkelte Steinportale, schmale Fluren, enge, dunkle Treppen sind zu passieren, mit rauhen Hausmeistern, uralten, nachlässig bequem gekleideten Zimmerfrauen, schwer begreiflichen, knatterkundigen Invaliden des Lebens sind lange unstandesliche Discussionen zu pflegen; aber der Bekanntschaft winkt der Erfolg. Endlich sitzt man.

So gestaltet es Unferdud, dem Professor der höheren mathematischen Analysis, Differential- und Integralrechnung: er suchte so lange, bis er in einem alten Hause der Bäckergasse eine Junggesellenwohnung fand, die seinem Wunsche entsprach. Der Stiegenaufgang war von unheimlicher Geräumigkeit, dabei dunkel, mit Absätzen und unmöglichen Windungen und Winkeln, feucht und wenig riechend; aber die Zimmer geräumig, mächtig tief und mit kunstvollen Parketen belegt. Zwischen Rippen, die sich zu einem Sternenzelt, von einem Bildhauer in edlen Steine wirklich gemeißelten Schlusssteinen vereinigten, weiteten sich phantastisch erdachte Gewölbebögen mannigfacher Abmessung und deckten das Gemach wie eine Krone. Unferdud, der nach dem Echten strebte, dem Pappe und Putz zuwider war, fühlte sich wohl. Mit Behagen sah er hinaus, wo das Licht der Lampe so helle Lichter und so merkwürdige Schatten legte, hüllte sich in seinen Schlafrock und kochte Grog mit Thee. Von der Ueberseeinsel mit ihren Vergessenissen etwas abgespannt, ließ er jetzt seine eigene Heimlichkeit seiner neuen Stube in Ruhe auf sich wirken, goss sich immer noch zu, lauschte den kleinen Geräuschen, die so fest zusammengehalten wurden, und fühlte sich als Schlossherr. Seine alten Möbel standen wie verloren in dem weiten Gemach, stimmten aber trefflich hinein mit ihrer alten Form und nachgedunkelten Färbung. Die Uhr, die am Tage seiner Geburt gekauft worden war, tickte in ihrer diskreten, stillen Weise. Er lehnte sich ermüdet ins Canapee und sann. Morgen, am ersten Mai, hatte er mit seinem Freunde einen Spaziergang vor, am Abende dann wollte er ihn herausführen und ihm die Herrlichkeit zeigen. Ja, für eine Familie ist eine Ueberstedlung nur ein Spaß, überall wo die Kinder sind und die Frau in stiller Emsigkeit waltet, ist das Heim und die Zustucht, der Einsame aber findet nicht leicht das Rechte; er muss es doppelt gut haben, sonst flieht er das Unbehagen und sitzt beim Weine.

Unferdud hatte ein über und über rothes Gesicht, in das nur das Blau einer analligen Nase einen Abwechslung brachte. Sein Haar war dünn und von so unbestimmter gelblicher Färbung, dass man die Frisur und den Bart, den er wie Napoleon III. trug, beim ersten Hinsehn kaum gewahrte; seine Augen schienen ohne Wimpern. Die Tücke der Natur begabte diesen Mann mit einem gar sanften, zarten Herzen, das ihn lebte den Kreis der Menschen zu meiden und sich in dunklen Winkhalten dem jungen Wein in die Arme zu werfen. Daher rührte sein ewig wackelnder Kopf und sein zitternden Finger, die ihn verhinderten die Kreide zu halten, so dass ihm sein erster Assistent die Mühe des Schreibens abnehmen musste.

Beim Weine machte er die Bekanntschaft Stöpslers, eines Docenten der Chemie, mit dem er sich seit vielen Jahren über die Weisheitsfeuheit des Raumes und der Zeit zu streiten pflegte, ohne ihn seiner grobmaterialistischen Denkweise entreißen zu können.

Was die Menschen an Zeit und Raum brauchen, kommen sie ausreichend genau messen: Unmessbares ist überlastig und von Uebel.

So? So!! Da, da werden Sie weit kommen, Sie verdammter Atomphantast. Nehmen Sie einmal die zwei Handbünde eines Paares: angenommen sie sind gleich. Schieben Sie einmal einen so in den zweiten, dass es zur absoluten Deckung kommt. Es geht nicht. Und doch muss es gehen, sie sind gleich, congruent und leider überdies innmerstich.

Und, zugegeben. Es folgt daraus, dass der Raum nicht als drei Dimensionen hat, meinenwegen siebenundzwanzig, nicht aber, dass in diesen verschieden Dimensionen verschiedengeartete Wesen ansässig bauten, die anders gebildet sind als wir.

Bei solchen Animorden pflegte Unferdud einen schwenden, immerhin aber deutlichen Blick auf die Stirn seines Widersachers zu werfen: Stöpsler hatte einen gänzlich kahlen Wüstenkopf, ein abenteuerliches Gebilde. Der Wirt wollte behagen: Aber, lieber Bruder, an deinem eigenen Kopf kannst das zu spüren. Dass es Gegenstände gibt, deren Construction mit den simplen drei Zimmern hienen allein nicht möglich wäre. Er entgegnete mit drei Handspannte Zehen Sie, Verehrtester, diese Linie, die durch einen Punkt, die Null, gezogen wird. Was links vom Punkt, ist positiv, was rechts, negativ. Negative Zahlen, meinen Sie wohl, sind so wenig als Null, weniger als nichts — aber wir rechnen damit. Es gibt auch gerade so viele wie positive . .

Activ! Activ!

Ihre Weisheit sind auch tierisch!

Jedem Unsinn, welche Gedanken wir ersinnen, die wir in Formeln und Bilder, in denen gradezu der Darstellung ihre einzige Entgeschlung des Raumes meiden, viel leer Blut anstatt Gehirn, Cartons Bild, das, an die Wand projiziert, ohne welche nicht entgegenkam und Es hatte einst die Blume einer Dreidimensionen und Null — so Wesen sein, die in der Fläche des Papiers leben, den Ellenbogen aufgestemmt, die Beine überschlagen, an einem kleinen Tische saß. Auf dem Tische stand eine Laterne. Das Bild mit seinem schwarz gebeizten Rahmen mochte vor vielen Jahren hier angebracht worden sein. Der Mann im Bilde schaute ganz eigen: aus dem verschwommenen Hintergrund leuchtete sein Gesicht sonnlich hervor, und die Füße schienen sich zu bewegen, je länger Unferdud hinter seinem Punschglas darauf hinsah.

Nun, had ich recht oder nicht? sagte Unferdud herausfordernd und trank den Rest.

Dieser Pulverreiber glaubt an gar nichts. Sehe nicht ein, warum der Raum nicht auch von anderen Wesen bewohnt sein könnte. So wie eine Mikrobe auf einer geschliffenen Platte auch nur ein Ein und Her kennt, ein Oben und Unten aufzeichnen könnte, wenn sie Verstand besäße, so begreifen auch wir nicht, dass es neben Lang und Breit und Tief auch noch ein Außen und Innen gibt. — Wie meinen Sie?

Unferdud glaubte, das Männchen nicke ihm zu. Es hatte aber bloß zur Abwechslung den linken Fuß über den rechten gelegt und glotzte ihn starr an. Das Licht der Lampe fiel voll auf ihn; seine Augäpfel glänzten.

Der Professor goss sich aus der Flasche Cognac zu, trank und rauchmerierte weiter. Wenn dieser Gesinnlicher nicht mein Freund wäre — ja kann! Aber ist! Was sange ich ohne ihn an? Wo finde ich einen, der höflicher ist als ich und so gut dabei. — Ein guter Kerl. Treu — treu!!

Da sah er zufällig wieder auf das Bild. Der Herr dort schipfte ein Stäubchen von seiner Weste und legte die Hände in einander. Unter einem begann es im Gemache leise zu summen, als ob eine große Fliege in sanftem Schweben ihre Kreise flöge. Das Licht veränderte sich, die Lampe schien verschwunden und die Erhellung schien einzig aus den Glotzaugen des Männchens zu kommen und aus der Laterne, die wie ein Geisterrohr schimmerte.

Herr! — Sie glauben es nicht? Ich habe ihn erprobt. Machen Sie mich an ihm nicht irre. Nehmen Sie mir nicht den Glauben, Sie haben mir keinen Ersatz zu bieten.

Das Männchen ward den Kopf zurück und pfiff; dann trommelte es leise auf den Tisch. Es trommelte den Radetzky-Marsch. Und jetzt zeigte es sich klar, dass es gar kein Bild war, sondern, dass Unferdud durch ein Loch in der Wand weit hinein in ein altmodisches Zimmer gesehen hatte, wo der Herr ruhig saß und trommelte. Seiner Kleidung nach zu schließen war er vornehmen Standes.

Herr, trommeln Sie nicht! schrie Unferdud ergrimmt. Und wenn es wahr wäre, wenn Stöpsler, wie Sie mir anzudeuten beliebten, nicht der wäre, als den ich ihn schätze, wer gibt Ihnen das Recht, mir diese Illusion zu nehmen? — Ich kenne Sie, Sie sind ein Gespenst. Fahren Sie auf, stören Sie mich, zerstören Sie alles, was mir meine Illusionen kümpfen, wie ein Löwe. Sehen Sie mich an, wie ich da bin, glücklos, feindlos ist der größte Theil meines Lebens dahingegangen. Langsam, aber zuverlässig schreite ich dem großen Thor zu, näher, immer näher zum großen Thor, und so alt ich bin, glücklich will ich doch noch sein! Glücklich will ich noch einmal sein, beim Jupiter, und ich muss es werden! — Warum?

Weil es sonst zu dumm wäre, dass ein solches Leben möglich ist, wie das meinige war. Es geht den Millionen nicht besser, meinen Sie? — Das ist kein Trost, ich bin der Mittelpunkt der Welt! Wenn ich um mich schaue, Arbeit, Entdehrung, Entsagung, wenn ich nach rückwärts schaue, Arbeit, Entsagung und Kummer und Kummer und kein Glück! Und dabei das Fruchterliche, eine Illusion um die andere verlieren zu müssen, eine um die andere hinschwinden zu sehen, der anderen nachzagen, sie greifen und wieder fortwerfen, die dritte, die vierte, ewig!

Und dabei der nie verkümmende Wunsch im Herzen, glücklich zu sein, den nie verstummenden Vorwurf, an meinem Unglück selber schuld zu sein, der Hinweis, den Grund alles Bösen in meinem Charakter zu suchen. Als ob mich mein Charakter mein Schicksal wäre, als ob es nicht gleichgiltig wäre, ob die Götter mir ein Schicksal vorgeschrieben, oder mir meinen Charakter verliehen hätten. Da stehen wir nun auf diesem rotierenden Klotz und brauchen uns, die Beschaffenheit des Stoffes zu ergründen, hinter dass Geheimnis dieser Gegenstand genannt Leben zu kommen, die wir ein Schimmel seine Aufbewahrung bedeutet. Aber es steht gar kein Geheimnis dahinter!

Es ist der bare Unsinn, dem wir unsere Existenz verdanken! Das Ganze ist zu nichts. Und ich frage empört, wofür nahm sich dieses Jugendwesen das Recht, mir Leben zu verleihen?

Ich ist es allen so? Rührt das Schicksal dieser dumpfen Menge, die sich tummelt, die Zuwachs erhält, sich und mehrt, an den Wettenbaer? Hat das Mist die Erde, die schweren und linken, die bewachen, schon und immer linken, hat das so leidbare Wut der Farben nur einmal noch nachempfunden, auf denen der Himmel erscheint? Weiß es noch immer nicht klar? So will ich es Euch nur Bewandtnis bedeuten, dass diese Welt ein Unsinn ist, dieses Schaubrauch Leben ein gottloser, grausamer, alberner, gottloser Wunsch!

Hätt' ich titanische Kraft, ich wollte erlösen! — Hinein, ins tiefste Meer würd' ich stampfen, und in der Sündflut, die sich über alle Continente ergösse, dies unglückliche Geschlecht vertilgen und befreien. Ich risse die Schale dieser Erde auf! Mit weißer Glut und tiefem Strom brächte ich den Patzen zum Bersten, zum Himmel schrie ich in meinem unendlichen Zorne, daß vor des Schalles Macht die Harmonie der Sphären verstimmt, die Gestirne aus ihrer Bahn gelenkt chaotisch ineinander stürzen und zu Geröll und Dampf zerstieben.

Und wenn alle Gehirne, die denken, vernichtet, alle Augen, die spiegeln, verglast, dann wollte ich mich als der Letzte, der diese Welt sieht und ahndet, der Ewigkeit weihen. Kreisel dann, ihr ungeborenen Gedanken, brennet, ihr Flammenzungen in erhabener Schöne, krönet durch die Welt, ihr unendlichen Kräfte, kein menschliches Auge sieht euch. Nun keinem Herzen nachgeschlt, von keinem Gedanken nachgedacht, habt ihr aufgehört, zu sein. Mit dem letzten Menschen hat die Welt geendet und mit ihr die Qual. Ziel, von Göttern zu ersteben!

Der Herr war indessen aufgestanden und war herangekommen, offenbar von weither, denn er wurde immer höher und breiter, bis er endlich in Lebensgröße zu Unserdyn an den Tisch trat.

Er verbeugte sich und sagte: Sie wollen die Welt zerstören. Wozu das? — Sie ist ein Kunstwerk. Bewährungen Sie sich des Werkes oder verneinen Sie es, in beiden Fällen sind Sie Herr davon.

Ein Denkfehler, Herr. — Wer sie verneint, ist nicht immer ihr Herr, aber wer sie bejaht, verneint sie immer. Mit wem habe ich die Ehre?

Mein Name ist Munk, Baron Munk.

Sehr angenehm. Hier, bitte, ist Platz. Wollen Sie vielleicht von diesem Cognac nehmen? — Er ist von bestem Spiritus und mit gebranntem Zucker gefärbt.

Ich nehme keinen Alkohol. Mein Magen verträgt ihn nicht.

Ah, Sie haben einen Magen!

Eigentlich nicht; mein Magen ist vergessen worden.

Ich finde das unverantwortlich.

Ich auch. Das kommt davon, wenn sich Leute an Dinge machen, denen sie nicht gewachsen sind. Der Famulus Wagner hat mich in die Welt gesetzt. In meiner Jugend hieß ich Homunkulus.

Sehr gut, sagte Unserdyn.

Ich nenne mich der Kürze wegen Munk.

Baron Munk, sehr gut.

Es klingt vornehmer. Ich bitte Sie, die Leute —!

Der Professor sah seinen Gast an. Seine Figur war leidlich; etwas schmal und engbrüstig, aber sonst wohlgeformt. In seinem gelben, etwas faltigen und wie es schien zartbärtigen Gesicht stak ein Paar übergroßer, stark gewölbter Augäpfel. Haar hatte er keines, aber auch keine Finger; soweit hatte die Wissenschaft Wagners nicht gereicht. So oft er ausholte zu sprechen, fiel ihm der Unterkiefer schlaff herab, und er mußte ihn dann mit einer kleinen Nachhilfe wieder in die Lage bringen.

Sie haben mich belanicht, Baron.

Ich habe Sie vernommen. — Die Fliege, die bis nun sanft summend umhergeflogen war, hatte sich gesetzt. Es wurde still. Allmählich erhob sich im Ofen, trotzdem er nicht geheizt war, ein leises Pfeifen, ununterbrochen lang und hoch, als käme es aus einer fern im Lande hinfahrenden Locomotive, der der Athem nicht ausgieng.

Ich habe Sie vernommen!

Gut. Und was halten Sie von der Sache?

Sie sind ein Amoride.

Oho, da muß ich doch bitten!

Ein männlicher Amoride.

Was ist das?

Daher stammt Ihre ewige Sehnsucht. Die Sehnsucht nach Glück, nach Liebe, nach Ewigkeit und Ergänzung herrt an jedem Amoriden; sie macht ihnd das Leben ungenießbar, die Menschen unerträglich, die Welt genußlos. Ewig unzufrieden, verzehrt er sich nach Dingen, die ihm unerreichbar sind, die aber da sein müssen, weil er sie nicht empfände, wenn sie nicht wären.

Ich bitte, was ist ein Amoride.

Von den Eltern des Amoriden empfand der eine Theil leiden schaftlich, der zweite war gleichgiltig oder gar widerwillig

Also ein Zwiespalt bei der Entstehung.

Jawohl. Ein Product nächster Lebensbejahung und Lebensverneinung.

Und das Ziel seiner Sehnsucht?

Der ergänzende Amoride: ihr Sie der weibliche. Jeder von ihnen leidet an der Sehnsucht nach dem Entgegengesetzten, und wenn er ihn nicht findet, irrt er umher.

Und wenn er ihn im Leben nicht findet?

Munk lächelte. Er irrt umher im Leben und nach dem Tode Nach

Nach dem Tode. Sie haben ja wohl schon etwas von Dämonen und Hexen gehört. Das sind unglückliche Amoriden, die zwischen Himmel und Hölle irren und sich finden

Da aber die Liebe niemals gleich groß sein kann, bleibt immer ein Rest. So wäre in allen Menschen etwas vom Amoriden.

Jawohl, von diesem Rest lebt die Welt. Ein unbefriedigtes, sehnsüchtig die Ergänzung Suchendes hält sie zusammen. Daher schreibt sich die Anziehung verschiedener Eigenschaften, die wir komisch finden, aber eher als merkwürdig empfinden sollten: groß und klein, blond und schwarz, dick und dünn, stumpf und erregbar, kränklich und gesund zieht sich an, wähnt seine Ergänzung zu finden.

Und Sie?

Ich bin ein Munk, der oberste der Munke.

Sie mögen es gut haben: Leben ohne Liebesschmerz. Ihre Anhängerschaft wächst.

Die Familiengründungen ohne Liebesempfindung nehmen zu.

Als Sie der Famulus aus der Retorte zog und sein Kunstwerk besah — es ist ein Kunstwerk, Sie sind beinahe ein Mensch — fühlten Sie da nicht keine Liebe zu Ihnen?

Auch das Kind vom ungeliebten Vater wird von der Mutter geliebt, vielleicht mehr geliebt als das Kind der Liebe; aber dies ist unmaßgeblich. Allein die Empfindungen im Momente der Entstehung gelten.

Werde ich niemals Erlösung finden?

Sie müssen suchen. — Dabei sah er den Professor bedeutungsvoll an. Seine Augäpfel schwollen hoch und ein zitterndes, phosphoreszierendes Licht leuchtete heraus, als käme es aus dem Gehirne. Sie müssen suchen, sagte er, und seine Stimme klang voll Schwermuth. Er schien tief ergriffen.

Diese Ergriffenheit übertrug sich in ungeschwächter Kraft auf Unserdyn. Empfindungswellen strömten von Munk auf ihn ein. Sein jehendes Auge nahm sie wahr, wie sie widerend von Munk ausstrahlten, sein übersempfindlicher Körper fühlte sich von diesen Wellen ergriffen, gebadet und festgehalten. Ein unerhörtes Ahnungsvermögen schien sein Innerstes auszudehnen, daß es die Körpergrenzen überschritt, mit tausend Fühlern, in deren jedem alle seine Sinne verdoppelt lebten, in eine fremde Sphäre griff. Ohne daß er den Mund öffnete, ohne daß sein Wunsch zum Willen, sein Wille zur That hätte werden mögen, ohne seine Stimme zu erheben, wurde es mächtig in ihm, als ob er wirklich schrie: Helfen Sie mir!

Wie kann ich, der ich selber hilflos bin!

Erlösen Sie mich!

Meine Erlösung, der Tod, ist mir verlagt. Auch Ihnen kann ich diesen Becher nicht reichen.

Ich aber bin ein Mensch! Hent ist Walpurgis, heut finden sich alle, die sich suchen, schrie Unserdyn lautlos; helfen Sie mir, nehmen Sie mich mit!

Dort finden Sie nur die halbtodten, irrenden Amoriden, Ihnen soll das Lebende dienen.

Beldmann bin ich, nicht hier zu suchen. Dort wird mir Heil werden, besser eine Halbtodte als gar keine.

Da lachte Munk: O, so ist's nicht gemeint, Sie werden staunen, wie lebendig sie werden kann ... wenn Sie sie finden.

Auf, auf, drängte Unserdyn, dessen aufgewühlte Empfindungen seine Sinne zu zerstören, seinen Leib zu zersprengen drohten. Eilen wir, die Stunde schlägt, bald ist die Nacht dahin! Wollen Sie mich hier schmachten lassen und haben die Macht, mir zu helfen, wollen Sie mich vor das Thor führen und mich ausgeworfen, Rettung verspiegelt und mich dann verstehen?

Sie werden den Sturm nicht ertragen.

Ich will mich zwingen, alle meine Kräfte sollen mir dienlich sein, meine ganze Seele will ich aufbieten.

Sie rühren mich. Ich sollte Ihnen dafür danken.

Danken Sie mir durch eine That, nehmen Sie mich mit, nehmen Sie mich auf in die Gemeinschaft, die mir Bewußtsein nicht, die vom Willen geheißen, Erlösung hofft und erreicht, die jenseits der taubaren Mauern in dem Dinge lebt, das hier von unseren Sinnesempfindungen, die sich selber ist.

Wohlan, Ihr Wille werde! Sie sollen über die Grenzen leben. Doch Gott um Gnt, wollen auch Sie mir beistehen?

Wenn ich kann.

Ich will ein echter Mensch werden, dessen Los das Nichts ist. Ich will, wenns Noth thut, unglücklich leben, wie jeder Mensch, aber endlich glücklich sterben. Dazu helfen Sie mir helfen

Kann ich's?

Es steht in Ihrer Macht. Wollen Sie mir dies versprechen, dann helfen Sie mich willkürlich finden und als einen treuen Führer auf unserer Fahrt

Ich kann nur für meinen guten Willen bürgen.

Hand!

Hier!

Ob den Sie gehn. Die Stunde naht. Wollen Sie acht: Schweigen! Menschliche Stimme verstummt, jene Wesen naht, die Sie nun sehen sollen, noch einmal: Schweigen!" — Was man sie sage, was Ihnen unverständlich, Schwindliches, Schrecklisches, kein Wort! Mich kennen Sie lautlos machen, ich bere Hand Ihre Hand, die den Gang Ihres Lebens bestimmen wird, verhalten nun jeden Laut!

Digitized by Google

Anderes bedeutet unausbleiblich Verderben. Ein drittesmal: Schweigen und Festhalten!

Nach diesen Worten begann sich der Baron merklich zu verändern. Er wurde schmäler, kleiner und immer kleiner und immer dünner und endlich ganz klein. Und als er endlich klein genug war, öffnete er das Fenster der Laterne und trat mit Anstand hinein, die sich lebhaft erhellte. Er schloss sich zu. Unsterdig erfasste den Griff, der steinerne Stern in der Decke öffnete sich, und sie flogen, von dem pfeifenden Ofengeist begleitet, davon.

Stimmen aus dem Publicum.

Zu haben in unserer Filiale:
Wien, I. Kohlmarkt 20.

Mattoni's Ciesshübler

Schönschicker Dörrgemüse und Obstconserven.
Franz Ritter von Felbinger's landwirtschaftliche Anlagen in Schönschick bei Brünn (Mähren).
Ausgedehnte eigene Gemüse- und Obst-Plantagen.
Niederlage: Wien I. Spiegelgasse 13. — Brünn Rennergasse 4.
Man verlange ausdrücklich Schönschicker Producte.

Gisela-Verein zur Ausstattung heiratsfähiger Mädchen in Wien.

Was zielbewusstes Streben auf volkswirtschaftlichem Gebiete vermag, das zeigt deutlich die soeben erschienene Bilanz des unter dem Protectorate der Erzherzogin Gisela stehenden Gisela-Vereines, welcher ausschließlich die Versicherung von Aussteuercapitalien für heranwachsende Töchter betreibt. Der Rechenschaftsbericht ist inhaltsreich und erweist die günstige Situation der Gesellschaft. 1898 wurden 16.961 Verträge mit 29·57 Millionen Kronen Capital neu abgeschlossen, so dass der Bestand auf 89.579 Polizzen mit 113·4 Millionen Kronen Capital anwuchs. An Prämien wurden 5.48 Millionen Kronen vereinnahmt. Der Prämienreservefonds, mit 4·6 Millionen Kronen botiert, beziffert sich auf 26·2 Millionen Kronen, der Reingewinn des verflossenen Jahres auf 0·3 Millionen Kronen. Die unter Vorsitz des Präsidenten, Sectionschef Professor Exner, stattgehabte Generalversammlung votierte denn auch der Verwaltung ihre volle Anerkennung für die ersprießliche Thätigkeit und wählte die ausscheidenden Functionäre wieder. Die Geschäftsleitung dieses, auch auf humanitärem Gebiete verdienstvoll wirkenden Institutes ruht in den Händen des Generaldirectors Marek, sowie des Directors Richard R. Königsberger.

schwarze, weiße und **farbige „Henneberg-Seide"** von **45 kr.** bis **fl. 14.65** per Meter — glatt, gestreift, carriert, gemustert, Damaste 2c. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins 2c.),

sowie **schwarze, weiße** und **farbige Seide** für Blousen, Roben, Confirmanden, Besätze, Schärpen, Stickereien, Tüll, Crêpe de Chine, Crêpe Marocain, Crêpe Lisse, Crêpe Grenadine, Crêpe Foulard, Crêpe Satin, Crêpe Rhadamé, Crêpe Voile, Crêpe Mousseline, Crêpe Canevas, Crêpe Eolienne, Crêpe Ondé, Crêpe Faconné, Crêpe Brillant, Crêpe Diagonal, Crêpe Ecossais, Crêpe Anglais, Crêpe Bengaline, Crêpe Armure, Crêpe Monopol, Crêpe Cachemire, Crêpe Suisse, Crêpe Ottoman, Crêpe Rayé, Crêpe Pompadour, Crêpe Duchesse, Crêpe Merveilleux, Crêpe Meteor, Crêpe Liberty, Crêpe Imperial, Crêpe Princesse, Crêpe Directoire, Crêpe Empire, Crêpe Renaissance, Crêpe Louis XV., Crêpe Louis XVI., Crêpe Pompadour, Crêpe Directoire, Crêpe Empire, Crêpe Renaissance, Crêpe Louis XV., Crêpe Louis XVI.

Seid. Bastrobe fl. 8.65

bis **fl. 42.75** per Stoff zu completer Robe

Tussors und Shantungs

Zu Roben und Blousen
ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus.

Muster umgehend.

Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

K. k. privilegierte Kaiser Ferdinands-Nordbahn.

Kundmachung.

Die 79. Generalversammlung der Actionäre der k. k. privilegierten Kaiser Ferdinands Nordbahn

findet **Mittwoch den 31. Mai 1899, Vormittags 10 Uhr** im neuen Administrationsgebäude II., Nordbahnstraße Nr. 50) in Wien statt.

Gegenstände der Verhandlung:

1. Entgegennahme des Jahresberichtes des Verwaltungsrathes. 2. Bericht des Revisionsausschusses und Beschlussfassung über die Bilanz. 3. Beschlussfassung über die Verwendung des Reingewinnes. 4. Wahlen in den Verwaltungsrath. 5. Wahl des Revisionsausschusses (§ 24 lit. k der Statuten).

Jene Herren Actionäre, welche drei Monate vor Abhaltung der Generalversammlung, d. i. seit dem 1. März l. J. als Eigenthümer von mindestens einer dem Nennwerthe nach fl. 100·— oder RM. gleichkommenden Actienzahl in den Büchern der Unternehmung eingetragen oder vorgemerkt sind, werden hiemit am Sinne des § 16 der Statuten * eingeladen, diejenigen Actien sammt Couponbogen, rücksichtlich welcher sie das Stimmrecht ausgeuben wollen, bis längstens 10. Mai l. J. 12 Uhr mittags bei der gesellschaftlichen Hauptcasse zu deponieren. Die Actien sind mit zwei arithmetisch geordneten und vom Einreicher eigenhändig unterzeichneten Empfangnoten bei der gesellschaftlichen Hauptcasse einzureichen. Der Deponent erhält hierüber eine Legitimationskarte und ein Exemplar der Empfangnoten mit der Empfangbestätigung derselben, welche ihnen dieser eine die Betheiligung bei der Generalversammlung und die Ausübung des Stimmrechtes ausschließlich. Zugleich ein Antheil sein Stimmrecht durch einen anderen stimmberechtigten Actionär ausuben (§§. 17 und 18 der Statuten **), so hat er die auf den Namen des gewählten Vertreters lautende Vollmacht auf der Rückseite der Legitimationskarte zu unterschreiben und eigenhändig zu unterfertigen. Diejenigen Herren Actionäre, welche bisnach im den Besitz von durch Vollmacht übertragenen Stimmen gelangen, haben die auf ihren Namen lautende Legitimationskarte mit den auf sie übertragenen Legitimationskarten.

Vollmachtsberechtigte Vertreter der Zeit vor der Generalversammlung der Thatsache zu erbringen, welche ihnen diese eine die Betheiligung bei der von ihnen zu vertretenden Stimmen ausgewiesene Legitimationskarte ausfolgt. Der Gesellschaftsrath wird dem Nennungsausschusse wird acht Tage vor der Generalversammlung bei der Localität zur Einsicht aufgelegt und jedem Actionär, der sein Stimmrecht nachgewiesen hat, in einem Exemplar auf Verlangen ausgefolgt (§ 28 der Statuten).

Wien, den 29. April 1899.

Der Verwaltungsrath.

[illegible] (Nochdruck wird nicht honoriert.)

Digitized by Google

Nach der Confiscation zweite Auflage.

Die Zeit.

XIX. Band. Wien, den 20. Mai 1899. Nummer 242.

Justiz-Insulten.

Allgemeines Erstaunen hat die Thatsache hervorgerufen, dass in der Sitzung des niederösterreichischen Landtages vom letzten Samstag die anwesenden Vertreter der Regierung, der Statthalter Graf Kielmannsegg und der gleichfalls von der Regierung ernannte Landmarschall Baron Gudenus, auf die Verdächtigungen und Beschimpfungen, mit denen der Verwaltungsgerichtshof und einzelne seiner Mitglieder von den Sprechern, Zwischenrufern und Beifallsspendern der christlichsocialen Majorität bedacht wurden, kein Wort der Abwehr gefunden haben.

gleichfalls unter Taaffe üblich gewordenen parteiischen Besetzung der Richterposten, der Oberste Gerichtshof im Jahre 1[illegible] bis dahin festgehaltene Ueberzeugung von der Ungiltigkeit der Stremayr'schen Verordnung auf.

Confisciert!

Man könnte vielleicht schon eine Geschichte der lauten und stillschweigenden Verhöhnungen von Richtersprüchen durch österreichische Regierungen schreiben. Hier aber wird es zur Orientierung genügen, an einige beispielgebende Fälle kurz zu erinnern. Der erste Fall war gleichzeitig das Geburtsfest des „Eisernen Ringes" der Taaffe'schen Majorität. In der Nachtsitzung des Abgeordnetenhauses vom 18. auf den 19. December 1880 fand sich diese Majorität zusammen, um die drei wegen regierungsfeindlicher Wahlstichungen bestrittenen Wahlen aus dem oberösterreichischen Großgrundbesitz zu annosieren. Als nachher, am 19. April 1881, die drei Wahlen vom Reichsgericht als ungiltig erklärt wurden, setzten sich Regierung und Majorität über den, allerdings nicht executionsfähigen, Spruch des obersten Tribunals mit Verachtung hinweg, und Graf Hohenwart, der „conservative" Staatsmann, versteig sich sogar soweit, am 29. Mai 1881 im Abgeordnetenhaus das Reichsgericht einer Competenzüberschreitung zu beschuldigen. Seitdem ist es ein Dogma der regierenden österreichischen Staatsweisheit unter und nach Taaffe geworden, dass Urtheile des Reichsgerichtes, die den jeweiligen Stimmenschacher-Interessen der Regierung und ihrer Partei zuwiderlaufen, populär gesprochen, „für die Katz" sind.

Zur selben Zeit ungefähr, noch im Anfang des ingenreichen Regimes Taaffe, kam auch der Oberste Gerichtshof daran. Es handelte sich damals um die Stremayr'sche Sprachenverordnung vom 19. April 1880. Verschiedene Gerichte Deutschböhmens erkannten sie — ebenso wie später die Badeni'schen und Gautsch'schen Sprachenverordnungen — als gesetzwidrig, und der Oberste Gerichtshof stellte sich in allen Fällen, welche zu seiner Cognition kamen, gleichfalls auf diesen Standpunkt. Da nahmen die Regierungsgezogen den Kampf gegen die Autorität des Obersten Gerichtshofes auf. In der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 17. Mai 1881 nannte der czechische Abgeordnete Dr. Vašaty den Präsidenten des Obersten Gerichtshofes Herrn v. Schmerling „einen regierungsfeindlichen, fanatischen Richter", und der czechische Abgeordnete Dr. Trojan warf Herrn v. Schmerling Parteilichkeit bei der Zusammenstellung der Senate vor. Wohl besass der damalige Präsident des Abgeordnetenhauses Dr. Smolka noch so viel Lebensmut, um die Zuwerfungen zu rügen, der Justizminister Dr. Prazak aber schwieg sich bereits über diese Liebenswürdigkeiten seiner Leute hinweg, und das schließliche Ergebnis der ganzen Action war, dass Dank den

Confisciert.

Die Krisis in der anglikanischen Kirche.

In der Gegenwart, da der Kampf zwischen Clericalismus und politischem Fortschritt in verschiedenen Formen und unter verschiedenen Verhüllungen fast über das ganze europäische Festland hin geführt wird, durfte auch der Kirchenstreit in England, der ein acutes Stadium zu erreichen beginnt, nicht ohne Interesse für deutsche und österreichische Leser sein. Nicht etwa, dass man an nehmen dürfte, dass ein directer oder unmittelbarer historischer Zusammenhang zwischen diesen beiden Bewegungen besteht: die clericale Bewegung in England ist kaum irgendwie durch die Zeitenstück auf dem Festlande beeinflusst worden, sondern sie hat sich unter ganz besonderen, unserem Lande eigenen Bedingungen entwickelt und eine ganz eigene Bahn eingeschlagen. Auf dem europäischen Festlande erscheint die clericale Bewegung hauptsächlich in der Gestalt einer Reaction, einer Gegenreformation. Die Mächte, welche emporstrebende und hemmungsbedingte Elemente der beiden

Digitized by Google

letzten Generationen glücklich zur Seite geschoben zu haben glaubten, hat in den letzten zwanzig Jahren nur allzu klar erkennen lassen, dass ihre Macht in Wahrheit nicht gebrochen ist, dass sie nur „oberflächlich verwundet, nicht vernichtet worden ist". Und in der That, dieses Ergebnis ist eigentlich unvermeidlich gewesen. Die liberale Partei glaubte, dass sie durch ihre politischen Reformen die Beherrschaft von Freiheit und Aufklärung gegenüber Kastengeist, Privilegien und politischem Obscurantismus gesichert habe. Sie glaubte unberechtigterweise, dass die neue mit dem Wahlrecht ausgestatteten Classen immer den Rathschlägen jener, die sie zur politischen Macht berufen hatten, folgen würden, und beklagen sich nun, hilflos dastehen gegenüber der Kraft ihres alten Gegners, die seit begründet ist auf der breiten Basis der Unwissenheit des Volkes, jener Unwissenheit oder Dummheit, mit welcher, wie Schiller sagt, selbst die Göttern vergebens kämpfen. In England ist das alles anders. Dort hat es allerdings auch eine clericale Reaction gegeben, die unmittelbar der Reformation folgte, aber ihr Schicksal wurde entschieden nach einem fünfzigjährigen Bürgerkriege vor 210 Jahren. Die gegenwärtige clericale Bewegung in England ist aber in keiner Weise eine Reaction oder ein Wiederaufleben dieser vergangenen Bewegung, sondern etwas ganz neues und selbständiges, eine natürliche Frucht unseres Jahrhunderts und etwas nur der anglikanischen Kirche eigenthümliches.

Wie alle grossen Bewegungen in England nahm auch die Reformation ein politisches Gewand an. Sie wurde durchgeführt durch den König und das Parlament auf dieselbe Weise, wie jede andere Reform. Die Verfassung, das Rituale, und die Doctrin der anglikanischen Kirche wurden gesetzlich durch die staatlichen Gewalten geordnet, so wie etwa die einer Gemeinde oder einer Regierungsbehörde. Das englische common prayer book (Gebetbuch) ist ihr Gesetzbuch und es ist im gewissen Sinne thatsächlich ein Gesetz, wie irgend ein anderes. Jeder englische Staatsbürger mag er auch Jude oder Mohammedaner sein) hat das Recht, wenn er findet, dass ein Geistlicher die Bestimmungen dieses Gesetzes durch seine rituellen Handlungen oder seine Predigten verletze, gegen denselben gerichtlich vorzugehen, wobei das Judicial Committee des Staatsrathes als oberste Instanz fungiert, mit einem Worte die weltlichen Gewalten Recht sprechen. Dementsprechend hat auch das Parlament zum mindesten in der Theorie das Recht, Aenderungen und Neuerungen in der Kirche einzuführen. Es könnte neue Bisthümer errichten, neue Formen des Gottesdienstes vorschreiben — fast möchte man sagen, es könnte einen neuen Gott einsetzen!

Dies ist in den Hauptzügen die gesetzliche und verfassungsmässige Stellung der anglikanischen Staatskirche. Sie ist nur dann verständlich, wenn wir uns erinnern, in welcher Zeit diese Kirche entstanden ist: eine Zeit, in der man die Ansicht über den Glauben der Menschen für eine der Hauptpflichten des Staates hielt und in welcher die Vereinigung von Kirche und Staat als etwas durchaus nothwendiges, wenn auch nicht natürliches betrachtet wurde. Diese Stellung der Kirche dreht also auf Voraussetzungen, die völlig im Widerspruche stehen zu dem ganzen Geiste des Jahrhunderts, in dem wir leben. So lange nun der grössere Theil der herrschenden Classe im allgemeinen an die Lehren der Kirche glaubte und solange, als die Unterschiede im Glauben innerhalb der Kirche selbst kein weitreichendes Aufsehen im Lande erregten, hatte dieser Widerspruch nichts zu bedeuten. Aber dieser Zustand hat sein Ende noch vor Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. Auf der einen Seite brachte die grosse Wahlreform im Jahre 1832 die Mittelclasse zur Macht und damit eine Classe, die sich zum grossen Theile aus Mitgliedern der verschiedenen nonconformistischen Glaubensgemeinschaften zusammensetzte, die bisher, weil ausserhalb der Staatskirche stehend, politisch nicht vertreten gewesen waren. Ferner bildete das Freidenkerthum, obgleich es hier nicht so ausgesprochen und dogmatisch ist wie in Frankreich, ein kräftiges Element sowohl im Parlamente als auch im Lande überhaupt. Auf der anderen Seite hat sich die Kirche während derselben Periode sehr wesentlich verändert. Die sogenannte „Oxford"- oder „Tractator"-Bewegung, welche der Wahlreform bald nachgefolgt ist, hat den ganzen Character der anglikanischen Kirche einschneidend verändert. Das Ergebnis davon ist, dass Parlament und Kirche, die ursprünglich beide aus Männern derselben religiösen Anschauung und derselben staatlichen Auffassung zusammengesetzt waren, mit der Zeit in zwei voneinander abgetrennte Lager. Obgleich die Mitglieder des Unterhauses in der Mehrheit noch immer nominelle Mitglieder der Staatskirche sind, so ist doch nur eine geringe Proportion dieser Mehrheit wirklich in Uebereinstimmung mit den Anschauungen, welche heute die Masse des anglikanischen Clerus beherrschen. Der Clerus verweigert meistenteils dem Parlamente und speciell der unter seiner Oberaufsicht stehenden Volksschule jede Mitwirkung, das Parlament, das Dissenters, jüdischen Katholiken, Juden und Ungläubigen zusammensetzt, übt das Gesetzgebungsrecht der Kirche und ihre Disciplin [illegible]

[illegible] ganze Institution der grossen Verwaltung, welche in [illegible] Jahrhunderte in [illegible] Kirche [illegible] Verfall [illegible]

Beginn des 19. Jahrhunderts betrachtete sich die anglikanische Kirche selbst als nichts anderes denn eine staatliche Organisation für die Besorgung religiösen und moralischen Unterrichtes, sie hatte sich thatsächlich ihrer verfassungsmässigen Stellung vollkommen angepasst. Sie war förmlich stolz auf diese ihre Stellung, aber mehr mit dem Stolze eines Beamten als dem eines Geistlichen; sie betrachtete sich gleichwie die Aristokratie, die Armee und den Stand der Rechtsgelehrten als eine jener staatlichen Grundeinrichtungen, auf welchen das ganze Bauwerk der englischen Gesellschaft jener Zeit beruhte. Aber genau so wie viele andere alte Staatseinrichtungen war auch sie im ganzen und grossen unwirksam; denn die Kirche trug damals nur wenig bei zum geistigen oder materiellen Wohlbefinden der Nation. Gegen diesen Zustand trat nun die Oxford-Bewegung als Protest auf. Die Verfasser der berühmten Oxford-Tractate, Newman, Manning, Pusey, Keble &c., alle gehen davon aus, dass die Kirche eine geistliche Körperschaft sei und nicht eine bloße bürgerliche Einrichtung, also eine Gemeinschaft der Geister, die unabhängig von ihrer Verbindung mit dem Staate existiert. Diese geistliche Körperschaft sei der directe Nachfolger und Fortsetzer der Kirche, wie sie auf Erden durch Jesus Christus gegründet worden ist. Eine solche Auffassung musste nothwendigerweise dazu führen, die große Veränderung, welche durch die Reformation vollzogen worden war, auf ein Minimum zurückzuführen. Sie stand in entschiedener Gegnerschaft zu jenem selbstverleugneten Protestantismus, dessen Grundlagen die Bibel, das individuelle Gewissen und die individuelle Verantwortlichkeit sind, jenes Protestantismus, der allezeit ein hervorstechender Charakterzug der englischen Nation gewesen ist. Praktisch genommen, war aber diese Auffassung der Oxford-Bewegung nichts anderes als die Anschauung, welche die römisch-katholische Kirche durch das ganze Mittelalter gehabt hat, und welche ihr nach vielen Kämpfen die große Stellung, die sie gegenwärtig einnimmt, verschafft hat. In der Welt der Gedanken und Glaubenslehren genau so wie in der materiellen Welt gravitiert der kleinere Körper zum größeren. Die römische Kirche übte in Fragen der Doctrin wie des Rituales bis in die kleinsten Einzelheiten eine überwältige Anziehungskraft aus auf jene Neurer innerhalb der anglikanischen Kirche. Diese Anziehungskraft wirkte auf viele von den Führern dieser Bewegung wie auf Newman und Manning so mächtig, dass sie ihre angeborene Kirche verließen; aber sie minder bedeutende und minder vorgeschrittene Mitstreiter blieb hinter diesen zurück, sah jedoch damit, dass die Lehre der Regeln der anglikanischen Kirche und die Gleichgiltigkeit ihrer Bischöfe es ihnen ermöglichte, eine Form des Gottesdienstes, des Glaubens und der Predigt mit der Zeit herauszubilden, die der römischen Kirche so nahe stand, als es sich noch gerade mit der Beibehaltung ihrer Pfründen vereinbaren ließ. Durch beständiger Gegnerschaft wuchs diese Bewegung innerhalb der Kirche täglich, und es kann kein Zweifel darüber walten, dass die Tractaten-Bewegung sehr vielen ihrer Anhänger einen neuen und ersten Geist eingeflößt hat. Das eifrige Streben vieler derselben, unter den Armen und gedrückten Classen der Grossstädte zu wirken, ihre größere Vermännigkeit gegenüber der Frage der Sonntagsruhe, durch welche früher auch die anschuldigsten Vergnügungen und Erholungen geächtet worden waren; die Bemühungen derselben, den kirchlichen Gottesdienst durch Musik und Bilder anziehender zu gestalten, all dieses trug dazu bei, ihre Stellung in den Augen der Gemeinde zu stärken. Die moderne Wissenschaft ferner erschütterte sowohl in der Gestalt der evolutionistischen Naturwissenschaft als auch durch die moderne Bibelkritik ernstlich die Stellung des Protestantismus, die mit der historischen Wahrheit der ganzen Bibelgeschichte eng verknüpft war, und teieb viele religiöse Männer dahin, Rettung zu suchen in einem Glauben, für welchen die buchstäbliche Auslegung der Bibel gleichgiltig oder zum mindesten von geringer Bedeutung war. Im Laufe von sechzig Jahren haben die Anstrengungen, welche einst von einem kleinen und fast revolutionär gesinnten Häuflein getragen waren, festen Boden gewonnen, ist unter der ganzen Körperschaft des englischen Clerus. Doch wenn so die Masse der Geistlichkeit auf einen Standpunkt gebracht worden ist, den die Verfasser der Tractate vor einem Jahrhundert innehatten, so ist doch eine nicht unbeträchtliche Minderheit vorhanden, gewissermaßen die Avantgarde, die viel weiter vorwärts gegangen ist auf dem Wege nach Rom, deren Hauptbestreben es ist, die Kluft zwischen England und Rom soweit thunlich zu machen als nur denkbar, bis in das kleinste Detail, und was noch wichtiger ist, dem Clerus in England denselben Einfluss über das Volk zu verschaffen, wie ihn die Priesterschaft in römisch katholischen Ländern besitzt. Sie predigen mit Vorliebe von der übernatürlichen Heiligkeit und den wunderbaren Gnaden der Priesterschaft und treten mit geweihtem Nachdruck für die Beichte als ein Sacrament einer Amtsgewalt ein. Sie bilden zwar nur einen kleinen, aber ausserordentlich thätigen Bruchtheil in der Masse des Clerus, aus ihr haben Männer ersten von den intellectuell theologischen Zähnen und Universitätsmännern Englands, aus denen jährlich hunderte von Priesteramts-Candidaten hervorgehen, die begierig darnach trachten, die Macht ihrer Lehre zu erhöhen und den Einfluss der Geistlichkeit zu vermehren. [illegible]

Inzwischen ist die Masse des englischen Volkes und der Laienwelt innerhalb der anglikanischen Kirche das geblieben, was sie früher war — nämlich protestantisch. Die Gegnerschaft, welche sich gegen die Theorien der Oxford-Bewegung in Bezug auf die Natur und Verfassung der Kirche erhob und sich gegen die Neuerungen im Kirchenrituale, wie sie durch die hochkirchliche Partei vorgenommen wurden, richtete, ist niemals sehr nachdrücklich hervorgetreten, und zwar deshalb, weil der durchschnittliche Engländer diese Fragen als Angelegenheiten von verhältnismäßig geringer Bedeutung behandelte. Aber der Versuch, das ganze System römischer Priesterherrschaft mit ihrem Eindringen in das innere Leben des Individuums und der Familie einzuführen, hat in den allerletzten Jahren eine heftige Gegnerschaft in der ganzen Laienwelt hervorgerufen. Es ist immer die Frage gewesen, welche in einem römisch-katholischen Lande leben, sich den Grad der Abneigung gegen den Clericalismus und den ausgesprochenen Abscheu gegenüber solchen Einrichtungen als der Ohrenbeichte, wie diese die meisten Engländer empfinden, vorzustellen. Es gibt nur wenig Engländer, die nicht die Heiligkeit des Familienlebens für geschändet oder gar für vernichtet ansehen würden, wenn ihre Frauen und Kinder zur Beichte gingen, um so in die innersten Geheimnisse ihres Herzens vor einem Priester zu enthüllen. Dieses Gefühl der Feindschaft wird noch außerordentlich befördert durch die jesuitische Denkungsart der meisten der extremen Ritualisten durch deren geheime Gesellschaften und deren Bestreben, die Herrschaft über Frauen und Kinder zu erlangen und sie zur Ablegung der Ohrenbeichte zu veranlassen. Die Unterstützung, welche die gegenwärtige conservative Regierung den hochkirchlichen Schulen gewährt, hat gleichfalls dazu beigetragen, die allgemeine Erregung gegenüber der Entwicklung der ritualistischen Bewegung zu steigern. Nichtsdestoweniger würde diese Unzufriedenheit der Laienschaft nur geringen Eindruck auf die Gesetzlichkeit machen, wenn nicht die radicalsten unter der letzteren durch ihre Neuerungen in Doctrin und Rituale auf allen Seiten die Vorschriften des prayer book überschritten hätten, das heißt das Recht des Landes verletzt hätten. Dadurch haben sie es jedem englischen Staatsbürger in die Hand gegeben, gegen sie gerichtlich vorzugehen und darauf zu bestehen, daß sie entweder dem Gesetze gehorchen oder, wenn ihr Gewissen ihnen das verbietet, aus der durch Staatsgesetze eingerichteten Kirche ausscheiden. Unausführlich sei dem Beginn der gegenwärtigen Krisis, die wie so viele andere hervorragende Bewegungen der englischen Geschichte mit einem Zeitungskrieg begonnen hat — in diesem Falle mit einer Reihe von ausgezeichnet geschriebenen Briefen Sir William Harcourts, des ehemaligen Führers der liberalen Partei, an die „Times", in denen die flagrante Ungesetzlichkeit des ritualistischen Clerus enthüllt wurde — unabhängig ist im Lande der Ruf laut geworden, sowohl von Mitgliedern der anglikanischen Kirche als auch der verschiedenen Dissenter Glaubensgemeinschaften, daß das Gesetz in Bewegung gesetzt werden und die anstoßige Geistlichkeit zum Gehorsam gezwungen oder zum Austritt aus der Kirche veranlaßt werden solle. Die Frage ist in aller Ausführlichkeit im Parlamente und in großen öffentlichen Versammlungen erortert worden, und es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die weitaus überwiegende Masse der Laienschaft in England ernstlich bestrebt ist, den Ausschreitungen der Ritualisten ein Ende zu machen.

Hier aber tritt die Wirkung der sechzigjährigen Thätigkeit der Oxford-Partei in der Kirche deutlich hervor: obgleich die Masse der Geistlichkeit das Auftreten ihrer, am weitesten gehenden Mitglieder im großen mißbilligt, hat sie sich doch schon seit langem daran gewöhnt, die Kirche als eine vollkommen unabhängige Körperschaft anzusehen und bestreitet geradezu einem weltlichen Gerichte, wie es das Judicial Committee des Staatsrathes ist, das Recht, darüber zu entscheiden, was Geistliche zu thun und zu lehren haben. Sie erklären, daß nur die Bischöfe competent sind, über das Recht der Kirche, deren Hüpter sie sind, zu entscheiden. Die Bischöfe nun haben als Körperschaft sich insofern vor dem Sturme gebeugt, als sie in allgemeinen Sätzen ihre Mißbilligung des ungesetzlichen Vorgehens der Geistlichkeit kundmachten und in einigen Fällen Geistliche ihrer Diocesen von der ungesetzlichen Ausübung gottesdienstlicher Handlungen durch Verbot zurückhielten. Aber die ganze Nation mißtraut den Bischofen, denn die meisten derselben sind selbst Ritualisten oder wenigstens Gegner des Ritualismus gnädig gesinnt. Sie bringen sich jetzt nur vor der öffentlichen Meinung, weil sie gewiß nicht den Wunsch haben, ihre Stellungen als hohe Staatsfunctionäre und ihre Sitze im Oberhause einzubüßen, was die nothwendige Folge einer Trennung von der englischen Kirche sein müßte; sie lieben vielmehr, das, wenn die gegenwärtige Regung sich gelegt haben wird, die Kirche wieder ruhig auf den Boden des Clericalismus wird wandeln können. Auf der anderen Seite mißtrauen die am meisten Broadchurchmen unter den Ritualisten unter der Führung des Lord Halifax auch wieder den Bischofen, und erklären öffentlich, daß die Bischofe in Glaubensstachen ihnen kein Gebot auferlegen können.

Die ganze Lage der Dinge in alle Zukunft hinein ist. Die Laienschaft kennt den Bischofen nicht und hat das Gefühl, daß wenn nicht energische Maßregeln ergriffen werden, die Kirche immer mehr unter den Einfluß der Ritualisten gerathen muß: aber die Laienschaft kann nicht selbst gegen die gesetzwidrig tretende Geistlichkeit vorgehen, ohne dadurch einen verzweifelten Widerstand seitens der ganzen Kirche hervorzurufen, der sicherlich zu einem Zusammenbruch innerhalb derselben und einem weitverbreiteten Abfalle von der Staatskirche führen müßte. Dadurch würden die Ritualisten zu Märtyrern ihres Glaubens gemacht und ihre Sache nur gefördert werden. Das einzige Auskunftsmittel, das es hier gibt, ist die Entstaatlichung der Kirche. Solange die Kirche staatlichen Charakter hat, muß sie dem Gesetze, auf dem sie begründet ist, gehorchen. Ist sie einmal von diesen Fesseln befreit, dann kann sie sich nach jeder Richtung hin frei entwickeln: solange aber die Kirche moralisch und finanziell vom Staate gestützt wird, haben die Staatsbürger das Recht, in die Angelegenheiten der Kirche sich einzumischen und darauf zu bestehen, daß die Kirche der staatlichen Gerichtsbarkeit unterworfen bleibe. Aber eine solche Unterwerfung einer religiösen Körperschaft unter eine weltliche Macht ist in unserer Zeit etwas unnatürliches. Man muß zugeben, daß vom allgemeinen theoretischen Standpunkte die Anschauung der hochkirchlichen Partei, daß die Kirche als eine geistliche Körperschaft vom Staate unabhängig sei, die einzige unserer Zeit entsprechende Theorie ist; wohl aber muß dies auch das in seinen letzten logischen Consequenzen verfolgt und die Trennung von Staat und Kirche vollendet werden. Die Kirche darf nicht die Vortheile der Verbindung mit dem Staate für sich in Anspruch nehmen und die daraus hervorgehenden Verpflichtungen ablehnen. Thatsächlich sind auch einige der extremen Ritualisten selbst Förderer des Entstaatlichungsgedankens; aber die meisten von ihnen wissen sehr wohl, daß eine der ersten Folgen der Entstaatlichung eine größere Abhängigkeit der Kirche von der Laienschaft als bisher sein würde — die Masse der Laienschaft ist aber noch protestantisch — während unter dem Deckmantel der Staatskirche sie sich der Hoffnung hingeben können, daß sie Schritt für Schritt einen großen Theil der Nation zu ihrer Anschauung bringen werden. Ein anderer Einwand gegen die Entstaatlichung der Kirche ist der, daß dieselbe wahrscheinlich von dem Zusammenbruche der anglikanischen Kirche in mehrere getrennte Körper begleitet sein würde, möglicherweise aber auch von zahlreichen Uebertritten zur römischen Kirche, was hinwiederum eine starke protestantische Gegenbewegung unter dem übrigen Clerus hervorrufen und so der bisherigen so erfolgreichen Politik, der schrittweisen Durchdringung des Landes durch clericale Doctrinen, ein Ende bereiten würde. Gegenwärtig aber ist es nur die Unlust, eine gute Pfründe und die durch die Staatskirche verliehene soziale Stellung zu verlieren, was jene Geistlichen noch zusammenhält, deren Ansichten die verschiedenen Extreme des Colvinismus, Katholicismus und Rationalismus repräsentieren. Nichtsdestoweniger ist die Entstaatlichung der Kirche vom Standpunkte der Vernunft aus die beste Lösung der Schwierigkeiten. Wenn die Kirche in sich selbst eine wirkliche Lebenskraft hat, wie sie es immer wieder erklärt, so ist es am besten, sie ihren Kampf unabhängig führen zu lassen. Hat sie diese aber nicht, so ist es desto besser, sie rasch zum Aufgeben ihrer Prätensionen zu zwingen. Auf jeden Fall werden die englischen Staatsbürger weiterhin es nicht dulden, daß der Staat moralisch und finanziell eine Körperschaft erhält, welche entschlossen ist, England gegen seinen Willen zu clericalisieren.

Oxford. L. T. Ameen, B. A.

Thätige Reue.

(Zur Praxis des österreichischen Ehrenrechtes.)

Es war gegen Ende des Jahres 1897, die Wirthschaft der neuen Ehrenbeleidigungen Regen ausgetreten in Österreich bei der Durchführung dieser Gesetze die Gesetzgebung abhanden kommen. Grundbuchsgesetz 1871, Strafprocessordnung 1873, Steuergesetze 1896, Patentgesetz 1897 bis 1898 niemals in so greller Beleuchtung sichtbar geworden ist: Das Bestreben, unbekümmert um den Wortlaut und Inhalt der neuen Processgesetze, den Geschäften Normen für deren Anwendung aufzudrängen, die den Absichten der Gesetzgeber entsprechend erdacht waren, die unbeirrbare Art verfolgte und verfolgt, die Absicht der Gesetze zu suchen, unumschränkte Macht der richterlichen Gewalt zu setzen, einmal wird gesagt, die Gesetzgeber hätten dies gewollt, ein andermal, sie hätten es nicht gewollt, und so wird mit Willkürlichkeit Anwendung und Auslegung der Gesetze gehandhabt, und „Gewohnheitsrecht" ist „Gewohnheitsunrecht".

Digitized by Google

tentionen“ mit amtlichem Erlasse des Justizministeriums (vom 3. December 1897, Z. 25.801) dringlichst zu empfehlen.

Dieser Vorgang musste Widerspruch erwecken: in den Fachblättern, in dem Proteste der oberösterreichischen Advocatenkammer vom 5. Februar 1898, in dieser Wochenschrift,[1]) in einer über die Vollzugsverordnungen und Verlautbarungen zu den Civilprocessgesetzen erschienenen Abhandlung[2]) wurde der Missbrauch der Verordnungsgewalt zurückgewiesen und nicht ohne praktischen Erfolg ausgesprochen, dass „auch nicht leicht durchführbare Processgesetze für die Rechtsanwendung ein besserer Halt sind, als in den Gesetzen nicht zum Ausdruck gelangte, oder gar abgelehnte Zweckmäßigkeitsbestrebungen der Justizverwaltung“, dass „das Bestreben, die Rechtshandhabung in die Bahnen der (ministeriellen) Fragenbeantwortung zu lenken, im endlichen Erfolg scheitern müsse,“ dass das Richteramt, die Advocatur, die Lehre an den Universitäten die Nichtbeachtung auf verfassungsmäßigem Wege geschaffener Gesetze auf die Dauer unmöglich machen und dass die Einheitlichkeit der Rechtsprechung nicht erkauft werden kann um den Preis der einheitlichen Ungeeignetheit der Rechtsprechung.“[3])

Dieser feste Glaube an das Gesetz und an die Ohnmacht der Exekutive zu einem dauernden Hemmschuhe gegen verfassungsmäßig zustande gekommene Rechtsnormen durfte Denen nicht fehlen, die in Oesterreich den erfolgreichen Widerstand Deáks gegen alle Machtmittel der vollziehenden Gewalt antimerisiam beobachtet, in seinen Landtagsadressen vom 6. Juli und 12. August 1861 unvergängliche Denkmäler rechtschaffenen Sinnes und männlichen Muthes erkannt haben, die die Nachfolger des genialen Regierungsbereiter: „Die Gesetze zu verletzen, ist das beste Mittel, sie kennen zu lernen“[4]) für einen Grundsatz des österreichischen Staatsrechtes nicht ansehen, und die dessen sicher waren, dass aus dem Nährboden unseres Landes Saltykow-Schtschedrins unvergessliche Satire:[5]) „Das verlorene Gewissen“ nicht emporgewachsen sein konnte.

Daran freilich mochte nicht Jeder glauben, dass Einkehr und Umkehr in absehbarer Zeit erfolgen und bei den leitenden Organen der Justizverwaltung mit Ablauf eines einzigen Jahres seit der Wirksamkeit der neuen Civilprocessgesetze Grundsätze zu Ansehen gelangen werden, deren Verkennung zum „bösartigsten Factor der Rechtsgeltung“ erhoben worden ist. Dennoch ist das Unerwartete, wenn auch Unausbleibliche geschehen: Von der Lehrkanzel der ersten Hochschule unseres Reiches, an einem Orte, der jede Unwahrhaftigkeit und Frivolität schlechthin ausschließt, wurde vom „Schäpfer“ der neuen Civilprocessgesetze am 30. April 1899 als Programm der Zukunft verlautbart:[6]) „... es ist nach beiden Richtungen nothwendig, das Gesetz zur Geltung zu bringen. Denn dessen genaue und loyale Anwendung allein kann uns vor den Nachtheilen einer unsicheren, zielles schwankenden und zerklüfteten Praxis schützen.“

Mit diesem Programm der Zukunft, dessen Ausführung sorgfältig überwacht werden wird, ist die bisherige Thätigkeit der Justizverwaltung bei Durchführung der Civilprocessgesetze aufgegeben: Nicht mehr die „wissenschaftlichen Emanationen des Gesetzesredacteurs“, nicht mehr die „autoritativen (wenn auch unmotivierten und nicht einmal dem Wortlaute nach verpflichtenden) Aeußerungen“ des Obersten Gerichtshofes über die Gestaltung und Durchführung des neuen Verfahrens, nicht mehr das „verständnisvolle Entgegenkommen“ für die Trakelsprüche der ministeriellen Fragenbeantwortung, nicht mehr die ungiltige Justizministerialverordnung vom 9. December 1897, Nr. 283 R. G.-Bl., betreffend das Verfahren in streitigen Ehesanlegenheiten können die Gerichte „vor den Nachtheilen einer unsicheren, zielles schwankenden und zerklüfteten Praxis schützen“, sondern nur die Processgesetze und deren genaue und loyale Anwendung. Das ist ein Ton vom 20. April 1899 das unangreifbare, ernste, konsequent unverrückbare Ziel der österreichischen Justizverwaltung.

Soll dieses neue Programm reales Leben empfangen, dann ist der allem nothig, dass die erlassenen Mängel der Processgesetze endlich in gesetzlicher Weise durch eine Gesetzesnovelle saniert werden, dass den Zweifeln über fundamentale Grundsätze des Verfahrens in gesetzlicher Form ein Ende gemacht werde[1]), und dass die Gerichte, insbesondere auch bei der Handhabung des Gerichtsorganisationsgesetzes, den Eindruck gewinnen, dass die Processgesetze genau und loyal ausgeführt werden von der Justizverwaltung.

Für unser staatliches Leben aber ist dieser Sieg der Civilprocessgesetze gegen die Verordnungsgewalt vielleicht von wichtiger Vorbedeutung.

„In öffentlichen Angelegenheiten bringen auch die vorzüglichst gedehnten Pfiffe einen Mann nicht gut durchs Leben. Wie falsche Münzen mögen sie eine zeitlang curfieren, aber sie werden bald unterdrückt werden. Mit einem freien Geist können sie nicht bestehen, obgleich ihr bisweilen mit außerordentlicher Anlage verbunden sind.“[8])

Meran, im Mai 1899. **Dr. Berthold Beck.**

Die Agrarpolitik Frankreichs.

Die Anhänger der dritten Republik lieben es, die immensen Wohlthaten aufzuzählen, welche der Bauer der republikanischen Regierung verdankt. Unter ihrer lodrednerischen Feder sieht man die Städte und die Capitalisten ihren Reichthum brüderlich mit dem flachen Lande und den Kleingrundbesitzern theilen, man sieht Wege und Eisenbahnen entstehen, die auch das entlegene Dorf mit den Hauptcentren verbinden, man sieht die Regierung, eine liebreiche Fee mit der phrygischen Mütze auf dem Haupte, durch die Fluren wandeln, die Kleinen schützend und stärkend, Reichthum säend, wo Elend herrschte.[9]) Die Wahrheit ist, dass die dritte Republik, ähnlich wie die ihr vorangehenden Regierungen, in ihrer Agrarpolitik mehr bewusst als unbewusst, mehr freiwillig als gezwungen folgenden zwei Maximen huldigte: erstens das mobile Capital auf Kosten des immobilen zu fördern, zweitens den Großgrundbesitz auf Kosten des Kleingrundbesitzes zu begünstigen. Erst in den allerletzten Jahren tritt diese Agrarpolitik in gemilderter Form auf, bereitet sich eine Wendung in derselben vor.

Jaurès sprach eine allgemein bekannte Wahrheit aus, als er feststellte, dass die Politik der conservativ-republikanischen Regierung sich auf die Hilfe der großen Rentenbesitzer stütze und daher ihre Interessen gegen die der Landwirtschaft vertheidigen müsse.[9]) Und Deschanel, sein Gegner, sagte wohl ebenfalls nur durch die Macht und Notorietät der Thatsachen veranlasst werden sein, es zu gestehen, dass heute, ein Jahrhundert nach der Revolution, die ganze Last der socialen Organisation, das ganze Aricnal des Gesetzbuches schwer, zu unerbittlich auf den Kleinen, auf den Niedrigen rube . . .“)

Dass das mobile Capital auf Kosten des immobilen begünstigt wird, beweist zunächst das Verhalten der Regierung in der Frage der Speculation mit landwirtschaftlichen Producten. Während an den städtischen Einfuhrzöllen, welche die Landwirtschaft schädigen und die Speculation fördern, bis 1897 nicht gerüttelt wurde, hat man noch 1885 gewisse Bestimmungen, welche der Speculation Schranken setzten, aus dem Codex gestrichen — „afin de favoriser la liberté du commerce“.[8]) Trotzdem würden die bestehenden Gesetze, insbesondere die Artikel 419 und 420 des Strafgesetzbuches genügen, um die Speculation zu lähmen, wenn man sie thatsächlich zur Anwendung bringen würde. Dies ist die Ueberzeugung de Folleville[8]) welche auch von Socialisten wie Rouanet und Jaurès getheilt wird. „Es handelt sich nicht darum, neue Gesetze gegen die Speculation zu schaffen; das Wesentliche ist . . . dass die großen Speculanten es wissen, dass die Gesetze gegen die Speculation stets strenge gehandhabt werden“.[9]) Wenn in die bestehenden Beschränkungen, infolge des laxen Verhaltens der Regierung außer Kraft gesetzt werden, so kann es nicht Wunder nehmen, dass die neuen Gesetzwerdhlage gegen den fictiven Handel von Michelin und Noie in den Commissionen hier findet das Wort seine Anwendung — den Zdlaf der Gerechten schläfen.

Eine andere Seite derselben Politik ist die Begünstigung der Eisenbahncompanien, die ihre auf den Staatsschutz begründete Macht zum Schaden der Landwirtschaft ausnutzen. Auch die Vernachlässigung des landwirtschaftlichen Unterrichtes ist ein Ausfluss der irrigen Agrarpolitik, welche die Landwirtschaft, insbesondere aber den Kleingrundbesitz in ihrer Productionskraft und ihrer Vertheidigung an der internationalen Concurrenz daniederhält. Desgleichen lässt es nachgewiesen, dass das ganze Gebäude des landwirtschaftlichen Unterrichtes in Frankreich nur eine monumentale Schaufassade ist, welche der Landwirtschaft keinen Nutzen bringt: Dass Frankreich trotz des enseignement agricole supérieur, secondaire, primaire supérieur, moyen, primaire simple, special u. s. w. in der Milch, Butter und Mastproduction von Dänemark, Australien und Canada weitaus überflügelt wird, und zwar hauptsächlich aus dem Grunde, weil in diesen Ländern der praktische landwirtschaftliche Unterricht, privat, der staatlichkeit bis in die Hütte des

---

[1]) Vergl. Nr. 220 ff. d. Z. [2]) Dr. Ludwig Bach, Die Civilprocessgesetze und die Verordnungsgewalt. Wien, Manz'sche k. k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung. [3]) Vergl. Nr. 220 d. Z. [4]) Vergl. Nr. 238 d. Z. [5]) Vergl. Nr. 239 d. Z. [6]) Vergl. Nr. 240 d. Z. [7]) Vergl. Nr. 220 d. Z. [8]) Vergl. Nr. 238 d. Z.

Bauers dringt, in musterhafter Weise organisiert ist, während Frankreich ihn nicht kennt.[1])

Aus den Debatten über die Neuorganisierung des landwirtschaftlichen Credits und über die Erneuerung des Monopols der Bank von Frankreich war es ersichtlich, daß die Staatsleitung und die Gesetzgebung auch auf diesem Gebiete die Interessen der Landwirtschaft, insbesondere aber die des Kleingrundbesitzes, nicht zu wahren wusste, während sie dem mobilen Capital in dem Monopol der Bank von Frankreich eine wahre Burg verlieh. Die Regierung trägt die Schuld daran, daß das unzulängliche Grundbuch- und Hypothekenwesen und die Hypothekengehgesetzung, die Bestimmungen über Hypothekenreinigung und Hypothekenverjährung den Hypothekenerwerb gelähmt; sie trifft die Schuld, daß gewisse eivilrechtliche Bestimmungen, wie die über den Viehverstellungsvertrag (cheptel), über die Verpfändung von Ernteerträgnissen, hängenden Früchten u. s. w. den Credit des Bauers aufs Ungünstigste beeinflussen.[2])

Bekundet die Staatsleitung ihre Mangel an einsichtsvoller Fürsorge, so ist ihr Vorgehen in der Sphäre des Militärdienstes direkt gegen die wesentlichsten Interessen der Bauernschaft gekehrt. Die Bauern sind die einzige Classe, von welcher die mit der allgemeinen Wehrpflicht eingeführte Dienst- und Blutabgabe unerbittlich eingetrieben wird. Die Söhne der Bourgeoisie und des Adels werden unter tausend Vorwänden vom Militärdienst befreit; die Lücken müssen die Bauernsöhne füllen. Die Herabsetzung des activen Dienstes auf ein Jahr, welche unter verschiedenen Titeln, oft missbräuchlich erhielt wird (dispenses professionelles) wird den Bauern verlagt. In den Ackerbaudepartementen gibt es jetzt 61 Procent Soldaten, welche nur ein Jahr dienen, darunter aber keinen einzigen Bauernsohn. Dank dieser Militärpolitik, welche in der Kammer öfters beklagt, aber nie widerlegt wurde,*) verlieren die Bauern ihre Söhne, die einzigen Stützen ihrer Wirtschaft, in Friedenszeiten auf drei Jahre. Bricht aber ein Krieg aus — zumeist handelt es sich um colouiale Expeditionen — so müssen die Bauern ihr Blut hingeben, damit die große Speculation sich mäste und die Großindustrie neue Absatzgebiete finde.**)

Wohl am evasseten tritt die von uns signalisierte Agrarpolitik auf dem Gebiete der Besteuerung zutage. Es wird von keiner Seite geleugnet, daß das Grundeigenthum unverhältnismäßig mehr Abgaben leiste, als das mobile, und daß speciell der Kleingrundbesitz über seine Kräfte belastet sei. Eine Kammerdiscussion im Jänner 1894 ergab, daß die Landwirtschaft 25 bis 33 Procent ihres Einkommens dem Steuereinnehmer zahlen müsse,*) während der städtische Besitz nur 17 Procent, der Handel und die Industrie 13 Procent, das bewegliche Eigenthum (Werthpapiere) 1 Procent, und die Besitzer der Staatsrente überhaupt nichts entrichten.

Allerdings waren die französischen Abgeordneten seit jeher und nicht ohne Erfolg bestrebt, mindestens die directe Grundsteuer zu reducieren. Nach einer Zusammenstellung von Yves Guyot hat die Grundsteuer von 1791 an stetig abgenommen; sie betrug 1851 bis 1853 noch 6·44 Procent, im Jahre 1894 4·61 Procent.*) Doch gibt dieser einzige Vertheidiger des Bestehenden selbst zu, daß die Herabsetzung der Vertheidigen sich in wirklicher Weise nur auf den großen Gütern fühlen lasse. „Cette politique donne l'illusion qu'on fait quelquechose pour la petite propriété, alors qu'onne fait quelquechose que pour la grande.“[1]) F. Maurice weist dies ziffernmäßig nach. Das Zinsaufgeld vom 8. August 1890 hat die Grundsteuer um über 15 Millionen verringert; im Durchschnitte vermiderte sich die Grundsteuer um Frcs. 0·33 per Hektar. Aber wie fiel die Rechnung für die individuellen Grundbesitzer aus? In drei durch die Reform besonders begünstigten Departements hatte der ganz kleine Grundbesitz im Frcs. 0·68, der kleine Frcs. 8, der mittlere Frcs. 18, der große Frcs. 295 weniger zu zahlen.“

Derartige Steuererleichterungen sind also für den Kleingrundbesitz vollkommen illusorisch. Alle Vorschläge bauernfreundlicher Abgeordneter aber, welche dahin abzielten, bloß die selbstwirtschaftenden Grundbesitzer zu entlasten, wurden von der Kammer zurückgewiesen; so der Antrag, die 40 von der Convention her rührenden Millionen zu diesem Zwecke zu verwenden, oder der Vorschlag der allgemeinen progressiven Einkommensteuer, so schließlich der Vorschlag der Rentenbesteuerung.*)

Schwerer noch als die Grundsteuer, die Thür- und Fenstersteuer, die Hunde- und Viehsteuer, die Wagensteuer, die Gemeinde und Departementssteuer u. s. w. lasten auf dem Grundbesitz die Taxen, welche bei dem Uebergange desselben, ja bei jeder rechtlichen oder finanziellen Operation zu entrichten sind. Die officiellen Socialpolitiker verdammen diese Taxen so gut wie die oppositionellen und doch bestehen sie noch immer und mit ihnen eine Hauptursache des Ruins des Kleingrundbesitzes.

Während der Uebergang des Besitzes von beweglichen Werten in der Regel ganz kostenfrei ist — bemerkt Foville*) — betragen die Uebergangskosten beim Grundbesitz — ob es sich nun um Verkauf oder Erbschaft handle — alles in allem 9 bis 10 Procent des Gesammtwertes, ja, für den Uebergangsbesitz noch mehr, da die Taxen im umgekehrten Verhältnisse zum Werte des Objectes zunehmen. Dies macht bei kleinen Grundstücken gegen drei bis vier Jahreserevenüen aus, und mit Recht bemerkt daher Foville, daß der Ertrag „eines Grundstückes, welches je dreieinhalb Jahre seinen Besitzer wechseln würde, gleich Null wäre“.[2]) Ebenso kann man auf Wertpapiere kostenlos Anleihen aufnehmen, während bei hypothekarischen Anlehen bis fünf Procent an Taxen zu entrichten sind. Beim Austausch von Grundstücken — eine Operation, die bei der Güterzersteurung in Frankreich höchst erwünscht ist — mussten früher die Uebergangskosten für beide Objecte bezahlt werden, sie stiegen also bis zu 20 Procent des Wertes. Gegenwärtig wurden die Austauschkosten auf etwa 4·4 Procent herabgesetzt. Für den Austausch angrenzender Grundstücke wurden Minimaltaxen festgestellt, welche jedoch lange Zeit hauptsächlich dem Großgrundbesitzer zugute kamen. Erst seit dem Gesetze vom 3. November 1894 erstreckt der Austausch zum Zwecke der Güterzerstreuung erleichtert.[3]) Trotz dieser geringen Besserung sind die Taxen heute noch so übertrieben, dass Meline sie als eine Kugel bezeichnete, die der Grundbesitz nachschleppt.[4])

Hiezu treten die Gerichtskosten, welche in dem demokratischen Frankreich eine fabelhafte Höhe erreichen. Es ist erniedrigend — ruft Foville, selbst ein Staatsbeamter, aus — das die Justizverwaltung Frankreich mehr einträgt als sie kostet. Unsere Civilprocedur und unser Fiscalgesetzgebung ergehen, combiniert, dieses merkwürdige Resultat, dass die Gerechtigkeit dem Ruin gleichkommt. Ist es nicht ein schreiender Missbrauch, dass die zum Schutze von Minderjährigen, Bankerotten u. s. w. eingeführten und obligatorischen Formalitäten in Wirklichkeit eine Confiscation bedeuten?

Den gerichtlichen Verkauf von unbeweglichen Gütern nennt der Bureauchef des Finanzministeriums „l'exemple le plus monstrueux de cette espèce de brigandage légal“. Wenn der Werth des verkauften Gegenstandes nur einige hundert Francs beträgt, so übersteigen die Kosten bei weitem den Verkaufspreis! Die Betrugen im Jahre 1850 112 Procent, gegen 1881 150 bis 160 Procent. „Voilà — so schließt Foville — pour la petite propriété de vauglants griefs!“[5])

Werfen wir nun einen Blick auf die indirekten Steuern, so haben wir in der Aufrechthaltung der Accisengebürren eine der verletztesten Seiten der französischen Agrarpolitik zu signalisieren. Diese Zuconsequenz einer auf dem liberalen Princip fußenden Staatsleitung ist, weit entfernt eine Interventionsmaßregel im physiokratischen, modernen Sinne zu bilden, ein Gebilde aus der Zeit der feudalen Verkehrsbeschränkung. Dank ihr zahlt die französische Landwirtschaft jährlich einen Tribut von 150 Millionen bloß an die Stadt Paris. Es gibt aber in Frankreich noch über 1500 Accisen. Manche landwirtschaftlichen Producte müssen bis 100 Procent ihres Wertes bezahlen, nun in Paris, mehr noch um in Lille verkauft werden zu können. Von den nachtheiligen Folgen dieser Steuerpolitik für die Consumenten wollen wir hier absehen.*) Uns interessiert die Einbuße auf die Lage der Producenten, der Ackerbauer.

Die Accisengebüren verdichtigen den landwirtschaftlichen Producenten den unteren Markt, in wie ihm die ihlechte Organisation des Transportwesens, der mangelhafte landwirtschaftliche Unterricht und der ihm entsprechende niedrige Stand der Production die Concurrenz auf den ausländischen Märkten erschweren. Nach den Ziffern, welche die Oekonomietes zusammengestellt, ist es für die französischen Land wirte vortheilhafter, mit ihren Producten nach London als nach Paris zu gehen. Für 1000 Ctr. betragen die Transport- und Perkaufskosten sowie die Accisengebüren im Innern Frankreichs Frcs. 11; in London, beim Verkauf der Accisen nur Frcs. 6·5 Will man 100 Milogramm Butter in Paris verkaufen, so hat man Frcs. 39·5 Unkosten, in London nur Frcs. 22. Aehnlich steht es mit dem Viehhandel.*) Doch sind es schutzzöllnerische und die agrarischen Producenten und Kapitäne, welche durch Benahmung des ausländischen Marktes die Accisen umgehen können; unverdichtigt lasten sie nur auf den Kleingrundbesitzer, welcher auf den inneren Markt angewiesen ist. Wie nachtheilig erscheint in dieser Hinsicht die Lage der französischen Bauern, wenn man sie mit jener der belgischen, ihrer nahezu

[1]) Agrarbewegung, Jour. off. 7. Nov. 1897. S. 2491. S. 2497.

[2]) Bal. Maurice, „Journ. des Econ.“ Jan. 1894. S. 11 und 25.

[3]) Bal. Journ. Off. 2. 12. Zu Gunsten weiterer Zusammenlegung durch Tauschabkommen zu entwickeln suche, mussten zugleich, daß die Besteuerung solcher Tauschabkommen nur der Bourgeoisie zugute kommen. Journ. off. 11. Juni 1894. S. 2. Ebenso aus dem Umstande ersichtlich ist, daß die Bestimmung, daß Tauschabkommen steuerpflichtig entbunden, speciell auch den Besitzern von Bauungsgründen zugute kommen.

[4]) Lafargue, „Programme socialiste“ S. 28.

[5]) Annales du Min. de l'Agriculture 1894. S. 1. Journ. off. 1. Juni 1894. S. 2. Journ. off. 1. Juni 1894. S. 2. Journ. off. 1. Juni 1894. S. 2

Concurrenten, vergleicht! In Belgien sind die Accisen seit 1860 aufgehoben: ja die Regierung hat einen eigenen Transportdienst eingerichtet, welcher es dem Bauer gestattet, seine Producte unentgeltlich nach der Stadt zu bringen.

So sehen wir die französische Agrarpolitik, direct oder indirect, stets darauf hinauslaufen, was wir als ihre Maximen bezeichnet. Die Accisen sind eine Last, die der Landwirtschaft aufgebürdet wurde, damit das bewegliche Eigenthum desto weniger zahle; dem Großgrundbesitz steht ein Weg offen, sich von dieser Last zu befreien, der Kaufmann macht sich einen Beruf daraus, sie zu umgehen, der Speculant und Producentenfälscher endlich benützt sie geradezu, um sich zu bereichern. Der Bauer aber muß die Accise zahlen und die unehrliche Concurrenz der Speculanten aushalten.

Ganz ähnlich ist auch das Ergebnis der landwirtschaftlichen Schutzzölle, welche als eine Rettungsmaßregel betrachtet werden. Seit 1892 muß das ausländische Getreide in Frankreich einen Einfuhrzoll von Frcs. 7 per 100 Kilogramm zahlen. Bis 1897 kam diese Gebür dem französischen Getreide nie voll zugute; der Unterschied zwischen den Getreidepreisen auf den französischen Märkten und auf den von London und Anvers betrug bloß Frcs. 3. Als endlich im Juni 1897 infolge der Ankündigung ungenügender Ernten in Amerika und Frankreich die Gebür von Frcs. 7 zum erstenmal wirklich in Kraft kam, hatten die Landwirte, insbesondere die Bauern, ihr Getreide seit etwa zehn Monaten verkauft.*) Aus diesen Angaben ergibt sich zweierlei: daß die Schutzzölle die Preisbildung nicht beherrschen können, und daß sie eher den Speculanten als den Landwirten zugute kommen.

Die Ohnmacht der Schutzzölle angesichts der ökonomischen Preisbildungsfactoren hat die französische Landwirtschaft schmerzlich erfahren; trotz der seit siebzehn Jahren wirkenden Protection sind die Preise aller landwirtschaftlichen Producte in Frankreich stetig gefallen; ja es gab Fälle, wo gewisse Artikel unmittelbar nach einer Erhöhung der Einfuhrzölle keinen Absatz finden konnten (so die Weine).*) Es soll zugegeben werden, daß die Staatsleitung gegen den Einfluß des Ernteausfalls in der Welt und der internationalen Concurrenz nichts thun kann und daß die Schutzzölle, wenn sie auch nicht vollkommen zur Geltung kommen können, den Verkauf der landwirtschaftlichen Producte dennoch in gewissem Maße günstiger gestalten.*) Aber es ist eine unläugbare Thatsache, daß zur Lähmung der Schutzzölle auch die Speculation beiträgt, daß sie die Mittel besitzt, die Preise jederzeit künstlich so zu erhöhen, daß die Einfuhrzölle alle Kraft verlieren*); und daß die Regierung der Speculation die Hand zu ihren Operationen ganz frei läßt. Die Speculanten und die Zwischenhändler, die Verwerter des mobilen Eigenthums sind es, welche die durch die Schutzzölle gebotene Prämie einstreichen, wenn sie sich beziehen läßt; denn in ihrer Hand befinden sich die Vorräthe um die Zeit, wo die Preise sich regulieren. Und sie haben auch die Macht in der Hand, die Schutzzölle völlig wirkungslos zu machen, wenn dies ihrem Calcül entspricht.*)

Und auch hier tritt, neben der Begünstigung des mobilen Eigenthums auf Kosten der Landwirtschaft, die des Großgrundbesitzes gegen den Kleingrundbesitz zutage. Der Großgrundbesitz ist eher in der Lage, seine Vorräthe bis zum Momente der Preisbildung zu bewahren und so die Prämie selbst zu beziehen; der Bauer muß sein Getreide sofort verkaufen. Selbst in den seltenen Fällen, wo der Bauer in den Preisen, die man ihm bietet, einen Einfluß der Schutzzölle verspürt, ist der Nutzen der Schutzzölle für ihn ein minimaler, da sein Warenvorrath sehr beschränkt ist; erst der Großhändler, der alle diese kleinen Vorräthe zusammenkauft, oder der Großgrundbesitzer können bei den Quantitäten, mit denen sie operieren, dank den Schutzzöllen namhafte Vortheile erringen.*)

In der Regel aber gelangt der Bauer nie dazu, von der durch die Schutzzölle gebotenen Prämie zu profitieren; denn neben dem Speculanten und Zwischenhändler gibt es andere Zustände, die ihm diese Prämie illusorisch machen. Der beschuldete Großgrundbesitzer, von dem der Bauer zumeist einige Grundstücke pachtet, zwingt ihn, auf Grund der Schutzzölle einen höheren Pachtzins zu zahlen; die Prämie wird zur Rente geschlagen und da der Bauer nicht imstande ist, für den Zwischenhändler abzuarbeiten, so bringt ihm die Protection einen direkten Nachtheil.*) In welcher Weise die Großindustrie und der Großhandel sich das Monopol des Prämienbezuges zu sichern und den kleinen Producenten von dem letzteren auszuschließen wissen, soll gelegentlich in anderem Zusammenhange beleuchtet werden.

Paris. **Dr. Alfred Nossig.**

Zur Frage der Jugendlectüre.

I.

Ihr gegenwärtiger Stand.

Die volksbildungsfreundlichen Bestrebungen sind gewiß eine höchst erfreuliche Erscheinung in der socialen Bewegung unserer Zeit; denn die in diesem Sinne wirkenden Vereine, Bibliotheken und Universitätscurse verstehen es, immer weiteren Kreisen Interesse für die Wissenschaft abzugewinnen. Allein ich kann nicht glauben, daß die Erziehung des Volkes zum Genusse und Verständnisse der Kunst dadurch allein erreicht werden kann, daß ihm die Kunstsammlungen zugänglich gemacht und volksthümliche Theatervorstellungen, Concerte und Declamationsabende veranstaltet werden; denn die Erziehung zur Wissenschaft und die Erziehung zur Kunst beruhen auf wesentlich verschiedenen Voraussetzungen.

Ich fürchte nicht mißverstanden zu werden, wenn ich sage: man kann nie zu früh anfangen, Wissenschaft zu treiben; nur die Quantität, nicht die Qualität des Wissens kann dabei in Frage kommen; im schlimmsten Falle ist man eben nur weniger, nicht aber weniger gut unterrichtet. Anders ist es mit der Kunst. Hier spielt jene Disposition des Geistes, die man „Sinn für Kunst" nennt, eine bedeutende Rolle. „Diesen Sinn anzubilden, ist so ziemlich allen vergönnt, nur will er wirklich ausgebildet sein." Und es ist nicht so sehr von Uebel, wenn er gar nicht ausgebildet, als wenn er verbildet wird: es ist besser, keinen Geschmack zu haben, wie man zu sagen pflegt, als einen verdorbenen. Ich denke da an die Kunst im weitesten Sinne, aber indem ich mich in die Schranken meines Themas füge und bloß die Poesie in Betracht ziehe, will ich auf die Thatsache hinweisen, daß das Volk, das an der Lecture der Colportage- und Familienblattliteratur großgezogen worden ist, an den Werken der echten Poesie keinen Gefallen findet, so daß der Grundsatz: „Für das Volk ist das Beste gerade gut genug" an dem Volke selbst zu Schanden wird.

Diesem Uebel zu steuern, wäre die Schule in erster Linie berufen. Allein sie steht nicht auf der Höhe ihrer Aufgabe. Ich rede von der Volksschule am Rückstritt auf das zarte Alter ihrer Zöglinge für heute ab — aber die Bürgerschule? Sie thut fast nichts für die ästhetische Bildung ihrer Zöglinge; schon ihr Lehrplan macht ihr eine zielbewußte Pflege der Poesie unmöglich. Die Kinder bleiben hierin meist sich selbst überlassen; sie greifen dann zu den speciellen Jugendschriften, heraus sich daran und bereiten sich so auf jenen Genuß vor, den ihnen bald der Colportagoroman gewähren soll. Für die echte Poesie sind solche Kinder in der Regel verloren. Das erklärt das Verhalten des „Volkes" dem Kunstleben gegenüber.

Und wie stets es mit jenen, die Mittelschulbildung haben? Gleichgiltigkeit oder vornehmtuesvolle Einseitigkeit sind hier die Regel. Ja, auch die Mittelschule wird ihrer Aufgabe nicht gerecht. Denn, wenn es wahr ist, daß die Poesie der vollkommenste Ausdruck des Geistes der Zeit ist, so ist es nicht minder wahr, daß den Zöglingen der Mittelschule der Geist der Zeit, in der sie leben, ein Geheimniß bleibt. Das Leben und Weben des modernen Menschen wird ihnen verhüllt; sie werden gewungen, sich ihre Lebens- und Anschauungsbildung ausschließlich an den Werken vergangener Zeiten zu bilden.

Was wissen sie nicht alles von unserer Geschichte und Verfassung, und wie wenig ist ihnen von den großen Ereignissen unseres Jahrhunderts bekannt! Sie hören täglich und stündlich von griechischen und römischen Heroen, von mittelalterlichen Rittern und Rauben, aber die Helden der Neuzeit sind ihnen nahezu fremd. Sie lernen Berühr, Homer und lateinische Satiren unterziehen, aber niemand lenkt ihr Augenmerk auf die wundersamen Bogen unserer Brücken, auf das Eisenskelett unserer Riesenhallen, Riesenthürme, Riesenuhren. Sie lesen die Ilias und das Nibelungenlied, die deutschen, englischen und französischen Classiker, meiden jedoch Gott weiß wen vor dem modernen Epos: dem Roman, der Novelle. Jede Anknüpfung an die Gegenwart wird ängstlich vermieden, als lebten wir wirklich in der blickdichten alten Welten, als wären nur

die Menschen, die vor uns gelebt, gut und edel gewesen, als hätte die Sonne nur ehedem so schön geschienen! Unsere Mittelschule — und ich spreche nur von der Schule, nicht von den Lehrern — hat sich noch immer nicht vom Banne Winkelmanns und Lessings frei gemacht und auch nicht von dem klassischen Gebot: „Was unsterblich im Gesang soll leben, muss im Leben untergehen.“ Sie scheut sich, der Jugend die grossen Schöpfungen der modernen Literatur zu vermitteln, vermeint fast zu weit zu gehen, wenn sie ihr ein paar historische Romane zu lesen gestattet, und entzieht ihnen so die Gelegenheit, die Welt, in der sie leben, im Spiegel der Poesie zu sehen.

Der Jugend genügt aber die „klassische“ Poesie nicht und ihr kann und soll sie nicht genügen. Sie verlangt nach einem verwandteren Leben, sie will leichter verstehen und mehr gepackt werden und flüchtet sich, da ihr das wirklich Moderne vorenthalten wird, in das unendliche Reich der spezifischen Jugendschriften, zu den Jndianer- und Räubergeschichten, zu Hoffmann, Nieritz, Wörishöffer .... Hier begegnen sich die in der alten Schulen, aller Stände; die spezifische Jugendschrift herrscht in jeder Kinderstube, bei Hoch und Nieder, bei Reich und Arm. Aber — es ist merkwürdig genug — sie erfährt nur selten Verurtheilung, während ihr Seitenstück, der Colportageroman, von allen, denen die Volkserziehung am Herzen liegt, verworfen wird.

Diese Erscheinung lässt sich historisch erklären: seit etwa einem Jahrhundert, seit den Zeiten der Philanthropen hat sich die Ansicht herausgebildet, dass es eine eigene Poesie für Kinder gebe, ja dass diese sogar eine Gliederung nach den Geschlechtern der Kinder kenne, dass es eine Dichtkunst für Knaben und eine Dichtkunst für Mädchen gebe und dass an diese Poesie für die Jugend ein ganz anderer Massstab anzulegen sei, als an die Poesie für Erwachsene, so dass das, was uns mässfällt, für Kinder noch immer gut genug sein und wer auf dem Gebiete der Literatur der Grossen Bankerott gemacht hat, als Jugendschriftsteller Exprisesläufes leisten könne.

Und doch werde ich gewiss keinen Widerspruch begegnen, wenn ich sage: es gibt nur eine Poesie und die kennt keine Schranken, keine Rücksichten. Der Dichter schöpft aus der Tiefe seiner Empfindung und hat für den Jnhalt seiner Gedanken und seiner Gefühle nur einen Ausdruck, nur eine Form — und das ist dann der beste Ausdruck, die beste Form hiefür. Jede Rücksichtnahme auf den Leser, ob sie sich auf Alter, Geschlecht oder Bildung grundet, trübt, fälscht, zerstört das reine Kunstwerk. „Es ist unkünstlerisch“, sagt treffend Theodor Stern, „die Behandlung eines Stoffes so oder anders zu wenden, je nachdem da dir den grossen Peter oder den kleinen Hans als Publikum denkst.“

Aber ich bin auf den Einwand gefasst: „Das ist zwar alles ganz richtig, allein welchen Zweck kann es haben, den Kindern mit bedeutenden Werken der Poesie aufzuwarten? Die Erziehung erfüllt ihre Pflicht vollkommen, wenn sie die spezifischen Jugendschriften auf ihren Jnhalt prüft: für die literarische Qualität sind ja die Kinder nicht empfänglich.“

Und ich bin gefasst, weiters zu hören: „Wir können die Schädlichkeit der Jugendschriften überhaupt nicht einsehen: wir haben in unserer Jugend keine besseren gelesen, und da sie uns nicht geschadet haben, werden sie auch unseren Kindern nicht schaden. Und warum sollten wir ihnen das Vergnügen, das wir einst dabei empfanden, vorenthalten?“

Das ist der Standpunkt, der fast allgemein in der Frage der Jugendlectüre eingenommen wird. Selbst die sorgsamsten Erzieher suchen von den Kindern nur jene Jugendschriften fernzuhalten, die, wie zum Beispiel die berüchtigten Jndianer- und Räubergeschichten, durch ihren phantastischen und grausigen Jnhalt die Einbildungskraft allzusehr erhitzen. Der Hochflut der „Erzählungen aus dem Leben“, all der „goldenen Jugendbücher“ und „sonnigen Geschichten zur Bildung des Verstandes und Gemüthes“ wird aber kein Damm gesetzt.

Aber gerade in diesen, angeblich der realen Welt entnommenen Erzählungen scheint mir die grösste Gefahr für die jugendlichen Leser zu liegen. Denn ein normal veranlagtes Kind verliert bei der Lectüre der Jndianer und Räubergeschichten nur selten das Gefühl, dass diese in einer von der seinigen weit entfernten Welt spielen. Durch die Erzählungen eines Hoffmann, einer Wörishöffer, einer Thekla von Gumpert, die die Wirklichkeit für sich in Anspruch nehmen, thatsächlich aber das Leben durch und durch verfälscht darstellen, werden dagegen den Kindern die verderbtesten Ansichten von Welt und Menschen beigebracht und ihnen der Sinn für Wirklichkeit und in der Folge für den feinen Zauber der realistischen Dichtungen benommen.

Solche Erzählungen entfremden das Kind dem Leben weit mehr als die Märchen,*) die von manchen Seiten als Kinderlectüre verpönt werden; denn auch das Kind fühlt den Abstand der Märchenwelt von der Wirklichkeit. „Es ist zwar richtig, dass die Märchen die Liebe zum Wunderbaren pflegen. Aber das schadet nicht, wenn nur die Lectüre maßvoll betrieben wird und daneben die Ausbildung des Verstandes sicher fortschreitet. Denn der im Kinde vorherrschende Trieb zum Phantasieren muss gepflegt werden, weil darin alle höheren Strebungen wurzeln. Dazu eignet sich aber kein Stoff so sehr wie der des Märchens.“ „Die Märchen“, sagen die Brüder Grimm so schön, „sind durch ihr inneres Wesen dazu bestimmt, den reinen Gedanken einer kindlichen Weltbetrachtung zu fassen; sie nähren unmittelbar wie die Milch, mild und lieblich, oder der Honig, süß und stärkend, ohne irdische Schwere.“ Und Herder sagt: „Keine andere Dichtungsart versteht dem menschlichen Herzen so feine Dinge so fein zu sagen, als das Märchen.“

Es würde zu weit führen, die ganzbosen Jugendschriften nach Stoff und Darstellungsweise eingehend zu erörtern. Hoffentlich genügen die wenigen Bemerkungen, um auszudeuten, wodurch mir die Jugendliteratur so schädlich und gefährlich erscheint. Freilich pflegen wir darüber nur auf Grund unserer Erinnerung zu urtheilen, und in unserer Erinnerung nehmen selbst die blutigsten Jndianer- und Räubergeschichten blassere Farben an. Wer ein scheeres Urtheil gewinnen will, wird daher gut thun, einige der verbreitetsten Jugendschriften von Anfang bis zu Ende zu lesen; oder wenigstens das grundlegende, vor etwa zwei Jahren unter dem Titel „Das Elend unserer Jugendliteratur“ erschienene Buch des Hamburger Lehrers Heinrich Wolgast: schon in den Proben und Citaten, die der Verfasser bringt, offenbaren sich die gepriesensten Jugendschriftsteller und Schriftstellerinnen in ihrer ganzen Verkehrtheit und Nichtigkeit.

Der Einfluss der Lectüre auf die Erwachsenen ist unermesslich, unabsehbar. Bücher und Zeitschriften beherrschen die Welt, sie wecken die edelsten und die wildesten Jnstincte, lassen sie, die grossartigsten Wohlthätigkeitsanstalten ersetzen und entsachen dort die Flammen des Aufruhrs, der sich an den heiligsten Gütern der Menschheit vergreift. Niemandem wird es einfallen, dies zu bestreiten. Nur der Lectüre der Kinder sind wir nicht geneigt, Bedeutung zuzuspreche. Und doch wäre vielleicht das Gegentheil leichter zu verstehen. Denn wer ist so leichtgläubig wie das Kind? Und wessen Phantasie so leicht erregbar?

Wenn ein Knabe z. B. das Buch „Robert, des Schiffsjungen, Fahrten und Abenteuer auf der deutschen Handels- und Kriegsflotte“ liest, welches die Schriftstellerin Wörishöffer auf dem Gewissen hat — wenn er liest, wie es dort Robert gelungen ist, der elterlichen Zucht zu entfliehen und dann ein Leben voll der wunderbarsten Abenteuer zu führen, muss er da nicht auf die gefährlichsten Gedanken und Einfälle kommen? Warum sollte er es nicht ebenso gut treffen, wie der Held des Buches? Warum nicht auch er solche Wunder erleben? Warum sollte sich nicht auch ihm zu Liebe die Welt auf den Kopf stellen?

Oder wenn er in den Erzählungen aus allen Weltheilen von Jogowitz die Schilderung des Ueberfalls eines Dorfes durch Maoris liest: „Der erste Erschlagene ward dem Riua gewidmet; man schnitt ihm das Herz aus dem Leibe und steckte es auf einen Pfahl, damit der grosse Geist es geniesse. Der zweite ward für die Priester gebraten. An anderen lahten sich die Gaumen der Krieger. Einige der gefangenen Weiber und Mädchen wurden den Weibern der Sieger preisgegeben. Diese stachen ihnen zunächst die Halsadern auf und tranken gierig ihr Blut; dann wurden die Leichname gebraten.“

Erfahrungsgemäß sind solche Schilderungen nicht geeignet, den Kindern Abscheu vor Grausamkeiten einzuflössen; sie wecken im Gegentheil die in ihnen schlummernde Lust zu grausamen Handlungen. Zu wie viel Leiden muss nicht der Strafrichter die unglaublichste Roheit halbwüchsiger Thäter ihrer Lectüre zumeist halben! Anfmerksame Zeitungsleser kennen dies bestätigen. Und vernünftige Erzieher wissen manchem Streiche ihrer Zöglinge durch Entziehung ihrer phantastisch-grausigen Lectüre wirksam zu begegnen.

So viel aber den Jnhalt der spezifischen Jugendschriften. Jndem sich die für die weibliche Jugend bestimmte Literatur, die ihr Unwesen noch schlimmer treibt, übergehe — sie bildet ein Capitel für sich — suchte ich nicht, Widerspruch zu erwecken, wenn ich sage, dass die Form der Jugendschriften, vom Gesichtspunkte des Verwahrlosens betrachtet, mit ausschlaggebendes unter allen Mitteln ist. Ich will von der so häufigen Missachtung der Regeln der Grammatik schweigen und nur darauf hinweisen, dass die Sprache dieser „Werke“ so viel Schwulst und Bombast, so viel falsche Bilder und nichtssagende Wendungen aufweist, dass es selbst Erwachsenen oft unmöglich wird, auch nur annähernd zu ermitteln, was der Verfasser sagen wollte — ganz wie in den Colportageromanen.

Und was soll erst das Kind damit anfangen? Es versteht zuerst den Sinn zu erfassen, überzeugt sich, dass es nicht möglich ist, und wird unruhig, da es weiter lesen will. Dann gerath es wieder in einen Wortschwall, der seinen Gedanken hingt, und wieder wird die Fassung klar; das Kindes daran zu schanden, es wird mal mude, ein drittes Mal gegen ein solches Hindernis anzukämpfen, gibt diesmal dauben hinaus und liest gerade weiter, indem es die Ansicht gewinnt, dass es auf einzelne Stellen gar nicht ankommt. So gewöhnt es sich an das Ueberschlagen und gedankenlose Lesen.

Und wie traurig es um die Form im Sinne einer künstlerischen Darstellung des Stoffes bestellt ist, brauche ich mich zu

*) Vergl. Jugendschriften-Warte ... [illegible]

Digitized by Google

näher auszuführen; denn die vollendete künstlerische Form wird für die Jugendschrift fast nie in Anspruch genommen, und zwar mit der Begründung, dass das Kind für die literarische Qualität eines Buches gar nicht empfänglich sei. Es mag nun allerdings richtig sein, dass das Kind seine Erzählung so liest, wie der Ungebildete seinen Schauerroman: beide lieben am Stoff, sie gehen im Genusse des Inhaltes vollständig auf. Aber es ist eben Sache der Erziehung, das Kind von seinem ausschliesslichen Interesse für den Stoff allmählich zum Interesse für die Form zu führen. Es gibt hiefür ein unfehlbares Mittel: die wiederholte Lectüre desselben Buches. Dies kann nicht eindringlich genug empfohlen werden; denn nicht für Erwachsene allein soll der Grundsatz gelten, dass ein Buch, das nicht weert ist, wiederholt gelesen zu werden, es nicht verdient, auch nur einmal gelesen zu werden. Indem das Kind dieselbe Erzählung öfter liest — natürlich nicht bis zur Uebersättigung — wird sein Interesse am Stoff ruhiger, milder, gesetzter. Es vertieft sich unbewusst in die Details, gewinnt einzelne Stellen und Wendungen lieb, lernt die geschilderten Charaktere und Situationen immer besser verstehen und dadurch an der Darstellung selbst Freude empfinden: so gelangt es allmählich zum Interesse für die Form, das die erste Stufe für das Verständnis jeder Kunst bildet.

Nicht minder unbegründet scheint mir der Einwand zu sein, den Kindern könnten die specifischen Jugendschriften ebenso wenig schaden, wie sie uns geschadet haben. Ist es denn wirklich so ausgemacht, dass sie uns nicht geschadet haben? Wer weiss, welch tiefe, fürs Leben bestimmende Eindrücke uns dadurch entgangen sind, dass wir gerade in unseren ersten Lesejahren keine bessere Lectüre getrieben haben! Und wie unendlich groß ist die Anzahl derjenigen, die, besonders wenn sie bloß im schulpflichtigen Alter die Schule besucht haben, in der Lectüre der Colportageliteratur eine Fortsetzung jenes Genusses suchen und finden, den ihnen einst die Lectüre der specifischen Jugendschriften gewährten. Da kann man nicht mehr von einem naiven, sondern nur von einem verdorbenen Geschmad reden.

Noch weniger ernst kann der Standpunkt genommen werden: Gebt den Kindern die specifischen Jugendschriften, weil sie ihnen so viel Freude machen! Könnte man dann nicht analog folgern: dem Volke gefällt der Colportageroman über Alles — es blühe der Colportageroman!

Es wird auch die Mutter als Erzählerin ins Feld geführt.*) Wie dürftig und schmutzig sind ihre Geschichten, und doch, wer wird die Kinder ihrer beranben wollen? Auch ich sage: Niemand. Aber abgesehen davon, dass das Kind in jenem Alter, das ich vor Augen habe, nämlich von zehn Jahren aufwärts — früher kann die Lectüre im großen und ganzen nicht ernst genommen werden — an der mündlichen Erzählung nicht mehr hängt, darf man nicht vergessen, dass es „der Mund der Mutter" ist, der erzählt. Daraus fließt eine unendliche Quelle der Bildung für Geist und Gemüth des Kindes — das persönliche Moment bedeutet hier alles. Nun sasse man aber diese Geschichten in ein festes Buch, und sofort wird sich für den Beurtheiler der Gesichtspunkt grundsätzlich ändern. Jetzt redet keine Mutter, jetzt redet die Geschichte für sich und für diese ist kein anderer Maßstab zulässig als der literarische."

Gewichtiger als alle diese Einwände scheint mir dagegen der zu sein: „Wir müssen unseren Kindern die specifischen Jugendschriften geben, weil wir keine besseren haben." Denn was kann es nützen zu predigen: die poetische Jugendschrift muss ein Kunstwerk sein, wenn es keine solchen Jugendschriften gibt?

Damit wäre ich zu dem peinlichen Theile meines Themas angelangt, der eine Lösung der Frage versuchen will, wie wir eine gute Jugendliteratur schaffen können. **Dr. Mottaker.**

Die Blätter für die Kunst.

Ich weiß nicht, ob es schon je gesagt worden ist, dass die naturalistischen Absichten moderner literarischer Schöpfungen viel eher mit dem überlasten wissenschaftlichen Trieb unserer Gebilde in Zusammenhang zu setzen sind, als mit irgend einem dichterischen oder künstlerischen Drang. Die Aufgabe des reinen Erhaltens, des Betrachtens mikroskopischer Präparate, des Sternsuchens und des Verfassens galaktischer Romane war in wachsender Erscheinung dieselbe und in der einen Formel ausgesprochen: Gut Beobachtetes in sinnreicher Rede niederlegen.

Eine Art von Bedeutsamkeit dieser neuen Literatur bestand ohne Zweifel darin, dass sie das literarische Interesse auch in solchen Kreisen anregte, die gegenüber Dichtungsfragen Art immer eine gewisse Feindseligkeit oder Gleichgiltigkeit bewahrt hatten; aber diese Eroberung einer großen neuen Schaar des Publicums durch die naturalistische Literatur ist zugleich mit dieser Literatur in ausgesprochener Weise charakterisierend.

Leute, die gelehrsamlich genug waren, um sich bei Esseism und Virtuosismus zu langweilen, die aber anderseits niemals jene lang wichtige ästhetische Zucht genossen hatten, die die Seele in den Stand setzt, die langsam einsickernde und widerstrebende Schönheit etwa eines Gedichtes von Swinburne in sich aufzunehmen, sie mussten jene Bücher begrüßen, deren beherrschende Idee ihnen von vornherein vertraut und wertvoll war.

Dass diese Idee, die dem übersütterten Erkenntnisdrang des wissenschaftlichen und schönheitsfeindlichen Menschen des neunzehnten Jahrhunderts entsprang und von der allzu ausschließlichen Freude am Suchen und Auffinden der Wahrheit gespeist wurde — dass diese Idee mit den großen Lebensbedingungen wirklicher Poesie gar nichts, aber schon gar nichts zu tun hat, verlohnt sich noch immer der Aussprache und nachdrücklichen Hervorhebung.

Sie ist nicht geworben, wie es für den kurzsichtigen Beobachter wohl den Anschein haben möchte, sie taucht in neuen Verkleidungen immer wieder empor. Hat man doch vor nicht gar zu langer Zeit an die schreibenden jungen Leute in Oesterreich die Forderung des „Provinzromanes" ausgegeben, der uns zu einer vertieften Kenntnis des Antlitzes unserer so wundervoll verschiedenen Kronländer verhelfen soll. Ob sich Hermann Bahr, als er jene Einladung an uns ergehen ließ, auch wohl bewusst war, dass sie ganz und gar im Sinne jenes „theoretischen Menschen" ersonnen war, den zu bekämpfen er selber nicht müde wird? Denn das Bedürfnis, das er so einleuchtend formuliert und dem er durch solche beschreibende Erzählungen abgeholfen wissen möchte, ist gewiss nicht ästhetischer, sondern wissenschaftlicher Natur, und naturalistische Romane jener Art wären mit den Werken etwa unserer bedeutenden Statistiker genauer verwandt als mit irgend einem wesensechten Werk der lebendem Kunst.

Ein anderes Beispiel. Eine Erneuerung der deutschen Lyrik, wie sie in der Absicht von Arno Holz liegt, bedeutet im Wesentlichen nichts anderes als die entweihende und absurde Uebertragung wissenschaftlicher Prinzipien auf das Gebiet der Kunst. Wenn sich trotzdem unter den „Gedichten" des Berliners, der grundsätzlich die innere und äußere Form des Gedichtes seiner Gegenständlichkeit und Deutlichkeit opfert, eine ganze Reihe wunderschöner Sachen vorfindet, so erreicht er diese Wirkung stets mit den alten, von ihm so energisch verworfenen Kunstmitteln. (Wenn sich ihm zum Beispiel unbewusst, wie es scheint — die Worte unter dem Zwang einer starken Stimmung zu rhythmischen Folgen ordnen.)

So mag es noch immer nützlich sein, daran zu erinnern, dass der naturalistische Gedanke eine jener „modernen Ideen" ist, über die der Mann, der unter den Zeitgenossen die tiefste Einsicht in das Wesen der dichtenden Kunst besaß, Friedrich Nietzsche, das treffende Wort seines bösesten Spottes ausgegossen hatte, und dass die Briefe von der „Nana" zur „Aegyptischen Königstochter" viel kürzer ist als zu einem Gedicht Stefan Georges oder zu einem der kleinen Dramen in Versen von Hugo von Hofmannsthal.

*

Hiemit habe ich die Namen der beiden jungen Dichter genannt, die seit ein paar Jahren die Gegenbewegung gegen den deutschen Naturalismus redend und dichtend erfolgreich eingeleitet und angeführt haben. Als hervorragende lyrische Begabungen, die sie sind, verschaffen sie ihren neuen Anschauungen zunächst im Kreise des deutschen Gedichtes Geltung, wo der lyrische Realismus Liliencrons und seiner Schüler alleinherrschend schaltete. Doch wer wollte den umgestaltenden und auffrischenden Einfluss verkennen, den auch die Grundsätze der beiden auszuüben beginnen, die sie ihrem Schaffen in unabhängener Rede und ihren dramatischen Gedichten unterzulegen pflegen?

Ihre ersten zaghaften Versuche scheuten die rauhe Luft der Oeffentlichkeit und konnten der schützenden warmen Atmosphäre eines verständnisvollen Kreises nicht entbehren, der sich nur langsam erweiterte. Für diesen Kreis geladener Mitglieder waren die „Blätter für die Kunst" bestimmt, die, seit dem Jahre 1892 in unregelmäßigen Zwischenräumen erscheinend und aufs vornehmste ausgestattet, die Dichtungen Georges, Hofmannsthals und ähnlich Gesinnter aberlieferten. Den programmatischen Theil der Zeitschrift bestreite ihr Herausgeber, Herr Karl August Klein, in einer so ruhigen und gediegenen Weise, wie sie bisher unter den Deutschen noch nicht dagewesen war.

Heute steht der Autorn dieser Bestrebungen so sicher gegründet da, dass kein stichhaltiger Grund mehr ersichtlich war, die „Blätter für die Kunst" der Oeffentlichkeit vorzuenthalten. Es wurde die Herausgabe eines Sammelbandes beschlossen, der eine beträchtliche Anzahl aus den Beiträgen der Zeitschrift einem breiteren Publicum darbieten soll. In wuchtigen Oktaven, mit einer Titelzeichnung von Melchior Lechter, ist dieser Band soeben bei Georg Bondi in Berlin herausgekommen. Ich glaube, er wird in der Geschichte unseres österreichischen Schrifttums Epoche machen, dagegen doch die Gewissensruhe, die er ausspricht und dokumentiert, einigen unserer geschwinden Neigungen, die sich zum Beispiel beziehungsweise gegenüber den Forderungen des naturalistischen Bekenntnisses jetzt wend und abkehrend verhalten haben.

Der Eindruck dieser Gesammtleistung wird noch wesentlich durch die erste allgemein zugängliche Ausgabe der über Dichtungsanordnungen

Stefan Georges. Sie lädt zur Beschreibung der dichterischen Besonderheit des großen Reformators unserer Lyrik ein; vorläufig aber soll nur einiges zur Bezeichnung der Leistung und Stimmung des Kreises im allgemeinen gesagt werden.

*

Wenn immer häufiger die Klage laut wird, daß die Entwickelung des neueren Schrifttums in Deutschland mit der wunderbaren gegenwärtigen Erhebung der bildenden Künste nicht Schritt gehalten hätte, so wird die Nichtigkeit dieser Beschwerde sofort einleuchtend, wenn man die Thaten und Anregungen des Georgischen Kreises und ihren Wert für unsere innere Cultur einzuschätzen beginnt. Seit George und Hofmannsthal dichten, darf sich das moderne deutsche Gedicht neben den Radierungen Klingers und neben den Gemälden Ludwig von Hofmanns sehen lassen. Dies wäre längst allgemein anerkannt, wenn die poetische Cultur des Deutschen nicht um so sehr viel dürftiger und unzulänglicher wäre, als seine malerische oder gar musikalische Cultur. Es zeigt sich von Tag zu Tag überraschender, wie gerne das Publicum bereit ist, noch mit der äußersten Secession der bildenden Künstler mitzugehen; von den Secessionisten der Dichtung will es noch immer nichts wissen.

Und doch bieten sich schon dem oberflächlichen Nachdenkenden eine ganze Reihe von Berührungspunkten der modernen Malerei mit der modernen Poesie dar. Beide suchen sich dem Wesen der Künste zu nähern; man bevorzugt zum Beispiel die derbe Art des altdeutschen Holzschnitts gegenüber der unendlich ausgebildeten und verfeinerten Weise der neu-amerikanischen Xylographie, weil jene dem Wesen des Holzschnitts unvergleichlich gemäßer ist, als diese; und es ist kein Gebiet der bildenden Kunst, das nicht durch diese herrliche, starke Strömung von Grund aus gegenwärtig umgestaltet würde. Von demselben redlichen Streben erscheinen jene jungen Künstler der Rede erfüllt. Sie haben den uralten Zusammenhang des Gedichtes mit der Musik wieder aufgedeckt, der in wirklich schöpferischen Epochen der Lyrik — von der Antike bis herauf zu den Tagen der Troubadoure und Minnesänger — nie außeracht gelassen worden war; und infolge dieser Einsicht in das ursprüngliche Lebenselement des Lyrischen haben sie gelernt und gelehrt, in erster Linie den musikalischen und den Stimmungswerten des Gedichtes Beachtung zu schenken. Eine der vornehmsten Errungenschaften unserer Malerei ist die Wirkung innerhalb des Materials und durch das Material, der Gegenstand der Darstellung kommt erst in zweiter Linie, oft aber nur als nebensächlicher Anlaß zu einer angenehmen Vereinigung von Farben in Betracht. So bemühen sich jene Künstler in Worten um die reine, bisher so schändlich vernachlässigte Wirkung des sprachlichen Materials; Wirkungen, die von den Romantikern bereits vorausgesehen waren, wie jeden die berüchtigte Uhu-Ballade Tiecks lehren kann, gegenüber welchen aber die sogenannte Lautmalerei der Epigonen plump und kindisch erscheint.

Welcher köstlichen Wirkungen bezieht sich Arno Holz, der die Strophe und den Reim verschmäht, und so den farbigen, goldenen Dämmer, der nach Goethe das Wesen aller Poesie ausmacht, einer naturalistischen Deutlichkeit der Begriffe zum Opfer bringt! Wie sehr bedürfen gerade die unvergleichlichen Stimmungsmotoren, die im Rhythmus und im Klang der Reime liegen, unter den gegenwärtigen Verhältnissen in Deutschland der emsigsten Pflege! Wenn für das Ohr des Verfassers des „Phantasus“ unsere regulären strengen Strophen leierkastenmäßigen Klang haben, so möge er aus der Beobachtung irgend einer Strophe von George lernen, mit welcher Fülle individuellen Lebens ein großer lyrischer Dichter auch die abgebrauchtesten Formen zu bereichern weiß; ganz abgesehen davon, daß er niemals um die Bildung eines neuen rhythmischen Gefäßes für einen neuen Stimmungsinhalt verlegen ist. Durch die sorgsamste Beachtung aller in Betracht kommenden Momentmittel bringt George Gedichte zustande, die schon vermöge ihrer phonetischen und rhythmischen Eigenschaften allein gewisse prägnante Stimmungen erzeugen und beibehalten, Stolz oder Trauer, Mattheit oder Dumpfheit in der Seele verbreiten.

Wir verdanken ihm die Wiedergeburt einer lyrischen Kunst, die über die deutschen Vorbilder der unmittelbaren Vergangenheit Goethe, Platen, Novalis, Hölderlin, Mörike und Conrad Ferdinand Meyer — hinaus auf die complicierte Technik der griechischen, römischen und mittelalterlichen Lyriker zurückgreift.

Unter den deutschen Zeitgenossen ist vor George und Hofmannsthal Friedrich Nietzsche bereits in den Besitz einer ähnlichen reinen lyrischen Cultur gelangt; im Ausland scheint sie zum Theile schon allgemeines Gut geworden zu sein. Dort haben Swinburne und Rossetti, Baudelaire, Verlaine und ihre Nachfolger, Gabriele d'Annunzio und andere die Reinigung durchgeführt. Ohne diese erlauchten Beispiele täglich vor Augen zu haben, waren unsere jungen Lyriker schwerlich in so kurzer Zeit so rasch vorwärts gelangt. Stefan George scheint sogar den Zeit seiner ersten Periode geradezu in der Nachdichtung jungfranzösischer Muster geformt zu haben. Uebrigens geben ihm seine Uebertragungen aus der französischen, englischen, italienischen, holländischen und polnischen Lyrik als den genialsten Uebersetzer zu erkennen, den wir auf diesem Felde besitzen.

Dieselbe Feinhörigkeit und Empfindlichkeit, die diese Dichter gegenüber dem musikalischen Element des Gedichtes an den Tag legen, erstrecken sie auch auf das epitheton ornans, auf die Phrase und das einzelne Wort überhaupt und auf ihre syntaktische Verbindung; überall vermeiden sie aufs behutsamste das „Klische“.

Das fremdartige Gepräge, das insolge dieser Bemühungen manche Strophen oder ganze Gedichte annehmen, erleichtert freilich dem Durchschnittsleser ihren Genuß nicht; aber ist der deutsche Durchschnittsleser von heute überhaupt geneigt oder auch nur befähigt, wirkliche Gedichte, die sich über das Niveau Uhland'scher Balladen und Heine'scher Banalitäten erheben, zu „genießen“? Er begnügt sich mit einem mühelosen „zur Kenntnis nehmen“.

Aber diese Gedichte sind schwer, sie geben sich nicht ohne weiteres her, sondern sie wollen umworben und erobert werden; welche Zumuthung an uns, die wir viel eher gewillt sind, an eine Schachpartie oder interessante Charade ernstliches Nachdenken zu wenden als an ein Werk der lyrischen Kunst.

Die Vorliebe dieser Dichter für die sparsame Andeutung an Stelle der breiten Ausführung, für das Ahnenlassen und Halbverschweigen, die sie mit den japanischen Künstlern und einigen unserer merkwürdigsten Maler theilen, macht ihre Werke auch nicht zugänglicher. Sie wendet sich an unsere Phantasie, und sordert sie zur Mitthätigkeit auf, um die Lücken zu füllen, das Dunkle zu erhellen, die Räthsel aufzudeuten; sie wendet sich an den Dichter in uns. Aber eine solche Hingebung und Vertiefung ist nicht jedermanns Sache, obwohl sie zum Beispiel musikalischen Kunstwerken gegenüber bei uns als selbstverständlich erachtet wird. Daß es aber so bei uns steht, ist ein trauriges Zeichen der gegenwärtigen deutschen Cultur . . .

*

Welche Haltung nehmen diese Gedichte in anderer Beziehung ein? Was ist von ihrem jeweiligen „Inhalt“ zu sagen? (Nehmen wir an, es sei erlaubt, Form und Inhalt eines Gedichtes in dieser Weise zu trennen.) Nun, sie haben sich auch hier von der Tradition der Epigonen losgesagt — von der die meisten unserer „renommiertesten modernen Lyriker“, wie Hartleben, Falke, Salus, und andere sich noch immer nicht entfernt haben — und greifen auch hier wieder die immanenten Principien auf, die aller bedeutenden Lyrik der Vergangenheit innewohnen. Sie predigen nicht und sie erzählen nicht, sondern sie rufen durch rein bildliche und musikalische Mittel Stimmungen hervor, die dem modernen Leser theuer sind. Gedankenlyrik in unseren Dichtern ein Wiehen, sofern das Gedankenhafte darin nicht in bildlichen und musikalischen Element völlig aufgelöst werden kann. Thatsächlich durfte man sich bei der Gedankenlyrik der Epigonen jederzeit die Frage vorlegen, ob der Inhalt des Gedichtes in guter Prosa nicht viel reiner, ungewandener und also wirkungsvoller hätte ausgesprochen werden können: man hatte es in den meisten Fällen mit mehr oder weniger geschickt versifizierter Prosa zu thun. Hofmannsthal ist unser mächtigster „Gedankenstreifer“, weil er nie den abgeraten Gedanken, sondern immer den Stimmungskreis sestsucht, der jenen umfangen und erzeugt. Sein hochtönender Chor „Manche freilich müssen unten sterben“, seine „Terzinen“, sein „Traum von großer Magie“ alle in dem Sammelband abgedruckt — Gedichte, die durch die Jahrhunderte gehen werden — rühren an die tiefsten Dinge, aber immer durch jene bildlich-musikalischen Symbole, ohne jede prosaische Directität, die zum Beispiel die Gedichte Richard Dehmels oftmals entstellt.

„Bilde, Künstler, rede nicht!“ Wie oft bleibt der Stimmungskreis der Epigonenlyrik wirkungslos, weil er uns über seine Stimmung deklamiert, statt uns durch bildliche und musikalische Suggestion in die nämliche Stimmung zu versetzen. Hier mit Energie Wandel geschaffen zu haben, bleibt das außerordentliche Verdienst dieses Dichterkreises.

Auch von hier aus wird es sichtbar, daß sich unsere deutsche Romantik auf ähnlichen Wegen ähnlichen zielen zu nähern versuchte; wie denn überhaupt diese ganze schöne Bewegung geradezu als die endliche glänzende Erfüllung jener keimenden, noch immer nicht nach Gebühr bewerthenden Epoche der deutschen Dichtungsgeschichte sich darstellt. In den Reden der Schlegel, in den Notizen des Novalis, in den Reimen Tiecks drängen sich Meinungen und Gesinnungen, die sich heute wie Prophezeiungen der Thaten der Gegenwärtigen ausnehmen. So in eines der allerschönsten Bücher der deutschen Literatur, die „Hirten und Preisgedichte“, „Sagen und Sänge“ und „Singenden Garten“ von Stefan George, auch in seiner Flucht in Vergangenheiten und in Exotische aus dem Abendländischen Zeit der Gegenwart, ein altes und echtes Gefühl der älteren deutschen Romantik. Nicht anders verhält sich Hofmannsthal, und so wird es immer deutlicher, daß wir in jener an sich so unfruchtbaren älteren Bewegung trotzdem die starke Strömung zu verehren haben, die unsere Dichtung jemals bestimmt und erregt hat.

Jener Trieb hat in dem genannten Buche Georges seine wundervollste Frucht gezeitigt, es scheint uns eine Renaissance der An-

Digitized by Google

tike, des deutschen Mittelalters und des Orients, die den ähnlichen Thaten Böcklins und Klinger's, Wagners und Goethes („Westöstlicher Divan") ebenbürtig zur Seite tritt. Und immer schimmert durch die herrliche Maske das vertraute und verwandte Antlitz eines Mitlebenden hindurch. Leider ist in der in Rede stehenden Auswahl gerade dieses Werk Georges nicht vollgiltig vertreten.

*

Es könnte nun vieles über das unleugbar starke decadente Element in diesen Dichtungen gesagt werden. Zum Beispiel über die mannigfache Anlehnung an die Werke der vermeintlichen Künder, vor allem der modernen Mærei. Wie viele Seiten im Werke Georges und Hofmannsthals verdanken solchen Anregungen ihren Ursprung; einer solchen Neigung, die bereits künstlerisch präparierte Natur zu betrachten und nachzubilden, statt die unkomponierte und unstilisierte lebendige Wirklichkeit nachzuahmen; gewiss ist diese Neigung, wenn sie vorwaltet, eine Schwäche, die nicht verdeckt werden soll. Sie ist ein rechtes Charakteristikon der Decadence, wie ein Blick auf die spätentwickelte griechische Decadence (die „zweite Sophistik") ohne weiteres lehrt. Wurden doch damals die Kunst der Gemäldebeschreibung (die beiden Philostrate!) zu einer eigenen angeschienen Gattung ausgebildet.

Im engsten Zusammenhang mit dieser Neigung ist die zumal bei Hofmannsthal bis zum Raffinement entwickelte Fähigkeit, die Natur und das Leben durch die Augen eines grossen Malers anzusehen und in dessen Stile zu gestalten; eine Fähigkeit, die auch der junge Goethe, wie das echte Buch von „Dichtung und Wahrheit" erzählt, mit Freuden in sich entdeckt und ausgebildet hat. Wie manches Bild von Böcklin, wie manches Klingerblatt lässt sich aus der Dichtung Hofmannsthals lösl*sen!

Als decadent dürfen wir gewiss auch die Vorliebe dieser Dichter für die kleine Form ansprechen, eine Vorliebe, die sie wieder mit ihren spätgriechischen Vorläufern theilen. Dergleichen liesse sich noch vieles sagen, doch scheint es mir wichtiger, zum Schlusse noch auf eine der vornehmsten Auszeichnungen der dichterischen Praxis dieser Gruppe aufmerksam zu machen.

Alle bildende und redende Kunst beruht mit in erster Linie auf der Auswahl, die aus den Dingen der Wirklichkeit getroffen wird. Der Mangel dieser wichtigsten Erkenntnis hat den Naturalismus ad absurdum geführt. Liliencron hat in der deutschen Lyrik viel Unheil angerichtet, als er in seine Gedichte, denen die Fülle guten Beobachtungsmaterials nicht abgeleugnet werden soll, einen solchen trüben und breiten Schwall der Realität einströmen liess, wie ihn das zarte lyrische Gefäß nie fassen kann. Alle echte Stimmungskunst beruht auf der geschmackvollen Auswahl des für den beabsichtigten Eindruck Wesentlichen, unter Unterdrückung alles Unwesentlichen. Unser herrliches deutsches Wort „Dichten", Verdichten, besagt alles, was in dieser Richtung gesagt werden konnte. Versteht man das Wort nach diesem seinen wurzelhaften Sinn, so gibt es keine geschmackvolleren „Dichter" als George und Hofmannsthal, die schlanken und sparsamen Linien ihrer Poesien können nicht übertroffen werden.

Sie sind Künstler, wie wir es alle sind, wenn wir uns erinnern, und wenn wir träumen. Diese elementarste dichterische Kunstübung ist jedem von uns eingeboren; auf einer unendlich tieferen Stufe des Bewusstseins verfahren wir alle künstlerisch. Auch unsere Träume und Erinnerungen aber geben uns nur den vielbedeutenden Umriss und die wesentlichen Farben; und weil sie so unsäglich wesentlicher sind als die Wirklichkeit, sind sie auch umso viel wahrer und im tiefsten Sinne poetischer als die tyrannische und verwirrende Wirklichkeit . . .

Ich wiederhole es: diese beiden jungen Dichter führen uns der Erkenntnis des grossen und geheimen Wesens aller Dichtkunst wieder zu. Sie beschreiten die Wege, auf denen unsere moderne Malerei zu vollen Kränzen und Triumphbogen gelangt ist: die Wege, die die moderne Musik seit Wagners Tode zu ihrem tiefsten Schaden zu verlassen begann. An uns aber ist es, jener Neuerungen und jener Dichter wegen zu sein.

Graz. Hermann Ubell.

Stil und Damenmode.

Die schneidezige Berliner Lieutenantsredensart von der „hohen stilvollen Toilette" hat heute neue Bedeutung und Berechtigung gefunden. Was wir hier kurzlich prophezeiten, das hat rasch Buch gemacht. Wie auf allen Linien, so auch in der weiblichen Kleidung herrscht nun jener vor Jahresfrist noch für unglaublich gehaltene Reaktionsstil, und mit richtiger Empfindung bekennet ein junger Mann heute vor einer bestimmten weiblichen Form, die vor der Thüre des Stadttheaters steht. Der Dame nimmt das mit Wohlwollen als ein natürliches Complement hin, denn das Geheimnis der modernen Damentoilette kommt ja nur dann zu seiner wirksamen Wirkung, wenn plötzlich Aussicht winkt, auch heute noch ein kostbares Bruchstück der Weiblichkeit auf Nimmerwiedersehen in die Hände des Verehrers zu bringen. Das ist ja nicht mehr als recht und billig, denn die Mode ist ja heute [illegible] liegt, ist mit ein Grund, es nur umso wichtiger und begehrenswerter zu machen.

Die Körperformen werden allerdings in einer Weise freigestellt, wie seit Kaiserin Josephine nicht wieder — ja wie selbst damals nicht, denn die genaue Modellierung der Taille, Hüften und was sonst noch Menschliches, Allzumenschliches sich in der heutigen Futteralrobe façon unwiderleglich accentuiert, war im Empire doch noch durch eine lose Zwischenform gemildert, und der Reichen natürlichen Fältung des Stoffes blieb eine ganz anmuthige Aufgabe übrig. Heute ist das anders; was an Grazie zu sehen ist, muss alles der Körper selbst leisten, das Kleid ist nur eine möglichst hinwegzudenkende Oberhaut, unter der ein Mance der Natur wohl durch allerlei freundliche, künstlerisch gedachte Abrundungen ausgeglichen werden kann; wehe aber, wo ein Zwiel sich geltend macht! Noch ist die moderne Chirurgie nicht so weit. Es herrscht mit einem Worte wieder eine Glanzperiode der Magerkeiten; und in gewissen Fällen kann höchstens mit optischen Täuschungen gearbeitet werden. Darin wird allerdings durch die linearen Besätze ziemlich viel geleistet.

Im Ballsaal war in diesem Winter wenig von Toilette zu sehen. Wenig in jedem Sinne. Das Streben nach der Poesie der reinen Körperform ließ nichts zu wünschen übrig. Wir haben junge Mädchen, mit einem Kettlein und eine Blumenspange bekleidet, auf Cotillonbälle gehen sehen — nur ein Brustschildchen, an dem der hochgeschlossene Rock hing, war noch dabei. Auf dem Concordiaball — wurde der einzige Weltgeneih, wo noch die Wiener diesmal Modestudien machen konnte — sah man wieder das Gegentheil dieser Version von . . . sagen wir Bekleidung. Hier war es nur der seitliche Rippenantheil, der wohlthätigen Schutz unter Seide und Spitzen fand; im übrigen war die gebräuchliche Schaustellung der weiblichen Körperschönheit entweder bis zur Magengrube oder über Rückrat und Schulterblätter bis zum Gürtel herab ausgedehnt, eins oder das andere, in manchen Fällen beides; fast undegreiflich, wie die also Bekleideten das beiderseitig an ein paar Schulter- und Armspangen balancierende Fragment in seiner nothwendigsten Lage erhalten konnten. Wer den Concordiaball gesehen hat, wird die Wahrheit des Gesagten gewiss vollinhaltlich zu bestätigen vermögen.

Im übrigen hat dieses interessante Ballfest uns vor allem die kommende Sommermode vor Augen geführt; musste doch um jeden Preis Neues und Sensationelles geboten werden, da die Ballfrequenz anderwärts bänglich abgethan war. So haben wir denn jene losflatternden Gaupiuren und gekürzten Crêpe-de-Chinemäntlas mit eingetuschten Seidenstrauben zu sehen bekommen, die auf den grossen Cuxplätzen, dem Turf und am Strande, nur mit besserer Bekleidung der oberen Körperhälfte, die Blüte der Eleganz ausmachen werden.

Man braucht ganz und gar kein moralpredigender Jeremias zu sein und wird doch bei simpler Notificierung der Thatsachen den Schein auf sich nehmen müssen, als jammere man über die böse Welt und sage sich wie der gute Onkel aus der Bachstelze: Ach ja, da bin ich wirklich froh, denn Gott sei Dank, ich bin nicht so. Es ist wirklich fast unglaublich. Dieses Nichts von Gewandung, das nur in glockenblumenartiger Form überlang um die Füße der Trägerin schlägt, ist so raffiniert kostspielig gestaltet, so schwer herzustellen, so nur mit allem Aufwand von Kunst überhaupt kleidsam zu gestalten, dass heute ein goldenes Zeitalter für die Schneider hereingebrochen ist. Zudem gilt auch noch die Parole, die das moderne Kunstgewerbe für die Bedhungseinrichtung ausgegeben hat: keine Wiederholungen, das Individuelle als Hauptsache! Das will sagen, jedes Kleid muss anders sein, als die Kleider anderer Lente. Aus diesem Grunde hat auch die Stickerei in der heutigen Damenkleidung so überaus breites Terrain, weil sie eben ganz frei für sich allein wirkt, für jeden Fall besonders und daher jedesmal anders ausgeführt werden kann, und weil die Stickerei vor allem die Möglichkeit bietet, einem Kleide jenen Stempel der künstlerischen Moderne aufzudrücken, den die Damen jetzt auf den ersten Blick absehbar an sich zu tragen wünschen. — So lange das im Bereiche der wirklich reizenden und geistreich gefärbten, wechselvoll sich überschneidenden, sich liebkosenden und findenden Linien und Ornamente bleibt, ist es gewiss eine schöne, oftmals eine ganz wunderbare Sache. Leider glauben aber die Confectionäre, auch ein ganz Nebriges thun zu müssen. Mit eigenen Augen haben wir es erlebt, dass in Kniehöhe eines grauen Tuchkleides eine breite Bordure von gummlicher Tuchapplication drohten, Meereswellen darstellend, zwischen denen Wasserjungfrauen in die Höhe wuchten — und wenn unser Gedächtnis nicht ganz trenlos ist, waren auch irrlichte Fischlein dazwischen — man hatte unwillkürlich nach dem dazugehörigen Boottau in grüner Zuckerapplication; ein paar Wasserweibern mit fischenden Fanten. Das wurde aber dadurch noch origineller, dass sich ein zweiter solcher Wasserspiegel über den Brust wiederholte — jedenfalls ein perspectivisches und naturwissenschaftliches Phänomen. Kenn, auf diesem Gebiete gibt es nichts Unmögliches, und wenn unser Gedächtnis nicht ganz treul

war zu Ostern an einer leibhaftigen Besucherin der Innern Stadt wahrzunehmen. Ich seh' wohrhaftig schon die Zeit, würde Goethe sagen, wo alle braven Bürgersleut' solche Blumen von ihren Rockslumen aufstetzen haben werden. Cattumnüster dafür sind ja schon da. Wird den englisch-amerikanischen Tulpen etwa eine solche Förderung zu theil werden, wie vor ein paar Jahren den allen Damen bald zum Entsetzen gewordenen „Lueger-Dessin", jenen schmerzlich gewundenen, endlosen Regenwürmern, welche die prallen Hüften unserer Naschmarktschönen bedeckten, kaum zwei Wochen nachdem das Muster zum erstenmal in der Freudenau an einer Seidenrobe Sensation gemacht hatte? Derartige Dessins werden immer zuerst in schwerer Seide hergestellt, und erst zu Schluß der Saison ist der Cattunfabrikant imstande, mit seiner billigen Imitation herauszukommen. Damals aber war das Geheimnis in unbegreiflicher Weise verrathen worden, und Vorbild und Nachbildung fast gleichzeitig erschienen. Die Seidenvorräthe mußten einfach übersärbt werden, das Muster war sofort unverkäuflich geworden, trotz seines hohen Namenspatrones, während es für die verschiedenen unteren Zehntausende heute noch ganz interessant reizchent.

Das Modewort Secession, auf die Gegenstände der weiblichen Kleidung heute mit so großer Vorliebe angewendet, hat indessen für den Kenner der neuzeitlichen Richtung meistens etwas geradezu Empörendes. Wenn der Kaufmann einen Sonnenschirm mit grünen, gelben und rosenrothen breiten Querstreifen, einen aufgethürmten Hut, eine überladene Blouse auf Lager hat, die er regulär nicht verkaufen zu können glaubt, hängt er den Zettel „Secession" daran, und stellt das Scheusal in die Auslage. Man hat davor dasselbe angewiderte, beleidigte Gefühl, wie vor den Zeichnungen gewisser Wiener Witzblätter, welche in moderner Kunst mitthun möchten. Wenn die Leute durchaus künstlerische Inspirationen für Damencostüme haben wollen, so lassen sich das die Münchner Künstler nicht zweimal sagen. Das hervorragendste deutsche Modenblatt bringt — unerhört bis heute — soeben einen Münchener Modenbericht. Nun, diese werden darüber lächeln, wenn sie an die üppigen Bauweiberinnen und ihre gar nicht allzu porträtreichen Toilettenbedürfnisse denken, die sich in den Straßen Münchens offenbaren. Aber es handelt sich um Anderes. So wie die deutschen Künstler die neue Bewegung im Kunsthandwerk geschaffen haben, wollen sie auch dem neuen Modenbedürfnis der Damentoilette in wirklich künstlerischer Weise entgegenkommen und die ganz unzulänglichen und meistens recht komischen Versuche der Schneider in diesem Fache controlieren und corrigieren — und sie werden das auch leisten können, so wie sie die Pariser Künstler nicht verschmähen, der Mode zu helfen. Und wenn Maison K. auf ihren Mut nur irgend etwas hält, wird sie wohl nächstens mit Franz Stuck oder Max Klinger ein fires Abkommen zu treffen haben.

Natalie Bruck-Auffenberg.

Gewalter Anachronismus.

Am Lehrter Bahnhof haben sie am ersten Sonntag des Mai eine historische Ausstellung eröffnet, die einen äußerst interessanten Ueberblick bietet über den Zustand der Malerei am Anfang dieses Jahrhundert's. Unsere Maler thun bekanntlich sehr übertegen, sobald einmal die Rede auf diesen Zustand kommt. Malerei, behaupten sie, komme von Malen her, und es gienge nicht an, daß man die Etymologie „hieus- a non lucendo" so ohne weiteres auch auf das Malen übertrage. Wir unterlassen es hier, auf diese etwas anmaßenden Schlußfolgerungen einzugehen. Mag sein, daß sie heute besser malen können, und daß sie besserer Augen haben für das Leben und die Gegenwart. Aber was haben sie für diese kärglichen Vortheile nicht alles aufgeben müssen! Wo sind sie hin, die tausend niedlichen Sächelchen, die uns in der historischen Ausstellung am Lehrter Bahnhof so entzücken, die gepuderten Zöpfe, Reifröcke und Kniehosen, die Pfarrerstübchen und Försterhäuschen mit ihren traulichen Neuuhren! Wo sind sie hin, die zwiebelgemusterten Kaffeetassen, aus denen der heimische Kaffee so prächtig schmeckte, und bei denen sich's so ehrbar klatschen ließ! Vor allem: wo ist der Ruhe hin, die herrliche Ruhe der guten alten Zeit! Wenn etwas uns stören konnte bei der historischen Ausstellung am Lehrter Bahnhof, so ist es, daß sie uns die Unruhe der Gegenwart gar so deutlich zu Bewußtsein führt. Da muß man ja ordentlich neidisch werden, wenn man so in jedem Zimmer eine gemalte „Idylle" sieht oder gar eine „Stämmerei". Müssen das schöne Tage gewesen sein, an denen man so oft „in Gedanken" versank, an denen man den Arbeiter der Stadt nur sah, wenn er Feierabend machte, und auf dem Lande die Leute und Rechen nur griff, um — ein Schläfchen zu feiern.

Als eine besondere Feinheit werdient der Inhalt des Katalogs hervorgehoben zu werden, der uns durch diese Ausstellung hindurchgeleitet. Die Titel der Bilder deuten sich so ganz mit dem gemalten Inhalt, daß die Lectüre des Katalogs einen Gang durch die Ausstellung selbst fast gleichkommt. Wer glaubt nicht die Bilder selbst gesehen zu haben, wenn es Bezeichnungen liest wie „Still vergnügt", „s Rotel", „Plumiger Winkel", „Ihr 17. Geburtstag", „Amor im Rachen", „Weihnachts", „Liebesbraum", „Eingenalt" u. s. w. u. s. w. Und wieder beschleicht uns der Neid über die Grundstimmung, die sich in alledem ausdrückt: Diese Ruhe, diese herrliche, herrliche Ruhe damals, als man noch „beim Plaudern" „unterm Schatten der Platanen" saß und gepuderte Zöpfchen trug und dreieckige Hüte.

* * *

Genug des heitern Ton's. Von der „Großen Berliner Kunstausstellung", die sie am ersten Maiensonntag wieder einmal eröffneten, haben sie vorher soviel Wesens gemacht, daß das Publicum nachträglich ein ernstes Wort darüber verlangen kann. Wodurch also unterscheidet sich die diesjährige Kunstausstellung von denen früherer Jahre?

Aus den Zeitungen weiß man, wie die chronischen Streitigkeiten zwischen den „Alten" und den „Jungen" unter den Malern heuer so acut geworden sind, daß sie zu einer Secession führten. Man weiß auch von der famosen Placatconcurrenz, bei der dem Sieger der Preis schließlich wieder abgesprochen wurde, weil sich herausstellte, daß er ein Akademieschüler, für eine Meisterarbeit also zu jung sei. Das alles konnte sich nun schlimmer anlassen, als es in Wirklichkeit war. Ein festes Princip und selbst ein gewisser Muth ließ sich in den Vorbereitungen nicht verkennen. Das Princip war „principiell" nicht zu verdammen. Durch zähes Festhalten an guten alten Traditionen sind wir in Preußen groß geworden: gelang es der Jury, gewisse politische Gesichtspunkte, die sie mit viel schönen Worten pries, aus Künstlerische zu übertragen, so war ihre Ausstellung zum mindesten daseinsberechtigt und konnte neben jeder Secession bestehen.

Ist ihr nun das gelungen?

Fontane, sicher doch ein ehrlicher Anhänger alles gut Preußischen, verwahrt sich einmal gegen den zweideutigen Cultus, der aus dem Leben der Königin Luise gerne eine Legende machen wollte. Derartige verlogene Sentimentalitäten, wie: Luise sei an gebrochenem Herzen über ihr gedemüthigtes Vaterland gestorben, müssten gerade den am meisten erbittern, der am innigsten diese reine, königliche Gestalt verehre.

Das Urtheil Fontanes fällt uns ein angesichts der vielen „historischen" Bilder, die sich in der neueröffneten Ausstellung breit machen und Rothzucht treiben mit den edelsten preußischen Erinnerungen. Vor den kriegerischen Scenen, die da geschildert werden, vor den Helden dieser Scenen haben wir gewiß allen schuldigen Respect, ihre Maler aber thäten besser daran, uns in Ruhe zu lassen mit ihren empörenden Aufdringlichkeiten. Da wird uns der Tod der elf Schill'schen Officiere vor Wesel erzählt. Jehn sind bereits gefallen. Der elfte aber, eine Opernglas vom Kopf bis zum vorgestreckten rechten Fuß (vielleicht ist auch der linke vorgestreckt, ich weiß es wirklich nicht mehr), bringt seinen Heldenleib in jene fatale Pose, die Porstadttenöre annehmen, um ein hohes C von sich zu geben. Das ist ja ohne Zweifel recht effectvoll für einen Theil des Publicums, und dasselbe Publicum bleibt ganz gewiß nicht gleichgiltig, wenn ihm die „Erstürmung des Kirchhofes von Leuthen" oder „Die preußische Landwehr in der Schlacht an der Visaine" in lebenden Bildern vorgeführt wird. Aber es gibt auch noch andere Leute, die sich Bilder ansehen, und denen will es doch so scheinen, als ob die großen Männer unserer Geschichte zu schade seien für schlechte Opernteppe und Tableaux, die an Wohlthätigkeitsbazare erinnern.

In den „historischen Bildern" ließe sich also von einer Wahrung guter alter Traditionen wenig merken. Aber auerkannt muß werden, daß die Ausstellungsleiter sich räumlich nicht allzusehr ausdrängt. Die Bilder sind nicht in der guten alten Weise, als Augenpulver genommen, sind meist bescheidenen Umfangs und können daher nur durch ihre unermüdliche Wiederholung ärgern. Die „Clous" der Ausstellung sind also weder hier noch dort zu suchen. Wo aber sind sie?

Es ist kaum glaublich, aber es ist Thatsache, daß die Jury, die doch Traditionen zu wahren vorgibt, die Vertretung aller vornehmen, echten Kunst, sich zur Aufgabe von Sensationsbildern größter und größter Macht bereit gefunden hat. Das Sensationsbild triumphiert in der Ausstellung. Das Sensationsbild aus der Zeit, da „Kaiser mit seinem Adjutant sich von Gott lossagte", das Sensationsbild aus der Steinzeit, da man bei einer Bestattung nicht sicher war vor Bärenüberfällen, und das Sensationsbild der Gegenwart, mit dem Modelle in der Gasdecke aller Stände dem „Glück" nachjagen. Sein Zahren ist es hier eine einigermaßen künstlerische Ausstellungsconvention schlechterdings unmöglich, das derartige ad absurdum Maskierte der Speculation hervorgehen lassen, die sie zu eine 20 Pfennig Entree in jeder zu vermietenden Bude unter bringen möchte. Die Ausstellungsjury am Lehrter Bahnhofe glaubt sich von dieser Aufgabe vielleicht in minder und kann dem Sensationsbild die schönsten Plätze ein. Da muß man denn doch mit einigem Erstaunen sagen: daß das, was hier geboten wird, auch nur das geringste Anrecht, sich die Malerei des guten alten Traditionen zu nennen, oder in es besten Falles gemalte Ana chronismus?

Berlin. Björn Bonor.

Digitized by Google

Henri Becque.

(Gestorben am 12. Mai 1899.)

Henri Becque ist der Stifter des modernen französischen Theaters gewesen. Hat vom Ende der Romantik, etwa seit 1848, bis zum Kriege Dumas die Bühne beherscht, so ist in den letzten zwanzig Jahren, bis zum Cheminean und zum Cyrano, Becque ihr Regent gewesen. Nicht durch seine Stücke, die dem Publicum nicht gefielen, aber durch die Formel, die er geschaffen hat. Von dieser stammt das ganze Theätre libre ab und was man die Comédie Rosse genannt hat. Wie ist er zu ihr gekommen? Was ist eigentlich seine Neuerung gewesen?

Bis auf Scribe war die französische Komödie immer eine Lection geblieben. Immer wollte sie etwas demonstrieren: sei es eine Art von Leidenschaften (la comédie de caractères) oder die Wirkung gewisser Sitten auf den Menschen (comédie de moeurs) oder wie er durch Zufälle, im Spiele des Schicksals, verändert und bestimmt wird (comédie d'intrigue). Immer war sie „moralisch", warnend oder ermahnend oder verspottend. Um aber zu wirken, hatte sie sich entschließen müssen, amüsant zu werden. Die Absicht des Dichters war immer irgend eine Belehrung, sein Mittel ein Amüsement. Gleichsam wie ein Prediger, der freilich bekehren will, aber um die Leute in die Kirche zu ziehen, Anekdoten erzählen muß. Da trat Scribe auf, stieß den Zweck weg und machte das Mittel zum Zweck: ein Prediger, der auf das Predigen vergißt und nur noch Anekdoten erzählt. Daher sein ungeheurer Erfolg. Dumas war der erste, der sich wieder auf die Tradition besann: auf das Lehren. In die Scribe'sche Formel der piece bien faite hat er den alten moralischen Sinn zu bringen versucht. Aber freilich behutsam, auf allerhand Umwegen, immer befürchtend, die Leute könnten aus der Kirche wegbleiben. So kommt es, daß jedes seiner Stücke eigentlich aus zwei Stücken besteht: aus einem, auf das es dem Autor ankommt, das er sich aber kaum recht hervorzueigen traut, und aus einem anderen, das dem Autor eigentlich zuwider ist, aber auf das Publicum wirkt und jenes bei diesem gewissermaßen entschädigen soll. Dabei beträgt der Autor das Publicum und das Publicum betrügt den Autor: jener schmuggelt in das amüsante Stück seine Sentenzen ein, dieses scheint mit ihm moralisch zu discutieren, während es sich doch nur unerbaulten will. Mit der ganzen berühmten Kunst der „Präparationen", auf die er so stolz gewesen ist, hat Dumas eigentlich nur sich selbst getäuscht. Durch sie meinte er das Publicum zu seinen Forderungen zu bekehren, während er es doch nur verblüffte. Es bewunderte seine Hand und deshalb ließ es sich seinen Geist gefallen. Es war doch eigentlich immer, wie wenn sich ein Prediger als Taschenspieler producieren, dann aber auf einmal, die gute Laune der Leute benützend, zu ihnen sagen würde: Nachdem ich jetzt so nett gewesen bin und soviel für Sie gethan habe, wäre es hübsch von Ihnen, wenn Sie dafür, mir zuliebe, sich bemühen wollten, etwas aufständiger zu werden, nicht?

Da tritt Becque auf und will ein Prediger sein, nichts als ein Prediger, ohne Anekdoten. Er läßt sich mit den Sündern ein, gar nicht ein. Er will nicht unterhalten, er will nicht gefallen, er will zuchtigen. Die ganze Kunst der piece bien faite wirft er weg und will von den „Arrangements", von allen Geschicklichkeiten der Routine nichts wissen. Dazu sind wir nicht da, ruft er, sondern wir sollen eine moralische Lection ertheilen, das ist das Amt der Komödie! Weg mit den Anekdoten! Weg mit jeder Schmeichelei des Publicums! Nicht unterhalten, sondern züchtigen! Der Moralist schimpft, ein Amüsenr zu scheinen! Und so wendet er sich von der Formel des Scribe ab und stellt die alte Tradition wieder her: die Komödie von Molière. Das ist seine That gewesen: dieser große Revolutionär hat nur den alten Geist des französischen Theaters zurückgerufen.

Aber freilich, seine Moral ist nicht die von Molière. Er stellt eine Art, sittlich zu sein, das und klagt sie an, die von keinem anderen Dichterlegen noch betrachtet worden ist. Wir waren gewohnt, uns unter schlechten Menschen solche zu denken, die wissen, was gut und was böse ist, aber sich mit einem gewissen Trotz für das Böse entschieden haben, die das Böse wollen; oder solche, die wissen, was gut und was böse ist, und das Gute wollen, aber es nicht können, sondern durch geheimnisvolle Mächte verhindert werden: oder gar solche, welchen, wie Thieren, das Wissen um gut und böse und jedes moralische Gefühl fehlt. Er aber stellt eine neue Art aus: Menschen, die das Gute und das Böse wissen, die das Gute wollen, die es auch können, nun in ihrer Sache nicht; wie sie in eigenen Sache handeln, betrügt gleichsam der ganze Apparat der sittlichen Empfindungen, in eigenen Sachen sind sie wie Thiere. Man darf sie nicht Heuchler nennen, denn sie glauben das selbst, was sie sagen. Sie glauben, tugendhaft und gut zu sein, in der Ruhe und sie es auch, so lange sie nicht handeln, nur das ihre Gute und ihre Tugend gar keine Macht über ihre Thun. Diese neue Art, schlecht zu sein, und ihrer unerkannten Unschuld. Die sie so hart macht, wird er nicht müde in immer neuen Variationen zu zeigen. Sie ist seine große Entdeckung. Er nennt sie nie, betrachtet sie von allen Seiten und kann sie doch nicht erklären. Ja, sie wird ihm förmlich zum eigentlichen Geheimnis unseres Lebens. Was können wir gegen solche Menschen thun? Wie sollen wir uns wehren? Sie werden uns niemals verstehen. Sie wissen gar nicht, was wir denn von ihnen wollen. Sie sind ja mit unserer Moral einverstanden, sie bekennen sich selbst zu ihr, nur in ihrem Thun ist sie ausgeboben. Was ist das also für eine Moral, die so schwach geworden ist, daß man sie nicht einmal mehr zu verleugnen braucht?

Seine zwei großen Stücke, „Die Raben" und „Die Pariserin", stellen diese unbewußte und unverantwortliche Schlechtigkeit unschuldig böser Menschen dar. Ein Vater ist gestorben, wie Raben auf ein Fleisch fallen Wucherer auf die Witwe und die Waisen her. Es könnte sein, daß dies Leute wären, die entschlossen sind, gegen ihr sittliches Gefühl zu handeln, oder aber in welchen die Leidenschaft, reich zu werden, jedes Bedenken verschlingt. Keineswegs. Sie wissen, daß es Unrecht ist, Waisen zu vergewaltigen. Sie wären entrüstet, wenn man ihnen das zumuthen würde. Sie können sich das gar nicht vorstellen. Sie sind bei sich ganz sicher, daß sie das niemals thun werden. Aber sie thun es, ohne zu bemerken, daß sie es thun. Sie scheinen unfähig zu sein, ihre sittlichen Begriffe auf ihre eigenen Fälle anzuwenden. Wie sie zu handeln anfangen, hört ihr Gewissen zu functionieren auf. Ihre Sittlichkeit ist mit ihrem Thun nicht verbunden. Die handelnde Partie in ihnen ist gleichsam ein zweiter Mensch, ein anderer, der von dem denkenden und fühlenden nichts weiß. Ebenso in der „Pariserin". Diese kleine, anmuthige und zärtliche Frau hat die sonderbare Moral. Sie findet es verlangt, daß jede Frau ihrem Manne treu sein soll, sie hat Grundsätze. Dabei betrügt sie ihren Mann und betrügt auch ihren Liebhaber wieder, immer mit der größten Ruhe, mit dem reinsten Gewissen, mit einer schrecklichen Unschuld. Ist das möglich?, hat man gefragt. Aber betrachten wir doch die Menschen in der Nähe und wir werden erschrecken, wie sehr diese neue Art, schlecht zu sein, heute in der Mode ist. So krasse Beispiele mögen selten sein, aber machen wir das Exempel mit einem der kleinen Laster. Sehen wir uns die Menschen auf die Unbarmherzigkeit hin an. Derselbe, der das Laster der Undankbarkeit schmäht, ja, wenn er es an anderen gewahrt, sich heftig entrüstet, wird in seinem eigenen Falle mit der größten Unschuld undankbar sein, ohne es auch nur zu merken, ohne es zu ahnen, ohne Reue. Der Faden zwischen unserer Sittlichkeit und unserem Handeln scheint abgerissen.

Diese Psychologie haben die „Jungen" aufgenommen. Daraus ist die „Comédie rosse" geworden. Ihr Besen ist es, Menschen zu zeigen, die wie gute Menschen denken, wie gute Menschen fühlen, wie gute Menschen reden, alle Begriffe, alle Empfindungen und alle Worte guter Menschen haben, aber wie schlechte Menschen handeln. Man findet solche Personen heute sehr lustig, man hält das heute für einen neuen und besonderen Humor. Aber man wird vielleicht bald lernen, wie ernst es ist. Es ist das Ende unserer Moral. Was soll eine Moral, die so schwach geworden ist, daß sie selbst die Menschen, die ihr gehorchen, nicht mehr zu bestimmen vermag? Wie sehnen wir uns nach Gesetzen, die stark genug sein werden, uns zu zwingen!

Hermann Bahr.

Die Woche.

Politische Notizen.

Das lebensunfähige Cabinet Thun scheint nach fünfvierteljähriger Agonie nun doch schon bei der letzten Oelung angelangt zu sein. Wenigstens die damit verbundenen Trostungen, begleitungsweise Beruhigungen der Religion auf ein besseres Jenseits werden ihm von seinen politischen Beichtvätern bereits verabreicht. Der clericale Abgeordnete Dr. Ebenhoch sagt es im „Linzer Volksblatt" geradezu heraus, daß der Sturz des Grafen Thun das beste wäre, was bergen noch für den Grafen Thun geschehen könnte. „Nicht Fall nach — so schreibt Dr. Ebenhoch — ist ja das ein Erfolg des Cabinets . . . Ohne Ungarn nicht noch und fakt Thun über die Sprachen-Formel, so ist das ein so ehrenvoller Abgang, wie ihn bis jetzt noch kein Cabinet hatte . . . Er würde im Sturze der popularste Ministerpräsident, weil er Ungarn gegenüber treten Kaiser ernsthaft hatte." Wenn also Graf Thun den Muth hat, der „popularste Ministerpräsident Oesterreichs" zu werden, dann muß er, nach seines Freundes Ebenhoch Rath, dazu schauen, daß er bald stürzt. Herr von Zyski wird dann über mehr durch vorherige Nachgiebigkeit diese seine einzige Ruhmesthat trüben.

*

Staatsmänner von hohen Gnaden sind wir nun sagt, die andern aber „im Kriege" zu erobern. Staatsmänner vom Adeon des eigenen Thun können das nur „im Sturze" erbeuten. Es gibt angenehme Aussichten, die man, wenn sie kommen, mit Gelassenheit abwarten; es gibt andere Aussichten, denen man erst in den letzten Augenblicke Complimente macht, wenn sie gehen. Graf Thun scheint nach der Einschätzung seiner besten Freunde Dr. Ebenhoch, zu der letzteren Kategorie. Sein Abgang soll in den parlamentarischen Regierungshandlungen österreichischer Minister gebucht werden, weil seine Persönlichkeit so unpopulär gewesen ist, und in der Aera des Fürsten Thun ist das ein Lob, wird man ihm gerne auch noch Dr. Ebenhoch, ein ultramontaner Gesinnungsgenosse vom „breiten Rücken" mit auf den Weg geben.

Der Weg in das bessere Jenseits des exministeriellen Daseins scheint dem Finanzminister Herrn Dr. Kaizl ganz besonders schwer zu fallen. Wenn schon irgend jemand in seinem Ressort demissionieren muß, so möchte er immer noch lieber, daß es ein anderer sei, der demissioniere. So hat er letzten Sonntag dem ungarischen Gouverneur der österreichisch-ungarischen Bank, Herrn Kautz, durch die allseit gefällige „Börsenwoche" den „Neuen Freien Presse" die Amtsmüdigkeit suggerieren lassen. Aber die Ungarn haben am Montag gleich durch den „Pester Lloyd" erklären lassen, daß dieser Finanzwirtschaftsmann Kautz nicht beseitigt werden wird, und der „amtsmüde" Herr Kautz hat alle Aussicht länger im Amt zu bleiben, als der amtsfreudige Herr Dr. Kaizl.

•

Nachdem dieser Versuch mißlückt war, hat sich Herr Dr. Kaizl noch in derselben Woche einen andern Mann zum demissionieren ausgesucht. Das ist der Polizeidirigent des Finanzministeriums Doktor Spitzmüller. Der hat in diesen Tagen wieklich und endlich von seiner bisherigen Stellung demissioniert. Dr. Spitzmüller, als der einstige Gönner der „Reichswehr" unseren Lesern wohlbekannt, ist während der durch Indiscretionen zu stark in Anspruch genommenen Regierungszeit des Dr. Kaizl der wirkliche Finanzminister Oesterreichs gewesen. Aber auch dieser Sturz wird dem nominellen Finanzminister Dr. Kaizl vielleicht nicht mehr helfen.

•

In einer kritischen Situation, in welcher der geschickteste Mann des Cabinets, Herr Dr. Kaizl, sich nicht mehr zu halten vermag, hat das jenige Mitglied des Cabinets, welches in dieser Beziehung am wenigsten zu verlieren hat, noch verhältnismäßig am wohlsten. Ich meine den Ackerbauminister Baron Kast. Der hat endlich zu guterletzt einmal eine gute Idee gehabt. Er hat sich nämlich entschlossen, knapp vor Thorlperre eine Inspectionsreise nach Dalmatien zu machen. Dalmatien ist jetzt das von Ministern meistbesuchte Land des Erdballs, und wenn nicht der Anblick der österreichischen Minister die Dalmatiner von ihren in letzter Zeit mit so bedrohlichen Effer betriebenen großserbischen Bestrebungen abbringt, dann ist den Dalmatinern nicht mehr zu helfen.

•

Dem officiösen „Fremdenblatt" ergeht es wie dem Lehrer Bangsiuse in Voltaires „Candide": Sein unverwüstlicher Optimismus wird Schritt für Schritt durch die „Ironie des Thatsächen" lächerlich gemacht. Es ist wirklich schwer, was das „Fremdenblatt" zu besorgen berufen ist, den heutigen politischen Zuständen eine gute Seite abzugewinnen. Gewiß, nur diese Schwierigkeit macht es begreiflich, daß das „Fremdenblatt" in seinem Leitartikel vom 41. d. M. sich mit seinem politischen Optimismus vom Reichsrath in — die Landtage flüchtet. Die es in hohen Tönen belobt, weil deren Majoritäten sich von dem Gebahren leiten ließen, ihrerseits die Möglichkeit einer Beschäftigung offen zu halten, „es vorziehen, den Kampf nicht aufs Aeußerste kommen zu lassen", und wie die sonstigen Beschwichtigungsfloskeln des Blattes lauten. Schon vom nächsten Tage werde der Leitartikelschreiber des Blattes, die sich in seiner nächsten Landtagsnähe abspielenden, ironisch dementieren: die Majorität des niederösterreichischen Landtages war so weit davon entfernt, den Kampf nicht aufs Aeußerste kommen zu lassen", daß sie die Minorität zum Exodus zwang.

•

Der Reichsrath — schrieb das „Fremdenblatt" in demselben Artikel — ist ohnmächtig, aber die Landtage sind lebenskräftig." Von diesen Landtagen sind jedoch bekanntlich derzeit nicht weniger als sechs (Tirol, Görz, Istrien, Steiermark, Böhmen, Niederösterreich) durch die Absinenz der Minoritäten zu Rumpflandtagen geworden. So stehen die politischen Organismen aus, deren „Lebenskraft" das „Fremdenblatt" bogeistert preist. Der Officiöse, der so schreibt, scheint bei dem Anblicke jenes Rumpfmenschen im Prater in die Lehre gegangen zu sein, dessen Lebenskraft jedermann in der Verbindung für 10 Kreuzer bewundern kann. Schade, daß man nicht auch die sechs österreichischen Rumpflandtage im Prater ausstellen kann. Die Officiösen könnten sich dabei als Anfnafer ein schönes Stück Geld verdienen.

•

In anderen Ländern erregt ein höchster Gerichtshof nuleidsames Aufsehen, wenn er einmal eine gesetzwidrige Entscheidung fällt, bei uns umgekehrt, wenn einer ein gesetzliches Recht sprechen soll. Die Christlichsocialen hatten als gute Oesterreicher offenbar mit Sicherheit darauf gerechnet, daß der Verwaltungsgerichtshof in seiner Entscheidung über die Pfarrer Riechenthal-Subventionen die conscissionellen und Gleichheitsgesetze verletzen werde. Der Verwaltungsgerichtshof hat sich aber — sein ehrenicater Präsident Graf Schönborn war gerade auf Urlaub — streng an die Gesetze aus der liberalen Aera gehalten und „in einer Zeit, wie Herr Dr Lueger sagt, in welcher die Los von Rom-Bewegung — weich schlagendes juristisches Argument! — vernünftig wurde", die Riechenthal-Subventionen für unstatthaft erklärt. Darüber sind von Riechenthal bis Wohlmeyer alle Ehrenamen sittlich entrustet. Es ist auch in der That unerhört in Oesterreich, daß ein höchster Gerichtshof bei einem Urtheil über Kirchenbau-Subventionen nur das Gesetz und nicht die Los von Rom-Bewegung berücksichtigt.

•

Glücklicher Weise ist auch dafür gesorgt, daß die Bäume der Gesetzmäßigkeit in Oesterreich nicht an den Himmel wachsen. Dem Verwaltungsgerichtshofe steht, wie man jetzt gerade a tempo hört, demnächst eine zweckentsprechende Aufbesserung seiner personlichen Zusammensetzung bevor. Der geistige Urheber der Sache, der Justizminister, der zum schwarzen Abgeordnete Dr. Strauß in, soll, in Anerkennung seiner hervorragenden Leistungen beim parlamentarischen Stimmenschacher, als Hofrath beim Verwaltungsgerichtshof eine lebenslängliche Verwendung finden. Dr. Strauß hat reiche Erfahrungen auf dem Gebiete der Gesetzwidrigkeiten werden bekanntlich den Verwaltungsgerichtshof in Zukunft vor absolchen fehlen. Gesetzmäßigkeiten bewahren, wie die Entscheidung über die Kirchenbausubventionen eine war.

•

Gegen keine Behauptung protestieren die Polen so heftig, wie gegen die, daß sie für die Regierung zu haben seien. Thatsächlich sind sie nicht nur für jede Regierung, sondern auch für jede beliebige Art von mehr oder minder untergeordneter Dienstleistung zu haben. Eine kleine Illustration: In der letzten Woche ist im „Pester Lloyd" ein Interview des Herrn v. Jaworski erschienen, in welchem der — Gott sei's geklagt — Führer der Rechten seine Ansicht über das Ergebnis der bevorstehenden Berathung des Executivcomités der Rechten, natürlich in einem für die Regierung ausserordentlich günstigen Sinn, entwickelte. Wie ist dieses sonderbare Interview zustande gekommen? Sehr einfach. Der persönliche Chef des officiösen Preßwinkels, Herr Dr. Rosner, beauftragte den Herrn v. Jaworski, das Interview zu geben, und den Correspondenten des „Lloyd", es entgegenzunehmen. Und so ist das Interview zustande gekommen, und so soll dann wahrscheinlich auch die Entscheidung des Executivcomités im Sinne des Interviews zustande kommen. Herr von Jaworski als Obmann des Executivcomités vertritt bekanntlich die „Majorität der Völker Oesterreichs", und Herr Dr. Rosner denkt für sie. Das Resultat ist auch darnach.

Volkswirtschaftliches.

Eine große österreichische Industrieirma, die Firma Gebr. Borbler & Comp. wird in eine Actiengesellschaft umgewandelt. Die Finanzierung besorgt eine deutsche Bankengruppe; die neue Gesellschaft constituiert sich in Deutschland und verlegt das Schwergewicht ihrer Production nach Deutschland. Ein dreifacher Nachtheil für unsere Volkswirtschaft und ein dreifaches Vernichtungsurtheil über unsere Wirtschaftspolitik. Zahrelang war die Firma Borbler erst zur Umwandlung in eine Actiengesellschaft, aber keine österreichische Bank vermochte entsprechende Bedingungen zu stellen. Es ist ein Armutszeugniß für unsere Banken, daß diese Firma schließlich von einer deutschen Bankengruppe finanziert und daß eine Wiener Bank dabei nur so nebenbei genannt wird, damit man sagen könne, daß auch eine österreichische Anstalt dabei sei. Die Anlehnung an eine mächtige deutsche Bankgruppe ist eben für ein großes Industrieunternehmen von ungleich größerem Wert als die Verbindung mit irgend einer Wiener Bank. Der Gewinn der Unternehmung wird nun aber zum großen Theil ins Ausland wandern. Auch das die Firma, welche bisher einen großen Export nach Deutschland hatte, sich nunmehr darauf einrichtet, ihren deutschen Absatz in Deutschland selbst zu erzeugen, ist ein sichtbarer Schaden für Oesterreich; aber wer unsere Industrieverhältnisse kennt, wird sich nicht darüber wundern. Unsere Industriellen verlegen gerne ihre Fabriken ins Ausland, sei es nach Ungarn, sei es nach Deutschland, die Firma Boehler ist nicht die erste und wird nicht die letzte sein. Daß aber die Gesellschaft im Ausland constituiert wird, das ist ein Novum, an das wir bisher nicht gewohnt waren. Auch die Wiener Tramway zum Beispiel ist durch die lustigen Cautionsbestimmungen der Concessionierung dem ausländischen Capital in die Hände gespielt worden. Aber sie ist wenigstens als Wiener Firma constituiert worden. Deutschland hat ein überaus strenges Actienrecht, zahlreiche Beschränkungen und Normen reglementieren die Actiengründung. Das neue Börsengesetz hat den Gründern große Concessionen auf sich genommen, sie, die Actien mehr als ein Jahr im Portefeuille zu behalten. Man fürchtete seinerzeit, das Gesetz werde die Actiengründung sehr erschweren und siehe da, obwohl in Oesterreich alle diese rechtlichen Beschränkungen nicht existieren, jetzt muß es so, eine eingeborene österreichische Gesellschaft in Deutschland zu constituieren. Denn in Deutschland herrscht das Recht und bei uns die Willkür. Nicht wenig mögen zu der Abneigung der deutschen Bankwelt in Oesterreich zu gründen, die Beekommnisse bei der Concessionierung der Wiener elektrischen Tramway beigetragen haben. Es ist richtig und seinerzeit an dieser Stelle ausführlich erörtert worden, daß sich die Gruppe Siemens und Halske bei der Gründung der Baubetriebsgesellschaft zum Nachtheil der Actionare der alten Tramway den Löwenantheil gesichert hat, und daß der Coursrückgang von circa einer Million, den die Gruppe bei der Actienemission machen wollte, ein unberechtigter war, und es ist sachlich vollkommen berechtigt, daß dieser Coursgewinn entfällt. Aber alle diese Unzuträglichkeiten müßte ein Actienrecht hindern, nicht ein Willküract der Regierung. Daß man monatelang verhandeln muß, ehe man die Concession einer so dringenden Unternehmung, wie die elektrische Tramway in Wien sind, von der Regierung erhalten kann, daß die Regierung in einen Privatvertrag eingreift und sich vermißt, die von einem Theil mit dem anderen vereinbarten Leistungen zu verändern und sei es auch in guter Absicht, das muß jedermann die Lust benehmen, hier Geschäfte zu machen, denn man hat dabei auf Schritt und Tritt mit der Willkür der Regierung zu thun. Bald ist es ein Jahr, daß mit großem Spectakel die Actienreform und das provisorische Actienregulativ verkündet worden sind. Wir warten noch immer darauf und werden noch lange warten. Freilich werden wir dabei dem Ausland wirthschaftlich immer mehr tributpflichtig. Aber selbstverständlich ist das noch lange nicht die schlimmste Consequenz unserer Zustände.

Die Oesterreichisch ungarische Bank hat ihren für die Actiencredit abnorm hohen Zinsfuß von 5 auf 4½ ermäßigt. Es hat heute keinen Zweck darüber nachzudenken, ob die Bank die Zinsfuß ermäßigung nicht schon früher hätte vornehmen können. Zweifellos ist, daß sie ihn schon viel

fort genommen wird, sind um 21 Millionen größer als vor einem Jahr, und diese Klagen zeigen nun, daß sich niemand die Mühe nimmt, die jetzigen Ausweise mit denen des Vorjahres zu vergleichen. Die Wechselcourse endlich hatten sich zwar noch immer etwas über der Parität, aber nur weil dies der Wunsch und Wille der Banktleitung ist. Sie müßte nur einige Millionen von ihren 380 Millionen Gold und Devisen abgeben, damit die Wechselcourse auf die Relation sinken, von denen sie sich nie hätten erheben müssen, wenn die Banktleitung nicht unehrliche Politik getrieben hätte, und zu einer Zeit Devisenkäufe vorgenommen hätte, zu der sie vernünftigerweise Devisen hätte abgeben müssen.

Ende October vorigen Jahres berichteten wir über den anhaltenden Curszfall der Actien der Aadrager Eisenindustrie-Gesellschaft, welche zu fl. 300 die 400 den Publicum angehängt worden waren und nach und nach auf fl. 170 gefallen waren. Infolge der Recriminationen seitens etlicher Actionäre und der Presse, derzufolge damals der Präsident der Gesellschaft Baron Klein von Wiselenberg diese Actionäre zu sich, gab ihnen befriedigende Aufklärungen über die Situation des Unternehmens und erklärte insbesondere, daß für das Jahr 1898 eine Dividende von fl. 10 pro Actie zu erwarten sei. Diese Erklärungen wurden durch die Presse weiterverbreitet und bewirkten eine Erholung des Actiencurses. Nun ist die Publication des Reingewinnes erfolgt und zu allgemeiner Ueberraschung wird für 1898 statt der versprochenen fl. 10 Dividende keine Dividende vertheilt. Für diesen Widerspruch gibt es nur zwei Lösungen: entweder Baron Klein hat seine Erklärung mala fide gegeben, um im zwischen noch Actien verkaufen zu können, oder, wie von Seiten etlicher Actionäre versichert wird, er verliert von dem Unternehmen gar nichts und ist Organen der Gesellschaft aufgestiegen, welche ihrerseits die Zwischenzeit zu Abgaben benützt haben. In jedem Falle ist diese Verwaltung zur Leitung des Unternehmens nicht geeignet, und wir sind neugierig, ob sie dies erkennen und ihre Demission geben wird, eventuell ob die Actionäre einer so unfähigen Verwaltung länger ihre Interessen anvertrauen werden.

Kunst und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. Opéra Comique „Cendrillon" von Massenet; Gymnase, „Table ouverte" von Fournier und Soulié. **Berlin.** Königl. Opernhaus „Ingwelde" von Schilling.

Auf der sommerlich programmlosen Berichtsöhne des Carl-Theaters war gestern eine seltsame Komödie zu sehen: „Die von Strebersdorf" von A. M. Kolloden. Der Verfasser, durch eine Neuheit des vorigen Jahres auf nachtheiligste bekannt, hat damit immerhin Verwunderung erweckt. Er kennt augenscheinlich ein Stück Welt, die Wirthschaft verkommener Rittergüter, und davon ein Spiegelbild zu geben, gelingt ihm stellenweise ganz gut. Diese consequente Milieuschilderung gibt dem Stück im ersten Act etwas vom Reiz eines Romans, reicht aber für drei Acte nicht im entferntesten aus. In der That hat die dramatische Uebe wegtheil, die Handlungsstoffgleit der heutigen Bühnenschriftstellerei des Herrn Kolloden ihren Höhepunkt erreicht. Und wenn man nach der guten Seite ein wenig übertrieben wollte, könnte man sagen, die Kolloden'sche Komödie sei ein modern entworfenes Stück und etwa von einigen Nebeiten Max Halbes angeregt. Aber dieser Möglichkeit steht auf der anderen Seite viel zuviel grobkörniger Dilettantismus und grelle Plantlosigkeit gegenüber. Es ist, als ob das haltlose Durcheinander des gezeichneten Milieus mit einer verwandten Eigenlosigkeit im Autor selber zusammenstelle und so eine nur scheinbare Echtheit der Gran in-Gran-Malerei erzeugte, die über die Absichten und den Horizont des Verfassers weit hinausgeht. Seinen Absichtsmomus nimmt man nicht ernst. Und also ist das Stück, bei aller Langeweile durch nichts entschuldigt erschient, am Schlusse verkoren. In der Darstellung waren einige überraschend gute Momente. Fräulein Stehle sah die Figur ihrer Rolle, einen verwahrlosten Backfisch, besser als der Verfasser und verstand es, sie zu zeichnen.

A. 46.

Bücher.

A. Giarelli: Filosofia del Monopolio. XI 268 Milano, Hoepli. 1898.

Unter dem Titel „Philosophie des Monopols" bietet uns Giarelli eine Unterstehung, die recht interessant ist, und dem eigentlichen Thema aber in seinem einen Zusammenhange steht. Will man über die Folgen der Oeffentlichkeit des Monopols, welche in den letzten Decennien so gut ausgebildet worden ist, Belehrung suchen, so werde man sich nicht an Giarelli. Der Zuwenigwissen des Stoffes liegt auf dem Gebiete der Statistik positiv. Giarelli unternimmt es, eine sicher wenig bedeutete Zahl der Gesellschaft zu begründen und anzuschicken. Zahl und Nummern indess bekanntlich verschieden, welche Bedeutung nun die Gesellschaft, namentlich für die Finanzpolitik, die Thatsache haben soll, dafür sagt dem Leser nur ein ein Wort: Aus einer und einer Reihe Zahlen, die an sich dem Leser ebenso unklar sind, wie dem Autor selber, werden die Folgerungen gezogen. Mathematisch und statistisch ist das nicht gehalten. Und so werden die Zahlen [illegible] Gesellschaft [illegible] Gesellschaft [illegible] Gesellschaft

lauchen: Bierbaum der Dichter. Und der Kritiker in ihm wird dem Dichter den schönen Frieden nehmen. Ich versanschlage das Dichterische im „bunten Vogel“ nicht sehr hoch. Die Uebersetzung der „Tanguidre“ Gorgons ist verdienstvoll und höchst anerkennenswert. Ein paar echt lyrische Klänge schweben aus der Tiefe der Empfindung auf und bleiben in der Seele haften. Anderes ist entschieden virtuos. „Der bunte Vogel“ glänzt und schillert, und das Auge erfreut sich ihm gerne in den Ruhestunden harter Tage — und das Herz mag leicht dabei werden. Aber die Seele gibt sich nicht hin und wird nicht von Tiefsten und Feinsten erfüllt, wie beim Gesang der grauen Nachtigall, wenn der Mondschein auf den Büschen liegt und alles eine Weile ist und ein Schweigen . . .

Wilhelm Holzamer.

Revue der Revuen.

„Deutsche Rundschau“ (Mai). Ein Artikel von Hermann Grimm über Wildenbruch und sein Drama „König Heinrich“. Viel zu gering habe man bisher Wildenbruchs Bedeutung angeschlagen. In Zukunft werden sich die Literaturhistoriker eingehend mit ihm zu beschäftigen haben. Wenn gleich nach Heinrich von Kleist, an den er unleugbar, ein Platz gebührt, bahe er den Deutschen das gegeben, was ihnen bisher gefehlt: ein deutsches Kaiserdrama, welches man ruhig den Shakespeare'schen Königsdramen an die Seite stellen kann. Denn, wie Shakespeare, habe Wildenbruch verstanden, die Weltgeschichte miterzuleben, aber über den historischen Epochen schwebt, uns von dem Geist dieser Zeiten kunde zu geben, das rein historisch Interessante zum menschlich Ergreifenden zu erheben und uns dadurch nahe zu bringen. Und noch mehr als bei Hamlet, Lear oder Macbeth, wo immerhin noch äussere, zum Theil übernatürliche Einflüsse entscheidend mitwirken, empfindet man bei König Heinrich, wie alle Verhängnisse in seinem Wesen liegt, dass sein Schicksal das directe Ergebnis seiner innersten Natur und seiner Kindheitserlebnisse ist. Ungemein charakteristisch stelle der Dichter überdies die deutsche Art, die Untugst des deutschen Wesens dar, das allen Bewunderungen zum Trotz immer noch sozusagen das Tacitus beschrieb. Eine unerbittliche Logik, deutschem Gedankenleben entsprungend, reiht die Schicksale, die Wildenbruch vorführt, naturnothwendig aneinander, und seine Figuren sind nicht starre Typen, sondern Gestalten, wie das Leben sie darbietet, allen Wandlungen des Daseins hingegeben, aber eich und verständlich in dem, was sie thun. Seine Sprache hat jener Shakespeares difterreiche Anmuth, noch Goethes Tiefe und Klarheit, oder Kleists Stramme, trübe Kürze; aber es ist doch eine Sprache für sich, von heftiger, aufreizender, mitreissender Art, für welche die künftige literarhistorische Beurtheilung noch kräftigere Adjective finden wird.

„L'Humanité Nouvelle.“ Aus dem Aprilheft sei ein Artikel von Lombroso über den Einfluss der Rasse auf das Verbrechen hervorgehoben. Durchschnittlich neigen kriegerische Stämme mehr zum Mord, friedliche, bei denen Tauschhandel herrscht, mehr zum Diebstahl und Betrug. Doch sind die Verbrecher-Typen nicht überall dieselben, sondern sie variiren nach Zeit und Rasse. Heftigkeitsverbrechen sind überall so deutlich nachweisbar, und häufig finden sich träge und diebische Parasitenvölker zwischen redlichen und arbeitsamen. In Europa sind vor allem die Zigeuner wegen ihrer Neigung zum Verbrechen bekannt und überdies die Bewohner gewisser italienischer und spanischer Provinzen, bei denen sich übrigens gleichfalls arabische Abstammung nachweisen lässt; während gewisse Moralitäts-Oasen, wie Salerno oder Benevent, direct auf das lange Zeit dort vorherrschende langobardische Element zurückzuführen sind. Ebenso scharf lassen sich die verbrecherischen Anlagen der Sicilianer erkennen; in den östlichen Thälern, wo lange Zeit hellenische Elemente herrschten, gibt es weit weniger Mörder als in den nördlichen und südlichen, wo die Sarazenen hausten. Die Criminalität der Frauen wächst im Verhältniss zu ihrer Emancipation. Ein weiterer Beweis für den Einfluss der Rasse auf die Criminalität sei, dass es um ein Drittel mehr brünette als blonde Verbrecher gibt.

„Fortnightly Review“ (März). An die Thaten des Herkules erinnert, was H. H. Lewis von den Leistungen des Generals Wood in Santiago auf Cuba erzählt. Im Juli 1898 wurde der General von den Vereinigten Staaten als Gouverneur nach der neu eroberten Stadt entsendet. Er fand dort die vollständigste Anarchie, dazu haarsträubende sanitare Verhältnisse. In der Stadt, von der es zu allen Zeiten hiess, man rieche sie auf zehn Meilen Entfernung, herrschte Hungersnoth und Krankheit; in den Spitälern der Hauptstadt, wo man die Todten und Kranken beisammen liegen sah, fehlte es an Allem. Die Strassen lagen die Leichen, auf denen Raben und Geier sassen und sich nicht einmal durch Schüsse von ihrer zweifundert Todesfälle per Tag. Der General machte sich sofort ans Werk. Da er bei den Einwohnern keine Unterstützung fand, reaurierte er unerschrocken Arbeiter, Matrosen und Narren; vor allem wurden die Leichen aufgeräumt der Stadt auf Scheiterhaufen gelegt und verbrannt; ihre Beschaffung raubte nemnig Stunden in Anspruch; dann wurden die Desinfektion von „Misthaufen“ gedichtet und die Einwohnerschaft laut Befehl verhalten, denselben täglich alle Abfälle zu übergeben; ebenso wurden die Senkgruben gereinigt, und die Jüngerthümer aus den Boden entfernt. Die Verbreitung von Krankheiten wurde nicht bei den Bewohnern der Stadt offene Empörung hervor, wurde jedoch unausgesetzt gleichfalls durchgeführt; ebenso wurden die Fleischer und Bäcker verhalten, ihre Waaren in guten Preisen abzugeben, wodurch zugleich mit der Einfuhr amerikanischer Lebensmittel die Monatsbrodt in wenigen Tagen behoben wurde. Böse Pestbuben waren der Gefangenschaft, wo zwölftage bei Zahlen mit einer Verhandlung wartete; auch dort wurde nach Thunlichkeit aufgeräumt und eine Organisation angebahnt, zugleich mit dem Bau von Canälen und Strassen begonnen. Ein Ausfuhrt, der am 22. September an Bord, wurde von General Wood mit eisernnaggeloser Ruhe unterdrückt; schnell herrscht Ruhe, und gewissen wird es dem ersten Beispiel der Insurrecten gelungen, aus der verwahrlosten, verbrecherischen Stadt bald einen lebenshaltigen, einträglichen Handelsplatz zu machen.

„North American Review“ (März). Professor G. Brooker schreibt über die chinesische Frage, angeregt, die Situation in China und Japan stellten sich verschieden, um Russland zu Gunsten, entgegenkommend, gegen zu treten. China werde sich dem Einfluss der Russen nicht entziehen können. Da die Mandschu-Dynastie unrettbar ausgespielt habe und nur selbstsüchtige Ziele verfolgt, so wäre die Residenz von Peking, wo die Mandschus und Russland am meisten Einfluss haben, nach Nanking zu übertragen, das an dem schiffbaren Strom des ganzen Landes liegt, und wo noch die Erinnerungen an die sympathische Ming-Dynastie lebendig sind. In Nanking und Hankow residieren gegenwärtig zwei Vice-Könige, die nicht unter dem Einfluss Russlands oder der Kaiserin-Mutter stehen, und ehrliche Leute sind, wenn auch nicht gerade die Männer von Blut und Eisen, die China gegenwärtig brauchen könnte. Der Verfasser empfiehlt ferner die Schulung chinesischer Truppen durch englische Officiere. Die Mandschu-Tradition der langen Zöpfe und zarteren Köpfe sollte bei diesen Regimentern aufgegeben werden, um schon äußerlich den Umschwung zu kennzeichnen. Doch sei keine Zeit zu verlieren, da mit jedem Tage die Zerrüttung im Innern und die Exploisierung der chinesischen Bodensschätze durch ausländische Capitalisten um sich greift.

Der Strick um den Hals.

Von Aurelien Scholl.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von U. Fricke.

Den 25. Mai, neun Uhr morgens, erhängte sich Georges an der Schnur seines Glockenzuges. Dies zum vorerwähnen Beispiel für alle jene, die sich unterfangen wollen, an Weibertreue zu glauben. Als Georges auf nicht anzuzweifelnde Weise erfuhr, dass Nérine ihm Andoche am ersten des Monats, Paterne am dritten, Serge und Frumence an den darauffolgenden Tagen vorgezogen habe, erfasste ihn eine solche Verzweiflung, dass er beschloss, seinem Leben ein Ende zu machen. Ein in die Wand getriebener Haken erregte seine Aufmerksamkeit, ein guter, ehrenwerter Haken von ernstem, ja beinahe feierlichem Aussehen. An diesem Haken befestigte Georges die Schnur des Glockenzuges, die er mit heftiger Gewalt ihrer Bestimmung entrissen hatte. Und er hängte sich auf. Der Stuhl, den er mit den Füssen fortgestossen, fiel lärmend um, und das Individuum, genannt Georges, streckte sich lang aus. Er liess die Zunge heraushängen, öffnete weit und groß die gierig schon die Unendlichkeit suchenden Augen und verlor das Bewusstsein.

Geschehen wäre es um ihn gewesen, wäre die Schnur nicht gerade in diesem Moment gerissen. Als Georges erwachte, fand er sich mit beiden Füssen auf dem Fussboden stehen und konnte einen Athemzug frische Luft schöpfen, der ihm das Leben wiedergab. Doch der Eindruck war ein so furchtbarer gewesen, dass er nicht sofort zum Bewusstsein seiner Lage zurückkehren konnte. Seine von der Betäubung noch unrichtierte Vernunft bildete sich ein, dass irgend jemand sein Leben habe bedrohen wollen, und von Angst erfasst, öffnete er die Thür, stürzte die Treppe hinab auf die Straße, die Schnur des Glockenzuges noch sich ziehend, wie ein Hund, der seine Leine zerreißen hat.

Nun erstieg fühlte er, wie etwas seine Kehle heftig zuschnürte; gleichzeitig vernahm er einen leisen Schreckensruf, der ihm tief ins Herz drang. Er wandte sich um und bemerkte ein junges Mädchen, das auf die Schnur getreten und insolge dessen nach vorwärts gefallen war.

„Ach, mein Gott!“ rief Georges, „haben Sie sich wehgethan, mein Fräulein?“

„Nein, mein Herr,“ versetzte sie erröthend, „aber Sie haben da eine seltsame Cravatte . . .“

Er war ihr beim Aufstehen behilflich und sah ganz verblüfft vor sich eine moderne Fee mit jungfräulichen, glänzend schwarzen Scheiteln, mit Augen von so dunklem Blau, wie man es seit der Abschaffung des Veilchandels nicht mehr fabriciert, in einer einfachen, beschiedenen Toilette, die aber die Umbekannte kleidete, wie die Taube ihre Flügel.

„Diese Cravatte,“ erklärte Georges, „sollte meine letzte sein. Nun aber, nachdem ich Sie gesehen, bin ich geneigt zu glauben, dass ich noch so manche nach ihr tragen werde.“

Er löste den Knoten und warf die Schnur unter ein Hausthor. Ein Hausmeister, der sie aufhob, gewann auch Tage später das große Panamaloos.

„Und weshalb?“ fragte das junge Mädchen.

„Weil die Liebe auch in den Tod treibt, und jene eine neue Liebe mich zum Weiterleben lockt.“

„Aber, mein Herr, Sie kennen mich ja nicht!“

„Das thut nichts zur Sache, wie Sie sehen werden. Wie heißen Sie?“

„Angela.“

„Den Namen hätte auch ich Ihnen gegeben. Wer?“

„Raiben Sie.“

„Probiermamsell bei einem Damenschneider.“

„Sie sind mein Schutz!“

„Ich glaube, es ist so.“

„Und Sie selbst, wer sind Sie?“

„Ich bin nur allzu ein junger Mann, der die ehrenvolle Partei Ihres Schutzes in Anspruch nehmen will . . .“

„Wie?“

„Ich bitte Sie, mich zu heirathen . . . Ich schwöre Ihnen, dass ich ehrlichen Absichten bin.“

Digitized by Google

„Aber Sie selbst haben mich ja zu Fall gebracht!"

„Weil Sie im Begriff waren, mich zu erdrosseln . . . Ich machte nur von dem Rechte der Selbsterhaltung Gebrauch."

Angela mußte lachen.

„Sie werden sich also nicht wieder anfhängen?"

„Höchstens an Ihrem Halse."

„Sie waren fest entschlossen, zu sterben?"

„Ein bloßer Zufall hat mich gerettet."

„Und Sie sind jetzt entschlossen, zu leben?"

„Das hängt nur von Ihnen ab."

„Unsere Begegnung grenzt wirklich ans Wunderbare", sagte Angela lachend.

Georges nahm eine ernste Miene an:

„Warum sollten Frauen nicht an Wunder glauben? Sie selbst vollbringen ja Wunder."

„Sie aber, die Sie von der Frau ewige Treue fordern, wollen Sie ihr mit gutem Beispiel vorangehen?"

„Versuchen Sie."

„Die weißen Männer sind streng in ihren Forderungen, ohne ein Recht dazu zu haben; Sie lassen die armen Frauen die Gläser bezahlen, die sie selbst zerbrechen haben."

Georges bot galant seiner neuen Freundin den Arm und sagte:

„Wir können nicht so nebeneinander hergehen, ohne uns bemerkbar zu machen. Stützen Sie sich auf meinen Radius."

„Gerne, wohin gehen wir aber?"

„Es ist elf Uhr; Sie haben noch nicht gefrühstückt?

„Noch nicht."

„Nun denn, ich kenne zwei Schritte von hier, Rue Daunou, ein kleines Restaurant, in dem wir ein fürstliches Mahl finden werden. Dort können wir uns gegenseitig unsere Verhältnisse auseinandersetzen und nach offenem Gespräch und gewissenhaftem Austausch unserer Ansichten eine freie Vereinigung eingehen."

Einen Moment später saßen sie bei Tische. In den Gläsern funkelte der Chablis.

„Und nun," fragte Georges, „mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?"

„Louise Angela Drau, Tochter eines Marine-Infanterielieutenants, der in Tonking gefallen ist, und einer achtungswerten Frau, die in allen Ehren in Blois einen Tabakladen hält. Wie Sie mich hier sehen, bin ich im Besitze eines Diploms und eines zweiten Conservatoriumspreises als Clavierlehrerin. Drei Schülerinnen, Töchter geachteter Bürgerfamilien, genießen bei mir Unterricht zu dem Honorar von vierzig Francs monatlich. Nehmen Sie dazu fünfzig Francs Beneficien vom Souterrain und den Damennahs von Tot-et-Garonne — und Sie wissen, wovon ich lebe. Und Sie?"

„Georges de la Frange, Abkömmling einer der ältesten Familien der Gascogne. Mein Vater, Professor der Rethorik am Lyceum von Bergerac, meine Mutter . . . seine Gattin. In der Absicht, Lamartine und Alfred de Musset zu verdunkeln, nach Paris gekommen, habe ich umgestaltet, um ein feuriger Doppelgänger Paul Verlaines zu werden. Meine Werke erscheinen allmonatlich in der „Rache", dem Organ der Strumpfwirker, und anderen literarischen Sammlungen. Zwei Komödien, die auf der Bühne des Théâtre-Nomade und eine Pantomime, die im Vereine der Kautschukmanufactur studierenden aufgeführt wurden, bilden bis zum heutigen Tage mein ganzes literarisches Gepäck. Der Professor der Rhetorik, der Urheber meiner Nächte, verabredet mir ein hinreichendes Nadelgeld. Um glücklich zu sein, fehlt es mir an nichts, als an der Liebe. Der Mann sucht nach Turteltauben und Grasmücken und findet nur Eulen und Elstern."

„Und die Frau," unterbrach ihn Angela, „sucht nach Adlern und Ringeltauben und begegnet Pfauen und Papageien."

„Dein für immer!", und Georges leerte sein Glas.

„Dein für immer!" wiederholte Angela.

Es wurde eine kleine Musterwirtschaft, die vom Quartier Latin bis zum Montmartre Bewunderung erregte, eine neue Auflage von Louisa Pugets Romanze:

Spiegle in Deinen Augen
Meine Angst,
Nerzende Brünette!"

Nach der contemplativen Liebe, nach den Freuden der liebesgeläuterten Blicke gelangten sie in naturgemäßem crescendo zu der romantischen Raserei, die wonnetrunken die Arme verrenkt und in zweistimmigen Geheul sich selber beißt und kneift.

So vergingen fünfzehn Monate. Georges hielt Vorträge in der Vondbniere und wurde ein vielbesprochener Mann. Er erhielt mehrere Briefe, die mit den Worten begannen: „Theurer Meister!..." Angela lernte allmälig einsehen, daß sie der Hoffnung, seine Frau zu werden, entsagen müsse. Was aber dann? In andere Arme übergehen? Und dann wieder — und immer wieder — bis zu den Runzeln, bis zur Verachtung?

Endlich reichte Georges ein Stück beim Odeonstheater ein, und dieses Stück wurde angenommen. Es wurde nicht nur angenommen, es wurde sogar — was sehr selten ist — aufgeführt.

Schon hatte Angela eine völlige Wandlung im Benehmen ihres Liebhabers constatiert. An geistreichen Bemerkungen, die sie bei der Generalprobe belauschte, an leisen Anspielungen, die man in den Gasthäusern fallen ließ, erriet sie, daß ihr Unglück beschlossen war. Georges hatte sich in die Darstellerin der Hauptrolle verliebt, und die Künstlerin ließ ihn nicht lange schmachten.

Unfähig zur Entsagung, zu schwach, gegen das Schicksal anzukämpfen, kehrte sie in die gemeinsame Wohnung zurück, wohin sie auch ihr Klavier hatte transportieren lassen. Sie vermachte es ihrer Mutter, der sie noch einige Worte des Abschieds schrieb. Dann stieg sie auf einen Stuhl, löste die Schnur des Glockenzuges, und an dem Haken, der Georges gehalten hatte, hängte nun sie selbst sich auf.

Eine Minute später trat Georges ein und sah die ehemalige Geliebte, die Augen in Todesangst auf ihn gerichtet.

„So hieng auch ich dort", dachte er. „Wie ich, wollte auch sie sterben. Schon fängt sie an, die Zunge herauszustrecken . . . Eine interessante Studie . . . Ein Zufall hat mich gerettet. Ob es ihr ebenso ergehen wird? Meine Pflicht ist, den Willen Gottes zu ehren. Wenn die Schnur reißt, was wird aus diesem jungen Mädchen? Ich würde sie am Arm eines Andern oder am Eingang einer Schenke sitzen und bei meinem Vorübergehen lichern sehen. Augusta, die Göttin des Odeon, fordert, daß ich endgiltig diese unbequeme Liebschaft löse. Keine Fleischtöpfe mehr, nichts, was die Entfaltung meines Genies hemmt. Die Beschlüsse der Vorlesung sind unerschütterlich . . ."

Und auf den Zehenspitzen verließ er das Zimmer.

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Schöllschitzer Dörrgemüse und Obstconserven.

Franz Ritter von Felbinger's landwirtschaftliche Anlagen in Schöllschitz bei Brünn (Mähren)
Ausgedehnte eigene Gemüse- und Obst-Pflanzungen.
Niederlagen: Wien I. Tegetthoffstraße 1a. — Brünn Rennergasse 4.
Man verlange ausdrücklich Schöllschitzer Producte.

Alexander Weigl's
Unternehmung für Zeitungs-Ausschnitte
„Observer"
WIEN, IX/1. Turkenstrasse Nr. 17
liest alle hervorragenden Journale der Welt in deutscher, französischer, englischer und ungarischer Sprache und verbindet sie seine Abonnenten Ausschnitte und Notizen (Zeitungsausschnitte) über beliebige Themata.
— Prospecte gratis und franco. —

Foulard-Seide 65 kr.
bis fl. 3.35 per Meter in den neuesten Dessins und Farben
sowie **schwarze, weiße und farbige „Henneberg-Seide"** von **45 kr.** bis **fl. 14.65** per Meter — glatt, gestreift, carriert, gemustert, Damaste ꝛc. (ca. 240 versch. Qual und 2000 versch. Farben, Dessins ꝛc.).
Zu Roben und Blousen
ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus.
Muster umgehend.
Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.
G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (K. und K. Hoflieferant).

Nach der Confiscation zweite Auflage.

Die Zeit.

XIX. Band. Wien, den 27. Mai 1899. Nummer 243.

Vorgethan und nachbedacht.

Der österreichisch-ungarische Ausgleichs-Wirrwarr, dem die Minister beider Reichshälften und die Grossen des Reiches jetzt rathlos gegenüberstehen, hat nicht, wie übereinstimmend die hierseitige officiöse und die Bankenpresse glauben machen will, mit dem Regierungsantritt des ungarischen Ministerpräsidenten, Herrn v. Szell, seinen Anfang genommen, denn nicht in der Szell'schen Formel liegt sein Ursprung. Sein Anfang datiert vielmehr vom Amtsbeginn des österreichischen Ministeriums Thun-Kaizl, und sein Ursprung ist in der von diesem Ministerium dem Ausgleich gegebenen staatsrechtlichen Form zu suchen. Das proton pseudos, aus dem die ganze unentwirrbare Verwickelung des Ausgleichs zu erklären ist, hat darin bestanden, dass die Mitglieder des Cabinets Thun, noch ehe sie für die Oeffentlichkeit den Eid auf die Verfassung abgelegt hatten, unverbeschäftenerweise in aller Heimlichkeit die Verpflichtung auf sich nahmen, den Ausgleich mit Hilfe des § 14 in Oesterreich in Kraft zu setzen. Das war staatsrechtlich ein Verbrechen, weil die Kriterien des § 14 für den Ausgleich nicht zutreffen. Es war politisch ein Fehler, weil die Regierung über dem Drang nach der § 14-Bravour alle Gelegenheiten zur Flottmachung des Parlaments versäumte. Es war endlich wirtschaftlich eine Unmöglichkeit, wie eine kurze Betrachtung des wirtschaftlichen Wesens des Ausgleichs beweist.

Der Ausgleich ist ein Complex von Verträgen auf Leistungen und Gegenleistungen, zum geringeren Theil einmaliger, zum grösseren Theil dauernder Art. Bei solchen Verträgen, insbesondere wo Leistungen und Gegenleistungen der letztgenannten Art in Betracht kommen, ist die feste Vertragsdauer ein wesentliches Moment des Vertrages. Um sich dies zu verdeutlichen, denke man einmal an einen minder complicierten Vertrag solcher Art aus dem Privatleben, z. B. an einen Wohnungsmiethsvertrag, wie deren von wohlhabenden Leuten geschlossen zu werden pflegen. Der Mieter verpflichtet sich, gewisse Neuherrichtungen in der Wohnung auf seine Kosten vorzunehmen und einen bestimmten Mietpreis zu bezahlen; der Vermieter, der Hausherr dagegen verpflichtet sich, dem Mieter für eine bestimmte Anzahl von Jahren, sagen wir z. B. zehn, die Wohnung um den vereinbarten Mietpreis zu überlassen. Der wirtschaftliche Wert des Vertrages wird wesentlich durch die feste Vertragsdauer bestimmt. Der Vertrag verliert für beide Theile an Wert, sobald ihm eine feste Vertragsdauer fehlt. Selbst Bettgeher müssen sich auf eine gewisse Miet zeit verpflichten. Nur in Hotels sind die Mietverträge jederzeit auflösbar, dort kosten auch die Zimmer drei- und viermal soviel als anderwärts.

Kommen wir nun auf den Ausgleich zurück, so kann man dem Badeni-Bilinski'schen Operat alle erdenklichen Schwächen nachsagen, nur die nicht, dass es einer festen Vertragsdauer ermangelt hätte. Es war als ein unter normaler Mitwirkung des Reichsraths zustande zu bringendes Gesetzwerk gedacht, dessen Dauer unverrückbar für das Zoll- und Handelsbündnis bis 1907, auf zehn Jahre, für den Bankvertrag bis 1910, auf dreizehn Jahre angesetzt war — für einen Staatsvertrag von so fundamentaler Bedeutung wie der Ausgleich gewiss nur eine bescheidene Zeitspanne. Das Ministerium Thun-Kaizl hat bei seinem Regierungsantritte nicht nur alle die schreiduden Härten in den Details des Bilinski'schen Werkes, deren Vertretung die Minister v. Bohm und Dr. Steiner im Cabinet Gautsch schlankweg verweigert hatten, umgewandt und unbesehen übernommen, sondern auch seinen grössten Kampfpreis, die bestimmte und angemessene Vertragsdauer, aus anderen Motiven die Stabilität preisgegeben. Das geschah, indem das Ministerium sich bereit erklärte, auf den Ausgleich den § 14 anzuwenden. Der § 14 schafft keine dauernden, sondern blos provisorische Gesetze, also auch keine stabilen, sondern nur labile Verträge. Die Ausgleichsverträge — die zwischen den beiderseitigen Regierungen, wie die zwischen ihnen und der Bank abzuschliessen sind — wenn und solange sie sich österreichischerseits nur auf Acte des § 14 gründen, — in Oesterreich durch abändernden Parlamentsbeschluss, in Ungarn kraft der Reciprocität — jederzeit widerruflich. Alle Errungenschaften, die in den Verträgen verbrieft sind, waren deswegen illusorisch. Die Verträge hatten ein wesentliches Moment, das bei ihrer Concipierung in all den unübersehbaren Einzelheiten des Soll und Haben Calculation maßgebend mitsprechen hatte, das Maß der bestimmten Dauer verloren und damit ihren wirtschaftlichen Wert zu einem unabschätzbar großen Theil eingebüßt.

So wenig es möglich ist, einen Kreis ohne Rest in ein Quadrat zu verwandeln, so wenig ist es möglich, ohne unberechenbare Verluste einen bestehenden Vertrag in einen stets kündbaren umzugießen. Man nehme nur — um auf das frühere Beispiel Bezug zu nehmen — an, dass dem Mieter, der sich in Erwartung einer zehnjährigen Vertragsdauer zu bedeutenden Wohnungsmeliorationen verstanden hat, vom Vermieter die Zumuthung gestellt würde, den Gleiche auf Grund eines jederzeit auflösbaren Vertrages zu leisten. Der Mieter wird darauf nicht eingehen. Und mit Recht. Wer würde, sagen wir, neue Tapeten, neue Parketten, wer würde etwa die elektrische Beleuchtung oder ein Badezimmer in einer gemieteten Wohnung einrichten, wenn er, in Erwartung eines festbestimmten Vertrages jederzeit die Gefahr laufen sollte, nachdem er seine Schuldigkeit getan, vom Vermieter gekündigt oder gesteigert zu werden? Das ist aber nach ein einfacher Fall. Unendlich complicierter als der größte Wohnungsmietervertrag ist der österreichisch-ungarische Ausgleich mit seiner unübersehbaren Fülle von einmaligen und dauernden, von Leistungen und Gegenleistungen, der einen Reichshälfte an die andere, der einen oder der anderen oder beider Reichshälften an die Bank, diese Gesammtheit von Verträgen, in denen jeder der drei Contrahenten gibt und empfängt, investiert und genießt und die ganze wirtschaftliche Thätigkeit von 42 Millionen Menschen ihren stärksten Impuls erhält. Und dieses wichtigste Vertragswerk der Monarchie soll nach dem System der jederzeit kündbaren Hotelmieten gestaltet werden! Das ist eine wirtschaftliche Unmöglichkeit.

Aber die Absicht dazu besteht, das Ministerium Thun-Kaizl hat sich bei seinem Regierungsantritt darauf verpflichtet. Freilich haben die weisen Herren damals nicht bedacht, was sie thun. Erst jetzt, wo der erste Rausch der Ministerherrlichkeit zu verfliegen beginnt, fangen sie an, sich auf den Unterstand ihres Unternehmens zu besinnen. Der Ausgleichskampf, in den das Cabinet Thun-Kaizl jetzt eingetreten, ist nur scheinbar gegen die Szell'sche Formel gerichtet, er geht im Grunde genommen die eigenste Geistesschöpfung des Ministeriums Thun-Kaizl, den § 14 Ausgleich, überhaupt und in jeder Form an. Die selbstmörderische Tendenz dieses Kampfes wird vorläufig nur verdeckt durch seine Beschränkung auf den Bankvertrag einerseits und die von der Regierung aus der Szell'schen Formel künstlich abgeleitete Action von einer fünfjährigen Sicherheit eines § 14 Ausgleichs andererseits. So lange aber nicht der Kaiser von Oesterreich, statt des ihm verfassungsmäßig vorgeschriebenen Eides auf die Verfassung, einen formlichen Eid auf die unverbrüchliche Aufrechthaltung des absolutistischen Regimes ablegt, ist selbst die fünfjährige Dauer des § 14 Ausgleichs nur eine optimistische Hoffnung, weil das österreichische Parlament, sobald es einmal wieder zur Arbeit kommt, die Macht hat, diesen § 14 Ausgleich jederzeit auch wieder zu entziehen. Oder nun mit der Bankfrage Pereinigungsclausel oder mit der Szell'schen Clausel verfahren sein mag: die „ewige" wie die fünfjährige Dauer dieses hinfenden Vertrags sind nur Maximalfristen und bieten bloß Ungarn, während es dem österreichischen Parlament im Sinne des § 14 freigestellt bleibt, die Verträge wann immer, auch vor Ablauf dieser Fristen, als aufgelöst zu erklären. Die Bank also erhält, wenn der § 14 Ausgleich nach der Szell'schen Formel aufhört, nur die ihr auferlegten Leistungen nicht einmal, wie das Cabinet Thun-Kaizl der Welt noch weismachen will, sondern nur die ihr auferlegten Leistungen, die sie zu bekommen hat, ein festes kontinuierliches, jenseits von jeder Willkür gelegenes Privilegium, bei dem die fünf Jahre der Szell'schen Formel blos ungefähre Maximalgrenze bedeuten. Es ist richtig, wenn das Ministerium Thun-Kaizl jetzt sagt, dass man von der Bank für ein fünfjähriges Privilegium nicht dieselben Leistungen verlangen könne, wie für das unspannbar dreißigjährige Privilegium des Baron Bilinski'schen Entwurfs. Noch richtiger wäre es, zu sagen, dass man für die Leistungen nur ein jederzeit widerrufbares Privilegium nicht verlangen könne. Am allerrichtigsten wäre es aber, wenn Minister Thun-Kaizl, so sagen, dass es im Ausgleich auch noch einen dritten Contrahenten gibt, nämlich Oesterreich, und dass man auch von Oesterreich die Idee im Badeni-Bilinski'schen Operat, nicht nur das Bankvertrag, sondern auch im Zoll- und Handelsbündnis, in den Verbrauchsteuer-, Valutaregulierungs- und wenigen Anderen

Digitized by Google

gegenüber der Bank als auch gegenüber Ungarn, unter Voraussetzung einer zehn-, beziehungsweise dreizehnjährigen Stabilität auferlegten harten und drückenden Leistungen nicht zumuthen kann, wenn der Ausgleich durch den § 14 jederzeit widerrufbar oder selbst im besten Falle auf die fünfjährige Frist der Szell'schen Formel eingeengt wird.

Für den in den letzten Tagen in den Blättern so viel gerühmten Patriotismus des Cabinets Thun-Kaizl ist es charakteristisch, dass es seinen Kampf für wirthschaftliche Gerechtigkeit auf jenen Punkt beschränkt, wo nicht so sehr die allgemeinen Interessen Oesterreichs, als vielmehr die besonderen Interessen der Bank in Frage kommen, wo das Cabinet aber auch neben dem Enthusiasmus der bezahlten offiziösen Presse, wie die „Abendpost" allabendlich rühmt, des Beifalls der gesammten Wiener Bankenpresse sicher ist; auf die Leistungen der Bank. Herr Dr. Kaizl empfindet es als unerträglichen Unrecht, dass die Bank die ihr nach dem neuen Statut obliegenden erhöhten Leistungen gewissen will, wenn die Dauer des Privilegiums verkürzt wird. Aber, dass andererseits die von ihm befürwortete Fortdauer des alten Statuts, mit Rücksicht auf den inzwischen ermiedrigten Zinsfuß, eine Verkürzung des österreichischen Staates zu Gunsten der Bankactionäre, dass sie, mit Rücksicht auf die von Oesterreich zu übernehmenden Lasten der Valutaregulierung, eine Verkürzung des österreichischen Staates zu Gunsten der Bankactionäre und Ungarns bedeuten würde, das sagt Herr Dr. Kaizl nicht, trotzdem es in dem von ihm unterschriebenen Motivenbericht zum neuen Bankstatut (Seite 134 u. f.) schwarz auf weiß zu lesen steht.

Ja, wenn der österreichische Staat eine mächtige Actiengesellschaft wäre, würde Dr. Kaizl's Actien-Patriotismus vielleicht mit der gleichen Wärme wie die Interessen der Oesterreichisch-ungarischen Bank auch die mit ihnen vielfach collidierenden Interessen der österreichischen Staatsbürger vertreten, er würde dann einsehen, nicht nur, dass die Einführung des neuen Bankstatuts ohne Mitwirkung des Parlaments ein Unrecht gegen die Bankactionäre, sondern auch, dass die Verlängerung des alten Bankstatuts ein Unrecht gegen die österreichischen Staatsbürger wäre, nicht nur, dass die Bankprivilegien, sondern auch, dass die weit wichtigere Zoll- und Handels-, die Valuta-, die Verzehrungssteuerfrage mit der Szell'schen Formel gerechter Weise nicht zu lösen sind. Herr Dr. Kaizl würde schließlich einsehen, dass nicht nur die Szell'sche Formel eine wirthschaftliche Unmöglichkeit und Ungerechtigkeit ist, sondern auch der § 14 Ausgleich überhaupt, ob er nun mit der Szell'schen Formel, mit der Banffy'schen Clausel oder sonst einer Nabulisterei ausgestattet wird. Dann müsste allerdings Herr Dr. Kaizl, in logischer Weiterentwickelung, auch einsehen, dass nicht Herr v. Szell der Uebelthäter gewesen ist, sondern er selbst, und zwar schon in dem Augenblick, als er mit der Uebernahme seines ersehnten Portefeuilles sich blindlings zur Durchführung des Badeni-Stürgkh'schen Ausgleiches auf Grund des § 14 verpflichtete, ohne die staatsrechtliche, politische und wirthschaftliche Gesährlichkeit eines solchen beispiellosen Unterfangens vorher zu bedenken.

K.

Neben dem Paragraphen Vierzehn.

Die deutschen Parlamentarier, welche sich zur Aufstellung eines gemeinschaftlichen nationaldemokratischen Programmes geeinigt haben, wollten nur „ihr Haus bestellen" und sich enge auf das nationale Feld beschränken. Allein sie sind an der Einsamung nicht vorbei gekommen, dass die oberste Voraussetzung auch einer nationalen Machtstellung das ungehemmte Functionieren der Verfassung ist, welche den Wünschen des Volkes die parlamentarische Tribune frei hält. Daher sprechen sie unter den allgemeinen Postulaten im Punkte 4 das Verlangen nach Beseitigung des § 14 Z. 6 v. 1867 über die Reichsvertretung aus. Sie legen hiebei der allgemeinen Stimme, welche von der leidtragenden Verwaltung des Ausnahmeparagraphen durch die letzten Regierungen so vernehmenmen wurde, dass sie ihren Protest ausdrücklich gegen die verfassungswidrige Auslegung dieser Gesetzesstelle richtet. Von den circa 25 Stück Nothverordnungen haben besonders die Budgetprovisorien und das Recrutengesetz das Recht illustriert, weil die Verabschiedung des Rothgesetzes auf sie der Gesetzesstelle ganz gewiss keine Hast und den allermenschlichsten Rechten einer Volksvertretung Abbruch thut. Es ist hiebei jedoch kaum ins öffentliche Bewusstsein getreten, dass noch tiefer als die materiellen Rechte des Parlamentes die Regierung des Grafen Thun mit ihrem parlamentlosen Regime das formelle Recht des Parlaments verletzt hat, das normale Recht einer Volksvertretung, nämlich das Recht, versammelt zu sein.

Das Gesetz Artikel 8 vom einstellenden Wortlaute: „Der Reichsrath wird alljährlich berufen" die Session Tage oder Wochen Dauer und schließt mit dem 31. December 1897 [illegible] 1. Session wurde am 2. Juni [illegible] 1897 [illegible] 1. Session wurde am 28. November 1898 [illegible] 1. Session wurde am 29. [illegible] 1899 die 13. Session geschlossen. Am 21. März 1899 wurde die 14. Session eröffnet, der Reichsrath wurde hierauf zweimal vertagt und die 14. Session am 24. Juli 1898 geschlossen. Im September 1898 wurde der Reichsrath zur 15. Session berufen, um noch vor Ablauf des Jahres 1898 vertagt zu werden. Wir zählen demnach sowohl im Jahre 1897 als auch im Jahre 1898 zwei Sessionen des Reichsrathes.

Die Regierungen sind also in der Versäumung und Wiederentlassung des Reichsraths nach reiner Willkür vorgegangen. Da der § 14 erst nach Schließung oder Vertagung des Parlaments zum Leben erwacht, so basiert die Wirthschaft der Nothverordnungen auf dieser Eigenmächtigkeit. Die öffentliche Discussion darf sich bei der Kritik des § 14 nicht beruhigen, sondern muss die Vorfrage prüfen, ob die österreichischen Verfassungsgesetze die Tagung des Reichsrathes so ganz in die Hände der Regierung gelegt haben. Concret gesprochen sind drei Fragen zu stellen: Darf die Regierung das Parlament nach ihrem Belieben vertagen? Darf sie den Reichsrath nach Gutdünken schließen? Darf sie insbesondere den Reichsrath vor Fertigstellung des Budgets und Bewilligung des Recrutengesetzes schließen?

Die erste Frage muss leider bejaht werden. Die österreichische Verfassung kennt keine Bestimmung, welche eine beliebig wiederholte Vertagung des Reichsraths verbietet. § 19 des Grundgesetzes über die Reichsvertretung (Nr. 141 R. G. Bl. ex 1867) vom 21. December 1867 bestimmt einfach: „Die Vertagung des Reichsrathes sowie die Auflösung des Hauses der Abgeordneten erfolgt über Verfügung des Kaisers." Da die Wirksamkeit aller Parlamente von dem Willen des Staatsoberhauptes abhängt, so haben die Verfassungen, um die Volksvertretungen gegen absolutistische Einfälle zu schützen, gewisse Beschränkungen in der Ausübung dieses Rechtes statuiert; so z. B. dass eine Vertagung des Parlamentes einen bestimmten Zeitraum nicht überschreiten und während einer Session nicht wiederholt werden darf. Siehe Artikel 29 der deutschen Reichsverfassung: „Ohne Zustimmung des Reichstages darf die Vertagung desselben die Frist von 30 Tagen nicht übersteigen und während derselben Session nicht wiederholt werden." Auch Artikel 52 der preußischen Verfassung, welcher fast gleichlautend ist: ähnlich die belgische Verfassung, das Verbild der unterigen, im Artikel 72. Der Mangel einer solchen Bestimmung im geltenden österreichischen Rechte hat an sich nur den Nachtheil, das Wesen der Vertagung nicht klar hervortreten zu lassen. Der Ueberleer jeglicher Verkümmerung unseres Reichsraths, Graf Taaffe, benutzte die Lücke des Gesetzes jedoch dazu, das System der Parlamentsvertagungen auf den Kopf zu stellen. Er schuf Sessionen, die mit den Wahlperioden zusammenliefen. Das zu Beginn der Wahlperiode einberufene Parlament wurde erst gegen Ende derselben geschlossen, in der zwischenzeit immer nur vertagt. Diese Praxis verwischte eine Verwischung des Begriffes „Session" und eine Verwirrung zwischen „Vertagung" und „Schließung" des Reichsrathes. Weil die Vertagung der Regierung nach ihrem Belieben freistieht, glaubte man dasselbe von der Schließung. Die Frage, ob eine Session des Reichsraths nach dem Gutdünken der Regierung geschlossen werden dürfe, wurde daher weder damals, noch inzwischen erhoben.

Eine Prüfung des positiven Rechtes ergibt jedoch, dass die Taaffe'sche Praxis, welche gegen den Geist der allgemeinen constitutionellen Lehre und die Uebung aller Parlamente verstieß, auch dem geschriebenen österreichischen Rechte zuwider ist. Der Ausdruck „Session" findet sich im Grundgesetze über die Reichsvertretung nur im § 15, der von der Immunität handelt. „Kein Mitglied des Reichsrathes darf während der Dauer der Session . . . ." Leider erwähnt dieses Gesetz, das wohl im § 19 von der Einberufung, im § 19 von der Vertagung und Auflösung spricht, der Schließung nicht. Dieser Ausdruck findet sich, auf den Reichsrath angewendet, nur im Gesetze vom 20. Juli 1867, Nr. 144 R. G. Bl. über die Behandlung unerledigter Gesetze. Der § 11 dieses Gesetzes bestimmt, „dass ein zur Berathung eines umfangreichen Gesetzes gewidmeter Ausschuss auch nach Schließung der Session oder Haushebung in Thätigkeit bleiben könne." Die übrigen österreichischen Verfassungsgesetze, und zwar sowohl die Landtagsordnungen als auch die Delegationsgesetze, umfassen den Begriff der Session ganz genau. Sie kennen keine Vertagung. § 8 der Landesordnungen wissen von der Einberufung, § 10 von der Schließung des Landtages nach beendeten Geschäften. Das Hauptgeschäft des Landtages als eines permanenten Körpers ist nun die Selbstergänzung, zu diesem Zwecke wird er auch alljährlich in einer ordentlichen Session zusammen. Wenn er ausnahmsweise zweimal im Jahre versammelt wird, so ist nur einem von einer ausserordentlichen Session. Aehnliche Bestimmungen enthält das Delegationsgesetz. § 11 erwähnt nur [illegible] Einberufung durch den Kaiser, § 27 den [illegible] Session nach Bewilligung der Quote. Auch hier [illegible] Vertagung. Nur [illegible] Jahre eine andere [illegible] Session. Aber [illegible] Session und Delegation [illegible] Session" gilt, ist nämlich ein

Digitized by Google

engiffen legislatorischen Anschluß an den citierten § 16 St.-Gr.-G. geregelt. § 23 des Delegationsgesetzes bezieht sich direct auf diesen § 16, und dieser ist wieder eine Copie des § 2 des Gesetzes vom 3. October 1861, Nr. 98 R.-G.-Bl., welches das ursprüngliche Immunitätsgesetz für Reichsraths- und Landtagsabgeordnete zugleich war und heute noch für die letzteren giltig ist. Es geht schon hieraus hervor, daß die im § 16 des Grundgesetzes über die Reichsvertretung erwähnte „Session“ im Wesen dasselbe ist wie die der Landtage und der Delegation. Es gibt jedoch einen viel schlagenderen Beweis hiefür. § 11 des Grundgesetzes über die Reichsvertretung verweist in den Wirkungskreis des Reichsrathes die jährliche Bewilligung der Recruten, die Feststellung des Jahresvoranschlages und die jährliche Bewilligung der einzuhebenden Steuern. Diese Geschäfte kehren alljährlich wieder. Auf diese bezieht sich die Norm des § 10, wornach der Reichsrath alljährlich einberufen wird. Daß er aber zu einer „Session“ einzuberufen ist, welche innerhalb des Zeitraumes von einem Jahre ihre natürliche Begrenzung zu finden hat, folgt unwiderleglich aus dem Gesetze vom 12. Mai 1873, Nr. 94 R.-G.-Bl. über die Geschäftsordnung des Reichsrathes. Dieses Gesetz beschäftigt sich mit einer Reihe formaler Anordnungen, welche die Session betreffen. Im § 9 taucht nun plötzlich der Ausdruck „Jahressession“ auf. „Wird in einem Hause eine Vorlage in der Regierung oder in jenes Hauses oder auch ein Hauptantrag abgelehnt, so können dieselben vorbehaltlich der Ausnahmen der §§ 10 und 11 in der laufenden Jahressession in diesem Hause nicht mehr auf die Tagesordnung gebracht werden.“ Der Inhalt dieses Paragraphen deckt sich mit dem der §§ 17 der Landesordnungen: „Anträge auf Erlassung von Gesetzen, welche durch den Kaiser oder durch den Landtag abgelehnt worden sind, können in derselben Session nicht wieder vorgebracht werden“. Die Session des österreichischen Reichsrathes, weitensgleich mit den Sessionen der Landtage und der Delegation, ist also eine Jahressession; das heißt, der Reichsrath, welcher seine Geschäfte, darunter hauptsächlich die Budgetfeststellung, beendet hat, ist zu schließen, und die darauffolgende ordentliche Tagung als eine neue Session zu behandeln. Es ist außerordentlich bedeutungsvoll, daß der Ausdruck „Jahressession“ gerade im § 9 des Geschäftsordnungsgesetzes angewendet wird. Die an dieser Stelle getroffene Bestimmung ist nämlich eine allgemein constitutionelle. Die preußische Verfassung z. B. enthält sie im Artikel 51, die italienische im Artikel 56. Sie hat nur bei Sessionen einen Sinn, welche die Dauer eines Jahres in der Regel nicht überschreiten. Der Vertretungskörper soll in der Erledigung der Sessionsgeschäfte nicht durch ein überflüssiges Zurückkommen auf denselben Gegenstand gehemmt sein. Ganz widersinnig wäre diese Norm, wenn die Praxis Taaffe's, die Session während der ganzen Dauer der sechsjährigen Wahlperiode nicht zu schließen, sondern stets nur zu vertagen, richtig wäre.

Man hat es leider unterlassen, auf die Einhaltung der genauen parlamentarischen Formalitäten zu dringen, und so nützte sich die Meinung ein, daß die Regierung die Sessionen rein nach ihrem Gutdünken schließen könne. Hatte aber Graf Taaffe geglaubt, eine Session könne beliebig lang sein, so meinten die nach ihm amtierenden Badeni, Gautsch und Thun, dieselbe könne auch beliebig kurz sein, und man konnte in welchem Stadium der parlamentarischen Verhandlungen immer die Session schließen. Es wurde bereits gezeigt, daß mit auf diese Art im Jahre 1897 in zwei Sessionen kamen, nämlich der 12. und 13., und daß das Jahr 1898 gleichfalls zwei Sessionen zählt, nämlich die 14. und die begonnene 15.

Schon der Ausdruck „Jahressession“ in den citierten Gesetzesparagraphen spricht gegen diese Praxis der halbausgewachsenen Sessionen. Wenn die Session die Dauer eines Jahres nicht überschreiten darf, so kann sie sich im Laufe eines Jahres auch nicht wiederholen. Die zuweisung der Recruten- und Steuerbewilligung, welche nach § 11 b und c eine jährliche ist, weist gleichfalls unzweideutig auf einen Zusammenhang dieser Geschäfte mit der Jahressession hin. Man wird schon daraus schließen können, daß es die Peinlichkeit eines constitutionellen Regimes verbietet, die ordentliche Jahressession des österreichischen Reichsrathes vor Bewilligung des Recrutencontingents und des Budgets zu schließen, so wenig als man die beiden Delegationen vor Bewilligung des gemeinsamen Jahresvoranschlages, die nach § 13 des Delegationsgesetzes zum Wirkungskreise dieser Körperschaften gehört, nachhause schicken wird. Wir haben jedoch zu allem Ueberfluß eine gesetzliche Bestimmung, welche diesen Gedanken klar zum Ausdruck bringt. Das Geschäftsordnungsgesetz vom 12. Mai 1873 ordnet unter gewissen Umständen eine Conferenz von Mitgliedern beider Häuser an, um Meinungsverschiedenheiten zwischen Herren- und Abgeordnetenhaus beizulegen. Die Voraussetzungen für eine solche Conferenz, und nun von dem § 11 dieses Gesetzes wortlich folgende Norm bestimmt: „Wenn bei der Berathung des Jahresbudget-, eines anderen Finanzgesetzes, des Recrutengesetzes oder einer dringenden Regierungsvorlage, in betreff deren die Entscheidung nicht bis zur nächsten Session verschoben bleiben kann, die Uebereinstimmung der beiden Häuser nicht zu erzielen ist, so ...“ Man mag die Worte „in betreff deren ...“ drehen, wenden, wie man will, sie haben einen klaren Sinn. Sie bedeuten lediglich auf das zuletztgenannte Wort, „dringende Regierungsvorlage“, oder, wie es der ungezwungene Wortlaut ergibt, auf die Gesammtheit der vorausgegangenen Substantiva, „Jahresbudget, anderes Finanzgesetz, Recrutengesetz oder dringende Regierungsvorlage“, beziehen, jedenfalls lehrt die Zusammenstellung, daß das Gesetz die in diesem Paragraphen vorkommenden Begriffe für juristisch gleichwertig nimmt. Die Meinungsverschiedenheit beider Häuser soll keine Ursache des Nichtzustandekommens dieser Vorlagen in der nämlichen Session sein. Daher wird der ausnahmsweise Vorgang der gemeinschaftlichen Conferenz vorgeschrieben, um auf keinen Fall die Session resultatlos ablaufen zu lassen. Das Jahresbudget und die jährliche Steuerbewilligung, ohne welche die gesammte Staatsverwaltung stockt, sowie die jährliche Recrutenbewilligung, welche staatsgrundgesetzlich dem Reichsrathe vorbehalten wurde, will nun das Gesetz gewiß nicht weniger dringlich behandelt haben als irgend eine andere Regierungsvorlage, „in betreff deren die Entscheidung nicht bis zur nächsten Session verschoben bleiben kann“. Dies geht auch aus dem Gesetzestexte hervor: der § 11 stellt sich nämlich nach den Worten des Gesetzes als eine Ausnahme vom § 9 desselben Gesetzes dar. Das dort ausgesprochene Verbot einer Wiedervorlage nach Abgabe eines ablehnenden Votums wird für die im § 11 aufgezählten dringlichen Fälle beseitigt. Gerade dieser § 9 aber bezeichnet die Session als Jahressession. Das Jahr ist daher auch die jährliche Recrutenbewilligung können oder ihrer Natur nach gewiß nicht bis zur nächsten Jahressession verschoben bleiben. Das Gesetz hat sie daher mit Recht neben die dringenden Regierungsvorlagen gestellt, „in betreff deren die Entscheidung nicht bis zur nächsten Session verschoben bleiben kann“.

Wie haben die österreichischen Regierungen angesichts dieser klaren Gesetzesvorschrift gehandelt? Graf Badeni hat die anfangs April 1897 eröffnete 12. Session bis zum 2. Juni geschlossen, ohne daß das Budget erledigt worden wäre; Baron Gautsch hat die im September 1897 eröffnete 13. Session am 28. December 1897 geschlossen, ohne daß das Budget pro 1898 und das Recrutengesetz bewilligt worden wäre. Ebenso hat Graf Thun die 14. Session am 24. Juni 1898 geschlossen, ohne daß das Budget pro 1898 und 1899 bewilligt worden wäre. Die verfügte Schließung dieser Sessionen war nicht minder eine Verletzung des Gesetzes, als die Erlassung der kaiserlichen Verordnung vom 28. December 1897, R.-G.-Bl. Nr. 304, betreffend die Forterhebung der Steuern vom 1. Jänner bis Ende Juni 1898, und der kaiserlichen Verordnung vom 25. Juni 1898, R.-G.-Bl. Nr. 104, betreffend die Fortercherhebung der Steuern vom 1. Juli bis Ende December 1898. Die erste Gesetzesverletzung hat erst die zweite möglich gemacht.

Die Beseitigung des § 14, welche das national-politische Programm der Deutschen fordert, wird also nicht genügen, die Rechte der Volksvertretung und deren Uebung zu sichern. Immerweiter, wenn die Beseitigung wieder nur eine Verheißung sein soll, wie das Programm in seinem Nachsatze will: „Nur für wirkliche Nothfälle ist durch eine genaue Bestimmung Vorsorge zu treffen“. Wenn die zweite Beleredi-Epoche, genannt Thun, nach dem guten Beispiele der Verfassungspartei im Jahre 1867 von den deutschen Parteien zum Anlaß genommen werden sollte, die seit den Decembergesetzen sichergestellte Verfassung weiter auszubauen, so müssen, getreu den besten Erfahrungen, neben dem § 14 in erster Linie jene Sätze verändert werden, welche die Tagung der Volksvertretung sichern. Der Weg hiezu ist schwere Fassung der geltenden, Einführung neuer Bestimmungen. Die jährliche Einberufung ist durch § 10 St.-Gr.-G. über die Reichsvertretung gewährleistet. Sie soll jedoch nach dem Beispiel der meisten Verfassungen, u. a. auch der belgischen, auf ein bestimmtes Datum festgesetzt sein. Der Volksvertreter soll, außerordentliche Fälle bereits gelegt, im Voraus wissen, wann er zur gesetzgeberischen Arbeit einberufen wird, und die Regierung hat sich in ihrer Vorbereitungsarbeit nach dem gesetzlichen Termine zu richten. Der Termin soll so gewählt sein, daß das tunlige Jahresbudget vor Ende December fertig gestellt sein kann. Die Berathungen sollen nach der Einberufung nunmehr brochen durch eine bestimmte Zeit vertagten und durch Vertagungen nur auf wenige Wochen hinaus werden: Vertagungen sollen mehr als zweimal nach wiederholt werden. Der Mangel der ganzen Bestimmungen, welche die Arbeitenheit des Parlaments unbedingt sichern, ist ein Hauptgebrechen unserer modernen Verfassungsurkunden. Der in der geltenden Verfassung latent enthaltene Zusammenhang zwischen Budget, jährlicher Steuer und Recruten-Bewilligung und Session-Dauer wird ausdrücklich zu normieren sein. Eine Vertagung über Neujahr ohne Beschluß über das Budget oder, wenn dieses fertig vorliegt, unmöglich war, aber ein Provisorium soll ebenso ausgeschlossen sein, wie der Schluß der ordentlichen Session vor voll ständiger parlamentarischer Erledigung des Jahresvoranschlages. Mit der Recrutenbewilligung ist analog zu verfahren. Endlich ist die Einberufung der den nächsten Reichsrath schließen Norm gehören, daß in der Anordnung der Abgeordnetenwahlen den neu gewählten Häusern einer bestimmten Frist kein Hindernis entgegenstehen darf.

Eine Gesetzgebung des Verfassungsstaates, wie Artikel 69, 70, 71 der Belgischen, eines § 14 [illegible] wird im absehbaren Zeitraum

Digitized by Google

reichische Abgeordnetenhaus hat eine genug starke Stellung, um jede Neigung zu absolutistischen Spielereien niederzuhalten. Nur muss es versammelt sein. Solange es der Regierung frei steht, die Volksvertretung in jedem Momente nach Hause zu schicken und nach Gutdünken wieder zu berufen, kann sich kein ernsthaftes constitutionelles Leben entfalten.

Brünn. Dr. Sigmund Auspitzer.

Die Lehren unserer Steuerstatistik.

Das österreichische Finanzministerium hat sich bereit, die Resultate der ersten Veranlagung der Personaleinkommensteuer und der Besoldungssteuer von höheren Dienstbezügen der Oeffentlichkeit bekannt zu geben, in gerechter Würdigung des besonderen Interesses, welches diese Materie in den weitesten Kreisen erregen muss. Dementsprechend enthalten die statistischen Mittheilungen vorläufig bloß die Ergebnisse, zu denen die Thätigkeit der einzelnen Schätzungscommissionen geführt hat, also ohne Rücksicht auf die entweder von den Parteien oder von den Vertretern der Finanzverwaltung eingelegten Berufungen. In mehreren umfangreichen Tabellen mit den entsprechenden Unterabtheilungen wird das Ziffernmateriale nach den wesentlichsten Hinsichten in Betracht kommenden Gesichtspunkten detailliert ausgewiesen und durch praktisch gewählte Specialzusammenstellungen der Ueberblick über diese Einzelheiten ganz wesentlich erleichtert. Die Tagespresse hat, insoweit ihr das gebotene Stoff so rasch, den finanziellen Effect des neuen Gesetzes, sowie den materiellen Bericht über die Durchführung der Steuerreform, welcher in derselben Publication enthalten ist, erschöpfend behandelt. Andererseits darf nicht vergessen werden, dass die bis jetzt vorliegenden Ziffernreihen in mehr als einer Hinsicht für eine intensivere socialpolitische Studie nutzreichend sind. Das Finanzministerium hat in Aussicht gestellt, dass die nothwendigen Ergänzungen in einem späteren Zeitpunkte folgen sollen, und dis dahin möchten wir uns von den hoffentlich bald erscheinenden Daten über das Resultat der Erwerbsteuerveranlagung für den gedachten Zweck doch weit mehr versprechen. Es ist zum Beispiel geradezu in die Augen fallend, dass die Mittheilungen des Finanzministeriums so wenig über die Besteuerung der einzelnen Berufsclassen zu berichten weiß, und sich mit der Constatierung der hierauf bezüglichen Endsummen begnügt. Eine solche specialistische Berufsstatistik hätte man gewiss gerne in Tausch gegen manche andere Statistik genommen, welche sich in Einzelheiten verliert, die vielleicht den Localschriftsteller, nicht aber die Allgemeinheit interessieren. Warten wir übrigens die versprochenen Nachträge ab.

Man hat an officieller Stelle das Ergebnis der ersten Veranlagung nach dem neuen Steuergesetze als ein im Großen und Ganzen zufriedenstellendes bezeichnet, allerdings mit der Einschränkung, dass sich die Erwartung ehnedies auf gewisse Minimalerträge stütze, die also mit der größten Wahrscheinlichkeit überboten werden müssten. So freudig es die Bevölkerung empfindet, wenn der Fiscus den Ertrag seiner Anspräche schon im voraus recht niedrig taxiert, weil dann, mit Recht oder Unrecht, eine Beabsichtigung dieser Aspirationen selbst erhofft werden darf, so mag billigerweise doch die Frage aufgeworfen werden, ob der Eindruck der großen Action nicht auch dadurch beeinflusst werden ist, dass der ziffernmäßige Steuerzahler, durch die Härte des Gesetzes, beziehungsweise dessen Durchführung abgeschreckt, die Meint nach guten, alten Brauche zuhause gelassen und unehrlich taxiert hat. Gerade unmittelbar vor einer solchen Zumessung pflegt es ja Vorsicht zu nennen, die Lage in ein Bettrug zu Staatsstabe, eine Declaration an der Gemeindeamtseit gehörigen Gebern, und just auf deren Bestimmung kam es bei dem Reformgesetze an. Wie sehr auch seine ursprüngliche und viel glücklichere Form im Laufe der parlamentarischen Verhandlungen verzerrt wurde, eines seiner Hauptprincipien ist unverandert geblieben: die Gesammtheit der Steuerträger nicht stärker zu belasten, sondern das aufzubringende Contingent gerechter zu vertheilen. Wenn nun auch bei der Personaleinkommensteuer einer dieses Contingent nicht im voraus und auch nicht für bestimmte Steuergruppen begrenzt wird, wie dies bei der allgemeinen Erwerbsteuer geschieht, so hat doch der ganze, dem Gesetz zugrunde liegende Finanzplan durch die vorgeschriebenen Nachlässe an anderen Steuergattungen, durch die Ueberweisungen an die einzelnen Länder u. s. w. gleichsam ein Bollit gegen steuerliche Uebersicht geschaffen. Es ist natürlich unmöglich, irgendwie zwar positiv zu erheben, ob dies ursprüngliche Ziel des neuen Gesetzes, unbeschadet der drakonischen Einstrenge der Steuerämter bei Veranlagung zu vollständig, auch thatsächlich erreicht worden ist. Es scheint fast, dass sich die Steuerämter einen, wenn auch unwillkommenen Beruf daraus machen, welche der nachahmlichen Parteien mit der Behauptung abfahren soll, man hat nur auf diese Weise ein besonders günstiges Resultat zusammengebracht, da es ja wieder ein anderes Amt sein wird, das die Berufungen zu entscheiden hat. Jedenfalls ist es [illegible]

Statistik überhaupt gleich, welcher uns heute liegt — möchten wir doch darauf hinweisen, dass die annähernde Erreichung der vermutheten Steuerhauptsumme gewiss nicht als Beleg für die richtige Einschätzung dienen kann. Es hat eben jeder in seiner eigenen Fassion eine gewisse Endsumme resultieren lassen, die in der Regel nur ganz unwesentlich von seinem wirklichen Einkommen abweich, insoferne dieses Einkommen nach dem äußeren Aufwande von dritten Personen abgeschätzt werden konnte. Um nicht missverstanden zu werden, sei hier hervor, dass wir natürlich nicht jene zahlreiche Vorkommen von ehrlichen Fassionen nicht bestreiten, sondern bloß von jenen Fällen sprechen wollen, bei denen, um uns präcise auszudrücken, ganz besonders die Durchführungsverordnung eine ehrliche Bekennmißlegung unmöglich gemacht, also die Steuermoral sozusagen behördlich erschlagen worden ist.

Es ist allgemein aufgefallen, dass die Zahl der Censiten kaum drei Procent der Bevölkerung erreicht hat. Effectiv wurde die Ansicht vertreten, dass eine kleine Correctur dieser Ziffer in mehr als Dutzende zu finden sei, dass von einzelnen Steuercommissionen häufig eine Einschätzung a priori unterlassen wurde, wenn äußere Umstände auf das Vorhandensein eines untersteuerpflichtigen Einkommens schließen ließen. Anderseits wissen wir aber von Fällen, in denen eine Steuervorschreibung ex officio vorgenommen wurde, ohne dass die Steuergrenze überschritten worden ist. Nachdem das Resultat der Berufungen in dem vom Finanzministerium herausgegebenen Werke über das Ergebnis der Personaleinkommensteuer noch nicht enthalten ist, so erscheinen diese Fälle dem Gefetze gemäß nicht zu behandelnden Individuen in der Zahl der Censiten inbegriffen. Auch hat die Erleichterung, welche durch die Vorschrift geschaffen wurde, dass Personen, deren steuerpflichtiges Einkommen 1000 fl. nicht überschreitet, in der Regel kein Bekenntnis ablegen müssen, eben jene Fehlermöglichkeit geschaffen, von welcher die Anzahl der Censiten und die Höhe der einbekannten Beträge zu allererst technisch getroffen worden ist. Das soll beileibe kein Vorwurf gegen das Gesetz sein, welches mit Recht den Steuerbehörden nach Thunlichkeit vor unnöthiger Mühe und Zeitaufwand schützen will. Aber die nicht sonderlich beliebte Institution der Vertrauensmänner scheint trotz guten Willens, oder vielleicht gerade weil diese Personen nunmehr die Delegierten der Bevölkerung sind, ihren Dienst als Treiber in der behördlichen Hetzjagd schlecht versehen zu haben. Wenn also diese Vertrauensmänner, von denen man sich so viel versprach und die so wenig nützen, der Steuerbehörde kaum von Nutzen waren, so befällt uns eine noch größere Furcht, wenn man an die Arbeit der Zumessungsstellung jener Details denken, die in den Mittheilungen des Finanzministeriums wiedergegeben sind. Ihre Grundlage war das Einsichtsungsregister — die armen Steuerreferenten könnten Bände über die Mühseligkeiten erzählen, unter denen sie gewisse nothwendige Einzelheiten aus den Fatenten „herauszichen" mussten. Das große Publicum führt keine Bücher, Einkommen und Ausgaben werden in Bausch und Bogen im Kopfe behalten, und wie oft schlugen wir selbst die Hände zu Verzweiflung zusammen, wenn wir unten in der Zumessungs- der Reichsrathspost Wien Steuerbekenntnisse verfassen halfen, bei denen so ziemlich jeder Beleg fehlte. Wie mag es erst in den peripheren Dörfern aussehen haben!

Wir sind also gewiss die Letzten, welche die Schwierigkeiten der Behörden, selbst wenn sie unverschuldet sind, unterschätzen möchten. Aber eben deshalb glauben wir uns berechtigt, mit allem Nachdruck auf jene Momente hinweisen zu dürfen, welche den simplen Rechtsbegriff der Steuerbefreiung erschweren und demnach solche Schwierigkeiten gleichsam geschaffen haben. Wie grausam ist beispielsweise die Durchführungsverordnung mit dem so wichtigen § 157 verfahren, welcher das Steuern der Familienbesteuerung in sich fasst. Man wollte gesetzlicher sein als das Gesetz und thut das Ungeheuer des Artikel 3 in der Vollzugsvorschrift: wortlaut verwahnen wir ein Ochsenmaul, wenn wir sagen, dass dieser Artikel ein wichtiges Schock von Steuerdefraudanten geschaffen hat. Dieser Artikel 3 fordert die gemeinschaftliche Besteuerung der Familienmitglieder, wenn die letzteren sich in der persönlichen Gewalt des Haushaltungsvorstandes befinden, beziehungsweise von ihm den Lebensunterhalt genießen oder wenn nicht nachgewiesen ist, dass ihnen das Besteuerungsrecht des Haushaltungsvorstandes, sowie ihrer etwa [illegible] Disposition rechtlich entzogen ist. Andererseits lässt die Vollzugsvorschrift die Ehefrauen großjähriger Kinder, Enkel, Schwiegersöhne, dann der Eltern, Großeltern oder Schwiegereltern am Besteuern und Wohnsitz als Haushaltungsvorstand des Familienhauptes ansehen, wenn dem letzteren ein den persönlichen Verhältnissen entsprechender Einfluss zusteht. Wie [illegible] „Gewalt" und „Einfluss" [illegible] wollte aber dieses willkürlich gegriffene Beispiel besagen? Wie [illegible] Einfluss [illegible] Gewalt [illegible] Einfluss [illegible] Gewalt [illegible] Einfluss [illegible] Gewalt

besonderes Einkommen genießen, ihm selbst nichts davon geben. Sein Eid könnte unter Umständen diese Behauptung erhärten. Die Durchführungsverordnung dreht den Spieß um und beschränkt im vorans das Beweisgebiet der Tatenten, schafft die Unterschiede zwischen großjährigen und minderjährigen Familienmitgliedern, spricht von der väterlichen Gewalt des Haushaltungsvorstandes ꝛc., indem sie auf die falsche Prämisse den unlogischen Schluß stülpt. Gibt es doch eine Unzahl von Familien, deren Angehörige nicht in der von der Vollzugsvorschrift so außerordentlich begünstigten Lage von Curanden sind, die aber dennoch so viel verdienen, um ihren Eltern nicht zur Last zu fallen, vielleicht überdies noch eine kleine Summe alljährlich für ihre Heiratsausstattung u. dgl. zurücklegen können. In diesen Falle trifft doch thatsächlich die Voraussetzung des Gesetzes zu, daß das Einkommen bloß für die Bedürfnisse des Erwerbenden verwendet wird. Doch selbst angenommen, daß sich irgend ein Motiv für diese Tendenz in der Durchführungsverordnung finden ließe, weshalb stellt man sie um, wenn es sich um Lohnbezüge handelt? Die vorgeschützten technischen Schwierigkeiten sind haltlos, könnte man doch bei dem Familienverstande jenes Steuereinzelnen, welches sich regibt, wenn man das bei dem Dienstgeber versteuerte Einkommen der Familienmitglieder jenem des Hausvaters zugezählt haben würde. Die Steuerträger haben sich, wie wir versichern können, sehr häufig selbst geholfen. Sie verschwiegen den Verdienst ihrer Kinder, wenn er ihnen thatsächlich nicht zufloß, und daraus mag zum Theile auch der Umstand erklärt werden, daß die Statistik einen durchschnittlichen Hauszins von bloß 141 Personen ergeben hat.

Auch der § 173, welcher gewiß, auf die Familienbesteuerung bezügliche Erleichterungen zum Gegenstande hat und an competenter Stelle ursprünglich wenig Sympathie fand, wurde härter durchgeführt, als es in der Absicht des Gesetzgebers gelegen war. Es dürfte interessieren, zu hören, daß die Organe der Steuerverwaltung erst aus der Vollzugsvorschrift erfuhren, daß auch in dem Falle des zugezählten Arbeitseinkommens die daran geknüpften Erleichterungen nun dann stattfinden können, wenn das Einkommen des Haushaltungsvorstandes 3000 fl. nicht übersteigt. Der herauf bezügliche (zweite) Absatz des erwähnten Paragraphen bemerkt hierüber nichts, fügt aber anderseits doch hinzu, daß die Abzugsberechtigung ohne Rücksicht auf die Größe des Familienstandes eintritt. Und wie zigoros wurde die Definition des Begriffes „Arbeitseinkommen" gehandhabt! Was nicht Dienst- oder Lohnbezug war, wurde auf höhere Weisung entfernt, obzwar das Gesetz von Arbeitseinkommen im allgemeinen spricht, also eine liberalere Praxis intendierte. Es wird deshalb doppelt betrübend, die Ziffern zu lesen, welche aus die Zahl jener Haushaltungen angeben, die trotz alledem unter das steuerfreie Minimum gekommen sind. Bei 1901 Familien verfügen, steuerrechtlich gesprochen, in Wien über kaum 600 fl. Einkommen, darunter 1200 Familien mit mehr als zwei Familienmitgliedern. Diese Zahl ist zugleich die Statistik jener Dürftigkeit, welche hart an das Elend stoßt, und die das Unrecht grell beleuchtet, ein steuerfreies Existenzminimum ohne Rücksicht auf den Wohnort schaffen und auf die relative und absolute Teuerung in der Großstadt vergessen zu wollen. Der Steuermoral der Bevölkerung ist fiscalische Rücksichtslosigkeit gewiß nicht zuträglich.

Schade, daß die so umfangreichen Tabellen keinen Aufschluß über die von hierlands wohnhaften Ausländern fatierten Einkommenbeträge, insoweit dieselben 1200 fl. übersteigen, geben. Es war ein hartes Stück Arbeit, in einzelnen Fällen eine geschmälige Praktizierung in Hinsicht auf die Steuerpflicht der Ausländer zu erzielen. Nach dem Wortlaute sollte das ausländische Einkommen der Nichtsteuerleicher nur insoferne steuerpflichtig sein, als es nach Leiterreich bezogen wurde. Dieser so eminent wichtige Begriff des „Beziehens" fand aber nicht überall das nothwendige Verständnis. Nach Ansicht einer Steueradministration wäre beispielsweise ein von einem in Wien domicilierenden nichtösterreichischen Staatsburger etwa in Berlin erzieltes und ebenda belassenes „Zinserträgnis aus Werthpapieren deshalb zu versteuern, weil es in dem Besitzen des Contocorrent Inhabers gelegen ist, sich dieses Ertrages hierher transferieren zu lassen. Falls aber die nicht minder bedeutsame Frage, welches ausländische Einkommen als im Sinne meines Gesetzes bereits versteuert anzusehen sei, bis heute noch keine allgemein orientierende Entscheidung veröffentlicht worden ist, wird an amtlicher Stelle wahrscheinlich durch die dabei obwaltenden Schwierigkeiten erklärt werden, uns damit sie als so dringend erkannt, daß eine Beschleunigung schon mit Rücksicht auf die hier weilenden fremden Staatsbürger nahezu wäre.

Mit vollem Recht wurde Klage über die abgeschärfte grobe Rigorosität geklagt, welche sowohl das Gesetz, als auch die Durchführungs-Verordnung hinsichtlich der zulässigen Abzugsposten beobachtet hat. Die Bevölkerung kann weder die Motivenberichte der Regierung, noch das Referat des Steuercommissions, noch endlich die Debatten im Abgeordnetenhause, insoferne die letzteren allen zugänglich gewesen werden. Kein Wunder also, wenn das Gros des Publicums mit dem besten Willen nicht begreift, weshalb die gesetzliche Personal-einkommensteuer von dem Einkommen nicht in Abzug gebracht werden darf, wohl aber jede andere Steuer. Das Niveau der steuerpolitischen Bildung ist, Gott sei's geklagt, im allgemeinen noch recht niedrig, und es steht wohl nicht an der Bereitwilligkeit, aber doch an jenem Anpassungsvermögen, das da Dinge begreift, welche gegen den Spießbürgerverstand gehen. Steuer zahlen und sie nicht abziehen dürfen, das fordert zu einer selbständigen „Correctur" des Einkommenbekenntnisses geradezu heraus, genau so wie freiwillige Beiträge an arme Verwandte, Lebensversicherungsprämien, die 100 fl. übersteigen, und so ohne jede Grazie weiter.

Man gebe sich keiner Täuschung hin: Insolange die weiten Schichten der Bevölkerung nicht von der Ueberzeugung durchdrungen sind, daß der Staat mit seinen Steueransprüchen innerhalb der Grenzen der Billigkeit bleibt, wird sich eine nennenswerte Besserung in der seit jeher beklagten Leichtfertigkeit des Publicums in Steuersachen nicht erzielen lassen. Wir haben oben erwähnt, daß ein großer Theil der Beschwerden nur im nichtamtlichen Verkehre zu erfahren sei, weil das Publicum naturgemäß den Organen der Steuerverwaltung gegenüber sehr zugeknöpft ist und deuselben die begangenen Verheimlichungen und Hinterziehungen nicht bekanntgibt. Wir glauben deshalb, durch einen Theil der angeführten Beispiele gewissermaßen die Richtung gekennzeichnet zu haben, in welcher behördlicherseits Remedur geschaffen werden muß, wenn anders auf ehrliche Bekenntnisgenau Wert gelegt werden will. Auch mögen unsere Darlegungen wenigstens als Warnung für jene dienen, welche die statistisch erhobenen Zahlen über das Einkommen in Oesterreich allzu vertrauensvoll in die Hand nehmen. Man wird es endlich begreiflich finden, wenn wir in Hinsicht auf die Hebung der Steuermoral durch das neue Gesetz weder von sanguinischen Hoffnungen im Vorhinein erfüllt waren, noch auf Grund unserer Erfahrungen zur Ueberzeugung gelangt sind, daß unser Pessimismus unberechtigt gewesen ist.

Emil Prager.

Sexualethik.

Im Deutschen Reiche plagen sich Regierung und Reichstag seit, ich weiß nicht wie viel Jahren mit der Lex Heinze. Es wird auch dieszmal bei der Sache nichts herauskommen, und kommt etwas heraus, so wird es nicht viel Klugs sein. Ueber diese Rathlosigkeit der Gesetzgeber könnte man sich nur dann verwundern, wenn man nicht wüßte, daß die Herren theils diametral entgegengesetzten Moralen huldigen, theils überhaupt nicht recht wissen, was Moral ist, und ob es unveränderliche Moralgrundsätze gibt. Selbstverständlich sind Sittengesetz und Staatsgesetz zwei verschiedene Dinge, und ihre Gebiete decken sich nur zum Theil, aber das Staatsgesetz muß, wenn es nicht in der Luft schweben will, die im Volke herrschenden sittlichen Anschauungen zur Grundlage nehmen und darf keinesfalls gegen diese verstoßen. Von meinem Moralsystem, daß nicht meine Erfindung, sondern nur die alte Eymanistenmoral ist, glaube ich, daß es auch für die Gesetzgebung auf dem heikelsten aller Gebiete eine hinlänglich haltbare Grundlage abgeben würde. Bei seiner Darlegung kann ich meinerseits nur Behauptungen aneinanderreihen, da für vollständige Beweise hier der Raum fehlt.

Die Moralität ist kein veränderliches Entwicklungsproduct, sondern die Eigenheit der Seele, und das Wesen der Seele bleibt unter allen historischen Veränderungen dasselbe. Die Verschiedenheit der sittlichen Anschauungen und der Sitten beruht auf zweierlei. Erstens darauf, daß das Wesen des Menschen nicht in einem Exemplar vollständig zur Erscheinung kommen kann, sondern sich in viele Incarnationen spaltet, deren jede eine besondere Seite des Menschenwesens darstellt. Obwohl demnach die sittlichen Ideen: Wohlwollen, Gerechtigkeit, Freiheit, Vollkommenheit zur alle dieselben sind, hat doch jeder seine eigene Moralität, indem keiner die sämmtlichen Ideen gleichmäßig zu verwirklichen vermag, und indem die Verwirklichung jeder dieser Ideen unter verschiedenen Umständen ein anderes Verhalten fordert und anders aussieht: die Fähigkeit eines Polizisten üben in einem Autritt der Liebespflicht anders als die Hände der Mutter am Krankenbett eines Kindes. Die unendliche Zahl der Modificationen, welchen sich jedoch in eine bekannte Zahl von Gruppen, indem von allen Angehörigen eines und des selben Standes, Geschlechtes, Lebensalters, wenn auch nicht genau dasselbe, so doch ein ähnliches moralisches Verhalten gefordert wird. Nationalmoral und Classenmoral, menschliche und weibliche Moral, die Moral des Kindes, des Jünglings, des reifen Mannes sind verschieden und müssen verschieden sein, und wenn in der Verschiedenheit die Reife des Staatenmaßstabes und Umfanges zugetheilt werden ist, der darf mich über juristische Spitzfindigkeiten hinweg.

Digitized by Google

ein zweites bewirkt Modificationen: die Rassenverschiedenheit. Den gelben und den schwarzen Menschen fehlen die feinere sittliche Empfindung und der ideale Schwung, den die Ahnung des Ewigen, Jenseitigen ertheilt; ihre Moralität wird daher nie und nirgends die Höhe erreichen, die von den edelsten Exemplaren der weißen Rasse erklommen worden ist. Den Schein der Entwickelung hat der Umstand erzeugt, dass sich die Moralität nur unter gewissen äußeren Bedingungen entfalten kann und dass diese Bedingungen bald vorhanden sind, bald fehlen. Bis sie eintreten, nachdem sie eine Zeitlang gefehlt haben, da scheint sich Moralität zu entwickeln, aber das Wort entwickeln ist nur dann zulässig, wenn man es in demselben Sinne gebraucht wie bei der Entwickelung des Weizenhalmes aus dem Samenkorn und des Kindes aus dem Manne, nicht aber die Entstehung eines höheren Neuen aus einem niedrigeren Alten darunter versteht. Was bei all' jenen unzähligen Entwickelungen, die mit Zersetzungsprocessen abwechseln, herauskommt, das ist immer und überall dasselbe; auch heute noch wird sich ein Herr glücklich schätzen, wenn er einen Diener hat, wie Odysseus am göttlichen Saubirten einen hatte, und kann sich ein verständiger Vater keinen bessern Sohn wünschen, als Telemach einer war, nämlich dem Charakter nach, der ja hier allein in Betracht kommt; hätte Telemach das Abiturientenzeugnis machen müssen, so könnte er wohl seinen Eltern noch Kummer und Verdruss bereitet haben. So groß und zahlreich nun auch die Verschiedenheiten der Moralität und Immoralität sein mögen, zweierlei haben alle Menschen gemein. Erstens die Wurzeln der Moralität, die sittlichen Ideen und die innere Nöthigung, ein diesen Ideen entsprechendes Verhalten zu billigen, das entgegengesetzte zu missbilligen. Alle Menschen ohne Ausnahme können und sollen sittlich frei sein, das heißt die Befriedigung ihrer Begierden durch die Vernunft regeln, und jeder soll in seiner Art vollkommen sein, das heißt alle seine Kräfte und Anlagen in nützlicher Thätigkeit entfalten. Und im Verkehr mit seinen Mitmenschen soll jeder Wohlwollen und Gerechtigkeit üben. Das zweite allen Gemeinsame ist die Grenze, die keiner überschreiten darf, wenn ihm auch seine Naturanlange und seine gesellschaftliche Stellung ein von der Durchschnittsmoral sehr verschiedenes Verhalten gestatten oder sogar zur Pflicht machen, ihn zum Beispiel zum Blutvergießen zwingen: zu Gemeinheit, Niedertracht, Frevel und Ruchlosigkeit ist niemand gezwungen, und keinem ist dergleichen erlaubt; auch ein Alexander oder Cäsar darf nicht zu seinem persönlichen Vergnügen Menschen tödten oder gar martern.

Dieser allgemeinen und in ihrem Wesen unveränderlichen, in ihren Erscheinungsformen veränderlichen Moral ist von den jüdischen Propheten die Kraft und der Schwung, von den Griechen die ästhetische Verklärung und philosophische Vertiefung, von den Römern der Schutz einer klaren und festen Rechtsordnung zutheil geworden. Christus hat sie nicht aufgelöst, sondern ein Stockwerk darauf gebaut. Er war gekommen, den Glauben an eine zeitzeitige Vollendung zu begründen, und dieser Glauben hatte niemals entstehen können, wenn das Volk nicht Menschen zu sehen bekommen hätte, die auf das Diesseits verzichteten. Und für die Verzichtleistenden konnte auch die Liebespflicht soweit ausgedehnt werden, dass sie alle Menschen umfasste, während der in der Welt Thätige nur Feindschaften und um die Nothwendigkeit, gewisse Personen als Feinde zu behandeln, niemals herumkommt. Das Christus diese Vergeltungsmoral nicht für alle Menschen, sondern nur für seine Jünger verkündigt hat, geht unter anderem klar aus Matthäus 19, 16 ff. hervor. Der reiche Jüngling fragt: Was muss ich thun, dass ich das ewige Leben erlange? Jesus antwortet: Du kennst ja die Gebote: du sollst nicht ehebrechen, nicht stehlen, kein falsches Zeugnis geben, nicht berrügen, du sollst Vater und Mutter ehren. Jener antwortet: Das alles habe ich von Jugend an beobachtet. Darauf erwidert Jesus: Willst du vollkommen sein, so verkaufe deine Habe, gib den Erlös den Armen und folge mir nach. Kurz vorher hat er von Menschen gesprochen, die um des Himmelreiches willen auf die Ehe verzichten, und dazu bemerkt, dass das nicht jeder imstande, die Kraft dazu eine besondere Gnade sei. Aus diesen beiden Stellen geht ganz klar hervor, dass für die Masse auch wie vor die althergebrachte Moral gelten soll, die von den christlichen Theologen die natürliche genannt worden ist, seine „neue" Moral aber, die eine über das gewöhnliche Maß hinausgehende sittliche Kraft erfordert, nur für den engeren Kreis seiner Nachfolger.

Wenden wir nun diese Grundsätze auf das Geschlechtsleben an! An und für sich haben die Sexualfunctionen mit der Moral final so wenig etwas zu schaffen, wie die Functionen der Ernährungsorgane. Daraus folgt, dass jeder eine solche Function, auch das Sexualverhältnis, nach den Bedingungen, nach den Bedürfnissen und nach den Neigungen seiner Individualität regeln kann. Tennyson soll einmal gesagt haben: Wenn auch nur ein einziger der Genüsse, welche die Natur gewährt, Sünde wäre, so wäre nicht Gott, sondern ein Teufel der Weltschöpfer. So ist's! Sündhaft können also die willkürlichen Sexualfunctionen nur dann sein, wenn sie eine der sittlichen Ideen verletzen, also entweder sich der Regelung durch die Vernunft entziehen und durch Uebermaß der Pflichterfüllung Kraft, Zeit und Mittel rauben, oder gegen die Liebe und Gerechtigkeit verstoßen. Stellen solche Verstöße eine juristisch constatierbare Rechtsverletzung dar, so fallen sie als Verbrechen unter das Strafgesetz. Ich verstehe demnach unter Keuschheit nicht die Nichtausübung der Sexualfunctionen, sondern das, was die Alten unter castitas verstanden haben: die Regelung dieser Functionen durch Pflicht und Vernunft. Es verhält sich damit ganz ebenso wie mit dem Essen und Trinken. Beides ist keine Sünde, sondern vielmehr Pflicht, und ebenvernünftig ist das Unzüchtige Sünde, das man dabei empfindet, aber ist es unvernünftig, sich darauf zu freuen. Sünde aber ist es, so viel zu trinken, dass die Vernunft die Herrschaft über die Gedanken, über Zunge und Beine verliert, Sünde ist es, sich in die Kneipe zu setzen, wenn man arbeiten soll, Sünde ist es, einen theuren Wein zu trinken, wenn man ihn nicht bezahlen kann, oder wenn man Weib und Kinder darben lassen muss, um ihn bezahlen zu können. Ich genieße, was ich vertragen und bezahlen kann, pflege der wackere Justus Möser den Frömmlern und Rigoristen seiner Zeit zu entgegnen. Der Jünger Jesu überdrängt nicht in Ehe und Concubinat mit seinen Weibern das Maß der ganzen Welt und rechnet sich jeden Genuss als Sünde an, solange Millionen seiner Mitmenschen entbehren und leiden. Aber wohlgemerkt! Hier ist es der Genuss, der sündhaft erscheint, nicht an sich, nicht als Gesichend des Schöpfers, sondern mit Rücksicht auf die Mitgeschöpfe, die dieses Gesichent entbehren, und alle Genüsse sind von diesem Gesichtspunkte aus gleich zu achten: der Schluck Wein, die Rose auf einem bequemen Lager, ein Kunstgenuss ersheinen da ganz ebenso sündhaft, wie ein Sexualgenuss. Naturlich gilt das nicht, wie Tolstoi will, für die Gesammtheit. Aber jo weit soll sich allerdings die europäische Gesammtheit, wenn sie den Christennamen nicht zum Kinderspott machen will, ins obere Stockwerk erheben, dass sie beim Genuss ein böses Gewissen hat, solange sie nicht an der Beseitigung der Leiden ihrer Mitmenschen ernsthaft arbeitet und sich bemüht, den Unbehrenden den Zugang zum Genuss zu öffnen. Und auch in diesem Falle gilt ein Genuss wie der andere, in den Augen des sittlichen Menschen machen sich die Leiden von der innecen Mission nur lächerlich, wenn sie sich den Schein geben zu glauben, dass die Seelen der Dirnen mehr gefährdet seien, als die anderer Leute. Die Selbstgerechten, die gegen die Armen Hartherzigen und die Prasser, das sind die drei Classen von Menschen, denen Christus die Hölle angekündigt hat, und diese Leute, deren Seelenheil wirklich ernstlich gefährdet ist, müssen die Frommen, wenn sie Seelen retten wollen, schon in anderen Gesellschaftsschichten suchen; die Dirnen und die Ehebrecherinnen hat er ohne viel Umstände begnadigt. Es ist übrigens gar nicht zu verwundern, dass er solche Sünden leicht verzieht, dagegen den Gegenmand — im Gleichnis wenigstens — zur Hölle verdammt. Denn Geschäftigkeit und Feinschmeckerei bereiten nur den Schmarotzern Genuss, die Sexualgenüsse dagegen sind, abgesehen von den unnatürlichen und verbrecherischen, Gemeinschaftsgenüsse, die Quelle aller Sympathie, daher aller Hoheren und feineren Empfindungen. Große und unzureichende Kraft hindert niemand an der Entfaltung der feinsten Empfindungen; dagegen ist es fraglich, ob ein Mensch, der die Zärtlichkeit nicht kennen lernt, überhaupt wahre Sympathie empfinden könne; ohne diese aber gibt es weder Wohlwollen, noch Gerechtigkeit, also nichtmes eine verkümmerte, halbe, auf die Entfaltung der eigenen Persönlichkeit beschränkte Moralität. Wenn echte Jünger Jesu vorkommen, die ohne den Umweg über die Sinnlichkeit zur Liebe gelangt sind, so sind die eben, wie Christus selbst und sein ganzes Werk, ein Wunder, ein Wunder gleich den Heilungen, die das Naturzusammenhang und die Schwerkraft überwunden haben, ein Geheimnis wie Gott selbst, den wir für einen reinen Geist und doch nur halbig halten, uns zu lieben und unsere leiblichen Schmerzen und Freuden zu verstehen. Der Verfasser des Hebräerbriefes scheint im zweiten Capitel andeuten zu wollen, dass dieses Verständnis Gott nicht ursprünglich innewohnte, sondern dass er Mensch werden musste, um es zu erwerben — er sei den Brüdern gleich geworden, um barmherzig zu werden, dass leiden musste, um Leidenden helfen zu können. Jesus bemaß die Sexualgenüsse nicht nach der Empfindung und damit nach den Mitmenschen zugewandten Theiles der Seele, sondern sah, so dürfte Christus diese Quelle nicht durch Ausschweifung verunreinigen, was geschehen wäre, wenn er nicht die [illegible] Sexualgenüsse als [illegible] Sünden behandelt hätte.

[illegible] Sexualgenüssen [illegible] Sünden [illegible] Ehe [illegible] Sexualgenüsse [illegible] Ehe [illegible] Sexualgenüsse [illegible] Ehe [illegible] Sexualgenüsse

gänzungsbedürfnis, Gedankenaustausch, Freundschaft) bringen es mit sich, dass eine andere Ausübung der Sexualfunctionen als die in der Ehe, und zwar in der unlöslichen Einehe, der Idee des Menschen nicht entspricht. Und insofern jede der Idee nicht entsprechende, also den Menschen herabsetzende Handlung Sünde genannt wird, muss auch jeder illegitime Geschlechtsgenuss als Sünde bezeichnet werden. Diese Sünden gehören jedoch, von besonderen Fällen abgesehen, zu den unvermeidlichen, die damit gegeben sind, dass ein der Idee vollständig entsprechendes Handeln überhaupt nur in Ausnahmefällen möglich ist. Die Kirche hat diese Thatsache anerkannt, ihrer Anerkennung in dem vielfach irreleitenden Dogma von der Erbsünde Ausdeud verliehen (irreleitend namentlich dadurch, dass auf ein persönliches Verschulden des Menschen zurückgeführt wird, was in der Natur begründet ist) und die vom Bewusstsein ihres ideenwidrigen Lebens Bedrückten nicht ohne Trost gelassen, indem bei den Katholiken die priesterliche Absolution, bei den Protestanten der rechtfertigende Glaube an die stellvertretende Genugthuung Christi ersetzen, was zum ideengemäßen Leben fehlt. In der Sexualsphäre beruht der Widerspruch zwischen Idee und Wirklichkeit darauf, dass die Geschlechtstrieb, wenn sein nächster Zweck erfüllt werden soll, beim activen Theil für gewöhnlich unüberwindlich sein muss. Selbstverständlich nur beim activen Theil, weeaus allein schon folgt, was für ein scheußlicher Unsinn es ist, wenn Männern und Weibern dieselbe Sexualmoral gepredigt wird. Könnte sich der Mann der Geschlechtsfunctionen so leicht entschlagen wie etwa des Essbedürfnisses, so wäre das Menschengeschlecht längst ausgestorben: namentlich die Ehen aller edlen Männer und Frauen, die einander gegenseitig hochschätzen, sowie die Ehen aller guten Wirte und aller Aengstlichen würden Josefs-Ehen sein. Wenn aber, damit der Zweck der Natur erreicht werde, der Trieb beim Manne für gewöhnlich unbezwingbar sein muss, und wenn diese Unbezwingbarkeit auf einem physiologischen Procels beruht, der in einem bestimmten Lebensalter beginnt und sich dann jahrzehntelang fortsetzt, so versteht es sich von selbst, dass der Standesbeamte und der Geistliche keine Macht über den Lauf der Dinge haben, und dass, wenn die Ehe nicht genau zu der Zeit abgeschlossen wird, wo der Trieb eine gewisse Stärke erreicht hat, unvermeidlich seine illegitime Befriedigung auf die eine oder die andere Weise eintritt. Die schwedische Arzt Rydbing, die medicinische Autorität unserer heutigen Rigoristen, behauptet nun zwar im Kampf gegen die eine Weise, dass dem Manne die absolute Enthaltung nicht allein möglich sei, sondern leicht falle: aber noch er Seite 133 seiner „Sexuellen Hygiene" in der 10. Auflage der deutschen Uebersetzung, als unvermeidlich beschreibt, das ist eben nicht die absolute Enthaltung sondern, wie besonders deutlich aus der Combination dieser Stelle mit Seite 127 hervorgeht, nur die andere Weise: diese ist aber von den Gesetzgebern aller Völker und Zeiten nicht für das kleinere, sondern für das größere Uebel angesehen worden, und die communis opinio ist stets dahin gegangen, dass ein illegitimer Umgang des Ledigen und der unglücklich verheirateten Männer die nothwendige Ergänzung der Monogamie sei. Und zwar nimmt diese Umgang für die Männer des Bürgerstandes nothwendig die Form der Prostitution an, weil sie nicht leicht genug sind, Maitressen auszuhalten, und weil es den Mädchen ihres Standes durch die Sitte verwehrt ist, vor der Ehe der freien Liebe zu huldigen, wie die Arbeiterinnen und Dorfmädchen ohne Einbuße an Ehre thun. Hartpole Lecky behauptet sogar, die englische Frau und Jungfrau der besseren Stände habe ihre Unantastbarkeit bloß dem Umstande zu verdanken, dass sich England unter allen Ländern der am besten organisierten Prostitution erfreue. Auch führt er das irische Elend zum Theil darauf zurück, dass sich der junge Ire von den Priestern einreden lasse, unehelicher Umgang sei Sünde, und daher sich heirate, während sich der junge Engländer ohne Gewissensbedenken mit der Prostitution behelfe und nicht eher heirate, als bis er die Mittel zur Begründung eines anständigen Hausstandes habe.

Dieses Bedürfnis der Männerwelt wurde ein grausames Verhängnis sein, wenn alle Frauen gleich geartet waren. Das ist glücklicherweise nicht der Fall. Es gibt Frauen, die nur ein geringes Verlangen nach dem Manne tragen, und sogar solche, die mit der Gewährung des ehelosen Umgangs selbst dem Manne, den sie lieben, ein Opfer bringen: die sind die geborenen tüchtigen Hausfrauen und Mütter. Und es gibt sinnliche Weibsleute — sie sind meistens in gleich auch laut — die man als geborene Prostituierte bezeichnen kann. Wir ist einmal eine solche im Bekanntkreis und den Seite gefallen, eine andere bei mir zu thun: Geschlechtsakt vor den Augen des Bräutigams und der Gäste die nächste Nacht gemacht. Solche Geschöpfe „beleihen" werden, das ist ebenso klug, wie wenn man eine Kuhe zum Eierlegen beleihen wollte. Dagegen möchte man nicht, sondern gebraucht sie nach ihrer Bestimmung. Der Mann wird in diesem Falle durch den Umgang entlastet, und die Ehre der niederen Stände durch anständigen Umgang nicht, indem an Ehre einbüßen. Solange man daran überhaupt keine Ehre

findet zwar freilich die Standesunterschiede gesetzlich aufgehoben, nichtsdestoweniger bestehen sie thatsächlich fort. Derselbe Mann, der ohne Bedenken eine Kellnerin oder eine seiner Dienerinnen zum Gegenstande seines Genusses macht, würde jeden über den Haufen schießen, der seine Tochter in den Verdacht auch nur der Absicht auf eine unebenbürtige Ehe brächte. Dass oft geborene Dirnen einen Gatten bekommen, während geborene tüchtige Hausfrauen sitzen bleiben, dass es auch in den unteren Ständen Mädchen von zartem Ehrgefühl und unter den Frauen der oberen Stände gemeine und rohe Naturen gibt, das gehört eben zu den Unvollkommenheiten der Welt und steht in Parallele zu der dünnen Zwischenschicht zwischen Naturanlage und Lebensstellung in der Männerwelt. Sollte es den Frauenrechtlerinnen und den Socialisten gelingen, die Gleichberechtigung aller ungeflügelten Zweifüßler, daher auch die gleiche Sexualehre für die Frauen und Mädchen aller Stände durchzusetzen, also ein Ziel zu erreichen, das die Kirche anderthalb Jahrtausende hindurch vergebens erstrebt hat, so hat man allerdings die Prostitution ein Ende. Wie sich dann die Männer helfen werden? Nun, über die Schwierigkeiten des dritten Jahrtausends wollen wir uns doch den Kopf nicht zerbrechen. Das das Ziel der christlichen Moralisten nur in einer socialistischen Gesellschaftsordnung erreicht werden könnte, liegt auf der Hand: so lange es reiche Männer gibt, die Mädchen kaufen können, und arme Mädchen, die gezwungen oder wenigstens stark versucht sind, sich zu verkaufen, werden solche Staatsgesetze auch abgeschrieben werden, auch so lange sich arme Mädchen als Arbeiterinnen eine unwürdige Behandlung gefallen lassen müssen, werden sie, überhaupt der Ehre beraubt, auch eine besondere Geschlechtsehre nicht beanspruchen.

(Fortsetzung folgt.)

Reisse. Karl Jentsch.

Metternich und seine auswärtige Politik.

1809—1812.

Nachdem lange Zeit hindurch die politische Gegnerschaft eine sehr geringschätzige Beurtheilung der Staatskunst des Fürsten Metternich verursacht hatte, war neuerdings eine ganz entgegengesetzte Anschauung geltend gemacht worden. Umsomehr ist es zu begrüßen, das Fedor von Demelitsch es unternommen hat, uns die gesammte auswärtige Politik des österreichischen Staatsmannes im Zusammenhang zu schildern. Der vorliegende erste Band*) beschäftigt sich mit den Jahren 1809 bis 1812. Auf Grund der Acten der Wiener Archive gewinnen wir einen Einblick in die diplomatische Geschichte der napoleonischen Zeit. Durch die Mittheilung der Gesandtschaftsberichte von fremden Hauptstädten und die zahlreichen von der Wiener Regierung aufgefangenen Berichte fremder Diplomaten erfahren wir mancherlei über das Treiben an auswärtigen Höfen. Wir horen von den verwickelten Spiele der Diplomaten am Goldenen Horn und den Intrigen am Königshofe in Neapel: wir werden von der Lage der nordischen Reiche unterrichtet, die Erhebung des Serbenvolkes gegen die Türken wird berührt: am wichtigsten dürften die Mittheilungen über die Unterredungen sein, die österreichische Diplomaten mit Napoleon und dem Papst in jenen Jahren hatten. So interessiert auch diese Episode, die in dem Buche vielleicht die und da etwas zu ausführlich dargestellt sind, sein mögen, wir wollen uns dem hauptsächlichen Inhalte, der Politik und Persönlichkeit Metternichs, zuwenden.

Wenn man die zahlreichen Actenstücke, Instructionen, Vorträge und Denkschriften Metternichs, die sich in dem Buche vereinigt finden, durchliest, so wird man zu dem Urtheil kommen, dass dort kein schwerfälliger Geist, kein oberflächlicher Staatsmann gewirken ist, für den er sich selbst ausgibt. Gewiss, Metternich ist unstreitig einer der klügsten Diplomaten des neunzehnten Jahrhunderts gewesen. Aber ihm fehlt — man braucht es gar nicht mehr zu betonen — die Genialität, ihm fehlen die großen Ideen, ihm fehlt die kühne Initiative, die einen Napoleon oder einen Bismarck auszeichnet. Seine Staatskunst ist keine schöpferische gewesen. Aber sein außergewöhnliches Geschick, sich in den schwierigsten Lagen zurechtzufinden, die große Fähigkeit, sich den Verhältnissen und Personen anzupassen, die zu einer wahren Virtuosität ausgebildete Kunst der „Temporise" sind bewundernswürdig. Wie Napoleon, so unterschätzte auch Metternich die idealen Bestrebungen der Völker. An diesem Rechenfehler ist der Kaiser gescheitert, an dem gleichen Fehler ist die Schöpfung Metternichs, die österreichische Herrschaft in Deutschland und Italien, zugrunde gegangen.

Als Metternich im October des Jahres 1809 zum leitenden Minister ernannt wurde, war die Lage des Monarchie eine äußerst traurige. Von Frankreich besiegt, mit Russland verbündet, aus der deutschen Stellung in Italien und Deutschland zur

Digitized by Google

drängt, militärisch und finanziell dem Untergange nahe. Aber schon ließ sich der Zusammenbruch der Tilsiter Allianz voraussehen. Die Feindschaft zwischen Frankreich und Rußland mußte Oesterreich wieder zu einem wichtigen Factor in der europäischen Politik machen. Mehrere Wege standen dem Kaiserhaus offen: er konnte sich, der Tradition folgend, mit Rußland und Preußen verbinden, um die alte Ordnung der Dinge wieder herzustellen, die Uebermacht Frankreichs zu beseitigen. Aber Metternich war nicht dazu gewillt. Es haßte die Russen, er mißtraute ihrem Kaiser, er hielt dessen orientalische Politik für eine den österreichischen Interessen gefährliche. Noch weniger hielt er von Preußen, dessen Untergang er für befriedigt hielt, und aus dessen Hinterlassenschaft er auf Schlesien speculierte. Vor allem aber fürchtete er den Kaiser der Franzosen. Bei diesen Lebzeiten glaubte er nicht an eine Aenderung der Weltlage. Die natürliche Folge dieser Anschauung war der Anschluß an Frankreich. Die Heirat Marie Luisens, das Bündnis vom 15. März 1812 und die österreichische Hilfe im russischen Feldzug waren die Ergebnisse dieser Politik. Am besten zeigt sich aber das Wesen der Metternich'schen Staatskunst in der Art, wie er das französische Bündnis verwertete. Die Allianz mit dem Protector des Rheinischen Bundes und dem König von Italien bedeutete natürlich für Oesterreich den Verzicht auf seine alte Herrschaft in Deutschland und Italien. Aber ließ sich nicht Ersatz dafür finden? Konnte die Monarchie nicht ihre große culturelle Aufgabe im Osten wieder aufnehmen? Es läßt sich nicht leugnen, daß die Möglichkeit dazu in jenen Jahren bestanden hat. Napoleon selbst forderte Oesterreich auf, Belgrad zu besetzen.*) — aber es fehlte Metternich der Muth zu einer activen orientalischen Politik. Er wollte sich nicht mit der Pforte überwerfen. Weit mehr aber fürchtete er, Napoleon und Alexander möchten sich doch noch vergleichen. Bis zum letzten Augenblick suchte er darum den Bruch mit Rußland zu verhüten. Nicht positive Ziele, sondern die Furcht vor Napoleon und die Furcht vor den Russen haben die orientalische Politik Oesterreichs in diesen Jahren bestimmt. Somit wäre Serbien eine österreichische Provinz geworden. Auch während des Krieges von 1812 sorgte Metternich dafür, daß der Draht nach Petersburg nicht abriß. So seit er auch von der Niederlage der Russen überzeugt war, er wollte sich doch alle Möglichkeiten offen halten. Nichts ist für die Politik Metternichs charakteristischer, als der von Demetrichich mitgetheilte Briefwechsel mit dem russischen Botschafter Stackelberg. Als nun aber zur größten Ueberraschung Metternichs die Katastrophe über die Franzosen hereinbrach, dachte er doch noch nicht daran, die französische Allianz zu verlassen. Im Gegentheil sah den Bündnissen der preußischen Staatsmänner strebte Metternich nicht den Krieg der Ohnmächte zur Befreiung Europas, sondern den allgemeinen Frieden an. Oesterreich sollte vermitteln, aber als Freund und Verbündeter Napoleons. Nichts ist so verfehlt, als in Metternich den Leiter der Erhebung Europas sehen zu wollen. In dem folgenden Bande dürften wertvolle Aufschlüsse über die Rolle zu erwarten sein, die die österreichische Monarchie im Befreiungskriege spielte, über die Glanzzeit Metternichs und seines Staates.

Straßburg i. E. **Dr. Paul Darmstädter.**

Zur Frage der Jugendlectüre.

II.

Ein Reformvorschlag.*)

Es gibt einen sicheren Weg, auf dem wir eine gute Jugendlectüre gewinnen könnten. Denn die Jugendliteratur, wie ich sie meine, besteht schon und braucht nicht erst geschaffen zu werden: sie breitet aus jenen Dichtungen, die zwar zur Erwachsene bestimmt sind, deren Inhalt und Form aber dem kindlichen Fassungsvermögen entsprechen; es gilt nur, den Schatz, der tief auf dem Grunde der großen Literatur verborgen liegt, zu heben und ihn der Jugend zu bieten.

Ein solches Werk konnte nur eine große Institution leisten, denn selbst ein Menschenleben würde dazu nicht hinreichen. Der erste Schritt in dieser Richtung ist in Deutschland geschehen. Vor haben noch vor etwa zwei Jahren Lehrervereinigungen gebildet, die sich die Aufgabe stellten, das Niveau der Jugendlectüre zu heben. Zunächst waren ihre Bestrebungen anfangs von keinem bestimmten Grundsatz geleitet. Bester wurde es, als Weigand im Juli 1896 die Leitung eines Organs, der in Hamburg erscheinenden „Jugend illustrirten Warte" übernahm, jener Wochenschrift, der in seinem oben genannten Buche mit großer Sachkenntnis den Vorwurf macht, „die Jugendschrift in dubiöser Form mit Illustrirt sein". Aber noch immer steht die „Jugendschriften Warte" nicht auf der Höhe der Bedürfnisse. Die vierteljährigen Prüfungsausschreiben sich noch nicht entschieden, auf die Qualität der Jugendschrift zu verzichten.

Doch so schön und anerkennenswert diese Bestrebungen zu Gunsten einer Reform der Jugendlectüre auch sind, einen bedeutenden praktischen Erfolg verspreche ich mir von ihnen nicht. Denn was nützt es, wenn die Kinder in der Schule hören, daß es nicht gut ist, gewisse Bücher zu lesen? Wir wissen nur zu gut, wer über die Wahl ihrer Lectüre entscheidet: doch nur derjenige, der die Bücher kauft, und dieser folgt zumeist dem ersten Eindruck, den die Illustration, die Illustration oder gar der Preis auf ihn macht, wenn er sich nicht ganz auf die Empfehlungen des Buchhändlers verläßt.

Und wenn dann es nützen, die eine oder die andere Erzählung eines bedeutenden Dichters als für Kinder geeignet zu erklären, wenn sie in einer besonderen Ausgabe nicht erhältlich ist? Müsste man sie nicht den Kindern oft zugleich mit Schriften gefährlichen Inhaltes in die Hand geben? Den deutschen Lehrern ist es bisher bloß gelungen, den Verleger zu einer Sonderausgabe von „Pole Poppenspäler" zu veranlassen.

Das muß Weigand mit seinem Gefolge angestrebte Ziel hoffe ich auf einem andern Weg sicherer und schneller zu erreichen. Ich will den Versuch wagen, eine Gesellschaft für Jugendlectüre zu gründen. Aber nicht nach dem Muster der deutschen Prüfungsausschüsse. Von diesen soll sie sich in doppelter Beziehung unterscheiden.

Vor allem soll sie sich nicht aus Lehrern allein, sondern aus allen gebildeten Kreisen recrutieren. Ihre Mitglieder werden einen kleinen Jahresbeitrag — etwa 2 Gulden — zu leisten und überdies nur eine Pflicht zu erfüllen haben: nämlich gelegentlich über durch die Angehörigkeit zur Gesellschaft gut empfohlenen Lectüre darauf Bedacht zu nehmen, ob nicht das eine oder das andere Buch, das sie eben beschäftigt, vom künstlerischen und erzieherischen Gesichtspunkte sich für die Jugend eigne, und darüber an den Ausschuß der Gesellschaft zu berichten.

Die von ihnen namhaft gemachten Werke werden zunächst von der literarischen Section des Ausschusses geprüft und die von dieser approbierten an die pädagogische Section zur Begutachtung geleitet werden, die die einzelnen Werke den verschiedenen Altersstufen zuzuweisen haben wird. Jene Werke, die die Billigung beider Sectionen gefunden haben, werden dann von der Gesellschaft in sehr wohlfeilen und guten Ausgaben und in Massenauflagen herausgegeben werden: die Mitglieder sollen sie unentgeltlich bekommen.

Ich werde hiebei den Grundsatz rücksichtslos verfechten, daß jedes Wort in vollständig treuer, unverstümmelter Form erscheinen soll.

Zu pädagogischer Bevormundung bestimmt mich hiezu die Erwägung, daß ich, wenn ich einem Kinde ein Buch zum Lesen gebe, unbedingt in der Lage sein muß, ihm wahrheitsgemäß zu sagen: „Da hast du eine Erzählung — sagen wir: von Daudet oder Kipling", und wenn es mich fragt, ob es nicht noch andere gleich schöne Erzählungen von Daudet oder Kipling gebe, ihm ebenso wahrheitsgemäß zu antworten: „Ja, aber ich möchte dir nicht rathen, sie zu lesen, weil du sie ebenso wenig wie ein gelehrtes Buch verstehen könntest." Denn, wenn mir der Junge einmal darauf kommt, daß ich ihm eine nur kleine Kinder zugestutzte Ausgabe gegeben habe, so wird er mir kein Vertrauen zu mir verlieren und gerade nach jenen Büchern Verlangen tragen, die ich ihm vorenthalte.

Aber auch vom rein künstlerischen Gesichtspunkte muß ich mich gegen jede noch so unbedeutende Aenderung des Textes aussprechen. Und zwar deshalb, weil es unmöglich wäre, praktisch eine Grenze zu setzen, bis zu der man gehen dürfe. Wir würden uns dem Anklagen eines anstößigen Wortes beginnen, dann einzelne Sätze und Absichnitte angreifen und es vielleicht schließlich mit complexen Bearbeitungen versuchen — d. h. wir würden am Ende dem Angeklagten sein, wie wir uns jetzt befinden: bei der speciellen Jugendschrift.

Diese Strenge in der Auswahl bedeutet allerdings einen Verzicht auf manches bedeutende und für die Jugend geeignete Werk. Aber ich glaube nicht, daß unsere Sammlung allzusehr darunter leiden wird. Denn ich will mich an die Weltliteratur wenden. Ich will keine Sprache und keine Zeit ausschließen. Bis in die neueste Literatur, deren vornehmster Gegenstand allerdings das sinnliche Leben in seinen heftigsten Verirrungen bildet, sollen sich unsere Nachforschungen erstrecken: denn mitten in derselben liegen nicht selten Werke verborgen, die man der Jugend unbedenklich in die Hand geben kann. Welche, die so gut geschrieben sind, daß sie selbst ein Mind verstehen kann, einfach und deutsch an Inhalt und den sonniger Mannheit und Schönheit der Form.

Und ich weiß mich ja an das große lesende Publicum wenden, das mit der Zeit gewiß auf eine nützliche Anlage für die Jugend einschließender Werke hinweisen wird. Neben solche Lectüre wird uns meine ich hier nicht weiter Worte haben, als eine nur Handhabung der Literatur eines eingeweihte Communität. Denn wir besitzen solchen Wahrheit brauchbarer, als es den Anschein hat; wir sind gut nicht in der Lage, sie nutzbar zu machen; und zwar [illegible] wir [illegible] einfach, zu finden, ob unsere Lectüre für Kinder [illegible] gut.

Zu Bewegung des Unannehmens der Unannehmlichkeit des Dr. [illegible] nur [illegible] Zeitschrift auch an einem andern Grunde [illegible] Wir [illegible], so wird sie zu einem Buchhandlung machen,

der zwar in erster Linie für Kinder von zehn bis vierzehn Jahren bestimmt ist, von dem jedoch auch die reifere Jugend und auch jeder Erwachsene einen literarischen Genuß wird erwarten können, so daß unsere Jugendliteratur zugleich eine eminente Volksliteratur sein wird. Und ich denke, daß es nicht uninteressant wäre zu untersuchen, ob nicht gerade eine solche Büchersammlung das relativ sicherste Mittel wäre, das Volk zur literarischen Genußfähigkeit zu erziehen.

Der rein künstlerische Standpunkt der Gesellschaft soll sich auch darin äußern, daß sie jede Tendenzschrift und ebenso jedes Buch, das nach irgend einer Seite Anstoß erregen könnte, ausschließen wird. Es gilt, die gesammte Jugend, das gesammte Volk zu gewinnen.

Die Gesellschaft wird sich aber nicht auf die Herausgabe und Verbreitung von Meisterwerken für die Jugend beschränken. Sie wird eine weitere Aufgabe darin sehen, durch Veranstaltung von Vortrags- und Diskussionsabenden, sowie durch Herausgabe eines Organs das große Publicum für die Frage der Jugendliteratur zu interessieren: das Publicum soll sich selbst unter der Controle von Fachleuten eine Jugendliteratur schaffen.

Ich bilde mir durchaus nicht ein, daß es der Gesellschaft gelingen werde, die specifische Jugendliteratur auszurotten; diese wird blühen, wie die Colportageliteratur und wie überhaupt jedes Seribententhum, so lange die Buchdruckerkunst blühen wird. Es wird mir auch nie einfallen, gegen sie einen regelrechten Kampf zu führen. Nicht minder fern liegt es mir, die Kinder zur Lectüre echter Dichterwerke verurtheilen zu wollen. Die Lectüre würde ihren Zweck ganz verfehlen, bereitete sie nicht dem jugendlichen wie dem erwachsenen Leser Vergnügen. Was ich erreichen möchte, ist, der specifischen Jugendliteratur eine Sammlung wirklich guter Schriften entgegenzustellen und diese der Jugend ohne Aufdringlichkeit und ohne Zwang zu bieten. Die Vollendung des Werkes können wir ruhig der sieghaften Kraft der wahren Poesie überlassen.

Ich kenne es übrigens auch gar nicht als Unglück anzusehen, wenn das Kind einmal auch ein Product der specifischen Jugendliteratur zu kosten bekäme. Es ist damit, meine ich, wie überhaupt mit dem Verkehr der Kinder. Wer wird sein Kind absichtlich in schlechte Gesellschaft führen? Aber kann man es davor ganz bewahren? Und ist es nicht manchmal ganz gesund für das Kind, wenn es mit anders und schlechter gearteten Kindern zu thun bekommt? Es ist oft die beste Schule fürs Leben.

Erreichen möchte ich ferner, daß die Lectüre im Hause zu einer gemeinsamen Sache für Kinder und Eltern werde. Wie schwer es die Kinder, zu sehen, daß die Erwachsenen über ihre Lectüre verstohlen lächeln. Wie schön ist aber die Perspective, die sich aus einer uneingeschränkten, aufrichtigen Theilnahme der Eltern an dem literarischen Genusse der Kinder eröffnet!

Erreichen möchte ich schließlich, daß die Schule ihren Sprach- und Literaturunterricht reformiere, mit ihrem nur die Werke der Vergangenheit bewunderndem Atavismus aufräume und durch die Pflege der modernen Erzählungen neben den Classikern der früheren Zeiten ihren Lehrplan nen belebe und verjünge.

Wenn aber die „Gesellschaft für Jugendliteratur“ ihren Zweck erreicht, wenn vielleicht allmonatlich ein Werkchen hinausflattert in Stadt und Land, unter Reich und Arm, und zu Weihnachten gar mit Illustrationen eines bedeutenden Meisters geschmückt, dann werden wir nach Verlauf von zehn Jahren auf eine Sammlung von mehr als hundert „Jugendschriften“ hinweisen können, die eine bedeutende Sprache führen wird, als alles, was bisher für die Lectüre der Kinder geschehen ist.“)

Dr. Woldauer.

Von Beaumarchais zu Balzac.

Die Comédie Française und das Odeon feierten am 18. Mai die hundertste Wiederkehr von Beaumarchais' Todestag. Es gab hier ein Gelegenheitsstück, betitelt eine Fortsetzung und die „Hochzeit des Figaro“. Das war alles, und es war nicht viel. Die Dankbarkeit hat kein Gedächtnis für ihre Anfänge, kein Gedächtnis für die Männer und Ideen, denen sie ihre Siege, ihre Kraft verdankt. Die Werke Beaumarchais' haben nicht nur eine literarische, sie haben eine historische Bedeutung. „Der Barbier von Sevilla“ wurde im Jahre 1775, „Die Hochzeit des Figaro“ im Jahre 1781 aufgeführt. Noch ein paar Jahre, und wir halten bei der Erstürmung der Bastille, der Constituierung der Stände, der Nationalversammlung, der Proclamierung der Menschenrechte, die in ganz Europa, in der ganzen Welt ihren Widerhall findet. Wer sieht nicht, daß das Werk der Bühne hier als Expanzung und Abschluß auftritt für die Arbeiten der Schriftsteller und Philosophen der Aufklärung? Unter dem Deckmantel der lustigen Verwirrungen in der „folle journée“ vernehmen wir dieselben Wahrheiten, wie in den lustigen und historischen Schriften von Voltaire, Rousseau, Diderot und d'Alembert, und sie sind es, die alle Gestalten Beaumarchais' mit ihrem Geist erfüllen: den Almaviva und den Figaro, den Doctor Bartholo und den Richter Bridoison. Der Sensualismus spricht aus Cherubins blühendem Munde, und die träumerische Gräfin entdeckt die Gleichheit aller Menschen vor der Liebe. Jedes Wort des Figaro ist ein Aufruf an die Demüthigen, und es sind die gerechten Forderungen der unterdrückten Classen, die er in jedem seiner Sätze, die zu Lehrsätzen geworden sind, verkündet.

Es hat nicht viel auf sich, daß Beaumarchais nicht das volle Verständnis für die Revolution hatte, die er zeitigen half. Es liegt in jedes menschlichen Handlung ein Stück Unbewußtes, und keiner vermag genau die Tragweite dessen zu ermessen, was er instinctiv vollbringt. Mag man noch so eifern gegen den Titel Vorläufer, den unsere Zeit gewissen repräsentativen Persönlichkeiten, wie Rabelais, Molière, Beaumarchais — und wie vielen noch! — verleiht: es ändert nichts daran, daß jene Männer an der Befreiung des Geistes mitgearbeitet, jeder seiner Zeit, dem Maß seiner Kühnheit oder Fähigkeit genäßt und dabei mit einer Art prophetischer Voraussicht, die sich nicht näher erklären läßt, die aber, wenn auch noch so dunkel und verborgen, ganz gewiß besteht.

Was speciell Beaumarchais betrifft, so sieht fest, daß er durch die Revolution hindurchging, oder besser, daß die Revolution über ihn hinweg gieng, ohne daß er alles erfaßt hatte, was die Ereignisse in dem Augenblick, wo sie sich vollzogen, lehrten. Man weiß, daß er heftig über die Erstürmung der Bastille erschrak, die nicht weit von seinem Hause an der Porte-Sainte-Antoine — ungefähr dort, wo man ihm vor kurzem ein Monument errichtet hat — lag. Er gab übrigens für verdächtig aus, von der Revolution so sehr verkannt, wie er selbst sie verkannte, war er beständig polizeilichen Haussuchungen ausgesetzt, wurde vor Gericht gestellt und wäre sein vermuthlich worden, gerade wie man vermuthlich Voltaire verurtheilt hätte. Er mußte flüchten, und eine scheue Schreckhaftigkeit blieb ihm in späteren Jahren, als der Sturm längst vorüber war, davon zurück. All das ist wahr. Dennoch konnte Alexandre Dumas als im Jahre 1869 von ihm schreiben: „Wenn Beaumarchais, indem er seiner Zeit die Hochzeit des Figaro' ins Gesicht warf, nicht zur Förderung der Bewegung, die Wort und That außerhalb der Bühne beitrug, wenn er nicht ein revolutionärer Anstifter war, wie ein Journalist oder ein Volksredner, wie Camille Desmoulins oder Mirabeau, dann weiß ich nicht, was ich rede.“

Man kann mit seinem jüngsten Biographen, André Hallays, sagen, daß er es unabhängig war, und mit M. de Lomenie, daß „seine politischen Ansichten in geringer Uebereinstimmung mit dem Aufruhr seiner Gedanken standen“. Die Ueberlieferung will, daß man unwissend, Beaumarchais habe den Adel angegriffen, um ihre dem Sohne des Uhrmachers Caron angethanen Beleidigungen zu rächen, und daß er in seinem Bridoison all seinen Groll gegen die Richter angehäuft. Zugegeben! Aber ist die Revolution nicht zum großen Theile aus einer Anlammlung ähnlicher Gründe hervorgegangen, und war Beaumarchais nicht das Sprachrohr der großen Menge und der Rächer eines ganzen Standes, wenn er den Figaro sagen läßt: „Weil Ihr ein großer Herr seid, glaubt Ihr ein großes Genie zu sein...! Ein Titel, Reichthum, Würden, Aemter, all das macht so stolz! Was habt Ihr gethan, um soviel Güter zu erlangen? Ihr habt Euch die Mühe, auf die Welt zu kommen, und somit nichts...“! Und so den ganzen Monolog, das ganze Stück hindurch, worin wirklich das Todesgeläute einer Gesellschaftsordnung, die Verkündigung einer neuen Zeit ertönt.

Jene neue Zeit setzte eine Tyrannei an die Stelle der andern, wied man sagen. Das ist ja wahr. Beaumarchais, der Geschäftsmann, war der Verkündiger der Herrschaft des Geldes. Auch das trifft zu. Wir müssen jedoch, um im Verzeichnen der socialen Erscheinungen der Wahrheit treu zu bleiben, zugeben, daß die dem Gelde eingeräumten Privilegien notwendigerweise, wandelbar, keineswegs geheiligt sind, und daß sie an Stelle der Adelsprivilegien traten, die für die große Masse deshalb so überaus aufreizend waren, weil sie für unerschütterlich, unveränderbar, gottlich galten. Reichthum vermag jeder zu erlangen, und wenn das von Emporkömmlingen geschaffene Vermögen eine Tyrannei ist, so kann es doch rasch die Besitzer wechseln, und diese Tyrannei ist wandelbar. Früher war jede Hoffnung ausgeschlossen, wie Michelet in seiner „Histoire de France“ so meisterhaft zeigt und erläutert. Der Zustand von heute ist ein wechselnder, von keiner als ewig fixierten Macht beherrschter, und die Möglichkeit einer socialen Gerechtigkeit ist da.

Ueberdies — der kritische Geist ist nun einmal wach und wird nicht wieder einschlafen. Nach Beaumarchais, siehe, kam Balzac. Auch sein Jubiläum soll in diese Tage: den hundertsten Todestag seines Geburtstages, und ihr ruhen diese beiden Namen prachtig zusammen zur Betrachtung unter dem gleichen literarischen und socialen Gesichtspunkt.

Es wurde einer eingehenden Prüfung aller Theile, aus denen sich die „Comédie humaine“ zusammensetzt, bedürfen, um die Bilanz von Balzacs Genie zu ziehen. Aber wenn es gestattet ist, in wenig Worten eine Charakterisierung dieses complexen Genies zu versuchen, so kann man sagen, Balzac, der Dichter der Leidenschaft u.

Digitized by Google

der wie Shakespeare Menschen geschaffen, trete an sein Werk wie ein Historiker, ein General-Historiker der Menschheit und ein Historiker speciell seiner Zeit: der aus der Revolution hervorgegangenen Gesellschaft. Er nimmt die Dinge dort auf, wo Beaumarchais abgebrochen, er wählt sich den dritten Stand, der nach den bewegten Zeiten der Revolution und des Kaiserreiches auf dem Sprunge stand, die eben noch zerstreuten Elemente auf's Neue zu sammeln und zu constituieren; er trat in jene Zeit, wo die Zukunft durch den Antlick der Gegenwart verdunkelt war, aber diese Gegenwart bergt Balzac sich gierig vorsichend, und es ist das bunbewegte Gewirr derselben, das er beobachtet und entfaltet.

Die erste That seines Geistes wurzelte in dem Vergleiche zwischen der Menschheit und dem Thierreich, den er sich aus dem langen Streit zwischen Cuvier und Geoffroy Saint-Hilaire aneignete. „Das Thier," sagt er in der Vorrede zur „Comédie humaine", „ist ein Prinzip, das äußere Gestalt annimmt, oder, um mich genauer auszudrücken, verschiedene äußere Gestalten annimmt, je nach der Umgebung, in der es sich zu entwickeln berufen ist. Die zoologischen Abarten sind das Ergebnis dieser Verschiedenheiten. Die Verkündigung und Befestigung dieses Systems, das übrigens in Uebereinstimmung mit dem Vorstellung steht, die wir uns von der göttlichen Macht machen, wird der ewige Ruhmestitel Geoffroy Saint-Hilaires bleiben, der Cuvier in diesem Punkte der hohen Wissenschaft besiegte, und dessen Triumph durch den letzten Artikel, den der große Goethe schrieb, gefeiert wurde."

Sein zweiter genialer Schritt war die Uebertragung dieses wissenschaftlichen Systems auf die unmittelbaren socialen Erscheinungen, auf das Leben, das er vor Augen hatte. „Von jenem System durchdrungen, lange vor den Kämpfen, zu denen es Anlaß gab, sah ich, daß die Gesellschaft in dieser Hinsicht der Natur gleicht. Macht die Natur nicht aus dem Menschen, je nach der Umgebung, in die sie ihn stellt, oder der Thätigkeit, die er entfaltet, ebensoviel verschiedene Menschen, als es zoologische Gattungen gibt? Die Verschiedenheiten zwischen einem Soldaten, einem Arbeiter, einem Beamten, einem Advocaten, einem Müßiggänger, einem Gelehrten, einem Staatsmann, einem Kaufmann, einem Seemann, einem Dichter, einem Armen, einem Priester sind, wenn auch nicht so augenfällig, doch ebenso beträchtlich, wie die zwischen dem Löwen, dem Wolf, dem Esel, dem Raben, dem Haifisch, dem Seekalb, dem Schaf u. s. w. So gab es denn stets, so wird es zu allen Zeiten soziale Gattungen geben, wie es zoologische Gattungen gibt. Wenn Buffon ein herrliches Werk unternahm, indem er versuchte, in einem Buch ein Gesammtbild des Thierreiches zu geben, sollte sich nicht auch für die menschliche Gesellschaft ein ähnliches Werk schaffen lassen?"

Dies Balzac diese Theorie seines Werkes erst 1842 derartig formuliert, und dies diese Theorie vielleicht erst eine nachträgliche Erläuterung war, kommt wenig in Betracht, wenn nur das Werk selber diesem System entspricht.

Und wer wollte das leugnen? Wer die Geschichte der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts kennen lernen und auch den Geist der darauf folgenden Zeiten erfassen will, muß unbedingt seine Zuflucht zu Balzac nehmen. Zu dem Verzeichnis der Leidenschaften und Sitten, das er aufstellt, hat er die Lebensgewohnheiten und Gesinnungen aller Arten von Menschen jener Epoche geschildert. Er zeigt uns den schwollenden, skeptischen Adel, der seine Zerstreuung in äußerem Gepränge und in Vergnügungen sucht: er unterwirft die weiblichen Salons der Finanz; er erforscht alle chrgeizigen Gelüste der Gewerbsleute, dringt durch die schwere Hülle der Soldaten; das eitle und trümmerliche Gehirn der Künstler hat er zerlegt, die Polizei und das Beamtenthum belauert. Er hat die unter wechselnden Formen stets unverändertlichen Triebfedern erkannt, welche die große Menge bewegen: die Liebe und den Hunger, der sich idiotisch im Entrus des Geldes verkörpert. Er hat aber auch nicht verkannt, was einer Schar von Auserkorenen als Antrieb dient: die Macht der Gedanken, denn in seinen Werken echeben sich beherrschend die Bolksanten jener Ehrfurcht, Selbstlosen: Michel Chrestien, Daniel d'Arthez, J. Maucas. Mit allen Gattungen und einer unerwöhnlichen, verwegen unvarteiischen Exgriffsnerbe hat er seine Zeit und die ganze Menschheit ins Werber genommen.

Vor der Entdeckung dieser Form des Romans, die sich in ihrer großen Kraft und Schmiegsamkeit so wuchtig den verschiedenen Bedingungen des Lebens anpaßt, war es unmöglich gewesen, in so genauer und vollständiger Weise Geschichte zu schreiben. Es ist dies nicht mehr eine Aneinanderreihung der Begebenheiten nach Belieben, es ist die unmittelbare Beobachtung, welche das einzelne Dennnen entdeckt über den Haufen wirft. Mit die Reihen die Namenlosen in die Unsterblichen, die Namenlosen, die sich unter dem Stand, der Armee und Wissenschaft, welche das einzelne Leben bilden. Mit der Form, in sich einen Gedanken zu verkörpern, annehmen, einen Ausdruck, einen Gesichtszug, eine Miene, wie des Angenommenen, nur es bei so verschieden, so weit ein solches Ideal von dem Leben und Handeln entfernt sein mag, so wird ein solches Ideal von dem Leben und Handeln entfernt sein mag, so

Balzac hat — für die Epoche, in der er lebte — diese Art Geschichte wirklich geschaffen! Dies ist das größte und merkwürdigste Phänomen, das sein Werk darbietet. Er hat die Ereignisse festgehalten, während sie sich vollzogen, er hat die Menschen nach der Natur dargestellt, während er ihnen zusah, wie sie lebten. Er verstand es, dem Gegenwärtigen gegenüber die Distanz der Zukunft zu gewinnen, er schrieb mitten im Erleben die zugleich im Einzelnen genauen und ins Ganze zusammengeschlossenen Memoiren der französischen Gesellschaft während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, er hat dem Menschlichen, das sich in den Sitten einer Zeit bethätigte, bis auf den Grund gesehaut.

Es ergieng ihm genau wie Beaumarchais: sein Werk ist über seine Ansichten hinausgewachsen. Beaumarchais begriff die Revolution nicht, deren Förderer er gewesen. Balzac gibt sich für einen Katholiken und einen Legitimisten aus, und bereitet durch seine Kritik über die Herrschaft des Geldes, durch die Darlegung der schimmernden Kräfte den Anbruch einer neuen Gesellschaftsordnung vor. „Ander muß, ob er nun will oder nicht, ob er darein willigt oder nicht, ist der Schöpfer dieses großen und seltsamen Werkes aus dem starken Geschlecht der revolutionären Schriftsteller", sagte Victor Hugo an Balzacs Grab, am 20. August 1850. Nichts ist wahrer und gerechter als dieses Urtheil über den Verfasser der „Comédie humaine" aus dem Munde des Dichters, der die „Miserables" schreiben sollte.

Paris, im Mai 1899. **Gustave Geffroy.**

Schluss.

Nachdem ich in meiner Replik* nicht genügend „ernst" und „sachlich" gewesen, reagiert Herr v. Levetzow jetzt, wahrscheinlich um mich damit zu strafen, nur noch auf „zwei Punkte".

Punkt Eins.

Herr v. Levetzow hatte es in seinem Artikel noch der Mühe wert gehalten, zu Papier zu bringen: „Jeder Künstler ist nothwendig subjectiv, Individualist. Es gibt keine objective Kunst." Und ich hatte mir gestattet, ihn darauf zu fragen: Wer hat das Gegentheil hiervon schon behauptet? Ja wäre auf diese Einfachheit noch nie gestoßen. Diese Einfachheit klärt Herr v. Levetzow auch nun auf, hätte ich mir in meiner Replik selbst gesetzt: und zwar mit den Worten, die ich als „Kern meiner ganzen Theorie" hingestellt. Beweis. Ich hätte geschrieben: „Drücke aus, was du empfindest, unmittelbar, wie du es empfindest, und du hast ihn den Rhythmus. Du greifst ihn, wenn du die Dinge greifst. Er ist allen immanent. Auf alles Uebrige verzichte." Vorerst: ich hätte bezeichnenderweise nicht das stellen gedrieben, sondern „andrücken." Bezeichnend, das bezeichnend zu nennen, in so lenglich für Herrn v. Levetzow. Ich schreibe Wahrheit, und er thut wirklich, als stünde Kohlrabenschwarz da. Ich schreibe „drücke aus", und er legt mir unter, als wäre mir damit etwas echappiert, das in dieser Umgebung den Imperativ „stelle dar" diametral entgegengesetzt wäre! Mit dieser Methode mag Herr v. Levetzow andre Leute ins Bockshorn jagen, nicht aber mich. Ob an jener Stelle „drücke aus" steht, „agitate", oder „stelle dar," ist für ihren Sinn total gleichgiltig. Alle drei Worte sinnden dort durchaus parallel. Und ich glaube, wer sich die entsprechende Mühe gäbe, welche noch entsprechend weitere finden. Aber — man here und stamme: in „bezeichnend" Herr v. Levetzow sich mit seinem Paffus auch nur zwischen Klammern gewagt hat, er jetzt ihn mir sofort als Kaisermesser an und behauptet: Durch dieses „drücke aus" offenbarte ich: mein Hund, dem ich ans Bereden auf den Schwanz trete, produciere ein tuisches Gedicht! Er sagt das zwar in seiner mehr „ernsten" und „sachlichen" Art um eine Nuance verschämter, indem er meint, dann unterbreche sich ein Gedicht ja nicht mehr von einer Parlamentsrede, einer Kleidermarken Annonce, oder der neuesten Nachrichten der Adler, aber die Sache, man sicht, bleibt die gleiche. Nicht wahr? Natürlich! Und nun sich diesen Ohnmis an verschämen, genügt ihm nicht, daß er mir bloß dieses eine Wort verdreht, er brandet dazu auch noch ein zweites. Ich schrieb „wie" du es empfindest und verbastete lediglich diese Aufforderung, indem ich vor das „wie" noch ein „unmittelbar" schob. Und nun kommt Herr v. Levetzow und behauptet: in diesem „unmittelbar," wie in einem Klangvollen Bezirken die proletarischen Worte, jetzt die „Unkunst". Ich erkenne, „Wie kannst doch die Dennnen „Idee" Ein Stück Natur durch ein Temperament gesehen! Aber: in diesem Falle ist meine Empfindung das Stück Natur. Dieses Stück Natur wird nun erst dann zum Kunstwerk, wenn es wieder durch ein Temperament gesehen wird, durch mein Temperament. Das ist aber himmelweit verschieden von dem, was ich mit „unmittelbar" in meiner Empfindung." Entschuldigung, ich sage: Wie ich das Ding sehe, ist lediglich meine Sache und geht niemand etwas an. Ich will auch gar nicht [illegible] Bilder, meine Gedanken, meine Empfindungen [illegible] nicht sehen zu wollen: wie in [illegible] Ich [illegible] darüber

Digitized by Google

hinwegzuhelfen — sollte ich dies dann wohl anstellen? Wahrscheinlich auf dieselbe Weise, in der Sie über Ihren Schatten springen. Als ob das nicht alles selbstverständlich wäre! So abgegriffen, daß man sich wirklich schon ekelt, es auch nur mit den Fingerspitzen zu fassen! Ich bitte Sie: durch mein „wie ich es empfinde“ steht das von Ihnen so an seinen sämmtlichen Haaren in die Debatte gezogene „Temperament“ ja groß und breit da! Und durch mein „unmittelbar“ ist es zum Ueberfluß noch saufdick unterstrichen! Merken Sie denn nicht? Wieder nicht? Daß Sie sich schon wieder mal gegen Dinge vergalopiert haben, die wirklich weder nur in Ihrer Phantasie existieren? Eine kleine Spanne weiter fragen Sie: „Was versteht denn Arno Holz unter der eingeborenen Form, dem eingeborenen Rhythmus?“ Das wird er Ihnen sagen. Und zwar ganz genau: er versteht darunter garnichts! Nicht er war der entzückte Modelleur dieser Phrase, sondern Sie. Nicht er hat also etwas darunter zu verstehen, sondern Sie. Er begnügt sich nur zu umschauen: Die scheußlich Ihnen eingeborne Form, der jedenfalls Ihnen eingeborne Rhythmus scheint darin zu gipfeln, daß Sie Grün lesen, wenn Ihnen Grün paßt, und Rosa, wenn Ihnen Blau paßt. Ob Acker dafür stand oder Zinnober, ist Ihnen gleichgiltig. Ich schrieb „auf alles Uebrige verzichte,“ eine Schlußwendung, die, wie klar aus dem ihr Vorausgegangenen hervorgieng, rein technisch gemeint war und also nur bedeutete: auf Reim, Strophe, Parallelismus ꝛc. verzichte, und Sie, getreu Ihrer Devise, alles wupp-dich auf seinen Kopf zu stellen, „verstehen“ das als ein Veto an Ihre „Wupp“ und tragen sofort altklugdespig: „Ja, das heißt ja nichts hinzuthun?“ Gewiß, Herr v. Levetzow, Sie dürfen hinzuthun. Alles, was Sie Lust haben! Sind Sie nun zufrieden? In keinem Falle bin ich es! Sie verpracken mir einen Beweis, und diesen Beweis sind Sie mir nicht schuldig geblieben. Aber selbst wenn Sie ihn mir nicht schuldig geblieben wären: Sie wollten ihn mir an den Worten liefern, die ich als „Keen meiner ganzen Theorie“ hingestellt. Als diesen Keen hatte ich hingestellt: „Eine Kunst, die auf jede Mystik durch Worte als Selbstzweck verzichtet und die, rein formal, lediglich durch einen Rhythmus getragen wird, der nur noch durch Das lebt, was durch ihn zum Ausdruck ringt.“ Ihren Beweis aber, oder doch wenigstens was Sie für einen solchen gehalten, haben Sie mir nicht an diesen Worten erbracht, sondern an gänzlich andern. An Worten, die ich ausdrücklich nur als Umschreibung gegeben. Als Umschreibung, zu der ich sofort hinzugefügt hatte: ich hätte ebenso gut in ihrem selben Genre auch „noch hundert andere“ geben können. Womit gesagt war: flanken nicht an ihrer Fassung rum: die kann naturgemäß nicht so fest gefugt sein, wie die des ursprünglichen Satzes; sondern bohrt Eure Schwerter, vorausgesetzt, daß Ihr welche habt, in den Sinn. Trotzdem! Obgleich Sie dies nicht gethan, obgleich Sie sich einzig an die Schale gehrant: nicht einmal gegen diese haben Sie etwas ausrichten können: geschweige denn gegen den Kern! Aber ich gehe noch weiter. Selbst wenn das, was Sie wollten, Ihnen geglückt wäre: Sie hätten dann nur mir diesen Blödsinn nachgewiesen, nicht aber zugleich damit denselben Blödsinn auch dem von Ihnen, sich wiederholte, so gehaßten „Naturalismus“. Für diesen Gesetzgebung kann ans Gründen, die bereits der Geschichte angehören, nur ein Mann verantwortlich gemacht werden: Zola! Und von diesem führen Sie den letzten, untersten Satz ja selbst an: „ein Stück Natur, gesehn durch ein Temperament.“ Hat ein Mensch sich vermittels seines eigenen Federhalters schon je completer selbst widerlegt?

Punkt Zwei:

Mit dem eben verhandelten Punkt Eins, meint Herr von Levetzow, wäre auch noch ein „zweites klargestellt“. Nämlich das, was ich, Herr Arno Holz gesagt hätte und das, was er, Herr Karl Freiherr v. Levetzow gesagt hätte, wäre „offenbar etwas ganz Verschiedenes“ gewesen. Und er findet wirklich die traurige Courage, noch hinterdrein zu sehen: „Das ist mir erst durch die letzten Ausführungen meines Gegners so recht klar geworden.“ Das ist aus tiefste bedauerlich, Herr v. Levetzow. Denn wenn Ihnen das wirklich nicht schon von vornherein klar gewesen war, so hätten Sie sich nicht den Satz erlauben dürfen: „Diese meine Verstellung von dem modernen Verse beruht auf einer Uebereinnung, mit der ich Arno Holz und den Naturalisten auf allen Linien widersprechen und stets widersprechen werde!“ Durch meine Gegenüberstellung bewies ich Ihnen, daß die Resultate unserer beiden „Uebereinnungen“ sich decken. Und nachdem es Ihnen nun nicht gelungen ist, hieran auch nur ein Jota zu ändern, constatieren Sie mir allen zweitenmal: So weit nur die schwindelhafte Theorie in Frage steht, ist Herr v. Levetzow mit einem Aufwand, den als vor fehlt ich ihm nun schon zum zweitenmal bewiesen habe, nur bunter dreingehinkt. Metaphene wohlverstanden überall, wo seine Theoretisiererei, wie ich Ihnen schon gleich billigte, „Hand und Fuß“ hat. Wo sie dies nicht hat, steht er durchaus in eigenen Stiefeln und in „eigenen“.

So natürlich auch wieder diesmal. Beweise Blödsinn ich seiner Meinung nach, „Blödsinn“ begangen hatte: „die Tatsachen des neuen Rhythmus rein negativ“ zu geben, sei doch so an klar, daß das Positive daran nicht besonders nötig“. Hatte er, Karl Freiherr v. Levetzow, „aus seiner Erfahrung heraus das Positive geben“ wollen und in diesem Sinne seinen „Artikel geschrieben“. Dieses Positive, soweit es sich mit meinem nicht deckte, war in diesem Artikel gleich Null. Sollte ich mich darin irren, so wird Herr v. Levetzow sicher in der Lage sein, meinem Gedächtnis entsprechend aufstellen zu können. Ich bäte dann darum. In seinem zweiten Artikel gibt er uns, wenn auch „natürlich nicht ein abgeschlossenes, theoretisches System des neuen Verses“, so doch „an einem Beispiel und mit ein paar Fingerzeigen“ die Möglichkeit an, in der man zu suchen hat, um zu einem Verständnis und vielleicht zu einer Würdigung seiner Bestrebungen zu gelangen“. Dieses Beispiel — da er nichts anderes gebabt, woran er hätte demonstrieren können — stammt aus seiner eigenen Schaffammer und gibt sich als „Gedicht hymnischer Art“. Ja, es führt sogar einen Titel und dieser Titel lautet: „Das Höhenlied!“ Es ist allem, was ich will, so entgegengesetzt, so „aufgeputzt, bronziert und mit Watte umwickelt“, daß ich meinem Verfasser sofort und mit Vergnügen das ihn nun hoffentlich nicht mehr schmerzende „Zugeständnis mache: In der Praxis, wo „mit Worten, die nicht aus denselben Buchstaben bestehn“, das Gleiche zu sagen schon schwerer fällt, in der Praxis differieren wir um Welten! Aus den vielen Sätzen, die Herr v. Levetzow braucht, um uns im Anschluß an das „Gedicht hymnischer Art“ zu einem „Verständnis und vielleicht auch einer Würdigung seiner Bestrebungen“ zu bringen, finde ich als „positiv“ nur einen einzigen heraus. Er lautet: „Je nach der Idee kann nun der Strucur jeden verschiedensten Abänderungen freier sein, die aber sich stets immer die Zeilenneinteilung nach Begriffscomplexen und die Aufeinanderfolge von solchen verschieden bewerteten Complexen, wodurch ein Rhythmus bedingt ist.“ Ich wiederhole: in diesem Satze steckt das einzige von Herrn v. Levetzow stammende „Positive“, das ich in beiden Artikeln habe entdecken können. Es ist darnach. Es schrumpft bei genauerem Zusehn auf das eine dürftige Theilchen zusammen: „sei bleibt immer die Zeileneinteilung nach Begriffscomplexen und die Aufeinanderfolge von solchen verschieden bewerteten Complexen.“ Diese Worte bringen nichts, was auch nur im Entferntesten neu wäre. Sie würden sich als technisches Motto vorzüglich ansnehmen über den gesammten bisherigen sogenannten „Freien Rhythmus“. Ja, sie würden sogar stimmen auch noch über einer Anzahl der uralt esten Reimgedichte: „Ueber allen Wipfeln ist Ruh“ und so weiter. Auch in diesen sind „die Zeilen nach Begriffscomplexen eingetheilt“ und „mehrere solcher verschieden bewerthen Complexe folgen aufeinander“. Eine Definition aber, die mehr umfaßt, als sie umfassen soll, ist keine. Die betreffenden Worte sind also schon aus diesem Grunde nicht das, was sie sein sollen. Sie sind es aber auch noch aus einem ganz andern. Der Tonfall eines lyrischen Gedichtes wendet sich nicht an unser Gesicht, sondern an unser Gehör. Ob ich die Zeilen „nach Begriffscomplexen eintheile“ oder nicht, ist rein äußerlich. Rein auf dem Papier. Thue ich es, so thue ich es lediglich, um dadurch dem Leser formal die Auffassung zu erleichtern. Das betreffende Gedicht bliebe das gleiche, auch wenn ich es wie Prosa schriebe.

Das waren die beiden „Punkte“. Es erübrige jetzt nur noch, daß Herr v. Levetzow mir antwortete — auf meinen Gedankenstrich.

Arno Holz.

Die Woche.

Politische Notizen.

Dem Ministerium Thun-Kaizl — vorausgesetzt, daß es in der gegenwärtigen Krise noch nach Schluß der Redaktion dieses Blattes wirklich fällt — dem Ministerium Thun-Kaizl wird selbst der grimmigste Gegner zugestehen müssen, daß es besser als andere Regierungen das eine verstanden hat: sich einen Abgang zu verschaffen.

*

Der schöne Abgang, wohl Excellenz Thun, Großherz und guter Verlierer, ist schon lange der einzige Vorzug österreichischer Minister. Bereits Graf Badeni hatte diese Zier erreicht zu haben geglaubt. Seine „eiserne Hand“ hatte Oesterreich mit einigen kräftigen Griffen Bürgerlichen Ausgleich und Sprachenverordnungen — so wuchtig gerattelt, daß schon im Sommer 1897 sein Federstiel, Dr. Rosner, der gegenwärtige Präsident des Wiener Landtages, Badenis Blatt, dem Stadtamt „Ostdeutsche Rundschau“ die freudige Meldung machen konnte, daß eine nahebevorstehende Begrüßung, welche die Czechenverordnungen auf Deutschland ausübe, „Ueberzeugung die letzte Regierung in Oesterreich“ sein würde. Ja, der Chef hat auch noch seine Regierung bei Böhmen die Aufhebung der Sprachenverordnungen oder des Badeni Wittmich'schen Ausgleichs gefragt, und wenn man heute den Grafen Badeni auf seinen Radelstern begegnet, muß man ihm doch den Ruhm zugestehen, daß er mich der ruhmlosen Minister-Laufbahn Lower reiche gewesen ist.

*

Den schönen Abgang, den sich Graf Badeni durch seine Thaten verscherzt hat, hat das Ministerium Thun-Kaizl durch seine Thaten verdient. Lediglich sich zu halten versucht. Den sehr verschiedenen, welche sich in diesem Bestreben zu verschiedenen Zeitpunkten verbunden haben, war ein gemeinsames Ziel: die Sprachenverordnungen zu beseitigen. Und die Sprachenverordnungen sind beseitigt. Aber nicht durch den Willen des Ministeriums, sondern durch den Willen der Deutschen, die sich nicht mehr gefallen lassen, daß ihnen die Sprache der Czechen aufgezwungen wird. Und durch den Willen der Czechen, die sich nicht mehr gefallen lassen, daß ihnen die Sprache der Deutschen aufgezwungen wird. Und durch den Willen der Polen, die sich nicht mehr gefallen lassen, daß ihnen die Sprache der Deutschen aufgezwungen wird. Und durch den Willen der Slovenen, die sich nicht mehr gefallen lassen, daß ihnen die Sprache der Deutschen aufgezwungen wird. Und durch den Willen der Italiener, die sich nicht mehr gefallen lassen, daß ihnen die Sprache der Deutschen aufgezwungen wird. Und durch den Willen der Ruthenen, die sich nicht mehr gefallen lassen, daß ihnen die Sprache der Deutschen aufgezwungen wird. Und durch den Willen der Rumänen, die sich nicht mehr gefallen lassen, daß ihnen die Sprache der Deutschen aufgezwungen wird. Und durch den Willen der Serben, die sich nicht mehr gefallen lassen, daß ihnen die Sprache der Deutschen aufgezwungen wird. Und durch den Willen der Kroaten, die sich nicht mehr gefallen lassen, daß ihnen die Sprache der Deutschen aufgezwungen wird. Und durch den Willen der Slovaken, die sich nicht mehr gefallen lassen, daß ihnen die Sprache der Deutschen aufgezwungen wird. Und durch den Willen der Ungarn, die sich nicht mehr gefallen lassen, daß ihnen die Sprache der Deutschen aufgezwungen wird. Und durch den Willen der Deutschen, die sich nicht mehr gefallen lassen, daß ihnen die Sprache der Deutschen aufgezwungen wird.

Digitized by Google

sichen Thätigkeit vorbereiten würden. Ihr Kriegsplan war daher: Erhaltung des unmöglichen Ausgleichsmachwerkes und der Sprachenverordnungen. Das ist ihnen, bis auf nebensächliche Modificationen, so ziemlich auch gelungen. Ja, noch mehr! Ihre meisterhafte Unthätigkeit in diesen sinnfreiesten Jahren hat das seelenfeine Uebel noch beträchtlich verschärft. Zum Baden-Bilinski'schen Ausgleich ist noch die Fournes-Zeit, zu den Sprachenverordnungen ist das Pfingstprogramm der Deutschen hinzugetreten. War Oesterreich schon nach dem Abgang des Ministeriums Badeni kaum mehr regierbar, so ist es heute beinahe unregierbare geworden. Wenn das Ministerium Thun-Kaizl in diesen Augenblick zurücktritt, werden seine Mitglieder ihre Ministerexpressionen in Schadenfreude verzehren können. An der Suppe, die sie jeder nachfolgenden Regierung eingebrockt haben, kann auch ein Eisenfresser ersticken. Müssen die gräflich Thun'schen Minister gehen, so werden sie den Schauplatz ihrer ministeriellen Unthätigkeit mit dem beruhigenden Bewußtsein verlassen, daß ihre Erben zum Laben keinen Grund haben.

*

Wie alle anderen Mitglieder des Cabinets Thun, ist nun auch der Ackerbauminister Baron Kaizl auf seiner Reise in Dalmatien mit Deputationen, Adressenschmuck, Spalierei, kurz, wie ein Botschaft empfangen worden. Wenn man bedenkt, daß die Dalmatiner seit jeher die entschiedensten Gegner des österreichischen Staatsverbandes sind, wird man ganz gut ihre Begeisterung für die Mitglieder eines Ministeriums begreifen, das, gründe gelegt, so wenig für die Consolidierung Oesterreichs geleistet hat wie das Cabinet Thun.

*

Bei einer Confiscation kommt das Vergnügen immer erst hinterdrein, wenn man die originelle Urtheilsbegründung des k. k. Landesgerichtes Wien liest. So behandelt das neueste Urtheil des Wiener Landesgerichtes, daß sich in dem Verfahren, dem Namen der „Zeit" anderer zur Berachtung gegen einzelne Organe der Regierung aufzureizen gesucht" habe. Mein ganzes Verbrechen aber besteht, so weit ich die Sache übersehen kann, darin, daß ich, gelegentlich der Campagne Dr. Lueger's gegen den Verwaltungsgerichtshof, die Rede des Dr. Kaizl im böhmischen Landtag vom 21. Jänner 1898, in welcher er dem damaligen Präsidenten des Obersten Gerichtshofes Baron Stremayr wegen des Urtheils des Obersten Gerichtshofes vom 3. November 1897 „eine ungeheuere Vermessenheit und Anmaßung" vorgeworfen hat „gebührend habe. Ja, wie soll man sich eigentlich unter dem Regime Kaizl benehmen, wenn man nicht das Missfallen des Wiener Landesgerichtes erregen soll? Hatte ich den Dr. Kaizl wegen jener Rede gelobt, so hätte es gehießen, daß ich dadurch Impfstoffe andere zur Berachtung gegen den Obersten Gerichtshof aufgereizt habe. Da ich aber die Rede gelabelt, so heißt es wieder, daß ich zur Berachtung gegen Dr. Kaizl aufgereizt habe. Wie kommt man aus diesem Dilemma heraus? Oder ist es, so lange der Dr. Kaizl regiert, in Oesterreich verboten, „andere" zur Hochachtung des von Dr. Kaizl so geringschätzig behandelten Obersten Gerichtshofes „aufzureizen", wie ich es getan habe, weil ich der Ansicht bin, daß ein objectiven Verfahren der Justizpflege nicht bis zum Obersten Gerichtshof reicht. Dann hatte ich erproben können, ob auch der Oberste Gerichtshof Jeden, der, wie ich, ihn gegen Dr. Kaizls Insulten in Schutz nimmt, für einen Staatsverbrecher hält.

*

Daß die Thun-Aera noch alle werden in Oesterreich, beweist ein Artikel in der Pfingstnummer des Thun'schen Parteiblattes „Vaterland". Dort ist in einer Artikl des deutschen Nationalprogeamms auch dieser frohlocke Satz zu lesen:

„Sie die Deutschen thämen auch von einem engeren wirtschaftlichen Zusammenschluß der continentalen Staaten, als ob sie nie etwas vom Art. II des Frankfurter Friedens gehört hatten, ohne den der Pfau vielleicht schon realisiert wäre, mit dem aber das Project bisher nur um den Preis eines europäischen Krieges für durchführbar zu halten wäre."

Danach müßte man auf die komische Vermuthung kommen, daß es im Art. II des Frankfurter Friedens Frankreich und Deutschland verboten ist, sich jemals miteinander oder mit anderen Staaten handelspolitisch zu vertragen. Thatsächlich bedeutet der berühmte Art. II so ziemlich das gerade Gegentheil davon. Er setzt nämlich die gegenseitige handelspolitische Meistbegünstigung und damit die Gemöglichkeit auch für „ewige" Zeiten fest, sowagt also wenigstens diese beiden Continentalstaaten zu einem unverbrüchlichen „wirtschaftlichen Zusammenschluß" und ist somit vorläufig noch der komische Anlaß zu einer mittelmäßig guten Heiterkeit. Ja noch dem „Vaterland" ist das kein „gutlacht" im möglich geworden sein soll. Man muß nur bedenken, daß dieser komische Artikel des „Vaterland" anonym erschienen ist. Wenn mit den Namen des Autors wüßten, würde uns um einen wirklich Lachlofer des Obersten Thun noch mehr bange. Oder sollte etwa dieser Artikel vom Obersten Thun selbst eingeliefert sein? Die Zuchtruthe, die er verwaltet, sieht dem derzeit leitenden Staatsmanne verzweifelt ähnlich. Fr

Volkswirtschaftliches.

Ende Dezember vorigen Jahres berichteten wir über die Beschlüsse der Actionärversammlung der Salgo-Tarjaner Kohlengesellschaft. Dieser Tage fand nun in Budapest die Generalversammlung dieser Gesellschaft statt, in welcher die Frage des Verwaltungsrathes und der Gewinnbetheiligung Actionäre mit Director Moriz Bauer und Consorten, die bekanntlich auf Grund eines Vertrages mit der Gesellschaft auf 10 Jahre die Verwaltung der Gesellschaft übernommen haben, zur Sprache kam. Die Gesellschaft hat nämlich mit diesen Herren einen Vertrag abgeschlossen, nach welchem sie für die Verwaltung der Gesellschaft auf 10 Jahre 5% des Reingewinnes, mindestens aber 50.000 fl. jährlich zu beziehen haben. Die Actionäre waren nun der Ansicht, daß diese Summe für die Verwaltung eine zu hohe sei und wollten eine Herabsetzung derselben durchsetzen. Dagegen wehrten sich aber die Vertreter der Verwaltung, indem sie darauf hinwiesen, daß sie sich mit einer Herabsetzung der Entlohnung nur dann einverstanden erklären könnten, wenn ihnen auch eine Herabsetzung der Obligationen-Zinsen zugestanden würde. Diese Zinsen betragen 6% und sind, wie bekannt, durch Hypotheken auf die Kohlengruben sichergestellt. Die Actionäre wollten jedoch von einer Herabsetzung der Obligationen-Zinsen nichts wissen, da sie sich sagten, daß sie ja nicht in der Lage sind, eine Herabsetzung der Obligationen-Zinsen durchzusetzen, da sie ja durch Hypotheken sichergestellt sind. Es kam daher zu keiner Einigung und wurde die Angelegenheit vertagt. Die Actionäre sind nämlich der Ansicht, daß die Verwaltung der Gesellschaft durch Moriz Bauer und Consorten, die jetzt endlich in der Generalversammlung ihren Abschluß fanden. Durch dieselbe erhält die Opposition drei Mandate in der Direction und dem Aufsichtsrath, so daß sie mit Unterstützung der indifferenten Mitglieder der Verwaltung die Majorität besitzen und künftige Maßregeln an dem Unternehmen zu verhindern in der Lage ist. Insolgedessen konnte sie auch vorläufig den bekannten Darlehensvertrag mit dem Bankverein und Consorten bestehen lassen, da an demselben nicht die finanziellen Bedingungen, sondern die Verpflichtung zu Investitionen zu beanstanden war. Die Investitionen werden erst später gelöst werden. Der für Provisionen zu allem bereite Generaldirector v. Herz hat einen Contract und kann daher vorläufig nicht umgewiet werden. Der Vicepräsident der Trifailer, Dr. Reil, welcher dem Unternehmen die Gegner Seele angehängt hat, wird demnächst aus der Verwaltung scheiden, welche sein College Hofrath Hahn bereits verlassen mußte. Die Herren Moriz Bauer und von Lanczy endlich, welche im Interesse der Salgo Kohlengesellschaft und ihrer eigenen Tasche die Allgemeine Kohlengesellschaft zugrunde zu richten befreit waren, sinnen nicht im Geringsten darauf, es ist also dafür gesorgt sie auch weiterhin machen. Es war ihnen nicht Gesellschaft beizunehmen, sie mit diesem Unternehmen belastet hatte, und wenn es auch bedauerlich ist, daß dadurche so glimpflich davonkommt, so ist der ganze Verlauf der Affaire doch insoferne erfreulich, als er zeigt, daß unabhängige Actionäre, wenn sie nur energisch gesührt sind, einer gewissenlosen Verwaltung gegenüber nicht machtlos sind.

*

Der Verwaltungsrath des Wiener Bankvereins hat den Beschluß gefaßt, die noch in seinem Portefeuille befindlichen 7½ Millionen Gulden Actien zu begeben und demnach sein Actiencapital auf die vor bald vier Jahren beschlossene Höhe von 40 Millionen Gulden zu bringen. Es ist erinnerlich, daß der Bankverein im Octobr 1895 beschlossen hatte, sein Actiencapital von 25 auf 40 Millionen Gulden zu erhöhen. Von den alten Actionären das Bezugsrecht auf die neuen Actien zu 145% anzubieten. Der Beschluß blieb unausgeführt, da bald darauf die Spectulationsbriefe emittet, und zu Abänderung der seinerzeitigen Beschlüsse wurde der am Actionären im Juni 1896 das Bezugsrecht auf die Hälfte der neuen Actien zu 140 angeboten, die restlichen 7½ Millionen Gulden blieben im Portefeuille. Die damalige Emission hatte sehr geringen Erfolg. Der Bankverein sind seine Freunde mußten einen großen Theil der Actien zurücklaufen und nur allmählich ist es möglich geworden, die Actien wieder theilweise abzustoßen. Der Markt ist bis heute übersetzung geblieben, die Actien sind schlecht klassiert, obwohl der Bankverein alljährlich sehr schöne Bilanzen veröffentlichte. Das Vertrauen des Publikums hängt eben nicht nur von der Höhe des erzielten Reingewinnes ab, und die Leser unseres Blattes werden sich nicht wundern, wenn dem Publikum das Vertrauen zur Verwaltung des Wiener Bankvereins mangelt. Auch diese Erfahrungen belehrt, daß die Leitung des Bankvereins jetzt, da er neues Capital braucht, sich auch wieder an die eigenen Actionäre gewendet, sondern die Actien an ein Consortium derselben, französischer und schweizer Banken zu begeben. Das ist nur eine ganz Mail ein ungewöhnlicher Weg, ihr Capital zu verwerthen, aber es ist sicher und dieser noch den Vortheil, daß eine große Bankengruppe an Eines der Actien interessiert ist, und daß man daher Hoffnung hat, auch die noch von der 1896er Emission im Besitz der intimen Freunde befindlichen Actien zu placieren. Mit einem Wort: der Vorgang ist unter noch sehr erheiterst, aber vernünftig. Fr

Kunst und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. Theatre du Temple, Saper von Georges Lecheux: Sechs Totenköpfe. Vaudeville, Vorspiel von Coolus: Rose Blanc. Musik von Auguste Barthin. Scalles Theater, „Carlos Cruzon" von Sardou.

Im Grand Theatre, wo Bunn Jarry-Ubu, in all seiner derbsten Größe, zu Hause ist, wird Jedermann, der Ohren hat, zu hören, Augen, um zu sehen und Verstand, um zu begreifen, Gelegenheit haben, sich von der Wahrheit des Satzes zu überzeugen, daß Übertreibung, auch Übertreibung, keine Karikatur ist.

A. W.

Caspar von Zumbusch's Denkmal des Erzherzogs Albrecht, das am Sonntag enthüllt worden ist, ist ein Werk von Verstand und Geschmack, akademischer und trockener vielleicht, als wir uns einen Krieger zu denken gewohnt sind, und eher einem Benennen des Militärcismus als einen Helden darstellend, aber glaubhaft. Es scheint, dass sich der Künstler vor allem um den Ausdruck des Schlichten, fast sebantisch Rechtmäßigen und deinahe bürgerlich Soliden bemüht hat, das in den Erinnerungen an den Erzherzog lebt. Dieses hat er mit Aufwand, so wie mit einer leisen Scheuheit in der behächtig beschreibenden Gestalt ausgesprochen. Ein Moderner hätte sie malerischer empfunden, decorativer anpassen können oder hätte vielleicht versucht, monumentaler zu wirken. Aber so wie sie ist, hat sie etwas Altösterreichisches, fast Rührendes, als wäre sie schon lange, lange seit vielen vielen Jahren da und müsste halt so sein, weil ihre Zeit so war, ihre Schon vergangene Zeit.

H. B.

Bücher.

Dr. Eugen Czudav: Die Geschichte der Ungarn. Zweite vermehrte Auflage. Uebersetzt von Dr. M. Darvai. Berlin, Adam Bodenburg. Zwei Bände.

Das zweifellos vorhandene Bedürfnis nach einer dem heutigen Stande der historischen Wissenschaft entsprechenden und auch für Nichtmagyaren genießbaren ungarischen Geschichte wird von dem Werke Czudavs nicht erfüllt, obwohl der Verfasser nicht bloß Chorherr des Prämonstratenserstiftes von Elorna, sondern auch Universitätsdozent ist. In der Vorrede zur ersten Auflage des magyarischen Originals (1891) erklärt er, sich bei der Abfassung von Vaterlandsliebe und vom Bestreben, die Kenntnis der Geschichte des Vaterlandes immer allgemeiner zu verbreiten, haben leiten zu lassen". Und der magyarische Leser wird sich auch auf das ausgiebigste patriotisch angeregt fühlen. Die günstige Aufnahme, die das Werk von Seiten des ungarischen Publicums erfahren, ist nun zwar ein schlagender Beweis für die historische und literarische Genügsamkeit desselben, aber ob das Interesse, welches die Millenniumsfeier erweckte, ein genügender Grund war, an der Autor die ehrenvolle Aufforderung zu richten, sein Buch auch in deutscher Sprache zu veröffentlichen, sind wir ernstlich zu bestreiten. Jedenfalls trifft den Verleger der Vorwurf, dem deutschen Lesepublicum ein Werk darzubieten, welches selbst bescheidenen Ansprüchen an eine literarische Ausdrucksweise nicht genügt, oder, um es gerade heraus zuzugen, in einem äußerst mangelhaften Deutsch geschrieben ist. Um die Arbeit Czudavs, die je nie vorhandenen Lücken füllen und sich vor seiner kritisch benützt hat, für nichtmagyarische Leser brauchbar zu machen, hätte sie unbedingt einer selbstständigen sachmännischen Bearbeitung bedurft. Zunächst hätten zahlreiche, heiterkeit erregende Naivitäten ausgemerzt werden müssen, welche in magyarischer Sprache nicht so deutlich werden. Auch ein und der andere lapsus calami, wie z. B. der Zerfall des unter Kort dem Dicken vereinigten westcömischen Reiches hätte bei dieser Gelegenheit corrigiert werden können. Die zahlreichen geschichtlichen Fabeln und Hypotheken, die seit dem Anonymus des Königs Bela von einer Chronik in die andere und von einem Geschichtswerk in das andere übergegangen sind, hat Czudav auch wieder breit getreten. Ein deutsches Lesepublicum ist so sinnliche Vermengung von geschichtlichen Thatsachen und epischdichten Aufwuchs nicht gewohnt. Mehr als andere Geschichtsbücher dieser Art bedauert, dass es sich auch mit der ersten Geschichte Ungarns, mit dem 1848-49 Bürgerkrieg, der Einführung der dualistischen Staatsform und mit den Ereignissen bis zur Demission Koloman Tiszas beschäftigt, etwa in der Art eines Zeitungsfeuilletons. Die Würdigung der staatsmännischen Qualitäten einiger hervorragender Gestalten dieser letzten Jahrzehnte ist dabei vielfach von unterwürfiger Kanzel. Nicht minder wird die übertschwängliche Verherrlichung der nationalen Tugenden des Magnaren thums an vielen Stellen geeignet sein, Lesern anderer Nationalität ein Lächeln abzulocken. In Summa: Ein recht mittelmäßiges Opus, bei dem besonders die patriotische Absicht, der gute Wille und die Ehrlichkeit des Verfassers gelobt werden kann.

Professor Julius Platter: Erwerb und Consum oder Wo steckt der Profit? Oekonomische Abenteuer des Privatiers Janosantus Frankensinger. Zürich, Verlag des schweizerischen Genossenschaftsbundes 1899. 31 Seiten.

Diese Broschüre kann in ihrer Art als Muster einer anitlaredenden populären Streitschrift gelten. In Form einer launigen Erzählung, in welche eine Reihe nationalökonomischer Wahrheiten in volksverständlicher Fassung verwoben sind, bezieht der gelehrte Autor eine unerdings in der Zeitweis sehr actuell gewordene These: dass nämlich die Consumvereine keinen Profit, sondern nur Ersparnis machen, und somit auch nicht der Erwerbsinner unterliegen. Die bekannt, sind die sozialpolitischen Ausdauungen Professor Platters ziemlich gemäßigter Natur. Es liegt ihm durchaus fern, die Schaffung theoretischer Arbeiterconsumvereine zur Starting des praktischen Gasellenlaufens zu propagieren, sondern auch dem Bürger bilde der Besitzer „Masson du Peuple" oder der Hamburger „Production". Vielmehr bevorzugt und schildert er die Consumvereine lebhaftich als gemein nützige Einkaufsgesellschaften, und hat als Mitglieder zunächst Bauern und Kleinbürger im Auge. Dies hindert ihn aber keineswegs, seine Thesis ohne auch in Städten leicht gelingt gute Verbreitung gewinnen könnte, in sehr einleuchtender Art zu beweisen, wobei er zugleich den ganzen Mechanismus der Einkaufsgenossenschaft in ungemein klarer Weise darlegt. Freunde des Genossenschaftswesens werden gut thun, diese verdienstliche kleine Schrift möglichst eifrig zu verbreiten.

Dr. Isidelaus Brandstetter.

Franz Leppmann: Menich und Dichter. Bei Zeit Zaffmann. Berlin, Paris.

Der Grundgedanke des Essays ist: es gibt auch eine Wahrheit der literarischen Portraits. Das ist zwar nicht neu, ja man hat das wohl, aber Leppmann hat vollständig recht, es nochmals zu betonen; er ist nämlich auch zu der Erkenntnis gelangt, dass man gerade die wichtigsten Sachen, die einem selbst schon fast wie Gemeinplätze erscheinen, immer wieder sagen muss, weil sie immer wieder vergessen, oder von der professionellen Journalistik gefliffentlich unter den Tisch gewurfen werden. Auch eine Kritik soll ein Kunstwerk sein. Das heißt nicht, dass man über ein Gedicht wieder ein Gedicht schreiben soll, sondern nur, dass auch eine Kritik ihre nothwendige Abgeschlossenheit, ihr individuelles Gepräge, ihre innere Form haben soll. Als ist jedenfalls erstrebt, wenn auch manchmal in literarisch unbeschlenter, „nicht vorbehrafter" Mann solche Dinge ausspricht, die mir von großer Wichtigkeit zu sein scheinen. Oskwar Leppmann sein Ideal in seinem eigenen Stadt trotz so mancher sehr seiner Beobachtung nicht erreicht hat, indem er das Künstlerische mehr in den Reflexionen der Ausdrucksweise, als in den Wesentlichen der Wedanfassung gesucht hat. — Am schönsten und umfassendsten hat denselben Gedanken wohl Oscar Bilde in einem seiner famosen Dialoge, die an die graziöse Hohen Priesterinnen, ausgestaltet.

M. v. Lorbtow.

Neue der Neuen.

Das erste Heft einer neuen österreichischen Revue liegt vor, des „Kyffhäuser", herausgegeben von Hugo Greinz in Linz. Sie will „einen Kampfplatz für deutsche Politik, Cultur und Kunst gründen . . . einen Sammelplatz aller nationalen Dichter und Schriftsteller, die, ableits Behend von den gewissen literarischen Großindustriellen und Cliquen, ihrem Volke Größeres und Bedeutenderes zu sagen haben, als wie die von einer stammesfremden Presse zu eitlen Berühmtheiten emporgeschraubten Geschäftsliteraten". Die Begründer scheinen dabei von ähnlichen Gedanken auszugehen, wie sie in dem Aufsatze von Roseger, „Die Entdeckung der Provinz" und in den Artikeln Lienhards und Bartels' ausgesprochen worden sind; sie wünschen die Schaffung einer „Provinzliteratur": „Von der Provinzliteratur verlangen wir also ganz bestimmte Darstellungen, sie soll uns Charaktere zeichnen, die in den vielen Einflüssen provinzieller Umgebung entstanden und aufgewachsen sind, sie soll uns die Stimmung geben, die sie ein bestimmtes Land, an eine bestimmte Stadt durchdrungen ist — ihre Werke sollen Provinzsaft athmen." Unter den Beiträgen des ersten Heftes fällt ein Märchen von Franz Lechleitner „Der Engel der Verlobung" durch seinen frohen und kräftigen, glücklich romantisierenden Ton auf, und Dr. Emil Ertl berichtet über „Eine Anstellung für häusliche Kunstpflege", vom Reichsmärchen Kunstverein veranstaltet, die beweist, wie gute Schüler Lichtwark bei uns hat: „Mit Anspannung aller Kräfte müssen wir Deutsch-Oesterreicher versuchen, die heilen Massen des Volkes mit künstlerischer Cultur zu durchdringen!" In der Politik steht der „Kyffhäuser" auf radical-nationalem Standpunkt. Dr. Carl Heinrich bezeichnet es in einem Eröffnungsbrief als die politische Aufgabe der Zeitschrift, dass sie „an dem geistigen Inhalt (der nationalen Parteiüberzeugen) weiterbaue und sie hiedurch vor dem Schicksal bewahre, sich zu überleben".

Die Gegenwart" bringt in einem ihrer letzten Hefte „Bunte Erinnerungen" von Klaus Groth. Bis in die Dreißigerjahre zurück greifend, erzählt er zunächst von seiner ersten Begegnung mit Friedrich Hebbel, der gleich ihm seine Laufbahn als Schreiber bei dem Kirchspielvogt seines Heimatsortes begonnen hatte und sich nun mit emundzwanzig Jahren in Wien bei der Dürftigkeit sein Brot erwarb, wo er das Gymnasium beenden sollte. Diese Schreiberstellen waren sehr gesucht, weil sie gewissermaßen die erste Stufe der Beamtenlaufbahn bildeten; dabei forderten sie so geringe Vorkenntnisse, dass Fragen der Rechtschreibung und Grammatik an den Gegenstand der lebhaftesten Debatte zwischen Untergebenen und Vorgesetzten bildeten, die hier gewöhnlich Beamter und Gymnasiast recht übertraten. Dennoch wurde diese Thatsache nur Hebbel wie für Klaus Groth der erste Anstoß zur Beschäftigung mit deutschen Schriftthum. Dreißig Jahre überspringend erzählt der Verfasser dann von einem längeren Zusammentreffen mit den beiden Dichtern in Hamburg, wo er das Gymnasium besuchte, sowie mit Professor May Müller und endlich von einem Besuch bei Emanuel Geibel. Mit einem gewissen Behagen ergeht er sich in der Erinnerung an die ehrliche Anerkennung, die er bei diesen großen Zeitgenossen gefunden — Geibel nannte seinen „Heidetreck" das schönste Epos seit der Nibelunge — und die ihm, wie ich gestehen muss, damals Wenne fühlte, doppelt wohlthat. Nicht ohne Bitterkeit erwahnt Groth, dass es stets sein Schicksal war, nur gemeinschaftlich mit andern genannt zu werden, als ob er mich verwandt hatte, auf sich selber zu stehen. Erst wurde er mit Theodor Storm, dann mit Fritz Reuter zusammen gehoben, und selbst als er schon den großen Geschwerks erhalten hatte und sich als Schrift steller in Berlin niedergelassen wollte, sagte man ihm in den Wintern nach, er wolle sich zum Communalist Professor vorbereiten.

„Revue blanche" bringt in ihren Heften vom 1. April und 1. Mai eine Reihe ungedruckter Briefe Strindbergs aus der Zeit von 1876 bis 1888, die an Ola Hansson, Edvard Brandes, Bjornstjerne Bjornson, Conrad in Troch und Sophie Bochlin, wo er sich innig mit dem Obigen Ehepaar befreundete, an den auch diese Briefe gerichtet sind. — Das Heft vom 15. April veröffentlicht das Tagebuch des alters, schon den Militärzeit des Starzow, der, von Tolstoi'schen Ideen begeistert, bekanntlich das Bauernleben vorzuziehen. Das Tagebuch ist in russischer Sprache geschrieben und darnach in England veröffentlicht, in Tschechisch Sammlung von Schriften gegen den Krieg und über die „Tolstoibewegung" (Tschechenvereinigung). Dr. Starzow wurde wegen seiner Weigerung, den Eid zu leisten und sodann unter dem Vorwand „geistiger Blödsinn" an ein Irrenhaus abgeschoben. Da die Aerzte jedoch keinen Irrsinn bei ihm bei ihm constatieren konnten, wurde er zwangsweise, per ein Monat gesund gemacht und zu der Armee Dienstpflicht verpflichtet. Als Tagebuch unmittelbare Briefe die er an Gesinnungs schrieb, enthält Briefen, schreibt man das Leben Dr. Starzows mit Spannung. Er ist Protestant geblieben, entging dem schicksal des Tolstoianer, er blieb aber standhaft in

Digitized by Google

seiner Beigerung und mußte schließlich als dienstuntauglich aus der Armee ausgestoßen werden. . . . . .

Confisciert!

„Review of Reviews" berichtet in einem der letzten Hefte über „Children's Guilds of Play", eine Institution, die seit einigen Jahren in vielen Districten Londons, namentlich in den vom Proletariat bewohnten, besteht. Durchwandert man diese Gegenden, so sieht man mit Entsetzen, daß die Spiele der Straßenkinder ein erschreckendes Spiegelbild ihres Lebens bieten. Da wird dargestellt, wie der betrunkene Vater nach Hause kommt, die Mutter mißhandelt, von den Kindern gehänselt wird. Oder es wird ein Diebstahl begangen und man versteckt sich atemlos vor der verfolgenden Polizei; oder ein Armenbegräbnis wird aufgeführt; hört man Lieder, so sind es aufgelassene Gassenhauer. Um dem einzigermaßen zu begegnen, wurden von menschenfreundlichen Frauen der höheren Stände vor einigen Jahren die Vereine für Jugendspiele gegründet, die zunächst einmal in der Woche eine kleine Zahl von Kindern auf öffentlichen Plätzen vereinten, jetzt aber große Ausdehnung gewonnen haben. Die Kinder werden dort zu gesunden Bewegungsspielen und Reigen angehalten, singen Lieder und werden an manierte, aber gesittete Geselligkeit gewöhnt. Streng wird auf Ehrlichkeit geachtet und die Größeren werden verhalten, den Kleineren und Schwächeren schützend beizustehen. Da die Kinder sich eifrig zu diesen Spielen drängen, aber nur ordentlich gewaschen und gekämmt daran theilnehmen dürfen, so bilden dieselben auch einen Antrieb zur Reinlichkeit.

So ist das Leben!

Von **Ono von Leigel.**

In der Ecke, unter einem der zierarmigen Wandleuchter, deren phantastische Glasblumen im Drahtlicht glühten, saßen an einem Tische drei Herren.

Sie kannten Bruder sein, denn sie sahen sich nicht eben gleich, aber es war eine Aehnlichkeit zwischen ihnen, dass man sie für Brüder halten konnte. Alle drei waren noch jung, bloß der Schwarze sah aus, als hätte er die Grenze der Jugend hinter sich, weil sein Haar am Scheitel so schütter war, dass die Kopfhaut durchschimmerte, denn er war vollkommen kurz geschoren. Der ihm zur Rechten saß, war blond und der Dritte hellbraun. In den Köpfen tag die Aehnlichkeit; feine, ausdrucksvolle Schädel mit gedankenvollen Stirnen und zarten Schläfen, die das Spiel erregter Adern verriethen. Der Schwarze hatte etwas Exotisches an sich, wie jemand, der lange im fernen Ausland, unter tropischer Sonne gelebt hatte. Sein mageres Gesicht war braun, bronzefarben, und seine etwas schlitzliegenden Augen hätten ihn ganz fremdländisch erscheinen lassen, wenn sie nicht vom hellsten Grau gewesen wären. Zwei hatten große weiße Binnen im Knopfloch: der Blonde trug eine betrotte Ordensrosette.

Sie saßen so, dass sie den weiten Tisch im Auge hatten, der in dieser von den inwendigen Palästern gebildeten Abtheilung des Speisesaales stand, aber sie schienen von dem fremden Paar keine Notiz zu nehmen, das sich eben dort niedergelassen. Nur der Schwarze wendete seinen Blick einen Moment dorthin, aber so, als ob es rein mechanisch geschehe. Er mußte mitten in einem Gespräche sein, womit er langsam auf ein bestimmtes Ziel lossteuerte, denn er sagte nun:

„Mandumal . . . nein, sag immer hängt es ja nur von einem Moment ab, unwissende ein Mensch in die Abhängigkeit des anderen gerath. Ich will sagen, es hängt doch wohl bloß an dem Charakter eines Angehörigen, einer einzigen Situation, auch einer zufälligen Szene, die vielleicht, wer von den beiden den anderen beherrscht, ihr mir mächtigen macht, irgendwie, in irgendeinem, wie sich beider Moral begegnen . . . Und dann können zu zwei solche Momente, jeder zu sich, stark und stolz und frei sein . . . jeder ist eine Macht, auch wenn er allein bleibt. Aber wenn wird es unendlich viel mehr, aus der Macht wird eine Macht . . ."

Während sie Wasser in Sprudelgläser gossen, in Gläser die ganze Form, wie sie nur wenigen vorbehalten war, den Typus bedeuten, der schwer kann, und denn, wenn sie's vermochten, die Gläser mit Wein, Sekt, schäumt, ja, aber schäumt, Champagner füllten, sagte der Blonde:

„Ich weiß nicht, ob ich Sie recht verstehe, Herr Graf, aber ich glaube, Sie meinen, dass . . . Sie sind ja Philosoph, Sie haben ja Ihre Studien . . .

Rost, kein Feuer, kein Schmutz etwas anhaben kann. Das, was immer wieder rein wird, weil die Seelen so groß sind, daß das eigene Feuer sie läutert. Auch ein Taumel, ein Wirbel . . . aber immer Rhythmus, immer Schönheit. Denke an das eine Wort; haltet es fest. Sagt mit mir, daß es so ist. Sturmstürmen, tobende Brandung, Glutbauch aus flammengeschmolzenen Bergharzen . . . Wenn das andere groß und göttlich war, wird es immer wieder rein. Man bebt, man schwankt. Fast verlöre man sich — und man bleibt aufrecht. So ist das Leben — in dem Göttlichen!"

Nach einer Pause setzte er hinzu:

„Die Leidenschaft — nämlich die große, wohl sprühende, aber aus heiliger Naturlichkeit heimade züchtig erscheinende — die kennen sie nicht. Denn Stürme sind Reinigungen, Siegesgreife . . . Nein, ihrer ist bloß die eitle, kindisch-nervöse, zappelnde oder frühreife Laune, die bloß eine ironische Enttäuschung ist. Appetit für Genuß ohne Geschmacksnerven."

Eine Erinnerung pochte plötzlich an Herzen der jungen Frau. Warum schien es, als wäre es schon lange her, und doch waren es nur wenige Stunden . . . Wie trostlos es gewesen, vom Bahnhof in die Stadt hereinzufahren. Nicht ein Lichtschimmer aber den Häuserblöcken der schönen, reichen, lebendigen, sinnenheiteren Millionenstadt! Alles grau in grau. Straßenstaub überall; schmutzige Bogen; schmutzige Fußgänger, ein Nebel dampfende Pferde! Solcher Nebel! — Während sie im Zimmer aus dem Koffer zu packen begann, kam ihr Mann nachhause, aus der Sitzung. Sie hatten sich drei Wochen lang nicht gesehen. Und dann war der Koffer nicht einmal leer gepackt, als sie zum Nachtessen sollten. Eigentlich hatte sie sich den ganzen Tag auf ihren Gatten gefreut, Werther mit der Renaud und van Dyck. Sie hatte die letzten Tage zuhause eigens immer das Repertoire angesehen. Werther gefangen zu hören! Eine Liebesgeschichte wie diese . . .! Wie etwas Berückendes, Jovjuzgen, war es ihr immer vor Augen gestanden: Werther von Massenet, Fräulein Renard, Herr van Dyck . . .! Aber es war zu spät geworden. Sie nahm nur noch das Kleid aus dem Koffer, zog sich um, und war nun sehr zerschlagen von der Reise.

Von ihren Nachbarn sagte der Braune jetzt:

„Lasst, daß ich mich erinnere! . . . Es war an einem Abend. Wir beide lehnten im Fenster. Auf ihrem hohen Gesichte lag das Licht des Mondes. Nicht ungeschminkt. Es war Licht, das durch die weiche Blätterfülle der Bäume gedämpft worden. Ein bleicher, weicher, bläulichsilberner Lichtschleier, wie helle Nacht. Eine unserer südlichen lichten Nächte. Wir schwiegen. Und auf einmal hatten wir uns so zu einander gebeten, daß unsere Wangen sich berührten. Und dann küssten wir uns, ohne uns anders zu berühren, als mit den bebenden Lippen. Denn unser Kuss war heilig, und nichts war von uns auf Erden herunten, als der warme Hauch eines einigen Gebetes, in dem wir uns suchten. Deshalb mussten wir uns finden, im Kuss . . ."

„Ein Gottweiser!" sagte der Blonde. „Was war gegeben, ein Eden zu schauen —"

„Vielleicht hätte keiner von uns verdient, darin zu verweilen," setzte der Braune hinzu.

„Dort war ich!" sagte der Schwarze. Er schüttelte sein Glas ein wenig mit der Hand und machte den purpurnen Wein darin schwanken, daß Farben durch die glatten Prismenflächen sprühten. „Ich konnte Euch erzählen, von unserem letzten Kusse. Lasst jene Musik in Eurem Herzen erwachen, die wir neulich gehört — Wagner! Ihr kennt ja Walthers Lied

Morgenlich leuchtend in rosigem Schein,
Von Blüh' und Duft
Geschwellt die Luft
Voll aller Wonnen
Nie erkunnen.
Ein Garten lud mich ein —

Er nickte und schloss: „So ist das Leben —!"

Es war wie ein Echo.

Warum kehrte das Bort immer wieder? Was trug es hier in sich? Warum musste sie es nachsprechen, für sich? Es klang in ihr . . .

Und der Herr Abgeordnete hatte zwischendurch nun sehr gut gegessen. Es war dies eine seiner starken Seiten. Er war jetzt sehr aufgelegt zum Erzehlen. Tausenderlei, Weib, Schmerz, der Held Lecher! Vor den Sieg haben die Götter den Kampf gesetzt. So ist das Leben!

Es war wie ein Echo. Aber von den ganzen Kampfberichten fiel das einzige Wort packend in die Seele des jungen Frau.

„Gnädige Frau — ich gar nichts!", wiederte der Oberkellner zu sagen, als die Platten fortgenommen wurden und er mit der Miene eines verhandlungsvollen Artisten eine halbe Kopfwendung nach rhrem Teller machte.

Sie lächelte, zerstreut und dankbar.

Die drei Herren am Nebentische hatten sich erhoben, um fort zugehen. Die Szene hatte etwas andeutungsvolles. Kennen, Trennung? Drei Kellner auf unhörbaren Sohlen hatten sich beeilt, auf den Ueberwehen, den Stühlen, Mäntel und Hüte der scheidenden Abendgäste kauern. Wer waren diese Herren? Vielleicht Fürsten, Prinzen; jedenfalls etwas Großes. Die Aufwärter machten ihnen sehr tiefe Bücklinge. Der Herr Oberkellner machte eine Staatsverbeugung. Ein flüchter war auf die Thür losgeeilt und hielt, warnenden Blickes die Klinke in der Hand, lange bevor es nöthig war.

Wer waren diese Herren? Irgend etwas Bedeutendes! Der eine war vielleicht ein berühmter Maler, eines jener Ideale; man spricht heute nichts über Malerei, als von ihm. Ganz Neues, Offenbarungen! Der andere, der Schwarze, war vielleicht ein Dichter. Vernahe musste er ein Dichter sein . . .! Einer von jenen Halbgöttern, in deren Träume, in deren unbekannte Person sich jedes Frauenherz verlieben muss — nein, die man wirklich liebt! Einer, der die Seelen mit weicher, warmer, wohlwissender Hand berührt, liebevoll, mitleidsvoll, alles verstehend . . . Offnet euch, für mich! Keine Apostel gibt es mehr, außer uns . . .

Gewiss grüssen sie jetzt, bevor sie gehen —

Nein, sie nehmen keine Notiz von dem Nebentische. Die junge Frau zog die Neigung zurück, die sie ihrer scheuen, weißen Stirne geben wollte, und ein feines, mildes Leuchten schlich in ihren Augen zurück, die voller Seele waren, wie jene, zu denen wir bittend sagen möchten: öffnet euch, weit, für mich! Und ich bange, leise Thräne, weil ich ein Scherben bin und unrein. Blick verstehe . . .!

Es war doch merkwürdig! Sie waren nun sechs Stunden schon beisammen, da fragte er erst nach ihrem Linde, nach ihrer Edda! Und das war eine Thatsache: auf der Reise hatte sie sich tausend Dinge gesagt, die sie von Edda zu erzählen hatte. Ja, so viele, unsäglige, allerliebste und rührende Dinge von dem Herzblättchen! Wie kam das nun? War es, weil er nicht früher darum gefragt — oder weil sie selbst ihr, als hätte sie nun alles wieder vergessen — aber, lieber Gott! Mit was für Gedanken musste sein Kopf erfüllt sein, was verlangte man nicht alles von ihm! Sie erhob jetzt den Blick ihrer schönen, etwas melancholischen Augen und sah ihn an, nicht wie etwas Fremdes, aber doch wie jemand, bei dem sie nun gerade nicht zu denken hatte, daß er auch der Vater ihres Kindes war.

„Nun?" machte er.

„Ich hatte Dir so viel von Edda zu erzählen —"

„Also !"

Aber sie wusste von allem nichts mehr und war sterbensmüde.

„Du musst zu Bett!" sagte er. „Gewiss. Du musst zu Bett. Du musst Ruhe haben! Kennst, wir gehen jetzt gleich. Ruhe willst Du haben, geh?"

Und dann gingen sie.

Sie kam wirklich zu gar nichts, da in Wien. Und müde war sie immer, zum Umfallen. Ihr Mann sagte: „Kindisches Weibert! Hast Du denn die Pflicht, in drei Tagen Wien kennt und auer abzuklären? Du kommst ja noch ein paarmal zu mir her . . .! Weshalb herumhetzen? Sei doch gescheidt! Lass mich zum Bewusstsein kommen, daß Du wirklich da bist, süßes, goldiges Schatz!"

Wenn er ihr nur wenigstens einmal Blumen bringen würde! Sie sah überall so herrliche Blumen und liebte sie so . . .! Warum dachte er nie daran?

Für die Oper hatte er kein Interesse, im Burgtheater gab es gerade nur ernste Sachen, blutreinigte Moderne. Aber an einem Abend gingen sie zu Rouacher. Lona Barrison; es war geradezu phänomenal!

„Solche Leute entzücken heute die halbe Welt und machen die Vernünftigsten toll," sagte der Abgeordnete. „In ein paar Jahren sind sie fertig, ganz fertig und werden auf die Straße gekehrt. Ja, so ist das Leben!"

Am nächsten Tage musste sie allein zum Frühstück. Es war somit noch kein Gast da. Sie ging gerade auf den Tisch los, wo sie den ersten Abend gesessen. Der Herr Leopold bedeutete sie selbst: er hatte gerade nichts anderes zu thun, und blieb überhaupt neben ihr stehen.

Sie war nur wegen der unbekannten drei Herren wieder an denselben Tisch gegangen. Jene ganze Abendstunde kam ihr wieder ins Gedächtnis. Und das zufällig mitangehörte Gespräch konnte sie gewiss nie mehr vergessen. Plötzlich hatte sie einen Entschluss. Sie wusste noch nie ein Zahlungsbuch darüber, aber sie musste erfahren, wer das gewesen

„Wer waren die drei Herren . "

Herr Leopold machte ein fragendes Gesicht.

„Vielleicht erinnern Sie sich! Vor drei Tagen, da haben Abends an jenem Tisch drei Herren . ."

Leopold schüttelte unglücklich den Kopf

„Einer war schwarz, einer blond . " sie musste ihm darauf helfen. „Einer trug ein rothes Cravatenband —"

„Nein! Ihnen leider nicht dienen . ."

Nun hatte sie gerne nach derselben gefragt: „Waren es nicht Künstler, Prinzen? so und so . . . Neben Sie mir doch — ich muss es zu wissen . " Aber sie sagte nur leise: „Ich glaube, es war ein Kurgast —"

„Kurgast?" sagte Leopold, und in seinem Gesichte lag nun schon beinahe Mitleid.

Digitized by Google

Nun wurde sie ganz purpurn, wie das Schulmädchen, wenn es ertappt worden. Es entschwand ihr! Wirklich entschwand es! — Die drei Gestalten verschwanden unwiederbringlich unter hunderttausend anderen. Sie sollte nie erfahren, wer es gewesen! Nichts blieb davon übrig, als seltsam klingende, geheimnisvolle, bedeutsame Worte . . .

Auf gut Glück machte sie noch einen Versuch.

„Ich glaube, der Eine war ein Dichter . . . Ich weiß nur nicht . . .“

„Ein Dichter —?“ fragte Herr Leopold höchlich verwundert. „Nein, gewiß, gnädige Frau — kann leider nicht dienen! Es kommen so viele Gäste her, bitte um Vergebung — bitte sehr!“

Er ging um nachzufragen, kam aber gar nicht mehr wieder.

Und sie blickte auf den leeren Tisch hinüber und bemühte sich, sich ganz lebendig zu erinnern. Auf einmal wurde ihr unsäglich einsam zu Muthe. Wenn sie in ihrem Zimmer gewesen wäre, hätte sie jetzt vielleicht geweint . . . Sie breitete sich fortzukommen. Und dann, auf ihrem Zimmer, begann sie wirklich zu weinen . . .

Der böse Zufall wollte, daß sie zur Abreise wieder allein auf den Bahnhof fahren mußte. Es gab eine nicht zu versäumende Clubsitzung im Abgeordnetenhause.

Alles grau in grau. Straßenschmutz ringsum, kothspritzte Fuhrwerke, dunstqualmende Pferde davor, mißmuthige Fußgänger.

„Blumen . . .!“ rief sie aus, als ihr Fiaker wegen eines Hindernisses einmal gerade vor einem solchen Geschäfte einen Augenblick halten mußte.

Im Foyer des Bahnhofs hatte ein dickes, rothhaariges Weib einen Blumenstand. Ein Herr und eine Dame kauften eben ein. Der Mann war groß und schlank, hatte einen übermüthig aufgebürsteten Schnurrbart, die Haltung eines Militärs und sehr vergnügte Augen. Die junge Dame neben ihm tröstlerte leise und wiegte ihren feinen Körper wie tänzelnd von einem Fuß auf den andern. Dabei ließ sie die Arbeit der Auswahl ihm. Beide lachten häufig, zuletzt ganz laut, über die Fülle, die sie zusammengebracht hatten.

„Das freut sie alle!“, sagte der Mann und machte das vergnügteste Bubengesicht von der Welt. „Blumen aus Wien — da ist die Mutter . . . da ist das große Mimpili . . . da ist das kleine Mimpili . . .“

„Frau du!“, sagte sein junges, schönes Weib und küßte ihn vor allen Leuten, aber bloß mit ihren blitzenden, lachenden Augen. Natürlich war sie selbst das große Mimpili . . .

Was es für eine Mühe mit dem Billet, mit dem Gepäck gab, wenn man allein war ! Endlich war es doch besorgt. Dann sah sie sich die Blumen wieder an. Schließlich nahm sie sich errothend einen großen Rosenstrauß mit ins Coupé. Sie wollte Blumen . . .

Der Zug rollte über die große Brücke, über den gelbgrau dahinfließenden Strom. Dann führten die feuchtglänzenden Stahllinien nordwärts weg. Stoppelfelder links und rechts, Wiesen, Waldstreifen von schwärzlichen Föhren. Gleichgiltige Stationsnamen. Dann einer, der eine Bedeutung hatte: Göding. Sie dachte an die Erzählungen von den Hofjagden. Ihr Blick streifte über die Brachen, vergilbtes Gras, einblättriges Gebüsch, Gräben, Nadelholzgruppen. Ihre Phantasie brgann die Landschaft zu bevölkern. Eine vornehme Gesellschaft, Herren in rothen Röcken, Hofjäger, Piqueure, Gräfen, Fürsten, kaiserliche Prinzen. Der Kaiser. Ein Herrscher über viele Millionen von Menschen . . . Und sie alle bleiben auch Menschen. Neben Glanz, Reichthümern, Macht auch Sorge und Bitternis . . . So ist das Leben! — Die Gestalten zogen in die Ferne, zerflossen im Nebel, verliefen als Schatten über dem Boden, verloren sich . . .

Der Zug erreichte den großen Forst, durch den er stundenlang zu fahren hat, hindurch zwischen den pfeilgeraden tachsrothen Stämmen. Stundenlang, ein hohiger Eisenbahnzug!

Nur zwei alte Herren saßen außer ihr im Coupé.

Der eine sagte:

„Warum läßt man hier die Bäume nicht länger stehen, als bis zwanzig, fünfundzwanzig Jahre?“

„Eine gewisse Stärke wurden sie in diesem Boden nie überschreiten“, entgegnete der andere, „und so erwirkt das System, die gymnasiale Ordnung die Kraft des einzelnen Wachsthums. Nur der Mensch glaubt zu, er müsse unendlich lange warten können, als wüßten die Hoffnungen sich erfüllen ob der Boden gut sei oder schlecht!“

Der Wald verschwand, und die Nacht brach an.

Sie wußte sich nicht mehr zu helfen vor Müdigkeit, holte ihr kleines Kissen hervor und streckte sich ein wenig aus. Die beiden alten Herren brachen ihr Gespräch ab, wie aus Rücksicht für sie. Das that ihr wohl. Der eine, mit dem großen weißen Bart, erhob sich sogar, streckte seine behandschuhte Rechte nach der Lampe und zog den Schirm auf ihrer Seite herab. Sie schloß die Augen, um nichts sagen zu müssen, aber es machte sie sehr dankbar.

Aber sie konnte keine Ruhe finden. Sie hörte nur das Rollen der Räder unter sich tausendmal deutlicher. Wie sie eilten, wie fürchterlich sie sich herumdrehen mußten! Unter grosse Spulen. Auf einer Seite raften sie den unendlichen Faden auf, auf der andern lief er hinab, und immer wieder in sich selbst zurück. Die Spur gleitet auf dem Boden, ein glänzender Streifen, eine unabsehbare Spur! Und es ist, als glitte sie selbst auf diesen rollenden Rädern dahin. Eilig, ruhelos.

Und sie dachte: „Ganz gewiß . . . Manchmal im Leben hat nur ein Wort gefehlt, um uns auf diese endlos hinauswesende Spur zu führen. Manchmal erwachen wir, werden ganz abhängig von dem Willen eines Wortes. Man begegnet einmal merkwürdigen fremden Augen, und sie beleben: Du sollst uns nicht vergessen . . . Oder man liest, man hört etwas, um plötzlich weiß man: das hat uns gesehlt: — man kann sich nicht mehr losmachen. Ja, flüchten sollte man davor! Was nützt es? — Das wehe Gefühl: es paßt nicht auf einen . . . Schmerzt das? Sollte es passen? Wär' es dann schöner, leichter, sonniger, lebenswerter? — Vielleicht wäre es das alles gewesen, in diesen Tagen, wenn nicht gerade am allerersten Abend . . .“

„Nein!“ sagte es in ihrem Herzen.

Aber vielleicht . . .!

„Nein . . .!“

Links und rechts die Nacht. — Ab und zu ein Licht. Es wird vorübergerissen, verschwindet, ist schon wieder weit rückwärts. Die Räder rollen und rollen. Es gleitet, bewegt sich, knistcht, kracht, athmet, braust, stöhnt, wimmert. Manchmal ist es ein Rhythmus, ein Takt, eine Melodie. Wo ist der Anfang, wo das Ende? — Ein Nai, ein Klagen, ein Pochen, ein Schluchzen. Ein ganz gleichmäßiger, fester, ehemer Schlag, ein Zittern, ein Wiegen. Ein wahnsinnig rascher Wirbel, schwindelnd schnell, herum, herum, herum — — dann in die Ferne, mit einem Mal in die kalte, fremde, endlose Ferne. Und dann Stille . . . Ganz, ganz sachte drehen sich auf einmal die Räder, als ließen sie auf Sammt. Ganz leise. Sie summen nur mehr. Es klingt wie Schlummer. Oder sie rufen: „Schlaf, schlaf, schlaf!“ Nein, es ist doch wieder ein Rhythmus. Es summen verschiedene Worte, immer im gleichen Rhythmus, und jedes wird von einem kleinen, harten Schlag hingehämmert, gleichsam als wolle es angeschlagen, gleichsam als triebe ein Hammer jedesmal einen scharfen, harten Nagel in festes Holz . . . jetzt, als nageten sie einen Sarg zu, gerade so ist es . . . fein wird der Sarg zugenagelt . . . jeder Schlag ein scharfer, harter Nagel — einer auf jedes Wort: — „So ist das Leben!“ . . . So ist das Leben!

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Tafelwasser Heilwasser

Krondorfer

bester natürlicher alcal. SAUERBRUNN

Filiale: Wien, IX. Kolingasse 4.

Schällschitzer Dörrgemüse und Obstconserven.

Franz Netter von Zeßnegg's landwirthschaftliche Anstalten in Schällschitz bei Brünn (Mähren)

Ausgedehnte eigene Gemüse- und Obst-Plantagen.

Dörrgemüse, Obst, Compots, Marmeladen, Gemüse- und Obst-Conserven.

Muster und Preisliste auf Verlangen gratis und franco.

Alleinige autorisirte Zweigniederlage: Wien, Stadt, Tuchlauben 4.

Niederlage ausschließlich Tabolischner Producte.

Seiden-Damaste 75 kr.

bis fl. 11.65 per Meter und Seiden-Brocate ab meinen eigenen Fabriken

sowie schwarze, weiße und farbige „Henneberg-Seide“ von 45 kr. bis fl. 14.65 per Meter — glatt, gestreift, carriert, gemustert, Damaste &c. (ca. 240 verschiedene Dessins und 2000 verschiedene Farben, Dessins &c.

Zu Roben und Blousen

ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus.

Muster umgehend.

Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Die Zeit.

XIX. Band. Wien, den 3. Juni 1899. Nummer 244

Titel confisciert!

Die verschiedentlichen Angriffe und Vorwürfe, welche in diesen Tagen der Ausgleichskrise sowohl von österreichisch-oppositioneller, wie auch von ungarischer Seite dem Cabinet Thun-Kaizl zu theil geworden sind, haben das eine Gute im Gefolge gehabt, dass sie das Ministerium zu einigen Geständnissen gezwungen haben, welche einen Einblick in seine unverantwortliche Handlungsweise gewähren. Die von der Regierung mit erstaunlichem Erfolg bisher verbreitete patriotische Legende besagte, dass die berühmte Szell'sche Formel „über den Kopf der österreichischen Minister hinweg" geschaffen worden sei, dass die österreichischen Minister dadurch vor eine „vollendete Thatsache" gestellt worden seien, von der sie „nur aus den Zeitungen" Nachricht erhielten, und dass sich ihnen erst im Budapester Kronrath vom 9. Mai die Gelegenheit ergab, ihre hochpatriotischen Einwendungen gegen diese Formel vorzubringen. Diese Legende ist nun zunächst durch die Enthüllung des ungarisch-officiösen „Pester Lloyd" zerstört worden, wonach das Ministerium Thun-Kaizl schon im Jänner dieses Jahres, zur Zeit, als noch Baron Bánffy ungarischer Ministerpräsident war, amtlich von der an die Stelle der Bánffy'schen Perennierungsclausel zu setzenden Szell'schen Formel unterrichtet worden ist. Diese Enthüllung wird noch bestätigt und bekräftigt durch die ergänzende Mittheilung des österreichisch-officiösen „Fremdenblatt", wonach das Ministerium Thun-Kaizl sogar schon am 31. Jänner und 5. Februar d. J. durch Noten an die ungarische Regierung gegen die Szell'sche Formel Einsprache erhoben hat.

Nach diesen Feststellungen erscheinen die ungarischen Minister nicht so ganz als die boshaften Teufel, die österreichischen Minister aber auch nicht so ganz als die unschuldigen Engel mehr, als die sie in der von Dr. Kaizl zum eigenen Ruhm gedichteten patriotischen Legende galten. Am 23. Februar erst ist der die vielbesprochene Formel enthaltende Pact zwischen Herrn v. Szell und den ungarischen Oppositionsparteien unterschrieben, am 25. Februar ist er vom Kaiser als dem König von Ungarn „mit lebhafter Befriedigung", wie es in den damaligen Zeitungsberichten hieß, zur Kenntnis genommen, am 26. Februar ist auf Grund dieses Pactes das Cabinet Szell ins Amt eingesetzt worden. Fast vier Wochen vorher aber war, wie die neuesten officiösen Eröffnungen ergeben, ungarischerseits dem Ministerium Thun-Kaizl die neue Formel mitgetheilt worden, vier Wochen, die diese Formel eine vollendete Thatsache war. Das ungarische Ministerium hat also seine Unterlassungssünde gegenüber dem österreichischen begangen. Ob aber auch das österreichische Ministerium seine Schuldigkeit gethan hat, ist noch die Frage. Statt sofort die weiteste Oeffentlichkeit und den noch tagenden Reichsrath gegen die Szell'sche Formel zu mobilisieren, hat es sich damit begnügt, das ungarische Ministerialarchiv um zwei Protestnoten zu bereichern, die offenbar schon damals nur darauf berechnet waren, dass sich das Ministerium nachträglich mit ihnen exculpieren könne. Nachdem die erste dieser Noten am 31. Jänner nach Budapest abgegangen war, lief am 1. Februar um 9 Uhr früh Graf Thun nach Schönbrunn, um sich die Vollmacht zur Vertagung des Reichsraths zu erbitten, die er denn auch gleich um 10 Uhr vormittags, so rasch als der Wagen aus Schönbrunn zurückfahren konnte, vollzog. Nachher ließen die Minister noch die zweite Crentierungsnote vom 5. Februar nach Budapest los, und dann legten sie sich ruhig schlafen für volle drei Monate, um jetzt erst, knapp vor dem Beginn der Ausgleichsberathungen im ungarischen Reichstag, mit jenen fürchterlichen Preßgeschossen aufzustehen, deren Wirkstöne unsere Ohren in den letzten zwei Wochen erfüllt haben. Freilich lässt das Ministerium in der ihm bekanntlich eigenen Presse sagen, dass es in dieser langen Zeit nichts gegen die Szell'sche Formel unternehmen konnte, weil es nun seine Meinung nicht „gesagt" werden sei — von wem, bleibt in erprobter Loyalität unerörtert, weil jedermann sich's selbst dazu denken kann.

Confisciert!

Die Minister Thun-Kaizl haben sich wohl gewusst warum, wenn sie mehr als drei Monate lang über die Szell'sche Formel geschwiegen haben. Denn sie haben sehr wohl gewusst, dass die Szell'sche Formel in dem Zeitpunkt, in dem sie concipiert wurde, nicht, wie die Kaizl-Presse jetzt zetert, ein Gewaltstreich gegen Oesterreich, sondern eine von dem alten Deákisten Szell ausgeheckte List gegen den im Ministerium Thun-Kaizl personificierten Nothverordnungs-Absolutismus war. Für den § 14-Ausgleich waren in der Szell'schen Formel so unannehmbare Bedingungen gestellt, dass dadurch die parlamentarische Erledigung des Ausgleichs in Oesterreich zur Nothwendigkeit wurde, zu deren Vorbereitung, damals im Jänner, Februar, noch reichlich genug Zeit offenstand. Das wusste alle Welt, und allenthalben konnte man damals in den Blättern lesen, dass die Szell'sche Formel der Todesstoß, wenn nicht für das ganze Cabinet Thun, mindestens für die Finanzministerschaft des Dr. Kaizl sei. So las und wusste es auch Dr. Kaizl, aber was that er? . . . . . .

Confisciert!

So ist die sobare Zeit unblos vertrödelt worden, in welcher ein „österreichischer Szell", von dem im Februar viel die Rede war, in das verwüstete Parlament hätte Ordnung bringen können, und aus der Szell'schen Formel, die im Februar nur ein tactischer Coup gegen die absolutistischen Pläne des österreichischen Ministeriums war, ist durch den thatenlosen Ablauf der Zeit in Wahrheit eine Gefahr für die Interessen Oesterreichs geworden. Oesterreich hat diese Zeit verloren, das Ministerium Thun-Kaizl aber hat sie gewonnen. Wenn es fällt, so fällt es vier Monate nach dem ihm in der Szell'schen Formel zugedachten Falltermin. Aber selbst ob es fällt, ist inzwischen fraglich geworden, weil die Zeit vielleicht bereits zu weit vorgerückt und der Ungarnhass, dank der ministeriellen Pressleistung, bereits zu hoch aufgepeitscht ist, um einem österreichischen Szell, falls ein solcher sich überhaupt noch fände, die Möglichkeit zu einer erspriesslichen Entlastung seiner niederaufbauenden Thätigkeit zu gewähren. So hat das sich selbst patriotisch preisende Ministerium Thun-Kaizl mit seiner raffinierten Verschleppungstaktik wohl seine, seine eigene Sache ganz gut gemacht, nicht aber die Sache, der es eidgemäß zu dienen hatte, nicht die Sache Oesterreichs, dessen Interessen nun fast rettungslos der mindestbietenden, nämlich der absolutistischen Alternative der Szell'schen Formel preisgegeben sind, auch nicht der Sache der Krone, deren heikle Doppelstellung noch nie vielleicht auf eine so schwere Probe gestellt worden ist. K.

Nach der Dreyfus-Revision.

Was während langer, langer Zeit unmöglich schien, worauf selbst die Besten, die Muthigsten, die Ueberzeugungstreuesten in Frankreich und im Auslande vielfach verzweifelten, ist nun zur Gewissheit geworden: Die Revision des Dreyfus-Prozesses ist nicht nur angebahnt, in die Wege geleitet und in den Bereich der Möglichkeit gerückt, sie ist jetzt sogar durchgeführt, sie ist vollendet. Wenn diese Zeiten zum Abdrucke gelangen, sieht der vereinigte Cassationshof, die höchste richterliche Behörde Frankreichs, am Beginne des Wahrspruch zu fällen, der schon heute, da ich dies schreibe, nur niemand mehr ein Geheimnis ist. Was dann noch folgt, ist nicht Sache der Form, als Sache des Principes. Diesem Stande der Dinge entsprechend, kann man heute höchstens noch Juristen zu Zwecke sein, welche Folge der Cassationshof nicht dem Revisionsgesuche des Herrn Dreyfus, sondern seinem eigenen Revisionsbeschlusse geben werde. „Zwei Möglichkeiten bieten sich da natürlich, wie jeder weiß, dem Richter dar: entweder kann das ursprüng-

Digitized by Google

Urtheil vom December 1894 einfach cassirt, für ungiltig erklärt werden, und es kann dann, im Anschlusse an die in der vorbereitenden Enquête des Cassationshofes zutage getretenen Thatsachen, der Beschluss verkündet werden, dass Dreyfus zu Unrecht verurtheilt worden sei, dass sich für irgend welche Schuld seinerseits nicht der geringste Anhaltspunkt ergeben habe. Die Folge eines solchen Entscheides wäre, dass Dreyfus unverzüglich auf freien Fuß gesetzt werden müsste, worauf es ihm freistände, seine Schritte dahin zu lenken, wohin es ihm beliebe würde. Es fände also keine weitere, keine zweite Aburtheilung des eestmalig Verurtheilten vor einem Ausständigen Gerichtshofe, der der Natur der Sache nach nur ein Kriegsgericht sein kann, statt, vielmehr hätte es mit dem Urtheile des Cassationshofes sein Bewenden, der „Fall“ wäre ein- für allemal erledigt. Dass ein solches Verfahren zwar kurz und bündig und im höchsten Grade billigkeitsmäßig wäre, ist unbedingt Jedermann ersichtlich äußerst bemüthigend wäre, springt in die Augen. Den hochmüthigen, trotz ihrer totalen juristischen Ignoranz unglaublich aufgeblasenen und selbstbewussten militärischen Richterlingen würde damit eine tüchtige Lection ertheilt; es würde ihnen in ziemlich unverblümter Form angedeutet, dass sie in leichtfertigster, ja frivolster, wenn nicht verbrecherischer Weise einen vollkommen Unschuldigen aus Messer geliefert und die elementarsten Satzungen des Rechtes mit Füßen getreten haben. Genugeuommene geheimer Acten hinter dem Rücken des Angeklagten; es würde ihnen dadurch klar gemacht werden, dass ihr damaliger „Wahrspruch“ so eleud begründet, so ungerechtfertigt war, dass nicht der mindeste Anlass vorliege, in irgend welcher Weise auf ihn zurückzukommen, da eben Dreyfus mit dem etwaigen im Jahre 1894 verübten Verbrechen des Landesverrathes nicht das geringste zu thun habe. Auf der anderen Seite aber wird sich kein Uebelergeber verhehlen können, dass eine als unbedingte Cassierung des 1894er Urtheiles hinauslaufender Entscheid des Cassationshofes seine großen Schattenseiten in moralischer Hinsicht haben würde, namentlich in Anbetracht der gegenwärtigen Situation in Frankreich und der Verlogenheit und Hartnäckigkeit der Revisionsgegner. Bisher war es, wie allbekannt, die beliebteste Taktik jener Nichtgentlemen, bei jedem Misserfolge von der Käuflichkeit der richterlichen Beamten der Republik zu reden. Dass diese Käuflichkeit in der That bis zu einem gewissen, sogar recht hohen Grade existiert, soll keineswegs geleugnet werden. Dass sich aber die Criminalkammer des Cassationshofes oder gar die drei vereinigten Kammern dieser Behörde sammt und sonders „an die Juden, Protestanten und Ausländer verkauft“ hätten, wird man im Auslande wohl selbst dem Leichtgläubigsten oder pessimistischest Denkenden nicht einreden können. Richtesstoweniger wurde sich dieser Vorwurf in Frankreich unverzüglich erheben, wenn der Cassationshof den Fall ebenweiters, nämlich ohne Verweisung Dreyfus' vor ein neues Kriegsgericht, aus der Welt zu schaffen suchen würde. Und, man mag sich drehen, schimmen und nun für Dreyfus und seine Freunde weit unangenehmer wäre, es würde für immer und alle Zeiten ein Makel an dem unglücklichen Verurtheilten und dann Freigelassenen — nicht Freigesprochenen! — haften bleiben. All die zahllosen Erfinderen, deren einträglicher Beruf es ist, andere zu verdächtigen und zu verleumden, warden wissen die Anschuldigung gegen Dreyfus erheben, sein „Verrath“ sei nunmehr sicherer erwiesen, denn je zuvor, da der Cassationshof keinen anderen Beweis der Unschuld gefunden, es aber dennoch angezeigt gefunden habe, seinen „Schützling“ der Aburtheilung durch „Seinesgleichen“ (sous pairs) lautet der so beliebte Ausdruck zu entziehen. Da diese „pairs“, die übrigens, wie man ja weiß, fast ausnahmslos die grimmigsten Feinde des Abzuurtheilenden sind, den Mann schon einmal schuldig befunden haben, so muss für den mit der „Affaire“ nicht ganz genau Vertrauten aus einem derartigen Entschiede mit einer gewissen Naivetät unverdächtigkeit hervorgehen, dass es mit der Unschuld des Freigesprochenen doch recht schuldig bestellt sei. Denn der Durchschnittsmensch, der nicht logisch zu denken vermag, hat keinerlei Vorstellung davon, dass der „directe Beweis der Unschuld“ eines Angeklagten überhaupt nie zu führen ist, weil ein derartiger Beweis ein Nonsens ist. Obiegt, Einethum hatte sich selbst bei genauestem Zusehen als ein wahrer Musterpatriot und drachaus ehrenhafter Soldat entpuppt, auf dem der Verdacht, Verrath verübt zu haben, nicht haften geblieben wäre. Dann existiere Dreyfus nach der Lage der Dinge vielleicht ebenso unschuldig wie jetzt, aber das Verbrechen an sich, das wahrscheinlich während eines jetzt oder dreijährigen Zeitraumes verübt worden ist, wäre dann keineswegs aus der Welt geschafft und könnte es ein anderer, der jetzt unbekannter Verbrecher sein haben. Aber die Möglichkeit, dass Dreyfus dennoch schuldig sein könnte, wäre nicht absolut ausgeschlossen, und kein Vernünftiger würde, in aller der Welt, glauben, dass Dreyfus ein Opfer der Rache und Intrigue geworden sei. Das Volk würde sich ruhig [illegible] Zeit [illegible] [illegible] [illegible]

schwindet aber in dem Augenblicke, da es offenbar wird — wie man jetzt allseitig hofft und glaubt — daß das neue Kriegsgericht bei weit geöffneten Thüren zu verhandeln und zu erkennen habe. Der Sturm des Entrüstung ist in den letzten Monaten so gewaltig gegen das Heer und namentlich gegen gewisse militärische Machthaber angeschwollen, daß es doch gleichsam wie ein Gebot der Selbsterhaltung aufgefaßt wird, wenn ihm entgegenstellen und die Forderungen der öffentlichen Meinung mitsachten zu wollen. Wie schon bei früherer Gelegenheit hervorgehoben, hat sich denn auch bereits die allezeit äußerst opportunistisch verfahrende Regierung genöthigt gesehen, dem Geiste der Zeit Concessionen zu machen und sogar bis zum Versprechen einer Herabsetzung der Schuldigen zur Verantwortung vorzugehen. Und da ferner, wie man nun mit absoluter Sicherheit weiß, kein Material gegen Dreyfus beigebracht, so daß der Anklagte von der zu einer bloßen juristischen Formalität herabgesunkenen öffentlichen Verhandlung vor „Seinesgleichen" nichts zu fürchten. Schließlich bliebe noch die obligatorische Geheimberathung der Kriegsrichter im Berathungszimmer übrig, bei der laut Gerichtsordnung keine Zeugen zugegen sein dürfen. Doch auch diese Maßnahme dürfte dem Angeklagten ein zweitesmal nicht gefährlich werden, da man den kleinen Scherz der Vorlegung und Benützung gefeimter Werkstücke sehen nun einmal oder doch wenigstens nur so oft macht, bis er bekannt wird und dadurch, wie alle Scherze, seinen Reiz verliert, und das ist ja nun längst geschehen. Selbst wenn man die Ignoranz und die Gewissenlosigkeit im französischen Officierscorps sehr hoch veranschlagt, wird man doch nicht annehmen, daß sich zu gegenwärtiger Stunde auch nur ein Mann darin finden könne, der Lust verspürte, in die Fußstapfen Merciers zu treten und die Galeere zu riskieren, auf der schon ein Platz für den Berathungsminister in Bereitschaft gehalten wird. Nein, diesmal wird es hübsch öffentlich und hübsch reinlich in dem Kriegsgerichte hergehen, und wenn die rothhosige Verbrechergesellschaft irgend einen „Coup" gegen das „Syndicat" in petto hat, dann muß sie sich wohl oder übel ein Weilchen gedulden, bis wieder etwas Gras über die Vorgänge von 1894 gewachsen ist. Dieses Gras wächst freilich auf dem an Scandalaffairen fruchtbaren Boden Frankreichs nur allzu schnell! Daher ist jetzt, seitdem die Bewilligung der Revision gesichert ist, das Hauptaugenmerk der Gegner militärischer Uebergriffe lediglich darauf gerichtet, die Veranstaltungen im Dreyfus-Handel genau festzustellen und dann durch einen planmäßig durchgeführten Feldzug auf die Regierung einzuwirken, damit das mehrerwähnte Versprechen derselben, die Schuldigen zu bestrafen, zur That werde. Denn nur durch eine unnachsichtliche Ahndung der zahllosen in den letzten vier oder fünf Jahren von hochgestellten Militärs verübten Unthaten kann einer Wiederkehr solcher Bockcommisse vorgebeugt werden. Was den ehemaligen Kriegsminister Mercier betrifft, der sich im Verhörte der Cassationsvollzugsnote immer mehr als der eigentliche Hexler Dreyfus' entpuppt hat, so habe ich mich schon früher bereits so eingehend über ihn verbreitet, daß ich heute nicht mehr auf ihn und seine Verbrechen zurückzukommen brauche. Dagegen wird die kurze Wiedergabe einer soeben vom „Siècle" gebrachten Enthüllung vielleicht nicht unwichtig sein. Man erinnert sich ohne zweifel noch der berüchtigten „Kaiserbriefe", die in dem Dreyfus-Handel lange Zeit hindurch eine große Rolle spielten und namentlich im Jahre 1897 so von Oesterreich-Ungarn gierig hat. Durch zahlreiche einwandfreie Zeugen ist festgestellt, daß Boisdeffre im Winter 1897/98 die Geschichte von den Kaiserbriefen in den vornehmen Pariser Salons förmlich herumbot, in der Hoffnung, so die oberen Zehntausend gegen die Revision einzunehmen. Es kann auch nicht gelengnet werden, daß ihm das vollkommen gelungen ist, dank der crassen Unwissenheit und „patriotischen" Voreingenommenheit jener Kreise. Halt man hiermit die immer von neuem auftauchenden Gerüchte zusammen, daß der Kaiser Boisdeffre selbst ein Landesverräther, der Oberverräther, gewesen wäre, als dessen Unteragenten Henry und Esterhazy nur „auf Befehl" gehandelt hätten, oder aber, wie jenen früher eingehend dargelegt, eine runde Million durch Anstellung einer imaginären Spionage affaire verdienen hätte, dann wird man zugeben, daß alle diese Einzelangaben vollkommen zu einander passen und sich gegenseitig in einem einheitlichen, immer deutlicher hervortretenden Gesammtbilde ergänzen, dessen im Hintergrunde stehende, aber all die andern leitende Hauptfigur Boisdeffre ist. Alle übrigen Verbrecher, so namentlich auch Mercier, standen weit mehr im Vordergrunde; sie waren schuldbarer und daher auch leichter zu entlarven, aber zweifelsohne handelten sie weniger aus eigenem Antriebe, als viel mehr auf Veranlassung Boisdeffres, des Oberzeigfeuers in diesem geistlichen Drama.

Die nächsten Wochen werden zeigen, wie es die französische Regierung mit all ihren Leuten zu halten gedenkt, deshalb weil sie nicht nur diese Regierung, das ist das jüngere Oberhaupt verleugnende öffentliche Meinung. Ferner, allerdings darf man sich von dieser öffentlichen Meinung und ihrem Einfluß auch nicht zu viel versprechen. Es ist doch mit Sicherheit von einer Reihe, vertrauens, volksmännischen und geradezu verhetzenden Presse sie sei, gesagt worden: Die in allerletzter Linie um den Dreyfus-Handel [illegible]

Digitized by Google

wortlichen, diejenigen, die das ungeheuerliche Verbrechen vom Jahre 1894 angezettelt, planmäßig vorbereitet und mit Methode durchgeführt haben, sind die antisemitischen, monarchistischen, clericalen und nationalistischen (cäsaristischen) Führer, die Drumont, Guérin, Cassagnac, de Mun, Déroulède, Rochefort, Judet, Humbert und Genossen. Sie haben in Parlament und Presse mehr oder minder bewußt auf den gegen einen damals noch unbekannten, erst zu findenden, „auszuforschenden" jüdischen Officier gepflanzten Schlag hingearbeitet: die Person des Hauptmanns Dreyfus war ihnen dabei zunächst höchst gleichgiltig; worauf es ihnen allein ankam, das war, in einem jüdischen Officier das Judenthum, die moderne Aufklärung, die neuen, freiheitlichen Institutionen zu treffen und einen großen Schritt rückwärts, zu machen.

Welches die in dieser Richtung vorbereitenden Schritte waren, werde ich in einer späteren Darstellung klarzulegen suchen; für heute schließe ich mit dem doppelten Hinweise darauf, daß das reactionäre, culturfeindliche und verbrecherische Beginnen jener Leute zwar nicht geglückt ist, daß es aber andererseits wegen der dritten französischen Republik eigenthümlichen Verhältnisse auch nicht gelingen wird, die Böswichter zur Verantwortung zu ziehen und ein für allemale unschädlich zu machen.

Paris, 30. Mai. **Poller.**

Sexualethik.

(Fortsetzung.)

Wir haben auf dem Sexualgebiete mehrere, für verschiedene Menschenarten geltende, engere und weitere Kreise des sittlich Unerlaubten kennen gelernt. Der weiteste Kreis, der für den Asketen gilt, umfaßt alle Sexualacte ohne Ausnahmen, auch die legitimen, weil sie Genuß gewähren. Der zweite Kreis, der der feiner organisierten christlichen oder buddhistischen Seelen, erstreckt sich ebenso weit, aber nur bedingungsweise, nämlich unter der Voraussetzung, daß der Genießende seiner leidenden und entbehrenden Mitmenschen nicht thatkräftig gedenkt. Darauf folgt der Kreis der illegitimen Handlungen, die von feineren Seelen als Sünden empfunden werden, weil sie der Idee des Menschen und der geschlechtlichen Vereinigung der Menschen widersprechen. Dabei ist aber erstens zu bemerken, daß von diesem strengeren Standpunkte aus auch der eheliche Verkehr in demjenigen oder in noch höherem Maße sündhaft ist, wenn die Ehe selbst ihrer Idee nicht entspricht. Das ist der Fall, wenn die Liebe fehlt, und sogar der orthodoxe Lutheraner Alexander von Oettingen hat solchen Verkehr legitimierte Prostitution genannt und es — mit vollem Recht — als männliche Prostitution bezeichnet, wenn sich ein junger hübscher Kerl von einem reichen, alten Weibe zum Ehemann kaufen läßt. Oder wenn ein Mann sein Weib zwar geschlechtlich gebraucht, aber für sie und die Kinder nicht sorgt, vielleicht sie sogar mißhandelt, dann ist in sittlicher Beziehung kein Unterschied zwischen ihm und einem Zuhälter, und seine sogenannte Ehe ist ein bloßes Concubinat. Andererseits ist aber auch zu beachten, daß von Sünde nur die Rede sein kann, wenn man an Gott und göttliche Ideen glaubt, und daß es daher lächerlich ist, wenn Bebel in einer Reichstagsrede sagt, öffentliche Häuser dürften vom Staate nicht geduldet werden, weil sonst die jungen Leute den Besuch von Prostituierten nicht mehr für Sünde halten würden. Als unsittenbarer Familienvater mag Bebel einen lebhaften und berechtigten Abscheu vor der Prostitution haben, aber als philosophischer Moralethiker hat er kein Recht, von Sünde zu sprechen. Von seinem Standpunkte aus sieht man nur Naturereignisse, und gibt es keinen Seemann, der etwas anderes bedeutete als etwa eine Trydarion. Nennen die illegitimen Acte also von einem höheren Standpunkte aus Sünden genannt werden, so dürfen doch die unvermeidlichen unter ihnen nicht mit dem Worte Unzucht gebrandmarkt werden, und wenn der Staat selbst durch seine Einrichtungen den meisten jungen Männern die Verehelichung in der Zeit, wo sie ihrer sinnlich am dringendsten bedürfen, unmöglich macht, so hat er wegen der Verpflichtung, in eine dem Gemeinwohlen zugeschriebene, illegitime Betriedigung zu fragen.

Der engste Kreis umfaßt die wirklich unsittlichen Handlungen, die als Sünden anzusehen und als Schuld zu empfinden jedermann verpflichtet ist, weil sie entweder den Nächsten oder eine höhere Person schädigen. Die Folgerungen daraus sind der Ausdruck. Jede jener illegitimen Acte macht Gott Sünde, verdient auch ein Ur theil bei, weil jeder solche Act Schuld anhaftet. In der Regel von Sünde ist es ich eine gefährlich angstlich war, wenn der Arzt Ratzung bestand, einer jungen Frau wegen ihrer unheilbaren Lungenschwindsucht

Befriedigungsweise nicht im entferntesten die Rede sein kann. Sache des Staates ist es also, die Sexualverbrechen nach dem Maß ihrer Bösartigkeit und des angerichteten Schadens zu bestrafen, auf die illegitimen Befriedigungsarten aber insofern Einfluß zu nehmen, daß er die verhältnismäßig harmlosen und unschädlichen frei läßt und im Rothfalle regelt, damit nicht ihr Verbot oder ihre übermäßige Erschwerung entweder zu Verbrechen treibe oder Gewohnheiten verbreite, die Abneigung gegen die Ehe erzeugen und nicht selten für diese unfähig machen.

Das also ist die natürliche Sexualmoral, die im classischen Alterthum eine leidlich befriedigende Ordnung ermöglicht hat. Abgesehen von dem ziemlich engen Kreise der römischen Lebemänner in der Zeit vom zweiten punischen Kriege bis auf Augustus, ist meiner Ueberzeugung nach der Procentsatz der Sexualsünden in Griechenland und Italien nicht höher gewesen als in den sittenstrengsten christlichen Ländern der sittenreinsten christlichen Zeiten und bedeutend niedriger als im christlichen Europa in der Zeit von 1300 bis 1789, wo nur das Puritanerthum und die mit ihm rivalisierende Gegenreformation eine nach Zeit und räumlicher Ausdehnung sehr eng begrenzte sittliche Erhebung bewirkt haben. Zudem sind in den besten Zeiten Griechenlands und Roms eigentliche Sexualverbrechen überhaupt nicht vorgekommen. Was aber die schöne Literatur anlangt, so hat die ganze christliche Zeit unter ihren großen Dichtern keinen einzigen aufzuweisen, der sich in Weinheit, Zartheit und Züchtigkeit mit Homer, Aeschylus und Sophokles messen könnte; nota bene in natürlicher, naiver Reinheit, Zartheit und Züchtigkeit, denn auf Verstellung angestrengt können von diesen drei Artikeln die „Gartenlaube“ und das „Daheim“ jederzeit so viel Meter kriegen als sie haben wollen. Ich kann mein Urtheil über das classische Alterthum hier nicht begründen, will aber wenigstens eine Probe davon anführen, wie die christlichen Apologeten das Urtheil über die heidnischen Zeiten ihre führen, eine Probe, die deswegen von Werth ist, weil es sich dabei nicht um einen Dunkelmann, sondern um einen großen und noch dazu freisinnigen Gelehrten handelt. Döllinger beschreibt den entsittlichenden Einfluß der Mythologie — womit er ja theilweise Recht hat — und beginnt mit dem Satze: „In Xenophons Symposion wird geschildert, wie in Gegenwart des Sokrates und seiner Freunde die Liebe des Dionysos und der Ariadne, ihre zärtliche Annäherung und Vereinigung, zum Entzücken der Zuschauer mimisch ausgeführt wurde.“ Hätte er den kurzen Schluß des Dialogs hinzugefügt, so würden seine Leser zu einem abfälligen Urtheil nicht über das Alterthum, sondern über den Neuzeit gelangt sein. Xenophon erzählt nämlich, die Darstellung habe die Gäste mit solcher Liebesehnsucht erfüllt, daß die Verheirateten sofort ihre Werbe bestiegen hätten, um zu ihren Gattinnen zu eilen, die Ledigen aber geschworen hätten, sie wollten allernächstens heiraten. Jedermann weiß, daß heute an vielen Orten sehr viel bedenklichere Darstellungen zu sehen sind, als jene harmlose und nach Xenophons Beschreibung durchaus decente Pantomime, und daß die meisten Zuschauer von solchen Darstellungen weder zur Gattin, noch aufs Standesamt eilen.

Man hätte nun glauben sollen, wie die Ethik des Neuen Testaments die höchste Blüte der hellenischen Ethik ist, so hätte auch das sittliche Leben der alten Völker durch das Christenthum eine weitere Reinigung und Steigerung erfahren müssen. Dass es anders gekommen ist, daran sind Christus und Paulus nicht schuld. Zunächst waren ja die Griechen und Römer des ersten christlichen Jahrhunderts keine echten Griechen und Römer mehr, sondern Bastarde abscheidener Völker, die tausendfältige Mischungen eingegangen waren. Dann brachen bald darauf die Barbaren ein, und so hoch die Naturanlage dieser edlen Barbaren geschätzt werden mag: ihre ewigen Raubzüge und Kriege zusammen mit den neuen Genüssen, die ihnen die eroberten Länder darboten und ihre Berührung mit hochcivilisierten aber entarteten und absterbenden Völkern mußten zunächst verwildernd und verlotternd wirken. Die Kirche fand eine ungeheure Aufgabe vor, die Nietzsche nicht übel formuliert hat: sie mußte die Bestien traut machen, um sie bändigen zu können. Zum Krankmachen diente die Hellenisierung, und die Hölle auszumalen lag nahe genug und war nicht schwierig in einer Zeit, wo man schon auf Erden die Hölle hatte. Und dabei schlich sich nun ein verhängnisvoller Irrthum ein. Man glaubte, dass der Hölle alle ohne Ausnahme verfallen seien, die nicht zur engeren Jünger schaft Jesu, zu den fürs „Himmelreich“ Auserwählten gehörten, daß man der Welt einfangen oder in der Welt als Mönchsgeist leben, die Moral der Bergpredigt üben müsse, wenn man gerettet werden wolle. Und das führte die Aechtheit auf verschiedenen Wegen zur Frechheit und Zügellosigkeit. Fluchte man sich nicht fort genug zur Entsagung, so sagte man sich: ich bin nun einmal ein Höllenbraten, und ein Narr wäre ich, wenn ich nicht wenigstens auf Erden gründlich genosse, was nur nur immer erreichbar ist, ehe ich die ewige Pein erleide. Andere sagten sich: die Gnade, von deren Erlösung die Seligkeit abhängt, sind unerschwinglich, was haben da die Gebote überhaupt für einen Zweck? Was soll ich mir noch Mühe geben, noch irgend ein Gebot zu erfüllen? Es ist vollkommen gleichgiltig, was ich thue oder lasse! So verschwand den Augen aller Unterschied der Sünden, jeder Maßstab für eine sittliche Wertung der Handlungen, und indem man damit aufhörte, die unschuldigsten Genüsse für Frevel anzusehen, endigte man damit, die abscheulichsten Frevel für unschuldige Genüsse zu halten. Noch andere nahmen sich vor: Du willst vorm Tode Buße thun, bis dahin aber gründlich genießen; ob eine große oder kleine Rechnung zu begleichen ist, das macht bei Gott und den Priestern keinen Unterschied; fleißig gebeichtet und fleißig gebetet, heißt dem Teufel die Rechnung verderben. Als man zu guterletzt die Laien bemerkten, dass ihnen ein großer Theil der Geistlichkeit im frechen Sündigen sogar übertlegen war, da erschienen Christenthum und Sittengesetz als reiner Humbug. In solcher Stimmung wurden die christlichen Völker mit dem classischen Alterthum bekannt und da faßten sie nun begreiflicherweise nicht dessen herben Kern ins Auge, der in Griechenland die sfoische Philosophie und in Rom den unerbittlichen Staat mit seiner strengen Kriegs-, Haus- und Ehegucht hervorgebracht hatte, sondern die glänzende Aeußerlichkeit, also, was die Sinne reizt und befriedigt.

In der so entstandenen Verwilderung, der die bürgerlichen Ordnungen der Städte nur nothdürftig steuerten, hat nun Luther den Nordländern einen ungeheuren Dienst erwiesen. Er sagte den Leuten, daß es mit den kirchlichen guten Werken und den evangelischen Räthen nichts sei, und daß eine Hausfrau zum Beispiel Gott nicht mit Kirchenlaufen und Kasteiungen, sondern mit Kochen, Backen und Kinderwaschen zu ehren habe, und daß sie bei Seligkeit gewiß sein könne, wenn sie das recht schaffen thue und daran den Glauben habe. Er setzte die Natur wieder in ihre Rechte ein, lehrte, daß die Ehe nicht anders wie Essen und Trinken, ein natürlich Ding sei, daß der Geschlechtstrieb unüberwindlich, Verehelichung daher zur Vermeidung der Unkeuschheit Pflicht sei. So hatte man wieder erfüllbare Pflichten und begann sie zu erfüllen. Aber Luther verfiel doch auch in mehrere Irrthümer, die theils neue Uebel zur Folge hatten, theils die alten wieder brachten. Anstatt die Geltungssphäre der höheren Sittlichkeit des Acketen und der niederen des Weltkindes abzugrenzen, erklärte er gegen den klaren Wortlaut des Neuen Testaments die ganze Askese für wertlos und Selbstbetrug. Er verkannte, daß es Ausnahmenaturen und ausnahmsweise Lebenslagen gibt. Es gibt thatsächlich engelhafte Seelen, wie die des Franz von Assisi, die der Ehe nicht allein nicht bedürfen, sondern für die sie als Abfall vom höchsten Beruf, die größte Sünde bedeuten würde. Es gibt Apostel, wie Paulus, in denen die Begeisterung und die ununterbrochene Thätigkeit für den Beruf alle Kräfte absorbieren, so daß für's Familienleben keine übrigbleiben, und das kommt nicht bloß bei Aposteln der christlichen Lehre, sondern auch bei Virtuosen der thätigen Nächstenliebe (barmherzigen Brüdern und Schwestern zum Beispiel) bei großen Gelehrten, Feldherren, Staatsmännern vor.*) Und wenn für eine nothwendige oder doch erwünschte Function der Geistlichkeit ein Stand von Eheleben am geeignetsten erscheint, so ist es kein Unrecht, die Ehelosigkeit zur Bedingung des Eintrittes in diesen Stand zu machen, auch auf die Gefahr hin, daß ein Theil der Einwerber um der Pflicht der Entsagung nicht völlig gewachsen ist; deren Sünden werden dann durch den allgemeinen Nutzen aufgewogen. Aber auch für den gewöhnlichen Mann kommen Zeiten, wo Sorgen, anstrengende Arbeiten und geistige Aufregungen den Sexualsystem so wenig Säfte zukommen lassen, daß sich die Enthaltsamkeit ganz von selbst ergibt.

Hatte Luther so einerseits das Ziel zu niedrig gesteckt, so griff er anderseits noch zu hoch. Indem er Allen, ohne Ausnahme, zur Pflicht machte, sich im jugendlichen Alter zu verheiraten, glaubte er, Allen — gewisse Fälle in der Ehe selbst ausgenommen — jede außerehelichen Befriedigung verbieten zu dürfen. Er überjah, daß der rechtzeitigen Verehelichung vielerlei wirthschaftliche und andere Hindernisse im Wege stehen, er wußte nicht, daß sich diese Hinderniße in späteren Zeiten vervielfältigen und steigern würden, und er beachtete nicht die große Verschiedenheit der Naturen und bei den gewöhnlichen Menschen. Er forderte von den Eltern, daß sie die Mägdlein mit spätestens 18, die Buben mit spätestens 20 Jahren verheiraten, weil sie sonst „des Teufels“ seien. Nun ist das zwanzigste Jahr allerdings das von der Natur angedeutete Heiratsalter, weil es das Alter der Blüte und die Blüte die Einladung zur geschlechtlichen Vereinigung ist. Einen weiteren Wink gibt die Natur durch den merkwürdigen Umstand, daß die Knabengeburten überwiegen, und den hohen Absterbesatz die Zahl der Frauen gerade in als das der Männer, gerade in der Altersklasse der Zwanzig jährigen aber die Zahl beider Geschlechter überall ziemlich gleich ist. Aber trotzdem wollten große Verschiedenheiten eh Natur, die Normal Natur glaubte sogar, das sich alle Knaben vom vierzehnten Jahr ab dem „Laster“ ergäben, da die unglaublich geringe Zahl mit zwanzig Jahren heiraten konnten. Dieses Jahr galt also zu Luthers Zeit noch als das so male Heiratsalter. Das ist nun arge Uebertreibung. Bei mittelmäßiger Lebensweise tritt das mehrerwähnte physiologische

Digitized by Google

Zwang bei keinem jungen Menschen vor dem 16., bei den meisten erst ums 20. Jahr und bei manchen sogar erst nach dem 26. ein. Aber eben wegen der ungeheuren Verschiedenheit der Naturen und der Umstände läßt sich eine Ordnung, die alle Uebel vermiede, nicht treffen.

Indem Luther und die Schweizer Reformatoren eine solche Ordnung hergestellt zu haben glaubten, begründeten sie das neue Uebel des Casi, das zu dem alten hinzukam, ohne daß diese beseitigt worden wären. Worden hatte ein Mann aus dem, was er außer der Ehe that, ein Debl gemacht; unterbrechen doch die Obrigkeiten selbst, die geistlichen eindegreifen, die öffentlichen Häuser; ein im Jahre 1494 zu Heidelberg gedruckter Katechismus verlangt nur, daß den „gemeinen Weibern“ verboten werde, Geistliche und Ehemänner zuzulassen. Jetzt aber wurde jeder außereheliche Umgang für unerlaubt und schändlich erklärt. Die Folge war natürlich nicht, daß solcher Umgang aufhörte, sondern daß sich keiner mehr dazu bekannte, auch wenn alle, ohne Ausnahme, ihn genossen. Gerade wo dieser eant herrscht, lohnt es sich nicht mehr, keusch zu sein. Im Heidenthum und im Mittelalter wußte man, wer keusch war und wer nicht, und der Entsagende hatte seine Ehre: einem Cato Uticensis glaubte jedermann, daß er vor der Ehe kein Weib berührt habe, denn im anderen Falle hätte er keinen Grund gehabt, es zu verschweigen. Heute glaubt man keinem mehr, der es von sich behauptet, weil man weiß, daß Alle Entsagung heucheln müssen, die meisten aber sie nicht üben.

(Schluß folgt.)

Neisse. Karl Jentsch.

Elektrische Kleinbahnen.

Die Hoffnungen, welche man vor mehreren Jahren in die Elektricität als ein neues Hilfsmittel zur Beförderung des Schnellzugsverkehres zu setzen begann, haben sich nicht erfüllt. Alle die hochfliegenden Projecte eines künftigen Eilwagenverkehres von ungeahnter Schnelligkeit, wie sie für die Verbindung zwischen Wien und Budapest, zwischen Chicago und Milwaukee oder Chicago und New-York vor vier bis fünf Jahren aufgestellt und viel erörtert wurden, sind unausgeführt geblieben. Gerade im Gegentheil, für Eisenbahnverbindungen von großer Geschwindigkeit sind neuerdings der berühmten Heilmann-Locomotive zum Trotz so vorzügliche Dampflocomotiven, besonders seit der Einführung des Compound-Systems, construiert worden, daß die Elektricität auf diesem Gebiet wenig Aussicht hat, es in absehbarer Zeit mit dem Dampfe aufzunehmen.

In Wirklichkeit macht sich der Einfluß, den die Elektricität im Eisenbahnbetriebe unstreitig gewonnen hat, gerade auf dem entgegengesetzten Gebiet bemerkbar. Bei den Tertiär- oder Kleinbahnen, die seit anderthalb oder zwei Jahrzehnten dem Verkehr der kleinen Städte und des flachen Landes ganz neuartige Wege gewiesen haben, kommen ganz andere Gesichtspunkte, als bei der Beförderung von Personen-, Güter- oder gar Schnellzügen auf Vollbahnlinien zur Geltung. Hier fällt zunächst die Nothwendigkeit so langer Züge, wie sie der Vollbahnbetrieb hat und zur Ausnützung der Leistungsfähigkeit seiner Locomotiven unbedingt voranssetzt, fort. Der Kleinbahnverkehr läßt sich mit Hilfe kurzer Züge, ja einzelner Wagen besser bewältigen, wenn dieselben in kürzeren Zwischenräumen verkehren und damit dem Publicum gleichzeitig einen Verkehr in kürzeren Pausen gestatten. Die zusammensetzung der Wagen zu längeren Zügen, bei Vollbahnen eine durch die Tüchtigkeit des Verkehres, durch die Ueberwachung der Linien und Kreuzungen auch durch den ganzen Bedienungsapparat jedes einzelnen Zuges erzeugte Nothwendigkeit, wird bei Kleinbahnen eigentlich nur den äußeren Dampflocomotiven zu Liebe ausgeführt, deren Benützung sich für die Beförderung eines oder weniger Wagen recht schlecht bezahlt machen würde. Für den Betrieb dagegen bringt diese Nothwendigkeit um Unbequemlichkeiten mit sich. Nicht allein, daß der Personenverkehr auf den meisten Kleinbahnen mit Dampfbetrieb auf wenige Züge, häufig auf zwei bis drei am Tage, beschränkt werden muß, und auch in diesen Fahrdauer unbestimmte als beliebte Pause vorhanden sind, wird die Personenbeförderung auch, um nur überhaupt Züge zu erhalten, deren Transport sich lohnt, recht häufig mit dem Güterverkehr verschmolzen, und die Fahrgäste müssen sich oft einen unverhältnißmäßig langen Aufenthalt auf den Stationen gefallen lassen, nur dass das Einmanövrieren der Güterwagen in die gemischten Züge bewerkstelligt werde.

In diesen Beziehungen ist der elektrische Betrieb sehr gesund. Abhilfe zu schaffen. Der elektrische Betrieb gestattet mehr Personenwagen anzuhängen, ohne die Fahrgeschwindigkeit zu vermindern, ohne die Sicherheit zu gefährden, ja ohne sie sogar zu erhöhen, und er kann einzelne oder zu Zügen vereinigte in Betrieb setzen wird. Man kann demnach, wie es auch in der That auf den elektrisch betriebenen Kleinbahnen vielfach geschieht, auch den geschwinden Personenverkehr in mit Zwischen-Haltestellen versehen, wo, während eine Zeit die persönliche Man kann eine Verbindung zwischen Personenzügen und Güterzügen herstellen, ohne die Sicherheit des Betriebes zu gefährden, ohne die Vollbahnbetriebes nicht möglich ist. Auch wird durch die Einführung des elektrischen Betriebes die Möglichkeit, sich starken Verkehrsschwankungen anzuschmiegen, wird auch auf Kleinbahnen zuweilen von Nutzen sein können und es gestatten, mit einer geringeren Kraft und weniger Betriebsmaterial auszukommen, als bei Verwendung von Dampflocomotiven.

Diese Vorbemerkungen mögen den erstaunlichen Umfang, den der elektrische Betrieb im Kleinbahnwesen gewonnen hat und über den nachfolgend einige Angaben gemacht werden sollen, erklären helfen. In Oesterreich-Ungarn, wo auch dem Betriebe normalspuriger Hauptbahnen durch Elektricität große Aufmerksamkeit gewidmet wird, bestehen schon ziemlich viele elektrische Kleinbahnen und sind dieselben in noch größerer Zahl in Aussicht genommen oder in Vorbereitung. In der Umgebung von Reichenberg besteht schon ein Netz von elektrischen Kleinbahnen, dessen Erweiterung geplant ist oder bereits ausgeführt wird, und auch Wien und Salzburg werden in kurzer Zeit zum Mittelpunkt elektrischer Kleinbahnnetze werden. So ist in Reichenberg im vorigen Jahre die Concession der Stadtgemeinde für den Ausbau von sieben neuen elektrischen Linien zur Verbindung der Stadt mit dem gewerbethätigen Osten der Umgebung verlängert worden, und für Salzburg ist der Actien-Gesellschaft Siemens & Halske in Verbindung mit der Actien-Gesellschaft Elektricitätswerke Salzburg vom Eisenbahnministerium die Bewilligung zur Vornahme der technischen Vorarbeiten für verschiedene Kleinbahnlinien in der Umgebung der Stadt ertheilt worden. In Wien selbst ist die Genehmigung für verschiedene elektrische Kleinbahnen ertheilt; so nach Stockerau über Kagran und Leopoldau und nach anderen Punkten. Für eine normalspurige Kleinbahn von Glogguitz nach Schottwien wurden die Arbeiten schon vor einem Jahr begonnen, die Bozen-Meraner Bahn wird jetzt von der Actien-Gesellschaft Siemens & Halske für den elektrischen Betrieb umgebaut, was alsdann voraussichtlich auch die Einführung der Elektricität auf der Ueberetsch-Bahn und der Linie zum Mendelpaß nach sich ziehen wird. Ein Centrum elektrischer Eisenbahnen scheint auch Graz werden zu sollen, wo im vergangenen Jahre die technischen Untersuchungen für elektrische Verbindungen nach Andritz und Eggenberg, Puntigan und Gösting ausgeführt worden sind. Von einzelnen Projecten erwähnen wir noch die neuen elektrischen Bahnen zwischen Lunz und Maria-Zell, Linz und Klein-München, von Radersburg in Ungarn zur steiermärkischen Landesgrenze, und die ausgedehnte, schon seit Jahren in Bau befindliche, ungarische Linie zwischen Arad und Hegyalja. Letztere erhält eine Länge von 38 Kilometer und berührt 14 Gemeinden des großen ungarischen Weinbezirkes von Ohorokmenes. In böhmischen Erzgebirge werden auch verschiedene elektrische Kleinbahnen als geplant betrachtet, so diejenige von Karlsbad über Lichtenstadt nach Merkelsgrün, von Komotau nach Postelberg und manche andere.

So umfangreich diese Bewegung für den Bau elektrischer Kleinbahnen in der österreichischen Monarchie ist — wir kommen auf sie noch einmal zurück bei der Erwähnung der elektrischen Gebirgs- und Touristenbahnen — so wird sie doch durch die Verwendung der elektrischen Kleinbahnen in Deutschland weit übertroffen. Noch mehr als in den österreichischen Ländern concentriert sich in Deutschland diese Thätigkeit auf bestimmte Gebiete. Man bemerkt deutlich, daß das unmittelbare Beispiel hier seine lebendige Wirkung übt, und daß die starke Benützung der zuerst gebauten elektrischen Kleinbahnen und der reiche Gewinn, den ihre Unternehmer daraus zogen, auch den Bau ähnlicher Linien zuerst in der nächsten Umgebung einreizt. Auch andere Umstände, zum Beispiel das Vorhandensein einer Industrie, die in kleineren und Mittelstädten oder Dörfern mit regem gewerbetüchtigen Volke ausgeübt wird, ein Fall der zum Beispiel das elektrische Eisenbahnnetz in der Umgebung von Reichenberg hat entstehen lassen, oder aber ein vorhergehender, etwa durch örtliche Hindernisse erklärter Mangel an Verkehrsmitteln haben dazu beigetragen, die elektrischen Kleinbahnen in bestimmten Gegenden auffallend dicht aufzuschließen.

Ein solcher Maschenpunkt des elektrisch vermittelten Verkehres ist in Preußen das rheinisch-westphälische Hütten- und Eisengebiet geworden. Die Umgebungen des Städte Duisburg, Elberfeld-Barmen, Solingen, M Gladbach und andere sind von einem dichten Netz elektrischer Vicinalbahnen erfüllt oder werden es sein, sobald die ungeheuerlich schwebenden Projecte zur Ausführung gelangt sein werden. Mit einem ungeheuerlichen Aufwande von Scharfsinnigkeit wurden im vergangenen Herbst die 22 Kilometer lange elektrische Kleinbahn zwischen Düsseldorf und Grevith dem Verkehr übergeben. Ihr wird die Verbindung der umliegenden und bedeutenden Kleinbahnverkehre, die bereits Züge, die Laufe Zwischenlinie, die thunlichste Verbindung des Bahnhofes mit der Stadt, bewerkstelligt werden, hat Schon jetzt ist eine ähnliche Verbindung des Vollbahnbetriebes möglich, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß mit der Einführung des elektrischen Betriebes in Deutschland und Oesterreich-Ungarn, wie in anderen Ländern, auch die Verbindungen der Kleinbahnen mit den Vollbahnen sich vervielfältigen und die Schwierigkeiten des Umsteigens, die heute noch vielfach

Zwischenstationen vermitteln, wurde hier zum erstenmal die Einrichtung durchgehender Züge mit einer Fahrgeschwindigkeit von 40 Kilometern getroffen, da man nur so den Hauptzweck der ganzen Linie, die schnellere Verbindung zwischen Düsseldorf und Crefeld gegen die auf einem Umwege über Neuß fahrende Staatsbahn, erreichen konnte. Bei den Probefahrten konnte übrigens diese Fahrgeschwindigkeit anstandslos auf 55 bis 60 Kilometer pro Stunde gesteigert werden, ohne Ueberlastung der Maschine oder des Oberbaues. Außer den stündlich fahrenden Schnellzügen verkehren ebenso oft Localzüge von mäßiger Geschwindigkeit. Es ist also zwischen den beiden Orten eine etwa dreißigmalige Verbindung an jedem Tage geschaffen, was man mit Hilfe von Dampflocomotiven nur auf den Vorortbahnen großer Städte mit ihren nach Millionen zählenden Bewohnern zu erreichen pflegt. Als ein zutreffendes Urtheil über den Wert und Umfang des elektrischen Eisenbahnnetzes im rheinländischen Industriebezirk theilen wir folgenden Bericht aus Gelsenkirchen seinem vollen Inhalt nach mit: „Das Netz der elektrischen Straßenbahnen im hiesigen Industriebezirk wird immer dichter, so daß nur wenig Lücken in demselben auszufüllen bleiben. Neben mehreren größeren Actiengesellschaften, wie der südwestlichen Eisenbahngesellschaft in Darmstadt (Eisener Straßenbahnen), Boelerstraßenbahn-Actiengesellschaft, allgemeine Local- und Straßenbahngesellschaft in Berlin (Dortmunder und Duisberger Straßenbahnen) und anderen, treten in letzter Zeit vielfach auch einzelne politische Gemeinden oder auch Gemeindeverbände als Unternehmer von Straßenbahnen auf. So haben zum Beispiel die Gemeinden Recklinghausen, Bautau und Herne die diese Gemeinden durchschneidende Herne-Recklinghausener Linie auf gemeinschaftliche Kosten erbaut und in Verwaltung genommen. Im Kreise Bochum werden mehrere Gemeinden demnächst diesem Beispiel folgen. Der Verkehr auf den bereits eröffneten Linien ist ausnahmslos ein sehr reger, auf einigen derselben sogar ein kaum zu bewältigender. Dementsprechend ist auch der Ertrag aus dem Betrieb der einzelnen Unternehmen ein sehr hoher, wesshalb er zu neuen, gleichen Unternehmungen stark anreizt. Man geht in Anbetracht dieser Verhältnisse wohl nicht fehl, wenn man die Erwartung ausspricht, dass schon nach wenigen Jahren selbst der kleinste und abgelegenste Ort im Ruhrkohlebezirk mittels der elektrischen Straßenbahn bequem zu erreichen sein wird."

Das ist ebensoehr ein treffendes Bild der idealen Verkehrsverhältnisse in einem Distriet, in dem die elektrischen Bahnen die ihrem Werte entsprechende Verbreitung schon gefunden haben, als eine Schilderung des Zustandes, der überall platzgreifen könnte, wo man sich zur planmäßigen Anlage einer Reihe von elektrischen Kleinbahnen rechtzeitig entschließt. Rechtzeitig das heißt in diesem Falle, bevor die Anziehungskraft derjenigen Gegenden, wo Verkehrserleichterungen dieser oder ähnlicher Art bestehen, auf anderen Districten, wo es an ihnen mangelt, die Anlänge einer gedeihlichen Industrie weggelockt haben.

Ein zweiter Sammelpunkt des elektrischen Kleinbahnwesens ist im Königreich Sachsen im Entstehen begriffen. Die außerordentliche Dichtigkeit der Bevölkerung, die auch in den kleinsten Städten hochentwickelte Industrie, das engmaschige wohlgepflegte Straßennetz, welches den Kleinbahnverkehr auf den meisten Stellen neben dem Fuhrwerksverkehr aufnehmen wird, boten hier zur Entstehung von Eisenbahnen niederen Ranges außerordentlich bei, und der hohe Stand der Elektrotechnik in Sachsen bringt es mit sich, dass diesselben zum weitaus größten Theil mit elektrischem Betriebe projectiert werden, oder bereits ausgeführt sind. Die lange Zeit hindurch im schwebenden Zustand erhaltenen Projecte elektrischer Bahnen zwischen Leipzig, Halle und Merseburg stehen jetzt endlich vor ihrer Ausführung und sind bei dem lebhaften Verkehr zwischen diesen Städten einer ungemeinen Rentabilität sicher. Bedeutung hat in der Umgebung von Dresden ist ein enges Netz elektrischer Bahnen thells vollendet und in regem Betrieb, theils in der Ausführung begriffen. Die geplante und auch zum Theil schon angeführte Anlage großer elektrischer Kraftcentralen in den sächsischen Kohlenbrecken, aus denen man ganze Districte durch Hochspannungsleitungen mit elektrischer Triebkraft versorgen wird, trägt auch allenthalben zu der Entstehung elektrischer Bahnen bei. Im Vogtland, dessen rasche Industrie sich ganz am Anfange ihrer Entwicklung befindet, entstehen zur Verbindung derselben zahlreiche kurze Kleinbahnen, von denen die zwischen Schneeberg und Falkenstein, 25 Kilometer lang und eine ganze Anzahl von Industriedörfern berührend, wohl die bedeutendste ist. Ein Netz elektrischer Bahnen ist auch im Mittelpunkt der sächsischen Textilindustrie, zwischen den Städten Krimmitschau, Glauchau, Meerane u. a. m. in Entwicklung begriffen. Endlich werden auch von Freiberg und Zwickau aus, als bekannten Mittelpunkten der Bergbau- und Maschinenindustrie, elektrische Eisenbahnen in großer Zahl nach allen Richtungen ausstrahlen, sobald die jetzt der Verarbeitung unterliegenden Pläne ganz oder zum großeren Theil zur Ausführung gekommen sind. Die im sächsischen Erzgebirge in der Entwicklung begriffene Industrie wird wohl auch wohl bunnen kurzem an mehreren Stellen auf diese auf der bohmischen Seite entwickelten Linien die Hand legen, um nicht nur die Industrie, sondern auch den Reiseverkehr des noch keineswegs genug gewürdigten Gebirges vergrößern. Das sächsische Netz elektrischer Kleinbahnen ist überhaupt an diesen Punkten ebenso sehr zur Förderung des Fremdenverkehres als der Industrie bestimmt, und an mehreren Stellen, zum Beispiel bei Elbsandsteingebirges, sind elektrische Bahnen zu keinem anderen Zweck angelegt worden, als zur Verbindung einzelner Knotenpunkte des Touristenverkehres.

Von den übrigen deutschen Ländern, in denen die Elekreicität zum Betriebe von Kleinbahnen schon in größeren Umfange angewandt worden ist oder wo dies in kurzer Zeit der Fall sein wird, nennen wir hier noch die thüringischen Staaten, die, beim Bau der großen Eisenbahnen stark vernachlässigt, jetzt in der elektrischen Kleinbahn ein wohlfeiles und bequemes Mittel sehen, dies Versäumnis nachzuholen. Auch hier liegt bei der Einführung des elektrischen Eisenbahnbetriebes ein einheitlicher Plan zugrunde, indem die entweder durch ihre Größe oder durch ihren Fremdenverkehr, ihre industrielle Bedeutung oder dergleichen dominierenden Städte zu Mittelpunkten localer Kleinbahnnetze bestimmt sind, deren Peripherien sich wieder an gewissen Punkten berühren. In einem solchen Mittelpunkt schein zum Beispiel Gotha werden zu sollen, für dessen nähere Umgebung eine Unternehmergesellschaft ein ganzes Netz elektrischer Bahnen und zur Speisung derselben drei Centralstationen in Abständen von etwa 15 Kilometern ausgearbeitet hat. In ähnlicher Weise werden Erfurt und Jena und vielleicht in kurzer Zeit auch noch andere thüringische Städte zu Knotenpunkten des elektrischen Localverkehres werden.

Es würde zu weit führen, das in Deutschland bei weitem vorgeschrittenste elektrische Kleinbahnwesen hier noch eingehender nach örtlichen Gesichtspunkten zu behandeln. In Schlesien, in Preußen, Baiern, am Rhein, an der Elbe, im Harz und in zahlreichen anderen Landstrichen regt sich die Unternehmungslust eben in dieser Hinsicht gewaltig und hier und da hat sie bereits zu erfreulichen Resultaten geführt. Dass in der Umgegend von Berlin trotz des dort schon bestehenden wunderbar organisierten Vorortverkehres der Vollbahnen elektrische Kleinbahnen zahlreich entstehen, ist selbstverständlich. Ohne hierüber in weitere Einzelheiten einzugehen, wenden wir noch einen Blick auf das Kleinbahnwesen in den jenseits Nordseedistanzen, so weit der elektrische Betrieb in Frage kommt. In Frankreich, wo ein verhältnismäßig dichtes Eisenbahnnetz und ein schwächerer Verkehr die Anlage von Nebenbahnen weniger dringend machen, sind elektrische Kleinbahnen bisjetzt nur erst ganz vereinzelt zur Ausführung gekommen. Es ist dabei noch zu berücksichtigen, dass in Frankreich für die Verbindung zwischen Städten, die noch des Eisenbahnverkehrs entbehren, vielfach die großen, von der Seine-Gesellschaft und anderen Firmen gebauten und unterhaltenen Dampfstraßenbahnen benutzt werden, deren Einführung Frankreich sogar auf seine Colonien ausgedehnt hat. In Italien sieht das Kleinbahnwesen in höherer Blüte, und zwar bat hier, wie immer in Ländern, wo die Steinkohlen selten und theuer sind, der elektrische Betrieb wenigstens für die Zukunft gute Aussichten. Besonders in Ober-Italien und in italienischen Alpengebiet sind zahlreiche elektrisch betriebene Eisenbahnen theils beschlossen, theils im Bau, theils sogar schon vollendet. Wenn auch die Mehrzahl von ihnen als Vollbahnen von secundärer Bedeutung betrachtet werden, so gehoren doch einige Linien als Terniär- oder Kleinbahnen zweifellos in unser Thema. Vielleicht hat in Italien der Bau von Kleinbahnen mit elektrischem Antrieb sogar eine ganz besonders große Zukunft, denn eben dieses Land scheint dazu berufen zu sein, ein Verkehrsmittel von dieser Art zur Vollendung auszubilden. Die italienischen Volksbahnen sind einer Ausdehnung nach für die Größe des Landes nichts weniger als hinreichend. Anderer Seits aber sind sie, in Folge der schwierigen Terrain- und dem Aufwand großer Mittel bergestellt und verhältnismäßig wenig benutzt, nicht einmal in ihrem jetzigen Umfange fähig, sich zu rentieren. Anstatt Ueberschüsse zu bringen, erfordern sie unausgesetzig Zuschüsse, und eine weitere Herstellung Leistungsfähiger und verhältnismäßig schwach benutzter Eisenbahnlinien wurde den Schaden wohl eher vergrößern als verringern. In richtiger Erkennung dieser Umstände aber sind sie, in Gegensatz zu schweizerischen Verhältnissen, mit dem Aufwand großer Mittel bergestellt und verhältnismäßig wenig benutzt, nicht einmal in ihrem jetzigen Umfange fähig, sich zu rentieren. Anstatt Ueberschüsse zu bringen, erfordern sie unausgesetzig Zuschüsse, und eine weitere Herstellung Leistungsfähiger und verhältnismäßig schwach benutzter Eisenbahnlinien wurde den Schaden wohl eher vergrößern als verringern. In richtiger Erkennung dieser Umstände wird jetzt in Italien der Bau von Eisenbahnen unter secundärer Bedeutung nach Kräften gefördert und in Verbindung mit ihnen der Bau elektrischer Bahnen, die bisjetzt viel billiger und im einem weit dichteren Netz als in Vollbahnen kommen, als alles die Bedürfnissen Kleinbahnen mit Dampflocomotivbetrieb werden dadurch dieser Concurrenz gegenüber eine lebhafte Förderung finden. Nicht nur auf dem flachen Lande, wo sich die Local- und Industriebahnen vorzüglich einfinden, sondern auch in Verbindung mit der elektrischen Kraftcentrale der Wasserfälle und Dampfcentrale in volkreichen, stark industriellen Gebieten.

Digitized by Google

Wenigstens eine flüchtige Darstellung verdienen in diesem Zusammenhange auch diejenigen elektrischen Eisenbahnen, welche hauptsächlich für die Hebung des Fremdenverkehrs in solchen Gegenden angelegt worden sind, deren Wohlstand mehr aus dem Fremdenverkehr des Sommers, als auf Industrie, Landwirtschaft, oder auf anderen soliden Erwerbsquellen beruht. Schon oben wurde dieser Bahnen flüchtig bei der Schilderung des elektrischen Kleinbahnnetzes im Königreich Sachsen gedacht. Dass für solche vorwiegend oder ganz dem Touristenverkehr dienende Eisenbahnen der elektrische Betrieb von besonderem Werte ist, lässt sich durch eine kurze Ueberlegung nachweisen. In einer Betrachtung des Berufes in der „Zeitung des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen" heißt es in der Begründung dieses Umstandes unter anderem: Während andere Bahnen jahraus, jahrein ihren ziemlich gleich bleibenden Verkehrsumfang besitzen und nur in gewissen Fällen, zur Reisesaison, bei Ausstellungen oder dergleichen, vermehrte Anstrengungen machen müssen, um dem stärkeren Verkehr gerecht zu werden, concentriert sich derselbe bei den eigentlichen Touristenbahnen überhaupt auf einige Monate des Sommers, um während der übrigen Jahreszeiten ganz bedeutend abzunehmen und im Winter fast völlig zu verriegen. Ja, auf gewissen Strecken dieser Art wird der Verkehr während des Winterhalbjahres völlig eingestellt. Solche Unterbrechungen bedeuten natürlich für das in den betreffenden Bahnen verkörperte Capital eine sehr erhebliche Zinsschmälerung, die zum Beispiel auf den Bergbahnen durch entsprechend hohe Fahrpreise während der wenigen Monate des Betriebes wieder ausgeglichen werden muss. Bei Dampfeisenbahnen stellt man das gesammte Baucapital in der Eisenbahnlinie selbst und den Betriebsmitteln und liegt dementsprechend während der verkehrslosen Zeit in seinem ganzen Umfange brach. Bei elektrischen Bahnen, wo Anlage und Betriebsmittel entsprechend billiger herzustellen sind, steckt ein großer Theil des Anlagecapitals auch in dem dazugehörigen Elektricitätswerk, welches sich in sehr vielen Fällen durch den Maschinenbetrieb gewerblicher Anlagen, durch die Beleuchtung benachbarter Ortschaften auch während der verkehrsschwachen oder der verkehrslosen Jahreszeit gut bethätigen kann. Noch mehr als bei Thalbahnen kommen die Vorzüge des elektrischen Betriebes auf Gebirgsbahnen zur Geltung, die deswegen in neuerer Zeit kaum noch anders als mit Elektricität eingerichtet werden. Es ist bei der bedeutenden Steigungsfähigkeit der elektrischen Locomotive ihr oft möglich, eine Strecke mit Abhäsionsbetrieb zu bewältigen, die unter anderen Umständen nur mit der Zahnstange oder dem Seil hatte genommen werden können. So eben wir jetzt in der Schweiz, in den österreichischen Alpenländern, im bayerischen Oberland und in den deutschen Mittelgebirgen elektrische Kleinbahnen, Touristen- oder Gebirgsbahnen in besonders großer Zahl entstehen. Nirgends allerdings wohl in dem Maße, als es demnächst auf beiden Seiten des Rieien- und Jergebirges der Fall sein wird, wo nach den gegenwärtig ausgearbeiteten Plänen nicht weniger als 120 Kilometer Kleinbahnen einmal zur Hebung des Fremdenverkehrs und dann zur Aufschließung der großen Holzbestände beider Gebirge zur Ausführung kommen werden.

Berlin. **Wilhelm Berdrow.**

Alexander Puschkin.

Zu seinem hundertsten Geburtstage, den 7. Juni (alten Stils 26. Mai).

„Zar Kandy von nur noch das ganze große Russland durchreiset; Jede am Wege befindliche Zeitung wird mir mit Freuden mitbringen."

Puschkin.

Ilja Murowetz, jener Held der russischen Sage, welcher volle 30 Jahre in tiefstem Schlafe hinter dem Ofen lag, um plötzlich zu erwachen und in Kiew, der Wiege des Heldengeistes Russlands, seine Heldenthaten zu vollbringen, verkörpert in sich nicht so sehr die socialpolitischen Schicksale Russlands wie die Geschicke der russischen Literatur und Dichtkunst. Im Jahre 1799 erschien in Russland die erste Ode von Lomonossow, das schwache Lallen einer in den Windeln liegenden Dichtkunst; im Jahre 1837, also kaum 100 Jahre später, bewunderte Russland schon den Tod Puschkins, seines größten Dichters und nationalsten Poeten, auf den die Entwickelung und die Richtung der neueren russischen Literatur zurückzuführen ist. Was Peter der Große für das politische Russland war, das war Puschkin für das literarische Russland. Peter der Große war der Begründer des europäischen Russlands; Puschkin war der Begründer jener europäischen Literatur, welche Russland in Europa das Bürgerrecht erwarb.

Puschkin, Alexander Sergejewitsch, geboren nach am Ende des 18. Jahrhunderts einer adelsmäßigen Familie, die bekannt und ausgezeichnet aus altberühmten Geschlechtern, deren Ahnherr, der Fürst Rurik, aus dem Lande der Waräger, dem heutigen Schweden, nach Russland kam, um das Land zu ordnen und zu regieren, und dessen Nachkommen, die Fürsten Rurikowitsch, Jahrhunderte lang Russland beherrschten, bis Iwan der Grausame, der Tyrann, der Schrecken seiner Unterthanen, der Mörder seines Sohnes, den Thron bestieg, mit dem das Geschlecht der Rurikowitsch erlosch. Puschkins Urgroßvater mütterlicherseits, Abraham Hannibal, ein Mohr, der als Sklave an den Hof Peters des Großen kam, dort durch seine Geistesgaben und seine Treue die Gunst seines Herrn gewann, der Pate des Zaren bei der Taufe wurde, und dessen Name Hannibal auf Puschkin vererbte, war ein Mann von großer Bildung und Begabung, der es bis zum Generalmajor brachte und sich durch seine Kenntnisse der Mathematik und Kriegswissenschaft auszeichnete. Puschkins Vater, Sergej Lwowitsch, war ein Mann von feiner Bildung, ein Freund der Literatur, ein Verehrer Karamsins, Shukowskys und Batjuschkows, ein Mann, der sich selbst in Versen versuchte, aber nicht über die Mittelmäßigkeit hinauskam. Puschkins Mutter, Nadeschda Ossipowna, eine Enkelin Hannibals, war eine Frau von großer Schönheit, aber ohne Geist und Bildung, eine Frau, die ihren Kindern keine Mutter war, sondern nur eine Gebieterin, die sie mit Strenge regierte. Puschkin hatte eine ältere Schwester, Olga, und einen jüngeren Bruder, Lew, mit dem er sich in seinen Jugendjahren innig befreundete, und der ihm auch später, trotz mancher Verstimmungen, ein treuer Freund blieb.

Puschkin wurde in seinem Elternhause, wie es damals in den russischen Familien der Brauch war, von Franzosen erzogen. Er lernte Französisch, ehe er Russisch lernte, und Französisch blieb auch später die Sprache, in der er sich mit seinen Freunden unterhielt, in der er seine Briefe schrieb. Seine Erzieher waren Franzosen, die ihn mit der französischen Literatur bekannt machten, und Puschkin las mit Vorliebe Voltaire, Rousseau, Molière, Racine, Corneille, Boileau, Delille, Parny, Bertin, Chénier, Andrieux, Lafontaine, Florian, Gresset, Piron, Voltaire, Beaumarchais, Chamfort, Ségur, Mirabeau, Barthélemy, Mercier, Lemercier, Arnault, Jouy, Ducis, Legouvé, Millevoye, Baour-Lormian, Lamartine, Victor Hugo, Alfred de Vigny, Alfred de Musset, Casimir Delavigne, Béranger, Scribe, Eugène Sue, Paul de Kock, Balzac, Dumas, Sandeau, Gautier, Mérimée, Théophile Gautier, Gérard de Nerval, Barbier, Auguste Maquet, Méry, Soulié, Frédéric Soulié, Paul Féval, Ponson du Terrail, Xavier de Montépin, Gaboriau, Fortuné du Boisgobey, Aimard, Alexandre Dumas fils, Octave Feuillet, Victorien Sardou, Emile Augier, Edmond About, Henri Rochefort, Jules Sandeau, Ernest Feydeau, Jules Janin

von beißenden und ätzenden Bemerkungen über die damaligen politischen Zustände enthielten, erhöhten zwar die Popularität Puschkins, brachten ihm aber die Verfolgung von Seite der Regierung ein. Und so wurde Puschkin eines schönen Tages zu dem damaligen General-Gouverneur von Petersburg, Grafen Miloradowitsch, geholt und einem strengen Verhör unterzogen. Das Ergebnis dieses Verhöres war der Entschluß Alexanders I., Puschkin nach Sibirien zu schicken. Hier retteten Puschkin seine Freunde Schukowski, Karamsin und Engelhardt, welche Alexander I. davon energisch abredeten, „die Blüte der russischen Literatur" nach Sibirien zu schleudern. Alexander I. verschloß sich diesen Vorstellungen nicht und ordnete die Versetzung Puschkins aus dem auswärtigen Amte, wo er dazumal diente, in das Colonisationscomité für Südrußland an, dessen Sitz Jekaterinoslaw, später Kischenew war. Und so verließ Puschkin am 17. Mai 1820 Petersburg, um sich seinem neuen Vorgesetzten in Jekaterinoslaw, dem gutmütigen und edeldenkenden General Inzow, zur Verfügung zu stellen. Hier schrieb Puschkin seinen „Kaukasischen Brüder" (Bratja Rasboiniki), welche in der Plastik der Form, der meisterhaften psychologischen Analyse und im poetischen Reiz alle früheren Werke übertrafen.

In Jekaterinoslaw lernte Puschkin zum erstenmal die Werke Byrons kennen. Der britische Dichter, der damals die Geister und die Herzen in ganz Europa beherrschte, machte auf Puschkin großen Eindruck. Er breitwissiste nicht nur Puschkins schöpferischen Geist, sondern auch seine Lebenswelt und Gedankenwelt. Jener oppositionelle Ungehorsam, welcher die Verschönung Puschkins hervorführte und der nur den Charakter jugendlicher Unreife trug, erhielt unter dem Einflusse Byrons eine ideenreiche Grundlage und nahm die Färbung des dazumal modernen Byronismus an. Dieser Byronismus nahm aber auf russischem Boden einen ganz anderen Charakter an. Die politische Seite des Byronismus stand hier völlig im Hintergrunde; im Vordergrunde standen nur die verächtliche Verleugnung aller traditionellen Sitten, Gepflogenheiten und Vorurteile und das Streben nach zügelloser Freiheit der Individualität und nach Hervorkehrung aller ihrer tiefen und dämonischen Leidenschaften, was in der bekannten Dichtung „Dämon" von Lermontow zum stärksten Ausdruck gelangte. Unter dem Einflusse Byrons stehend, bemerkte jedoch Puschkin selbst nicht, wie sich in ihm der selbständige, nationalrussische Volksdichter mächtig regte. Jedes seiner neuen Werke war ein Merkstein auf dem Wege der neuen literarischen Richtung, von der in Rußland dazumal noch niemand zu träumen wagte. Das Wort Realismus war in der damaligen russischen Literatur noch nicht gefallen, aber man fieng an, zu begreifen, daß die ganze Kraft und der ganze Wert der neuen Werke Puschkins in ihrem unmittelbaren, organischen Zusammenhange mit der Wirklichkeit, mit dem den Dichter umgebenden Leben lagen. Und thatsächlich sehen wir, daß die besten poetischen Werke Puschkins aus dieser Zeitperiode den Stempel des unmittelbaren Lebens tragen. Unter dem Eindrucke des Kaukasus schrieb er sein Gedicht „Der Gefangene im Kaukasus", unter den Eindrücken der Krim, die auf Mickiewicz so seinen berühmten Sonetten begeisterte, verfaßte Puschkin seinen „Springbrunn von Bachtschisaraj" (Bachtschisaraiskij Fontan); unter dem Einflusse seines unmittelbaren Verkehres mit den Zigeunern von Ismail entstand sein berühmtes Gedicht „Die Zigeuner" (Zygane).

Die Verfolgungen, welche Puschkin von Seite der Regierung erleiden mußte, spielten in dem Entwickelungsgange des ersten russischen Nationalpoeten eine hervorragende Rolle. Diese Verfolgungen brachten Puschkin der traurigen Wirklichkeit des damaligen Rußlands näher, sie bekanntschaften ihn mit den damaligen Typen der russischen intelligenten Elemente mit allen ihren Gebrechen und Schäden, sie deckten vor ihm endlich jenes Hauptübel des russischen Volkscharakters auf, welches bis auf unsere Tage eine der Eigenthümlichkeiten dieses Charakters bildet: die Trägheit und den Mangel an Initiative. Und während Puschkin in seinem poetischen Wirken aus der Zeit von 1820 bis 1824 unbewußt seinen Empfindungen allein folgte und Typen und Charaktere schuf, welche bald den Einfluß der französischen Schule, bald die Einwirkungen des Byronismus verriethen, streifte er im Michailowskoje, wohin er wegen eines gottesdienstlerischer Briefes verbannt wurde, alle diese Einflüsse von sich ab, um Shakespeare zu seinem Lehrer und Meister zu machen. Das Studium der Werke des großen Briten war für die endgiltige Ausprägung der literarischen Physiognomie Puschkins von entscheidender wohlthuender Wirkung. Unter dem Einfluß Shakespeares, der in allen Situationen, sogar in den Augenblicken höchsten dramatischen Pathos, der Wirklichkeit und der genialen Einfachheit treu zu bleiben verstand, betrat Puschkin den Weg, auf den realen Boden und den Boden des Realismus, um ihn nicht mehr zu verlassen. Jene historisch objective Welt und Lebensanschauung, welche die größeren Schöpfungen Puschkins aus der letzten Periode seiner literarischen Thätigkeit auszeichnet, bildete sich unter dem Einflusse der Werke, insbesondere des historischen Shakespeares heraus.

Puschkins größeres und erstes Werk aus dieser Zeitperiode war das Drama „Boris Godunow". Die Regierungszeit dieses Czars war an politischen Umwälzungen reich, welche Puschkin, der das Heroische in der Geschichte stets mächtig anzog, begreifen mußten. Der Eindruck dieses Stückes auf die damalige literarische Welt Rußlands war ungeheuer. Die historische Treue der Epoche, der meisterhafte und blendende Dialog, die tiefe Kenntnis der Volksseele, die gestreckte Charakteristik der handelnden Personen, gepaart mit dem poetischen Zauber der Sprache und der neugeprägten Worte und Ausdrücke — das alles machte „Boris Godunow" zu der wertvollsten Perle der damaligen dramatischen Literatur Rußlands. Die Scene zwischen Pseudo-Demetrius und Marina Mnischek beim Springbrunnen dürfte an poetischer Schönheit, dramatischer Wirkung und Kenntnis menschlicher Leidenschaften vereinzelt dastehen. Und „Boris Godunow" wurde die Grundlage jener dramatischen Literatur Rußlands, deren bester Vertreter Ostrowskij war.

Doch während Puschkin in der Stille seines Verbannungsortes Pläne zu weiteren literarischen Arbeiten entwarf und an seinen berühmten „Eugen Onegin" die letzte Hand legte, spielte sich in Petersburg ein Ereignis ab, das den Geschicken des verbannten Dichters eine neue Richtung gab. Alexander I. starb in Taganrog, und auf die Thronbesteigung Nikolaus I. folgte die Militärverschwörung vom 14. December, welche in Rußland unter dem Namen „die Verschwörung der Dekabristen" bekannt ist. Puschkin richtete einen Brief an den jungen Czar, in dem er Nikolaus I. bat, ihm die Freiheit wiederzugeben, um sich der russischen Literatur gänzlich widmen zu können. Nikolaus I., welcher bei seiner Thronbesteigung die besten Absichten für die gedeihliche Entwickelung der russischen Gesellschaft hegte, schenkte der Bitte Puschkins Gehör und ließ den Dichter durch einen Feldjäger nach Moskau bringen, wo der Czar in Erwartung seiner Krönung dazumal weilte. „Wie geht's, Puschkin?" Mit Du mit Deiner Meinung urtheilen?" Mit diesen Worten empfieng Nikolaus I. den aus Michailowskoje gebrachten Dichter. Nach längerer Unterredung erklärte ihm Nikolaus I.: „Ich hoffe, Du wirst nunmehr vernünftig sein, damit wir in Frieden mit einander leben können. Von nun an bin ich selbst dein Censor; was Du schaffen wirst, schicke mir zur Durchsicht ein."

Der gefesselte Prometheus erhielt nun seine Freiheit wieder, um alsbald die russische Welt mit neuen Schöpfungen seines Genius zu beschenken. Wenige Jahre nach der von uns geschilderten Scene im Kremlpalais zu Moskau erschien Puschkins epochaler Roman: „Eugen Onegin". Mit ihm hatte Puschkin in der russischen Literatur zum erstenmal das Wort Realismus gesprochen, ja sogar besprochen. Puschkins Vers: „Dort atmet der russische Geist, dort riecht es nach Rußland" erschöpft den Inhalt von „Jewgenij Onegin" vollständig. Das Leben und die Sitten des damaligen russischen Adels in ihrer ganzen Hohlheit und Nichtigkeit, die Gedankenwelt der damaligen Culturelemente Rußlands, die Bestrebungen und die Wünsche dieser Gesellschaftsschichte, die Ideale der Regierten und Regierenden — alles dies trat in „Eugen Onegin" in reinsinnigen, lebensvollen und farbenreichen Bildern zu Tage: es war ein treuer Spiegel der damaligen russischen Wirklichkeit, in dem die russische Gesellschaft sich sofort erkannte. Eugen Onegin, der Held des Romanes, war der Träger der socialen Erscheinungen seiner Zeit und der Typus jener Eigenthümlichkeiten, welche im russischen Volkscharakter wurzelten. Er ist der Ahnherr jener Gesellschaftstypen, welche in Psychorin von Lermontow, in Tentetnikow und Chlestakow, in Rudin von Turgenjew und in Oblomow von Gontscharow ihre Vertreter haben. Wenn Eugen Onegin sich überall langweilt, philosophische Werke zu schreiben beginnt, die er niemals endigt; wenn Petschorin die lasterhafte Prinzessin Bella mit Gewalt entführt, um sie im nächsten Augenblicke zu verlassen; wenn Tentetnikow sich mit zahlreichen hochfliegenden Plänen herumträgt, die er niemals verwirklicht; wenn Rudin den Helden zu spielen versteht, um im Augenblick der That sich zurückzuziehen; wenn endlich Oblomow Tage und Nächte auf dem Divan liegt, von einem Plan zum andern springt, ein Weltverbesserer in sein Kreis, ohne jemals etwas Nützliches leisten zu können, so ist die Erscheinung auf jene Charaktereigenschaften des Russen zurückzuführen, welche entdeckt zu haben, Puschkin die Ehre gebührt. War doch Turgenjew gezwungen, in seinem Roman „Am Vorabende" einen Bulgaren als den Mann der That aufzuführen, ebenso wie Gontscharow in seinem Roman „Oblomow" den Deutschen Stolz zum Träger von Thatkraft und praktischer Weisheit machen mußte.

Nun folgte ein Roman in Prosa, die Erzählung „Der Mohr Peter des Großen". Durch diese Erzählung rührt Puschkin mit einem Schlag jenen unsichtbaren einhalten, reinen und in hohem Maße künstlerischen Geschichtsbrief, der in Rußland noch bis jetzt unnachahmlich geblieben ist. Neben den zahlreichen prachtvollen Poesie athmenden Gedichten und dramatischen Werken von historischem Werk, wie „Mozart und Salieri", „Das Fest während der Pest", und „Der steinerne Gast", welche Puschkin in dieser Zeitperiode 1826 bis 1831 geschaffen hatte, erwuchs der Autor von „Eugen Onegin" und „Boris Godunow" zu jenem, in seiner Art einzigen Erzählungen, welche jetzt zum Teil „Die Erzählungen Belkins" (Powesti Belkina) genannt sind, und die die Entwickelung der realistischen Richtung in der russischen Literatur von großer Bedeutung waren.

Digitized by Google

Am 18. Februar 1831 heiratete Puschkin die ob ihrer Schönheit dazumal vielbewunderte Moskauer Officierstochter Natalia Gontscharowa. Diese Heirat sollte für den vielgepriesenen Dichter die Quelle seines Martyriums und Unterganges werden.

In Zarskoje Selo, wohin er mit seiner jungen Gattin gleich nach der Hochzeit übersiedelte, entfalteten die meisten prosaischen Werke des Dichters, welche an Reiz und Anmuth, an Gestaltungskraft und realistischer Darstellungskunst, an künstlerischer Vollendung und Abrundreichthum in manchen Hinsicht seine früheren Werke übertrafen. Mit der im Jahre 1833 erfolgten Uebersiedelung Puschkins nach Petersburg gieng der große Dichter seinem endgiltigen Untergange entgegen. Der hohe russische Adel in seinem Eigendünkel und innerer Werthlosigkeit sah in Puschkin seinen „Verleumder", der mit kühner Hand in das adelige Wespennest griff, um es vor der Welt bloßzulegen. Es bildete sich im hohen Petersburger Adel eine Coalition gegen den Dichter des „Eugen Onegin", an deren Spitze die Grafen Benkendorf und Uwarow standen, und deren Aufgabe es war, Mittel und Wege ausfindig zu machen, um Puschkin zu vernichten.

Während die Nachteulen aus dem hohen Adel dem großen Dichter eine Grube zu schaufeln suchten, schrieb Puschkin seine „Reise nach Erzerum" und sein „Materiale zur Geschichte Peter des Großen", in denen er die völlige Reife seines Talentes bekundete. Und so trat das für Puschkin und für die russische Literatur verhängnisvolle Jahr 1836 ein. Im Jänner dieses Jahres wurde Puschkin durch anonyme Briefe die Meldung von der angeblichen Untreue seiner Gattin hinterbracht. Ein in der damaligen Damenwelt von Petersburg als Weiberherzenbrecher bekannter Gardeofficier, Baron Georg Dantes mit Namen, ein französischer Bürger, der die Gunst Nikolaus I. genoß, soll der Gegenstand der verbrecherischen Liebe der Natalie Puschkin gewesen sein, so behaupteten die von den Feinden Puschkin's, den Vertretern des hohen Adels, ausgegangenen anonymen Briefe. Dieser niederträchtige Klatsch verbreitete sich mit Blitzesschnelle in ganz Petersburg und brachte den leicht entzündbaren Dichter zur Verzweiflung. Aus diesen kummervollen Tagen stammt ein Brief, welchen Puschkin an seine Jugendfreundin Ossipowa gerichtet hatte. Er schrieb darin: „Das Leben, die Welt, es ist nichts als eine abscheuliche Rothlache."

Die beleidigenden Gerüchte verstummten jedoch nicht; täglich erhielt der Dichter Briefe, welche seine Ehre tief verletzten und beflecken. Das Ergebnis dieser höllischen Intrigue war die Beleidigung des Baron Dantes durch Puschkin und die Forderung zum Duell. Der Zweikampf fand am 27. Jänner 1837 an der Tschernaja Reischka statt. Puschkin wurde tödlich verwundet. Zwei volle Tage kämpfte Puschkin mit dem Tod; am Frühmorgen des 29. Jänner hauchte der große Dichter seinen Geist aus . . .

Und schon der Tod des „wahren Prinzen aus dem Genieland" bewies, welch Popularität der Dichter Puschkin im Volke genoß. Die Erregung der Massen, welche alle zum Sterbehause Puschkins führenden Straßen besetzt hielten, war so groß, daß man den Ausbruch einer Rebellion in Petersburg befürchtete. Die Regierung traf ihre Maßnahmen: der Sarg mit dem todten Dichter wurde bei Nacht und Nebel unter Gendarmeriebedeckung nach dem Uspenski-Kloster überführt und dort zur ewigen Ruhe gebettet . . .

Aber von dem beleidigten Grabhügel Puschkins im Uspenski-Kloster strömte ein Licht aus, das den Pfad hell beleuchtete, welchen später Gogol, Dobojewski, Turgenjew, Gontscharow, Pissemski und Leitrei betraten. Die Werke Puschkins erstrahlten ihnen jene Welt, welche vor ihm noch eine terra incognita war: die Welt der Wirklichkeit mit allen ihren Freuden und Leiden, mit allen ihren Gebrechen und Schäden — kurz, die Welt, in der wir leben, lieben und leiden.

R. Volant.

Fuhrmann Henschel.

Ein psychologisches Fragezeichen.

Man mag über die neue naturalistische Dichtung urtheilen wie man will: das Eine kann sie niemand nachsagen, daß sie uns nichts zu denken anjache. Allgemeine Sätze, die zu meinen auch die Gedanken anderer sind, auf einen besonderen Fall anzuwenden, damit kommt man nicht mehr aus. Jedes Werk fordert seine besondere individuelle Beurtheilung. Und bei gemischtesten Resultat kommt das Verlangt nicht mehr mit der unbedingten Sicherheit einer sonstigen Gewissheit, wie die Dichter ehemals sagen, entgegen, sondern mit nach subjektiver Prüfung und nach Lage, in Zuhörenden zu wandeln, mitunter obliegt es auch nachträglich noch einer weiteren Nachprüfung, ob Gegenstand und Art der Darstellung der Zeit entsprechen und ob sie nicht vielleicht schon Vergangenheit sind. Es ist nicht leicht, in einer Besprechung die Zeit [illegible] einzelne Erscheinung, in dem Wirbelwind [illegible] [illegible] [illegible]

Schwur auf die Dauer nicht zu leicht nehmen kann, als Siebenhaar ihm für einen Augenblick einreden konnte.

Und nun sehe ich schon wieder vor dem Fragezeichen. Wenn der Fuhrmann ein scrupulöser Mann ist, der alles schwer nimmt und sich über alles Gedanken macht, wird er sich dann über die Vergangenheit der Dirn so leicht hinwegsetzen und um die Zukunft nicht gekümmert haben? Und wenn er in dem gebrochenen Schwur die Hand des Schicksals sieht, die ihn niederdrückt, so wird er auch nicht den Leichtsinn aufgebracht haben, die unbesehen zum Weib zu nehmen, gegen welche die Tode ihre Hand ausstreckt.

Ganz anders läge die Sache natürlich, wenn es die Meinung des Dichters selber wäre, daß der gebrochene Schwur den Fuhrmann hinunterzieht. Gegenüber dem alten Schicksalsdrama, wo sich das Schicksal erfüllt, gerade weil ihm der Held mit allen Mitteln entgegenarbeitet und zu entkommen sucht, hätten wir hier ein modernes, in das er, mit Phantasie geschlagen, von selber hineinrennt.

Ich glaube nicht, daß das die Absicht des Dichters war, sondern daß die dämonische Willenskraft des Weibes in den ersten Akten den Willen des Mannes unterjocht. Ich glaube aber auch, daß der Dichter den Ueberschuß an Kraft, der in den unteren Classen lebt, zu gering angeschlagen hat und daß Hanne und ihr sauberer Liebhaber nicht so ganz davongekommen wären. Goethe führt in seinem Werther einen Bauernbuben ein, der in derselben Situation, in welcher Werther die Pistole gegen sich selber lehnt, seinen Nebenbuhler erschlägt. Davon hat man gesagt: „Der Naturmensch tödtet seinen Nebenbuhler, der Culturmensch tödtet sich selbst.“ In dieser Allgemeinheit hat der Satz natürlich keine Giltigkeit: aber auf den „Werther“ paßt er und, ich glaube, auch auf den „Fuhrmann Henschel“. Wenn irgendwo, so tobt die blonde Bestie in den Naturmenschen auf, sobald er in der Liebe oder bei der Nahrung gestört wird. Aus der dumpfsten Willenlosigkeit reckt er sich dann zu der That, und er trifft nicht sich selber, sondern den Feind. J. Minor.

Emerich Robert.

(Gestorben am 29. Mai 1899.)

Wie aus Stein steht Emerich Robert vor unserer Erinnerung da, eine strenge, geheimnisvoll beleuchtete Gestalt. Trat er auf, so war es, als ob ihm ein dunkler Engel vorangegangen wäre. Wie durch ein unsichtbares Spatier kam er über die Bühne herab, mit seinen ungeduldig stampfenden und steckenden Tritten gewaltsam ausbrechreitend und in der zuckenden Hand die Geberden des Herrschens; immer schien ihm Arc selbst an der Seite zu sein. Hier kommt ein König, rief es dann bei uns aus: wie ein König der Nacht war er anzusehen. Ein Schatten will nicht von ihm, auf seiner bleichen Stirne war Trotzen und Stolz geballt, und wenn er nun, das Haupt verächtlich und bitter zurückwerfend, mit seiner herben, heiseren, gleichsam von einem Gewitter umwölkten Stimme mehr zu stoßen als zu sprechen begann, wurden die Worte wie Dolche gezückt. Wie ein König der Nacht, aus altem Grab verbannt und mit einem schwarzen Mantel angethan und schlangen um den Stab gewunden, so war er fremd und schrecklich anzusehen.

Er ist der letzte Romantiker unter uns gewesen, nun haben wir keinen mehr. Was man einst einen heau tenebreux geheißen hat: ein Mann von großer Seele, die im Leben wie in einem Kerker schmachtet, wild an seinen Ketten reißt und sich mit einem Sprung befreien will. Aus einer edleren Welt, geht er unter den Menschen wie in der Verbannung herum, sein Auge sucht die Erde zu schmähen, den Athem und Geruch der Leute haßt er und schüttelt sich ab und streckt sich aus, und an seinem Munde hängt ein schwerer zorniger Schmerz herab, aus Wuth und Ekel. So hat Delacroix uns Dante gemalt, sich einschließend, um nicht vom Leben bespritzt zu werden. So schienen die Reiter des Géricault sich auf wilden Rossen aus dem Leben zu schwingen. So irren die Helden Byrons und Hugos, verrannt, gezeichnet, dem Leben fluchend. Dieses romantische Wesen, der antiken Heroenlust so fremd als unserer modernen Schmuckh, hat er dargestellt: die Revolte des Edlen und Reinen gegen unsere häßliche und geringe Existenz.

Was wir heute einen Schauspieler nennen, in er niemals gewesen. Sich zu verändern, dem Sinne und der Gestalt nach fremdes Wesen anzunehmen, sich selber zu verleugnen, um ein Anderer zu werden, war ihm verhaßt. Er war kein Instrument der Dichter, immer hat er nur sich selbst gespielt. Er war nicht Hamlet, war nicht Antonius, wollte es gar nicht zu scheinen, er war Robert. Durch alle Gestalten, die er gab, drang die schwarze Flamme seines Wesens, durch alle Worte, die er sprach, sein wundersamer Mismus, so fremd so spitzig, so von jenseits, durch sich selbst uns heftig zu Boden schlug, der immer aus, immer nur sich selbst, aber mit welcher Macht! Welchen Sprecher haben wir an ihm verloren! In den paar traurigen Abschieden und wie gewinnungen Zeilen können wir in Stücke von so viel Schmerz des Ekelzen, Grimm und Ekel ausgeschüttet, wie er durch sie über alles, was uns droht, erschraken; und im Kampfe seiner vehementen und zuckenden Geberden war mehr Verbreitung von Größe, als oft die Worte der Poeten haben. Schwarze Bäche rannen von seinem Munde, seine Hände wurden zu Krallen, und wir wunderten uns oft, daß nicht plötzlich Feuer aus seinem Mantel schlug. Wir hatten den Dichter vergessen, wir dachten an die Rolle nicht mehr, aber wir sahen, betreten und erschüttert, die finstere Macht seiner Natur an. Dies war ein großes Schauspiel, das nicht in uns verlöschen wird.

Da wir ihn nun verloren haben, läßt uns sein reines Beispiel noch einmal gedenken, was dem Oesterreicher das alte Burgtheater gewesen ist. Hier sollten sich ihm nicht Künste zeigen, sondern an diese feierliche Stätte kam er hin, besonderen und auserlesenen, zu erlauchten Menschen zu begegnen, von so edler und mächtiger Art, daß sie ihn zum Dank der täglichen Geschäfte reinigen und an das Amt unseres Lebens, zur Schönheit zu gelangen, wirksam erinnern konnten. Den Besitz von Künsten und Talenten galt es nicht, nicht ein seltener Artist sollte der Schauspieler sein, sondern ein gutes Exemplar der Menschheit, ein Gefäß von Tugenden, einer, in dem, mit Schiller zu reden, „die Menschheit zur Zeitigung gekommen ist“. Dies ist der Sinn jenes alten Burgtheaters gewesen, davon hat das Haus seine stille Gewalt gehabt, und noch immer sehen wir einen letzten Schimmer davon leise auf den Nachkommen leuchten. Exemplare einer reinen, starken, vom Leben ungetrübten, ungebrochenen Menschheit, an denen wir uns aufrichten sollen! So ist uns, als wir noch klein waren, von den Vätern der unvergeistliche Josef Wagner geschildert worden. So haben wir noch die mächtige Figur Gabillons, des Rieken, gesehen. So blicken wir auf die freie und heitere Gestalt unseres Baumeister wie auf eine milde Sonne hin.

Wir — aus altem Stein mächtig aufgerichtet, werden wir Emerich Robert in unserer Erinnerung bewahren, als eine Gestalt von hoher Menschlichkeit, geheimnisvoll und strenge, fremd und schrecklich anzusehen, stark, Großes in uns zu wecken, und einem Fürsten aus einer finsteren Welt gleich. Hermann Bahr.

Die Woche.

Politische Notizen.

Den Grafen Thun sind wir — wenigstens bei Schluß der Redaction dieses Blattes — noch nicht los, aber ein wuchtiger Nachfolger hat sich schon gefunden. Das ist der Fürst Karl Auersperg. Leute, welche die Ehre haben, ihn persönlich zu kennen, haben in vertrauten Kreisen schon längst von ihm gesagt, daß er ein noch größerer Thun-Kopf sei, als der Graf Thun selbst. Aber die Oeffentlichkeit hat's bisher nicht gewußt, und der Fürst Auersperg hat sich bewogen breit, durch die Schimpfrede auf die Presse, die er am Mittwoch im Land tag zum besten gab, alle Welt von seinen Qualitäten zu überzeugen.

*

Man muß lange in den gesammelten Aussprüchen hervorragender Staatsmänner nachsuchen, um ein Thema zu finden, das sich dem Worte des Fürsten Auersperg, daß der die Presse eine „Schmach und ein Unglück des Landes“ nennt, als congenial an die Seite setzen läßt. Man kann lange suchen unter den Aussprüchen deutscher, englischer, französischer, selbst serbischer und türkischer Staatsmänner, man wird auf nichts dergleichen stoßen. Man muß wieder zu unseren heimischen, den österreichischen Staatsmännern, oder, besser wir es gleich rund heraus, man muß direct zum Grafen Thun zurückgehen, um das Urbild des Auersperg'schen Zwischenthums zu entdecken.

*

Am 3. October 1888 hielt Graf Thun im böhmischen Landtag eine Rede, in der er, der damals noch nicht Statthalter war, sich Minister präsidirend war, sein politisches Glaubensbekenntniß entwickelte. Sein Hauptsatz — sagte er damals — gelte zwei Staaten, den Lehrern und den Journalisten, welch' letztere er als die „Kampfer der öffentlichen Meinung“ bezeichnete. „In dieser Breite“ sagte Graf Thun damals — „als Wegner und Führer in die Irre, betrachte ich als eine Aussondrung; sollte mein Name die Anklage in irgend ein Blatt finden, so quittiere ich diese Aufnahme mit Dank.“

*

Dieses Versprechen hat nun freilich Graf Thun als Ministerpräsident gebrochen. Denn, wie die Leser der „Zeit“ wissen, hat er mit der „Anklage“, die sein Name in unseren Blatt gefunden, nicht mit Dank, sondern mit Confiscationen und anderen Maßregelungen aller Art quittirt. Fürst Auersperg, vornehmer als Graf Thun — hat eine ähnliche Anklage nicht gemacht. Aber in der Sitzung vom Freitag Abend, in der die Rede des Fürsten Auersperg [illegible] Landtagsmänner in Lai, Welt, Nord, Süd und Mittelmeer [illegible] Nachdem der Name Thun, und dessen [illegible] Graf Thun [illegible] Fürst Auersperg hat sich einen ordentlichen Schwung genommen, um [illegible] Schimpfen [illegible] Journalisten [illegible] Wahrheit [illegible]

*

[illegible] Fürsten Auersperg [illegible] Auersperg [illegible]

Digitized by Google

„Lügen, unreine Angriffe, Umwahrheiten, etwas, was sie nicht sicher weiß, als sicher hinzustellen, um die Wahrheit zu erfahren: das sind Dinge, die zum täglichen Handwerk der Presse gehören."

Diese Schilderung paßt nicht so sehr auf die Journalistik, als vielmehr und in erster Linie auf jenen Beruf, der den hochadeligen Standesgenossen des Fürsten Auersperg ausschließlich vorbehalten ist, auf die Diplomatie. Lügen zu colportieren, etwas, was er nicht sicher weiß, als sicher hinzustellen, um die Wahrheit zu erfahren: dies und ähnliches sind die berufsmäßigen Praktiken, ohne die der Diplomat überhaupt nicht zur Zufriedenheit seines Souverains arbeiten, sein Handwerk betreiben kann.

Confisciert!

. . . . . Das ist aber nicht der Beruf des Journalisten, der vielmehr wahre Nachrichten zu verbreiten hat.

*

Wenn — was freilich nicht bestritten werden kann — viele Journalisten mit Lügen, unreinen Angriffen und vorbedachten Fälschungen operieren, so nähmen sie nur das ärztliche Handwerk der Diplomatie nach, und es ist charakteristisch für die Moral der geborenen Staatsmänner à la Auersperg oder Thun, dass gerade diese unehrlichen Journalisten ihre Journalisten sind, von ihnen gekauft, gestöbert, empfangen und inspiriert werden, während die ehrlichen Journalisten, von denen Existenz der Fürst Auersperg überhaupt nichts zu wissen scheint, von ihnen verfolgt und geschädigt werden. Wer hat denn — um aus tausenden nur einige wenige charakteristische Fälle aus der letzten Zeit zu erwähnen — wer hat denn z. B. die falsche Nachricht von dem fallengelassenen § 14-Sprachenerlass und der Beschwichtigungsdemonstrationsministerium Thun am 30. April d. J. in die „Neue Freie Presse" hineingeschmuggelt? Graf Thuns hoffähig gewordener Finanzminister und Trabant Dr. Kaizl! Wer hat diese Woche die falsche Nachricht von der Demission des Grafen Goluchowski in die — wohlgemerkt — officiöse Presse hineinpraktiziert, wenn nicht der Preßsekretär und geistige Urheber aller Thun'schen Reden, der Dr. Rosner? Oder wer hat in diesem Winter die „unreinen Angriffe" auf den deutschen Botschafter Grafen Eulenburg und seine Bierabende in die „Gesta Rexue" unternommen? Niemand anderer als der vom Grafen Thun zum kaiserlichen Rath gemachte Herr Benisek.

Confisciert!

Und das wird der Fürst Auersperg, wenn er endlich einmal auf den Hintersitzen des Herrenhauses zur Ministerverantwortlichkeit aufgestiegen sein sollte, mit dem Dispositionsfonds thun? Wird er daraus Stipendien für übergangsgestreckte Journalisten vertheilen? Nein! Auch er wird journalistische Schädlinge bezahlen, sie zu Lügen, unreinen Angriffen und Fälschungen inspirieren lassen und die „Schmach des Jahrhunderts" erhalten und vermehren. Deswegen ist es dem Fürsten Auersperg, gestehe gesagt, nicht sehr gelegen gewesen, mit Steinen um sich zu werfen, da es doch sein höchster Ehrgeiz ist, der maleinig neben dem Dr. Rosner im Glashaus des österreichischen Ministerratspräsidiums zu thronen.

Volkswirtschaftliches.

Zeit Beginn der österreichisch-ungarischen Ausgleichsaktein steht die Bankfrage im Mittelpunkt der öffentlichen Discussion. Leidenschaftlich ist dieser Theil des Ausgleichs von allen Seiten erörtert worden. Nur ein Factor hat in diesem Kampfe der Meinungen und Interessen geschwiegen: die Bankleitung. Sie schweig und ließ es über sich ergehen, als die Regierungen Badeni und Banffy das famose Bankstatut vereinbarten, das nicht nur die österreichischen Interessen verletzte, sondern auch die Interessen der Bank selbst, welches an Stelle der alten bewährten Organisation eine neue setzte, die den ersten Grundsatz jeder Bankorganisation verletzte: der einheitlichen verantwortlichen Centralleitung. Diese Organisation accentuierte die Bankleitung, obwohl sie selbst vor Beginn der Verhandlungen die Aufrechthaltung der alten bewährten Organisation als Programm aufgestellt hatte, auch obwohl gewiss keinem einzigen unter den maßgebenden Factoren der Bank die Schaden des neuen Statuts entgangen sind. Dann kam die Bankrische Clausel, wonach die Statuten, welche beide die Ordnung der neuen Bankrechte auf obigen §§ 14 bedeuteten. Und obwohl man es gestatten ist, mangelhaft ansehen muss, dass die Bank ein Privatinstitut geschaffen hatte, welches auf Grund des § 14 erstheilt wird, da das alle nur so verpflichtet, nicht aber den Staat verpflichten kann, fordern bei der nächsten Bankerneuerung mitsprechen werden kann, hat die Bankleitung mit keinem Worte protestiert. Die Bankleitung hatte es in der Hand, den obigen Clausel, der seit nicht ohne Grund, Zweifel und Misstrauen hervorrief, zu verhindern durch die Erklärung, dass sie ein Privatinstitut auf Grund des § 14 nicht übernehmen könne, und sie würde, da sie nur so verpflichtet, nicht über

der Bewegung und selbst in der Ruhe — der Ruhe des Olympiers, die uns glaubhaft zu machen vermöchte, daß ein Brauenrunzeln die Welt erschüttern kann — diese ungebundene Fülle des erwärmenden und erquickenden Humors, diese elementare Wucht des Ausbruches der Leidenschaft — und alles mit den scheinbar einfachsten Mitteln, so selbstverständlich, daß man überzeugt ist, nur so und anders überhaupt nicht kann alles fein und abgetönt werden! Könnte doch Bernhard Baumeister „immerdar" Richter von Jalamea sein! In naturgemäßen, aber immerhin ehrenvollen Abstande bolen einige der männlichen Darsteller achtungswerte Leistungen. Von den minwirkenden Damen kann man das leider nicht behaupten.

B.

Das Deutsche Volkstheater hat in sein reiches Anzengruber-Repertoire ein seit mehr als zwanzig Jahren verschollenes ländliches Singspiel des Dichters aufgenommen: „Die Trutzige". Was von Anzengruber überhaupt und selbst seinen größten Dramen schon bei früherer Gelegenheit hier gesagt wurde, ist doppelt spak in dieser Bauernidylle zu erkennen: Die dramatische Spannung leidet unter der fast diletantischen Szenenein theilung und der allzu behaglichen Szenenausschmückung. Aber es ist ungerecht, mit diesen Bedenken den überaus liebenswürdigen Eindruck zu trüben, den die neuerstandene Premiere des Dichters im Volkstheater gemacht hat. Schließlich kommt es immer auch auf das Genre an, und gerade im anspruchslosen Singspiel ist fein Anzengruber so viel Schlechteres und Unmöglicheres aufgekommen, daß das Wiedersehen des Dichters nur ein erfreuliches sein konnte. Mit den ersten Szenen gleich weiß er und in die richtige Naivetät und Empfänglichkeit zu hüllen; und man sitzt je länger je lieber da und genießt die Licht- und Farbenschimmer dieses Dialogs mit einem köstlichen, stillen, im Grunde freilich theaterwidrigen Kunstbehagen. Wie klar ist ein Dichter, der das zuwege bringt! Wie liebenswürdig ist eine Darstellung, die das zu unterstützen vermag! Aus der überaus lebendigen Aufführung ragten Fräulein Glöckner und Herr Wallner mit ihren ungewöhnlich fein durchgearbeiteten Leistungen hervor; Herr Girardi sowohl, wie Herr und Frau Martinelli standen in kleineren Rollen als klassische Figuren da.

A. G.

Bücher.

Staat und Nation. Staatsrechtliche Unterſuchung über die möglichen Principien einer Lösung und die juriſtiſchen Vorausſetzungen eines Nationalitätengeſetzes. Von Synopticus. Mit einer Literaturuebersicht. Wien 1899. Verlag von Josef Dietl.

Vom Schlagwort der nationalen Autonomie ausgehend, hat sich der Autor dieser Broschüre die Aufgabe gestellt, juristisch theoretisch die Modalitäten festzustellen, unter welchen ein friedliches Zusammenleben mehrerer Volksstämme (in einem Staate) möglich ist. Er geht dabei von einer sehr fruchtbaren Analogie aus: von den interconfessionellen Verhältnissen, die ja auch in Oesterreich schon längst gesetzlich geregelt sind. Wie die Kirche ein Personalverband sprichlängbiger, ist ihm die Nation ein Personalverband Gleichberechtiger und Wiederberechtigter und steht insofern im Gegensatz zum Staat, der rechtliche Territorialherrschaft ist. Das Territorialprincip, auf dem alle modernen Staaten beruhen, ist die Formel für die Nationalitätenbildung. Aber es ist nicht die Lösungsformel der österreichischen Nationalitätenfrage im Rahmen des österreichischen Einheitsstaates. Der Regelung der österreichischen Nationalitätenfrage ist nicht das Territorial- sondern das Personalitätsprincip zugrunde zu legen: Jeder Nationalitätsangehörige genießt in allen Theilen des Reiches den Schutz seiner Nation und trägt ihre Kosten und Blücken. Mit diesem Grundsatz gelangt der Autor zu einem historisch vollkommen im inneren Zusammenhang stehenden Gleichberechtigungsprincip, das in die Nation ein Personalverband Gleichberechtiger und Wiederberechtigter und steht insofern im Gegensatz zum Staat, der rechtliche Territorialherrschaft ist. Das Territorialprincip, auf dem alle modernen Staaten beruhen, ist die Formel zur die Nationalitätenbildung. Aber es ist nicht die Lösungsformel der österreichischen Nationalitätenfrage im Rahmen des österreichischen Einheitsstaates. Der Regelung der österreichischen Nationalitätenfrage ist nicht das Territorial- sondern das Personalitätsprincip zugrunde zu legen: Jeder Nationalitätsangehörige genießt in allen Theilen des Reiches den Schutz seiner Nation und trägt ihre Kosten und Blücken. Mit diesem Grundsatz gelangt der Autor zu einem historisch vollkommen

hervor, dessen Verse von massiver Härte sind, aber auch in feinsten lyrischen Tönen zu spielen verstehen. Ob „Der Besiegte“ von der Bühne aus ein Publicum finden kann, weiß ich nicht. Dramatisch ist er, und ich weiß auch, dass er eine wirkliche Dichtung ist. Er ist Fernand Schnoff, „dem Meister des Lebens und der Musik“, gewidmet. **Wilhelm Holzamer.**

Revue der Revuen.

In Nr. 20 der „Grenzboten“ schreibt „ein alter Parlamentarier“ über den „Ausgleich und die Bündnisfähigkeit der österreichisch-ungarischen Monarchie“, das schönste das Anwachsen der separatistischen Bestrebungen in Ungarn, die durch die Unfähigkeit der letzten drei österreichischen Regierungen, wie durch die wirtschaftlichen Erfolge der ungarischen Regierungen seit Bacsáy so weit gediehen seien, dass unter den ungarischen Parteien nur noch Meinungsverschiedenheiten über den Zeitpunkt der wirtschaftlichen Absonderung Ungarns von Oesterreich bestehen, nicht aber über deren Nothwendigkeit. Wenn nicht noch in diesem Jahre das Zoll- und Handelsbündnis mit der bisherigen zehnjährigen Dauer verlängert, der Ausgleich zustande komme, so sei die handelspolitische Trennung der beiden Staaten der Monarchie im Jahre 1903 aber 1904 unabwendbar. Die Großmacht Oesterreich-Ungarn verwandle sich dann in einen losen Bund zweier Mittelstaaten, und im Deutschen Reich werde man schon jetzt wohl daran thun, der Treibund und Zweibund angesichts der drohenden Entwicklung mit anderen Augen als bisher anzusehen.

Von der Darmstädter „Deutschen Kunst und Decoration“ liegen uns vier neue Monatshefte vor, März bis Juni des Jahres umfassend. In der Hauptsache ist jedes derselben einem einzelnen bildenden Künstler und dem von ihm vertretenen engeren Kunstgebiet gewidmet. In Engelbert Kaufer (in Köln) kennen wir einen der hervorragendsten deutschen Kunstgärtner-Gießer kennen, dessen Arbeiten sich in den bezeichneten Abbildungen wirklich als Errungnisse eines modern durchgebildeten, bei aller Phantasie vornehm zurückhaltenden Geschmacks darstellen. Es sind Nutz- und Ziergefäße: Krüge, Schüsseln, Vasen u. s. w.), in dem nach dem Meister benannten Kaufergrün ausgeführt. — Moderner Buchschmuck kommt in jenem Hefte zur Sprache, wo ein junger Münchener Zeichnerlehrer, Paul Burck, mit mehreren interessanten kleineren Arbeiten vorgestellt wird. — Endlich kommen aber auch noch zwei Künstler zu Wort, die den Kunstfremden nicht unbekannt sind: Vogeler und Steinhausen. Heinrich Vogeler, der junge Worpsweder, war auch schon in Wiener Ausstellungen mit mehreren kleinen seinen Arbeiten vertreten. In den ausgezeichneten Reproductionen dieses Heftes lernt man eine ganze Sammlung dieser in einem blumigen deutschen Märchenstil gehaltenen Radierungen kennen und bewundern. Mit Recht wird in dem erläuternden Aufsatz von Dr. Spindler diese Seite der Vogeler'schen Kunst ganz besonders gelobt. Auf künstlichen Pfade stehen jene Bleistiftzeichnungen nach der Natur und die Teppich-Entwürfe. Die Textbilder und Entwürfe für Innen-Architektur wirken weniger überzeugend. — Wilhelm Steinhausen ist einem Frankfurt a. M. lebenden Maler, Zeichner und Buchkünstler, nicht mehr jung an Jahren, Städtegemeinde Hans Thomas. Die Proben der Steindrucke und Zeichnungen darunter Legenden, Illustrationen zu Schauermärchen und Balladen (Goethe'sch) zeigen eine sehr lebendige und liebenswürdige Eigenart, und abgeschlossene Physiken von seiner Hand: symbolische Darstellung der Planeten in Nöpfen sind von gewissen genialer Stärke der Auffassung. Dr. Schumann bietet in seinem Aufsatz über Steinhausen eine kurze Vorliebe für Legenden Darstellungen, deren eine sich übrigens in der Ober-St. Veiter Aspekte des Wien findet, keineswegs den Nazarenern zugezählen sein.

„Revue de Paris“ (März und Mai-Heft. Paul Strauß berichtet von den Einrichtungen, die in Paris zum Schutze der lediger Mutter Kinder und darauf angelegt sind, die Zahl der Kindesmorde und verwandte Operationen zu vermindern. Bis zu den Schutzgesetzen musste jede Person, die ein neugeborenes Kind einer gesetzlichen Anstalt übergab, den Geburtsschein und ein amtlich bestätigtes Anmeldungsamt der Mutter beilegen. Diese Bestätigung, die am Irrsinnen über personen Angelegenheiten verbreite, hielt viele ledige Mütter davon ab, die eigene liche Pflicht zu Anspruch zu nehmen; und unfähig, ihr Kind selbst zu erhalten, gegen sie es vor, zum Verbrechen zu greifen. Deshalb wurde am 1. Januar 1887 in Paris ein einfaches Anmeldungsamt errichtet, in welchem die nothkommende Geburtsanzeige gleichzeitig mit und formlos Zahlen geordnet werden. Es ist übrigens interessant, aus dem Artikel zu erfahren, dass schon der Convent im Jahre 1793 eine ähnliche Anstalt zum Schutze unehelicher oder verlassener Kinder ins Leben rief. Ein Kind wurde durch drei Personen Balkons, durch die Thür eine Art unterirdische Kammer, wo ein Klapp über automatisches Glocke, worüber sich Wissenschaft, Kind und Kranken befindet werden. Es ist übrigens interessant, aus dem Artikel zu erfahren, dass schon der Convent im Jahre 1793 eine ähnliche Anstalt zum Schutze unehelicher oder verlassener Kinder ins Leben rief. Ein Kind wurde durch drei Personen Balkons, durch die Thür eine Art unterirdische Kammer, wo ein Klapp über automatisches Glocke, worüber sich Wissenschaft, Kind und Kranken befindet werden. [illegible] Ein einziger Mensch [illegible] unserer Gesellschaft an, ohne Mutter [illegible] Ich zählte ungefähr [illegible] Jahre, was uns Anfangs, auch [illegible] einer Reise [illegible] Seine beste Erholung [illegible] eine gewisse Überlegenheit über uns; [illegible] Reisen, sein unbeugsamer Charakter und seine hohe [illegible] Alles, auf welche [illegible] Gleichen. Einmal [illegible] Russe, [illegible] Kaukasus kommen. Vor langer Zeit diente er [illegible] Jahre [illegible] und [illegible] Nachbarschaft, niemand kannte [illegible] Einmal [illegible] Tochter den Kindern zu [illegible] Stunden [illegible] Sie war [illegible] Bewunderung [illegible] Sie war

„Revue des Revues“ [illegible] Mai [illegible] Paul Strauß [illegible] Parlamentarismus [illegible] Dr. Spindler [illegible] Dr. Schumann [illegible] Steinhausen [illegible] Vogeler [illegible] Steinhausen [illegible] Thomas

armselig und verschwenderisch lebte: denn er gieng immer zu Fuß, trug einen abgeschossenen Rock, bewirtete jedoch sämmtliche Officiere unseres Regimentes reichlich und mit offener Hand. Wahr ist es zwar, daß seine Diners nur aus zwei Speisen bestanden, welche ein ehemaliger Soldat zu bereiten pflegte, aber Champagnerwein floß dabei in Bächen. Niemand von uns kannte die Größe seines Vermögens oder die Höhe seiner Einkünfte, niemand wagte auch, ihn darum zu befragen. Er hatte eine kleine Bibliothek, die aus einigen Romanen und auch Büchern militärischen Inhaltes bestand. Er lieh gern diese Bücher zum Lesen weg, ohne dieselben jemals zurück zu verlangen; dafür aber gab auch er ein von ihm geliehenes Buch niemals zurück. Seine Hauptbeschäftigung bestand darin, daß er sich im Zielschießen übte. Die Wände seines Zimmers waren von Kugeln gänzlich durchlöchert; überall waren Spalten sichtbar, so daß die Wände das Bild von Honigscheiben boten. Seine ersten Pistolen-Kugeln hatte er den einzigen Luxus in der armen Hütte, welche er bewohnte. Die von ihm im Zielschießen erreichte Kunst war unglaublich; wenn er erklärt hatte, von jemandes Kopf eine Birne schießen zu wollen, niemand in unserem Regimente würde gezögert haben, sein Haupt zu diesem Experimente herzugeben. Unsere Gespräche drehten sich häufig um Zweikämpfe, Silvio aber (so hieß er) mischte sich in diese Gespräche niemals ein. Auf die Frage, ob er sich niemals duelliert habe, gab er trocken zur Antwort, daß er es mitunter müsste, aber sich in Einzelheiten einzulassen, doch lieb war es ihm an, daß derartige Fragen ihm sehr unangenehm waren. Wir nahmen an, daß er irgend ein unglückseliges Opfer seiner schrecklichen Kunst auf seinem Gewissen hatte. Uns kam jedoch niemals in den Sinn, in ihm einen Schatten von Feigheit oder Schüchternheit zu vermuthen. Es gibt Menschen, deren bloße Erscheinung solche Verdächtigungen ausschließt.

Ein unerwarteter Zufall versetzte uns alle in Erstaunen. Eines Tages befanden wir uns, ungefähr zehn Officiere, bei Silvio. Man sprach dem Trunke zu, wie gewöhnlich, d. h. sehr viel; nach dem Speisen suchten wir den Hausherrn zu überreden, mit uns Karten zu spielen. Anfangs wollte er davon nichts hören, weil er beinahe niemals gespielt hatte; endlich bejahte er, Karten zu bringen, schüttete auf den Tisch fünfzig Ducaten und fieng zu pointieren an. Wir umringten ihn, und das Spiel kam in Fluß. Silvio hatte die Gewohnheit, beim Spiel vollges Schweigen zu halten, weder Streit zu führen, noch irgend welche Erklärungen abzugeben. Wenn ein Spieler zufällig einen Irrthum begieng oder sich verrechnete, so pflegte er sofort entweder den Rest zu zahlen oder den Mehrbetrag zu notieren. Uns allen war schon diese seine Gewohnheit bekannt, so daß wir ihn nicht hinderten, nach Herzenslust zu walten; unter uns befand sich jedoch ein Officier, der erst kurz vorher zu uns versetzt wurde. Dieser Officier spielte auch mit, bog jedoch in der Zerstreuung eine Ecke der Karte ein, was unsgerechterweise ein Viertel seines Einsatzes erhöhte. Silvio bemerkte diesen Fehler, nahm die Kreide und berichtigte, seiner Gewohnheit gemäß, den Irrthum. Der Officier, welcher glaubte, Silvio sei im Irrthume, eröffnete darüber eine Debatte. Schweigend setzte Silvio das Spiel fort. Der Officier verlor die Geduld, ergriff die Bürste und verwischte das Aufgeschriebene! Silvio nahm die Kreide und schrieb neuerdings die frühere Zahl auf. Der Officier, vom Genuss des Weines, vom Spiel und dem Gelächter der Kameraden erhitzt, betrachtete sich tief beleidigt, ergriff in der Wuth den auf dem Tisch gestandenen Kupferleuchter und schleuderte ihn gegen Silvio, den es knapp gefang, sich dem Schlage zu entziehen. Wir entsetzten in Verwirrung. Silvio erhob sich vom Sitze, vor Zorn bebend und mit sprühenden Augen, und sagte: „Mein Herr, verlassen Sie sofort mein Haus: danken Sie Gott, daß dies sich in meinem Hause ereignet hat“.

An den Folgen dieses Vorfalles zweifelten wir nicht und glaubten unseren Kameraden schon todt. Der Officier verließ das Haus, erklärte jedoch, daß er bereit sei, für die Beleidigung jede gewünschte Genugthuung zu geben. Das Spiel wurde abgebrochen. Augenblicke; da wir jedoch sahen, daß der Hausherr aufgereizt war, verließen wir ebenfalls das Haus, um unsere Quartiere aufzusuchen. Wir sprachen schon von der demnächst im Regimente zu gewärtigenden vacanten Officiersstelle.

Am folgenden Morgen versammelten wir uns in der Manege, fragten einander, ob der arme Officier noch lebe, da betrat er selbst die Manege. Wir stellten an ihn dieselbe Frage. Er entgegnete, daß er von Silvio noch keine Nachricht erhalten habe. Das versetzte uns in Staunen. Wir begaben uns zu Silvio, fanden denselben im Hofe, wo er auf ein am Eingangsthor angebrachtes Ass schoß. Er empfing uns wie gewöhnlich, ohne ein Wort über das gestrige Ereignes zu verlieren. So verstrichen drei Tage, der Officier befand sich noch immer am Leben. Mit Staunen fragten wir einander: „Wäre möglich, daß Silvio sich nicht duellieren würde?“ Silvio duellierte sich nicht. Er begnügte sich mit einer sehr kühlen Erklärung und versöhnte sich mit seinem Beleidiger.

Dies hatte zur Folge, daß er in Augen der ganzen Officiere sehr geschadet. Der Mangel an Muth wird von jungen Leuten am allerwenigsten verziehen. Die Geschichte ist an Beispielen von Muth, Tapferkeit und Verwegenheit reich, welche selbst Gegenstand des Spottes wurden. Allmählich jedoch fieng man an, das Geschehene zu vergessen, und Silvio gewann seinen früheren Einfluß wieder.

Nur ich konnte mich ihm nicht mehr nähern. Von der Natur aus mit einer romantischen Einbildungskraft versehen, hieng ich früher an dem Manne, dessen Leben für mich ein Räthsel bildete, und der mir, als der Held irgend einer geheimnisvollen Erzählung erschienen war. Er liebte mich; wenigstens pflegte er mit mir allein seine gewöhnlich böse Zunge nicht anzuwenden, um über verschiedene Gegenstände aufrichtig und ungemein angenehm zu plaudern. Nach dem unglückseligen Abende aber hatte mich der Gedanke, daß seine Ehre befleckt und nur durch seine eigene Schuld nicht reingewaschen wurde, nicht mehr verlassen wollen; dieser Gedanke gestattete mir nicht, mit ihm auf früherem Fuße zu verkehren; ich schämte mich, ihm in die Augen zu schauen. Ich war allen Ernstes erstaunt, um dies nicht zu bemerken und die Ursache davon nicht zu errathen. Dies schien ihm zu kränken; ich hatte wenigstens einigemale wahrgenommen, daß Silvio die Absicht hegte, mir Aufklärungen zu geben: ich wich aber solchen Gelegenheiten aus, und Silvio unterließ seine Absicht aufgeben. Sein dieser Zeit sah ich ihn nur in Gegenwart von Kameraden, die früheren aufrichtigen Gespräche aber hörten gänzlich auf.

Die ersteren Bewohner der Grossstädte haben gar keinen Begriff von vielen Einbrüchen, welche den Einwohnern von Dörfern und Städtchen so bekannt sind, zum Beispiel der Erwartung der Ankunft der Post: am Dienstag und Freitag war unsere Regimentskanzlei von Officieren dicht gefüllt; der eine erwartete Geld, der andere Briefe, der dritte wieder Zeitungen. Die Briefe pflegten hier in der Kanzlei geöffnet, die Neuigkeiten ausgetauscht zu werden, und die Kanzlei bot ein lebhaftes Bild. Silvio erhielt seine Briefe ebenfalls durch die Regimentskanzlei, so daß er sich an den Posttagen in der Kanzlei befand. Eines Tages wurde ihm ein Brief gereicht, den er mit augenscheinlicher großer Ungeduld öffnete. Den Brief rasch durchfliegend, blitzten seine Augen auf. Die Officiere, jeder mit sich selbst beschäftigt, hatten nichts bemerkt.

„Meine Herren!“ sagte Silvio, sich an die Officiere wendend, „Die Umstände erfordern meine sofortige Abreise; ich reise noch heute nachts und hoffe, daß Ihr nicht verweigern werdet, bei mir zum letztenmal zu dinieren. Ich erwarte auch Sie,“ fuhr er fort, sich an mich wendend, „ich erwarte Sie unbedingt.“

Mit diesen Worten verließ er eilig die Kanzlei. Wir einigten uns, der Einladung Silvio's stattzugehen. Ich erschien bei Silvio zur festgesetzten Stunde und fand dort bereits das ganze Officierscorps. Sein ganzes Hab und Gut war bereits eingepackt; es blieben nur die nackten, durchschossenen Wände zurück. Wir begaben uns zu Tisch. Der Gastgeber befand sich in bester Stimmung, und seine Lustigkeit steckte alsbald alle an. Die Korke flogen knallend in die Höhe, die Gläser schäumten und nichts unangenehmes, mit Ausnahme der früheren Unbilden, erinnerten wir Silvio eine glückliche Reise und alles Gute. Die Tafel wurde zur späten Nachtstunde aufgehoben. Bei der Verabschiedung von sämmtlichen Gästen nahm mich Silvio bei der Hand und sagte mir kaum vorhar: „Ich muss mit Ihnen sprechen.“ Ich blieb zurück. Die Gäste verließen das Haus; ich blieb mit Silvio allein, schweigend nahm ich ihm gegenüber Platz, schweigend zündeten wir uns Pfeifen an. Silvio schien sehr bekümmert: von seiner früheren sieberhaften Lustigkeit war keine Spur mehr zu bemerken. Die unheimliche Blässe, die blitzenden Augen und der feinem Munde entstiegene Rauchmalm verliehen ihm das Aussehen eines veritablen Teufels. Einige Minuten waren verstrichen, und Silvio brach das Schweigen. „Wielleicht sehen wir uns nicht wieder,“ sagte er mir; „vor der Trennung will ich mich Ihnen erklären. Sie haben gesehen, daß ich fremde Meinungen sehr wenig achte: Sie aber liebe ich und fühle, daß es mir schwer sein, den ungerechten Eindruck, welchen meine That auf Sie machte, unverwischt zu lassen. Er hielt inne und hüllte sich in undurchdringliche Rauchwolken. Ich schwieg, die Augen zu Boden richtend. „Es kann Ihnen seltsam vor,“ fuhr er fort, „daß ich von diesem herausfordern und wahrnehmungen R. keine Genugthuung gefordert habe. Sie werden doch zugeben, daß, nachdem mir die Wahl der Waffen zustand, mein Leben in meinen Händen, während mein Leben außer jeder Gefahr war; ich konnte die von mir in diesem Falle bekundete Zurückhaltung einzig und allein meinem Großmuthe zuschreiben, aber ich will nicht sagen. Monate ich R. züchtigen, ohne mich einer Gefahr auszusetzen, ich wurde es möglich gethan und ihn unter gar keinen Umständen verziehen haben.“ Ich blickte auf Silvio mit Staunen. Ein solches Geständnis brachte mich in völlige Verwirrung. Silvio fuhr jedoch fort: „Ja, so ist es: ich habe kein Recht, mein Leben auf das Spiel zu setzen. Seit sechs Jahren erhielt ich eine Ohrfeige, und mein Feind befindet sich noch am Leben.“ Meine Verwirrung wuchs ungemein. „Sie haben sich mit ihm nicht duelliert?“ sagte ich, „Entweder sind Sie oder er einer von beiden [illegible]“ Bei diesen Worten nahm Silvio aus

Digitized by Google

holte aus einer Cartonschachtel eine rothe Kappe mit einer Goldquaste und Tresse, was die Franzosen bonnet de police nennen: er setzte die Kappe auf; sie war hart an der Stirne durchschossen. „Sie wissen doch," fuhr Silvio fort, „daß ich im N-Husarenregimente diente. Mein Charakter ist Ihnen bekannt: ich bin gewöhnt, den ersten Platz einzunehmen, die erste Rolle zu spielen: in meiner Jugend jedoch war dies meine Leidenschaft. In meiner Zeit waren die Toll- und Braniseköpfe in der Mode. Wir prahlten mit der Trunksucht: ich habe den vom Dichter Dawydow besungenen berühmten Trunkenbold Butzow übertroffen. Zweikämpfe waren in unserem Regimente eine gewöhnliche Erscheinung; an allen Duellen nahm ich theil, entweder als Zeuge, oder als handelnde Person. Die Kameraden liebten mich abgöttisch, und die häufig gewechselten Regimentschefs betrachteten mich als ein unentbehrliches Uebel. Ruhig (oder unruhig) genug ich meinen Ruhm, da wurde unser Regimente ein junger, reicher Mann von hohem Adel (seinen Namen will ich nicht nennen) zugetheilt. Solch einen glücklichen und glänzenden Officier hatten meine Augen noch niemals gesehen. Stellen Sie sich vor: Jugend, Schönheit, Geschreidtheit, übersprudelnde Lustigkeit, sorglose Bravour, glänzender Name, Geld, das er stets in Hülle und Fülle hatte — nun stellen Sie sich vor, welche Wirkung er auf uns ausüben mußte! Meine Stellung im Regimente erlitt eine Erschütterung. Von meinem Ruhm angezogen, suchte er meine Freundschaft; ich empfing ihn jedoch kalt und trocken, er wieder verlieh mich ohne Bedauern. In mir entbrannte ein Haß gegen ihn. Seine Erfolge im Regimente und in der Damenwelt versetzten mich in völlige Verzweiflung. Ich fing an, einen Streit mit ihm zu suchen; meine Epigramme beantwortete er mit Epigrammen, die mir stets geistreicher und schärfer als meine erschienen, die aber auch viel witziger waren: er machte Spaß, ich nährte den Groll. Einmal, auf dem Balle bei einem polnischen Gutsbesitzer, als ich ihn von den Damen, besonders von der Hausfrau, deren Gunst ich besaß, verhätschelt sah, trat ich auf ihn und rannte ihm eine gemeine Beleidigung ins Ohr. Er wurde roth und versetzte mir eine Ohrfeige. Wir griffen zu den Waffen; die Damen fielen in Ohnmacht; man trennte uns, aber noch in der Nacht begaben wir uns nach dem Duellplatze.

Das war beim Anbruch des Tages. Ich stand mit meinen drei Secundanten auf dem mir zugewiesenen Platze und erwartete mit unbeschreiblicher Ungeduld meinen Gegner. Die Frühlingssonne war bereits aufgegangen. Die Hitze nahte schon heran. Ich erblickte ihn in der Ferne. Er gieng zu Fuß, von einem Secundanten begleitet. Wir giengen ihm entgegen. Er näherte sich uns, in der Hand seine Kappe haltend, welche mit Kirschen gefüllt war. Die Secundanten zählten zwölf Schritte ab. Ich sollte den ersten Schuß abgeben; die Wuth und die Aufregung waren in mir jedoch so groß, daß ich auf meine Treffsicherheit keine besondere Hoffnung setzen konnte; und um mir Beruhigung zu gönnen, trat ich ihm den ersten Schuß ab; mein Gegner wollte jedoch das Recht des ersten Schusses nicht annehmen. Wir beschlossen zu losen: das Recht auf den ersten Schuß gewann er, der ewige Günstling des Glückes. Er zielte und durchschoss mir die Kappe. Die Reihe war nun an mir. Sein Leben befand sich endlich in meinen Händen: mit gierigen Blicken betrachtete ich ihn, indem ich mir Mühe gab, in ihm wenigstens einen Schatten von Unruhe zu erhaschen. Er stand vor der Mündung, auf der Kappe reife Kirschen heranziehend und Körner ausscheidend, welche bis zu meinen Füßen flogen. Seine Gleichgiltigkeit machte mich wüthend. „Wozu ihm das Leben nehmen", dachte ich mir, „wenn das Leben bei ihm gar keine Rolle spielt?" Ein teuflischer Gedanke blitzte in meinem Kopfe auf. Ich ließ die Pistole sinken. „Mir scheint", sagte ich zu ihm, „daß Sie in diesem Augenblicke gar keine Lust haben, zu sterben: Sie geruhen zu frühstücken, ich will Sie nicht stören." „Sie stören mich nicht im Geringsten", entgegnete er: „bitte nur zu schießen, übrigens, wie Sie wollen: das Recht des Schießens bleibt Ihnen vorbehalten, und ich stehe stets zu Ihren Diensten. Ich erklärte den Secundanten, daß ich nicht gesonnen bin, jetzt zu schießen, und damit nahm das Duell sein Ende . . . Ich antwortete den Tieren und trat auch zu diesem Städtchen wieder. Seit damals kam mir nicht ein einziger Tag vorüber, ohne daß ich an Rache gedacht hätte. Heute hat die Stunde der Rache geschlagen . . ."

Silvio nahm aus der Tasche den an ihr Frühe eingelangten Brief und gab mir ihn zu lesen. Sein Nachtstehend schrieb ihm aus Moskau, daß die bewußte Persönlichkeit demnächst ein junges und auffallend schönes Mädchen zu heiraten gedenkt. — „Sie errathen also", sagte Silvio, „wer die bewußte Persönlichkeit sei. Ich reise nach Moskau. Dann werden wir sehen, ob er am Vorabende seiner Hochzeit ebenso gleichgiltig dem Tode entgegensehen wird, wie dazumal, als er die Kirschen gegessen hatte!"

Bei diesen Worten erhob sich Silvio vom Sitze, schleuderte die Kappe auf den Boden und begann im Zimmer auf und abzugehen, gleich dem Tiger im Zwinger. Ich hatte ihm regungslos zugehört: seltsame und entgegengesetzte Gefühle hatten sich meiner bemächtigt. Der Diener trat ein und meldete, daß die Postkutsche bereits vorgefahren sei. Silvio drückte mir fest die Hand: wir küssten einander. Er sprang in den Wagen, wo zwei Reisekoffer lagen, einer mit Pistolen, der andere mit seinen wenigen Kleidungsstücken. Wir verabschiedeten uns nochmals, und der Wagen rollte davon.

(Schluß folgt.)

Wir bitten diejenigen unserer P. T. Abonnenten, welche verreisen oder in eine Sommerfrische übersiedeln, um Angabe der neuen Adresse, damit die Zusendung des Blattes prompt erfolgen könne.

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Tafelwasser Heilwasser

Krondorfer bester natürlicher

alcal. **SAUERBRUNN**

Filiale: Wien, IX. Kolingasse 4.

Alexander Weigl's

Unternehmung für Zeitungs Ausschnitte

„Observer"

WIEN, IX/1. Türkenstrasse Nr. 17

liest alle hervorragenden Journale der Welt in deutscher, französischer, englischer und ungarischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen Zeitungsausschnitte über beliebige Themen

Prospecte gratis und franco.

Zu haben in unserer Filiale:
Wien, I. Kohlmarkt 20.

Foulard-Seide 65kr.

bis fl. 3.35 per Meter in den neuesten Dessins und Farben

ferner **schwarze, weiße** und **farbige „Henneberg-Seide"** von **45 kr.** bis **fl. 14.65** per Meter — glatt, gestreift, carriert, gemustert, Damaste &c. (ca. 240 verschied. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins &c.).

Zu Roben und Blousen

ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus.

Muster umgehend.

Dreifaches Briefporto nach der Schweiz.

G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Digitized by Google

Die Zeit.

XIX. Band. Wien, den 10. Juni 1899. Nummer 245.

Die Zuchthausvorlage.

In keinem anderen Culturlande, das autokratische Ausland natürlich ausgenommen, ist der Wille des Monarchen so maßgebend für die Richtung der Politik wie in dem Deutschland Wilhelms II. Die ersten Jahre seiner Regierung standen unter dem Zeichen der Socialpolitik. Herr Hinzpeter, sein einstiger Erzieher, ein liberaler und social interessierter Mann, hatte sein Ohr. Bei dem großen Bergarbeiterausstande, der 1889 den Westen Deutschlands in tiefste Erregung versetzte, empfiehlt der Kaiser eine Abordnung der strikenden Bergleute und spricht zu ihr ebenso wohlwollend, wie er scharf die Pflichten der Arbeitgeber betonte. Das Jahr 1890 brachte die internationale Arbeiterschutzconferenz in Berlin, die der eigenste Initiative des Kaisers entsprungen war, und, was noch viel weittragender war, seinen Erlaß vom 4. Februar. Da hieß es, daß es Pflicht des Staates sei, „Zeit, Art und Dauer der Arbeit so zu regeln, daß die Erhaltung der Gesundheit, die Gebote der Sittlichkeit, die wirtschaftlichen Bedürfnisse der Arbeiter und ihr Anspruch auf gesetzliche Gleichberechtigung gewahrt blieben".

Bismarck mußte gehen, hauptsächlich doch deshalb, weil er, ein Gegner des Selbstbestimmungsrechtes der Arbeiter, an dem „alten Cures", dem des Socialistengesetzes, festhalten wollte. Social aufgeklärte Minister, wie die Herren v. Berlepsch und v. Rottenburg, drückten der Regierung ihren Stempel auf. Das Socialistengesetz fiel. Die Reichscommission für Arbeiterstatistik wurde eingesetzt, um die Mißstände in den einzelnen Gewerben systematisch zu prüfen und Vorschläge zu ihrer Abhellung zu machen. Die Gewerbeordnung erfuhr eine Revision in arbeiterfreundlichem Sinne. Die Gewerbegerichte wurden eingeführt, die zum erstenmal den kaiserlichen Gedanken von der völligen Gleichberechtigung von Arbeitnehmern und Arbeitgebern in die Praxis umsetzten. Gestellt stand die großcapitalistische und großindustrielle Presse abseits und entfandte wohlgezielte Giftpfeile nach einer bestimmten Stelle hin. Es war eben socialpolitischer Frühling.

Aber die Tage des „Arbeiterkaiserthums" währten nicht lange. Die Socialdemokratie hatte sich durch das kaiserliche Entgegenkommen keinen Scheitt von ihrer starren Opposition abbringen lassen. Sie verweigerte noch immer „jeden Mann und jeden Groschen", lehnte das Budget ab und war allen Forderungen für Heer und Flotte unzugänglich. Das verletzte den Kaiser, der einen starken Sinn für die nationale Machtentwickelung hat, aufs tiefste. Bei seiner impulsiven Natur brachte das Ausbleiben des raschen Erfolges, auf den er gerechnet hatte, eine scharfe Reaction hervor. Die socialdemokratischen Stimmen nahmen nicht ab, sondern zu. Und die Socialdemokratie blieb revolutionär und national gleichgiltig. Für die Flottenfrage, für die sein Interesse immer reger wurde, hatte sie nur Spott und Hohn. Da fanden denn bald die Stimmen Gehör, die von der „Unbelehrbarkeit" der Socialdemokratie flüsterten, an der doch Hopfen und Malz verloren sei, und gegen die es deshalb nur ein Mittel gäbe: Kampf bis aufs Messer!

Ihr Vorkämpfer wurde Freiherr v. Stumm, König Stumm, wie man ihn allgemein nennt, nachst dem Kaiser der mächtigste Mann in Deutschland. Aus seinen großen industriellen Betrieben im Saarrevier hat er das Knappschaftsgesetz fertig gebracht, ein Industriearbeiterrecht ohne socialdemokratischen Beisatz zu schaffen. Dort herrscht das „patriarchalische System". Die Zauberformel lautet: auf der einen Seite gute Löhne und Wohlfahrtseinrichtungen aller Art, auf der anderen Unterdrückung jeder persönlichen Freiheit, Verbot jeder Arbeiterorganisation, sogar der unpolitisch nahmen evangelischen Arbeitervereine, Regelung der Feiungslectüre, Boycott gegen jeden, der eine abweichende Meinung zu äußern wagte. Erst vor wenigen Wochen prangte an sämmtlichen Stummschen Werken ein Anschlag, der jeden Arbeiter mit sofortiger Entlassung bedrohte, wenn er ein bestimmtes Local besuchen würde, wo eine Gewerkschaftsversammlung stattgefunden hatte. So ist das Saarrevier socialdemokratenfrei geblieben. Stumm hat wiederholt Gelegenheit gehabt, dem Kaiser seine Werke zu zeigen. Dabei haben es und andere Großindustrielle ihm wohl davon zu überzeugen gewusst, daß die deutsche Industrie in ihrer Concurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkt durch die deutsche Arbeiterbewegung und die in ihr Fleisch ihren Forderungen von Lohnerhöhungen und Arbeitszeitverkürzung, ihrer Abschneidung der Arbeitgeberautorität u. s. w. aufs ärgste bedroht sei. Gerade das scheint auf den Kaiser, der sich von der Entwickelung der deutschen Exportindustrie — „Deutschlands Zukunft liegt auf dem Wasser", ist eines seiner bekanntesten Worte — alles verspricht, tiefen Eindruck gemacht zu haben.

So ist denn der Curs seit Jahren in immer stärkerer Progression unsocial geworden. Die arbeiterfreundlichen Minister befinden sich sämmtlich in Rubestand und sind durch Bureaukraten ersetzt worden, die, ohne besondere eigene wirtschaftliche Ueberzeugung, bereitwillig nach Instructionen arbeiten. Die Socialreform ist völlig ins Stocken gerathen. Gesetzesvorlagen, die direct unsocial und freiheitsfeindlich wirken mußten, wurden wiederholt vor die Parlamente gebracht. So das Umsturzgesetz im Reich, so das neue Vereinsgesetz, genannt „kleines Socialistengesetz", in Preußen. Sie fanden keine Mehrheit. Aber ihre Ablehnung hat die ihnen zugrunde liegenden Tendenzen nur zu verstärken vermocht. Eine ganze Reihe von Kaiserreden legt Zeugnis ab von dem sehr entschiedenen Willen des Monarchen, mit den Machtmitteln des Staates die Socialdemokratie zu bekämpfen und die Industrie vor Streiks zu schützen. Bald hieß es von den Socialdemokraten, sie seien eine Rotte vaterlandsloser Gesellen, nicht wert, den Namen Deutsche zu tragen, bald wurden strengste Strafen denen in Aussicht gestellt, die jemanden an freiwilliger Arbeit hinderten. Die „Krönung des Gebäudes" stellte die Rede dar, die der Kaiser im vorigen Herbste in Danzig hatten hielt. Da kündete er Zuchthaus denen, die „einen Arbeitswilligen an der Arbeit hindern oder gar zum Streike anreizen". Ein Aufschrei ging durch die deutsche Arbeiterschaft, weit über die Reihen der Socialdemokratie hinaus. Fühlte sie sich doch in ihrer Gesammtheit in ihrem wichtigsten Rechte, dem Coalitionsrecht, bedroht. Seit dem September 1898 steht das ganze politisch interessierte Deutschland unter dem Eindrucke der angekündigten Zuchthausvorlage. Sie lieferte der Socialdemokratie überreichlichen Agitationsstoff für den ganzen Winter. Sie stand als Schreckgespenst im Hintergrund aller Reichstagsverhandlungen. Aber sie selbst kam und kam nicht. Schon mutzlete man bauen, daß die Männer, die die kaiserlichen Worte in gesetzgeberische Formen zu bringen hatten, an der Unmöglichkeit ihrer Aufgabe gescheitert seien. Da, in letzter Stunde, wenige Wochen vor dem Auseinandergehen des Reichstages, erschien gänzlich unerwartet doch noch das beinahe legendenhaft gewordene Gesetzwerk.

Für nicht reichsdeutsche Leser dürfte es von mäßigem Interesse sein, den Inhalt der zehn Paragraphen im einzelnen skizziert zu bekommen. Es ist ein Conglomerat, die juristische Unhaltbarkeit und politische Gefährlichkeit jedes einzelnen Paragraphen nachzuweisen. Aber dieser Arbeit bedarf es nur für uns, die wir unmittelbar von dem Gesetze bedroht sind. Für andere kommt es nur auf seinen Geist im allgemeinen an.

„Zwei oder drei für dieses Geist charakteristische Bestimmungen will ich anführen. Nach dem deutschen Strafgesetzbuch können Beleidigungen, Körperverletzungen und Sachbeschädigungen nur auf Antrag des Verletzten verfolgt werden. § 4 des Entwurfes bestimmt, daß diese Vergehen, wenn sie in Verbindung mit einem Streike vorkommen, von amtswegen verfolgt werden sollen. Das wird von den Arbeitern mit Recht als eine direct gegen sie gerichtete Ausnahmsbestimmung empfunden. Die muß geradezu erschient, als nach unseren Gründerjahren die „Verschärfung" des Rechts haben, nicht nur die Kanzelreden, sondern sogar die ländlichen Arbeiter lästerlich zu züchtigen. Ebenso erschient es als ein Ausnahmsgesetz gegen die Arbeiter, wenn das Streikpostenrecht mit Gefängnisstrafe bis zu einem Jahr bedroht wird. Das gesetzlich verbürgte Recht der Arbeiter, zu streiken, wird damit einfach illusorisch gemacht, denn sonst nie in ein Streike durchdringen, wenn die Aufständigen nicht die hunderttausende „Arbeitswilligen" über die Zahl laue anstiften und von dem Streikbruch durch Ueberredung abbringen können.

Die Strafe, die dem Gelichte seinen volksthümlichen Namen gegeben hat, die einzige wirksame „Zuchthausstrafe", ist in § 8 vorgesehen. Sie soll den treffen, der durch Drohung, Körperverletzung, Freiheitsberaubung u. s. w. einen Ausstand veranlaßt. Das „Drohen" kann sich der Redner oder eines Bundesstatuts geschieht oder angedroht werden. Gewalttaten werden selten oder, da Einschüchterung [illegible]

Digitized by Google

Aus der „Begründung“ des Entwurfes geht hervor, dass man dabei besonders an Strikes gedacht hat, die die Eisenbahnbetriebe, die Bergwerke oder ähnliches betreffen. Bei der Dehnbarkeit des Ausdruckes — was kann man nicht alles unter den Begriff der „gemeinen Gefahr für das Eigenthum“ bringen! — bietet gerade dieser Paragraph die Möglichkeit, durch die Zuchthausandrohung ganz gewaltige Kategorien der Arbeiterschaft ihres Coalitionsrechtes zu berauben. Die Arbeiter auf den Werften, in den Höfen, in den Kohlenbergwerken, im Eisenbahnbetriebe u. s. w. werden durch ihn einfach ans Messer geliefert.

Zwei Grundtendenzen zeigt der ganze Entwurf: einmal eine starke Erhöhung des Strafmaximums, das in dem mildesten Paragraphen das Vierfache des bisherigen Höchstmaßes erreicht, sodann eine lauschkatzige Dehnbarmachung des Thatbestandes, die dem richterlichen Ermessen, um nicht zu sagen der richterlichen Willkür, alles überantwortet.

Und nun die beiden Hauptfragen: ist das Gesetz nöthig, und wie würde es wirken?

Die Bedürfnissfrage wird von allen deutschen Socialpolitikern mit einer fast wohl in keinem Fall vorhandenen Einmüthigkeit verneint. Die amtliche „Begründung“ geht mit einer Oberflächlichkeit, die die Leichtfertigkeit streift, über diesen Cardinalpunkt hinweg. Ein paar Redensarten, keine Thatsachen, das ist alles, was man aufbringt. An der That wird es schwer fallen, auch nur einen wirklich ernst liegenden Fall anzuführen, wo infolge der Unzulänglichkeit der bisherigen Thatbestandsmerkmale eine Strafverfolgung unterbleiben musste. Ebenso sprechen die Thatsachen direct dagegen, dass das jetzige Strafmaß unzureichend sei. 254 Bestrafungen sind 1897 auf Grund des § 153 der Gewerbeordnung, der die Strafen für die Strikevergehen festsetzt, ausgesprochen worden. Und nur in zwei (!) Fällen hielten die Richter das Strafmaximum von drei Monaten Gefängnis für angemessen. Das Fälle, auf Grund deren sich die Strafen des neuen Z 8 nöthig gemacht hätten, seit Bestehen des Deutschen Reiches auch nur einmal vorgelegen hätten, hat man noch nicht zu behaupten gewagt. Das Ganze ist also eine Gesetzesmacherei ins Blaue hinein, keinem reellen Bedürfnis, sondern Stimmungen entsprungen.

Die Wirkung des Gesetzes würde deshalb so unheilvoll sein, weil es sich in der Praxis durchwegs als ein Ausnahmegesetz gegen die Arbeiter darstellen würde. Zwar wird bereits, dass dieselben Bestimmungen ebenso gut für Arbeitgeber wie Arbeitnehmer gelten. Aber thatsächlich werden sich diese paar Schärfe nur nach der einen Seite hin, Bestimmungen, wie die über das Strikepostenwesen, die Zusammenrottungen u. s. w., kennen ihrer Natur nach nur auf die Arbeiter Anwendung finden. Sie, die es mit Massen zu thun haben, müssen beständig im Lichte der Oeffentlichkeit operieren, sich der Presse und der Versammlungen und der Straße bedienen. Die Fabrikanten, die nur wenige Köpfe unter einen Hut zu bringen haben, arbeiten mit geheimen Listen, mit freundlichen Circularen und kleinen Conferenzen, ohne dass die Polizei, selbst wenn sie wollte, etwas davon zu spüren brauchte.

Vor allem aber ist auf Grund überreicher Erfahrungen festzustellen, dass die gleichen Bestimmungen nicht gleichmäßig angewendet werden, je nachdem es sich um Arbeitgeber oder Arbeitnehmer handelt. Richter und Beamte können eben in den meisten Fällen auch dann bewusst Willen nicht ganz ihrer Classenbasis heraus. Ein Organ, das über jeden Verdacht verabredemathematischer Verwandtschaften erhaben ist, die „Soziale Praxis“ der ehemaligen Minister v. Berlepsch und v. Heydebrand, brachte vor einigen Monaten einen Artikel „Unparteiisches Maß!“ und belegte diese Ueberschrift mit überreichlichem Beweismaterial. Es sieht sich, dass die Arbeitnehmer mehr etwa an sich mehr zu Gesetzesübertretungen neigen als die Arbeitgeber. Es wurden, wie schon angeführt, 1897 mit 254 Arbeiter wegen Strikevergehens vermittelst Z 153 der Gewerbeordnung bestraft. Im gleichen Jahre wurden 7523 Arbeitgeber wegen Uebertretung der Vorschriften über die Sonntagsruhe und 10.854 wegen Verletzung der Bestimmungen über Kinderschutz, Schutz der Arbeiterinnen und Sonntagsruhe bestraft. Von 1000 strafenden Arbeitern wurden 1891 / 1894 53 eines Strikevergehens schuldig. In derselben Zeitperiode wurden in 10.000 verschiedenen Betrieben 41 Uebertretungen der Bestimmungen über die Beschäftigung von Arbeiterinnen und 119 Gesetzesverletzungen bezüglich unzulässiger Arbeiter festgestellt. Wegen viele von diesen Fällen sind auch mehrfache Strafen belegt worden. Aus einer besonderen Statistik geht hervor, dass die Zahl der Arbeiter, die wegen Vergehens gegen die Arbeitsordnung bestraft wurden, [illegible] Arbeitgeber betrug. Im Jahre 1895 [illegible] Arbeiter [illegible] Arbeitgeber [illegible] Arbeiter [illegible] Arbeitgeber [illegible] Arbeiter [illegible] Arbeitgeber

in Galizien bevölkige, entwickelt. Excellenz — hatte er gesagt — ich bin Euer Gegner. Ich bin ein Demokrat, ein aufrichtiger Demokrat, wie es nur ein Pole sein kann, bin vielleicht der einzige consequente polnische Demokrat in Galizien. Und darum komme ich zu Ihnen. Unser gemeinsamer Freund, der Herr mit dem großen Barte, hat mich darum gebeten. Ich habe ihm nämlich meine Ideen über das Wesen der unabhängigen nationalen Journalistik entwickelt, und er hat gesagt: „Das müssen Sie Seiner Excellenz persönlich vortragen. Er wird sehr erfreut sein, Sie zu hören.“ Da bin ich also. Und meine Idee? Sie ist einfach, wie alles Große. Die polnische Journalistik in Galizien hat einen schweren Stand im Kampfe mit verschiedenartigsten feindlichen Elementen, und darum muß es ihre erste Sorge sein — unabhängig zu werden. Unabhängig! Das ist meine Losung. Unabhängig nicht nur nach oben, sondern auch nach unten. Unabhängig von der Tyrannei der fremden Machthaber, aber auch unabhängig von der weit schlimmeren Tyrannei der Massen, der Parteiungen, der Tageslosungen, der sogenannten politischen Prinzipien und Doctrinen. Der polnische Journalist muß imstande sein, den eingewurzelten Vorurtheilen seiner Mitbürger, auch seiner Abonnenten, entgegenzutreten. Er muß sein Diener, sondern ein Lehrer seiner Nation sein. Er muß imstande sein, das Schiff der öffentlichen Meinung bald nach rechts und bald nach links zu lenken, wie es eben für nationale Interessen nothwendig ist. Dazu gehört natürlich vor allem Muth — und den habe ich. Dann aber gehört dazu auch eine von der Journalistik unabhängige materielle Versorgung. Republikengelder kann ich nicht brauchen, aber es gibt doch auf administrativem und autonomen Gebiete so viele schöne Stellen, wo es wenig zu arbeiten und viel zu verdienen gibt! Eine solche Stelle habe ich mir auch erwählt. Der Herr mit dem großen Barte hat mir schon seine Protection versprochen. Wenn aber Eure Excellenz ihr gewichtiges Wort auch in die Wagschale werfen möchte.... Uebrigens versichere ich Eure Excellenz, daß ich so wie so meine journalistische Taktik diesen eben jetzt von mir auseinandergesetzten Anschauungen conform umgestalten werde, und übermorgen soll in einem Leitartikel der erste Borstoß in dieser Richtung gemacht werden. Mehr sage ich nicht, hoffe aber, Excellenz werden zufrieden sein.

Noch nie hat Seine Excellenz so herzlich gelacht, wie nach dem Abgange dieses grimmigen Oppositionsmannes und einzigen polnischen Demokraten in Galizien. Es war auch kein Spaß! Seine Menschenkenntnis hatte sich dabei um ein Bedeutendes erweitert, und welcher Mensch könnte bei einer solchen Erweiterung seine herzliche Freude unterdrücken!

Kein Wunder also, daß Seine Excellenz auf die heutige Nummer des „Polnischen Strohsackes“ sehr gespannt war. Kein Wunder, daß er sehr ungehalten war, als er die schnlich erwartete Nummer auf seinem Tische nicht fand. Er lief stracks zum Telephon.

Kling, kling!

Bitte mich mit der Polizeidirection zu verbinden!

Kling, kling!

Ist der Herr Polizeidirector beim Telephon?

Zu dienen, Excellenz!

Ist die heutige Nummer des „Polnischen Strohsacks“ confisciert?

Ich weiß es nicht, Excellenz! Werde gleich nachfragen.

Sie wissen nie etwas, Herr Hofrath, das ist das Charakteristische an Ihnen. Bitte, fragen Sie gleich, ich warte auf Antwort.

*

Der Herr Polizeidirector kam leidenschaftlich vom Telephon, klingelte und rief den in Preßsachen amtshandelnden Polizeicommissär rufen.

Ist die heutige Nummer des „Polnischen Strohsacks“ confisciert?

Nein, Herr Hofrath.

Unglücksmensch! Wie lesen Sie die Zeitungen? Es muß etwas Schreckliches drin stehen. Seine Excellenz ist sehr ungehalten. Fahren Sie gleich in die Redaction und confiscieren Sie das Blatt!

Vielleicht hat die Staatsanwaltschaft dort etwas gefunden — wendete der Polizeicommissär schüchtern ein — ich konnte nichts finden.

Eilen Sie nur und confiscieren Sie schnell, ich werde mich mit der Staatsanwaltschaft verständigen.

Weg war der Polizeicommissär, der Herr Polizeidirector aber lief zum Telephon.

Kling, kling!

Sind Eure Excellenz beim Telephon?

Ich bin's, Herr Hofrath. Was ist's also mit dem „Polnischen Strohsack“?

Er wurde eben in diesem Augenblicke confisciert!

Ah, so! Danke, Herr Hofrath!

Ein Lumpenpack, diese Journalisten! unmurmelte Seine Excellenz höchst entzückt, indem er vom Telephon zu seinem Schreibtische ging, er mir ganz unzweideutig, er werde umsatteln, und ich lege schon mein Wort für ihn ein, und nun schreibt die Bestie confessionswürdige Artikel! Das ist doch infam! Ich muß darüber mit dem Herrn mit dem großen Barte ein ernstes Wort reden!

Mittlerweile war der Herr Polizeidirector noch immer beim Telephon.

Kling, kling!

Bitte mich mit der Staatsanwaltschaft zu verbinden!

Kling, kling!

Ist der Herr Staatsanwalt beim Telephon?

Jawoht. Mit wem spreche ich?

Ich bin der Polizeidirector.

Ach, guten Morgen, Herr Hofrath! Womit kann ich dienen?

Ist die heutige Nummer des „Polnischen Strohsacks“ confisciert?

Nein. Ich habe nichts drin gefunden.

Es muß doch etwas drin sein. Seine Excellenz war sehr ungehalten. Ich schicke schon meinen Commissär, um die Confiscation zu bewerkstelligen. Bitte Sie also, die Nummer noch einmal zu lesen. Seine Excellenz wünscht ausdrücklich, daß die Nummer confisciert werde.

Ah, so! Ich werde suchen. Gehorsamer Diener!

Auf Wiederlehen!

*

Der Herr Staatsanwalt wurde purpurroth beim Telephon, wie er es gewiß selbst damals nicht geworden war, als ihn bei seinem ersten Stelldichein mit einem Mädchen der Vater ertappt hatte.

Das Teufel! In der Nummer sollte etwas Allegales sein und ich hätte es nicht bemerkt? Seine Excellenz war sehr ungehalten! Der Teufel noch einmal, das riecht nach einer schlechten Anmerkung im Qualificationsbogen! Nehmen wir die verdammte Nummer noch einmal durch!

Und mißmuthig vertiefte er sich in nochmaliges, minutiöses aufmerksames Lesen, so minutiös und aufmerksam, wie nur die Staatsanwälte in Oesterreich zu lesen verstehen.

Gott soll mich strafen! murmelte er, sich bei dieser Arbeit unterbrechend und eine Cigarre anzündend, wenn ich in diesem leeren Stroh auch ein einziges Korn der Allegalität finden kann! Im Gegentheil, mir scheint, daß die Redaction ganz unzweideutig eine Schwenkung von dem demokratisch-Phäsenhaften zum verdeckt Regierungsfreundlichen vollzieht. Wo soll hier irgend ein Verbrechen stecken? Ist schon wahr, dürfte ich für einen Augenblick nur Mensch und kein Beamter sein, würde ich das Schwindblatt nicht nur confiscieren, sondern einfach unterdrücken. Ja, aber das geht nicht! Na, in Gottesnamen, versuchen wir es noch einmal mit dem Suchen.

Er war noch dabei und noch nimmer resultatlos, als die Thür sich öffnete, der in Preßsachen amtshandelnde Polizeicommissär hereintrat und hinter ihm drei oder vier Polizeisoldaten, Lasten von frisch gedruckten und gleich von der Maschine weg confiscierten Nummern des „Polnischen Strohsackes“ herbeischleppend und in der Ecke des Zimmers deponierend.

Die Nummer hatte sich verspätet und konnte erst jetzt in der Druckerei beschlagnahmt werden. Kein einziges Exemplar wurde verkauft, meldete der Polizeicommissär.

Sehr wohl, sagte der Staatsanwalt, aber Sie werden vielleicht die Güte haben, mir zu sagen, warum eigentlich diese Nummer confisciert wurde?

Ich dachte, der Herr Staatsanwalt werden es schon wissen.

Ich? Habe keine blasse Ahnung. Ich suche schon eine halbe Stunde und kann in der Nummer gar nichts Confiscables finden.

Es muß doch etwas drin sein! sagte bedenklich der Polizeicommissär. Der Herr Hofrath hat mir ihrem Befehlen, sie sogleich zu confiscieren, und ich ganz blaß und verstört aus.

Gott im Himmel! schrie der Staatsanwalt in heller Verzweiflung. Das ist ja einfach zum Ueberschnappen! Bin ich denn am Ende mit Blindheit geschlagen worden? Bitte, Herr Commissär, lesen Sie sich und helfen Sie mir suchen. Vielleicht sind Sie glücklicher

Der Commissär verneigte sich, setzte sich auf einen Sessel, nahm eine der confiscierten Nummern in die Hand, und es entstand ein tiefes ernstes Schweigen im Zimmer. Beide Herren vertieften sich in die Lectüre des illegal sein sollenden „Polnischen Strohsackes“

*

In der Redaction des „Polnischen Strohsackes“ herrschte eine Stimmung, wie in einem Hause, wo eben ein Todter zu Thure hinausgetragen wurde. Da stürzte der Chef-Redacteur herein.

Jammer und Teufel! Was ist denn das für eine Wirthschaft! Ist ist schon Vormittag, und Ihr habt keine einzige Nummer des „Strohsackes“ an noch in die Leute gebracht? Ist die Druckerei also bestraft? Sind alle Maschinen kaputt?

Nein, die Nummer ist confisciert worden

Digitized by Google

Der Chef-Redacteur starrte ins Leere, schnappte nach Luft und konnte kein Wort hervorbringen.

Der Polizeicommissär war eben hier. Er hat die ganze Auflage geradezu von der Druckerei zum Staatsanwalt geschleppt.

Aber das ist ja nicht möglich! schrie der Redacteur aus der Tiefe seiner Verzweiflung.

Und doch wahr.

Und was war der Grund der Confiscation?

Der Commissär wollte es nicht sagen. Der Herr Redacteur möge zum Staatsanwalt kommen, dort werde er es schon erfahren.

Mein Gott! Mein Gott! Die heutige Nummer confisciert! Das hätte ich nie für möglich gehalten! Hat vielleicht einer von den Herren irgend ein Kuckucksei in den letzten Minute hineingelegt?

Keiner der Mitarbeiter war sich irgend eines Verbrechens bewußt.

Na, ich werde es schon erfahren!

Und er stürzte zur Staatsanwaltschaft.

*

Tam! tam! tam!

Herein!

Guten Tag, Herr Staatsanwalt!

Ah, guten Tag, Herr Redacteur! Womit kann ich dienen?

Bitte. Die heutige Nummer des „Polnischen Strohdaches" ist mir confisciert worden. Könnte ich nicht erfahren, aus welchem Grunde?

Sehr gerne. Bitte, da sehen Sie.

Und er zeigte ihm die Nummer, wo einige Stellen roth unterstrichen waren. Horreur! Es war sein eigener Leitartikel, von dem er sich so Großes bei Seiner Excellenz versprochen hatte! Er konnte die unterstrichenen Stellen nicht lesen, denn es begann ihm vor den Augen zu flimmern und zu flackern.

Aber . . . aber . . . Herr Staatsanwalt, stammelte er.

Bitte, lesen Sie sich, sagte der humane Beamte und schob ihm einen Sessel zu, nahm dann die Nummer in die Hand und begann laut vorzulesen:

„Oesterreich hat der polnischen Nation so viele Wunden geschlagen, hat Galizien so lange ausgebeutet, das polnische Nationalgefühl so lange unterdrückt und depraviert" — bitte Sie, ist das nicht eine ausdrückliche Aufreizung zum Haß und zur Verachtung gegen Oesterreich?

Verzeihen Sie, Herr Staatsanwalt, es ist ja nur die erste Hälfte des Satzes und in der anderen Hälfte steht doch wörtlich zu lesen: „daß es nur als ein Act der geschichtlichen Gerechtigkeit zu betrachten ist, wenn wir jetzt, dank der ausdauernden und aufopferungsvollen Arbeit unserer Staatsmänner zu einer unserer Nation würdigen Stellung und zur entscheidenden Einflußnahme in Oesterreich kommen". Ist das eine Aufreizung?

Ach, Herr! Aber Sätze sind lang. Wer den Anfang liest, kommt vielleicht nicht dazu, auch das Ende zu lesen. Oder sehen Sie sich den anderen Satz an:

„Die drakonische Verfolgung unserer Nationalität in Preußen, der schändliche Ausrottungskrieg, welcher dort gegen Polen nicht nur von hirnverbrannten Pfendophilosophen, wie Hartmann, gepredigt, sondern auch von der junkerlichen Regierung mit unerhörter Brutalität geführt wird" — bitte Sie, es ist ja eine Beleidigung einer mit unserer Monarchie im freundschaftlichen Bunde stehenden Regierung! — Und Sie wollen, daß ich Ihnen das stehen lasse?

Bitte aber nur den Satz zu Ende zu lesen! Stehe der Redacteur. Dort steht ja Folgendes: „Ist ein Grund mehr für uns, an Oesterreich mit allen unseren Fasern festzuhalten."

Natürlich, natürlich! Diese Worte habe ich nicht confisciert, aber sagen Sie doch selbst: Der Vordersatz hat trotzdem seine eigene Bedeutung und dieser Vordersatz ist doch strafwürdig. Oder nehmen wir noch ein drittes Exempel:

„Unsere politischen und antisemiten Behörden legten soviel Larbeit, Fahrlässigkeit und sogar Treulosen Leichtsinn an den Tag" u. Herr Doctor, solche Injurien gegen die Beamtenschaft können doch nicht zugelassen werden.

Aber Herr Staatsanwalt! schrie der zur Verzweiflung getriebene Redacteur auf, warum lesen Sie immer nur die erste Hälfte des Satzes? Heißt es doch in der weiteren Hälfte des Satzes: „daß es erst der Kleinarbeit unseres größten Staatsmannes bedurfte, um das Niveau unserer Administration so hoch empor zuheben, wie wir es jetzt, leider erkannt, aber noch nicht dankbar genug sehen." Ist das eine Injurie? Ist das Schmähung? Ist das Verbrechen?

Ihre Ansicht in Ihre Ansicht, ich bleibe bei der meinigen. Mögen das Gericht entscheiden, wer von uns Recht hat. Uebrigens ist der Confiscationsact nicht von mir, sondern von der Polizei-Direction ausgegangen. Bevor Sie sich an den Herrn Polizei-Director wenden, um die Aufhebung seines Antrag anzukommen zu haben, will ich Ihnen einen Rath geben. Dann aber muß ich die Sache [illegible]

Tam! tam! tam!

Herein!

Unterthäniger Diener des Herrn Hofrathes!

Ah! Herr Redacteur! Bitte, setzen Sie sich! Was haben Sie mir zu sagen?

Ich komme wegen dieser Confiscation . . .

Herr Polizeidirector zuckte mit den Achseln.

Was kann ich Ihnen da helfen?

Der Staatsanwalt hat gesagt, wenn der Herr Hofrath den Antrag zurückziehen wollten, so möchte er die Nummer freigeben.

Zurückziehen! Den Antrag! Aber ich habe ja gar keinen Antrag gestellt und folglich kann ich nichts zurückziehen.

Der Staatsanwalt sagte doch . . .

Aber nein, nein! Sie irren sich, und er irrt sich auch. Es ist ja zur Confiscation gar kein Grund vorhanden, Herr Hofrath!

Ach was! Gar kein Grund! Sehen Sie nur da!

Und er zeigte dem verblüfften Redacteur eine roth angestrichene Notiz in der Localchronik:

„Herr Leo Zamiatalski hat sich gestern mit Fräulein Olga Pumpinska verlobt. Das Familienfest wurde im engsten Freundeskreise, aber nichtsdestoweniger herzlich und freudig begangen."

Das also war der Grund der Confiscation? rief der Redacteur höchst verwundert aus. Verzeihen Sie Herr Hofrath, aber das geht über mein Begreifen. Uebrigens wurde mir diese Notiz persönlich von dem betreffenden Herrn gebracht.

Was sagen Sie, betreffenden Herrn? rief der Polizeidirector. Kennen Sie den betreffenden Herrn?

Ja, ich habe eben gestern seine Bekanntschaft gemacht. Ein sehr distinguierter junger Mann.

Hat er sich als Leo Zamiatalski legitimiert?

Legitimiert? Das nicht, aber vorgestellt.

Das hab' ich mir auch gedacht. Wissen Sie also, daß Sie einer nichtswürdigen Mystification zum Opfer gefallen sind. Der Leo Zamiatalski ist gar kein junger Mann, sondern der bekannte Bezirkshauptmann in X., ein älterer würdiger, längst verheirateter Mann, und Fräulein Olga Pumpinska ist die Kammerzofe bei der Frau Seiner Excellenz. Und Sie müssen wissen — ich sage es Ihnen im Vertrauen — daß der Antrag auf die Confiscation Ihres heutigen Blattes von keinem Geringeren als von Seiner Excellenz selbst ausgegangen ist. Sie können sich schon denken, wie ungehalten Seine Excellenz beim Anblicke dieser nichtswürdigen Notiz war.

Der Redacteur stand wie vom Donner gerührt da und konnte einige Minuten seiner Sinne nicht Herr werden.

*

Es war zwölf Uhr. Die fatale Nummer des „Polnischen Strohdaches" war endlich nach dreistündiger Verspätung und mit Belassung der beiderseits inconfiscierten Stellen erschienen. Er schöpft und tief bis ans Herz hinan ärgerlich trat der Redacteur dieses Blattes in das luxuriös ausgestattete Arbeitszimmer seines mächtigen Gönners, des Herrn mit dem großen Barte, ein.

Ah, guten Tag, Doctor! rief der Herr mit dem großen Barte freundlich und streckte ohne aufzustehen dem Kommenden seine Hand entgegen. Aber um Gotteswillen, wie sehen Sie denn aus? So bleich! So verstört! Ist Ihnen ein Unglück geschehen?

Mit matt weit davon, sagte traurig der Redacteur, erzählte das Geschehene und legte seinem Gönner die rothgestreifte Nummer vor. Dieser überlief die angemerkten Stellen und schlug mit der Faust auf den Tisch.

Aber ich sehe ja absolut keinen Grund zu einer Confiscation drin'

Ich auch nicht. Der Leitartikel . . .

Ist prachtvoll! Ganz in dem Geiste verfaßt, wie Sie uns auseinandergesetzt haben.

Und die Notiz . . .

Bergestlich, daß in wahr, aber doch eine reine Privatangelegenheit.

Das Traurigste an der Sache ist, daß Seine Excellenz selbst den Antrag zur Confiscation gegeben hat.

Der Herr mit dem großen Barte fuhr wie von einer Viper gestochen auf.

Das ist unmöglich! Woher wissen Sie es?

Der Polizeidirector hat mir das gesagt.

Zum Teufel! Es steckt etwas drin. Es wie die Sache verliegt, klingt sie mir doch unwahrscheinlich. Ich will und ich muß sie auf den Grund kennen lernen, mein Lieber. Sie brauchen sich nicht zu ängstigen. Lassen Sie mir diese colorierte Nummer! Ich werde machen, daß die Angelegenheit Seine Excellenz sehen und mit ihm darüber sprechen. Und Sie? Hier, sagte Sie sich durch die heutige Confiscation nicht betrübt, gehen Sie in die einmal eingeschlagenen Richtung ruhig weiter. Ich gebe Ihnen mein Wort darauf, es wird alles gut werden.

Digitized by Google

Der Herr mit dem großen Barte war eine einflußreiche, vielvermögende, vielumworbene und vielbeschäftigte Persönlichkeit. Es verflossen volle drei Tage, ehe er Zeit fand, bei Seiner Excellenz vorzusprechen. Nachdem die beiden Herren sich über dies und jenes ausgesprochen hatten, bemerkte der Herr mit dem großen Barte:

Bitte Excellenz, wie ist es denn mit der Confiscation der vorgestrigen Nummer des „Polnischen Strohjacks“ gewesen?

Was weiß ich? Ich war so begierig auf diese Nummer, und man hat mir gesagt, sie sei confisciert.

Wie? Haben Excellenz keinen Auftrag gegeben, sie zu confiscieren?

Ich? Wie komme ich dazu? Bin ich ein Staatsanwalt?

Ach, das ist prächtig! lachte der Herr mit dem großen Barte. Der Polizeidirector kann ja dem Redacteur gesagt, Eure Excellenz haben befohlen, die Nummer zu confiscieren.

Ich habe sie gar nicht zu Gesicht bekommen!

Hier ist sie. Die confiscierten Stellen sind durch Striche kenntlich gemacht, und ich muß sagen, daß mir diese Stellen gar nichts Confiscationswürdiges zu enthalten scheinen.

Im Gegentheil, sagte Seine Excellenz, nachdem er den Leitartikel gelesen hatte, der Artikel ist ganz hübsch und hätte gewiß einen Lobspruch gemacht.

Ich denke, das Gericht wird die Confiscation nicht bestätigen.

Gewiß nicht, gewiß nicht! Uebrigens wird es nicht schaden, wenn ich dem Gerichtspräsidenten eine kleine Aufklärung geben lasse. Und Seine Excellenz ließ zum Telephon.

Kling, kling!

Bitte mich mit der Polizeidirection zu verbinden!

Kling, kling!

Ist der Herr Polizeidirector beim Telephon?

Zu dienen, Excellenz.

Sie dienen mir schlecht, Herr Hofrath. Wie können Sie sagen, ich habe Ihnen befohlen, den „Polnischen Strohjack“ zu confiscieren?

Hab' es so verstanden, Excellenz.

Wenn Sie alles so verstehen, Herr Hofrath, so verdienen Sie unverzüglich ins Narrenhaus abgeliefert zu werden. Haben Sie auch dem Gerichtspräsidenten die Geschichte so dargestellt?

Natürlich, Excellenz.

Bitte also, telephonieren Sie ihm gleich, die Sache sei unrichtig, ich hätte keinen derartigen Auftrag gegeben, und die Confiscation möge vom Gerichte nicht bestätigt werden. Es liegt mir sehr viel daran, daß der Artikel in ursprünglicher Gestalt so bald als möglich wieder veröffentlicht werde.

Kling, kling!

Sind Sie es, Herr Hofrath?

Zu dienen, Excellenz.

Nun, was gibts?

Habe soeben telephonische Antwort vom Gerichtspräsidenten bekommen.

Was sagt er?

Die Confiscation wurde vor einer halben Stunde vom Landesgerichte vollauf bestätigt.

Lemberg. **Dr. Iwan Franko.**

Sexualethik.

Schluß

Die protestantische Philistermoral legt auch dann, wenn sie blos noch Heuchelei ist, einen unbeugsamen Zwang auf und hat dadurch ebenjogut wie die katholische Kirche Reactionen hervorgerufen, von der wilden Reaction der Religionsfeindschaft und der Heerwirthschaft, in denen alle Teufel losgelassen schienen und neben allen Gräueln der Mordsinn auch alle erdenklichen und undenkbaren Sexualexcesse verübt wurden, bis zu der milden und vernünftigen Reaction des Neuhumanismus, die mit der Philistermoral zugleich auch die christliche Religion über Bord warf. Man kann sagen, daß unsere vier Geistesheroen: Lessing, Herder, Goethe und Schiller den Geist der Alten und damit die Humanität, das Menschenthum, richtig erfaßt haben, nur daß sich Schiller mit einem Compromiß zwischen den Alten und Kant, dem philosophischen Erneuerer der protestantischen Philistermoral, vergeblich abquälte hat. Aber es ist in dieser zweiten Renaissance eigentlich wie der ersten: die Masse, nicht blos das Publicum und die Plebs, sondern schon die Masse der Literaten begnügte sich mit der Bewegung vom „Zwange“ und „Aberglauben“, von dem erhabenen Ernst der Alten, von ihrem Maß, ihrer Tüchtigkeit, ihrer Selbstbeherrschung, ihrer Heiterkeit, ohne an christliche Askese grenzenden Ernst zu verachten wollte man nichts wissen. Die schlechte Gesellschaft wollte sich zu Tode lachen über die „Philistermoral“ der „Gleichen“, eines Geschlechts, in welchem Homer Geist von seinem Geiste erkannt haben würde. Davon wissen auch Damen galt jede Moral als Philistermoral, sie wollten nur bauptsächlich keine Schranken anerkennen.

Und so ist es geblieben bis auf den heutigen Tag. Das sittliche Bewußtsein hat sich nicht geklärt, sondern ist mehr und mehr in Verwirrung gerathen, indem die öffentliche Meinung, oder vielmehr die öffentliche Stimme sammt Polizei und Strafgesetz in Convulsionen hin- und herzucken, und der Libertinage in den Rigorismus und aus diesem in die Libertinage zurück. Der moderne Liberalismus hat nicht, wie das classische Alterthum, sein Maß in sich: er will nur alle Fesseln los werden. „Des Gesetzes strenge Fessel“, hatte Schiller in Uebereinstimmung mit den Alten, mit Johannes und Paulus gelehrt, „bindet nur den Sclavensinn, der es verschmäht: mit des Menschen Widerstand verschwindet auch des Gottes Majestät“. Als im Norddeutschen Bunde und im neuen Deutschen Reiche die Regierung aus politischer Berechnung die Fesseln tödte, zeigte es sich, daß den Liberalen diese hohe Sinn und diese sittliche Kraft fehlten. „Wer dem Sclaven, wenn er die Kette bricht, vor dem freien Manne erzittere nicht“, hatte Schiller an einer anderen Stelle gesungen. Nun, vor den losgelassenen Herren Liberalen hatte der gewissenhafte und fürsorgliche Familienvater sehr bald Ursache zu erzittern. Ihr Erstes war, alle Sittlichkeitsvergehungen für Antragsdelicte zu erklären, und es ist dann vorgekommen, daß ein sechzehnjähriger Bursche eine ganze Menge kleiner Mädchen mißbrauchte — er bezahlte jedesmal vier Pfennige — ohne daß ihm etwas geschah, da sich die Eltern der verschändeten Kinder mit einer paar Thalern das Maul stopfen ließen. Und das Zweite war, daß man der Venus vulgivaga Tempel errichtete, in denen mit Genehmigung und in Gegenwart der Polizei Orgien gefeiert wurden, die im Athen des Perikles nicht gestattet worden wären. Wenn nun, während man die Orpheen noch ein paar Jahre weiter steriren ließ, ein neues Strafgesetzbuch gemacht und darin den Hauswirten verboten wurde, Prostituirten Wohnung zu gewähren, widrigenfalls sie wegen Kuppelei bestraft würden,“) so hat man in diesem Gegensatze das treffendste Bild des heutigen Gesetzgebers in jeruellen Dingen: einen völlig kopflosen Mann, statt dessen man ebensogut einen Waisenknaben nehmen könnte, der aus einer rotierenden Trommel statt der Lotteriegewinne die Gesetze herauszuziehen hätte.

Aber der Conflict zwischen mehreren Kirchennormalen mit einer oberflächlichen Renaissance ist nicht die einzige Ursache der Verwirrung In die bunten Fäden der beischiedenen Kette hat auch noch der Orient seinen verhängnißvollen Einschlag gewoben; den aus dem Parsismus entsprungenen Manichäismus und Mauichäismus. Die Kirche hat diese unleidlichen Träumereien von Anfang an bekämpft — schon in den spätesten der Apostelbriefe — aber man bekämpft fast niemals eine große Macht, ohne von ihrem Wesen angesteckt zu werden. Wie hätte die Kirche dieser Ansteckung entgehen können, da schon Plato die Sinnenwelt als ein Gefängnis aufgefaßt und der Mosaismus ein Stück Parsismus in der Gestalt des Teufels in sich aufgenommen hatte! Zwar der Glaube, daß die ganze Körperwelt des Geschöpf eines bösen Gottes oder eines abgefallenen Geistes sei, blieb entschieden abgethan, aber man sieht die ursprünglich gute Welt vom Teufel verdorben sein und kam damit praktisch auf dasselbe hinaus. Zudem nun die Fortpflanzung des Menschengeschlechtes als eine Fortpflanzung der Sünde angesehen ward, erschien der Zeugungsact selbst als Sünde, und erschienen die Zeugungsorgane als Werkzeuge der Sünde, daher als etwas Abscheuliches und Gefährliches, dessen man sich zu schämen habe. Ganz folgerichtig unterwarf sich Origenes der Castration — er hätte eigentlich noch weiter gehen müssen, wurde dabei aber freilich durch den Leib eingehalten haben. Die Kirche hat diese Folgerichtigkeit verworfen, ist aber aus den Widersprüchen, in die sie sich mit ihren Zugeständnissen an den Manichäismus verwickelt hat, niemals ganz herausgekommen. Und die deutsche Philosophie hat sich zugetrauen in denselben Wahn verrannt. Denn im Buddhismus, den Schopenhauer und Hartmann erneuert haben, ist es der unvernünftige Wille, der die Welle des Abrimau, Dämonen oder Teufels, spielt. Das Irrwesen existirt hier von Anfang an, in seinem Kerne, zwiespaltig, enthält eine gute und eine böse Kraft, der vielmehr eine böse Kraft und eine gute Unkraft, denn der Intellect weiß so nichts, sondern spiegelt nur das Gewirre. Da nun in diesem System der Wille zum Leben das Böse ist, so erscheint natürlich die Lebenserneuerung in der Zeugung als das Uebele und die Geschlechtlichkeit als etwas so Schändliches, daß, wie Schopenhauer will, die Männer sich glatt rasiren lassen sollen, damit sie nicht durch den Bart an ihr Geschlecht erinnern. Zur Einstellung der Brüderie einerseits und der Sittlichkeitsbewegung andererseits haben dann noch andere Momente beigetragen. Die Prüderie ist bekanntlich in England einheimisch. Die Engländer sind nämlich ein Volk von solcher animalischer Kraft und Ungelenkheit von solcher Plumpheit und so aller natürlichen Grazie und alles natürlichen Schicklichkeitsgefühles beraubt, daß sie wie ein Stier gesichert werden müssen, wenn sie nicht eigentlich die gröbsten Unschicklichkeiten begehen sollen. Die mächtigere Rothheit, die sich nach Darwin's Lehre Beschränkung noch in wenigen Jahrhunderten in Weißen durch macht, läßt es erklärlich erscheinen, daß die puritanische Welt den Leib und mit dem geschlechtlichen

Digitized by Google

Fremdkragen zugleich auch die steifsteinene Stitte erfand, weil man sonst bei dem immer lebhafter werdenden Weltverkehr im übrigen Europa nicht mehr als civilisierte Nation hätte gelten können. Die Sittlichkeitsbewegung aber ist als Reaction gegen die liberale Liederlichkeit entstanden, und nach den Thatsachen und Literaturproben, die Ribbing mittheilt, scheint ja wirklich auch besonders in Schweden eine Reaction nothwendig zu sein. Nur kann leider eine Reaction, die entweder, wie die Ribbings, von falschen Voraussetzungen ausgeht, oder, wie die der frommen Eiferer, der klaren Sachkenntnis und der festen Grundsätze gänzlich entbehrt, unmöglich etwas nützen, während die Prüderie die Dinge nur schlimmer macht, indem sie als bequeme Schutzdecke dient, unter der sich das wüsteste Treiben — man denke nur an den von Mr. Stead beschriebenen Jungfrauentribut! — ungestört und ungestraft verbergen kann. Dann bereiten die heutigen socialen Verhältnisse namentlich den Vätern des gebildeten Mittelstandes schwere Sorge. Ehedem konnte der junge Mann ohne regelmäßige Vorbereitung und mitten aus dem tollsten Leben heraus ein schönes Amt bekommen. Heute muss der Sohn zunächst durchs Abiturientenexamen. Wie kann er das, wenn er nicht seiner Intellect, seine Grammatik und seine Logarithmentafel ist, wenn er durch sinnliche Regungen oder gar durch eine Leidenschaft zerstreut und von den Büchern abgezogen wird! Darum sucht man alles von ihm fernzuhalten, was ihn daran erinnern könnte, dass er ein Mensch, ein werdender Mann ist. Am liebsten würde man ihm den Anblick aller Wesen des anderen Geschlechts gänzlich entziehen, und eben ist man daran, aus den Schulbüchern alles zu entfernen, was auf die Liebe Bezug hat. Dann kommt die Universität mit den Gefahren der Freiheit, der Ausschlafigkeit, der Verführung! Eben deswegen ist die Berührung so gefährlich, weil erstens „das Laster“ als gesetzlich verboten gilt und demnach der junge Mann, der mit ihm in Verbindung tritt, sich selber als ein halber Verbrecher erscheinen und eine empfindliche Einbuße an Ehrgefühl und moralischer Kraft erleiden muss; weil zweitens die Heimlichkeit dieses Verbotenen jede Leitung des Unerfahrenen durch einen erfahrenen Freund unmöglich macht — darf ja doch keine an sündige ältere Person, am wenigsten der Vater, von diesem Verkehr etwas wissen; und weil drittens dieser Zustand der Verheimlichung das Nichtwissens und der Verpönung die Prostituierten in Mitglieder einer Räuber-, Betrüger- und Erpresserbande verwandelt hat, welche junge Leute schamlos und schonungslos ausbeutet und sie die allerraffiniertesten Genüsse mit den unverschämtesten Preisen bezahlen lässt. Und wie leicht kann ein junger Mann durch Beziehungen zu dieser dunklen Welt in einer Weise compromittiert werden, die seine ganze Carrière verdirbt! Darum machen ängstliche Väter die Prostitution mit Stumpf und Stiel ausgerottet wissen. Sie bedenken nicht, dass alle Ausrottungsversuche bisher keine andere Wirkung gehabt haben, als das Institut kostspieliger und durch Erschwerung der Controle gefährlicher zu machen. Im Alterthum wusste der Vater, wie sich der manubar gewordene Sohn behalf: eine zeitlang lief er ihm das Vergnügen, dann verheiratete er ihn. Und der Umgang mit den Dirnen wirkte auch schon darum nicht so verderblich wie heute, weil sie keine so in den Koth getretenen schmutzigen Geschöpfe, daher auch nicht so gemein waren, wie die meisten der heutigen Dirnen. Sie wurden als Menschen behandelt, und man hörte durch den Umgang mit ihnen nicht auf, Mensch zu sein. In der alten Komödie kommt es vor, dass die anständige Abkunft der Bublerin entdeckt wird und dass sie der Jüngling heiratet, der sie liebgewonnen hat.*) Und welche Wirkung übt dies Prohibitivsystem auf die Frauenwelt? Als ich studierte, war das Dirnenwesen so gut wie gar keinen Beschränkungen unterworfen. Jeder konnte die Gassen, in denen die Dirnen wohnten, zur Zeit des Wollmarktes war in der bebevölkerten Gegend Breslaus fast jedes Gasthaus ein Bordell, gewisse Gegenstände, die im Bereich mit Prostituierten angewendet werden, wurden in den Bierwirtschaften von Hausherren feilgeboten. Auch sonst herrschte in Beziehung auf das Geschlechtliche keine absolute Scheu. Jeder Knabe von zwölf Jahren war schon durch das Geschlechtsleben der Hausthiere hinlänglich unterrichtet, das Räthsel erfuhr man dann aus den anatomischen Modellen der Jahrmärkte, die Lehrmittel übrigen obscöne Spielzeuge in der Tasche, und bei der Verrichtung gewisser Bedürfnisse, beim Baden und Abtrocknen, bei Regenwetter gegen die Dachtraufe unserer Häuser, wo man sich gegenseitig Dienste zu leisten pflegte, war auch nichts weniger als Scheu. Und heute, wie ist das alles anders geworden! Und heute, wie ist das alles anders geworden! Und heute, wie ist das alles anders geworden!

sondern die Sexualität, ja der Leib selbst als Schmach und Verbrechen gilt,*) und ein Wasserbewohner, der unsere Städte besichtigte, gar nicht erahnen würde, dass es so etwas wie Sexualität auf Erden gibt? Nach völlig zuverlässigen Angaben conservativer und kirchlicher Organe, sowie medicinischer Statistiken stellen die Studenten, die von dem verpönten Institute keinen Gebrauch machen, Ausnahmen dar, und werden sowohl in den Kneipen mancher Verbindungen, wie auf manchen „Buden“ widerliche Orgien gefeiert.

Zu alledem sind schließlich noch politische und socialpolitische Einwirkungen gekommen. Der fromme Hermann Leser hat eine seiner sinnigen Betrachtungen der Frage gewidmet: was gilt heute als Sünde? Und er kommt zu dem Ergebnis: für die gute Gesellschaft gibt's nur eine Sünde, und die heißt Diebstahl. Und er gibt auch den Grund an: weil das die einzige Sünde ist, die ein wohlhabender Mann nicht zu begehen braucht, und die er daher auch nicht begeht. Leser hätte aber auch noch die Unkenntnis beifügen können, die seit dem Jahre 1878 von der guten Gesellschaft ebenfalls für Sünde erklärt wird, freilich aus einem anderen Grunde, nicht weil sie der wohlhabende Mann weder brauchte noch begienge, sondern weil sie die einzige ist, die sich verbergen lässt. Denn Volte soll die Religion erhalten bleiben, damit es hübsch der Obrigkeit und seinen Brotherren gehorche und weder Rebellion, noch Strike mache. Aus diesem Grunde mussten die herrschenden Stände christlich scheinen. Nun sieht aber das Leben und stehen die Grundsätze der herrschenden Stände vielfach im schreienstem Widerspruche zum Neuen Testamente, insbesondere dadurch, dass dieses die irdischen Güter und den Reichthum gering, unsere gute Gesellschaft beides sehr hoch schätzt, dass die Armen in der Bergpredigt gesegnet, in der modernen Gesellschaft dagegen verachtet und beinahe für ein Verbrechen angesehen wird. Das Neue Testament athmet auch darin durchaus den Geist des classischen Alterthums und zeigt sich ihm nahe verwandt, während eine beinahe unüberbrückbare Kluft beide von den modernen Anschauungen trennt.**) Aber auch abgesehen von diesem Gegensatze, und das Christenthum als eine ganz bausbackene bürgerliche Moral aufgefasst, macht sich der vornehme Mann ebenfalls nie der geringe schlimmer, wenn diese Moral zahlreicher Verstöße schuldig, die sich nicht verbergen lassen. Alle Welt weiss es wahr, wenn ein Mann aus Habsucht ungerecht und grausam verfährt, wenn er anmaßend und hochmüthig ist, wenn er es mit der Wahrheit nicht genau nimmt, wenn er treulos gegen seine privaten oder politischen Freunde handelt, wenn er sich durch kindische Eitelkeit und Selbstlob lächerlich macht. Dagegen seine Unkeuschheitssünden kann man verbergen, kann man umso leichter und vollständiger verbergen, je vornehmer oder reicher man ist. Durch solche Erwägungen, die ihr freilich nicht zum deutlichen Bewusstsein gekommen sein mögen, hat sich die gute Gesellschaft bewogen gefühlt, sich zur Keuschheit zu bekennen, was sie in früheren Zeiten ganz und gar nicht für nothwendig erachtet hat. Eine kurze Zeit hindurch hat sie, oder wenigstens die Regierung, wie ich aus Aeußerungen Kundiger schließen zu dürfen glaube, sich durch eine gerade entgegengesetzte Erwägung bestimmen lassen. Auf der Höhe des Culturkampfes scheint ihr der Gedanke gekommen zu sein, sie müsse beweisen, dass es auch ohne Pfaffen, Religion und Kirche gehe, dass der Staat auch auf dem sittlichen Gebiete allen Aufgaben gewachsen sei und dass die Polizei alles vermöge, auch die Menschen keusch zu machen imstande sei. Vielleicht verdankt der oben erwähnte bis zur Unbegreiflichkeit thörichte Paragraph des Strafgesetzbuches diesem Einfall seine Entstehung — Zu allererst muss man noch einen Umstand in Betracht ziehen, der die Raschheit der Behörden und Gesetzgeber einigermaßen exclast und entschuldigt, dass nämlich der Zusammenfluss ungeheurer Menschenmassen in unseren Millionenstädten und die moderne Stadtanlage überaus gefährliche, aus gemalligen Mietkasernen bestehende Strossen, eine Regelung der beiden Sache bedeutend schwieriger machen, als sie früher war und in manchen nach älteren Plänen oder planlos angelegten Großstädten heute noch ist. Die Menschenanhäufung macht auch zusammen mit der heute üblichen hoch gesteigerten Hygiene einen früher unbekannten Zwang zur Reinlichkeit nothig, der alle ehemals gebräuchlichen Unanständigkeiten beseitigt und dadurch die Verwechslung der Zugend mit dem Anstande befördert hat.

Wie oft ehedem sind die Verwechslungen, dass heute die sittlichen Begriffe in Bezug auf das Geschlechtliche auf den Kopf gestellt erscheinen. Eine weibliche Schlechtigkeit, z. B die Verführung eines Mädchens durch ein unanständiges Ehevesprechen, wird nicht bemerkt, während kaum Schande macht, miteinander in der guten Gesellschaft umzugehen und ein Mensch worauf die jungen Leute erröthen dürfen. Dass man ihnen sowie und immer wieder predigt, dass es die Völker nicht mehr thun und da dem Schuler eine nahere Bekanntschaft mit Unkeuschheit nicht gestatten wird, so heute er es un-

*) Vgl. [illegible] Nacht [illegible] Nacht [illegible] Nacht

gefährt für gleichbedeutend mit dem Unanständigen, und er würde sich eher todtschlagen lassen, ehe er auf einem öffentlichen Platze eine Unanständigkeit begienge, wie sie der rechtschaffene Bauer in einem noch uncivilisierten Dorfe ohne Bedenken begeht; seine Angst vor solcher Unanständigkeit ist auch begründet, denn er würde sich dadurch seine Carrière verderben und in der Gesellschaft unmöglich machen; vor einer Schlechtigkeit dagegen hat er keine Angst. So gilt heute das Natürliche, das thatsächlich Unschuldige als Sünde, während die gröbsten und schwersten Sünden für nichts geachtet werden. Die Alten sind keineswegs unanständig gewesen; sie haben gewisse Regeln der Wohlanständigkeit streng beobachtet. Aber sie haben niemals das Schickliche mit dem sittlich Guten verwechselt oder das bloß Unschickliche für ein Unrecht gehalten. Sie haben gewußt, daß der Umstände nach Orten, Zeiten und Umständen Bedeckung des Körpers erfordert, aber sie haben sich ihres Leibes niemals geschämt und sind stolz darauf gewesen, wenn er schön war. Aristophanes erklärt es für ein Zeichen beginnenden Sittenverfalles, daß die Jünglinge anfingen sich zu schämen, wenn sie bei Festlichkeiten vollkommen nackt zu erscheinen hatten.*)

Stellen wir die Sexualethik wieder vom Kopf auf die Füße! Was der Vater, was die öffentliche Meinung, was Staat und Kirche dem Jüngling zu sagen haben, ist dieses: Verliebe es, dich bis zu deiner Verheirathung zu enthalten! Mancher vermag's! Gelingt es dir, so ist's gut. Gelingt es dir nicht, so brauchst du dir keine Vorwürfe zu machen und dich nicht für einen schlechten Kerl oder einen verlorenen Sünder zu halten. Nur daß du nicht ein Genußmensch und Lüstling wirst, sondern dich mit dem begnügst, was zur Wiederherstellung deiner Ruhe und der für die Arbeit erforderlichen Freudigkeit und Sammlung nothwendig ist und daß du die Vorsichtsmaßregeln beobachtest, die dir von Aerzten und erfahrenen Freunden angerathen werden! Das Natürliche ist Sache der Diätetik und des Anstandes und hat mit der Moralität so wenig etwas zu schaffen wie etwa das Nasenschneuzen. Aber merke dir: ein Thor und zugleich ein Sünder ist, wer sich durch Unmäßigkeit und andere Diätfehler die Gesundheit raubt. Ein Lump ist, wer dieses oder eines anderen Genusses wegen seine Pflicht versäumt, oder Geld dafür ausgibt, das ihm nicht gehört, dadurch die Seinigen benachtheiligt, oder gar in Noth stürzt. Ein schlechter Kerl ist, wer ein Mädchen durch ein Eheversprechen verlockt und dann sein Versprechen nicht hält, oder wer auch ohne Eheversprechen uneheliche Kinder in die Welt setzt und sie nicht gehörig versorgt; die Erfüllung der vom Gesetz vorgeschriebenen und wie oft umgangenen!) Alimentationspflicht genügt vor dem Gewissen bei weitem nicht. Ein Verbrecher ist, wer es mit dem Weibe eines andern hält. Eine Bestie, die todeschlagen werden muß, ist ein Mann, der einem Mädchen Gewalt anthut. Ein Scheusal, ein gräßiges Gewürm, das getreten werden muß, ist ein Mensch, der ein Kind mißbraucht.

Weiße. Kurt Zentsch.

Angewendete flüssige Luft.

Da von der Brust des Menschen bis zu den Lungen der Hohlraum überall dasselbe Element, der Zauerstoff, den chemischen Wand lungen zugrunde liegt, so ist es erklärlich, daß das praktische Verfahren des Professors C. Linde zur Herstellung einer sauerstoffreichen flüssigen Luft, des Dyxliand, nach und nach vielen Gebieten der chemischen Industrie zugute kommen wird. Wir finden drei auszubeutende Momente in der flüssigen Luft: 1. den tiefsten Kältegrad, den wir bis heute erzeugen können, nahe am geheimnisvollen absoluten Nullpunkt, 2. hochgradige chemische Reaktionskraft des concentrierten Sauerstoffes, 3. die motorische Kraft, die im Ausdehnungstrieb der flüssigen Luft liegt; alltedings von nicht allzu erheblicher Bedeutung, wenn man auch vielfach mit Erfolg versucht hat, Fahrzeuge, Werkzeuge und Geschosse mit comprimierter Luft zu treiben.

Was die Hauptsache, die Billigkeit anbetrifft, so kann sich in der Lindeschen Maschine mit einer Pferdekraft pro Stunde etwa ein Endresultat von 3 Decaliter Sauerstoff herstellen, das wäre bei billigem Brennmaterial etwa um den Preis von 1·2 Pfennig 0·7 Kreuzer. Wir wollen in Kürze eine Reihe interessanter Verwendungsarten dieses Sauerstoffs erwähnen, wie sie Professor Walter Hempel in der „Chemischen Industrie“ als voraussichtlich anführt. Bereits verwendet wird unter anderem dieser Sauerstoff zur Erzeugung von Chlor (nach dem Deaconprocess). Mit Vortheil dürfte er sich in der Leuchtgasfabrication benützen lassen, ebenso kann er dazu dienen, minderwertiges Heizmaterial in wohlwertiges zu verwandeln; in gewerblichen Anlagen kann der Aufpreis der Gasmotoren erheblich gesteigert werden, da eine Mischung von Gas und dem Lindeschen Product ein explosionsfähigeres Gemisch ergibt, als ein Gemenge mit gewöhnlicher atmosphärischer Luft; die Glühlampen, seien es Gas-, Petroleum- oder Spirituslampen, könnten durch eine gesichtete Zuführung von Sauerstoff an Helligkeit und Oekonomie gewinnen. Selbstverständlich würde auch in der Metallurgie, insbesondere in den großen Processen der Eisenindustrie, der Sauerstoff seine Rolle spielen. Ebenso dürfte noch die Lindesche Maschine der Darstellung von Schwefelsäureanhydrit, billigem Stickstoff, Kohlensäure ꝛc. dienen.

In vergangenen Jahre wurden durch eine neue Verwendung dieser flüssigen Luft mit ihrem großen Sauerstoffgehalt die Fachkreise angenehm erregt: es handelte sich um ein billiges Explosionsmittel von außerordentlicher Wirkung.

In Amerika hat Professor Charles E. Tripler, wie der „Englisch Mechanic“ von drüben berichtet, ein Verfahren zur Darstellung flüssiger Luft erfunden, das, wenn es sich bewähren sollte, eine Erweiterung des Lindeschen Verfahrens bedeuten würde. Die Nachrichten aus Amerika sind jedoch mit so starker Reporter-Phantasie herüberlanciert worden, daß man nicht recht weiß, was man mehr bewundern soll, die Größe der Entdeckung oder das Wunderhafte ihrer Beschreibung. Nichts Geringeres als eine Revolution in der Technik steht uns bevor! Ein neues Jahrhundert! Nichts mehr und nichts weniger als „das Jahrhundert der flüssigen Luft“! Man sollte gar nicht glauben, wie sehr die flüssige Luft des Herrn Professors Tripler sich von der des Professors Linde unterscheidet! Wie der Ocean von einem Wasserreiner! Das Mindeste ist, daß alle Locomotiven und Schiffe statt mit Dampf oder Elektricität in Zukunft nur durch flüssige Luft getrieben werden sollen, und zwar mit einer lebenshaften Geschwindigkeit.

Ein deutsches Fachblatt bringt aus die Nachrichten über den Vortrag des Professors und über das hohe Erstaunen, mit dem das Publicum den Ueberdarwinismus folgte, näher. Letztere müssen auch uns interessieren, weil sie eine Reihe von Erscheinungen, die der Chemiker auch sonst an verflüssigten Gasen beobachtet hat, in besonders eclatanter Form hervorreten lassen.

Die Scene ist ein öffentliches Auditorium. Ein Viertelliter flüssiger Luft, den Professor Tripler in einen gewöhnlichen Theekessel schüttet, beginnt sofort zu sieden. Es entwickeln sich Dampfwolken, die sich jedoch nicht in die Atmosphäre verflüchtigen, sondern auf der Erde rollen wie „Bier“. Schon der Kessel als Feuer gestellt, dann ist der Effect noch großartiger. „Bis zum Himmel spritzt der dampfende Gischt!“ Und während die Zuschauer in tiefer Erregung darüber vor diesem brodelnden Kessel, der vor Dampf und Hitze zu schmelzen scheint, greift der gelehrte Experimentator in den Kessel hinein und holt mit Eleganz ein Stück Eis hervor. „Er dreht den Kessel um, der ganze Boden ist mit Eis bedeckt. Je tiefer das Feuer, desto dicker das Eis! Es weiß wie Porzellan und dann wie Stahl.“ Eis, trotzdem der Kessel eine halbe Stunde lang neben einem rothglühenden eisernen Ofen steht. Dieses Eis ist flüssige Luft. Und ebenso wie diese flüssige Luft sind auch die Zuschauer erstarrt, vor Bewunderung. Alle diese außerordentlichen Phänomene, die an Sorcerei grenzen, rühren daher, daß dieses Eis eine Temperatur von ungefähr — 205 Grad Celsius besitzt, eine Temperatur, gegen die das Wasser unterm Eis des Nordpols geschmolzenes Blei bedeutet.

Aber nur wenige Secunden seine Finger in diese Flüssigkeit hineingehalten würde, wurde sie ebenso verbrennen, wie ein Feuer.“ Ein ähnliches Experiment hat schon vor Jahren der angenblicklich in Berlin lebende fruhere Genfer Professor Raoul Pictet vorgeführt, als er die physiologische Wirkung außerordentlich kalter Kältegrade auf lebende Thiere untersuchte.

Natürlich ist die Hauptsache, daß Tripler eine neue Methode erfunden hat, diese flüssige und verdichtete Luft herzustellen. Tripler nimmt atmosphärische Luft, wie sie ist, und preßt sie mit den Stiefeln einander, und preßt sie mit einem Druck von 2000 Pfund auf den Quadratzoll. Dann läßt er sie durch [illegible] Röhren [illegible] Wasser [illegible] Temperatur [illegible] Luft [illegible] Pfund [illegible] Quadratzoll

Luft ein Stück gewöhnliches Wasserei hineinwirft, so fängt der Inhalt wie rasend zu sieden an."

Tripler beruhet das Lufteis mit einem Kohlenfilze aus einer elektrischen Bogenlampe, der glühend eine Temperatur von 2000 bis 3000 Grad heißen dürfte. Natürlich flammt der Kohlenfilz weißleuchtend auf, da er sich mit dem reichen Sauerstoffgehalt des Eises sofort verbindet. Von dieser ungeheuren Hitze berührt, erscheint die Eismasse durchaus nicht geschmolzen. Der Experimentator taucht in Lufteis gewöhnliches, aus Wasser erstarrtes Speiseeis; die Wirkung ist dieselbe, als wenn man ein Stück glühendes Eisen in Wasser steckt. Die Flüssigkeit siedet, das Speiseeis erstarrt noch mehr und wird brüchig, als bestände es aus Sägespänen. Aeußerlich ist die flüssige Luft vom Wasser nicht zu unterscheiden. Einer der Zuhörer, der das Eisstück berührt hat, empfand noch eine halbe Stunde später ein Brennen wie von schärfster Salpetersäure. Steckt man die Hand in diese kalte Flüssigkeit, die äußerlich vom Wasser nicht zu unterscheiden ist, so verdampft zuerst die in der Haut befindliche Feuchtigkeit und schützt somit einer Zeitlichkeit die Hand vor Zerstörung, ebenso wie in flüssigen Eisen. Würde man aber die Hand nicht soforl wieder herausziehen, so würde sie ebenso unrettbar bis auf das Gelenk abbrennen, wie in einer Masse von geschmolzenem Eisen." Schüttet man flüssige Luft „über das feinste Seidenkleid" aus, so bleibt nicht der geringste Flecken zurück. Natürlich! Denn die flüssige Luft verdampft sofort zu gasförmiger atmosphärischer Luft. Bemerkenswert ist der Darstellung ist, daß sich der Verfasser gerade „das feinste Seidenkleid" ausgesucht hat, über das er ein ganzes „Füllertermak" flüssiger Luft ausschütten läßt.

Nun aber kommt das eigentlich Gewaltige, unser Jahrhundert aus den Angeln Hebende, die „verblüffende Wirkung" der flüssigen Luft als Sprengstoff. „Erstaunt man etwas flüssige Luft auf Baumwolle, so explodiert diese, angezündet, in heftigster Art. In gewöhnlicher Form dagegen ist die flüssige Luft nicht im geringsten gefährlich, selbst bei brennender Cigarre oder Streichholz, die bei der Berührung in einem starken und schönen Licht erscheinen. Mische man die Luft aber mit Alkohol oder Terpentin oder versucht sie einzupferren, so offenbart sich ihre Sprengkraft." Professor Tripler gießt eine kleine Menge in eine Kupferröhre und verschließt sie mit einem Holzpfropfen. Nach weniger als einer halben Minute ein Knall, der Holzpfropfen fliegt empor, geradezu ein „Kanonenschuß". Nämlich wurde ein kleines Stückchen Baumwolle, wie es gerade ein Kind zwischen Daumen und Zeigefinger halten konnte, mit flüssiger Luft getränkt, in eine Kupferröhre geschoben und im Hof hinter dem Laboratorium niedergelegt. Dann mit einem Streichholz, das vorsichtshalber an einer langen Stange befestigt war, angezündet." Man beachte, wie rührend naturwissenschaftlich die Quantitätenangabe ist. Ein Stückchen Baumwolle zwischen dem Daumen und Zeigefinger eines Kindes! Ich rufe alle Väter und Mütter zur Zeugenschaft auf, ob es etwas Eindrucksicheieres gibt. Natürlich gewaltige Explosion mit Katastrophe. Nichts weniger als das ganze Haus wird erschüttert, aus der Nachbarn lost sich sogar ein Stachen Mauerwerk. Ja, der Effect steigert sich noch, die ganze Nachbarschaft erzittert wie von einem Erdbeben, und alles von der Baumwolle, welche das Kind zwischen Daumen und Zeigefinger halten kann. „Einmal fiel ein Streichholz zufällig auf eine gefrorene Mischung von flüssiger Luft und Alkohol und verursachte eine Explosion, die ein halbes Dutzend Männer zu Boden warf und ihre Haut mit Glassplittern spickte," natürlich außerdem einen Stich zerspliterte und eine große Volksmenge auf die Straße lockte. „Nunächst dachte man, die Ursache hätten je ein bis zwei Pfund Glasplitter in die Gesicht gehabt, bald aber stellte es sich heraus, daß es nur Tropfen von gefrorenem Alkohol gewesen waren, die beim Auftauen nach einigen Stunden als flüssiger Alkohol aus den Wunden herausdrangen."

Es ist wohl nicht nothig, hier darauf hinzuweisen, daß die Mischung irgend eines beliebigen brennbaren Stoffes, wie Kohlenpulver, Baumwollfäden ꝛc. mit der flüssigen Luft, die einen besonders großen Sauerstoffgehalt besitzt, einen Explosivstoffe bildet. Ein großer Theil unserer Explosivstoffe, wie Schießbaumwolle, Schießbaumwolle ꝛc. und nichts anderes als mechanische Mischungen oder chemische Verbindungen, in denen dem wirksame Theilchen oder Molecule von Schwefel, Kohlenstoffen und Wasserstoffen so eng mit Theilchen oder Molecülen von Sauerstoff zusammengelagert, daß die ganze Masse mit einem Schlag zur Verbindung oder, was das selbe ist, zur Verbrennung gelangt.

Dasselbe Ziel Mischung, die im Stein nur langsam abbrennt, weil der Sauerstoff der Luftluft nur in geringem Quantitäten von einem Punkt zum andern gelangen kann, explodiert sofort, wenn der Sauerstoff durch alle seine Theile mit einem Schlag gebracht kann. Was dies zu nut möglich, wenn die Stoff Mischung mit Luft und andern Theilen so [illegible] Zahl möglichen Berührung mit Luft und Sauerstoff [illegible] Tripler sagt, daß [illegible] Kohle [illegible] Baumwolle [illegible] Luft [illegible] Kohle [illegible] Luft

Die Geschichte der Kirche, deren Luftinhalt in einer Literflasche Platz finden soll, stößt sich an der einfachen Thatsache, daß es für die Zusammenpressung eines Gases eine bestimmte Grenze gibt, nämlich das Volumen seiner Molecüle. Aus diesem absoluten Molecularvolumen ließe sich berechnen, wie viel hundert oder tausend Literflaschen nöthig wären, um den Luftinhalt einer Kirche je nach ihrer Raumgröße hineinzupressen. Eine Kirche in eine Literflasche? So läßt sich die Natur nicht vergewaltigen, nicht einmal von einem amerikanischen Professor.

Berlin. Leo Gilbert.

Johann Strauß.

(Geb. 25. October 1825, † 3. Juni 1899.)

Noch nie hat der Tod eines großen Tondichters die Wiener so tief ins Herz getroffen, wie der von Johann Strauß. Gibt es doch keinen zweiten Componisten, der mit dem Wesen und Schicksale einer Stadt so innig verwachsen gewesen wäre, wie Johann Strauß mit Wien. Und nicht nur auf einen bestimmten Kreis der Bevölkerung erstreckt sich seine Wirksamkeit, er hat sie alle beherrscht und alle Schranken durchbrochen, die sonst jeder Kunstrichtung durch soziale Unterschiede, Verschiedenheiten der Bildung und Lebensanschauung gezogen waren. Daß seine Musik Gemeingut des ganzen Volkes werden konnte, verdankte sie dem Umstande, daß ihr Schöpfer an eine allgemein menschliche Eigenschaft appellierte: an die sorglose Fröhlichkeit, die unserem Stamme in so hohem Maße innewohnt, daß sie ihn leider nur zu oft von größeren Aufgaben ablenkt. Seine Kunst gieng hervor aus der innigen Freude, deren Zauber wieder bindet, „was die Mode streng getheilt".

So kam es, daß seine Walzer überall erklangen, wo echtes Wienerthum, wo der alt-österreichische Geist sich regte, in der Burg des Monarchen, dem Palaste des Adels, dem Hause des Bürgers und in der Hütte des Arbeiters, in Gärten und Sälen, beim Scheine der Lampen und im Lichte der Sonne. Und wo sie erschallten, da hoben sich die Köpfe, schlugen die Herzen, und wenn dann ein leises Lächeln über die verklärten Mienen der Zuhörer flog, da schien es zu sagen: das ist unser Lied, das ist der Ton, den unser Geist geschaffen, den in seiner vollen Bedeutung nur unsereiner ganz versteht, und der in seiner feinen lieblichen Form für uns so spezifisch ist wie kein anderes Geistesprodukt für die Bewohner irgend einer Hauptstadt der Erde. Der Wiener Walzer war ein Unicum, wie es Kanner und der alte Strauß geschaffen und unser Johann Strauß eine Generation hindurch seinem Volk siegreich erhalten hat. Er war zugleich das einzige (leider das einzige) musikalische Kunstwerk, das der Wiener von allem Anfang an ganz zu würdigen wußte. In Mozart lag ja auch ein Stück Wienerthum, nicht minder in Haydn, ganz besonders in Schubert. Aber sie alle waren dem Wiener zunächst fremd, er verstand sie nicht gleich, sie giengen über seinen Horizont. Die Fachmusiker mußten ihm seine Heroen erst allmählich begreiflich machen, dann schlug er erst die Augen auf, spitzte die Ohren und drückte sie an sein Herz. Strauß hatte keine Mauer zu überstiegen, bevor er zu seinem Volke drang; er fand überall offene Thüren, freundliche verständige Aufnahme, und genoß noch überdies die Genugthuung, von den großen Meistern seiner Zeit nicht überlesen zu werden. Auch hierin bewahrte sich der Strauß'sche Walzer seine Universalität.

Auf dem Gebiete der Tanzmusik hatte sich die Strauß'sche Muse nicht nur bis auf die jüngste Zeit die unbestrittene Herrschaft bewahrt, sie hat auch seinerzeit, allerdings schon bei Lanner und dem Vater Strauß, geradezu evolutionär gewirkt. Das Publicum empfindet das heute kaum mehr, auch wir sind in der Lage sie, die moderne Tanzmusik historisch zu würdigen, weil es sich keine Vorstellung davon macht, wie diese Musik noch zu Anfang des Jahrhunderts ausgesehen hat. Wie plump, wie schwerfällig und complicierl hat das damals gelungen. Man braucht nur daran zu denken, daß unsere Vorfahren die Menuette, Gavotte, Allemande und Sarabande getanzt haben, und braucht sich ihren ungefähren Charakter nur aus den classischen Compositionen vorzustellen, um zu begreifen, wie der groteske Schwung, die groteske Freiheit und Leichtigkeit der Wiener Schule auf die Gemüther wirken mußten. Man denke vielleicht noch besser an Schuberts deutsche Tänze und Ecossaisen und stelle sich eine dazu gehörige Bewegung vor, dann hat man das Bild vor sich, das den Unterschied der alten von der neuen Tanzmusik vergegenwärtigt. Diese leichtere Beweglichkeit des Wiener Tanzes scheint einem internationalen Bedürfnis entsprochen zu haben, denn man kann buchstäblich, wohin man will, den Ballsaal beherrscht Strauß mit seiner Musik. Dies ist auch bemerkenswerter, als seine Melodik durchaus spezifisch österreichisch in ihrer wesentlichen war. Denke heute jemand an den Charakter lediglich als wienerisch oder nur den Alpenländern angehörig bezeichnen — mit der Einheitlichkeit des Tanzbedürfnisses ist auch die Einheitlichkeit des musikalischen Charakters verloren gegangen. Es sterbt die frische österreichische Atzenluft in den Strauß'schen Walzern, wir hören gemüthliche Töne, die bald an einen tschechischen Jodler, bald an die langgedehnten Hornrufe des Hirten, bald an das überwüthige Gepolter kraftstrotzender Gebirgsbewohner erinnert. Mit diesen Charaktereigenschaften wirkte der Wiener Walzer einmal auf das Gemüth und erweckte dort Sehnsucht und stilles Heimweh, um gleich darauf in die Füße zu gehen und mit der unwiderstehlichen Macht seines unwiderstehlichen Rhythmus die ganze Energie der tanzenden Paare zu beleben. Es war, wie Herbert Spencer sagen würde, ein Stück „surplus of vigour", das bei aller Weichheit und Feinheit der Melodik immer wieder durchschlug und den Zuhörer mit elementarer Gewalt hinriß. Ich glaube, daß in diesem letzteren Momente das Geheimniß des Erfolges liegt, den der Wiener Walzer auf dem ganzen Erdenrund gehabt hat. Wir freilich erkennen an ihm noch andere Eigenschaften. Er wirkt auf uns wie der Kuhreigen auf die Schweizer Soldaten, von denen Rousseau erzählt, daß sie bei seinen Klängen Heimweh bekamen und aus der französischen Armee desertierten. Für den Ausländer geht natürlich dieser Charakter verloren, er merkt nur, daß dieser Walzer etwas Fremdes, etwas Neues ist. Aber die innere Kraft dieser Musik übt auch auf ihn ihre Wirkung aus, ihr gegenüber ist der deutsche und englische Tanz kalt, und der französische bei aller Grazie zu verstärkt. Das ist auch der Grund, weshalb Strauß in seinen Walzern den höchsten Errungenschaften der modernen Instrumentation auswich und ausweichen mußte. Vereinzelte Versuche in dieser Richtung haben seiner Schreibweise nicht den Stempel aufgedrückt. Ihr frischer, natürlicher Ton hätte die raffinierte Farbenpracht des Orchesters, wie sie etwa Delibes so meisterhaft verwenden konnte, einfach nicht vertragen. Ich will deshalb nicht sagen, daß der Strauß'sche Walzer schlecht oder ungeeignet instrumentiert ist. Im Gegentheil, er klingt ganz ausgezeichnet, aber er mußte auch jene orchestralen Colorit einfach und natürlich bleiben, wetterfest und sonnenverbrannt, wie ein Gebirgsbewohner in seiner Lodenjoppe. Die alten Tänze waren alle für Salontoilette geschrieben (man denke an ein Menuett), Perrücken, Seidenstrümpfe, Corietts und lange Schleppen. Darum waren sie auch so schwerfällig und konnten sich nicht bewegen. Der Wiener Walzer ist ein Naturkind, das sich den Weg zum Palast erobert, weil es auch Kraft besaß, als allen andern schon der Athem ausging. Diese Naturwüchsigkeit bleibt auch die Charakterprobe sein, weshalb Strauß den Walzer nie zu einem brillanten Concertstück gestaltete wie etwa Chopin die Mazurka. Die ganze Tradition des Walzers, seine Bedeutung als Wiener Volkslied lag eben in seiner elementaren Kraft, in den heimatlichen Naturklängen, an denen Strauß einen so unendlichen Reichthum besaß. Eine Weiterbildung zum internationalen Salonstück, wie es Chopins Walzer darstellen, hätte zugleich eine Einbuße an spezifischer Charakteristik bedeutet, ja der ich Strauß nicht entschließen konnte, weil ihm das Wienerthum mit allen seinen Vorzügen und Schwächen lieber war als der lorgfältig polierte Cosmopolitismus, der sich überall anpaßt, weil er keine Individualität abgetreten hat. Als musikalischer Dialektdichter Wiens ist Strauß dem Grund und Boden treu geblieben, in dem er einmal so kräftige Wurzel geschlagen hatte. Darin lag seine Stärke. Damit ist aber auch die scharf bestimmte Grenze gegeben, die sein Talent nicht überschreiten durfte, ohne sich selbst zu verlieren. Nicht selten war daher seine elementare Kraft der Gefahr der Banalität ausgesetzt, die ihm hie und da in der Freude zum Verwurf gemacht wurde. Ein Körnchen Wahrheit lag darin, aber die mißgestalteten Früchte seines Schaffens sind im Laufe der Zeit von selbst abgefallen, und für die historische Betrachtung üben die schönsten Werke des Meisters immer einen verklärenden Einfluß auf die Beurtheilung des ganzen Mannes, der dadurch in der ästhetischen Beschädigung im Laufe der Zeiten von selbst immer höher steigt.

An manchem Todten, den Strauß — allerdings nur vereinzelt — hören wollte, mögen auch die Texte schuld gewesen sein, mit denen er gerade seine besten und berühmtesten Walzer in die Welt schickte, wie den „Donauwalzer". „Wein, Weib und Gesang" u. a. Der unglückselige J. Weil lieferte in solchen Fällen stets den haarsträubendsten Blödsinn, der für dieses Genre überhaupt zu geschrieben wurde. Die unbegreifliche „Gesangslust", die Strauß bei der Wahl dieser Texte bekundete, bedarf einer Erklärung. Er erfand nämlich den Walzer als absolute Musik und hielt ein Jahrzehnt lang daran fest, ihn ohne Worte zu componieren. Als Entschädigung als Männerchor einsingen zu können. Thatsächlich kamunerte sich weder bei der Premiere, noch nachher jemand um den Text, die wenigsten Wiener wissen, daß ihre Lieblingswalzer überhaupt einen Text besitzen, und ich bin überzeugt, daß kein einziger meiner Leser auch nur einen Satz daraus zu citieren weiß. Es ist bezeichnend, daß der Wiener Walzer seine Volksthümlichkeit erlangt hat als absolute Musik, nicht als musikalische Form eines bestimmten Textes. Er will in seiner adäquaten Fröhlichkeit genossen werden, die nicht ein Wort braucht, um sich bei den Hörer ins Ohr zu schmeicheln. Ich erwähne dies, weil ich aus Erfahrung die wenig schmeichelhafte Bemerkungen über den österreichischen Geschmack kenne die im Auslande immer gemacht werden, wenn ein unbefangener Beobachter diese Walzer genau mit den Text versieht und dann begreiflicherweise nicht ein sieht, wie diese nichtssagenden Worte in das Volksbewußtsein so

Digitized by Google

Wiener dringen konnten. Es wäre daher wünschenswert, daß diese Texte in den weiteren Ausgaben einfach wegbleiben, weil sie für uns ohnehin nie existiert haben und nur ein Rothebefehl für den Moment waren.

Noch schwieriger als bei den Walzern gestaltete sich die Wahl der Texte, als Strauß, dem starken Impuls seiner ungehemmten Erfindungskraft folgend, das Gebiet der Tanzmusik verließ und sich der Bühne zuwandte. Es war von vornherein klar, daß er einen Stoff brauchte, in dem der Tanz eine hervorragende Rolle spielen könne. Es mußte also auch die Stimmung festgehalten werden, und welcher derartige Situationen mit dramatischer Verdichtung hervorgehen. Dann erst konnte man an eine innige Verschmelzung der Musik mit dem Sujet denken. Einmal ist dies in hervorragender Weise gelungen, als Strauß die „Fledermaus" componierte. Hier hat er denn auch sein Meisterwerk geliefert. Durch seine Musik hat er dem genialen Leichtsinn des Stoffes die liebenswürdigste Seite abgewonnen, und seine absolute Natürlichkeit hat es verstanden, auch herzlichere Gemüthstöne anzuschlagen, die den Text weit über die Sphäre heben, der er eigentlich entstammt. Aber es ist leider kein zweitesmal geglückt, einen ganzen Lustspielstoff zu finden, der sich dem Naturell des Componisten in ähnlicher Weise angepaßt hätte. An einzelnen Scenen von der Höhe der „Fledermaus" hat es freilich auch in den späteren Operetten nicht gefehlt, aber die Wirkung des Ganzen stand doch immer mehr oder weniger hinter der des Meisterwerkes zurück. Ich weiß nicht, ob es der eigene Mißgriff oder das Drängen seiner Freunde war, das ihn bewog, in das Fahrwasser der damals in Mode verschollenen Operette zu gerathen und es hierin Meister Offenbach gleichzuthun oder ihn zu übertreffen. Dieses Genre paßte für unsern Strauß durchaus nicht. Er war viel zu natürlich, um die politische oder mythologische Satire, die carikierten Prinzen und Minister mit den zweideutigen Anspielungen des Textes zu vertonen. Die Hofluft paßte für seine Muse nicht, und wenn er sich gewaltsam in ihr zurecht zu finden suchte, so wurde er unsicher, verlor den künstlerischen Boden und arbeitete sogar auf den Effect hinaus, auf große Schlager, die jene momentan wirksam waren, aber doch das ganze Werk von der ästhetischen Höhe herabdrückten. In seiner eigenen Domäne wäre ihm das nie widerfahren, denn er hatte immer viel zu viel zu sagen, als daß er es nöthig gehabt hat, mit kleinlichen Nebenzwecken zu arbeiten. Strauß und alle seine Nachahmer haben es in der Operette versäumt, eine eigene Individualität herauszuarbeiten die „Fledermaus" ausgenommen, wie sie der Wiener Walzer den fremdländischen Tänzen gegenüber behauptet hat. Sie haben immer die Franzosen nachgeahmt, für deren Zwecke sie die Mittel nicht besaßen, und zu denen auch die Bedingungen fehlten, die seinerzeit unter Napoleon III. die satirische Operette schufen. Zur Persiflage war Strauß eine viel zu weiche Künstlernatur, dazu war auch seine Erfindung zu volksthümlich und gemüthvoll. Meiner Ansicht nach riß ihn seine Begabung in eine ganz andere Sphäre. Ich habe oben erwähnt, daß seine Weisen aus den österreichischen Bergen zu kommen schienen. Dorthin hatte auch das szenische Bild seiner Bühnenstücke verlegt werden, aus ihrem Leben hätten auch die Charaktere und Situationen kommen müssen. So eine Operette im Sinne der Anzengruber'schen Volksstücke oder der Novellen von Rosegger, vielleicht mit dem Autor selbst als Textdichter, das wäre die Aufgabe gewesen, die keiner so vollendet durchzuführen berufen gewesen wäre, wie er. Da hätte sich seine Begabung ausleben können, so wie sie war, das wäre auch ein specifisch österreichisches Werk geworden, dem keine andere Nation etwas Aehnliches hätte an die Seite stellen können.

Doch wozu die Phantasien über alles das, was hätte kommen können und sollen? Stehen wir doch jetzt an dem Grabe des Meisters, beklagen wir doch in dieser Stunde den Hingang eines Typus des Wienerthums, eines Symbols des altösterreichischen Wesens. Das ist es, was uns heute doppelt traurig stimmt. Wenn sich das Grab über Johann Strauß geschlossen hat, dann wissen wir sehr wohl, daß die alten Traditionen, die er vertrat, ihm lange dahin vorangegangen sind und daß wir von einer Zukunft leben, die uns hinderter ist als je. Wir wissen auch, daß es mit dem Wiener Walzer vorbei ist. Strauß hatte ihn erlauben dürfen, noch durfig Walzer zu schreiben, die alle in deutschen Zeh verfallen waren, wir hatten sie noch immer gerne gehört. Aber ein anderer durfte sich das nicht erlauben. Er müßte entweder etwas ganz Neues bringen oder er dürfte den Mund überhaupt nicht öffnen. Es ist auch die Frage, ob der abfinkate Walzer noch in Zukunft das Wiener Publikum bleiben wird, wie er es einst war. Die Zeit ist vorüber, wo die Wiener nichts anderes tun durften, als die Heroen der Tanzmusik zu bewundern. Sie werden nicht mehr wiederkehren. Das Bild der Stadt hat sich verändert. Die alten Walzerweisen sind gefallt vor neue Gestalten zu erwachen und Fortsetzung und zur Sprache zu kommen. Der Wiener kann nun nicht mehr ausschließlich seinem Schicksal [illegible] Walzer [illegible] Verhältnissen [illegible] Walzer [illegible] Wiener [illegible] Walzer [illegible] Wiener [illegible] Walzer [illegible] Wiener

Hier nun werden sie von den großen Sommerausstellungen ergänzt. Diese großen Ausstellungen werden in Zukunft thatsächlich ohne Anleihen bei den Kleinen nicht mehr auskommen, aber man kann solche Anleihen auch in allen Ehren machen. Wie es in der Literatur neben den gewiß recht überflüssigen Plagiatoren recht nothwendige „Profiteurs“ gibt (Goethe war ein solcher Profiteur), so auch im Ausstellungswesen. Die diesjährige „große Berliner“ bringt, wo sie versehentlich Gutes bietet, Plagiate: die Ausstellung der Secession bleibt selbständig, trotz aller Herübernahmen. Etwa 300 Kunstwerke finden wir hier, über 2000 dort. Aber während die 2000 so ziemlich nichts zu sagen haben, unterrichten uns die 300 in einer ruhigen, zusammenhängenden Art über das, was die Ausstellungen der Salons nur andeutungsweise, epigrammatisch gleichsam, sagen konnten.

Berlin. **Willy Pastor.**

Sokrates.

Noch immer will die seltsame Gestalt des Sokrates die Menschen nicht in Ruhe lassen. Ich habe schon einmal erzählt,*) daß seit ein paar Jahren in unserer Stadt ein Club von Jünglingen besteht, die unter seinem Namen, nach seiner Methode zu leben gewillt sind, eingedenk, daß es „für einen guten Mann kein Uebel gibt, weder im Leben noch im Tod“, und daß unser Thun und Leiden „nur ein bloßes Spiel, παιδιὰς χάριν“ ist. Ob nun diese Gesinnung besonders sokratisch oder nicht eher allgemein griechisch ist, ob nicht vielleicht zur Zeit des Perikles alle schon solche Artisten gewesen sind, dies wollen wir nicht so genau nehmen. Wundern wird man sich doch, daß er nach so vielen hundert Jahren, nachdem inzwischen achtzig Geschlechter aufgestanden und abgegangen sind, noch immer verlockend und bethörend unter uns am Leben ist. Wer unter uns sucht und gewiß werden will, hat noch immer bei ihm seinen Curs durchmachen müssen, so oder so, zustimmend oder abwehrend, um Ja oder Nein zu sagen. So jetzt wieder Herr Richard Kralik, der auf einmal mit einem Buch über Sokrates**) kommt. Herr Kralik ist ein Wiener Autor, der nur einer kleinen Gemeinde bekannt ist und damit sogar ein bißchen kokettiert. Er will nicht mit der Menge gehen, er sondert sich ab und strebt aus unserer ganzen Zeit weg. Wohin, erfährt man freilich nicht recht. Er wird zur ewigen Poesie gezählt, scheint aber nicht katholischer zu sein, als es jede romantische, vage schmachtende Natur heute ist. Im Ganzen macht er einen ungewissen und unfreien Eindruck. Doch kann man nicht leugnen, daß er sich mit Ernst und Eifer um die großen Dinge der Menschheit zu bemühen scheint. Dies soll uns aber genug sein.

Sein Buch beschreibt das Leben des Sokrates und die Begebenheiten in seiner Stadt, genau nach den alten Berichten, ohne etwas beweisen, ohne irgend, in der Art jener neusokratischen Jünglinge, für seine Lehre agitieren zu wollen. Nein, es genügt ihm, eine Chronik Athens von 469 bis 399 zu sein, die uns alle Daten gibt. Am Ende steht der sonderbare Weise wieder vor uns, da, wie er auf dem Markte in der Menge gestanden ist, schmutzig und doch edel, mit schlauen Worten wie ein Advocat und doch einem Priester ähnlich, geschwätzig und spöttisch mit bösen Zweifeln spielend und doch ein ernster, reiner Vorsätze sicherer Mann, leidend wie ein Nadulist und dann wieder mild, besonnen und gerecht, aller Unarten seines Volkes und aller Tugenden voll, aber doch wie ein Fremder, bald mit der heißen Andrucht des ganzen Griechenthums, bald wie ein Apostat, ein Gespöt und ein Abgrund, kowisch und empörend, erhaben und liederlich, groß und gemein, so mächtig und gefährlich, daß wir den Altkibiades begreifen, der ihn liebt und doch vor ihm flieht, ja manchmal wünscht, er wäre nicht mehr unter den Menschen. Welch ein Räthsel, welch ein Geheimnis! Und da tritt auch die Frage wieder auf, ob es nicht doch gerecht gewesen ist, daß ihn die Athener in den Tod geschickt haben. Oder sagen wir so: ob wir nicht selbst in jenem Rathe, weinend und die Hände ringend, doch als gute Griechen ebenso stimmen hätten müssen.

Die große Macht des griechischen Lebens in die Polis gewesen***) Wir denken uns, daß der Staat um den Bürger da ist; damals war der Bürger für die Polis da. Sie hatte keinen anderen Zweck als sich selbst, er war ihr Mittel und Organ. Der heutige Staat ist eine Anstalt, die Polis war eine Person, größer und mächtiger, als es je eine menschliche sein kann, durch Dichter Alter geheiligt, ein fast göttliches Wesen. Der Bürger hatte gleichsam nur ihre Hand sein. Ohne sie war er nicht zu denken, er hatte sich vergeblich. Er wußte noch gar nicht, daß ein Mensch sie und allein auf der Welt sein kann, er lebte nur durch die Polis, er lebte nur für die Polis. Ihr Herz war es, da in ihm kühn, ihre Gedanken dachte er aus und ihren Willen vernahm er aus seinen Trieben. Er hatte nichts, was ihm nicht von der Polis gegeben war; von ihr empfieng er sich selbst, nichts gehörte ihm allein und niemals sollte er sich eines eigenen Gefühles vermessen. Dies zu verhindern, sind die Mythen, die Mysterien und die Kunst des tragischen Dichters wie des Bildhauers erfunden worden. In den Mythen kommen die Werke und die Thaten ganzer Geschlechter in langen Zeiten einem einzelnen Helden zu, der eben den Sinn der Stadt darstellt, und aus den Wanderungen vieler Stämme wird durch sie eine Reise eines Königs oder Kriegers. Dies soll heißen, daß der einzelne Bürger mit seinen Thaten verschwindet, indem sein ganzes Leben, ja das Leben ganzer Familien zuletzt nur einen Moment in der höheren Existenz der Polis gibt. Was in hundert Jahren tausend Menschen geschehen ist, lesen wir in den Mythen den einzelnen Helden leben oder thun, damit in den Nachkommen die Erinnerung sich erhalte, daß die Vielen mit allen Begeisterungen oder Entzweiungen, Wundern oder Freveln doch immer nur dasselbe Wesen sind, und was jeder Bürger für sich zu thun oder zu leiden vermeint, doch immer nur das ewige Schicksal des Ganzen, eben jener himmlischen Gestalt der Polis ist. So sollen die geheimen Sünden der religiösen Feste dem Einzelnen sein eigenes Bewußtsein entreißen, bis er sich in Krämpfen und Verzückungen vergißt, selber nichts mehr, sondern nur noch ein rauchendes und dampfendes Stück einer alten, ewigen, unmenschlichen Leidenschaft ist. Sehen wir uns die Darstellungen dionysischer Züge an, so fühlen wir mit, wie da der Jüngling oder das Mädchen, vom großen Rausch der heiligen Schar ergriffen, sich selbst nicht mehr horen kann, sondern nur den Schlag der Erde, die Säfte der Bäume und den Trieb der ganzen Menschheit in sich klopfen spürt. Sie werfen dann den Kopf zurück, wie um sich selbst abzuwerfen, die Hände schlagen sie blutig zusammen, um durch den Lärm das Eigene zu betäuben, und wenn sie schwärmen, sind sie wie unter sich und mit allen Blumen und selbst mit den Steinen verwachsen. Und so nimmt die Kunst des tragischen Dichters dem Einzelnen sein Gesichte und die Kunst des Bildhauers nimmt ihm sogar sein Antlitz und seine Gestalt weg. Was einem Einzelnen geschehen ist, zeigt ja der tragische Dichter so, daß wir es empfinden, als ob es uns Allen geschehen wäre. Er lehrt uns, daß, was der Einzelne für sein eigenes Leid hält, nur das ewige Gesetz ist, das über Allen waltet. Von der Kunst der griechischen Bildhauer aber sagen wir, daß sie nach dem Typischen strebe. Das heißt: sie löscht an Einem das Persönliche gelten, sie wischt aus, was er für sich allein hat. Anders als die Anderen zu sein, gilt ihr für häßlich. Wenn sich der Einzelne vom Gemeinen trennt, hat er das Beste verloren. Schön ist nur, was in Allen ist. Den alten Gott des Ganzen darzustellen, ist der Mensch da. Die alte Polis ist es, die sich in den Geschlechtern immer wieder verjüngt und immer neue Gestalten annimmt, selbst immer die alte. Um dies festzuhalten, sind die Griechen so kriegerisch gewesen, immer, wenn nach langer Ruhe der Bürger sich eben anschickt, für sich zu leben, rufen sie den Feind herbei: damit in der Noth, unter der großen Gefahr der Einzelne sich wieder vergessen, wieder in den Schatten des Volkes zurücktreten will. Alle Griechenthümer, Religion und Kunst, Könige und Helden, Priester, Dichter und Künstler haben keinen andern Sinn, als die Polis gegen das „Individuum“ zu schützen. Die ganze Geschichte der Griechen kann man am Ende dahin definieren: daß sie das Aufkommen des „Individuums“ verhindern will.

Und nun tritt mit Sokrates das erste Individuum auf. Das ist seine Mission. Er stellt sich gegen die Polis hin als einer, der auch da ist, neben ihr, ja ohne sie, selbst eine Person wie sie. Das ist das Ungeheure seines Lebens. Er bringt etwas unter die Menschen, was vor ihm niemals laut geworden ist und was nach ihm nicht mehr stumm werden wird: die Stimme des Einzelnen. Er trägt sein eigenes Gesetz in sich. Das hat es vor ihm niemals gegeben. Vor ihm hatte der Einzelne kein Recht: die Polis gab ihm das Recht, die Polis konnte es ihm nehmen. Nun kommt einer und stellt gegen die Polis eine neue Macht auf: seine Vernunft. Das ist eine Kunst. Die macht jeder Dumm sein will. Das ist das Ende des griechischen Lebens. Das ist der Anfang einer Revolution, die noch immer nicht beschwichtigt worden ist und vielleicht nicht mehr zu beschwichtigen ist. Alles, was seitdem geschieht, ist der Streit zwischen dem Individuum, das durch ihn lebendig geworden ist, und der Polis, die doch in der Tiefe in der Menschen nicht sterben kann.

Darum will die seltsame Gestalt des Sokrates noch immer den Menschen nicht weichen. Sie fühlen, daß wir alle noch immer an Sokrates leiden; daß nur wir haben alle am Individuum! Wir möchten Griechen sein und können es nicht, weil wir keine Polis haben. Wie aber soll eine Polis möglich sein, wo in jedem Bürger der Sokrates aufgestanden ist? Sie müßte mächtiger sein, als jemals eine gewesen ist, und keine Macht zu bezwingen.

Hermann Bahr.

*) Siehe: Ein Sokrates-Verein. (Zeit vom 27. Mai 1899.)

**) Richard Kralik: Sokrates. Wien 1899. Verlag von Carl Konegen.

***) Diese Gedanken sind von Fustel de Coulanges in seinem Buche „La cité antique“ ausgesprochen worden. Ich habe sie hier nur in meiner Weise wiedergegeben.

Digitized by Google

Die Woche.

Politische Notizen.

Ist! Nicht nur die Politik, sondern auch der officiös so hoch gerühmte „Patriotismus“ des Ministeriums Thun-Kaizl ist nur Papier. Wie alle die im Verlaufe dieser fünfzehnt Jahre in den Blättern angekündigten und wieder abgelagten großen Staatssactionen dieses papierenen Ministeriums, so scheint auch seine patriotisch-tutan-tigente Haltung gegenüber der Czell'schen Formel nichts als eine Zeitungsente gewesen zu sein. Sie ist nun vier Wochen in den officiösen Blättern sast aller Parteirichtungen angekündigt worden, sie hat als etwas Unerwartetes so sensationell gewirkt, wie die Entdeckung einer neuen Erschlange, und jetzt wird sie auch eben wieder abgelagt: die Regierung — heißt es — nimmt die Bedingungen, die ihr der Herren v. Czell und Kosstuth dictieren, an und bleibt. Es gibt Aäther mit sechs Füßen, Schweine mit zwei Köpfen und Fische, die fliegen: aber ein österreichischer Minister, der schwanken wiederholt, wenn er vor die Wahl gestellt ist zwischen Patriotismus und Portefeuille, wäre ein noch selteneres Naturspiel.

*

Der stärkste Vorwurf, den die officiösen Patrioten aus allen Parteifagern dem Herrn v. Czell machten, war der, daß er seiner Zeit seine Formel mit der ungarischen Opposition vereinbart habe, ohne vorher die österreichische Regierung um ihre Zustimmung auch nur gefragt zu haben. Und was thut Herr v. Czell jetzt, nachdem er diesen Vorwurf tausendmal gehört hat? Er besteht zuerst Herrn Kosstuth, vereinbart mit ihm eine neue, nur unwesentlich modificierte Formel und, nachdem alles in und fertig ist, reist er nach Wien, um — das Minimum Thun-Kaizl abermals ungefragt links liegen zu lassen. Dieser Herr v. Czell scheint doch einen unverbesserlich hohen Respect vor den Herren Graf Thun und Kaizl zu haben. Wenn ich der Staatsanwalt wäre, ich würde sofort den Herrn v. Czell wegen Aufreizung zu Haß und Verachtung gegen die österreichische Regierung einsperren lassen.

*

In Ungarn verhandelt die ungarische Regierung über die höchsten Reichsinteressen direct mit Kosstuth, in Oesterreich traut sich nicht einmal der große Disciplinensaum Graf Thun, geschweige denn die Regierung den Herren Schönerer auch nur derbaßt anzuschnauzen. Schönerer oder Kosstuth — das ist die Frage. Und die Antwort lautet: Kosstuth! Wenn schon die Personalunion herbeigeführt werden soll, so soll auch daran ein Ungar das Verdienst und Ungarn den Vortheil davon haben. Die Ungarn werden doch den jeder Gelegenheit protegiert, selbst bei der Destruction.

*

Wenn wirklich die neue Czell'sche Formel in Oesterreich auf Grund des § 14 in Kraft gesetzt werden sollte, so könnte statt der bei parlamentarischen Gelegenheiten üblichen Einleitung „Mit Zustimmung des Reichsrathes“ die betreffende Notverordnung wahrheitsgemäß mit den Worten beginnen: „Mit Zustimmung des Herrn Franz Kosstuth ...“

*

Wie eyclische Skalter melden, soll Graf Thun beabsichtigen, „zur Befestigung seiner Position“ eine Tochter des Fürsten Lobkowitz zu heiraten. Dazu ist zu bemerken: Erstens ist das Staatsmännische Gleme nicht erblich; zweitens ist Fürst Lobkowitz gar kein Gleme; drittens, selbst wenn Fürst Lobkowitz ein Gleme und das Gleme erblich wäre, so gibt es doch selbst für die weitestgehenden Erblichkeitstheoretiker nur eine Erblichkeit zwischen Blutsverwandten, aber daß der Schwiegersohn die wesentlichen Charaktären des Schwiegervaters erbt, davon hat man noch nie etwas gehört. Deswegen kann ich nur selbst von dem neuesten staatsmännischen Heirathsplan des Grafen Thun für das Wohl ergeben Oesterreichs nicht viel versprechen.

*

Der Präsident des k. k. Handelsministeriums, Baron Chlumecky, hat unlängst mit dem Grafen Thun eine zweistündige Conferenz gehabt. Sollte der gute Mann etwa beabsichtigen, den Grafen Thun zu exportieren? Das wäre die wohlthätigste Exportaction, die das Handelsministerium je unternommen hatte. Sollte sich wirklich irgendwo in einem überseeischen Land eine „Nachfrage“ nach abgewrackten Staatsmännern zeigen haben, wir könnten Tausende von ihnen dem Kaiserlowner der Reine exportieren. Die Ungarn beteuren bekanntlich einen schwungvollen Außenhandel und Wandern, und wir wurden dann einen solchen Handel mit geborenen Staatsmännern creiren. Das wäre so ungefähr die „Parität“.

*

Das Executiv Comité der Rechten, welches, seitdem wir kein Parlament mehr haben, auch mit auf dem Papier nicht, hat sich durch den vorgestrigen Patriotismus des Ministeriums Thun-Kaizl veranlaßt gesehen und in der damals Czell freundlichen Absicht am 22. Mai mit dem folgenden Beschluß zu Hilfe gekommen:

„Das Executiv Comité befindet vollständig den von der Regierung in den dermaligen Verhandlungen in und Ungarn eingenommenen Standpunkt und ist bereit, die Regierung bei diesen Actionen gegen jeden Angriff in jeder Weise zu unterstützen.“

Wenn nun, wie kein vernünftig allgemein angenommen wurde, die Regierung diesen Standpunkt und die „Action“ vollständig aufgegeben hat, dann das Executiv Comité der Rechten, welches, seitdem wir kein Parlament mehr haben, auch mit auf dem Papier nicht, hat sich durch den vorgestrigen Patriotismus des Ministeriums Thun-Kaizl veranlaßt gesehen, auch in der damals Czell freundlichen Absicht am 22. Mai mit dem folgenden Beschluß zu Hilfe gekommen:

„Das Executiv Comité befindet vollständig den von der Regierung in den dermaligen Verhandlungen in und Ungarn eingenommenen Standpunkt und ist bereit, die Regierung bei diesen Actionen gegen jeden Angriff in jeder Weise zu unterstützen.“

Dann könnte das Executivcomité auch jeden „Umfall“ der Regierung unbehindigt mitmachen.

*

Nachdem ich am 22. April in dem Artikel „Nervus rerum“ darauf aufmerksam gemacht hatte, daß das § 14-Regime an Geldmangel zur Bestreitung des sogenannten Investitionsbudgets zu laborieren beginne und deswegen in den Ministerien für das Jahr 1900 doppelte Budgets, ein weiteres für den Fall parlamentarischer Bewilligung und ein engeres für das parlamentarische Regime, aufgestellt werden sollen, brachte die „Neue Freie Presse“ am 5. Mai, sehr verclausuliert, ein officiöses Dementi dieser Nachricht, in dem die Gehässige des Finanzministeriums geschildert und geschlossen wurde, daß sich „deshalb die vielfach verbreitete Nachricht“ von dem doppelten Budget „kaum bestätigen dürfte“. Nun klagt sie wieder an, sich zu blamieren. Die „Neue Freie Presse“ selbst meldet am 7. Juni, daß im Staatseisenbahnrath officiell mitgetheilt wurde, daß „über die Bedeckung des Investitionsbedarfes des Eisenbahnministeriums für die nächsten Jahre (von 1900 angefangen) verhandlungen noch kein Beschluß gefaßt“ worden sei, weil „die Finanzverwaltung über die Fundierung des gesammten Investitionsprälminares der nächsten Jahre“ noch nicht schlüssig geworden sei. Also, die p. t. Finanzverwaltung weiß heute, Mitte 1899, selbst noch nicht, woher sie (im parlamentlosen Zustand) auch nur das Geld für die nothwendigsten neuen Locomotiven und Waggons der Staatsbahnen im Jahre 1900 hernehmen wird, und wenn sie nicht der Graf Thun, der's ja kann, vielleicht aus seinem Privatvermögen die lumpigen paar Millionen dafür herleiht, ist auch nicht einzusehen, wo sie das Geld herzunehmen soll. Da dürfte sich denn doch noch und noch die „vielfach verbreitete Nachricht“ von dem doppelten Budget bestätigen und nicht das bei Gelegenheit des § 14-Regimes so sehr muthig abtengnende Kaizl officiöse Dementi der „Neuen Freien Presse“ vom 5. Mai.

*

Zur Entschuldigung der „Neuen Freien Presse“ glauben manche Leute anführen zu sollen, daß sie dem Herrn Dr. Kaizl so gefällig sei, weil sie von ihm so gute Informationen erhalte. Wie aber die vorstehende Anseinanderlegung neuerdings gezeigt hat, sind die Informationen, die Herr Dr. Kaizl der „N. Fr. Pr.“ gibt, falsch. Wofür ist also die „N. Fr. Pr.“ dem Dr. Kaizl so gefällig? Um falsche Information zu erhalten? Braucht sie sich erst um Dr. Kaizl zu bemühen, der kann sie, wie jeder Wiener weiß, ohne irgend welche Gegenleistung auch der „Frau Blaschke“ haben.

*

In einem Artikel über den aristokratischen Bubenstreich von Auteuil schreibt das „Neue Wiener Tagblatt“:

„Weil der arme Roturier sich besser dünkt, wenn er mit einem Aristokraten umgehen, und glücklicher, wenn er ihn gar duzen kann, nur darum haben heutzutage so viele eine Art Scheu, sich zu bekennen. mehrere Familienmannen zu tragen und sich einbilden, hoch über der gewöhnlichen Menschheit zu stehen . . . Diese Leute bedauern es am meisten, daß es in Frankreich kein Königthum mehr gibt, das sie nicht doch recult, sondern öffentlich, in ganz officieller Form, in ihren Stellungen bestätigen würde. Dann wären sie es eben, denn wären sie des Vergnügens nicht beraubt, ihre Nutzlichkeit in goldenen Gewanden paradieren zu lassen und in der Einbildung zu leben, als seien sie auf die Welt gekommen, um die Anderen, die sich nur durch Fleiß, durch Tugend, durch Tüchtigkeit ihre Plätze erobern können, in hochmüthiger Weise zu beherrschen.“

Sehr schön gesagt! In Frankreich sind „diese Leute“, die Aristokraten, glücklicher Weise des „Vergnügens“ u. s. w. beraubt“. Es gibt aber ein anderes Land, in welchem sie dieses Vergnügen noch nicht beraubt sind, in welchem sie noch thatsächlich „nicht bloß ocrult, sondern officiell, in ganz officieller Form, in ihren Stellungen bestätigt“ sind und „die Anderen in hochmüthiger Weise beherrschen“. Dieses unglückliche Land heißt Oesterreich. Und dieses Land ist doppelt unglücklich, weil es, außer den bevorrechteten Aristokraten, auch noch Roturiers besitzt, die glücklich sind, wenn sie mit einem Aristokraten umgehen oder auch nur die politischen Adjutoren von privilegierten Gesellschaftsclassen journalistisch vertreten dürfen. Und gerade solche Roturiers trieben in der Redaction des nun für Frankreich demolirtstehen, für Oesterreich aber gar nicht demolratischen „Neuen Wiener Tagblatt“. Das ist die specifisch österreichische Komik der Menschen, die uns in unserem Unglück noch heiter erhält.

*

Jetzt ist also die „Zeit“ wieder dreimal hintereinander zum Fenster hinausgeflogen. Das gleiche Schicksal ist ihr am 2. September 1898 wider fahren, als die Regierung, die damals plötzlich entdeckt hatte, daß sie bei den Abmachungen mit Bosnien um die Landesvertheidigung vergessen hatte, in plötzlicher Laune war. Jetzt wieder war die Regierung durch die Czell'sche Formel in Zahnweh gekommen. Es scheint eben, daß die „Zeit“ immer Pech hat, wenn es dem Ministerium schlecht geht. Es sind die Confirmationen der „Zeit“ als politisches Barometer, welches mit die Beständigkeit all' der schwankenden Zustanden des Ministeriums verrath gerade, wenn die ominösen Wetterprophezeien am lautesten sind. Sonnenschein prophezeien sie dann sicher. Dr. Kaizl aber die Hoffnung nicht aufgeben, daß sie doch einmal richtig sind und daß dann auch er [illegible] Sonnenschein [illegible] Sonnenschein [illegible] Sonnenschein

Volkswirthschaftliches.

Die Eingabe des Industriellenclubs an die österreichische Regierung in der Ausgleichsfrage, in welcher er die Zollerneuung einer weiteren Verschleierung der Ausgleichsbedingungen verlangt, ist von Interesse, weil sie zeigt, dass man endlich auch hierzulande einzusehen beginnt, dass das Petitionieren bei den Ungarn um einen günstigen Ausgleich nicht der richtige Weg ist, einen solchen zu erlangen. Das Vorgehen Oesterreichs und Ungarns in der Ausgleichsfrage war bisher zu vergleichen mit zwei Wohnungsmietern, die von ihrem Hauberren einen neuen Tisch gesetzt verlangen, und von denen der eine sagt: „Entweder du setzest mir den Tisch oder ich ziehe aus“ und der andere: „Um Gotteswillen, ich mag nicht ausziehen, aber setz' mir den Tisch.“ Es ist klar, dass der erste Mieter mehr Chancen hat, den Tisch zu bekommen. Insbesondere, wenn Aussicht, das gemeinsame Zollgebiet, die gemeinsame Bank liegen im Interesse Oesterreichs wie Ungarns. Wer mehr Interesse daran hat, das wird schwer zu entscheiden sein. Aber Ungarn stand taktisch immer auf dem Standpunkt: „Entweder du gewährst dies und jenes, oder ich zieh' aus, ich kündige dir das gemeinsame Zollgebiet“ und Oesterreich, die Regierung, die Industriellen und die Presse hörten nie auf zu schreien „Um Gotteswillen nur kein getrenntes Zollgebiet, aber die Ungarn sollen uns das und jenes concedieren“. Auf die Art war die Sache nicht zu machen und sie ist gehörig verpfuscht worden. Und sie wird noch immer verpfuscht. Der Mittelpunkt der Ausgleichsfrage ist jetzt wie fast die ganze Ausgleichsfrage hindurch die Bankfrage. Ungarn will das neue Bankstatut und zwar auf elf Jahre, Oesterreich kann das nicht concedieren — übrigens, wir wollen nicht vorgreifen, österreichische Minister können bekanntlich alles — und sofort finden sich ungarische Stimmen, welche erklären: Wenn ihr nicht nachgebt, so lösen wir die Bankgemeinschaft.“ Das ist selbstverständlich nicht ernst gemeint, denn, wenn den Ungarn die Bankrennung so gleichgiltig wäre, so würden sie sich nicht für die Verlängerung des gemeinsamen Bankprivilegiums auf elf Jahre gegenüber dem österreichischen Vorschlag von nur sechsen einsetzen. Aber in Oesterreich ist man pflichtschuldigst aufgeregt. Und die „Neue Freie Presse“ hat soeben, voraussichtlich Sonntag, einen eingehenden Artikel gebracht, warum die Bankrennung im gemeinsamen Zollgebiete unmöglich sei. Da werden eine Reihe von Schwierigkeiten aufgezählt, welche durch die Lösung einer Gebührenverrechnung in der beiden Reichshälften zugrunde liegt. All diese Schwierigkeiten sind durchaus nicht unüberwindlich und jedenfalls betreffen sie Ungarn genau so, wie Oesterreich. Also welchen Grund haben wir hier, uns über die Frage der Bankrennung mehr den Kopf zu zerbrechen, als Ungarn, zumal es sicher ist, dass die Vortheile der gemeinsamen Bank fast ausschließlich Ungarn zukommen. Wenn es gilt, günstige Bedingungen für die gemeinsame Bank zu erzielen, so haben wir mindestens so viel Ursache mit der selbständigen Bank zu drohen, wie die Ungarn. Und wenn einer gar zu ängstlich ist und fürchtet, das Treiben könnte bis zu dem Ende dem Lande schaden, so muss beim gemeinsamen Zollgebiete getrennte Barken bringen, so möge auch der sich mit dem Gedanken beruhigen, dass die Errichtung und Organisierung zweier selbständiger Banken nicht im Handumdrehen gemacht wird, und dass das Jahr 1903 herankommen dürfte, ehe dieselben bereitgestellt sind. Und inzwischen würde uns die gemeinsame Bank nach dem alten Statut verbleiben.

Zur österreichischen Exportfrage verdient folgender kleiner, aber bezeichnender Vorfall allgemein bekannt zu werden. Das Consulat in Sidney hatte das Handelsministerium darauf aufmerksam gemacht, dass sich für die österreichisch-ungarische Waffen-Industrie ein lohnendes Absatzgebiet in Australien darbieten würde, da bei den Australiern das Waffentragen allgemein ist. Diese Mittheilung wurde durch die meiste österreichische Handelskammer der Gewehrfabrik der Büchsenmacher in Wien zur Kenntnis gebracht. Diese antwortete jedoch, dass die Sache in der Generalversammlung der Gesellschaft zur Sprache gekommen sei, dass aber keines der anwesenden Mitglieder die Genugthuung behandet habe, sich mit den Australiern auch nur einlassen zu dürfen. Das ist eine reichische Unternehmungsgeist! Und da soll man einen Export schaffen! Wenn schon die einzelnen Fabrikanten die Speisen der Entdeckung eines Aeriedens mit Mutterlager geschent hatten, so hatte doch die Gesellschaft auf gemeinsame Kosten einen solchen entdecken können. An diesem Beispiel kann man übrigens sehen, wie sehr Handelsindustrie, von denen Baron Chaumi traumt, schwer zu bilden sein werden.

*

Die Wiener Börsekammer hat vom Finanzministerium kürzlich eine Note erhalten. Anlass gaben die Finalwahlen, welche an der Wiener Börse ein absolutistisches Protectionsschaoke sind. Die Auswahl unter den Candidaten, welche die Prüfung bestanden haben, wird in Barrierung eines bekannten Sprachwitzes nach dem Grundsatz: Beliebeeli die meinen Linden, besonders ich meinen Linden, getroffen. Eine jede andere Art der Wahl, am meisten die Entscheidung unter den Candidaten, welche die Prüfung bestanden haben, durch das Los, wäre entschieden vorzuziehen. Die mannigfache Auge in alle Welt verbieten, und es wäre gegen sie genau nichts einzuwenden, wenn sie thatsächlich durch die Einrichtung aber die Protectionswirksamkeit besitzt wäre. Leider ist dem aber nicht so, sondern man weiß, dass die Entwicklung dahin geht, dass zwar Candidaten, welche von ein paar Verlaufen in den Minimalien und ein paar hochgeborenen Herren und Damen protegiert waren, sich nicht unter den Auserwählten befanden. Um diese beide Herren, die gewiss nicht mehr, eher weniger Anrecht auf Zulassung hatten als die Mehrzahl der examinierten Senate, noch nachträglich zu beforderit, hat das Finanzministerium erst kürzlich die Vorsitzkammer in einer Audienzzahl zu protestieren, und dann, als die Vorsitzkammer sich aus doch nicht dazu verstehen konnte, das Präsidium wenigstens eine Frage und die Theilung einer Entscheidung der Vertrauenswürde vom Finanzminister gestellt hatten. Wenn alles Protection gemacht werden soll, erscheint die Protection der Protectionisten einer unteren Vertrauensclientel nicht mehr Protection, sondern Protection, sondern sie muss Selbstzweck sein, wenn sie nun Selbstzweck sein soll, dann ist sie nicht mehr

Wilhelm Kuhnle: 1. Vier Jahre unschuldig in württembergischen Irrenanstalten. 2. Noch einmal der Fall Kuhnle, ein Appell an die Gewissen. Stuttgart, Robert Lutz, 1894 und 1899.

Ihering erklärt es für die Pflicht jedes Staatsbürgers, ein Recht, das ihm streitig gemacht wird, durch alle Instanzen zu verfolgen, bis er es erstritten hat. Die modernen Übrigesinn sind anderer Ansicht; wenn der herrschende Rechtssache nicht zur herrschenden Kaste gehört, erklärt man ihn für einen Querulanten, und kann man ihn nicht ins Gefängnis bringen, so sperrt man ihn ins Narrenhaus. Wie die naive Wendung „unschuldig in Irrenanstalten" zeigt, hat man sich in Schwaben schon daran gewöhnt, die Irrenanstalten als Nachtigallenzimmer der Pariser Bastille anzusehen. Die Soziologie wird das am Ende ganz in der Ordnung finden, denn, sagt sie, was sich seinem Milieu nicht anpaßt, wird ausgeschaltet, und Ungerechtigkeit gehört nun einmal zum gesellschaftlichen Milieu. Der Fall Kuhnle ist in der Nummer 96 dieser Zeitschrift (vom 16. Juli 1898) ausführlich erzählt worden. Der Bauer Kuhnle wurde 1879 bei der Schlußbeeinkunft in Beutelsbach grausam gemißhandelt, weil er zu den Gegnern des siegenden Candidaten, Schöd, gehörte, und dann, anstatt Genugthuung zu erlangen, noch wegen Widerstandes gegen die Staatsgewalt bestraft. Er beruhigte sich dabei nicht, wurde in eine Irrenanstalt gebracht, darauf entmündigt, seine Frau Witb gehetzt, zum Irrenanstalt eingesperrt und endlich durch das unmittelbare Eingreifen des Königs befreit. Der Buchhändler Lup veröffentlichte die Leidensgeschichte des Mannes, und dass wegen dieser Schrift, in der einer Reihe von niederen und hohen Verwaltungs-, Justiz- und Polizeibeamten der gröbste Pflichtverletzungen vorgeworfen werden, der Staatsanwalt weder gegen den Verleger, noch gegen den Verfasser einzuschreiten wagte, das beweist aufs schlagendste die „Unschuld" des „Irren". Nur der Schultheiß Schöd klagte, von der Regierung gedrängt, wegen Beleidigung gegen Lup, und erlangte dessen Verurtheilung, indem er zum Schwur zugelassen wurde und Auslagen bekwor, die dann Lup öffentlich als Meineide bezeichnen durfte, ohne ein zweitesmal angeklagt zu werden. Charakteristisch für die „Ehrbarkeit" der amtlichen Schwabenspitisser ist es, das Schöd bloß wegen der ihm zugewogenen Verletzungen seiner Amtspflicht klagte, dagegen in dem Vorwurf, er habe, selbst verheirathet, mit einer verheiratheten Frau im Ehebruch gelebt und, um es bequemer zu haben, deren Mann nach Amerika befördert, nichts Beleidigendes finden konnte. Was bei dem Schöd'schen Prozesse zutage kam, konnte so günstig für Kuhnle, dass dieser sich erneuerdings klagte, die Wiederaufnahme, die Verhaftung, der Prozess wurden mit seiner Verurtheilung geendigt hatte. Dass sein Antrag zurückgewiesen worden ist, hat Lup zur Herausgabe der Schrift Nr. 2 veranlasst. Wir wünschen beiden Schriften einen starken Absatz, weil der Reinertrag dem armen Kuhnle zufließt, der an seiner Odyssee sein ganzes Vermögen eingebüßt hat und sich als Taglöhner kümmerlich ernährt. — e —

Gerhart Hudamo: Die erlöschende Wahrheit. München-Pasing & Leipzig, 1899.

Es gibt Naturen, die durch das Leben wandeln, ohne je seine Widersprüche, Grausamkeiten und sinnlosen Pausale zugenannt: Schicksal zu begreifen. Solche Menschen haben oft nicht einmal den Willen, es zu begreifen, sie leben in ihrer phantasiefreien, selbstgeschaffenen Welt von erträumten Gedanken und Gefühlen. Die rauhe Welt entschwindet den Augen des Idealisten immer mehr. Erst als er ein Ereignis erlebt, das den süßen Träumer aufrüttelt und an die Wirklichkeit mit Gewalt drängt, dann steht er fassungslos da und ringt die Arme. Ein ungeheueres Grausen er faßt ihn vor dem ihm jetzt erst aufgedeuten Thorgrens des Lebens und seiner eigenen Natur. Aber Hilfe kommt nicht mehr. Wo andere toben und verzweifeln, nimmt er mit Gelassenheit sein Schicksal auf sich. Er wurde an die Wirklichkeit gemahnt, aber schon hat er sie wieder abgeschüttelt und vergessen. Fest steht er da, in sich — außer der Welt, der „reine Thor". Dieser Typus Mensch erscheint in Dudamos Erzählung als Mindchen Walter, der Liebende, eine Natur, die sich nicht wiederherstellende Seelenheil gibt ihm ein übersrömendes Lebensgefühl, das ihm fremd war und alle seine inneren Kräfte zu erhöhtem Leben treibt. In diesem glücklichen Seelenzustand verkehrt er sich in eine junge Dame und bekennt sie. Bald nach der Geburt ihres Kindes stirbt diese unter ihren Händen. Das unstillbare Feuer seines Temperamentes erstickt bald. Er wird wieder der weltentrückte Idealist und Ideolog, der er war. Die ist entsetzlich, ihr Hoffnung auf einst leidenschaftliche, hingebende Liebe war ein Wunschtraum. Es lebt nicht für seine Frau, sondern für seine Ideen und sein großes Buch „Das ethische Wort". Durch Zufall findet er einen Freund, der ihm die Verwirklichung seines Ideals von normalen menschen in ihm scheint. Er sieht sich in seine Haushalten und kommt von einem trockenen Alltag in Trauer, ohne zu leben. Dass seine unbefriedigte Kraft von Liebe zu dem Freunde erfüllt wird. Endlich erkennt er, er will abgearbeitig auf seine Frau verzichten, er liebt mit solche eine „geringe" Verbindung zu für, dem Bruder will er das unmögliche nicht lassen. Aber er wird nicht verstanden. Der Freund verliert den Hunter eine Lüge, die Stolz gegen sich bekennen, schweigt er zu Boden. Und so sind der Mutter, ohne darüber reflektieren zu können. Das erlösende Wort wird nicht ausgesprochen, aber es ungesprochen, weil er erkannt das Geschehene mit dem tiefsten Blut in Schuld. Das tötliche, einzig, peinlich unausbleibe Ziel des Schmerzes umhüllt ihn schon in sich an. Die psychologischen Zeichnungen sind dem Verfasser Novum verschieden, und mit Recht macht er sich ihrer. Sonst aber ist die Darstellung schablonen, so trivial Banales, so konventionelle Sprache und sich recht zum Schluss [illegible]

[illegible] Ich kann [illegible] Ich [illegible] Ich [illegible] Ich

verlangt, steht hier eine gleichsame veristische gegenüber, wonach die Scenen sich auf einander aufbauen, wie Wogen, von denen doch jeder harmonisch in sich selber abgeschlossen ist. Verdi bietet in seinem „Falstaff“ eine Wiedergeburt des Mozart'schen Ideals, das er mit modernen Kunstmitteln zum Ausdruck bringt. Auf dem weiteren und ausschichtreichen Gebiete der Volksoper wäre so manches von Lortzing zu lernen, welcher ein gutes Centrum für die Uebergänge bieten konnte, deren man bedarf, um von Wagner loszukommen. Einen der glücklichsten selbständigen Versuche jüngerer Componisten nennt der Verfasser „Die Abreise“, einen überaus graciösen Einacter von D'Albert. — Wilhelm Liebknecht schreibt einen wahren Panegyricus auf England: Individualität ist Kraft, und England ist unter allen Ländern dasjenige, wo der größte Procentsatz der Individuen zur Individualität, zum Charakter ergogen wird. Uebrigens sind die Engländer wohl ein kriegsfeindliches, aber dabei ein eminent kriegerisches Volk, und die Friedensidee ist dort keineswegs so populär, als man dem Ausland vorzuschreiben will.

„Mercure de France“ (Mai). „Martinesisme et Martinisme“ heißt ein Artikel von Jacques Brieu, der zwei hervorragende französische Theosophen und Mystiker aus dem vorigen Jahrhundert, ihre Lehren und die von ihnen gegründeten Secten behandelt. Der erstere, Martinez de Pasqualis, war ein Schüler Swedenborgs, von dem er zu London die Weihen empfing, zugleich mit der Mission, seine Lehren in Frankreich zu verbreiten. Martinez hatte sie auf dem des Freimaurerthums auf, das ihm gewissermaßen als Vorstufe galt und aus denen Würdenträgern sich die von ihm gegründete Secte der „Elus Cosen“ (der auserwählten Priester) zusammensetzte. Sein Lieblingsschüler war Claude de Saint-Martin, der aber später eine Spaltung und einen Abfall von der Lehre des Meisters herbeiführte. Er brach mit den Freimaurern, suchte den Anschluß an italienische, englische und russische Mystiker und wurde ein eifriger Anhänger Jakob Boehmes. Er entfaltete die Gegnerschaft zum „Martinesismus“ der „Martinisme“, der noch heute von Interesse ist, da er in den Achtzigerjahren unseres Jahrhunderts in Paris zu neuem Leben erstand und als theosophische Vereinigung weiter besteht. Er soll sogar in ganz Europa, sowie in Nord- und Südamerika seine Zweig vereine haben. — Jean Carrère erzählt ein feines Meisterstück aus dem jüdischen Frankreich von allerhand Fetzen, die sich in Arles zur Feier der Eröffnung eines provençalischen Volksmuseums vorbereiten. Der unermüdlichen Thätigkeit seines größten Dichters, Frédéric Mistral, dem auch die Wiedergeburt der provençalischen Dichtkunst zuzuschreiben ist, verdankt es der französischen Süden, wenn er nun auch eine Stätte besitzt, wo die Denkmale seiner Vergangenheit vereinigt sind. Seiner Dankespflicht sich bewußt, will Arles auch den Dichter zum Mittelpunkt der Festwoche machen und eine Glanzvorstellung seines Dramas „Mireille“ im römischen Amphitheater veranstalten.

„Nouvelle Revue“ (1. April). Pierre de Coubertin bespricht den Kampf um die Schulreform, der seit einiger Zeit in Frankreich so heftig entbrannt ist, und erklärt, die nothwendigste Maßregel wäre, den Lycees ihre Autonomie und den Präfecten ihre Verantwortung wieder zu geben. Alle bisher gemachten parlamentarischen Verbesserungen haben im wesentlichen nichts geändert, und es steht alles auf dem alten Fleck. Denn, statt das System des Mittelschulen-Unterrichtes zu untersuchen und umzugestalten, werden immer nur Palliative für die einzelnen Schäden vorgeschlagen. — Aus den Marchen de Java, Titel von E. Bavinens über die Plakatkunst nachzutragen. Obwohl sie von Frankreich ausgegangen sei — denn Jules Chéret war zweifellos der Schöpfer des künstlerischen Plakates und ist heute noch sein größter Meister — finde man in Paris selbst doch weit weniger Proben dieser Kunst, als in England und Amerika, wo sie eine sehr große Verbreitung gefunden. Vielleicht beruht diese Erscheinung darauf, daß die französische Regierung für jedes Plakat eine kleine Steuer erhebt, vielleicht auch auf den höheren Anforderungen, die man hier an die Kritik stellt.

„The Studio“ liegt uns in drei neuen Heften (März, April und Mai) vor. Das Werk des Bruno Jones wird unter einem interessanten Gesichtspunkt betrachtet: dem der Landschaftsdarstellung. Die Flüsse und Berge, die Hintergrundpläne in den Bildern dieses Malers nehmen selbstverständlich Züge an, die mit den intuitiven Menschengruppen harmonieren. — In F. M. Boyton, der auch schon aus deutscher Kunstfeder schrieben, leider noch nicht von deutschen Schülern der bekannte glänzende Architekt, wird hier mit seiner Specialität vorgestellt: den Land- und Gottagchäusern. Die feinste künstlerische Anpassung an die landschaftliche Umgebung, an die „Natur“, wird diesen entzaubert einladen und bloß aus Zweckmäßigkeit und Bequemlichkeit zusammengesetzten Gebäuden als bedeutendste Eigenschaft nachgerühmt. Mit dem Manifest tritt der „Studio“ in eine Serie von Besprechungen der gegenwärtig großen Kunstausstellungen in London und Paris ein, die von zahlreichen Reproductionen unterstützt werden. — Von Brangwyn sind ein paar Glasmalereien interessant, die ja dem Stil dieses Malers sehr entgegenkommen, abgebildet; von dem Plakater Crampton Zeichnungen für Schmuckgewerbe und ein in der Farbe prachtiges Email Panel.

Digitized by Google

Der Schuß.

Erzählung von Alexander Puschkin.

Deutsch von R. Golant.*).

II

Es vergingen einige Jahre, und Familienangelegenheiten zwangen mich, in dem unfreundlichen Dorf des N. Kreises Wohnung zu nehmen. Ich konnte mich mit der Landwirthschaft hohe jedoch nicht ans, in der Stille an mein früheres, gewohnheitsloses Leben zu denken. Am schwersten war es für mich, die Frühlingsnacht und die Winterabende in völliger Einsamkeit zubringen zu müssen. Bis zur Mittagsstunde konnte ich noch die Zeit auf irgend welche Weise verwenden: pflegte mit den Dorfältesten zu sprechen, die Feldarbeiten zu besichtigen, die neuen Bauten zu besuchen; kam aber war die Abenddämmerung angebrochen, so wußte ich nicht, wohin ich mich verkriechen soll. Die kleine Zahl von Büchern, welche ich in den Schränken und Kammern vorgefunden hatte, waren von mir bereits auswendig gelernt. Alle Märchen, welche die Verschösserin Kirrilowna kannte, hatte ich bereits angehört: die Lieder der Dorfweiber jagten mir ein Gefühl der Wehmuth ein. Ich nahm meine Zuflucht zum Früchteliqueur, bekam aber davon heftige Kopfschmerzen: anderseits hatte ich Angst, ich könnte vor Bitterkeit ein Trunkenbold, das heißt ein bitterer Trinker werden; an Beispielen fehlte es in der Umgebung nicht.

Nachbarn hatte ich in meiner Nähe keine, bis auf zwei oder drei, die dem Trunke ergeben waren und deren Unterhaltung meistens im Schlucken und im Gerächz bestand. Die Einsamkeit war erträglicher. Endlich hatte ich den Entschluß gefaßt, möglichst früh schlafen und möglichst spät zum Speisen zu gehen; auf diese Weise gelang es mir, den Tag zu verlängern und die Nacht zu verkürzen, und ich sah, daß es gut war.

In einer Entfernung von vier Werst von mir befand sich ein reiches Landgut, das der Gräfin B. gehörte. Auf dem Gute wohnte nur der Verwalter: die Gräfin hatte ihr Besitzthum nur ein einzigesmal, im ersten Jahre ihrer Verheiratung, besucht, und auch damals verweilte sie nur einen Monat. Im zweiten Frühling meines Einsiedlerlebens verbreitete sich jedoch das Gerücht, daß die Gräfin mit ihrem Gatten den ganzen Sommer auf dem Landgute zu verbringen gedenke. Thatsächlich traf das Paar anfangs Juni ein.

Die Ankunft eines reichen Nachbars bildet eine wichtige Epoche im Leben der Dorfbewohner. Die Gutsbesitzer und ihr Gesinde beherrschen so ein Ereignis drei Monate vor und fünf Jahre nach der Ankunft. Was mich betrifft, so muß ich gestehen, daß die Nachricht von der Ankunft einer jungen und schönen Nachbarin auf mich eine starke Wirkung übte; ich wurde von Ungeduld verzehrt, sie zu sehen, so daß ich den ersten Sonntag nach ihrer Ankunft dazu benützte, um mich auf das Landgut zu begeben und mich den Durchlauchten als nächsten Nachbarn und gehorsamsten Diener vorzustellen.

Ein Bedienter führte mich in das Arbeitszimmer des Grafen und begab sich in ein anderes Gemach, um mich anzumelden. Das große Arbeitszimmer war mit Luxus eingerichtet; an den Wänden standen Schränke mit Büchern, auf jedem Schrank stand eine Bronzestatue, oberhalb des Kamines hieng ein großer Spiegel, der Fußboden war mit grünem Tuch belpannt und mit kostbaren Teppichen belegt. In meinem armen Reste jedes Luxus entbehrend und schon seit langem fremden Reichthümern ferne, wurde ich von Schuchternheit befallen und erwartete den Grafen mit einem gewissen Herzbeben, gleich einem Bittsteller in der Provinz, der das Erscheinen des Ministers erwartet. Endlich gieng die Thür auf, und hereintrat ein Mann von ungefähr zweiundvierzig Jahren und von anziehender Schönheit. Der Graf näherte sich mir mit einer gewissen Treuherzigkeit und Wohlwollen: ich bemühte mich, meine Fassung wiederzugewinnen, fieng an, mich vorzustellen, er kam mir jedoch zuvor. Wir ließen uns auf den Divan nieder. Sein ungezwungenes und liebenswürdiges Gespräch verscheuchte alsbald meine verwilderte Schüchternheit; ich hatte bereits meine Fassung wiedergewonnen, als plötzlich die Gräfin ein trat; die Schüchternheit bemächtigte sich meiner in noch stärkerem Maße. Vor mir stand thatsächlich eine entzückende Schönheit. Der Graf stellte sie mir vor; ich wollte mir den Schein der Ungezwungenheit geben, aber je mehr ich mich bemühte, ungezwungen zu scheinen, desto mehr fühlte ich meine Schüchternheit. Um mir jedoch Zeit zur Erholung zu geben, knüpften sie mit einander ein Gespräch an, mich als guten Bekannten betrachtend, vor dem man sich nicht genieren darf. Ich gieng inzwischen im Zimmer auf und ab und bewunderte die Bilder und Bücher. Ich bin zwar kein Bilderkenner, aber ein Bild konnte meine Aufmerksamkeit auf sich. Es stellte eine Landschaft aus der Schweiz dar; aber nicht die Landschaft an sich, welche mich in Erstaunen versetzte, sondern die Thatsache, daß das Bild von zwei Kugeln durchlöchert war, die augenscheinlich nacheinander abgefeuert wurden. „Das ist ein guter Schuß,“ sagte ich, mich zu den Grafen wendend

„Ja,“ entgegnete er „ein bemerkenswerter Schuß. Sind Sie ein guter Schütze?“ sagte er mich weiter. „Ziemlich,“ antwortete ich, darüber froh erfreut, daß das Gespräch endlich einen Gegenstand betreffe, der mir nahe war. „In einer Entfernung von dreissig Schritten aber muß ich sagen, daß meine Karte nicht fehl, Offizierskarte aber aus bekannten Pistolen.“ „Wirklich?“ sagte die Gräfin, überaus mit großer Aufmerksamkeit mich anblickend. „Nun, mein Mann, aus eine Zwanzig von dreissig Schritten mit Karte in das Herz?“ „Später einmal werden wir das Versuch machen,“ entgegnete der Graf „heutzutage habe ich mich

*) Nachdruck verboten.

schlecht geschossen, aber nunmehr sind es bald schon vier Jahre, dass ich keine Pistole in der Hand hatte." — „O, in solchem Falle wette ich, dass Durchlaucht sogar auf eine Distanz von zwanzig Schritten die Karte nicht treffen können," bemerkte ich; „das kennt ich aus Erfahrung. In unserem Regimente zählte ich zu den besten Schützen. Es fügte sich einmal, dass ich einen ganzen Monat lang keine Pistole in die Hand nahm, (meine befanden sich in der Reparatur,) und was glauben Sie, Durchlaucht? Als ich hierauf zum erstenmal auf eine Flasche in einer Entfernung von zwanzig Schritten schießen wollte, da schoss ich viermal nacheinander fehl. Einer unserer Officiere, ein Witzbold und Spaßmacher, der meinem Zielschießen beiwohnte, sagte mir dabei: mir gehorche die Hand nicht, auf eine Flasche zu schießen. Nein, Durchlaucht, Uebung macht den Meister; ohne Uebung verliert man alles. Der beste Schütze, dem ich in meinem Leben begegnet war, schoss täglich, wenigstens dreimal vormittags: das gehörte zu seinen Tagesgewohnheiten, ebenso wie das Glas Branntwein."

Das gräfliche Paar war froh, dass ich gesprächig wurde.

„Und war er ein guter Schütze?" fragte mich der Graf.

„Und welch ein guter Schütze!" entgegnete ich; „er sah zum Beispiel eine Fliege auf der Wand sitzen . . . Sie lachen, Frau Gräfin, aber es ist die reinste Wahrheit . . . Er sah also eine Fliege, so eine Fliege auf der Wand sitzen; da pflegte er gleich zu rufen: Kuzjka, die Pistolen her! Kuzjka brachte ihm die geladene Pistole, es erdönte ein Knall, und die Fliege ward an die Wand gedrückt!"

— „Das ist merkwürdig!", sagte der Graf; „und wie hieß er?" —

„Silvio, Durchlaucht." — „Silvio!" rief der Graf, von seinem Sitze emporschnellend: „Sie kannten Silvio?" — „Ob ich ihn kannte, Durchlaucht! Wir waren Freunde. In unserem Regimente war er als Kamerad aufgenommen. Aber bald hab ich schon fünf Jahre, dass ich von ihm kein Lebenszeichen habe. Also auch Sie, Durchlaucht, haben ihn gekannt?" — „Ja, ich habe ihn gekannt, sogar sehr gut gekannt. Hat er Ihnen niemals von einem seltsamen Ereignis erzählt?" — „Meinen Sie vielleicht die Geschichte von der Ohrfeige, die er auf einem Ball von einem Schlingel erhielt?" — „Und hatte er Ihnen den Namen dieses Schlingels genannt?" — „Nein, Durchlaucht, er hat ihn nicht genannt . . . Ah, Durchlaucht!" fuhr ich fort, die Wahrheit erratbend, „bitte um Entschuldigung . . . ich wusste nicht . . . waren Sie vielleicht der . . . ?" — „Ich selbst," entgegnete der Graf in großer Verstimmung: „das durchdringende Bild ist die Erinnerung an unsere letzte Begegnung."

„Ach, mein Lieber!" rief die Gräfin: „um Gotteswillen, erzähle nichts, ich kann das ohne Schrecken nicht hören." — „Nein," entgegnete der Graf, „ich will alles erzählen: er weiß, wie ich seinen Freund beleidigt habe, möge er also erfahren, wie Silvio sich an mir gerächt hat." Der Graf schob einen Sessel näher zu mir, und mit lebhafter Neugierde vernahm ich folgende Erzählung:

„Vor fünf Jahren heiratete ich. Den ersten Monat, die honeymoon, verbrachte ich hier, in diesem Dorfe. Diesem Hause verdanke ich die glücklichsten Augenblicke und eine der schrecklichsten Erinnerungen meines Lebens.

An einem Abende unternahmen wir, ich und meine Frau, einen Spaziergang nach dem benachbarten Walde: das Pferd meiner Frau wurde störrisch und rührte sich nicht von der Stelle: sie erschrak, stieg aus dem Sattel, reichte mir die Zügel und begab sich zu Fuß nach Hause. Ich ritt voraus. Im Hofe erblickte ich einen Postknechte; man sagte mir, in meinem Arbeitszimmer befinde sich ein Mann, der seinen Namen nicht angeben wollte, der nur erklärte, eine Angelegenheit zu haben. Ich betrat das Zimmer und erblickte im Dunkel einen langhaarigen Mann, der vom Staub bedeckt war; er stand hier neben dem Kamin. Ich trat auf ihn zu, indem ich mir Mühe gab, mich an seine Gesichtszüge zu erinnern. „Hast mich nicht erkannt, Graf," sagte er mit bebender Stimme. „Silvio!" rief ich aus, und, ich muss gestehen, fühlte dabei, dass mir die Haare zu Berge stiegen. „Melde gehorsamst," fuhr er fort, „die Zahlungsstunde ist eingetreten, und ich bin gekommen, um meine Pistole loszudrücken. Bist Du bereit?" Die Pistole lugte aus seiner Brieftasche hervor. Ich zählte zwölf Schritte ab, nahm dort im Winkel Aufstellung und bat ihn, den Schuss möglichst bald abzufeuern, solange meine Frau noch nicht zurückgekehrt war. Er zögerte noch einigen Augenblicken vorbringt er noch Bitte. Es wurden die Lichter angezündet. Ich schloss die Thüre zu, untersagte Jedem den Eintritt in das Zimmer und wiederholte meine Bitte, so rasch als möglich den Schuss zu geben. Er zog die Pistole aus der Tasche und zielte nach mir. . . . Ich zählte die Secunden . . . ich dachte an meine Frau. . . . Es verstrich eine schreckliche Minute! Silvio ließ die Hand mit der Pistole sinken. „Ich bedauere," sagte er, „dass die Pistole nicht mit Kirschenkernen, sondern mit schweren Bleikugeln geladen ist. Mir kommt vor, dass zwischen uns nicht ein Duell, sondern ein Mord stattfindet: ich bin nicht gewöhnt, auf einen Wehrlosen zu zielen. Fangen wir von Anfang an: losen wir, wem der erste Schuss zukommt." Ich verlor den Kopf. . . . Ich glaube, ich wollte nicht einwilligen. . . . Endlich hatten wir noch eine Pistole geladen; er drehte zwei Zettel zusammen, legte dieselben in die einst von mir durchlöcherte Kappe: aber auch diesmal zog ich die erste Nummer heraus. „Du, Graf, bist teuflisch glücklich," sagte er mit einem Lächeln, das ich niemals vergessen werde. Ich begreife nicht, was mit mir damals vorgieng, und wieso er mich dazu zwingen konnte . . . aber ich feuerte den ersten Schuss ab und traf das von Ihnen bewunderte Bild." (Der Graf zeigte mit dem Finger auf das durchlöcherte Bild; sein Antlitz war roth wie Feuer; die Gräfin aber war bleicher als ihr Tischtuch; ich konnte mich nicht zurückhalten, einen Schrei auszustoßen.) „Ich hatte den Schuss abgefeuert", fuhr der Graf fort, „er gieng Gott sei Dank fehl; da begann Silvio in aller Ruhe diesen Augenblick wirklich schrecklich anzumachen. Mich zu zielen. Plötzlich wurden die Thüren aufgerissen, Maischa führte herein und fiel mir mit einem schrecklichen Gewimmer um den Hals. Ihre Anwesenheit gab mir meine Fassung zurück. „Geliebte," sagte ich zu ihr, „sieh Du denn nicht, dass wir Spaß treiben? Warum also bist Du erschrocken? Gehe, trinke ein Glas Wasser, und komme wieder: ich werde Dir dann einen alten Freund vorstellen." Maischa wollte aber meinen Worten keinen Glauben schenken. Sie wendete sich an den finster dasehenden Silvio mit den Worten: „Sagen Sie mir, hat mein Gatte die Wahrheit gesprochen? Ist es wahr, dass Ihr Beide Spaß macht?"

„Er trübt immer Spaß, Frau Gräfin," entgegnete Silvio, „einmal gab er mir im Spaß eine Ohrfeige: ein anderes Mal wieder durchschoss er mir scherzend diese Kappe: scherzend bat er jeden nach mir fehlgeschossen; nun empfinde ich die Lust, einen Spaß zu machen. . . ." Bei diesen Worten hob er die Pistole in die Höhe und zielte nach mir . . . in ihrer Gegenwart! Maischa stürzte ihm zu Füßen. — „Steh' auf, Maischa, es ist eine Schande!" rief ich wüthend aus: „und Sie, mein Herr, werden Sie aufhören, eine arme Frau zu verhöhnen? Werden Sie schießen oder nicht?" — „Nein, ich werde nicht schießen," entgegnete Silvio: „ich bin gerächt, ich habe mir meine Genugthuung verschafft: ich habe Dich verwirrt und eingeschüchtert gesehen, ich habe Dich gezwungen, auf mich zu schießen. Für mich ist es genug. Du wirst mich nicht vergessen. Ich überlasse Dich Deinem Gewissen." Damit gieng er dem Ausgange zu, blieb jedoch unter der Thüre stehen, warf einen Blick auf das durchlöcherte Bild, feuerte ohne zu zielen eine Kugel ab und verschwand. Die Kugel traf dieselbe Stelle, welche ich durchschossen hatte. Meine Frau lag in tiefer Ohnmacht; die Dienerschaft wagte nicht, ihn zurückzuhalten. Er hatte ihr unbeschreiblichen Schrecken eingejagt. Er verließ das Haus, rief seinen Rosselenker herbei und fuhr davon, noch ehe ich zur Besinnung zurückgekehrt war."

Der Graf hielt inne. Und so erfuhr ich das Ende einer Geschichte, deren Anfang mich einst so gefesselt hatte. Den Helden der Erzählung sah ich nie wieder

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Seid. Bastrobe fl. 8.65

bis fl. 12.75 per Stoff zu completer Robe

Tuffors und Shantungs

sowie **schwarze, weiße** und **farbige „Henneberg-Seide"** von **45 kr.** bis fl. **14.65** per Meter — glatt, gestreift, carriert, gemustert, Damaste 2c. (ca. 240 verschiedene Qualitäten und 2000 verschiedene Farben, Dessins 2c.,

Zu Roben und Blousen

ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus.

Muster umgehend.

Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant)

Die Zeit.

XIX. Band. Wien, den 17. Juni 1899. Nummer 246.

Die neue Stéll'sche Formel.

Wenn man das in diesen Tagen angeblich zwischen der österreichischen und der ungarischen Regierung, thatsächlich aber zwischen Herrn v. Stéll und Herrn Kossuth abgeschlossene und vom österreichischen Ministerium nur codificierte und ratificierte Ausgleichscompromiß, die neue Stéll'sche Formel, richtig beurtheilen will, darf man sich nicht in dem Labyrinth von casuistischen Verfügungen verirren, sondern muß den ganzen Stoff der Uebersicht wegen zunächst in zwei große Kategorien sondern: staatsrechtliche und handelspolitische Bestimmungen. Die Politik der Ungarn in diesen ganzen, seit anderthalb Jahren schwebenden Verhandlungen läuft darauf hinaus, daß sie staatsrechtliche gegen handelspolitische Concessionen eintauschen, während die österreichische Regierung handelspolitische Interessen für staatsrechtliche Zugeständnisse aufopfert. Staatsrechtlich handelt es sich dabei immer um die Frage, ob die Ungarn die Promulgierung des Ausgleichs auf Grund des § 14 in Oesterreich anerkennen wollen. Dazu sind, trotz ihres vielgerühmten Constitutionalismus und entgegen der Grundidee des Ausgleichsgesetzes ihres Nationalheiligen Deak, die Ungarn von Anfang an bereit gewesen. Nur der wirthschaftliche Gegenwert, den sie dafür gefordert haben, hat sich im Laufe dieser anderthalb Jahre verändert, er ist von einem Mal auf das andere gestiegen.

Im vorigen Sommer, als man noch glaubte, daß keine österreichische Regierung es wagen, daß keine österreichische Parlamentspartei es gestatten würde, daß die wirthschaftlichen Interessen Oesterreichs schädigende Baden-Bänffi'sche Ausgleichs-Operat ohne Abänderungen zum Gesetz zu erheben, zu jener Zeit war der damalige ungarische Ministerpräsident Baron Bänffy schon zufrieden, wenn ihm für die Zulassung des § 14 die unveränderte Inkraftsetzung seines Operats, für ewige Zeiten, wie die Perennierungsclausel besagte, zugestanden wurde. Baron Bänffy blickte eben mit väterlichem Stolz auf sein Werk. Das mehr als dieses den Oesterreichern abgepreßt werden konnte, hieß er sich selbst im Traume nicht einfallen. Dieser Meinung waren aber die Ungarn nicht, und darüber kam Baron Bänffy zu Fall. Sein Nachfolger Herr v. Stéll zeigte, noch ehe er die Regierung angetreten hatte, daß sich aus dem § 14 handelspolitisch noch weit mehr für Ungarn herausschlagen lasse als das Badeni Bänffi'sche Ausgleichs-Operat. Wohl nicht für die Gegenwart, aber desto sicherer für die Zukunft. Zu der nach ihm benannten alten Formel schränkte Herr v. Stéll die Geltung des § 14 Ausgleichs auf Grundlage des Badeni Bänffi'schen Operats auf das Jahr 1903 ein, in welchem die wichtigsten Handelsverträge Oesterreich-Ungarns ablaufen. Durch die Coincidenz beider Erneuerungsgesetze, welche bisher von allen österreichischen Regierungen wohlweislich vermieden worden war, bekam Ungarn 1903 ein doppeltes Pressionsmittel in die Hand: die Zolltrennung auf der einen, die Verweigerung seiner Zustimmung zu den neuabzuschließenden Handelsverträgen auf der anderen Seite. Bisher hatte Ungarn in seinen leidlichen Zwangsmitteln der österreichisch-ungarischen Handelspolitik nur ein Pressionsmittel in der Hand: im Jahr der Ausgleichserneuerung konnte es mit der Zolltrennung, im Erneuerungsjahre der Handelsverträge konnte es mit seinem Veto drohen. Jetzt war beides combiniert, und die Ungarn durften hoffen, daß sie kurzsichtig genug sein würden, den Ausgleich als den Badeni'schen und überdies für die gesammte Handelsvertrage als die bisherigen erlangen werden. Baron Bänffy war durch Herrn v. Stéll um, verhältnißmäßig noch unberechenbar, viele Points gewonnen, und das ganze Land lag ihm zu Füßen.

Auch die neue Stéll'sche Formel hält die Coincidenz dieser beiden Termine aufrecht, hypothekiert ein 1903, hinausgeschoben bis 1907, sind sämmtliche drei Bedingungen beider Pressionsmittel noch ein Drittes und letztes hinzu. Zufolge auch der alten Stéll'schen Formel war nämlich noch eine handelspolitische Bedingung, von der aus Oesterreich den ungarischen Standpunkt einem gewissen Widerstand entgegengesetzt hatte, nämlich die, daß Ungarn autonome Zolltarif, welcher die Grundlage für alle Vertragstarife in Handelsverträgen bilden. Die Ungarn wollten diesen autonomen Zolltarif, ebenso wie die Handelsverträge, nur für sich, Ungarn allein, überwiegend agrarischen Interessen — also zu einem Theil der überwiegend industriellen Interessen Oesterreichs — abgeändert werden. Doch diese Abänderung konnte nach dem bisherigen „Zollbündnis nur „im Einvernehmen" der beiden Staaten erfolgen, und Oesterreich hat sich bisher geweigert, auch den Zolltarif [illegible] zu opfern. Selbst in dem österreichischerseits so leichtfertig [illegible] cipierten Badeni-Bänffy'schen Ausgleichsoperat ist ihnen die Abänderung des Zolltarifs bis Ende 1902 — d. i. also vor Erneuerung der Handelsverträge — nur prinzipiell zugestanden worden. Beschränkende Bestimmung war eine lex imperfecta, da ihr für den Fall der Verletzung sozusagen die Strafsanction fehlte. Was geschehen sollte, wenn die beiden Staaten sich bis Ende 1902 über alle einzelnen Positionen eines neuen Zolltarifs nicht einigen konnten, war im Badeni-Bänffy'schen Operat nicht bestimmt worden. Der österreichische Regierungsvertreter sprach im Ausgleichsausschuß des Abgeordnetenhauses die Meinung aus, daß in diesem Fall der alte Zolltarif suppletorisch auch nach 1902 in Geltung bleiben würde — eine Ansicht, die die von den Ungarn auf die neuen Handelsverträge gesetzten Hoffnungen vermindert. Durch die Coincidenz der Ablaufstermine der Zollgemeinschaft und der Handelsverträge und die dadurch zu übende Pression hat wohl schon die alte Stéll'sche Formel die Stellung Ungarns auch auf dem Feld des Zolltarifs gebessert. Aber nur indirect. Direct hat es erst die neue Stéll'sche Formel gethan. Denn sie erst bringt die Strafsanction, die bisher gefehlt hat. Wenn der neue Zolltarif nicht rechtzeitig zustande kommt, so tritt nach § 5 des neuen Stéll'schen Ausgleichsgesetzes dieselbe Rechtswirkung ein, wie im Falle der Verlängung der Reciprocität österreichischerseits, Ungarn hat dann nämlich das Recht, die Zollgemeinschaft einseitig sofort für aufgelöst zu erklären. Wenn Oesterreich irgend eine von Ungarn gewünschte Zolltarifposition verweigert, droht Ungarn mit der Zolltrennung. Da wird jeder Widerstand Oesterreichs von vornherein vergeblich sein. Umgekehrt: Wenn die Ungarn wirklich die Zolltrennung wünschen sollten, so brauchen sie sich nur bei den Verhandlungen über den neuen Zolltarif auf irgend eine, zu diesem Zweck vorbereitete erzwungene Position zu steifen, welche Oesterreich absolut nicht annehmen kann, oder, was noch leichter, sie brauchen nur die Verhandlungen so weit in die Länge zu ziehen, daß der neue Zolltarif nicht vor Beginn der Verhandlungen mit den fremden Staaten fertig wird, und der legale Fall der Zolltrennung, für den die ungarische Regierung im neuen Gesetz sogar mit dem Verordnungsrecht ausgerüstet wird, ist gegeben. Diese erzwischlichen Complicationen sind überdies durchaus nicht in unabsehbare Ferne gestellt. Nach dem § 4 des neuen Stéll'schen Gesetzes, muß der neue Zolltarif „vor Beginn der Verhandlungen mit dem Auslande" fertig sein. Da die Handelsverträge Ende 1903 ablaufen, werden die neuen Handelsbindungen allerspätestens Ende 1902 beginnen, der neue Zolltarif wird also, wenn nicht früher, längstens Ende 1902 gesetzlich festgestellt sein müssen. Demgemäß haben es die Ungarn, nach der neuen Stéll'schen Formel, in der Macht, wenn sie wollen ', die Zollgemeinschaft nicht, wie die alte Stéll'sche Formel besagte, erst Ende 1903 oder 1904, sondern schon Ende 1902 aufzulösen oder doch mit Hilfe dieses erbarmungslosen „oder" wie „unter" jederzeit wirksamen Propanus irgendwelche neue Vortheile von Oesterreich zu erreichen. Und wenn schon diese Gefahr abgewendet ist, kommen erst noch die anderen Vorbedingungen des neuen Vertrags: die Kündigung aller Handelsverträge auf Ende 1903 und die Erneuerung aller Handelsverträge bis 1907, auf die Thatsache, daß jeder dieser Verträge dringungen ist gleichfalls die Strafsanction gesetzt, und Ungarn hat dadurch wieder Jahre zu Mitteln in die Hand bekommen, um, wenn schon das zollpolitische Jahr 1902 glücklich überwunden ist, an zollvertragskritischen Jahr 1903 mechanisch durch die Ablehnung der Zolltrennung Oesterreich gefügig zu machen. Das Parlamentsplanum mit den [illegible] ungarisch-österreichischen Tagungsorten [illegible] im Falle Fall bis 1907 weiter.

Die Wirkung [illegible] Formel [illegible] Anpassung seiner [illegible] Gesetze [illegible] Ungarn [illegible] Gesetzen. Es hat sich [illegible] Compromiß nur zwei Abänderungen aufgenommen, das es die patriotische Gefühle einer Abänderung von 1896, [illegible] 1897, und 1867 verbindlich [illegible] Es [illegible] Ausgleichsgesetz [illegible] Gesetz, [illegible] Fall [illegible] Zeit [illegible] gewünscht [illegible] Gesetz [illegible]

Digitized by Google

nämlich, daß die Ungarn nach Endigung der Zollgemeinschaft noch einige Jahre lang den Zollkreig gegen Oesterreich mit dem österreichischen Gelde der Bank führen könnten, vollständig gebannt habe. Wie man sieht, ist keines von beiden wahr. Nach der neuen Szell'schen Formel können die Ungarn gesetzlich die Zolltrennung schon Ende 1902 durchführen und trotzdem dennoch gleichfalls noch fünf Jährchen das Geld der Bank verpulvern. Alle anderen Terminbestimmungen des neuen Szell'schen Provisoriums, so insbesondere auch das hochbelobte Jahr 1907 als Endtermin, sind illusorisch, so lange nicht der neue Zolltarif und die sonstigen in den §§ 4 und 5 mit der gleichen Strafsanction versehenen Vorbedingungen zustande gekommen sind. Gerade von dem Standpunkt der sicheren Dauer und der Coincidenz von Zoll- und Bankgemeinschaft aus betrachtet, ist die neue Szell'sche Formel noch schlechter als die alte, und wenn die alte, wie es noch vor einer Woche in allen officiösen Zeitungen hieß, für jede österreichische Regierung unannehmbar war, so ist die Regierung, die die neue Szell'sche Formel mit Hurrah angenommen hat, nach ihrer eigenen Schätzung keine österreichische mehr zu nennen.

Mit dem Uebergang von der Bänffy'schen Clausel zur alten Szell'schen Formel hatten die Ungarn den Schritt vom Ausgleich zu den Handelsverträgen vollzogen, für die sie sich eine ähnliche Superiorität über Oesterreich sichern wollten, wie sie ihnen im Hadern'schen Operat bereits für den Ausgleich zugestellt war. Nachträglich haben sie wohl eingesehen, daß sie auf dem Weg vom Ausgleich zu den Handelsverträgen eine wichtige Position überspringen hatten, nämlich den Zolltarif, der noch im österreichischen Machtbereich geblieben war. Sie hatten sozusagen den Feind in den Rücken bekommen, und da thaten sie, was jeder Feldherr in solcher Lage thut: sie wendeten sich nochmals um und nahmen die in ihrem Rücken gebliebene Festung dem Feinde ab. Das ist nun zum Schein ein Rückzug, und der „Feind" Oesterreich, hat keinen Grund, sich darüber zu freuen. Der Zolltarif ist der Schlüsselpunkt der ganzen handelspolitischen Campagne, und nachdem die Ungarn sich nun auch die Superiorität beim Zolltarif gesichert haben, sind sie wiederspruchslos die Herren der ganzen Handelspolitik Oesterreich-Ungarns. Es ist vergebliche Arbeit, wenn sich die Beamten des österreichischen Handelsministeriums noch weiterhin mit der Vorbereitung des neuen Zolltarifs und der neuen Handelsverträge beschäftigen, sie können ebenso wie ihre Chefs, die Herren Minister, es bei der Conejturing der neuen Szell'schen Formel gethan haben, in Unthätigkeit ruhig warten, bis sie die betreffenden Entwürfe zur einfachen Unterschrift von Ungarn vorgelegt erhalten. Und die österreichischen Industriellen brauchen sich mit der bureaukratischen Hartherzigkeit unserer Beamten nicht länger abzuquälen. Sie thun besser, mit ihren handelspolitischen Anliegen gleich direct nach Budapest zu fahren, ohne erst mit dem Umweg über Wien ihre Zeit zu verlieren. Die Ungarn wissen, warum sie über die neue Szell'sche Formel so unmäßig jubeln. Wir ihr ist der handelspolitische Schwerpunkt der Monarchie nach Budapest verlegt. k.

John Chamberlain.

Es ist nicht schwer, ein Charakterbild Chamberlains zu entwerfen, aber es ist nahezu unmöglich, zu sagen, welches von diesen Porträts wenig oberflächlich eines, wirklich ähnlich ist. Seitdem Lord Beaconsfield das „ägyptische Räthsel" genannt worden ist, ist kein Staatsmann mit mehr Verdacht und Hass behandelt worden. Gewiss ist es nun richtig, dass wenige Politiker sich in ihrer politischen Haltung mehr geändert haben als Chamberlain. Der fruhere republikanische Bürgermeister von Birmingham ist jetzt imperialistischer Minister. Der ehemalige Feind des Feudalismus in Kirche und Staat ist mehr oder weniger vertrauter Freund von Pairs und Aristokratinnen. Wohl finden wir in der Carriere anderer Staatsmänner ebenso widersprechende Entwickelungen; aber es ist das Schicksal Chamberlains allein gewesen, in gleicher Weise Misstrauen und Abneigung unter seinen alten Freunden, wie unter seinen neuen Verbündeten erregt zu haben.

Dafür gibt es allerdings eine sehr leichte Erklärung, die nur an dem Mangel leidet, dass sie nicht richtig sein muss. John Chamberlain besitzt schwere Charaktermängel und wenig Grundsätze. Er hat wenig Sympathie und wenig Scrupel, befolgendes für solche, deren Beurtheilungen ich gerechter Beliebtheit bei der Bevölkerung entrinnen als seine eigenen. Als Gladstone ein Spinnrad wurde und sie Chamberlains eigenes kühnes Project aller Aussicht auf Verwirklichung beraubte, da war der radicale Führer innerhalb Jahresfrist gewandt, dass auf diesem eigenen Projectes Mantel sich einen neuen einzuweben. Mannigfaltigkeit ist Gegenstand der Bewunderung, Einheitlichkeit ist Gegenstand des Tadels. Aber ist es nicht ein Charakterfehler, wenn ein Mann, der sich einmal für eine Idee entschieden hat, sie nicht mehr verfolgt, wenn er sie aufgibt, sobald sie ihm nicht mehr Nutzen bringt? Wenn er entdeckt, dass die Idee ein Irrthum war, so ist es unbegreiflich, dass er nicht wenigstens Reue empfindet. Wenn er aber nicht einmal Reue empfindet, so ist es unbegreiflich, dass er nicht wenigstens Scham empfindet. Wenn er aber nicht einmal Scham empfindet, so ist es unbegreiflich, dass er nicht wenigstens Furcht empfindet. Wenn er aber nicht einmal Furcht empfindet, so ist es unbegreiflich, dass er nicht wenigstens Hoffnung empfindet. Wenn er aber nicht einmal Hoffnung empfindet, so ist es unbegreiflich, dass er nicht wenigstens Verzweiflung empfindet. Wenn er aber nicht einmal Verzweiflung empfindet, so ist es unbegreiflich, dass er nicht wenigstens Selbstmord begeht. Wenn er aber nicht einmal Selbstmord begeht, so ist es unbegreiflich, dass er nicht wenigstens Gewissensbisse empfindet. Wenn er aber nicht einmal Gewissensbisse empfindet

innerhalb der Partei an, daß sie den Platz räumen sollten. Dadurch wurde der Liberalismus und Radicalismus in gleicher Weise geschädigt, und dann kam noch die Homerule-Spaltung hinzu, von der bereits die Rede war. Chamberlain unterstützte nun die conservative Regierung bei ihren großen socialpolitischen Maßregeln, der neuen Volksschulgesetzgebung und der Reform der Localverwaltung. Und als das letzte liberale Parlament zu Ende ging, trat er wieder mit seinem Programm der Reformen in den Vordergrund. Getreu seiner commercriellen Schulung, aber von collectivistischen Ideen nicht angekränkelt. Bezeichnete er doch die socialistischen Ideen von Nationalisation als unpraktisch und absurd. Seine Vorschläge gingen darauf hinaus, die industrielle Leistungsfähigkeit zu erhöhen; zweifellos hatte er dabei auch die Nothwendigkeit erkannt, die unteren Volksschichten durch eine auf Hebung ihres materiellen Wohlstandes gerichtete Politik von den neuen socialistischen Doctrinen abzuziehen. Von jenen Plänen, die er im Jahre 1895 vor der Wählerschaft entwickelte, sind die Einigungsämter in einer schwächlichen Form seither verwirklicht worden; aber andererseits hat er einen anderen Gedanken, den der Unfallsentschädigung, der capitalistischen Opposition zum Trotz in kräftiger Gestalt zur Ausführung gebracht. Trotz seiner hingebenden Unterstützung ist die von ihm geplante Altersversicherung infolge der ungeheueren Ausgaben für die Marine aufgeschoben worden, und auch auf den achtstündigen Arbeitstag für Bergleute müssen wir noch immer warten. Eine ganz besondere antiradicalgleichheitliche Gesetzesmaßregel, nämlich der Vorschlag Chamberlains, den Arbeitern den Ankauf ihrer Wohnhäuser zu ermöglichen, wird wahrscheinlich in dieser Session durchgebracht werden. Im November vorigen Jahres hat er noch einmal sein sociales Glaubensbekenntniß ausgesprochen: „Ich glaube nicht, daß der Staat unfehlbar ist, aber ich glaube, daß der Staat etwas mehr dazu beitragen sollte, daß das Leben des Volkes besser und glücklicher würde, und ich glaube ferner, daß der größte Segen, den der Staat seinen Bürgern verschaffen kann, dies ist, daß er einen Zustand dauernd aufrecht erhält, in welchem Vertrauen herrscht, Handel und Industrie blühen und Arbeit in Fülle vorhanden ist. Arbeit zu anständigen Löhnen vor allem zu sichern, das ist die größte aller socialen Reformen."

Sein Eintritt in das gegenwärtige Ministerium als Secretär für die Colonien wurde sehr mißfällig aufgenommen. Heute aber sieht er in der britischen Politik da als der einzige starke Mann, und zwar deshalb, weil er die Interessen und die Instincte des Durchschnitts-Kaufmannes repräsentirt. Er hat das Colonialland zu neuem Leben erweckt durch die Idee von der Nothwendigkeit, neue Märkte frei von ausländischen Zöllen zu gewinnen. Kaum daß er in das Amt getreten, leitete er Untersuchungen ein über die Conenrenz anderer Länder mit Großbritannien auf den colonialen Märkten und stellte die Idee eines Reichszollvereines, der alle britischen Colonien gegenüber den ausländischen vereinigen sollte, in den Vordergrund. Augenblicklich Schwierigkeiten verhindern die Ausführung des Planes, aber er hat doch Nutzen gestiftet, indem er den Anstoß gab zu den Vorzugstarifen, welche Canada englischen Waaren gewährte, und die Kündigung der Handelsverträge mit Belgien und Deutschland nach sich zog.

Als das Transvaal ein armes Land war, da stimmte Chamberlain gerne der Rückgabe desselben an die Boeren zu: aber seitdem riesige englische Handelsinteressen dort in Frage kommen, war der Fall für ihn geändert. Er hat große Anstrengungen gemacht, um die von einer engherzigen Regierung den Minenbesitzern auferlegten Lasten abzuschütteln, und als der Ueberfall Jamesons seine Pläne umstürzte, da fiel seine Hand schwer auf jene untergeordneten Personen, deren Indiscretion seine Projecte zunichte machte. Der unsinnige Widerstand, den Präsident Krüger leistete, hat jedoch Rhodes wieder in Gnade gebracht, und so wartet Chamberlain, nachdem er Deutschland den Boeren abipeutig gemacht hat, auf den Augenblick, um seine Schlacht zu gewinnen. Man hat allen Grund anzunehmen, daß zwischen Chamberlain und Rhodes nicht allzuviel Liebe herrscht — dazu sind beide zu ehrgeizige Menschen — aber es ist bekannt, welche Stellung der Colonialsecretär heute gegenüber dem grandiosen Plane der Eisenbahn vom Cap der guten Hoffnung nach Cairo einnimmt.

Chamberlains kräftige Gegnerschaft gegen Frankreich in Afrika hat die Legende geschaffen, daß er ein wüthender Chauvinist sei, der von Lord Salisbury nur mit Anstrengung zu Schaden gehalten wird. Allerdings, wenn er seinen Weg hatte allein nehmen können, so würden Frankreich nicht so große Concessionen in Westafrika gemacht worden sein; aber seine Haupthätigkeit bedeutet für die Völkerländer eine angenehme Erholung von den „hohen würdigen Conclusionen" und den „höflichen Andungen" des Cabinetsches. Wenn man ihn einen Jingo nennt, so heißt das den Schlen begehen, das man die ganze auswärtige Politik Englands nach den letzten paar Jahren der Schwäche beurtheilt. Der Friede ist das größte Interesse Englands, aber die Gewohnheit, beständig nachzugeben, führt geradezu in den Krieg. Chamberlain ist ernstlich entschlossen, zur alten politischen Marine. Seine Taktik in durch die innige Verbindung und die verbesserten Beziehungen mit Australien vollauf gerechtfertigt worden. In gleicher Weise hat er bei seinem Angriffe auf Rußland nicht bloß demokratischen Gefühlen Ausdruck gegeben, sondern auch den verletzten Interessen der durch fortwährende russische Treulosigkeit aufgebrachten Handelskreise. Am meisten aber hat er den Gesinnungen seiner Landsleute Ausdruck gegeben, als er das Bündnis mit Amerika so warm befürwortete; und seine freundschaftlichen Reden in dieser Hinsicht haben viel dazu beigetragen, die gegenwärtige Stimmung der Einigkeit beider Nationen zu erzeugen. Hinwiederum ist er in seiner freundschaftlichen Haltung gegenüber Deutschland der Dolmetsch der commerciellen Kreise gewesen, die lebhaft wünschen, mit einem so großen Conecurrenten im Welthandel auf gutem Fuße zu stehen, und so sind einige wichtige afrikanische Probleme bereits geordnet worden. Man darf sich also nicht wundern, daß Chamberlain populär ist, oder darüber, daß die Bevölkerung auf ihn blickt als den besonderen Beschützer britischer Interessen in China. Zum nicht geringen Theile beruht seine Popularität auf der allgemeinen Ueberzeugung, daß er sich vor einem Krieg nicht fürchtet, daß er aber auch andererseits wohl weiß, daß Krieg und Handel einander ausschließen. Ein genügender Beweis dafür, daß er ein Mann des Friedens ist, liegt auch in seiner, trotz nachdrücklicher Pressionen von einflußreicher Seite beharrlich fortgesetzten Weigerung, gegen Transvaal mit Gewalt vorzugehen.

Es ist wohl richtig, daß er nicht immer einsieht, daß Großbritannien nicht bloß stark, sondern auch groß sein sollte, und daß man das größte Abstachgebiet dadurch gewinnen kann, daß man die Lebenshaltung seiner armen Landsleute erhöht. Aber diese Mängel theilt er mit der Classe und dem Zeitalter, denen er angehört, und trotz ihnen steht er heute da als der größte commercielle Staatsmann unserer Zeit.

London. **Henry W. Macrosty, B. A.**

Die Vorbereitung unserer Handelsverträge.

Seit für die Handelsbeziehungen der einzelnen Staaten die Vertragspolitik maßgebend geworden ist, bildet es das natürliche Bestreben der Regierungen, in dem Kampfe, den ihre Vertragsunterhändler auf wirthschaftlichem Gebiete zu führen haben, so viel als möglich gerüstet zu sein. Alluberall wird dem Studium der heimischen Volkswirthschaft, der Productionsbedingungen und der thatsächlichen Entwicklung der agrarischen und industriellen Production die größte Aufmerksamkeit zugewendet. Und da es sich schließlich bei dem Güteraustausch in den einzelnen Ländern, wie zwischen denselben nur um ein großes Rechenexempel — mit allerdings noch sehr viel Unbekannten — handelt, so wird auch von allen einzelnen Factoren getrachtet, sich selbst und seine Bedürfnisse ziffernmäßig zu erkennen und diese andern gegenüber so zu vertreten. Descriptive Nationalökonomie und Statistik sind die Waffen der modernen Handels- und Wirtschaftspolitiker.

In England und Frankreich, wie auch das kleine Belgien besitzen in ihren Handels- und Arbeitsämtern eifrige Sammelstellen, Archive, in denen diese Waisen geschmiedet und angehäuft werden, und unvergleichlich sind die Leistungen der genannten Staaten auf diesem Gebiete. Nordamerika birgt in seinem vielbändigen Census-werke einen großartigen Schatz von statistischen Materialien über die Erwerbs- und Einkommensverhältnisse seiner Bevölkerung, welche Materialien im Vereine mit den Arbeiten des dem Schatzamte unterstehenden statistischen Bureaus und der einzelnen großen industriellen Vereinigungen erst die Basis abgeben für die ersprießliche Industrie- und Handelspolitik der Vereinigten Staaten. Auch die großen Trusts und Kartelle aller Art, über die so viel Gutes und Böses zu sagen ist, die aber zweifelsohne als Markteine am Uebergange zu einer kunstigen, planmäßiger eingerichteten Wirthschaftsform anzusehen sind, werden zum großen Theil erst ermöglicht durch die weitgehende ziffernmäßige Erfassung von Production und Bedarf.

Alle die genannten Staaten werden in zukünftigen handelspolitischen Kämpfen gerüstet sein. Nur Deutschland und Oesterreich liegt der Zeitpunkt solcher Kämpfe sehr nahe. Für beide Staaten lassen die wichtigsten Handelsverträge, je auch für Vertrag untereinander um das Jahre 1903 ab. Eine Aufkehr zur freihändlerischen Richtung ist kaum zu erwarten, sondern alle Anzeichen deuten auf eine Verschärfung der schutzzöllnerischen Tendenzen. Umso schwerer und verantwortungsvoller wird das Amt der Regierungen, die durch viele oder minder weitsichtige Zollbestrebungen Industrien gründen und verwirklichen, tausenden von Ernährung Arbeit und Brot, oder Hunger und Elend geben können.

In Deutschland hat sich denn auch ein Gutachten über Vorentwürfe für die Reichsregierung knapp und der Vorbereitung der nahen Handelsverträge beschäftigt, und auch die Interessenten selbst wurden dazu über die große Aufmerksamkeit. Schon 1897 wurde, noch weiter doch Eindruck der Art und Weise der letzten Verträge obsiehtlich, in Interessentenkreisen die Schaffung einer Centralstelle angeregt, welche durch Sammlung und Sichtung des erforderlichen Materials die Grundlagen für künftige Vertragsverhandlungen vorbereiten sollte. Nach Verwirklichung mehrfacher Schwierigkeiten und Hindernisse,

Digitized by Google

wie formeller Streitgegenstand sind diese Anregung ihre Verwirklichung, indem anfangs 1898 von der Reichsregierung ein aus Fachmännern aus den Kreisen der Landwirtschaft, der Industrie und des Handels gebildeter Beirath, der sogenannte „wirtschaftliche Ausschuß“ eingesetzt wurde, welcher dem Reichsamte des Innern bei der Vorbereitung des Materiales für die Handelsverträge zur Seite steht. Daneben hat sich auf Veranlassung verschiedener industrieller Corporationen eine private Centralstelle für Vorbereitung von Handelsverträgen gebildet, in welcher die wichtigsten wirthschaftlichen Corporationen des Reiches vertreten sind. Gleichzeitig dienen als Sammelstellen für die nothwendigen wirtschaftlichen Daten der deutsche Handelstag, der Centralverband deutscher Industrieller und der Bund der Industriellen, wie auch sonst die einzelnen interessirten Corporationen sich in ihrem eigenen Wirkungskreise bereits in intensivster Weise mit dem Gegenstande beschäftigen.

Nach einigen kaum zu vermeidenden Streitigkeiten unter diesen Organen trat auch mit Rücksicht auf den einheitlichen Zweck schließlich ein planmäßiges Zusammenwirken ein, und arbeiten heute namentlich die beiden erstgenannten Stellen einander in die Hände. Der wirtschaftliche Ausschuß, beziehungsweise die Reichsregierung übernahm die nur mit größeren Mitteln durchzuführende Herstellung einer Produktionsstatistik, als die wichtigste Aufgabe bei der Vorbereitung der Handelsverträge. Auf Grund außerordentlich eingehender und sachgemäßer Fragebögen, die unter Mitwirkung des wirtschaftlichen Ausschusses und den verschiedenen Branchen angehöriger Fachmänner ausgearbeitet wurden, hat man diese Statistik bisher fast schon zum größten Theile fertiggestellt, und sollen die Ergebnisse außerordentlich beträchtliche sein. Im Durchschnitte sollen 87 bis 94 Procent der Fragebogen brauchwerte beim Reichsamt des Innern eingelaufen sein. In diesen wurden gleichzeitig aber auch andere Materialien zusammengetragen und theilweise auch bereits veröffentlicht. So erschien eine Sammlung der von 1872 bis 1897 geschlossenen Handels- und Schiffahrtsverträge Deutschlands mit dem Auslande, eine Statistik des auswärtigen Handels des deutschen Zollgebietes für die Jahre 1880 bis 1896, ferner eine Zusammenstellung der Tarife, welche Zu- und Ausländer, welche sich auf solche Länder erstreckt, und anderes. Drei Betriebsanwahmen, aus den Jahren 1875, 1882 und 1895, geben ein gutes gewerbestatistisches Bild der Entwickelung und des Standes des deutschen Gewerbewesens. Besondere Auszüge aus diesen Statistiken sollen dieselben für handelspolitische Zwecke handlicher machen.

Während so für die berufenen amtlichen Organe reiches Materiale zur Unterstützung bei ihrer amtlichen Thätigkeit herbeigeschafft wird, wirkt die Centralstelle für Verbreitung von Handelsverträgen unterrichtend und aufklärend in den Interessentenkreisen. Eine Reihe gemeinnützlicher, jedoch mit reichen wissenschaftlichen Details ausgestatteter Arbeiten über verschiedene handelspolitische Themata erschienen unter dem Gesammttitel „Schriften der Centralstelle für Vorbereitung von Handelsverträgen“ und dienen diesem Zwecke. Durch sie werden die Leute aus der Praxis, die Handelsbeflissenen, in die Lage gesetzt, die richtige Formel für ihre Wünsche zu finden und diese gedrängt und mit Nachdruck zu vertreten. Es ist zu erwarten, daß auch Deutschland im handelspolitischen Kampfe vorwärts, für uns nur zu vorwärts gerückt daschen wird.

Und was ist nun in Oesterreich in dieser Zeit geschehen? Was wissen wir von Oesterreichs Productionen, von Oesterreichs Gewerbe und Handel? Wir haben eine leidliche Aus-, Ein- und Durchfuhrstatistik, die vom statistischen Departement des Handelsministeriums herausgegebene Statistik des auswärtigen Handels; das ist aber auch schon alles. Und selbst diese Statistik ist nicht einmal vollständig. Wir wissen nichts über den Verkehr der beiderseitigen Reichshälfte mit Ungarn, trotzdem sind da auf die eingehendsten und wohnbedachtig tendenziösen Erhebungen der Ungarn angewiesen, was sich wohl besonders bei den Ausgleichsverhandlungen hatte fühlbar machen müssen, wenn überhaupt nachhaltige Momente bei diesen den Ausschlag gegeben hätten. Damit brauchten aber unsere obersten Aemter in diesem Punkte allerdings nicht zu rechten. Nur als Bittsteller unserer Minister war, soll es einmal das abgedroschene, von jenen Herrschern nie empfundene Bedürfniß gehabt haben, zu wissen, wie viel denn eigentlich die Gewerbliche Industrie und Landwirthschaft unserer Leute, und es soll damals 1898, im Jahre nach Absam des zoll- und handelsbündnisses binnen 8 oder 14 Tagen unter eine Belastung wurde Erhebung bei den Handelskammern die Beschaffung des Materiales möglich und rasch bewerkstelligt werden sein.

Wenn und gar unmöglichen aber sind unsere industrie und gewerbetreibenden Einwohnungen. Die Handelskammern bestehen zwar all seit einer Reihe von Jahren, aber ihre Organisation ist eine durchaus mangelhafte. Zum Theile sind sie geradezu Vertretungen von politischen Parteien, zum Theile Vertretungen von Interessenten, die nur in der Zahlung ihrer Beiträge ihre Thätigkeit erschöpfen. Die Wahlen finden in einem Modus statt, der [illegible] Interessenten [illegible] Vertretung [illegible] Handelskammern [illegible] Gewerbe [illegible] Handel [illegible] Industrie [illegible] Landwirthschaft [illegible] Verkehr [illegible] Bergbau [illegible] Handelsstatistik [illegible] Handelsverträge [illegible] Handelsminister [illegible] Handelsverträgen [illegible] Handelsverträgen [illegible] Handelsverträgen

tiger Bereitschaft zu halten, aber um den vielleicht nicht viel weniger folgenschweren wirtschaftlichen Kampf vorzubereiten hat sie keine Mittel, kann sie nicht einige hundert Zähleommissäre vorübergehend beschäftigen. Zu wenn unsere Hofräthe Generäle wären! Aber so könnte man fast den Verdacht hegen, daß diese hochpatriotischen Herren heimlich schon die Ansichten unserer Radicalnationalen über Oesterreichs Zukunft theilen, so wenig scheinen sie es der Mühe wert zu halten, für diese Zukunft auch nur die nothwendigsten Vorkehrungen zu treffen. Denn für so unfähig wollen wir doch nicht alle unsere Hofräthe halten, daß sie nicht wissen, was auf dem Spiele steht, und daß sie nicht die Mittel kennen, die vorzubereiten sind.

Das letztere dürfte eher und in leichter verzeihlicher Weise zutreffen bei den hauptbetheiligten Interessentenkreisen. Der viefach in diesen Kreisen verbreitete Mangel höherer Schulbildung — zum Unterschiede vom Deutschland — sowie die Abneigung und Geringschätzung gegenüber wissenschaftlicher und literarischer Thätigkeit sind jedoch kaum die alleinigen Erklärungsgründe für das Verhalten dieser Kreise. Der Beamte, der, wenn auch befähigt, jede selbständige Arbeit scheut, weil morgen ein anderer Minister sie ad acta legt, sowie der Industrielle, der, für Fragen allgemeiner Natur unempfänglich, bloß die Schäden im eigenen Geschäfte zu beklagen versteht, sie haben eine und dieselbe Wurzel, die in unseren ganzen politischen Verhältnissen zu suchen ist, in denen unter Oberschicht mäßigen geborener Führer alle wirtschaftlichen und sonstigen Kräfte erlahmen.

Solche Verhältnisse bereiten immer den Boden für einige sogenannte Aeceaparcure, die bei der allgemeinen Gleichgiltigkeit alles an sich zu ziehen suchen, um mit wenig Mühe und wenig Mitteln möglichst glänzende Erfolge zu erringen und sich auf ein hohes Postament zu stellen.

Auch unsere Productionsstatistik hat in jüngster Zeit ihren Aeceaparcur gefunden. Nach dem wenig besitzen Bemühen, das Arbeitsamt, Industrierath, Handelskammern u. s. w. für dieselbe gezeigt hatten, ebbarmte sich der verlassenen österreichischen Handelspolitik der vielgeschätzige Hofrath Rösler, bekannt durch seine ins Wasser gefallene Exportaction, der bereits auch bei der Ausgleichspolitik sich Lorbeeren erworben. In ihm besitzt nunmehr Oesterreich seine Centralstelle zur Vorbereitung der Handelsverträge.

Mit einem kürzlich an die Handelskammern verlassenen Erlasse, dessen Stil genugsam den Verfasser verräth, entsendet sich das Ministerium dafür, den Plan einer allgemeinen Productionsstatistik aufzugeben, da „die nähere Besäumung mit dem darauf bezüglichen Vorstudium es im Interesse einer rascheren Behandlung und einer verständnisvoll werthätigen Betheiligung weitester Kreise gelegen erscheinen ließ, die einzuleitende Erhebung in ihrem inhaltlichen und programmatischem Umfange auf die zoll- und handelspolitischen Fragen der nächsten Jahre zuzuschneiden und die Veranlagung der den Betrieben vorzulegenden Fragebogen unter diesen speciellen Gesichtspunkten abzugrenzen." Der „inhaltliche und programmatische Umfang" — es ist gut, daß der Herr Hofrath nicht mehr ins Gymnasium geht und nicht in Geometrie classificiert wird — soll sich nur auf die unfallversicherungspflichtigen Betriebe erstecken. Kleingewerbe und Hausindustrie bleiben außerhalb der Erhebungen. Dies in Oesterreich, wo die gewerbliche Thätigkeit vielleicht auch zur Hälfte auf diesen Betriebsformen basiert, ja wo gerade unsere wichtigsten Exportindustrien ganz oder theilweise auf dem Verlagssystem beruhen! Auch die Fragebogen, die vorläufig noch das Ministerium des Minderen sind, dürften vielleicht Verschärfungen anweisen. Hergestellt werden sie im Handelsministerium selbst, wo man natürlich aber die für die verschiedenen Industriezweige in Betracht kommenden Momente so unterrichtet ist, daß diese Arbeit binnen wenigen Wochen erledigt werden kann. Damit aber doch der Schein einer sachmännischen Behandlung gewahrt werde, sollen sie auch dem Industriecurator zur Begutachtung vorgelegt werden, der sich bisher noch in keiner Weise mit dem Gegenstande befasst hat und der in seiner Zeitungsverwaltung auch kaum die Garantie für eine nur halbwegs vollständige Erledigung seiner Aufgabe bietet. Die Auslegung und Einsammlung der Fragebogen soll durch die Handelskammern erfolgen, die eine Art Postdienst dienst hier zu verrichten haben. Noch im Jahre 1899 sollen die Erhebungen zum Abschlusse gelangen. Man hat die Zeit bemannt. Nun stellen sich einige Tatsachen gegenüber, damit es doch den Anschein hat, als ob man bei uns auch etwas gewußt, womöglich aber, daß der Herr Hofrath Rösler und sein Secretariat Sachrath einiges Materiale in der Hand haben, um dem in Verlegenheit einer Unterhändlerrolle als die relativ bestinformierten Leute möglichst gut spielen können. Eine Production-statistik wird wirklich Wert wird man aber auf diesem Wege nicht erhalten.

Eine solche könnte nur besorgen ist werden auf Grundlage Berichte bei gleichzeitiger Erhebung möglichst [illegible] und betriebsstatistischer Daten, welche die einzig sicheren Correctionen für die vom unconcurrierlichen Standpunkt so einseitigen Angaben geben würden. Bei Klassifizierung nach Betriebsgruppen müsste gerade auf diese betriebsstatistischen Momente Rücksicht genommen werden. Durchgeführt könnte eine solche Statistik nur werden unter Mitwirkung zahlreicher Fachleute für die einzelnen Gruppen, wie auch für die Verarbeitung der gesammelten Einzeldaten ein Stab geschulter Beamten nothwendig wäre, die mit den Productions- und Absatzverhältnissen der einzelnen Industrien sich im Wege von Specialstudien genauestens vertraut gemacht haben. Zum Theil wird überhaupt nur die Herstellung vollständiger Monographien über einzelne Industriezweige ein richtiges Bild derselben geben, auf Grund dessen die Wünsche und Bedürfnisse der betreffenden Industrien richtig beurtheilt werden können. Nach Möglichkeit wären bei Erfüllung aller der hiebei erwachsenden Aufgaben die verschiedenen Verbände und Corporationen heranzuziehen, welche für die einzelnen Branchen bereits bestehen und in denselben jedenfalls noch die genauesten Sachkenntnisse besitzen.

Eine Hauptaufgabe wäre es überdauert, die Hauptbetheiligten, und zwar nicht nur bei der productionsstatistischen Aufnahme, sondern bei dem ganzen Werke der Vorbereitung der Handelsverträge heranzuziehen und sie zu diesem Zwecke zunächst aus ihrem Schlafe zu wecken. Aufklärung der Interessenten durch Vorträge und Discussionen, durch geeignete Schriften u. s. w. wären die nächsten Mittel hiezu. Die Einholung von Gutachten über verschiedene Fachfragen und unklare Punkte bereits im gegenwärtigen Zeitpunkte wäre gleichfalls ins Auge zu fassen. Außerdem müßte aber auch den einschlägigen Erscheinungen im Auslande die größte Beachtung geschenkt werden. Eventuell wären durch geeignete Personen Studien im Auslande an Ort und Stelle vorzunehmen. So sei hier darauf hingewiesen, wie vor Ablauf des deutsch-englischen Handelsvertrages zahlreiche englische Agenten und Fachleute in Deutschland sich aufhielten, um sich dort über die Verhältnisse, wie über die herrschende Stimmung zu informieren und eventuell die letztere sogar zu beeinflussen.

Kurz, es müssten die Fragen unserer Handelspolitik, entsprechend ihrer Wichtigkeit, zum Gegenstande eines allgemeinen, überall hindzegebenen Interesses werden, nicht nur des Interesses einzelner strebsamer Beamten.

Ob unsere Interessentenkreise sich noch zu solcher Aufregiert aufraffen werden, ist allerdings mehr als fraglich. Wenn nicht, dann werden die sich bescheiden müssen, ihr Schicksal mehr oder minder wertrauensvoll in die Hände der prädestinierten Handelspolitiker unseres Handelsministeriums zu legen. Recriminationen in letzten Augenblicke, mit eilig zusammengesuchten Materiale begründet, werden dann nicht genügen, um die Richtvorderung unserer Handelsverträge wettzumachen.

* — *

Alte und neue Feudalität.*)

In vielfacher Hinsicht ist das vorliegende neueste Werk L. Brentanos auch für den weiteren Kreis derjenigen wichtig, die sonst den Fragen des deutschen Lebens wenig Interesse entgegenbringen. Einmal als hochbedeutsamer Beitrag zur Geschichte der Reaction, zweitens als beste bisher geschriebene Auseinandersetzung der Eisrechtspolitik, eines wichtigen ökonomischen Problems, das schon unzählige Federn in Bewegung gesetzt hat, schließlich als Muster einer eleganten und zielbewußten wissenschaftlichen Polemik.

Zu lange hat man der Reaction und ihrer dunklen Thätigkeit unangebrachte Beachtung geschenkt. Im Vollgefühl der errungenen Siege hielt das liberale Bürgerthum jene nur halbzugültig vernichtet, aber sie lebte noch und kämmerte sich in Winkeln und dem Tag der Rückkehr konnend. Jetzt ist sie da, in Deutschland, Frankreich, Oesterreich erschüttert sie die Grundlagen der bestehen Ordnung, in den anderen Ländern beziehen romantischer Zunge sind ihre Tage nicht mehr fern. Zum Kampf gegen sie enthält Brentanos Buch schafe Waffen, nur schade, daß das deutsche Bürgerthum seinen politischen Führer hat, der dem feudalen Drachen mit den von der Wissenschaft gebrieten Waffen das Haupt abschlagen könnte.

Eine überaus interessante Thatsache in es, wie die Reaction schon im Beginn der großen ökonomischen, politischen und geistigen Umwälzung des vorigen Jahrhunderts emporkommt, wie fast alle Grundzüge, die einzelnen Phasen, die heute man „Eisen Rich" der christlich-Bürgerlichsoziale gehören, schon damals auftauchen, freilich noch nicht den geeigneten Boden finden. Wir bemerken gleichzeitig mit Entstehen Zuge in jenen Schriften, die aus ganz modern anmuten, welche den bürgerlichen Kritik, die den Feudalismus aus Ueberzeugung, mit, entwinnigen und in manchen Punkten eben dem so recht-ganz vorgehen, aber den gesellschaftlichen Fond im ganzen Scheine entpuppen. Schon vor Adam Müller und Brentano sind die [illegible] Gedanken anzutreffen, mindestens ein halbe siebzehn Stelle in den Schriften des [illegible] Adam Müller, [illegible] von [illegible] [illegible]. In den vorliegenden Arbeiten wird [illegible] des [illegible] Gedanken der [illegible] und Antagonismus [illegible] haben, die eine die Socialismus im Interesse, den die

Digitized by Google

sitzenden sei und mit keinem Funken moralischer Berechtigung den Anspruchen eines Socialismus der Besitzlosen sich entgegensetzen dürfe.*) Schon Justus Moser, der geistige Schutzpatron der heutigen Mauer'schen Agrarreform, der unstreitig einer der hervorragendsten deutschen Nationalökonomen des vorigen Jahrhunderts war, hat nicht nur mit großem Geist und dieser Gelehrsamkeit den historischen Materialismus angewendet, sondern auch die Verstaatlichung des Bodens — freilich mit Ausnahme der Rittergüter und im feudalen Interesse — gefordert und mit biblischen Reminiscenzen begründet.

Was die modernen reactionären Bestrebungen bei aller Verschiedenheit verbindet, ist der Glaube, dass unsere heutige Wirthschaftsordnung entstanden sei durch die liberalen Gesetze, durch Verirrungen der Vernunft, welche Neuerungen von den vor der göttlichen Autorität vorgeschriebenen, einzig richtigen und unbeweglichen Zustand, dass man demnach nicht minder durch gesetzgeberische Eingriffe unbekümmert um, ja gegen die vorhandenen wirtschaftlichen und psychologischen Thatsachen die Entwickelung wieder auf den alten Fleck zurückzwingen könne. Daher auch das blinde Losgehen auf die Symptome, das vollständige Verkennen der tiefer liegenden Ursachen. Man sieht die wachsende Verschuldung der Landwirthschaft — nichts einfacher als ein Mittel dagegen: Schließung der Hypothekenbücher. Dieses schon von Vogelsang angepriesene Mittel wird noch heute von unseren Tiroler Clericalen eifrig verfochten; dass der Bauer den ihm so erschwerten oder unmöglich gemachten Hypothekarcredit durch Personalschulden beim Wucherer ersetzt, wird nicht beachtet. Man sieht, dass die Erbschulden einen großen Antheil an der Verschuldung haben — einfachstes Mittel: mehr oder minder weitgehende Consecration des Erbrechtes u. s. w. Dies ist schließlich das Steckenpferd jeder „conservativen" Reform geworden, obwohl wir uns kein in seinen Consequenzen „revolutionäreres" Mittel denken können, das einen Eingriff in unsere Privateigenthumsordnung darstellen, eine Classe von Enterbten schaffen und Millionen Proletarier in die Städte treiben, die Bevölkerungsvermehrung aufhalten und auch das Productionsinteresse empfindlich schädigen würde. Das dieses Mittel dem Volksempfinden derart widerstrebt, dass die bäuerliche Bevölkerung sich überall energisch gegen die Einführung des Sondererbrechtes zur Wehr setzt, beunruhigt die Herren nicht, sie statuieren mit merkwürdiger Gewandtheit und in jeder historischen Betrachtung hohnsprechenden Weise, jenes Erbrecht sei das eigentlich „germanische" oder „christlich-germanische" und der sich sträubende Volksgeist durch römisch-rechtliche Begriffe corrumpiert. „Das römische Recht war das größte Unglück für das deutsche Volk", so lautet das Sprüchlein unserer Christlichsocialen und Deutschnationalen.**) Man brauche nur dieses „fremde" Recht zu entfernen und die alten, germanischen Grundsätze an die Stelle zu setzen, um unsere ganze Agrarnoth zu beseitigen.

Ein Hauptverdienst Brentano's ist es, diese Erbrechtsfrage gründlich zerstört zu haben, so dass seine Gegner schließlich auf die Antwort verzichteten.***) Die Polemik, die Brentano diesbezüglich mit den hervorragenden Germanisten Gierke führte, erhält nach durch einen anderen Umstand eine weit über das Thema hinausreichende Bedeutung. Während nämlich Gierke das Recht als Schöpfung des nationalen Volksgeistes von den Einflüssen der Wirthschaft loslösen wollte, zeigte Brentano auf rechtsgeschichtlichem Wege den überwiegenden Einfluss letzterer. Er zeigt uns weiter, wie die Gesetze, nachdem weder die gleiche, noch die ungleiche Theilung ausnützen, vielmehr die Familie jener Zeit in Hausgemeinschaft zusammenblieb. Dann aber diese zur Auflösung, so wurde zu gleichen Theilen getheilt. Lange galt diese Erbfolge selbst für den Lehensbesitz und den Thron der Staaten. Ein Hauptvortheil, den man gegen Ludwig den Frommen richtete, war, dass er verhackt hätte, das Reich an einen Sohn ungetheilt übergehen zu lassen. Bekanntlich war das Deutsche Reich selbst Zeuge und Resultat einer solchen Erbtheilung.

Erst hat entwickelte sich, zuerst in Südfrankreich, das Majorat. Auch dort lebte man in Hausgemeinschaft, so der älteste, wohl auch der älteste Sohn des verwordenen Vorstandes, führte die Verwaltung der Gemeinschaft und verpflichtete sie auch andere. Aber das römische Recht, das in Südfrankreich herrschte, hatte schon lange jede Stammtheilung an die einst auch in Rom bestehende Hausgemeinschaft vollkommen verloren, so beträchtete den ältesten Sohn, der dem Vorgänger nach innen und nach außen hin auftrat, nur als Eigenthümer des Gemeinschaftsvermögens. Fast denken Einzelne der Bibel, die ja bei den Angelsachsen zum Beispiel als Landrecht recipiert worden war, und der römischen Recht den Entscheidenen nach bevorzugte. So wollte es die Zeichen des Schicksals, dass jenes Institut, das von antiquierlich nationalen Agrarreformern neu- als echt germanisch nationale, deutsche und entsprechende Constitution angepriesen wird, thatsächlich unter römisch-rechtlichen und romanischen Einflüssen sich gebildet hat! Trotzdem wuchert die Phrase noch lustig weiter. Dieses Erbrecht kam dann in die Normandie, von dort nach England, wo das Bedürfnis, die unterworfenen Angelsachsen durch eine straffe militärische Organisation niederzuhalten, seine Einführung begünstigte. Von England kam es nach Frankreich zurück, wo es solche Verbreitung fand, dass es allgemein als „Erbrecht nach französischer Art" galt. Nur unter heftigstem Widerstand fand es Eingang in die Lehensfolge in Deutschland. Im bäuerlichen Besitz war es dagegen nie als solche eingeführt, was noch heute hie und da auf dergleichen Rechtsanschauungen hinzuweisen scheint, ist, wie Brenteno sehr fein ausgeführt hat, nur Ueberbleibsel einer im Interesse des Gutsherrn geschaffenen Abhängigkeit des Bauernguts.

Wenn die historisch-nationale Begründung des Sondererbrechtes versagt, so nicht minder die wirthschaftlich-sociale. Besser als lange Auseinanderlegungen über diese Specialfragen an dieser Stelle dürfte der einmüthige Widerstand der bäuerlichen Bevölkerung selbst dies beweisen, die sich nicht gegen ihren Willen beglücken lassen wollte. Wer erinnert sich nicht des ungeheuren Lärmes, der Stöße bedrückten Papieres, der „schätzbares Material sieternden" Enquêten — ein österreichisches Spezialeum, wie es scheint — des Zeitungskampfes, in deren Begleitung unser Hörerein von 1889 zu reichsgesetzlich beschlossen wurde. Eine sarkastische Fügung wollte es, dass das Gesetz, das monatelang die öffentliche Meinung beschäftigte, vom — 1. April datiert ist. Das böse Omen fand seine Erfüllung, denn, obwohl in den meisten Ländern das zur Einführung nothwendige Einführungsgesetz eingebracht wurde, kam es nirgends zustande.*) Trotz der theilweise conservativen Landtagsmehrheiten gescheh kein Schritt weiter, denn das Urtheil der Bevölkerung lautete vernichtend. In drei Ländern der österreichischen Gemeinden will man sich nicht einmal zur leichteren Form der Gebundenheit durch das Anerbenrecht versuchen. Ebenso war das Ergebnis der niederösterreichischen Enquête über das bloß facultative Anerbenrecht. Noch schärfer sprach sich der deutsche landwirthschaftliche Centralverband Böhmens gegen den Gesetzentwurf aus u. s. w.

Besonders bemerkenswert ist unter unseren heutigen Verhältnissen die nationale Wirkung des Anerbenrechtes. In Oesterreich schwärmen am heftigsten für die antheilwaren Höfe und das pfaudergermanische Agrarrecht unsere Christlich-Socialen und Schönerianer. Nun hat Dr. Michael Hainisch in seiner vortrefflichen „Zukunft der Deutschösterreicher" darauf hingewiesen, wie ein Hauptgrund des nationalen Zurückweichens der Deutschen, der Kräfteverschiebung zugunsten der Slaven in der Agrarverfassung der deutschen Alpenländer liegt, wie es vor allem das System der geschlossenen Höfe ist, das die Geburtenfreudigkeit drückt, die Volksvermehrung aufhält und für jene nationalen Verschiebungen verantwortlich ist. Unsere Deutsch-Radicalen und Christlich-Socialen als größte Feinde des Deutschthums und seiner Machtstellung in Oesterreich!

Weit einschneidender und auch seinen reactionären Charakter offener zur Schau tragend ist die preußische Agrarreform des Herrn v. Miquel. Mit Recht bemerkt Brentano, dass sie eine völlige Wiedereinführung des feudalen Obereigenthums bedeutet. Alle Schönheiten der feudalen Agrarverfassung finden sich in ihr, als da sind: gebuldete Eigenthum, ewige Renten, Dienstverpflichtungen, Theilungs- und Veräußerungsbeschränkungen, Consecration des Erbrechtes 2c. Keinesweges kann man dem Miquel'schen Plan, der in dem preußischen Rentengutsgesetz zur Ausführung kam, eine gewisse Großartigkeit der Conception und eine durchtriebene Schlauheit im Einzelnen absprechen. Dass die Bäume nicht in den Himmel wachsen, dafür sorgt schon unsere wirthschaftliche und geistige Entwicklung. Schon hat ein Theil der preußischen Agrarreform als total undurchführbar sich erwiesen, sie stächerte an dem Widerstand der Landbevölkerung, die unter gar keiner Bedingung unablösbare Renten oder gar Titrine auf sich nehmen will. Einige Generalcommissionen haben daher diese Bestimmungen in ihren Formularen zur Begründung von Rentengütern schon weggelassen, damit aber erhält das ganze Gebäude einen argen Stoß.

So scheinen die reactionären Bestrebungen auf agrarischem Gebiete ebenso wie auf gewerblichem an den Thatsachen der wirthschaftlichen Entwicklung, welche eine Rückkehr ins „romantische" Mittelalter ganz und gar ausschließt.

Friedrich Otto Hertz.

Protoplasma und Leben.

I.

Mit Recht ist in der letzten Zeit wieder die Ansicht ausgesprochen worden, dass wir uns wieder in einer Epoche der Naturphilosophie befinden. Die Freude schaut immer einmal nach dieser Seite hin. Jahrelang ist gehetzte Welt sich voll überdrüssig von jenen

Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zweimal, Samstag und Mittwoch, und kostet ganzjährig mit Postversendung für Oesterreich-Ungarn 8 fl., für Deutschland 16 Mark. Einzelne Nummern 10 kr. = 20 Pfg. Inserate werden angenommen und kosten die 5spaltige Petitzeile oder deren Raum 20 kr. = 40 Pfg. Bei Wiederholungen Rabatt. Für Beilagen ist der Preis 6 fl. = 12 Mark.

zum Theil blendenden und geistvollen Speculationen der Dreissiger- und Vierzigerjahre abgewendet hatte, die in dem Wahne lebten, als ob man die Räthsel der Natur und des Lebens unter Missachtung der Resultate der exacten Forschung durch philosophische, rein geistige Ueberlegung lösen könne, begann jene unendlich fruchtbringende Periode stiller, intensiver positiv-exacter Arbeit, die in allen Naturwissenschaften jenes ungeheure, festgegliederte Thatsachenmaterial schuf, das uns heute zur Verfügung steht. Was Wunder aber, dass sich nun seit einiger Zeit wieder Geister regen, die den Versuch wagen, aus diesem Riesenmaterial die leitenden Ideen herauszuschälen, die aus dem Baumaterial ein architektonisch gegliedertes Gebäude aufzuführen trachten. Freilich ist dies wiederum Naturphilosophie, aber himmelweit verschieden von jener Naturspeculation berüchtigten Angedenkens, Naturphilosophie auf der Basis festgegründeter Kenntnisse und Anschauungen. Ein derartiger Versuch, und nicht der schlechteste einer, liegt uns in dem hochinteressanten, glänzend geschriebenen Werk von Professor Max Kassowitz-Wien: „Allgemeine Biologie“ vor, von dem die beiden ersten Bände: „Aufbau und Zerfall des Protoplasmas“ und „Vererbung und Entwicklung“ erschienen sind.*) Den fachlichen Werth eines solchen Buches, das fast den gesammten Vorrath an thatsächlichem Material verarbeitet, zu erkennen, ist für den Referenten eine fast unlösbare Aufgabe. Niemand kann das Gebiet der inductiven Wissenschaft so beherrschen, dass ihm nicht jeder Specialforscher Schnitzer und Missverständnisse wird nachweisen können. Der Referent wird sich begnügen müssen, zu beurtheilen, ob die grundlegende Hypothese an sich logisch berechtigt ist und ob sie zu den vorgebrachten Thatsachen stimmt. In diesem Sinne werden also die folgenden Zeilen weniger eine kritische Beurtheilung, als eine referierende Wiedergabe der Ideen Kassowitz' sein, und ich werde auch kritische Einzelbemerkungen aus den angegebenen Gründen meist unterdrücken.

Das Werk befasst sich mit dem grössten und ältesten Problem der Wissenschaft: Was ist das Leben? Wie können wir die Lebensäußerungen: Bewegung, Ernährung, Reizbarkeit und Fortpflanzung mechanisch-causal, ohne Zuhilfenahme einer specifischen Energie, der „Lebenskraft“, erklären?

Von welcher Seite her wir den Kampf um diese Probleme eröffnen, so viel Schanzen und Verhaue wir dem zähen Feinde durch Beobachtung und Experiment auch schon entrissen haben, stets und unabänderlich muss die exacte Wissenschaft die Waffen strecken vor der inneren uneinnehmbaren Citadelle: dem Protoplasma. Darunter verstehen wir bekanntlich jene eigenthümlich weichfliessende Masse, die die Zellen aller Organismen einschließen und die uns als die Lebenssubstanz erscheint. Ihrem Bau und Wesen kann die Wissenschaft weder mit Beobachtung, noch mit Experiment wirksam zu Leibe gehen, sie bleibt ein rätselvolles Proteus, der in tausendfacher Gestalt unsern tastenden Sinnen entschlüpft; hier beginnt unweigerlich die Hypothese! Das Problem des Lebens verengert sich also zu dem Problem des Protoplasmas, und eine brauchbare Hypothese muss eine solche sein, die geeignet ist, „eine anschauliche . . . . Vorstellung von der physikalischen Anordnung und der chemischen Zusammensetzung dieser lebenden Substanz und von den in ihr ablaufenden Processen zu gewinnen“. (S. I, pag. 9.)

Die speciellen Fragestellungen, welche diese Grundhypothese einschließen soll, sind nach Kassowitz das Schicksal der Nahrungsstoffe, die Angriffspunkte und die Wirkung der „Reize“, die Quelle der stofflichen Ausscheidungen und die Quelle der Leistungen des Protoplasma, also der Energie-Umsetzungen des Organismus: Massenbewegung, Wärme ꝛc.

Es existieren nun bisher unheere Theorien, welche es versuchen, diese Fragen zu beantworten, unter anderem die Auffassung des Organismus als Wärmemaschine, die elektrodynamische Theorie, die Fermenttheorie ꝛc. In aufsteigender, eingehender, zum Theil äußerst scharfer Kritik sucht nun Kassowitz den Radweis zu führen, dass keine der bisherigen Theorien den Schlüssel zu dem Problem des Lebens liefern kann, weil sie, soweit sie berechtigt sind, nicht ausreichen, anderseits Zirkelschlüsse in sich bergen und auf falscher Deutung der Thatsachen beruhen.

Mit zwingender Nothwendigkeit führt uns Kassowitz dazu, anzunehmen, dass, wenn thatsächlich alle bisherigen Versuche erfolglos geblieben sind, nur zwei Möglichkeiten existieren: Entweder ist das Problem für uns heute noch unangreifbar und wir müssen resignieren zu dem berühmten „Ignoramus“ uns bekennen, oder aber die bisherigen Theorien leiden an einem gemeinsamen Fehler, der uns mit den Theorien auf abzugehen führt.

Kassowitz will nun diesen Fehler entdeckt haben; durch seine Ausmerzung gelingt es ihm, eine einheitliche Hypothese zu thun dieren, die alle physiologischen Thatsachen von einem Gesichtspunkte aus zu erklären imstande ist.

Allen den bisherigen Theorien mag eine Betrachtung gemeinsam sie nahmen an, dass eine Umwandlung der aufgenommenen Nährstoffe und deren Verwertung auch ausschließlich des Protoplasmas der Zelle, durch Contact mit denselben, in den Zellen, welche es umspülen und durchdringen, stattfinden könne. Dem gegenüber ist nun auch eine andere Auffassung möglich, welche ganz allgemein verlangt, dass eine Umsetzung, also Aufnahme, Verwertung und Abscheidung ausschließlich im Molecül des Protoplasmas selbst stattfinden könne. Diese Auffassung, die man als die metabolische zu bezeichnen pflegt, ist, wenn auch nicht so strict gefasst, die ältere und ist erst allmählich durch die andere, die kassowitz als die katabolische bezeichnet, verdrängt worden. Kassowitz nimmt nun diese metabolische Grundanschauung im strengsten Sinne wieder auf und betrachtet sie als Grundhypothese.

Der Hauptgrund, warum die metabolische Anschauung mit den zunehmenden Kenntnissen der katabolischen hat weichen müssen, ist der Umstand, dass man sich gewöhnt hat, das Protoplasma als einen Eiweißkörper anzusehen. Dann ist allerdings die Umsetzung von Nicht-Eiweiß, zum Beispiel Kohlenhydraten, in diesen Molecül schwer vorstellbar. Diese Annahme lässt Kassowitz fallen. Mit vollem Recht weist er darauf hin, dass uns die chemische Constitution des Protoplasmas absolut unbekannt ist, dass mithin nicht der mindeste Grund vorliegt, in dem Riesenmolecül des Protoplasmas nicht auch andere Atomcomplexe, als die der Eiweißstoffe vorauszusetzen. Er spricht ihm also auch Atomgruppen zu, die den Kohlehydraten, den Fetten, den Nährsalzen entsprechen. Dies ist seine erste, a priori nicht abzuweisende Hilfshypothese. Eine zweite beschäftigt sich mit der physikalischen Structur des Protoplasmas. Auch diese ist völlig unbekannt, lässt also jeder in sich logischen Hypothese freien Spielraum. Kassowitz' Ansicht darüber ist folgende: das Protoplasma besteht aus einem Netzwerk äußerst feiner Bälkchen, dem Stereoplasma, das durchtränkt ist mit einer tropfbar flüssigen Masse, dem Hyaloplasma. In dieser Flüssigkeit sind die Bälkchen gelöst, sie dringen nicht in an die Protoplasmabälkchen heran, werden von dessen Molecülen angenommen und verwertet. Die Flüssigkeit durchtränkt die Maschen des Netzwerkes, versetzt dessen Bälkchen in Spannung, diese reißen ein, es bilden sich aus den aufgenommenen Nährstoffen neue: auf diese Weise findet das Wachsthum des Protoplasmas statt. Bei dem Einreißen der Bälkchen werden die außerordentlich labilen Protoplasmamolecüle heftig erschüttert, sie zerfallen, und ihre Bruchstücke, die von einander getrennt sind, als freie chemische Affinitäten besitzen müssen, werden nun von den in denselben Gruppen stets vorhandenen Sauerstoff angegriffen und verbrannt. Die Verbrennungsproducte werden an das Hyaloplasma abgegeben und ausgeschieden. Dieser Zerfall beschränkt sich ferner nicht auf die an der Rissstelle gelegenen Protoplasmamotecüle, sondern pflanzt sich in derselben Weise auf die benachbarten fort und bringt dieselben zum Einsturz. Dadurch wird die Auslösung der Verbrennungserscheinungen und auch die Fortpflanzung der Reize erklärt.

Dies ist in Grundzügen die Kassowitz'sche Hypothese des Protoplasmas, die er dann in den folgenden Capiteln in Einzelheiten weiter ausbaut und auf die einzelnen Probleme der Physiologie anwendet. Da er, wie gesagt, annimmt, dass alle Stoffe, die den Stoffwechsel passieren, zunächst in den Verband des Protoplasmamolecüls aufgenommen sein müssen, so nimmt er dies natürlich auch für die Stoffe an, die, obzwar nicht protoplasmatischer Natur, doch integrierende Bestandtheile des Organismus sind, in Anspruch. Solche Stoffe, wie z. B. Knorpel und Knochensubstanz, Bindegewebsfasern, Cellulosemembranen ꝛc., nennt Kassowitz Metaplasmen. Sie entstehen nur aus Protoplasma, und um dies zu erklären, nimmt Kassowitz an, dass sie auch in den Fällen, wo es mikroskopisch nicht wahrnehmbar ist, von einem Netzwerk von Protoplasmamolecülen durchzogen werden, bei deren Zerfall sie als Abbauproducte entstehen und abgelagert werden.

Da uns das Protoplasma selbst als Gegenstand chemischer Untersuchung nicht zugänglich ist, so ist der einzige Weg, uns dem Verständnis seiner Constitution zu nähern, dass wir die Bausteine ins Auge fassen, die es bilden müssen. Es sind dies die Nährstoffe: Eiweiß, Kohlehydrate und Fette, anorganische Salze. Aus allen diesen Stoffen, die im Hyaloplasma gelöst sind, bildet sich das lebende Protoplasma, das ganz specifischer Natur für jede Art ist und bei seiner Spaltung unter Umständen auch wieder Eiweiß, und zwar auch specifischer Natur, abspaltet. So nimmt die Hefe zum Beispiel Eiweißsubstanz auf und verwandelt es in Weißkäsein, die Bohne setzt Pflanzeneiweiß und verwandelt es in Bohnenleguminose. Diese Thatsachen sind natürliche Consequenzen der metabolischen Lehre.

Genau dasselbe gilt von dem Schicksal der stickstofffreien Nahrstoffe, Kohlehydrate und Fette. Es ist längst bekannt, dass sie sich gegenseitig vertreten und im Organismus ineinander übergehen können. Dies ist nur die metabolische Theorie sehr einfach zu erklären. Beide, sowohl die sauerstoffreichen Kohlehydrate als die sauerstoffarmen Fette, werden zunächst dem Protoplasmamolecül einverleibt. Dabei werden beide zu einfachen Kohlenwasserstoffketten reduciert das Protoplasma will nach Kassowitz sich arm oder ganz frei von Sauerstoff sein. Nun ist jeder Unterschied zwischen ihnen geschwunden. Bei der darauf folgenden Spaltung kann nun je nach Reichlichkeit der Sauerstoffzufuhr in Kohle ganz zu Wasser und Kohlensäure verbrannt oder als Fett oder als Kohlehydrat Glykogen wieder zu Eiweiß als Metaplasma abgelagert werden.

Digitized by Google

Das Protoplasmamolecül ist also ein über alle Vorstellung complicirtes, im wesentlichen aus Kohlenwasserstoffketten, Eiweißcomplexen und Salzresten zusammengesetztes, sehr labiles Gebäude, das bei der geringsten Erschütterung in Trümmer geht. Die Zahl der Moleküle wächst nur durch Assimilation, d. h. aus den vorhandenen Baustoffen bildet sich neues, lebendes Protoplasma nur dann, wenn lebende Moleculle in Gegenwart sind. Hier ist eigentlich der Angelpunkt der ganzen Frage, die Frage nach der Entstehung des lebenden Protoplasmas. Früher zauderte man nicht, hier einfach die Lebenskraft, den nisus formativus, zu Hilfe zu ziehen, und hier ist noch jeder mechanisch-causale Erklärungsversuch gescheitert. Die geheimnisvolle Kraft des lebenden Protoplasmas, aus todtem Material neues Leben zu erwecken, ihres Schleiers zu entkleiden, ist auch Kassowitz nicht gelungen, obwohl er versucht, aus den Vorgang der Assimilation dadurch menschlich näher zu rücken, dass er einige — nach Meinung des Referenten wenig belangreiche — Beispiele eines assimilationsähnlichen Vorganges in der anorganischen Welt hervorzieht. Es ist auch nur eine mechanische Umschreibung der räthselhaften Assimilationsthatsache, wenn Kassowitz ausführt, dass die vorhandenen Atomcomplexe des Protoplasma einen formativen Reiz auf die im Hygroplasma gelösten verwandten Atomcomplexe in dem Sinne ausübt, dass sie sich zu neuen Protoplasmamolecülen zusammenschlossen. Allerdings hat diese Vorstellung den Vorzug, dass wir auf diese Weise zu einer einfachen Definition der Nährstoffe gelangen: Nährstoffe sind eben nur solche Stoffe, die sich am Aufbau neuer Protoplasmamolecüle betheiligen können; alle anderen passieren den Organismus, obzwar vielleicht nicht unverändert, doch ohne Nutzen, sind also keine Nährstoffe.

Kassowitz nimmt also an, dass die Nährstoffe in den Verband des Protoplasmamolecüls aufgenommen werden. Dazu müssen sie nach seiner Anschauung reduciert werden. Der dabei frei werdende Sauerstoff geht an das Hygroplasma über. Dieses Verbandensein von assimilatorischem Sauerstoff im Gegensatz zum eingeathmeten wirft ein blendendes Schlaglicht auf die bisher räthselhafte Fähigkeit mancher niederer Organismen, unter fast völligem Ausschluss von atmosphärischem Sauerstoff zu existieren.

Diese Reduction ist ein Vorgang, bei welchem Energie verbraucht wird. Diese Energie wird in Form von Wärme von außen zugeführt. Daraus folgt, dass der wachsende, stark assimilierende Organismus viel Wärme verbrauchen muss. Dies deckt sich mit den Thatsachen: Wärmebedürfniss der Pflanzen, Bebrütung der Eier. Nur wenn die unter Wärmeentwicklung einhergehenden Zerfallsprocesse des Protoplasmas einen so hohen Grad erreicht haben, wie bei den warmblütigen Thieren, kann der Organismus die nothwendige Assimilationsenergie selbst erzeugen, seinen Wärmebedarf innerhalb der normalen Temperaturgrenzen der Aussenwelt selbst regulieren. Eine eigenartige Illustration erfahren diese Sätze durch ein bekanntes Factum aus der Ernährungsphysiologie. Bekanntlich verzehren die Bewohner kalter Zonen viel Fette, die der heißen fast ausschließlich an ihrer Stelle Kohlehydrate. Nun brauchen aber die innerfinsternen Fette zu ihrer Reduction viel weniger Wärme, als die innerfinsternen Kohlehydrate; erstere sind also ein warmsparendes, letztere ein wärmebindendes Nahrungsmittel. Der zusammenhang mit klimatischen Verhältnissen erscheint sehr naheliegend.

Auf Grund dieser Anschauungen erscheint nunmehr auch die Fähigkeit der grünen Pflanzen, Kohlensäure zu assimilieren, nicht mehr als ein von der Assimilation der Thiere durchwegs verschiedener Act, sondern er ist nur graduell verschieden. Die Pflanzen reducieren nur ungleich lästiger als das Thier, weil sie die sehr sauerstoffreiche Kohlensäure zu assimilieren haben, sie bedürfen dazu nicht bloß der Wärme, sondern auch der Lichtstrahlen, und haben in dem Chlorophyll noch eine besonders geartete Assimilationsvorrichtung, die die Intensität des Reductionsvorganges unterstützt.

Die Reductionsprocesse sind überdies so reichlich, dass der assimilatorisch gebildete Sauerstoff in überschüssiger Weise produciert und an die Aussenwelt abgegeben wird.

Erlangen. **Dr. phil. et med. Karl Oxenheimer.**

Jens Peter Jacobsen.

Man will Jacobsens Dichtung auf seinem dunklen Mitleid herausgefühlt, wohl auch aus dem Todesleiden er stark zu einem Dichterleid — das ist zu seinem Theil auch richtig; aber doch will es mir, als ob Jacobsen sehr viel Künstler in einem ist, wenn immer wieder Gegenden möglich von ihm gemacht werden — auch sehr gesuchten.

Immer wieder bringt mir seine Lectüre „Frau Marie Grubbe“ in Erinnerung. Merkwürdig übrigens, dass dieses Buch, dessen 1880, Copyright-Ausgabe ich vor mir habe, „Aber meines Erachtens hat mir die ganze Geschichte von Anfang bis zu Ende ein Mitleid mit ihr eingeflößt, das ich nicht ganz begreife. Ich habe mich oft gefragt, ob es nicht vielleicht daher kommt, dass ich selbst Kinder habe, und dass ich mir vorstelle, wie es mir ergehen würde, wenn ich eine Tochter hätte, die sich so benähme, wie sie es that. Wenn ich mich in ihre Lage versetze, dann sehe ich, dass sie nicht anders handeln konnte, als sie that, und dass sie nicht anders sein konnte, als sie war. Sie war ein Kind ihrer Zeit, und sie war ein Kind ihrer Eltern. Sie hatte ihre Fehler, aber sie hatte auch ihre Tugenden, und ich glaube, dass sie mehr Tugenden als Fehler hatte. Sie war ein Mensch, und sie war ein Weib. Sie war ein Weib, das sich nach Liebe sehnte, und sie war ein Mensch, der Liebe verdiente

wie viel Fröhlichkeit und Lebensbejahung, wie viel feste Weltanschauung, positiv monistisch, identisch, thut sich mit alledem nicht kund! Und wie adlig und vornehm stellt sich diese Weltanschauung bei Jacobsen nicht dar! Erinnernd an den Adel eines anderen bedeutenden Patienten der Jahrhundertwende: an Friedrich Nietzsche, der sich so unvergleichlich über all seine Defaiten immer wieder zur Lebensbejahung emporzuringen vermochte.

Bereits die „Marie Grubbe“ hatte mir über die Einseitigkeit dieses Geredes von Feminismus und Krankhaftheit die Augen geöffnet. Denn alles, was sensibel und feinnervig ist, was innig und bisexuell in seinen Wirkungen ist, noch genommen ästhetischen Urtheil natürlich auch feminin und pathologisch sein; im günstigsten Falle redet man von Niederländerei, Alein-, Fein- und Plattlandskunst, ohne freilich zu bedenken, inwieweit man es bei alledem mit Neuempfinden und Neukunst zu thun hat. Man hat ja dieser sogenannten Klein- und Feinkunst gegenüber neuerdings bei uns wieder die Forderung einer Höhenkunst und hat dabei zumeist noch so etwas wie ein altväterliches Fresko-Pathos im Sinn; überhaupt ist hier viel Patriotismus, Vaterländerei und brave Deutschthum mit im Spiel; aber wo es hervorwill und seine Blüten treibt, trägt es denn doch nur zu unverkennbar das Merkzeichen der ästhetischen Reaction und eines unhaltbaren Epigonenthums. Ich denke, die neue Kunst, die ihre stärksten und gesündesten Wurzeln im Geiste der neuen monistischen Weltanschauung und Frömmigkeit hat, wird sie überdauern.

Höhenkunst! — Wenn man sich etwas Aechtschaffenes und Vernünftiges bei diesem neuesten Schlagwort denken kann: sicher nicht ein Roman wie diese „Marie Grubbe“, ich will nicht sagen alle, aber doch eine große Anzahl ihrer Merkmale aufzuweisen haben? Frei von allen Tages- und Zeitparolen, frei in diesem Kunstwerk, wie in all seiner Kunst, auch von diesem streitbaren Freisinn, dem er wohl sonst in politischen und wirthschaftlichen Dingen angehörte, und dessen unverzagte und kampfluftige Vertreter in Politik und Aesthetik seine beiden Freunde, die Brüder Brandes, waren und noch sind, ist Jacobsen an diesen Stoff herangegangen und an diese Gestalt aus seiner vorchristlichen Geschichte, diese Marie Grubbe, und hat ihn, was sie so recht eigentlich nach jenem „rein menschlichen Gesichtspunkte“ herausgestaltet, die ja wohl als eins der Hauptkennzeichen der sogenannten Höhenkunst gelten. Ein Schicksal so rein menschlich, von so tiefer und typischer Tragik, mit seiner Sehnsucht, seinem rastlosen Suchen, Halten, Aneignen und Verschachteln und schließlich in seiner Aeignation, wie es nur je das Thema eines großzügigen und einheitlichen Kunstwerkes war. Und alles gestaltet mit so meisterlicher Sicherheit, so streng und ordentlich wahr in seiner gerundeten und doch so bewegten Entwickelung, mit dieser Folge von Stimmungen und Intensitäten, mit dieser neuen, so überaus eindringlichen Intimität. Und mit seiner Composition, die zwar nicht mehr Composition nach der Norm einer alten Aesthetik, dafür aber die natürliche Klimax und den intimen harmonischen und logischen Rhythmus der seelischen Vorgänge bedeutet. Eine Composition, so geschlossen und einheitlich, wie sie Jacobsen, außer die und da in seinen Novellen, nicht wieder gefunden. Im übrigen kann man so wohl, wenn man will, den Roman auch als einen der tiefsten und eindringlichsten Beiträge zur Psychophysiologie des modernen suchenden Weibes, ich möchte sagen, des neuen werdenden Weibes bezeichnen: wenndion sich keinerlei bestimmte Absicht in dieser Beziehung markiert. Von Interesse sind dann aber besonders auch in der „Marie Grubbe“ die feinen und kräftigen Züge und Tönungen — man könnte sie oft geradezu Bronzen nennen — mit denen Jacobsen alle diese großen Stimmungsobjecte gesehen und. Und selbst mit den Beutalitäten jener Zeit ist er meisterlich zurechtgekommen und hat sich nicht gescheut, sie zu geben.

Milder und weinerweger, kränklicher und feminiver, aber wohl auch feiner und intimer in Wissenvertiefung und Psychologie zeigt sich Jacobsen im „Niels Lyhne“. Die Composition ist, wenn sie auch ihre Entwickelung und ihren Zusammenhang hat, leserer, zerschleudert und lascher als in der „Marie Grubbe“. In jeder Hinsicht ist zu merken: Den Roman hat ein Kranker Mann geschrieben, mit größter Anstrengung und unter vielen Unterbrechungen und Pausen. Die lebhaften warmen Farben der „Marie Grubbe“ wollen hier verblassen; es zeigt sich manchmal Dunkelei und Manier, die hier und da freilich auch schon in der „Marie Grubbe“ zum Vorschein kam. Die prächtige und kräftige Plastik fehlt, und die hatten, gebrechenen, gebauptten und wahrheitreichen Zeug quillenden Dialoge sind dünner geworden. Und wie schöner Meisterschaft, mit welcher Plastik ist die jugendliche Marie Grubbe gezeichnet; wie rund und organisch, wie unwillkürlich steht sich die Schöpferin in ihrer Niels Lyhne, deren Uebechanzt nimmt in „Niels Lyhne“ eine gewisse abstracte Art, einen Charakter zu entwickeln, die zwar sehr fein und geistreich, aber auch ebenso blutarm ist, die Theorie. Zu beachten z. B. die Episode etwa der Barthaline und ihres Mannes, des Hofgeschichtsschreibers Bjarn, wie der meisten Gestalten des Romanes, allerdings mit Ausnahme der Frau Lyne, der Edele Lyhne und des Fähnrich Schelderup, sehr unbestimmt. Man vergleiche die Niels Lyhne-Episode mit Charakteren in der „Marie Grubbe“. Jacobsen besitzt sonst das Geschick dieser abstracten Charakterisierung, die aus dem Seelischen heraus auf das bestimmteste die Impression auch des Aeußerlichen vermag, ebenso wie er es andererseits wie kaum ein Zweiter versteht, mit der äußerlichen Plastik das Innere und Seelische zu geben. Sollte Jacobsen, wie es ja den Anschein hat, neuerdings bei uns in Deutschland bekannter werden, so würde man sich wohl gerade vor den gefährlichen Reizen dieses Romanes zu hüten haben.

Seine vollendete Meisterschaft scheint mir Jacobsen aber erst in der Novelle zu bewähren. Von diesen vier bisher sechs Novellen sind es zwei, in denen eigentlich die beiden stärksten Seiten seines Könnens am deutlichsten und eindringlichsten zutage treten: „Mogens“ und die „Frau Fönß“. Dort alle Fülle seiner Coloristik, seine ganze helle Freude an den Dingen und Erscheinungen, all sein gestaltendes Vermögen: hier seine ganze tiefe, eindringende und intime Seelenkenntnis.

In allem übrigen gilt von ihm, was Brandes gleichsam als eine erschöpfende Formel seiner Kunst niedergeschrieben: „Er ist der größte Colorist der Jetztzeit-Proja. Entschieden ist in der nordischen Literatur niemals so mit Worten gemalt worden, wie er es thut. Seine Sprache ist farbenisatt. Sein Stil ist Farbenübereinstimmung. Und er ist der seelenvollste und meist dichterische Sonderling unserer Proja. Alles, was er sieht, wird zur Sonderheit, alles, was er schreibt, bekommt ein Sondergepräge. Er ist eigenthümlich in der Form bis zur Manieriertheit, er ist einzig im Ton bis zur Krankhaftigkeit. Alles ist verdichtet, zusammengedrängt, ohne Füllung oder Zwischenraum, „zwei Worte“ auf jeden Seiten. Jeder Tropfen, den man aus seinen stillen Boren seiner Sprache auffängt, ist schwer, stark wie ein Tropfen Elixier oder Gift, duftend wie ein Tropfen köstlicher Essenz. In seinem Vortrag liegt etwas Bestrickendes, Berauschendes. Er ist der stärkste Stimmungstrank, der in unserer Proja gebraut worden.“

Damit ist alles gesagt, was einen zu ihm hinzieht und vor was man sich bei ihm zu hüten hat.

Die Gedichte, deren Bekanntschaft uns die erwähnte Ausgabe zum ersten Male vermittelt, bringen in diesen Bilde nichts Neues. Nur entdecken sie meist der schönen Anschaulichkeit, die an ihm so staunenswert: sie kommen wir etwas nebelig und wirde vor.

Magdeburg. **Johannes Schlaf.**

Von der deutschen Kunstausstellung in Dresden.

Wenn wir heute von einer Kunstausstellung verlangen, daß sie auch eine künstlerische Ausstellung sei, so ist die Anregung hiezu von München ausgegangen. Den entschiedenen Schritt in dieser Richtung aber hat Dresden gethan, indem es im Jahre 1897 zuerst eine Ausstellung großen Stiles veranstaltete, bei der der Magazincharakter vermieden und eine harmonische Gesammtwirkung erreicht war. Dresden hat gegenwärtig unter allen deutschen Städten vielleicht die günstigsten Bedingungen, eine Kunststadt zu werden und ein reges Kunstleben zu erzeugen. Besitzt die Bürgerschaft von Dresden nur die erforderliche Energie, um auf dies Ziel planmäßig hinzuarbeiten, und die liberale Vorurtheilslosigkeit, ohne die ein solches Werk nicht gedeihen kann, so sind viele in dieser Vereinigung seltene günstige Umstände hier gegeben: alte künstlerische Cultur, Intelligenz, Wohlstand, beherrzende treibende und leitende Kräfte sich erinnere nur an Wermann und v. Seydlitz, Gunst des Hofes und ein feiner tüchtiger Stamm von Künstlern. Ob eine andere Stadt eine solche Ausstellung hätte zu Werke bringen können, wie diese deutsche Kunstausstellung, möchte ich bezweifeln — es liegt in der ganzen Veranstaltung die gewisse Art anmuthiger Cultur, die Dresden ganz eigenthümlich ist. Nicht als ob alles als gelungen zu bezeichnen wäre: man wird auf allen Gebieten modernster Kunstbethätigung nur höchst selten einmal ein wirklich vollendetes Werk antreffen, und auch hier erscheint manches entschieden. So geht die Raumanschauung in der Decoration des schönen großen Eingangssaales gelegentlich nahe bis zum „Möbiusen“. So werden sich gegen manche der bei der Decoration verwendeten Farbentöne und Farbenzusammenstellungen begründete Bedenken erheben lassen, und Hugos Caprice, sein Cabinet zu Treibsteln zu decorieren, hat zur Folge gehabt, daß der Raum in seiner Tagesseit eine unnahend genügende Beleuchtung hat; so viel Gutes die Hugo'sche Eingangssphäre zur Raumanschauung beigetragen, eine Vierglyphenwelle, deren Bedeutung „Raumzauberhe“ ich erst später aus einer Besprechung der Ausstellung erfahren konnte. Doch das sind, alles in allem, Kleinigkeiten. Die Gesammtheit dieses Saales macht den günstigsten Gesammteindruck, trotzdem auch die einzelnen Räume so gestaltet sind, daß jeder sich in seinem Totalton als ein abgeschlossenes Ganze der Ausstellung empfindet. Und es ist ein nicht zu verhehlender Vorzug, man entschied sich hierher, nicht sich eben in den Saal drinnen und kann sich ausschließlich in die Betrachtung hineinsammeln, als es die in die Räume zu beiden Seiten gelegenen sind, die auf alle Hunderte von Ausstellungen, die ohne System, Bevorzugung ohne Berücksichtigung nebeneinander

Digitized by Google

gegebener Bedingungen in den Ateliers der Künstler entstanden, für diese Wände und Säle gedacht gewesen und ihnen in Farbengebung und Gesammthaltung angepasst seien. Sehr glücklich ist durch die Anordnung der Ausstellung für Abwechslung gesorgt worden. So bildet die Schwarz-Weiß-Abtheilung an der einen Längsseite eine geschlossene Gruppe; die Sculpturen haben hauptsächlich in dem großen Mittelraume, der schönen, durch einen Terrasseneinbau gegliederten Halle, Unterkunft gefunden, und an zwei Stellen sind die Säle in Reihen geschlossener kunstgewerblicher Interieurs umgewandelt, in denen die Illusion bewohnter Räume so weit erreicht ist, als dies da, wo die Spuren des täglichen Gebrauches und die individuellen Neigungen der Bewohner fehlen, überhaupt möglich ist. Mit einem Worte: man hat durchgängig und mit Erfolg danach gestrebt, die Ausstellung nach dem alten Worte von den „goldenen Früchten in silbernen Schale" zu gestalten. Die Schale ist gut gerathen; dass die Früchte fast durchgängig von geringerem Metalle sind, das steht auf einem eigenen Blatte.

*

Von dem verwirrten Eindrucke einer großen Kunstausstellung befreit man sich schließlich gern durch die Frage: was war denn nun eigentlich das Schönste, was du gesehen hast? Eine Frage, die, wie ich zugebe, schief ist und Unvergleichbares in Vergleich zieht, aber doch eine natürliche Frage; und so, unter Preisgabe der Mängel der Fragestellung, sage ich: das Schönste in der Ausstellung ist Klingers Figur „Badendes Mädchen". Dies Werk ist nicht ganz neu; es war bereits im vorigsommer, bei Miethke und Meurer in Berlin ausgestellt und hat hier nur getheilte Anerkennung gefunden. Das kann auch gar nicht überraschen. Wir sind jetzt so gewöhnt, bei jedem neuen Kunstwerke einen Effect, einen Schlager zu finden, auf den es hinausgearbeitet ist; die Künstler wenden in dem leidenschaften Wettbewerbe um die Aufmerksamkeit und Gunst des Publicums die stärksten Mittel an und machen es dem Beschauer so bequem wenn dies Wort hier passend ist, dass er sich nicht dem Werke zu nähern und in stiller Zwiesprach-Fühlung mit ihm zu suchen braucht, sondern dass es ihn anruft, an's Ohr schlägt, ihn zu mir, bei mir findet du das Allerneueste, unerhörte Sensationen, ganz verblüffende Effecte! Klingers Statue aber gibt nichts, als die reine stille Schönheit der lebendigen Erscheinung, keinen „Gedanken" weiter, kein Problem (und ist das nicht meekwürdig, dass gerade der tiefgrübelerische Radierer und Maler Klinger dies Werk schuf?), keinen pikanten Effect. Das Mädchen hat die Hände auf den Rücken leicht zusammengelegt und blickt gesenkten Kopfes auf die Zehe des auf eine Stufe gestützten rechten Fußes, als sie sie gewahr, dass sie sich unter kleinen Schramme, die ihr ein Kiesel im Bade gerissen, schauen wollte. In Berlin haben Viele diese Stellung „wunderlich" gefunden: sie ist aber, da Haltung und Ausdruck der Gestalt bis ins kleinste Detail hinein vorzüglich dazu stimmen, durchaus motiviert, sie ist leicht und natürlich, und vor allem: sie ist vom Künstler dazu ausgesucht worden, eine Schönheit der Formen und Linien herauszuarbeiten, die, von welchem Standpunkte man auch die Figur betrachten mag, immer neue Reize entwickeln. Dazu kommt der breite und große Stil der Technik, der von ängstlichem Realismus und total fein vollendet Stüfflichkeit gleich weit entfernt ist. Man kann die Entstehung dieser Arbeit einigermaßen verfolgen. Ihre gerade Vorgängerin ist nämlich jene schöne linke Schlussfigur am „Christus im Olymp", die eine schmerzgebeugte Gestalt darstellt. Die Vorarbeitung, die ganze Auffassung sind schon da die gleichen, nur dass Klinger bei der „Badenden" den glücklichen und echt plastischen Gedanken gehabt hat, das Werk von allen Seiten der Darstellungsmöglichkeiten loszulösen und in ihm nur das schöne Sein darzustellen.

Ob sich Klinger als Bildhauer mit diesem Werke endgiltig gefunden hat, muss dahingestellt bleiben. Eine zweite plastische Arbeit von ihm, eine Steinfigur „Amphitrite", zeigt neben einem starken Realismus Uebungen in der Modellierung des Leibes und einer ausgesprochenen Virtuosität in der Behandlung des Steines, die, wie ich vermuthe, der Bildhauer Hermann Hahn, der das Werk für ihn vollendet hat, ganz besonders auf sich nehmen durfte. Die Behandlung des Steines, die polychrome Behandlung einem muskelnahen Charakter trägt und etwas Bauspindrähnes, etwas von seiner „Salome" an sich hat, das gerade hier befremdet. Name ist ja Schall und Rauch; aber was hat eine Amphitrite mit einer Salome zu schaffen? Uebrigens wirkt die Gestalt, die aus einem antiken Wannenstude gearbeitet ist, sehr schwach und eigenartig, aber der Haarputz und sonstige Beiwerk der „Badenden" gehört ich doch vor.

Was sonst an Plastik auf der Ausstellung ist, reicht an Umfang kaum nicht an die Klingers oben Arbeiten heran. Max Kabel ist in zwei und Gottes da, besonders eine Z [illegible] Adolf Hölzel-Wien, Ad. Scherpenhuysen-Berlin, Schmutzer in Berlin und Andere haben es sich ganz ersichtlich sehr angelegen sein lassen, durch neue technische Züge [illegible] Aufgabe [illegible] zu [illegible] [illegible] [illegible]

dem jungen Urban, nur noch nicht geschlossen genug in der Composition; ein überraschend sorgfältiges Porträt des Münchener Hofkapellmeisters Levi von Stuck, das allerdings durch die verschiedene Beleuchtung leidet, die bei dem Rosse und bei dem Hintergrund (Theaterraum bei hellem Nachmittagslicht) angewandt ist. Aus Dresden: Lüthrigs „Drei Mädchen", gut modellierte, kräftig gemalte Aktfiguren, nicht ohne eine eigenthümliche Poesie, aber wohl etwas zu groß im Format. Gleiches dürfte für Richard Müllers Porträt einer barmherzigen Schwester zutreffen, übrigens einer durchaus tüchtigen, wohl durchgeführten, wenngleich etwas trockenen Arbeit. Aus Berlin: ein ziemlich glattes, aber nobles und feines Damenporträt von Grafen Harrach, Koners Bildnis des Fürsten Herbert Bismarck, eine seiner schönsten Leistungen, lebensvoller, frischer und kräftig; einige sehr gute Sachen von Meyerheim und Knaus sind zu alt, um hier berücksichtigt werden zu können (Knaus' Begräbnis von 1871!). Aus Hamburg endlich eine in der Raumbehandlung prächtige und mit feiner Lufstimmung durchgeführte Landschaft von Valentin Ruths. All diese Arbeitrn — und natürlich noch manche andere, hier nicht aufgeführte — dürfen als ehrliche Werte bezeichnet werden, die nicht mehr prätendieren, als sie sind, wirkliche Schönheiten in sich bergen, und der wiederholten Betrachtung Stand halten ja — und das ist noch die mehr Preis als Nennende — durch sie gewinnen. Den „Geist" vertritt auf der Ausstellung vor allem Klingers „Christus im Olymp", über den ich aber vor Wiener Lesern nicht zu sprechen brauche. Aber auch Zanks „Prinzessin und Schweinehirt" ist ein geistreiches Bild, munter vorgetragen, glücklich componiert und sehr nett gemalt. Daß Lenbach ein geistreicher Mann ist, brauche nicht ich erst zu sagen; selbst in seinen Bildnissen von der tüchtigen Manier — und sie fehlen hier nicht — verleugnet er sich nicht. L. v. Hofmanns „Blumenpflückende Mädchen" haben in der Schönheit der Auffassung und Formengebung dieses Künstlers ihren eigenen Reiz. Indes genug der Aufzählung; ein Mehr an Namen dient kaum dazu, die Anschauung von dem Wesen der Malerei auf dieser Ausstellung zu bereichern.

*

Ueber die decorative Kunst darf ich mich kurz fassen. Man sieht jetzt auf diesem Gebiete in München und in Wien, in Berlin und in Dresden annähernd das Gleiche. Größte Regsamkeit, Versuche nach allen Seiten, doch kein erkennbares klares Prinzip, viel Interessantes, wenig ganz Gelungenes — das ist nach wie vor die Signatur. Der hauptsächliche bisherige Gewinn scheint der, daß man überall das mannigfachste Material heranzieht und daß das Verständnis für seine Eigenart und die ihm abzulockenden Wirkungen im Wachsen ist. Allerdings handelt es sich im ganzen und großen immer noch um Luxuskunst. Die bemerkenswerteste Ausnahme bildet da das überaus behagliche Speisezimmer von W. Dürfee in München, dessen in einfachen und gediegenen Formen gehaltene Zeichnung aus schlichtem polierten Kiefernholz hergestellt sind, wie auch bei den Stühlen beschieden, aber gefällige Materialien zur Verwendung gelangt sind. Die Versuche in dieser Richtung sind leider nur spärlich; ebenso sieht die an Dürfee's Einrichtung zu rühmende zweckmäßige Einfachheit der Form ziemlich vereinzelt da, es herrscht im allgemeinen in der Formengebung mehr Laune, Unruhe und Gewaltsamkeit, als gut ist. — Dresden ist auf dem kunstgewerblichen Gebiete jetzt dicht neben München gerückt; „Vereinigte Werkstätten" gibt es nun auch dort und die lebhafteste Thätigkeit hat sich entfaltet. Einen bestimmten Unterschied zwischen Münchener und Dresdener Stil habe ich aber nicht bemerken können.

*

Die Ausstellung bietet aber noch eine Ueberraschung, und diese Ueberraschung heißt Lucas Cranach, von dem Professor Wörmann aus den verschiedensten Ländern mehr als 150 Originalwerke zusammengebracht hat. Eine Ueberraschung insofern, als wohl nur die wenigsten Kunstfreunde Gelegenheit haben dürften, so viele vorzügliche Werke von diesem Meister kennen zu lernen, unter dessen Namen man in den Sammlungen auf ein Dutzend klobiger, flüchtiger, mindestens gleichgiltiger Arbeiten trifft, die man auf ein gutes Werk stoßt. Hier aber drängen sich die guten, um nicht zu sagen: die Meisterwerke. Gleich die Nummer 1, die berühmte, dem Münchener General-Musikdirector Levi gehörige „Ruhe auf der Flucht", das früheste bekannte, freilich auch von je gefeierte Gemälde Cranachs — welch eine künstlerische Kraft, welch ein Farbenreichthum, so glücklich componiert, so voll und harmonisch im Colorit! Dann die Venus mit dem Amor aus der Petersburger Eremitage (Nr. 5): eine ausgezeichnet modellierte Gestalt, das Spiel des Lichtes mannigfach und belebt, und in dem Ganzen eine feine Anmuth und Schönheit, die im höchsten Grade überrascht, wenn man die eckigen, unvorteilhaften, geradezu häßlichen Frauengestalten in der Ecimmerung hat, die Cranach sonst so oft gemalt hat. Und diese Figur ist nicht die einzige, bei der der Meister ein reines Schönheitsempfinden an den Tag gelegt hat. Ich nenne da nur die Adam- und Eva-darstellungen aus dem Braunschweiger Museum (Nr. 72, 73), edle, gut studierte und sorgsam durchgeführte Gestalten, der Adam so wohl noch schöner auf dem Bilde des Münchener Privatbesitz, das freilich nicht angefreilt war; auch die „Judende Venus" (Nr. 17, die allerdings schon einige Gewaltsamkeiten zeigt, auch in der Stellung nicht ganz glücklich ist, und selbst die Coburger Lucrezia (Nr. 86) zeigen eine eigenthümliche Schönheit und Verständnis für die weiblichen Formen, bei dem man kaum fassen kann, wie Cranach gerade auf diesem Gebiete so manieriert und häßlich werden konnte. Es mögen da wohl Wittenberger und überhaupt sächsische Modelle mitgewirkt haben, wie sich ja auch der Typus seiner Gesichter allmählich ändert. Zuerst haben sie etwas Volles und Großes; man ist versucht an italienische Einflüsse zu denken; ich denke z. B. an die köstliche Breslauer Madonna (Nr. 71); aber auch die Vermählung der heiligen Katharina in Budapest (Nr. 10), die wundervolle gleiche Darstellung auf dem Wörlitzer Flügelaltare (Nr. 127, allerdings für den „Pseudogrunewald" in Anspruch genommen) und die Unterberger Madonna (Nr. 80) zeigen vermandte Züge. Erst später werden die Gesichter spitzer, kleiner im Stil, schlitzäugig: man möchte glauben, daß das an sich keineswegs unangenehme Gesicht der von ihm so meisterhaft porträtierten Sibylle von Clave weiterhin Cranachs Typus beeinflußt habe. Findet man nun, daß der wackere Wittenberger Meister im Porträt solche Stücke leisten konnte, wie das feingeistige Bildnis des Christoph Scheurl (Nr. 4), das kraftvoll charakteristische Friedrichs des Weisen (Nr. 74) und das wahrhaft herzlich treue Porträt gelehrten des Frommen (Nr. 68), daß er ein so feines Interieur zu schaffen vermochte, wie Albrecht von Brandenburg als hl. Hieronymus (Nr. 22), daß er so tiefe Andachtsstimmungen beherrschte, wie sie „Christus am Oelberge" (Nr. 76) und die Kreuzigung (Nr. 77) zeigen, daß er im „Wunde der Wahrheit" (Nr. 62) und im „Jesus die Kinder segnend" frisch ins Leben hineingreift und genreartig realistische Motive mit vielem Glücke verwendet, so wird man schließlich von einer Ueberraschung, die diese Ausstellung bietet, wohl reden dürfen. Wenigstens kann ich gestehen, daß ich in den beiden Cranach-Sälen reine und große Freuden genossen habe und daß ich zu diesen ehrlichen, gesunden, kernigen Künstler mehr als einmal mich gestichtet habe — vor den Neu'sten, die sich grenzenlos ebreisten.

Berlin. Dr. Albert Dresdner.

Michael Gaißmayr.

Tragödie in fünf Aufzügen aus dem Tiroter Bauernkrieg von 1525.
Von Franz Kranewitter. Berlin, S. Fischer.

Auf unsere alten Provinzen blicken jetzt viele Hoffnungen hin. An ihnen ist es jetzt, die große Stadt hat das ihrige gethan. Die Wiener Autoren können mit sich zufrieden sein; sie haben es erreicht, daß man draußen wieder von einer österreichischen Literatur weiß. Man weiß jetzt draußen wieder, daß hier andere Menschen sind, von anderen Stämmen herkommend und anderer Vergangenheiten voll, zusammengemischt aus vielen Rassen und südländischen Wesens, heller und wärmer, beweglicher und lauter, geschmeidiger und begehrlicher als jene, anders denkend, anders fühlend und es anders äußernd, darum eine andere, ihre besondere Cultur darzustellen bestimmt. Gegen die preußische Art haben die Wiener Autoren die österreichische gestellt, nicht feindselig, nicht als eine bessere, nein, aber eben als eine andere, die sich nicht aufgeben will und dasselbe Recht hat. Dies hat zuerst erstritten werden müssen und ich denke, das man es den Wiener Gruppen nicht vergessen soll. Nur dürfen sie nun deswegen nicht meinen, das ganze Oesterreich zu sein und dürfen sich nicht verwundern, allein sein Wesen auszudrücken. Dieses hat seine starken Vertreter in den Provinzen gehabt. Dort ist zu allen Zeiten der österreichische Geist bereitet worden, in den kleinen Städten von stillen armen Bürgern, auf dem weiten Land unter einsam nachsinnenden Bauern. Wenn es uns also ernst ist, zu einer österreichischen Cultur zu kommen, dann darf es nicht bei einer Liebhaberei der Wenigen bleiben, dann muß unser Beifall selbst im ganzen Land seine alte Scheuheit aus sich holen lernen. Darum blicken viele Hoffnungen jetzt so bange nach den Provinzen hin und lauschen, ihre Zeichen zu vernehmen. An ihnen ist es jetzt.

Wie das große Ringen der Menschen um eine künstlerische Erlösung nach und nach in unsere Provinzen gedrungen ist und die Jünglinge dort sich auf ihre eigene Weise auszudrücken und immer mächtiger verlangt, ist hier schon von Jenun und Greinz' geschildert worden. Damals hat Jenny auch von Franz Kranewitter gesprochen, sein „Ein Haus und Hof" mit dem „Auswanderer Heimweh" vorgetragen. In der That hat dieses junge Land die Kraft, seinen Fall aus den Verhältnissen, das einmal geschehen ist, ins Allgemeine, das heißt Dichterische, zu erheben. An diesem Beispiel läßt es uns das Verwirrte des Bildes sehen, seine Bahnen urteilt und so grundlos aus, das es an Fabel das seine Person weiß, sondern wie der Volk Zustand selbst ist, der, den Zorn herbeirufend, die Thaten verbeert. Mit einer weiten Ruhe, die man sich anfangs nennen möchte, wird gezeigt, wie dann der Mensch gegen seine Leidenschaften ist.

Die „Michael Gaißmayr" spielt im 1525, als zum ersten Mal Tiroler Bauern und Bürger gegen den Adel und die Geistlichkeit

Digitized by Google

auffinden, um sich frei zu machen, aber uneinig wurden und erlagen. Wie durch die Noth der Einzelne ausser sich geräth, ein Einzelner zu sein aufhört und sich der allgemeinen Leidenschaft hingibt, aber nach der Gefahr sich sogleich wieder auf sich selbst besinnt, das Ganze vergisst und untreu wird, ist das Thema. Niemals ist in unseren Tagen hinreissender geschildert worden, wie durch die Noth die Masse zum Volk wird, aus den Leiden und Entwürdigungen der Einzelnen das Pathos einer allgemeinen Gesinnung emporsteht und die Vielen, die bedrückt sind, gleichsam zu einer einzigen Person verwachsen, eben der ungeheuren, fast heiligen Figur des allgemeinen Geistes. Dies, wie die Gefahr aus einem Haufen eine Nation macht, aber dann freilich auch, wie die Nation, jenes Geistes durch Zwietracht verlustig, wieder zu einer elenden Masse herabsinkt, drücken die zwei ersten Acte und der vierte auf die grösste Weise aus. Und in welcher Sprache! Eine so volle und brausende, Felsblöcke mitreissende Beredsamkeit haben wir lange nicht vernommen: fast ist es, als wäre das Wort Luthers wieder lebendig geworden. Man höre, wie der Plakocher spricht: „'s alte Landrecht muss hergestellt werd'n, Tiroler muss'n ins Regiment, Zehnt, Gilt und Zinsl muss'n auch sein, Wald und Wasser muss'n frei sein, keine fremd'n Soldaten dürf'n mehr ins Land, der Zoll in Klaus'n muss weg, guter Handel muss geh'n und gute Münz." Oder wie der Amtmann das Urtheil über den Peter Paßler fällt und wie der es zurückweist:

Amtmann.

Wie ich den Stab hier breich, Peter Paßler, ist Dein Leben verwirkt. Hie Peter Paßler und nimmer mehr. Zum letzten Mal, Peter Paßler, verspüne Dich mit Gott und thue Deine Reue kund. Das letzte Wort ist noch Dein.

Paßler.

Breich den Stab, breich ihn. I nimm 's Urtheil nit an, i protestier' dagegn an den Landesfürst'n, an die kaiserlich Majestät, an wen ihr wollt. 's is nit, was man mit mir thun, wider's Recht und wider Billigkeit in jeder Art. I bin kein Rebager des Glaubens, i glaub an Gott, an Christus und eine Rechtfertigung durch ihn. Freilich nit an die Papist'n, an die Holzklöp, an die Mönch und Nonnen, die die Lehr Eheisti wie ein Aberglauch'n brauch'n, um der Witwen und Waisen Hab und Gut heste bass in ihre Geist zu bekommen. Des weiteren, ich hab' die Bürger von Brunnek nit beschwert, ausser mit einem Beetel, sie soll'n abkaff'n von ihrer ungerechtigkeit wider mi, wider die Weinen. I feag', ist der ein Uebelthäter, der das Seine schützt, oder nit vielmehr der, der's ihm gewaltig anfakt? Doch so ist's, die kleinen Dieb' hängt man und die gross'n lässt man laufn. Ja, die Gerechtigkeit, die ist hierzuland ganz und gar zur Strafgerichtn' worden, die jeden schändet, der's Recht hat. Und Du, bist Du ein Amtmann? Ein Hauptmann bist aller Dieb' und Mauber, der taufft sie jed'n Tag, verkauft sie billiger als Zudas unsern Herrn, und bist ein Ehr'nmann, ein Ehr'nmann vor aller Welt.

Oder wie der Paßler, durch Gnaßmayr vom Tode befreit, sein Weib wiedersieht und sich bedankt:

Paßlerin.

Peter, Peter — mein lieber Mann'

Paßler

Liest, mein Weib!

Paßlerin

Dem dankst's, Peter, dem

Gnaßmayr

Dem! was's wohl heiß?

Paßler.

I dank Dir, Gnaßmayr, dank Dir tausendmal! Du weißt, an Worten bin i arm, do lasst i eins, i wünsch Dir tausendmal in d'gleiche Lag', damit i tausendmal Dir leistn' könnt! Wo dort nur einer Freund und Du ein' Feind, so sag's dem Peter Paßler und der Feind so weg, damit meine Hand.

Gnaßmayr.

Dank, Peter, Dank, wie Du ihn meinst, leichter is mit, i will viel mehr — i will Dir helfn, so wie Du Dich, mit Hand und Saat, mit Seel und Leib, die ganz'n Monat, do mit nur mi, mit unsre Landsleut, mit Zuel. Tag braucht jetzt Mauner, Mauner brauch's von Zdrost und Stern, von Kaschau über mei Stadel die Zeltn'.

Wer so gross und einfach zu reden weiß, wer so mit einem einzigen Wort einen ganzen Menschen, durch ein ganz Personen einen ganzen Zustand auszudrücken kann und die Macht hat, mit auch seine Gestalten das Wesen ihrer ganzen Welt einzuhüllen zu lassen, dem wollen wir es nicht nachrechnen, ob er sich nicht manchmal mit Absichtlichkeit verleiten lässt, die geschlossene Harmonie der Rhythmen, selbst es muss ja auch Aber und Nebenbei geben, wieder einmal die Leidenschaft einen anderen Ton anstimmen zu lassen, endlich reicher klingen.

Ich weiß nicht, was unser Publikum in diesem Zeitalter noch will, wenn dieses Publikum nun wirklich, wie man Mercellen hört, in Bezug des Schauspiels, das will heißen „nur Schlechtes", nach Neuem begehrt, wenn es Lust und Freude an einem zwar noch ziemlich Gesagten, aber doch an Form und Gestaltung Unerfreulichen hat, wenn es nicht „quälen", nicht „peinigen" lassen. Es kann sein, dass es vor den wilden Schritten dieser Bauern so erschrecken und sich so entsetzen wird, dass es sich schämt und dann gewiss mit seinen hösen und hämischen Witzen rächt. Aber ich hoffe doch, das es noch einen Directo gibt, der dies nicht sichert, sondern seiner Pflicht gedenkt. Hier ist das Werk eines Oesterreichers, das in grosser Weise von der grossen Vergangenheit unseres Volkes erzählt. Da wäre es eine Schande, zu zaudern und wegen der kleinen Leute ängstlich zu sein.

Hermann Bahr.

Die Woche.

Politische Notizen.

Es ist kein Zweifel, daß in den letzten Ausgleichsverhandlungen das Ministerium Thun Kaizl einen glänzenden Sieg im Interesse Oesterreichs über das Ministerium Szell erfochten hat. Ueber die Thatsache selbst will ich gar nicht reden, weil sie ja doch durch die officiöse Presse schon ausreichend bekannt gemacht worden ist. Aber in ein helleres Licht möchte ich sie setzen. Wir können, dass selbst die heißhungrigsten Officiösen dem Ministerium Thun-Kaizl bei dieser Gelegenheit noch immer zu wenig Ehre angethan haben. Nicht der Sieg allein, wert mehr noch ist die Art, wie er errungen worden ist, der Bewunderung wert. Seit dem Eid, der nach seinem Tod noch seine Feinde geschlagen hat, ist etwas so Ruhmerhebendliches in der Geschichte aller Zeiten und Völker nicht vorgekommen. Denn das Ministerium Thun Kaizl hat in seiner Abwesenheit gesiegt, und es hat dazu nicht einmal seine eigenen koloraten Talente anzustrengen gebraucht, sondern hat — in jener Oekonomie der Geistesstärke, die sich jeder den echten österreichischen Minister erkennt — sich damit begnügt, die Tattik des Herrn v. Szell gewähren zu lassen, die von selbst dazu geführt hat, dass das Ministerium Thun Kaizl über das Ministerium so gesiegt hat, wie — Herr v. Szell es wollte.

Das Ministerium Thun Kaizl hat in seiner Abwesenheit den Sieg erfochten, das weiß man schon aus den zeitungsberichten. Bei seiner der zahlreichen Beratungen, in denen die neue Szell'sche Formel von Herrn v. Szell unerschöpflich wurde, ist das Ministerium nicht gegenwärtig. Es ist nachdem der Parlamentarismus, der „leistfähige" Parlamentarismus und beispielsweise Parlamentar, den Gesalen Thun gemelbet hatte, das Herr v. Szell, durch die lange Einbehaltung des Anblicks österreichischer Minister völlig ausgehungert, zur Capitulation bereit sei, erklärenen die österreichischen Minister, um auf den bereits so tief und fernig niederreichen Capitulationsvertrag — des Herrn v. Szell selbstverständlich — ihre Unterschriften zu setzen.

Diese demüthigende Niederlage, die Herr v. Szell, noch dazu durch einen abwesenden Feind, erlitten, hat er nur sich selbst und seiner eigenen hyperkritischen Taktik zuzuschreiben. Er wollte seine österreichischen Gegner ostendar an ihrer schwachen Stelle packen, an der persönlichen Eitelkeit. Das thun alle Diplomaten, und Herr v. Szell wollte es ihnen ohne Zweifel nachmachen. Aber verstanden hat er's nicht. Cultivierte Diplomaten pflegen bekanntlich den Gegner durch Schmeicheln zu besiegen, indem sie seiner Eitelkeit schmeicheln. Der Beinar Szell, dem als einem magnarischen Culturmenschländling die hohe Gabe der Schmeichelei abgeht, versuchte es tappischer Weise mit dem Gegentheil. Von allem Anfang zwang er daraus aus, die persönliche Eitelkeit der österreichischen Minister durch Grobheiten zu verletzen.

Die primitivsten Anstandsregeln der Culturmenschen ließ er gegenüber den österreichischen Ministern geflissentlich außer Acht. Gleich bei seinem Regierungsbeginn blieben es und seine Gegner die üblichen Antrittsbesuche bei den österreichischen Ministern häufig. Als er laut nach seiner Installation von der österreichischen Regierung durch die officiöse Presse in der freundschaftlichsten Weise eingeladen wurde, zu Ausgleichsverhandlungen nach Wien zu kommen, gab er ihr durch das magyarische Telegraphenbureau die prompteste Antwort, dass er nichts zu verhandeln habe. Am März musste er, ob er wollte oder nicht, wegen der Delegationsangelegenheiten mit den österreichischen Ministern in Wien beraten; aber er vermied es, einen auch nur mit einem Wort von seiner Formel zu sprechen, mit die die österreichischen Minister, wie es sehr wohl wissen mußte, nie zu gesprochen hatten, als sie sich in Berlin befanden, bekriegender Weise, mit ihr Meinung bekannt worden waren. Doch die österreichischen Minister, in vollen Bewusstsein ihrer culturhöflichen Ueberlegenheit, übten mit dem ungarischen Minderwagt Szell Nachsicht. Anstatt Wort brachen sie alle ihre verletzenden, ihren Empfindlichkeiten zum Opfer, übten nach Badeni und nochmals dort die ungarischen Minister in einer gemeinsamen Beratung, aber es ist geradezu unglaublich, wie sie dort vor diesen Barbaren Ministern benahmen sich. Bald nur, dass man ihnen jede geschäftsliche Annäherungsart schlug, dass man sie den ganzen Sommer schmoren ließ, bei Regen und kalt Tagelicht im nassen Zelte, ist es ihnen gemeinsamen Be[illegible] Ungarn [illegible] Hinterwäldler. [illegible] Ungarn [illegible] Szell [illegible] Ungarn [illegible] Szell [illegible] Ungarn [illegible] Szell

Ende Mai hat der unglaubliche Herr v. Szell wohl endlich ein, dass es nun schon höchste Zeit sei, wegen der endgiltigen Stilisierung der Szell'schen Formel ins Reine zu kommen. Er begab sich zu diesem Zweck nach Wien. Doch hier zeigte es sich bald, dass er sich seine ungeschickten Manieren nicht abgewöhnt hatte. Abermals gefiel sich seine Unbildung darin, die österreichischen Minister zu ignorieren und sich gegen Kreibig und Plener über sie in der geringschätzigsten Weise auszusprechen. Ueber ihren Kopf hinweg setzte er sich direct mit der Krone und dem Grafen Goluchowski ins Einvernehmen. Wohl hat Mokarne gesagt: „Wenn der Berg nicht zu mir kommt, so komm' ich zum Berge.“ Doch in diesem Ausspruch gemäß, hätten sich die österreichischen Minister, da Herr v. Szell nicht zu ihnen kam, zu ihm bemühen können, um ihm den österreichischen Standpunkt klar zu machen. Das hätte vielleicht Herrn v. Szell arg geärgert und seine Concepte verpufft. Aber, wir leben ja nicht in der Türkei, und der Norden ist für unsere Minister unbekannterdings. Den ersten Thun ist, wie das staatsmännische Gene, so auch das aristokratische Feingefühl angeboren, und der Dr. Kaizl hat sich auf den Hofjagden rasch angewöhnt. Die beiden Herren waren es nachgerade müde geworden, die schlecht erzogenen Magyaren Anstand zu lehren, und liessen in vornehmer Gleichgiltigkeit Herrn v. Szell in Wien seiner Wege gehen. Der machte auch seine Wege. Und das Resultat? Das wissen die Leser schon. Auf die Dauer hielt denn doch Herr v. Szell die stille Zurückhaltung der österreichischen Minister nicht aus, und es erfolgte die Cristallation des Herrn v. Szell, wie schon gemeldet. Sogar die Cabinetsordre-Drohungen, mit welcher die neue Szell'sche Formel, musste er selbst zugeben, die österreichischen Minister, in begreiflicher Gereiztheit über den ihnen angethanen Affront, hatten ihm dabei nicht, bloß ihre Unterschrift gaben sie dazu, und Herr v. Szell verlieh Wien, voll des Lobes über die österreichischen Minister, die es so tadellos vermieden hatten, ihm bei der Besorgung seiner wichtigsten Geschäfte durch ihre Dazwischenkunft lästig zu fallen.

*

So ist es geschehen, dass endlich einmal — das erstemal seit 30 Jahren — österreichische Minister die ungarischen mit blutigen Köpfen nach Hause geschickt haben. Der Triumph der Oesterreicher ist ein beraunschender. Von den übrigen Massregeln wurde der größte Effect wohl mit den kleinsten Mitteln zu eigentlich mit der vollständigsten Mittellosigkeit, lediglich durch ihre Abweichenheit von den Verhandlungen erzielt. Als Graf Thun seinergeit vom böhmischen Statthalterposten zurücktrat, hieß ihm Graf Badeni in das kaiserliche Anerkennungsschreiben die seine Wendung einfügen, dass er „mit Ehren und Ruhm aller persönlichen Bemühungen“ sein Amt verwaltet habe. In dämselben aristokratischen Geiste hat er auch die Ausgleichsverhandlungen geführt, oder, richtiger, durch den Herrn v. Szell führen lassen und so seinen Sieg „mit Hintansetzung aller persönlichen Bemühungen“ errungen. Bei einem so hochgeborenen Herrn, wie Badeni Grafen ist es natürlich sich dass er sich auch von selbst. Erstaunlich ist jedoch aristokratische Reserve nur bei einem an Arbeit und Streit gewohnten Bürgerlichen, wie es der Dr. Kaizl ist. In seiner bei den Ausgleichsoperationen des Herrn v. Szell geübten Zurückhaltung hat sich seine vornehme Natur geoffenbart, und es wäre ungerecht, sie nicht mehr als gerecht, wenn ihm, wie in auch sein Leibjournalist schon meldet, nunmehr in Anerkennung seiner streng aristokratischen Amtsführung die Baronie verliehen werden würde -- die ungarische, wenn möglich!

*

Die Ungarn freilich fassen die Sache anders auf. Sie sehen in der ausgleichenden Großmut, deren sich Herr v. Szell, ganz im Widerspruch mit seinen sonstigen Umgangsformen, gegenüber den österreichischen Ministern solange befleißigte, bis er seine Formel gefunden hatte, eher eine erniedrigende originelle diplomatische Rufe, durch welche er sich alle unmaßgeblichen Einmengungen der §§ 14 Minister vom Leibe hielt. In Ungarn sind denn auch alle Parteien über die nun Szell'sche Formel ganz entzückt, nicht wie bei uns bloß ihr Bezahlten, sondern auch die Oppositionellen, und sie bei diesem Zwischenfall mit der österreichischen Minister haben sie nur ein herzliches Lachen. Betrauern bleiben diese Minister

Ihr

Volkswirtschaftliches.

Die Helden in unserem Ministerium sind von Ungarn auf der ganzen Linie muthig zurückgewichen, und jetzt kommen die Helden in der Oesterreichischen Ungarischen Bank an die Reihe. Die Bank wurde das Privilegium auf Grund des § 14 annehmen, obwohl es kein Privilegium ist, da derjenige, der es erstheit, nicht das Recht hat, es zu erstheilen. Aber viele werden finden, dass es der Bankleitung zuviel zugemuthet heisse, dass sie sich den Vereinbarungen der beiden Regierungen widerstand entgegen setze. Nun, man kennte sich schon Männer vorstellen, die deiein zur einzig bindenden Act im öffentlichen wie im eigenen Interesse der Bank zurückzuweisen die Entschiedenheit hatten. Denn was wurden sie dabei riskieren? Kann man sich ernsthaft vorstellen, dass die Regierungen im Augenblick eine oder zwei Notenbanken gründen können, bis die bestehenden laufen, welche das Privilegium auf Grund des § 14 acceptieren wurden, wenn es die Bank zurückgewiesen hatte? Nein, es müsste ein neues Privilegium gemacht und inzwischen ein neuer parlamentarischer Ausgleich vereinbart werden. Aber dazu gehoren Männer von Charakter, die nicht für einen Tag, oder sonnigen Nächten zu haben sind. Und diese leichte Manier in der Bank ausschlaggebend waren, dann wäre es nie so weit gekommen. Dann hätte sich die Bankleitung in der außerordentlichen Generalversammlung im Dezember vorigen Jahres, oder in der ordentlichen im Februar dieses Jahres, entschieden hineinpfeifen lassen, wie sie sich an einem auf Grund des § 14 ertheilten Privilegiums verhalten würde. Und darauf hatte die Bankleitung kurz und bündig antworten müssen, dass sie ein solches Privilegium als ungesetzlich und den Staat nicht bindend zurückweisen müsse. Jedes hat die Bankleitung auch jetzt noch Gelegenheit, zu sagen. Dass sie Commandit-Gesellschaft bleibe. Sie braucht dazu nur den § 11 Privilegium zurückzuweisen und dabei der begeisterten Unterstützung der ganzen noch ungarischen Presse und der ganzen deutschnationalen Bevölkerung sich sein.

Nach den vielen österreichischen Unternehmungen, welche in den letzten Jahren im Ausland, zumeist in Ungarn, als Actiengesellschaften constituiert worden sind, ist einmal eine bereits im Ausland constituierte österreichische Unternehmung, die Vereinigte Elektricitäts-Gesellschaft vormals Egger & Comp., wieder zurückgewandert. Der Grund der Rückwanderung ist ein doppelter. Mit der Auswanderung in eine Actiengesellschaft ist's nämlich nicht gethan. Man muss auch die Actien anbringen. Das ist aber angesichts der ungünstigen Geldverhältnisse gegenwärtig in Budapest nicht möglich. Die Unternehmung konnte daher seine größeren Aufträge übernehmen, weil ihr das Geld dazu fehlte. Eine zweite Ursache für die Rückwanderung war, dass in Ungarn eben angesichts der so ungünstigen Geldverhältnisse jetzt wenig umfangreiche Aufträge zu haben sind, und da man in Oesterreich endlich auch damit anfangt, gleich den Ungarn, nationale Wirthschaftspolitik zu treiben, so bekam naturgemäß die in Ungarn constituierte Gesellschaft keine Aufträge mehr von österreichischen Anstalten. In dieser Nothlage hat sich die technisch sehr leistungsfähige Unternehmung rasch entschlossen, den ungarischen Boden wieder zu verlassen und in Oesterreich um die Concession als Actiengesellschaft einzuschreiten. Und diese Concession ist — unglaublich aber wahr — innerhalb vier Tage erfolgt worden. Nun möchten alle Oesterreicher diese rasche Erledigung als einen Anschwung im Verhalten der Vereinscommission ausschreien. Darin dürften sie sich wohl täuschen. Man änderte seinen Charakter nicht von heute auf morgen. Und solange die Vereinscommission, das heißt eine Gruppe unternehmer folgsamer Beamten, die Bildung von Actiengesellschaften zu entscheiden hat, werden sie sich vielleicht einmal zu raschem Dann aufschwingen können, im allgemeinen aber von dem industrieleindlichen Geist und der Lust am Verschleppen, welche den Charakter der österreichischen Bureaukratie auszeichnen, nicht lassen können. Beweis dafür, dass sie das Finanzministerium einmal zu Fall gebracht, ist das neueste Actienregulativ auszuarbeiten, die Einführung desselben durch den Widerstand der reactionären Hofräthe im Justizministerium hinausgeschoben und anscheinend ganz hintangehalten wird.

Die Wiener Börse hatte dieser Tage wieder einmal Gelegenheit, eclatante Beweise für den „volkswirtschaftlichen Nutzen der Spekulation“ zu liefern. Die Creditanstalt hatte die Emission von 7000 Stück Actien der Hirtenberger Patronenfabrik vorzunehmen. Für eine öffentliche Subscription war der Betrag zu klein; die Creditanstalt hatte unter ihrer eigenen Controle ein vielfaches des zur Verfügung stehenden Materials mit Leichtigkeit zum Emissionscurs placieren können. Aber bei uns herrscht noch die Theorie, dass man bei Emissionen die Börse — und nebenbei bemerkt, auch die Börsenpresse — bei guter Laune erhalten müsse, damit sie auch die Geschäftsstille des Stücke ihrer Clientel, die andere Hälfte stelle sie den Börsenkreisen zum Emissionsecurs zur Verfügung. Der Zweck einer Emission ist — vom Standpunkt des Emittenten wie der allgemeinen Volkswirtschaft — der, dass die Er werber die Actien zur Capitalsanlage in ihr Portefeuille legen. Dafür die Börsenformen, denen die Creditanstalt Rechnung trug, dass gethan, so wäre alles in Ordnung. Das sei ihnen aber gar nicht ein. Innerhalb zweier Tage war fast das ganze von der Börse übernommene Material nach den Emissionsmittel oder an das vielfach anlagesuchende Capital zurückgethan, nur zu einem um 20 bis 30 Gulden höheren Course. Die Spekulation erhielt ein Geschenk, dem gar keine Leistung gegenüberstand. Nicht einmal ein Markt wurde auf diese Art für die Actien geschaffen; denn mit dem Moment, wo die Speculation ihren Nutzen in Sicherheit gebracht hat, fault ihr jedes Interesse für die Actien, und Angebot und Nachfrage concentriert sich wieder an den Schaltern des Emissionsinstitutes. Hoffentlich lernen die Banken daraus, was man anderwärts längst weiß, dass es gar keinen Zweck hat, der Börse einen Schmarotzergewinn zu bieten, sondern dass man Actien, welche man emittiert, denen absatzt, welche sie thatsächlich zur Anlage, zur dauernden Capitalsbethätigung an den Mann bringen wollen, zum mindesten aber, dass man den Erwerbern eine angemessene Sperrzeit vorschreibt, innerhalb welcher sie die Actien nicht verkaufen dürfen.

Kunst und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. Odeon, „Lumen et Petrarque“ von Bale.

Bücher.

Erinnerungen aus dem alten Preußen. Nach einer unterlassenen Aufzeichnungen bearbeitet von T. v. Wolankowski, Oberstleutenant Leipzig 1899. Bei Wilhelm Baumann.

Verfasser dieser Erinnerungen ist der Adjutant des Feldmarschalls Herzog Friedrich Wilhelm III. von Braunschweig, der Verfasser der Generalcommando's Karl von Wolankowski. Dieser hat die umfangreichen Memoiren seines Vaters und Adjutantenherrn Friedrich Wilhelms III. eine „Leitung dem preußischen Volke angeeignet. Ein Leitfaden hat er sich jedoch als richtiger schreiber Soldat, nicht gekümmert, seine Anmerkungen und Zusätze dazu sind keine wertvollen Beiträge zur Zeitgeschichte und namentlich seine Einleitungen. Was darin mitgetheilt, das ist gerade der daraus hervorgehende, indirekte Charakter eines einfachen Mannes, der sich auf seinen engen Pflichtenkreis beschränkt und um Dinge, die ihn nichts angehen, nicht kümmert. Deshalb das geringschätzige Urtheil über Scharnhorst, Gneisenau und Blücher, denn um alle diese, was man weiß, um Leute mußte man sich kümmern, dass der Verfasser nicht die Mühe gehabt hätte, sich mit den Angelegenheiten der Zeitgenossen, welche er zu verurtheilen, und worüber man sogar das Urtheil vorweg, bevor er sie kennen lernte, Zeit zu verschwenden. Dafür ist das Urtheil über Napoleon I. ein ganz vernichtendes, das Urtheil eines Mannes, der 1813 als Adjutant des Herzogs Friedrich Wilhelm III. von Braunschweig-Oels, mit dem Herzog

leine für Sie haben; wenn wir erst zehn Jahre zusammen gelebt haben werden, Sie wir ein treues und gehorsames Volk, ich Ihnen ein treuer und sorgsamer König werde gewesen sein, dann soll es mich freuen, wenn Sie Ihre Freude, mich zu sehen, auch laut werden lassen." Wie hat sich seitdem der Geschmack in dieser Beziehung verschlechtert!" —t—

Prof. Dr. W. Förster, Director der königlichen Sternwarte in Berlin: **Kalender und Uhren am Ende des Jahrhunderts.** Bei G. Westermann. Braunschweig 1899.

Im ersten Theile dieser interessanten, durchaus populär gehaltenen Schrift bespricht der Verfasser die dringendsten Kalenderreformen, deren baldige Durchführung geeignet wäre, den Anfang des neuen Jahrhunderts über die äußerliche Bedeutung hinaus auch zur Culturepoche zu stempeln. Es handelt sich in erster Linie um Beseitigung des Julianischen Kalenders bei den osteuropäischen Völkern, dessen Nachtheile sich gerade beim Jahrhundertwechsel besonders unangenehm fühlbar machen werden, da im Jahre 1900 die Differenz zwischen dem Datum alten und neuen Stiles von zwölf auf dreizehn Tage springt. Ferner wird die Fixierung des Osterfonntags auf den dritten Sonntag nach dem Frühlingsäquinoctium, d. i. auf den vierten bis ersten April angeregt. Das Schwanken des Osterfestes zwischen dem 22. März und dem 25. April, welches durch die historische verwickelte Oster-Regel bedingt war, kommt nach den Worten des Verfassers „der Tagedieberei zugute und gewährt Anlaß und Erleichterungen zu wirthschaftlichen Ausdehnungen unberechtigter und scheinbar legitimer Art". Kirchliche Schwierigkeiten stehen dieser Aenderung nicht im Wege, da die Osterregel nur eine Ceremonialvorschrift bildet, auch blicken außer Kraft gewesen ist. Auf der andern Seite zeigt der Verfasser, daß es leinen Sinn hätte, an unseren Gregorianischen Schalteinrichtungen zu rütteln, die bisleben auf 3900 Jahre hinaus sowohl allen praktischen Bedürfnissen, als der Genauigkeit astronomischer Vorherbestimmungen entsprechen. Der zweite Theil der Schrift behandelt die Bedeutung genauer und einheitlicher Zeitangaben für die verschiedensten Zweige des öffentlichen Lebens und schildert insbesondere die vortrefflich functionierenden Einrichtungen, welche in Preußen durch das Zusammenwirken der Berliner Sternwarte, der Gesellschaft „Einheitszeit" und der Eisenbahnverwaltung zu diesem Zwecke in Betrieb gesetzt worden sind. R. S.

Paul Mohr: Wie mein Freund Krabbe ein Semester verbummelt und anderes. Johann Taffenbach, Berlin und Paris 1898.

Es gibt, wie bekannt, einige Arten, einen oder auch mehrere Semester angenehm zu verbummeln. Frauen, das Wiener oder Kaffeehaus, die Politik, eine zu lebhafte Liebe für Musik, Bilder und Gedichte — das sind die Klippen, an denen schon manches unrissliche Mutterherz gescheitert ist. Andererseits des bummelnden Studenten eigentliches Betätigungsfeld sind von jeher — von dem alten Renommisten bis zu Holz, Hartleben, Bierbaum und Burchard — beliebte Stoffe unserer Literatur gewesen: es mag vielleicht seinen Typus geben, der deutlicher und humorvoller wäre, als jener die mit Bewunderlosen bummelnden Couleurstudenten, der sich mit Stolz als Gegensatz des „Philisters" fühlt und ihn doch innerlich so nahe verwandt ist. Diese täglich wiederkehrende Ironie des Studentenlebens könnte noch immer — trotz mancher bereits geglückten Darstellung — für den wirklichen Humoristen ein unerschöpfliches Vorwurf werden. Freilich müßte der Autor ein abgeklärter und geistig hochstehender sein, der nicht mehr die seine Lächerlichkeit dickes angebrachten Gegensätzes anbeweten, sondern auch zeigen könnte, wie sehr überlebt die noch immer gang und gäben Formen der Burschenherrlichkeit heute sind und wie viel Genuß — auch hier die Wissenschaft und Kunste, sondern des höheren Lebens überhaupt — dem „bummelnden" Studenten oder leichtsinnigen Mannesalter verloren geht. Herrn Mohr scheint diese Künstlerrolle noch nicht eigen zu sein. Er lässt — in der Titelnovelle des Buches — seinen Freund und Helden Krabbe ein Semester so nutzlos verdrücklagen und trägt diese Geschichte so ganz im Naturton vor, dass ich nicht begreife war, von den weiteren Bummeleien zu erzählen. P. B. r.

Revue der Revuen.

Heft 3 und 4 des „**Ver sacrum**" fand zwei interessanten Malern und graphischen Künstlern, Alois Kaus'ch und Koloman Moser, die widmet. Hausch ist durch seine kleinen, sehr delicaten Bilder «Cellarien, Kasten aufgetragen) aus dem Leben der Schmetterlinge, alten Stadte und an sinnigen Landschaften den Kunstfreunden schon lange vertraut geworden. Seine Schmetterlings-Bilder sind vorzüglich in Holz, darunter eine ganze Serie reizvollster entzückender Naturbilder, geben durchaus leidlich, ja mitunter einen Eindruck. Einige landschaftliche Stimmungen, so auch die Zimmerstimmen zu zwei Gedichten von Saar, sind in breiter Holzschnittmanier, mit stellenweise glänzendem Anstrich der Lichtmassen, ausgeführt. Moser ist durch drei Bilder Zeugnis dafür, dass er sich mit Erfolg in der Technik der Buchdruckerei bekannt gemacht hat. Durchaus modern, eigen wie seine Farbe und viele Druckeinrichtungen, nicht immer überzeugend in der Tragweite und Wirkung ist Moser auch in seinen Holzschnitten, die sonst sehr schön sind. Neu scheint es bei ihm und einer ganzen Reihe der Neuesten und auch in einer Zeit, die Buchdruckereien erstehen, die bei uns die Mittel gibt, die Holzschnitt-Bilder mit Buchstaben und Zeilen direkt drucken. Manche Bilder und Illustrationen als Vorlagen zu drucken. Die letzteren kommen sicher einem Bedürfnis entgegen, das Bilder und Text in einem Druck zu vereinigen sucht. Aber die Schrift scheint dann nicht so gut zu sein, wie wenn sie für sich gedruckt wird. Auch die Schrift scheint dann nicht so gut zu sein, wie wenn sie für sich gedruckt wird. Auch die Schrift scheint dann nicht so gut zu sein, wie wenn sie für sich gedruckt wird.

Die „**Revue de Paris**" [illegible]

Lebhaftes der Initiative des Kaisers entsprungen, sei dieser Vorschlag nicht die Folge politischer Erwägungen, sondern der ehrlichen Friedensliebe des Kaisers gewesen. 1863, wo die Lage einen derartigen Projekt günstig war, hatd dasselbe freudige Aufnahme und wurde in den Blättern begeistert discutiert. Dennoch nahmen die Mächte — mit Ausnahme Italiens, das unbedingt zustimmte — bald eine ablehnende Haltung ein. Oesterreich warf die Frage von Venetien, Rußland die polnische Frage auf, und Preußen und England verlangten, die sie sich äußerten, die wahren Absichten des Kaisers kennen zu lernen. So scheiterte der Vorschlag. 1870 versuchte Graf Darn denselben wieder aufzunehmen und Frankreich und Preußen zu einer simultanen Abrüstung zu veranlassen, und Lord Clarendon trat zur Unterstützung des Projektes sogar selbst an Preußen heran; Bismarck erklärte jedoch, die preußische Regierung könne, obwohl sie keine Eroberungspläne hege, nichts an seinen militärischen Einrichtungen ändern, umsoweniger, als ihm die Absichten seiner Nachbarn, Frankreich, Oesterreich und Rußland, unbekannt seien. Wenn der Vorschlag diesmal doch zur Discussion gekommen, sagt der Verfasser, so sei dies erstens dem persönlichen Einfluß des Czaren und zweitens der langen Taktik zuzuschreiben, daß statt weniger Großmächte so viele Staaten herangezogen und die zu erörternden Fragen genau präcisiert wurden.

„**Nineteenth Century**" (Mai). Dr. Reuter, Professor an der Universität zu Helsingfors, schreibt über Rußland und Finnland und die Differenzen, die vor einiger Zeit zwischen dem Großfürstenthum und der russischen Regierung entstanden. Obwohl eifersüchtig bedacht auf die autonomen Rechte seines Vaterlandes, gesteht der Verfasser doch zu, daß die russische Regierung die Erledigung der internen Angelegenheiten nach wie vor den Finnen überlässt und nur von gemeinsamen Fragen fordert, daß sie in Petersburg zum Ausdruck gebracht werden. Den ersten Anstoß erregte das von Rußland beantragte neue Militärgesetz, wonach, statt wie bisher gegen 2000, jährlich 7000 junge Finnen in die Armee und einen fünfjährigen Militärdienst leisten sollen, und zwar nicht wie bisher in Finnland, deisen ständiges Heer von 3600 Soldaten nicht vermehrt werden soll, sondern in Rußland, jenseits der heimatlichen Grenzen. Diese Erhöhung des Militär-Etats erregte auch heftigeren Unwillen, als das neue Militärgesetz auch russischen Officieren das Recht einräumen würde, in der finnischen Armee zu dienen. Dr. Reuter glaubt jedoch, das neue Gesetz werde nicht zwangsweise durchgesetzt werden, und trotz einiger Erbitterung sei von einer eigentlichen Auflehnung in Finnland auch keine Rede.

Die Sirenetta.*)

Erste Szene des vierten Aktes der Tragödie „La Gioconda".

Von Gabriele d'Annunzio.

Ein Gemach zu ebener Erde, völlig weiß, völlig einfach, durch viele Fenster dem Licht völlig aufgeschlossen, fast wie ein Gewächshaus. Draußen erblickt man die Oleander, die Binsen, die Pinien, die goldigen Orangenbäume gegenwärtig mit abgeschlossenen Augen, das ruhig atmende Meer: die friedvolle Landschaft der Arno-Mündung. Zenseits des Flusses die Gehölze des Gombo, die Meierhöfe von San Rossore, die fernen blaulichen Berge von Carrara mit marmorschimmernden Flanken.

Es ist ein Nachmittag im September. Das matte Lächeln des schwindenden Sommers schwebt schwüler allen Dingen. In einer Ecke des Zimmers steht ein altes Spinett aus der Zeit der Elisa Baciocchi, Herzogin von Lucca, von kleinen vergoldeten Karyatiden im Empirestil getragen. In dem menschenleeren Zimmer glaubt man die Gegenwart der Musik zu spüren, die in dem verlassenen Spinett eingeschlossen schläft: es ist als erbebten auch die eingeschlossenen Saiten unter dem Athemhauch, der draußen das ruhige Meer athmen läßt.

Silvia Settala erscheint auf der Schwelle, aus einem inneren Zimmer her; sie bleibt stehen; thut ein paar Schritte gegen die Glasfenster; lässt einen Blick über die Ferne, dann einen zu sich gleiten, aus unendlich traurigen Augen. In ihren Bewegungen liegt etwas Lustreies, das Rückkehr des Gedanken an abgeschnittene Frage hervorruft, und die unbestimmte Empfindung irgend einer gedemüthigten und gebrochenen Kraft, irgend eines Exilen, das erneuerlich ist, irgend einer Harmonie, die verstört ist. Sie trägt ein abgetragenes Kleid, nur einem schmalen Streifen Sammt. Der lange Aermel verhüllen die Stummel ihrer handlosen Arme; und sie hält sie steif ein wenig von den Hüften weg, und manchmal wieder angedrückt, ein wenig nach rückwärts, wie um sie in den Falten zu verbergen, mit einer stummen sich scheuenden Scheude.

Von draußen zwischen der Oleandern tritt sich eine weibliche Gestalt, die Sirenetta, die einer Art mit einem Beutelthiere gleicht. Sie geht spahend vorwärts. Sie bückt sich mit einem verstohlenen Schritt den Glasfenstern; mit einer Hand hat sie die Schlage auch über, die weit Augen, Steiterne mit Wimpern sind.

Silvia Settala bemerkt sie und geht ihr entgegen, mit einem unwillkürlichen, unerwarteten Lachen auf den Lippen: C, die Sirenetta! Mehmin, komm!

Die Sirenetta steht am Fenster. Erkennt sie mich?

Sie hört, dieselbe, und das Erwachen der beharrlichen Glasscheiben umgibt sie, als wäre sie das Opferbeute, unaufhörliche Zwiegeln des großen Spinnen — Sie ist blind, sagt, bedauert sie das natürliche [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

sind weiß wie die Knochen des Tintenfisches, ihre Augen schwimmend und wasserhell, ihr Hals dünn und lang, mit einem Muschelhalsband herum; die ganze Gestalt hat etwas unaussprechlich Frisches und Flinkes; man denkt an ein Geschöpf ganz durchsichtet mit Salzluft, aus der Beweglichkeit der Flut hervorgeglitten, aus dem Versteck einer Klippe herkommend. Ihr weißblau gestreiftes Leinengewand, zerfetzt und entkürzt, gibt nur wenig unters Knie und läßt die Beine nackt. Sie ist barfuß, und ihre Füße, im Gegensatz zu dem Braun, das ihr die Sonne sonst überall gegeben hat, sind seltsam bleich wie die Wurzeln der Pflanzen, die im Meere leben. Und ihre Stimme ist hell und kindisch; und manches Wort, das sie ausspricht, scheint ihr naives Gesicht mit einem geheimnisvollen Glücksstrahl zu erhellen.

Weißt du denn, wer ich bin, Frau? schöne Frau?

Silvia Settala: Ich weiß, wer du bist, ich weiß, wer du bist.

Die Sirenetta: Du erkennst mich wieder? Wer bin ich denn?

Silvia Settala: Bist du denn nicht die Sirenetta?

Die Sirenetta: Ja, du hast mich wieder erkannt. Wie lang ist es her, daß du wieder da bist?

Silvia Settala: Noch nicht lange.

Die Sirenetta: Jetzt bleibst du da?

Silvia Settala: Noch sehr lang.

Die Sirenetta: Bis zum Winter, nicht?

Silvia Settala: Vielleicht.

Die Sirenetta: Und deine Kleine?

Silvia Settala: Ich erwarte sie. Sie wird kommen.

Die Sirenetta: Beata! heißt sie nicht Beata?

Silvia Settala: Ja, Beata.

Die Sirenetta: Du hast ihr diesen Namen gegeben, du? Beata, nicht Beatrice. Wie sie da war, hat sie von mir alle Tage die Sterne haben wollen, die Seesterne. Hat sie dir's gesagt? Sie hat mich singen hören wollen. Hat sie dir's gesagt?

Silvia Settala: Ja, sie hat mir's gesagt. Sie erinnert sich an dich. Sie hat dich gern.

Die Sirenetta: Hat sie mich gern? Ich weiß! Sie hat mir jeden Tag ihre Semmel gegeben.

Silvia Settala: Du wirst alle Tage eine bekommen, wenn du willst. Eine Semmel und Zuspeise, Sirenetta, früh und abends, wenn du willst. Merk dir's.

Die Sirenetta: In der Früh und am Abend werd' ich dir einen Stern bringen. Willst du einen? einen schönen? größer als eine Hand?

Silvia Settala (verstört, zieht mit einer unwillkürlichen Bewegung die Arme nach rückwärts): Nein, nein. Heb' ihn auf, sür Beata.

Die Sirenetta (sehr verwundert): Du willst ihn nicht?

Silvia Settala: Sag' mir lieber etwas von deinem Leben. Sag' mir vom ganzen Tag, was du immer machst. Ist es wahr, daß du mit den Meerfrauen redest? Sag', erzähl' mir's, Sirenetta.

Die Sirenetta:

Sieben Schwestern waren wir:
spiegelten uns in allen Brunnen,
und wir waren alle schön.
— Binsenblüte giebt kein Brot,
Schlehenstrauch gibt keinen Wein,
Wiesengras läßt sich nicht spinnen,
aus Grashalmen wird kein Linnen —
sprach die Mutter zu den Schwestern.
Die Erste hat spinnen woll'n
und wollte die Spindeln von Gold;
die Zweite hat weben woll'n
und wollte die Spulen von Gold;
die Dritte hat nähen woll'n
und wollte die Nadeln von Gold;
die Vierte hat anziehen woll'n
und wollte die Schürzeln von Gold;
die Fünfte hat schlafen woll'n
und wollte die Decken von Gold;
die Sechste hat träumen woll'n
und wollte die Träume von Gold;
die Letzte hat singen woll'n . . .
nur danach stand ihr Begehr
und sie wünschte sich nicht mehr.

Sie lacht ein kurzes, helles Lachen, dessen Klang auf der Schneide ihrer schimmernden Zähne zu vibrieren scheint.

Gefällt dir die Geschichte?

Silvia Settala (von der Anmut dieser kleinen Sirene ergriffen): Ist sie schön aus? warum geht sie nicht weiter?

Die Sirenetta: Wenn du dich wieder legst, schläfst' ich dich ein, wie ich deine Kleine eingeschläfert hab. Willst du denn jetzt nicht schlafen?

Im September ist gut schlafen:
September bringt Wein
und kühles, blaues Licht
und legt den Schnitter, wie Gluth hinein.
Amen.

Silvia Settala: Nein. Erzähl deine Geschichte weiter, Sirenetta.

Die Sirenetta:

Die Olive wird schon schwer
und das Herz noch viel mehr.
Preist sie nur:
Das Oel und die Thränen werden schon kommen.

Silvia Settala: Erzähl deine Geschichte weiter, Sirenetta.

Die Sirenetta: Wo sind wir denn stehen geblieben?

Silvia Settala:

„und sie wünschte sich nicht mehr!"

Eine Pause.

Die Sirenetta: Ah, ja:

Binsenblüte giebt kein Brot,
Schlehenstrauch gibt keinen Wein,
Wiesengras läßt sich nicht spinnen,
aus Grashalmen wird kein Linnen —
sprach die Mutter zu den Schwestern.
Spiegelten uns in allen Brunnen:
und wir waren alle schön.
Und die Erste spann,
da brach die Spindel und auch ihr Herz,
und die Zweite wob
ein Unglücksgewebe,
und die Dritte nähte
ein giftiges Hemd,
und die Vierte trug auf
ein verhextes Mahl,
und die Fünfte schlief
unter'm Leichentuch,
und die Sechste träumte
in Todes Arm,
und die Mutter weinte
voll Gram und Harm.
Doch die Letzte, der nach Singen,
nur nach Singen stand ihr Begehr,
die empfieng die schönste der Gaben:
denn die Sirenen drausten im Meer,
die wollten sie zur Schwester haben.

Bei den zwei letzten Zeilen macht sie ihre Stimme geheimnisvoll und wie von weit her klingend.

Eine Pause.

Silvia Settala: Ist es also wirklich wahr, daß du mit den Sirenen redest?

Die Sirenetta (indem sie den Finger auf den Mund legt): Nicht fragen!

Silvia Settala: Ist es wahr, daß kein Mensch weiß, wo du bei der Nacht schläfst?

Die Sirenetta (ebenso): Nicht fragen.

Silvia Settala: Willst du, soll ich dir hier im Haus Unterkunft geben?

Die Sirenetta (sieht ihr starr ins Gesicht und überhört die Frage): Du hast gequälte Augen. Ich hab' nicht gewußt, was mir Schmerz macht, solang du mich ausfragst. Jetzt seh' ich es: Du hast einen großen Schmerz in den Augen. Dir ist jemand gestorben.

Silvia Settala: Du wirst mich trösten.

Die Sirenetta: Wer ist dir gestorben?

Silvia Settala: Nicht fragen.

Die Sirenetta: Jetzt seh' ich dich erst: du bist es ja gar nicht. Mir ist eine Schwalbe eingefallen, vom vorigen September, die ihre Schwungfedern verloren gehabt hat und am Ertrinken war. Was haben sie dir gethan? Etwas Böses in mir dir geschehen.

Silvia Settala: Nicht fragen!

Unwillkürlich verbirgt sie ihre Hände in den Falten des Kleides, mit einer schmerzlichen Bewegung, die der kleinen nicht entgeht. Diese hebt, wie vor Ueberraschung, ihre Schürze aus, und ihr kleiner Meeresschatz fällt zu Boden.

Die Sirenetta (indem sich danach): Willst du einen Stern? einen schönen? größer als eine Hand? Schau!

Sie hält der Verstummenden einen großen, unförmlichen Seestern hin:

Nimm ihn. Ich schenk dir ihn.

Die Verstummende schmiegt den Kopf und preßt die Lippen zusammen:

Kannst du nicht? sind Deine Hände weh? sind sie eingebunden?

Die Verstummende nickt. Die Worte der Andern heben vor Wallen:

Wer hat sie denn gebunden? Hat du sie dir verbrannt? Thun sie dir auch sehr weh? Oder werden sie bald heilen?

Silvia Settala (wie aufwachend): Ich hab sie nicht mehr.

Die Sirenetta (nickt mit ernsthaftem Ernst): Du hast sie nicht mehr? Sie haben sie dir abgeschnitten?

Die Verstummende nickt. In ihr entsetzliches Weh. Die Bader zittert und schüttelt

Digitized by Google

Nein! Nein! Nein! Es ist nicht wahr.

Sie starrt auf die Falten des Kleides, zwischen denen Silvia Settala ihre Stimme verbirgt.

Sag', daß es nicht wahr ist!

Silvia Settala: Ich hab' sie nicht mehr.
Die Sirenetta: Warum? Warum?
Silvia Settala: Nicht fragen.
Die Sirenetta: Ah! Wie schrecklich ist das!
Silvia Settala: Ich hab' sie hergegeben.
Die Sirenetta: Du hast sie hergegeben? Wem?
Silvia Settala: Meiner Liebe.

Die Sirenetta: Ach, was für eine grausame Liebe! Wie schön sie waren, wie schön! Glaubst, ich weiß es nicht mehr? Ich hab' sie dir geküßt, so oft, so oft hab' ich sie geküßt mit diesem Mund. Sie haben mir eine Semmel gebracht, ein Obst, eine Schale Milch .... Sie waren schön, als wenn die Morgendämmerung sie dir gemacht hätte mit lauter Anhauchen, weiß wie der Schaum oben auf den Wellen, feiner wie die Stickereien, die der Wind in den Sand macht: bewegt haben sie sich wie das Sonnenlicht im Wasser: reden haben sie können, besser als die Zunge und die Augen. Ich erinner' mich so: ich sah sie, ich sah sie. Einmal haben sie mit dem lauen feuchten Sand gespielt: er ist zwischen den Fingern durchgegangen, der Sand, wie durch ein Sieb, und die Beata hat zugesehen und gelacht. Die Kleine! Und einmal haben sie mit ihren gelockten Haaren gespielt, deine Hände, und aus jeder kleinen Locke ist ein Ring geworden für jeden Finger, und dann haben sie wieder angefangen, und wieder angefangen, und die Beata ist eingeschlafen ....

Silvia Settala (in ersticktem Ton: Nichts mehr reden! Nichts mehr reden!

Die Sirenetta: So eine grausame Liebe!

Eine Pause. Sie steht nachdenklich da.

Und wo werden sie sein? Weit von dir, ganz allein, in der Erde drunten? Haben sie sie begraben? Wo? In einem schönen Garten?

Eine Pause. Die Verstummelte hält ihre Lider geschlossen und lehnt die Stirn an die Scheibe, in der sich das Flimmern des Meeres spiegelt: Hast du sie wegtragen sehen? Wie weiß sie waren! Und deine Ringe! Mit allen Ringen?

Eine Pause. Die Miene der Verstummelten nimmt einen unbeschreiblich Ausdruck an; die Gespanntheit ihrer Haltung löst sich, sie läßt die Arme an den Seiten hinabhängen.

Denkst du daran? Träumst du davon? Wenn sie dir wieder her vorwachsen würden, ganz warm ...

Die Verstummelte schlägt die Augen auf und fährt zusammen, wie einer, der aus dem Schlafe aufgeschreckt wird.

Was hast du?

Silvia Settala: Sonderbar ... mir ist wirklich manchmal so, als hätte ich sie wieder, als fühlte ich das Blut bis in Fingerspitzen hinunterrieseln. Während ich dich jetzt reden hörte, da hatte ich sie ... Sie waren schöner als früher, Sirenetta.

Die Sirenetta: Schöner?

Silvia Settala: Du wirst mich trösten, Sirenetta.

Die Sirenetta: Ich möchte Die meine Hände geben, wenn sie nicht so rauh und abgebrannt wären!

Silvia Settala: Deine Hände sind glücklich, sie berühren die Blätter, die Blüten, den Sand, das Wasser, die Steine, die Thiere, alle die schuldlosen Dinge. Du hast es gut, Sirenetta, du hast nichts und hast alles, du weißt nichts, und weißt alles.

Die Sirenetta rasch, indem sie sich plötzlich wendet: Weißt du den Schwarm? Schau, schau, die vielen Schwalben über im Meer! Es sind ihrer mehr als tausend; eine ganze lebende Wolke. Schau, wie sie blitzen. Jetzt geh'n sie fort, auf eine große Reise, in ein fernes Land. Mit ihnen wandert der Schatten ihres Wasser, hie und da fällt eine Feder hinab: es wird Abend werden. Sie werden drunten auf dem Meer den Fischerboten begegnen: sie werden die Feuer sehen, werden die Männer singen hören und die werden ihnen vorbeifliegen zugleich mit ganz dicht an den Segeln werden sie vorbeistreifen: die eine oder die andere wird darinnen, wird müde auf das Deck herabfallen. An einem Abend wird eine ganze Wolke von toten Schwalben fall auf ein Boot niederfallen und wird es ganz zudecken. Die Matrosen werden ihnen nichts thun. Sie werden sich nicht rühren, um sie nicht zu schrecken; sie werden nichts reden, um sie schlafen zu lassen. Und weil auch welche auf der Ankerkette sitzen werden und auf dem Steuerruder oben, so wird das Boot diese Nacht treiben wie es will, im Mondschein ...

Sie unterbricht ihre Träumerei, da sie eine fremde Stimme zwischen den Discanten hört. Sie will fortlaufen.

Leb' wohl, leb' wohl!

Silvia Settala (beflommen): Es ist meine Schwester. Nicht fortlaufen, nicht weggehen, Sirenetta. Bleib' hier in der Nähe, die Beata kommt.

Die Sirenetta: Leb' wohl, leb' wohl. Ich werd' wiederkommen.

Sie läuft zum Meer, ihre Gestalt löst sich in der Bläue und dem Sonnenlicht auf.

Wir bitten diejenigen unserer P. T. Abonnenten, welche verreisen oder in eine Sommerfrische übersiedeln, um Angabe der neuen Adresse, damit die Zusendung des Blattes prompt erfolgen könne.

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Alexander Weigl's
Unternehmung für Zeitungs-Ausschnitte
„Observer"
WIEN, IX I. Türkenstrasse Nr. 17
Liest alle hervorragenden Journale der recht in deutscher, französischer, englischer und amerikanischer Sprache und besorgt an dem Ausschnitte Artikel und Notizen Zeitungsausschnitte über beliebige Themen
Prospecte gratis und franco.

Zu haben in unserer Filiale:
Wien. I. Kohlmarkt 20.

„Hennebergs-Seide"
nur echt, wenn direct ab meinen Fabriken bezogen!

schwarz, weiß und farbig von 45 kr. bis fl. 14.65 per Meter — glatt, gestreift, carrirt, Damassé, Faille, Grenadine, Crêpe, Brocat, Surah u. s. w. versch. Qualitäten, Breiten und Dessins

Zu Roben und Blousen
ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus.
Muster umgehend.
Exportation nach der Schweiz.
G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Digitized by Google

Die Zeit.

XIX. Band. Wien, den 24. Juni 1899. Nummer 2[illegible]

Der Freiheitskampf in Italien.

Vom italienischen Kammerdeputierten **Dr. Napoleone Colajanni** (Rom).

Die von einer intelligenten Bourgeoisie in Italien geführten fünfzigjährigen constitutionellen Kämpfe gegen die alten, despotischen Regierungsformen haben die irrige Ansicht hervorgerufen, es seien dies Kämpfe für die Freiheit gewesen. Sie galten jedoch bis 1860 lediglich der nationalen Unabhängigkeit: die Frage der Freiheit wurde niemals gelöst, und diejenigen, welche sich im guten Glauben der Illusion hingaben, sie hätten die Freiheit erworben, indem sie das Karl Albert'sche Grundgesetz von den Alpen bis zu der Südspitze Siciliens proclamierten, mussten sich alsbald überzeugen, dass sich, nach Vollendung der Arbeit zweier Generationen, der neuen Generation eine andere, weit schwierigere Arbeit darbot, weit sich bei ihrer Volksführung die Zerklüftung jener Volkselemente verhängnisvoll fühlbar machte, welche im Kampf gegen die Feinde der italienischen Einheit und um die Unabhängigkeit fest zusammengehalten hatten.

Die jedem neuen Staatswesen so nothwendige Periode der Consolidierung vergieng in Missverständnissen und Widersprüchen, in Scharmützeln zwischen Individuen und Parteien, welche sich durch keine wesentlichen Differenzen ihres politischen Programms voneinander unterschieden. Der Gährungsstoff der socialen Frage diente dazu, die Situation zu klären und den wirklichen Stand der Dinge zu zeigen, und indem jener Gährungsstoff neue Leidenschaften und Kämpfe hervortrieb, zerstreute er alle Unklarheit und zeigte auch den begeistertsten Aposteln des Socialismus, dass sie sich getäuscht hatten, als sie glaubten, gewisse historische Phasen, die keiner Nation erspart bleiben, überspringen zu haben. Die Wirklichkeit lehrte alle, dass politische Reformen und Freiheitsbürgschaften, die man schon vornehmlässigen zu dürfen glaubte, denn doch ihre Bedeutung haben, und dass es immer noch einen großen Unterschied macht, ob man in einer Republik lebt oder in einer Monarchie, je nachdem man der einen oder der anderen socialen Richtung Geltung verschaffen will. Die Illusionen sind verschwunden, und diejenigen, die noch vor Kurzem verkündeten, dass es sich nicht der Mühe verlohne, weitere politische Freiheiten zu erkämpfen — die nur Schatten, oder trivial ausgedrückt, „viel Geschrei und wenig Wolle" vorstellten — sind sich nun bewusst, dass jene Freiheiten unerlässliche Waffen für die ferneren Kämpfe um wirtschaftliche Verbesserungen bilden. Jedenfalls halten wir in Italien so weit, dass wir einen Kampf führen müssen, nicht etwa um neue und radicalere Reformen durchzusetzen, sondern um uns jenes Minimum von Freiheiten zu erhalten, welche uns durch das Albertinische Grundgesetz zugesichert war. So haben sich nun endlich Republikaner und Socialisten gezwungen gesehen, den Kampf zur Vertheidigung derselben Verfassung aufzunehmen, die sie vor wenig Jahren noch als eine leere Phrasensammlung angesehen haben.

Nachdem wir die Einigkeit erlangt, hat nun in Italien ein bestiger Kampf um Eroberung der wahren Freiheit begonnen: ein Kampf, der nach englischem Vorbild in einem friedlichen Ausgleich seinen Abschluss finden konnte, wenn wir es mit einer intelligenten Dynastie und umsichtigen Staatsmännern zu thun hätten, der aber statt dessen voraussichtlich entweder mit der Vertreibung der Dynastie Savoyen oder mit der leitweiligen Wiederkehr eines anachronistischen, mehr oder minder verkappten Absolutismus enden wird. In welcher Phase des Kampfes sich das italienische Volk gegenwärtig befindet, und welches Prognostikon für ihren wahrscheinlichen Ausgang sich aufstellen lässt, kann wohl am besten aus der Chronik der nahen Vergangenheit folgern. Wir müssen zu diesem Zwecke ein wenig, jedoch nicht allzuweit, zurückgreifen. Als unmittelbar nach den Unruhen von 1898 das Parlament wieder eröffnet wurde, stand das Ministerium Rudini vollkommen isoliert da. Die Äußerste Linke — Republikaner, Socialisten und Cavalotti'sche Radicale — die ihm in ehrlicher und selbstloser Weise beigestanden hatte, verweigerte es nicht, dem Ministee des Innern eine Gesetzlimit zu verleihen, die selbst angesichts der Unruhen das nothwendige Maß weit überstieg und in einem Act der rebellion Willkür aussprach, als auch die entfernteste Spur einer Gefahr wieder geschwunden war. Den Furchtsamen — und es gibt deren genug im Parlament — schien das Ministerium schwach und unfähig, weil es die Unruhen nicht zu verhindern gewusst hatte, und sie fürchteten, dass dieselben durch seine Schuld wiederholen könnten. Darum wünschten sie seine Beseitigung. Die Ehrgeizigen und Unredlichen endlich — die zahlreichsten unter den Gegnern des Ministeriums — waren dem Marchese di Rudini vor, dass er infolge seiner freundschaftlichen Beziehungen zu Cavalotti, wenn auch nur unwillkürlich und indirect, mit den Rebellen im Bund gestanden und der Äußersten Linken, deren Unterstützung er angenommen hatte, zu weit entgegengekommen sei. Wie zum Beweis eines Verrathes an dem monarchischen System endlich suchten sie einen von Felice Cavalotti an mich gerichteten und in der „Rivista Popolare" (30. März 1898) veröffentlichten Brief hervor, aus dem nichts weniger als ein Verrath oder eine Verschwörung des Ministers mit den Feinden der monarchischen Regierung hervorgieng. Das Ministerium Rudini, das sich sowohl von den Liberalen wie von den Conservativen verurtheilt sah, reichte beim König seine Demission ein, ohne erst die Abstimmung der Kammer abzuwarten, die der Regierung ein fast ausnahmsloses Misstrauensvotum eingebracht hätte. Es ist begreiflich, dass die echten Vertreter der Demokratie sich gegen den Marchese di Rudini kehren mussten, aber unerklärlich bleibt die Gegnerschaft der Conservativen, denen er doch Gewähr geleistet, nicht nur durch die so überaus strenge Unterdrückung der Aufstände, die Verhängung des Belagerungszustandes und die Einsetzung der Militärgerichte, sondern noch weit mehr durch die Einbringung gewisser Gesetzvorlagen, die der Zugehörigkeit reactionärer Gesinnung waren.

Die ministerielle Krise, die der Demission des Ministeriums Rudini folgte, fand eine wenn nicht vom constitutionellen Standpunkt, so doch von dem der guten parlamentarischen Tradition — uncorrecte Lösung. Der König zog die Präsidenten der beiden Häuser nicht zu Rathe und betrage auch die hervorragendsten Staatsmänner nicht wie sonst um ihre Meinung. So geschah es, dass, während die liberalen Parlamentarier Zanardelli, die Conservativen Sonnino wollten, der General Pelloux mit der Mission betraut wurde, das neue Cabinet zu bilden. Die Erklärungen des neuen Ministerpräsidenten trugen den Stempel soldatischer Rauheit, die sich sofort in der Geringschätzung der politischen Parteien aussprach, denen er zu verstehen gab, dass er sich solcher Personen bedienen würde, die ihm passten, ohne nach ihrer Herkunft oder ihrer politischen Vergangenheit zu fragen. Jener immerhin noch parlamentarische Eclecticismus der ersten Erklärungen artete alsbald zum Cynismus aus. Der General Pelloux mit seinen Ordonnanzgewohnheiten liefert e bei verschiedenen Anlässen den Beweis, dass er das Versammlungsrecht nicht zu respectieren gedenke, dass er den königlichen Staatsanwälten den Auftrag ertheilt hatte, die „aufrührerischen" Blätter ohne gerichtliche Verhandlung zu unterdrücken, dass er beabsichtige, sich in unverhüllter Weise in die Wahlen einzumengen, dass er entschlossen sei, die Ruhe auf jedem Wege, den das Recht nicht ausgenommen — wiederherzustellen. Und dies waren nicht bloß kaltherzige Drohungen: den Worten folgten stets unmittelbar die Thaten. Trotz einer Handhaben und Erklärungen, die klar genug zeigten, dass man das Parlament in eine Kaserne zu verwandeln gedenke, blieb noch immer ein Funke von Hoffnung in den Seelen der Liberalen zurück. Der Minister General zog nämlich die reactionären Gesetzentwürfe zurück, die Rudini auf den Hohepunkt der Angst eingebracht hatte. Jenem immerhin zurückhaltenden Legte man eine liberalere Bedeutung zugunsten des Generals Pelloux bei, und keine Anklänger fuerten ihn und brachten in Stimmung, dass in der Zeit der ernsten Unruhen in Apulien als Commandant der Besatzung von Bari sich gewiegelt hatte, den Belagerungszustand zu verhängen, wozu der damalige Ministerpräsident ihn aufgefordert hatte. So lebte man der Zuversicht, es würden unter seiner Regierung keine reactionären Gesetzentwürfe eingebracht und die Angelegenheit der Albertinischen Constitution in der Hauptsache respectiert werden. Diese Hoffnungen wurden noch dadurch genährt, dass sich im neuen Cabinet verschiedene Elemente befanden, die bemerkt der Bonghi'schen Partei angehört hatten. Man hoffte, dass eine Elemente, zum mindesten nicht der reactionärsten Zeit, einen gegenwärtig maßgebenden Einfluss auf die herrschende reactionäre Strömung ausüben würden, und das war die Hauptsache, da ja die Finanzie

Digitized by Google

von April und Mai 1898 zum großen Theil aus wirthschaftlichen Uebelständen hervorgegangen waren. Die Intelligentesten unter den Conservativen — an ihrer Spitze Colombo, der zweimal ein Ministerportefeuille zurückgewiesen hatte, nun seinen antimilitaristischen Anschauungen nicht untreu zu werden — nahmen deshalb an, man müsse vor allem die unmittelbaren Ursachen der Unruhen wegräumen, wenn man einer Wiederholung der stürmischen Ereignisse des Frühlings zuvorkommen wollte. Das Ergebnis dieser halbdemokratischen Zusammensetzung des Cabinets Pelloux war die Kundmachung jenes sonderbaren Programms, das in die beiden Schlagworte: „demokratische Finanzen" und „conservative Politik" zusammengefaßt war.

Es lebt wirklich nicht dafür, zu untersuchen, worin jene Verbesserung „demokratische Finanzen" eigentlich bestand; es genügt, daß „jenes" Programm zwei absolut unvereinbare Grundsätze enthielt, und es mußten sehr enge Gehirne sein, die sich einbildeten, man könne „demokratische Finanzen" mit einer „conservativen Politik" in Einklang bringen. Aber immerhin bewies das Nebeneinandersetzen jener beiden Sätze, daß es im Cabinet Pelloux zwei entgegengesetzte Strömungen gab, deren Zusammenstoß hinausgeschoben, aber nicht auf die Dauer vermieden werden konnte. Jenen beiden Strömungen wirkten im Parlament so und so viele andere, breitere, heftigere, von unbeirrbigten persönlichen Ambitionen getrübte Strömungen entgegen. Es begann nun eine Serie gemeiner Compromisse und Abmachungen zwischen den Politikern und den Ministern, die während der parlamentarischen Ferien sorgsetzt wurden. Der General Pelloux that anfangs sehr freundlich nach beiden Seiten, ließ aber allmählich durchschimmern, daß er sich in die offenen Arme der Reactionären zu stürzen gedenke, bis er schließlich offenkundig zu ihnen übergieng, indem er der Kammer jene Gesetze neuerdings vorlegte, die er selber zur Zeit der Tumulte als weder zweckentsprechend, noch nothwendig bezeichnet hatte. Nun war kein Zweifel mehr möglich an der Richtung, welche der Minister-General eingeschlagen, und man wunderte sich nur, daß immer noch jene Elemente in seinem Cabinet verbleiben konnten, welche durch ihre Vergangenheit demokratische Traditionen verförderten und, indem sie sich mit dem Ministerpräsidenten bei Einbringung der reactionären Gesetzentwürfe solidarisch erklärten, offen die Fahne verleugneten, unter der sie zu anderen Zeiten gekämpft.

Eingeleitet wurde jene Periode durch die Discussion über die Frage der Einnahme der Bai von San Mun (China), welche wieder eine Serie colonialer Abenteuer, unsinligen Angebotens, eröffnete. Als in Italien bekannt wurde, daß die Regierung, ohne zustimmung des Parlaments, eine neue coloniale Expedition plane, und man die schimpflichen Bedingungen erfuhr, welche die Nation in ein Vasallenverhältniß zu England brachten, brach eine allgemeine Entrüstung aus, deren Wuche das Land nicht mehr für fähig gehalten hätten. Die Entrüstung war in Oberitalien eine allgemeine, und, was selten genug der Fall, sie theilte sich den Abgeordneten mit. Die Regierung wurde bei Wiedereröffnung der Kammer nach den Osterferien gezwungen, den Kampf aufzunehmen, und die Kämpfer waren so einstimmig in ihrem lebhaften Angriff gegen das Ministerium und den Vice-Admiral Canevaro, der, ebenso ungeschickt als Diplomat wie als Parlamentarier, die unsinnige Politik des Cabinets lenkte, daß der General Pelloux sich genöthigt sah, dem König seine Demission anzubieten. Wieder begannen die unvermeiden Machenschaften. Wieder ließ man es nicht zu einem Beschluß in der Kammer kommen, damit der König, der dem Parlament seine Mißachtung abermals bezeugen wollte, in der Wahl der Personen und der Richtung des neuen Cabinets von der Kammer unabhängig bleibe. Und das Ende der Krise war, daß der General Pelloux, der sich gelegentlich der Frage der Bai von San Mun mit dem Minister Canevaro vollkommen solidarisch erklärt hatte, sich der Kammer mit neue mit einem Gruße von Collegen vorstellte, die ausgesprochen die reactionäre Politik vertraten und mit „demokratischen Finanzen". d. i. socialpolitischen Steuerexperimen, nichts zu thun haben wollten. Die Erklärungen des zweiten Cabinets Pelloux waren so lügisch, daß selbst seine getreuesten Anhänger nicht wagten, ihnen zuzustimmen. Die Täuschung war, daß das neue Ministerium auf politische und wirthschaftliche Reformen jeder Art verzichte, daß es vor allem die Berufung von Kammern im Auge habe, daß es alle in Discussion stehenden sozialstaaten Abänderungsanträge und Vorlagen ablehne und im übrigen die Bestrebung der unbegreiflichen Vorlagen durchsetzen wolle, welche die Einschränkung, besser die Vernichtung der politischen Freiheiten zum Zwecke haben.

Die Kammer wurde nicht mehr einem Ministerpräsidenten, sondern einem bewaffneten General des Status gegenüber. Dennoch hielte es dem Minister General nicht an Vertrauensvoten, so bei der Erklärung der Regierung über die Lösung der „Affaire Zuccaro" und jenes Votum war bekanntlich nur der Ministerium. Das von rechts und links mordlich gerichtet wurde, von Leuten wie von Ferrie, die nicht bemerkten Worten erklärten, daß sie für die Regierung stimmten, obwohl sie kein Vertrauen zum Marquis di Rudini hatten — es war auch buchstäblich so — und Leuten wie Cavallotti, der einen schlechten Tag hatte.

Bei Wiederaufnahme der parlamentarischen Arbeiten ordnete der Präsident an, daß die Kammer vor allem in die zweite Lesung der reactionären Vorlagen einzutreten habe, auf deren Gestingen, daß er zur conditio sine qua non erhob, er das größte Gewicht legte. Er hielt in einem solchen Maße daran fest, daß er die so wichtige Discussion des Budgets gegen alles parlamentarische Herkommen auf die Vormittagssitzungen beschränkte. Die Absicht, um jeden Preis die Bewilligung der vom allmächtigen Hofe geforderten reactionären Vorlagen zu erlangen, wurde noch deutlicher, als dem Parlamente die sonderbare, unter normalen Verhältnissen nie gestellte Zumuthung gemacht wurde, ein sechsmonatliches Budgetprovisorium zu bewilligen. Es ist klar, daß die Regierung darauf rechnete, daß die weitgehende Bewegungsfreiheit zur Vermirklichung ihrer Absichten zu verschaffen. Die Aeußerste Linke hat den Plan der Regierung verstanden und dadurch mit der Obstruction geantwortet.

Die Wiener Obstruction hat so manche turbulente Ereignisse gebracht, aber die römische Obstruction ist bis jetzt ruhig und gleichmüthig, sowie streng legal nach der Geschäftsordnung vorgegangen. da die hervorragendsten Abgeordneten der Aeußersten Linken sich damit begnügt haben, ihre parlamentarischen Rechte geltend zu machen, zahlreiche Abänderungsanträge zu stellen, lange Debatten zu entfesseln und ständige Anträge auf Namensaufruf bei allen Abstimmungen einzubringen.

Die Regierung und ihre servile Majorität sind über die Obstruction so wüthend, weil diese Methode nach Ansicht eines der ältesten Abgeordneten, des streng conservativen Bianchieri, der selbst an fünfzehn Jahre Präsident der Kammer gewesen ist, nicht nur legal, sondern auch ehrenvoll ist und vor allem „zum Ziele führt, nämlich zur Vereitelung der reactionären Vorlagen. Gegen die Obstruction, welche der Clou der 29. Legislaturperiode bleiben wird, wurden von den dem Ministerium dienstbaren Blättern die verschiedenartigsten und einfältigsten Vorschläge gemacht. Aber diese haben die Billigung der Bevolkerung nicht gefunden, sogar unter den Ministern sind zwei dagegen, Visconti und Carmine, aufrichtig conservative Männer, die jedoch die Gesetze und die Geschäftsordnung der Kammer respectiren. Gegen die kühne Opposition der Aeußersten Linken hat man bisher blos mit sichentlichen Beschwerungen des Kammerpräsidenten und rohen soldatischen Drohungen des Ministerpräsidenten gearbeitet. Die Obstruction aber dauert fort, während ich von meinem Abgeordnetensitze auf dem „Berge" über sie schreibe. Die Obstruction hat kein Vorbild in der parlamentarischen Geschichte Italiens, und man stimmt darin überein, sie als ein halbrevolutionäres Mittel der parlamentarischen Taktik zu erklären; und diejenigen, welche sie handhaben, thun nur ungern mit, aber sie können sich ihr absolut nicht entziehen, weil sie gar keine anderen Waffen zur wirksamen Vertheidigung der verfassungsmäßigen Freiheit besitzen. Die Gerechtigkeit der Obstruction wird man erst beurtheilen können, wenn man die Vorlagen kennt, welche eine durch brutale Gewalt oder durch Bestechung gewonnene Regierungsmehrheit zu unterstützen bereit ist. Diese zielen auf Folgendes ab:

Erstens: Unterdrückung des Versammlungsrechtes, welches dem freien Ermessen der Polizei überantwortet wird, die in Italien vielleicht gewaltthätiger ist als irgend wo anders in Europa. Eine Versammlung soll untersagt, respective bei jedem Zwischenruf und während einer Rede aufgelöst werden können, wenn diese von der Polizei als aufrührerisch bezeichnet werden; ebenso soll die Anpflanzung eines als umstürzlerisch bezeichneten Emblemes einen Auflösungsgrund bilden. Die Polizeiwillkür wäre umso größer, als man im Entwurf heimlei Definition darüber versindet, worin der aufrührerische Charakter der Rufe, der Reden, der Embleme und Zeichen besteht soll.

Zweitens: Die Vernichtung des Vereinsrechtes. Dieses Recht ist wie das versammlungsrecht in Italien obnedies bisher nur sehr mäßig ausgeübt worden. Wenn die reactionären Projecte triumphieren, wurden diese politischen Rechte auf Null reduciert werden, weil die Auflösungsbefugnisse der Polizei sich selbst auf jene Vereine erstrecken würden, welche dadurch das Staatsbegutachtigt und durch Specialgesetze zugelassen sind.

Drittens: Die Vernichtung der wirklichen Preßfreiheit, deren Existenz in Italien ja auch illusorisch ist. Die geplanten Abänderungen des Preßgesetzes vom 26. März 1848, welches immer als unregierender Bestandtheil der verfassungen Verfassung Karl Alberts angesehen wurde, bezwecken die Abschaffung des verantwortlichen Redacteurs der Zeitungen und die Beamtenverschleppung des radicalen, republikanischen und sozialistischen Blattes und selbst, dass auch Annahme der reactionären Vorlagen die Regierung langen Blätter sicherlich nicht erwürgen würden, selbst eine verschärfte wiederholte Beschlagnahme [illegible] Tage nicht [illegible] würde, der um einer bei [illegible] Nummer [illegible] Spiel setzen und [illegible] Verschleierstattung über [illegible] gemeinschaftlicher Bürger

gänzlich unterjagt ist und nur bei Processen von Abgeordneten gestattet ist.

Viertens: Die politische Rechtlosigkeit aller Angestellten der Post, des Telegraphen und der Eisenbahnen rc. Diesen ist unter Androhung der strengen Strafe der Entlassung, mit oder ohne vorherige Einvernahme, untersagt, sich an irgend welchem Versuche zur Aufbesserung der eigenen ökonomischen Lage oder an dem friedfertigsten Proteste gegen schlechte Behandlung oder unerträgliche Tyrannei zu betheiligen. Es handelt sich um die Ausdehnung der militärischen Disciplin auf alle öffentlichen Functionäre. Diese wirklich grausamen Maßregeln werden nun den Capitalismus und den großen Gesellschaften zustatten kommen. Wilfredo Pareto, der hervorragende Nationalökonom in Louisane, sagt nicht mit Unrecht, daß diese Maßregeln auf eine Verletzung des Privatrechtes hinauslaufen, weil durch sie die Vertragsfreiheit aufgehoben und — hundert Jahre nach der Revolution von 1789!! — die Wiedereinführung der Leibeigenschaft bewirkt werde.

Betrachtet man jene „politischen Vorsichtsmaßregeln", welche die unverschämtigste und unzeigemäßeste Reaction, von der unsere Halbinsel je betroffen wurde, ins Werk setzen will, so erkennt man, daß man mittelst derselben auch die ärgsten Gewaltacte, die während des Belagerungszustandes in Italien begangen wurden, zu rechtfertigen berechnet wird. Und merkwürdigerweise finden sich auch Heuchler und Dummköpfe, welche sie rechtfertigen, indem sie folgendermaßen schlossen: „Da es sich gezeigt hat, daß man in Italien leicht und häufig zur Verhängung des Belagerungszustandes schreitet und mit der absoluten Straflosigkeit viele Gewaltacte begeht, so war es rathsamer, jene Verletzung des Grundgesetzes und anderer Gesetze zu codificieren und jene Gewaltacte dadurch recht- und gesetzmäßig zu machen." Und man glaube ja nicht, daß dies Albernheiten seien, der man den Gegnern in den Mund legt, um sie lächerlich zu machen! O nein! Sie wurden mit dem größten Ernst vorgebracht, und zwar von Männern, die in anderer Hinsicht sehr hervorragend sind, so zum Beispiel von dem Ex-Minister Brinetti.

Dies ist der Inhalt des Kampfes, der die „Aeußerste Linke" veranlaßt hat, zur Obstruction zu schreiten.

Werden aber auch die Vertreter der Volksparteien, die in dieser parlamentarischen Episode auf die wärmsten Sympathien bei den intelligenzsten und christlichen Abgeordneten der andern Parteien stoßen, allein siegreichen Einzug der Reaction zu verhindern vermögen? Ich zweifle daran und zaudre nicht, dieser Versicherung, die mich tief schmerzt, Ausdruck zu geben. Aber auch falls sie nicht siegen sollten, können sie getrost vor dem Tribunal des Volkes und der Weltgeschichte erscheinen. Sie haben ihre Pflicht im vollsten Maße erfüllt, indem sie jedes Opfer brachten, sich den Verleumdungen aussetzten, die von ihren unredlichen Feinden über sie ausgestreut wurden. Und wirklich ungeheuerlich ist die Gemeinheit jener Feinde der Demokratie, die, nachdem sie das Parlament durch ihre systematische Beschlußunfähigkeit in einer lächerlichen Comödie herabgewürdigt, sich nun als dessen Paladine aufspielen und den republikanischen, radicalen und socialistischen Abgeordneten vorwerfen, daß sie den Parlamentarismus tödlich verwunden, weil sie, in absoluter Ermanglung jedes anderen Mittels und als heroische Cur zur Rettung der sterbenden Freiheit, zur Obstruction gegriffen haben. Ruhig sehen sie dem Schiedsspruche der Weltgeschichte entgegen, stark im Bewußtsein der erfüllten Pflicht. Anzweifeln können sie sich voll Stolz des Schiedsspruches ihres Landes freuen. Zahllose Briefe und Telegramme, die sie stark aufmuntern, kommen ihnen von allen Seiten zu, und zum trotzigen Widerstand haben auch die jüngsten feierlichen Manifestationen sie ermuthigt.

In Mailand, in Turin, in Parma, in Genua u. s. w. u. s. w., kurz, in den höchst entwickelten, reichsten und bevölkertsten Städten haben bei den am 11. Juni abgehaltenen städtischen Wahlen die reactionären Candidaten schmählliche Niederlagen erlitten: überall haben die Socialisten, die Republikaner, die Radicalen und die Clericalen den Sieg über die Freunde der Regierung davon getragen. Und die Clericalen wurden überall dort geschlagen, wo sie sich — wie zum Beispiel in Mailand — mit der Phalanx der Reaction verbündeten. Die Wahlen von Turin wurden in der Kammer durch strenge und wahrhaft imposante Worte Giolittis gefeiert: in der Wiege der Dynastie Savoyen erzielten die regierungsfeindlichen Socialisten eine erdrückende Majorität über alle Abstimmungen der coalierten Monarchisten. Das von Mailand gegebene Beispiel wirkte noch bedeutungsvoller. Jene zwanzig tausend demokratischen Stimmen, die sie den schutzsuchenden monarchischen entgegensetzte, waren ein Protest der gesammten Hauptstadt Italiens gegen die im Jahre 1898 begangenen Rohheitsacten des General Bava, der während des Belagerungszustandes außerordentlicher königlicher Commissar war. Mailand gab damit eine wohlverdiente Antwort auf alle reactionären Provocationen.

Nun ist die Position genau gekennzeichnet. Auf der einen Seite steht die „Aeußerste Linke", auf der anderen die Regierung und die Reaction. Die Schlacht ist im Gang. Hoffen wir, daß sie unblutig bleiben und mit dem Siege der guten Sache und der Freiheit des Gesetzes enden wird.

Ungarn und Croaten.

Im mitten des weltbewegenden Streites, der seit der Trennung der beiden Kirchen zwischen Byzanz und Rom entbrannt war, hatten sich im 8. und 9. Jahrhunderte auf der großen, zwischen den Schutzgebieten der beiden gewaltigen Widersacher befindlichen terrenlosen Heerstraße, auf welcher bis dahin die sonderbarsten Barbarenvölker im bunten Gewirr der Völkerwanderung fengend und brennend umherzogen, endlich zwei kräftige Volksstämme dauernd niedergelassen. Der slavische bemächtigte sich der südlichen Landstriche zwischen dem Adriatischen Meere und den Bergkämmen des Balkans, der magyarische begründete seine Herrschaft über die verödeten Gefilde des einstigen Pannonien. Die neuen Ankömmlinge waren Heiden und wurden daher sofort von den kirchlichen Nebenbuhlern umringt und umschwärmt. Nach mühsalvollen Bemühungen gelang es schließlich der morgenländischen Kirche, die ihr näher gelegenen Serben an sich zu reißen, während die römische zunächst den westlichen, gleichsprachigen Theil desselben Volkes, Chrvaten (Croaten) benannt, unter ihre Botmäßigkeit brachte, um sodann allmählich das streng katholische ungarische Königthum auszubauen. Stefan der Heilige nahm aus der Hand des Papstes Sylvester seine Krone entgegen, die croatischen Herzoglande und nachherigen Könige waren einfache Vasallen des päpstlichen Stuhles. Die gesonderte Staatlichkeit erlichen daher der Curie überflüssig. Sie drang fortan auf Einverleibung Croatiens und Dalmatiens in das ungarische Königreich. An der Grenze des Machtbereiches der Orthodoxie brauchte sie nunmehr schon deshalb ein möglichst starkes, ihr ergebenes Staatswesen, weil sich der Kern der eingewanderten Magyaren, die Nachfolger der mit Arpad ins Land gekommenen, ebenbürtigen Häuptlinge mit der neuen Rechtsordnung, die sie sammt und sonders der absoluten Gewalt des Herrschers unterstellte, überhaupt nicht befreunden wollten. Sie fühlten sich in ihren Rechten verletzt und kämpften mit dem theils heidnisch gebliebenen, theils zur orthodoxen Kirche übergegangenen Theile ihres Volkes schon damals gegen das vom Papste beschlagte Königthum an. Aus diesem Grunde erklären ein Zwuachs des gefügigen croatischen Elementes despott wünschenswert. Unter König Koloman wird denn auch die Einverleibung des „Schwesterlandes" unter Belassung seiner Autonomie mit päpstlicher Bulle vollendet. Dadurch erscheint Wonig Uebrichalt in Ungarn für lange Zeit gesichert. Es werden fortan alles auf, um das Ansehen Ungarns und dessen Herrscher zu heben. Die Päpste verbinden diese mit den bedeutendsten Fürstengeschlechtern jener Zeit, sie verheiten ihnen zu neuen Eroberungen und setzen sich mit umso größerem Eifer für sie ein, mit je wärmerer Begeisterung und Hingebung Ungarns Könige die Pläne des Papsthumes zu verwirklichen bestrebt erscheinen. Ungarn ist mit dem einverleibten Croatien seither eine Domäne Roms. Auf seinen Thron gelangen fortan bloß Verschworene, die mit dem Katholicismus unzertrennbar verknüpft und vereint sind: nach den Arpaden die Anjous und die Hunyady, die Jagellonen und die Habsburger.

Die Gefahr, die dem Christenthum von den Osmanen droht, und die großartigen Kämpfe, deren Schauplatz Ungarns Ebenen durch ganze Jahrhunderte waren, befestigen nur noch mehr den Witt zwischen den Croaten und allen „königstreuen" Ungarn. Die Sprache der Wissenschaft, wie auch die der Politik ist die lateinische, Nationalitäten gab es ja in jener Zeit um dem Namen nach; die bevölkernde Idee, die Staaten und Völker vereint und entzweit, heißt Glaube. Man fragt nicht, ob jemand Croate oder Magyare sei, die Hauptsache ist, daß er sich als Katholik bekenne. Die Croaten Nicola Zubritsch von Zring, Nimmi Draperitsch, Anti Vbritsch kommen ebenso wie die Magyaren Szondy, Tolso und Losonczy nur als ergebene Diener und Mantrer der katholischen und dürftigen Sache in Betracht. Es gibt keinen Unterschied zwischen Ungarn und Croaten, insoweit sie Katholiken sind. Jene sind es aber nicht alle. Der Gegensatz, der durch die gewaltsame Unterwerfung der einst unabhängigen Glechtlechter zwischen diesen und dem in des Papstes Schatten einherwandelnden Adelig entstand, wurde noch schroffer und spitzte sich noch mehr zu, als mit Andreas III das Arpadenhaus ausstarb und die Ansprüche der Epochemachender Ereignisse erwuchsen, in deren Verlaufe dem ungarischen Staate bis auf die heutige Zeit der magyarische Charakter voll aufgeprägt erscheint. Der Adel, der sich gegen das Königthum stets richtete, das dieser Theil des Volkes selbst aus den Turken gemeinsame Sache machte. Einer der nationalen Grossen, Johann Zapolyan, wird am Vorabende der Thronbesteigung Ferdinands von Habsburg mit türkischer Hilfe zum König von Ungarn ausgerufen. Doch es sollte sich anders kommen. Martin Luthers apostolisches Wort rührte diese Strömung auch die Massen des eigentlichen in verschiedenen magyarischen Volkes zu. Seine Lehren fielen umgehend

Digitized by Google

auf fruchtbarem Boden als in diesem Volke. Stammte ja doch aller Groll, alles verwinkelte Unglück vom übermäßigen, erdrückenden Einfluße, von der Allmacht des Papstes her. Er hat Ungarns Herrscher zuerst ihrem Volke abwendig gemacht und das eroberte Land nachher allmählich Europäisirt ausgeliefert. Die Lunde von einer Auflehnung, von einem ernsten erfolgreichen Vorstoße gegen die päpstliche Allgewalt, kam wie ein rettender Genius. Abermals regte sich das alte Heidenblut, im An hat alles, was echt national geblieben war, Rom den Rücken gekehrt. Je größer, je klaffender die Kluft zwischen Protestantismus und Papitthum wurde, desto herzhafter hieng alles am neuen Glauben. Man bot alles auf, um eine Rückkehr völlig unmöglich zu gestalten, und wählte endlich schließlich die radikalste, die unverföhnlichste unter den neuen Lehren: diejenige Calvins.

Dieses Magyarenthum stand den erzkatholischen, päpstlichen Croaten selbstredend fremd gegenüber. Nicht lange sollte es aber währen und es entstand auch zwischen den einstigen Waffenbrüdern und katholischen Gesinnungsgenossen ein fast unüberbrückbarer Abgrund. Es war zu Beginn dieses Jahrhunderts, als abermals eine gewaltige, weltbewegende Strömung den ungarischen Sonderbestrebungen zu Hilfe kam. Die Ideen, die aus der französischen Revolution jenseits hervorgegangen waren, die allen Hoffnungen nach langen vergeblichen Kämpfen wieder aufleben. Der Geist der Demokratie bringt Classen- und Bevölkerungsschichten in Bewegung, die sich bis dahin nur schwer zu regen vermochten. Das bisherige Ringen des fernmagyarischen Adels um Herrschaft nimmt allmählich die weit ältere Gestalt eines Kampfes des ganzen Volkes um Freiheit an. Eine Reihe nationaler Denker, Dichter und Streiter entsteht unter dem Eindrucke dieser großartigen Umwälzung, die auch auf den katholischen Adel nicht mehr ohne Einfluß bleiben kann. Das Gefühl der Stammeseinheit und nationaler Zusammengehörigkeit beginnt sich auch in ihr zu regen. Patriotisch gesinnte Männer entstehen aus seinen Reihen, das leuchtende Beispiel Stefan Szechenyis findet zahlreiche Nachahmer. Die Katholiken nähern sich den Calvinern, und das Jahr 1848 zeigt uns zum erstenmale seit dem Bestande Ungarns das gesammte magyarische Volk in einem und demselben begeisterten Lager. Was die Feudalen nicht zu erreichen vermochten, sollten alle erkämpfen.

An den Croaten war die europäische Umwälzung freilich auch nicht spurlos vorbeigegangen. So wie alle Völker, begannen sich auch die nichtorthodoxen Slaven der Monarchie (die Orthodoxen verstanden ihr Nationalgefühl stets wach zu halten) zu regen. Es tauchte das sogenannte panslavistische Dreigestirn auf: Jan Kolar (Slowake), Franz Palacky (Czeche) und Ludwig Gaj (Croate). Des letzteren Aufgabe war die Erweckung des nie national gewesenen Croatenthums zu einer Art künstlichen nationalen Lebens. Die Sache gieng schwer und wäre vielleicht mißglückt, wenn — die Wiener Camarilla nicht mitgeholfen hätte. Während man das Aufflackern des nationalen Bewußtseins bei Magyaren, Serben und Rumänen in Hofkreisen mit scheelen Augen betrachtet, machte man die Croaten zu schwarzgelben Chauvinisten. Sie durften alles wollen, alles verlangen. Eine neue Geschichte wurde erfonnen und ein hochtonendes Staatsrecht zurechtgemacht. Der Großcroate und „Großillirier" Ludwig Gaj war Schnitzing, Freund, ja, wie manche wissen wollen, sogar eine Art Agent des Fürsten Metternich. Wohl rund sich der ungarische Nationalgeist im offenen Widerstand zu den höfischen Auffassungen entwickelte, war der croatische, sozusagen, ihr Product. 1848 kämpfen die Magyaren gegen die Habsburger, die Croaten bluten überall für sie.

Das alles hatte seine guten Gründe. Seit Peter dem Großen, der die Verbreitung der Lehren aus Europa als das vornehmste Ziel der russischen Politik hinstellte, begann in aller Stille ein neuer Kampf zwischen Marx und Moxy. Rußland erkannt als neuer Bekänner der Orthodoxie, Oesterreich hatte sich, mit dem Katholicismus an dem Bauner, zur Wehre. Die russische Balkanpolitik war orthodox, die österreichische habsburgisch, katholisch. In Oesterreichs Interessenbereich fallen aber aus ethnographischen, geographischen und strategischen Gründen die Serben. Da sie in Serbien oder Bosnaca domicil, in Bosnien, der Herzegowina oder Montenegro wohnen, ist einerlei, sie alle gehören zum serbischen Stamme und sprechen eine und dieselbe serbische Sprache. Nun schreiben aber auch die Croaten derselben zum serbischen Stamme, sie sprechen auch heute noch die serbische Sprache. Und so hatte es in den Augen der östlichen Mächte „Oesterreichisch" gefinnte Katholiken, die in des eigentlichen orthodoxen Mächtigkeits Mündart verkehren, die ihm unter allen Völkern der Erde auch heute am nächsten stehen. Dabei mußte sie schon deshalb österreichisch bleiben, weil die Türkeiherrn, der Natur der Sache nach, Rußlands Zöglinge unterstützen. Was sie also erreichen können, kann nur nehmen mit Hilfe der Habsburger erreichen. Je größer croatischer sie sind, desto österreichischer müssen sie sein. Jeder Vorstoß in dieser Richtung kann also auf Kosten des orthodoxen Serbenthums geschehen, jeder Erfolg in ein Gewinn für die katholische, für die „österreichische" Sache.

Seltsamer ist manch einer Aufgabe des croatischen Thun zum Ende des Jahres 1867, als man sich aus beiderseitigen Gründen zum Ausgleiche mit den Magyaren brauenen wollte, wenigstens anscheinend. Einhalt geboten werden. Es geschah dies jedoch bloß auf dem Gebiete der inneren Politik. Nach außen wurde und wird das Großcroatenthum überall vorgeschoben. Der katholische Erzbischof von Sezajevo, Stadler, der erst jüngstens aus Stromyness würdigen Händen die „Propaganda zur Vereinigung der beiden Kirchen" übernahm, ist ein croatischer Fanatiker, und für die Geschmeidigkeit des Herrn v. Kállay ist es zumindest schmeichelhaft, wenn man ihm (der offenbar gute Miene zum bösen Spiel macht) das Zeugnis ausstellen muß, daß er mit Stadlers großcroatischen Zeuiten nach allen Richtungen hin Schritt zu halten vermag. So überlieh man es denn im Ausgleichshafen den beiden „Schwesternationen", die im Laufe der Zeit zu gewinnigen Feindinnen herangereift waren, auch unter sich einen Ausgleich zu vereinbaren. Damals war aber noch des Grafen Andrássy Ansicht „das ungarische Staatsschiff derart überfüllt, daß es die geringste Last zum Sinken bringen müßte". Die Croaten erhielten also einen verhältnismäßig günstigen Ausgleich. In Sinne des Gesetzartikel XXX, 1868, blieb die innere Verwaltung, das Cultus- und Unterrichtswesen und die Justizpflege völlig autonom. Hinsichtlich dieser autonomen Angelegenheiten theilten die gesetzgeberische Gewalt der König von Ungarn und der autonome croatische Landtag. Den Mitgliedern des Landtages stehen zu das gesetzgeberische Initiativrecht, die Immunität und das Interpellationsrecht. An Instructionen sind sie nicht gebunden. Der Wirkungskreis unterscheidet sich von dem des ungarischen Reichstages nur dadurch, daß er sich auf eine kleinere Gruppe von staatlichen Angelegenheiten erstreckt. In der Ausübung der gemeinsamen Executive kommt die begünstigte staatsrechtliche Stellung des Landes in der Systemisirung der Stelle des croatischen Ministers ohne Portefeuille, in der Ernennung besonderer croatischer Sectionen im Schoße der gemeinsamen Ministerien, ferner in der Bestimmung dessen zum Ausdeud, daß auf dem Landesgebiete auch die Amtssprache der gemeinsamen Verwaltung also Finanzen, Handel, Ackerbauwesen u. s. w. die croatische ist. Für die autonomen Erfordernisse werden zunächst 44 Procent der directen und indirecten Steuern und sonstigen öffentlichen Einkünften abgezogen und 56 Procent den mit Ungarn beziehungsweise mit Oesterreich gemeinsamen Kosten zugewandt.

Seitens der ungarischen Staatsmänner begieng Koloman Tisza seither die ersten folgenschweren Fehler. Statt an der Hand dieses Ausgleiches und auf Grundlage freiheitlicher, demokratischer Principien mit dem eigentlichen Kern des Volkes im beiderseitigen Interesse Verbindungen anzubahnen, verlangte er vom jeweiligen aristokratischen Banus bloß eine gefügige, wenn auch mit den verwerflichsten Gewaltmitteln hervorgestampfte Regierungssicherheit. Drie Wehrheit beherrschte seither mit ganz geringen Ausnahmen theils aus Beamten, theils aus (gemietet) vom Staatssäckel unterstützten, völlig unbedeutenden Serben. (Die Serben bilden ein Drittel der Bevölkerung.) Demgegenüber begnügt sich das nationale Croatenthum mit gelegentlichen gehässigen Kundgebungen gegen Ungarn und die Magyaren, befindet sich aber andererseits schon seit Jahren im innigen Bunde mit den bekannten slavisch-clericalen Elementen in Oesterreich. Während die Croaten ihre ungarische Politik heute bereits selber nicht mehr „ernst" nehmen, besorgen sie im Süden der Monarchie seit Jahren die Sache des slavisch-ideenfeindlichen Zukunftsstaates und lauern auf die reife Gelegenheit, um der ungarischen „Schwesternation" je wirksamer in den Rücken zu fallen.

Budapest. **Alexander Petrovics.**

Die „Gebildeten" und die Socialpolitik.

Manchesmal ist die Frage des Verhältnisses der sogenannten Gebildeten zur Socialpolitik schon erörtert worden, in Broschüren wie Aufsätzen. Ob sie nicht endgiltig beantwortet ist? Für eine Partei bestimmt, nämlich die Socialdemokratie. Die ist sich seit langem darüber völlig einig, daß die Gebildeten nur Hilfstruppen für die einzelnen großen socialpolitisch kämpfenden Classen bilden, im besten Falle einzelne Führer für die politischen Heere stellen können

Dagegen wird aber immer und immer wieder aus den Kreisen der Gebildeten selbst als gegen eine viel zu geringschätzige Meinung über sie protestiert. In Deutschland ist es in den letzten Jahren besonders ein Universitätslehrer, der Professor des Kirchenrechts Sohm in Leipzig, gewesen, der diesen Protest erhoben und im Gegensatze dazu die Gebildeten geradezu als die mächtigste, die herrschende, die ausschlaggebende Classe hingestellt hat. „Der entscheidende Einfluß auf den Staat liegt bei den Gebildeten. Darum gilt es, diese zu gewinnen. Die Gebildeten sind im gewissen Sinne der Staat. Sie beherrschen den Staat. Was die Gebildeten wollen, geschieht, was sie nicht wollen, geschieht nicht", hat er vor noch nicht langer Zeit einmal wörtlich gesagt. Und viele Gebildete stimmen den stolzen Worten zu. Sind sie zufriedend? Es lohnt wirklich, das einmal klarlegen den allen parteipolitischen Gesichtspunkten und Absichten zu unterziehen. Das Problem selber schon reizt zu einer solchen Untersuchung.

Digitized by Google

Also: inwieweit kommen die Gebildeten in den socialpolitischen Kämpfen unserer Zeit zu einem geschlossenen Einfluß? Die Schwierigkeit einer richtigen Antwort auf diese Frage liegt schon in der Definition von Gebildeten. Was hat man darunter gegenwärtig eigentlich zu verstehen?

Früher, noch bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts hinein, war die Antwort darauf leicht. Bis etwa dahin gab es nur eine Art Bildung: die scholastisch-juristisch-theologische. Diejenigen, die sie hatten, waren die Gebildeten. Also die Juristen, Theologen, Medeiner. Andere gab's nicht. Und diese machten sozusagen einen eigenen einheitlichen Stand, den der Gebildeten, aus.

Seitdem hat sich das Bild aber geändert. Die Wissenschaft befreite sich gänzlich von den scholastisch-theologischen Fesseln. Sie wurde nicht nur weltlich, sondern bei dem riesigen Aufschwunge, den sie infolge dessen nahm, auch viel verzweigt, in diesen Zweigen aber selbständig und sehr verschieden geartet. Es wurde unmöglich, die Wissenschaft als Ganzes zu erleben, zu umfassen. Die Einzelnen mußten sich auf die einzelnen Zweige werfen; und, indem sie es thaten, diese immer eigenartiger, selbständiger ausbauen. Eine Vielheit von Arten zunächst rein akademischer Bildung entstand, und, Hand in Hand damit, eine Vergrößerung der Anzahl schon dieser akademisch Gebildeten im Vergleich zu früher. Dazu trat die Gymnasialbildung als eine neue eigene Art von Bildung, auf deren Aneignung sich viele zu beschränken begannen. Früher war die Gymnasialbildung natürlich auch, aber kaum für sich da. Sie war beinahe ausschließlich Vorstufenbildung für die Universitätsbildung. Man gieng zum Gymnasium, um dann die Universität zu beziehen. Jetzt ist das anders. Es gibt Viele, die nur das Gymnasium, nicht aber auch die Universität besuchen und nach absolviertem Gymnasium dann gleich in einen praktischen Beruf eintreten. Alle diese Leute, — und ihre Zahl ist nicht gering — gehören heute unbestritten auch zu den Gebildeten! Dasselbe gilt noch viel mehr von der noch viel größeren Zahl derer, die die Realgymnasien oder Realschulen durchmachen. Diese sind ja gerade zu dem Zwecke gegründet, um den sie Besuchenden eine abgeschlossene allgemeine Bildung zu geben. Auch die Absolvierung eines Lehrerseminars erhebt nach den gegenwärtigen allgemeinen Anschauungen von Bildung, meines Erachtens auch mit Recht, in die Stufe der Gebildeten. Za selbst diejenigen, die etwa eine allgemeine Bildung besitzen, wie sie die Erlangung des Einjährig-freiwilligen Zeugnisses voraussetzt, werden heute schon in die unzählbare Schaar der Gebildeten der Nation gerechnet. Vergleicht man diese alle zusammen mit der Schichte der Gebildeten in früheren Jahrhunderten, so ist der Unterschied zwischen ihnen von damals und von heute, schon was die Qualität der Bildung, aber auch die Quantität der ihr Zugehörigen angeht, verschieden wie Tag und Nacht.

Dazu aber tritt noch ein dritter, und meiner Meinung nach der charakteristischste Unterschied. Die Gebildeten von einst hatten etwa die gleichen ökonomischen und sozialen, ja recht geistigen Lebensbedingungen. Mit einem Worte — auch ihre soziale Lage war im allgemeinen gleich. Bei den Gebildeten von heute ist das Gegentheil davon richtig. Denn diese sind, eben infolge der riesigen Verzweigung von Wissenschaft und Bildung und infolge der neuen hunderti- und tausendfältigen Form ihrer Anwendung und Verwertung im ökonomischen Leben, nicht nur bloß wie die Gebildeten von einst Theologen, Juristen, Medeiner, sondern in viel größerer Zahl Techniker, Naturwissenschaftler, Kaufleute, Unternehmer, Fabrikbesitzer, Officiere, Beamte, Lehrer, Landwirte, Börsianer, Publizisten, Journalisten, Privatgelehrte, selbst schon Arbeiter. Und die Verschiedenheit ihrer Berufe verbunden mit der durch sie bedingten noch größeren Verschiedenheit ihrer ökonomischen Lage wirkt, namentlich in unserer Zeit der alles entscheidenden ökonomischen Kämpfe, so scharf trennend, daß man alle die Genannten wohl einmal theoretisch als eine Einheit, eben der Gebildeten, auffassen kann, aber nicht, in seiner Beziehung, praktisch: am allerwenigsten praktisch politisch. Vielmehr fallen angesichts der ökonomischen und socialpolitischen Kämpfe und Aufgaben der Gegenwart die meisten dieser Gebildeten in die allerverschiedensten und entgegengesetztesten wirtschaftlichen Interessengruppen und politischen Parteilager auseinander. Die gemeinsame Bildung verliert allen sozialpolitisch und darauf kommt es hier allein an einigenden Einfluß. Die Bildung ist nichts, Beruf und ökonomisches Interesse ist alles.

Aus denselben wird das bei solchen Berufen von Gebildeten, die aus ihnen die reinen ungeschützten, dem ökonomischen Wettkampf offen ausgesetzten Geschäftsleute machen und machen müssen. Zum Beispiel bei dem Industriellen, dem Landwirt, dem Kaufmann, dem Bankier. Der Landwirt ist seinem Interessenstandpunkt nach agrarisch und schutzzöllnerisch, muß es heute in Deutschland einfach sein. Der Großindustrielle und Großkaufmann dagegen wird vorwiegend liberal-händlerisch und imperialistisch gerichtet sein. Beide Richtungen aber stehen im schroffsten Gegensatz und Kampf mit einander und damit auch ihre Anhänger, obwohl sie beiderseits Gebildete in unserem weiten und modernen Sinne des Wortes sind. Za, häufig verschärft die beiden Theilen zur Verfügung stehende Bildung und Ueberzeugung über die Lage der einschlägigen Wissenschaft, über die Auswirkung zu einseitigen Gunsten des einen oder andern Interessenlagers den gegenseitigen Kampf eher noch, und mildert höchstens nur die Formen dieses Kampfes. Deshalb aber kann man diese genannten Berufsgruppen nicht schon als eine ökonomische und politische Einheit auffassen. Vielmehr sind sie eine Mehrheit scharf getrennter Gruppen, die allerdings unter Umständen dritten und vierten Gegnern gegenüber, mit denen der Interessengegensatz noch zehnmal stärker ist als zwischen ihnen selber, ad hoc zu einer Einheit sich zusammenschließen können. Aber indessen nicht als Gebildete, sondern eben als Interessenten, die in diesem Falle ein gemeinsames Interesse zu vertheidigen haben. Und es ist selbst denkbar, daß sich alle diejenigen socialpolitischen Interessengruppen und politischen Parteien zu einem bestimmten Zwecke, z. B. demjenigen der Einflußnahme auf den Staat, zu einer politischen Masse zusammenthun kann, die zugleich vielleicht die Mehrzahl aller Gebildeten umschließt; aber auch dann ist diese Masse durch gemeinsame politische und ökonomische, nicht durch gemeinsame Bildungsinteressen zusammengeführt. Auch dann, obgleich sie die Mehrheit der Gebildeten enthalten wird, ist sie dennoch nicht die Partei der Gebildeten. Das ist höchstens ein falscher, irreführender Name für eine in Wahrheit ganz anders geartete Sache.

Nun gibt es aber doch noch eine ganz große Masse unter den sogenannten Gebildeten — und vielleicht ist es gar die größere Hälfte von allen — die ihren Berufen nach nicht so ohne weiteres und ganz von selber in so scharf begrenzte Interessenlager und politische Parteigruppen auseinander fallen, wie die genannten Landwirte, Industrielle, Großkaufleute; bei denen vielmehr anscheinend das Uebergewicht der Standes- und Berufsinteressen über ihren Charakter und ihre Interessen als Gebildete nicht so groß und beherrschend ist. Es sind dies z. B. offenbar die Angehörigen des Standes der Officiere, Techniker, Journalisten, Aerzte, Rechtsanwälte u. s. f. Was gilt von ihnen in dieser Beziehung? Antwort: Für den größten Theil von ihnen sicher dasselbe, wie von den bisher genannten. Denn ist das richtig: der zunächst „gebildete" Beruf zwingt nicht von vornherein und unwiderstehlich in eine bestimmte politische Partei hinein. Wohl aber die ganze ökonomische Lage der Leute sonst. Und zwar ist sie durch Geburt, Heirat und Erwerb, durch die gesellschaftliche Verbindung, wie durch Kundschaft, endlich allerdings auch mit, aber nur mit durch die Bildung und die Bildungsinteressen, über die man verfügt, sehr genau bestimmt. Es sind im Grunde dieselben Interessen und Parteivertretungen, die schon vorhin genannt wurden. Nur daß die hier in Betracht kommenden Leute und Berufe innerhalb derselben weder die unbedingt treibenden, noch führenden, noch ausschlaggebenden Elemente zu sein pflegen, eher die Ideologen ihrer jeweiligen Gruppe, die deren nahe Interessengesichtspunkte gern in allerhand idealistische Gesichtspunkte verhüllt sehen und so auch darstellen, immer aber werkvolle und getreue Bestandtheile ihrer Gruppe sind. Jedenfalls wäre es auch bei diesem wohl beiweitem zahlreichsten, aber freilich nicht ganz genau zu umschreibenden Theil der Gebildeten ein vergebliches Bemühen, sie als Gebildete in Bezug auf ihre Stellung zu den socialpolitischen Problemen der Gegenwart zu fassen. Auch sie sind angesichts dieses Problems gar nicht in erster Linie Gebildete, sondern ökonomisch Interessierte, und wählen sich als solche ihren Standort zur socialen Frage.

Bleibt schließlich eine dritte Gruppe, eine allerdings auch noch an Zahl nicht ganz zu überschende Mittelschicht aller Gebildeten, bei denen weder Beruf, noch ökonomische Verhältnisse wohlbängigkeit von vornherein socialpolitisch bindend wirken. Es sind das hauptsächlich Lehrer aller Grade, die größere Anzahl der Geistlichen, einzelne Techniker, Juristen, Aerzte u. s. f. Mit einem meist sicheren, auch vielleicht pensionsberechtigten, freilich auch meist vor hältnismäßig bescheidenen Einkommen, ohne jedes, oder doch ohne erhebliches Vermögen, ohne selbstständige gesellschaftliche Verbindungen, vielleicht dazu aus kleinen Verhältnissen erwachsen, mit mehr oder weniger Selbständigkeitsgefühl erfüllt, stehen sie in der That vor keiner unmittelbaren Verbindung, sich einer der Parteien anzuschließen, die weniger durch allgemein politische, als socialpolitische Gesichtspunkte irgend einer Schichte der besitzenden Classen bestimmt sind. Sowohl durch ihre Thätigkeit, als durch ihre Bildung, als auch durch einen von nichts gehinderten idealen Zug veranlaßt, ihr Augenmerk stets mehr auf das Allgemeine, auf die Interessen der Gesammtheit zu richten, sehen sie auch das große soziale Problem vor allem in seiner Beziehung auf die Interessen dieser Gesammtheit, im Rahmen des nationalen und sozialen Ganzen, im Lichte der Geschichte, im Blicke auf die Zukunft aller, und doch, kraft des ihnen durch ihren Bildungsgang eingeborenen Gerechtigkeitssinnes, mit besonderer Berücksichtigung gerade der arbeitenden Massen, um deren Wohl und Wehe es sich dabei doch hauptsächlich vorzugsweise handelt. So sind sie allerdings eine Menschenklasse, die dazu bestimmt erscheint, in den socialpolitischen Kämpfen der Gegenwart eine charakteristische, durch ihre Bildung bestimmte, eigenartige Stellung einzunehmen. Zu die vielleicht die Gebildeten auf die das Ethos am Anfang dieser Untersuchung anwies?

Digitized by Google

Sie könnten es am ehesten sein. Und doch sind sie viel zu schwach dazu. Schon weil sie stets eine erschreckende Minderheit der Bevölkerung, in Deutschland etwa ein Prozent bilden. Sie sind keine Masse, und darum schon keine Partei, auch nicht die spezifische Classe und Partei der Gebildeten. Und wären sie es, so gälte doch von ihnen am wenigsten das Wort, daß im Staate geschieht, was sie wollen. Nicht sie haben den Staat in Händen, sondern umgekehrt, Staat und Kirche hat sie, wenigstens die Mehrzahl unter ihnen. Und wenn das auch noch nicht eine Vernichtung ihrer politischen Selbständigkeit zu bedeuten braucht und auch wirklich nicht bedeutet, so vernichtet es doch den ohnehin nur noch geringen letzten Rest von Aussicht auf eine geschlossene Partei der Gebildeten. Sie haben durch ihre ökonomische Lage, die ihnen ihr vorwiegender Charakterzug als Gebildete lässt, wohl die Kraft, sich nicht in eine bestimmte soziale Interessen- und damit politische Parteigruppe einzwängen zu lassen, aber sie haben, eben wegen der Abwelenheit bestimmter ökonomischer Interessen, in unserer Zeit auch nicht die Kraft, eine selbständige oder gar einflussreiche Partei zu bilden. Vielmehr werden, weil die Dinge für sie so wie geschildert liegen, viele von ihnen gern Anhänger mittelständischer, kleinbürgerlicher, kleinbäuerlicher und sogar mittelpreletarischer Bestrebungen sein, einzelne werden auch sehr wertvolle, ja die ausschlaggebenden Führer solcher socialpolitischer Strömungen werden. Aber — noch einmal sei es gesagt — eine eigene politische Partei und ökonomische Classe bildet auch diese dritte Gruppe der Gebildeten so wenig wie die zwei ersten. Ihre Mitarbeit an den socialpolitischen Kämpfen ist vielmehr nur eine indirecte und mehr eine Hilfsarbeit, ihre Einflüsse sind getheilt und in vieler Beziehung gar einander entgegenarbeitend.

Berlin Stegliz. Paul Göhre.

Protoplasma und Leben.

II.

Kassowitz geht nun ins zweiten Theile dazu über, den Zerfall des Protoplasmas näher zu beleuchten, und beschäftigt sich zunächst mit den Reizen. Reize sind Einwirkungen auf den Organismus, die in diesem Reactionen auslösen, deren Ausdehnung ungleich größer ist, als die auslösende Ursache dies bedingt, Reactionen also, bei denen ein bestimmter Theil der latenten Energie des Organismus in lebendige Kraft übergeht. Diese Eigenschaft der Reizbarkeit verlegt Kassowitz conseauenterweise in die Protoplasmamolecule. Wird durch einen Reiz das sehr labile Molecul erschüttert, so zerfällt es; die Erschütterung dieses Zerfalles, speciell die dabei gebildeten Wärmeschwingungen bringen die Nachbarmolecule zum Zerfall, wie so pflanzt sich der Reiz längst der Protoplasmamassen fort. Findet dieser Zerfall eine Bahn des geringsten Widerstandes, bilden sich dann bestimmte präformirte Reizbahnen aus, deren Protoplasma besonders empfindlich ist, so haben wir das Problem der Nerven und der Innervation gelöst.

Bleibt das Protoplasma längere Zeit von starken Reizen verschont, ist also sein Zerfall ein beschränkter, so wird sein Nervell ein dichteres werden, weil das assimilatorische Bedürfnis ungebindert weiter geht. Trifft das Protoplasma ein Reiz, so wird seine Fortpflanzung durch das dichte Protoplasma langsam und schwierig vor sich gehen. Hat aber erst dieser und folgende Reize durch getrieserten Zerfall sich Bahn gebrochen, so wird die Reizbarkeit größer, das heißt die Reaction leichter und schneller erfolgen. Das Organ ist im Zustand der „Uebung". Erfolgen nun die Reize immer stärker und schneller, so wird dem zu starken Zerfall eine ungenügende Neubildung gegenüberstehen. Dann wird allmählich die Reizbarkeit wegen mangelnden Materials gering, das Organ ist in „Ruhe". Bei übermäßig starken Reizen kann der Zerfall so groß werden, dass eine Reizleitung überhaupt nicht mehr erfolgt: das Organ ist gelähmt.

Der Zerfall des Protoplasmamaterials geschieht nach Kassowitz in zweierlei Art: Wird das Protoplasma von energischen Reizen getroffen, so zerfällt es in der Art, dass seine nitrowerigen Gruppen, Harte und Schleichdrate, zerfall zu Kohlensäure und Wasser, wer brennen, wobei die Eiweißgruppen in wenig verändertem, zu neuen Assimilationen geeignetem Zustand in das Protoplasma übergehen activer Zerfall des Protoplasmas). Ruht hingegen das Protoplasma, so ist der Zerfall derartig, dass die nichtnitrösen Gruppen als Fett und Glykogen in den Geweben abgelagert werden, während die Eiweißgruppe total zu Harnstoff verbrannt werden (inactiver Zerfall des Protoplasmas).

Als weiten Reizen z. B. Wundreizen wird die Einwirkung des Sauerstoffs also vorwiegend durch die chemische Beschränkung der nitrogenischen Bestandtheile geschehen, wo aus complicirten Kohlenproducten und getrieserten Nervenfasern einfache Verbindungen. Wegen des starken Wärmeproductes pflanzt sich der Reiz schnell fort und schnell ist der Zerfall [illegible] Sauerstoffeinwirkung einfach [illegible] Protoplasma [illegible] Zerfall [illegible] Protoplasma [illegible] Zerfall [illegible] Protoplasma [illegible] Zerfall

hat dies keine Schwierigkeiten; da der Organismus jederzeit von der Structur seines Protoplasmas abhängt, so geht daraus klar hervor, daß durch Nahrungsänderung, die das Protoplasma verändern muß, auch die ganze Entwickelung in andere Bahnen gelenkt werden muß. Analog kann das Protoplasma durch mechanische Bedingungen, durch Aenderungen der Blutzertheilung Modificationen erleiden, die dann zu einer Anpassung des Organismus an die neuen Bedingungen führen. Aus zahlreichen Thatsachen zieht er den Schluß, daß „mit den gleichen Anlagen ausgerüstete Zellen unter so und soviel äußeren Einwirkungen auch ebensoviele verschiedene Gestaltungen hervorbringen können“ (Bd. II, pag. 165). Dies ist mit Weismanns Determinantenlehre nicht verträglich, da die Determinanten feste Richtungen der Entwickelung vorschreiben sollen.

Einen weiteren Bekämpfungsgrund findet Kassowitz in der den ganzen Organismus beeinflussenden Beschaffenheit gewisser Organe, z. B. der Schilddrüse, und den Folgen, welche die Ausschaltung dieser Function ergibt, sowie ferner in der Vererbung gewisser Instincte bei Thieren. Weitethin führt er für die individuellen und erblichen Anpassungen einen umfangreichen Beweis, daß die Vererbung dieser erworbenen Eigenthümlichkeiten nicht entbehrt und durch das allmächtige Walten der Selection im Weismann'schen Sinne ersetzt werden könne. Besonders energisch verwendet er dann zum Angriff gegen Weismann die Verkümmerung nicht gebrauchter Organe, weil eine geringe Verschlechterung, eine „Minusvariation“ niemals einen so hohen „Selectionswert“ besitzen kann, daß alle Individuen, welche diese Minusvariation nicht besitzen, von der Fortpflanzung ausgeschlossen würden und nur die glücklichen Besitzer des mangelhafteren Organs übrig blieben, wie es die Weismann'sche Selectionstheorie verlangt. Im Weiteren bekämpft er dann noch mit anderen Gründen die „Allmacht der Naturzüchtung“, ein Schlagwort, das er durch „Ohnmacht der Naturzüchtung“ ersetzt. Dann geht er dazu über, directe Beweise für die Vererbung erworbener Eigenthümlichkeiten zu liefern, und widerlegt die Weismann'schen Gegenbeweise. Weiterhin kritisiert er die Weismann'sche Auffassung der „Amphimixis“, also der Mischung verschiedenartiger Keimplasmen, die nach Weismann zur schließlichen Trennung der einzelnen Arten geführt haben soll, während Kassowitz ihr gerade im Gegentheil die Fähigkeit zuschreibt, immer wieder für Auswichsung der Unterschiede zu sorgen. In dieser Weise kritisiert Kassowitz Schritt für Schritt die Gesammtheit der Weismann'schen Theorien, u. a. auch die Panmixie und Germinal-Selection, die er als Verlegenheitshypothesen infolge der Unhaltbarkeit der Hauptpheorie hinstellt. Leider ist es unmöglich, auf diese interessante Beweisführung hier näher einzugehen. Seine eigenen Anschauungen sind zwischen die kritischen Ausführungen gewissermaßen eingesprengt, so daß es nicht ganz leicht ist, dieselben herauszuschälen. Die Hauptlachen sind folgende:

Die Vererbungsthätigkeit (Gi, Spermatozoon) bedingt durch ihre Eigenart die Daterrichtung der Entwickelung des künftigen Organismus. Sie ist wiederum bedingt durch die Art des Protoplasmas der elterlichen Organismen, das durch charakteristische, artbildende Gruppen im Protoplasma des Keimes vertreten ist. Durch Aenderungen, die das Körperplasma durch Anpassungen an äußere Aenderungen erfährt, kann auch das Keimplasma geändert werden; somit sind erworbene Eigenthümlichkeiten, die das Körperplasma verändern, vererbbar. Bei der Vereinigung der Keimplasmen zerfällt das Protoplasma beider Arten, und es bildet sich ein neues, das aus den Zerfallprodukten sich in verschiedenartiger Weise wieder aufbauen kann. Dadurch wird das Keimplasma des künftigen Organismus in unendlich mannigfacher Weise durch das der elterlichen beeinflußt. In nun auch durch das Keimplasma die Hauptrichtung der Entwickelung vorgeschrieben, so haben doch die Prorplasmamotreile des werdenden Organismus eine bedeutende Fähigkeit, sich unter dem Einfluß äußerer Momente zu ändern, so daß der Zerfallprodukten sich in verschiedenartiger Weise wieder aufbauen kann. Dadurch wird das Keimplasma des künftigen Organismus in unendlich mannigfacher Weise durch das der elterlichen beeinflußt. In nun auch durch das Keimplasma die Hauptrichtung der Entwickelung vorgeschrieben, so haben doch die Prorplasmamotreile des werdenden Organismus eine bedeutende Fähigkeit, sich unter dem Einfluß äußerer Momente zu ändern, so daß der Entwickelung nach in verschiedener Weise verlaufen kann, ohne allerdings gewisse Grenzen überschreiten zu können.

Dies ist kurzen Zügen die Entwickelungshypothese von Kassowitz, die vermuthlich im Lager der waischeden Weismannianer einen Sturm der Entrüstung erregen wird. Beiseite, der persönlich, ohne allerdings Fachmann [illegible] zu sein, sich niemals mit der Weismann'schen Determinantenlehre Theorie beschäftigt hatte, ist sehr gespannt, in welcher Weise man diesen ausgezeichnet durchdachten Angriffen begegnen wird. Jedenfalls wird man Kassowitz das Zeugniß nicht versagen können, daß seine Grundhypothese an sich einwandfrei ist und daß es ihm gelungen ist, ohne Verrenkungen aus ihr seine Ansichten abzuleiten, das er seiner manche dunkle Punkte zu erhellen imstande ist. Ich kann das Kassowitz'sche Buch, das wie gesagt, glänzend geschrieben ist, jedem auf das Wärmste empfehlen.

Erlangen. **Dr. phil. et med. Carl Oppenheimer.**

Aus dem Lande des Dalai Lama.

Das „dritte Zeitalter der Entdeckungen“ geht seinem Ende entgegen. Aber noch gibt es Flecke, die in [illegible] Karten [illegible] Geheimnisvollen liegen. Ein [illegible] Land, [illegible] [illegible] [illegible] alle Zeiten geblieben, seit Herodot uns zuerst von den leichenessenden Iffedonen, den einäugigen Arimaspen und den goldhütenden Greifen erzählt hat. In der römischen Kaiserzeit die Eingangspforte und der Grenzmarkt des räthselhaften Seidenlandes, an dem die Handelskarawanen haltmachen mußten, ist es noch heute in manchem Sinne ein verschlossenes Land. Verschlossen von Natur, mehr noch durch die Menschen. Eben deshalb aber lockt es die Neugier Gelehrter und Ungelehrter mit unwiderstehlichem Reiz.

Vom Pamir-Plateau, dem „Dach der Welt“, wo, an der größten Verengung des asiatischen Hochlandes, sich heute bereits die Vorposten des russischen Weltreiches mit den Schutzwächtern des indischen Kaiserthums begegnen, laufen drei gewaltige Gebirgsbögen fächerförmig divergierend gegen Osten. Sie umschließen miteinander und mit ihren östlichen Verzweigungen die einzelnen Kammern jenes abflußlosen, von Wüsten erfüllten Hochlandes, für das Richthofen den Namen Centralasien zur Geltung gebracht hat. Die südlichste dieser riesigen Kammern ist Tibet, das Vodyal der Eingeborenen. Begrenzt von dem höchsten Gebirge der Erde im Süden, von dem mäßigen Kwenlun im Norden, sinkt es fast nirgends unter die Meereshöhe des Ortlers herab. Darüber aber erhebt sich der Himalaya in seinen höchsten Theile noch um Montblanc-Höhe, die Züge des Kwenlun mindestens halb so hoch. So darf man Tibet wohl als das höchste Land der Erde bezeichnen. Der Einfluß [illegible] Erhebung über den Meeresspiegel äußert sich auch im Klima, das rauher und kälter ist, als man es sonst in so großer Nähe des Wendekreises erwarten dürfte.

Es ist der Gebirgsbau, welcher Centralasien nicht blos vom Weltverkehr abgeperrt, sondern ihm auch den Charakter der Wüste aufgeprägt hat, indem er die lebenbringenden Seewinde fernhält. Riesenhd wird beides deutlicher als in den Gegensätze zwischen Tibet und den reichbewässerten Thälern des nördlichen Indien. Denn den Gangesstiesland stürzt der Himalaya in seiner ganze Höhe, fast doppelt so hoch ab, wie nach der tibetanischen Nordseite. Diese gewaltige, in mehrere Absätze getheilte Felsmauer schützt ebenso wohl das üppige Südland vor der Wegerlichkeit der nördlichen Barbaren, wie deren arme Stze vor dem Ehrgeiz indischer Großkönige. Der mächtigen Geisterbewegung des Buddhismus hat sie jedoch kein Hinderniß bereitet, diese hat sich von Tibet über die Mongolen verbreitet. Nach England sich auch die nördlichen Anstenwerke des natürlichen Schutzwalls von Indien zu sichern trachten und gelegentlich nach Südtibet übergreift, ist dies nicht verwunderlich. Im großen Ganzen aber sind die Beziehungen beider Länder recht geringe der Handelsverkehr Tibets geht fast ausschließlich zu den mongolischen Stammesgenossen im Norden und Osten.

Wenn im Sommer von den durchhitzten Boden Centralasiens die erwärmte Luft emporsteigt und von allen Seiten her die Seewinde Ersatz zuführen, dann zieht auch über den Himalaya der feuchte Südmonsunstrom gegen Tibet. Beim Ueberschreiten des Gebirges aber muß er, wie der Föhn in den Alpen, infolge seiner Abkühlung die mitgeführten Wasserdämpfe zum größten Theil niederschlagen. So sind die reichlichen Regengüsse, welchen der Südhang des Himalaya seine herrliche Vegetation dankt, recht eigentlich Tibet entzogen. Es ist nur mehr ein trockener, regenarmer Wind, der nach dem Hochlande gelangt, und er wird es umso ausgesprochener, je mehr er sich beim Herabsteigen erwarmt. Nur in Südtibet, zwischen den Gebirgsketten, in die Niederung noch mächtig und dieses Gebiet erhält auch im Winter, wenn die eisigen Landwinde von Norden her wehen, verhältnismäßig die meisten Niederschläge.

Somach zerfällt Tibet in zwei Theile, verschieden an Bedeutung wie an Ausdehnung. Der südliche ist noch ein Theil des in Ketten angeordneten Randgebirges. Hier entspringen kräftige Flüsse, die ihre Thäler nach verrieth haben. In einer deutlich ausgeprägten Umwallung, welche den eigentlichen Himalaya vom Maralayrum und vom Gangesgebiete trennt, sammeln sich die Quellbäche des Indus - Setlebsch, Gartok und des Sowpo, der nach langen unbekannten Forschungen als Oberlauf des Brahmaputra erkannt wurde. Nahe allen weit voneinander entspringend, nehmen sie entgegengesetzte Richtung und durchbrechen schließlich beide, das ausgedehnte Lange thal verlassend, in tiefen Schluchten das gewaltige Gebirge, nahe seinem westlichen Ende der eine, weit im Osten der andere. Diese von Schneefeldern umstandene Thallandschaft ist der kleinere, aber entschieden bessere Theil Tibets. Hier finden sich Ackerbau, Viehzucht und Städte. Anders im Norden des Ganges, wo die Bodenerhebungen des Kwenlunsystems in unregelmäßiger, zum großen Theil aus noch wenig geordneter Anordnung das weite Hochland durchziehen und es in eine große Zahl kleiner Plateaus und Becken gliedern. Hier herrscht das ausgesprochenste Continentalklima mit seinen jenseitigen Extremen, mit seinen heißen Sommern und seiner beständigen Trockenheit. Die Flüsse sind nicht stark genug, sich den Weg zum Meere zu bahnen. Sie enden in zahllosen, meist salzigen Tümpeln und Seen, und der Verkehr beschränkt sich [illegible] Karawanenstraßen, ein Spiel der Winde, die allein ihn zu transportieren vermögen. So finden von hier den Binnenhandelsplatz aller abflußlosen Gebiete, [illegible] ausgezeichnet durch [illegible] und der wertvollen,

Digitized by Google

Theil des wolligen, baumlosen Landes, dessen nomadische Bewohner auf den Mist ihrer Heerden als Brennmaterial angewiesen sind. Daneben finden wir alle Arten von Sand-, Stein- und Salzwüsten und kleine Culturoasen an den Wasserläufen.

Als Ganzes genommen besitzt somit Tibet keine große wirtschaftliche Bedeutung. Die Armuth des Landes erhellt daraus, daß auf einem Areal von der beiläufigen Größe unserer Monarchie nach den glaubwürdigsten Schätzungen nur etwa die gleiche Anzahl Menschen lebt wie in Steiermark und Kärnten. Ihr wichtigstes Hausthier ist der als Tragthier verwendete Yak oder Grunzochse. Die geringe Ausfuhr nach China besteht in mineralischen Producten, darunter Gold und Salz, Producten der Jagd, wie Moschus, der Viehzucht, wie Pferden und Wollwaaren, dann Rhabarber und anderen Gegenständen. Auch die politische Bedeutung des Landes ist nicht groß für England und Rußland; wenn beide Völker am meisten zur Erforschung Tibets beigetragen haben, so haben sie doch hier keinerlei Annexionsgelüste. Die Reisenden anderer Nation aber, darunter namentlich Franzosen, wie Bonvalot und Henri d'Orleans, verfolgten ausschließlich wissenschaftliche Interessen — sei es, daß diese der Erforschung des Landes oder der Bewohner galten.

Die letzteren sind freilich keine Freunde des Fremdenverkehrs und suchen den Reisenden gerade von den interessantesten Stellen ihres Landes mit List oder Gewalt fernzuhalten. Mongolischen Stammes, sind sie im siebenten Jahrhundert zum Buddhismus bekehrt worden, der auch hier eine ganz besondere örtliche Gestaltung annahm. Am Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts — lange nach Marco Polos Besuch — ist diese durch die Ausbildung einer hierarchischen Theokratie zum Abschluß gelangt und seitdem in zunehmender Erstarrung und Verknöcherung begriffen. Die Buddhistenpriester oder Lamas, die zumeist in — angeblich 3000 — Klöstern unter der Leitung von Aebten und in strenger Ausgabstufung als Cölibatäre leben, sollen nicht weniger als ein Achtel der Bewohner ausmachen! Sie sind die Herren des Landes, dessen Religion sich in pomphaften Cultformen erschöpft, während das buddhistische Mönchsgelübde der Armuth zur leeren Aeußerlichkeit herabgesunken ist. Charakteristisch für den formalistischen Geist der Religion ist die mechanische Vervielfältigung der Gebete, welche den Rosenkranz theilweise ersetzt hat. Landor beschreibt recht anschaulich die an Pfählen oder Bäumen befestigten „fliegenden Gebete", mit Formeln bedruckene Lappen, deren Hin- und Herbewegung durch den Wind dem Eigner als Gebetseifer anrechnet wird, wie eine eigene Andachtsübung. Noch lebhafter für den Frommen und sein Seelenheil sind die „Gebetsmühlen", in welchen der bedruckene Streifen durch Schwingen des Apparats in der Hand zu zahlreichen raschen Umdrehungen gebracht wird. Deren jede gilt so viel wie das Hersagen des Spruches selbst. Sie werden zum Theil sogar durch Wind- oder Wasserkraft ohne eigene Anstrengung des Frommen getrieben.

Das formelle Haupt des Priesterstaates ist der Dalai Lama, der als Incarnation Buddhas verehrt und in heiliger Abgeschiedenheit gehalten wird. Seine göttliche Eigenschaft geht bei seinem Tode, alsbald wie die des altegyptischen Apis-Stieres, auf einen unter großen Feierlichkeiten nach seitherigmmten Kennzeichen ausgewählten Nachfolger über, der aus den neugeborenen Knaben des Landes genommen wird. Noch weit mehr als der japanische Mikado vor der Revolution, ist er ohne jede wirkliche politische Macht. Gewählte Stellvertreter besorgen unter Aufsicht chinesischer Beamter und einer kleinen Zahl mandschurischer Truppen die Regierung. Doch beguügen sich die schlauen Chinesen nicht mit diesen nominellen Machthabern und richten ihr Augenwerk weiterhin nur auf die Erhebung eines Tributs und den Schutz der Grenzen. Im Hasse gegen alles Fremde stimmen sie mit den Eingeborenen überein. Ist der Eintritt eines Unglaubigen in das Land an sich Unheil und Frevel, so gilt dies in erhöhtem Maße von dem Betreten der heiligen Metterstadt und vor allem von dem der heiligen Stadt Lhasa, in welcher der Dalai Lama im Winter residirt, während er im Sommer das ob seines kühleren Klimas beliebtere benachbarte Kloster Potala bezieht.

Lhasa, im Thal des Sanpo zustande Brahma, in mehr als 3600 Meter Meereshöhe gelegen, soll eine dichte, ganz enge Stadt von etwa 30000 Einwohnern sein. Was wir von ihr wissen, verdanken wir fast ausschließlich den berühmten französischen Missionären Huc und Gabet, die 1846 die Stadt besuchten. Seither hat sie kein europäischer Fuß mehr betreten. Der englische Capitän Montgomerie kam hinreichen auf den linken Ufer. Tibet durch landesverrätherische Inder, sogenannte Pandits, Schriftgelehrte angeworben zu haben, denen Kenntniß der Landesgebräuche und ein mehr dem Anschein nach diesen geschickten Acute überlegene bekannt gemacht wurden. Je nachdem in den Berichten nur unter den Anfangsbuchstaben ihrer wirklichen oder angedichteten Namen. Indem sie ihre Instrumente in Bambusstäben verbargen und erforderlichen Falls vorgaben, zu Pferdekauf hinzu, überhaupt das contemplative Verhalten in einem Buddhisten annahmen, haben sie, bei der all- und mit Abweichung Neugierde scheuen und mißtrauischen Bevölkerung, in Einzelheiten auch dem in dem Lande Bewanderten Interessantes zu bieten vermocht. Ihre Karten sind, wie Landor bemerkt, die einzigen, welche das Land von Norden nach Süden durchschneiden.

Ein Engländer, der sich in Indien mit Astrologie beschäftigte, hatte sich schon vor einer Reihe von Jahren Gelegenheit, einen Apostel dieser Anschauung am öffentlichen Vortragstische zu hören. Für ihn waren die tibetanischen Klöster mit ihren beschaulichen Studien und „tiefen" Geheimlehren ein Sitz unergründlicher Wissenschaft und wahrer Menschenliebe, das halbcultivierte Steppenvolk ein Zweivolk friedfertiger Menschen, und man konnte ermitteln, was man wollte, daß den weisen Occultisten Tibets die willkürliche Einstellung und Wiederaufnahme der Lebensfunctionen, selbst nach jahrelangem Begrabensein, und ähnliche künstle nur ein Kinderspiel seien.

Im grellen Gegensatz zu solchem modernen Hyperboräer-Mythus stehen die Berichte eines, vor kurzem erschienenen Buches,*) welche aus die Tibetaner als reine Barbaren, um nicht zu sagen, Teufel zeigen. Als die ersten Nachrichten über die Schußlichkeiten nach Europa kamen, die 1897 an den jungen englischen Maler und Schriftsteller Henry E. Landor in Tibet begangen worden sein sollten, war man geneigt, ihre Glaubwürdigkeit in Zweifel zu ziehen. Landor hat sich bemüht, die Authenticität seiner Berichte durch Atteste englischer Behörden und Aerzte zu beglaubigen. Das beredteste Zeugnis aber für ihre Wahrheit liegt das Titelbild seines Buches ab, das nach Stanleys früher öfter beliebtem Muster Portraits des Verfassers vor und nach seiner Reise nebeneinanderstellt. Sie zeigen uns einen frischen Jüngling neben einem Alten mit verwüsteten Gesichtszügen und dem Ausdruck des Leidens um den nervös lächelnden Mund. Das Werk macht einen unbefangenen Eindruck. Die eingehende Schilderung der Folterscenen und die vielen, ihnen gewidmeten Abbildungen scheinen auf Sensation hinzuarbeiten. Diesen Eindruck hat das Tochterchen eines befreundeten Gelehrten vorzüglich charakterisirt, das das Buch auf dem Schreibtische seines Vaters fand. Gefragt, ob sie es etwa gar lesen wolle, antwortete sie entrüstet: „Aber Papa, ich lese doch keine Indianergeschichten mehr!" Sieht man indes näher zu, so tritt das Absonderliche, das in der Person und selbstgefälligen Darstellung erlebter Schrecknisse liegt, in den Hintergrund gegen das Mitgefühl und Interesse, das die Thatsachen selbst hervorrufen. Landor weiß hübsch und sachlich zu erzählen, er hat auf seine Reise nubesangenen Sinn und ziemliche Beobachtungsgabe mitgebracht, wenn auch — zu seinem Schaden — ein zu starkes Selbstgefühl, mangelnde Vorbereitung und jugendliche Unterschätzung der Schwierigkeiten, die ihm bevorstanden.

Er ist kein Fachgelehrter. Ein junger Engländer aus guter Familie, ein wenig Maler, ein wenig Sportsmann, fühlte er sich von dem geheimnisvollen Lande angezogen und ging hin. Er hätte besser gethan, sich nicht auf den wissenschaftlichen Reisenden hinauszuspielen, der mit Emphase betont, daß er topographische Aufnahmen eines Gebiets von 221000 Quadratkilometern durchgeführt, zum Theile mangels eines anderen Schreibmaterials mit seinem eigenen Blute die Karten gezeichnet. Sein Eifer in allen Ehren, doch sind seine wissenschaftlichen Leistungen bereits arg zerzaust worden. Von den drei Expeditionen, die er besonders hervorhebt — der obsiegenden Entscheidung der Frage, ob der Mansarowar-See und der Rakastal nahe der Wasserscheide des Setledsch und Brahmaputra wirklich von einander getrennt sind, der Ersteigung einer Höhe von 6700 Metern und photographischen Aufnahme einiger großer Himalayagletscher, dem Besuch und der Ersteigung zweier, noch von keinem Europäer betretener, Brahmaputrinseln — ist ihm nachgewiesen worden, daß davon zumeist das Neue nicht wahr, das Wahre nicht neu sei. Strahlen hat den verbundenen Wasserlauf zwischen jenen beiden, ansehnlich getrennten Seen beobachtet; „Landors Brahmoputraquelle" wird dem kaum diesen Namen. Die erreichte Höhe ist sehr unwahrscheinlich, namentlich als Landor gesteht, nicht jede wirklich alpinistische Anstrengung vermieden zu haben, was er in einer Polemik mit Freshfield in recht unangenehmer Weise hervorhebt; seine kartographischen Aufnahmen entbehren wenig Details und sind mangelhaft durchgeführt. Es scheint, daß sich auch mit einem Anspruch von Berechtigung ein Europäer [illegible] Tibet [illegible] Eingeborenen

*) Henry E. Landor, Arthur und Aventurer in Tibet. London 1899. 2 Bände, 8 Karten

nicht das richtige gewesen sei. Aber auch zugegeben, daß er in einem Gebiete, wo andere gesahrlos wanderten, durch eigenes Unvorsichtigkeit sich verdächtig machte, bleibt doch die Zuverlässigkeit seiner Darstellung, soweit sie die ihm widersahrene Mißhandlung betrifft, in der Hauptsache nicht zweifelhaft. Und in diesen kulturgeschichtlichen Thatsachen, in der realistischen Beleuchtung der kaltblütigen Barbarei, die bei den angeblich so sanftmütigen Tibetanern noch möglich ist, wie überhaupt in den zahlreichen und fleißigen ethnographischen Beobachtungen liegt der Wert seines Buches.

Landor hatte das Unglück, Tibet von Kumaon aus an einem Punkte zu betreten, wo blutige Streitigkeiten zwischen den Tibetanern und den nominell unter Englands Herrschaft stehenden Schokas üblich waren. Er fand daher anfangs schwer Leute und erfuhr schon in den Grenzgebieten, daß tibetanische Beamte im Falle des Einräckens in ihr Land ihn und die Seinen mit dem Tode bedrohen wollten. Nach verschiedenen Recognoscierungen brach er im Juni nach Tibet auf. Da Landors Absicht, nach Lhasa zu gehen, wohl durch seine Schuld allgemein bekannt wurde, trafen die tibetanischen Behörden ernste Vorkehrungen, ihn zu hindern. Ueber den vergletscherten Lumpiya Paß verkleidet ins Land eingedrungen, fand er in Oganema Militär und Beamte, die ihm den Weitermarsch untersagten. Landor trat daher scheinbar den Rückweg an, verlieh aber nach einigen Tagen heimlich in der Nacht, während eines Schneesturmes, mit nur wenig Gefährten und mangelhaft ausgerüstet, das Lager, aus dem sein bisheriger Reisegefährte, Doctor Wilson, den Rest der Leute nach Kumaon zurückführte. Eine Reihe von abenteuerlichen Nachtmärschen, unter schweren Strapazen und Entbehrungen, unter steter Gefahr der Entdeckung durch die überall herumstreifenden Tibetaner und des Verrathes seitens seiner nur durch Drohungen zum Ausharren bewogenen Leute, brachte ihn über das Gebirge zum See Mokstaul und dem heiligen Manisee. Damit war er dem Einfluß der Grenzbehörden thatsächlich entrückt, in leidlicher Sicherheit, und selbst die Lamas eines Mansarowarklosters nahmen den vermeintlichen Hindurarzt gut auf und ließen sich mit ihm in interessante „medicinische“ Discussionen ein. Dafür mußte er von seinen Leuten fünf an dem heiligen See entlassen, zwei andere ließen bald nachher davon, und der Reisende war sodann auf zwei treue Hindus, Tschanden Singh und den ausdauernden Man Singh, angewiesen. Diese kleine Schar, wiederholt von Räubern und tibetanischen Truppen angehalten, bewies große Rücksichtslosigkeit, um den Weg ins Brahmaputra-Thal und in diesem weiter sich zu bahnen. Doch sind die Erzählungen des Verfassers von der erfolgreich brutalen Art seines Auftretens gegen die Befehlshaber ganzer Scharen, sowie von der unglaublichen Feigheit der Tibetaner entschieden übertrieben. Schließlich wurde die kleine Schar noch etwa eine Woche von Lhasa entfernt, bei einem Pferdekauf überfallen, gefesselt und zunächst weiter laudein geschleppt. Es folgte eine Reihe von Verhören und Folterungen wie zum Beispiel Reiten auf scharfen Sätteln, Einspannen in einen Streckbock, Annäherung eines glühenden Eisens an die Augen, deren eines dieser Procedur zum Opfer fiel, Berühren des Halses mit dem Richtschwert, dem aber kein Todesstreich folgte. Kaltblütiges Ertragen aller Qualen und kluge Ausnützung des Aberglaubens seiner Peiniger scheint Landor gerettet zu haben. Er hält für den entscheidenden Umstand die Entdeckung einer anatomischen Eigenthümlichkeit seiner Finger, welche nach der Meinung der Tibetaner nur „Gefetten“ zukommen soll. Die Schlepptee also endlich die Gefangenen an die indische Grenze (anfangs September) und gab ihnen sogar einen Theil ihrer Effecten zurück. Es bedurfte übrigens noch in diesem letzten Stadium energischen Einschreitens des Missionärs Wilson, um eine gefährliche Erschwerung und Verzögerung des Rückweges zu hintertreiben. Die englische Regierung war aber nicht in der Lage, irgend eine Vergeltung zu üben, wenn man von einer Verschärfung der Grenzpolizei absieht.

Und darin liegt noch ein letztes Moment zur Beurtheilung der Landor'schen Reise: die Mißhandlungen, die er durch sein Auftreten über sich herausbeschworen, haben weder zur Hebung des europäischen Ansehens, noch zur Erschließung Tibets für Fremde beigetragen.

Prof. Dr. Robert Sieger.

Halbthier.

Wenn man gleichsam mit einem Blicke Alles betrachtet, was die Frauen in der Poesie geschaffen haben, so kann man sich eines seltsamen Gedankens nicht erwehren. Auch die Werke der modernen Frauen unterscheiden sich nicht wesentlich von den Dichtungen der Männer. Es wäre einer kommenden Zeit unmöglich gesetzt den Fall, unsere Bücher würden ohne den Namen ihrer Verfasser erhalten bleiben zu entscheiden, was den Frauen gehöre und was den Männern. Und wenn man es ausnahmsweise erkennen könnte, so verdanke man es den Schwächen, Mängeln, den Unbezeugenheiten im Stil, einer bekundeten Art der Logik, die man nicht mit Unrecht „weibliche“ Logik nennt, und einer meistwendig übertriebenen Idealisierung der Wirklichkeit, insbesondere der ernsten Wirklichkeit, welche sich selbst von dem verschobensten Idealismus der Männer noch wesentlich unterscheidet.

Wird nicht endlich eine Frau kommen, die auch in der Poesie uns das weibliche Kunstwerk schenke, wie es die Muse in der Schauspielerei gethan hat? — ein Kunstwerk, das uns als geistiger Organismus mit dem gleichen mystischen Zauber, mit der gleichen, rätselvollen Kraft bewegen würde, wie das Weib in der Natur — ein Kunstwerk, das uns die Seele des Weibes unverhüllt, nicht in erborgter Männertracht, mit der ihr alle verliehenen Schönheit wiese — ein Kunstwerk, aus dessen Gedanken und Worten alle Grazie und Reinheit des natürlichen Weibes strömen, und das leuchtend den getrübten Fluten unserer Kunst entstiege??

Die edelsten, feinsten und begabtesten Frauen scheinen an dieser Hoffnung zu verzweifeln. Sie fühlen, wie es eigentlich entborgend für die künstlerische Bestätigung, für die geistige Wesensverneinung der Frau ist, immer in den Rahmen und mit den erborgten oder abgelernten Mitteln der männlichen Menschheit zu schaffen und selbst dann nicht über das Mittelmäßige hinauswachsen zu können. Sie kommen aus einer wahren, aber einseitigen Erkenntnis ihrer Natur zu einer fürchterlichen Selbstverachtung. Sie erkennen, daß sie natürlichere, erdgebundenere, sinnlichere Geschöpfe sind als der Mann, der es vermag, sich in die Sphären edelster Geistigkeit zu erheben oder im Geistigen allein vielleicht seinen wahren Beruf findet. Sie streben hinüber in das Reich des Geistigen und finden keine Brücke zu ihm. Immer wieder, wenn sie die Flügel aufheben, um sich in die reineren Höhen der männlichen Seele zu schwingen, fallen sie, unfähig des Fluges, auf die Erde zurück. Sie, die von Natur aus unbewußten Geschöpfe, deren Verstand nur im Praktischen und Gewöhnlichen, vielleicht in der Kunst des Lebens schärfer ist, als der des Mannes, denen aber die göttliche Geistigkeit und Bewußtheit, die objectiv-philosophische Erkenntnis und Erfindungsfähigkeit des Mannes ewig abgehen wird — sehnen sich hinüber in das Reich der Bewußtheit und Geistigkeit und versuchen die Natur, an die sie mit allen Nerven und Fibern ihres Wesens geknetet sind. Als „Halbthier“ fühlen sie sich, nicht als vollwerthige Menschen. Nichts Merkwürdigeres für den Psychologen der modernen Seele! Die ungekehrte Sehnsucht hat die geistigen Männer ergriffen, die Gehirnwesen, die Hoch- und Uebermenschen. Sie möchten sich von den Extremen ihrer Geistigkeit, die sie aus der natürlichen Harmonie aller menschlichen Kräfte treibt, retten in die Unbewußtheit der Weibes- und der Kindesnatur. Des Mannes Wesen ist Kraft und Wissen, des Weibes Wesen Schönheit und Unbewußtheit. Die Sehnsucht sowohl des Mannes als der Frau, aus diesen ihnen gesetzten Grenzen hinaus zu wachsen, die Sehnsucht des Mannes zum Femininen, die Sehnsucht des Weibes zum Masculinen ist eines der charakteristischesten Zeichen unserer modernen Seelenentwickelung. Ich habe in meinem Werke „Die moderne Seele“ zum ersternmale jenes Leiden des Mannes, den Grenzen seiner eigenen Natur zu entkommen, und seine heiße Sehnsucht, gleichsam am Weibe des Weibes theitzunehmen, unbewußt zu werden wie Weib und Kind in eine Art Sysiem gebracht und damit ein Merkzeichen geschaffen für eine Erkenntnis, an der mancher geistige Mensch unserer Zeit am tiefsten leidet. Und nun sehe ich in dem Werk einer Frau, in Helene Böhlaus „Halbthier“*), ein Merkzeichen geschaffen für den umgekehrten Drang, für die Sehnsucht der Frau, aus ihrem halbtierisch-unbewußten Leben in die Bewußtheit, in die hehre Geistigkeit des Mannes einzugehen. Um dies Ringen zu zeigen, wollen wir den Inhalt dieses ebenso künstlerisch bedeutenden, als für die Psychologie unserer Zeit wichtigen Buches genauer erzählen.

Dr. Fren, der blonde Hüne, Dichter, Prophet und Reichstagsabgeordneter in Bayern, hat eine kranke, kümmerliche Frau, die von den Sorgen des Haushaltes verzehrt wird, ohne von ihrem Manne mehr denn als eine nothwendige Gerätschaft in seinem Leben geschätzt zu werden, und zwei junge, schöne, blühende Töchter. Die eine von diesen, Marie, ist scheu, sentimental, keusch, dumm und verlegen — die andere stolz, leidenschaftlich, unbeirrtig, lebensdurstig, eine Künstlernatur. Flodde. Flodde soll in einer Kunstausstellung Bilder eines genialen Malers, in den sie sich verliebt, ohne seine Person zu kennen. Ein Zufall läßt sie seine Rückkehr bekanntschaft machen, ihre Liebe lodert hell auf. Nun verstrickt sie doppelt ihr dramatisches Leben. Ein zweiter Zufall führt Flodde auf längere Zeit in die Nähe des Geliebten. Auch Henry Mengerein verkehrt bei der reichen Mrs. Beckland, auf deren Landgut Dr. Fren mit seinen beiden Töchtern geladen ist. Henry Mengerein ist als Mensch nur ein blasierter Gentleman, je reich, tief und leidenschaftlich er als Künstler ist. Die Gesellschaft — darunter Flodde besucht einmal Mengereins Atelier. Flodds leidenschaftliche Bewunderung verdoppelt sich. Die vier Leinen Teppich hätte sie sich vor seine Füße breiten mögen. Einmal sieht Mengerein sie im Walde in ihrem grauen Lodenkleid, die Arme über dem Kopf gestützt, stand sie an einem Buchenstamme gelehnt, singend und wie hypnotisiert von ihren eigenen Tönen. Er ruft: „Flodde!“ Gleich darauf bereut

*) Berlin 1899.

Digitized by Google

er es. Dieser verhexte Name! Einen anderen hätte er nie gerufen. Aber: Isolde! — Isolde! Wie einen Liebeswunschtraum, solch einen Namen zu tragen! Von der Situation beeinflusst, poesiert er Liebe, und Isolde in ihrem Rausch nimmt das Erlogene und Halbempfundene als die ersehnte Gegenliebe. Dem Wunsche des Künstlers folgt sie und zeigt ihm ihre ganze Schönheit. Als Künstler nahm er das Eigenthümliche ihrer Weise, den märchenhaften Zauber ihrer Schönheit bereitwillig auf, als Mensch fühlte er sich davon fast abgestossen. Er sah als Mensch in ihr nur das kluge schlaue Weibchen, das auf Beute ausgeht, sicherend vor Brunst . . . Er ließ sie aus seinem Atelier gehen, ohne sie zu berühren. Als er am selben Abend zu Mrs. Wendland kam, war Isolde nach München abgereist. Isoldes Onkel stirbt und hinterlässt der armen Familie Frey ein grosartiges Vermögen. Die Mädchen sind nun reiche Bräute. Mengerein erfährt den Glückwechsel durch Mrs. Wendland. Er beschließt, eines der Mädchen zu heiraten. Seine Frau soll wohlhabend sein, jung, schön, anspruchslos. Selten treffen diese Dinge zusammen. In Marie sind sie vereint. Er verlobt sich mit Marie. Isolde erfährt es unvorbereitet. Mit einer plumpen, die Knie zusammenbrechenden Wucht, wie ein grosses Raubthier auf sein Opfer, sprang die Verzweiflung auf Isolde. Der, den sie über alles liebte, den sie wie einen Gott in Anbetung liebte, hatte ihr den Schlag ins Gesicht versetzt. Das feinen, klugen, grossen Henry Mengereins Mädchen hatte die allerverletzlichen Theile ihres Seins unbeachtet verletzt und zerrissen. Eben weil in ihrem jungen, reinen Menschenthum das dumme, dumpfe, ins Ekelhafte gesteigerte Weibgefühl noch nicht hastete: ein Wesen zweiter Ordnung zu sein — ein Weien, das nicht Mensch, sondern Weib ist, ein Wesen, das nicht wie ein Mensch fühlen und handeln kann, das nur geschlechtlich ist. Sie empfand mit unsäglichem Ekel, dass sie für ihn nicht Mensch, sondern nur Weib war — etwas Geistloses — ohne Feinheit — etwas Brutales — das nur Körper ist. Sie begann in Wiederhoster Angst über „das Weib" nachzudenken. Alles was je gedacht, war vom Manne gedacht worden; alles was je gethan, war vom Manne gethan worden. Das Weib und das Thier haben nichts gethan und nichts gedacht, von dem man weiß Lächerlich war es, wenn sie zu dem Künstler von Kunst sprach: was hatte sie damit zu thun, was gieng sie die Kunst an?

Fünf Jahre sind vergangen. Isolde ist Künstlerin geworden, Bildhauerin. Einsam, stolz, herbe lebt sie. Die Schweiter Marie klagt ihr das ungeheure Elend ihrer Ehe. Auch die unglückliche, weiche, gute leidet unter dem Weibschicksal: nur Weib zu sein, ihm, dem trotz allem Geliebten, nur Weib zu sein, etwas, das zu seinen Höhen keinen Zutritt erlangte, dem er es nicht erlaubte, sein Reich zu betreten, weil er sie verachtete, wie alles Weibliche. Während Marie unter diesem Schicksal langsam zugrunde geht, kämpft Isolde, um sich selbst das Reich der männlichen Seele zu erobern. In ihr ist nur ein Gedanke: die Schmach abwaschen! die Schmach, die er ihr angethan, er, der selbst Kunst sich immer noch das Anbetungswürdige, das Grose blieb, das sie liebte — rein werden, stark werden, arbeiten, erreichen, Mensch werden, das ist Isoldes Ziel. Während sie selbst wächst und wächst, überschaut sie klaren Auges das rechtlose, zum Halbthier herabgedrückte, geistberaubte, ichmerzbeladene Weibthum dieser Welt, das tallende, unbewusste, demüthige, dumme, niedere. Sie unterscheidet es, in sich selbst den Begriff Weib umgewerten, umzugestalten. Wie mit wunden Nerven hatte sie sein zuer Nacht, da sie in den Geheimen den Anblick ihrer Schande opferte, vor fünf Jahren, das Weib sein empfunden. Als Gegensatz zur weiblichen Classe fein, das Ausgeschlossen sein von allem geistig Lebendigen, das Stehengebliebene, Unentwickelte — nur Körperliche. Jedes Buch, das sie aufschlug, bestätigte ihr die grose Verachtung, die man dem Weibe zollte. Begeisterte sie sich an einem grosen Geist der Vergangenheit, musste sie vergessen und darüber hinwegsehen, dass dieser Geist nicht über die Erde gegangen war, ohne dass er dem Weib ein neues Schandmal aufgedrückt hatte. Eine Schwester Marie hat mit der Zeit aufgehört, um die geringe Zugeständigkeit an ihrem Benehmen Göttern zu kämpfen. Henry Mengerein kennt jetzt das breite, behagliche Weibthum in seinem Hause kennen, das wie eine Walze alles niederdrückt, was ihm nicht passt . . . Isolde aber hatte es mit der leidenschaftlichen Anbetung Heines nicht wieder zu einer rechten Liebe gebracht, hatte kein einzigesmal wann wieder als Weib empfunden, so viel sie auch begehrt wurde. Henry Mengerein hatte ihr von ihr selbst ein so viel gemeines Weib gezeigt. Und schließlich hatte sie es auch angesehen, wie er ihren Schmerz, seinem Weibe, dasselbe that, wie sie sich, wie er Marias Seele verletzungte und danach schlug, wie noch einem jahrtausendlangen Thier Gott, der hochentwickelte Organismus, kennen es nicht ertragen, neben sich ein Geschöpf zu dulden, dessen Seele leben wollte. Weil das Geschöpf Weib war, konnte er es nicht ertragen. Unter solchen Umständen können Männer, solche männliche Männer geboren werden?

So Isolde Zweifel an ihrer Kunst war, die ernsthaft nicht war. Sie zweifelte an sich selbst. Selten, so viel sie wusste, war eine Frau wirklich Künstlerin gewesen, selten, so viel sie wusste, eine Frau wirklich Künstlerin geblieben. Das, was sie in sich trug, war nicht eine Kunst, die sich [illegible] Jahrtausenden [illegible] Mann, [illegible] Sie [illegible] Sie [illegible] Sie

zeit, wo die Fenster alle offen stehen, sind wie ja gezwungen, die Gerüche und Geräusche unserer lieben Mitparteien in den Zinskasernen widerspruchslos hinzunehmen, besonders wenn man — als armer Teufel — in einem Hofzimmer wohnt. So kam es, daß ich noch ehe ich alle die in Zeitungen gerühmten Neuerungen, Stadtbahn, Seccession, Neubauten, Jubiläums-Ausstellung, kennen lernte, den Baudel der Wienerstadt an meinen Gehörnerven erfuhr. Und deshalb setze ich dankbar diesen ersten entscheidenden Eindruck, der mir inzwischen symbolische Bedeutung gewonnen hat, an die Spitze meiner Glossen über das neue Wien.

Es wird nicht mehr so viel Clavier geklimpert lässt sich überhaupt in der unverschämte, um ein Jahrhundert nachhinkende Dilettantismus ist in Wien im Abnehmen begriffen; man hat heute was Gescheiteres zu thun, als die Kunst zu entwürdigen — und ist es auch nur eine Radfahrtour oder eine Fussballpartie. Es steht verdammt aufpassen und seine Kräfte am rechten Fleck gebrauchen, wenn man in der neuesten Neuzeit mitkommen will. Und die Wiener wollen mitkommen, sie sind ein sehr rührriges Volk geworden. Freilich gibt's noch eine Menge Hindernisse der Entwicklung; aber wo man sie lässt, da können sie schon, die Wiener! Unsere guten Phäaken befinden sich in einem ganz merkwürdigen Umwandlungsprocess; Die geben Sinne schleifen sich zu dünner Feinheit ab, dafür nehmen die magersten Kerlen Umfang und Fülle sehr tüchtig zu.

Das gilt natürlich nicht von allen Gebieten des geistigen Lebens. Ein großer Theil der Tagespresse zum Beispiel arbeitet hier nach wie vor mit Klatsch und Scandal, mit Spekulation und Bestechlichkeit, so daß der ernste geistige Arbeiter, wenn er nicht Vermögen hat, in Wien noch immer ein erbarmungswürdiges Leben führt. Aber auf dem Gebiete der technischen und der bildenden Künste sieht man eine solche Menge von Keimen in volle Saat sprießen, wie nie zuvor, so daß es eine Freude ist, da mitzuthun und jene Volkskunst heranwachsen zu sehen, die, geboren aus dem neuen Glauben, dem ästhetischen Heidenthum, allen Menschen die Sinne erschließen soll. Und doppelte Freude ist es mir, in einem Blatte, das den Wienern immer ein Führer auf dem Weg zur neuen Kunst war, über dieses Beste unserer Landsleute, dieses kluge tüchtige Erfassen der praktischen Errungenschaften, zu sprechen, und aufzuzeigen, wie Wien eine neue, moderne Weltstadt wird.

I. Die Stadtregulierung.

Ich muß, um die Neuentwickelung zu charakterisieren, auf die erste Stadterweiterung zurückgreifen.

Schon bei der ersten großen Stadterweiterung, die sich auf Grund des kaiserlichen Handschreibens vom 20. December 1857 vollzog und der Hauptstadt nach in der Anlage unser Stadtteile an Stelle der Festungsgebiete, der niedergelegten Basteien und ausgefüllten Stadtgräben bestand, hat sich die glänzende und anerkannte Begabung der Wiener für bauliche Anlagen gezeigt. Aber es ist damals zu viel „Pflanz" gemacht worden. Die reichen Financiers und Artisokraten haben damals noch die erste Geige gespielt und uns jene Parvenue Architektur spendiert, gegen die unsere heutigen Künstler und Gewerbeleute so kräftig reagieren. Die große Stadtregulierung, die gegenwärtig im Gange ist, hat den veränderten sozialen Verhältnissen entsprechend — eine viel ernstere, auf die Bedürfnisse der arbeitenden Volksmassen berechnete Tendenz.

Dazu kommt der große Umschwung in der Auffassung der Aufgaben moderner Stadtbauens, der, bedingt durch das enorme Anwachsen der Großstädte während der letzten Jahrzehnte und ge fordert durch verwolfte Fachschriften (Henrici, Sitte, Stübben 2c.), sich seit jener Zeit vollzogen hat. Technische, künstlerische und soziale Errungenschaften wirken diesmal zusammen, um die Stadtregulierung zu einem großartigen und — gegenüber der politischen Misere — hocherfreulichen Ereignis zu machen, durch welches das werdende neue Wien in der Reihe der ersten Weltstädte gerückt wird.

Vom Jahre 1800 bis 1850 war die Zahl der Bauser in Wien nur von rund 6700 auf 8000 gestiegen, während die Bevölkerung 220.000 : 430.000 sich mehr als verdoppelt hatte. Es mußten in einem Haus, das für etwa 30 Bewohner berechnet war, nahezu 70 Platz finden. Die Wohnungsnoth war aufs höchste gestiegen, als man sich an allerhöchster Stelle entschloß, die aus der Zeit der Türkenbelagerungen herrührenden, den Verkehr der Innern Stadt mit den Vororten behindernden Festungswerke zu schleifen und an deren Stelle nach dem Plan von Ludwig Förster neue verbindende Stadttheile mit der vornehmen breiten Ringstraße anzulegen. Mit größter Hast wurde der freie Raum verbaut. Aus allen Weltgegenden traten die Architekten in Wien zusammen, um hier ihre Ideen zur Durchführung zu bringen. Fornier, der ein Franke Münchener Schulung war, huldigte dem Prinzip, nach dem sich die Erweiterung der meisten deutschen Städte vollzog, daß ein System von rechteckigen Baublocks, durch verkehrt aufeinanderstoßende und parallele Straßen gebildet. Wechselung, den Anforderungen der Gegenwart am besten entspreche. Er klopfte sich zum Beispiel das rechtwinkelige Rathhausviertel heraus zwischen dem Schottenring und die Ringstraße, daß die Bauherren der Nordseite dann in diesen fremden Stadt kreuz und quer laufen müssen, ehe sie in ihre Straße gelangen. Alle Straßen regulierte man, indem man sie gerade streckte, oder sie wenigstens nach möglichst langen Stücken brach. In dem Eifer seiner künstlerischer Ziele wurden bewundernde ältere Monumentalbauten ignoriert, so die Karlskirche, die bei der ersten Regulierung ganz ausgesperrt wurde, jetzt hingegen so gut wie möglich in den neuen Stadtbild zur Geltung gebracht werden soll. Aehnliche Fehler wurden bei dem Umbaue im Inneren der Stadt begangen, so am Stephansplatz (was — ebenso wie die architektonischen Leistungen jener Zeit — in einem folgenden Aufsatz, im Zusammenhang der künstlerischen Entwickelung besprochen werden soll.

Seither hat sich, infolge der Studien über die künstlerische Form des alten Stadtbauens, die Ueberzeugung Bahn gebrochen, daß das Städtebauen eine Kunst ist, für welche das Streben nach Charakteristik und Individualisierung unerlässlich ist. Die alten Stadtanlagen sind im Anschluß an bestimmte locale Bedingungen entstanden, und an den so erzielten Charakter muß bei jeder folgenden Erweiterung unter Rücksichtnahme auf die mögliche zukünftige Entwickelung angebunden werden. Als nun die neugeschaffenen Stadtteile für die stetig anwachsende Bevölkerung wieder zu eng wurden (schon 1870 zählte Wien mit den Vororten 900.000 Einwohner, 1890 ohne Vororte circa 820.000) und als mit Gesetz vom 19. December 1890 endlich die Auflassung der Linienwälle und die Vereinigung der inzwischen stark angewachsenen Vororte durchgeführt wurde, beschloß die Gemeinde, durch mehrjache wohlmotivierte Deutschriften des Oesterreichischen Ingenieur- und Architekten vereines bewogen, der neuen Regulierung Wiens einen Generalregulierungsplan für das ganze Gemeindegebiet zugrunde zu legen, um eine feste Basis für die weitere einheitliche Entwickelung der Gesammtstadt, die man seither gern Groß-Wien nennt, zu schaffen. Es wurde im Jahre 1894 das „hauamtliche Bureau zur Verfassung eines General-Regulierungsplanes von Wien" gegründet.

Auf dem Wege eines Preisausschreibens war eine größere Anzahl von zum Theil sehr wertvollen Entwürfen gesammelt worden, so u. a. der von Oberbaurath Wagner (aus dessen mit dem Motto „artis sola domina necessitas" signierten Projecte die Idee der „Wienzeile" und die Verbindung für die Niederung der Stadtbezirke in den Plan übergienge). Mit Verwertung geeigneter Vorschläge aus den prämierten Concurrenzprojecten wurde nun der General-Regulierungsplan von Wien in dem genannten Bureau unter Leitung des Chef-Architekten Prof. Karl Mayreder ausgearbeitet; ein großer Theil des Planes ist auch bereits vom Gemeinderathe genehmigt worden.

Der Hauptsache nach zerfällt sich die Aufgabe der neuen Regulierung nach den beiden Forderungen: 1. für zukünftige Ausgestaltung der Stadt in gewisse Bahnen zu lenken, 2. die bestehenden Stadttheile mit Rücksicht auf moderne Verkehrs- und Sanitätsanforderungen, sowie auf schönheitliche Ausgestaltung zu verbessern.

Bei der Durchführung beider Aufgaben mußten folgende neu gewonnenen Gesichtspunkte festgehalten werden.

Zunächst bezüglich der Straßenlinien: Die Ausdehnung Wiens sowie der meisten Städte ist von einem Centrum aus radial fortgeschritten; die entstandenen Kreisausschnitte haben von Zeit zu Zeit durch Anlegen von Ring- oder Querstraßen eine verbindende zufällige Abgrenzung gefunden. Um die bei solchem planlosen Ausbau (wie bei der ersten Regulierung) entstehenden Verkehrshindernisse zu vermeiden, erschien es nunmehr nothwendig, im vorhinein Radial und Ringlinien gleichzeitig zu fixieren. Wo bereits durch bestehende Straßen diesem Plane vorgearbeitet ist, wären diese durch entsprechende Erweiterung und bessere Aufeinanderführung zu adaptieren. Wo eine durch die Verkehrsnähe geforderte Erweiterung aus localen Gründen unthunlich ist, oder wo deren Richtung dem Bauzweck widersprechend verläuft, sind neue Durchbrüche anzulegen, im erstern Falle in Form von Parallelstraßen in bestehenden Verkehrsadern, im zweiten in Form von Diagonalstraßen.

Eine weitere neue Maxime im den Städtebau, die sich aus der raschen Ausdehnung der Großstädte und der Entwicklung der industriellen Betriebe innerhalb ihrer Grenzen ergeben hat, ist die Eintheilung des Stadtareals in principiell verschieden zu behandelnde Gebiete, d. i. in Geschäftsviertel, in eigene Wohnviertel, in Gebiete, welche besonders für die Anlage von Industrieanlagen bestimmt sind, in Arbeiterviertel 2c. Ein Gemeindevertretungsbeschluß vom Jahre 1893 bestimmte diese Frage im Sinne der durch die Gesetznovelle von 1890 ergänzten Bauordnung, wonach, dass zum Beispiel im Stadtcentrum, als einem Geschäftsviertel, außer einem Erdgeschoß noch fünf Stockwerke, in einem amtlich festgelegten Rayon aber nur drei und in den äußeren Gebietsbezirken nur zwei Stockwerke gestattet sind. Diese mit der Regulierung gewisse Gesetzlichkeit zur industriellen Zwecke neue Maßregeln sind in der Donaustadt, also die Schwedische und nach Verlegung verlegt werden, für radikale Veränderungen gesorgt, im II. Bezirke, im Arbeiterviertel.

Zweck und Ziel dieser Regulierungsplan ist auch und die ohne be trächtige gewerbliche Beeinträchtigung durchführbaren Arbeiten im Wien sind und Hinblick der äußeren Verhältnisse in Betracht kommen, gibt

Digitized by Google

das eingangs ausgesprochene Urtheil über die neue „Weltstadt" Wien ohne Einschränkung. Wo es sich aber um die Regulierung alter, unpraktischer und ungesunder Stadttheile handelt, da tritt in der Langsamkeit, Schwerfälligkeit, Unentschlossenheit unserer Stadtväter ein hemmendes Element zutage, das die Entwickelung unserer Stadt um Jahrzehnte hinausschiebt. Es wären zur Durchführung der betreffenden Regulierungen entsprechende Gesetzesbestimmungen nothwendig, die in jeder anderen Stadt der Welt, auch in Transleithanien, bereits seit längerer Zeit in Kraft sind, nur in Wien unerreichbar scheinen.

Die Gemeinde muss im öffentlichen Interesse das Recht haben, bestimmte Gebiete zwangsweise anzukaufen und auch Gebietstheile, welche einigen unverbaubar sind, zwangsweise zusammenzulegen. Ein entsprechendes Expropriationsgesetz wurde seinerzeit vom Stadtrath Dr. Nechansky ausgearbeitet, ist aber nicht durchgedrungen worden. Auch der vom Magistrate schon am 27. August 1895 gestellte Antrag, welcher die Aufnahme eines Darlehens als Regulierungsfonds für die Innere Stadt zum Ziel hatte, ist abgelehnt worden. Als unzureichender Ersatz wurde im Jahre 1893 das Gesetz geschaffen, das für 1263 Häuser, die an bejahrtes frequentiertes Engpässen liegen, im Falle des Umbaues innerhalb zehn Jahre eine achtzehnjährige Steuerfreiheit gewähren. Bis Ende 1898 haben von dieser Vergünstigung die Besitzer von nur 420 Häusern Gebrauch gemacht.

Ein wenig erfreuliches Capitel ist infolge dieser Hemmnisse die Regulierung der Inneren Stadt. Die für die erste Regulierung bestellte Stadterweiterungscommission hätte mit diesen reichen Mitteln leicht Absitte schaffen können, hat sich aber schlau gehütet, in dieses Wespennest hineinzugreifen, und erklärt, dass diese Thätigkeit außerhalb der Sphäre ihrer Thätigkeit liege. Sie überließ — abgesehen von einigen Unterstützungen — diesen Theil der Erweiterung und Verschönerung der kaiserlichen Residenz der Gemeinde-Verwaltung, welche sich in Ermanglung großer Mittel auf die Eröffnung einiger der frequentiertesten Engpässe und die Sanierung mehrerer ungesunder Gebiete beschränken musste. Die größten derartigen Arbeiten sind die Verbindung des Grabens mit dem Stephansplatz und die neuen Durchbrüche an Stelle des alten Polizeigefangenhauses (1885).

Die wichtigsten Aenderungen, die sofort durchgeführt werden müssten, um unsere Altstadt den Verkehrsanforderungen der Gegenwart anzupassen, bestehen in einer breiten Verbindung des Grabens mit der Naglergasse für den Verkehr in west-östlicher Richtung, in der Herstellung eines großen Durchzuges vom Laurenzerberg durch die Blutgasse und über den Franziscanerplatz zur Akademiestraße (Stadtbahnhaltestelle); durch diesen würde die Kärntnerstraße entlastet, die trotz größtentheils erfolgter Verbreiterung den Ansprüchen nicht genügt. Endlich sollte ein Durchbruch als Fortsetzung der Brandstätte über den Wildpretmarkt, den Schulhof und den Hof zur Hohenstaufengasse und der Lichtensteinstraße im 9. Bezirk durchgeführt werden. Diese Vorschläge sind andere hochinteressante, wie Wagners vom erneuerten Alpenvorlandbahnhofe quer durch das Stubenviertel und die schmuckesten Straßen des 1. Bezirkes führende Avenue, mit Wien auf Zanet Stephan sind nun zwar seit Jahren schon eingebracht und wurden in Zeitungen, Fachvereinen ze. vielfach debattiert, die Möglichkeit anderer Straßenführungen ze. erwogen; es wurde sogar von der Gemeinde eine Enquete von hervorragenden Fachmännern einberufen, die dem Plan der Hauptsache nach bestimmte und einige wesentliche Aenderungen anregte (Liebenberg-Avenues. Aber mit der Durchführung des Projectes hat es hier seine guten Wege. Um nicht die Consequenzen durchführen zu müssen, ein Enteignungsgesetz zu schaffen und einen Regulierungsfond anzulegen, zögert die Gemeinde noch immer mit der Durchführung wichtigster Straßenzüge.

Da sehe ich zum Beispiel an einem der letzten Tage die Notiz: „Dem Stadtrathe lag kürzlich eine Entscheidung der Landesdeputation für Wien vor, womit dem Recurse des Franz Josef Siebitz wider die auf Grund des Stadtrathsbeschlusses vom 26. October 1898 erfolgte Abweisung seines Ansuchens um Bekanntgabe der Baulinien für die Häuser 1 Weihburggasse, Naglergasse Nr. 6 und Bognergasse Nr. 3, Folge gegeben wurde. Der Stadtrath beschloss, gegen diese Entscheidung den Recurs zu ergreifen." Man hat also erstens kein Mittel, um Häuser, die im Weg stehen, wegzunehmen; will ein Hausherr aber von selbst Platz machen, dann kriegt er keine Baulinienbestimmung. Das sind Uebeldinge, die in der ganzen Welt thrergleichen nicken. Wenn schon die Verbreiterung der Kärntner Straße bisher 10 Jahre in Anspruch genommen hat, so scheint die Verlegung der Gehsammtregulierung des Altstadt in ganz unabsehbare Ferne, in die Zeit, die kommender Geschlechter hingegeben, statt an den Nasen derselben jeden die heutige Generation unerlässlich erscheinenden zu lassen, welche doch die Lasten und Quoten der Regulierung zu tragen hat.

Wenn man mit dieser Wiener Langwierigkeit die Fortschritte in anderen Städten zusammenhält, z. B. in Paris, wo die 720 Meter lange, 30 Meter breite Avenue d'Opera binnen einem Jahre durchgeführt wurde, und zwar wie seit 1870 alle großen Straßenanlagen mit Zuhilfenahme eines vortrefflichen Expropriationsgesetzes; oder in Budapest, wo die colossale Ringstraße durch alte Stadttheile durchgeschlagen und binnen fünf Jahren fertiggestellt wurde, wobei der „städtische Baurath" — eine ähnliche Institution wie die bei uns wiederholt vorgeschlagene Stadtregulierungscommission — noch ein gutes Geschäft gemacht hat: so wird einem erst klar, welche Gefahr des Zurückbleibens für uns besteht.

Dass es uns an der technischen Intelligenz und der nöthigen Energie nicht fehlt, bezeugen die raschen Fortschritte der Stadtbahnarbeiten und der sich an diese Linien anschließenden Straßenregulierungen, die ich im Zusammenhang mit den Verkehrsanlagen in einem zweiten Artikel durchsprechen will. Auch die baulichen Anlagen in den äußeren Stadtbezirken schreiten rasch vorwärts. So das neue Villenviertel, das im 19. Bezirke, im Krottenbachthal, der Einsenkung zwischen Sievering und Pötzleinsdorf, entsteht, und welches durch den Krottenbach, einen der großen Wildbäche des Wiener Gemeindegebietes, der vom Neustift am Walde nach Dobling fließt, einen besonderen landschaftlichen Reiz erhält. Durchgingen ist dieses Gebiet von der neu angelegten „Hügelstraße" (viele der volk), die mit vollkommener Anpassung an die schwierigen Niveau-Verhältnisse und glücklicher Ausnützung der Terrainbrüche zu malerischen Gartenanlagen sich ringe um das westliche Wien hinziehen wird. Auch auf jenem Terrain, das sich an der Hietzinger Hauptstraße und Lainzerstraße, von der ehemaligen „Neuen Welt" bis zu den Abhängen von Ober-St. Veit, hinzieht, ist in wenigen Jahren ein reizender Villenvorort emporgewachsen, eine malerische Cottage-Anlage, planvoll und mit einem großen Blick geschaffen. An den Hietzinger Cottage, in dem seit Jahren die meisten Mitglieder unserer Hoftheater ihre Heimstätten aufgeschlagen haben, schließen sich, um das neue Staatsgymnasium für den 13. Bezirk und einen hübschen Eislauf- und Sportplatz gruppiert, zahlreiche Neubauten an, so dass bald von Schönbrunn bis Ober-St. Veit ein einziges großes und elegantes Wohnviertel sich hinziehen wird.

Als weitere, manches versprechende Zukunftsbilder sind hier noch zu erwähnen: Das Project eines öffentlichen Parkes durch die künftige Auffüllung und Verschönerung des Währinger Friedhofes; das Project einer Brücke über die Weißbahn mit zwei seitlichen Rampen nach Penzing hinab; das Project eines Boulevards über den einzuwölbenden Ameisbach, hauptsächlich zur Errichtung von Miethäusern; ferner die Regulierungen in Breitensee, wo durch die Jubiläumsstiftung gegründete Volkswohnungen und ein öffentlicher Park im Entstehen begriffen sind.

Dr. Ludwig Abels.

Japanische Bilder.

Die ausjapanischen Bilderbogen der Japaner Aquarellholzschnitte und Zuschreibungen fangen an, ein Ding der Salonmode zu werden. Zu dem guten schönen Ereignis und soll auch schon in den Kunstgeschichten für Mädchenpensionate wird die eigenartige Pikanterie dieses Kunstzweiges beigebracht, bestraunt, gedeutet. Den Deutschen kann die Bekanntschaft mit der japanischen Malerei auf dem Wege über England und Frankreich, Gonie und Anderson waren für uns die Entdecker. Brinckmann und neuestens Seidlitz haben dann die wissenschaftlichen Handbücher in deutscher Sprache geliefert. Populär war die japanische Kunst damit freilich noch nicht, am wenigsten in Wien. Man kannte sie heimatlos und den Nachahmungen europäischer Maler. Noch gar nicht lange ist es her, dass in unseren engsten Kreisen hie und da ein exotischer Freund mit einem Triben, einem aus Borkenpapierblättern und seidenen Bindfaden zusammengeheftetes japanischen Skizzenbuch, Verwunderung und Entzücken hervorrufen konnte. Damals sagte Peter Altenberg, der Erfinder der japanischen Kunstform in der Dichtkunst: Hokusai malt einen Blütenzweig, und der ganze Frühling hebt auf solch einem Blatt. Ein Anderer unter diesen Wissenden, der seine Kunstbummler Adolf Loos, hat sich vor Jahr und Tag hingesetzt und, von den köstlichen Erinnerungen seiner kleinen Sammlung begeistert, den ganzen Duft ostasiatischer Kunsteindrücke in einem Beitrag dieser Blätter ausgeatmet.* Seitdem ist man aber auf diesem Gebiet der Kunstkenntnis wie auf vielen anderen in Wien vorgeschritten; und der Rahmen des Geheimnisvollen ist nun endgiltig gesprengt, da eine öffentliche Ausstellung im Kunstsalon Pisko einen lieberblick über japanische Buntdrucker, Malermeister und Farbendruck gibt.

Haronobu und sein Schüler Koritsai, Shunsho und der galante Frauenmaler Utamaro sind dort vertreten. Auch der neueste Hokusai, der Betauntcste unter ihnen, der Maler des heiligen Berges Fuji und zugleich der hinreißende Caricaturist und Witzbold. Alle guten modernen humoristischen Skizzen des übrigen Continents und Inselreiches sind von diesem Japaner beeinflusst. Wer sich diesem Genusse verschließen hat, wie etwa der amerikanische Feldherr Sheridan, ist nur mitleidig anzusehen. Wer aber Augen hatte, bei allen übrigen Völkern, von jeher Schwerfälligkeit der Zeichnung. Holzfasi ist

von so großer angeborener Schärfe der Beobachtung, daß der Fremde kaum mehr erkennen kann, wo bei ihm die humoristische Absicht und wo die naturalistisch gedachte Darstellung liegt. Noch weiter in unsere Gegenwart reicht Hiroshige herein, der in dieser Ausstellung ziemlich gut zu studieren ist. Freilich, nicht mehr als Lehrer des Westens ist er modern geworden, sondern eher schon als dessen Schüler. In seinen kulturgeschichtlich sehr interessanten, ganz breiten und übrigens auch sehr billigen Holzschnitten ist das zum Theil sichtbar. Er führt das Messer nicht mehr mit der Andacht seiner Vorahnen; sein Impressionismus ist nicht der im Detail kunstvoll kalligraphisch abgerundete Impressionismus des klassischen Heidentums. Er nimmt die Linearperspective auf und arbeitet ganz auf die uns so geläufige Skizzenwirkung hin. Manchmal so sehr, als ob er fast kein Japaner mehr, sondern ein Japonist wäre, ein in der Ferne herangebildeter raffinierter Nachahmer seiner heimischen Cultur.

Doch ist da noch immer ein großer Unterschied: zwischen dem, was ich bei ihm etwas paradox Japonismus nenne, und der großen japanischen Strömung, die jahrelang über die ganze europäische Malerei sich ergossen hat. Die Kunst in unseren Ländergraben — abgesehen von der oben genannten Caricaturenzeichnung — hat den Einfluß Japans immer nur zu decorativen Zwecken verwerten können. Dem Japaner selbst aber ist seine Malerei keineswegs von bloß decorativer Bedeutung, sondern selbstverständlich auch ein Schatz naturalistischer Werte. In einer seltsamen Begriffsverwechselung nur konnte das Mißverständnis entstehen, daß der japanische Maler mit der Absicht des decorativen „Stils“ Naturformen verschönerte, daß er stilisiere. Weil unsere europäischen Maler ihre Augen beschalten, um auf dem Zeichenstich nach stilvollen Mustern Gobelins und Placate zu entwerfen, glaubte man das auch von den Japanern selbst. Wenn man aber dieses einmal richtig beobachtet hat, dann kann auch über die Grenzen ein Zweifel sein, ob der japanisierenden Kunst gelegt sind. Sie hat uns Anregungen für decorative Zwecke vermittelt, aber sie darf uns in unserer Freilichtund Freiluftkunst nicht eine Secunde lang ernstlich stören. In der japanischen Ausstellung des Salons Hirschler hängen — in einem zufälligen Zusammentreffen — auch ein paar Werke von Liebermann, darunter sein unvergleichlich schönes Pastell „Mädchen in einer Allee“. In diesem Nebeneinander sind zwei verschiedene Welten enthalten, ein Ocean trennt sie. Wir können nicht zweifeln, wo unser Weg liegt. Die japanische Mode vermehrt in den Salons, sagte ich oben. Im europäischen Künstlerthum hat sie ihre Rolle nahezu ausgespielt.

Alfred Gold.

Die Woche.

Politische Notizen.

Wenn die letzte Ausgleichsepisode den Oesterreichern schon sonst nichts Gutes gebracht hat, so hat sie doch wenigstens denen, die leisen wollen, einmal einen deutlichen Eindlick in die officiöse Hexenküche der „Neuen Freien Presse“ gewährt. Nachdem das Blatt im Anfang der Verhandlungen durch die täglich wiederholte Versicherung, daß das Ministerium Thun Nein! nicht nachgeben, jenden sogar eine unheilliche Verbesserung des Ausgleichs zu erzielen entschlossen sei, fast die gesammte öffentliche Meinung und insbesondere ihre eigene, die deutsch fortschrittliche Partei über die wahre Bedeutung der Vorgänge getäuscht und so das damals saltreife Ministerium Thun-Nail mitangewendet hatte, nannte die „Neue Freie Presse“, als das sogenannte Compromiß mit Herrn v. Szell schon dem Abschluß nahe war, gegen das Ministerium ganz ungebedrig und gab ihm in dem Leitartikel vom 9. Juni den freundschaftlichen Rath, es möge gleich der „Frau am Meere“ „verbeten, schon zu sterben“, letztere deswegen, daß nur die Verschwiegenheit der österreichischen Minister den Schleier über der politischen Schlacht“ verschuldet habe und insinuierte, daß „die formellen Zugeständnisse des ungarischen Ministerpräsidenten nur eine dürftige Hülle der Nachgiebigkeit des österreichischen Cabinets sind“. Der Artikel war scharf, aber gerecht und bestwegen die Regierung in diesen letzten Tagen der Entscheidung gewiß sehr unangenehm. Da mußte etwas geschehen.

*

Wenn das Ministerium Thun-Nail auch nicht fähig ist, irgend ein politisches Problem zu lösen, das Problem, wie man die „Neue Freie Presse“ bekämpft, hat es schon längst gelöst. Herr Dr. Nail weiß aus den intimen Beziehungen, die er seit seiner Ministerschaft mit dem scheinoppositionellen Blatt pflegt, ganz genau, aus welchen Punkten seine Schwerzen zu curieren sind, und ein Blick auf die zweite Seite des Morgenblattes von diesem Tage belehrte ihn auch darüber, um welchen Punkt es sich diesmal handelte. Der Bericht über die Ausgleichsfrist, der dem Leitartikel unmittelbar nachfolgte, sehr mager und bewies dem Nachkundigen Auge des Herrn Dr. Nail, daß es sich der „Neuen Freien Presse“ bei ihrem obwohles arg mißverstandenen Ihlen Citat nicht eigentlich um die von ihr decouvrierte „Frau am Meere“, sondern vielmehr um den Mann auf dem Leuchtthurm, nämlich um Niemeyer handelte, der mit seinen Ausgleichs Informationen auf Tendenz gestalten war. Der Hunger der „Neuen Freien Presse“ nach officiösen Informationen mußte binnen 24 Stunden gestillt werden, sollte nicht ein abermaliger schart-oppositioneller Leitartikel die ganze mit vieheriger Mühwalle der „Neuen Freien Presse“ in schön durchgeführte Ausgleichsidylle im letzten Augenblick zunichte machen. So ging denn Dr. Nail hin und stopfte der vom Nachrichtenmangel Geplagten einige starkende officiöse Informationen ein. Das nachte Morgenblatt zeigte schon, wie kräftig die Diagnose des Dr. Nail gewesen war. Im Nachrichtentheil vom 10. Juni prangten bereits einige interessante, wenn auch noch nicht vollständige Informationen über das sogenannte Ausgleichs-Compromiß. Der Leitartikel war dafür sehr maßvoll gehalten, das Wort Demission, das man im Haufe Thun Nail nicht aussprechen darf, wurde darin sorgfältig vermieden und aus der neuen Szell'schen Formel — Wunder über Wunder — sogar ein „Vortheil“ für Oesterreich herausgerechnet.

Freilich hieß es am Schluß desselben Leitartikels noch, daß der Ausgleich „ein harter Schlag für Oesterreich“ sei. Aber Dr. Nail hatte seine Diagnose mit Erfolg erprobt, die Therapie brauchte nur fortgesetzt zu werden. Am 10. Juni steckte er der „Neuen Freien Presse“ noch einige fette Nachrichtenbissen in den Mund, sie sie in Abendblatt vom 10. und im Morgenblatt vom 11. Juni mit Behagen verdaute. Der Leitartikel vom 11. Juni bewies, daß sie bereits saturiert war. Darin war nicht einmal von dem „harten Schlag für Oesterreich“ mehr die Rede, das Ausgleichscompromiß wurde vielmehr „zunächst körperlich als Erleichterung empfunden, dem Großen Thun wurde darin nachgerühmt, er habe „durch seinen Widerstand gegen die Szell'sche Formel zwei Tage vorher hatte dasselbe Ding noch „Nachgiebigkeit“ geheißen) erreicht, daß der Versuch des ungarischen Cabinets gescheitert ist, die politische Machtlage unseres Staates auszunützen“, während zwei Tage vorher noch Oesterreich die „politische Schlacht verloren“ hatte. Natürlich hatte sich freilich in den zwei Tagen in der Situation der beiden kämpfenden Cabinette nichts geändert, bloß in der Situation der „Neuen Freien Presse“ hatte sich etwas geändert. Es war inzwischen, neben dem Herrn v. Szell, auch dem Reporter der „Neuen Freien Presse“ gelungen, „die Nothlage des Staates“, und zwar zugunsten des Nachrichtenbriefs der „Neuen freien Presse“, „anzunützen“, und der Lobeshymnus, den die „Neue Freie Presse“ in ihrem Leitartikel vom 11. Juni dem Ministerium Thun-Nail darbrachte, war, in ihrer eigenen Phraseologie gesprochen, „nur eine durchsichtige Hülle der Nachgiebigkeit“ des Herrn Dr. Nail gegen die Informationsliebenswürdigkeiten der „Neuen Freien Presse“.

*

Dr. Nail hatte mit ausgezeichnetem Raffinement der „Neuen Freien Presse“ einen geradezu einzigen journalistischen Triumph auf Kosten seiner eigenen declariert-officiösen Presse bereitet. Während er ihr, dem Oppositionsblatt zujagen, die ersten und besten Informationen über das Ausgleichs-Compromiß gab, ließ er sie gleichzeitig als „wage“ und „in den Hauptpunkten falsche Combinationen“ in der hochofficiösen „Wiener Abendpost“ vom 10. Juni dementieren, so daß die „Neue Freie Presse“ am 12. Juni, nachdem ihre Informationen sich selbstverständlich inzwischen als richtig herausgestellt hatten, den stolzen Satz niederschreiben konnte: „Das Publicum kann daraus ersehen, mit welcher Bündigkeit wichtige sogenannte officiöse Artikel abgefaßt und zur Irreführung der öffentlichen Meinung publiciert werden.“ Der August Dr. Nail hat sicher in seinem Leben noch selten so herzlich gelacht, als in dem Augenblicke, wo er die von der „Neuen Freien Presse“ der wohlwissen „Wiener Abendpost“ versetzte Morafpaufe las.

So weit wor alles gut gegangen. Nun kam aber die unvollkommene Wendung. Andere, ehrlich oppositionelle Blätter anderwarfen sich nun der „Neuen Freien Presse“ die ganze heiße Compromiß einer unbefangenen Prüfung und fanden die unwiderlegliche Wahrheit heraus, daß die neue Szell'sche Formel für Oesterreich noch ärger ist als die alte, wovon auch der allgemeine Jubel, mit dem das Compromiß in Ungarn aufgenommen wurde, schlagend Zeugniß gab. Die „Neue Freie Presse“ wollte sie nicht selbst einen Vertrauensseligkeit Preisgeben leisen über ihr eigenes Verhalten die Augen öffnen, mußte nun eiligst ihre officiösen Blößen mit dem oppositionellen Mäntelchen bedecken. In einer Reihe von Artikeln gelangte auch sie nach und nach zu der Entdeckung, daß die neue Szell'sche Formel Oesterreich seinen „Vortheil“ und seine „Errichterung“, wie sie am 10. und 11. Juni geschrieben hatte, sondern nur neue Nachtheile und neue Belastungen bringe. Das war freilich bloß sachliche Kritik. Aber die Politik wird nicht von unabwendbaren Naturereignissen beherrscht, sondern ist das Ergebnis menschlicher Combinationen, und die Feuile, die unser ganzes politisches Leben bilden, haben auch die unbezwingbare Neigung, die schuldtragenden Personen zu kennen. Die „Neue Freie Presse“ konnte aber ihren Lesern doch kaum mehr eingestehen, daß niemand Geringerer als das Ministerium Thun-Nail, dem sie selbst so wacker beigestanden, an der ganzen Verwirrung schuld sei; sie hatte damit auch zu sehr die absichtliche Confusion gegen das Ministerium verletzt, mit dem sie erst vor wenigen Tagen eine journalistisch so gewinnbringende Geschäftsverbindung wieder besiegelt hatte. Was that also die „Neue Freie Presse“? Sie überreichte am letzten Sonntag, den 18. Juni, ihre Leser mit einer wahren Gourmandise von Leitartikel. In der Einleitung wurde Laine als Obergott der „Aufrichtigkeit“ angerufen, und im Schluß nicht das regierende Ministerium Thun Nail, auch nicht die „Neue Freie Presse“, sondern die allgemeine „Charakterlosigkeit“ und „Oberflächlichkeit“ der übrigen, wichtigen Österreicher, der Schuld an dem ganzen Unglück des Vaterlands beziehigt. Die armen Oesterreicher, denen am Sonntag vorher die „Neue Freie Presse“ vorgehalten hatte, daß „der Versuch des ungarischen Cabinets u. s. w. an dem Widerstand des Grafen Thun gescheitert“ sei, mochten sich schwer eine Woche zuvor am Sonntagsartikel ganz richtig „den Verlust der Schlacht“ gemeldet hatte, diese armen, in jedem Sonntagsartikel durch schmutzstack entgegengesetzte Darstellungen desselben Falls irregeführten Oesterreicher sind zwar keine Tauros. Aber sie brauchen auch keine Tauros zu sein, um zu erkennen, auf welcher Seite diesmal die verhängnisvolle Oberflächlichkeit und Charakterlosigkeit geherrscht hat.

Ex

Volkswirthschaftliches.

Unter den Generalräthen der Oesterreichisch Ungarischen Bank hat sich bisher ein überaschter, Herr Rudolph Siegl, gefunden, der gewissenhaft genug war, sicher zu denissionieren, als das Provisorium auf Grund des § 15 zu acceptieren. Die anderen sind schon auf einen Ausweg gekommen, wie sie das § 15 Provisorium anwenden und den

Digitized by Google

Actionären einreden können, sie hätten deren Interessen allen Eventualitäten gegenüber gewahrt. Sie haben nämlich eine Klausel gedacht, durch welche sich die Regierung verpflichten soll, im Falle der verweigerten Ratificierung der § 14-Verordnung seitens des Parlamentes die von der Bank geleisteten Zahlungen, resp. Abschreibungen von der 80 Millionen-Schuld pro rata temporis zurückzuerstatten. Sehr schlau erdacht! Aber die Herren können offenbar nicht die Bestimmungen des § 14. Sonst müssten sie wissen, dass die Gesetzeskraft der § 14-Verordnungen erlischt, sobald das Parlament seine Zustimmung verweigert. Bis dahin haben sie Geltungskraft, nachher nicht, d. h. was bis zu jener Zeit von beiden Seiten geleistet worden ist, bleibt aufrecht, nachher kann auf Grund dieser ausgehobenen Verordnung nichts mehr geleistet werden. Die Minister können daher vielleicht sich selbst, nicht aber den Staat verpflichten, irgend eine Zahlung wegen und nach Aufhebung der § 14 Verordnung zu leisten. Mit dem Moment der Nichtratificierung erlischt das § 14-Privilegium mit allen seinen Bestimmungen, also auch mit der darin stipulierten Nichtvergütung. Nur in einem Falle könnte möglicherweise der Bank der Gedanke kommen, nämlich dann, wenn das Parlament die fassliche Verordnung als verfassungswidrig für null und nichtig erklären und die Minister unter Anklage stellen würde. Dass das Parlament der Bank diesen Gefallen thun wird, darauf sollte sie doch nicht so sicher rechnen. Für die Bankleitung gibt es nur zweierlei: entweder Erfüllung der ihr statutarisch auferlegten Pflichten und Wahrung der ihr anvertrauten Interessen: das ist Ablehnung des § 14 Privilegiums, oder Verletzung dieser Pflichten und Annahme des § 14 Privilegiums. Dann braucht sie und nützt ihr auch keine Klausel. Nur eine Herrschaft der Steuerexekutive sich sichern, dass sie den Actionären für alle Confiscationen, welche aus der Annahme des § 14-Privilegiums entstehen können, ebenso persönlich verantwortlich sind, wie die Regierung dem Parlamente gegenüber.

In dem Kampf um einen günstigen Ausgleich hatte Oesterreich den Ungarn gegenüber eine Reihe vortheilhafter Positionen, nur hat die österreichische Regierung sie nicht auszunützen verstanden. Eine von ihnen war die Beendigung der Valutaregulierung, von welcher bei den jüngsten Verhandlungen auch ziemlich viel die Rede war. Die Beendigung der Valutaregulierungsaction ist gewiss für beide Reichshälften wünschenswert, aber das Interesse daran ist für beide Staaten ein sehr ungleiches. In Oesterreich führen zu dem Verlangen nach Aufnahme der Barzahlungen eigentlich weit directe Momente; den österreichischen Interessen ist mit dem gegenwärtigen Zustande, der ungehinderten Ausübung der Valuta-Parität ohne Barzahlungsverpflichtung vollkommen entsprechen, ja vielleicht noch mehr, als durch die immerhin gefahrvolle und Zinsfussopfer erheischende Barzahlungsverpflichtung. Oesterreich verlangt eben von der Valutaregulierung in der Hauptsache nur die Stabilität der Valutaverhältnisse für die Cabinetsincasso, die Aufgabe des Goldes, das andere Ungarn braucht die Barzahlungen. Dem von diesen verspricht sich das capitals arme Land, welches jetzt hauptsächlich auf österreichisches Capital angewiesen ist, das Einströmen fremder Capitalien, welche nur dann mit ihrem Golde in Ungarn Anlagen machen würden, wenn ihnen auch die Zinsen und Amortisationszahlungen in Gold garantiert sind. Und das können die Ungarn erst dann in grossem Massstabe — in einzelnen Fällen geschieht es schon jetzt — wenn auch für die Eingänge in Gold bezogen können, also auch keine Agiospesahren auf sich nehmen müssen. Dazu bedarf es der allgemeinen Zahlungspflicht in Gold. Zu dem Zweck, dass die grossen ungarischen Hypothekenbanken ihre Darlehen auch in Gold zahlbar stellen können, werden sie auch ihre Pfandbriefemissionen nur ungern und nicht ohne Gefahr mit Goldvorpflichtung ausstatten können. Daher rinnen Tränen der Ungarn nach Aufnahme der Barzahlungen. Für Ungarn bedeuten die Barzahlungen einen wichtigen Schritt weiter auf dem Wege der Emancipierung von Oesterreich und wie es die Ungarn auf so vielen Gebieten Tanz die Hilfsofficier der österreichischen Regierung verstanden haben, ihre Selbständigkeitsbestrebungen mit österreichischem Gelde zu bestreiten, so auch hier. Die Kosten der Valutaregulierung haben grösstentheils österreich getragen. Es wird eine nothwendige Aufgabe der österreichischen Regierung sein, die Durchführung der Einziehung der Staatsnoten und Satzmeisenine und die übrigen vorbereitenden Scheine zur Aufnahme der Barzahlungen und schliesslich diese selbst, so lange hinzuziehen, bis der Zertheilung des Zoll- und Handelsbündnisses über das Jahr 1903 hinaus gesichert ist. Dazu ist im Rahmen der abgeschlossenen Verträge immerhin möglich. ch

Kunst und Leben.

Die Premieren der Woche. Paris. Theätre des Bouffes du Nord. „Au Drapeau“, militärisches Drama von Lefolle und Lorrain. Berlin. Schiller Theater. „Liebesträume“, „Ein Schauerlustchen“, „Die schnelle Verlobung“, „In Civil“. Neues Theater. „Die Wahrsagerin“ von Jarno und Rickell.

*

Die Schlierseer, die, nun ganz bestens Mal in Wien, immer wieder und durch die heiteren, kecken und derbkühnen Weisen erfreuend ein laden, haben wenigstens etwas recht Neues dazu angebracht: ein Schlierseer Stück und Schlierseer Stücker als irgend ein anderes von einem Bauer Autor, Franz Marie Benn. Dass ist durch eine Kraftprobe des Komikers nicht geworden. Mit der Komik kommt man aus der bäuerlichen Sphäre nicht heraus, lässt sie aus dabei wie von unsichtbar manchen Bühnen. Derbe, aus Gesetze Hand, ob sie nun von der Komedian und Bauer Schlierseer sind. Den Schlierseer Bauern eines ernsten Dichters vor der Premiere [illegible] Ein Bauer selbst [illegible] Schlierseer Bauern [illegible] Dichter [illegible] Schlierseer [illegible] Bauern [illegible] Dichter [illegible] Schlierseer [illegible] Bauern [illegible] Dichter [illegible] Schlierseer [illegible]

litisch Metternich-Biographie, der übrigens in Nr. 243 der „Zeit" besprochen wurde. Die Unterhandlung mit Napoleon war Metternichs erste öffentliche That und seine Meisterprobe. Nach einigen Versionen wurde schon auf dem Congresse zu Altenburg die Frage einer Verbindung Napoleons mit dem österreichischen Kaiserhaus von den österreichischen Geschäftsträgern angeregt, um günstigere Friedensbedingungen zu erzielen; neu wurde sie jedenfalls erst gegen Ende des Jahres 1809, wo der Minister Champagny, der dem damaligen Bolschafter, Fürsten Schwarzenberg, die Scheidung Napoleons offiziell mittheilte, die ersten Andeutungen darüber fallen ließ. Im Pariser Familienrath am 28. Jänner 1810 entschied sich der Mehrheit für die Wahl einer österreichischen Prinzessin, aber während Schwarzenberg einen Courier nach Wien entsendete, trieb Napoleon ein doppeltes Spiel und bewarb sich um die jüngste Schwester des Czaren Alexander I. Am 5. Februar kehrte der russische Courier und Graf Peterburg mit einer verblümten Absehnung zurück, und nun betrieb Napoleon die Verbindung mit Oesterreich so fieberhaft, daß er zwei Tage später darauf drang, daß Fürst Schwarzenberg die Ehecontracte unterzeichne, trotzdem diese feierlichst erklärte, daß er nicht bevollmächtigt zu sein, und sich so verschanzte, daß er ein blosses Versprechen der Genehmigt gegen die feierlichsten Garantien von französischer Seite einkaufte.

„Quinzaine" (April und Mai). Gabriel Audat versucht aus den Werken von Dumas fil. nachzuweisen, daß der berühmte Dramatiker ein Gegner der Ehescheidung ist und ein Verfechter der Unlöslichkeit und Heiligkeit des Ehebundes gewesen. Nur während eines kurzen Zeitraumes, zwischen 1873 und 1880, habe er sich in einer moralischen und geistigen Krise befunden, wo er mit sich und der Welt zerfallen und nicht eigentlich verantwortlich für seine Aeußerungen war. Seine Verirrung, der Ehescheidung, die aus jener Zeit stamme, sei dadurch nur als momentane Verirrung aufzufassen, die nichts mit der eigentlichen Gesinnung des Dichters zu thun hat. — Paul Soudav verkündet die Wiedergeburt des Lamartine'schen Mythos. Die Zeitgenossenschaft Victor Hugos, der alle Bewunderung monopolisierte, die politische und ästhetische Richtung des zweiten Kaiserreiches, die mit der Lamartines in diametralem Widerspruch stand, und seine verhängnisvolle politische Rolle, die auf den Menschen und Künstler zurückfiel, all diese Factoren wirkten zusammen, um den Glanz seines Ruhmes bei seinen Zeitgenossen zu verdunkeln. Nun aber ist die Zeit der Anerkennung für ihn wieder gekommen. Schon der große Besitzt, der Verlaines Werke fanden, hatte es verkündet, denn es besteht eine unzweifelhafte innere Verwandtschaft zwischen den beiden Elegikern.

Ein Abschied.*)

Von Hugo Greinz.

Da stand sie unn. Die Linke hielt krampfhaft einen Pfahl des Gartenzaunes umschlossen, über den knospende Zweige mit dem ersten grünen Duft des Frühlings herüberneigten, die Rechte hatte sie müd' und lässig sinken lassen. Und die Augen, diese merkwürdig glänzenden schönen Augen, aus denen soviel Fragen und zugleich soviel Verständnis leuchtete, blickten unverwandt den Schienensträng entlang, der sich in einer kleinen Waldeslichtung mit den Augen, vorne chmen Augen, und den Waldeshand dort drüben, der den Zug in sich aufgenommen hatte.

Aber plötzlich kam wieder Leben in ihre Gestalt. Sie zog, als ob sie fröstelte, das leichte Tuch, das über ihre Schultern hieng, fester um sich und wandte sich zum Gehen — mit raschen, hastigen Schritten, als ob sie die Stelle, an der sie stand, mit einemmal unerträglich und verhasst geworden wäre. Das kleine, freundliche Haus war ihr Ziel, das eine verschwindet Schritte von dem mit niedrigen Tannen umsetzten Bahnhof stand, der nun, nachdem die wenigen Leute ein- und ausgestiegen waren und der rothbemützte diensthabende Beamte in sein Bureau zurückgegangen, verlassen und wie menschenleer in der hellen, hügeligen Frühjahrssonnenschein da lag.

Ach — es war ja alles so leer, so schrecklich leer.

Sie stritt durch den kleinen Garten mit den feuchten Wegen und Beeten, aus denen der herbe Erdgeruch so stark und unvermischt emporstieg, und wollte ins Haus. Vor der Thüre blieb sie stehen — ach nein, sie wollte nicht in die verlassenen Zimmer. Die waren ja kahl und öde und lag in ihren Gliedern. Und so saß sie, ohne daß sie sich besinnen konnte, es gewollt zu haben, auf der schmalen Steinbank vorm Haus. Da blieb sie und schaute vor sich hin.

Dort stand der Bahnhof, nett und reinlich, wie blank geputzt. Und auf der anderen Seite stieg aus einem kleinen Gewirre von Dächern, Kaminen und noch unbelaubten Baumkronen der alte, spitze Kirchthurm heraus. Ringsum ihn die blaue, dünne, kühle Luft des Frühjahres. Es roch so wie alle Jahre. Sie hörte, wie im Orte drinnen die Kinder schrieen und lachten. Und die kleinen eilten nun nach Hause. Wie lange war's her, daß sie auch noch in die Schule gieng — fünf, sechs Jahre. Sie war ja noch so jung. Ja

und diese fünf, sechs Jahre — wie schnell das alles entschwand, mit so raschen, leichten Flügeln. Da waren ihre Mädchenjahre. In Stube und Garten wanderte sie umher und die nichtigsten Dinge konnten sie beschäftigen. Oder sie saß mit ihrer Arbeit am Fenster und träumte von so vielem vor sich hin. Sie that das so gerne und konnte sich ganz wunderschöne, phantastische Bilder erdenken. Es war immer so still und ruhig, der lange Winter, der stets nur zögernd seinen Abschied nahm, dann kam der Frühling und der Sommer. Der Sommer brachte Leben. Da tauchten im Juni schon fremde Gäste auf. Hier und drunten am See, der nur eine schwache halbe Stunde weit entfernt war. Das gieng so fort, bis in den September hinein, dann wurde es wieder leer und einsam. Der Herbst war schwer und trüb.

Aber der letzte Sommer hatte ihn hergeführt. Sie wußte es noch gut, wie alles kam. Im Juli ein Abend. Der Tag war schwül gewesen, gegen den Abend stiegen Wetterwolken auf, und eine frühe Dämmerung legte sich übers Land. Sie saß, so wie heute, vor dem Haus. In den Zimmern war die Hitze unerträglich und da heraußen brachte doch schon der Wetterwind Kühlung.

Dann kam der Abendzug. Ein schrilles Pfeifen, die Rauchwolke über dem Waldbestand dort drüben, dann wälzte sich, wie eine schwarze Schlange, die Wagenreihe aus den Stämmen. Und schnaubend und pustend hielt sie. Ein großer Menschenschwarm gieng an ihr vorüber, in den Ort hinein, die paar Hotelomnibusse rasselten über die Straße — es war das tägliche, fremdartige Bild des Sommers. Unter den Letzten, die den Bahnhof verließen, war er, der ihr Geliebtester wurde. Lässig und mit Ruhe gieng er vorwärts. Man konnte ihm anmerken, wie er die Stunde der Ankunft in einem fremden, noch ungewohnten Milieu genoß, das Anpassung verlangt. Er sah auf sie mit freien, freudigen Augen, im Vorübergehen — nur ein kurzes Nicken war es, er wandte sich im Weitergehen nicht mehr um. Dann verschwand er zwischen den Häusern des Ortes.

Bald darauf brach das Wetter los. Mit wilder Gewalt. Der Donner brüllte in den fernen Bergen und hallte grollend nach, die Blitze schossen aus dem Dunkel, und die Flut im See bäumte sich auf.

Sie stand droben in ihrem Zimmer, ruhig und glücklich, und blickte in die Empörung hinaus, bis endlich die ersten Tropfen fielen, schwer und klatschend.

Die nächsten Tage waren Regentage. Trüb, grau, eine halbe Woche lang sah man keine Sonne. Aber als sie herausbrach und die Wolken scheuchte, die in wenigen Stunden wie eine schwarze, immer niedriger werdende Wand am Horizont lagen, begannen die herrlichsten Sommertage. In den Gäßchen des Ortes kehrte das Leben wieder, drunten am See schaukelten die Boote und flatterten die fürbigen Wimpel, und jede ankommende Zug brachte neue Gäste.

Drunten am See traf sie den Fremden an einem sonnigen Vormittag wieder. Es war so leicht hier, bekannt zu werden. Und er hatte eine so vornehme, gewinnende, so zärtliche Art, dies zu thun, ohne zu verletzen und aufdringlich zu erscheinen. Er kam auch bald zu ihnen ins Haus, und da die Gasthöfe alle überfüllt waren, und er an einen längeren Aufenthalt dachte, mietete er die kleine Stube, die unterm Dach lag.

Ein Großstadtluxus war er. Aber nicht blasiert, verwöhnt, und voll des leeren Stolzes. Er war von einer gewissen unver dorbenen Naivität, die den Menschen glücklich macht und ihn auch dem Mitmenschen gegenüber genussfähig bleiben heißt.

Das waren Tage! Licht und Sonne und Freude! Er erzählte ihr soviel, von sich und seinem Leben, von der Stadt und der Welt, und sie horte zu, wie ein lauschendes, gläubiges Kind und war selig dabei. Und als die Stunde kam, da er seine Sachen packte zur Abreise, und da sie ihm zum letztenmal, so wie alle Tage, einen Strauß blühender Blumen in seine Stube gestellt hatte — da wurde er ernst und schwermüthig. Sie hatte kaum ihre Blumen in die Vase gestellt, da stand er neben ihr, nahm ihre weiße, zarte Hand und sagte still, ganz einfach und schlicht, so wie es eben seine Art war: „Gnädige — ich habe doch über alles hin — wollt' du mich haben?" Er sah ihr so offen und ehrlich in die Augen bei diesen

*) Nachdruck verboten.

Digitized by Google

Frage, daß ihr vor Glück die Thränen kamen. Und unter Thränen sprach sie leise: „So gern — ach, so gern, mein Geliebter" — —

Jetzt war er zwei Tage hier gewesen, im Frühjahr. Sie waren an den See hinuntergegangen und hatten ihre Plätze aufgesucht, die voll der Erinnerungen waren. Zur Insel hinaus, von der aus im Sommer die Klänge der Musikkapelle über den Wasserspiegel hinausdrangen. Dort standen Birken, ein kleiner Hain, und eine Bank, auf der sie damals oft gesessen. Alles lag einsam. Sie fühlten sich wie in einem Reich, das ihnen gehörte — ungestört und unentweiht durch fremde Laute. Keine Minute des Tages waren sie einander fern. Zuhause saß sie neben ihm, in der Stube unterm Dach, die sie ihm wie ein Heim geschmückt hatte. Bis spät in den Abend hinein sprachen sie. Er war so lieb, so fein und klug. Oft zart, wie ein Mädchen. Und ihre Liebe überströmte sie in heißen Wogen.

Noch nie hatte sie in ihrem Leben soviel zauberische Schönheit genossen, wie in diesen beiden, ja! vergangenen Tagen. Schönheit und Wehmut. — Jede Stunde des Tages waren sie sich ja dessen bewußt, daß der Abschied knapp vor ihnen stände. Er war kurz und schnell. Ihr Geliebtester fuhr wieder in die Welt zurück, der er angehörte.

Das war ja das Entsetzliche . . .

Sie hatten keine gemeinsame Welt. Davor empfand sie so viel Furcht, eine schleichende, unablässig überredende Furcht, die wie ein grausamer Dämon neben ihr stand und ihr das Herz vergiften wollte. Sie mochte sich wehren mit ihren schwachen Kräften, wie sie wollte. Der Dämon stand neben ihr. Es half kein Trost. Nicht die Güte ihres Geliebten, sein Edelsinn, an den sie dachte, die Treue, von der sie überzeugt war, und nicht die heiße, heiße Liebe, die sie so schmerzmütig glücklich machte. Es half nichts. Sie wußte: jetzt ist er wieder draußen, monatelang, in seiner Welt, die sie haßte, so inbrünstig haßte — und dort war so vieles, was er nicht entbehren konnte und was zu Nothwendigkeiten seines Lebens geworden war — soviele Menschen, die ihm vielleicht eben so nahe standen, wie sie, und von denen er nicht lassen konnte.

Eifersucht war es nicht. Sie konnte nicht eifersüchtig sein, dachte sie. Aber Haß war es, wilder Haß gegen all das, mit dem sie den Geliebten theilen mußte. Und sie fühlte ihre Schwäche, dagegen zu kämpfen. Das konnte sie nicht.

Ach, wenn sie mit ihm gezogen wäre! Als seine Magd, als sein Freund. Denn diese wenige Stunden und Tage, die ihr sie allein waren und mit deren Erinnerung sie ihre sehnsüchtigen, schmerzlichen Gedanken nähren mußte — was waren sie denn ihm? Nur Pausen der Ruhe, Unterbrechungen in seinem Leben, das sich mit so vielen anderen neben ihr noch beschäftigte — eben nicht alles, sondern nur ein Theil.

Und wenn er nimmer wiederkäme, wenn seine Sehnsucht nachließe! Oder — dann, wenn sie für immer vereint sein würden, ob er dann sein Genügen finden könnte an ihr, die aus der kleinen fremden Welt war? Und ob auch sie glücklich werden könnte und für das neue Leben fähig wäre?

Nichts Gemeinsames, als wie ihre Liebe, nur ihre Liebe — das war ja doch zu wenig. Für ihn konnte ja das nicht alles sein.

Sie konnte nicht weinen. Aber sie wurde so ganz leben traurig. Und wie sich mählich die Schatten des verdämmernden Frühlingstages über die Felder und die Hügel legten, da schloß sie müde, so müde, daß es ihr Schmerzen machte, die Augen, die furchtsam immer in das Leere, das Einsame und Verlassene geschaut hatten, und in die künftigen Tage, die ihr so schwer und drohend erschienen.

Ach, wenn sie doch alles vergessen könnte — vergessen . . .

Berichtigung. In der vorigen Nummer der „Zeit" ist durch Verlesen in dem Titel des zweiten Artikels dem russischen Staatsmann Chamberlain der Vorname John beigelegt. Es soll richtig heißen: Joseph Chamberlain.

Wir bitten diejenigen unserer P. T. Abonnenten, welche verreisen oder in eine Sommerfrische übersiedeln, um Angabe der neuen Adresse, damit die Zusendung des Blattes prompt erfolgen könne.

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Oeffentliches Untergymnasium und Pensionat des k. Langer, Wien, VIII. Buchfeldgasse Nr. 4. Aufnahmsprüfungen in die I. Classe für das kommende Schuljahr am 15. Juli 1899. Zeugnisse staatsgiltig.

„Janus."

Aufruf

an die P. T. Versicherten der wechselseitigen Lebensversicherungsanstalt „Janus".

In der am 26. Mai abgehaltenen Generalversammlung dieser Anstalt wurden von nur 120 Mitgliedern (die Gesammtzahl der Mitglieder beträgt 40.000) Beschlüsse gefaßt — und zwar mit rücksichtender Kraft — die eine große Gefahr für die Versicherten bedeuten und die kräftigste Abwehr erheischen.

So wurde die bisherige Unanfechtbarkeit der Polizzen nach fünfjährigem Bestande — eine Bestimmung, welche alle anderen Versicherungsgesellschaften haben — derart verelausiliert, daß der „Janus" hinfort jede Polizze, selbst nach 30jährigem Bestand, ansechten und die Zahlung verweigern kann.

Das Recht, die Versicherungsbedingungen abzuändern, welches bisher der Generalversammlung zustand, wurde dem Directionsrathe übertragen. Dieser kann nun alle Bedingungen des Versicherungsvertrages einseitig, das heißt, ohne die Versicherten zu befragen, abändern, ja er kann sogar von Fall zu Fall bestimmen, ob die versicherten Beträge voll oder nur theilweise an die Bezugsberechtigten auszuzahlen werden sollen.

Der Bonus, welcher in früheren Jahren bis 10% der Prämien betrug, gilt als aufgehoben.

Das Wahlrecht der Mitglieder, welche nur mit einem Betrage unter 1500 Kronen versichert sind, wurde cassiert.

Endlich soll auf Kosten der alten Mitglieder die sogenannte Volksversicherung (Versicherung ohne ärztliche Untersuchung) eingeführt werden, ein Experiment, dessen Gefährlichkeit wohl am besten daraus zu ersehen ist, daß sie noch von keiner größeren österreichischen Versicherungsgesellschaft eingeführt wurde.

Eine Anzahl Mitglieder des „Janus" hat gegen diese Schädigung der Rechte der Versicherten in der Generalversammlung protestiert und den Protest auch der Regierung zur Kenntniß gebracht. Endgiltig kann aber die Gefahr nur durch eine gemeinsame Abwehr der Versicherten in einer außerordentlichen Generalversammlung beseitigt werden, welche die gefaßten Beschlüsse wieder rückgängig macht.

Versicherte des „Janus"!

Gedenket früherer Vorgänge bei wechselseitigen Versicherungsanstalten! Wehret wie aus den Zeilen und ehe es zu spät ist!

Diejenigen P. T. Mitglieder, welche sich der Vertheidigung ihrer Rechte anschließen wollen, werden gebeten, ihre volle Adresse nebst Polizzennummer und Höhe des versicherten Betrages an einen der Unterzeichneten bis längstens 5. Juli d. J. behufs Mittheilung, wo ihnen dann über das weitere Vorgehen Mittheilung gemacht werden wird.

Wien, 20. Juni 1899.

Für das Actionscomité:

Hans Berndt,	**Dr. Josef Zipser,**
Schriftsteller,	Hof- und Gerichtsadvocat,
Wien, XII., Tivoligasse Nr. 55,	Wien, I., Franziskanergasse Nr. 4,
Polizze Nr. 73855.	Polizze Nr. 62.787.

Seiden-Damaste 75 kr.

bis fl. 11.65 per Meter und **Seiden-Brocate** ab meinen eigenen Fabriken

sowie **schwarze, weiße** und **farbige „Henneberg-Seide"** von **45 kr.** bis fl. 14.65 per Meter — glatt, gestreift, carriert, gemustert, Damaste 2c. (ca. 240 verschiedene Farben, Dessins 2c.).

Zu Roben und Blousen

ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus.

Muster umgehend.

Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Digitized by Google

Die Zeit.

XX. Band. Wien, den 1. Juli 1899. Nummer 248

Kaizl contra Kaizl.

Der Herr Finanzminister Dr. Kaizl hat, wie es scheint, im Bedürfnis, mitten in seiner wenig ruhmreichen ministeriellen Laufbahn auch wieder einmal seine ehrenvollere wissenschaftliche Vergangenheit und — Zukunft zu markieren, in dem letzten Heft der Prager'schen „Zeitschrift für Volkswirtschaft" einen wissenschaftlichen Artikel veröffentlicht. Herr Dr. Kaizl hat sich die Arbeit leicht gemacht. Er hat bloß ein Capitel aus seinem czechischen Compendium der Finanzwissenschaft ins deutsche übersetzt oder übersetzen lassen. Aber bei der Auswahl des Capitels hat er große Vorsicht verwendet. Er hat nämlich ein ganz harmloses Capitel genommen, das er heute noch einem außerczechischen Publicum zeigen darf, ohne den gegenwärtigen Finanzminister Dr. Kaizl durch den früheren Finanzgelehrten Dr. Kaizl in der grausamsten Weise bloßzustellen. Diese zarte Rücksicht nützt dem Minister, schadet aber dem Gelehrten. Denn das vom Minister durch eine deutsche Uebersetzung ausgezeichnete Capitel des gelehrten Werkes ist interesseloser und erweckt als Probe in den deutschen Leser ein ungünstiges Vorurtheil gegen das ganze Werk. Wir sind nun gewiß nicht geneigt, die wissenschaftliche Bedeutung der bloß zwei schmächtige Octavbändchen umfassenden „Finanzwissenschaft" des Universitätsprofessors Dr. Kaizl zu überschätzen, aber so uninteressant wie das vom Minister jetzt übersetzte Capitel ist das ganze Werkchen doch nicht. Mindestens ein Capitel ist darin enthalten, das zwar auch keine neuen wissenschaftlichen Entdeckungen enthält, aber doch wegen der späteren persönlichen Schicksale des Autors auch außerhalb der czechischen Oeffentlichkeit bekannt zu werden verdient. Gerade dieses wertvollste Capitel des Buches hat freilich Herr Dr. Kaizl nicht übersetzen lassen, weil die darin niedergelegten wissenschaftlichen Anschauungen des weiland Gelehrten zu den politischen Praktiken des derzeitigen Ministers nicht passen. Wir erfüllen nur eine der edelsten Aufgaben der ehrlichen Presse, nämlich die Aufgabe, die Wehrlosen gegen die Mächtigen, die wissenschaftliche Wahrheit gegen ministerielle Vergewaltigung zu schützen, indem wir dem armen Finanzgelehrten Dr. Kaizl, den wir ja selbst einmal als Mitarbeiter unseres Blattes geschätzt haben, den ihm vom mächtigen Finanzminister Dr. Kaizl vorgehängten Mantkorb abnehmen und dem Professor Kaizl gestatten, in diesen Spalten frank und frei zu sagen, was er von der finanzpolitischen Gebarung des Ministers Kaizl hält.

Wir greifen zu diesem Zweck gleich das zeitgemäßeste Thema heraus. Vor wenigen Tagen hat sich der Finanzminister Kaizl durch eine kaiserliche Verordnung die Ermächtigung ertheilt, ohne parlamentarische Bewilligung die Steuern und Abgaben für das zweite Halbjahr 1899 zu erheben und die Staatsausgaben zu verausgaben. Was sagt der Professor Kaizl dazu? Die Antwort finden wir im fünften Capitel seiner czechischen „Finanzwissenschaft" (Finanční věda, 1. Theil, 1. Auflage 1888, 2. Auflage 1892). Dort setzt er die staatsrechtliche Bedeutung des parlamentarischen Budgetbewilligungsrechtes auseinander. Er sagt, daß diese Frage nicht abstract gelöst werden kann, sondern nur auf Grund der concreten Verfassungen der verschiedenen Länder, erwähnt dann die englische, französische, belgische, italienische und zuletzt auch die in dem entscheidenden Punkt mit ihnen übereinstimmende österreichische Verfassung, aus der er noch insbesondere den § 14 des Gesetzes vom 21. December 1867, Nr. 141 R.-G. B. citiert, der, wie er bemerkt, ausdrücklich die jährliche Bewilligung der Steuern und Abgaben von der Zustimmung des Reichsraths abhängig macht. „Der Grundgedanke aller dieser Verfassungen — sagt Professor Kaizl Seite 57 der ersten, Seite 68 der zweiten Auflage — in der, dass, sowie in Gesetzgebung überhaupt, so auch die Feststellung des Budgets bedingt ist durch den übereinstimmenden Willen der beiden einander coordinierten Factoren, Krone und Parlament". Zu einem, durch eine gelehrte Fußnote gegen Gneist vervierfachten literaturhistorischen Excurs gedenkt er dann noch der abweichenden Meinung deutscher Gelehrter Bismarck'scher Constructionsnöthen, die der Krone ans Gewissen der sogenannten Staatsnothwendigkeit das Recht zusprechen, den Staatshaushalt im Nothfall auch ohne Parlament fortzuführen. Professor Kaizl stellt aber fest, daß die ganze englische, französische, italienische, sowie der übrige Theil der deutschen Wissenschaft die andere, oben citierte Anschauung vertritt, der er folgt, und zieht daraus (Seite 59 der ersten, Seite 69 der zweiten Auflage) den Schluß:

„Im Hinblick sowohl auf den Wortlaut, als auch den Geist und die historische Entwickelung der parlamentarischen Verfassungen betrachten wir die Bewilligung des Budgets als die wahrhafte Ermächtigung der Regierung zur Weiterführung der Staatsangelegenheiten in der im Budget festgesetzten Art, ohne welche Ermächtigung die Regierung keinen Augenblick Regierung bleiben, keinen Kreuzer öffentlicher Gelder einheben und verausgaben darf, wenn sie sich den Rechtsboden (půdu právní) verlassen und einen Staatsstreich (převrat státní) begehen will. Die geltenden Gesetze werden allerdings durch das bloße Finanzgesetz nicht geändert, aber die finanziellen Mittel zu deren Durchführung werden erst durch das Budget bemessen und bewilligt. Einzig und allein aus dieser Auffassung resultiert jener große Einfluß auf die Führung der Staatsangelegenheiten, welchen die parlamentarische Verfassung der Volksvertretung durch das Mittel der Genehmigung des Detailplanes der Staatswirtschaft gibt und geben will, und nur bei dieser Auffassung liegt Wahrheit und beileibe keine Phrase in dem bitterlichen Dictum, dass das Budgetwonn der Schluss- und Eckstein des Parlamentarismus ist."

Eine Regierung, die ohne parlamentarisch bewilligtes Budget regiert, hat den Rechtsboden verlassen und einen Staatsstreich begangen. So hat der Professor und Abgeordnete Dr. Kaizl in seiner „Finanzwissenschaft" 1888 und 1892 im Voraus die Politik gekennzeichnet, die der Minister Dr. Kaizl 1898 und 1899 betreibt. Was der Minister mit dem § 14-Kunststückchen zu beschönigen versucht, hat der Professor beim rechten Namen genannt. Der Professor hat auch in unbefangener Entwickelung seiner wissenschaftlichen Ueberzeugung das wahre Wesen und die naturnothwendigen Folgen einer solchen Politik, über welche der Minister sich hinwegschwindelt, frei herausgesagt. Das geschieht in den Schlußsätzen des fünften Capitels (S. 61 der ersten, S. 71 der zweiten Auflage). Sie lauten:

„Der parlamentarische Staat beruht im letzten Grunde auf der vorausgesetzten steten Harmonie zwischen Krone und Parlament. Da, wo diese Harmonie gestört ist, sind er durch die Grundlagen, auf welchen der Staat bis dahin geruht hat, zerstört, und die Zeit des Umsturzes ist inaugurirt."

Man sieht: Wie alle genialen Staatsmänner hat auch Doctor Kaizl zwei Eisen im Feuer. Je größeres Unheil er durch sein parlamentloses Regime als Minister über Oesterreich heraufbeschwören mag, umso sicherer wird er mit seiner Diagnose und Prognose als Professor Recht behalten.

K.

Die Inquisition in Barcelona.

Aus den Folterkammern auf Foet Montjuich.

In dem großartigen Panorama, welches die am Fuße einer halbkreisförmigen Bergkette langs der Küste ausgespannte Stadt Barcelona vom Meer aus dem Beobachter bietet, sticht links der gewaltige Festungsberg Montjuich hervor, der von Westen her wie bei aus der Tiefe emporwachsende Kopf eines riesenhaften Walfisches gegen das Meer hin 191 Meter aufsteigt und dann plötzlich abfällt. Den leichtetilchenden Catalonier erfüllt's mit Schauder und mit Abscheu, wenn er hinaufblickt zu der düsteren Zwingburg, die ihn an die schmachvolle Zeit erinnert, wo der cannibalische König Philipp V. Barcelona in Felsen geschlagen hielt und ihm vom jubelnden Zeddering des Montjuich herab den Fuß auf den Nacken drückte. Einen noch weitschrecklicheren Schrecken aber, nicht nur in den Augen der Barcelonaer, jenden auch in denen der ganzen gesitteten Welt, hat Montjuich angenommen, seitdem die inquisitorischen Schandthaten, die in unserer Zeit hinter seinen Mauern begangen wurden, in die Oeffentlichkeit gedrungen sind, und so findet man es wohl begreiflich, wenn jüngst in Barcelona eine Versammlung von Personen aller Stände stattfand, um den Wunsch zum Ausdruck zu bringen: die verhängnisvolle Feste möge abgetragen und dem Erdboden gleichgemacht werden.

Digitized by Google

Es ist bereits nicht wenig geschrieben worden über die Affaire Montjuich. In London, in Paris und in Brüssel haben verschiedene der auf Montjuich Gefolterten und sodann des Landes Verwiesenen in den Blättern Enthüllungen über die schauerlichen Mysterien der verruchten Citadelle gemacht, aber im großen Ganzen hat die auswärtige Presse nicht in genügendem Maße dieser traurigen Angelegenheit ihre Aufmerksamkeit geschenkt. Die gräßlichen Thatsachen hätten eingehender dargestellt werden sollen, und die öffentliche Meinung im Auslande hätte durch die Vermittlung ihres Sprachrohres, der Presse, einen Druck ausüben sollen auf die spanische Regierung, um die Revision des Processes von Montjuich durchzusetzen. Nichts von dem ist geschehen, abgesehen von einigen mehr oder weniger energischen Zeitungsartikeln und der bekannten Kundgebung auf Trafalgar Square in London, und so führen die Henker von Montjuich, wegen ihrer außerordentlichen Verdienste pensioniert und mit Orden versehen, ein sorgenloses Dasein, während die Unglücklichen, die infolge der durch die Folter erzwungenen Eingeständnisse zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt wurden, in den afrikanischen Präsidios hinsiechen!

Wie erinnerlich, wurde das Attentat, infolgedessen eine Specialpolizei zur Aufspürung und Gefangennahme der Anarchisten in Barcelona eingesetzt wurde und die Casematten von Montjuich in Kerker umgewandelt wurden, am 6. Juni 1896 während der Frohnleichnamsprocession verübt. Infolge der Bombenexplosion wurden sieben Personen auf der Stelle getödtet, ebenso viele starben an ihren Verletzungen, und außerdem wurden etwa 30 Personen mehr oder weniger schwer verletzt. Etwa 400 Personen, Anarchisten, Socialisten, Republikaner und Freidenker wurden als der That, der Mitwisserschaft oder der Mitwisserschaft verdächtig, doch ohne daß man ihnen etwas beweisen konnte, auf Montjuich eingekerkert und dort furchtbaren Torturen unterworfen. Schließlich wurden fünf hingerichtet, 20 in die afrikanischen Bagnos geschickt und 100 aus dem Lande gejagt. Die Schrecklichkeit der anarchistischen Verbrechen, die im Zeitraum von drei Jahren gerade Barcelona zum Schauplatz gehabt, es sei nur an das Attentat im Teatro Liceo erinnert, bei dem 22 Menschen, Männer, Weiber und Kinder getödtet wurden, ließ, wie wohl begreiflich, eine äußerst strenge Repression unentbehrlich erscheinen, kann aber nie und nimmer die Einsetzung der Tortur, wie sie auf Montjuich systematisch, als Mittdurst und niedrigstem Eigennutz erfolgt und obendrein noch gegen zahlreiche Unschuldige ausgeübt worden ist, rechtfertigen oder auch nur im geringsten entschuldigen.

Die vorige liberale Regierung hatte, infolge der in der einheimischen und auslandischen Presse erschienenen Enthüllungen, die Revision des Processes von Montjuich angeordnet, und der Staatsanwalt des obersten Gerichtshofes, Don Filipe Sanchez Roman, eine eingehende Untersuchung bezüglich der unerwiesenen Thatsachen angestellt. Als aber Silvela an die Regierung kam, wurde die Angelegenheit todtgeschwiegen, und man hätte sicherlich nichts mehr von ihr vernommen, hätte nicht vor einigen Wochen ein neuer Zwischenfall sich ereignet, durch den man wieder lebhaft an die betreffenden Greuelthaten erinnert wurde. Auf dem Bahnhof der Vorstadt Clot in Barcelona waren mehrere Bahnbeamte abhanden gekommen. Der Gendarmerieregiment Zurraco und Corporal Botas, letzterer als einer der Folterer von Montjuich bekannt, fassten nun einen Bahnarbeiter namens Oliva ab und wollten ihn zwingen, einzugestehen, daß er der Urheber des Diebstahls sei. Zu dem Behufe legten sie ihm ein Zuströmen an, vermittelst dessen sie ihm die Finger beider Hände zermalmten. Oliva fiel in Ohnmacht infolge der furchtbaren Schmerzen, als er aber wieder zur Besinnung kam, zeigte die Henker die Schauben noch einer zusammen, obgleich der Unglückliche sich vor ihnen auf die Erde warf und unter Thränen und Jammern hoch und heilig seine Unschuld betheuerte. Das dauerte mehrere Tage, bis zufällig der wahre Thäter entdeckt wurde. Nun ließen Botas und Zurraco ihr Opfer los, indem sie ihm drohten, wenn er von dem Vorgefallenen auszplauderte, ihn wieder einzuhängen und noch fürchterlicher zu martern. Sobald aber Oliva sich in Freiheit sah, ließ er sich von einem Arzt untersuchen, der feststellte, daß der Mann schwere Verletzungen erlitten hatte; seine Finger waren geschwollen, seine Hand gelähmt und bewegungslos geworden. Die Sache wurde öffentlich, die domestatische Presse Barcelonas erhob einen großen Lärm, und die öffentliche Meinung zeigte sich anfänglich entrüstet, so daß Botas und Genosse vor ein Kriegsgericht gestellt und zu sechs Monaten Kerker verurtheilt wurden.

Dies gab den Anstoß zu einer neuen sehr lebhaften Bewegung zu Gunsten der Revision des Processes von Montjuich, in welchem Botas eine so traurige Rolle gespielt hatte. Nicht nur in Barcelona, sondern auch in Madrid, Valencia und anderen spanischen Städten fanden Versammlungen statt, um die Revision zu verlangen. Man glaubt, dies vermochte in den Cortes die verabscheuenden Abgeordneten die Regierung heftig in dieser Angelegenheit interpellieren werden, um sie aufzufordern, die Revision seine Fortgang nehmen zu lassen. Aber der starke Zunruf [illegible] ob dennoch noch [illegible] im Auslande die auf Montjuich begangenen Schandthaten in ihrem ganzen Umfange [illegible] gebracht werden.

Obschon Schreiber dieser Zeilen aus dem Munde verschiedener Personen, die lange als Gefangene Montjuich bewohnt haben, die nachstehenden Thatsachen vernommen hat, hätte er sich doch nicht getraut, dieselben hier wiederzugeben, wenn nicht zwei spanische Journale, „Vida Nueva“ und „El Progreso“ die übrigens sofort zur Verantwortung der Regierung beschlagnahmt und der Circulation entzogen wurden), dieselben geschildert hätten, und sie nicht außerdem durch die vorerwähnte Enquête des Staatsanwaltes voll und ganz bestätigt wären — so unglaublich klingen sie!

Nachdem fünfzig Tage worden verstrichen seit dem bekannten Bombenattentat auf die Frohnleichnamsprocession, und noch immer hatte man, trotz der vorgenommenen Massenverhaftungen und Haussuchungen, keine Spur von dem Thäter entdeckt. Die Presse begann, über die Unfähigkeit der Polizei allerlei Commentare zu machen. Die Behörden hielten es für geboten, den Eifer letzterer anzuspornen, und versprachen eine Belohnung von 10.000 Pesetas für die Entdeckung des Urhebers des Attentats. Da nahmen der Gendarmerielieutenant Narcis Portas und sieben seiner diensteifrigsten Untergebenen, darunter der verschlagene Botas, sich vor, den Preis zu erobern, es koste was es wolle, und legten sogleich Hand ans Werk. In den Casematten von Montjuich wurden sieben specielle unterirdische Zellen eingerichtet. Es waren dies dumpfe, feuchte, gewölbte Löcher, mehr Grabhöhlen als Kerkerzellen ähnlich. Besonders diejenige, welche die Nummer 0 trug, war ein schauderhaftes Verlieh, mit einer schweren, eisenbeschlagenen Thüre versehlossen, aus dem kaum ein Laut nach außen dringen konnte. Die Verdächtigsten unter den Gefangenen wurden in diese Zellen gebracht, und nun begann die Abmarterung der Unglücklichen nach allen Regeln der Kunst. Portas begab sich täglich beim Eintritt der Nacht auf Montjuich hinauf, wo er zunächst eine Unterredung mit dem Generalgouverneur der Festung hatte, um sodann in die Casematten hinabzusteigen und dort die „Operationen“ zu leiten. Bei Tagesanbruch verfügte er sich wieder nach Barcelona, um von der schweren Arbeit auszuruhen, die Tortur auf Montjuich wurde am 4. August 1896 in Angriff genommen und 40 Tage hindurch fortgesetzt. Die Opfer, jedesmal drei an der Zahl, wurden zunächst vermittelst Handschellen und Riemen gefesselt, so daß die Armen sich nicht mehr im geringsten bewegen konnten. Sodann wurden sie in die vorerwähnten Zellen gebracht und erhielten den Befehl, unaufhaltsam auf- und abzulaufen. Vor der Kerkerthüre stand ein Gendarm mit einem Ochsenziemer in der Hand, und jedesmal, wenn der Gefangene vor Müdigkeit umfiel und liegen bleiben wollte, stürzte der Schergе herein und schlug mit wilder Wuth auf den Unglücklichen. So verlief die erste Nacht. Als der Tag anbrach, ließen die Henker sich ab und zwangen ihre Opfer, noch einige Stunden weiter ohne Rast und Ruhe auf und ab zu traben. Diese Marter dauerte ungefähr drei Nächte hintereinander, bis schließlich die also Gefolterten, deren Körper infolge der Schläge von oben bis unten mit blutigen Streifen bedeckt, deren Füße furchtbar angeschwollen und wund waren, erschöpft, leblos zusammensanken und in eine lange Ohnmacht verfielen.

Die armen Menschen haben die damals empfangenen Eindrücke referiert. Als physiologisches Curiosum ist zu verzeichnen, daß die Leute behaupten, gebrannt tief geschlafen zu haben. Ihre Bewegungen waren schließlich nur mehr automatisch, und sie verspürten zuletzt weder Schmerz, noch Müdigkeit. Nachdem man sie, als sie wieder zur Besinnung gekommen, gefragt hatte, ob sie ihre Schuld eingestehen wollten, wurden sie auf die Verneinen von neuem eingekerkert. Während ihrer Bewußtlosigkeit hatte man ihnen etwas Kleiebrode eingegeben, um das Eintreten des Todes zu verhindern, aber sie hatten nie Lust bekommen zu essen, noch zu trinken. Das war eine neue unsägliche Marter. Besonders unausstehlich war die Qual des Durstes. Wenn die Aermsten zu essen verlangten, reichte man ihnen Pökelsalz, und zum Trunke bot man ihnen Alkohol an. Wenn die Qual ihren Höhepunkt erreicht hatte, und die Unglücklichen schließlich nach Wasser heulten, zeigte man ihnen ein Glas voll terpentinenen, lebenden Wassers mit den Worten: „Ostehe Alles ein, und du bekommst zu trinken.“ Dann schwiegen die Unglücklichen trotz der rasenden Pein. Denn sie wussten nur zu gut, daß sie, wenn sie sich schuldig erklärten, erschossen wurden, wie andere es wurden — und klammerten sich an's Leben und betheuerten ihre Unschuld und wurden weiter gefoltert. Es gab aber auch einige, die nicht so viel waren und Eingeständnisse machten. Sie wurden im Vollzuge von Montjuich erschossen und starben mit einer gewissen Freude darüber, daß sie den unaussehenden Qualen entrinnen konnten.

Die Obsolteten erzählen, daß infolge des grausamen Angedurstetseins die ganze Kehle sich ihnen mit einem kalten, klebrigen Schleim bedeckte, die Zunge, Lippen und Gaumen waren mit einem gelben, weißlichen Schleim überzogen. Die Augen waren trocken und erweiterten sich [illegible] als seien sie mit feinen Sandkörnern gefüllt. Zum gellenden und heftigen Zähneklappen und Fieberwahnsinn kam noch das glaubhafte, die Wände ihrer Zelle seien pechschwarz gewesen, die mit rasender Geschwindigkeit vorwärts [illegible] und so [illegible] wurden, als sei ihr Kerker angefüllt

mit allerlei Möbelstücken, Flaschen, Pferden, Soldaten. Einer sah auf der Erde unzählige Menschenleichen liegen und schritt mit der größten Vorsicht dahin, um auf keine derselben zu treten. Einer von den Gefolterten kam einmal auf den Gedanken, das schmutzige Wasser, das unter dem Oel seines Nachtlämpchens war, auszutrinken. Das war ein köstliches Labsal! Als aber seine Henker dies wahrgenommen, schlugen sie ihn mit einem Ochsenziemer so lange, bis er wie todt zusammenbrach. Um ihn wieder zur Besinnung zu bringen, wurde ihm das zerfleischte blutige Gesicht mit einem nassen Schwamm abgewischt, und der Unglückliche streckte begierig die Zunge heraus, um die trübe rothe Flüssigkeit, die über seine Wangen rann, aufzufangen. Die vom fürchterlichen Durst Gequälten beleckten oft stundenlang die feuchten Mauern ihres Kerkergrabes. Eine weitere Marter bestand darin, den Opfern kleine hölzerne Stifte unter die Nägel der Zehen zu treiben. Die Stifte bluteten im Fleisch stecken, bis sie von selbst, infolge fortschreitender Eiterung abfielen, oft mitsammt den Nägeln. Eine furchtbare Tortur war auch folgende: Das Opfer wurde seiner sämmtlichen Kleidungsstücke entblößt; es wurde ihm ein Seil an den Füßen festgebunden, zwei oder drei Gendarmen spannten sich daran und schleiften den Mann über den rauhen Boden auf und ab, bis sein ganzer Körper nur mehr eine einzige blutrünstende Wunde war. Ich kenne persönlich einen Mann, der auf Montjuich während einer Stunde dieser Tortur unterzogen worden ist. Als derselbe verhaftet wurde, war's ein stämmiger, baumstarker Bursche, der mit Leichtigkeit einen 200 Kilogramm schweren Mehlsack auf seinem Rücken tragen konnte. Jetzt, freigesprochen und freigelassen, sieht er aus wie ein gebrochener Greis, seine Gestalt ist gekrümmt, seine Hände zittern, sein Körper ist ganz mit Narben bedeckt. Er erzählt, er sei mehr als einmal in einem verzweifelten Anlauf mit dem Kopf gegen die Kerkerwand gerannt, um sich zu tödten und den unerträglichen Qualen zu entrinnen. Nachdem die Tortur des Schleifens die Henker nannten sie scherzweise la trilla, das Dreschen) vorüber war, wurde gewöhnlich noch eine weitere gräßliche Operation vorgenommen. Die Henker brachten ein Kohlenbecken herbei, wie es in Barcelona die ärmeren Classen zu Heizzwecken im Winter gebrauchen, und erhitzten vor den Augen des Opfers ein eisernes Instrument bis zur Rothgluth. Wollte der „Anarchist" nach all den noch nicht eingestehen, dann fuhr man ihm mit dem glühenden Eisen über den wunden, blutrünstigen Leib. Damit das Unerträgliche Gleichen zu gewinnen, Stunden nicht nach Außen dringe, bekamen die Opfer einen hölzernen 20 Centimeter langen und 3 Centimeter dicken Cylinder, der hinter dem Kopf mit einem Riemen festgebunden wurde, in den Mund. Dieser Knebel verhinderte die Opfer daran, laut zu schreien, höchstens gestatterte er ein dumpfes Stöhnen. Hie und da wurden diese Knebel absichtlich abgenommen und die Gesängnisthüre geöffnet, damit die anderen Gefangenen das Geschrei und Gejammer der Gefolterten vernehmen und erschüttert wurden. Eine aus Holzcylinder befestigte Schnur diente dazu, die Gefolterten wie am Zaume herumzuführen, und folgten dieselben nicht bei der ersten Aufforderung, so wurden sie durch einen brutalen Ruck dazu gezwungen.

Die Henker wußten ihr Verfahren ins unendliche zu variieren. Es ist erstaunlich, welche Fülle von raffinierten Grausamkeiten die krankhafte Phantasie jener Unholde auszusinnen wußte! Es würde zu weit führen, wollten wir alle auf Montjuich angewandten Martermethoden beschreiben. Einzelne Manipulationen, vielleicht die gräßlichsten, lassen schon deshalb eine Schilderung an dieser Stelle nicht zu, weil auf das Schamgefühl der Leser Rücksicht genommen werden muß. Feuer, Stricke und besonders Quetschapparate wurden bei diesen Folterungen, die namentlos Verstümmelungen zur Folge hatten, in Anwendung gebracht.

Zum Schluße wollen wir noch die „Torture des Helmes" erwähnen. Es ist schwer, einen Begriff von diesem teuflischen Instrumente zu gewinnen, ohne es mit eigenen Augen gesehen zu haben. Es lebt zur Zeit noch ein Mann, der einer solchen Folterung unterzogen wurde. Dieser erklärt, seine Peiniger hätten ihn zuerst an einen Stuhl festgebunden, hierauf ihm eine metallene Röhre in den Hals gesteckt, um ihn vor dem Erstickungstod zu bewahren, und schließlich den Helm aufgesetzt. Durch Drehen einer Schraube bewegen sich die einzelnen Theile des Instrumentes, drucken den Schädel, besonders an den Schläfen, unerhört zusammen, reißen die Lippen weit, zahnlos sie und schneiden in den Haarboden ein. Malas, einer von denen, die eines die Folterwerkzeuge erfunden, wurde wahnsinnig.

Señor Pi y Margall, Exvicepräsident der spanischen Republik, der in seinem Blatte „El Nuevo Regimen" die ersten Enthüllungen über die schauerlichen Mysterien von Montjuich gebracht hat und mit dem größten Nachdruck für die Bestrafung der Uebeltäter, die geschilderten Schandthaten und die Freisprechung der Eingekerkerten ein geeinten ist, wird demnächst in den Cortes einen Antrag stellen in demselben Sinne, sowie auf gründliche Abänderung der Gesetzgebung, die die Anwendung solcher verwerflicher Mittel im gerichtlichen Untersuchungen gestattet. Wahrend Canovas del Castillo schon sich an den durch die Montjuicher Affaire aufgewirbelten Staub nicht und fiel in Santa Agueda der Rache der Anarchisten zum Opfer. Hoffentlich wird sein Nachfolger Silvela, nicht etwa aus Furcht, sondern aus Gerechtigkeitsßinn, sobald als möglich den Schandfleck, der die Ehre Spaniens beschmutzt, tilgen wollen. Es wäre dies ebenso freudig zu begrüßen, wie das kürzlich erfolgte Revisionsurtheil im Dreyfus-Procels. Die unschuldig Hingerichteten können allerdings nicht mehr zum Leben erweckt werden.

Madrid. **Dr. Julio Bronta.**

Oesterreichs Volksschulen und ihre Statistik.

Es gibt schamhafte Patrioten, die sich scheuen, die Wahrheit zu sagen, wenn sie für das Vaterland so unsagbar traurig ist, wie die Wahrheit über das österreichische Volksschulwesen. Es gibt schamlose Patrioten, die im augöblichen Interesse des Vaterlandes die Wahrheit fälschen und die Oeffentlichkeit irre führen. Es gibt aber auch noch genug Leute, die der Meinung sind, daß die Wahrheit gesagt werden muß, selbst wenn sie für unser Vaterland beschämend ist, weil die Kenntnis der Zustände und Verhältnisse in einem Staate unbedingt nothwendig ist, um an der Verbesserung der bestehenden Einrichtungen arbeiten zu können.

Der Erkenntnis, daß unser Volksschulwesen einer Verbesserung dringend bedarf, kann sich niemand, selbst bei oberflächlicher Betrachtung, verschließen. Aber es wäre Aufgabe der Schulbehörden, diese Erkenntnis in den weitesten Kreisen der Bevölkerung wachzurufen, die öffentliche Meinung wachzurütteln, im Volke das Bewußtsein zu erwecken, daß unsere heutigen Schuleinrichtungen gänzlich unzureichend sind. Wir wollen im folgenden sehen, wie die Schulbehörden dieser Aufgabe gerecht werden.

Wer sich mit österreichischer Schulstatistik befaßt, ist vor allem auf die Jahresberichte der Landesschulräthe über den Zustand des Volksschulweseus in den einzelnen Kronländern angewiesen. Diese Berichte sind nur zum geringen Theil käuflich. Eine ganze Reihe derselben erscheint gar nicht im Druck, sondern wird nur in wenigen Exemplaren hektographiert. Mit Hilfe einiger Abgeordneter kann man sich in den Besitz selbst solcher hektographierter Publicationen setzen. Vorhanden sind solche Berichte in jedem Lande, weil die Landesschulräthe alljährlich solche Berichte verfassen müssen, aber in manchen Ländern werden sie, einer mir zutheil gewordenen authentischen Insormation gemäß, „nur in zwei Exemplaren fertig gestellt: das eine für das Ministerium, das andere für den Gebrauch des Landesschulrathes". Unter solchen Verhältnissen ist es einem Privaten natürlich unmöglich, eine eingehende, vergleichende Statistik aller Kronländer zusammenzustellen. Dies besorgt alljährlich die k. k. statistische Central-Commission, welche in der „Statistik der Unterrichtsanstalten" einfach die Endzahlen aus den einzelnen Berichten anführt. Die k. k. statistische Central-Commission hat aber außer dieser alljährlich erscheinenden Publication zwei andere Arbeiten veröffentlicht, die für die österreichische Schulstatistik von größter Bedeutung sind. Dies ist die „Statistik der allgemeinen Volks- und Bürgerschulen nach der Aufnahme vom 31. April 1891" und „Der Aufwand für das öffentliche Unterrichtswesen". Leider liegen sich diese beiden Arbeiten zum großten Theile auf die nackten numerischen Angaben der Schulberichten und weiten keinerlei selbständige Erhebungen auf. Aber bezeichnend ist es, daß dort, wo die k. k. statistische Central-Commission auch nur den Versuch macht, selbständig zu arbeiten, ihre Zahlen mit den Zahlen der Schulbehörden in die bedeutlichste Collision gerathen.

Zu den einfachsten schulstatistischen Erhebungen gehört wohl sicher man meinen die Bestimmung der Anzahl der Schulen. Doch kann man die genaue Anzahl der Schulen trotz der jährlichen Berichte nur für das Jahr 1890 erfahren. Es haben in Oesterreich sogenannte unvollständige Schulorganismen: „Dort, wo locale Verhältnisse periodisch wiederkehrend oder dauernd den Zugang zu einer Schule erheblich erschweren, wird ein Unterlehrer derselben an einer dazu passenden Station wenigstens für die ungünstige Jahreszeit ernennert, oder im äußersten Falle mindestens dreimal in der Woche zum Ertheilen des Unterrichts an eine solche Station entsendet." Außer diesen Ertheilungen und Ernennende Stationen gibt es in Oesterreich noch Nebe und Filialschulen. Der Landesschulbehörden haben bezüglich der Zählung dieser Schulen keine einheitliche Auffassung. Einzelne zählen sie als selbständige Schulen, andere als in einer „Mutterschule" gehörig. Bei der Volkszählungsconscription 1890 wurde zum ersten Male die Anzahl dieser unvollständigen Schulorganismen bestimmt. Es gab deren 5634. Da sich die Zahl derselben vermindert oder vermehrt, wird sie bis 1902 nach der nächsten Volkszählungsconscription zu erfahren sein. Aber noch in anderer Hinsicht zeigt sich die Benennung der Schulorganisation als Mangel. Es wäre außerordentlich nothwendig, daß in den Berichten auch die Anzahl der zwei- dreiklassigen, über noch nicht achtjährigen Schulen angeführt wird. Solche Angaben fand ich nur in den Schulberichten Galiziens

Digitized by Google

Es gewinnt dadurch den Anschein, als würden solche Zustände nur eine galizische Specialität sein, leider finden sich aber Schulen ohne Schulhäuser oder ohne Lehrer auch in großer Zahl in anderen Ländern. Um das aufzuspüren, benöthigt man die Voranschläge der Landesschulräthe über das Schulerfordernis. In diesen finden sich manchmal die Gehalte der Lehrer aller Schulen verzeichnet. Natürlich muß in einer solchen buchhalterischen Aufstellung überall, wo eine Schule verzeichnet ist, die nur auf dem Papiere steht, eine Bemerkung zu finden sein. So lässt sich z. B. feststellen, dass in Krain im Jahre 1897 von 372 angegebenen Schulorten nur 349 wirklich auch Schulen besaßen. Eine dieser Schulen, in St. Ulrichsberg, Schulbezirk Krainburg, ist seit 1. October 1891 bewilligt. Es wird aber dort, trotzdem wegen Mangel eines Schullocales kein Unterricht ertheilt". Eine Statistik, die ernstlich die thatsächlichen Verhältnisse beleuchten soll, dürfte an solchen Erscheinungen nicht vorübergehen.

Nun wichtigsten aber für die Schulstatistik ist wohl die Feststellung der Anzahl der schulpflichtigen und schulbesuchenden Kinder. Da muß nun zunächst constatiert werden, dass unsere Schulbehörden bisher nicht in der Lage sind, auch nur annähernd die richtige Zahl der schulpflichtigen Kinder anzugeben. Zoff in ihrem Kronlande wird diese Zahl anders ermittelt. Dabei herrscht eine große Regellosigkeit und Nachlässigkeit. In Triest hat bisher (1898) eine Zählung der Kinder überhaupt noch nie stattgefunden. Kinder, die in Gemeinden ohne Schulen wohnen, werden in die Conscription nicht aufgenommen. Im Jahre 1871 war die k. k. statistische Central-Commission genöthigt, bei der Bearbeitung der Volkschulconscription von den Angaben der Schulbehörden vollständig abzusehen und die Zahl der schulpflichtigen Kinder auf Grund der Volkszählungsdaten neu zu construieren.*) Die Ungenauigkeit, mit welcher die Schulbehörde ihre Erhebungen pflegt, geht so weit, dass, wie die k. k. statistische Central-Commission anmerkten macht, nicht einmal das richtige Verhältnis von Knaben und Mädchen zum Ausdruck kommt. So verzeichnete die Schulbehörde 1890 in Dalmatien 19.415 schulpflichtige Knaben und 9012 Mädchen; nach der Volkszählung gab es aber 16.398 Knaben und 13.755 Mädchen im schulpflichtigen Alter. Vergleicht man die Erhebungen der Schulbehörden ganz Oesterreichs mit den Resultaten der Volkszählung, so fehlten den Schulbehörden im Jahre 1890 etwa 600.000 Kinder.**)

Die österreichischen Schulbehörden sind demnach auch nicht in der Lage, die Anzahl jener Kinder anzugeben, die ohne jeden Unterricht aufwachsen. Am unzuverlässigsten sind wohl die Angaben jener Landesschulbehörden z. B. Istrien, Görz-Gradiska, die einen dem Gesetze fremden Begriff von „wirklich" schulpflichtigen Kindern in ihren Berichten eingeführt haben. Nach § 23 des Reichsvolksschulgesetzes sind von der Verpflichtung, die öffentliche Schule zu besuchen, zeitweilig oder dauernd entbunden: „Kinder, welche eine höhere Schule oder gewerbliche oder landwirtschaftliche Schulen oder Fachkurse besuchen, insoferne diese nach ihrer Einrichtung geeignet erscheinen, den Volksschulunterricht zu ersetzen; ferner Kinder, denen ein dem Unterrichtszwecke oder Schulbesuche hinderliches geistiges oder schweres körperliches Gebrechen anhaftet; endlich solche, die zu Hause oder in einer Privatanstalt unterrichtet werden." Hier sind die Ausnahmen genau angeführt. Trotzdem erklären die oben genannten Landesschulräthe noch mit Bezug auf § 59 des Reichsvolksschulgesetzes tausende von Kindern als „gesetzlich vom Schulbesuch befreit". Zu § 59 des Reichsvolksschulgesetzes heißt es, dass überall wo sich im Umkreise einer Stunde und nach einem zurückgelegten Durchschnitt mehr als vierzig Kinder vorfinden, welche eine über vier Kilometer weit entfernte Schule besuchen müssen, die Verpflichtung zur Errichtung einer Schule besteht. Dieser Paragraph wird allen Ernstes so ausgelegt, dass man, statt dem Gesetze entsprechend, Schulen zu errichten, alle schulpflichtigen Kinder „gesetzlich (!) vom Schulbesuche befreit", wenn sie „über vier Kilometer entfernt von der Schule wohnen." Solcher Kinder werden 1896/97 in Istrien 10.700 angeführt.

Eine Zeitlang wollte für die Constatierung der Anzahl der ohne Unterricht Aufwachsenden besser in der Nichtverwendung jener Kinder, welche noch nicht 6 Jahre alt oder schon 14 Jahre alt, das heißt 7 oder nicht mehr oder nicht mehr schulpflichtig sind, gegeben oder die Volksschule besuchen. Wenn man diese Zahlen nicht in Rechnung zieht, wird die Differenz zwischen Schulpflichtigen überhaupt und Schulpflichtigen, welche Unterricht genießen, zu gering.

Alle diese Zweifeln sind für die k. k. statistischen Central-Commission bekannt. Trotzdem benützt sie diese Daten des Schulbesuches und bedauert nur die Ungenauigkeit und Unzuverlässigkeit der schulstatistischen Angaben. Bei der Bedeutung, welche das richtige Erfassen der thatsächlichen Schulverhältnisse hat, und ohne Mitwirkung derselben ist die Beurtheilung unseres Volksschulwesens nicht möglich, ist es dringend erforderlich, dass die k. k. statistische Central-Commission mit der Conscription der Schulpflichtigen, unabhängig von den Schulbehörden arbeitet. Die k. k. statistische Central-Commission müsste, um endlich einmal richtige Zahlen zu erhalten, die Volksschulconscription am selben Tage wie die Volkszählung vornehmen und im Volkszählungsbogen bei jedem 6- bis 14jährigen Kinde, welches die Schule nicht besucht, den Grund, warum dies nicht geschieht, angeben lassen. Auf andere Weise ist es überhaupt unmöglich, richtige Zahlen in Bezug auf Schulpflicht und Schulbesuch zu erhalten. Die bloße Angabe der 6- bis 14jährigen genügt nicht, weil alle Kinder, die zwischen Schulbeginn und 31. December 1900 das Alter von Jahren erreichen, im Schuljahre 1900/1901 nicht schulpflichtig sind. Wenn die k. k. statistische Commission selbst erklärt, sie könne auf die Heranziehung der Volkszählungsdaten schon aus dem Grunde nicht verzichten, weil diese letzteren Daten eine sehr wichtige Handhabe bieten, die Mängel und Fehlergrenzen der Schulbeschreibung klarzustellen und dadurch indirect ihre fortschreitende Verbesserung anzubahnen, so kann man mit vollster Berechtigung fordern, dass die Erhebungsbogen für die Volkszählung 1900 so eingerichtet werden, dass ein klares Erfassen der Schulpflichtigen möglich wird. Dann würde „der Unterrichtsstatistik die peinliche Aufgabe erspart, mit theilweise offenbar unrichtigen Materialien arbeiten zu müssen", wie es ganz richtig in der von der k. k. statistischen Central-Commission herausgegebenen „Oesterreichischen Statistik", Band XVI, 2. Heft, Seite 30 heißt.

Die k. k. statistische Central-Commission erklärt, dass das Verhältnis der Lehrer zu der Anzahl der Schüler den wichtigsten Maßstab für die statistische Beurtheilung der Lehrerbelastung bildet, aber die Art, in welcher diese Lehrerbelastung dargestellt wird, ist irreführend. Es ist bloß für jeden Schulbezirk die für die vollbeschäftigte Lehrkraft entfallende Durchschnittsanzahl der Schulkinder angegeben. Dabei muß vor allem constatiert werden, dass es in einzelnen Ländern üblich ist, die nicht besetzten Lehrstellen ruhig mitzurechnen. Was so eine Durchschnittszahl wert ist, zeigen folgende Beispiele. Steiermark, Schulbezirk St. Marein: Im Jahre 1896/97 entfielen auf eine vollbeschäftigte Lehrkraft 125 Kinder. In diesem Bezirk befand sich die einzelnstige Schule in St. Hemma (B. Pettau), die von 147 Knaben und 114 Mädchen, zusammen von 261 Kindern besucht war. Im selben Lande wurde für den Schulbezirk Rann die Durchschnittszahl mit 104 bestimmt. In diesem Schulbezirk befand sich die einclassige Schule in Kapellen, die von 168 Knaben und 164 Mädchen, zusammen von 332 Kindern besucht war. Es ist bezeichnend, dass selbst bei dieser Berechnung Durchschnittszahlen von 170 bis 175 gewonnen werden, aber zur Beurtheilung, wie oft die einer Classe gesetzlich zugewiesene Maximalzahl überschritten wird, sind solche Angaben unbrauchbar. Ein paar Gebirgsdörfer mit geringer Schülerzahl können in einem Schulbezirk, wo die größte Ueberfüllung der Classen herrscht, verweilen, dass die Durchschnittszahl erheblich sinkt, eine größere Stadt innerhalb eines Bezirkes natürlich nicht eine „christlich" verwaltete — kann die Resultate günstig beeinflussen. Will man ernstlich bestimmen, inwieweit den gesetzlichen Anforderungen entsprochen wird, dann muß man, so wie dies zum Beispiel in Frankreich geschieht, feststellen, auf wieviel vollbeschäftigte Lehrkräfte 40 bis 50 Schüler entfallen, wie viel 50, 80, 100, 200 u. s. w. unterrichten müssen. Durch eine Ermittlung der gleichzeitig in einer Classe unterrichteten Kinder würde man zum Beispiel erfahren, dass es in Steiermark mehr Classen mit über 80 Schülern gibt, als in ganz Frankreich.

Die k. k. statistische Central-Commission in bei der Volksschulconscription 1890 von der Anordnung der Landesschulrathsberichte wenig abgewichen. Volle 80 Seiten sind der Darstellung der Verhältnisse des Lehrpersonales gewidmet. Und doch ist der Wert dieser Zusammenstellung ein äußerst geringer. Da findet man zum Beispiel die Lehrer nach ihren Glaubensbekenntnissen geordnet. Man sollte die Statistik benützen können, um aus ihren Resultaten zu ersehen, ob irgend ein bestimmtes Gesetz durchgeführt ist. Da gesetzlich noch kein bestimmtes Verhältnis für die Anzahl der von jeder Confession zum Lehrstande zuzulassenden erlässt, kann man mit den Zahlen nichts anfangen. Was hätte die k. k. statistische Central-Commission nicht alles mit der Arbeitskraft, die sie auf diese confessionelle Einschachtelung verwendete, leisten können! Sie ordnet einmal die Lehrpersonen nach dem Dienstcharakter, dann wieder nach dem Lebensalter. Wie überaus wäre es gewesen, eine Verbindung dieser beiden Erhebungen herzustellen, so dass man zum Beispiel hätte ersehen können, wie viele provisorische Unterlehrer ein Alter von über 40 Jahren aufweisen. In Mähren und in Wien hat die Lehrerschaft durch Erhebungen Gelegenheit, wie viel Dienstjahre jeder provisorische und definitive Unterlehrer hat und in welchem Alter er steht. Diese Statistik hat den mährischen Landesschulrath veranlasst, gegen den Vorschlag der Wiener eine Disciplinaruntersuchung einzuleiten. Er hat angeordnet, dass solche unerhörte Zustände, die da ungeahndet wären, und die ins Lehrerstande nachhaltige Entrüstung hervorrufen, provisorische Ernennungen seien. Solche Zusammenstellungen waren der k. k. Central-Commission ein Leichtes gewesen. 1890 wurde sie im Jahre 1900 nachgeholt.

Bei der Volksschulconscription 1890 wurde darauf verzichtet, das Einkommen der Lehrer zum Gegenstand von Erhebungen zu machen. Nachträglich hat dann die k. k. statistische Central-Commission bei der statistischen Erhebung des Aufwandes für das öffentliche Unterrichtswesen versucht, das Einkommen der Lehrer zu ermitteln. „Als Grundlage für diese Erhebung sollten in erster Linie die Stellenkataster dienen, welche nach den Landesgesetzen über die Rechtsverhältnisse des Lehrstandes durch die Landesschulbehörden oder die Bezirksschulbehörden zu führen sind. Nur wenn der Inhalt dieser Kataster für die Herstellung der verlangten Uebersicht nicht ausreichen, hatten die genannten Behörden nach ihrem Ermessen sonstige geeignete Materialien zu benützen. Da trotz gesetzlicher Vorschrift diese Kataster nicht überall geführt werden, musste man zu den verschiedensten Hilfsmitteln greifen, um nur annähernde richtige Zahlen zu erhalten. Die Erkenntnis, dass aber selbst dort, wo solche Kataster geführt werden, dieselben „über die Lehrerbezüge keinen erschöpfenden Aufschluss geben", wird die k. k. statistische Central-Commission hoffentlich veranlassen, bei der Volksschulconscription im Jahre 1900 Individualangaben über das Einkommen der Lehrer zu verlangen.

Im Vorstehenden habe ich mir erlaubt, das, was ich für die Hauptmängel der österreichischen Schulstatistik halte, zu erörtern. Aber selbst bei Berücksichtigung aller ausgesprochenen Wünsche bei zukünftigen Erhebungen hätten wir noch immer keine einwandfreie Schulstatistik. Es würde zu weit führen, wenn ich ausführlich auf eine Kritik der Capitel über die Durchführung der schulhygienischen Vorschriften, auf die Lern- und Lehrmittelfrage eingehen würde. Nur kurz möchte ich anführen, dass eine Classificierung des Zustandes und der schulhygienischen Einrichtungen unserer Schulen mit 3 bis 4 Noten (wie entsprechend, gut, genügend, nicht genügend) wenig Zweck hat. Das ist zum Beispiel daraus ersichtlich, dass im Jahre 1890, wo die k. k. statistische Central-Commission feststellte, dass es in Niederösterreich 634 Schulen ohne Ventilationsvorrichtungen gab, der niederösterreichische Landesschulrath die schulhygienischen Einrichtungen nur in 141 Schulen nicht genügend fand. Statt der Feststellung der Schulen ohne Ventilationsvorrichtungen würde es sich vielleicht empfehlen, die auf einen Schüler entfallende Bodenfläche (wenn schon nicht den Luftraum) in den einzelnen Schulzimmern zu ermitteln. Das Gesetz bestimmt 0·6 m². Die Erhebungen würden greifbarer die hygienischen Missstände aufdecken, als es durch die Angabe der fehlenden Ventilationen geschieht.

Zu den wichtigsten Schuleinrichtungen gehört wohl die Lehrmittelsammlung. Die Volksschulconscription 1890 beschäftigte sich nicht mit dieser Frage. Eine Tabelle in der Art, wie sie der k. k. Landesschulrath für Tirol in seinen Jahreshauptberichten bietet, aus welchen zu ersehen ist, wie viele Schulen mit den durch die Schul- und Unterrichtsordnung vorgeschriebenen Lehrmitteln versehen waren, wäre von grossem Werte. Wir könnten dadurch erfahren, in wie vielen Schulen Oesterreichs die Landkarte unseres Vaterlandes fehlt, wie viele Schulen ohne die einfachsten physikalischen Apparate sind u. s. f.

Bezüglich der Lernmittel für arme Kinder kann man bisher überhaupt nur feststellen, wie viel Geld auf dieselben verwendet wird. Die Feststellung, wie viele Kinder Lernmittel verlangen, wie viele solche erhalten, wäre höchst belehrend. Mit Hilfe der veröffentlichten Daten ist es mir möglich, durch folgende Angaben ein annäherndes Bild von der Fürsorge zu geben, mit der in den einzelnen Ländern die geistige Entwicklung der Kinder gefördert wird. So wurden zum Beispiel in Oberösterreich 1890 für Lernmittel für arme Kinder insgesammt fl. 11·261, in Galizien fl. 16·859 aufgewendet. In Oberösterreich entfiel auf eine Schule der Betrag von fl. 22·31, in Galizien gar nur fl. 1·89. In Galizien, wo doch gewiss der grösste Theil der Kinder auf Armenlernmittel Anspruch erhebt, gibt es Bezirke, wo auf eine Schule der Betrag von 50 kr. bis 8 fr. entfällt. So zum Beispiel im Bezirke Ciezanow auf jede Schule 20 fr., im Bezirke Ropczyce gar nur 7 fr. Zur Talmation ist eine Post für Armenlernmittel überhaupt nicht verzeichnet.

Ueber die schulstatistischen Fragen, die ich zuletzt behandelte, kann man auf Umwegen wenigstens etwas erfahren, aber ganze Gebiete der Schulstatistik sind in Oesterreich noch nie in Betracht gezogen worden. Man weiß in Oesterreich genau die Nationalität und Confession der Kinder, aber man weiß nichts über ihre Lebensverhältnisse, nichts über Ernährung und Bekleidung. Der § 5 der Schul- und Unterrichtsordnung sagt: „Wenn bei nachgewiesener Armuth der Mangel an Bekleidung von der Schulbesuchung müsse bildet, so hat die Ortsschulbehörde dahin Sorge zu tragen, dass dem Bedürfnisse durch die gesetzlich dazu Verpflichteten soviel abgeholfen werde". In die Frage darnach nicht berechtigt, wie die Ortsschulräthe ihre Pflicht in dieser Beziehung erfüllen?

Welche Kachtheile für Erziehung und Unterricht durch solche Erwerbsarbeit hat, habe ich in dieser Zeitschrift schon angedeutet. Die Volksschulenconscription 1890 [illegible] auch in dieser Frage etwas thun. Die k. k. statistische Central-Commission hat aber auch die gegenseitige, den Frage der erwerbsmässigen Kinderarbeit bei der Gewerbezählung und bei der Berufszählung näherzutreten, wie dies in Deutschland bereits geschen ist.

Ich hoffe, dass es mir gelungen ist, den Nachweis zu erbringen, dass die österreichische Schulstatistik in ihren Grundlagen vollkommen unzuverlässig ist. Ich bin der optimistischen Anschauung, dass zumindest in der Frage der Bestimmung von Schulpflicht und Schulbesuch ein Wandel geschaffen wird.

Zum Schlusse erlaube ich mir festzustellen, dass die k. k. statistische Central-Commission eine Eingabe des Centralvereines der Wiener Lehrerschaft, in welcher kurz auf einige Missstände hingewiesen wurde und die eine Einziehung von Fachleuten aus dem Lehrstande zur Berathung über die Einleitung der Volksschulconscription 1900 verlangte, mit der Begründung abschlägig beschieden hat, dass die Berathungen über diese Angelegenheit schon vorbei wären und dass so wie so Fachleute beigezogen worden seien.*)

Wenn man an die Zusammensetzung des arbeitsstatistischen Amtes denkt, wo alle, welche an der Arbeitsstatistik interessiert sind, ihre Vertreter haben, wird man sich des Unrechts bewusst, welches darin liegt, dass man zu einer solch wichtigen Arbeit nicht Delegierte der organisierten Lehrerschaft heranzieht. Bis in unserer Unterrichtsverwaltung einmal der Gedanke auftauchen wird, sich etwas intensiver mit der Volksschule zu befassen, als das in den letzten Jahrzehnten üblich war, dann wird man vielleicht daran gehen, der österreichischen Schulstatistik die nöthige Aufmerksamkeit und Förderung angedeihen zu lassen. Die k. k. statistische Central-Commission schreibt in dem Vorworte zu der Publication über die Volksschulconscription 1890, dass „für die amtliche Bearbeitung nur bescheidene Mittel" erübrigt wurden, so dass „sich die erwähnte Bearbeitung in sehr engen Grenzen halten musste."

Der k. k. statistischen Centralcommission ist es bei ihrem minimalen Beamtenstand überhaupt nicht möglich, eine modernen Anforderungen entsprechende Schulstatistik zu liefern. Mit voller Berechtigung kann man die Forderung erheben, dass in Oesterreich ein eigenes statistisches Amt für Erziehung und Unterricht geschaffen werde.

Sigmund Kraus.

Versicherungsgesellschaft „Janus".

Zwischen den Versicherungsgesellschaften und fast der ganzen Wiener Tagespresse besteht ein stillschweigender Vertrag, demzufolge über diese Gesellschaften nichts veröffentlicht wird, was den Verwaltungen nicht genehm wäre. Während über jedes andere Finanzinstitut die Leser der Blätter in mehr oder weniger objectiver Weise fortlaufend unterrichtet werden, erfahren sie über die Versicherungsgesellschaften so gut wie nichts. Die wichtigsten Statutenänderungen können auf die Tagesordnung der Generalversammlungen gesetzt und beschlossen werden, die schwersten Beschuldigungen in den Versammlungen gegen die Verwaltungen geäußert werden, die Versammlungen können den scandalösesten Verlauf nehmen, es bleibt Geheimnis. Die Versicherungsgesellschaften entbehren der Controle der Oeffentlichkeit. Die Tagespresse wird mit Schweigegeldern von jeder Kritik abgehalten. Tauchen bläht natürlich der Weizen der Revolverpresse. Auf keinem Gebiete des öffentlichen Lebens gibt es eine so große Anzahl sogenannter Fachblätter, welche von Versicherungen gegründet werden, und deren einziger Zweck die Expressung ist. Es wäre einmal interessant zu ermitteln, wie groß die jährlich von unseren Versicherungsgesellschaften für Preisbetechung ausgegebenen Summen sind.

Aufgeschreckt hatten sich die Verwaltungen einzelner Gesellschaften für berechtigt, über das ihnen anvertraute Vermögen der Versicherten frei nach ihrem Belieben zu schalten, und den Versicherten bleibt zur Wahrung ihrer Rechte kein anderer Weg als der, durch eine kostspielige und zeitraubende Agitation die Oeffentlichkeit und insbesondere alle Interessenten auf die immer drohende Gefahr aufmerksam zu machen und dieselben noch rechtzeitig zur Ergreifung wirksamer Abwehrmittel zu veranlassen.

Unsere Leser haben in unserer letzten Nummer den Antrag zweier Mitglieder der wechselseitigen Versicherungsgesellschaft „Janus" gelesen, welcher durch die in der letzten Generalversammlung des „Janus" in statutenwidriger Weise beschlossenen Statutenänderungen veranlasst ist. In der Tagespresse war von den Vorgängen in dieser Versammlung nichts zu lesen und es scheint, man muss es den Leuten Dank wissen, dass sie wenigstens theilweise den Antrag veröffentlicht hat. Die officiösen Blätter, wie „Fremdenblatt", „Extrablatt", „Reichswehr", haben auch einmal den Antrag ja doch Abgesehen von der allgemeinen Reklame, [illegible] die Presse diesmal ausnehmend bereit zur objectiven Berichterstattung, als Excellenz Baron Chlumecky Obmann des „Janus" ist und den Verein in jener Versammlung führte und die gehörig bekannten für den grossen Theil unserer Presse, zu dem Baron Chlumecky Kind kommt in Wiener Gesellschaften ein bedeutender Ton, geht den man nicht gern etwas unternimmt, heute wenn es auch

*) Bericht S. 229 des Amtes.

Digitized by Google

greiflich, daß der Regierungsvertreter in jener Versammlung die groben Statutenverletzungen und Gewaltthätigkeiten, die sich Baron Chlumecky zu Schulden kommen ließ, nicht zum Anlaß genommen hat, einzuschreiten und die Beschlüsse der Versammlung zu inhibieren. Da der Regierungsvertreter nicht eingriff, war die Opposition genöthigt, einen Protest bei der Regierung einzureichen, dem sich, wie wir hören, mehrere hundert Versicherte angeschlossen haben, und der hoffentlich auch nicht wirkungslos bleiben wird.

Die Sache ist von Wichtigkeit. Der „Zanus" zählt bei 31(1000) Mitglieder mit einem Versicherungsstand von mehr als 50 Millionen Gulden, ein Vermögen, welches durch die beschlossenen einschneidenden Statutenänderungen gefährdet erscheint. Diese Statutenänderungen enthalten unter anderem: die Entziehung des Stimmrechts der mit weniger als 1500 Kronen versicherten Mitglieder. Die Abänderung der allgemeinen Versicherungsbedingungen, welche bisher der Generalversammlung vorbehalten war, wird nun der Direction übertragen. Dieser Beschluß ist gesetzwidrig, denn nach § 9 des Versicherungsregulativs bilden die allgemeinen Versicherungsbedingungen einen integrierenden Bestandtheil des Statuts, welches selbstverständlich nur von der Generalversammlung abgeändert werden darf. Die bei allen österreichischen Versicherungsgesellschaften bestehende Unanfechtbarkeit der Polizzen nach fünfjährigem Bestand wird aufgehoben. Die erlaubten Verwendungsarten der Gelder der Anstalt werden in einer Weise erweitert, daß die Gesellschaft fast den Wirkungskreis einer Bank erhält. Und last not least, es wird die Volksversicherung eingeführt, das heißt die Versicherung ohne ärztliche Untersuchung, es wird also mit dem Vermögen der Versicherten ein gefährliches Experiment unternommen. Alle diese und noch viele andere Bestimmungen involvieren eine schwere Schädigung oder mindestens die Gefahr einer Schädigung wohlerworbener Rechte der Versicherten.

Statutenänderungen müssen bei einer wechselseitigen Versicherungsgesellschaft besonders vorsichtig vorgenommen werden. Bei einer Actiengesellschaft sind die Interessenten eine kuetwiecende Menge; wenn heute eine Statutenänderung nicht die Billigung nicht findet, der kann morgen seine Actien verkaufen, und der Obligationenbesitzer wird noch überdies, wenn auch vielfach in ungenügender und zweckwidriger Weise, vor Rechtsverletzungen bewahrt. Anders die Theilnehmer der Versicherungsgesellschaften. Die sind für ihr ganzes Leben an die Gesellschaft gebunden. Die wichtigsten Interessen, die Existenz ihrer Familien hängt an dem Unternehmen. Und wenn es auch nicht möglich ist, zu statuieren, daß Aenderungen in den Statuten, welche einen Theil der Versicherungsverträge bilden, überhaupt nicht vorgenommen werden dürfen, so wird man doch zum mindesten verlangen müssen, daß nicht ohne Noth Statutenänderungen beschlossen werden und nicht solche, welche das Wesen der Anstalt ändern, wie es hier durch die Einführung der Volksversicherung geschieht und nicht solche, welche eine Beeinträchtigung der Rechte der Versicherten bilden, wie die Aufhebung der Unanfechtbarkeitsclausel und die Ertheilung des Rechts zu Aenderungen der allgemeinen Versicherungsbedingungen an die Direction. Zum mindesten aber muß man fordern, daß solche Beschlüsse nur in einer auf dem Wege breiterer Oeffentlichkeit informierten Versammlung gefaßt werden, und daß nicht in einer aus Strohmännern zusammengesetzten, vollständig uninformierten und an der Sache unintereffierten Versammlung die Rechte der abwesenden Interessenten geschmälert werden. Das geschah aber in der letzten Versammlung des „Zanus".

Die neuen Statuten und der Rechnungsabschluß, welche nach § 15 des Statuts den Theilnehmern an der Generalversammlung acht Tage vor der Versammlung auf Verlangen einzuhändigen sind, wurden den Betheiligten erst bei Eintritt in die Versammlung eingehändigt und nur denjenigen, die sehr energisch drängten, einen Tag vor der Versammlung. Die meisten Anwesenden waren also gezwungen, über die Statuten zu beschließen, ohne sie nur vorher gesehen zu haben. Nach § 25 des Statuts müssen den Mitgliedern, welche an der Generalversammlung theilnehmen wollen, während vierzehn Tagen vor der Versammlung Eintrittskarten ausgefolgt werden. Diese Karten wurden mehreren Betheiligten trotz wiederholter Reclamation verweigert und erst als die Scandal machten, im letzten Augenblick ausgefolgt. Während auf diese Weise vielleicht eine große Anzahl von Betheiligten, die nicht ihre Eintrittskarten erlangen wollten, um ihr Stimmrecht geschickt wurden, wurde andererseits der Saal mit Strohmännern gefüllt, die unser Beamte des „Zanus" sind. Das wurde schließlich sogar offenbar. Noch 5 Minuten vor Beginn der Sitzung konnten Karten nach Belieben angemeldet werden. Das Stimmrecht war nicht geprüft, so daß auch Nichtmitglieder, Beamten abwesen, welche hiezu einer Vollmacht bedurften, so daß Strohmänner mehr als sechs Stimmen vertraten. Das Recht, [illegible] Vollmacht [illegible] Mitglieder [illegible] Beamten des „Zanus" vertheilt wurde, die dann jeder zehn Stimmen vertraten — auch Baron Chlumecky vertrat solche zehn Stimmen. Die Männer hatten keine Ahnung, welche Frauen sie vertreten, auf den Legitimationen standen nicht einmal die Nummern der Polizzen und die Frauen hatten keine Ahnung, daß jemand, sowie worüber und wer für sie stimme. Der Director Dr. Ohnhäuser gab selbst zu, daß die Vollmachten jeder gesetzlichen Form entbehrten. Die von einem Mitglied verlangte, bei allen Versammlungen übliche Verification der Stimmlegitimationen wurde von dieser so zusammengesetzten Versammlung abgelehnt, natürlich, denn es hätte sich herausgestellt, daß neun Zehntel der Anwesenden kein Recht zur Anwesenheit hatten. So war die Versammlung zusammengesetzt.

Auf diese Weise wurden von hundertzwanzig Strohmännern die weitestgehenden Statutenänderungen beschlossen, während zehntausende von Interessenten nicht mitgestimmt haben, da sie gar nicht wußten, was in dieser Versammlung beschlossen werden sollte. Das Stimmrecht von tausenden Frauen wurde mißbraucht, um Beschlüsse, welche das Interesse eben dieser Frauen wie der anderen Versicherten verletzten, durchzudrücken.

Wie die Zusammensetzung, war auch der Verlauf. Trotz Protest wurden die erst in der Versammlung vertheilten Statuten en bloc, ohne Debatte, ohne vorgelesen zu werden, also ohne jede Kenntnisnahme, angenommen. Nach § 31 der Statuten geschieht die Abstimmung mittels Stimmzettel und nur wenn kein Mitglied dagegen Einspruch erhebt, darf der Vorsitzende eine andere Art der Abstimmung vornehmen lassen. Der alte Rechtsbeuger Chlumecky ließ trotz Protest durch Händeaufheben abstimmen. All diese Dinge geschahen, trotz dem energischen Proteste mehrerer Theilnehmer der Versammlung, welche schließlich, als Baron Chlumecky während der Generaldebatte den Antrag auf Schluß der Debatte und auf En bloc-Annahme der Statuten zur Abstimmung bringen und annehmen ließ, den Saal unter Protest verließen. Und all das geschah unter den Augen des Regierungsvertreters, und doch fand derselbe, wie erwähnt, keinen Anlaß zum Einschreiten. Es scheint, daß Regierungsvertreter bei uns keinen anderen Zweck haben, als durch ihre Anwesenheit und schweigende Zustimmung die gröbsten Rechtsverletzungen zu decken. Hoffentlich wird das Ministerium, dem der Protest vorliegt, den Fehler des Regierungsvertreters gutmachen. Das ist nöthig, um die Confiscation wichtiger Vermögensrechte der Versicherten des „Zanus" zu verhindern, das ist aber auch nöthig, damit der auf so viele Proben gestellte Glaube an die Redlichkeit und Unparteilichkeit der Verwaltungsbehörden in der Bevölkerung nicht wieder einen Stoß bekomme, damit das öffentliche Rechtsbewußtsein nicht wieder empfindlich verletzt werde.

Walther Federn.

Das neue Wien.

II. Stadtbahn und Wienfluß.*)

Von größter Bedeutung für die Neugestaltung Wiens war die Anregung jener Naturlinie, welche die südwestlichen Vororte und Bezirke bis zum Donaucanal und der Ringstraße durchzieht, nämlich des Wienflußes. Nachdem die Regulierung dieses unsäuberen Bächleinbettes lange Jahre hindurch ein Zank- und Spottthema abgegeben hatte, drängte die Nothwendigkeit neuer Verkehrsanlagen zu einer energischen Inangriffnahme dieser Frage.

Es stellte sich nämlich heraus, daß die Anlage einer Stadtbahn nicht ohne die gleichzeitige Durchführung weitgehender Regulierungsarbeiten möglich sei. Die Lage Wiens, das im Gegensatz zu anderen Großstädten Europas, wie London, Paris und Berlin, an einem Gebirgsabhange entstanden ist und mit einem großen Theil seiner Vororte in die Thäler desselben hineinreicht, bereitete hiebei so große Schwierigkeiten, daß Wien mit seinen Communicationsmitteln allmählich gegen jene anderen Großstädte im Rückstand geblieben war. Nach mehrfachen vorgeblichen Versuchen Projecte Pickering, Fogerty, Mauß & Cie. ergriff endlich die Regierung die Initiative zu einer Action großartigsten Stils, einer mit der Regulierung des Donaucanales und des Wienflußes zu verbindenden Neuschaffung von Verkehrsanlagen. Mit Erlaß vom 12. Juli 1892 wurde eine aus Vertretern des Staates, des Landes und der Stadt zusammengesetzte Commission berufen, welcher die Aufgabe zuteil, ein Stadtbahnnetz in einer Länge von 36 Kilometern herzustellen, den Donaucanal zu einem Handels- und Winterhafen zu verwandeln, die Wienflußregulierung bei vollkommener Einwölbung des Wienflusses vorzunehmen und den Bau von Sammelcanälen zu beiden Seiten des Donaucanals und des Wienflusses durchzuführen. Die Kosten, welche durch die Ausführung geboten würden, deren Lasten die drei genannten Factoren nach Verhältnis zu tragen haben, wurden mit [illegible] Millionen Gulden bestimmt. Für die Stadtbahn nahmen [illegible] Millionen [illegible] die Regulierung des Donaucanales [illegible] Millionen, für die Regulierung und die Sammelcanäle der Wien

20 Millionen, für die Sammelcanäle des Donaucanals 11 Millionen Gulden. Ein Concurs (vom 18. Jänner 1893) trug viel zur Klärung der Angelegenheit bei, das Hauptverdienst der definitiven Ausgestaltung gebürt aber Otto Wagner. Das bezügliche Project — wie es in gegenwärtig nahezu durchgeführter Art — führt die Stadtbahn in der ganzen Strecke, von Schönbrunn bis zum Donaucanal, im Untergrunde und gehuppelt mit dem regulierten Wienflusse; und auf der Einwölbung soll sich vom Stadtpark bis an das obere Ende von Schönbrunn ein großartiger Straßenzug erstrecken, für den der Name „Wienzeile“ oder „Wien-Boulevard“ vorgeschlagen ist.

Man hat traurige Witze darüber gemacht, daß nach erfolgter Einwölbung des Wienflusses „Wien ohne Wasser“ sein wird, und trop allem Hohn und Spott, der sich einst in die liebe, alte Wien mit ihrem guten, alle Canäle verschlingenden Magen ergoß, hat es doch an Vorwürfen gegen die posselose moderne Jugend nicht gefehlt, die mit ihren italienischen Hetzenschnechten das alte Landschaftsbild vernichtete. Die Wahrheit ist, um in der Manier des Wortspiels fortzufahren, daß durch das Opfer der Wien das Wien der Zukunft gerettet, geschert wurde. Indem man sich für die Anlage des Stadtbahnnetzes klugs des Wienthals und Donaucanals entschied, hatte man je mit einem Schlage alle Schwierigkeiten, welche Wiens coupiertes Terrain bot, überwunden. In den beiden Furchen, welche diese Wasseradern, von zwei weit voneinander entfernten Punkten der Umfassungslinie der Großstadt kommend, ziehen, und welche sich gerade derart vereinigen, daß sie das Verkehrscentrum derselben, die Innere Stadt, zum großen Theile eng umschließen, hatte man so geeignete natürliche Verkehrslinien gefunden, wie sie kaum irgend eine Stadt der Welt aufzuweisen hat.

Nun ist mit der gestern am 30. Juni erfolgten Eröffnung der unteren Wienthallinie und der Wiederaufnahme des Personenverkehres auf der Verbindungsbahn das Stadtbahnnetz — mit Ausnahme der Donaucanallinie — programmäßig vollendet. Während die am 9. Mai 1898 eröffnete Vorortelinie und die am 1. Juni 1898 dem öffentlichen Verkehr übergebene Gürtellinie von Hüttelsdorf nach Heiligenstadt mit dem Anschluß bis zum städtischen Lagerhaus im Prater bekanntlich zum größten Theile als Hochbahn erbaut wurden, hat man sich nach langem Schwanken des Laufes der Stadt im Wienthal für die Anlage der Tiefbahn entschieden. Sie läuft ebenso wie die Theilstrecke Ober-St. Veit—Meidling parallel zum regulierten Wienfluß, von dessen Bett durch eine Mauer getrennt, bis zur Haltestelle Stadtpark, unterfährt dann in schiefer Richtung den Kinderpark und mundet nächst der Ueberfetzung des Hauptzollamtsbahnhofes im Zuge der Ungargasse in letzteren. Die Verbindung zum Praterstern erfolgt mittelst der alten Verbindungsbahn. Eine genauere Aufzählung der neu entstandenen Verkehrsvergerverbindungen kann man sich wohl ersparen, bei der zahlreiche Zeitungsartikel und Broschüren dem Publicum alles zur Benützung der neuen Stadtbahnlinie Nöthige mitgetheilt haben. Daß die Eröffnung derselben hauptsächlich auf die Verkehrs- und Wohnverhältnisse der „Innern Stadt“ von Bedeutung ist, während die Gürtel- und Vorortelinie mehr den Bewohnern der westlichen Bezirke und Vororte zugute kamen, darüber leichet ein Blick auf die Karte.

Wichtiger erscheint eine Zusammenstellung der, zum Theil durchgeführten, Projecte, welche auf die bauliche Entwickelung der von den Stadtbahn- und Regulierungsanlagen durchzogenen, zum Theil ganz neu erschenden Stadttheile von Einfluß sind. Bekanntlich ist die Ausgestaltung der Bahn- und Regulierungsbauten in ästhetisch-künstlerischer Hinsicht bei uns von Anfang an mit großer Sorgfalt behandelt worden; ein sehr großes Verdienst, wenn man bedenkt, daß z. B. die nach dem Entwurfe von Erth mit einem Kostenaufwande von 75 Millionen Mark errichtete Stadtbahn in Berlin, die durch ihre Leistungsfähigkeit allenthalben als Muster gedient hat, durch ihre abscheulichen Viaducte die schönsten Straßen und Parkanlagen verschandelt. Um für die Neuanlagen eine künstlerisch reife Erscheinung zu sichern, beschloß 1894 der damalige Vorsitzende der Verkehrscommission, Handelsminister Graf Wurmbrand, ein Mitglied der Genossenschaft der bildenden Künstler Wiens als künstlerischen Beirath der Commission für Verkehrsanlagen heranzuziehen. Von der Genossenschaft wurde auf Grund einstimmiger Wahl der k. k. Oberbaurath und Akademie-Professor Otto Wagner in Vorschlag gebracht, dem die Verfassung der Entwürfe für die architektonische Ausstattung der Bahnobjecte sammt allen Linien oblag. Welche Bedeutung diesen vielgerühmten Bauten in der Geschichte unserer Architekturentwicklung zukommt, soll später im Zusammenhang entwickelt werden. Hier kann nur von der baulichen Entwicklung auf einem engeren Gebiete die Rede sein: nämlich von der technischen Anlagen. Auch diese treten so bedeutend in die Erscheinung, daß die Ausführung durch einen künstlerisch hervorragenden Architekten überhaupt erschien, und so wurde von der Gemeindevertretung Ritter Karl Freiherr Hammer berufen, der seine Aufgabe mit seinem künstlerischen Verständnis und großem Können in Angriff nahm, wobei er von dem obengenannten künstlerischen Beirath der Commission für Verkehrsanlagen die vielseitigste Anregung und kräftige Unterstützung fand. Große Sorgfalt wurde hierbei zunächst den projectierten Straßenüberführungen über den regulierten Wienfluß zugewendet werden. Es wurden nämlich, mit Rücksicht auf den hier projectierten Boulevard, vom Schikanedersteg flußaufwärts bis nach Hetzing, (mit einer einzigen Ausnahme) sämmtliche Eisenne Brücken entfernt und an derselben Stelle der Fluß in entsprechender Breite eingewölbt, so daß bei einer späteren vollständigen Einwölbung an diese Fragmente angebunden werden kann. Für die erste Brücke bei Hetzing hatte Kriegshammer bereits einen Entwurf fertiggestellt, der einen monumentalen, wirkungsvollen Abschluß der Bauten gibt. Leider machte ein frühzeitiger Tod dem tüchtigen Künstler die Vollendung seiner Arbeiten unmöglich. Um die große Aufgabe, im Anschluß an die hinterlassenen Pläne, zu Ende zu führen, ist zu wünschen, daß Professor Friedrich Ohmann von der Kunstgewerbeschule in Prag nach Wien berufen werden. Es sei an dieser Stelle der fromme Wunsch ausgesprochen, daß die Hausherren jener Gegend und die von ihnen mit der Ausführung der Neubauten betrauten Architekten den großen Hoffnungen, die man auf den „Wien-Boulevard“ setzt, gerecht werden und der von bedeutenden Künstlern aufgewendeten Mühe sich würdig erweisen mögen. Nur dann können die Worte Wagners ein der Erläuterungsschrift seines Projectes) in Erfüllung gehen: „Ich hatte dabei, daß eine solche Durchführung des Straßenzuges, welcher durch seine Zweitheilung eine gewisse Aehnlichkeit mit den „Linden“ Berlins haben wird und als Radialstraße die belebtesten Theile Wiens verbindet, eine der schönsten und kurzweiligsten Promenaden der Residenz abgibt, sehr günstige Niveauverhältnisse aufweist, Verkehr und Geschäftsentwickelung an sich ziehen wird, gewiß eine ganz neuartige Zierde unserer Stadt bilden dürfte.

Ueber die künstliche Ausgestaltung des oberen Theiles; complicierter und weniger einwandfrei sind die Projecte für den unteren Theil.

Das Wienthal von der früheren Elisabethbrücke bis zum österreichischen Museum hinunter hat einstmals zu den reizvollsten landschaftlichen Partien Wiens gehört. Uralte, reichbelaubte Bäume, deren manchen der Pinsel Rudolf Alt verewigt hat, wölbten sich von den dichtbewachsenen Böschungen über das Wassergerinne hinab. An vielen Stellen gab es herrliche Durchblicke auf alte Plätze und Gebäude, wie die Karlskirche oder das Belvedere Schwarzenberg. Von diesen jetzt verschwundenen Schönheiten hat unter anderen Hlavacek einige prächtige Bedouten festgehalten. Ob es nicht möglich gewesen wäre, diese von der Natur dargebotenen Reize in das neue Bild der regulierten Anlagen miteinzubeziehen? Daß durch die Eröffnung großer Verkehrszüge hie und da ein trauter Winkel fallen muß, ist wohl selbstverständlich, und eine neue, reine, praktische Anlage mit bedeutenden Perspectiven wird bald die sentimentalen Leute zum Schweigen bringen, die wegen jedes cassierten Schmutzwinkels, weil er „malerisch“ war, ein großes Geschrei erheben. Das Höchste an Pietät hat wohl jener Kunsthistoriker erreicht, der den bekannten Ausspruch that: „Man hätte anno 1859, beim Beginne der Stadterweiterung Neu-Wien auf der Simmeringer Heide anlegen sollen, damit Alt-Wien ein Museum der Vergangenheit bleibe.“. Aber wenn man auch im Prinzip einverstanden ist, daß der auf veränderte Basis zu stellenden Weiterentwickelung unserer Stadt manches Liebgewordene zum Opfer gebracht werden muß, über den Verlust thatsächlich unersetzlicher, charakteristischer Scenerien kann man sich nur schwer trösten. Das alljuradicale Vorgehen in der Ausgestaltung dieser durch keine geschichte Bestimmung geschützten landschaftlichen Partien steht in charakteristischem Gegensatz zu der hier schon gerügten Saumseligkeit und Feigheit der Behörden in Sachen des Enteignungsgesetzes. Je mehr die Reorganisation Wiens an anderen Stellen gehemmt war, mit umso größerem Eifer, scheint es, haben sich die Herren auf jenes Object Thal, das eine ebenswiel zur Verschönerung der Stadt beigetragen hat, wie der weithin sichtbare Rathlenberg, oder der benachbarte Pretter.

Die Zither ist entzwei, an der ist nichts zu halten. Für den Verlust muß uns die Sorglust entschädigen, mit der die Neuanlagen und die Angliederung der einst vernachlässigten Monumentalplätze vor der Markthalle und dem Schwarzenbergplatz durchgeführt werden. Die endgiltige Feststellung des Zukunftsbildes steht noch aus. Es sind hier sehr viele technische, ästhetische und finanzielle Momente zu erledigen. Schwierigkeiten, Mißstände, Mißverständnisse in schwerer Menge wurden den Projecten in die Wege gelegt. Der Nachsatz wird — in seiner Ausdehnung von circa 7000 Quadratmetern sich von der früheren Lothringerstraße bis zur Taubstund von den Biedermeier Häuserfronte der Prinz zu prachtvollen Nachmals bis zu einem vom Wasserbeingebäude gegen die Kirche hin projectierten Häuserblock hinziehen. Dieser Plan, der einst von der Tiefe des Seeeinwurzelgebäudes oder vom Ende der Naturterrasse am besten zu überblicken sein wird und eine noch zu erschaffende architektonische Umrahmung erhält, soll mit einer naturwüchsigen Partanlage geschmückt werden. Die von wichtigen neuen Verkehrsstraßen durchschnitten sein wird. An der Verlängerung der Akademiestraße zu Alleegang, hinaber wird eine gewisse Verbindung mit den noch üblen Wahnbeiten geschaffen sein, von der Kirche wird durch das Zinshaus-Palais Hansen die ehemalige Gumpendorferstraße eine neue Zierde

Digitized by Google

durchgeschlagen. Die Lothringerstraße ist für den Verkehr mit leichtem Fuhrwerk bestimmt, längs der Boulevard-Anlage wird eine elektrische Straßenbahn laufen; jenseits des Einschnittes der Stadtbahn, der mit Ballustraden umgeben und durch die einst auf der Elisabethbrücke postierten Figuren geschmückt wird, soll die Lastenstraße den Platz durchqueren. Weiterhin erscheint an den Wien-Boulevard angeschlossen: der äußere Schwarzenbergplatz, das Olympion und der Beethovenplatz.

An der Johannesgasse endlich — wo die Wien die Einwölbung verläßt, um längs des Stadtparkes als offenes Gerinne zwischen künstlerisch durchgebildeten Ufermauern zu erscheinen — ist als Abschluß des großen Wien-Boulevards eine monumentale Anlage von bedeutender architektonischer Wirkung geplant. Von einer im Segmentbogen sich hinziehenden, mit Denkmälern und Springbrunnen gezierten, von dem Stationsgebäude Johannesgasse und einem correspondierenden Kiosk flankierten Gruppe von Pergolen werden Treppen zu den längs des Stadtparkes in halber Uferhöhe angelegenden Wandelerallen hinabführen. Inmitten derselben ist über der Einwölbungsöffnung des Flusses eine überdallende Cascade wirkungsvoll angebracht, welche vom Hochstrahlbrunnen mittels einer Zuleitung gespeist wird. In den einzelnen Nischen der Quaimauern werden Figuren oder sonstiger plastischer Schmuck stehen. Auf dem Flusse, der mittels umklappbarer Stauwehren immer wasserreich erhalten werden kann, wird man im Sommer kahnfahren, im Winter schlittschuhlaufen, kurz es dürfte sich hier eine elegante moderne Promenaden- und Erholungsstätte für die zukünftigen Wiener ergeben. Der Zwickel, der durch Verlegung des Flußbettes gegen die Landstraße zu gewonnen wurde, ist zur Vergrößerung des Stadtparkes bestimmt.

Eine ebensolche Vergrößerung erfährt das Parkrevier hinter dem Stubenring-Museum; hier sollen Ateliers angelegt werden. Der benachbarte Rayon ist bereits seit Anfang April regulliert und bietet einen überraschenden, imposanten Anblick. Hinter der Stubenbrücke ist eine neue Fahrstraße angeschüttet worden, die in ungefähr gleichem Niveau mit der Rimstraße zur Landstraßer Hauptstraße führt. Daggen ist der Bindauer der Verbindungsbahn demoliert und diese tiefer gelegt worden. Ueber diese Trasse und die durch eine Mauer geschiedene, beim Hauptzollamte einmündende Wienthallinie führt jetzt eine mächtige Brücke, von der aus man einen ganz neuartigen, prächtigen Ausblick über die Bahnanlage in der Tiefe und zurück gegen die Ringstraße genießt. Ferner sieht man rechts und links in einiger Entfernung neue Brücken, deren eine in der Verlängerung der Ungargasse schon dem Verkehr übergeben ist, eine andere in der Verlängerung der Marxergasse bald fertiggestellt sein wird. So hat man jetzt drei schöne neue Verbindungen der Innern Stadt mit dem Bezirke Landstraße an Stelle der früheren unter dem Viadukt durch schmutzige Plätze mit Kaffeehäusereien führende Wege.

Dr. Ludwig Abels.

Ellen Keys Gedankenbilder.

Wie viel und wie tiefe Wahrheit auch in Lichtenbergs weisen Worten über ein gutes Buch liegen mag, daß es die Augen klüger und die Einsichtigen noch einsichtiger macht, während die Uebrigen unverändert bleiben — so gelten sie wohl doch, was den Inhalt von den „Uebrigen" betrifft, eigentlich bloß von den leichtsinnigen und eiteren Lesern, die subjectiven Dichtergedanken. Sie gelten in ihrer vollen Tragweite von Büchern wie „Das Tagebuch des Verführers", „Der Verfall der Lüge" oder „Le Trésor des Humbles", ja auch von einem Buche wie „Neubrandt als Erzieher", obschon diese Brochüre leider ein großeres Plus zu der Einfalt der Einfältigen als zu der Klugheit der Klugen beigetragen zu haben scheint. Aber sie gelten nicht von einem Buche wie Ellen Keys „Gedankenbilder"[1]. Dieses Wort gleicht einem See, in den eine Wehrzahl der ausklingenden und lebendigsten geistigen Ströme, die unsere Zeit beeinst, münden. Und ein solches Buch be sitzt gerade den geistigen Stimulus, der die Klugen klüger macht, auch wo es sie nichts völlig Neues lehrt; es macht auch die Einfältigen noch einfältiger, denn es lehrt sie, und die gereinte Einfalt ist einfältiger als die rohe. Aber es heißt „die Uebrigen" nicht unverändert. Die Uebrigen, das ist die geringe Mittelmäßige, und wenn irgend welche Bücher von diesen haben können, so müssen es gerade solche Bücher sein, wie dieses.

Gedankenbilder, das sind Gedankenfaden und Lebensbetrachtungen, an einem Gewebe verwoben. Meine Form kann der Persönlichkeit dieser passen, als diese: ihr Gedanke zieht niemals zu Felde ohne seinen Knappen, die Phantasie, als Waffenträger, und wenn der Knappe zuweilen seinen Herrn auf falsche Spur leitet, so lehrt er ihn auch oft klüger an seinen Weiten. Denn niemand wird Denker, ohne zuerst Beobachter zu sein; aber die Beobachtung ist, dass das Beobachten, ist Beobachten, Phantasie erheischt. Jeder Maler weiß das. Ein vom einfachen Beobachten sich in einer Landschaft, einem Antlitz, einem Kunstwerk nur das, was andere ihm gelehrt haben zu sehen — aber besitzt er Phantasie, dann entdeckt er hier neue Schönheiten und dort neue Eigenthümlichkeiten. Anderseits ist Ellen Keys Phantasie gerade von der organisch erwachsenen — und organisch wachsenden — Art, die nur selten ihren Standort in der terra firma der Logik aufgibt.

Der Inhalt der „Gedankenbilder" ist von der Verfasserin in fünf Hauptgruppen gegliedert worden: Die Frau, Lebensbetrachtungen, Individualität, Patriotismus, Die Evolution der Seele.

Wir wissen alle, was Ellen Key den schwedischen Frauen gelegt hat und noch immer legt, und wissen, wenn diese Erzieherin sie im Laufe der Jahre geworden, ebenso sehr durch ihr reiches und rastloses Temperament, durch die Reinheit und Intensität ihres Wollens, wie durch ihre vielseitige Berührung mit den Culturströmungen der großen Länder. Die Aufsätze, die hier in der Abtheilung „Die Frau" vereinigt wurden, stammen aus verschiedenen Zeitpunkten und legen durch ihre Datierung die Folgerichtigkeit sowohl wie die Unabhängigkeit der Entwickelung dar, die die Verfasserin durchgemacht hat. Das Resultat, zu dem sie gelangt, findet vielleicht seinen klarsten und stärksten Ausdruck in den mit flammender Ueberzeugung geschriebenen Seiten, die die Ueberschrift „Weiblichte Sittlichkeit" tragen. Ein Missionär tauste einmal einen ganzen neubekehrten Negerstamm mit einer Feuerspritze. Ich weiß für den Augenblick keinen frommeren Wunsch auszusprechen, als den, daß der genannte Aufsatz die Feuerspritze werde, durch die die unsere Frauen en masse ein Bad zur Wiedergeburt empfingen.

Lebensbedeutsame heißt die zweite Gruppe. Sie enthält — in den zwei Artikeln „Culturerziehung", „Stile" und „Schönheit" — das ganze ästhetische Glaubensbekenntnis der Verfasserin, so wie die dritte, „Individualität", ihre Ethik zusammenfaßt. Aber ihr ästhetisches und ihr ethisches Programm bilden zusammen ihre Religion, in dem Sinne, in dem sie selbst dieses Wort nimmt: „Religion", schreibt Ellen Key, „ist all das, was unser Herz erweitern und erheben kann." Eigentlich ist diese Art Terminologie fragwürdig. Sie bildet eine Verdrehung des geltenden Sprachgebrauchs, die vielleicht ihren gelegentlichen praktischen Nutzen haben kann, wenn es gilt, unter schwachen Seelen für die neuen Ideale zu missionieren; aber ich glaube, daß man auf diesen Wege mehr scheinbare als wirkliche Siege gewinnt. Der, welcher einmal durch seine individuelle Entwickelung weit von all dem fortgeführt worden ist, was wir von unserer Kinderlehre her gewohnt sind, unter dem Namen Religion zu verstehen, sollte auch auf das Wort verzichten können. Aber es gibt eben große, starke Menschen, die vielleicht mit Leichtigkeit aus einem wirklichen Gefängnis mit Schloß und Riegel ausbrechen würden, aber die vor einem Netze, einer Formel, sich ebenso gefangen fühlen, wie eine Henne in einem Kreidezirkel — Menschen, die den Glauben, den man sie in der Schule lehrte, wohl bis ins Unendliche verdünnen und modificieren und nach allen Bequemlichkeiten der Jetztzeit einrichten können, aber denen gleichwohl an dem Tage übel zu Muthe würde, an dem sie nicht länger etwas besäßen, dem sie den Namen Religion geben könnten. Solche Menschen scheinen da zu sein, um den Unterschied zwischen dem moralischen Muth zu illustrieren, den sie besitzen, und dem intellectuellen Muth, der ihnen fehlt. Ellen Key ist zum Heil sich weit davon entfernt, zu ihnen zu gehören, das hat sie oft gezeigt; denn intellectueller Muth ist der Muth, solche Gedanken zu denken, die zu sagen es moralischen Muthes bedarf, und solche hat sie viele gedacht. Aber in ihrer perversen Schwärmerei, ihre Ideale der Menge fassbar zu machen, geht sie zuweilen weit die Missionäre in China zu Werke, die Christus mit geschlitzten Augen und Haarzopf darstellen. So zum Beispiel, wenn sie über Nietzsche, ich weiß nicht auch welchen Biographen, das Urtheil eitiert, daß die Ethik des Christenthums in ihm zur zweiten Natur geworden war." Möge die Verfasserin mir verzeihen, wenn ich bei diesen Worten — die mich ihre eigenen sind, aber nur die sie in einer schwachen Stunde die Verantwortung auf sich genommen einem Augenblick an das denken mußte, was Bilder über das Aergerliche von billigen Ausgaben großer Autoren sagt. Wohl sind sich auch bei Nietzsche viel Mensch-liches-Allzumenschliches; aber je simpel und widerverschossen war doch sein Charakter nicht, dass die Kluft, die zu bekleiden seines Lebens Parbos war, in ihm zur zweiten Natur geworden sein sollte!

Es ist Ellen Keys große Leidenschaft, der Welt jene Liebe aufzuzwingen zu wollen, die sie selbst durchfühlt. Wenn diese Leidenschaft um ihr weniger stark wäre, hätte sie gewiß auf eine an sich so bedeutungslosen Angriffe, wie der Nietzsche zu popularisieren, reflectiert, und vielleicht wäre es so besser gewesen. Denn wenn es sich um eine Wahrheit wie diese handelt, finde ich es weniger ansichten, dass die Menge sich an Unvergnügtheiten hasst, als dass sie ihn so unbeweistet, dass sie Gefallen an ihm findet.

Aber ich habe mich schon zu lange bei dem aufgehalten, was mir eine Verschwommenheit in der Terminologie der Verfasserin scheint, eine vorübergehende Schlaffheit in ihrer Logik oder Parler. Der Reichthum, das ethische und ästhetische Programm, welche sie mit einer so bewundernswerten Entschiedenheit des Willens und einer so stilvollen

[1] Gedankenbilder. Von Ellen Key. Berlin, Fischer.

Anmuth des Vortrags kämpft, hat wirklich keinen schwereren Fehler, als den, dass sie ihm den Namen Religion gibt. Die Schönheit soll hinaus ins Leben geführt werden; sie soll sich von einer Luxusware — dem Luxus, an den man zu allerletzt denkt — in ein wirkliches, lebendiges Lebensbedürfnis verwandeln: dies ist die Hauptsumme des ästhetischen Programms der Verfasserin. Freilich geht diese Forderung noch nicht weit genug. Die Gräßlichkeiten, die unter dem Namen Tapeten unsere Wände bekleiden, die Gipskuchen und Schabloneumalereien, die unsere Plafonds dekorieren, können nicht aus einem blogen Freude der Schönheitsscheuklappen erklärt werden. Sie könnten dann niemals so positiv häßlich sein. Nein, alles in ihnen verräth ihre Herkunft aus einem in den weitesten Schichten des Volkes verbreiteten Schönheitsbedürfnisse, das aber den Fehler hat, das des Wilden zu sein, nicht das des Kulturmenschen. Auf die Verödung und Verseinerung des Schönheitstriebes zielt auch Ellen Key zunächst in dem Artikel „Kulturverödung" hin — seine Steigerung folgt dann schon von selbst. Im romanischen Stamme ist dieser individuelle Schönheitstrieb schwächer, und das ist es gerade, was diesen Völkern ihren „Stil" schenkt. Man kann dort sein Haus nach demselben Modell wie das des Nachbars, und die Gasse gewinnt dadurch den einheitlichen Stil, den die Stockholmerstraße in so hohem Maße entbehrt. Auf unseren Gassen schreien die Häuser um die Wette, als ob es ihre Aufgabe wäre, einander zu überstimmen — welches Concert! Bis auf einige wenige Ausnahmen weteieren sie in Lächerlichkeit, in bizarrer Haltlosigkeit und drohen gerade dadurch ihren Eindruck aus dem individuellen, allerdings auch wilden Schönheitstrieb, den ein germanischer Grundzug ist. Dieser Schönheitstrieb ist es, den man verfeinern muss, ohne ihn deshalb zu nivellieren.

Nivellierung, das ist es, was Ellen Key am meisten haßt, auf ethischem Gebiet noch mehr als in der Welt des Schönen. Und darum ist ihr die Ethik des Christenthums zu enge geworden: weil sie die Todsünde der individuellen Erhebung als die höchste Tugend preist. Die Entwicklung zieht auf Mannigfaltigkeit und Ungleichheit, nicht auf Einfalt und Gleichheit. Mit Klarheit und Stärke und mit im besten Sinne bestechender Beredsamkeit erzählt sie in den vier Aufsätzen der Gruppe „Individualität" von der neuen Moral, an die sie glaubt, und von der sie hofft, das sie als Sieger aus dem Ringen zwischen den Ideen der Selbstaufopferung und der Selbstbehauptung hervorgehen wird, zwischen Christus und Nietzsche. Und mit dem Aufsatze „Die Freiheit der Persönlichkeit", in dem die Verfasserin das Beste ihres Denkens und Glaubens auf diesem Felde niedergelegt hat, schließt die erste Hälfte. Die zweite handelt vom Patriotismus und von der Evolution der Seele. Es finden sich viele goldene Worte in dem, was Ellen Key von der Vaterlandsliebe sagt, vor allem in dem offenen Brief an Werner von Heidenstam. Goldene Worte gerade jetzt, wo die nationalen Bestrebungen fast überall in der Welt offener denn je darauf hinarbeiten, die schlimmsten Instinkte der Völker zu tiseln. Für Ellen Key ist die Vaterlandsliebe ein Stadium unter vielen anderen in der Entwicklung des Menschengeschlechts, und sie sühlt kein Verlangen, diesen gegen zurückzulosen, die schon daran vorbeigekommen sind. Aber die, welche noch um den Meilenstein gejammelt stehen, der dieses Stadium bezeichnet, will sie gerne lehren, dass der Patriotismus eher Erziehung heißt, als Weckung — dass rs seine Qualität ist, die der Verbesserung und Verfeinerung bedarf, nicht seine Quantität, die vermehrt werden muss. Und wenn ihre einsame Stimme sich in dieser Zeit durch den Lärm der Tagespolitik Gehör verschaffen könnte, dann würde sie die Nation lehren, „klotz genug zu sein, lieber wirkliche als scheinbare Größe zu wollen, aber vor allem ritterlich genug, die Individualität eines anderen Volkes und sein Recht, seine Ideale zu verwirklichen, zu respectieren."

Die letzte Abtheilung des großen Werkes ist die von der Evolution der Seele. Wenn man einen Menschen wegen Reflexionssinns tadelt — eine Invective, die bei aller Halbbildung beliebt ist — sinzt man sich dabei selten auf die Beschuldigung, dass er wie der Junge des Schmieds denkt, der verlehrt dachte, sondern schlecht und recht auf die Verschuldigung, dass er überhaupt denkt. Was kann der Grund dieser unsinnigen Antipathie sein, die die Menge immer gegen den Gedanken empfindet? Die Menge stellt sich vor, dass das Denken und die Menschenseele immer ärmer und leerer an Inhalt werden muss, je mehr sie von der Reflexion durchpflügt wird. Sie denkt sich die Menschenseele als einen Cubus mit einem gewissen gegebenen Inhalt: einen Cubus, auf dem man ein Stück Bewusstsein und ein Stück Unbewusstsein abgegrenzt hat, so dass je tiefer der Strich des Bewusstseins herabrückt, desto mehr man am Unbewusstsein und Unmittelbarkeit verliert und umg. Aber das ist nicht so: „Die Seele ist im Gegentheile eine Ebene, die sich vertieft, wenn sie bearbeitet wird!" Dieses Bild trifft sicher und tief. Ellen Key hat damit vorausschaulich, was sie sich unter der Formel „Die Evolution der Seele" denkt, und zugleich die Kindlichkeit der Befürchtungen und Zweifel gezeigt, die sich gegen diese Ideen richten. Und dennoch, wenn die Verfasserin sich dann in Träumen von einer Zukunft ergeht, wo jeder Redner Shakespeares Dramen und Wagners Musik genießen können wird, da in der Unterzeichnete, wie er fürchtet, zu wenig Glaubensmensch, um ihr weiter mit ungemischter Andacht folgen zu können. Nicht in dem Sinne, dass ich die Möglichkeit einer solchen Zukunftsperspective bezweifelte; aber sie bringt mir eine Stimmung von sadem, ein bischen tächerlichem Glück, die ich von jenen Stunden her kenne, wo ich noch in Träumen meiner eigenen Zukunft versunken saß und mir in der Phantasie so breite Scheiben von dem Stullen des Glückes vorschnitt, dass ich am Schluss gar nichts mehr zu ersehnen übrig hatte.

Aber vielleicht bin ich es jetzt meinerseits, der sich das Glück als einen Cubus gedacht hat, anstatt als eine Ebene.

Man hat, wenn man dieses Werk zu Ende gelesen, das Gefühl, das unsere Literatur ohne daßelbe wesentlich ärmer sein würde, das seine Verfasserin eine geistige Kraft ist, une grande semeuse, die wir nicht entbehren könnten. Und je tiefer man in ihre Gedanken und ihr Werk eindringt, desto klarer steht sie vor dem Leser als eine jener seltgewordenen, seingeschlissenen Persönlichkeiten, „bei denen man kaum von Fehlern sprechen will, nur von Grenzen."

Stockholm. **Hjalmar Söderberg.**

Zur Geschichte der Hofoper.

Historische Erinnerungen aus der Vergangenheit der Heimat haben immer die eigenthümliche Wirkung, dass sie den Glanz der Zeit erhöhen, aus der sie entstammen, und um die Städtebilder vergangener Tage einen romantischen Zauber weben, den die damalige Bevölkerung wahrscheinlich viel weniger empfunden hat als wir. Die engen Straßen sehen so heimlich aus im Bilde, die kleinen Stuben muthen uns so traulich an beim schlechten Licht, dass sie erleuchtet, und das ganze verzwickte Winkelwerk der alten Bauart bietet unserer Phantasie so manches stille Plätzchen, an dem sich sellig träumen lässt. Da wir aber in der Regel von der Phantasie nicht allein leben, und das wirkliche Leben meist ganz andere Saiten unseres Geistes entwickelt, so dürften unsere Vorfahren, die in den alten Gebäuden gehaust, sich darin kaum glücklicher befunden haben als wir in unseren Zinskasernen. Denn wie viele Wesen das alte Wiener Haus zusammengepferch, wie sie sich dort in den wichtigsten Verrichtungen des täglichen Lebens beständig gestört, wie sie sich's andequem gemacht haben, wie sie das Licht der Sonne entbehrt und alle die miserablen Düfte in vollen Zügen genossen und darunter gelitten haben, davon schweigt das Bild.

Wer weiß, ob die kleinen Hütten und Bathhäuser, in denen die Komödianten am Mehlmarkt, Petersplatz und Judenplatz ihre Vorstellungen gaben, wo der Hanswurst seine Späße trieb, und manche empfindsame Seele durch den unlgären Ton verdorben wurde, wer weiß, ob sie noch heute ein so dankbares Publicum fänden? Im Bilde haben heute selbst diese Scenen einen poetischen Reiz. Wir vergessen ja dabei, dass sie auch den Einzug der ehleren Kunst zurückgehalten haben und unsere Ansprüche wie unser Können gewaltsam auf einer tiefen Stufe niederhielten. Verhältnismäßig spät hat Wien sein Theater (an Stelle des nachmaligen Kärntnerthor-Theaters) bekommen (1708), und da ließ der Magistrat vorerst nur welsche Komödianten spielen, die damals allerdings ein größerer Theil des Publicums verstanden haben mag. War doch das Hofcerremoniell ipanisch, die Sprache der feinen Gesellschaft französisch, die der Minister italienisch, während der Wiener Dialect nur „für's Gewöhnliche" benützt wurde, und das classische Hochdeutsch nur selten zu hören war.

Doch auch die „welschen Komödianten" konnten sich in dem noblen Theater nicht lange halten. Ihr Directer Conte Perotti trat schon 1710 zurück, und sein Nachfolger Stranitzky brachte seine ganze „deutsche Komödiantenbande" mit dem Hanswurst an der Spitze in das neue Haus. Von hier war der lustige Geselle nicht so leicht zu vertreiben, sein Unwesen cultivrach offenbar der conzentalen Empfindung des Wiener Publicums. Schon der bloße Titel der Stücke konzeichnet mit seinem halsbrecherischen Stil und dem langathmigen Ausschwoll den Geist der Komödie, die zu bennunte. Ich wähle eines der Stücke: „Der betrogene Ehemann, oder Hanswurst, der listsame und lächerliche Zungfernzwinger, einzältige Schildwacht, a la modischer Knecht, beständiger Liebhaber, prahlender Duellant, durchtreibender Kuppler, und großmüthiger Erretter seines Herrn." Ein anderer Titel lautete: „Der Tempel Dianae oder Spiegel wahrer und teuer Freundschaft, mit Hanswurst, dem ziehe nbel gelagten Zungfernllen von zwei alten Weibern." Das waren die Genüsse unserer der glorreichen Theresianischen Zeit, die den Wienern so viele vergnügte Abende, dem Leiter selbst so große Cassenerfolge verschafften. Er hatte eben seine Unternehmung auf den sichersten Fels gebaut, der dafür zu finden war, auf die große Macht, gegen die selbst die alten Götter vergebens anzukämpfen suchten — auf die menschliche Dummheit. Zu diesem Felsen fand er in der Umgebung des Wohnhauses das reichste geologische Material. Es konnte es sich denn im Grunde nicht einer innigen Befriedigung, begleiten von den Zeugenwandlungen eines gemeinwohlen Publicums

Digitized by Google

1725 als Darsteller zurückziehen. Auf offener Bühne übergab er die historische Pritsche des Hanswurst seinem Nachfolger Prehauser. Durchdrungen von der Bedeutung des großen Augenblickes, und gedrückt von der Ueberzahl des Glückes, das ihm eine so hervorragende Rolle übertrug, sank Prehauser in die Knie und mit flehendem Blick sprach er zu dem gerührten Publicum die Worte: „Ich bitte Sie um Gotteswillen, meine Herren, lachen Sie über mich.“*)

Noch zwei Jahre dauerte die Regierung Stranitzkys, während nach seinem Tode seine Witwe Monica, „sub nomine comico Hanswurstin“, das Geschäft im Geiste ihres seligen Herrn Gemahls weiterführte. Vereinzelte Versuche, wirkliche Stücke aufzuführen, fielen bedeutungslos ab, der Hanswurst regierte unter allen Directionen, bis Maria Theresia die alten Privilegien ablöste und den Magistrat mit einem neuen Privilegium betraute. Man machte verzweifelte Anstrengungen, das künstlerische Niveau der Bühne zu heben. Umsonst. Erst ein Elementarereignis machte der Herrschaft des Bloßsinns für den Moment ein Ende. Am 3. November 1761 wurde ein Spectakelstück „Don Juan oder der steinerne Gast“ aufgeführt. „Durch den Feuerschlund, in welchen am Schlusse Don Juan gestürzt wird, entstand eine Feuersbrunst, welche das Theater in Schutt verwandelte.“ Aber schon nach zwei Jahren (9. Juli 1763) erstand das neue Haus wieder, und in ihm stiegen alle die alten Gestalten wieder empor, die bisher das Herz der Wiener so innig erfreut hatten. Ja, es gab noch einen Narren mehr: neben dem Hanswurst schuf der Schauspieler Gottlieb den „Jaderl“.

In diesen nunmehr verdoppelten Freudenlaumel der Wiener brachte erst der Geist Kaiser Josefs II. 1776 einen ernsten Misston. Er wollte ein deutsches Schauspiel und eine deutsche Oper haben. Die Fortschritte, die beide Kunstgattungen in anderen Ländern gemacht hatten, konnten in Wien nicht unberücksichtigt bleiben. Glucks Opern kannte auf das Repertoire, Süßmayer und Dittersdorf componierten leichtere Operetten, und Salieri wurde sogar braufrugt, ein deutsches Singspiel zu componieren. Aber an einen eigentlichen Erfolg der deutschen Kunst war noch lange nicht zu denken, trotzdem sich Sonnenfels für Gluck und Josef selbst für Mozart eingesetzt hatte, der in des Kaisers Auftrag die „Entführung aus dem Serail“ componierte. Salieri, der sich bereits zum musikalischen Localpatt emporgeschwungen hatte, wie es heeren in Wien immer welche gegeben hat, tränkte Mozarts Couverture und wußte es sogar durchzusetzen, daß dessen „Figaro“ möglichst bald vom Repertoire verschwand. So wenig beriedigend auch diese Wiener Zeit für Mozart sein konnte, so glänzend waren seine Prager Erfolge, die er mit „Figaro“ und „Don Juan“ errang. Prag hat damals den guten musikalischen Ruf Oesterreichs geerttet, den der musikalische Unverstand Wiens beinahe für alle Zeiten verdorben hätte und zum Theil ja auch wirklich verdorben hat. Kaiser Josef selbst sagte von „Don Juan“, er fürchte, das sei „keine Speise für seine Wiener“. Wäre damals nicht das Theater an der Wien gewesen, die „Zauberflöte“ hätte wahrscheinlich niemals das Licht der Welt erblickt. Und auch sie hatte ursprünglich den Erfolg mehr den Späßen Schikaneders zu verdanken, mit denen er im Geiste des seligen Hanswurst das erhabene Werk unnöthigerweise in eine niedere Sphäre herabsetzte.

Mit der Zeit zog auch in Wien ein neuer Geist ein. Cherubinis und Boieldieus Opern wurden in das Repertoir aufgenommen. Doch ihr Triumph dauerte nur kurze Zeit. Beethoven wurde zwar chrfurchtsvoll angehaunt, aber nicht verstanden. Die Italiener bebaupteten mehr als je das Feld, besonders als sie in Rossini einen ebenso leichtfertigen, als fiegreichen Vorkampfer gefunden hatten.

Noch einmal versuchte die deutsche Partei eine Diversion zu Gunsten der deutschen Oper, als sie Webers „Freischütz“ zur Aufführung brachte. Werthumdigenweise lieh ihr Barbaja, der seit 1821 Pächter des Hofoperntheaters geworden war, seine bitterste Hand, er, der bis dahin immer nur die italienische Oper protegiert und ihre besten Sänger nach Wien gebracht hatte, wie: Lablache, Tamburini, Rubini, David, Sigra und Fodor. Er war es, der die „Eurvanthe“ in Wien zur Aufführung brachte. Es scheint, daß ihn lediglich Geschäftsrücksichten zu dieser künstlerischen That veranlaßt haben, denn kaum war Barbaja als Pächter des San Carlo Theaters in Neapel immer ein Parteigänger Rossinis geworden, der gefährlichen Webers leidenschaftlicher Gegner blieb. Selbst in Neapel hatte Barbaja Weberopern, seinen eminenten Geschäftsgeist, den er ursprünglich als Cafetier erworben, nach jeder Richtung hin geltend zu machen. Er hielt neben der Oper eine Spielbank, wo welcher Rossini, der große Lebenskünstler, eine Fontaine von 30 Fuß Höhe 70 bis 80 Louisdor bezahlt. Dabei hatte Barbaja das Glück, neue edle Sängerin, die berühmte Colbrand, nach Neapel sich verheirathet zu können, sie, die von König Ferdinand von Neapel stets „bevorzugt“ und „unterstützt“ wurde. Sie hatte nun wieder das Glück, das Rossini sich in sie verliebte. Es hatte aber seinen Haken und um Barbaja hatte alles, was er wollte. In der That, ein Director eines königlichen Theaters, der den König, die Primadonna und den Componisten beherrscht, hat wohl die beste Aussicht, ein reicher Mann zu werden. Und doch gelang es Barbaja nicht, sich in Wien zu halten. Er mußte, wenn das Jahr 1837

dabei zugrunde. Als ihn die Spielbank ruiniert hatte, bot ihm Wien eine willkommene Zufluchtsstätte und ein reiches Feld zur Entwicklung seiner neapolitanischen Talente. Durch die Einführung der „Eurvanthe“ sollten die deutschen Parteien, die deutsche und italienische, aufgerüttelt und das Interesse an dem Opernleben erhöht werden. Das gelang auch, aber die deutsche Oper mußte schließlich doch der italienischen weichen. Die Italiener fanden Unterstützung bei den besten Köpfen Wiens, darunter merkwürdigerweise auch bei Grillparzer, der Webers Musik absolut nicht verstand, ihn unablässig bekämpfte und sich sogar zu dem Ausspruch verstieg: „Alle bedeutenden Männer ziehen die italienische Musik vor.“ Kein Wunder, wenn nach solchen Beispielen auch ein Opernbirector, J. Cornet, die Feder zu Gunsten der Italiener ergriff und in einer eigenen Schrift („Die Oper in Deutschland“, Hamburg 1849) die Gründe für die Bevorzugung der ausländischen Oper darlegte. Die deutschen Opernbücher seien zu langweilig, die Musik zu gelehrt, der einfache Gesang verpönt, und statt der sinnlichen Melodie enthalte sie einen ganzen „Urwald von Schlingpflanzen und Instrumentalfetzen, so daß man keinen Rhythmus mehr findet“. Damals bominierte in Wien die Musik Donizetti, Bellinis und des jungen Verdi. Der Stern Meyerbeers war erst im Aufgehen begriffen. Bei aller Banalität, die jene Periode unzweifelhaft verrieth, hatte sie doch den beneidenswerten Vorzug der großen Sänger und Sängerinnen. Aus dem Ende der Vierziger- und Anfang der Fünfzigerjahre stammen jene großen Namen, die das Kärntnerthor-Theater in ganz Europa berühmt machten. Damals sang die Hasselt-Barth, Jenny Lutzer, Therese Tietjens, die Tenoristen Ander und Erl, Bassisten wie Draxler, Staudigl und der Bariton Eduard Bötzel. Auch bis in die Achtziger- und Siebzigerjahre bauerte der Ruhm der alten Tradition fort, als aber die Dustmann bei uns sang, die Bettelheim, Minie Hauck, Pauline Lucca und die unvergeßliche Wilt. Die Gegenwart hat leider keine Künstler, deren Namen sie mit ähnlichem Stolze der Nachwelt überliefern könnte. Umso lieber blättern wir in einem glänzend ausgestatteten, neuen Hofopernwerke,*) das vor uns liegt, und rufen uns bei manchen glänzenden Bildern die schöne Zeit der größten künstlerischen Genüsse in der Erinnerung zurück.

Es sei dabei auf, daß ein Genre heute ganz von seiner ehemaligen Bedeutung herabgekommen ist und seine Wirkung mit ganz anderen Mitteln sucht als ehedem, ich meine das Ballet. Wo haben wir heute eine Fanny Elßler, Marie Taglioni, Jakob oder selbst eine Linda und Abel?

Und wie genau sie damals von der Theaterliteratur charakterisiert waren! Fanny Elßler wurde das „Ideal der Anmuth“ genannt, Therese Elßler hieß die „tanzende Riesin“, Mimi Dupuis die „graziöse Kokette“, Eleonore Besen „die schwegeformte“, Marie Rogier die „üppige Bajadere“, Karoline Poechini „die Neckische“, Elsie Bayernmeyrin „die Gewelte“. Was nuns eine Virginie Legrain alles geleistet haben, daß sie als „kunstschlangenartige Elasticität“ bezeichnet wurde, oder eine Anna Millerschek, der „großartige Sprungfertigkeit“ nachgerühmt wurde. Nur wenn es von Auguste Maywood hieß, sie sei eine „Grillitanzerin par terre“, so bilden wir uns ein, daß das unser einer auch treffen würde. Mit den Künstlerinnen ist aber auch die Kunst selbst entschieden zurückgegangen. Das Hauptgewicht eines Ballets liegt heutzutage in der Ausstattung und den großen Ovuppenscenen, die Mimik, die Geste kommt in den großen Räumen kaum zur Geltung.

Die letzte Phase der Hofopernsgeschichte ist wieder ein Kampf der deutschen mit der italienischen Richtung. Nur mit großer Mühe und erst lange nach den Erfolgen anderer deutscher Bühnen gelang es in Wien, Richard Wagner einzubürgern. Maistens unsere Classiker sich oft erst vom Theater an der Wien aus den Weg zur ersten Bühne bahnen, so mußte Wagner gar erst nach dem Thalia-Theater vor der Lerchenfelder Linie wandern, wo man im August 1857 einen Lohnkutscher gab, während Graz und Prag schon im October 1854 mit Aufführungen vorangegangen waren. Und was für Urtheilen ist das Werk bei uns begegnet, was kann sie in Sterns Chronik lehren, als steigigen Werke nicht ohne Verwunderung und mitleidiges Lächeln lesen. Lehrreich gelangte in der Hofoper erst 1858 zur Aufführung ein Weimar 1850, Tannhäuser 1859 in Dresden 1845, Der fliegende Holländer 1860 in Dresden 1843, Rienzi 1871, in Dresden 1842. Tristan wurde bekanntlich damals gar nicht gespielt. Nicht minder schwierig und unerquicklich war die Einführung der Meistersinger unter Herbeck, die bei den ersten Aufführungen regelmäßig ausgepfiffen wurden, und des Nibelungenringes, dessen Inscenierung ein Verdienst Jauners ist. Wagners so überaus interessanter Correspondenz mit Jauner gehört zu den anziehendsten Capiteln des Steinschen Buches (p. 135 bis 141). Bei Wagner schließlich obsiegt seinen Willen durchsetzte, und wie er dann von dem Moment, wo seine Werke auf der Bühne seinen Geschmack zu gestalten, und Schwerdtfeger brachte und mit Recht den Beifall der Verwaltung des Wiener Hofkomödes konstatieren konnte, daß er die einzige Aufführung, die Geschichte der Wiener

Oper in dem über ein Jahrhundert langen, früher stets vergeblichen Kampfe mit den Italiern auszuweisen hat. Noch machte man schwache Versuche, Wagner zu verdrängen. Die Italiener erhielten sich einige Zeit in der Form der Stagione, und noch unser früherer Operndirector hätte gerne den ganzen Wagner aus der Hofoper hinausgewiesen, während er zugleich immer neu einstudierte. Aber seine Worte prallten ungehört und machtlos an dem veränderten Geschmack der Zeit ab, die deutsche Kunst hat endlich gesiegt gegen die Gedankenlosigkeit der Menge, die Verbissenheit der Kritik und die tyrannische Eitelkeit der Sänger und Sängerinnen. Ihr guter Geist hat sich erhalten und hat von der fremden Kunst nur so viel übrig gelassen, als ihrem inneren Werte nach der dauernden Pflege wert war. So hat sich zu Ende des Jahrhunderts auch unserer Heimat den besten Errungenschaften der Kunst zugewendet, und dabei wird es hoffentlich auch bleiben für immer. **Richard Batka.**

Glatigny.

Immer näher streben wir der großen Vereinigung von Wissenschaft und Kunst. Immer heller entscheidet sich und das Gemeinsame, das Gleichartige, das Einigende in ihrem Wirken. Die Erforschung des Seins, die Lösung physikalischer Probleme, die Zerlegung der atmosphärischen und der Lichtbildungen in ihre Grundelemente sind hier wie dort die treibende Kraft alles Schaffens gewesen. Betrübolh hat mit seiner Schall- und Lichtwellentheorie einfach dasselbe wissenschaftlich gelöst, was Turner gemalt hat. Diese Einheit der Weltanschauung wird auch gewiß das große bleibende Merkmal unserer Zeit werden. Daß Künstler Werke schaffen, welche nur entstehen können durch die genaue Kenntnis und Anwendung wissenschaftlicher Erfindungen und Methoden — daß anderseits Forscher solchen Problemen ihre ganze Aufmerksamkeit widmen, deren Lösung künstlerischen Fortschritt bedeutet, dies ist eine absolut neue, noch in keiner Culturepoche beobachtete Erscheinung.

Die vollständige Umwandlung der Techniken, die Neuheit der Linien, die Veränderung der Farbenethik in modernen Kunstgewerbe basiert auf dieser Doppelevolution von Kunst und Wissenschaft.

Glatigny gebürt das Verdienst, zum erstenmale durch zielbewußte Organisation die bisher nur empirische Behandlung, welche eine auf wissenschaftlicher Basis beruhende Kunstart erhebt, in ein streng methodisches System umgewandelt zu haben.

Glatigny ist eine Vorstadt von Versailles. Dort wurde eine keramische Kunstwerkstatt errichtet, welche sowohl künstlerisch als organisatorisch zu den interessantesten Erscheinungen unserer Moderne zu zählen ist. Vor allem bleibt der Begründer, der Schöpfer der Glatigny-Fayence — anonym. Alle neuen Erfindungen, welche er auf dem Gebiete der Keramik macht, werden uns unter dem Namen der Werkstatt bekannt. Die mitarbeitenden Künstler müssen sich der gleichen Bestimmung unterwerfen. Dadurch soll die Eigenart eines Künstlers davor bewahrt sein, zur Manier zu werden. Denn dem gedankenlosen Publicum ist damit die Möglichkeit entzogen, die Schaffensweise einer Individualität mit einer Etikette zu versehen, und wie es zu geschehen pflegt, die ihm einmal geläufige Geste eines Künstlers immer und immer wieder zu verlangen. Der namenlosen Größe jener mittelalterlichen Kunstwerke, welche im tiefen Schatten ihrer Dome Schöpfungen ihrer Hand bargen — dem edlen Anonymat des gothischen Handwerks streben die Arbeiter von Glatigny nach.

Grundlegend für alle in den Werkstätten Glatignys erzeugten Keramiken sind jene von der „Société d'encouragement de l'industrie nationale“ gepflegenen Forschungen, welche sich auf die Fabrication von Porzellanen, Fayencen und Emaillafaiuren beziehen. Sie werden in ihren Ateliers angewendet, überprüft und zu weitergehenden Ergebnissen geführt.

Diese Forschungen erstrecken sich hauptsächlich auf drei Punkte. Erstens auf die Entwickelung der Farben in den Emaillafaiuren durch die Einwirkung der Temperatur während des Brennprocesses. Zweitens auf die Uebereinstimmung zwischen dem Material und dem Emaillüberzug, bezüglich ihrer Dehnbarkeit. Und drittens auf die Zusammensetzung neuartiger keramischer Pasten. Diese streng wissenschaftlich betriebenen Arbeiten der Société d'encouragement haben bereits für die moderne Industrie hochwichtige Resultate gezeitigt.

Vor allem wurde festgestellt, daß je nach der Hehe der Brennatmosphäre gewisse Erde auf den Glasuren verschiedenartige Färbungen hervorbringen. So kann man jetzt genau die Einwirkung des Kohlenoxyds, des Kohlensäure, des Acetylens, des Leuchtgases und des Hydrogens. Daher ist es möglich, durch die Schaffung genau bestimmbaren und immer wiederkehrender Temperaturen und durch die Anwendung verschieden reagierender Erde eine Farbenscala hervorzubringen, welche sich in ungeahntem Reichthum entfaltet.

Die keramischen Erden, sowie die Glasuren erfahren unter dem Einfluß der Hitze eine gewisse Ausdehnung ihrer Körper. Es ist höchst wichtig, die Verschiedenheit der Ausdehnungsgrade des gegebenen Materials und der überziehenden Glasur zu kennen, um nicht wie bisher auf tastende, instinctive und meist sehr kostspielige Art eine zufällige Uebereinstimmung zu erzielen. Auch hier ist es gelungen, durch eine Untersuchungsmethode sehr wichtige Bestimmungen bezüglich der Wechselwirkung von Ueberzug und Materie festzustellen.

Eine vollständige Umwälzung aber aller in der Keramik bis jetzt geltenden Begriffe wird durch die eifrig betriebenen Studien bezüglich der chemischen Zusammensetzung neuer Pasten erfolgen. Die vorgenommene Classification des Materials, in Porzellan, Steingut, Fayence und irdene Ware verliert ihre technische Bedeutung; denn ihren hauptelementen, der Kieselerde, dem Kaolin, der Thonerde, werden unaufhörlich neue Stoffe hinzugefügt. Gestoßenes Glas, Zink, Oxyd-Magnesium und viele andere Zusammensetzungen geben ganz neue Arten von Porzellan und Fayencen. Hier setzt eine vielleicht ebenso bedeutsame Wendung in der Geschichte der Keramik ein, wie vor bald 200 Jahren durch Böttchers Entdeckung des Kaolin.

Die Werkstatt von Glatigny hat also wissenschaftlich gebildete Arbeiter, welche bewußt auf Grund chemischer Forschungen die Ausdrucksfähigkeit ihres Kunstideals erweitert und erhöht haben. Es ist natürlich, daß sie das Feld ihrer Studien immer mehr ausdehnen. Sie verschmähen es zum Beispiel, ihre Emailstoffe als fertige Fabricate zu beziehen. Gleich den Malern der Renaissance — welche, jeder einzeln, ihre Art der Farbenpräparierung hatten — wollen auch sie mit eigenen Händen die chemischen Stoffe bereiten, welche ihren Werken die individuelle Färbung gibt. Von den Chinesen lernten sie die Art, aus dem Naturgestein die chemischen Substanzen zu lösen, in die Geheimnisse ihrer Zusammensetzung einzudringen und alle jene Elemente, welche die Farben der Oxyde bilden, herauszukrystallisieren. Sie lernten aber durch den innigen Contact, in welchem sie solchermaßen zu den geologischen Erscheinungen der Erde traten, noch mehr. Das Eindringen in das Wesen der Natur wurde bestimmend für die äußere Form ihrer Erzeugnisse. Sie eroberten sich und den genannten modernen Kunstgewerbe ein unendliches Feld neuer Decorationsmotive. Durch die Handhabung der wild-rauhen Formen von Gesteinen und Felsstücken gewahrten sie Linien und Tönungen, welche sie versuchten in ihren Fayencen anklingen zu lassen. So ein Stück Glatigny-Fayence dünkt oft ein seltsam Steingebilde, in welchem monolithenhaft die Erinnerungen einstiger Pflanzenformen eingebettet sind. Noch weiter streben die Denker von Glatigny. Sie benützen das Eindringen einer neuen unbekannten Flora, welche durch die Colonisation der Tropen unseren Sinnen näher gebracht wurde. Bizarre Blattformen, mysteriöse Blumenkelche werden direct abgegossen, um den genauen Model der fremden Gestaltung zu besitzen. Der Künstler gibt einer solchen Form dann je nach seiner Phantasie mannigfache ornamentale Bedeutung, immer aber, trotz der gewagtesten Verschlingungen, tritt die scharfe Beobachtung der charakteristischen Linie hervor. Gewiß ist die Heranziehung geologischer Formen, die Modellierung von Pflanzen nur ein weiteres Ausgestalten schon längst im modernen Kunstgewerbe vorhandener Motive.

Ganz neu jedoch, auf seiner Tradition basierend, nur aus der wissenschaftlichen Richtung der Arbeiten von Glatigny hervorgegangen, ist der Gedanke, mikroskopische Querschnitte als Ornament zu verwenden. Man hatte das nicht für erlaubt leim wollenden baroden Kunst-Snobismus. Wer einmal nur die Wunder geschaut, welche ein unter dem Mikroskop gepanntes Stückchen Haut, oder ein Stück Bindegewebe, ein Gehirn-Schnitt, einenbaren, wer diese Bilder betrachtet, bald blumenförmigen, bald baudelairisch lasterhaften, bald wirr verschlungenen Linien beobachten konnte, der kennt die Fülle ornamentaler Schönheit, welche die Arbeitskammern der Natur enthalten. In den Werkstätten von Glatigny sind es hauptsächlich die mikroskopischen Querschnitte von Pflanzenhalmen, die als Anregung zu neuen ornamentalen Bildungen benutzt werden. Ist es nicht ein schöner Gedanke, nicht nur die Bildergabe der äußeren Form eines Lebewesens zu einbauen, sondern auch die Gesetze seiner wunderinnen inneren Organisation? Kann die Einheit eines Kunstunternehmens dadurch bethätigt werden, als durch diese gleichartige Durchleuchtung eines Motives?

Ist diese Heranziehung organischer Vorgänge der Natur zur Neubelebung unserer ornamentalen Sprache, zur Erhebung unseres Schmuckgewerbes, nicht gleichsam die große absichtliche That unserer künstlerischen und wissenschaftlichen Parallel-Evolution?

Wir begannen aber in den Kunstbestrebungen von Glatigny nicht nur moderne Künstler und Forscher, wir bewunderten auch die organisierende demokratische Tendenz dieser Vereinigung.

Nicht die Erzeugung einzelner, seltener und daher um reichen Preises zugänglicher Schaustücke ist ihr Ziel. Preisherabsetzung der Preise, Fabrication roher, billiger, gebrauchsmäßiger Ware

Digitized by Google

das streben sie an. Gelingt das erst seit einem Jahre bestehende Unternehmen, so will der Begründer von Glatigny ähnliche freie anonyme Kunstwerkstätten in verschiedenen Centren Frankreichs errichten. Jegliche Technik, jegliches Handwerk soll da verteten sein. In gleicher Weise eine Abwehr gegen die industrielle Fabrikschundware, wie gegen die allzu aristokratische Richtung des kunstgewerblichen Luxusgegenstandes.

B. Zuckerkandl.

Gährungen.

Herr Franz Servaes, den Lesern der „Zeit“ aus klugen, unsere Fragen mit einer schönen Ungeduld belauschenden Aufsätzen bekannt (die sie jetzt in seiner Sammlung „Präludien“*) wiederfinden), legt uns ein seltsames Buch vor: „Gährungen aus dem Leben unserer Zeit.“**) Kein Roman, keine Novelle, recht formlos, eher wie ein Tagebuch einer suchenden, nicht zu beschwichtigenden, bald zornig ausgereizten, bald fast verzagenden, aber doch tapferen Seele, in einem unruhigen Stil geschrieben, der flackert, zischt und brodelt, nichts sehen, sondern die Dinge wie in einer Dämmerung nur ahnen lässt, wo sie denn bald die größten und fast drohende Formen anzunehmen scheinen, bald schon wieder ins Gespenstische entgliten und verschwinden sind. Mit Behagen wird der Wiener da Manches von seinen sonderbar verworrenen Zuständen der Berliner geschildert finden, die wir niemals recht begreifen mögen. Da ist ein Diner bei einem großen Fabrikanten, das richtige Berliner Diner, wo man so vollgestopft und von Lärm, schweren Weinen und dem Dunst künstlicher Gerüche eingenebelt wird. Da ist ein Fest mit einer jungen Dame, der richtige Berliner Fest mit jenem merkwürdig aus Blumenthal und Mactertinck zusammengemischten Tone. „Wir schwiegen so lange, sagt das Mädchen, da kommt leicht ein Bangen — warum schweigen wir so viel, wenn wir beisammen sind?“ Und der junge Mann antwortet: „Miteinander schweigen sagt oft mehr als miteinander reden. Man lernt sich tiefer dabei kennen.“ Und sie, wohlgefällig auf ihren Federfächer herniederblickend: „Möchten Sie mich denn so gerne kennen lernen?“ Und er: „Als wir eben schwiegen ... da fühlte ich Ihre leise Unruhe. Ich sah Ihre Pulse zittern und da wusste ich mit einemmale Ihre geheimen Zweifel.“ So ein Gespräch befremdet uns: denn von solchen inneren Dingen, mit denen es uns ernst ist, zu converšieren und sich so herzuzeigen, kommt uns schamlos, ja roh vor, als ob sich Einer ausziehen würde. Da ist endlich die Boheme beim „Eisernen Drachen“, richtige Berliner Boheme, fast pedantisch in ihrer Unordnung, unjugendlich und ohne den anmuthig romantischen Zug unserer Zigeuner. Manche dieser lächerlichen und traurigen Gestalten glauben wir zu erkennen. Da ist Spiridion Krakuschat, „das neuerstandene Genie slavischer Rasse“, der Grossmeister der jungen Revolutionäre. „Wer er nun ist? Ein Bohemien! Und was sonst noch? Schwer zu sagen! Halb Musikant, halb Gelehrter! Offenbar ist er mit einem t. k. Staatsstipendium hierhergeschickt, das Physiologische Institut. Er ist nämlich Gehirn-Anatom. Und ich sage dir: delicat! die Präparate sind einfach zum Ausessen! Die übrige Zeit beschäftigt er sich vorwiegend damit, die ganze Welt auf den Kopf zu stellen — eine Beschäftigung, zu der er „recht eigentlich“ geboren zu sein scheint. Denn er ist entschieden das größte Umstürzergenie, das mir je vor die Augen gekommen ist! ’n Kerl, der alles umschmeißt: Aesthetik, Wissenschaft, Gesellschaft und Tod und Teufel!“ Nebenbei auch Dichter parnetischer Zaiten, meistens betrunken, wenn er sich nicht gerade im Physiologischen Institut zu Ausessen einen armen Frosch „von den Schmerzen der Exkenntnis zu befreien, so dass er bloß noch mit dem Rückenmark denkt, ganz wie die Dichter: wissenäse und in lauter reflectorischen Impressionen“. Er ist der große Prophet des Rausches, der Ekstase, des Chaotismus. „Chaotismus das ist das Evangelium der Erlösung. Die Menschheit muss wieder zum Chaos zurück. Alles aus dem Urschleim aus neue gebären! Das Schlien hat uns überall in die Sumpfe geführt. Wir taumeln an Augenkrebse des Bewusstseins. Nur das Unbewusste, das Unterbewusste kann uns retten. Rückenmark voller Gehirn!“

Ha, he, das sei unser Schlachtruf! Und unser Mittel der Rausch! .... Wie der Rausch zuwege kommt, das ist ganz gleichgiltig. Wenn er nur da ist — das ist die Hauptsache! Alle Ekstatiationen, alle Extasen müssen wir willkommen! Dunkelheit soll bleiben wir immer bloß sachliche Gebarmmenschen und kommen uns unseren abstracten Experimentieren niemals heraus. Auch Liebesräusche müssen wir uns ubarten. Die sind noch unreinlicher, geistdumpfungsreicher als der Rausch. Das höchste aber ist der Baumsinn! Dann kehrt und kreucht in uns die ganze Natur. Alle Mischerscheinungen treibe sie sich vom Leib, und taumt nacht, in beseligender Verwirrung, den schauerlichen Beischlaf, über toten Bäumen erstehen. Die Tannenzapfen, hängenden Bergwipfelgeister fangen dann an, sich zu fürchten, und gleich kämmen sie nach Dorfer und Stadtgewalt. Sie verbreiten wild das wilde Tannenlied der chaotischen Dunkelmächte. Aus Tannenzapfen verfing die ein fesselte Natur sich zu offenbaren. Der Wahnsinnige wird nur vom Wahnsinnigen verstanden.... Aber du weißt doch, Bruder, es gibt einen Wahnsinn — der hat nichts pathologisches! Er ist ein Kunststück unserer aufs raffinierteste ausgebildeten Seelentechnik. Wir stürzen uns hinein — wir tauchen wieder daraus auf! Das ist die That des wahren Genies!“ Neben diesem genialisch thuenden Lumpen seine Geliebte Gustachia, „eine wahre Bestie“, die er sich hält, um an ihr den Furiencharakter des Weibes, das Mänadische zu studieren, ein wildes Gewächs des slavischen Volkes, in einem Satze dargestellt, der fast so stark wie ein Biß ist: „Die Banditenbrant kam auf Herbrand zu und schüttelte ihm heiß, fast heftig die Hände. Ihre rothen Zöpfe waren ihr los gegangen und schlugen ihr auf den schmalen Rücken hin und her. Auch ihr Kleid war roth, und ihre eingefallenen Backen nicht minder. Das ganze junge Weib schien wie in Feuer zu stehen!“ Dann seine Freunde, Gecken, Gaukler oder Narren, der Lyriker Ewald zur Linden, ein feiner Galan, der den Frauen hofiert, „den verzückten Kopf mit den himmelnden Augen und den wallenden Paderewski-Locken an die langen weißen emporgestellten Hände schmiegend“, in freien Rhythmen schwelgt, die „das individuelle Herzengefühl des männlichen Erotikers“ ausdrücken sollen, und nebenbei, um für die künstlerische Gestaltung der menschlichen Kleidung etwas zu thun“, Modebericht im „Kleinen Journal“ schreibt; dann der wunderliche Heilmann Scharf, „ein Mensch mit viel Witz, in den es gährt von verdrehtem Zukunftsstoff, und der von der Unruhe seiner Gedanken umhergetrieben wird, ein Odysseus der Erkenntnis, ebenso kühn, wie jener alte Griechenheld, wenn auch — leider! — nicht ebenso verschlagen“, der eines Tages, aus das Programm der Chaotiker wahr zu machen, seine paar Sachen verkauft, Berlin verlässt und unter die Cannibalen geht, nach der Insel Papua, ins völlig Dunkle, ins schrankenlos Ungewisse hinaus, „gleichsam als nackter Mensch in eine neue Welt!... Es soll dort wundersam still und einsam sein. Nur Meeresbrandrauschen und Papuane gibt es daselbst, und man nährt sich von der Milch der Kokosnüsse... Und dort in der Einsamkeit der Urwälder will Heilmann Scharf sein großes Werk zur Reife bringen. Seine Nerven brauchen diese völlige Weltabgeschiedenheit, zugleich mit dem geheimnisvollen Kitzel von Gefahr, diesen Hauch von Vorwelt und Urmenschheit! So allein kann er seiner Dichtung jene gigantischen Proportionen geben, nach denen sie gierig verlangt“, und endlich der laute Schwärmer Werner Obst, der „deutsche Bruder des jungen Juden“, der endlich nach Zion wandert und in allen Städten das fabrikhe Treiben der Menschen freud beschaut, einer ungeheuren stillen Sehnsucht voll und mit Leidenschaft den Teufel hasset: „Wissen Sie, wer der Teufel ist? Die Zerspaltung in „Ich“ und „Du“! Und darum ist überall Gott verbannt, wo die Welt in ihre Theile zerfällt. Aber wo das „Ich“ und das „Du“ einander durchdringen, da ist auch Gott stets in der Nähe. Da gibt es keine Zweitracht, keinen Teufel. In der tiefsten Vereinigung lebender Wesen stammt die Harmonie des Weltenalls auf. Da gibt es auch kein „Ich“ und „Du“ — da gibt es nur eines noch: das All! Und im Bewusstsein des All’s, das uns durchdringt, empfinden wir unsere einzige, unaussprechliche Seligkeit. Sich selbst verlieren, heißt Gott finden! Und wie kann man sich schöner verlieren, als in einem geliebten „Du“, wo kaum alle Schranken der Fremdheit sinken, und unser Irdisches mit einem Jauchzen hinüberspringt in den unendlichen Geisterraum des Ueberirdischen?“ Wie in einem bösen, vom Alkohol berückten Traum springen diese irren Gestalten vor uns auf, suchen sich und sind verliebt, und wenn wir schwer endlich erwachen, fällt uns ein, dass in der Stadt des Nikolai ja auch E. T. H. Hoffmann am Leben gewesen ist.

Indem es uns nun so an vielen Gestalten in allerhand Zuständen die heutige Art des Berliner Lebens zeigt, will das Buch aber doch mehr als eine kurzweilige Schilderung sein, mehr als so eine Sammlung von „Documenten“. Es genügt ihm nicht zu beschreiben, es will auch die Fäden und Ansätze neben lassen. Etwas wie der Roman einer Bildung möchte es sein: der Bildung einer modernen Seele, die durch Abenteuer, Verbindungen und Gesichten vieler Art angefeuchtet wird, aber doch ihre Befreiung und Erlösung, beinahe wie durch ein Wunder, liebend gewinnt. Alle die Frauen, mit denen wir den Helden der Reihe nach treffen lassen, und alle die Zustände, in die er verwirrt und verstrickt wird, sind immer nur wie Stationen auf einer steilen und ungewissen Bahn, die ihn doch, wie oft er sich neben im Dunkle und Gestrupp zu verlieren scheint, am Ende ins Freie und zu seiner Höhe führt. Im Anfang hell er da, wie wir alle mit unserm „Ich“ einmal beginnen sind: mit dem ganzen Dunkel, allem auf der Welt zum Trotz, hoffärtigen Verstandes, als einer, der sich von allem losgerissen hat und sein eigenes Gesetz zu geben verlangt: „Aber er, als individueller Mensch, hatte sich in seinem Innern Natur und Mutterboden entfernt, hatte den Boden und Zusammenhang verloren, hatte den heiligen Contact mit Menschen und Dingen gelöst und so sich gleichsam der elektrischen Spannung entzogen, die vom All verbreiten durchströmt und mit den Existenzbedingungen des ganzen Gebildes verbindet. Sich selbst zu genügen, aus und einzig sich selbst, wollte sich

emporentwickeln zur persönlichsten Sittlichkeit, ganz eingehen in das Himmelreich des Geistes. — Und nun lag alles vor ihm in schwankenden Formen, die Theie klosgelegt und erstarrt, Blut- und Lebensadern unterbunden — ein kalter Hauch des Eises wehte zu ihm her und von ihm aus. Er fror — und er war allein! Geist und Gehirn war alles in ihm, Stepsis, zweites Bewußtsein‘… In ihm arbeitete eine ununterbrochene Selbstanalyse und Selbstcontrolierung, die wie eine zehrende Säure Naivetät, Instinctleben, Trieb-Dasein anfiel und langsam zerstörte. Das war seine Gefahr — die übertriebene Analyse!“ Also derselbe „zustand des leeren, vom Instinctiven entblößten Verstandes, den vor zehn Jahren Bourget (im „Disciple“) so schreckich geschildert hat. Aus ihm heraus heraus eine unerhörte Sehnsucht hervor, das nur ausdeute, nie tröstende, unfruchtbare Denken los zu werden, eine wüthende und ruchlose Sehnsucht nach dem Leben, eine wahre Furie, sich den Trieben hinzugeben und von allen Begierden hin und her, ins Große und ins Tiefe, ewig auf und ab, verrucht und schön geschüttelt und gerüttelt zu werden, von höhen wie von guten Kräften: „Wiel Widersprüchsvolles kommt in mir zusammen! — Ich knie vor dem Heiligen, oh ja! — aber die entgegengesetzten Kräfte, die diabolischen, sind gerade so gut in meiner Natur. Und ich kann nicht wissen, ob sie nicht ebenso wertvoll sind, als die Antriebe der Andacht und der Ehrfurcht. Was wollen Sie? Ich bin Freund Gottes und des Teufels — und wenn mein Gott meinen Teufel verschuft, dann schlägt mein Teufel meinen Gott auf den Kopp und lacht ihn tüchtig aus. Wozu soll ich mich dumm machen lassen? Frei — will ich sein! Das ist mein oberstes Naturgebot!“ Nicht mehr denken — leben, leben! „Ob ich nachdenke, fragen Sie?! Ich bin ja eben erst dabei, mir das Nachdenken abzugewöhnen! Und ich glaube, ich denke immer noch viel zu viel. Leben will ich! Ich habe soviel noch nachzuholen!“ Aber er lernt doch empfinden, daß es auch mit diesem „Leben“ nicht anders als mit jenem „Denken“ ist, daß es leer ist, daß es seine Sehnsucht nicht erlösen kann, und nun kommt leise ein neues Verlangen in ihm auf: nach der ewigen, still waltenden, unbegreiflichen Macht der Natur. Dieser sich hinzugeben, die alte Heimat aufzusuchen und ihr Theil zu werden, das ist sein Schluß.

So vernehmen wir hier dieselbe Hoffnung, die jetzt in so vielen Leidenschaften schlägt: daß wir, uns ins Ganze versenkend, dem Einzelnen entsagend, aller Weisheit unseres Volkes gehorsam, glücklich werden sollen! Wie Barres uns in seinem letzten Buche zugerufen hat: Wurzeln zu haben! Auf diese Lehre gestützt, wollen wir in das andere Jahrhundert einzutreten wagen. Nicht in uns ist die Wahrheit, nicht in uns ist das Glück, nicht in uns das Maß des Lebens zu suchen, sondern wir werden sie finden, wenn wir uns zu Theilen machen, vom Geiste unseres Volkes bewegt, mit Vielen am Werke wirkend, das vom Schicksale auf unsere Nation gelegt ist, und stolz. Organe zu sein. Womit wir denn, je nachdem man es verlacht oder anstaunt, wieder bei der Romantik oder bei der Antike angekommen sind. **Hermann Bahr.**

Die Woche.

Volkswirtschaftliches.

Das Haus Rothschild hat vor kurzem in Wien die vorher nur in Budapest cotierten Actien der ungarischen Zuckerindustrie-Actiengesellschaft eingeführt, gleichzeitig wurden die Actien durch das Haus Bleichröder in Berlin zur Emission gebracht. Es ist seit Jahrzehnten nicht dagewesen, daß das Wiener Haus Rothschild einen Prospect bei der Wiener Börsenkammer eingereicht hat, sonst geschah das immer durch die affilierten Banken. Die ungarische Zuckerindustrie-Actiengesellschaft besteht seit Jahren, hat ein Capital von 6 Millionen Gulden, ist gegenwärtig ein prosperierendes Unternehmen und hat vorigen Jahr 14% Dividende gezahlt. Die Actien sind schon lange in Ungarn in den Händen des Publicums, und der gegenwärtig zur Emission gebrachte Betrag stammt aus einer vor zwei Monaten durchgeführten Capitalsvermehrung um 929.000 fl. Damals haben Rothschild und seine Freunde diese Actien zu 133½% übernommen. Der gegenwärtige Emissionspreis beträgt gegen 180%. Bei diesem Curs verzinsen sich die Actien immer noch mit circa 6%, einem für österreichische Verhältnissen gewiß nicht niedrigen Ertrágnis; trotzdem wird man den Curs noch finden müssen, sowohl im Hinblick auf den eben genannten Ueberschuß, als auch deshalb, weil die Dividenden der vorangegangenen Jahre wesentlich niedriger waren als die letzte, und die Conjuncturen in der Zuckerbranche so rasch wechseln, daß auf Stabilität der Dividende nicht gerechnet werden kann. Ueberhaupt eignen sich die Actien von Zuckerfabriken wenig zum Börsenverkehr, da kaum bei einem anderen Industrieunternehmen die eingreifende Verwaltung so leicht die Beschaffung der Conjunctur, Erntenachteil, Zuckerschatz der Andere am Kosten der uninformierten Actionäre auszunützen in der Lage ist, wie bei der Zuckerfabrication. All dies macht erklärlich, daß die Emission ein Misserfolg war, und daß der Curs, welcher am Emissionstage der höchste je notierte war, nicht aufrecht erhalten werden konnte. Trotzdem Rothschild sich nichts abgelegt hat. Für die Börse ist aber der Effect derselbe gewesen, wie wenn Rothschild selbst die Actien zu den Hochcursen begeben hätte. Denn was Rothschild nicht kann, haben eine Anzahl Leute gethan, welche die Actien seit langem zu viel höheren Coursen als der Preise Börse erworben hatten, und die sich beim Curs drängten, um ihre Actien loszuschlagen und der Wiener und Berliner Börse anzuhängen.

Die Einführung in Wien und Berlin wäre demnach — zum mindesten zu so hohem Curs — wohl besser unterblieben.

Bücher.

Le coup d'état en Finlande 65 S.

Dr. Boris Minzès: Staatsstreich in Finnland und nationalrussische Eroberungspolitik. Ergebnisse einer Studienreise in Finnland. Auch ein Beitrag zur Friedensconferenz. Berlin, Verlag von Emil Felber 1899. 60 S.

Beide Broschüren werfen ein grelles Licht auf die jetzige Obstructionspolitik Russlands, die rücksichtslos eine altmodische politische, nationale und ökonomische Vernichtung Finnlands fordert. Die erstgenannte Broschüre enthält eine in ruhigem Ton gehaltene Darstellung des Staatsstreiches in Finnland und der Proteste der finnländischen Regierung, des Landtages und des gesammten finnischen Volkes, wobei sie hauptsächlich auf die Wiedergabe der Documente bedacht ist. Die Broschüre gewährt damit jedem Leser die Möglichkeit, sich seine eigene Ansicht in der fünnländischen Frage zu bilden. — Auf breiterer Grundlage beruht die Broschüre von Dr. Boris Minzès. Als Professor an der Hochschule in Sofia kennt er aus Autopsie die „national-russische Eroberungspolitik“ auf dem Balkan, und während einer sechswöchigen Ansenthaltes in Helsingfors hat er dieselbe chauvinistische Politik dort studieren können. Daher ist er auch imstande, die innere und äußere Assimilierungspolitik in großen Zügen treffend zu charakterisieren. Weiter schildert der Verfasser die Beziehungen zwischen Finnland und Russland vor und die Entstehung und den Verlauf des Staatsstreiches und des Militärcomplexes. Besonders zu rühmen ist die trotz aller Kürze so klare Darstellung des Staatsrechtlichen Verhältnisses Finnlands zu Russland (leider ist das Hauptwerk auf diesem Gebiete, Professor Hermanssons Finlands statsrättsliga ställning [Finnlands staatsrechtliche Stellung] noch nicht ins Deutsche übertragen worden), wobei auch auf die erfinnische Thatsache hingewiesen wird, daß sogar für die „Moskovskija Vjedomosti“, das Organ der Ultrachauvinisten und Regierungskreise, Finnland bis Ende 1885 „ein Staat“ war, „der zu Russland beinahe im Verhältnis einer Personalunion steht“, daß aber schon nach etwa fünf Monaten Finnland plötzlich von demselben Blatt als eine separatistisch arg verdächtige Provinz Russlands verschrien ward. Die glänzend geschriebene Broschüre ist als „auch ein Beitrag zur Friedensconferenz“ „den Mitgliedern der Friedensconferenz und der öffentlichen Meinung in Europa“ gewidmet. Möge sie recht weiten Leserkreis finden! Der Widerstand zwischen der czarisch-russischen Ideal- und Realpolitik kann nicht besser als in Dr. Minzès' Broschüre enthüllt werden.

I. m.

L'Année Sociologique. Première Année (1896—1897). Paris, Felix Alcan 1898.

Dieses Unternehmen, an dessen Spitze einer der besten socialwissenschaftlichen Schriftsteller, Emil Durkheim, steht, will einem sehr wichtigen Zwecke dienen. Die Soziologie, als die Wissenschaft vom Socialen schlechthin, muss sich der Ergebnisse der speciellen Socialwissenschaften als Materials für ihre besonderen Zwecke bedienen. Diese Publication will deren Benützung erleichtern, indem sie in Form von Analysen und Notizen, die nach gewissen Kategorien geordnet sind, aber die letzten Erscheinungen auf dem Gebiete der Rechts-, Sitten-, Religionswissenschaft, der Moralstatistik, der Wirtschaftswissenschaften 2c. einen Ueberblick bietet und zugleich auf das für die Zwecke der Soziologie Wertvolle hinweist. Daneben sollen auch selbständige soziologische Arbeiten gebracht werden; so enthält dieser erste Band außer einer großen Anzahl von Referaten noch eine specielle Untersuchung Emil Durkheims über das Verbot der Blutschande und einen trefflichen Aufsatz über die Selbschätzung der socialen Formen von Georg Simmel. Der letztere ist übrigens auch in deutscher Sprache im Schmoller'schen Jahrbuche für Nationalökonomie zu erscheinen.

G. G.

Theodor Lipps: Die ethischen Grundfragen. Zehn Vorträge, theilweise gehalten im Volkshochschulverein zu München. Hamburg und Leipzig, Verlag von Leopold Voss. 1899. 8°. 208 S.

Ich habe dieses ivndcrbare Buch mit lebhaftem Cristanncn und sehr gemischten Gefühlen gelesen. Um meinen zwiespältigen Gesammteindruck zusammen zu fassen, möchte ich sagen: der Leser kennt hier einen sumpathischen und originellen Denker kennen, der in wichtigen Punkten das Richtige trifft, über die ethischen Grundfragen aber nicht hinlänglich genau nachgedacht hat, und oft in der besten Absicht abirrend mit hohen Worten verwirrt, nicht ohne hie und da dem Scheine der Trivialität zu verfallen. Doch der Inhalt verdient etwas eingehendere Besprechung. Der erste Vortrag: „Einleitung. Egoismus und Altruismus“ legt dar, daß es für Lipps nicht nur nach den gewöhnlichen Begriffen absurd, sondern die Thatsachenfrage beachtet wird — nur Unrecht, wie mir scheint. Denn entweder die Ethik wird beschreibend gefaßt: dann gibt es nicht eine Sittlichkeit, sondern eine Menge Völker und Classen, ja mancherlei diese Individual-Sittlichkeiten; oder als vorwaltend: dann wird die Sittlichkeit, die jeder haben soll, aber keiner hat, in keinem Bewußtsein als psychologische Thatsache aufgefunden werden können. Dann wird die Analyse unzulängliche Motive begonnen und treffend der Egoismus als Streben nach eigenem, der Altruismus als Streben nach fremden Zuständen bezeichnet, ferner das natürliche Nebeneinanderbestehen beider erwiesen. Der zweite Vortrag: „Die sittlichen Grundmotive und das Böse“ setzt diese Analyse fort und weist auf die Principienlosigkeit, auf die Achtung vor der eigenen und fremden Persönlichkeit als auf weitere unpsychologisch unzulässige Motive hin, die für die eigentlich sittlichen Motive erklärt werden — sehr richtig, wie ich glaube; nur wird sich ein solches Motiv eben nie aus Acten ableiten lassen, wie hier versucht wird. Es wird nun weiter, und zwar mit Recht, ausgeführt, dass nicht das Vorhandensein oder Fehlen, sondern

Digitized by Google

das hierarchische Verhältnis dieser Classen von Motiven den Gegensatz sittlicher Beurtheilung bilde. Der dritte Vortrag: „Handlung und Gesinnung, Eudaemonismus und Utilitarismus“ kritisiert die beiden genannten Moraltheorien. Obwohl alles eher als ein Abdruck derselben, kann ich doch nicht verschweigen, dass der Verfasser ihren Vertretern so ungerecht begegnet, wie hier nur mangelnde Vertiefung des gegnerischen Gedankenkreises entschuldigen kann. Er selbst verlegt den Schwerpunkt der ethischen Beurtheilung, wie nach dem Gesagten selbstverständlich, in die sittliche Gesinnung. Im vierten Vortrage: „Gehorsam und sittliche Freiheit. Autonomie und Heteronomie“ wird die Spontaneität der sittlichen Gesinnung vertheidigt. Zwei durch den Zusammenhang des Vortrags geforderte Seitenhiebe gegen den katholischen und gegen den Unterricht in den classischen Sprachen sind eingelegt. Im fünften Vortrage: „Das sittlich Richtige. Pflicht und Neigung“ schreitet die Untersuchung weiter fort. Der Verfasser erklärt für sittlich richtig oder pflichtmäßig die objectiv gütige Wertung, das objectiv Gute, wie wir uns ausdrücken, gleichviel, ob wir es aus unmittelbar erlebt worden oder von einem andern Er übersetzt unseres Erachtens, dass die Wertungen nie der Erkenntnis entsprungen, für welche Erlebnisse verschiedener Altersgrade gleich sein können, sondern stets nur dem Bedeutungsverhältnis, für das sie uns gleich sind, oder, was dasselbe sagt, dass der Begriff „Wert einer objectiven Thatsache“ einen Widerspruch enthält. Der sechste Vortrag: „Die obersten sittlichen Normen und das Gewissen“ leitet aus dem Vorhergehenden die drei Regeln ab: 1. Verhalte dich so, dass du räthlichst dieses deines Verhaltens dir selbst irren kein kannst. 2. Verhalte dich so, dass du wollen kannst, es solle die Maxime deines Wollens allgemeines Gesetz sein (Kant). 3. Verhalte dich in allgemein sittiger, das heißt in einer für das sittliche Bewusstsein aller sittigen Weise. (Also hier, pag. 142, von Bleibtreu als von „einem Unsittlichen“ die Rede ist, sei sie auch noch so verwerflich.) Wie erwartet mit im siebenten Vortrage: „Das System der Zwecke“ darüber belehrt zu werden, wie wir uns eigentlich verhalten sollen; statt dessen hören wir allerlei im einzelnen anregende Ausführungen über Etikette, Schamgefühl, Sinnlichkeit, Wissenschaft, soziale Frage, Patriotismus, und erhalten im allgemeinen nur die Auskunft, jeder Trieb und Zweck sei sittlich, soweit er menschlich ist. „Der Mensch“ sei das sittliche Ideal (pag. 142 und 172). Das ist ein hüter Cirkelschluss. Denn da „der Mensch“ in seiner Naturgeschichte beschrieben wird, so ist dies eben nur ein anderer Ausdruck für den sittlichen Menschen. Also sittlich – menschlich“, „menschlich“ sittlich. Nichtsdestoweniger folgt im achten Vortrage: „Soziale Organismen, Familie und Staat“ eine eingehende Besprechung des Geschlechtsverhältnisses, das unsittlicher ist, je selber geistige und sinnliche Elemente in ihm verschmolzen sind, und eine Ausführung über Recht und Staat („Das Endziel der Rechts- und des durch sie geschützten Staates ist die freie Sittlichkeit des Individuums“. Pag. 231.) Hatte ich bisher manches zu tadeln, so möchte ich dagegen den neunten Vortrag: „Die Freiheit des Wollens“ selbst gerichten haben: man kann nicht klarer darlegen, als dieser „Freiheit“ des Wollens in nichts anderem besteht, als in der Determiniertheit der Handlung durch die Persönlichkeit des Handelnden. Nebliches Volk gebirt meines Erachtens auch im zehnten Vortrage: „Zurechnung, Verantwortlichkeit, Strafe“ den eigenartigen, klaren und ansprechenden Tatsegung über die beiden erfolgenannten Begriffe, wahrend sich in einem über das Recht der Strafe ein gewisser Mangel an unterscheidem Sinne kundgibt, der auch sonst in dem ganzen bemerkenswerten Buch hervortritt.

Leipzig.

Rhine Gewberg: Der dritte Bruder. Verlegt bei Schuster & Löffler 1898.

Schilderungen aus dem Irrenhause Schilderungen der Aerzte, der Wärterinnen, der Kranken, der Anstalt, vor allem der Kranken, die Opfer des „dritten Bruders“: Wahnsinn. „Ich bin nicht der Schlaf, sie ben da mich halbt, und ich bin nicht des Todes Bruder, der Tod, ich bin der dritte Bruder. Wahnsinn . . .“ Rhine Gewberg weist in die dunklen und verschlungenen Raume unserer Krankenkerker das scharfe Licht ihrer langjährigen Beobachtungen. Sie greift aus der großen Mannigfaltigkeit der Irrsinnsmöglichkeiten die wirklichsten Typen heraus, die unglaublich Seltsame, die wundersam Reiche, die tragisch Verlorene. Das Erfahrungsmäßige, Wahrscheinliche ist. Sie naturalistisch naturalistische Schilderung mit psychologischen Arabesken. Ihr modernen Künstler Verstand eilegt in der Form nichts! dieser Novellen vielleicht den Mangel dichterischer Darstellung. Aber wird beim ersten Eindruck gebaut, trotzdem man nur eine kunstle Anfügung und Widergabe des Details, des Lebens findet. Schon aber die aufgeriebten Nerven des Lesers sich beruhigt haben, wird er sich der Ueberraumung bewusst. Alles Tiefe, Intuitive, Geniale fehlt. Nicht der tastend, noch geheimnisvollen Zusammenhange zwischen Krankheit und gesunder Psyche werden aufgedeckt. Weder der Arzt, noch der Psychologe wird durch diese Skizzen um eine neue Erkenntnis reicher. Das einzige Resultat, das die Beobachtung gewonnen hat, ist: „Die Seele des Irren hebt die Stadt, sie ist unergründlich, sie folgt sich nicht – und die wirre Tiefe ist hoffnungslos.“ Trotzdem ist die ganze Anschauung auf die Zeit gerichtet der menschlichen Seele abgewandt, die nur durch erzwungene Lustige „moralische“ gehoben ist. Aber auch diese einzige Aeußerung der Gesinnung ist zweifelhaft. Es ist möglich, dass hier ein wohl weiser

M. M.

Revue der Revuen.

„Revue Deutsche Rundschau“. Nr. 9. Inhalt: [illegible] Wien. Pag. 21. [illegible]

[illegible] Pag. 33. [illegible]

[illegible] Pag. 49. [illegible]

[illegible] Pag. 65. [illegible]

[illegible] Pag. 81. [illegible]

[illegible] Pag. 97. [illegible]

[illegible] Pag. 113. [illegible]

[illegible] Pag. 129. [illegible]

[illegible] Pag. 145. [illegible]

[illegible] Pag. 161. [illegible]

[illegible] Pag. 177. [illegible]

[illegible] Pag.

Artikel. Dieses Buch, welches die neunmonatliche Orientreise des damaligen Czarewitsch und dem Jahre 1890 beschreibt und sechs Bände umfasst, wurde in jüngster Zeit von Professor E. Leger ins Französische übersetzt und durch Kürzungen auf zwei Bände reduciert. — Ein Artikel Crispis über die Friedenskonferenz in derselben Zeitschrift (vom 16. Mai) wurde von den Zeitungen mehrfach bemerkt, weil er abfällige Aeußerungen Bismarcks citiert. Weniger hervorgehoben wurden Bemerkungen Crispis über die Ausmaß jener Souveräne, die zu dem Haager Congresse eingeladen wurden: Warum, fragt Crispi, wurde der Papst nicht eingeladen? Er, der doch Friedensfürst kat' exochen ist und sich alle Mühe gab, geladen zu werden! Die offizielle Antwort lautet, weil er keine Heeresmacht habe und daher bei Fragen der Abrüstung nicht in Betracht komme. Die Vertretungen Staaten Nordamerikas hat man aber zugezogen, die auch kein stehendes Heer haben, sondern eine für die Frage der Abrüstung gleichfalls nicht in Betracht kommende Miliz besitzen und außerdem europäischen Conferenzen bis jetzt noch nie beigewohnt haben. Die wahre Ursache dieser verschiedenartigen Behandlung wird also wohl darin liegen, dass Amerikas künftige Einflussnahme auf das Schicksal Europas schon jetzt ihre Schatten vorauswirft, während die Zuziehung des Papstes der erste Schritt zur Wiedererlangung seiner weltlichen Macht bedeuten könnte.

Das Testament eines Kindes.

Von Jeanne Marni (Paris).

Im Studierzimmer Monsieur Envoix', eines bekannten Pariser Notars, um elf Uhr vormittags, an einem Frühlingstage. Monsieur Envoix, 62 Jahre alt, dick, rotgesund, bis auf den kurzen Backenbart glattrasiertes Gesicht. Sein Blick ist klug und dabei wohlwollend. Emily Reidet, ein schmächtiges, hochaufgeschossenes Mädchen von 17 Jahren. Die dichte, Haarfülle scheint fast zu schwer für das blasse, schmale Gesichtchen. Sie trägt ein gutsitzendes, blaues Tuchcostüm mit schwarzer Federboa und einen kleinen Strohhut mit Kornblumen garniert. Die ganze Toilette macht einen distinguierten und dabei doch einfachen Eindruck. Emily ist eben in das Sprechzimmer des Notars getreten, er fordert sie auf, Platz zu nehmen, und blickt sie dabei fragend und etwas überrascht an.

Emily: Kennen Sie mich nicht mehr, Monsieur Envoix?

Envoix: Ich glaube allerdings, dass ich schon das Vergnügen gehabt habe. Er sucht sich zu besinnen.)

Emily: Wir haben uns im vorigen Monat bei den Eltern meiner Freundin Alice Dulesmes getroffen — —

Envoix: Ja, richtig — ich weiß schon — ich weiß schon — Mlle. Reidet, nicht wahr?

Emily: Ja, mein Herr.

Envoix: Als mein Schreiber Sie anmeldete, verstand ich „Mlle. Weiller". — So heißt nämlich eine halbgelähmte Clientin von mir, die ihr Zimmer seit dreiundzwanzig Jahren nicht verlassen hat. Nun, und da können Sie sich mein Erstaunen vorstellen.

Er lächelt — sie lächelt ebenfalls — aber ihr Gesicht behält dabei seinen traurigen, sorgenvollen Ausdruck.

Envoix: Uebrigens glaubte ich auch, dass Sie schon wieder mit Ihrer Frau Mutter nach Angers zurückgekehrt seien. Wie geht es denn Ihrer Frau Mutter?

Emily: Danke, sehr gut.

Envoix: Sind Sie denn ganz allein gekommen?

Emily: Ja, mit einer Freundin — Mama ist drüben in der Rue Lagare bei Bonifacc. Wissen Sie — der Friseur Bonifacc.

Envoix (ganz ernst): Bonifacc? — Ja, ja, ich weiß schon. Also Ihre Frau Mutter —

Emily: Sie lässt sich die Haare brennen. — In Angers gibt es keinen guten Friseur und wenn wir in Paris sind, benützt sie die Gelegenheit, um — — Und da es immer ziemlich lange dauert, hat sie mich währenddem zu Lodo geschickt

Envoix: Zu wem?

Emily: Wissen Sie nicht, das Hutgeschäft —

Envoix (nachdenklich): Hören Sie mal, es ist schon viel, dass ich Bonifacc kennen soll — nun soll ich auch noch wissen, wer Lodo ist — das können Sie wirklich nicht von mir verlangen.

Emily (ebenfalls nachdenklich): Ja, das ist wahr. — Also auf dem Weg zu Lodo bin ich an Ihrer Wohnung vorbeigekommen und da dachte ich, ich wollte einen Augenblick bei Ihnen vorsprechen und Sie um einen kleinen Rath bitten —

Envoix: Mich um Rath bitten? Hat Ihre Mutter nicht einen Rechtsanwalt in Angers?

Emily: O ja, Monsieur Pâanis.

Envoix: Warum haben Sie sich denn nicht an diesen Herrn gewandt?

Emily: Er ist jetzt gerade verreist, und dann —

Envoix: Nun, und dann?

Emily: Wissen Sie, ich glaube, Monsieur Pâanis ist auch nicht ganz discret.

Envoix: So? und mich halten Sie für discret?

Emily: Ja.

Envoix: Sie scheinen ja großes Zutrauen zu mir zu haben.

Emily: Ja, das hab' ich auch. Alice hat mir so viel von Ihnen erzählt. Sie hat mir gesagt, dass Sie so gut seien, so lieb Sie wie einen Vater.

Envoix: Sagen Sie lieber, wie einen Großvater. Ja, ich hab' sie auch sehr lieb, die kleine Alice. — Aber nun sagen Sie mir erst einmal, um was es sich handelt?

Emily: Ach, ich glaube, es ist eigentlich eine ganz einfache Geschichte, aber ich bin so dumm in solchen Sachen. (In kindlichem Tone.) Ich möchte nämlich mein Testament machen — geht das?

Envoix: Wie alt sind Sie?

Emily: Siebzehn. Ich bin eben siebzehn geworden. Aber nicht wahr, man kann schon mit siebzehn Jahren sein Testament machen — ich bin doch nicht mehr zu jung dazu?

Envoix: O nein. Aber warum wollen Sie es thun?

Emily: Damit Mama keine Unannehmlichkeiten hat, wenn ich einmal sterbe. Ich muss Ihnen zur Erklärung sagen, dass ich von meinem Vater und meinen Großeltern ein sehr großes Vermögen geerbt habe. Mama bezieht nur die Zinsen davon — und wenn ich ohne Testament sterben sollte —

Envoix (mit berufsmäßiger Ruhe): Wenn Sie ohne Testament sterben sollten, fällt Ihrer Mutter die Hälfte Ihres Vermögens zu.

Emily: Nur die Hälfte — das ist es ja eben. Die Hälfte ist nicht genug. Ich möchte, dass Mama alles bekäme. Sie braucht so viel Geld, sie hat so viele Bedürfnisse. Sehen Sie, es vergeht kein Tag, wo sie mir nicht sagt: „Wenn ich so viel Vermögen hätte wie du, würde ich dies und das thun — wenn ich so reich wäre wie du, würde ich mir dies und das kaufen, mir dieses oder jenes Vergnügen nicht versagen" — kurz, Mama muss einfach viel Geld haben, sehr viel Geld — verstehen Sie? Sie kann ohne das nicht existieren. Solange ich lebe, wird sie natürlich so viel haben, wie sie will, so viel ich überhaupt besitze. — Aber wenn ich sterben sollte —

Envoix: Sie können Ihrer Mutter aber nicht das ganze Vermögen hinterlassen, das Gesetz lässt es nicht zu.

Emily: O, aber es muss doch irgend einen Ausweg geben. — Ich bitte Sie, sagen Sie mir, ob es nicht irgendwie angeht?

Envoix: So lange Sie minderjährig sind, nein. — Aber wer hat Sie denn auf den Gedanken gebracht, Ihr Testament zu machen? Wie kommen Sie zu diesem merkwürdigen Entschluss — ein Kind wie Sie?

Emily (sie ist plötzlich dunkelroth geworden): O, ich bin kein Kind mehr. Ich bin sogar schon mündig. Mama hat mich vor drei Monaten mündig sprechen lassen.

Envoix: Nun ja, ich verstehe. — Aber wozu soll Ihnen das nützen?

Emily (als ob sie eine Lection aufsage): Um über mein Vermögen verfügen zu können.

Envoix (ebenfalls): Verfügen? Aber davon ist keine Rede — absolut keine Rede. Wer Ihnen das gesagt hat, hat Ihnen den reinen Unsinn vorgeredet. Es ist doch nicht etwa Ihre Mutter gewesen?

Emily: Doch, meine Mutter hat es mir gesagt. Sie hat sich also geirrt?

Envoix: Aber vollständig. Ihre Mündigkeit verleiht Ihnen nur das Recht, Ihr Vermögen selbst zu verwalten, aber nicht darüber zu verfügen. Gott bewahre, das wäre denn doch gar zu beamen. Es ist schon sehr viel, wenn Sie es selbst verwalten dürfen. (Pause, dann fährt er in mildem Tone fort.) Und seit Sie mündig sind, denken Sie daran, Ihr Testament zu machen?

Emily: Ja, und dann — — (Sie stockt.)

Envoix: Nun, was wollten Sie sagen?

Emily: Und dann auch, weil ich neulich etwas gehört habe — es war der reine Zufall, ich habe es gewiss nicht gewollt. Aber ich habe zufällig etwas gehört, was mich in dem Augenblick schmerzlich berührt hat — aber nur für den Augenblick.

Envoix: Nun, was haben Sie denn gehört?

Emily: Es war ein Gespräch zwischen Mama und Monsieur Pâanis — ein Gespräch, in dem von mir die Rede war.

Envoix: Was haben die beiden denn über Sie gesprochen?

Emily: Ich hörte ich wie Mama sagte: „Die kleine hat dasselbe Leiden wie ihr Vater. Sie konnte eines Tages unerwartet sterben. Und wenn sie stirbt, bin ich ruiniert." „Lassen Sie sie mündig sprechen", antwortete Monsieur Pâanis, „und dann ein Testament zu Ihren Gunsten machen".

Envoix. Ah, Pâanis! Also auf Veranlassung Ihrer Mutter sind Sie heute zu mir gekommen?

Emily: O nein, gewiss nicht. Mein Mensch weiß, dass ich Sie aufsuchen habe. Mama hat niemals auch nur ein Wort davon gesagt, dass ich ein Testament machen soll. — Ich bin ganz von selbst zu dem Entschlusse gekommen.

Envoix: Ist das wirklich wahr? Können Sie mir gutem Gewissen beschwören, dass Ihre Mutter Sie nicht hergeschickt hat? Es bleibt sich gleich an

Emily (in höchster Verwunderung, mit Thränen in den Augen): Aber mein Gott, ich habe Ihnen doch gesagt, dass sie mir das Wort nicht — dass sie gar nichts davon sagt — Sie ist dagegen bei Bewusst

Digitized by Google

Envoiz: Um sich frisieren zu lassen — ich weiß schon. — Nein, mein Kind — Sie nehmen es doch nicht übel, wenn ich Sie so anrede?

Emily: Nein, gewiß nicht.

Envoiz: Also sehen Sie, mein Kind, da noch niemand gestorben ist, weil er sein Testament gemacht hat, so habe ich nichts weiter dagegen einzuwenden. Aber machen Sie es zu Hause, in aller Ruhe, wenn Ihre Aufregung sich etwas gelegt hat.

Emily: Würden Sie es nicht jetzt für mich aufsetzen — jetzt gleich?

Envoiz: Nein, ganz gewiß nicht. Ich könnte Sie vielleicht irgendwie dabei beeinflussen und das will ich nicht.

Emily: Wenn ich Sie aber dringend darum bitte?

Envoiz: Nein, nein, auf keinen Fall. (Gutmüthig scherzend.) Wenn Sie einen Ehecontract aufgesetzt haben wollen, stehe ich jederzeit zu Ihrer Verfügung, aber dies — nein — (Er steht auf.) Ich habe die Ehre —

Emily die ebenfalls aufgestanden ist): Also dann bitte ich sehr um Entschuldigung, daß ich Sie gestört habe, und danke Ihnen —

Envoiz: Aber wieso denn? Im Gegentheil, es thut mir leid, daß ich Ihnen nicht dienen kann. (Er geleitet sie bis an die Thür und verabschiedet sich mit einer tiefen Verbeugung.)

Als Emily dann allein auf der Treppe ist, schlägt sie den Schleier zurück und trocknet die Thränen, die ihr über die Wangen herabliefen. Dann denkt sie verzweifelt:

Was wird Mama nur sagen? Sie wird gewiß glauben, daß ich es nicht richtig angefangen habe oder daß ich überhaupt nicht will.

Wir bitten diejenigen unserer P. T. Abonnenten, welche verreisen oder in eine Sommerfrische übersiedeln, um Angabe der neuen Adresse, damit die Zusendung des Blattes prompt erfolgen könne.

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Oeffentliches Untergymnasium und Pensionat des K. Langer,
Wien, VIII. Buchfeldgasse Nr. 4. Aufnahmsprüfungen in die I. Classe für das kommende Schuljahr am 15. Juli 1899. Zeugnisse rangiltig.

Alexander Weigl's
Unternehmung für Zeitungs-Ausschnitte
„Observer"
WIEN, IX/1. Türkenstrasse Nr. 17
liest alle bedeutenderen Journale der Welt in deutscher, französischer, englischer und ungarischer Sprache und verschickt an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über beliebige Themen.
—— Prospecte gratis und franco. ——

Oesterreichisch-ungarische Bank.

Die auf jede Actie der Oesterreichisch-ungarischen Bank für das erste Semester 1899 (40. Dividenden-Coupon) statutenmäßig entfallende Dividende von

Fünfzehn Gulden österreichischer Währung

wird am 1. Juli l. J. an bei den Hauptanstalten in **Wien** und **Budapest**, sowie bei **sämmtlichen Filialen** der Oesterreichisch-ungarischen Bank ausbezahlt.

Vom 1. October l. J. an werden bei den genannten Hauptanstalten und Filialen zu den Actien der Oesterreichisch-ungarischen Bank

neue Couponsbogen

hinausgegeben. Zum Bezuge derselben sind die Talons mittelst Consignation zu überreichen, wozu die Blankette unentgeltlich verabfolgt werden.

Wien, am 28. Juni 1899.

Oesterreichisch-ungarische Bank.

Kaulz
Gouverneur.

Kutterstrasser
Generalrath

Mecenseffy
Generalsecretär.

1921 (Nachdruck wird nicht honoriert.)

Seid. Bastrobe fl. 8,65 bis fl. 12.75 per Stoff zu completer Robe — Tussors und Shantungs

sowie **schwarze, weiße** und **farbige „Henneberg-Seide"** von **45 kr.** bis **fl. 14.65** per Meter — glatt, gestreift, carriert, gemustert, Damaste ꝛc. (ca. 240 verschiedene Qualitäten und 2000 verschiedene Farben, Dessins ꝛc.).

Zu Roben und Blousen
ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus.
Muster umgehend.
Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.
G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Digitized by Google

Die Zeit.

XX. Band. Wien, den 8. Juli 1899. Nummer 249.

Der Staatsstreich in Italien.

Vom italienischen Deputierten Dr. Napoleone Colajanni.

Die stürmische Entwickelung der Dinge in Italien ist von sehr folgenschwerer Tragweite, die momentan nur latent ist, aber bei Eintritt günstiger Umstände actuell werden könnte. Um sie richtig zu verstehen, möge besser als alle Commentare eine pragmatische Darstellung, als Fortsetzung und theilweise Wiederholung meines Artikels vom 24. Juni, hiehergesetzt werden.

General Pelloux brachte, wie bereits berichtet, in der Kammer überraschenderweise einige reactionäre Gesetzentwürfe unter dem Titel „politische Vorbeugemaßnahmen" (provvedimenti politici) ein, wiewohl seit den Unruhen und Metzeleien vom Jahre 1898 sich absolut nichts Neues ereignet hatte. Die republikanische, die socialistische und die radicale Partei, aus denen die Aeußerste Linke sich zusammensetzt, vermuthen hinter diesen Maßregeln eine in reactionärer Zeit geplante Abänderung der Verfassung. Sie fassten den Beschluß, einig, geschlossen und, zum erstenmale seit der Constituierung jeder einzelnen als selbständige Partei vereint, gemeinsam der Erhebung der Entwürfe zum Gesetz mit allen legalen Mitteln sich zu widersetzen, die nicht bloß nach dem Brauch und Beispiel der anderen Parlamente zulässig erscheinen, sondern auch durch die seit vierzig Jahren unbestritten angewendete Geschäftsordnung der Kammer sanctioniert sind. Dieses Mittels sich bewusst, und klug darauf, es auszuüben, setzten sie sofort mit der Obstruction ein. Die obstructionistische Haltung erscheint umso mehr erklärbar und gerechtfertigt, als der Urheber der politischen Vorbeugemaßnahmen dieselben als eine unmittelbare Folge der stürmischen Ereignisse vom Frühjahre 1898 gelten lassen will. Es ist aber bis zum Ueberfluß dargethan worden, dass die Unruhen ausschließlich die Früchte der moralischen Anarchie waren, die eine vierzigjährige Misregierung gezeitigt hatte, zu der sich noch die außergewöhnliche wirtschaftliche Nothlage gesellte, so dass das Volk gezwungen war, den Protest des Hungers zu erheben. Die Natur jener Ereignisse war so klar und augenscheinlich, dass sich sie, bevor sie begannen, mit mathematischer Genauigkeit voraussagen und ankündigen konnte. War es also ein ehrliches, gerechtes und voraussehendes Vorgehen, wenn man, um die wirtschaftlichen und moralischen Ursachen der Unruhen zu beseitigen, politische Maßnahmen vorschlug, die auf Unterdrückung der Freiheit abzielen und den Arbeiter und den Beamten der Möglichkeit berauben, für die Besserung seines Loses zu kämpfen? Daraus erklärt es sich auch, dass die durch die Aeußerste Linke mit soviel Mäßigung und rednerischer Begabung — die Reden des Socialisten Ferri und des Republikaners Barzilai werden mustergiltig bleiben — geübte Obstruction im Lande so weiten Sympathien begegnete, nicht allein bei den unteren Classen des Volkes, sondern auch bei jenem Theile des Bürgerthums, dessen Geist durch die Furcht nicht verdunkelt und dessen Herz nicht durch den Classenhass verhärtet ist. Wenn die Aeußerste Linke zuweilen stürmisch protestierte, geschah es weniger aus Mangel an dem, dem Kammerpräsidenten schuldigen Respecte, als infolge der Unthätigkeit und Parteilichkeit des Präsidenten, der die Verhandlungen nicht leitete, dafür aber selbst in die Debatte eingriff und durch allerlei kleinliche Kniffe sich bestissen zeigte, der Minorität Herr zu werden und die träge Passivität der Majorität in weniger gehässigem Lichte erscheinen zu lassen.

Die gegen die Democratie erhobene Anschuldigung, dass sie sich revolutionärer Mittel bediene, um das Zustandekommen eines, von der Mehrheit der Kammer gebilligten Gesetzes zu verhindern, ist weder ernst gemeint, noch ehrlich. Vor allem sogen die democratischen Vollsvertreter das tiefinnerlichste Bewusstsein, dass sie, wenn sie dort die Minderheit sind, die Mehrzahl im Lande hinter sich wissen. Die seit einem Monate an verschiedenen Orten stattfindenden Kundgebungen geben ihnen mit dieser Auffassung Recht. Uebrigens ist die Methode der Obstructionisten so wenig eine revolutionäre, dass sie wiederholt von den Conservativen, wo sie ihren Zwecken angemessen und nützlich erschien, in Italien angewendet worden ist. Die so zertrauensvolle namentliche Abstimmung wurde mehrmals von den Conservativen bei den Verhandlungen über das Bankgesetz unter dem Ministerium Giolitti verlangt. Die Entfernung aus dem Saale während der Stimmenabgabe, um die Beschlussfähigkeit zu vereiteln, ist eine bei den englischen Conservativen oft geübte Praxis, die gewissenhaft nachgeahmt wurde durch den Deputierten Sonnino, der sich heute zum Protector des Ministeriums Pelloux aufwirft und sich als strenger Richter der einzig möglichen, aber freilich zeit durch seine Gegner angewendeten Methode geberdet. Die Dauer der Debatten und die Zahl der Reden anlangend, spricht alles selbst Tagewelche zugunsten der Aeußersten Linken. Als die Obstruction durch das Vertagungsdecret vom 22. Juni eine Unterbrechung erfuhr, hatte sie zwei Wochen angehalten. Dagegen hatten sich die Debatten über das Universitätsgesetz 1883, über die Eisenbahnconventionen 1885, die Bodensteuer 1885—86 mehrere Monate hingezogen. Dabei entsprachen jene Gesetze dringenden und realen Anforderungen, wogegen die gegenwärtigen politischen Vorbeugungsmaßregeln lediglich die Gelüste einer reactionären Coterie befriedigen sollen. Während der letzten Obstructionssphasen hielten Ferri, Pantano, Barzilai und Colajanni je drei bis vier Reden; Bonghi hatte aber wohl hundertmal gegen das Universitätsgesetz gesprochen, und Baccarini, Sanguinelli und Gabelli brachten es bei den Verhandlungen über die Eisenbahnconventionen auf zweihundert Reden!

Ein letztes Wort zur Selbstvertheidigung der Aeußersten Linken: Es hat nicht an Vermittlungs- und Versöhnungsvorschlägen gefehlt. In der Absicht, den Conservativen eine gewisse Genugthuung zu gewähren, wurden sie durch mich in den „Don Chisciotte" gebracht. Die Regierung jedoch ignorierte sie geringschätzig und wollte nicht das mindeste Zugeständnis machen. Dies diene zur richtigen Abschätzung der beiderseitigen Verantwortlichkeit.

* * *

Von allem Anbeginn der Obstruction verhehlte die Regierung nicht ihren Unmuth, und dieser steigerte sich zu blinder Wuth. Die Reactionären drängten die Regierung, ein Ende zu machen, und wäre es um den Preis der Gewalt, womit man jedenfalls eine Ueberrumpelung durch die Majorität meinte. Diese Vermuthung wurde zur Gewissheit, als man den Antrag einbrachte, die Geschäftsordnung der Kammer in dem Sinne der Einschränkung der Redefreiheit der Deputierten und der Erweiterung der Befugnisse des Präsidenten bei Leitung und Schließung der Debatte zu modificieren. Regierung und Reactionäre führten das Beispiel Englands an; sie übersahen aber dabei wichtige Thatsachen. Als man in England zum erstenmale daranging, die Geschäftsordnung des Hauses der Gemeinen abzuändern, geschah es, um die criminal law amendement Iceland bill vom Juni 1887 durchzubringen. Die Debatten, die sich endlos hinzogen, wurden seitens der Home Rulers mit einer wahrhaft erschreckenden Ausdauer geführt und unterbalten. Die im Jahre 1883 von den Conservativen — wohlgemerkt: von den Conservativen — betriebene Obstruction nahm 82 Sitzungen in Anspruch, und es hatte Jahre gebraucht, die durch die Conservativen eingebrachten simibundert Anträge zu beraten und zu erledigen. Die italienischen Conservativen haben also lediglich, in stark verringertem Maßstab, die englischen soviel, als sie ihrerseits Obstruction trieben. Und noch etwas. Der Eingreifung der Obstructionisten innerhalb des Hauses of Commons konnte nur eine ganz geringfügige Tragweite zukommen, bei dem Umstande, dass alle anderen Freiheiten: die der Presse, des Vereins- und Versammlungsrechtes, mit einem Worte: der freien Meinungsäußerung, unberührt geblieben waren, die dort jenseits des Canal la Manche die wahre Herrscherin des Landes ist. Was wurde aber in Italien eintreten, wenn die freie Meinungsäußerung von der parlamentarischen Tribune herab endgiltig und nicht bloß vorübergehend unterdrückt und getuebelt würde? Bilde!

Daher wurde gegen die vorgeschlagene Abänderung der Geschäftsordnung, die man sofort als Anebel und Guillotine des Hauses brandmarkte, jene Opposition wieder aufgenommen, die sich gegen die politischen Maßnahmen so wirksam erwiesen hatte.

Diese oppositionelle Taktik erregte die wilde Wuth der Majorität, die sich überdies über einen Umstand und ihres Mangels an Pflichtgefühl und Aufopferungsfähigkeit so wohl bewusst war. Man beschloss daher die unmittelbare Intervention des Armee. Und doch wurde es zur Benennung dieser, von einer kleinen Anzahl von Abgeordneten — um die zwanzig — unternommenen Obstruction nur eines geringen und pflichtgemäßen Opfers von

Digitized by Google

Seite der Majorität bedurft haben, nämlich ihrer eifrigen Theilnahme an den Sitzungen. Es wäre eine leichte Aufgabe gewesen, die Obstruction zu beseitigen, sowohl wegen der geringen Zahl der Deputierten, welche sie veranstalteten, als auch weil die Mehrzahl dieser handvoll Abgeordneten sich nicht in der Lage befanden, sie auf die Länge fortzusetzen, da sie unter dem unerbittlichen Zwange der Nothwendigkeit stehen, durch die Arbeit den eigenen Unterhalt und den ihrer Familien zu verdienen. Die bis ins Mark hinein verderbte Majorität jedoch besaß nicht die Willenskraft, drei, vier volle Tage hindurch den Kammersitzungen anzuwohnen, durch welchen Zeitaufwand allein sie das kleine Häuflein der Obstructionisten zur Capitulation hätte zwingen können. Sie zog die schmachvolle Verletzung des Grundgesetzes dem legalen Wege zur Modification der Geschäftsordnung vor. Und so haben Regierung und Majorität, um sich die kleinen Anstrengungen des parlamentarischen Kampfes zu ersparen, mit einem in der Geschichte fast beispiellos dastehenden Leichtsinn die Krone in den zwischen der Regierung und der Demokratie spielenden Kampf hineingezogen, indem sie an die Stelle der Regierung, beziehungsweise der Majorität die Krone substituierten, die einst die Kosten der eigenen Blindheit sowie der Selbstsucht und der Niedrigkeit Dritter zu begleichen haben wird.

Das Vertagungsdecret vom 22. Juni war offenbündig ungerechtfertigt. Warum auch die Diskussion der Abänderung der Geschäftsordnung, durch welche die Obstruction zu nichte gemacht worden wäre, verhindern? Warum die Intervention des Königs anrufen, nachdem doch Regierung und Mehrheit den Weg gewählt hatten, der mit den durch das Gesetz gebotenen Hilfsmitteln zum gewünschten Ziele führen konnte? Einzig um zu zeigen, dass man den Muth der Macht besitze und dass man nicht fern sei von der Anwendung der physischen Gewalt. Dieser Beweis wurde durch das andere königliche Decret erbracht, das die Bestimmung enthielt, dass, falls am 29. Juli die Verhandlungen über die politischen Vorbeugungsmaßnahmen nicht beendet sein sollten, sie gleichwohl auch ohne parlamentarische Zustimmung, also gegen den Willen des Parlaments wirksam werden sollten.

Ueber die Tragweite dieses Eingriffes der Krone in das Gebiet der Gesetzgebung, konnte man sich keiner Täuschung hingeben: es ist der Staatsstreich, der zwar der Begleitumstände entbehrt, die den 18. Brumaire und den 2. December zu classischen stempelten, jedoch objectiv erscheint durch den gänzlichen Mangel politischer Begründung und überdies lächerlich durch die dramaturgierende Unfähigkeit jener, die dessen Werkzeug werden sollten.

* * *

Es bedarf nicht vieler Worte, um diese That des Ministeriums Pelloux zu kennzeichnen. Das Decret, welches eine Nothverordnung mit Gesetzeskraft sein soll, ist weder Gesetz noch Verordnung. Es verstößt gegen die Artikel 3, 6, 55 und 81 der Verfassung. Es verletzt diese durch die Aufhebung des Versammlungs- und Vereinsrechtes, durch die Unterdrückung der Preisfreiheit mittels wirksamer zeitzüglicher Kaution — die civilrechtliche und strafrechtliche Verantwortung wird von dem verantwortlichen Redacteur auf den Herausgeber, den 18. Brumaire und den 2. December zu classischen Druckereibesitzer übertragen, die Verletzung geschieht durch die Verschärfung der Strafen in Verleumdungsfällen, während doch der Juristencongress in Neapel und sämmtliche Preisvereinigungen sich dahin ausgesprochen hatten, dass die bestehenden Gesetze schon über mäßig strenge seien — und endlich durch Maßregeln, welche alle in öffentlichen Diensten stehenden Arbeiter und Beamten auf den Standpunkt der mittelalterlichen Hörigkeit hinabdrücken. Raumentlich der letztere Punkt erfüllen besonders gehässig angriffslos den Beobachtung, die der deutsche Reichstag der Handhabung vorgeschrieben, die mit dem betreffenden Vorschlag der italienischen Regierung eine beträchtliche Aehnlichkeit aufweist. Auch die Juristen waren gegen die Gesetz-Decrete, welche Aenderungen an dem Strafgesetze und an dem burgerlichen Gesetzbuche mit sich bringen. Doch auch zahlreiche Conservative fühlten sich von der damit dem Senate bezeigten Nichtachtung verletzt. Und in der That: in dem Decrete war von dem Senate nicht die Rede, denn wenn die Ausnahmsmaßregeln bis zum 29. Juli in der Kammer nicht zur Annahme gelangen, sollen sie in Kraft treten, ohne dass sie auch nur pro forma der Sanction des Senats vorgelegt werden mussten. Der Senat hat feierlich durch seinen Präsidenten eine solche Behandlung verbeten.

Der durch dieses missgeartete Gesetz hervorgerufene Eindruck auf die Presse, auf jenen Theil des Landes, der an den öffentlichen Leben theilnimmt, und auf das Parlament selbst war ein mehr denn bunter. Diese Spaltung wurde noch durch das Mahl Ministers des General Pelloux bestätigt, der, indem er es am 28. Juni der Kammer zur Beschlussfassung unterbreitete, es selbst als ungenügend erklärte.

Ueber [illegible] Regierung wurde [illegible] die Debatte [illegible] Ministerpräsidenten [illegible] Ende [illegible] Ministerium [illegible] Pelloux [illegible] Kammer [illegible] Vertrauensvotum [illegible] Abstimmung [illegible] Ministerium

Beschluß, die Geschäftsordnung zu ändern, zurück, und in der Sitzung vom 30. Juni begann die Discussion eines am 28. Juni von dem Deputierten Franchetti — einem ehrlichen und aufrichtigen Monarchisten, doch Gegner der Verordnungen — eingebrachten Antrages, der an die 1887 und 1892 in dem Senat und Commons votierten Motionen, die ähnlichen Motiven entsprangen, lebhaft erinnert. Zu möglichst rascher Annahme wollte man nun mittels eines parlamentarischen Gewaltactes — eines sogenannten coup de majorité — gelangen. Die Aeußerste Linke erfuhr von dem Anschlage, und sie rüstete sich für die letzten Kraftproben wie auch dazu, innerhalb der Grenze strengster Loyalität ihre Pflicht bis an's Ende zu erfüllen. Daher wurden in zwei vorberatenden Zusammenkünften einige Amendements aufgestellt, der Redner bezeichnet, welche sie vertreten sollten, und für den Fall, daß die Kammer sich in Permanenz erklären würde, der Turnus zur gegenseitigen Ablösung der an der Obstruction betheiligten vierzig Deputierten festgesetzt. Doch die ruhigen und gesetzmäßigen Pläne der Aeußersten Linken scheiterten an der Unehrlichkeit des Kammerpräsidenten Chinaglia. Er brachte die seit einem Monate unter den Abgeordneten angesammelte latente Elektricität zur heftigen Entladung. Dieser Präsident, der in der Geschichte als ein wahres Verhängnis des Landes erscheinen wird, hätte der peinlich genaue Hüter der parlamentarischen Freiheit sein müssen. Statt dessen bestrebte er sich, mit äußerster Brutalität zu zeigen, daß er die Macht in Händen halte und sie gegen das Gesetz anwenden wolle. Er ignorierte die Rechte der Minderheit und provocierte die Aeußerste Linke in solchem Maße, daß einige ihrer Mitglieder beschlossen, den Mißbrauch der Macht die Gewalt entgegenzusetzen. Muthig stieg der Abgeordnete De Felice in den Saldkreis hinab und trat mit seiner Brust eine Schranke für jene, welche über Auftrag des Präsidenten zur Urne schreiten wollten. Dadurch entstand ein unbeschreibliches Gemenge und eine allgemeine Keilerei, welcher durch die Intervention der Besonneuen aus allen Theilen der Kammer ein Ende gemacht wurde. Die Sitzung wurde bloß unterbrochen, während sie bei der herrschenden Aufregung der Geister und infolge des Zwischenfalles hätte geschlossen werden sollen. Bei Wiederaufnahme der Sitzung erneuerte der Präsident seine Herausforderung gegen die Aeußerste Linke und ließ wieder die Abstimmung vornehmen, die unter allen Gesichtspunkten illegal war, deren Allegalität durch die beiden Republikaner Pantano und Taroni constatiert und theilweise von dem Präsidenten selbst zugestanden wurde, der in kläglichem Tone um Nachsicht bat. Die Ungeheuerlichkeit wurde auch seitens der beiden monarchistischen Zeitungen „Don Chisciotte" und „Tribuna", sowie durch die ersten Autoritäten der Kammer zugestanden. Man nahm die Herausforderung auf: die Abgeordneten De Felice und Pampolini eilten blitzschnell und gelegt von der ganzen Aeußersten Linken in den Kreis und warfen die für die geheime Abstimmung über die gewissen Gesetze dort aufgestellte Urne um. Dieszmal gieng es ohne Faustschläge ab; die kühnsten Kämpen der Reaction hatten genugsam die Armkraft der Mitglieder des Berges an sich selbst erfahren und reagierten nicht. Der Präsident ergriff die Flucht; der Vice-Präsident Colombo, der — wiewohl Conservativer — doch sich der allseitigen Verachtung und Achtung erfreut, schloß die Sitzung.

* * *

Wohin der Trotz, die Unwissenheit und der Ueberwuth von Regierungen, an deren Spitze ein General steht, die Dinge führen können, haben die Ereignisse des 31. Juni bewiesen; die letzten Folgen davon sind jedoch noch nicht abzusehen. Das Land ist aufgeregt und alarmiert; die Regierung geschwächt und zur Gewalt geneigt.

Am Abend waren die Minister zweimal versammelt und dann beim König. Das Ergebnis der Berathungen war die Schließung der Session, welcher die Kammervertagung alsbald folgen dürfte.

Für jetzt ist der Sieg der Aeußersten Linken ein vollständiger: die politischen Verbengemaßnahmen haben nicht die parlamentarische Zustimmung erhalten, und wenn man sie trotzdem in Kraft setzt, wird es effectlandig sein, daß der königliche Wille an die Stelle des Gesetzes tritt; die Minderungen der Geschäftsordnung, die jedem Versuche von Obstruction eine Schranke setzen sollten, kamen nicht einmal in Berathung. Die Reaction, welche in dem Babuc lebte, auf friedlichem Wege ihre Herrschaft festigen zu können, muß jetzt, will sie sich nicht als endgiltig besiegt erklären, die Maske fallen lassen und die Verfassung beseitigen. Wird es dahin kommen?

Vielleicht geht Italien einer Epoche von Unruhen und blutiger Repressiven entgegen. Die verhältnismäßige Ruhe, mit welcher zur Ueberraschung selbst der officiösen Blätter die Nothverordnung aufgenommen wurde, und die geringe Sympathie, die man dem Parlament entgegenbringt, erwecken bei vielen den Glauben, daß das Land gleichmuthig, wenn nicht mit Genugthuung, einen Staatsstreich à la Bonaparte hinnehmen würde. Das gegenseitige Mißtrauen, das die einzelnen Provinzen des Landes einander entgegen hat, die bisher noch nicht einer Belagerungsprobe unterzogene Theilnahme im Heere, deren die Krone sicher ist, die Furcht vor dem Socialismus, die in den Herzen der Bourgeoisie wohnt, die noch frische Erinnerung an die blutige Unterdrückung des Aufstandes im Borjahre, das wirthschaftliche, geistige und sittliche Elend eines großen Theiles der Arbeiter — alle diese Umstände könnten dahin führen, daß die populäre Reaction auf einen Staatsstreich voreerst noch ausbleibe.

Ein absolutes und autokratisches Regime indessen, welches das parlamentarische zu ersetzen berufen wäre, vermöchte nicht die tiefliegenden allgemeinen Grundursachen der Unzufriedenheit zu beseitigen, von der die Unruhen des Jahres 1898 nur ein Symptom gewesen sind; im Gegentheile, die Unzufriedenheit würde dadurch nur noch vertieft und verstärkt werden. Früher oder später müßte die Stunde der Abrechnung für die Schuldigen kommen.

Man weiß ja: Politische Verbrechen finden ihre Sühne nicht zu bestimmter Frist und unmittelbar. Doch die unsehlbare Strafe würde angebahnt werden mit der Zerstörung der Legende, die noch eine Aureole um das Haupt des Königs Umberto bildet: der Legende von der Loyalität des Hauses Savoyen.

Rom, 2. Juli 1899.

Im Lande der Tausend Seen.

Politische Reiseerinnerungen aus Finnland.

In der Nacht vom ersten auf den zweiten April dieses Jahres lichtete „Regir", der kleine flotte Schnelldampfer der Helsingfors Angfartygs Aktie Bolag, die Anker, um uns in achtundfünfzig Stunden von Lübeck nach dem einzigen finnländischen Winterhafen Hankö zu bringen.

Finnland zu besuchen, hatte seit langem auf meinem Studienprogramm gestanden. Erstens interessierte mich dieses Land als der einzige Bestandtheil des großen russischen Reiches, der im besten Einvernehmen mit den absoluten Czaren in ihrer Eigenschaft als constitutionelle Großfürsten von Finnland auf dem Wege stehet, wenn auch langsamer Verfassungsentwickelung fortgeschritten ist. Dann hoi mir Finnland vom vergleichenden Standpunkt aus das größte Interesse. Je mehr ich mich mit dem Schicksal der Balkanstaaten vertraut machte, je mehr mir die ihnen innewohnenden krebsschäden einleuchteten, umsomehr lenkte meine Aufmerksamkeit das nördlichste europäische Fürstenthum auf sich, das, wegen der unsterglitzen Entwickelung seiner Staatswirtschaft, nicht nur ein geographischer Antipode dieser Staaten ist. Siech und altersschwach sind die Staatsfinanzen der halb oder ganz verkrachten Serben, Griechen und Bulgaren, und wenn sich auch Rumäniens Staatswirtschaft im Aufschwung befindet, so leidet doch dieses Königreich, sonst im großen und ganzen eine glückliche Ausnahme unter den Balkanstaaten, an einer dissartigen chronischen Krankheit: der Agrarfrage mit den immer wiederkehrenden Bauernaufständen.

Schließlich ist Finnland auch vom Standpunkte der vergleichenden Erforschung der russischen Politik interessant. Ein mächtiger Kolofs, im steten Wachsthum begriffen, streckt das Czarenreich seine langen Arme gen Süden und Norden, legt gewaltsam seine wuchtigen Pranken auf die Schultern der kleinen Staaten, die von der bloßen Berührung zu krachen beginnen, und schreit dann mit gedämpfter Stimme zu: „Seien wir doch Freunde!" Indes bei diesen Freundschaftsbetheuerungen sträubt Russland auf einen schwer zu lösenden Widerspruch. Es sucht nämlich, in „demokratischer" Weise die Liebe der kleinen Völker zu gewinnen, und will nicht ihre nationalen Ideale verstehen. Denn „nationale Politik" ist ihm nach der Aeußerung von Katkofs Gesinnungsgenossen Leontjeff nichts anderes als ein „Werkzeug der Revolution".

In gewissem Sinne verkörpern die Russen die Neuheit der Weltgeschichte. Sie sind gleichsam ausserkoren, bei Nachbarvölkern die Schwächen der Väter gedicht auszumerzen, um an den Söhnen die gerechten Sünden zu rächen, freilich, wenn sie es können. Darauf beruhte vor allem die Expansionsstärke des moskovitischen Staates, in dessen Finnländen das emsige europäische Russland getreten ist. „Agrarreformen", sowie sonstige „demokratische" Leckereien waren für die Russen die Hauptwaffe in ihrem verwüstenden Kampfe gegen den polnischen Staat und die relative Selbständigkeit der Ukrainer-Kosaken. Zwar versucht es die russische Regierung, hier in verspreche als auszuführen, dies anderswo aber nichts an der Sache ändern. Und wie stark Völker mit politischer Blindheit geschlagen werden können, zeigen die abendländischen und gleichzeitig russenfreundlichen Norweger!

Unter der russischen Herrschaft hat sich das Großfürstenthum Finnland beinahe als selbständiger Staat entwickelt. Auch der innige, der treue Freundschaft Czar Nikolaj II. hat seinen Regierungsantritt als Großfürst von Finnland durch das aus Finnland an die Zaren hinderen am 6. November 1891 gerichtete Thronbesteigungsmanifest feierlich manifestiert, in welchem Finnlands Verfassungsrechte bestätigt und in manchen Punkten erklärt worden sind. Dieses Versprechen ist in manchen Punkten sogar erweitert worden. Dieses Versprechen ist in manchen Punkten sogar erweitert worden. Dieses Versprechen ist in manchen Punkten sogar erweitert worden

geistell hatte, die seit der zweiten Hälfte des Jahres 1885 gegen den von ihnen in echt jakobinischer Weise verschrieenen finnländischen „Separatismus", das heißt gegen die finnländische Verfassung eine systematische Hetzenpagne veranstaltet hatte. Wie auch hinsichtlich anderer reactionären Gelüste vermöchte zwar die Russisch-Pobjedonoszeff'sche „Partei" die Sympathien des Kaisers Alexander III. zu gewinnen, indes war er einfachig genug, um nicht vor der von ihm verbürgten Verfassung Finnlands halt machen zu lassen. Der Regierung des Abrüstungszaren Nikolaj II. war es gleichsam beschieden, in die feste Mauer der finnländischen Grundrechte eine Breche zu legen, und bei dem leichgesinnigen Flankenangriff auf die mitten im Frieden überrumpelten Finnländer sollte eine Rüstungsvorlage das trojanische Roß abgeben. Die national-orthodoxe „Partei" wollte nämlich in ihrer reactionären Gefräßigkeit zwei Fliegen mit einer Klappe fangen: auf Kosten der Finnländer das russische Heer vermehren und durch die mit Verletzung der in Finnland gesetzlichen Verfassungsformen aufgezwungene Rüstungsvorlage den finnländischen Grundrechten den Boden entziehen.

Die Vorgeschichte des im Juli 1898 durch kaiserliches Manifest für den 10. Jänner dieses Jahres einberufenen außerordentlichen Rüstungslandtages in Helsingfors ist bereits von mir in der „Zeit" dargelegt worden,*) und was ich vorhergesehen, ist eingetreten: ihres Rechtes bewußt, ließen sich die Finnländer nicht ins Bockshorn jagen und lehnten die verfassungswidrige czarische Gesetzesvorlage ab**).

Als nämlich die russische Regierung im Jänner Wind bekommen hatte, daß der finnländische Landtag die verfassungswidrige Rüstungsvorlage unio leichteren Herzens ablehnen würde, als inzwischen das berühmte Abrüstungsschreiben der russischen Regierung erfolgt war, brachte eine in Petersburg ad hoc gebein einberufene Commission eine Art § 14 zustande, wonach der Gesetzfürst von Finnland sich sehr leicht aus der sprichwörtlichen Verfassungsklemme ziehen und ohne thronzeitige Eingriffe, bloß durch schnell wirkende Verordnungsmittel dem an Verbauungsstörung leidenden gesetzgeberischen Körper „Hilfe" leisten kann. Durch das Manifest vom 3. 15. Februar behält sich nämlich der russische Czar vor, nach Gutdünken zu bestimmen, was auf bloßem Verwaltungswege zu Nutz und Frommen des constitutionellen Finnlands schneidig durchzuführen wäre. Wie es auch zu erwarten war, in Finnland erklärte man kurzweg dieses Manifest für einen Verfassungsbruch, und man setzte alle gesetzlichen Hebel in Bewegung, damit Volk und Großfürst die ganze Tragweite dieser Rechtsverletzung einsähen.

„Werde ich noch das Großfürstenthum Finnland am Leben antreffen?" dieser Gedanke beschäftigte mich während der ganzen Ueberfahrt, „Finnland existiert nicht mehr. Ich kann Ihnen Pass nur nach Russland visieren," so antwortete der russische Consul in Lübeck einem Reisegenossen von mir, einem braven Jungen aus einer wernehmen Lübecker Kaufmannsfamilie, der als Praktikant auf drei Jahre nach Helsingfors ging. Bei der Zollrevision in Saßnitz sah ich es bald zu meiner großen Freude ein, daß Finnland noch nicht „todt" ist: meine ziemlich große Reisebibliothek erregte nicht das geringste Interesse der finnländischen Zollbeamten. Wären es russische Grenzzaraffe, so hätte ich mich, schon der bibliographischen Neugierde der Beamten wegen, von mancher „interessanten" Schrift auf Nimmerwiedersehen trennen müssen.

Meine Freude war indessen von kurzer Dauer. Schon am Hafendamm sieh mir die schwarze Bekleidung fast sämmtlicher Anwesenden — Männer und Frauen — auf. Und wie ich bald merkte, waren es nur Trauer, die keine Trauergewänder trugen. In Helsingfors angekommen, fühlte ich mich bald, wie man sich unter Trauernden fühlt: überall Friedhofsstimmung, überall in den Schaufenstern das unsilvrte Bild Alexanders II. Monteauvieux Perier wurde gewiß an meiner Stelle gedacht haben, das Land trauere, daß Alexander II. nicht mehr am Leben sei. Mich hatten aber die Nachrichten aus Finnland betrübt, daß die Landestrauer dem Staatsgrundgesetz des nichtsbedeutenden Exilen des Czar-Beherrschers gelte.

Die Stadt tagten zwar in Helsingfors, die Hauptstadt ging aber damals im Belagerungszustande vor sich. Die politische Situation war ziemlich complicirt und unübersichtlich. Zwar teilte sich dermaßen im Haag die Abrüstungs- und Friedenskonferenz, verstummelt, dies hielt aber den Generalgouverneur Bobrikoff nicht ab, eine provocierende Stellung einzunehmen. Seine Ernennung hätte nicht ungünstiger kommen können, als die Zeit, da Finnland nach dem Staatsgrundgesetz vom 3./15. Februar eine organische „Neuordnung" genießt werden

Zu dem innländischen Generalgouverneur hatte Bobrikoff das Vertrauen seines Monarchen, das er sich durch seine Thätigkeit im Ministerium des Innern, in dessen Departement er unter Plehwe die Finnland betreffenden Angelegenheiten bearbeitete, erworben hatte. Das Vertrauen des Selbstherrschers allein

„Parteiorgane" („Moskowskija Wjedomosti", „Nowoe Wremja", „Swjet") wurde dadurch ihre Hetz- und Verleumdungsthätigkeit erleichtert. Sie konnten die allerunsinnigsten Gerüchte ausstreuen, ohne vor Dementis Angst zu haben. Die Censurruthe des finnländischen Generalgouverneurs vermochte auch die in Rußland erscheinenden Zeitungen und Zeitschriften zu erreichen. Die russische Presse hielt sich indes wacker. Denn mit wenigen Ausnahmen standen uns selben ist sämmtliche russische Zeitungen und Zeitschriften auf Seiten der hartbedrängten Finnländer. Sogar dem conservativen Organ des Fürsten Uchtomskij, des persönlichen Freundes und Reisebegleiters des Czaren Nikolaj II., wurde es einfach untersagt, Artikel über Finnland zu bringen. Für eine ziemlich beschiedene, strengwissenschaftliche Studie bekam die angesehenste, massvolle Zeitschrift „Westnik Evropy" die zweite Verwarnung, und die von bekannten russischen Schriftsteller Korolenko redigierte Revue „Russkoe Bogatstwo" wurde einfach verboten, weil sie einen Aufsatz veröffentlichte, in dem durch geschickte Zusammenstellung von Auszügen aus Blättern der Pobjedonoszeff'schen Richtung der ganze Verlauf des Militärconfliktes dargestellt ist. Montesquieus Perser würde gedacht haben, die Censur hatte dem Kaiser, auf dass er die Wahrheit nicht erfahre. Das gebildete Russland — Rechtsforscher wie Presse — verstummten keine Gelegenheit, ihre Sympathien für Finnlands Verfassungsrecht zu bekunden. Selbst während der Studentenunruhen in Russland unterließ die russische Universitätsjugend nicht, eine Sympathiekundgebung die Helsingforser Studenten zu schicken. Einen charakteristischen Beleg dazu, wie jakobinisch die Pobjedonoszeff'sche Richtung im Gegensatz zu der russischen öffentlichen Meinung vorgeht, liefert wie ein „Gesinnungsgenosse". Mitte Mai hielt ich in Berlin in der „Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirtschaftslehre" einen Vortrag über Finnland. In diesem Vortrag behandelte ich unter anderem die Stellung der russischen Rechtsgelehrten zur finnländischen Frage und kam auf die inconsequente, ja widersprudsvolle Haltung von Katkoff's „Moskauskija Wjedomosti" zu sprechen. Kaum war ich zu Ende, als sich mir ein hoher, schlanker Herr näherte und sich als „Moskauer Universitätslehrer Katkoff-Sohn" vorstellte. Er dankte mir für den „objectiven" Vortrag, und ich fragte ihn, ob ich nicht ungerecht die Katkoff-Pobjedonoszeff'sche „Richtung" beurtheilt habe. Katkoff-Sohn nahm keinen Anstand, eine kurz und bündig zu sagen: „Gewiss, das politische Russland denkt ebenso, wie Sie es dargestellt haben, aber es hat unrecht: Finnland muss sich vor den Interessen Russlands beugen, und ein russischer Patriot soll nur das Interesse Russlands wahren." Der finnländische Bien muss, und der russische soll! So denkt die national-orthodoxe Gruppe, die an der Spitze des „patriotischen" ungebildeten Russland zu stehen glaubt. Der russische Czar hat aber zu entscheiden — und er hat sich hinsichtlich Finnlands auf die Seite der Verfechter des patriotischen Rechtsbruches gestellt. Ob bewußt? Wohl schwerlich. Denn der Czar ist ein aufrichtiger Friedensfreund und ein durch und durch ehrlicher Charakter. Er ist sich nur nicht der Grenze einer Verfassungsrechte in Finnland bewußt, und die Finnländer haben ja ihm keinen Zutritt; zwischen ihm und dem constitutionellen Finnland hat sich eine chinesische Mauer großrussischer Verwaltungsideen erhoben. Aus seinen Aeußerungen kann man sich folgendes Bild machen: er stellt sich wahrscheinlich Finnland als ein von ausbeuterischen, rebellischen, schwedisch sprechenden Adeligen aufgewühltes Land vor, das man im Interesse sei, zu einem autirussischen Aufstand zu verlocken.

Der Czar würde zum Theil recht haben, wäre er nur, das diese Elemente russische Unterthanen sind. Thatsache!

Eines Tages ruft der Generalgouverneur den Polizeimeister von Helsingfors, legt ihm einige antirussische Proclamationen in schwedischer und finnischer Sprache vor und fordert von ihm, er solle schleunigst die Verfasser ausfindig machen. Der bestürzte Polizeimeister — glücklicherweise sind sämmtliche Beamte Finnländer — begibt sich sofort auf die Suche, und mit Hilfe von Sachkundigen gelingt es ihm, die verhängnisvolle „Entdeckung" zu machen, dass die Proclamationen in der Druckerei der russischen Militärverwaltung hergestellt wurde. Von dieser Entdeckung soll der Generalgouverneur am meisten verblüfft gewesen sein. Denn nun sollte er die Anzeige ausfindig machen lassen. Sollte!

Die Art und Weise, wie man russischerseits gegen Finnland vorgeht, erinnert eher an die Unterwühlung von Polens Verfassungsleben. Man wagt nicht, sämmtliche finnländischen Institute ohne jeglichen Anlass zu russificieren, wie man es bei uns in Handumdrehen in den Universitäten gemacht hatte, sondern man scheint eher die „Polonisierung" anstreben zu wollen. Wäre in Finnland im großen und ganzen die Sprachenfrage nicht gelöst,*) könnten sich Zeitungen oder Zeitschriften dem vergeben, um, gestützt auf die „Landessprache" russische Regierung, ihre eigherzigen Partei- ansichten zu vertreten, so hätte der Generalgouverneur gewonnenes Spiel. Finnlands und des Finnländer politisch discipliniert und bereit zu jeglicher Selbstverleugnungsthaten. Die Liebe zu ihrer politischen

*) Siehe „Die Zeit" vom 15. April 1899, Artikel „Die Sprachenfrage in Finnland". **) Siehe „Die Zeit" vom 29. April 1899, Artikel „Finnlands Verfassung".

*) Siehe „Die Zeit" vom 15. April 1899, Artikel „Die Sprachenfrage in Finnland".

Freiheit, zu ihrer Verfassung hat sämmtliche Finnländer zu einem Volke gemacht. Einen schlagenden Beweis dafür lieferten die Finnländer durch ihre in etwa zwei Wochen zustande gebrachte Massenpetition, die von über 520.000 Erwachsenen unterschrieben wurde. Und erst nach vielen Wochen gelang es den „Russenfreunden", eine „Gegenpetition" mit etwa 3000 Unterschriften anterigen zu lassen. Den Gedanken, die schwedische Sprache einfach „abzuschaffen", ließ die russische Regierung, wenigstens vorläufig, fallen, da man sich im Palais des Generalgouverneurs überzeugt haben mag, eine derartige neue Gewaltmaßnahme würde nichts als ein Schlag ins Wasser sein und einen neuen Beweis für den begangenen Rechtsbruch liefern.

Auch zu einem andern, bevölkerten in Polen mit Erfolg erprobten Lockmittel nahm man russischerseits Zuflucht. Die Zeitungen der Pobjedonoseeffschen „Partei" begannen, sich immer stärker für das landlose Proletariat in Finnland zu erwärmen. Zur selben Zeit tauchten in Finnland an vielen Orten auf dem flachen Land Tabulettkrämer, reisende Handwerksburschen u. dgl. auf, die unter den Landproletariern den Gedanken ausstreuten, die russische Regierung werde demnächst für Landaustheilung Sorge tragen. Die finnländische Polizei war indessen auf der Hut und schaffte bald die meisten Aufwiegler über die Grenze. Die „patriotische" Presse in Rußland schlug darauf Lärm: man jage aus Finnland russische „Kanaillen" fort. Wie dem auch sei, den Fortgejagten erlaubte man nicht, die Grenze zum zweitenmal zu überschreiten. Ein Widerhall dieser „Agrartendenzen" findet sich in dem Beschluß des Kaisers, man solle die finnländischen Finanzüberschüsse dazu benutzen, um landlose Proletarier mit Grund und Boden zu versehen. Darauf gaben die Finnländer eine Antwort: sie veranstalteten eine Geldsammlung zugunsten der Hungerleidenden in Rußland.

Die Lage der finnländischen Landproletarier ist zwar keine glänzende, allein der Grund und Boden ist in Finnland nur zum allergeringsten Theil im Besitze des Adels. Das meiste Land gehört der Krone und der Bauernschaft, ja der adelige Grundbesitz ist in Abnahme begriffen. Im Jahre 1864 machte der gesammte Grundbesitz 35,500.000 Hektar aus. Davon gehörten der Krone 12,500.000, dem Adel 1,600.000 und der Bauernschaft 20,400.000 Hektar. Im Jahre 1892 machte der gesammte Grundbesitz 36,540.000 Hektar aus. Davon gehörten der Krone 14,100.000, dem Adel nur 1,000.000 und den übrigen Landwirten 21,600.000 Hektar. Im Jahre 1895 gehörten dem Adel noch weniger: 300.000 Hektar. Und am allerwichtigsten ist der Umstand, daß das Hauptcontingent der Bauern kleine Grundbesitzer sind. Daher könnte in Finnland eine Agrarbewegung nur den ager publicus im Auge haben, und den ager publicus wagt nicht die russische Regierung in Rußland selbst zu vertheilen. Eine Agrarrevolution in Finnland musste also nichts anderes als ein frommer Wunsch bleiben. . . .

Statt die Finnländer zu russificiren, thäten wir besser, uns selbst zu finnificiren", soll Leo Tolstoj gesagt haben. Und jeder unbefangene Russe, der Finnland näher kennen gelernt hat, ist derselben Meinung. Dazu ließen sich übergenug literarische Belege anführen.

Was in Finnland am meisten auffällt, ist der scharfe Contrast zwischen der dürftigen, wenn auch an eigenthümlichen Schönheiten reichen, Natur und dem hohen Culturgrade der Bevölkerung. Ob Landproletarier oder nicht, ob Bauer oder Handwerker, an jedem merkt man es sofort, daß der Finnländer nie Sclave, nie Leibeigener war. Ehrlichkeit, tiefempfundene Gottesfurcht und ein bis zum Starrsinn unbeugsamer Wille — dies ist der Grundzug des Charakters der finnländischen Bevölkerung. Dass es den Finnländern einzig und allein auf ihr politisches Recht ankommt, sah ich sofort aus meinen Gesprächen mit Vertretern der schiedener Parteien, und dies hat auch der Landtag bewiesen, indem er aus vielen Stücken das Heer mehr als verdoppelte, die wehrfassungzwölfe Vorlage aber rundweg über den Haufen warf.

Und nun steht die russische Regierung dem tapfren finnländischen Volke gegenüber, man möchte sagen, mit gewissem Mundo Dass man bis jetzt in Finnland den angedrohten Belagerungszustand nicht erklärt hat, dass man den Militär und Verfassungsconflict auf die lange Bank schieben lässt, zeigt zur Genüge, wie man russischerseits durch die locale einmüthige Opposition der Finnländer aus dem Concept gebracht.

Die Finnländer lassen sich nicht biegen: sie zu brechen wagt man nicht. Die Pobjedonoszeffsche „Partei", zwar bemundlich nach alter Gepflogenheit, leidet jetzt an Altersschwäche, und ihr junger Nachwuchs besteht aus in Moll gestimmten Epigonen, die sich noch dazu schämen, ohne Zeigenblatt vor die Oeffentlichkeit zu treten. Auch haben sich die Zeiten geandert: Der Czar ist ein eifriger Verfechter des Rechts, und Rußland kultiviert mit Europa.

Wenn es den Finnländern gelungen hätte, zugleich aus dem Kampf um ihr Verfassungsrecht hervorzugehen, so wurden sie auch fernerhin, zum Aerger der „Patrioten", dem gebildeten Russland als constitutionelles und entlinuelles Vorbild dienen, wären sie aber unterlegen, dann hat zweifelsohne die nationalexpansive obenthätisch gesinnte „Partei" den Verfassungsfreunden in Rußland ein ganzes, aufgeklärtes Volk von über zweieinhalb Millionen als Gesinnungs-, eventuell auch Kampfgenossen zugeführt. So oder anders, mit politischer Blindheit geschlagen, schneidet sich die Pobjedonoseffsche Hetzpartei in ihrem Kampfe gegen Finnlands Verfassungsrecht ins eigene Fleisch: sie hat auch der ganzen gebildeten Welt die Gelegenheit geboten, der friedliebenden Politik des unbeschränkten Czaren ein Misstrauensvotum entgegenzubringen, sowie das hartbedrängte finnländische Volk hochschätzen zu lernen, welches das erhebende Beispiel gegeben hat, wie gegnerische politische Parteien vor allem das Verfassungsrecht des ganzen Volkes im Auge behalten müssen, ohne für ein noch so schmachtiges politisches Liniengericht das heilige Vorrecht freier Selbstbestimmung preiszugeben.

Prof. Boris Minzès.

Masaryks Kritik des Marxismus.

Von Eduard Bernstein (London).

In seinem Aufsatz „Zur Krise innerhalb des Marxismus", der in Nr. 238 und 240 der „Zeit" veröffentlicht wurde, schreibt Professor Masaryk bei Erwähnung meiner Schrift „Die Voraussetzungen des Socialismus":

„Bernstein unterschätzt die Tiefe und Weite der marxistischen Krise. Ich glaube das allseitig in einer Arbeit dargethan zu haben, die im Laufe dieses Monats herausgegeben werden dürfte."

Diese Arbeit ist jetzt erschienen, und die Redaction der „Zeit" hat mich aufgefordert, mich zu dieser Stelle von ihr zu äußern. Ich folge ihrer freundlichen Einladung mit Vergnügen, obwohl gerade die Besprechung des Masaryk'schen Werkes für mich keine sehr einfache Sache ist.

Aus dem erwähnten Artikel Masaryks wissen die Leser, dass ich selbst mich in verschiedenen Punkten zur übermommenen Auffassung der Marx'schen Lehre und einiger ihrer Sätze kritisch verhalte. Sie werden auch wissen, dass meine Kritik weientlich von derselben Seite her geschieht wie die Masaryks, dass also bis zu einem gewissen Punkt Masaryk und ich natürliche Bundesgenossen sind. Nun gehe aber Masaryk, wie er selbst feststellt, sehr viel weiter als ich: er negiert mehr als nur einzelne Sätze und Auslegungen des Marxismus. Er kritisiert als — wissenschaftlicher Gegner, was ich als Freund oder Parteigänger kritisierte, er greift aus Fundament dessen, was nach meiner Ansicht nur der Ausbesserung und Ausarbeitung bedarf. Er läuft Sturm, wo ich nur reformieren will.

Auf diese Weise sind wir zugleich auch Widersacher, und ich habe, wenn ich sein Buch bespreche, abwechselnd einen Bundesgenossen anzugreifen und einen Gegner zu preisen. Eine nicht sehr angenehme Aufgabe für jemand, der selbst noch mitten im Kampf um die Behauptung des eingenommenen Standpunktes steht. Indes man ist nun einmal nicht angewandt in irgend einer Frage „Mittelparteiler", und ich will zufrieden sein, wenn es mir bei alledem gelingt, dem Werke Masaryks zu Lob und Tadel gerecht zu werden

Denn das kann nach meiner Ansicht keinem zweifel unterliegen, dass das Buch „Die philosophischen und sociologischen Grundlagen des Marxismus", wie Masaryk seine Arbeit betitelt, in der nun schon ziemlich stark angeschwollenen Marx Literatur einen Platz mit an erster Stelle beanspruchen darf. Es ist nicht nur die umfangreichste, sondern auch die am tiefsten eindringende der mir bekannten Darstellungen der Marx Engels'schen Geschichtslehre. Sein inhaltlicher Reichthum mit den vielen wertvollen Literaturangaben als Zugabe verleiht ihm den Charakter eines Fundortes des behandelten Gegenstandes. Professor Masaryk scheint auch der Marx Literatur des Auslandes volle Beachtung und ist als Slave in der Lage gewesen, auch die so bedeutsame russische Literatur für und gegen das Marxismus verfolgen zu können. In diesen, auf die Form und Substanzmäßig bedeutsamen Vorzügen des Werkes kommt hinzu, dass es sich auf den ersten Blick als die Arbeit eines philosophisch gebildeten und tiefdringenden Mannes erweist, die auch den geistigen Reichthum Anregung bietet, welche seiner Kritik nicht oder nicht durchgängig zustimmen können. Kurz, wer mich auch in seinen Ansichten und Urtheilen stellt, so zeigt sich Masaryk in seinem Buch als ein Mann, der nicht mit ein paar Worten abgethan werden kann, sondern eine eingehende Antwort verdient hat.

Masaryk hat seinem Buch den Untertitel gegeben „Studien zur socialen Frage". Wie er den Gebrauch des conventionellen Wortes „soziale Frage" verwenden wollen will, entnehme ich aus der Art, wie er sie nicht definiert. Er sagt: „Es überwältigende Thatsache ist das ökonomischen und gesellschaftlichen, politischen und moralischen Elends, welches wir alle nicht und überall vor Augen haben . . ." Unruhe und Unzufriedenheit, Streiks und Aufstände, Hetzen und Verfolgungen, Mord und Todtschlag von Tausenden, Millionen Cumulirt und potenzirt, das ist die Hölle des Problems der Socialismus. Aber wie in unserem Bewusstsein verschmilzt

Digitized by Google

Marxismus. Der Ermittelung und Darlegung der soziologischen und philosophischen Grundlagen des Marxismus gelte die vorliegende Arbeit, der der Verfasser, sofern er den Muth dazu findet", eine Studie über die Entwickelung der sozialistischen Bewegung dieses Jahrhunderts und später eine solche über die Grundsätze der sozialen Reform folgen lassen möchte. Alles dies unter Zugrundelegung einer bestimmten Classification der Wissenschaften, in der seine eigene philosophische Denkrichtung zum Ausdrucke kommt. Der Entwickelungsgang ist von der Philosophie und abstracten Sociologie (specielle Organisation und Entwickelung) zu den concreten Socialwissenschaften (Staatslehre, Oekonomik, Geschichte) und der socialen Praxis, mit der Geschichte der socialen und socialistischen Lehren und der socialistischen Bewegungen als Abschluß. Makarys Weltauffassung ist wesentlich subjectivistisch. An einer Stelle heißt es bei ihm: „Ich selbst erkläre mir die Welt und die Geschichte theilsich: der theistische Determinismus ist mir dann nicht nur Surrogat, sondern auch metaphysischer Synergismus" (S. 234). Aus diesem Satze geht schon hervor, daß Makarys Subjectivismus nicht mit Individualismus zu verwechseln ist.

Ehe wir nunmehr auf seine Kritik selbst eingehen, wird es angemessen sein, der Anordnung des Untersuchungsmateriales einige Worte zu widmen. Makarys Buch besteht aus sechs, in vierzehn Capitel und 162 Paragraphen zerfallenden Theilen. Zwei davon sind kurz und stehen in keiner directen Beziehung zu Marx und Engels. Es sind dies das Einleitungscapitel, das Umfang, Methode und Hilfsmittel der Studie behandelt, und das Schlußcapitel, das die wissenschaftlichen und philosophischen Ziele der marxistischen Schule gewidmet ist. Die vier anderen Theile behandeln nachstehende:

1. Den historischen Materialismus. Unterabschnitte: a) Die Marx-Engelsche Erkenntnistheorie und Metaphysik: positivistischer Materialismus; b) der historische Materialismus; c) die Organisation der Classengesellschaft. Die historischen Gesetze und die Theorie der Entwickelung.

2. Wesen und Entwickelung der wirthschaftlichen Organisation der Gesellschaft: a) Der Kampf der wirtschaftlichen Classen; b) Entstehung und Entwickelung der Civilisation — der Communismus.

3. Die ideologischen Systeme: a) Staat und Recht; b) Nationalität und Internationalität; c) die religiöse Frage; d) die ethische Frage; e) Socialismus und Kraft; f) Marxismus: absoluter Objectivismus.

4. Die marxististische praktische Kritik: Die Hauptprobleme der marxistischen Politik. Revolution oder Reformation, Marxismus und Parlamentarismus.

In der Einleitung unserseits Makarys die Frage, ob man überhaupt von einem Marxismus sprechen könne, und kommt zu einem durchaus bejahenden Schluß. Die verschiedenen Schriften von Marx und Engels stellten zusammen ein umfassendes philosophisches Lehrgebäude dar. Wohl hätten Marx und Engels mit der Zeit ihre Anschauungen nicht nur in Nebensachen geändert, aber das sei nicht entscheidend. Auch bei Kant und anderen lassen sich Entwickelungsgänge unterscheiden. In der Thatsache, daß die Entwickelung der Marx-Engels'schen Ideen bei den jüngeren Vertretern der deutschen socialdemokratischen Partei noch nicht vollendet sei, erblickt Makary wohl eine Krise, aber „nicht, daß der Marxismus deswegen aufgeben hätte, ein besonderes philosophisches, soziologisches und politisches System zu sein".

Diese Auffassung ist sicher correct, und es ist auszerkennen, daß Makary wiederholt auf die Thatsache zurückkommt, daß Marx und Engels die ursprünglich von ihnen vertretenen Ansichten später in wesentlichen Punkten corrigiert haben, und neben die ursprüngliche Lesart auch die spätere Formulierung stellt. Aber diese Principien, das allein ein zutreffendes Bild des vorzuführenden Gegenstandes verbürgt, wird von ihm leider nicht festgehalten. An verschiedenen Stellen verlegt er sich im Gegentheil darauf, Sätze aus der ersten Schaffensperiode Thatsache von Marx und Engels gerade in der gleichen Weise zu behandeln, wie solche aus ihrer letzten Epoche. Das hatte ich bei einem großen Fehler. Jene ersten Schriften müssen nur herangezogen werden, um den geistigen Entwickelungsgang ihrer Verfasser zu charakterisieren oder Anhaltspunkte dafür zu gewinnen, wie die Ansichten in ihren späteren Schriften zu erganzen waren; aber sie können heute Geltung als maßgebende Dokumente des Marxismus gelten wie etwa Sätze aus Kants ersten Schriften als typisch für den Kantianismus bezeichnet wird; ein Marxismus eingeschränkt, daß er in diesen Punkten mit seinen Heroen Marx und Engels nicht übereinstimmt, darf nicht Marxismus schlechthin genannt werden. Ebenso unzulässig erscheint es, die Ansichten Lassalles in diesen Dingen mit den Ansichten Marx' und Engels' identificieren zu wollen, wie dies Makary thut, weil diese Ansichten Lassalles nicht mehr Marxismus genannt werden können, wie es ist, der wesentliche Momente zu schon

negativer Form. Später erst haben Marx wie Engels sich mehr positiv und pragmatisch über ihren theoretischen Standpunkt geäußert, wo wir dann auf verschiedene einschränkende Wendungen, wie: „in letzter Linie", „schließlich", „mehr oder weniger", „letzte entscheidende Instanz" und dergleichen stoßen, hinter denen sich bekanntlich außerordentlich viel bergen kann. Da jedoch Marx und Engels ihren radicalen politischen Standpunkt nie aufgegeben haben, finden sich auch in ihren spätesten Schriften noch Sätze genug, in denen sich in Bezug auf theoretische Fragen die alte absolutistische Denkart Luft macht. Dies bringt den Forscher, der den philosophischen und soziologischen Gehalt ihrer Lehre aus der Gesammtheit ihrer Schriften herauszuziehen sucht, oft in eine recht mißliche Lage. In dem Kampf von Radicalismus mit Relativismus, Subjectivismus mit Historismus (beziehungsweise Objectivismus), Constructionismus mit Katastrophismus, Atomismus mit Organismus, der sich durch diese Schriften hindurch verfolgen läßt, gibt es keine continuierliche Richtungslinie für die Entwickelung des gegenseitigen Stärkeverhältnisses der ringenden Elemente. Infolgedessen bemächtigt sich des Lesers leicht ein Gefühl der Unsicherheit, und wo Unsicherheit ist, ist die Verführung zu Uebertreibungen nach der einen oder andern Seite immer gegeben. Es ist zum Beispiel noch eine offene Frage, welche Tragweite man den einschränkenden Sätzen beizulegen hat, deren sich Engels in seinen letzten Erklärungen über den historischen Materialismus bedient, und ob bei seiner letzten Definition desselben der Name Materialismus überhaupt noch gerechtfertigt ist.

Ich habe in meiner eingangs erwähnten Schrift bemerkt, daß bei der Erklärung von Engels, Materialismus heiße nichts anderes als die wirkliche Welt so aufzufassen, wie sie sich einem jeden gebe, der ohne vorgefaßte idealistische Schrulle an sie herantritt, das Wort Materialismus alle Bestimmtheit verliere und sehr antimaterialistische Deutungen miteinschließe. Nicht ganz in gleichem Sinne, aber doch in gleicher Würdigung des indifferierenden Charakters jener Definition erklärt Masaryk, daß, was sie bezeichne, nicht Materialismus, sondern Positivismus sei. (Seite 63.*)

Masaryk gibt sich überhaupt große Mühe, eine gestige Beeinflussung von Marx durch den Positivismus Comte's und später der englischen Positivisten nachzuweisen. Soweit es sich um die Feststellung starker Berührungspunkte zwischen Comtismus und Marxismus handelt, ist ihm der Beweis unzweifelhaft gelungen, wie denn überhaupt die diesen Gegenstand behandelnden Partien seines Buches außerordentlich instructiv sind. Es kann dabei als nebensächlich betrachtet werden, ob sich Marx schon in seiner ersten socialistischen Epoche direct und bewußt hat durch Comte beeinflussen lassen. Masaryk selbst sagt an einer Stelle, daß Marx aus Saint-Simon, Comte's „Hauptlehrer, Comtischen Positivismus schöpfte".**) Und ihre geistige Abstammung von Saint-Simon haben Marx und Engels selbst entschieden genug betont. Womit allerdings noch wenig genug über die Natur dieser Abstammung gesagt ist.

Man übersieht heute leicht, daß der Saint-Simonismus schon in den Dreißigerjahren dieses Jahrhunderts einen großen Einfluß in Deutschland ausgeübt hat. In gewissen, für das geistige Leben der Nation damals sehr bedeutsamen Kreisen wurden die Saint-Simonistischen Publicationen sehr aufmerksam studiert — es sei hier bloß daran erinnert, mit welchem Heißhunger im Kreise der Rahel zu Berlin auf die Post gewartet wurde, die den „Producteur" brachte. Die Hauptvertreter des Jungen Deutschland, ein Börne, ein Heine, ein Georg Büchner, waren durch Saint-Simon beeinflußt — man konnte fast eine Parallele für das Schisma Bazard-Enfantin in dem nicht viel später als jenes ausbrechenden Conflict Börne Heine erblicken. Und anderseits vermißt sich Ludwig Feuerbach zu Comte, wie Heine als „Socialist zu gelten". Daß Feuerbach den Saint-Simonismus mindestens in seinen Grundsätzen genau kannte, wird man als außer Zweifel, daß ihm Comte nicht unbekannt war, als höchst wahrscheinlich gelten lassen müssen.***) Feuerbachs Materialismus trägt, wie Masaryk zeigt, viele Züge des Comte'schen Positivismus, und sein humanistischer Communismus hat von der Comte'schen Socialphilosophie ebenfalls sehr viel an sich. Man vergleiche nur Feuerbachs „Zusemus" mit Comtes „Altruismus". Welchen Einfluß aber Feuerbach auf Marx ausgeübt hat, wissen wir von diesem und Engels selbst. Auch wenn Marx nie ein Buch von Comte selbst in die Hand genommen hätte, wäre er der Beeinflussung durch ihn nicht entgangen.

Ueberhaupt muß man, wenn man Saint Simon sagt, immer an die Saint-Simonistische Schule denken. Es gibt noch mehr Schüler Saint-Simons, deren Entwicklung sich bei Marx verfolgen läßt. So der wiederholt und jedesmal anerkennend von Marx citierte Ch. Pecaueur, in und der Marx persönlich sehr sympathische Pierre Leroux. Was Comte anbetrifft, so wäre es für einen Marx geradezu ein Vorwurf, wenn er dieses bedeutenden Denker nicht selbst gelesen und seine Gesellschaftsphilosophie berücksichtigt hätte.

Der stärkste Beweis für das Vorhandensein eines Bestandtheils von Comtismus im Marxismus ist vielleicht das berühmte Capitel „Der Fetischcharakter der Ware" im ersten Band des „Capital". Masaryk sieht es, und sicher nicht mit Unrecht, als ein Beispiel dafür an, wie Marx Feuerbachs Lehre vom Anthropomorphismus nach dem Muster Comte's nicht nur für die Philosophie, sondern auch für die Oekonomie erweiterte. Nicht nur erinnert der specifische Gebrauch des Begriffs „Fetischismus" in jenem Capitel an Comte's Philosophie, auch die Art, wie in den genannten Capitel die drei Hauptformen der Prodnetion mit den Grundformen der Weltauffassung in Verbindung gebracht werden, entspricht durchaus der Comtistischen Lehre von den drei Entwickelungsphasen des menschlichen Geistes: theologische (fetischistische), metaphysische (abstracte), positive (wissenschaftliche) Anschauungsweise. Man vergleiche ferner, was Comte im vierten Band der „Philosophie positive" über die metaphysische Natur der orthodoxen Nationalökonomie sagt, mit den Bemerkungen von Marx über denselben Gegenstand, und die Aehnlichkeit der Betrachtungsweise springt in die Augen.

Ein Umstand aber auch der Unterschied der Standpunkte. Wäre Marx jemals dazu gekommen, speciell über philosophische und soziologische Theorien zu schreiben, so würde er sich sicher auch über sein Verhältnis zum Philosophen Comte eingehender geäußert haben. Die auf den Comtismus bezüglichen Stellen im „Capital", die sämmtlich abweisend sind, betreffen nur bestimmte Anwendungen der Comte'schen Gesellschaftstheorie und die bekannten Pedanterien der positivistischen Schule. An die Comte'sche Theorie von dem Wechsel zwischen organischen und kritischen Geschichtsperioden erinnert die Stelle im Vorwort zu „Zur Kritik der politischen Oekonomie", wo Marx von „Epochen socialer Revolution" spricht, die eintreten, wenn die materiellen Productivkräfte der Gesellschaft in Widerspruch treten mit den vorhandenen Productions-, bezw. Eigenthumsverhältnissen. Kurz, es fehlt nicht an allerhand Berührungspunkten zwischen dem Begründer der materialistischen Geschichtstheorie und dem Stifter der Positivistengemeinde, aber jedesmal, wo wir auf einen solchen Punkt stoßen, werden wir durch die divergierenden Linien angezeigt finden, welche die Gedanken der beiden Denker in sich entgegengesetzter Richtung weiter verfolgen. Denn ihrer geistigen Disposition nach waren Marx und Comte so verschieden wie nur möglich angelegt. Was des einen Stärke, ist des anderen Schwäche. Daher war auch Marx sich seines Gegensatzes zu Comte sicher sehr viel stärker bewußt, als des ihm mit ihm Gemeinsamen.

Masaryk kommt auf die Beziehungen zwischen Marx und Comte noch an verschiedenen Stellen zurück. So erwähnt er unter Anderem, daß schon Comte sich veranlaßt sah, den Nationalökonomen gegenüber die Soziologie als eine eigene Wissenschaft von der Gesellschaft zu vertheidigen. Dieses Veto gelte auch „gegen Marx, der die Soziologie ebenfalls mit der Oekonomie vermengt und identificiert" (S. 162). Das ist nun aber nicht ganz richtig. Wohl mögen sich bei Marx Stellen finden, die man in diesem Sinne verstehen kann, aber wer auf die principiellen Erklärungen von Marx zurückgeht, wird in ihnen von einer Identificierung von Soziologie und Oekonomie nichts finden. An besten bezeichnet Marx' Standpunkt in dieser Frage der Satz im Vorwort zu „Zur Kritik", daß „die Anatomie der bürgerlichen Gesellschaft in der politischen Oekonomie zu suchen sei". Schon mit der Wahl des Wortes „Anatomie" ist deutlich gesagt, daß Marx fern davon war, in der Oekonomie das ganze Wesen des gesellschaftlichen Organismus zu erblicken. Man kann über die Berung der Oekonomie für die Natur dieses Organismus mit Marx differieren, aber man wird ihm nicht Unwissenschaft darüber unterstellen, daß zur Kenntnis eines Organismus mehr gehört, als bessen Anatomie.

Schluß folgt.

Die Physiologie der Fortpflanzung.

Von Dr. Theodor Zuckerkandl (Charlottenburg).

In den biologischen Werken, mögen sie von Mensch und Thier oder von dem Reich der Gewächse handeln, wird die Lehre von der Fortpflanzung gewöhnlich als ein Hauptstück der Physiologie behandelt. Aber so gewiß es eine Physiologie der Fortpflanzung geben muß, so wenig entspricht das Meiste, was wir dort abgehandelt finden, diesem Begriffe. Die Lehre von der Fortpflanzung in ihrem gegenwärtigen Umfange ist theils Morphologie, theils Physiologie; was nur aber bis auf die letzten Jahre aus diesem Gebiete erkannt hatten, war fast alles reine Gestaltenlehre. Man beobachtete die Entwicklungsvorgänge und lernte die Formen kennen, unter denen sie sich abspielten; die Gesetze und das Wachsthum der Keime, die Art, wie sie — kein mit dem Auge bewaffnet gebildet wurden, der Act ihrer Befruchtung und die Entwickelung dieser Befruchtungsbrede selbst, die Weise ihrer Ernährung, ihrer Bewegungen, ihrer

*) An einem Artikel in der Revue Philosophique, worin er sich gegen den Vorwurf des Materialismus wehrt, hat Comte selbst seine Philosophie als eine positive bezeichnet.

**) Masaryk, Die philosophischen und sociologischen Grundlagen des Marxismus. Wien 1899. Seite 63.

***) Feuerbach hat Comte's Werke gekannt und geschätzt. Siehe Ludwig Feuerbach's sämmtliche Werke. Herausgegeben von Wilhelm Bolin und Friedrich Jodl. Stuttgart 1903. Band X. Seite 343.

Simons war

Digitized by Google

Verschmelzung oder Nichtverschmelzung u. s. w., das alles gab den Inhalt dieses Wissens ab. Aber das alles in seiner ungeheuren Mannigfaltigkeit, die nur der Naturforscher ermisst, ist doch wesentlich genetische Morphologie und Anatomie, keine Physiologie. Physiologie ist wesentlich Reizlehre: sie sucht die Lebensvorgänge an der Wurzel zu erfassen; sie darf sich nicht damit begnügen, Formen und Veränderungen anzuschauen; sie muss streben, sie auf Wirkung und Gegenwirkung zurückzuführen. Indessen was davon vorhanden war, war über einige Fragestellungen und Gelegenheitsbeobachtungen kaum hinaus gekommen.

Eine Physiologie der Fortpflanzung haben wir eigentlich erst seit den vor wenigen Jahren begonnenen Arbeiten von Georg Klebs. Und darum lohnt es wohl, diese im Zusammenhange und bis auf ihre neuesten Ergebnisse zu verfolgen.

Klebs stellte sich die Aufgabe, durch zahlreiche Versuche die Bedingungen zu ermitteln, von denen das Zustandekommen der Fortpflanzung und ihrer verschiedenen Formen abhängig ist, das heißt, die äußeren Einflüsse festzustellen, die als Reize fördernd oder hemmend auf die Bildung und Betätigung der Fortpflanzungskörper wirken. Solche Untersuchungen lagen nur über die Blütenpflanzen vor, und auch über nur aus neuester Zeit. Zudem konnten sie nur verhältnismäßig geringe Ausschläge geben, da in der inneren Fortpflanzungsvorgänge kaum irgendwo so einförmig sind wie hier, und sich auch gerade hier schwer verfolgen lassen. Es konnte sich in diesem Bereiche nur um die Frage handeln, welche Umstände überhaupt die erste Anlegung der betreffenden Gebilde, der Blüten, begünstigten oder verhinderten, und wie weit sich diese Umstände willkürlich schaffen oder aus dem Wege räumen ließen. Trotzdem waren auch diese Arbeiten, an denen sich besonders Mobius zu Heidelberg und Böhming betheiligt haben, von großem Werte, und es sei deshalb mit ein paar Worten darauf eingegangen.

Schon die gärtnerische Erfahrung hatte gelehrt, dass sich in gewisser Weise auf die Blütenbildung einwirken lasse, und dass dabei namentlich Ernährungs- und Feuchtigkeitsverhältnisse eine große Rolle spielten. Obstbaumzüchter befördern den Blütenansatz durch den sogenannten Wurzelschnitt, um reichlichen Fruchtertrag zu erzielen, das heißt, sie beschränken den Baum in der Wasser- und Nahrungszufuhr und verursachen so ein Zurückgehen der Laubtriebe. Es geschieht dies gewöhnlich, indem man einen Graben um den Stamm zieht und die Wurzeln, die dabei entblößt werden, mit einem scharfen Messer durchschneidet. Bei der Rosentreiberei werden die für das folgende Jahr zum Blühen bestimmten Stöcke bereits im Erntemond in Töpfe verpflanzt und dann recht trocken gehalten, damit sie bald „ausgereiftes Holz“ bekommen, woran sich erfahrungsgemäß besonders reichliche Blütentriebe bilden. Ähnliche zwingen die Gärtner durch wahre Gewalteingriffe zur Blütenbildung: sie fassen sie zum Herbst im warmen Zimmer bis zum Schrumpfen austrocknen, ja sie reißen sie aus und pflanzen sie später, nachdem sie fast verdorrt sind, wieder ein. Und der sogenannte Kattus vergilt wirklich diese schnöde Behandlung durch „dankbares“ Blühen: es bleibt ihm gleichsam nichts übrig, als sein Leben aus der Todesnoth wenigstens in das folgende Geschlecht hinüber zu retten. Denn gienge er auch dabei zugrunde, er lebte doch weiter in den Samen, seinen Kindern. Ein nachdenkliches Stück für den philosophischen Betrachter! Vielfach ist auch bewerkt worden, dass Gewächse, die einmal verändert worden sind und was gewöhnlich nicht ohne Beschädigung, besonders an den Wurzeln, abgeht — unmittelbar darauf blühen, obgleich sie es vorher nachher zeitlebens nicht wieder thun. So manches Leier dieser Zeilen aber wird vielleicht schon selbst bemerkt haben, wie ein halb gebrochener Zweig eines Baumes oder Blumenstieles, der durch das schmale Ueberbleibsel seiner Holzleitung nur noch spärlich mit Wasser und Nahrung versorgt wird, mehr reichlicher blüht, oder wie an gewissen Bäumen nach einem Zeitraum ungewöhnlicher Trockenheit, da das Land an den Reben verdurrt, gegen den Herbst hin sich eine zweite Blüte einstelle. Besonders an Roßkastanien, die zur Straßenbepflanzung dienen, habe ich dies während der letzten zehn bis zwölften Jahre wiederholt hierzulande beobachtet.

Diese und andere einzelne Thatsachen veranlassten Mobius zu verschiedenen Versuchen, die er im Heidelberger Gewächshause mit drei verschiedenen Pflanzen anstellte. Es waren dies der gemeine Bereich (Lepidium sativum), Senfpflanze (Sinapis alba), Hanfnesselkraut (Galeopsis ochroleuca) und eine Art Mauerkraut (Andropogon Gerardianum). Von allen dreien wurden je acht Blütenreife mit Samen, beschaffenen weise Gebäuden Wurzelschnitt behandelt und diese in je vier Paare getheilt, welche verschieden aufgestellt und behandelt wurden. Die Hälfte erhielt nach Bedarf Wasser, die andere nahm sehr schattigen Standort, und beiden Gruppen wurde, wenn der Boden Nahrung brauchte, die andere mehrfach dazu gegeben. Es gelang, hier die volle Mannigfaltigkeit Blütenbildung zu verfolgen. Im 18. Jahr reifte die Samen und wurden aufbewahrt. Bei Lepidium sativum schlugen die Samen beider Gruppen gleich gut, und es ergab sich, dass die Samen, welche [illegible] trockenen hatten ebenfalls große Blätter, aber freie, schon theilweise blühende Rehren; und bei den sonnigsamen waren die Halme mit Aehren klein, das Laub größer, aber gelblich. Es zeigte sich deutlich, wie Licht und Trockenheit förderund auf die Fortpflanzung, Schatten und Feuchte auf das Wachsthum der Selbsterhaltungsgebilde wirkten. Bezüglich des Lichtes allein verdient auch Böchtings Beobachtung hier erwähnt zu werden, dass durch Schwächung der Lichtstärke bei vielen Blüten Gestalt und Größe verändert wird, und dass eine Gaukelblume (Mimulus Tilingi) bei schwachem Lichte überhaupt nicht mehr blüht, sondern sich nur noch auf ungeschlechtlichem Wege erhält. Erst in allerletzter Zeit hat überdies Clouton durch Versuche an Bohnen festgestellt, dass selbst der Unterschied zwischen vollem Sonnen- und gewöhnlichem Tageslichte von großem Einfluss auf den Blüten- und Fruchtertrag ist und sich sogar erblich auf mehrere Jahre hinaus bemerkbar macht.

In weit mehr umfassender Weise hat nun aber Klebs das hier am Tage liegende Untersuchungsfeld zu beackern begonnen und sich nur allem der Welt der niederen Lebewesen, der Algen und Pilze, zugewendet. Denn bei ihnen sind die Fortpflanzungsvorgänge so mannigfaltig und so verhältnismäßig gut mit dem Auge zu verfolgen wie nirgends, sie sind aber auch viel leichter für Eingriffe zugänglich und spielen sich überdies so viel rascher ab, dass sich voraussehen ließ, wie sehr sie geeignet waren, die natürliche Grundlage für die ersten eingehenden Forschungen zur Begründung einer Physiologie der Fortpflanzung zu geben. Die Erwartungen, die Klebs auf sie setzte, haben sich denn auch in reichem Maße erfüllt, so viel auch noch zur näheren Aufklärung des bisher Erforschten zu thun bleibt. Vor allem bieten Algen und Pilze ja auch, wie überhaupt die Urlebewesähe („Kryptogamen“), einen regelmäßigen Wechsel zwischen geschlechtlicher und ungeschlechtlicher Fortpflanzung dar, von denen die letztere bei den Blütenträgern nur in der Form der Sprossung vorkommt, während jene sich in äußerster Verborgenheit vollzieht. Es ist vielleicht nicht überflüssig, für Leier, die der Pflanzenkunde fernes stehen, zu bemerken, dass für die heutige Forschung die Gegenüberstellungen „Kryptogamen“ und „Phanerogamen“ ihren ursprünglichen Sinn verloren, in völlig ins Gegentheil verkehrt haben: nicht die Blütenlosen, sondern gerade die Blütengewächse sind in Wirklichkeit „Kryptogamen“, die Pflanzen aber, denen man diesen Namen oft noch nach alter Gewohnheit gibt, sind längst als die wahren „Phanerogamen“ erkannt. Aeußerst mannigfaltig sind aber bei Algen und Pilzen selbst die Formen der geschlechtlichen und ungeschlechtlichen Neubildung unter sich, und viele verfügen über mehrere in regelmäßigem Wechsel oder nach besonderen Umständen. Klebs hat nun für sich den verschiedensten Versuchsbedingungen unterworfen und zunächst bei grünen Algen die Entstehung der ungeschlechtlichen Schwärmer (Zoosporen) zu beeinflussen gesucht, wobei er fand, dass besonders ein plötzlicher Wechsel der Bedingungen als auslösender Reiz wirkte, während dieser selbst je nach der einzelnen Art sehr verschiedenen Einfluss üben konnte. Veränderung des Nährbodens z. B. durch Uebertragung aus Nährstüssigkeit in Wasser, Zuführung bestimmter Stoffe u. s. w., der Beleuchtung und der Wärmegrad erwiesen sich als kräftige Anstöße für die innere Lebensthätigkeit, durch die neue Forscher die Bildung von Schwärmern nach Belieben hervorrufen, ja erzwingen kann. Nur macht sich auch hier die Persönlichkeit in der Natur geltend, der zufolge sich eines nicht nur alle schickt. Und so darf es uns nicht wundern, dass selbst innerhalb der gleichen Gattung, so z. B. bei den Zauwetzlichen (Oedogonium), auch in dieser Hinsicht Verschiedenheit waltet: Oedogonium capillare antwortet auf Verminderung der Lichtstärke, Oedogonium diplandrum auf Warmhaltserhöhung durch reichliches Ausschwärmen geschlechtsloser Keime. Eine geringere Rolle spielt das Licht als Reizmerkmal bei den Pilzen; aber Ernährungs- und Wärmeverhältnisse sind auch hier von ausschlaggebender Bedeutung. So verlingt der Schimmelpilz Thamnidium elegans über zweierlei ungeschlechtliche Fruchtformen, und jede davon nur sich, aber auch beide zugleich, können durch Abänderung der Ernährungs- und Warmhaltsbedingungen nach Willkür des Versuchsanstellers hervorgerufen werden. Nicht so klar ist die Beziehung der ungeschlechtlichen Abwandlung zur ungeschlechtlichen bei Moosen und Farnen; immerhin ist es ein bemerkenswerthes Ergebnis, dass Klebs sowohl bei Laub-, wie bei Lebermoosen und beim Vorkeim der Farne die Entstehung der neuen daraus hervorgehenden Formen durch Abtrockenlegung verhindern konnte. Es erscheint hier nur weg des Stand möglich, ob die Wirkung des Lichtes, die sich für die Entwicklung dieser dem Nährbodenähnlichen allein bekannten Gebilden als unentbehrliche Bedingung erweist, eine unmittelbare ist. Das Moosvorkeimgebilden, das auch dem Laien in die Augen fällt, entsteht aus dem zunächst entstehenden, ebenmäßigen Zellenfaden nur unter dem Einfluss ausgiebiger Beleuchtung, und dieser, der sonst so vergänglich ist, wächst durch Verzweigung lange weiter, sowie sich auch der blattähnliche Ausbau des Moosblattes nur durch Verdunklung zahrelang erhalten und der Bildung des stabförmigen Keimstiele hindern und trotz der verdunklung immer wieder Zweigen lässt, durch Sprossung zu vermehren. Ähnliches gilt für die Lebermoose und Farnkraut“ das [illegible]

Bei der geschlechtlichen Fortpflanzung aber, die Klebs namentlich bei verschiedenen Süßwasseralgen, wie bei dem Wasserneß (Hydrodictyon), dem Keulenschlauch (Vaucheria) und dem schon genannten Schwefelfaden auf die Bedingungen ihres Eintrittes untersuchte, konnte er nicht nur feststellen, daß sie sich jederzeit nach Wunsch hervorrufen ließ, sondern es zeigte sich deutlich, daß sie in ihrem Wesen dem bloßen Einzelwachsthum entgegengesetzt ist. Die rein philosophische Anschauung, die die Fortpflanzung als ein „Wachsthum über das Einzelwesen hinaus“ kennzeichnet, gewinnt unter dem Gesichtswinkel dieser physiologischen Erkenntnis erweiterte Bedeutung. Denn Mittel, die das eigentliche Wachsthum hemmen, rufen die Bildung von Geschlechtszellen hervor. Doch ist die Wachsthumshemmung nicht etwa selbst die Ursache der Fortpflanzung; sie kann auch eintreten, ohne daß sich Geschlechtskörper bilden. So z. B. ist es zweifellos, daß für das Zustandekommen geschlechtlicher Fortpflanzung ein gewisses, ziemlich reichliches Maß von Nahrung durchaus erforderlich ist; und zur Bereitung dieser liefert unter natürlichen Verhältnissen bei den Algen das sonst wachsthumsvorzügernde Licht die unerläßliche Kraft. Dadurch wirkt es mittelbar fortpflanzungsbefördernd; es kommt ihm aber offenbar daneben noch eine eigenthümliche Rolle als Reiz für die Auslösung der geschlechtlichen Vorgänge zu. Jene mittelbare Wirkung nämlich läßt sich ersetzen, indem man die Algen nach Art der lichtfremden Pilze ernährt und sie z. B. wie Klebs dies that, in kohlensäurefreiem Raume mit Zucker füttert. Dennoch bedurfte ihre geschlechtliche Thätigkeit zu ihrer Erweckung des Lichtes. Uebrigens gibt es störende Einflüsse verschiedener Art, die diese Erweckung auch dann noch verhindern; und besonders auffallend ist darunter die Einwirkung gewisser Nährsalze, die das Wachsthum unbehindert lassen, aber, in zu reichlicher Menge geboten, sofort zur Unfruchtbarkeit führen. Aehnliche Störungen, vielleicht zusammengesetzter Beschaffenheit, müssen wohl im Spiele sein, wenn Algen bei lebhafter Wasserströmung ungeachtet sonst guten Gedeihens niemals zur geschlechtlichen Fortpflanzung schreiten.

Die Einwirkung äußerer Umstände macht sich aber keineswegs bloß bei der Entstehung der Geschlechtsgebilde, sondern auch bei der Vereinigung der beiderseitigen Keime bemerkbar. Sehr belangreiche Beobachtungen dieser Art machte Klebs bei dem bekannten Schraubfaden (Spirogyren) und bei der Gattung Protosiphon. Beim Schraubfaden gehört der einschlägige Vorgang zu den bekannteren seiner Art; er besteht in einer Verschmelzung der Plasmaleiber zweier Zellen aus benachbarten Fäden, die sich, von unbekannten Kräften geleitet, aneinandergelegt haben, und deren Außenwände sich an den betreffenden Stellen öffnen. Dadurch entstehen die geschlechtlichen Zodkteime (Zygosporen), so genannt, weil zwischen den beiden Zellen vorübergehend eine Art Zodkbrücke entsteht. Durch Einwirkung einer Salzlösung gelang es Klebs jedoch, im letzten Augenblicke die Vereinigung der beiden Geschlechter zu hindern. Anstatt zu verschmelzen, wandelten sich beide Plasmen, das männliche wie das weibliche, in Einzelsporen um. Und doch unterschieden sich diese weder in Bau, noch Verhalten von der geschlechtlich erzeugten Zochspore: denn sie keimten wie diese und mit demselben Erfolge.

Dieses Ergebnis ist noch nach einer anderen Richtung von großem Belange: denn es beweist, daß die geschlechtliche Fortpflanzung durchaus nicht, wie früher so oft und gerne angenommen wurde, eine zur Erhaltung der Art nothwendige und allen Lebewesen als solchen zukommende, ursprüngliche Eigenschaft ist, sondern ihre Bedeutung auf einem anderen Gebiete haben muß.

Auch bei der Leichlauchalge (Protosiphon), deren Geschlechtsthätigkeit in der Verschmelzung freier Schwärmlinge besteht, glückte es Klebs, den Vorgang noch im letzten Augenblicke zu hemmen und unzupwandeln. Ein kleiner Zusatz geeigneter Salzlösung genügte, die paarungsbereiten Weiblinge und Männlinge durchaus gleichgiltig gegen einander zu machen; und sie, die sonst wie von unwiderstehlichem Zwange getrieben einander suchten, schwammen jetzt nebeneinander her, als gingen sie sich nicht das mindeste an.

In allerletzter Zeit hat Klebs seine Forschungen besonders mit Bezichung auf Pilze vervollständigt und darunter namentlich solche zum Gegenstande seiner Untersuchungen gemacht, bei denen die geschlechtliche Fortpflanzung neben der ungeschlechtlichen deutlich ausgeprägt ist. Des galt z. B. für den Saftgeschlechtsschimmeln gehörigen Sporodinia grandis, dem „Zuckerschimmel“, der mit Vorliebe auf mürbenden Hutschwämmen wächst. Die ungeschlechtlichen Meimfrede dieses Schimmels sind gabelig verzweigte Träger, an deren Ende sich rundliche Keimbehälter bilden: die geschlechtliche Fortpflanzung erfolgt an Knitäden des nämlichen Baues. An den Zweigen dieser bilden sich Ausstülpungen, die gegeneinander wachsen und durch Berschmelzung ihrer als Zellen abgetrennten Enden, ähnlich wie bei der Schraubfadenalge, einen Zodkkeim erzeugen. Ob die einen oder die anderen Gebilde entstehen, dafür ist nun, wie Klebs durch sehr zahlreiche Versuche ergründet hat, in erster Linie die Feuchtigkeit maßgebend. Bedingung dazu ist allein, daß der Nährboden im allgemeinen genügig zusammengesetzt ist und das Wasserbett zwischen 6 und 26 Grad Celsius liegt. In einem feuchtgesättigten Raume herrscht, so lange die Nahrung nicht knapp wird, allein die Zochzeimbildung; beträgt dagegen der Feuchtgehalt nur 50 bis 55 v. H., so kommt lediglich die ungeschlechtliche Fortpflanzung zustande. Durch Veränderung der Feuchtigkeitsbedingungen aber kann man stets die entgegengesetzte Fortpflanzungsart erregen. Anderseits ist jedoch auch bei sonst gleichen Verhältnissen die Beschaffenheit des Nährbodens von großem Einflusse, und durch die Art seiner Zusammensetzung und Dichte kann man gleichfalls auf die Entstehung der geschlechtlichen Keimform hinarbeiten. Im allgemeinen bedarf die geschlechtliche Fortpflanzung auch hier der reicheren Nährgrundlage, in welcher namentlich die Zuckerarten eine große Rolle spielen. Fällt sie dagegen weg aus, so ist selbst bei feuchter Luft noch geschlechtslose Keimbildung möglich. Der sonstigen Beschaffenheit des Nährbodens und der Feuchte gegenüber treten die übrigen Einflüsse zurück: doch zeigt sich auch hinsichtlich dieser, daß den geschlechtslosen Bildungen gewissermaßen mehr zugemuthet werden darf, als den geschlechtlichen. Eine Wärmheit von 28 Grad Celsius z. B. bringt die Geschlechtsvorgänge bereits zum Stillstehen, während die ungeschlechtliche Vermehrung noch ganz regelrecht verläuft. Auch der Lustdruck spielt als Reiz bei diesem Pilz eine große Rolle, und, wie es scheint, thun er sowohl wie die Feuchtigkeit dies vorzugsweise durch ihre Wirkung auf die Ausathmung. Durch allmähliche Verminderung der Feuchte, durch Erwärmung oder Abkühlung, ferner durch Erhellung oder Lustverdünnung brachte Klebs es schließlich dahin, auch hier an Stelle der geschlechtlichen Verschmelzung ganz nach Willkür die Loslösung entwickelungsfähiger ungeschlechtlicher Zodkkeime zu setzen; ein Vorgang, den man bis dahin stets nur gelegentlich und zufällig beobachtet hatte.

Schlusse dieser Betrachtung erübrigt es noch, einen vergleichenden Blick auf die Thierwelt zu werfen. Aber freilich kann ein solcher nicht sehr ergiebig ausfallen; denn planmäßige Forschungen und Versuche nach Art des Verfahrens von Klebs und Möbius liegen hier überhaupt nicht vor. Die Physiologie der Fortpflanzung bei den Thieren ist noch nicht einmal begründet. Desto merkwürdiger sind freilich gewisse gelegentliche Beobachtungen: aber als völlig einwandfrei darf unter ihnen allen bisher wol nur eine gelten, freilich die sonderbarste von allen: nämlich die Abhängigkeit der Fortpflanzung des Pfahls-Wurmes, und vielleicht auch anderer Sidzethiere, von noch unerklärten Einflüssen des Mondes, über die ich neulich an dieser Stelle in einem besonderen Aufsatze berichtete.

Adolf Pichler.

Die Tiroler Literatur- und Kunstgeschichtet „Pan“ feiert heute mit der Intelligenz der Landeshauptstadt von Tirol und zahlreichen Gästen aus allen Theilen des Landes in den großen Stadtsälen zu Innsbruck die achtzigste Wiederkehr der Jahreszeit, in welcher der Altmeister tirolischer Dichtkunst das Licht der Welt erblickt hat, und ich will es im nachfolgenden versuchen, die Persönlichkeit des greisen Dichters in großen Zügen zu schildern und darzuthun, weshalb wir Jungtiroler mit so großer Begeisterung und Verehrung an unserem Pichler hängen.

Abgesehen davon, daß die in verschiedenen Verlagen zerstreut erschienenen und nun von dem und die Tiroler Literatur so hochverdienten Georg Heinrich Meyer in Leipzig gesammelten Werke des Dichters bereits Gemeingut der deutschen Nation geworden sind, und in vielen Tagesblättern und literarischen Zeitschriften von berufenen Kritikern wie Hamboldt und Kürnberger ihre volle Würdigung gefunden haben, ist es gerade die außerordentlich eigenartige Persönlichkeit Pichlers, welche für die Künstler Tirols von especieller Bedeutung geworden ist.

Am 4. September 1819 als der Sohn eines kleinen Zollbeamten zu Erl bei Kufstein geboren, lernte der Knabe schon frühzeitig die Härten des Lebens kennen, allein weder diese, noch die Verlassenheitsdenheit der einsamen Zollhäuser von Erl, Leutasch, Scharnitz und Leutenhosen, in denen er seine Kinderjahre verbrachte, vermochten es, den stetig wachsenden Geist des armen Jungen in den beschränkten Gesichtskreis seiner Umgebung zu zwängen.

Alles, was sich vor den Augen des aufgeweckten Kindes abspielte, wußte es auch zu fich nach so altväterlich und unbedeutend ein, wurde ihm zum Ereignis, das er in sich aufnahm, mit seiner nimmermüden Phantasie belebte und im Spiel mit seinen Kameraden als ein eigenes Erlebnis wiedergab, dessen Spuren sich tief in seine kindliche Seele eingruben und sich dort verebirten, um in seinen späteren Werken als lebendige Wunder schöner Empfindung wiederzuleben.

Während seine Altersgenossen die in steter Einförmigkeit sich wiederholenden religiösen Gebräuche als eine mehr oder weniger lästige Pflicht mitmachten, denen man sich je eher je lieber entledigte, ihm wurden sie zu Bildern erhebender Andacht und gottverklärender Schönheit, in deren Glanze sich sein kindlich Gemüth sonnte wie die unbewußte ahnungsvolle Maienblume im ersten, milden Lichtstrahl der aufsteigenden Morgensonne, und so wurde er fromm, wo ein altklügelnder Kopf bloß zum Frommster geworden wäre.

Digitized by Google

Der Grundton dieser schönen Jugendstimmung ist noch heute im greisen Dichter lebendig, wie aus mancherlei kleinen, aber gerade darum bedeutungsvollen charakteristischen Aeußerungen hervorgeht. Als er zum Beispiel heuer zu Beginn der Fastenzeit einem alten Freunde auf der Straße begegnete, sagte er zum Schluß des kleinen scherzhaften Dialoges, wie er ihn bei kurzen Begegnungen zu führen liebt: „Grüßen Sie mir Ihren Vetter, wenn Sie ihm schreiben, und sagen Sie, er soll zeitig Beten thun.“ — Beten hieß vom Bleigewicht aller Dogmatik klingt im Innersten seiner schönen Seele immer jene Saite nach, die der fromme Glaube seiner Jugend mächtig in ihm angeschlagen.

Wie willig seine feine Empfindsamkeit alle Stimmungsbilder von außen aufnahm, geht aus den verschiedenen Neigungen hervor, die er an den Tag legte, so oft er einen Wohnungswechsel mitmachte. Die Ruinen der Porta Claudia bei Scharnitz weckten in ihm die Lust nach kriegerischen Abenteuern, und ein andermal wieder brachte ihm die häufige Berührung mit sieck von allen Geschren umtauchten Bilderern den Stutzen in die zarte Hand, und von diesen wilden Gesellen mag er wohl einen Theil jener gigantischen Urwüchsigkeit haben, die ihm eigen ist und seine Werke auszeichnet.

Muß man es angesichts dieser Thatsachen nicht glücklich preisen, daß er just in der Umgebung aufgewachsen, in die ihn das Schicksal, wenn auch vielsach zu persönlicher Unbill, gestellt? Sicher ist, daß er seine Heimat, die gotteskreie Natur Tirols, liebgewonnen, als ein echter Sohn der Berge, und es ist noch gar nicht so lange her, daß kein Tag vergieng, an dem er nicht mit einer mächtigen Botanisierbüchse an den Lenden und den Steinhammer in nervöser Faust Berg und Thal durchstreifte und, mit Naturwundern aller Art beladen, einen frischen, duftenden Tannenzweig in der einen Hand, in sein Heim zurückkehrte, um dort das Geschaute und Erlebte in seinen Werken niederzuzeichnen.

Der Volksschule entwachsen, kam er 1832 aus's Gymnasium nach Innsbruck, das er unter Sorge und Entbehrungen 1838 absolvierte, um dann die zwei philosophischen Curie, welche damals die Uebergangsbrücke zur Universität bildeten, zu besuchen.

Welcher Art die Lehrer dieser merkwürdigen Landesanstalt waren, kann man sich leicht denken, wenn man erfährt, daß einer derselben Homer als einen groben Zoch bezeichnete und über Goethes Iphigenie folgendes Urtheil abgab: „Mei, wißt's wohl, der Goethe ist halt a Fack (tirolische Bezeichnung für ein sehr nutzliches, aber eben nicht sehr reinliches Hausthier) gweit, und was ist dös mit der Iphigenie? Dear Teas langweilige Red'n hat sie heiraten wollen, sie hat'n aber net g'mögt, und nachher hat er halt a Weilele brummelt und hat sie endlich laffn lassn. Zi lei mi dahinter als a narrets G'red.“

Trotz dieser sonderbaren Anregung begann Pichler doch schon in diesen Jahren seine poetische Gestaltungskraft zu üben, wenngleich er erst 1840 so recht eigentlich und ernstlich damit begonnen. In diesem Jahre bezog er die Universität zu Innsbruck, deren originellster Lehrer Schmidt kurz vorher gestorben war. Bichler schildert ihn in seinem köstlichen Buche „In meiner Zeit“ wie folgt: „Der Mann war ein geschickter Redner, trug den Appetdauer ohne anzustossen vor und wurde als großer Mathematiker angekannt. Mit welcher Ehrfurcht betrachteten ihn die Studenten, wenn er, den Schwalbenschwanz über den dicken Bauch lässig zugeknöpft, die gelbe Nankinghose in den Stiefeln, zum Wiewasi watschelte, um dort ein Glaschrabiöl von einem halben Dutzend Büchsen und etlichen Maß Bier einzunehmen. Zwei Lehrsamen hatten wir nemlich, wer am Thomas-Tage die größte Sau zu Markt bringe. Der eine führte am Arm unsern Professor und der andere gab sich überwunden. Schwalt war groß wie ein Salzlad, ohne Ansehen von Geburt und Rang ward er den unwissenden Pöbelling Schwamm und Kreide an den Kopf, daß der Staub aufstog. „Sie Rabloch, Sie!“ brüllte er einem Gratzen zu, der auf der portugaesischen Giebbunde stolperte. Dieser rief, sich beleidigt in die Brust werfend: „Ich bin Graf!“ Schwalt kah ihn verächtlich von oben bis unten an und kehrte ihm mit den Worten den Rucken: „Ja, ein gräflisches Rabloch!“ Ein andermal meldete sich der Sohn eines Löwenwirtes und bestand schlecht: „Schweden Sie Ihrem Vater“, brummte der Professor unwillig, er solle das Schild nicht mehr erneuern lassen, sondern Sie dafür hinaushängen, dann wüßt ein Jedes sind von einem Löwen bringt doch kein Maler zuwege.“ Heiterkeit war er gewohnheit, liebte die Studenten wirklich und schmeichelte, weil er ein freisicher Mann war, die Studenten gern. Eine junge Mensch, den er von einer schweren Krankheit hergestellt, kam zu ihm und bat ihn um seine Güte. Schwalbern sagte er, was er abhelfig sei. Da nahm Schwalt ergrimmt sein Rohr, mas ihm ein paar tüchtige auf den Rücken, daß es hörbend sin Thal hinausflog, und schrie: „Du weiß noch der Teufel gar krepirt nit.“

Die Collegien Schmidts, die intensiv durch seine knappe, in correcter Terminologie sich bewegende Sprache einen besonderen Reiz hatten, waren sehr gut besucht, da er durch seine Beliebtheit [illegible] Studenten [illegible] Lehrer [illegible] Collegienstunden der [illegible] Rücksicht [illegible] Studenten [illegible] Lehrer [illegible] Schmidt [illegible] Lehrer [illegible] Schmidt [illegible] Lehrer [illegible] Schmidt

Nun erst kam Pichler, wenn auch jetzt noch langsam und schrittweise, als Poet zur Geltung. Welch schweres Stück Arbeit dies war, davon weiß Pichler ein Lied zu singen. Wo immer in Tirol ein freisinniger Künstler auftauchte, rückten die Finsterlinge in dichten Scharen heran, um alsbald in hoßleen Verdächtigungen gemeinster Art, Spott und Hohn auf den Unterkorenen der Musen nieder, bis kein Hund mehr ein Stück Brot von ihm nahm, noch ein Bürger es wagte, ihm ein solches zu bieten, und Noth und Elend thaten ihre Schuldigkeit und brachten die Blüten des Volkes in Schmach und Verzweiflung. So ist es zum Beispiel dem genial veranlagten Senn und vielen, vielen anderen ergangen.

Allein Pichler's unerschütterliche Schaffensluft war auch diesen Feinden gewachsen. Nach einem erst in allerjüngster Zeit unternommenen, vollständig mißglückten letzten Versuch, Pichler wegen seines greisen Alters und seiner Freundschaft zu uns Jungen zu verhöhnen, was selbst bei den allerschwärzesten der Schwarzen Mißfallen verursachte, beugen nun auch die sich, obgleich sie innerlich vielleicht vom selben heißen Haß gegen ihn erfüllt sind als einst und eh, vor dem ehrwürdigen Greise im Staube, und so hat Pichler als Poet auf allen Linien gesiegt und damit der ganzen Gilde der Künstler Achtung und Ansehen erzwungen, und so ist er dank all seiner herrlichen Eigenschaften und bewundernswerten Ausdauer im Kampfe gegen die Reaction gleichsam zum Wiederleid der tirolischen Künstler geworden, und darum haben wir Junge doppelt Ursache, ihm zugethan zu sein und dankbar anzuhängen.

So hat sich an ihm sein Ausspruch an seine Jugendfreundin Cornelie: „Wir müssen am Marmorblocke unseres Ichs rastlos arbeiten, dann erst entsteht eine sittliche, edle Gestaltung“ herrlich erfüllt.

Unser ewig junger Bildhauer, Professor H. Fuß hat dieser Tage von greisen Dichter in wenigen Stunden eine ungemein charakteristische naturwahre Porträtbüste modelliert, deren Abdruck als Pichlerkarte der Tiroler Literatur- und Kunstgesellschaft „Pan“ die Welt durchflattern und allerorten zeigen wird, wie er leibt und lebt — unser alter, ehrwürdiger, prächtiger, innig verehrter Altmeister Adolf Pichler.

Innsbruck, 8. Juli 1899. **Rudolf Christoph Jenny.**

Ein Jüngling.

Für uns, die wir schon an der Wende des Lebens angekommen sind, haben die ganz jungen Leute, die wir hinter uns nachrücken sehen, eine recht sonderbare Art. Sie sind gar so gescheit. Gescheit, sicher in allen Dingen und ihres Vortheils immer bewußt, von keinem Gefühl, keiner Leidenschaft geübert. Sie wissen viel, haben jede Frage zu ihrem Nutzen erledigt und lassen sich durch keine Laune, keine Empfindung verlocken, in allem nur dem Verstande allein gehorsam. Wir erstaunen, wie kluge Rechner sie sind, aber wir werden doch, ganz im Stillen, einen leisen Wunsch nicht los, dessen wir uns freilich gleich wieder schämen, eine traurig zärtliche Erinnerung an uns selbst: wie wir waren, als wir jung waren. Wir waren damals gar nicht gescheit. Wir sind recht wild und toll und dumm gewesen und haben wirr im Zeichen des Dionysos gerieht, von Begierden getrieben, durch Leidenschaften brausend, im Dampf von ungeheuren Wünschen, bald in Wuth, bald in Liebe, von Zorn und Lust geschüttelt, wie zu beiredigen, nicht zu beschwichtigen, wie junge Pferde, die im Winde springen. Das ist wohl ganz unverständig gewesen, aber wir möchten es uns nicht nehmen lassen. Es scheint uns doch, dass unsere Ruhe, unser Ernst, unsere Stille und was wir uns seitdem erworben haben, nichts wert wäre, wenn es uns nicht so viel gekostet hätte. Darum ist es uns zärtlich, ja mit einer wunderlichen Rührung, dass wir jener Narrheiten, jener Wallungen und unserer ganzen so thöricht rasenden Jugend gedenken. Neuig, wir möchten nicht nur zwanzig Jahren schon so gescheit gewesen sein, als es unsere stillen, ironisch lächelnden, ein wenig blassen und müdsamen, ein wenig müden, herablassenden Nachkommen sind. Sie zu tadeln getrauen wir uns gewiss nicht, eher bedauern wir sie fast. Wir schauen hin und her und suchen und fragen, ob es denn jetzt gar keinen Jüngling mehr gibt. Einen Jüngling, wie wir den verwegenen Namen im Sinne haben: brausend, stürmend, rasend, absolut für den Verstand, der ihm nicht nachkommen kann, schrecklich für die Vernünftigen, die ihn immer in Gefahr, am Abgrund, tausend Mal bedroht sehen, aber eine glänzende Gestalt des Muthes und der Kraft, wie solche auf alten Vasen an zuschauen sind, die, im Zuversicht von Schlacht und Trunkenheit bewegt, den Kopf zurückwerfen und die Hände wie im Krampfe ausstrecken und, von der Schönheit des Lebens getrieben, aller Verrücktheiten voll, vor lauter Angst wandelt, greise und geheimnisvolle Laute mit heißen Lippen zu nennen und zu lallen scheinen! Gibt es keinen solchen Jüngling mehr? Wie oft haben wir uns das gefragt und uns leise gesehnt! So schnt man sich an dürren Tagen, dass ein Gewitter kommen soll.

Wie ein Gewitter ist jetzt ein Buch gekommen, das jene Jugend hat, nach der wir uns sehnten, jene wunige und sanftliche, wilde und tolle, von Leidenschaft und Begierde überwältigte, unmanage, maßlose Jugend. Es heißt „Die moderne Seele“*) und ist von einem Wiener, Herrn Max Messer, geschrieben. Ein schlechtes Buch, wenn man es vor den abmessenden Verstand stellt, weil es kein Maß und keinen Takt hat, weil es jetzt wie ein Gedicht stürmischer Gefühle, das manchmal fast zum Gesange wird, jetzt wie eine Dissertation ist und die Töne des Predigers mit der Sprache des Gelehrten vermischt, lyrisch und kritisch und mystisch zugleich. Ich glaube, man darf dem jungen Autor prophezeihen, dass ihm selbst sein Buch bald recht zuwider sein wird, in ein paar Jahren, vielleicht in ein paar Monaten schon. Aus solchen dampfenden, wogenden Jünglingen werden die ruhigsten und heitersten Männer, die dann, das zudende Gewölk unter sich, getrost aus dem Reinen und Warmen herabschauen. Sie sind dann leicht etwas ungerecht gegen sich selbst, lassen sich nicht gern erinnern und haben die Ordnung, die Stille verehren gelernt, einsehend, dass ein Werk oder eine That mehr sein muss, als nur so eine zischende und sich verblitzende Rakete. Mit der Flamme und dem Knall eines reinen Zornes und einer schönen Sehnsucht ist noch nichts gethan. Das wird der junge Autor schon noch einsehen lernen.

Wir aber freuen uns, dass es wieder einmal flammt und knallt. Wir dinn, wie leer, wie klein kommt uns da das abgekühlte und verspierte Reden vor der anderen jungen Leute vor. Hier ist ein Jüngling! In seine Leidenschaft wie in einen schweren dunkeln Mantel verhüllt, schreitet er auf steilen Wegen, oft stöhnend, sich selber zuredend, unverzagt und treu, den Blick nach oben, die ganze junge und tapfere Gestalt entschlossen ausgestreckt. Wie der Wanderer, dem in der Nacht ängstlich wird, laut mit sich redet oder singt, so sind seine Worte. Er ruft, ob denn niemand in der Nähe ist, der mit ihm gehen möchte, denselben harten Weg hinauf. Die Leisten, wie rührend das klingt, dieses Rufen des Einsamen auf seinem harten Wege! Manchmal kommen die Laute ganz zerrissen und verschlagen zu uns herab, es sind nur Blöcke und Trümmer, die herunterstürzen. Aber wir wissen: da droben geht Einer und geht und geht und ruht nicht und wird ankommen.

Ganz Thörichtes ist in dem Buche mit Ernstem und Wahrem vermischt. Dir kommt es ins Schwärmen und Declamiren, aber manchmal spricht es die reinsten Empfindungen mit der schönsten Leidenschaft aus. Man höre: Das moderne Auge betrachtet mit tiefstem Entzücken die Ebene, die unromantische Ebene, welche in jedem Zoll gleichheitig von der Urgewalt der Natur und dem Culturforschritt der Menschen zeugt. Ueber Kornfelder rauscht der Wind, sie beugen sich und tauchen auf und nieder wie Meereswellen. Der warme Wind, der wie der Athem dieser in Gesundheit und Kraft strotzenden Ebene weht, streicht über die Aehren. In langen Streifen goldgelbes Getreide, daneben Maisfelder, smaragdgrün, saftig und die Kartoffelfelder, junghrün, dazwischen die aufgeackerte braune Erde, die auf den Sonnenschein wartet, um wieder fruchtbar, üppig anzuschießen. Aus der Ebene ragen massige Gebäude auf, mit den unzähligen Rauchsäulen, den Kirchthürmen der neuen Zeit, die so gerade und schlank sind, wie die Cypressen Italiens. Den Modernen entzückt diese Ebene mit ihrer herrlichen, immer bewegten Leben athmenden Mannigfaltigkeit: Fabrik, Feld, Hügel, Dorf, die Bogen der Aquäducte und die Bahndämme, auf denen die Züge einherrasen und den Menschen die Gewaltthaung geben, ihre unerbittlichen äußeren Feinde: Zeit und Raum, bezwungen zu haben. All das — Fabrik, Rauch, Schlot, Dampfmaschine — stört uns nicht, sondern verschönt uns dies Bild der Ebene, das Bild der Zeit, beweglich, veränderlich, immer werdend, hastend, sich erneuernd, in einem großen Uebergang befindlich....“ Oder: „Leder, der ein Ding sieht, sei es wieder einen Menschen oder ein Stück der Natur, trägt unbewusst diesen Bahnheit und Schönheit mit sich fort, wird um das Wesen des Gesehenen reicher. Der Allbelebendste ist der Allmissfähige.... Die Aufgabe thutet darin, die ein seine Führe, durch den rauschenden Strom, durch die Stimme des Vögelens, durch das Herz sein Christi, wie durch die Verblendung seiner Mörder... Die todten Dinge leben bewusstlos, wunschlos, bar des Leides und der Sehnsucht. Der Mensch aber inbit, was ihn trennt und was ihn vereinigt. Wir sind die Natur durch das Gehirn des Menschen ihres Seins und ihres Seins Gewand be wusst werden will, so vermöht sie durch die Liebe die Zwiespältigkeit ihres Seins zu überwinden, die Einheit wieder zu gewinnen, und der in der Seele Worte sag von der Schöpfung. Seine Seele ist nicht sein Eigenthum, das mit der Geburt beginnt und mit dem Tode stirbt. Seine Seele ist ein Theil eines Ganzen, welches vor ihm war, nach ihm sein wird und das All schuf“

Wir wünschen dem jungen Autor, der sich abiers halt und ein Eigener sein will, es möge ihm beschieden sein, von magnanimen Menschen in seinen Entdeckungen, durch Geniebe zu Gedanken, aus dem Stammeln des Blutes zu kommen und so ein ganzer Mann zu werden, wie er jetzt ein rechter Jüngling ist. Dann wird er sich auch entdecken müssen, ob er ein Dichter oder ein Prophet oder ein Philosoph sein will. Aber so oder so wird er, klar und ruhig geworden, wissen und heißen können

Hermann Bahr.

Digitized by Google

Deutsches Theater.

(Zum Berliner Ensemble-Gastspiel im Raimund-Theater.)

An der Wende des vorigen Jahrhunderts begründet das Hoftheater zu Weimar einen „idealen" Stil der Darstellung, der geradewegs zur Opernbuhnigkeit führen musste; diese als Ziel zu fixieren, hat ja der Wallensteins-Dichter in der That nicht zurückgescheut. Heute steht die deutsche Bühne wieder frei da für jede „Stil"losigkeit — eine wichtige Grundlage der Entwickelung! — frei für jeden neuen Ton, für jeden gebrochenen Ton. Damals konnte der Schnürleib antiker und französischer Formen die Muse Deutschlands zu einer starren Hoheit machen; Ceremonienmeister Goethe wies auf Griechenland hin, und das deutschen Künstlers Vaterland, und der große „Goetz" von 1773 musste sich — nachdem Herders wachsamer Geist zu früh dahingegangen war — die Umformung ins kleinere Weimar-Format gefallen lassen. Heute stehen wir auf einem anderen Meridian des Weltrunds, die Epoche des Sturmes und Dranges leuchtete uns hinter weiten grauen Ebenen von neuem auf. An des jungen Schiller Libertinagen hat die deutsche Bühne neuerdings angeknüpft und an ihre überschwängliche Formlosigkeit. Und sie ging darüber noch hinaus. Sie vertiefte und schlug jenen bürgerlichen Anarchismus Schillers, unserer schärferen Zeit entsprechend, indem sie ihn aus den Worten und der Technik des Dichters in das Spiel und die Technik des Darstellers hinein fortsetzte. Man spielt heute „Kabale und Liebe" modern, man führt den Dichter über sich selber hinaus. Er hatte damals Kraft und nur Kraft; wir haben heute Kraft und die Kunst, Kraft zu verbergen, zu nuancieren. Ja, das ist der Unterschied. In dieser Gegenüberstellung wird er vielleicht zu scharf und zu systematisch ausmalbar, aber er stützt sich auf Thatsachen. Noch klagte Hölderlin, der unglückliche Hellenist und Bewunderer Schillers, es fehle ihm nicht an Empfindung, aber an Nuancen. Und heute — heute ist die ganze Dichtkunst Nuance, die ganze Bühnenkunst Nuance. Die Niederländerei hat sich mit einem kleindeutschen Zug verbunden, und Derbheit und Volksthümlichkeit von der Posse zum literarischen Theater emporsteigend — erfüllen die Scene mit ihrem dem täglichen Leben abgelauschten Gepolter. Musik des Naturalismus! Nun da ein neues Jahrhundert rüstet, wer zweifelt noch, dass unsere ganze Theatereroche in diesem Zeichen steht? Wo früher Auflösung der Disharmonien und Klarheit der Stimmen gefordert wurden, herrscht über alles jetzt die Freude an der Ungeklärtheit, der Ungelostheit, eine wahre Trunkenheit von Nuancen. Wo zu Weimars Zeiten der Held im Harnisch den Tänzerschritt brauchte, um der guten Majestät Publicum nicht eine „unanständige" Perspective zu bieten, machen sich jetzt ganz andere Kerle breit; lassen ihr naturliches Haar in die ungeschminkte Stirn fallen und die Kleider am ungeschnürten, ungezwängten Leibe hängen; knurren zwischen halbgeschlossenen Zähnen, wenn sie der Tabaksqualm nicht gerade daran hindert, ernste und cupelhafte, traurige oder tolle Worte hervor; lassen sich von launenhaften Einfällen, von einer fast langem unbekannten, elementareren Art Humor, zu spruchreicher Rede hinreißen; schleudern mit genialer Unbekümmertheit durch praktikable, mit wirklichen Plafonds gedeckte Familienstuben. Ein neues Kunstideal hat sich der deutschen Bühne bemächtigt, eine neue Schönheitsform ist ihr aus Wirkungen erblüht, die jenseits der ästhetischen Gesetze stehen.

Ist es wirklich noch nöthig, ein Bild dieser Geschmackswandlung zu entwerfen? Ist sie nicht schon ein kunstgeschichtlich abgeschlossenes Ereignis, ähnlich jenen, über die auf einem benachbarten Gebiet Richard Muther so glänzend berichtet — verwandt mit dem großen Culturgegensatz, über den jüngst Brauer von Heidenstam eine feiner feinen Studien" geschrieben hat? Man vollte in der That meinen, dass die Sache seiner Discussion bedarf. Man wollte meinen, dass die letzten Jahre des führenden Theaters in Berlin, des Deutschen Theaters unter Brahm, auch den Wienern über das Bestehen neuer Bühnenerundsätze in Deutschland keinen Zweifel gelassen haben. Das Deutsche Theater hat ja buchstäblich alle jene Beispiele geliefert, nach denen sich eben die Entwicklungsreihe skizierte. Dort hat man wirklich Schauspieler heranzezogen, die aus der Umgebungsluft und Gewohnlichkeit selbst eine Art Kunstmanier machten; dort konnte man wirklich Schülerliche Leiden, ungeschliffen durch Rudolf Mitzner, leben. Dort geschah die selbe Wandlung, die in der Malerei, Musik und Literature durchgedrungen ist, findet in der Theatersaal bei uns noch nicht die entsprechende Wardigung. Man erkennt sie an, spricht ihr von der neuen Dichtkunst ausgestellt wird. Aber man sieht sie noch kaum gegenüber, weiss sie keine Kunst für sich ist, neuer Bühnenmit, neue Darstellungsmittel verlangt. Man sieht also einen eigentlichen Wien in Wien noch ziemlich gegenüber. Wer es bisher nicht wusste, kann es jetzt erfahren. Denn das Berliner Ensemble Brahm, mit Adolf Kutzner an der Spitze, ist seit einer Woche hier zu Gaste und auf der Klangwelle des Widerhalles, den dieses Gastspiel in Wien findet, kann man es [illegible]

In der That, das Entscheidende fehlt in diesem Widerhall: die Erkenntnis der neuen, neuartigen Bühnenwirkung, die uns hier entgegenblitzt. Die Erkenntnis dessen, was in dieser Kunst von der uns bisher bekannten grundsätzlich verschieden ist. Ihre principielle Eigenart scheint hier niemandem aufgegangen zu sein, und doch lag sie gerade in der allererstenVorstellung des Gastspiels klar zu Tage, klarer vermuthlich, als sonst je möglich ist. Wunderlich genug! Bis zu dieser Woche hat Wien — trotz allen guten Vorstellungen der letzten Burgtheaterjahre, trotz allen glänzenden Abenden im Volkstheater — bis zu dieser Woche hat es nicht ein einziges Mal die specifisch moderne deutsche, in Berlin geborene Theaterkunst kennen gelernt. Und nun tritt sie ihm so drastisch, so gerundet als möglich entgegen, und man fühlt das Ereignis nicht mit seiner ganzen Neugierigkeitsstimmung, man zertheilt den großen Eindruck durch kleinliche Kritik. Wunderlich genug! Man lobt den Regisseur und sieht nicht, dass es sich hier um anderes handelt als bloß sorgfältige Regie; man tadelt das Stück und sieht nicht, dass es auf die höhere oder geringere Echtheit der Handlung in der Wolzogen'schen Tragikomödie gar nicht ankommt neben der starken Bühnenereignet des Abends. Neben der Eigenart, die sich aus dem glänzend geschilderten örtlichen Hintergrund des Stückes und seinem zeitlichen, aus dem Darstellungston und vielem anderen als eine höhere Einheit zusammensetzt. In diesem „Lumpengesindel" ist eine moderne Berliner Schriftstellerwirtschaft auf die Scene gebracht, mit einem Duft von Gegenwart, der etwas ganz Einziges ist, mit einem Humor der Auffassung, der bis ins Kleinste durchdringt. Und dieser Humor und diese Lebendigkeit treffen in jeder Silbe, in jedem Zug mit einer Darstellung zusammen, die aus derselben Gegenwart schöpft und aus demselben Milieu. Zwei Acte lang keine Spur von Pathos, kein theatralisches, kein todtes Wort. Nuance in allem, nichts als Nuance. Keine Bravournarie und kein „Star", der damit vorträte. Aber Schauspieler, Schauspieler mit unbekannten Namen — Winterstein, Kayßler, Fräulein Tremer — die in der Richtung ihrer Rollen ganz neue und verfeinerte Ausdrucksmittel erworben haben: die in ihrer consequenten Naturlichkeit so weit und so ehrlich fortschreiten, bis aus Hastlichkeit selber Schönheit wird, aus Unsichtbarem Vielsagendes, aus Stillosigkeit Stil. Das ist das Geheimnis des Deutschen Theaters und der modernen Bühnenkunst überhaupt. Damit erst gewinnt die Bühne eine Aesthetik, die etwa dem Naturalismus Liebermanns entspricht. Man neune sie meinetwegen norddeutsch; man verschanze sich in Wien dagegen hinter seinem Burgtheater, gut. Aber man leugne nicht, dass diese Eigenart mehr ist als Eigenart, nämlich neue Kunst.

Aus dem Eindruck der ersten Vorstellung heraus urtheile ich so. Die anderen Abende standen nicht auf derselben Höhe. Das Eigenthliche war darin verschwunden, es steht und fällt mit dem, vorläufig noch berlinischen, Naturalismus. In den „Gespenstern", im „Abschiedssouper" und im Björnson'schen Lustspiel traten gute Schauspieler auf — neben dem prächtigen Rittner vor allem Frau Schneider, Herr Nissen und Herr Reinhardt — aber nur im „Lumpengesindel" waren sie alle, Große und Kleine, repräsentative deutsche Künstler: ein Programm vom Schlusse unseres Jahrhunderts, wie es dem vom Ende des vorigen nicht schärfer gegenübergestellt werden kann.

Alfred Gold.

Die Woche.

Politische Notizen.

Unterschied zwischen der österreichischen und der ungarischen Regierung: Die ungarische Regierung vertritt die ungarischen Interessen und die österreichische Regierung vertritt — gleichfalls die ungarischen Interessen.

Aus älteren Documenten hebt der Staatsrechtslehrer Dr. Tezner zu beweisen, dass Oesterreich der Name sei die gesammte habsburgische Monarchie sei. Neuere Documente, wie zum Beispiel der neueste Ausgleich, wurden eher dafür sprechen, dass der richtige Name für die gesammte Monarchie heutzutage Ungarn wäre.

*

Beim Herrn v. Ziell hat sich der Graf Thun schließlich doch Respect zu verschaffen gewusst. Derselbe Herr v. Ziell, der vor Abschluss des Ausgleiches den Grafen Thun tagtäglich zu duriren pflegte, ist ihm jetzt, da Graf Thun ihn an den Cousoirs des ungarischen Parlamentes lächelnd freundlich begrüßt entgegenkommt, und da Graf Thun dem Herrn v. Ziell entgegenkommt, dass er den von ihm unterschriebenen Ausgleich noch nicht vollständig kennte, hat sich Herr v. Ziell ohneweiters bereit gefunden, dem Grafen Thun das ihm damals gelieferten Stellen des Ausgleiches zu erklären. Herr v. Ziell hat dabei Gelegenheit gehabt, die bei einem Manne, der sich von Geburt Ungar ist, ganz erstaunlich rasche Auffassung zu bewundern, mit der sich Graf Thun den ungarischen Standpunkt zu Eigen machte. Der Respect des Herrn v. Ziell vor dem ungarischen Talente des Grafen Thun ist dadurch so gewachsen, dass er jetzt, da Graf Thun die Regierung hegt, dem Grafen Thun auch nicht ein [illegible] Graf Thun hat sich den ungarischen Standpunkt beigebracht. Dass Graf Thun auch den österreichischen Standpunkt beigebracht hat, ist [illegible] Zeitung noch der Tradition Lindenschmidt'schen Artikel [illegible] Herr v. Ziell auf den Standpunkt [illegible], dass eine

Lection nicht angefangen werden darf, ehe nicht die vorhergehende vollkommen erledigt ist. Sobald Graf Thun den Ausgleich im Reichsgesetzblatt publiciert haben wird, wird ihn Herr v. Szell in die Geheimnisse der ungarischen Dialyse einweihen. Bis dahin muß Graf Thun seine Wißbegierde über die Quote zügeln, wenn er nicht den guten Ruf verlieren will, den er eben erst bei den ungarischen Lehrmeistern gewonnen hat.

*

Der Handelsminister Baron Dipauli hat sich zwar bei der Abschließung des ungarischen Ausgleichs nicht überanstrengt, dafür hat er aber die Formel gefunden, um ihn zu beschönigen. In der letzten Sitzung des Industrierathes sagte Baron Dipauli über den Ausgleich:

„Wenn nicht alles erreicht worden sei (um den Ausgleich zu einem für Oesterreich möglichst günstigen zu gestalten), so liegt die Ursache hiefür in dem Drucke der Verhältnisse, unter dem die österreichische Regierung stand."

Thatsächlich ist bekanntlich von der Regierung Thun-Kaizl-Dipauli beim Ausgleich gar nichts erreicht worden. Das heißt in der Dipauli'schen Formel: „nicht alles". Mit Hilfe dieser wohlklingenden Formel kann man nunmehr auch die Sistirung des Barons Dipauli für das Handelsamt liebenswürdigst beerdigen, das ist sie ja bereits gewesen ist. Man kann nämlich von ihm sagen, daß er von den weiterzuerledigenden Agenden des Handelsressorts — nicht alles versteht.

*

Auch der „Druck der Verhältnisse", von dem Baron Dipauli spricht, ist keine üble stilistische Wendung. Nur ist sie nicht originell. Sie ist schon häufig dagewesen. Aber Herr v. Dipauli hat sich mit ihr nicht begnügt, da der Ausgleich ohne sie schon abgeschlossen ist; ihnen selbst und ihren Ordens-, Eisenbahn-, Bau und sonstigen Concessions- und Protectionsinteressen hätte es aber vielleicht geschadet. Die Mitglieder des Industrierathes sind eben praktische Leute. Grade deswegen ist es aber nicht zu begreifen, warum diese von ihnen — wie es den Bericht wenigstens — bedauert haben, daß im Generalrath der Bank Herr Wieselburg mit seinem Protest gegen den § 14 vereinzelt geblieben ist. Die Herren vom Generalrath gehören ja angeblich derselben Gesellschaftsschichte von ausgemachten und angebeteten Millionären an, wie die Herren vom Industrierath, und wenn es gilt, einem Minister gefällig zu sein, brauchen doch die Bankräthe an Patriotismus hinter den Industrieräthen nicht um einen Schritt zurückzustehen.

*

Jetzt sollen, nach einem Erlaß des Unterrichtsministers Grafen Bylandt, bei den Maturitätsprüfungen an den Gymnasien auch die Religionslehrer über die geistige Reife der Abiturienten mitentscheiden. Da wird sich's wohl bald herausstellen, daß, vom Religionslehrerstandpunkt betrachtet, die alten Aegyptervolker an geistiger Reife die Meisten unserer gebildeten jungen Leute weitaus übertreffen. Der beste Beweis gegen den vom „Vaterland" sehr jetzer bejweifelten Wert der modernen Bildung.

*

Der Dr. Lueger kann ohne bewaffnete, berittene und geheime Polizei gar nicht mehr auf die Straße gehen. Ganz wie ein Souverän! Bald wird er überhaupt seinen Rathhauspalast nicht mehr verlassen können. Ganz wie der Gefangene im Skutari! Da wäre es doch wirklich kein Wunder, wenn der Mann schließlich den Größenwahn bekommt.

*

Von jeher sind unsere Disciplinen außerordentlich liberal, gerecht und freiheitsliebend gewesen, wo es sich um die Uebertretung der polizeilichen Verhältnisse — fremder Länder handelte. Deswegen brauchte auch der ungeheuer liberale Artikel, in dem das officiöse „Fremdenblatt" vom 5. Juli die Vorgänge in Belgien, nach der Niederlage des Ministeriums und der Majorität, besprach, seinen Kundigen zu überraschen, selbst wenn das „Fremdenblatt" über die belgischen Zustände nie anders als liberal geschrieben hätte. Thatsächlich hat aber das „Fremdenblatt" über denselben Fall auch schon anders geschrieben. Und zwar erst vier Tage zuvor. Dasselbe „Fremdenblatt", das am 5. Juli die belgische Kammer und indirect auch die Wiener Landtagsmehrheit wegen ihrer „dem Wesen des Parlamentarismus widersprechenden" Parteidisciplin in äußerst liberalen Tönen tadelt, hat noch am 1. Juli aus gleichem Anlaß die belgische Kammer und damit indirect die Wiener Landtags und weil auch die Reichsrathsmajorität wegen ihres Widerstandes gegen die Majorität in allen reactionären Tonarten als „willenloses Obstructionsinstrument", „traurige Schritt", „politisches Unrecht", „Gefährdung des Parlaments" getadelt. Aus der Vergleichung der beiden Artikel ergibt sich, daß das, was das „Fremdenblatt" über und neben Belgien schreibt, der reine Schwefel ist. Aber Oesterreich ist das Land, in dem alles Ernste heiter und alles Heitere ernst genommen wird. Und deshalb ist das „Fremdenblatt" gerade deswegen entschieden an den Platzen, die man in Oesterreich ernst nimmt.

Kr

Volkswirtschaftliches.

Es ist kein Wunder, daß sich die Regierung und die Bankverwaltung so gut vertragen, und daß sie über das § 14 Privilegium so schnell handelseins geworden sind. Sie sind beide aus einem Holze. Sie haben beide das gleiche unverantwortliche Vertrauensthum für die Rechte Derer, deren Clientelverpflichtungen sie sind. Die Regierung maßt den Anschein, ehe das Parlament zu befragen und die Bank vernimmt das Privilegium, ohne die Actionäre zu befragen. Das heißt, sie wird die Generalversammlung gewiß einmal einberufen, aber erst dann, wenn die Ausgleichsgesetze in beiden Reichshälften promulgiert sein werden, so wie die Regierung gewiß auch einmal nachträglich dem Parlament die Gesetze vorlegen wird, in der Absicht, daß Actionäre und Parlament Ja und Amen dazu sagen. Für die Bankactionäre sind wir bereit zu garantieren; die haben bis jetzt zu dem Vorgehen der Bankleitung geschwiegen und werden es auch weiter thun; aber das Parlament könnte einmal einen Strich durch die Rechnung machen. Und dann würde eine böse Viertelstunde kommen für die § 14-Regierung und für die § 14-Bankverwaltung.

*

Das financielle Ereignis der Saison ist die Erhöhung des Actiencapitals der Creditanstalt. Der Beschluß kam unerwartet und überraschend, aber das Erstaunen des ersten Momentes hatte bekanntlich darin seinen Grund, daß wir uns ganz entwöhnt haben, Oesterreich die wirtschaftlichen Wege seines westlichen Nachbars wandeln zu sehen. In Deutschland gibt es keine größere Bank, die nicht in den letzten Jahren ihr Actiencapital wiederholt und ausgiebig vermehrt hätte. Es ist ein Zeichen der Stagnation in Oesterreich, daß, obwohl seit fast zwei Jahrzehnten in Oesterreich keine größere Bank gegründet wurde, die zwar existierenden Wiener Banken erst seit wenigen Jahren das Bedürfnis fühlen, ihr Capital mäßig zu erhöhen. Die Creditanstalt mit ihrer mächtigen Gruppe zählte das Bedürfnis fast als allerletzte, und man hatte sich damit naturgemäß, als der Creditanstalt in den letzten Jahren vielfach und nicht ohne Berechtigung der Vorwurf gemacht worden war, daß sie der Unternehmungslust allzusehr ermangle. In letzter Zeit hat sich die Creditanstalt rühriger gezeigt und eine Reihe kleinerer und größerer Unternehmungen theils gegründet, theils deren Finanzierung übernommen. Diese Thätigkeit, wo 20 Millionen neuen Capitals, welche der Creditanstalt aus ihrer Capitalsvermehrung zufließen werden, ihrer Verwaltung einen Anporn geben werden, weiter größere Rührigkeit zu entfalten, ohne von ihrer vorsichtigen Geschäftsführung etwas einzubüßen, ist nicht das einzige Interesse der Bank wie des Allgemeinheit dienen. In der Presse ist die Capitalsvermehrung in mehr oder minder begeisterter Weise besungen worden, und die Börse geberdet sich, als ob eine neue Aera in unserem Wirtschaftsleben anbrechen sollte. Diese Ueberschwänglichkeit wird sich legen. Sie entspringt theilweise bei uns die Gewohnheit, daß 20 Millionen neuen Capitals der Creditanstalt sind nicht geeignet, unsere wirtschaftliche und politische Misere zu brechen. Ein Staat mit einer unfähigen, industriefeindlichen, reactionären Regierung und Verwaltung und einer gegeneinander verhetzten, zurückgebliebenen und unternehmungsunlustigen Bevölkerung kann nicht prosperieren. Und das wird die Börse hoffentlich noch oft zu verspüren bekommen.

*

Der Beschluß der Actienausgabe der Creditanstalt hat noch einer Discussion der Gründerrede ein Anlaß gegeben. Es ist hier nicht der Ort, diese Rede eingehend zu erörtern. Genug, es ist zweifelhaft, ob die Gründer einen Anspruch darauf haben, ein Drittheil der auszugebenden Actien zu beziehen oder nicht. Die Verwaltung der Creditanstalt hat sich dafür entschieden, die Gründerrechte anzuerkennen, wodurch den Gründern, das sind das Bankhaus Rothschild, die Erben zweier liquidierter Bankhäuser und die Erben mehrerer Actionäre, ein Gewinn von fast einer Million Gulden ohne Risico und ohne Leistung zufällt. Der Beschluß der Verwaltung der Creditanstalt ist nicht recht begreiflich. Behalten wir auch die alten Processfragen, die, wenn es zum gerichtlichen Entscheidung käme, nach Jahren zu Gunsten gewesen wäre, dann müßte man der Verwaltung Recht geben, daß sie lieber die Gründer befriedige, ehe sie durch einen jahrelangen Proceß die Capitalsvermehrung unmöglich mache. Heute genügt aber eine einfache Feststellungsklage, um in wenigen Monaten eine gerichtliche Entscheidung darüber zu erzielen, ob die Gründer ein Bezugsrecht besitzen oder nicht. Die Creditanstalt hätte unbedingt diese klarstellung der Gründerrechte provocieren müssen und lieber mit der Durchführung der Capitalsvermehrung ein paar Monate warten müssen, ehe sie den Millionären der Finanz- und Industriearistokratie einen nur durch die Uebervortheilung entschuldbaren Gewinn von fast einer Million in den Schoß wirft.

*

Der Tuy-Wiener Bankverein und seine Gruppe bieten jetzt den Actionären der Tuy-Bodenbacher Bahn 5100 neue Actien dieser Gesellschaft zum Bezuge an. Unsere Leser erinnern sich aus unserer Notiz „Der Bankverein als ehrlicher Makler" in Nr. 217 vom 2. November 1898, daß die Bankverein Gruppe die Wondrazek'schen Kohlenwerte für die Tuy-Bodenbacher Bahn vorgekauft hat. Die Bankverein-Gruppe hatte damals diese Werke um 1·7 Millionen Gulden erworben und sie nach Hinzurechnung von 325.000 fl. unversicherter „Spesen" zum „Selbstkostenpreise" von 2,025.000 fl. der Tuy Bodenbacher Bahn weiter verkauft, und dafür Actien der Gesellschaft erhalten, mit der Verpflichtung, etwa die Hälfte dieser Actien den Actionären mit 175 Agio anzubieten. Unsere Meinung über dieses Geschäft haben wir damals ausgesprochen und wollen heute nicht weiter darauf zurückkommen. Die Tuy Bodenbacher Bahn hat alle neue Bergwerke erworben, verdoppelt zu diesem Zweck ihr Actiencapital und stellt das ganze Unternehmen eigentlich auf eine andere Basis. Der größere Theil der Actienbevölkerung soll taufälig auf dem Bezugsrechtcoupon bestritten werden. Und was theilt die Verwaltung über das neue Object, das sie für Rechnung der Actionäre erworben hat, diesen mit? Nichts. Weder in der außerordentlichen Generalversammlung, noch in dem Prospect wurde der Actionären irgend etwas über den Wert, die Ausbeutung die bisherige Forderung, die Betriebsverhältnisse der neuen Werke ertheilt. Das ist wohl das äußerste an Rücksichtslosigkeit, was eine Verwaltung ihren Actionären gegenüber leisten kann. Selbst angenommen, daß die Verwaltung bei dem Kauf die Interessen der Actionäre gewahrt hätte (bisher weiß man nur, daß die Interessen der Bankverein Gruppe dabei gewahrt wurden), gehört ein Grad Uebermuth dazu, den Actionären nun zumuthen, einen Bankverein zu machen und die Actien zu zeichnen, ohne man überhaupt nichts weiter sagt als: Wir haben Kohlenwerke gekauft.

Digitized by Google

Bücher.

Dr. Paul Weisengrün: Das Ende des Marxismus. Leipzig, Otto Wigand, 1899.

Wer in der gegenwärtig so stark die Geister bewegenden Discussion über die wissenschaftlichen Grundlagen des Socialismus sich orientieren will, der lese diese Schrift. Sie ist frisch und im besten Sinne populär geschrieben. Sie besitzt ferner die großen Vorzüge klarer Disponierung und scharfer methodischer Herausarbeitung der Probleme. Dadurch wird sie auch dem Fachmann willkommen sein. Von der Frage ausgehend „Was sind die Voraussetzungen und Bedingungen einer Weltpolitik des Proletariates", beschränkt sich der Autor mit Recht auf die Kritik der von Marx behaupteten mechanischen Entwickelungsnothwendigkeit des Capitalismus zum Socialismus hin. Er beweist sich nicht damit, die den technischen Concentrationsprozeß, der Lehre von der immer anarchischer werdenden capitalistischen Productionsweise, der socialen Accumulierung des Capitales, der Zusammenbruchstheorie entgegenstehenden Thatsachen und wirthschaftlichen Neubildungen beizubringen. Er bringt vielmehr zur Kritik und Verneinung des Begriffes mechanischer Entwickelungsnothwendigkeit im Socialen vor, deren Konsequenzen sind: Man kann höchstens solche Entwickelungswahrscheinlichkeiten aufstellen; neu auftretende Erscheinungen wie Cartelle oder Colonialpolitik bedeuten nicht bloß eine Temporverlangsamung, sondern „neu hinzukommende selbständige Entwickelungsmomente", wodurch frühere Entwickelungswahrscheinlichkeiten zu bloßen Entwicklungsmöglichkeiten werden. Der Beweis für diese an sich richtigen Behauptungen ist nur meiner Ansicht nach etwas zu skizzenhaft aufgefallen. An Stelle der von Marx behaupteten tritt vorläufig als Entwicklungswahrscheinlichkeit eine „Verjüngung des Capitalismus", die nicht ganz glücklich als Verbesserungsfähigkeit des Capitalismus bezeichnet wird. Der Bernsteinsche „neomarxistische Standpunkt" sei in Wahrheit nicht mehr marxistisch. Das Proletariat stehe nun vor der Nothwendigkeit, neue Grundlagen seiner Politik zu gewinnen. Wie diese sich in der nächsten Zukunft gestalten dürften, bilden den Schluß der Broschüre, die nach kurzer Zeit bereits in zweiter Auflage erschienen ist. E. G.

Maximilian Ferdinand: Sexual-Religion. Drei Bände. I. Sexual-Physik. 2. Sexual-Moral. 3. Sexual-Magie. 512 Seiten. Wilhelm Friedrich, Leipzig.

Eines der merkwürdigsten und interessantesten Bücher, die in letzter Zeit in den Buchhandel gekommen sind. Der Verfasser zeigt eine staunenswerte Belesenheit und dabei Selbständigkeit des Urtheils. Allzusoft freilich spielt er zu sehr mit gewagten Etymologien. Die Sprache ist künstlerisch, oft sehr poetisch. Ueber den Inhalt zu berichten, ist bei der Fülle des Stoffes schwierig. Der Verfasser ist ernster Neu-Platoniker, die neue Ehre Art Wiederherstellung von Aegavartu träumen. Im Gegensatz zu den meisten Theosophen ist er aber kein großer Freund der Judäer. Er findet sich vielmehr auf die Ueberlieferungen der Germanen und Arier. Auch wir wünschen ein tieferes Eindringen in den ethischen Geist, der leider heute noch so wenig bekannt ist. Möchte uns der Verfasser, der Mitglied des Druiden Ordens zu sein scheint, bald Aufschlußreiches berichten, was in dieser geheimnisvollen, den Freimaurerorden ähnlichen Gesellschaft, die in Wales geistlich worden ist, sich noch von den alten Mysterien erhalten hat! Wir haben zu lange unter dem Bann der herumgeisternden Schlagworte wollen jetzt einmal die Geister Ossians zur Abwechslung wieder auf tauchen lassen. Der ewig blaue Himmel, der bekanntlich über Griechenland lacht, wird auf die Dauer langweilig. Dr. Wr.

Hans von Kahlenberg: Nixchen. Dresden, Karl Reißner 1899.

„Nixchen soll eines Idealisten mit einem Realisten" ist der Titel dieses ebenso amüsanten, als künstlerisch von wirklichem Talent zeugenden Romanes. Achim von Wolfram, ein unpraktischer, kraftvoll, mit der Schwere und der vertrauensvollen Zutherheit aller ursprünglichen Naturen der Idealist) berichtet seinem Freunde, dem Künstler, Lebemann und Fin de siècle Menschen Herbert Grobdahl in den launigsten, humoristischen Capiteln von seiner Liebe zu einem Nixchen, zu einem Backfisch, unbeholfenen Engel, kurz dem Urbild der „deutschen Jungfrau". Herbert beantwortet diese Epistel mit der Schilderung eines zu gleicher Zeit beginnenden Verhältnisses zu einer Großstadt Demoiselle, die den tiefsten Maximilian aufgeklärt hat, um vor ihrer Verheirathung mit dem alle Raffinements verbrauchenden Bieder zu genießen. Die Schilderung dieser Liebesbeziehungen, die Charakterisierung der zu manualische Amen zu unternehmenden Verführung von Backfischen und ihren, wahrhaften Trieb, von Verwerflich und Natur — kurz die Psychologie des modernen Weibes, welches trotz mancher Tendenz und Ueberfeine dem ursprünglichen Mann an Reichthum und Kraft der Instinkte tausendfach überlegen ist — das alles ist entzückend aufgefaßt. Als Contrast dazu das Engelsweiben, das der Idealist an seinem Nixchen findet, und das er in den humoristischen Tiraden preist, und als weibliche Ideale des Mannes: das die Landwirthschaft betreibende unentwickelte Mädchen, das die Liebe des Realisten, und dass die Heldin bei der Hochzeit, mit dem Angleichen des Gegensatzes als einzig Ideales kennen kann. Der Verfasser ist ein sehr talentirter Nachahmer Hamerlingscher und Bauernfeldscher Art, ist schon an Reichthum, wenn es einen Tendenz gelingt, die Nachahmung und schon vollig eigen selbständig entwickelt, sondern — das Verfassen wird den Realisten, es interessieren, gründlich und amüsiert zu haben. M. W.

Neue Lieder aus'm Volk. Gesammelt und herausgegeben von Ludwig Jakobowski. Berlin, Verlag von Lehmann.

Das ist die schönste Verwunderung in deutscher Sprache seit langer Zeit, und wir sind dem „Volke" vor der neun Pfennig, die es kostet, recht, recht still, wie Andächtige, Verwunderungsvolle und Verehrungsvolle, wenn „Volkslieder" gesagt, die doch als ernsthaftester, „literarischster" und tiefster Art, wie sie Berlin besitzt und zu besitzen sich rühmt, noch weit mehr sind. Wir sind dem Herausgeber verpflichtet, daß er uns diese Lieder, die wir als Literatur so hoch schätzen, auch als Volkslieder kennen lehrte. Wir sind dem Volke verpflichtet, daß es diese Lieder, die wir als Literatur so hoch schätzen, auch als Volkslieder singt. Wir sind dem Verleger verpflichtet, daß er diese Lieder, die wir als Literatur so hoch schätzen, auch als Volkslieder druckt. Wir sind dem Componisten verpflichtet, daß er diese Lieder, die wir als Literatur so hoch schätzen, auch als Volkslieder componiert. Wir sind dem Zeichner verpflichtet, daß er diese Lieder, die wir als Literatur so hoch schätzen, auch als Volkslieder illustriert. Wir sind dem Publikum verpflichtet, daß es diese Lieder, die wir als Literatur so hoch schätzen, auch als Volkslieder kauft. Wir sind dem Buchhändler verpflichtet, daß er diese Lieder, die wir als Literatur so hoch schätzen, auch als Volkslieder verkauft. Wir sind dem Buchbinder verpflichtet, daß er diese Lieder, die wir als Literatur so hoch schätzen, auch als Volkslieder bindet. Wir sind dem Papierhändler verpflichtet, daß er das Papier zu diesen Liedern, die wir als Literatur so hoch schätzen, auch als Volkslieder liefert. Wir sind dem Papierfabrikanten verpflichtet, daß er das Papier zu diesen Liedern, die wir als Literatur so hoch schätzen, auch als Volkslieder macht. Wir sind dem Holzhändler verpflichtet, daß er das Holz zu diesen Liedern, die wir als Literatur so hoch schätzen, auch als Volkslieder verkauft. Wir sind dem Holzfäller verpflichtet, daß er das Holz zu diesen Liedern, die wir als Literatur so hoch schätzen, auch als Volkslieder fällt. Wir sind dem Baum verpflichtet, daß er das Holz zu diesen Liedern, die wir als Literatur so hoch schätzen, auch als Volkslieder wächst. Wir sind dem Himmel verpflichtet, daß er den Baum, das Holz, den Holzfäller, den Papierfabrikanten, den Papierhändler, den Buchbinder, den Buchhändler, das Publikum, den Verleger, den Componisten, den Zeichner, den Herausgeber, das Volk, die Lieder, die wir als Literatur so hoch schätzen, auch als Volkslieder wachsen, machen, verkaufen, binden, kaufen, singen, componieren, zeichnen, herausgeben, drucken, verlegen, illustrieren, componieren, singen, kaufen, verkaufen, binden, machen, wachsen, fällen, verkaufen, machen, liefern, drucken, verlegen, componieren, zeichnen, herausgeben

auch die Verbesserung unfruchtbaren Ackerlandes durch Zufuhr von Nitrogen, welches die Luft in reichen Mengen enthält und das durch eine von ihm erfundene Vorrichtung der Luft entzogen und dem Boden zugeführt werden soll.

„Harpers Magazine“ (Mai). Julian Ralph unterrichtet die immerzu interessante Frage, warum die Amerikaner so gern in England leben. Vor allem, wie ihm scheint, deshalb, weil das Individuum nirgends auf der Welt eine so absolute Freiheit genießt, wie in England. Diese Freiheit beruht auf der großen gegenseitigen Discretion und der Abgeschlossenheit des englischen Hauses. Jeder Pair ist von einer großen Mauer umgeben, und kein indiscreter Reporter versucht es, in die Privatangelegenheiten der Familie einzudringen. Die Engländer sind undemonstrativ in ihrer Art; sie drängen dem Nebenmenschen weder ihre Vorzüge, noch ihren Reichthum auf und übertrafen es thun, allmählig auf beide zu kommen. Nicht weniger trugen zur Annehmlichkeit des täglichen Lebens die trefflichen englischen Dienstboten bei. Ohne servil zu sein, sind sie sich doch ihrer Stellung und ihrer Pflichten bewußt. Ein zufriedener vergnügter Geist wurzelt überhaupt tief im englischen Volke, und dieser beruht den Amerikaner, der an das fieberhafte, hochgeschraubte Vorwärtsdrängen seiner Landsleute gewöhnt ist, doppelt angenehm.

Der Rath des Narren.

Von Juhani Aho.

Aus dem Finnischen.*)

Dort auf dem Marktplatz der kleinen Stadt, zwischen dem Rathhaus und dem großen Dom, sind allerlei Folterwerkzeuge gehäuft: Streckbänke und Daumenschrauben, Stühle und Tonnen mit eingeschlagenen Nägeln, glühende Zangen ... Mitten auf dem Markte ist der Scheiterhaufen aufgerichtet, um den Ketzer zu empfangen, wenn er seinen Irrthum nicht bekennt, seinen Irrglauben nicht widerruft, wenn er sich nicht der Kirche unterwirft.

Man bindet seine Hände an eine in der Höhe befestigte Querstange und hängt Bleigewichte an seine Füße. Aber er ruft nur immer wieder: „Ich bekenne nicht! ... ich widerrufe nicht ... ich unterwerfe mich nicht!“

Man setzt ihn auf den Stuhl mit den spitzen Nägeln, aber er schreit nur immer wilder seine Proteste den Peinigern in die Ohren und der herumstehenden Menge, die Markt und Straßen, Fenster und Dächer füllt.

Man zwickt ihn mit glühenden Zangen und verengt seine Haut — die Wirkung bleibt dieselbe: er widerruft nicht, er bekennt nicht, er unterwirft sich nicht ...

Der Großinquisitor, der eigens aus dem großen Rom gekommen war, um die Ketzerei auszurotten, weiß nicht, was er mit dem unbeugsamen Manne beginnen soll. Ein Bekenntniß, ein Widerruf, freiwillige Unterwerfung wäre ihm lieber, als daß er den Ketzer auf dem Scheiterhaufen verbrennen lassen müßte; denn das wird nur als äußerstes Mittel angewendet und ist in den maßgebenden Kreisen nicht mehr beliebt.

Er ruft seine Handlanger auf den Balkon des Rathhauses und beantragt sie, dem Angeklagten einige Grade zu verheißen für ihn selbst, für seine Familie, für seine Stadt. Aber mit Verachtung hört der Gefolterte seine Peiniger.

Da reißt dem Großinquisitor die Geduld, und rasend beschreit er dem Henker, die linke Hand des Ketzers abzuhauen. Aber der Ketzer streckt seine rechte Hand dem Scharfrichter entgegen und fordert ihn auf, auch diese abzuhauen. Aber je schrecklicher seine Qualen, je größer seine Schmerzen, desto lauter schreit er und desto weiter hört man seinen Ruf. Man hört ihn über den Markt hin, durch die Straßen schallen, er dringt durch die Wände in die Häuser, er wird weit über die Stadtmauern hinaus getragen.

Dem Groß-Inquisitor sieht der Angstschweiß auf der Stirne; man hat ihm bisher, Widerruf, Bekenntniß und Unterwerfung zu erlangen ... die Ungnade des heiligen Vaters und des Cardinalscollegiums droht ihm.

Wer gibt ihm diese übermenschliche Kraft? fragt er sich selbst und die Umstehenden. Aber niemand kann ihm Antwort geben, denn sonst hätten sich die Gefolterten stets unterworfen.

Da tritt der Hofnarr hervor, den der hohe Wardeinträger auf seinen Reisen immer mitführte, und bittet inbrünstig zu flüstern.

Sprich! sagt der Groß Inquisitor.

Streife seinen Mund! rath der Narr. Schreien erleichtert die Qualen; aber der Schmerz wird verdoppelt, wenn man ihn nicht durch das Schreien erträglicher machen kann.

Narrenrath! sagt der Groß Inquisitor. Wie kann er seinen Irrthum bekennen, seinen Irrglauben widerrufen, wenn wir ihm den Mund stopfen

Wer schweigt, der stimmt zu.

Du Unger Narr! Dein Rath ist practisch! ruft der Inquisitor erfreut.

Und er befiehlt seinen Henkern, den Rath des Narren anzuführen. Man schiebt zu den Mund des Angeklagten einen Knebel und befestigt diesen mit einem Strick um den Nacken. Man bindet seine Hände an die Querstange und hängt Bleigewichte an seine Füße: er schweigt — man setzt ihn auf den Stuhl mit den spitzen Nägeln: er schweigt — man zwickt ihn mit glühenden Zangen: er schweigt noch immer.

Aber wie das Volk ihn nicht mehr schreien hört, beginnt es selbst zu schreien. Auf Markt und Straßen, von Fenstern und Dächern hört man einen einzigen lauten Ruf durch die ganze Stadt:

Widerrufe nicht! Bekenne nicht! Unterwirf dich nicht!

Und er hat sich nicht unterworfen. Denn wenn er auch selbst nicht mehr schreien konnte, so erleichterte es seine Qualen und stärkte seinen Muth, daß er die anderen schreien hörte.

Und er litt, bis er unter den Händen seiner Peiniger starb. Aber da könnte es auf Markt und Straßen, von Fenstern und Dächern aufs neue, ein Freudengeschrei:

Er hat nicht widerrufen! Er hat nicht bekannt! Er hat sich nicht unterworfen!

Der Groß-Inquisitor raufte sich wüthend die Haare.

Aber der Narr lachte ins Fäustchen. Denn es war so ein Rath, der das ganze Volk zum Schreien gebracht hatte, da der eine gezwungen war, zu schweigen.

Meraner Novelle.

Von W. Fred.

Die Sonne senkte sich ganz langsam nieder. Endlich aber war sie hinter den Bergen.

Das Fräulein läutete dem Dienstmann, der ihren Rollwagen führte; sie wollte nach Hause.

Der Jüngling, der neben ihr saß, war ihr Freund. Sie wohnten jetzt seit vielen Wochen Zimmer an Zimmer. Oft, wenn ihm seine Nervosität nicht ruhen ließ, und er rastlos durch das Zimmer schritt, klopfte die junge Nachbarin ganz leise an die Wand. Damit wollte sie nicht klagen über die Störung, sie wollte nur ihm Ruhe und Muth geben. Er sollte doch tapfer sein. Einmal sagte sie es ihm ganz ernst und vorwurfsvoll: „Schau'n Sie, ich bin doch wirklich sehr krank. Ich kann nicht gehen — ich darf nicht schönen Damen den Hof machen und sie lieben, und doch bin ich nicht verzweifelt. Sie aber geiallen sich in Ihrer Noth. Sie machen sich immer unglücklicher. Sie sind ja so feig! Sie sollten es nur einmal versuchen, wie jämmerlich das aussieht!“

So hatte zu dem Gesunderen die Lungenkranke, das langsam sterbende Mädchen gesprochen.

Das war vor Monaten gewesen. Jetzt war das blasse Mädchen scheinbar genesen. Ihre wunde Lunge war vernarbt. Der Arzt sagte: „Sie kann noch Jahre leben“, und man konnte ihm zu glauben.

Der nervöse Jüngling war nicht gesund geworden. Der Arzt, sein Freund, sagte ihm immer: „Wenn Sie sich einen Monat lang nicht aufregen, sind Sie gesund!“ Dann aber klaffte ein Hund, und der Jüngling war wieder drei Tage und drei Nächte krank. Das blasse Mädchen, seine Freundin, sah ihm vorwurfsvoll an, wenn sie das hörte. Es traf sich so, daß sie immer einer mitleidender sprachen, aber zumeist redeten nur ihre Intelligenzen, nicht ihre Seelen. Es war fast automatisch. Sie sagten sich logische Gründe und Gegengründe; aber jeder hatte das Gefühl, daß der Worten des anderen innere Wahrheit fehle. Jeder wollte den Grundzug seiner jetzigen Stimmung und Art fast mathematisch genau herausbringen. Sie den Muth zum Leben, wie ihn die Gesundende hat, die Verderbung, energisch zu sein, sich durchzusetzen. Er seine unsäglende Entkommene, daß man auf unserer Welt schwache, kränkelnde Menschen nicht brauche.

So kam es, daß er der Feminine war, sie die Männliche. Manchmal sei ihnen diese Rechtwendlichkeit auch selbst zuwider, und dann lachelten beide auf die stille Art kranker Menschen, hinter deren Stirn oft der Gedanke wohnt: Wie oft darf ich lächeln, bis mich wieder Schmerz quält? Heute ist Donnerstag, lachen will Freitag kommt mein Schmerz — lachen wir heute!

Je gesünder das Mädchen wurde, desto weniger oft tadelte sie den Jüngling wegen seiner Verzweiflung. Aber manchmal that sie jetzt etwas, was sie nie vorher gethan hatte: sie lachte über ihn. Sie war nämlich stolz geworden auf ihre neue Kraft. Manchmal dachte sie auch, daß es ihr Wille zum Leben gewesen sei, der ihr erhalten hatte.

Wenn sie sich aber dabei ertappte, wie sie den Freund auslachte, da wurde sie traurig. Denn allmählich hatte sie bemerkt, den Jüngling zu lieben. Nicht mit leidenschaftlicher Leidenschaft. Es war so, wie sie die Blumen liebte vor dem Fenster, wie den Hund, wie sie gesinnt hatte, daß sie gesunden sie. Allmählich war die Zeit nicht aber sie gekommen. Das Mädchen wußte etwas davon. Denn sie sah durch. Sie dankbar war sie, weil sie gesund, wieder am Leben darin war.

Digitized by Google

Ueberredend, erzwingend, wie die Gewohnheit, war auch über den Jüngling die Liebe gekommen. Es waren ja zwei junge Menschen, die gleiches Schicksal hatten. Die langen Abende hatten sie zu einander gezwungen. Wie sie aber so ganz aufeinander angewiesen waren, im December oder jetzt im Mai, wo sie allein im Hörsel waren, da hatten sie es beide gelernt, nur die Schönheiten und das Gute in der Seele des anderen zu sehen. So mußten sie sich lieben. Wären sie älter gewesen, so wären sie einander „bloß sympathisch" geworden. Vielleicht auch hätte Eines gesagt: „Wenn wir uns zwanzig Jahre früher getroffen hätten..."

Beide wußten von ihren Gefühlen. Beide freuten sich der stillen, milden Art ihrer nichtsverlangenden Liebe. Niemals wollten sie einander davon sprechen.

So war der Mai da, ein schwüler Abend. Ueber ihnen lag das Gefühl: Noch drei Tage, dann gehen wir von einander weg. Dieser Gedanke war für sie kein tiefer Schmerz, es war etwas wie selbstgefällige Wehmuth.

*

Nun, die letzten Tage wollten die beiden verleben wie Gesunde. Sie wollten Ausflüge machen.

Das geschah auch. Am nächsten Morgen fuhren sie weg. Eine kleine Gesellschaft, in der alles freundlich ist. Jeder denkt: in wenigen Tagen ist diese Episode aus. So rücken alle ihre Seele in das freundlichste Licht. In allen wohnt eine förmliche Buth, lieb zu sein.

Nach dem fröhlichen Tage kam die abendliche Heimfahrt. Die beiden jungen Leute saßen still und allein im Wagen. Sie kannten sich gut genug, um schweigen zu dürfen, wenn manchmal die Nacht hereinbricht, und die dämmernde Luft einem die Lust gibt, still, meditativ zu sein, sich seinen leisen Gefühlen hinzugeben.

Plötzlich aber blickte das Mädchen in das Gesicht des Jünglings und sah, daß er krank war. Sein Leiden war nach dem heiteren Tage als eine böse Mahnung wieder über ihn gekommen. Man sah ihm jetzt die quälenden Schmerzen an. Er war blaß geworden. Die Augen traten in die Höhlen zurück, das sonst gesunde Gesicht hatte einen so müden Ausdruck.

Das Mädchen sah ihn zum erstenmale unter dem starken, unmittelbaren Eindruck der Krankheit. Er hatte sich sonst immer ferngehalten, bis die Energie, die Kraft, sich zu beherrschen, zu ihm zurückgekehrt war.

Er that ihr so leid. Die stille Liebe wurde jetzt jäh geweckt. Sie wollte ihn trösten. Sie suchte in der primitiven, schönen Menschlichkeit der Liebenden nach Mitteln, zu helfen. Das junge, genesene Mädchen trauerte, weil sie nicht helfen konnte. Plötzlich aber in ihrer edlen Angst um den Freund, den sie tiefe, nahm sie seinen Kopf in ihre Arme. Ganz leise legte sie ihre Wange an ihn, und mit flüchtigen hinschenden Lippen küßte sie seinen Mund. Der Jüngling machte sich wundern. Es war ihm wohl seltsam. Wie eine Erlösung kam es von seiner Brust. Ganz leise, wie ein Kranker, dem jede Bewegung den Schmerz aufwühlt, küßte er sie. Dann fuhren sie still weiter, ohne Worte.

Sie dachte an nichts als an den armen Jüngling, daß er krank sei, Schmerzen habe. Er aber war bewußt glücklich. Die Schmerzen quälten ihn noch, aber eine heilige Freude erfüllte ihn, die Erkenntnis, daß sie sich gefunden hätten.

So kamen sie heim.

Die Leiden des Jünglings hörten auf. Wie die Beiden sich dann spät abends wiedersahen, hatte er einen müden Zug im Gesicht, wie einer, der eben noch sehr gelitten hat, und der sich fürchtet, fröhlich zu sein, um nicht gleichsam die Rache der Schmerzen herauszufordern. Die Beiden saßen nebeneinander. Er wußte: Sie gehört mir. Sie wußte: Wenn er mich in seine Arme nimmt, so werde ich glücklich sein.

So saßen sie an dem sinkenden Abend zum erstenmale als Liebende nebeneinander, nachdem sie acht Monate Freunde gewesen waren. Und im Angesichte der Trennung genossen sie das Glück ihrer Liebe.

Am dritten Tage sein jener Fahrt sollte das Mädchen verreisen. Davon hatten sie in den zwei Tagen oft gesprochen. Das Mädchen mit der furchtbaren Trauer, die Verlassenheit ist. Der Jüngling aber war zuversichtlich gewesen. Stets sprach er von Wiedersehen. Aber manchmal, wenn er sich selbst Rechenschaft gab, wußte er, einen Moment lang, daß das Lüge war, angenehme, selbsttäuschende, nothwendige Lüge.

Die Trennung kam. Das Mädchen sagte: „Früher, vorher... war mein Theil immer Hoffnung und Zuversicht. Jetzt bin ich muthlos."

Der Jüngling sagte: „Wir werden bald wieder so glücklich sein."

Als der Zug, der das Mädchen wegführte, aus der Halle fuhr, rief der Zurückbleibende: „Sei tapfer!"

Sie aber weinte ganz still.

*

Der junge Mann gieng nach Hause. Er war müde, ohne Gedanken. Bevor er schlafen gieng, telegraphierte er an die Grenzstation, die die Geliebte passieren sollte: „Behalte mich lieb; vergiß mich nicht!"

Er schlief bald ein. Am frühen Morgen wachte er jäh auf und erschrak über sich selbst. Wie hatte er schlafen können? — Die Sonne war schon hell. Er gieng weg. Aber nur wenige Schritte. Ganz deutlich stand es vor seiner Seele: Ich will sterben. Ich muß sterben. Er dachte nicht mehr an die Möglichkeit, daß vielleicht auch dieser Schmerz vorüber geht. Er fühlte: „Das ist das Letzte."

Nur einmal, kurz bevor er das Gift nahm, leuchtete es noch einmal zu ihm auf: „Vielleicht könnte man alle Schwierigkeiten überwinden.... Kämpfen..." Der Gedanke lebte in seinem Gehirn nur kurz. Ganz stark war das Gefühl: „Das war das Letzte."

*

Als des anderen Tags des Jünglings Eltern kamen, um die Leiche wegzuführen, und die Mutter in ihrer Trauer die Papiere des todten Sohnes ansah, fand sie ein Telegramm und einen Brief. Beide waren unerösfnet, am gestrigen Tage in das Haus des Todten gekommen. Das Telegramm, vom frühen Morgen datiert, hieß:

„Kann man vergessen?"

Und in dem Briefe lautete der Schluß:

„... Wir ist so weh. Ich bin so müde. Wenn ich nur etwas von deiner Zuversicht hätte, lieber Bub!"

Die Mutter, die diesen Brief las, hatte bisher in ihrer Trauer noch keine Thränen gevossen. Jetzt aber durfte sie weinen, wie sie an den Sohn dachte, der der Anderen Muth zusprach und selbst starb, weil er keine Zuversicht hatte.

*

Wir bitten diejenigen unserer P. T. Abonnenten, welche verreisen oder in eine Sommerfrische übersiedeln, um Angabe der neuen Adresse, damit die Zusendung des Blattes prompt erfolgen könne.

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die in unserem Blatte inserierenden Firmen sich stets auf die „Zeit" zu beziehen; ferner in Hotels, Restaurants, Cafés, Pensionen, an Bahnhöfen, in Lesezimmern immer wieder nachdrücklichst die Wiener Wochenschrift „Die Zeit" verlangen oder eventuell wohlwollend empfehlen zu wollen.

Stimmen aus dem Publicum.

Matfoni's Giesshübler

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer
bester natürlicher
alcal. SAUERBRUNN
Filiale: Wien, IX. Kolingasse 4.

Foulard-Seide 65kr.
bis fl. 3.35 per Meter in den neuesten Dessins und Farben

sowie schwarze, weiße und farbige „Henneberg-Seide" von 45 kr. bis fl. 14.65 per Meter — glatt, gestreift, carriert, gemustert, Damaste 2c. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins 2c.).

Zu Roben und Blousen
ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus.
Muster umgehend.
Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.
G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Die Zeit.

XX. Band. Wien, den 15. Juli 1899. Nummer 250.

Wiener Wahlreformkampf.

Der Kampf gegen die Wiener Gemeindewahlreform, der in der vorigen Woche schon „belgische“ Formen anzunehmen schien, ist in diesen Tagen wieder zu jenen echten alten österreichischen Formen zurückgekehrt, die wir so gut kennen und so wenig schätzen. Echt österreichisch ist vor allem jenes Maß von politischer Naivetät, das die jüngst beim Grafen Thun erschienenen liberalen und socialdemokratischen Deputationen zur Schau trugen. Dass der Fuchs den Gänsen predigt, kommt schon im „Reineke Fuchs“ vor. Aber, dass die Gänse eine Deputation zum Fuchs schicken, dass er in seiner bekannten Rechtlichkeit ihnen gegen das auffällig häufige Verschwinden der Gänse hilfe, das hat sich erst in Wien ereignet. Die Abgesandten des liberalen „Donau-Clubs“ sind zum Grafen Thun gegangen, um ihm darauf aufmerksam zu machen, dass keine österreichische Regierung dem geplanten Gesetzentwurf ihre Zustimmung ertheilen könne“, und Graf Thun hat ihnen darauf die verblüffende Enthüllung gemacht, dass er die vom Landtag vor sechs Wochen beschlossene Wahlreform erst „studieren“ müsse, ihnen aber ohne weiteres Studium, gleich auf der Stelle, mit der unwiderleglich scharfsinnigen Auskunft geboten, dass er die Wahlreform entweder zur Sanction vorlegen werde, oder nicht. Durch dieses Ergebnis nicht im mindesten entmuthigt, hat sich wenige Tage darauf eine socialdemokratische Deputation zum Hüter des Rechtes begeben, um sich bei ihm über die polizeilichen Maßregeln zu beklagen. Nun aber übertraf Graf Thun sich selbst, indem er erklärte, dass er „die Verantwortung dem Polizeipräsidium überlasse“. Das Ministerverantwortlichkeitsgesetz zwar bürdet dem Minister des Innern die Verantwortung für die Polizeiverwaltung auf, aber er überlässt diese dem Polizeipräsidenten. Der Polizeipräsident kann sie dann dem Polizeirath, der Polizeirath dem Polizeiinspector, der Polizeiinspector dem Wachmann Nummer soundsoviel „überlassen“, und den socialdemokratischen Parteiführern bliebe schließlich nichts anderes übrig, als sich beim Polizeimann Nummer soundsoviel, der eine ihnen mißliebige Maßregel ausgeführt hat, über ihn selbst zu beklagen. Die Socialdemokraten haben deswegen gut daran gethan, den ihnen vom Grafen Thun angewiesenen Instanzenzug nach unten nicht weiter zu verfolgen, und die Liberalen werden es wohl unterlassen, die kostbare Zeit und die wertvolle Arbeitskraft des Grafen Thun durch eine abermalige Anfrage dem Studium des tiefsinnigen Gesetzeswerkes der christlichsocialen Landtagsmajorität zu entziehen. Darüber sollte man aber, woferne man ein wenig Klarheit in dieser geflissentlich verdunkelten Situation gewinnen will, nicht verabsäumen, die durch die deputativen Impromptus gewonnenen Aussprüche des Grafen Thun auf ihre Richtigkeit zu prüfen.

Ueber die Verantwortungsfrage ist kein Wort mehr zu verlieren, sie ist durch die Erinnerung an die Ministerverantwortlichkeit ausreichend erledigt. Aber über die Sanctionsfrage wäre noch einiges zu sagen. Wenn man dem Grafen Thun glauben will, wäre die Regierung in dieser Angelegenheit noch gänzlich unpräjudiciert. Hier handelt es sich aber nicht um eine Glaubensfrage. Es liegen vielmehr notorische Thatsachen vor, die das strikte Gegentheil beweisen. Die Regierung hat bereits längst ihre Willensmeinung über die christlichsociale Gemeindewahlreform ganz klar und unzweideutig kundgegeben, allerdings nicht in „unverbindlichen Besprechungen“ zwischen dem Grafen Thun und irgend welchen Deputationen, sondern an jenem Orte, an dem sie über diesen Gegenstand Rede zu stehen in erster Linie gesetzlich verpflichtet ist, nämlich im niederösterreichischen Landtag durch den Mund des Statthalters Grafen Kielmansegg. Den ersten, den Lueger'schen Gesetzentwurf, hat Graf Kielmansegg im März durch seine autoritative Ablehnung aus der Welt geschafft. Der weite, jetzt der Sanction harrende Gesetzentwurf, der, nebenbei bemerkt, für die Arbeiter der unsinnigere von beiden ist, ist unter der fortlaufenden Mitwirkung und nach den directen Anweisungen des Grafen Kielmansegg von Dr. Weisskirchner ausgearbeitet und vom Landtag beschlossen worden. Schon anfangs April wussten die christlichsocialen Zeitungen von einem Compromiss zwischen den Christlichsocialen und der Regierung in der Wahlreformfrage zu melden. Die unerhörte Verlängerung der Session des Landtages diente diesem Zweck. Die Christlichsocialen zeigten in allen Stadien der parlamentarischen Behandlung das eifrigste Bestreben, wie man sagt, „auf Nummer sicher zu gehen“, indem sie den Entwurf in der Hauptsache und in den Einzelheiten fort und fort nach den ihnen bekanntgegebenen Wünschen der Regierung, d. i. des Grafen Kielmannsegg, modificierten. Noch in der entscheidenden Plenarberathung vom 27. Mai zogen sie die Strafbestimmungen aus den §§ 12 und 13 auf „Empfehlung“ des Grafen Kielmannsegg zurück. Nach dieser Entstehungsgeschichte des Gesetzentwurfes konnte es niemanden mehr überraschen, als in dieser Sitzung Graf Kielmannsegg, gegenüber den Zweifeln des liberalen Abg. Noske, ausdrücklich erklärte, dass er als „Vertreter der jeweiligen Regierung deren Instructionen und Weisungen zu folgen und dieselben bei den jeweiligen Majoritäten des Landtags geltend zu machen“ habe, und hinzufügte, er habe „von der Regierung den Auftrag gehabt“, dem ersten Entwurf „entgegenzutreten“, dies sei ihm „gelungen“, „in dem vorliegenden Entwurfe sei dem Standpunkte der Regierung (in der Frage der Interessenvertretung und der Mandatevertheilung) Rechnung getragen“, „die Regierung habe an ihren Principien festgehalten“, und im Uebrigen — schloss er ein wenig nigriert — habe die christlichsociale Partei nichts anderes gethan, als 1890 die liberale Partei, sie habe „innerhalb dieser allgemeinen Principien“ ihre Parteiinteressen verfolgt. Es ist ja schon oft genug in Oesterreich vorgekommen, dass die Regierung ihre parlamentarischen Pflichten vernachlässigt und ihre Ansicht über einen in einer parlamentarischen Körperschaft berathenen und beschlossenen Gesetzentwurf in dieser Körperschaft verschwiegen hat, um sie nachträglich erst durch die Sanctionierung oder Nichtsanctionierung zu offenbaren. Diesen Vorwurf kann man hier im vorliegenden Fall nicht machen, sie hat dem Weisskirchner'schen Entwurf letzter Redaction im Landtag ganz offen ihre Zustimmung ertheilt. Nun ist es ja in Oesterreich auch schon vorgekommen, dass Regierungen selbst die Verfassung, noch öfter, dass sie ihr eigenes Wort gebrochen haben. Aber solange die gegenwärtige Regierung das in der Wiener Gemeindefrage nicht wirklich gethan hat, hat kein vorsichtiger Politiker einen Grund, daran zu zweifeln, dass sie dem von Dr. Weisskirchner concipierten Monstrum der Wahlgeometrie und -Arithmetik schließlich die Sanction geben wird, die nur der Gegenwart wäre für die unsichtbaren Dienste, die ihr die christlichsociale Partei durch ihr bereites Schweigen zu § 14-Wirthschaft überdauert und zum § 14-Ausgleich insbesondere leistet und durch die von ihr erwarteten Dienste im Fauni- und Schimpflampf gegen die Obstruction im Abgeordnetenhaus noch leisten soll.

Aus dieser Situation ergibt sich auch die Taktik für die Agitation der Liberalen und Socialdemokraten gegen jene Wahlreform von selbst. So wie es im Wahlreformkampf unter der Coalition verfehlt gewesen wäre, die Majorität oder die hauptbetheiligten Abgeordneten, den Dr. Rutowski oder den Grafen Hohenwart, ausschließlich anzugreifen und die mit ihnen verbündete Regierung Wirthschaftsgas zu schonen, so ist es unseres Erachtens ein Fehler, in dem mit so großem Eifer aufgenommenen Kampf gegen die Wiener Gemeindewahlreform die Christlichsocialen und den Dr. Lueger als die allein Schuldigen hinzustellen und die Regierung Thun, deren „Auftrage“, wie Graf Kielmansegg bezeugt hat, sie so pünktlich ausgeführt, deren „Principien“ sie so sorglich gewahrt haben, als den unbetheiligten Richter anzusehen, der, über den Parteien stehend, die Zuschuld und Verdammung der Unterdrückten hinlegt soll. Das wäre wieder eine echt österreichische Vogel-Strauß-Politik, welche von der Regierung, die so auch wie der liebe Gott es mit den stärkeren Bataillonen zu halten pflegt, nur als Beweis der inneren Schwäche der Opposition aufgefasst werden könnte.

Ja, wenn auch das Ministerium Thun Kaisl eine nach jeder anderen Richtung hin lobenswerte Regierung wäre! Aber in Wahrheit ist die christlichsociale Wahlreform nur eine der kleineren Sünden dieser Regierung. Die parlamentarische Wirthschaft, der ungarische Ausgleich, die bevorstehenden drückenden Entscheidungen der Zucker-, Bier- und Branntweinsteuer fallen für die jetzige und für die soziale Politik weit schwerer ins Gewicht, als die Wiener Gemeindewahlreform. Es liegt im Interesse, wie es scheint, auch in der Absicht der Regierung, nachdem sie die Christlichsocialen durch ihre Connivenz gegenüber der Weisskirchner'schen Wahlreform und gegenüber allen sonstigen staatsmännischen Leistungen der Christlichsocialen zum Schweigen gebracht hat, die unpolitischen

Parteien in Wien durch die Verzögerung der Wahlreformaction und die inzwischen eingenommene falsche Attitüde der Unbetheiligtheit und Studienbeflissenheit mit der Wiener Localfrage zu beschäftigen, um ihre Kräfte von den großen, politischen und wirthschaftlichen Fragen abzulenken. Das Interesse der oppositionellen Wiener Parteien wie aller oppositionellen Parteien des Reiches ist aber gerade das entgegengesetzte. Ein klares und einheitliches Kampfobject thut ihnen Noth. Man braucht in Wien nur die Fiction von der Objectivität der Regierung in der Wahlreformfrage aufzugeben, und der gemeinsame Gegner aller Oppositionsparteien ist da: die Regierung mit der christlichsocialen Partei vereint, und die Munition ist vorzüglich, weil sie abwechselnd aus den sich gegenseitig verstärkenden Argumenten gegen die Wahlreform und gegen alle die Thaten des § 14-Regimes bestritten werden kann. Erreicht es die Regierung durch ihre Isolierungstaktik, daß die bevorstehenden Emanationen des § 14 allseits geduldig hingenommen werden, so hat sie alle Ursache, sich den Christlichsocialen dafür durch Sanctionierung der Wahlreform dankbar zu erweisen. Werden dagegen die Oppositionsparteien die combinierte Taktik an, ist der Zweck des zwischen der Regierung und den Christlichsocialen bestehenden Planes für die Regierung guten Theils vereitelt und für die Christlichsocialen dann wahrscheinlich auch. K.

Präsidenten, Ministerien und die Dreyfus-Affaire.

Seitz Faure est mort dans l'exercice de „ses fonctions", und mit dem Verschwinden dieser edlen Seele sind natürlich auch die „Functionen" zum Stillstande gekommen, die amtlichen wie die nichtamtlichen. Dem aufmerksamen Beobachter wird es auch nicht entgangen sein, daß die französische Staatsmaschine mit dem letzten Präsidentenwechsel in etwas anderer Weise als vorher functionierte, und daß namentlich in Bezug auf die Behandlung des Dreyfus-Falles ein merkbar anderer Wind weht. Es geht daraus hervor, daß diejenigen Unrecht haben, die da meinen, der Präsident der dritten französischen Republik sei eine bloße Unterschriftenmaschine, eine Marionette, eine ebenso decorative wie lostspielige Null, die aber, da sie gewissermaßen vor den ministeriellen und parlamentarischen Einbeiten stehe, von gar keinem Einflusse auf das politische Rechenexempel sei. Casimir-Perier, eine trop rein äußerlicher Härten sehr feinfühlige, ja zarte Natur, hat durch seinen noch immer nicht vollkommen erklärten vorzeitigen Rücktritt sehr viel zur Befestigung dieser irrigen Auffassung beigetragen. Man braucht aber nicht einmal die Verfassung vom Februar 1875 zu Rathe zu ziehen und darin die Machtbefugnisse des republikanischen Staatsoberhauptes zu studieren, um zu der Erkenntniß zu gelangen, daß dem Volke, ja dem bloßen Naturell des jeweiligen Präsidenten ein ziemlich weiter Spielraum gewährt ist, daß der eine Bürger des Staates seinen persönlichen Ansichten und Auffassungen in mannigfacher wirksamer Weise Geltung verschaffen kann. Man wird vielmehr die Richtigkeit des Gesagten schon aus einem Vergleiche der officiellen zutage getretenen Strömungen unter Faure und unter Loubet entnehmen können. Daß der verstorbene Präsident ein geschworener Dreyfus-Feind war, weiß jedermann. Daß die Revisionsbewegung zu Lebzeiten des weiland Ocebergetallen von Amboise trop Brisson Bemühungen, trop Picquarts Aufopferung, trop der Beschlüsse des Cassationshofes nicht recht in Fluß kommen wollte, oder vielmehr nach jedem Händlerinnen Anlaufe wieder einen großen Schritt rückwärts zu thun drohte, ist nicht minder bekannt. Auf der anderen Seite hat Loubet aus seinen revisionsfreundlichen Gesinnungen nie ein Hehl gemacht, und daß die letzten dieser Perreichsrevision auf gegenwirkenden Hindernisse bald nach der Neubesetzung des elnsäßischen Stuhles mit verhältnismäßig geringem Kraftaufwande beseitigt werden konnten, liegt klar zutage. Es wäre aber wohl leichtsinnig, wollte man dieses Zusammentreffen von Vorgängen auf einen bloßen Zufall zurückführen.

Nein, der persönliche Einfluß des ersten Bürgers der Republik hat sich überhalb in diesen Fällen geltend gemacht. „In Frankreich regiert, wie in anderen Republiken auch, das „Volk", sagt man. Das ist ein schwerer Irrthum. In Frankreich regiert, wie in den meisten anderen Republiken auch, eine Clique, eine Sippe, eine Coterie, oder wie immer man den mehr oder minder geschlossenen, bald engeren, bald etwas weiteren Kreis von Leuten nennen mag, die man hinlänglich genau kennt, um sie bezeichnet Sie ist es, die sich vorzugsweise in den officiellen und officiösen Blättern breit macht, die in den Vorzimmern der Minister sitzt, die den Ton angibt, die Stellungen vergibt, kurz die Atmosphäre schafft, in der sich die Regierung bewegt. Diese Clique, welche die Gesellschaft, die Salons, die Presse, die Finanz, die Armee, die Kirche, die Universität, die Börse, die Industrie, die Magistratur, die Advocatur, die Diplomatie, kurz alle Zweige des öffentlichen Lebens durchdringt, ist [illegible] Ein [illegible] [illegible] [illegible]

publikt losgelassen worden war. Mit welchem Erfolge das geschah, weiß man: erst die auf der Kammertribüne feierlichst abgegebene Betheuerung von den „materiellen und moralischen Beweisen der Schuld von Dreyfus“ (7. Juli), und dann der Selbstmord Henrys (31. August). Auf diese kurze, kaum achtwöchentliche Spanne Zeit drängt sich die politische Lausbahn des „Söldners des Elysée“ zusammen, denn was der Mann früher etwa geleistet hat, ist nicht der Rede wert.

Diesmal also hatte sich der pfiffige Bayerse Lederhändler gründlich verrechnet. Zwar „Barb“ das ihm verhaßte radikale Cabinet wenige Wochen später, aber einmal stark es gerade „an Cavaignac“, d. h. an den Folgen der von diesem Tölpel geführten Antirevisionspolitik, und zweitens war trotz des frühzeitigen Sturzes Brissons die Revision des Dreyfus-Processes doch in die Wege geleitet worden. Ephemer, wie das Leben eines Schmetterlings, war das „Sommerministerium“ Brisson gewesen; doch wie der Schmetterling stirbt, nachdem er den Keim künftigen Lebens gelegt hat, so trat dieses Cabinet von der politischen Bühne erst zurück, als es neue und bessere Zustände angebahnt hatte.

Mit großem Verdrusse hatte König Snob das gesehen. Er war nicht so dumm, um nicht zu erkennen, daß schleuniges und energisches Handeln noththue, sollte die Processrevision noch vereitelt werden, aber er war gerade dumm genug, um allen Ernstes zu glauben, er selbst besitze die Macht, diese Revision für immer unmöglich zu machen, dem intellectuellen Frankreich, ja der ganzen gebildeten Welt zum Trotze. Deshalb berief er nunmehr seinen bewährten Vertrauensmann Dupuy ans Steuerruder, also den Mann, der das Zuchthausterben und Sterben seiner Opfer in der Tiefe Fähigkeit methodisch entwickelt, nach festen, erprobten, eine Theorie bildenden Grundsätzen, die er stetig weiter ausbaut und vervollkommnet. Manchmal sagt er sogar die Wahrheit, und das geschieht zumeist dann, wenn er aus diesem oder jenem Grunde will, daß man ihm nicht glaube. Dieser Coup — le „coup de la vérité“ — gelingt fast immer, denn allgemach hat man das Naturell des tückischen Auvergnaten durchschaut; es aber in all seinen einzelnen Kundgebungen immer richtig zu beurtheilen, ist doch nicht ganz leicht, und daher glückt die Taktik beinahe regelmäßig. — Jedoch, zu diesem äußersten Mittel greift der verschlagene Mann nur selten. Gewöhnlich genügt es einem so schwachen Gegner, wie die Kammer es ist, gegenüber, erst etwas zu versichern, um es dann im günstigen Momente wieder zurückzunehmen. So wurde es auch gemacht, als es galt, das berüchtigte, gegen die Criminalkammer des Cassationshofes gerichtete Enteignungsgesetz durchzudrücken. Der Antrag hierzu wurde — natürlich von Conservativen mit ist. Er hat bisher den Halbwieger Gerville-Réache in der Kammer, von Bissenuß im Senat eingebracht, von der Regierung jedoch verabredetermaßen — bekämpft und daher vom Parlament abgelehnt. Der Erfolg dieses listig angelegten Streiches entsprach den Erwartungen des Doppelzüngigen: die Kammer wurde in Sicherheit gewiegt, die Presse beschäftigte sich mit anderen Dingen. Und dann, kaum drei Wochen später, ließ sich Dupuy den Antrag Gerville-Réache-Bissenuß geben, lackierte ihn frisch auf und drückte den amtlichen Stempel dazu, so daß er von weitem etwas unähnlich erschien. Flugs wurde er dem überraschten Landesboten als funkelnagelneue Regierungsware vorgesetzt und unter Androhung sofortiger Ministerkrise zur Annahme empfohlen. Der Justizsinnlosknecht des Auvergnaten, Ledret, der schon das Anklagerien besorgt hatte, mußte dann im Parlament die Reclamentrommel schlagen, um den Volksvertretern die Sache etwas annehmbarer erscheinen zu lassen.

Dieser Geniestreich war aber der letzte gewesen, den Dupuy bis zur Stunde ausgeheckt, und der allerletzte, über den König Snob sich gefreut hat: noch ehe das Ausnahme- und Gelegenheitsgesetz im Oberhause zur Annahme gelangt war, legierte er das Zeitliche, ein Opfer seiner „Anstrengungen“. Dupuys Ministerherrlichkeit überlebte zwar den Hingeschiedenen um fast vier Monate, doch war es ihm in dieser Zeit nicht mehr beschieden, sein doppellöpfiges Wesen vor der Welt leuchten zu lassen. Nur in kleinen Lichen und Beeheiten konnte sich sein liebenswürdiges Naturell bethätigen. Unter diesen sind zunächst bemerkt und gewürdigt worden die heimtückischen Angriffe auf den neugewählten Präsidenten der Republik, der das unverzeihliche Verbrechen begangen hatte, dem Auvergnaten den elysäischen Sessel vor der Nase wegzuschnappen. Wie man weiß, ist Dupuym „lebenslänglicher Präsidentschaftscandidat“. Gleich den in der Unterwelt zu ewiger Qual verurtheilten Sündern, hält er den schmachtigen Bild beständig auf ein nahes Ziel gewandt, das aber seinem Dürste jedesmal entschwindet, sobald er die Hand darnach ausstreckt. Dreimal hat er nun schon nach der Lehne des Präsidentenstuhles gegriffen, und dreimal ist sie ihm entschwunden. Daß man durch so unerhörtes Pech nachgerade gallig wird und den vom Bündel mehr Begnügsamen nach Lehen und Worten trachtet, ist nicht wunderbar! Man hat Dupuy den „Lothar“ oder Phantenten genannt und ihm das „mal vecchio“ den beim Stil, hat gelegt. Ich glaube, das ist die des Aberglaubens zu viel. Die Erwerbung Caenois in ihm sehr gelegen gekommen; Caenois Perier hat er mit Zinnen und Methode vom hohen Ziele herunterzugerissen, und nur mit einem lachen, einen Gecken, wie Felix Faure, fühlt er sich zu wohlverwandt, um zu seinem Ende beizutragen. „Madame Faisería“ hat das allein bewirkt.

Mit Loubet wurde gleich vom ersten Tage an derselbe Kniff versucht, der gegenüber Casimir-Perier so wohl gelungen war. Eine Horde „Vierzig-Sousjungen“ wurde eilends aufgeboten, die den Exkorenen des Parlaments mit Geheul und Geschimpfe zu empfangen hatte, als er vom Versailler Congresse nach Paris heimkehrte, und der Polizei wurde gemessener Befehl ertheilt, die Manifestanten gewähren zu lassen. Das Gleiche geschah dann ein paar Monate später in Auteuil beim Rennen, wo die Sicherheitsvorkehrungen absichtlich so schlecht getroffen waren, daß es zu den bekannten Stockprügelscenen kommen konnte. Wer weiß, wie weit Dupuy die Unverschämtheit noch getrieben hätte, wenn ihn nicht ein ob all dieser Infamien schließlich doch indignierter Parlament zum Teufel gejagt hätte. — Doch das alles war, wie gesagt, bloße Kleinigkeit, äußerliche Chikane, nicht aber Principienfache. Wo das „Prinzip“ bei Dupuy anfing, das erfährt man erst jetzt, nach der Rückkehr des hellsehenden Hauptmannes Dreyfus.

Der Leser wird sich vielleicht entsinnen, daß schon vor mehr als Jahresfrist an dieser Stelle die Befürchtung ausgesprochen ward, Dreyfus könne am Ende noch „in extremis“, kurz vor seiner Rückkehr nach Frankreich, eines mehr oder minder natürlichen Todes sterben. Ich habe aus dieser Befürchtung nie ein Hehl gemacht, sie vielmehr stets in Wort und Schrift nunmwunden ausgedrückt. Fast stets aber nannte man mich einen Schwarzseher, einen Uebertreiber, der Gespenster sieht. Nun, jetzt wird man wohl allseitig zugeben, daß meine damaligen „Befürchtungen“ noch um ein Gutteil hinter der Wirklichkeit zurückgeblieben sind. Während ich einen plötzlichen Tod Dreyfus „aus Freude über die eingeleitete Revision“ befürchtete, haben die Lebon, Guillain, Deniel, Dupuy, Méline und wie sie alle heißen, seit vier und einem halben Jahre überhaupt nichts anderes gethan, als auf den Tod des unglücklichen Gefangenen hingearbeitet, des Gefangenen, dessen vollkommene Unschuld ihnen allen durchaus bekannt war. Und wahrlich, wenn der Bedauernswerte thatsächlich nicht gestorben ist, so ist das nicht die Schuld der genannten Gentlemen, sondern lediglich der eisernen Gesundheit und der Willenskraft des Geschlagen zu verdanken! Diese ungeheuerliche, barbarische, mittelalterlich-inquisitorische Behandlung eines ehemaligen Officiers, dessen einziges Verbrechen darin bestand, seine Unschuld wieder und immer wieder zu proclamieren, ist vorwiegend das Werk zweier Männer, die ihrem Lande während einer allzu langen Regierungsdauer unsäglichen Schaden zugefügt haben: Lebon und Dupuy. — Der erstere will einmal behaupten, die beiden Colonialminister und Oberkerkermeister Lebon und Guillain hätten sich erdreistet, die bekannten unerhörten Maßnahmen ohne Vorwissen ihrer Conseilspräsidenten zu ergreifen? Wen will man das glauben machen?!

Freilich, aus Angst haben Lebon und Guillain jene gesetzwidrigen Maßregeln verhängt, aus Angst vor der alles beherrschenden, jedermann mit der Rothpeitsche bedrohenden „presse nationale“, wie „Jola der Revolverpresse treffend genannt hat, aus Angst vor Rochefort, Drumont, Judet und ähnlichem Gelichter. Aber dieser Angst stand ganz naturgemäß auf der anderen Seite die Furcht vor dem vonangehenden, die Politik „machenden“ Ministerpräsidenten entgegen. Und daher haben die Uebannten sicherlich, bevor sie einen Entschluß faßten, im Ministerrate über ihre Absichten Bericht erstattet. Und daher ist man wohl befugt, in letzter Linie die beiden Ministerpräsidenten Méline und Dupuy für die entsetzliche Behandlung verantwortlich zu machen, die Dreyfus auf der Teufels-, auf der Todesinsel Cayenne zu leiden hatte. Als Gegenprobe für die Richtigkeit des hier Behaupteten führe ich noch an, daß Dreyfus seine Klage wegen boshaftiger Behandlung zur die Zeit des vorigen Sommers hat laut werden lassen. Der damalige Colonialminister Trouillot ist eben bei seinem Vorgesetzten Brisson auf feinerlei Gegenliebe gestoßen, und daher unterblieben die Folterungen während jener kurzen Spanne Zeit, um erst wieder mit dem Ministerium Dupuy in Kraft zu treten.

Daß auch Felix Faure von diesen ungeheuerlichen Gräuelthaten Kenntnis erhielt, versteht sich bei der Intimität, die zwischen dem Snob und Méline, beziehentlich Dupuy bestand, ganz von selbst. Und ebenso selbstverständlich ist es, daß eine dreitach gegerbte Panzerhaut bei der Mittheilung des himmelschreienden, dem Ohr gungen zugefügten Unrechts nichts empfand. Zur Gegenwehr, das ganze „Zwiten“ der verschenden Clique wird erst recht aufschnaubt und tut, wenn man die von Dreyfus gegen beziehungsweise „Folterung-verüben“ mit Maßnahmen-Panzer der Gesetzlichen Rechtlichkeit vergleicht. Es klingt fast, als eben auf und munter war, gieng es dem armen Gefangenen schlecht: es erging ihm um so schlechter, je mutiger bezeigte Lust, je reiter im Sattel Méline und Dupuy waren. Besser aber wurde die Lage des Unschuldigen und dann Tage, da zwei oben her ein anderer Wind wehte, da der Wächter durch Pantoffel ersetzt war. Das schmachvolle, gegen die Civilmilitärgerichtsbarkeit gerichtete Enteignungsgesetz war zwar in jenem Augenblicke noch in Beschleunigung, Dupuy und Lebret arbeiteten

Digitized by Google

mit letzter Anstrengung auf die Durchdrückung der verfassungswidrigen Maßnahme ein, und daher musste Dreyfus „zur Strafe" vier Wochen lang von Brot und Wasser leben. Bald aber kam der Rückschlag, denn der Senat, aus dessen Mitte der neue Präsident hervorgegangen war, hatte es dem verlegenen Auvergnaten nicht vergessen, dass er sich am Tage der Wahl des nunmehrigen Staatsoberhauptes in der erwähnten skandalösen Weise gegen Loubet benommen hatte. Und da Loubet entschieden revisionsfreundlich gesinnt und überhaupt ein humaner Charakter ist, so influierte sein persönlicher Wille durch Vermittelung des Senats auch auf das Kabinet. Die Folge hiervon war wieder eine etwas menschlichere Behandlung von Dreyfus.

Unwillkürlich wird man da auch an das Wort Gambettas von der „justice immanente" gemahnt, das er bekanntlich in recht thörichter Weise auf die muthmaßlichen Folgen des 1870er Krieges bezog. Hinsichtlich des Falles Dreyfus könnte es aber fast am Platze sein, denn wenige Ereignisse in der wechselvollen, unruhigen, blutriefenden Geschichte Frankreichs haben so unmittelbare und verhängnisvolle Folgen für das Land gehabt, wie die „Affaire". Die Disciplin im Heere ist gerade wegen des unaufhörlichen „Vive l'armée-Geschreis" bedenklich gelockert. Sozialistische Einflüsse machen sich bis in die Reihen der Unteroffiziere und Reservewaffiere geltend, anarchistische unter den Mannschaften. Der Antisemitismus, diese Schande des 19. Jahrhunderts, hat das Land in zwei feindliche Lager gespalten. Der Orleanismus, der beim Tode des Grafen von Paris (Herbst 1894) recht lendenlahm war, ja selbst der dreivierteltote Bonapartismus haben von neuem ihre Unfrieden und Bürgerzwist planenden Häupter erhoben. Dem Jesuitismus im besonderen, dem Clericalismus im allgemeinen ist der Boden in einer Weise geebnet worden, dass man sich beinahe schon nach Spanien versetzt glaubt.

Felix Faure, Méline, Dupuy, das sind die Männer, die das Uebel zwar nicht geschaffen, seinem raschen Umsichgreifen aber die Wege geebnet haben. Der Keim des Versailles lag seit Jahrzehnten, vielleicht seit Jahrhunderten, in der abirrenden keltisch-gallisch-romanischen Rasse; aber erst ist das bis dahin chronische, schleichende Leiden erst unter der dritten Republik, unter dem Regime des Millionismus, Boulangismus, Panamismus, Dreyfusismus geworden, und der furchtbare Fieberanfall, den die Nation auch zur Stunde noch nicht überwunden hat, ist geradezu das Werk jener Drei und ihrer mehr oder minder bewusst handelnden Cumpane. Frankreich kann sich bei ihnen bedanken, wenn seine Großmachtstellung immer mehr erschüttert, seine sittliche Autorität gesunken erscheint.

Paris, 10. Juli. Poller.

Die Massenaussperrung in Dänemark.

Von **Fernando Vinderberg**, Secretär des Ausschusses zur Förderung socialer Ausklärung Dänemarks (Kopenhagen).

Das kleine Dänemark ist bis in die jüngste Zeit ein ackerbautreibendes Land gewesen. 1787 hatten wir in den gegenwärtigen Theilen des Königreiches ungefähr 840.000 Einwohner, von denen nur 80.000 in Städten, 760.000 auf dem Lande saßen. 1890 betrug die Einwohnerzahl 2,172.000, wovon entfielen auf:

a) Handel und Industrie	914.000	421‰
b) Ackerbau und Gartencultur	882.300	406‰
c) Beamtenclasse und öffentliche Functionen	204.700	95‰
d) Fischerei	32.000	15‰
e) Rentenbezug (35.000 Rentiers, 17.700 Pensionisten, 10.300 Fruchtnießer im Ausgedinge)	93.000	43‰
f) Irrenanstalten, Gefangen und Armenhäuser	44.000	20‰

Der Industrie gehören im ganzen etwa 600.000 Personen an, von denen angeblich 176.000 Arbeiter sind, die sich auf 77.167 Betriebe wie folgt vertheilen:

Betriebe ohne Mithilfe	42.461
„ mit 1 bis 5 Arbeitern	29.261
„ „ 6 „ 20 „	4.280
„ über 20 „	1.235

Seit 1871 besteht der Socialismus unter dem Namen Arbeitern und in hauptsächlich gewerkschaftlich thätig gewesen. Noch mehreren Radikalhäuptern sind die Gewerkschaften in den Arbeitgeberschaft immer stärker geworden. Im Anfange der Neunzigerjahre wurde ein Verband der selben geschaffen und im Januar 1898 wurden alle Gewerkschaften des ganzen Landes in einer Centralorganisation vereinigt, die den Namen der „Sammel- oder Angelbund" trägt. Vorsitzender dieses Bundes ist der Maler und derzeitige Abgeordnete des Reichstages J. Jensen, eine Persönlichkeit, welche deutschen genauigst socialdemokratischen Ansichten angehört und, obzwar Vollmann. Die Mitgliederzahl der dem Bunde beigetretenen Arbeiter beträgt 77.000. Durch wiederholte Drohung und Ausführung von Streiks hatten die Gewerkschaften erreicht, dass die Arbeiter nicht länger als 10 Stunden und darüber Arbeit in den Fabriken und Werkstätten verrichten durften. Die tägliche Arbeitszeit betrug selten mehr als 9½ bis 10 Stunden. Bauarbeiter in Kopenhagen verdienen gewöhnlich 5 bis 7 Mark im Tage, 1400 bis 1800 Mark im Jahre. Hiezu kommt noch, dass die Arbeiter auch einen nicht geringen Einfluss auf die Arbeitsordnung in Werkstatt und Fabrik erlangt haben. So sind wir allmählich hübsch weit in das constitutionelle Fabrikwesen, in den industriellen Parlamentarismus hineingerathen. Nach Ansicht der Arbeitgeber sind wir in dieser Beziehung soweit gut weit gekommen. Das ist auch die wahre Ursache der gegenwärtigen großen Arbeiterausperrung, welche seitens der Unternehmer in so unchristlicher und gewaltthätiger Weise gehandhabt wird, dass sie sowohl inner- wie außerhalb Dänemarks ohne Beispiel dastehen dürfte.

Die einzelnen Gewerkschaften haben meist eine mit den Arbeitgebervereinen für bestimmte Zeit festgesetzte Tarifgemeinschaft durchgeführt. Im December v. J. haben nun die Tischler in Jütland und einzelnen Städten Seelands und Fünens ihren Tarif für den 1. April d. J. gekündigt. Mit den Meistern in Seeland und im Städtchen Middelfart auf Fünen kamen rechtzeitig neue Tarife ohne Strike zustande. Die Meister in sieben kleinen Städten Jütlands wollten sich jedoch wegen der bedungenen Lohnerhöhung diesem Beispiele nicht anschließen. Da hier am 1. April kein Uebereinkommen erreicht war, traten die Tischlergesellen in den erwähnten sieben Städtchen Jütlands, im ganzen etwa 300 an Zahl, in den Strike. Die Sache wurde dann an den Geschäftsausschuss des Fachverbandes der Arbeiter und des „Dänischen Meister- und Arbeitgebervereines" verwiesen. Am 15. April kam zwischen diesen ein Vertrag zustande, der den Rechtsvorbehalt enthielt, dass die Localvereine beider Parteien den Vertrag gutheißen oder verwerfen können. Dem Vertrage gemäß waren die Löhne fernerhin niedriger als diejenigen, welche in den Städten Seelands schon erreicht worden waren. Die Gesellen Jütlands waren deswegen unzufrieden und verwarfen alle den Vertrag. Nach diesem Vorgange wurde eine Repräsentantenversammlung der centralisierten Gewerkschaften Dänemarks am 25. April in Kopenhagen abgehalten. Hier wurde beschlossen:

1. Die Tischler in Jütland haben noch eine Abstimmung über den Vertrag vorzunehmen;

2. falls der Vertrag wieder verworfen werden sollte, dürfen die betreffenden Gesellen während des Ausstandes oder der Aussperrung keine Unterstützung bekommen.

Trotz diesem Beschluss wurde der Vertrag am 27. April zum zweitenmale verworfen. Am 28. April erklärte der Arbeitgeberverein die allgemeine Aussperrung für alle Tischler des Landes. Am 6. Mai wurde in Kopenhagen eine Delegiertenversammlung sämmtlicher organisierter Gewerkschaften Dänemarks einberufen. Hier wurde einstimmig beschlossen, an der Uebereinkunft vom 15. April festzuhalten, sowohl den Arbeitgebern als auch den Tischlern in Jütland gegenüber. Im Geschäftsausschusse des Tischlerbundes wurde beschlossen:

1. An allen localen Branchen des Tischlerbundes soll am 10. Mai eine Generalversammlung abgehalten werden;

2. in allen localen Branchen soll über folgende Frage abgestimmt werden: Sind die 300 Gesellen Jütlands verpflichtet, den Vertrag anzunehmen?

3. falls diese Frage von der Mehrzahl bejahl werden sollte, müssen die 300 Gesellen Jütlands, wenn sie sich auch dann nicht fügen, ausgeschlossen werden.

Mit einer Mehrheit von 500 Stimmen wurde jene Frage bejaht, und die 300 Gesellen in Jütland erklärten sofort, dass sie bereit wären, dem Abstimmungsresultate sich zu beugen. Nur eine einzige Branche des Tischlerbundes, der Bauarbeiterverein in Kopenhagen, wollte an dem Verfahren, durch welches die Jütländer zum Gehorsam zu bringen waren, nicht theilnehmen. Statt sich jedoch an der Abstimmung zu betheiligen, fassten sie den Beschluss, aus dem Bunde auszutreten.

Am 15. Mai wurde im Arbeitgeberverein eine Generalversammlung abgehalten und beschlossen:

1. Die Uebereinkunft vom 15. April als null und nichtig zu betrachten;

2. die Aussperrung so zu erweitern, dass vom 24. Mai an sämmtliche Arbeiter der Maschinenfabriken und Eisengießereien, also alle Schmiede, Maschinenbauer und Former, sowie sämmtliche Klempner, Maurer, Zimmerleute, Maler, Tunceaure, kurz alle im Bauhandwerke und in der Eisenindustrie des ganzen Landes beschäftigten Arbeiter ausgesperrt werden. Die Anzahl der hiervon betroffenen Arbeiter wurde damals auf 30.000 vorgeschätzt. Und diesem Beschlusse folgte die Ausführung auf dem Fuße.

Aus diesen Thatsachen geht deutlich hervor, dass der Streit um den Tischlerschluss in Jütland gar nicht die Ursache, sondern nur der Anlass zum Ausbruche war, den der Arbeitgeberverein um jeden Preis haben wollte.

Als Grundlage weiterer Verhandlungen mit den Vertretern der Arbeiter stellten nun die Arbeitgeber die acht berüchtigten, für die Gewerkschaften vollständig unannehmbaren Bedingungen auf:

1. Allen künftigen Verträgen zwischen der obersten Leitung der Arbeiter- und Meister-Organisationen haben die Localorganisationen sich unbedingt zu fügen;

2. die Centralorganisation der Arbeiter habe zu garantieren, dass das Recht der Arbeitgeber über die Arbeitsordnung in Werkstatt und Fabrik respectiert werde;

3. Vorarbeiter oder Werkmeister im festen Lohne dürfen nicht Mitglieder eines Fachvereines sein;

4. die Kündigung aller Verträge habe in Zukunft am 1. Jänner mit dreimonatlicher Frist zu erfolgen;

5. alle gegenwärtig schwebenden Conflicte sind zu lösen, ehe die Aussperrung beendigt wird;

6. nach Beendigung derselben darf von keiner Seite der Streitenden der Boycot verhängt werden;

7. alle Arbeiter sollen nach Beendigung des Conflictes in dieselben Arbeitsposten eintreten, auf welchen sie vor Ausbruch desselben waren;

8. zukünftige Verhandlungen sollen für sämmtliche Organisationen verbindlich sein, gleichgiltig ob diese Mitglieder des Fachverbandes sind oder nicht.

Es ist selbstverständlich, dass dies von den Arbeitern nicht unterschrieben werden konnte. Seither nun ist der Bürgerkrieg von Seite der Arbeitgeber mit einer in der Geschichte der Arbeiterbewegung unbekannten Brutalität geführt worden. Der Arbeitgeberverein hat sich an die Arbeitgeber des Auslandes, besonders Deutschlands gewendet und dieselben aufgefordert, allen dänischen Arbeitern Arbeit zu verweigern. Alle Blätter, welche auf Seiten der Arbeiter stehen, und dies ist der Fall bei allen einflussreichen Zeitungen und Organen, sind mit dem Boycott bedroht worden. Pfarrer, welche die Aufforderung ergehen ließen, die ausgesperrten Arbeiter zu unterstützen, haben Drohbriefe bekommen, und die Aussperrung selbst wurde in einer allen Rechtsformen hohnsprechenden Weise durchgeführt.

In den Verträgen zwischen den Gewerkschaften und den respectiven Arbeitgebervereinen galt die Bestimmung, dass weder ein Streik, noch eine Aussperrung stattfinden dürfe, ehe die Streitfragen einer im voraus gewählten gemeinschaftlichen Schiedsgerichte zur Beurtheilung unterbreitet wurden. Ein solches Schiedsgericht war auch schon früher zwischen dem Arbeitgeberverein und dem centralisierten Gewerkschaftsbunde zustande gekommen. Es war aus sieben Mitgliedern, drei Vertretern der Arbeitgeber und drei Vertretern der Arbeiter und einem Vorsitzenden namens Professor Dr. Deuntzer, zusammengesetzt, welcher von den sechs Mitgliedern gewählt war. Die Arbeitgeber aber hatten dieses Schiedsgericht vollständig ignoriert, als sie ihre grausame Beschlüsse fassten. Wenn Gewerkschaften erheben bezwegen bei demselben sofort Klage gegen die Aussperrung. Die Klagen wurden angenommen. Das Schiedsgericht trat zusammen und erklärte sich für competent, über die Klagen zu urtheilen. Indessen war das Gericht in einer sehr schwierigen Situation. Zunächst war voranzusehen, dass selbst im Falle, als ein Urtheil gegen die Aussperrung ausgesprochen würde, dies nicht zur Beendigung derselben führen würde. Von mehreren Seiten wurde der Wunsch geäußert, das Schiedsgericht möge sich als Einigungsamt constituieren. Das Schiedsgericht war auch dazu bereit. Und nun galt es die Arbeitgeber zu bestimmen, das Einigungsamt anzuerkennen. Um diesen letzteren Zweck nicht zu vereiteln, und offenbar mit Rücksicht auf die im Schiedsgerichte sitzenden Vertreter der Arbeitgeber ist das Urtheil zwar im Ausdrucke nicht bestimmt genug, aufs unzweidentigster jedoch dem Inhalte nach ausgefallen. Das Urtheil wurde Samstag den 24. Juni gefällt. Die Klagen zweier Gewerkschaften wurden abgewiesen, bezüglich der übrigen sieben wurde einstimmig zu Recht erkannt: „Die Aussperrung scheint keinen Rechtsbruch zu enthalten, welcher die Pflicht zur Entschädigung oder zur Buße involviere; sie ist aber insofern im Widerstreite mit der zwischen beiden Parteien geschlossenen Uebereinkunft, als die Aussperrung mit den Voraussetzungen nicht übereinstimmt, von welchen die Kläger bei Abschluss der Verträge anzugehen berechtigt waren."

Dieses Urtheil hat unter den Arbeitern großen Jubel hervorgerufen. Mag auch die Form etwas matt sein, niemand kann nach diesem Urtheile leugnen, dass die Arbeiter das moralische Recht für sich hatten; aber darauf kommt es leider hier gar nicht an. Es muss ausdrücklich hervorgehoben werden, dass es nicht eine Rechtsfrage ist, um welche hier gekämpft wird. Es ist nichts als eine brutale Machtfrage. Noch ehe das Urtheil abgegeben war, hat die Leitung der Arbeiterorganisationen das Schiedsgericht als Einigungsamt anerkannt. Die Arbeitgeber wollten erst das Urtheil kennen lernen. Nachdem dasselbe am 24. Juni gefällt worden war, haben die Arbeitgeber erst Mittwoch den 28. Juni eine General-versammlung abgehalten. Auf dieser wurde eine Resolution ein stimmig angenommen, dass man das Schiedsgericht als Einigungsamt anerkennen, aber fernerhin an den obengenannten acht Punkten als Grundlage der Verhandlungen festhalten wolle. Durch diesen Beschluss der Arbeitgeber ist die Aussicht auf den Frieden und das Ende der Aussperrung für die nächste Zeit sehr gering. Die acht Punkte in Verbindung mit der Erläuterung, welche dieselben in den Zeitungen der Arbeitgeber bekommen haben, zeigen ganz deutlich, welche Absichten die Unternehmer hegen: Wir wollen nicht länger das Mitbestimmungsrecht der Arbeiter dulden, wir wollen absolute Herren in den Betrieben sein.

Es mag sein, dass die Arbeiter in dieser Richtung etwas weitgegangen sind. Es mag sein, dass sie ihre eigene Macht etwas überschätzt und die der Arbeitgeber unterschätzt haben. Insoferne konnten sie sich zu Concessionen herbeilassen. Aber auf ihr Mitbestimmungsrecht und den constituierten Parlamentarismus verzichten die Arbeiter um keinen Preis, und im Interesse einer gesunden industriellen und socialen Entwicklung dürfen sie das auch nicht.

Von verschiedenen Seiten hat man den Arbeitern große Sympathien bekundet. Der Professor der Nationalökonomie, Prof. Harald Westergaard, hat ein vorzügliches Flugblatt über den „Bürgerkrieg" veröffentlicht. Fast alle Pfarrer der Hauptstadt sind zusammengetreten und haben eine Aufforderung zur Herstellung des Friedens herausgegeben, die formell unparteiisch, der Sache nach aber Vertheidigung der Arbeiter ist. Ein Comité wurde zu dem Zwecke gebildet, Kinder der ausgesperrten Arbeiter, deren Anzahl viele Tausende beträgt, aufs Land zu schicken. Das ganze Volk ist in einer Weise aufgeregt, wie noch nie zuvor während eines Streike oder eines Lockout. Es hat aber auch wahrlich seine triftigen Gründe dazu. Schon als die Anzahl der ausgesperrten Arbeiter bloß 33.000 betrug, wurde berechnet, dass der tägliche Verlust beider Parteien ungefähr 300.000 Mark, der monatliche 9 Millionen Mark betrage, und jetzt dauert die Aussperrung schon zwei Monate. Selbstverständlich hat dieses Auftreten der Unternehmer die Empfindungen unserer Arbeiter tief verletzt. Es wird lange dauern, ehe die Erbitterung, welche durch diese Aussperrung in die Arbeiter eingepflanzt worden ist, verschwinden kann. Mehr als die Hälfte der organisierten Arbeiter ist auf das Pflaster geworfen. Die Arbeiter, die noch in Arbeit stehen, unterstützen ihre Collegen mit großer Opferfreudigkeit. Sehr viele Arbeiter zahlen an die ausgesperrten Genossen 10—15% ihrer Löhne. Dies genügt aber alles nicht! Der beschäftigten Arbeiter sind zu wenig, der ausgesperrten zu viel. Von Seite der Gebildeten kommen zwar auch Unterstützungsbeiträge, aber nicht in hinreichendem Maße. Mit aller Ruhe, die nicht hoch genug anzurechnen ist, hat unsere Arbeiterschaft die Schläge seitens des Unternehmerthums hingenommen. An unserem Nationalfeste, am 5. Juni, waren hier 50—60.000 Arbeiter versammelt, ohne dass die Polizei ein einzigesmal Gelegenheit zum Einschreiten hatte. Wenn das während der gegenwärtigen Zustände möglich ist, wird auch noch mehr möglich sein. Ich habe den bestimmten Eindruck, dass sehr viele Arbeiter entschlossen sind, eher zu verhungern als auf ihr gewerbliches Mitbestimmungsrecht zu verzichten.

Unsere Arbeiter hoffen auch auf die Hilfe ihrer Genossen im Auslande. Briefe um Unterstützung sind nach Frankreich, Deutschland und England gesendet worden. Nach England ist auch ein besonderer Vertreter, Abgeordneter Klauffen, mit Vollmacht gesandt. In Kopenhagen nimmt der Hauptbahnmeister, E. Svendsen (Komvegade 22), auswärtige Unterstützungsbeiträge in Empfang. Hoffentlich werden die tapferen Soldaten unserer Arbeiterarmee in viel hilfe bekommen, dass sie von ihrer Lebenshaltung nicht herabzusinken brauchen.

Sobald die Aussperrung beendigt und die Friedensbedingungen bekannt sein werden, will ich über den weiteren Verlauf und das Ende dieses zwar unblutigen, aber dennoch die schwersten ökonomischen Wunden schlagenden Krieges berichten.

Masaryks Kritik des Marrismus.

Von Eduard Bernstein (London).

(Fortsetzung.)

Nach Masaryk ist der marxistische Positivismus extremer Objectivismus und Illusionismus. Dass der Marxismus weitestlich objectivistisch ist, das heißt den Dingen größeres Gewicht beilegt als den Ideen, lässt sich nicht bestreiten, noch wird sich in Abrede stellen lassen, dass dieser objectivistische Standpunkt wiederholt in sehr übertriebener Form dargestellt wurde. Indes haben wir schon aus wechselnd-ursächlich früher Zeit Aeußerungen von Marx, die den extremen Objectivismus zurückweisen („Die Menschen machen ihre eigene Geschichte, aber sie machen sie nicht aus freien Stücken, nicht unter selbstgewählten Umständen." Marx, Der 18. Brumaire I.), und schließlich Erklärungen von Engels, die eine Beschränkung der objectiven und subjectiven Kräfte ausdrücklich und principiell constatieren. Hält man gegen jene Uebertreibung des Objectivismus in früheren Schriften die zuletzt erwähnten Erklärungen von Engels — die bekannten Briefe aus den Jahren 1890—1895 —, so ist man geneigt, mit Masaryk von einem völligen Verlassen des früheren Standpunktes zu sprechen. Sieht man aber genauer zu, betrachtet man die Aeußerungen in ihrem jedesmaligen Zusammenhang, so wird

Digitized by Google

man finden, daß der Unterschied nicht principiell, sondern nur gradweil ist, das heißt, daß wohl eine bedeutsame Erweiterung, aber nicht Preisgabe des ursprünglichen Standpunktes vorliegt.

Unter „Illusionismus" versteht Masaryk eine Lehre oder Anschauung, nach welcher das, was man gewöhnlich Bewußtsein nennt, Selbstäuschung, Illusion ist, das heißt, daß die Menschen die Dinge und ihr eigenes Thun anders beurtheilen als sie in Wirklichkeit sind. Solcher Illusionismus ist nun allerdings sehr stark im Marxismus vorhanden, wie schon die Stelle in dem erwähnten Vorwort zu „Zur Kritik" zeigt, wo gesagt wird, daß man bei socialen Umwälzungen unterscheiden müsse zwischen der materiellen, naturwissenschaftlich treu zu constatierenden Umwälzung in den ökonomischen Productionsbedingungen und den juristischen, politischen, religiösen, künstlerischen oder philosophischen, kurz ideologischen Formen, worin sich die Menschen dieses Confliktes bewußt werden und ihn ausfechten. In diesen Worten ist der Gegensatz deutlich angezeigt: hier Oekonomie — dort Ideologie. Nur die materiellen Productionsbedingungen sind naturwissenschaftlich treu zu constatieren, die Ideologien aber sind alle mehr oder weniger trügerisch, illusorisch. „So wenig man das, was im Individuum ist," heißt es bei Marx weiter, „nach dem beurtheilt, was es sich selbst dünkt, ebensowenig kann man eine solche Umwälzungsepoche aus ihrem Bewußtsein beurtheilen." Säße wie diese finden sich im „Capital" und in den Engels'schen Schriften in Masse, und es braucht nur wenig Ueberlegung, um zu erkennen, daß dieser „Illusionismus", der das Bewußtsein als Ideologie oder wie Engels in einem Brief an F. Mehring von 1893 schreibt die Ideologie als „falsches Bewußtsein" erklärt, die naturgemäße Ergänzung des Objectivismus ist, und daß Uebertreibungen bezüglich des letzteren nothwendigerweise Uebertreibungen ähnlichen des ersteren zur Begleitung haben. Je mehr die bestimmende Kraft der objectiven Factoren übertrieben wird, umsomehr wird die Rolle des Bewußtseins, des subjectiven Factors, unterschätzt. Masaryk deckt verschiedene solcher Uebertreibungen auf, wobei er indes nicht genug beachtet, daß Marx und Engels den Begriff „ideologisch" in verschiedener Bedeutung bringen: einmal als allgemeinen Ausdruck für jeden Vorstellungscomplex „juristische, politische, religiöse, künstlerische oder philosophische, kurz ideologische Formen", heißt es in der angeführten Erklärung bei Marx, und das andermal als specielle Bezeichnung für das Speculieren oder Spintisieren auf Grund von abstracten Vorstellungen. Manches ihrer Kraftworte über die Geringwertigkeit der Ideologie gilt ihr nur in dieser zweiten Deutung. Es muß jedoch eingeräumt werden, daß Marx und Engels die Sache nicht scharf genug auseinandergehalten, sondern ihrem Pessimismus oder Objectivismus zuweilen eine so extreme Form gegeben haben, daß jede Ideologie gleichviel welcher Art verwirft, beziehungsweise unrecht hingestellt wurde. Das bei solcher Auffassung sich ergebende Abweisung der Ideologie auch gegen den Marxismus kehren würde, ist selbstverständlich, denn schon das als Wissenschaft systematisierte reale Wissen enthält nothwendig einen starken Beisatz von Ideologie, nun wie viel mehr daher jede abstractere Theorie. Wenn Masaryk indes auf Seite 159 schreibt, daß Marx' wissenschaftlicher Socialismus die „grundsätzliche Negation des ökonomischen Materialismus" sei, so schlägt er eine Uebertreibung mit einer anderen Uebertreibung. Der wirklich eine Reihe von Uebertreibungen mit einer Reihe von andern Uebertreibungen. Dem seine Beweisführung beruht zum großen Theil darauf, daß er metaphorische oder rhetorische Wendungen — wie zum Beispiel, daß wir uns noch in der „Vorgeschichte der menschlichen Gesellschaft" befinden, daß ein die Vernichtung des Socialismus den „Anbruch der Menschheit aus dem Thierreich" bedeuten werde, und ähnliches mehr — buchstäblich nimmt und in gleicher Weise gegen Marx-Engels ausspielt, wie diese mit Sätzen gegen ihnen das ebenfalsch oder ideologisch bezeichneten Momente zu thun liebten. Richtig ist nun, daß die Annahme eines wissenschaftlichen Socialismus ein Widerspruch gegen den streng objectivistisch verstandenen ökonomischen Materialismus wäre.

Beilaufig wäre es der Mühe werth, einmal genauer zu untersuchen, inwieweit eine Theorie, wie die verschwindet, die sich mit dem beschäftigt, was werden soll, überhaupt Wissenschaft sein kann und es in dem Maße ist, als sie es vermag, und wie weit sie bereits mit dem Wort „Wissenschaft" im Bunde ist, wie die Thatsache, daß Marx durch das bloße Wort „Wissenschaft" zum Theil auf die unbefangene Anwendung des Begriffes „Wissenschaft" verzichtet hatte, viele Leute glauben, Dinge als wissenschaftlich declarieren zu können, die auch ohne diese Marke Cours finden würden oder sich unbemerkt unter Aufgabe des Marke Cours bilden. Soweit der Marxismus Wissenschaft ist, kann auch Bernhard Shaw nicht will, wie Masaryk es sein will, beziehungsweise als [illegible] [illegible] [illegible]

da nur auf Marx und den Socialismus, es hat aber natürlich viel allgemeinere Geltung. Wenn nach dem bekannten italienischen Sprichwort der Uebersetzer der Verräther ist, so ist der Popularisirer der Hochverräther. Gewisse Dinge lassen sich nun einmal schwer „volksthümlich" darstellen, ohne dass der Wissenschaftlichkeit Abbruch geschieht. Wo Marx und Engels für ein Arbeiterpublicum oder mit Rücksicht auf ein solches schrieben, gaben sie sich oft viel primitivistischer und simplistischer als dies ihrer wirklichen Theorie entspricht. Wo aber der Primitivismus und der ihm zu Grunde liegende Ultramaterialismus nicht bloß formal ist, müssen wir die Erklärung — ausser in den schon erwähnten Rückwirkungen des politischen Radicalismus — in ihrer Liebhaberei für gewisse hegelianische Formeln und Folgerungsweisen suchen.

(Schluss folgt.)

Piero dei Franceschi.

Die umbrische Landschaft hat ihrem Doppelcharakter entsprechend zwei Geistesrichtungen gezeitigt. Von heller Freundlichkeit ist sie und heiter. Weinberge und auf sanft sich senkender Ebene der silbergraue Schimmer der Oelgärten, reife Fruchtbäume, und an den kleinen Städten vorüber nurmelt zuversichtlich der Fluss. Weit spannt sich der Himmel, endlos breitet sich die Erde, verliert sich der Horizont, von Sonne und Luft übergossen. Das muss den Menschen auf die Unendlichkeit weisen. Eine Ahnung des Alls muss ihn begnaden, das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller Wesen, bald sie ineinander leben und auseinander aufgewachsen sind. So ist der heilige Franciscus von Assisi zu verstehen, dessen Lehre, von der religiösen und mystischen Umkleidung abgelesen, die zeitlich bedingt sind, ein Ausdruck dieser unendlichen Harmonie ist. Ebenso lässt sich die Sinnesart des zweiten Typus aus der Natur begreifen. Aus den wie Schwindt sich hinziehenden Hügelreihen und einsamen Weihern, aus den verschiedenen Fernen und dem geheimnisvollen Spiel des Lichtes und der Schatten, wenn aus den Thälern blaue Nebel steigen, in denen letzte Sonnenstrahlen glühen, wie der Sternentrauz im Haar der Madonna. Das sind die stillen, kindlich zarten Träumer, Umbriens frühe Dichter und Maler, Fra Jacopone da Todi und Gentile da Fabriano. Und zwei Jahrhunderte sind frei Franciscus vergangen, machtvoll hat sich die Zeit gründet. Nicht mehr ist die Religion der einzige Ausdruck des Innenlebens, sondern die Kunst, die bildende vor allem. Wieder erlebt die erste Typus, in den Umwertungen der Renaissanceepoche verkörpert er Piero dei Franceschi. Er ist der Franciscus der quattrocentistischen Kunst, was dieser dem Christenthum war, ist er der Maleret, wie des schwärmerischen Mönches hymnisches Beteuntnis, ist auch sein Schaffen „ein Gesang der Sonne". Franciscus befreite die Kirche von der falschen, beengenden Dogmatik und lehrte wieder die Gleichheit aller Menschen, des Königs aus des Bettlers: er verstand das Zwitschern der Vögel, den Duft der Blumen, das Rauschen der Bäume, nannte sie Brüder und Schwestern und fühlte Wort in ihnen als den großen, gütigen Vater. Piero empfand dasselbe. Nur war ihm nicht der Gottesbegriff das einigende Band, sondern die rastlos neu werdende Natur, und um seine Weltanschauung zu gestalten, blieb ihm, dem unglaubigen Renaissancemenschen und bildenden Künstler, der Raum, der jedem Dinge als kleine Welt innewohnt, dem jedes zur Formung einer hoheren dient. Darum ward nach ihm Umbrien das Land des Allgefühls, die Stätte der großen Raumkünstler, des Melozzo da Forli und Luca Signorelli. Der träumerisch schwermüthige Typus jedoch schwand nur kurz Zeit. Bis Savonarola, der furchtbare Weder, kam und mit ihm Perugino.

Borgo San Sepolcro ist des Piero Heimatsstadt, und ringsum sind Orte, die uns durch mittelalterliche Träumer lieb gewyden sind: Cortona, wo in den zwanzigerjahren des Quattrocento Fra Angelico malte, Gubbio, wo Cusavians Relli zudauie war, Fabriano, die Stadt des süßen Gentile, Assisi, das Nationalheiligthum, und Perugia, dessen Name schon wie ein dunkler, tranriger Traum tönt. In diese steinumfeilte Nacht brachte die ersten Strahlen der Renaissancetoune Domenico Benezzano, der erste Lichtmaler, und nahm, da man das Jahr 1439 schrieb, den ganzen Umbrer, soweit Maler er ist, auch sich in die Stadt des Sturmes und Dranges, nach Florenz. Jene drei Riesen standen damals hier im Vordertreffen, für die es keine Vergangenheit gab, die so schufen, als stunde die Malerei am ersten Tage: Uccello, Castagno und Domenico Benezzano. Uccello, der Fanatiker der Perspective, der nur Auge war und mathematische Berechnung, der Welt und Menschen, jedes Geschehen und jede Bewegung, nur aus ihrer perspectivischen Bedeutung hin anlah. Castagno, der Christus als ägyptischen Bauer malte, wie er sich mit gegen die Emalen der Vernichtung aufbaumt. Bei aller Reaction gegen die etwas holzpuppenhaften Heiligen der gotischen Malerei einen neuen Menschentypus in die Kunst einführte, Schwindsuchte und Holzfäller, derb und ungeschlacht, und der seinen Unwahrscheinlich doch etwas Convulsivlebendiges, einen Zug ins „impersonnell vertich: und endlich Domenico, dem seine Mitarbeiter Benezzano, die Stadt der Liebe und Farben, als Geschenk in die Fremde den Sinn für Frauenreiz und die Musik des Colorits mitgegeben hatte. Mit bebendem Erstaunen muss Piero vor ihren Bildern, den neuen Offenbarungen, gestanden haben, unwiderstehlich gefesselt, da jeder von ihnen eine verwandte Seite in ihm anklingen ließ, und er die Harmonie, in der sie sich einmal einen sollten, noch nicht kannte. Mathemathik und sichere Anschauung, Erdgerneh und Urwüchsigkeit der Gestalten, Licht und Farbe, das alles wurde hier in ihm gewecki, da er als Gehilfe seines Lehrers arbeitete, und findet sich später in seinem Werk. Bald jedoch verließ er Florenz, als fürchtete er dessen stürmisch heiße Luft für seine Entwickelung, gieng eigene Wege, um dann den Florentinern das ausgereift und gelöst zurückzugeben, was er im Keim und als Problem empfangen hatte. Und drei zu einer Zeit, als auf die ernsten Neuerer liebenswürdige Verschwender gefolgt waren, Benozzo Gozzoli und Filippo Lippi, unter deren Händen die Malerei zu verflachen drohte.

Die Wanderjahre folgten den Lehrjahren. Sie führten ihn von Borgo San Sepolcro durch die Städte des mittleren Italien, Ferrara und Rimini, in das Rom Nikolaus V. und über Perugia und Bologna, Pesaro und Urbino wieder nach Hause zurück. Hier hatte er, bevor er anszog, der Misericordienbruderschaft ein Altarbild geliefert, das hier schaf er bald nach der Rückkehr den heiligen Ludwig im Stadthause, und was beide Werke so verschieden an Wert macht, dass sie als Anfang und Ende seiner Werdegeit gelegt werden können, ist das Ergebnis seiner Studien und Wanderungen von nahezu fünfzehn Jahren. Es ist ein stetes Ringen um den Durchbruch der Persönlichkeit, ein bewusstes Loslösen von der Tradition, der innere Kampf für die Zukunft. Schon das Erstlingswerk, das noch alle Zeichen der mittelalterlichen Kunst trägt, im Vorwurf, dem gothischen Aufbau der Altartafeln, der miniaturhaften Landschaft und in den wenigen Neuerungen den Einklang der florentinischen Lehrer Pieros verräth, zeigt einen Hinweis auf das Ziel in dem Versuch, den Mantel der Madonna zum schützenden Zelt zu formen, den Raum darzustellen. Doch ist das Problem erst angedeutet, nicht durchgeführt. Er hatte es durch das schwierige Mittel der plastischen Bildung der Menschen lösen wollen und wählte nun das einfachere, Gestaltung des Raumes durch Architektur. Darum bedeutet das Fresko des Sigismondo Malatesta in Rimini den großen Fortschritt. Eine Loggia im antikisierenden Baustil des Alberti, mit ernsten Säulen und feierlichen Gurtbanden, bildet die Umgebung und öffnet dem Blick das weite Meer. Man glaubt Seeluft zu athmen. In der Halle kniet der Fürst vor seinem Schutzpatron, beide natürlich und doch monumental gedacht. In starker Einheitlichkeit, wie der helle Morgenrot von den Thürmen eines Strandschlosses, klingt das Fresko aus, und Piero schien bestanzufrieden, denn eine neue Aufgabe trat an ihn heran: er sollte in dem Audienzsaal des Priorenpalastes in Perugia. Zunächst erscheint es durch die Rahmenbehandlung und den stumpfen Goldgrund als Rückschritt, bald aber überrascht die weichere Rundung der Formen und vor allem die eigenartige Beleuchtung. Piero ahnte im Licht den eigentlichen Strom des Lebens und ließ es in bewegtem Spiel, durch blitzende Reflexe einend und durch matte Abtönung sondernd, über das Bild hinfließen. Ein weiteres Reich hatte er so seiner Herrschaft erschlossen, und eine That blieb noch übrig, die Eroberung des menschlichen Antlitzes und der Landschaft. Sie vollzog er in dem Wandbild mit den Bildnissen Federigos von Urbino und seiner Gemahlin, der Battista Sforza, die der Höhepunkt in der Porträtkunst der ersten Hälfte des Quattrocento sind. Mit kühler Objectivität und peinlichster Treue sind die Köpfe wiedergegeben, ohne Rücksicht auf persönliche Wünsche, in tiefer Verehrung vor der Natur, in all dem besitzt durch Neigier von der Wenden, dessen Weg Piero in Ferrara kennte und der wie der Verkünder eines großeren Niederländers in Italien wirkte, Der Silvenaden, die stumm aufeinandergefallen Lippen, die durch einen Turmerschein zerstörte Naie und das mitleidlose Auge, sie entsprechen nur wenig dem Bilde, das wir uns, durch die Berichte der Chronisten angeregt, von dem gtorreichen Monteleite machen. Ebenso zerstört das Portrait der Herzogin die heißen, leisen Träume, die bei dem Gedanken an die Fürstinnen der Renaissance in unserem Blut erwachen: man kann nur schwächern dennthowelle Worte sprechen zu dieser hohen, milden Frau. Aber auch hier ist sie, unerbittlich wahr. Die Landschaft ist einfacher gund. Sie fehlte in ihrer Bedeutung erhalten ein Symbol für des Herrn gutes Regiment sein. Es gelang jedoch Piero nicht, die vielen, dem Fürsteen dienenden, symbolischen Werte zur einheitlichen Wirklichkeit für das Auge zu gestalten, und der Raum ist mehr gerollt, als geschaffen. Ganz abseut es eine Eigenthümlichkeit des Künstlers in seiner Wendern, in Chimicen des letzenden Motives die übrigen zu vernachlässigen. Bis er schließlich im Taufzug Christi das einheitliche Auge des Beschauers Einheit zu geben vermag. Die Stellung des Menschen im Raum und Licht. Alles hatte auf diesen Augenblick hin das Gesicht der unendlichen Harmonie hingedrangt. Aber es war noch unbewusst, mehr ein dumpfes Ahnen, denn ein Wissen. Nie im Vorübergang. Die Elemente seiner Kunst hatte er noch in einzelne Akten erworben. Es fehlte nun das Zusammenbrechen der Zeit, die Erkenntnis, jener beseligenden Augenlust des

Digitized by Google

Künstlerlebens, wo sortan das Schaffen in gewollten Grenzen bleibt und darum unendlich werden kann.

Und die Erleuchtung kam, sie kam aus dem Norden. 1460 langte das Portinaribild des Hugo van der Goes in Florenz an, dessen Bedeutung für die italienische Kunst man nicht hoch genug anschlagen kann. Es wirkte revolutionierend. Die Andeutung des Christlindes wurde jetzt ein Lieblingsstoff. Es brachte eine neue Landschaftsmalerei mit Baldovinetti und gab die schwermüthige, seelische Grazie der Verrocchiogruppe. An Piero del Francesch that es das Größte: jene Art des Franciscus von Assisi wurde plötzlich in ihm frei. Schon in Einzelheiten mußte er sich dem Goes verwandt fühlen, in dem heroen Realismus seiner Menschen, der harten Starrgläubigkeit seiner Bauernköpfe, der Psychologie der Hände. Aber noch mehr: Piero webte aus dem Bilde das tragische Gesicht des Hugo van der Goes ab, jenes einsamen Künstlers, dessen ganzes Schaffen sehnsüchtiges Ringen nach der großen Harmonie war, das an ihm zehrte, seine Wangen blaß und seine Augen trüb machte, bis er sie in der purpurnen Nacht des Wahnsinns fand. Es ist wie ein geheimnisvolles Weben des Schicksals. Das einzig beglaubigte Werk dieses Malers mußte nach Italien kommen, und hier sollte ein Starker, Heiterer, Glücklicher erstehen, der das erfüllte, was der müde, gequälte, melancholische Mann im Norden gewollt.

Dieses Ereignis gab Piero eine ungeheure Kraft, und mit einem plötzlichen Aufschwung erhob er sich zu einer Höhe, die sonst unerklärlich sein würde. Und seltsam genug, was Goes in Piero zunächst auslöste, äußerte sich nicht in Werken des Allgefühls. Der Niederländer hatte eine neue Grazie nach Italien gebracht, und in Piero reagierte darauf jenes andere Theil umbrischen Wesens, die verträumte Schönheit. Die beiden nun folgenden Bilder bezeugen es, die Geburt Christi in London und die Madonna in Oxford. Sie zeigen des Meisters Vorzüge, schärfer sogar. Sie haben aber jene jungfräuliche Grazie der Mädchen und Engel, die seinem Empfinden bisher fremd war und an die englischen Präraphaeliten erinnert, die später noch manchmal über seine Bilder fliegt, wie in Frühlingsnacht ein leises Lied über die schwarze Ackerscholle, wie gedämpftes Geigenspiel durch das Rauschen des Windes und der Bäume, der Quellen und Aehrenfelder, durch die Musik der Natur. Sie sind wie ein Aufruhen, ein träumerisches Besinnen, ehe er an sein größtes Werk schritt, an die Fresken im Chor von San Francesco zu Arezzo, die das innerste Wesen der Franciscuslegende verdeutlichen, als fast symbolischer Schmuck einer Kirche, die den Namen des Heiligen trägt. Schon die Legende, die zur Darstellung kam, ist charakteristisch. Es ist die Geschichte des Kreuzes, das gewachsen ist aus dem Zweige des Lebensbaumes, der auf Adams Grab gepflanzt worden ist. Mannigfach ist sein Schicksal, mit allen Elementen kommt es in Berührung, mit dem Wasser als Brücke, und steht in der Erde Jahrhunderte lang. Schließlich wird der Heiland daran gekreuzigt, als dreifache, der die Natur gelöscht hat. Nicht zu kühn ist bei dieser Deutung, wenn sonst hätte er nicht die Kreuzigung und jede Darstellung des Wirkens Christi restlos übergangen. Der Heiland ist todt, aber der Baum des Lebens überdauert ihn. Er trug Wunder bis in die spätesten Tage, und alle müssen sich vor ihm neigen: weil vor der Natur die Nächtigsten der Welt klein sind, die Königin von Saba, Salomo und der römische Cäsar. Von Bedeutung ist es auch, daß Piero, der Verkünder des ewigen Lebens, den Tod des ersten Menschen erzählt hat. Adam muß sterben, weil sein Weib gebrochen hat mit dem Verbot. Eva, die sündige, weiß, daß sie Tod bringen wird, denn ihre Brüste sind welk und versiegt. Ihnen aber stehen Mann und Weib gegenüber, beide noch jung und heil. Er in strotzender Kraft, mit stark umfangenden Armen, ihre wogende Brust hat die volle gepreßt. Sie sehen sich in die Augen die Natur ist eine ewige Schöpferin. Das ist es, was er in den Fresken geben will, das Verhältniß des Menschen zur Natur und seine Abhängigkeit von ihr. Darum ist ihm der Vorgang selbst gleichgiltig, darum folgen die einzelnen Bilder nicht chronologisch aufeinander wie bei Agnolo Gaddi, der denselben Stoff umgestalte hundert Jahre früher in Santa Croce zu Florenz behandelt hat. Diesem Gedanken entspricht die Landschaft. Piero liebt nicht die Stimmungen flüchtiger Stunden, sondern er blickt in die Werkstätte der Natur und malt sie als unermüdliche Arbeiterin oder in erhabener Feiertagsruhe todten. Der Frühling ist ihm nicht die wundersüße Zeit, in der Blüten und Lieder erwachen, sondern jene geheimnißvolle Kraft, die über dem Acker flimmert und den Saft durch die Bäume treibt, wo Vögel nicht das blaße Steinen und Farbenmischige finden, sondern die Zeit des Brütens, der Nester und der gefüllten Scheunen. Am liebsten aber malt er das satte Reifen der Früchte, Getreidefelder, Weinpflanzen, Lebensbaumgruppen, von weißen Mauern licht abgehoben, und die Ernte, sonnenvoll die Arbeit, regelmäßigen Wechsel wegen, doch auch weil sie das Symbol der Kraft bedeutet. Auch einmal von jeder Frucht das Land ein Kind, der Weinstock der Trauben. Sie werden gebunden nackten Armen, Nacken, Leiber aus Sonnenbraun. Sie sprechen nicht, Frauen nicht, sondern recken Hände, Arme, Leiber, Beine, aufschwellen in keinem Zorne verwirrend, alles durch unterirdische Wurzelgewalten verbunden, und lauschen auf das geheimnisvolle Weben ringsum, das in ihnen nachzittert. Sie sind ein Product der Erde, die Scholle ist ihr Schicksal, und das macht, daß man bei Piero so oft an Millet denken muß. Breitschultrig und von derbem Knochenbau sind die Männer, mit harten Stirnen, schwer gesenktem Augenlid, dem Merkmal des Vegetierens, und dicken Lippen. Nichts Impulsives haben sie, aber man fühlt, wenn sie einmal thun, wird es mit eiserner Ruhe geschehen. Die Frauen sind Gebärerinnen. Ihre ganze Gestalt drückt das Geschlecht aus, die stark gebaute Brust und der breit ausladende Schooß. Sie haben den langen Blick der Wöchnerinnen, der überstandene Qual und stumme Freude ist, die Liebe ist ihnen nicht Genuß, sondern Pflicht. Die Thiere sind keine schlanken, geschmeidigen Rassegeschöpfe. Die Schlachtrosse, wie er sie malt, sind eher plumpe, gedrungene Mähnäule, die vor den Pflug gehören, in den Reihen seiner reichen Mäuergruppen.

Was Piero so in jedem Bild einem Mikrokosmos geben wollte, mußte er darauf das Schwergewicht legen, was ihn am meisten ausdrücken vermag, und das ist der Raum. Er dichtet die Bildfläche sofort zu einem Raum um, und Menschen, Landschaft und Architektur dienen ihm dabei als raumschaffende Werte. Aus diesem Gesichtspunkt bekommen sie einerseits die Gruppierung zu einander, anderseits, jedes einzeln, die plastische Durchbildung. Wie er das Verhältniß des Menschen zur Natur verstanden hat, wollte es es auch im Raum gestalten. Interessant ist es dabei, dem Zusammenhang zwischen Idyllem und Anschaulichem in Pieros Kunst nachzugehen. Das Vegetative ist die primitivste und doch grundlegende Stufe des Lebens, Piero setzt es in die primitivste, grundlegende Raumform um. Die gedrungenen Gestalten haben die Form eines Viereck, das niedere Gesicht die eines Quadrates, und diese Aufsicht auf räumliche Stützpunkte zeigt namentlich die Behandlung der Gewandung, die niemals zu decorativen Linienzug wird. Die Gruppierung mehrerer Personen geschieht in den einfachsten Gebilden, in Kreis und Ellipse, wenn es sich um centrale Anordnung handelt, in diagonaler Richtung nach der Tiefe zu, wenn sie nebeneinander gereiht erscheinen sollen. Im ersten Falle stehen die Menschen wie Bäume am Horizonte, im letzteren wie in einer Allee. Das Allgefühl hatte Piero gelehrt, eine große, ewige Macht als Mittelpunkt alles Seins anzunehmen, um die sich die Dinge in bestimmter Nähe oder Entfernung, aber in gleicher Weise von ihr durchdrungen, ordnen. Das überlegt er in die Erscheinung. Er macht den Versuch, der Natur mit Zirkel und Richtscheit gegenüberzutreten und alles um ein Centrum oder eine Achse zu gliedern. So entspricht dem idyllen Verhältniß zwischen Natur und Geschöpf eine Landschaft, an der die Thätigkeit von Menschen sichtbar ist, umfriedete Wiesen, Felder mit sonderndem Rain, im sorgsam geregelten Netz von Flüssen, die in räumlicher wie symbolischer Hinsicht bedeutungsvoll die Gegend widerspiegelt, und sicher gebaute Wege. Dem Raumproblem dient ferner die Architektur. Sie war ihm sogar Selbstzweck, und schon Vasari spricht davon, daß Piero praktisch denkender Baumeister war, dessen gemalte Bauten unmittelbar in die Wirklichkeit übertragen werden könnten. Wieder ist das Einfache bevorzugt, in der Quadratform des Grundrisses, der Wuchtigkeit der lastenden Theile und dem geraden Gebälk. Und schließlich schuf er sich in Farbe und Licht die mächtigsten Ausdrucksmittel seines gewaltigen Wollens. Er mied die Buntheit der Florentiner, die verwirrt, und liebte die ruhigen, präcisierenden Farbenbezeichnungen, aber die entscheidende Wirkung bedeutet das Licht. Giovanni in seiner Zeit, erfüllte es das Problem des Pleinair mit einer Feinheit und Schärfe, die ihn unseren Modernen an die Seite stellen. Aus einer Quelle kommt dieses helle, warme Licht, durchflutet in gelben Strahlen die Luft, schmiegt sich in weichen Schichten um die Formen der Menschen und verzittert silbern in den Kronen der Bäume. Der erste große Lichtmaler ist Piero, und seltsam wird das Spiel des Schicksals, daß er im Alter erblindete. Es ist dieselbe Tragik wie bei Beethoven. Der Verricher der Töne, denn die Musik der Sphären klang, mußte taub werden.

Die Fresken in Arezzo sind nicht nur an Größe und Zahl das Hauptwerk Pieros, sondern auch im Sinn eines Werturtheils, weil sie die Art, wie er seine Weltanschauung gestaltet, am reinsten aussprechen. Die übrigen Werke der Sechzigerjahre greifen bisweilen Ideen und Probleme heraus, behandeln losgelöst einzelne Motive, die in der Symphonie des Arezzofreskos zusammenklangen. Zwei sind Fresken, das dritte ein Tafelbild. Die eine Fresko befindet sich in der Fürstenkapelle im Vatikan. Man weiß nicht, welche Madonna der Palette hat. Mein willkürliches Benennungen einer Deutung ist es, wenn man darauf hinweist, daß Piero hier mit bewußter Absicht die schwangere Madonna gemalt hat. Dorthin, wo die Todten schlafen, hat er als Symbol des Lebens die fruchtbare Frau gestellt. Alle edleren Charakteristika kümmerte hat er dabei über die unmittelbare Gegenwart hinausgesehen und nur die natürlichen Gesetzen unterworfene Mutter dargestellt, er wußte für die Geistorbenen keinen tröstlicheren Schmuck an das Jenseits, gab aber der Menschheit das unsterbliche Weib als Symbole dauernder Zukunft. Das ist der Sinn der Auferstehung Christi in Borgo San Sepolcro. Alles Umdeutung, sie ist in der Raum als Thema empfunden, die

ruhige, feierliche, strenge, hat dieses Werk. Die Landschaft bewirkt es, mehr noch die Menschen. Wie gebannt liegen die Wächter in dumpfem Schlaf, und regungslos verharrt Christus, dem Heiland der Mosaiken so ähnlich. Er schnellt nicht auf zum Himmel, er ruht gar nicht im Grabe. Er steht da, als ob er seit Urbeginn schon gewesen und von hier noch auf das große Ende blicken wird, ein Einzelnfall zum Ewigkeitstypus erhoben. Die Taufe Christi in der Londoner Nationalgalerie ist dann der umbrisch verträumten Schönheit gewicht. Der Vorgang zeigt nichts Heiliges, nur mit vollendeter Meisterschaft gebildete nackte und halbnackte Männerkörper. Eine Gartenlandschaft mit blühenden Gehegen breitet sich aus, und vorne hebt ein Granatbaum seine dunkelgrüne Blätterkrone in den blauen Himmel, an dem weiße Wolkenstreifen ziehen. Im Ufergras stehen drei Engel, in knieen und schmiegen Gewändern, im goldigen Lockenhaar Rosen, Band und Kranz. Glanz und Sonne. Durch die lichte Haut Christi, auf die der Granatbaum grüne Reflexe wirft, schimmert rosig das kreisende Blut. Wieder ist es das große Leitmotiv der Abhängigkeit der Dinge von der Umgebung, diesmal aber in Farben ausgesprochen.

Sein pantheistisches Glaubensbekenntnis hatte der Meister in den Werken seiner Blütezeit niedergelegt. Es folgte der Ausklang, und dieser stimmt traurig. Piero ist gereift und abgeklärt, immer kühnere Probleme stellt er sich, ungebrochen ist seine Schöpferkraft; aber die Augen, die einst so hell und tief in die Welt geblickt, werden krank, ein Schleier senkt sich über sie, der dichter und dichter wird. Charakteristisch für diese Zeit ist der Umstand, daß nicht mehr die Landschaft den Hintergrund bildet, sondern die Architektur, und daß es, das letzte angenommen, nur Tafelbilder sind. So in der Verkündigung von Perugia in meisterhafter Perspective ein Arcadengang, auf der Geiselung Christi zu Urbino eine ganze Straße mit einem Portieus, dem Schauplatz der Handlung, und auf den beiden Architekturprospekten, wo er eine Phantasiestadt hinzubenkt und einen Hafen, mit marmornen Palästen umkränzt. Dann in dem Altarbild der Brera, einer Schöpfung voll gütig weiser Schönheit. Unter einem Tonnengewölbe, in einer Exedra, deren Wände bunte Platten aus Porphyr und Serpentin bedecken, thront Maria in königlichem Mantel, das schlafende Christkind auf dem Schoß. Ihr Gefolge sind stille, heilige Männer, schöne Engel in weißen Gewändern, und vorne kniet, in strahlender Panzerrüstung, anbetend, ein Ritter. Ueber den feierlichen Farbenduft huscht ein Reiz scheuer Grazie, wie Verklärung des Königs Kophetua von Burne-Jones. Und der kniende Ritter ist Federigo von Urbino und Madonna seine verstorbene Gemahlin, die bei der Geburt des Guidobaldo, der als Feldherr berühmt ward, ist, ihr Leben ließ. Der Fürst betet also zu seiner Frau, die ihm Liebe und einen Erben geschenkt. Es ist dies einer der Höhepunkte quattrocentistischen Empfindens, da die Erde schöner und der Himmel ferner war denn je. Ein Meisterwerk wäre es, aber ein olivgelber Nebel breitet sich darüber, die furchtbare Mahnung des beginnenden Augenübels. Der Kampf gegen die Finsternis ist nun tragischer, da es zuletzt nur noch Lichtprobleme sind, die Piero beschäftigen. Der Heilige bei Poldi-Pezzoli in Mailand und der Michael in der Londoner Nationalgalerie sind farbig letzte Consequenzen in ihren auf Silber und Gold geftimmten Harmonien, aber dunkle Schleier überziehen sie. Das Tafelbild in Sinigaglia enthält das weiteste Problem, das er früher schon berührt und das spätere Jahrhunderte erst lösten, ausschließende Räume in verschiedener Beleuchtung. Ein bürgerlich intimes Zimmer, von dem man durch die geöffnete Thür ein Seitengemach erblickt, in das durch die Spalten der geschlossenen Jalousien das Sonnenlicht stiert. Hinter der Gottesmutter, das Kind auf den Armen, stehen Mann und Weib, die beiden Adoranten. Ihre Formen aber verschwimmen in dem gelblich grünen Ueberzug, der dichter ist als vordem. Das letzte Werk folgt, ein Fresko, die Magdalena in Arezzo. Es ist wie ein schmerzliches Aufbäumen wider das Unglück. Gewaltig ist die Gestalt gedacht. Aber die Architektur, die ihm sonst so interessierte, musste er einem Schüler überlassen, und das Ganze umhüllt ein völlig trüber Nebel. Das große Dunkel ist genaht.

Ende der Siebzigerjahre zwang es ihn, den Pinsel für immer aus der Hand zu legen. Vor ex schon blind, als er seine theoretischen Arbeiten über die Commutation der fünf regelmäßigen Körper und über die Perspective schrieb? Neben ihrer mathematisch-wissenschaftlichen Bedeutung, die ich nicht bewerten kann, haben sie den Reiz der Erinnerungen erlauchter Männer. Rauchern und kalt, sind sie doch der Abglanz dessen, was er einst tief und heiß erlebt und in seines Königs Mittagsgehe geschaffen. Zur Jahrhunderte waren sie ein kostbares Vermächtnis.

Bald folgte der kurzen, unglücklichen, die ewige, friedensvolle Nacht. Am 12. October 1492 begrub man, was sterblich war an dem hohen Meister von Borgo San Sepolcro, in der Badia, der jetzigen Rathedrale seiner Heimatsstadt.

Breslau. Hugo Haberfeld.

„Aus dá Hoamát.“*)

Ja, das war eine laute Zeit, ein Leben voll Arbeit und Freud', da drinnen im Mühlviertler Bergland! Die Sonne lachte uns an Tag für Tag und gieng uns nie unter und erst recht nicht hinten beim Oekonische und bescheidenen Lampenschein in der langgestreckten niederen Gaststube, wo am blauen Montage die Thaten, auch „Mißethaten“ genannt, der verflossenen Woche und des Sonntages besprochen und die weiteren Festzugspläne entwickelt wurden. Ließen sich da Klagen vernehmen von der vorderen Tafelrunde über das wüste Schneetreiben, das die eigenen Hausthüren verlegt, oder über die noch garstigeren Leute mit ihren bösen Mäulern, und was man heute wieder gehört — da schauten wir uns oft so sinnhaft fragend an, ja was denn eigentlich Schön und was Wirklichkeit sei? Leuchtete doch hellichter Sonnenschein handgreiflich jedem von uns aus dem Gesichte, und unartig platzte ein schallendes Gelächter heraus. Das machte dann wiederum die Vorderen stutzig.

Ein würdiger Spießer schupfte sie für das einemal zurück ins Geleise: „Mein, hat's halt mehr da Närrisch grüaßen lassen!“

Es war der „Herr Professor“ — seines Zeichens ein ehrsamer Hutterer, aber allgemein so betitelt, denn im Bagatellabfangen war er Meister und gar in Compagnie mit seinem Freunde, dem Lederer, der zur rechten Zeit „der Sache immer einen neuen Anstrich zu geben wußte“.

Der Trumpf war ausgespielt, und zum „Zulaugnen“ stellte sich unfehlbar der Schussbartkramer ein:

„Ganz recht hat er, der Herr Professor, närrisch sind d' Leut: gestern bei dem Mateis'-Schneegstöber, das mä d'Gicht wieder rebellisch gmacht hat, strampfens da auffi und auffi á paar Stund weit nach Linnetschlag, und da das Bauernnöit, wia i' da hinten beinanda sitzen: da Pfleger mit sein' Buckiack, der hat á d'Zitherklampfen einpackt und so ein Buachkerem, da drei Lehrer und da Buachbinder, eahner „Heldentenor!“.

Ja, was hams denn da z'Weis g'habt?

„Was woaß i; d'Bauern, lagus, wollns gscheiter machn!“

Aha, also der alten Sache einen neuen Anstrich geben?

„Mein, sán eahr eh gscheidt gnua zun Leutanschimiern und stingán vor Stolz und án alts Spuichwort: „Kimmt da Bauer aufs Ross, dárenkt a 'n Teufl!“ Da sollt má ah no dazua helfen? Sollt án ladá auf eahn stehn schaun.“ —

Kreuzelement, fehlt es jo in den Elementen, da muß man dreinfahren! Ein Ruck, und der hintere Tisch erhebt sich mitsammt seinem Bierstoff und zwängt sich in die vordere Runde.

Mit Verlaub! — Ja, meine lieben Herrschaften, das ist doch kein rechter Standpunkt, und bei solchen Sprichwörtern sind auch die Umstände und Zeitverhältnisse ihrer Cunittreeentistischen Empfindens, da die Erde schöner und der Himmel ferner war denn je. Ein Meisterwerk wäre es, aber ein olivgelber Nebel breitet sich darüber, die furchtbare Mahnung des beginnenden Augenübels. Der Kampf gegen die Finsternis ist nun tragischer, da es zuletzt nur noch Lichtprobleme sind, die Piero beschäftigen. Der Heilige bei Poldi-Pezzoli in Mailand und der Michael in der Londoner Nationalgalerie sind farbig letzte Consequenzen in ihren auf Silber und Gold geftimmten Harmonien, aber dunkle Schleier überziehen sie. Das Tafelbild in Sinigaglia enthält das weiteste Problem, das er früher schon berührt und das spätere Jahrhunderte erst lösten, ausschließende Räume in verschiedener Beleuchtung. Ein bürgerlich intimes Zimmer, von dem man durch die geöffnete Thür ein Seitengemach erblickt, in das durch die Spalten der geschlossenen Jalousien das Sonnenlicht stiert. Hinter der Gottesmutter, das Kind auf den Armen, stehen Mann und Weib, die beiden Adoranten. Ihre Formen aber verschwimmen in dem gelblich grünen Ueberzug, der dichter ist als vordem. Das letzte Werk folgt, ein Fresko, die Magdalena in Arezzo. Es ist wie ein schmerzliches Aufbäumen wider das Unglück. Gewaltig ist die Gestalt gedacht. Aber die Architektur, die ihm sonst so interessierte, musste er einem Schüler überlassen, und das Ganze umhüllt ein völlig trüber Nebel. Das große Dunkel ist genaht.

Ende der Siebzigerjahre zwang es ihn, den Pinsel für immer aus der Hand zu legen. Vor ex schon blind, als er seine theoretischen Arbeiten über die Commutation der fünf regelmäßigen Körper und über die Perspective schrieb? Neben ihrer mathematisch-wissenschaftlichen Bedeutung, die ich nicht bewerten kann, haben sie den Reiz der Erinnerungen erlauchter Männer. Rauchern und kalt, sind sie doch der Abglanz dessen, was er einst tief und heiß erlebt und in seines Königs Mittagsgehe geschaffen. Zur Jahrhunderte waren sie ein kostbares Vermächtnis.

Bald folgte der kurzen, unglücklichen, die ewige, friedensvolle Nacht. Am 12. October 1492 begrub man, was sterblich war an dem hohen Meister von Borgo San Sepolcro, in der Badia, der jetzigen Rathedrale seiner Heimatsstadt.

Breslau. Hugo Haberfeld.

„Aus dá Hoamát.“*)

Ja, das war eine laute Zeit, ein Leben voll Arbeit und Freud', da drinnen im Mühlviertler Bergland! Die Sonne lachte uns an Tag für Tag und gieng uns nie unter und erst recht nicht hinten beim Oekonische und bescheidenen Lampenschein in der langgestreckten niederen Gaststube, wo am blauen Montage die Thaten, auch „Mißethaten“ genannt, der verflossenen Woche und des Sonntages besprochen und die weiteren Festzugspläne entwickelt wurden. Ließen sich da Klagen vernehmen von der vorderen Tafelrunde über das wüste Schneetreiben, das die eigenen Hausthüren verlegt, oder über die noch garstigeren Leute mit ihren bösen Mäulern, und was man heute wieder gehört — da schauten wir uns oft so sinnhaft fragend an, ja was denn eigentlich Schön und was Wirklichkeit sei? Leuchtete doch hellichter Sonnenschein handgreiflich jedem von uns aus dem Gesichte, und unartig platzte ein schallendes Gelächter heraus. Das machte dann wiederum die Vorderen stutzig.

Ein würdiger Spießer schupfte sie für das einemal zurück ins Geleise: „Mein, hat's halt mehr da Närrisch grüaßen lassen!“

Es war der „Herr Professor“ — seines Zeichens ein ehrsamer Hutterer, aber allgemein so betitelt, denn im Bagatellabfangen war er Meister und gar in Compagnie mit seinem Freunde, dem Lederer, der zur rechten Zeit „der Sache immer einen neuen Anstrich zu geben wußte“.

Der Trumpf war ausgespielt, und zum „Zulaugnen“ stellte sich unfehlbar der Schussbartkramer ein:

„Ganz recht hat er, der Herr Professor, närrisch sind d' Leut: gestern bei dem Mateis'-Schneegstöber, das má d'Gicht wieder rebellisch gmacht hat, strampfens da auffi und auffi á paar Stund weit nach Linnetschlag, und da das Bauernnöit, wia i' da hinten beinanda sitzen: da Pfleger mit sein' Buckiack, der hat á d'Zitherklampfen einpackt und so ein Buachkerem, da drei Lehrer und da Buachbinder, eahner „Heldentenor!“.

Ja, was hams denn da z'Weis g'hab

auch die andern nach Möglichkeit interessieren. Dafür wollen wir Schule machen in Wort, Gesang und Spiel. Das ist „dö dridowelt Gwalt, dö d'Seel frisch dahalt“. Ja, mit verständigem und gemüthvollem Sinne heißt es hineinarbeiten in die Volksseele, auf daß sie immer mehr befähigt werde, sich „nach Wolkdon z'labn und z'lögn“; und diesen Sinn und Zweck haben unsere „heimatlichen Abende“. Sonntäglicher Weile, anstatt selbst irgendwo zu sumpfen, hinausziehen in die freie Gottesnatur, sich abrausen mit Wind und Wetter und also gestärkt hineintreten in die versammelte Volksgemeinde . . . .

Eingeregt durch einen gemeinnützigen Vortrag und warm gemacht durch ernste und heitere Weisen „Aus da Heamat“, schält sich sichtbar das Trennende allmählig ab, und jene empfängliche Stimmung zieht ein, die, richtig ausgenützt, bleibenden Erfolg zeugt und die eigene Thatkraft neu beschwingt.

Die Ueberzeugung von dem thatenlustigen Ernste, von der Ehrlichkeit und Güte der Sache beherrscht die Runde, und es zeigt sich so recht handgreiflich, daß jenes tiefe Wesen unsere mundartliche Volksdichtung durchdringt, wie es Meister Stelzhamer charakterisierte:*)

„Dan wödá, oan schröda,
Doan höbn und oan lögn —
Das alls muaß a Gsang
Mit sein Klang vamögn. . . .

Dein Gsang muaß á Knecht sein,
Der Tog und Nacht werkt;
Denn sist bist du koa Herr
Und koan Herrlekeit wert.

Und hin muaß á kumá,
Wann 's is wodawoll,
Und her muaß er 's bringá,
Wann's is wasdawoll —

Wasdanvöll, wodawöll
Af dá Stöll, vo da Stöll;
Hängts oba du Himmelsgwoll,
Oda lengt's d'Höll!“

*

So selbst gehoben in der eigenen Ueberzeugung, öffnet sich ganz das Herz, und der Redefluß bricht hervor:

„Meine lieben Leutln! Wöt und Muada hot dá Mensch und all unsa mitánand sölln fortwertá in eahm lebmásiang. Da ‚Bedaverstand‘ für eahm allean is á Schlankl: alls mecht a netta ái sein' Seit'n umátriagn; da muaß 'n 's Muadagmüath zuatrautt zuabibagn: „Ja mein, was treibst denn? Zwegn wö lobn má beinandn ön dá Nachbarschaft, wann ár jads just af sein Vortheil schaun mecht und wo gáb's aft á Hilf und an Zsammstand ön dá Noth und G'fahr?! Thuat do jo wohl, geht má aufá für d'Thür und grüaßt zum Freundli einá in dá Nachbar. Auf den muaßt á'rli schaun, daß's der ah wieda fo machn, daß schöfti eás d'Freud das Lobn und hiatnah ön Sögn!“ Na, wia Mann und Weib z'sámm' ián zan Leib: so soll'n zu ánand steh'n und geh'n mit ánand und nöt loss'n you anand . . . Gmiath und Bánand! Und die besten Lehrmeastá sind die Weis' sánd unsere Dichter!

Da kam má jetzt ja gfrört vo dö örtá Stückla, dö i für-bracht han, was für Haupkámpln ma davon ön unsárn Ländl kam.

Nöt: wöt glei an andas Ländl is sicken beinand: da mianss ma Holz zem dramt, und da muaß ma, wann ma i schaun und ehrn und das thoan má, wann ma j' halten wia unsare beiden Freund und brav dem auf rahare Lehrn!

Drum sollt do Buachta da „Aus da Heamát“ en an jedn Haus daheam sein als Hausspruchln, daß má drum greifn mag nach Belieabn. „Zwegn den ham ma j' ah zsammgsöllt und aufgebn:

Ja, Zsammhaltn Mottá'n da gantn Zeit, wia Bam und wia Stean!
Und wer kann was was anhaltn, was nöma und ebm?
Net dem Zuadöer allean Dari ma: „Seit'n Gott dánnt!“ schrein —
Antlitzt Barschaftá mangá eh nu á Zsammhaltn trat.
Was dár pakt mei Hand,
Kimmt den anderen leicht an
Und ah der Mensch hat mei,
Den da Herrgá net gfallt.
Was so dar Gott an Bergbaun z' á Grundfestn gmacht,
Zrillt ma d'Kraft an da Hoamat ei: Gsetzt a Baam koa
Er hat, daß 's da nöt gschwind gnug Wurzln ei'n schlagt.
Und so wenig, wie ma a Baam von Hochgebirg a. d. Donau . . . .

Schau und eingöhlhaun kann!

So gwagt sich die zagschlunatesten Obstbaumtentln, heraus aus dem Mutterland der eingsprengtesten Bauln, und werden da mit Bergnamend zu, wiederstandln. Dann is wohlgrat, wia in seinem Kindergschirrl und -wiagl á die Kinder, auch in da Fremdschaft.

Drum Zahn und, ánander zeigt ma hier, wia ma z' Hausbaun, Zsammhalt und wahre Mannsá' Tugendsamen . . . .

„Tannagbam Zapfen
Burnbluam Birn,
A guats Herz is má liabá
Zwiar das gschriebete Hirn!“

Ja, wo ein solches für Volksthum irgendwie eintritt, aber das Herz nicht mitfühlt, da dringt sein Geist nicht in die Tiefe des Volkslebens, und die Macht, die daselbe beherrscht, fühlt sich wenig alteriert durch sein Gebaren: aber Himmel und Hölle werden in Bewegung gesetzt gegen den Eindringling, der mit Leib und Seele einzieht für seine Lehre, wenn sie auch nur um Haaresbreite abweichen sollte von der alten Bahn. Item, das gehört wieder zur Schule des Lebens für ihn und mit ihm für sein Bereich, die schließlich auch ihre Früchte zeitigt.

Daneben haben sich aber auch eingestellt:

„Muahliche Eichi'n*)
Und friedsámi Tág —
Und dö geh'n dár dáhin,
Zwia dá Bach unter'n Steg!
D' guadi Zeit, was ma nenn,
Dá parreunt und varrennt,
Gar so eilads zán End'.
Eh' 's nur recht wird dásennt.

Das waren jene freien Zeiten seligen Andenkens, wo das ganze Stelzhamer-Quartett sammt dem Spielmann ausgestiegen war auch in andere Landesviertel zu solchen Abenden. Da erweiterte sich mächtig für die heimatliche Volksdichtung der Kreis ihrer Freunde und Förderer. Diese selbst bildeten neue Mittelpunkte für deren Verbreitung und so konnte sich das gegen Mitte der Achtzigerjahre von drei Jugendfreunden als Stelzhamerbund begründete Sammelwerk „Aus da Hoamát“, Volksausgabe mundartlicher oberösterreichischer Dichtungen und Lieder, entwickeln mit seiner Ausgabe, dieselben zum Gemeingute des Volkes zu machen.

Neun Bände sind bisher erschienen, der erste Band (Sammelband) — beginnend mit M. Lindemayr, geboren im Jahre 1723 — nunmehr in dritter Auflage als neunter Band der ganzen Reihe, ergänzt bis in die jüngste Zeit; ferner die Einzelbände: Puresch'á — Schoffer — Moser — Reischl — Hanrieder und Stelzhamer I. Theil, sowie eine Jugendausgabe und „Liadá und Gsángl“. Davon sind über 18.000 Exemplare unters Volk gebracht, zumeist im Selbstvertriebe.**)

Mit der neuen Stelzhamer-Ausgabe, deren zweiter Band mit der von Dr. Mayrhofer neu bearbeiteten Biographie nun endlich im Herbste l. J. erscheinen wird, Subscriptionspreis fl. 2·15, hat sich aber der kleine Bund der drei heute eine eigentliche Landesfiliale auf seine schwachen Schultern geladen. Ein Notenanhang von rund 8000 fl. für Ankauf der Verlagsrechte, Künstlerhonorare, Buchdrucker- und Buchbindereilosten u. dergl. ist da wertzumachen: daher die freundliche Einladung zum allgemeinen Zugriffe auf diese Ausgabe. Es gilt, diesen suddenitischen Meister allseits zur Geltung zu bringen, wie er es verdient! Dies hat sich der Band von Anbeginn seiner Arbeit zur Hauptaufgabe gestellt.

Nur so ganz nebenher ist bisher Stelzhamer in den Literaturgeschichten behandelt; und in den Lesebüchern unserer Mittelschulen, wo in den Sechzigerjahren doch eine Dichtung „Da Pickn“ aufgenommen war, ist seit 30 Jahren nichts mehr von ihm zu finden. „Volksabende“ zu schaffen und allenthalben einzubürgern — dahin geht schon vielfach der Mahnruf; im richtigen Sinne kundigen, mit Anregungen im Ernsten und Heiteren, wie es das Leben mit sich bringt und wandle, waren sie wahrlich geeignet, einem arg fühlbaren Bedürfnisse abzuhelfen.

Das Sammelwerk „Aus da Hoamát“, für welches Stoff zur weiteren Fortirung in Hülle und Fülle noch vorhanden ist, würde eine ergiebige Grundlage dafür abgeben und ermöglichen, daß sich solche Abende auch in kleineren Orten, wie dort und da schon angebahnt, einbürgern. Das Volk mit dem reichen Schatze dieser Dichtungen und Lieder vertraut zu machen, gehört denn doch auch zur erziehlichen nationalen Arbeit, von der so viel gesprochen wird.

Darum allseits auf auch zur That!

Am 11. Juli sind es 25 Jahre, daß Stelzhamer, der Franz von Pocci'schen, zur Ruhe eingegangen ist.

Diesen Gedächtnistag eine lange Octave hindurch recht sinnig zu begehen durch regen Zuspruch auf seine Werke, da könnte sich jeder ein gar schönes Bild einlegen bei ihm und sein'n Muadal, und ich stehe gut dafür mit dem doppelten Einsatze, daß er damit Zinnfüße zeitlebens dieses wohlerhaltig Liebes-gelöbnis lösen wird, denn:

„Du Mensch in eahm Herz
Is ám winzigs Bronn
Und so wenig Wasser,
Sand an Kiesel da Zeit.“

Und „Du, Mensch!“ war sein Beruf.

Dr. Hans Zeil.

Rudolf Rittner.

In diesen Tagen kehrte in ausgereifter Kraft seiner starken und einzigen Persönlichkeit ein Künstler nach Wien zurück, das er vor Jahren in erster Jugendbahnung aller blühenden Reviere verlassen hatte. Einige seiner bedeutenden Leistungen, nicht die bedeutendsten, wird Wien kennen lernen. Wer aber Rudolf Rittner nicht als Fuhrmann Henschel, als Jägermorik in den Webern und als Rank in Nora gesehen, wird die Wurzel dessen, was ich hier über ihn sagen möchte, nicht ganz erfassen können. Freilich, Ibsens Oswald hat er gespielt — da redet seine junge Seele und deutet auf die bildnerische Kraft, welche fähig ist, mit derselben zarten Liebe das Seelenleiden eines schlesischen Fuhrmanns wie das eines nordischen Malers zu gestalten.

Ich lernte Rittner vor sieben Jahren bei Otto Brahm kennen. Das Manuscript eines Schauspiels, welches Manuscript geblieben ist, las ich vor in erster Angst und Hoffnung, nur Brahm und Rittner waren meine Hörer. Diesen Abend und die Nacht darauf werde ich nie vergessen, besonders den Heimweg nicht, welchen ich „bei grauendem Morgen" mit Rudolf Rittner machte. Er behauptete später, der Wein sei mir ein bischen zu Kopf gestiegen, aber das war nur ein Scherz von ihm, meine Trunkenheit damals hatte andere Gründe.

Es war die Zeit der großen Hoffnung, der ahnungsvollen Ruhe nach den Stürmen der Revolution vom Jahre 1889. Gerhart Hauptmann, der Brennpunkt jener Kämpfe, hatte sich selber gehalten, was er sich selber versprochen hatte, und mit den „Webern" reichte die neue deutsche Dramatik über die kleineren Sturmgeister ihrer Anfänge hinweg den letzten einsamen Gliede des großen Geistesreigens die Hand, welcher durch Jahrtausende hindurch dramatische Kunst bedeutet.

Aus den hohen Reichen der Idee in die unendlichen Reiche plastischer Gestaltung ihrer Träger — das ist das Zeichen künstlerischer Ziele am Ende dieses Jahrhunderts. Bildner seiner Dichtungen und Dichter seiner Gebilde zu sein, Menschen in ihrer Ureinheit von Körper und Geist auf allen Seiten, in jedem Augenblick des Tages und der Nacht beleuchten und belauschen zu können, allwissend zu sein wie ein himmlischer Vater, der aus Mädchenpracht und Kinderglauben sich im Künstler endlich als Geschöpf seiner Geschöpfe bekannt hat — in dieser irdischen Unendlichkeit liegt das Ziel. Allmutter Natur hat unserem Verlangen wieder die Arme geöffnet, und alles, was künstlerische Ehrlichkeit und Reinheit bei ihr finden, hat Wert. Auch Abgründe, bodenlose, voll Grauen, werden geöffnet neben einsamen Thälern von süßer Schönheit, in denen schon lange ungeahnt der Frühling herrschte. Wer aber die Abgründe meidet, verschließt sich auch die Thäler — nur reine Wanderer werden gebraucht für den kurzen, blühenden Weg über Gräber und Vergänglichkeit. Unredlich ist der Gewinn, unendlich die Ausblicke, die sich immer wieder von neuem öffnen.

In jener Zukunft vom Jahre 1892 fühlte ich mich, der in künstlerender Umgebung, verirrtem Geschmack die ersten Rufe der neuen Kunst vernahm, zum ersenmale wirklich als reiner Wanderer ins reine Land. Und der junge, leidenschaftliche Mann, der neben mir berichtet und in seiner abgerissenen, verhallten inbrünstigen Art von den Hoffnungen und Wallungen der neuen Bewegung, den ausschließlichen Widerstande aller Bureaukratiebeamter von Wahrheit und Schönheit sprach und mich mit ernster Ernmthigung, die er entzündend jung und humpriffisch auszuprechen wußte, in den Strom seiner Empfindung mit hineinzog, dieser Bauernsohn aus Schlesien, wurzelnd im Leben wie in seiner Kunst, die es einzig darstellen sollte, war ein Schauspieler und einer, wie ich nie gewußt hatte kennen zu lernen. Hatte der Gott, der die Dramatiker an die Ehrlichkeit der Natur band und vor der Natur band, auch mich so völlig ergriffen, wie packte mich nun die Ansicht, daß das Theater, dieses starre Gebilde erloschener Phantasieen, aus dem besten Kern der Zuschauer heraus, von Dichterehrlichkeit und Naturbeseelung schauspielerisch erobert werden konnte? Rittner, aus der Wald- und Bergluft seiner Heimat kommend, von allen Künsten das goldene, geheimnisvolle Band ihrer Schöpfung im Herzen, der sprach die gemalte Welt mit wirklichen Menschen zu beleben, wo bisher in viele ertige Purpen die tumultuösen Farben als tiefe Entäuschung sehen blieben. Er hat es vollbracht, immer wieder, bei Ibsen und Hauptmann, bei Strindberg und Schnitzler, bei Hahne und mir. Sein Fuhrmann Henschel bedeutet die Meisterstufe seiner Kunst, und ich wechte hier, da Worte nur wie Lob und nicht wie Schilderung erdienen, Schilderungen seiner Leistungen aber vom Schauspieler, diesem Meister des Augenblicks, von dem bereits unmöglich gemacht worden, völlig darauf verzichten und statt dessen noch einiges über die Bedeutung von Rittners Individualität für das Drama, über die Bedeutung ihrer Kunst und endlich über das Missverständnis, das sie bisher erfahren hat, sagen.

Rittner hat eine sehr Abneigung, Rollen im „Grimm" zu spielen. „Dieses" sind ihm ein Schrecken. Die leichte, saftige und saunige Art, mit der er solche Abneigungen aussprach, verbirgt bei seinem Nachdenken über die Persönlichkeit, die sie ausgeschaffen, zwei Folgerungen in sich. „Gestim" und „Dieses" enthalten für den Darsteller meistens die Annahme, daß ihr Träger nicht die Sprache des Lebens spricht. Wenn nun der Vers auch für den Dichter immer die Sprache des Lebens bedeuten wird, so wird sich der moderne Schauspieler mit ihrer Wiedergabe immer in einer erdichteten Welt befinden. Besonders Rittner. Von seiner Abneigung, in Gestim und Tricot zu spielen, kann man auf seine Abneigung, in Versen sich auszusprechen, schließen, und von dieser wieder auf die vor der Verkörperung, im wörtlichen Sinne, von Gestalten, deren Leben und Sprache jenseits unserer und seiner Welt gedichtet sind. Ich kann mich nur einer Verdausgabe erinnern, wo ich Rittner unbefangen die Macht seiner Natur entfalten sah — der Waldschrat in der Versunkenen Glocke. Hier riß ihn aber Stock und Stein die Naturbeseelung seines Dichters mit.

Flüchtige Betrachter beurtheilen die schlackenlose Ehrlichkeit dieser Begabung als Enge und einförmige Begrenzung. Ihr Ausspruch, der da immer wieder mit neuem Wohlgefallen wiederholt wird, lautet: „Er ist immer derselbe." An dieser Einfalt aber liegt die Wahrheit — nach der großen und nach der kleinen Seite hin.

Ein weltverborgenes Dorf mit seinem Tannenwald und seinen Bergen kann ganz die Heimat, die Betrachtung einer reichen Kunstentwickelung sein. Er, der später im Getriebe der Großstadt Menschengröße und Menschenniedrigkeit in tausend spielenden Flammen erkennen sollte, er, der aus reiner Sehnsucht nach den Früchten aller Künste greift, die ihm aus einer Mutter brüderlich erschienen — seine Jugendgespielen waren flachsbaarige, barfüßige Dorfjungen und Mädchen, ihm ebenso lieb wie die Pferde und die kleinen Katzen, die Hunde und Hühner seines Vaters. Biblische Bilder von Gott und Eltern, Heimat und Beruf umfingen seine Seele, bis die geheimnisvolle Frage im Innersten, die seine Begabung war, ihn forzog aus dem Kinderfrieden des Dorfes in die große Stadt, in die Schule der Künste. Erst Musiker, dann Schauspieler, sah ihn Wien, und Schauspieler ist er in Berlin geblieben, wo die Jahre des Ruhmes samen. Sicher lebt aber auch ein Maler, ein Bildhauer und ein Dichter in ihm. In den einfachsten Voraussetzungen, herber Ehrlichkeit und Sehnsucht nach Erkenntnis des Gegenwärtigen, seiner Liebe nur sicher für die Leiden der lebenden Menschen, trat Rittner als Reproduzierender frisch und unbelasten in die Bewegung ein, welche die produktive Kunst ergriffen hatte. Seine naive Natur gewann sofort die tiefste Fühlung mit der gegen Ueberlieferung kämpfenden Schmucht nach Natur, mit den Schaffenden in der Schöpfung. Kostbar erschien diese unverbrauchte Kraft, und ihr Sieg war bald entschieden. Wo seine Ueberzeugung, die ihm selbstverständlich und nie errungen war, mit unwichtiger Beredsamkeit sprach, da ließ man gern von allen Träumen der Vergangenheit ab und wandte sich mit neuer Ehrfurcht der lebendigen Gegenwart zu. Ein neues, durchdringendes Gefühl des menschlichen Wirkungskreises, den er so oft verlor, beschlich den zweifelnden Dichter bei dieser Sicherheit — „Gräber liegen doch ringsum, und was ich selber fühle und fühlen lasse, ist einzig mein Erlebnis. Ich kenne Fuhrmann Henschel von Rittner dargestellt — kenne ich ebenso den Tänen Hamlet, selbst wenn der große Koiny ihn darstellt?"

In dieser Frage ruht die Bedeutung und die Begrenzung von Rittners Kunst. Freilich auch die des Dichters. Während aber Hauptmann mit seinem Märchendrama und dem Florian Geyer die Grenzen selber zu öffnen vermochte, schließt sich Rittner mit bewußtem Willen ein. Der Baum im Walde braucht zu seinem Wachs ihm kein „Stilgefühl", das hat ihm Gott gegeben. Aber der Schauspieler kann nicht Baum im Walde sein wie der Dichter, die Ehrlichkeit seiner Natur kann „immer dieselbe" sein, aber seine Aufgaben sind es nicht, und so muß aus eigenem Boden gewachsene Phantasie und durch Studium errungene Kenntnis der Zeit und Empfindungsweise vergangener Zeiten und Menschen ihm helfen, vergangene Dichter darzustellen. Binden diese äußerlichen, so waren sie nicht für Rittners seelische Stärke auch blind, ihre eigenen Töne wurden ihnen aber in seiner Sprache fremd erdichten. Wegen sie sich abwenden — das Drama der Gegenwart wendet sich Rittner mit offenen Armen zu, wie er sich unbekümmert und muthig ihm anvertraut hat. Und vor die Waldschrate seiner Erdichtung, die tückische Macht seiner Einbildung einmal ganz und weiches an sich reißen kann, der wird ihn entweder in die heiten und ruhigen seiner Vertreter unserer Kunst.

Berlin. Georg Hirschfeld.

Die Woche.

Volkswirtschaftliches.

Die Gründungswut, die der Krieg nicht einmal so ganz unterdrückt hatte, scheint wieder in ihre alten Rechte treten zu wollen. Es ist doch sehr bezeichnend, daß die Zahl der neuen Aktiengesellschaften, welche im Juni 1899 ins Leben gerufen wurden, die Ziffer des Vormonates um 50 Prozent übersteigt. Es ist ferner bezeichnend, daß die Zahl der Gesellschaften, welche ihr Kapital erhöhen, im Juni 1899 um 50 Prozent größer ist als im Juni 1898. Es ist bezeichnend, daß die Zahl der Gesellschaften, welche ihr Kapital herabsetzen, im Juni 1899 um 50 Prozent kleiner ist als im Juni 1898. Es ist bezeichnend, daß die Zahl der Gesellschaften, welche ihr Kapital herabsetzen, im Juni 1899 um 50 Prozent kleiner ist als im Juni 1898. Es ist bezeichnend, daß die Zahl der Gesellschaften, welche ihr Kapital herabsetzen, im Juni 1899 um 50 Prozent kleiner ist als im Juni 1898.

Digitized by Google

Eisen- und Maschinenindustrie zu den Industriezweigen, die in solch ungewöhnlich günstigen Conjuncturen auch unsere Industriellen Aufmerkungen machen, um Weltmarkt eine Rolle zu spielen; angesichts der Ueberzahlung der Industrien der Nachbarstaaten mit Aufträgen, könnte es nicht schwer fallen, unseren so geringen österreichischen Export zu heben, zum mindesten aber den inneren Markt ganz zu erobern. Und wir lesen ja auch fortwährend in unseren Blättern über unsere zunehmende Eisenausfuhr; aber wie verschwindend klein sind die Mengen, um die es sich dabei handelt. Um 40.000 Tonnen ist der Import von Eisen und Eisenwaren nach Deutschland in dem einen Monat Mai gestiegen und unser ganzer Export an diesen Producten nach Deutschland betrug in demselben Monat wenig mehr als 10.000 Meterzentner oder 1000 Tonnen, und unser Gesammtexport an diesen Waren eirca 7500 Tonnen. Zu diesem kolossalen Mehreonsum in Deutschland liefert Oesterreich geradezu nichts. Es ist wahr, unser Export an Hab- und Ganzfabrikaten aus Eisen und an Maschinen ist in den fünf ersten Monaten des Jahres um etwa drei Millionen Gulden gestiegen und betrug eirca über 13 Millionen Gulden. Aber was ist das gegenüber dem Anwachsen von Deutschlands Eisenreinfuhr um 40.000 Tonnen in einem Monat. Unser Exzeßport betrug während der ersten fünf Monate des Jahres über 13 Millionen Meterzentner mehr als im Vorjahre, doppelt so viel als unser Durchschnitts-Export. Diese Erze haben einen Wert von kaum 1 fl. per Meterzentner, können nur diese nicht im Inland in Ganzfabrikate verwandelt und dann exportieren, da der Meterzentner von Ganzfabrikaten einen Durchschnittswert von 50 fl. hat? Aber nicht einmal den inneren Markt hat unsere Eisenindustrie bisher erobern können. Wohl ist die Einfuhr an rohem Eisen, Stabeisen, Blechen, Trägern u. von 1·1 Meterzentner auf 0·5 Meterzentner zurückgegangen, weil die Inländischen ihr Roheisen im Lande besser verwerten können, aber an Eisenfabrikaten und Maschinen haben wir mehr hereinbekommen als im Vorjahre und unsere Maschinenreinfuhr ist noch immer mehr als doppelt so groß als unsere Ausfuhr. Während der letzten zwei Jahre, durch welche der industrielle Aufschwung im Ausland anhält, ist in Oesterreich nicht eine Neugründung auf dem Gebiete der Eisenindustrie belannt geworden und mit Ausnahme der Reorganisation der Alpinen Montan-Gesellschaft auch kaum eine wesentliche Erweiterung vorgenommen und Zahlen. Wozu auch? Oesterreichische Industrielle haben es nicht nöthig, sich anzustrengen, um eine Stelle auf dem Weltmarkte zu erobern. Von dem Roheisenfabrikanten bis zum letzten Schrauben- und Maschinenfabrikanten sind sie alle durch Kartelle geschützt, welche ihnen, ohne daß sie es nöthig hätten, ihren Absatz zu mehren, eine Rente sichern. Ungeheure Millionen sind in Deutschland für Neugründungen und Betriebserweiterungen in der Eisenindustrie ausgegeben, zehntausende neuer Arbeitskräfte sind angestellt, die Löhne von Hundertausenden sind erheblich gesteigert, die Production auf ungeahnte Höhe gebracht worden, und da der Bedarf doch nicht zu befriedigen war, haben die Preise endlich das Niveau erreicht, auf welchem sie sich im zoll- und tarifgeschützten Oesterreich seit Jahr und Tag bewegen. Von den gesteigerten Erträgnissen der deutschen Industrie erhält das ganze Land seinen Theil, die einen in Löhnen, die anderen in reicheren Preisen der zur Erzeugung der Eisenwaren verbrauchten Rohstoffe. Aber bei etwas von den 30 Procent Uebericchuß, welche die Prager Eisenindustrie-Gesellschaft alljährlich verdient? In Deutschland sind die Preissteigerungen das Resultat der wirthschaftlichen Erstarkung, des gesteigerten Bedarfes. In Oesterreich ist es der nackte Preiswucher, der alle Schäden, die der Kartellwirthschaftbetrieb mit sich bringt, verdeckt. Und die Preise beginnen bereits eine neue Steigerung zu erfahren. Schon hat die Prager Eisen-Gesellschaft die Preisnachlässe, welche sie unter dem Drucke der bevorstehenden Eisenenquete um die Jahreswende den Eisenwarenfabrikanten zu Ermäßigungen eingeräumt hatte, wieder aufgehoben. Die Roheisenpreise selbst dürften in kurzer Zeit erhöht werden. Dank der neugegründeten Hernadthaler Eisenindustriegesellschaft ist das ungarische Eisencartell bei bald zwei Jahren gesprengt und konnten daher auch die Eisenpreise nicht wohl aufrecht gehalten werden. Jetzt scheinen die Verhandlungen mit der Hernadthaler wegen Eintritt ins Kartell zum Ziele zu führen; das ungarische Trägerkartell ist schon gebildet, die Trägerpreise sind auch schon erhöht, auch das Traktstiftenkartell hat die Preise teplitzt, um eine Krone in die Höhe gesetzt. Und bald wird auch unser Roheisenkartell nachziehen. Heute notiert Stabeisen in Böhmen il 145, in Wien angeblich der ungarischen Conventions il 11·25, in Deutschland Mark 18, also etwa gleich doch Sobald das ungarische Kartell feingetigt sein wird, wird man hier wieder mit den Preisen hinaufgehen, nach und nach unglücklich nahe zur deutschen Parität plus Zoll und Fracht — il 14·75. Die Continuirliche in Deutschland hat nur ausgenutzt zur Steigerung des Preiswuchers nicht zur Ausdehnung der Production, nicht zu Neuanlagen, nicht zur Eroberung fremder Absatzgebiete. Unsere Industriellen wollen im Schatten der Kartelle eine Rente brechen. Unternehmer sind sie nicht. Possibens, daß es bei der Breite spielen. Baron Teufelsbach Industrielle auch so, denn heute die Arbeiterin der Arbeiter den gewaltigen Aufschwung erlebt. Auch Deutschlands Industriellen war es nicht verborgen, daß die Conjunctur zahrelang anhalten werde. Aber jeder neue Gulden, jede neue Ersparungsregung wurde in neuen Schäften, in neuer Einrichtung der Anlagen benutzt. Aber haben die Industriellen nur ein Beispiel? Die Production stets möglichst einzuschränken und den kleinen Production möglichst hoch zu erhalten. Das all muß politisches Gutes, die wirthschaftspolitische Moral that an diesem Charakter unserer Industrie, industrie, ist geradezu. Gefährlich sind es also. Aber ein Land mit einem so gesunden Industriefleiß wie Oesterreich-Ungarn ist nicht prosperieren, kann am Weltmarkt keine Rolle spielen.

Kunst und Leben.

Mit der Zeit. Wiener Theaterkunst und der Berliner Theaterkunst. Wie sich die Zeiten ändern! Vor einigen Jahren noch war es ein Vorrecht der Wiener Theaterkritik, sich über die Berliner Theaterkritik lustig zu machen. Die Wiener Theaterkritik war ja so viel geistreicher, witziger, pikanter, als die Berliner Theaterkritik, die sich in ihrer Schwerfälligkeit und Gründlichkeit so gar nicht mit der Wiener Theaterkritik messen konnte. Und heute? Heute ist es gerade umgekehrt. Heute ist es die Wiener Theaterkritik, die sich in ihrer Schwerfälligkeit und Gründlichkeit so gar nicht mit der Berliner Theaterkritik messen kann. Heute ist es die Wiener Theaterkritik, die sich über die Berliner Theaterkritik lustig mach

cationen, wie beispielsweise auf dem Titelblatt des Prachtwerkes „Handzeichnungen alter Meister der Albertina und anderen Sammlungen" das Wort „alter" infolge des falschen linearen Abstandsprincipes in zwei Theile gerissen erscheint. (Abbildung Seite 14.) Der Flächeninhalt zwischen L und T ist zehnmal so groß, wie zwischen A und L. — Sehr fein ist, was Lavisch über die nicht durchwegs gleichmerzig erscheinenden Flächenzwischenräume sagt. Er vergleicht die Winkel innerhalb der Buchstaben S, B, G und dergleichen mit Alluvien oder Verlandungen, die dem Auge nicht so wohlweig erscheinen wie die freien, nicht von Buchstaben eingeschlossenen Ausschnittflächen des Hintergrundes, die er die „offene See" nennt. (Beispiel: das Wort „Stieg" auf Seite 29.) Beherzigenswert erscheint auch die Rücksicht auf die Lautierung bei zusammengesetzten Consonanten, welche oft mit guter Wirkung in Beziehung zu einander gebracht werden können (zum Beispiel st. ck. ck). Immer muß in erster Linie die gleichmäßige ornamentale Massenvertheilung angestrebt werden. Große Hinsicht legt der Verfasser auf den Einfluß der — richtig verstandenen — Moderne, welche, obwohl sie sich von den verhängnisvollen Begriff der „Stileeinheit" emancipiert habe, doch zu ornamentaler Größe emporstrebt und auch den Buchstaben als gut verwendbares Decorationsmotiv erkannt hat. Man darf die Schrift Künstlern, Handwerkern und Laien angelegentlichst empfehlen, denn ein jeder wird Nutzen daraus ziehen, selbst bei wiederholtem Lesen. Sie enthält vielfach lebendige Aesthetik, die wir so sehr brauchen.

W. Sch.

Gustav Friedrich: Hamlet und seine Gemüthskrankheit. Heidelberg, Georg Weiß, 1899.

Der Standpunkt dieser Schrift ist originell und wirft wirklich neue Lichter auf das dunkle Wesen Hamlets. Friedrich unterwirft sich vollständig der Schopenhauer'schen Lehre von Wille und Vorstellung. So kommt er zu dem Resultat, daß Hamlet viel mehr ein erkennendes als ein wollendes Wesen (im Sinne Schopenhauers) sei. Die Krankheit Hamlets besteht in einer psychischen Melancholie, welche wohl von der somatischen Melancholie zu trennen sei. Erst letztere sei eine wahre Entzrankung des Nervensystems. Bei der ersteren geht die Tatkraft von der Erkenntnis (Gehirn) aus, bei letzterer vom Willen (Organismus, Nervensystem). Dort ist also die traurige Vorstellung etwas Primäres, vom Leben (zum Beispiel einem Schicksalsschlag) im Menschen Erzeugtes, hier aber nur eine „Wahnvorstellung", ein Product kranker Nerven. Indem die Verfasser alle Fälle der Melancholie und Neurasthenie, sowie ihre Begleiterscheinungen, die „Willens- und Nervenhemmung", genau definiert und dann den Seelenzustand Hamlets, wie ihn Shakespeare zeigt, mit jenen Krankheitsfällen vergleicht, kommt er eben zum Resultat, daß Hamlet „in den reinen Fällen der psychischen Melancholie gezählt werden müsse". Es finde sich im ganzen Stück nichts, was uns berechtigte, in ihm einen eigentlichen Melancholiker zu sehen. Nur Hamlets Seele sei einen Neurasthenisten zu sehen. Bekanntlich wendet von vielen neueren Hamlet Commentatoren, zum Beispiel Kohnes, eine solche Erklärung Hamlets versuchi.

M. M.

Feliz Holländer: „Das letzte Glück". Berlin. S. Fischer 1899.

Eine stille und traurige Geschichte, die uns der Berliner Romandichter diesmal erzählt. Mann und Frau, die sich lieben, aber nicht verstehen. Das Neue Erwachen. Er trennt sich von seiner Frau und seiner Familie. Er trennt sich von ihr, weil er in ihr nicht lieben kann, aber er leidet unter dieser Trennung ebenso wie früher unter dem Joche. In dieser unglücklichen, zerrissenen Stimmung erscheint ihm noch ein mal das Glück in Gestalt eines armen, naiven Mädchens, das sich durch eigene Arbeit schlecht und recht durchs Leben schlägt und bisher ebenso ihre Ehre wie ihre Freiheit zu wahren wußte. Die beiden lieben sich, aber sie werden ihrer Liebe nicht froh, denn zwischen ihnen steht als Revenant: die verlassene Frau. Das Schicksal erst gibt den Anlaß zu dieser Lösung von Pflicht und Schuld, von Vergangenheit und Gegenwart. Die Geliebte flieht, als sie einem Manne das Leben geben soll. Und er, der nun sein letztes Glück verlor? Der Dichter gibt keine Antwort mehr . . . Es sind durchwegs Heroenseine, die Feliz Holländer in seinem neuen Buch einschlägt. Wie stillen mit den Menschen, deren Seelen er vor uns öffnet. Hier haben Mitleid mit ihrem Schicksal und Bewunderung ihre Kraft und Reinheit. Man kann vielleicht sein besseres Urtheil über diesen Roman fällen, als es die Helden selbst über Fontanes „Effi Briest" aussprach: Man begreife das Thun aller Betheiligten und könne keinem Betheiligten Unrecht geben. Aber wie gesagt, es ist ein stilles, anspruchsloses Buch: sein kunstreich betrachtet, scheint es uns weit hinter Hollanders ersten Werken „Magdalena Dornis" und „Frau Ellie Rote" zurückzustehen.

M. M.

Marcel Prévost: Fleurette. Autorisierte Uebersetzung von Emil Zsiarsky München, Albert Langen.

Herr Langen hat sich ein wirkliches Verdienst erworben, indem er den „Simplicissimus" gründete; auf dieses Croto hin darf er ihnen ein bischen in Privoll hindurch, und wenn er damit Geld verdient, so ist es ihm zu gönnen. Gerade sehr interessant ist das Geschäft ja nicht. Aber, wenn er schon durchaus die sammtlichen Werke dieses Psychologen ihm den Bonbonpapierabdruck in unser geliebtes Deutsch übersetzen lassen muß, dann sollte er doch wenigstens darauf sehen, daß es ein bischen anständig ist. Und dieses Deutsch: Bielleicht ist die Uebersetzung dem Original treue genug bleiber, je verwahrlosener, unverständlicher, gemeiner sie sprachlich ist; das weiß ich nicht. Soviel aber weiß ich: deutsch klingt diese Sprache nicht; es kann einem übel dabei werden.

C. J. B.

Revue der Revuen.

„Der Sterer" ist ein illustriertes Tiroler Wochblatt, das sich durch seinen scharfen Witz gegen den Clericalismus allen guten Leuten empfiehlt hat. Auch die am 7. d. M. herausgegebene Nr. 27 Pichler Festnummer ist fast ganz von dieser Tendenz erfüllt. Der Dichter wird vor allem als alterer und großter Gesinnungsgenosse gefeiert, daraufhin ist einem hübschen Epigramme von Rosegger. Er wird als Gesinnungsgenosse citiert; denn seine Kindheitserinnerungen — aus denen auch Rud. Chr. Zenn in der vorigen Nummer der „Zeit" mittheilte — enthalten gar gesinnungstüchtige Stellen. Sie wurden auch richtig confisciert; und die Festnummer des „Scherer" mußte in zweiter, übrigens auf mehreren Seiten verkürzter Ausgabe erscheinen. Nicht beschlagnahmt wurde folgender Artikel: Censor: „Was, solche Mißhandlungen tauchen in Tirol auf? So viele junge Leute und kein einziger loyaler Bers!" Pichler: „Wir wollen uns weniger dadurch, als durch gute Verse hervorthun." Und als Tendenz ist es endlich auch anzusehen, daß der „Scherer" das „Hirtenwort des Fürstbischofs von Brixen", durch das er behamlich gesichtet wurde, seiner Festnummer beilegt. Die Art des Papieres dieser Beilage läßt zumindest an der Tendenz nicht zweifeln.

„Revue des Deux-Mondes". (1. Juni.) Graf Remacle veröffentlicht ein unbekanntes Document über die napoleonische Zeit, nämlich den geheimen Polizeibericht, den der Graf von Provence (Ludwig XVIII.) sich über alle Schritte Napoleons erstatten ließ. Man erfährt daraus, daß schon vor dem Kaiserreiche, im Jahre 1802, davon die Rede war, daß Napoleon sich von Josephine scheiden lassen müsse. Namentlich seine Mutter war ihre erbittere Gegnerin. Josephine wird als überaus gut und sanft geschildert, von unerschöpflicher Geduld ihrem Gatten gegenüber, der sie auf die tindischste Art tyrannisierte, sie oft mitten in der Nacht aufstehen und am hellen Tage schlafen gehen hieß, und ihre eigenen Wünsche beständig kreuzte. Der Bericht sagt übrigens, daß Napoleon bei dem Volke verhaßt war. Auch die Royalisten hofften und lauerten auf seinen Fall, gleichzeitig aber arbeiteten sie an der Verherrlichung der Legende, daß Napoleon auf bonapartistischem Gebiet wäre, ein directer Abkömmling des „Mosque de Fer", des Zwillingsbruders Ludwigs XIV. — Emile Ollivier setzt seinen Artikel über Napoleon III. als Feldherrn fort. Seit dem Frieden von Villafranca sei Napoleon von dem Gedanken abgezogen, eine Friedenspolitik verwirklichen zu können. Im Laufe der nächsten Jahre sogar häufig zur Unzeit zurückgehalten, aber auf unzulässige Abmachungen einzugehen. Wenn es trotzdem 1870 in den unseligen Krieg mit Deutschland gerieth, so war das nur das Werk der urtheilslosen Eisenkerlee, die an die Unbesiegtheit der französischen Armee glaubten. Napoleon hatte diese Illusionen durchaus nicht nährt, arbeitete dem Kriege deshalb zahrelang entgegen, unterließ es aber trotzdem, seine Armee zu reorganisieren.

„Revue Universitaire." A. Thalamas berichtet von volksthümlichen Universitäts-Wandercursen, die seit einigen Jahren im Departement de la Somme in der Provinzstadt Amiens abgehalten werden. Initiator hat gieng vom Bureau zu Amiens aus und führte zur Gründung einer Gesellschaft, die sich „Demokratische Vereinigung der Vorgetragenden" nennt. Seit October 1897 haben die lieben Mitglieder des Comites 607 Vorträge an verschiedenen Orten des Departements abgehalten, und zwar von ihnen selbst, ohne die beschäftigliche Fahrt von Kilometer weg zurückgegen und 150 Francs ausgegeben. An öffentlichen Schmähungen in den clericalen Blättern und selbst von der Kanzel herab fehlte es selbstverständlich nicht. Aber weder Angriffe, noch Kosten oder Mühen verschrecken diese Männer abzuschrecken. Es gab schon im ersten Cursus 1897/98 gegen 1200 öffentliche Vorlesungen; 1500 Bücherspendungen wurden effectuiert, und der Präsident hat 600 Briefe beantwortet. Im August 1898 wurde das Unternehmen durch eine staatliche Subvention von 100 Francs gewissermaßen officiell anerkannt. Im Ganzen sind es bisher 643 Curse für erwachsene Männer und 137 Curse für erwachsene Frauen, die zusammen von 11.633 Hörern besucht wurden. 43% Vorlesungen wurden im Durchschnitt von 90 Hörern frequentiert. Natürlich betheiligten sich auch viele Professoren des Lyceums von Amiens an diesen Vorträgen, die Thalamas als ein nachahmenswertes Beispiel für ganz Frankreich bezeichnet.

„Revue philanthropique". Eine Reihe praktischer, klinischer und statistischer Beobachtungen über die kindlichen Verbrecher von Paris, von Dr. Leyres und L. Albanel. Von den zugendlichen Dieben heißt es darin: Bei den Kindern ist der Tiebstahl der Zwillingsbruder des Bagabundierens. Trotzdem ist der Instinct des Diebes in dem der Bagabunden verschieden, und diese Beobachtung sollte bei der Behandlung der zugendlichen Delinquenten verwertet werden. Die kleinen Diebe zerfallen hierbei in drei Kategorien: Taschendiebe, Diebe, welche ausgelegte Waaren stehlen und Einbrecher, und jede, welche die Gelegenheit plündern. An diesem letztern „Zweig" gibt es ganze organisierte Banden, die aus Mädchen und Knaben zwischen sieben und dreizehn Jahren bestehen. — Die Autoren gehen diesmal nur das Erzebnis ihrer Beobachtungen wieder und behalten sich vor, in einem weiteren Artikel die Schlüsse daraus zu ziehen.

„Contemporary Review" (Mai). In einem „Voces Catholicae" gezeichneten Artikel wird die Frage aufgeworfen, ob eine katholische Universität möglich sei. Sie wird verneint; denn den strengkatholischen Katholiken werde heutzutage von zum Theil recht unpriesterlichen Priestern die Lektüre gefährlicher, nicht nur in religiösen, sondern auch in socialen, politischen, wissenschaftlichen und künstlerischen Fragen eine gewisse Richtung anzunehmen, aus alles von ihnen Neue theilte zu verdammen. Das Gebot aber sie unverrückbar mit wissenschaftlicher Ehrlichkeit zu suchen, und keine neue sei so katholischen Verlust hatten, eine denn der Universitat Freiburg in der Schweiz, deren Treadenne in einem Schlagwort für die Feinde der Kirche geworden sei. Nicht besser sei es der Universitat zu Washington ergangen, die von dem jetzigen Cardinal Satolli, einem überdies der Beschäftigkeit überhäuften Burden trager, Almahlich in ein Seminar verwandelt wurde, und dadurch das Zustem der katholischen Universitaten in den Vereinigten Staaten um allen Credit gebracht habe — Richard Heath schreibt über die Moralität der preußischen landlichen Bevolkerung mit Heranziehung eines im Jahre 1895 von deutschen Pastoren veroffentlichten Buches. Danach sind in Ost- und Westpreußen 8 Procent, in Mecklenburg 15 Procent aller Geburten unehelich, während die Zahl der nachtraglich gelobeltenen Ehebundnisse zwischen 37 und 51 Procenten schwankt. Doch stehe dieser

Digitized by Google

Unmoralität der lebigen Leute eine große Sittlichkeit der verheirateten entgegen; die eheliche Treue werde durchschnittlich gewissenhaft gewahrt. — Wassil Werefchagin erzählt von seinen persönlichen Beziehungen zu Meissonier. Nicht ohne Selbstgefälligkeit erinnert er, daß seine Gemälde dem französischen Meister die Lust an seinen eigenen Schlachtenbildern verdorben hätten. Thatsächlich habe es ihnen, bei aller technischen Vollendung und Genauigkeit, an dem innersten Feuer, an jedem Enthusiasmus gefehlt. Meissonier verwendete so viel Kraft auf die Erreichung der höchsten Virtuosität, daß ihm für den geistigen Gehalt nichts mehr übrig blieb. Ebenso brachte er seine Effecte künstlich hervor und arbeitete stets nur im Atelier nach construierten Modellen, statt nach der Natur im Freien die wiederkehrenden Stimmungen aufzufangen.

Im Juniheft des **„Pearsons Magazine"** berichtet R. N. Mere über eine merkwürdige Erfindung des Schweden Alex Orloff, die er die „X-Strahlen" nennt, weil sie sozusagen eine Steigerung der X-Strahlen vorstellen. Orloff verwendet die X-Strahlen zur Lenkung und Handhabung von Torpedos, die auf diese Weise seiner Verbindung durch Leitungsdrähte bedürfen. Mittels eines Radiators, der sich am Ufer, auf einem Schiff, oder in einem Luftballon befinden kann, werden die Sonnenstrahlen auf einen am Torpedo befestigten Apparat übertragen, der sie in eine treibende Kraft verwandelt; dieselbe steht vollkommen unter des Conkrole des Manipulierenden, der jede Explosion nach seinem Willen hervorrufen oder verhüten kann. Auch alledem wird behauptet, daß die X-Strahlen sich fast schon als eine Materialisierung des menschlichen Willens darstellen. Das Torpedo gehorcht gleichsam einer Suggestion. Dabei brauchen die Strahlen, die hegeßformig aus dem Radiator, ausströmen, nicht direct auf das Torpedo concentriert zu werden; ihre Kraft vertheilt sich bei größerer Entfernung auf breitere Schichten, so daß sie sich z. B. auf zwei Meilen über eine Area von 100 Yards ausbreitet, und wo immer das Torpedo in diesen Zauberkreis tritt, kann es sich die X-Strahlen zunutze machen. Der Artikel berichtet, daß an der schwedischen Küste bereits die verschiedensten Experimente mit der Orloff'schen Erfindung erfolgreich ausgeführt wurden. König Oskar hat dem Erfinder Torpedoboote zur Verfügung gestellt.

„Fortnightly Review" (Mail. Harold Hodge schreibt über die Lehrerfrage in England. Der englische Elementarunterricht befindet sich in den Händen ziemlich unlegorandeter Personen von mangelhafter Erziehung, geringer Bildung — von ihrem Nachwissen abgesehen — und engen, kleinbürgerlichen Anschauungen. Es brohe immer mechanischer und schablonenhafter zu werden. Materiell seien die Lehrerstellen nicht schlecht versorgt; sie können den zahlreichen erwerbslosen, akademisch gebildeten Leuten, die alljährlich die Universitäten von Oxford und Cambridge verlassen, und den vielen Frauen, die nach Erwerb ausschauen, genügende Versorgung bieten. Wenn trotzdem der Zudrang zu diesen Stellen in England ein so geringer sei, so liege das an dem geringen sozialen Ansehen, dessen sich der Lehrerstand erfreue. Mr. Hodge meint, nur durch eine Hebung derselben, etwa dadurch, daß namentlich Frauen der höheren Stände sich freiwillig zum Dienst der Volksschulerziehung verpflichten würden, wäre in dieser so wichtigen Frage eine Besserung herbeizuführen.

Nemini.

Eine Erzählung aus Paris

Von **Mona Lie.**

Autorisierte Uebersetzung aus dem Norwegischen.

[1]

... Ich gehe in meinem Zimmer hin und her, hin und her, das elchhafte, plumpe Zimmer, das der dumpfen, feuchten Erde so nahe liegt, die wer weiß wie viel Elend und Gewimmer bedeckt. Ich gehe hin und her, ich denke: ich bleibe stehen und lehne mir die Hohlhand der Wände. Wenn kalter Steinboden, mein lieber, kalter Steinboden und meine kalten Füße! Ich hasse alles, was nach mir schmeckt und nach meiner Person.

Ganz zitternd strbe man da und starrt und starrt. Worauf? Fragt man sich, ob der alte Cedbruck so interessant in oder die Menschen, die unter dem Regenschirm aufgehalt der durchbaren Mauern herumplantschen ... plantschen oder das Spinngewebe hinter dem Spiegel?

Wante mal ... wo bin ich denn eigentlich? Darum kann ich nicht aufhören, immer an dasselbe, immer an dasselbe zu denken. Man sollte glauben, ich sei schwachsinnig; so ein bischen, ganz bischen erweckt. Nebrigens, was hat das zu sagen. Schon ich mir selbst doch manchmal komisch. Wenn du das Wasser noch einmal durch gedacht hast, kannst du von vier vorgehen. Und ich bin doch noch immer da ... hier und stand. Wollen mal sehen, wollen mal einmal sehen.

Nun ja, es ist doch ganz klar ... Die Hauptsache ist, daß sie fort ist. Jetzt gut es, sich an den Gedanken zu gewöhnen, sich zu Ruhe zur Ruhe kommen.

Ich trete an das Fenster, das auf einen elchhaften Hinterhof hinausführt. Ueberall sehe ich nur Ekel; gerade so wie dies unsagbar traurige Wetter. Meine Stiefel sind voller Koth: mein Körper und meine Chemisette — Chemisette mein Hemd ist schmutzig, ich bitte Sie! — Bin ich nicht den ganzen geschlagenen Tag herumgelaufen? Und ich habe mich auch ausgezeichnet, lange bevor die Beerdigung stattfand, lange vorher.

Bin ich nicht todtmüde? Ich bin müde. Ich wollte gern schlafen, sterben wollte ich, sterben wie sie.

Die anderen — meine paar Freunde — höre ich sagen: Wenn man zwei Stunden lang mit dem Hut in der Hand durch strömenden Regen herumgegangen ist, braucht man bei Gott ein besseres Frühstück. Darf es ein Glas Madeira sein?

Aber alles das trifft ja nicht den Nagel auf den Kopf.

Meine Freunde, was gehen sie mich denn an? Die Hauptsache ist, daß sie dort dalag ... dort im Bett; das heißt die Hauptsache ist ... ich glaube, die Hauptsache ist die Gesichtete objectiv zu betrachten: ich will das Ganze klar durchdenken, um irgendwo den Angelpunkt zu finden.

Am Gemüde genommen ist mir die Komik der Geschichte klar. So ganz mein wenigstens ist man also nicht. Ich habe doch meinen Theil erlebt... Obgleich ich ein bescheidener Mensch bin, darf ich das ohne Ueberhebung sagen. Es kommt mir vor, als könnte mich nichts mehr überraschen oder einen besonderen Eindruck auf mich machen.

Ich sehe eigentlich noch gar nicht ein, daß sie mich etwas angeht, ich sehe es wirklich nicht ein. Was bedeutet denn zum Beispiel solch ein Eindruck? ... Eindruck ... Himmel, diese Nervosität. Das Hirn arbeitet darauf los; die Maschine kann nicht mehr aufgehalten werden.

Warum laufe ich hier auf und ab? Warum lege ich mich nicht auf das Sopha, das weiche Lumpensopha? Ein leichter Schlummer nach dem Madeira.

Ha, ha! Meine theuren Freunde, ah, höhnt mich nicht. Ich rächte mich ... jetzt verstehe ich, daß sie Eindruck machte, einen gewissen Eindruck. Aber auch nur einen gewissen ... Die Sache ist die: sie war doch nicht so wie die Anderen; sie war viel mehr Mensch, als die Anderen.

Aber ihr Charakter?

War sie ein Charakter?

Poh — da sprech' mir einer von Charakter, wenn das Unglück erst einmal da ist. Was wird da aus unserem Stolz, aus unserer Wohlerzogenheit? Ich frage, was wird daraus?

Ja, die nackte Wirklichkeit, das nicht gemachte Bett da. Wer sollte es auch gemacht haben, als ich weg war und sie begrub?

Ob, wie war sie schön! Schön der Name allein — Eugenie hat etwas Kaiserliches im Klang, etwas kaiserlich Vornehmes.

* * *

Im Nebenzimmer wohnen zwei junge, russische Studenten. Sie disputieren und unterbrechen meine Gedankenreihe. — — Fenster ... reißt nur nicht das Haus ein. Ihr Disput und ihre Zimmerei enden in einem verschluchzten Hohngelächter.

Wozu dies Gewusch, diese Zwietracht?

Uebrigens sollten sie Ehrerbietung vor dem Tode haben. Ich sage: wie können diese guten Menschen wissen, daß sie schon weggebraucht ist? Wie dürfen diese Tölpel sich unterstehen ... Herrgott, ich wünschte, es wäre noch etwas Tabak da, zu einer Cigarette wenigstens. Ja richtig, ich nahm das letzte bischen heute morgen. Ich kann einfach meine Nähe. Ich muß wohl etwas nervös geworden sein; schlechte Luft muß hier drinnen sein, eine schlechte Atmosphäre. Ich nehme meinen Hut; ich bin wirklich; diese zwei Russenbrüder, diese zwei zwischen Studentenstimmen verträge ich nicht. Ich klopfe an ihre schmutzige Holzthüre — ich bitte sie, etwas ruhig zu sein. „Dem", sage ich, „es liegt ein Todter da drinnen" ...

„Ein Todter?"

Sie sehen mich an, sie starren, sie verbeugen sich höflich, sie machen viele Entschuldigungen, wissen nicht die Worte zu finden ... sie bedauern nicht, daß das Bett leer ist ... mein Wort, das sahle, kalte Bett ...

Aber man höre nur ... Die Geschichte ist an und für sich so tragisch, so absolut tragisch; das ist doch wenigstens ein Trost. Man sollte es nicht glauben, um es später genießen zu können. Im guten Glauben macht die Begebenheit nicht allein schmerzvoll, sondern hundertmal mehr so ... Mein Freund, hätte ich dich ein anderes Mal ... mann kann mit denken in all diesem Schmerz. Ich habe doch schon einmal gesagt, daß ich friere, und ... ich schwindle dann. Der Kamin ist mir drei Tagen mild geheizt. Ich glaube, es sind drei Tage, wer weiß, gewesen, während ich weg war und so fragte ...

Der Gedanke kommt mir unerbaulich wieder ins Gehirn. Ich will ihn nicht haben, ich es geschrieben werden müsste, wenn ich

schreiben könnte ... Also, es fieng damit an ... es war, bevor ich die Stelle in der Bank bekam ... nein, es war eines Nachmittags im October in der Dämmerung — erinnere ich mich recht, Freitag Nachmittag), ich schlenderte nach den hellen Boulevards hinunter. Ich liebte es, im großen Weltgewimmel herumzuflanieren. Da kann einem ja Gott weiß was begegnen. Darin just lag der Witz.

Ich könnte stundenlang in einem einzigen Duſel herumwandern und träumen und denken, nur an schöne Sachen, wie reine Wäsche, ganze Stiefel u. ſ. w., alle diese herrlichen Equipagen, von den vielen Weibern nicht zu reden. Es war mir eine Wonne, ihr kokettes Lächeln zu ſehen, ihre trippelnden kleinen Füße und ihre ſtilvollen Künſte: die iſt geſchäftig, die hat Eile, die macht Miene, anſtändig zu ſein, die wird von einem reichen, unerfahrenen Laps verfolgt.

Ich hatte gerade die Idee im Kopf, den oder jenen merkwürdigen Beluch zu machen, um ein paar Schüler mehr zu bekommen. Ich dachte darüber nach, da überkam mich plötzlich ein nervöſer Anfall von Hunger, einer jener Anfälle, die ſich ſo oft bei mir in einer unanſtändlichen, peinlichen Gier äußern, einer Gier, die ſich gerade nach der beſten Mahlzeit bemerkbar machte. — Die ganze Geſchichte rührt wohl von dieſem nervöſen Anfall her.

Es wäre geradezu Sünde, wenn ich ſagen wollte, daß ich damals Noth litt. Ich ſparte, ich lebte ökonomiſch; aber ich hatte doch immerhin genug, ſogar zu kleinen Extravaganzen. Ich gieng in einen Keller hinunter, „Bouillon Boudard“, um mir etwas Eisbares geben zu laſſen — ich pflegte dort öfters etwas zwiſchen den Mahlzeiten zu genieſſen. Und ich hat um Fleiſchklöße mit Zwiebeln und ein Glas Bier.

Es gibt nur drei Tiſche in dieſem Keller, keiner von dieſen Tiſchen ſieht ſehr appetitlich aus, aber ſonſt iſt das Reſtaurant recht billig, und die Teller ſind ſicher gut gewaſch. Madame Boudard bekümmerte ſich um einzelne ihrer Gäſte ganz beſonders, und ſpeiſeli um mich, weil ich ihr gern zuhörte und bei ihrem Geſchwätz duſelte. Ich erinnere mich deutlich daran, daß ich grüßte und den Rock weghängte, und daß ſie an dieſem Tage beſchäftigt war ... In der hinterſten Ecke ſitzt ein junges Mädchen ... ich ſehe die Situation ganz klar vor mir ... etwas Sonderbares oder Anſtößiges war nicht an dem jungen Mädchen. Nur daß ſie ſehr ſchön war, ſah ich ſchon damals trotz des mageren, angeſtrengten Ausdrucks um die Lippen.

Als ſie aufſtand und zahlen wollte, bemerkte ich die tiefen, melancholiſchen Augen. Ihre ſchlichten Kleider gaben mir den Glauben, daß ſie ein anſtändiges Mädchen ſein müßte. Vielleicht eine Nähterin, eine ſtille Näherin.

Warum denn nicht?

Es ſcheint mir immer, als müßten einige geboren werden zum Nähen, andere zu Künſtlern, Miſſenſchaftlern, Profeſſoren — andere zum Unglück, Unglück ... Mein Gott, ich will nicht philoſophieren, ich will die Wirklichkeit vor Augen haben. Sie wurde zu weggebracht. Sie ſiegt nicht mehr dort im Bett.

* * *

Es fieng damit an, daß ſie mich anſah, und ich ſie anſah. Sie war geradezu erſetzt, und ich nahm es auch für nichts anderes als Coketterie. Ich habe — wie geſagt — immer die Gewohnheit gehabt, mich mit Fremden in Geſpräche einzulaſſen, wo mir Gelegenheit dazu ſich bot; vielleicht ſogar ein wenig zu freundſchaftlich. Und wir ſprachen damals von Wind und Wetter und von Wetter und Wind, und ſie beantwortete meine Fragen mit einem halb ſchelmiſchen, halb genierten Ausdruck. Damit gieng ſie fort.

Als ich am nächſten Tag am Reſtaurant Boudard vorbeigieng, bemerkte ich ihren Kopf hinter den Fenſterſcheiben. Bisher dieſelbe Unterhaltung von Wind und Wetter, Wetter und Wind. Doch glaube ich, daß ſie ſchon damals ein paar Worte über meine Stellung als Privatlehrer verſchiedener Sprachen eingeſchmuggelt bekam. Uebrigens hatte Madame Boudard mich ſicherlich gut empfohlen. Ich höre ſie ganz deutlich ſagen: „Er iſt ein braver Burſche: Sie ſollten ihn kennen lernen“.

Ich ſelbſt hatte ja nichts gegen eine engere Verbindung. Nur liebten war mir ſchon die Ehe, natürlich die Ehe. Na, reden kann man ja bald davon, aber wenn es mit dem Gelde nicht beſonders beſtellt iſt ...

Was ſoll's mit einem armſeligen Auskommen? Es iſt mir ganz klar. Die Armuth beſtimmte den Ausgang dieſer Geſchichte. Die Armuth vernichtet die intimſten Verhältniſſe. Man ſprach lang und breit über die Liebe, die große Liebe! Ich ſage, Geld, Geld und ſie wäre nie geſtorben, nie im Leben geweſen. Die Armuth, die iſt das Gift ... Der arbeitete ich nicht über meine Kräfte?

Bitte, ich thue es nicht.

Halt ... ich will es nicht behaupten bei näherem Nachdenken. Aber das Ganze hätte anders ſein können ... Das Traurige war, daß — ah, ich kann an nichts jetzt denken als an das nicht gemachte Bett und den kalten, klebrigen Steinboden.

Das Junggeſellenabenteuer war mir ſchon zu lang geworden, diese drei Tage, drei neun Tage der Angſt

Endlich ſagte ich es ihr einmal, vielleicht ein bißchen brutal. Sie erröthete über und über; ich ſah auch, daß ſie die Zähne zuſammenbiß und daß ſie zitterte. Schon das übte auf mich einen gewiſſen Reiz. Sie wollte ſich überlegen.

Inzwiſchen berichtete ich alles Madame Boudard, von der ich die beſten Winke und Rathſchläge bekam: ich müſste ſie einladen, überhaupt etwas den Cavalier ſpielen.

Das gelang ausgezeichnet.

Ich kaufte eines Tages einen Strauß Veilchen, den ich ihr an der Bruſt befeſtigte, und ich half ihr den Mantel anziehen.

Madame Boudard fand, daß ihre Kleidung zu ſchlicht war, ſpreizelt der Hund. Ich machte ihr den Vorſchlag, einen neuen zu kaufen, worauf ſie nach einigem Uebrlegen einwilligte. In der „Belle Jardinière“ erfanden wir einen recht eleganten. Man müſste mit dem Putz anfangen, mit dem Staat. Nächſten Monat konnte ſie Stiefel bekommen und ſpäter einmal ein Kleid.

Das ſagte ich ihr ...

Wie ich ihre ſchlechten Stiefel genoſs, und ihr dünnes Kleid. Und dann, wie ſie anfangs ſo gerne den äußeren Schein wahren wollte. — Sie wohnte in der Auguſtinerſtraße für fünfzehn Francs monatlich, aber ſie ſagte, daß es das Doppelte koſtete, daß darin Heizung einbegriffen war und anderes, wie Morgenkaffee.

Ich erfuhr inzwiſchen, daß weder die Heizung dazu gehörte, noch der Morgenkaffe. Sie log, daß ſie viel Schlimmes gelitten hatte. Man denke ſich: fünfundvierzig Francs ... Was bleibt übrig, wenn man noch etwas für die Kleider brauchte! Sie that auch immer ſo, als ob ſie gutes Leben gewöhnt war; ſpäter allerdings bekam ich zu wiſſen, daß ihr Vater trank und immer tiefer in Schulden ſank. Ihre Mutter war in der äußerſten Armuth geſtorben.

Zur Tante Louiſe hier in der Stadt fuhr ſie dann, um Arbeit zu ſuchen. Es gelang ihr wirklich, eine Stellung mit fünfundvierzig Francs zu erhalten — warte mal ... anfangs bekam ſie wohl überhaupt keinen Lohn, drei Monate lang, immer von der Tante ſich unterhalten laſſen, einem Menſchen, der ... ja, einem leichtſinnigen Menſchen.

* * *

Wir richteten es uns ein, ſo gut es gieng. Und ſie fand ſich in alles. Ich kann wohl ganz gut ſagen, ſie fand ſich in alles. Manchmal beſuchte ſie mich, und manchmal ich ſie in ihrer kleinen Dachkammer.

Um dieſe Zeit ſah ich mich auch noch nach ein paar Schülern um, Unterricht für einige Centimes die Stunde, in der Hoffnung, man würde auf eine ſo billige Angel anbeiſſen. Die Zahl meiner Schüler wurde ja auch etwas größer. Meine Einnahmen wohl auch, aber ich müſste auf das Nothwendigſte verzichten, um für ſie zu ſorgen.

In der ſchrecklichſten Stimmung konnte ich herumtaſten. Traurig ſah ich der Zukunft entgegen. Täglich trat ſie mich. Sie bemerkte bald meine ſchlechte Laune und ſagte mit ihrer ſüßen Stimme:

„Remini, was iſt dir; iſt dir etwas geſchehen?“

„Mir geſchehen?“

Was ſollte mir geſchehen; es geſchieht nichts, nur Armuth und Elend.

Sie ſtarrte mir ins Geſicht, und ich vergeſſe nie dieſe Augen. Es war, als wollte ſie ſagen: iſt dir nicht geſchehen, daß du mich liebſt? Sie gab mir einen heißen Kuß und drückte ſich in meinen Arm.

Mit ihren ſchmalen, ſtinken Händen brachte ſie in alles ſchnell Ordnung. Hütete ich ein bißchen, ſo legte ſie mir einen Terpentinlappen auf die Bruſt — wenn wir Terpentin im Hauſe hatten. Und wie konnte ich zuweilen huſten, dieſen nervöſen Huſten. Ein Hund, der plötzlich um die Straßenecke gelaufen kam, war genug, um meine Bruſt aus der Ruhe zu bringen. Sie ſchaffte etwas aus dem Bischen: ſie war gut in dieſer Zeit, der beſte Punkt meines Lebens.

Einmal rettete ſie mein theures Leben. Wir ſtellten es Euch vor Augen, daß ſie mir das Leben rettete. Wir gewagen zuſammen einige Einkäufe beſorgen: es muß ein Sonntabend geweſen ſein na, die Tage gehen mir im Kopfe durcheinander.

Wir blieben vor einem Laden ſtehen neben einem Gerüſt, auf dem Mauer arbeiteten, als ein Stein direct über meinen Kopf herunterfiel. In demſelben Augenblick ſtieß ſie mich zur Seite. Und wir ſtarrten einander erſchrocken an: der Stein lag vor Entſetzen auf dem Pflaſter. Die Menſchen ſammelten ſich um uns; man ſtarrte auf die Stelle und ſchnitzte die Achſel. nur ein Stein ... bloß ein Stein.

Da packte mich der Huſten. Ich hüſtete wie beſeſſen und ein ganzes nur mit Mühe dem Hauptmann. Ich mußte zu Bett gehen. Und jetzt ... warum hatte ich mich? Warum fühlte ich mich krank? Na, da — man ſollte doch zu Bett gehen und etwas auf ſich ahnen. Das Ganze ruhet nur von den zerſtörten Nerven her.

Digitized by Google

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die in unserem Blatte inserierenden Firmen sich stets auf die „Zeit" zu beziehen; ferner in Hotels, Restaurants, Cafés, Pensionen, an Bahnhöfen, in Leselzimmern immer wieder nachdrücklichst die Wiener Wochenschrift „Die Zeit" verlangen oder eventuell wohlwollend empfehlen zu wollen.

Stimmen aus dem Publicum.

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer
bester natürlicher
alcal. SAUERBRUNN
Filiale: Wien, IX. Kolingasse 4.

Mattoni's Giesshübler

Steiermärkische Landes-Curanstalt
BAD Rohitsch-SAUERBRUNN
SAISON MAI-SEPTEMBER
HERRLICHE LAGE!
Comfortabler und dabei billiger Sommeraufenthalt.
Glänzende Heilerfolge bei Krankheiten des Magens, der Leber, der Niere und der Athmungsorgane!
Weltberühmte alkalisch-salinische Quellen: TEMPELQUELLE. STYRIAQUELLE.
Alle Gattungen Curen. Prospecte gratis durch die Direction.

„Henneberg-Seide"
nur echt, wenn direct ab meinen Fabriken bezogen!

schwarz, weiß und farbig von 45 kr. bis fl. 14.65 per Meter — glatt gestreift, carriert, gemustert, Damaste 2c. (ca. 250 verschiedene Qual. u. 2000 versch. Farben, Dessins 2c.).

Zu Roben und Blousen
ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus.
Muster umgehend.
Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.
G. Hennebergs Seiden-Fabriken. Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Deutsche Kunstausstellung
der
Berliner Secession
Kantstraße 12, neben dem Theater des Westens.
Geöffnet täglich von 9—7½ Uhr.
Eintrittspreis: Wochentags M. 1.—, Sonntags M. —.50.
1010 Dauerkarten M. 3.—.

Alexander Weigls
Unternehmen für Zeitungsausschnitte
„Observer"
Wien, IX. Türkenstraße Nr. 17
liest alle bedeutenderen Journale der Welt in deutscher, französischer, englischer und ungarischer Sprache und verleiht an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über beliebige Themen.
Prospecte gratis und franco.

Arnold Spitz,
Wien. IX. Schlickgasse 3.
General-Vertreter für Oesterreich-Ungarn und Rumänien
De Dion-Bouton & Co.
Original-M[illegible]
I. österr. Bergstrassen-Rennen für Motocycles.
Rennen Paris Bordeaux

Firma von Meisterruf-Ruhe
RICHARDS-QUELLE.
Bester Tafelwasser der Welt, Carort und Stahlbad Königswart (Böhmen). Haupt-Depôt bei S. Ungar jun., k. u. k. Hoflieferant, Wien, I. Jasomirgottstrasse 6, Erhältlich in allen Apotheken u. Mineralwasser-handlungen. Central-Kanzlei: Wien, I. Kärntnerring 5.

Digitized by Google

Nach der Confiscation zweite Auflage.

Die Zeit.

XX. Band. Wien, den 29. Juli 1899. Nummer 252.

Die Zucker-Gabelle.

Der Gegensatz zwischen Lehre und Leben, dieser Ausgangspunkt der schwersten inneren Conflicte, die nur zu oft durch Compromisse der eigenen besseren Ueberzeugung mit der herrschenden schlechten Uebung beendigt werden, tritt Einem wohl nirgends so schroff entgegen, wie auf dem Gebiete der Besteuerung. Mit welcher ehrlichen Abneigung gegen das ganze System der indirecten Steuern wird jeder Novize der Finanzwissenschaft erfüllt, wenn er die wohldurchdachten und unwiderleglichen Prämissen einer gerechten Besteuerung in sich aufnimmt! Später erfährt er aus Lassalle's berühmter Rede über die indirecten Steuern, wie sie zu allen andern Uebeln noch mit dem politischen Fluche der Ungerechtigkeit behaftet sind, indem sie in allen Ländern mit Censuswahlen zum Schaden der unverhältnißmäßig größeren finanziellen Belastung der breiten Volksschichten noch den Spott der weitaus geringeren politischen Berechtigung hinzufügen. Wenn er aber erst in die meist trostlose, mit chronischem Defizit behaftete Ausgabenwirthschaft der Unbemittelten Einblick erlangt, wie ihn die mikrographischen Darstellungen der beschreibenden Volkswirthschaftslehre, die sogenannten Arbeiter-Haushaltungsbudgets gewähren; wenn er so die durch den Druck der Verbrauchsabgaben gesteigerten Entbehrungen zu registrieren, die durch ihn bewirkte Verschlechterung der Lebenshaltung der ärmeren Classen förmlich mit Händen zu greifen gelernt hat, dann steigert sich seine Abneigung zu einem heftigen Zorn gegen diese allgegenwärtige und unbarmherzige Steuerwuthil. Ich selbst erinnere mich eines Hannibal-Schwures gegen diese ebenso beaume wie gewissenlose Besteuerungsform, den ich während meiner nationalökonomischen Wanderjahre in der armseligen Hütte eines böhmischen Glasbläsers geleistet habe. Diesem armen Teufel, der bei seinem Arbeitsprocesse täglich 0·6 Kilogramm Petroleum verbrauchte, wurden durch die kurz zuvor von Dunajewski durchgeführte Erhöhung des Petroleumzolls täglich 4½ Kreuzer von seinem 58 Kreuzer betragenden Netto-Tagelohn, somit mehr als 7% seines Reineinkommens, entrissen.

Trotz der allmählich zunehmenden Erkenntnis der Verderblichkeit der indirecten Steuern schien jedoch ihre Ausdehnung und Erhöhung ins Unendliche wachsen zu wollen. Die reißend schnelle Zunahme der Staatsausgaben, die den letzten Drittel unseres Jahrhunderts sein Gepräge gibt, ließ immer wieder zur finanziellen Bünschelrutche der indirecten Steuern greifen. Bald mußte der Zucker, bald das Bier, der Branntwein, der Tabak, schließlich sogar im Interesse der angeblich nothleidenden Landwirtschaft das Getreide „bluten". Erst im letzten Jahrzehnt kam die stetig wachsende Belastung der misera contribuens plebs zu einigem Stillstand, nachdem schon mehr als zwanzig Jahre vorher aus der allgemeinen Wehr- und Abgabenpflicht im Deutschen Reiche, später und in verdünnter Form auch anderwärts, das allgemeine Wahlrecht endlich praktisch abgeleitet wurde. So schien denn das Vernünftige und Gerechte sich sachte verwirklichen zu wollen. Für die unaufhörlich anschwellenden Ansprüche des Heeres und der Flotte sollte die Reform der directen Steuern aufkommen, insbesondere die Einführung, beziehungsweise der Ausbau der progressiven Personaleinkommensteuer, in Verbindung mit dem durch die Bevölkerungszunahme automatisch sich erhöhenden Erträgnis der indirecten Steuern, an denen so bald nicht wieder zu rühren wäre. Die auch von diesem Gedanken ausgehende Miquel'sche Steuerreform machte einen erfolgreichen Anlauf in Preußen. England führte 1894 zu ähnlichem Zwecke die progressive Erbschaftssteuer ein. In den Vereinigten Staaten, in denen als Bundessteuern nur Verbrauchsabgaben bestehen, und in Frankreich scheiterten die aus verwandten Motiven unternommenen Versuche der Einführung einer ausgiebigen progressiven Einkommensteuer, dort an dem bas bereits provinzielle Gesetz umfassenden Bann des Obersten Bundesgerichtshofes, hier an dem Widerstande der von Meline getriebenen Größbourgeoisie. Schließlich machte sich auch Oesterreich, dessen directe und indirecte Steuerlast nicht um die drückendste, sondern auch die am ungerechtesten vertheilte war, an seine Steuerreform, welche zunächst dem ganz und gar verrotteten System der directen Steuern ein Ende bereiten, dann aber auch der fortwährenden Erhebung der indirecten Steuern ein Ziel setzen sollte. Diese leitenden Gedanken ließen unsere Steuerreform in einem nicht unpopulären Licht erscheinen. Deshalb hatten auch vor vier Jahren die Jungczechen in dem gegen jene Vorlage geführten Obstructionskampfe keinen leichten Stand gegenüber dem Vorwurfe, dass sie eine socialpolitisch höchst wünschenswerte Maßregel zu vereiteln suchten. „In unserem Ringen mit diesem volksfeindlichen System — so verantworteten sich ungefähr in weiser Voraussicht der kommenden Dinge die vom Abgeordneten Dr. Kaizl geleiteten Obstructionshelden von damals und politischen Landsknechte von heute — dürfen wir die ergiebige Steuerreform nicht zustande kommen lassen, deren Erträgnisse doch nur den Kriegsschatz der Gegner für den großen Entscheidungskampf vermehren sollen, der zwischen den Trägern des die Volksinteressen so beharrlich und schwer beeinträchtigenden Systems und den wahren Volksvertretern demnächst ausgetragen werden muß."

Diese großen Worte waren fast ebenso rasch vergessen wie verklungen. Während der in der ersten Regierungsperiode Badeni herrschenden parlamentarischen Treuga dei wetteiferten die Besteuerungs-Fachstuppler aller Parteien mit einander, die Steuerreform unter Dach zu bringen. Kaum hatte das Parlament in seinen Steuerbewilligungssürren der österreichischen Bevölkerung die Taschen recht weit aufgeknöpft, als sich bei der Regierung der antiparlamentarische Hochmuth, diese Hauptursache der österreichischen Krise, und der steuerpolitische Unverstand und Uebermuth erst recht zu regen begannen. Flugs wurden abermals die Verbrauchssteuern angeschnitten. Zunächst nur ganz leicht obenhin. Mit dem weltbadeyschen Argumente der Erhöhung der deutschen Zuckerprämien suchte man die im Sommer 1896 beschlossene Hinaufsetzung der Zuckersteuer von 11 auf 13 fl. zu entschuldigen. Damals wurde die letzte Steuerdebatte im österreichischen Parlamente geführt, in dem die Bande der Scham — Ehrliche nennen's Heuchelei — noch nicht völlig gelöst waren. Freund und Feind der Vorlage überboten einander an Inveitiven gegen die indirecten Steuern im allgemeinen, und gegen die, welche man eben zu erhöhen im Begriffe war, im besonderen. Das odiose Referat über diese Vorlage hatte Abgeordneter Dr. Kramář übernommen, zur nicht geringen, nicht bloß insgeheim gehegten Schadenfreude seines getreuen Doppelgängers und Nebenbuhlers Kaizl, der seinen guten Kameraden Kramář durch die ihm zugeschanzte Führung einer so schlechten Sache schon total ruiniert sah. Dr. Kramář verheidigte sich noch mit Anbrücken der Entrüstung gegen den Vorwurf der Regierungsfreundlichkeit, den Abgeordneter Dr. Lueger wider ihn erhob, und dieser geriet sich darin, den wilden Mann zu spielen ob der Steigerung des Zuckerpreises um zwei Kreuzer, die von der Bevölkerung ohne Murren und Mucken hingenommen wurde.

Erst bei der Ausarbeitung des unseligen Badeni-Bilinski'schen Ausgleiches wuchs der Regierungshunger nach den sauer erworbenen Kreuzern der Biertrinker, der Petroleum- und Zuckerconsumenten wieder ins Ungemessene, und dieser thierischen Maßlosigkeit ist es sicher nicht minder als den Sprachenverordnungen zuzuschreiben, dass die milchende Kuh, genannt österreichisches Parlament, der Regierung so gründlich sich versiegte, selbst dann noch sich versiegte, als aus dem mächtigen Strauß indirecter Steuern der verschärfter Kaizl die üppigsten Blüten beizeitigt hatte.

Statt die widerspenstige Kuh zu melken, versucht jetzt die Regierung das Gras auszureißen, das ihr früher in der Form reichlicher Milch regierungsfreundlicher Denkungsart stets so prompt geflossen wurde.

Confisciert!

Und so sehen wir denn auch, dass dieser Regierung das ihr unmöglich Gehaltene zu gelingen scheint: unser so leidgeprüftes, oft nur allzu geduldiges Volk aus seinem tiefen Rechts-

Digitized by Google

schlafe emporzurütteln, es für eine Bewegung zu mobilisieren, die unter Umständen nicht nur Minister zu fegetilgen, sondern auch unseren durch die Verfassung verbürgten öffentlichen Rechtszustand der unbeeinträchtigten Mitwirkung des Volkes an der Gesetzgebung wieder herbeizuführen die Kraft haben wird. Wie eifrig und erfolgreich auch Finanzminister Dr. Kaizl bestrebt war, persönlich oder durch geschäftige Mittler, der Druckerschwärze in fast allen politischen Lagern ihre spezifische Wirkung abzubrechen zu benehmen, wird die „papierene Revolution", von der er noch im vorigen Sommer so verächtlich sprach, am Ende doch, trotz allen Confiscationsstücken, die todte Saison überdauern, in der es, wenigstens nach österreichischen Begriffen, schon so lebendig zugeht. Selbst Frauen beginnen um die Wette mit den Männern sich für die jüngsten Segnungen des § 14, für die rechtliche und wirthschaftliche Natur der indirecten Steuern zu interessieren.

Der Regierung Thun-Kaizl, welche sich, um die Erweedung und Steigerung des öffentlichen Rechtsbewußtseins, um die politische Volksaufklärung so außerordentlich verdient macht, sei übrigens zum Dank noch ein Rath auf ihren Weg gegeben. Wenn die mittels des § 14 von 13 fl. auf 19 fl. erhobte Zuckersteuer der Preis sein soll, für den die Bewohner dieses Reiches zum Bewußtsein ihrer selbst, ihrer Rechte und Pflichten gelangen, so entheile die Geschichte dem Cabinet Thun-Kaizl dereinst die Indemnität. Inzwischen jedoch scheint die Regierung auf die Mehreingänge aus dem Zuckersteuerausschlag ganz bestimmt zu rechnen oder gar, was bei dem § 14-Diözgio des Staatsredits kein Wunder wäre, angewiesen zu sein. Sollten nun diese Mehreingänge, sei es ganz oder theilweise, ausbleiben, weil der jüngst in einer Wiener Frauenversammlung gefaßte Beschluß in weiteren Kreisen befolgt wird, die Verthenerung des Zuckers mit dem Zuckerboycott zu beantworten, oder weil, wie der Finanzsthevretiker Dr. Josef Kaizl es ausdrückt,*) „das consumierende Publicum darauf auf die durch indirecte Steuern bewirkten Preissteigerungen» antwortet, soweit es kann und soweit es will, mit einer Einschränkung der Nachfrage, die im geraden Verhältnisse zu dieser nothwendigen Preiserhöhung, beziehungsweise zur Höhe der neueingeführten oder zur Erhöhung der bestehenden indirecten Steuer stehen wird": wenn also aus irgend welchem Grunde das Erträgnis der erhöhten Zuckersteuer hinter den Erwartungen zurückbleibt, dann bedeute sich das Ministerium des hiemit erbetenen Rathes, nach dem Muster der einstigen französischen Salz-Gabelle bei uns eine Zucker-Gabelle einzuführen. Die sicherste Probe Versicherungen des unverbrüchlichen Mindestquantums für jeden Haushalt den vollen Verbrauch der veranschlagten Zuckermenge. Die jetzt mit der Nachsteuerung in den einzelnen Haushaltungen sich beziehenden Finanzergaue konnten allenfalls schon Vorerhebungen für die Einführung der Zucker-Gabelle pflegen. Diese Gabelle wurde, wie die finanzielle und politische Geschichte Frankreichs lehrt, das von unseren Ministern begonnene unbeweile Werk der Volksbeglückung sehr bald krönen.

J. Singer.

Clericalismus, Jesuitismus und Dreyfus Affaire.

Seit der Mitte dieses Jahrhunderts schien in Frankreich in regelmäßigen, ehrfurchtigen Intervallen die Weltgesellschaft wieder. Man sollte meinen, diese Einrichtung bilde einen integrierenden Theil der Verfassung, und zukünftige Historiker kommen am Ende in den Irrthum verfallen, anzunehmen, die modernen Franzosen hätten, wie die alten Griechen nach Olympiaden, nach Ausstellungsperioden gerechnet. Minder augenfällig und auch minder verfassungsgemäß als diese durch großen Reclamegetrommel in die Welt hinausposaunten Friedensfeste ist eine andere periodische „Einrichtung", die in dem Frankreich der zweiten Hälfte des 19 Jahrhunderts mit jenem Brauche einhergeht und sich einer fast ebenso großen Regelmäßigkeit und Beliebtheit erfreut. Ich meine die in zehn bis zwölf jährigen Zwischenräumen immer von neuem ausbrechenden Versuche, das Beichtgeheimnis durch etwas anderes zu ersetzen, und zwar auf solche oder minder generalisierende Weise. Nun sagte zwar schon der mit Absalon politischen und psychologischen Blick ausgerüstete Justinian Caesar, die Götter seien allzeit „Verächter der neuen Dinge", und daher scheint es im allgemeinen nicht angebracht, diesen Charakter zu mit die neueste Neuheit zu bezeichnen. Dennoch ist die jüngste Geschichte Frankreichs dermaßen und durch äußere Mittel aufgefüllt ist, daß es mit Rücksicht auf die alten Neuheiten und mit auch mit Rücksicht auf [illegible] [illegible] [illegible]

in der Bildung begriffen, woraus sich nichts Gutes für den Vatican weissagen ließ. Das italienische Königreich stand einig und kräftig da und hatte nun auch von der heiligen Stadt Petri Besitz ergriffen, das Oberhaupt der rechtgläubigen Christenheit in den Vatican „verbannt“ und von aller weltlichen Herrschaft ausgeschlossen. Es versteht sich von selbst, daß dieses letztere „Werk Satans“ das böseste und daher verdammenswerthe war und gewissermaßen die Krönung der vorausgegangenen Kette von Unthaten darstellte. Da aber die Werke des Teufels, wie der Papst sehr richtig erkannt hatte, vergänglich sind und früher oder später der ewigen Macht der Kirche weichen müssen, so kam es für die am 20. September zum Kriegsrathe versammelten Prälaten nur darauf an, das geeignete Mittel zur Vernichtung der Teufelswerke zu finden. Auch in Rom brütete man schon gleich nach der Niederlage über der Revanche. Und da die römischen Politiker ein gut Theil gewitzigter und vor allem auch vorsichtig geduldiger sind, als die täppisch dreinschlagenden, ewig radomontirenden französischen, so ist ihre „Revanche“ denn auch etwas weiter gediehen, als die gallische. Nur hat sie — bis jetzt wenigstens — gerade den ereilt, der ihr ausführendes Organ sein sollte, nicht dagegen den verhafteten Sieger, an dem man sich zu rächen gedachte. Die Revanchefanatiker ist beim Schießen geplatzt, und die Bruchstücke haben die eigenen Bedienungsmannschaften, wenn nicht erschlagen, so doch nicht unerheblich verletzt.

Ausgegangen war das Uebel von Deutschland, der protestantischen Vormacht auf dem Continent. Gegen dieses vorwiegend „ketzerische“ Deutschland richtete sich also in erster Linie der Plan der vaticanischen Politiker. Es mußte zunächst eine katholische Macht gefunden werden, die gewillt und befähigt war, der Arm Roms zu werden und dem siegreichen Vordringen des Protestantismus durch Zerschmetterung Deutschlands einen Damm entgegenzusetzen. Wäre dies erst einmal gelungen, so dachte man, dann konnte es nicht mehr schwer fallen, auch dem katholischen Königthum in Italien zu Leibe zu gehen und das letzte und wichtigste Ziel zu erreichen, das den Kirchenfürsten vorschwebte: die Wiederherstellung des Kirchenstaats, die Wiederaufrichtung der weltlichen Macht des Papstes. Welche Macht konnte aber wohl geeigneter sein, diese Pläne verwirklichen zu helfen, als Frankreich, das zähnefletschend am Boden lag und schon aus eigenem Antriebe dem östlichen Nachbar Rache geschworen hatte? Eine Jahrtausende alte, unversöhnliche, im innersten Volkscharakter beruhende Feindschaft trennte die beiden Völker, so daß es kaum einer langen Vorbereitung bedurfte, um den Gedanken der Wiedervergeltung zur völligen Reife zu bringen. Auf guten Willen konnte man hier von vornherein — wenigstens bei allen reactionären Elementen und der von diesen absolut beherrschten ländlichen Bevölkerung — rechnen; es kam nur darauf an, die Kraft des Besiegten zu stählen, seine Waffen zu heben und die Wehrhaftigkeit des Landes wieder zu heben, damit der nächste Turniergang glücklicher verlaufe. Bei günstigem Ausgange hätte sich dann eine Art Wasserbruderschaft zwischen den französischen Revanchards und den römischen Zukunftsmusikern ganz von selbst herausgebildet, und die ersteren hätten ihren Bundesgenossen schon aus Solidaritätsgefühl, wenn nicht aus Dankbarkeit, zum Siege in Italien, zur Vertreibung des Königs aus Rom verholfen. Der Plan war also, wie man sieht, gar nicht dumm, und hätte er — auch bis zu einem gewissen Grade gelungen ist, denn es zeigt das bei jeder Gelegenheit leicht zu constatirende enge Zusammengehen aller der Elemente in Frankreich, die entweder ihre Weisungen aus Rom erhalten oder aber den Rachetrieb wider Deutschland am fanatischesten predigen: der Clericalen einerseits, der Militaristen oder, wie sie sich seit vorigem Jahre zu nennen belieben, der „Nationalisten“ andererseits.

Auf nach Frankreich! lautete also die Losung, die das Ergebnis der so folgenreich eingeleiteten und so lamentdauernd beschlossenen vaticanischen Berathung vom 20. September 1870 war. Zwei Männer haben sich bei dem sozusagen begonnenen Feldzuge besonders hervorgethan: der eine, der Jesuitengeneral Beckx, im Stillen und mehr hinter den Coulissen als geheimer Regisseur wirkend, der andere, Monsignor Dupanloup, als offen fechtender Stämpe im französischen Parlament. Suchte letzterer auf die Gesetzgebung, Besatzung und Regierung einzuwirken, so leitete der Erstegenannte durch unausgesetzte, unermüdliche, mit raffinirt Schlauheit betriebene Mittelsmänner und geheime Umtriebe, daß Dunderbüreau indem er nach und nach einen sehr wesentlichen Bestandtheil der französischen Freidenker oder doch nur lauen Katholiken in den Schooß der Kirche zurückführte und soviel wie möglich auf diese leitete. Das hauptsächliche Mittel, dessen er sich dabei bediente, war und ist das weltsamste, das es je auf Erden gegeben hat: der Appell an das persönliche Interesse. Die Thatsache: Mitgliedschaft des Ministeriums, als Senators und Schriftstellers in hinreichend bekannt und liegt wie gesagt, ziemlich offen zutage: ich brauche mich dabei hier nicht mehr mit ihr zu beschäftigen. Geheimnisvoller und [illegible] interessanter ist die Arbeit des [illegible] Jesuiten

ihnen in allererster Linie ist es zu verdanken, daß die französische Armee und namentlich das französische Officierscorps das wurden, was sie jetzt sind: ein waffentragender Tochterorden der Gesellschaft Jesu.

Auch unter dem zweiten Kaiserreiche machte sich ein gewisser clericaler Geist breit, denn trotzdem das plebiscitäre Kaiserthum mit dem Gottesgnadenthum aufgeräumt hatte, beburfte es doch — wie so ziemlich jede andere Monarchie — der Kirche als Stütze, unio mehr, als der ewig wankelmüthige Sinn der Franzosen einem Regime nur dann gestattet, seiner Wurzeln zu schlagen, wenn es Monsieur so eure zum Bundesgenossen hat, diesen noch immer, allen Revolutionen, aller Aufklärung zum Trotze, vertrauensten Bewahrer der oberen Zehntausend, wie der unteren Millionen. Nur eine verhältnismäßig dünne, mittlere Volksschicht, das Bürgerthum in den Großstädten, war schon dazumal dem geistigen und politischen Fortschritt ergeben. Jedoch — und darin besteht meiner Ansicht nach ein bemerkenswerter Unterschied zwischen dem zweiten Kaiserreiche und der dritten Republik — unter Napoleon III. schwamm der clericale Geist mehr auf der Oberfläche der Gemüther, war er mehr passiver Natur, als heutzutage. Man ließ, wenn ich so sagen kann, den lieben Gott einen guten Mann sein, und lebte in Saus und Braus, nach dem guten Recepte: lustig gelebt und selig gestorben, das heißt dem Zufall der Rechnung verdrehen. Aber allen waren die in der Armee an leitender Stelle Stehenden keine Zeloten, ja, meistens besuchten sie nicht einmal regelmäßig die Messe, sondern übertießen dies ihren von Natur religiöser veranlagten besseren Hälften. Ein gewisser robuster Glaube, der sich aber von orthodoxer oder gar jesuitischer Beeinflussung ziemlich frei hielt, war den rauhen Kriegsluchten des dritten Napoleon in demselben Maße eigen, wie etwa den eleganten und geselligkeitlich angleich hoher stehenden Officieren der preußischen und österreichischen Armee. Jetzt ist das alles ganz anders geworden. Zum indifferenten religiösen lais-ser faire ist man zum Zelotenthume übergegangen, aus den gewohnheitsmäßig frommen und gedankenlos zu ihrem Herrgott betenden Lieutenants und Hauptleuten sind frommelnde und propagandistisch auf ihre Untergebenen wirkende Oberste und Generale geworden. Mit einem Worte: vom „passiven“ Glauben hat man sich zum „activen“ bekehrt, man ist jetzt Mitglied der ecclesia militans.

Wie lange dauert es in Friedenszeiten durchschnittlich, bis aus einem Lieutenant ein Oberst wird? Ein vergleichender Blick in zwei Ausgaben der Rangliste lehrt es: etwa 30 bis 35 Jahre. Wer also im oder gleich nach dem Kriege von 1870 Unterlieutenant im französischen Heere wurde, der muß heute bei normalem Avancement Regimentscommandeur oder mindestens Bataillonschef älteren Jahrgangs sein. Und diese rund dreissigjährige Frist haben die Jesuiten weidlich ausgenützt, dem eingangs erwähnten vaticanischen Plane entsprechend.

Monsieur le curé, sagte ich oben, ist nach immer der vertraute und gewissermaßen natürliche Berather der weitaus meisten Franzosen, vor allem der adeligen und ländlich-bürgerlichen Familien. Noch heute wird in diesen Kreisen über die Verheiratung der Tochter, über den Beruf des Sohnes nicht entschieden, ohne daß die Stimme des Beichtvaters zuvor gehört und — in der Regel befolgt worden wäre. „Mon reverend Père“, fragten daher auch noch vor den letzten Misere die französischen Ehedamen und „besseren“ Bürgersfrauen ihren Beichtvater, „soll ich meinen Sohn werden lassen, damit er im Leben vorwärts kommt?“ Und fast regelmäßig lautete die Antwort: „Lassen Sie ihn in die Armee eintreten, die Officierscarriere eigneten!“ Zunächst freilich, und das wussten sie im voraus, kamen die Seelsorger mit diesem Rathe übel an: „Was, Officier soll er werden, der Republik soll er dienen?“ tönte es entrüstet von den mehr oder minder noblen Lippen der noch mit Leib und Seele an der Monarchie hängenden Vater und Mutter. „Ja, Officier!“ lautete die bestimmt gesprochene Antwort, denn das ist gegenwärtig der einzige Beruf, in dem ein Mann Frankreich und zugleich der heiligen Kirche zu dienen vermag.“ Und dann, nachdem die ersten politischen und sozialen Scrupel überwunden waren, kamen die mehr persönlichen Bedenken an die Reihe: Der Junge war natürlich in den meisten Fällen „gerade genug für die Armee“, meistentheils auch faul und zu obendrein noch mit einer unausstehlichen Dummheit gesegnet, von der man sagt, sie sei eine Gottesgabe, die nicht umsonst verschenkt werde. Solche der gute Gönner oder Onkel oder Vormund meine besten Umständen zu Hause vorwärts kommen? „Ach! er wird es nie über den Lieutenant hinausbringen, denn in einer Republik, unter dem verderblichen Einflusse von Emporkömmlingen und Gleichmacherei, werden sich die Beförderungsstellen, insbesondere [illegible] Stelle wieder [illegible] Mal [illegible]“ Doch auch auf diesen Einwand wird der wackere geistliche Berather gesagt: „Lassen Sie das alles unsere Sorge sein, Mädchen“, entgegnet er, „wenn der Knabe das Gymnasium [illegible] Jahre [illegible] Noth wünscht, dann bringt er auch die Mittel [illegible] Sie sind seine Zukunft überzeugt, wenn Sie zu uns Rath [illegible] Hier und da mag sich noch, auch ein schwaches [illegible] stand gegen das unnatürliche Ansinnen gesetzt haben, [illegible]

Digitized by Google

schließlich aber siegte, wie immer, römische Beharrlichkeit über gallische Unentschlossenheit. Und so kam Gojson nach St.-Cyr und Gontran nach Saumur: die Protégés der Jesuiten besetzten sachte und zunächst kaum bemerkt die untersten Commandostellen im Heere.

Bald aber wurde es offenbar, daß die gute Frau Mama ihren Sprößling richtig erkannt, der würdige Herr Papa seinen Sohn nicht zu hart beurtheilt hatte: Gontran war ein Esel und Gojson ein Riesenfaulthier. Keiner von beiden hätte das Officiersexamen bestanden, wenn es bei der Prüfung auch nur mit einigermaßen natürlichen Dingen zugegangen wäre. Zum Glück gieng es jedoch nicht mit natürlichen Dingen zu, sondern mit durchaus übernatürlichen, mysteriösen und tiefsinnigen. Da, wo die geistigen Kräfte der Examinanden aufhörten, sprangen die geistlichen der Kirche helfend und rettend ein. Mehr als einmal ist es nämlich im Laufe der Jahre ans Tageslicht gekommen, daß die Prüfungsaufgaben einen oder selbst mehrere Tage vor dem Examen in die Hände der Prüflinge gelangten, so daß diese sich in aller Muße auf das betreffende Thema vorbereiten konnten. Und da der Herr bekanntlich die Seinen nicht verläßt, so bestand alle Welt glänzend. Aus diesem häufigen Bekanntwerden des „frommen" Betrages mag man ersehen, wie häufig, ja wie regelmäßig derselbe verübt ward. Dann und wann entstand hierob einiger Lärm in der republikanischen, anticlericalen Presse, und der Erfolg war stets der, daß man bei der nächsten Prüfung „spartanischer" vorgieng, das heißt, sich bei dem Schwindel nicht ertappen ließ, so lange die Gegner die Augen offen hielten.

Auf diesen Examinandenschuß allein konnte sich aber die kirchliche Fürsorge natürlich nicht beschränken. Schon zu Anfang der Siebzigerjahre wurde zwischen der heute dreißig unter Baron Odelin, Generalvicar von Paris, stehende Schule Sainte-Geneviève in der damaligen Rue des Postes (heute Rue L'Homond) gegründet. „Schule" ist eigentlich nicht der richtige Ausdruck, denn es handelt sich bei diesem Jesuitenetablissement lediglich um eine sogenannte „Presse", eine Vorbereitungsanstalt, in der junge Leute für militärische Examina, speciell für die Officiersreifeprüfung „gedrillt" werden. Es versteht sich von selbst, daß in der „École de la Rue des Postes", wie sie gewöhnlich genannt wird, nur „gesinnungstüchtige" Aspiranten Aufnahme finden, deren Herkunft und Geistesrichtung den Jesuiten hinreichende Bürgschaften bieten. Dieses Etablissement hat in kurzer Zeit Riesenfortschritte gemacht, und während in den ersten Jahren seines Bestehens nur verschwindend wenige „Postards" (abgeleitet vom Worte „Postes" in dem erwähnten Straßennamen) unter den jungen Lieutenants der Cavallerie zu finden waren, sind heute schon fast zwei Drittel der Subalternofficiere und Mittmeister in der Cavallerie, mehr als ein Drittel in der Infanterie und die namhafte Mehrheit in der Artillerie aus der Presse der Jesuiten hervorgegangen; gar mancher der ersten „Postards" ist heute wohlbestallter Major oder gar Oberst. Und da gibt es noch Leute, die da meinen, ein französischer Officier gleiche, von der Uniform abgesehen, einem deutschen oder österreichischen wie ein Ei dem andern! Die Lieutenants anderer Armeen sind ja auch nicht immer die unterrichtetsten, intelligentesten und „geniesbarsten" Leute, aber der das französische Officierscorps mehr und mehr vergiftende perfide jesuitische Geist ist in den übrigen Heeren doch nur ausnahmsweise zu finden.

Die Rönilinge, in erster Linie die streitbarsten unter ihnen, die Jesuiten, haben also schon wenige Jahre nach dem Kriege drei wichtige Etappen zurückgelegt: Erstens hatten sie den Widerwillen der Aristokratie und des höheren Bürgerthums gegen den Heeresdienst unter einer Republik gebrochen und sich dadurch das Material für ihre zukünftigen Unternehmungen geschaffen; zweitens hatten sie eine specielle Vorbereitungsanstalt für diese ihre Schutzbefohlenen gegründet und deselben die Anerkennung durch den Staat verschafft; drittens schließlich war es ihnen gelungt, die oberen, noch vom Kaiserreiche besetzten Commandostellen so weit zu corrumpieren, daß die regelmäßigen Durchlöcherungen und Bevorzugungen bei den Prüfungen möglich wurden. Die nächstes Ziel war naturgemäß die Besetzung auch der oberen Plätze im Heere mit eigenen Creaturen, namentlich die Besetzung des Generalstabes mit clerical gesinnten Officieren. Wie die schwarze Cooperation hiebei vorgieng und wie sie gleichzeitig mit dem noch in den Kinderschuhen steckenden Anticlericalismus in Bewegung kam, um ihn ihren Zwecken dienstbar zu machen wußte, das ist einer späteren Erörterung vorbehalten.

Paris, Juli 1899. Pollet

Die Studentenunruhen in Rußland.

Eine Nachricht erregte, daß gestern wieder die Unruhen an der Universität Kiew ihren etwa drei Jahren ein altes Recht der Stadt, ein Privileg, welches ihnen Kaiser Alexander I. im Jahre 1803 verliehen hatte, das Recht, nämlich, daß in den Straßen Kiews kein Jude wohnen darf, der nicht einen Handelsbrief besitzt, der ihn als Kaufmann ausweist. Dieses Recht ist in Kiew „Ewig" geheißen. Diese Ansicht ist jetzt neuer wieder während der wiederholten Volksansammlungen auf den Universitätsquai in St. Petersburg von Mund zu Mund.

Nach den weisen, im verflossenen Februar auf Befehl des nichts weniger als aufgeklärten Ministers der Volksaufklärung, Bogolepoff, von den Universitätsbehörden getroffenen Maßnahmen (der nahezu gänzlichen Zurücknahme der von dem früheren Unterrichtsminister Delianoff, dem Freunde Katkoffs, den Studenten gewährten Versammlungs- und Vereinsrechte), erwartete die in ihren Gefühlen gekränkten Studenten am Jahrestage der Gründung der Universität St. Petersburg, den 30. Februar, den allfährlich unter dem Namen „Der Akt" feierlich begangen wird, eine Demonstration gegen den Rector Sergejewitsch, den Verfasser der in den Zeitungen erschienenen, die Studentenschaft beleidigenden Drohartikel. Infolgedessen wurden bekanntlich die Vorlesungen suspendiert und die Universität geschlossen. Hierauf brachen auch die Studierenden aller übrigen Hochschulen und Bildungsanstalten die Vorlesungen nicht weiter, mit Ausnahme jener bei zum oder drei Specialfachprüfungen, an welchen die Söhne hochgestellter Officiere und des Adels ausgebildet werden. Auch die Schüler der militär-ärztlichen Schule, der Universität für weibliche Studenten und der höheren technischen Schulen schlossen sich dem Streik an. Selbst die Clerisei des Seminars machten Miene, dem gegebenen Beispiele zu folgen. Als die Universitätshörer in den Provinzen und die Techniker in denselben hörten, was in St. Petersburg vorgefallen war, machten sie mit ihren Collegen in der Hauptstadt gemeinsame Sache. Noch nie zuvor herrschte eine so allgemeine und einmüthige Bewegung unter den Studenten und Studentinnen in ganz Rußland, Polen, den Ostseeprovinzen und Sibirien. Viele Hunderte wurden von allen Universitäten relegiert. Anserdem erschien, von den Universitätsbehörden herbeigerufen, die Polizei und durchsuchte innerhalb der Universität eine große Anzahl von Studenten, die sich an der Demonstration gar nicht betheiligt hatten, mit der Reitpeitsche.

Der Finanzminister Witte, eine der wenigen hervorragenden Persönlichkeiten, die bei der Gründungsfeier anwesend waren, unternahm es, den Czar über die wahren Ursachen der Unzufriedenheit aufzuklären, die ihren eigentlichen Grund in der ganzen Art und Weise, die Studenten zu behandeln, hatte. Ihm widersprachen im Ministerrathe der Dictator der Heiligen Synode Pobjedonoszeff, der Minister des Inneren Goremykin und der Unterrichtsminister Bogolepoff. Dem Czar wurde ein Bericht über die Sitzung unterbreitet, und dieser benannte ein besonderes Comité aus einem halben Dutzend von Seeren unter dem Vorsitze des Generals Wannowski, Mitgliedes des Reichsrathes, mit der Ermittelung der Ursachen der sich wiederholenden Unruhen unter den Studenten und Vorschlägen zur Abhilfe.

Das Comité appellierte sofort an den gesunden Sinn der jungen Leute, welche überzeugt waren, daß die Wahrheit endlich triumphieren müsse Sie nahmen daher ihre Studien wieder auf, ihre verbannten Collegen erhielten die Erlaubnis zurückzukehren, und die Geister der Finsternis, vertreten durch Pobjedonoszeff und dessen Creaturen Goremykin und Bogolepoff, fiesen traurig ihre Köpfe hängen. Es hieß auch, daß der Czar, als er hörte, daß der Unterrichtsminister der Gründungsfeier der Universität ferngeblieben sei, denselben sehr kühl empfangen habe. Die Entlassung Bogolepoffs und Goremykins wurde täglich erwartet. Diese Herren waren aber auf ihrer Hut. Um die Studenten bei dem Kaiser zu discreditieren, nahmen sie ihre Zuflucht zu dem Auskunftsmittel der Verwendung von agents provocateurs. Politische Proclamationen begannen aufzutauchen, und es wurde das Gerücht ausgebreitet, daß man eine derselben in dem Zimmer des Ueberziehers eines Studenten eingenäht gefunden habe. Das gab Veranlassung zu neuer Verhaftung, und plötzlich erschien ein Studenten-Ernsthaft aus der Universität Kiew und erzählte, in welcher brutalen Weise die Studenten in jener Stadt behandelt wurden. Der militärische General-Gouverneur von Kiew, General Dragomiroff, habe soeben angekündigt, daß die Truppen gegen jede Ansammlung auf den Straßen oder anderen öffentlichen Plätzen von ihren Waffen Gebrauch machen würden. Das vermehrte die neuerliche Aufregung in der Universität St. Petersburg. Es fand eine neue große Studentenversammlung statt, und die Vorlesungen wurden wieder suspendiert. Bogolepoff begab sich, mit der Proclamation in der Hand, zum Kaiser und zeigte ihm, wie die Studenten seine Milde zu mißbrauchen wußten. Der Czar ließ sich täuschen und gab Bogolepoff freie Hand in Handeln, wie er es für gut finde.

Hierauf erschien ein Ukas, der auch für alle anderen Universitäten des Reiches galt, durch welchen alle Studenten relegiert wurden, und welcher befahl, daß diejenigen, welche wieder inscribiert zu werden wünschten, dies in einem Zeitraume zu melden hätten, und in ihre frühere Lehranstalt zurückzukehren hätten, sich selbst Universitätsprofessoren unbedingt zu fügen.

Diese Maßregeln trafen Mitte Juli, wo alle Studenten ihre Prüfungen [illegible] abgelegen haben. Man kann sich leicht vorstellen, in welcher Gemüthsverfassung dieser Ukas [illegible] Studenten versetzt haben mußte. In all dieser Bedrängnis und Unsicherheit, erhielt eine bestimmte Anzahl von Stu-

denten der juridischen Facultät den Auftrag, zur Prüfung zu erscheinen, die in manchen Fällen für denselben Tag, in anderen für den nächsten Tag anberaumt war.

Was geschah? Auf einen so kurzen Termin nicht gefaßt, begibt sich der Student auf die Universität, um dem Professor die Unmöglichkeit, die beabsichtigte Prüfung abzulegen, auseinanderzusetzen, wegen ihrer Plötzlichkeit und der damals herrschenden Aufregung. Aber so wie er sich den Thoren der Universität nähert, treten ihm ein Polizeioffiziere und einige Polizeisoldaten entgegen, welche ihn fragen, wohin er gehe, und ob er eine gedruckte Vorladung besitze. Der besitzerze Student weist seine Vorladung vor und darf passieren. Doch stößt er auf weitere Hindernisse. Am Thore sitzt an einem Tische ein Mann mit schwarzen Augengläsern, den die Studenten nicht kennen, und den überhaupt hier niemand kennt, und verlangt die Vorweisung der Vorladung. Man nimmt dieselbe in Empfang und überreicht ihm dafür ein Billet. Mit letzterem, und begleitet von einem Polizei, gelangt der Student in ein Gardezerzimmer, wo man ihm auf Befehl des Pedells den Ueberzieher abnimmt und ihn dann zum Subinspector führt, der ihm den Weg zum Prüfungssaale zeigt. Auf dem Wege nach diesem Saale redet ihn der Subinspector, der inzwischen von dem Studenten erfahren hat, daß er auf die Prüfung so gut wie gar nicht vorbereitet sei, zu, sich trotzdem der Prüfung zu unterziehen, und fragt ihn, wieviele Punkte er gerne erhalten möchte. „Etwas werden Sie gewiß zu antworten wissen", sagt der Subinspector, und vier oder fünf Punkte werden Sie bekommen, und das ist alles, was Sie brauchen." Das geschieht, um so Viele als möglich zu bewegen, sich prüfen zu lassen, und auf eine große Zahl Geprüfter hinweisen zu können . . .

Inzwischen setzte die Untersuchungscommission ihre Arbeiten fort, und die Polizei, ohne das Resultat abzuwarten, auch die übrigen. Häuser wurden nach Papieren durchsüchert, Studenten und deren Freunde verhaftet, ins Gefängnis geworfen und in großer Menge ausgewiesen. In wenigen Wochen sollen mehr als 3000 Studenten das Transportgefängnis passiert haben. Ein Student, der in seine Heimat ausgewiesen wurde, die in den westlichen Gouvernements liegt, wurde einige Wochen später in St. Petersburg geboren ins Gefängnis geworfen, und mit ihm zugleich sieben andere Personen, darunter ein Geistlicher, denen er sämmtlich seine Zeugen eingesimpft hatte. Es ist dies eine erwiesene Thatsache, welche die Wahrheit grell beleuchtet, daß die Behörden im ganzen Lande lebendige Proclamationen gegen sich selbst verbreiten. Man konnte für die arretierten Studenten in St. Petersburg nicht genug Platz in den Stadtgefängnissen auftreiben, und einige derselben sollen in der gefürchteten Festung Schlüsselburg interniert sein. Vor acht Wochen befanden sich in einem einzigen der Gefängnisse bereits 1191 in Einzelhaft, die geheime Untersuchung abwartend, welche vor einem Jahre kaum zu Ende geführt sein dürfte.

Unter diesen Umständen stieß General Wannowskij bei seiner Aufgabe, Studenten, Professoren, Polizeioffiziere 2c. zu verhören, auf ungeheuere Schwierigkeiten. Als es vor Kurzem bekannt wurde, daß in der Liste der von dem Kaiser gelegentlich des Cyarenfestes zu verleihenden Auszeichnungen die Namen des Ministers des Innern, Goremykin, und des Präfecten, Generals Clanbilin, für gewisse Dienste in Vorschlag gebracht seien, erklärte General Wannowskij, daß, wenn diese Decorationen wirklich verliehen würden, er alle seine Aemter niederlegen und sich in das Privatleben zurückziehen würde. Die Folge war, daß die Namen Goremykin und Clanbilin auf der Liste gestrichen wurden. General Wannowskij hat nunmehr seinen Bericht dem Kaiser unterbreitet. Es heißt, daß derselbe alle falschen Schliche, alle Ränke und ungeschickten Maßnahmen der Polizei bloßlegt; leider aber scheint es, daß der Czar bereits durch die höchsten Beamten und Freunde der letzteren gewonnen wurde. Des Generals Anderer, bei dem Czar bei dieser Gelegenheit wird nach sehr verläßlichen Quellen wie folgt geschildert: Da der Bericht die Handlungsweise des Ministers des Innern und jene der officiellen Untersuchungsorgane kritisierte, wurden Beide eingeladen, anwesend zu sein, aber Bogolepoff, der sich nirgends sehen läßt, entschuldigte sich, so daß nur Goremykin anwesend war. Sowie General Wannowskij von der Polizei zu reden begann, unterbrach ihn der Kaiser mit den Worten, daß er alles wisse, und daß ihn die Polizei, das eigene Leben riskierend, gerettet habe. Der General bemerkte, er sei ein alter Mann, der mit einem Fuße bereits im Grabe stehe und kein Interesse daran habe, dem Kaiser etwas anderes als die reine Wahrheit zu sagen. Er betonte, daß sich Diejenigen, denen der Czar Glauben schenke, vor der Communion in einer Weise widersprechen hätten, daß ihre Zeugenschaft wenig besser sei als ein Gemenge von Lügen, während andererseits die Studenten, welche diese einander widersprechenden Zeugen Revolutionäre nennen, und in deren Interesse es daher läge, die Wahrheit auf den Kopf zu stellen alle, ohne Ausnahme, alles eisen und fest einstimmig und nichts weniger als lügen hätten. „Und," soll der alte General seiner gesagt haben, „wenn Eure Majestät glauben, daß die Gefahr eine so große ist, so weisen sie, wie kommt es, daß der Minister des Innern, der die Verantwortung trägt, zu einer solchen Zeit für zwei bis drei Wochen auf seine Güter reisen konnte?"

Bis jetzt weiß noch niemand, was für eine Entscheidung, wenn überhaupt eine, der Kaiser in dieser Sache getroffen hat oder treffen wird; aber so viel ist klar, daß Bogolepoff bemüht ist, dem Kaiser zu beweisen, daß die Studenten von einer Gruppe von Revolutionären angestiftet wurden, während sich die Massen an den Ruhestörungen nicht betheiligten. Der Minister ist aber im Irrthum. Die Studenten sind nicht angestiftet, sondern durch seine rohen und brutalen Maßregeln terrorisiert. Er und andere seines Schlages, deren Devise lautet: „après nous le déluge", haben den Czar wie in der finnländischen so auch in der Studentenfrage mit einer dicken Mauer umgeben, durch welche die Wahrheit nicht durchdringen kann.

Vor 10 bis 14 Tagen veröffentlichte der „Regierungsbote" einen Aufruf des Kaisers an die studierende Jugend — ein unseres Wissens noch nie dagewesenes Ereignis — in welchem er an den gesunden Sinn und den Patriotismus der Studenten appelliert und gleichzeitig den Universitätsbehörden seine Mißbilligung darüber ausspricht, daß sie die Disciplin unter den Studenten nicht aufrecht zu halten verstehen. Man schmeichelt sich daher gegenwärtig mit der Hoffnung, daß man allmählich von dem drakonischen Regime Bogolepoffs wieder auf Allerhöchsten Befehl zu der milderen Praxis Deljanoffs zurückkehren werde. G. v. H.

Ueber Volksversicherung.

Die Volksversicherung beginnt seit einigen Jahren in weiteren Kreisen populär zu werden: lange nicht so populär, wie sie es verdient, aber immerhin ist sie Gegenstand lebhafter Erörterung nicht bloß unter Fachleuten, sondern auch bei den unmittelbaren Interessenten. Unter Volksversicherung versteht man gemeiniglich jene Betriebsart der Lebensversicherung, welche, auf die weniger bemittelten oder unbemittelten Schichten der Bevölkerung berechnet, dem Bedürfnis und der Leistungsfähigkeit derselben sich anpaßt. Bei der Volksversicherung wird bei Beschränkung des Versicherungscapitals bis zu circa 2000 Kronen der Regel nach von der ärztlichen Untersuchung abgesehen, und werden die Prämien in den möglichst kürzesten Raten wöchentlicher Zahlung eingehoben. Die Berliner „Victoria", nebenbei bemerkt, eine reiche und für solid angesehene Versicherungsgesellschaft, war es zuerst, welche die in Deutschland mit Erfolg betriebene Volksversicherung in Oesterreich einführte. Nach dem Vorbilde der „Victoria" wurde in Wien mit kleinem Capitale die „Allianz" gegründet, vorzugsweise zum Betriebe der „Volksversicherung", ohne daß diese Bezeichnung hiefür gebraucht worden wäre. Vor ungefähr einenhalb Jahren trat auf den Trümmern der „Amitia" die Volksversicherungs-Gesellschaft „Universale" ins Leben, zu deren Leitung man den früheren Generalrevisionsdirector der Berliner „Victoria" berief. Nichts natürlicher daher, als daß der bisherigen Unternehmen nicht bloß die Adressenmethoden der „Victoria" oft sclavisch copiert wurden, sondern daß man sich auch bemühte, das Musterinstitut zu übertrumpfen. Leider vergaß man hiebei den gewaltigen Unterschied der Stärke. Die „Victoria" verfügt über ein im Laufe langer Jahrzehnte angesammeltes Garantiecapital von 145 Millionen Kronen, die „Universale" besaß bei ihrer Gründung 1 Million Kronen und besitzt jetzt zwei Millionen Kronen und eine Reserve von 3½ Millionen Kronen.

In den letzten Wochen beschloß der beabsichtigte „Zanus" die Einführung der Volksversicherung, wogegen unter den Mitgliedern dieses auf Wechselseitigkeit beruhenden Institutes eine gewisse Opposition rege geworden ist. Man will mit Berufung auf die Wechselseitigkeit die Berechtigung bestreiten, die verweinlich bedenkliche Volksversicherung zu betreiben. Wir glauben den verschiedenen Publicum, wie auch weiteren Kreisen einen Dienst zu erweisen, wenn wir die aus dem vorermähnten Antaße kam gewordene Antwortung der Volksversicherung näher auf ihre Gründe prüfen und so vielleicht zur Klärung auseinandergehender Meinungen Einiges beitragen

Der Gedanke, die wirthschaftlich so wohlthätige Lebensversicherung derartig zu gestalten, daß sie dem kleinen Manne zugänglich wird, ist gewiss ein sehr glücklicher zu nennen. Er liegt im Geiste jener sozialpolitischen Bestrebungen, welche auf die ökonomische Emporhebung der breiten Volksmassen abzielen. Man wollte dabei Sparsinn und Einsichtsamen, welche den Lohn Arbeit und der Lebensführung der kleinen und kleinsten Wirthschaften angewiesen erkannen. Den wenigsamen unteren Volksclassen und Arbeitsweise auch den minderen dabei eine gewisse Sicherheit vor der Verarmung mit den ärztlichen Personen an. Aus der Ausschau auf diese psychologische Moment war auch auf die ärztliche Untersuchungen bewirkte Verbilligung der Massenversicherung von relativ geringen Capitalien erklärt sich der Verzicht auf die ärztliche Untersuchung. Dieser Verzicht erscheint gleichsam als die Verwirklichung und die Ueberwindung des Ausdrucks: was die ärztlichen Abweisung der gesunden Menschen von Einsterbeschädigungen einspricht. Die Ge-

Digitized by Google

stattung wöchentlicher Zahlung, deren Einhebung*) überdies durch eigene Organe der Versicherungsanstalten besorgt wird, entspricht vollkommen den wirthschaftlichen Gewohnheiten der bei der Volksversicherung zunächst in Frage kommenden Kreise. Der Wochenabschnitt ist für dieselbe die regelmäßige Bilanzierungsfrist geradeso wie der Semestralabschluss für den großen Geschäftsmann. Selbst in wohlhabenderen Familien besteht vielfach die Praxis, dass die Frauen wöchentlich das Wirthschaftsgeld beziehen.

Die Volksversicherung ist ein, wenn auch kleiner, Schritt zur Verwirklichung des sozialen Programmpunktes, für Alter und Invalidität Vorsorge zu treffen. Umso bedauerlicher ist es, dass die unverkennbaren Lichtseiten der Volksversicherung durch Fehler und Mängel beeinträchtigt werden, welche ihrer heutigen Betriebsweise noch anhaften. In erster Linie müssen wir die Prämien-Tarifierung der Volksversicherung als übertrieben und ungerechtfertigt hoch bezeichnen. Ein Beispiel für viele möge genügen: Bei der regulären Lebensversicherung zahlt ein dreißigjähriger Mann für eine zwanzigjährige Er- und Ablebensversicherung eines Capitales von 1000 Kronen — 40 Kronen jährlich; bei der Volksversicherung muss er für dieselbe Combination, das heißt, zwanzigjährige Er- und Ablebensversicherung — 52 Kronen jährlich beziehen, erhält aber nicht 1000 Kronen, sondern nur 900, so dass er für die gleiche Leistung nahezu das Doppelte beitragen muss.

Zieht man die allgemein geltende Sterblichkeitstabelle zu Rathe, so findet man, dass zwischen dem 30. und 60. Lebensjahre die Wahrscheinlichkeit des Weiterlebens in jedem Jahrzehnt durchschnittlich um 15% abnimmt. Das würde bei vorsichtiger Tarifierung die Erhöhung der Prämie beim Wegfall der ärztlichen Untersuchung um, sagen wir, 25% rechtfertigen. Es zeigt sich jedoch, dass die Tarife der Volksversicherung Steigerungen um 40—50% gegenüber den regulären Lebensversicherungstabellen ausweisen und dass sogar bei Volksversicherungen mit ärztlicher Untersuchung nicht billiger calculiert wird. Dazu kommt, dass die Versicherungsbedingungen von besonders illiberalem Charakter sind und den Versicherten nur selten coulante Concessionen machen. So zahlen die Volksversicherungsanstalten in Todesfällen des ersten Vertragsjahres bloß die nicht verzinsten Prämien zurück, im zweiten Vertragsjahre bloß die Hälfte des versicherten Capitals, während sie erst im dritten Jahre dasjenige bieten, was die reguläre Lebensversicherung bereits im ersten Jahre leistet, nämlich die volle Auszahlung des Versicherungscapitals für den Todesfall.

All dies hätte noch eine relative Berechtigung, wenn nicht die Instructionen für die Aufnahme besondere Härten vorsichtehen würden, so dass Personen mit bedenklichen Neigungen und Angehörige gefährlicher Berufsarten von vornherein ausgeschlossen erscheinen. Ebenso liegt auch in der Bestimmung, dass die Vollzahlung des Versicherungscapitals erst im dritten Vertragsjahre eintreten kann, eine äußerst unbillige Clausel gegen die zufällige oder absichtliche Aufnahme Kränklicher oder sonst ungenügender Individuen.

Ferner ist noch zu rügen oder mindestens nicht gutzuheißen, dass ganz gegen die Natur einer Volksversicherung, welche in erster Reihe Wohlthätigkeit postuliert, eine in ihrem Eintrittstore eingehaben wird, wie 1·5 Kronen bei Wochenprämien von beispielsweise 20 Hellern, sowie dass die Kosten einmaliger ärztlicher Untersuchung ausnahmslos auf die Partei überwälzt, statt, wie üblich, von der Gesellschaft getragen werden.

Bei allen Mängeln, die den Volksversicherungen eine eminent humanitäre Mission und somit einen Fortschritt nicht über sich bringen, das manchmal unabsehbare Hacken zu verzichten, wie sie bei der Lebensversicherung in den Vordergrund treten, die Parteien zur Einzahlung der ersten vollen Jahresprämie zu zwingen und deren dreijährige Prämien nur verfallen zu erklären, sobald das dritte Jahr nicht voll eingezahlt wurde.**)

Sind man nach den Gründen, weshalb bei so übermäßig hoher Prämienverderung in der Volksversicherung eine so ungünstige Reserve gegenüber den Versicherten beobachtet wird, so gelangt man in dem mancherlei Punkte der gedrückten Situation, in den gegen wärtig noch obwaltenden hemmenden Momenten, zur Erkenntniss, dass Remedur nur aus den an dritter Stelle stehenden Motiven, der „Mitverdienst", bedienen, welche in der Generalversammlung vom 23. Juni über die Resolute des engl. Parlaments wieder Discussion kam. Es ist jedoch in diesem Vorschlage nicht nur gesagt, was zwischen der Zeilen gelesen werden muss, und vieles sonder gesagt muss, um ein radicales Mittel anzuwenden dann Schwierigkeiten müssen, die allein beseitigt werden, dass die gesammt

historische Gesammtleistung in imponierenden Ziffern sich darstellt, welcher volle Anerkennung gebührt. Man wird es daher nicht als Animosität betrachten dürfen, wenn das erzielte Resultat als zu theuer erkauft bezeichnet wird. Die Gesammtproduction von 29 Millionen Kronen kostet, beim Lichte geprüft, fast über 100% der ersten Jahresprämie, und trotz dieser heroischen Anstrengungen ist das Storno auf über 80% zu schätzen.

Die nervöse Hast, mit welcher die „Universale" den Concurrenzkampf aufnahm und betrieb, führte zu diesen doppelten Abnormitäten. Die tägliche Bilanz, welche einen geringfügigen Nutzen von 40.000 Kronen ausweist, rechtfertigt schlagend den alten Spruch: pacturiunt montes et nascetur ridiculus mus. Ein Apparat, der viele Millionen in Bewegung setzt, das Zusammenwirken von hunderten rührigen Agenten bedingt, liefert ein Erträgnis, welches sehr häufig ein betriebsamer Wiener Gemischtwarenhändler mit Hilfe seiner Frau und seines Lehrlings zustande bringt.

Es obliegt uns nun, das Gebiet der Kritik verlassend, positive Vorschläge zu einer Reform der Volksversicherung zu machen, damit diese so viel versprechende Institution ihren Namen „Volksversicherung" thatsächlich verdiene, zum wirklichen Gemeingut des gesammten Volkes werde.

Dieses schöne Ziel ließe sich nach unserer Meinung nur dadurch erreichen, dass unsere großen und reichen Versicherungsgesellschaften auch die Pflege der Volksversicherung in den Kreis ihrer Thätigkeit ziehen. Allerdings könnte eine Skala-Auffassung von ihnen fordern, dass sie die neue Branche nicht zur Erhöhung ihrer Dividenden benützen, sondern im Gegentheil, dem altruistischen Zuge der Zeit folgend, eingedenk der Pflichten des Besitzers, eher noch Opfer dafür bringen. Selbst aber wenn wir der menschlichen Natur, also auch der von Erwerbsgesellschaften, volle Rechnung tragen und denselben den üblichen bürgerlichen Nutzen zugestehen, müsste doch wenigstens verlangt werden, dass das versicherte Endcapital nicht unter der Summe der eingezahlten Prämien bleibe. Dieses Moment würde auch die Reanistion wesentlich fördern, resp. das Storno vermindern, da die erste Nachrechnung, welche die Versicherten anstellen, sich auf diesen Punkt zu beziehen pflegen. Ein derartiges Vorgehen, begleitet von der thunlichsten Beseitigung des gegenwärtigen Raubbaues in der Volksversicherung, würde auch auf die bereits bestehenden Special-Anstalten günstiger zurückwirken und das ganze Geschäft in ruhigere Bahnen lenken.

Eine wesentliche Verbesserung der Volksversicherung, welche zugar in ihrer Natur begründet reichtet, läge in deren Combinierung mit Unfall- und Invaliditäts-Versicherungsformen, wie sie bereits bei manchen Gesellschaften in der regulären Lebensversicherung plangreift. Beispielsweise statuiert die „Victoria" die allerdings geringfügige Begünstigung, dass ihre Polizzen-Inhaber „Volksversicherung schon im ersten Jahre bei durch Unfall herbeigeführtem Tod die volle Versicherungssumme ausbezahlt erhalten.

Wir denken uns die Verbindung der Volksversicherung mit der Unfallversicherung, welche sonderbarerweise noch immer als Zweig der Elementarversicherung behandelt wird, derartig, dass alle Vortheile der Unfallversicherung durch die Entrichtung einer darauf mitberechneten Volksversicherungsprämie dem Versicherten zukommen sollten. Diese Combination müsste den wirklichen Damm gegen den Krebsschaden der Volksversicherung, das unmäßige Storno, bilden.

Der Client der Volksversicherung ist zumeist ebenso wirthschaftlich kurzsichtig, als er wirthschaftlich schwach ist. Aus beiden Gründen eben fällt er so leicht und so rasch von dem eingegangenen Vertrage ab, weil theils der Vortheil der Sicherung einer fernen Zukunft wenig zu seinem Verständnis spricht, theils die häufigen Unfälle in seinem Berufe, wenn durch die Unfallversicherung nicht compensiert, ihm thatsächlich zu weiteren Prämienzahlungen unfähig machte.

Auch der Staat, der ja ein Wohlfahrtsstaat sein muss, könnte zur Verwohlthätigung der Volksversicherung das Seinige beitragen, indem er von dieser Versicherungsweig auf die staatlichen Stempel und Gebühren verzichtet. Ein ähnliches Präcedens ist bereits dacin vorhanden, dass der Pfandbrief für kleine Beträge der Stempel erlassen wird.

Josef Neudörfer.

Automobilen.

Nachdem auf mehreren Strecken des Automobil angestraut von [illegible] Fabrik von den Rennbetrieb, die die Ausmerksamkeit [illegible] hatten, auf sich gelenkt hat und verschiedene von allen Rennen, [illegible] Geschwindigkeit des Automobiles sich auf die Reisen [illegible] Die Lösung [illegible] dass sich die Straße nach und nach [illegible] [illegible] Gebiet finden werde, wo nur sie in der [illegible] [illegible] [illegible]

Vermögen, die sich auszugeben wissen, vorwiegend in Paris heimisch sind; es beweist aber nichts für die technische Intelligenz Frankreichs gegenüber anderen Ländern. Denn schwerlich sind die Franzosen nicht mehr am modernen Automobilismus betheiligt, als die Engländer und besonders die Deutschen.

Eigentlich war es der Fabrikant Daimler aus Cannstadt, der mit seinem Benzinmotor das dicke Eis gebrochen. Gegenwärtig haben die Motorwagenfabriken alle Hände voll zu thun. Um nur von den Deutschen zu sprechen: Benz in Mannheim, der schon vor einem Jahrzehnt auf der Münchener Ausstellung mit seinen selbstfahrenden Wagen Aufsehen erregt hat, hat nicht weniger als 1700 Fuhrwerke bis zum Jänner 1899 abgesetzt. Von Cudell in Aachen sind 5500 Stück im Gebrauche. Aber wir finden auf den Wettfahrten im In- und Auslande Fabricate aller Länder betheiligt. Auch in Oesterreich-Ungarn beginnt es sich zu regen, so die Resselsdorfer Wagenbaugesellschaft und Ganz & Co. in Budapest. Zurückgebliben im Verhältnisse zu seiner hochentwickelten Technik war bas bis vor kurzem England, und zwar dant einer gesetzgeberischen Maßnahme, welche bis vor wenigen Jahren die Entwicklung des Automobilismus unmöglich machte. Vor mehreren Jahrzehnten wurde nämlich durch zum Zünnet ein Parlamentsakte angeordnet, daß vor jedem Motorwagen eine rothe Fahne vorangetragen werden müßte. Selbstverständlich konnte diese Maßregel nicht zur Erreichung einer phänomenalen Dampfgeschwindigkeit ersonnen sein. Die Sache war so gekommen. Schon in den Jahren 1825 wurden Dampfwagen für den Straßenverkehr in England gebaut, die sogar regelmäßig Postverbindungen zwischen einzelnen Städten unterhielten. Natürlich ereigneten sich, wie wir das ja auch heute an den elektrischen Straßenbahnwagen erfahren, vielfache Unglücksfälle. Und da die Besitzer von Eisenbahnaktien fürchten mußten, daß der Verkehr auf ihren Schienensträngen abnehmen würde, je weiter das Motorfahrzeug in seiner Vervollkommnung fortschritte, so machten sie sich diese Unglücksfälle zunutze und agitierten für ein Gesetz zur Auscrotung des Ungeheuers. Daher die Akte, die unter anderen Vorschriften auch die mit der berüchtigten rothen Fahne enthielt. Die Sache erinnert an den conservativen Antrag im deutschen Reichstage, Margarine roth zu färben. Die Folge davon war nun, daß England bis auf den heutigen Tag auf diesem Gebiete ziemlich zurückgeblieben ist.

Der Uneingeweihte wird darüber erstaunt sein, wie alt das Automobil ist! Schon 1766, also zu einer Zeit, wo das Straßenfuhrwerk überhaupt noch nicht diese Rolle wie heute spielte, hatte in Paris der Ingenieur und Artillerieoffizier Cugnot den ersten Dampfwagen mit dem Kostenaufwande von Frcs. 22.000 gebaut, der vier Jahre später Probe fuhr, aber wegen seines zu schwachen Dampfkessels schon nach der ersten Viertelstunde versagte. Einige Jahre später baute er einen noch kräftigeren Wagen, der jedoch nur zu der Ehre gelangte, im Conservatoire des arts et metiers unter anderen unausgewachsenen Wunderwerken französischer Erfindungskunst, wie denen des berühmten Vaucanson und Jacquard, Unterkunft zu finden. Man kann sich den Sprung denken von jenem plumpen, schwer athmenden, eisernen Urthier von 1770 zum eleganten, auf Stahldrahtspeichen und weichen Pneus laufenden Dreiradvoupes unserer Zeit, die aber noch immer nicht die hochgeschraubten Ansprüche unserer verwöhnten Modernen erfüllen.

Das Automobil ist also älter als die Eisenbahn. Mit dem Dampf fieng es an, bei Petroleum und dessen Destillaten ist man angelangt: man experimentiert mit comprimierter Luft und wird unzweifelhaft bei der idealen Kraftsseezug unserer Zeit, Elektricität, Halt machen. Alle möglichen Wagentypen sind vertreten. Das alte schwere Fuhrwerk wird nach und nach ausscheiden. Alles wird zierlich, leicht, elegant, dank der hochentwickelten Stahlindustrie und dem Aluminium, und die Straße der Zukunft wird uns kynische Asphaltpflichten zeigen, auf denen Gefährte wie Flammsoden dahinfliegen.

Der Dampf gehört zu den unmittelbarsten Naturkräften, er erfordert das Mitführen von Wasser und eines complicierten Dampfröhrenkessels. Die Röhrenkessel, die eine äußerst rasche Erzeugung fähigkeit für Dampf besitzen müssen, sind, wie es scheint, zum erstenmale von Gurnen im Jahre 1827 in den Automobilismus eingeführt worden. Sie bilden natürlich ziemlich unhandliche und unbequeme Anhängsel. Man verwendet sie deshalb vorwiegend für schwere Fahrzeuge mit großen Lasten. So in Amerika, wo man nur ein Beispiel aus vielen zu erwähnen, in London ein Dampfwaggon für den Straßenverkehr erbaut worden, der im Durchschnitte täglich 32·5 Meilen zurücklegt und 4·5 Tonnen Nutzgewicht auf dem Hinweg und 1620 Kilogramm auf dem Rückweg zwischen zwei benachbarten Städten befördert. Die Meilen für seine 7·4 Stunden währende Arbeit betragen Amortisation und Zinsen, wie es scheint, ziemlich hoch mit 20·1 Procent berechnet pro Tag, Löhne und Reparaturen inbegriffen, 1 Pfund 3 Schilling und 5·5 Pence, also rund fl 13·80.

Natürlich kennte von den Automobil als leichter Luxus- und Privatfahrzeug, das jedermann ohne Schwierigkeiten zu verwalten und zu lenken vermag, gar die Rede sein mit den Dampfwagen, die

Digitized by Google

brauchbaren Petroleum- und Benzinmotoren. Die Destillationsprodukte aus dem rohen Petroleum entwickeln zwar feuergefährliche Gase, werden jedoch dem Petroleum selbst aus verschiedenen Gründen vorgezogen. Und zwar erstens weil sie im Arbeitszylinder sich sicherer entzünden, also seltener versagen, zweitens weil sie weniger verunreinigende Rückstände zurücklassen, und drittens weil sich die Carburation oder Mischung des Gases mit der zur Explosion nöthigen Luft einfacher und sicherer herstellen läßt. Neuerdings ist unter anderen Ersatzmitteln für Benzin eines namens Stellin aufgekommen, das dieselben Vorzüge wie Benzin, nur in etwas höherem Grade, besitzen soll. Dabei soll die neue Flüssigkeit ausgiebiger sein und mit Verbrennungsprodukten, die weniger nachtheilig sind, belästigen.

Das Ziel der Fabriken geht dahin, einen möglichst leichten und doch äußerst kräftigen Motor herzustellen, der so klein und geringwiegend ist, daß er sich unsichtbar anbringen läßt, so einfach, daß er leicht zu bedienen ist, wenig Reparatur erfordert, sicher functioniert, und niemals durch widerspenstiges Versagen den Fahrer mitten auf der Straße auszuziehen zwingt, damit er vor einer Corona von Schaulustigen, die bis mit großer Vorliebe recht zahlreich einzustellen pflegt, mit der Maschine sich abmühe und im Schweiße seines Angesichtes nach der heimtückisch sich verbergenden Ursache des Versagens suche. Leicht, wie das Fahrzeug, muß der Motor sein. Cudell & Co. in Aachen stellen einen Motor von 1·5 bis 2 Pferdestärken im Gewichte von 21 Kilogramm her. (Es ist uns nicht bekannt, ob die Räder- und Hilfsapparate in diesem Gewicht mit inbegriffen sind.) Der Motor von Benz & Co. (von 1·75 Pferdestärken) wiegt 44 Kilogramm, wobei jedoch aller Zubehör inbegriffen ist.

Man wird sich vielleicht auch für den Betriebsverbrauch interessieren. Ein Motor, der eine Fahrgeschwindigkeit von durchschnittlich 30 Kilometern (bis etwa 50 Kilometer) in der Stunde gestattet, verzehrt ungefähr pro Pferdekraft und Stunde 0·45 bis 0·8, manchmal auch 0·9 Kilogramm Benzin. Die Kosten pro Kilometer Fahrt auf ebenem Boden werden etwas verschieden angegeben. So soll ein Dreirad im Gesammtgewicht von 75 bis 80 Kilogramm pro Kilometer, bei einer stündlichen Geschwindigkeit zwischen 25 und 40 Kilometern, weniger als einen Pfennig verbrauchen. Ein anderer berechnet pro Pferdekraft und Stunde 0·5 Kilogramm Benzin und verbraucht für den Kilometer etwas weniger als 3 Pfennig. Leider fehlt bei dieser letzteren Angabe das Wagengewicht.

Etwas Neueres ist die Anwendung comprimierter Luft. So soll sich in Amerika eine Gesellschaft gebildet haben, welche die Idee Hadd & Knight-Patente angekauft hat. Sie soll insgesammt nicht weniger als 35 Millionen Dollars als Grundcapital angelegt haben. Die Motoren arbeiten mit Preßluft, die unter einem Druck von 240 Atmosphären steht und in Stahlcylindern mitgenommen wird. Diese Motoren besitzen 8 Pferdekräfte. Ammoniak, das comprimierte Gase bei ihrer Ausdehnung bekanntlich sehr intensive Kälte- und Eisercheinungen zeigen, durch die der Betrieb der Maschine gefährdet wird.

Und wird der Leser fragen wo bleibt die Elektricität? Leider ist die uns so sehr bereuende Elektricität noch nicht zu jenem Grade vervollkommneter Anspeicherungsfähigkeit gediehen, durch die sie für Privatfahrzeuge wirthschaftlich erscheinen könnte. Ein Cell-Accumulator Dreirad beispielsweise, das eine Accumulatorenbatterie mitführt, erfordert für die Füllung dieser Speicherbatterien für einen zurückzulegenden Weg von 60 Kilometern eine Elektricitätsmenge zum Preise von 72 Kreuzern. Da es sich um ein französisches Rad handelt, so werden dabei wohl die ziemlich hohen Pariser Elektricitätspreise in Anrechnung gekommen sein. Noch schlimmer aber ist, daß die Ladung dieser Accumulatoren nach auf weite Strecken hin ausreicht. Dieser Mangel dürfte 1898 noch so weit, daß das bei dem Weltfahrten Paris Bordeaux Paris am 11. Juli des genannten Jahres der dabei betheiligte elektrische Wagen der Marquis Jeantand auf der Strecke nicht weniger als 20 Reparaturen benöthige, um seine Accumulatoren mit Saft gefüllen zu wechseln. Nichtsdestoweniger wird sich die Elektricität ins öffentliche Leben wagen, wie Dresden, Zürich und Cabs, sowie auch Omnibusse, als praktisch erwiesen, da die Wagner dieser Städte, mittels Oberleitungen, zahlreiche Ladestationen und gelegentlich auch die Motoren ihrer Hilfe Gesellschaften erbauen können, wo frische Batterien nach Bedarf von wenigen Stunden ausgewechselt werden. Die Geschwindigkeit elektricität dürfte mit 25 Kilometern in der Stunde kaum überschritten werden. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß in Zukunft die Elektricität für den Betrieb, das ist nicht neben Gebrauch zum Laden, als das Benzin, das unbequemlich werden dürfte, wenn einmal alle Fahrzeuge mit Benzinmotoren betrieben sind und Städte und Straßen ab ein Ausspeicherungsort nach dem andern wegen mögliche Explosionsgefahr, hygienischer und ähnlicher Gründe, Verbrennungsgase, wie sie gibt. Auch soll die Elektricität billiger sein, als Petroleum. So ist es erklärlich, daß im Februar des Jahres 1899 ein Berliner Consortium mit einem Kapital von 2 Millionen Mark gegründet wurde, um Elektromobile zu bauen und zu vermiethen. Von den anderen Gesellschaften, die sich in Berlin gebildet haben, ist nichts weiter bekannt. Die Zukunft wird jedenfalls erweisen, ob Elektricität oder Benzin, oder Petroleum, oder Preßluft, oder Ammoniak, oder Dampf, oder Alles zusammen, oder Keines von Allem, oder Etwas Anderes, Neues, Unbekanntes, Unerwartetes, Ungeahntes den Sieg davontragen wird.

ligkeit soll eine bedeutende sein, seine Sicherheit für das Leben der Fußgänger eine ungleich höhere. Man nimmt es schon dem alten Pferde übel, wenn es scheu wird und durchgeht, aber eine durchgehende Maschine ist das Entsetzen aller redlich Gesinnten und fordert immer zu einem energischen Ruf nach Polizeimaßregeln heraus. Die Lenkbarkeit eines Motorwagens muß also ungleich vorzüglicher sein und sicherer, als die einer gewöhnlichen Droschke, die Maschine darf keine Mucken haben, wie das Pferd, und die Bremsen müssen tadellos funktionieren. Die Wettfahrt in Paris gieng auf ebenem Boden die Seine entlang, dann wurden complicierte und schwierige Wege mit Steigungen bei Suresnes und dem Mont Valerien eingeschlagen. Ihre „hill-climbing-power“ (zu deutsch „Hügeltletterkraft“) wusste so bemessen sein, dass sie Steigungen von 10 Procent mit leichtigkeit nehmen konnten. Beim Abwärtsfahren auf einer solchen Steigung functionierten einige Bremsen derart, dass sie schon nach einer Strecke von 10.5 Metern den Wagen anhielten. Ein ganz brauchbares Resultat. Der Fiaker Krieger Nr. 1 wog 1360 Kilogramm und führte drei Passagiere und 70 Kilogramm Gepäck mit sich; die Kraftspeicher waren Fulmen-Accumulatoren. Er legte 60 Kilometer in 4·5 Stunden zurück. In Paris sollte übrigens die Straßenwagengesellschaft schon 300 elektrische Fiaker laufen haben; sie wurde aber von der Accumulatorenfabrik im Stich gelassen. Jeder Fiaker zahlt sie mit 10.000 Francs; ihre Umwandlung aller 4000 Gaulberiebe wird sie ein Capital von 40 Millionen benöthigen.

Zum Schluß übergehend, wollen wir noch die Anwendung von Acetylenmotoren erwähnen, wie sie der Engländer Ralph Lucas einzubürgern wünscht. Er fährt nach seiner Behauptung mit einem Pfund Calcium-Carbid 50 Meilen weit. Wenn wir von der wenig idealen Spur des Knoblaudgeruches, den ein solcher Motorwagen hinter sich läßt, absehen, scheint das Acetylen recht viel versprechend zu sein.

Interessant ist, zu welchen kleinen Motoren der Automobilismus führt. Die Firma Bleßing & Co. in Göggingen-Augsburg stellt einen kleinen Motor mit 1·25 Pferdestärke her, der das Spritzgewicht von 6 Kilogramm besitzt und so eingerichtet ist, dass er an jedem Zweirad angebracht werden kann. Die Bewegungsübertragung nach dem Rade findet mittelst Riemen statt. Dieser Motor dürfte, wenn er sich bewährt, für große Bicycle-Touren ausgezeichnet sein, denn sobald der Fahrer zu ermüden beginnt, bringt er den kleinen Benzinmotor in Thätigkeit; er führt gewissermaßen einen kleinen eisernen Kameraden mit sich, der für ihn das Rad tritt.

Die großartige Zunahme des Automobils ist unzweifelhaft. In London beispielsweise 30.000 öffentlich concessionierte Fahrzeuge durch Motorwagen zu ersetzen. Die dazu gehörigen Pferde belaufen sich auf 55.000. Mit Privatfuhrwerk werden wahrscheinlich 120.000 Pferde in Betrieb sein. Im ganzen Königreich England werden für die autorisierten Wagen 1,200.000 Pferde gezählt, dazu kommen noch schätzungsweise 300.000, die in der Landwirthschaft thätig sind. Welch eine Umwälzung, wenn alle diese Viertelmillionen durch eiserne Zugthiere ersetzt werden, was glücklicherweise nicht plötzlich, sondern nach und nach erfolgen wird! Der Motor wird den Anblick unserer Straßen vollkommen umgestalten. Unerquicklich, kein Stallduft, das Futter und Pflege bedarf, beschieden in ihrer Raumdenanspruchung, billig im Betrieb, wird nur noch die Maschine auf gut asphaltierten Straßen einherrasen!

Berlin. Ingenieur Leo Silberstein.

Adalbert Stifter als Mensch.

Unveröffentlichte Briefe.

Mitgetheilt von Rudolf Holzer.

II. *)

Sr. Hochwohlgeboren
Herrn Herrn Alfred Ritter v. Lebzeltern
abzugeben in der Ramsauer Industriebefuhr und dem Hauptamte
in Steyr.

Euer Hochwohlgeboren!

Wenn ich Sie wieder bitte, so verhalten Sie es mir als Zeichen der hiesigen Verkommenheit, wo man nur aus jener Perspective von den Schwierigkeiten hören kann. Ich bitte recht schön um Ihre Güte und Freundschaft für mich, das Schönwetter, Frischluft, ein wenig Heuen, Lachen über Verschiedenes, ich hatte einen wahrhaftigen Mut mit Ihnen zusammenzusein, in Steyrling, der Ort war gleich, Haus wie Zimmer sind gut und schön. Ich bin gewillkürt am Abend in Steyr einen Platz zu suchen, ich bitte recht schön.

Ich komme, wenn schon am Sonntag und auch am Montag, und will Ihnen Zeit zu Geschäften, oder sonst zu Ihrer Ruhe gewinnen. Ich bitte um die Zusage, ich bitte um Ihre Güte, ich bitte um Ihre Freundschaft.

Ihr ergebenster Diener Adalbert Stifter.

Linz, 29. October 1851. An der Donau 1313.

Die folgenden Briefe sind an Herrn und Frau Statthaltereirath von Fritsch gerichtet.

Klagenfurt, am 28. Juni 1857.

Mein hochverehrter Freund!

Mit der schlechtesten Wirthshausfeder und ohne Unterlage schreibe ich Ihnen diese Zeilen. Es drängt mich, Ihnen und Ihrer verehrten Gattin Nachricht von uns zu geben, weil wir denken, dass Sie beide an uns Antheil nehmen, und es Ihnen auffallen wird, wenn wir länger ausbleiben, als wir beabsichtigten. Wir sind gestern von Triest auf dem Wege über Udine wieder hier eingetroffen. Ich habe nun das Meer gesehen. O, mein lieber Freund, was sind alle Alpen und anderen Dinge bei uns, gegen die Großartigkeit des Meeres? Jetzt, da ich es gesehen, glaube ich, ich könnte gar nicht mehr leben, wenn ich es nicht gesehen hätte. Die liebliche Größe dieser Erscheinung hat auf mich einen Eindruck, der einen Wendepunkt in meinem Gesthesleben hervorbringt. Ich bin plötzlich reich geworden, und ich habe einen unbeschreibbaren Schatz erhalten, das „ewige Meer“ twie Homer sagt; nie mehr ganz aus den Augen zu verlieren. Es ist, als wäre meine Seele viel weiter als früher, und als flosse aus der Unendlichkeit außer mir Nahrung für die Unendlichkeit in mir. Bleibt darüber nämlich. In Cyclopen bin ich zwei Stunden Morgens auf einem Hügel gelesen. In Triest habe ich Stunden verbracht, um in das freie weite Meer zu sehen. Der Himmel hat uns sehr begünstigt. Es war ganz heiter, es war bewölkt, ein Gewitter habe ich von Venedig her aufsteigen gesehen, alle Pracht der abendlichen Röthe habe ich über dem Meere betrachtet, einen Nachtsturm brachte das Gewitter, dass der Damm mit Menschen bedeckt war und drei Schiffe von den Ankern rissen, die mit Dampfern eingebracht werden mussten. Jede Stunde ist Farbe, Gestalt und Bewegung des Meeres anders, immer aber, selbst im Schwinnen, erscheint mir seine Majestät lieblich, auf was da benade nicht gefallet war. Ich bin auch auf seinen Inseln gestanden und habe die österreichische Kriegsschraubenfregatte „Radetzky“ besucht und in allen ihren Theilen gesehen. Das Stück Italien, welches ich über Udine bis Venedig absichnitt, ist äußerst reizend.

Udine sehr merkwürdig durch alte Bauten, Paläste und Menschen. Mündlich mehr. Dass ich mehr Zeit brauchte als ich anfangs dachte, ist bei solchen Eindrücken begreiflich. Ich fündigte daher durch Zugabe von ein paar Tagen. Unser hochverehrter Herr Statthalter wird mir gewiss nicht zürnen. Indem haben mir Unfälle Zeit genommen. Auf der Heimkehr erkrankte Julie an einer kleinen Fußverletzung, die Entzündung in Venedig, und die musste in Graz zwei Tage zugeben. Heute liegt meine Gattin krank an einer Darmröhr mit Leibschmerzen, was Leute, die aus der Hitze Italiens in das kältere Kärnten kommen, häufig erleben, im Beite. Josefinens**) Schwager Dr. Halaczek sagt aber, dass sie in zwei Tagen doch wird reisen können. Drei ich Sie um die Freundschaft bitten, Sr. Excellenz, oder in seiner Abwesenheit den Herrn Hofrath von diesen Umständen zu verständigen und in meinem Namen um Nachsicht wegen Ueberschreitung des Urlaubes zu bitten. Ich werde die Amtsunft desthenungen und mich mit erneutem Eifer meinen Amtsgeschäften widmen. Schultath Becker aus Wien habe ich in Triest gesprochen. Wir sind uns recht freundschaftlich begegnet, Schnitze zu sprechen, kann ich kaum ausdrücken. Sie werden gewiss daran Antheil nehmen, und in ein besonderes Gemüth seine Erenungenschaften an Freude zu übertragen, ist ja so natürlich. Josefine ist sehr gut und lieb, aber doch wunder bedeutend als ich dachte. Alle meine liebsten Verwandten sind recht liebe Leute. Dr. Halaczek erscheint mir als Arzt ganz besonders ausgezeichnet. Ich hatte mit ihm eine Berathung über meine Frau, die ich nie vergessen werde. Sie empfahl Klarss an ärztlichem Ausspruche ist mir noch nicht vorgekommen. Klagenfurt und Umgebung erschien uns auf der Rückreise sehr reizend, wir sind alles das gewohnlich? Graz ist äußerst lieb, es erschien uns als Klein Wien. Doch wozu diese Bemerkungen, die sich unmöglich viel heiter geben lassen. Ich habe nur noch den Wunsch, dass ich Ihre liebe Gattin und Sie sehr wohl befinden, und bitte Sie, dieses Schreiben mit der Bemerkung, dass ich mich hier mit einigen Reisbern für Ihren Sitzbrief beschäftigt habe, und dass ich mit großter Liebe und Achtung stets bleiben werde

Ihr ergebenster Freund
Adalbert Stifter.

Theurer hochverehrter Freund!

Soeben erhalte ich Ihre so gütige Antwort. Noch drei mittlerweile bekannt gewordenen Umstände, der Bestätigungsverhandlungsverhältnisse kann ich in Zeitung so wie die Stadt kennen. Was ich Sie bitte im Bahnhofe Ihre Hand, wie Sie sonst so freundlich sind, mir zu bieten. Ich werde schon selbst mich melden. Meine Gattin und Josefine und Hundchen wird morgen um 2 Uhr von hier nach Salzburg abfahren und in Salzburg übernachten. In der 23 Jahre nie ohne mich gewesen ist, so ist sie furchtsam und ängstlich, so dass ich sie allein ich. Sollten Sie mir in gegend einer Nacht sich in Salzburg sein können, so bin ich sehr dankbar dafür. Ihnen wünsche ich Gesundheit und Heiterkeit, auf seinen Fall bedarf ich Ihrer in einer Stellung angeben können, in dem Sie mir sehr viel Gutes thun, wie dies ein großer Gefallen. An

.....*) schreibe ich heute und bestelle Quartier. Von München werde ich Ihnen den Tag unserer Ankunft in Salzburg schon schreiben.

Auf Wiedersehen morgen mittags!

Tausend herzliche Grüße von uns beiden an Sie beide.

Ihr treuer Freund

Linz, Samstag, 11. August 1866. Adalbert Stifter.

•

Hochverehrter Freund!

Ich beantworte Ihren Brief auf der Stelle. Als ich las, Sie wollen wissen, wann ich bei Rosenberger sein werde, blitzte ein Freudenstrahl in mir auf, weil ich meinte, Sie werden mit „Ihrer Fanni" dahin kommen und eine Weile dort bleiben; denn jetzt, wo ich aus Genesungsschwäche immer gerührter bin als sonst, möchte ich alles, was ich liebe, gerne am Fuße der drei Sessel versammeln, und wie sehr ich Sie liebe, weiß ich erst jetzt, da alles andere gemordet ist, und werde es Ihnen mündlich mittheilen — ich aß Sie einst bei gewöhnlichem Umgange wie Hausbrot hinein, und Sie sind doch ein vortrefflicher Kuchen. Aber wenn auch nicht bisher vorgehabt, so haben Sie von nun an vor, mit Ihrer von und beiden ebenso wie Sie geschätzten und geliebten Gattin auf eine Zeit zu den drei Sesseln zu kommen. Ich denn in Salzburg kein Arzt aufzutreiben, der es Ihnen verordnet? Verdrehen Sie sich es selbst. Sie werden über die Wirkung erstaunen. Luft und Wasser das beste auf dieser Erde. Wir gehen ewig in dem Walde herum und an schönen Tagen, wo das Hochziege sichtbar ist, so den drei-Sesseln hinauf, zu denen der König von Baiern einen Weg vom Rosenberger aus hat machen lassen, dass eine Frau mit Seidenschuhen hinaufgehen kann. Unterkunft herrlich, Speise und Trank ebenfalls, und lächerlich wohlfeil, so dass man durch langen Aufenthalt in den Lakeraufseen reicher wird. Also kommen Sie und werden gesunder und stärker. Unser Aberein war auf 1. oder 12. d. M. festgesetzt, aber bei dieser Kälte ist an keine drei Sessel zu denken. Wir gehen also, wenn es wärmer wird, jedenfalls aber erst gegen Ende der nächsten Woche, da ich einen Katarrh habe, der vorher gut werden muss. Man geht jetzt von hier am besten nach Passau und dort mit dem täglich gehenden Postwagen nach Breitenberg, der Pfarrkirche Rosenbergers.

Gott der Allwissende allein wird wissen, wann dieses Hundewetter sich ändert.

Ich ende, um den Brief zur rechten Zeit auf die Post zu bringen. Mündlich Vieles, Vieles. An Ihre Gattin und Sie von uns beiden das Allerherzlichste und Innigste.

Linz, 6. Juli 1865. Adalbert Stifter.

•

Hochverehrte Freundin!

Die Letzten werden die Ersten sein, d. h. wer nur hinten an den Brief seines Gemahles einen Nachbrief angeheftet hat, bekommt gleichwohl die erste Antwort, ja er bekommt allein eine, in welche die andere an den Hauptbriefschreiber eingewickelt ist; denn hier, wo ich Sie, dort man mir Karlsbader Briefe schreiben, und deren wesentlichste Eigenschaft ist die Kürze, wozu das Nachtgebot des Arztes mahnt, der einen nur zu freier Luft und Nichtsthun verurtheilt, und noch mehr die eigene Dummheit und Arbeitsscheu des Hopfes, die bei wachsendem Wassertrinken auch immer wachsig, so dass sie bei mir am Ende der letzten Trinkwoche, die ich heute begonnen habe, wohl so weit fortgeschritten sein wird, dass ich nicht mehr werde zählen können.

Das war die Einleitung. Nun folgt der Brief.

Der erste Band des „Witiko" kommt mit diesem Blatte zu Ihnen, nehmen Sie ihn freundlich auf, anzusehen ist er ihn, wenn er es verdient, auch ihrem Gemahle, und schreibt mir einmal beide, ob er auch gefallen hat oder nicht; denn ich lege auf Euer beiderseitiges Urtheil einen großen Wert. Vorzüglich wäre es nutzlich, wenn mir die Fehler angezeigt werden, dass ich sie im zweiten Bande und im dritten vermeiden könnte. Der Inchten des Grünbaches ist flachig, der Buchstabe zu klein, so dass sich das Zeichen echten Inchtens und sein Vorzug, und in echten Inchten gebunden sein, sei jetzt Vornehmheit eines Buches — ich weiß das nicht, wenn nur nicht auch die Flecken des Inhaltes etwa sein Vorzug sind. Dann stimmte freilich alles zusammen.

Nun auch etwas über meinen Körper. Ich wurde bisher immer gesund und wieder krank. So gieng es mir gegen Mitte Januar, wo das Uebel wieder gleichsam von vorne anzufangen schien. Ich beginne nun eine sehr strenge Kostcur, d. h. Hungercur, in der ich bis zum Scheinen schmagerte, aber dies besser werde. Mein Arzt rieth Karlsbad wegen Leber- und Gallstörungen mit Magenkatarrh, ich fragte auch den Dr. Gustav Braun, der von Wien zur Frau Erzherzogin Sisi[illegible] nach Ischl kam, er rieth Karlsbad wegen Magenkatarrh und Leber- und Gall störungen, ich gieng dann nach Wien und hieß mich von Oppolzer unter suchen, dieser rieth Karlsbad wegen Magenkatarrh und Leber und Gall störungen, endlich fragte ich noch meinen trefferen Wiener Arzt, Arlenberger, welcher Karlsbad rieth wegen Leber und Gallstörungen mit Magenkatarrh, dann riet ich niemanden mehr an meinem Körper kosten, und bin nun in Karlsbad. Br, ich, meine Gattin und deren Mutter, fuhren von Linz über Budweis, Prag, Dresden und Leipzig nach Karlsbad, wo wir am 5. Mai ankamen. Ich wurde Schlossbrunnen, die Frau gegen Leber und Galle Mühlbrunnen, die Mutter gegen Milzanschwellung Mühlbrunnen, der Hund gegen Durst seines Herrn. So ist alles versorgt. Der hiesige Arzt Dr. Seeger heißt meinen Leber Magenkatarrh und hat nach dem Vorhergange der Cur die Ueberzeugung ganz gewisser Heilung, welche Ueberzeugung ich nicht meinem Wunschen theile. Die volle Ueberzeugung tritt immer erst nach der Cur ein. Wir wohnen in einem Privathause billig, kochen unseren Kaffee selbst am [illegible], den Mittagsunterkost und Abend durch Abholen[illegible] des Essens besorgt er, also in einem Lokale Gasthaus. Samstag, den 14. fahren wir nach Königswart auf das Schloss meines einstigen Zöglings, des gegenwärtigen Botschafters in Paris, Richard Metternich, dort bleiben wir eine Woche, dann gehen wir nach Pilsen und von da nach Prag, wo ich Studien machen muss, wesshalb ich auch eine Weile dort privat wohnen und speisen will, wie in Karlsbad, dann gehen wir ein Weilchen nach Nürnberg (Dresden muss des Geldes wegen auf das künftige Jahr bleiben, in dem wir das liebgewordene Karlsbad wieder besuchen wollen) und von Nürnberg gehe ich in die Lakerkämmer, in denen ich bis zum Winter bleibe. Heuer müsst Ihr beide auch dahin kommen und eine lange Weile das herrlichste Wasser und die herrlichste Luft genießen und meinen Umgang ausstehen, von der unsäglichen Pracht des Waldes rede ich gar nicht.

Nun ist der Karlsbader Brief schon völlig ein anderer als ein Karlsbader Brief geworden und er eilt zum Ende.

Jetzt folgt der Schluss.

Ich schicke das Buch erst heute, obwohl ich es schon acht Tage habe, weil der Freischiefe Brief sagte, dass Ihr bis zu Ende Mai in Reichenhall bleiben werdet, ich hoffe, Ihr seid jetzt in Salzburg.

Tausend Grüße von mir und meiner Gattin.

Mit Hochachtung und innigster Verehrung Ihr treuergebener Freund

Karlsbad, 3. Juni 1865. Adalbert Stifter.

NB. Ein Brief trifft mich in der nächsten Zeit: Prag, Poste restante.

•

Hochverehrte Freundin!

Ich muss Sie neuerdings mit einem Briefe plagen. Im Traume, den Schein eines Fehlers, den ich nicht begangen haben, zu zertrennen, begieng ich einen wirklichen Fehler. Sie fragten in Ihrem Schreiben, or meine Frau ein Photographiealbum besitzt. Ich antwortete darauf gab nicht, weil ich vergaß. Ich bin so einseitig, dass, wenn ich von einem Dinge erfüllt bin, alle anderen, auch die wichtigsten für den Augenblick schweigen. So gieng es hier. Die Leute nennen das Zerstreuung, ich nenne es Sammlung.

Hören Sie ein Stücklein. Ich schrieb mir bisher von jedem Correcturbogen des Witiko, ehe ich ihn wieder zurückfendete, die letzten Zeilen auf, um bei der Ankunft des nächsten Bogens zu sehen, ob der Faden richtig fortlauft. Beim dritten Bande lieh ich mir aber die Correcturbögen doppelt kommen, und behielt immer den einen zurück. Pflichttreu schrieb ich aber allmal die letzten Zeilen jedes Bogens ab, und dies that ich bis zum achten Bogen, ehe ich hinter die Narrheit kam.

Meine Gattin besitzt ein Photographiealbum für geliebte Personen, eines für gute Freunde, eines für Bekannte, eines für Künstler und andere Größen, eines für Gebäude und Landschaften und, ich glaube, eines zum Vorrathe. Ich schlug ihr auch ein Spitzbubenalbum vor. Sie gieng bis jetzt nicht darauf ein, obwohl ich ihr Grafel und Wagner Alois*) und solche Männer in Aussicht stellte.

Wir nehmen Ihre Anfrage so, dass Sie uns eine Freude bereiten wollen. Thun Sie es sehr, sehr bald, wir harren gespannt darauf. Ich hoffe, bald auch an Sie gute Photographien von uns senden zu können. Jetzt haben wir nur schlechte. Ich von mir eine wunderbar schlechte.

In der sicheren Hoffnung, dass Sie obnehin mein Vergessen nicht im übelsten Lichte werden genommen haben (obwohl in einem etwas üblen doch, Ihr Gemahl aber gewiss nicht), senden wir beide die herzlichsten Grüße an Sie beide, und ich zeichne mich Ihren treuen Freund

Linz, 16. März 1867. Adalbert Stifter.

*) Photographen

Der jüngste Bierbaum.

Betrachtet man ein Porträt Otto Julius Bierbaums, zum Beispiel das von Wallaton vor dem Roman „Stilpe", so gewinnt man gleich den Eindruck einer typisch deutschen Erscheinung. Ein behaglich ruhiges Gesicht, glattes Haar, der feine, gewiß blonde Schnurrbart über vollen Lippen, und auf der geraden Nase ein schwarzer Hornkneifer. Die Augen dahinter sind nur angedeutet. Man erräth, es seien stille, sinnierende Augen von dem schönsten dunkeln Blau . . . Dieser fundamentalen germanische Grundlage seines Projekts stimmt völlig zu seiner literarischen Physiognomie. Otto Julius Bierbaum ist wohl der deutschteste unter den jüngeren Dichtern der gegenwärtigen Generation — er, dessen Name bereits zwei recht heimatliche Bilder wachruft. Er ist es zunächst seiner äußeren Lebensführung nach: denn es gehört zu den deutschen Besonderheiten, lange „Rüppel" zu bleiben, manche Jahre zu „vertiegen", um später desto eifriger am Werke zu sein, wie dies jetzt bei Otto Julius Bierbaum der Fall ist, der in den letzten Jahren von der Höhe seines Tiroler Schlösschens aus Buch um Buch entsendet, Erzählungen und Romane und dazwischen Kalender mit Gedichten, Skizzen und Anstandsbetrachtungen, die das gesammte künstlerische Streben der Zeit mit reinem und weitem Blick umfassen. Er ist endlich in seinem eigenen Schaffen durchaus deutscher Künstler geblieben mit allen Merkmalen deutscher Art — und dies von seinen ersten journalistischen Anfängen bis zu den letzten, geklärten Versen.

Bierbaum hat vor acht Jahren mit einer kleinen Monographie über Detlev von Liliencron debutiert. Es ist ein ehrlich enthusiastisches Buch voll Inhalt, Temperament und Wärme. Manche gute Lanze wird darin, freilich ein bisschen zaghaft und temperamtlos, für den trotzherrlichen Dichter eingelegt, dessen erste Verse damals uns alle hinausgeschleudert haben aus Enge und Tand der akademischen Schulstube in eine heiter bewegte Landschaft, in die unser Baron

Digitized by Google

mit seinem berühmten Dachspaare jagen gieng, wenn er es nicht vorzog, mit einem seiner Bauernmädel in einer Laube zu verschwinden. Man empfindet jetzt, daß es neben der bunt-innigen Welt des „Rentdners“ Lilienern noch ein Reich dunkler und scheiterhafter Sehnsucht gibt, in das hineinzutauchen erst Späteren beschieden ward. Dennoch bleibt das Verdienst Bierbaums, die Fahne eines Meisters, dessen literaturgeschichtlicher Platz heute nicht allzu weit von Storm und Uhland fest begründet scheint, als einer der Ersten hochgeschwungen zu haben. Er hat ihm mit jugendlicher, man möchte sagen: mit knappenhafter Treue Gefolgschaft geleistet. Das ist jene rührend deutsche Treue, von der die Sagen immer wieder berichten, die ihren eigenthümlichsten Ausdruck in der Ergebenheit des Vasallen gegen den Lehensherrn findet. Auch das Verhältnis Bierbaums zu Liliencron ist im Anfang das künstlerischer Abhängigkeit gewesen. Bierbaums erste Gedichte sind impressionistische Protokizzen („Erlebte Gedichte“) tragen noch zum größeren Theil ganz die helle Klangfarbe Liliencron'scher Lyrik. Da sind auch die technischen Errungenschaften Liliencrons alle mit den ähnlichen Themen übernommen: die Anwendung des freien im Gegensatze zu dem allzu gebundenen akademischen Rhythmus, das Verweben malerischer und musikalischer Motive, um die feinsten Farbennuancen in Landschafts- und Menschendarstellung zu gewinnen. Später, nachdem Bierbaum den eigenen Ton gefunden, ward aus dieser Unselbständigkeit eine gesunde Bescheidheit, wie eine solche gleich zu Beginn zwischen ihm und den jüngeren Lyrikern, vor allem Dehmel und Falke, bestanden hatte. Im steten Kampf für diese Freunde hat Bierbaum seine „deutsche Treue“ nicht minder bewährt, als in seinem wackeren Eintreten für die noch nicht genug verstandenen Häupter der Nachbarkunst*) — für Boecklin, Liebermann, Stuck und vor allem für den wesensverwandten Thoma, „der die Seele des deutschen Volksliedes in die Farben gerettet hat . . .“ Dieses schlichte Festhalten, die Schüler- und Freundestreue, die Bierbaum nach seinem ersten Mißerfolge nur zum kräftigen besser zu bestimmen schien, hat ihn dennoch in ihrer weiteren Wirksamkeit gerade zu seiner reizenden künstlerischen Eigenart geführt. Seine treu-deutsche Seele gebot ihm nämlich, nicht bloß an der Kunst der Gegenwart zu haften, sondern in frühere Culturen hinabzutauchen und die gesammte Volks- und literarische Tradition wieder aufzunehmen. Durch diesen Weg, den er mit Ernst und Fleiß verfolgte, hat er jene deutsche Besonderheit gewonnen, die seinem ganzen Künstlerthum das Gepräge gibt. Die Vorbilder für antiquarische Formen verleiten ihn zu Büchern, die selbem in langer Reihe kamen, bereits äußerlich das gewinnige Aneheben jener ersten durch den Buchdruck verbreiteten Werke, bestimmt, den Schränken begüterter Kunstherren einverleibt zu werden. Zumal sein „Bunter Vogel“, der originelle Versuch, die alte Kalendersorm mit neuem Geiste zu beleben, tritt, mit Schwabacherlettern auf geschöpftem Papier gedruckt, höchst ehrwürdig hervor. Und die innere Bedeutung dieser alterthümelnden Bücher beruht wieder darauf, daß Bierbaum zuerst versucht hat, modernste Stimmungen und Stoffe in fast vergessene Formen zu zwängen. Ein Versuch, der seinen neueren Werken („Neun Frauen“ usw.) bewiesen an die höfische Richtung im deutschen Mittelalter, besonders an Walther, und an das Volkslied an. Von Walther hat er nicht bloß den häufig verschlungenen Strophenbau, er hat mit ihm vor allem jene specifisch süddeutsche rhythmische Tanz- und Klaufreudigkeit gemeinsam — „Du Auge des Grüdels, allsüßlend Thor“, sagt Grillparzer während Dehmel, der strenge Plastiker, daneben impider Modernsmane scheint. Bierbaum theilt seine Gedichte, wie die Minnesänger, in Herren-, Damen- und Frauenminne. Er tritt oft vorzutragen auf, als ein Knappe, der von seinem Ritter heraben wird. Und in seinen weetvollsten Liedern, den ganz einfachen, die mit tiefer Innigkeit eine schlichte Lebens- oder Todesdarstellung bieten, wardt er von den Meistern des deutschen Volksschattes, zunächst von Tärer, glücklich angeregt. In den bekannten, volksthümlich derben Stücken, den „Wachelmädl“ Gedichten z. erinnert er wieder an Liedsammlungen des 16. Jahrhunderts „Frische teutsche Liedlein“, „Neue gute Liedlein“, „Gasslen hauerlin“. In seinen grazisen Poimen Simpricien „Liebslaus“, „Engelins“ nimmt er bewußt die deutsche Tradition auf, des Schäferdrich wieder auf. In seinen Romanen „Fräulein von Glauzner“, „Liffee“, „Die Schlangendame“ und Novellen „Studentenbeichten“ unternimmt es Bierbaum, den „deutschen Roman“ als eine breite, ruhig und klar gehende Schilderung der Entwicklung einer in der Zeit begrenzten Persönlichkeit auf die deutschem culturellen Untergrunde wiederzuerwecken. Da ist Gelegenheit des Bierbaum'schen Plaudertones, der zum Theile behaglich Schwatzhaftes bietet, nicht weniger als ein sehr Bedeutung [illegible] Form der Art des „Ich möchte ist erwähnt, daß in [illegible] Gegensatz verschiedenste Gang der Erzählung durch [illegible] ein [illegible] Gedichte Briefe und Aufzeichnungen [illegible] Tagebuch [illegible] [illegible] [illegible]

fort, ganz aus dem Leben fort — das ganze nur eine vorüberflatternde Vision vieler Farben ... „Unten im Hauptfelde lag sie als zarte Sphinx mit dem Leibe einer jungen Löwin, mit ihrem brennrothen Haar, mit ihren grünen Augen, in denen ein Tiefton von gelb brehte. Hinter ihr war blaue, bestirnte Nacht; zur Linken wuchs ihr eine mondlichtweiße Lilie, zur Rechten flammte eine dunkelrothe auf; beide steif und kühl und lichtblauen Blättern wie scharfe Schwerter." Diese Traumfreiheit der Farbe, das Plötzlichern in Roth, Grün und Mondlichtweiß, die Gezie des malenden Ausdrucks ... künstlerisch gebändigt, ohne in das ganz Phantastische zu greifen, das ist wohl eine neue Nuance Bierbaums und damit der letzten, ihrisch-erzählenden Richtung.

Man kann sie am besten in dem jüngsten Romane Bierbaums „Das schöne Mädchen von Pao" kennen lernen. Das schöne Mädchen von Pao ist die anmuthige Hauptfatt des „chinesischen" Romans, der eben in einem Umfchlage von der Art eines gelbseidenen orientalischen Gewandes ausgegeben ward. Auch dieser Roman greift in die Vergangenheit unserer Dichtung zurück, diesmal in das Reich der Ritterepen, der Aventiurenpoesie und ritterlichen Abenteuer, welche die Kreuzfahrer aus dem Morgenlande heimbrachten. Die höfischen Epen sind Gobelins, in die allerlei Fabelhaftes hineingesponnen ward: glänzende Schlöffeln, Edelsteine, Ringe und als Figuren Könige, Zauberer, Ritter und Frauen, ausgezeichnet durch Muth und höfisch-feine Sitte ... Aus solchen Motiven ist die Fabel des Bierbaum'schen Romanes gewirkt. Ein chinesischer Herrscher aus der Dynastie Tschou vermimmt zufällig ein Schelmenlied, das seinem Hause Gefahr und Untergang verkündigt. Daraufhin wird nach vielen anderen Vorkehrungen auch ein Kind, das mit dieser Prophezeiung gemeint schien, ausgesetzt; doch bleibt es durch ein Wunder erhalten und wird zum Verhängnis. Denn der junge Thronfolger Fu, ein „lustiges Pfläuzchen", der sich mit einer Tafelrunde von Dichtern, Künstlern und Lebemännern umgibt, langweilt sich bald und leidet seinen Hofpoeten und Serailminister Weeß-fing nach Mädchen für das Serail. Dieser findet nun das reizende Mädchen von Pao, jenes geretete Kind von damals, das die Laute schlagen und wundervoll tanzen kann. Sie naht dem Sohn des Himmels „in einem blaublümig durchwirkten Kleide, eine Kette von großen grünen Steinen um den Hals, rothseidene Pantoffeln mit hohen gelben Hafen an den Füßen und entzückend frisiert". Da wird er von dieser Schönheit trunken: die feiern Hochzeit im Saal aus gelbem Tuch, trinken den „Purpurfelch der Seligkeiten" — und herrscht schmeichelnd Pao das Reich. Allein der Umschwung ist nahe. Die gekränkte kaiserliche Gemahlin Schön-han und der Kronprinz Tschiu vereinen sich mit den Eunuchen und den anderen Tugendtalenten aus dem östlichen Palast. Die Hauptstadt wird von einem Vasallenheer umlagert, der Kaiser stirbt, von zwei rothen Pfeilen getroffen, das Mädchen von Pao erwartet nackt unter Rosen in der brennenden Palaststadt den Tod, sie, deren ganzes Leben ein Schwebetanz gewesen. Das ist die Geschichte des Mädchens von Pao, das in der Wiege den Mondtraal getrunken hatte ... Man sieht, es ist eine Geschichte ohne alle Tendenz, seifenblasenbunt in die Wolken fabuliert, doch von jeder Schwere der Reflexion; nur der alte Commentator Tsin-shi hängt ein ironisch-moralistisches Schwänzchen daran. Sonst ist alles Bewegung, Grazie, Farbe. Es schimmert darin von goldenen Drachen, rothen Wundervögeln mit schneeweißen Brüsten, Goldfischen in glänzenden Teichen, von Edelsteinen, leidenen Pölstern, roth und gelb geipreuelten Tulpanen auf durchsichtig grünem Stengel, von Zauberkünstlern in schillernden Gewändern. Tänze, Capriolen, Cascaden von Roth, Orange und Violett! Ein Rausch der Farben, doch kein Verwirrnis mehr! Das ist die Weltraumfreude einer lichtdurchdrungenen Natur, eines Tänzers im Zarathustra-Sinne. Sollen wir schwerfällig darüber zu Gericht sitzen, ob die Tänze manchmal Sprünge, ob die Farben stets complementär sind? Wir haben einfach zu viele Freude und bewusst Schreiende. Der Traum sei Königl Seien wir froh, daß Einer da ist, dessen Fabulieren so zwecklos scheint wie die Bauchheit der Wolken, die Farbenwitze der Virsen, Vogelsang oder das traumhafte Lächeln einer Frau ...

Paul Beermann.

Der „Hameau" der deutschen Reichshauptstadt.

Im kleinen Trianongarten zu Versailles befindet sich eine reizende architektonische Anlage aus der Zeit Ludwigs XV. Der Freunde, der längere als acht Tage in Paris weilt, muß diese Anlage „unbedingt gesehen haben", denn sie zählt zu den Sternen des Baedeker. Und in der That, der Besitzer, der „Hameau", gehört mit zum Liebenswürdigsten, was die Phantasie des sinkenden Rococo ersonnen hat. Zehn Landhäuschen stehen wie da in malerischem Durcheinander um ein Wasser gruppiert, bei dem man im Zweifel sein kann, ob man es als einen kleinen Teich oder einen großen Sumpf ansehen soll. Baedeker belehrt uns über die Benennung des schönen Ausflugsortes. Die Kaiserdamen pflegten vor damals mit Vorliebe gemolken. Die Zwiebeln schien den Damen des Hofes anmutig, ja, sie zumachen, und da die weiblichen Hände schon in gewöhnlich noch in für ihre kokketten Schäferstoiletten, so ließen sie sich im geschmiegelten Park des Trianonschlosses diesen mehr standesgemäßen Weiler errichten.

Hat man sich einige Stunden lang in den Gärten von Versailles ergangen und sich schließlich über diese ewig wiederkehrenden geraden Linien, beschnittenen Taxushecken und gestutzten Bäume zur Genüge geärgert, so begreift man wohl die Schwärmerei der Damen Ludwigs XV. Wie man dann aufathmet beim Anblick des Dameuburcheinanders, wie einem seine Unregelmäßigkeit als Freiheit und Natur erscheint! Dennoch, man thut gut, sich nicht allzulange im Weiler aufzuhalten und diese Herrlichkeiten nicht zu scharf zu mustern. Hat man sich erst einmal klar gemacht, welche Raffinirtheit in dieser Naivetät liegt, wie wenig frischer Erdgeruch diese sogenannten Landhäuser umgibt, und wie viel Parfum, so ist es mit dem Zauber vorbei. Man sehnt sich zurück nach der gähnenden Langeweile der Versailler Gärten. Zu der Anlage dieser Gärten war doch Größe, und hat dieselbe Größe, die diese Gärten anlegte, sich auch oft genug zu Verbrechen hinreißen lassen, so scheinen uns doch selbst diese „Verbrechen, blutig, kolossal", noch ehrfürchtiger als dieses kleinliche, unsäthige Liebäugeln mit ländlicher Tugend und bäurischer Einfachheit.

* * *

Im Westen Berlins, dem landschaftlich schönsten Theile der Umgebung unserer Reichshauptstadt erheben sich die Giebel und Thürme einer „Villencolonie". Ich besitze keinen Cicerone für „Berlin und Umgebung", denn ich bin lange genug hier ansässig, mich auch ohne dies auszukennen. Ob also die Baedecker und Meyer und Gieselbrecht es für nöthig halten, die „Villencolonie Grunewald" mit einem Stern zu versehen, weiß ich nicht, aber fast möchte ich es glauben. So oft ich in den sauberen Straßen der Villencolonie spazieren gieng, konnte ich noch jedesmal das treffendste Adjectiv zur Charakteristik der dortigen Architektur, das Wörtchen „süß", in den verschiedensten Zungen übersetzen hören. Und dass sie es ehrlich meinten und nicht nur ihrem Baedecker gehorchten, das bewiesen die Gesichter der Fremden. Wie die helle Freude auf ihnen leuchtete vor all den entzückenden Ueberraschungen der Villencolonie! Das war doch mal was anderes als dieser ewige Einerlei-Berlins mit seinen graden Straßen und uniformen Häusern! Hier eine Villa mit Erkern und Butzenscheiben, dort ein kleiner Palazzo in Florentiner Renaissance, weiter ein Schweizerhäuschen, ein Louis XIV., ein Stück Gothik, ein nordischer Stabbau u. s. w., u. s. w. Und alle die süßen Häuschen lagen in kleinen Gärten mit gewundenen Sandwegen, gutgepflegten Beeten und einem stilvollen Gitterwerk.

Wie gesagt, ich fühle mich lange schon heimisch in Berlin, aber so lange ist das denn doch nicht her, daß ich bedingungslos alles gutheißen könnte, was hier gedacht und gethan wird. Und da will es mir denn scheinen, als ob diese Villencolonie Grunewald eine recht bedenkliche Reminiscenz hätte mit dem Trianongarten. Sie wirken beide nicht mehr Rückkehr zur Natur, aber sie spielen Rückkehr zur Gothik, zum Schweizerhaus, zum Quattrocento: ist da der Unterschied so groß? Sie schämten sich damals ihrer vornehmen Schlossstracht, und vergaben doch die Schoßpfasterchen abzulegen, wenn sie in ihre Schäfergarderobe schlüpften: mit Butzenscheiben füllen sie heute ihre Fensterrahmen, der Schreibtisch im Erkerzimmer trägt Reichslage im Dürerstil — und doch setzen sie sich mit Modernitum an den Schreibtisch und mit dem Monocle an die Fenster: Wo bleibt der Unterschied?

Ich will mich nicht besser machen, als ich bin und offen gestehen, dass mir die Villencolonie Grunewald in ihren Anfängen denselben sympathischen Eindruck machte, wie dem Fremden, der sie zum erstenmal sieht. Diese Gartenanlagen mit dem hellen Grün ihrer Rasen und Landhäuser contrastierten so angenehm mit den dunkeren Farben der Kiefern. Die märkische Kiefernhaide hat freilich, wo sie unberührt ist, keine Ursache, sich mit fremden Mitteln herauszuputzen. Aber gerade in dieser Gegend, nach Potsdam zu, war die Kiefernhaide durchaus nicht unberührt. Ein wahres Schneegeriesel feiniger Stullenpapiere gieng täglich über sie nieder und verdarb einem die Stimmung. So angenehm man sich nicht weiter darüber, dass die stilvollen Bürger der ersten Landhäuschen immer meine Quadratmeter Grunewald verunahmen: der Grunewald stand doch nicht länger mehr unter dem Zeichen der Stullenpapiere.

Dann diese Landhäuschen selbst mit ihrem Prunk der Familienwohnung, die den Einzelnen genügend Luft und Licht schienen: lag nicht etwas Gewundes in ihrem Zwiespalt? Vorsichtige Schwärmer traumten damals bereits davon, dass das der Anfang sei zu einem wirklich modernen Berlin. Also sich da an einem Zipfel des Berliner Sandgefildes, sieben sie sich über den aufgenommenen Wust hinstehen, im Norden und Süden der Stadt, im Osten vor allem wurden sich ähnliche Heimer erheben, wie ein himmelanstrebendes Mauer, umgaben dann all die tausende kleiner Landhäuschen die große „Steinwüste", das unheimliche Berlin, in dem die ähnlichere junge Generation nur noch tagsüber arbeiten würde, um sich abends in ihren Einzelhäusern der märkischen Landschaft zu erfreuen.

Digitized by Google

Dass doch die Optimisten nicht alle werden! Dass die Wirksichkeit sie in so grausamer Weise immer wieder enttäuscht! Es ist bei der Villencolonie im Grunewald gerade, die zu Pachauhmungen in anderen Vorortgegenden sind Plagiate der stümperhaftesten Art. Alle möglichen fremden Stilarten, nur der eigene nicht! Man würde heute über den Bildhauer lachen, der einem preußischen General die Toga anziehen wollte, aber man findet es in der Dednung, wenn der „Zehdreterarchitekt" für seine auf Absichtag gebaute „Villa" Empirestil verlangt. Und was das Schlimmste ist: diese guten Berliner schämen sich ihrer wahrlich nicht reizlosen märkischen Landschaft. Im Colonieghebiet des Grunewald lag da ein stiller See, der in seiner schlichten, anspruchslosen Schönheit wunderbar hineinpaßte in den Kiefernwald. Was thun die Villenbesitzer? Sie lassen den See an einer Stelle überbrücken und bringen vier Sphinxen auf die Brücke, die hinten Egypten sind und vorne Wintergarten. Nicht genug damit: sie machen die sanft abfallenden Uferhänge künstlich steil, und Kleben den Wänden mit Cement allerlei Felsstücke auf. „Bildromantisch" muss der See sich aussehmen. Nicht zu wild allerdings. Das berühmte Shakespearewort „ich bin kein richtiger Löwe" muss immer noch durchklingen.

Der Hameau der Reichshauptstadt, das, und nur das ist diese ganze Villencolonie. Noch einmal: der Hameau im Trianongarten ist entzückend — aber auch nur für den ersten Blick. Und so die Villencolonie. So „süß" und „goldig" und niedlich seine Architektur sein mag: die tüchtige Monotonie des arbeitenden Berlins wird sie uns auf die Dauer nicht vergessen können.

* * *

Reiche Leute wohnen draußen, aber eine Colonie von Couponabschneidern ist es doch nicht. Künstler sind darunter, Aerzte, Techniker, Baumeister. Sie alle haben ihre eigenen Bedürfnisse auch in ihrer Privatwohnung. Wie kommt es, dass man ihren Häusern so gar nichts davon anmerkt? Dass der Schriftsteller sich ebenso gut im Hause des Ingenieurs, der Arzt in dem des Architekten einrichten könnte?

Jeder ehrliche Stil ist das Product bestimmter Verhältnisse. Die Anforderungen einer Epoche oder eines Standes oder besonderer Ortsverhältnisse haben in ihnen sich Formen angesetzt. Da ist der Stil der deutschen Renaissance mit seinen strebenden Formen, die in die Höhe schossen, weil sie sich in der Breite nicht entwickeln konnten; enge Mauern standen um sie her, und immer mehr Menschen sollten Platz finden innerhalb der Mauern. Wozu aber Giebel und Erker, Wendeltreppen und schmale Fenster an einem Haus, das doch wahrhaftig Platz genug hat in den Park, der es umgibt? Oder das Schweizerhaus mit seinen Steinen auf dem Dach: welcher Hohensinn durchdrauset denn die Maet, dass man glaubt, den Stil der Berge hierher verpflanzen zu müssen? Welcher Felsengipfel wäre hier, den der Gletscherlawinen ist der alten Burg unklammern müsste?

Das Wort von der guten alten Zeit ist zur Phrase geworden. So lange man nicht länger, den Folgerungen zu ziehen, und schäme sich auch nicht der eigenen Zeit und der eigenen Bedürfnisse. Bekennt man sich erst einmal zu ihnen auch in seinem Heim, so wird Berlin eine Villencolonie bekommen, die mehr ist als ein bloßer Hameau.

Berlin. Willy Pastor.

Die Woche.

Kunst und Leben.

Die Schulausstellung der Wiener Kunstakademie hat bisher nur enge Kreise zu fesseln vermocht. Ist Erkenntnis dessen hat sich die Schulleitung auch angewendet, hatte die Zeit des allgemeinen Sommerschlafes zu wählen. Man ist bei dieser Gewohnheit sehr weit gekommen, wo das Interesse für Kunst im allgemeinen ein geborenes geworden ist. Allerdings sieht auch heute der größte Theil der Besucher den Zweck der vollständig zahlreich gegenüber, und selbst derjenige, der sich mehr mit Kunst beschäftigt, kann kaum zu klarer Anschauung gelangen. Es ist unklich nahezu unmöglich, einem jungen Manne gerecht zu werden, von dem man drei bis vier unreife Skizzen sieht, zumal man nicht weiß, wie viel der Lehrer und wie viel der Zufall mitgewirkt hat. Am allgemeinsten kann man hier sich darüber unterhalten, dass die weitesten Talente unter dem rangiren Bauern sind werden; denn, bei sich das Talent erst entwickelt, so sucht es meist eine andere Akademie auf als die der Bürger. Mit der Freude, junge Talente zu entdecken und sie den Jahr zu Jahr sich entwickeln zu sehen, ist es heute nicht mehr weit. Aber auch die Lehrer kann man in diesen Schulen nur selten kennen. Einen unbedingt Entscheidenden Zug können heute die Concurrenzarbeiten nun den Jahresbericht auf, die Lehrern alle zum Beginn des Jahresabschlusses zu bringen. In einigen Akademien sind es drei Einzelarbeiten, die erbeten, Meisterstücke in der Zeichnung, Arbeit in der Schule Belange und Bedürfnis, und bei Manchen sind Preisaufgaben, die man bekommt. Unbedingt maßgebend kann in diesen Arbeiten nicht sein, weil sie zu sehr Gelegenheitsarbeiten sind, die Schwächen und Vorzüge der Schüler nicht in gleicher Weise zeigen. Es ist ein Unterschied, ob ein Schüler sich in der Schulklasse mit einer Aufgabe abquält, die ihm gestellt wird, oder ob er sich in seinem Atelier mit einer Aufgabe beschäftigt, die er sich selbst gestellt hat. Und wenn man bedenkt, dass die Schüler oft Jahre lang an einer Aufgabe arbeiten, so kann man sich leicht vorstellen, dass die Arbeiten, die zu einem bestimmten Termin abgeliefert werden müssen, nicht immer die besten sind. Es ist ein Unterschied, ob ein Schüler sich in der Schulklasse mit einer Aufgabe beschäftigt, die er sich selbst gestellt hat. Und wenn man bedenkt, dass die Schüler oft Jahre lang an einer Aufgabe arbeiten, so kann man sich leicht vorstellen, dass die Arbeiten, die zu einem bestimmten Termin abgeliefert werden müssen, nicht immer die besten sind. Es ist ein Unterschied, ob ein Schüler sich in der Schulklasse mit einer Aufgabe beschäftigt, die ihm gestellt wird, oder ob er sich in seinem Atelier

und Aegyptens in historischen Beweis für die Theorie erbringen soll. Die meisten Einzelheiten dieser Beweise freilich dürften von den Fachgelehrten schon darum angefochten werden, weil die Ergebnisse der älteren sprachwissenschaftlichen und ethnologischen Forschung, auf die sie sich stützen, grossentheils durch neuere Forschungen umgestossen worden sind. — e —

William James, Professor der Universität Harvard: Der Wille zum Glauben und andere populärphilosophische Essays. Ins Deutsche übertragen von Dr. Th. Lorenz. Mit einem Geleitwort von Professor Dr. Fr. Paulsen. Stuttgart. Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff). 1899. 8°. XX und 196 Seiten.

Freudig ist die gelungene Uebersetzung dieses wichtigen Buches zu begrüssen, in dem W. James, einer der bedeutendsten Philosophen der Gegenwart, seine höchst eigenartigen Ansichten über Gott, Welt und Gottheit niederlegt. Bei der grossen Menge anregender und geistvoller Gedanken, die hier geboten werden, kann und will ich nur den allerallgemeinsten Grundgedanken des Ganzen kurz bezeichnen. Dieser lässt sich vielleicht in folgenden Sätzen formulieren: Wir wissen von der Welt äusserst wenig. Was wir nicht wissen, können wir uns so oder so zurechtlegen. Irgendwie müssen wir es uns aber zurechtlegen, weil unsere Handlungen vielfach von dem Bezug, den wir uns auf der Welt machen, abhängen; und wenn wir so handeln, als wüssten wir nicht, ob dieses oder jenes sich so oder so verhält, so kommt das praktisch auf dasselbe hinaus, wie wenn wir auf Grund einer Ansicht handelten, die wir wissen, dass es sich nicht so verhält. Wir müssen also praktisch wählen, auch wo zureichende theoretische Gründe zu einer Wahl fehlen. Dann bleibt uns aber nichts übrig, und es ist also berechtigt, weit nothwendig, die Wahl mit Rücksicht auf unsere gefühlsmässigen, und insbesondere sittlichen Bedürfnisse zu treffen. Und hier-Bekenntniss schreiben sie der Annahme einer Welt mit Gott, Freiheit, sittlicher Weltordnung und Unsterblichkeit, hat der Verfasser in einem seither erschienenen Aufsatze hinzugefügt) den Ausschlag zu geben. Die Feinmäthigkeit, Be theidenheit und Voraussetzungslosigkeit, mit der der Verfasser seinen amerikanischen Mitmenschen diese Glaubensätze bedeutsam schaffenen darbietet, berühren und Europäer sehr angenehm, und tragen sogar zum Theile zu dem etwas beredsamlichen Eindruck des Ganzen bei, der auch durch die äusserste Subtilität des Gedankenganges nicht gemindert wird. Hier wird nicht jedermann das Buch mit Genuss, geschweige denn mit Erstimmung, zu Ende kommen leicht leien können jeder freilich mit Augen; drüben sind die vorliegenden fünf Essays (und noch andere, nicht überlesete) als Reden an Studenten gehalten worden. Sollte die neue Welt philosophischer sein als die alte?

Leipzig. Mathieu Schwann: Sophia. Verlag von C. G. Naumann in Leipzig. 1899.

Es vergeht kaum ein Tag, geschweige denn eine Woche, dass nicht in Zeitungsblättchen, Broschüren, Büchern ein Angriff auf Friedrich Nietzsche unternommen wird. Man sollte denken sogar: viel zu viel. Aber diese Philosophobie gefallen, soviel Neider und Missverächter sind ihm erwachsen. Von allen Seiten springen die Eidsflöhe an diesen Kolofs heran und wollen beissen und Gift und Geifer aus ihren Mäulchen auf ihn spritzen. Soviel Gedanken und Wahrheiten Nietzsche ausgesprochen, soviel Fenster und Mitbewerber für sich, das eben die Fenster der Gedanken und Wahrheiten für absichtbare Zeit kein Ende der Feindseligkeit und Dummheit erhoffen lässt. Unso wohler thut es, wenn vereinzelt die Stimme eines Gerechten sich erhebt, eines Menschen, der die Grösse, die Dimensionen des Nietzsche'schen Geistes überschauen kann und sie anerkennend gelten lässt, um die Dürftigkeit seiner selbst von Nietzsche zu wissen und einzugrübeln. Ein solches Buch ist „Sophia" von Mathieu Schwann. Es füllt beschieden und ohne subjective oder objective Lüge die leeren Stellen aus, die Nietzsche bei seinem geschichtlichen und oft sprunghaften Gang (denn sein ungeheurer Weg konnte nicht mit kleinen Schritten durchmessen werden) zurückgelassen hat. In diesem Sinne begrüssen wir insbesondere die Capitel: „Historische und Transcendente", „Glauben und Wissen", „Egoismus und Altruismus" als eine wertvolle Bereicherung jener neuen Lebens- und Werthungswissenschaft, deren unvergeßlicher Schöpfer Friedrich Nietzsche ist.

M. M.

Revue der Revuen.

„Deutsche Rundschau" (Juli). Neber Autlenitäten schreibt Julius Lessing in einem „offenen Brief an die Frauen". Als Fachmann und in anlagen Specialität werde er so häufig gefragt, welcher der zuverlässige und sicherste Weg zur Erwerbung einer Kunstkenntniss sei, und worauf man vor allem zu achten habe, dass er eine ernsthafte Antwort verlangt. Es recht leicht werde die große, allgemeine Begierde für Antiquitäten durch den von neuen Stadien nicht zu erreichenden Reiz der Farbe und Weichheit, den die Zeit durch die langsame Zerstörungsarbeit hervorbringt, jene unnachahmliche Patina, die selbst die ungeschickte Holzsäge einer Dorfkirche adelt, indem sie wie eine Verbindung pietätvollster Verehrung mit der ruht"; ferner durch die — auch den einfachen Leuten eigene — beliebte Anschauung, nur der habe wenig Talent und solche der theuren Arbeitskraft nicht spatsicherst kaufe. Endlich gewährt das Besitzen in den Formenreizes einer Zeit Genuss in der in künstlerische Empfindungsweise. Bei Gemeinschaften gelte die Liebhaber, die sich in wissenschaftlichen Zwecke verbinden, als objectives Urtheil, um solche Gemeinde anzuhaben, die dem Besitzer durch die Gelegenheit mehrseitiger Vergleiche machen, und nicht nur ein unsubjectives durch das Bewusstsein, etwas Seltenes oder Vorzüglicheres zu besitzen. Man hüte sich vor unverstandener Nachahmung Vorliebe gegen Alles und anderes und der Verschmack, so meint man Gegenstände, an denen man die Freude verloren, ruhig in den Kot dessen, was man besitzt, wird durch Anschauen von Kunstwerken in nur erhöht. Kauft man Möbel, so hüte man sich, ganze Zimmer in einen einheitlichen Stil einzurichten; man füge lieber einzelne Gegenstände durch schöne Formen wirkende Stücke den modernen Räumen ein, und zwar nur Hierstücke, von denen man keine praktische Leistung verlangt, da die Gebrauchsgegenstände früherer Zeiten unseren modernen Wohnungsverhältnissen und Bedürfnissen fast nie entsprechen. Zu allgemeinen sei es überhaupt besser, das zu vermeiden, was die eigene Zeit Gutes und Schönes hervorgebracht, um so für künftige Geschlechter ein getreues Bild des Kunstlebens unserer Epoche zu hinterlassen, und von den Zeugnissen früheren Culturlebens nur das einzuhäufen, was uns durch Erbschaft oder Zufall in die Hände gerath. Endlich verweist Lessing noch darauf, daß die durch den Modetrieb gesteigerte Nachfrage nach Antiquitäten das Gewerbe der Fälschungen im bedauerlichen Maß fördere, und gibt Finger Zeige, worauf bei Erwerbungen zu achten ist, um sich möglichst vor Betrug zu schützen.

„Die Gesellschaft" (Juli-Monatsschrift, herausgegeben von M. G. Conrad und Ludwig Jacobowski) bringt ein interessantes „Zeugniss Antichrist". In einem Aufsatz über **Prager** Dichter charakterisiert Hans Benjamin dieselben als im allgemeinen unwiensch und nur in jenem höheren Sinne österreichisch, in dem Grillparzer, Raimund, Anzengruber, Saar österreichisch sind. Er nennt unter ihnen Friedrich Adler und die Jüngeren, Hugo Salus und Rainer Maria Rilke. Der Letztgenannte, Dichter von „Larenopfer", „Traumgekrönt" und „Advent" — „ein echter Lyriker, ein ganzer Künstler" — nimmt den größten Raum in dieser Betrachtung ein. — Auf österreichische Dichter kommt auch ein Aufsatz „Der Liberalismus und die moderne Literatur" zu sprechen. S. Stadlinski geißelt den Verfall der Bewegung ans, daß heute im Zeitalter des Kunstbetriebsmus und der materialistischen Geschichtsauffassung alle Literaturen, auch die scheinbar so subtile jungösterreichische, wie Stoffe vorzeln und nicht im Geist, nicht in der Weltanschauung. Der Naturalismus ist nicht überwunden, der sogenannte Neu-Idealismus — selbst der eines Nietzsche — kann seinen Niedrung nicht verleugnen. Ein wirklich modernes, gegenwärtiger Liberalismus wird darin Wandel schaffen. Man wird wieder einsehen, daß das große Lebensgesetz, welches man bisher nur an einen wirthschaftlichen oder physiologischen Stoff gebunden glaubte, für alle Gebiete des Lebens Geltung hat. Dadurch wird wieder ein höherer geistiger Zug in die Literatur kommen, ohne daß, wie in früheren Zeiten, der Geist seinerseits den Körper zu vertreiben brauchte.

„Revue des Deux-mondes" (15. Juni und 1. Juli). Alfred Fouillée versucht nachzuweisen, daß in Frankreich, trotz aller gegentheiligen Behauptungen, ein sociater Fortschritt bestehe. Wohl habe die Verschärfung der Revolution von der Civilität und Gleichheit der Menschen sich nicht erfüllt; im Gegentheil habe der Reichthum, der zum Herrn der demokratischen Gesellschaft wurde, erst recht Classenunterschiede geschaffen, aber zugleich sei das Capital in Frankreich weit besser vertheilt als zum Beispiel in England. Hier gibt es nur 240.000 Staatsbeamter mit einem Durchschnittseinkommen von 1870 Francs, in Frankreich besitzt ihre Zahl vier Millionen mit durchschnittlich 400 Francs Jahreseinkom. Die kleinen Leute sind es, welche die vier Milliarden Sparcassenbesitzen zusammengetragen haben, die sich auf 5.600.000 Sparcassenbücher vertheilen. Zudem standen der Arbeiter, der Arbeiter und Handwerker, der Kaufmann und kleinen Gewerbetreibende befinden sich die Staatspapiere und Eisenbahnactien. Auch die gerechten Erbgesetze haben zu einer gleichmäßigeren Vertheilung der Güter geführt, und der allgemeine Wohlstand habe sich in Frankreich unzweifelhaft gehoben. Die Stammungen dieses Zustandes machen sich noch nicht recht fühlbar, weil er noch zu neu ist, um seinen unter dem Einfluß der wissenschaftlichen Fortschritte die Ansprüche rascher gewachsen sind, als die Mittel zu ihrer Befriedigung. Aber durch die zunehmende Cooperation und socialistische Organisation bereite sich ohne Revolution oder gewaltsame Umwälzungen eine gerechtere Gesellschaftsordnung vor, die dem sociales Ideal von der Freiheit des Capitals mit der Arbeit näher und näher kommen werde. — Paul Leroy Beaulieu hebt die dringende Nothwendigkeit einer Trans-Saharischen Eisenbahn für Frankreich hervor, die seine nördlichen mit den centralafrikanischen Besitzungen verbinden würde. Will es nach den acquirirten Niederlagen noch auch noch jenen Theil in Transdoual zurückerg, so muß es sich schleunigt an dieser Anlage entschließen, deren Kosten nur auf 230 bis 250 Millionen geschätzt werden, also nur etwa doppelt soviel, als die Kosten für die Vorbereitungen und Maßnahmen anlässlich Faschoda betragen.

„Fortnightly Review" (Juni). Ein anonymer Artikel über das gewaltige russische Project eines Canals, der das Kaspische mit dem Schwarzen Meer verbinden soll. Die Kosten dieses Canals, dessen Ausbau fünf Jahre in Anspruch nehmen soll, werden auf 20 Millionen Pfund veranschlagt. Die Route ist so gedacht gewählt, daß der größte Theil derselben aus bereits fahrbaren Wasserstrassen besteht, die durch den Canal nur verbunden werden. Der beginnt im Golf von Riga, verläuft den Lauf der Düna und einen Canal, der diese mit der Beresina verbindet; dann führt sie deren Lauf entlang bis dorthin, wo sie mit den Dnieper zusammenströmt. Selbstverständlich müssen diese vorhandenen Wasserstraßen in Kanäle verbreitet oder vertieft werden, um sie der großen Schiffe tauglich zu sein, im Ganzen aber sind sie den einzelnen Strecken Unterwuchs nur etwa bereits ganz und brauchbar. Der Canal wird die Häfen von Riga und Libau zu Ausfuhrhäfen haben und Moskau, Nowgorod und Smolensk zu Einfuhrplätzen machen, was bei der großen Verschiedenheit dieser Plätze von großem Werth für den Handel ist. Am wichtigsten jedoch ist der projectierte Canal in strategischer Hinsicht, da er der russischen Flotte ermöglicht, sich je nach Bedarf im baltischen oder Schwarzen Meer zu concentrieren. Bedenkes wird dadurch Constantinopel bedeutend in Schach gehalten, und England gewinnt gleiche Mittel aber alle Vortheile, die der europäischen Wacht im mittelländischen Meer, wenigstens so unglücklich im seinen eigenen Gewässern ungangenehm sind.

Digitized by Google

Remini.

Eine Erzählung aus Paris.

Von Mons Lie.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Norwegischen.

(Fortsetzung.)

Ich will damit anfangen, dass sie schnell das Wesen und die Manieren der anderen jungen Dämchen annahm, und dass sie selten und seltener mich besuchte und dafür häufiger und häufiger Fremde.

Eifersüchtig?

Nein, ich war durchaus nicht eifersüchtig. Ich dachte: du hast dies Weib eine zeitlang geliebt, du hast dich fast für sie ruiniert. Die Verhältnisse schienen sich zwar noch ordnen zu lassen. Selbst der Wucherer verfolgt dich nicht mehr. Du hast eine ganz nette Stellung in der Bank erlangt, und deine Affairen klären sich. — Warum soll man da an Eifersucht denken?

Sie kann nun einmal nicht aus sich heraus: ein Menschenkind ohne Halt — ohne Familie — ohne Geld. Auf jeden Fall hatte sie zugrunde gehen müssen. — War ich es nicht, wäre es ein anderer gewesen; sie wäre von einem andern zerstört worden, vielleicht von einem viel schlechteren Manne als du. — —

— — — —

Die Hauptsache war, dass wir uns damals mit Suppe und Fleisch begnügten. Ich hatte ja nicht mehr den grossen Ehrgeiz, sie ganz besitzen zu wollen.

Madame Boudard im „Bouillon" war darin ganz meiner Meinung, dass die schlappe Gefühlsbrüderei der Männer eine Löcherlichkeit war. Sie gehen davon aus, dass sie ein Weib besitzen, wie man irgend eine Sache besitzt, während sie sich selbst ein halbes Dutzend schlimmer Verbindungen erlauben.

„Nein," meinte sie, „man muss doch wirklich Achtung vor dem Weibe haben, man darf nicht von ihr verlangen, was man nicht von sich selbst verlangt."

Ich sage nicht, dass ich mit Madame Boudards Raisonnement übereinstimme, wenigstens nicht ganz.

Aber was in aller Welt bleibt einem übrig? Steht es schlecht, so bleibt es schlecht. Man verheiratet sich doch nicht so über Hals und über Kopf. Man lässt sich Bedenkzeit, man verbengt sich nach dahin und dorthin. Und so weiter, und so weiter.

Ich vergesse, dass Eugenie keine grosse Verwandschaft besaß. Ich vergesse überhaupt so Manches.

Wohin soll man, wie gelagt, mit einem solchen Chemisette . . . und all der Stand, der mir den Rücken herumterkribbelt. Huh . . . ich friere. Wahrscheinlich deshalb, weil ich eben vom draußen komme . . .

Ich bin den ganzen gelchlagenen Tag herumgelaufen. Und ich habe ja so viel zu überdenken. Das Bett steht nicht umsonst leer da. — —

Durchaus nicht, durchaus nicht . . . sie bekam doch ihr Dessert. Ich konnte nicht so herzlos sein. Ich hatte es ja bei mir in der Tasche. Der Unterschied war nur der, dass man die Nüsse beim Colonialwarenhändler viel billiger bekam — eigentlich gratis, da ich ihm einige kleine seltene Briefmarken dafür verehrte. Ich nahm in den feinen Häusern, wo ich verkehrte, nach Kräften meinen Vorheil wahr.

Ich sagte: „Lieber die Briefmarken mir überlassen, als sie wegwerfen — Mitglied des Vereins zur Beleidung armer Kinder — Beschützer der Thiere — die kleinen armen Thiere . . . Insecten. — — Es werden vielleicht Briefmarken hier im Hause sein."

Man sollte immer auf dem hohen Rosse sitzen, von oben anfangen und nicht von unten. Warum nicht beim Minister anklopfen und sagen:

„Es sollte doch für die armen Gentlemens in der Stadt gesorgt werden. Gewisse Menschen leben — man muss direct sagen, in lauter Erbärmlichkeit, in lauter Dreck. Doch man darf annehmen, dass es besser werden könnte . . . Der Mann sieht ordentlich gekleidet aus . . ."

Ho, ha . . . jetzt muss ich mich wirklich selber auslachen und meinen abgenutzten Witz.

Wo war ich denn eigentlich stehen geblieben . . . Es war beim Minister — nein, es war bei den Nüssen — —

— — Ich sagte: „Eugenie! Was, glaubst du, hat heute dein alter Narr mit sich in der Tasche?"

„Rosinen!"

„Schlecht gerathen!"

„Zwetschen?"

„Ah, noch schlechter gerathen!"

„Nüsse?"

„Endlich. Aber schon' deine Zähne — deine weißen Perlenzähne — —"

Wie ich knackte: wie ich darauf losknackte.

Nein, man soll nicht mit dem Zahnpulver sparen, wenn man von Kind auf gewohnt ist, einmal in der Woche zum Zahnarzt zu gehen. Wenn nur das Gebiss hält! — Es ist bezahlt . . . und doch schmerzt mich dieser mein Zahn.

Ich habe wirklich ganz gehörige Zahnschmerzen.

*

Weiß man auch, wie man eine Anstellung in der Bank bekommt?

Ja — man meldet sich mit hundert anderen und man wird sofort abgewiesen. Man meldet sich wieder und wird abgewiesen.

Endlich stirbt jemand von Geschäftspersonal. Zugleich finden sich hundert neue ein, hundert auf einen Schlag.

Sehr traurige Stellung, sehr traurige Lehre. Und dabei hundert Hungerige mit einem Schlage. Nein, es gehört etwas anderes dazu — zum Beispiel Bekanntschaften.

Aber wenn man keine hat, was dann?

So geht man doch hinein. Man verbeugt sich höflich und sagt:

„Hören Sie, mein Bester — kann ich den Chef sprechen?"

„Chef? Der Chef empfängt nicht. Was wünschen Sie vom Chef? Bitte . . . da in die Lehne."

Einmal, zehnmal — dasselbe Geschichte.

Es gelingt nichts: es ist absolut unmöglich, eine feste Stellung zu bekommen. Das muss man sich zuerst klar machen. Man muss sich für das unmöglichste Ding Tag halten, für die abgeleimte Null

Man muss gehungert, am besten viel, viel Schlimmes gelitten haben, und man muss gar nicht nach einer Stellung suchen, nicht mal dazu aufgelegt sein, eine zu bekommen. Dann kommt eines Tages ein fremder Herr hin, klopft einem auf die Schulter und sagt:

„Bester! Uns fehlt eben ein Mann in der Bank; das ganze Personal liegt an der Influenza krank . . . Wollten Sie uns nicht einige Tage den Dienst erweisen?" — — — —

Eines Abends im Monat Mai traf ich Eugenie gegen sieben Uhr vor dem Ausgang der Bank. Ich hatte angestrengt gearbeitet und Adressen geschrieben und Couverts zugeklebt — eine ganz lächerliche Beschäftigung übrigens. Sie hatte ihren Hut aufgepupt und sagte lächelnd:

„Na, altes Närrchen — rathe mal!"

Sie hatte einen reichen angenehmen Fang gemacht; aus diesem Anlass wollte sie ein Mittag spendieren.

Sagen Sie, war das nicht rührend? Das zierliche Stimmchen lud mich zum Mittag ein. Es war im Grunde genommen wirklich rührend. Warum nahm ich es nicht an? Ich hätte ihr damit einfach einen Dienst geleistet. Worauf bestehen pocht man auf seine Ehre als ein braves Mitglied der Gesellschaft, das sein Geld auf redliche Weise verdient.

Was ist Ehre denn mehr als ein bloßes, dummes Wort?

Wonach anderem war meine Ermahnungsrede angethan, als ein kleines, unglückliches, menschliches Besen fortzuscheuchen und tief zu kränken? Warum gönnte ich ihr nicht das kindliche Vergnügen? Warum . . . warum . . .?

Der reiche Fang bestand in einem eleganten, jungen Mann mit rothen Wangen, der ihr einen Ring verehrte und ihr die Ehe versprach.

Natürlich. Warten Sie mal ab

Sie schrieb mir ein Billet, worin sie feierlichen Abschied von mir nahm. Sie wünschte mich nicht wiederzusehen nach der letzten Kränkung.

Und ich fing wirklich an, nach ihr zu suchen. Ich dachte: Vielleicht verheiratet sie sich wirklich mit jenem jungen Mann. Langweilig und peinlich ist es da, in ihrer Schuld zu stehen, die dir doch vielleicht ein Stück von ihrer Jugend gab, ein Stück, na vielleicht ein sehr kleines . . .

Ich fragte in ihrer verlegten Wohnung nach ihr — in ihrer letzten Wohnung. Ich ging des Abends hinaus in das Gewühl und sah nach den vorübergehenden Hundertausenden — Menschen aller Stände, die dahin liefen und dorthin. Jeder hatte sein Geschäft. Alle hatten sie doch ihre Freunde. Ich allein wanderte einsam.

Dieses Wagenrasseln und diese drei letzte Tage.

Nie in aller Ewigkeit vergesse ich diese Zeit. — Ich habe Kopfschmerzen.

Mein Zimmer war nun nie mehr anders als kalt. Sagen Sie — muss man mich nicht einen armen, unglücklichen Mann heißen?

Oh, kannte ich doch einen einzigen Menschen, der wirklich meine Schmerzen verstände. Meine paar Freunde aus dem Geschäft — ha, ha!

Ja, dass es nicht ein Glas Madeira sein . . . wenn man zwei Stunden mit dem Hut in der Hand herumgelaufen ist. Was?"

„Schenk ein zum Teufel — ein volles Glas, oder ich kann meinen Gedankengang nicht weiter fortsetzen."

Ich glaube ernsthlich, mein Gehirn will auseinandergehen: ich will auch sagen, warum — warum . . .

— —

Ich zählte drei Arten Verbindungen . . . na, das gehört nicht hieher.

Dieser Handelsmann war an und für sich gewiss ein ganz guter Mensch. Nur passten sie nicht zusammen, sie passten nicht besser zusammen, als dieser mein Entelung oder mein Erdenhut in diese Umgebung passt. Nein, sie passte nicht für Menschen, die mit goldenen Knöpfen in langweiligen Manchenen herumlaufen junge Bengels, die eine Bropenmiene aufsetzen und ihre paar Härchen täglich rasieren lassen, obwohl sie kaum Streichhölzer für das Zimmer haben.

Doch sie hatte ihn eine zeitlang gern. Es begann mit Glück, mit Rosen und Tulpen.

Sie musste nur alles erzählen. Der Junge hieß Albert. Wie konnte so ein Mensch auch anders heißen? Vielleicht Philipp oder Adrian?

Sie schrieb Billets und Briefe und stand da und putzte sich unaufhörlich wie ein Pfau.

Sie schonte sich. Sie wollte ihn erst morgen sehen . . .

*

In jener Zeit machte ich meine Abendspaziergänge allein in Gesellschaft meines Schattens, der sich in wunderlichen Formen lang hin, die Nah, Landstraße legte.

Digitized by Google

Ich ging im Sommer durch Staub und im Winter durch Frost und über Glatteis.

Wie ich nachdachte, wie ich grübelte über unsere Existenz — über den Ursprung des Menschen — über die Abstammung. Ich grübelte über mein eigenes Leben, wie ich es durchlebt hatte, und wie ich es zu durchleben wünschte.

Oh, ich hatte einen klaren Blick. Es kämpften in mir stets zwei Seelen, gerade wie in Eugenie drei Seelen kämpften. Ich war in jener Zeit sehr überanstrengt. Ich war ein gutes Stück nervös geworden — von der andauernden und verzehrenden Arbeit in der Bank.

Und ich konnte gehen und draußen auf den öden Landwegen von Beaulieu einsam für mich herumschlendern.

Ich haßte die Menschheit. Ich war ganz und gar menschenscheu geworden. Und ich glaubte auch durch diese meine einsamen Abendspaziergänge einen besseren Nachtschlaf zu bekommen.

Vor allem Schlaf, sagte ich — wenn du nicht mit dem Wahnsinn Bekanntschaft machen willst — —

Das ist doch lächerlich . . . sehr lächerlich — —

Wir gehen immer weiter . . . ich und mein Schatten. Und ich sage:

Hochverehrter, sei doch nicht ganz so rasch zu Fuß . . . Ich kann deinen Schritten kaum folgen — man muß doch Rücksicht nehmen — mein Alter und meine Stellung in der Gesellschaft. Uebrigens schlecht trainiert. Nur langsam, schrittweise, es wird schon gehen. Erstaunlich gut gehen.

Bleib mal ein Weilchen stehen . . . du siehst doch deutlich diesen Baum da — diese lange erbärmliche Pappel, die ganz einsam und allein hier draußen auf dieser ewigen öden Ebene gegen den Himmel aufragt. Und dann wisse, daß das Ganze nur eine Sinnestäuschung ist, ein Blendwerk . . . bleib nur stehen, sieh der Wahrheit in die Augen, sei nicht ängstlich, guter Freund, treue Seele. Ich will dir nichts Böses anthun. Man ist eben draußen und fühlt sich ein bißchen nach des Tages Arbeit.

Ew. Heiligkeit . . . sollten wir nicht vielleicht unsere Wanderung fortsetzen, um die Verdauungsorgane in Motion zu bringen? Als College, guter College . . .

Eine Prise Tabak gefällig? Was? Das Riesen erfrischt wie ein Schnaps, pikant, tiefend, wärmend. — Pah! — Mir scheint, da kommt jemand!

Ein Wagen?

Wir wünschen keine weitere Unterhaltung. Wir lassen ihn vorbei.

Ich danke für die Beförderung . . . Sie und Ihr Schatten . . . Tief in mich versenkt ich mich, und ich denke:

Ob da auch oben auf dem Wagen jemand saß? — Nicht ein Kutscher? Ich sah ihn aber nicht . . . als ob ich ihn zu sehen brauchte, damit er existieren könnte. Selbstverständlich saß er ganz unten im Verdeck verborgen. Wer sollte sonst die Pferde gelenkt haben?

Was sagst du zu dieser Fülle von Geist? Glaubst du nicht, daß wir am besten thäten, ein bißchen weniger zu denken und uns in der Richtung der Schänke zu bewegen . . . einen Bittern für den Schlaf — und für dich selbst.

Findet vielleicht jemand, daß das zuviel verlangt ist — von einem Manne in meiner Stellung? Wir können uns ja jedenfalls der Schänke nähern und dann mal zusehen. Ist ja gar nicht gesagt, daß man dann noch aufgelegt ist . . . Man könnte ja sparen . . . den Bittern für morgen aufsparen. Vielleicht hat man ihn morgen noch nöthiger.

Morgen, morgen! Pah, immer morgen . . . als ob morgen ein ganz anderer Feiertag wäre als heute. Ich mag dieses Nationenement nicht mehr ertragen.

Du gehörst zu den Leichtsinnigen, zu den Charakterlosen — du legst dir Gewohnheiten zu, schlimme Gewohnheiten.

Nein, nein . . . für heute ist es genug.

Ich nehme meinen Schatten mit mir, und wir gehen wieder zurück, nach der großen lärmenden Stadt zurück.

Ich werde müde und ich denke an meine Heimat: ich hatte einmal eine Heimat. Ich hatte eine Mutter.

Ich bin geboren wie andere. Eine ganz glückliche Heimat. Meine Mutter setzte die Scheidung durch — und mein Vater gratulierte sich dazu. Meine Mutter verheiratete sich mit einem anderen Manne. Ich las voriges Jahr in der Zeitung, daß sie still und ruhig unten in der Provinz gestorben ist.

Mein Vaterhaus wäre schon ganz schön gewesen, wenn nur der Vater und die Mutter einander geliebt hätten . . . ha, ha . . . einander lieben: leicht gesagt . . .

Angenommen, sie ist eine Gans und er ein kluger Mann. Oder daß er ein Schaf ist und sie eine kluge Frau.

Angenommen, ich selbst bin ein Schaf.

Pah! ich gehe und wackle und taumle von der einen Seite des Weges auf die andere, wie ein alter, alter Mann.

Ich schleppe mich weiter mit meinem Schatten.

Auf dem Rücken hängt mir ein Sack mit Mühsal — ein Sack, der selten leer ist. Manchmal wiegt er die Lasten aller Welt auf.

Er beugt mich und krümmt meinen Rücken. Sieh' nur diese schlotternden Knie und die armen Füße, die das alles tragen. Ich fühle wirklich Mitleid mit meinen Füßen.

„Höre," sage ich, „jetzt trotten wir nach Hause — — trott, trott . . . Ihr sollt bald Ruhe bekommen. Bei der nächsten Gaslaterne, bei der ersten Telegraphensäule . . . Und wenn ihr dann zu Bett kommt, denkt an den herrlichen Nachtschlaf. Wie süß ihr ruhen sollt."

An der Hausthür nehme ich von meinem Schatten Abschied. Ich sage: „Danke für die Gesellschaft. Auf Wiedersehen morgen."

„Um welche Zeit?"

„Darüber kann man ja noch sprechen."

„Ja, guten Abend."

(Fortsetzung folgt.)

Richtigstellung. Im letzten Theile des Verastein'schen Aufsatzes taalet der Satz 53 citierte Satz richtig so: „Ideologie ist nicht nur, die Materie nicht zu sehen, wo sie ist, sondern sie auch zu sehen, wo sie nicht ist."

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die in unserem Blatte inserierenden Firmen sich stets auf die „Zeit" zu beziehen; ferner in Hotels, Restaurants, Cafés, Pensionen, an Bahnhöfen, in Lesesälen immer wieder nachdrücklichst die Wiener Wochenschrift „Die Zeit" verlangen oder eventuell wohlwollend empfehlen zu wollen.

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer
bester natürlicher
alcal. SAUERBRUNN
Filiale: Wien, IX. Kolingasse 4.

Alexander Weigl's
Unternehmung für Zeitungs-Ausschnitte
„Observer"
WIEN, IX I. Türkenstrasse Nr. 17
[illegible] Abonnenten [illegible] englischen [illegible] Zeitungen [illegible] Abonnenten [illegible] Artikel und Notizen [illegible] über [illegible] Thema.
Prospecte gratis und franco. ——

„Henneberg-Seide"
nur echt, wenn direct ab meinen Fabriken bezogen!

schwarz, weiß und **farbig** von **45 kr.** bis **fl. 14.65** per Meter — glatt gestreift, carriert, gemustert, Damaste &c. (ca. 240 verschiedene Qual. u. 2000 versch. Farben, Dessins &c.).

Zu Roben und Blousen
ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus.
Muster umgehend.
Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.
G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Die Zeit.

XX. Band. Wien, den 5. August 1899. Nummer 253.

Das Ende des Dualismus.

Vom Reichsrathsabgeordneten Prof. Dr. Emil Pfersche (Prag).

Das Verhältnis zwischen Ungarn und Oesterreich wird wieder einmal zum politischen Problem und geht einer Neugestaltung entgegen. Die durch den Ausgleich von 1867 geschaffenen wirtschaftlichen Beziehungen sind durchbrochen, sie werden mit 1. August d. J. ersetzt durch eine neue provisorische Gestaltung, welche vermuthlich zu weiteren Veränderungen hinüberleiten wird. Denn dass eine einfache Rückkehr zu den bisherigen Zuständen nicht möglich und wenigstens für Oesterreich unannehmbar ist, das ist die allgemeine Empfindung aller österreichischen Parteien.

Aber auch die 1867 geschaffenen staatsrechtlichen Beziehungen zwischen Oesterreich und Ungarn, welche man als Dualismus bezeichnet, sind durch die politischen Wirren der letzten Zeit nicht unberührt geblieben. Es erscheint heute schon im Interesse der Tagespolitik dringend geboten, das Wesen des Dualismus und sein mögliches Ende eingehend zu erwägen.

In dem Conflict, der 1848 zwischen Ungarn und der Wiener Regierung ausbrach, hatte Ungarn die formelle staatsrechtliche Consequenz für sich. Denn Ungarn hatte bis dahin mit den verfassungsmäßigen Rechten der Stände auch seine staatliche Unabhängigkeit und den Gegensatz zu den übrigen Erbländern zu bewahren gewusst, und verlangte consequent die Forderung dieses Zustandes auch bei dem Uebergange zum modernen Constitutionalismus. Anderseits war freilich nicht zu übersehen, dass die theoretisch gleichbleibende staatliche Selbständigkeit für die praktische Politik eine ganz andere Bedeutung erhielt, wenn an Stelle der Stände ein modernes Parlament trat. Die Führung der Verwaltung durch ein dem ungarischen Reichstage verantwortliches Ministerium musste zwischen Ungarn und Oesterreich eine so weitgehende Trennung des politischen Lebens herbeiführen, wie sie bisher noch nicht bestanden hatte. Auch der Standpunkt der Wiener Regierung, welcher die praktische Seite der historischen Entwicklung betonte, war daher begreiflich und berechtigt. Der Conflict zwischen der formellen Consequenz des Staatsrechts und der historischen Continuität der Politik hätte seine naturgemäße Lösung finden müssen durch einen Zutritt zu der neuen Verfassung, welcher die überlieferte praktische Gemeinsamkeit in irgend einer bundesartigen Form sanctionirt hätte. Diese Lösung ist aber versäumt worden, der ungarische Standpunkt der vollen staatlichen Selbständigkeit hat endgiltig gesiegt und muss der Beurtheilung des Verhältnisses der beiden Staaten von jedem ersten Politiker principiell zugrunde gelegt werden.

Auch der Ausgleich von 1867 wahrt principiell die volle staatliche Selbständigkeit Ungarns. Allerdings ist im § 2 des Gesetzartikels XII von 1867 inartikulirt die auf die Pragmatische Sanction zurückgeführte „gemeinsame und wechselseitige Verpflichtung der Vertheidigung und Aufrechterhaltung der gemeinsamen Sicherheit mit gemeinsamen Kräften". Allein in welcher Art und in welchem Umfange Ungarn diese sehr vage Verpflichtung erfüllen soll, das wird als eine rein innere Frage des ungarischen Staates angesehen. Nur aus Zweckmäßigkeitsrücksichten werden für die mit der gemeinsamen Vertheidigung zusammenhängenden Staatsausgaben und für ihre praktische Durchführung von dem starren Princip der Selbständigkeit gewisse Ausnahmen gemacht. Diese Ausnahmen sie fallen aber in zwei sehr verschiedene Gruppen, die erste bezeichnet das Wesen der Personalunion, die zweite begründet den Dualismus.

Da dem gemeinsamen Monarchen in Ungarn wie in Oesterreich kraft des Herrscherrechtes die Vertretung des Staates nach aussen zusteht, so ist es eigentlich kaum ausdrücklich, dass der gemeinsame Monarch für beide Staaten gleichartig und gemeinsam verfügt. Dieser natürliche Vorgang der gemeinsamen Vertretung nach aussen wird im Gesetzartikel XII nicht nur als zulässig anerkannt, sondern zur Regel erklärt und formell erleichtert, indem gestattet wird, dass mit der Führung der äusseren Angelegenheiten ein ausserhalb des ungarischen Ministeriums stehender, gemeinsamer Minister betraut werde, § 8. Eine eigene Verantwortlichkeit dieses Ministers ist entbehrlich, weil seine Verfügungen nur im Einverständnisse mit den Ministerien beider Theile und nur deren Zustimmung zu treffen sind"; es genügt also die Verantwortlichkeit des ungarischen Ministeriums bezüglich seiner Zustimmung, mit Controle des ungarischen Reichstages über die äußeren Angelegenheiten herzustellen. Trotz der formellen Ausnahme ist also auch hier die volle Selbständigkeit Ungarns sachlich gewahrt.

In Bezug auf das Heerwesen steht dem Monarchen in beiden Staaten kraft seines Herrscherrechtes in gleicher Weise zu „die Leitung, Führung und Organisation des Heeres". In Anerkennung dieses Zustandes betont das ungarische Gesetz in § 11, dass die Ausübung dieses Herrscherrechtes gemeinsam erfolgen könne, so dass dann das ungarische Heer als ein ergänzender Theil der gesammten Armee erscheint.

Die gemeinsame Vertretung nach aussen und die mögliche Gemeinsamkeit der Heeresorganisation sind nach ungarischer Auffassung natürliche Consequenzen der Gemeinsamkeit des Herrschers, nothwendige Folgen der Personalunion. Darum sind die betreffenden Bestimmungen mit der pragmatischen Sanction in Verbindung gebracht und ohne weitere Bedingung, namentlich ohne jede Verbindung mit den dualistischen Einrichtungen aufgestellt. Es ist gleich hier betont, dass diese ungarische Auffassung der Personalunion nicht nur gesetzlich festgestellt, sondern auch sachlich durchaus begründet ist. Danach müssen sich auch die österreichischen Politiker richten, wenn sie an die Herstellung der Personalunion unter Beseitigung des Dualismus denken.

Ganz anderen Charakter hat die zweite Gruppe der Ausnahmen von der ungarischen Selbständigkeit, welche die staatsrechtliche Gestaltung des Dualismus begründen. Diese Ausnahmen beziehen darin, dass manche Angelegenheiten durch Deputationsverhandlungen in gemeinsamem Einverständnis beider Staaten erledigt werden (Quote, Wehrgesetz 2c.), sowie dass in den genau abgegrenzten gemeinsamen Angelegenheiten der ungarische Reichstag durch eine Delegation „vertreten" wird. § 38. Diese künstlichen Einrichtungen des Dualismus sind ebenso unpraktisch wie unwirksam, sie erkennen sich in Oesterreich allgemeiner Unbeliebtheit, namentlich deshalb, weil sie ein dauerndes Uebergewicht Ungarns begründen. Freilich heißt es in § 28, dass „die vollkommene Parität der beiden Theile bei Behandlung der gemeinsamen Angelegenheiten eine unerlässliche Bedingung ist". Allein die Einrichtung der gemeinsamen immmen Stimmung und Abstimmung sichert nach der Verschiedenheit der politischen Verhältnisse der ungarischen Ansicht immer das Uebergewicht. Ebenso sieht es mit der Bestimmung des § 21 über die Quotenfrage.

Es ist also für Oesterreich von entscheidendem Interesse, dass die dualistischen Einrichtungen nicht eben so natürlich und unbedingt sind, wie die Folgen der Personalunion, sondern dass sie nur aus Zweckmäßigkeitsrücksichten eingeführt und ausdrücklich in ihrer Existenzung und Fortdauer an ganz bestimmte Bedingungen geknüpft sind. Den Ausgangspunkt bietet das ungarische Ausgleichsgesetz in § 5:

„Bisher verfügten in Betreff Ungarns über alles was sich auf die erwähnten Verhältnisse (namlich der gemeinsamen Vertheidigung) bezieht, der ungarische Reichstag und der ungarische König im gemeinsamen Einverständnisse, und bei Feststellung dieser Verfügungen hatte kein anderes Land Einfluss; denn der ungarische Krone, als absoluter Monarch der übrigen unter seiner Herrschaft stehenden Länder, verfügte über die Interessen und Angelegenheiten dieser Länder mit absoluter Macht. Jetzt hat sich jedoch, nach der a. h. Thronrede, die Lage dadurch wesentlich verändert, dass Se. Majestät auch seinen übrigen Ländern constitutionelle Rechte verliehen hat, somit dieselben nicht mehr mit absoluter Macht vertreten und deren verfassungsmäßigen Einfluss nicht mehr um gehen kann".

Auf Grund dieses Ausgangspunktes wird in § 23 die Aenderung des bisherigen Vorgangs in gemeinsamen Angelegenheiten zwar nicht als nothwendig, aber als zweckmäßig anerkannt, und der ungarische Reichstag „erklärt unter Wahrung der Unabhängigkeit beider Theile, mit den übrigen Ländern Sr. Majestät als constitutionellen Staaten in Berathung treten zu wollen". Dabei wird noch in nachdrücklicher Weise eine doppelte Bedingung hervorgehoben, erstens die Aufrechthaltung der Verfassung Ungarns § 21 und zweitens § 23 die Grundbedingung, „dass

Digitized by Google

die volle Verfassungsmäßigkeit auch in den übrigen Ländern und Provinzen Sr. Majestät thatsächlich ins Leben trete, wird Ungarn nur mit den constitutionellen Vertretungen dieser Länder bezüglich irgend welchen gemeinsamen Verhältnissen in Berührung treten kann."

Die factische Verfassungsmäßigkeit in Oesterreich ist also die fortdauernde Bedingung für die Thätigkeit der Delegationen, der Deputationen zur Feststellung der Quote und des Wehrgesetzes, wenigstens nach dem ungarischen Standpunkt und nach dem ungarischen Wortlaut des Ausgleichsgesetzes. Es muß aber selbstverständlich auch für Oesterreich das Gleiche gelten, obwohl das schlendernhaft gefaßte österreichische Ausgleichsgesetz dies nicht ausdrücklich sagt, sondern sich damit begnügt, das Ausgleichsgesetz zu bezeichnen als eine „Ergänzung des Staatsgrundgesetzes über die Reichsvertretung." Eine gegenseitige Ergänzung der beiden Ausgleichsgesetze ist unerlässlich, da die Uebereinstimmung ihres Inhalts die Voraussetzung ihrer Geltung ist, wie der Schluss der ungarischen Gesetze ausdrücklich betont. Sie ist auch in folgenden Punkten außer Zweifel. Das österreichische Gesetz bestimmt im § 3, dass die Entscheidung des Monarchen über die Quote nur für ein Jahr wirken solle; das gilt auch für Ungarn, obwohl das ungarische Gesetz diese Beschränkung nicht ausspricht. Nur das ungarische Gesetz verfügt, dass die Vertretung des Reiches gegenüber dem Auslande zu geschehen habe „im Einverständnisse mit den Ministerien beider Theile und mit deren Zustimmung (§ 8), sowie dass die gemeinsamen Minister die Pflicht haben, in der einen wie in der andern Delegation zu erscheinen, zu antworten ꝛc." (§ 39). Niemand wird behaupten, dass durch die Unvollständigkeit des österreichischen Gesetzes das österreichische Ministerium und die österreichische Delegation schlechter gestellt seien, als ihre ungarischen Collegen.

Sollte also einmal der Fall eintreten, dass in Oesterreich die factische Verfassungsmäßigkeit aufhört, so hat nicht bloß Ungarn das Recht, sich auf den Wegfall der Bedingung des Dualismus zu berufen, sondern dieses Recht hat auch Oesterreich und die österreichische Bevölkerung. Es mag sein, dass Ungarn über einen etwaigen Wegfall dieser Bedingung nachsichtig hinwegsehen wollte, dass im ungarischen Reichstag auch die Schwärmer für Ungarns Unabhängigkeit im kritischen Augenblick ihre angeblichen Schwärmerei vergessen würden. Die Völker Oesterreichs aber würden sich zweifellos die Gelegenheit nicht entgehen lassen, sie würden mit voller Genugthuung eine Thatsache constatieren, welche das unerträglich gewordene staatsrechtliche Verhältnis zu Ungarn beseitigt und die Personalunion der beiden Reiche wieder herstellt.

Beifällig sei hier bemerkt, dass der plötzliche Wegfall der dualistischen Einrichtungen kaum eine augenblickliche Störung der gemeinsamen Angelegenheiten hervorrufen würde. Vielmehr müsste dann jener Vorgang wieder aufleben, den der citierte § 5 erwähnt, es würde der ungarische Reichstag beschließen, für welche Heeresauslagen und in welcher Quote er dafür Geld bewilligen wolle, während die Besorgung des Restes eine interne österreichische Sache wäre. Es ist also unberechtigt, an die Unterbrechung der dualistischen Einrichtungen, d. h. an die Bereitung der Wohl der Organisationen, weitgehende politische Erwartungen für die Gegenwart zu knüpfen. Für das künftige Verhältnis zwischen Oesterreich und Ungarn jedoch wäre die Unterbrechung des Dualismus von größtem Werte: denn einmal beseitigt, wäre diese Einrichtung auch dauernd beseitigt: sie könnte nicht von selbst, sondern nur durch einen neuen gesetzgeberischen Beschluss wieder auflleben. Es wäre also freie Bahn gegeben, um das Verhältnis Oesterreichs zu Ungarn auf eine würdige und dauerhafte Grundlage neu aufzubauen, es wäre Gelegenheit genommen zu einer Entwirrung unserer politischen Verhältnisse, welcher der bisherige Ausgleich mit Ungarn die größten Hindernisse entgegenstellt.

Die Frage schließlich, ob gegenwärtig in Oesterreich die Grundbedingung des Dualismus noch vorhanden ist, soll hier nicht beantwortet werden. Es sei nur auf einige Umstände hingewiesen, welche für die Beurtheilung dieser Frage in Betracht kommen. Jeder ungarische Politiker kennt die Reden und Absichten, in welchen Deák in der Einverleibung mit schmälernder Schärfe den Widerwuchs der theoretischen Anerkennung und der praktischen Nichtanwendung der Verfassung darlegte. Der Gedankengang war dabei etwa folgender. Die Anwendung eines Gesetzes ist von seiner Existenz zu trennen: die Anerkennung eines Gesetzes, welche die Pflicht zur Anwendung desselben enthält, steht im Widerspruche mit seiner Nichtanwendung, wer die Anwendung des Gesetzes unterlässt, kommt damit factisch das Gesetz selbst zu beseitigt thatsächlich das Gesetz trotz seiner theoretischen Anerkennung. Auf den Dualismus, welcher [illegible] ein Gesetz [illegible] angewendet wurde, [illegible] es [illegible] [illegible] [illegible]

sich der oberen Commandostellen zu verschern, durch die man dann, mittelst der militärischen Maunszucht, den ganzen übrigen Heereskörper nach Belieben geleitet hätte. Nicht so in Frankreich, wo ein von Alters her stets zu Aufständigkeit, Eigenwilligkeit und Obersamsverweigerung neigender Volkscharakter durch die demokratisierenden Einflüsse verschiedener Revolutionen, und in letzter Zeit besonders auch der Laienschulen und der ausländischen Tagesliteratur, dem gemeinen Manne ein starkes Maß von Selbständigkeit verlieh. Schon wiederholt war es zu Reibungen oder gar zu offenem Bruche zwischen Vorgesetzten und Untergebenen gekommen, und bahre mußten die Römlinge befürchten, das Volksheer, das sich seit 1871 durch die allgemeine Wehrpflicht verjüngt, demnach auch viele socialistische und radicale Elemente aufgenommen, werde im entscheidenden Augenblicke trotz des immer süglamer werdenden Officierseides den Dienst versagen. Einer solchen Eventualität mußte bezeiten vorgebeugt werden. Und wieder griffen die Clericalen das Problem „praktisch“ an: wieder appellierten sie an das persönliche, nächstliegende Interesse der Betreffenden. Naturgemäß kam in den unteren Regionen des Heeres die Avancementsfrage weniger in Betracht, als in den höheren, denn die große Mehrzahl der Dienstpflichtigen trachtet nur nach möglichst rascher und bequemer Absolvierung des als lust und Plage empfundenen Dienstes, nicht aber nach längerem Verbleib unter der Fahne oder nach Erreichung höherer Würden oder Stellungen. Ganz und gar durfte aber auch dieser Punkt nicht vernachlässigt werden, denn einmal kann der Gemeine zum Unterofficier befördert werden, und zweitens kann dieser in Frankreich die Officiersepauletten erwerben und bis einschließlich zum Oberstlieutenant aufrücken. Henry, der ein total bildungsloser Bauernjunge war, hat es bekanntlich sogar bis zum Chef des generalstäblichen Nachrichtendienstes gebracht: dank eben seiner „Gesinnung“. Neben der „Avancementsschraube“ trat dann gegenüber den gemeinen Mann vornehmlich die Doppelschraube besonderer Vergünstigungen einerseits, strengerer Behandlung anderseits in Kraft. Die Vergünstigungen bestanden und bestehen noch in thunlichster Abkürzung der Dienstzeit, in reichlicher Bewilligung von Urlaub, in vielen Abcommandierungen zu leichteren Neben-, namentlich Bureaudiensten, in besserer Verpflegung und schließlich in weitergehender Uebung von Milde und Nachsicht bei Vergehungen. Die zahlosen, geradezu zu einer den Dienst unterbrechenden Heeresplage gewordenen Abcommandierungen und Beurlaubungen, über die in der Fachliteratur periodisch geklagt wird, sind nicht zum geringsten Theile auf pfäffischen Einfluß zurückzuführen. Das die Einzel- und Gesammtausbildung darunter gewaltig leiden, versteht sich von selbst, und so sieht man denn, daß der Einfluß der Jesuiten auf das Heer dieses nicht nur moralisch, sondern auch materiell schädigt und es an der Erfüllung seiner vornehmsten Pflicht, der Vertheidigung der Landesgrenzen, sehr ernstlich hindert. Dazu kommen die natürliche, im französischen Volkscharakter liegende Neigung, die Neigung der meisten Franzosen für den Bureaukratismus und das gemächliche „Rond-de-cuir-Dasein“, um die bezeichnete Thatigkeit der Jesuiten zu unterstützen und das Heer mehr und mehr zu entnerven. Und in der That müssten die französischen Dienstpflichtigen mit einer ganz ungewöhnlichen Charakterfestigkeit und Selbstverleugnungsfähigkeit ausgerüstet sein, wollten sie den Verlockungen ihrer Beichtväter und militärischen Vorgesetzten dauernd widerstehen. Auf der einen Seite winkten ihnen — je nach Wunsch der Einzelnen — entweder Treffen und Würden oder Dienstverkürzungen, Beurlaubungen und milde Behandlung: auf der anderen drohten Verschickung in die Disciplinarcompagnien (welche geradezu drakonische Strafe in Frankreich überaus freigebig verhängt, von jedem beliebigen Kriegsgerichte mitten im Frieden sozusagen aus dem Aermel geschüttelt wird), lange, harte Arreststrafen bei geringfügigsten Anlasse, körperliche Züchtigungen ohne jeden Anlass, Urlaubsverweigerungen selbst bei dringenden Anlässen, Ausschluss von der ärztlichen Behandlung und was der Annehmlichkeiten mehr sind. Zu es bei einem solchen Stande der Dinge zu verwundern, wenn die überwiegende Mehrheit der Rekruten vornehmlich danach strebt, sich durch Liebedienerei gegenüber dem Geistlichen bei den gestrengen Vorgesetzten in ein „gutes“ Licht zu setzen? Denn den inneren Zusammenhang zwischen Beichtvater und Officier kennen die jungen Leute nur allzu bald kennen.

Zumächst sind es die Vorgesetzten meist selbst, die ihre Untergebenen auf die „Heilswirkungen“ der alleinseligmachenden Kirche hinweisen, dann aber hat sich seit einer Reihe von Jahren der Einfluss der Officiersfrauen in geradezu verhängnisvoller Weise geltend gemacht. Die Frau bildet naturgemäß eine leichtere Beute für den Pfaffen, als der Mann. An sie hat sich der Seelsorge Roms daher zuerst herangemacht, durch sie hat er den Mann hier den hohern Officier erobert, und durch sie wird er tätlichlich auch, und zwar mit ausdrücklicher Genehmigung des vorgesetzten Mannes, auf die Untergebenen des letzteren ein. Hier verausstaltet der „militärische Frauenbund“, an dessen Spitze natürlich „Madame la Generale“[1] steht, regelmäßige Erbauungsabende für Soldaten, deren Besuch seitens des gemeinen Mannes als „Dienst“ betrachtet wird: wehe dem, der sich diesem Zwange zu entziehen sucht. Dort besuchen die Officiersfrauen die Kranken im Lazareth, nehmen sie förmlich ins Gebet, theilen Spenden an Lebens- und Genussmitteln aus, wirken — je nach dem Verhalten der Kranken — auf Aerzte und Krankenwärter, decretieren gewissermaßen das „tauglich“ oder „untauglich zum Dienst“: der Weg zur Dienstreiheit und ins warme Spitalbett führt durch die Kirche. Noch anderwärts werden von den Frauenverbänden Erbauungsschriften herausgegeben und kostenlos an die Mannschaften verbreitet, und so geht es weiter, in gar mannigfacher Abwechslung, durchs gesamte Heer, übers ganze Land, und so werden Heuchelei und Muckerei, in seltneren Fällen auch wirkliche Frömmigkeit, durch Corruption und Günstlingswirtschaft großgezogen.

Daß sich daneben ein abscheuliches Denunciantenthum breit machte, versteht sich eigentlich von selbst. Scharf wurde seitens der Vorgesetzten, indirect also seitens der schwarzen Bruderschaft, darauf gesehen, daß socialistische, demokratische, oder selbst nur freisinnige Schriften keinen Eingang in die Kaserne fanden. Wehe dem armen Teufel, der bei der Leetüre republikanischer Blätter, freigeistiger Flugschriften ertappt wurde! Wehe auch dem, der nicht regelmäßig zur Messe ging, Beichte ablegte, den geringsten Zweifeln der Vaters nachtlang! Die Verpflegung ließen machte sich aber auch außerhalb des Heeres geltend. Gendarmerie (diese steht zwar in Frankreich unter den Befehlen des Kriegsministers, bildet aber naturgemäß keine geschlossene Truppeneinheit) und Polizei wurden zum guten Theile an die Kirche gefesselt, und da, wo diese nicht unmittelbar, nicht unverhüllt aufzutreten wagte, da schickte sie ihre cäsaristischen, monarchistischen, „nationalistischen“ Verbündeten voraus, um das Terrain vorbereiten zu lassen. So finden wir denn zu Zeiten des Boulangismus fast die gesamte Pariser Schutzmannschaft und die Gendarmerie der Baunweile auf den „brav Général“ eingeschworen, und das höchst verdächtige Gebahren dieser „Sicherheitswächter“ während der jüngsten Dreyfus-Unruhen zeigt abermals, welch gewaltigen Einfluß die kirchlich-reactionären Kräfte auf diese Beamtenkategorie gewonnen haben.

Ganz beiläufig, weil nicht unmittelbar zu meinem Thema gehörig, sei noch erwähnt, daß sich gerade neuerdings in breitesten Schichten auch des Bürgerthums ein reactionärer Fanatismus entwickelt und gemacht hat, der geradezu an clericale Einmischung zurückzuführen ist. Im Jahre 1893 machte auf der Bühne Victorien Sardou mit seiner „Madame Sans-gêne“ den Anfang mit der Verherrlichung des Napoleon-Cultus, und ihm folgten bald zahlreiche jüngere Theater- und Romanschriftsteller mit Werken, die vielleicht minder berühmt geworden sind, aber nichtsdestoweniger doch mächtig dazu beigetragen haben, das imperialistische Regime mit neuem Glorienschimmer zu umgeben und im Volke beliebt zu machen. Vorsichtig hielten sich die Blätter lange Zeit hindurch, sich — die Napoleon-Legenden in erstaunlicher Fülle: kein Salon war mehr denkbar ohne mindestens ein paar Napoleon-Bilder; imperialistische Comités bildeten sich allerorten, Vorträge wurden gehalten, Flugschriften massenweise vertheilt, Propaganda für das plebiscitäre, von den Pfaffen gepriesene Kaisertum wurde in jeder Form betrieben, und diese Strebungen richteten sich wieder in erster Linie auf das Heer, in zweiter aber auch auf die bürgerlichen Massen des Volkes. Das auch das Königthum, in erster Linie der Orleanismus, auf Vorgehen der Kirche benützt wurde, geht aus der Stellung klar hervor, die die Herzogin von Uzès zu Boulanger einnahm: ohne die drei Millionen der Champagner Duchesse wäre es um die Wahlen des Generals Bum-bum wohl schlecht bestellt gewesen. Kaiserliche, königliche und einfache Heeresadeter vertrugen sich also ganz ausgezeichnet mit einander; dachte sie alle doch der dereitkämpfige Schauerlust der Jesuiten, die es vortrefflich verstanden hatten, allen klerikalen Parteihader zum Schweigen zu bringen und alle reactionären Gewalten gegen die verhasste Auflärung zu vereinigen. Im Vordund war und ist es ihnen auch völlig gleichgiltig, ob der „homme mende Mann“ sich Kaiser, König oder Dictator nennt, das einzig Wichtige für sie ist, dass er ihnen gestatte, im ganzen Lande mannschränkt zu herrschen und Frankreich als Sturmbock wider Protestantismus und Aufklärung zu gebrauchen. Zu diesem Ende müssten sie sich sogar mit einer Republik abfinden, wenn dieselbe nur etwas „handlicher“ wäre, so etwa wie die südamerikanischen Banduen republiken, namentlich Paraguay. Die französische Republik hat aber das Bösliche, dass in ihr die leitenden Männer alle Rose lang wechseln und was noch schlimmer ist — verschmutzt für den eigenen Beutel wirthschaften. Man kann aber bekanntlich nicht zwei Herren auf einmal dienen, und da der „Herr“ der französischen republikanischen Machthaber Mammon heißt, so bleibt für den Dienst der Kirche in der Regel wenig Eifer und Zeit übrig. Aus diesem leicht erklärlichen Grunde haben die Jesuiten allezeit das in einer eleganten Organisation zu communistischer Thatbewirkung gebildete persönliche Regiment als Staatsform vorgezogen, und es soll nächstens die nochmalige Aufgabe des Problems versucht werden, wenn diese sich noch weniger freisinnig und staatsfeindlich anzustellen hätte, als es ohnehin schon der Fall war.

[1] Schon seit Jahrzehnten ist der Name des „Generals“ Boulanger mit dem Frauenverband des gemeinen Mannes verknüpft, und auch die Frau des Generals Bum-bum ist eifrig bemüht, sich in diesen Kreisen Geltung zu verschaffen.

Digitized by Google

Wer je in Paris mit Aufmerksamkeit durch die Straßen gegangen ist, namentlich durch das des linken Seineufers, wo die meisten mittleren und höheren Erziehungsanstalten liegen, dem wird es aufgefallen sein, einen wie breiten Raum die Geistlichkeit bei der Jugenderziehung noch immer einnimmt, aller scheinbaren Aufklärung, allem manchmal gar zu aufdringlich zur Schau getragenen Skepticismus, aller gallischen Frivolität zum Trotze. Zu Hunderten und aber Hunderten gewahrt man die jugendlichen Zöglinge beiderlei Geschlechts unter der Leitung von Kuttenträgern oder Nonnen einherwandeln, einer von Unteroffizieren geführten Recrutenschar vergleichbar, und dass die Söhne des „vornehmen Faubourg" — Saint Germain- hochsteigenes Ressort, Hof- und Stubengenossin haben, ohne die sie keinen Schritt über die Straße thun, versteht sich von selbst.

Eine Erscheinung aber charakterisiert noch besser, als alles bisher Angeführte, den wachsenden Einfluss der Kirche und die zunehmende Verweltlichung der französischen Gesellschaft: die Geschäftsreisenden Roms haben es verstanden, die Religiosität in die Mode einzuführen und sich den „Chic" zu erobern. Neben dem Napoleonscult gieng nämlich ein Cult des Ultramontanismus, des Mystischen einher, der auch jetzt noch und unabhängig von den monarchistischen Parteien diese Anhänger zählt. War es nun Revolutionsgeist und namentlich kurz vor derselben „Chic" gewesen (ob dieses inhaltslose Wort schon damals existierte, weiß ich nicht), sich über Glauben und Aberglauben hinwegzusetzen und den Starkgeist zur Schau zu tragen, so trat in den Achtzigerjahren dieses Jahrhunderts das genaue Gegentheil ein: es galt mehr und mehr für ein Zeichen geistiger und namentlich gesellschaftlicher Inferiorität, nicht zu glauben, kein Verständnis für Transcendentales zu zeigen. Gläubigkeit — wenigstens äußerliche — wurde gleichbedeutend mit Wohlanständigkeit, Bruche abtegen gehörte zum guten Ton, und wie der weiland Pariser Modekönig, der Prinz von Sagan, vor einigen Jahren die Sitte einbürgerte, Uhrkette und Ringe zu verbergen, angeblich, weil das zeigen dieser Vertheilen „aufdringlich und vulgär" sei, in Wirklichkeit, weil seine eigenen Schmuckachen gerade auf dem Verstecke lagen, so verschärfen auch die Könige der „geistigen Mode" die Jesuiten und Dominikaner, dem Satze Geltung, dass Zurückhaltung und Verschwiegenheit die unfehlbaren Anzeichen vulgärer, demokratischer Gesinnung seien, dass ein Ungläubiger oder auch nur religiös Lau sich Verhaltender nicht salonfähig sei. Da in Frankreich nicht nur Hüte und Hemdenschnitte, sondern auch geistige und moralische Tendenzen Modesachen sind, die einem ewigen und zumeist recht planlosen Wechsel unterliegen, so wurde es der schwarzen Brüderschaft nicht allzu schwer, das Sanktissimi fertig anzubringen und den Mysticismus in Kunst, Literatur, Gesellschaft und öffentlichem Leben einzubürgern. Ai Lieber, in dem Frankreich der Verstandesherrschaft, dem Voltaire, Diderot und Rousseau doppelt widernatürlichen rückschrittlichen Geistesbewegung nahmen nicht nur die oberen Zehntausend, sondern auch, wenn schon mehr aus Nachahmungstrieb, denn aus Ueberzeugung, die mittleren bürgerlichen Classen Theil. Und das hatten die Clericalen mit gutem Blicke vorausgesehen: bei einem Appell an das, was ich das „französische Modegefühl" nennen möchte, waren sie sicher, auf Gegenliebe zu stoßen und ihren Ideen weiteste Verbreitung nach unten hin zu sichern: der Sieg im Menschen, der garnur seinen Nachahmungstrieb betrieben will, ging sehr wesentlich im Verbreitung dessen bei, was die Clericalen das „Wort Gottes" nennen.

Dies alles und manche andere Einzelheiten, deren Besprechung hier zu weit führen würde, muss man sich vorgegenwärtigen, um die geistige und materielle Verfassung zu begreifen, in die Frankreich seit fast dreißig Jahren mit aller Gewalt hineingetrieben worden ist, und in der es sich bei Ausbruch des Boulangismus zum großen Theile befand. Bei Beginn der Dreißiger Jahre war glänzend Thiers' Geistesrichtung fallen auch mit Schweden die wenigen klar denkenden Fortschrittsmänner, die das Land seit dem Kriege aufzuweisen gehabt hat, die Gambetta, die Ferry, die Paul Bert, die Waddeck-Rousseau. Gambettas berühmtes Wort „le cléricalisme, voilà l'ennemi" wurde den Lindern als sei es gewissermaßen die Cannelsen; einer durch lange, abstracte Studium gewonnenen Lebensanschauung. Das ist aber nun und auch nicht der Fall. Gambetta war dieser alle Tendenz, dieser im Studierzimmer über den Tag hinaus ausgedachten Theorie des Clericalismus gewonnen, und er benutzte sie seinen Schlagworte, wie sie konnte. Das war das Eingehen staatsmännischer Berechnung mit dem Augenblicke politischen Bedürfnisses. Als solches Mittel in die Presse: bei Wahlen, Versuchen, Einschüchterungen, durch den Parlamentarismus und schließlich Volksmassen aus allen Schichten der Bevölkerung, um einem Worte, unsolle Gewalt Geltung in der öffentlichen Meinung zu verschaffen, das sich Gambetta, ist Verwendung seiner Ideen, seiner Person, seiner Stellung, seiner Beredsamkeit, seiner Thatkraft, seiner Ausdauer, seiner Geschicklichkeit, seiner Gewandtheit, seiner Verschlagenheit, seiner Energie, seiner Kühnheit, seiner Unbeugsamkeit, seiner Unerschrockenheit, seiner Unermüdlichkeit, seiner Beharrlichkeit, seiner Zähigkeit

Handelsamtes), so beläuft sich der maximale Arbeitstag auf den Eisenbahnen der Schweiz de facto auf zehnundeinhalb Stunden, da jure aber auf zwölf Stunden. Denn das Gesetz, betreffend die Regelung der Arbeitszeit und der Sonn- und Feiertagsruhe auf den Eisenbahnen, welches am 26. und 27. Juni 1890 von der schweizerischen Bundesversammlung zum Beschluss erhoben wurde, statuiert in seinem Artikel II den zwölfstündentag als maximalen Arbeitstag, zwar mit dem etwas nebulosen Zusatz: „Soweit der Betrieb eine mehr als gewöhnliche Arbeitszeit erfordert," was wohl den platonischen Wunsch des Legislators, es möge diese Maximaldauer nur in Ausnahmsfällen zur Anwendung kommen, zum Ausdruck bringen soll. Als Correctiv der Festsetzung einer maximalen Tagesarbeit enthält das Gesetz die Fixierung einer zehnstündigen Ruhepause innerhalb vierundzwanzig Stunden für das Maschinen- und Zugspersonal, ausserdem ist dem Arbeiter mitten in der Arbeit eine einstündige Ruhepause zu gewähren. Es ist erwähnenswert, dass dieses Gesetz einen weiten Schritt über den Rahmen eines „Gesetzes zur Bestimmung der Arbeitszeit und der Sonn- und Feiertagsruhe" hinaus thut, indem es den Eisenbahnverwaltungen die Verpflichtung auferlegt, denjenigen Arbeitern, welche gezwungen sind, die Ruhepause auswärts zuzubringen, entsprechende Räumlichkeiten zur Verfügung zu stellen, welche insbesondere den Anforderungen der Hygiene Genüge leisten. Ja, es enthält sogar eine Bestimmung über die Aufbringung von geeigneten Vorrichtungen zum Wärmen der Speisen in diesen Räumen. Uebertretungen dieses Gesetzes werden gemäß Artikel VII mit Geldstrafen bis 500 Francs, im Wiederholungsfalle mit einer Geldbuße bis 1000 Francs geahndet. Trotz dieser weiten Fassung des Gesetzes entbehrt es leider einer bedeutenden Bestimmung über die Arbeitszeit der Frauen, obwohl ihre Beschäftigung in Barrierediensten eine sehr weit verbreitete ist. Wie nothwendig eine derartige gesetzliche Vorschrift wäre, zeigt der Umstand, dass die bei weitem mehr als zwölfstündige tägliche Arbeitszeit der Frauen das Eisenbahndepartement veranlasste, die Eisenbahngesellschaften aufzufordern, die Frauen nicht mehr als durch zwölf aufeinanderfolgende Tagesstunden im Barrierendienst zu verwenden. Ein gesetzlicher Zwang lässt aber dieser „Einladung" des Eisenbahndepartements nicht zur Seite, und so verpuffte sie wirkungslos. Doch ist die Angelegenheit bereits der Entscheidung der Bundesversammlung unterbreitet.

Was die Entstehung dieses Gesetzes anbelangt, so lassen sich seine ersten Spuren schon in dem Bericht des Bundesrates zum Jahre 1885 erblicken, mit welchem der Bundesrath beauftragt wurde, „zu unterlassen und jährlich im Geschäftsberichte Mittheilung zu machen, wie es sich bei den verschiedenen Bahnen verhalte: 1. mit der Gewährung der gesetzlich freien Sonntage, bi mit der täglichen Arbeitszeit". Damit war nun glücklich der Anfang gegeben, die bis dahin gänzlich vernachlässigte Frage der Regelung der Arbeitszeit in Angriff zu nehmen. Der unmittelbare Erfolg dieses Beschlusses war ein Rundschreiben des Eisenbahndepartements vom 18. Juni 1881, das folgende Hauptbestimmungen in Bezug auf die Arbeitszeit enthielt: 1. Die längste Präsenzzeit darf 16 Stunden im Tage unter keinen Umständen übersteigen; jedem Angestellten muss eine zusammenhängende Ruhepause von mindestens 8 Stunden gewährt werden. 2. Das Maximum der gewöhnlichen Arbeitszeit ist auf 11 Stunden täglich zu beschränken und darf nur gegen besondere Entschädigung auf weitere 2 Stunden ausgedehnt werden. 3. Nach ununterbrochener Arbeitszeit soll eine Ruhepause von mindestens einer Stunde eintreten. Es ist ersichtlich, dass dieses Rundschreiben bereits die Grundzüge der späteren Gesetzgebung zu Tchan trägt. Es fußt auf demselben Principe, wie das besprochene Gesetz: auf dem Principe der Codification des maximalen Arbeitstages, verbunden mit der Fixierung der täglichen Ruhepause. Das der unmittelbare praktische Erfolg dieses Rundschreibens infolge des Mangels einer bindenden gesetzlichen Bestimmung gänzlich illusorisch war, leuchtet ein: die Eisenbahnverwaltungen ignorierten es somit einfach beharrlich. Eine Controle, welche das Eisenbahndepartement bald nach Erlass des Rundschreibens einleitete, brachte keine entscheidende Wendung in der Sache. Doch ein Erfolg blieb nicht aus. Das renitente Verhalten der Bahnverwaltungen rief vermöge nach einer durchgreifenden gesetzlichen Regelung der Arbeitszeit auf den Eisenbahnen. Sie erfolgte durch die Schöpfung des Gesetzes vom 26. und 27. Juni 1890. Die Mängel dieses Gesetzes wusste die schweizerische Eisenbahnarbeiterschaft in der Praxis zu corrigieren, dank ihrer mächtigen Organisation. Mit der einfachen Drohung des „Verband des Personales der schweizerischen Transportanstalten" traten allmählich unter den Angestellten der verschiedenen Bahnen Bewegungen ins Leben, die endlich im Neujahrsbahn Streike, der noch in frischer Erinnerung steht, ihren Höhepunkt erreichten und schließlich zur Folge hatten, dass heutzutage die maximale Arbeitszeit auf so ziemlich allen Bahnen der Schweiz nicht 12, sondern höchstens 10½ Stunden erreicht.

Es erübrigt nun noch, des Kampfes und der Wirren von geschilderten Landes zu gedenken, es ist Victoria, die Kinderstadt, im Mutterlande, das ich dem thatsächlichen Eisenbahner Zeit, die 8½ stundenbewegung unter der Eisenbahnarbeiterschaft ganz gewaltige Fortschritte gemacht. Ihre Frucht war die Entstehung der General Railway Workers Union, welche im ausgesprochenen Gegensatze zur Amalgamated Society of Railway Servants in England, welche im Geiste der alten Gewerkvereine die Einführung einer gesetzlichen Schranke für die tägliche Arbeitszeit perhorresciert, geschaffen wurde, um den Achtstundentag als maximalen Arbeitstag zu erringen. Diese radicale Linke der englischen Eisenbahnarbeiterschaft mag mit Neid auf ihre Berufscollegen im Tochterlande, in Victoria, blicken. Was sie als Ideal erstrebt, ist dort bereits zur praktischen Wirklichkeit geworden. Victoria hat seit dem Jahre 1882 den Achtstundentag auf seinen Eisenbahnen. Als im Jahre 1874 die einzige damals noch bestehende Privatbahn verstaatlicht wurde und das Parlament eine Resolution fasste, durch welche der Eisenbahnminister aufgefordert wurde, das Personal der neuen Staatsbahn mit dem der übrigen Staatsbahnen hinsichtlich der Arbeitszeit gleichzustellen, nahm der Eisenbahnminister die Gelegenheit wahr, um die Erklärung abzugeben: Die Einführung des Achtstundentages auf den Eisenbahnen stehe in Berathung. Doch dauerte es noch geraume Zeit, bis von den Worten zur That geschritten wurde. Erst am 23. März des Jahres 1882 erschien der lösenlich erwartete Erlass des damaligen Eisenbahnministers Bent, welcher verfügte, dass vom 21. April desselben Jahres an in allen Abtheilungen der Staatsbahnen der Achtstundentag zum maximalen Arbeitstag zu erheben sei. Dieser Erlass rief jedoch bald Gegenvorstellungen der Eisenbahndirectoren hervor, welche die vollständige Durchführung des Achtstundentages im Umfange des Ministerialerlasses als unmöglich bezeichneten. Die Antwort des Eisenbahnministers lautete: Die achtstündige Arbeitszeit als maximale Arbeitszeit solle „thunlichst" (sic für as practicable) zur Durchführung gebracht werden. Trotzdem hatte sich das Parlament mit Freuden mit der Frage des Achtstundentages auf den Eisenbahnen zu beschäftigen, denn es erhoben sich aus seiner Mitte zahlreiche Recriminationen wegen Ignorierung der Anordnungen des Eisenbahnministers in Bezug auf den Achtstundentag von Seiten der Eisenbahndirectionen. Doch ergaben die hierbei gepflogenen Debatten im Wesen nichts Neues, so dass das Jahr 1882 sachlich als Geburtsjahr des Achtstundentages auf den Eisenbahnen Victorias betrachtet werden kann.

Im Vergleiche analogen Bestrebungen Englands, der Schweiz und Victorias lassen sich demnach grosse und ganze zwei Spielarten erkennen. Die eine codificiert die Grenze des maximalen Arbeitstages, die andere belässt sie vorläufig. Das England anbetrifft, so ergibt das Studium der englischen Eisenbahnarbeiter-Bewegung als hervorstechendes Moment die oben schon erwähnte Uneinigkeit der Eisenbahnarbeiterschaft über die Art und Weise, wie ihre Hauptforderung, die Abkürzung der täglichen Arbeitszeit, durchzuführen wäre. Dieser principielle Gegensatz in den Ansichten über die Art und Weise, wie der Kampf um die Lösung von Lohn- und Zeitfragen im Lager der Eisenbahnarbeiterschaft geführt werden, die schließlich der Gesetzgebung ihren Stempel aufdrückten. Das Schwergewicht, das nach zweijährigen Ausschussverhandlungen als Railway Regulation-Act das Licht der Welt erblickte, verräth deutlich alle Gepflogenheiten eines Compromisses zwischen der Nothwendigkeit, der classischen Eigenart des Eisenbahndienstes den thatsächlichen Tribut zu entrichten, und zwischen dem Streben, die gesetzte Grenze nie den Arbeitern tun zu lassen. Die maximale Dicke des Arbeitstages wurde nicht präcisiert. Es wurde aber dem Arbeitsamte die Function des Schiedsrichteramtes zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer zuerkannt, und es seinem Ermessen überlassen, die tägliche Arbeitszeit den je weiligen Verhältnissen des Verkehres und der Natur der Arbeit anzupassen. Auch das bezügliche Gesetz der Schweiz, von kein harte, absolut unverrückbare Grenze für den maximalen Arbeitstag teil. Der erwähnte, mittlere Zusatz im Artikel II des Gesetzes vom 26. und 27. Juni 1890 lässt ihr immer einen genügenden freien Spielraum. Und dass in Victoria der Achtstundentag nicht ohne Abweichung durchgeführt ist, dafür zeugen die öffentlichen Parlamentsdebatten, in denen Klagen über ungleiche Behandlung des Zugspersonales und insbesondere des Maschinenpersonales den Anlass boten. Ein Ereignis aus dem Gebiet der Eisenbahnarbeiter-Schutzgesetzgebung Englands, der Schweiz und Victorias lehrt also mit klarer Deutlichkeit, dass eine Regelung der Arbeitszeit auf den Eisenbahnen nur dann Aussicht auf praktischen Erfolg haben kann, wenn sie die Grenze der täglichen Arbeitszeit, entsprechend den wechselnden Verkehrsverhältnissen und der Natur der verschiedenen Arbeitsgattungen, elastisch belässt, dabei aber die Sicherheit gewährt, dass Arbeitsüberlastung im entsprechenden Verhältnisse zu verbesserten Arbeitszeit unterbunden wird. Der Gesetzentwurf zum Schutze des Eisenbahnbediensteten, welchen die sozialdemokratischen Abgeordneten im österreichischen Parlamente vorgelegt haben, hält die Frage an den Achtstundentag als Maximum principiell fest.

Eine Parallele zwischen der Eisenbahnen-Zeit gesetzgebung anderer Lander und der Oesterreichs zu ziehen, wäre wohl müssigen Beginnen gleichen.

Wenn bei uns in Oesterreich heute zur Regelung der Arbeitszeit an der Eisenbahnen [illegible] so [illegible]

Digitized by Google

Ueber die Aera Gautenberg sei der Schleier des Vergessens gebreitet. Von ihrem tiefen Dunkel hoch die schwache Morgenröthe in den Anfängen der Aera Wittek nur sehr wenig ab; die Sonne einer wahrhaft modernen, humanen Eisenbahnarbeiter-Schutzgesetzgebung dürfte wohl noch lange auf sich warten lassen. Was Herr v. Wittek nach preußischem Muster zur Regelung der Arbeitszeit auf den Staatsbahnen bisher unternommen hat, sind nur schwächliche Palliativmittel gewesen. Unter dem Mantel der Arbeiterfreundlichkeit guckt allsogleich der Pferdefuß hervor: die Betriebskosten dürfen nicht erhöht werden. Auch die Durchführung der Sonntagsruhe im Güterverkehr bietet nach dieser Richtung hin einen klassischen Beleg. Den Erfolg aller derartigen ministeriellen Maßnahmen kann nur mit berechtigter Skepsis entgegengesehen werden, denn sie sind und bleiben nur bleiche, chlorotische Pflänzchen, solange sie nicht im kräftigen Boden des Gesetzes Wurzel schlagen können. Und diesen hat ja gerade Herr v. Wittek mit seinem berüchtigten Eisenbahnverbot*) als Erster verlassen.

Brünn. Richard Ehrenfeld.

Volksbibliotheken.

Aus dem demokratischen Zuge heraus, welcher die Entwickelung der Geschichte des letzten Jahrhunderts beherrscht, ist neben den großen gelehrten Büchereien, die schon seit dem Mittelalter bestehen, allerorten scheinbar plötzlich eine große Anzahl anderer Bibliotheken emporgesprossen, die andere Bücherschätze und ein anderes Publicum vereinigen und andere Ziele verfolgen als jene — die Volksbibliotheken. Es wendet sich an die gesammte ungeheure Masse des Volkes; sie suchen nicht Wissenschaft zu schaffen, sondern zu verbreiten, zu beleben, zu erheben. Die Volksbibliotheksbewegung hat heute schon weite Kreise in fast allen Culturländern ergriffen; überall sehen wir seit einigen Jahrzehnten Volksbibliotheken entstehen; die Frage selbst hat schon eine kleine Literatur geschaffen.

Weit voran stehen auch in dieser Bewegung die Länder englischer Zunge diesseits und jenseits des Oceans; die guten europäischen Continentalstaaten schreiten bedächtig, wie es dem Alter geziemt, hinter jenen Völkern einher. In jenem Lande, das keine verfallenen Schlösser und keine Basalte kennt, in America, finden wir wohl die ersten Beispiele, Volksbibliotheken zu schaffen. Durch das Handbuch Thomas Greenwoods und durch die Aufsätze Ernst Schultzes in der Münchener Allgemeinen Zeitung sind die Daten bezüglich Englands und Americas ziemlich allgemein bekannt geworden. Der Vorgang bei Gründung einer solchen Bibliothek ist in diesen Ländern meistens der, dass einer der reichen Männer von jenseits des Oceans eine große Summe zur Schaffung einer Bibliothek spendet, die dann auch oft seinen Namen führt. Ist aber die Bibliothek, beschend aus dem Gebäude und der Bücher-sammlung, geschaffen — ein Palast und eine Sammlung, die viele europäische Bibliotheken neidisch machen konnten — dann übernimmt die öffentliche Verwaltung die Fortführung der Anstalt. Diesbezüglich hat jeder Staat seine eigenen Gesetze; meistens sind es Procente von der allgemeinen Steuer, die hiezu verwendet werden, oft wird auch eine bestimmte bereits bestehende Steuer für Bibliothekszwecke verwendet, in manchen Staaten z. B. die Hundesteuer.

Die englische Bewegung knüpft an den Namen eines Mannes an, der sie in Fluss brachte, und dem die großen Erfolge darin zu verdanken sind: an Mr. William Ewart. Der Umstand, dass in England nach der Ewart Bill vom Jahre 1850 die Verwaltung der Bibliotheken in den Händen der Commune liegt, und der Aufwand aus ortlichen Geldern bestritten wird, erscheint für die weitere Entwicklung der Volksbibliotheken in England von größter Bedeutung: denn hiedurch allein sind sie zum wirklichen Gemeingut der ganzen englischen Nation geworden, auf welche diese stolz ist.

In Frankreich war es ein Bibliographiebureau, Mr. Girard, welcher zu Anfang der Fünfzigerjahre die Idee faßte, Volksbibliotheken zu schaffen. In Frankreich waren sie mehr — wie heute noch bei uns — Vereinsbibliotheken, gegenwärtig zählt aber Paris bereits 76 öffentliche Municipalbibliotheken, die von der Gemeinde gehalten und verwaltet werden.

Wenn wir auf Deutschland blicken, so ist der erste, der den Volksbibliotheken sein warmes Interesse zuwendete, der bekannte Bibliothekar Friedrich von Dorow gewesen, der bereits 1841 in Berlin die erste Volksbibliothek gründete. Alle Jahre bewies Dorow in Reden und Gesuchen an Public-Institutionen für Hebung derselben Interesse und Opferwilligkeit in der Hauptstadt, in Berlin eine Reihe populärer Vorträge, die Sonn- und Festtags-Bibliothek brachte. Im Jahre 1851 [illegible] Dorow eine Rede nach der andern, die er auch [illegible] Jahre 1852 [illegible] Dorow [illegible] Jahre 1853 [illegible] Dorow [illegible] Jahre 1854 [illegible] Dorow [illegible] Jahre 1855 [illegible] Dorow [illegible] Jahre 1856 [illegible] Dorow [illegible] Jahre 1857 [illegible] Dorow [illegible] Jahre 1858 [illegible] Dorow [illegible] Jahre 1859 [illegible] Dorow [illegible] Jahre

mit einem Zuwachs von 1160 Bänden im letzten Jahre. Die Bände sind peinlich nett gehalten, alles höchst comfortabel. Entlehnt wurden im letzten Jahre 63.740 Bände von 2430 Benützern; besonders interessant ist es, daß 10.415 Bände von den Bauern der Umgebung entlehnt wurden, indem an 16 Landgemeinden in passenden Zwischenräumen von circa 2 bis 3 Wochen kleine Büchersammlungen von 50 bis 60 Bänden versendet wurden. Daneben besteht ein ebenfalls sehr gut ausgestattetes Lesezimmer, welches auch sehr stark benützt wurde (von 22.327 Besuchern).

In Wien endlich wird die Volksbibliothekarbeit ausschließlich von Vereinen geleistet. Und zwar finden wir hier erst gegen Ende der 80ziger Jahre Versuche solcher Gründungen. Die erste derartige Bibliothek wurde erst 1878 von Seite der demokratischen Partei im 7. Bezirk geschaffen; der Neubauer Bibliothek folgte am 24. April 1879 die „Freie Bibliothek und Leshalle im 9. Bezirk", ein Werk des seinen Jugendidealen treu gebliebenen Freiherrn Schwarz-Senborn. Diese Leshalle hat 125 Zeitungen und wurde im Jahre 1897 von 16.500 Lesern besucht; in allen 17 Jahren hat sie 513.000 Bände verliehen.

Das Hauptgewicht haben in Wien die Bibliotheken des Wiener Volksbildungsvereines, dem sich in den letzten Jahren die Büchereien des Vereines „Bibliothek" angeschlossen haben. Der Wiener Volksbildungsverein hatte am 22. Jänner 1887 seine Gründungsversammlung; im selben Jahre wurde dann die erste Bibliothek in Simmering eröffnet, im nächsten eine im 18. Bezirk u. s. f. Auch diese Gründung — ursprünglich als Zweig des niederösterreichischen Volksbildungsvereines in Krems — erfolgte auf Anregung Schwarz-Senborns.

Heute besitzt der Wiener Verein 13 Volks-, 5 Garnisons-, 4 Lehrlings-, 3 Krankenhaus- und 3 Gefangenhausbibliotheken. Sie sind theils in städtischen Gebäuden, in Schulen, untergebracht, theils in gemieteten Localen und werden zum größten Theile von Volksschullehrern geleitet. In den 13 Volksbibliotheken besitzt der Verein 73.000 Bände, und die Entlehnungen im letzten Jahre betrugen 1,060.000 Bände, wovon im Durchschnitte 19 Procent wissenschaftlicher Natur waren. Die stärkstbenützte Bibliothek in Ottakring gab im Jahre 1898 fast 300.000 Bände hinaus, über 30 Procent wissenschaftliche Entlehnungen. Der Verein verausgabt für Bibliotheken jährlich über fl. 10.000. Von den öffentlichen Behörden subventionieren die niederösterreichische Landtag mit fl. 1200, die Grosconmune mit fl. 500, welcher Betrag für heuer aber gestrichen wurde; wir haben es hier also ebenfalls mit subventionierten Vereinsbibliotheken zu thun. Sehr ausstrebend und vielleistend ist der Verein „Bibliothek", eine Schöpfung des Universitätsprofessors Reyer, des besten Kenners des Volksbildungswesen in den Ländern deutscher Zunge, dem wir auch das bekannte „Handbuch" verdanken. Dieser Verein hat seine Bibliotheken mit zusammen 70.000 Bänden, welche im Vorjahre von 6700 Lesern benützt wurden, die über 220.000 Bände liefen. Diese Zahlen werden sich nach den Ergebnissen der ersten Monate in diesem Jahre sicher auf eine halbe Million steigern.

Die Wiener Vereinsbibliotheken haben also zusammen in einem Jahre 1,300.000 Bände verliehen, während Berlin in dieser Zeit nur 600.000 Entlehnungen ausweist.

Seit Ende vorigen Jahres functioniert die „Wissenschaftliche Centralbibliothek" in der Rothgasse, vom Volksbildungsvereine reich mit Büchern bedacht. Sie vereinigt die sechs Bibliotheken des Vereines „Bibliothek" und vier des Volksbildungsvereines. Die begehrten wissenschaftlichen Werke werden in den einzelnen Bibliotheken an der Peripherie entlehnt und dort wieder zurückgestellt. Trotz der kurzen Zeit des Bestandes dieser wissenschaftlichen Centrale erweist sie sich als ein überaus wichtiges Glied, ja als die Krönung des ganzen Wiener Volksbildungswesens.

Diese kurze Skizze des bisherigen Bestandes der Bewegung zur Schaffung von Volksbibliotheken und die Statistik zeigen wohl das Eine deutlich, daß bereits heute in der großen Masse bereits welchen genügend Geld zur Erfüllung ihrer Wünsche nicht gegeben ist, also in der großen Mehrzahl unserer Mitbürger ein ungemein lebhaftes Bedürfnis nach Lectüre vorhanden ist, sei es, daß sie sich weiterbilden, sei es, daß sie sich in einem guten Buche Erholung schaffen wollen. Diese Millionen Bände, welche durch die Volksbibliotheken in Wien im letzten Jahre von der Masse der Bevölkerung benützt wurde, spricht eine beredte Sprache. Allerdings, aber dort vor allem, wo man es mit einer geschlossenen Fabriksbevölkerung zu thun hat, ist das Bedürfnis nach Volksbibliotheken vorhanden. Diese Zahlen zeigen uns, daß diese Sache zu einer öffentlichen An gelegenheit geworden ist.

Die Frage der Volksbibliotheken ist eine öffentliche Angelegenheit. Soll ich hier die Frage stellen, ob eine Fortbildung nach der Volksschule wünschenswert und nothwendig ist? Das Reichsvolksschulgesetz bestimmt gesetzlich, daß die Wohlthat des geordneten Unterrichtes allen Kindern des weiten Reiches vom 6 bis zum 14. Jahre zutheil werden solle — wer sich weiter bilden und vervollkommnen will, der suchen heutzutage Vereine, zu dem Ende Vereinsbibliotheken nöthig sind, den sichern die verschiedenen Mittelschulen ein. Die Pflege der Wissenschaft ist die Hochschule geweiht. Aber Millionen derer, die bereits im Leben stehen, im Erwerbe und in der Arbeit, stellen auch ihre Forderung nach Weiterbildung. Und dieses Bestreben, welches in der Menge schlummert und dort lebendig wird, wo es Gelegenheit zur Entwicklung findet, das sollte um jeden Preis gefördert werden; das sollte gefördert und geweckt werden auch dort, wo es noch nicht zutage tritt. Denn Schillers Wort „Vor dem Sclaven, wenn er die Fesseln bricht, vor dem freien Manne erzittere nicht" gilt auch von der Sclaverei der Unbildung und der Freiheit des Geistes. Je höher die Durchschnittsbildung eines Volkes ist, je mehr jeder einzelne weiß, desto mehr wird das Volk in der Cultur leisten können, desto mehr wird es den geistigen Kämpfen mit anderen Völkern gewachsen sein. Deshalb muß es in eine weisentliche Sorge jeder weisen Politik, das Bildungsniveau der Bevölkerung zu heben. Ich will da nicht einmal von Pflichten des Staates gegen die Millionen Bildungsbedürftiger reden, sondern einfach vom Interesse, welches eine jede geordnete Staatsverwaltung daran haben muß, daß jedermann so viel an Bildung sich erwerbe, als es möglich ist; denn das hat die Geschichte wohl bisher gelehrt: der gesährlichste, unzuverlässigste Factor in jedem Staatswesen ist die rohe, die ungebildete Volksmasse.

Zwei Schlagworten muß man da entgegentreten, die heute nur zu oft gehört werden. Erstens: durch solche Bestrebungen werde die Halbbildung befördert, und: eine höhere Bildung stehe oft im Gegensatze zu den Aermlichkeiten des Lebens und erzeuge Unzufriedenheit.

Was ist aber Halbbildung? Und wodurch unterscheidet sie sich von der ganzen Bildung? Seien wir aufrichtig — seien wir bescheiden! Wer von uns kann sagen, daß er die ganze habe? Bei dem Umfange der heutigen Erkenntnisdaten, bei dem unermeßlichen Reichthum, den die Wissenschaften heute bilden, hat jeder — und sei er noch so gelehrt — nur Stückwerk eines kleinen Theiles; die Forderung einer harmonischen Bildung ist nur ein Ideal, das mit unseren Köpfen nicht erreicht wird. Nicht die Halbbildung, nicht der Mangel großen Wissens ist es, was man meint, wenn man von ihr spricht, sondern die Einbildung, daß man bereits wer weiß wie viel verstehe und kenne, daß man schon mitreden könne, wo man erst zu stammeln anfängt. Diese aber wird durch gute Lectüre nicht genährt, im Gegentheile. Wer viel liest und immer liest, der wird erkennen, daß die Sache nicht so plan ist, wie sie aussieht, daß man noch viele weitere Bücher lesen müsse, um noch mehr zu verstehen. Verbreitung von Bildung durch gute Bücher wird im Gegentheile bescheiden und zurückhaltend machen im Urtheile. Sie wird gewiß nur halbe, nur viertel Bildung geben können, weil es eine andere nicht gibt, sie wird aber verstehen lehren, was in den Wissenschaften erstrebt wird.

Und unzufrieden mit dem Los soll ein höherer Grad von Bildung machen, die Menschen lernen Dinge kennen, von denen sie in ihrer kleinen Existenz bisher keine Kenntnis hatten, neue Wünsche und Hoffnungen nach höherem Bildungsniveau regen sich in ihnen. Aber ist das Los schlecht und trifft der Fall wirklich ein, daß der Mensch infolge seiner höheren Bildung sein schlechtes Los tiefer fühlt — nun so hat sie ein gutes Werk gethan. Das Wünschen und Streben einschläfern, wie etwa der Branntwein, das soll doch die Bildung nicht. Und darum hat der Staat ein Interesse daran, daß seine Glieder aufwärts streben, ringen nach Besserung der Lage, denn jungte kommt von jung und dem Ganzen. Die müßte ich Freiherrn v. Rauner, gewiß einen conservativen Mann, citieren: „Der Bauer, wendet man besonders in Europa ein, hat keine Lust und keine Zeit, zu lesen. Die Lust wird sich aber einfinden, sobald ihm angemessene Bücher dargeboten werden, und Zeit zu lesen hat er mehr als Kanzlisten und Secretäre, als Oberamtsräthe und Ministeer. Oder was thut er jetzt im Winter? Er sitzt auf der Ofenbank, zankt mit der Frau, peitscht die Kinder und geht dann ins Bier und Branntweinhaus, um das patriarchalische Gleichgewicht des angeblich durch Bücherverbreitung noch nicht verderbenen, natürlich rohen Gemüthes herzustellen."

Und noch einem anderen Einwande will ich begegnen. Die Volksbibliotheken, heißt es, bilden nicht, sie geben ja zum großen Theil nur Belletristik hinaus. Dem gegenüber ist zu bemerken, daß in Wien von den 1,300.000 Bänden Entlehnung des Vorjahres, wie erwähnt, 19 Procent wissenschaftlicher Natur waren, also über 240.000 Bände, in Berlin 30 Procent. Dann aber heißt es den Bildungswert eines guten Romanes — und nur um solche handelt es sich — nicht unterschätzen, wenn man meint, er bilde wenig. Aus dem jungen Wege der guten Belletristik leitet sich viel mehr echte Bildung vermittelnd als auf dem breiten Pfade trockener Belehrung. Und wenn eine gute Geschichte nichts erreicht, als ab und zu einer armen Näherin oder einem müden Taglöhner ein paar schöne Stunden zu verschaffen, und nur den Zweck hat, eine kleine Lücke in der oden Wüste eines solchen Lebenlebens zu füllen — auch dann ist sie eine gute Wohlthat.

Es liegt im öffentlichen Interesse, daß das Volk durch Bücher in jeder Weise werden gefördert werde. Ueberall dort aber, wo der Staat erkannt hat, daß etwas ein öffentliches Interesse ist, hat er

Digitized by Google

im Laufe der Zeit die Sache selbst in die Hand genommen. Es ist dies keine Theorie, sondern der Verlauf der Geschichte, es ist dies die nothwendige Folge des Gedankens, dass die große Gesammtheit ihr Interesse nicht vom Wollen und Können der Einzelnen abhängig machen lässt. Sobald der Staat oder eine andere öffentliche Gewalt es als ihr Interesse erkennt, dass die Briefe gut und vollkommen sicher verkehrt werden, überlässt es es nicht einem Thurn-Taxis, sondern macht es selbst; wenn der Staat erkennt, dass der Unterricht in den Volks- und Mittelschulen von höchster Bedeutung für die Zukunft des Ganzen ist, überlässt er es nicht dem Zufalle, sondern legt selbst seine allmächtige Hand auf diese Gebiete; wenn der Staat erkennt, diese oder jene Bahn sei wichtig für den Handel, die Industrie, die Entwicklung der Wehrmacht ꝛc., während die Verwaltung einer nothwendig auf Erwerb ausgehenden Gesellschaft nicht sicher genug ist, so verstaatlicht er — oder wird es thun. Die praktischen Amerikaner und die Engländer wussten sehr gut, warum sie die Volksbibliotheken in öffentliche Verwaltung genommen, und in Deutschland treten genaue Kenner, wie Nörenberg, Aschrott, Ross ꝛc. energisch für die communale Volksbibliothek ein.

Es mag gewiss richtig sein: an einzelnen Orten leistet eine rege Vereinsthätigkeit vielleicht mehr als eine öffentliche Verwaltung. Wenn zum Beispiel Wien, welches nur Vereinsbibliotheken besitzt, weit über eine Million, Berlin mit seinen 27 Communalbibliothen nur 100.000 Bände enthebt, so scheint dies gegen die öffentlichen Bibliotheken zu sprechen. Der bureaukratische Verwaltungsapparat ist oft recht schwerfällig, der Gemeindeschlaf, für so verschiedene Dinge bestimmt, wird oft von kleinlichen Gesichtspunkten aus verwaltet ꝛc. ꝛc.; zu es mag in gewissen Verhältnissen bedenklich sein — ich kann mir solche Verhältnisse denken — dass die Thätigkeit eines zielbewussten, strebsamen Vereines abgelöst werde von der ziellosen Verwaltung einer indolenten Commune. Das ändert aber nichts an der Thatsache, dass die Privatvereine, die sich zusammensetzen durch Zufall und Laune, die entstehen und vergehen, wie sie wollen — die oft von einer einzigen Person getragen werden — mit zusammengebettelten Geldern, mit Almosen Dinge verrichten, die in die Pflichtensphäre öffentlicher Gewalten gehören. Richtig ist, was Schultze in seinen „Englischen Volksbibliotheken" sagt: „Eine Volksbibliothek soll eben keine Anstalt sein, die aus den milden Beiträgen Einzelner unterhalten wird, sie darf überhaupt nicht den geringsten Anklang an eine Wohlthätigkeitsanstalt bieten, sondern sie muss eine gemeinnützige Anstalt sein, von der Gesammtheit unterhalten und für die Gesammtheit bestimmt".

Naturlich ist zunächst die Commune die berufene Behörde, den Gemeindemitgliedern Volksbücherein zu geben. Aber eine Commune ist auch so ein Ding, sie kann wollen oder nicht. Und gerade in Oesterreich, wo die Culturverhältnisse so verschieden sind, wäre es nach den bisher gemachten Erfahrungen gefährlich, einfach zu warten, bis die einzelnen Communen sich entschließen, den Forderungen der Zeit nachzukommen. Auch kann man es von den kleinen Dorf- und Marktgemeinden nicht verlangen, dass sie etwa mit gutem Beispiele vorangehen. Die Verhältnisse auf dem Lande erfordern ja ihre sehr handige Behandlung. Deshalb brauchen wir ein Reichsgesetz, welches bestimmt, jede Commune oder jeder ländliche Bezirk muss so und so viel tausend Einwohnern habe öffentliche Volksbibliotheken zu errichten. Dieses Gesetz müsste bestimmen, wie die Mittel hiezu aufgebracht werden, es müsste die Grundsätze der Verwaltung darlegen, und es müsste dem Staate vor allem auch das Oberaufsichtsrecht für das Gesbaltene geben. Im Rahmen dieses Reichsgesetzes konnten dann die Länder, angepasst ihren speciellen Verhältnissen, ihre Landesgesetze geben, ganz wie es bei den Volksschulgesetzen der Fall ist.

Und es wurde sich dabei gar nicht um Schaffung von ganz Neuem handeln: das in Oesterreich genug Anfänge zu einem Volksbibliothekswesen vorhanden sind, habe ich gezeigt — Ausgabe von Staat, Land und Gemeinde wäre es nur, das regellos Entstandene zu sammeln, zu organisieren, wo bisher nur einzelnes vorhanden ist. Die großen Städte müssten ihre Bücherein mit Lesesälen haben, von der Commune geleitet, von der Commune gehalten — auf dem flachen Lande kannten die Schulen die Zugehörigkeit von Büchern an die localliche Bevölkerung sein. Kreisbibliotheken der Sammelpunkt. Anfänge zu diesen Dingen sind genug vorhanden. Ich erinnere an den Erlass des Unterrichtsministeriums vom 15. December 1871, womit für alle Volksschulen Schüler- und Volksbibliotheken geschaffen wurden. Hier heißt es unter anderem: „Die Ortsschulbehörde bestimmt, unter welchen Verhältnissen die Ortsangehörige der Bücher an einzelnen Mitglieder der Schulgemeinde erfolgen kann, und ob jene Büchern für die Einrichtung der Bücherei ein Gesuch und welche an unentgeltlich sind". Dieselbe soll von den Schulbehörden [illegible] werden. Ferner heißt es: Zuwendungen [illegible] Bücher [illegible] Bücherei [illegible] Bücher [illegible] Bücherei [illegible] Bücher [illegible] Bücherei

weil er so viel triviale Gedanken in trivialer Form vernommen hatte, erschöpfte er für seine Werke eine bilderreiche Sprache, all zu funkelnde Worte, ein buntes Mosaik von Hauptwörtern, von schmückenden Adjectiven und Zeitwörtern von unerhörtem Klang. Endlich erklären uns jene charakteristischen Züge den Erfolg, den er bei der belgischen Jugend errang, und den entschiedenen Einfluß, den er in seinem Vaterlande gewann, wo der heimische Prophet noch weniger als sonst wo gilt. Beiden gerade fremd genug, wandte er sich gleichzeitig an die Wlämen und die Wallonen; jede der beiden Rassen fand in seinen Schriften, in einem halb verklärten und doch wirklichen Bilde, den versinnlichten Widerschein ihres unbewußten Ideals.

Vor allem die Wlämen; aber Lemonnier neigte sich anfangs auch instinctiv mehr nach Flandern. Er fühlte sich ihm näher. Unser Flandern lag der Malerei eines noch lebendigen Rubismus durch seine Maler, und Lemonnier erkannte bald den Colorismus in sich. Ueberdies fand er hier einen geistigen Vater in dem Epiker Charles De Coster, der sich eine neue, vollkönende, markige und farbenreiche Sprache geschaffen hatte, um das einst so ruhmreiche Land der Franken zu feiern. Charles De Coster, ein hervorragender und vornehmer Künstler, wäre als Belgier vielleicht zu großem Ruf gelangt; aber er wollte bloß Wlämе sein und belang sein Vaterland in einer Sprache, die es nicht verstehen konnte. Nicht fern von ihm, in einem weltentlegenen Winkel, gieng ein nicht minder bedeutender und vornehmer, nicht minder verkannter Dichter zu Grunde: Octave Pirmez. Er war zu früh geboren in einem Lande, wo man nur auswärtige Bücher lesen wollte. Jener einsame Philosoph, der in harmonischer, singender Sprache babbant die noch unklaren Träume der wallonischen Seele verkündete, sprach auch nicht zu der großen Menge. Er hatte das Geschick Alfred de Vignys, der etwas matte Ton seiner vornehmen Schwermuth entwickelte sich die Leidenschaft nicht ertragen, welch' tiefe Seele, welch' warmfühlendes Herz sich hinter der scheinbar kalten Zurückhaltung barg. Camille Lemonnier gehörte sicherlich zur Schar derer, die Octave Pirmez würdigten. Aber er hatte seinen natürlichen Zug zu einer Philosophie, die ihm zweifellos etwas kalt erschien. Dieser geborene Colorist, dessen erste Schwärmerei dem üppigen Gautier galt, mußte die flandrischen Colo risten lieben. Kräftig, sanguinisch, mit lebendigen Instincten in das Leben schauend, stand er naturgemäß in innigem Zusammenhang mit seinen kräftigen Brüdern, die gleich ihm kräftig und voll heftiger Instincte sind.

Es mag nicht unnöthig sein, den Charakter der Wallonen dem der Wlämen gegenüberzustellen.

Der Wallone ist im Grunde ein Franzose des Nordens, nur verrämmter und schwerfälliger als der Stockfranzose, weil ein größeres Bruchtheil germanischer Elemente in ihm fortlebt. Nervös und von großer Widerstandsfähigkeit, ist der Wallone energisch und träge zugleich. Er arbeitet tüchtig, wenn es sein muß. Die Frau arbeitet dort gemeinsam mit dem Manne, wie in der Bretagne, aber wie jener Menschenschlag ist auch dieser während seiner Mußestunden zu Träumereien geneigt. Es weist noch viele andere keltische Züge auf. Individualistisch, verbohrt, der tollsten Streiche fähig, wenn es sich um die Freiheit handelt, tauscht Hoffnungen während, von heiterer, optimistischer Sinnesart und sogar etwas grobsinnig, wie er ist, sind ihm doch Anfälle der Schwermuth nicht fremd; denn er ist sentimental, manchmal sogar zur Mystik geneigt.

Sein großer Vorzug, aus dem, glaube ich, jene Schwermuth und jener Mysticismus entspringen, ist seine Fassungskraft für alle Dinge und alle Geschöpfe. Sein Herz umfaßt die ganze Natur. Sein Land ist doch wahrlich unfruchtbar und spröde, armselig und steinig, die Tochter der Felsen, die es anfüanzt, oder bergig mit steilen Abhängen, die nur Ginsterpflanzen tragen, oder endlich in weiten oden Haiden hingestreckt, deren unermeßliche Traurigkeit die Haide rosen und gelben Ginsterblüten nicht auszuhellen vermögen. Aber der Wallone versteht sein Land. Er erräth gleichsam die stille, resignierte Größe seiner „Hohen Sümpfe", er bewundert die lachende Anmuth seiner Thäler, durch die krystallne Wasser gleiten. Meine noch, er ist ein ausgezeichneter Landwirth, freilich nach der Art der schlichten Seelen, in Wallonien lieb und eng, die tägliche Umgebung zu personificieren: die Landleute hatten sich oft dabei auf, die Gegend zu betrachten, als ahnten sie die Scheinheit der Gebäude und der Wälder, die ihre Tagen mit einer schwärmenden Schar von Elfen, Feen und Hexen belebten. Der große Fehler des Wallonen ist sein Mangel an Ausdauer. er beginnt voll Eifer und erlahmt vor dem Ende; selbst der Bauer in den Ardennen weigert sich zu arbeiten, sowie er sich für den Winter genügend versorgt glaubt. Die Zukunft erschreckt ihn nicht, aber sie erscheint ihm wenigstens wie eine vage Ferne, die er sicher nicht erreichen wird, wenn er sich nur zur gegebenen Zeit die nöthige Mühe gibt.

Der Wlame dagegen ist ein Niederdeutscher, dem Holländer nahe verwandt. Wohl hat ein spanischer Einschlag ihm noch Wärme in die Adern des mächtigen Nervensystems gegossen; er kennt die Freuden schaft besser als sein niederländischer Kollege. Aber noch ehe er jenen Neu spanischen Farben verfiel und die Atmosphäre dieser beiden grundverschiedenen Rassen ist keineswegs erwachen hatte er schon durch seine Kämpfe mit Frankreich die Hitze des Zornes kennen gelernt. Man hat oft behauptet, nichts zwinge die Völker so sehr, gegenseitig in einander einzudringen, wie der Krieg. Nichts führt sie auch dazu, sich ihrer Eigenart besser bewußt zu werden. Flandern fand sein Verhältnis zum Leben und entwickelte seinen Charakter durch seinen Widerstand gegen die französischen Eroberungen. Es entdeckte dabei sein Genie: die Associabilität. Reich seit dem Mittelalter, infolge seiner exkanulichen Hilfsquellen und seines ausgedehnten Handels, reich auch durch die Ueppigkeit seines Bodens in endlosen Ackerflächen, die freilich oft von langen Pappelreihen unterbrochen werden, herrschte in Flandern von Anbeginn seiner Geschichte jener Geist der Association, gegen den die individualistischen Wallonen sich auflehnen. Unabhängigen Sinnes, verehren diese sich höchstens, wo es ein Vergnügen oder eine politische Bethätigung gilt: die sanftere vlämische Rasse besitzt einen praktischen Sinn, den die großen Kinder von Luchlich und den Hennegau nie kennen werden: sie verseht es, in einträchtiger Gemeinsamkeit die Verhältnisse des täglichen Lebens günstiger zu gestalten, zu ertzeugen, zu kaufen und zu verkaufen. Schon im Mittelalter waren ihre Vereinigungen vielleicht die blühendsten der Erde. Die Bürger von Gent und Brügge bleudeten Fürsten durch ihren Prunk.

Um zu erhalten, was es errungen, kennt Flandern seine Ausdauer anzuwenden, welche die Grundlage ständigen Wohlgedeihens ist. Und diesem konnenden Wohlgedeihen entsprang die Wertschätzung für die Güter des Lebens, welche den Wlämen eigen ist. Ein kräftiges, etwas derbes Geschlecht, sind sie stark an Leib und Seele. Feiergeründet, reich an fröhlicher Kraft und Gesundheit boten sie einen empfänglichen, fruchtbaren Boden für manches fremde Samenkorn. Sie gleichen noch immer jenen lachenden, blühenden Frauen, die Jordaens und Rubens malten, und Teniers' lärmende Feste geben das classische Bild ihres Wesens. Denn infolge ihres rasch wechselnden Reichthums bleibt ihr Ideal am Täglichen haften; es ist eine Art von prächtigem Materialismus, der sich in Meisterwerken der Malerei ausdrückt, in welchen die Linie unter pruntenden Farben verschwindet.

Man hat zwar oftmals von flandrischem Mysticismus gesprochen: aber nichts ist unrichtiger als das. Wohl ist man dort sehr fromm, aber eher bigott als exaltiert. Es ist das Land der Klosterdichterinnen, wo die Gedanken ruhen und die Frömmigkeit mit stillem Behagen zusammengeht. Ruysbroed, der „Ornement des noces spirituelles" schrieb, ist eine überraschende Ausnahme. Sein Ueberseher, Maurice Maeterlinck — der weit eher den Beinamen „der Wunderbare" verdient — hat mit seinem weltweisheitigen, ängstlichen Mönch, den manchmal die Flügel der Engel streifen, nichts gemein. Maeterlinck neigt zum Mysterium, wie das einer edeln, ruhevollen Einkehr der Gedanken entspricht: aber man darf Mysterium nicht mit Mysticismus verwechseln, der unzertrennlich von einer zwar bis zur Verzückung kühnen, aber leidenschaftlichen und übereifrigen heftigen Glut ist. Uebrigens begegnen wir bei Maeterlinck weit eher ausländischen Einflüssen, dem des Orients, was den innern Cult betrifft, und dem des Emerson, der uns das angenehme Gschemnis des uns unmittelbar umgebenden Lebens verrieth. Jenes bewegliche, flichende, ungreifbare Unbekannte, das wir unsere Seele nennen, belebt ja ebenso sehr aus unsern jüngsten Erinnerungen, wie aus jenen nahewüsten Reminiscenzen, in denen unsere Vorfahren dunkel in uns wieder aufleben, abwechselnd oder sich vermählend, je nach unsern augenblicklichen Eindrücken. Ich glaube, daß die meisten Elemente in Maeterlincks Seele weit eher von ausländischen, als aus Flandern stammen, und ganz eigentlich mehr aus Gefühlen, als aus selbst Erlebtem. Doch sehen wir weiter: Van Lerberghe kommt von allen Wlämen, durch die wohlthätige Echtheit seiner Inspiration, dem Mysticismus am nächsten; doch ist auch er eigentlich nur ein herrlicher Verlunder des Idealismus. Elskamp singt mit klarer Stimme Gesänge im Volksliedton. Den großen Verbarern, den in Emienen harren, oder von prächtigem Zorn erfüllten Dichter der „Flamandes", wird wohl trotz seiner „Heures mystiques" niemand einen Mystiker nennen: auch Gevaert ist Mysticismus weder in der vorherrschenden Anlehnung Gedankens, noch in Girauds scharfem Gesichtel, noch in Demolders weicher Ueppigkeit zu finden.

Dieser zwischen zwischen den geistigen Anlagen der beiden Volksstämme wird auch in ihrer Kunstgeschichte merkbar. Bei den Wallonen finden wir auch hier ihr allgemeines Individualismus, Eigenheit, seine Conceptionen in den Vordergrund. Die Literatur, die zur Zeit, als noch die Sagen von Ansonin und Tyler aus den Niederlanden schwirrten, fabelhafte Blume, bestimmte Bande. Die Malerei erhielt auch Patronin und Lambert, um bis in unsere Tage nur ab und zu wieder sich aufzuflackern. Selbst die Baukunst kann als zu sterben, nachdem sie einige Meisterwerke hinterlassen, lebte aber wieder auf Arm an Malern, die Wallonien dagegen vornehme Bildhauer und Zeichner hervorgebracht. Aber die eigentliche Kunst der Wallonen ist die Musik. Die berühmt als Kunstgut, die Wiege der Musik kann heute wie in alter Zeit, und unbewußt Laute Lemonnier ihre Tiefe einsingen. Es war, nicht zu vergessen, der Sohn eines Lüt-

Digitized by Google

tichers, und aus Lüttich ist jene endlose Kette von Musikern hervorgegangen, die von Vieuxtemps bis zu Cesar Thomyion und Eugène Ysaye geht. Es ist wesentlich die einzige Kunst, in der es Wallonien gelungen ist, sich völlig zu erfassen und zu besitzen.

Flandern hat wenig Musiker. Sein Ruhm sind seine Maler. Das ist ein voller Strauß herrlicher, reicher Blüten, die den ganzen Boden mit einem lebendigen, vielfarbigen Schmuck überziehen. Meins, Rubens, Jordaens, Van Dyck und viele andere, sie alle verkünden laut das üppige, blutrothe Ideal ihres Volkes. Sie ist die weithin sichtbare, allbekannte Quelle, an der die schönheitsdurstigen Reisenden in diesem Lande sich erquicken, und Camille Lemonnier kam vor allem zu ihr, als er den Wanderstab ergriff, und tauchte ausdürstig seine Lippen darein.

Paris. Albert Mockel.

Menschenkinder.*)

Jedes neue Buch der Frau Salomé bedeutet den Leser eine Bereicherung.

Einer ganz bestimmten Art von Lesern freilich.

Feine, nachdenkliche Menschen müssen es sein, die viel Zeit haben und einen stillen Winkel, in den das brutale Leben nicht hineinlärmt. Denn diese Bücher haben das Eigenthümliche, daß sie mehr anregen, als geben. Sie schaffen in uns, sie zwingen uns zur Mitarbeit.

Die Verfasserin ist Philosophin. Nicht die Erscheinungsformen des Lebens, seine Zusammenhänge interessieren sie. In ästhetischwissenschaftlichen Abhandlungen und Essays macht sie uns mit ihrer Weltanschauung bekannt. Manchmal aber genügt ihr diese Art Kunst nicht, sie möchte Lebendiges. Dann formt sie die Novelle. So hat sie uns „Ruth“ geschenkt, jene Passionsgeschichte einer starken Individualität, so das stille Idyllchen „Aus fremder Seele“, den geistreichen Versuch „Fenitschka“ und das Problem „Eine Aussöhnung“.

Alle diese Seelenbiographien variieren dasselbe Thema: die neue Frau. Wir sehen sie klaglos und verwundet leiden, wie ein stummes Thier, das sich nicht kennt. Wir erfahren, wie sie am Negativen lernt, wie sie kämpft und die Waffen streckt, und wir erleben ihre Psychnhöhe. Aber diese Kämpfe sogar und diese Siege lärmen nicht. Frau Salomés Frauen gleichen den Gestalten des Ludwig von Hofman und Peter Altenberg mit den langsamen Gesten und den frommen, stillen Farben in einer stilisierten Umgebung.

Auch in diesen neuesten Novellen treffen wir sie wieder, oder vielmehr — die Eine. Denn wie viel Verschiedenes auch von ihr ausgesagt wird, aus welcherlei Verhältnissen sie uns entgegentritt, immer denkt und redet sie so ziemlich in derselben Weise. Ist will uns sogar scheinen, es seien Fabel und Charaktere nur dem Problem zu Liebe hinzuerfunden. Schon der Beititel dieses Buches „Novellencyclus“ belehrt uns, daß wir es nicht mit zufällig aneinandergereihten Erzählungen zu thun haben, sondern mit den absichtlich aneinandergefügten Gliedern eines Ringes. Denn, wie alle Verständesthätigkeit in der Kunst verpönt ist, wo das Wort „geistreich“ als Schimpfwort gilt, bedarf das der Vertheidigung. Man ist immer bereit, uns mit dem Worte „unkünstlerisch“ zu erschlagen, wenn wir uns erkühnen, unsere Novellen-Menschen als Weiser zu irgend einer ethischen Anschauung zu benutzen. Zwischen weisen aber und beweisen wollen ist ein großer Unterschied.

Frau Salomés Schöpfungen sind alle Hinweise auf das Lebensganze. Und zwar gehr sie dabei nicht vom Einzelfalle aus, um ihn dann zu typischer Bedeutung zu erweitern, sondern sie verdichtet“ den erkannten Einzelfall zum Typus. Auch das gilt der heutigen Kunstanschauung als Verbrechen. Indes hier, wie überall in der Kunst, in doch wohl das Product die Hauptsache, nicht die Art, wie es entsteht. Hat der Künstler verstanden, das rahl Psychische mit Leibeshaft anzuschauen und zu empfinden, so sind alle Bedingungen des künstlerischen Werde Processes ebenmäßig erfüllt, als hätte er den umgekehrten Weg eingeschlagen. In dem vorliegenden Buche ist das fast überall gelungen. Nur hier und da einmal geht man uns gepredigte Moral, anstatt gelebte. Zu dem Beispiel in den schwächsten Zyklus der Sammlung „Abschätzung“ „Künstler-Manner“. Hier wird die „gerade Linie“ der Darstellung durch verhängnisvoll

Das Buch beginnt mit einem sehr schön stimmenden Pertudium „Wo dem Einsachen“. Eine junge, noch völlig knabenhafte Frau lieh zuziehen an der Seite ihres alten und kränklichen Mannes. Er in der Bader ihrer verstorbenen Mutter. Es beiden Frauen haben bei ihm auf den schwachen Lebenden gelebt. — Und, als Mann und — — —

Wieviel aber Irene auch über sich selbst aussagt und wieviel von anderen über sie ausgesagt wird, mit welchem Aufwand von kleinen Zügen sie in Scene gesetzt ist, hier fehlt es nach meinem Gefühl doch immer am Letzten, dem Daseinsodem, der die Figur beleben könnte. Nicht einmal ganz verständlich wird sie uns. Selbst als Irene zu Gunsten ihrer frohen, bräunlichen Cousine aus die Erbschaft verzichtet, weil „solche Weiben, wie sie, beiselte treten müssen", gewinnt sie unsere Sympathien nicht. Die Gestalt behält immer etwas Construiertes, Unwirkliches.

Und doch gibt es heute schon solche ins Leben hineinwirkende Bestalinnen. Und die Natur, die sich so geschickt den Culturverhältnissen anzupassen versteht, wird in Zukunft immer mehr von ihnen hervorbringen. Mädchen mit unhungrigen Sinnen, die aber mit der ganzen zarten Güte ihres Geschlechts, mit allen feinen mütterlichen Instincten ausgestattet sind. Arbeitsbienen im Welthaushalt möchte ich sie nennen. Sie haben nichts gemein mit dem kuhwarmen Altruismus der altjüngferlichen Tanten aus der vorigen Generation, die sich am fremden Feuer wärmen wollten, aber sie haben auch nicht den säuerlichen Zug der Misbildigung, der Irene von Gewern so unangenehm macht. Als die großen Versiehenden und Schenkenden werden sie durch's Leben gehen, Erzieherinnen und Besserinnen für ihre erbgebundenen Schwestern, sie, die die Arme frei haben. Und gerade durch ihre weiblichen Eigenschaften werden sie auch wirken als Erzieherinnen und Helferinnen des Mannes, sie, die die Stirne frei haben ....

Das sind Visionen, wie sie Frau Salomés Novellen aus uns heraubeschwören. Und gerade, daß sie uns noch so viel zu ergänzen übrig lässt, bringt uns vielleicht in dieses liebevolle persönliche Verhältnis zu ihren Schöpfungen. Etwa wie wir es zu geliebten Schwesterkindern haben, an denen wir ein wenig mitpflegen dürfen. Wir sind ihr dankbar dafür.

Halle a. d. S. Anitem Heine.

Zehn Jahre.

Es ist jetzt gerade zehn Jahre her, daß ein junger Mann, wundersam aufgeregten und heftigen Wesens, durch die Straßen von Paris lief und sich nicht fassen, nicht beschwichtigen konnte. Von einer großen, nicht ablassenden Unruhe aus der alten Heimat vertrieben, war er suchend durch die Welt einem Sterne nachgezogen, den er niemals erblickt hatte, aber doch finden zu müssen bei sich im innersten Gemüth gewiss war. Er hatte nicht gerastet, nach dem Hochsten zu streben, immer zwischen Hoffnung und Angst hin und her von tausend Gefühlen, tausend Wünschen, tausend Begierden im Kreise gerissen und gedreht. Aber hier, in der wilden und gewaltsamen Stadt Paris, war es ihm aufgegangen. Jetzt wusste er erst, was sein unklares Verlangen gewesen war, jetzt hieng er sich erst selbst zu verstehen an. Und da begab es sich, es ist gerade zehn Jahre her, in jenem heitersten Sommer, während die ungeheure Stadt von Gästen, die die Ausstellung zu sehen kamen, noch lauter und bunter war, da begab sich, daß er eines Tages von einem unbekannten Menschen, dessen Namen er niemals vernommen hatte, in einem stürmischen und aggressiven Brief aufgefordert wurde, sie sollten zusammen eine Literatur in Oesterreich begründen.

Wer der junge Mann unruhigen und dubiosen Wesens war, der in solchem Tumult, durch die Gerüchte vonlend, thörichter und tapferer Hoffnungen sich vermaß, wird man ungefähr erraten haben. Er ist seitdem stiller geworden, zehn Jahre kühlen und blasen manche Leidenschaften ab und aus. Aber der Unbekannte, der ihm jenen tollen und maßlos verlangenden Brief schrieb, ist ein junger Mensch in Brünn gewesen, Herr E. M. Kafka, nun schon verstorben. Der hatte sich, von derselben Hast, die an unserem Pariser riss, und derselben Hitze, für das Vaterland zu wirken, demselben Drang nach recht verborgenen, aber groß gemeinten Thaten beherrscht, in Brünn eine Revue der österreichischen Literatur herauszugeben entschlossen: die „Moderne Dichtung". Und über diesen Plan flogen nun zwischen den beiden jungen Leuten, die einer den andern niemals gesehen hatten, aber durch ihre Schwindt wie Brüder geworden waren, Briefe wie schreiende Sturmvogel hin und her, fast Monate lang, bis dann dann endlich im Zimmer das erste Heft der neuen Zeitung erschien, die Aufmerksamkeit einer neuen Literatur in unserem Lande.

Heute, nach zehn Jahren, da sich manches entsiatlet hat und alles ein bisschen anders geworden ist, in diesen Briefen, deren verheimte und flackernde Schrift jetzt noch dampfen und zu glühen scheint, mit stillem Behagen leisend und mich erinnernd, muss ich manchmal lächeln. Wie heiß und lärmend sind wir damals gewesen! Erst zehn Jahre ist das her? Es klingt so gar nicht wie aus unserer Zeit, mit seinen großen Worten, mit seiner alles wagenden, alles herausfordernden Verwegenheit, mit seinem Ton und Horn junger Eroberer. Wie naiv hat doch damals in der Jugend noch das Romantische gebraunt, die Begierde nach Abenteuer und eine dunkle Lust, sich mit großen Hüten und in schwarzen Mänteln, wie Räuber und Wegemer, verdeckt zu sehen! Wie schwer und wie feierlich, wie sinnbildhaft ernst, wie tragisch haben wir da alles aufgenommen, wenn gleich heute, genau besehen, die Dinge rings auf uns lauern sahen, den Dolch zu ziehen, oder am liebsten auf die Straße zu rennen, um mit einer verwegenen Schar uns offen zu empören! Während doch eigentlich in diesen Briefen nichts als die Vereinigung einiger Schriftsteller, die dasselbe wollen oder zu wollen glauben, die Bildung einer für ihre Gedanken mit Worten wirkenden Gruppe verhandelt und beschlossen wird, glaubt man eher einer Verschwörung beizuwohnen, die keine Gewalt scheuen, vor keinem Heiligthum Halt machen wird. Gegen wen freilich so verschworen wird und wer denn eigentlich die finsteren Thrannen sind, die man bedrohen will, ist nirgends gesagt. Wir müssen damals mit unseren vehementen Zügen einem Verständiger recht komisch gewesen sein. Und doch, über den falschen Ton lächelnd, mit welch unserer Grimassen fast schämend, wundere ich mich heute doch, wie klar diesen zwei unerfahrenen und närrischen Burschen sofort das Nothwendige gewesen ist und wie sie sofort den Sinn der ganzen Bewegung, die nachmals entstanden ist, besser begriffen oder empfunden haben, als später die Nachtrebenden, die sich oft an Phrasen verloren, nur noch sich selber gelten lassen wollten und im Einzelnen stecken geblieben sind.

In unseren Briefen war kein Programm aufgemacht. Alle die Parolen und Signale fehlen, mit denen dann getrommelt und geblasen worden ist. Es ist nicht von Naturalismus, nicht von der Decadence und nicht vom Symbolismus die Rede; nichts deutet an, dass eine Schule oder eine Partei gestiftet werden soll. Bald wird Dieser, bald Jener unter den Genossen genannt, Leute, die dann später weit auseinander gekommen sind, und Jeder wird mit der gleichen Liebe angeworben, mit der gleichen Freude aufgenommen. Jeder, der dichtet, soll dabei sein — das ist das einzige Programm. Eine Literatur — endlich eine Literatur in Oesterreich, das ist der einzige Wirrsin. Jeder, der schaffen kann, schaffe mit, in seiner Art, nach seiner Kraft, wie es ihm gemäß ist. Keine Schule, keine Partei — über allen Schulen, über allen Parteien das Gemeinsame, das Ganze: die Literatur! Und sie fühlen ganz genau, dass in dem großen Sinn, den sie den alten Worte geben, es etwas Neues, etwas Anderes wird, als man bisher in unserem Lande verstanden hat, etwas, das uns gefehlt hat und das wir brauchen. Das wollen die zwei Burschen schaffen, dazu haben sie sich verbunden.

Was ist das? Was war in der Sinn dieses Wortes und so leidenschaftlichen Strebens? Was heißt das, dass es eine Literatur in Oesterreich zu schaffen verlangten? Hat diese auf sie gewartet? Hat man dazu sie erst gebraucht? Haben wir nicht eine österreichische Literatur, von den Nibelungen bis auf Ferdinand von Saar, so groß, so voll, so reich, dass der Lärm jener paar jungen Leute daneben nur wie ein thörichtes Spiel scheinen mußte? Haben wir nicht Grillparzer, Stifter und Stelzhamer? Haben wir nicht Hamerling und Anzengruber? Haben wir nicht die Ebner-Eschenbach und Saar und Rosegger? So kommt man jungen Leuten entgegen und so hat man ihnen ärgerlich entgegnet und sie bald spöttisch, bald zornig gefragt, wer denn unter den Neuen irgend würdig sei, neben den Kleinsten, neben den Letzten in der alten Reihe zu treten?

Worauf zu antworten war und noch zu antworten ist: dass zu dem Begriffe einer Literatur mehr gehört, als der Besitz von Dichtern, wie groß und rein sie auch seien, sondern dass die Literatur etwas über den einzelnen Dichtern Schwebendes, in sich selbst und aus sich selbst Fortwirkendes, eine für sich lebende Macht ist, von der die einzelne Dichter nur ein Theil, ein anderer Theil wie ungerührt sich Mühende und wieder ein anderer Theil die auf nehmenden und genießenden und durch den Genuss das Kunstwerk erst vollziehenden Menschen im Volke sind. Das haben wir aber in Oesterreich noch niemals, sondern wir haben immer nur einiam wirkende Dichter gehabt. Jeder hat von sich wieder aufs Neue anfangen müssen, vor ihm ist nichts gewesen und wieder ist es nach ihm abgerissen. Der einzelne Dichter ist allein gestanden und vielleicht hat er irgend einmal einen einzelnen Menschen gefunden, der mit ihm empfunden hat. Der einsame Dichter, hochstens mit einer Gemeinde von wenigen Verstandigen, das ist die typische Erscheinung der alten Literatur in Oesterreich gewesen. Aber dem haben wir den Begriff einer lebendigen und vollen Literatur entgegengestellt, wie wir ihn von guten Zeiten abgenommen haben, nach dem Beispiele glücklicherer Völker: der lebendigen Literatur als einer Kette, wo viele Kleine sich durch verschlungene Bande stärker fühlen und aus Freundschaft und Verbindung ein höherer Sinn entsteht, oder als lebendiger Verkehr, wo Jeder, der ein Wort zu bringen, es gleich auf der Höhe der früheren anieten darf, oder als einer unendlichen, reichen, wogenden Gemeinschaft, wo Einer dem Andern den Einer reicht, Jeder gebend nimmt und nehmend gibt, tausend Hände am selben Seile sich mühen, so dass der Kleinste im Ganzen groß wird, der Große aber sich nun ein, wo Allen gehordert, durch Alle gereizt, um das Höchste wetteud, völlig zu entfalten, ganz zu bewähren vermag. Und einer Literatur, die nicht bloß in die Zuschauden da ist, sondern von tausend bebauten und freudigen Wesen zu den Genießenden aus Weh getragen wird, das allein durch seine Thatsächlichkeit, durch seine Anwesenheit das Werk der Kunstler unterstützend, unaufhörlich ein vollendeten kann. Diese Forderung haben wir damals aufgestellt.

Digitized by Google

Ich will das noch näher erklären. Man erinnere sich, wie von den großen alten Meistern, in der Anuke, geschaffen worden ist. Wir können verfolgen, dass damals jedes Problem der Kunst gemeinsam empfunden, gemeinsam versucht, gemeinsam gelöst worden ist. Man nehme zum Beispiel das Problem der Gewandung: wie zuerst gelernt worden muss, die Falten des Gewandes darzustellen, dann gelernt werden muss, unter ihnen das Leben des Körpers ahnen und fühlen zu lassen, endlich gelernt werden muss, die Schönheit des Kleides mit der Anmuth des Leibes zu verbinden — niemals von einem Einzelnen allein, sondern immer von Allen zusammen, indem der Gedanke eines Kopfes, die Kunde einer Hand immer sogleich von vielen Köpfen, von allen Händen aufgenommen, entwickelt und vollendet wird, wie es denn das ewige Wesen der Alten geblieben ist, dass Keiner jemals für sich allein, losgerissen, verstreut, abgetrennt, sondern Jeder durch das Mitgefühl mit allen, im Ganzen ein lebendiger Theil, gefühlt, gestrebt und gewirkt hat. Dasselbe sehen wir in der schönsten Zeit der lyrischen Dichtung, in jenem ungehemmten Singen von der Provence durch ganz Deutschland, dasselbe im gothischen Bauwesen wieder. Niemals ist die Kunst eines Einzelnen Werk gewesen, immer steht sie als ein reiches Blühen vieler Menschen, ganzer Völker da, in den der einzelne Name nicht mehr als auf einer weiten Wiese das einzelne Gras, die einzelne Blume ist.

Dies haben jene Leute im Sinne gehabt, welche begründeten, was nachher das „junge Wien" oder gar das „junge Oesterreich" genannt worden ist. Nicht eine Schule, nicht eine Partei, nicht eine Gruppe wollten sie bilden, sondern sie waren einer tiefen Sehnsucht nach neuem Blühen voll. Sie meinten, dass der Einzelne nichts sangt, wenn er nicht im Kreise seines mächtig aufgereihten und nach Schönheit verlangenden Volkes steht. Aufwecken, zusammenführen, vereinigen wollten sie, die Kunst sollte nicht mehr von einsamen Sonderlingen, sondern als das gemeinsame Werk des ganzen Volkes betrieben werden. Nun darf man ja nicht meinen, dass dies auf einen Schlag zu vollbringen möglich gewesen wäre. Sie haben einen harten Weg gehen müssen, ein paar Tapfere voran, immer rufend, um niemanden zu verlieren, immer nach allen Seiten ausspähend, immer vorwärts, bis hier ein Genosse, da ein Freund zu ihnen gestoßen, ihre Einsamkeit aufgelesen, Mancher fast mit Gewalt mitgezogen worden ist, immer weiterwärts. Sie haben es doch erreicht, dass heute schon, wenn irgendwo von Wien die Rede ist, nicht mehr bloß an diesen oder jenen, der zufällig in Wien schreibt, sondern an eine ganz bestimmte Wiener Art des Schreibens gedacht wird. Sie haben es erreicht, dass man heute das „Wiener Stück" kennt, eine Form, die seinem Einzelnen gehört, sondern der Ausdruck eines allgemeinen Wesens, einer Stadt ist. Es ist ihnen zutheil geworden, dass die jungen Maler daselbst versucht haben, auf unsere Weise, unserem Wesen gemäß, zu schaffen, und dass es wieder eine österreichische Malerei gibt. Es ist ihnen zutheil geworden, dass endlich auch in unseren Provinzen die jungen Leute rege geworden sind, aus dumpfem Schweigen aufstehen und ihr Leben singend, schildernd oder malend verkünden wollen. Es ist ihnen zutheil geworden, dass viele Menschen, die lange ohne Kunst gewesen sind, nun wieder ihren Geist und ihr Gemüth zum Schönen hinzuwenden froh sind.

Es ist manches nicht recht gewesen, Thorheiten sind geschehen, an Streit, Hass und Neid hat es nicht gefehlt. Aber der Gedanke, der damals vor zehn Jahren unter den Jünglingen lebendig geworden ist, wird es bleiben, weil unser Vaterland ihn braucht: der Gedanke, dass auch in der Kunst der Einzelne nichts ist, dass nur das Werk gilt, das als ein reiner Ausdruck aus der Tiefe eines bewegten gemeinsamen Lebens kommt. Ihm haben wir als Jünglinge zugeschworen, ihm wollen wir die Treue als Männer bewahren

Hermann Bahr.

Die Woche.

Volkswirthschaftliches.

Vor einem Jahre ist in Oesterreich eine neue Zeitrechnung aufgetaucht. Sie heißt Actienreform. Absichtsvolle Regierungsakte waren projectirt bestimmt, die Bevölkerung durch Zugeständnisse eines scheinbaren volkswirthschaftlichen Aufschwunges über die politischen Mißerfolge hinwegzutäuschen. Das ging auch vorzüglich bei dem Programm der Regierung Thun. Noch ist von der Durchführung des Programmes bis zu dem Zeitpunkte, wo in der Weg wohl eingeschlagen zu sein als bei uns. Dem Mißtrauen des Auslandes zu begegnen und den einheimischen Actionären ebenso, den Gesetzgebungsorganen Informationen zu ertheilen, dienen zahlreiche über Auftrag und Anregung der Regierung publicirte, amtlich veranstaltete Enquêten und Berathungen, in verschiedenen Kronländern, Städten und Handelskammern. Diese Informationen konnten aber nicht viel Gutes haben, da die dazu berufenen Factoren an allerlei Zeit bedrängt waren, in ihrem Verkehr mit der Regierung von Tag zu Tag mehr gedrängt, mehr in Fesseln gelegt und der Selbständigkeit beraubt wurden. Sonderbarerweise [illegible] [illegible] [illegible]

Otto Speidler: Die Moral der freien Mannesziel. Akademisch-polyt. Buchhandlung, Zürich 1899.

Im Motto kündigt sich der Verfasser als „Republikaner in des alten Cato Sinne" an, und in der That ist in den muthigen, rücksichtslosen, derben und stolzen Anklagen, die dieses Buch enthält, etwas vom Geiste des alten Cato zu spüren. Auf unseren Staat, unsere Gesellschaft, unsere Bildung, unsere Moral, auf die Menschen und Zustände von heute prasseln die Hiebe dagegleich hernieder — und die meisten sitzen! Man glaubt manchmal Stirners germalmende Rede zu hören — aber mit der eisern-consequenten Kritik des „Einzigen" kann sich Speidberg nicht messen. Leider verfällt sein Radicalismus manchmal in Seichtigkeit. Wir wissen es denn doch bereits alle, dass es mehr Gauner als ehrliche Leute, mehr Raubvetter als Originale, mehr Lüge und Heuchelei als Ehrlichkeit und Wahrheit auf Erden gibt. Es bedarf endlich der Thaten und nicht der Worte. Eine That, die wirklich ein Stück Heuchelei aus der Welt schafft, ist mehr wert als hundert Bände, welche die Denkscheit nachweisen. Wogegen seine Kampfesgenossen heutzutage sich der vorn Verfasser nicht sehr ritterlich und ting. Nietzsches unwälzende Ideen zum Besitzel werden in einer Fußnote von drei Zeilen als „Bornierthei" und „Seitsänzerei" abgefertigt!" — Sehr übläst und auch literarisch wertvoll ist eine Reihe „Socialer Märchen", die wieder ganz den Ton Nietzsches treffen. Uebrigens merkt man auch im Falschen und Uebertriebenen, dass hier ein ehrlicher, geschreidter und wahrhaft männlicher Mensch zu uns spricht.

M. M.

W. Obrutschew: Aus China. Reiseerlebnisse, Natur- und Völkerbilder. Verlag von Duncker & Humblot.

Obrutschew, der von der russischen geographischen Gesellschaft beauftragt worden ist, die westlichen Theile der zwei am weitesten nach Westen vorgeschobenen eigentlichen Provinzen Chinas, Su-Tschuen und Kan su sowie die nächstliegenden, unter chinesischer Botmäßigkeit stehenden Territorien geologisch zu erforschen, hatte auch im zweibändigen Werke „Aus China" nicht bloß seine Anschauungen über das „Antlitz der Erde" in jenem Theile derselben, sondern verschicht auch in dieselben Schilderungen über Menschen und Sitten, welche er in jenen Gegenden angetroffen hat. Wohl durch die eigenen Verhältnisse und den von ihm genommenen Weg über Sitten waren die Schilderungen Obrutschews schon von vornherein einer Sonderfärbung ausgesetzt; mangelte ihm doch ein Vergleich mit anderen specifisch orientalischen Völkern und Eigenheiten. Durch einen solchen Vergleich erscheint China in einem ganz andern Lichte, als wenn man, wie Obrutschew, im mitten und europäischen Verhältnissen heraus in chinesische Umgebung geworfen wird. Will man deshalb Obrutschew gerecht werden, so ist bei seinen Schilderungen vor allem streng zu unterscheiden zwischen dem, was das Geologische und die Schilderungen der Natur betrifft, und dem, was er über Land und Leute sagt. Im ersteren entwirft er in farbenreichen, gut geschriebenen und vor allem sehr klaren an schaulichen Bild, im letzteren befindet er gleichfalls den Mann der Natur wissenschaft, der gewohnt ist, alles durch die Lupe zu betrachten; nur hat ihm in diesem Falle die unzureichende Lupe, durch welche er Land und Leute beobachtete, manchmal durch ihre Aberration des Vorurtheils das Gesichtsbild im Bilde verzerrt und so kommt es, dass seine Schilderungen Vieles sind jedoch jene umfangreichen Bemerkungen und Schilderungen, welche aus andern Werken gelobpft sind — und deren gibt es nicht wenige — beileite zu stellen Wells Williams' „Middle Kingdom", „Chinese Repository", Huc's Reiseschilderungen, denen jeder Sachkenner Vertrauen schenken und dort begegnen wird, wo ihrer gerade nicht ausdrücklich Erwähnung geschieht, waren dazu auszerlichen, das Ganze zum einheitlichen Bilde abzurunden. Ebenso sind die benutzten mündlichen Mittheilungen der Europäer, wie der Missionäre, und vor allem sehr treffenden des Zoll Tao Tai von Su Tschou in Kansu, das ganze Bild vervollständigen und vervollkommnen. Im übrigen scheint der Verfasser durch die Lectüre fragwürdiger Reiseschreibungen zu durchaus unzutreffenden Behauptungen verleitet worden zu sein. So mochte er uns glauben machen, dass kaum der hundertste Theil der Chinesen des Lesens kundig ist. In dieser All gemeinheit und ohne nähere Angaben über die als richtig angenommen werden. Es hängt eben davon ab, was man unter Lesen versteht. In den Sinne, wie Obrutschew das Lesen nimmt, wäre auch bei uns die Mehrzahl der Leute des Lesens unkundig zu nennen. Der, der nicht seine Studien durchgemacht hat, getraute sich das Nibelungenlied, zu lesen, oder die Ausdrucksweisen Luthers, Lessings, Schillers, Göthes gleich einem Blatte weg zu verstehen? Und doch gibt es in China weniger Analysis betrieben, wenn man überhaupt den ganzen unsinnigen Ausdruck gebrauchen will, als bei uns. Bezüglich der Sprache und Schrift der Chinesen kommen die Ausführungen Obrutschews auch noch leicht zu sehr bedeutlichen Vorstellungen führen, namentlich dann, wenn die specifischen Kenntnisse mangeln. Der Nennung des chinesischen Sprachgeistes und der Sprachenform wird allerdings überall breit herausgeholen, was der Verfasser sagen wollte; hier und aber und diese Stellen des Buches doch nicht berechnet. Diese Ungenauigkeiten sind vor allem dann besonders unzutreffend, wenn Obrutschew sich nicht auf dem Chinesischen beschäftigt hat; man trifft aber auch auf Dinge, deren Beobachtbarkeit selbst einem Geologen auffallen müsste. Seite 144 des ersten Bandes ist unter anderem zu lesen: „Der Saal, in welchem solche Waisenerziehungen abgehalten werden, ist ein nur zu leicht zu findender Ort. Es braucht nur ein Fremder sich in Kanton zu befinden, um zu wissen, dass es dort ein Haus gibt

und tritt mit dem Ansuchen auf, seinen armen alten Eltern für den Fall, als sie ihn überleben, eine Pension zu gewähren. Halm kann ihm nur wenig Hoffnung machen, findet aber in seiner Antwort die hübsche Wendung: „Bei diesen Umständen ist es gewiß am sichersten, und in jedem Falle für die deutsche Literatur am ansprechendsten, wenn Sie sich die Mühe geben wollen, Ihre Eltern zu überleben und zu diesem Behufe, das heißt zur Wiederherstellung Ihrer Gesundheit, die Schilderstiftung selbst in Anspruch zu nehmen.“ Hamerling wiederholt seine Bitte später in anderer Form, aber wiederum ohne Erfolg. Nach Dr. Bodenschneer Darstellung war es der Statthalter Graf Taaffe, der als Curator der Stiftung dagegen schuld hatte. — In demselben Heft vertheidigt sich Rudolf Seggar gegen die fortgesetzten Angriffe der Clericalen, veröffentlicht aber auch einen Aufsatz über die Gefährlichkeit des Nationalismus, wie er heute in Oesterreich wüthet.

„Revue de Paris“ (15. Juni und 1. Juli). Ernest Lavisse zeigt, wie der Gouverneur von Madagascar, General Gallieni, es zustande gebracht, in zweieinhalb Jahren den Frieden und die französische Herrschaft auf der Insel zu befestigen. — D. Pasquet schreibt über die städtische Verwaltung von London. Im Jahre 1896 hatte London 4,232.000 Einwohner, also ungefähr so viel wie Frankreich zusammen, und einen viermal so großen Umfang wie Paris. Heute umfaßt Groß-London mit seinen Vororten 6 Millionen Einwohner. Es hat 400.000 Wohnhäuser, und man schätzt das Jahreseinkommen seiner Bewohner zusammen auf mehr als 5½ Milliarden. Bis vor kurzem, wo das Bolbourne'sche Gesetz beschränkte, hatte eine ungeheure Unsicherheit, centrale Verwaltung, der nur Gemeindeverwaltungen zur Seite standen. Nun hat es dreißig Municipalverwaltungen mit selbständigen Bürgermeistern, Aldermen und Gemeinderäthen bekommen. Vor allem ist als Gegengewicht gegen die City von London die Westminster-City geschaffen worden, welche die reichen Viertel, nämlich die des Westens, umfaßt. Der Verfasser spricht große Bedenken gegen diese neue Organisation aus. Statt eines einzigen Gemeinwesens werde London eine Vereinigung von Städtchen werden, die sich nicht ausdehnen können, und deren Collisionen den allgemeinen Niedergang herbeiführen werden. — Die Regierung leidet, gerade um den administrativen Wirren und Simsolgesichten der heutigen städtischen Verwaltung ein Ende zu machen, zu dieser Neuordnung greifen zu müssen.

„Revue des Revues“ (15. Juni und 1. Juli). R. Le Normand vergleicht die Nord- und Nachbildung des Panama- und Nicaragua-Canals, die gegenwärtig in America wieder lebhaft discutiert werden, da man dort an die baldige Wiederaufnahme des Canalprojectes denkt. Obwohl bei Panama schon ein Drittel — u. zw. das schwierigste — vollendet ist, stimmen doch viele amerikanische Chauvinisten für den Nicaragua-Canal, weil hier ein ausschließlich amerikanisches Werk und nicht französischen Capitalien zu verdanken wäre und übrigens ein altes, bis in die Fünfzigerjahre zurückreichendes Project ist. Panama scheint jedoch in jeder Weise günstiger. Die Länge des Canals beträgt nur 61 Kilometer, statt wie bei Nicaragua 129 Kilometer; er wäre in 15 Stunden passiert, während die andere Durchfahrt 45 Stunden erfordern würde. Endlich braucht er hier nur drei — dort vier — Schleusen, und die Kosten verhalten sich wie 2 zu 3. Sollten die Bereinigten Staaten sich dennoch aus Chauvinismus für Nicaragua entscheiden, so würden die europäischen Mächte, meint Normand, auf Panama als Concurrenzunternehmen zurückkommen. — Did Man berichtet über eine Journalistenschule, die gegenwärtig vom „Collège libre des sciences sociales“ in Paris constituiert wird und im November d. J. in Thätigkeit treten soll. Nach dem Prospect zerfällt der Unterricht in zwei Curse: I. Ein Redactionscurs, wo die Technik der einzelnen Ressorts (Kriegswesen, Industrie, Berichterstattung, Interviews, Vorträge und Sitzungen gelehrt wird. II. Geschichte der Presse. III. Preisgesetz. IV. Zeitgeschichte des In- und Auslandes, lebendiger über die verschiedenen Verfassungen, nationalökonomischen Verhältnisse u. s. w. V. Praktische Curse über Trust, Correctur, Mise en page u. s. w. in der Druckerei des „Figaro“, der zum Unterrichte dadurch sehr mehr tüchtig, daß der erste Anstoß dazu von einem seiner Chefredacteure, M. Perivier, ausgegangen. Uebrigens gibt es an den amerikanischen Universitäten mehrere derartige Curse und zu vorigem Jahre auch an der Heidelberger Universität einen „freien Curs für Zeitungskunde“, der im hiesigen Seminar von Lud. Hoerner behalten wurde. — Miss Mabel Cleland, von der Universität Clark in Massachusetts, die im Jahre 1890 von einem Peradmann gegründet wurde und durch deren Leiter, Dr. Stanley Hall, ein eigenthümliches Gepräge erhielt. Von ihren Fächern, u. zw. Chemie, Physik, Mathematik, Biologie und Psychologie, bildet das letztere, nament lich in seiner Anwendung, die pädagogische Psychologie — ihren hohen Anziehungspunkt. An dieser Facultät, deren Hauptgrundlage die Statistik bildet, wird nicht sowohl gelehrt als unterricht und beobachtet, und alle Studenten, denen natürlich die Laboratorien und Bibliotheken zur Verfügung stehen und die in engster Verbindung mit die Hand stehen, sind die Mitarbeiter dieser Zeitschrift, die in der „Psychological Review“ ihr eigenes, unterstütztes Organ hat.

„American Review of Reviews“ Juni). Howard B. Brady, der wie er von sich selber sagt, die ganze Ausdehnung des Krieges zwischen Spanien und America der einzige Amerikaner war, welcher sich der persönlichen Bekanntschaft Aguinaldo's rühmen konnte und Zeuge in jener seines Volkes zu sein war, entwirft eine Charakteristik des viel genannten Rebellenchefs der Philippinen. Aguinaldo ist ein Tagalog Halbblut, und zwar aus der Provinz Cavite, und der Name, der dem Land wie seine Bürger in den Nationalen gegen die spanische Herrschaft geschrieben hat, und durch Zeloso sich durch Mut, Unternehmungsgeist und Ausdauer auszeichnen, ist wieder in einem Generalcommandirenden [illegible] Aguinaldo hat [illegible] gegen die Spanier [illegible] Die Insurgentenarmee [illegible] Tagalog, und auch unter [illegible] Die Tagalog [illegible] Aguinaldo, [illegible] Aguinaldo [illegible] Aguinaldo [illegible] Aguinaldo

Der Mann ist augenscheinlich schlechter Laune; man thut wohl am besten, ihn in Ruhe zu lassen.

Da nähert er sich meinem Bett; und er beugt sich über mich. Er sieht aus, als wäre die Mühsal aller Welt in seiner Brust verborgen.

Na ja, sage ich, denke doch daran, dass viele es noch schlimmer haben als du . . . Es gibt Leute, die kaum ein Dach über dem Kopfe haben . . .

Er lächelt bitter.

Er antwortet nicht, und ich erinnere ihn daran, dass die Wanderung über den Boden hin und her bei der Winterkälte schlimme Folgen haben kann.

Ich rathe ihm, ins Bett zu gehen: — still und ruhig liegen zu bleiben, bis der Schlaf sich einstellt . . .

Das Rasseln eines einsamen Wagens dröhnt dumpf durch die Nacht.

Ich sitze noch da und starre — ich sehe ihn noch Streichhölzern suchen, den Lichtstumpf anzünden.

Ich sehe ihn ein paar Pfennige genau nachzählen, hervor er die Schublade öffnet und einen Brief hervorsucht.

Einen Brief, den er sorgfältig auseinanderbreitet, einen Brief, den er schon mehrmals gelesen haben muss.

Er sieht abgegriffen aus.

Ich sehe ihn den Brief in Stücke reißen und die Stücke in den Kamin werfen . . .

Endlich schlafe ich ein.

Da kommt mein Bruder Traum wie ein Sturmwind gefahren. Er weckt mich auf, dass ich im Bette hochfahre.

„Guten Morgen, junger Mann," sagt er barsch und brutal, „noch nicht aufgestanden? Hier sind deine Stiefel, deine Beinkleider; man wartet im Geschäft auf dich — du kommst zu spät, und du wirst augenblicklich von deiner Stellung abgesetzt. — Die Sache ist zu Ende."

„Gib mir einen guten Rath."

Mein Bruder Traum ist ein Satiriker von Natur aus. Er lacht mir in's Gesicht und sagt:

„Guten Rath zu empfangen hast du keine Zeit, du Vieh. Mach schnell . . .!"

Ich sehe auf die Uhr. Schon zu spät. Was bleibt einem anderes übrig, als sich anzukleiden?

Meine Schuhschnur reißt, mein Hemdknopf ist nicht zu finden, und mein Kragen ist zu eng.

Ich vergesse mein Taschentuch, und laufe, was das Zeug halten kann.

Ich erreiche das Geschäft, erhitzt und in kaltem Schweiß gebadet; und ich mache mich sofort daran, die Couverts zuzukleben.

Da ertönt die hohle Stimme des Chefs wie die Posaune des jüngsten Gerichts:

„Remini ist entlassen . . . entlassen."

Ich suche meinen Stock; ich erröthe, und verbenge mich und sage:

„Vielen Dank, Herr Steiner. Tausend Dank."

Ich bin entlassen — — — und ich erwache.

Warum kann ich nicht schlafen . . .?

Ich hätte doch den Bittern in der Schänke trinken sollen.

Die Uhr schlägt drei, und ich habe noch nicht geschlafen.

*

An einem Sonntagmorgen im Mai kam ein Billet von Eugenie. Sie wünschte in meiner Gesellschaft einen Ausflug auf das Land zu machen.

Wir fuhren mit der Eisenbahn hinaus — hinaus in den herrlichen Sommer; wir wanderten durch Kastanien und Akazien.

Die Bäume und die Gärten lagen vor uns . . . ausgebreitet in Grün und Blumen — Blumen, Blumen.

Genieße sie, doch tritt nicht darauf.

Eugenie war entzückend.

Das Kleid superb. Diese Haltung — Figur, Taille.

Alle Menschen sahen uns an. Ich war stolz auf meine Braut. Ich war ein bisschen verliebt und bot ihr meinen Arm.

Der Koker des Dories stand groß und gut in seinen Hemdärmeln da und rief:

„Guten Morgen, junges Paar; wie gehts Euren Kindern? Das jüngste . . . ha, ha — glaubt mir, es gibt Leute, die Euch beneiden. Wir haben unsere Schreihälse in den Wald geschickt die Wildhänge — die Kratzkatze . . . ein Glas Absinth? Auf Eure Gesundheit!"

Dort ritten die Hornyläser, Cavaliere auf schmankenden Pferden. Sie drehten sich im Sattel um und betrachteten uns.

Und die Menschen, die wir trafen, gingen ehrerbietig aus dem Wege.

Amüsant, nicht wahr — dachte ich — gut auszusehen!

Sehr amüsant.

Ich sah immer auf meine Braut und ich fand, sie war zu schön für diesen lasterhaften Handlungscommis.

Ich begann ein wenig zu frieren.

Ich sagte: „Jener Laps, jener Humbugmacher, was ist er gegen einen ehrlichen Mann, eine brave Seele." Ich stichelte und forderte sie heraus.

Ich brachte uns beide in schlechte Laune, bis sie sich einfach weigerte, mit mir zu gehen.

Sie gieng nach dem Bahnhof.

Ich hinterher.

Sie setzte sich ins Coupé. Ich zu ihre Seite.

Sie sagte während der ganzen Fahrt nicht ein einziges Wort.

Wir aßen zusammen Mittag, immer noch stumm.

Wir tranken Kaffee. Das gleiche marternde Schweigen.

Die Nacht kam heran, und mein Mund wollte sich nicht öffnen — und wenn es das Leben gegolten hätte.

Als ich endlich herausfand, dass die Situation doch recht kindisch war — war sie weg.

Sie war weg —

Inzwischen fiel mir ein, wo sie wohnte — die Straße — die Nummer und das Fenster.

Nach Mitternacht stand ich vor ihrer Thür auf dem Trottoir. Sie befand sich zu Hause. Gott sei dank! Ihr Schatten bewegte sich auf den Vorhängen.

Ein Schatten — zwei Schatten.

Ha — verflucht . . . er, der Handlungscommis, der Stutzer mit dem Goldknöpfen und dem frisierten Hinterkopf . . . er war es natürlich.

Ich blieb stehen und sagte laut und deutlich, dass alle Vorbeigehenden es hören konnten:

Du Vieh, du großes Vieh — ein noch größeres Vieh bist du jetzt, als du es je gewesen bist. Ich verachte dich — dein Aeußeres deine Stellung in der Gesellschaft — deine Redlichkeit — deine Ehrlichkeit — deine Arbeitsamkeit — —

Pfui! Pfui! Pfui!

Verschwinde; ich will dich nicht mehr vor meinen Augen sehen!

Ich schlug meinen Stock auf die Pflastersteine, dass die Splitter flogen.

Man flüsterte und wisperte:

Der Mann ist toll — gemeingefährlich. — — —

sagte, dass ich gewiss nur eine ganz gewöhnliche Seele hätte; ich war unter anderem ein armer Mann, ein sehr armer Mann, doch arbeitsam und brav — —

Der Renaissanceteufel nahm indessen nicht weiter Notiz von meiner Arbeitsamkeit. Er lächelte idiotisch und bange machend:

„In einer Stunde, junger Mann — in einer Stunde — —

Hm!

Ich sprang auf in Rajceri. Ich schlug den Rococobecher auf die Tischplatte, dass der brausende Trank herum spritzte. Ich nahm mich zusammen. Ich meinte:

„Wir ich auch arm, so habe ich doch Ehre und Muth im Leben bewiesen. Bin ich schwach, ich will doch kämpfen. Ueberdies weiß ich nicht, dass ich jemandem meine Noth geklagt hätte. Ich bin ein einsamer Mann — —"

Da lachte der grausame Teufel der Renaissance:

„Du trankst nicht Gift, du Idiot. Es war nur ein Scherz. Man kann dich ja alles glauben machen — alter Narr. Dein Alter? Ich will dein Alter wissen . . ."

„Neununddreißig . . ."

„Neununddreißig und noch immer ein Thor? Mach, dass du weg kommst . . . übrigens interessierst du mich nicht. Ich habe brutalere Typen lieber. — — Ich komme eben aus dem Walde, wo ich einen Mann an einem Baume hängen fand. Er lebte noch; ich hätte ihn abschneiden können, aber ich wollte nicht. Ich dachte: Hat er sich erst aufgehängt, so muss er wohl seine Gründe dafür gehabt haben. Uebrigens hatte er nur eine Alltagsseele. Er gehörte zu dem Vieh hier auf dieser Welt. Weißt du, wer jener Herr war?"

„Nein . . ."

„Du warst es selbst — —"

„Ich selbst?"

„Ja ich sehe in die Zukunft, wie ich auch alles Vergangene sehe. Adieu!

Ich will einen Augenblick fort zu deinem Vater und ihn mit Schreck schlagen — mit Schlaflosigkeit und Nahrungssorgen. Uebrigens sehen wir uns wieder."

*

In jener Nacht lag ich angstgepeinigt auf meinem Bett. Es rumorte und klopfte an der Thür. — Es tönte:

„Mach auf oder ich schlage die Thüre ein. Ich gebrauche Gewalt. Ich bin nicht einer von denen, die sich vor die Thüre setzen lassen."

Ich öffnete dem Renaissanceteufel, der in schwarzer Finsternis daitand. Bleich und leuchend war er.

„Ich bin wie ein Teufel herumgelaufen und du liest mich hier stehen und warten . . . du hattest sie wohl vergessen?"

„Sie? Was gebt sie mich an . . ."

„Sie soll dich etwas angehen!" . . . Er warf den Mantel über den Stuhlrücken — den Federhut — den Säbel. „Ich bin doch nicht unsonst der Teufel." Er nahm eine Flasche aus dem Sack:

„Wir wollen zusammen trinken", grinste er, „und ich will dir von den wunderbarsten Weibern der Erde erzählen. Später gehen wir dann aus."

*

Wir giengen herum durch die öden unweren Straßen — die elendesten Gassen, die schrecklichsten Kneipen. An einer Stelle wurde Harfe gespielt, an anderer Stelle ertönte die Geige. Man machte uns Platz, wohin wir kamen.

Ich sagte: „Wir wollen nach Hause gehen; ich bin müde, todmüde."

Aber der Renaissanceteufel achtete nicht darauf. „Ich amüsiere mich vorzüglich", antwortete er und lachte laut über die gleichgiltigsten Sachen. Zuletzt drohte er und meinte:

„Ich will dich so auszehren, dass du zu einem reinen Skelett werden sollst. Ich habe eben eine Kinderleiche begraben, und darin bin ich schnell."

Rajceri erhöhte mich bei dieser Zusammenkunft. Obgleich er bewaffnet war, hatte ich doch im Sinne, mit meinem bloßen Händen ihn anzufallen. Ich stieß einen Dolch durch das Herz fahren. Der Dolch hatte getroffen. Der Tod hing mich in seinen Armen auf und trug mich nach Haus. Ich war bereit, diese Erde und das Leben zu verlassen. — Der Tod stand vor mir mit seiner langen Gestalt und seinem verschwundenen Gesicht.

Wenn es schon sein muss, dachte ich, so willst du doch wenigstens als Mann sterben. Einsam hast du gelebt, einsam sollst du auch sterben.

Ich nahm Abschied von meinen paar Besitzthümern. Ich wünschte einen Gruß fortzusenden, aber es war kein Bote zur Hand — hier oben auf meiner öden Kammer.

Ich sah, dass der Tod ungeduldig aussah. Ich bat ihn um die Erlaubnis, einen Brief zu schreiben.

„An wen?"

„An niemanden!"

Warum noch große Geschichten machen? Ein unbekannter Mann starb heute Nacht auf seinem Zimmer. Nota bene ohne körperliche Schmerzen . . .

Die Thür öffnete sich. Der Tod verschwand, und der Renaissanceteufel trat ein. Er lachte, dass es ihn schüttelte:

„Dir kann man auch alles einreden. Du glaubst sogar, dass du sterben sollst — —"

Ich setzte mich im Bett halb auf. Und ich sagte:

„Was bist du denn für ein Mensch, der du mich so mit Blindheit schlagen kannst?"

Er antwortete:

„Ich bin der Bleiche. Meine Aufgabe — die Menschen in allen Häusern unter tief zu verwunden . . ."

Warum verwundet man mich nicht? Verwunde mich — — verwunde mich. Meine arme nackte Brust. Mein herrliches Zimmer und dies leere, nackte Bett — — — — — — — —

*

Ein Jahr vergieng oder anderthalb, wo ich in meinen Phantasien herumgieng. Man könnte fast über die Thorheit lachen. — Aber was nützt es zu lachen. Ich bekam sie zu wieder und wurde sie wieder los. Lache, lache, lache . . . wie Wasser, Wasser, Wasser — Tropfen auf Tropfen durch mein elendes Dach.

Spricht vom Renaissanceteufel und von anderem. Ich habe Lust, die Geschichte in der Hand zu ballen und sie den Menschen ins Gesicht zu schleudern.

Ich muss ein wenig geschlafen haben und wie gewöhnlich geträumt . . . Ich hätte Lust zu sterben, dies Dasein zu enden — wenn es nicht so kostbar wäre. Ich sage: „Ich kann nicht mehr . . . ich kann wirklich nicht mehr . . . Ich ergebe mich auf Gnade und Ungnade. Ich bin ein müder, ein traumiger Mann. Lieber Gott, lass mich sterben . . ."

. . . Ich sitze da und weine wie ein Kind: Mein Vater, mein armer Vater. Was soll aus mir werden !

(Fortsetzung folgt.)

Wir bitten die geehrten Leser, bei Anschriften an die in unserem Blatte inserierenden Firmen sich stets auf die „Zeit" zu beziehen; ferner in Hotels, Restaurants, Cafés, Pensionen, an Bahnhöfen, in Lesezimmern immer wieder nachdrücklichst die Wiener Wochenschrift „Die Zeit" verlangen oder eventuell wohlwollend empfehlen zu wollen.

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer
bester natürlicher
alcal. SAUERBRUNN
Filiale: Wien, IX. Kolingasse 4.

Seid. Bastrobe fl. 8.65

bis fl. 12.75 per Stoff zu completer Robe

Tussors und Shantungs

sowie schwarze, weiße und farbige „Henneberg-Seide" von 45 kr. bis fl. 14.65 per Meter — glatt, gestreift, carriert, gemustert, Damaste 2c. (ca. 240 verschied. Qual. und 2000 verschied. Farben, Dessins 2c.).

Zu Roben und Blousen

ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus.

Muster umgehend.

Detailliertes Briefporto nach der Schweiz.

G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Die Zeit.

XX. Band. Wien, den 12. August 1899. Nummer 254.

Politische Momentaufnahmen aus Oberösterreich.

Es war bei einer Statthalterei-Soirée im verflossenen Winter.

Monsignore Hauser stand allein in einer Ecke des mäßig großen Saales, nicht Caspar Hauser, der stummgeborene Findling, sondern J. Hauser, der nicht weniger berühmte, schriftgewaltige Erwählte Gottes, der Redacteur des „Linzer Volksblattes". Dürr und hager stand er in seiner Ecke und musterte mit düsteren Blicken die bunte Gesellschaft. All die vielen liberalen Grossen, mit denen die sonst so gut gesinnte Excellenz handherrliche Händedrücke tauschte, und die wenigen nationalen Raufbolde und „Los von Rom"-Enthusiasten, denen ihre Stellung als Abgeordnete oder Gemeinderäthe hier Eingang verschafft hatte, aber auch der Luxus, der in diesen Räumen sich breit machte — ein wahrhaft beschämender Luxus von echt krarischem Anstrich — all die besetzten Tafeln, die das Weltkind zu Essen und Trinken einluden, ärgerten den asketischen Eiferer. In seinen Zügen stand der harte Bibelspruch: Wenn dich dein Auge ärgert, so reiß' es aus. Mit Vergnügen hätte er all dies Sündige, Weltliche, Fortschrittliche mit Pech und Schwefel vernichtet, wenn er die Macht dazu besessen hätte.

Plötzlich lagert sich eine zweite Schichte des Unmuthes über seine Stirne. Der Landeshauptmann Ebenhoch, der Führer der „Guten" in Oberösterreich, er tänzelt, angethan mit einem tadellosen Frack, mit modernster Cravate, mit Lackschuhen comme il faut, den seidengestärkten Claquehut lustig schwingend, zur Thür herein. Er hat seinen Arm unter den des Landtagsabgeordneten Dr. Beurle gelegt, desselben Dr. Beurle, der all die schönen Hoffnungen, die die Clericalen einst in ihn gesetzt hatten, so schändlich hintergangen hat und nun Schulter an Schulter mit den Liberalen gegen Religion und Kirche kämpft. Zu ihnen gesellt sich eben Dr. v. Gröner, der Redacteur der „Linzer Tagespost", mit dem Selbstbewußtsein des gemachten Mannes sich nach rechts und links in den Hüften wiegend. Ihn empfängt Dr. Ebenhochs süßestes Lächeln. Unmittelbar vor Hauser postiert sich die in ihren Theilen so ungleiche Gruppe. Sie plaudern vom Theater, lustig, fast frivol, wie Lebemänner. Sie singen das Lob der Raiven und einiger Operettensängerinnen, die in der letzten Saison Junge und Alte aufgemischt haben, sie phantasieren vom Bau eines neuen Theaters in Linz und wie die Bauern im Landtag herumzukriegen wären, die Mittel beizusteuern, von Venedig in Wien und anderen schönen Sachen. Da kommt Landesausschuß Dr. Jäger dazu, derzeit die einzige Säule der liberalen Bourgeoisie. Er nimmt den Herrn Landeshauptmann beiseite und bittet ihn, in der morgigen Landtagssitzung zu einem ihm am Herzen liegenden, ganz unpolitischen Gegenstande das Wort zu ergreifen, was selbstverständlich freundlichst zugesagt wird.

Nun wird's aber dem Monsignore in der Ecke doch zu dick, mit Zeichen des Unmuthes sucht er ernstere Gesellschaft auf.

Hauser und Ebenhoch repräsentieren derzeit zwei verschiedene Mittel zu einem und demselben Zweck. Der eine die Zuchtruthe des zürnenden Gottes, der mit Feuer und Schwert die vom Liberalismus verführte Welt zum Clericalismus bekehren will, der andere den warmen Frühlingsregen, der mit seinen milden Strömen die dürre Erde erweicht, damit sie Mutter frommer Gottesfurcht und guter Sitte in sich aufnehme und zur Blüte und Reife bringe. Vordethand ziehen der Unversöhnliche, Harte und der Versöhnliche, Milde an demselben Strang, stehen beide auf der Zinne der Partei. Wie lange die Beiden sich vertragen müssen, hängt von keinem von ihnen, sondern von der Gnade derjenigen ab, die das unsichtbare Haupt der oberösterreichischen Clericalen, oder wie sie sich lieber nennen hören, Conservativen bilden, von dem Bischof und den Prälaten, den Reden der oberösterreichischen Klöster. Der Abt von Wilhering ist derzeit der einflußreichste unter ihnen. Auch er war auf der Statthaltersoirée. Dr. Jäger hat ihm erzählt, daß der Landeshauptmann ihm seine Unterstützung für die morgige Sitzung zugesagt hat. Dies schien jedoch nicht nach Abt Gras-hocks Gefallen zu sein. So? sagte er verwundert, ging von Dr. Jäger zu Dr. Ebenhoch und sprach mit ihm. Ebenhoch aber hat die zu gewagte Rede nicht gehalten. Diese berücksichtige, sowie überhaupt reichische Priesterpartei läßt keinen, auch keinen der Ihrigen, über den Kopf wachsen.

Dr. Julius Strnadt, der früher von der conservativen Partei gewählte Landtagsabgeordnete und Landesausschuß, jetzt in den Gefilden des Bezirkes Kremsmünster seinen Kohl baut, hat es erfahren müssen. Strnadt, eine Individualität mit ausgeprägtem Eigen- und Ichgefühl, war mit dem Ruhme des Gelehrten, des Geschichtsforschers, den keiner umgehen kann, der über österreichische Geschichte schreibt, nicht zufrieden. Noch viel weniger genügte ihm die friedliche Ruhe, deren sich der Leiter eines ländlichen Bezirksgerichtes in den Zeiten der alten Gerichtsordnung erfreute. Er wollte auch eine politische Rolle spielen, auch in der Politik etwas bedeuten, auf die Geschicke seines engeren Vaterlandes Einfluß nehmen. Wäre dawals die liberale Partei ihm entgegengekommen, er würde heute wahrscheinlich mit so vielen anderen an den beaux restes ihrer Vergangenheit zehren. Sie that's nicht, sie hat niemals die Gabe besessen, Talente zu entdecken. Die Clericalen boten Strnadt einen Sitz im Landtag und Landesausschuß an, und er acceptierte das Anerbieten. Politische Ueberzeugung spielte dabei sicher keine Rolle.

Gegenwärtig beingt die erzadeiale „Linzer Montagspost" allwöchentlich einen Artikel, allerdings meist pro domo sua, des einstigen clericalen Parteigängers. Die Stelle eines Landesausschusses genügte dem Ehrgeize Dr. Strnadts nicht. Er wollte die Leitung der Partei in seine Hände bekommen, er wollte der Herr der Landesinstitute, vielleicht auch Landeshauptmann werden. Jedenfalls mußte alles nach seinem Sinne gehen, er duldete keinen Widerspruch. Der Flug in die Höhe hat ein vorzeitiges Ende gefunden. Die unsichtbaren Leiter der Partei legten ihr Veto ein. „Bis hieher und nicht weiter", commandierte Abgeordneter Grasböck, und Strnadt war nicht mehr.

Von den Aebten der oberösterreichischen Klöster hat bei diesem Sturze nur einer nicht mitgethoten, der Abt von Kremsmünster. Er ist seit jeher mit dem Leiter des gleichnamigen Bezirksgerichtes, der ja auch das adelige Richteramt verwaltet, auf zu vertrautem Fuße gestanden, als daß er sich ihm zum Feinde machen könnte. Der gekrönte Löwe nahm furchtbare Rache an seinen Verfolgern. Erst gieng er anonym los, dann setzte ein edleres Regen, und kühn öffnete der gestürzte Landesausschuß sein Visier. Anonym — das heißt „von hinten", hat das Fremdwort einmal ein Linzer Theaterdirector übersetzt — photographierte er Dr. Ebenhochs Jugend und brachte sie ohne Retouche in den Handel. Leider zu spät hat der nur allzugut Getroffene die Platte im Nachtasse des bekannten Journalisten Regnier entdeckt und sie um schweres Geld aufgekauft. Von den Lebendigen wandte sich Strnadts Rache zu den Todten, von dem Sünder zu dem Heiligen. Der heilige Florian war das Ziel der neuen Grimmes. Der historische Strnadt hat in einem in der wissenschaftlichen Beilage der „Münchner Allgemeinen Zeitung" erschienenen Artikel voll stupender Gelehrsamkeit und genialer Bosheit die altehrwürdige Legende von der römischen Herkunft des heiligen Florian, des Schutzheiligen des gleichnamigen Stiftes, zerfetzt. Er traf damit zugleich ein Mitglied dieses Stiftes, den feinmonen Capitular Feigl, auch einen derjenigen, der sich als Werkzeug bei der Untergrabung der politischen Stellung Strnadts gebrauchen ließ. Feigl nahm sich die Frivolität seines einstigen Collegen im Landesausschusse sehr zu Herzen, er legte sich nieder und starb.

Doch auch mit diesem Opfer war des Kremsmünsterer Peiden Zorn nicht gestillt. Auf dem Felde, auf dem er seine Niederlage erlitten, auf dem Felde der Politik mußte der Gegner geschlagen oder wenigstens gedrgert werden! Den Anlaß dazu bot die letzte Wahl eines Landtagsabgeordneten in den Industriebezirken Enns, Kremsmünster, Bad Hall, St. Florian 2c. Von Seite der clericalen Partei war der einstige Fleischhauer Mathe, der um der Erfahrungen willen, die er sich in seinem Geschäfte erworben hat, bereits für mündig befunden worden war, die oberösterreichischen Clericalen im Reichsrath zu vertreten, von Seite der Liberalen der Haller Postmeister Baumgartner als Candidat empfohlen. Der Wahlkreis war seit mehreren Perioden in den Händen der clericalen Partei und ein ernster Sieg der vereinigten fortschrittlichen Parteien nicht zu denken; besinden sich doch Florian und Kremsmünster, sein

Digitized by Google

jeder die ersten Buegen der geistlichen Herren im Lande, unter den Wahlorten. Auf Kremsmünster concentrierte Strudt seinen Feldzugsplan. Was an Agitatoren aufzutreiben war, wurde auf die Beine gesetzt. Den sonst ruhigsten Staatsbürgern, einem alten, friedliebenden Advocaten und dto. Notar, seinen Beamten in erster Linie blies der beleidigte Löwe polemischen Athem ein. Und er hat das Wunder zustande gebracht! Der Wahlort Kremsmünster hat mit großer Majorität den liberalen Candidaten Baumgartner gewählt. Bei der vorletzten Wahl hat der clericale Candidat in Kremsmünster zwei Drittheile der Stimmen, der liberale den Rest auf sich vereinigt. Bei der letzten Wahl war das Resultat gerade umgekehrt.

Wenn Ebenhoch einmal zu den Todten geworfen werden wird, wird seine Rache eine andere sein, als die Strudels. Nun sich nach dem Neveye Strudels zu rächen, kann gehört mehr als ein verbindliches Lächeln und gute Manieren! Ebenhoch selbst glaubt nicht an die Möglichkeit seines Sturzes. Im Gegentheil: der heute wehende Wind, meint er, könne ihn auch nach oben tragen! Nicht im Sinne der österreichischen Ministerpragmatik, deren erster Paragraph lautet: Wer den Papst zum Vetter hat, kann Cardinal werden, und deren zweiter: Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch den Verstand; nicht nach dem Muster seines Vorgängers Baron Kast, dem noch vor zwei Jahren seine Parteigenossen so viel eigene geistige Kraft zutrauten, um ihn noch ins Kosten eines k. k. Regierungscommissärs anzuspülen. Nein! auf Grund seiner Verdienste um Oesterreich sucht Ebenhoch an der Seite seines Landsmannes Dipauli in Wälde das Staatsschiff zu lenken. Und wahrlich! seine neueste Erfindung auf dem Gebiete österreichischer Staatslehre, eine Erfindung, welche es ermöglicht, die österreichische Delegation ohne Zusammentritt des Reichsrathes zu erhalten, indem man die Wahl der Delegierten dem Privatfleiße der Abgeordneten des Reichsrathes überläßt, sozusagen als Hausarbeit aufgibt, lassen die edelste Erfüllung der ministeriellen Aspirationen des Herrn Landeshauptmannes erwarten!

Die letzten Landtagswahlen — zugleich mit der besprochenen hat eine solche für den Industrialort Schärding stattgefunden, aus welcher wie bisher der liberale Candidat mit großer Majorität hervorgieng — haben uns die überraschende Entdeckung gebracht, daß die liberale Partei in Oberösterreich noch lebt. Wir Linzer wissen von ihr schon lange nichts mehr. Eine politische Partei ist doch etwas Lebendiges, etwas Organisches, etwas, das ein Ziel hat und mit sichtbaren Mitteln darauf losarbeitet. Von diesem Gesichtspunkte aus haben wir hier eine clericale, eine national-antisemitische und eine Gewerbepartei: eine liberale Partei nicht. Dagegen allerdings einen liberalen Parteiführer, aber auch nur Einen, den genannten Dr. Jäger. Er ist alles in einem, Gemeinderath, Landtagsabgeordneter, Landesausschuß, Vorstand verschiedener politischer Vereine, die allerdings nur den Namen nach existieren, Agitator, Sprecher, dutchen, vielleicht auch bezwingen, Vorwaltungsrath verschiedener Erwerbsgesellschaften, Bankgründer und Redacteur der Bongegreifte. Dieser selten cumulativ beanlagte Parteiführer hat ganz allein die liberale Agitation bei den letzten Landtagswahlen bestritten, soweit überhaupt von einer anderen als localen Agitation die Rede sein kann, und die Partei hat in den einen Bezirke einen ganzen, in dem anderen einen halben Sieg errungen.

Die national-antisemitische Partei betheiligte sich an der Agitation gar nicht, an der Wahl selbst nur schwach. Seitdem ihr Parteiführer Dr. Beuer, Präsident einer Aeriengesellschaft geworden ist und zusammen mit einem nicht ganz „judenreinen" Verwaltungsrath deren Geschäfte leitet, befindet sich diese Partei in einem Zustande latenter Krisis.

Es gibt nämlich unter den Nationalen Oberösterreichs einige naive Gemüther, welche, wie der Held in einem Jugendbrama Hermann Bahrs, die Schlagworte, welche seinerzeit von der Partei unter das Volk geworfen wurden, die Schlagworte des Anticapitalismus und Antisemitismus, ernst nehmen und der Meinung sind, dass, wenn gegen liberale Verwaltungsräthe und gegen jüdische Gründungen gedonnert wird, das Donnergewölk auch dann vorüber und nicht dem Erschlagen liege. Diese naiven Politiker sind nun über die praktische Weisheit ihres Parteiführers verschwunden und sinnen die Abberufung der Sachverständigen, mehr oder weniger denkenden Elemente an.

Es dürfte dahin jedoch nicht kommen. Der dem national antisemitischen Parteiführer [illegible] Verwaltungsrathsposten wird die Versöhnung des widerstrebenden Elements schon schlichten. Es hat schon viel schwierigere Dinge [illegible] Er bringt [illegible] Partei [illegible] Antrag auf Schaffung [illegible] Gewerbeschutzes [illegible] Land und [illegible] [illegible] [illegible]

Was aber am allerwichtigsten ist — die Untersuchung einer der Haupttriebfedern des serbischen Staatslebens — hat der Verfasser leider ganz unbedauerlichtigt gelassen. Wenigstens eine Anregung dazu sollen die folgenden Zeilen bieten.

Dass die transoceanische Colonialpolitik die europäischen Großmächte in Anspruch nimmt, hätte den Balkanstaaten gewiss zum Vortheil gereicht, besässen sie genug Consolodierungskitt, der sie zu politischen „Nationen" und „Staaten" im wahren Sinne dieses Wortes machen könnte. Indes wie sich die Verhältnisse in diesen Staaten auf unabsehbare Zeit hin gestaltet haben, bleiben sie eine constante Gefahr für den europäischen Frieden. Wie während des ganzen neunzehnten Jahrhunderts, so gleicht auch jetzt fast die ganze Balkanhalbinsel einem Pulverfasse. Zwar macht man jetzt an maßgebenden Orten viel Wesens von dem politischen Sicherheitsventil, der russisch-österreichischen autonomie coordinée, es bliebe indes Eulen nach Athen tragen, wollten wir des Näheren auseinanderlegen, dass dieses „Verhältnis" nichts als eine Art Liebhaber auf Kündigung, nichts als ein Waffenstillstand ist, der eines unschönen Tages in die Brüche gehen kann. Dafür dürften schon die Balkanstaaten selbst sorgen!

Wenn man die Zustände in der Türkei mit denen in den christlichen Balkanstaaten vergleicht, so kann man nicht umhin, anzuerkennen, dass es ein großer Verbrecht um die Menschheit und die Civilisation war, den christlichen Balkanvölker vom Türkenjoche zu befreien. Denn was Volksbildung, wirtschaftlichen Erfolg, sowie sonstige Culturerscheinte betrifft, in dieser Hinsicht ist die todkranke Türkei von den Balkanstaaten überflügelt worden. Wer die Balkanstaaten vom vergleichenden Standpunkte aus in dieser Hinsicht kennen lernen will, der soll seine Reiseroute in der Türkei und Macedonien anfangen. Ihre Culturfähigkeit haben mithin die Balkanstaaten bewiesen, leider will es scheinbar mit der Staatsfähigkeit der Balkanvölker nicht klappen.

Um das Bild der inneren Wirren auf der Balkanhalbinsel zu veranschaulichen, soll nur einiger historischer Daten Erwähnung gethan werden. 1. Meuchelmord bedeutender Politiker und Staatsmänner: Kara Georg 1817 (Serbien), Kapodistrias 1831 (Griechenland), Barbu Catargi 1862 (Rumänien), Stephan Stambulow 1894 (Bulgarien); 2. Thronumwälzungen: König Otto von Griechenland 1862), Fürst Cuza, Rumänien (1866); 3. Thron-„Entsagungen": Fürst Michael von Serbien (1839), König Milan (1889); 4. Fürstenmord: Fürst Michael von Serbien 1868 und 5. Fürstenraub: Fürst Alexander von Battenberg (1886) und schließlich 6. Verfassungsbruch und constitutionelle Mordsucht, vom „Wahl-Irrsch-Lau" ganz zu schweigen. Die Verfassungsgeschichte Serbiens, die sich in einen Sumpf verlaufen hat, in dem sich jetzt Serbiens politisches Leben „abspült", ist nichts als ein ununterbrochenes Hennepergeminieren mit Verfassungsbruch, wobei der arme Patient, genannt Volk, das „blutende" Versuchskaninchen abgibt.

In diesem interpolitischen Wirrwarr der Balkanstaaten liegt der Hauptanreiz der Balkangefahr für den europäischen Frieden. Hat doch neulich die sonst rosig sehende „Neue Freie Presse" die kühne Andeutung zu äußern gewagt, dass man österreichischerseits in Serbien eventuell sogar zu „anderen" Mitteln als moralischen Zusicht nehmen würde. Und die schwarzseherische russische Presse beharrt auf dem eigenartigen „Nichteinmischungs"-Standpunkt: solange in Serbien keine Revolution ausbricht, habe man russischerseits keinen Grund, sich in die serbischen Angelegenheiten einzumengen!

In Bulgarien und sonst anderswo klagen manche maßgebenden Politiker die „Verfassung" an: man glaubt, ohne Verfassung würde es besser gehen. Die serbische Krone hat nicht nur zu wiederholtenmalen verschiedenartige „Verfassungsamputationen" vorgenommen, sondern es ist ihr zuweilen gelungen, der „Verfassung" den Garaus zu machen. Besser wollte es jedoch nicht werden. Die „Verfassung" ist denn auch nicht schuld an den Grundübeln der Balkanstaaten, sondern der constante Missbrauch mit derselben, und dafür trifft die jeweilige Parteiregierung, sowie, wir wagen es unumwunden zu sagen, die Träger der Balkantronen die Hauptschuld, vor allem die letzteren, die, über allem Parteisbader erhaben, Gesetz und Verfassungsrecht wahren sollten. Leider ist das Gottesgnadenthum von Kindheit an dem „Verfassungsrecht" gegenüber argwöhnisch gesinnt. Daher vermag jede Regierung, gestützt auf die Krone, die Verfassung als Spielzeug ihrer Parteiinteressen zu gebrauchen. Hier liegt der Hauptgrund der sogenannten antidynastischen Bestrebungen der Opposition in manchen Balkanstaaten. Die Krone, die das constitutionelle Sicherheitsventil nicht zu handhaben versteht, läuft Gefahr, sammt Verfassung in die Luft gesprengt zu werden. Und in dieser Gefahr schwebten und schweben die meisten Balkanthronen. Man sollte sich nicht dem Wahne hingeben, die Balkanvölker wurden sich in das Schicksal fügen, wollte man bei ihnen eine Art des „aufgeklärten Despotismus" manövrieren. Ein Volk, welches einmal um Verfassungsgaben theilgenommen, kann sich nie auch die „unentbehrlichste" Beamtenwirthschaft gefallen lassen. Gewiss kann man ein solches Volk terrorisieren — und doch die meisten Staaten Militär- und Polizeistaaten — man soll aber die alte geschichtliche Thatsache nicht vergessen, dass, wer unter einem Volke „Gewalt" säet, „Sturm" ernten wird. Und die Verfassungsgeschichte des Exkönigs und Generalissimus Milan ist der beste Beweis dafür, welch großen Gefahren ein Kronenträger ausgesetzt ist, wenn er aus dem innerpolitischen Parteibader Capital schlagen will. So oder anders, die Balkanfrabinsel war und bleibt ein für ganz Europa höchst gefährlicher Wetterwinkel, und die Ursache davon sind die innerpolitischen Krebsschäden, die die meisten Balkanstaaten mit Verfall und Erschütterung bedrohen, ein Umstand, der auch denen einzuleuchten beginnt, die beim Vogel Strauß Politik gelernt haben.

Sofia. **Dr. Borič Minječ.**

„Volksversicherung".

Meine die Volksversicherung behandelnden Ausführungen in der „Zeit" (Nr. 252) fanden mehrfachen Widerhall. Die Redaction der „Zeit" erhielt eine Reihe von Zuschriften, welche sie mir zur Beantwortung überließ. Zunächst sei hier ein Brief der Versicherungsgesellschaft „Allianz" in Wien zum Abdruck gebracht. Er lautet:

„Wir erlauben uns, auf den in der letzten Nummer Ihrer werten Zeitschrift enthaltenen Artikel „Ueber Volksversicherung" zurückzukommen, um Sie um Richtigstellung einzelner Behauptungen des Verfassers zu bitten.

Die Berliner „Victoria" war es nicht, welche zuerst die Volksversicherung in Oesterreich einführte, denn diese Gesellschaft wurde erst am 12. Mai 1892 in Wien protokolliert, während die „Allianz" bereits im Mai 1890 ihre Thätigkeit begonnen, und zur Zeit des Erscheinens der „Victoria" in Oesterreich schon einen ansehnlichen Volksversicherungsstock acquiriert hatte. Da die „Victoria" überhaupt den Betrieb der Volksversicherung erst im Jahre 1891, also lange nach Gründung der „Allianz", aufgenommen hat, somit sie auch der letzteren nicht als Vorbild dienen. Was das „kleine" Gründungscapital der „Allianz" betrifft, so betrug dasselbe 500.000 fl., während die „Victoria" mit einem bar eingezahlten Capitale von 1,200.000 Mk., also circa 700.000 fl. ins Leben getreten ist; hierbei ist zu bemerken, dass die „Victoria" außer der Lebensversicherung auch noch Transport- und Unfallversicherung betreibt. Bei der Bemängelung der zu hohen Prämien scheint der Verfasser zu übersehen, dass das Einziehen derselben in Wochenraten bedeutende Kosten, u. zw. 10 bis 15%, verursacht, und könnten diese Kosten auch dann nicht vermindert werden, wenn der Betrieb von den allergrößten Versicherungsgesellschaften aufgenommen würde. Unrichtig ist es, dass die Kosten der ärztlichen Untersuchung auf die Versicherten überwälzt werden, denn die „Allianz", welche in Oesterreich die einzige Volksversicherungsgesellschaft ist, die nur mit ärztlichen Untersuchungen Versicherungen abschließt, berechnet im ganzen eine Prämiengebühr von 25 kr. und nicht — wie in dem Artikel behauptet wird — von 1¼ Kronen. Außerdem bestreitet die „Allianz" sämmtliche Stempelgebühren an den Staat aus eigener Tasche. Schließlich hat die „Allianz" noch nie versucht, einen Versicherten der Volksversicherungsabtheilung zur Einzahlung der ersten vollen Jahresprämie zu zwingen."

Die Verwahrung in obiger Zuschrift, welche sich auf die Priorität im Betriebe der Volksversicherung bezieht, müssen wir als begründet zugeben, woraus jedoch nicht gefolgert werden kann, dass die „Allianz" der „Victoria" als Vorbild gedient habe. Denn was die „Victoria" nach Oesterreich brachte, ist von dem, was die „Allianz" als Volksversicherung pflegt, wesentlich verschieden, da bei letzterer das charakteristischeste Merkmal einer Volksversicherung, der Verzicht auf die ärztliche Untersuchung, gänzlich fehlt.

Was der Capitalsfrage betrifft, so ist die „Allianz" ist mit einem Grundcapital von 6 Millionen Mark ins Leben getreten, und wenn bisher bloß 20% = 1,200.000 Mk. eingezahlt sind, so hatten doch die Actionäre sogar mit wechselrechtlicher Verpflichtung für die restlichen 80% — ein Moment übrigens, welches bei dem heutigen, 140 Millionen Mark betragenden Vermögensstande der „Victoria" gar nicht in Betracht kommt. Die höheren Kosten des Ankaufes sind von mir keineswegs übersehen worden, wie die „Allianz" meint, nur war und bin ich der Ansicht, dass dieselben nicht bis 15% anrechnet sollten und dass recht gut mit der Hälfte auszukommen wäre. Ich lege überhaupt nicht ein, weshalb in der Lebensversicherung derlei erprobtante Ancaffoerprovisionen dauernd gezahlt werden. Ein halbwegs rationeller Provisionssatz von 4 bis 6% scheint mir selbst bei der Volksversicherung vollkommen ausreichend und würde die Taxierung weniger drückend belasten. Auch der Einwand, dass große Gesellschaften nicht billiger arbeiten konnten, ist nicht stichhaltig, da deren verbundene ausgebreitete Organisation, sowie die verminderten Spesen der Centralverwaltung sehr erhebliche Ersparnisse der Verwaltführung sind.

Es ist zwar sehr schön und der „Allianz", dass sie bloß 25 kr. Aufnahmsgebühr berechnet, die thatsächlichen Gebühren selbst trägt und die ärztlichen Taxen auf die Versicherten nicht überwälzt. Aber diese kleinen Concessionen erscheinen in anderem Lichte, wenn man sie einerseits in den bei der „Allianz" etwas höheren Prämiensätzen compensiert findet und andererseits in den Versicherungsbedingungen auf Seiten findet, wie beispielsweise auf die mindestens sonderbare Bestimmung, dass das Obige der Anstalt erst sechs Monate nach erfolgter ärztlicher Untersuchung in Kraft tritt.

Digitized by Google

Noch soudernarer berührt die emphatische Betonung des Umstandes, dass die „Allianz" die einzige Volksversicherungs-Gesellschaft in Oesterreich ist, welche nur mit ärztlichen Untersuchungen Versicherungen abschliesst. Auch dass die „Allianz" nicht einklagt, ist bloß eum grano salis zu verstehen, da sie dieses Recht sich wohlweislich in den Bedingungen wahrt und es nur aus Opportunitätsgründen ruhen lässt.

Ist nun die „Allianz" unter solchen Voraussetzungen eine vollwertige Volksversicherung zu nennen? Sie ist nach meiner Auffassung nichts anderes, als ein Lebensversicherungs-Institut für „kleine Leute", denen einige an die Volksversicherung mahnende Zugeständnisse gemacht werden.

*

Wenden wir uns jetzt der zweiten Einsendung zu. Dieselbe stammt von Herrn Professor Ludwig Kohn aus Karlsbad, der sich als warmen Anhänger der Volksversicherung erklärt, jedoch gegen den auch von mir als wundesten Punkt der Volksversicherung bezeichneten Uebelstand polemisch sich wendet, nämlich gegen den unverhältnismäßig hohen Procentsatz stornierter, beziehungsweise annulliertervVersicherungsverträge. Er schildert deren große Nachtheile für Privat- und Volkswirtschaft und findet die Ursachen dafür einerseits in der ökonomischen Unbeholfenheit der in Frage kommenden Interessentenkreise, sowie in gewissen Erscheinungen des Agentenwesens, richtiger Agentenunwesens. Wir entnehmen der interessanten Zuschrift die folgende Ausführung:

„Die Volksversicherungen stellen ihren Versichertes große Dividenden in Aussicht, und trotz der horrenden Verwaltungskosten ist insbesondere die „Victoria" in der Lage, ihre Versprechungen zu erfüllen; sie schreibt thatsächlich die Dividenden gut. Wie ist es nun aber möglich, diese Verpflichtung zu erfüllen? Sehen Sie, geehrter Herr Redacteur, das geschieht auf folgende Weise: Es gibt wenige Menschen, welche die ganz außerordentliche Ausdauer haben, fünfzehn oder zwanzig lange Jahre Woche für Woche, wenn auch nur zehn Kreuzer, in eine Casse zu zahlen. Viel leicht gibt es solche Menschen, aber man kann sie mit der Laterne suchen, und unser österreichischer Arbeiterstand besitzt diese Ausdauer nicht, und selbst wenn es die Arbeiter, für welche diese Einrichtung der Volksversicherung hauptsächlich bestehl, auch wollten, jeder Mensch, der halbwegs mit Arbeitern zu thun hat, wird Ihnen sagen, dass vielleicht unter tausend einer existiert, der den eingegangenen Vertrag erfüllt oder erfüllen kann. Die anderen zahlen eine kurze Zeit ein, dann bekommen sie es satt und hören auf, und nach den Statuten der Gesellschaften sind dann die Einzahlungen der letzten drei Jahre verfallen. . . Wenn unsere Volksversicherungs-Gesellschaften nur verwalten würden, bekannt zu geben, wie viel Versicherte in einem Jahre abfallen, und welch gewaltige Summe den Gesellschaften dadurch zugeführt wird, dann würde sich jedermann wundern lassen, wieso diese Gesellschaften ihre horrenden Spesen decken und obendrein noch so bedeutende Dividenden bezahlen können. . . Ich zweifle keinen Augenblick, freimuthig zu bekennen, dass es tausende arme Leute sind, welche dadurch, dass sie um ihre mühsam erworbenen Kreuzer kommen, die Spesen der Gesellschaften decken und den Verdienenden, welche bei der Versicherung bleiben, zu den Dividenden verhelfen."

Der Herr Einsender ist in seinen Anschuldigungen zu weit gegangen. Wenn ich auch zugeben muss, dass die wirtschaftliche Zurückgebliebenheit und theilweise Indolenz der österreichischen Bevölkerung ein weit größeres Storno zur Folge haben, als dies beispielsweise in dem wirtschaftlich ungleich stärkeren Deutschland der Fall ist (25 % dort, 60 % hier), so müssen doch die Volksversicherungsactuarien unvernünftigerweise annehmen, dass die Zahlungscapacität mindestens drei Jahre anhält. Bei dreijähriger Volleinzahlung nun geht bei keiner Versicherungsgesellschaft die Einzahlung gänzlich verloren. Vielmehr erhält der Versicherte eine reducierte prämienfreie und dividendenberechtigte Polizze in dem Sinne, dass die dreijährige Einzahlung als einmalige Einlage zum Versicherungsantritte Anspruch auf ein allerdings bloß ein Drittel der rechnungsmäßigen Quote, während zwei Drittel derselben für Spesen, Risico und Dividenden aufgehen. Darin liegt wohl eine empfindliche Schädigung, aber von einem gänzlichen Verlust kann nicht die Rede sein.

Effectiv klecken die hohen Dividenden bei den Volksversicherungen nur zum geringsten Theile aus den eingerichteten Polizzen, sondern vornehmlich und ausschließlich aus den hohen Anwerbeprämien aus den mathematischen Ueberschüssen der allzuvielen Todesfälle. Die optische Täuschung ist den Laien entschieden daraus, dass die Gesellschaften den theilweisen Ausfällen der hoher berechneten Prämien „Dividenden" benennen und der Verschleierung die blindgläubige Masse vollig anschließt. Ferstlich gibt es thatsächlich daneben auch andere Dividendenantheile zum Vortheile der Versicherten, wenn Reservequoten der Gesellschaften freigeworden sind, welche sich als Folge der regelmäßigen Sterblichkeit eine im Verhältnisse zum Bestande mäßig kleine Todesziffer ergeben.

Die dem Einsender laut Volksversicherungen eigen natürliche Zahlungsfrist anbelangt, dürfte sich gewiss jedermann leicht von der Thatsache überzeugen können, dass Versäumnisse vorkommen, wenn die Zahlungsfristen nicht eingehalten werden, dass aber andererseits Zahlungen auch nach Ablauf der Frist geleistet werden. Aber auch in diesem Falle kommen Versäumnisse vor

Und daß die Actionäre der Erwerbsgesellschaften dem Volksversicherungsgedanken persönliche Opfer bringen, ist nicht vorauszusetzen. Die Anstalten, welche Volksversicherung betreiben, müssen ihr Hauptaugenmerk darauf richten, die Einnahmen mit den Ausgaben in Einklang zu bringen. Denn weit mehr als durch hohe Prämien wird die Versicherungslust des Volkes dadurch dreinträchtigt, daß Schadensfälle nicht oder nur theilweise liquidiert werden. Die „Austria“ hat die Versicherungssummen herabgemindert, statt die Beiträge ihrer Mitglieder zu erhöhen. Die Erregung, die deshalb in den Kreisen ihrer Versicherten entstand, ist noch nicht vergessen.

Um nun gleichfalls einen positiven Vorschlag zu Gunsten der unbemittelten Versicherungswerber zu machen, möchte ich anregen, daß die Besitzer von Fabriken und die Vorsteher größerer Unternehmungen ohne Entgelt die Prämienraten ihrer Angestellten übernehmen (beziehungsweise vom Lohne zurückbehalten) und der Versicherungsgesellschaft zumitteln. Diese wird dadurch entlastet und kann dafür gewisse Vergünstigungen einräumen. Ein solches Vorgehen versetzt vorhandene Anstalten, die sich heute von der Volksversicherung fernhalten, in die Lage, den Schutz der Todesfallversicherungen auch Aermeren zu gewähren. So hat die „alte Leipziger“ (Lebensversicherungs-Gesellschaft zu Leipzig), eine der ersten Gegenseitigkeitsanstalten Deutschlands, bereits im Jahre 1868 einen Vertrag mit dem Generalpostamt abgeschlossen, kraft dessen alle Unterbeamten gegen monatliche Theilzahlungen ihr Leben versichern. Die Gesellschaft gewährt Ermäßigungen; die Postverwaltung zieht die Prämienbeträge vom Gehalte ab, sendet dieselben der Gesellschaft ein und leistet außerdem einen Zuschuß.

Aehnliche Verträge bestehen zwischen der „Leipziger“ und der kaiserlichen Regierung von Elsaß-Lothringen, den königlich sächsischen Eisenbahnen, sämmtlichen sächsischen Bezirks-Schornsteinfegern, den Firmen F. Krupp in Essen und einer großen Zahl verschiedener Behörden und Vereine. Zu Oesterreich ist bisher nur ein derartiger Vertrag perfect geworden: mit dem Rohzuckerverschleißverein des Buschtiehrad-Kladnoer Bergreviers in Prag.

Von der moralischen Verpflichtung aller Unternehmungen für die Alters- und Witwenversorgung ihrer Angestellten einen Theil beizutragen, spricht man hierzulande nicht gerne. Wenn selbst diese Pflicht einmal erkannt ist, wird der Weg zu ihrer Erfüllung noch ein weiter sein.“

Zur vorstehenden Abhandlung glaube ich zunächst bemerken zu sollen, daß von „Erfahrungen“ bei der Volksversicherung eigentlich noch nicht gesprochen werden kann, und daß die „Austria“, wenn sie auch kleinere Beträge zeichnete und monatliche Prämienzahlung annahm, ebenfalls der „Volksversicherung“ keine Erfahrungen lieferte. An billigen Policen allein ist die „Austria“ nicht zugrunde gegangen, sondern an einfachen Rechenfehlern und an der mangelnden Courage, dieselben durch Ausschreibung von Nachzahlungen zu corrigieren. Die Vornahme von Reductionen an dem Nominalcapitale der Policen war schon ein Act der Sanierung und durch die mangelnde mathematische Grundlage direct geboten, um auch einem Rattenfang von Nachzahlungsprocessen mit den Interessenten vorzubeugen.

Die Gegenüberstellung einer übergroßen Versicherung von 100.000 fl. einer kleineren Versicherung von 1000 fl., um den großen Spesenunterschied zu demonstrieren, ist keine glückliche. Versicherungen von 100.000 fl. sind äußerst selten. Die Durchschnittshöhe der versicherten Capitalien per Kopf übersteigt selbst bei den größten Gesellschaften kaum die Summe von 2000 fl., wobei doch Monatsraten sehr häufig vorkommen, die durch das unvermeidliche Mahnverfahren dennoch nicht wesentlich verbessert erscheinen. Alle weiteren aus der „Austria“-Affaire gefolgerten Schlüsse muß ich schon deshalb als unzutreffend bezeichnen, weil eine durch falsche Leitung verkrüppelte Gesellschaft kein richtiges Demonstrationsobject abgibt.

Bei der Volksversicherung sollte meiner Auffassung nach von dem Dividendensystem überhaupt abgegangen werden, wodurch allein schon eine sehr erhebliche Verbilligung der Prämien erzielt wird. Die „Universale“ befolgt dieses Princip und ist entsprechend billiger, ebenso die „Victoria“, welche ohne Dividendenanspruch 15 % nachläßt.

Als Argument für höhere Prämienforderung bei Volksversicherung bemüht der Autor auch die statistische Thatsache höherer Sterblichkeit in den unteren Classen. Dem ist entgegenzuhalten, daß das eigentliche Publicum der Volksversicherung nicht die Fabriksarbeiter mit ihren allerdings bedenklichen Mortalitätsverhältnissen, sondern die kleinen Mittelclassen von Handwerkern, Kleingewerbe treibenden, Privatangestellten und sonstigen Bedienieten sind, bei denen die Sterblichkeit oft unter der der Mortalitätstabellen bleibt, weil bei ihnen die schädlichen Wirkungen des Wohlleben ebenso wie die der Noth ausbleiben.

Der geehrte Verfasser führt auch Beispiele von Gruppenversicherungen an, bei welchen natürlich das Zuzahlen centralisiert und daher fast fühlenlos bewerkstelligt wird. Das scheint uns mit der allgemeinen Meinung nicht direct zusammenzuhängen, da dies zufällige Formen der Acquisition darstellt und keine Verallgemeinerung zulässt.

Der wohlgemeinte positive Vorschlag des Herrn Verfassers greift in die principielle Frage der Regelung der Alters-versorgung ein und ist durchaus zu billigen. Auch ich bin der Ueberzeugung, daß die theils impulsierende, theils eigenmächtige Betheiligung der privaten Lebensversicherung bei der Alters-versorgung von hoher Bedeutung ist und vielfach dem Cassenzwange vorzuziehen wäre.

Josef Mendes-Schwarz.

Die sociale Frage im alten Israel und das Gottesreich Jesajahs.

Von Prof. Dr. Georg Adler (Berlin).

I.

In der ersten Zeit, nachdem Israel sich ansässig gemacht, lag ein Anlaß zu socialen Conflicten nicht vor. Ueber die ursprüngliche Landvertheilung an die einzelnen Familien fehlen uns zwar primäre Quellen, aber es kann doch, nach dem Resultate der heutigen Forschung (vgl. z. B. W. Nowacks Studien über die socialen Probleme Israels), kaum einem Zweifel unterliegen, daß jeder Stamm das von ihm eroberte Land unter die Zahl seiner waffenfähigen Männer vertheilte, zumal Israel in jener alten Zeit weder einen Priester-, noch einen Kriegeradel hatte. Die Viehzucht trat jetzt naturgemäß gegen die Ackerwirtschaft zurück, und Feld- und Gartenbau galten bald als der eigentliche Beruf des Menschen. Das Land bot freilich freiwillig wenig dar; aber der Schweiß des Angesichts trat Wunder. Die terrassierten Berge waren mit Wein und Oliven bedeckt, die Thäler und Ebenen trugen Weizen und Gerste in Fülle. Offenbar stand der Anbau auf einer sehr hohen Stufe. Handwerke und Künste dagegen arbeiteten nur für den einfachen Hausbedarf; Weben, Töpfern, Zimmern und Schmieden waren die wichtigsten (vgl. Wellhausens „Israelitische Geschichte“). Das war etwa um das Jahr 2000. Aber es dauerte nicht lange und die Zeiten änderten sich. Der Handel, ursprünglich in den Händen der kanaanitischen Städte, wird bald auch von den Israeliten betrieben, denen ihre Könige — seit Salomo — mit guten Beispiele vorangehen, indem sie das überseeische Geschäft in großem Stil in die Hand nehmen. Und nun erfolgt jene Entwickelung, die in ihren uns bekannten prinzipiellen Hauptpunkten typisch ist für die sociale Evolution der Culturvölker des Alterthums: Mit der Ausbildung des Handels verfällt immer mehr die Wirthschaft des freien Bauers; ein Stand von Reichen kommt auf, dem der Bauerstand tief verschuldet ist: die Reichen benutzen das, um die kleinen Höfe zu legen, weite Latifundien in ihrer Hand zu vereinigen und die Bauern auf die Stufe von Hörigen oder frohnpflichtigen Pächtern herabzudrücken.

Für die Entwickelung in Israel liegen in den Reden der Propheten — die dem Sinne nach ähnlich lauten, wie die Klagen der hellenischen Weisen und der römischen Volkstribunen — die entscheidenden Belege vor. „Israel, Jahves Volk“ — klagt Hosea — „ist zum Kenaan, zum Krämervolk geworden, das da spricht: Bin ich doch reich geworden, habe Wohlstand erlangt, alle meine Erwerbungen werden mir zu keiner Verschuldung gereichen, die Verbrechen wären.“ „Und weh dem Land!“ ruft Micha aus, „das Gewalt und Elend seinen Schützern, sagt bedauernd Jesajah. Und dieser Reichthum bedrückte oft genug den Volksgenossen. „Dein Knecht, mein Mann“ — jammert ein Weib vor dem Propheten Elias — „ist gestorben; so du weißt, fürchtete er Jahve. Nun kommt der Gläubiger und will meine beiden Kinder nehmen zu seinen Sclaven.“ Und Amos, der Hirt am Thekoa, muß seine Stimme gegen die feilen Baalanbeter auf dem Berge Samarien erheben, „welche die Armen bedrücken und die Elenden germalmen und zu ihren Herren sprechen: Bringet, daß wir trinken!“ Und Micha ist es zur Abfassung ernster Gerichtsdrohungen, die Jesajah zu einem seiner Zornesausbrüche veranlassen: „Wehe denen, die Haus an Haus reihen, Feld zu Feld schlagen, bis kein Raum mehr ist, und ihr allein wohnen bleibt inmitten des Landes.“

Mit der Noth der Besitzlosen, die trotz aller Arbeit und Mühe nichts vor sich brachten, contrastierten grell der Prunk und die Ueppigkeit der reichen Classen, wie wir das aus den Buß predigten der Propheten ersehen, die darin ein Zeichen sittlicher Decadence und einen Bruch mit der alten religiösen Tradition erblicken. Man baute sich jetzt Paläste aus Landsteinen, die innen mit Elfenbein getäfelt waren; kunstvoll geordnete, mit kostbaren Damastdecken versehene Ruhebetten hatten die alten einfachen Divane verdrängt; der Braten, der in alter Zeit nur an den Festen auf den Tisch kam, ward etwas Alltägliches: Männer tranken mit den Weibern aus die Wette den Wein aus Humpen; man salbte sich mit dem feinsten Oel; an die Stelle der einst außerordentlich einfachen Tracht traten der Frauen trat ein verschwenderischer Luxus, so daß wir selbst mit Hilfe der Thamarsie unseres weiblichen Geschlechtes nur mit Mühe in jene Toilettengeheimnisse einzudringen vermögen, die Jesajah c. 3, 16 ff. uns schildert will. Rowsak.

Und Hand in Hand mit dieser Uebermacht der Besitzen gieng ihr frevelnder Mißbrauch der Oberigkeitsmacht. Die sich übrigsteigenden hatten sogleich auf die Rechtsprechung — damals den dazu zahlreichen Theil des Regierens — bei es direct, bei es indirect durch Bestechung oder gar Gewalt den meisten Einfluß und wußten ihn ohne Scheu und Scham in ihrem Interesse aus; und wenn neue Gesetze gemacht wurden, so geschah es im ausschließlichen Interesse der Reichen. Man lese nur wieder die Propheten „es ist doch eine Lust, was die Rechtsgelehrten sagen“, ruft Jeremiah — „Denn ihr verwandelt das Recht zu Galle und die Gerechtigkeit in

Digitized by Google

Wermuth", heißt es bei Amos. Und weiter sagt Amos von den Reichen: „Sie verkaufen für Gold den Rechtschaffenen und den Dürftigen um eines Paares Schuhe willen. Die er nicht bezahlen kann, sie gieren nach Erdkrümchen auf den Köpfen der Geringen und beugen das Recht der Nothleidenden". Und so ruft schließlich Jesajah sein Wehe über das Gemeinwesen und seine Führer aus: „Wehe, wie ward zur Dirne die treue Stadt, Zion, das mit Recht (einst) erfüllte! Dein Silber ward zu Schlacken, deine Führer Genossen der Diebe, ein jeder liebt Bestechung, jagt dem Lohne nach, der Wittwe Hader kommt nicht an sie, die Waise richten sie nicht. . . . Der Mann von Juda hoffte auf gut Regiment und siehe da: ein Blutregiment — auf Rechtsprechung und siehe da: Rechtsbeugung . . . Wehe denen, die Satzungen des Unrechts aufsetzen und immerzu drückende Vorschriften schreiben, um zu rauben das Recht der Elenden meines Volkes".

Demgegenüber bricht sich nun eine mächtige Strömung zu Gunsten der besitzlosen Schichten, die vermuthlich mit der regierenden Classe in Streit und Hader lebten, Bahn. Diese Strömung, als deren hervorragendste Träger gewisse Propheten, zumal Jesajah, angesehen werden müssen, schließt sich an die Forderungen an, die schon im sogenannten Bundesbuch, also in der alten Königszeit (Ex. 21, 22—c. 23), zu Gunsten der Armen erhoben worden waren: danach sollte nämlich 1. niemand von seinen Volksgenossen Zins nehmen; 2. sollte der Gläubiger dem Schuldner das etwa gepfändete Obergewand vor Einbruch der Nacht zurückgeben, weil es der Arme während der Nacht als Decke zum Schutze gegen die Kälte brauchte; 3. sollte der Schuldner, der seine Schuld nur dadurch hatte abtragen können, daß er sich, eventuell sammt seiner Familie, in die Sclaverei verkaufte, im siebenten Jahre von der Leistung ohneweiters frei sein, und 4. sollte das — ja schon aus Gründen der damaligen landwirthschaftlichen Technik gebotene — Brachjahr zu einer humanitären Institution umgewandelt werden: Aecker, Weinberge und Oelpflanzungen sollen jedes siebente Jahr brach liegen „zu Gunsten der Armen, die essen sollen, was dann Feld und Weinberg von selbst geben". Außerdem sei noch bemerkt, daß die Sclaverei im alten Israel durchaus nicht das schlimmste Los darstellte, indem Knechte und Mägde nicht schlechter als etwa die kleinen Bauern lebten und durch Gesetz vor greller Misshandlung geschützt waren. Doch können wir hier von einer Betrachtung der Sclaverei füglich absehen: denn wie Wellhausen erklärt — „die politische Bedeutung wie bei den Griechen und Römern hatte die Sclaverei in Israel nicht; sie hätte aufgehoben werden können, ohne daß dadurch dem Gemeinwesen seine Grundlage entzogen gewesen wäre."

Diese Wünsche des Bundesbuches scheinen indes — zum größten Theil — fromme Wünsche geblieben zu sein; die besitzenden und tonangebenden Kreise dachten nicht daran, sich eine Beschränkung ihrer Macht gefallen zu lassen, und so brachten Auflehnung, Revolte und Reichthum auf der einen Seite, Noth und Unzufriedenheit auf der anderen, wie wir das soeben aus den Klagen der Propheten ersehen haben. Diese letzteren suchten die Volksbewegung in ein Bett zu leiten, wo sie nicht verrinnend, sondern nur befruchtend wirken konnte und ihr Theil zur Wiederaufrichtung des alten, einfach-erhabenen Volksthums und zur Wiederherstellung von Israels Glanz und Herrlichkeit beitragen sollte. Und so wurden sei Jesajah ein „jüdisch Gewissen" Gregorianus und die Zeit des heiligen Königthums entwickelt, unter dessen Aegide die strafende Norm des Samu enique zur Verwirklichung gelangen sollte. Jesajah forderte einen „starken und gerechten König"; der sollte „den Geringeren und Niederen Recht schaffen und durch seinen Richterspruch den Frevler und Gewaltthätigen tödten, so daß das Land sich nicht fürchtet vor dem Bösi, allgemein Sicherheit herrsche und allgemeines Vertrauen". Die von Jesajah begründete prophetische Partei scheint sich auch nach dem Tode ihres Stifters und verlangte in neuer krankerem Anschlusse an die ernsthaften Forderungen des Bundesbuches eine wesentgehende Reform des Schuld-, Arbeiter- und Armenrechtes. Gegen Ende des 7. Jahrhunderts kam denn die reformatorische Partei, der die eingetretenen prophetischen Drohungen überall Anhang verschafft hatten, zu Einfluß, und schließlich gelang es ihr auch, den jungen König Josias für sich einzunehmen. So „stiegen sich die Umstände günstig an, um mit dem umfassenden Programm einer Neuschaffung der Israelitie hervorzutreten. Im Jahre 621 wurde das Deuteronomium entdeckt, anerkannt und eingeführt" Wellhausen. Damit war endlich geschehen, vermuthet, was die Propheten bisher in dunklen Worten zu thun und Einfluß Israels gewünscht. Und diese prophetischen Wünsche der im Deuteronomium vorliegenden Volksgesetzgebung traten in seinen sittlich-religiösen Grundgedanken klar zutage hervor: der Mensch soll und ist allen Uebeln, besonders in einer Gesellschaft, in der Alle gegen Alle Krieg führen, zumal wenn die Armen und in der Gefahr stehen, von ihren Mitmenschen der letzten Existenzmittel beraubt zu werden, und jede Art von Sclaverei soll beseitigt werden. Es soll ferner ein Zustand geschaffen werden, in dem Jeder sein Auskommen findet, in dem Niemand Noth leidet, in dem Jeder sein Recht findet, in dem Niemand Unterdrückung zu befürchten hat. Und dieses Ideal soll nicht nur für Einzelne, sondern für die Gesammtheit gelten, es soll nicht nur ein Ideal

dein Bruder neben dir verarmt und sich dir verkauft, so sollst du ihn nicht Sklavendienste thun lassen — vielmehr gleich einem Lohnarbeiter soll er bei dir sein; denn meine Knechte sind sie, die ich aus Aegypten weggeführt habe: sie dürfen nicht verkauft werden, wie man Sklaven verkauft." Der zweite Theil jenes Gesetzes enthält die eigentlich neue Forderung, die sich seitdem auch geschichtlich mit dem Begriff des „Jobeljahres" verbunden hat: in diesem soll nämlich das Familiengut, das durch Schulden oder Verkauf in die Hände anderer übergegangen war, ganz von selbst an den früheren Inhaber oder, falls er gestorben, an seine berechtigten Erben zurückfallen. Diese Anordnung wurde natürlich — wie alles, was in Israel Gesetzeskraft erlangte — von Jahve hergeleitet: Jahve, Israels Gott, ist der Eigenthümer alles Landes von Israel; von ihm haben die einzelnen Stämme und danach auch die einzelnen Familien die ihnen zugetheilten Güter als Erblehen erhalten. Daher schon das alte Gesetz, dass das Gebiet keines Stammes sich vergrößern oder verringern dürfe, und daher jetzt die Bestimmung, dass auch die Familie auf die Dauer nicht um das ihr ursprünglich zugetheilte Gut kommen solle: denn sie gilt als die von Jahve eingesetzte Besitzerin.

Dieses Gesetz über das Jobeljahr enthält sactlich ein tiefsinniges socialpolitisches Prinzip: der Bauer konnte auf seinen Fall für immer seines Grundstückes verlustig gehen; alle 50 Jahre musste dasselbe an ihn oder seine Kinder oder Geschwister schuldenfrei zurückfallen; — und doch konnte das Gut dem Bauer als Grundlage für die Aufnahme von Credit dienen, da der Gläubiger es ja bis zum Jobeljahr übernehmen und jeglichen Nutzen daraus ziehen konnte. Wenn das Gesetz Gültigkeit erlangt hätte, so wären Bauernstolze die Bauernsätze und ein solider Bauernstand erhalten geblieben, und die Latifundien der Großen wären unmöglich gewesen. Aber die Kraft der unteren Classen, der unzufriedenen kleinen Bauernschaft reichte nur dazu aus, die Ankündigung des Jobeljahres durchzusetzen, nicht aber, seine Ausführung zu sichern. Die herrschenden Stände gewannen — die Einzelheiten sind uns unbekannt — bald wieder die Oberhand und verhinderten, wie die jüdische Tradition ausdrücklich bezeugt, dass das Jobeljahr gehalten wurde.

So verlief die jüdisch-sociale Bewegung während des Bestehens des ersten israelitischen Reiches im Sande — doppelt schnell, da der junge Herrscher, der ein „roi des gueux" hatte sein wollen, und dessen Haupt mit einem Tropfen socialistischen Oels gesalbt war, Josias, früh dahingerafft wurde.

Ueber naturgemäße Erziehung.

„Lehren ist die erhabene Aufgabe, dem Kinde zu zeigen, dass es eine Zukunft hat."

Das Problem der Jugenderziehung gewinnt nach unzähligen Richtungen immer größere Bedeutung. Auf keinem Gebiet ist der internationale Austausch der Gedanken und Erfahrungen so allseitig wünschenswert, sowohl für die Erhaltung der nationalen Cultur, als für das wechselseitige Ineinanderfließen der ausgleichenden Kräfte, wie auf dem großen freien Felde der Jugenderziehung. Das Bedürfnis nach gegenseitiger Mittheilung und Verwertung der verschiedenen Errungenschaften äußert sich daher neuerdings in einer größeren Zahl von Publicationen auf pädagogischem Gebiete. Gerade in letzter Zeit sind es vorwiegend Amerikaner, welche das deutsche Unterrichtssystem an Ort und Stelle zahrelang studieren und dickleibige Bände darüber veröffentlichen. Ein Amerikaner (James D. Russell, Dr. ph. Dean of the Teachers College, Columbia University) schreibt über die deutschen Schulen und kommt zu einem Ergebnis, welches für Deutschland — mit alleiniger Ausnahme der höheren Frauenbildung im Vergleiche zu England und den Vereinigten Staaten — günstig ausfällt.

Wir haben uns daran gewöhnt, die Bildung der heranwachsenden Generation im Sinne einer, durch strenge Disciplin erreichbaren, abstracten Wissensgrundlage aufzufassen — nach einem Schema, das Allen gleichmäßigen Antheil am Wissen zuweist anstatt den Einzelnen durch unmittelbare Berührung mit den Dingen und Thatsachen der umgebenden Welt in ein gewissermaßen persönliches Verhältnis zu ihnen treten zu lassen. Die Erklärung dafür liegt einestheils in der Unmöglichkeit, bei Massenerziehung in den Schulen der Individualität der Einzelnen die wünschenswerte Rücksicht angedeihen zu lassen, andererseits in dem Fehlen eines umfassenden Systems, welches den individuellen Anlagen freien Spielraum innerhalb des Ganzen gewährt. Das ist der entscheidende Punkt, an dem alle pädagogischen Betrachtungen heute anstehen müssen. Dazu kommt die Extensivus, dass eine vorwiegend auf Verstandesbildung gerichtete Erziehung unterentwickelten Werth hat gegenüber den höheren Anforderungen der Charakterbildung, welche nur am Zusammenhang von Verstand und Empfindung auf ethischem und ästhetischem Boden Wurzel fassen und zur Entfaltung gelangen kann.

In immer weiteren Kreisen bricht sich endlich die Ansicht Bahn, dass in der Erziehung Alles ein unbewusstes und darum hinreichend berücksichtigt wurde. Dieser Factor ist die dem Menschen mehr oder weniger innewohnende Triebkraft, durch beireinde Ausdrucksform sein inneres Dasein zu offenbaren und seine Eigenart den fortwährend auf ihn einwirkenden Einflüssen der Umgebung gegenüber zu wahren und zu klären: der überall keimende, viel verkümmerte, aber nie ganz untergegangene künstlerische Trieb.

Es war dem im Bezug auf Volksbildung rückständigsten der großen Culturstaaten, England, vorbehalten — nachdem ihm in Ruskin ein Wecker und Rufer im Streit gegen den Capitalismus der herrschenden Classen erstanden war — eine großartige, für andere Länder vorbildliche Neuschöpfung ins Leben zu rufen: die kunstgewerblichen Handwerkerschulen. Hier begann, langsam und aus den bescheidensten Anfängen sich emporwindend, das befreiende Princip gegen den Druck der Maschinen und der Großbetriebe nach und nach zu erstarken, und, gefördert von opferwilligen Lehrkräften,*) zu einem lebendigen Culturfactor aufzublühen. Auf diese Entwickelung, deren Wert man auf dem Continent jetzt allseitig zu würdigen beginnt, wird bei einer späteren Gelegenheit zurückzukommen sich vielleicht Veranlassung finden. Heute möchte ich auf ein Werk hinweisen, das von einer anderen Seite kommt, den Gegenstand mit einer noch unmittelbareren Ursprünglichkeit anfasst und nach allen Richtungen hin durchdringt, indem es das ganze Problem der Erziehung auf eine neue Basis stellt.

Die Botschaft kommt diesmal aus Amerika — dem Land der ungeheuren Gegensätze — in Form eines illustrierten Prachtwerkes über die Erziehung: wohl das erste pädagogische Buch seiner Art. Sein ganzer Titel lautet ins Deutsche übersetzt: „Neue Methoden in der Erziehung: Kunst, Richtige Handgeschicklichkeit und Naturstudien" von J. Liberty Tadd.**) (Erklärung der Mittel, durch welche Hand, Auge und Gehirn in einer Art erzogen werden, welche die Spannkraft erhält, und eine Einheit von Denken und Handeln herbeiführt.)

Der Verfasser widmet sein Werk „der guten Sache einer wahren Erziehung", und zwar: „den Eltern, welche für Entwickelung, Ausbildung und Gesundheit ihrer Kinder verantwortlich sind; den Lehrern und Aufsehern, denen die Arbeit der Ausbildung anvertraut ist; den Schulräthen und Vormündern und überhaupt allen Männern und Frauen, in deren Händen die Jugenderziehung liegt".

In einem sehr schönen Vorwort des Autors und daran anschließend in einem Vortrag von dem großen Pädagogen Doctor W. A. Hailmann in Philadelphia sind die Grundgedanken dieses Buches in großen Zügen niedergelegt. An die Ideen Fröbels anknüpfend, die in Amerika mehr dem Buchstaben als dem Geist nach verbreitet wurden, sagt Hailmann:

„Als Directiv und Aufseher erzieherischer Anstalten seit vielen Jahren, bin ich längst zu der Ueberzeugung durchgedrungen, dass Kunst die letzte und höchste Formgebung geistigen Lebens ist; dass eine Erziehung, welche das Endziel die Kunst nicht im Auge hat, im günstigsten Falle von zweifelhaftem innerem Wert ist und ge wöhnlich zu irgend einer einengenden Form von Specialität und Einseitigkeit führt, die nothgedrungen geistige Einschränkung oder Verfall zur Folge hat. Aus dieser Bestimmerung der lebendigen Anschauung entsteht jene egoistische Selbstbefriedigung, welche immer beweist, ist, innere Unzulänglichkeiten unter dem Mantel äußerer Anmutung und Eitelkeit zu verhüllen."

Dieser Gedanke ist es, der den Herausgeber bestimmt, einen Weg einzuschlagen, der — auf den ersten Anblick — dem Aufnahmsfähigkeit des jugendlichen Menschen zurückgreifend — gewissermaßen die ganze Erziehung wieder von vorne anfangt! Wie er das macht, zeigen am besten die zahlreichen Abbildungen, mit denen das Werk ausgestattet ist. Gleich auf der ersten Seite gibt ein Blatt das Innere eines Schulzimmers, in welchem die Kinder — Knaben und Mädchen neben einander — nach natürlichen Vorlagen, Schmetterlingen, ausgestopften Vögeln und dergleichen, zeichnen oder in Bäterfarben malen. Wie größter Gewissenhaftigkeit und die Kunst beobachtet und wiedergegeben werden. Es ist, als ob ein Moment, auf das auch Ruskin den größten Wert legte, in seiner Hand werkerstolzen sowohl, wie in seiner Bedeutung an der Dresdner Universität, die er mit Hilfe von einfachen Vorlagen erläuterte, welche aber mit der peinlichsten Genauigkeit studiert und aufgezeichnet werden mussten. Dasselbe werden vor Allem Blickstärke, Raumschärfe und ethisches Verantwortsein in der Arbeit gemacht. Nicht jeder alle Lernende kann — und soll — ausübender Künstler oder gar schöpferischer Meister werden. Aber indem wir sehen, lernen und an uns selbst erfahren, wie schwer auch die allereinfachste Zeichnung ist, wenn sie vollkommen richtig und genau werden gelangen wir zu einem Gefühl der Achtung vor der Kunst und der Ehrlichkeit vor einem wirklichen Meisterwerk herrschen

Digitized by Google

Die Anschauungslehre beginnt selbstverständlich nicht bei Kindern im zartesten Alter gleich mit Schmetterlingen oder Raubvogelgefieder, sondern zunächst mit den primitivsten Formeinheiten (Kreisen, Curven, geraden Linien) an der großen Wandtafel. Indem die Kinder auf Wandtafeln zeichnen müssen, wird die einzelne Aufgabe in so großem Maßstab gemacht, dass dieselbe viel Bewegung und Veränderung des Standpunktes erheischt, wodurch Uebersicht und Urtheilskraft geübt werden; keine Miniaturarbeit wird gestattet. Dadurch vermeidet man die nachtheilige Gewohnheit der Kinder, auf kleine Linien zu starren, dabei den Rücken zu krümmen und die Einstellungsfähigkeit ihrer Augen frühzeitig zu verkümmern. „In unseren Tagen," sagt Mr. Tadd, „gibt es zu viele Kinder, die Brillen tragen." Da sehen wir die Kleinen an der Wandtafel stehen und senkrechte oder horizontale Linien ziehen, Kreise, Spiralen und schließlich zusammengesetzte Flach-Ornamente. Später kommen Muscheln, Capitäle, Blätter und endlich, frei aus dem Gedächtnis, allerlei Pflanzen und Thiere an die Reihe, damit die Hand auch zurücken lerne, was das innere Auge sieht. „Die Hand ist das projicierte Gehirn."

An einer Stelle heißt es:

„Heute haben wir mehr Kaufleute, Buchhalter und Schreiber, als wir anstellen können, aber weniger geschulte Arbeiter, Handwerker und Kunsthandwerker, als wir nothwendig brauchen. Das Hauptziel unserer modernen Erziehung muss darin bestehen, die Ueberfüllung einzelner Fächer zu vermeiden und diesem Uebel dadurch in einer Linie entgegenzuarbeiten, dass wir den jungen Leuten durch Berücksichtigung ihrer individuellen Anlagen dazu verhelfen, sich selbst helfen zu können". — Zunächst gilt es, durch Anregung und liebevolle Beobachtung die Neigungen der Schüler zu entdecken und diese auszubilden. Es ist ein schweres Unrecht, fünfzig Knaben herzunehmen und ganz ohne Rücksicht auf ihre Anlagen lauter Kaufleute oder lauter Tischler oder lauter Plumber aus ihnen machen zu wollen.

Ueber die Art, wie der Unterricht anregend und abwechslungsreich gestaltet werden kann, werden folgende interessante Andeutungen gegeben. Sobald wir einen ganz neuen Gegenstand — eine Fisch- oder Vogelart zum Beispiel — in das Classenzimmer tragen, folgen sämmtliche Kinder dem Object mit weitaufgerissenen Augen, die förmlich aus dem Kopf herauszutreten scheinen. Die Anziehung äußert ihre magnetische Wirkung sofort, die Willensenergie kommt in Bewegung. Alle Aufmerksamkeit ist auf einen Punkt concentriert. Sie füllt die Kinder mit Interesse, flößt ihnen Hoffnung ein, regt ihre Denkkraft an, während sie gleichzeitig ihre Seele mit Vorstellungen von Schönheit und Zweckmäßigkeit bereichert, welche zur Kräftigung des Lebenswillens und der Gemüthsfähigkeit so sehr beitragen. Hier steht der Satz von lapidarer Kraft: The emotion accompanying every generous action adds an atom to the fabric of the ideal man. (Das aufwallende Gefühl, welches jede großherzige That begleitet, trägt einen Stein herbei zum Aufbau des Idealmenschen.) Und gleich darauf: „Vielleicht haben wir uns daran gewöhnt, die Idee der Pflicht zu trocken und entsagungsvoll zu nehmen und darüber die freudige Erfüllung durch die Macht der Schönheit, die im Guten liegt, vergessen. Ebenso schnell wie dann die Pflicht, anstatt ein Opfer zu sein, zum Bedürfnis wird, wird auch die Freude an der Wahrhaftigkeit der Anlagen zur Charaktertilgung. So ist alle Schönheit unter einander verbunden und führt vom Allerkorperlichsten zum Allergeistigsten, vom Weichedensten zum Erhabensten empor. Sie ist kein Vorrecht der Wenigen, sondern ein Erbrecht der Vielen: sie ist an keine Classe, kein Zeitalter, keine Bildungsstufe gebunden; die Allkommlichkeit der Vorgänge sie nicht mit Beschlag zu belegen, denn sie ist ein allgemeiner Hunger, eine große Sehnsucht, gleich stark in der Hütte, wie auf dem Thron oder im Boudoir."

Wertvoll sind die persönlichen Erfahrungen des Herausgebers mit seiner Unterrichtsmethode in Correctionshäusern und anderen reformatorischen Anstalten (Ferant schools), in Abendclassen und in den Sommerclassen auf dem Lande (nicht zu verwechseln mit den „sunday schools", welche auf bloß kirchlicher, rein äußerlicher Frömmelei beruhen, und kläglichen in den Hospitälern und Irrenhäusern. Hier hat er mehrfach Versuche mit Erfolg angestellt, die Kranken nicht nur durch Beschäftigung der äußeren Sinne von Grübeleien abzulenken, sondern viele derselben deren Geist keine irgendwie anhaltenden Concentration mehr fähig war — zu wirklich productiver und gemeinnütziger Thätigkeit zu bringen. Durch Hand und Auge fand er den Weg zum Gehirn und zu den möglichst centren, wo alles andere schlafbehangen hatte. Modellieren, Zeichnungen, Linienübungen und ähnliche Dinge wurden denn in den Irrenanstalten. Das Werk bringt Abbildungen solcher Arbeiten. Man hat bezüglich Erfahrungen vielfach auch an anderen Orten gemacht: Reden hat uns der Verfasser damit nicht. Aber kann man das Richtige verallgemein zu wissen? Gewiss nicht in so weitgehenden Sinnen, wo überdies so viele Factoren mitwirken.

Für den Schmuck der Schulräume [illegible] Werk [illegible] Wandtafel. [illegible] Bilderschmuck [illegible] Anregung [illegible] Nützliche mit dem Schönen zu vereinigen, indem das Material bei fortschreitender Arbeit sich ganz von selber in ausreichender Menge und Abwechslung ansammelt. Man sollte die Schulräume nicht kahl lassen und nur mit Landkarten oder schlechten Oeldrucken behängen, aber auch nicht beim künstlerischen Schmuck etwa gleich mit dem Parthenonfries oder der Venus von Melos anfangen, und zwar darum, weil Kinder für die Schönheiten zerbrochener Bildwerke kein Verständnis zeigen. Erst allmählich kann der Sinn dafür zur Entwickelung gelangen. In dieser Richtung geht man jetzt auch in Deutschland praktisch vor, namentlich in Hamburg von Seiten der „Lehrervereinigung für die Pflege künstlerischer Bildung", unter der regen Förderung von Alfred Lichtwark und Justus Brinckmann.*) So begegnen sich die gemeinsamen Bestrebungen. Neu sind bei dem Amerikaner und seinen Mitarbeitern (Bernhard Uhle, Roman Steiner, W. Long und H. Mynick) die Wege, welche zu ihrer Methode hinführen, und die starke Betonung des ästhetischen Elements schon gleich im Elementarunterricht. Sie entspringt aus der Erkenntnis, dass das Glück unzähliger Menschen erhöht wird durch das Bewusstsein, etwas nicht nur denken, sondern auch thun zu können. Dieses beglückende Selbstvertrauen kann in erster Linie durch das „Handlönnen" entwickelt und erweitert werden.

In den ärmeren Volksclassen, meint Tadd, sind es vorwiegend die schwächlichen Körperconstitutionen (welche zu schwereren Dienstleistungen nicht herangezogen werden können, gleichzeitig aber auch wegen mangelnder technischer Fertigkeiten von höheren gewerblichen Zwecken ausgeschlossen sind), durch die dem Proletariat immer neue Scharen alljährlich zugeführt werden. Wir müssen demnach das Problem weiter fassen als in Hinsicht des Schulunterrichts an und für sich und der durch denselben begünstigten Einzelwesen. Durch noch so wohlmeinende Schutzmittel gesetzgeberischer oder privater Fürsorge wird man gegen den Druck des Großcapitals, welches tausende von Existenzen zerschmettert oder in sich verkümmern lässt, kaum soviel erreichen wie durch eine „sociale Prophylaxis", indem wir Menschen bedrfter Geschlechts heranbilden, die es nicht mehr nöthig haben, wohlfeil zu Paaren zu gehen, Streiks zu „brechen" und für Hungerlöhne zu arbeiten, weil sie eine Ausbildung mit handwerklicher Grundlage genossen haben, die ihnen das Bewusstsein verleiht, dass sie etwas können. Nur so fassen wir das Uebel an der Wurzel und entziehen ihm den Nährboden.

Natürlich bildet sich der Verfasser nicht ein, mit der handwerklichen Ausbildung auf einmal ein Universalmittel gegen das Proletariat entdeckt zu haben. Vor solchen Utopien muss sich jeder Einsichtige hüten. Aber er trifft das Richtige, wenn er betont, dass das Elend gemildert werden kann, wenn wir eine Methode der Ausbildung verfolgen, welche die jungen Leute so früh als möglich zum Bewusstsein ihrer verschiedenen Anlagen verhilft, ihnen zeigt, was sie besser können als andere, und ihrem ganzen Denken dadurch eine Richtung gibt; dazu kommt noch, dass er in der Betonung des Handwerklichen den Weg richtig erkannt hat, der dem „Zeitgeist" entspricht, denn die Nachfrage nach intelligenten Kunsthandwerkern ist thatsächlich in steter Zunahme begriffen. Diese Entwickelung ist folglich begründet in der Zunahme des Wohlstandes, welcher gewissermaßen gleich nacht für die Entfaltung der feineren Ansprüche an das Leben.

So reichen sich bei diesem neuen Erziehungssystem Volkswohl, Socialpolitik und das Staatsinteresse die Hände.

In einem Schlusswort theilt der amerikanische Verleger noch mit, dass nicht nur in den Vereinigten Staaten, sondern auch aus Belgien, Deutschland, England, Frankreich, Norwegen, Schweden, der Schweiz und Australien viele Einladungen und Anfragen über die „materielle Erziehung" eingelaufen seien, und dass alle Interessenten eingeladen werden, mit den Herausgebern in Briefwechsel zu treten. Anekunft über Lehrkräfte, Anschaffung, einfache und billige Materialien und dergleichen wird bereitwilligst ertheilt.

Wer diesen Weisen von zeigte des großen Wassers richtig verstehe, der wird erkennen, dass es da drüben neue entkrustrande Elemente gibt, die, hoch über dem allgemeinen Niveau stehend, die Zukunft ihres unermüdlichen Landes mit sicherem Griff in der Hand halten und seine kühnste Größe verbürgen.

Wilhelm Scholermann.

*) Vgl. Dr. M. Stoiner, „Die Reform des Zeichenunterrichts". 3. Aufl. Leipzig, Voigt. M. 1.67

Camille Lemonnier und Belgien.

II

Camille Lemonnier's erste Schriften (1862—1870) waren Kunstberichte, die man nur noch in den Bänden und Gedichten „Critiques d'Artistes" zu suchen hat, zusammengetragen wurden. Die ersten Artikel des kaum zwanzigjährigen Autors sind ungemein lebhaft und frisch geschrieben und die damalige Entwicklung verzweifelten, die [illegible] Man schenkt lebhafte Sympathie, die jahrelangen [illegible] Arbeit, die aus ihrer rohen Rohe

aufgeschreckte belgische Dummheit erhob ein eindringliches Geschrei. Es gibt nichts Verderbteres als die Beschränktheit; wenn sie sich zusammenrottet, und Lemonnier sollte erfahren, daß sie in Belgien selten vereinzelt auftritt. Vielleicht wollte er ihrer vereinigten Macht die Spitze bieten, vielleicht ihren machtlosen Waffen eine deutlichere und größere Zielscheibe bieten — er vereinigte mehrere seiner Studien in einem Bande, den einige neue Seiten verstärkten. Diese waren heftige Pamphlete, von jugendlicher, etwas großsprecherischer Art, worin die Lächerlichkeiten des Spießbürgerthums mit hinreissender, übermüthiger Verve gegeißelt wurden: Betrachtungen, in denen sich Spott und Bitterkeit vermälten. Es war das keine Abhandlung über die Kunst, sondern das glühende Bekenntniß seiner Leidenschaft für die Kunst. Hinter der edlen Entrüstung eines jungen Mannes über die Plattheit seiner Zeitgenossen erschimmerte plötzlich die Begeisterung für die sieghafte, üppige, leuchtende Schönheit, die Rubens verkündete. Lemonnier nannte sein Buch: „Unsere Väämen." Er hätte „Unsere Belgier" sagen sollen, denn nicht Flandern allein verdiente den Vorwurf. Ja, noch mehr, eigentlich waren Flandern wie Wallonien gesund und voller Leben, nur wurden ihre kräftigen, großen Umrisse kaum sichtbar unter der schlaffen „belgischen" Schicht, die darüber gebreitet lag. Der Urheber jener Anklageschrift zählte 24 Jahre. Von seinen Freunden unter den Malern abgesehen, zählte er sich vereinsamt inmitten dessen, was Georges Eekhoud kürzlich „notre pouirssoir national" genannt hat. Da kam der Krieg von 1870. Belgien war von der Erschütterung mit ergriffen. Ganz Wallonien und ein großer Theil von Flandern glaubten am eigenen Körper zu bluten. Und die Erschütterung erweckte tausend Kräfte, die seit damals nicht wieder aufgehört haben, thätig zu wirken. Wohl waren die literarischen Ergebnisse der folgenden Jahrzehnte nicht gleich erkennbar: es bedurfte der Zeit, damit sie sich in Werken kundgaben. Aber Belgien, das geschlummert hatte, war von dem Schmerzensschrei erwacht. Das Schreckensjahr wurde für Lemonnier die Quelle eines großen Triumphes. Er verdankte ihm sein erstes Werk. Der junge Literat war, wie so viele andere, nach Sedan gepilgert. Er brachte seinen Band voll mächtiger Eindrücke von dort zurück: seine „Charniers". („Das Beinhaus"), worin die Schrecken der Niederlage grollen, wo man das Stürmen des Menschenherzen vernimmt, in dem plötzlich die Malerei des Mordes erwacht ist. Dies Buch blutet wie eine riesige Wunde. So unvollkommen es auch ist, sieht es mich doch mehr an, als manches andere, denn es ist etwas darin vom unmittelbaren Ausdruck des körperlichen Schmerzes. Seiner Beredsamkeit halten nicht die sonstigen Fehler der Beredsamkeit an: es ist nicht rhetorisch, und trotz der Ueppigkeit der Sprache weiß es zu ergreifen. Es hat den Ton der Wahrheit von Reißenzeigen, die unter dem ersten Eindruck aufgezeichnet sind, und dazu etwas Bleibendes, Verallgemeinerndes, das ins Ergebniß der Betrachtung und künstlerischen Arbeit ist. Denn selbst die kleinen Details sind auserlesen, und in sicherer, wenn auch noch nicht vollkommener Steigerung angeordnet, und hinter dem lebendigen Scheine, dem „Wir wahr das ist!" des Realisten, ersteht wage ein größerer Schatten: der des Denkers.

Lemonnier hatte bis dahin nur die äußere Welt gesehen, Gegenden, Linien und Aufbau, farbige Massen, Ebenen und Fernen. Vielleicht öffnete ihm Sedan den Blick für eine tiefere Natur, erschloß ihm das Verständniß des Lebens. Das Buch „Charniers" ist nicht mehr das eines Jünglings: es ist stark und männlich. Aber es scheint, als wäre sein Autor danach zaghaft geworden. Er schrieb sich vielleicht, nachdem er diese Seiten geschrieben, ärmer. Er war fünfundzwanzig Jahre alt und hatte sein Alter überholt. Es ist nur natürlich, daß er sich nach den „Charniers", in die er seine ganze jugendliche Leidenschaft ergossen — und alle zarten Schätze an Gesichten und Gedanken, um die er sein Weben lange zuvor bereichert hatte — ein wenig sammeln mußte. Er entdeckte dabei in der Verbindung mit den sichtbaren Dingen des Alltags und dem stillen Landleben eine der charakteristischesten Seiten seines Wesens. Schlag auf Schlag folgten nun die „Contes flamands et wallons", die „Histoires de gras et de maigres", „Un coin de village" und zehn andere Erzählungen, unter denen sich ein paar exclusive Kinder-geschichten befinden. Mit jenen Büchern wechselten noch Kunstkritiken, unter anderem eine große Studie über Gustave Courbet und seine Werke. Aber Lemonnier stand nun der Natur weit näher: er durchdrang sie tiefer mit seinen Augen des Geistes, die dem Schriftsteller eigen sind, als er es mit den leiblichen Augen gethan hatte, die sich ursprünglich der Malerei gewidmet.

Die „Erzählungen" sind ungemein einfach, sehr mild und kaum schwermüthig. So einfach, daß ihr Verfasser nun nahe daran ist, sie zu verleugnen; und doch sind sie einer der köstlichsten Theile seines Werkes. Sie sind wie in Weiß, mit durchsichtigen Farben gemalt und haben etwas von einem leichten Morgennebel, der die Dinge gerade noch erkennen läßt. Sie sind wirklich dem Morgen und der Kindheit nahe; was sie uns erzählen, hat nichts Grausenerregendes zu sich; aber die einzelnen Züge entstehen uns und leben uns in Erinnerung. Ich glaube, daß Lemonnier, während er sie schrieb, discrete Plätzchen in der Art der kleinen holländischen Meister malen wollte. Aber er machte etwas anderes, das der Poesie ähnlich sieht. Wallonisch sind seine kurzen Geschichten mit ihrer Härtlichkeit für alles Lebende — abgesehen davon, daß sie dem Milieu nach fast durchwegs Flandern angehören — flämisch aber durch ihren erstaunlichen Realismus; und ihre große Intimität, die ihr größter Vorzug ist, macht sie beiden Rassen verwandt. Schon hier zeigt sich Lemonnier als jener „Belgier", von dem ich gesprochen. Ein Wallone, der dieselben Geschichten erzählt hätte, würde sie nicht so plastisch, nicht in jeder kleinsten Einzelheit so treu und lebenswahr gemacht haben: ein Wäme hätte nicht jene Frische besessen, nicht den sympathischen Strom zwischen Menschen und Dingen fühlbar zu machen gewußt, der sie verbindend gleichsam ein Weben, eine Einheit aus den Menschen in ihrer Umgebung macht. Wie dem auch sei, beanderen die Geschichten durch den kindlichen Frieden, der sie erfüllt, und ein Naturgefühl, das Lemonnier niemals verloren hat. Es liegt darin auch ein erstaunliches Verständniß für die volksthümliche Kunst.

Nach einigen Jahren der Beschäftigung mit jenen harmlosen Erzählungen war aber Lemonnier, glaube ich, nicht sehr mit sich zufrieden: ein Anzeichen dafür scheint mir, daß er ein nach der jüngsten Zeit sein entzückendes Buch „Therèse Monique" zu veröffentlichen wagte, worin er von der Erzählung zum Roman übergegangen versucht hatte. „Therèse Monique", eine reizende Erzählung, die ich sehr bewundere und manchem weniger beschleunen Buch vorziehe, gibt das Bild einer kleinen Provinzialstadt, in der ein junger Mann mit dem Leben in Berührung tritt. Ein zart abgetöntes Milieu, worin kaum hie und da ein gewöhnliches Detail stört; halb verwischte Figuren, aber eine darunter, von gothischen Linien, keusch, beinahe priesterlich, und eine andere, gemischt und weltschmerzlich angelegt, mit einer Holzschnitzerei, wie sich deren hiater derben Formen verbirgt. Lemonnier warf ihm, sicherlich mit Unrecht, seine etwas dünne Fabel vor; diese Art von literarischer Arbeit schien ihm zu geringfügig für den Schriftsteller, der er inzwischen geworden war. Er fühlte sich allzu ruhig seit den „Charniers". Es schien ihm, daß dieser Friede dem Schlummer gleiche, und er wollte sich durch ein mächtiges Werk wachrütteln. Das war „Le Mâle".

In „Un coin de village" hatte er mit Eifer und Gewissenhaftigkeit die Bewohner von Flandern dargestellt. Jetzt in „Le Mâle" tauscht er dafür ein anderes, wallonisches Milieu ein, und man möchte sagen, daß in der Berührung mit der vergessenen Heimat die Seele des Künstlers in ihrer ganzen Kraft erwacht ist, und er endlich seine eigentliche volle Individualität erkannt hat. Was er sich von der flandrischen Kunst noch bewahrt, ist die Fähigkeit zu leben und anschaulich zu machen, mit leuchtenden Farben, in vollem Lichte zu malen. Die Form ist ganz plämisch, das Buch aber gehört dem Wallonen an: nicht nur durch das Milieu — Bergwälder, Felderbreiter, sonntägliche Feste und Balgereien im Wirthshaus schildert er darin — oder die dargestellten Landschaftsbilder, sondern durch einen noch entscheidenderen Zug: „Le Mâle" ist das Gedicht des Individualismus, es ist eine wahrhaft herzliche Hymne auf das freie Leben in der Natur, das unabhängige, einsame, rauhe, unbezwinglithe und brutale Leben des primitiven Menschen, der nur sich selber gehorcht und, von all seinen wachen Instincten, wie von einer unsichtbaren und prächtigen Meute angetrieben, dahinbraust. Man kann aus einem gewissen Gesichtspunkt sagen, daß dieses Buch geschrieben wurde, um das Ideal eines Volkes, des wallonischen, zu verherrlichen.

Von einem minder beschränkten Standpunkte muß man aber zugeben, daß „Le Mâle" weder plämisch, noch wallonisch oder belgisch ist, weil die localen Anklänge nur Beiwerk sind, und dieser Roman eine Art epischen Gedicht ist, wo es sich nicht um einen Belgier, sondern um einen Menschen handelt, der sich an alle Menschen wendet. Trotz des ziemlich genau bezeichneten Milieus, das es bedarf, weiß man nun dies und von dem Buche sagen, daß sein „Le Mâle" solche und ihm zum verwechseln zu Lebendigkeit und Sicherheit der Führung gleichkommt: es ist „Le Mort", ein kurzes, aber machtiges Werk, von etwas dunterer Farbung, worin die Ueppigkeit der Form eingeschränkt erscheint zu Gunsten einer mächteren Energie. Lemonnier hat seither Werke von verschiedenem Wert veröffentlicht, worunter sich einige sehr schöne Bücher befinden. Ich wusste aber keines, das ich höher stellte und durchdringer bewunderte als diese beiden; und unter allen, was die Provinzerzählung in den letzten zwanzig Jahren hervorgebracht, kenne ich kein Werk ähnlicher Art, das sie überragen würde.

Ein belgischer und doch echter Schriftsteller, das war etwas so Ungewohnliches, daß man es wohl bemerken mußte. Und sobald er entdeckt war, mußte er nothwendig alle an sich ziehen, die von der Kunst getraumt hatten und in seiner Person einen edlen Künstler, wie er sein soll, verkörpert sahen. Als Belgier sprach er zu beiden Rassen, und jede von ihnen erblickte in seinen Schriften ein Spiegelbild ihrer eigenen Empfindungen. Feenlich waren Rodenbach und Maeterlinck waren sein aber die Lebhafte hinaus, aber diese letzteren hatten noch nicht debutiert, und die Anziehung, die Lemonnier auf ihren Geist ausübte, war jedenfalls ungebener und

Digitized by Google

ist dadurch, daß sie ihm fast ausnahmslos ihr erstes Buch widmeten, eine historische Thatsache geworden.

Es ist klar, daß eine Kunstbewegung nicht aus sich selber entsteht. Tausend verborgene oder bekannte Umstände wirken zusammen, um sie ans Licht zu fördern. Aber es steht zu fürchten, daß sie sich bald erschöpft und zersplittert, wenn sie nicht einen Mittelpunkt findet, um ihre zerstreuten Kräfte darum zu versammeln, um ihren Bestrebungen Bewußtsein und eine gemeinsame Richtung zu geben. Camille Lemonnier war dieses Centrum in Brüssel. Man kennte ihn dem Haß gegen die conventionellen Formen, die starren akademischen Traditionen, die schwerfällige Banalität, die uns so lange bedrückt hatten. Er rief zum Cultus der Kunst auf und zum Suchen nach dem Persönlichen, schimpfte beredt auf die ewigen Nachahmer, die Zaghaften, die dem Philisterideal schmeichelten und nur nach der gemünzten Schönheit strebten, und sagte, das einzige Kunstgesetz sei, originell und ehrlich zu sein, selbst wenn es verwesen oder ungeschickt ausfallen sollte. Wie viel vornehme Geringschätzung des äußeren Erfolges, welch hinreißende Zugendlichkeit und Zuversicht, welch edler Zug zur Schönheit war in diesen Worten! Sie steigerten die Hoffnung auf das stets erwartete Kunstwerk, sie erwärmten mit ihrer hellen Flamme nach der langen und häßlichen Stagnation der früheren Jahre. Wenn auch unvollkommen, waren sie doch zum mindesten unanfechtbar und wohlthätig; sie enthielten die wichtigsten Nothschläge, die man einem Künstler geben kann: er selber sein. Und thatsächlich brauchte man zur Zeit, als jene Worte gesprochen wurden, nicht mehr zu sagen. Es kam vor allem darauf an, Begeisterung, Selbstvertrauen zu wecken, neue Wege zu finden — was der prächtige Eifer des jungen Meisters eindringlich lehrte.

Von da an finden wir übrigens in Lemonnier nicht mehr den jungen Schriftsteller, der sich noch versucht, der noch schwanken kann, sondern einen schon gereiften Künstler, der nur seine Vollendung erreichen will. In seinen beiden Büchern „Le Mâle“ und „Le Mort“ hat er uns sein Maß gegeben, seine Gestalt vor uns aufgerichtet und sie unserem Gedächtnis so fest eingeprägt, daß jede Verrückung der Linien uns nunmehr schmerzlich durchzucken muß. Grade dazu verleitete aber ein äußerliches Attribut.

Das fatale Zusammentreffen von „Germinal“ mit einem Roman Lemonniers „Happe Chair“, der — vor dem Erscheinen des „Germinal“ verfaßt — das Leben der Eisenarbeiter schildert, fügte es nämlich bald, daß sein Verfasser der Armee von Medan zugerechnet wurde. Wohl hatte er selbst den Titel „Naturalist“ zu einer Zeit verschmäht, wo er eine Art von Adelsziel war; aber trotzdem und trotz der großen Verschiedenheiten, welche die beiden Bücher aufwiesen — der der Sprache vor allem, die gewissermaßen einen Künstler einem Artisten gegenüberstellten —, wurde bestimmt, daß Lemonnier ein Meister des Naturalismus sei. Und man sagte es ihm so ausdrücklich, daß er es endlich selber glauben mußte. Und thatsächlich gab es eine kurze Periode, während welcher der Verfasser des „Mort“ die Aesthetik von Medan auf belgischen Boden verpflanzte. Es geschah sicherlich nicht ohne inneren Protest, das darf man glauben, denn zur selben Zeit schrieb er eine lyrische und zugleich genaue Schilderung Belgiens, zwei bemerkenswerte Bände Kunstkritik, die Lobgesänge auf die Farbe und das Leben sind, und die Beschreibung einer Reise durch Deutschland, die zahlreiche Seiten von köstlicher Frische enthält. Auch trug er, wie ich schon früher sagte, niemals die Etiquette der Schule: er bekannte sich zu keiner. Aber der Zola'sche Einfluß ist unverkennbar in seinem Roman: „Madame Lupar“, einem übrigens nach meiner Ansicht ganz absichtlichen Buch. Der Verfasser beherrscht hier seinen Stoff nicht mehr. Indem er das Brüsseler Bürgertum schildert, ist er nicht mehr davon, selbst zum Philister zu werden, und das ist ein Sieg, den man einem vornehmen Geist, der nur der seine innande ist, Schönheit zu zeugen, schwer verzeiht. Raum aber war „Madame Lupar“ veröffentlicht, so knechtete er nach anderen Gegenden. Erst kam „Le Possédé“, ein Uebergangsbuch, worin eine ziemlich brutale Studie der Leidenschaft mit Lichtblicken über das Geistesleben und das Geheimnis der Erscheinungen wechselt. Dann moderne Erzählungen, in denen verschiedene Empfindungen sich vermengen. In „La Fin des Bourgeois“ endlich weichen die letzten naturalistischen Reminiscenzen der plötzlichen Maxime in einigen großen Seiten von epischer Macht. Von nun ab ist der Naturalist endgiltig tot; Lemonnier hat nachweisen lassen er sich übrigens nur in „Madame Lupar“ und wir weit zuvor liegt „Madame Lupar“, schaltet die breiten und machtigen Erzählungen des „Mâle“ und der kleinen Phantasien von „L'Ironique Amour“ entdecken und endlich auf „L'Mâle“, „La Fille de Madame Charvet“ und „L'Ete Vengeur“.

Camille Lemonnier hat eine ganz wunderbare originelle Kraft zu Gebote. Zehn Jahre vermocht alles auszudrücken, was an Leben und an Mord in den Adern in „Le Mort“ mit ihren [illegible] Bücher [illegible] und mit den Taten des Helden [illegible] Buch [illegible] „Le Cocu“ [illegible] [illegible] [illegible]

Schmitz, etwa mit dem Völkerschlachtdenkmal, das freilich viel colossaler angelegt ist, kann ich die Wirkung dieses Löwen vergleichen, der die Vorderpranken steil aufstützt, das bemähnte Haupt hoch in die Luft hebt und allem anrückenden Unheil ein donnerndes „Halt!“ entgegenbrüllt. Und wie prachtvoll leitet die gesammte Composition zu diesem Höhepunkt empor! Diese dem Pfeiler vorbereitende Volute, die in der Linienführung die Wasserstut darzustellen scheint, die sich an dem Wehr staut und überstürzt, ist eine Conception von Michelangelesker Originalität.

Wagners Phantasie stürmt freghaft ins Unendliche. Wie er die Massen hoch aufthürmt und mit Lorbeerkränzen behängt, ist für seine Art charakteristisch. Wollte Gott, es käme dazu, dass eines seiner freieren Projecte, wie das in der Secession ausgestellt gewesene für einen Akademiebau,*) zur Ausführung käme; es würde sich zeigen, dass er in den Stationsgebäuden, die ihn wohl populär gemacht haben, aber zu vielen Compromissen zwangen, nicht sein Bestes geben konnte.

Ich habe bei diesen Bauten länger verweilt, weil sie wohl verdienen, aus der Masse hervorgehoben zu werden als das Wichtigste, das in der Zukunft für uns sprechen soll. Sie verbürgen, dass die Gegenwart etwas leisten kann: praktische Zwecke erfüllen, moderne Probleme auf moderne Weise lösen, Technisches, die Construction mit dem Künstlerischen der Äußenerscheinung übereinstimmen. Ich überjehe dabei gar nicht, dass in Kleinigkeiten Missgriffe vorgekommen sind, in der unpassenden Decorierung von Wasserabilnisröhren, die wie eiserne Säulen behandelt sind, im Holzanstrich à la Majerung ꝛc. Aber auch der alte Homer hat manchmal geschlafen.

Indem ich mich jedoch von diesen aus dem Rahmen der Durchschnittsbauten herausstretenden und doch in den Rahmen der Gesammtstadt sich so glücklich einfügenden Bauwerken entferne, um mich in das colossale Häusermeer von Wien zu verlieren, in dieses Tohuwbohu, wo Altes und Neues, Ahnung und Gespenst, Kluges und Dummes, Kraftvolles und Decadentes, Nationales und Hergelaufenes durcheinanderwimmelt, verzage ich fast. Mir graut, wenn ich den Aufmarsch der Todtencolonnen aller Stilarten überjehe, um die Ansätze werdender Gestaltungen herauszulesen. Wollte ich die einzelnen Neubauten nachweisen der anfsühlen, beschreiben und ihre Stilart bestimmen, so wäre damit wenig gethan; mir war es von Anfang an darum zu thun, durch die Zusammenstellung der Entwickelungsmomente unserer sich erneuernden Großstadt Gesichtspunkte für die Beurtheilung des baukünstlerischen Schaffens zu gewinnen.

Ich wende mich zunächst dem Wohnhause zu, als dem jedem Leser am nächsten liegenden Thema. Wir haben auch hier eine neue Strömung zu verzeichnen. Die meisten der in den letzten Jahren entstandenen Wohnhäuser in der Kärntnerstraße, Wollzeile, Rotenthurmstraße, am Kohlmarkt, dann am Rennweg, in der Porzellangasse und an der Wienzeile ꝛc. zeigen gewisse übereinstimmende formale Eigenheiten, wie das Vorwalten mächtiger, massiver Pfeiler- und Mauermassen, also großer Flächen, welche nur sparsam an gewisse Stelle mit gleichsam aufgeheftet Reliefdecoration (Tafelwerk, Cartouchen, Bronzegehängen ꝛc.) geschmückt sind, eine ziemlich gleichmäßige Behandlung der Stockwerke, in der Gesammtcomposition ein sichtbares Hervorheben der Formal-Structiven und einen ins Monumentale gehenden Zug, der alles Kleinliche und Zierlich-Spielerische, bloß Ornamentale vermeidet. Ich gehe weiter nicht ein, wenn ich auch diese Neuerung auf die schon von Hansen ausgesprochene, von den Modernen aber zum Princip erhobene Auffassung zurückführe, dass in der modernen Großstadt nicht das Einzelnhaus mit seinen Säulen, Gesimsen, Dachgruppen ꝛc. die Grundlage der neuen Architektur bildet, sondern eine aus diesen Elementen zusammengelegte Einheit höherer Ordnung: Das moderne Kunstwerk heißt die Straße. Die einzelnen Häuser müssen in künstlerischer Beziehung zu einander stehen und sich der höheren rhythmischen Organisation unterordnen.

Es ist von Interesse, Wagners eigene Worte zu vernehmen: „Die täglich einander ähnlicher werdende Lebensweise der Menschen hat das Einzelwohnhaus stark verdrängt, die Bauvorschriften haben noch ein übriges gethan, und so musste denn unsere heutige Uniformität der Miethäuser entstehen. In keiner anderen Stadt wird das moderne Miethaus eine so große Rolle wie bei uns. Haben in London die Bodenbesitzverhältnisse für diesen zwar eine Baumpe hervorgerufen, von welcher zu bekommen ist, dass sie benabe auf jede Mannichfaltigkeit der Kunst verzichtet, so ist in Paris wieder eine Lösung gefunden, welche das Unterbringen des Dienstpersonals in die Mansarden als unverrückbaren Ausgangspunkt hat. Berlin ist in der bekannten Flache ausgedehnter als Wien, und deshalb haben die Grundpreise dort nie jene Höhe erreicht, an welcher unsere so lang eingezwängt gewesene Bauerlaubt krankt. Es kommt nicht also auch dort bei Miethäusern keine solche Stockwerksvertheilung heraus, wie sie in Wien so dominiert. Bei uns sind Miet objecte erstlich benannt Zinshäuser, welche 6 und 7 Stockwerke, wenn Straßenumstände es zulassen, nichts scheuen. Die ähnlichen Verhältnissen

Bauzwecken mit einer größeren in der Äußenerscheinung betonten Wohnung des Besitzers im Hauptgeschosse sind auf dem Äußerbereitet. Wareneinkäufer und das Einzelwohnhaus eliminieren sich aus dieser Kategorie.

„Unsere gegenwärtigen Miethäuser verfolgen, durch die wirtschaftlichen Verhältnisse bedingt, keinen anderen Zweck, als durch Anhäufung kleiner, leicht vermiethbarer Wohnungen in einem Bauwerke das größte Erträgnis des investierten Baucapitals zu erzielen. Nachdem der Miewert der einzelnen Geschosse überdies durch Anbringung von Personenaufzügen ziemlich ausgeglichen wurde, musste als natürliche Folge daraus hervorgehen, dass die äußere künstlerische Gestaltung durch ein Ausziehen der Geschosse nicht mehr möglich war und dass architektonische Durchbildungen, welche ihre Motive in der Palastarchitektur suchen, als völlig verfehlt zu bezeichnen sind, weil sie eben der Innenstructur des Baues widersprechen. Die Baukunst ist daher bei der Durchbildung der Façade des modernen Miethauses auf eine glatte, durch viele gleichwertige Fenster unterbrochene Fläche angewiesen, wozu sich das schützende Hauptgesims und allenfalls noch ein kräftender Fries und ein Portal ꝛc. gesellen. Die in dieser Schrift aufgestellten Grundsätze weisen aber darauf hin, dass es nicht Aufgabe der Kunst sein kann, gegen die erwähnten wirtschaftlichen Strömungen anzukämpfen oder sie durch eine Lüge zu bemänteln, sondern dass ihre Aufgabe darin liegen muss, selbst solchen Anforderungen gerecht zu werden. — Aber auch das moderne Auge hat den kleinen intimen Maßstab verloren, sich an weniger abwechslungsreiche Bilder, an längere gerade Linien, an ausgedehntere Flächen, an größere Massen gewöhnt, weshalb ein stärkeres Maßstabe, eine weniger reiche Silhouettierung solcher Bauwerke gemäß angezeigt erscheint. Die Kunst muss demnach hauptsächlich dort zum Worte kommen, wo ihre Domäne unbestritten bleibt und ihr Eingreifen ein natürliches ist. Der Architekt muss daher bei Miethäusern durch Decorierung der Fläche in untereinander contrastierenden Bildern, durch einfache und richtig gewählte Details, durch deutliche Betonung der Construction zu wirken suchen, ohne dass dies in ein gegenseitiges Uebertrumpfen ausznarten braucht.“

Und Leopold Bauer, ein Wagnerschüler, bemerkt in einem prämierten Aufsatz zu demselben Thema: „Jedes Werk, das eine sehr große rhythmische Wiederholung erheischt, muss nothwendig ungemein einfach sein. Ein Revolvgitter von 100 Meter Länge wirkt lächerlich. Je höher die Organisation, desto einfacher müssen die Mittel zur Hervorbringung der Wirkung sein. (Man vergleiche Motive Mozart'scher Symphonien mit denen Beethovens und Bruckners.) So kommt es auch, dass das Wagner'sche Zinshaus im Aufbau geradezu naiv einfach ist, weil es das Bild einer Reihe ist, die erst die Zutaten vollenden wird. Dass diese organisatorische Form, ganz aus sich heraus geboren ist, braucht doch erst keines Beweises. Regt es sich doch an allen Ecken und Enden zu Organisationen, welche Mitglieder mit gleichen Bedingungen umfassen. Die Zukunft gehört dieser fortschrittlichen Entwickelung. Nach Straßenorganisationen werden Städte, ja sogar Länder einer großen „Idee untergeordnet werden.“

Ich muss bemerken, dass ich diese für das Verständnis der neuen Stilstrebung wichtigen Aeußerungen hier verzeichne, weil es meine Aufgabe ist, eine Uebersicht über die gegenwärtigen Strömungen zu geben, dass ich mich aber selbst dieser Auffassung nicht vollkommen anschließe. Das von Wagner wiederholt betonte demokratische Princip mag gegenüber dem Wüstenton brutal conservierender Façaden eine Berechtigung bedeuten, die Gegenwart aber ist über diese Kunstauffassung bereits zu einem Verständnis neuen, individualistischen Kunstgefühls vorgedrungen. Es wird sich noch beim Thema des Familienhauses Gelegenheit finden, dieses hochst moderne Princip zu erörtern.

Einer der ersten Versuche in der gekennzeichneten Richtung war die hübsche Wagner'sche Wohnhausgruppe am Anfang des Rennwegs, zwei symmetrische Eckhäuser sind um ein schmuckes Palais als Mittelbau gruppiert, eine reizvolle, breite Friesornamentierung schlingt ein gemeinsames Band um die Façaden. Das Warenhaus des Modehändlers Neumann (Clothing Company in der Karntner straße, gleichfalls von Wagner, inaugurierte diese Stilrichtung für Geschäftshäuser. Die in vertikaler Richtung die Fensterreihen zusammenfassenden Bronzegehänge heben sich hier noch etwas deb von dem dunklen Grund des Ansichtes ab. Viel feiner in der Stilung wirkt das in der Wienzeile nahe der Rettenbrücke entstehende Haus dieses Architekten zu werden, das eine sehr originelle und glückliche Lösung zeigt: oben an der gerundeten Ecke in einer Loggia Raum gegeben, deren Rückwand in concaver Form nach über das Dach hinaufgeführt ist. Auch die vorgelegten Ornamente, die Medaillons zwischen den Fenstern des vierten Stocks und die durch die hohle Hand zusammen Fassen wirken gut. Von anderen Arbeiten, die das dieser Stilrichtung zuzuschreiben sind, sind einige Villenbauten von Josef Hoffmann, v. Neumann, v. Krasnik, Rich. Jordan, Dimmer ꝛc. ꝛc. Baumann, der das interessante Amtsgebäude der Lokalbahn in der Vorgellangasse, das Wagmann'sche in der Mariahilferstraße, die „heimeligen“ Häuschen gegenüber der

Digitized by Google

Südbahn, die zwei Brunnerschen in der Wienzeile und das besonders gelungene Haus des Apothekers Lammatsch in der Wiedner Hauptstraße gebaut hat, hält seine mit flachen Pilastern oder Lisenen zusammengefaßten Façaden auch möglichst glatt, gibt ihnen aber durch oft glücklich gewählte eigenthümliche, Empire- oder Renaissancemotive einen besonderen Reiz. Sehr geschickt sind an dem letztgenannten Gebäude die Geschäftsräume des Erdgeschosses mit dem Portal in einen gemeinsamen — allerdings etwas klotzigen — Holzrahmen gefaßt und dadurch ein hübscher Anfang für die bei uns leider noch immer stark vernachlässigte Ausstattung der Straßenläden gemacht. (Als rühmliche Ausnahmen erwähne ich das Henkelsche Etablissement in der Kärntnerstraße und das freilich ein wenig outrierte Hutgeschäft von Ita, Ecke Kohlmarkt.) — Von den Architekten v. Krauß und Tölk ist das eben vollendete Haus des Bürgerspitalfonds in der Mariahilferstraße, Ecke Dunnergäßchen, entworfen. Parterre und Mezzanin sind für Geschäftszwecke bestimmt, die Ornamentik nach oben verlegt; Merkurstäbe, Gehänge, Vasen ziehen den Blick nach oben. Die Sucht, das hellgelbliche Haus recht vornehm erscheinen zu lassen, hat die Architekten verführt, Steinfugen zu imitieren. — Eine sehr gediegene Leistung ist das Husarenhaus, Ecke Graben und Kohlmarkt, im Atelier des Architekten Roth entworfen. Die geschmackvolle Anordnung der gleichartigen Fensteröffnungen ist durch den stark vorspringenden runden Erker an der bedeutenden Ecke belebt, der auch dekorativ sehr günstig behandelt ist: unten Putti, das historische Heldenbild im ersten Stock, oben die Kuppel mit dem weithin sichtbaren Reiterstandbild. — Das von Fröhlich erbaute Haus in der Wollzeile, nächst der Riemerstraße (Degrassi), zeigt ein sehr sympathisches modernes Empfinden. Die herunter laufenden Eisenen, der viereckige Mittelerker mit der grün gestrichenen Eisenarmierung bilden einen wirkungsvollen Façadenschmuck. — Bei den Deininger'schen Häusern in der Rotlenthurmstraße, dem Bau Swietenhof und den auffallenden Neubau, mag der moderne Wille gut gewesen sein, aber das Fleisch ist schwach, an künstlerischer Gestaltungskraft fehlt es. Der Bau Swietenhof macht einen ganz imposanten Eindruck, aber es ist kein Rhythmus in der Façade. Die schmalen Eckrisalite und der Mittelrisalit mit dem aufgesetzten säulenumstellten Renaissancethürmchen stehen in keinem Verhältnis zu der ganzen breiten Baumasse. Eher wäre die Zusammenfassung von je drei Fenstern und deren Reliefverdachung zu loben, aber da stehen wieder die Stockwerke untereinander in einem peinlichen Kampf. Das andere Haus, das den stürzverlen Namen „Secession" des Architekten Olbrich in Wien sich zu machen nehmen möchte, ist so recht geeignet, die Moderne zu diskreditieren. An einen solchen Regenbogenjahrbaumstrich wurde die Wagnerschule oder die Secession nicht einmal im Traume denken, und die bunt durcheinander gewürfelten modernen Reliefmotive machen noch keinen Sommer. Am ehesten kann man noch die beiden aufgesetzten Thürme mit ihren zierlichen Helmen und die Verbindungsloggia mit den chinesischen Drachen gelten lassen. Das Gute wäre hier so nahe gelegen: eine Anknüpfung an den Biedermeier des früher an dieser Stelle bestandenen hübschen Barockhauses.

An solchen wichtigen Punkten an den historischen Location anzubinden, ist eine Pflicht, die gerade Wagner oft betont hat. Haben wir schon durch ungeschickte Straßenerweiterungen früherer Generationen eine Anzahl wichtiger Baudenkmale aus der Renaissance zeit verloren, so muß die Erinnerung an die große Epoche der Barocke wo es am Platze ist — umso sorgfältiger gepflegt werden. Eine feine Mischung solcher Reminiszenzen zeigt der Regensburgerhof des Baurathes Neumann. Nach ernstlich bayerischen Studien hat dieser sich geschmackvolle Architekt die Silhouette des einst hier bestandenen berühmten Augsthauses in den Entwurf des Neubaues hereingenommen: die runden Eckthürme, die Dachgruppierung, auch charakteristische Details, wie die zwei Figuren unter den bedeutenden Erkern, Vater und Mutter, die nach dem verlorenen Sohn ausschauen rc. Dieses alte Bild ist aber in dem imposanten, prachtvollen neuen Zeppichhause mit barocken Motiven durchsetzt. Als weitere Neubauten, die localhistorische Ziel meine verwerten, seien nur das Palais Ven, das derselben Architekten Wiener Barocke mit französischen Renaissancemotiven und die bekannten, für Wien so charakteristischen Bauten von Prof. Koniz, Pfaffenhofer, Rottenthurmstr., Palais Herbert'sein. Auch die Backahlen zwischen Lastl und einige Neubauten in der Praterstraße werden hier zu erwähnen sein. Ein weitgehendes Experiment, für die Neubauten in der Umgebung des heutigen Stadtrathes passende Façadenmuster zu gewinnen, sollte durch eine Preisausschreibung gelöst werden, bei der Max Fabiani den Sieg davontrug. Die Frage bleibt noch immer schwierig.

Bei den Wohnhäusern ist dahin zu eilnige, die in ihren äußeren Stockwerken Miethswohnungen enthalten und sich in diesen äußeren Charakter an die Façadenformen des Wohnhauses anschließen, bereits Beispiele. Wenn das Prinzip der verschiedenartigen Behandlung richtig durchgeführt wurde, dann wurden solche Versuche gelingen, an denen vielleicht Wagner sich die Architekturen eines Hauses, wie es seinem Sinne ist, denken kann. Die Wahl der Baumaterialien ist ja eine sehr verschiedene, bei theuren Objekt darf natürlich und möglichst breite Fensteröffnungen zu gewinnen, führt zu einer Bevorzugung des Eisens als Baumaterial. Wird diese Art der Construction von Grund auf durchgeführt, so kann sie unter der Hand eines geschickten Architekten zu einer imposanten, auch künstlerisch befriedigenden Wirkung geführt werden. Die massigen Stein- oder Ziegelwandflächen aber auf die schlanken, stramm Eisenpfeiler aufgesetzt bekommen etwas Gequältes, Verschrobenes. Es sind das alles Probleme, die ein eingehendes Studium und eine ausführliche Erörterung verlangen, die ich aber hier nur streifen kann. Ebenso muß ich von den betreffenden Bauten einen großen Theil unerwähnt lassen und kann nur einige wenige, die typische Kennzeichen tragen oder im Vordergrunde des Interesses stehen, hervorheben. Unter den Warenhäusern ist eines der besten das vom Schön erbaute Zwiebackhaus in der Kärntnerstraße, mit einer von oben bis unten gleichmäßig in Stein durchgeführten Façade in französischer Renaissance. Ueber den Schaufenstern des Erdgeschosses läuft eine schützende Glasmarquise, im ersten Stock ein Balkon die Fronte entlang. Fellner und Helmer sind mit ihrem Eisernen Haus in der Kärntnerstraße, dem Rothberger'schen Etablissement am Stephansplatz und dem Teppichhaus am Bauernmarkt zu nennen; das letztere hat neben der Esders'schen „Großen Fabrik" in der Mariahilferstraße (Architekt Schachner) den höchsten Accord in Ausnützung des Raumes aufzuweisen (919 Procent gegen 60 bis 70 bei früheren Häusern). Um dieses Ziel zu erreichen, haben Fellner und Helmer zwischen den schwachen, parallel laufenden Nachbarmauern nur vier eiserne Stützen verwendet. Die gesammte Baufläche ist, vom Souterrain angefangen, durch alle Etagen bis zum Dachboden ausgenützt, ja sogar die Fläche des Cementdaches ist zum Teppichklopfen adaptiert. Auch Kutscher mit seinem Warenhaus Herzmansky in der Mariahilferstraße und Fleischer mit dem Eisenhof (Margarethenstraße) sind günstig hervorzuheben.

Praktische Tendenzen sind es in erster Linie, die eine großstädtische Bauriesenentwicklung beeinflussen. Sie würden noch rascher und zweckmäßiger in neue Erscheinungsformen treten, wenn nicht unsere uralte, fast durchwegs unbrauchbare Bauordnung einen Hemmschuh anlegen würde.

Mehr Spielraum findet die künstlerische Phantasie bei der Ausführung von Monumentalbauten, an denen die letzte Epoche freilich sehr arm ist, und von Familienhäusern, die nach meiner Meinung an Stelle der früheren Palastbauten die individuelle künstlerische Geschmacksrichtung unserer Zeitgenossen zum Ausdrucke zu bringen berufen sind. Auf die interessanten Stilverzichte der Gegenwart in diesen beiden Richtungen wird sich späterhin Gelegenheit ergeben, in einem folgenden Artikel näher einzugehen.

Dr. Ludwig Abels.

Am besten, Sie schlagen den Accord nicht auf einem Clavier, fordern einen Harmonium an. Sie ziehen dabei das zarteste, diskreteste Register, Sie halten den Accord lange, lange aus. Dann aber lehnen Sie sich zurück und schließen die Augen.

Wird der Accord nicht zum Zaubermusik? Schweben Sie nicht weltentrückt über die Länder hin? So hoch, daß Sie nur eben noch sehen können: die bunten Länder drei unten sind bunt von den Farben des Herbstes? Von den Menschen sehen Sie schon gar nichts, aber ein wirbelnder Wind fagt Ihnen, in all den Tausenden, die sich zu schaffen machen in den ameisenkleinen Städten, ist nicht ein einziger ganz freudiger Gedanke. Auch in ihren Seelen ist es ja Herbst, und der Herbst hat auch sie öde gemacht, öbet und welk wie all das Land umher.

Ja, seinen Sie nur die Augen, es ist besser so, denn so viel der Accord Ihnen auch zu zeigen hat, etwas Gesundes, Lebenbejahendes zeigt er Ihnen nicht. Seien Sie lieber, wie ich bekannt wurde mit dem südseeländischen Accord. Sie wissen wohl, mit Farben und Klängen weiß es einem oft wie mit den Menschen: zahrelang sieht man sie nun sich, ohne sie doch zu sehen. Ein Zufall erst macht sie uns bekannt, und dann sind nun gut darum, uns alle Einzelheiten des Zufalls zu merken, denn sie unterscheiden uns gar Manches.

Nun also, ich war damals krank, schwer krank. Lag in einem großen Krankensaal, war wag von allen Verwandten und Lieben Dahrem, konnte nichts bei mehr Mundvoll, denn ich hatte Fieber, und das Fieber hatte den Appetit mir einmal in den Kopf gesetzt, einfach zu nichts. Lieber das Schweine war ich schon weg und dankbar, daß Jammer ein Ende entgangen.

Da kam eines Tages meine jüngste Augerbist. Es war im März, Schneeschmelze, und in Berlin macht man schlimmen vom Himmel, und man sieht sich gezwungen, einen Regenschirm auf und abzunehmen — Leute, Leute, Großstadt! Ich starrte mit meiner Kinder hatte das Fenster geöffnet, ich hatte den Schneesturm auf und die Dicke sah abziehenden

ein Vogel zwitschernte irgendwo draußen. Wo war da plötzlich meine gute Haltung hin, meine Lebensverachtung und Todessehnsucht! Ich wollte leben, leben, noch Jahre lang, Jahrzehnte — und mein Verstand gab mir nur wenige Tage.

Sehen Sie, der Augenblick hat mich bekannt gemacht mit dem Accord, den Sie soeben hörten.

Ich bin nicht gestorben, wie Sie wissen, der Frühling machte mich wieder gesund, aber Monate hat es gedauert, ehe ich jenen Klang aus den Tönen belam. Eine Menge Musikstücke fiel mir ein, in denen der Accord vorkam. Merkwürdig, wie viele darunter von Mozart waren, vom „kindlich heiteren" Mozart. Dann dachte ich an Stücke, die ich als Kind einmal geklimpert hatte, die ich seitdem nie wieder gehört, und die —

Aber warum erzähle ich das alles?

Sehr einfach: weil ich seit gestern den Accord nicht loswerden kann. Ich bin nicht krank gewesen, ich habe auch nicht in alten Noten geblättert, ich habe nur einige Bilder gesehen, Bilder von Ludwig v. Hofmann.

*

Ein Land, das der Herbst gezeichnet hat, das ist die Heimat der Hofmann'schen Kunst.

Ein Bildhauer, der sich vornähme, den Herbst statuarisch darzustellen, würde gut daran thun, ihm wie einem Janushopf zwei Gesichter zu geben, denn ein anderer ist der Herbst, wenn er hinausschaut in den Winter, ein anderer, wenn er zurückblickt auf den Sommer. Wir Nordländer kennen zumeist nur jenes Gesicht, das tragische, vor dem die Welt sich hinbehat in grauen trostlosen Farben. Länst haben die Vögel der Sonne diese Welt verlassen, nur Krähen flattern noch hin über die öden Felder, und ihr heiserer Schrei ist der Schrei der Entbehrung.

Man muß seine Seele der dürftigen Größe dieser Welt verschließen, will man verstehen, was die Augen jenes anderen Gesichts, das rückwärts schauenden, so weit und schwerlich macht. Ueber Wälder schauen diese Augen hin, die noch widerhallen vom Gesang der Vögel, über Seen, auf denen die Schwäne noch gleiten. Aber schon ist in der Brust der Singvögel und Schwäne die große Sehnsucht erwacht, und mit dem bangen Blick der Mutter, die ihr sterbendes Kind am Busen hält, sieht sich der Herbst der kranken Schönheit seiner Wälder und lauscht auf die Lieder der Sehnsucht.

Hofmann der Mensch hat im nördlichen Deutschland seine Heimat, Hofmann der Künstler suchte Italien auf. In diesem Lande, wo alles Erinnerung ist, alles verstrickende oder verlockende Pracht, fühlt er sich erst daheim. Braucht es noch vieler Worte über das Gesicht des Herbstes, wie es aus den Hofmann'schen Bildern zu uns herüberschaut?

In Italien ist Hofmann heimisch geworden, zwischen den Ruinen der Antike hat seine Wunderblume Wurzel gefaßt, und doch ist er immer Nordländer geblieben, er wird es bleiben, und niemand wird daran zweifeln, daß das Land dort unten selbstständig nie jene Wunderblume hätte reifen lassen können.

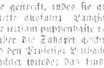
In der nordischen Sommernacht gibt es eine Stimmung, die ein wüstes Schärenfeld südlicher erscheinen läßt als selbst die Campagna. Das ist die Zeit um Mitternacht, wenn der rothe Sonnenball seinen tiefsten Punkt erreicht und nun zu leicht scheint, uns Meer zu sinken, zu schwer, sich aufzuschwingen. Stundenlang vermag die Natur dann jene rothgoldenen, schwüchtigen Farben auszuhalten, in denen wir Nordländer uns so gern den Süden verkörpert denken.

In solchen Stunden mögen Viktinger hinausgesegelt haben aufs Meer, in solchen Stunden spürte sie's bei den Gedanken an die endlose nordische Winternacht, daß der Entschluß in ihnen kräftig wurde, der sie hinaustrieb aufs Meer, dem Land der Sonne entgegen — in einer solchen Stunde mag auch einem Ludwig von Hofmann der erste intuitive Blick zutheil geworden sein. Ein Viktinger der Kunst, der im Süden den nordischen Abend suchte: das ist seine Formel.

Ich denke zurück an alle die Bilder, die ich von Hofmann sah: nicht eins von ihnen, das eine frische, klare Morgenstimmung gäbe. Diese Stunden des Tages kennen nur wenige. Wie ein ewiger Sonnenuntergang liegt es über seinen Bildern. Die Luft ist gesättigt von Sonnenglanz, der wie aus eigener Kraft leuchtet und den Dingen die allzusichren Umrisse nimmt. Alles Hervorstehende ist vergeistigt, als Körperloses meinen wir greifen zu können. Es ist die eigentliche Märchenstunde des Tages, wunderbarer, unheimlicher noch als die Geisterstunde der Nacht. Aus ihrem Geist heraus hat Hofmann seine Landschaften empfunden, und von ihrem Geist lebendig sind die rathselhaften Wesen der Hofmann'schen Welt.

Welcher Art sie sind, diese Wesen? Was sie treiben und denken? Ich glaube, es ist besser, sie nie darnach zu fragen. Hofmann ist der Maler des Sonnenuntergangs, der gedeuteten Linie und tiefen Farbe auch darin, daß er die Fabel, die Novelle nicht minder hoist als Moral und Tendenz. Und darum, kann man die vorlaute Lohengrin-Frage der Hofmann'schen Kunst gegenüber nicht unterdrücken, so begnüge man sich zunindest mit einer Antwort, in der nicht mehr fester Umriß liegt als in der Kunst Ludwig von Hofmanns selbst.

Diese Antwort aber lautet:



Berlin. Willy Pastor.

Die Woche.

Kunst und Leben.

Man schreibt uns aus Bayreuth: Bayreuth ist von den „Jungen" erobert. An die Stelle der Lesi, Mottl, Vogl, Gura, van Dyck, Grengg, Malten, Lilli Lehmann, Breina u. s. w. ist eine neue Generation getreten. Die Jugend hat ihr Recht gefordert. Schon das Programm mußte dies offenbaren. „Ring", „Parsifal" und „Meistersinger", welche Riesenaufgaben sind da nebeneinander gestellt! Nun, die Jugend ist immer kühner, unternehmender, als die bedächtige Reife. 1897 hegte man große Bedenken gegen die Vereinigung von „Parsifal" und Teleologie; man hat man gar noch die „Meistersinger" hinzugezogen. Das ist ein Zeichen einer neuen, einer verjüngten Zeit. Jene sieben noch alte Strategen auf den Schlachtfeld, wie Richter und Fischer. Aber ihr Commandowort ist nicht mehr ausschlaggebend; ein neues Regiment hat angefangen, das Regiment Siegfried Wagners. Seit langem prophezeit, von Vielen ersehnt, von der Mehrheit gefürchtet, ist es jetzt Wirklichkeit geworden. Die Festspiele 1899 tragen deutlich den Stempel Jung Siegfrieds, seiner Freunde und seiner Gegebenen. In der Teralogie schwang er das Scepter über das Orchester. Leider nicht immer zum Heil des Ganzen; manche Tempoverschleppungen, manche Intonationsstörungen, manche rhythmische Ungenauigkeiten machten sich bemerkbar. Die den älteren Künstlern leicht verderbliche Routine, hier mangelte sie. Der einheitliche große Zug fehlte dem Viertagewerk, den Riesenwerk fehlte die Riesenhand. Mit der Nähne ging manches neue Stern mit verheißungsvollem Glanze auf: Van Roon vor allem als Hans Sachs, allerdings schon 1897 eingekühnt, und seine große Partnerin Ellen Gulbranson; Ernst Kraus und der in der Stimme bewundernswerte, in der Darstellung noch nicht ganz gereifte Burgstaller als Parsifal; Mitia Fassbinder als Kundry. In Regie-meister hat man einen Lage entdeckt, der aus der Einzige von Vielen berufen scheint, Vogt beerbt zu werden. Freilich blieben auch die Enttäuschungen nicht aus. Der Versuch z. B., aus Concertsängern Bayreuther Tarsteller zu schaffen, ist bei Sitzermanns nicht geglückt. Doch ist damit das Problem nicht widerlegt. In Dr. Muck hat man einen Mann gefunden, dessen gesangliche Leistung schon jetzt außergewöhnlichen Genuß gewährte. Alles in Allem bedeutet die Festspiele dieses Jahres mehr als schon seit langem ein neues, bemerkenswertes Experiment.

W. St.

Nunmehr, so du deine Sommerabende in Wien verbummelst, ist dir die Saharet nicht unbekannt. Bis eines Abends mit erstaunlem Lachen nach Hause geplagert, und in deinem Ohr tönte ein internationaler Gassenjunge nach: die Tanzwuth der Saharet. Und unter den Weibern, die noch vor deinem erwachten Augen vorüberschwebten, sich ein einziges Bild immer wieder heran und verwischte: der Tanz der Saharet. Was ist das doch für ein merkwürdiges Bild, und gar in dieser Umrahmung! Man kennt eine Variété-Vorstellung. Die Stellungen tritt vor und verneigt sich, sie athmet nach halbdrechterlichen Kunststücken in beglückter Freiheit aus. Jener Minuten Leiden da und rechen ihre Arme und Vorderen beschwid die eingeschüchterten Zuschauer zur Anerkennung heraus. Ein Volksjunger wendet sich lächelnd an die Raupe herau und spielt das äußerne Publicum mit Worten und Geberden und macht seine schonsten Bucklinge. Das ist eine Variété-Vorstellung. Alle wollen dich belustigen, sie können heraus um die Wette, sie geben dem Verlauf mit Gewalt aus den Gliedern. Und da, mittendrin — stummes Intermezzo — die Saharet wird tanzen. Die Saharet lächelt auf die Bühne. Still, still, wie wenn sich ein junges Mädchen herbeilieke, ein entzücktes um verhohlt vor die Oeffentlichkeit zu treten — da heißt es etwa sein und nicht zu neugierig. Der Zauber könnte verfliegen. Das junge Mädchen steht da, groß und schlank und mit einem überlegenen Kindergesicht. Und nun hebt sie die langen faltigen Röcke und kurzt sich hinein in den Tanz wie in ein Luxus, schäumendes, lustiges Wellenspiel — ihre Knabenhaften Glieder turnen sich und tanzeln und ahmen Schlangenlinien, ihre Arme leuchten und lachen dem Ende entgegen wie einem sicheren Sieg. Sie hebt die langen faltigen Röcke und schlagt Purzelbäume, die sich in ihrem rasenden Tempo an einer ganz neuen Art Tanz umwandeln schingen. Sie schlagt Purzelbäume und zwirbelt ihren Körper zu einem Ball, und sie ein Taschentuch, das sich zwischen ihren Beinen aufbeht. Und übermuthig wie ein Clown sieht sie mit einemmale — eine langsame Melodiemusik begleitet sie dazu — das rechte Bein schwingt sich in die Höhe, gerade dorthin, wo den schwarzen Clowsen hosen, und beschlagt es wie mit einem Ruck an die Stirn. Und wie das rechte Bein in die Höhe gerecht, und wie sie mit dem linken Bein eine unendlich komische Pirouette ausführt. Langsam, langsam beruhigen sich die Glieder, wie wenn sich ein müdes puppenhaftes rasches Kinderspielzeug zur Ruhe legt, und bloß, Bein in über die Saharet zusammen worden, als sie in Paris Triumphe erlebte und den Preis von Monaco begeisterte. Aber obwohl mich ob ihrer das verblüffend wirkte, das künstlich einfache in ihrer Absicht. Sie ist alles eher als eine dämonische Tänzerin, kühl und sicher bleibt sie bei aller Tollheiten. Ihre ganze Kunst ist Geschicklichkeit und ganz Erziehung. Sie ganz Erziehung der sportliche sind, daß sie Kunst so versteht. Tanzt also in jener Art Tanzkunst, wie sie gelegt und englisch-amerikanischer Sitt — Amerikanerin wohl Tänzerin nennt sie sich mit maßvollem Stolz — ein Tanzkünstlerin ist das eigentlich Interessante an ihr, das

Digitized by Google

Neue. Man fühlt ihn heraus, wenn man die Saharet grazisös findet. Es ist jener noch unbegreifbare Stil, der in den Ländern englischer Zunge entstanden ist und nun auch in das alte, ringsum eingeschlossene Europa vordringt. Im Kleinsten und Größten kann er sich äußern: im Charakter einer Staatsführung, in hellen Sommercravaten und im Kopfnicken einer jungen Tänzerin. Km.

Bücher.

Philo vom Walde: Vincenz Prießnitz. Sein Leben und sein Wirken. Zur Gedenkfeier seines hundertsten Geburtstages. Mit 241 Illustrationen von Josef Dunsch, Karl Goebel ꝛc. Berlin S. Wilhelm Möller (ohne Jahreszahl).

In den Culturgeschichten, die wir bis jetzt haben, würde man den Namen Prießnitz vergebens suchen. Aber es wäre nicht unmöglich, daß spätere Culturhistoriker diesen Namen zur Bezeichnung eines Zeitabschnitts gebrauchten. Ueber die Stellung der Hydrotherapie in der allgemeinen Heilkunde und über den Wert oder Unwert der verschiedenen Methoden wird ja unter den Fachleuten endlos weiter gestritten werden, aber drei Dinge stehen heute für alle Verständigen, Mediciner wie Laien, zweifellos fest: das Wasser und Luft von großer Bedeutung bei vielen Heilprocessen sind, daß eine naturgemäße Lebensweise die erste Vorbedingung für das Gelingen jedes Heilverfahrens ist, und daß eine naturgemäße Lebensweise die meisten Krankheiten beseitigen und den größten Theil der Aerzte in Ruhestand versetzen würde. Die Anerkennung dieser drei Wahrheiten kann aber nicht ohne Einfluß auf das Volksleben im ganzen bleiben und muß eine Menge Aenderungen in der Volkssprache, in den Volksgewohnheiten, in der Technik (man denke einerseits an das Schwinden des Alkoholverbrauches und andererseits an die Wasserversorgung der Städte und die Ausbildung des Badewesens) und Aesthetik (Bekleidung, städtische Promenadenanlagen) hervorbringen. Drei dieser Wahrheiten haben nun freilich auch unzählige andere, u. zw. schon Jahrhunderte, ja Jahrtausende vor Prießnitz eingesehen; ihm aber gebührt das Verdienst, ihnen in unserer Zeit wenthin bei den höheren Classen Anerkennung verschafft zu haben, unter denen schon seine Wunderkuren eine große Zahl begeisterter Jünger gewonnen hatten. Prießnitz ist am 5. October 1799 geboren worden. Sein Schwiegervater, Hauptmann Ripper, hat diesen Anlaß benützt, dem großen Wasserdoctor ein biographisches Denkmal setzen zu lassen, und hat das Material dem auch als Dialectdichter bekannten Philo vom Walde übergeben, der zu den eifrigsten Verehrern, Leitern und Förderern der Vereine für Gesundheitspflege und Naturheilkunde gehört. Warme Begeisterung für die Wasserheilkunde, unkritische Verehrung für Prießnitz und gründliche Sachkenntnis vereinigten sich, ihn für die gestellte Aufgabe zu befähigen. Auf die Biographie folgt eine Auseinandersetzung mit solchen Wasserärzten, die als Gegner und Verbesserer Prießnitz' aufgetreten sind, wobei der Verfasser wieder ganz auf seiten Prießnitz kommt, dann eine Darstellung seiner Krankheitstheorie und seiner Curformen und eine Würdigung seines Lebenswerkes von philosophischen und culturgeschichtlichen Gesichtspunkten aus. Den Schluß bildet eine Reihe von Urtheilen bedeutender Zeitgenossen, unter denen nur die vom Cardinal Diepenbrock und von Hieronymus Lorm am meisten Beachtung zu verdienen scheinen. Die sehr guten Illustrationen stellen uns den Greisenberg in der Zeit, wo er weltberühmt war, wie er leibt und lebt vor Augen.

— r —

Berühmte Musiker, Lebens- und Charakterbilder nebst Einführung in die Werke der Meister. Herausgegeben von Heinrich Reimann: V. Karl Maria von Weber von Hermann Gehrmann. Berlin 1899. Verlagsgesellschaft „Harmonie".

Zu der vorliegende Serie bilden einen Band aus jener räthselhaft bekannten Collection von Biographien, die bereits Brahms, Händel, Haydn, Loewe, Lortzing und Saint-Saëns aufgesetzt und demnächst noch weiter fortgesetzt werden soll. Eine populäre Biographie Webers durfte den meisten Musikern willkommen sein, zumal das Lebensbild, das M. M. von Weber von dem Componisten entwarf, nicht allen Ansprüchen genügend, da, die man an ein wissenschaftliches Werk stellen kann. Gehrmann hat es verstanden, die richtige Mitte zwischen einfacher Berichterstattung und trockener Berichterstattung zu halten und dabei doch ein ebenso lebendiges wie gewandtes Charakterbild zu entwerfen. Seine Einleitung in die drei Meisteropern Webers ist ihm in den wenigen Zeilen vortrefflich gelungen. Desgleichen durfte seine Bemerkenswerthe der Schluss Beobachtung durch Langer allgemeinen Beifall finden. Ein ebenso schönes Urtheil hatte ich auch über die Beurtheilung der „Drei Pintos" durch Weber's Freunde. Ich jene beide Anderungsvorschläge unter den Beifall der musikverständigen Publikums erhielt. Eine Beurtheilung, welche die Freischützmusik ebenso Webers so innig Kunstwerk erweckt, kann unmöglich den Geist des Componisten wiederrufen. Diese Abwendung hat auch die Entwicklung des Musikmarkt unserem Musikgeschmack, so daß die Verwirklung Gehrmanns noch bewegt, eine Wandel durch seine Beurtheilung des Werkes dem Ton und in Anwendung unserer Kunst zu verbreiten. Recht wichtig bekannten Schritt und Beurtheilung seiner Schaffens ist dennoch auch die Briefe wichtig zu benutzen, so daß Weber's Leben und Wirken [illegible] Zeit [illegible] Lebensbild [illegible] Schaffens ist [illegible] Weber

„Cornhill-Magazine“ (Juli). Bret Harte schreibt über den Aufschwung der literarischen Skizze in Amerika. Mit Unrecht nenne man ihn den Vater derselben. Diese Kunstgattung habe schon in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts bestanden und geblüht, nur daß sie keinen specifisch amerikanischen Charakter trug, sondern englischen Beispielen folgte. Langsam begann sie sich dann durch Beimengung eines eigenartigen nationalen Elementes — des amerikanischen Humors — zu befreien. Dieser fand zuerst in Anekdoten seinen Ausdruck, später wurden den Pointen kurze Skizzen vorangesetzt. Aber immer noch war es Zeitungsliteratur, die ihre ursprüngliche knappe concise Form beibehielt. Scharf umgrenzt, ohne künstlichen Schwung oder physiologische Ausgestaltung, gingen diese Skizzen gerade aufs Ziel los und waren fast immer, wenn auch nicht künstlerisch, so doch prägnant und charakteristisch. In wenig Strichen wurde oft darin das Bild eines Standes oder Kreises gegeben, und die Personen brachten im localen Dialect die Gewohnheiten und Anschauungen ihrer Heimat zum Ausdruck. Diese Zeitungsskizze war die Stammmutter der amerikanischen Novelle, aus der nach der Ansicht des Verfassers die amerikanische Literatur der Zukunft hervorgehen wird. Bemerkenswert ist — was Bret Harte gleichfalls erzählt — daß sein eigener größerer Roman „The Luck of Roaring Camp“, worin er das Leben in Californien wahrheitsgemäß darzustellen versuchte, bei den heimischen Verlegern und Kritikern auf den entschiedensten Widerstand stieß und erst durch die europäische Kritik zu Ansehen gelangte.

„National Review“ (Juli). Pastor Heason schreibt über die englische Sonntagsruhe, die bisher allen Angriffen der Zeitungen siegreich widerstanden. Das sei nicht so sehr auf die religiöse Gesinnung im Land zurückzuführen, die heute bei der Mehrzahl der Bevölkerung durchaus nicht mehr unerschüttert ist, sondern vielmehr auf sociale Gründe. — F. C. Conybeare bespricht den erschreckenden Rückgang Algiers, der auf den Rückgang der französischen Bevölkerung in diesem Lande zurückzuführen sei. Dieselbe gehe allmählich unter, während Italiener, Spanier und Maltheser das Uebergewicht gewinnen. Während der letzten zehn Jahre haben gegen 17.000 Ausländer dort das Bürgerrecht erlangt. Es seien Leute der niedrigsten Stufe, die ganz unter der Herrschaft der Pfaffen stehen und sich den französischen Einrichtungen widersetzen. Statt von den Franzosen auf eine höhere Stufe gebracht zu werden, ziehen sie die wenigen neu hinzukommenden französischen Ansiedler zu sich hinab, und zweifellos sind auch diese verkommenen Ausländer für die argen Ausschreitungen und Judenverfolgungen des vorigen Jahres verantwortlich zu machen.

Reuini.

Eine Erzählung aus Paris.

Von **Mous Lie.**

Autorisierte Uebersetzung aus dem Norwegischen.

(Fortsetzung.)

Kommen wir zum nächsten Punkt. — Man muß von einem Punkt zum andern gehen, wenn man einmal zu Ende kommen will. Eines Morgens um fünf erwachte ich. Ich pflege oft mit einem drückenden Gefühl zu erwachen. Ich hatte gewiß auch damals ein solches drückendes Gefühl, damals als sie an meinem Bette saß.

Wie mager — wie bleich — wie gelleidet! So etwas kann einem die Seele aus dem Leibe jagen. — Und die beschiedene Stimme.

Ich erhebe mich — reibe mir die Augen. Ich starre ihr ins Gesicht. Ich glaube, ich träumte — ja, bei Gott — ich glaube, daß das Ganze nur ein Traum ist — daß die Welt nur ein Traum ist — und man selbst nur ein Traumbild ist — ein Schatten. Ach, ich hasse Schattenleere, diese steifen Nachahmungen widriger Gegenstände ohne Seele — Mumien.

Ich starrte Eugenie an wie eine Gliederpuppe. — Sie war ganz einfach gefagt schlecht gelleidet. — Nein, nicht einmal in der ersten Zeit unserer Bekanntschaft war sie so elend gelleidet.

Und dann muß man daran denken, daß es erst fünf Uhr Morgens war — daß die ganze Stadt schlief — man schwachte ringsumher in allen Häusern.

Da, ja, wie die Großstadt schlafen kann. Millionen Atheuzüge. Fern rollen Wagenräder — dort ein verkommener Mensch, ein einsamer, müder Staatsbürger — ein von den wilden Erlebnissen und Abenteuern der Nacht in Angst flüchtender Jüngling — das Gewissen quält ihn: nach Hause, nur nach Hause . . .

Zuweilen irrt da auch ein hoher stiller Mann — den Kragen aufgestellt bis an die Ohren — nach Hause in sein schlichtes Zimmer. — Ich sehe ihn deutlich — er ist voller Bewunderung. Dieser Mann! Er denkt an sich, und was das ist, er denkt, ist vortrefflich richtig. — Ich sollte ihn glauben, daß dieser Mensch sich selbst war — in jenem langen braunen Mantel. Was? Etwas für einen Dichter, einen Roman . . .

Aber jetzt verfalle ich wieder in Selbstbetrachtungen. Man sagt, so etwas liegt in der Zeit.

Eugenie war sehr schlecht gelleidet. Sie sah aus, als hätte sie Nächte durchwacht. Sie begann mit einer Entschuldigung

. . . Fernachtsmontag verirrte sich, und da sieht man sich auf und weiß einander.

Gewiß!

Eugenie starrte nur vor sich hin, in endlose Leere. Sie hatte gewartet, gewartet und gewein. Ich sah es. Ich weiß, wie man aussieht, wenn man gewacht und gewartet hat. — Ich, der ich mein ganzes Leben lang nichts anderes gemacht hatte, als gewartet. Und auf wen? — auf sie — auf keinen Bestimmten — auf etwas Gutes, Süßes — auf etwas wunderbar Herrliches —

Sie hatte gewartet und gewartet und war endlich von allem weggelaufen — von den schönen Kleidern. Sie besaß nichts anderes als das, worin sie ging und stand. Sie sagte:

„Ich will dir etwas erzählen — —“

„Erzählen, erzählen — von Herrn Albert oder Adrian? Nein, ich danke.“

Sie setzte sich nieder und sagte mit Thränen in den Augen:

„Ich will dir etwas von meiner Kindheit erzählen.

— Du weißt, ich hatte viel Schlimmes gelitten, bevor ich dich traf. Ich lief vom Hause fort, weil mein Vater krank, und wegen etwas, was schlimmer war als das: er quälte uns, meinen Bruder und mich. Und doch war mein Vater einmal der beste und gütigste von allen Vätern. Wir lebten in der Provinz da unten und wir lebten glücklich. Mein Bruder und ich spielten und gingen zusammen in die Schule. Mein Vater war damals Schullehrer, und wir sahen und hörten ihn nie anders als froh und vergnügt.

Wir dachten: Uns kann unmöglich etwas Schlechtes geschehen. Unsere Eltern sind anders als alle andern Eltern . . .

Bei der Confirmation stand ich da in hellem Kleide und mit vielen Blumen im Haar. Ich glaubte an Gott und an die große, ewige, reine Liebe. Und ich hatte jeden Tag in der Kirche und betete für ihn, der einst mein Bräutigam werden sollte. Ich hatte die beste Seele —

Ich will dir erzählen, was da geschah — eine ganz kleine Begebenheit. — — Ich hatte einen Freund, ein Kamerad meines Bruders. Wir gingen viel zusammen spazieren in unser Jugendbekanntschaft.

Eines Sonntagnachmittags im Sommer sieht der Vater oben im Fenster mit einer Thonpfeife im Munde. Er sieht uns vorbeigehen, und er winkt mich hinein. — Er nimmt einen Stuhl, setzt sich und sagt mit strenger Stimme:

Ich verbiete dir mit diesem jungen Manne zusammen zu sein; ich kenne seinen Charakter.

Wie?

Ja, der Vater — verstand ich später — gieng in seiner Eigenschaft als Schullehrer abends umher — in seinem langen Mantel verborgen — in die berüchtigtsten Straßen, an die schlimmsten Stellen, um das Thun und Treiben der Schuljugend auszukundschaften. Er machte seine Beobachtungen: „Der ist ein Schlingel; aber dieser da ist brav und ordentlich; aus dem kann etwas werden . . .“

Welche Lächerlichkeit. Das Verbot machte uns nur trotzig. Wir trafen einander heimlich. Er wurde mein treuer Ritter.

Mittlerweile lief er eines schönen Tages auf der Stadt und ich war nun einsam, verschlossen und unglücklich. Nur einen noch unglücklicheren Menschen gab es damals auf der Erde, und das war mein Bruder, der innig an meiner Sorge theilnahm. Er sagte immer:

Wäre ich doch todt, wäre ich doch todt — — und es liefen Thränen von seinen Augen. Er war immer bleich, trist und still und hatte niemals Kameraden.

Mein Bruder mußte schon damals sehr krank sein.

Beim Tode meiner Mutter traten zu Hause viele Veränderungen ein. Der Vater wurde in hohem Grade launisch, und es war nicht mit ihm auszukommen. Er trank Absinth und verlor später seine Stellung als Schullehrer. Später gieng alles bergab. Immer und stetig und grausam bergab.

Ich mußte heraus und dienen, um Geld zu erwerben. Ich versuchte die Familie zu ernähren, bis mein Vater endlich eine Stellung als Schreiber erreichte — eine sehr untergeordnete Stellung

die noch mehr dazu beitrug, das bischen Muth und Ehrgefühl, das er in seiner Verzweiflung noch übrig behalten hatte, zu zerstören . . .

Einmal kam der Vater mit einer Blume im Knopfloch nach Hause. Er war nüchtern und sah so zufrieden aus, daß ich ihm entgegensprang, in dem Glauben, daß ihm etwas sehr Fröhliches geschehen sein müßte. Ich kniff ihn in den Arm und zerriß dabei die Blume — jenes Vergißmeinnicht, das er trug. Nie habe ich einen Mann mehr rasen gesehen. Blutroth im Gesichte war er auch um und trampelte auf die Blume. Sein Gesicht machte die sonderbarsten convulsivischen Zuckungen, zuletzt fiel er nun und murmelte nur:

Ich trete auf sie; ich trete sie in Fetzen . . . Die Blume vom Grabe meines Weibes . . .“

Welche Erzählung! Ich bemerkte, daß Eugenie eine Flasche aus der Tasche hervorzog und trank. Aetherduft füllte das Zimmer. Ich warf ihr einen vorwurfsvollen Blick zu. Aber sie antwortete:

Digitized by Google

„Ich hatte es nicht mehr aus; ich hatte es wirklich nicht mehr aus. Ihr Männer könnt leicht sprechen . . .“

*

Ich sagte: „Eugenie, wir vergessen alles Vergangene und Schlimme. Wir richten uns ein nach den Umständen. Wir kennen ja jetzt Beide etwas von dem Leben. Ich habe eine Stellung in der Bank mit steigendem Gehalt. Einige Stunden des Abends . . . wir heiraten, wie es braven Bürgern der Gesellschaft anstehn. Wir werfen den Aether fort und wir versuchen, das Leben mehr praktisch zu nehmen.

Die große Liebe ist nun einmal so beschaffen, daß beide Theile etwas aufgeben — ein Stück von sich selbst opfern müssen. Die Liebe ist ein Opfer. Du mußt Herrn Albert abschaffen, und wie die andern heißen mögen.“

*

Wir richteten uns ein in der Fontainestraße in einer ganz kleinen Wohnung, und wir bekamen den Maire dazu, in Gegenwart von Zeugen unsere Ehe zu bestätigen.

Später gingen wir in die Kirche und hörten die Messe — eine wunderbare Messe. Niemand wußte, daß eine Hochzeit gefeiert wurde. Was kümmerten wir uns um die äußere Pracht, wenn wir nur das innere Gefühl hatten. Es war, als wären wir wieder Kinder geworden. — Wir machten auch eine Reise auf das Land, und wir tummelten uns im grünen Gras.

Und wir sprachen zu allen von unserer Ehe. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

— Unser Kind kam auch zur rechten Zeit — ein entzückendes, kleines Mädchen. Wir stolz war nicht Eugenie. Sie sagte zu der Hebamme:

„Wir haben vor zehn Monaten geheiratet“ — und zum Doctor: „Glauben Sie nicht, daß sie ein wenig zu früh kam?“

Ich kann sagen, ich hatte genug zu besorgen. Ich lief aus dem Geschäft nach Hause; ich erfand für mein Verschwinden die merkwürdigsten Vorwände.

Sonst machten wir Einkäufe. Ab und zu einen Stuht oder einen kleinen Tisch — Kaffeetassen mit vergoldetem Rande und anderes Geschirr.

Und ich sagte: „Eugenie, meine Correspondenz für mich und deine für dich. Wir respectieren einander.“

Ich begann jetzt gut zu verdienen. Wir veranstalteten kleinere Gesellschaften. Da waren Garniers — Herr Garnier war mein College in der Bank. Da war auch Cardeur . . .

. . . Gewiß, von seinen Freunden kann man nur das Beste erwarten. Es begann damit, daß Frau Garnier elegant gekleidet gieng. Warum sollte Eugenie in der Kleidung zurückstehen? — Frau Garnier hatte echte Teppiche und Gemälde und feine Desserts und luxuriöse Weine und Lakaien und dies und das.

Was nützt es, wenn ein armer Mann zurückstehen will, wenn man in sein Haus kommt und sagt:

„An meinem Hause, in meinem Hause habe ich es so und so.“

Als ob „mein Haus“ etwas Besonderes vor anderen Häusern voraus haben sollte. Das geht allenfalls, daß man seine eigene Frau im Zügel hält. Aber wenn gar andere Frauen kommen und ihre Nase hineinstecken und dazwischen reden und meinen: „Ihr müßet, ihr müßet Waschtische haben; man bekommt sie billig da und da“ . . . und wenn nun die Betreffende mitgehen will und laufen, sogar eigenmächtig für einen kauft und per Boten zuschickt!

Was soll da ein gebildeter, feindenkender Mann machen? Man gibt dem Verleitenden entweder einen Fußtritt, daß er hinausfliegt, oder man sagt: ja so, und läßt sich überkaufen, überrennen; ruiniert sich vielleicht für sein ganzes Leben . . .

Da nahm Eugenie das Wort:

„Frau Garnier arbeitet, verdient Geld. Warum sollte ich nicht auch etwas verdienen? Ich habe doch früher gearbeitet. Ich will hier nicht bloß zum Staat herumgehen. Eine Stellung als Caissierin, nicht wahr? Anstellung im Ministerium?“

Und womit endete es? Ja, sie bekam, nachdem sie einen Monat lang vergeblich herumgelaufen war, endlich eine Stelle in einer Wäscherei.

Wir arbeiteten uns zu Tode, um Frau Garnier und Cardeur zufrieden zu stellen. Sie wusch und wusch. Vom Morgen bis zum Mittag; unser kleines Mädchen wurde zum Portier hinuntergegeben.

Was nützt der gute Wille, wenn man nicht die Kräfte hat? — Wie konnten wir auch erwarten, daß sie es in der rauhen Luft da unten im Waschkeller aushalten könnte?

Es fehlte uns nur noch eine Hängelampe, und das Haus wäre vollständig gewesen.

Uebrigens wäre immer wieder etwas Anderes und Neues dazu gekommen, auch wenn die Hängelampe da wäre.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Eugenie bekam kleine Hustenanfälle und mußte zuletzt das Bett hüten. Das war das Ende vom Liede. Sie siechte hin und sie wurde bleich — reinweiß bleich. Nie früher war sie so schön gewesen. Oft brachte ich ihr Blumen — Veilchen und Goldlack.

Ich begann sie auf eine ganz andere Weise zu lieben als früher. Ich entfaltete all mein Können und all mein Raffinement. Ich arbeitete wie ein Schmied, um den Doctor und die Pflege bezahlen zu können.

Das Geld reichte bei weitem nicht aus.

Wir mußten ziehen. Und wir zogen hierher in diese ekelhaften Räume, in dieses eiskalte Loch, während unser kleines Mädchen zu Fremden fortgegeben wurde.

Inzwischen kamen Herr und Frau Garnier und beklagten uns. Frau Garnier stand aufgeblasen da und bedauerte und beklagte. Zuweilen kam auch Herr Garnier allein. Und nun höre man.

Herr Garnier war ein brillanter Mann — von außen gesehen, aber ein Dummkopf und ein Dromedar von innen gesehen. Er besaß das Lächeln und diese Gefälligkeit gegenüber den Damen, die ich nicht besaß — — ein flaches Lächeln, von dem ich um keinen Preis etwas besitzen wollte.

Eines Abends warf ich ihn die Treppen hinunter — und das hatte zur Folge, daß er mich in der Bank verleumdete; es kam dazu, daß ich in der Hitze gegen meinen Chef mich übereilte. Ich wurde entlassen.

Ha, das war doch wirklich eine Rache!

(Schluß folgt.)

Wir bitten die geehrten Leser, bei Aufschriften an die in unserem Blatte inserierenden Firmen sich stets auf die „Zeit“ zu beziehen; ferner in Hotels, Restaurants, Cafés, Pensionen, an Bahnhöfen, in Lesezimmern immer wieder nachdrücklichst die Wiener Wochenschrift „Die Zeit“ verlangen oder eventuell wohlwollend empfehlen zu wollen.

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Alexander Weigl's
Unternehmung für Zeitungs-Ausschnitte
„Observer“
WIEN, IX/1. Turkenstrasse Nr. 17
liefert alle erscheinenden Journale der Welt in deutscher, französischer, englischer und ungarischer Sprache und verschickt an seine Abonnenten Artikel und Notizen über jedes gewünschte Thema.
Prospecte gratis und franco.

Foulard-Seide 65kr.
bis fl. 3.35 per Meter in den neuesten
Dessins und Farben
sowie schwarze, weiße und farbige „Henneberg-Seide“ von 45 kr. bis fl. 14.65 per Meter — glatt, gestreift, carriert, genuitert, Damaste 2c. (ca. 240 verschied. Qual. und 2000 verschied. Farben, Dessins 2c. 2c.).
Zu Roben und Blousen
ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus.
Muster umgehend.
Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.
G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Die Zeit.

XX. Band. Wien, den 19. August 1899. Nummer 255.

Kinderstubenpolitik.

Wenn man in dem großen constitutionellen Kampf, der seit mehr als zwei Jahren in Oesterreich von den autoritären Regierungen gegen die nicht genügend botmäßig bejubelnden Bevölkerungselemente geführt wird, die völkerpsychologischen Grundlagen prüft, auf denen die Hoffnungen der beiden kriegführenden Theile beruhen oder beruhen müssen, so kann man sie in die kurze Formel fassen: dass die Regierungen auf die voraussgesetzten schlechten, die Opposition auf die voraussgesetzten guten Eigenschaften der Bevölkerung rechnen.

Reiche Erfahrungen der Vergangenheit haben die Anschauung befestigt, dass der Oesterreicher im allgemeinen und dessen culturell höchster Typus der Deutsch-Oesterreicher im besonderen in öffentlichen Angelegenheiten mit einem übergroßen Maß von Lenksamkeit ein abnorm geringes Maß von Ausdauer verbindet. Aus dieser Anschauung erklärt sich die geringschätzige Behandlung, die den Wollern Oesterreichs von ihren Regierungen zutheil wurde. Ob eingestanden absolutistisch oder scheinbar constitutionell, haben die österreichischen Regierungen immer nur das gethan, was sie wollten, in der festen Ueberzeugung, dass sie besser wissen müssten, was dem Lande noththue als dieses selbst, und den jeweiligen Widerspruch der Regierten haben sie nie ernst genommen. Wie laut auch oft der Protest der Betroffenen ertönte, die Regierungen giengen darüber ruhig ihren Weg weiter, in der sicheren Erwartung, dass, wenn die Schreier sich ausgeschrien haben würden, sie auch wieder Ruhe geben würden, und wenn schon einmal das Geschrei zu viel wurde, streckte man den greinenden Völkern liegend ein Spielzeug in die Hand oder hetzte sie ein wenig gegeneinander, kurz, lenkte ihre Aufmerksamkeit von ihren eigentlichen Beschwerden ab, und nach kurzer Weile war auch die Ruhe wieder da; friedlich sammelten sich die Völker Oesterreichs wieder zum parlamentarischen Ringelreihspiel der Völkerversöhnung oder sagten, wenn gerade patriotischer Paradetag war, der Reihe nach sittlich ihre loyalen Glückwünsche auf. Die Regierung aber behielt in den Streitpunkten immer Recht, woferne sie nur nicht nachgab, und ihre sanften Mittelchen machten jederzeit auf die renitenten Völker Eindruck, besonders wenn sie durch die Contrastwirkung einer vorangegangenen Tracht Prügel unterstützt waren.

Das ist die Kinderstubenpolitik, der auch Graf Taaffe so viele seiner großen kleinen Erfolge verdankte. Was hat nicht Graf Taaffe alles den Völkern Oesterreichs geboten. Was hat er nicht alles bei ihnen schließlich durchgesetzt! Auch Sprachenverordnungen, Steuererhöhungen, Wahlsistifikungen und Rechtsbrüche aller Art. Nicht einer seiner Pläne ist gescheitert, nicht eine seiner Maßregeln ist rückgängig gemacht worden. Ob und so oft sich Widerstandslichkeit zeigte, wurde zunächst die sämtliche Polizeigewalt verwendet, um durch Sistierung von Gemeindebeschlüssen, Verbietung oder Auflösung von Vereinen und Versammlungen, Confiscationen von Zeitungen, eventuell Anwendung von Brachialgewalt und Verhängung von Ausnahmszuständen den Widerspenstigen Moral einzubläuen. Das Uebrige zur Beruhigung that, nebst gelegentlichen milden Protectionen, der Ablauf der Zeit, die neue Probleme, neue Lasten, neue Klagen brachte, über die das holde Schmetterlingsgemüth der regierten Volkerkinder die alten Zähneren glücklich vergaß. Das gieng bis zur Paradoxie. Wenn die Regierung schon durch Eine odiose Maßregel Unzufriedenheit erregt hatte, empfahl es sich oft, der einen eine zweite, womöglich anderssgeartete Unbill folgen zu lassen, um durch die fortwährende Variierung der Objecte die Actionskraft der Angreifer abzuschwächen. So hatte sich ein Unrecht auf dem andern auf, und was objectiv als eine Reihe von regierungsfeindlichen Missthaten erschien, deren jede eine Regierung todten musste, bildete, wenn man es lediglich kinderpsychologisch betrachtete, ein Gebrüll von miteinander wohlverwandten Fehlern, aus denen regelmäßiger Auseinanderfolge die Regierung die Kraft ihres Bestandes schöpfte.

Die Regierungen, die dem Grafen Taaffe nachgefolgt sind, haben seine laudliche Methode von ihm übernommen. Graf Badeni glaubte, als er die Sprachenverordnungen erließ, dass das Geschrei der zunächst betroffenen deutschnationalen Parteien wohl auswärtig groß sein, dass es aber schon durch die sofortige Anwendung der bekannten Polizeimittel gedämpft und nach kurzer Zeit in dem neuen Geschrei über den von ihm vorbereiteten ungarischen Ausgleich auf- und untergehen würde. Schon Graf Badeni hat seine Enttäuschung erlebren. Der Widerstand gegen die Sprachenverordnungen ist nur immer größer geworden. Die Opposition, die man bis dahin immer in Oesterreich sich nur decrescendo hatte abspielen sehen, gieng nun plötzlich crescendo auf. Schon diese Beobachtung hätte die Staatsweisen belehren müssen, dass die Völker Oesterreichs, oder mindestens das zunächst in Betracht kommende deutsche Volk sich in der Zwischenzeit geändert, dass es politisch reifer geworden, dass es mit den Jahren an Lenksamkeit verloren, an Ausdauer gewonnen habe, und dass sein Widerstand nun doch etwas ernster genommen werden müsste, als bis dahin. Aber wir sehen auch das Ministerium Thun-Kaizl die alte Kinderstubenpolitik fortsetzen. Man wartet jetzt schon mehr als zwei Jahre vergeblich, aber man wartet immer noch darauf, dass der Widerstand gegen die Sprachenverordnungen mit der Zeit nachlassen würde. Inzwischen versucht man das System der Ablenkung und der Beruhigung. Aber auch dieses scheint zu versagen. Die imposante Reihe von Misserfolgen ist bereits beisammen, aber sie schwächt sich diesmal nicht wie sonst in ihrer rebellierenden Wirkung ab, sondern verstärken sich gegenseitig. Der jesuitisch feine Plan, durch die rechtzeitig eingeworfene Wiener Gemeindewahlreform einen Theil der oppositionellen Parteien vom Hauptweg abzulenken, um dann diesen mittlerweile den ungarischen Ausgleich und die Zuckersteuererhöhung mit dem § 14 durchzuführen, ist schon bente so gut wie mißglückt. Auf der Hauptstraße, beim § 14, hat sich die ganze Opposition zusammengefunden, ohne dass Einer von den Betheiligten seine besondere Beschwerde aufgegeben hätte, die Wiener Socialdemokraten und Liberalen die wegen der Gemeindewahlreform, die Deutschnationalen die wegen der Sprachenverordnungen. Das bividiert sich nicht mehr, sondern multipliciert sich zur alles. Auch die verschiedentlichen Ein- und Uebergriffe der Polizei dämpfen den Brand nicht mehr, sondern geben ihm neue Nahrung, indem sie uns zeigen, dass wir nicht nur des constitutionellen Grundrechtes, des Steuerbewilligungsrechtes, sondern auch der Voraussetzungen jedes modernen Staates, der Gemeinde-, der Meinungs- der Press-, Versammlungs- und Vereinsfreiheit in Wirklichkeit noch entbehren. Nichtsdestoweniger lasst die Regierung noch immer, dass sie mit der alten Kinderstubenpolitik zum Ende kommen werde, sie lässt, dass die Opposition unbedacht ihre Kräfte in der todten Zeitsen verpuffen und dann, wenn im Herbst mit den Delegationswahlen die Entscheidung kommt, pünktlich zusammenknicken werde. Aber, wenn gewisse Anzeichen nicht trügen, in die Opposition auch über diese Kinderei schon hinausgewachsen.

Die Regierung rechnet bei den Völkern Oesterreichs auf deren ewige Lenksamkeit, die doch eigentlich nur Dummheit geworden ist. Die Opposition dagegen rechnet bisher nicht ohne Erfolg auf normales Backenhutn und, nach so langer Entwickelung, auf die endlich eingetretene politische Reife, wenigstens der culturell vorgeschrittensten Schichten der österreichischen Bevölkerung. Nicht nur die oppositionellen Einzelprobleme handelt es sich in diesem Kampf allein, vielmehr um die Hauptfrage, ob denn wirklich, wie die Regierung meint, die Völker Oesterreichs im öffentlichen Leben die ewigen Kinder am Gängelbande bleiben oder ob auch ihnen ein Zeitalter der Mannlichkeit, Selbstbestimmung und Verantwortlichkeit beschieden sein soll, das andere Völker zugleich mit Macht und Reichthum schon lange vor ihnen erreicht haben.

K.

Clericalismus, Jesuitismus und Dreyfus Affaire.

III.*)

Auf ihrem Siegeszuge durch Frankreich trafen die Jesuiten nach einiger Zeit einen Bundesgenossen, nach Mitte der Achtziger Jahre ein unscheinbares, bescheidenes Männchen, dem niemand Leben

*) [illegible]

Digitized by Google

und Wachsthum zugetraut hätte, schoss der Antisemitismus mit einemmale — etwa uns Jahr 1890 — zur Höhe eines riesigen Giftbaumes empor, dessen Ausdünstungen gegenwärtig das ganze öffentliche Leben Frankreichs zu verpesten drohen. Unzweifelhaft ist dieses Gewächs exotischer Herkunft. In Deutschland und Oesterreich, um nur auf die jüngste Vergangenheit zurückzublicken, wucherte er schon Ende der Siebzziger- und Anfang der Achtzigerjahre gar üppig und munter, und in Italienern scheint er überhaupt von jeher heimisch gewesen zu sein. Drei Stein der Meinungen wogt noch hin und her, ob dieses unvermuthete Auwachsen des Antisemitismus eigener Kraft zu verdanken gewesen sei, oder ob es erst nach und infolge der Berührung mit dem wiederaufgelebten Clericalismus und Ultramontanismus erfolgt sei. Ohne in dieser schwierigen Frage aus dem Stegreif entscheiden zu wollen, glaube ich doch, dass der Clericalismus mindestens förderud und befruchtend auf die in Frankreich damals erst beginnende antisemitische Bewegung gewirkt habe, um sich dieselbe für die eigenen, weit ausgreifenden Ziele nutzbar zu machen. Dies scheint mir aus einem Vergleiche mit der auswärtigen antijüdischen Strömung ziemlich klar hervorzugehen: während diese in dem vorwiegend protestantischen, ein starkes jüdisches Bevölkerungselement aufweisenden Deutschland nach wenigen Jahren gewissermaßen im Sande verlief, erwies sie sich schon weit hartnäckiger und schwieriger einzudämmen in dem fast ganz katholischen Oesterreich, und geradezu allmächtig ist sie in dem unter jesuitischem Einflusse stehenden Frankreich der dritten Republik geworden, während umgekehrt in dem durchwegs protestantischen England keine Spur und Sprache zu finden ist. Dies nur ganz nebenbei. Was für meinen Gegenstand allein wichtig ist, das ist die Feststellung, dass Jesuitismus und Antisemitismus in Frankreich alsbald ein inniges Bündnis schlossen und fortab Hand in Hand arbeiteten, jedoch so, dass ersterer der tonangebende, leitende, gebietende Theil, die rechte Hand war, letzterer dagegen mehr das ausführende Organ, die linke Hand.

Zum Beweise des Vorstehenden nur ein Beispiel. Mitte und Ende der Achtzigerjahre lief in Paris ein heroen- und beschäftigungsloser Scribent dritter oder vierter Rangstufe herum, wie deren hunderte herumtaufen, den Schmachtiemen eng schnallten und auf irgend einen Glücksfall lauern, der ihnen den Weg zu Reichthum, Macht und Berühmtheit ebnen soll. Dies war Edouard Drumont. Als junger Mensch war er Angestellter im jüdischen Bank Pereire gewesen, wo man ihn anständig behandelte und auskömmlich bezahlte. Das genügte aber dem ehrgeizigen, etwas größenwahnsinnigen Streber nicht, und daher plantte er bald auf das Gebiet der Literatur über, das in Frankreich als anscheinend sehr einträglich für Turnier- und Tummelplatz für allerhand unruhige Geister ist, die es um jeden Preis zu etwas bringen möchten". Drumont misshandelte die Literatur abscheulich, schrieb fortgesetzt schlechtes Französisch, copierte ganze Capitel aus halbvergessenen, unverdienten Werken, um sie der Welt als eigenes Machwerk aufzudrängen Er war besonders auch unbilsättig, auf welche „Specialität" er sich werfen sollte. Sollte er sich dem Socialismus widmen oder aber es mit der patriotischen Revanchebrüderei versuchen? Beide Versuche, wieder sehr begehrt und ertragreich, waren mit der Zeit dermaßen überlaufen und ausgebeutet worden, dass sie ihren Mann schlechterdings nicht mehr recht nährten. Nein, es musste etwas ganz Apartes, Neues, Zugkräftiges gefunden werden, eine „Branche", in der es womöglich noch keine Borgänger und Concurrenten gab und die sich daher selbst von einem zu mittelmäßigen Kopfe, wie Drumont, bauern ausschlachten ließ. So verfiel denn Drumont auf den Antisemitismus, wie ein anderer auf jüdaistische Gedanken oder auf den Handel mit Patentellen verfällt. Er verbrach „La France juive", in der alles zusammen- und eine Reihe altut oder „Werke", eines immer flacher, nanwissenschaftlicher und gehässiger als das andere. Weil hatte es der Mann, der sich nun aus eigener Machtvollkommenheit zum „Philosophen" und „weltschauenden Seelsorger" ernannt hatte, auch hiermit nicht gebracht, wenn ihm nicht der Pariser Generalvicar Odelin über den Weg gelaufen wäre, der ihm die Idee suggerierte, ein antisemitisches Kampforgan zu gründen. Er verschaffte ihm das Bekanntschaft der Aristokraten und Geistlichen, der gesammten clericalen und katholischen Bundesbrüder im allgemeinen und brachte ihn auch auch den nothigen Monatsen auf, ohne den selbst die allerbesten Ideen Blüte nicht zu gedeihen pflegen. So kam im April 1892 die „Libre Parole" ins Leben, die leider nicht „Clerik", „Pfaffe" heißt, aus den Zielbewussten patriotische Zeitungsannoncen und ein vom Pariser Clericalen abstoßen Schlag- das nicht weniger als die Hälfte Frankreichs sprechen ist.

Mit Hilfe des schamlosen von dem Zeitungsverein Drumont geschaffenen Journal und Bund wieder in Ansehen zu bringen, [illegible] [illegible] [illegible]

einer unerhörten Corruption die Examina „ungefährlich“ und das Avancement günstig gestaltet. Jetzt aber kam es darauf an, all die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, die sich der Alleinherrschaft ihrer Creaturen im Heere entgegenstellen konnten und theilweise auch wirklich entgegenstellten. In den leitenden Stellen, so namentlich im Kriegsministerium und in Generalstabe, waren immer noch einige Leute vorhanden, die nicht zum ultramontanen Clan gehörten, Freidenker, Freimaurer, Protestanten und Juden, und diese waren gerade in jenen bevorzugten Stellungen verblieben oder nachträglich in sie gelangt, weil sie intelligenter und strebsamer waren, als die Jesuitenzöglinge. Da aber Intelligenz und Strebsamkeit just doch wichtige und geschätzte Eigenschaften sind — wenigstens mehr als in den Reihen der Frontofficiere — so ließ sich auf die Dauer mit den erwähnten kleinen Mitteln und Ränken nicht viel gegen die Eindringlinge ausrichten. Nicht durch allmählliche Elimination, wie auf den unteren Sprossen der militärischen Scala, konnte man die „Säuberung“ des Generalstabes und der hohen technischen Comités erreichen, sondern nur durch gewaltsamen Angriff, und dieser ist nie die Kampfesweise des leise im Verborgenen wühlenden Jesuitismus gewesen. Da kam denn das Bündnis mit den Antisemiten wie gerufen. Dem allezeit und in allen Ländern roh, plump und gewaltthätig auftretenden Antisemitismus scheint eine ähnliche Rolle vorbehalten zu sein wie den Mönchsorden der ersten christlichen Zeit; beide bilden, bezeichentlich bildeten, die Vorspielgarde der sein tückischen und Plan rechnenden kirchlichen Oberleiter, des christlichen Generalstabes, wenn ich so sagen darf. Hatte dieser irgend einen Plan gegen einen Widersacher ausgeheckt, und ließ sich derselbe auf „politischem“ Wege nicht verwirklichen, dann mußte die besagte Knüppelgarde vorrücken, öffentlichen Krakehl anzetteln und dann in der allgemeinen Verwirrung „Ordnung“ stiften.

Dieses alte und bewährte Recept wurde auch hier in Frankreich wieder verschrieben, als die Klüngel sich zum letzten Sturme auf die Hochburg des noch nicht vollständig clericalen Generalstabes rüsteten. Die gewissermaßen propagandistisch beschäftigungslosen, literarisch daher brotlosen Antisemiten übernein, die sich kümmerlich von den letzten Brocken des nicht mehr recht zugkräftigen Panamissmus und Wilsonismus nährten, griffen natürlich die sich ihnen bietende Gelegenheit mit Freuden auf, um politisches Capital für ihre Parteizwecke daraus zu schlagen. Hatte es dazumal wir sind jetzt im Jahre 1891 angelangt — gerade keinen Juden im Generalstabe gegeben, die Drumont, Cholin, Jules Guerin und Consorten blieben ihn, glaube ich, eigens zu dem Zwecke „erfunden“, um ihn verdächtigen, des Verrathes anklagen, aus dem Heere stoßen und dadurch auf alle seine Racegenossen ein Odium werfen zu können.

Wir haben jetzt also das clerical-antisemitische Bündnis in aller Form und damit zugleich die Hauptwurzel des Dreyfus-Falles: dem clericalen Bundesbruder kam es darauf an, in Dreyfus den Juden, den Nichtkatholiken zu treffen, diesen Nichtkatholiken seiner bevorzugten Stellung zu berauben, Platz zu schaffen für eine Creatur der Jesuiten, und durch Stimmung eines solchen Exempels den wenigen noch vorhandenen Widerständen der allseitigstumachenden Kirche ein für allemale die Lust zu benehmen, im Heere aufwärts zu rudern und den „Posiards“ das Brot vom Munde zu nehmen. Der antisemitische Bundesbruder, der keine Plätze in der Armee umkunerte, sich im Gegentheil, wo immer es anging, um den Militärdienst herumdrückte, wollte Nahrung für seine leidenschaftliche Propaganda haben, wollte aus dem Jammerthen, kunstlich gezüchteten Bösewichten mit einem Schlage einen großen, mächtig sich ermehrenden, das ganze Land beschäftigenden Roman machen. Wäre der im Juhre 1891 „entdeckte“ Verräther kein Jude gewesen, kein Haar hatte nach der Gehässige gefärbt, und der Angeklagte wäre gewesen, ohne Oberst Robert würdigere dies noch lustlich im „Figaro“ an der Hand von ihm einleuchtenden Bahrscheinlichkeits beweisen — hinzugefrochen worden, ohne dass ein Minister es nöthig gehabt hätte, ein ganzes System von Fälschungen und Rechtsbrüchen zu erfinden, um das nationale Heer zu „retten“. Man kann Dreyfus den Vorwurf machen, dass er in gerechtem Mißmuth, in Verzweiflung die unsichere Stellung nicht hat, in der er, der einzige zum Generalstab commandierte „Israelit“ kaum der stumpfsinnige Ausdruck hierfür, indische Officier, schwebte, unmöglich schwebte, als er sich vor aller Welt auf das Generalstabsexamen vorbereitete und in dieses Cliquenwesen dennoch eintreten wollte. Er hatte seine Ahnung davon, dass er nach dem Ausscheiden eines Racegenossen aus dem Generalstabe das einzig wirklich „Unjüdische“, hatte ich fast gesagt — bleibende und daher ausgezeichnete Opfer der Antisemiten und gleichzeitig den Clericalen ein Dorn im Auge war. Es schien des Bösewichtes Unwesens nicht, das langsam, aber sicher gegen ihn im Anzuge war, und da es zudem Zeiten mit Leib und Seele, alle nothwendigen ein ganz „unpolitischer“ Mann ist, so gieng es den ruhig politisierenden, Rauhe schmiedenden Clericalen nur zu leichten auf den Leim. Ein wahres Wunder ist es, dass sich belagtes Unwesen nicht schon eher gegen ihn entladen hat, denn der Plan der Antisemiten und Clericalen war damals fertig — der obersten, allein eingeweihten Führer der Bundesbruderschaft, versteht sich; denn die unteren Organe in Presse und Volksversammlung hatten sich natürlich, der strengen jesuitischen Disciplin gemäß, um die Einzelheiten des Dramas nicht zu kümmern.

Für Dreyfus wahrlich noch immer zeitig genug, kam schließlich der Funke, der das Pulverfaß zum Auffliegen brachte. An der Spitze des Generalstabes stand damals, wie allbekannt, General de Boisdeffre, ein Jesuitenzögling und Verehrer des Vaters du Lac. Er hatte sein Amt kurz zuvor als Nachfolger de Miribels angetreten, der, so wurde voriges Jahr vielfach versichert, ein Gönner von Dreyfus und daher vielleicht die Ursache dafür gewesen sei, dass sich der jüdische Officier die bahin unangesehenen halten konnte. Zuwieweit dies auf Wahrheit beruht, mag dahingestellt bleiben; Thatsache ist, dass Boisdeffre mit Hilfe der allmählig geworbenen Gesellschaft Zeit auf seinen hohen Posten gelangte, und dass sein erstes „Werk“ die Absichtsachtung von Dreyfus war, die man als das der besagten Gesellschaft dargebrachte Dankopfer bezeichnen kann. Jedoch, bis zum Beweise des Gegentheils will ich annehmen, Boisdeffre sei, zunächst wenigstens, nicht von so grausamen, ein Menschenopfer heischenden Motiven getrieben worden, als er seinen Unterge benen an's Messer lieferte. Es wird nämlich für alle Schenden, Uebelergehen und Denkenden mit jedem Tage klarer, dass der biedere Generalstabschef irgend etwas für ihn selbst Compromittierendes zu verbergen hatte, nur ist man sich gegenwärtig noch nicht völlig klar darüber, was dieses „Etwas“ war. Die Einen sind der Ansicht, Boisdeffre habe die öffentliche Aufmerksamkeit nur verhindern von einem gewissen Unterschleife ablenken wollen, den er als Subchef des Generalstabs begangen habe und dessen Bekanntwerden damals von ihm besorchtet worden sei. Andere meinen, der Unterschleif sei erst geplant gewesen und habe wie schon bei früherer Gelegenheit erwähnt — das klingende „Nebenproduct“ der Dreyfus-Affaire abgeben sollen. Noch andere behaupten schließlich — und so ungeheuerlich das klingt, ganz unwahrscheinlich ist es nicht — der General sei der Spitze des besagten „Vereeschlingtums“ gewesen, als dessen untere Handlanger wir Esterhazy und Henry kennen gelernt haben. Dem letzteren Gerüchte widersprechen die verbürgten Nachrichten keineswegs, Boisdeffre habe selbst Nachforschungen im Generalstabe anstellen lassen, als man ihm das Vorhandensein von „bilan“ meldete. Das beste Mittel, Verdacht von sich selbst abzulenken, ist noch allezeit ein öffentlich zur Schau getragener Eifer gewesen, den „wahren Schuldigen“ zu entdecken, und die ärgsten Diebe schreien bekanntlich am lautesten: „Haltet den Dieb!“

Wie dem auch sein möge, Eins steht fest: in dem Momente, da Boisdeffre im Generalstabe nach dem Verräther Umschau halten ließ, war Dreyfus' Schicksal bereits besiegelt. Der oder die wirklichen Verräther, zunächst Henry, mußten sich schon aus Selbsterhaltungstrieb mit den das Drama von langer Hand her vorbereitenden Antisemiten und Clericalen verbinden, und so kam es denn gewissermaßen ganz natürlich, dass sich die von all diesen verschiedenen Gruppen verfolgten Wege convergierend auf den einen Punkt im Generalstabe richteten, auf den Dreyfus stand. Die Einen hatten es auf Dreyfus selbst abgesehen, weil er ein Jude war, so Oberst Fabre, damals Chef des IV. Bureaus und directer Vorgesetzter von Dreyfus, Oberstlieutenant Bertin, Hauptmann Junck; eine zweite Gruppe suchte nach irgend einem Juden und fand ihn in der Person Dreyfus', so Oberst Sandherr, Oberst d'Aboville und die Antisemiten in der Presse; noch andere lahndeten in der Angst vor der Entdeckung ihrer eigenen Verrätherein und Unterschleife nach einem Blitzableiter, und als solcher mußte Dreyfus mehr denn Jeder dienen, als er jüdischer Abstammung war, neben Henry, Esterhazy und vielleicht Boisdeffre selbst.

Das Ziel war erreicht; durch Ausscheidung des letzten Juden aus dem Generalstabe war das Raceprincip desselben die Luft zu neuem Vordringen in das Officerscorps des französischen Heeres benommen, und dieses selbst rund den clericalen, jesuitischen und antisemitischen Alpdruck befreien. Von diesem Standpunkte aus betrachtet, stellt sich die Dreyfus-Affaire, diese natürlich immer nur in ihrer ersten Phase, d. h. bis zur Deportation des Verurtheilten, aufgefasst, als ein raffiniertes Ränkespiel dar, bei dem die clericalen Jesuiten und Faustleger die Jäger, die beiden Stellen im Heere das Wild bildeten, und Dreyfus war der gelegentliche, unwillige Zu bader der Beute war, dem dieselbe entrissen wurde. Stellt man sich aber auf den zu Beginn dieser Artikelserie eingenommenen Stand punkt, dann sinkt das Drama zu einer Reihen Phase des großen, Jahrzehnte, Jahrhunderte währenden Kampfes zwischen Christenthum und Judenthum, zwischen clericalen Absolutismus und modernen Freiheitsbestrebungen herab, zu einer Phase freilich, die unabsehbare eine weltgeschichtliche Bedeutung angenommen hat, weil in diesem lichen Handelnaer der irdischen Oberpriesterlicher Kabbi über Frieden begonnen und sich über Aussicht in seinen Heere gewahren gewollt haben. Diese Aussöhnungen schließen einander keine-wegs aus, im Gegentheil, sie ergänzen sich wechselseitig. Wenn verschon sein, gerade, internationalen, „europäischen“ Züge die einzigen, originell, bedeutsamen sind nach 1870 Frankreichs als Armee; es schulte in [illegible]

Digitized by Google

Weise natürlich — Frankreichs Heer, es hegte und pflegte dieses Heer und machte es zu einer Waffe des Clericalismus; der Deutschfall bildete zu Anfang nur eine ganz kleine, unbedeutende Etappe auf diesem Schulungswege, und dass sich diese Etappe zu einem Riesenkampfe auswuchs, lag keineswegs in der Absicht der Römlinge. Die franco-römische Mine war gegen Deutschland, gegen den Protestantismus, gegen Aufklärung und „Modernismus“ geladen worden: täppische Hände brachten sie vorzeitig zur Entzündung, so dass sie die eigenen Werkleute erschlug. — Doch nicht der augenblickliche Misserfolg, der materielle Verlust sind das für die Clericalen und Jesuiten schimmste Ergebnis ihrer verunglückten Unternehmung, sondern die ungeheure moralische Schwächung Frankreichs, des „Armes Roms“, und das Offenkundigwerden der militärisch-politischen Ohnmacht desjenigen Staatswesens, das die Clericalen gerade stärken wollten, damit es für Rom die Kastanien aus dem Feuer hole. In dieser Hinsicht ist die ultramontane Revanchenunternehmung vollständig gescheitert. Frankreichs Heer, Frankreichs Volk sind zwar gründlich verclericalisiert worden, aber gerade durch diese Verclericalisierung, durch die Auflösung aller tüchtigen, intelligenten, kriegsmanen Elemente aus dem Heere Dreyfus, Picquart und zahllose andere ist dieses in einen Zustand offensichtlicher Inferiorität versetzt worden, der es unbrauchbar für den Zweck macht, im Handlick auf den der ganze ultramontane Feldzug unternommen worden war. Nicht mit perfiden Politikern und Pseudomilitärs wie Boisdeffre und Gonse, nicht mit clericalen Pronunciamiento-Generalen wie Negret und Pellieux, nicht mit indisziplinierten Offizieren wie Negrier und Handschmidt, noch endlich mit mystisch angehauchten Aeteren wie Du Paty de Clam feigen Verbrechertrieben ist Frankreich wird man Elsass-Lothringen zurückerobern und die „ewige“ Stadt nebst dem dazugehörigen Kirchenstaate für den Papst gewinnen.

Paris, August 1899. Poter.

Föderalistische Bestrebungen der Deutsch Oesterreicher am Ausgang des Jahres 1878.

Die Wiener Revolution war ihrem Ende nahe. Sie war eine deutsche und centralistische gewesen. So wenig Klarheit und bewuiste Tendenz bei den Revolutionsparteien zu finden war, so wenig etwa, was das Verhältnis zu Deutschland anlangt, ein ausgesprochen großdeutsches, auf einen Bundesstaat gerichtetes Programm, oder, was die innere Ordnung Oesterreichs betraf, ein entschiedenes Eintreten für einen vom italienischen, ungarischen und galizischen Ballast befreiten Einheitsstaat, so viel war jetzt offenbar, den 18 waren früher und besser als den Freunden, dass die siegreiche Revolution ein deutsches und centralistisches Oesterreich bedeutet hätte. Damit war es nun am Ende. Im Wien zogen sich die Armen Jellačić' und Windischgrätz' zusammen. Der Kampf musste in kürzester Zeit beginnen, der Ausgang war nicht zweifelhaft. „Wien ist mit Mord und Brand erfüllt“ hatte das kaiserliche Manifest vom 7. October gesagt „ich verlasse die Nähe meiner Hauptstadt, um Mittel zu finden, der unterjochten Bevölkerung von Wien Hilfe zu bringen.“ In Olmütz befand sich nun der Hof, hurtig liefen die Fäden zwischen der mährischen Stadt und Prag, wo die czechischen Abgeordneten gerade mit den Ministern conferierten, gegen alle Beschlüsse des Wiener Reichsrathes sein dem 8. October, so lange nicht die gesetzliche Ordnung wieder hergestellt sei, Protest einlegten und eine Art Nebenparlament für den 26. October nach Prag einberiefen. Eine czechische Ergebenheitsdeputation erschien als erste am kaiserlichen Hoflager in Olmütz: die czechischen Ultras Prags, das kann sich noch von dem Bänslichgräfischen Bombardement im Juni erholt hatte, erfreten den Selben des 12. Juni zum Nationalheros, sieben eventuelle Hoher [illegible] im alten, schönen Sinn Bildung. Dies im Zusammenhang mit den Ereignissen in Ungarn, wo kaiserliche und slavische Sache zusammenfielen, teste allgemein den Gedanken, die Furcht oder auch die Hoffnung lese: Zoll Oesterreich slavisch werden?

Da beantragte in der Sitzung des österreichischen Reichsrathes Dr. Rudolf Brunner, mit Rücksicht auf ein vielleicht zu erwartendes slavisches Regiment, sich mit den übrigen deutschen Provinzen des Kaiserreiches zu verbinden, da es sicht möglich sei, ob der Reichsrath seine Sitzungen wieder werde aufnehmen können. Ein anderer Redner, der dieser Ansicht war, [illegible] dass [illegible] Provinzen [illegible] Reichsrathes [illegible] Ministerium [illegible] Gesetzen [illegible] Ordnung

für räthlich, um nicht Veranlassung zu neuerlichen Separationsversuchen zu geben". Steiermark nahm die Einladung an (8. November); es seien zwei Deputirte v. Kaiserfeld für die Deutschen, Gurnig für die Slowenen, eventuell zwei Ersatzmänner für diese Tagung bestimmt, die aber besser als in Salzburg in Klagenfurt stattfinden könne, „weil sich hier Deutsche und Slaven leichter zusammenfinden dürften." Salzburg lehnte ab; am 4. November schrieb das „Comité für Verfassungsangelegenheiten im Lande Salzburg": „Auch Salzburg will ein großes, mächtiges Oesterreich im engsten Bunde mit Deutschland. Allein noch hält es den Zeitpunkt nicht gekommen, wo die Provinzen das entschiedene Wort zu sprechen haben. Noch besteht der Reichstag, wenngleich auf einige Zeit vertagt und mit Berufung an einen außer dem Schwerpunkt der Monarchie gelegenen Ort. So lange nun der Reichstag im Verkehr mit dem constitutionellen Kaiser die Normen erläßt, nach denen Oesterreichs Völker sich zu richten haben, ebenso lange hält man ein positives Auftreten der Provinzen noch nicht für gerechtfertigt. Sobald aber die legislative Centralgewalt durch was immer für Conflicte außer Wirksamkeit gesetzt werden sollte, wird auch Salzburg sich den bestehenden Nachbarprovinzen zu dem gemeinsamen Zwecke der Berathung jener Maßregeln anschließen, welche zur Erhaltung des constitutionellen Staatslebens und dauerhafter Institutionen geeignet erscheinen werden." Doch gaben auch die Salzburger am 14. November endlich ihre Zustimmung.

Seitdem aber von Linz die Einladung ausgegangen war, hatte sich die Situation bedeutend geändert. Auf das kaiserliche Manifest vom 16. October, das die Gewaltanwendung gegen Wien officiell ankündigte und den Fürsten Windischgrätz mit der Vollmacht versah, „das Werk des Friedens nach eigenem Ermessen zu vollbringen", war das für die Provinzen bestimmte und darum in milderen Ausdrücken gehaltene vom 19. October gefolgt, das mit kaiserlichen Worte verbürgte, daß alle freiheitlichen Concessionen aufrecht bleiben sollten, und mit Nachdruck die Vollendung des Verfassungswerkes durch den constituierenden Reichstag, somit dessen Fortdauer, betonte. Ein kaiserliches Patent, vom 22. October datiert, berief den Reichstag für den 15. November nach Kremsier, einem kleinen czechischen Landstädtchen Mährens, das die Sommerresidenz des Fürsterzbischofs von Olmütz war; der Eröffnungstermin wurde bis auf den 22. November hinausgeschoben. Der Fall Wiens sollte also nicht mehr das Ende des Constitutionalismus bedeuten.

Die Linzer hielten aber an ihrem Vorschlage fest, mit Hinweis auf die Beschlüsse der Frankfurter Nationalversammlung vom 27. October über die künftige Reichsverfassung. Ihren Standpunkt, den altösterreichischen, fanden sie mit Befriedigung in dem Manifest der vierzig Oesterreicher in der Paulskirche wiedergegeben, die ihre gegnerische Haltung gegenüber den Frankfurter Beschlüssen in folgendem Manifeste zu ihr Bäßen zu rechtfertigen versuchten: „Die Beschlüsse der constituierenden deutschen Nationalversammlung vom 27. October 1848 sind für unser österreichisches Gesammtvaterland so wichtig in ihren Folgen, daß wir uns gegenüber unseren Wählern und ganz Oesterreich gedrungen fühlen, darüber frei und offen zu sprechen. Nach diesen Beschlüssen lauten die §§ 2 und 3 der künftigen Reichsverfassung: § 2. Kein Theil des Deutschen Reiches darf mit nicht deutschen Ländern zu einem Staate vereinigt sein. § 3. Kein deutsches Land darf mit einem nichtdeutschen Lande dasselbe Staatsoberhaupt, so ist das Verhältniss zwischen beiden Ländern nach den Grundsätzen der reinen Personalunion zu ordnen." Damit soll, in Anwendung auf Oesterreich, dieser Gesammtstaat getheilt, das Band, das seine deutschen und außerdeutschen Länder verbindet, gelöst und jede Gemeinschaft einzig und allein auf die Person des Staatsoberhauptes eingeschränkt werden. Damit soll, was den geschichtlichen Bestand, die Macht und Größe Oesterreichs begründet, aufgehoben, das mit vereinter Kraft nach einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte sich bewegende staatliche Leben seiner Länder zerstört, und diese in Recht und Gesetz, in Verfassung und Verwaltung, gänzlich voneinander geschieden werden. Die Völker Oesterreichs, früher durch Herrschaft, nun durch Freiheit und Brüderlichkeit unter Gleichberechtigung aller Stämme zu einem Ganzen vereinigt, würden getrennt voneinander, nach neuen und unbekannten Richtungen hingetrieben, der Gefahr des Untergangs preisgegeben, wogegen sie der durch die Verschiedenheit der Rasse der Krone in den gesonderten Theilen gegebene Wille des constitutionellen Regenten nicht zu schützen vermöchte. Der österreichische Gesammtstaat, der Kern Oesterreich wurde aus der Geschichte verschwinden. Unsere gewissenhafte Ueberzeugung konnte darin nur ein schweres Unrecht erkennen, an den Grundgesetzen der österreichischen Völker nicht blos, sondern auch an ihrer gemeinsamen Geschichte, an ihren tief verschlungenen Interessen und an ihrem starken Willen, der sie zusammenhalten hieß in Zeiten ihrer höchsten Noth und Gefahr. Ist solches Unrecht Bedrängnis zur Deutschland? — Soll Deutschland gewinnen, was Oesterreich verliert? Kommen wir? Deutschlands Zukunft beruht auf Oesterreich, Oesterreich, dem alten Bollwerke Deutschlands gegen Osten. Oesterreich, dessen Völker auch im Westen für Deutschlands Unabhängigkeit gestritten, Oesterreich, das im Frieden deutsche Sitte, deutschen Geist an die fernen Ufer der Donau trug, Oesterreich, das mit Deutschland im Bunde nach jenen Gegenden auch deutsche Freiheit bringen und so die deutsche Nation zu ihrem weltgeschichtlichen Berufe führen wird. Wenn uns daher auch das lebhafteste Bestreben für die engste Verbindung Oesterreichs mit Deutschland beseelt, wenn wir auch die hohe Wichtigkeit einer beiden gemeinschaftlichen Politik anerkennen, wenn wir auch die Nothwendigkeit der Beseitigung aller Schranken zwischen beiden, sowie der einheitlichen Leitung aller ihrer materiellen und geistigen Interessen im vollsten Grade fühlen, so konnte uns dies doch nicht zur unbedingten Annahme obiger Paragraphen und zum Betritte zu dem darin ausgesprochenen Grundsatze der bis auf die Personalunion zu führenden Theilung Oesterreichs bestimmen. Indem wir demgemäß unsere Erklärung abgaben, glauben wir dem Wunsche der österreichischen Völker ebenso, wie dem Vertrauen unserer Wähler gemäß gehandelt zu haben und sehen deren Aussprache hierüber entgegen. Frankfurt a. M., den 1. November 1848."

„Die Paragraphe 2 und 3 des Frankfurter Grundgesetzes über das Reich und die Reichsgewalt" — schrieb das Linzer ständische Verordnetencollegium unterm 21. November an die steirischen Stände — „drohen den Bestand des österreichischen Gesammtstaates, lassen unriechbiete nicht bloß auf Meinungsverschiedenheiten beschränkte Differenzen in deutschen Ländertheilen überhaupt und in höherem Grade dort besorgen, wo verschiedene Nationalitäten wohnen." An Kärnten und Krain, das gleichfalls abgelehnt hatte (die Krainer sprachen in einer Adresse an den Kaiser aus, daß die Frankfurter Beschlüsse den Verband der Oesterreichischen Monarchie aufheben, und baten um Rückberufung der österreichischen Abgeordneten aus der Paulskirche), wurden neuerliche Einladungen gerichtet, die Steirer gedeten, dies für Görz und Triest zu besorgen, und über Veranlassung des Salzburger auch die niederösterreichischen Stände zur Beschickung aufgefordert (27. November). Von Innsbruck war mit Bekanntgabe der zwei tirolischen Deputierten (Dr. Schuller und v. Zallinger) die dringende Aufforderung eingelangt, „die Besprechung mit möglichster Beschleunigung veranlassen zu wollen, weil es nothwendig erscheint, daß sich die Provinzen über ihre Stellung zur Centralgewalt und zum Reichstage wenn möglich noch vor dem neuerlichen Zusammentritte desselben verständigen, um in der Lage zu sein, ihre Ansichten und Vorschläge, falls kräftigt zu wahren." Die Tiroler mit ihrer föderalistischen Tendenzen — der Schreck vor dem gottlosen und revolutionären Wien steckte ihnen noch in allen Gliedern — hatten es eben sehr eilig. Es blieb vorderhand bei Klagenfurt als dem projectierten Versammlungsort; als Tag des Zusammentrittes wurde der 18. December in Aussicht genommen.

Inzwischen hatte der oberösterreichische Präsident Freiherr v. Strdensky von oben die Weisung bekommen, daß diese Tagung nicht mehr „zeitgemäß und gerechtfertigt" sei; er theilte dies dem oberösterreichischen Verordnetencollegium mit und forderte es auf, in einer neuerlichen Berathung sein Vorhaben aufzugeben; ein Betharren auf seinem Ideen könnte Misdeutung und Mißbilligung hervorrufen.

Die Linzer thaten wie befohlen und widerriefen am 11. December ihre Einladung: „Die politischen Zustände, da sie infolge der Ereignisse vom 6. und 7. October d. J. zu Wien auch in den Provinzen gestaltsverändend aufgetreten waren, veranlassten die d. o. Einladung vom 15. October . . . zu einer Besprechung der benachbarten Provinzen durch Abgeordnete. Diesen Zwischen folgte eine nicht minder wichtige Frage. Sie ging hervor aus den Beschlüssen der constituierenden deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt über die Paragraphe 2 und 3 des Gesetzes, betreffend das Verhältnis der Reichsgewalt, welche die bedrohlichsten Folgen für den ferneren vereinten Bestand des Kaiserthums Oesterreich besorgen liessen. Diese Frage war es vorzüglich, welche, obwohl die Octoberereignisse beigelegt waren, zur Ausführung des Zusammentrittes in Klagenfurt bestimmte und den hierortigen Einladschreiben die Richtung gab. Seither ist diese Frage vom österreichischen Standpunkte all seitig erörtert worden. Es sind die Ansichten über die deutsch österreichischen Provinzen, es ist das Programm des hohen Ministeriums bekannt, Programmrede Schwarzen bezüglich im Ministerrat Reichstag vom 27. November." Es traten auch die Besprechungen vieler Mitglieder des österreichischen Reichstages, wie sie die beiden Programme des linken Centrums und der Linken wahr nehmen lassen, der zu Frankfurt decretierten Theilung Deutschlands entgegen. Zwar wären noch immer wichtige Berathungen vorhanden, die beantragte Besprechung zu rechtfertigen, denn die höchst wichtige Frage, wie die Vereinigung Oesterreichs mit Deutschland lebenskräftig verwirklicht werden soll, ist nicht gelöst, ist nur verlagt. Von nicht geringerer Wichtigkeit erscheint die Frage

Digitized by Google

über die Vereinigung der österreichischen Ländertheile und die Autonomie derselben bei Besorgung der inneren Angelegenheiten. In dieser Richtung dürfte der Austausch der Ansichten und die Anbahnung einer Uebereinstimmung noch immer zeitgemäß erscheinen, um im Wege der Petition für die neue Gestaltung mitzuwirken. Allein es werden Besorgnisse vernehmbar, welche gegenwärtig, wo das Gesetz zur Geltung gelangte, wo das hohe Ministerium von dem Vertrauen aller Vaterlandsfreunde getragen wird, und die Volksvertreter Oesterreichs wieder tagen, die beantragte Besprechung der deutschen erbländischen Provinzen als nicht zeitgemäß und gerechtfertigt bezeichnen. Ein Vorhaben, welches fern von jeder Separation nur im Interesse des Volkes und der Ordnung eine Uebereinstimmung in den zeitgemäßen Fragen und den inneren Angelegenheiten bezwecke, liegt nicht in der hierortigen Absicht (das heißt: der Behörden). Das Landesverordneten-Collegium erachtet es für seine Pflicht, auf diese Besorgnisse aufmerksam zu machen, und glaubt, dass weder der Vorwurf der Unbereitwilligkeit noch der der Separation hervorgerufen werde, wenn jetzt der Antrag gestellt wird, die auf den 18. d. M. anberaumte Besprechung zu vertagen."

Damit war eine von deutscher Seite ausgehende föderalistische Idee beseitigt, ehe sie noch irgendwelche bestimmte Form angenommen hatte.

London. Dr. Maximilian Bach.

Die soziale Frage im alten Israel und das Gottesreich Jesajahs.

Von Prof. Dr. Georg Adler (Berlin).

II.

Ein Wiederaufleben der jüdisch-sozialen Bewegung ließ sich seit der warten bis nach der Rückkehr aus dem babylonischen Exil oder, genauer, bis zur Mitte des fünften Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung, wo unter der Perserherrschaft Nation und Gesellschaft von Israel durch das Eingreifen von Esra und namentlich von Nehemia, der den Erlass der rückständigen Schulden durchsetzte, einer tiefgehenden Reform unterworfen wurden. Jetzt pflegte wirklich das Meiste von dem zu geschehen, was im „Buche der Lehre" angeordnet war; aber das Jobeljahr ward auch jetzt nicht gehalten. „In diesem Zeitalter," sagt J. Wellhausen, „als man jenes in Israel alles, was geschrieben war, theil, recht wichtige man dieses Abweichen von der heiligen Schrift damit, dass jene Verordnung nach dem Wortlaut der finanziellen Lehre nur Geltung hätte, falls sämmtliche israelitische Stämme in der palästinensischen Heimat lebten: das passe nicht auf die nach exilische Zeit und deshalb sei das Jobeljahr nicht mehr einzuhalten." Aber das Brachjahr und das Erlassjahr und die meisten andern von den erwähnten Bestimmungen standen lange Zeit wirklich in Geltung, bis dann erst wieder unter der Herrschaft des Hellenismus viele Reiche umgestoßen und den Gesetzesnormen abwichen und die Verschuldung der kleinen Bauern benutzten, um ihre Güter durch Einziehung der verschuldeten Bauernhöfe zu Latifundienbesitz zu arrondieren. So ermahnden abermals Klagen, und darum sagt Jesus Sirach: „Welchen Frieden hält die Hyäne mit dem Hunde und welchen Frieden der Reiche mit dem Armen?" Jagdbeute der Löwen sind die Waldesel in den Steppen so sind die Armen eine Weide der Reichen!"

Die Reichen waren es auch, die sich vom Glauben ihrer Väter abwandelten und Anhänger des hellenistischen Heidenthums zu gewinnen suchten. Als Reaction hiergegen und vor allem gegen den Druck der jüdischen Oberherrschaft, die unter Antiochus Epiphanes den mosaischen Glauben auszurotten unternahm, entstand die machtvoll die Gemüther ergreifende nationale Bewegung unter Führung der Makkabäer, und sie gelang es, das syrische Joch zu brechen und von neuem den Bund mit Jahve zu erneuern. Abermals kamen die sozialen Normen des mosaischen Rechtes in dem vorhin angedeuteten Umfange zur Geltung, und bald war auch der freie Bauernstand wieder in eine erträgliche Lage versetzt. „Ein jeglicher", heißt es in den Makkabäerbüchern, „hatte sein Land in Frieden, und das Land gab seine Frucht und die Bäume der Felder gaben ihre Frucht. Die Greise saßen auf den Straßen und besprachen sich über das Beste des Landes und die Jünglinge kleideten sich mit Ehren und Waffengewand. Ein jeder von ihnen besaß Wohnung und Acker, bauten und wohnten darinne sie."

So war Israels soziale Lage keineswegs unbefriedigt, bis die Handelswirthschaft kam, die das Land, wie jede andere rationale Wirthschaft, aufspaltete, durch Neugründung von Handelsstädten an Stelle eines [illegible] und [illegible] Landes, und [illegible] Ein und Ausfuhr [illegible] und die Reichen begannen [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible]

trostvolle Aussicht zu eröffnen; ein neuer Abkömmling von Davids Geschlecht wird auftreten und das Reich Gottes in Israel aufrichten. Der Gedanke selbst war nicht neu, da schon vorher die Propheten Amos und Hosea eine gnadenreiche Zukunft verheißen hatten. Aber was bei Hosea ganz schwach angedeutet, was bei Amos schon näher ausgeführt ist in den Worten: „Siehe, es kommt die Zeit, spricht der Herr, daß man zugleich ackern und ernten und zugleich keltern und säen wird; und die Berge werden mit süßem Wein triefen, und alle Hügel werden fruchtbar sein", dieser Gedanke erfährt bei Jesajah eine so gewaltige Steigerung und eine Fortbildung von so wunderbarer Kraft und Originalität, daß seine Weissagung von der Geschichtschreibung mit Recht als die erste eigentlich messianische des alten Testaments angesehen wird. In diesem Zukunftsreiche, das ein Davidide auf nicht näher beschriebene Art mit dem Reste der Gläubigen, die sich aus den Trümmern des Reiches und dessen wiederholter Verwüstung gerettet, begründet, wird es dauer Vollkommene geben, da alle Gottlosen ausgetilgt sind und unbedingte Gerechtigkeit herrscht. Und mit den Menschen, dessen Stärke Gott der Herr ist, wird sich auch die ganze Natur in Einklang setzen und eine neue Gestalt annehmen. Das führt der Prophet in einer visionären Schilderung von wunderbarer Kraft aus: „Die Wölfe werden bei den Lämmern wohnen und die Pardel bei den Böcken liegen. Ein kleiner Knabe wird Kälber und junge Löwen und Mastvieh mit einander treiben. Kühe und Bären werden an der Weide gehen, daß ihre Jungen bei einander liegen, und Löwen werden Stroh essen wie die Ochsen. Und ein Säugling wird seine Lust haben am Loch der Otter, und ein Entwöhnter wird seine Hand recken in die Höhle des Basilisken. Man wird nirgend Schaden thun, noch verderben auf meinem ganzen heiligen Berge; denn das Land ist voll Erkenntnis des Herrn, wie Wasser das Meer bedeckt."

Nach Jahrzehnte hindurch war Jesajah im Sinne seiner Mission thätig, um seinem Volk zu finden, das nicht schon die bloße Zugehörigkeit zu Israel und das äußerliche Bekennen der religiösen Ueberlieferung den Bund mit Gott und damit alles Heil verbürge, sondern daß der wahre religiöse Sinn und das sittliche Thun im Geiste Jahwes allein die Nähe und den Segen Gottes zu vermitteln vermöchte. Darum suchte er besonders aus der trüg in den Tag lebenden Masse jene kleine fromme Gemeinde herauszuschälen, die durch Gottes sichtbaren Segen beschützt — alles nationale Unglück überdauern und als „heiliger Same" (Jesajah 6, 13) für die Zukunft dienen solle. Diesen Besten Israels predigt er in gewaltigen Worten Einkehr und Glauben: sie warnt er besonders, da sie nur „noch eine geringe Spanne" (29, 17) von der nahen Katastrophe trennt, allen Verhältnisse treue, und ihnen, die einst die ganze Welt erfüllen sollen, schildert er noch zuweilen, wie der Herr einen neuen Himmel und eine neue Erde schaffen wolle, daß man der vorigen nicht mehr gedächte; und er übermittelt dem Kern Israels des Herrn Verheißung: „Man soll keinen Frevel mehr hören in deinem Lande, noch Schaden oder Verderben in deinen Grenzen, sondern deine Mauern sollen Heil und deine Thore Lob heißen. Und dein Volk sollen eitel Gerechte sein und werden das Erdreich ewiglich besitzen, als die der Zweig meiner Pflanzung und ein Werk meiner Hände sind zum Preise. Aus dem Kleinsten sollen Tausend werden und aus dem Geringsten ein mächtig Volk."

Diese Worte des Propheten sind nicht bloß für die religiöse Entwickelung der Kulturmenschheit von hoher Wichtigkeit, sondern sie haben auch für die Weltliteratur Bedeutung: denn an sie knüpfen später vielfach die Ideen von jenen Menschheitszuständen an, die der staatlichen Zucht und Zwangsmittel nicht bedürfen.

Die Faustfage in der bildenden Kunst.

Von **Dr. Alexander Tille**, Docent an der Universität Glasgow.

Der Sommer des Jahres, der die hundertundfünfzigste Wiederkehr des Geburtstages des größten deutschen Dichters bringt, hätte die Goetheferiern und Goethe-Ausstellungen wie Pilze aus der Erde schießen. Am Rhein und an der Donau tönet man sich, den 28. August 1899 so festlich als möglich, wie es der überzeugendste Dichtergroße des 19. Jahrhunderts verdient. Was sich an handschriftlichen Erinnerungen an Goethe, sein Leben, seine Freunde und seine Reisen zusammentragen läßt, das wird pietätvoll auf einen Punkt vereinigt und in Form einer Ausstellung dem heimischen Goethe-Freunde, wie dem schaulustigen Fremden aus der Ferne geboten. Wunderliche Raritäten sind da zu sammen, Goethes erste Tinte mußte und seine letzten Schule, der Frau Rath Morgenländisch und Spitzer von der Herbstzeitung in Bautzar. Dazwischen aber finden sich auch Dinge von literarhistorischem Werte. Unabgedruckte Briefe von und an Goethe tauchen aus der Vergessenheit auf, wo ein ruhriger Ausstellungsausschuss Zahlende, Nützliche und Thatsächliches vereint. Was wir über Goethes Reisen an die Donau dieses Jahr Neues lernen werden, das wird sich ein im Schein einreihen lassen, wenn allerorts die Katalogs der Ausstellungen und die Berichte der örtlichen Goethevereine erschienen sind. Was sich aber Goethes Rhein-reisen an Curiositäten, Raritäten, Documenten, Bildern und Noten hat zusammenbringen lassen, das zeigt die am 5. Juli in der Aula der königlichen Kunstakademie zu Düsseldorf eröffnete rheinische Goethe-Ausstellung in einer großen Anzahl von Schaukästen, in zahlreichen Bildwerken an den Wänden und in Druckwerken auf den Regalen. Zur Zeit steht aber noch ein Katalog dieses Goethe-Curiositätenkabinettes, ohne den auch der Kundige leicht Mißverständnisse zu besorgen geneigt ist, und ohne den sich nun einmal nicht voll würdigen läßt, was da dem Auge sich bietet. Diese Curiositätenausstellung ist aber nur ein Theil der großen rheinischen Goethe-Ausstellung, und die beiden anderen Theile finden sich im Museum derselben Kunstanstalt aufgestellt. Im Bildermuseum mit seiner weltberühmten Himmelfahrt Marias von Peter Paul Rubens steht in modernen Photographien die alte Düsseldorfer Galerie, die Goethe wiederholt besucht hat, und die seitdem mächtig vollständig von ihrem alten Musselinglanze verschwunden ist. Der Peter Paul Rubens ist fast ihr einziger Rest. Im Gipsmuseum aber sieht eine andere geschlossene Sammlung, die dazu dienen soll, die Beziehungen von Goethes größtem Werke zur bildenden Kunst in helles Licht zu setzen, eine Bilderausstellung zur Faustsage und zu Goethes Faust, die einzig in der Welt dasteht, die Bode-Tille'sche Faustbilder-sammlung. Wer wissen will, was Goethe der bildenden Kunst für seinen Faust verdankte, und was andersseits die moderne Kunst an Phantasieanregungen dem Faust Goethes zu danken hat, der braucht nur in diesen Staffeleien herumzugehen, die, mit einem halben Tausend Bildern bedeckt, zwei Säle füllen, und er wird nicht leicht in seinem Leben je wieder geneigt sein, diese Beziehungen zu gering anzuschlagen.

Faust und die bildende Kunst, das ist eine mehr als dreihundertjährige eigene Geschichte, eine Geschichte, in der große und kleine Namen eine Rolle gespielt, und in der große und kleine Ereignisse, planvolle Schöpfungen und wunderliche Zufälle zusammen gewirkt haben, um das zu schaffen, was wir heute als die Entwickelungsgeschichte der Faustgestalt im Volksbewußtsein bezeichnen. In den Tagen der Sturm- und Drangzeit hat auch Oesterreich mit einem der bezeichnendsten Fauststoffe an dieser Entwickelung mitgewirkt, und noch die heutige Erscheinung Fausts auf der Puppenbühne trägt die unzweifelhaftesten Spuren jener hübsch österreichischen Entwickelung der alten deutschen Faustkomödie, die in dem Tiroler Faustspiel und den Tiroler Faustliedern des achtzehnten Jahrhunderts uns dauernd erhalten geblieben ist.

Dass Goethe hängt Werken der Bildkunst Anregungen zum dichterischen Schaffen entlehnt, ist eine längst bekannte Thatsache. Wer dächte dabei nicht an den Zatypros? Dass aber seine dichterische Einbildungskraft gern aus Gemälden und Stichen sich Einzelheiten für Phantasiebilder zusammensuchte, die er mit besonderer Liebe ausgestaltete, das ist schon weniger bekannt. Wenn wir von Thomas Wyd drei Gemälde besitzen, welche die Ossian eines Adamwiler mit all den Beckzeugen, Büchern und Geräthschaften seiner Kunst ange füllt zeigen, wenn auf einem derselben der Alchymist selbst an einem hohen Tische sitzt, vor sich ein Buch aufgeschlagen, und eine Phiole hält, wenn Goethe zwei dieser Bilder mit ihren hochgewölbten engen Räumlichkeiten aus der Dresdener Galerie kannte und das dritte aus Winkless Gemäldesammlung kennen konnte, die während seiner Leipziger Studienzeit erschien, in lässt sich die Vermuthung kaum abweisen, dass er diesen Schauplatz für den Eingang seines ersten Theiles Faust benutzt habe. Und wenn ein Bild von David Teniers uns die Hexenküche vorführt mit all den Einzelheiten, die sie bei Goethe hat, und nur den Unterschiede, dass das nackte Weib nicht im Zauberkreise erscheint, sondern eben zum Fenster hineinsieht, dann ist der gleiche Schluss wohl nicht zu gewagt. Wen im zweiten Theile das Auftreten der Galathea nicht an Raphaels Triumphing dieser Meeresgottin in der Farnesina in Rom und die Anordnung der Schwesterne nicht an das bekannte Gemälde im Campo Santo zu Pisa erinnert, der muss mit dem Arbeiten dichterischer Phantasie wenig vertraut sein.

Man kann sagen, das alles sind Einzelheiten, die nur den Faust als Ganzes wenig ins Gewicht fallen, und dieses Urtheil ist so unbestreitbar richtig. Anders liegen die Sachen aber bei einem weiteren Punkte der Beziehungen der bildenden Kunst den Dichter zu einem Conflict mit dem Zeitgeist der Sturm- und Drangperiode und dadurch in einen Conflict mit seinem eigenen, ursprünglichen Faust plan und seiner eigenen, ursprünglichen Vorstellung von der Faust gestalt brachte.

Als Goethe seinen Faustplan entwarf, war die Fauststage schon über ein Vierteljahrtausend alt, und es hatte sich hinlänglich der verschiedenen Punkte eine volksthümliche Ueberlieferung gebildet, über die sich kein Dichter ohne weiteres hinwegsetzen konnte. Nur Klinger wagte es gelegentlich zu thun, und er ist doch bei seiner bestimmten Strömung dieser Tradition, die den Doctor Faust mit dem Teufel zusammenwarf und diesen zum Einholen des Buchstabenlohn machte, ebenso fast abhängig wie Goethe von einer anderen Form dieser Tradition war mich ganz einbeirrlich. In den verschiedenen Theilen Deutschlands war es auch ein etwas verschiedener Faust, was da von Mund zu Mund ging. Hier über-

Digitized by Google

wog der Einfluß der Volksbücher, der der Puppenspiele, an einer anderen Stelle die anekdotenhäufte populäre Faustgeschichte. Während der protestantischen Faust des Nordens Schweres vom protestantischen Teufel litt, wurde der österreichische katholische Faust selbst der Peiniger des katholischen Teufels, der ihm die Veranstaltungen schaffen mußte, auf der Donau Kegel zu schieben, und selbst dazu gezwungen ward, für ihn ein Crucifix zu malen. Der schwarzhaarige ältere Mann im schwarzen Talar mit schwarzer Kappe beherrschte allenthalben da die Volksanschauung, wo das Volksschauspiel, bei es nun mit lebendigen oder mit todten Marionetten, der Hauptträger der Faustsage war. In Frankreich behauptete eine rein geistliche Figur, die man fast als eine mönchische bezeichnen konnte, das Feld, während der Nordwesten Deutschlands wiederholt von Holland aus Einwirkungen erfuhr, welche seine Faustgestalt bestimmen halfen.

Bei den kleinen Titelvignetten, welche eine Ausgabenreihe des ältesten Faustbuches kennzeichnen, kann man noch kaum von einem Faustthypus reden. Ein Standesthypus ist ohne Zweifel vorhanden, aber derselbe hat noch keine Individualität, ist noch keine Persönlichkeit. Aber auch er schwankt noch etwas, und zwar zwischen dem bärtigen Gelehrten in streng akademischem Costüm, und dem Weltmann oder Abenteurer, der, in spanische Pluderhosen und Wadenstrümpfe gekleidet, mit spitzgichtmittenem Rundhut und langem Schnurrbart behaft, ehe auf die Jagd nach Erkenntnis. Erst Christoph von Sichem gibt ihm 1667 ein ehernes Gesicht, das selbst dem Ewigen trotzt. Wie er ihn unter die Erzherr stellt, so hebt er auch in ihm das Wuthe, Hartverbissene hervor. Das Gesicht ist unverbrüht, nur der eiserne Wille verrieth, und dieser Wille ist in seiner sinnlosen Verbindung just auf das Böseste gerichtet. Wie fremd dieser Faustthypus der Zeit erscheinen mochte, kann man schon daraus ermessen, daß Sichems feingeschnittenes Bild niemals abgeschildet worden ist. Es war die singuläre Idee eines Zeichners, den der Ketzerruhm gefangen genommen hatte, nicht der Ausdruck einer Zeitauffassung des berüchtigten Schwarzkünstlers.

Ein hochrüdiges Männchen, eine dünne Persönlichkeit mit kleinem, grauem Bärtchen, so hatte Widmans Faustbuch von 1599 den Doctor einst geschildert. Und wie hätte der Zünftler, der auf seiner Bosheit sich mit dem Bösen verirrt, ein anderes Aeußere verdient? Aber kein Maler, kein Zeichner hatte ihn je so dargestellt. So mußte sich denn die Volksphantasie helfen und Bilder oder Skizzen, die solch einen Mann zeigten, auf den Jahrmarkten kaufen. Mitten in das siebzehnte Jahrhundert hinein fällt das Schaffen Rembrandts von Rhyn, in dessen Leben sich Licht und Schatten reicher wirken als in den meisten Künstlerleben. Seine Gestalt hat bei all ihrer Weichheit doch einen ausgesprochen Düsteren. Es ist so recht eine Gestalt, die Phantasie dieser Zeit mit ihren zauchzenden Daseinsjammel und ihren dusteren Gewissensschrecken anzuregen. Es wäre schließlich kein Wunder gewesen, wenn er sich zuletzt dem Teufel übergeben hätte. Aber Rembrandt muß sich zu dem deutschen Schwarzkünstler nicht tendenziös hingezogen gefühlt haben. Zwar hätte er ihn wohl mit irgend welcher Skizze verewigt. Die Nachwelt hat diese Lücke in seinem Schaffen ausgefüllt, und drei verschiedene Werke von ihm mit Faustus Namen belegt. Das eine bedeutet die Ehre und zeigt Faustage. Ein wohlbekleideter, vornehmer Magier erblickt einen Geist, der Zaubererscheinung im Feuer, wo Lichtumrisse Jesus Nazarenus Rex Judaeorum und das Agla Tetragrammaton Adonai ins Auge fallen. Diese Radierung nannte der Kunsthändel des achtzehnten Jahrhunderts „Faust in seinem Laboratorium“, und der Kupferstecher Lips hat sie noch für Goethes Fragment Faust 1790 als Titelkupfer benutzt. Das andere Bild ist nur eine Skizze Rembrandts, die sein Schüler Bles ausgeführt hat. Sie entwickelt ganz der Verherrlichung Widmans. Ein unholdes Kopfchen sitzt tief zwischen aufgestützten Armen, ein wirkliches Barthen nimmt diesem armen Alten jeden Reiz und macht ihn zum Gnadenbilde. Wenig wichtig wurde dieses Blatt noch im siebzehnten Jahrhundert von Franzois Langlois in eine Figurine gestochen und, durch einen zweiten Strich abermals verringert, 1725 zum Titelblatt der Historia Doctoris Johannis Fausti Magici, das gegenüber dem deutschen Volksbuch von Faust angekündigt. Hier ist aus dem Bärtchen Greine, wohl halb wider Willen des Stechers, ein feiner Schnurrbart von Deutlich aufwuchs. Aber nur diesem Bilde nach kann heute Publicationsunternehmen zu Tage gefördert werden. Der Doctor Faust erscheint, den man vom Puppenspiel bis zur modernen Oper in schwarzen Talar kannte? Schwarzmantel? Dieses Attribut wird nicht der Fall. Es scheinen denn die Mondnacht oder Studierstuben Faustdrama jetzt durch den „Lohengrin“ einen gewissen Farbenschmelz mit dekorativen Zügen. Zeit ist es, daß der Doctor Faustus wieder in seine Heimat zurückkehrt, wie er Schwarzkünstler seines Glaubens in Deutschland geboren wurde. Dem Faustthypus des Mittelalters, der Volksbücher und Puppenspiele, der Widmans und Sichems, der Rembrandts und Langlois, der Goethes und Lenaus, der Gounods und Boitos, der Lindaus und Kiesenhofers, der Kaulbachs und Stucks, der Liszts und Busonis, der Lenbachs und Klingers gehört Zeit und Ewigkeit.

Erleben.

Von Lou Andreas Salomé (Schmargendorf).

Das bekannte Goethesche Wort, daß nichts schwerer sei zu ertragen, als eine Reihe von schönen Tagen, wird nirgends nur von denen angewendet, die, mißmutig nach Schopenhauers Vorbild, die Negativität alles Glückseligempfindens betonen. Wo die Rede der besen Tage schon zu lange her ist, heben die schönen sich nicht mehr von einander ab, und wo Schmerz und Sehnsucht dem Ohr nicht mehr zur dunkeln Folie dienen, erlischt es, wenn es noch so leuchtend war. Die Wahrheit des Goethe'schen Wortes hätten wir aus diesem Grunde auch noch in einem Himmel zu fürchten, der in unendlicher Langeweile, aus zuletzt immer nur noch aus selbst das will heißen, lauter und völlig homogenen, sympathischen, aus breit und willig Entgegenkommenden darbräche, um Kerubes eine Schmerzliches daran anzuschließen. Das wäre ja Leben nicht lediglich, und doch wäre es eine freie Lebensveranstaltung, allein auf solche Lehre angewiesen zu sein: denn obgleich wir vorderhand keinen Himmel als Heben zu beziehen brauchen, und obgleich unser bis hin menschliche Glückseligkeit genügend mit Bitternissen ab zugewichen pflegt, um uns immer wieder über klar und begehrenswert zu werden, so bliebe doch das Ende vom Liede einfach eine gute Manier, sich durchs Leben hindurchzumogeln zu lassen, immer nur mit einem verschlafenen Auge umzublicken, und das noch oberdrein, wenn man nicht gut weiß, daß es uns dem Schmerz in die Falle lockt.

Zu Wirklichkeit sind jedoch Schmerz und Glück im Leben nicht zwei in Schnur, einander abgewandte Pole, sondern aus beide bestimmen Gegenden in Wahrnehmung miteinander und gehörne Verbrauche Wort sind sich so Bild davon machen, sowohl indem man das Leben in seine Bestandteile, als auch indem man es in seiner Ganzheit Bestandteile in sich betrachtet. Der Dominanten seiner primitiven Wertung ist nicht das Leben, sondern das „Erlebnis“, im Unterschiede zu Leben, das ist ein Ganzes, das nur Bruchstück, Sensibilität [illegible] Sinnen, Sinnen und Reize von außen [illegible] Erlebnis ist der Zusammenhang innerhalb der zunehmenden [illegible]

in die weitgehendsten Gegensätze auseinandergerenn hat. Wir verstehen jetzt unter einem sehr sensiblen Wesen ein solches von passiver Beeinflussbarkeit, von einer Empfänglichkeit und Empfindlichkeit, deren höchster Grad zur Selbstauflösung führen würde. Umgekehrt meinen wir von einem kräftig reagierenden Wesen, es sei ein solches, das sich zu wehren, zu behaupten, abzuschließen wisse, und letzten Endes eventuell der Gefahr unterliege, ohne Zustufs von aufsen in sich selbst zu verknöchern, zu verengen, zu erstarren. Während wir derartig verschiedene Lebenstypen zu klassificieren suchen, vergessen wir leicht, dass die beiden Grundworte, mit denen wir sie bezeichnen, im Keim dasselbe bedeuten können und bei ganz einfachen Gebilden auch noch bedeuten. Sensibilität ist nur möglich, wenn irgend ein Reiz auf etwas ganz Eigenartiges, sich selbst Bewahrendes, einwirkt, und ergibt eben daraus den Eindruck von Leben; ebenso ist andererseits in der krastvollsten Reaction der Kernpunkt die Verwundbarkeit, Empfindlichkeit, aus deren Zusammenstofs mit dem Angriff von aufsen energisches Leben entsteht. Ueberall, wo wir Leben finden, befindet sich auch dieser Punkt darin verborgen, auf dem beides, ungeachtet aller Verschiedenheit der Einzelgestaltungen, untrennbar ineinanderrinnt: das sensible Berührwerden, Erregtwerden, selbst dem Zuschiefsen, Anziehungsmimen des Eigenen. In den höchsten Schöpfungen des uns bekannten Lebens, in den geistesschöpferischen Vorgängen, wird es auch wieder besonders deutlich; die Kraft eines Künstlers, seine Gewalt über die Dinge, die herhalten müssen, damit er sich in seinen Neuschaffungen entlasten könne an ihnen, das ist nichts anderes als zugleich die unendliche Sensibilität, mit der er empfangenen Anreize in ihn eingedrungen sind, ihn tief erschüttert und sich ihm vermählt haben. Wo das geschehen ist, ist das Wort schon conzipiert und muss nur noch ausgetragen werden. Wenn es einmal anders erscheint, so liegt wieder nur das Missverständnis des üblichen Sprachgebrauchs vor: wir meinen zum Beispiel von einem künstlerisch veranlagten, jedoch unproduktiven Geist leicht, es beruhe auf seiner zu grofsen, und daher gleichsam durch ihre eigene Wucht passiv-reeepsiv gemachten, Empfänglichkeit, dass sie ihn zu keinem Selbstschaffen erstarken lasse – aber statt dessen ist dieselbe meistens nur zu zerstreut und partiell, also zu schwach dazu, indem sie ihre conventrierte Macht und Tiefe nur erhalten könnte von der Macht und Tiefe der künstlerisch reagierenden Seele, die von ihr in Schwingung versetzt wird. Ferner kann Geschicklichkeit, Schwäche seiner Sensibilität lässt dem derartig afficierten Geist gewissermassen ein Theilchen seiner selbst übrig, mit Hilfe dessen er viel bewusster zu leiden und zu geniefsen vermag, wodurch der Eindruck seiner Empfindlichkeit sich für ihn selbst ausserordentlich verstärkt, gerade als ob sein Seelenleben von Spiegeln umstellt wäre, die alles noch einmal in sich auffangen. Der schaffende Mensch ist in solchen Augenblicken viel zu total in seinem passiv-activen Zustand ertrunken, um von sich als einem Verbreiter oder Geniefsenden Umgerissenen oder Vergewaltigenden, viel Roher nehmen zu können. In der gewaltigen Spannung der Kräfte wird zuletzt Schmerz nicht mehr als Schmerz bewusst, so wie im Anfruhr des hitzigsten Kampfes erlittene Wunden und Blutverluste erst hinterher sich dem Empfinden aufdrängen; und Glück wird nicht mehr als Glück genossen, weil die Ruhe des Behagens und der auf Genuss gerichteten Aufmerksamkeit dazu fehlt, denn aller Genuss lässt sich nur eine gar kleine Strecke weit wissentlich geniefsen, mit Bewusstsein zu seiner Zufälligkeit schmecken – dann, wenn er endet, und unsere ganze Person thätigkeit in ihm vibriert, unterscheidet man es nicht mehr, ob es in uns lacht oder weint. Darin liegt bereits aufgeschlossen, wohin „Leben" will, wohin es sich streckt: über den einzelnen Lebendigen hinaus, jedoch durch ihn selber, durch seine eigene höchste Steigerung dadurch, dass seine sensible Berührung mit dem, was auf ihn wirkt, zugleich seine Schöpferkraft entbindet.

In seinen geistesschöpferischen Zuständen bedeutet das Leben immer wieder eine unzerreifsliche Einheit aller dieser Sensationen, die sich sonst, für unser getheiltes Erleben und Betrachten, in lauter Gegensätze spalten. Es wird wieder reine Selbstherrlichkeit, die nur von Steigerung oder Abschwächung etwas weifs und keinen anderen Zweck hat, als sich fruchtbar zu entladen. Sehen wir genauer zu, so ist es ein Merkmal aller unserer vorwiegend mitteilsamen Zustände, dass wir nur diejenigen Dinge ertragen, die zweckvoll, im weiteren Sinne nutzlich sind, und dass wir sogar Genüsse, trotzdem wir diese um ihrer selbst willen zu lieben scheinen, auf die Dauer doch auch nur dadurch ertrüglich finden. An den Zwecken aufser uns, wie sehr sie uns auch bedrängen mögen, schlagen wir uns, soweit es eben möglich ist; daher vermag kein Glück allein, d. h. keinerlei erreichte Schicksalsgunst, die Verzweiflung am Leben wirklich aufzuhalten, sondern nur der Sieg vermag das: eine zweckvolle Krafthethätigung am Dasein. Es weist sich immer auch als ein Irr thum aus, wenn wir unsern Geniefsens zu eng, zu punktuell gefasst haben, um ihn in seinen mitteilsamen Dispositionen einfach zu billigen, mit Glück zu hegen, wohlend sich dagegen etwas Wachtings in uns aufbäumt, namlich das Verlangen, lieber noch Dienend, sich einordnend, verbindet zu werden, als mit volle Ausdehnung unserer weitgehendsten, reinbleiben Naturentfaltung in der Zucht. Denn allem durch sie kommen wir der Möglichkeit wer haltnismäßig noch am nächsten, die allerdings nur in den höchsten Zuständen vollkommen, ohne allen Verzicht, ohne alles Auseinanderklaffen von Zweck und Befriedigung, sich verwirklicht: nämlich uns lebiglich durch uns selbst zugleich über uns selbst hinaustreiben in einem schöpferischen Seelenvorgang.

Vollkommen ist in der That nur da das Zweckvolle ins Schöpferische aufgehoben, und deshalb nichts mehr darüber, nichts mehr daneben — vollkommen ist nur da Leid wie Glück, Handeln wie Erdulden, strotzender Geniefsen wie äufserste Selbsthingabe schlechthin Eins geworden im selben Erleben. Aber es ist bemerkenswert, dass sich dieser Zustand der Seele nicht nur innerhalb der Gesitesoperationen, sondern auch des praktischen Erlebens auf allen Höhepunkten desselben vorfindet. Wo wir ganz und gar „leben", das heifst mit unserer sensibelsten Persönlichkeit, unserer empfänglichsten Veranlagung uns drangeben, und mit dem Einsatz unseres gesammten, concentrierten Selbst reagieren, da geht uns auch praktisch von solchem Punkt aus das ganze Leben einheitlich auf; da hört es auf, ein Fetzen zu sein, den wir in die Hand bekommen, und wird unsere Lebensschöpfung, analog dem Werke, das der Künstler schafft. Und gleich ihm verhalten wir uns in solchem Erleben auch nicht mehr gierig den Glückseligkeitsmöglichkeiten, noch furchtsam den Schmerzensmöglichkeiten gegenüber, die dabei mit unterlaufen müssen; gleich ihm sind wir nur dem einen Drang folgsam: unser Werk zur Reife auszutragen — willige, hingebende Geschöpfe an demselben, Geschöpfe, die Ehrfurcht haben vor dem, was sie thun, und dennoch Herren über das Leben, wie niemals sonst. Man könnte annehmen, dass ein jedes Wesen, indem es sich einfach egoistisch vorwärts entwickelt, endlich eben dahin gelangen müsste, weil seine Lebensfülle selbst dahin zielt, dass sein Egoismus sich sinnlogen bezartig in sich überschlägt — um dies nicht zu thun, muss er sich mit lauter Feigheiten und Halbheiten unterwegs in Einzelbezirke seiner selbst abschlieisen und sich in kleiner Genügsamkeit gültlich thun. Darum ist es auch ganz charakteristisch, dass alle principiellen Verherrlichungen des Egoismus doch letzten Endes immer den schöpferischen Egoisten im Auge haben, den Menschen mit reichen, schöpferischen Absichten, in denen gewissermassen das ganze Leben Raum hat mit allen seinen tiefsten inneren Vorgängen. Andererseits erscheint der Egoist eben nicht blofs genera, vielmehr zur allem tüchtig, infolge der kraftigen Proportionierthelt eines sich auslabenden Warmleins, das unfonst so thut, als trage es ein Ungeheuer in sich. Das Leben ganz einheimisen, bedeutet schon, der Glückshunger wie über Besheidbgkeit siegen können, sich nicht verpanzern gegen den Contact mit dem, was unsere Sensibilität am stärksten trifft und auffört, sondern im Gegentheil voll Inbrunst den Punkt des Zusammenschlusses suchen, von dem aus das Leben ganz in uns eingeht, und wir ganz in's Leben. Wer vorerst danach fragt, wie es sich in uns leben lassen, erreicht ihn gar nicht erst, und hat sich schon beschränkt. Die letzten Bewegungen der Seele, die sich immer weiter gestreckt, sind nicht mehr fragend und bewusst aus sich selber gerichtet, sie sind grofse, ganz stille Geberden dem Leben gegenüber, an denen nichts Selbstsüchtes im üblichen Sinn mehr zu halten vermag.

Wie sehr muss von allem Anfang an das Leben der menschlichen Wesen intensiv veranlagt, wie muss es zu allen schöpferischen Grofstaten gleichsam vorausgeboren gewesen sein, bereits als der Mensch mit noch unentwickelten Kräften sich vom Fremden und Schrecklichen unverstandener Wesen umgeben fand, und als er vielen stärkern Geschöpfen ringsum verhältnismäßig zart und bedürftig gegenüberstand. Man sagt wohl mit Recht, dass er die besseren Götter nicht unmonst für solchen Kampf und Sieg für nöthig erachten mochte. Indessen, was sind denn diese Gottheiten im tiefsten Gemide, die seine Phantasie ins Leben hinein erschuf, um das Leben zu bewältigen? Man ist, seit Feuerbachs Zeiten, allzu geneigt, ihrer pinchologischen Bedeutung nach in ihnen gewissermassen nur lauter Wunschgötter zu sehen. Das wird Niemand leugnen, alles Glück sichern und die Trübsal des Daseins coerzigieren sollen. Aber sie sind doch noch etwas Bedeutungsvolleres: sie sind nämlich ein Mittel, eine Möglichkeit für den Menschen gewesen, den ihm eigenen, ihm vertrauten kleinen Lebensumkreis mit demjenigen zusammenzuschließen, was jenseits desselben, im fremden, schrecklichen Unbetannten lag. Der Gott gejuttete sich nicht nur aus dem Vater des Stammes, aus dem Cultus des Stammesahnen, also aus dem intim Verbotten heraus, wiewohl wues er immer zugleich Zuge der bedrohenden Ankommäche, die man zu schützen und gegen die er helfen sollte, auf: wenn der Totemismus für alte Religionen urspringlich galt, war der Gott vielleicht zu allererst eine wilde Bestie und erstand aus den Kämpfen mit den wilden Bestien Wie dem aber auch sei: zum „Gott" wird der Stammesvater erst im eigentlichen Sinn, wenn er eine Synthese darstellt der gesamten Mächte und der eigenen vertrauten Wesensmacht, wahrend, je lange diese Beiden sich total fremd gegenüberstehen, keine Wechsel wirkung durch einen „Gott" zwischen ihnen möglich ist. So nahmen die Götter den Menschen von vornherein nicht nur ein wenig Roth oder Angst von den Schultern, sondern setzten ihn sich manche Angst und Noth getrost nahern zu ihr „Ja" sagen, be

Digitized by Google

accepiren. Sie bestärkten ihn nicht nur in Anlehnungsbedürfniss und Unselbständigkeit, sondern auch im wagenden Muth und Vorwärtsdrängen: mit seinem Gott schuf der Mensch sich die Waffe, mit der er Breche schoss in das grosse Unbekannte, denn erst in geringern und dann immer weitern Gebieten verlegte er unmuthig den Willen und die Lüge Gottes in das Schicksal, das ihm entgegentrat, ja zuletzt auch noch in das, welches ihn überwältigte. Das Ende dieser Entwicklung, in der That ein Ende, das nicht überboten werden konnte, wird schliesslich in der christlichen Vätertichkeit Gottes erreicht, aus deren Hand dem Kinde Gottes alles, Leid wie Lust, zufliesst, und das daher alles, Leid wie Lust, mit gleicher religiöser Zuversicht empfangen kann; das höchste Gebet, zu dem die Religion es gebracht hat, in dem auch der classische Typus des zugleich muthigen und kindlichen Gebetes, es lautet nicht: „Dieser Kelch wird jedenfalls an mir vorübergehen, denn dafür bist du ja eben Gott!“ — es kommelt sich vielmehr anbächtig zu der überschwenglichen Erkenntniss, dass, wenn der Kelch nicht vorübergeht, er ein Kelch gereicht von Gottes eigner Hand sei.

Den Optimismus der Religion dem gottdurchkundrieten Leben gegenüber kann man fortwirkenden: jedoch dasselbe, was der Gläube durch eine phantastische Interpretirung der Lebensthatsachen bewirkt hat, machen wir in uns selber in eigenthümlicher Weise wahr in den Augenblicken unseres stärksten und hingebendsten inneren Erlebens. Ueberall, wo auch wir zu Leid wie Lust unbedehen „Ja“ sagen, wo wir in unserm Verhalten zum Leben einen tiefsten Grund für solches Jasagen gefunden haben, wo wir uns ganz drangeben, um mit dem Leben schaffend ganz zu verschmelzen, da ist es jedesmal auch für uns gleichsam das Gottes voll und eine ehrfürchtig empfundene Sache. Denn da leben wir einerlei's von unseren Wünschen, Aengsten, Lappalien, nach denen wir sonst wohl urtheilten, einfach ab, und legen andererseits formwährend von unserem eigenen Nothdurften in das Dasein hinein, bis jene ergreifende Harmonie entsteht, die der unbetheiligte Beobachter katsich an den Einzelerscheinungen als solchen nirgends entdecken könnte. Es ist schlechthin unmöglich, diese Ergänzungen am Leben nicht restlich vorzunehmen, sobald man sich ihm völlig eint, denn dann thun man es immer bis zur Andacht heran. Religiöses Weihegefühl, Andacht, fromme Stimmung sind lange nicht so sehr eine ganz besondere Art des Erlebens für sich, als vielmehr letzte Accente, Pointen auf jedem Erleben, wenn es nur weit genug dafür geht. Der Name Gottes hat damit allerdings nichts zu thun, weil es ja auch dann noch lediglich menschlich irdische Züge trägt, die Züge geliebter Menschen, theuere Gedanken, fruchtbarer Werte oder Eindrücke aber wenn wir es auch nicht so benennen können, so liegen doch alle unsere innerinnigen Werthungen gleichsam auf dem Wege nach diesem Namen hin. Denn schliesslich ist er nur ein Symbol für die Thatsache, die eine primitivere Menschheit noch ganz kindlich aussprach: dass wir nämlich in unserm höchsten Erleben uns an dem Weh und den Wonnen des Daseins weit über uns selbst hinaus steigern weit wohin? Zu etwas, das uns gar nicht hoch genug über allem liegen kann. Auch „Gott“ ist nur ein letzter Accent auf diesem Erleben.

Meine Zeitgedichte.

Mittheilung von Hermann Bahr.

I.

Das sattsam bekannte Wort von der „Abrüstung“ des politischen Liedes thrilt das Schicksal anderer eingelebter Aussprüche, dass sie nämlich nur in gewissem Sinne Wahrheit sind. Jenes vermittelt nie Wort gilt jedenfalls dann, wenn der poetische Gehalt hinter der Tendenz zurücksteht, so dass nunmehr eine Verstimmung eintritt. In jedem die Dichtung von Form und Inhalt vermöchten Inhalt gerathen und entwickelt beurtheilt, so kann man gewiss von einer Verarbeitung der politischen Lyrik sprechen: und in ein Lied dieser Art auch langsam, so passt wohl meine Strophe, die Lieb und Weh des Mannthums „Deutsch-Volksgesangsbuch“ am Titel trug.

Ich weiss nur wenig auch die Lieb
Die Zwietracht nicht entzweien.
Doch ist sie Volkes Zank und Streit
Im Mark und Knochenbau heut'.

Und so hielt ich es unentwegt in jeder Zeile, die mir ein Gedicht war, und von der ich nicht absehe, weil sie sich durch Anregung, Einfluss und Zufall [illegible] [illegible] [illegible]

1847 fuid im Stettin'schen Verlag zu Ulm — wo ich mich damals einige Zeit aufhielt und meinen Musenalmanach in Heften „Lyrische Blätter", auch politische Klänge bringend, herausgab, sowie ein literarisch-politisches zogleich unterdrücktes Wochenblatt „Die Zeitgenossen" beabsichtigte — meine inzwischen entstandenen lyrischen Gedichte „Frische Lieder", in einem ebenfalls über 20 Bogen starken Band (wie es damals der Censurfreiheit wegen nöthig war), erschienen. In der Abtheilung derselben: „Freiheit", ist enthalten: Lyrische Epistel, Sängerfahrt, Ein Trauergesang, Ein Bibelspruch, Gebete (I—3), In vier Städten, Ein Jornlied, Vaterlandsgesang, welches letztere Lied mit der Strophe beginnt:

Oesterreich, du schläfst gar lang; —
Tats dich nicht wecke der Vogelsang!
Tats dich nicht schrecke aus deinem Traum
Klangs das Hüttern am Todesbaum!

Und das „Jornlied" beginnt:

Ihr klagt ob frecher Tyrannei,
Ihr zürnt und flucht und singt und schreibt,
Doch kommt der rechte Tag herbei —
O, wie es da beim Alten bleibt;

Ihr donnert über Fürstentrug,
Und zürnt in lichtem Zornesdrang,
Ich hab' Ihr Gach geschimpft genug,
Dann ist's auch mit dem Better aus!

1848 brachte die bei Weber in Leipzig erschienene „Novellen-Zeitung" im II. Band meine politisch angehauchte Novelle „Adelsbriefe" und das in Sering Verlag zu Leipzig von Julius Schanz herausgegebene „Studenten-Liederbuch" ein „Trinklied" von mir, mit den Versen im Refrain:

Die wassen Flammen,
Sie schlagen zusammen
Mit unserer Herzen flammender Gluth,
Die freudig im Kampfe noch Wunder thut!

In demselben Jahre erschienen von mir die folgenden Publicationen:

Ein Waldmärchen aus unserer Zeit (Waldhumoresken), Leipzig, Verlagsbureau (Arnold Ruge). Umschlag mit satirischen Zeichnungen zur Dichtung von Dr. Wilhelm Hamm und mit Bildnis des Dichters. Von den vielen, durch den rothen Faden des Freiheitsdranges verbundenen einzelnen Strophen seien hier die nachfolgenden drei mitgetheilt:

Sonnenstrahl.
(Ein junger Zaubrer.

Ich schwinge meinen gold'nen Stab,
Tals alles auf der Erde,
Die lang gelegen wie im Grab,
Verlaßt vom Lichte werde.

Lerche.
(Ein Verein.)

Wacht auf, wacht auf, ihr Völker auf!
Ihr Vögeln, regt die Schwingen!
Und lasst uns frei, mit lautem Schall,
Das Glück der Freiheit singen!

Kreuzschnabel.
(Ein Pietist.)

Da hör' man nur den Jungen zu,
Dem weltlichen Propheten!
Man kann nicht einmal mehr in Ruh'
Sein Vaterunser beten!

Bereits Ende Februar 1848 noch vor Ausbruch der Censur war in Leipzig (wo ich damals Aufenthalt genommen hatte) als lithographiertes fliegendes Blatt mein infolge einer Berathung mit Robert Blum, Arnold Ruge u. i. w. gedrucktes „Soldatenlied" ausgegeben worden, welches nicht unbedeutende Schicksale hatte. Erstlich wurde das Blatt, mit der Schlussstrophe des Liedes:

Wir wassen freudig Herz und Hand
Und greifen in schönen Bund,
Wenn unser in deutschen Vaterland
Der Feind von außen dräut!

Doch wenn des deutschen Volkes Muth
Die Freiheit sich erkiest,
Schließt Mann für Mann
Dem Volk sich an
Dann wir'n deutsch Brüder
Verlassen wir nicht!

massenhaft in Leipzig und Dresden den Soldaten in die Hände gebracht, ferner wurde es von Riccius componiert im Schützenhaus zu Leipzig ohne Betrag von einer großen Menge gesungen, weiter wurde das Lied während der Wiener Octoberwirre in Berlin als großes Plakat angeschlagen, und die Kanadier Garnison hatte es in einer Abrede an die zweite badische Kammer als Ausdruck ihrer Gesinnung angeführt.

Hermann Rollett.

Zum achtzigsten Geburtstage (20. August).

„Was Länder, hals sich erkoren
Mein Herz des Gelangen Reich —
Ich bin so, ich bin zu geboren
Im klingenden Land der Lerchen,
Im grauen Oesterreich!"
(H. Rollett.)

Er ist wohl das beste Badener Kind, der alte Hermann Rollett, der treueste Sohn der wunderschönen Thermenstadt und der feinste Kenner ihrer Reize — die allerdings nicht im Sommer, während des rauschenden, lauten Curtreibens, sondern in den wohnmüthig sonnigen Tagen des bunten Weinlandherbstes und im zagen Vorfrühling genossen werden wollen. Da lebt er inmitten eines Volkes, in welchem die volle österreichische Lebenslust spricht, selbst eine mahvolle, im Goethe'schen Sinne heitere Natur, vertieft in seine kunst- und localhistorischen Arbeiten, bei aller Verjunkenheit in alte Kunst und alte Culturen voll Aufmerksamkeit für alles Neue auf künstlerischem und wissenschaftlichem Gebiete, zeitweise in Kunstfragen ein wenig laudator temporis acti, doch im Grunde genommen voll feinsten Verständnisses für die tastenden Versuche unserer Jungen: kurz einer jener immer seltener werdenden Polyhistoren, auf welchen noch ein Abglanz der Sonne von Weimar liegt. Und manchmal wird er des trockenen Tones satt, dann schiebt er seine Münzen und Gemmen beiseite, entflieht dem Actenduite des Badener Archives und wirft eine frische Lerchenweise auf's Papier, wie in den fernen Tagen des Völkererühlings, und wahrlich, die Weise ward nicht trüber, obwohl sie einem nun achtzigjährigen Herzen entströmt. Immer noch ist er ein Meister im zornigen, politischen Trotzlied, und was er von seinem unerschütterlichen Walter von der Vogelweide singt, gilt so recht eigentlich von ihm selbst, dem Achtundvierziger Rollett:

„Sein Herz war nicht alleine
Der Minne heller Born,
Er warf auch manche Steine
Zu hellgem Sange Zorn,
Er warf im Zorn auch manchen Stein
Und schlug mit scharfen Klingen drein
Auf Pfaffen und auf Fürsten —
Das mocht wohl dienlich sein."

Andere Zeiten, andere Lieder; in der heutigen Generation spielt, trotz den socialen Gebieten einer Ada Negri, dieses Pathos des Zornes kaum mehr dieselbe Rolle. In unserer Lyrik, wenigstens der österreichischen, herrscht ein anderer Grundton vor: eine qualvolle, sehnsüchtige Tristanoteje. Und die Malerei wendet sich von den lichten Florentinern immer mehr der dunkeln mystischen Pracht Giorgiones zu.

*

Die Familie Rollett zählt zu den ältesten Patricierfamilien der Badestadt. Des Dichters Vater, dessen im Rollett Museum befindliches Bildnis aus der Meisterhand des älteren Lampi zu den schönsten Perlen des Alt Wiener Porträts zählt, war eine tüchtige Gelehrtennatur und wirkte eichtunggebend auf den Sohn insbesondere durch Wecken eines verständigen Sammeltriebes und durch frühe Einführung in naturwissenschaftliche Studien. In der noch bestehenden „Rollett-Villa" in der Badener Bergstraße am Eingange des Helenenthales, einem ganz eigenartig schönen Thoseltum aus der Zeit Badens so charakteristischen Francieseröichen Bauepoche, sog Hermann Rollett von Jugend auf literarische Luft ein. Meine der Berühmtheiten der damaligen Zeit unterliefs es, während ihres Aufenthaltes in Baden im Hause oder im Museum des alten Rollett vorzusprechen und sich im ausliegenden Gedenkbuche in der zeitgemäßen, zumeist etwas überschwenglichen Art zu verewigen. Zu den Zumuen des Hauses zählten unter Anderen der Jugendfreund Schillers, Andreas Streicher, die Gattin vergessener Dichterin Wilhelmine von Lezay und der General Anacker, ein echt altösterreichisches Original, dem Hermann Rollett in seinen „Badener Begegnungen" ein köstliches, humorvolles Denkblatt widmete.

In den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts herrschte ein ganz eigenartiges graziöses Leben in Baden, welches damals im Sommer den Sammelpunkt der wirklich eleganten Wiener Welt bildete. In den idyllischen Gründen des Helenenthales wandelten die süßen Fräulinnen und Comtessen der Congressjahre, deren zarte Romanzen auf uns Nachgeborene so schmelzend wirken; die gelehrten Jüdinnen, die Gräfinnen und Aristen, Dichter in der Kränzchenrunde Goethe, die tragische Figur des Herzogs von Reichstadt erscheint auf der Bildfläche, daneben Charaktertypen wie der Fürst Metternich und jener delicatste Gentl des österreichischen Vormärz: Friedrich von Gentz. Unbeirrt von dem glänzenden Treiben besteht Gyllbarzer im schlichten Hause eines Gärtners an seinem „Goldenen Vließ", und Beethoven, der damalige Gartenbesitzer des Badener Spitalbürgers, ertrinkt den Wunden eines Badener Badeschlosses die „Krone" Wiens Bürden, dass aus unserem Arztenstolze, dem edlen Mine-

Digitized by Google

des freudigen bajuwarischen Nebenlandes, inmitten einer unvergleichlich üppigen Natur, angeregt durch die ihn umgebende glanzvolle alte Cultur, ein Dichter wurde, ein Dichter allerdings, der sich keinen Lorbeer in den schweren Kämpfen der Zeit durch seinen Muth erstritt.

Als Student der Pharmacie an der Wiener Universität ließ Rollett im Jahre 1842 seinen ersten Band Gedichte, die „Liederkränze", erscheinen. Zu seinen Freunden gehörten damals Lenau, Feuchtersleben und Johann Nepomuk Vogl. Während seiner Studentenzeit erwachte in ihm der muthvoll revolutionäre Geist, der Hass gegen Metternich und sein System, der im Achtzigjährigen noch heute glüht. Wie beneiden wir diese Achtundvierziger um die heilige Kraft ihres Hasses! Damals bewies Rollett seine durch und durch männliche Natur, die mit ihrem Empfinden nicht hinterm Berge hielt, sondern in est hinreißenden Rhythmen zu den Waffen rief, unbekümmert um Roth und Gelbd des unverneidlichen Exils. Rollett besaß nicht das leichte Blut Bauernfelds, der stets keck den Schnabel wetzte, schimpfte und spottete, aber im Grunde genommen die Faust nur in der Hosentasche ballte und im übrigen seine liebgewordenen Wiener Salons nicht missen konnte.

Unmittelbar vor Erscheinen seiner im damaligen Oesterreich absolut unmöglichen „Frühlingsboten aus Oesterreich" verließ der Bodener Poet die Heimat, wanderte nach Deutschland aus (1845) und mußte, von da ab durch lange Jahre als Verbannter von den Behörden von Stadt zu Stadt gehetzt, das Elend der Heimatlosigkeit bis zur Neige durchkosten. Sälkisch fand sich auch in Deutschland kein Plätzchen mehr für sein Haupt, und er war gezwungen, die Flucht nach der Schweiz zu ergreifen. In diese Epoche fällt sein intimer Verkehr mit drei gleichfalls in der Schweiz verbannt lebenden Feuerköpfen: Herwegh, Rudlich und dem großen Kunstrevolutionär der neueren Zeit — Richard Wagner.

Endlich, im Jahre 1854, gestatteten es die geänderten politischen Verhältnisse, dass Rollett in die Heimat zurückkehrte. Damals war die Zeit, da man daran ging, das alte Oesterreich durch junge Talente aufzufrischen, da manches Achtundvierziger plötzlich regierungsfähig wurde, allerdings nachdem er den Galgenfrist und den kühn flatternden Mahrendo Mantel schön bestens gelegt und die wallenden Locken hübsch burcaukratenmäßig zurückgestrichen hatte. Rollett blieb abseits stehen, seiner ehrlichen Natur waren Concessionen fremd; und so zog er sich zurück in seine schöne Vaterstadt und ward schließlich Archivar und Chronist der alten Aquae Gelae. Mancher Poesatz mochte hierin eine unbegreifliche Resignation erblickt haben.

Rollett begleitete vom Jahre 1812 bis 1818 und darüber hinaus bis in die neueste Zeit die Zeitgeschichte mit frischen muthigen Freiheitsgesängen. Treffend bemerkt hiezu Schwer in seinen „Deutschen Dichtern des 19. Jahrhunderts": „Wohlthuend an diesen Liedern ist die naive Frische, mit der der Dichter immer klar ausspricht, was er will, er tritt dadurch in anfallenden Gegensatz zu den Wetzlichmeyperien, denen gerade diese Eigenschaft nicht eigen ist."

Diesen seinen Gegenwartssinn und seinen Wild für den Reichthum des Lebens charakterisiert Rollett selbst mit den schönen Worten:

„Ja, ich bin, ich bin ein Träumer,
Aber meiner Seele Traum
Hängt an vollen grünen Leben,
Wie die Birne hangt am Baum."

In Gegensatz zu der Mehrzahl der österreichischen Poeten fehlt ihm jener ausgesprochen feminine Zug, jenes subtile Reflektiment. Dass seine Halbdunkel der Gefühle, welches Grillparzer, Stifter und Saar dem modernen Empfinden so hohe beliebt zu machen wussten, Rollett fremd blieb, ist ein Naturnotwendigkeit und, die deutlich die gute Schule Goethes verrath. Begreiflich seiner Kunst unterziehen man sich übrigens auch heute durch die Bei Ziehung Wagner in Leipzig 1866 in zweiter Auflage erschienene Auswahl.

In seinen Wanderjahren schuf Rollett auch den Dramen Cyclus: „Alamunge", „Die Makkabäer" und „Thomas Münzer", deren Gedanken- und Stimmungsgehalt mit den radikalen Ideen der Neuerungssucht durchdrungen sind, und die in vieler Hinsicht als typische Dokumente dieser Zeit angesehen werden können, wie in wenigen Dichtungen werden mit die damalige Welt mit ihren Ideen und welcher Gährungsstoffe entgegenschauen, wie in diesen Dramen Rollett.

Weiter wurden sich Werke, mit denen sich „Alamunge" [illegible] „Thomas Münzer"

Ich verlage mir's, an dieser Stelle auf Einzelheiten Rollettscher Dichtungen einzugehen oder gar ein genaues Verzeichnis seiner dichterischen und zahlreichen wissenschaftlichen Werke zu liefern.*) Die Conversationslexica, die übrigens bei der bevorstehenden feierlichen Gelegenheit oft genug aufgeschlagen und — benützt werden dürften, geben darüber Auskunft. Zweck dieser Zeilen war nur, in der jüngeren Generation die Erinnerung an den alten Einsiedler von Baden ein wenig aufzufrischen und, bei dem wiedererwachenden Interesse für das geistige Leben der Provinzen, die Aufmerksamkeit auf eine vornehme und tiefwirkende Potenzmatur zu lenken, die, ferne stehend von jedem Cliquenwesen, ein prächtiges Stück feinster, altösterreichischer Cultur darstellt.

Baden, im August 1899 Dr. J. Schen.

Die Woche.

Politische Notizen.

Wie ein Bild in die österreichischen und ungarischen Zeitungen kehrt, hegen zahlreiche Eis- und Trans-Regierungsanhänger die Furcht, dass die Delegationswahlen des österreichischen Abgeordnetenhauses im November durch die Obstruction verhindert werden könnten, und geben sich alle erdenkliche Mühe, für diesen Fall staatserstende Vorsichte anzuwenden. Allen diesen Besorchungen und Bemühungen steht, wie uns nun die Thatsachen belehren, der Ministerpräsident Graf Thun kern. Er ist nicht furchtsam, aus dem einfachen Grunde, weil Furcht Sorgen, und Sorge Nervosichnergen macht. Graf Thun sieht es deswegen vor zu hoffen, dass die Delegationswahl ohne Störung vollzogen werden wird, aus dem einfachen Grunde, weil diese Hoffnung, wenn sie sich auch nicht erfüllt, es ihm doch ermöglicht, ohne Störung seiner vielleitigen Thätigkeit bis zum festlichen November zu obliegen

•

Gelegentlich der Fischer Reise des Grafen Thun ist wieder das Gerücht aufgetaucht, dass der Ministerpräsident einen Vorstand zur Ordnung der inneren Wirren in petto habe. Das Gerücht ist alt, ist seit dem Regierungsantritt des Grafen Thun schon unzähligemale verbreitet und auch wieder unzähligemale dementiert worden. Wenn es nichtsdestoweniger jetzt wieder auftritt, so liegt dem nur ein Beweis für die unerschöpfliche Phantasiebegabung der Oesterreicher, die denen zwar in der Politik nichts nutzt, aber in der Belletristik eine ehrenvolle Zukunft verspricht.

•

Gegen die Auderiener protestieren diejenigen Parteien nicht, welche von der Regierung ihre „Auckert" schon erhalten haben.

•

Der Handelsminister Baron Dipauli regiert bekanntlich mit Vorliebe im Salonwagen. Kaum aus der Sommerfrische von Trouville zurückgekehrt, hatte er also auch schon den Plan zu einer neuen „Inspectionsreise" gefasst, und zwar nach Reichenberg. Die Reichenberger Handelskammer hat ihm aber von diesen Plane abgerathen, weil man, wenn er unter die Reichenberger Deutschen kame, für nichts gutsichen könnte. Das dürfte wohl die erste schmerzliche Erfahrung sein, die dem Baron Dipauli während seiner Ministerschaft nahe geht. Wenn die anderen Handelskammern Oesterreichs das Reichenberger Beispiel nachahmen, dürfte die Ministerbereisung den Zeitnitz für Handel und Gewerbe bald grundlich verleidet sein. Denn, was hilft einem der schönste ministerielle Gratis-Salonwagen, wenn man ihn nicht benützen kann"

•

Seine beruhigende Cillier Rede stellt der Vicepräsident des Abgeordnetenhauses, Dr. Fersancic, als Uebereinstimmungsfehler dar. Die slovenische Sprache, sagt er, besitze gar nicht jenen Reichthum von Nuancen, um zwischen dem von ihm gemeinten Ausdruck „Krawalle" und dem eines in der deutschen Ueberetzung angeschriebenen Begriff „Strombungen" zu unterscheiden. Wortkunde!? So ist die Tentschnationalen von der Armut und Unvollkommenheit der slovenischen Sprache reden, wissen sich die slovenischen Abgeordnetenkapellisten der Entrüstung über diesen Verrat gar nicht zu lassen. Wenn die Armut ihrer Sprache ihnen aber so einer Rede gut ist, dann beweist sie sich selbst darauf. Der vierer Gelegenheit hatte es übrigens ganz interessant zu erfahren, ob die slovenische Sprache den Reichthum an Nuancen besitze, um zwischen einem Polizeiskandal und einem Parlamentsskandalchen zu unterscheiden. Wenn die auch diese Nuance kennt, wäre nicht der Cillier Rede auch das Verhalten des Dr. Fersancic im Parlament Wert zu verbreiten.

•

In gewohnter offenbarer „Objectivität" stellt sich das „Fremden Blatt" heran, und, gelegentlich der Cillier Vorfälle auch den Deutschen die Pflicht zu lehren, indem es schreibt:

Die Deutschen sind ungemein viel mehr als die von der Deutschen. Die Abneigung ist weit zu suchen. Der [illegible] Umgange, die drei [illegible] Rede kennen Cili der deutschen Charakter nicht nehmen. Es hatten die slavischen Cillier [illegible] ihrer [illegible] Bevölkerung [illegible] zu Beginn [illegible] lassen können, wie ihre Stadt [illegible] Gepräge [illegible] [illegible] [illegible]

Rathschläge dem Ministerium Thun Kaizl, dem es in seiner Art zu dienen hat? Das Ministerium Thun Kaizl hat jetzt mehr, symbolische und auch ganz unverhüllte, Feindschaftsdemonstrationen mitzumachen, als die Cillier Deutschen. Warum sind die Herren Thun und Kaizl nicht so „ling“ und „gerecht“, zum Beispiel die § 14-Zuckerkiste „trotz ihrer symbolischen Bedeutung“ „unlig“ in den Demonstrationszügen herumtragen zu lassen, besonders da ihnen doch diese Zuckerkiste nicht in ihre Wohnungen hineingetragen werden? Und warum sind die Herren Anspiravoren des „Fremdenblatts“ so „unling“ und „ungerecht“, selbst die maßvollsten Vereins- und Versammlungsreden über den § 14 und die Zuckerstener zu verbieten und sogar ganz geräuschvolle Zeitungsartikel über das gleiche Thema zu confiscieren? Wäre es nicht auch von ihnen „würdiger“, wenn sie — immer im staatsmännischen Stil des „Fremdenblatts“ gesprochen — „die Kraft aufgebracht hätten“, die autidynastischen Demonstrationen ruhig gewähren zu lassen? Und warum bringt das Ministerium Thun Kaizl nicht die Kraft auf, diese Herren einmal das Ministerium arbeiten, Schätzt etwa die Regierung die Weisheit des „Fremdenblatts“ so ein, dass sie sie nur ihren Feinden gönnt, sich selbst aber vom Leibe hält?

*

Bei der Anti-Hentzi-Feier in Budapest wurden die zum „Ordnungmachen“ berufenen Gendarmen von den magyarischen Demonstranten u. a. mit dem Ruf: „Hoch Kaiser Wilhelm!“ begrüßt. Man kann aus diesem Ruf lernen, daß auch in Ungarn, wie schon längst in Oesterreich, die innere Politik ganz erheblich dazu beiträgt, unsere äußerpolitisch gepflegte Intimität mit dem Deutschen Reiche bis ins politisch Transcendentale zu popularisieren. Und da gibt es noch immer Oppositionsmenschen, die meinen, daß die innere Politik, besonders in Oesterreich, die Kreise der äußeren stört. Graf Goluchowski hat das nie zugegeben, und der citierte Ausruf ist nur geeignet, ihm die Ruhe seines Gewissens gegenüber der inneren Politik in der Monarchie zu bestärken. Die Völker Oesterreichs sind freundschaftlich dem Deutschen Reiche immer inniger an. Eine solche Intimität hat sich vielleicht der Schöpfer des Bündnisses, Fürst Bismarck, selbst nie erträumt.

Volkswirtschaftliches.

In der Angelegenheit der Versicherungsgesellschaft „Janus“, über welche in Nummer 248 und Nummer 251 der „Zeit“ zu lesen war, scheint das protestierende Actionscomité einen vollen Erfolg zu erringen. Aber es ist bezeichnend für österreichische Zustände, dass selbst wenn einmal bei uns das Recht siegt, dies nur gewissermaßen auf Umwegen, insgeheim im Verborgenen geschieht. Angesichts der gesetz- und statutenwidrigen Art, in welcher die angefochtenen Generalversammlungs-Beschlüsse zustande gekommen sind, hatte die Regierung eine leichte Aufgabe, klipp und klar zu erklären, dass sie diesen Beschlüssen die Genehmigung verweigere und dass eine neue, ordnungsmäßig zusammengesetzte Generalversammlung diese oder andere Statuten berathen und annehmen könne. Die Regierung hätte dadurch allgemeine Befriedigung erregt und bewiesen, dass das Aufsichtsrecht, welches sie sich zur Wahrung von Gesetz und Statut vorbehält, doch irgend einen Wert hat. Anstatt auf diese Weise einfach ihre Pflicht als Aufsichtsbehörde zu erfüllen, hat die Regierung, respective der Sectionschef für Versicherungswesen, Dr. Wolf, mit sehr Ernst vom 12. Juli erstand, die Ehre, den Minister, die neue Commune Generalversammlung als gesetz- und statutenmäßig für nichtig zu erklären und die Einberufung einer neuen Generalversammlung zu veranlassen, keine Folge gebe, dass sie aber den thatsächlichen Verhältnissen, insoweit dieselben begründet erschienen, dadurch Rechnung trage, dass die Staatliche Genehmigung der beschlossenen Statuten von entsprechenden Aenderungen abhängig gemacht werde. Dies etwa der ins gemeinverständliche Deutsch übersetzte Inhalt des Erlasses. Die Regierung gebachte also mit der Direction des „Janus“ ein neues Statut zu vereinbaren, in welchem den Wünschen der bei Actionscomité vertretenen Gruppe, und diese allein, mit Hilfe eines imaginären Statuts-Paragraphen 14 an Stelle des alten Statuts, ohne eine neuerliche Generalversammlung einzubeziehen, zu entsprechen. Es ist selbstverständlich, dass dies einen Kampf ums Recht intrende Actionscomité auf diese liebenswürdige Idee nicht eingieng und der zur „Strafung“ von Gesetz und Statut berufenen Regierung begreiflich machte, dass die Zukunftsregung eines neuen Statuts nicht Sache der Directionscanzlei und nicht Sache der Regierung sei, sondern Sache der Generalversammlung. Die Folge war eine vollständige Capitulation. Auf Anlass der Regierung, respective des genannten Sectionschefs, wurde eine gemeinsame Conferenz des Directors Taussig mit dem „Janus“-Rath der Vertreter des Actionscomités abgehalten. In dieser wurde beschlossen, im October eine außerordentliche Generalversammlung einzuberufen, in welcher ein neues, mit dem Actionscomité gemeinsam ausgearbeitetes Statut berathen und beschlossen werden soll. Eben zeigt sind auf Verlangen der Regierung sich alle Bestimmungen, gegen welche sich die Proteste gekehrt haben — mit Ausnahme der Einführung der Vollversicherung — aus dem Statutenentwurf getrichen worden. Es wird Sache des Actionscomités sein, zu erwagen, ob es auf dem unbedingten Festhalten auch dieser Neuerung beharrt, oder die Entscheidung hierüber einer erfolgungsmäßig zusammengesetzten und functionierenden Generalversammlung überlässt. Das Actionscomité wird aber gut thun, trop seiner sachlichen Erfolge, gegen die Weigerung der Regierung, die Beschlüsse der letzten Generalversammlung für nichtig zu erklären, die Beschwerde an den Verwaltungsgerichtshof zu erheben, damit diese Statutenverletzungen und Gesetzübertretungen in Zukunft verhindert werden.

*

Es erübrigt nur noch, ein zweifelsmal auf das Verhalten der Wiener Tagespresse in dieser Angelegenheit hinzuhalten. Trotz des Ruf scheine, das die Sache gewicht hat, trotz der Bedeutung, welche diese Vorgange anscheinend der großen Zahl der Betheiligten und der Höhe des Versicherungsobjektes beimessen, trotzdem sich der Leser Zeitungen dem Publicum angeschlossen haben, und der Posten sachlich und ausführlich berichtet, sucht fast, bis auf Dr. Bacher's Artikel, jede einzelne Redaction, auf welche mir noch zurückkommen, keine Tendenz und Zielbewusst, veröffentlicht, überhaupt kein redactionelles Wort über die Angelegenheit gebracht. Was der Wiener Tagespresse hat niemand von den Vorgängen etwas erfahren. Und die erwähnte einzige Ausnahme war sämmetlich gemag. Im „Deutschen Volksblatt“ hat der Reichsrathsabgeordnete Professor Schlesinger am 16. Juli einen Artikel geschrieben, in welchem er auf Grund unseres Artikels in Nummer 248 und großentheils mit Abdruck dieses Artikels gegen den „Janus“ auftrat und insbesondere gegen die beschlossene Uebertragung des Abänderungsrechtes der allgemeinen Versicherungsbedingungen an die Direction protestierte. Aber schon am 27. Juli trat Abgeordneter Schlesinger in einem Briefe an das „Deutsche Volksblatt“, der von Liebenswürdigkeiten für die Direction des „Janus“ überfließt, einer völligen Rückzug an. Als Ausrede für diesen Rückzug gab Professor Schlesinger an: die Direction des „Janus“ habe ihm erklärt, dass die inkolge seines ersten Artikels auf die beanstandete Uebertragung des Abänderungsrechtes der Versicherungsbedingungen kein Gewicht lege und dass es darauf verzichte. Der erste Artikel im „Deutschen Volksblatt“ war vom 16. Juli. Aber schon am 12. Juli hatte die Regierung mit ihrem Erlass die erwähnte Bestimmung beanstandet, und das Fallen lassen derselben, wie der anderen beschlossenen Statutenänderungen, war also die Folge des durch die Protestation hervorgerufenen Einschreitens der Regierung, und nicht des erst später erschienenen Artikels im „Deutschen Volksblatt“. Die Angabe des Professors Schlesinger ist also eine Unrichtigkeit. Was ihn sonst veranlasst haben mag, seinen Kampf aufzugeben und sich in nicht missgewisserstehender Weise gegen das Actionscomité zu kehren, wissen wir allerdings nicht.

Kunst und Leben.

Die Hofoper begann die diesjährige Saison mit einer Reihe von Gastspielen, die theils auf Engagement abzielen, theils bereits dahin ge führt haben. Leider lässt sich von keinem der Gäste sagen, dass er einen wesentlichen Gewinn für unsere Oper bedeute. Herr Frauscher ist zwar ein wohlgeschulter und verständiger Sänger, aber bei der vielseitigen Verwendung, die er bisher erfahren hat, zeigt sich doch, dass uns die bisherigen Vertreter seiner Rollen lieber waren. Unser Urtheil würde sich wahrscheinlich wesentlich ändern, wenn er sich auf ein bestimmtes Fach, das auch kleinere Partien enthält, beschränken würde. Fräulein Jenny Nord hat als jugendliche dramatische Sängerin manche schätzenswerte Eigenschaft; eine hohe kräftige Sopranstimme, entsprechende Erscheinung und unverkennbare Routine. Ihre Stimme klingt aber meist zu scharf, hat eine tiefe Neigung zum Distonieren und fällt in der Tiefe so wie bei Pianofellen vollständig ab. Da auch ihr Spiel mehr von der Convention als von Temperament beherrscht wird, so sichen wir der jungen Taine zwar anerkennend, aber kalt gegenüber. Ganz unbegreiflich scheint uns das Auftreten des Tenors Heren Heusel, selbst wenn es nur ein vor übergehendes Gastspiel sein sollte. Sein Stimmchen reicht für unsere Oper bei weitem nicht aus, während seine geringe Repräsentationsfähigkeit und sein kümmerliches Spiel selbst im Rahmen unserer zweiten Besetzung störend wirken. Herr Heusel kann von Glück sagen, dass der größte Theil unseres gegenwärtigen Sommerpublicums wahrscheinlich nicht in der Lage war, Vergleiche mit unserem ständigen Vertreter des „Turiddu“ anzustellen.

A. B.

Bücher.

Otto de Terra, Eisenbahndirector: Zur Zeichen des Verkehrs. Aestische Streifzüge und Reformgedanken. Berlin, Puls, Deutsches Verlagshaus, 1899.

Ein kleines, aber sehr wichtiges Buch! Der Verfasser behandelt mit der ihm eigenen Sachkenntnis des praktischen Beamten und der Vorurtheilslosigkeit des wissenschaftlich gebildeten Kopfes die Organisation der Eisenbahnverwaltung, die Besiehungen des Eisenbahnwesens zu den Staatsfinanzen und zur Volkswirtschaft, das Verhältnis der Eisenbahn zur Post, das Tarifwesen, die Vorbildung der Bahnbeamten, die Besserungen der Eisenbahnbediensteten zur Verbesserung ihrer Lage und die Eisenbahnen und die Haftpflichtentscheidungen“. Das Buch beschäftigt sich mit nur deutschen Verhältnissen, aber es wird auch keinem anderen Leute schaden, wenn er die gesunden volkswirtschaftlichen, sozialen, sittlichen und politischen Grundsätze anerkennt, die sich in de Terra zur Richtlinie zu nennen hat.

—c—

Gustave Le Bon: Lois Psychologiques de l'Evolution des Peuples. Paris, Felix Alcan

Frankreich kann sich rühmen, heute die achtenswertesten Bücher auf dem Gebiete der Völkerwissenschaft hervorzubringen. Wer sich für diese neue Wissenschaft interessiert, dem ist das vorliegende Werk empfohlen. Das einen Band der „Bibliothèque de Philosophie Contemporaine“ einreiht und die Discussion der Forschungen des französischen Volkskenners zusammenfasst. Tacitus hat große Acten gemacht und die Kritik seiner Beobachtungen ist ein schwer Problem geworden, von denen ich auf „Les Civilisations de l'Inde“ und „Les Monuments de l'Inde“ hinweisen will. Er sieht auf dem Boden der neueren Schule, wie sie ein Oppenheim Ratzenhofer sich gebildet hat. Er legt das Hauptgewicht auf die Rasse und schätzt sie sehr hoch. Aber man muss zugeben, dass die Forschungen auf ist in stetigem Wachsen begriffen sind abgeschlossen sind und daher die Experimente noch an unbekannt werden müssen. So betont Le Bon die „Ecole“ eines Volkes nur allzusehr, während man einbinter annehmen muss, dass innerhalb eines Volkes, je nach der Richtung verschiedener Adern, die verschiedenen Zweige sich gebildet haben, die, wenn man vom niederen Volksthum absieht, ebenso wichtig sind. Auf ein Eindringen in

Digitized by Google

und der Zeitungsleetüre ist) absieht, auch die verschiedenen „Serien“ zeigen. Es käme vielmehr darauf an, in exacter Forschung nachzuweisen, welche Bevölkerungsschicht in jedem Abschnitt der Geschichte eines Volkes den Ausschlag gibt, die große Rolle spielt und die andere Schichten mit ihrem Geiste hypnotisiert. Auf der Suggestion der Gedanken einer Volksschichte und dass übrige Volk beruht oft genug seine Geschichte, wie ich in meinem Essay über „Moderne Völkerbewegungen“ („Das Leben“. Juli 1898) gezeigt habe.

Harald Arfvidsson.

Guy de Maupassant: Vater Milon und andere Erzählungen. Neue Novellen aus dem literarischen Nachlaß. Autorisierte Uebersetzung von Fr. von Oppeln Bronikowski. Emil Goldschmidt, Berlin 1899.

Maupassants Fruchtbarkeit reicht über seinen Tod hinaus. Es ist, als ob er noch im Grabe nicht zur Ruhe käme — er, der sich bei Lebzeiten nie genug thun konnte an kleinen Proben seiner Erzählertkunst. Man kennt aus tausend Zeitungen, Zeitschriften und Büchern zu unendlich viel von ihm; in viel Reisen, Abgeschiedenheit und Ruhe ist er nicht zu finden. Abschiedenheit, so viel Fertiges und in seiner Vollendung Gleichartiges. Wer hat noch einen literarischen Nachlaß erwartet? Wer hofft noch auf Ueberraschungen und neue Aufschlüsse über diesen von Kunst und Klarheit völlig durchleuchteten und durchdrungen Geist? Nun, man hat doch auch in seinen Papieren Unveröffentlichtes gefunden: Erzählungen, Novellen, literarische Chroniken und Aufsätze; und man macht sich jetzt pietätvoll an deren Veröffentlichung. Es erschien dieser Tage gleichzeitig in Paris (bei Ollendorf) und Berlin ein einer, von Einzelheiten abgesehen, ausgezeichneten Uebersetzung) der erste Band dieser Serie; er enthält achtzehn Erzählungen. Von der Eigenart eines „Nachlasses“ ist ganz und gar nichts zu erkennen. Unsereins ist nicht ein Strich daran. Alles steht in unverrückbarer Form da, jede kleinste Nuance ist mit einer Sicherheit zugegeben, die diesen Meister der kleinen Stilze niemals verließ — er mochte wollen oder nicht. In seinen großen Romanen, selbst in den beiden wie „Leben“ sind diese Vorzüge nicht rein erhalten — da machen sich oft eine überflüssige Breite der Beschreibung und eine conventionelle, müde Lust der Darstellung störend bemerkbar. In den kleinen Geschichten aber ist alles Klarheit, alles Durchsichtigkeit, alles Gediegung. Jedes absolvierte Detail ist hier ebenmäßig am Platze und von Reiz wie das Ganzwerke. In der eigenartigen Mischung aus Alltäglichem und Verblüffendem, aus Nichtssagendem und Geheimnisvollem liegt ja die Kunst des Anekdotenerzählers Maupassant. Von den vorliegenden Stücken mußte manche bekannt an, denn sie entstanden zumeist Grundideen, die der Dichter später wieder aufgenommen hat. „Joelle Romarol“ heißt ein Vorspiel zu dem Roman „Bel Ami“, „Die Hexe“ zur großeren Novelle „Joelle“: die Tochter einer Cocotte lebt an schuldig und unwissend in deren Haus und Gesellschaft und tödtet sich in einem Moment der Erkenntnis. Die „Todtenwache“ klingt an „Pierre et Jean“ an, jene Geschichte einer Ehe, in der die Kinder die problematische Vergangenheit ihrer eigenen Mutter entdecken, als Vorspiel zu dem letzten Bandes sind mit dieser sentimentalen, mitleidigen, echt Maupassant'schen Miene erzählt. Von entzückendem Humor ist „Freund Joseph“: ein über jeden Ausdruck verwerflicher, pathetischer Bürger der dritten Republik schneit in das kopfinnerliche Haus einer Lehrerin und erlebt hier eine arge Verwirklung an. Von großer Knappheit und Sachlichkeit, dem Aufsatz von Medan angehörig, ist „Der Blinde“, worin die Martern eines blinden Bauers unerbittlich geschildert werden . . . Zum Schluß bietet den Leser noch eine ausnehmende kleine Skizze in Erinnerung „Träumen“. Der Dichter stellt darin nichts als den süßen, aber geschlechtlichen Wahrtraum dar. Ihn selber glaubt man zu erkennen, wenn er diesen Zustand schildern läßt: „Ich hatte mich ihm Besitze einer neuen, seltsamen, unwiderstehlichen Lust. Gründe, Verantwortlichkeit, Bewerbe schwanken mir in Menge zu . . . Ich war ein Anderer beim mit unabermindlicher Zuversicht, und ich hatte eine wunderbaren Gewißheit daran, meine Macht zu verlieren.“ In diesem Zustand ist der Dichter oft genug seinen Lesern entgegengetreten Aber an diesen Zuständen ist er auch zugrunde gegangen, der Aether hat ihn vergiftet.

Alfred Wolfl.

Neue der Neuen.

„Die vielleicht“ betitelt in neuen ersten Novembeft einer Roman des Wiener Paul Wertheimer, von dem wir demnächst eine Novelle bringen. Aus dessen Feder ist nämlich vor kurzem ein Aufsatz geflossen, der uns Frage: „Wohin es eine österreichische Literatur?“ ein ebenso überzeugendes, wie bejahendes Votum abgibt. Wer kennt dieses „Oesterreicher thum“ gewissermaßen? Junge Tr Jacobowski, „Der Brandstifter“ Ostwaldes Sammlung, der sich zu All Neue wohlder sahlte als in seiner Heimat? Oder Gottlbarzer, der neue Roidendichter so ganz fahl sahl . . . Der Dritte teilnahm Art, zu weilen ein und an Nachdenken, wenn in der Entwicklung des Ihrem Werdegang entgegenbringt haltbarer, allerdings noch nicht zu weiten Durchdringender Schärfe. Er hat Arthur Jakobowski wohl, dass die neue technische Literatur kaum zu Ende gedacht ist, wenn sie nicht Gedanken des Ausland hat, seinen musikalischen Temperament und wohl auch Belleger- tatif zu lauten; er hat ihm wohl die Augen, wie die Neue, wie viele moderne Prosaisten der Literatur, man mit Recht den Impressionismus nennt, die Welt schauen lernte. Aber er hat ihm manchmal auch bezahlt. Denn wo auch Lente, die Oberflächlichkeit zu verachten, und nicht wie von Dichtern mit einem Schaud vor der unterscheidenden Tiefe- tat zu Ende Alle . . . An Frankreich und Nord Europa sind die Dichter Ihre Gedanken gehandelt, sind Gedankenmenschen, und Arthur Jakobowski ist auch Dichter, aber er ist auch Gedankenmensch. Der Kampf der Geschlechter, der Kampf der Geschlechter, der Kampf der Geschlechter,

Nein, ich erwache eines Morgens . . .

Nein, ich erwache nicht, weil ich in den letzten paar Wochen nicht geschlafen habe. Ich bringe mich ganz ruhig hinüber — dorthin hinüber, und ich sage:

„Eugenie, mein kleines Mädchen, wie geht es dir heute, mein theurer Engel?“

Ich bekomme keine Antwort. Ich lege mich wieder zurück und sehe nach der Decke auf — der gepfropften, grauen Decke mit den gelben Wasserstreifen — und ich denke:

„Hergott, lass' sie doch schlafen. Welch Glück hat sie zu erwarten, wenn sie erwacht?“

Ich streichle leise ihr langes schwarzes Haar. Ich betaste ihre Hand. Sie ist kalt. Ich lege sie unter die Decke.

Und ich sehe Schatten von Menschen auf der Gardine — Menschen, die zur Arbeit wandern. Und ich horche auf das Wagengerassel.

Und ich flüstere den lieben Namen ihr leise ins Ohr. Keine Antwort. Ich denke:

Wie kannst du nur so ruhig sein? Wenn sie wirklich gestorben ist, sollst du doch auffahren und deinen Schmerz in Angst und Qual hinausschreien. Du bleibst dieses Entsetzen?

Ich richte sie halb auf. Und ich sehe, dass sie gestorben ist. Sie athmet nicht mehr. Ich drücke ihr die Augenlider zu. Und ich will, dass ihr Mund ein stilles glückliches Lächeln tragen soll.

Ich strenge mich vergebens an, dies Lächeln zu finden.

Endlich stehe ich auf und kleide mich an. Ich nehme meine zerrissenen Strümpfe — erst den einen, dann den anderen — ziehe sie an. Ich nehme auch die Unterhosen — Ich komme bis zur Weste, als unwillkürlich Thränen mir über die Wangen fließen . . . Ich trockne sie mit ihrem Taschentuch ab und gehe hin und betrachte sie.

Ich streichle ihre Wange und begreife nicht, dass sie gestorben sein kann — von diesem bischen Husten. Sie sprach doch gestern Abend ganz verständig und deutlich. Sie sagte:

„Wir können ja drüben beim Colonialwarenhändler borgen, sobald wir etwas Geld bekommen. Uebrigens kann der Rechtsanwalt doch nicht mehr nehmen als das Leben.“

Sie lachte und wiederholte diese Worte. Ich grüble und habe große Lust zu weinen, wie ich es gestern sein mag, als sie ihren letzten Athemzug that. Es interessiert mich — und die Todesursache — Lähmung. Ihr kleines Herz musste plötzlich stehen geblieben sein. Sie entschlief vielleicht, ohne den geringsten Schmerz zu fühlen. Ich will daran glauben. Ihre Gesichtszüge sind nicht starr verzogen. Nicht sonderlich. Ein bischen vielleicht um die Mundwinkel.

Ich habe es immer als unheimlich empfunden, wie Menschen anziehen. Ich gieng zuweilen nach der Morgue und betrachtete die Ertrunkten und die anderen Verunglückten. Ich dachte:

Du musst dem Tode in die Augen sehen, um recht zu verstehen, dass du selbst lebst, dass du existierst, dass es schon alleine für sich überwältigend großartig ist, dass du athmest und lebst . . . so grosartig, dass alle deine kleinen Widerwärtigkeiten zu Staubchen im endlosen Weltraum werden. Ich will gestehen, dass ich nicht einen Bissen nach einem solchen Anblick genießen konnte.

Ganz anders mit Eugenie.

Sie war für mich nicht wie eine von den anderen Todten. Ich schlief auf den Zehen neben, um sie nicht zu wecken. Ich blieb athemlos stehen und hielte mir die Ohren, das mit durchdringem Lärm, ohne zu zerbrechen, unter das Zepha rollte.

Ich denke: vielleicht öffnet sie ihre Augen und sagt: „Alter Narr, du glaubst wohl, dass ich gestorben war?“

Und was dann? Was macht sie dann?

Oh, ich muss furchtbar nervös sein. Ein paar Wochen Schlaflosigkeit . . . „Eugenie, mein Engel, es soll besser werden . . . Wir können ja ganz einfach beim Colonialwarenhändler zahlen, wenn wir Geld bekommen . . .“

Ha, ha . . . ganz einfach, nur eine Zeitfrage.

Bei Gott . . . ich friere.

*

Warte mal. Ich finde nie den Herumpunkt, der mich zum Helden und Märtyrer macht — Der muss gefunden werden . . .

Ich opferte . . . nein, ich opferte nicht. Ich wünschte nur, dass sie ein anständiges Begräbnis bekommen sollte. Aber wie das? Ohne die geringsten Barmittel. Ich dachte.

Und wenn du die ganze Stadt durchwandern solltest, du musst das Nöthige dir stehlen. Bei einem so außergewöhnlichen Zufall wie diesem wird man schon Daran einsehen — wenn es hoch um den Tod handelt!

Wer konnte wohl helfen wollen?

Würde der Pastor helfen — würde der Doctor helfen — oder Madame Benders mit ihren Fleischklößen?

Wie bin ich nicht in den letzten Tagen herumgelaufen!

Und was eigentlich ich mehr, als Schimpf und Schande!

Ich beginne mich hinaus nach den feinen Bezirken, wie ich Stunden gehen werde, ehe ich Bäche finde, wo der Thor wohnt. Ich ergreife die Klingelschnur — lasse sie los — weil mir mit mir selbst, mache mir demüthige Entschuldigungen — und gehe meines Weges. Ich schleiche mich davon, wie ein Hund, der an einem Stück Fleisch gerochen hat.

Ich gehe immer, als wäre nichts geschehen. Ich plaudere gemüthlich mit dem Schuhputzer da an der Ecke, dem ich für mehrere wahre Putzen schuldig geblieben bin. Er war am Ende der nobelste von allen. Er putzte mir die Schuhe.

Er sagte: „Sie sollten doch nicht in diesem Koth mit so zierlichen Schuhen gehen. Sie erkälten sich — Sie vergessen die Saison: wir sind im November, Hochwerchter. — — Sie sehen auch gar nicht wohl aus. Ich glaube, es kommt von der Influenza — eine sehr gefährliche Krankheit. Einzelne Fälle tödtlich — ganz einfach tödtlich.“ — —

Was sollte man antworten?

Ich kann doch nicht sagen: Meine Frau starb heute in Noth und Elend — — —?

Ich zählte an den Fingern alle meine Freunde nach. Es waren nicht viele. Ich setzte auch nicht allzugroßes Vertrauen auf ihre Zuvorkommenheit. Es könnten höchstens Armaneouits sein, bei denen ich ein halbes Jahr den kleinen Jungen unterrichtet hatte.

Und ich entschloss mich, dorthinauf zu gehen und mein Anliegen in dieser oder jener schönen Form vorzubringen. Natürlich als ob das Ganze nicht meine Person anginge; natürlich anderer, elend arme, arbeitsame Menschen — mit Frau und vielen Kindern.

Ganz fabelhaft! — —

Ich hatte den Muth eines Löwen in der Brust und eine pfiffige Erfindung in der Tasche. Ich klingle wie ein Rasender, als ob das ganze Haus einstürzen sollte.

Man kommt herausgelaufen. Und schwapp ist meine Erfindung weg. Ich mache lang und gut bei Herrn und Frau Armaneouit meinen Besuch.

Man bringt Thee herein. Man spricht von dem schneeschönen Wetter. Ich schütte Thee über die Tischdecke, und ich gieße kochendes Wasser mir über die Finger. Ich werde ganz verwirrt über meine abgenutzten Kleider. Ich will gehen, kann aber bei der großen Liebenswürdigkeit der Frau nicht entkommen. Man fragt, ob mir etwas fehlt.

Braucht mir etwas zu fehlen, weil mir das passierte?

Ich werde gerufen schon wieder auf die Füße kommen, wenn ich mich nur ein bischen erholt habe

*

Ich will von nun an mein Leben ganz anders einrichten. Ich ziehe aus diesem Zimmer, das ist die Hauptsache. Vielleicht kann man an einer andern Stelle besser schlafen . . .

*

Wie kann ich es nur verhindern, dass sie aus Gemeindekosten begraben werde?

Wie soll sie es doch meine Frau. Ich betrachte diese Art Begräbnis als die größte Schande. Ich schäme mich auch über das Ganze

Zuletzt — was blieb mir anderes übrig, als den Todesfall dem Maire anzumelden

Ich gehe hinaus. Die Mairie liegt im 13. Arrondissement Ich melde mich und werde in ein Vorzimmer gewiesen, wo mehrere andere hinen und warten.

Ich nehme mir Muth und sage zu mir: Vorsicht nicht, dass du dein Gesicht verziehst.

Mehre dich nun an die Schande — du bist arm wie viele, diese zu Tausen gebrechten Menschen.

Ein Weib sitzt auf der Bank dort und weint: sie weint unaufhörlich. Ein elender, schmutzig aussehender Knabe bewahrt die Fassung! Mein Gott, wie unser sich er aus!

Ein idiotisch aussehender Mann ist damit beschäftigt, sich eine Cigarette zu drehen, und pfeift leise mit der Zunge zwischen den Zähne hindurch. Ein Hund neben ihm, während sein kleiner, ebenso aussehender Gefährte Hund herumläuft und unsere Stiefel beschnüffelt. Der Hund hört auf den Namen „Anker.“

Der Mann tritt und Hund unaufhörlich. Der Hund gehorcht indessen nicht: er ist mit meinem einen Fuß eifrig beschäftigt. Ich kann fühle ich deutlich ein paar Zähne. Ich gebe dem Hund einen Fußtritt, dass er heulender laus auf den Boden fällt.

Ich erwarte nun, dass der Besitzer beleidigt werden würde mich anschelten würde und sagen:

„Bissen Sie nicht, dass Sie meinen Hund misshandeln, meinen lieben Hund?“

Das geschah jedoch nicht.

Der Mann sprach ruhig weiter. Aber der Hund bleibt auf dem Fleck stehen, auf den ich ihn warf — Er sieht mich an mit einem Blick, als wollte er sagen: „Oh, du bist Recht, ich war ein bischen aufdringlich. Ich begreife vollkommen — du bist ein bischen nervös. Du hast die letzten Wochen nicht geschlafen“

Endlich nimmt sich die Dame meiner an: „Die Anderen!“

Wir gehen unsere Adressen, unseren Stand an. Wir sind fertig, und ich will wieder auf der Straße herumlaufen.

Digitized by Google

Ich friere und ich denke: Du solltest eingentlich doch nach Hause gehen; vielleicht ein bischen den Kamin heizen und die Gespenster für das nehmen, was sie ist. — Sie liegt todt da oben: sie soll begraben werden. — Na, ich bin für das Verbrennen.

Ich gehe unter, als ich plötzlich jenen dreibeinigen Hund hinter mir bemerke — immer mir auf den Fersen!

Ich trinke in einem Locale einen Schnaps und werde von dem einen Schnaps ganz betrunken. Ich kann kaum auf den Füßen stehen; ich schwanke durch die Thür hinaus, der Hund hinterher. Und ich sehe das Ganze in einer anderen Beleuchtung.

Ich glaube, sie lebt, und ich will nach Hause gehen und mit ihr über das Begräbnis sprechen. Sie muß doch selbst meinen Besuch bei Armancouts verstehen — daß ich damals mein Bestes that. Sie wird natürlich enttäuscht sein.

Ja, ha — ich erinnere mich an jedes einzelne Detail.

Ich begreife mehr und mehr die Nothwendigkeit, von meiner jetzigen Wohnung fortzuziehen. Ich wanke die Treppen hinauf und ich falle auf das Sopha und schlafe ein.

Es ist Abend, als ich erwache. Ich streiche ein Zündholz an und trete auf etwas Weiches — der Hund der mir nach Hause gefolgt war, und sich vor das Sopha gelegt hatte.

Dies widerliche Thier!

Ich schiebe ihn vorsichtig zur Thüre hinaus. Ich sehe ihn mitten auf der Straße steif und still dastehen, als wäre er von Holz. Ein hölzerner Hund. Ich kann nicht anders, ich muß lächeln. Uebrigens kam ich mir fast lächerlich vor — durch diese Bestie.

*

Zwei Tage nach Eugenies Tode kam der ungestrichene Sarg. Ich hatte ihn mir auch scheußlicher vorgestellt. — Ich wünschte sie selbst in den Sarg zu legen — ein Recht, das man mir zugestand. Aber es dauern die Tröster zwei Stunden zu früh — und der Pfarrer und alle mußten warten.

Wie nervös ich bin.

Ich vermochte nicht mehr meinen Seidenhut aufzubürsten, und ich habe nichts seit heute Morgen genossen.

Drinnen in der Kirche fanden sich der Vater ein und ein paar Freunde in schwarzen eleganten Kleidern. Beaumont und Citadere und ein mir ganz Unbekannter. Es kommt auch der Blumenkranz, den ich selbst bestellt hatte mit der Inschrift: „Meinem Freunde". Weiße Buchstaben auf Schwarz.

Das Gepränge steht ganz gut aus — in seiner Anspruchslosigkeit ... Wenn nur nicht ein so infames Regenwetter wäre. Es regnet in Strömen.

Wir gehen Straße auf und Straße ab.

Wir sehen aus wie ertrunkte Hühner. Ich starre auf die weißen Buchstaben in Schwarz.

„Meinem Freunde."

Und ich kann es nicht hindern, daß Thränen mit aus den Augen rollen.

Die Leute drehen sich um und denken: er sieht recht traurig aus. Und ich bin froh, daß der Hund, der auch folgt, sich in gebührendem Abstand hält.

Wir erreichen die Barrière — das Thier, das aus der großen Stadt hinausführt. Ich sehe mich heimlich um. Ich sehe, daß Citadere sich davongeschlichen hat. Na — mag er gehen.

Ich finde das natürlich: wenn nur Beaumont und jener Unbekannte noch eine Weile aushalten möchten, bis wir den schlimmsten Verkehr hinter uns haben.

Und der Vater? ... Ich sehe ihn treuherzig ganz hinten in einem kleinen Abstand, damit das Gefolge größer erscheine.

Man kann es niemandem verdenken, daß ich auf dem Kirchhofe mich allein sah. In diesem Regen! ... In solchem Unwetter.

Wie bin ich herumgelaufen. Ich weiß es kaum, wie sie eigentlich in die Erde kam.

Zu wichtig machte ich mich daran, ihre paar Sachen zu ordnen ... die paar Kleider, einen Unterrock ... die kleinen, kleinen Schuhe ...

Eugenie, mein Kind, mein Engel, ich kann es nicht ertragen, diese kleinen Schuhe anzusehen. Ich habe Angst, daß ich einen nervösen Anfall bekomme.

Ich will mich vernünftig benehmen: ich will einen kleinen Spaziergang machen — einen ganz kleinen Spaziergang, und nachdenken, was weiter zu thun ist.

Die Hauptsache ist eine andere Wohnung — und schlafen —

Ich werde schon wieder in die Höhe kommen ...

Ganz gewiß ... Ich habe einen Plan, eine Idee —

*

Aber Herrgott — es ist ja wieder Nacht geworden.

Die Gastzimmer sind angezündet, und ich wandere umher wie ein toller Mensch. Ich kann es doch nicht so weiter treiben.

Ich thue gewiß am besten, an das Mitleid der Leute zu appellieren. Ich will sie auf meinen Zustand aufmerksam machen.

Ich will sagen: „Helft einem armen Unglücklichen, einem Unglücklichen, dessen Frau in der vorigen Nacht vor Noth und Elend gestorben ist ..."

Ich halte einen anständigen älteren Herrn an.

Ich halte ihn wirklich an und ich fühle Mitleid mit meiner eigenen bittenden Stimme:

„Helfen Sie einem armen Unglücklichen" ... Ich stammle die Worte hervor.

Er zuckt die Schultern und antwortet: „Mein Herr, Sie sind ja ganz ordentlich gekleidet — Sie thäten besser, Arbeit zu suchen ... redliche Arbeit. Es gibt noch viel ärmere Menschen als Sie. Adieu."

Wie ärgerlich; verflucht genierend!

Ich frage niemanden mehr. Ich riskiere nicht mehr, abgewiesen zu werden. Ich laufe — laufe — und ich werde so müde, so müde ... ganz schwindlig —

Na dann, na ... was ist denn das? Mir scheint, ich fühle mich erschöpft, etwas Nasses. — Ich muß wahrhaftig umgefallen sein. Menschen stehen ja gedrängt um mich.

Man faßt mich unter die Arme und man bringt mich auf die Polizeistation.

Man flüstert etwas von Blut — einige Blutflecke auf dem Trottoir — im Rinnstein.

Ach, Ihr guten Leute, wenn Ihr wüßtet, wie gleichgiltig mir das Ganze ist! ...

Na, reißt doch nicht so an meinen Armen. Ich bin nicht betrunken. Ich sagte ja nicht, daß meine Frau ans Noth und Elend starb — oder es muß ein Scherz gewesen sein.

Ich bin ein armer, elender Mann; aber ich werde gewiß ... ich werde gewiß noch in die Höhe kommen ... Eugenie, mein Engel, wir können ja den Colonialwarenhändler bezahlen, wenn wir Geld bekommen —

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die in unserem Blatte inserierenden Firmen sich stets auf die „Zeit" zu beziehen; ferner in Hotels, Restaurants, Cafés, Pensionen, an Bahnhöfen, in Lesezimmern immer wieder nachdrücklichst die Wiener Wochenschrift „Die Zeit" verlangen oder eventuell wohlwollend empfehlen zu wollen.

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer
bester natürlicher
alcal. SAUERBRUNN
Filiale: Wien, IX. Kolingasse 4.

„Henneberg-Seide"
nur echt, wenn direct ab meinen Fabriken bezogen!

schwarz, weiß und farbig von 45 kr. bis fl. 14.65 per Meter — glatt, gestreift, carriert, damassé, Jacquards etc. etc. für vollständige Toilette u. Zwecke, Besatz etc.

Zu Roben und Blousen
ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus.
Muster umgehend.
Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.
G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Die Zeit.

XX. Band. Wien, den 26. August 1899. Nummer 256.

Das absolutistische Experiment.

Das Attentat in Gratz bedeutet eine entscheidende Niederlage, welche das absolutistische § 14-Experiment des Ministeriums Thun-Kaizl erlitten hat.

Gewiß, es gibt keine Staatsform, die als die unter allen Umständen, für alle Völker und alle ihre Entwickelungsstadien beste angesehen werden könnte, weder die constitutionelle, noch die absolutistische, noch sonst eine. Als vor vierzig Jahren den Völkern Oesterreichs die ersten Scheinstücke verfassungsmäßiger Einrichtungen verliehen wurden, wochten wohl noch grobe Empiriker, die nur sehen, was mit Händen zu greifen ist, daran zweifeln, ob die österreichischen Völker, in ihren führenden Schichten wenigstens, bereits reif seien für den Constitutionalismus, das heißt, ob nicht der Absolutismus für ihr Entwickelungsstadium noch die angemessenere Regierungsform sei. Aber schon das absolutistische Experiment des ersten Verfassungsstifterers, des Grafen Belcredi, 1865, hat, schmählich mißglückt, den negativen Gegenbeweis für den Constitutionalismus erbracht. Die ruhigeren und geordneteren Verhältnisse, welche nach der zweiten Verfassung, 1867, im Reiche eingetreten sind, haben noch den positiven Beweis zu Gunsten des Constitutionalismus hinzugefügt. Es hat sich von Jahrgang zu Jahrgang immer deutlicher erwiesen, daß, was den Völkern Oesterreichs noch thut, nicht ein Weniger, sondern ein ganz entschiedenes Mehr an politischer Bewegungsfreiheit ist. Trotz dieser geschichtlichen Lehre hat man unter Taaffe wieder zur Reaction zurückgelenkt, und die Folgen sind auch nicht ausgeblieben. So allmählich und sachte wie die Reaction eingeleitet wurde, ist auch die öffentliche Unordnung in den Staat wieder eingekehrt. Nichtsdestoweniger hat man den verhängnisvollen Weg weiter fortgesetzt. Unter Badeni hat man den Schritt von der gemäßigten zu einer schärferen, und da man noch immer die Dinge und ihre lapidare Sprache nicht verstehen wollte, unter dem gegenwärtigen Ministerium Thun-Kaizl auch noch den weiteren Schritt zur scharfen Reaction vollzogen. Das kann mehr verhüllt absolutistische § 14-Regime ist bereits anderthalb Jahre alt, und an seinen Früchten kann man es erkennen.

Ob die Regierung in der That durch den berüchtigten § 14 berechtigt wird, das Parlament außer Function zu setzen, ob sie in der That durch unsere seinen Preß-, Vereins- und Versammlungsgesetze ermächtigt wird, auch noch der gesammten öffentlichen Meinung außerhalb des Parlaments den Mund zu verschließen, das sind zu nächst juristische Fragen. Es gibt auch schlechte Gesetze, die abgeschafft werden müssen. Weit höher als alle juristischen Erwägungen aber steht die staatsmännische Frage, ob eine solche Art von Regierern, wie sie jetzt mit § 14 Verordnungen, Vereins- und Versammlungsverboten und Zeitungsconfiscationen geübt wird, die Zwecke des staatlichen Zusammenlebens zu erfüllen geeignet ist. Die Thatsachen, die vom Volkstag in Cyrr, Juli 1897, bis zur blutigen Revolte von Gratz in fast ununterbrochener Steigerung einander gefolgt sind, geben die unzweideutige Antwort. Wenn — von den christlich-socialen Nichts-als-Judenfressern und den jungczechischen Nichts-als-Deutschenfressern, die sich ja freilich mit der § 14-Wirthschaft ganz gut zu befreunden scheinen, abgesehen — die Hälfte, und wahrlich nicht die schlechtere Hälfte des Landes unter diesem Regime in permanentem Aufruhr lebt; wenn — um nur wenige Einzelheiten zu nennen — der Handelsminister den industriereichsten Bezirk des Landes, den Reichenberger Handelskammerbezirk, nicht mehr besuchen, wenn der Landespräsident von Schlesien sein kleines, friedliebendes Ländchen nicht mehr bereisen darf, wenn der Besitzcommissar des bis vor wenigen Jahren wegen seiner Loyalität von den Regierungen gehätschelten Erzbezirksdorfes Gratzlitz sich aus seinem Amtsgebäude nicht mehr auf die Straße traut; wenn, wie dies im deutschen Nordböhmen allwöchentlich geschieht, die zur Ueberwachung von politischen Versammlungen entsendeten untergeordneten Regierungsbeamten, in verständnißvoller Erkenntniß der traurigen Zustände, sich mit den Oppositionsrednern gewissermaßen gegen ihre einschüchternden Amtsvorgesetzten verbrüdern, wenn sie mit ihnen Capitulationen schließen, daß sie ihnen in den Versammlungen Redefreiheit gewähren, unter der einzigen Bedingung, daß die Reden nicht in die Zeitungen, d. i. nicht zur Kenntniß der hochgestellten Einsichtslosen gelangen; wenn sich endlich in Gratzlitz der civilisatorische Beruf der Staatsgewalt im Hinterrücks-Schnellfeuer stehender Wehrlose bethätigt; dann ist eine solche Regierererei vom Gesichtspunkt der höchsten Staatszwecke aus gerichtet.

Bei einer früheren Gerichtsverhandlung hat einmal ein untergeordneter im österreichischen Abgeordnetenhause treffende Worte gesprochen, die gerade heute aus der Vergessenheit hervorgezogen zu werden verdienen. Aus Anlaß eines Streiks in Dorfel bei Reichenberg hatte am 21. Mai 1896 die Gendarmerie auf eine Arbeiteransammlung geschossen, drei Menschen getödtet, drei verwundet. Wie heute die Thun-Kaizl'schen Officiösen, so versuchten damals die Badeni'schen Officiösen die Entschuldigung, daß der Befehl zum Schießen nicht vom politischen Beamten gegeben worden sei. Schlagend wies der beredte Abgeordnete nach, daß diese Entschuldigung nur eine Verschärfung der Anklage sei. „Ich gestehe", sagte der betreffende Abgeordnete, „auf mich macht es den Eindruck, als ob von einem gewissen Zeitpunkt an die Organe der politischen Verwaltung sich jeglicher Zugerenz entschlagen hätten und dem Gendarmeriedetachement einfach quasi wie einem Scharfrichter das Weitere überlassen hätten." „Hat man sich bemüht" — fragte der eloquente Mann — „die versammelte Menge über die möglichen Folgen eines weiteren passiven Widerstandes zu belehren? Hat man sie aufgefordert, auseinanderzugehen? Hat man ihr den Gebrauch der Waffen in Aussicht gestellt?" — Alles Fragen, welche die Badeni'sche Regierung damals ebensowenig bejahen konnte, wie heute die Thun-Kaizl'sche. Eine andere Beschönigung der Regierung lautete, damals wie heute und jederzeit, daß die Gendarmerie vorher brüchmüh und mit Steinen bewerfen worden sei. Aber unerschüttert antwortete darauf der wackere Volksvertreter, daß „darin, daß, was ja nicht zu leugnen ist, die Gendarmerie geschmäht und angegriffen worden ist, immer noch kein Grund gelegen war, mit der Schußwaffe gegen die Menge vorzugehen". Als einen Hauptgrund der Unruhen bezeichnete der Redner mit unnachsichtlicher Strenge die vorhergegangenen Versammlungsverbote, welche, wie er sagte, „derart lauten und so motiviert sind, daß man sich wirklich an den Kopf greifen und fragen muß: Leben wir denn wirklich im Jahre 1896 oder leben wir in der Periode 1849 bis 1860?" Heute, 1899, Thun und Kaizl, brauchi man sich nicht mehr an den Kopf zu greifen und zu fragen, heute zweifelt kein Mensch mehr daran, in was für einer Periode wir leben.

Der große Volksfreund, dessen Rede wir hier statt eigener Worte citieren, forderte die übrigen Abgeordneten auf, seinen Ausführungen zuzustimmen und „zu beweisen, daß wirklich der Respect vor dem Menschenleben als das Charakteristikum einer gesitteten Gesellschaft auch in diesem Hause Anerkennung findet", und begründete diesen scharfen Appell durch die staatsphilosophische Bemerkung: „Wenn es der Zweck des Staates ist, unverletzt das geordnete Zusammenleben der Menschen zu garantieren, so ist es jedenfalls eine schreiende Anomalie, wenn zur Erreichung dieses Zweckes Leben von Staatsbürgern vernichtet und zum Opfer gebracht werden müssen". Der Mann, der am 27. Mai 1896 so weise redete, ist der damalige Demokrat, heutige Thun'sche Finanzminister und kaiserliche Baron Dr. Kaizl, dessen „zuckersteuerverordnung jetzt in Gratzlitz zu einer verdoppelten Neuauflage der „schreienden Anomalie" geführt hat. Er möge seine Dossier Rede einmal nachlesen, er wird wissen, ob sein § 14-Regime auch nur dem primitivsten Zweck des Staates zu entsprechen vermag; er vergleiche diese Rede mit den Brutalitätsausbrüchen, mit denen die derzeit ihm dienenden Preßorgane „das Charakteristikum einer gesitteten Gesellschaft", wie er einst es nannte, noch Anerkennung findet; er denke an seine flammende Rede von einst und an sein continuierliches Schweigen von heute, und er wird ermessen können, wie viel er in diesen drei Jahren nicht als Politiker, neu, nein, darüber sprechen wir schon gar nicht mehr — sondern als Mensch verloren hat. K.

Digitized by Google

Preußen-Deutschlands Minister.

Demission des ganzen Cabinets — Posadowsky Ministerpräsident — Bülow Reichskanzler — Miquel verabschiedet — Vertagung der Frage — ist und noch viel mannigfacher durchschwirren die Gerüchte die Luft. Jeder Tag kann die Entscheidung bringen. Ehe sie gefallen ist, ehe man weiß, welche Minister todt und welche neu geboren sind, ist es vielleicht gerade der rechte Augenblick, eine kleine Heerschau zu veranstalten. Man ist unbefangener, wenn man lauter Worturn vor sich hat, als wenn man einigen gefallenen Größen Leichenreden hält.

Fürst Hohenlohe, Reichskanzler von Deutschland und Ministerpräsident von Preußen, mithin sozusagen unser leitender Minister, ist der in jeder Beziehung reizie unserer Minister. Man könnte ihn als Menschen wie als Minister schon mehr übereeit nennen. Er ist die Fleisch gewordene Passivität. Noch nie hat man einen so passiven Staatsmann gesehen. Von seinen Thaten kann niemand sprechen, nicht einmal von seinen „Thunbeiten", wenn dies durch die „Zeit" dem deutschen Sprachschatz einverleibte Wort zu gebrauchen. Alles, was mit Thun zusammenhängt, darf man mit Hohenlohe nicht in Verbindung bringen. Er ist einfach die Illustration zu Bismarcks Wort: „Wilhelm II. wird sein eigener Kanzler sein." Einst, in den Sechzigerjahren, hat er eine Rolle gespielt, indem er als liberaler Ministerpräsident von Bayern den ultramontan-particularistischen Widerstand gegen die Einigung Deutschlands unter Preußens Führung mit Erfolg zu brechen bemüht war. Dann hat er als Diplomat und als Statthalter von Elsaß-Lothringen sich wirkliche Verdienste erworben. Von dem Augenblicke an, wo ihm das wichtigste Amt im Reiche übertragen wurde, hat man überhaupt nichts mehr von ihm gehört.

Es ist ein Anblick zum Jammern, wenn man den greisen, kleinen Mann müde in sich zusammengesunken im Reichstag sitzen sieht. Die Gabe der Rede in ihm völlig versagt. Er kann daher in seine Verhandlungs eingreifen. Einmal nur, bei der Einbringung der Zuchthausvorlage, hat er überhaupt erst einige auswendig gelernte Worte gesprochen. Sonst verliest er nur vorher fertig gestellte Erklärungen. Den Widerstreiten ist er darum ein willkommener und sehr wohlfeiler Gegenstand des Spottes. Im Volke nennt man ihn gutmüthig in Anlehnung an ein Wort des Kaisers „Onkel Chlodwig". Er hat keinen Feind. Niemand aber würde ihm auch ein Wort ernst gemeinten Bedauerns widmen, wenn er ginge. Allgemein empfindet man es eben doch als unwürdig, daß die nächst dem Kaiser wichtigste Stelle im Reich von jemandem eingenommen wird, der weiter nichts ist als der Schatten vergangener Verdienste. Wie und da unrichtig man freilich, daß er zuweilen nicht ohne Nutzen als Bremser hemmend wirke. Doch das ist unbegründetes Gerede. Weder die Umwälzungen, noch das „kleine Socialistengesetz", noch die Zuchthausvorlage hat er zu hindern vermocht. Auf der einen Seite hat er die öffentlundig schädlichsten Dinge nicht fernhalten können, während auf der anderen Seite die Socialreform unter ihm glücklich ins Stocken geraihen ist. Das einzig Gute, was er einmal unkundigte, die Bevorzugung des lästigen Verbindungsverbotes für die politischen Vereine, hat er trotz der seierlichen Form seines Versprechens bis zum heutigen Tage nicht durchgesetzt. Wenn er zu Gunsten der Canalvorlage in letzter Stunde noch das Wort ergriff, so geschah auch das nur in der saghaft diplomatischeruden Form, die man an ihm gewohnt ist. Natürlich ist er, als ein reiner Anlage nach liberaler Mann, für den Canal wie ein jeden Verkehrsfortschritt. Aber er deutete es selbst bei dieser Gelegenheit nicht heinz, seine Persönlichkeit einzusetzen, wie es in ähnlichen Fällen Bismarck und auch Caprivi gethan hatten, und die Canalvorlagen, die allein auf die Kanzler gewirkt hatten. So sachte man über ihn. Posadowsky hatte er wieder einmal gesprechen, nur die Rede! Nun, Zum Glück ist ein einziges Lebet Mag er verschuldet ein noch so verwerfener und toleranter Mann sein, öffentlich hielt sich keine Gesellschaftsschicht lebhaft daß als ein Zeichen blind für die Zeit Zimmt Schwache ist bei einem Staatsmann es bedeutender als Schlechtigkeit.

In Lebensluge der gestrigen, in so Johannes Miquel, ein ein Fast „Fallen Johannes" den Miquel, persönlicher Finanzminister und Vice Präsident des preußischen Staatsministeriums, der actionte mächtige Finanzmann. Man übertreibt kaum, wenn man ihn den Einzigen Mann Deutschlands nennt. An jenem gedächtnissen hat noch kein Mensch so zwiespältig gedacht. Sein Tod rief, Bismarck, „Die persönliche Tüchtigkeit in seinem Amte", Staatsrath in, [illegible] niemand stand Gemüthsruhe und [illegible] Ballast, [illegible] Ministerpräsident Fürst Caprivi, als [illegible] Miquel, [illegible] [illegible] [illegible]

Bestätigung abzuschlagen. Aber seit über einem Jahre läßt man ihn auf die Bestätigung warten. An die Stelle der activen Reaction, die immerhin einen gewissen Muth erfordert und damit wenigstens einen sympathischen Zug aufwies, ist der schleichende Marasmus reactionärstes getreten. Auf den Platz, von dem aus der fröhliche Corpsbursche v. Moller im flotten Draufgängerton seine Anklagereden gegen Socialdemokratie, Wissenschaft und Kunst hinausschmetterte, setzte sich der jaghafte Herr v. Recke und wendete sich bei allen schwierigen Dingen hilflos fragend um zu den vielgenannten Geheimrath v. Philipsborn, der ihm Lexikon und Inspirator zu gleicher Zeit war. Als die Reaction auf ihrer Seelenwanderung durch die Körper der preußischen Minister des Innern sich in Recke niederließ, wurde sie verlegen. Das Selbstvertrauen verließ sie. Schöner sieht sie darum nicht aus, und angenehmer sind ihre Wirkungen auch nicht geworden. Der Begriff des „Fortwurstelns“ hat seine specifisch österreichische Bedeutung verloren. Ein Witz der Politik ist es, daß Herr v. d. Recke, der ein ganzes Leben nur Junkerpolitik gemacht hat, jetzt der bei seinen Standesgenossen schlechtest angeschriebene Minister ist. Auch das hat die Canalvorlage zustande gebracht. Herr v. d. Recke, der zwar reactionär, in erster Linie aber doch der gefügige Vollstrecker des „Allerhöchsten“ Willens ist, übte einen starken Druck auf die Landräthe, die conservative Abgeordnete sind, aus, um ihre Stimmen für den Canal zu gewinnen. Der Erfolg war anders als beabsichtigt: die Landräthe blieben still, aber der Minister begann zu wackeln.

Von dem geistigen Durchschnittsmaß des Herrn v. d. Recke sind so ziemlich alle preußischen Minister und deutschen Staatssecretäre, von denen ich noch sprechen muß. Wegen seiner sachlichen — nicht etwa geistigen! — Bedeutung habe ich nur einen besonders hervorzuheben, den Staatssecretär des Innern, Grafen v. Posadowsky. Posadowsky, obwohl augenscheinlich kein Pole, sondern ein pedantischer Deutscher, war Reichsschatzsecretär und erledigte als solcher seine Geschäfte mit bureaukratischer Genussamkeitsfreude im alten Geleise. Plötzlich wurde er zum Leiter des Reichsamts des Innern berufen und damit in eine terra incognita verpflanzt. Er stieß sich seinen steifen schwarzen Bart und nahm an. Warum auch nicht? Es ist ja von jeher die Eigenthümlichkeit der preußischen Junker gewesen, daß sie sich jedem Amt, das ihnen übertragen wird, gewachsen fühlen. Wenn an nichts anderes, so glauben sie doch anspruchslos an die Richtigkeit des Satzes, daß Gott dem, dem er ein Amt gibt, auch den dazu nöthigen Verstand gleichzeitig verleiht. Das Reichsamt des Innern, das man früher als das „Reichsamt für Socialpolitik“ hätte bezeichnen können, wurde unter Posadowsky eine socialpolitische Rumpelkammer. Man flickte noch an einigen älteren Gesetzen herum, um mit einem Schein des Rechtes sagen zu können, daß man die Socialreform weiter betreibe. Aber mit der socialpolitischen Initiative war es vorbei. An die Stelle des kessen Bemühens, den Arbeitern zu helfen, trat der Eifer, gegen die angeblichen Ausschreitungen der Arbeiterbewegung zu Felde zu ziehen. Dieser Eifer gebar die Zuchthausvorlage. Wenn man sie auch nicht gerade als Posadowskys eigenes Kind bezeichnen kann, so hat er sich doch ihrer mit zäher Liebe angenommen, wie sie nur ein Adoptivvater hegen kann, der es bedauert, nicht selbst der Erzeuger zu sein. Geradezu blind war seine Liebe zu ihr. Fand er es doch nicht einmal nöthig, die Denkschrift, die sein Ressort zur Unterstützung der Vorlage ausgearbeitet und dem Reichstag überreicht hatte, vorher durchzulesen, so daß er durch die Mittheilungen eines Socialdemokraten aus dieser Denkschrift im Reichstage höchlich überrascht wurde. Rubestehen hatte er eben alles zugetheilt, was für die Vorlage geschah. Sie ist die erste große That seiner Verwaltung. Und da sie zweifellos mit dem Socialistengesetz das arbeiterfeindlichste Erzeugniß der deutschen Gesetzgebung dastellt, so kann man sich denken, was wir noch zu erwarten haben, falls nicht, was leider kaum zu erwarten ist, der fallende Mantel der Zuchthausvorlage den Herzog Posadowsky mit sich reißt.

Soweit ich die anderen preußisch deutschen Minister überhaupt noch behandeln will — keine Ressortminister, wie den Kriegsminister, den Staatssecretär des Marineamts, den Justizminister, auch nur zu erwähnen, hat keinen Zweck, da sie auch ihren Dienern nach, über ihre Ressortbedeutung nicht hinausragen — kann es ganz kurz geschehen. Da sie auf den Gang der großen Politik ohne Einfluß sind. Das preußische Handelsministerium war durch den socialpolitisch angeregten Freiherrn v. Berlepsch in den Mittelpunkt der socialen Thätigkeit der deutschen Regierung gerückt worden. Der trockene Bureaukrat Brefeld hat es jedes eigenen Charakters beraubt. Seine Thätigkeit, soweit sie überhaupt in die Oeffentlichkeit tritt, äußert sich lediglich in einer, nicht gerade begeisterten, aber doch einsichtsvollen Unterstützung der Zuchthausvorlage. Im Ministerium der öffentlichen Arbeiten verbindet Herr Thielen mit einem lobenswerthen Eifer für Canalbauten eine zähe Opposition gegen eine gründliche Reform des Eisenbahnwesens. Die Canalbauten unserer Staatsbahnen hat er allerdings um eine ungeheure Summe gebracht, was ihm zum Vortheil Manchen macht. Auf die Liebe des Publicums, die er durch eine verunglückte Reform der Personentarife noch dem Manne der niedersten Stufen verringert hat, kann er bisher verzichtet. Am wenigsten freilich mögen ihn die Agrarier leiden, was immerhin ein gutes Zeichen ist. Daß er stramm für den Mittellandcanal eintrat, und auch die billigen Arbeiterfahrkarten nicht beseitigen will, macht ihn in den Augen der Junker beinahe zum Liberalen. Einiges an ihm ist also zu loben, was hiermit zu thun ich nicht unterlassen will, weil man bei nicht allzuvielen Ministern Gelegenheit dazu hat. Der Cultusminister Bosse, ein orthodoxer Pietist, tritt wacker für die Volksschule und ihre Lehrer ein, begünstigt kirchlich die Zurückdrängung der liberalen Richtung, übt auf die Universitäten einen unerhörten reactionären Druck aus. Gegen den freiconservativen Professor Hans Delbrück, der die bekannten Anschweifungen in Nordschleswig scharf zu tadeln gewagt hatte, ließ er ein Disciplinarverfahren eröffnen. Den physikalischen Privatdocenten Leo Arons will er aus seinem Amte drängen, lediglich deshalb, weil er sich zur socialdemokratischen Partei bekennt. Das sind die beiden nennenswerthen markanten Fälle aus seiner Thätigkeit als Minister eines Staates, dessen Verfassung den Satz enthält: „Die Wissenschaft und ihre Lehre sind frei.“ Der Landwirthschaftsminister Freiherr v. Hammerstein ist von einem hervorragenden Agrarier als Null bezeichnet worden. Weder im Guten, noch im Bösen fällt sich etwas Wesentliches von ihm sagen. Der Curiosität wegen sei noch der Staatssecretär des Reichspostamtes v. Podbielski — übrigens auch kein Pole, die werden bei uns nicht einmal Landräthe, geschweige denn Minister! — erwähnt. Sein Generalstabl müsste seinen absoluten Mangel an Fachkenntnissen ersetzen. Seine Amtsthätigkeit zeichnet sich aus durch kleine Reformen und große Schneidigkeit gegenüber den Beamten, in denen er die letzte Regung von Selbstständigkeit zu ersticken versteht.

Zum Schlusse, weil es sich hier um ein auswärtiges Blatt handelt, noch ein paar Worte über den Staatssecretär des Auswärtigen, Herrn v. Bülow, der seit dem Rausse der Carolinen und Marianen zu Ehrat geworden ist. Für ein abschließendes Urtheil über ihn ist es noch zu früh. Er ist gewandt und hat Glück — zwei Eigenschaften, die für einen Staatsmann gewiß höchst brauchbar sind. Ob er wirklich ein Staatsmann ist, muß sich noch zeigen. Bisher hat es an Gelegenheit dazu gefehlt. Denn, daß man den Rauf von ein paar armseligen Inselgruppen als eine That auspoisonal, die ihn Bismarck an die Seite stellt, dazu gehört schon mehr als Voreingenommenheit. Bei kleinen Angelegenheiten hat Bülow seinen Platz vollkommen ausgefüllt, was schon immer etwas besagen will. Mit seiner canteringartigen Redeweise hat er den Reichstag bezaubert. Mit seinen feinen Händen hat er manchen kleinen Knoten in der auswärtigen Politik zu lösen gewußt. Noch hat er keinen Fehler begangen. Noch freilich hat er auch nichts Großes geleistet. Vielleicht kann er's. Qui vivra verra!

Berlin. H. v. Gerlach.

Der sociale Fortschritt als Glück für die oberen Classen.

Wir sind gewohnt, den socialen Fortschritt als vortheilhaft für die ärmeren Classen, dagegen als Opfer auferlegend für die oberen anzusehen. Die Berechtigung dieser Anschauungsweise kann nicht bestritten werden, aber es verdient doch, die Betrachtung auch einmal theilweise umzukehren und die großen Vortheile des socialen Fortschrittes gerade auch für die oberen Classen zusammen hängend ins Auge zu fassen. Man ist überrascht, wie viele und wie bedeutende solcher Vortheile sich da herausstellen, und wie sich das Bild bei einer solchen Betrachtung ändert. Wie verzichtet dabei in diesem Aufsatze auf eine kritische Würdigung der verschiedenen Geschichtsepochen und fassen nur die moderne Zeit und die Völker moderner Civilisation ins Auge.

Was ist socialer Fortschritt? Unseres Erachtens besteht er in der allmählichen Abänderung der Vertheilung des Nationalreichthumes, der Vertheilung von Einfluß und Ansehen in Staat und Gesellschaft in der Richtung auf größere Gerechtigkeit gegen die ärmeren Classen; er besteht weiter im Zusammenhange hiermit in der Hebung dieser Classen durch organische Einrichtungen: durch besseren Lohn und Arbeitsverhältnisse, durch größere politische Rechte, durch Organisierung der unorganisierten Massen, durch beseitigende thunende Gesetze u. dgl. m. Er besteht also, um es mit wenigen Worten zu sagen, sowohl in der Hebung der ärmeren Classen, wie in der größeren Ausgleichung der Gegensätze zwischen ihnen und den oberen. Was demnach diese Ausgleichung, die den oberen Classen unzweifelhaft viele Opfer auferlegt, ihnen dafür an Vortheilen zu bieten?

Beginnen wir mit den wirthschaftlichen Vortheilen. Für die niederen Industriegebiete ist die Frage des Absatzes eine Cernen; denn, und hier zweifeln ist wenn aller Einwohnerschaft Kaufkraft des Cernen der innere Markt von entscheidender Bedeutung. Es leuchtet aber ein, daß dieser mehr besser ist, je besser gelohnt, je besser gelohnt, je kaufkräftiger die große Masse der ärmeren Classen ist. Das wird man bekanntes dürfen, ohne die Thatsache und viel unbestrittene Thatsache der

Digitized by Google

Ueberproduction und Unterconsumtion damit entschieden zu wollen. Die wirthschaftlichen Opfer, welche der sociale Fortschritt die oberen Classen kostet, würden diesen also durch besseren Absatz wenigstens theilweise wieder vergütet werden. Auch insofern verbessert der sociale Fortschritt die Marktverhältnisse, als er zur Organisierung der Gesellschaft führt; eine organisierte Gesellschaft wird aber eher in der Lage sein, sich vor Absatzstockungen und Handelskrisen zu schützen, als eine unorganisierte. Aber weiter: was sind denn überhaupt die oberen Classen im Grunde genommen anderes, als die Leiter und Anführer der unteren in dem großen Processe der nationalen Gesammtarbeit? Auf diesem Titel in der Hauptsache beruhen, solange es sich nicht um ganz verfaulte Verhältnisse handelt, ihr Einkommen, ihr Ansehen, ihre Stellung. Der Fabriksbesitzer, der Bankdirector ist der Hauptmann der Compagnie seiner Untergebenen: dem Verwaltungsbeamten, dem Richter, dem Arzt, dem Schriftsteller ist in anderer Weise die Leitung und Behandlung weiterer Volkskreise anvertraut. Wie ist es nun möglich, daß diese Aemter, diese Stellungen Ansehen und Einkommen ungeschmälert behalten oder sie gar noch steigern, wenn die Unterlage, auf der sie sich aufbauen, sinkt und verdirbt, wenn die große Masse der ärmeren Bevölkerung abwärts geht, statt aufwärts? Besonders deutlich wird dies bei dem modernen Concurrenzkriege in der Industrie. In dem industriellen Wettbewerbe der modernen Völker hängt der Sieg gewiß von der Tüchtigkeit der oberen Classen ab, aber in hohem Grade auch von der der unteren. Ohne tüchtige Arbeiterschaft keine tüchtige Industrie! Unthätigkeit der ärmeren Classen wird nothwendig mit der Zeit auch die oberen herunterziehen, und darum liegt der sociale Fortschritt, der die Hebung der ärmeren Classen bewirkt, auch so sehr im Interesse der oberen.

Zu den wirthschaftlichen Vortheilen gesellen sich politische. Wie furchtbar haben unter sich die Classen oft die Revolutionen, wenn die unterdrückten Classen, sobald sie sich befreit haben, auf einmal für langjährige Unterdrückung und Uebervortheilung grausam Rache nehmen! Dagegen sichert der sociale Fortschritt die oberen Classen; er ist gleichsam eine Versicherungsprämie gegen revolutionäre Katastrophen. Aber auch in den großen politischen Kämpfen nach außen fällt der sociale Fortschritt schwer in die Wagschale. Es liegt auf der Hand, daß in jedem Kriege von der körperlichen Tüchtigkeit und dem patriotischen Eifer der großen Masse der Soldaten unge mein viel abhängt. Und diese beiden Dinge würden durch eine in vielen Fortschritt entschieden gefördert werden. Er liefert ein besseres Menschenmaterial und er wird mit der größeren Zufriedenheit mit den heimischen Zuständen bei der großen Menge auch den Eifer steigern, für deren Vertheidigung im Kriegsfalle ihr Bestes zu thun. Und schon die Erkennung dieser patriotischen Opferfähigkeit wird den betreffenden Volke anderen Völkern gegenüber eine sehr viel bessere Stellung verschaffen. All' das kommt aber doch gewiß den oberen Classen eines Volkes ebenso zugute wie der unteren. Wenn Deutschland jetzt in einem Kriege, wie ihn sehr viele fürchten, da die oberen Classen mit ihrem Leben, mit ihrem Vermögen, mit ihrer ganzen Existenz an einem günstigen Ausgange interessiert!

Indes werden wir unser Auge von den einzelnen großen Ereignissen der Völkergeschichte ab und auf das einfache tägliche Leben hin; auch da begegnen wir den Segnungen des socialen Fortschrittes für die oberen Classen. Kaum kann es für den Einzelnen wie für die Classe ein wichtigeres Gut geben, als die Gesundheit. Für dieses wichtigste Gut aber läßt sich viel von dem socialen Fortschritte erwarten. Erst auf seiner Grundlage läßt sich der Kampf gegen die ansteckenden Krankheiten mit besserem Erfolge führen. Solange diese in elenden, in schlechten Verhältnissen lebenden Menschen immer wieder einen bereiten Nährboden finden, werden sie sich auch für die oberen Classen nicht austrotten lassen. Aus den engen, übervölkerten Wohnungen, aus den frechen Leidern der Armen werden die Krankheiten immer wieder in die wohlbehüteten Häuser, in das sorglich gehütete Leben der Wohlhabenden einbrechen. Das läßt sich nicht vermeiden. Durch die Wachsamkeit, durch den Diensteifer, der in sein Haus kommt, durch die Waren, die es empfängt, tritt der Wohlhabende, ob er will oder nicht, mit der Welt der Armen und ihren Leiden in Verbindung. Der Wäschereibesitzer, der ihm sein Frühstücksbrötchen bereitete, hatte vielleicht die Krätze an den Händen, und der Schneider oder die Schneiderin, der er seine Kleidung verdankt, sitzt vielleicht an der Schwindsucht! Diese Beispiele ließen sich leicht noch sehr vermehren, aber es gibt einen noch directeren und brutaleren Weg, auf dem die Leiden der Armen ihre Kraft wirkung auf die Welt der Wohlhabenden äußern. Das Verbrechen ist geradezu die einzige Krankheit, die soziale Epidemien, heraufbeschwören aus sozialer Noth. Freilich wird man es keineswegs lediglich als einen Ausfluß sozialer Noth betrachten dürfen, aber die Zusammenhänge mit der sie oft doch zusammenhängt. Diebstahl, Betrug, Raub und Mord, Todtschlag, erklären sie nicht gerechtfertigte aus Noth und Elend? Und auch gewerbsmäßige Verbrecher, der Landstreicher, der Zuhälter, sie sind zum guten Theile Producte unserer gesellschaftlichen Zustände. Und wenn auch [illegible] [illegible] [illegible]

in vielen Beziehungen die Bedingungen, unter denen die oberen Classen leben, sondern verbessert auch diese Classen selber.

Gewiß mag manches von dem Vorstehenden entschieden erscheinen, gewiß werden sich den Vortheilen gegenüber auch Nachtheile nicht nur materieller Art für die oberen Classen auffinden lassen. Aber im ganzen wird man doch nicht leugnen können, daß der soziale Fortschritt eine Reihe glänzender Aussichten gerade für die Classen eröffnet, die er auf den ersten Blick nur zu schädigen scheint. Ja, diese Aussichten sind so viele und so wichtige, daß man kaum zuviel sagt, wenn man behauptet: mit dem sozialen Fortschritt im großen Stile bricht geradezu eine neue Aera für die oberen Classen an: eine neue Aera zwar der Opfer, aber auch des Glückes und der Beruhigung!

Frankfurt am Main. **Karl von Mangoldt.**

Neue Ideen in der Psychologie.

In der modernen Psychologie vollzieht sich wieder einmal eine Wandlung. Wie einst der Aufschwung, den die Sinnesphysiologie durch Helmholtz nahm, von der Psychophysik zur physiologischen Psychologie hinüberleitete, so scheint heute eine andere medicinische Disciplin, die Psychiatrie, für die Psychologie hohe Bedeutung zu gewinnen. Man darf es ruhig sagen: die Psychologie steht am Eingange ihrer dritten, der psychopathologischen Periode, und diese ist fast ausschließlich durch die Veröffentlichungen des Heidelberger Psychiaters Emil Kraepelin eingeleitet worden, der seine bedeutsamen Ideen mit feurigem Optimismus und in einer an Eleganz innerhalb der medicinisch-psychologischen Literatur kaum übertroffenen Form vortrug und die allseitige, stärkste Beachtung dafür herausforderte. Schon in seinem engeren Specialgebiete, der Psychiatrie, hatte er revolutionierend gewirkt, indem er in seinem Lehrbuch eine neue, auf die Eigenart der klinischen Krankheitsformen gegründete Eintheilung der Geistesstörungen gab, die den veralteten, nach äußerlichen Symptomen geschaffenen Begriffen klinische Wesenheiten gegenüberstellt. Dasjenige Buch aber, das für unsere Studie von Bedeutung ist, führte den anspruchslosen Titel: „Ueber die Beeinflussung einfacher psychischer Vorgänge durch einige Arzneimittel".

Kraepelin beschreitet hier ein so gut wie unbekanntes Gebiet. Alles, was man über diese Dinge wußte, war aus der ganz wagen Selbstbeobachtung Kranker gewonnen. Demgegenüber vollzieht Kraepelin die Einführung des Experimentes, womit denn nunmehr die Psychologie um den chemischen Versuch bereichert wird, während sie bis heute nur den physikalischen kannte. Die Tragweite dieser Neuerung ist leicht zu ersennen. Die moderne Nervenlehre trägt durchaus chemischen Charakter: sie sieht in den nervösen Vorgängen Spannungen oder Lösungen chemischer Verbindungen. In Kraepelins Versuchsmethodik wurde uns nun gelehrt zu beobachten, wie durch Einführung chemischer Substanzen in den Stoffwechsel, d. h. durch die willkürlich hervorgerufene Veränderung der dort sich abspielenden Processe bestimmte, meistbare Abweichungen der geistigen Functionen von der Norm sich einstellen. Die von Fechner begründete Psychophysik hatte den Sinnesorganen Reize zugeführt und die Reactionen der Psyche als Urtheile der Versuchsperson registriert: Kraepelin schaltet Reize in den Kreislauf des Stoffwechsels ein, beeinflusst so die nervösen Centralstellen unmittelbar und verwendet dann den Sinnesreiz nur als Prüfungsmittel zur Registrierung der chemisch erzeugten Veränderung. Ich brauche wohl kaum erst zu erörtern, von wieviel größerer Bedeutung diese „chemische Psychophysik" gegenüber der alten physikalischen schon darum sein muß, weil die Breite der ihr zugänglichen Erscheinungen von den einfachsten Sinnesthätigkeiten bis zu den verwickeltsten geistigen Functionen hinüberreicht.

Die gewaltige methodologische Neuerfindung, die in diesem Buche thatsächlich schon gegeben ist, fand aber durch den Verfasser selber hier noch nicht ihre volle Ausdrucke, sondern erst im Jahre 1897. Dem ersten Hefte seiner „Psychologischen Arbeiten" schickte Kraepelin nämlich eine Einleitung über das psychologische Experiment in der Psychiatrie worauf, die auch im übrigen vielerlei sachliche Bereicherungen bringt, die aber in dem Abschnitt über „künstliche Geistesstörung" gipfelt. Unter diesem Namen faßt Kraepelin all die vorübergehenden Abnormitäten unseres geistigen Lebens zusammen, die wir willkürlich erzeugen können: vor allem mit Hilfe der Erschöpfung und der Vergiftung. Freilich ist der Ablauf der Geistesstörung hier auf wenige Stunden zusammengedrängt: das Gesammtbild deckt sich doch aber vielfach mit dem der wirklichen psychischen Extraufung. Kraepelin bringt dafür selber einige schlagende Beispiele bei. Das sogenannte Alkoholdelirium stellt einen Zusammenbruch der psychischen Kräfte durch Erschöpfung dar — ganz Aehnliches tritt aber das Trachoidin einer Nacht hervor. Weit zahlreicher noch sind die Uebereinstimmungen bei den chemischen Einwirkungen. Brauche ich den Alkoholrausch erst zu erwähnen? Auch die medicinische Praxis kannte vielerlei dergleichen. Die Eklampsie, dieser gefürchtete Krampfzustand schwangerer Frauen, war den Gynäkologen als Folge eines Uebertrittes gewisser chemischer Stoffe (Kreatinin u. a.) aus dem Harne in den Kreislauf bekannt. Wenn man durch Knochenfraß hervorgerufene Absesse mit Jodoform füllte und dabei nicht vorsichtig war, konnte man schon allzuhäufig das Auftreten manicher Zustände beobachten. Die totale Herausnahme der Schilddrüse führte zum „Myxödem", einem eigenartigen, im Kretinismus gipfelnden Verblödungsprocess, den das Fehlen des von jenem Organ producierten Jodothyrins verursacht. Bis dahin waren das alles statistische Daten oder empirische Materialien; jetzt gibt Kraepelin die Möglichkeit an die Hand, sie ein wissenschaftlich auszubeuten, indem man sie aus Beobachtungen in Experimente verwendet, dadurch, daß gesunden Personen abgemessene Dosen chemischer Stoffe zugeführt werden, und indem man die psychologischen Registrierungen, die so gewonnen sind, mit den von wirklich Geisteskranken erhaltenen vergleicht. Man darf die Schwierigkeiten, die dem entgegenstehen, nicht unterschätzen, denn es ist natürlich nichts Geringes, Geisteskranke auf psychologische Versuche einzuüben. Die bis heute erschienenen Hefte der „Psychologischen Arbeiten" lassen aber kein Verzagen nach dieser Richtung hin aufkommen. Schon heute kann der Heidelberger Forscher auf die reichen Beziehungen hinweisen, die sich zwischen dem Alkoholgenuß und der Epilepsie ergeben haben. Man bedenke, welche Perspectiven darin nicht allein für die Psychologie, sondern auch für die praktische Psychiatrie gegeben sind — wenn man sich auch nicht dem Traume einer Behandlung der Geistesstörungen durch Medicamente hinzugeben braucht, der doch allzuweit in die Ferne hinausweist. Kraepelin selbst ist gerade in diesem Punkte sehr skeptisch: ihm scheint die Bedeutung seiner Forschungen vorerst eine überwiegend theoretische zu sein. Aber welch großer Schritt ist es auch schon, überhaupt einmal Psychologie und Psychopathologie in fruchtbare Beziehungen gebracht zu haben! Alle früheren Versuche dieser Art waren ja ergebnislos, weil sie durchwegs den Charakter der Psychologie verkannt hatten. Die Annahme des Hypnotismus, in sich die einzig wahre Experimentalpsychologie zu enthalten, hatte Wundt in einer klassischen Streitschrift widerlegen müssen: Fechtig verranne sich mit seinen so verdienstvoll begonnenen hirnanatomischen Forschungen gar bis zu einer Aufwärmung der alten Phrenologie in neuer Form, indem er jeder noch so complicierten psychischen Function, z. B. der Apperception, ein Localisationscentrum im Gehirn anwies, was ihn allmählich zu dem staunenswerten Ergebnis von — vierzig Provinzen geführt hat. Ziehen, der Psychiater in Jena, schwor auf die universalistische Associationspsychologie, tunnte mit einer in der Wissenschaft somit glücklicherweise nicht üblichen Leichtigkeit über die Kluft des Apperceptionsproblems hinweg und baute auf dieser Grundlage seine Psychiatrie auf. Haller vorden, der Königsberger Privatdocent, spielte die Begründung einer klinischen Psychologie, die aber über ihre Anfänge noch nicht hinausgediehen ist, in dem vorerst einmal Kant mit Goethe versöhnt und dann Bernicke und Kraepelin in höchst bedauernden Tone abgefertigt werden. So ist Kraepelin in der That der erste, der eine Methodik für die Vereinigung psychologischer und psychopathologischer Forschung geschaffen und ihre Verwirklichung in vielversprechender Weise begonnen hat. Es ist zweifellos, daß die Psychologie dabei der vornehmlich empfangende Theil ist. Kraepelin schreint das Gegentheil zu glauben, wenn er in seinem Aufsatze im Archiv als seine Unterredungen zum erstenmale für die Psychopathologie die von der Experimentalpsychologie geschaffenen Methoden als Grundlage nimmt: aber auch unsere Ansdauung ist unbestreitbar, insoferne der Forscher diese Methoden zu seinen besonderen Zwecke um ein bedeutsames Stück über ihr gegebenes Entwicklungsstadium hinausführt — um das bedeutsamste seit längerer Zeit überhaupt; denn seit Jahren hatten alle Neuerungen der psychologischen Methodik fast nur in technischen Kleinigkeiten bestanden. Zu, unsere Ansicht wird noch mehr bestätigt durch die Erwägung, daß Kraepelin alle die bisher bekannten Methoden zusammengesast seiner neuen, pharmakologischen Hauptmethode als Hilfsstufe unterordnet.

Ich mag es mir nicht verhehlen, noch eine Aussicht zu beleuchten, die sich durch die Pharmakopsychologie eröffnet. Der weder neuen Histologie ist es gelungen, die Erundlagszustände, sowie die pathologischen Veränderungen der Zelle und der Gewebe überhaupt und im Centralnervensystem im besonderen durch die chemischen Reactionen nachzuweisen, die in den Farbenmethoden gegeben sind. Gerade in diesen ist gelegentlich angedeutet worden, daß Verfahren, an denen Vervollkommnung ein ausgedehnter Stab von Forschern arbeitet, liegt bisher das meistversprechende Material für die physiologische Chemie des Centralnervensystems zusammengetragen. Der Weg der Pharmakopsychologie ist ein dazu parallelet. Wenn auch heute beide Gebiete noch in ihren Anfangen stecken, sie warten Zeit in eine Arbeitsgemeinschaft; zwischen ihnen um Zwischen zu erwarten; welche Schleier werden sich lüften, wenn ein einmal die physiologische und die psychologische Reaction der Zelle auf bestimmte chemischen Reiz unmittelbar verglichen werden können.

Es ist ein schlimmer Zufall, daß uns dieselbe Zeit, die neue Psychologie durch die Psychopathologie eine so hervorragende Be-

Digitized by Google

reicherung ihrer Forschungsmittel erfahren hat, auch die völkerpsychologischen Probleme mit der Irrenheilkunde in Verbindung gebracht wurden. In seinem Buche „Ueber den Wahn“ und in ergänzenden Einzelstudien warf der Mannheimer Nervenarzt Max Friedmann die bedeutsame Frage auf, ob die Erklärung der Wahnidee nicht in der völkerpsychologischen Entwickelung des Denkens gesucht werden müsse. Unter geistvoller Benützung eines umgeheuren Materials entwickelt er den Satz, die Anfänge des Denkens bei den Naturvölkern, die Causalitätsvorstellungen, die zugrunde liegenden Gesetze, welch letzteren er ganz besondere Bedeutung beimißt. Die Hypothese über die Wahnideen gehört nicht in unsere Erörterung; für die Psychologie ist es bemerkenswert, dass Friedmann eben dem Gefühlston eine vorwiegende, fast herrschende Bedeutung für die primitive Verknüpfung der Vorstellungen beimißt, und den Associationsforscher somit auf die Gefühlspsychologie hinweist.

Dagegen vermag ich eine Bereicherung der Völkerpsychologie nicht zu erblicken in der Forschung sozialpathologischer Erscheinungen, die der dänische Psychologe Alfred Lehmann in seinem Buche „Aberglaube und Zauberei“ gegeben hat. Historisch ist es ein treffliches Werk; und die experimentalpsychologischen Ausführungen zeugen von hoher methodischer Erfindungskunst. Aber eigentlich kommt Lehmann über die individualpsychologischen Probleme gar nicht hinaus. Es ist gewiss sehr schön, eine ganze Anzahl occultistischer Erscheinungen experimentell erklären zu sehen; aber wieso diese Erscheinungen so unendlich suggestive Kraft auf die Massen bekommen konnten, das ist die eigentlich völkerpsychologische Frage, und die hat Lehmann nicht berührt.

Doch die Entwickelung der Völkerpsychologie ist überhaupt ihre eigenen Bahnen gegangen und steht mit den Phasen der experimentellen Schwester in fast gar keinem Zusammenhange. So bleibt auch für uns Raoelins Leistung das für die Psychologie Maßgebende. Es ist zweifellos, dass mit ihr ein neuer belebender Hauch in die psychologische Forschung hereinweht. Zwar scheinen heute Raoelins Arbeiten von den Psychologen noch wenig in ihrer ganzen Bedeutung erkannt zu sein; selbst Wundt erkennt ihnen gegenüber seiner Vorrede vornehmlich einen Wert für die Charakterologie und praktische Psychologie zu. Das soll uns nicht hindern, uns dieser Errungenschaft zu freuen. Denn auch nach einer anderen Richtung hin ist diese Wendung von Bedeutung. Sie stellt den Anfang dar zur endgiltigen Wiedereingliederung der Psychologie an die Medicin. Der entwürdigende Zustand, der an unseren Universitäten die Psychologie der Philosophie als Unterabtheilung einordnet, ist auf die Dauer auch praktisch unerträglich: einer Unterordnung gewöhnt man nicht viel mehr als besondern Mitteln. Es ist schwer, sich vorzustellen, mit wie kleinen Summen die zwar psychologischen Laboratorien, die wir überhaupt haben, auskommen müssen. Und auch innerlich fängt die Psychologie heute schon wieder an, an der Speculation zu kränkeln. Dagegen aber gibt es keine bessere Zuflucht, als die Atmosphäre der modernen Medicin, in der gleichzeitig eine unvergleichliche Schaffens- und Forschungsfreudigkeit lebt. Es ist Kraepelins unsterbares Verdienst, äußerlich durch die Angliederung eines experimentellen psychologischen Laboratoriums an die Heidelberger Irrenklinik, innerlich durch seine Arbeiten der Psychologie den neuen Weg gewiesen zu haben, den Weg in ihr drittes Lebensalter hinein. Die Namen Kraepelins Name der ersten, Wundts der zweiten, so wird Kraepelins Name der dritten, der pathologischen Periode der Psychologie aufgeprägt sein. Hoffen wir, dass sich bald eine junge Generation findet, die es unternimmt, den Ideen des bahnbrechenden Irrenarztes ihre weitere exacte Ausgestaltung und Verarbeitung zu geben, die sühig ist, die Psychologie aus ihren neuen Bahnen, zurück zur Medicin, weiterzugeleiten.

Ernst Horstow.

Leipzig.

Goethe und die serbische Volkspoesie.

Von Dr. Mathias Murko.

Als in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts die jetzt in allen Weltliedern durch Vuk Stefanović Karadžić bekannt wurden, gehörte der allem auch Goethe, der von Zwang auf der Volkspoesie das größte Interesse entgegengebracht hatte, zu den jenigen, welche ihrem Ruhm verbreiteten; zu man kann sagen, dass ihn am Abend seines Lebens seine Volksdichtung so sehr beschäftigte, wie die verbaute, so dass seine Aufbeschäftigung auch im nächsten Jahrhundert zum Wort beschäftigen nicht. Es unterliegt keinem Zweifel, dass von allen slavischen Völkern die Serben die schönste Volkspoesie besitzen; noch heute lebt sie im Volke lebendig fort, und selbst die moderne Civilisation, wie zum Beispiel die Eisenbahnen und Dampfschiffe, sind bereits in Liedern besungen. Allerdings gebührt dieser Ruhm der Serben auch den Croaten, denn im Mittelalter Ragusa in Dalmatien hatten wir das merkwürdige Beispiel, dass zwei Völker, die nicht einmal Grenzen eines Landes sind, und zwei Nationalitäten in Frieden und Eintracht nebeneinander leben und sich gegenseitig ihre Poesie vermitteln. Ragusa war ein Centrum, wo sich die Poesie beider Völker vereinigte, und schließlich serbisch nennen, gesammelt hat, so können wir vom historischen Standpunkt an dem höchsten Namen „serbische Volkspoesie“ festhalten.

Goethe hat allerdings schon fünfzig Jahre vor dem allgemeinen Interesse für dieselbe den „Klaggesang der edlen Frauen des Asan Aga“ aus dem „Morlackischen“ übertragen und so zu einem Theil der Weltliteratur gemacht. Die Begeisterung für „Ossian“ und Rousseau Naturevangelium hatten den italienischen Naturforscher Abbate A. Fortis bewogen, in seinem 1774 erschienenen Werk „Viaggio in Dalmazia“ auch den bewerischen Zuständen der „Morlacken“ Aufmerksamkeit zu schenken und nebst einigen Nachahmungen der Volkslieder aus der poetischen Chronik des Franciscaners Andrija Kačić, „Razgovor ugodni naroda slovinskoga“, dieses echte Volkslied im Original und in Uebersetzung aufzunehmen. Trotz eifrigen Nachforschens konnte dasselbe weder von Vuk Karadžić, noch von anderen Sammlern im Volke selbst mehr aufgefunden werden. Dafür fand es sich jedoch in einer Spalatiner Liederhandschrift aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, die von Miošković*) 1883 veröffentlicht worden ist. Miošković, der mehr theoretisch als praktisch einen unterhaltbaren sprachlichen Dualismus zwischen Serben und Croaten annahm, nennt diesen Text croatisch und von Vuk Karadžić nach Fortis zurechtgelegten serbisiert.

Aus dem Fortis'schen Werke erschien 1775 in Bern ein Capitel unter dem Titel „Die Sitten der Morlacken“, 1776 das ganze Reisewerk in deutscher Uebersetzung. Aehnliche Uebersetzungen folgten dann in französischer und englischer Sprache, so dass Morlacken, unter denen man sich hauptsächlich die orthodoxen Bewohner des Hochlandes von Zara bis zur Narenta vorzustellen hat (in einer französischen Uebersetzung werden sie gar mit „Monténégrins“ identificiert!), eine europäische Berühmtheit wurden und sogar als Helden einer Oper noch 1817 in Graz auf die Bühne kamen. Der anonyme deutsche Uebersetzer, als den wir Fr. A. C. Werthes anzusehen haben, schwärmte gleichfalls als Junger Rousseaus für die Morlacken, die „der angeborenen Güte unserer Natur so sehr das Wort zu reden scheinen“.

Die schlechte und schwerfällige Uebersetzung der „Sitten der Morlacken“ fiel Goethe wahrscheinlich auf seiner Schweizerreise 1775 in die Hände und bildete für ihn die ein zige Quelle, wie gleichzeitig Miošković und Karl Geiger**) nachgewiesen haben. Goethe behauptete zwar 1825, er habe aus den Notizen der Gräfin Rosenberg nach dem Französischen übertragen, doch das Machwerk derselben erschien erst 1788, während der „Klaggesang“ schon 1778 im ersten Theil von Herderschen „Volksliedern“ gedruckt war. Die übrigen Angaben Goethe's aus dem Jahre 1825 stellen sich jedoch nach genaueren Untersuchungen als vollkommen richtig heraus: er übertrug das Gedicht in der That vor fünfzig Jahren „mit Ahnung des Rhythmus und Beachtung der Worthellung des Originals“, das auch in der deutschen Uebersetzung dandenstand. So führte Goethe in die deutsche Literatur die zeitweilligen „serbischen Trochäen“ (nur die Cäsur nach der vierten Silbe konnte er nicht bewerten) ein, die er dann öfters auch in seinen Gedichten anwendete (zuerst in „Zwischzeit“, entstanden am 11. September 1776), und machte überhaupt durch die Vergleichung des Originals und der in elfsilbigen Jamben abgefassten unbeholfenen Uebersetzung eine Nachdichtung zuschande, die ein interessantes Beispiel bietet, wie ein dichterischer Genius dem Geiste des Volksliedes näher tritt und dessen Schönheiten in unvergleichlicher Weise wiedergibt.

Das erste Volkslied aus der Heimat der Croaten und Serben, welches durch Goethe in der ganzen Welt bekannt wurde, bot nicht bloß Zustände einer ganz verschiedenartigen, primitiven Cultur, sondern der Inhalt wollte es noch, dass es speciell aus den mohammedanisierten Sphären des croatisch serbischen Volkes hervorgegangen ist. Das haben die meisten allzugründlichen deutschen Commentatoren nicht bedacht, denn sonst hätten sie sich manche schiefe Bemerkung und manche unnöthige Frage erspart.***) Das Gedicht erzählt mit bewunderungswürdiger epischer Kürze und vollkommener Objectivität, die allerdings auch in Goethes Nachdichtung theilweise verloren gegangen ist (ein Beispiel im Schlusswort durch den von Uebersetzer beruhergenommenen Zusatz „gar traurig“, ganz notwendige Abänderungen Nur die Aechte der Originales, das Schamgefühl der Frau, welche den fremden Aga im Gegensatz zur Mutter und Schwester nicht beim Namen nennt, das Original: od sida ne mogla, bedarf der Aufklärung. Es unterliegt keinem Zweifel, dass die Frau ihr Schamgefühl auf die Spitze treibt, aber man muss bedenken, dass Sitte und Brauch im ganzen Orient dem ausgebildeten Frauengehäbelt die Pflege desselben zur ersten Pflicht machen. Ich verweise nur auf muhamedanische Beispiele bei den christlichen Südslaven. Obgleich bekleidet, dass ein muhamedanischer Bräutigam nicht mit seiner Braut anspricht, sogar das nicht auch gerade zu anstehen, wie denn ein orientalischer Bräutigam seine Braut nicht anschaute. Und auf dem Gebiete des Aberglaubens Ragusa, das es durch seine aus Italien herzogene

*) Miošković, Zeitgenossen und Landsleute Kačić's. Agram 1883.

**) Geiger, Goethe und das serbische Volkslied. Archiv für slavische Philologie X, 403 ff.

***) Siehe Minor, Goethe-Jahrbuch X, 403 ff.

Renaissancecultur zum Ruhm eines südslavischen Athen brachte, und selbst in den Drangsalen von Croatien und auf der croatischen Marinsel in Ungarn kann man die üblichen Worte hören: Entschuldigen Sie, meine Frau! Besonders interessant ist aber für unseren Fall die Thatsache, daß auf dem Gebiete von Agania, wo doch der Name Morlak zu einem Schimpfwort geworden ist, weil Mutter und Schwester einen Mann in der Oeffentlichkeit küssen, die Frau aber niemals. Solcher Strenge huldigen heute allerdings nicht einmal die mohammedanischen Frauen auf dem Bahnhof von Sarajewo, aber man muß bedenken, daß unser Gedicht mindestens 150 Jahre alt ist, und überdies auch locale Unterschiede in den Sitten und Gebräuchen möglich sind. Unser Aga dachte offenbar schon damals menschlicher und wünschte während seiner Krankheit die Frau an seiner Seite zu sehen. Die Zurückhaltung der Gattin ist aber durch die nationalen Sitten ebenso erklärlich. Von Unterne kann keine Rede sein. Der beabsichtigte Selbstmord ist begreiflich, denn für die Frau ist es doch die größte Schande, verstoßen zu werden, und der größte Schmerz, alle ihre geliebten Kinder, die für sie noch viel mehr als für eine Christin ihre ganze Welt bilden, verlassen zu müssen. Sinnlos sind alle Fragen über das Wiedersehen der Mutter und der Kinder, wenn einmal der Hochzeitszug mit der Mutter als Braut an der Burg des Aga vorübergehen mußte. Man darf dabei natürlich nicht an moderne Trauungen in Arrière-Bleiben und in Begleitung nur weniger Personen denken. Zum Hochzeitszuge rüsten sich die „Svatsen" wie zu einem Kriege, und Goethe hat ihren Führer gar nicht übel zum „Fürsten" gemacht. Die Braut sitzt auch hoch zu Roß und beschenkt sogar Vorübergehende. Um wie viel natürlicher ist es daher, daß sie auch an ihre lieben Waisen im voraus gedacht hat! Anderseits ist es aber selbstverständlich, daß auch die Kinder, von denen das älteste zum mindesten 7 bis 8 Jahre zählen muß, ihre Mutter nicht so schnell vergessen haben, daß sie bei deren Anblick nicht dem Zuge ihres Herzens folgten und sie bewirten wollten. Nach dem Original bereitet sie ihr nicht „Abendbrot", sondern eine „Janie" an, die auch vormittags möglich ist.) Von einer Aene des Aga sieht nichts im Original, und die Möglichkeit einer Annäherung war von vornherein ausgeschlossen, denn ein Hochzeitszug, dem die Braut genommen wurde, brächte es zu einem schönen Ruhm.

Das von Goethe übertragene Gedicht erregte viel Aufmerksamkeit bei den Deutschen und bei anderen Völkern ob überseine e Bolter Gerett, Fran von Helvig, ihrer Freude darüber. Von Wien aus richteten Denis und Johannes von Müller Anfragen über das Vorkommen ähnlicher Gedichte an die Verleiterin von Nagusa, doch der Latinist G. Zerich erhielte wenig befriedigende Antworten, da er mehr um den Ruhm eines guten lateinischen Dichters als um die Auffindung der Volksleider besorgt war. Die Anregungen Herders gewannen bei den Südslaven nicht, ihr Volkslied mußte erst durch das treuere und lebhaftere Interesse der Romantik aus Licht gefördert werden. Der Slovik Kopitar, 1808 bis 1844 des Baron Sigmund Zois in Laibach, den Mittelpunkt der Wiederermeder des slowenischen Volks, verlassen hatte, kam nach Wien, wo er bald Beamter der Hofbibliothek und Censor der slavischen, neugriechischen und rumänischen Schriften wurde und an allen Wiener Zeitschriften der Romantik als Mitarbeiter lebhaften Antheil nahm. Kopitar suchte nun seit 1809 durch briefliche und gedruckte Mahnungen einen Sammler der Volksleider der Croaten und Serben, an denen diese Völker so reich seien, und hatte endlich einen unerwarteten Erfolg.

Der unglückliche Ausgang des serbischen Aufstandes brachte im Jahre 1813 Vuk Stefanovic Karadzic nach Wien, einen Mann ohne besondere Schulbildung aber voll seiner genialen Begabung bildete gerade das seine ganze Seite, denn unbefangenen hatte er sich das kirchenslavisch russisch serbische Sauderwälsch der serbischen Intelligenz nicht angeeignet und war überhaupt neuen Lehren zugänglicher. Er wollte in Wien eine Broschüre über den Fall Serbiens in Form eines Schreibens an Managiorgio herausgeben. Kopitar, der die Schrift zu censurieren hatte, erkannte sofort, daß dieser Mann ganz anders ist als alle ihm bekannten Serben; er suchte ihn deshalb auf, fragte ihn nach Volksliedern und anderen Erzeugnissen des Volksgeistes und suchte ihn zur Vereinigung derselben anzuregen. Um ihn von der Wichtigkeit solcher Lieder, von denen er bisher nur mit Geringschätzung sprechen gehört hatte, zu überzeugen, brachte ihm Kopitar bald darauf Macie, Forte und Herders „Stimmen der Völker". Vuk wußte als geborener Ziegen und Schafhirt viele Lieder selbst auswendig, andere erfragte er von seiner Frau. So kam 1814 in Wien das erste Bändchen serbischer Volkslieder heraus, das noch manche Schwächen zeigte, 1815 das zweite als Resultat einer Reise nach Südungarn und Slavonien.

Kopitar machte den beim Wiener Congress weilenden Jacob Grimm auf die Lieder aufmerksam, der übersetzungen verlangte, und gewann ihn als Recensenten des ersten Bändchens für die „Wiener Allgemeine Literatur-Zeitung", bestimmte es dies zweite selbst ausführlich anzuzeigen. Ebenso verschaffte es Kopitar, direct auch Goethes Interesse anzuregen. Dem „größten Deutschen" wurde das erste Bändchen mit einer Widmung zugeschickt, und dieser erbat sich durch Bertuch von Kopitar eine Interlinearversion desselben und sodann durch einen protestantischen Theologen aus Ungarn auch eine solche Uebersetzung des zweiten Bändchens. Er bekam jedoch von diesen Uebertragungen in Prosa keinen entsprechenden Eindruck. Noch wichtiger war aber der Umstand, daß er damals mehr Neigung, noch Zeit hatte, sich darin zu vertiefen, denn die durch die Ereignisse hervorgerufene Flucht in den Orient und die Liebe zu Marianne Willemer machten ihn um diese Zeit zum Dichter des „Westöstlichen Divan".

Unterdessen wurde Vuk Karadžić von Kopitar zum Reformator der serbischen Orthographie und Schriftsprache, zum Grammatiker und Lexikographen, der die Volkssprache zur Grundlage nahm, ausgebildet. Wiederholte Reisen und die Lehren Kopitars, der ihm speciell auch die Aufzeichnung des „Klagegesanges" anriet, machten ihn endgiltig zu dem classischen Sammler der Volkslieder. In den Jahren 1823 bis 1824 erschienen in Leipzig drei Bände, von denen der erste der Erbgroßherzogin von Weimar, der Großfürstin Maria Pawlowna, gewidmet war. Wieder verkündete Jakob Grimm sofort in zwei Recensionen in den „Göttinger Gelehrten Anzeigen" den Ruhm dieser Volkslieder, die er den Gesängen Homers als würdig an die Seite stellte, und begründete dadurch ihren Ruf in der gelehrten und gebildeten Welt überhaupt. J. Grimm trat aber auch direct mit Goethe heran, denn er in einem besonders warm gehaltenen Schreiben vom 1. October 1823 Vuk Karadžić empfohl, der Anfangs October seine Ausfahrung in Weimar machte und am 15. Februar abermals einige seiner Werke überreichte. Schon am 20. December 1823 dankte ihm Goethe auch für „eine würtliche Uebersetzung vorzüglicher, schöner, serbischer Lieder".

Goethe hatte kurz zuvor böhmischen und neugriechischen Volksliedern Aufmerksamkeit geschenkt und wäre diesmal gewiß an den serbischen nicht vorübergegangen. Aber eine so eingehende Beschäftigung hätte er ihnen wohl nicht gewidmet, wenn sein Interesse nicht zugleich durch eine bereitere Uebersetzerin besonders angeregt und wach erhalten worden wäre. Fräulein Talvj, die sich diesen Schriftstellernamen aus den Anfangsbuchstaben ihres Namens, Therese Albertine Luise von Jakob, gebildet hat, wurde 1797 in Halle als Tochter des Professors der Staatswissenschaften geboren, brachte die Jahre 1806 bis 1816 mit ihm in Russland zu und widmete sich nach der Rückkehr in ihre Vaterstadt schriftstellerischen Arbeiten. Durch G. Reimer wurde auch sie auf die Liebesbewegung Buks aufmerksam gemacht, den sie während seines Aufenthalts in Halle nicht weiter beachtet hatte. Anfangs März begann sie diesselbe zu studieren, was ihr die Kenntnisse des Russischen ermöglichten, die nicht so gering gewesen sein können, wie man aus ihren Angaben schließen muß. Da sie erkannte hatte, daß sich auch Goethe, dessen enthusiastische Verehrerin sie war, dafür interessierte, faßte sie den Muth, ihm einige Uebersetzungsproben als „ein kleines Opfer der Verehrung, innigsten Huldigung" zu senden. Am 12. April 1824 Goethe ließ sich gleich 25. April in eine Correspondenz mit ihr ein, die ein schönes Denkmal für den Dichter und seine Verehrerin bildet. In Begleitung der Eltern erschien sie auch selbst bei Goethe am 23. Mai 1824, der „ihre liebwerte Erscheinung . . . so gern ein gehalten hätte". Am 29. September 1826 konnte sie bei ihm auch den von ihr bewunderten Grillparzer kennen, der im Gespräch mit „dem liebenswürdigen Mädchen" beinahe vergessen hätte, daß er beim Geheimrath Goethe war.

Talvj, die 1828 den amerikanischen Theologen Robinson heiratete und erst den Abend ihres Lebens wieder in Deutschland zubrachte, † 1870 in Hamburg*), gehört überhaupt zu den jenen pathbrechenden Erscheinungen in der schriftstellernden Frauenwelt. Trotz ihrer großen Bildung wußte sie immer den Zauber echter Weiblichkeit zu bewahren. Wir müssen auch ihre Selbstständigkeit bewundern, denn bei aller Verehrung für Goethe und bei aller Achtung für Vorbilder wie Kopitar, war dem sie in eine ähnliche Correspondenz** trat, Jacob Grimm und Vuk Karadžić, weitaus sie bedeuten in der Ferne, aber auch näher an der Seite ihre abweichenden Meinungen auch diesen Männern gegenüber und war dabei meist im Recht. Von Mißstich wurde auch richtig hervorgehoben, daß um die Bekanntmachung der serbischen Volkslieder auch dem die rühmten Sammler derselben Talvj das größte Verdienst in Anspruch nehmen darf. In der That wurde durch ihre Uebersetzung der Ruhm des serbischen Volksliedes in Deutschland und in der ganzen gebildeten Welt hervorgerufen, ihre Leistung wurde von keiner der zahlreichen sie folgenden erreicht.

Zum ganz geringen Theil konnte dafür gedient aber auch Goethe Talvj beschert, er habe ihr Werk ins Leben gerufen, denn nur sein Zeugen und Vertrauen, daß eine gründliche Probe der Auffassung fremder Individualität und Volksthümlichkeit" sie dazu bestimmt habe, nur sein lebhafter Antheil, den er unausgesetzt ihrer Beschäftigung identifizierte, munterte sie zur Arbeit und Ausdauer auf. Goethe gab ihr den Gesichtspunkt, möglichst viel zu übersetzen, denn diese Nationalvölkslieder sollten nur in Masse ihre Publicum gefunden

*) [illegible] **) [illegible]

Digitized by Google

werden; er sah ihr Manuscript durch, bevor es nach Wien an Kopitar gieng, schlug die sachliche Ordnung der übersetzten Gedichte vor, welche Talvj statt ihrer chronologischen acceptierte, und ertheilte ihr viele wertvolle Winke. Nur den ihr in Halle gegebenen Rath, ihr Werk in Wien drucken zu lassen, wo das Interesse für den Gegenstand reger sei, hat sie zum Glück nicht beachtet, obgleich ihn auch Goethe billigte in der Meinung, dass „die Communication mit dem nördlichen Deutschland sich mehr als sonst eröffnet hat." So erschienen „Volkslieder der Serben, metrisch übersetzt" in Halle (1. Lieferung 1825, 2. 1826).

Bei aller Anerkennung lehnte Goethe jedoch ihre im Namen „aller Serben" vorgebrachte Bitte, das Werk ihm widmen zu dürfen, ab und begnügte sich damit, dass seiner nur freundlich gedacht werde, was Talvj durch ein Gedicht „An Goethe" an der Spitze des ersten Bandes ausführte, wo sie ihn als König im Reiche des Schönen und als den Urheber ihrer Uebersetzungen feierte. Auch die Bitte, einen Vorbericht zu schreiben, erfüllte Goethe nicht, weil er sich dafür nicht genug Kenntnisse zumuthete. Dafür machte er in seinen Sprachrohr „Kunst und Alterthum" auf die Uebersetzung der Talvj schon vor dem Erscheinen des ersten Bandes aufmerksam und widmete in den Jahren 1825—28 der serbischen Volksliteratur im ganzen acht Aufsätze und Notizen, oder richtiger neun, da wir den Aufsatz über Prosper Merimees Mystification „La Guzla" nach mitzählen müssen.

Diese Aufsätze, sowie briefliche Aeußerungen und Aufzeichnungen in den Tagebüchern zeigen, dass sich Goethe mit der serbischen Volkspoesie eingehend und lieberoll beschäftigt hat. Er suchte sich auch über sprachliche, geographische und geschichtliche Fragen, sowie über die gegenwärtigen Zustände Klarheit zu verschaffen. In dieser Hinsicht können wir jedoch von ihm nichts besonderes erwarten, zumal da die damaligen Hilfsmittel äußerst dürftig und mangelhaft waren. Von der Voranzeige ihrer Uebersetzung war selbst Talvj sehr unbefriedigt. Mit Jacob Grimm konnte sich Goethe natürlich nicht messen und ließ daher die Anzeige des ersten Bandes der Talvjschen Uebersetzung, in der er sich im Eingang auf Grimms Lob dieser Volkslieder beruft, im Entwurf liegen.

In Goethes Empfehlungen der serbischen Volkspoesie müssen wir natürlich das Hauptgewicht auf die ästhetische Seite legen. Die serbischen Volkslieder zogen ihn so mächtig an, weil sie ihm den Beweis lieferten, dass es nur eine Dichtung, die echte, dass es eine allgemeine Weltpoesie gebe. Da jedoch diese Nationalschätze noch Eigenthümliches und Fremdartiges aufweisen, so dürfen sie nicht einzeln dem Publicum vorgelegt werden, vielmehr muss es legar Liebeslieder in Masse erhalten. „In wiederholtenmalen äußerte Goethe die Freude, „dass die Uebersetzung in frauenzimmerliche Hände gefallen; denn genau besehen, liegen die serbischen Zustände, Sitten, Religion, Denk und Handelsweise so weit von uns ab, dass es doch einer Art von Einsichmeichelu bei uns bedurfte, um sie durchaus gangbar zu machen". Nur die Feder eines talentvollen deutschen Frauenzimmers konnte „diese barbarischen Gedichte" anschmackar machen, nur sie konnte selbst die zarten, aber doch freundanzigen Liebesgedichte von der größten Schönheit den Deutschen näher bringen. Wir müssen im Gegensatze zu J. Grimm, dem die Uebersetzung zu frauenzimmerlich war, zwischen Goethe Recht geben.

Ueberhaupt stellte sich Goethe bei Beurtheilung der serbischen Volkslieder ebenso wie bei der Würdigung der altdeutschen Poesie nur auf den Standpunkt des Geniessenden. Gleich im ersten größeren Aufsatz, in der Voranzeige der Talvjschen Uebersetzung, giebt er ganz so vor wie bei der Recension, die er „Des Knaben Wunderhorn" von Arnim und Brentano widmete. Nach dem Manuscript der Talvj notiert er kurz den Inhalt der einzelnen Lieder und macht seine Bemerkungen dazu, zum Beispiel beim ersten: „Zitt Vukfut eines serbischen Mädchens, welches die schöne Anzahl von neunmals aufschlägt. Von unendlicher Zärtlichkeit". Bei anderen fügt er hinzu: „wunderbar, seltsamlich, gar wunderlich" u. a. Goethe fand in den Liedern auch viel Grausamkeit und Barbarei und klagt über die blos formelle Religion und den vielen Aberglauben, so dass nirgendwo ein freier und heller Blick zu thun sei. So muss sich ihm das Gedicht über die Erbauung Ljubitzas, weil darin barbarische Meinthumsgreuel vorkommen, manchmal Jacob Grimm es zu den schönsten Erzeugnissen der Weltpoesie überhaupt zählte, weil es eine bei vielen Völkern vorkommende Sage in hochpoetischer Weise wiedergabe. Auch an dem Meuchelmord Marko, den er ein echtes Gegenstück zum griechischen Dolonies nennt und mit dem der jüdischen Ruthen vergleicht, der aber „teuflisch, heidnisch barbarisch" sei, da er weder aus Neigen und mit Recht, aber gerade darin werden wir ihm nicht zustimmen, dass Marko trotzdem ein abgeklärter Held von Würde und Hoheit nicht abzuleugnen sei. Ebenso [illegible] auch Bewunderung und den Beifall ebenfalls [illegible]

[illegible] Goethe [illegible] [illegible] [illegible]

an Entbehrungen, aber er hatte nur ein Verlangen, dass Männer wie Goethe, Grimm und Kopitar mit ihm zufrieden seien. Den Reformideen Vuks, der die Volkssprache in die Literatur einführte, anstatt eines kirchenslavisch-russisch-serbischen Gemisches, das namentlich von der Geistlichkeit, aber auch von anderen Gebildeten hartnäckig vertheidigt wurde, kam das Ansehen der Volkslieder bei solchen Männern im hohen Grade zustatten. Die Serben erhielten auf diese Weise geradezu eine Literatur, denn nicht bloß die Türkennoth, sondern auch der starre Geist des Byzantinismus hatte die Entwickelung einer nationalen Literatur durch Jahrhunderte hintangehalten. Vuk Karadžić hat nach langen Kämpfen vollständig gesiegt, in Serbien endgiltig erst 1868. Goethes Interesse an der serbischen Volkspoesie hat nicht wenig dazu beigetragen und liefert einen neuen Beweis, wie sich sein wohlthätiger Einfluss auf alle Völker erstreckte.

Goethes Faust in der bildenden Kunst.

Von Dr. Alexander Tille, Docent an der Universität Glasgow.

Als im Jahre 1790 Goethes Fragment „Faust“ als siebenter Band seiner Schriften erschien, da war diese Dichtung hinsichtlich ihres Titelbildes noch auf Berg angewiesen. Dies änderte sich auch kaum bis 1808, wo der vollständige Erste Theil das Licht der Bücherwelt erblickte. Allerdings hatte es in der Zwischenzeit Asmus Jakob Carsten unternommen, die Hexenküche zu zeichnen, aber er hatte das Bild nicht einmal vollendet. Von dem Fragment Faust war die Zeit offenkundig enttäuscht. Goethes Freunde, die einzelnes daraus vor dem Druck kennen gelernt hatten, hatten das Werk in so überschwänglichen Worten gepriesen, dass man etwas noch nie Dagewesenes, unendlich Grosses erwartete. Jetzt erhielt man ein Bruchstück eines dramatischen Gedichtes, ohne festen Aufbau und ohne Schluss, und fühlte sich davon unbefriedigt. Man bewunderte das Gemie, das diese einzelnen Scenen geschrieben hatte, aber für die Scenen selbst vermochte sich die Welt nicht so recht zu begeistern.

Das ward mit einem Schlage anders, als der ganze Erste Theil herauskam. Ein lauter Jubel gieng durch die literarische Welt deutscher Zunge, und noch heute ist es eine Freude, die Besprechungen durchzulesen, die an den verschiedenartigsten Stellen über diese Dichtung erschienen. Auch hier fehlte noch der Schluss; die Anlage des Ganzen war daher nicht zu übersehen. Man nahm die Worte Mephistos „Her zu mir“ als das Siegel auf die Thatsache, dass Faust doch zuletzt dem Teufel anheim falle. Man vergaß über der Freude an den Greteheneinsenen den gedankenschweren Eingang, aber es war doch ein herzhaftes Geniesen einer neuen grossen Dichtung, deren Grösse man empfand, und von der man fühlte, dass sie sich nicht durch ein paar Betrachtungen ausschöpfen liess. Obwohl von Goethe selbst ausdrücklich nicht für die Bühne bestimmt, so lange Zahre hindurch für überhaupt unaufführbar gehalten, hat sie doch eine solche Fülle von scharf herausgearbeiteten Charakteren und ergreifenden Auftritten, dass sich nur die literarische Welt davon entzückt war, sondern auch die künstlerische Phantasie sich durch sie beflügelt fühlte. Wie Pilze schossen die Bilder aus dem Waldboden der künstlerischen Einbildungskraft auf. In Rayburg schuf Ludwig Rauwerck sechs Scenenzeichnungen zum Faust und vor sie Goethe selbst für 200 Thaler zum Kaufe an. Der verschlagene Goethe freilich taufte sie nicht, obwohl die gesinnte Phantasie zu Scenen ihn anspracht, sondern empfahl spartanner Weise den Zeichner an eine ihm befreundete Prinzessin. In den Bildern war zu viel, was Goethe fremd war. Sein Faust war ein genialer Stürmer und Denker, Rauwercks Faust ein arger Philister, dem wir nie glauben würden, dass er einen Bund mit dem Teufel geschlossen habe, und wenn er uns das selbst erzählte. Mephisto ist zwar einseitig charakterisiert, aber doch vielleicht noch am besten. Weder der galante Lebemann, noch der teuflische Verneiner, sondern der viehisch grinende Faun, recht er durchweg ani dieser Bildern. Goethe dachte sich den Erdgeist als majestätischen Zeuskopf, der im Transparentbild erscheinen sollte; Rauwerck faisze ihn als Weib auf und gab seinem getreuten Frankenkopf einen Stahlblick, als wolle er die Welt durchbohren. Zelter freilich, der von den Gestalten des Gedichtes eine weniger deutliche Vorstellung haben mochte, fand, dass die Bilder seine Idee von dem Drama übertrafen. Und wirklich klingt in diesen dunklen Scheibildern die Wundermelt des Faust wenigstens an, und der Poesie, den man eher für einen Bären halten mochte, hat zum mindesten den heranschwebenden Zug, dass man nichts mit ihm anzufangen weiß.

Völlig vergessen, ausgetilgt, verwischt ist dagegen das Wunderbare des Faust auf den zweiten Bilderkreise zu Faust, den Zultzig Boisserée Goethe vom Rhein mitbrachte, auf den Faustbildern des grossen Zeichners seiner Zeit, Peter Cornelius. Was an Actstudien und sorgfältigster Einzelzeichnung in diese zwölf Bilder verliert ist, das ist kaum noch zu ermessen, jedes Bein muskel ist bezeichnet, als ob er der Hauptinhalt des Bildes sein sollte. Jeder gibt es seine verborgene Falte meie, auch nicht im Herzen der Personen. Alles ist licht und klar geworden, wie diese dünnlinigen Stiche auf den blendend weißen, breitrandigen Doppelfolioblättern. Auch Faust selbst ist uns helle Tageslicht gezerrt. Was an ihm düster ist, das ist zum blossen Ernste geworden, und was ihn einen Augenblick schaudern heißt vor dem Unnennbaren, das ist einer spießbürgerlichen Bedächtigkeit gewichen, die bedenkt, ob sie das Haus oder die Zehn auspixten soll. Grethens reizend lieblich freundliche Gestalt, die Figur eines Mädchens im hablangen Röckchen, das die Knöchel noch sichtbar läßt, muss in solcher Umgebung zu ihrem vollen Rechte kommen. In ihrem lieben kleinen Gesicht zuckt's wie Weinen, als der freche Mann sich unterstehl, sie anzureden. „Ach!“, denkt sie, „hat er in deinem Betragen was Freches, Unanständiges gesehen?“ Sie muss sich zusammennehmen, dass ihr die Thränen nicht perlen. Sie hat gerade noch Geistesgegenwart, dem Schlimmen schnippisch zu antworten und ihm den Rücken zuzudrehen. Aber dann ist es mit ihrer Fassung zu Ende. Im Hintergrunde steht ein wunderbarer gothischer Dom. Seine himmelanstrebenden Pfeiler haben etwas Gigantisches. Es ist, als gäben sie der platten Thatsache, dass ein Mann auf der Straße ein alleingehendes Mädchen anredet, einen riesenhaften Hintergrund. Es ist wie der Ernst der dämonischen Gewalt, die die Liebe hat im Menschenleben, und die mit den Menschen wächst, wie sie umstrickt.

Goethe hatte blind sein müssen, um nicht zu sehen, dass ein Genie aus den Bildern sprach. Aber es war ein Genie, das den seinen so fremd war wie nur möglich. Altdeutscher Geist, ja mit dem konnte sich auch der Hellene von Weimar befreunden, aber für geschichtliche Barrtracht und Krämung, für geschichtlichen Hausrath und altrathsherrliche Gesichter, da hatte er nicht viel übrig. Aus solchen Dingen empfand er nicht die geschichtliche Vergangenheit heraus, sondern nur die mittelalterliche Enge. Diese ruhige, ernste Professorleele war nicht der Mann, der in endloser Jagd nach Erkenntnis durch die ganze Welt menschlichen Wissens gewandert war, sondern ein Fachgelehrter, für den jenseits seiner Specialität die Welt mit Brettern vernagelt war. Seines Lebens Grenzsteine waren nicht die Marksteinen eines halben Jahrhunderts, er stand nicht mehr nur wie mit einem Fuße flüchtig auf der Schwelle zum Mittelalter, sondern mit beiden Füßen mitten drin in dessen Denkwelt. In seinem Hirn dämmerte es nicht von der Einheit der Natur, keine Brust war unbeseelt von Spinozas Gweifeln, und das Wort „Schwarmgeister“ konnte nur der Spott auf sein Leben anwenden. Wie Goethe selbst die Grenzen von Raum und Zeit zu eng für seinen Faust erfanden, so dachte er sich auch die Bilder. In Tracht und Haltung, in Zeitkolorit und Charakterisierung wünschte er mehr Freiheit und mehr Grösse. In einem überaus freundlichen Briefe verwies er den Künstler auf Dürers Gebetbuch, das ihn ungemein angezogen hatte, und in dem, wie er glaubte, Cornelius das finden würde, was ihm vor allem fehlte.

Auch Moritz Retzsch war noch jung an Jahren, als er bis 1816 seine illustrierung zu Goethes Faust in Dresden schuf. Bei ihrer Veröffentlichung war er 26 Jahre alt, und sie haben seinen Ruhm begründet, besonders in England und Frankreich, wo alsbald Nachstiche erschienen. Es ist sicher kein Zufall, dass alle Künstler, die Goethes Wortschöpfungen ernstlich dem Auge zu gestalten versuchen, der jüngeren Generation angehören. Der fast sechzigjährige Goethe, der den ersten Theil Faust veröffentlichte, gehörte selbst dieser an, denn an seinen Werken hatte sie ja zum grossen Theile ihr Empfinden gebildet. Einen Schritt hinaus über Raumerck und Cornelius thut Retzsch Faustgestalt ohne Zweifel. Ein imponierender, ja majestätischer Zug ist ihr eigen. Sie hat etwas auf sich selbst Gestelltes. In ihrer Tracht sieht Retzsch von allem streng Geschichtlichen ab. Es ist eine Vorzüne zu den späteren Typus Faust, wenn auch noch nicht dieser selbst. Es ist Faust der Denker, aber Faust den Stürmer schließt derselbe noch nicht ein. Um die Phiole mit dem Gift herumer zu nehmen, ist er zu überlegt. Den Zang am Ostermorgen wieder er wohl bei seinen Studien überdenken. Mit einer gewissen Steifheit führt Retzsch nach Goethes Ausdruck, die Gestalten durch das Drama; bei der Scenerie kommt man sogar von einer gewissen Einförmigkeit reden. Die Bühne führt uns allerdings dasselbe Zimmer immer aus denselben Gesichtswinkel vor, von dem Zeichner aber verlangen wir Abwechslung und Wahl des Beobachtungspunktes nach den Bedürfnissen der Situation.

Im November 1826 brachte Coudray Goethe aus Paris zwei Steindrucke mit, die von dem damals siebenundzwanzigjährigen französischen Maler Eugene Delacroix gestochen worden waren, den Ritt um Nachtzeit und Auerbachs Keller. Faust sitzt auf einem Rappen, der in gestreckter Galopp ausgreift. Ein Bündel Zaumen bedeckt die Gesperrte, vor denen das Ross zu fliegen scheint. Kaum vermag sich Faust bei dem tollen Ritt im Sattel zu halten. Im Sturmwinden steht seine Mähne weit hinter ihm her. Angstvoll fragend richtet er den Blick auf Mephisto. Dieser aber sitzt ruhig, unangefochten, wie ein höheres Wesen auf seinem Thiere. Er reitet kein lebendiges Pferd, sondern ein bloß nach von einer Haut zusammengehaltenes Gerippe. Braucht es's doch nicht, den sein Wissen Wollen kann mit der gewünschten Schnelle bewegt. Sein Thier ist hell und scheint im Dunkel der Nacht zu phosphoreszieren. Er kann

Digitized by Google

dahin gleich Faust, aber weder ihm, noch seinem Schimmel wird ein Haar bewegt. „Da muss man doch gestehen, dass man es sich selbst nicht so vollkommen gedacht hat,“ war Goethes Urtheil darüber. Es war entzückt von diesen Faustbildern und sah in Delacroix ein grosses Talent, das gerade am Faust seine rechte Nahrung gefunden habe. Die Franzosen tadelten an ihm seine Wildheit, allein hier komme sie ihm recht zustatten. Als dann alle sechzehn Blätter zu Faust vorlagen, äußerte Goethe, dieser Künstler endlich habe alles ursprünglich Düstere im Faust ebenso aufgefasst und den unruhig strebenden Helden mit gleicher Unglaubd des Grässes begleitet; er habe hier in einem wunderlichen Excrement zwischen Himmel und Erde, Möglichem und Unmöglichem, Nohesten und Zartesten, und zwischen welchen Gegenständen noch weiter Phantasie ihr verwegenes Spiel treiben möge, sich heimatlich gefühlt und wie in dem Seinigen ergangen.

Delacroix' Bildee nehmen in der Geschichte der Faustillustration eine ganz; besondere Stelle ein. Er ist der erste, der uns in Faust's einsames Arbeitszimmer führt. Auf das bleiche Gesicht des verzweifelnden Faust fällt kalt der Lichtglanz voll. Abgemattet, müde, schwindsüchtig starrt dieser Faust vor sich hin. Auf zwei Büchern liegt ein Schädel. Seine Hand stützt sich auf den Tisch. Aber sind diese hohlen Augen wirklich beim Studieren bei nächtlicher Weile erweden? Hat dieser Faust nicht vielmehr das Leben durchgemacht auf Kosten des geistigen Elementes? Fordert er nicht vielleicht ausschließlich von der Erde jede höchste Lust und lässt das Himmels schönste Sterne ruhig droben hängen? Was ihn über andere hebt, in höchstens seine Leidenschaft — seine Ungeduld, wie Goethe es nennt — aber an ihr selbst scheint nichts daran, das es Leidenschaft nach Erkenntniss sein könnte. Und seine Geliebte! Dieses armselige Mädchen von der Straße ist mich unser Gretchen. Sicher hat die moderne Prunkbühne die Tochter der Pfandleihrin zu sehr gehoben; aber so dachte sie sich Goethe sicher nicht. Noch in der Gesängnisscene zeigt der Künstler seine Gewaltthätigkeit. Mit entblößten Brüsten sitzt das wahnsinnige Gretchen auf der Bank. Mit Gewalt packt Faust sie, um sie fortzuleiten, und sie sträubt sich in Seelenangst gegen seine Arme. Goethe hat recht: alles ursprünglich Düstere im Faust hat dieser Künstler ebenso aufgefasst, aber auch nur das. Dem Zarteren war er sich auf keine Weise zu fügen verstanden. Unter seinem Stift ist auch das Zarte roh geworden.

Noch über Goethes Tod hinaus leben eine Reihe Anderungen fort, die er aber seine bildlichen Vorstellungen von Faust dereinst dem Grafen Brühl genacht. Sie haben ihre Verbesperung in dem sogenannten Berliner Cyclus nach den Angaben des Fürsten Radziwill gefunden, dessen Originalbilder Erscheinungen des Erzgeistes ist, auf der die Lebensspitzen und der Thatenraum, das wechselnde Streben und glühende Leben durch ein Meer von Flammen und's glindlichste verwundlichlicht sind. Fausts hohe Statur, sein langes Haar, sein emschlossenes Gesicht geben ihm etwas Gvosnatiges. Das in der kühne Sterbliche, der mit dem Ewigen hadert. Vielleicht ist er zu leidenschaftlich für den Mann von Verunddünfzig, aber das verzeihen wir leichter als einen Mangel an geistiger Größe.

Schwerer von Marvisfeld und Theodor Hildebrandts, Wilhelm Kaulbachs und Hans Makarts Faustbilder, Otto Schwerdgeburths Liebesstarrung und Lauers Faustgruppe und die ganze lange Reihe der Einzelbilder, wer vermochte sie alle aufzuzählen? Man müsste Seiten mit Namen füllen, um all den Künstlern gerecht zu werden, und keinen davon zu übergehen, die ihre Talente an die Darstellung von Anfritten aus Goethes Faust gesetzt haben. Was in Frankreich Ary Scheffer für die Gretchentragödie gethan, und Tenn Johannot an Faustgestalten gebrickt, was James Tissot mit seinem, fast an Goethes Faustdichtung sich anlehnenden Bildern erreichte, und wie James Bertram Faust und Gretchen sah, und Walter Doherell die gesammte französische Faustillustration kannte, das ist ein ganzes Capitel Kunstgeschichte für sich. England kann sich damit Frankreich nicht ganz vergleichen. Faust M. Onsgoods zehn Aquarelle zum Faust sind die einzigen englischen Faustbilder, die es zu Ruhm in weiteren Kreisen gebracht haben.

In der deutschen Kunst aber spielt der Faustmythos noch immer eine bedeutende Rolle. Boeckl und Engelhart Schrein und Anton Stadtler, Josef Mauroner und Franz Stuck, Max Klinger und Ludwig Faustillustrationen der letzten Generation, deren Aufzählung, aber Gabriel Max ist der Faustillustrationen noch immer erhalten geblieben

Gabriel Seidenbeutel hat ein eigenes Verfahren entgedeckt, [illegible] Art Wandelungsmöglichkeit [illegible] [illegible] [illegible]

uns ja in der That mit rührlicher Treue das Charakteristischste vermitteln, verfolgt, wird den Eindruck bestätigen. Amerika sieht in dieser Beziehung bedeutend höher. Rudyard Kipling, der vor Kurzem durch eine Krankheit und die theilnahmsvolle Depesche des deutschen Kaisers zu einer nicht tiefer begründeten Actualitätsberühmtheit gelangte, ist in der That mehr als ein Verfasser exotischer Reisebücher. Er ist ein originneller Kopf und ein feiner Stilist, der sich nicht den niedrigen Instincten der Leermasse gefügt hat. Er hat auch in England Schule gemacht und Publicum und Kritik gezwungen, seinen höchstregionen Bahnen zu folgen. Das muss auch der, dem die Werke des Mannes nicht allzu bedeutend erscheinen, zugeben, dass er eigene Wege gegangen ist. Das aber ist in den Ländern englischer Zunge eine große Seltenheit und ein großes Verdienst.

Man wird finden, auch in ihrer Armut sei eine Nation reich, die Swinburne besitzt und wo die Gesänge George Merediths entstehen konnten. Und gar erst für das uns so prosaisch dünkende Amerika, dessen Sagamngen wir eine Zeit lang einzig allein im Shannon-Registeator sahen, wird man mehrere solcher erlesener Geister namhaft zu machen wissen.*) Allein es muss gesagt werden, dass diese Schätze im Heimatlande lend in Weitanen nicht weniger als Gemeingut sind. Die große Menge kennt den Namen ihres Heimatsgenossen Moreau so wenig wie den Namen Swinburne, und als man nach Tennysons Tode daran gieng, einen Poeta laureatus zu bestimmen, da wurde es Austin und nicht Swinburne. Man muss auch suchen, dass es im großen und ganzen noch lange so bleibt. Denn es kann wohl kaum ein Volk gedacht werden, bei dem das wirtschaftliche Verhältnis von Angebot und Nachfrage und die dadurch bewirkte Regelung der Production so sehr in alle Objecte eingreift, als das englische. Jede Actualität wird englisch benützt: man kann die Geschehnisse des Tages nach kaum vier Wochen in sogenannte Literatur umgesetzt finden. Die Affaire Dreyfus, der Tod Bismarcks, die Ernennung der Kaiserin, die Reise des Czaren nach Oesterreich und Deutschland das sind alles Stoffe zur Romane. Man kann jeden dieser Stoffe in zehn Bänden wiederfinden: mit allerlei Romantik, mit etwas Liebe verbrämter Journalismus.

*

So ist es mit der englischen Romanliteratur bestellt und so auch mit dem Theater. Ein gutes Eisenbuch von George Moore, das vor einigen Jahren erschien, und die von demselben Schriftsteller herrührende Einleitung zu zwei jüngst veröffentlichten Dramen von Edward Martyn**) geben von diesen Zuständen ein klares Zeugnis.

In seinen „Impressions“ hat Moore ein feines Verständnis für die Literaturerscheinung unserer Tage gezeigt. Dieser Engländer, der die französischen Dichter liebt, der in England wohl zuerst von Verlaine sprach, hat sich ein langes Jahr auch um die Hebung der englischen Bühne bemüht. Er betheiligte sich an der vorübergehenden Einrichtung von den Vereinchen einer Londoner „Freien Bühne“. Das „Independent Theatre“, das G. Moore begründete, hat aber nicht lange gelebt. Während Antoines Bühne und die Berliner „Freie Bühne“ ihre Thätigkeit dann erst einstellen konnten, als den früher zurückgewiesenen Autoren die anderen Bühnen geöffnet worden, hat das Londoner „Independent Theatre“ auch einen moralischen Erfolg gehabt. Die Verhältnisse sind nun nichts besser geworden, trotzdem außer George Moore auch der ältere englische Theaterkritiker William Archer oft und oft das englische Bühnenwesen durch heftige Angriffe und allerlei Reformen zu heben versucht hat. William Archer ist andere Wege gegangen als George Moore, und in dem in Rede stehenden Aufsatz des letzteren, der wohl das beste Dokument über die Gegenwart des englischen Theaters ist, werden die Vorwürfe an die Adresse Archers nicht gespart. Während Moore mit seinem „Independent Theatre“ den Weg der Berliner „Freien Bühne“ gegangen ist und Ibsen einführte, um durch das Beispiel, die Verführung von dramatischen Werken sicherer Art, auf die Producenten und auf den Publicumsgeschmack einzuwirken, hat William Archer jede kleine Besserung der einheimischen melodramatischen Stücke mit Freude und emmunierendem Lobe begrüßt und gepflanzt, durch eine Entwickelung ohne Einführe von fremden Nationen etwas Bedeutendes erreichen zu können. Dies hat nach der Darstellung G. Moores dem englischen Drama geschadet. Es scheint mir jedoch diese Darstellung nicht einwandfrei. Dem William Archer ist durch seine Uebersetzung Ibsen sicher Dienst und sein Auftreten in England für diesen Dichter verdienstlich genug. Es scheint sich die Differenz in den Absichten der beiden Kritiker, die durch ihre Stellung auch auf die Theaterdirectoren bedeutend einwirkten, ehe auf die französische moderne Literatur beschränkt zu haben. Einen großen Irrthum hat W. A. Archer allerdings begangen: er war der Meinung, dass mit „The second Mrs. Tanqueray“, einem Stück von Pinero, eine neue Epoche englischer Bühnenkunst erreicht sei. Pinero hatte bisher die gewöhnliche Machtware geliefert — man kann von dieser Gattung Stücke, die auf die Schaulust der Menge spekulieren, kaum anders als in Ausdrücken der Geschäftswelt sprechen. Aechtes tiefer kritischer Einfluss hat ihn dann dazu gebracht, es einmal mit Geschehnissen mehr moralischer und intimer Art in seiner Stoffwahl zu versuchen. So entstand ein Stück, dessen Sujet eine ehelich Tragödie ist. Künstlerisch ist dieses Drama um nicht einen Schritt weiter als die früheren Werke Pinteros, auch nicht um einen Schritt weiter als seine späteren Werke. Denn als das Publicum das Interesse für Ehezwiste auf der Bühne verloren hatte, kehrte auch Pinero wieder zu den Gistmorden und „Haupt- und Staatsactionen“ seiner schriftstellerischen Vergangenheit zurück. Die neue Epoche englischer Bühnenkunst war also — auch W. W. Archer muss dies jetzt einsehen — damit nicht erreicht.

In der Schrift, die den Anlass zu dieser Besprechung englischer Theaterfragen gibt, werden dem einflusreichen Theaterkritiker verschiedene Reihe von Unterlassungssünden vorgeworfen, so vor allem, dass er die Arbeiten junger englischer Autoren übersehen hat. Moore zählt dazu in erster Linie Edward Martyn, den er im vorliegenden Bande beim Lesepublicum einzuführen bestrebt ist. „The Heather-field“ und „Maeve“ sind psychologische Dramen. Bei ihrer Beurtheilung darf man, um nicht ungerecht zu werden, nie vergessen, dass es englische Stücke sind, Producte einer Entwickelungsphase. Für unser Theater, unsere Dichtung können sie nichts bedeuten, als Träger von Hoffnungen für die Zukunft des englischen Dramas mögen sie bedeutend sein.

Das erste Stück trägt die Marke Ibsen-Schule auf jeder Scene. Es ist ein hartes Stück, das den Leser oder Hörer beengt; wie ein Alp drückt jedes Wort. Es herrscht Stickluft in den Zimmern, in denen es spielt, draußen aber liegt die Hochebene mit ihren herrlichen Ginsterbeständen unter dem hoffnungsblauen Himmel — „the Heather-field“. Es ist eine seltsame Mischung von Realität und Phantasie in dem Stücke. Und eben der stete Kampf zwischen diesen beiden Mächten im Leben, zwischen Realität und Illusion, zwischen Wunsch und Thatsache, ist der Sinn des Stückes. Die Obermacht des Realen, das Unterliegen des phantastischen Idealfinders bildet die Tragödie. Dabei kann man in jeder Einzelheit des Dramas den englischen Ursprung erkennen. Es ist in den Motiven des Dramas fast Alles auf den Intellect gestellt, nur schüchtern wagt sich manchmal ein Gefühlsmoment hervor. Dies ist der Zuhörer: Gut Gutsbesitzer will einen großen, unfruchtbaren Theil seines Besitzthums durch Reformen nutzbar machen. Das erscheint seiner Frau, die ihn nicht liebt, waghalsig, ein Product des Wahnsinns. Sie will ihn unter Curatel stellen lassen. Das verhindert aber ein Freund: trotzdem die Aerzte der Frau Glauben schenken. Der Mann nämlich ist in der That durch Unglück nicht fern von der Umnachtung. Er hat nur Lieblosigkeit gefunden, wo er geliebt hat. Er rettet sich aus dem leeren Reiche der Realität, dem täglichen Leben, in Phantasien. Er verschließt sich vor der Realität um so mehr, je weniger es ihm möglich gemacht wird, sein Wahnsinnig wird in dem Augenblicke, da sich zeigt, dass seine Pläne in Erfüllung gehen, dass heatherfield fruchtbar wird. Das Drama liegt eigentlich in dem Kampfe zwischen der Frau und dem Freunde, zwischen der Absicht, den Mann zu entmündigen, und dem Wunsche, ihm Freiheit zu lassen. Die Idee des Stückes aber ist der Widerstreit der Realität mit der Phantasie, der Untergang des Menschen, der nicht mit sicheren Füßen auf der Erde zu gehen versteht. Die Technik des Stückes ist noch unbeholfen, die Sprache ganz in den Bahnen Ibsens. Aber George Moore hat Recht: es ist dies die erste natürliche englische Prosa im Theaterstück.

Ueber das zweite Stück ist kaum etwas im Detail zu sagen. Es ist ebenso Machwerk wie das erste Ibsen. Man muss dasnach abwarten, ob dieser englische Autor auch den Weg zu sich selbst zurück finden wird. Dann wird er denselben Weg gemacht haben, dann kann in unserer Literaturentwickelung beobachten konnte.

*

Von dem Kritiker und Entdecker George Moore selbst ist übrigens im vergangenen Jahre ein Roman erschienen, der genannt zu werden verdient: „Evelyn Innes“.*) Es ist das ein Buch, das sich nur Aufgabe stellt, die Seelenkämpfe einer Frau zu analysieren. Der Schritt in der englischen Romanentwickelung, der mit diesem Buche gemacht wurde, ist leicht einzusehen. man beschäuft sich nicht mehr auf äußerliche Schicksale. Eine Scele kämpft. Das ist der Roman Evelyn Innes in eine Sängerin. Ein englischer Lebenmann hat sie dazu und zu seiner Geliebten gemacht. Evelyn liebte ihn, deshalb verleugnet sie ihre Religion und verlässt ihren Gatte. Nach Jahren kommt eine zweite Liebesleidenschaft über sie, und während sie den ersten Geliebten noch liebt, gibt sie sich doch dem zweiten hin. Zu Widerstreit ihrer Gefühle kommt aber die Sehnsucht nach dem Katholicismus wieder in sie. Und die Kirche gewinnt sie, Beide Liebhaber drängt sie aus ihrem Herzen, verlässt die Bühne und gibt sich der Kirche hin. Die starke religiöse Bewegung in England, zwischen dem Katholicismus und dem Anglicanismus, wird in diesem Buch laut, das feine Psychologie, aber wenig empfundene Seiten enthält. So hässt es auch ziemlich kalt. Die Mängel werden

*) Wir sind überzeugt, es werden diesem Urtheile auch die Leser unserer Zeitung zustimmen, die in Nr. 244 ff. die Novelle „Der Sohn des Fischers“ von Fiona Macleod gelesen haben. Anm. d. Red.

**) „The Heather-field“ und „Maeve“. By Edward Martyn. With an Introduction by George Moore. London, Duckworth & Co.

*) Im Handel, Leipzig.

Digitized by Google

in ihm interessante Bemerkungen über englische Musikbestrebungen finden.

Ueber das englische Mädchenideal wird man aus den Romanen der letzten fünf Jahre Seltsames erkennen. Die Wandlung ist bedeutend. Vor kaum fünf Jahren war das Ideal einer Romanfigur die Sportliebhaberin, die ritt, focht, jagte und segelte. Dann ist es anders geworden. Das Ideal war die emanzipierte Frau. Die früheren Romane der Mrs. Humphry Ward berichten davon. Jetzt nähern sich die englischen Dichterphantasien dem Mädchen mit dem reichen Empfindungsleben, der zarten Seele. Dieses Idealbild kann man aus dem letzten Romane von Mrs. H. Ward, „Helbeck of Bannisdale“,*) der einen starken Publicumserfolg gehabt hat, herauslesen. Uebrigens nehmen auch in diesem Roman, der neben „Evelyn Innes“ der bedeutendste des letzten Jahres war, Religionsconflicte einen breiten Raum ein. Die englischen Dichter sind Tendenzdichter, die im Leben drinstehen, und man darf also darnach annehmen, daß die Religionsfrage im socialen Leben Englands augenblicklich an hervorragender Stelle steht. W. Fred.

Die Woche.

Politische Notizen.

Ein Unglück kommt selten allein. Wenn das Unglück unfähiger Regierungen ein Land befällt, so tritt in der Regel ein zweites Unglück in seinem Gefolge auf: die parlamentarischen Projectenmacher. Seit zwei Jahren vergeht kaum bei uns kaum eine Woche, ohne daß an irgend einer officiösen Ablagerungsstätte irgend ein Project zur Brechung der Obstruction reifwird. Das neueste stammt von Dr. Friedrich Ebrogen, jenem bekannten Wiener Advocaten, der sich schon in manchen Stücken versucht und nicht gerade durchgesetzen hat, und hat in der „Zeit“ und „Montagsrevue“ das Licht der Welt erblickt. Es ist insoferne entschieden das beste, als es erstens von A bis Z faßlich und überdies noch zweitens das ganz Ueberschwänglichste ausmacht.

*

Dr. Ebrogen fährt nämlich in einer längeren juristischen Dynastie aus, daß die bestehende Geschäftsordnung des Abgeordnetenhauses vom 2. März 1875 seit 24 Jahren erfolgreich sei und das Abgeordnetenhaus somit keine Geschäftsordnung besitze. Diese Behauptung stutzt er auf die Thele, daß die Gesetzgebungsarbeit eines parlamentarischen Beschlusses mit dem Abschluß der Session, in welcher der Beschluß gefaßt wurde, aufhöre, woraus er folgert, daß die Gesetzung der im Jahre 1875 beschlossenen Geschäftsordnung des Abgeordnetenhauses mit dem Schluß der damaligen (8.) Session aufgehört habe. Das ist natürlich falsch. Der neueste Obstructionsbrecher Dr. Ebrogen hat einmal irgendwo etwas von den Wirkungen des Zeitungsschlusses gelesen, es aber auch verstanden. Die Wirkung des Zeitungsschlusses ist nämlich in allen Parlamenten der Welt bloß die, daß die vom Parlament angefangenen, aber nicht bis zur endgiltigen Beschlußfassung gebrachten Arbeiten (Gesetzvorlagen, Anträge, Petitionen) durch den Schlußschluß hinfällig werden, nicht aber die Geltungsdauer der Beschlüsse, die sie bereits in früheren Sessionen gefaßt haben. So war zum Beispiel die gegenwärtige Geschäftsordnung, die schon in der vorhergegangenen, in der siebenten Session in einem Ausschuß des Abgeordnetenhauses vorbereitet worden war, durch den im April 1873 erfolgten Schluß der Session hinfällig geworden, weil ihre Berathung in dieser Session nicht bis zur Beschlußfassung im Plenum gediehen war. Trotzdem mussten in der folgenden, achten, Session die Berathung dieser Geschäftsordnung wieder ganz von vorne angefangen werden. Nachdem sie aber dann am 2. März 1875 im Plenum angenommen worden war, ist sie — im Sinne des § 15 der Grundgesetze über die Reichsvertretung — ein giltiger Bestandtheil des Hauses, der, da anerkanntermaßen das Haus bezüglich seiner Geschäftsordnung autonom ist, auch ferner Zustimmung des Herrenhauses und ferner Sanction des Kaisers bedurfte, heute, wenn sonst in Kraft trat und auch nur wieder durch einen giltigen Beschluß des Hauses außer Kraft gesetzt werden kann, wie durch den neuesten Abänderungsantrag Dr. Ebrogen gänzlich unbekannt gebliebene § 80 der Geschäftsordnung zum Ueberfluß noch ausdrücklich besagt und die Wenner des heimlichen Antrags Falkenhahn zu ihrem tiefen Leid bereits schon vor zwei Jahren erfahren haben.

*

Wie aufklärend die Unterlagenthätigkeit einer Regierung auf alle jene wirkt, die sich in ihren Thatn wollen, kann man aus den für einen formalmäßigen Juristen geradezu bestürmenden Worten ersehen, die sich Doctor Ebrogen bei seiner Projectenmacherarbeit, Abgeleiten davon, daß es irrig gesagt, daß § 80 der von ihm so gerühmten gültigen Geschäftsordnung gar nicht gesetzt hat, bei er auch gar nicht gesetzt werden konnte, wenn dem nicht so wäre die 8. Session, aber dem Schluß er in voll bekannt, überschlossen worden wäre. Die 8. Session ist am 16. Mai 1873 geschlossen worden. Wenn also jetzt Dr. Ebrogen allen, was bisher unter seinem neuen Namen wirkte, die Geschäftsordnung noch ein an diesem Tage, also vor fast zwanzig Jahren jene Geltung verliehen hätte, Dr. Ebrogen aber, in seinem existenzialen Uebereifer, sagt, jene eigene Theorie aber transponiert: der Wirksamkeitsschluß schon am 16. Mai 1873, bei Mai Jahre alle, in Sinn so beschlossen worden ist. Nach dieser neuesten Schlußwendung hätte Dr. Ebrogen recht mit seinem Satze, daß die Geschäftsordnung nicht mehr gelte, als in der Zeit. Das Unglück dabei ist nur, daß [illegible] Dr. Ebrogen [illegible] Dr. Ebrogen [illegible] Dr. Ebrogen

Solche Maßnahmen dürfen eben erst nach eingehendem Studium und Berathung durch das Parlament unter Beigabe aller umfangreiches, statistisches Material eingeführt werden. Dasselbe gilt von dem zweiten Abschnitt der Verordnung, den Bestimmungen zur Sicherung der Gebühren vor Nachlässen. Während im ersten Abschnitt eine Reihe von Erleichterungen für die Vergebührung des Erbvermächtnis beim Vorhandensein mehrerer Erben eingeführt werden, welche principiell nur zu billigen sind, enthält der zweite Abschnitt mehrere Bestimmungen, welche ganz neue Grundsätze für die Vergebührung einführen und Vermögensübertragungen gebührenpflichtig machen, welche es bisher nicht waren. Im § 14 wird bekimmt, daß Schenkungen, welche der Erblasser nicht früher als drei Monate vor seinem Tode gemacht hat, gebührenpflichtig sind, wenn für dieselben nicht ohnehin die Gebür als von einer Schenkung unter Lebenden entrichtet worden ist. Da schtieflich niemand den Zeitpunkt seines Todes voraussehen kann, wird hiedurch auf Unmögen ein Rückanlagung auch eine Gebürenpflicht eingeführt. Auch § 14 gibt zu Bedenken Anlaß. Darin wird statuiert, daß im Nachlasse vorgefundene Dinge, welche lezjwillig als nicht dem Erblasser gehörig erklärt wurden, oder welche durch abgeschlossene Verwahrung oder Anschrift als Eigenthum einer anderen Person bezeichnet sind, vergebührt werden müssen, wenn der Richtigkeitsbeweis gegen Vermögen des Erblassers nicht anderweitig glaubhaft gemacht wird. Das mag zur Sicherstellung vor Gebührenhinterziehungen verordnet werden sein, in der Praxis bedeutet es wieder einen Belastungsgrund und eine neue Gebürenpflicht. Anderseits wird doch vielfach der beabsichtigte Zweck der Vermehrung der Gebüren nicht erreicht werden, indem die Kundigen einfach noch mehr als bisher, besonders bei Schenkungen zu Lebenszeit, die in ihrer Verwahrung befindlichen fremden Vertgegenstände auf den Namen des Bescheiden bei Bankinstituten und ähnlichen Instituten deponieren werden. Durch diese Verordnung wird also die Belastung des Publicums nur vermehrt werden. Dies in Kürze einige Bedenken, zu denen die Verordnung, abgesehen von ihrer Verfassungswidrigkeit, Anlass gibt.

*

In der Generalversammlung der Creditanstalt hat sich die Debatte, wie zu erwarten war, auf die Discussion des den Gründern einzuräumenden Bezugsrechtes beschränkt. Der Antrage der Verwaltung sind in Genommen worden, und es muss zugegeben werden, dass die Gründe, welche die Verwaltung in der Versammlung für ihren Antrag, den Gründern das Bezugsrecht anzuweisen, angeführt, nicht leicht zu widerlegen sind. Für die Verwaltung gab es nur zwei Möglichkeiten, entweder zu vorzugeben, wie sie es gethan vor der Durchführung der Capitalsvermehrung die Festtellungslage zu überreichen. Dadurch wäre die Operation um mehrere Monate hinausgeschoben worden, und das hätte mancherlei Unzukömmlichkeiten gehabt. Nichtsdestoweniger widersprricht die Zuwendung dieses Gewinnes von etwa 1 Million an ein paar Milliardäre so sehr allen besseren Empfindungen, dass sie uns durchaus unverständlich vom Titel der Gründer zu rechtfertigen ist. Und deshalb hätte trog alledem die Feststellungslage vorangehen müssen. Noch eine andere Erwägung drängt sich auf. Der Gedanke der Capitalsvermehrung war doch kein plötzlicher, dem der Beschluss folgte auf dem Fuße folgte. Die Verwaltung der Creditanstalt hätte die Voraussicht haben sollen, vor Fassung des officiellen Beschlusses — vielleicht vor einem Jahre — die Anregung zur öffentlichen Discussion der Gründerrechte zu geben und dann anzuschliessend die gerichtliche Entscheidung durch die Feststellungslage anzurufen. Damit hatte sie sich die heutige Situation erspart. Dass sie das nicht erledigt, und nun wird es sehr interessant sein, zu sehen, ob die Herren Rothschild, Fürst Schwarzenberg, Furtenberg, Auersperg, Graf Thorlef rc. thatsächlich diesen Millionengewinn, auf den sie moralisch gar keinen, rechtlich einen zweifelhaften Anspruch haben, einstecken werden. Den dodurchentstehenden Bo tumpfindungen des mobilen Capitals wird sich die Börse sicherlich nicht besonders gut anstellen. Der Verwaltung der Creditanstalt obliegt es noch, Vorsorge zu treffen für den Fall, dass thatsächlich einer der Gründer erben, ist es aus Anstandsgefühl, sei es, weil er seinen persönlichen Rechtsanspruch nicht nachweisen kann, sein Bezugsrecht nicht ausübt. Es geht nicht an, dass der Nutzen an diesen von den Gründern etwa nicht übernommenen Actien dem Garantie-Consortium zufalle.

*

In dem kürzlich erschienenen Jahresbericht der Wiener Handelskammer befindet sich eine sehr interessante Stelle über die localliche Birkung des Rohreisencartells, von welcher beleuchtender Weise unseres Wissens keines der großen Tagesblätter Notiz genommen hat. Wir gehen den Abschnitt im folgenden wieder, weil er den Nagel auf den Kopf trift und weil er sich übrigens in seinen Ergebnissen fast ganz mit unseren Ausführungen in Nr. 250 über denselben Gegenstand deckt. Auf Seite 55 heißt es:

„Die Verhältnisse der österreichischen alpinen Alteisenindustrie haben sich in ihren Grundlagen auch im abgelaufenen Jahre nicht geändert und an eine Entwicklung dieses Industriezweiges, der gerade in den Alpenländern die günstigsten Bedingungen hatte, auch inländische nicht zu denken, als sich nicht die Verhältnisse der gesammten übrigen industrie Oesterreichs gründlich geändert haben werden."

„Die österreichische Eisenindustrie, durch einen Wall hoher Zölle und durch weite und kostspielige Frachtwege von der ausländischen Concurrenz möglichst geschützt, hat sich nur auf die Deckung des Inlandsbedarfes eingerichtet und sucht dabei möglichst hohe Preise zu erzielen, was dadurch möglich ist, dass durch die thatsächlich durchgeführte Monopolisierung des praktisch in Betracht kommenden Erzeugnisses auch eine Concurrenz im Inlande nahezu ausgeschlossen ist; einen Beweis auf den Weltmarkt hält die österreichische Eisenindustrie nicht an, es ist ihr dadurch auch möglich, für das Inland eine Preisbasis festzuhalten, die hoch über den Ziffern jener des Weltmarktes steht."

„Es liegt klar zutage, dass durch die hinen Exportpreise in Oesterreich der ganze Eisenmarkt empfindlich beherrscht, in seiner ganze wirthschaftliche Entwicklung gehemmt und dem Leben verabscheuten Zuständen (Alteisen- und Maschinenindustrie) die Existenzmöglichkeit genommen wird, die, weil sie dadurch der Möglichkeit, sich zu specialisieren, beraubt werden, auch nach und nach der ausländischen Concurrenz im Inlande erliegen müssen."

„Es wird sich immer deutlicher die Frage herausstellen, ob die offen zutage liegenden Nachtheile, welche das gesammte wirthschaftliche Leben Oesterreichs durch die Belastung des ganzen Eisenconsums und die Hemmung der Entwickelung eminent exportfähiger Industrien (Kleineisen- und Maschinenindustrie) erleidet, aufgewogen werden durch die Vortheile, welche einige große Eisenwerke aus der gegenwärtigen Conjunctur ziehen momentan ziehen . . ."

Es kann nicht oft genug wiederholt werden: Das Treiben unserer Großeisenindustrie ist ruinös für die ganze Volkswirthschaft und erfordert schleunige Abhilfe. Es geht nicht an, daß jene Industrie, welche das wichtigste Rohmaterial für fast sämmtliche anderen Industrien erzeugt, sich darauf beschränkt, im Inland Preiswucher zu treiben, auf die Concurrenz auf dem Weltmarkte verzichtet und durch ihren Preiswucher auch alle anderen Industrien daran hindert, auf dem Weltmarkt aufzutreten, ja nur den Inlandsmarkt zu behaupten oder zu erobern. Die gegenwärtige industrielle Hochconjunctur auf dem Weltmarkt ist nicht zum geringen Theil durch das Vorgehen der Großeisenindustrie der Oesterreich-Volkswirthschaft unmöglich geworden; aber die eigentliche Katastrophe für unsere Industrie wird erst eintreten, wenn die Hochconjunctur auf dem Weltmarkt vorüber sein wird und das Ausland uns mit seinem Productionsüberschuß überschwemmen wird, ohne daß wir durch das Mißverhältnis der letzten Jahre unsere Volkswirtschaft gekräftigt und widerstandsfähig gemacht haben!

Kunst und Leben.

An der Hofoper werden die Gastspiele der Sänger zweiter Partien fortgesetzt. Fast jede Woche bringt einen neuen zweiten Tenor oder dritten Bariton. Als ersterer führte sich Heer Walter (aus Wiesbaden) ein. Er sang den Turidbu mit sympathischer, wenn auch tremolierender Stimme und entsprechendem Spiel. Der unvermeidliche Vergleich mit Herrn Schrödter, sowie die völlige Wirkungslosigkeit der bei uns über alle Maßen abgöttelten „Cavalleria" mögen schuld daran gewesen sein, daß er auch nicht ein einzigesmal das Publicum aus seiner gleichgiltigen Stimmung zu reißen vermochte. Herr Breitenfeld sang die kleine Rolle des Silvio (im Bajazzo) mit genügendem Erfolg. Die „Nedda" war diesmal mit Fräulein Michalek besetzt. Ich glaube nicht, daß derartige Rollen mit starken dramatischen Accenten ihrem Naturell entsprechen. Noch weniger dürften sie auf die Dauer der Stimme dieser sonst so schätzbaren Künstlerin dienlich sein. Das Schicksal einer ihrer Vorgängerinnen in dieser Partie sollte ihr und der Direction ein warnendes Beispiel sein

R. W.

Bücher.

Christian von Ehrenfels, Professor der Philosophie an der deutschen Universität in Prag: System der Werttheorie: I. Bd. Allgemeine Werttheorie, Psychologie des Begehrens; II. Bd. Grundzüge einer Ethik. Leipzig. O. R. Reisland. 1897 u. 98.

Auf eine Frage des Wertes, speciell des wirthschaftlichen Wertes, wurde bis auf unsere Tage das wichtigste volkliche Problem der Zeit in letzter Linie zurückgeführt. Von den verschiedensten Seiten her wird aufs heftigste an überlieferungen und ehrwürdigen Wertungen gerüttelt. Und ein gewisser Geist hat das Wort von der „Umwertung der Werte" ausgegeben. So lenkt die Gegenwart naturgemäß die Aufmerksamkeit auch zu einer theoretischen Betrachtung des Wertproblems abschnitt, in seiner psychischen Allgemeinheit und Allgemeingiltigkeit. Jedem der Mensch die an sich gleichwertigen Dinge und Vorgänge mit der Note des Wertes versieht, indem er sie in Hierarchien und Rangbeziehungen einglieder, bringt er erst in die Welt Sinn und Bedeutung, legt er sich Directiven des praktischen Verhaltens. Das vorliegende Werk versucht in seinem ersten Theile eine Analyse dieses centralen psychischen Vorganges. Er geht im wesentlichen eine energisch fortgedrängte und psychologisch vertiefte Verarbeitungsmeinerung der Wiener Lehre schen Lehre vom „Gegenstand", ihre Lehre trennung aus dem speciell Oekonomischen ins allgemeine Psychologische. Besonders wertvoll erscheint mir das Kapitel, das von den Aspecten der Wertverschiedenheiten handelt. Es werden insbesondere Differenzen, wie angeborene, ererbte und anderweitige Gefühlsdispositionen und psychologische Bedürfnisse, wie Gewohnheit, Entwöhnung, Association rc. unterschieden. Es werden die Bildungen von Mensch und Mensch, nach den drei Typen der Einfühlung, Beispiel, Autorität und Belehrung, verfolgt. Es werden die impisch-rechnungen der „Wertbemessung" besprochen. Aus glaubhafte wird der Begriff des „Kampfs ums Dasein der Wertungen" eingeführt, durchaus nicht nach darwinistischer Schablone behandelt. Der Autor lasse den Entwicklungsprocess nach den zwei Typen der Erhaltung und Entwicklung, der Erhaltung und Ausbreitung der Gefühle eines Inhalts im zweiten Theil auf die Entwicklung der ethischen Werte Anwendung finden. Mit einem breiten Capitel, das eine Analyse des Wachtens enthält, schließt der erste Band. — Eine psychologische Untersuchung der ethischen Thatbestände erhält, dass nicht Productivität und erparative Bereitschaft die ethische Billigung, relativ die Mißbilligung hervorrufen, sondern Hemmungen, Lähmungen und Unfähigkeitsdispositionen, auf deren Vorhandensein oder Fehlen jene ähnlichen lasten". Das Wesentliche dieser Dispositionen hat in dem Momente der Gemeinnützlichkeit, beziehungsweise Gemeinschädlichkeit. Aber es gibt in gewissem Grade die unmittelbare Perzeptionen, die trotzdem ethisch indifferent sind, wie etwa der Schönheitsmomentwert, „zum Momente der Gemeinnützlichkeit tritt noch der Selbstwert als zweiter bestimmender Faktor hinzu". Ethisch positiv

Digitized by Google

werden diejenigen Dispositionen gewertet, deren Vermehrung über den thatsächlichen Bestand für das Wohl der Gesammtheit fördernlich wäre, ethisch negativ die im gleichen Sinne schädlichen." Die ethischen Werte sind Seltenheitswerte. Die biologische Function der ethischen Wertung liegt in der Tendenz, „den moralischen Vorrath", das Mißverhältnis der Dispositionen dem günstigsten Verhältnis anzunähern." Das sind Grundgedanken des interessanten und an geistvollen Ausführungen reichen zweiten Bandes. Ich hebe beispielsweise die Kritik des Princips der Maximation, der Glückseligkeit, die Analyse des Begriffes Gemeinschaftlichkeit, die Betrachtung über „active und passive Verbindlichkeit", die Ausführungen über die Nothwendigkeit eines Minimums an metaphysischen Ueberzeugungen als Bedingung des Culturfortschrittes, über die wechselvollen Beziehungen der sozialen Verhältnisregulantien hervor.

Dr. Siegmar Schultze: **Von der Wiedergeburt Deutscher Kunst.** Berlin, C. Duncker, 1898. Die Zeitlecke in der modernen Literatur und Kunst. Halle, Kämmerer, 1898.

Von denselben Verfasser liegt bereits ein anderes kritisches Werkchen vor: „Wege und Ziele der deutschen Literatur und Kunst", ein ehrliches, mit tiefer Liebe zur Kunst geschriebenes Buch, nur ein wenig zu confus darin und ordig. Das Gleiche läßt sich auch von der „Wiedergeburt Deutscher Kunst" sagen; Schultze will darin „Grundsätze und Vorschläge" geben und geht absichtlich fern sämmtlichen Ordnungen aus dem Wege. Das gerecht nun dem Buche nicht zum Vortheil, es fehlt ihm dadurch der Unter- und Hintergrund, welcher durch einen lehrhaften Ton nicht zu ersetzen ist. Aber es stecken wieder treffliche, fernzeitende Gedanken drin, z. B. über die Schönheitsprincipien der verschiedenen Stilarten, die man immer aus irgend einem ästhetischen Anger heraus generalisieren muß, und die als individuelle Momente dazu unfähig sind. Ohne Schultzes Schwärmerei für alles Deutsche zu theilen, muß man ihm doch recht geben, wenn er wahnt, unsere nationale Eigenart nicht einfach aufgeben. Wenn man also mit seinen „Grundsätzen" nicht einverstanden sein kann, die „Vorschläge" muß man lesen! Warum soll man Straßen nicht so nichtssagende Namen geben, vielmehr sie nach einem älteren oder jüngeren Charakteristicum, oder nach dem Orte, wohin sie führen, oder nach wichtigen Gebäuden oder Kirchen, die in ihnen liegen, nach Gewerben, die sich hier zusammenfinden, oder nach berühmten Persönlichkeiten des Ortes, die die Straßen einnehmen, benennen. Die Häuser sollten wieder ihre Symbole, ihre Bilder und Wahrzeichen bekommen; dadurch wird eine ganze Stadt traulicher, gemüthlicher. Er weist auch auf unsere öffentlichen Papiere hin, die man konstruieren und vollständiger ausstatten sollte. Warum prägt man nicht unsere Münzen noch immer im Gepräge der Antike? Warum haben unsere öffentlichen Gebäude lateinische Aufschriften? Schultze sollte vom aufgeweckten, kunstbegeisterten Volke gelesen werden. In Fabriken oder in unseren Kunstschulen, Fachschulen, deren Schüler von entsetzlicher ästhetischer Stumpfheit und Interessenlosigkeit sind, sollten doch Bücher verbreitet werden. Das Fatalste daran ist der Deutschthum, das Conservative, die Ansicht, daß Kunst „pour l'art „eine unnütze Redensart" sei, kömme man den Leuten schon widerlegen. Das Buch wäre eine treffliche Einführung in die Kunst — „Die Zeitlecke" ist eine Broschüre, in welcher Schultze nachweisen will, daß unsere Vorstellen und ästhetische Empfinden in unserer Zeit einzig und allein von dem Werke oder von der Natur beeinflußt werden. Er theilt seinen Stoff in die zwei Capitel „Weltanschauung" und „Naturanschauung". Das erste ist wie einem zu speculativen Standpunkt behandelt, da macht sich eben Schultzes Fehler, das Verbindendschaum, unangenehm bemerkbar. Das Kontinue eines Besitzes, man mag nun Goethes Meinung, daß es das Zeichen einer rückschreitenden Epoche ist, theilen oder nicht, dennoch doch immer auf große Culturlücke. Das kann man nicht leugnen. In der „Naturanschauung" gelingt es Schultze durch die tiefe, lebendige Liebe, die ihn mit der Natur verbindet, manche treffliche, die menschliche Fülle von Kraft, Lebensmuth, Eigenart und beherrender Stimmung, die der moderne Mensch aus ihr zieht, fühlen zu lassen.

A. H.

Pierre Baldagne: **Variations sur le meme air.** Paris. Paul Ollendorff.

Das Tagebuch einer jungen Frau, die sich in ihrer Ehe trotz hohen barer Zuneigung bereits sehr zu langweilen beginnt, darum nach einem Liebhaber verlangt und auf einmal deren vier am Faden hat. Die eine sieht sie auf ihre Weise zugleich, den einen mit der Seele, den andern mit den Sinnen, diesen mit ihren ästhetischen, jenen mit ihren moralischen Instincten. Jeder hat in mehr einen Augenblick die sinnliche Empfindung der Neuen dem Gatten gegenüber. Da ist nun einmal so, es kann gar nicht anders sein! Man hält, ein Schwindel, Thema. Schon für ein Dutzend Bände. Aber mit recht originellen Einfällen ist es behandelt, mit wahrer Virtuosität, mit raffinem Humor. Ein „Variationen" sind sich das Werk eines Dilettanten, trotzdem eines Dilettanten, der sich bereits einen Namen gemacht hat. Ein Name, der mit dem Namen Paul Bourget's Verbindungen hat, und der Autor scheint mir auch sonst mit ihm verschieden, als er sich mit seinem Talente und im Allgemeinen abwechselnden gibt. Begleitet durch den Akkord von „schwingen Weibern". Es ist ein Accord für einige Akkorden der elegantesten Welt, die sich in ihr Coupé oder Boot ohne Begleitung machen. Es sind die „Gesellschaftsmenschen", die Bourget so gut kennt, die Bourget so gut schildert, und die Bourget ganz besonders liebt.

P. B. r.

Robert J. Reynolds: **Universelle Kunst.** Leipzig, Verlag der Neuen Welt. 1899.

Ich bin nicht im Stande, das Buch zu lesen. Ich habe einige Seiten durchgeblättert, und es scheint mir, als ob es ein Werk sei, das für Leute, welche [illegible] Sprache nicht verstehen, geschrieben ist. Ich kann es daher nicht beurtheilen.

Revue der Revuen.

„Die Umschau" berichtet in ihrem Heft vom 19. August über neue Ausgrabungen in Karthago, die der französische Archäologe M. Gaudlet mit großem Eifer vorgenommen hat. Er zog einen Graben an einer Stelle, wo sich Spuren der aufeinander folgenden Civilisation zeigten: übereinander liegende Schichten, die stellenweise 7 bis 8 Meter Tiefe erreichen. Er gerieth auf punische Gräber, feuerchin ein römisches Haus aus der Zeit Constantins und endlich zwei Moskeebden aus christlicher Zeit. Nachdem die Mosaiken abgetragen waren, wurde ein älteres, vollständig verschüttetes Gebäude zutage gefördert, vor allem ein großer Saal, der in seiner ganzen Breite von einer wachtrichlich her gestellten Steinsäulen Mauer durchgangen war. Diese Mauer wurde abgetragen, und nun zog man aus dem Schutt neben Töpferwaren, Lampen, Statuetten in pompejanischem Stil wahre Prachtstücke der römischen Bildhauerei hervor. Eine römische Ceres Africana, deren Beschreibung die „Umschau" durch eine Abbildung unterstützt, ist in Marmor der beste Repräsentant jener römischen Feinheit und in einem Torso von feinstkörnigem, goldgelbem Marmor gemeißelt; leichte Pinselstriche lassen discret die charakteristischen Züge der Sculptur hervortreten. Diese und andere gleichfalls sehr gut erhaltene Bildsäulen sind absichtlich in entlegensten Winkel des Kellers versteckt worden, der dann, wahrscheinlich im Zusammenhang der endgiltigen Niederlage des Heidenthums nach Julians Tode, von den letzten Gläubigen sorgfältig zugeschüttet, vermauert und mit einem Mosaik bedeckt wurde.

„Revue de Paris" bringt einen Aufsatz von Daniel Halevy über die „Maisons du Peuple" in Belgien. Begonnen wurden sie 1873 von einer Genossenschaft: Boer de Volharding. Dieser Verein studiert baute, und Pol Deswitte, der amerikanische Einrichtungen kannte. Sie verbanden sich mit einem jungen Typographen, namens Anseele, der alsbald der eigentliche Mittelpunkt der sozialen belgischen Bewegung wurde. Er gründete Arbeiterversammlungen — Festungen, um daraus die Bourgeoisie Gesellschaft eines Tages zu „bombardieren". Gedacht, gethan. Anseele unternehmen in Verbindung und haben in den „Volkshäusern" ihren Sitz. Vor zwei Monaten wurde ein solches Haus in Brüssel unter großartigen Kundgebungen der ganzen belgischen Arbeiterschaft eröffnet. Die Gesammtkosten, mit denen diese Agitationen betrieben werden, sind sehr gering. In Brüssel begannen sie in einem Kellerraum; nun hatte man bereits hundert Franes, zwei Säle mehr, einen Hund und einen Karren. Alle Abende wanderte man damit aufs Land, gieng in die Schenken und gewann die Leute in Discussionen. — Einer der eifrigsten Agitatoren war übrigens auch Leon Volders, Journalist, Redner und Dichter in einer Person, der zum Schluß an den Aufregungen seiner Thätigkeit zugrunde gieng. Seine Popularität war übrigens so groß, daß am Tage seines Begräbnisses 50.000 Arbeiter die Straßen Brüssels durchzogen und sein Leichnam, von hundert rothen Fahnen gedeckt, in die Gruft fuhr.

„Revue Scientifique". M. Jaloustre spricht darüber, ob den mohammedanischen Unterricht in den französischen Schulen von Algier. Er hält die Schule für das wichtigste Werkzeug der Civilisation in den Colonien. Durch sie wird der Weg der Eingeborenen nicht nur materiellen erwendet, es wird ihm auch die Achtung gezeigt, und man bewirkt, daß sie sich mit Vertrauen und Zuneigung nähern. Wenn man ihnen Verhaltungen in der fremden Schulmaterie beibringen, und ihr zu gegen, welche Vortheil die europäische Cultur sie bringt. Dazu ist es jedoch nöthig, daß das Vertrauen der Eingeborenen zu erhalten, was am besten geschieht, daß man ihre religiösen Ueberzeugungen achtet, daß, wie das bisher leider geschehen, die Schule vorwiegend zu Zwecken der Propaganda für den christlichen Glauben ausgenutzt, den einigen Quartiers, gegen den die Eingeborenen sich einerseits durchwehren. — Paul Bourget bietet einen hübschen Beitrag über die „Pedonnaux", das sind Wandern, welche sich der Kunst nicht zu Dienste drücken. Bei den 28 ansässig werdenden rothe Leute, namentlich unter der häuslichen Dienerschaft, über eine Dienstag-Gesellschaft, daß man häufig die Köche den Braten und dem Fisch zubereiten, über die Diener den Tisch mit dem Fuß bedienen muß, wobei das Tragtau und Glasgeräth angeblich nicht mehr in Tadellosigkeit sind, als vor dem Eintritt der Beschäftigung in unserer bemalten Familienzeit. Schließlich Köchen und die Bewohner von Corea sollen mit den Füßen zu Tische kommen die Bogenbinder auf diese Weise, sondern die Japanesen in Nagasaki sich bei ihren Fahrt bedienen, um [illegible] Tanzen zu unterhalten.

„Nineteenth Century" [illegible] Ein Artikel von A. G. Bulthin über [illegible] Jahren hat den jetzt Jahren seines [illegible] Lebens [illegible] Lebensjahren in eine Parlamentarier **Natalia**, [illegible] Mitglied des Hauses

war, rührt der Ausdruck her, das englische Parlament sei dem japanischen zweifellos überlegen, mit allen andern europäischen Kammern aber könne die Kammer Japans den Vergleich aufnehmen. Ein zweiter japanischer Publizist, **Furiro Miyake**, der zugleich Herausgeber des „Nippon“ ist, sagt, Japan habe in zehn Jahren dieselben Phasen durchmachen, zu denen in Europa Jahrhunderte nötig waren: erst herrschte das Überhaus, dann das Unterhaus, und heute ist die Presse im Begriff, die ausschlaggebende Macht zu werden. Manche halten das für einen Rückschritt, doch sei das eine Verkennung der Thatsachen, denn bei einer vorgeschrittenen allgemeinen Bildung gebe es keinen besseren Ratgeber und Wächter für die Regierung als die Presse. — Arthur F. Wood befürwortet die Frage der Altersversorgung der Arbeiter in Frankreich. Bisher kommen nur 12 Millionen Arbeitern zur Lösung in den Genuß von Pensionen. Wood befürwortet den sozialistischen Vorschlag, der eine Ausgabe von 14 Millionen Pfund erfordert, die jedoch zum Theil von den Arbeitern selbst aufgebracht werden sollen. Jeder Arbeiter habe monatlich einen Franc beizusteuern, während der Arbeitgeber monatlich 150 Franc für jeden Franc zu zahlen und 250 Francs für jeden Ausländer beizutragen hätte. Der Staat hätte jährlich 33 Francs für jedes Mitglied aufzubringen, bei einer Mitgliederzahl von 10·5 Millionen ungefähr 358 Millionen. Zu dieser Deckung sollen 157 Millionen durch eine Einkommensteuer, 150 Millionen durch eine Erbsteuer, 50 Millionen vom „Fari Mutuel“ und 108 Millionen durch eine Couponsteuer der Staatsschuld von 35 zu 3 und weiterhin bis zu 2½ % beschafft werden.

„Fortnightly Review“ (Juli). E. D. Talu erörtert die Nachtheile des Gesetzes, das Trunkenheit als Milderungsgrund für begangene Verbrechen anerkennt. Trotz Strafgesetzbuch, die das Laster noch unterstützt, sollte nicht nur aufgehoben, es sollten im Gegentheil gewisse Strafen für Trunksucht eingeführt werden, durch die ja sowohl die Angehörigen und die Umgebung, wie die Arbeitgeber des Trunkenboldes empfindlich geschädigt werden. Die in England so thätige Mäßigkeits-Liga sollte trachten, die Einführung derartiger Gesetze beim Parlamente zu erwirken. Die Polizei in Preußisch-Schlesien zum Beispiel übergibt den Gastwirten Listen von Gewohnheitstrinkern, denen keine geistigen Getränke verabreicht werden dürfen. Eine weitere Verordnung sollte betreffende Arbeiter von der Fabrik-Kassen; ebenso sollte ihnen jedes Versorgungsrecht über Weib und Kinder genommen werden. Dadurch würde der Trunkenbold nicht nur öffentlich gebrandmarkt, er würde auch die praktischen Consequenzen seines Lasters unangenehm empfinden und sich selber Schaden zufügen, statt wie bisher seine Nebenmenschen ungestraft zu schädigen; derartige Maßregeln wären demnach sowohl von viel größerem erzieherischen Einfluß als Predigten und Traktaten und könnten überdies leichter zur Anwendung gelangen, als die beabsichtigten Präventiv-Maßregeln der Mäßigkeitsvereine.

„Arena“ brachte jüngst eine Studie von W. T. Corbet über Geisteskrankheit und Verbrechen. Das Gesetz der unmittelbaren Macht wurde verdrängt auf der Selbsterhaltung und des Bewußtsein der Verantwortung; dann kommt nicht selten ausschweifendes Leben und Trunksucht, und durch Vererbung steigern sich diese Anlagen jedoch, so daß schließlich es kam dahin, daß die Besten unter der Herrschaft von nichtig nicht normalen Regenten standen. Aus der alten Welt citiert Corbet die wenige Saul, Nebuchadnezzar und Cambyses; dann viele der römischen Cäsaren, vor allem Caligula und Nero. Auch Alexander der Große war entartet. Besonders zahlreich waren die Wahnwitzigen auf dem englischen Throne. Joan der Schottischen Stuarts; Peter der Große war epileptisch; ebenso waren beim Czaren Nikolaus I. streife an Unzurechnungsfähigkeit; und obwohl es sich durch äußere Ursachen erklären läßt, daß doch auch Alexander III. an Verfolgungswahn. Der erbliche Wahnsinn der Wittelsbacher ist erwiesen; aber auch in der belgischen Königsfamilie ist eine stete Tendenz zu geistiger Störung vorhanden; die englische Familie ist durch die Erbschaft der Georgs, die heftige Tyrannen waren, belastet, äußerlich macht sich nichts davon geltend; in Wirklichkeit scheint sich habe die moderne Welt das Beispiel eines ausgesprochen Geisteskranken an dem Thron.

Ein Herrenabend.

Von Otto von Leitgeb.

„Papa!“ sagte Wolly und trippelte geschäftig auf die große Öffnung los, die ein Vater wie einen zweiflügligen Schrank vor sich hielt. „Gestatt der Papa?“, und sie streckte ihm ein Puppen bein hinter dem Schirm.

„Ja ja, Wolly! Sehr schön! Sei nun brav!“

Die kleine Lektüre setzen wieder in dem Raum auf ihren Plätzchen, wo volle Lichter und eine gewisse Strenge, um unser verführeres Bilderbuch, ein Hempelmann und der weiteste Lehrbuch der alten Puppe mit verschiedenen Kleiderchen und dem nämlichen Spielzeug vom Christkindl benommen waren. Nun brachte sie das zerlumpte Aschenbrödel der Dingerlichkeit.

„Wolly, die da - ah, Papa! Ja?“

„Lies den Papa doch lieber, Wolly!“ sagte Frau Hertha mit Mann gabnte.

„Mach darüber nach Lust! Aber mal, ich will nun Mutter hinüber gehen und bin zum Abend widerungen. Wir kommen eine Partie machen!“

„Ei kommt heute abwesen!“

„Ei!“ Alle werde ich ihm entgegnachen. Ich muß sind ein wenig bewegen!“

„Wollen du das, Papa?“ rief Wolly und sie nun schnell noch mit der ganzen Tiefkraft bis an Ihre Knie.

„Sehr schön, Wolly; sei nur brav!“ —

Der trockene Schnee knisterte nun unter seinen Füßen. Im Hof brannten war er von den Fuhrwerken zerfahren und schmutzig, aber gleich anschließt das Gitters, am Feldweg, da lag er wie gespannene Kernhaube, blaudämmernd im Abendlichte, und so herrlich und still wehte die Luft darüber. Innerst gähnte heftig noch ein warmal. Für den gestrigen Abend — den letzten von dreien in der Stadt — hatte er noch nicht genug nachgeschlafen. Aber dann lächelte er vor Vergnügen in sich hinein und begann tief zu atmen, so herrlich war es. Fast wie frappierter Sipbon, zuletzt, nach dem Wein.

Richtig, dort kam Streckes schon; gerade trat er aus dem Walde auf den Feldweg heraus.

„Mageldsklasen?“ rief der Major lachend, als sie sich nahe genommen waren.

„Na so — halbwegs.“

„Und gut unterhalten?“

„Pfiffabel!“

„Viel geeilt?“

„Leidlich!“ Und als sie nun miteinander zurückgingen, sagte Hertha, denn die Geschichte auf den Lippen brannte: „Du, wart mal, das muß ich der erzählen, ehe wir heimkommen: es ist doch nichts für Marie. Hör nur zu, das war wirklich gut. In dem großen Circus sind unter anderen zwei Mädeln — so was findet sich nicht leicht wieder, auf Ehre. Du meinst die sie anschen gehen! Italienerinnen; Schwestern, Angela und Melitta. Lo derniers cri. Parterregymnastikerinnen, Equilibristinnen, Tenfels und Engeln zugleich! Die eine schwarz, die andere blond. Und ihre Sprache, dieses Deutsch, dieses süße Wälsisch! Gwardl lader sie zu einem Souper und sie nehmen an. Alles pickein, natürlich Menu erlen Mangos, Kaviar, Austern, Sect. Wir behandelten sie mit Ehren wie Gräfinnen. Nach und nach wurde es erst fidel, aber dann immens. Der Scherstädt, der verstehe Kerl, war zuerst ein wenig bedrückt. Auf einmal stellt er sich mit scheinheiliger Miene hin und hält eine Ansprache: „Meine verehrten Damen! Sie machen uns auf ihrem Bühnentische die verwundertlichsten Sachen vor. Sie sind, wahre Zauberinnen, kleine, liebenswürdige Teufeln. Aber lehen Sie meine Damen, dort sind Sie so exotierm von unseren blöden Augen. Eigentlich kann man doch nicht wissen, was Sie bei ihren jubilären Kunstleistungen für Ideen unsitte — ja, Pardon, natürlich, ich meine es konnten doch gewisse Hüten —“

„Was, was?“ riefen die Melitta und wurdt auf.

„Nichts für ungut!“ sagte Scherstädt. „Ich meinte bloß aus wissenschaftlicher Neugierde. — Aber wenn Sie zum Beispiel die Gnade hätten, hier, vor unserm Angen dann kaiten wir uns nieder und beten Sie an und glauben alles — natürlich —“

Indessen hat die Angela, die neben mir sitzt, ihren Kelch gehoben, schaut mich so von der Seite aus den Augenwinkeln an und erklärt mir ihre Ehre.

Die andere ist von ihrem Sessel in die Höhe gesprungen und sieht sich einen Augenblick unschlüssig im Kreise um.

„Wenn Sie verspreche, dass keiner der Herren mir nahe kommt“

„Natürlich!“ rief Gwardl. „Brava bravissima!“

Angela hat sich entschredt im Sessel vorgeneigt und winkt der Schwester mit den Augen.

„Na, na, ja! Du, Melitta!“

Aber es war schon geschehen.

Mit einer einzigen Bewegung, glaube ich — ich kann das Geschwindigkeit leider nicht — ja, im Handumdrehen, hat der Zweite seit die Rocke auf den Boden fallen lassen und stand da, bei nackt der Zweite, ja! in der ausgeschnittenen Atlasstaille, die den nu schuldigen Oberkörper umschloss — in weissen Battistbeinkleidern mit breiten Spitzen, wie sie niederländischer Bäuerin schwarzbraune Strümpfe mit einem Hammerabdrehen zwickel, schwarze Lackschuhe, klein, wie für ein Kind — Ah, uns gieugen die Augen schier!

Ein leichter Griff mit den Fingern an die Fischhaute — und oben stand sie, um den Hals, zwischen Schulter und Tellern, Seerhäschen und blauweißen Obsicin.

Einer der Kellner eilnete die Thüre. Mit einem Jubilum schwirrte Gwardl einen Sessel dasegen und sprang sie ab!

Und das unglaubliche Weiben, diese schwarze Circuskind, purzelte quer und oben, zwischen den tadenden Flammen des Kamins, auf dem weißen Fussboden des Zimmers. Die Arme einer Bewegungen, schwangen, bogen, drehten, wanden sich wie unter Schlangen, tödlichen Angst. Dann knickte die herrliche Haut einer Menschenweibes, im weichen, goldenen, sammetenen, blauen, purpurnen, rosigen Schimmer. Ein Beben entstehe, wie aus Schimmer von goldnes Leben, an ihrem Hinterwesen; sahe blonde des Geschlechte, in den muskelreichen Thighspalten zitterten die Brillanten wie wollustige Thautropfen auf einem Blumenblatt und warfen blaue, rothe und grüne, blendende, plotzliche Lichtmyriaden über ihre Wangen, über allmerlei rund Aus n, über Haaren, Schulter den Puppen zwischen deren die Zähne sich zeigten. Wie aus Mund-Lichtern —

Digitized by Google

schnitten . . . Und die niederländischen Spitzenmützchen. . . sie fielen bei mancher Bewegung zurück . . . Es taubte mir den Athem, gerade so ist es! — Wenn ein schönes, vollkommenes Weib wüthete, ahnte, was sie vermag . . .!! Ein Fleckchen, zwei Finger breit, ist eine Welt — ein ganzer Himmel . . . Wir standen alle mit offenen Mäulern, stumm vor Verwunderung, Rausch, Entzücken. Und dann auf einer Seitflasche — meiner Seele, auf dem Halse einer Seitflasche! Sie stützte den Ellenbogen auf den Hals der Flasche, die eine Hand an der Wange, die andere den Leib hinab. Die Hüften, sein wie nichts, schienen Wachs und Stahl zugleich. Dann streckte sie die Beine aus — gibt es kein besseres Wort? — wagrecht, die Fußspitzen stoßen incinander; sie schloß die Augen, blieb regungslos, schien zu schlafen. . . Scheitädt trat leise näher, glaubte wie ein Huhn und zwinkerte, außer sich, mit den kurzsichtigen Augen.

Dann noch ein Moment — und nun sprang sie auf den Boden, machte einen Knix, wie auf der Bühne, und war in ihren Rücken, ehe wir zur Besinnung gekommen.

Aber jetzt — ein Gejodle, ein Geschrei, Liebeskrähen, Hochrufen, Lachen, Gläserklirren. Scheitädt warf sich vor Melitta auf die Knie und dankte ihr halb weinend vor Rührung.

„Ich bin ein alter Esel!“ heulte er. „Aber ich möchte dich auffressen, Melitta — spottaeolo. pisceru, musica — amore — furore!“

Zur Antwort zauste sie seinen grauen Haarbüschel und lachte ihm mitleidig ins Gesicht.

Aber Scheitädt schwur, er wolle die Flasche in Silber fassen lassen und bis an sein Lebensende als das theuerste Kleinod bewahren. Bis ihm Ernach erwidert den Rath gab, sie lieber seiner Frau auf Weihnachten zu bescheeren, welcher Vorschlag ihm nicht gleich verständlich wurde und ihn nachdenklich machte, während er noch immer auf den Knien lag. Zur Aufmunterung goß ihm Melitta den Rest aus ihrem Glase über den Kopf. Darauf erhob er sich gekränkt, suchte mit den Augen nach dem unbekannten Angreifer und zog sich auf einen Divan zurück, wo er bald wie eine Locomotive schnarchte und pustete.

Spät nach Mitternacht kam Erwin Groß und theilte uns seine eben stattgehabte Verlobung mit. Ueber dem Lärm erwachte Schweriädt und wollte parirt nehmen seine Frau aus dem Theater abholen. Erward wollte noch Scet tangen, wie er sagte; und Laudinger wiederholte mit schwimmenden Augen zum zwanzigsten Male seine Bitte an Melitta, sie möge nur noch ein paar Tage dableiben er wolle sie malen, Tel oder Pastell, charmant, gratis — er habe alle diese Herren schon gemalt, und auch ihre Frauen, und dann verirrte er sich in phantastische Irrwege von Farben, Licht, Schatten, Tönen, Toiletten, Sammt, Seide, Spitzen und Pelze — weiße, schwarze, gelbe, grüne, orangefarbene, heliotropene, graue, silberne, goldene Pelze — erfinden muss man, alles — auch Pelze . . . bis er plötzlich auf Erwin Groß himberstierte und herausforderndc fragte, warum er ein ihn fixiere?

Den Mädchen ist schließlich ein bischen unheimlich geworden, glaube ich. Ich hab' sie endlich in meinem Wagen nach Hause fahren lassen.“

Der Major lachte, und Hertig tante sich warm gesprochen.

„Na, nun ist's aber genug davon,“ sagte er, als sie auf dem Hofe angekommen waren. „Bart mal, geh nur hinein, du findest Marie im Wohnzimmer. Ich will nur gerade einmal durch den Stall gehen. Die Leute haben mich schon lange nicht zu dieser Stunde dort gesehen.“

Aus den kleinen Fenstern des Kuhstalles quoll gelber Lichtschein in die Dämmerung heraus. Er trat hinein, und die warme, dicke Luft schlug ihm schwer auf die kalten Wangen und den weißen Schnurrbart. An einem der Pfeiler hing eine große Handlaterne, und aus den Ständen stieg, von den breiten Rücken der Thiere, langsam anschwellend Dunst weißschlagbelt in ihren Lichtkreis hinauf. Eine Kuhe in Holzpantoffeln war da und dort beschäftig und molk ihren Eimer voll. Man hörte an ihrem klappenden Schritt, wo sie von der Streu auf die Steinfliesen des Mittelganges trat. Jetzt hockte sie neben der schwarzen Liesel, mit den Füßen an dem Eimer, von dem die Milch in den Kübel sprühte.

Als Hertig, nahergetreten, die aufgeraub, schaut sie kaum zusammen, schob sich rasch und mich das rothe Kopftuch ein wenig aus dem Gesicht.

„Was schaust du denn so dos d'rein?“ sagte er lachend. „Ich bin erschrocken,“ entgegnete sie und setzte hinzu: „Bös oder gut wird ja alles eins sein für den Herrn.“

Sie hatte sich nun ein wenig an die Pflanke gedrückt, mit den Händen auf den Rücken, fast als ob zu wenig Platz da wäre, auf einmal. Mit dem kleinen, runden Kopfe reichte die Nanni gerade über die Planke weg. Hertig maß sie, ein wenig erstaunt, als ob er zum erstenmale merke, wie hübsch und frisch das Kind war. Und den Mädchen, das seinen Blick fühlte, stieg die Röthe in die vollen Wangen. Dicht an ihr, faste er sie unterm Kinne. Eigentlich wollte er dies ganz väterlich thun. Aber das lebhafte Ding verstand es nicht so. Sie drehte den Kopf fort, stieß mit ihrer heißen Wange an seine Hand und beugte sich weit vornüber, um ihm ihr Gesicht zu entziehen. In dem knappen Raume drängte sie sich dadurch selbst an ihn. Er fühlte einen Augenblick ihren Körper durch die dünnen Kittel. Zur Uebermuth plötzlich gereizt, faste er mit beiden Händen ihre schmiegsamen Hüften. Aber die Nanni war, weiß Gott, voller Mätzchen. Einen Augenblick war ein stummes Drängen und Ringen. Dann faste er sie richtig fest auf die pralle Wange, dass es die Nanni durchfuhr, als ob man ihr ein glühendes Eisen anlegte. Sie stolperte über den Melkeimer und wischte hinaus.

„So, jetzt ist die Milch hin!“ rief sie zornig.

„Wer wird denn gleich so wild thun!“ lachte er.

Sie stand wieder still und blitzte ihn mit den hellen Augen an, halb unwirsch, halb muthwillig, und als ob ihr mit einemmale ein Licht aufgegangen wäre. Dann schob sie ihr Kopftuch aus dem Nacken wieder herauf, griff blitzschnell den Eimer am Henkel auf und machte ein paar rasche Schritte gegen die Thüre.

Hertig lachte.

„Nanni, wie alt bist du eigentlich?“

„Neunzehn zu Lichtmeß!“ entgegnete sie, nun wieder in Sicherheit, öffnete die Stallthüre und warf sie kräftig hinter sich zu.

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die in unserem Blatte inserierenden Firmen sich stets auf die „Zeit“ zu beziehen; ferner in Hotels, Restaurants, Cafés, Pensionen, an Bahnhöfen, in Lesezimmern immer wieder nachdrücklichst die Wiener Wochenschrift „Die Zeit“ verlangen oder eventuell wohlwollend empfehlen zu wollen.

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer bester natürlicher alcal. SAUERBRUNN
Filiale: Wien, IX. Kolingasse 4.

Alexander Weigl's
Unternehmung für Zeitungs-Ausschnitte
„Observer“
WIEN, IX I. Türkenstrasse Nr. 17
[illegible] Prospecte gratis und franco.

Seiden-Damaste 75 kr.
bis fl. 11.65 per Meter und Seiden-Brocate ab meinen eigenen Fabriken
schwarze, weiße und farbige „Henneberg-Seide“ von 45 kr. bis fl. 14.65 per Meter — glatt, gestreift, carriert, genoppert, Damaste &c. (ca. 240 verschiedene Arten und 30 000 verschiedene Farben und Dessins &c.)
Zu Roben und Blousen
ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus.
Muster umgehend.
Tropfreies Briefporto nach der Schweiz.
G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Die Zeit.

XX. Band. Wien, den 2. September 1899. Nummer 257.

Politische Ventile.

Das constitutionelle System mit seinen politischen Freiheitsrechten beruht auf einer einfachen psychologischen Erkenntnis, die nur sinngemäß auf das Staats- und Völkerleben übertragen worden ist. Der Mensch muß die Gefühle und Gedanken, die ihn bewegen, äußern dürfen, Freude wie Schmerz, ganz besonders aber die, nach Schopenhauer, positive Empfindung, den Schmerz. Wer seine Schmerzen klagen kann, ist schon zur Hälfte von ihnen befreit. Wer sie unterdrücken muß, den lassen sie nicht los, den verbittern und verstören sie bis zum Wahnsinn. Im öffentlichen Leben werden diese Wirkungen durch die Collectivität der das Gleiche Mitempfindenden unendlich verviefacht und verstärkt. Der Schriftsteller, der sich seine Unzufriedenheit mit den öffentlichen Zuständen vom Herzen schreiben, der Redner, der sie sich vom Herzen reden darf, die große Masse der receptiven Menschen, die sie sich an den geistigen Erzeugnissen freier Schriftsteller und Redner vom Herzen lesen und hören können, sie alle sind schon dadurch mit den Verhältnissen, die sie beschweren, halb versöhnt, und die ferstehe Spannung, die nach der Expectoration übrig bleibt, ist noch gerade groß genug, um, ohne blind zu zerstören, schaffend und verbessernd in den Gang der Dinge eingreifen, sowie der Dampf, der nach Beruhigung der Ventile im Kessel übrig bleibt, eben ausreicht, um die maschinelle Arbeit zu leisten, ohne die Maschine zu vernichten.

Deswegen — nicht dem Dampf zu gefallen, sondern um der Maschine selbst und ihrer Leistungsfähigkeit willen — hat der moderne Staat seinen Bürgern die parlamentarische Tribüne mitsammt den constitutionellen Grundrechten der Preß-, Rede-, Vereins- und Versammlungsfreiheit gegeben. Sie sind die politischen Ventile, welche die gedeihliche Thätigkeit der Staatsmaschine sichern. Je mehr Dampf im Kessel, desto weiter werden die Ventile geöffnet und desto gellender sind ihre Töne. Je bewegter das politische Leben, je unruhiger die Geister sind, desto mehr politische Freiheiten muß der weise Staatsmann ihnen gewähren, wenn er die seiner Führung anvertraute Staatsmaschine nicht gefährden will. Ein Staatsmann aber, der gerade in erregten Zeiten, wie wir sie jetzt in Oesterreich mitmachen, das Parlament schließt, die Preß-, Rede-, Versammlungs- und Vereinsfreiheit genuß sam einschränkt, ist dem Heizer zu vergleichen, der mitten im stärksten Feuer die Ventile sperrt. Die Wirkung solchen Thuns ist unausbleiblich und nur für die — um nicht zu sagen: strafrechtliche moralische Qualification der Handelnden ist die Frage von Wert, ob sie sich der Folgen ihrer Politik auch bewußt sind oder nicht.

Bezüglich des leitenden Kopfes des gegenwärtigen Regimes nun, bezüglich des Finanzministers Dr. Kaizl kann kein Zweifel darüber bestehen, daß er weiß, wohin er und seine Ministergenossen mit ihrer Repressivpolitik den Staat führen. Seine Reden und Schriften, die wir in diesem Sinne schon öfters hier angezogen haben, sind das schlagendste Selbstzeugnis gegen den Patriotismus und die Gerechtigkeit seines Regierungssystems. In einer Rede insbesondere, die er am 21. April 1895 im Abgeordnetenhaus gehalten, hat er ganz klar gezeigt, daß er die geradezu staatsrettende Bedeutung der politischen Freiheiten wie die staatszerstörende Wirkung des Repressivsystems ganz genau kennt. Wer konnte sie treffender auseinanderreihen, als er es damals gethan hat mit den Worten: „daß die Verfassungsmäßig liberall, auch bei uns gewährleisteten Freiheiten ein wichtiges Ventil sind, durch welches die verschiedenartigen Regungen, und ich sage auch Aufregungen und Beunruhige des Volkes sich Luft verschaffen, und daß es seit jeher das bedeutendste Mittel jedes Autokraten gewesen ist, dieses Ventil nicht zu öffnen, so daß diese Regungen durch eine geheime Propaganda verbreitet werden, wachsen, an Kraft gewinnen, um dann eines schönen Tages mit Gewalt herauszubrechen." „Was das Versammlungsrecht betrifft" fuhr Dr. Kaizl fort — „müßte ein jeder Politiker von selbst die größtmögliche Freiheit dem Versammlungen angedeihen, denn die Herren, welche etwas Erfahrung in der politischen Praxis haben, müssen wissen, daß mitunter Beschwerden und Beclamen der Bevölkerung schon zu einem Viertheil, vollständig schon zur Hälfte befriedigt erscheinen, wenn die Bevölkerung nur die Möglichkeit hat, sich nach Herzenslust in einer Versammlung auszusprechen. Es ist am besten, derartige Schäden und Krankheiten durch Freiheit zu curieren, und es ist ein schlechtes Mittel, zur Unfreiheit Zuflucht zu nehmen und durch Verbindungen und Verbote diese natürliche Cur hintanzuhalten". So hat Dr. Kaizl selbst zwei Jahre vorher die Verderblichkeit der Verbindungs- und Verbotspolitik gekennzeichnet, die er seit anderthalb Jahren als Ratgeber der Krone empfiehlt und ausführt.

Je bewegter die Zeiten, desto mehr Freiheit muß man den Völkern geben. Das ist die eine Schlußfolgerung, die sich aus der politischen Psychologie des Constitutionalismus ergibt. Aber noch eine andere, eine für jede österreichische Politik in allen Zeitläuften grundlegende Schlußfolgerung läßt sich auch aus ihr ableiten. Je schroffer die Gegensätze sind, die ein Land spalten, je intensiver die Reibungen, die sich zwischen seinen Bewohnern entwickeln, ein desto größeres Maß von politischer Freiheit ist ihnen, im Interesse der Erhaltung des Staates, einzuräumen. Der Nationalitätenstaat, welcher neben den sonstigen politischen, wirtschaftlichen und socialen Gegensätzen auch noch an dem brutalsten Gegensatz leidet, der Menschen entzweit, an dem nationalen, der Nationalitätenstaat muß folgerichtig seinen Bürgern mehr politische Freiheiten geben als der nationale Einheitsstaat; Oesterreich also, der complicierteste Nationalitätenstaat, mehr als irgend ein anderer Staat. Die streitheitliche, die demokratische Politik ist die einzige österreichische Politik.

Wie gut das alles der Dr. Kaizl weiß, der jetzt als Minister gerade die entgegengesetzte Politik verfolgt! „Es ist das Problem der österreichischen Politik" — sagte er in der eitierten Rede — „mit den gegebenen Völkern und mit den Zuständen, welche in ihnen herrschen, zu rechnen und sein Auskommen zu finden. Das ist das Problem eines österreichischen Politikers, welcher auf Patriotismus und Gerechtigkeit Anspruch machen will. Sich dieses Problem dadurch erleichtern, daß an diesem oder jenem Orte die eine oder andere Nationalität mit Gewalt oder List oder auf welche Weise immer mundtodt gemacht wird, das geht nicht an, und auf diese Weise wird das österreichische Völkerproblem, das Problem der österreichischen Politik mit nichten gelöst werden." Aber jetzt, in einer selbst in Oesterreich unerhörten Potenzierung, „geht es an", jetzt wird das Problem „mit Gewalt oder List" mit Gendarmerie oder mit Cisleithanien — gelöst, soferne nur der Dr. Kaizl Finanzministser bleibt.

Er mag sich noch so oft von seilen Federn verschleiern lassen, daß sein § 14-Regime eine rettende, patriotische That sei, die unbefangenen Worte, die er gesprochen, da er noch nicht gestreibt, beweisen, daß er selbst vom Gegentheil überzeugt ist, während er als Rathgeber der Krone das „bedenklichste Mittel jedes Autokraten" prakticiert. K.

Die dynastische Frage in der Geschichte Serbiens.

Wie immer man die Dinge wenden mag, eines steht leider unumstößlich fest: das grimmige politische Getriebe in Serbien dreht sich augenblicklich wieder einmal um die dynastische Frage. Die Frage ist so alt, wie das zu Beginn unseres Jahrhunderts aus uralten uralthundertjähriger Knechtschaft neu erwachene kleine Staatswesen. Diese seine staatliche Wiedergeburt verdankt Serbien eben, neben den zweifellos seinem Fähigkeiten seines Volkes, in einer Reihe zwei Männern, zwei unstreitig bedeutenden geschichtlichen Gestalten, die sich in den Augen des ruhigen, unparteiischen Beobachters gegenseitig ergänzen, und deren jeder im gleichen Maße zum großen Befreiungswerke beigetragen hat. Es sind das: Kara-Georg «Petrowitsch» und Miloich Obrenowitsch. Zu Russlande herrscht auch heute noch vielfach die oberflächliche Ansicht, Serbien sei, genau so wie Bulgarien, eigentlich ausschließlich von Russland emporgerichtet worden. Das ist aber bloß insoferne richtig, als die seinerzeit von Peter dem Großen angebahnte, dreifach entwickelte Orientpolitik des russischen Kaiserreiches thatsächlich auf die Wiederbelebung der Balkanstaaten gerichtet war und in ihren Folgen früher oder später zu diesem Ziele führen mußte. Nur hat sich das kleine Serbenland gerade in einer Zeit vom osmanischen Joche befreit und ist aus einem gewohnheitlen türkischen Vasallen ein

Digitized by Google

zuzeränes Staatswesen geworden, in welcher das in die napoleonischen Kriege verwickelte Rußland weder Lust noch Muße hatte, den Sonderbestrebungen der Serben irgendwie Vorschub zu leisten, zu in welcher sein damaliger Vertreter auf dem Balkan, der Consul Rodofinikin, diesen Bestrebungen sogar ziemlich deutlich entgegenarbeitete. Was in jenen schweren Tagen an Begeisterung, Entschlossenheit, Aufopferungsmuth und Selbstverleugnung geleistet wurde, hat selbst Leopold Ranke zur Bewunderung hingerissen und gereicht den Serben zu Serben zu unso größerer Ehre, als zu jeweilt der ehemalige serbische Adel, als auch das eigentliche Bürgerthum die dortigen blutgetränkten Gaue, in den Zeiten der Türkenverfolgungen, verlassen hatte, der entschiedende Kampf daher von den armen, sich selbst überlassenen Bauernvolke allein aufgenommen und nach mannigfachen harten Prüfungen und schweren Schicksalsschlägen zu Ende geführt wurde.

Den Tag des Großen hat diese Bewegung zweifellos von denjenigen erhalten, der ihr den Anstoß gegeben: vom Schwarzen Georg (türkisch Kara-Georg). Er war es, der das Volk aufrittelte, es mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit zu einem begeisterten, todesmuthigen Heere organisierte und mit ihm eine glänzende Waffenthat nach der anderen vollbrachte. Ein wahrer Held, ein Kriegsgenie, ein uneigennütziger Freund seines Volkes, ein unerschrockener Verfechter seiner Rechte. Aber er hatte kein Glück. Die Türken, die ein Auiroteen und seine Erfolge verblüffen und erschrecken, sammelten ihre Kräfte und zogen fast mit ihrer ganzen verfügbaren Streitkraft gegen ihn zu Felde. Der Kampf gestaltete sich nunmehr wie zu ungleich, als dass er anders als mit der Vernichtung des serbischen Heeres enden konnte. Kara-Georg sah dies ein, mahnte zur Waffenstreckung und verlieh das Land, um dem sicheren Tode zu entgehen. Sein Geist lebte aber weiter fort. Die aufgepeitschten Gemüther wollten nicht zur Ruhe kommen. Man suchte einen neuen, wenn auch weniger heldenmüthigen und verwegenen Führer, und da fiel die Wahl auf den, ob seiner Schlauheit, Gerissenheit und seltenen Geistesschärfe bekannten, ehemaligen Schweinehirten und Viehtreiber Miloš Obrenowitsch eigentlich Todorowitsch. Der stellte sich an die Spitze des kampflustigen Bauernthums und verbündete im Jahre 1815 den Aufstand von Takowo.

Das Talent eines Heerführers gieng Miloš ebenso ab, als der Heldenmuth Kara-Georgs. Das alles aber ersetzten bei ihm List, Menschenkenntnis und Klugheit. Nachdem er sich seines großen Nebenbuhlers, des Schwarzen Georg, nach seiner Art entledigt hatte (er ließ ihn 1817 in das Dorf Radowani locken und dort umbringen), verstand er es mit großem Geschick als Nachfolgelosigkeit, seine Stellung im Lande zu befestigen und Serbiens Sache dem gewünschten Erfolge entgegenzuführen. Zu Ansehen that er gar strenge und beitrate alles, was zuerst seine und dann des Landes Sicherheit irgendwie gefährden konnte, kurzweg mit dem Tode, Aufrufe und Aufstehung ebenso wie Mord, Todtschlag und Diebstahl. In Constantinopel kriecht er im Staube, verspricht es aber, für jeden Kreuzer, den er heraussinden. Dabei weiß er seine Autorität in Serbien auch vor den Abgesandten des Padischah gebeurig zu wahren. Den Pascha, der ihm nicht nach der Pfeife tanzt, lindt er zuerst zu bestechen; wenn das nicht geht, lockt er ihn in den Konak, lässt ihn ein paar Hiebe verlegen, sperrt ihn sodann ein, eilt aber auch gleich nach Stambul, lässt dem Sultan Hand und Medjanm und kehrt mit dem Todesurtheil des armen, pflichtbewussten Pascha, den er grausam angeschwärzt und verleumdet hat, in seine Residenz zurück. Des Lesens und Schreibens unkundig, diktiert er seinem „Schwätzbruder" Secretär seinen osterreichischen Serben in seinen Briefen an den Großvezier die schmeichelhaftesten Grobheiten in die Feder, sagt der Hohen Pforte in recht seine Meinung, schiebt dann alles auf den „elenden Schuften" von einem Secretär und macht sich erbötig, ihn sofort über die Grenze zu schicken, da er ihn ja als „Schwaben", leider, nicht hinrichten kann. Ein Barbar, wie er im Buche steht, machte er sich freilich gar bald im Lande selbst entbehrte Freunde. Ze gemiat veranlagt er auch sein mochte, von er mitunter nicht minder unsympathisch und vor allem habsüchtig und raubgierig. Als reicherden Adels beraubt er Schuldenbehörde und Gerichtswesens. Den Staat plünderte er schamlich zu seinem persönlichen Vortheile aus. Noch seinem Tode hinterließ er ein Vermögen von mehr als zwanzig Millionen. Dabei gieng es mit seinem politischen Gewissen ebn barbarisch vor. Die Unzufriedenheit im Lande wurde unerträglich immer größer, es bildete sich eine ausgesprochen constitutionelle Partei, der es Schließlich gelang, im Jahre 1835 den Fürsten Miloš und sein Haus zu stürzen. Und seinen verstorbenen Sohn Michael zu vertreiben und den Sohn Kara-Georgs Alexander Karageorgiewitsch auf Serbiens Fürstenthron zu bringen.

[illegible] Miloš [illegible] Jahre [illegible] Leben [illegible] Serbien [illegible] Fürsten [illegible] Constantinopel [illegible] Pforte [illegible] Gebiet [illegible] Jahre [illegible] Serbien [illegible] Fürsten [illegible] Jahre [illegible] Serbien [illegible] Fürsten [illegible] Jahre [illegible] Serbien [illegible] Fürsten

seiner Zeit. In seiner Jugend Stipendiat des Fürsten Michael, hatte er sich mit diesem alsbald überworfen und eröffnete gegen ihn in der „Sbornik“ einen ebenso erbitterten als denkwürdigen Preisfeldzug, den die Karageorgewitsch-Clique, mit der der Ministerpräsident Ristic Garaschanin noch immer nicht zu liebäugeln aufhörte, mit grossem Geschick für ihre Sache auszubeuten verstand. So lehrte sich die öffentliche Meinung im Serbenthum allmählich gegen den noch vor ganz kurzer Zeit vergötterten Fürsten, zumal die damalige Constellation der Mächte einerseits und die noch lange nicht vollendeten Rüstungen anderseits den ungeduldig erwarteten Befreiungskrieg nichts weniger als zeitgemäss erscheinen liessen. Die Agitation ward daher von Tag zu Tag angestümmer und gefährlicher und erreichte ihren Höhepunkt, als Fürst Michael auf der Heimreise von der Pariser Ausstellung, im August 1867, auf seinem ungarischen Landgute Jvanka (bei Pressburg) den damaligen ungarischen Ministerpräsidenten und nachherigen gemeinsamen Minister des Aeussern, Grafen Julius Andrássy, bei sich zu Gaste sah und mit ihm eine fast eintägige, allgemein bemerkte Unterredung hatte. Es war dies fast zur selben Zeit, als Kaiser Franz Josef mit Napoleon in Salzburg zusammentraf, und man erfuhr in Belgrad, dass Andrássys Besuch dem Fürsten von Salzburg aus, durch Vermittlung des mit ihm verwandten Grafen Hunyadi, angekündigt worden war. Andrássy soll damals die Absicht gehabt haben, den Fürsten, mit dem er schon von früher bekannt war, im Namen der beiden Kaiser zur Einstellung seiner Kriegsvorbereitungen aufzufordern, und in Belgrad wollte man mit aller Bestimmtheit wissen, dass Michael dies auch versprochen hätte.

Ein Sturm von Missmuth ging durch die Serbenreihen, zu allem Jam eine von der Cousine des Fürsten, Anka Constantinowitsch, im Monat in Schwung gebrachte und jahrelang betriebene verhängnisvolle Weiberintrigue. Die Gemahlin Michaels war bekanntlich eine Ungarin, Gräfin Julie Hunyadi, die jetzt, wenn ich nicht irre, in Brüssel wohnende verwitwete Prinzessin Arenberg. Wenn man auch an ihrem Katholicismus so manches auszusetzen hatte, wurde sie, als sie ins Land kam, vom ganzen serbischen Volke dennoch äusserst sympathisch begrüsst; nicht so von den weiblichen Verwandten des Fürsten, mit der ränkesüchtigen, echt orientalisch verschlagenen Anka Constantinowitsch an der Spitze. Diese begann der jungen Fürstin das Leben schon in den ersten Tagen sauer zu gestalten. Deren Erscheinen hatte nämlich die geheimen Pläne der eingeborenen Neid durchkreuzt. Sie wollte den Fürsten mit ihrer Tochter verheiraten und ruhte nicht, bis sich schliesslich der in Weiberschaen viel zu schwache Michael von seiner Gemahlin unter dem Vorwande, dass sie ihm keine Kinder scheute, allmählich abwandte und endlich von ihr in aller Stille scheiden liess. Fürst Michael wollte, trotz der gewaltigen Opposition im Volke, der sich auch der Metropolit Michael angeschlossen hatte, eben die neue Ehe schliessen, als seine Feinde das wachsende Unbehagen des Volkes zu einem entscheidenden Aufstand benützten. Am 13./25. 1868 wurde der Fürst im Hirschparke seines Belgrader Lustschlosses von Anhängern der Karageorgewitsche in Stücke gehauen, Frau Anka Constantinowitsch und ihre Tochter, die sich in seiner Gesellschaft befanden, ziemlich schwer verwundet.

Wieder trat die dynastische Frage in ihrer ganzen Unheimlichkeit in den Vordergrund. Die Beherzung war umso grösser, als der ermordete Fürst keinen Thronfolger hinterliess. Der einzige lebende Obrenowitsch war der in Bukarest aufgewachsene, damals in einem Pariser Pensionat untergebrachte, dreijährige Milan, ein Sohn des damals bereits verstorbenen Milosch Jefrem Obrenowitsch, eines Neffen des Begründers der Dynastie. In Serbien kannte den jungen Mann niemand, anderseits war es aber kein Geheimnis, dass sich Fürst Michael aus gewissen Rücksichten sehr heisser Natur stets gewesen hatte, diesen Obrenowitsch zu seinem Thronerben zu bestimmen. Der dem Fürsten sehr nahe gestandene, ehemalige Minister und langjährige Gesandte in Paris, Jovan Marinowitsch, erzählt darüber in seinen Erinnerungen: „Ich habe wiederholt den Versuch gemacht, den Fürsten zu bewegen, den Sohn Milosch Jefrem Obrenowitsch, Milan, zu seinem Nachfolger einzusetzen. Als ich ihm die Sache zum erstenmale vorbrachte, erwiderte er, er könne darauf nicht eingehen, da man nicht wissen könne, was von diesem Knaben zu erwarten stehe, er sich aber zumindest nicht berechtigt fühle, seinem Volke einen Herrscher aufzuzwingen, der dieser hohen und verantwortungsreichen Stellung möglicherweise unwürdig wäre. Noch mehr schärfer äusserte sich der fürstliche Herr, als ich meinen Vorschlag später erneuerte. Kurz vor seinem Tode kam ich nochmals darauf zurück. Nun gerieth er aber ernstlich aus der Fassung und verabschiedete mich ohne höfliche Antwort.“ Milan stand eben damals im Rufe eines nicht ganz wohlerzogenen Jungen. Sein Vater war schon in früher Jugend einer schweren Krankheit verfallen, gegen die er bis an sein Lebensende vergeblich Heilung gesucht hatte. Seine Mutter, die junge, sehr schöne ungarische Bojarin Maria Katardji, fand aber selbstredend im Mittelpunkt der in ihren Reden allen liebenswürdigen und gesanguinischen Bojarenwelt Gefallen. Sie hatte sowohl in Bukarest wie auch in Paris ihre Zeiten und sah in denselben die vornehmsten Herren darunter auch Plon-Plon und den damaligen Fürsten Cuza, sehr häufig zu Gaste. Milans Erziehung war, nachdem sein Vater inzwischen seinen Leiden erlegen, begreiflicherweise nur zu sehr vernachlässigt. Noch heute erinnern sich Leute, die damals in Bukarest verkehrten, wie der Knabe, barfuss und gänzlich verwahrlost, mit Bukarester Gassenbuben im Sande spielte. Ein leidher nach Oesterreich übersiedelter jüdischer Banker seiner Mutter sorgte später für seine Erziehung, und auf seinen Vorschlag wurde der Junge ins Pariser Lyceum gebracht. Es brauchi also kaum erst gesagt zu werden, dass man in Serbien, wo man sich gerade damals für den entscheidenden Befreiungskampf vorbereitete, also Grosses vorhatte, infolge all dessen mit aller Entschiedenheit gegen den jungen Milan Obrenowitsch Stellung nahm. Dies that auch die damalige Regierung mit dem Ministerpräsidenten Ristic Garaschanin an der Spitze. Letzterer sah sonderbarerweise gerade in dem jungen Knaben in einem kleinen Gasthause des Parkes von Topschider, als Fürst Michael in unmittelbarer Nähe ermordet wurde. Von dem Ereignisse als Erster in Kenntnis gesetzt, fuhr er in grösster Eile fort ins Ministerium und verfasste einen Aufruf, in welchem das serbische Volk zur Wahl eines neuen Fürsten aufgefordert wurde, „da mit Fürst Michael das Haus Obrenowitsch im Stamme der Landesverfassung ausgestorben sei“. Dieser Aufruf der Regierung lief offenbar nur die eine Absicht zu, dass diese Regierung den jungen Milan als zur Dynastie Obrenowitsch überhaupt nicht gehörend betrachtete. Die angeführte serbische Verfassungsbestimmung vom Jahre 1858 stützte sich nämlich auf die „nationalen Beschlüsse“ des Jahres 1839, ferner auf die Entscheidung der Skupschtina vom St. Andreastage 1858 (welche die Karageorgewitsche vertrieben hatte) und schliesslich auf das Berat und den Hatischerif des Sultans vom Jahre 1830. Es hiess in diesen Entscheidungen wörtlich: „Die fürstliche Würde erben die ersigeborenen männlichen Nachkommen des Fürsten Milosch in direkter Linie. Nach deren Aussterben folgen die männlichen Mitglieder der Seitenlinien.“

Auf Grund dieser letzten Bestimmung trennte sich der Kriegsminister Blasnawatz, der mit dem in Berlin weilenden Ristitsch in engster Beziehung stand, von seinen übrigen Ministerkollegen und vollendete die Ausführung des Planes „der Regierung des Fürsten Michael“. Bevor noch der Aufruf bekannt wurde, lief er Milan Obrenowitsch durch das Heer zum Fürsten von Serbien ausrufen, Ristitsch begab sich in Sturmeseile nach Paris und brachte den jugendlichen Fürsten, noch bevor sich die Gegner aufraffen, in der Lage waren, nach Belgrad. Ristitsch und Blasnawatz bemächtigten sich unverzüglich zuerst der Regierung und dann (nach erfolgter Wahl durch die grosse Skupschtina) der Regentschaft. Nunmehr galt es, die Stellung des mehr als unbeliebten jungen Mannes zu befestigen. Der Versuch wurde nach drei Richtungen unternommen. Vorerst wurden die namhaftesten Anhänger und nächsten Verwandten der Karageorgewitsche mit Feuer und Schwert verfolgt, ihr Vermögen wurde mit Beschlag gelegt, ihre Häuser geplündert und verbrannt, der andere des Landes verwiesen. Den in Ungarn auf seinen Besitzungen weilenden Alexander Karageorgewitsch klagte die serbische Regentschaft der Theilnahme am Fürstenmorde an. (Er wurde in Pest verhaftet, jedoch freigesprochen.) Nachdem man auf diese Weise die Bevölkerung nach Thunlichkeit eingeschüchtert hatte, arbeitete Ristitsch eine neue Verfassung auf Grund des Repräsentativsystemes aus. Sie hatte den Zweck, der antidynastischen Agitation im Lande dadurch die Spitze abzubrechen, dass dem mitunter an Bauernwuth gelegentlich ausartenden Volke thatsächlich die Zügel aus den Händen einer Regierung durch seine gewählten Vertreter aus unmittelbarer Nähe zu beobachten, für die Massregeln der herrschenden Kreise die Verantwortung mit zu übernehmen und damit zu verhindern, dass die Verbreitung absichtlich falscher, emporender Gerüchte durch anti dynastische Agenten auf Glauben stosse und im Lande eine dauernde Gährung wachrufe. Endlich sollte Milan die Zuneigung seines Volkes dadurch erobern, dass er das von Fürsten Michael begonnene Volksthümliche Reformwerk allmählich wieder in Schwung bringe. Die militärischen Rüstungen wurden daher von der Regentschaft mit Fiebereifer fortgesetzt. Bald darauf brachten übrigens der Russisch-Russland und der am 4. December 1868 gleichzeitig mit der Absetzung von Suwa durch Admiral Hobart Pascha erfolgte Ausbruch der Beziehungen zwischen der Türkei und Griechenland die orientalische Frage abermals auf die Tagesliste. Der griechische Ministerpräsident Peter Delyannis hatte sich schon vorher an Ristitsch gewandt, mit dem er in Konstantinopel zusammen gewohnt hatte, und Serbiens Unterstützung angerufen. Der rothe Regent hatte natürliche Gelegenheit, seine bedeutenden Fähigkeiten im Verkehre mit Diplomaten wie Lyprandi, Kallay und Schischkin, die alle damals in Belgrad Generalconsuln und diplomatische Agenten waren, zu Geltung zu bringen. Serbien stand wieder im Mittelpunkte der politischen Ereignisse, seine aussenpolitische Thätigkeit hatte Erfolge aufzuweisen, die in den angeführten des erwarteten Entscheidungsjahres ohnehin parteiisch gesteigert Gemüthern Bewunderung und Begeisterung entzündeten. Die Unabhängigkeitserklärung Milans in Nisch 1876 war ein unvermeidliches Nachwehen. Was allen voran der Herr Gegenbericht nennen wollte, herbei. Alles übrige ergiessen, der

Digitized by Google

junge Fürst ward auf das lebhafteste begrüßt, und als er in seiner Antrittsrede die Worte gebrauchte: „Es wäre eine Sünde, die geringste Erungenschaft unserer Väter einzubüßen, und wahrhaftig wenig ehrenhaft, nichts hinzuzuerwerben", da wollte die allgemeine Begeisterung gar kein Ende nehmen.

Auf den achtzehnjährigen jungen Fürsten hatte dieser merkwürdige Umschwung in der Gesinnung der öffentlichen Meinung beiweitem nicht jene Wirkung hervorgerufen, die man nach dem Vorgebrachten erwarten durfte. Statt Ristitsch, der nach Ablauf seiner Regentschaft die Leitung der äußerlichen Angelegenheiten fortbehielt, für seine Thätigkeit Dank zu wissen, wähnte er sich nunmehr hinreichend stark und volksthümlich, um sich des gestrengen Mentors zu entledigen. Von der Feier seiner Großjährigkeitserklärung heimgekehrt, sagte er hochvergnügt zu seiner Umgebung: „Was mich am meisten freut, das ist, daß ich forlan bieten unaasstethischen Ristitsch einsperren lassen kann." Diese Geschäftigkeit Milans läßt sich heute freilich leicht erklären. Einmal wurde der Regent schon in den ersten Tagen seiner Anwesenheit in Belgrad gewisser Eigenschaften des jugendlichen Fürsten gewahr, die erst später in so bedauerlicher Weise die Aufmerksamkeit der Welt erregten, und die er mit der ihm eigenen Energie noch im Keime zu ersticken versuchte. Dabei war Ristitsch seit jeher das gerade Gegentheil seines fürstlichen Schützlings: ernst, bedacht, leidenschaftslos, klug und sparsam. Was Wunder, wenn seine Bevormundung Milan mit der Zeit gar so unerträglich wurde! Herr Ristitsch hatte das bald heraus und gab seine Entlassung. Erst jetzt bemerkte der blutjunge, ungesahrene und oberflächlich gebildete, wenn auch nicht unbegabte Fürst, was er gethan. Nachdem er sich eine Weile mit seinem ganzen Reiche völlig unangebrochener sümperhafter Minister zu behelfen versucht hatte, mußte er schließlich dennoch auf den ehemaligen Regenten zurückgreifen, zumal dieser unmehr als Führer der damals im hohen Ansehen stehenden liberalen Partei die serbischen Unabhängigkeitsvorbereitungen mit erhöhter Thatkraft fortgesetzt und in der Zwischenzeit, in Gemeinschaft mit dem in Rußland hochgeschätzten Metropoliten Michael, jene wertvollen Beziehungen mit allerlei einflußreichen Persönlichkeiten in Petersburg und Moskau angeknüpft hatte, die zur Folge hatten, daß Kaiser Alexander II. wieder seinen Willen in den letzten russisch-türkischen Krieg gebrängt wurde.

Für Serbien gab es eben in jenen Tagen nicht viel zu überlegen. Ristitsch leitete wieder die auswärtigen Angelegenheiten, ein Schutz- und Trutzbündnis mit dem bekanntlich bereits unabhängigen Montenegro wurde in aller Eile abgeschlossen, und der Krieg begann inmitten einer ungeheueren Aufregung und einer nie dagewesenen Begeisterung des gesammten Serbenthums. Ueber seinen augenblicklichen Ausgang gab sich freilich niemand einer Täuschung hin. Man wußte ganz gut, daß das Heer serbischer Krieger die Türkei trotz ihrer Zerfahrenheit, nicht besiegen und vernichten konnte. Die Hauptsache war und blieb aber, daß es in Rußland eine Stimmung wachzurufen gelang, die auf die erste Nachricht einer entschiedenen Niederlage der Serben die russische Politik unbedingt in den Krieg verwickeln mußte. Nach dieser Richtung hatte man sich in der That nicht getäuscht. Nach einigen glänzenden Waffenthaten der Montenegriner kam alsbald der Sieg des türkischen Heeres über die Serben bei Dynis. Er bedeutete den Beginn der russischen Kriegsaction . . .

Serbien wurde auf dem Berliner Congresse unabhängig erklärt, und erhielt einen beträchtlichen Gebiets- und Bevölkerungszuwachs. Es war das freilich nicht alles, was man zu erkämpfen hoffte, aber es war anderseits so ziemlich alles, was unter den obwaltenden Umständen und schwierigen Verhältnissen, trotz der Schlacht bei Dynis, überhaupt erreicht werden konnte. Nach jahrhundert Jahren gab es wieder einmal zwei unabhängige serbische Herrscher. Sie hießen Milan Obrenowitsch und Nikola Petrowitsch. Das gesammte serbische Volk nannte sie zusammen, liebte und verehrte sie mit gleicher Hingebung und Aufrichtigkeit. Wieder einmal schien es, als gäbe es keine dynastische Frage im jungen Serbenlande. Milan glaubte aber gar oft, den Augenblick für gekommen, um ein persönliches Regiment im Lande einzuleben und alles aus dem Boden zu stampfen, was ihm dabei hinderlich sein konnte. Als man im Jahre 1889 in Wien wegen der „Aufbesserung Oesterreichs" durch den ethischen Abschluß eines Meistbegünstigungsvertrages mit England auf Ristitsch's Treue beschränkte, fand man bei Milan die allergrößte Vertrauenslosigkeit. Seither regiert er, mit der knappen Unterbrechung nach seiner zweijährigen Thronentsagung, ganz allein auf eigene Faust. Was sich inzwischen angehäuft hat, liegt auch in seiner Gesinnung und Denkart klar zu Tage. Es ist zu spät zu werden. Die schlechte Folge seines Regiments ist aber heute unverkennbar, daß, wie einmahls einhellig wurde, die dynastische Frage am Stande wird, erneut die gesammte Politik des kleinen [illegible]

[illegible] es auch diesmal möglich. Man darf eben nicht vergessen, daß die Gesammtheit dessen, was man in Serbien unter der dynastischen Frage versteht, im Laufe der letzten zwanzig Jahre eine durchgreifende Umgestaltung erfahren hat. Früher waren es die Anhänger der Obrenowitsche und jene der Karageorgewitsche, die einander stets feindlich gegenüberstanden und im gegebenen Augenblicke mit einander einen Strauß auszufechten hatten. Sie bildeten viele Jahre lang die zwei einzigen Parteien Serbiens. Nun hat das anders geworden. Zwischen beide hat sich im Laufe der Zeit die radicale Partei eingekeilt und die Massen mit sich gerissen. Diese war aber bekanntlich anfangs eine socialistisch-revolutionäre Partei und hat sich nur allmählich zu einer streng nationalen herausgebildet. Ihre Begründer und Führer schwärmten weder für die Obrenowitsche, noch für die Karageorgewitsche. Ihr Ideal war und ist vielleicht auch heute noch eine serbische Republik. Nur weil diese unter den heutigen Verhältnissen nicht recht möglich ist, hat Nikola Paschitsch seinerzeit den Grundsatz aufgestellt: „Wer das Serbenthum vom fremden Joche befreit und rein, so gut es eben thunlich ist, einigt, der möge sein Herrscher werden!" Diese Auffassung hat seither Schule gemacht, und man kann ohne Uebertreibung sagen, daß sie zur Stunde die landläufige ist. Dieser Auffassung ist es zuzuschreiben, wenn der Fürst von Montenegro und sein Haus auch ohne ihr Zuthun immer mehr und immer deutlicher in den Vordergrund treten. Nun liegt es aber anderseits auf der Hand, daß die Lösung dieser dynastischen Frage einstweilen im besten Falle nur Sache einer ziemlich fernen Zukunft sein könnte. Augenblicklich gilt es, das schöne, kleine Serbien, das sein ganzes ehemaliges Ansehen eingebüßt hat und sich bereits am Rande des politischen, moralischen und finanziellen Unterganges befindet, zu retten. Rafft sich König Alexander zu diesem Werke mannhaft und ernstlich auf, so wird er, wie die Dinge heute stehen, alle einsichtsvollen Politiker Serbiens, die verunsöhnlichen Radicalen ausgenommen, an seiner Seite haben. Nur muß er sich dazu ohne Zögern entschließen. Es gilt rasch und entschieden einzugreifen.

Alexander Petrowitsch.

Sexualjustiz und Sexualpolizei.

Wir haben in der Artikelreihe „Sexualethik" (Nr. 243, 244 und 245 der „Zeit") die Elemente durchgemustert, welche zusammenwirken, die sexualethischen Vorstellungen und Begriffe zu verwirren und die Verbreitung klarer, fester Grundsätze zu verhindern, und wir müssen nun noch kurz zeigen, wie Strafjustiz und Polizei die Verwirrung unheilbar machen. Sie thun es ja nicht bloß auf diesem Gebiet, sondern heute allgemein durch Classenjustiz, politische Processe, durch Verfolgung und Vexation aller den jeweilen herrschenden Cliquen Mißliebigen die sittliche Empfindung und namentlich das Gerechtigkeitsgefühl,*) aber auf diesem Gebiet macht sich ihre verderbliche Wirksamkeit besonders auffällig bemerkbar. Es ist bereits erwähnt worden, daß das Strafgesetz das Vermiethen von Wohnungen an Prostituierte als Kuppelei verbietet, während die Polizei die Dirnen controlliert und verpflichtet, sich allwöchentlich dem Arzte zu stellen. Jenes Strafgesetz und diese Polizeimaßregel würden sich doch nur dann miteinander vereinigen lassen, wenn die Dirnen entweder in Kasernen wohnten, die Staatssclaventhum wären, oder in Freiballons, deren Seile im Polizeibureau angebunden wären. So bietet der Staat seit mehr als zwanzig Jahren das Schaupiel einer von ihm selbst veranstalteten fortwährenden massenhaften Gesetzesübertretung. Die Polizei, die Obdachlosigkeit nicht duldet, zwingt sogar unter Umständen die Hausbesitzer, Dirnen aufzunehmen, und macht sich so direct des Vergehens der „Kuppelei" schuldig. Sie thut dieses auch dadurch, daß sie den Dirnen einen Gewerbeschein ausstellt. Ich reagte einmal den Polizeiinspector einer Mittelstadt, wie viel concessionierte Mädchen es in seinem Bezirk gebe. Er antwortete mit dem Ausdruck sittlicher Entrüstung: „Wir haben keine concessionierten, sondern nur unter Polizeicontrole stehende Mädchen." Ich erzählte das dem Bundkanzler, der die Polizeiformulare macht: der lachte und zeigte mir ein „Büchel": es war ein Gewerbeschein in optima forma. Wie aus einem von der Wiener „Arbeiter-Zeitung" vom 3. Februar mitgetheilten Steuerzettel hervorgeht, auf dem eine Gisarer Privatlaterne zu 1500 fl. Einkommen geschätzt ist, wird in Oesterreich der „Arbeitsverdienst" dieses Bewerbes sogar versteuert: ob das auch in Preußen der Fall ist, weiß ich nicht. Es ist unter diesen Umständen selbstverständlich, daß von 1000 Hausbesitzern, die Dirnen beherbergen, kaum einer bestraft wird. Was für eine Handhabung des Gesetzes! Und man darf in diesem Falle nicht sagen: es kam Niemes oder Dummeiam, da ein klarer Richter. Der ehemalige Redacteur der Staatsanwalt, der, wo es sich um Arbeiter oder um sozialpolitische Angelegenheiten handelt, nach jeder ihn gar nicht angehenden Richtung hetzt, treibt ganz genau, dass er nur

*) [illegible] [illegible] unter dem [illegible] [illegible] [illegible]

auf die Polizei zu schicken und sich die Liste der „Kuppler“ auszubitten braucht.*)

Aber der Begriff der strafbaren Kuppelei, wie er von unserer Justiz aufgefasst wird, ist an sich schon unhaltbar. Kuppelei ist die Vermittlung des geschlechtlichen Verkehrs zweier Personen und die Gelegenheitsmacherei. Es ist nun an sich schon eine ungeheuerliche Ausdehnung des Begriffes, wenn jedes Gestatten und jede Darbietung der Möglichkeit, wie das Zimmervermiethen, als Kuppelei bezeichnet wird. Dann aber: mag auch der Hehler oft schlimmer sein als der Stehler, verboten werden kann die Hehlerei doch nur dort, wo der Diebstahl verboten ist. Würde der Diebstahl erlaubt, so müsste auch die Verwahrung und der Verschleiß der gestohlenen Sachen erlaubt sein. Als strafbare Kuppelei kann also die fragliche Vermittlung nur soweit aufgefasst werden, als der Geschlechtsverkehr selbst strafbar ist. Das ist aber der Verkehr zwischen Männern und Prostituierten nun einmal nicht. Die „gewerbsmäßige Unzucht“ der Dirne ist nur so lange strafbar, als diese sich nicht unter Polizeiaufsicht stellt: thut sie dies, so wird sie fortan nicht mehr wegen Ausübung ihres Gewerbes, sondern nur noch wegen Uebertretung der Controlvorschriften bestraft; dem Manne aber ist es durch kein Gesetz verboten, Prostituierte zu besuchen. Strafbare Kuppelei ist es natürlich, wenn Kinder verschachert werden, wenn anständige Mädchen unter der Vorspiegelung eines anständigen Dienstes in öffentliche Häuser gelockt, wenn sie dort wider ihren Willen festgehalten werden, wenn sie sogar durch Misshandlungen gezwungen werden, sich preiszugeben, wenn Ehebrüchen Gelegenheit verschafft wird, mit Lebemännern Orgien zu feiern, und ich würde zehnjährige Zuchthaus mit täglicher Anspeitschung nicht für eine zu harte, im ersten, dritten und vierten Fall sogar noch für eine zu milde Strafe ansehen. Den Gründen des Widerstands und der Rechtswidrigkeit hat die Justiz damit erkommen, dass man Mütter wegen schwerer Kuppelei zu Zuchthaus verurtheilt, die den intimen Verkehr der Tochter mit ihrem Bräutigam gestattet oder nicht verhindert haben. Der tollste aller Fälle hat sich zu Breslau ereignet, wo es der erwachsene selbständige Sohn war, der die an den Feiertagen zum Besuch gekommene Braut einmal in der gemeinsamen engen Wohnung über Nacht da behalten hat. Abgesehen davon, dass in hundertfältigen von Fällen, die nachträglich durch die Geburt eines unehelichen Kindes offenbar werden, der Delict wird doch wohl nicht kleiner, sondern größer, wenn es nicht der verlobte Bräutigam war, der das Mädchen „verführt“ hat) keine Strafe eintritt, und dass die Bestrafung von je einer Schuldigen auf hunderttausend notorisch Schuldige eine schreiende Ungerechtigkeit ist, abgesehen ferner davon, dass es stets verächtliche Thürhorcher sind, die aus Rachsucht oder reiner Bosheit eine solche Sache denuncieren, und die jeder echte deutsche Mann mit einem Fußtritt hinausbefördern würde, abgesehen davon, dass unter Umständen ja noch Folgendes zu erwägen: Bei der heutigen Schwierigkeit, die Mädchen unterzubringen, halten es manche Mütter für Pflicht, dem Bräutigam Freiheiten zu gestatten, um ihn zu fesseln. In den höheren Ständen kommt es vor, dass man Gelegenheit schafft, und Zeugen bestellt, um beim Abfassen in flagranti eine Verlobung zu erzwingen; so hat vor reichlich dreißig Jahren ein armer schlesischer Adeliger seine Tochter zur steinreichen Gräfin gemacht. In unseren Gegenden ferner, wo die Erinnerung daran noch lebendig ist, dass vor dem Traualtare die Verlobung die Hochzeit löste, gegründete Erklärung des Consenses ohne Zeugen, Geistlichen und Standesbeamten Eheleute wurden, wird nach Verpflichtung der Verlobung die Vollziehung der Ehe für ein Recht der Brautleute angesehen, wie man aus Zimmermanns Hofschulzen weiß. Dann ist zu erwägen, dass die wirtschaftlichen und sonstigen Schwierigkeiten, die heute den Abschluss der Ehe zu verzögern pflegen, dem Bräutigam oft eine so überwenschliche Selbstüberwindung zumuten, dass er auch Spreidigkeit der Braut versuchen werden kann, auf Verlobung und Ehe ganz zu verzichten. Endlich kennt eine viele Landleute den vorehelichen intimen Verkehr für eine gebotene Vorsichtsmaßregel. Sittenpredigende Pfarrer bekommen von den Bauern Antworten, die sehr verständlich und unwiderleglich sind, sich aber hier nicht wiedergeben lassen;**) dass bei den Bauern die Ehen meist glücklich sind, die Gatten einander treu bleiben und auch in protestantischen Gegenden Scheidung fast niemals vorkommt, ist zwar nicht ausschließlich, aber doch zu einem großen Theil darauf zurückzuführen, dass bei der zwangslosigkeit des Landlebens die Brautleute einander in jeder Beziehung gründlich kennen lernen, ehe sie den entscheidenden Schritt thun. Also diese Zuchthausstrafen wegen sogenannter Kuppelei schreien zum Himmel. Der geschlechtliche Umgang zweier erwachsener Personen ist, auch wenn sie nicht verlobt sind, zweifellos gesetzlich erlaubt. Das Strafgesetz verbietet nur die Verführung von Mädchen im kindlichen Alter von noch nicht vierzehn Jahren. Die Lex Heinze (Regierungsentwurf) will das Schutzalter auf 16, die Heinze-Commission will es auf 18 Jahre erhöhen. Würde das Gesetz, dann würde sich allerdings die zulassende Mutter in dem Falle, dass die Tochter noch nicht achtzehn Jahre alt wäre, strafbarer Kuppelei schuldig machen.

Zu den Curiositäten der Sexualjustiz gehört ferner, dass wirklich schwere Sexualverbrechen lebensfo freilich auch gewisse andere Rohheitsverbrechen, namentlich Kindermißhandlungen) wunderbar mild bestraft werden. So z. B. um von hundert Fällen nur zwei aus neuester Zeit anzuführen, ist im April dieses Jahres in Bonn ein Polizeisergeant wegen Sittlichkeitsverbrechen an einem dreizehnjährigen Kinde, das er in sein Amtslocal gelockt hatte, nur zu einem Jahr Gefängnis verurtheilt worden; hier ist also der Verbrecher noch dazu ein Polizeibeamter in Dienst! Und im Winter wurde ein Student, der ein Mädchen vergewaltigt und die Widerstrebende mit dem Säbel schwer verwundet hatte, nur zu zwei Jahren Gefängnis verurtheilt; ich hätte, wenn ich Souverain wäre, den Kerl sofort mit Knüppeln todtschlagen lassen. Und wie rücksichtsvoll werden Kupplerinnen behandelt, die sich wirklich schwerer und strafbarer Kuppelei schuldig gemacht haben! Eine jener Damen, die in ihren Salons den Lebemännern „grünes Gemüse“ liefern, musste kürzlich aus dem Berliner Gefängnis zu einem Termin nach Dresden oder Leipzig gebracht werden. Man bewilligt ihr Bahnfahrt zweiter Classe, angeblich, weil ihr Reichsanwalt mitfuhr — als ob sie den unterwegs brauchte! Dagegen ist ein angesehener Redacteur und Dichter und durchaus ehrenwerter Mann zu einem Termin in Ketten transportiert worden, der eines sogenannten Religionsverbrechens wegen lief. Er sollte dieses Verbrechen in einem Roman begangen haben, in welchem Christus vorkommt; dieser spielt aber in dem Roman nicht etwa eine unwürdige Rolle, sondern eine höchst würdige, nur freilich eine, die den Hohenpriestern, Pharisäern und Schriftgelehrten nicht paßt.

Dass gewisse, wirklich schwere Sexualverbrechen gar nicht bestraft werden, ist bereits angedeutet worden; dass aber ein schlechter Kerl nicht nur nicht für sein Verbrechen bestraft wird, sondern auf seine Denunciation sein Opfer ins Gefängnis wandert, das ergenzt, um mit dem verstorbenen Mallinkrodt zu sprechen, das Knirschen des ganzen innern Menschen. Von vielen Fällen nur einen! Herr v. B. hat ein Verhältnis mit einem Mädchen. Sie gebiert einen Knaben. Der Vater verspricht, für das Kind zu sorgen, sobald er in der Lage sein wird. Für sich verlangt die Mutter nie etwas, weiß er wohl, dass der Mann arm ist; aber als sie verstummt, dass er sich mit einer reichen Frau verlobt hat, schickt sie den Knaben in die Bürgerschule, weil der Vater im Fall einer reichen Heirat die Mittel für eine bessere Schule versprochen hat. Sie erinnert ihn an sein Versprechen, bekommt aber keine Antwort. Durch die Drohung, sich an seine Braut zu wenden, schlägt sie 50 Mark heraus; macht mit den 30 Mark zusammen, die er früher einmal in einer Aengstheit des Knaben geipendet hat, 80 Mark. Das ist alles, was der Mensch für sein leibliches Kind und zur Lösung der eingegangenen Verpflichtungen gezahlt hat. Da dann weiter nichts kommt, pafst sie ihn einmal abends auf der Straße an, und da er sie kurz abweist und davonläuft, ruft sie ihm einen lauten Vorwurf nach. Da verklagt sie der Kerl wegen Erpressung, Beleidigung und Bedrohung, und sie wird zu sechs Wochen Gefängnis verurtheilt! Zun heidnischen Athen oder Rom wäre kein Richter für ein solches Urtheil zu haben gewesen! Zur selben Zeit, wo der Kerl mit seiner reichen Frau die Hochzeitsreise antrat, musste sein Opfer ins Loch.*)

Schon aus solchen Fällen geht hervor, dass in den mäßgebenden Kreisen nicht blos die Begriffe von Recht und Unrecht in Verwirrung gerathen sind, sondern dass auch die Empfindung dafür geschwunden ist, was nur gemein, niederträchtig, schurkenhaft gehalten werden muss. Es gibt in diesen Kreisen, wie ich schon bei einer anderen Gelegenheit gesagt habe, keine Ritterlichkeit mehr. Noch bewiesekräftiger sind für meine Ansicht gewisse Polizeihaten. Es ist wiederholt vorgekommen, dass ein gemeiner Kerl eine anständige Frauensperson auf der Straße belästigt, dass er sie, da sie ihm abweist, beim nächsten Schutzmann beschuldigt, sie habe ihn belästigt, dass der Schutzmann die Dame auf die Wache bringt und dass sie trotz Angabe ihrer Wohnung und ihrer Gründe, bei denen mit leichter Mühe Auskunft erlangt werden kann, nicht allein aber Nacht festgehalten, sondern sogar untersucht wird! Es foltet einige Selbstüberwindung, über eine solche bodenlose Gemeinheit kaltblütig zu sprechen, aber die folgenden vier Buchstaben wenigstens mussen

*) Nehmlich steht es mit der strafgesetzlichen Verfolgung. Der Beamte Polizei hatte die unterschlagenen Pfandsachen in eine Pfandleihanstalt gebracht, wo sie, da sie nicht ausgelöst wurden, verkauft wurden. Der Beamte hatte sich also nicht bereichert. Aber in der Disciplinarinstanz wurde er wegen Amtsmissbrauch zu sechsmonatlicher Dienstentlassung verurtheilt, ohne die strafgerichtliche Aburtheilung abzuwarten, welche man sicherlich auch nicht vermisste. Ein Beamter, der vor einigen Jahren verhaftet wurde, weil er Diebe, denen er auf der Spur war, durch Bestechung und Begünstigung des Verbrechens, und zwar selbst activ, gefangen hatte, wurde nicht nur freigesprochen, sondern auch in seinem Amte, wo er sich vortrefflich bewährt hatte, belassen. Ein Polizeicommissär, der sich bei Ausübung seiner Functionen, und zwar activ, der Bestechung schuldig gemacht hatte, wurde nicht nur freigesprochen, sondern auch in seinem Amte belassen. Ein Polizeiwachmann, der sich bei Ausübung seiner Functionen, und zwar activ, der Bestechung schuldig gemacht hatte, wurde nicht nur freigesprochen, sondern auch in seinem Amte belassen. Ein Polizeiwachmann, der sich bei Ausübung seiner Functionen, und zwar activ, der Bestechung schuldig gemacht hatte, wurde nicht nur freigesprochen, sondern auch in seinem Amte belassen.

**) Man wolle solche Antworten in Josef Seiß's Buch „Sexuelle Verhältnisse des niederösterreichischen Landvolkes“ (Wien, Deutsche Volksbuchhandlung, Oktober, 1899.)

*) Die Sache erfordert Nachsicht, weil [illegible] Kerl, von dem [illegible] Mädchen ein paar Jahren [illegible] ist, [illegible] Mutter [illegible] Kind [illegible] Mann [illegible] Mutter [illegible] Kind [illegible] Mann [illegible] Mutter [illegible] Kind [illegible] Mann

ausgesprochen werden: 1. Dass ein Schutzmann, der auf die Aussage eines unbekannten Mannes hin eine nicht dirnenhaft aussehende Frauensperson als Dirne verhaftet, entweder ein unzurechnungsfähiger Dummkopf oder ein gemeiner Kerl ist. 2. Dass es besser ist, 1000 Dirnen unbehelligt laufen zu lassen, als eine einzige anständige Frau als Dirne zu behandeln. 3. Dass ein Mann selbst dann schon gemein handelt, wenn er eine Frauensperson, die ihn wirklich belästigt hat, denunciert. Die Belästigung einer anständigen Frau oder Jungfrau auf der Strasse ist unter allen Umständen nicht bloß ein Vergehen, sondern ein Verbrechen — im heidnischen Rom wurde schon öffentliche Unhöflichkeit gegen eine Matrone bestraft — und es gehört dieses zu den Verbrechen, die viel, viel zu mild bestraft werden. Dagegen geschieht einem Manne gar kein Unrecht, wenn ihn ein Mädchen belästigt. Seine Ehre leidet nicht darunter, und der Gedanke, dass sie ihn „verführen“ könnte, wäre doch die allerseste aller Albernheiten. Ein Knabe, den ein Weib verschlepfen wollte, der müsste allerdings um Hilfe schreien und von der Polizei gesehützt werden; ist es doch wirklich vorgekommen, dass Knaben von 14, von 13, ja einmal einer von 12 Jahren, nicht von einer Dirne, sondern von einer zärtlichen Tante oder Frau Potiphar mit Gewalt zum Manne gemacht worden sind. Aber ein Mann, der die Hilfe der Polizei gegen eine Verführerin anruft — welche Lächerlichkeit! 4. Dass solche gemeinerweise denuncierte Frauen auch noch untersucht werden, ist eine Gemeinheit, die alle Begriffe überfleigt und sich mit Worten gar nicht qualificieren lässt. Die körperliche Untersuchung ist absolut sinn- und zwecklos, denn durch sie lässt sich weder ermitteln, ob das Mädchen eine Dirne ist, noch ob es den Denunciauten belästigt hat; sie kann also von den Beamten bloß zum Zweck der Befriedigung ihrer Lüsternheit vorgenommen worden sein. Man hat nicht gehört, dass diese Damen für ihren Eifer bestraft worden wären. Kurzum ist ja nun endlich ein Ministerialerlass an die Regierungspräsidenten ergangen, der das in solchen Fällen von den Polizeibeamten zu beobachtende Verfahren regelt, und dessen genaue Anwendung der Wiederholung ja scandalöser Fälle vorbeugen würde. Aber dieser Erlass würde ausgeblieben sein, wenn nicht die verwünschten Zeitungsschreiber einen heillosen Lärm vollführt hätten, und der Unsinn, dass übrhampt Denunciationen unbekannter Männer gegen Frauen wegen angeblicher „Sittlichkeitsvergehen“ brachtet werden, bleibt bestehen; er bildet den Ausgangspunkt für den Erlass.

Nehmen wir das alles zusammen, so empfangen wir den hoffentlich tänschenden Eindruck, dass drakonische Bestrafung einzelner verbältnismäßig leichter Vergehungen oder von Handlungen, die, dem Lichte besehen, gar keine Vergehungen sind, zusammen mit einer recht schlechten Behandlung der Prostituierten und mit Strafgesetzen, an deren Anwendung kein Mensch denkt, den Staat mit dem Heiligenschein rigorosester „christlicher Sittlichkeit“ schmücken, dass der Herrenwelt aber das Vergnügen beileibe nicht verdorben, vielmehr ihr Genuss vor allen Störungen und unangenehmen Folgen gesichert werden soll. Heine brauchte kaum nicht mehr zu bitten: Mamsier' mich nicht, mein liebes Kind! Wenn sie ihn unter den Linden grüßen wollte, würde sie sofort arretiert. Und bei den Kuppeleiprocessen, die hinter verschlossenen Thüren verhandelt werden, kommen, auch wenn es sich um Mädchen im kindlichen Alter handelt, niemals die Thäter auf die Anklagebank, sondern immer nur die Kupplerinnen *). Die Herren, denen diese gedient haben, werden nur als Zeugen geladen, und ihre Namen dürfen ausschalb des Gerichtssaales nicht genannt werden. Dieses, so wird gar mancher, hoffentlich ironisch, sidlichen, ist der Grund des Ausschlusses der Oeffentlichkeit bei „Sittlichkeitsprocessen“, nicht die Rücksicht auf die Volkssittlichkeit. Denn diese Rücksicht konnte bei beschränkter Oeffentlichkeit sehr gut gewahrt werden, wenn ersteus den Berichterstattern der Presse detaillierte Berichte verboten wären, und wenn zweitens keine überflüssigen Fragen gestellt würden. Ein klassisches Beispiel solcher unnöthiger Fragerei — hat neulich der Process Wolf dargeboten. Der Maler Wolf wurde des Meineids angeklagt, weil er, in einem früheren Processe als Zeuge vernommen, den geschlechtlichen Verkehr mit einem seiner Modelle, dessen ihn einige Personen beschuldigten, in Abrede gestellt hatte. Der ganze Process war von vornherein Unsinn, denn da sich die behauptete Handlung zwischen den beiden Personen hinter verschlossenen Thüren ohne Zeugen zugetragen haben wollte, so konnte, wenn die beiden Betheiligten beim Leugnen blieben, kein Indicienbeweis den Staatsanwalt zum Ziele bringen. Trotzdem wurde eine Woche lang und noch länger der Mann und sein Leben bis auf Hemd und Strumpfe durchsucht, wurde eine Unzahl von Menschen vernommen über alles, was er bei Tag und bei Nacht gethan, wurden seine Küsse gezählt und die Stellen genannt, auf die er geküsst hatte, wurden seine Liebesgedichte vorgelesen, wobei aber immer und immer nichts herauskam, als dass er zu den vom bösen Eros Gepeitschten gehörte, was ehedem jedermann wusste und was er offenherzig eingestand; zur Ermittelung der Thatsache aber, die man herauszukiegen wollte, trugen alle diese Pikanterien nicht das mindeste bei, und die Geschichte endete mit Freisprechung, wie jedermann schon am ersten Tage gewusst hatte. Und obgleich die große Oeffentlichkeit ausgeschlossen war, brachten die voruehmen Zeitungen jeden Tag unverkürzte stenographische Berichte; einen so setten Schmaus für die Lüsternheit, wie ihn ein französischer Romanschreiber zurecht zu machen verstehen *). Ich sagte mir: das ist doch selbst Arbeit! Nichtig! Kaum war der Process zu Ende, da verkündigten die Efferiden, solchen Scandalen müsse in Zukunft vorgebeugt werden, und gleich darauf kam die Regierungsvorlage, wonach die Oeffentlichkeit in allen Fällen wo u. s. w. vollständig ausgeschlossen und jede Mittheilung aus der geheimen Verhandlung strafbar sein sollte. Beim mündlichen Verfahren ist aber die Oeffentlichkeit die einzige Garantie guter Justiz. Die Oeffentlichkeit darf daher nur in solchen Fällen ausgeschlossen werden, wo durch das Bekanntwerden dessen, was wahrscheinlich ausgesagt werden wird, das Vaterland gefährdet würde. Solche Fälle können nur bei Hochverrathsprocessen vorkommen, und sind in Friedenszeiten auch da kaum denkbar. Wird aber die Oeffentlichkeit häufig und wegen Kleinigkeiten ausgeschlossen, so haben Staatsanwalt und Gerichtshof es stets in der Hand, statt des ordnungsmäßigen Verfahrens Willkür zu üben. Die Justiz geräth dann in Gefahr, Cadinetsjustiz, schlechtester Sorte zu werden, und das Vertrauen des Volkes zu ihr ist dahin.

Als charakteristisch verdient noch angeführt zu werden das Verhalten der Berliner Polizei in Sachen der Animierkneipen. Meiner Ansicht nach wäre die Sache doch ungeheuer einfach. Die Wirte und Wirtinnen dieser Locale konnten sämmtlich ins Gefängnis oder Zuchthaus gesperrt werden ersteus wegen Kuppelei, weitens wegen Nöthigung, indem sie die Mädchen zum unmäßigen Trinken zwangen, drittens wegen Raub, da die Getränke, die sich der Gast bestellt, vor seinen Augen von anderen Personen ausgetrunken werden, viertens wegen Betrugs, da die Getränke zu einem unverschämt hohen Preise angerechnet werden. Weit entfernt von diesem einfachen Verfahren liefen die Behörden sogar Magen von solchen Wirten gegen Gäste zu, welche die ungerechtfertigte Forderung nicht vollständig bezahlt haben, und fragt ein Richter den angeklagten gemüthlichen Sachsen, der sich darüber wundert, vorwurfsvoll, ob er denn nicht wisse, wie es in einer Berliner Damenkneipe zugehe! Und als der Unwille über diese Wirthschaft groß wird, was geschieht da? Die Polizei verbietet den Kellnerinnen, sich zu den Gästen zu setzen, d. h. sie erklärt alle Kellnerinnen für Dirnen; denn warum eine anständige Kellnerin sich nicht mit ihrem Stricksirumpf zu einem einsamen Gaste setzen und ihn unterhalten sollte, das ist doch nicht abzusehen. Ländliche und kleinstädtische Wirtinnen, ihre Töchter und Gehilfinnen thun das ganz allgemein, und dabei wird nichts Arges weder verübt noch gedacht. In Berlin aber steigern die Animierlocale trotz des Verbotes angeblich weiter. Hingegen ist der Animierbetrieb eines solchen Locals verurtheilt worden, aber nicht etwa als Zuhälter, sondern weil er einen jungen Burschen, den er von seinem Frauenzimmer ausspionieren ließ, zu Fälschungen und Unterschlagungen im Gesammtbetrage von 11.000 Mark angestiftet hatte. Das ist bloße Ungeschicklichkeit, dass man diesen, für junge Leute sehr gefährlichen Kuppelerbetrieb nicht beizukommen vermag, oder gehört es zu dem System, mit einem Heiligenschein zu verdecken, was man gar nicht abschaffen will?

Fortsetzung folgt.

Moriz. Karl Jentsch.

Ein Nachzügler des Materialismus.

Ein mir von der Redaction der „Zeit“ zur Besprechung zugesandtes Buch *) hat mir die Bekanntschaft des wunderlichen Denkers vermittelt, über den ich hier etwas ausführlicher Bericht erstatte, nicht nur, weil dies die trotz aller Verirrungen bedeutende intellectuelle Potenz des Mannes verdient, sondern auch, weil die merkwürdige Art, wie dieser Mann zu dem Problem des Lebens, der Entwicklung und des Bewusstseins zu Felde geht, Gelegenheit gibt, ihren Sinn, wenn auch in gedrängter Gestalt, den Lesern darzulegen.

Das eine von drei behandelte Problem ist das des Lebens. Es sieht ihm dabei die organischen Wesen, von den einfachsten Zelle

bis zum Menschen, die Eignung besitzen, auf äußere Einwirkungen (Reize) in einer ihrem eigenen Bestande, resp. dem ihrer Nachkommen förderlichen Weise zu reagieren, also ein Streben nach Selbst- und Arterhaltung zeigen. Ueber dieses Factum ist kein Streit: dieser beginnt erst mit der Frage, wie wir es unserem Weltbilde einglieder, es verstehen oder erklären sollen.

Hier scheinen drei Auffassungen möglich. Die älteste mag die animistische heißen. Nach dem Vorgange populärer Anschauungen erklärt die aristotelisch-thomistische Philosophie diese Besonderheit der Organismen daraus, daß in ihnen mit der Materie eine immaterielle Subjtanz, die Seele, verschmolzen, und daß diese Verschmelzung die Ursache jenes Selbst- und Arterhaltungsstrebens sei.

Die zweite Auffassung ist die mechanistische. Sie faßt auf der Analogie der Organismen mit den Maschinen und stellt die Forderung auf, alle Erscheinungen des Lebens als Wirkungen der uns bekannten, auch anderwärts der Organismen wirksamen Naturkräfte zu erklären. Den ersten, freilich sehr plumpen derartigen Erklärungsversuch hat Descartes vorgebracht, von dem auch die berüchtigte Gleichsetzung Thier = Automat herrührt. In unserer Zeit mühen sich zahlreiche verdienstvolle Naturforscher damit ab, das Programm der mechanistischen Auffassung zu erfüllen: alle Lebensfunctionen als Wirkungen mechanischer, chemischer rc. Kräfte zu erklären.

Die dritte Auffassung ist die vitalistische. Ihr zufolge weisen die Lebensäußerungen der Organismen radicale Besonderheiten auf, die die Forderung der mechanistischen Lehre unerfüllbar machen. Die Kraftäußerungen der Lebewesen können nach ihr auf andere Naturkräfte ebenjowenig zurückgeführt werden, wie etwa die elektrischen Phänomene auf die Gesetze der Mechanik oder Chemie. Sie kommen vielmehr nur unter besondere, physiologische Gesetze gebracht werden, in denen die Lebenskraft dieselbe Rolle spielt, wie etwa die Schwere in der Mechanik. Diese Anschauung, welche die Naturphilosophie und Medicin des 18. und 19. unter Jahrhunderts beherrscht hat, ist neuerdings von bedeutenden Forschern, den sogenannten Neo-Vitalisten, wieder zu Ansehen gebracht worden.

Dies in aller Kürze der Stand der Frage. Was thut nun Herr Haupsaul? Er stellt das Factum fest, daß alle Lebewesen nach Selbst- und Arterhaltung streben, und als Erklärung hiefür gibt er ein angeblich von ihm entdecktes Naturgesetz aus: das „Gesetz des natürlichen Egoismus" der organischen Wesen.

Ich brauche wohl nach dem Gesagten nicht weiter auszuführen, daß dieser „natürliche Egoismus" nichts anderes ist, als ein neuer Name für eine alte Sache, nämlich für die Lebenskraft.

Das zweite in dem vorliegenden Buche behandelte Problem ist das der Entwicklung. Hier stehen wir alle im Banne der Descendenztheorie (Lehre von der Entstehung der Arten auseinander). Ob diese Theorie eine letzte, objective Wahrheit ausspricht, oder ob sie sich am Ende nur als ein Verauschaulichungsmittel für das begriffliche Verhältnis von Arttypen erweisen sollte — wird sich wohl in späteren Zeiten herausstellen. Jedenfalls entspricht sie einer Seite der Wahrheit, und in Deshalb von unermeßlichem Werte als „heuristisches Princip", dessen fruchtbringende Anwendung auf die verschiedensten Gebiete unsere Einsichten außerordentlich vermehrt hat, und noch weiter vermehren wird. Es ist also ganz in der Ordnung, wenn die Entwicklung der Arten (Evolution) bis auf weiteres als thatsächlich angenommen wird.

Allein alsbald ergibt sich die neue Schwierigkeit: woher diese Entwicklung? Insbesondere: läßt sie sich als Folge aus den uns sonst bekannten Eigenschaften organischer Wesen verstehen? Wie kann aus dem allen Organismen inne wohnenden Streben nach Erhaltung ein Fortschritt — als abgeleitet werden?

Auf diese Fragen sind wir drei Antworten bekannt: zwei bejahende, eine verneinende. Die erste, bekanntete, hat Darwin gegeben, sie ist durch die Schlagworte: Spontane Variation, Kampf ums Dasein, Ueberleben der Tauglichsten charakterisiert. Man kann wohl heute schon aussprechen, daß diese Auffassung auf die Dauer ihre Alleinherrschaft nicht behaupten wird; zu viele und bedeutsame Facta, vor allem die Entstehung von in ihren Anfängen unnützen Organen und die correspondierenden Veränderungen mehrerer Körperteile, finden auch durch sie naturbedeutet.

Die zweite Antwort, die sich an den Namen Lamarck knüpft, geht von dem Phänomene der Uebung aus. Der Gebrauch steigert die Fähigkeit — wie weit man mit diesem Schlüssel in das Labyrinth der Thatsachen wird vordringen können, weiß ich nicht zu sagen.

Die dritte Antwort bietet eine Analogie zum Vitalismus. Sie leugnet, daß die Evolution aus anderweitig bekannten Eigenschaften der Organismen erklärt werden könne, und postuliert für die organischen Wesen einen eigenen Trieb zur Entwicklung, der mit einem Worte von Karl Ernst von Baer als „Zielstrebigkeit" bezeichnet werden kann.

Herrn Haupsaul erscheint die Sache viel einfacher. Da er die Lebewesen mit dem „natürlichen Egoismus" begabt hat, so schließt er, sie wurden auch diesem „Gesetze" auch ihre eigene Cognitation verändern, wenn dies zu ihrer Erhaltung unter neuen Bedingungen beitragen kann. Der „natürliche Egoismus" erzwingt somit unter der Einwirkung der „Umgebung" die „Anpassung". Wir anderen waren bisher der Meinung, die Schwierigkeit liege eben in der Frage, wie diese Anpassung vor sich gehe.

Eine richtige, wenngleich nicht neue Erkenntnis deß Herrn Haupsaul ist es, daß sich der Begriff der Anpassung auch auf die Entwicklung des Zentralnervensystems anwenden lasse. Auch dieses verändert seine einsbesondere Nerven- und Gehirn-Structur in einer, seinem Leben zuträglichen Weise. So muß zum Beispiel jenes „Ideenassociationen", infolge deren gleichzeitig empfangene Eindrücke zusammen reproduciert werden, eine Veränderung der Hirnstructur zu Grunde liegen, die der Gesetzlichkeit des äußeren Geschehens bis zu einem gewissen Grade „angepaßt" ist.

Anstatt nun aber den also erweiterten Begriff der Anpassung auf dauernde Aenderungen der Organisation einzuschränken, geht Herr Haupsaul noch einen Schritt weiter und begreift unter „Anpassung" auch alle einzelnen, vorübergehenden Lebensäußerungen und Handlungen. Nicht nur meine Eigenschaft, bei Nahrungsmangel Hunger zu empfinden,* ist nach ihm eine Anpassung, sondern auch jeder einzelne Act der Nahrungsaufnahme. Und dies, daß jede Reaction auf einen Reiz erfolgt — woran niemand zweifelt — gerade dies nennt Herr Haupsaul sein „Anpassungsgesetz". Allein durch solche Confundierung der Begriffe „Structur" und „Function" wird der Begriff der Anpassung völlig wertlos. Jede Lebensäußerung wird jetzt plötzlich erklärt: durch den „natürlichen Egoismus" und durch die „Anpassung". (Man vergleiche Seite 39 mit Seite 143.)

Doch es ist Zeit, daß wir uns dem Hauptgegenstande der „Seelentheorie", dem Problème des Bewußtseins, zuwenden. Wir wissen nicht nur von Dingen außer uns, sondern wir erleben auch in uns ein Geschehen, das von ganz anderer Art ist als jene. Zunächst Freude und Leid, Hoffnung und Furcht, Begierde und Abscheu: also „Gefühle" und „Begehrungen". Dann Bilder von Vergangenem und Möglichem in Traum, Einbildung und Erinnerung: also „Phantasie-" und „Gedächtnisvorstellungen". Endlich wissen wir zu auch von den Dingen außer uns nicht unmittelbar, sondern sie sind uns, wenn wir uns recht besinnen, durch die Eindrücke bekannt, die wir auf sie beziehen: durch Hell und Dunkel, Laut und Leise, Hart und Weich rc. rc.: also durch „Sinnesempfindungen". Die Gesamtheit aller dieser Erlebnisse nennen wir: Bewußtsein.

In Beziehung auf dieses Bewußtsein sind neben vielen anderen hauptsächlich zwei Fragen aufgeworfen worden: wie wir es an sich und wie wir es in seinen Verhältnissen zum Körper verstehen sollen? Unsere Ansichten darüber gehen auf Tage Substanzen zu beziehen, hat frühzeitig die Auffassung nahe gelegt, die Erscheinungen des Bewußtseins als Thätigkeiten einer Seele anzusehen. Diese Ansicht ist bis in unsere Zeit die herrschende gewesen und findet auch heute noch unter namhaften Denkern Anhänger. Für sie spricht vor allem der Umstand, daß unsere einzelnen Bewußtseinserscheinungen nicht isoliert auftauchen und wieder verschwinden, sondern daß es scheint, sie bildeten zusammen eine ein heitliche Persönlichkeit: etwas in uns Seine sie zusammenhalte vor gleichen, untereinander in Beziehung setzen, und dieses Etwas lasse sich als ein einheitlicher Träger des Bewußtseins, als die Seele substanz deuten.

Im Gegensatze zu dieser „Seelentheorie" ist in der neueren Psychologie ein „psychischer Phänomenalismus" herrschend geworden, der von der Annahme ausgeht, daß uns in den Bewußtseinserscheinungen kein beharrendes Element gegeben sei, der ihre einheitliche Zubejehungsung als Einzel- und Massenwirkungen der Bewußtseinsphänomene auf einander zu verstehen sucht, und der demgemäß alle Bewußtseinserlebnisse als ein „substratloses Geschehen" auffaßt.

Ganz unabhängig von dieser Frage ist die andere nach den Beziehungen des Bewußtseins zum Körper. Fest steht, daß eine große Zahl von Bewußtseinserscheinungen die normale Function gewisser Partien des Nervensystems, und insbesondere des Gehirns zur Voraussetzung hat. Die einzige Arbeit der Gehirnphysiologen hat wenigstens so viel ergeben, ohne Zweifel seinen Einfluß auf die Erinnerungen und Phantasievorstellungen — und damit zur das Denken, sowie für die Gestalt ist eine derartige Localisation bisher nicht gelungen. Es sind daher noch immer zwei Auffassungen über das Verhältnis von Bewußtseinsvorgang und Gehirnvorgang denkbar. Man kann sich vorstellen, daß ein äußerer Reiz z. B. eine Schallwelle eine Erregung des Gehörs-Nerven, und diese einen physiologischen Proceß im Gehörs-Centrum erzeugt, dass dieser körperliche Proceß in einer uns unbekannten Weise den Bewußtseinsvorgang „Ton-Empfindung" weckt, dass dieser Bewußtseinsvorgang andere Bewußtseinsvorgänge Erinnerungen, Gefühle, Begehrungen, nach sich zieht, und dass schließlich der letzte

* Ist das Gefühl des Hungers eine Anpassung? Ist es nicht vielmehr ein Zeichen dafür, daß die Anpassung nicht vollkommen ist, daß sie versagt hat?

Digitized by Google

Bewusstseinsvorgang (etwa das „Greifenwollen") in ebenso unfassbarer Weise in dem (Arm-) Bewegungscentrum jene neue körperliche Erregung hervorruft, die, zu den betreffenden Muskeln fortgeleitet, endlich zu einer (Arm-) Bewegung führt. Diese Auffassung, die der alte Cartesius in naiver Weise als „Stoßen" und Gestoßenwerden der Seele formuliert hat, kann man den psychophysischen Dualismus nennen.

Ihm steht der heute weit mehr verbreitete psychophysische Parallelismus gegenüber. Darnach hat man sich zu denken, dass die Reihe der körperlichen Gehirnvorgänge nicht im Sinnescentrum (oder an irgend einem andern Punkte) abreißt, um im Bewegungscentrum wieder anzusetzen, sondern dass jede Erregung des letzteren aus der des ersteren entstehe, und zwar durch Vermittlung von Zwischengliedern (anderen Gehirnprocessen), von denen wir vorläufig nur das eine wissen, dass an sie die psychischen Zwischenglieder (vorstellen, denken, fühlen, begehren) in derselben Weise gebunden sind, wie die Sinnesempfindungen an die Erregung des Sinnescentrums und die Willkürbewegung an die Erregung des Bewegungscentrums. Nach dieser Theorie besteht also zwischen Reiz und Bewegung eine lückenlose körperliche Causalreihe, und die entsprechenden Bewusstseinsvorgänge, welche eine Reihe für sich bilden, gehen ihnen lediglich parallel; sie sind ohne Einfluss auf das schließliche körperliche Geschehen, also bloße Begleiterscheinungen. Dass diese letztere Theorie, wonach unser „Entschluss" nicht die eigentliche Ursache unserer Handlungen wäre, sich ebenso schwer mit unserem natürlichen Gefühl zusammenreimen lässt, wie die erstere, wonach ein körperlicher Vorgang durch eine immaterielle Einwirkung zustande kommen soll, mit dem Gesetze von der Erhaltung der Energie, braucht nicht eingehender dargelegt zu werden.

Auf eines aber möchte ich hier noch hinweisen, nämlich auf eine Folgerung, die m. E. von niemandem abgewiesen werden kann, der den psychophysischen Parallelismus und zugleich die Entwicklungslehre acceptiert. Wenn nämlich das Bewusstsein auf die Handlungen des Organismus keinen Einfluss nimmt, vielmehr bloß die automatische Reaction des Körpers begleitet, so kann es auch für die Selbst- und Arterhaltung des betreffenden Wesens keinen Nutzen gewähren, und es kann daher nicht wie alle übrigen Organe im Verlaufe der Entwicklung um eines solchen biologischen Nutzens willen hervorgebracht und ausgebildet worden sein. Kein Organismus konnte in seinem Bestande dadurch gefördert werden, dass seine, an sich schon zweckmäßige Reaction von der Erscheinung „Bewusstsein" begleitet wurde, und ebenwenig dadurch, dass die Begleiterscheinung sich in denselben Maße complicierte, wie seine Fähigkeit zweckmäßiger Reactionen. Woher aber dann das Bewusstsein und seine offenkundige Entwicklung? Es bleibt, so viel ich sehe, keine andere Annahme übrig, als die, dass irgendwo in der Reihe der Vorformen des Bewusstseins jeder Materie innewohnen, und dass daher eine fortschreitende Organisation materieller Theile zu Organismen ohne eine entsprechende Organisation von Bewusstseinselementen zu einem Gesammtbewusstsein unmöglich war. Aus den beiden Theorien der Evolution und des psychophysischen Parallelismus folgt daher m. E. mit Nothwendigkeit die Theorie der „Allbeseelung".

Wie verhält sich nun Herr Hauspaul zu dieser Gruppe schwieriger Probleme? Das ganze Buch läuft darauf ab, die „Seelentheorie" zu widerlegen, und fragt man nach den zahllosen Wiederholungen der These, alle Aeußerungen von Willen und Verstand giengen „körperlich", „automatisch", „mechanisch" vor sich. Man denkt zunächst, dies bedeute nichts anderes, als dass der Verfasser auf dem Boden der oben skizzierten Theorien des „psychologischen Phänomenalismus" und „psychophysischen Parallelismus" stehe. Dieser Eindruck wird zunächst bestärkt, wenn zum Beispiel Seite 85 das Bewusstsein als einfachste Begleiterscheinung körperlicher Vorgänge bezeichnet, und seine Entstehung „erklärt" wird. Allein eben diese „Erklärung" belehrt uns eines Besseren. „Dies" — heißt es am angeführten Orte — nämlich dass die Menschen „ihres inhaerirten Wollens und Wahrnehmens sich bewusst werden", „kommt daher, dass die Mechanik ihres Gehirns . . . auch der Reproduction der oben früher in der Form von Associationen z. eingetretenen Angepasstheiten nicht entrathen und dabei nicht verhindern kann, dass zur Verbrüderung der Thatsachen der ehedem vergesellschaftet gewesenen Gehirnmechanismen das „Gewollte" und „Wahrgenommene" zum Gegenstand sich bewusst machen . . ."

Dass weder so noch durch irgend welche andere materielle Vorgänge das „Bewusstsein" entstehen kann, wird alsbald darzulegen sein. Was vielmehr aus diese oder ähnliche Art möglicherweise entstehen kann, ist das sogenannte „Selbstbewusstsein", nämlich das Bewusstsein vom eigenen Bewusstsein, das aber eben das Bewusstsein in einen Bewusstseins sehen voraussetzt. An der That wird [illegible] Seite 55 — „Was ist [illegible] Ich" — [illegible] Ich" — [illegible] Ich" —

unter unseren Augen nach und nach zu jener monumentalen Einheit, deren Macht wir an jedem ursprünglichen und echten Stil bewundern.

Es ist etwas Großes um diese Macht einer Idee, aber in der Größe liegt auch eine Gefahr. Von der Gewalt der Idee über die Dinge bis zur Vergewaltigung der Dinge durch die Idee ist nur ein Schritt. Begreiflich scheint es daher, wenn angesichts des kommenden Stiles unsere Besten eine Art Heimweh beschleicht nach Zeiten, die minder monumental dachten, aber auch eines liebevolleren Eingehens fähig waren auf die kleinen Lannen der Natur.

Solch' eine Zeit war die frühe Renaissance, das Quattrocento. Stillos im eigentlichen Sinne war diese Zeit, wo sie die gothischen Thürme unvollendet ließen und sich's lieber mit Kleinigkeiten behaglich machten in den vorher missachteten Ecken und Winkeln der Kapellen. Man ließ den kleinlichsten ihren Eigensinnlichen und zwang ihnen nicht die Größe einer gewaltigen Idee auf. Diese Toleranz, die heute langsam schwindet, schwinden muss, schaffte dem Quattrocento seine Freunde und gab uns eine erlesene Literatur über die Aeußerungen jener seligsamen Zeit, die so groß war im Kleinen.

Dennoch, im ganzen Wesen der Quattrocento-Schwärmerei war es begründet, dass sie so sicher nur Intermezzo bleiben könne, wie das Quattrocento selbst nur Intermezzo war zwischen Gothik und classischer Kunst. Die Anschauung wird mehr und mehr allgemein, dass die frühe Renaissance wohl doch nur schönes Unkraut trieb auf den Trümmern eines verfallenen Stiles, und dass das Unkraut weggeätzet werden musste, als man sich an einen ernsten Neubau machte. Der größte Historiograph des Quattrocento, Jacob Burckhardt, wurde mehr und mehr Bewunderer der späteren classischen Zeit. Sein bedeutendster Schüler, Heinrich Wölfflin, hat nun die Erforschung dieser classischen Epoche als Erbe übernommen und in seinem Geiste neuerdings ein Buch herausgegeben, das den Titel führt: „Die classische Kunst, eine Einführung in die italienische Renaissance" (München, bei Bruckmann 1899). Seinem rein thatsächlichen Inhalt nach ist das Buch nichts anderes als eine kunsthistorische Untersuchung, aber die Größe der Gesichtspunkte, unter denen es entstand, lassen es für ein größeres Publicum als nur das der Kunsthistoriker bedeutend erscheinen.

*

1516 erschien in Urbino ein kleines Büchlein, in dem ein Graf Castiglione Cavalieren und solchen, die es werden wollen, die Eigenschaften auseinanderlegt, die das Wesen eines vollkommenen Edelmannes ausmachen. Dem gebildeten Leser wird immer wieder als sein eigentliches Wesen in den Vordergrund geschoben. Quella gravità riposata, die den Spanier auszeichne. Es wird gesagt, dass es für den vornehmen Mann unschicklich sei, schnelle Tänze mitzumachen (non entri in quella prestezza de' pieli e duplicati ribattimenti), und ebenso lautet die Vorschrift für die Damen, sie sollten alle heftigen Bewegungen vermeiden. Alles soll haben la molle dolcezza". (Wölfflin, Seite 198).

Das Büchlein des Castiglione trifft nicht allein da. Die „Discursion über das Schickliche und Unschickliche" war allgemein geworden. „Vornehm" wollte man erscheinen, vornehm um jeden Preis, in seiner Rede, seiner Kleidung, in Haltung und Gang. War man früher in neugieriger Hast den Dingen entgegengeeilt, so ließ man jetzt ruhig alles an sich herankommen, und musste man ja einmal aus seiner Stellung heraus, so war es ein gelassen würdiges Schreiten. In raschen und heftigen Geberden hatte man früher die Stimmungen sich entladen lassen, in denen die Eindrücke seelisch sich umsetzten. Auch das galt jetzt nicht mehr für würdig anständig. Die Zeit der „Vornehmheit auf spanische Weise" war gekommen. Nur große Gesten waren fortan gedultet, der großen Geste aber war alles Intime unzugänglich, und selbst die starken Affecte noch gab sie in überlegen ruhiger Weise wieder.

Andere Gesten, andere Künstler. In Quattrocento, jener zwanglosen Zeit, in der man „mit dem Leben auf Du und Du stand", hatten Architekten und Bildhauer, Maler und Dichter in ihrer Kunst sich nicht anders gegeben, als auch die kleinen und großen Leute sich im Leben gaben. Man empfand es nicht als verneunswürdig, wenn der Condottiere eines Reiterstandbildes durch schneidige Haltung zu imponieren suchte. Man fand es sehr begreiflich, wenn die Jünger mit höchst häßlichen Mienen die Leiche ihres Herrn umstanden, und wenn die Zuschauer einer dramatischen Scene nicht alle an den Vorgängen Antheil nahmen, so war auch das ganz in der Ordnung.

Das alles musste anders werden, sobald erst einmal die große Geste, die schon das Leben für sich erobert hatte, Eingang fand auch in die Kunst. Eine Ausscheidung des Unpassenden war die erste Folge. Wenn der Künstler etwas erzählen will, soll er es einfach erzählen und nicht wie ein unaufmerksames Kind Augen haben für Dinge, die nicht zur Sache gehören. Er soll uns nicht mehr Personen vorführen, als er unumgänglich braucht, er soll die Personen sich so benehmen lassen, dass kein Cavalierino an ihnen etwas auszusetzen fände, und selbst das Licht, das die ganze Scene beleuchtet, soll die Eigenschaften gefälliger Vornehmheit bewahren und nicht, wie es das im Quattrocento that, unruhig sich bald in einem Krystall, bald einem Thautropfen spiegeln. Bewegliche Wesen in flatterudeu Kleidern, blühende Wiesen und lustige Hallen, das war die frühe Renaissance. Große Gestalten mit großen Gesten, und die großen Actionen überstrahlt von einem breiten Licht, das war das Cinquecento, die classische Zeit.

Aber dieser Gegensatz zeigt uns den Unterschied, der das fünfzehnte Jahrhundert künstlerisch vom sechzehnten trennt, noch keineswegs in vollem Umfang. Die Forderung dort der kleinen und hier der großen Geberde stellte die Zeit an die Künstler ebensogut wie an die Gelehrten, oder Staatsmänner, oder Militärs. Wie nun fanden die Künstler mit der allgemeinen Zeitangabe sich im Besonderen ab? Welche Begründung geben sie, wo sie sie anwandten, der großen und der kleinen Geste?

Es ist bezeichnend für den Quattrocentocultus unserer Kunstgelehrten, dass sich in ihren Büchern so viele und feinsinnige Erläuterungen von dem „expischen" Wesen der frühen Renaissance finden, und dass ihre Definitionen vom eigentlichen Wesen des Cinquecento in solch unsäglichere Allgemeinheiten zerfließen. Hier setzt Wölfflin ein. Mit kurzen Worten geht er über das so oft Erläuterte hinweg, und sucht nach immer neuen Bildern und Begriffen, um die Motive zu vergegenständlichen, die zur großen Geste der Classik führten.

Und das Resultat?

Die Physiker unterscheiden zwischen guten und schlechten Wärmeleitern. Die guten nehmen Wärme und Kälte, wie sie ihnen zugeführt wird, leicht an, verlieren sie aber auch leicht, wird ihnen die Quelle entzogen. Die schlechten sind der Einwirkung minder leicht zugänglich, aber einmal erhitzt oder erkältet, bleiben sie auch lange, was sie wurden.

Gute und schlechte Leiter der Leidenschaft, das sind die Kunstwerke des Quattro- und des Cinquecento. Leicht erregt und leicht beschwichtigt zeigen sich die beweglichen Gestalten der Frührenaissance, die Menschen der großen Geste dagegen waren schwer erhitzt und schwer besänftigt. Indem sie den tiefsten Problem ihrer Zeit nachgrübelten und es in ihrer Art zu lösen suchten, wurden die Künstler der classischen Zeit reif zu den Werken, die sie uns gaben. Ihre Gemälde und Statuen sind Darstellungen der Affecte, dieser Affecte, die sie so schwer annahmen und nun so rein und unverwindert in sich tragen. In Gemälden der Frührenaissance sehen wir unter den Leuten, die vom Vorgang in einer Weise ergriffen sind, dass sich ihre Mienen bis zur Verzerrung krampfen oder dehnen, andere von einer Gleichgiltigkeit, dass sie aus dem Bilde heraus uns ansehen können, und das „mit einer wahrhaft verblüffenden Selbstverständlichkeit." Warum ist dergleichen in den Bildern der classischen Zeit nicht mehr möglich? Weil der Affect in ihnen herrscht, weil alles ausgeht im Affect, ja von ihm geleitet wird bis in die unscheinbarste Handbewegung hinein, bis in den Faltenwurf der Gewände, der dieselbe Sprache spricht, wie die Menschen jener gewaltigen Zeit, der Sprache der großen Geste.

*

Rein literarisch betrachtet ist Wölfflins Werk ein Product der Uebergangszeit, in der wir uns heute befinden, und in der der Wille zu einem neuen Stil einzuweihen noch stärker ist, als der neue Stil selbst. Formal ist an dem Buche kein Tadel. Diese edel gemessene Sprache, die jede gangbare Redensart stolz verschmäht, ist von einer seltenen Reinheit und Gewissenhaftigkeit. Nur in der großen Gliederung möchte man Manches anders wünschen. Das Buch zerfällt in zwei Theile. Im ersten schildert Wölfflin das historische Werden des classischen Stiles, in zweiten, systematischen, charakterisiert er sein Wesen. Den systematischen Theil fasst Wölfflin selbst nur als eine „Gegenprobe" auf, weshalb ihn ihm vor allem der historische. Aber gerade an ihm stört die von Wölfflin gewählte Methode. „Leonardo, Michelangelo bis 1520, Raffael, Fra Bartolommeo, Andrea del Sarto, Michelangelo nach 1520" lauten die Capitel überschriften. Man sieht, ein Rest vom alten „Heroenculi" ist im Historiker Wölfflin noch lebendig. Der Heroencult aber war die Weltanschauung einer stillosen Zeit, er war individuell anatrocentistisch. Die Heroen standen im Mittelpunkte der Dinge ganz wie in jenen Bildern der Frührenaissance die Personen, die an mittelbar seelischer Arbeit waren an der Scene: leidenschaftlich, jeder Regung zugänglich, alle Handlung für sich beanspruchend. Neben ihnen aber, die immer nur Wenige bleiben, standen unzählige Gleichgiltige und sahen aus dem Rahmen des Bildes hinaus. Wir heute mögen von dieser Weltanschauung nichts mehr wissen, und mehr, als das bei Wölfflin der Fall ist, verlangen wir eine klare Hervorstellung des rein Persönlichen unter die großen dynamischen Ideen walten der Zeit.

Aber keiner wird endlich gegenüber diesem so durchaus erlesenen Buche wenn wir Wölfflin noch der Lectüre so genau zu sagen wissen, wie er es noch besser hatte machen können, so danken wir doch Wölfflin selbst. Er hat uns die Augen geöffnet für so manches, was wir vorher nicht sahen, und dafür wollen wir ihm dankbar sein.

Berlin. Wilhelm Hausenstein.

Digitized by Google

Van Dyck.

(Zur vierhundertjährigen Gedenkfeier.)

Es ist nicht immer die starke Sprache mächtiger Genies, die am besten im Gedächtnisse der Menschen haften bleibt; die durchdringende Stimme liebenswürdiger Geister hält oft länger vor und findet stärkeren Widerhall.

Ungefähr mit diesen Worten begann Herr George Lafenestre den Artikel, welchen er im Jahre 1882 in der Revue des Deux-Mondes veröffentlichte, und in dem er zwei damals neue Biographien des Van Dyck besprach: „Antoine Van Dyck, sein Leben und seine Werke“ von Guiffrey und „Van Dyck und seine Schüler“ von Alfred Michiels.

Diese beiden Werke von sehr verschiedener Form hatten doch das eine gemeinsam, dass sie als Producte einer langen und eindringenden Untersuchung von treuen und begeisterten Kennern geschrieben wurden; von Schriftstellern, die übrigens beide zur Grundlage ihrer Arbeit dasjenige, das zu jener Zeit unveröffentlichte und im Museum des Louvre aufbewahrte Manuscript gemacht haben. Die Existenz dieser kostbaren Urkunde, die im Jahre 1854 in der Versteigerung Goddé von der Museumsverwaltung angekauft wurde, war nicht unbekannt. Herr von Montaigeon in seiner Anmerkung über das Brüsseler Museum, Herr von Chennevières in seinem Anhang zu „Abecedario“ von Mariette und Herr Charles Blanc in seiner Lebensbeschreibung des Van Dyck hatten die Wichtigkeit dieses Schriftstückes bereits verkündet.

Guiffrey nun entschied sich im Jahre 1865, diese Handschrift zu copieren; angeregt von einer von der belgischen Academie ausgeschriebenen Concurrenz, machte er sie zum Gegenstande einer speciellen Untersuchung. Nachdem er diese Studie lange zurückgehalten, sie erweitert und durch unausgesetzte gewissenhafte Forschungen ergänzt hatte, glaubte er den Augenblick gekommen, sein Werk abzuschließen und endlich das Gebäude aufzuführen: ein Monument, würdig des berühmten, großen und so innig bewunderten Malers.

Im 17. und 18. Jahrhundert hatte sich die Mehrzahl der Künstlerbiographen von der ausschweifendsten Phantasie leiten lassen. Die vlämischen und holländischen Maler insbesondere, welche früher mit großem Ernste, wenn auch nicht erschöpfend, von Karl van Mander und Cornelis de Bie erforscht wurden, stellten absonderlich zwei Amsterdamer Schmähschreiberen in die Hände fallen, Arnold Houbraken und Jakob Campo Weyerman, die, um den Leser zu fesseln, ihre Künstlerbiographien mit mehr oder weniger geistreich erfundenen Anekdoten füllten, mit verleumderischen Erzählungen und schlüpfrigen Geschichten. Als später, im Jahre 1753, Descamps, der Director der Zeichenschule in Rouen, sein „Leben der vlämischen, deutschen und holländischen Maler“ herausgab, begnügte er sich einfach damit, Houbraken und Weyerman abzuschreiben, und so entstand jener Van Dyck der Legende: jener charmante und unglücklich selige Mensch, geziemt von tausend Lastern und tausend liebenswürdigen Zügen, ein sinnreicher Abenteurer, unverwüstlich und gewissenlos, ein Mensch, der unter allen Himmelsstrichen alle Frauen seiner Bekanntschaft verführte, ein unverdaulicher Träumer, ein zügelloser Genussling, ein unverbesserlicher Spieler, der endlich unter der Last seiner reichen Ehren und Liebesfreuden zusammenbrach, der als Atheniuß gestorben hat und vor seinem Tode noch im Feuerherde den Stein der Weisen zu finden hoffte — alles in allem jener Typus des Künstlers, welchen sich der Bourgeois und der Philister auszumalen liebt.

Von diesem Sammelsurium böswilliger Erfindungen empört, leitete nun ein Antwerpener Kunstfreund, dessen Name nicht auf uns gekommen ist, eine unerbittliche Untersuchung ein — um seinen berühmten Landsmann zu retten — und legte einen großen Schatz von Briefen, Verträgen und Aufzeichnungen, von genauen und gewissenhaft controlierten Mittheilungen über Alt an. Aber er konnte die vollständige Ausführung dieses Planes nicht mehr durchführen, die übrigens dem Ende schon nahe war, und sein Manuscript jene obengenannte Urkunde — blieb also zum Schlusse unbekannt, wanderte ein paarmal von Hand zu Hand, wobei nie der Zufall wirr, und war vielleicht schon nahe daran, ganz verloren zu gehen, als sie endlich von Villot in den Louvre angekauft wurde.

Niemals hat ein Künstler den Ruhm und den Beifall seiner Mitwelt einen größeren Zeitraum hindurch genossen als Van Dyck während beinahe zu hundert Jahren; niemals ist einer mehr bewundert und dauernder geliebt worden als Van Dyck von der Gesellschaft.

Nicht blos in Belgien sind die besten Zeichen über ihn lange Jahrhunderte hindurch erhalten, auch noch die geringsten Spuren der Van Dyck'schen Kunst mit treuester Hand aufgelesen. In Italien sind mehr als Andeutungen seiner zahlreichen Aufenthalte. Für England, für dessen Kunstentwicklung er entscheidend, bedeutsam ist, wie kaum irgend ein Meister, möchte ich mehr sagen, als eine Periode, als eine Schule. Und in Frankreich, wo sich das Leben Van Dycks gerade [illegible] Jahre [illegible] Ruhm [illegible] Mensch [illegible] Meister [illegible] Jahrhunderte [illegible] Jahrhundert [illegible] Revolution [illegible] Jahrhundert [illegible] Jahrhundert [illegible] Jahrhundert

eher zart; mehr von der Anlage eines Don Juan als eines Helden; mit einem Hang zur Melancholie und gleichsam einer Grundlage von Traurigkeit, die durch alle lustigen Augenblicke seines Lebens schimmerte; mit einem zarten Herzen, stets geneigt, sich hinzugeben, und einem gewissen unbegabten Zug von Ermüdung, wie er solchen Herzen eigen ist; von mehr entzündbarer als flammender Natur; weniger imstande, die Dinge zu besiegen, als sich von ihnen besiegen zu lassen und in ihnen aufzugehen; verzehrt am Schlusse von dem Verzehrenden, was es in der Welt gibt: der Wein und den Frauen; einer, der alles missbraucht hat, seine Verführungskünste, seine Gesundheit, seine Würde und sein Talent; ein Unersättlicher, der zum Schlusse in die Gesellschaft italienischer Gauner hinabsank und der Sucht nach dem Golde der Alchymisten verfiel; ein Abenteurer, der sich sozusagen ordnungsmäßig mit einem entzückenden und in guter Familie geborenen Mädchen verheiratet zu einer Zeit, als er ihr nichts zu bieten hatte, weder Kraft noch großes Vermögen und nicht einmal ein sicheres Dasein; ein Bankrotteur, der bis zur letzten Stunde seines Lebens aufzugewöhnliches Glück hatte, das größer von allem: nämlich in der Kunst seinen Glanz zu bewahren; ein anrüchiger Mensch, der verehrt wird, verrufen, später verleumdet, im Grunde besser als sein Ruf, und der sich doch für alles Verzeihung erzwang durch sein Genie, seine Grazie; alles in allem ein Prinz von Wales, dem es nicht bestimmt war, in aller Form zu herrschen."

Bei alledem aber nicht zu vergessen: Es ist nicht immer die mächtige Sprache der Genies, die am stärksten im Gedächtnisse der Menschen haftet; die durchdringende Stimme liebenswürdiger Geister hält oft länger vor und findet stärkeren Widerhall.

Brüssel. Fernand Khnopff.

Aus der Tiefe.

Wenn man alle nach den Naturen der Einzelnen so verschiedenen Maßstäbe beurtheilt, welche an die Werke der Dichtkunst gelegt werden, so vermag man wahrzunehmen, dass sie sich sämmtlich in zwei große Gruppen scheiden lassen. Die eine umfasst die Maßstäbe des Lebens, die andere die Maßstäbe der Form, des ästhetischen Wertes, des reinen Geistes, wenn man so will. Man kann ein literarisches Werk schätzen nach den Wirkungen auf das Leben, die es übt oder üben will, nach der kleineren oder größeren Nähe, zu verwandtschaft, die sein Inhalt zum Leben selber aufweist, oder nach seinem reinen Formwert, der Treue und Weise, mit denen es die Gesetze der Kunst, als einer vom Leben getrennten und eigener Ordnung folgenden Welt, erfüllt.

Wir wollen hier nicht versuchen, eine Wertung zwischen diesen beiden Betrachtungsweisen literarischer und überhaupt künstlerischer Werke zu vollführen, denn wir halten sie beide für berechtigt und sich wechselseitig ergänzend zur größtmöglichen Gerechtigkeit unseres Blickes. Wohl aber kann man, gleichsam als historischer Beobachter, feststellen, dass in unseren Tagen einer erste Standpunkt: Dichtwerke unter der Optik des Lebens zu betrachten, vorwiegt und allgemach selbst bei berufenen Beurtheilern der Kunst den rein ästhetischen Maßstab verdrängt.

Und nun erscheint der Roman eines Autors, der seinen Maßstab der Beurtheilung, den Maßstab des Lebens, zu einem Gegenstand der Darstellung selbst macht: Robert Saitschick's „Aus der Tiefe"[1]. „Ein Lebensbuch" nennt der bisher durch ausgezeichnete wissenschaftlich-literarische Arbeiten bekannte Autor sein Werk, den Titel „Roman" verschmähend, der ihm, wie wir sehen werden, eigentlich doch zukommt. Der Verfasser verschanzt sich vornherein, ein Buch der Kunst zu geben. Er vertritt eine in ihm festgewurzelte Ansicht, die literarischen Werke unserer Zeit seien zum allergrößten Theile, da sie nicht ein ausrichtig gelebtes Leben zum Hintergrund haben, überflüssig und nur Sache der Mode und des Zeitgeistes. Dieses Lebensbuch zu veröffentlichen, habe er sich nur deshalb entschließen können, weil es eben kein „literarisches" Buch sei. Wie ein Selbstgeständnis sei es entstanden und gebe den Gährungsprocess eines leidenschaftlich nach Wahrheit und innerem Glück suchenden Geistes so wieder, wie er in jedem anderen ähnlichen Geiste stattfinden muss.

Das Buch schildert die inneren Erlebnisse eines geistigen Menschen. Es verzichtet auf die Formen der Erzählung und auf eigentliche Handlung. An dessen Stelle setzt es die gewissenhafteste psychologische Beobachtung und erhebt durch die Aufrichtigkeit der Schilderung das persönliche Erlebnis zu einem Factum allgemeinen Interesses. Der Autor weiß wohl: Leben und Kunst sind in einem gewissen Sinne Gegensätze. Um sie zu vereinen, geht er nicht, wie so viele vor ihm, von der Kunst herab zum Leben, sondern umgekehrt vom Leben hinauf zur Kunst. Er denkt nicht an Kunst, er sammelt seine Ideen bis zur intensivsten Gedankenanstrengung um das Leben, das Erlebnis selbst, gleichzeitig bis auf die persönliche Nuance genau zu schildern und anderseits doch durch den so gewonnenen Ausblick auf „das Leben" dem Leben zu verallgemeinern. Was dem Münster durch die Form gelingt, will er durch Aufrichtigkeit und Verallgemeinerung bewirken.

[1] Aus Saitschick's Nachlassung herausgegeben. Stuttgart 1899.

Der Held des Buches ist ein junger Mann unserer Zeit. Wir erfahren von seiner Herkunft, Erziehung, Vergangenheit fast nichts. Statt dessen erfahren wir die seelischen Leiden und geistigen Probleme, welche ihn seit seiner frühesten Jugend bedrücken. Das erste große Geheimnis, das die unreife Seele des Knaben erschüttert und nachher der tiefbohrende Zweifel, die quälendste Ungewissheit des Mannes wurde, ist die Zweiheit der Geschlechter. Sein erstes Verhältnis zu einem weiblichen Wesen ist ein platonisches. Er bildet aus dem geliebten Mädchen ein Ideal, das seine Beziehung zur Wirklichkeit mehr hat. Er ergibt sich als Sclave seinem Traumbild. Dieses verlangte von ihm geistige und leibliche Treue. Geist und Leib aber lagen in beständigem Streite. Es beginnt ein fürchterlicher Kampf zwischen seiner Seele, welche der Geliebten reinste Treue schuldig zu sein glaubt, und seinen Sinnen, die ihm dem geneigenden Leben zuführen wollen. Die Seele siegt. Die zurückgehaltene Sinnlichkeit verwandelt sich in glühende Leidenschaftlichkeit, mit der er die Ideale der Verwollkommnung des Menschen vertritt. Der Fanatismus seiner geistigen Arbeit ist nichts anderes als diese Sinnlichkeit, die sich auf Seelenbezirken auslebt.

Die durch seinen Platonismus getuchtete Natur rächt sich aber anderseits, indem sie seine Lebensanschauung zum tiefsten Pessimismus verdunkelt. Immer unwiderstehlicher wird sein Verlangen, das Leben zu verneinen. Am Rande des Nichts erst empfing er ein Gefühl der Erleichterung. Er dringt so tief in die Schächte des Pessimismus, bis sich aus ihm ein strahlendes Wohlhuigefühl entzaubert ... Schließlich war auch der Pessimismus Schopenhauers das Ergebnis seiner einseitig überströmenden persönlichen Kraft. Denn gerade dieser Philosoph musste nur in seinen Augenblicken, was Schmerz und Unglück ist. Die Art, wie er die Welt und das Leben verneine, war eher die eines kraftstrotzenden Tyrannen, den man um den Grad seiner Gesundheit und um seine gleichmäßige Kraft beneiden müsste.

Aber der Jüngling kann auch in den unsicheren und doch auch beseligenden Abgründen des Pessimismus nicht verweilen. Ein starker kritischer Sinn der Zersetzung hebt ihn auf die Füßen, aber ruhevolleren Übersichten der materialistischen Weltanschauung. Aus dem Widerstreit seines Geistes sucht er sich endlich auf die neutrale Insel eines unteren Lebenszweckes zu retten. Er kommt zu dem Gefühl, dass man gar nicht nachdenken, sondern mit den anderen Menschen in einem gewissen Zusammenhange leben solle. Aus dem Verwusst- und Gefühlsleben suchtet er sich jetzt in ein Verstandesleben. Das allzu intensive Nachdenken erscheint ihm jetzt eigentlich nur als etwas Krankhaftes.

Aber bald beginnen wieder aufrührerische Fragen ihn von seiner Insel auf das wogende Meer ergründlichen Geistes zu zagen, Fragen, wie: Ist denn das alles dein Lebenszweck? Weiß du wirklich, was du sagst? Bist du mit dir selbst aufrichtig? Worin besteht dein Glaube? ... Aus allen Schmerzen dieser geistigen Zeitgenossen, aus Qualen, die ganz beherrschend, eine ungeheure Sehnsucht heraus. Die Liebe zu seiner ersten Geliebten schwindet. Eine neu begonnene Beziehung scheitert an seinem Stolz, seine Gefühle in demuthige und schwierlerische Thaten der Liebe umzusetzen.

Einmal kennt er einen russischen Gelehrten, Sergej Petrowitsch, kennen. Obwohl er ihn als einen naturwissenschaftlichen Materialisten kennt, verwundert er ihn in langen Gesprächen seine geistigen Martyrien an. Diese Gespräche, in denen zwei Welten aneinanderstoßen, die Welt der wissenschaftlichen, illusionsleeren Vernunft, welche die Fragen nach Zwecken des Lebens, nach dem Sinn des Daseins als Reste einer veralteten Weltanschauung ablehnt, und die Welt des grüblerischen, künstlerischen Grüblers, der das „Höhere" sucht und nach den Tiefen gräbt, dabei aber die reale Welt der Wirklichkeit überseht – diese Gespräche bilden den Kern des Buches und sind von einer Feinheit der Gedankenführung, einer Subtilität der Psychologie, welche allein dem Werke seinen Zeitschrift einen Platz unter den charakterisirtesten Werken unserer Zeit sichern mussten.

Auch der Verkehr mit Sergej Petrowitsch kann den Träumer und Idealisten aus der Natur des jungen Wahrheitesuchenden nicht verreiben. Er grübelt weiter, peinigt sich weiter, verdirbt sich durch die Unerbittlichkeit seines Geistes und die nie zu stillende Sehnsucht seines Gemüthes das Leben der Gegenwart, welches ihm in der Liebe und Hingabe einer wundervollen Frau die Seite reicht, an denen der Entrinnende sich in ein glückliches, harmonisches Leben hätte retten können. Schließlich kommt er zu dem Resultat, dass seine ganze Unzufriedenheit und Lebensunsicherheit daher stamme, dass er sich selbst nicht lieben konnte, sondern sich selbst zuweilen hassen musste. Er wollte lieben, aber nicht etwas Vergängliches und Flüchtiges, nicht den Menschen in den hässlichen Gemüthe von Vernunft und Unvernunft, nicht das Weib in der Zwiespältigkeit der Zustände, nicht die Natur, ohne zu wissen, wenn dieser einzige Wechsel von Leben und Tod, sondern etwas Höheres, das dieses alles durchdringen und umschlingen sollte. Dieses Höhere musste so in seiner eigenen Natur begründet liegen, dass er es nicht in sein heißes Verlangen dauernd tragen. Er stritt, dass es sich nach langen Schmerzen und Geburtswehen aus seinem eigenen Innern als

Digitized by Google

schöpferisches Symbol entungen werde. Er kommt zur Ueberzeugung, daß die Liebe zum Menschen ohne die Liebe zu etwas Höherem als der Mensch sich nur auf der Oberfläche bewege und die Tiefen des Geistes nicht ausfüllen könne.

Mit diesem Antiblick schließt das Buch, ohne nur selbst jenes schöpferische Symbol, in dessen Erzeugung sein Held die Aufgabe und das Heil seines zukünftigen Lebens erschaut, zu sagen. Es hat uns eingeführt in die Seele eines Menschen, der mit all seinen Zweifeln, Hoffnungen und Sehnsüchten den Typus des geistigen Menschen unserer Zeit vollständig trifft. Er beweist aufs neue: die romanische Maschine des modernen Bewußtseins allein kann weder die Räthsel des Daseins lösen, noch die Sehnsucht nach Glück und Befriedigung, nach freiem Ausathmen im Leben, nach friedevoller Ruhe stillen, wie ihrer die unbewussten Geschöpfe der Natur theilhaftig sind. Und darum hat sich der Held dieses Buches, sowie die edelsten und mächtigsten Geister unserer Zeit, auf die Suche begeben nach dem Höheren, durch das er die Zweifel seiner leidenden Seele stillen könne, auf daß aus ihrem Moder neue und kräftige Keime und Blüten des Lebens und seiner gesunden Bejahung entsprießen.

Dem Autor aber kann man das Lob nicht versagen, in seinem Buche vielleicht zum erstenmal den Roman eines Geistes, eines geistigen Gewissens, ohne trügerischen Schmuck der Worte, ohne den sinnfälligen Reiz einer Handlung, ohne die Verführungskünste erdichteter Erlebnisse geschildert zu haben. 160 Seiten Psychologie im erlesensten Sinne, Streiflichter in die dunkelsten Kammern des menschlichen Gehirnes und Herzens, und keine Unaufrichtigkeit, keine tote Stelle, keine Langeweile im Leser, der sich ergriffen fühlt, als ob er äußeren Schicksalen eines Menschen gelauscht hätte! Dieses Buch kann dazu beitragen, den Begriff „Leben" in der falschen Schimmer zu reinigen. Denn ist das nicht Leben, was wir hier schauen, ist in diesem wogenden Streit der Gedanken und Gefühle nicht ein gleiches Bild der Kräfte und eine gleiche Kraft des Schicksals wie in all dem äußerlichen Getriebe, das alleiu den Meisten als „Leben" gilt?

Max Messer.

Die Woche.

Politische Notizen.

„Nun wird sich alles, alles wenden." Der Minister des Aeußeren Graf Goluchowski und der ungarische Ministerpräsident Herr v. Szell bestehen nämlich darauf, daß die Delegationswahlen „in verfassungsmäßiger Weise" vollzogen werden, und deshalb hat der seiner Stimmlichkeit des § 14-Ministeriums geschlagen. So verkündet die Zeitungen, die einen, die von der Majorität, mit Grausen, die anderen, die von der Minorität, mit Hoffnungsfreudigkeit. Aber dem Grafen Thun braucht deswegen nicht bange zu sein. Se „verfassungsmäßigen" Excellenz, es bildete zum Wohlgefallen des Grafen Goluchowski und des Herrn v. Szell regiert hat, kann er auch weiterthun, zum Wohlgefallen der beiden Herren Collegen, regieren.

*

Auch die scharfen Reden und Zeitungsartikel der Majoritätsparteien beauchen den Grafen Thun noch nicht aus seinem Gleichgewicht zu bringen. Er hat es ja im vorigen Jahr um dieselbe Zeit schon etlebt. Sobald die Herbstsaison nahi, rüsten sich die Staatsretter der Majorität zu einem Sturm auf das Cabinet, in dem einige Posten noch nicht von bestgierigen Majoritätspolitikern besetzt sind. Den Sturm des vorigen Jahres hat Graf Thun mit der Ernennung des Barons Dipauli zum Handelsminister beschworen. Jetzt hat er noch drei offene Posten im Cabinet, die der Beamtenminister v. Ruber, Graf Bylandt und v. Wittek, und die ganze Schwarz der Majoritätsstürmer kommt nun davon, daß Graf Thun nicht der „Letzte" bleibt, wenigstens einen von den Dreien durch einen von ihnen zu ersetzen. Aber diese „Letzte" wird er, wie im vorigen Jahre, so auch in diesem zur rechten Zeit im Herbst finden, und dann ist die Majorität wieder gut.

*

Die allerexmpfetele Rede unter allen hat der Präsident des Abgeordnetenhauses, der clericale Dr. v. Fuchs, in Saalfelden gehalten. Er hat darin die Regierung, und alle, die es gut meinen mit Oesterreich, aufgefordert, „ohne Furcht und Scheu den cantinarischen Bestrebungen politischer Streberthum entgegenzutreten". Wenn Dr. v. Fuchs das gesagt hat, so muß er diese eigenthümliche Rede erst in sicherer Ferne seit gesetzt haben. Denn noch vor ganz wenigen Monaten hat er sich für eine wirklich cantinarische Existenz sehr, sehr lebhaft interessiert. Das ist nämlich die clericale officiöse Apropoter „Reichswehr". Bekanntlich wollte dieses Blatt damals durchaus, daß Dr. v. Fuchs zum Finanzminister Cisleithaniens ernannt werde, um ihn zu bewegen, daß er der bei der Berathung Affaire aus dem Finanzministerium verschwinden „Reichswehr" zuadigst wieder Zuflucht nehmen zukommen lasse, wobei er zur Verwirklichung des Wortes Se Excellenz dieses Blattes, daß Baron Bienerth — wen wohl Herr v. Fuchs mit diesem „Bienerth" gemeint haben mag? — entlassen werde. Da wird sich doch auch ziemlich nicht Rathlosigkeit, Hilflosigkeit weit er den „Bienerth" selbst kennt als der Herr Dr. v. Fuchs. Also, wie kommt jetzt plötzlich der Dr. v. Fuchs zu dem Einfall, andere officiöse Zum Schutz gegen der monitis Cantinarische aufzubieten, die es gar nicht thun? Die Antwort ist, daß Dr. v. Fuchs inzwischen mit Verschaft und Wirkung entdeckt hat, daß die officiöse „Reichswehr" ihm gar keine „Cantinarische" sind, sondern

Also, auch die Clericalen haben es „schon satt in Oesterreich". Nun gut, dann sollen sie nur anzuwandern aus diesem ungemüthlich gewordenen Lande. Die herzlichsten Glückwünsche des ganzen übrigen Oesterreich begleiten sie auf diesem Wege.

*

Der Handelsminister Baron Dipauli ist das reine Sprachgenie. Mitte August kommt er von Teroville nach Wien zurück, findet hier die Absage der Reichenberger Handelskammer vor, entschließt sich, statt nach Reichenberg, nach Prag auf „Anspection" zu gehen, kennt zu diesem Zwecke eaich czechisch, und ist schon am 25. August fähig, in Prag Beweise seiner czechischen Sprachkenntnisse zu geben. Die deutschen Blätter haben die betreffende Passage verschwiegen, aber an den czechischen ist sie zum besonderen Ruhm des Barons Dipauli ausführlich erzählt worden. Die Scene spielte im Weinberger Bürgerlichen Brauhause. Nachdem dort der Bauer Herr Suda den Minister deutlich angesprochen hatte, verabschiedete sich Baron Dipauli mit den Worten, der übrigens auch einen mehrere Brauhäuser hintereinander „inspiciert" hatte, von den czechischen Bauherren ganz à la Serenissimus mit den czechisch gesprochenen Worten: „Dej Buh štěstí" („Gott gebe Glück!"). Die Beauheren waren über diese drei czechischen Worte aus dem Munde eines k. k. Ministers, welchen Sprachentheil und „echten deutschen Mannes" ganz verblüfft, und ihre gerechte Bewunderung des Dipauli'schen Sprachentalentes theilte sich den czechischen Zeitungen mit. Ich selbst muß sagen, daß ich eine solche Begabung einem österreichischen Minister nie und nimmer zugemuthet hätte. Freilich könnte man mir erwidern, daß der Baron Dipauli gerade nur drei czechische Worte gesprochen habe, was schließlich auch ein Papageiellernen könne und was noch durchaus nicht ein voller Beweis für die Kenntnis der czechischen Sprache sei. Darauf habe ich aber zu entgegnen, daß Baron Dipauli auch vom Handelsrefloet nicht mehr als drei Worte deutsch verstehe, die er auch in seinen inspicierten Unternehmen stereotyp wiederholt, und trotzdem ein vollgiltiger Handelsminister ist.

*

Unterschied zwischen dem lieben Gott und einem inspicierenden österreichischen Minister: der liebe Gott behält alles, was er gethan, und siehe, es war sehr gut. Der inspicierende österreichische Minister besieht alles, was nicht er gemacht, und siehe, es ist sehr gut.

*

In Hohenelbe ist, wie das k. k. Correspondenzbureau mit sichtlicher Befriedigung meldete, die geplante § 14-Demonstration durch einen Blatzregen vereitelt worden. Das ist eine Erfahrung, die sich eine neue Definition. Ein besonders schönes Wetter nennt man Kaiserwetter, weil sich dabei die der hohen Persönlichkeit zugedachten Ovationen am besten abspielen können. Ministerwetter dagegen nennt man ein schlechtes Wetter, weil solches die Bürger verhindern, ihren radiaten Gesinnten sie die Minister entsprechenden Empfang zu verleihen.

*

Eine treffende Bemerkung ließ sich anläßlich der Gesetzlosen Unruhen das Gegen des höhnischen Statthalters, des „Beagter Abendblatt", zuschulden kommen. Um den demonstrationsfreudigen Deutschnationalen die Unsinnigkeit ihres Vorgehens klar zu machen, schrieb es nämlich:

„Meinen die Herren, daß es jemand zu glauben vermag, sie wären des Glaubens gewesen, das der Amtsleiter in Gratz und die Gendarmerie ohneweiters das § 14 der Versammlung aufheben, die Zuckerstener widerrufen und das ganze Linze Programm auf der Stelle durchführen könnten? Denn ohne diese Voraussetzung erscheint die ganze Hetze um den ersten Blick sinnlos."

Damit hat das „Prager Abendblatt" den Nagel auf den Kopf getroffen. Es hat keinen Sinn, bloß in Graslitz gegen die Zuckersteuer zu demonstrieren, weil doch der dortige Amtsleiter sie die Zuckersteuer nichts daran kann. Daraus ergibt sich für die Demonstranten, wo und unter welchen Rufe sie in Zukunft demonstrieren müssen, wenn sie Thun einen Strich machen soll. Beschämend für die Sprachkenntnis ist es nur, daß sie auf diesen Einfall nicht selbst gekommen sind, und daß sie erst der Statthalter von Böhmen, Graf Coudenhove, in seinem Leibblatt darauf aufmerksam machen mußte. Die größeren politischen Talente sind denn doch noch immer in den Amtsstuben.

*

Man sagt immer, daß der Graf Thun nur mit dem § 14 regiert: das ist nicht richtig. So einfach regiert sich's selbst unter Thun nicht. Graf Thun regiert mit dem § 14 und dem Baron Chlumecky. Der § 14 hat nämlich die unangenehme Eigenschaft, daß er jeweilig die Minorität anstiftet, der die Gesetzentwurf zur parlamentarischen Aufsprache kommt, wie auch die Majorität. Der es die Gesetzentwurf zu parlamentarischen Geschäften raubt. Da hilft nun der gefällige Baron Chlumecky aus. Graf Thun sieht ihn in ausführige Weise regierbewohnen berufen, wo es nur zu kämpfen gilt. Der zu dumpfen und, Semiabsolutismus der machen daraus eine Action, setzt sanft dann schon das Gegenthum sagenhaften „Ministerium Chlumecky" an, die dumme Minorität beruhigt sich, weil sie eine solchen Berufung eines Ministeriums Chlumecky bereichtet. Schon deshalb, weil der Geschäften Verhandlungen im Gang, so gibt auch jetzt wieder gelegentlich der nordböhmischen Manöver aufmacht worden. Mit dem § 14 wenn Graf Thun nicht regieren, wenn er nicht auch den jederzeit droht, reise, krankheit und dauerhaften Baron Chlumecky hatte. Baron Chlumecky in das lebend der Portefeuilles des § 14.

*

Postsparcassenstatistisches.

Am 31. August d. J. hat der Termin für die Einreichung der Concurrenz-Projecte für die Herstellung des Gemeinde Bezirk zu Wien, von Thun um die städtischen Straßenbahnen", sowie einer Anstalt von Beleuchtung und Kraftübertragung" ab. Die Zahl der eingelangten Projecte ist eine sehr große, und sollen nur die Projecte der Allgemeinen Union-Gesellschaft und das Elaborat, dessen geistiger Urheber der bekannte Eisenbahner Ingenieur Adolf ist,

Digitized by Google

manche Unkenntniss der modernen Technik verräth, ist es immerhin im grossen und ganzen eine tüchtige Arbeit, und es darf sich wohl keine der officierenden Firmen später beklagen: die Bedingnisse, welche an und für sich so modern, als es das Wiener Stadtbauamt nur vermag, gehalten sind, lassen den Offerenten Ungerweise die Thür und Thor offen, um etwaige Aenderungen daran vorzunehmen; in sie werden darin direct aufgefordert, ihre besseren Erfahrungen auf dem Gebiete der Elektrotechnik möglichst zur Geltung zu bringen und eventuell Alternativen zum geforderten Project auszuarbeiten. Und wie halten Ingenieur Klose (denn schliesslich ist er doch der einzige Elektrotechniker der Stadt Wien, welcher praktische Erfahrungen besitzt und bedhalb vermuthlich vom Gemeinderath zu Rathe gezogen werden wird) für loyal genug, sich der besseren Ueberzeugung nicht zu verschliessen und ein moderner als sein Elaborat gehaltenes Project auf das wärmste zu befürworten.

*

Wir wollen nicht auf die Details des Elaborates jetzt schon eingehen und behalten uns das vor, wenn die Projecte vorliegen werden. Wir wollen jedoch jetzt schon auf Widersprüche hinweisen, welche unseres Erachtens leicht hätten vermieden werden können, wenn man sich bei der Sache ernstlicher überlegt hätte. Dem Weben nach verlangt das Elaborat im Project A die Ausarbeitung eines Gleichstrom-Projectes mit mehreren Stromerzeugungs-Stellen. In diesen Centralen soll der für die Bahnen nothwendige Gleichstrom von der Wechselstrom-Spannung (5500 Volt) erzeugt und damit das Leitungsnetz direct gespeist werden. Dieser Entwurf wäre trotz mehrerer Centralen ein Anachronismus und zugleich unklug: denn eine Stadt vom Umfang und von der Ausbreitungsfähigkeit Wiens würde zum Beispiel sehr bald das Anwenungsfige und Kostspielige einer eventuellen Erweiterung dieser Anlage unangenehm verspüren. Man hätte sich singlich diese geistige Mühsgabort, welche zu deutlich den sehr schwer einer modernen Regung zugänglichen Geist Siemens & Halskes verräth, scheuken können und das Elaborat nur auf der Forderung des Projectes B aufbauen können. Amerika, das klassische Land der elektrischen Bahnen, hat die grössten Erfahrungen auf diesem Gebiete und errichtete in den letzten Jahren fast durchwegs Centralen mit hochgespannten Drehstrom, welcher dann in Unterstationen in Gleichstrom mit entsprechender Gebrauchsspannung umgewandelt wird. Also: eine einzige aus billigem Grund ausgerhalb der Stadt gelegene Centrale und mehrere Speise-Stationen gelegene, nämlich kleine Unterstationen — ähnlich wie das Project B des Elaborates es verlangt. Nur müsste man auch darin nicht engherzig sein und nicht 5000 Volt Primärspannung vorschreiben. Aber so sind die Wiener: wenn sie etwas machen, machen sie's immer halb; 5000 Volt Drehstrom ist relativ eine gefährliche, heute ungebräuchliche und 5000 Volt und 10.000 oder 20.000 Volt; tödtliche Folgen hat schon ein Wechselstrom von 300 Volt gehabt. Solche Dinge übersieht man am besten den offerierenden Firmen, welche die einschlägigen Verhältnisse viel gründlicher kennen als die elektrotechnischen Repräsentanten des Wiener Stadtbauamtes. Wenn dieses an einer Stelle sagt: Die Betriebsanlage ist derart zu projectieren, dass der maximale Spannungsabfall in dem gesammten Leitungsnetze den Betrag von 20% der Maschinenspannung nicht überschreitet", so ist es nur ein Beweis, dass die massgebenden Personen sich des Verhältnisses zwischen Spannungsverlust und Dimension bei Leitungen nicht recht bewusst sind; sonst würden sie eben die Primärspannung mit etwa 10.000 Volt und den maximalen Verlust dafür mit ca. 10% vorschreiben — dadurch wäre natürlich eine bedeutend wirthschaftlichere Anlage geschaffen worden. Die Stadt soll sich frei vor Augen halten, dass sie mit der Zeit so wohl die Stromerzeugerin, wie Stromverbraucherin sein wird, und dass da Spieß, der heute gegen die Tramway-Gesellschaft gekehrt ist, sich um drehen wird ... Die grossen Apparate, wie dieselben das Elaborat verlangt (circa 2000 Kilowatt), sind mit Freuden zu begrüssen, weil das eine Errungenschaft ist, welche in Europa mit geringen Ausnahmen ganz vereinzelt dasteht. In Amerika stellt man bereits Dynamos mit 3500 Kilowatt = ca. 5000 Pferdestärken auf! Diese Maschinen arbeiten viel ökonomischer als die kleinen, die jetzt üblich gewesenen Aggregate und eignen sich vornehmlich für hohe Spannungen. Zum Schlusse erlauben wir uns noch die Frage: Warum verlangen das Elaborat sowohl als die Projecte, wo doch der moderne Dampfmaschinenbau der stehenden verticalen Maschine zuneigt? Sollen das die Herren vom Stadtbauamt nicht wissen?!

*

Bei dieser Gelegenheit möchten wir auf einen Uebelstand hinweisen, welcher in der heutigen Praxis herrscht und nicht scharf genug zu bekämpfen wäre: die reiche Stadt Wien lässt sich ihre Bau- und Lieferungs-Arbeiten, kleinere Aufträge als um 15 Millionen zu vergeben haben) gestattet gnädigst, dass der Offerent Projecte und Alternativen, die eine grosse Summe von Arbeit und Gedankenlagen voraussetzen, ausarbeitet, bietet jedoch der offerierenden Firma keine wie immer geartete Entschädigung dieser Nur 9 e Erbeit; ist dann in der Lage, dass die Arbeit umsonst ausgeführt wird, wie bisher schadlos zu halten. Die Folge davon ist, dass grosse Etablissements — wir können im Bedarfsfalle erstelzlige Namen nennen — ein Heer von Technikern halten müssen, da man doch von 100 Offerten kaum 10 behufs Erlangung eines Auftrages eine wenige wenige Arbeit gemacht werden muss, und diesen Technikern — meistens Leuten mit Hochschul bildung — einen Gehalt von 25 bis 50 Gulden monatlich zahlen. Die Architekten concurrieren bei Preisausschreibungen, und die besten Projecte werden honoriert. Warum konnten das technische Firmen nicht durchführen? Der Fall Wien wird dadurch gekennzeichnet, dass der Auftrag thatsächlich nicht gestimmt wird. Ein grosser Theil der Projecte ist jedoch nur für Leute bestimmt, die sich nur ein Bild von den Projecten einer Anlage bilden wollen und, da man heute Offerte — infolge scharfer Concurrenz — gratis und franco erhält, die Firmen mit „weiteren Aufträgen" behaftigen. Man sollte diesem Unwesen doch bald ein Ende machen.

A. r.

*

Berichtigung. In der vorigen Nummer der „Zeit" auf Seite 141, 1. Spalte in der 15. und 16. Zeile, wo von der Zuwendung einer Million an die Gründer der Creditanstalt die Rede ist, muss es richtig heissen: „dass sie die Zuwendung nur durch den inzwischen eingetretenen Gründer zu rechtfertigen wäre", und nicht, wie gedruckt stand, „für".

Kunst und Leben.

In Herrn Stehmann scheint die Hofoper endlich einen würdigen Repräsentanten des Fach Rothner gefunden zu haben, nach dem bei uns seit Jahr und Tag vergebens gefahndet wurde. In derartigen Rollen, die keine hervorragende Eingellestung verlangen, deren Darstellung sich aber dem Ensemble tadellos anschliessen muss, dürfte Herr Stehmann stets ein willkommener Vertreter sein.

*

Zur Vorfeier von Goethes Geburtstag veranstaltete die Hofoper eine Goethefeier, in der der Dichter gar nicht zu Wort kam. Wenn sich schon die Oper zu einem derartigen Fest berufen fühlte, so hätte dies in Form eines Concerts geschehen müssen, in welchem Goethe'sche Dichtungen in berühmten Compositionen vorgeführt worden wären. Dem historischen Standpunkt hätte vielleicht auch eines der alten Singspiele interessiert. Aber eine derartige Feier hätte wohl zu viel Mühe gekostet; dann hätte sie ebensogut unterbleiben können, wie eine Mozart-Feier im Burgtheater. In Form einer Vorstellung der „Zauberflöte" machte der gute Wille mit den schwachen Kräften einen pitoyablen Eindruck. Diesen verstärkten noch manche Theile der Vorstellung, wie Fräulein Eliza als Königin der Nacht und Herr Preuß als Monostatos.

A. W.

*

Die einzige ausgesprochene Goethefeier Wiens fand im Zanisch Theater statt, aber sie wurde hier wiefsamer, als ein officieller Rummel hätte sein können. Ohne Bürgermeister und Veteranenblechmusik wurde diese Gedenkfeier begangen — aber innig, liebevoll und unter tausend munteren, heuligen Zuschauerangen. Die kleine Theaterbühne besann sich im richtigen Moment auf die Vortheile ihrer äußeren Eigenart, schlüpfte in das Costüm einer intimeren Altstätergit und hob den Vorhang über drei unvergänglichen Goethe'schen Acten: „Die Mitschuldigen", „Vorspiel auf dem Theater" und „Die Laune des Verliebten". Da man die beiden letzteren somit kaum zu seinen bekommt, woren sie von umso stärkerem Eindruck. Jeder der schnell zugewiesen Verse des Vorspiels traf auf die richtige Spannung im Publikum, und das Schäferspiel mit seiner klingenden Ringelreihenwoesie wurde förmlich bejubelt. Bedenkt man, was das heißt? Goethe von unbeangenen A B C Publicum einer Wiener Vorstadtbühne entdeckt! Die Darstellung war lobenswert: in Fräulein Weiser gummibelt lernte man die niedliche Philine, eine Lustspielsoubrette von starker liebenswürdiger Begabung kennen.

A. B.

Bücher.

Comte Angelo de Gubernatis: La Bulgarie et les Bulgares. Journal de voyage et études. Florenz, W. Seeber. 1899. 8°. 337.

De Gubernatis ist ein vielseitiger Schriftsteller und Vielbereiter; nur in einem ist er einseitig — in der Oberflächlichkeit. Wie mit seinem ephemeren Zeitschriften, so hatte er auch mit seiner mythologischen Erklärung der Volksdichtung, einer Erklärung, die ihm einen Namen verschafft hat, sehr wenig Glück. Einen Namen hat er aber, daher verdient auch sein letztes Werk über Bulgarien beachtet zu werden. Das Werk zerfällt in zwei Theile: in einen deskriptiven und einen exgetypiven. Der letztere sicht unter jeder Kritik, da der Verfasser aus zwei Lucellen schöpfte: dem bulgarisch-französischen „Annuaire international de la Bulgarie" (1896) und dem Werke des Jankowitsch Desprat: „Les événements politiques en Bulgarie depuis 1876—1896). Drandar ist ein eingefleischter Deutschenfresser und gehört zu der Partei, die den schandlichen Vertrag am Fürsten Alexander von Battenberg ausgeheckt hat. Daher nennt auch De Gubernatis die unbedeutende Entfernung Battenbergs eine „démonstration militaire" (2. 299). Der deskriptive Theil ist interessanter; De Gubernatis ist ein feiner Beobachter. Leider hielt er sich in Bulgarien nur etwa drei Wochen auf, und, obzwar ein früherer Freund und Gönnungsgenosse des Anarchisten Batanow, interessierte er sich sonst aus schließlich für die oberen Hundert. Interessante Einzelheiten berichtet er über seine Besprache mit dem König Karl von Rumanien und der Fürstin Clementine von Coburg. „Als ich dem König mittheilte, dass ich durch Bulgarien zu reisen gedenke, sah ich, dass sich sein Gesicht etwas verzog und verdunkelte. Man ist gewöhnlich in Rumanien daselbst der bulgarischen Bestrebungen sehr feindselig." Fürstin Clementine gratulierte dem Verfasser, dass er „vor Kaiser Wilhelm und ohne ihn noch Jemand fallen geh." Das von ihm entworfene Portrat der verstorbenen Fürstin ist treffend. Absehen von seinen Bemerkungen aber Personen, mit denen De Gubernatis sprach, und abgesehen von einiger gelungenen Notizen, die zufälliger Weise richtig sind, ist das ganze Werk voll grober Fehler.

B. W.

Statistik der genossenschaftlichen Vereine in verschiedenen Ländern. Zusammengestellt von statistischen Ausschüsse der unter nationalen genossenschaftlichen Vereinigung. London, 1898.

Das vorliegende Werk ist in Gemeinschaft eines vom internationalen Genossenschafts Congress in Paris (1895) angenommenen Beschlusses, durch einen eigenen Ausschuss eine internationale Genossenschaftsstatistik zusammenstellen zu lassen, entstanden worden. Die Mitte stellte der verbreitete Brief der Genossenschaftlichen Vereinigung. Der Brief ist in drei Sprachen abgefasst (Englisch, Französisch, Deutsch) und enthält Specialfragen für die

Digitized by Google

größeren Genossenschaften in England, Deutschland, Oesterreich, Ungarn, Frankreich, Italien, Belgien, Niederlande, Schweiz, Norwegen, sowie Generalausgaben für alle Genossenschaften, soweit möglich. Wer die Unvollkommenheit unserer Genossenschaftsstatistik schon selbst einmal empfunden hat, wird die vorliegende Statistik freudig begrüßen als Anfang einer Besserung. Natürlich ist sie nicht vollkommen. Theilweise wurde inzwischen neues Material publicirt, so seitens der deutschen Verbände. Vielleicht ist etwas zu viel Gewicht darauf gelegt, das Buch dem deutschen Gebrauch der Genossenschaften dienlich zu machen durch Mittheilung der Adressen und dergleichen, und zu wenig das Bedürfniß der Nationalökonomen nach zusammenfassenden, gleichmäßig und übersichtlich bearbeiteten Tabellen berücksichtigt. So berichtet die Statistik zwar ganz genau zum Beispiel die Adresse, Gründungsjahr, Umsatz pr. des Unterschlesischen Zahnfleisch-Communvereines in Niederschreiberau, vergißt aber ganz, das Oesterreich das einzige Land ist, das eine umfassende, vorgeschlagen, officielle Genossenschaftsstatistik besitzt, die mit keinem Worte benützt oder erwähnt wird! Fernere wäre es den englischen Redacteuren wohl leicht, einige Zeilen über das ja wenig bekannte Genossenschaftswesen der englischen Colonien, Amerikas z. zu sammeln, das von größtem Interesse ist. Doch diese kleinen Ausstellungen können den Wert des Buches nicht beeinträchtigen. Der Stil des deutschen Textes ist bis auf einige Anglicismen correct. Als nächste Publication ist eine Darstellung der Creditgenossenschaften aller Länder in Aussicht genommen. Wir erwarten hiezu: Uebersichtliche Tabellen; Berechnung von Verhältniszahlen; Berücksichtigung der Statistik früherer Jahre, um ein Bild des Wachsthums zu geben; Benützung der officiellen Statistik Oesterreichs; Angabe der Quellen, aus denen die Statistik geschöpft ist, sowie Literaturangaben. Weder legen wir Gewicht auf die Angabe ihrer Quelle, wodurch jede Beurtheilung der Zuverlässigkeit der Angaben ausgeschlossen ist. Bh.

Theodor Schultze: Der Buddhismus als Religion der Zukunft. Leipzig. Verlag von Friedrich. 143 S.

Der kürzlich verstorbene Oberprädikatdirektor Schultze, ein geborener Schleswig Holsteiner, hat sich viel mit den Religionen Indiens beschäftigt. Das Ergebnis seiner Studien legt er in diesem Buche nieder. Es hat die Ueberzeugung, „daß nichts höher als das Studium der philosophisch religiösen Systeme der Inder geeignet ist, uns zu einem vollen und freieren Begriff von Religion zu verhelfen, und die in Theorien, leben Fortschritt auf dem Gebiete der höheren geistigen Cultur hemmenden Vorurtheile des jüdisch christlichen Offenbarungsglaubens zu erschüttern. Eine Berücksichtigung von Philosophie und Religion, wie sie gewissermaßen schon bei den Griechen und Römern vor dem Aufkommen des Christenthums, viel tiefer und wirksamer aber bei den alten Indern stattgefunden hat, wird auch bei uns in Zukunft ein besseres werden, wenn die Richtung, vom Materialismus, Nervenfieber und Antisemitismus befreit, zu einer ethisch-sozialen Macht von positivem Werte werden soll." Der Verfasser ist ein feiner Kopf, der viel gedacht und gut lesen hat. Er geht im ersten Theile seines Buches unbarmherzig mit dem jüdischen Jehovah ins Gericht, reinigt Buddha und Jesu, um im zweiten Theile eine Darstellung der Lehren und des Buddhismus zu geben. Er bringt viel gute Lehrsprüchen aus dem Originale und vergisst nie, genau seine Quellen anzugeben. Da die indischen Sinsterne ja immer mehr Beachtung zu finden scheinen, will ich die vortreffliche Darstellung als unübertrefflich empfehlen. Bedauern muß man, daß der Verleger ein unangenehmes mulatinweiches Papier das Lesen des Werkes beeinträchtigt.

Fr. Gravell.

Richard Batka: Musikalische Streifzüge. Mit Reproductionen von J. B. Cossack, Florenz und Leipzig 1899, bei Eugen Diederichs.

Eine Sammlung musikalischer Essays, Tagebuchnotizen, Quellenstudien und persönlicher Erinnerungen. Der Verfasser hat wohl daran gethan, sie in dieser Sammlung dem Publikum vorzulegen, denn sie enthalten manche wertvolle Darstellung, manches Feuilleton. Wie aus dem Musikleben der Gegenwart, das sonst, in Zeitschriften zerstreut, in vielerer Zeit einem größeren Leserkreis unzugänglich geworden wäre. Gerade in Oesterreich dürfte ein Theil der Aufsätze besonders interessieren, in der über Wiedenzeit und den Kampf gegen die deutsche Oper in Wien. Wer Bedauern und Bekennden sehen will, der lese den heimlichen Trübe an der Seite der Jüdischer kämpfen und jener Partei zum Siege verhelfen, die Wien zu musikalischen Deutschland hat eine Zeit zu Wien gebraucht hat. Zur Geschichte Romantik hatte der Dichter einige wertvolle Beobachtungen wie leider hat die erstaunlichen Conzertpreise Richard Wagners Bedeutung bei den neuen Anlagen manche alten Werke heile wurden, auch die Gastspiele gut. „Das ist so bald", und das war leider beobachtet, unpsychischen Seele mundgemacht. Es konnte es in nicht die schalte musikale Wirkung der romantischen Musik bringen zu einem gewissen Schluß herbeiführen.

Sehr lesenswert sind die Aufsätze über Anton und das Musikleben Prags in den Siebzigerjahren. Wichtig Hefte hat Prag damals geboten! Nicht nur Gegenstände, auch geistig Hand in Hand. Die Entwicklung Smetanas in der Oper, und der geistigen Bewegung Zadrows. Der Autor ist selbst ein Kind. „Man lernt es ja nicht, das alles und recht, den ersten Musikeindruck, Schwärmerei, Begeisterung, in Zeiten sich entwickeln oder ein Urteil bilden. Erinnern in Prag, sogleich bekannten und das gegeben." Es ist schwierig und eine Prager Aufgabe auch für Fremde. Wie sich jetzt der Autor in Prag, so ist der Zuschauer in Nordamerika, der Schauspieler in Amerika. Da noch in Europa, in Deutschland, Frankreich, Italien, Belgien, Niederlande, Schweiz, Norwegen, sowie Generalausgaben für alle Genossenschaften, soweit möglich. Wer die Unvollkommenheit unserer Genossenschaftsstatistik schon selbst einmal empfunden hat, wird die vorliegende Statistik freudig begrüßen als Anfang einer Besserung. Natürlich ist sie nicht vollkommen. Theilweise wurde inzwischen neues Material publicirt, so seitens der deutschen Verbände. Vielleicht ist etwas zu viel Gewicht darauf gelegt, das Buch dem deutschen Gebrauch der Genossenschaften dienlich zu machen durch Mittheilung der Adressen und dergleichen, und zu wenig das Bedürfniß der Nationalökonomen nach zusammenfassenden, gleichmäßig und übersichtlich bearbeiteten Tabellen berücksichtigt. So berichtet die Statistik zwar ganz genau zum Beispiel die Adresse, Gründungsjahr, Umsatz pr. des Unterschlesischen Zahnfleisch-Communvereines in Niederschreiberau, vergißt aber ganz, das Oesterreich das einzige Land ist, das eine umfassende, vorgeschlagen, officielle Genossenschaftsstatistik besitzt, die mit keinem Worte benützt oder erwähnt wird! Fernere wäre es den englischen Redacteuren wohl leicht, einige Zeilen über das ja wenig bekannte Genossenschaftswesen der englischen Colonien, Amerikas z. zu sammeln, das von größtem Interesse ist. Doch diese kleinen Ausstellungen können den Wert des Buches nicht beeinträchtigen. Der Stil des deutschen Textes ist bis auf einige Anglicismen correct. Als nächste Publication ist eine Darstellung der Creditgenossenschaften aller Länder in Aussicht genommen. Wir erwarten hiezu: Uebersichtliche Tabellen; Berechnung von Verhältniszahlen; Berücksichtigung der Statistik früherer Jahre, um ein Bild des Wachsthums zu geben; Benützung der officiellen Statistik Oesterreichs; Angabe der Quellen, aus denen die Statistik geschöpft ist, sowie Literaturangaben. Weder legen wir Gewicht auf die Angabe ihrer Quelle, wodurch jede Beurtheilung der Zuverlässigkeit der Angaben ausgeschlossen ist. Bh.

Theodor Schultze: Der Buddhismus als Religion der Zukunft. Leipzig. Verlag von Friedrich. 143 S.

Der kürzlich verstorbene Oberprädikatdirektor Schultze, ein geborener Schleswig Holsteiner, hat sich viel mit den Religionen Indiens beschäftigt. Das Ergebnis seiner Studien legt er in diesem Buche nieder. Es hat die Ueberzeugung, „daß nichts höher als das Studium der philosophisch religiösen Systeme der Inder geeignet ist, uns zu einem vollen und freieren Begriff von Religion zu verhelfen, und die in Theorien, leben Fortschritt auf dem Gebiete der höheren geistigen Cultur hemmenden Vorurtheile des jüdisch christlichen Offenbarungsglaubens zu erschüttern. Eine Berücksichtigung von Philosophie und Religion, wie sie gewissermaßen schon bei den Griechen und Römern vor dem Aufkommen des Christenthums, viel tiefer und wirksamer aber bei den alten Indern stattgefunden hat, wird auch bei uns in Zukunft ein besseres werden, wenn die Richtung, vom Materialismus, Nervenfieber und Antisemitismus befreit, zu einer ethisch-sozialen Macht von positivem Werte werden soll." Der Verfasser ist ein feiner Kopf, der viel gedacht und gut lesen hat. Er geht im ersten Theile seines Buches unbarmherzig mit dem jüdischen Jehovah ins Gericht, reinigt Buddha und Jesu, um im zweiten Theile eine Darstellung der Lehren und des Buddhismus zu geben. Er bringt viel gute Lehrsprüchen aus dem Originale und vergisst nie, genau seine Quellen anzugeben. Da die indischen Sinsterne ja immer mehr Beachtung zu finden scheinen, will ich die vortreffliche Darstellung als unübertrefflich empfehlen. Bedauern muß man, daß der Verleger ein unangenehmes mulatinweiches Papier das Lesen des Werkes beeinträchtigt.

Fr. Gravell.

Richard Batka: Musikalische Streifzüge. Mit Reproductionen von J. B. Cossack, Florenz und Leipzig 1899, bei Eugen Diederichs.

Eine Sammlung musikalischer Essays, Tagebuchnotizen, Quellenstudien und persönlicher Erinnerungen. Der Verfasser hat wohl daran gethan, sie in dieser Sammlung dem Publikum vorzulegen, denn sie enthalten manche wertvolle Darstellung, manches Feuilleton. Wie aus dem Musikleben der Gegenwart, das sonst, in Zeitschriften zerstreut, in vielerer Zeit einem größeren Leserkreis unzugänglich geworden wäre. Gerade in Oesterreich dürfte ein Theil der Aufsätze besonders interessieren, in der über Wiedenzeit und den Kampf gegen die deutsche Oper in Wien. Wer Bedauern und Bekennden sehen will, der lese den heimlichen Trübe an der Seite der Jüdischer kämpfen und jener Partei zum Siege verhelfen, die Wien zu musikalischen Deutschland hat eine Zeit zu Wien gebraucht hat. Zur Geschichte Romantik hatte der Dichter einige wertvolle Beobachtungen wie leider hat die erstaunlichen Conzertpreise Richard Wagners Bedeutung bei den neuen Anlagen manche alten Werke heile wurden, auch die Gastspiele gut. „Das ist so bald", und das war leider beobachtet, unpsychischen Seele mundgemacht. Es konnte es in nicht die schalte musikale Wirkung der romantischen Musik bringen zu einem gewissen Schluß herbeiführen.

Sehr lesenswert sind die Aufsätze über Anton und das Musikleben Prags in den Siebzigerjahren. Wichtig Hefte hat Prag damals geboten! Nicht nur Gegenstände, auch geistig Hand in Hand. Die Entwicklung Smetanas in der Oper, und der geistigen Bewegung Zadrows. Der Autor ist selbst ein Kind. „Man lernt es ja nicht, das alles und recht, den ersten Musikeindruck, Schwärmerei, Begeisterung, in Zeiten sich entwickeln oder ein Urteil bilden. Erinnern in Prag, sogleich bekannten und das gegeben." Es ist schwierig und eine Prager Aufgabe auch für Fremde. Wie sich jetzt der Autor in Prag, so ist der Zuschauer in Nordamerika, der Schauspieler in Amerika. Da noch in Europa, in Deutschland, Frankreich, Italien, Belgien, Niederlande, Schweiz, Norwegen, sowie

„Feuerfest". Humoristischer Roman von Karl Ecberg. Zena, Costenobles Verlagsbuchhandlung. 1897.

Er gibt heute bekanntlich eine ganze Reihe begabter „Erster Acht-Dichter". Sie sind das typische Merkmal einer mehr wollenden als vermögenden Zeit. Sie setzen gewöhnlich mit ihren Komödien — denn von Lustspielen ist ja hier zunächst die Rede — auf das Glückloseste ein: da sind alle Fäden zu einer lustigen, lustigen Verwirrung vorbereitet, die ein Dutzend Akten hindurch den Leser langweilt. Aber im entscheidenden Augenblicke verjagt die erfindende Kraft, und eine Auseinanderfolge mehr oder weniger amüsanter Details muß die Plastik einer inneren Handlung ersetzen. Das alles ist auch bei diesem Roman der Fall, der zunächst wegen seines Humors verheißungsvoll anhebt und liebhaber dieser Art Lektüre locke. Die Exposition, eine Schilderung der Gewohnheiten militärischer Junggesellen in einer norddeutschen Provinz, ist sehr geschickt und behaglich. Nun könnte die kleine Komödie, der Dauerlauf gegen die „Feuerfesten", beginnen. Und diese Komödie müßte sehr graziös, sehr beredt und mit einer fein lächelnden Ueberlegenheit über diese lächerlichen Thorheiten geführt werden. Die „Verlobungsfeilen" müßten sehr fing gestellt sein, sollte man sich diese heute noch gefallen lassen. Dazu sind drei nun überall nur Anläufe. Statt der tollen Jagd der Begebenheiten, die dieser Stoff reizvoll, die gemütliche, breite Schilderung von manchmal vielleicht breiten Episoden, die zu jenen verschwenden Ehejeel führen. Das ist sehr zu bedauern. Unsre mehr, als das Gutbesitzer- und Officiersmilieu und die Charakteristik einzelner Figuren sehr geglückt, der Boetzog sehr einfach ist, aus dem ganzen eine angenehme, cultivierte Lebensbehaglichkeit spricht und einige Beobachtungen wirklicher Fabulierkunst da sind.

P. W—r.

Revue der Revuen.

„Die Neue Zeit" veröffentlicht in den Nummern 47 und 48 einen Aufsatz des Ingenieurdirectors O. Anderssen über das neue Gesetz für höhere öffentliche Schulen in Norwegen. Ein diesbezüglicher Vorschlag wurde bei 1869 in einer eigenen Commission beraten. Es war von ziemlich radicaler Gehalt, als er der Regierung übergeben wurde. Von dieser wesentlich gemildert, kam er dann vor den Storthing. Das mit die ursprüngliche Fassung vorherrschende und mit ihren zahlreichen radicalen Reformen 1896 zum Gesetz erhob. In der That ist damit die wesentgehende Neuerung an Mittelschulwesen angebahnt, die auch schon weit außerhalb der Grenze Norwegens Beachtung gefunden hat. Das Gesetz hat nun durch Gesetze mindert sich die Mittelschule, die in Norwegen in einen vorbereitenden Uebungsgurs (nach der Volksschule) und ein dreijähriges Gymnasium geteilt, nöthig von den klassischen Sprachen ab. An der Grundschule und Beibehalt der Gegenwart sucht sie die Mittel zur Verwirklichung der Zugend für die spätere Lebenszeit Berufes, aber auch für die geistige und sittliche Vervollkommnung. Dem demokratischen Zug der Zeit schließt sie sich an, indem sie den Zach Charakter nach Möglichkeit ablegt und sich der Einheitsschule, der gemeinsamen Schule nähert. Jener vorbereitende Uebergangsweg, der im Besonderen den Namen einer „Mittelschule" führt, entspricht unserer Bürgerschule. Nach ihr ist nicht bestimmt, sondern einheitlich für alle Bedürfnisse. Das Hauptgewicht wird hier auf die Muttersprache gelegt, vornehlich Deutsch, Englisch und Mathematik. Ein großer Raum ist auch der Gymnastik und Handarbeit eingeräumt, gemäß der modernen Forderung nach körperlicher Erziehung der Jugend. Der Lehrplan dieser Mittelschule entspricht unseren überspannten Anforderungen, verhält in zwei Jahren eine Realklasse und eine modernsprachlich historische Klasse, in welch letzterer der größte Platz den Fächern: Muttersprache, Deutsch, Englisch, Französisch und geschichte eingeräumt ist. Und im letztgenannten Fach wiederum wird hier durch besonderer Betonung der Cultur geschichte des letzten Jahrhunderts und der Sociologie den Forderungen der Gegenwart Rechnung getragen. Der Verfasser schließt seine lesenswerten Ausführungen mit einer Betrachtung über die Organisationen des norwegischen Mittelschulwesens, den geistigen Einfluss ist die Schule nun möglich entgegen, sie unterscheidet einen Lehrer und Lehrer, auch in jeder Gemeinde durch Schulvorstände und einen in jeder Schule constituierten Lehrerrath ergänzt.

„Ver Sacrum" hat sein inhaltsreiches Heft mit Abbildungen nach Olgemälden Segantinis eröffnet. Neben mehreren zum Ausstellungen bestimmten Bildern sind einige in der Manier des Künstlers gehaltene Studienköpfe veröffentlicht. Was in diesen Nachbildungen am Farblosen und oft auch Schablonenhaften auffällt, ist die Schärfe, in welcher, oft vermittelst grafittoartigen Flächen, Haarwelle Haut und Zahnfleischlinien. Segantini selber mochte sich dessen nicht ganz bewusst sein, die Malerische Schönheit, bedeutet vor allem auch eine Art „Geheimnis" Andeutungen im Auge, über die der unbefangene Kunstfreund ohne weiter hinweg geht. In einem Aufsatz, den Segantini selbst über „Ver Sacrum" schreibt, heißt der Maler dieses meinen sich mit Recht. Interessant, dem Künstler naturgemäß, auch mit Vorliebe darüber zu schreiben, die Technik, die Art, wie sie ihre Bilder malen. Segantini selbst es hier nicht um Technik, sondern um Farbe. Segantini hat sich in Engadin, dem Land der Berge, seine Farben selbst gerieben. Die Farben sind nicht in Tuben, sondern in Blasen aufbewahrt, die er mit einer Nadel durchsticht, um sie zu verwenden

phantastische Zeichner Rudolf Zettmar ist in demselben Heft vertreten; doch sind seine Zeichnungen in der Reproduction theilweise schlecht gerathen.

Besonnene „Allgemeine Musik-Zeitung“ bringt in Nummer 26 einen interessanten Vortrag zur Geschichte von Wagners Tristan-Dichtung aus der Feder Peter Raabes, dem wir Folgendes entnehmen: In Bayreuth wird, wie wohl so manches andere Document, das für die Exkenntnis Wagner'schen Schaffens von der höchsten Bedeutung wäre, ein früher Entwurf der Tristan-Dichtung aufbewahrt und sorgfältig verborgen gehalten, der sich durch die Einfügung einer festtonenden Scene wesentlich von der zur musikalischen Ausführung gekommenen Gestalt der Dichtung unterscheidet. Während nämlich Tristan auf seinem Schmerzenslager sich windet und unter den Qualen der Sehnsucht nach der Geliebten auf's Aeußerste bangt und leidet, vernimmt man von fernher Schalmeie feierliche Klänge und Paukenschläge, die näherm sich, und plötzlich betritt ein mit schwerer Rüstung bekleideter Ritter ernst und feierlich den Burghof. Kurwenal, der an Tristans Lager sitzt, macht dem Ritter ehrerbietig Platz. Dieser tritt näher an das Ruhebett heran, er schlägt das Visir zurück und Tristan erkennt — — Parsifal! Nach weihevollem Schweigen ertönt Parsifal seine Stimme, spricht Tristan Trost in seinem Leiden zu und ermahnt ihn, nicht unmännlich zu verzweifeln, zu vergehen in den Qualen der weltlichen Liebe, da es ja für den Edlen so viel Höheres, Erhabeneres gäbe — den Glauben! Tristan lauscht wortlos der Rede Parsifals, der, als er geendet, wiederum in feierlichem Schritt, wie er gekommen, die Bühne verlässt.

„Pearsons Magazine“ (Lust). Lewin Carmar schreibt eingehend über einen russischen Eisbrecher, das Panzerschiff „Ermak“. Es hat einen 300 Fuß langen, 50 Fuß breiten und 42 Fuß tiefen Rumpf und in Innande, sich mit einer Geschwindigkeit von 12 Knoten Pferdekräften auch das Eis zu stürzen, ohne selbst den mindesten Schaden zu nehmen. Es hat durchwegs doppelte Wände, die durch ein so ungeheuer starkes Sparrenwerk von Stahl verbunden und innerlich verspreizt sind, dass sie durch keine äußere Gewalt zusammengedrückt werden können. Gerade der „Ermak“ zwischen Archangelsk und Jekaterinenhafen, wo er sich auch jetzt befindet, bleibt oben stehen. Zwischen oben und unten Kohlen, die langer sind als der Durchmesser des dicksten Eises, auf den Grund und führen, wenn die Panzerwerte in Bewegung gesetzt werden, ihren 48, zu diesem Zweck construirten Hohlraumen im Boden des Schiffes so viel Wasser ein, dass dasselbe ein so leicht von einem 10.000 Tonnen verhält, wodurch sich jede Eisscholle gespalten werden dürfte. Bezüglich hat sich der „Ermak“ bisher als unwiderstehlich erwiesen; er hat im baltischen Meer, zwischen Petersburg und Kronstadt, Eismassen zwischen 18 Zoll und 25 Fuß Dicke gespalten, zwischen Eisschollen von 20 Zoll Dicke ist mit einer Geschwindigkeit von 6·5 Knoten. Zwischen Kronstadt und Reval stieß er auf Eismassen von 20 Fuß Tiefe, die er zerbrotte, wodurch dem eingefrorenen Schiffe befreit wurden. Dann zerschmetterte er das Eis im Hafen und bahnte so anderen Schiffen den Weg. Nach diesen gewaltigen Leistungen war der „Ermak“ wenn eine einzige Maschine, auf als mächtige Aufgaben stellt er im Herbst nach Archangel entsendet werden, um die Häfen im weißen Meere freizuhalten. Man hofft, in Zukunft mit Eisbrechern dieser Art die nordöstliche Durchfahrt dauernd frei zu halten, wodurch nicht nur Russland einen nahen Wasserweg nach Ostasien gewinnen, sondern damit auch eine wesentliche Verkürzung des Weges nach Japan, China und den Handelsverkehr zugänglich würden. Ein englischer Statistiker hat in derselben Zeitschrift jüngst eine interessante Statistik darüber aufgestellt, wie die wichtigsten Cultursprachen sich seit dem fünfzehnten Jahrhundert entwickelt haben, und wie sich nach dem gegenwärtigen Gang der Entwickelung für die Zukunft des gegenwärtigen Jahrhunderts annehmen lässt. Eine von ihm aufgestellte Tabelle veranschaulicht dies deutlich:

	sprachen Millionen Menschen					
Am Ende des	engl	deutsch	russisch	franz.	ital	span
15. Jahrhunderts	5	10	3	10	9	8
16. „	6	10	3	14	9	8
17. „	8	15	6	20	10	12
18. „	20	30	31	31	15	26
19. „	116	80	83	52	33	51
20. Jahrhunderts	654	210	233	87	77	71

Millionen Menschen. Diese Zahlen sind für die lateinischen Nationen sehr beunruhigend.

„Edinburgh Review“ (Juli). Ein ausführliches Artikel über Afrikanisten. Noch einer historischen und geographischen Uebersicht über der Vorgänge auf Englands Politik in Bezug auf Afrikanisten über. Vor Jahr habe beschäftigt, die afrikanische Frage vollig unter deutschen Obereinfluss zu bringen, seine Regierung zu reformieren, seine militärischen Hilfsquellen zu vermehren und Afrikanisten als ein Bollwerk gegen das Vordringen des Russen zu benutzen. Es war dies eine Jahre, aber sehr schwer durchführbares, erfolgt und verantwortungsvolle Thätigkeit, die von vielen Seiten angegriffen wurde. Seither hat Russland die Oberhand gewonnen und England durch seine Kriegsdrohungen so sehr in Schach zu halten gewusst, dass dieses noch einmal angefasst der — von Russland offenbar unterstützten — Absicht in Afrikanisten entgegentreten wurde, eine etwa Zollunion der Engländer und Deutschen in der Zoll-Linie England fich der Einmischung in die Unterhaltung Afrikanisten nicht entgehen konnte. Da ja die Zweifrage noch Zusammenhang der Zoll- und Fernen liegt und durch Afrikanisten führt. Sein natürlicher Bundesgenosse hierin ist heute Deutschland, das sich durch die gleiche Lage zum gleichen Ziele zu Afrikanisten schroffheit hat, es liegt nur an den einzelnen Zwischen beiden Großmächte, auf eine Lösung der Schwierigkeiten in Afrikanisten zu drängen und für eine annehmbare und materielle Lösung der Zollfrage, welche die Zweifrage zu lösen. Keine Schwierigkeit hat bisher Aufsehen erregt, aber ebenso wenig können sie leicht von einander Seite ausgeschlossen werden. Bei einer gewissen Geschicklichkeit und Mäßigung von beiden deutschen Seiten dürfte der Krieg vermieden werden. Noch unerlässlicher Verpflichtungen, sondern sehr vitale Interessen zwingen deshalb Deutschland wie England, für die Erhaltung der türkischen Herrschaft in Kleinasien zu sorgen.

Die Erlösung.

Von **Jakob Wassermann.**

Früher war es mit Cornel Schwarz so gewesen, dass er als der völlige Herr seines jungen Weibes gelten konnte. Gab es auch manchmal Streitigkeiten, in welchen Ernestine die Oberhand behielt sie pflegte dann tagelang noch darüber zu triumphieren — oder Versöhnungen, die er großmüthig dadurch beseitigte, dass er ihre Verzeihung erbat, obwohl sie selbst die Schuld trug, so war es nicht zu verkennen, dass er trotzdem die Zügel in der Hand behielt, an welchen er sie mit einer gewissen raffinierten Geschicklichkeit zu lenken verstand; denn bei ihrer starren, rechthaberischen und gewaltsamen Natur war es schwer, sie durch Zärtlichkeiten zu besänftigen, wenn sie grollte. Unmöglich jedoch war es, sie in den weichen Stimmungen durch Tadel zu verletzen, weil dann ihr ganzes Wesen in einer gedrückten Schwermuth hinsiels. Allmählich hatte sich Cornel Schwarz so völlig eingelebt in ihre Art, dass er den anfänglich erschreckend reichen Wechsel ihrer Stimmung an einem Zucken der Augenwinkel erriech, und er verstand es mit bewundernswertem Schaffsinn, oft mit Güte, oft mit Scherz, oft durch glücklich gewählte Lectüre, oft nur mit einem rechtzeitigen Lächeln auch sie lächeln zu machen und so wieder alles in ein Geleise zu bringen. Durch diese überaus kluge und vorsichtige Art gewann er ihr ganzes Vertrauen, ein Gefühl, das von warmer, dauernder, kameradschaftlicher Natur war, und beider Charaktere, die jeden Wechsel anfangs so unvermittelt erscheinen mussten, fügten sich mit der Länge der Zeit in einer eigenthümlichen Weise in einander ein.

Ganz anders gestaltete sich plötzlich das Verhältnis, als Schwarz jene dumme und unbesonnene Wechselfälschung beging. Die Gerichte hatten seitlich nicht Grund, sich mit der Sache zu befassen: ein Freund Cornels sprang in letzter Stunde mit all seinem Gelde ein, beglich den Schaden, und die Angelegenheit wurde vertuscht. Stundenlang blieb Cornel bei diesem Freund, Gottfried Richter, und weinte, nämlich zum Theil gewonnen im Angesicht seines Unglücks. Noth hatte ihn getrieben, nicht für sich selbst habe er's gethan. Er selbst könne der Noth wohl widerstehen, aber die geliebte Frau wollte er davor bewahren. Es ist wahr, er bediente sich mancher Phrase bei diesen Auseinandersetzungen, aber konnte sein Schmerz nicht deshalb doch ungeheuchelt sein? Richter, dessen Eminenz ebenso groß war, als die Verwunderung darüber, dass Cornel einer solchen Handlung fähig gewesen, sagte nichts. Er schwieg und schwieg. Aber dies Schweigen war furchtbarer und bedeutsamer als Vorwürfe oder Anklagen.

Um nun das Vorgefallene Ernestine zu verheimlichen — denn dass es verheimlicht werden musste, daran zweifelte Cornel keine Minute lang — schloss er sie langsam und so, dass es ihr nicht auffiel, von jedem äußern Verkehr ab. Ernestine wunderte sich darüber, aber da dies mit ihren eigenen Wünschen übereinstimmte, ergab sie sich ohne Widereden drein. Das ganze fernere Leben der Beiden baute sich nun auf dieser Lüge, auf dieser Verheimlichung auf, und sie erzeugte tausend Lügen, ja es gibt nicht einmal so viele Worte der Sprache, als Lügen, die ihnen entschlüpften, dem Blicke, Mienen, ein gelegentliches Verschweigen, alles dies baute an dem großen Lügenbaus mit, in dem sie fortan wohnen mussten.

Es gibt nichts in der Welt, und besonders in jenen Kreisen der Welt, die wir so seltsam die „Gesellschaft“ nennen, das so geheim gehalten werden konnte, um es vor den kundenden Augen und Ohren einwartungsvoller Diener oder Freundschaftet zu schützen. Es waren noch nicht acht Tage vergangen, als Frau Cornel Schwarz; wie durch unterirdische Canale in all jenen Häusern bekannt wurde, in denen er einst verkehrte. Das nage Gerücht nahm immer frischere Formen an, wurde von allen Seiten benützt, übertrieben, belügt oder verdammt. Es war in Wahrheit ein Mysterium, welches die Stadt bekannt gemacht oder von wo sie ihren Anfang genommen, dem Gottfried Richters Verschwiegenheit war eine gut und oft erprobte. Aber wie das Feuer meist aus verborgenden ist, das auf unsichtbare Art entsteht, so auch hier Cornel sah, wie all seine Bekannten plötzlich einen unausgesprochenen Ring um sich schlossen, er und die Stunde mit unerbittlichen Sicherheit von einem zum andern Thagen: er erkannte es, wie es zu kommen pflegt, mit denen er niemals vorher in Berührung gestanden, aber die Mette seiner guten Bekannten erschien ihm plötzlich ohne Grund, und er hatte sich mit Bitterkeit, dass so alle Menschen der Erde sich einander kennen und dass sie heimlich gewiss aufeinander wachen, um den Fall eines Geschehenen zu benützen. Im Wohnzimmer seiner Schuld war er unsichtbar. Er wollte auch nicht den Stadt den Sinken verlassen, denn nachwärtig genug, es war ihm als habe es in seiner Macht, sich wieder reinzuwaschen, und ein gewisser Trotz hielt ihn ab, mit sich selbst wenig genug ins Gericht zu gehen. Er wandelte in kaltblütiger Manier umher-trotzig, beobachtete die Blicke der Leute

Digitized by Google

auf der Straße, im Kaffeehaus, im Theater, fühlte sich stets unbehaglich, erdrückt, gemieden, bedauert oder verspottet. Einmal kaufte er einen Revolver — bei den schmalen Einkünften, die ihm jetzt noch flossen! — aber es war ein zähes Bedürfnis zu leben, zu genießen, geachtet zu werden in ihm, noch viel mehr als jenes starke Hoffnungsgefühl, das uns abhält, den letzten Schritt zu thun. Seine früher so selbstbewußte Art aufzutreten wurde scheu, dienerhaft; er lächelte oft unmotiviert, wenn er mit jemandem sprach, war dann allzusehr liebenswürdig, so daß es die Betreffenden merkten und stutzig wurden, und seine frühere, oft kindliche Heiterkeit verwandelte sich in Schwermuth — nächtelang.

Und nun mit Ernestine . . . Aus Angst, daß sie etwas bemerken könne, war er übermäßig eifrig um sie beschäftigt, war stets in irgendeiner Sache besorgt um sie, suchte sich beständig gefällig zu erweisen, brachte sich schwer aus dem Hause, und wenn er fort war, trieb ihn eine nagende Ungeduld und Unruhe bald wieder zurück. Das alles erregte zunächst einen eigenthümlichen Widerwillen in ihr, und manchmal begann er ihr lästig zu werden. Dann aber erwachte außer dieser Empfindung noch eine leise Furcht in ihr, und sie begann zu ahnen. Sie suchte auf seiner Stirn und in seinen Augen zu lesen, oft war es, als ob sie mit ihren Blicken in sein Gehirn eindringen wolle, und eine würgende Beklemmung ergriff Cornel in solchen Augenblicken. Den früheren ironischen Ton, mit dem er bisweilen so glücklich ihren Launen begegnet war, vermochte er nicht wiederzufinden; ihre Scherzlein ließen ihn nicht mehr gleichgiltig, ihre harten Worte machten, daß er zusammenzuckte wie ein Sklave, ihre weiche und sanfte Stimmung benutzte er, um sie mit stürmischen, tollen, gefährlichen Liebkosungen zu überschütten, woraus folgte, daß sie der Zärtlichkeiten überdrüssig wurde und ihm einen tagelangen tiefen Groll nachtrug. Wenn sie fragte, wie er mit diesem oder jenem Bekannten stehe, log er. Wenn sie sich nach seinen Geldangelegenheiten erkundigte, log er, indem er sie überaus günstig darstellte. Dabei log er sich wieder selbst vor, es geschehe nur, um sie sicher zu machen, um sie in Hoffnung zu lassen, während nur Feigheit die Triebkraft seiner Handlungen war. Es kam bald soweit, daß er bei den geringfügigsten und unnöthigsten Dingen log, oft nur um eine Gleichgiltigkeit zu heucheln, die er nicht besaß. Er log zum Beispiel, er sei bei Bekannten gewesen, habe dort gespielt, musiciert, während er in Wahrheit in irgendeiner Kneipe stundenlang trübsinnig vor sich hingestarrt hatte. Bei alledem nahm seine Liebe zu Ernestine in einer ihn selbst erschreckenden Weise zu, und ihre Liebe nahm ab. Ihre Liebe wich dem Argwohn, für den sie keinen Boden fand, wie Jemand, der im Finstern seine Lampe sucht. Sie fühlte, daß etwas zwischen sie getreten war, das sie trennen mußte. Sie fühlte, daß Cornel es ihr verheimliche, und ihre Achtung vor ihm begann zu schwinden, täglich mehr und täglich rascher. Sie besuchte einmal Richter, aber dieser discrete und feine Mensch war nicht weniger herzlich und gut als früher, ohne dass durch diplomatische Fragen etwas aus ihm zu entlocken gewesen wäre. Dagegen war seine Frau von einer Kälte und Förmlichkeit, die Ernestine mit Besorgnis und leitsamer Scham erfüllte.

So stieg die Qual, die sie durchlebte, von Tag zu Tag. Die Liebe Cornels erschien ihr plötzlich durchaus lügnern und widerwärtig; sie gerieth bei jedem Anlass, so lächerlich er auch sein mochte, in Streit, wobei sich Ernestine bis zu einer gehässigen Glut erhitzte. Was er that, hörte sie, was er sagte, fand sie in irgendeiner Weise abhängig ohne Kunsch; sein Gang, seine Bewegungen, seine Worte, sein Schlaf selbst, geriethen unter ihre bittere Kritik, und er fühlte in ihrer Nähe sein ganzes Wesen gemartet. Trotzdem aber gerade deshalb trieb es ihn, immer bei ihr zu sein, wie die Motte beim Licht bleibt, die mit eifersüchtigen und boshaftlichen Augen zu überwachen, sie zu reizen und dann wieder mit einem Uebermaß reduerischer Leidenschaft zu besänftigen, ihr knabenhaft Ritterlichen zu sagen oder in derselben knabenhaften Manier einmal eine Viertelstunde lang den Herrn herauszukehren. Seine Scherze waren die Flammen, sein gutiges Zureden geriet, seine liebevollen Worte zu tief, und so hatte die eine Lüge das Leben der Beiden zerstört und nur unerträglichen Qual gemacht, während doch ein offenes Geständnis so lange harte Pflicht und Beschämung bringen konnte.

Ja, eine Qual war beider Leben, eine lange Qual die langen Herbsttage hindurch. Cornel begann sich fortzusehnen nach einem anderen Land, nach Freiheit und Alleinsein. Je tiefer er sich sinken sah, je brennender wurde diese Sehnsucht. Jetzt erschien ihm ein Bekenntnis völlig unmöglich; es hätte sich durch eine Mauer von Lügen Bahn brechen müssen, und wie grenzenlos erniedrigend war jede einzige! Auch ihn begann eine heftende Erbitterung zu erfassen; er ließ sich zu gewagten und demüthigenden Bemerkungen hinreißen, wie: alle Weiber sind Kokotten, sprach überhaupt nur noch über „die Weiber", erschien anmaßend in seinem Urtheil und hatte jegliche Begeisterung verlorn. . .

Es war ein klarer, stiller Herbstabend.

Funkelnd war die Sonne untergegangen, funkelnd blickten ihr die letzten, grünen Blätter der Bäume nach. Vor den Fenstern war ein Part ausgebreitet, und ihn überflossen die dichter werdenden Abendnebel und verwischten und trübten das Bild des träg emporgleitenden Mondes.

Ernestine saß auf einer Ottomane, das Kinn in die Hand gestützt, und blickte traurig vor sich nieder. Cornel holte die Lampe herbei, und nachdem er sie angezündet und die weiße Glasglocke darauf gesetzt, schloß er das Fenster, nahm seinen Mantel und wollte gehen. Da sah er die Augen seiner jungen Frau verrätherisch glänzen, und je länger er hinsah, je feuchter wurde der Glanz. Da, in einer überquellenden, echten Güte, warf er Mantel und Hut von sich und umfieng sie, die willenlos, aufgelöst vor Schmerz in seine Arme sank. Er bedeckte ihren Mund, ihre Stirn, ihre Augen, ihren Hals mit den zwiefachen Küssen der Welt, und sie ließ sich küssen und weinte. Er entfleidete sie und trug sie ins Bett und er schlürfte wortlos die Thränen von ihren Augenlidern. Viele Stunden lang wurde er nicht müde, sie zu küssen, und sie gab sich ihm hin, mit einer selbstlosen, scheuen, willenlosen Zärtlichkeit.

Mitternacht hatte längst geschlagen. Das Oel in der Lampe gieng zu Ende und dies trübrothe Verglimmen vor den vom Mondlicht grünbeschienenen Vorhängen der Fenster hatte einen zauberhaften, erschreckenden Reiz. Der Wind draußen feuchtete klar, das Mondlicht zog wie ein Gewebe heller Fäden durch die Nacht, mahte sich friedlich auf dem Boden, und Frieden war alles, was es berührte.

Cornel fühlte sich förmlich müde von Glück. Ein unstillbarer Durst nach Reinheit von den Lügen ergriff ihn. Er neigte sich zu Ernestines Ohr nie war ihm dies Ohr so klein und zart erschienen und langsam und bedächtig berichtete er ihr alles, Lüge um Lüge: alles, alles, auch dass er gespielt wolle.

Sie lag stumm die ganze Nacht, den Kopf unverwandt nach oben gerichtet. Als der Morgen kam, wandte sie sich zu ihm und sagte mit vibrierender Stimme: „Was musst du alles erlitten haben! Nimm mich nur mit, wohin du auch gehst."

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die in unserem Blatte inserierenden Firmen sich stets auf die „Zeit" zu beziehen; ferner in Hotels, Restaurants, Cafes, Preußenen, an Bahnhöfen, in Lesezimmern immer wieder nachdrücklichst die Wiener Wochenschrift „Die Zeit" verlangen oder eventuell wohlwollend empfehlen zu wollen.

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

schwarz, weiß und farbig von 45 kr. bis fl. 14.65 per Meter — glatt gestreift, carriert, Damassé, Faille, Ecossaise, Brocat, Atlas, Surah, Foulard, Zephir, Grenadine, Crêpe de Chine, Crêpe Lisse, Crêpe Marocain, Crêpe Rhadamé, Crêpe Imperial, Crêpe Diagonal, Crêpe Directoire, Crêpe Monopol, Crêpe Nun, Crêpe Voile, Crêpe Canevas, Crêpe Grenadine, Crêpe Eolienne, Crêpe Mousseline, Crêpe Tarlatane, Crêpe Tamise, Crêpe Tamise Rayé, Crêpe Tamise Broché, Crêpe Tamise Chiné, Crêpe Tamise Ombré, Crêpe Tamise Quadrillé, Crêpe Tamise Pointillé, Crêpe Tamise Fantaisie, Crêpe Tamise Uni, Crêpe Tamise Rayé Broché, Crêpe Tamise Chiné Broché, Crêpe Tamise Ombré Broché, Crêpe Tamise Quadrillé Broché, Crêpe Tamise Pointillé Broché, Crêpe Tamise Fantaisie Broché, Crêpe Tamise Uni Broché, Crêpe Tamise Rayé Chiné, Crêpe Tamise Ombré Chiné, Crêpe Tamise Quadrillé Chiné, Crêpe Tamise Pointillé Chiné, Crêpe Tamise Fantaisie Chiné, Crêpe Tamise Uni Chiné, Crêpe Tamise Rayé Ombré, Crêpe Tamise Quadrillé Ombré, Crêpe Tamise Pointillé Ombré, Crêpe Tamise Fantaisie Ombré, Crêpe Tamise Uni Ombré, Crêpe Tamise Rayé Quadrillé, Crêpe Tamise Pointillé Quadrillé, Crêpe Tamise Fantaisie Quadrillé, Crêpe Tamise Uni Quadrillé, Crêpe Tamise Rayé Pointillé, Crêpe Tamise Fantaisie Pointillé, Crêpe Tamise Uni Pointillé, Crêpe Tamise Rayé Fantaisie, Crêpe Tamise Uni Fantaisie, Crêpe Tamise Rayé Uni, Crêpe Tamise Uni Uni, Crêpe Tamise Rayé Rayé, Crêpe Tamise Uni Rayé, Crêpe Tamise Rayé Broché Chiné, Crêpe Tamise Uni Broché Chiné, Crêpe Tamise Rayé Broché Ombré, Crêpe Tamise Uni Broché Ombré, Crêpe Tamise Rayé Broché Quadrillé, Crêpe Tamise Uni Broché Quadrillé, Crêpe Tamise Rayé Broché Pointillé, Crêpe Tamise Uni Broché Pointillé, Crêpe Tamise Rayé Broché Fantaisie, Crêpe Tamise Uni Broché Fantaisie, Crêpe Tamise Rayé Broché Uni, Crêpe Tamise Uni Broché Uni, Crêpe Tamise Rayé Broché Rayé, Crêpe Tamise Uni Broché Rayé, Crêpe Tamise Rayé Chiné Ombré, Crêpe Tamise Uni Chiné Ombré, Crêpe Tamise Rayé Chiné Quadrillé, Crêpe Tamise Uni Chiné Quadrillé, Crêpe Tamise Rayé Chiné Pointillé, Crêpe Tamise Uni Chiné Pointillé, Crêpe Tamise Rayé Chiné Fantaisie, Crêpe Tamise Uni Chiné Fantaisie, Crêpe Tamise Rayé Chiné Uni, Crêpe Tamise Uni Chiné Uni, Crêpe Tamise Rayé Chiné Rayé, Crêpe Tamise Uni Chiné Rayé, Crêpe Tamise Rayé Ombré Quadrillé, Crêpe Tamise Uni Ombré Quadrillé, Crêpe Tamise Rayé Ombré Pointillé, Crêpe Tamise Uni Ombré Pointillé, Crêpe Tamise Rayé Ombré Fantaisie, Crêpe Tamise Uni Ombré Fantaisie, Crêpe Tamise Rayé Ombré Uni, Crêpe Tamise Uni Ombré Uni, Crêpe Tamise Rayé Ombré Rayé, Crêpe Tamise Uni Ombré Rayé, Crêpe Tamise Rayé Quadrillé Pointillé, Crêpe Tamise Uni Quadrillé Pointillé, Crêpe Tamise Rayé Quadrillé Fantaisie, Crêpe Tamise Uni Quadrillé Fantaisie, Crêpe Tamise Rayé Quadrillé Uni, Crêpe Tamise Uni Quadrillé Uni, Crêpe Tamise Rayé Quadrillé Rayé, Crêpe Tamise Uni Quadrillé Rayé, Crêpe Tamise Rayé Pointillé Fantaisie, Crêpe Tamise Uni Pointillé Fantaisie, Crêpe Tamise Rayé Pointillé Uni, Crêpe Tamise Uni Pointillé Uni, Crêpe Tamise Rayé Pointillé Rayé, Crêpe Tamise Uni Pointillé Rayé, Crêpe Tamise Rayé Fantaisie Uni, Crêpe Tamise Uni Fantaisie Uni, Crêpe Tamise Rayé Fantaisie Rayé, Crêpe Tamise Uni Fantaisie Rayé, Crêpe Tamise Rayé Uni Rayé, Crêpe Tamise Uni Uni Rayé, Crêpe Tamise Rayé Broché Chiné Ombré, Crêpe Tamise Uni Broché Chiné Ombré, Crêpe Tamise Rayé Broché Chiné Quadrillé, Crêpe Tamise Uni Broché Chiné Quadrillé, Crêpe Tamise Rayé Broché Chiné Pointillé, Crêpe Tamise Uni Broché Chiné Pointillé, Crêpe Tamise Rayé Broché Chiné Fantaisie, Crêpe Tamise Uni Broché Chiné Fantaisie, Crêpe Tamise Rayé Broché Chiné Uni, Crêpe Tamise Uni Broché Chiné Uni, Crêpe Tamise Rayé Broché Chiné Rayé, Crêpe Tamise Uni Broché Chiné Rayé, Crêpe Tamise Rayé Broché Ombré Quadrillé, Crêpe Tamise Uni Broché Ombré Quadrillé, Crêpe Tamise Rayé Broché Ombré Pointillé, Crêpe Tamise Uni Broché Ombré Pointillé, Crêpe Tamise Rayé Broché Ombré Fantaisie, Crêpe Tamise Uni Broché Ombré Fantaisie, Crêpe Tamise Rayé Broché Ombré Uni, Crêpe Tamise Uni Broché Ombré Uni, Crêpe Tamise Rayé Broché Ombré Rayé, Crêpe Tamise Uni Broché Ombré Rayé, Crêpe Tamise Rayé Broché Quadrillé Pointillé, Crêpe Tamise Uni Broché Quadrillé Pointillé, Crêpe Tamise Rayé Broché Quadrillé Fantaisie, Crêpe Tamise Uni Broché Quadrillé Fantaisie, Crêpe Tamise Rayé Broché Quadrillé Uni, Crêpe Tamise Uni Broché Quadrillé Uni, Crêpe Tamise Rayé Broché Quadrillé Rayé, Crêpe Tamise Uni Broché Quadrillé Rayé, Crêpe Tamise Rayé Broché Pointillé Fantaisie, Crêpe Tamise Uni Broché Pointillé Fantaisie, Crêpe Tamise Rayé Broché Pointillé Uni, Crêpe Tamise Uni Broché Pointillé Uni, Crêpe Tamise Rayé Broché Pointillé Rayé, Crêpe Tamise Uni Broché Pointillé Rayé, Crêpe Tamise Rayé Broché Fantaisie Uni, Crêpe Tamise Uni Broché Fantaisie Uni, Crêpe Tamise Rayé Broché Fantaisie Rayé, Crêpe Tamise Uni Broché Fantaisie Rayé, Crêpe Tamise Rayé Broché Uni Rayé, Crêpe Tamise Uni Broché Uni Rayé, Crêpe Tamise Rayé Chiné Ombré Quadrillé, Crêpe Tamise Uni Chiné Ombré Quadrillé, Crêpe Tamise Rayé Chiné Ombré Pointillé, Crêpe Tamise Uni Chiné Ombré Pointillé, Crêpe Tamise Rayé Chiné Ombré Fantaisie, Crêpe Tamise Uni Chiné Ombré Fantaisie, Crêpe Tamise Rayé Chiné Ombré Uni, Crêpe Tamise Uni Chiné Ombré Uni, Crêpe Tamise Rayé Chiné Ombré Rayé, Crêpe Tamise Uni Chiné Ombré Rayé, Crêpe Tamise Rayé Chiné Quadrillé Pointillé, Crêpe Tamise Uni Chiné Quadrillé Pointillé, Crêpe Tamise Rayé Chiné Quadrillé Fantaisie, Crêpe Tamise Uni Chiné Quadrillé Fantaisie, Crêpe Tamise Rayé Chiné Quadrillé Uni, Crêpe Tamise Uni Chiné Quadrillé Uni, Crêpe Tamise Rayé Chiné Quadrillé Rayé, Crêpe Tamise Uni Chiné Quadrillé Rayé, Crêpe Tamise Rayé Chiné Pointillé Fantaisie, Crêpe Tamise Uni Chiné Pointillé Fantaisie, Crêpe Tamise Rayé Chiné Pointillé Uni, Crêpe Tamise Uni Chiné Pointillé Uni, Crêpe Tamise Rayé Chiné Pointillé Rayé, Crêpe Tamise Uni Chiné Pointillé Rayé, Crêpe Tamise Rayé Chiné Fantaisie Uni, Crêpe Tamise Uni Chiné Fantaisie Uni, Crêpe Tamise Rayé Chiné Fantaisie Rayé, Crêpe Tamise Uni Chiné Fantaisie Rayé, Crêpe Tamise Rayé Chiné Uni Rayé, Crêpe Tamise Uni Chiné Uni Rayé, Crêpe Tamise Rayé Ombré Quadrillé Pointillé, Crêpe Tamise Uni Ombré Quadrillé Pointillé, Crêpe Tamise Rayé Ombré Quadrillé Fantaisie, Crêpe Tamise Uni Ombré Quadrillé Fantaisie, Crêpe Tamise Rayé Ombré Quadrillé Uni, Crêpe Tamise Uni Ombré Quadrillé Uni, Crêpe Tamise Rayé Ombré Quadrillé Rayé, Crêpe Tamise Uni Ombré Quadrillé Rayé, Crêpe Tamise Rayé Ombré Pointillé Fantaisie, Crêpe Tamise Uni Ombré Pointillé Fantaisie, Crêpe Tamise Rayé Ombré Pointillé Uni, Crêpe Tamise Uni Ombré Pointillé Uni, Crêpe Tamise Rayé Ombré Pointillé Rayé, Crêpe Tamise Uni Ombré Pointillé Rayé, Crêpe Tamise Rayé Ombré Fantaisie Uni, Crêpe Tamise Uni Ombré Fantaisie Uni, Crêpe Tamise Rayé Ombré Fantaisie Rayé, Crêpe Tamise Uni Ombré Fantaisie Rayé, Crêpe Tamise Rayé Ombré Uni Rayé, Crêpe Tamise Uni Ombré Uni Rayé, Crêpe Tamise Rayé Quadrillé Pointillé Fantaisie, Crêpe Tamise Uni Quadrillé Pointillé Fantaisie, Crêpe Tamise Rayé Quadrillé Pointillé Uni, Crêpe Tamise Uni Quadrillé Pointillé Uni, Crêpe Tamise Rayé Quadrillé Pointillé Rayé, Crêpe Tamise Uni Quadrillé Pointillé Rayé, Crêpe Tamise Rayé Quadrillé Fantaisie Uni, Crêpe Tamise Uni Quadrillé Fantaisie Uni, Crêpe Tamise Rayé Quadrillé Fantaisie Rayé, Crêpe Tamise Uni Quadrillé Fantaisie Rayé, Crêpe Tamise Rayé Quadrillé Uni Rayé, Crêpe Tamise Uni Quadrillé Uni Rayé, Crêpe Tamise Rayé Pointillé Fantaisie Uni, Crêpe Tamise Uni Pointillé Fantaisie Uni, Crêpe Tamise Rayé Pointillé Fantaisie Rayé, Crêpe Tamise Uni Pointillé Fantaisie Rayé, Crêpe Tamise Rayé Pointillé Uni Rayé, Crêpe Tamise Uni Pointillé Uni Rayé, Crêpe Tamise Rayé Fantaisie Uni Rayé, Crêpe Tamise Uni Fantaisie Uni Rayé, Crêpe Tamise Rayé Uni Rayé Rayé, Crêpe Tamise Uni Uni Rayé Rayé

„Hennenberg-Seide"

nur echt, wenn direct ab meinen Fabriken bezogen!

Zu Roben und Blousen
ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus.
Muster umgehend.
Dortiges Briefporto nach der Schweiz.
G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Digitized by Google

Die Zeit.

XX. Band. Wien, den 9. September 1899. Nummer 258.

Die Canalkrise, der Kaiser und der „Kuhhandel" in Deutschland.

Man ist in Deutschland seit lange daran gewöhnt, dass es Parlamentsauflösungen eigentlich nur wegen militairischer Forderungen gibt. Sonst lässt sich die Regierung auch die scheinbar wichtigsten Vorlagen ablehnen, ohne eine Miene zu verziehen. Sie spricht einfach mit dem alten Landrath v. Meyer-Arnswalde: „Es geht auch so".

Trotzdem haben wir, wenn man den Stimmen der liberalen Presse trauen darf, einen unmittelbar vor einer Auflösung des preußischen Abgeordnetenhauses gefunden. Nämlich wegen der Nichtbewilligung des Mittellandcanals. Wir will freilich scheinen, dass bei den Liberalen wieder einmal lediglich der Wunsch der Vater des Gedankens war. Sie, die in Preußen noch mehr als im Reiche zu einer passiven Rolle verurtheilt sind, lechzen nach einer Systemänderung, wie sie die Auflösung eingeleitet hätte. Aber es ist nicht der mindeste Anhalt dafür vorhanden, dass die Regierung auch nur einen Augenblick an eine so weittragende Maßregel gedacht hat.

Richtig ist ja andererseits, dass die Regierung fast bis zum letzten Augenblick mit der Annahme der Canalvorlage gerechnet hat. Dabei sind ihr nur zwei Rechenfehler unterlaufen. Die Liberalen hatte sie sicher für die Vorlage. Die Masse der Conservativen war eben so sicher dagegen. Zur Mehrheit brauchte sie das Gros des Centrums und eine Anzahl conservativer Freischärler, wie sie sie aus den mandatbehaltenen abhängigen Verwaltungsbeamten zu gewinnen hoffte. Das Centrum sollte auf dem altbewährten Wege des „Kuhhandels" dadurch gelöbert werden, dass man ihm eine ein Acclamirung demokratischer Gestaltung des Gemeindewahlrechts in Aussicht stellte, wodurch in vielen theinisch-westfälischen Gemeinden die Mehrheit von den protestantischen Nationalliberalen auf die Katholiken übergegangen wäre. Die conservativen Beamten glaubte man durch einen gelinden Druck von oben von der Nützlichkeit des Canals überzeugen zu können. Beides fehlt. Der „Kuhhandel" mit dem Centrum misslang, weil Conservative und Nationalliberale die Gemeindewahlreform zu verschleppen wussten. Dadurch wurde das Centrum, das schon einmal vor einigen Jahren um eine ihm günstige Wahlreform geprellt worden ist, kopfscheu. „Erst das Wahlgesetz, dann den Canal!", das war seine, natürlich nicht ausgesprochene, aber ungemein deutlere Forderung. Die Regierung konnte ihm das nicht durchsetzen. Darum stimmte es entweder gegen den Canal oder enthielt sich der Stimme. Die conservativen Beamten empfanden wohl den Druck von oben. Aber sie wurden noch viel stärker von unten gedrückt. Der Bund der Landwirthe, dem sie sich durch die Bank ihre Macht verdanken, setzte Himmel und Hölle in Bewegung, um sie „fest" zu machen. Und sein Einfluss reicht weit. Er ist nämlich der Socialdemocratie, die ja im Landtag nicht in Betracht kommt, die stärkste politische Macht in Deutschland. Die ländlichen Wähler, durch die die Landräthe ja ihrem Mandat gekommen sind, hingen zumeist von ihm ab. Gedrängt von oben, gedrängt von unten, übten die Landräthe einen weit stärkeren Eindruck von dem Terrorismus des Bundes der Landwirte, als von den milden Druck der Ministeres. Die Canalfeindschaft entsprach schließlich noch ihren eigenen unterthänigen Empfindungen. Mag auch sein, dass sie dem Regierungsgedanken einen lediglich platonischen Charakter beimaßen. Kurz, sie blieben fast sämmtlich „stramm". So fiel der Canal.

Zehn Tage schaute die ganze politische Welt gespannt nach Berlin, was nun kommen werde. Und dann kam die Nachricht, dass zwei Regierungspräsidenten und etwa zwanzig Landräthe, die gegen den Canal gestimmt hatten, zur Disposition gestellt worden seien. Das sollte die Lösung der „Krise" sein?

Man konnte sich nicht leicht eine politisch verwerflichere und zugleich zwecklosere Maßregel vorstellen.

Politisch verwerflich — denn, wenn man Beamte überhaupt gewaltet werden lässt, muss man sie auch frei nach ihrer Ueberzeugung abstimmen lassen. An sich ist es ja ein Na[illegible] dass Verwaltungsbeamte wählbar sind. Aber in Deutschland [illegible] namentlich in Preußen hat man dasselbe nicht nur [illegible] Wahl von Beamten für erlaubt erklärt, sondern sie auch mit [illegible] Mitteln begünstigt. Sitzen doch im preußischen Abgeordnetenhause allein etwa drei Dutzend Landräthe. Es ist gewiss für einen Verwaltungsbezirk nicht gerade von Nutzen, wenn sein Oberhaupt jährlich fünf bis sechs Monate in Berlin verbringt. Trotzdem hat die Regierung bisher nicht das Mindeste dagegen zu erinnern gehabt. Im Gegentheil, ihr waren die Landräthe die liebsten, weil bequemsten, Volksvertreter. Jetzt, wo sie in einem Fall unbequem wurden, entfernt man sie aus dem Staatsdienst. An der Wahlbarkeit der Beamten rührt man nicht. Aber das Mißliebigen im Parlament gestattet man ihnen nicht. Constitutionelle Logik!

Auch politisch zwecklos ist die Maßregel — denn man erreicht damit nur das Gegentheil von dem, was man will. Der Canal wird, wenn er in der nächsten Session wirklich wieder beantragt werden sollte, nun so sicherer abgelehnt. Die disciplinierten Beamten, die ja nichts mehr zu verlieren haben, verharren natürlich in ihrer Opposition. Und die conservative Partei wird durch diese Mißhandlung ihrer Mitglieder erst recht gegen die Regierungsvorlage aufgebracht. Aber auch in dem Beamtenkörper bringt man durch die Ausmerzung der zwanzig rändigen Schafe keine grundsätzliche Wandlung hervor. Wenn man alle Gesinnungsgenossen der zwanzig entfernen wollte, müsste man vier Fünftel der Landräthe zur Disposition stellen. Das Aecrutierungssystem, das seit jeher für diese Beamtenkategorie beliebt worden ist, bringt es mit sich, dass man es hier fast ausschließlich mit agrarisch conservativen Elementen zu thun hat. Ein nationalliberaler Landrath ist schon eine Seltenheit. Weiter links steht überhaupt keiner. Die Landräthe müssen, soweit sie nicht als grundbesitzende Kreiseingesessene auf Präsentation des Kreises ernannt werden, erst Regierungsreferendare und dann Regierungsassessoren gewesen sein. Die Regierungsreferendare werden aus der großen Zahl der jungen Juristen, die Gerichtsreferendare, auf ihre Meldung hin, von den Regierungspräsidenten nach freiem Ermessen ausgewählt. Bei dieser Auslese passieren nur die das Sieb, die ihrer Abstammung und gesellschaftlichen Stellung nach über jeden Verdacht freiheitlicher Gesinnung erhaben sind, am leichtesten Adelige, Corpsstudenten, Reserveofficiere, Söhne von Officiersgrundbesitzern, hohen Beamten und Officieren. Wollte man in Preußen ernsthaft von einer conservativen Verwaltung zu einer liberalen übergehen, so müsste man in erster Linie damit beginnen, die Regierungsreferendare aus anderen Schichten zu recrutieren, aus Juristenkreisen, die heute die Richter und namentlich die Rechtsanwälte liefern. Heute hat man wohl das Material, um an die Stelle von zwanzig charaktervollen conservativen Landräthen zwanzig gesinnungslose Streber zu setzen. Aber man hat nicht die entfernte Möglichkeit, den conservativen Verwaltungskörper durch einen liberalen zu ersetzen.

Die Beamtenmaßregelung war daher nicht nur ein Schlag ins Wasser, sondern schlimmer als das: eine geradezu schädliche Maßregel.

Nun sind freilich im Gefolge der Krisis noch zwei Veränderungen im preußischen Ministerium vor sich gegangen. Aber ich sage mit Absicht „im Gefolge", nicht „als Folge". Das der Wechsel im Cultusministerium schwer mit der Canalfrage in Verbindung gebracht werden kann, liegt schon in der Natur des Reforrig. Herr Bosse hatte wohl einen ganz anderen gewungenen Grund, seine Amtsentsetzung zu wünschen: in dem Disciplinarverfahren gegen den socialdemokratischen Privatdocenten Dr. Arons hatte er sich von der Berliner philosophischen Facultät eine juridische Ohrfeige erhalten, indem sie die von ihm beantragte Disciplinarstrafe durchaus ablehnte und ihm nicht einmal das Patent eines Beweises oder auch nur einer Warnung zu Arons zubilligte. Er befand sich nun in der peinlichen Zwangslage, entweder im Widerspruch zu der angeschworenen Facultät Deutschlands im Staatsministerium doch noch die Absetzung des socialdemokratischen Privatdocenten durchsetzen oder sich ausdrücklich seiner Niederlage vor dem gelehrten Gerichte beugen müssen. Zwischen diesen Dilemma entzog er sich durch [illegible] Abschied. Auf den persönlich conservativen Cultusminister [illegible] folgt nun in der Person des Oberpräsidenten Studt von Pos[illegible]

Digitized by Google

fallen ein tüchtiger Beamtenminister ohne parlamentarische oder sonstige Vergangenheit und ohne ausgeprägte politische Individualität, aber doch auch ein conservativer Mann. Es ist derselbe Faden, nur eine andere Nummer.

Aehnlich steht es mit dem Wechsel im Ministerium des Innern, der auch alles andere eher als einen Systemwechsel bedeutet. Freiherr v. d. Recke war vielleicht der unfähigste Minister des Innern, den Preußen je gehabt hat. Trotzdem war er den Conservativen lieb und werth, solange er mit ihnen paktirte und wollte. Mit einem Schlage wurde er ihre böte noire, als er die ihm untergebenen Abgeordneten-Beamten für den Canal zu pressen versuchte. Seitdem überhäufte ihn die Presse des Bundes der Landwirte mit Bosheiten. Und die conservative Fraction nahm ihre Revanche, indem sie alle Vorlagen aus seinem Ressort nicht mehr zur Erledigung kommen ließ. Sein Sturz bedeutet also direct einen Triumph für die agrarische Canalopposition, wenn er auch natürlich nicht durch seine grundsätzliche Haltung, sondern durch seine Ungeschicklichkeit herbeigeführt worden ist. Nicht weil er die Beamten zu beeinflussen versucht hat, ist er gefallen, sondern, weil er es ohne Erfolg und noch dazu in einer sehr angreifbaren Form gethan hat. Sein Nachfolger, Freiherr v. Rheinbaben, kommt vom Regierungspräsidium in Düsseldorf, der Ministerschule, aus der kurz hintereinander die Minister Freiherr v. Berlepsch und Freiherr v. d. Recke hervorgegangen sind. Er ist für einen preußischen Minister ganz ungewöhnlich jung, erst 41 Jahre alt. Alle, die ihn kennen, wissen, dass ihm eine Zukunft bevorsteht. Mit einer geradezu bezaubernden Liebenswürdigkeit verbindet er große Gewandtheit, rednerische Fähigkeiten, Sachkenntnis und Betriebsdrast. Politisch ist er noch nicht hervorgetreten, steht jedoch auf demselben conservativen Ende wie sein Vorgänger. Durch seine Frau, eine Tochter des Domprobstes Freiherrn v. Lilienceron, ist er dem Hofe nahegerückt. Denn der alte Freiherr v. Lilienceron ist seit Jahrzehnten der Vertrauensmann der Familie der Kaiserin, der Augustenburger, und ein Zimmer des kaiserlichen Hauses. Freiherr v. Rheinbaben steht ist der Liebling des Herrn v. Miquel, bei dem er vertrauender Rath war, ehe er nach Düsseldorf ging. Er ist einer der überzeugtesten Anhänger Miquels, den er in jahrelangem amtlichen und schließlich auch freundschaftlichen Verkehre aus Höchste schätzen gelernt hat. Miquels Einfluss im Staatsministerium steigt durch diese Erneuerung, soweit dies noch möglich war.

Miquel hat überhaupt bei dieser Krisis auf der ganzen Linie gesiegt. So nahe die Gefahr für ihn war, sich bei dem Conflict zwischen dem Kaiser und den Conservativen zwischen zwei Stühle zu setzen, so hat es doch seine Schlauheit zu Wege gebracht, bei beiden persona gratissima zu bleiben. Seine Ueberzeugungskunst scheint unwiderstehlich auf den Kaiser gewirkt zu haben. Er kennt ihn eben und weiß, was auf ihn Eindruck macht. Seitdem es wahrscheinlich war, dass die Conservativen den Canal zu Fall bringen würden, hatte der größte Theil der liberalen Presse einen geradezu unglaublich thörichten Festzug begonnen: die entfernte Möglichkeit, dass die Liberalen bei dieser Gelegenheit wieder zu Einfluss und am Ende gar zu ein paar Ministerporte feuilles gelangen könnten, hatte sie förmlich berauscht. Lärmend erklärten sie wieder und immer wieder, dass die Krone nicht länger mit den unbotmäßigen Agrariern gehen könne, dass sie die zweifelhaften Ministar à la Miquel nicht dulden dürfe, dass sie das Abgeordnetenhaus auflösen und liberale Bahnen einschlagen müsse. Schon verlautete von einer Vereinbarung, die die verschiedenen liberalen Fractionen angeblich der neuen Sachlage unterzeichnet gehabt hatten. All dieser Wirrsinn wurde von Miquel und der Haltung der bisherigen Zustände interessirten Personen, darunter in erster Linie wohl von Miquel, der entschiedenen Stelle in geeigneter Weise unterbreitet. Man weiß, dass der Kaiser für nichts empfindlicher ist, als wenn er das Gefühl hat, dass man ihn in eine Zwangslage versetzen wolle. Man behauptet sogar, dass, wenn gewisse Personen in allzu aufdringlicher Weise als Candidaten für bestimmte Posten in der Oeffentlichkeit genannt wurden, das ihre Aussichten nur vermindern könne. Der Kaiser, der ein überaus feines Herrscherbewusstsein hat, will eben nicht, dass es auch nur den Anschein gewinne, als wenn er sich in seinen Entschlüssen von der öffentlichen Meinung beeinflussen lasse. Kann man zu dem angedeuteten liberalen Preisverrathen noch der Hinweis auf das Verhalten der Liberalen im Reichstage, der dem Kaiser jedenfalls auch gemacht worden ist, so kann man sich über den Ausgang der Sache nicht weiter wundern. Mit derselben Leidenschaftlichkeit, mit der der Kaiser für den Canal eintritt, bekräftigt er ja auch die Vorgehensweise der Krone und den Kampf gegen die Sozialdemokratie. Man braucht also nun einfach darauf zusammenzusammenfassen zu haben, dass dieselben Parteien, die im Preußen einen Zusammenschluss im liberalen Sinne [illegible] mit Recht [illegible] Kammerblick deshalb nicht, [illegible] in [illegible] Zusammenschluss handeln [illegible] Reichstage [illegible] Bruch [illegible] Regierung [illegible] [illegible] [illegible]

nun endlich auch gelegentlich der Ivy Heinze geschehen, und zwar durch einen § 181 b, der lautet: „Die Vorschriften der Paragraphen 181 und 181 a finden keine Anwendung auf das Vermieten von Wohnungen an Frauenspersonen, welche gewerbsmäßig Unzucht treiben, sofern damit nicht eine Ausbeutung des unsittlichen Erwerbes der Mieterin verbunden ist.“ Die Regierung hat sich also, wie sich von einer zurechnungsfähigen Regierung von selbst versteht, für die Aufhebung der unsinnigen Strafbestimmung entschieden und dadurch erklärt, dass sie die Prostitution für unvermeidlich und unbeseitigbar hält. Dagegen hat sie sich nicht entschließen können, die andere unsinnige Ausdehnung des Kuppeleibegriffs — auf die Duldung des intimen Verkehrs zwischen Verlobten — zu beseitigen, und die Commission hat den Antrag der Sozialdemokraten auf eine einschränkende Declaration abgelehnt. Doch diese zwei schreienden Uebelstände sind es gar nicht gewesen, was zu dieser Reformaction den Anstoß gegeben hat, sondern das Treiben der Zuhälter war es, das im Proceß gegen den Heinzeschen Ehepaar wegen Ermordung eines Nachtwächters bekundet worden war. Nun ist das Zuhältergewerbe gewiß das gemeinste, was sich denken läßt. Aber es ist unausrottbar, solange die Prostitution weder ausgerottet noch tolerniert und unter obrigkeitliche Leitung gestellt wird. Denn einmal bleiben die Prostituierten doch Menschen und wollen unter den vielen Männern, mit denen sie geschlechtlich verkehren, wenigstens einen haben, den sie lieben; da nun aber ein Mensch in anständiger Lebensstellung nicht Liebhaber von Prostituierten werden kann, so ist ihr Liebhaber ein subsistenzloser Bursche, den sie nicht anders an sich fesseln können, als indem sie ihm die Subsistenzmittel verschaffen. Dann aber sind sie fortwährend polizeilichen Vexationen und der Mißhandlung durch rohe Patrone ausgesetzt und bedürfen daher eines männlichen Schutzes; dieses Bedürfnis würde durch weitere Erschwerungen der Prostitution nur gesteigert werden. Dazu kommen Mitleidsgründe, die Bebel in der Reichstagssitzung am 9. März angeführt hat. Als besonders schwer soll der Fall gelten, wo sich der Ehemann von der Frau durch Prostitution erhalten läßt, wo also die Zuhälterei mit schwerer Kuppelei combiniert erscheint. Bebel führt nun an, daß in gerichtlich festgestellten Fällen es schlechterdings kein anderes Mittel gegeben hat, die Familie zu erhalten, als daß sich die Frau mit Einwilligung ihres Ehemannes prostituierte; ferner kommt es vor, daß sich Mädchen prostituieren, um ihre Eltern zu erhalten, und noch andere, um die Mittel zur Begründung eines Hausstandes zusammenzubringen und dann zu heiraten. Eine ähnliche Praxis ist die der in Berlin so genannten Spreewälder Ammen. Diese haben die Kinder zwar meistens von ihrem Bräutigam und ihr Verbleib rieselt aus der Ammenstellung, aber um eine solche einnehmen zu können, müssen sie doch eben Kinder haben; sie sind also gezwungen, ein paar Jahre hindurch, wenn auch nicht sich zu prostituieren, so doch „Unzucht“ zu treiben, wenn sie heiraten wollen, ohne durch die Heirat in proletarische Verhältnisse zu gerathen.

Zweitens aber ist die Zuhälterei nur die robeste Erscheinungsform einer ganz allgemein verbreiteten gemeinen Ossimung. Der Hottentottenjunggeselle arbeitet ein paar Jahre hart, um sich die zwei oder vier Echsen zu verdienen, mit denen er seine Braut zu bezahlen hat. Der christlich-germanische Jüngling von heute, wie überhaupt der Mann der modernen Culturwelt, hält's umgekehrt. Der Soldat läßt sich von seiner Köchin im Tanzsaale freihalten. Der junge Arbeiter schwindelt seiner Braut ihr Sparcassenbuch ab und vertrinkt es. Mancher verheiratete Arbeiter und Kleinbürger faulenzt und läßt Frau und Tochter sie sich arbeiten; ja es kommt vor, daß er den Arbeitsverdienst der Seinen versäuft und diese noch dazu mißhandelt. Der junge Mann der guten Gesellschaft zahlt mit der Mitgift seiner Frau die Schulden, die er am Wein, Cigarren und Maitressen gemacht hat, und erpreßt ihr nicht selten noch in der Ehe die Mittel zur Fortsetzung seines liederlichen Lebens. So lange ein solches Verhalten nicht als etwas gebrandmarkt und jeder, der sich dessen schuldig macht, aus der Gesellschaft ausgestoßen wird, werden auch die Zuhälter sich selbst nicht für etwas halten; entsprinzig doch jenes Verhalten thatsächlich aus einer Gesinnung, die als Zuhältergesinnung bezeichnet werden muß, und die zur wirklichen Zuhälterei führt, sobald die äußeren Bedingungen gegeben sind. Vor etlichen 20 Jahren schuf ich über eine Frau verurtheilt, die ein beliebtes Ausflugsort war. Am manche Besucher übte die Frau des Pächters noch eine stärkere Anziehungskraft aus als die schöne Aussicht, und der pflegte ihr Mann zu sagen: „Nur dass Du mir keinen bänigst, der nicht zahlen kann!“ Die Frau aber scherzte vor den Gästen: „Ich fange an alt zu werden, da muss ich mir das Mädel hier ran.“ Die Tochter war damals 14 Jahre alt; habe mich bemerkt, dass einer der einbarten kleinstädtischen Pfiffiker, die dort verkehrten, über solche Gewissenlosigkeit empört gewesen wäre, bochstens lachte man darüber.

Die Commission wird übrigens auch diesmal zu schnell arbeiten, da man sich bestimmt über zwei Punkte nicht einigen kann. Das Centrum und die Socialdemocraten wollen einen § 182 a, nach welchem „Arbeitgeber oder Dienstherren und deren Vertreter mit Disciplinstrafe bis zu einem Jahre belegt werden, die ihre Arbeiterinnen zur Duldung oder Verübung von unsittlichen Handlungen zwingen“. Die Nationalliberalen, Freisinnigen und zum Theil auch die Conservativen sträuben sich dagegen, und sie wissen bekanntlich warum. Katholische Dienstherren, Unternehmer und Aufseher mag es ja auch genug geben, die dem Centrum die Durchsetzung dieses Paragraphen schlecht danken würden, aber das Centrum kann sich den Luxus des Sittlichkeitseifers ohne Gefahr erlauben, weil es eben weiß, daß der Paragraph nicht durchgeht. In der Commission freilich ist er bei der zu Ende April vorgenommenen Abstimmung mit 13 gegen 8 Stimmen angenommen worden, und seine Annahme im Plenum wäre nicht ganz unmöglich, aber die Regierung hat bereits erklärt, daß sie ihm unter keinen Umständen zustimmen werde, weil er mehr Unheil anrichten als Nutzen stiften würde. Damit meint sie ohne Zweifel, daß er viele die herrschenden Stände compromittierende und darunter gewiß auch unbegründete Denunciationen veranlassen und zu Erpressungen gemißbraucht werden würde. Aber das gilt doch wohl von den Strafgesetzen überhaupt und namentlich von allen gegen die sogenannte Unsittlichkeit gerichteten. Daß man den von mir aufgestellten Grundsätzen der fragliche Mißbrauch der Brotherrengewalt ein wirkliches Sittlichkeitsverbrechen ist, liegt auf der Hand, und wer leugnet, daß es eines der abscheulichsten sei, dem spreche ich rundweg das sittliche Empfinden ab.“) Wenn daher die maßgebenden Kreise, wie es thatsächlich geschehen ist, die gesetzgeberische Action mit der angeblichen Nothwendigkeit rechtfertigen, für die angeblich gesunkene Sittlichkeit etwas zu thun, und wenn sie dabei gerade an solchen Punkten versagen, wo nicht die Brüderle und die Sittlichkeitsfexerei, sondern das einfache und schlichte Gerechtigkeitsgefühl Strafe fordert, so wird dadurch aufs Neue der Verdacht verstärkt, daß man nur den Schein rigorosester Sittenstrenge wahren, unter diesem Scheine aber den Männern der herrschenden Stände ihr Vergnügen ungeschmälert erhalten wolle.

Eine zweite Klippe, an der die früheren Anläufe gescheitert sind und woran wohl auch dieser scheitern wird, ist der Buchhändlerparagraph. Die katholischen Abgeordneten und die Frömmler unter den Protestanten wollen im Verbot von „unzüchtigen“ Schriften und Bildern so weit gehen, daß sich der Börsenverein deutscher Buchhändler ernstlich bemerkigt fühlt, und bereits eine Petition dagegen eingereicht hat. Es sollen ja nicht bloß „unzüchtige“ Darstellungen verboten werden, sondern auch solche, die, ohne unzüchtig zu sein, die Schamhaftigkeit verletzen. Was die Herren mit den unzüchtigen Darstellungen meinen, weiß ich nicht. Ich habe unzüchtig zu nennende Darstellungen zwar hie und da an den Wänden gewisser Orte gesehen und vor mehr als fünfzig Jahren, wie schon erwähnt, in den Händen von kleinstädtischen Lehrjungen, aber in großstädtischen Schaufenstern habe ich in den letzten zwanzig Jahren keine gefunden, und auch nicht in den Durchblättern „feinerer“ Photographien in Bilder- und Buchhandlerläden. Ebensowenig sind mir, außer Zolas „La Terre“, neuere Schriften bekannt, denen man das Prädicat „unzüchtig“ beilegen könnte. Ich habe daher kein Urtheil über die Sache, vermuthe aber, daß, um von den Schriften abzusehen und mich auf die bildlichen Darstellungen zu beschränken, mit dem Unzüchtigen das Nackte, und mit dem, was ohne unzüchtig zu sein, die Schamhaftigkeit verletzt, das nicht ganz Nackte gemein sei. Jedenfalls sind die Herren verpflichtet zu sagen, was sie meinen. Es ist das so freilich ganz im allgemeinen eine Wirkung unserer lächerlichen disciplinären Ansicht in geschlechtlichen Dingen, dass wir Nichtjuristen und Nichtmediciner die ganz allsammt strafunmündig sind, weil wir von niemand darüber unterrichtet werden, was von den Juristen in ihren Commentaren und in den hinter verschlossenen Thüren abgehaltenen Gerichtsthätigungen für „Unzucht“ erklärt wird.“) Aber im diesem Falle, wo durch ein neues Gesetz die ganze Kunstlehre schaft und eine mehrere hunderttausend Personen umfassende Industrie in völlige Rechtlosigkeit versetzt werden, sollte sich das Volk ein solches Gesetz wenigstens nicht ohne genaue Definition des Verbotenen gefallen lassen.

Nebenan wir einstweilen an, was ja wohl das Wahrscheinlichste ist, dass wir mit unserer obigen Definition die Meinung der Herren getroffen haben, so sieben wir dann wieder vor dem Manichäismus. Was ist das Unzüchtige? Antwort: das Weibernackt der Säuglinge. Also ist der Schöpfer ein Teufel. Und dazu haben wir die grundfalsche Psychologie, nach der das Folgerichtigste die Verdammung zu „Unkenschheit“, die vom angeborenen Menschenleibe angeblich ausgeht, vermindern soll, während es sie, soweit sie überhaupt eintritt, vermehrt.

Eine vollständige Theorie der Schamhaftigkeit und der Bedeutung der Kleidung weiter Abgestandte, über die ich mich an andern Stellen ausführlicher ausgelassen habe, kann ich hier nicht geben, und muss mich auf ein paar Aphorismen beschränken.

Digitized by Google

die jedoch dem Denkenden hinreichendes Material zum Aufbau einer Theorie darbieten. Ein Geheimrath oder ein Officier, der in der Werkstattkracht eines Handwerkers die Linden entlang gehen sollte, würde sich zu Tode schämen, obwohl die Schürze das Kenischeste ist, was man sich denken kann; nicht minder würde sich eine Dame schämen, wenn sie beim Hofball — nicht ausgeschnitten erscheinen sollte. Die ärgste Verwilderung des Geschlechtstriebes ist nicht bei den leidenschaftlichen Verehrern der Schönheit des nackten Menschenleibes, den Hellenen, zu suchen, die sich in ihrer besten Zeit eines edlen und reinen Familienlebens rühmen durften und die auch in ihren Verirrungen noch dem Ideal zustrebten, sondern in den Harems der Orientalen, die von den Zeiten der alten Despoten des Euphratthales bis heute ihre Weiber hinter Kerkermauern verbergen und beim Ausgehen bis an die Nasenspitze in Säcke stecken, die zu ihrer Bewachung Eunuchen bestellen, und die es für höchst unanständig halten, sich selbst vor den Augen eines Anderen zu entblößen. Die Römer der ältesten Zeit und die alten Germanen, deren Keuschheit unübertroffen dastand, sind völlig frei gewesen von Prüderie und haben weder den Anblick des lebendigen nackten Menschen, noch die bildliche Darstellung des Phallus für schändlich oder sündhaft gehalten. Auch die Kirche der ersten drei Jahrhunderte war völlig frei von Prüderie. Aus den in der katholischen Kirche hochangesehenen „Denkwürdigkeiten der christlatholischen Kirche“ von Binterim kann man sich überzeugen, daß zu Ostern die Täuflinge, die durchwegs Erwachsene waren, Männer wie Frauen, in der Kirche völlig nackt vor der Gemeinde die Taufhandlung und von den Diakonen am ganzen Leibe gesalbt wurden. Friedrich Ratzel findet sich in seiner Völkerkunde wiederholt zu der Bemerkung veranlaßt, daß bei den Naturvölkern die geschlechtliche Sittlichkeit im umgekehrten Verhältnis zur Vollständigkeit der Bekleidung zu stehen scheine und daß die ganz nackten die keuschesten seien. In der Malerei haben ja die Alten so manches geleistet, was aus erotisch erregter Phantasie hervorgegangen und auf die Erregung der Phantasie berechnet war, wobei jedoch zu bemerken ist, daß das meiste davon, was wir kennen, nicht altheleuischen, sondern spätrömischen Ursprungs ist; in der Plastik dagegen spricht sich ein Sinn von geradezu bewundernswürdiger Reinheit aus. Mit Ausnahme von ganz wenigen Werken, die einen Anflug von Lüsternheit zeigen — ich kenne nur drei — sind diese Statuinen sämmtlich so gearbeitet, daß man deutlich erkennt: der Künstler hat an das Erotische gar nicht gedacht und darauf nicht speculiert, die Augen des Künstlers, die seiner Modelle und die der Besucher seines Werkes sind durch gewesen: nicht das Geschlecht, nur die Schönheit haben sie geleben. Dagegen sind alle die niedlichen Porzellanfigürchen in unseren Schauvenstern, namentlich die aus einem Mägdlein und einem Bübchen bestehenden Gruppen, mehr oder weniger auf Erregung der Lüsternheit berechnet, also wenn man will, unkeusch, und zwar nicht bloß die mit Feigenblatt, Lärvchen oder dergleichen, sondern auch die vollständig bekleideten. Daß der Nordländer, den durch die unter Einwirkung des Klimas entstandene Volkssitte der Anblick nackter Menschenleiber fur gewöhnlich verlagt bleibt, beim ungewohnten Anblick einer lebenden oder nachgebildeten nackten Gestalt zunächst an das denkt, woran der Hellene, dem das ein alltäglicher Anblick war, nicht im mindesten dachte, ist natürlich Eben deshalb in die Kunst bewiesen, den modernen Nordländer an das Anthanen des Menschenleibes zu gewöhnen und ihn dazu zu erziehen. Wenn die verweichlichen Beförderer der Sittlichkeit es als selbstverständlich voraussetzen, daß der „Christ“ beim Anblick eines nackten Leibes an nichts anderes als ans Geschlechtliche denke und bedenke in einen Zustand geschlechtlicher Erregung geriete, so stellen sie diesen „Christen“ das denkbar schlechteste Zeugniß aus und beweisen, wie sehr ihm in diesem Punkte eine Erziehung noth thut. Ist es doch ein wahrhaft beklagenswerter, unwürdiger, lächerlicher Zustand, wenn der Mensch seinen eigenen Leib wegen naturwissenschaftlich kennen lernen, nach den Anblick seiner Scheuheit genießen kann, ohne zur Strafe verurtheilt zu werden. Aber eben daraus, daß die Nichtkenntniß, die verwerflich pflichtwidrige Ignorierung seiner selbst die sogar Minnator ist, erklärt sich die starke Verwahrlosung des modernen Culturmenschen als Reaction der Natur und als gerechte Strafe der Unnatur. Zunächst hat ein Carton gegen ein Schamverletzungsverbot protestiert, weil darauf ein nacktes Baby zu sehen ist. Und aus welchen Gründen, ein Gesetz, das solche Bilder verbietet, ein Gesetz, das solche Bilder verbietet, ein Gesetz, das solche Bilder verbietet

sammengestellt kansen, darunter die Stahlfeder in circa 15 Stadien ihrer Entstehung, die Nähnadel in 19 Stadien. Kleine Locomotiven aber, Schiffe und dergleichen gehören selbst schon zum Spielzeug. Der geschichtliche Unterricht endlich möchte am liebsten, um recht sinnlich zu wirken, die Menschen der Vergangenheit aus dem Grabe heraufbeschwören, und sie vor der versammelten Jugend ihre Thaten wiederholen lassen. Da dies aber bis jetzt noch zu schwierig ist, so gibt er die Menschen und die Ereignisse der politischen und die Dinge und Scenen der Culturgeschichte in möglichst treuen Abbildungen. Alles dies bedeutet gewiss eine sehr nützliche Erhebung vom abstracten Begriffe, vom Worte zum lebensvollen Concretum. Aber man kann auch hierin zu weit gehen.

Freilich, der Fehler beginnt schon, wo die Kinder schulpflichtig werden. Sie erhalten jetzt in allgemeinen zu viel Spielzeug. Und zwar desto mehr, je wohlhabender die Eltern sind. Es erklärt darum nicht den zweiten, wichtigen Zweck, den es neben dem des bloßen Zeitvertreibes hat, nämlich dass die Kinder mit den Eigenschaften der ihnen zum Spielen gegebenen Dinge genau vertraut werden. Was sie so leicht haben, das achten sie kaum und werfen es bald wieder weg. Richtiger wäre es, ihnen bloß das Material zu geben, aus dem sie das Spielzeug selbst zu machen hätten. Nicht eine fertige Armbrust, sondern bloß einen halb fertigen Schaft, einen Bogen, eine Sehne, Holz oder Rohr zu Pfeilen, und dazu eine Anleitung, wie man dieses Material zu bearbeiten habe, nebst den nothwendigen Werkzeugen. Die Armbrust wird etwas roh ausfallen, aber dem kleinen Handwerker wertvoller sein als ein schönes gebeiztes oder poliertes Erzeugnis der Fabrik. Er hat sie sich erarbeitet und ihr Material gründlich kennen gelernt.

Gegen das Princip des Erarbeitens wird aber auch in der Schule gefeilt. In dem oben genannten Katalogе finde ich nicht bloß fertige Sammlungen von Mineralien, Gesteinsarten und Versteinerungen, die nothwendig sind, weil wichtige Mineralien dem Gebirgsarten nicht überall, an vielen Orten überhaupt keine sich finden, sondern ich finde zum Kaufe angeboten auch Sammlungen von Käfern, Schmetterlingen, Insecten, ferner nicht bloß Abbildungen ausländischer, sondern auch eine Menge Herbarien einheimischer Pflanzen und Sammlungen der bei uns heimischen Holzarten. Aber alles, was bei uns wächst und lebt, sollen die Kinder selbst suchen und sammeln. Zwar dies in fertiger Ordnung barzubieten, ist eine Sünde gegen die Selbstthätigkeit, die doch schließlich das wesentliche Ziel der Erziehung ausmacht. Und sie lernen durch eigenes Suchen viel mehr, als durch geschenkte oder gezeigte Sammlungen. Sie sehen nicht bloß den vertrockneten Leichnam des Thieres oder der Pflanze, sondern beobachten sie im Leben, in ihrer natürlichen Umgebung, deren der Organismus für sein Leben bedarf, sie lernen nicht bloß ihn kennen, sondern auch seine Lebensbedingungen. Kein Geringerer als B. Taine macht auf diesen Unterschied den Neuangehenden aufmerksam: „Unter dem Zwange der studenhockerischen Erfahrung mit ihrer langen Dauer studieren wir statt der Gegenstände deren Bezeichnungen, statt der Ländergebiete die Karte, statt der den Lebenskampf kämpfenden Thiere Classificationen oder hochstens todte Schaustücke in den Museen."

Aber die Kinder suchen und sammeln ja so gerne, und es gilt nur, ihren Eifer auf die rechten Gegenstände zu leiten, von den unnützen abzuziehen. Wenn der Leiter ihre Aufmerksamkeit auf die Dinge der Natur richtet, so werden sie von der geistig wertvollen Anhäufung von Briefmarken, Siegeln, Ansichtsverstaaten u. dgl. von selbst abkommen. „In ihrem großen Vortheile. Denn Briefmarken und ähnliche Erzeugnisse der Industrie kann man eben bloß anhäufen, nicht sammeln. „Sammeln" bedeutet zugleich ordnen, das Verwandte zusammenbringen, Gruppen, Ordnungen, Classen unterscheiden, aus der bunten Fülle ein System herstellen. Das ist aber bei Briefmarken u. dgl. nicht möglich. Denn was kein System in sich hat, in dem kann man auch keines finden. Während die Natur nach großen, klaren Principien bildet und eine riesige Einheitlichkeit offenbart, ohne skrupelhafte Pedanterie sich absonderlich zu verrenken zeigt, sind die Muster solcher menschlichen Kleinkunst, wie die Briefmarken, Siegel u. dgl., willkürlich, von unberechenbarer Mannigfaltigkeit. Nur für die Gegenstände der Natur ist darum eine Systematik, ein Wissen möglich, nur sie bilden den Geist, die wertvollen Sammlungsobjecte von Kindern sind für ihre Bildung wertlos. Aber keine Falle fertig dargebotener Gegenstände, sondern Selbstthätigkeit, nur sie zu finden und zu ordnen! Ein geringes selbsterworbenes Wissen ist besser als ein weites, nur passiv angenommenes.

Und wie der heutige Reichthum an Objecten der Selbstthätigkeit des Beobachtens und Denkens nachtheilig wirkt, so droht auch der Reichthum an Bildern Gefahr für die Phantasie. Die technisch hoch entwickelte Reproduction der Werke der graphischen Kunst dient nicht bloß den Gegenständen des Wissens, sondern dringt auch in das Reich der Phantasie und wirkt insbesondere auf die Kinderwelt durch die zahllosen „Illustrationen" dichterischer Werke nicht immer günstig. Seiten noch gibt es ein Kinderbuch, das nicht auch bild-

liche Darstellungen wichtiger Scenen enthielte. Wozu aber diese Vorschrift für die Phantasie? Die Kinder denken sich selbst zu den Dichtungen Gestalten nach den Vorlagen ihrer Beobachtung und empfinden die Illustration als Störung oder sie gewöhnen sich, ihr eigenes Phantasiebild, das sich ja nie mit der Illustration ganz deckt, für unberechtigt zu halten, gehen die unerlaubte Thätigkeit ihrer Einbildungskraft schließlich auf, ihrer Phantasie werden die Flügel gelähmt und schließlich gebrochen. Nur wo Zeit und Art von der gewohnten Umgebung des Kindes sehr verschieden sind, da scheinen einige wenige Bilder angebracht. Zum Beispiel werden ja deutschen Kindern immer noch „Die schönsten Märchen aus Tausend und einer Nacht" in die Hände gegeben. Sie sind ethisch schädlich, denn sie können keine sittliche Abscheudung von Tugend und Schlechtheit macht sehr oft sein Glück, weil „Allah es will". Sie sind ästhetisch ärmlich, da sie nur Gold und Juwelen, aber nicht die schöne Natur schildern. Aber trotzdem werden sie leider sogar von Pädagogen gepriesen. Für diese nun bedarf es allerdings einiger Bilder, um die Costüme, die Architektur, die Landschaft des Orients einigermaßen anschaulich zu machen. Aber wozu Illustrationen zu Andersens Märchen, zu der Märchensammlung der Brüder Grimm? Z. B. das während „kleine Mädchen mit den Schwefelhölzern" ist in meiner Ausgabe Andersens (Leipzig, Abel und Müller, 24. Aufl.) illustriert: Das kleine Mädchen, leblos an einer Hauskeke kauernd, hinzurecken ein Mann in Dreimaster, langschößigem Rocke, Kniehosen, Strümpfen und Schnallenschuhen. Wird das Kind hierdurch nicht geradezu verwirrt? Die Erzählung selbst ist zeitlos, sie hat ihren Wert unter anderem auch darum, weil sie eben auch für die Gegenwart paßt. Das Kind denkt sich ein armes Mädchen von der Straße, wie es solche schon oft gesehen hat, und ebenso einen verantretenden Mann mit modernem Hut und Rock, langen Hosen und modernen Stiefeln. Da sieht es die Illustration an, und wird nun sofort belehrt, dass es sich einen ganz falschen Mann vorgestellt hat, und wird künftig seiner Vorstellung ganz misstrauen und schließlich, wenn die Verschiedenheit des Phantasiebildes von der Illustration sich öfter wiederholt hat, seine Einbildungskraft gar nicht mehr gebrauchen.

So sollte das pädagogische Princip der Erwerbung der Selbstthätigkeit, das doch jeder Pädagoge anerkennt, uns hindern, die Kinder mit fertigem Material zu überfüttern, wo sie selbst suchen können. Aber es gibt noch einen zweiten Gesichtspunkt, der die Beschränkung des Materials, wo sie nur immer möglich ist, wünschenswert macht. Man klagt jetzt so viel über die Ueberbürdung der Kinder in und vor Jugend. Frau M. Manacine hat ein besonderes Buch* geschrieben, in dem sie freilich mehr die geistige Ueberfütterung als Ueberbürdung der Jugend sowohl als der Erwachsenen schildert. Statt surmenage (Ueberbürdung) hätte sie noch besser, wenn das Wort möglich wäre, surnourage auf den Titel ihres Buches setzen können, denn sie findet in allen Culturländern Kinder und Erwachsene nervös, besonders erstere in höherem Maße als sonst zu Nervenkrankheiten geneigt. Die allgemeine Kindersterblichkeit hat abgenommen, die an Gehirnkrankheiten sterbenden Kinder aber haben relativ zugenommen (a. a. O. S. 165). Die älteren Pinchiater kannten noch keine Geistesstörung bei Kindern, wenigstens nur die angeborene (Dementia und Idiotismus), keine erworbene, die modernen Psychiater kennen die letztere sehr wohl (S. 55). Auch die Selbstmorde von Kindern, beiderlei Geschlechtern ganz unbekannt, nehmen stetig zu (a. a. O. S. 171), und zwar geschehen sie relativ am häufigsten in den Industriestädten.** Die Ursache der steigenden Nervosität der Kinder findet Frau Manacine nicht bloß im steigenden Gebrauche der Gifte (Alkohol, Thee, Kaffee), sondern auch in übertriebener geistiger Thätigkeit der Kinder, von der nunmehr Leien einen großen Theil ausmachte.

„Zweifellos trägt der gesteigerte geistige Consum der Kinder zu wachsender Blutarmut und Nervosität manches bei. Doch sicherlich weniger als der Alkohol, den immer noch genussfreudige oder unwissende Eltern sich nicht scheuen den Kindern zu geben. Bisher weniger beachtet, aber keineswegs minder wichtig sind die nicht physischen, sondern geistigen Folgen der Ueberanstrengung, von der die Darbietung zu vieler Anschauungsmittel nur ein besonderer Theil ist. Geistige Freiheit und Tiefe beruhen auf Schärfe der Unterscheidung der äußeren Dinge und der Inhalte des Seelenlebens; zum Unterscheiden aber gehört Animerken und Vergleichen. Dieses beides wiederum ist nicht möglich ohne Concentration auf das zu unterscheidende Object. Und die Concentration ist desto leichter, je weniger die Objecte wechseln, desto schwieriger, je bunter und zer streuender das ist, was auf uns eindringt.

Ein erwachsener Mensch, der nicht ein oberflächliches Dasein führt, lebt öfter das Bedürfnis, allein zu sein, die Eindrücke, die er von außen empfangen hat, und die Erlebnisse seines Innern zu sammeln, zu überdenken, aus ihnen Lehren zu ziehen oder Entschlüsse für die Zukunft zu fassen. Solcher Stunden der Einsamkeit und Ruhe bedürfen auch die Kinder. Die geschäftlichen weilt auch alle Pflichten. Denn die Gesundheit ist da durch „die Fülle der

Digitized by Google

Geschichter" und auch der Gerüchte viel zeitraubender als das Dorf. Und was für an Material aufgenommen haben, darf nicht so umfangreich sein, dass sie es gar nicht mehr bewältigen, nicht mehr in das Einzelne sich vertiefen können. „Man lebt nicht von dem, was man isst, sondern von dem, was man verdaut." Das ist ein alter, sehr wahrer Spruch der Physiologie. Man vergisst aber oft das Analoge des geistigen Lebens. Nicht bloß in der Schule, sondern auch in den ersten sechs vor der Schule liegenden Jahren und während der Erholungszeit wächst der kindliche Geist nicht von dem, was dem Kinde durch den Kopf schießt, sondern von dem, was es verarbeitet, nicht von classwriting views, sondern von remaining views. Darum beherzige man nicht nur für die Stoffaufnahme in der Schule, sondern auch für das, was das Kind zur Erholung thut, das alte non multa, sed multum. Und besonders fahre man nicht der Selbstthätigkeit und der Phantasie die Schwingen, indem man die moderne Technik allzusehr zur Darbietung von Objecten und Bildern ausnützt. Der Segen der Technik kann selbst für die Erziehung zum Unsegen werden. Aus Kindern werden Männer und Frauen. Und wenn sie nicht das Selbstschauen und Selbstdenken gelernt haben, so werden sie zu schwächlichen Epigonen. Zu den sonstigen Ursachen des Epigonenthums, des geistigen Verfalles, möge die Erziehung sich hüten, noch eine hinzuzufügen.

Leipzig. **Prof. Dr. Paul Barth.**

Alfred Sisley.

Ein armer Künstler ist es, den man in diesem Jahre in Moret-sur-Loing zu Grabe getragen hat. Alfred Sisley ist dem Leiden erlegen, das ihn vor einigen Jahren befallen hat. Es ist, als ob auch bei ihm die ärztliche Kunst nothlag. Ein schwerer Zungenkrebs, der allen Eingriffen widerstand, hat den edlen Maler unter langen Qualen sterben lassen, noch ehe dieser den wahren Ruhm, den er so wohl verdiente, kennen durfte.

Alfred Sisley ist dem großen Publicum ein Unbekannter geblieben und wird es ihm wohl auch bleiben. Es gibt in allen Künsten Stiefkinder des Glückes, deren Schicksal uns so lebhafter zu bedauern ist, als sie es nicht verdient haben. Unser Künstler war eines von diesen Stiefkindern, und bei seinem Hinscheiden fehlt auch jener letzte Trost, der, wenn schon thöricht, so doch häufig ist, das Schmerzliche des allzufrühen Abscheides zu mildern, nämlich, dass eine gerechtere Nachwelt wenigstens an dem Andenken des Verblichenen gut machen wird, was die Mitwelt an seiner Person gesündigt hat. Man kann vielmehr darauf rechnen, dass Sisley bald vergessen sein wird. Das kann uns aber nicht hindern, seinen Verlust heraklich zu beklagen und ihm, wenigstens für den Augenblick, die Gerechtigkeit zu widerfahren, die wir ihm auch auf die Dauer verloren anstehen.

Sisley ist eine weite Nachwelt zu gönnen, wird das verschiedenen Gründen schwer sein. Der eine liegt in der Art seiner Kunst selbst, der andere darin, wie er sie übte. Seine Kunstrichtung gehört zu denjenigen, für die die große Menge niemals Verständnis haben wird, und die selbst unter den sonst Verständnisvollen auf eine nur sehr getheilte Anerkennung rechnen darf. Sisley war Impressionist, und das sagt alles für das Verständnis seiner Stellung dem großen Publicum gegenüber. Mit je seinerem Mitteln eine Kunst arbeitet, mit umso größerer Sicherheit kann sie darauf rechnen, missverstanden zu werden. Die Stellung, die der Impressionismus im gesammten Künstleben einnimmt, zu präcisieren, ist hier nicht der Ort. Nur so viel darf man sagen, dass, wenn überhaupt eine Richtung, er unter falschen Voraussetzungen zu leiden hat. Das beweist nun wiederum, dass es nicht so leicht ist, in sein Innerstes einzudringen. Aus dem Bildwerke, den er fand, gestattet sich ein Jeder ein Stückchen auf seine innere Schwierigkeit. Hat man doch noch immer mit dem Vorurtheil zu kämpfen, dass ein Impressionist weniger zu können pflegt, als ein anderer Maler. Man begegnet dieser irrigen Ansicht nicht nur bei unmusikalisch ganz rohen Menschen, sondern sogar bei Leuten, denen die Einsicht in künstlerische Verhältnisse im allgemeinen nicht abgeht. Sie sehen in den Farbenreflexen im Grunde nichts weiter, als den Ausdruck der Verlegenheit eines Menschen, der etwas machen will, was er nicht kann; der auch gerne die Farben treu wiedergeben und mit bestimmter Contur zeichnen möchte, aber um Gottwillen seines Augenleidens auf halbem Wege stehen bleibt und so mit verschwollenen Lidern und geröthetem Augenrand herumläuft. Es wird noch lange dauern, bis man an der Einsicht dieses klarsten Irrthumes gelangen wird, und vielleicht ist bei Einigen das von diesen Ereignissen des Impressionismus schon längst der Umnachtung verfallen, die das Schicksal aller individuellen Dinge ist.

Freilich kann das auf die Beurtheilung des Impressionismus wenig, noch auf die seiner Vertreter einwirken. Da könnte es nur durch eine Verwandlung der Publicumsseele dazu gebracht werden, anders zu sehen, als sie sieht. Das wollen wir einem Leben nicht zu hoffen haben. Denn Niemand kann mehr, als er zu geben vermag. Und was man nicht vermag, das ist das Verständnis für Menschen und Dinge, die nicht ganz und gar in unserer Sphäre sich bewegen. Und so [illegible] Sisley [illegible] Kunstrichtung [illegible] Publicum [illegible] Sie [illegible] Kunstler [illegible] Sie [illegible] Sie [illegible] Sie

der Ueberzeugung sein, daß das Persönliche in ihm und für ihn das Hauptsächlichste war. Malen? Das mußte auch sein, denn man braucht eine Urkunde seiner Empfindungen; aber Bilder weggeben, das muß ihm bitter gewesen sein, wenn sie nicht an Freunde gingen, was wohl auch hin und wieder vorkam.

Sisley ist nicht der einzige Impressionist, auch gewiß nicht der größte, weil es Claude Monet gibt. Und doch ist er einer der interessantesten, da man in seinem ganzen Werke auf nicht eine einzige Arbeit stößt, die nicht wirklich impressionistisch wäre.

Er scheint mit seiner Richtung geboren zu sein. Die Wandungen, die selbst Monet machte, um zum Impressionismus zu gelangen, finden sich nicht bei Sisley. Er hat klar und deutlich empfunden, wohin seine Persönlichkeit streben wollte. Er erkannte das unverdächtigste Recht an, das jeder Mensch auf die Bildung seiner ästhetischen Anschauungen hat, und dessen Bewußtsein unserer Zeit war verloren gegangen, da sie durch den Druck der auf ihr lagernden historischen Schichten zu ersticken drohte. Was Monet experimental erkannt hatte, das heißt, durch Werke, die ihm nicht behagten, weil sie sich noch zu sehr an Uebereinkommen anlehnten, das hatte Sisley instinctiv erkannt. Das war seine Stärke und seine Schwäche. Sein Gesammtschaffen wird dadurch ungleichartiger, aber es macht nicht den großartigen, revolutionären Eindruck des Monet'schen, das uns das ganze Ringen einer mit sich selbst unzufriedenen Künstlerseele offenbart, und wie sie, angestachelt von ihren Schmerzen, den höchsten Sprung wagt, den man wagen kann, nämlich den von dem sicheren Besitze aus in das Nichts hinein, wie es Andere nennen würden, aus dem aber die Kühnheit das zu reißen hofft, was sie ihr Glück nennt. Den von Manet eroberten Grund verließ Monet mit Entschiedenheit und pflanzte sich auf eigenem seine neue Fahne auf. In ihm finden wir das höchste, was das Künstlerthum leisten kann.

Sisley hat seine Kunst sich nicht erobert, sondern er ist in ihren Besitze gewesen von Anfang an. Sie bildete ein Theil von ihm, und er hat sie geübt und genossen, wie etwa einen natürlichen Sinn, der durch das, was er gibt, zu weiterer Entwicklung reizt, die ihrerseits wieder durch ihre Ausschlüsse zur Fortsetzung einlädt. Wie sehr instinctiv seine Kunst war, das tritt am deutlichsten hervor, wenn man überlegt, wie der Impressionismus am besten sich bethätigt. Offenbar ist es unmöglich, eine Künstrichtung auf einen Gegenstand zu beschränken, denn es werden sich immer Bestiffene finden, die das an einer Stelle Erprobte an einer anderen neu anwenden wollen. Das ist an sich kein Fehler, denn beim Suchen findet man, und was neunmal mißlungen ist, kann das zehntemal gelingen, wenn die innerste Natur des Verfahrens das Gelingen nicht geradezu verhindert.

Nicht das „Was?“, sondern das „Wie?“ unterscheidet die Kunstrichtung. Wie der Impressionismus die Gegenstände auffaßt, das macht seine Eigenthümlichkeit. Und wie faßt er sie auf? Momentan. Das unterscheidet ihn von allen anderen Richtungen. Der Maler, der bestätigt wäre, den Moment auch im Momente darzustellen, wäre das Ideal eines Impressionisten. Deshalb wird ein solcher sich am besten den Gegenständen zuwenden, bei denen das Augenblickliche von der höchsten Bedeutung ist, weil es sie selbst und den von ihnen ausgehenden Eindruck am meisten verändert. Der Mensch ist nun offenbar dasjenige, was in hervorragender Weise unter der Herrschaft des Momentes steht, aber an dem die Wirkung nicht im Momente bemerkbar zu werden braucht, da der Mensch in sich die Mittel hat, Eindrücke, die er empfängt, zu verbergen und daher auch zu vereiteln, daß von ihm aus weitere Eindrücke auf Dritte übergehen. Die Landschaft hat diese Mittel der Verstellung nicht. Auf ihrem Antlitz prägt sich die Wirkung des Momentes deutlicht aus, und deshalb wird sie auch stets der dem Impressionismus entsprechendste Gegenstand bleiben. Man kann darnach sagen, daß der Impressionismus unmöglich unverständlicher ist, je mehr er sich der Landschaft widmet und, wenn man sich so ausdrücken darf, in der reinen Natur aufgeht. Gewiß wird es nicht immer möglich sein, die sogenannte Staffage zu vermeiden. Allein, der Ausdruck ist bezeichnend für das, worauf es ankommt, nämlich darauf, daß die sich bewegenden Wesen nicht die Hauptsache sind, sondern Nebensache. Es wird eben bei solchen staffierten Arbeiten vor allen Dingen darauf ankommen, daß der Landschaft ihr vorwiegender Charakter erhalten bleibt, und die Figuren sich auf Linien beschränken, die so auch ihren Werth haben können, aber unvorsichtig sind im Verhältniß zu der unbelebten Natur selbst, in der der Impressionismus als solcher vor allem die in einem Augenblicke sich gebende Farbe sucht. Wenn von ihm der Pointillismus uns sich herschreibt, jene Kunstrichtung, die alles in tastgebende Punkte auflöst, die Linie also zu Gunsten der Farbe vollkommen in das Hintertreffen drängt, so ist damit die äußerste Consequenz des Impressionismus gezogen. Der Pointillismus hat sich bis jetzt noch schlechterdings der Landschaft zugewandt und dadurch trotz seiner technischen Spitzfindigkeit, ein außerordentliches Verständniß für die Zwecke bethätigt, denen sich allein zu dienen er geeignet war.

Sisley hat sich, meines Wissens, von der Personendarstellung ganz zurückgehalten. Und in seinen Landschaften ist das Figürliche überhaupt vermieden. Man findet in ihnen den Ausdruck einer gewissen Scheu vor dem sich Bewegenden. Sisley schloß sich mit der unbelebten Natur völlig ab, und was an Farbe in ihr war, genügte ihm. Er war somit nicht nur Impressionist, sondern sogar Maler im abstractesten Sinne des Wortes. Er hat in einer wunderbaren Harmonie, in sehr hohen Tönen aufgelöst, das Mittel gefunden, seine Empfindungen zu veranschaulichen. Ein helles Grün, ein leichtes Gelb und ein mittleres Blau bezeichneten die tiefsten Tiefen, bis zu denen seine Scala hinabstieg. Die schweren Töne, die allein den Werken Anderer Kraft und Fülle des Eindrucks verleihen, waren für ihn nicht vorhanden. Er beschränkte sich auf leicht beschwingte Noten und er gab sie nur kaum auf seinem Instrumente an, deinen Ausgiebigkeit, hinsichtlich der Tragfähigkeit aber unübertrefflich war. Daher machen alle seine Arbeiten, von dem rechten Standpunkte aus betrachtet, den Eindruck materieller Vollendung, während sie, von nahe besehen, kaum angelegt erscheinen. Sie enthalten eben alles Wesentliche in so bestimmter und zugleich discreter Angabe, daß man die Absicht des Werkes selbst schafft, obwohl der Künstler keine geradezu zu formulierende gehabt hat. Man kann sich eben gar nicht vorstellen, daß so viel Können absichtslos ins Feld geführt wird, da man daran gewöhnt worden ist, daß nichtssagende Fähigkeiten, um wenigstens etwas zu ihrer Entschuldigung aufführen zu können, vorgeben, eine Absicht gehabt zu haben.

Was Sisley so sehr hervorragend machte, das war die Wachsamkeit seines künstlerischen Gewissens, das ihm verbot, auch nur einfernt mit dem Scherz zu treiben, was ihm sein innerster Lebensberuf geworden war: nämlich in beschiedener, aber eindringlicher Sprache wiederzugeben, was er von der Natur erlauscht hatte, fern von dem Getriebe der Menschen. Er bleibt als solcher Dolmetscher zwischen der Natur und seiner Zeit eine der sympathischesten, edelsten, tüchtigsten Erscheinungen in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts, dessen große künstlerische Bilanz zu ziehen, der Augenblick bald wird gekommen sein. Wenn am Tage der Abrechnung das reiche Guthaben wird festgestellt sein, dann wird man Sisleyn nicht als den Letzten nennen, dem es zu verdanken ist.

Paris. Julius Levin.

Meine Zeitgedichte von 1818 bis zur Gegenwart.*)

Mittheilung von Hermann Rollett.

1848 sind weiters meine nachfolgenden, zur Zeitdichtung gehörigen Publicationen erschienen:

„Was will das deutsche Vaterland?“ Fliegendes Blatt. Geschrieben anfangs März 1848 in Leipzig, wo es auch gedruckt und im Schützenhaus öfters von Tausenden gesungen wurde.

„Metternich“, desselben erster Vers lautet:

Es tag ein schwerer Bann auf Oest'reichs schönen Landen . . .
und mit dem Schlußvers in jeder Strophe:

Und dieses schwere Bann war Metternich!

„Kampflieder“, welche ebenfalls noch im März 1818 in Leipzig erschienen, deren einzelne Stücke auch in mein bald darauf in deutschen Vereine herausgegebenes „Republikanisches Liederbuch“ aufgenommen wurden. Dieses Buch stellt eine Auslese republikanischer Gedichte von den bedeutendsten Poeten dar, erschien in drei Auflagen, wurde aber 1849 confisciert und vernichtet, daher ein Exemplar davon kaum mehr aufzutreiben ist.

„An Johann von Oesterreich, den unverantwortlichen Reichsverweser.“ Vier achtzeilige Strophen, deren zweite lautet:

Es war ein Sturm mit Riesenwuchtungen,
Der hingebraust durch's deutsche Land,
In dem aus grünen Aeltenringen
Das Beil zur Freiheit auferstand.
Und als es jauchzend sich erhoben
Und mit dem Purpur sich geschmückt,
Da kamen Schanda und sie wohen
Das Blei, das sich vielleicht erdrückt.

„Das Lied von Robert Blum.“ Am November 1818 in Jena als Einzeldruck erschienen und durch den Jenenser Capellmeister Wilhelm Stade nebst Ich in Musik gesetzt von der Studentenschaft, nach einem großen Commers, am Mittermacht auf dem Marktplatz zu Jena mit Musikbegleitung feierlich gesungen zu Reveille herausgegeben, war es dann in Thüringen ziemlich verbreitet.

Die Schlußstrophe lautet:

Der Hauptmann zog mit seinem Troß
Vom blutbesprützten Ort,
Als's Aug' ihm sah eine Thräne fließ
Er sprach noch lang' kein Wort;
Doch sieht, was über'm Volke kreist,
Kann einsam, einsam Thränen:
„O Volk, denk' mein!“ Das ist der Sieg
Des Helden Robert Blum!

Digitized by Google

Im December 1848 erschien mein „Gesang der deutschen Oesterreicher“ im damals zu Leipzig von Wiener Flüchtlingen herausgegebenen Wochenblatt „Wiener Bote“, mit der Anfangsstrophe:

Wir wollen Deutsche bleiben,
Ihr Brüder froh und frei!
Wir lassen uns nicht treiben
In's Joch der Sklaverei

Dieses auf die schon damals drohende Slavisierung Oesterreichs bezügliche Lied ist vollständig abgedruckt in Helferts „Wiener Parnass“ im Jahre 1848, während in späteren Drucken nicht nur der Titel in „Deutsche Freiheit“ umgeändert wurde, sondern auch die folgende vierte Strophe ausgelassen worden ist:

Entrollt euch, deutsche Fahnen,
Zu neuem Siegesruhm,
Und führt die treuen Mannen
Des Helden Robert Blum!

Bei der neuerlichen Slavisierungsabsicht der österreichischen Regierung wird dieses seit Jahren sehr verbreitete Lied häufig, besonders von Turnvereinen, gesungen.

Im Jahre 1849 publicierte ich unter anderen folgende Zeitgedichte:

„Kosaken-Hymne“, mit der Anfangsstrophe:

Brausend, mit Siegsgejauchze,
Fliegt der Kosak herbei
Hell blitzt sein Speer.
Trage, mein Rösslein,
Weit mich in's Land hinein —
Alles soll unser sein,
Rings bis an's Meer!

„Barrikadenlied.“ Während des Dresdner Aufstandes schrieb ich — als Anschlussmitglied des eine Freischaar werbenden „Wehrbundes“ zu Jena — dieses eine Volksversammlung und einen bewaffneten Zug begeisternde Lied. Es beginnt mit den Versen:

Die Zeit des Harrens ist vorbei,
Das Reden hat ein Ende ...

und es schliesst mit der Strophe:

Leb' wohl, mein Lieb, und dass du gut
Die Büchse mir gelanden —?
Noch einen Kuss, und Hand voll Muth
Zum Tod auf Barrikaden! —

„Schlachtgesang.“ Im Mai 1849, als die badische Revolution losbrach, schrieb ich auch den sogleich im „Thüringer Volkstribun“ und dann weiter abgedruckten „Schlachtgesang“, mit der fünften, der Schlussstrophe:

O drauf und dran! mit Sang und Schall!
Um unsre Fahne fliegt
Der mit uns ist im Kampfesschwall —
Der Geist der todten Helden all,
Der mit uns kämpft und siegt! —
Herbei! Herbei! Herbei!
Zum Sturz der Tyrannei!
Das Volk vor lang der Fürsten Knecht,
Nun werd' es ihm ein frei Geschlecht!
Und unser Feldgeschrei
Für: Sklave oder frei!

Im Münchener satirischen Wochenblatt „Leuchtkugeln“ erschienen 1849 von mir politische Gedichte, darunter:

„Ben Leganne.“ Eine Prophetengeschichte. Dieses humoristisch-satirische, in Terzinen geschriebene, grössere erzählende Gedicht wurde in Reclams Universal-Bibliothek abgedruckt; trägt das den Zuthalt andeutende Motto:

Tu dorin mit frankem Forchtang
Nicht hol herbor mir triben.
Sie flochten Dir des Ruhmes Kranz
Und nennen Dich Prophetin!

Im „Weimarischen Volksblatt“ endlich erschien:

„Auch ein Festgedicht“, zu Goethes hundertjähriger Geburtsfeier, welches unter anderen die Strophen enthält:

Ist Goethe wer ein Geist, so frei als stark!
Sie spielend mit der „Sklavenfessel“ tändelt,
Er hasste recht von Herzensgrunde Pfaffen,
Und Tyrannen und in Wahrheit Tyrannei.
Dann wieder Dichtung freie Bahn forderte,
Und ein Gesetz, das Geister knechtet,
Ist Frevel wider Gott und Menschheit.
Sie [illegible]

Fast wär's gelcheh'n, dass wir den hohen Tag,
An dem die Welt dies Leben einst empfangen,
Das still in selbstgewählten Banden lag —
Dass wir den Tag als freies Volk begangen.

Fast wär's gelcheh'n! — Doch, ach, es fehlte viel!
Des Volkes Muth, des Volkes Kraft und Ehre!
Und ferner rückt das noch gesäumte Ziel,
Doch ist's kein Ziel, das nicht erreichbar wäre ...

1850, im argen Folgejahr der Gegenrevolution erschien nur das bezeichnende Zeitgedicht: „Ein Gefangener.“ 1851 liess ich zu Leipzig, im Wellers Verlag, in drei Bändchen „Dramatische Dichtungen“ politischer Richtung erscheinen, die inzwischen entstanden waren.

1854 erst trat ich wieder — nachdem ich, in der Schweiz seit 1851 weilend, meine vielgerühmte, harmlos-freiheitliche „Zueunde“ geschrieben hatte — mit meiner in St. Gallen erschienenen Sammlung „Heldenbilder und Sagen“ hervor, die viel freiheitlich-politisches in episch-lyrischem Gewande enthält.

1863 — nach fast zehnjähriger, doch im poetischen Felde nicht ganz unfruchtbarer Unterbrechung — trat ich wieder mit dem politischen Gedicht in die Oeffentlichkeit: „Hurrah! Nach Schleswig-Holstein!“ Deutsches Jornlied. Die zweite der sechs Strophen lautet:

Der Däne hält mit frechem Hohn
Die Faust auf deutsches Land,
Er denkt: Nur feig! Dann gut! Es schon!
Und ruft: mit sieg'sgewissem Ton:
Ei, Deutscher Bund, marschiere —!
Der Bund, er hat kein Bund!

und die letzte:

Hurrah, Du deutscher Mannesmuth —
Des Kampfes Stund' ist da!
Du dämpftest lang die Zornesglut,
Du hieltest lang zurück das Blut!
Hurrah! Nach Schleswig Holstein!
Nur d'rauf! Der Sieg ist nah'! —

Bei einem Feste im Wiener Prater, zum Besten der bedrückten Schleswig-Holsteiner, sollte dieses Lied gesungen werden, wie es auch schon an allen Ecken durch Placate angezeigt war, doch wurde die Aufführung behördlich untersagt.

Mein nächstes politisches Lebenszeichen war eine 1866 in Leipzig erschienene Flugschrift in Prosa, betitelt „Deutsch-Oesterreichs Gegenwart und Zukunft.“ Von einem österreichischen Deutschen. Die einen Bogen umfassende, sehr scharf geschriebene und das Postulat freiheitlicher Gestaltung entschiedenst stellende Broschüre fand viele Beachtung, wie zum Beispiel die darüber publicierten Artikel in der Augsburger Allg. Zeitung“, 1866, und in der Wiener „Constitutionellen Vorstadt-Zeitung“ zeigen. — Davon schloss sich mein 1867 ausgegebenes Flugblatt „Ein freies Wort an die Wähler zum Landtag in Niederösterreich,“ worin eine Verfassungs-Continuante, mit „Beseitigung aller Octroyierung“ gefordert wird. (Vgl. Wiener Journal „Die Debatte“, 1867, und das Wiener Wochenblatt „Die Reform“, 1867.)

1869 — in welchem Jahre auch mein vieles Freiheitliche enthaltender Ghaselen-Cyklus „Offenbarungen“ in Wien erschien brachte das Wiener Organ der sozialdemokratischen Partei „Volksstimme“ mein den Titel des Blattes führendes Gedicht „Aus tiefsten Lebens Bronnen ...“

Das Kriegsjahr 1870 brachte von mir eine grössere Anzahl von Liedern und Gesängen in die Oeffentlichkeit, die sich darauf bezogen. Am meisten verbreitet wurde davon das schon im Juli noch vor Beginn des Krieges gedruckte Lied:

Kampfruf: „Den Frankreich her schnell wieder lant ...“ mit dem Refrain in jeder der vier achtzeiligen Strophen: Und Elsass in der Preis!

Bereits am 16. Juli 1870 trat ich den ersten Anzeichen in Wien zu Gunsten Frankreichs im „Wanderer“ mit dem Gedichte „Deutsche Brüder“ entgegen, sowie am 25. September in einem Aufruf „An Herkann Jakobs“ den preussischen Demokraten und am 1. December in einem „Zuruf an die Studentenschaft“, betitelt „Die deutsche Tricolore“.

1871 schrieb ich das Lied: „Der Gott der Freiheit helfe weiter!“ und dann, nach der Bezwingung von Paris, die „Siegesstimme“, gleichwie im Februar 1871 eine bewegliche, packende Ansprache „Den Ach und Weh Demokraten.“

Zuguterletzt schrieb ich „Die deutsche Wacht an der Donau“, im Anfang „Die deutsch-österreichische Dichtung wallte auf des letzten Krieges.“ Vollendet Juni 1871.

1872 schrieb ich zur Feier des 25. Jahrestages der Wiener Weltausstellung:

[illegible]

[illegible]

[illegible]

1884 erschien „Jubelgesang zum 10. November 1884“ (dem 125. Jahre seit Schillers Geburt) mit der Schlussstrophe:

Sein Machtstand drang in alle Fernen,
Wo deutsches Wesen lebt und webt;
Der Stave wirds noch kennen lernen,
Der deutsches Volk zu ranken strebt.
Wo Schillers Geist erglühn des Slaventstammen
Das Herz erfüllt mit Seligkeit,
Stimmt Alles ans! am Rhein Mann zusammen:
In uns lebt Schiller alle Zeit!

1886, im Jahre der deutschfeindlichen Gewaltsamkeiten der Ungarn gegen das Henzi-Monument in Budapest, der Czechen gegen die Turner in Böhmen ꝛc. und der Slovenen gegen das Anstaufus Grün-Denkmal in Laibach schrieb ich ein „Deutschösterreichisches Jornlied“ mit den Anfangsversen:

Das Maß ist voll nun, volle Schaar
Der Slaven und Madjaren ...

welches Lied 1887 die Brünner Wochenschrift „Der treue Eckart“ brachte, nachdem es durch Verbot der Brünner Polizeibehörde im „Festblatt“ des daselbst abgehaltenen großen Volksfestes des Deutschen Schulvereines ausgelassen werden musste; und auch hier im nachträglichen Abdruck fehlen im dritten Vers der ersten Strophe die Worte: „Frech und frecher“.

1887 erschien ferner mein lebhaft schallendes politisches Gedicht: „Bavaria“. 1888 schrieb ich meinen vielverbreiteten Germanengesang: „Da mächt gen Urdrangs Wogen ...“ zur Zweijahrtausend-Feier des Eintrittes der Germanen in die Weltgeschichte.

1892, im Aprilheft der deutschnationalen Blindschan „Der Kyffhäuser“, war mein Gedicht enthalten:

„Deutschlands Einigung“: „Sieh! über'm deutschen Volke, das Einheit kühn errang ...“, mit dem Schluss: „Das Willkür-Wort (des Kaisers: „Mein Wille ist das Recht!“) wird bringen die innre Einigung!“

1897 erschienen von mir als Flugblatt:

Drei neue Kampflieder. 1. Aufruf („Volk von Wien, durch Treu verbunden!“; 2. Neudeutschgruß („Vorbei zum Glück ist's alte Jahr“); 3. Bis zum Sieg! („Nicht mit Schwert und Flintenknall“). Baden 1897. Diese Lieder wurden mehrmals nachgedruckt.

Seither setzte ich den Liederkampf gegen politische und kirchliche Reaction, und besonders auch gegen die vordringende Slavisierung, laut und unschieden fort, was manches hinausgesungen Lied erweist, vor allen 1898: „Zum Jubelfahr der Freiheit“ (durch viele Blätter verbreitet) und 1899: „Deutsch-österreichischer Kampfgesang.“

Außerdem blieb eine Anzahl meiner politischen Dichtungen bis jetzt ungedruckt (wie z. B. das den deutschen Ostsee-Provinzen Russlands gewidmete: „Harrt aus!“), und erst eine coentuelle Vandausgabe meiner Zeitgedichte könnte die vollständige Reihe im ganzen Wortlaut bringen, was in mehrfacher Hinsicht nicht ohne Belang sein dürfte in der Literatur.

Die Barfüßler und ihr Dichter.

In dem wundervollen Romane Fjodor Sologubs „Schwere Träume“ wird in einer Szene mit einigen meisterhaften Strichen eine Gruppe von Menschen vorgeführt, die in Russland den Namen „Barfüßler“ führen. Sie haben eine gewisse Aehnlichkeit mit den Wiener „Bildern“, doch sind die letzteren, besonders was ihr äußeres Habit und die bequeme Art der Lebensführung anbelangt, den Russen gegenüber die reinsten Culturträger, wenn auch der russische Barfüßler oft von den gebildetsten Ständen abstammt. „Ich war einst Unterrichtsgeschäfter,“ erzählt der einst bestgesinnte Serpentyn in den „Schweren Träumen“; „doch Hergelend und die Unbeständigkeit des Schicksals haben mich in die Tiefe des Unglücks geschleudert, wo ich auch kläglich verbleibe. Und diese, die mit mir Herumirrenden, stammen auch von den Gewaltigen dieser Erde: der eine ist gewesener Polizeileutenant, der zweite Bureaucheef, der dritte gewesener Adeliger, der fast ohne jede Schuld der Residenz beraubt wurde. Die nobelste Gesellschaft von hohem Rang.“

„Gewesene Menschen“ nennt Sologub die Vertreter dieser Gattung, deren Schilderung die Meisterstil seiner Feder vorigen Jahres erschienenen Erzählungen gewidmet ist, denn unser „Mensch“ verstehen wir die der Cultur zuzurechnen und zuweilen dadurch ihre Individualität verlierenden Species der Cultivierenden. Doch es meint es nicht so, wie er's sagt: seine Erzählungen sind ein tendenzlos Dithyrambus auf diese Barfüßler. Sologub ist der Sänger dieser gewesenen Menschen, und der Rimbus, der seine Helden verklärt, ist so goldig leuchtend und rein, dass wir am Ende unbedingt glauben müssen, die Barfüßler seien die Menschen und wir seien — gewesen.

Schmuck ist in allen möglichen Formen und Empfindungsscalen hat diese Menschen aus der guten Stube der Gesellschaft hinausgetrieben; und nun sucht jeder von ihnen die Wahrheit und das Glück — seine Wahrheit und sein Glück. Zuweilen finden sie das Gesuchte im drohenden Rauschen und im jauchzenden Jubel des grollenden, lachenden Meeres, wenn sie, der gefitteten Menschheit entrückt, am wüsten Strande liegen. Von weiter Ferne hört man noch das Murmeln und Donnern der unruhig ihrer Arbeit verrichtenden Stadt, wo die Menschen einander quälen und betrügen, auslauern und zu Tode hetzen — wozu?... Und hier das leuchtende, schäumende Meer, welches wie eine übrische schöne Frau uns lockt und mit sich in den Abgrund zieht, und es ist ein Weg, der zurückführt zur Gemeinschaft mit anderen Menschen. Oder der glitzernde, mit Myriaden von Sternen bedeckte nächtliche Himmel, der sich über dem im Gras der Steppe liegenden Barfüßler wölbt — welch ein Glück muss dort oben wohnen, welche Menschen?! Oder wenn der Barfüßler sein letztes Geld verjäuft, und der Rausch ihm Dinge vorgaukelt, die er beim vollen Bewusstsein nur vage empfunden hat und die ihn lockend quälten, bis er sie nun einige Kopeken in seinen Armen hält. Verschieden ist die Geschichte, welche Gorkys Gestalten agieren lässt, sie aus dem Trubel der Alltäglichkeit herausbeht und mit Gefühlen beseelt, die sonst nur hochentwickelte Menschen empfinden.

„Ich bin selbst an meinem Schicksal schuld,“ sagt der einfache Arbeiter Konowalow, der Held einer prächtigen Erzählung gleichen Namens; „ich finde meinen Stützpunkt nicht! Ich suche, sehne mich darnach und — finde nicht ... Und nicht ich allein: es gibt unserer viele. Besonders Menschen sind wir halt ... und passen in keine Ordnung ... Und für uns muss es auch eine besondere Rechnung geben — und besondere Gesetze — auf dass wir vom Leben ausgeklagt werden!“ „Ein Unglücklicher bin ich, ja ein giftiger Hauch strömt von mir. Und wenn ich mich einem Menschen nähere, dann stecke ich ihn gleich an, und Jeden kann ich nur Unglück bringen ... Wenn ich nur nachdenke — wen habe ich in meinem Leben Vergnügen bereitet? Keinem! Und doch hab ich mit vielen Leuten zu thun gehabt ... Ein verweideter Mensch bin ich ...“

Ein Mensch, welcher so streng und unerbittlich gegen sich ist, versteht beste besser die fremde Seele; sein unsichtig-schuldiges Gemüth ahnt in den am wenigsten ausgesprochenen Dingen das Bewegende und ist geneigt, das Leben viel tragisch zu erfassen. Die ganze Liebe, welche seine so liebesesehnsüchtige Seele aufbringen kann, verschenkt er derjenigen, die am meisten leidet, die das ganze, zumindest physische, Leid der Erde und dieses Leid begreift Konowalow viel feiner als seine Umgebung; zu tragen hat dem Weibe. Doch ist das Weib für ihn nicht Geschlechtsthier: es ist das große Kind, das sich nicht zu helfen weiß in den Bizarrien des Lebens, das mitleids- und hilfebedürftige Kind; und einfach, wie die Kinder es meist sind, erscheint ihm die Frauenseele. Im Augenblick jedoch, wo er thatsächlich helfen soll, wo ein von allen geheztes Weib durch Konowalows meineigenartige Liebe ihm ihre ganze Seele öffnet und unumstößlich das eigene Schicksal mit dem seinigen vereinen, seine Sclavin werden will, lässt er es im Stiche, weil seine Zweifel noch wüthender an ihm zu zerren beginnen, und flieht vor der, die er retten wollte. So lange er nur zu bemitleiden, physisch zu helfen hat, stellt er seinen Mann; eine fremde Seele aber in Ordnung bringen kann er nicht, da ihm seine eigene Seele mit den Zweifeln an der Zweckmäßigkeit des Bestehenden, an der Nothwendigkeit seines Selbst viel zu sehr beschäftigt. Und an diesem Wirrwarr und an diesen Zweifeln geht er zugrunde.

Merkwürdig und schön ist unsere Zeit! Wie viele neue Räthsel bietet sie uns; um wie viel reicher an Zweifeln und an seelischen Qualen ist unser Fühlen und Denken als unsere Väter! Welch mannigfaltiger Reichthum an Oden und Empfindungen liegt in unserer Zeit!

Maxim Gorky, dis in jetzt jüngst Jünglingsalter selbst ein Barfüßler, schildert zumeist Menschen aus der Classe des Lumpenproletariats. Er war auch ein Lumpenproletarier, er lernte erst spät schreiben und lesen, in einem Alter, wo seine jetzigen Leser bereits die Mittelschule hinter sich haben. Doch rasch und gierig nahm er die Lehren seiner Zeit in sich auf, ohne sie vielleicht ganz anbarbeiten zu können: die ganze Bildung und geistige Entwicklung mehrerer Jahrtausende, die Antike, das Christenthum, Nietzsche und Zeitgenossen er in einigen Jahren verdauen und als Dichter verarbeiten, auf dass seine Seele rein und voll ihr eigenes Lied singe. Es gelang ihm nicht ganz; zu allem, was er schreibt, fühlen wir uns zu deutlich fremde Einflüsse; aber immerhin absolut durch das Geschwisse Temperament, durch seine uns unbegreifliche divinatorische Gabe, welche Dinge begreift und nachempfindet, die wohnens bei dem Bürger Normannstadt, dem Nachkommen alter, edler Culturen, nicht übersinnen können.

Der in ganzer Zeit so oft wiederholte Petrarkische Vers von Verzweifel und Freiheit geht wie ein rother Faden durch Gorkys Erzählungen: nur derjenige, den nichts Materielles an diese Erde bindet, kann wahrhaft frei sein. Und nur in der Freiheit ist Schönheit und Leben. Der Barfüßler Serpentyn in „Mutter“ und der

Digitized by Google

Barfüßler Tichelkaich verachten den Bauer, weil er „nach dem Dorf stinkt“, weil er nichts vom Leben versteht, da er doch immer an sein Stückchen Acker denken muß. Und am liebsten säße der Bauer, wenn das ganze Schwarze Meer sich in ein großes Feld verwandeln würde. Den Bauer hält auch die Erde in ihrem Bann. Serjeschka aber ist frei, wenn er auch nicht weiß, wo er morgen schlafen und was er heute essen wird. Und nur selten, wenn das Dorf, auf welchem all' die Barfüßler hervorgegangen sind, plötzlich vor ihnen in seiner verlockenden Gestalt auftaucht, dann rührt sich im freiheitsdürstenden Barfüßler der alte Adam, welcher sein eigenes Haus und seine eigene Frau und sein gutes „Auskommen“ haben will.

„Das Wichtigste im Bauernleben ist, mein Lieber, die Freiheit! Du bist dein eigener Herr. Du hast ein eigenes Haus — einen Keller ist es wert, aber dein Haus ist es. Du hast deine eigene Erde — nur eine handvoll — aber deine Erde! Du hast deine Henne, dein Ei, deinen Apfel! Ein König bist du auf deiner Erde! Und dann die Ordnung. In der Früh steht du auf — hast deine Arbeit, im Frühjahr die eine, im Sommer die andere, im Herbst und Winter wieder eine andere. Wohin du auch gehen magst, immer kehrst du in dein eigenes Haus zurück. Warum!... Ruhig!... Ein König? Nicht wahr?“ So schließt Tichelkaich seine Rede; doch sein Enthusiasmus wird sofort durch eine tiefe Verachtung abgelöst, als Gawriko über Bauer entzückt ausruft:

„Dod ist, mein lieber Bruder, richtig! Oh, wie richtig! Schau' dich einmal an, was bist du ohne Erde? Aha! Die Erde, Bruderlein, weist du wie die eigene Mutter lange nicht vergessen.“

Das rüttelt Tichelkaich aus seinen sentimentalen Träumen heraus; er wird doch sein sorgenlos-wildes, unruhiges Leben mit der „Freiheit“ und der „Ruhe“ und der „Ordnung“ des Bauers nicht vertauschen. Nun ist die Gier des „Besitzers“ im Laufe der Zeit abhanden gekommen, und deshalb ist er frei.

Maloa, die Heldin einer gleichnamigen Erzählung, ist der weibliche Repräsentant der Barfüßler. Ein Stück Hedda Gabler steckt in ihr, ein Stück „männermordendes Ungeheuer“ und viel, viel Poesie und Liebe zur Freiheit. Es ist das Weib überhaupt, nicht jenes Weib, welches die Städte überschwemmt und nur in Verbindung mit dem Mann menschenähnlich wird.

„Du hast gepraßt,“ sagte sie zu ihrem Liebhaber, „dais ich ohne Ziel, wie ohne Brot, mich leben kann. Das ist nicht so ... Vielleicht liebe ich gar nicht dich und komme nicht zu dir, vielleicht nur dieses Tier hier ...“ und mit dem Arm einen weiten Bogen. „Vielleicht gefällt es mir hier deshalb, weil's hier menschenleer ist; das Meer und der Himmel und keine gemeinen Creaturen. Dais du da bist — ist mir gleichgiltig. Das ist wie die Bezahlung für den Platz. Wäre Serjschka hier, würde ich zu ihm kommen. Wird sein Sohn hier sein — komme ich zu ihm. Am besten wäre es, wenn keiner von euch hier wäre ... Zuwider seid ihr mir. Wenn ich jedoch mit meiner Schönheit will, bekomme ich jeden Mann, und ihche wie den aus, welchen ich brauche ...“

Etwas Wildes verleiht Gorky seinen Menschen: kräftig, schön und grausam sind sie zumeist. Kraft und Sittlichkeit haben für ihn denselben Klang; und „diese Plage, die Unvollkommenheit, die Unglück lichen ... und sonstiges Ungeziefer ...“, die soll man vergessen, das sind keine Menschen, sie taugen zu nichts ... Sie sind wie Wanzen, Flöhe und anderes Schmutzthier ... So predigt der Vater des Helden seiner jüngsten Erzählung, der Vater des Foma Gordejew.

Aus allen diesen Erzählungen strömt so viel Kraft und Wille zum Leben, es ist so viel Trauer darin, daß die Menschen den Zweck des Daseins noch nicht begriffen haben und daß noch immer zu wenig Liebe in ihnen ist und zu wenig Sehnsucht! Gorky sieht die Kraft am ihrer selbst willen — die Kraft, weil nur sie imstande ist, die Menschen aus der Verwesung in die lichten Höhen der Sonne emporzureißen. Er übertreibt oft, er hat noch nicht sein richtiges Verhältnis zur Welt und zu den Menschen gefunden, er übertreibt in Liebe und in Haß — aber er ist doch ein ganzer Mensch.

An Skizzen, am harmonischesten erscheinen er in der Skizze „Auf den Flößen“, hier ist Wahrheit und Kraft, phänomene Schwäche und acutige Tiefe, Sinnlichkeit und Schönheit so abgetönt nebeneinander, so kunstlerisch gefühlt, daß man allen Recht geben muß. Denn alles will leben. Kann denn Jemand dafür, weil er anders ist, als wir ihn haben möchten? und können wir dafür, wenn wir durch das Unglück anderer glücklich werden?

Alexander Brauner.

Muschelkinder.

Schauspiel in vier Acten nach Hugo de Maupassant von Max von Weiß. — Zum ersten Mal aufgeführt im Deutschen Volkstheater am 2. September 1899.

Schon von Weiß hat versucht, aus einem Roman von Maupassant, „Pierre et Jean“, ein Schauspiel zu schaffen. Kraft und Glück, wenn es auch dem Publikum gefallen hat. Was im Roman ruhig und einfach wirkt, hat im Stück, in rohen und schreiend-bunten Farben bekommen, die Charakteristik ist verschwommen, Nebensachen sind wichtig und der Konflikt ist in einen schreienden Mißton aufgelöst. Trauer entlästet, werden wir durch den grellen Schluß des Schauspiels mehr gereizt als ergriffen. Daran ist nun nichts Besonderes. Wir haben oft erfahren, daß aus guten Romanen schlechte Stücke geworden sind; jedes Thema, jeder Fall scheint doch seine eingeborene Form zu haben — trifft man ihn diese ab, so bleibt ein thörichter Rest, mit dem nichts zu machen ist. Merkwürdig ist etwas anderes: nämlich, daß die Worte von Maupassant selbst, so ganze Sätze, die aus dem Roman in das Stück genommen worden sind, dort von der größten Wirkung, hier versagen. In manchen Scenen stören Dinge, die man dann genau ebenso in dem Roman zu finden sich wundert, und bei der Erinnerung an den Roman freut man sich auf manches, das dann, wenn es auf der Bühne wirklich kommt, gar keine Kraft hat. So ist es in dem Roman ein unvergeßlicher Moment, wie Pierre bei seinem polnischen Freunde in der Apotheke sitzt, schon von unerklärlichen Ahnungen gequält, die aber noch zu keinen Gedanken geworden sind, und mit täglichen und banalen Reden sich selbst beschwindigend, bis ihm auf einmal, ohne daß er es will, fast ohne daß er es weiß, der Satz aus dem Munde springt: „Du, heute ist uns eine ganz merkwürdige Geschichte passiert — ein Freund meines Vaters hat bei seinem Tode sein ganzes Vermögen meinem Bruder vermacht!“ Bei diesen Worten halten wir im Lesen ein, sie lassen uns mit einem Schlag spüren, was kommen wird, was kommen muß; wir fühlen, daß es unaufhaltsam ist. Das Stück hat dieselbe Scene: der Knabe kommt und bietet seinem Onkel an, Pierre spricht mit ihm und so plötzlich, wie in dem Roman, ist er getrieben, dieselben Worte wie in dem Roman zu sagen. Aber die Wirkung fehlt, wir erschrecken nicht, wir spüren nichts von jenem Schlage. Warum? In Roman ist es von der größten Wirkung, wenn die ganze Familie fröhlich beisammen ist, um die Erbschaft zu feiern, und nun auf einmal, da Jeder seinen Spruch thut, die Lüge und stille Frau Rosemilly mit einer netten, leicht traurigen Stimme sagt: „Ich trinke auf das gesegnete Andenken des Herrn Marechal!“ Im Stücke sagt sie in ganz derselben Scene ganz dasselbe, aber statt Stimmung zu machen, stört es hier die Stimmung und reizt uns fast zum Lachen. Warum? Die Beispiele ließen sich vermehren. Woher kommt das? Muß nicht dasselbe in derselben Scene, ganz auf dieselbe Art gebraucht, doch von derselben Wirkung sein? Man sollte glauben. Gehen wir diesen Fragen nach, so kommen wir dazu, die besondere Bedeutung zu empfinden, die jedes Wort bei Maupassant hat, und wir werden gewahr, daß keine scheinbar so natürlichen Sätze alle nur wie Töne an einem großen Apparat der Suggestion sind. Keinen kann man wegnehmen, keinen auch nur verrücken, weil er niemals durch sich selbst, sondern immer nur durch seine Beziehungen wirkt.

Gerade zu „Pierre et Jean“ hat Maupassant ein Vorwort geschrieben, das, ohne sich gerade an dieses Werk im besonderen zu halten, im allgemeinen ausspricht, was er mit seinen Romanen will und wie man sie beurtheilen muß. Es klagt über die Kritiker, die, bei manchen Lob, am Ende doch immer tadeln, daß seine Romane „geziert“ und keine Romane seien. Worauf er ihnen erwidert, daß seine Kritiker, bei allen Vorzügen, doch leider keine Kritiker seien. Von einem Kritiker verlange er nämlich, daß er ohne Vorurtheil, ohne vorgefaßte Meinungen, ohne den Gedanken irgend einer Schule zu folgen oder sich an das Programm irgend einer Aesthetik zu halten, alle künstlerischen Absichten, wie verschieden sie seien, alle Temperamente, wie fremd sie seien, verstehe, unterscheide und erkläre und neben Weg zur Kunst zulasse. Das Publikum, das den Roman, beim Buchhändler einkauft, muß seinem eigenen Geschmacke gefolgt, der Traurige Ernst, der Heitere Scherz, der Schwärmer Träume. Aber der Kritiker müsse den Geschmack des Künstlers anerkennen, auf die Absichten des Künstlers eingehen und an das Werk das eigene Maß des Künstlers legen. Was ist denn nun aber dieses Maß des modernen Künstlers? Man sagt: die Wahrheit, nichts als die Wahrheit und die ganze Wahrheit! Versucht man das jedoch recht und versteht man es wie der Künstler, der niemals ein banaler Photograph des Lebens sein wird, so kann „die Wahrheit geben“ nichts heißen als „eine vollkommene Illusion geben“. Die Realisten sollten sich lieber Illusionisten nennen. Welche Künstler, an die Wirklichkeit, an eine „Realität“ zu glauben, da doch Jeder von uns eine andere in seinen Organen, in seinen Gedanken trägt! Unsere Augen, unsere Ohren, unser Gehirn, unser Geschmack so verschieden, schaffen so viele Wahrheiten, als es Menschen auf der Erde gibt. Jeder von uns macht sich danach einfach seine Illusion der Welt, diese eine persönliche, jener eine konventionelle, eine banale, eine traurige, schmutzige oder schreckliche, je nach der Natur eines Jeden. Alle die Künstler thun nun anderes Nun, als eben diese seine Illusion, wie sie sie, dargestellen und ausdrücken, damit alle Mittel der Kunst, die er erworben hat und über die er verfügen kann. Die großen Künstler sind die, die die so am besten, die individuellsten Illusionen des ganzen Menschheit auszudrücken.

Jedenfalls hat Maupassant, ein Künstler erschüttert und darüber sein [illegible] „Illusionen“. Dies Wort sagt vom Maupassant [illegible] Er [illegible] werden ist. Er war der [illegible] und wollte nichts anderes sein.

Digitized by Google

Er muß tief gelitten haben, daß die Dinge für ihn einen anderen Geschmack, einen anderen Geruch haben als für die anderen Menschen, und es reizte ihn, uns unsere Sinne wegzunehmen und uns zu zwingen, daß wir mit seinen Augen sehen, mit seinen Ohren hören. Lesen wir nur eine kurze Novelle von ihm, lassen sie auf uns wirken, machen uns dann wieder frei, erinnern uns jetzt, gezlegen unsere Empfindungen und suchen sie auszudrücken, so werden wir sagen müssen, daß dieser Realist ein ungeheurer Fälscher ist. Er stellt dar, was wir täglich sehen, täglich hören, tägliche Dinge mit täglichen Worten, aber er stellt sie so dar, wie wir sie niemals gesehen, niemals gehört haben, und hat doch die Macht, uns an sie glauben zu machen, wie sehr auch unsere Sinne ihnen widersprechen. Legen wir das Buch weg, so ist es uns wieder, daß wir Recht haben und daß er gefälscht hat, aber seine Kunst ist es, seiner Fälschung eine solche Wahrheit zu geben, daß wir uns ihr, wie einem Traume, leidend und auflehnend, doch nicht entziehen können. Daher das Furchtbare und Beklemmende seiner Werke, die uns überzeugen, daß etwas grün ist, wenn wir doch wir doch wissen, daß es blau ist. Hier liegt sich nun Manches über Realismus sagen, aber diesen des Maupassant, der uns zwingt, unsere Wahrheit für eine fremde, die es und doch nie sein kann, aufzugeben, und über den des Goethe, der immer nur unsere eigenen Wahrheiten zu bestätigen und bloß erst in unserer Seele aufzurufen scheint.

Ist Einem klar geworden, daß bei Maupassant alle Worte, alle Wendungen immer nur Mittel einer ungeheuren Täuschung sind, Hilfen einer Suggestion, die, leise beginnend, uns nach und nach betäuben will, um uns unsere eigene Person zu entwenden und uns eine andere einzureden, so wird man verstehen, warum seine Worte sozusagen kein eigenes Leben haben, sondern erst durch die Beziehungen, die er ihnen gibt, lebendig werden. Darum wirken sie in dem Stücke der Frau von Weeks so kläglich, wie Sprüche eines Zauberers, die der Lehrling unverständig nachsagt, wie Geberden, die jemand einem Hypnotiseur nachmachen würde, jemand, der nicht hypnotisieren kann.

Unter den Darstellern ist vor Allen Herr Kutschera zu nennen, der in der großen Scene mit dem Bruder durch eine prachtvolle Nervosität hinreißt. Fräulein Retty kommt einer gefährlichen Rolle mit Takt behutsam bei, Frau Frank, älteren Wienern eine theure Erinnerung, wird sich erst in den natürlichen und einfachen Ton des Volkstheaters finden müssen; jedem Worte hängt sie ein Gewicht an und ist bei dem gewöhnlichsten Anlaß tragikomisch, als wir es heute selbst in der Tragödie gewohnt sind.

Hermann Bahr.

Die Woche.

Politische Notizen.

Herr Dr. Ebhogen, dessen originelle Geschäftsordnungstheorie ich unlängst in ihrer ganzen Blindheit und Nichtigkeit an dieser Stelle blosgelegt habe, nicht sich ist der Interessiertheit, den ich gegen ihn erzielt habe, durch eine wohlassortierte Collection von Rüpeleien, die er mit in der neuesten Nummer der „Zonn und Montagszeitung" an den Kopf wirft. Selbst wenn er grob wird, kann er aber der unbeweglichen Komik nicht entrinnen. Aber ist es nicht wirklich komisch, wenn der Dr. Ebhogen im Publicationsorgan der „Localzugsfinder" bei der Beschimpfung meiner Wenigkeit selbst meine „altestamentarische Ahnenreihe" nicht in Ruhe läßt? In dieser Ausdrucksweise werde ich dem Herrn Dr. Ebhogen nicht folgen. Das wird ihn wohl auch nicht überraschen, denn er weiß doch gleich der Leser meiner ersten Notizen, daß ich auch in dieser Hinsicht mit ein Mann von seiner Art bin.

*

Es wäre auch schade um den Mann, der hier mit Beschimpfungen ausgestellt werden würde. Die pseudojuristischen Ausführungen des Herrn Dr. Ebhogen gehen glücklicherweise auch zu einem amüsanten Zeitvertreib an Stoff. In seinem ersten Artikel hatte er mit dem ganzen Stolz des seiner Größe bewußten Genies versichert, das seine dort ausgenandene geistvolle „Entdeckung", der Gruppe jener Wahrheiten angehört, die nie verschwinden können." In seinem zweiten Artikel, vierzehn Tage darauf, läßt er aber bereits unter dem Druck meiner Polemik einen einschränken Theil seiner ewigen Wahrheit selbst verschwinden. Denn in seinem ersten Artikel stellte er bekanntlich die pompöse Behauptung auf, daß die Giltigkeit der Geschäftsordnung jeweils mit dem Schluß der Session aufhöre, und sagte noch — wie um mir eine Fernde zu bereiten — die alltige Schlußsession, daß die Geschäftsordnung vom 2. März 1875 seit 24 Jahren, d. i. gleich im Augenblick ihrer Geburt, gestorben sei. Von den 24 Jahren stehl kein Wort mehr in seinem zweiten Artikel. Aber auch von seiner Sessionstheorie hat er ein Bedeutendes nachgelassen. Im zweiten Artikel versteht er nämlich unter dem Ausdruck, daß die Geschäftsordnung jeweils mit dem Schluß der Wahlperiode erlösche. Zwischen Wahlperiode und Session ist nun ein ganz gewaltiger Unterschied, da eine Wahlperiode normal sechs Jahre dauert, während eine Session unter Umständen in drei Tagen aus sein kann. So groß ist auch ungefähr der Unterschied zwischen der ersten und der zweiten Theorie des Doctor Ebhogen. Aber der Schein juristischer Gelehrsamkeit und das hohle Pathos, womit er seine juristischen Phantasien vortrug, sind die gleichen geblieben. Das Absälligste ist, daß auch die Argumente, mit denen er die Theorie Nr. 2 heutzugen begründet, in der Hauptsache die gleichen geblieben sind, wie bei der Theorie Nr. 1. Daher ist aber auch die Theorie Nr. 2 genau so falsch, wie die Theorie Nr. 1. So bleibt das europäische Gleichgewicht in Dr. Ebogens Gedankenwelt ungestört.

*

Schon die Gleichheit der Argumente, die sür wechselnde Theorien angeführt werden, läßt auf beider Nichtigkeit schließen. Ich werde mich auch bei diesen Argumenten, die meistentheils nur leere Redensarten sind, nicht länger aufhalten. Nur eines der Argumente soll hier zur Verranschaulichung der ganzen Argumentationsweise genauer betrachtet werden. Ich wähle zu diesem Zwecke nicht dasjenige, welches mir das bequemste ist, sondern gerade jenes, welches Dr. Ebogen selbst als sein stärkstes einzuschätzen scheint, da er es kurzweg ein Argument nennt, „gegen das nicht aufzukommen ist". Dieses Argument besteht in der von Doctor Ebogen im ersten wie im zweiten Artikel aufgestellten Behauptung, daß bei der Eröffnung der achten Session des 8. Wahlgesetzgebung „im Mai 1873", wie Dr. Ebogen schreibt, „die damalige verfassungstreue Majorität durch ihren Vorsitzher Dr. v. Perger die hier entwickelte Theorie proclamieren ließ." Das ist einfach falsch. Weder die verfassungstreue Majorität, noch der Dr. v. Perger haben im Jahre 1873 irgend eine der beiden Theorien des Dr. Ebogen sich auch nur im Traume einfallen lassen. Allerdings hal damals, im Anfang der 8. Session, und zwar am 10. November 1873 — nicht „im Mai 1873", Herr Doctor Ebogen! im Mai 1873 fand nur der Börsekrach, aber keine Parlamentssitzung statt — der Dr. v. Perger am Schlusse — Worte in einer gewissen humoristischen Uebertreibung, die auch die protokollarisch seligelegte „Heiterkeit" des Hauses erweckte, gesagt, „daß wir heute in diesem hohen Hause überhaupt gar keine Geschäftsordnung haben". Aber nicht, weil die alte Geschäftsordnung (vom Jahre 1868) durch den Sessionsschluß (Theorie Ebogen Nr. 1) oder durch den Schluß der Wahlperiode (Theorie Ebogen Nr. 2) hinfällig geworden sei, sondern weil, wie er in der minder humorvollen, dafür aber umso correcteren Einleitung dieser Rede sagte, die alte Geschäftsordnung von 1868 durch das mittlerweile erflossene Geschäftsordnungsgesetz vom 12. Mai 1873 ihre Basis verloren hatte. Dieses Mai 1873 wurden dann nämlich im Sinne des Landtagsdie directen Wahlen in den Reichsrath eingeführt und die Zahl der Abgeordneten von 203 auf 353 erhöht. Zu dieser geänderten Verfassung paßte die alte Geschäftsordnung, die sich übrigens auch sonst schon längst als unpraktisch erwiesen hatte, nicht mehr. Insbesondere das System der Wahlverificationen — eine der wichtigsten Bestimmungen des Geschäftsordnungsgesetzes — mußte von Grund aus geändert werden. Das geschah im Geschäftsordnungsgesetze vom 12. Mai 1873. Der Dr. Ebogen sreilich wenn das sehl „kaum nennenswerte Abänderungen". Die Majorität vom Jahre 1873 hat auch die Minorität, die, wie schon bemerkt, der politischen Erleuchtung durch Dr. Ebogen entbehrten, hielten den Uebergang zu den directen Wahlen für eine grund sturzende Reform, welcher auch die autonome Geschäftsordnung angepaßt werden mußte. Das war die Meinung, welche der Dr. v. Perger seinen Geschäftsordnungsgenossen bei Beginn der 8. Session kundgab. Aber die Dr. Ebogen'schen Theorien, daß die Geschäftsordnung durch den Schluß der Session oder den Ablauf der Wahlperiode hinfällig werde, findet sich keine Spur in den damaligen Parlamentsverhandlungen.

*

Im Gegentheil, gleich die erste Sitzung dieser 8. Session, die vom 5. November 1873, hätte gar nicht legal abgehalten werden können, wenn nicht, trotz Dr. v. Pergers übertreibender Redewendung, das Haus wie die Regierung der Ansicht gewesen wären, daß die alte Geschäftsordnung von 1868, soweit sie nicht durch die 1873er Gesetze obsolet geworden, trotz Sessions und Wahlperiodenwechsel formell noch in Kraft bestand. Denn gemäß dieser alten Geschäftsordnung wurde am 5. November vom Minister Baron Lasser der Allerhöchsten Baron Oltvert eingeschrt, die vier Schriftführer gewählt, das Protokoll abgelesen und verificirt, die Legitimirung obgleich — keine unerledigten Geschäfte, sür die es dazumal gar keine andere rechtliche Basis gab als die alte Geschäftsordnung von 1868, die demnach thatsächlich mehrere Sessionen und eine Wahlperiode überlebt hatte

*

Gerade das Gegentheil von Dr. Ebogens „Entdeckungen" ist wahr: die Geschäftsordnungen müssen von einer Session zur anderen, von einer Wahlperiode zur anderen überlauten — das ist nicht, wie Dr. Ebogen so sein sagt, mein „hirnweiches Geschreibsel", sondern, wie ich bereits früher nachgewiesen habe, der ausnahmslose Usus aller civilisirten Parlamente der Welt, weil sonst die neue Session, beziehungsweise Legislatur, wenn sie nicht das Erbsüd der alten Geschäftsordnung von ihrer Vorgängerin übernommen hätte, überhaupt gar nicht anfangen, sich nicht constituieren könnte, sondern sofort in ein Chaos aus einen Anfang, aus dem sich das Recht der Geschäftsordnung eine könnte, wie sich ein Mensch an seinen eigenen Zopf aus einem Sumpf ziehen kann. Das letztere hat nur der Aechzer v. Münchhausen für möglich gehalten. Der Dr. Ebogen aber, der das erstere für möglich hält, ist einfach ein politischer Blagueur, der seine blasse Vorstellung von den praktischen Dingen hat, über die zu urtheilen er sich anmaßt.

Volkswirthschaftliches.

Die Regierung hat kein Glück mit ihren § 14 Verordnungen. Die Judenliteraverordnung, die Preßche, hat eine kleine Revolution hervorgerufen, und jene Verordnungen, welche das Judenthum beschränken sollen, wollen nur von den officiösen Journalen als solches anerkannt werden. So ist es der Regierung mit der Immobiliargebührenerhöhung ergangen, und so geht es ihr mit der Verordnung über die Steuerbefreiung der Frau Josefa Kaserne. Es ist schon in andern Blättern darauf hingewiesen worden, daß diese Steuerbefreiung durchaus keine im Interesse der Stadt Wien und seiner Bewohner erlassene Verordnung ist, sondern im Gegentheil eine schwere Benachtheiligung der Stadt Wien, und Gemeinderath Fischer hat in der „Neuen Freien Presse" berechnet, daß die Steuerbefreiung einen Ausfall von 1·35 Millionen Gulden für die Stadt Wien bedeute. Die Steuerbefreiung ist nur zum Vortheil des Adels

Digitized by Google

ärars, welches dadurch die Kasernengründe namhaft theurer veräußern kann. In einem im Jahre 1896 erschienenen Artikel in der „Wiener Zeitung", denn so lange pflegt schon diese Steuerbefreiung, hat das Kriegsärar auch auseinandergesetzt, warum es auf diesen Vortheil Anspruch erhebt, von dem im Jahre 1891, als das Gesetz betreffend die Verlegung der Kasernen im Reichsrathe beschlossen wurde, nicht die Rede war. Damals wurde etwa ausgeführt, dass die Gemeinde das Rerar bei den Paccellierungen über's Ohr gehauen habe, indem sie rieca 32% an kostenlos abzutretenden Straßengrund gefordert habe, während das Rerar nur auf 15—20% Parcellierungsverlust vorbereitet gewesen sei. Da hat das Rerar eben falsch gerechnet, denn es ist eine allgemeine Erfahrung, dass bei größeren Parcellierungen eines ½ auf Straßengrund abhallen, und es ist kein Grund dafür die Stadt Wien das Rerar dafür entschädige, dass es sich beim Finanzplan des Kasernenumbaues verrechnet zu haben vergibt. Aber abgesehen davon hat das Rerar diesen angeblichen Verlust durch die weitere Verzögerung durch die Wertsteigerung der Gründe seit 1891, die weit mehr ausmacht als die 15%, um welche sich das Rerar verrechnet hat. Es gibt aber noch einen Grund, weshalb Wien gar keinen Anlass hat, dem Kriegsärar dieses Geschenk zu machen. In dem Gesetz vom 19. Juni 1891 über die Bedingung des Kasernen hieß es zwar, dass der Erlös „zum Zwecke der Erschaffung der Heeresverwaltung zur Verfügung zu stellen" sei. Es ist auch gar kein Zweifel, dass unter „Erlosbeschaffung" nur die Erlangbarten für die innerstädtischen Kasernen an der Peripherie der Stadt gemeint waren, aber bei der mangelhaften Rechnungslegung und der oberflächlichen parlamentarischen Controle der Gebarung des Kriegsministeriums, wird wohl niemand die Bürgschaft dafür übernehmen wollen, dass der Gewinn, den das gemeinsame Kriegsministerium aus der Steuerbefreiung erzielt, nicht auch zu ganz anderen Zwecken, etwa auch zu Kasernenbauten in Ungarn, verwendet werde. Und diese falsche Zwecke auf seine Steuern zu verzichten, hat doch weder der österreichische Staat, noch das Land, noch die Stadt Wien einen Grund. Nun, der Staat und das Land haben bereits verzichtet, und es ist nur noch der Verzicht der Stadt Wien ausständig, ohne welchen die ganze Verordnung hinfällig wird. Herr Dr. Lueger, der getreue Hofgeschäfter der Regierung auf allen ihren Wegen, wird ihr zweifellos auch diesen Dienst erweisen und damit mißtrauischen das Interesse der Stadt Wien schädigen. Die Ausrede ist ja bekannt. Es wird gedroht, dass das Kriegsministerium sonst die Franz Josefs-Kaserngründe nicht verkaufe und die Kasernenneubau bis in die Ewigkeit stehen lassen wird. Die Drohung ist aber nicht ernst zu nehmen. Weiß das Rerar ernst, dass die Steuerfreiheit nicht bewilligt wird, so wird es die Gründe doch verkaufen, denn es braucht Geld, und bleib ist bekanntlich in der § 13 Rera schwer zu beschaffen. Also wie der Drohung brauche man sich nicht zu fürchten. Das Kriegsministerium lässt mit sich handeln und würde, wenn es nicht anders geht, auch auf die dreißigjährige Steuerfreiheit für die Franz Josefs Rakerngründe verzichten, sowie es auf die achtzehnjährige Steuerfreiheit der anderen Gründe verzichtet hat.

*

Es ist eine reiche Zusammlung von Material zur Erkenntnis unserer wirtschaftlichen Zustände, welches in den über 700 Seiten starken Jahresberichte der Niederösterreichischen Handels und Gewerbekammer niedergelegt ist. In der rührenden Bescheidenheit, womit diese Körperschaft die Kammer in den letzten Jahren große Fortschritte gemacht. Die Berichte leiden nicht mehr an den endlosen Wiederholungen und der Wiedergabe der oft kläglichen Anschauungen dornierer Berichterstatter, welche das Jahrbuch in früheren Jahren theilweise ungenießbar gemacht haben. Die redaktionelle Bearbeitung ist eine sehr scharfe, doch nicht auf die erwähnte unplatte Thätigkeit beschränkt zu haben, sondern auch betreffs gewissen zu sein, alles, was etwa Anstoß erregen könnte, zu streichen oder zu mildern. Der Ton, in welcher Erregung sich unsere Industriellen befinden, der wird nicht begrenzt, dass dieselben sich so ganz auf die Schilderung der Matt- und der Unzufriedenheit beschränken und nur so die und da schwächern erwähnen sollten, dass Abhilfung verschiedener Uebelstände, eine Aenderung der Handelsverträge oder derglaichen wünschenswert wäre. Andere Kammerberichte sind durchaus nicht so farblos. Da wird ganz energisch gesagt, was man will, mit Namennennung, und so einerlaen oder halbwahrheit nachgewiesen, dass diese oder jene Tatsachenmitgetheilt inhalt in dem oder jenem Artikel unbrauchbare Zarte erzielt, und nicht mit Allgemeinheiten, wie „die Industrie brauche billigere Expeditarife", geflunkert. Da fürchtet man sich nicht davor, bei der hohen Regierung oder irgend einer Gesellschaft anzustoßen. Zweifellos eines der Hauptverdienste der niederösterreichischen Industrie, welches, so oft die Industriellen ergaubung zu Worte kommen, eine unverzeihende Klage führt, ist die deutsche Tarifpolitik des österreichisch-ungarischen Reiches, seine ungenügende Ausnützung und commerzielle Vertretungsmöglichkeit. In dem Berichte der Wiener Kammer kommt der Neid zu gut nicht vor. Selten ist die niederösterreichische Industrielleu über den Neid gar nicht zu klagen haben und die Kammer die Wiederholung des Neid gar nicht nötig. Das ist dann anzuerkennen, insbesondere, dass die Klagen gegen den Neid nicht verallgemeinert werden. Freilich der Kammer ist Neid Neid Neid, ein Schimpfwort der österreichischen Neid. Und der Bürgermeister zu Neid hat natürlich nicht gesehen, dass über den Neid Klage geführt wird. Er ehrt sich niemand so gründlich über den Neid, als die Wiener Handelskammer. Aber die Gewerbetreibenden des Neid Neid Neid

ungesetzt worden. Die Grundsätzen der englischen Communalsteuerpolitik irregeln sich auch in diesen Gesetzen wieder. Sie sollen eine gerechtere Vertheilung der Steuern, eine Entlastung des Miethers gegenüber dem Grundherrn herbeiführen. Aber die gesicherte Grundlage für die Vertheilung steht. Ueberdies haben die langen politischen Kämpfe, die diesen Gesetzen vorausgingen, schließlich zu Compromissen geführt, durch die es übergroße Vorsichtsmaßregeln in der Ausführung der Gesetze geeignet wurden. Der Verfasser schildert diese Kämpfe, sowie die ganze Vorgeschichte der Gesetze, indem er gleichzeitig einen Ueberblick über das auf diesem Gebiete bedeutend entwickeltere amerikanische Steuergesetzgebung gibt. Ein sehr umfangreiches und theilweise schwieriges zu beschaffendes Material wird hierbei mit großem Fleiße und mit vorsichtig und gewissenhaft abwägendem Urtheil verarbeitet. Der amerikanischen Gesetzgebung gegenüber können, so ist die Meinung des Autors, die neueren englischen Gesetze nicht als ein defect-bigender Beitrag zur Lösung des Unearned-Increment-Problems erscheinen. Sie sind bedenklich nicht durchweg gelückt, weil sie vorgearbeitet wurden, die man das Uebel an der Wurzel fasste und an die schon längst gefürderte allgemeine Reform des englischen Communalsteuersystems gieng, das heißt vor allem an eine directe Besteuerung der Grundwerte und an eine gerechtere Vertheilung der Steuern. Nach einer derartigen Reform aber werde der so gerechte Grundsatz dieser Gesetze einer weitergehenden deren und zweckentsprechenderen Verwirklichung fähig sein. —bl.

Albrecht Rau: Die Ethik Jesu. Ihr Ursprung und ihre Bedeutung vom Standpunkt des Menschenthums. Giesen. Verlag von Emil Roth. 1899. 8°. 225 S.

Ein hochconservativer Staatsmann soll einmal, als es sich um die Beförderung eines freisinnigen Gelehrten handelte, gesagt haben: „Er ist ein Atheist. Das würde am Ende nichts machen. Aber gefährlich auch noch — das ist zu viel!“ Die Erinnerung an diese Anekdote ist im Grunde die einzige Erklärung, in das vorliegende Buch in ihrer herausgehobenen Art denn selten habe ich so abgedroschenen Zeug mit wichtiger Miene verkünden hören. Auch nur ein Wort mehr darüber zu verlieren, würde ich mich nicht veranlasst fühlen, wenn nicht der Verleger dem Buche zahlreiche Stimmen angesehener Blätter angehängt hätte, die ein früheres Werk desselben Verfassers („Christus und Cäsar“) aus vollster Seele loben. So mag denn hinzugefügt sein, dass Herr Rau, der sich — von seiner Kritik der christlichen Ethik nicht zu reden — herausnimmt, das Factum, dass sämmtliche Schriften Platos auf uns gekommen sind, mit einem „Aber!“ zu commentieren (S. 56), auch zu den Gelehrten gehört, die Forschungen an historische und sprachliche Kenntnisse nicht genügt. Er setzt z. B. (S. 353) die ersten Capitel des Jesaias nach die Eroberung Jerusalems, kennt (S. 137) einen historischen „Clemens Alexander“, redet von „einer Troye“ (S. 63) und sagt (S. 45): „es erwartet unser“. Sapienti sat!

Leipzig. Zdenko.

Gesammelte Aufsätze von Hugo Wolf. Herausgegeben vom Hugo Wolf-Verein. Zweite Folge. Berlin, H. Fischer. 1899.

Freunde der Hugo Wolf'schen Muse seien auf diese neue Folge von Aufsätzen über den Meister nachdrücklich aufmerksam gemacht. Dichter von Litteraten leitet die Beiträge mit einem stimmungsvollen Gedichte ein. Dann folgt Emil Kauffmann, der beliebte Dirigent der Tübinger Liedertafel, mit einer Besprechung des „Elfenliedes“ aus dem Sommernachtstraum und des „Feuerreiter“. Letztere Tübinger Musensöhne werden sich der Bedeutung Kauffmanns um das Musikleben der erwähnten Universitätsstadt gerne erinnern, und es wird sie freuen, ihren einstigen musikalischen Führer so warm und verständnisvoll für den lange verkannten Componisten eintreten zu sehen. Mein Wunder, wenn gerade im Schwabenlande die Werke Wolfs eine so liebevolle Pflege finden. Hat doch der Componist einem hervorragenden Vertreter der schwäbischen Dichterschule, Eduard Mörike, zu einer Popularität verholfen, die merkwürdigerweise in weiteren Kreisen mit Unrecht zu sinken begonnen hat. Gerade an den Mörike-Liedern kann man es deutlich sehen, wie sich die Werke unserer Künstler gegenseitig heben, wenn auch nur ein musikalisches Genie unserer Weltgeschichtlichkeit zwischen beiden vorhanden ist. In diesem völligen Aufgehen und Vertiefen des Musikers in die gesammte Schaffensskraft des Dichters, nicht nur in ein einzelnes Werk, hat die innere Zeit unverkümmerte Fortschritte gemacht. Sehr gut drückt dies Michael Haberlandt, der unermüdliche Vortampfer der Wolf'schen Musik in Wien, aus dem folgenden Artikel aus, in dem er sagt: „Nur einem ungeheilt scheinbar äußerlichen Moment lässt sich kaum einziehen, dass die Liederkunst, wie sie eben noch auf dem Throne sitzt, eine entwickelt zu haben scheint. Das ist die Vorherrschaft der Ballade. Ich will nicht leugnen, dass in der Ballade eine, und dann wieder ein vorgeschrittener Dichter, so stellen sie in dramatischen Zusammenhang ihren Liederbesitz beisammen. Die Zeit der Balladenkunst, Balladenlust, Balladenlyrik, Balladenlyrismus hat noch immer in ihrer Mitte [illegible]. Der wiederkehrende Sinn lebt und dient sich allemal in eine eigene Form der Erscheinung, und zwar so viel als möglich, ein. — Wie wir voraussagen auch in der besonderen Kunst von dem rohen Massenantrieb der allgemeinen Musikausübung in qualitativ strafgetrennten im Begriffe sind, und dafür einen ganzen Kunstkreis vorzubereiten bekommen, einen Markt, Rhode oder Minner sonst zu nennen [illegible], so endlich auch in der Ballade.“ Jener interessante Aufsatz von Edmund Bellmann und Josef Schalk beschließen das Buch. Herr.

R. B.

Aurel Rau: Die Agrarcommissionen. Monographie in vier Bänden. C. Barfuss's Verlag. Dresden und Leipzig. 1899.

Jeder Versuch der Bücherbesprechung der deutschen Monatsliteratur, die wie seit dem „verbrochenen Krug“ und spöttelte „Diamant“ noch immer fast völlig entbehrten, musste dem einfachen Falle und mit Ihrem Interesse vollkommen [illegible]. Nichts Tendenziöse, das im [illegible] „gleich an die Burgmannschaftsfrage“ (Heft 11, 20. und 21. Band) und [illegible] über Schmidt. Das Stück wirkt in seinem Humor, [illegible] [illegible] Schöne. Text und [illegible] [illegible] [illegible]

Auf den Flößen.

Skizze von Maxim Gorky.

Aus dem Russischen übertragt von Clara Brauner.

Schwere Wolken kriechen langsam über den schlängelnden Fluss hin. Es scheint, dass sie sich immer tiefer und tiefer herabsenken; dass ihre grauen Fetzen in der Ferne die Oberfläche der raschen und trüben Frühlingswellen berühren, und an dieser Stelle eine undurchdringliche Wolkenwand sich bis zum Himmel hinaufreckt und den Lauf des Flusses, den Weg der Flöße versperrt.

Und den Wellen gelingt es nicht, diese Wand wegzuspülen, sie stürmen mit leisem, klagendem Rauschen an sie heran, sie stürmen, und von ihr zurückgeschleudert, fließen sie nach rechts und links auseinander, dorthin, wo das feuchte Dunkel der finsteren Märznacht schwebt.

Doch die Flöße schwimmen vorwärts, und der Horizont tritt vor ihnen immer mehr in die dunkle und in schwere Wolkenmassen gehüllte Ferne zurück.

Es sind keine Ufer zu sehen — die Nacht hat sie verborgen, und die breiten Wogen haben sie fortgespült.

Der Fluss gleicht einem Meere. Und der Himmel darüber, ganz in Wolken verhüllt, ist schwer, feucht und einförmig.

Es gibt weder Luft, noch grelle Farben in diesem grauen und trüben Bild.

Die Flöße gleiten rasch und lautlos über das Wasser hin, und ihnen entgegen taucht aus dem Dunkel ein Dampfschiff auf, es schleudert aus seinem Schornstein eine Fontaine von Funken empor und schlägt mit den Schaufeln seiner Räder dumpf über das Wasser.

Die zwei rothen Laternen an dem Vordertheil des Schiffes vergrößern sich immer, werden immer heller, und die Laterne am Mast wiegt sich leise hin und her und blinzelt der Dunkelheit geheimnisvoll zu.

Die Luft ist vom Lärm des zerschellenden Wassers und den schweren Seufzern der Dampfmaschine erfüllt.

Oi leb Acht! ertönt auf dem Floße ein kräftiger Ruf, im Brustton.

Bei den Rudern am Hintertheil des Flosses stehen Mitja, der Sohn des Floßers, ein blonder, schwächlicher und melancholischer Bursche von 20 Jahren, und Sergei, der Knecht, ein mürrischer, heiter Kerl mit einem rothen Bart, von diesem Roth stechen die festen, großen Zähne ab, die von der spöttisch hinausgezogenen Oberlippe nicht bedeckt werden.

Stoß nach rechts! bringt es wieder in lautem Ruf durch das Dunkel.

Wissen's selber! was schreist du? brummt Sergei unzufrieden und stemmt seufzend die Brust gegen das Ruder.

Oh — ah! Fest stoßen, Mitja!

Mitri stimmt sich mit den Füßen auf die feuchten Bretter, zieht mit den dünnen Armen den schweren Rudergriff an sich und hustet heiser.

Vieg' ein, links halten, Teufel verfluchte! wird vorne in Aufregung und Zorn gerufen.

Schrei nur! Dein Sehn ist zu schwach, um einen Strohhalm an seinem Knie zu brechen, und Du stellst ihn ans Steuer! Und dann schreist Du über den ganzen Fluss. Noch einen Arbeiter aufzunehmen ist ihm zu schade, dem alten Schürzenjäger. Nun, knie Dir nur Deine Lunge aus!

Sergei brummt schon laut, er fürchtet offenbar nicht, gehört zu werden, oder scheint es sogar zu wünschen . . .

Das Dampfschiff eilt an den Flößen vorüber und schleudert aus den Rädern schaumige Wellen heraus. Die Wellen wiegen sich auf dem Wasser und murren in einem schreienden Ton. Die beleuchteten Fenster des Dampfschiffes schauen auf den Fluss, und das Licht spiegelt sich auf dem erregten Wasser gleich einer Reihe feuriger Augen, als heile, zitternde Flecke werden sie langsam verschwinden.

Die Wellen stürmen mit Macht gegen das Floß an, die Balken knirschen, Mitri schwankt und schmiegt sich fest an alles an, da er zu fallen fürchtet.

Nun, nun! brummt Sergei spöttisch, jetzt tanzt er gar! Wart', jetzt wird Dich der Vater wieder anschreien . . . Oder er kommt auch und gibt Dir eins in die Seite, dann wirst Du ganz anders tanzen. Rechts halten! Oh — he! Du, oh . . .

Und Sergei brummt mit seinen Augen, die funkelnden Sternspritzern gleichen, mürrisch sein Ruder und wühlt damit das Wasser tief auf . . . Energisch, bedächtig wachen, ein wenig bedrückt und spöttisch blickt er da, als sei er mit seinen nackten Füßen an die Balken festgewachsen, und in einer ihnen gewaltigen Stellung, jenem Augenblick bereit, das Floß zu wenden, schaut er aufmerksam nach vorwärts.

Schau, wie Dein Vater die Marika umarmt! Die reinen Feind nicht! Seine Schoam und sein Dampfer! Warum geht Ja denn von diesen verfluchten Bords nicht fort? . . . Ja? Ja, ja, ja! Ja, ja, ja!

Ich höre! sagt Mitri halblaut, ohne dorthin zu schauen, wo Sergei im Dunkel seinen Vater sieht.

Ich hö öre! Ach Du Schlafsbande! neckt ihn Sergei und lacht ironisch.

Das sind Sachen! fährt er fort, dass Mitris Apathie angespornt, So ein alter Teufel! Verheiratet den Sohn, sticht die Schwiegertochter weg und hat noch recht! Alter Schürzenjäger!

Mitri schweigt und schaut rückwärts auf den Fluss, wo sich auch eine dichte Wolkenwand gebildet hat.

Jetzt sind die Wolken überall, und das Floß scheint nicht zu schwimmen, sondern in diesem dichten und schwarzen Wasser zu sinken, das von den dunkelgrauen Wolkenbergen, die vom Himmel herabgestürzt sind und den Weg versperren, niedergedrückt ist.

Der Fluss scheint ein endloser Abgrund zu sein, der von allen Seiten von himmelhohen, mit dichten Nebelschleiern bedeckten Bergen umgeben ist.

Rings ist es drückend still, und das Wasser scheint etwas zu erwarten und plätschert leise auf den Balken der Flöße. Viel Trauer und eine schüchterne Frage klingt in diesem ärmlichen Laut, der einzig ist in der Nacht und ihre Stille noch mehr hervorhebt. Wind sollte es jetzt geben . . . (spricht Sergei. Nein, der Wind ist unnütz, er wird nur Regen bringen. Er reißt die Wolken entzwei, und nun, und da geht der Regen los — erwidert er sich selbst und beginnt schgend seine Pfeife zu füllen. Ein Zündholz flammt auf, in dem verstopften Pfeifenkopf kasselt es, und ein röthliches Feuer beleuchtet, bald aufflackernd, bald erlöschend, Sergeis breites Gesicht, das im Dunkel aufzutauchen und zu verschwinden scheint.

Mitri ertönt eine Stimme. Jetzt klingt sie weniger mürrisch, und ein lachender Ton ist in ihr deutlich zu hören.

Ja? antwortet Mitri halblaut, ohne den Blick von der Ferne zu wenden, wo er mit seinen großen, traurigen Augen etwas scharf mustert.

Nun wie war's denn, mein Freund, wos?

Was denn? erwidert Mitri unzufrieden.

Also geheiratet hast du?! Zum Lachen ist's. Nun, wie war's denn? Du bist mit deiner Frau nach Hause gegangen? Was ist nun geschehen?! Ha ha ha.

He, was wirbelst ihr! Acht ge — ben! klingt es drohend über den Fluss hin.

Schau, wie er heult, der verdammte Schwiegerschreckermann! bemerkt Sergei entzückt und kehrt wieder zu dem ihn interessierenden Gegenstand zurück.

Nun, so sag' doch, geh, Mitri! Sag' doch schon.

Lass' mich in Ruh, Sergei! Ich hab' dir's ja schon gesagt! flüstert Mitri bittend; da er aber weiß, dass von Sergei nicht losgekommen ist, beginnt er eilig.

Nun, wir sind also schlafen gegangen. Da sag' ich zu ihr: Ich kann dein Mann nicht sein, Marja. Ich wollte, sag' ich, auch gar nicht heiraten, aber mein Vater hat mich dazu gezwungen — heirate, sagt er, und ans ist's. Ich liebe euch Weiber nicht, sag' ich, und dich am wenigsten. Du bist gar so fad . . . Ja . . . Und ich will das alles nicht . . . verstehst du . . . Das ist nichts als Sünde . . . Auch die Kinder . . . Man muss sie vor Gott verantworten können . . .

Sünde! ausrichtet Sergei auf und lacht aus vollem Halse. Nun und was hat denn die Marika dazu gesagt? Was?

Nun . . . Was soll ich denn jetzt thun, sagt sie? Sitzt da und weint. Thaben bin ich denn nicht mehr daran, Gesichtmal? Bin ich vielleicht ein Mensch? Sie ist so unverschämt, Sergei. Und dabei bestraft. Was denn, sag sie, soll ich bei meine Gesundheit zum Schwiegervater gehn? Ich antwortete darauf: wie du halt willst . . . Geh', wohin du willst. Ich kann nicht gegen meine Seele sein. Wenn noch Liebe dabei wäre! Aber so. Gevatter Iwan sagte — es ist das eine Todsünde. Wie sind doch kein Vieh. Und sie weint immerzu. Meine ganze Mädchenschönheit, sagt sie, ist umsonst. Sie hat mir leid gethan. Du wirst schon irgendwie auskommen. Sonst geht uns Klöster. Sie schimpft nur: ein Dummkopf bist du, Mitri, ein Schuft . . .

Meine Herr eren! zieht Sergei in entzücktem Flüstern. So hat du's ihr ohne weiteres losgesagt — in's Kloster?

So hab' ich's ihr gesagt! spricht Mitri einfach.

Und sie hat dich Dummkopf geschimpft? sagt Sergei schon lauter.

Ja . . . sie hat mich geschimpft.

Nach hat sie, Bruder! E eh, sie hat recht! Durchblauen sollte man dich auch noch! Sergei andert plötzlich den Ton. Sein Verlich ist wenig und eindringlich.

Kannst du denn gegen das Gesetz sein? Und du bist's gewesen, der sie so fortgesetzt und damit Schluss! Da darf man nichts sagen. Schau nur mal an, sich so was ausdenken! Ja, Meister! Schafskopf! Was brauchst denn ein Weib? Ein Meister? Was das jetzt im Leute sind! Dort mit, was Satans gewesen ist. Da kannst selbst nicht bei drei zählen und hast ein Madel zu Grunde gerichtet . . . Sie ist ihr Leben vom Alten gewesen, den Alten hat du in die Sünde gestürzt. Da hast du alles gegen das Gesetz gemacht! Nah du Schafskopf!

Digitized by Google

Das Gesetz ist im Herzen, Sergei. Ein Gesetz ist für alle: mache nicht, was gegen dein Herz ist, und du wirst nie Schlechtes auf der Erde machen — spricht Mitri leise und beschwichtigend und wirft den Kopf auf.

Und du hast's gemacht! erwidert Sergei energisch. Im Herzen! So was ... Im Herzen gibt's viel. Alles kann man nicht verbieten. Das Herz, das Herz ... Das muss man verstehen, Bruder, dann kann's losgeh'n ...

Nein, das ist nicht so, Sergei! beginnt Mitri eifrig, als habe er plötzlich Feuer gefangen. Die Seele, Bruder, ist immer rein, wie so ein Thautropfen. In einer Schale liegt sie, so ist es! Ganz tief. Und wenn du hinhorchst, da gibt's keinen Irrthum. Da wird's immer so klar, wie Gott es will, wenn's nach der Seele geht. In der Seele ist ja Gott, also auch das Gesetz. Gott hat sie geschaffen und in den Menschen eingeblasen. Man muss nur hineinzusehen verstehn. Es darf einem nur nicht um sich leid thun ...

He ihr! Schläfrige Teufel! Schaut zu! donnert es wiederhallend und schwimmt den Fluss entlang.

An der Stärke des Tones spürt man, dass ein gesunder, energischer, selbstzufriedener Mensch von grosser und klarbewusster Lebensthätigkeit erwacht. Er schreit nicht, weil der Schrei durch die Fluten hervorgerufen wird, sondern weil seine Seele von etwas Freudigem und Kräftigem erfüllt war, und dieses Fröhliche und Kräftige hinaus in die Freiheit rollte und sich in diesem donnernden, energischen Laut Luft machte.

Schau, wie er bellt, der alte Teufel! sagt Sergei wenigstens und blickt lächelnd scharf in die Ferne.

Sie herzen sich, die Tauben! Bist du nicht neidisch, Mitri? Mitri blickt gleichgiltig vorthin, wo zwei Menschengestalten an den vordern Rudern arbeiten, über das Floß von rechts nach links hasten, nahe bei einander stehen bleiben und manchmal in eine einzige, feste, dunkle Masse zu verschwimmen scheinen.

Bist du nicht neidisch, was? wiederholt Sergei.

Was geht's mich an? Ihre Sünde, sie haben's zu verantworten, spricht Mitri leise.

So o ist's! sagt Sergei ironisch und fällt seine Pfeife mit Tabak. Im Dunkel leuchtete wieder ein rothes Feuer.

Und die Nacht wurde stets dichter, und graue und schwarze Wolken sanken immer tiefer auf den stillen, breiten Fluss herab.

Wo hast denn du all' deine gesipe Weisheit her, he? Oder hast sie schon von Geburt an. Du bist nicht dem Vater nachgerathen, Bruder. Dein Vater ist wie ein Heid. Schau, er ist im Essen und scherzt mit so einem Mädel. Zum Anbeissen ist sie. Und lieben thut sie ihn, wenn du's wissen willst. Sie liebt ihn, Bruder. So einen Kerl muss man schon lieben. Ein Trumpfkönig ist dein Vater. Wenn der arbeitet, hat man seine Freude dran, er lebt in Wohlstand und in Ehren und hat den Kopf an rechten Fleck. Ja - a. Und du bist nicht dem Vater und nicht der Mutter nachgerathen, Mitri. Und was hätt' der Vater gethan, wenn die selige Anfissa noch am Leben wär'? So was! Ich hätt's gern gesehen, was er von ihr abbekommen möcht. Sie war ein Weib, deine Mutter, oh je!

Mitri schwieg, auf das Ruder gestützt, und schaute in's Wasser.

Auch Sergei schwieg. Vorn auf dem Floß ertönte helles Frauenlachen. Ihm antwortete das Balsgelächter eines Mannes. Ihre nebeneinanderstehenden Gestalten waren Sergei kaum sichtbar und er spähte neugierig im Dunkel nach ihnen. Man konnte sehen, dass der Mann ein Riese war, der mit weit auseinandergespreizten Beinen am Ruder stand, halb zu einer rundlichen, kleinen Frau gewendet, die sich mit der Brust an das zweite Ruder lehnte, das ein paar Schritte vom ersten entfernt war. Sie droht dem Manne mit dem Finger und lacht dabei hell und herausfordernd. Sergei wandte sich mit einem ärgerlichen Seufzer ab und sprach nach einem nachdenklichen Schweigen:

Ach ja! Denen da geht's gut. Lieb ist's! Wenn ich es so haben könnt', ich armer Teufel! Nie im Leben möcht' ich von so einem Weib fortgehen. Za, ja. Ich hätt' sie immer in den Armen gehalten, hätt' sie nicht fortgelassen. Da, fühl', wie lieb ich dich hab' ... Zum Teufel! Hab' halt kein Glück bei den Weibern ... Die Weiber lieben die Rothen nicht. Za - a. Lumenhalt ist so ein Weib ... Schlau ist's und hat eine Gier zu leben. Mitri! He, schläfst du?

Nein, antwortete Mitri leise.

Das rath' ich dir! Wie willst du denn durch's Leben geh'n, Bruder! Die Wahrheit zu sagen, bist du zu mutterfeelenallein. Das ist schwer. Wo willst du denn jetzt hin? Du kannst unter Menschen kein rechtes Leben finden. Du bist schen gar so fächerlich. Ist denn das ein Mensch, der sich nicht vertheidigen kann? Man braucht Zähne und Krallen, Bruder. Du wirst bei einem jeden zu kurz kommen. Kannst du denn wenn Angst machen? Womit solltest denn du Angst machen? He he he! Spassig bist du! Wo wirst denn du hin?

Ich? Mitri wurde wieder lebendig. Ich werde fortgehen. Ich gehe heuer im Herbst auf den Kaukasus und aus ist's. Gott! Nur schneller fort von Euch! Herzlos seid ihr! Ihr seid gottlose Menschen. Die einzige Rettung ist von euch fortzukommen! Wozu seid ihr? Wo habt ihr Gott? Er ist nur ein Wort für euch ... Lebt ihr denn in Christi? Ah, ihr Böse, ihr! Aber dort sind andere Menschen: ihre Seelen leben in Christi, und ihre Herzen sind voll Liebe und leben für die Rettung der Welt. Und ihr? Da ist Thiere leid die, die Schmutz speien. Es gibt andere Menschen. Ich hab' sie gesehn. Sie rufen mich, zu ihnen werde ich auch geh'n. Sie haben mir die heilige Schrift gebracht. Lies, sagen sie, Mensch Gottes, unser lieber Bruder, lies das wahre Wort. Und ich hab gelesen, und meine Seele ist durch Gottes Wort anders geworden. Ich werde geh'n. Ich werde von euch geh'n, ihr wahnsinnigen Wölfe, ihr lebt vom Fleisch' eurer Brüder. Der Teufel komme über euch!

Sergei war betroffen. Er schwieg eine Weile mit offenem Mund und hielt die Pfeife in der Hand. Dann dachte er nach, sah um sich und sprach mit tiefer, mürrischer Stimme:

Schau, wie der einen anfährt! Wös' bist du auch. Hätt'st das Buch nicht lesen sollen. Wer weiß, was das war? Nun, tummle, tummle dich, mach, dass du fortkommst, sonst wirst du noch ganz schlecht. Nun, so lauf doch, solang du noch rein Vieh bist ... Was sind denn das für Menschen auf dem Kaukasus? Mönche? Oder vielleicht Altgläubige? Sind's keine Molokanen? he?

Doch Mitri war schon ebenso rasch erkaltet, wie er sich entflammt hatte. Er arbeitete leuchend vor Anstrengung und flüsterte etwas scheu und unbeholfen.

Sergei wartete lange auf seine Antwort und erhielt keine. Seine gesunde, einfache Natur wurde durch diese finstere, todtenstille Nacht bedrückt, er wollte sich selbst das Leben in Erinnerung bringen, diese Stille mit Lauten wecken und dieses lauernde, in sich versunkene Schweigen der schweren, sich langsam ins Meer ergiessenden Wassermasse und der traurig in der Luft erstarrten Wolkenberge irgendwie aufdrechen und in Bewegung bringen. Auf der anderen Seite des Flosses lebte man und regte auch ihn zum Leben an.

Von dort erklang in einemfort bald ein leises, zufriedenes Lachen, bald ein kurzer Ausruf, von der Stille und Finsternis dieser Nacht verscheucht, die voller Frühlingsnacrose war und einen heissen Wunsch, zu leben, erregte.

Lass' doch, Mitri, wohin ruderst du denn? Der Alte wird wieder schimpfen, pass' nur auf — sagte er endlich, als er das Schweigen nicht länger ertragen konnte, und als er sah, dass Mitri das Wasser spritzen mit dem Ruder durchfurchte. Mitri hörte auf, wischte sich seine schweissige Stirne ab und erstarrte, mit der Brust an's Ruder gelehnt und schwer athmend.

Man sieht heute gar keine Dampfschiffe. Wir fahren schon eine gute Weile und sind nur einem begegnet.

Und da er sah, dass Mitri keinerlei Anstalten machte, diese Frage zu beantworten, erwiderte er sich selbst sehr traurig:

Das ist, weil die Navigation noch nicht eröffnet ist. Sie fängt erst an. Aui za und nein werden wir in Kasan sein ... die Wolga zieht sich ... Und hat einen festen Rücken, hebt alles auf. Was steht denn du da? Bist du bös, geh'? Mitri? He!

Was denn? fragte Mitri traurig.

Nichts, du spassiger Mensch du. Was schweigst du denn? Denkst immer an was? Lass' das. Das thut keinem Menschen gut. Ach du Oelcrutter du, das denkst du und überlegst dir: dass du aber keinen Freund hast, das merkst du nicht! Ha, ha!

Und Sergei lachte, dann rümpferte er sich und im Bewusstsein seiner Ueberlegenheit, schwieg darauf eine Weile, bequem zu pfeifen, unterbrach sich aber dabei und begann seinen Gedanken weiter zu entwickeln.

Denken! Ha! Ist denn das eine Beschäftigung für einen einfachen Menschen? Da schau her, dein Vater denkt nicht, er lebt. Herzt sich mit seinem Weib und lacht mit ihr über dich, du linger Dummkopf. So ist's! Hörst du ihr?

Sergei ertönte sein leidenschaftliches, erregtes, bittendes, fast schluchzendes Flüstern. Um Christi willen bitt' ich dich — rette mir mein Herz, nicht auseinander, quäl' mich nicht, lass' mich! Schweig! Um Christi und um Gotteswillen bitt' ich — sprich nicht mit mir, mach' mich nicht wild, sing' nicht mein Blut! Ich werd' mich in's Wasser werfen, du wirst eine grosse Sünde auf dich nehmen! Ich werd' meine Seele verlieren — lass' mich! Zu Gottes Namen flech' ich!

Die Stille der Nacht wurde von einem traurhaft tönenden Aufschluchzen zerrissen, und Mitri liess sich, wie er dastand, auf die Planken nieder, als hätte ihn etwas Schweres zu Boden gedrückt, etwas, das aus den finstern Tiefen, die über dem schwarzen Fluss herabhingen, heruntergefallen war.

Geh, geh, geh! brummte Sergei ängstlich, als er sah, wie sein Mauerod sich auf dem Planken herumwälzte, als habe er sich verbrannt.

Ein spassiger Mensch! so ein spassiger ... hat's ja was sagen können ... wenn's dir nicht passt ... wenn's nicht passt ...

Den ganzen Weg quälst du mich ... weisst? Bin ich dein Feind? sagt dein Feind? stotterte Mitri aufgeregt.

Du bist ein spassiger Mensch! Bist, so ein spassiger Mensch! murmelte Sergei verlegen und beschämt. Hab' ich denn was gewusst? Ich kann ja dein Herz nicht!

Digitized by Google

Vergessen will ich's, verstehʼ doch! Für's ganze Leben vergessen! Meine Schande ... Diese schreckliche Qual ... Ihr seid grausame Menschen! Ich werd' geh'n! Für immer werd' ich geh'n ... Ich ertrag's nicht ...

So geh' doch ... schrie Sergei über den ganzen Fluss hin, bekräftigte seine Worte mit einem donnernden, cynischen Schimpfwort und brach auf einmal ab. Er schien kleiner geworden und zusammengesunken zu sein, offenbar hatte das sich vor ihm entrollende Seelendrama, das er nicht länger misszuverstehen konnte, auch ihn niedergedrückt.

He, ihr! Euch ruft man! Seid ihr taub, was!? erklang über dem Fluss Silan Petrows Stimme. Was giebt's bei euch? Was heult ihr denn, he!

Wahrscheinlich geiferte es Silan Petrow, inmitten des schweren Schweigens auf dem Fluss mit seinem dichten, kräftigen, gesundheitstrotzenden Bass zu lärmen.

Die Zurufe verschwammen ineinander, brachten die warme, endete Luft in Schwingung und brengten mit ihrer Lebensfülle Mitris schmächtige Gestalt, die schon wieder am Ruder zu sehen war. Sergei antwortete dem Herrn aus allen Leibeskräften und schimpfte ihn zugleich mit kräftigen, saftigen, russischen Schimpfworten. Die beiden Stimmen zerrissen die Nachtstille, weckten sie, rüttelten sie auf und klangen bald in eine dichte, saftige Note zusammen, die dann Ton einer großen Wechtrompete glich, bald stiegen sie bis zum Falsett hinauf, schwammen in der Luft und erloschen und erstarben. Dann wurde es wieder still. Durch den Nebel in den Büschen fielen die gelben Flecken der Mondstrahlen auf's dunkle Wasser, und nachdem sie eine Weile gelendtet hatten, verschwanden sie, vom feuchten Dunkel ausgelöscht.

Das Floß schwamm weiter inmitten des Dunkels und des Schweigens.

Der heutigen Nummer unseres Blattes liegt ein Prospect der Verlagsfirma E. Pierson in Dresden bei.

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Alexander Weigl's
Unternehmung für Zeitungs Ausschnitte
„Observer"
WIEN, IX I. Türkenstrasse Nr. 17
—— Prospecte gratis und franco. ——

Oesterreichisch-ungarische Bank.

Dienstag, den 19. September 1899, 10 Uhr Vormittags findet im Bankgebäude, Wien, Stranchgasse Nr. 1, 1. Stock, eine

außerordentliche Sitzung der Generalversammlung der
Oesterreichisch-ungarischen Bank
statt.

An dieser außerordentlichen Sitzung der Generalversammlung können gemäß Artikel 15 der Bankstatuten*) nur jene Actionäre theilnehmen, welche auch an der im Februar l. J. abgehaltenen XXI. ordentlichen Jahressitzung der Generalversammlung theilzunehmen berechtigt waren. Jene Mitglieder der Generalversammlung, welche bei der regelmäßigen Jahressitzung ihre Aktien behoben haben, werden hiermit eingeladen, dieselben behufs Theilnahme an der außerordentlichen Sitzung der Generalversammlung zum Nachweise ihres fortdauernden Actienbesitzes spätestens bis Montag, den 11. September 1899, 12 Uhr mittags, bei der Depositen Abtheilung der Bank in Wien oder bei der Hauptanstalt der Bank in Budapest oder bei den bestehenden Filiale der Bank meiterlich zu hinterlegen. Die Tagesordnung und die Eintrittskarten werden den Mitgliedern der außerordentlichen Generalversammlung rechtzeitig zugesendet werden.

Wien, am 4. September 1899.

Oesterreichisch-ungarische Bank.

Lucas | Hardy | Necenlefft
Gouverneur. | Vicegouverneur. | Generalsecretär.

*) Artikel 15. Um an der Generalversammlung der Oesterreichisch-ungarischen Bank Theil nehmen zu können, muss der Actionär seine Actien im Gesammtbetrage von 40 Stück, welche im Verlaufe des letzten Jahres vor der Generalversammlung durch Hinterlegung oder Uebertragung in das Eigenthum der Bank übergegangen sind, mindestens 10 Tage vor der Generalversammlung bei der Bank oder einer ihrer Filialen hinterlegt haben. Die Hinterlegung muss bis zum Schlusse der Generalversammlung des betreffenden Jahres dauern. Die Hinterlegung kann auch durch Verpfändung der Actien an die Bank bewirkt werden. Artikel 18 der Statuten: Jedes Mitglied der Generalversammlung hat so viele Stimmen, als es Actien besitzt, jedoch nicht mehr als 40 Stimmen. Artikel 19 der Statuten: Jedes Mitglied der Generalversammlung kann sich durch einen anderen Actionär vertreten lassen, welcher jedoch nicht mehr als 40 Stimmen vertreten darf. Artikel 20 der Statuten: Die Vollmacht muss schriftlich ausgestellt sein und kann nur für eine bestimmte Versammlung gelten. Artikel 21 der Statuten: Ausländische Actionäre können sich durch jeden Actionär vertreten lassen.

(Nachdruck wird nicht honoriert.)

Foulard-Seide 65kr.

bis fl. 3.35 per Meter in den neuesten Dessins und Farben

sowie schwarze, weiße und farbige „Henneberg-Seide" von 45 kr. bis fl. 14.65 per Meter glatt, gestreift, carriert, gemustert, Damaste ꝛc. (ca. 240 verschiedene Qual. und 2000 verschiedene Farben, Dessins ꝛc.

Zu Roben und Blousen

ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus.

Muster umgehend.

Porto nach der Schweiz.

G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant)

Digitized by Google

Nach der Confiscation zweite Auflage.

Die Zeit.

XX. Band. Wien, den 16. September 1899. Nummer 259.

Die neueste Action.

Kann dais die bedenkliche „Mission“ des deutschen Mißtrauensmannes Freiherrn v. Chlumecky im verfassungstreuen Großgrundbesitz so rasch und vorläufig spurlos verdunkelt ist, hat sich plötzlich der Präsident des Abgeordnetenhauses Dr. v. Fuchs, im Auftrag des Grafen Thun Kaizl, aus einem Scharfmacher in einen Friedensengel verwandelt und an die Obmänner der Abgeordnetenklubs die salbungsvolle Einladung zu einer Verständigungsaction ergehen lassen. Schon die leitenden Persönlichkeiten und Zeitumstände allein reichen aus, um das enorme Mißtrauen zu rechtfertigen, mit dem diese neueste „Action“ allenthalben aufgenommen wird. Ein Vergleich mit der letzten Action ist nur dazu angethan, diese Empfindung zu vertiefen.

Die letzte Versöhnungsaction wurde bekanntlich im Juli 1898 gemimt. Damals war es der Ministerpräsident Graf Thun selbst, der die Obmänner der deutsch-oppositionellen Clubs zu Berathungen einlud. Entgegen dem „Schwur von Eger“ ließen sich überraschender Weise die Deutsch-Oppositionellen in Verhandlungen mit dem Grafen Thun ein. Aber sie waren auch bald aus. Der Ministerpräsident legte den Oppositionsleuten, unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit, die schon vorher von allen Clubs der Rechten angenommenen Stimmerschen „Grundzüge“ zu einem Sprachengesetzentwurf à prendre ou à laisser vor, die alsbald von ihnen allen, einhellstimmig der verfassungstreuen Großgrundbesitzer, als unannehmbar erklärt wurden. Ohne das geringste Anzeichen einer schmerzlichen Enttäuschung riss Graf Thun den gesponnenen Faden wieder ab, griff fröhlich zu einem Bogen Ministerpapier, mit welchem die Reichsrathssession für geschlossen erklärt wurde, und ließ die ganze officiöse Presmenge auf die Opposition los, die nun zum so und so vielten Male „ins Unrecht gesetzt“ wurde. Nach kurzer Zeit stellte sich's heraus, daß die ganze scheinfriedliche Action in Wahrheit nur ein Kampfmanöver gewesen war, um den Widerstand der ungarischen Regierung, damals des Barons Banffy, gegen ein Ausgleichsprovisorium und gegen eine Octroierung des definitiven Ausgleichs demonstrativ zu brechen. Die berüchtigten Fichler Anguß Abmachungen waren die Frucht der vorjährigen Versöhnungsaction.

Die diesjährige Action läßt sich womöglich noch suspecter an als die vorjährige. Auch diesmal bildet der Widerstand der ungarischen Regierung, des Ministeriums Szell, gegen die unconstitutionellen Pläne des Selbsterhaltungs Cabinets Thun Kaizl den Ausgangspunkt dieser Bewegung des ganzen Oesterreichs. Die Ungarn fürchten, daß die Delegationswahlen in österreichischen Abgeordnetenhaus durch die Opposition vereitelt werden, und widerstreben jedem der für diesen Fall vorgeschlagenen Manöver zur Umgehung des Ausgleichsgesetzes. Die österreichische Regierung aber, weil sie es so nennt, glaubt, wie die Neukrainer ihrer Parteidoktrine zeigen, gar nicht ernstlich daran, daß die Opposition den Muth und die Macht finden werde, die Delegationswahlen zu verhindern, und selbst wenn es geschehe, vertraut sie auf die Zauberei, deren Aus- und Unterschlupfwinkel sie in der außerthalb Jahre lang über alle gesetzlichen Fabulisterien des § 14 Regimes hinweggehalten haben. Inzwischen scheint es sich der österreichischen Regierung darum zu handeln, die ungarische Regierung ihren Plänen geneigt zu machen, es soll dieser vor allem gezeigt werden, daß das Ministerium Thun Kaizl nicht das Hinderniß der Verständigung ist, und zu diesem Demonstrationszweck wird bei der neuesten Versöhnungsaction der persönlichfällige Abgeordnetenhauspräsident vorgeschoben, der sich auch soll hoc dienstbereit der ihm dabeigen Bedeutung seines Amtes entsinnt, die er sonst aus Dienstbereitschaft so gern vergisst.

In der That ist denn auch die neue Action noch sichtbarer auf Täuschung eingerichtet als die vorjährige. Im vorigen Jahr war es, wenn auch nur der Graf Thun, so doch der Ministerpräsident als Vertreter der vollziehenden Gewalt, der die Verhandlungen mit der Opposition führte. Diesmal ist es der mandatlose Abgeordnetenhauspräsident, und noch dazu ein Schwindling wie der Dr. v. Fuchs. Im vorigen Jahr hat sich, wenn auch unaufrichtig ausgeklungelter, Gesichtspunkt dem Unternehmen zugrunde. Diesmal besteht die ganze gedankliche Unterlage der Action in einer scheinheiligen Sonntagnachmittag-Predigt, die der Dr. v. Fuchs als Einladungsschreiben an die Clubobmänner versendet hat. Wenn die Conferenz überhaupt zusammenkommt, ist sie, da Dr. v. Fuchs Schlaue, irgend einen Einigungsvorschlag vorzubereiten unterlassen hat, der Gefahr einer uferlosen Discussion über alles Mögliche und einiges Andere ausgesetzt, durch die sie bekanntlich der allgemeinen Heiterkeit in diesem immer lustigen Land zu dienen vermöchte. Und wenn schon die Conferenz durch eine gütliche Fügung trotz alledem zu positiven Resultaten gelangen würde, wer sollte sie ausführen? Dr. v. Fuchs sagt es in seinem Ausschreiben: die k. k. Regierung, die er „im geeigneten Zeitpunkt“ seiner „Action“ ersuchen wird, „die geeignete Mithilfe zu gewähren“. Diese k. k. Regierung heißt aber Thun-Kaizl. . . . . .

K.

Confisciert!

Transvaal und kein Ende.

Seit Monden füllen Nachrichten über die zwischen der britischen Regierung und dem Präsidenten Krüger gewechselten Depeschen die Zeitungen. Der Leser und vielfach auch der Redacteur sieht auf dem Continent diesen Meldungen nicht gleichgiltig, aber etwas verständnislos gegenüber. Man empfindet kalt überall auf dem europäischen Festland mit den Boeren, welche ihre Freiheit wieder holt so tapfer vertheidigt haben und denen vor wenigen Jahren der deutsche Kaiser sein Mitgefühl in so ungewöhnlicher Form ausgedrückt hat. Aber man besitzt weder vom Boeren der Boerenstaaten, noch von der politischen Lage Südafrikas oder von der sehr wohl üblen Stimmung der öffentlichen Meinung Englands in diesen Angelegenheiten eine richtige Vorstellung.

Die Boerenstaaten Südafrikas verdanken, das wird viel zu sehr übersehen, ihren heutigen Bestand in erster Linie dem guten Willen Englands. Ihre Gründer waren nicht freie unabhängige Holländer, die, wie etwa die Puritaner Englands oder deutsche Secteer im siebzehnten Jahrhundert, die Heimat verließen, um religiösen und politischen Drucke zu entgehen und in der Wildnis sich ein ihren Wünschen entsprechendes Asyl zu gründen. Die Leute, welche den Grundstein zu den Boerenrepubliken gelegt haben, waren meistens Bauer der 1806 von England eroberten und später durch Holland käuflich an dasselbe mit allen Rechten abgetretenen Capcolonie. Sie haben etwa 30 Jahre ruhig unter englischer Herrschaft gelebt und haben sich nach neuen Wohnsitzen umgesehen, nicht weil sie über religiöse oder politische Bedrückung zu klagen hatten, sondern weil England die Sclaverei in seinen Colonien aufhob und

Digitized by Google

den Colonisten verbot, die Eingeborenen schlimmer als das Vieh zu behandeln. Die Klagen, welche die Vertreter der Missionsgesellschaften in letzterer Hinsicht erhoben, mögen ja oft übertrieben gewesen sein. Fest steht indessen durch das Zeugniss unparteiischer Beobachter, dass der in den Wildnis wohnende Colonist es stets als sein gutes Recht ansah, einen herumwagabundierenden und auf Diebstahl ausgehenden Neger ohne weiteres zu erschiessen und sich auch hinsichtlich der Mittel, Eingeborene zur Arbeit zu zwingen, keinerlei Zwang auszuerlegen: warum sollte der Colonist in Südafrika auch menschlicher sein, als der in Australien und Amerika!

Während hier keine Missionäre die Colonisten an der Bedrückung und Ausrottung der eingeborenen Bevölkerung hinderten, haben sich die Ansiedler in Südafrika durch die Mission streng beaufsichtigt und immer mit Criminalprocessen bedroht. Um dem zu entgehen und ihre Bewegungsfreiheit wieder zu gewinnen, packten sie immer zahlreicher von Mitte der Dreissigerjahre des Jahrhunderts an Hab und Gut zusammen und zogen mit ihren Heerden über die nördlichen Grenzen der Capcolonie in die Wildeländer der Kaffernstämme. Wo sich diese den Neuankömmlingen widersetzten, wurden sie mit Gewalt aus ihren Wohnsitzen verdrängt und thunlichst ihres Viehes beraubt.

Die Regierung der Capcolonie kam durch dieses eigenmächtige Vorgehen der Boeren in eine schwierige Lage. Selbst wenn sie es ruhig mit ansehen wollte, dass ihre Unterthanen die Gesetze betreffend Aufhebung der Sclaverei und Schutz der Eingeborenen unbeachtet liessen oder umgingen, so konnte sie es nicht dulden, dass die Gewaltthaten der Leute an der Grenze die ohnehin unruhigen Kaffern aufs neue erregten und zu kriegerischen Einfällen in die Colonie veranlassten. Es konnte ihr auch nicht gleichgiltig sein, dass die Boeren sich ohneweiteres die Verfügung über das herrenlose Innere des Erdtheils anmassten, das damals, wo keiner europäischen Macht darnach gelüstete, allgemein als englischer oder portugiesischer Besitz angesehen wurde.

Infolge dieser Erwägungen verbot zunächst die englische Regierung die unerlaubte Auswanderung von Colonisten ins Innere, erklärte die Anlage neuer und unabhängiger Colonien im Norden des Caplandes für unzulässig und belegte schliesslich das von Boerenfamilien begründete und besiedelte Natal. Auch bei Besetzung der anderen den Boeren im Norden des Caplandes gegenüberten Ansiedlungen war Ende der Dreissigerjahre seitens der Regierung des Cars im Werke, um den erwähnten Verboten Nachdruck zu verleihen. Doch dem stellte sich damals die Kostenfrage hindernlich entgegen. Das englische Südafrika brachte damals nichts zu, es deckte bei weitem nicht die Kosten seiner Verwaltung. Seine Grenzen ausdehnen, hiess jährlich neue Millionen unnütz aufwenden. Man liess es daher eine geraume Zeit wieder bei dem Verbot der Auswanderung und der Anlage neuer Colonien bewenden und sah ruhig zu, wie indessen immer mehr Familien die Capcolonie verliessen und immer weitere Gebiete im Kaffernlande besetzten.

Erst zu Anfang der Vierzigerjahre, als die Gefahr auftauchte, dass Holland die ausgewanderten Boeren unter seinen Schutz nehme und sich in Südafrika festsetze, entschloss man sich zu energischem Handeln ohne Rücksicht auf die Kosten. Ganz Natal wurde 1846 zur britischen Colonie erklärt und 1848 auch der Oranjefreistaat. Der Südstand der Boeren wurde durch Gewalt niedergeschlagen. Auch auf das Transvaalgebiet erhob England ausdrücklichen Anspruch und setzte hohe Preise auf die Köpfe der Führer der Transvaalboeren aus. Erst 1852 liess nach hartnäckigem Streit England aus Geldmangel seine Ansprüche auf Transvaal bis zu einem gewissen Masse fallen. Es gelaubte den dortigen Boeren Selbstregierung zu, aber die letzteren mussten sich verpflichten, keine Sclaverei zu dulden und den Eingeborenen keine Munition zu liefern. Eine runde Anerkennung Transvaals als souveräner völkerrechtlich freier Staat bedeutete die Convention von 1852 nicht. Und ebenso wenig lässt sich das von dem Bloemfonteiner Vertrag von 1854 behaupten, durch welchen England auch dem Oranjestaat das Recht der Selbstregierung zugestand. Die Boeren waren damals durchaus nicht in der Lage, mit Gewalt eine volle Unabhängigkeit zu erringen. Es kam ihnen auch weniger darauf, als auf das Recht der Siedlung über Bevölkerung nach eigenem Belieben an. Sie waren daher sehr zufrieden mit dem Einräumen und sahen gern darüber hinweg, dass England sich eine Art Oberaufsicht über ihre Bestrebungen zu den eingeborenen Stämmen vorbehielt. Als diese mächtige Staaten eines Tages antasten und mit europäischen Mächten in Beziehungen treten zu wollen, lag den ansässigen, zankerischesten, jeder staatlichen Organisation entbehrenden Boeren natürlich Krieg völlig fern. Eine solche Entwicklung hielt noch Niemand für möglich. England hatte somit recht, als die Verträge von 1852 und 1854 nicht aufhoben und ausgelegt für Rechte der Kriegführung in den feindlichen Ländern und Gebieten verwendet.

Die Entdeckung der Diamantenfelder von Kimberley 1867. [illegible] Aufschwung [illegible] Bildung des Freistaates [illegible] Südstaaten [illegible]

Schlage erhielt Südafrika, dessen strategische Bedeutung für England nach Eröffnung des Suezcanals bedeutend gesunken war und das noch immer seine Reisen nicht decke, einen ungeahnten Wert. Nicht allein in der Capcolonie regte sich plötzlich neuer Unternehmungsgeist, sondern auch in den Boerenstaaten raffte man sich aus dem thatenlosen Dahinvegetieren und Gehenlassen auf. Man sah plötzlich ein, dass ohne Berufsbeamte, staatliche Einrichtungen, geordnetes Militärwesen u. dgl. an dauernden Bestand und Fortschreiten nicht zu denken sei. Beide Republiken versuchten sich von der Umklammerung durch englisches Gebiet zu lösen. Sie proclamierten die Annexion verschiedener Nachbargebiete, und Transvaal versuchte sogar die Hand auf die Delagoabay zu legen und sich so einen eigenen Seehafen zu sichern.

Da zeigte sich indessen auf der Stelle, wie England die Unabhängigkeit der beiden Republiken anfasste und wie wenig es je daran gedacht hatte, sie als etwas anderes als vorgeschobene Posten seiner Herrschaft, und zwar so wie einst die österreichische Militärgrenze, anzusehen. Es verbot ihnen zu Anfang der Siebzigerjahre mit dürren Worten die Ausführung ihrer proclamierten Annexionen und legte seinerseits die Hand nicht nur auf die ihm passenden betreffenden Gebiete, sondern sogar auf den fast unzweifelhaft zum Oranjefreistaat gehörigen Diamantendezirk. Die Boerenstaaten aber nahmen diese Behandlung zwar murrend, doch ohne ernstlichen Widerstand hin. Und nicht genug damit! Als Anfang 1877 die britische Regierung zu der Ansicht kam, dass die Existenz der Boerenfreistaaten überhaupt vom Uebel sei und sie vor der Wahl stellte, sich der Capcolonie näher anzuschliessen oder ihre Verfassung durchgreifend den Wünschen der Engländer entsprechend zu ändern, liessen die Boeren es ohne Widerstand geschehen, dass ihr Land zu britischem Eigenthum erklärt wurde.

Mehrere Jahre lang hat Transvaal von 1877 ab britische Herrschaft geduldet, ohne sich irgendwie ernstlich dagegen zu regen. Wären die Boeren nicht darüber entrüstet gewesen, dass die Briten von ihnen Steuern im Rothfall mit Gewalt eintreiben, während sie vorher solche Zahlungen durchaus als eines freien Mannes unwürdig vermieden hatten, so wäre es mit der Freiheit der Republik vielleicht für immer vorbei gewesen. Aber die Steuerschraube und gelegentliche Machtentfaltungen der englischen Truppen liessen das Nationalgefühl wieder erwachen, und 1880/81 kam es zu dem Aufstand der Boeren gegen die nicht vorbereiteten Briten. Die letzteren waren den Scharfschützen der Boeren nicht gewachsen. Am Majubahill fiel der englische General und High-Commissioner Colley, und sein Los theilten 6 Officiere und 90 Soldaten, während die Boeren nur 1 Todten und 5 Verwundete zählten. Dieser unerwartete Erfolg veranlasste England nachzugeben. Es fügte sich darein, dass die Dinge wieder auf dem Stande von 1852 gebracht wurden und bestätigte das Recht der Capcolonie der Regierungen Transvaals zu fremden Staaten, sowie die Suzeränität vor.

Den letzteren Anspruch liess es bei einem nachträglichen Abkommen von 1884, wenn auch nicht ausdrücklich, so doch thatsächlich ebenfalls fallen und begnügte sich mit einer Clausel, wonach Transvaal zu jedem Vertrag mit einer fremden Macht und eingeborenen Stämmen der Genehmigung Englands bedürfe.

England ist sonach auch 1884 nicht von den Rechten, die es sich 1852 ausbedungen hat, zurückgetreten und hat den Boeren sich diese Beschränkung ihrer Selbständigkeit auch noch ihrem Sieg gefallen lassen. Ihre Beweggründe dabei ändern nichts an der Thatsache. Es ist kaum zu bezweifeln, dass ihr Staatswesen auch 1884 noch so ohnmächtig im Innern und so wenig nach modernen Ideen gestaltet war, dass sie die Möglichkeit einer unterglücklichen, selbständigen Politik für die Zukunft gar nicht ins Auge fassen konnten.

Seitdem ist nun wieder ein wichtiger Umschwung in den südafrikanischen Angelegenheiten eingetreten. England hat sich seit Anfang der Neunziger Jahre entschlossen, seinen Besitz weit über die Boerenstaaten hinaus auszudehnen und sie von allen Seiten einzuschliessen. Es ist ferner in Transvaal selbst im Gefolge der Goldindustrie eine englische Niederlassung entstanden, welche an Mobilität und an Reichthum die eigentliche Boerenbevölkerung weit überflügelt. Während die letztere noch wie vor auf ihren einsamen Gehöften in Zelten und Armut lebt und sich am modernen Cultur und Politik nicht kümmert, haben die englischen und fremdländischen Ansiedler mit ihren Capitalien und Anlagen mit allen Errungenschaften der Neuzeit sich heimisch und bringen den Boeren jährlich mannigfache Einnahmen zur alle staatlichen Zwecke ein. Ueber die Verwendung der von ihnen gezahlten Gelder und über die Verwaltung des Staatswesens im allgemeinen haben sie aber in keiner Weise mitzureden, das ist und bleibt einzig Sache der vielhundertmal kleineren unbeweglichen Boeren, welche abwechselt gar keine oder sehr hohe Steuern zahlen.

Zwischen beiden Gruppen ist es, welcher in erster Linie die Zukunftsfrage Südafrikas in Aufregung versetzt und zu immer [illegible] Bedrängnissen [illegible] Transvaalregierung veranlasst hat. Es mögen dabei auch [illegible] Motive im Spiel sein, es mögen auch viele Briten ein [illegible] haben, Transvaal der Cap-

colonie einzuverleiben, von entscheidender Bedeutung bleibt doch der unbeirrbare, aber gereifte Anspruch der Ausländer im Burenfreistaat auf Stimme in der Regierung. Für Engländer besonders, die selbst in ihren kleinsten Colonien dem Ansiedler ein Organ geben, seine Ansichten und Wünsche geltend zu machen, ist ein Zustand, wie der in Transvaal herrschende, unerträglich.

Nur wenn man sich das vor Augen hält, vermag man den allerdings unerhörten Verlauf des Cecil Rhodes anfangs 1896, Transvaal mitten im Frieden zu überrumpeln, zu verstehen. Nur so versteht man auch die jetzige, seit Monaten dauernde Krise. Gegenwärtig sind nicht Leute wie Rhodes maßgebend für die Entwickelung der südafrikanischen Dinge. Man ersieht das am besten aus der offenbaren und stark betonten Zurückhaltung, die Rhodes an den Tag legt. Der vom Schraubenfabrikanten zum Colonialminister avancierte Mr. Chamberlain ist auch trotz seiner Brandreden gegenwärtig nicht der leitende Geist. Diese Politik geht vielmehr zweifellos von Chamberlains und Rhodes entschiedensten Gegner, dem auswärtigen Minister Lord Salisbury, aus. Sie ist daher auch einem Schwanken schwerlich ausgesetzt und wird zweifellos zu dem ihr radsächlichen Ende geführt werden.

England verdankt seine Größe und Kraft seinen Bürgern im Ausland. Es steht daher nicht auf dem Standpunkte mancher Staaten, das jeder Auswanderer ein Verräther an dem Vaterlande sei und seinen Schutz verdiene. Es tritt vielmehr für seine Angehörigen wo immer rücksichtslos ein. Dass es von diesem Standpunkt Transvaal gegenüber nicht abzugehen gedenkt, hat es deutlich genug an den Tag gelegt. Diese Auffassung mag nun vielleicht nicht dem Interesse aller andern Staaten entsprechen. Man mag es vielfach schmerzlich empfinden, dass die Hoffnung, in Südafrika ein von England unabhängiges mächtiges Staatswesen erwachsen zu sehen, sich kaum erfüllen wird. Aber wer hätte die Macht und Interesse genug, um in diesen Streit sich einzumischen? Die deutsche Regierung hat sich deswegen darauf beschränkt, den Boeren zu thunlichster Befriedigung der berechtigten Wünsche der Ausländer von Johannesburg zu rathen und vor einem Kampf zu warnen.

Dass ein gewaltsamer Zusammenstoß über kurz oder lang mit der Niederlage der Boeren endigen müsste, kann kaum in Frage gezogen werden. Die Besiegten würden sich nicht einmal mit der Gerechtigkeit ihrer Sache trösten können.

A. Charpentier.

Die Heeres-Evidenzhaltung und der deutsch-böhmische Gemeinden-Streit.

Vom Reichsrathsabgeordneten Prof. Dr. Emil Pfersche.

Als im Sommer 1897 die nationale Empörung der Deutschen in Böhmen aufflammte, machte sich in weiten Kreisen der Bevölkerung das Bestreben geltend, in den politischen Kampf kräftiger als durch Worte einzugreifen. Aus diesem Bestreben entsprang der Entschluss, dass die deutschen Gemeinden Böhmens ihre Mitwirkung an den Geschäften der Staatsverwaltung auf das engste gesetzliche Maß einschränken sollten. Auch dieser Entschluss und seine praktische Durchführung, die anfangs in weitem Umfange erfolgte, hat sich nur als eine politische Demonstration, aber nicht als ein ernstliches Hinderniss der deutschfeindlichen Regierungspolitik erwiesen; doch hat sich daraus wenigstens der Vortheil ergeben, das Verhältniss der Gemeinden zu der Staatsverwaltung zu klären. Die Grundlage dieses Verhältnisses ist bekanntlich der in den Landesgesetzen wiederholte Art. VI des Reichs-Gemeindegesetzes:

„Den übertragenen Wirkungskreis der Gemeinde, das ist die Verpflichtung derselben zur Mitwirkung für die Zwecke der öffentlichen Verwaltung, bestimmen die allgemeinen Gesetze und innerhalb derselben die Landesgesetze."

Man sollte nun glauben, dass es nichts einfacheres geben könnte, als die Frage, in welchen Punkten ein Gesetz den Gemeinden Verpflichtungen auferlegt. Aber bezeichnend genug für die österreichischen Rechtszustände löst die Beantwortung dieser Frage auf vielfache Zweifel. Den Gemeinden haben tatsächlich manche Leistungen für den Staat übernommen und freiwillig ausgeführt, ohne gesetzliche Verpflichtung. Es geschah theils, weil damit gewisse indirecte Vortheile für die Gemeinde verbunden waren, theils weil dadurch den Gemeindeangehörigen praktische Erleichterungen gewährt werden (z. B. bei Einhebung der directen Steuern). Aus diesen Erwägungen sind manche Ministerialverordnungen unangefochten geblieben und durchgeführt worden, welche ohne gesetzlichen Anhalt von den Gemeinden gewisse Leistungen forderten. Allein es ist unbestritten, dass solche Verordnungen nur als eine Aufforderung zur freiwilligen Befolgung anzusehen sind, nicht aber als bindende Normen, welche im Wege staatlichen Zwanges durchgeführt werden. Eine solche Verordnung wäre unzulässig, wenn sie von der Regierung als bindende Vorschrift gemeint wäre, und könnte nicht als rechtsverbindlich angesehen werden, denn die Verordnungsmacht der Regierung ist eben durch das Gemeindegesetz direct beschränkt worden.

Den wichtigsten Streitpunkt zwischen den deutsch-böhmischen Gemeinden und der Regierung bildet die Mitwirkung der Gemeinden bei der Evidenzhaltung der nichtactiven Mannschaft des Heeres und der Landwehr. Dieser Punkt dürfte in nächster Zeit zur Entscheidung durch den Verwaltungsgerichtshof kommen, wenn letzterer nicht seine Incompetenz aussprechen sollte. Doch auch ohne Rücksicht auf eine gerichtliche Entscheidung empfiehlt es sich, die streitige Frage der Oeffentlichkeit vorzulegen; denn die Behandlung derselben ist höchst bezeichnend für das Maß von Gesetzesachtung, welches in Oesterreich regierungsüblich ist.

Für die Frage, ob eine gesetzliche Pflicht der Gemeinden zur Mitwirkung bei der Evidenzhaltung besteht, kommt zunächst in Betracht, dass eine solche Pflicht bei der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht nicht bestanden hat. Das „Reservestatut" vom 31. Juli 1852 und die „Instruction" dazu (17. October 1852) kennen bereits den Begriff der „Evidenthaltung" und „der zur Evidenthaltung beauftragten Behörden" (§ 10); sie weisen die Evidenzführung einerseits den „Werbebezirks-Commanden", anderseits den politischen Behörden zu. Die Instruction sagt im § 13: „Die Bezirksbehörden, sowie die Vorsicher der von den politischen Landesbehörden wegen größerer Bevölkerung oder wegen sonstiger Verhältnisse hiezu angewiesenen Gemeinden sind verpflichtet, über alle in ihrem Bezirke lebenden Reservemänner ein Protokoll zu führen." Also nicht den Gemeinden als solchen wird eine allgemeine Pflicht auferlegt, sondern es wird nur den politischen Behörden anheimgestellt, die ihnen unter eigener Verantwortung (§ 13) übertragene Evidenzpflicht theilweise unter Mitwirkung einzelner Gemeindevorsicher durchzuführen. Das Wehrgesetz vom 5. December 1868, welches die früheren Wehrvorschriften beseitigte, hat also eine allgemeine gesetzliche Verpflichtung der Gemeinden zur Evidenzführung nicht vorgefunden, es hat sie aber auch anerkannterweise nicht neu geschaffen; es legt zwar den Gemeinden verschiedene Verpflichtungen in Bezug auf die Recrutierung rc. auf, aber es regelt die Evidenzhaltung gar nicht.

Erst eine Circularverordnung des Reichskriegsministers vom 6. September 1869 (welche einfach von den Landesstellen in den Landesgesetzblättern abgedruckt wurde!) beginnt damit, den Gemeindevorstehern die Entgegennahme von Meldungen und die Führung von Protokollen aufzutragen, wodurch natürlich eine gesetzliche Verpflichtung nicht begründet wurde. Auch diese Verordnung kennt den Begriff der „Evidenzbehörden", zu welchen aber die Gemeinden nicht gerechnet werden.

Es kann sich also nur fragen, ob das Wehrgesetz vom 11. April 1889 Nr. 41 eine gesetzliche Pflicht der Gemeinden neu geschaffen hat, indem es in § 62 aussprach, dass „die nicht in der activen Dienstleistung stehenden Officiere und Mannschaften der Reserve, Seewehr und Landwehr" „verpflichtet sind, den Wechsel ihres Aufenthaltsortes der zu ihrer Evidenthaltung berufenen Behörde zu melden." Woher in das obige Gesetz diese bekannte Wendung „zur Evidenthaltung berufene Behörde" kommt, ist gleichgiltig, „zur Evidenthaltung berufene Behörde" bezeichnet, so musste von der Gesetzgebung jedenfalls jene Behörde als in der Verpflichtung dazu inbegriffen verstanden werden, bei welcher die Meldungen von und zum Zeitpunkt des Aufenthaltswechsels des neuen Wehrgesetzes auf Grund der damaligen Normen einzureichen und thatsächlich erstattet wurden. Dieses waren aber eben die Gemeinden." „Während der Ausdruck „berufene Behörde" die Absicht des Hinweises auf Thatsächliches klar erkennen lässt, hatte von der Gesetzgebung andernfalls Abweichendes wohl ausdrücklich bestimmt werden müssen."

Es sei hier gleich betont, dass die Sache selbst von geringer praktischer Bedeutung ist, da die meisten Gemeinden aus Zweckmäßigkeitsrücksichten auch wie vor die Verordnungen befolgen werden. Was aber für das öffentliche Leben in Oesterreich und für die Volksvertretung größte Bedeutung verdient, das ist der Wechsel in der Haltung des Landesvertheidigungsministeriums. Die einfachen Aeußerungen des Landesvertheidigungsministeriums sichen im directen Gegensatz zu den regelmäßigen militärischen Spendgebrauch, zu dem Wortlaut der bestehenden Verordnungen und zu den vor dem Reichsrath abgegebenen Erklärungen.

Was § 62 des Wehrgesetzes sagen sollte, war bei seiner Abfassung gar nicht zweifelhaft. Der Ausdruck „Evidenzbehörden" oder „zur Evidenthaltung berufene Behörden" hat seit Jahrzehnten seine feine, scharfe Bedeutung, welche auch in den militärischen Verordnungen präcisiert ist. Es heißt nämlich in der Evidenzvorschrift (publiciert 28. November 1880, Nr. 207, R. G. Bl. in § 11:

Digitized by Google

„1. Die Evidenthaltung dient zur Controle der im nichtactiven Verhältnisse befindlichen Mannschaft und obliegt a) den Ergänzungsbezirkscommanden, b) den politischen Behörden, c) den Truppenkörpern und Anstalten."

„Mit Rücksicht auf die Führung der Evidenz heißen die unter a) und b) genannten Behörden im allgemeinen Evidenzbehörden."

Die militärischen Verordnungen selbst nennen also die Gemeinden nicht Evidenzbehörden, es ist in den Militärvorschriften die Gemeinde oder der Gemeindevorsteher niemals als Behörde bezeichnet worden. Vielmehr sagt der citierte § 11 der Evidenzvorschrift unter 7.: „Zur Mitwirkung bei der Evidenthaltung sind berufen die Gemeinden." Bezeichnend ist der Gegensatz der Evidenzvorschrift für den Landsturm (20. December 1889 Nr. 193), welche sagt: „§ 6. Die Evidenzführung obliegt a) den Gemeindevorstehungen, b) den politischen Bezirksbehörden 2c." Der Gegensatz erklärt sich daraus, daß die Evidenzführung des Landsturmes wirklich durch das Gesetz den Gemeinden zugewiesen ist. Das Landesvertheidigungsministerium selbst hat also in seinen Verordnungen bisher den § 62 des Wehrgesetzes dahin aufgefaßt, daß „die zur Führung der Evidenz berufenen Behörden" die seit jeher sogenannten Evidenzbehörden, nicht aber die Gemeinden sind.

Nach der heutigen Auffassung des Landesvertheidigungsministeriums würde der § 62 des Wehrgesetzes dem Landesvertheidigungsminister nicht nur die Vollmacht geben, die ihm untergeordneten Behörden nach Bedarf zur Evidenzhaltung zu bestimmen, sondern auch die Vollmacht, über jede beliebige Behörde zu diesem Zwecke zu disponieren, so auch die Gemeinden zu Behörden avancieren zu lassen und über sie frei zu verfügen. Dass dieser Unsinn nicht der Sinn des § 62 sein sollte, zeigt seine Entstehung. Der Motivenbericht der Regierung (X. Session Nr. 670 Beil.), der alle sachlichen Neuerungen aufzählt, sagt zu § 62: „Der § 53 des in Kraft stehenden Wehrgesetzes ist insoferne unvollständig, als in demselben die thatsächlich bestehende Meldepflicht der Nichtactiven nicht ausdrücklich ausgesprochen und ihre Unterordnung während der Controlversammlung nicht angegeben ist." „Dass beides unerlässlich, erhellt aus beiden daraus, daß für die Landwehr in anderen Gesetzen ganz präcise Bestimmungen bestehen." „Dem entsprechend wurde dieser Paragraph vervollständigt." . . .

Confisciert!

. . . In den Landwehrgesetzen war von Anfang an (Ges. vom 13. Mai 1869 Nr. 68) ausgesprochen, dass die Meldung der Nichtactiven bei der „zuständigen Landwehr Evidenthaltung" zu erfolgen habe, es konnte also den Gemeinden eine Mitwirkung nicht angesonnen werden. In dem letzten Landwehrgesetz v. 25. Dec. 1893 Nr. 200 aber wurde diese Bestimmung weggelassen, mit der von der Regierung gegebenen Erklärung (XI. Sess. Beil. Nr. 712): „Die bisherigen §§ 15 und 16 entfielen, indem die Bestimmungen ersteren Paragraphes bezüglich der Meldepflicht bereits im Wehrgesetze § 62 auch für die Landwehrpersonen giltig enthalten sind." Daraus musste doch jeder Unbefangene entnehmen, dass auch weiterhin für die Landwehr nichts neues gelten teile, dass vielmehr § 62 des Wehrgesetzes nur die Meldung bei den zuständigen Evidenzbehörden, deren Grenzen, Namen und Organisation längst feststand, gemeint hatte. Kaum war aber die practische Bestimmung des Landwehrgesetzes beseitigt, so wurden die Gemeindevorsteher für das Heer und die Landwehr ausgehoben, und den Gemeinden die neue Last der Landschreibdienungen im Verordnungswege auferlegt.

Confisciert!

Sexualjustiz und Sexualpolizei.

D[illegible] ein[illegible] wollen Engel aus [illegible] machen [illegible] [illegible] [illegible]

Vernünftige Ueberlegung und Erfahrung lehren gleich übereinstimmend, dass der harmlose Verkehr zwischen Knaben und Mädchen die Keuschheit weit sicherer bewahrt, als die Trennung der Geschlechter, und dass im spätern Lebensalter der Umgang mit edlen Frauen sogar einen geschlechtlich verdorbenen Menschen noch zu bessern vermag.*) Die heutige mit Hilfe der Polizei zu hoher Vollendung gelangte disciplina arcani ist ein Mittel von zweifelhaftem Werth. Bei sonstiger vernünftiger Lebensweise ist es dazu bestimmt, das vorzeitige Erwachen des Geschlechtstriebes zu verhüten. Gereift aber dann, wenn endlich das Unvermeidliche geschieht, nicht sofort verständige Belehrung ein, bleibt der junge Mensch auf die Belehrung durch lose Kameraden angewiesen oder dumpfem Brüten und Grübeln, unverstandenem Sehnen und Begehren überlassen,**) so ist seine Lage gefährlicher als die eines Knaben, der vor dem Erwachen des Geschlechtstriebes eingeweiht worden ist, und wenn dann die Aenderung eintritt, weder dadurch sonderlich aufgeregt, noch von Neugier geplagt wird.

Ist die Religion der Natur gegenüber ohnmächtig, so vermag sie dagegen viel gegenüber der Unnatur. Gemeinheit, Niedertracht und Frevel sind nicht Natur, sondern Unnatur. Von den Verbrechen, die ich in den früheren Artikeln behandelt habe, vermögen ein durch gute Erziehung gebildeter edler Charakter und vernünftige Ueberlegung zurückzuhalten, und die aus beiden geschöpften Motive werden durch den religiösen Glauben an einen Gott, der Keinen Frevel ungerächt lässt, nicht unwesentlich verstärkt. Auf dieses Gebiet also mögen die religiösen Sittlichkeitsvereine das Feld ihrer Thätigkeit verlegen und den Männern predigen: Du sollst Deine Dienstmagd nicht missbrauchen, sollst Deine geschwängerte Braut nicht fortlassen, sollst Deine unehelichen Kinder anständig versorgen u. s. w.

Wollen sie aber durchaus bei der Bekämpfung der „Unkeuschheit" verharren, so mögen sie sich die Grenzen des Erreichbaren abstecken. Zuvörderst mögen sie überlegen, dass, wenn für das Bevbot der Prostitution und die Bestrafung jeder sich prostituierenden Person fordern, sie nur der Gerechtigkeit willen auch die Bestrafung jedes Mannes fordern müssen, der Prostituierte besucht, ja sogar jedes Mannes, der einen außereheliches Geschlechtsact vollzieht: dieses unmöglich, da für die ungeheuerliche Behauptung aufstellen, dass für beide Geschlechter dasselbe Gesetz sreueller Sittlichkeit gelte. Dass unter der Herrschaft so drakonischer Gesetze jeder zweite Richter ein Lord Angelo sein würde, daran haben sie wohl noch nicht gedacht. Aber das wissen sie, dass bei mit der zweiten Forderung von allen Gesetzgebern ohne alle Ausnahme ausgeschieden werden würden, und daher sollten sie auch auf die erste: Verbot der Prostitution, definitiv verzichten und anerkennen, dass es sich praktisch niemals um Ausrottung, sondern immer nur um die beste Art der Regelung der Prostitution handeln kann. Wenn es ihnen nun ihr überfeinertes sittliches Gefühl unmöglich macht, sich an der Lösung dieser praktischen Aufgabe zu betheiligen, so sollten sie auch auf die thörichten Versuche verzichten, den großstädtischen Sumpf mit Tractätchen und erbaulichen Ermahnungen austrocknen, Vereine, bei denen doch ihre Empfindung gewiss nicht weniger leidet. Sie können Rath dessen etwas viel besseres thun, und zwar auf dem Wege der Beeinflussung der Gesetzgeber. Es gibt zwei Classen von Prostituierten: die von Natur zu diesem Gewerbe berufenen und die durch Noth dazu gezwungenen. Die ersten „belehren" zu wollen, ist Unsinn. Die zweiten bedürfen man nicht, sondern man verschafft ihnen einen anständigen Erwerb. Darauf können sich die Sittlichkeitsvereine verlegen. Und noch etwas Besseres können sie thun: sie können, wie ich schon in den „Betrachtungen eines Laien über unsere Strafrechtspflege", S. 91, hervorgehoben habe, die armen Frauen und Mädchen davor behüten, in den Sumpf gestoßen zu werden: dieses durch Beeinflussung der Gesetzgebung in dem Sinne, dass erstens alle Unternehmer bestraft werden, die durch Hungerlöhne oder sonstige unanständige Arbeitsbedingungen, sowie durch geschlechtliche Benutzung ihrer Arbeiterinnen diese in den Sumpf drängen (bekanntlich gehören namentlich auch viele Schauspielerinnen zu den in dieser Hinsicht sehr schutzbedürftigen Mädchen), und dass zweitens den Arbeiterinnen das volle und uneingeschränkte Coalitionsrecht und das Recht der uneingeschränkten Theilnahme an politischen Versammlungen und Vereinen eingeräumt werde. Ich bin, wie in andern Dingen, so auch in der Frauenfrage altmodisch und reactionär bis auf die Knochen, bleibe dabei, dass die Frau ins Haus gehört und erkläre alle Weiber für Närrinnen, die als ein sostbares und unverfälschtes Menschenrecht das Recht beanspruchen, in Lederhosen den Schmiedehammer zu schwingen, mit dem Mörtelkübel auf dem Gerüst auf Hängeleitern herumzuklettern, sich auf Gymnasien eingehäufig und kurzsichtig zu studieren, sich in modernden Aechsen eine gelbe Haut und eine spitze Nase zu holen, über dem unfruchtbaren und trostlosen Zus einzutrocknen, sich in häßlichen Schreibstuben mit Tinte zu beschmutzen und sich in der politischen Kabbalgerei zu Kopfschmerzen und Rüpeln auszubilden. Aber solange unsere Staats- und Gesellschaftsordnung hundertausende von Frauen und Mädchen zwingt, diese sumpfen Reche anzuziehen — diese Sclaverei zu erdulden, wie ich es nenne — so lange unser Staats- und Gesellschaftsordnung hunderttausenden von Frauen und Mädchen den Lebensunterhalt zu verlag, sie in den Kampf ums Dasein hinaus auf die Straße treibt, und sie dazu zwingt, sich in dem Schmutze des Erwerbslebens mit den Männern um den Bissen Brot herumzubalgen, so lange bleibt es eine Gemeinheit und Niedertracht, wenn man ihnen die freie Bewegung in diesem Kampfe verbietet und die Waffen dafür vorenthält. Wenn bei unsern rohen Vorfahren ein gerichtlicher Zweikampf zwischen einem Manne und einem Weibe angeordnet wurde, so musste der Mann in einer Grube stehen, aber die er zum Gürtel ab herausragte, während das Weib frei um die Grube herumlaufen konnte und mit ihrer Keule von oben herab auf den sich wehrenden Mann losschlug. Unsere heutigen höchst ritterlichen Behörden weisen dem Weibe die Grube an. Freilich kreben sie zur Zeit die Herstellung der Gleichheit insofern an, als sie auch den männlichen Arbeitern das Coalitionsrecht entziehen wollen. Also die Sittlichkeitsvereine sollen nur den Arbeiterinnen das Coalitionsrecht verschaffen, dann werden diese schon, soweit sie nicht geborene Dirnen sind, sich aus eigener Kraft und ohne die Hilfe kommer Sprüchlein der Mächte erwehren, die sie dem Sumpfe zudrängen.

Für die Keuschheit der Jünglinge und Männer dagegen sind die Vereine kaum in der Lage, etwas wirksames zu thun, es müssten denn Veranstaltungen sein, die den ärmeren Classen eine anständige Erholung darbieten, was allerdings einiges nützt. Im übrigen sind die Verhältnisse mächtiger als alle Vereine, und diese Verhältnisse wirken zur Zeit auf den jünglichen Gebiet einerseits günstig, anderseits ungünstig. Die ungünstige Wirkung liegt in der Erschwerung der Ehe. Das beste Mittel zur Bewahrung der Keuschheit ist eine frühe Ehe, und das zweitbeste eine in jungen Jahren erwachende brünstliche Liebe, die mit Abneigung und Ekel vor jeder andern als der legitimen Befriedigung des Geschlechtstriebes erfüllt. Die jugendliche Verehelichung ist nun gerade den Männern des gebildeten Mittelstandes, die doch vor allem zu einer ideal gerichteten Lebensführung berufen wären, versagt, und mit der schönen Zeit der jungen Liebe steht es nicht minder mißlich. Wenn der Jüngling den normalen Weg einschlägt, den der Dichter der deutschen Jünglinge im Liede von der Glocke gewiesen hat, so schickt der Vater den „Bengel" mit ein paar Thalern zu seinen Büchern, und die ganze Sippe verhöhnt den grünen Jungen, den Schnackhalppen, den alberuen Trops. Ein paar Jahre später spricht der weise Vater: „Meinetwegen zahle zwei Franzenzimmer, nur dass du dir nicht einfallen lässt, ans Heirathen zu denken!" Auch in dieser Hinsicht, wie in Beziehung auf das Christenthum, ist unsere Zeit durch und durch verlogen: die Dichterwerke unserer Classiker werden in den Schulen gelesen, mit der Tendenz nemlich, dass selbstverständlich kein Schüler die darin verherrlichten Ideen von Liebe, Freiheit, Humanität ernst nehmen dürfe.

Der eben dargelegte unglückliche Umstand wird einigermaßen aufgewogen — vielleicht reichlich aufgewogen: von Berechnungen kann ja bei einer Sache, die sich in so hohem Grade der Beobachtung entzieht, nicht die Rede sein — durch die Anregungen und Sorgen unserer Zeit, durch den wuthenden Concurrenzkampf und den Zwang, unbändige Kräfte durch und geistige Anstrengung zu bändigen. Am nützlichen sind die Gymnasiasten daran, denn mit dem anhaltenden Sitzen, welches die Pubertätsentwickelung beschleunigt, verbindet sich bei ihnen eine Art von Beschäftigung, die den Geist der Meisten nur sehr wenig fesselt, und bei den Lehrern ist die Gabe, einen interessanten Gegenstand langweilig zu machen, viel häufiger, als die Gabe, selbst noch bei der Behandlung eines trockenen Gegenstandes zu fesseln. Einen meiner Lehrer, einen verschrumpelten alten Geistlichen hat die Beschreibung der Verheerungen, die dieser

*) Auch das Strafrecht — eine Corrective der Mucken Lehrer Knaben, sagt irgendwo, aber verständig Strafrechtslehrer mit Affectionen Mädchen. Der Verfasser des Artikels „Die Zeit" hat Recht, wenn er sagt, dass Strafrechtsverschärfungen, um Knaben abzuhalten, Mädchen zu verführen, ist thöricht, aber bei Verführungsversuchen, Nothzucht, Mädchenhandel und Kuppelei ist es berechtigt, ja geradezu geboten, auch diese Schandthaten, ebenso wie die in einem ungeordneten Kampfe der Zeiten Geschlechtsleben verletzten Knaben, Gehe Abwehrer und in allem, was zum Schutzbereich unserer Mitmenschen und den Wohlstand unserer Nachbarn gehört, ist es Recht und Pflicht, sie zu schützen. Ich bin der deutschen Strafgesetze, obwohl mir die Strafgesetze, auch der Bayern und Sachsen, vielfach zu milde sind.

**) In „Zwischen Nebensatz" hat in einer Nummer vom 25. Juni 1898 bemerkt gewiesen, dass der erste Band eines von mir herausgegebenen Werkes „Lehrmaterialien zum Unterricht in der Psychologie" den Untertitel „Jünglingsseelen" geführt habe. Der Titel ist nun seit geraumer Zeit: „Die Lehren Jesu" eine Ausgabe von Lehrmaterialien und Präparationen über die Reden Jesu. Die Jünglingsseelen" sind ein Werk, das ich vor 20 Jahren geschrieben habe, und das ich heute noch für ein gutes halte. Es ist ein Versuch, die Jünglinge zu verstehen, und darum ihnen verständlich zu machen, was sie bedrückt, was sie erregt, was sie beglückt. Es ist ein Versuch, die Jünglinge vor der gefährlichen Quacksalberei der Psychologie abzuschrecken, die sich anschickt, in das Heiligthum der geschlechtlichen Verirrungen einzudringen, ohne eine Ahnung davon zu haben, was Jünglingsseelen sind. Es ist ein Versuch, den Jünglingen selbst ein Verständnis für ihre Seelenzustände zu eröffnen, damit sie sich nicht durch Unwissenheit und Angst in Abgründe stürzen, die sie nicht mehr verlassen können. Alle diese Zwecke sind, wie ich glaube, erreicht worden. Ich habe Briefe von Jünglingen erhalten, die mir für diese Schrift, die ihnen Licht in ihre Seele brachte, und ihnen Trost gab, innigst dankten. Ich habe Briefe von Eltern

Uebelstand in den jugendlichen Gemüthern anrichtet, mit tiefer Betrübniß und schwerer Sorge erfüllt. Er hielt es für seine Gewissenspflicht, den Unterricht so interessant wie möglich zu gestalten,*) was ihm auch, namentlich mit seinen sorgfältig ausgearbeiteten Geschichtsvorträgen, in hohem Grade gelang, und mir sagte er einmal: Der Unterricht vermag die Knaben meist nicht zu fesseln, und dadurch geraathen sie in einen Zustand, dass sie von einem Beichtvater zum andern laufen müssen." Auf der Universität dann geben viele Studenten mehrere Semester hindurch ganz müssig, und das ist eine der Ursachen, weshalb es bei ihnen in geschlechtlicher Beziehung heute schlimmer steht als in anderen Ständen. Dagegen werden Handwerks- und Kaufmannslehrlinge, jugendliche Arbeiter, die Aspiranten der höheren praktischen Fächer, z. B. Ingenieure und Techniker aller Art, dann Soldaten, Kellner, selbstständigen Geschäftsleute, Zeitungsschreiber mit Arbeiten und Sorgen in dem Grade überbürdet, dass, wenn auch ihr Herz nichts weniger als rein ist, ihnen doch für die Befriedigung sexueller Begierden, ja für die Begierde selbst weder Kraft noch Zeit übrig bleibt, und es kommt vor, dass ein junger Mann im Taubel der Grossstadt einen Grad von Unschuld bewahrt, wie ihn kein Hirtenknabe auf einsamer Bergeshöhe" zu bewahren vermag. Ein Feuilletonist der ultramontanen „Germania" schrieb einmal: „Die Berliner Jungen sind mit vierzehn Jahren alle ausgelernte in geschlechtlichen Dingen; daraus entsteht aber wenig Unheil, denn sonn vierzehnten Jahre ab müssen sie alle stramm arbeiten." Wenn freilich ein junger Mann trotz Ueberanstrengung auf die sexuellen Genüsse nicht verzichtet und daneben womöglich auch noch nächtliche Trinkgelage mitmacht, so richtet er selbstverständlich sehr rasch seine Gesundheit zugrunde. Zur anstrengenden Arbeit kommen die Aufregungen der politischen und der Classenkämpfe, die Vereinssitzungen und Versammlungen, denen man einen Theil der Nachtruhe opfert, die Zerstreuung durch die ungeheure Mannigfaltigkeit bestündig wechselnder, neuer Lebenserscheinungen, zu denen auch die Kleidermoden, die Schaufenster, die Zeitungsberichte, die illustrierten Journale, die Feste und Schaustellungen gehören, endlich der Sport, der bewirkt, dass die jungen Leute ihre Erholungszeit nicht auf dem Faulbett oder in der Kneipe, sondern auf dem Rad, auf lebensgefährlichen Bergtouren, beim Rudern oder beim Ballspiel und mit Turnen zubringen. Dieser vielseitigen Ablenkung durch äußerliche Dinge, nicht religiösen Einwirkungen oder einer vermeintlichen Erhöhung der sittlichen Kraft oder einer ebenso nur vermeintlichen Veuderung des leiblichen Organismus hat man es zu danken, wenn, wie ich glaube, die Zahl der „Unkeuschheitssünden" heute kleiner ist als in irgend einer seuchteren der christlichen Zeiten. Auch die katholische Geistlichkeit des Deutschen Reiches hat diesen Verhältnissen und namentlich dem Culturkampf mit seinen Aufregungen, Nöthen und Gefahren, mit seiner Zeitungspolemik und Agitationsthätigkeit, mit der Verwechslung der Aktivität durch Verminderung der Zahl der Arbeitenden, und mit der gehässigen Controle, der damals jeder Geistliche ausgesetzt war, sehr viel zu verdanken: diese „dioclctianische Verfolgung" hat mehr für die Reinheit des Clerus gethan, als alle von Jesuiten veranstalteten Exercitien, mehr als alle Fasten, Gebete und erbaulichen Betrachtungen. Das Leben in einer beständigen Hetz entspricht freilich weder dem christlichen noch dem Humanitätsideal; aber wir haben hier nicht Culturideale anzustellen, sondern zu sagen, was die Zahl der geschlechtlichen Sünden mindert.

Es darf verlacht sich, dass mit der Aufstellung richtiger Grundsätze die Schwierigkeiten nicht beboben sind, die das Problem der geschlechtlichen Sittlichkeit in Verbindung mit den modernen Verhältnissen der Oberschichten bereitet, aber es steht andererseits auch fest, dass ohne anerkannte richtige, klare und feste Grundsätze an der Ueberwindung dieser Schwierigkeiten gar nicht mit Aussicht auf Erfolg gearbeitet werden kann. Den Hauptgrundsatz will ich hier zum Schluss noch einmal wiederholen: Das Unsittliche liegt nie dem Sexualobjekt wie den allen anderen Objekten nicht im Natürlichen, nicht in den leiblichen Functionen, sondern in der Schädigung der eigenen Person und in der Verletzung der dem Nächsten schuldigen Liebe und Gerechtigkeit. Wird das nicht fein und klar im Auge behalten, und wird nicht mit der Sexualobjectlehre auch die Sexualpsychologie gründlich erkannt, so bleibt der „Kampf gegen die Unsittlichkeit" entweder eine plan- und zwecklose Energieverschwendung, oder er führt zu einer Tyrannei, die den zügellosen Ausschweifungen der Reichen und Mächtigen zur benannten Straflosigkeit dient, oder hat, wenn er wirklich die Massen ergreift, die Entmannung des ganzen Volks zur Folge, dass er in eine Gesellschaft energieloser Bedürfnisseiern und Sexualpaaren verwandelt. Einzelheiten über er auf unzählige einzelne untere Punkte die Richtung, die er, wie ich gezeigt habe, wiederholt schon im großen und ganzen auf die christlichen Völker geübt hat, er, verbindet die einen mit Arbeitern, stärkt die anderen in Wahrheit und macht alle mehr oder weniger verlegen.

Paulsen. Karl Fischer.

Gegensätze im deutschen Wesen.

Von Prof. Dr. Rudolf Eucken (Jena).

Wer sich rasch und leicht einen Eindruck von den Wandlungen des deutschen Lebens in unserem Jahrhundert verschaffen will, der werfe einen Blick in Frau von Staëls Buch „De l'Allemagne". Das Buch ist keine unbedingt zuverlässige Quelle, es verallgemeinert zu rasch, und es sieht die Dinge zu sehr durch die Vorstellungen besonderer Kreise. Aber im Großen und Ganzen gibt es ein charakteristisches und eindringliches Bild von dem Deutschland vor der Schlacht bei Jena. Frau von Staël denkt bei ihrer Schilderung weniger an das ganze Deutschland, als an Preußen und die angrenzenden nördlichen Länder, diese scheinen ihr besonders deutlich auszuprägen, was sie am deutschen Wesen bemerkenswert fand. So nennt sie diese speciell das Vaterland des Gedankens (la patrie de la pensée). Aber von hier aus erscheinen dann die Deutschen überhaupt als die metaphysische Nation par excellence. Ihre Stärke liegt in der Reflexion und Meditation, sie sind groß in abstracten und historischen Studien, den Mittelpunkt ihres Lebens bildet die Literatur und die Stärke ihres Wesens die Energie ihrer inneren Ueberzeugung. „Wenn einmal eine Meinung sich der deutschen Köpfe bemächtigt hat, so macht ihre Geduld und ihre Ausdauer, sie festzuhalten, der Kraft des Willens im Menschen in hervorragender Weise Ehre." Die Universalität ihres Denkens tödtet sie bei allen Völkern und zu allen Zeiten zu jeder Action. Dazu kommt ein großer Reichthum selbständiger Individualitäten, deren jede nur sich selbst leben will, in geradem Gegensatz zu Frankreich, wo es als der höchste Ruhm eines Schriftstellers gilt, die Meinung der Gesellschaft zum Ausdruck zu bringen. Dafür aber fehlt den Deutschen ein großes soziales und politisches Leben, es fehlt ihnen zugleich die Energie des Handelns. Im besonderen lassen sie auf praktischem Gebiet gänzlich die Universalität und die Organisationskraft vermissen, welche ihre literarische Production auszeichnet; hier beuehmen sie sich schwerfällig und ungeschickt, langsam und träge; so schaffen sie sich immer neue Schwierigkeiten, wie man denn nirgends so oft als in Deutschland das Wort hört: „Das geht nicht" (c'est impossible). So sind die Deutschen bei aller intellectuellen Größe wenig tüchtig in Geschäften, am meisten Gewerbfleiß und Handelsgeist glaubt Frau von Staël in Wien gefunden zu haben. Auch verhindert der Mangel einer Erziehung durch das praktische Leben die Entwicklung starker Charaktere: die Deutschen lebten mehr in anderen Zeiten als in ihrem eigenen Jahrhundert, und sie sind in Gefahr, über der Beschäftigung mit abstracten Ideen und mit vergangenen Dingen die Gegenwart und die Wirklichkeit zu verlieren. Nicht mit Unrecht hat daher Jean Paul gesagt, die Herrschaft über das Meer gehöre den Engländern, die über das Land den Franzosen, den Deutschen bleibe nur das Reich der Luft. Trotz alles dieses Tadels überwiegt bei Frau von Staël die Anerkennung der Deutschen, sie bleiben ihr bewunderungswürdig in dem, was sie für die Vertiefung des Seelenlebens und für die geistige Befreiung der Menschheit gethan haben.

In diesem Bilde standen die Deutschen noch lange vor den Augen der anderen, namentlich der westlichen Völker, je galten sie geuiereichen Franzosen als die „Väter Europas", so konnte noch Bulwer seinen Ernest Maltravers widmen, „dem großen deutschen Volke, einer Nation von Denkern und Kritikern" (the great German people, a nation of thinkers and of critics). So als ein speciflich literarisches Volk verstanden, fanden die Deutschen draußen die reichste Anerkennung und Bewunderung; es war leicht sie anzuerkennen, da sie als ein völlig selbstloses Volk erschienen, das niemandem in den Weg trat.

Wie ist nun die gewaltige Wandlung im Laufe unseres Jahrhunderts, die politische Machtentfaltung, die technische, industrielle und commerzielle Aufschwung, das energische Zugreifen auf sichtbaren Wirthlichkeit zu verstehen? Sind die Deutschen damit von ihrer tieferen Natur abgefallen oder haben sie sich von einer schwächlichen und krankhaften Lebensführung zu einer gesunderen erhoben? Es wird sich empfehlen, die Geschichte zur Beantwortung dieser Frage heranzuziehen.

Augenscheinlich war die Lage Deutschlands, welche Frau von Staël schilderte, das Ergebnis einer eigenthümlichen Entwicklung. Als die Bewegung des modernen Geistes in dem bisher durch religiösen Kampf zerspaltenen und durch den Dreißigjährigen Krieg auf's tiefste geschwächten Deutschland endlich begann, da fand der aufdringende Lebensdrang einen geeigneten Vorwurf in den politischen und ökonomischen Verhältnissen; es war hier Alles viel zu zerspliltert, heimlich, kleinlich, um große Ziele zu bieten und die Willenskraft stark zu genanspruchen. Darum verblieben. So blieb denn in Lebensformen in das Jahrhundert, als die Bewegung zur inneren Befreiung, der Drang nach Selbstständigkeit, in welche sich der Mensch aus der Gebundenheit des Alterthums, nachdem und wo er sich aller Fesseln des Staates, entledigen konnte; indem er sich hier der ganzen Universalität seiner Kräfte zu bemächtigen schien, blickte

er auf das praktische und politische Leben hinab als auf eine niedere Sphäre und konnte er auf den Besitz der äußeren Welt schmerzlos verzichten. Allein die literarische Thätigkeit gab hier dem Leben einen bedeutenden Inhalt, und es hatte Frau von Stael nicht Unrecht mit dem Worte: „Wer sich nicht mit dem Leben beschäftigt, hat in Deutschland nichts zu thun!“

Aber solche Erklärung aus den geschichtlichen Verhältnissen ist zugleich eine Bezeichnung der Schranken jener Art; dass sie nur einer besonderen Lage entspricht, nicht die gesammte und bleibende Natur des deutschen Volkes zum Ausdrucke bringt, das zeigt auch der flüchtigste Blick auf die ältere Geschichte dieses Volkes.

Mit einer großen geistigen Bewegung den andern Völkern vorangegangen ist Deutschland erst durch die Reformation; im Mittelalter stand es in wissenschaftlicher und literarischer Arbeit eher hinter andern Völkern zurück. Denn der unbestrittene Mittelpunkt des gelehrten Studiums war damals Paris, und es heißt in jener Zeit wohl, Gott habe den Italienern das Priesterthum (sacerdotium), den Deutschen die weltliche Herrschaft (imperium), den Franzosen aber die gelehrte Forschung (studium) verliehen. Bis in die Neuzeit hinein studierten mehr Deutsche auf fremden als Fremde auf deutschen Universitäten; bis ins 18. Jahrhundert finden sich bei den anderen Völkern zahlreiche Stimmen, welche den Deutschen Geist und Originalität absprechen und ihnen nur Fleiß und Gelehrsamkeit zuerkennen. Keineswegs war demnach das ältere Deutschland das klassische Land der Wissenschaft. Aber dieses Gebiet stand dagegen die Kraft seiner Waffen, welche es zuerst in die Weltgeschichte einführte und sich auch durch alle Zerspitterung erhielt, außer Zweifel auch die Tüchtigkeit des deutschen Bürgerthums, überhaupt der Ernst und die Gewissenhaftigkeit der deutschen Arbeit bis in alle Verzweigungen hinein. Die meisten technischen Erfindungen des späteren Mittelalters und der beginnenden Neuzeit sind deutschen Ursprunges z. B. die Buchdruckerkunst, die Taschenuhr, das Spinnrad, und mit seiner wirtschaftlichen Blüte stand Deutschland zu Beginn des 16. Jahrhunderts an der Spitze aller Völker. Auch an organisatorischer Kraft fehlte es jenen Zeiten keineswegs. Das zeigen die Leistungen des Hansabundes wie des deutschen Ritterordens, das zeigt auch die energische Colonisation des Nordostens. Kurz das ältere Deutschland erscheint durchaus nicht als spiritualistisch und unpraktisch; so kann es als ein Wiedererannehmen alter, tiefeingewurzelter Art gelten, wenn der Deutsche der Gegenwart in technischer, industrieller, mercantiler Hinsicht so Hervorragendes leistet, wenn er auch in der Schätzung stets seinen Platz verlangt, sich nicht mit dem Reiche der Lüfte begnügen will.

Aber war deshalb jene literarische und speculative Epoche, jene Epoche der großen Individualitäten, eine bloße Episode, war sie ohne tiefere Begründung im Wesen des Volkes und ohne bleibenden Folgen für die Zukunft? Doch wohl nicht. Jene Geschichte der Waffen und der bürgerlichen Arbeit ist nicht die Gesammtgeschichte des deutschen Volkes, in ihr waltet auch ein anderer Zug: ein Streben nach Entfaltung reiner innerer Individualität. Von dem Ausdruck „Gemüth“ solle man nicht allzuviel Wesens machen. Dieser Begriff ist zuerst in Fichte's Reden an die deutsche Nation speciell für die Deutschen in Anspruch genommen. Aber in der That steckt ein Verlangen nach Ausbildung eines seelischen Innenlebens jenseits aller Beziehung zur Umgebung tief in der deutschen Art. Im Mittelalter muss es sich gegebenen Ordnungen nach beziehen anschmiegen, immerhin ist es erstaunlich genug in der Innigkeit der Lyrik, in manchen Eigenthümlichkeiten von Recht, Sitte, Sprache, an mancher auf religiösem Gebiet in einer tiefsinnigen und zugleich reinmenschlichen Mystik. Und die Religion ist es auch, wo die seelische Innerlichkeit der Deutschen zuerst ihre volle Bewusstheit gefunden und sich zu einer Weltmacht erhoben hat. Denn wie immer man über die dogmatischen Formeln der Reformation urtheilen mag, die Reformation ist mehr als eine Anzahl solcher Formeln; mit gewaltiger Kraft hat sie den Schwerpunkt des deutschen Lebens in die Innerlichkeit verlegt, und es hat sich nach dem Vorgange der Religion diese Innerlichkeit dann auch der anderen Gebiete mehr und mehr bemächtigt. Sie hat Deutschland zum klassischen Lande des modernen Schulwesens gemacht, indem sie alle Dressur für äußere Zwecke ablehnte und eine Bildung des Individuums, jedes Individuums, von innen heraus verlangte. Auch die deutsche Philosophie hat sich nicht begnugt mit einer Anordnung der äußeren Erscheinungen, auf ihrer Höhe sucht sie die Welt oder doch das menschliche Leben von innen her zu begreifen, zugleich hat sie sich nie für die bloße Nützlichkeit begeistern können, sondern sie hat manchmal auf an sich unerwünschten, die Seele des Lebens erscheinenden Gütern bestanden. Auch in der Kunst erscheint die deutsche Innerlichkeit in ausgesprochener Weise. Dem Deutschen ist nicht unmittelbar die Sicherheit der Form, die Leichtigkeit der Gestaltung verliehen wie den romanischen Völkern, auch die Kunst strebt bei ihm von innen auf und hat den Weg zum Schauen erst mit harter Arbeit zu suchen; groß ist die Gefahr, dass die Mühe solches Suchens das Schauen nicht zur vollen Harmonie bereit und sinnlichen Frische gelangen lässt, dass sich zwischen Dichter und das Object immer wieder der Gedanke, die spintelnde, zweifelnde, deutende Reflexion stellt. Das lässt in gewissen Richtungen die Deutschen hinter anderen Völkern zurückbleiben, dafür vermögen sie da, wo jener Conflict überwunden wird, wie namentlich in der Musik und in der Lyrik, das Allerhöchste zu leisten und in Schöpfungen, wie denen eines Beethoven und eines Goethe, das Niveau des gesammten menschlichen Daseins zu erhöhen.

Nur weil der Zug zur Innerlichkeit so tief im deutschen Wesen steckt, konnte die classische Zeit zu Ende des vorigen und zu Beginn unseres Jahrhunderts den ganzen Menschen für das Reich der Poesie und der Speculation gewinnen; ihre Leistung war nur eine besondere Gestaltung jenes durchgehenden Strebens. Und es wäre nicht schwer aufzuweisen, dass aus jener Art auch inmitten alles Realismus bedeutende Wirkungen fortdauern. Die Wendung zur sichtbaren Welt hätte unmöglich mit solcher Energie einsetzen und in kurzer Zeit so Großes erreichen können, wäre nicht in Deutschland durch die stille und treue Arbeit von Jahrhunderten eine große Kraft innerer Bildung gesammelt, ein stattliches geistiges Capital aufgespeichert gewesen, hätte nicht auch eine Fülle kleiner Culturerentren die ganze Breite des Landes in jene Bildung hineingezogen. Aber auch inmitten des Realismus erhält sich die ältere deutsche Art und gibt ihm einen unterscheidenden Charakter gegenüber den anderen Nationen. Bei aller Abwendung von der philosophischen Speculation kann der Deutsche den Zusammenhang der Dinge nicht so einfach und unbefangen hinnehmen, wie manche andere Völker, er muss irgendwie erklären und verstehen. Nur ist das Hauptmittel der Erklärung jetzt statt der Philosophie die Geschichte geworden. Ausländer, namentlich Amerikaner, wundern sich oft darüber, wie der Deutsche in seiner Arbeit stets befissen ist, das Woher und die Art des Werdens darzulegen, selbst ein physikalisches Experiment wird nicht vorgeführt, ohne die gewissenhafteste Erwähnung aller Vorgänger. Enthält nicht solche geschichtliche Arbeitung auch ein Stück Philosophie? Und ein Zug zur Philosophie ja zur Speculation, selbst bei denjenigen modernen Bestrebungen nicht, welche den Menschen ganz an das sinnliche Dasein setzen und mit den Interessen dieses Daseins erfüllen. Die Entwicklungslehre kam aus England als eine naturwissenschaftliche Theorie, in Deutschland ist sie eine universale Philosophie, ja eine Art von Glauben geworden. Nicht anders ist es bei socialen Problemen in der deutschen Socialdemokratie ergangen. Bo immer der Deutsche etwas mit Bärme erfasst, da drängt es ihn, es zur Sache des ganzen Menschen zu machen, die innerste Seele dafür zu gewinnen und von dem besonderen Punkte aus ein Ganzes des Weltanschauens zu entwerfen. Das hat gewiß nicht geringe Gefahren, aber in aller Gefahr ist eine Größe des Strebens unverkennbar.

Unverminderet erhalten hat sich auch in aller Wendung zur realen Welt der Hang zur Reflexion und zur Behauptung einer individuellen Art, den Frau von Stael für unser Volk charakteristisch fand. Wo irgend erscheint inmitten praktischer Fragen so viel Streit um „Principien“, so viel Nationalneuen in der Politik, so viel Theoretisieren in der Kunst? Der Gedanke, sich zusammen und die Dinge der zweifelnde Gedanke stellt und die feiche, kräftige That verhindert, sind wir noch keineswegs entronnen. Dazu der Eigensinn der Individuen, die Unfähigkeit sich in Freiheit zusammenzufinden und beziehungslos gemeinsamen Zwecken unterzuordnen, die Zersplitterung und die kleinliche Missgunst der Parteien! Welch anderes Machtmoment konnten die Deutschen in die Wagschale werfen, wie anders ständen sie in der Welt da, wenn sie nicht unablässig gegeneinander arbeiteten, wenn nicht die Einen ihre Hauptaufgabe darin fänden, zu zerstören, was die Anderen gebaut haben. Und doch ist dieser traurige Mangel eng verwachsen mit dem, was den Stolz des Deutschen bildet: mit der Innerlichkeit, Individualität, Ehrlichkeit seines Strebens. Man wird jene Mehrseite mit aller Kraft bekämpfen müssen, man wird sie schwerlich ausmerzen können. Jedenfalls ist klar, dass die ältere deutsche Art sich auch in den Wandlungen unseres Jahrhunderts mit kräftiger Wirkung behauptet.

Nur Nummehr lässt sich über diese Wandlungen selbst ein Urtheil fällen. Die Deutschen sind in ihnen keineswegs von sich selbst abgefallen, noch sind sie jetzt erst zur Höhe ihrer Bestimmung gelangt, sondern unter den zwei Seiten, die in ihrem Wesen liegen, ist ein Ausgleich von der einen zur anderen erfolgt, und dieser Ausgleich war um so starker, je kräftiger die Einseitigkeit der einen Seite zu Beginn unseres Jahrhunderts war. In solcher Anschauung liegt zugleich die Ueberzeugung begründet, dass nun und nimmer der bloße Realismus mit all seinen glänzenden Erfolgen die Deutschen befriedigen kann. Sie haben einmal — wie übrigens auch die große Culturvolk — eine Doppelnatur, und es liegt dabei ihre Eigenthümlichkeit darin, dass sie ungleich ein Volk kräftiger Arbeit und seelischer Innerlichkeit sind; sie können sich zeitweilig mehr einer Seite hingeben, sie können nie endgiltig bei einer allein ab- stehenbleiben, sie müssen immer wieder auch zur anderen streben. So sind sie unablässig sich selbst ein Problem, und ihre Geschichte ist nicht eine einfache Entwicklung, sondern ein Stehbewegen zwischen Gegensätzen.

Eine Bewegung gegen den bloßen Realismus ist schon lange in deutlichem Anzeigen. Das zeigt die neueste Kunst und Literatur

Digitized by Google

mit ihrer Wendung zum Subject, seiner Zuständlichkeit, seiner Welt-übergegenheit; auch alles Kunst und Literatur überhaupt wieder mehr in den Vordergrund treten, ist ein erfreuliches Zeugnis dafür, dass die Probleme des ganzen und inneren Menschen wieder im Vordringen begriffen sind. Am stärksten aber spricht für die Unverdrängbarkeit des Subjectes die Thatsache, dass alle Hebung des Wohlstandes, alle Triumphe der Technik, alle politischen und nationalen Erfolge dem Deutschen der Gegenwart, so weit er über das Leben denkt, nicht bloß ein bejochtes Werkzeug geworden ist, ihn nicht beziehungen, dass vielmehr, trotz aller Siege in der realen Welt, hinsichtlich des Ganzen des Lebens eine pessimistische Stimmung vorherrscht. Dass der Mensch mehr ist als seine Arbeit, und dass zu seinem Glücke mehr gehört als eine Expansion in der Außenwelt, das wird der Deutsche am wenigsten leugnen können.

So geht das deutsche Volk in das neue Jahrhundert mit neuen Aufgaben, der Lust der Geschichte hat sein Vermögen noch nicht erschöpft, große Ziele winken auch in der Zukunft. Lange Jahrhunderte hindurch kam die Innerlichkeit des deutschen Wesens noch nicht zu selbständiger Entfaltung, noch nicht zu weltschaffender That. Als sie aber dazu kam, geschah es unter schwerer Erschütterung der Stellung in der realen Welt, und der Idealismus geriet — als großes und ganzes betrachtet — unvermeidlich in zu enge Bahnen. Nun entsteht die Frage, ob es dem deutschen Wesen nicht möglich sei, eine fruchtbare Arbeit zur Welt mit einer kräftigen Bildung der Seele zu verbinden, die reale und die ideale Seite mit einander zu einweichen, nicht unter schwächlichen Compromissen, sondern so, dass in einem umfassenden Lebensprocess die Seiten auseinandertreffen und im Kampf sich gegenseitig weiterreifen. Diese größte Aufgabe des deutschen Wesens ist aber zugleich eine brennende Frage der gesammten Menschheit, ein unabweisbares Problem für alle Culturvölker. Dem augenscheinlich befinden wir alle uns heute in dringender Gefahr, dass die unermesslich anschwellende und immer leidenschaftlicher vordringende Arbeit des Individuum völlig absorbiert, alles selbständige Seelenleben unterdrückt, uns zu bloßen Werkzeugen eines seelenlosen Culturprocesses herabsetzt. Sollte in diesem Kampfe der Menschheit um Seele und Glück nicht zu besonders kräftiger Mitwirkung das Volk berufen sein, in dessen Wesen als ein Hauptstück die Innerlichkeit des Seelenlebens gehört, und das die Kraft dieser Innerlichkeit in so großen weltgeschichtlichen Leistungen bewährt hat? Die Deutschen können auf diese Innerlichkeit nicht verzichten, sie müssten denn ihre eigene Geschichte verleugnen und ihr eigenes Wesen verstümmeln; sie dürfen darauf nicht verzichten im Interesse der ganzen Menschheit, welche zu jenem großen Kampfe der seelischen Tiefe der Deutschen nothwendig bedarf. Hier hat das deutsche Volk eine Weltaufgabe, die ihm kein anderes abnehmen kann; mag die englische Cultur mit ihrer Ausbreitung über ganze Weltheile quantitativ noch so voranstehen, die deutsche Art darf eines selbständigen Wertes und einer unerschütterlichen Stellung gewiss sein, solange sie die innersten Probleme der Menschheit auf sich nimmt und die ganze Weite ihrer Natur für diese Probleme einsetzt.

Japanische Dichtung.

Von **Hermann Ubell** (Graz).

Vor mir liegen zwei dicke, auf rauher Leinwand gedruckte, mit blauen leidenden Schwanen geschmückte Bücher, die in Folio von Herrn Hasegawa, einem japanischen Verleger, hergestellt und mit reichem, bunten, bildlichen Schmuck ausgestattet worden sind. Sie enthalten eine Reihe japanischer Dichtungen, meist Gedichte, die Herr Professor Karl Florenz, der ebenfalls in Tokio lebt, ins Deutsche übertragen hat; den europäischen Vertrieb hat Amelang-Verlag in Leipzig übernommen. Ueber den Inhalt und die Ausstattung dieser eigentlichen und wundervollen japanischen Druckwerke will ich nun einige Mittheilungen machen; die Thatsache, dass wir in Deutschland, trotz der raschen und schönen Entwicklung dieses Zweiges der angewandten Kunst, nicht ein modernes decoratives Buch noch aufzuweisen haben, das die Vergleichung mit jenen Producten auch nur entfernt aushalte, mag dieses, um einen ausführlichen Commentar zu vermeiden, Vorausgesandt sei noch, dass den beiden mit gewohntem, biegsamen und ebenen Bauen zu handhabenden Pappbänden jedes und mit sicherlich ebenbewährten Sinnen verschiedener Cautors zur Aufbewahrung beigegeben sind.

Die meisten der hiesigen Gedichte, die Herr Florenz in gewandten und oft geistvollen Uebersetzungen dem deutschen Leser übermittelt, stammen aus der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts und sind der sehr alten Sammlung „Manyoshu“ entnommen, nur wenige aus modernen Nach der Verschiedenheit des Vorwurfes ergeben sich eine ebenso japanischen Abtheilungen „Die irdische Ausdauer“, „Die irdische Dichtung der letzten Jahrhunderts“ enthält meist Gedächtnisverse, das mild dem Alten in Inhalt und Ausdruck nahe verbunden sind. Der Vorzug solcher Einheitlichkeit ergibt sich aus der Natur der Verse von selbst, in den modernen machen sich japanischen Malern in Tokio entworfen. Auf eine erschöpfende kritische Bearbeitung des vorliegenden Materials kann es mir hier nicht ankommen; wir wollen lieber durch die Sammlung zwanglos wie durch einen blühenden Garten im Frühling spazieren gehen, nur hie und da inne halten, um mit leiser Hand aus dem sternprangenden Gesträuch eine schimmernde Blüte zu streifen.

Sei zunächst das Stoffliche von einigen dieser Gedichte zur Anschauung gebracht: von allem Technischen kann dann nur insoweit, als seine Eigenthümlichkeit in der Uebertragung gewahrt erscheint, gehandelt werden. Wir sind ja, im nüchternen und räsonnierenden Gegensatz zur älteren Generation, sehr leicht geneigt, die Bedeutung des Stofflichen im Gedichte zu unterschätzen; da mag es denn gut sein, wenn wir uns zuweilen erinnern, dass Goethe gern von der „großen Wichtigkeit der Motive“ lyrischer Gedichte sprach, „die niemand begreifen wolle“. „Dies Gedicht ist schön, sagen sie, und denken dabei bloß an die Empfindungen, an die Worte, an die Verse, dass aber die wahre Kraft und Wirkung eines Gedichtes in der Situation, in den Motiven beisetzt, daran denkt niemand. Und aus diesem Grunde werden denn auch Tausende von Gedichten gemacht, wo das Motiv durchaus null ist und die bloß durch Empfindungen und klingende Verse eine Art von Existenz vorspiegeln …“ Und so weiter. Freilich, hätte Goethe die hohe lyrische Cultur Stefan Georges und seines Kreises vor Augen gehabt, so würde er wesentlich anders über diese Dinge gedacht und geurtheilt haben. Doch mag immerhin durch jene Goethe'schen Sätze eine kleine Revue der hauptsächlichsten Gegenstände japanischer Gedichte entschuldigt erscheinen.

Wenn den japanischen Romanen her ist es bekannt, dass die Liebe der Eltern zu ihren Kindern, die Pietät der Unterthanen gegen den Fürsten oder Kaiser und die wechselseitige Gattenliebe und -treue mit zu den beliebtesten Substraten poetischer Schilderung gehören. Es existiert z. B. ein Roman aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts, „Segenbringende Reisähren“ betitelt, der erzählt, wie durch den Uebermuth eines hohen Würdenträgers ein trefflicher Fürst in den Tod getrieben worden ist, und wie sich nun seine Vasallen verschworen, ihn zu rächen, und ihre Absicht tiegreich durchführen. Mitunter äußern sich diese Vasallentreue in mehreren der vorliegenden Gedichte, wenn sich der Dichter um den den Drahe entgegenwallenden Fürsten, den er als den Inhalt seines Lebens preist, besorgt zeigt, und sich zum Mondgott ein wenig Jungwasser holen möchte, um es seinem Herrn zu geben, damit er ewig lebe. Oder es wird in hochtönenden Versen die Pracht und der Glanz eines kaiserlichen Hoflagers entfaltet, wo es dann in echt japanischer, kühner Bildrichkeit von den Hofdamen heißt, dass sie „blühen in Anmuth, wie die Hügel im Frühling; schimmern in Farben, wie herbstliche Berge.“ Noch inniger tönt und findet in dieser Lyrik die gegenseitige Pietät der Ettern und Kinder: hier blühen ihnen die intimsten Gefühlsoffenbarungen. Auch hier strömen die Analogien aus der japanischen Epik reichlich zu; ich entsinne mich einer ergreifenden Stelle eines Romans, wo von einem Vater, der bittles dem Leiden seines Kindes zusehen muss, gesagt wird: „Damals wurde ihm die Wahrheit des Wortes ein klar: Deine Kinder werden dich lehren, wie sehr dich deine Eltern geliebt haben.“ In unseren beiden Sammlungen ergibt ein Epistlion „Beisassiter“ von einer Tochter, die, ein weiblicher Telemach, den verirrten Vater suchen geht, und von den Abenteuern, die sie besteht, bis sie ihn findet; in einer „Elegie“ trauert ein Vater um den trauerwürdigen Sohn; in einem dritten Gedicht von tiefer rührender Schönheit nennt sich das alte Mütterchen, das sein Ende herannahen fühlt, nach der jetzt verheirateten Tochter. Oder es wird in einem Gedicht „Mumienrein“ ein Ehemann vorgeführt, der im Abgeschiedenen dem von der Heimat weilt, und der vor die Thüre seines Hauses Reden und Lilien aufpflanzt hat, um an jedem Morgen, wenn er hinausreist, bei ihrem Anblick seines Weibes zu gedenken. Die zarte und einfache Schönheit solcher und ähnlicher Empfindungen bedarf keines Beweises. Sei eines dieser intimen Gedichte hierhergereicht:

Die Perlen von Tuju.

Von Tuju Fischermädchen zwei sah ich gehen,
Tuju auf den Meeresgrund damit sie fischen
Und Perlenmuscheln aus den Fluten suchen.
Zwei an mir unsäglich hold Perlen reichen!
Wenn ihrer Seelen Glut ich ahnen will,
Sie denken der Liebsten, da ich sie entrissen,
Und Thränen rinnen vom Gesicht, dem blassen,
Und schmücken dunkel sie an den Gewändern.
Wohl nimmer bei der Meeresbrandung Tosen
Zu hören ist die schmerzlich-anmuthsvolle Klage,
Und von dem Wiederkehren zahlt sie mir Stunden
Seit Tagen und die Monde und die Jahre
Ich weiß, ihr Leben ist verschwunden so ganz,
Seit so lang wohl ich meinem Herde sie sind!
Ich komme und finde nur Trauergewänder
Und Thränen sie sich ihre Aermel benetzen.

Goethe hat einmal vom japanischen Roman gesagt, dass darin „alles Natur, vernünftig und sittlicher zugehe. Es ist bei ihnen

Digitized by Google

alles verständig, bürgerlich, ohne große Leidenschaft und poetischen Schwung und hat dadurch viele Aehnlichkeit mit meinem Hermann und Dorothea, jowie mit den englischen Romanen des Richardson.“ Diesen Charakter des Sittlichen und Schicklichen trägt auch die erotische Lyrik des Japaners, im lebhaftesten Gegensatz z. B. zur lodernden sinnlichen Glut altindischer Liebesgedichte. Darum ist sie aber um nichts ärmer an spezifischer Poesie; vorauf in jenen vielen kleinen Gedichten, die, wie die wundervollen, unserem Kürenberger zugetheilten Strophen des ältesten Minnesangs, das liebende Mädchen redend einführen. Dieses schmachtende Mädchen ist einer der liebenswürdigsten stehenden Typen altjapanischer Lyrik. Sie sagt, daß sie in Gedanken den Hals des Geliebten umschlingt, „wie der Fujiblüten blauliche Wellen, wogend im Wind, einander umschlingen.“ Ueber das Ausbleiben einer Nachricht vom Liebsten in Trauer versunken, vergleicht sie sich bald mit den Seidenraupen ihrer Mutter, die „im düsteren Gespinste wohnen, selbstverfangen“, bald wieder mit einer abendlichen Trauerweide, und ihre langen, schneeweißen Aermel sind schon durchnäßt vom vielen Thränentrinken. Oder sie erwartet den Freund in stürmischer Gewitternacht, die Thüre knarrt, es schneit, wilde Kraniche schreien, er aber kommt nicht: so tröste sie denn der süße Trug eines Traumgesichts. Aengstlich bemüht, ihr Liebesgeheimnis zu wahren, will sie, wenn unterwegs sie eine Base fragt, warum sie so früh dort wandere, ihr sagen: „daß mich so traurig macht die Sehnsucht nach dem milden Mondenschein, der über jenem Berg erhellt die Nacht. Das will ich lügen — ach, könnt' ich so doch auch mein Herz betrügen.“ Sie betheuert dem Geliebten: „Wie könnt ich je vergessen dein, leis für die kurze Frist auch nur, in der ein Blitz aus Herbstgewölk erhellt die Aehren auf der Flur?“ Ihr Hündchen ermahnt sie, beim Kommen des Geliebten nicht zu bellen, damit ihre heimliche Zusammenkunft nicht verrathen werde. Er kommt „fensterin“ und bittet um Einlaß:

Aus That Hatsuse zog ich ein,
Um Dich, mein Liebling, hier zu freien.
Doch Thau und Regen rinnen nieder
Und breiten rings ihr nass Gewand;
Falunen rufen in den Büschen,
Und kränend schauert der Hahn im Saud.
Die Nacht entfloh — schon bald sie schwand
O, Liebchen, lass zu Dir mich ein!

Sie aber fürchtet, die daneben schlafenden Eltern zu wecken, und verweigert sich ihm.

Ganz vereinzelt nur unterbricht diese zarten Situationen und Stimmungen ein heftiger und leidenschaftlicher Ton, wie in einem Gedicht

Zornige Eifersucht.

. . . Hab' ich doch heut' den ganzen Tag,
Solang die rothe Sonne scheint,
Und gestern, seit die Mitternacht
Mir schwang das wache Aug' umflatert,
Vor Schmerz, Gram, Angst, vor Pein geweint.

Hast Du in jener Hütte nicht
(Warum hat man sie nicht verbrannt?)
Auf alter Matten Strohgeflecht
Dich für den Nebenbuhlerin reih'n
Des Bauernmädchens plumpe Wangen
Gekiisst, geherzt, in Lieb' umfangen?

Wahrheit im Sinne des Naturalismus wird man hier in den meisten Fällen vergebens suchen, vielmehr erscheint alles ins Reine und Zierliche umstilisirt, das ist nun wieder ein wesentlicher Zug im Antlitz der japanischen Kunst, der sie dem Rococco so sehr verwandt erscheinen läßt, wie ja bekanntlich der erste, durch die Holländer vermittelte Import japanischer Kunstelemente in Westeuropa sich zur Zeit der Boucher, Jean Pillement und Daniel Marot voll zog. Das Schlanke und Graziöse war es auch, was Goethe an den Erfindungen der japanischen Romane so sehr gefiel und solche Stellen citierte er auch in den Gesprächen gern. So führt er einmal den San an: „Ich hörte die lieblichen Mädchen lachen, und als ich sie zu Gesichte bekam, saßen sie auf feinen Rohrstühlen“, und bemerkt dazu: „Da haben Sie gleich die allerliebste Situation, denn Rohrstühle kann man sich gar nicht ohne die größte Leichtigkeit und Zierlichkeit denken.“ Oder er rühmt die japanische Legende „von einem Mädchen, das so leicht und zierlich von Füßen war, daß sie auf einer Blume balancieren konnte, ohne die Blume zu knicken.“ Liebhaber solcher poetischen Kippys werden auch in unserer Zeit lung reichlich auf ihre Rechnung kommen, es sind einige wunder hübsche, ganz kleine Gedichten darin, die von Zauberei und Wesen anständigen wemlich erfüllt. Unter anderem ein Gedicht, worin sich einer in ein Mädchen verliebt, das in blauem, rothgestreiften Kleid mit zierlichen, kleinen Schritten, „ganz ohne Gleich“, die purpurn lackirte Brücke passiert. Weiter in nichts von ihr gesagt, und doch haben wir einen Moment lang die ganze Weiblichkeit, wie von einem plötzlichen Strahl getroffen, mit hellsichtigster Deutlichkeit vor uns gesehen.

Hier ist die Gelegenheit, von jenem obersten Kunstprincip der Japaner zu reden, das ihre Dichtung ebenso wie ihre Malerei beherrscht, und dessen treue Beobachtung uns modernen Europäern vorbildlich sein mag. Peter Altenberg, selbst ein überzeugter und überzeugender Bekenner jenes Princips, hat es in eine höchst prägnante Formel gebracht: „Die Japaner malen einen Blütenzweig und es ist der ganze Frühling. Bei uns malen sie den ganzen Frühling und es ist kaum ein Blütenzweig. Weise Oekonomie ist Alles!“ In der Poesie verfahren sie nicht anders, sie dichten auch bloß „einen Blütenzweig“ und es ist doch wieder „der ganze Frühling“. Das ist auch hier wieder fast buchstäblich zu nehmen, selten hat wie ein Gedicht eine so reine und starke Impression des Frühlings gegeben, wie jene kleine Strophe in unserer Anthologie, in der der Dichter verwirrt fragt, ob ihm seine Augen trügen oder ob wirklich die Blüte, die eben fiel, wieder zum Zweig des Baumes zurückschwebt? Er nähert sich, und schärft den Blick, und siehe, es ist ein Schmetterling. Der wonnige Rausch der durcheinander wirbelnden weißen Blüten und weißen Falter im duftenden Frühlingswind theilt sich in knappen fünf Zeilen, nicht durch Beschreibung, sondern fast dramatisch, als unmittelbares Erlebnis dem Leser mit. „Diese Oekonomie ist alles . . .“

Ich citiere ein Gedicht „Mondnacht“:

Der Mond schweift durch die dunkle Nacht —
Ach sieh' und warte hier
Und freue mich der hehren Pracht —
Da hat den Aermel mir
Der Thau genetzt
Und ihn mit Perlenschmuck belegt . . .

(Schluß folgt.)

Modern.

Es ist eines der modernsten Worte, das Wort „modern“. Fast täglich gebraucht es jeder von uns, und wenn wir es anwenden, haben wir die Empfindung, damit etwas ganz Bestimmtes von einer Person, einer Sache, einer Bestrebung anzeigen zu haben, und der, zu dem wir reden, weiß auch gleich, was wir meinen. Wirklich? Weiß er das? Wissen wir es selbst? Der Hörer und der Sprecher wissen nur, daß in ihnen beiden dieselben oder doch ziemlich ähnliche Vorstellungen und Gedankenreihen berührt und erweckt werden, wenn das Wort „modern“ angeschlagen wird; was aber das eigentlich ist, das sie meinen, davon haben sie zumeist kaum mehr als eine nebelhafte Vorstellung, geschweige denn einen klaren Begriff.

Was ist also modern? Natürlich denkt man, wenn man einmal mit der Nase darauf gestoßen wird, daß man ein Wort gebraucht, dessen Bedeutung man nicht erklären kann, zunächst an seine etymologische Ableitung. Und da flattert sofort dienstbeflissen ein anderes Wörtlein herbei, und sucht sich uns als Stammvater zu präsentieren, das Wörtlein „Mode“. Aber mit diesem Stammvater wurden wir nicht viel anzufangen vermögen und jeder Moderne, der sich als solcher fühlt, wird sich entrüstet dagegen verwahren, daß er etwa Einer ist, der einer vorhandenen Mode huldige, und Modisten wohlwollend die Möglichkeit zugeben, daß er im Vogriffe sei, eine neue Mode zu begründen. Und ist plausibel die Ableitung von modern aus Mode auf den ersten Blick scheint, sie ist nicht wohl möglich, da das Wort modern viel älter ist als das Wort Mode.

Der Ausdruck Mode für Art und Brauch einer bestimmten Zeit und zwar zunächst hinsichtlich des wechselnden Geschmackes in der Kleidung und ganzen Abtünierung der Persönlichkeit findet sich im Französischen erst im fünfzehnten, im Deutschen erst im Beginn des siebzehnten Jahrhunderts.

Woher er selbst stammt, können wir nicht einmal mit Sicherheit nachweisen; der Sinn wieje auf das lateinische modus, die Form auf das lateinische modus, gegen beide Ableitungen spricht, daß diese Worte männlich, das französische mode aber „von Geburt aus“ weiblich ist. Wer weiß, ob es nicht gerade von moderne abstammt, einem Wort, das, als der Ausdruck mode in Frankreich aufkam, schon längst daselbst das Bürgerrecht besaß und aus dem spätlateinischen modernus übernommen worden ist? Was diesem Worte modernus aber hat es eine ganz seltsame Bewandtnis. Es taucht nämlich ganz plötzlich auf, und — wenigstens dem Anschein nach — gleich in jener eigenthümlichen Bedeutung, der wir heute noch immer nicht recht aus den Grund gekommen sind. Es steht in einem von Cassiodorus Senator, dem Minister Theodorichs, der Ostgoten und im Namen des Königs erlassenen Reskript, mittels dessen ein Antrecht auf das maximus als die geeignetste Persönlichkeit, in Rom ein Theater zu erbauen, empfohlen wird. „Maximus ist classicus et modernus. Modernus ist, der [illegible] Wort [illegible] Ausdruck wurde eine solche Verschiedenheit nicht als den obwalten

Digitized by Google

Lobspruch dankbar entgegennehmen? Und doch meine ich, hat der selige Cassiodorus an das, was uns bei dem Worte modern vorschwebt, gar nicht gedacht. Er war selbst kein moderner Mensch, seine Augen waren der Vergangenheit zugewandt, in seinen Schriften suchte er den zierlichen Stil der Alten nachzuahmen, als Staatsmann war er bemüht, römisches Wesen dem Gothenthum einzuimpfen und als er sich in das von ihm gegründete Kloster Vivarium in Bruttien zurückzog, da war seine ganze Thätigkeit darauf gerichtet, die Bücher der Alten der Nachwelt zu erhalten; er ist der Begründer der Copieranstalten der Klöster. Ich bin kein Philologe und meine Competenz mag als die eines Laien den Philologen stets unbefugt erscheinen; aber ich möchte wetten, der gute Cassiodor hat nicht modernorum geschrieben, sondern hodiernorum und hat den verschollenen Bauweister „den eifrigsten Nachahmer der Alten und den augesehensten Lehrer der Heutigen" genannt. Zu dem gleichen Resultat gelangt man übrigens auch, wenn man modernus vom Adverb modo (in der Bedeutung nuper, pridem, im Gegensatz zu diudum) ableitet. Jedenfalls ist das aus modo oder durch einen Schreibfehler uns hochernus entstandene Modernus erst viel später zum Träger eines neuen Begriffes geworden. Zunächst hieß es nichts anderes als hodiernus; bei Du Cange finden wir unter Anführung von Joan. de Janua (Joh. de Balbis, Dominicaner aus Genua in seinem Catholicon, 1286): modernus, i. istius temporis; aber Nehring, der in seinem „historisch-politisch-juristischen Lexikon" die Uebernahme des Wortes modern in das Deutsche vermittelt haben dürfte, definiert schon „moderne, modernus, neu, neulich, nach der jetzigen Mode, Façon, Tracht, Manier, Art, Weise oder Gewohnheit, a la moderne, nach der neuesten Art und Façon" (8. Aufl. 1725; die in der Wiener Hofbibliothek vorhandene Ausgabe von 1706 enthält das Schlagwort „modern" noch nicht, doch heißt es unter Mode: „Alamode moderne, nach der neuen Art").

Das Wort „modern" ist aber seinen ursprünglichen Begriff hinausgewachsen, es hat sich auch von dem der Mode, mit dem es verquickt wurde, wieder losgelöst. Es ist uns nicht der Gegensatz von heute und früher, es ist uns der Gegensatz von Zukunft und Vergangenheit, es ist uns der Ausdruck geworden für die Empfindung von der Nothwendigkeit des entwicklungsgeschichtlichen Fortschrittes. Nicht alle die Menschen, die heute leben, sind uns „moderne Menschen", nur einen Bruchtheil von ihnen erkennen wir als „Moderne" an, nur ein Bruchtheil von ihnen fühlt sich als solche. Nicht an die Mode lehnt sich der Moderne, nicht auf die Vergangenheit blickt er zurück mit ängstlichem Bemühen, möglichst viel aus ihr für die Zukunft zu retten. Anders will er Alles machen, als es bisher war, das ist der unbewußte Zug in ihm, unter diesen Bann er steht. Er repräsentiert das eine der zwei weltentscheidenden Principien: die Bewegungstendenz gegenüber der Beharrungstendenz. Darum ist er ein Revolutionär auf dem Gebiete, auf das er sich wirft, sei dieses nun die Politik, das sociale Leben oder die Kunst. Und wenn auch er sich dessen nicht bewußt ist, wenn auch er glaubt, ihm handle es sich nur um das durch eine concrete Veränderung des Bestehenden zu erzielende Resultat der Verscheer des zweiten Principes, der Erhaltende, der Conservative weiß es besser; er verfolgt ihn ganz unabhängig von dem, was der Moderne gerade zufällig anstrebt: er bekämpft ihn, weil er instinctiv empfindet, daß der neue Drang jenen zur Neuberung als solcher antreibt, daß es bei ihm kein Rasten und Ruhen gibt und daß, wenn die Modernen von heute eine Aenderung durchgesetzt haben, die Modernen von morgen das Geänderte sofort wieder zu ändern sich bemühen werden; er haßt ihn, weil jener immer das Rad in kreisende Bewegung setzen will, das er festzuhalten oder nach rückwärts zu schrauben sich bemüht.

Beide Principien sind gut, beide wollen gut sein, weil beide nothwendig sind. Keine Bewegung darf jenen Theil der allein gute und tadelige sein, weil nur aus ihnen beiden zusammen sich der Fortschritt als Resultierende ergibt. Nicht so liegt die Sache, daß in einem Lager Recht und Tadel, in andern Unrecht und Tadelhaftigkeit zu finden ist. Beides ist in wechselndem Verhältnis getheilt. Aber mögen die Modernen in dem einen oder andern Fall auch so irren, oder richtiger, mögen die „Alten" noch so überwiegend sein, daß es ein Irrwog ist, auf den die Modernen drängen, mögen sie auch schließlich durch den Verlauf der Dinge verpflichtet sein, das Recht erhalten — darin besteht die „Modernität" doch das treibende Element des Fortschrittes. Sie schafft die neuen Lebensformen; die entwicklungsgeschichtliche Aufgabe der „Alten" aber ist es, auf das europäerumbrandete Neue lustschlagen, damit nur das innerlich Echte und Gesunde sich in ihm als Stamm bewahrheite. Die besiegten „Alten" aber mögen sich dann mit einer wohlbegründeten Ruhe in den Tod des Alten, das sie hüten sollten, fügen: „Es ist besser, ein Narr in der Mode als außer der Mode zu sein."

Max Burckhard.

Deutsches Volkstheater.

Am 14. September sind es zehn Jahre, seitdem das Deutsche Volkstheater besteht. Die Eröffnung geschah an dem Tage, welcher sinnig bestimmt worden, Grillparzer in einer Festvorstellung zu feiern. Ein Prolog von Ludwig Anzengruber, gesprochen von Sonnenthal, erschienen, herausgegeben vom „Verein des Deutschen Volkstheaters", von Herrn Dr. Robert Steinhauser verfaßt, die auf eine ruhige und schöne Weise erzählt, was in dieser Zeit gewollt, versucht und vollbracht worden ist. Mit Freude, mit Stolz kann die Direction zurückblicken. Man darf wohl sagen: es gibt kaum ein deutsches Theater, in dem eifriger, strenger und künstlerischer gearbeitet worden ist. Ja noch mehr: es gibt kaum ein deutsches Theater, das mit einer solchen Energie jeden Gewinn festzuhalten, jeden Verlust sogleich zu ersetzen, jede Gefahr zu verwinden und von Jahr zu Jahr, fast von Woche zu Woche sein Niveau zu heben verstanden hat, sich niemals bei einem Erfolge beruhigend, niemals absinkend, immer mit neuer Leidenschaft nach neuen Ziele benahm. Seine Anfänge sind nicht groß gewesen. Damals hat es fast gleichenen, als ob es ihm genügen würde, der Unterhaltung des großen Publicums zu dienen. Nur ganz schüchtern haben sich in den ersten Jahren literarische Absichten gezeigt, ohne von der Presse ermuthigt zu werden. Nach und nach sind sie stärker geworden. Das erste Jahr beherrschen die „Hochzeit von Valeni", „Eva" und „Alexandra". Im zweiten wagt man es neben „Schuldig" und dem „Tamplner" doch schon mit den „Hypsipylern", die freilich nur lieben, und mit der „Wildente", die freilich nur vier Mal gehen, und das Theater hat mit dem „Vierten Gebot" seinen ersten großen Erfolg. Freilich drängen sich im dritten und vierten Jahre wieder „Großstadtluft", die „Dreieureile" und „Zwei glückliche Tage" vor und lassen weder „Sodoms Ende" noch „Kosmersholm" aufkommen. Aber schon im fünften hat man den Muth, es mit einem noch völlig unbekannten, seither freilich berühmt gewordenen Wiener zu versuchen, mit Arthur Schnitzler — klager als das Publicum, das Jahr darauf seinem „Märchen" noch nichts wissen will. Und man ist es ein Vergnügen zu sehen, wie die Führung eine immer kühnere, immer freiere wird, sich nicht beirren läßt und das Publicum zwingt, ihr nachzukommen. Zu Anzengruber, Ibsen und Sudermann treten nun Nachweis und Bracco, im achten Jahre Georg Hirschfeld, Hartleben, Hauptmann und Donnay, im neunten Burckhard, Langmann, Diemer, Herwien und ich, im zehnten Max Halbe, Emil Marriot und Theodor Wolff. Und ohne dass man es jemals angekündigt, bevor man es noch recht bemerkt hat, ein modernes Theater geworden, das sich getrost mit dem Berliner Deutschen Theater stellen darf. Und mit der Darstellung ist es nicht anders. Hat sie in den ersten Jahren fast nur durch die Sandrock allein gewirkt, so ist man doch bald gewahr geworden, dass heute ein Theater von einem „Star" nicht leben kann, sondern ein „Ensemble" verlangt. Mit einer unendlichen Mühe ist dieses gebildet worden, der Regisseur ist vorgetreten und man hat nach und nach einsehen gelernt, dass es heute viel weniger auf die einzelne Leistung als auf die Harmonie des Ganzen, auf die Vollendung der Einheit, auf die Beherrschung der Kräfte ankommt. Auf diesem harten Wege ist man zu Vorstellungen gelangt, die an Reinheit der Stimmung, Präcision und Tact kaum mehr übertroffen werden können: wie der von „Untreu", des „Biberpelz", der „Verlobten", des „Lieben Ich" und der „Sittlichen Forderung".

Nur in einem Punkt ist das Volkstheater noch nicht auf der Höhe. Dies ist die Darstellung classischer Werke. Da haben wir doch alle das Gefühl, dass noch etwas fehlt. Wohl haben wir manche Leistungen ersten Ranges gesehen, die unvergessliche Maria der Sandrock, die hinreißende Hero der Wachner, den prachtvollen Ruslan des Herrn Kutschera. Wohl müssen wir sagen, dass diese classischen Vorstellungen besser als in irgend einem anderen Wiener Theater, besser als die im Burgtheater sind. Aber deswegen sind sie noch immer nicht gut. Es fehlt ihnen etwas. Es fehlt ihnen, was uns eben überhaupt noch fehlt: der Stil für eine moderne Darstellung classischer Werke. Jene einigen Gebilde und Leidenschaften aus dem Feuer ihrer Zeit in unserem Feuer zu transponieren, das wäre es! Das suchen wir alle, das hat noch niemand gefunden. Die Liebe und der Hass sind dieselben geblieben, aber sie drücken sich heute anders als gestern aus. Ich liebe Dich, hat man vor hundert Jahren anders betont, als man es heute betont. Da tritt nun eine Frage auf, auf die wir noch keine Antwort haben. Werden nämlich die Worte von damals mit dem Accent von damals gesprochen, so kommt es uns fremd, unwahr, fast komisch vor. Werden sie mit unserem leichteren, feineren und rascheren Accenten gesagt, so scheint uns etwas zu fehlen, wir merken doch, dass sie einmal einen anderen Ton gehabt haben. Es muss also ein Zwischenton gefunden werden, ein edlerer Accent, als der unseres Lebens ist, einer, der eben auch die alte Wurde der Worte bewahrt, ohne doch jener Accent von damals zu sein, den wir nicht mehr vertragen. Also das, was Mairet für sich getroffen hat: ein Stil, aber nicht ein noch höher, nicht der Stil der Tradition, sondern ein hoher persönlicher, den der Schauspieler aus seiner eigenen Natur holt, indem er sie über das Gewöhnliche, über das tägliche hinaustreibt, und dabei nie das lächerliche Wort hat, „idealisiert". Und noch etwas. Es handelt sich nicht bloß um die Sprache allein, es handelt sich um mehr. Die classischen Werke sind in einer Tradition auf uns gekommen, die alles um mit dem Worte allein macht und den ganzen Apparat durch ein anderes Mittel ein das bloße Wort

Digitized by Google

ausdrücken will: der Schauspieler ist damals nur ein Sprecher gewesen. Seither haben wir andere Mittel kennen lernen, nun wollen wir diese einmal, nicht immer bloß das Wort an sie wenden. Wir wissen heute, daß man durch eine Beleuchtung, durch eine Stellung, ja durch eine Pause mehr sagen kann, als der Sprache erlaubt ist. Warum wollen wir das nur bei Ibsen und Hauptmann thun? Werden wir es endlich einmal auf die Classiker an! Baron Berger hat das neulich, über seine Hamburger Pläne schreibend, sehr gut ausgedrückt: „Unmittelbar belebend und verjüngend muß das erste Princip der modernen Bühnen- und Regiekunst auf die Classiker, auf Schiller, Goethe, Lessing, Kleist, Grillparzer und Hebbel wirken, das Princip, den dichterischen und psychologischen Gehalt eines Werkes nicht nur ungefähr, sondern gegründend und völlig durch die scenischen und schauspielerischen Darstellungsmittel bühnlich zu verkörpern. Kleist ist so dadurch erst in seiner ganzen Größe empfunden und erkannt worden. Was der gegenwärtige Leiter der Wiener Hofoper mit den alten Opern macht, sie zu geben wie funkelnagelneue Werke, befreit von der trübenden Staubdecke herkömmlicher Auffassung und Darstellung, das würde auch bei Schiller zu Ueberraschungen führen. Wie vieles steht in Schiller, das noch nie gespielt worden ist, wieviel unbrauchbare tiefe und feine Psychologie. Man wende nur einmal an Schiller die eindringende, gesammelte geistige Arbeit, die man Ibsen gewährt, um Alles, was dieser in seine Dramen hineingeheimnißt hat, sämmtlich sinnfällig zu machen, und man wird Wunder erleben! . . . Viele Anzeichen lassen das Gelingen eines solchen Werkes hoffen. Eine Lehrzeit mannigfaltiger theatralischer Experimente, deren jedes Ein Element des wahren Bühnenstils einseitig übertrieb, liegt hinter uns. Heute gilt es, Alles, was wir durch das Meiningerthum mit seinem Cultus des Aeußerlichen und durch den Berliner Realismus mit seinem Ueberwuchern des Psychologischen erlernt und erworben haben, schöpferisch zu verwerten und zu verbinden." Dies ist es, was wir Alle, die sorgend an der Gestaltung der deutschen Bühne theilnehmen, für ihre größte Aufgabe halten. Dies ist es, was die Direction des Deutschen Volkstheaters jetzt unternimmt. Sie hat erkannt, daß es nicht genügt, modernen Stücken einen vollkommenen Ausdruck zu geben. Sie hat erkannt, daß es heute mehr gilt. Sie hat erkannt, daß das Theater, das zuerst die Form für eine moderne Darstellung classischer Stücke finden, das erste deutsche Theater sein wird. Daran macht sie sich, das will sie versuchen, damit tritt sie das zweite Jahrzehnt an.

Sie hat schon begonnen: mit einer Vorstellung des „Egmont", durch die sie in mächtig ausgesprochener Feier den Goethetag auf das Würdigste begangen hat, und mit einer von „Kabale und Liebe". Natürlich sind das bloß erst Anfänge, natürlich kann das Alles noch nicht fest, noch nicht fertig sein. Ja, es ist merkwürdig anzusehen, wie den neuen Stil, der eben erst noch im Werden ist, jeden Augenblick wieder die alte Manier schlägt und die Tradition, diese verruchte Tradition, noch immer stärker als die besten Absichten ist, wie das, was gestern wirkte, der modernste Ausdruck der heutigen Situation, kaum erbascht, sogleich wieder entrinnt und in der Schablone verschwimmt. Der Vorhang geht auf, die Odilon sieht als Mitford da, wie aus einem Bilde der Zeit gegriffen, eine berückende Gestalt. Sie beginnt zu sprechen, man horcht verwundert auf: ja, das ist es, die hat es! das ist der Ton, den wir meinen: so einfach und doch nicht gewöhnlich, so natürlich und doch edel! Herr Blum sein Debutant, der alles hat, um ein Wiener Liebling zu werden! als Ferdinand tritt ein, er hat denselben Ton, dieselbe ungesuchte, wie selbstverständliche und doch poetische Beredtheit. Das geht nun hin und her, wir lauschen athemlos, so haben wir die Scene niemals gehört, mit diesen hinreißenden und unwiderstehlichen Accenten. Nun setzt sich die Odilon und beginnt zu erzählen. Immer noch in demselben so wahrhaften Ton, ganz einfach, jedes Wort beseelt, es gleichsam eben erst frisch aus dem Herzen holend. Einen Satz, zwei Sätze, drei Sätze. Auf einmal wird sie schneller und verwischt ein paar Worte. Sie beginnt noch einmal, verwischt wieder, die Worte fallen ihr hinab, und jetzt ist sie plötzlich aber von einem Satz zum andern — in die ältliche und leere Declamation verfunken. Und Herr Blum sitzt dabei und hat plötzlich die Geberden eines Tenors. Und derselbe Herr Blum, der in den Scenen mit dem Präsidenten des Herrn Weiße und eben noch in der Scene mit dem Heimarschall, dem Herr Kramer mit dem feinsten Takt auf das Amüsanteste gibt, die reinsten und ehrlichsten Töne angeschlagen hat, fängt im letzten Acte auf einmal zu schreien an und fuchtelt mit den Händen herum und ist jetzt ganz der „bändige, baudibudige Gockel", den Goethe „für sein Bratenbraten" prügeln lassen möchte". Und ebenso der „Egmont". Derselbe Schauspieler vom neuem Stil mit alter Manier, die sich immer wieder in die beiten Absichten drängt, immer wieder die schönsten Ansätze verdirbt. So bei Herrn Eppens, der seinen Clarien klar und deutlich beginnt, aber auf einmal, gerade wo er will mit Ruh kämpfen und ganz innerlich werden sollte, uns Schreien und wieder uns Rollen mit dem R kommt. So bei Herrn Weiße, der den Alba mit einer drämenden Ruhe spricht, bis er im letzten Satze (Egmont, euren Degen!) plötzlich wieder ins Theatralische fällt. Frei von solchen Schwankungen sind eigentlich nur zwei: Herr Kutschera, der den Egmont mit einer unnachahmlich einfachen Noblesse gibt und keinen Augenblick den Ton der reinsten Natur verläßt, und Fräulein Lafrenz, ein noch recht ungeschicktes, ganz junges Mädchen, das als Luise durch eine unbeschreibliche tragische Armut verblüfft und entzückt hat. Wie Herr Kutschera die Scene mit Richard, die mit Alba und den letzten Monolog, wie Fräulein Lafrenz die Scenen mit dem Vater und Ferdinand im ersten, die mit Wurm im vierten Act spielt, dies ist das Ziel, dem wir zustreben. Gelingt es, auch die anderen dahin zu bringen und einmal eine ganze Vorstellung auf diese edle Wahrheit zu stimmen, dann ist die Aufgabe gelöst, dann ist jene moderne Darstellung classischer Werke gefunden.

Hermann Bahr.

Die Woche.

Politische Notizen.

In jeder seiner staatlichen Stellungen hinterläßt Graf Thun, der Gedankenlange, nur ein, ein einziges geflügeltes Wort. Als hinter böhmischen Statthaltertischen stammt das bekannte Diktum: „Wer nicht parirt, dem wird das Genick gebrochen." In seiner Ministerpräsidentzeit war er uns bisher das gräuelhafte Wort schuldig geblieben, und es schien, als ob es ihm gegönnt sein sollte, sich noch lange dazu Zeit zu lassen. Die Vergänge der letzten Tage aber scheinen diesem Thun Vorschub gelehrt. Er fühlt sich nicht mehr ganz sicher in seinem Amt, und so hat er sich nun endlich dazu entschlossen, sein gestügeltes Wort als Ministerpräsident loszulassen, ehe es zu spät wird. Die Gelegenheit war günstig. Eine congeniale Deputation von Schneidermeistern war bei ihm erschienen, auf deren volles Verständnis er mit Sicherheit rechnete. Ihnen vertraute er auch den tiefsinnigen Satz an, in welchem er seine politischen Gedanken und Erinnerungen aus der anderthalbjährigen Ministerpräsidentschaft zusammengefaßt hat. Dieser Satz, das politische Testament des Grafen Thun, lautet: „Der Gewerbestand soll auf die Abgeordneten einwirken, daß sie arbeiten und nicht mit Brettern schlagen, denn das ist keine Arbeit, eine geistige Arbeit schon gar nicht." Welche Eröffnung, welch neuer Ausblick! . . . . . .

Confisciert!

*

Erst vor vierzehn Tagen hat Herr Dr. Cicero v. Fuchs, der Präsident des Abgeordnetenhauses, in seiner Sonntelloner Rede alle Gutgesinnten aufgefordert, „den cathinarischen Bestrebungen politischer Freibeuter" à la Wolf und Schönerer „ohne Furcht und Scheu entgegen zutreten." Jetzt schickt er seine Einladung zur Verbandlungsaction unter anderem auch dem Abgeordneten Wolf, dem Vertreter der „catilinarischen Bestrebungen", zu und fordert ihn als „ruhig denkenden Politiker" auf, „Mittel und Wege zu finden, diesen Zustand wieder zu beseitigen" und wie die heutigen Phrasen in den Amtsstuben heißen. Das hat die alte Cicero mit dem wahren und eigentlichen Catilina denn doch anders gemacht. Woraus sich ergibt, entweder, daß der Abgeordnete Wolf, nach der wirklichen Meinung des Dr. v. Fuchs, gar kein Catilina ist, oder daß der Abgeordnete Dr. v. Fuchs kein Cicero ist, oder drittens, daß weder der Abgeordnete Wolf ein Catilina noch der Abgeordnete Doctor v. Fuchs ein Cicero ist.

*

Die vielfachen Klagen und agitatorischen Massenversammlungen gegen den Zeitungsstempel haben nun doch etwas gefruchtet. Der Finanzminister Dr. Kaizl, der „moderne und verständige Mann", hat endlich seine sonst durch Hofjagden und Preßinspirationen vollständig in Anspruch genommene Aufmerksamkeit auch diesem Object zugewendet. Er hat zwar noch nicht den Zeitungsstempel ganz aufgehoben, aber er hat eine verheißungsvolle Reform in der Zeitungsstempelgesetzgebung durchgeführt. Unter Dr. Kaizl müssen nämlich neuerdings nicht bloß wie bisher, die Zeitungen den Stempel zahlen, sondern jetzt sind auch die in Wien als Manuscript für die Zeitungen mittelst Schnellgraph hergestellten Zeitungscorrespondenzen, die, seit es Zeitungscorrespondenzen gibt, schon in sehr hohem Grade, seit mehreren Jahren, nahezu ohne Zeitungsstempel erscheinen sind, mit dem Stempel belegt worden. Diese neueste Finanzerfindung rentiert zwar . . . Dr. Kaizl ist ja, wie wir von seiner Abgeordnetenrede her wissen, kein Fiscalist — dem Fiscus nicht viel einbringen, weil diese Correspondenzen, wie es ihrem Zweck entspricht, nur in 15 bis 20 Exemplaren hergestellt werden, also auch nur je 15 bis 20 Meter Stempel kosten, alle miteinander ein paar hundert Gulden jährlich bezahlen werden. Aber eine gewisse principielle Bedeutung dieser Reform ist nicht zu verkennen. Sie macht als tierische Doppelbesteuerung den Zeitungsstempel noch odiöser als er bisher war und bringt uns dahin, noch dem alt-

Digitized by Google

österreichischen Grundsatz: „es muß noch viel schlechter werden, ehe es besser wird", dem Ideal der Zeitungsstempelaufhebung noch um einen Schritt näher.

*

In der Nr. 245 der „Zeit" wurde mir unter anderem eine Notiz über die Beziehungen des Grafen Thun zur „Reichswehr" wegen Aufreizung zur Verachtung gegen die Regierung confisciert. Der Einspruch, den ich dagegen erhob, wurde vom k. k. Landesgericht Wien mit Urtheil vom 26. Juni 1899 $\frac{Z. 221/99}{10}$ abgewiesen. Die Begründung, die mir erst jetzt bekannt geworden ist, enthält mit Bezug auf das genannte Blatt die folgende köstliche Bemerkung:

„Endlich wird in der .... Stelle gegen den Ministerpräsidenten Grafen Thun der Vorwurf von .... Abmachungen mit minderwertigen Zeitungen erhoben."

Also, nach Ansicht des k. k. Landesgerichtes Wien ist die „Reichswehr" eine minderwertige Zeitung, mit der ein Ministerpräsident keine Abmachungen treffen darf, ohne sich der „Verachtung" des § 300 auszusetzen. Wie kommt es aber dann, daß das k. k. Landesgericht Wien und das k. k. Kriegsministerium ihre amtlichen Kundmachungen gegen hochwertige Bezahlung gerade in der minderwertigen „Reichswehr" inserieren? Möchten mir vielleicht die beiden Behörden bei der im Winter bevorstehenden Erneuerung ihrer Inseratenverträge die Antwort auf diese Frage ertheilen? Ich werde mir jedenfalls erlauben, darauf aufzupassen.

*

Anläßlich des curiosen Hochverrathsprocesses ertheilt der Graf Gołuchowski der serbischen Regierung im „Fremdenblatt" folgende weise Lehre:

„Das Schwert der Gerechtigkeit darf nicht zum Werkzeug der Verfolgung gegen politische Gegner werden, und blutige Repressivmaßregeln werden Serbien kaum zum Heile gereichen."

Confisciert!

Auf Grund von Informationen, die ich bei kundigen Leuten eingezogen habe, kann auch ich die Richtigkeit des unlängsten Berichtes bestätigen, daß der Petersburger Botschafter Baron Aehrenthal der kommende Mann des österreichischen Ministerpräsidiums ist. Meine aus bester Quelle geschöpften Informationen belagen nämlich, daß Baron Aehrenthal, der immer nur im Auslande glänzt hat, von den österreichischen Verhältnissen gar nichts versteht. Da muß man seine Candidatur denn doch ernst nehmen.

*

Volkswirthschaftliches.

Dienstag findet die außerordentliche Generalversammlung der Oesterreichisch ungarischen Bank statt, in welcher das § 14 Privilegium angenommen werden soll. Die Bankleitung hat die Vorlagen an die Actionäre vertheilt, begleitet von denselben nichtssagenden Motivenbericht, den sie anläßlich der Einbringung der Ausgleichsvorlagen im Parlament verfaßt und an ihre Actionäre gesendet hat. Das Bankprivilegium hat sich aber seither sehr verändert; aus einer Actiengesellschaft in eine staatliche Verwaltung umgewandelt. Zwar scheint die Bankleitung selbst nicht gut zu wissen, was sie mit daraus geworden ist, denn in dem Begleitbuch der Gesetze und Verordnungen, welche sie den Actionären vorlegte, hieß es im April 1899 als Titel: „Gesetz betreffend die Verlängerung des Privilegiums der Oesterreichisch ungarischen Bank." Jetzt heißt es nur: „Verlängerung des Privilegiums &c." Es scheint, die Bank verwaltung möchte gerne mit Stillschweigen übergehen, auf welche Weise diese Verlängerung des Privilegiums eigentlich zustande kommt. Je schweigsamer aber die Bankleitung ist, desto mehr Ursache haben die Actionäre sich zu wundern, ob die dieses Privilegium ausarbeiten können. Es war nie sehr beachtenswerth: Durch eine völlige Umkrempelung der alt hergebrachten Organisation, durch die „Parität" im Generalrath, die Vermehrung des Beamtenapparates, die Selbstaufhebung der Directionen und der Bank die einheitliche, centrale, verantwortliche Leitung benommen; es werden die erhebliche Mehrbelastung Seitens des Privilegiums in der Dauer verschiedenen, verschiedenen Contributionen und das Gemische die Actionäre nie zu entbehrender Annahme des Privilegiums bedarf noch Zeit die Tatsachen des Privilegiums aber auf Grund des § 14 beleuchtet ist. Und das Actionäre Gesetz, daß sie all diese Opfer, des Eingriffes ihrer Actionärsrechte, die Einführung neuer Zölle, des Ab schlusses von Handelsverträgen von der Actionär-Generalversammlung genehmigt und auch sind sogar Monaten oder Jahren ohne Privilegium da waren. Ja sie können es noch, daß sie nun die neue Opfer gar kein Gesetz nicht [illegible] und [illegible] Privilegium und ohne [illegible] Millionen Aufschub. [illegible] Regierung hat [illegible] Gesetzes [illegible] Gesetz [illegible] Gesetz [illegible] Parlament [illegible] Regierung [illegible] Gesetz [illegible] Gesetz [illegible] Gesetz

Parlament" aber mit der Begründung: „Wir müssen entweder einen gesunden Absolutismus bekommen oder constitutionell regiert werden." Dann der Antrag des Kammerrathes Adler gegen das Eisenarrest und das damit verbundene einstimmige angenommene Dankvotum an Baron Dipauli, weil es seinem Eingreifen zu danken sei, dass die Eisenpreise bei uns ermäßigt worden seien! Man erinnert sich der sämmerlichen Blamage, mit der die Eisenaction und Eisenenquête der Herren Kaizl-Dipauli endete. Ferner der Beschluss wegen Einführung des Zehnstundentages, des absoluten Nachtarbeitverbots für Frauen und Kinder und der absoluten Sonn- und Feiertagsruhe in den Fabriksbetrieben, und zwar nur in den Fabriksbetrieben, mit der vertagenen Motivierung, dass der „Zehnstundentag in vielen Zweigen des Kleingewerbes seit vielen Jahren üblich sei und Frauen und Kinder im Kleingewerbe nicht in der Weise verwendet werden, wie es in Fabriksbetrieben üblich ist." Und all dem in flüchtiger und vielem Unsinn hat die Regierung durch ihren Vertreter zugestimmt, indem Ministerialsecretär Dr. Fuchs erklärt hat, dass die meisten auf dem Parteitag beschlossenen Resolutionen sich bereits im Stadium der Verhandlung befinden. Aus dem industriösen Kauderwelsch des Regierungsvertreters, welches sich anhörte, als sei es eine für den abwesenden Minister Dipauli concipierte Rede, wurde den Gewerbetreibenden die Vorstellung erweckt, dass wirklich die auf dem Parteitag unter Regierungsassistenz beschlossenen Maßnahmen eingeführt werden würden, wo doch gewiss nicht der kleinste Theil derselben je zum Erfolge erhoben werden wird, und dass wirklich das Kleingewerbe nur auf diese Maßnahmen warte, um den durch eigene Unthätigkeit und durch die erdrückende Concurrenz des Großbetriebes verursachten unaufhaltsamen Niedergang zu überwinden. ɪ‡

Kunst und Leben.

Josef Kainz hat jetzt auch die üblichen drei Antrittsrollen im Hofburgtheater gespielt, er ist nunmehr dessen Mitglied. Die bis zum Giebel gefüllten Häuser, die athemlose Spannung, mit der man dem Künstler lauschte, der jubelnde Beifall, mit dem man ihn überschüttelte, dies alles beweist wohl an sich, welch hohen Gewinn sein Engagement bedeutet. Vergleicht man diese Erscheinungen aber mit anderen Symptomen, die seit Mitterwurzers Tode immer deutlicher zutage getreten sind, so ergibt sich auch sonst noch mancherlei aus ihnen. Vor allem Eines, dass es sich nicht nur um einen Gewinn handelt, den man schließlich auch missen kann, sondern dass es eine Nothwendigkeit, eine Lebensfrage für das Burgtheater ist, sich den gewonnenen Kainz auch zu erhalten. Es war selbstverständlich nicht leicht, Kainz zu bestimmen, seine glänzende Stellung in Berlin auf zugeben, und es war, so selsam dies heute schon klingen mag, recht schwierig, sein Engagement — durchzusetzen. Diese Aufgaben fand die dermalige Theaterleitung bereits gelöst vor, möge sie das Ihre thun, den Künstler auch dauernd an das Burgtheater zu fesseln, nicht nur mit den dünnen Banden von Verträgen, sondern auch mit den zähen Fasern der inneren Zufriedenheit und des eigenen Interesse. — Schon bekannten Darbietungen fügte Kainz diesmal seinen Cyrano an und man hatte so neue Gelegenheit seine herrliche Sprechkunst zu bewundern und sich der Liebenswürdigkeit seines Wesens gefangen zu geben. Ob das Drama selbst darum dem Publicum näher getreten ist? Um Cyranos willen kann dieses sich nicht wohl in das Theater gedrängt haben, auf den Genuss hatte es ja bereits freiwillig verzichtet. Und so wird es wohl auch in Zukunft Kainz sein und nicht Cyrano, durch den es sich in die Roßlaufgasse ziehen lassen wird — falls Herr Kainz den Cyrano überhaupt weiter spielen darf. Freilich braucht man gerade jetzt nicht sonderlich darauf erpicht zu sein, sich von der Bühne herab etwas von szenzgöttlicher Mittelmäßigkeit vorsimpeln zu lassen und sich das militaristische Prädikat „das sind die Gascognier Claudens" anzuhören. Zeitgemäßer wäre vielleicht ein Faistner und Bauernfeldsdrama mit einem Couplet: „Das sind die — famosen Generäle".

B.

„The Adventures of Lady Ursula", ein in London sehr populärer Novece-Schwank, von dem Mister Hope mit deutscher Anlehnung an den Wohlgemut Steife abgefasst, aber nicht ohne den gewissen trockenen Humor der englischen Couversation, hat im Raimund-Theater beifällig. Die deutsche Bearbeitung ist wenig zu loben; es will mir — um in ihrem eigenen Stil zu reden — scheinen, dass es möglicherweise eine Prosa gibt, die besser sein dürfte, als dieses englisch-deutsche Mauderwälsch. Die Darstellung hingegen war sehr hübsch. Fräulein Petri spielte die Hauptrolle mit einem feinen, absichtslosen, wirklich ernst sich gebenden Humor, der ihre zierliche Gestalt sehr gut kleidete. Die Herren Baeder und Burg hielten sich ausgezeichnet. A. W.

*

Das Denkmalcomité von St. Stephan hat deutlich seine Absicht kund, den gothischen Bogen am Riesenthore wegzureißen. Man beruft sich dafür auf den verunglückten Denkmalmeister Schmidt. Nun, der Denkmalmeister Schmidt hat auch die ergrauten Burschen, die den Zimmern der Kirche geweihten und auf der Widerkreuzung, den der Kuschelmauer der Stirner entdeckt, vermochte sie zu retten. Leider ist dem Umstand der Misserscheinungen Strebepfeiler solcher Gymnasiasten nicht erhöht, und so manche Schmidt an die Stelle der eigentlichen Thürme. Da zum andern dem Bilde Klosterneuburgs so meisterlich bestimmen, wenn die Entscheidungen lesen, von denen man gar nicht begreift, dass sie so gar nichtige Mitter so etwas schiefen konnte. Gerade der „Lieb" der sogenannten „Riesenthor" Seite selbst aber leider der historische Sinn am meisten. Wer nur die Umgegenden die Westgegebenheiten und der verunreinten Landschaft studiert, so lesen auch die Stilbursten gewisse Zeitgrenzen; was sich nach diesen begeben hat, hat geschichtlich keine Berechtigung. So mussten die Klosterneuburger Thürme fallen, je wird jetzt auch der Spitzbogen am Riesenthore bedroht. Das romanische Thor soll freigelegt werden. O, unglückliche Periode der Freilegungen, die den Kölner und Mailänder Dom im großen verdorben hat! Hier will man's im kleinen versuchen. Glaubt man denn wirklich, dass der erste alte Gothiker, der den Spitzbogen vor das Thor stellte, gar nichts gedacht hat? Die Vorderseite musste wegen Vergrößerung des gesammten Baues, in der gothischen Zeit vorhanden wurde, an Höhe und Breite wachsen; man war aber vernünftig und ehrfürchtig genug, vom alten so viel als möglich stehen zu lassen: Thürme, Thor und Theile der Mauer. Doch man musste in die Mitte ein hohes Fenster legen, und darunter hatte das alte Thor sehr unpassend und gedrückt ausgesehen. Man füllte das Rundbogenthor auch mit einem Spitzbogen zu, aber mit großer Feinheit stellte man diesen nun vor das alte Thor, um dieses zu schonen — vielleicht auch der besseren Wirkung zuliebe. Ueberdies brachte man von anderen Theilen des Baues dort etliche Bildwerke an. Da sollte man Pietät und spitzfindige Scheu treiben. Die Front ist in ihrer ganz eigenartigen Gestaltung, wie die ganze Kirche ein Meisterwerk; das wurde sie aber gerade durch kluges Anpassen und historische Weiterentwickelung. Ohne den Spitzbogen vor dem Thore zerfiele die Front in zusammenhanglose Theile. Die geschichtliche Entwicklung rückwärts machen, geht das nicht an. Zum romanischen Thor würde dann die gothische Facade nicht passen, der Thurm natürlich auch nicht. Wo soll das enden? Zuletzt steht die kleine alte Dorkirche wieder da. Nein; der alte Gothiker hat sehr wohl gewusst, was er that; warum wird er weniger geachtet als der Erbauer des älteren Thores, der doch natürlich auf den späteren Bau nicht Rücksicht nehmen konnte, wie er von Seite des Gothikers gegenüber dem alten geschah? — Wenn erst die „K. k. Centralcommission zur Erhaltung von Kunst- und historischen Denkmalen" das erfährt, das wird einen Sturm der Entrüstung geben. Doch sollte man es darauf ieber nicht ankommen lassen, weil das Ungück dann vermuthlich schon geschehen ist. M. Dreger.

Bücher.

Dr. Ernst Schultze: Englische Volksbibliotheken. Berlin Verlag der Abegg-Stiftung der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung. NW. Lübecker Straße 6. 1898.

Ein kleines, aber sehr empfehlenswertes Schriftchen. Zwar haben die Engländer in den letzten Jahrzehnten ihr Volksbibliothekswesen nach dem Muster des deutschen verbessert, aber es bleibt hinter diesem immer noch bedeutend zurück, und sowohl diese Thatsache als auch die englischen Bücher etc auch die großartige Entwicklung der Volksbibliotheken, über die das vorliegende Schriftchen berichtet. Englisches und continentales Wesen unterscheiden sich eben wie Freiheit und Zwang. Auf Freiwilligkeit aber beruht das englische Volksbildungswesen in einem doppelten Sinne, einmal darin, dass die Mittel dafür durch freiwillige Spenden aufgebracht wird, zum andern darin, dass sein Schwerpunkt nicht in der Kinderschule liegt, der die Zöglinge zwangsweise zugeführt werden, sondern in der Volksbibliothek, dem Zeitungs- und Zeitschriftenlokal, deren erwachsene Besucher freiwillig kommen. Der Endzweck somit kein, das Lesen und die Volksbildung, die sich freilich vielfach auf Lesen und Schreiben (und was für ein Lesen und Schreiben!) beschränkt, breitere Schichten, ja das ganze Volk durchdringt, das dagegen in England die Bethätigeren und Bildungsbedürftigeren eine tiefere, gründlichere und umfassendere Bildung genommen. Wenn sich bei uns an die Volksschule die obligatorische Fortbildungsschule und an diese die an jedem Ort vorhandene Volksbibliothek mit Lesesaal schließe, so würde das Ideal der Volksbildung verwirklicht sein. — c —

Ludwig Hevesi: Wiener Todtentanz. Lindquist. Verlag von Adolf Bonz u. Comp. 1899.

Es gibt ein sehr schönes, neugriechisches Volkslied, in dem von einem Jüngling die Rede ist, der oft an den festlichen Stunden von jungen Mannen eines seinen Tode herumgetrieben wird. Jedes heiter-nachdenkliche Lied der Hellenen ist immer gegenwärtig, wenn sich bedeutsame, selbst ernste, das Todesmotiv zeigt überall in das festliche, neuerwachte Kunstleben, besonders in jenes wärmer Vaterstadt, hineinspielt. Ich glaube nicht, dass der schwermuthige Grundton unserer jungsten Dichtung, der am dunkelsten im „Sterben" von Hermann Bahr und „Tod" herrscht, nur in der Melancholie des österreichischen Wesens seinen Grund hat. Immer recht muss an der Oberflächlichkeit zweier Kulturepochen man denke nur an die deutsche Renaissance die große Gestalt des Todes hindurch durch alle Mittel schreiten. So darf es nicht wunder nehmen, wenn man in dieser Zeit, zu einer Zeit, die ausgesprochen Wien, wie es jedes im Aufblühen und Vergehen scheint, stets von neuem Todesbarrikaden begegnet: man findet es fast natürlich, dass der Todestypus unter den Familienalmanachen der geräumten alteren Wiener Zeitschr, der, die die Controversen des neuen Stils und der neuen Kunstbestrachtung am meisten offenbart, mit einem „Wiener Todtentanz" wieder auf den Plan tritt. Hevesis „Todtentanz", eine Familienkunstausgabe, die zwanzig Zeiten umfasst, ist ein Kranzenbuch eigenthümlicher Art. „Der Todten", heißt es in dem Vorwort, „denken diese Blätt gerne, und ist, wenn auch nicht lebendig. Die meisten gehören zum Wien von dem, was man Wiener Leben nennt". Personen, die in den Wiener Kunstkreisen in der letzten Jahrzehnten, den Theater, der bildenden Kunst, der Musik und Literatur, die lange Todtengespannen sind, werden in diesem Gedächtnisbuche wieder hervorgerufen. Ein gar feiner Zeichner übt seinen aus den verschiedenen Künstlern Hevesis entworfen; es ist der Zeichner jener Wiener Zeitung, in denen Schönheiten wieder, welche Malerei hatte, die vor nur von holdem Kunstgeschmack kannten, es ist der schriftkundigen geschmackvolle Herr, der vom alten Traditionen, von alten Gebräuchen, von allen Dingen einer farbenreichen Erinnerung anerfüllt. Anna Bettzinger, La Roche, Fanny Elsler, die Wilmers, Rosa-

Digitized by Google

Bauernfeld, Laube — wieder Zauber liegt um diese schon unserem Namen! Diesen Zauber weiß Hevesi mit dem Plauderstehpegen, das ihm reizend liegen, und einer Liebenswürdigkeit, die aus innerer Theilnahme fließt, überall festzuhalten und noch zu verdichten. Er beginnt gewöhnlich mit einem wie von ungefähr erlauschten anekdotischen Detail. Dadurch gewinnt trotz aller Absichtslosigkeit die Figur gleich den charakteristischen Umriß. Daran werden gelegentlich mehrere ein paar Lebenszüge geflißt, die das Profil des skizzierten Künstlers ganz scharf bei allem scheinbar Zufälligen und Spielenden der Zeichnung vortreten lassen. Das Künstlerthum des einzelnen wird dann noch durch wenige Streiflichter auf sein Werk völlig erhellt. Nach dieser Methode sind die meisten der impressionistischen Darstellungen Hevesis gräzend gegliedt, vor allem jene über die Schauspieler. Seine Feuilletons über die Wolter, die beiden Wohlhim, die Hevesi in einem eigenen ausgezeichneten Buche geschildert hat, sind von meisterhaft anschaulicher Prägnanz. Hevesis Stil, der etwas prachtvoll Flackerndes hat, empfiehlt einen gewissen Nachglanz von den ästhetischen Malern, den sein Wesen er selber treffend bekennet. Den jüngeren Wiener Kunstbrennden wird dieser Kritiker stets ein außerordentliches Vorbild bleiben. Denn er vereint zu allem andern noch die beiden seltensten Dinge: das Tiefgründige des Kunstgesetzten mit der feinnervigen Betrachtung des Dichters.

P. W—r.

Hans Trunk: Eine Schulreise und was sie ergeben hat.

Erlebnisse und Betrachtungen. Graz, Leuschner und Lubensky.

Vielleicht werden wir in Oesterreich gar bald im Kampfe um eines unserer schönsten Güter, um die Volksschule, sicheren Ueberfall regen sich schon die offenen und versteckten Feinde der Aufklärung. Verkürzung der Schulzeit, Beschränkung der Realien, Einfluß der Geistlichkeit ꝛc. wird immer stürmischer gefordert. Da begrüßt es ungemein wohlthuend, zu sehen, mit welch heiligem Eifer so ein deutsch-österreichischer Schulleherer seinen Beruf erfaßt. Bürgerschuldirektor Trunk in Graz hat die Schulen des königreichs Sachsen, der preußischen Provinz Sachsen und der thüringischen Herzogthümer besucht und berichtet nun in einem überaus warm geschriebenen Buche über alles, was er dort sah. Und er verfügt zu schauen. Ueber alle nur irgendwie mit der Schule in Beziehung stehende Fragen wird berichtet; man sieht es, der Verfasser ist ein Mann, der genau weiß, worum es sich bei der Schule handelt. Die äußeren Verhältnisse der Lehrer, die Anlage der Schulgebäude, die Vorzüge und Fehler der Lehrmethode, die Schulbücher und insbesondere Werden und Wesen der Fibel, oder wird der Vergleich mit den österreichischen Verhältnissen vergessen. So ist es dort, so bei uns: das ist der Grundgedanke, der das Buch durchzieht, der auch dann in den „Ergebnissen“ eingehend behandelt wird. Und da findet nicht nur der Lehrer ungemein reiches Material für seinen Beruf, da wird auch jeder, der, sei es als Vater, sei es als Freund des Schulwesens, sich mit der Schule beschäftigt, Anregung finden, allen den Fragen näher zu treten, die ihm hier vorgeführt werden. Zu rühmen ist an Trunks Buch vor allem die lebendige Form der Darstellung. Der Eifer für seinen Beruf, der den Verfasser durch die fremden Länder geführt hat, bereinflußt wohlthuend auch den Leser, der viele Fragen hier kennen, verstehen und würdigen lernt, die schon lange in Lehrerkreisen Gegenstand der Erörterung geworden sind. Ohne Gewinn wird niemand das Buch aus der Hand legen können. L. b.

Revue der Revuen.

„Deutsche Rundschau“ (September) bringt einen längeren Aufsatz M. v. Brandts über Rudyard Kipling. Der bekannte Asienforscher und Reiseschriftsteller untersucht sich hier der sehr dankenswerten Mühe, die Werke des englisch-indischen Dichters vor allem auf ihren kulturellen und politischen Hintergrund zu prüfen. Das Bild des Dichters, das dabei entstehe kommt, heißt uns demgemäß nicht bloß den feinen künstlerischen Kunstler, den technischen Meister der kurzen Novelle, sondern auch den starken kritischen Geist, den Zeitschilderer und Satiriker, den Publicisten, den Patrioten. Kipling galt bei seinen Landsleuten geradezu für den Barden der Armee, der Marine und — der imperialistischen Tendenzen des niederen Engländers darf das letztere nicht mißverstanden werden; der Dichter verleichtete sich selber niemal stolz als einen „der mit in Dienste der Regierung steht“. Daher seine enorme Popularität, die mit den literarischen Vorzügen allein kaum zu erklären wäre, und die so weit geht, daß einzelne seiner Bücher einige Wochen nach Erscheinen in mehr als 30.000 Exemplaren verbreitet waren. Obwohl hat ihm freilich auch viel Schaden gethan, oft ungerechte Beobachtungsgabe zusammen mit der skrupellosen Gewandtheit seines Ausdrucks Leidee gemacht, und ihn eine Stellung um die Mitte seines zweiten Jahrhunderts, Amerika, gebracht. Den Deutschen und Deutschland Stoff zur sein Verstimmung liefert Kipling, der seine literarische Thätigkeit als Redakteur einer Zeitschrift in Lahore begonnen hatte, im ganzen Leben der mündlichen Colonien — Ein neuer Aufsatz über Nansen's Polarfahrt, die wenn jungen Woche bereits Besprechung, werden einige Bedenken des Schreibers aus jener Zeit, da Nansen's Leistung die Zeitung, die er daheim noch über Verbindung mit einem Andern suchte. Ein Hochentgegenbrief kann er nicht besiegen, daß dabei etliche der Sie gemacht, aber entweder daselbst Ihnen eine Empfehlung zurück oder unwesentlich aus“, aber einige Bücher Ihnen mit dem Gedanken, Sie Ihre persönliche Meinung über Ihren Chef [illegible] am Tage zu antworten, sich der Feder wieder, in Ihren Antwort [illegible] Ihnen [illegible] einfach [illegible] Ihnen Bücher Publikum in Ihr [illegible] [illegible]

„Neuland“ (1. Heft) bringt [illegible] Fritz [illegible] [illegible] [illegible]

appetitlich, frisch und wild, immer mit den jüngeren Brüdern um die Wette auf die Bäume geklettert und ins Wasser gefallen, Kleider zerrissen und Prügel gekriegt — d. h. von der Mutter; vom Vater nie — denn, wenn der zu kurzer Rast mal in sein Heim einkehrte, dann war Luising sein ganzer Verzug und je toller sie's trieb, desto mehr hatte der Alte sein Freude an ihr. Und wenn Badding das Accordion spielte, auf dem er Meister, oder die Decorina blies, auf der er fast ein Virtuos zu nennen war, so stand Luising zwischen seinen Knieen und sang fest mit. Die Jungen sangen wohl auch, aber immer falsch. Darum meinte der Alte, daß Luising „hannig musikalisch" wäre und einmal die Musik zum Lebensberuf machen würde, und seit von dem reichen Gewinn seiner ersten Fahrt als Capitän ein Clavier angeschafft worden war und Luising schon nach halbjährigem Unterricht sehr nette kleine Stücke fehlerlos daraus spielen konnte, seitdem gab es in der Familie keinen Zweifel mehr, daß Luising zur Musik berufen sei. Capitän Jakobsen starb am gelben Fieber in den Tropen, als das Mädchen zwölf Jahre alt war, und da zog die Mutter mit den Kindern nach Hamburg, um ihnen eine bessere Ausbildung zutheil werden zu lassen. Die Brüder mußten schon sehr früh in Kaufmannsgeschäften untergebracht werden, weil „es nicht weiter langte", und der Rest des Vermögens mußte für Luisens letzte Studienjahre reichen. Dann würde sie eine große Künstlerin und verdiente Geld wie Heu. Als sie 17 Jahre alt war und die Jungens, einer nach Hongkong, der andere nach Valparaiso verschlagen, wollte sie durchaus auch in die weite Welt und ging in Hamburg gabe es für sie nichts mehr zu lernen. Die Mutter war der Ansicht, daß es nun überhaupt doch endlich mal genug studiert sein müßte und daß sie sich ja bereits „rein blödsinnig gequält hätte mit das verdammte Clavier". Aber die mütterlichen Meinungen konnten für das Mädchen keinen Wert haben, denn von Kunst und solchen Dingen verstand sie absolut gar nichts und auch ihre sonstigen Lebensanschauungen waren die der alten Weiblein von Husum. So setzte denn Luising ihren Kopf durch und übersiedelte mit der Mutter nach München, wo sie bei einem der ersten Meister des Clavierspiels noch drei Jahre Unterricht nahm. Dann war sie fertig — mit dem väterlichen Erbe auch, und es hieß nun selbst erwerben, denn von der kleinen Witwenpension der Mutter konnte sie nicht mitzehren. Sie trat ein paarmal, gratis natürlich, in Wohlthätigkeitsconcerten auf, erntete reichen Beifall und wohlwollende Kritiken, aber die Leute standen keineswegs Kopf über ihre Leistungen, obwohl sie die schwierigsten Stücke correct und gut musikalisch spielte Luise Jakobsen hatte wirklich große Fortschritte gemacht, sie wußte nun, wie furchtbar schwer es sei, unter den Hunderten und aber Hunderten, die wunderwell das Pianoforte spielen, so hoch empor zu ragen, daß man die Welt zu seinen Füßen zwingen und das Geld in Mehlsäcken heimtragen konnte. Kleine Pianistinnen setzen auf Concertreisen ehe zu, als daß sie was verdienen. Sie müsse sich begnügen, eine bessere Lehrerin zu sein und heiratsch, wenn sie 2 Mark für die Stunde bekam. So brachte sie es mit 22 Jahren endlich so weit, von dem Ertrage ihrer Arbeit sich und die Mutter leidlich ernähren und sich ganz bescheiden kleiden zu können. Die Wohnung behielt die Mutter von ihrer Pension. Das wilde Leben gab sie auf, ihren Ehrgeiz verpackte sie zu andern alten Mädchenkram in eine alte Hutschachtel.

Zweiundzwanzig Jahre und schon satt keine Illusionen mehr nicht einmal über die Liebe! Allerlei frühe kleine Liebeleien mit gelegentlichen Bekanntschaften, zumeist Musikern, hatten ihr nicht besonders warm gemacht, dazu war sie von allzu kühler, solider niederdeutscher Art. Bei Künstlern besonders und angestrengtem Studieren gedeiht auch die Sinnlichkeit nicht, wenn keine kecke Phantasie die Widerstände der Umwelt besiegt. Sie war auch viel zu vernünftig, um auf eine besonders glänzende Heirat zu hoffen. Dafür, daß etwa ein junger Cavalier aus einem der vornehmen Häuser, wo sie unterrichtete, sich toll in sie verlieben und Hals über Kopf zu seinem Weibe machen sollte, dafür war sie nicht hübsch genug, das wußte sie wohl. Sie war nur frisch und gesund und wohl zu leiden, aber keineswegs bunreißend. Zur Koketterie hatte sie kein Talent und ihre Jungfräulichkeit schätzte sie sehr hoch; darum mochte sie nicht auf den Männerfang ausgehen. Kleine Leute mit soliden Absichten begegneten ihr einige Male; aber ein be dächtiger, ewig nothiger kleiner Philisterhaushund mit ewig drohender Arbeitsunfähigkeit durch Kindbetten — nein, so ein Glück konnte das vernünftige Mädchen nicht verlocken. Einmal hatte sich ein recht angenehmer Herr für sie gefunden, ein Lehrer, Witwer mit zwei Kindern, den hätte sie recht gern genommen, denn er war ein feiner, feiner Mensch, eine natürliche Erscheinung und besaß ein erträgliches Einkommen; aber der prellte die Mutter nicht mit in sein Haus nehmen, und so zerfiel sich die Sache.

Ja, die Mutter! Achtundfünfzig war sie jetzt, aber schon seit Jahren breitbaut, gichtisch, grantig, ewig jammernd, nur an sich denkend, an nichts außer ihrem entsetzlich beschränkten Gesichtskreis Gelegenem mehr Antheil nehmend und oft sogar kämisch aufsallend gegen die Tochter, die sie garnichts von den großen Dingen erfuhr, die der Vater sich von ihr versprechen hatte. Sie hatte natürlich gar keine Ahnung davon, wie sehr sie die Tochter quälte, und war nicht bösartiger, als die meisten alten Weiber ohne Seeleninhalt und ohne Entwickelung zu sein pflegen. Jahraus jahrein lamentierte sie über Luisings Undankbarkeit; denn, wenn sie „das dämliche Clavierspielen beizeiten nachgelassen hätte" — so behauptete sie — „dann hätte sie in Hamburg ganz bestimmt mal einen Capitän oder einen reichen Kaufmann heiraten können, statt daß sie nun dasaß und all das schöne Geld für nichts zum Fenster rausgeworfen, denn im Gegentheil hier selbigen müssen in diesem alten, gräulichen, katholischen München, wo die Leute nich mal richtig deutsch verstehen und die Schlachter nix taugen und garnich mal die Butter geholen is — wo sie noch der Butter zu sagen, — nee ich danke!" Das war so die Hauptlonart, auf welche der Verkehr zwischen Mutter und Tochter gestimmt war. Auf der einen Seite Vorwürfe, satt schadenfroh klingender Hohn über ihr Altjungfernthum, auf der andern Seite die liebenswürdige Unterstellung, daß sie, eine undankbare Hexen wie sie immer gewesen sei, ewig und nichts wie Heimtgedanken im Kopfe habe, um die lästige „Olsch" loszuwerden. Ob sie sich wohl einbildete, daß sie dann noch einen einzigen Tag länger in diesem stockkatholischen Schweinstall bleiben würde? Sie möchte bloß wissen, wo sie sonst hin sollte! Ob sie am Ende die weite Reise bis Hamburg allein machen sollte mit ihrer Gebrechlichkeit und ihren geschwollenen Beinen? Und dann sollte sie wohl bei Tante Fiken unterkriechen, ihrer augenehmen Fräulein Schwester, die ihr von Klein auf „nicht die Butter aufs Brot und nicht die Stippe an die Tüten (Spitzentüten zu den Kartoffeln) gegönnt und mit ihren frommen Redensarten doch man bloß ihren Herzens Härtigkeit zugedeckt und eigentlich man Gift und Galle in biblischem Gewande gespien habe?! „Nee, Kind, so dumm is Mudding nich! Dann werd' ich lieber katholisch und spazier auf 10.000 Jahr ins Fegefeuer zur Strafe meiner Sünden, weil ich deinem Dickkopp immer nachgegeben habe!" So widersprach sie sich selbst ein dutzendmal alle Tage und hörte auf keine Einrede, wenn sie nur schwätzen und jammern konnte. Aber das Essen schmeckte ihr noch recht gut und die Verdauung ließ selten etwas zu wünschen übrig, trotzdem sie sich so wenig Bewegung machte.

In den letzten Jahren hatte Fräulein Luise eine feste Anstellung an einem großen Mädcheninstitut angenommen, wo sie Musikunterricht ertheilte und außerdem auch in der untersten Classe zur Aushilfe verwendet wurde. Sie konnte nebenher noch recht zahlreiche besser bezahlte Privatstunden geben und war durch das sein Gehalt als Institutslehrerin der Sorgen doch einigermaßen entboben, so daß sie sich mehr als Stundenfrau den Einzelstunden hier bereitet hatte. Außerdem konnte es ihr sehr lieb, daß sie so viel mehr Stunden außer der häuslichen Hölle zubringen durfte. Sie war eigentlich nur Mittags und Sonntags regelmäßig daheim. Den Abend brachte sie sehr häufig in Concerten zu, wofür sie Freikarten in Fülle bekam. Wenn sie daheim war, las sie viele und gute Bücher bis tief in die Nacht hinein, nachdem sie die Mutter zu Bett gebracht hatte. Ihr eigenes Clavierspiel zu pflegen gab sie fast ganz auf, denn die Mutter fieng sofort an über ihre Nerven zu klagen, sobald sie nur den Deckel des Instrumentes aufklirrte. So bestrebte der alte Stupfigkeit verstummt und unhörbar ein trauriges Dasein in der engen Behausung der einstigen Virtuosin.

Alle Illusionen dahin und auch alle Hoffnungen! Sie sehnte nicht einmal den Tod der Mutter herbei — o Gott bewahre! Die kränklichen Mütter alter Jungfern waren schier durch die Bank genau der ihrigen gleich. Aeltere Fräulein unter sich hielten es nicht einmal für der Mühe wert, ein besonderes Wesen aus ihren thatsächlichen Leiden zu machen. Sie waren nur einmal in — nur ein kleiner Paragraph der gottgewollten Weltordnung! Die Notdurftigkeit der schwachen, hilflosen alten Frau gegenüber war etwas Selbstverständliches sich ihr gewaltsam entziehen zu wollen, kam keinem an ständigen Charakter in den Sinn kommen. Und Luising gönnte ihrem Mutterig von Herzen das Leben, so lange ihr noch das Essen so gut schmeckte. Würde sie sich krei und erlöst fühlen, wenn Mudding starb? Nein, die Plage würde ihr fehlen, und das Mangel an was Angebrauchen zum Bethun und Besorgen würde sie sich vermuthlich irgendwelches Bichtung ausdenken. Es war einmal so und man mußte sich drein zu schicken wissen: Mädchen, die nicht was Außerordentliches aus eigener Kraft sind, werden von ihren Müttern zerrieben, Flackernde Hoffnungen, heißes Wünschen werden ausgetöscht durch die trüben Sprüdichkeiten der häuslichen Pflichterfüllung, und kräftiges Wollen zerrieben zu Pulver, nur noch gut als Dünger für die Topfblumen der alten Damen.

Das war die Geschichte, die in Krankenzimmern um die Augen des Fräuleins Luise Jakobsen zu lesen stand.

Und man war sie fertig mit ihrer Selbstprüfung. Sie trat ein wenig zurück vom Spiegel, kreiste die langes Nachthemd von den Schultern und band es mit den Aermeln um ihre Hüften fest. Und wie sie nun wieder in den Spiegel schaute und sich wohlig mit den Händen über das feste Fleisch unter der glatten, weißen Haut strich, da verschwand auf einmal der schmerzlich gebannte Ausdruck, der es so oft entdichten ließ, aus ihrem Gesicht, und ein zufriedenheitloses heißes Lachen, das noch gar lindlich freshlich klang,

Digitized by Google

und doch, so zu sagen, die ganze behagliche Fülle ihres Busens athmete, fiel ihre herrlichen runden Schultern zudeu und spannte die weiche, zarte Haut über ihrer Rehte. So klar sie sich darüber war, daß ihr Antlitz kaum leidlich hübsch zu nennen war, so stolz und sicher war sie sich auch der reizen, fraulichen Schönheit ihres Körpers bewußt und diese stets keusch verborgene Vollkommenheit war ihr heimlicher Schatz, dem sie auch das einzige große und frohe Erlebnis ihres einförmig dahingezählten Daseins verdankte.

Also doch! O ja — es waren Schauer von Küssen niedergegangen über diese prachtvollen Arme, diese Schultern, diesen Marmornacken und diese klassisch schöne Büste. Und das hatte sich so gefügt:

Vor drei Jahren erst, im Winter, bevor sie als Lehrerin in das Institut eintrat, war ihr zum erstenmal die Lust angekommen, sich das lustige Münchener Faschingstreiben einmal aus der Nähe zu betrachten. Eine etwas leichtfertige Berufsgenossin hatte sie überredet, sie einmal auf eine Redoute in den Centralsälen zu begleiten, die zu derzeit einigermaßen berüchtigt und doch das Feinste von öffentlichen Maskenbällen waren — Redouten nach Wiener Art, zu welchen nur die Damen maskirt, die Herren aber im Gesellschaftsanzug ohne Visier erschienen. Sie hatte sich einen schwarzen Domino ausgeliehen, der ihr wie angegossen saß und so tief ausgeschnitten war, daß all' ihre Herrlichkeit zur Geltung kam. Ihr reiches, blondes Haar hatte sie unter eine Atlaskappe mit einfachem Aufputz gezwängt und, nicht zufrieden mit dem Visier, ihr ganzes Antlitz noch mit einem schwarzen Spitzenschleier verhüllt.

Der Mutter wurde ein leiser Schwindel vorgemacht und dann ging's fast im Tanzschritte zu dem verabredeten Treffpunkt mit der Genossin. Mit idiotischem Gewissen, ängstlich, nervös, glückheiß unter dem dicken Schleier, unter dem sie kaum athmen konnte, betrat sie den weiten Tanzsaal. Ihre Führerin, der die Sache nichts neues war, ging alsbald auf Abenteuer aus, sprach bekannte und unbekannte Herren mit kecken Neckereien an und hatte auch bald einen flotten Tänzer, der ein bischen nach etwas aussah, gefunden. Luise Jakobien jedoch hielt sich furchtsam im dichtesten Gedränge müßiger, blöder Gaffer und geschmacklos aufgeputzter Frauenzimmer der ältesten Jahrgänge in der Nähe des Hauptein gauges verkehrt. Die schwüle, staubige Gastluft versetzte ihr den Athem, das freche Gebahren mancher Paare, das Schreien und Kreischen begannen sie anzuekeln und sie dachte schon daran, die Genossin im Stich zu lassen und sich auf Französisch zu empfehlen, als sie ganz in ihrer Nähe einen großen, schlanken Herrn in mittleren Jahren gewahrte, der ihr merkwürdig bekannt vorkam. Mit etwas unbehemm Lachein schaute er kühl, aber aufmerksam beobachtend in das tolle Treiben hinein und hinwerfte sich anscheinend wenig um die Dominos, die mit lockenden Blicken bei ihm vorbeiflirrten. Sollte das nicht der bekannte, von ihr hoch verehrte Componist sein, dessen Bild sie schon oft in Zeitschriften und in den Auslagen der Musikalienhändler gesehen hatte?

Und das gänzlich Unerwartete geschah. Der große Herr schuf sich langsam durch das Gedränge Bahn, um zu einem Nebensaale zu gelangen, und als er bis zu ihr vorgedrungen war, blieb er plötzlich überrascht stehen, musterte sie ein paar Secunden und sagte dann mit einer höflichen Verbeugung: „Tanzest du wohl mit mir, schöne Dame?"

Sie schloß sich ihm schweigend an, er zog ihren Arm durch den seinen, geleitete sie so aus dem Gedränge hinaus und tanzte mit ihr. Und dann hörte er sie, noch ganz außer Athem, auf die Komplimente und sagte: „Welches Glück, daß ich dich gefunden habe, Domino! Ich wollte schon heim die Proleten und die Frauenzimmer ohne Geschmack dominieren mir hier zu viele. Aber du bist eine Dame und du bist sehr schön — soweit ich sehen kann. Laß uns zusammenbleiben, ja?"

Und sie blieben die ganze Nacht beisammen. Er tanzte mit keiner Andern, er geleitete sie an einen reservierten Tisch, an dem sich eine Anzahl Herren einfanden, fun alle Annalien, einige schon solche von Ruf, deren Bedeutung auch sie kannte. Sie konversierten und tranken Champagner. Und sie war das einzige weibliche Wesen an dem Tische, aber Alle behandelten sie als Dame und machten ihr höfliche Komplimente über ihre große, feine Schönheit und selbst in sich entzückt von ihrem hellen, weltbewandten Wahn und von ihrem witzigen Geplauder. Denn sie war ausgelassen und hatte die ganze frische Munterkeit ihrer fröhlichsten Mädchenjahre wiedergefunden. Ihr Beschützer war wirklich jener berühmte Meister und sie machte sich das Vergnügen, ihn neckisch auf die Folter der Neugier zu spannen. Sie ließ ihn bei dem Glauben, daß sie eine durchgegangene große Dame sei. — Und sehr spät in der Nacht brachte er sie dann heim, im Wagen. Und da gieng der heiße Kussschauer auf sie nieder. Ganz hingegeben, glücklich benauscht, hieng sie an seinem Halse und erwiederte stürmisch die stumme Huldigung seiner Lippen. Aber weiter ließ sie es nicht kommen; sie blieb auch in dieser Feuerprobe das kensche, norddeutsche Mädchen, das seine Reinheit über alles schätzt; sie verlor nicht die Besinnung und ließ sich auch zu keinem anderen Verbrechen hinreißen, als wieder auf die Redoute zu kommen — auf die letzte des Carnevals. Sie sagte ihm nicht, wer sie sei, ließ die Droschke an einer falschen Straßenecke halten und verbot ihm, ihr zu folgen.

Und es gelang. Nie erfuhr er ihren Namen und Stand, nie bekam er ihr Gesicht unverhüllt zu sehen und nur, was die Schneiderin ihm vergönnte, das gehörte ihm als frische duftende Beide zur feine beißhungrigen Lippen. Und leider traten sie sich jedes Jahr auf der letzten Redoute und höchstens noch einmal zwischen hinduch aus Zufall. Und er bewahrte ihr seine treu verehrungsvolle Glut und verlockte nie über die Grenze zu gehen, die sie ihm am ersten Abend gesteckt. Dies seltsame Verhältnis war ihr heimliches Glück, ihr einziger Trost. War so ein warmer Küssregen über ihre unverletzte Herrlichkeit niedergegangen, dann blühte sie wieder auf ein Jahr und ihr Altmädchenthum hatte keine weiteren Schrecken für sie.

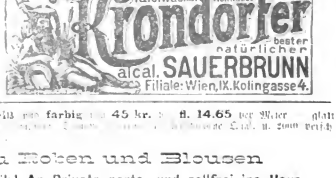
Die Mutter steckte den Kopf zur Thür herein. „Herrgott, Deeen, du bist ja wohl unklug? Was siehst du hier eine Ewigkeit halb nackigt — du willst dir wohl rein mit Gewalt den Tod holen?"

Fräulein Luising lachte leise hinter der Mutter drein und dachte: Ach nein, die Gewissheit des blühenden Lebens will ich mir holen an meinem dreißigsten Geburtstage. So lange es noch einmal im Jahre Küsse regnet, gehe ich nicht ein — oho! Und später? Ja, dann muß ich mich wohl ganz auf meine Mädels zurückziehen. Das flattert aus und ein Sommer und Winter von jungen Geschöpfen, die was wir lernen wollen. Ganz und böse, dummne und kluge. Und welche sind doch immer darunter, die es zu ihr hinzieht. Wenn du einmal lachen musst in der Stunde, dein frohes Mädchenlachen, dann schauen die jungen Augen verwundert zu dir auf und plötzlich strahlt ihr Vertrauen zu dir wie eine Knospe auf. Und so ein gutes Ding schlieft sein dünnes Aermchen zutraulich um deinen Arm und fragt: „Haben Sie mich lieb, Fräulein?" Oh, das ist auch schön! Und wenn's nimmer Küsse regnet, dann soll das des alten Mädchens ganze Freude sein. Ein bischen Liebe was brauchi's denn mehr, um jedes Leben erträglich zu machen?

Wir bitten die geehrten Leser, bei Einkäufen an die in unserem Blatte inserierenden Firmen sich stets auf die „Zeit" zu beziehen; ferner in Hotels, Restaurants, Cafés, Pensionen, an Bahnhöfen, in Lesezimmern immer wieder nachdrücklichst die Wiener Wochenschrift „Die Zeit" verlangen oder eventuell wohlwollend empfehlen zu wollen.

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler



schwarz, weiß und farbig von 45 kr. bis fl. 14.65 per Meter — glatt

Zu Roben und Blousen

ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus.

Muster umgehend.

Direkter Versand nach der Schweiz.

„Henneberg-Seide"

nur echt, wenn direct ab meinen Fabriken bezogen!

G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Digitized by Google

Nach der Confiscation zweite Auflage.

Die Zeit.

XX. Band. Wien, den 23. September 1899. Nummer 260.

Constitutionelle Garantien.

Es hat einmal eine Zeit gegeben, wo es leicht war, in Oesterreich zu regieren. Die Völker glaubten damals noch an die schönen Worte der Regierenden, und der Vertrauensvorschuß, den sie jedem neuen Ministerium auf's Wort hin bereitwillig leisteten, war das Capital, mit dem die Regierungen wirthschafteten, bis sie abgewirtschaftet hatten. Die gleißnerischen Worte waren die Hauptsache. Die Thaten kamen nur nebenher in Betracht. Noch Graf Taaffe half sich mit Worten über die schwierigsten Situationen hinweg. Als er Ende 1888 seine Majorität ihm unter den Händen entschwinden sah, rief er die böhmische Ausgleichsconferenz ein, deren Wechselreden und Protokolle genügten, um ihm auf Jahre hinaus die Unterstützung seiner alten Gegner, der Deutschliberalen, und mit ihrer Hilfe die Durchführung der umfangreichsten Werke seiner Regierung, der Valutaregulierung und der Handelsverträge, zu sichern. Als er sie nicht mehr brauchte, lachte er die Deutschliberalen aus und legte die Ausgleichsconstitutionen, die ihren Dienst gethan hatten, ruhig zur Maculatur.

Die Enttäuschung darüber war speciell unter den Deutschen groß, aber noch immer nicht stark genug, um das allereingewurzelte Vertrauen in Ministerworte völlig zu vernichten. Die „Oeffentlichkeit und Wahrheit"-Phraseologie des Ministeriums Windischgrätz wurde von vielen Naiven mit förmlicher Begeisterung aufgenommen, bis nach anderthalb Jahren die ganze Heuchelei an den Tag gebracht war. Selbst das Ministerium Badeni durfte noch auf den Vortglauben der Deutschen eine Zeitlang sündigen. Die paar Worte von der „voranleuchtenden deutschen Cultur" ermöglichten es ihm, in den ersten anderthalb Jahren seiner Existenz die Steuerreform und die Civilprocessreform durchzuziehen. Erst die Sprachenverordnungen, mit denen das Ministerium Badeni der deutschen Cultur heimleuchtete, brachten einen Wandel in den sinnlichen Anschauungen über den Wert von Ministerworten hervor. An die Stelle der dem beschränkten Unterthanenverstand eigenen Auffassung, daß einem Ministerium und seinen Worten solange Vertrauen entgegengebracht werden müsse, bis es sich dessen unwürdig erwiesen habe, trat die andere Idee, daß einer Regierung so lange das schärfste Mißtrauen entgegengesetzt werden müsse, bis sie sich durch Thaten das öffentliche Vertrauen erworben hat. Der Schwur von Thaten, durch den sich die deutschen Oppositionsabgeordneten verpflichteten, mit seiner Regierung in Unterhandlungen zu treten, ehe nicht die Sprachenverordnungen aufgehoben seien, war nur eine besonders kräftige Formulierung dieser constitutionellen Mißtrauensstimmung.

Doch noch war das Mißtrauen auf die nationale Frage beschränkt. Als Graf Thun in seiner Programmrede am 21. März 1898 erklärte: „Die Regierung betrachtet die Wiederherstellung geordneter parlamentarischer Zustände und des regelmäßigen Ganges der Gesetzgebung als ihre erste und nächstliegende politische Aufgabe, zumal im gegenwärtigen Augenblick, wo die im Interesse der Machtstellung des Reiches und seiner wirtschaftlichen Kräftigung dringend gebotenen Vereinbarungen mit der anderen Reichshälfte der parlamentarischen Austragung harren" — glaubte man dem Cabinet doch wenigstens seine parlamentarischen Absichten. Denn seit Beteredi, seit dreißig Jahren, hatte doch noch keine Regierung, auch die reactionärste nicht, den tollen Plan gefaßt, ohne Parlament zu regieren, und selbst der erfolgreichste Antiparlamentarier, Graf Taaffe, hatte gewußt eine solche Zumuthung als „Staatsstreich" weit von sich gewiesen. Aber das Ministerium Thun-Kaizl hat bewiesen, daß man trotz Octoberdiplom, Februarpatent, Decembervertassung und trotz allen Verfassungseiden einer österreichischen Regierung nicht einmal glauben darf, daß sie mit dem Parlament regieren will. Es ist bekannt geworden, daß das Ministerium Thun, ehe es noch seine Programmerklärung in die Welt geschickt, die Verpflichtung auf sich genommen hatte, gerade den ungarischen Ausgleich, auf den es sich doch zur Rechtfertigung seiner parlamentarischen Absichten nachher berief, ohne Parlament zu vollziehen, wie es denn auch geschehen ist. Bis auf die unter geordnete Function als Wahlapparat der Quotendeputation und der Delegation hat das Ministerium Thun-Kaizl das Parlament gänzlich außer Thätigkeit gesetzt. Die muthmaßliche Schließung, Vertagung, Wiedereröffnung des Reichsraths hatte zum Schaden noch den Spott gefügt.

So hat dieses Cabinet auch den letzten Rest des Glaubens an Ministerworte zerstört. In den Zukunftscombinationen, die die politischen Zeitungen füllen, kehrt auf Seite der Regierung immer der Verdacht wieder, daß ein nächstes Ministerium, ja ein Ministerium der alten oder ein Ministerium einer neuen Majorität oder ein Beamtenministerium — nur Ordnung muß sein! — das Parlament benützen werde, bis die gewissen Wahlen vollzogen, bis dem Ausgleich die von den Ungarn ersehnte Zudemnität ertheilt ist, um dann das bequeme, das wirklich nur allzu bequeme § 14-Spiel, mindestens bis zu den nächsten Delegationswahlen, von vorne wieder anzufangen. Solange dieser, erst durch die Erfahrungen mit Thun und Kaizl aber nun auch vollauf gerechtfertigte Verdacht besteht, kommt man aus der gegenwärtigen Situation nicht heraus und ist, da es ja doch ohne Parlament auf die Dauer nicht geht, das Regieren in Oesterreich fernerhin zur Unmöglichkeit geworden. Um dieses grundstürzende Mißtrauen zu verscheuchen, genügen heute neue Männer nicht mehr, weil man ihren Worten nicht glaubt, daß sind Maßregeln nöthig. Solche Maßregeln gibt es. In den Verfassungen anderer Länder, die entweder früher schon ähnliche Erfahrungen gemacht haben, wie wir jetzt, oder sie bei der Redigierung ihrer Verfassungen vorausbedacht haben, sind sie vorgesehen: man nennt sie constitutionelle Garantien. In solchen Verfassungen ist die Mitwirkung des Parlaments bei der Gesetzgebung nicht wie bei uns faculativ, sondern obligatorisch, das heißt: es gibt keinen § 14. In solchen Verfassungen ist auch die Einberufung, Vertagung, Schließung der Parlamentssession nicht der Willkür der Regierung anheimgestellt. Es ist vielmehr ein fester Zeitpunkt im voraus bestimmt, an dem das Parlament entweder einberufen werden muß oder auch ohne besondere Einberufung einfach kalendermäßig zusammentritt: es ist bestimmt, daß eine Vertagung eine gewisse Zeitdauer nicht überschreiten, und daß eine Schließung der Session nicht erfolgen darf, ehe nicht der Voranschlag für das nächste Jahr und die letzte Schlußrechnung genehmigt ist; es ist endlich einer analysierten Minorität von Abgeordneten das Recht gegeben, die Einberufung des Parlaments zu einem beliebigen Zeitpunkt oder mindestens während einer Vertagung zu erzwingen. Constitutionelle Garantien solcher Art enthält, um nicht westeuropäische Beispiele zu citieren, auch die ungarische Verfassung. Nur sie bewirken, daß das Parlament von der Regierung ernst genommen wird und demgemäß auch von der Bevölkerung. Unser garantieloses Parlament konnte, da es einer unfähigen Regierung unbeanem wurde, von ihr leicht zur Ruhe gesetzt werden. Aber jetzt, wo man es nicht länger entbehren kann, läßt sich's nicht gut wieder in Gang bringen. Daran ist die große antiparlamentarische Action der Staatsmänner Thun und Kaizl geschieitert. Ein constitutionell garantiertes Parlament mag manchmal einer schlechten Regierung lästig werden, das weiß nur der Thätigkeit der jenseitigen, jederzeit erfolgenden Regierung ein Ende, nicht aber der des Parlaments, und wenn man das Parlament braucht, ist's auch immer da. Die constitutionellen Garantien garantieren nicht nur der Bevölkerung die Erhaltung des Parlaments, sondern auch der Regierung. K.

Zur moralischen Wiedergeburt Frankreichs.

In diesen Tagen wird an allen Enden der civilisierten Welt der Banterott der französischen Gesittung constatiert. Bei all den berechtigten Unwillen vergißt man nur, daß das Urtheil des Kriegsgerichtes in Rennes der Ausdruck einer moralischen Corruption ist, die allen militärisch geführenden Nationen gemeinsam ist und nur durch eine besondere Verkettung von Umständen zuerst in Frankreich zu Tage trat. Wie würde wohl z. B. das Bismarckliche Deutschland die Probe bestehen, wenn es einmal ernsthaft zu wählen hätte zwischen Staatsraison und Gesittung? Ich dächte, wir hätten genug Dinge erlebt, die uns zeigten, welcher kathlosen Charakterlosigkeit die anständigsten Männer in Deutschland fähig sind, sobald es sich darum handelt, den Schein der Autorität zu retten. Ein Professor an einer ernsten, deutschen Universität meinte kürzlich, es sei doch unbegreiflich, wie man um eines einzelnen Menschen willen so viel

Digitized by Google

Aufhebens machen könne; lieber müsse der Einzelne geopfert werden, als daß die Gesellschaft an den Abgrund des Bürgerkrieges gedrängt werde. Und ein anderer deutscher „Intellectueller" meinte, die ganze Affaire sei überhaupt nur von den Juden aufgebauscht. Und wie viele von denen, die heute entrüstet auf Frankreich loszuschlagen, sind wirklich in dem prinzipiellen Conflict mit vollem Bewußtsein auf der Seite des Rechts? Man beobachte z. B. nur einmal die tumultuarische Entrüstung des amerikanischen Volkes. Das sind die-selben Leute, die jetzt halbverrückt vor Begeisterung für den heim-kehrenden „Nationatheros" Dewey sind und deren Rechtfertigung der Schlächterei auf den Philippinen alle Begriffe von Civilisation und Menschlichkeit auf den Kopf stellt!

Wer weiß, ob nicht Frankreich der moralischen Umkehr näher ist, als alle anderen Nationen, gerade weil das Geschwür des Milita-rismus dort zuerst aufgebrochen ist, und weil eine Nation so gut wie der Einzelne durch auswühlende Erlebnisse vertieft und gereinigt wird. „Im Himmel ist mehr Freude über einen Sünder, der Buße thut, als über 99 Gerechte."

Uns scheint es in der That, als wenn gerade inmitten der gewaltigen Krise des gegenwärtigen Frankreich Zeichen der mora-lischen Wiedergeburt zu Tage träten. Eine Aera der Revision aller eingewurzelten Anschauungen beginnt die geistig leitenden Kreise der Nation immer mehr in ihren Bann zu ziehen. Die sogenannte Bewegung der Intellectuellen concentrirt sich und vertieft sich. Man organisiert eine planvolle Einwirkung auf die öffentliche Meinung und auf die junge Generation, man geht dem Uebel an die Wurzel.

Eine Reihe der bedeutendsten Pariser Intellectuellen, unter ihnen Gabriell Leailles, Maurice Boucher und der Sorbonne-Professor Ferdinand Buisson, haben sich in der von Paul Desjardins be-gründeten „Union pour l'action morale" vereinigt, um „als ein Laienorden für persönliche und soziale Pflicht" der Wiedergeburt ihres Vaterlandes zu dienen. Sie kämpfen energisch gegen den noch von manchen Akademikern gehegten Wunsch nach einem neuen Dictator, einem „Degen", der die gährenden Kräfte mit eherner Faust der nationalen Einheit unterwerfe und Ruhe schaffe vor dem Lärm der Straße. Sie stellen sich ganz bewußt auf den Boden der Demokratie, aber sie fordern ein Bündnis des Demos mit der geistigen Aristokratie, denn die letzten Jahrzehnte der Republik hätten unwiderleglich gezeigt, daß eine Demokratie, in der letzten Endes die Instinkte und Mißverständnisse einer rathlosen Mehrheit die Entscheidung gäben, die schlimmste Dictatur sei — schlimmer als jede mögliche Cäsarenherrschaft. In diesem Sinne wendet sich Ferdinand Buisson in einem Vortrage über „die gegenwärtige Aufgabe der Jugend", geschaffen im Collège des sciences sociales", an die junge Generation des Landes. Ein Muthiger habe es einmal ausgesprochen: „Dieser Staatsform ist jetzt das größte Unglück passiert, sie hat ihre Posie verloren." Es sei wahr, daß die Ent-wickelung des parlamentarischen Systems in Frankreich Erscheine-gendes genug gezeitigt habe — aber Schuld daran sei nicht die Freiheit, sondern die Pflichtlosigkeit und Indifferenz der Gebildeten. „Ihr klagt über das Sinken des politischen Niveaus und macht das allgemeine Stimmrecht dafür verantwortlich? Schön. Hofft Ihr vielleicht, daß Frankreich eines Tages auf den Wahlzettel zurück greifen wird? Nein? Ich dachte es wohl. Was bleibt also übrig, als dieses allgemeine Stimmrecht, das uns über den Kopf zu wachsen droht, zu vertiefen und seine Bedeutung klar zu machen. Was habt Ihr bis jetzt dafür angewendet? Kaum 20 Jahre ist es her, daß wir für das Schulgesetz gestimmt haben, dessen Bedeutung für die staatsbürgerliche Erziehung nicht größer ist, als die Kenntnis des Alphabets für einen Cursus in der Sorbonne. Nach wenigen Jahren, oft sogar nach einigen Monaten eines kärglichen Primärunterrichtes, wo der Greisesjahre baldig ausgedroht worden, im Alter von 11, 12 Jahren, stellen wir das Kind wieder auf die Straße, es dem Zufall, der Werkstätte, der Schänke überlassend, aus ihm einen Mann, einen Bürger, einen Wähler zu bilden. Was bisher nicht geschehen, das muß jetzt geschehen: das ist das ganze Geheimnis. Jede lebensfähige Demokratie braucht einen engeren auserwählten Kreis von Menschen, die ihr Herz und Hirn repräsentieren. Der ganze Jammer unserer jüngsten Zeit rührt daher, daß sich solche Kreise bei uns noch nicht organisch vollzogen hat. Ihre Elemente sind dumm gelassen, ohne Zusammenhang, wissen weder von einander, noch kennt sie die Menge. Ihr jungen Leute, vereinigt Euch zu dieser Elite! Einer der Veteranen unserer Demokratie, Emile Zola, wiederholte mir unlängst eine Definition, die ich Euch mittheilen will: Eine gesunde Demokratie ist ein sozialer Boden, aus dem fruchtbare Aristokratien hervorsprießen und sich frei entwickeln." Ihre Zweifel weiß er damit sagen, daß sie nur so lange Bestand haben, als sie nützen. „Warum sollte Ihr nicht eine solche Aristokratie bilden? Mein Traum für Frankreichs nächste Zukunft ist, daß Euch etwa in der Rolle, welche die Aristokratie in der englischen Gesellschaft spielt, nur mit dem Unterschiede, daß Ihr nicht eine höhere Classe, die das Volk beherrschtet, sondern selber Volk sein und dessen Reihe eingedenk bleiben werdet."

Daß in der französischen Jugend empfänglicher Boden für derartige Mahnungen vorhanden ist, das zeigt eine Proclamation, die vor einigen Monaten von einer Reihe Pariser Studenten an sämmtliche Commilitonen Frankreichs ergangen ist und bereits zu zahlreichen Gruppenbildungen geführt hat. Wir citieren folgende Eingangssätze aus dieser Proclamation:

„Eine Reihe von Studenten, ergriffen von einem gemein-samen Ideal, haben sich vereinigt, um ihre Grundsätze auszubreiten, und ihr eigenes Leben damit in vollerem Einklang zu setzen. Sie stellen kein neues Dogma auf. Ziel ihrer Vereinigung ist nur, die Studierenden aller französischen Universitäten um einige rein ethische Ideen zu sammeln und so einen Brennpunkt höheren Lebens zu schaffen und alle die Kräfte des Guten, die heute zersplittert sind, zu einer realen Kraft im Dienste der Gesellschaft zu machen. Die Ehrfurcht vor der menschlichen Persönlichkeit in allen ihren Formen, mit allen Consequenzen, die daraus folgen, ist das centrale Prinzip, die Seele dieser Vereinigung. Ihre Bethätigung wird dahin gehen, dies Prinzip zum Siege zu bringen im Kampf gegen alle die Triebungen der Selbstsucht und Gewalt, die ihm im Wege stehen und seine Anerkennung hemmen. Die alleinige Thatsache, daß man sich kennen lernt und vereinigt, wird schon eine Macht werden ..."

Man kann in diesem Aufruf deutlich die tiefe Ergriffenheit spüren, die von der Dreyfus-Angelegenheit ausgeht und die junge Generation den neuen sittlichen Mächten zuwendet, welche in diesem gewaltigen Culturkampfe ihre ganze menschliche Größe enthüllt haben. Wann wird aus der Mitte der deutschen Studentenschaft ein ähnlicher Protest gegen das ganze schneidige Gethue und die Antisemiterei unserer Jugend erstehen?

Die neue ethische Strömung tritt ganz besonders klar hervor in dem groß angelegten Unternehmen, das seit October 1898 von dem Secretär der „Union pour l'action morale", M. Deherme, in die Hand genommen worden ist. Das Unternehmen führt den Namen „Geistiges Zusammenwirken für die ethisch-soziale Erziehung des Volkes". Herr Deherme hat diesem Gedanken eine eigene Monats-schrift gewidmet, „La coopération des idées", durch deren eindrucks-volle und begeisterte Artikel er im Laufe von wenigen Monaten die Mehrzahl der Pariser „Intellectuellen" für seinen Vorschlag einer university-extension gewonnen hat, und zwar besonders durch die Art, wie er die Nothwendigkeit eines solchen Unternehmens durch die Ereignisse der letzten Monate zu beleuchten wußte. Bei der Universitätsausdehnung der übrigen Länder steht die Geistes-bildung im Vordergrunde: actuelle soziale und moralische Probleme werden möglichst vermieden, während hier die social-ethische und pädagogische Gesichtspunkte die Veranstaltungen beherrscht. Herr Deherme hat den richtigen Ton getroffen, um den Intellectuellen zum Bewußtsein zu bringen, daß die französische Cultur nicht durch eine einmalige moralische Action der leitenden Geister zu retten ist, sondern, daß es sich darum handelt, die Grund-bedingung einer demokratischen Civilisation zu erfüllen, nämlich die breiten Massen dem Treiben blinder Instinkte zu entziehen und eine „Elite des Proletariats" zu schaffen, durch welche ein reiferes Urtheil und edle Gedanken in das öffentliche Leben der Nation eindringen können. Folgende Sätze, die wir aus verschiedenen Auf-sätzen und Artikeln der „Coopération des Idées" citieren, mögen das Wesen des ganzen Unternehmens kennzeichnen. „Wir bauen auf die brüderliche Verbindung zwischen dem Denker und dem Hand-arbeiter. Unser Ziel ist mehr gegenseitige Erziehung als Unterricht. Es betrifft mehr die ethische als die intellectuelle Cultur. . . Der blinde Fanatismus wird leider noch seine Opfer fordern — vielleicht mehr von Seite derer, die Gewalt üben, als derer, die vergewaltigt werden; die gedrückten Massen, zeugt bisweilen durch eine krampfhafte Presse, geraathen in Aufruhr auf Grund gemeiner Sophismen und gehässiger Doctrinen. Und warum? Wir sind schuld! Es ist eben nicht genug, sich selbst ein „moralisches Wohnhaus" zu bauen und mit Stolz dessen Sicherheit und Harmonie zu betrachten. Unser Gewissen kann nicht ausruhen im Bewußtsein seiner Reinheit, wenn draußen unzählige sichtlose Gewissen bleiben! Wir alle sind mitverantwortlich für die tragischen Ereignisse, welche Schlag auf Schlag folgen. Diese stiftet unser bloßes Protestieren! Es wird schwach und nichtig bleiben, wenn wir nicht neues Verbrechen und Zer-rüttungen an der Wurzel vorbeugen. Wir müssen ins Volk gehen! Es gibt gar keine Vorwände und Verpflichtungen, welche Männer von Geist, Wissen und Herz von dieser gebieterischen Pflicht entbinden könnten. Endlich sieht man die Nothwendigkeit ein, daß eine öffentliche Meinung in Frankreich geschaffen werden müsse. An Stelle des Partei- und Sectengeistes wollen wir den Geist der Versöhnung setzen. Wir wenden uns gegen keine Art von Utopie. Wir arbeiten nur daran, die Geister vorzubereiten. Wir wollen den Lebenskern der kämpfenden Gesellschaft schaffen ..."

Im Sinne dieser Ausführungen hat nun Herr Deherme mit einer Reihe von Gesinnungsgenossen in verschiedenen Gegenden der Stadt Paris Versammlungsabende mit Einzelvorträgen, Cursen und Discussionen eingerichtet. Bereits bis fünfzig Professoren, Schrift-steller, Künstler und Advocaten, meist von internationalem Ruf, haben hierbei mitgewirkt, so daß die Veranstaltungen einen

Digitized by Google

Abend besetzt war. Immer wieder wurde hervorgehoben, daß diese Veranstaltungen nicht etwa auf die bloße Belehrung der Arbeiter hinausgehen, sondern daß die ethische Wirkung der freundschaftlichen Aussprache und persönlichen Berührung die Hauptsache sei. Aus diesem Grunde sei auch die neue Unternehmung nicht mit irgendwelchen anderen Bestrebungen zur Volksbildung auf eine Stufe zu stellen. Es handle sich um etwas Neues, um einen ethischen Proceß, der eine nominelle Demokratie zu einer wirklichen Demokratie zu machen bestimmt sei.

Es ist bezeichnend, daß zu den begeistertsten Förderern der ganzen Bewegung Henry Béranger gehört, der Verfasser des Buches „Die Aristokratie des Geistes", der durch dieses Bündnis der Intellectuellen mit der Arbeiterschaft die Voraussetzungen für eine Aristokratie auf demokratischer Grundlage schaffen will.

Die Veranstalter der „social-ethischen Volkserziehung" haben in ihrem Maueranschlage die Arbeiter mit folgenden Worten zu den Versammlungsabenden eingeladen:

„An die Arbeiter! Wir sind „Arbeiter" wie Ihr. Aber wir glauben, daß das menschliche Leben reichere, höhere und andauerndere Freuden kennt, als sie das Wirtshaus bieten kann. Wollt Ihr die Unsrigen werden?

Ihr werdet unter uns weder Pedanten, noch Seetierer, noch Ehrgeizige finden, sondern aufrichtige Freunde, ganz gleich, was Euere Ueberzeugungen sind.

Wir wollen nichts sein als Menschen, das heißt mehr als bloße Instinete: Gewissen, Geisteskräfte, Willensmächte!

Und das, Kameraden, werdet auch Ihr wollen."

Die Vortragsabende haben von November bis Mai ununterbrochen stattgefunden und unerwartet reiche Betheiligung von beiden Seiten gehabt. Bezeichnet wird das Programm der Vorträge mit dem, was bisher von deutschen Universitäten in dieser Beziehung ängstlich tastend versucht worden ist, so sieht man mit Erstaunen, mit welcher Unerschrockenheit man hier vom ethischen Standpunkte mitten in die actuellen Probleme hineingegangen ist — statt über die Geschichte des Handwerkes im Mittelalter zu referieren. Das ist unio anerkennenswerter, als ja alles Vorgetragene der Discussion und Fragestellung von Seiten der Zuhörer offen gestellt war. Wir erwähnen z. B. folgende Themata: Gewalt oder Gerechtigkeit? Patriotismus und Internationalismus. Die Judenfrage in Algerien. Das Recht auf Arbeit. Die Frauenfrage. Die Lehren der französischen Socialphilosophie. Colonialpolitik. Die großen Strikes in England. Intellectuelle und Proletarier. Die Theorie der freien Liebe ze. Diese actuellen Themata wurden von einer ganzen Reihe von hervorragenden Schriftstellern behandelt.

Aus dem großen Zudrang zu diesen Veranstaltungen und der Begeisterung, welche die persönliche Berührung mit der bildungsbungrigen Arbeiterschaft in den Reihen der Intellectuellen erweckt hat, ist nun die weitere Idee entstanden, zunächst in Paris und dann in den Provinzen „Volksuniversitäten" als Mittelpunkte solcher social-ethischer Wirksamkeit zu errichten, in welchen neben den Vortragsabenden auch Räume für Clubs und Geselligkeit vorhanden sein sollen. Diese Volksuniversitäten sollen, wie es Béranger nennt, die „Kathedralen der Demokratie" werden, der Ort zur Sammlung und Verständigung der geistigen Aristokratie aller Classen. Eine Subscription wurde mit so reichlichen Summen beantwortet, daß man schon in diesem Winter im Quartier Faubourg die erste Volksuniversität eröffnen wird.

Das ganze Project dieser „Kathedralen der Demokratie" findet natürlich lebhaften Widerstand in der clericalen Presse, da ja diese neuen Stätten der „social-ethischen Volkserziehung" von den „Exhirlern" ausgehen und wieder ein sichtbares Zeichen dafür sind, wie an Stelle der Kirche eine neue geistige Macht die Interessen der Gesittung in die Hand nimmt. War es ja doch auch Arnold Toynbee's ausgesprochener Gedanke, daß die Universitäten berufen seien, in der geistig-sittlichen Führung der Gesellschaft die Rolle einzunehmen, welche im Mittelalter dem Clerus gehörte. Was das Recht ist für das Heil der Seele und das Heil der Gesellschaft, das wird heute in der Verwickelung all unserer Lebensverhältnisse nur das freie Denken und die nach dem strengsten Maßstab zusammenhang von Ursache und Wirkung forschende Wissenschaft feststellen können. Der moralische Bankerott der Kirche im Dreyfusskandal hat den besten Beweis dafür geliefert, wie wenig sich diejenigen moralisch in der modernen Welt zurechtfinden können, die den alten Urkunden zu autoritärer Beianerkenntnis und ohne den Drang nach Prüfung und Revision gegenüberstehen. Oder hat der Dreyfus-Proceß mit seiner ganzen Verstrickung von Lüge, Heimlichkeit und Verfolgungssucht etwa nichts mit dem Heil der Seelen zu thun?

Wird Brunetière es noch jetzt noch wagen, der Demokratie in ihrer Wachstumskrisis den Rath zuzurufen: „Zurück zur katholischen Kirche!"?

Der Rat wirkt verführerisch auf Tausende, solange die Böswilligkeit nur an der Auflösung der alten Symbole arbeitet, auf welchen bisher die moralischen Lebensordnungen ruhten, er verliert jede Gefahr, sobald diese Wissenschaft selbst in das Leben tritt und das Licht des folgerichtigen Denkens auf das Verhältnis von Mensch zu Mensch und den Zusammenhang von Schuld und Gericht im socialen Leben fallen läßt. Nicht daß die Forschung fähig wäre, die sittlichen Kräfte zu schaffen: Aber sie kann dem Einzelnen das Leben selbst enthüllen, damit es in seiner ganzen Wahrheit auf ihn wirke und seine innere Welt mit dieser Wahrheit in Einklang bringe.

In diesem Sinne gehen jetzt die französischen Intellectuellen an das Werk, die social-ethischen Consequenzen der Demokratie zu ziehen. Und sie thun das mit demselben glühenden Eifer und warmen Herzen, mit dem vor mehr als 100 Jahren die Encyklopädisten die Wissenschaft in den Dienst der Gesittung stellten.

Zürich. Dr. Fr. W. Foerster.

Ein preußischer Junker über die Bismarck-Legenden*)

Es gibt noch immer Leute, nicht mehr sehr viele freilich, die nicht einsehen wollen, daß der obrigkeitliche Satz lautet: „Macht geht vor Recht." Zu ihnen gehört v. Diest-Daber, der „Don Quixote aus Hinterpommern", wie ihn nicht unzutreffend Franz Mehring genannt hat. Herr v. Diest ist der Typus des preußischen Junkers in seiner besten Form. Ich habe politisch fast nichts mit ihm gemein, und kann mich trotzdem starker Sympathien für ihn nicht erwehren. Besitzt er doch Muth und Ehrlichkeit in einem nicht gewöhnlichen Maße. Der größte Theil des Lebens des nunmehr Achtzigjährigen galt dem „Kampf ums Recht". Und bei diesem Kampf stand ihm der größte Gegner gegenüber, den er in Deutschland finden konnte, Fürst Bismarck. Diese Tragödie erfaßt den juristischen Zwischenfall zur Höhe eines politischen Ereignisses.

Die Wurzel dieses Kampfes zwischen Recht und Macht liegt in der Generalvollmacht, die Bismarck dem jüdischen Banquier Bleichröder für die Verwaltung seines fürstlichen Vermögens ertheilte. Bleichröder soll daraufhin den Fürsten an sehr nutzbringenden, aber nicht ganz einwandfreien Geldgeschäften „betheiligt" haben. Diest-Daber erblickte in diesen Finanzoperationen zu Gunsten des Reichskanzlers eine Abhängigmachung des höchsten Beamten von dem Capitalismus, der „Geldmacht", wie er sich selbst immer ausdrückt, eine Art Corruption, eine Gefährdung des Vaterlandes. Darum hielt er mit seiner Kritik nicht zurück. Bismarck ließ ihn anklagen. Was nun folgt, ist allerdings ein Schandfleck in der Geschichte der deutschen Justiz. Der Wahrheitsbeweis wurde ihm abgeschnitten. Gefetzliche Formalvorschriften blieben einfach unbeachtet. Die Verurtheilung erfolgte schließlich auf Grund eines anonymen Schriftstückes, das der Staatsanwalt verlas und das nun Urkundsrichten wurde. Es rührte augenscheinlich von Bismarck her, that auch die entsprechende Wirkung. Der Name des Urhebers blieb aber, zum Hohn auf alle straf-processualischen Vorschriften, im Dunklen.

Herr v. Diest, Landrath a. D. und Rittmeister, mußte auf drei Monate ins Gefängnis. Er verlachte, auf Grund der in dem anonymen Schriftstücke gegen ihn ausgebrochenen Beleidigungen eine Klage gegen Bismarck anzustrengen. Aber von 1877 bis zu Bismarcks Tode hat sich kein Gericht in Deutschland gefunden, das diese Klage angenommen hätte! Bei dem Civilgericht reichte Bismarck einfach sein Patent als General der Cavallerie ein, worauf es sich für unzuständig erklärte. Auf sein Gesuch um Constituierung eines Militärgerichtes ist Diest stets ohne Bescheid geblieben. Ihm wurde das Recht nurmehr verweigert. Er mußte wegen Bismarck Beleidigung eine Klage gegen Bismarck anst

Wilhelm, wenn er von ihm zum Lügen genöthigt wurde, immer roth geworden sei. Die v. Dieſſche Broſchüre weist einige Dutzend Bismarck'ſcher Unwahrheiten nach. Eine Anzahl davon mag auf Irrthum zurückzuführen ſein. Aber wenn er auf dieſe „Irrthümer", die zum Theil andere Leute auf's ärgſte in ihrer Ehre kränkten oder in ihrer Stellung ſchädigten, aufmerkſam gemacht wurde, ſo ſtellte er ſie faſt nie richtig. So wurden die „Irrthümer" bewußten Unwahrheiten gleich. Ich laſſe es durchaus dahingeſtellt, ob nicht ein Staatsmann im Intereſſe ſeines Landes gelegentlich lügen muß. Aber man ſoll uns endlich mit den Märchen in Ruhe laſſen, als ob Bismarck ſich vor allen anderen Staatsmännern durch ſeine unbegrenzte Wahrheitsliebe ausgezeichnet habe.

„Bismarcks ſittliche Größe" iſt eine zweite Legende, die Profeſſor Horſt Kohl namentlich auf's eifrigſte zu verbreiten ſich bemüht hat. Gewiß, denkt man, wie es viele Leute thun, bei „ſittlich" nur an das Geſchlechtliche, ſo ſieht er tadellos da. Faſſt man aber, wie es recht und billig iſt, den Begriff Sittlichkeit etwas weiter, ſo hapert es bedenklich. Man denke zum Beiſpiel an ſeine Rachſucht. Bismarck war unverſöhnlich. Er verzieh nie, ſondern haßte bis über das Grab hinaus. Wer ihm entgegentrat, den ſuchte er zu vernichten. Gelang ihm das nicht, ſo ſchmähte er ihn wenigſtens. Bei ſeinem Gegner ließ er anſtändige, ſachliche Gründe gelten. Allen ſchob er ſchlechte Motive unter. Das Wort „Gerechtigkeit" ſtand nicht in ſeinem Lexikon. Das haben auſſer v. Dieſſ die Gegner und Todte, die Gealen Harry Arnim und v. d. Goltz, die v. Bodelſchwingh und v. Wernich, die Kaiſerin Auguſta und die Kaiſerin Friedrich und noch ſo manche andere erfahren, deren Schickſale die Schrift ſtreift, von zahlloſen anderen Gegnern und Opfern der Bismarck'ſchen Politik zu ſchweigen.

Bismarcks Unzeennüßigkeit! Wie rührend macht es ſich, wenn man immer wieder das „Patriae inserviendo consumor" citiert. Gewiß, es hat keinen Deutſchen gegeben, der ſeinem Vaterlande größere Dienſte geleiſtet hätte als Bismarck. Aber man möge ihn gefälligſt nicht als das leibhaftige Weſen hinſtellen, das immer nur an das große Ganze und nie an ſich dachte. Mit bemerkenswertem Eifer hat er doch auch ſeinen Privatvortheil wahrzunehmen gewußt, und zwar oft mit Mitteln, die man als „weniger ſchön" bezeichnen muß. Herr v. Dieſſ erwähnt ja weſentlich nur die Geſchichte mit der ungeheuerlich privilegierten Preußiſchen Central-Bodencredit-Hypothekenbank, deren Gründung Bleichröder ſo trefflich für ſeinen vornehmſten Kunden auszunutzen verſtand. Aber wer die Privatverhältniſſe des Fürſten näher gekannt hat, der weiß, daß der Gedymnik bei ihm wirklich ein ſehr wunder war. Griff er doch ſelbſt manchmal mit rückſichtsloſer Hand in das Getriebe der Staatsmaſchine in ſeinem Privatintereſſe ein, wobei ihm Beamtenpflichten, Behördencompetenzen, Inſtanzenzug und ähnliche Dinge ungemein gleichgiltig waren.

Daß Bismarcks Charakter mit ſeinem Genie nicht auf gleicher Höhe ſtand, konnen eigentlich nur noch ganz voreingenommene oder ganz ununterrichtete Leute beſtreiten. Sozialdemokraten und Freiſinnige, Ultramontane und Particulariſten haben es oft genug behauptet und auch nachgewieſen. Das Wichtige an der v. Dieſſ'ſchen Schrift iſt, daß dieſe Behauptungen aus dem dem Fürſten urſprünglich am nächſten ſtehenden Lager, dem der Conſervativen, beſtätigt und durch neue Beweiſe unterſtützt werden. Und zwar von einem Manne, deſſen ganzes Leben zeugnis ablegt von Wahrheitsliebe und unbeugſamer Rechtlichkeit. Manches Unwichtige bringt er vor, aber, ſo weit ich es controlieren kann und ich kenne viel Intimes von Bismarck aus actenmäßigen Quellen ſehr wenig Unrichtiges. Nur gewiſſe Deutſch-Oeſterreicher, die Bismarck nicht nur ſeiner Begabung, ſondern auch ſeinem Charakter nach zu einem Halbgott hinaufſchrauben mochten, konnte das Leſen dieſer Schrift ganz beſonders ſchmerzlich ſein.

Berlin. H. v. Gerlach.

Eine neue Weltſtraße.

London Wien Bombay

Der Adee wäre nicht ſchlecht. Unter Umſtänden konnte ſie ſogar für uns ſehr gut ſein. Was da wohl alles für uns abfallen konnte, wenn der Weg von England zu Indiens Nabobs durch Oeſterreich und Wien geleitet würde! Die Vortheile werden aber endlich einmahlen, wenn ich Oeſterreich wieder einmal zu ſich bekommt, das da eine gute Gelegenheit gewesen wäre, Energie zu zeigen.

Der alte Weg und Paſſagierverkehr über Brindiſi nach Indien hat ſich ſo abgelebt, der Waarenverkehr nach Bombay taugt immer weniger, ſeit die Suez-Canal-Gebühren Bevorzugt, namentlich der großen Dampfer, ſo viel betrüben Zoll. Es war daher naheliegend, daß die ſtändige Anwendung des Oeſterreichiſchen Ueberlandweges verſuchen. Am beſten wäre dieſer, wie ja mannigfach angedeutet, Cuxhaven. Am Schwarzen Meer ist es auch in der an Zolle ein [illegible] Zunächſt wäre ganz [illegible] Lage mit [illegible] Verkehrsmittel [illegible] Europa nur noch als ein Beſtandtheil des Morgenlandes angeſehen werden, der in chroniſcher Apathie zuſrieden iſt, wenn die Culturſtaaten ohne Störung ſeiner beſchaulichen Ruhe getroſt über ihn hinwegmarſchieren, um ſich im fernen Oſten ihre Schätze zu holen.

Ein kleiner Balkanſtaat iſt uns mit ſeinen beſcheidenen Mitteln weit zuvorgekommen. Das junge Königreich Rumänien hat in richtiger Vorausſicht ziielbewußt ſeit Jahren unter pecuniären Opfern Schritt für Schritt gethan, um ſein gegnerten Augenblick den indiſchen Verkehr und nicht zuletzt die ſtattliche Entſchädigungſumme ſeitens der engliſchen Poſtverwaltung zu erringen. Während ſich bei uns noch niemand mit der Möglichkeit einer Ablenkung des Poſtweges nach Indien beſchäftigte, begannen die Rumänen ſchon vor Jahren, ihre Handelspolitik in dieſem Sinne zu lenken.

Die erſte Etappe war der Bau der Donaubrücke bei Cernavoda und die damit verbundene Verwollſtändigung des Schienenweges von Bukareſt nach Conſtanza. Nun war ein neuer Weg von Budapeſt nach Conſtantinopel gegeben und Rumänien begann, eine Flotte zu ſchaffen. Zuerſt wurde der Hamburger Dampfer „Meteor" gecharteret, der unter dem deutſchen Capitän Müller die Verbindung Conſtantinopels im Anſchluß an den Oſtende—Conſtanza-Expreß und die Schnellzüge dieſer Linie vermittelte. Die Erfolge wurden bald ſichtbar. Die rumäniſche Dampfſchiffahrt iſt ein Unternehmen der rumäniſchen Staatsbahnen, welchen es gelang, die finanziellen Miſſerfolge zur See unter den unverhältnismäßig hohen Frachtraten am Landwege geſchickt zu verdecken, und es nicht nur zu dem Anſehen der Rentabilität der Schiffahrt zu erwecken, ſondern auch recht nachdrücklich von der nationalen Pflicht zur weiteren Ausgeſtaltung der rumäniſchen Marine zu überzeugen.

Es war ſo nicht ſchwer, den orientaliſchen, bulgariſchen und ſerbiſchen Bahnen Concurrenz zu bieten, und jetzt bewegt ſich ein großer Theil des Verkehrs nach Conſtantinopel über Conſtanza ſtatt wie früher ganz auf dem Landwege. Die drei genannten Bahnen haben nämlich ihre Tarife für den directen Verkehr nur ſoweit herabſetzen können, daß man zum Beiſpiel von Conſtantinopel nach Wien über Belgrad in der zweiten Claſſe des Schnellzuges ſelbſt mit einer Frachtrate für den Durchlauf der orientaliſchen Eiſenbahnen nur um zehn Franes weniger als für die ganze Tour auf dem Schiff und Schnellzug II. Claſſe über Conſtanza zahlt.

Dieſer Verkehr wurde noch beſonders durch Deutſchland begünſtigt. Während früher die öſterreichiſche Poſt in der Türkei dominierte, ohne daß ſie die anderen Poſtverwaltungen hätten verdrängen können, ergriff die deutſche Poſt die Gelegenheit, den neuen Verkehrsweg um den Paketverkehr lebhaft zu bringen. Unterſtützt wurde dieſes Beginnen durch den Mangel ſchneller Fahrpoſtverbindungen. Da weder die türkiſchen noch die ausländiſchen Poſtanſtalten über Harmanly auf dem Landwege einen Fahrpoſtverkehr unterhalten können, beſorgert die öſterreichiſche Poſt die Pakete nur über Triest. Das iſt ein ſehr langwieriger Weg, und der officiöſe Paketcommeſſionsdienſt von Zimony-Gare läßt viel — beſonders im Preiſe zu wünſchen. Ueberdies ſetzte die deutſche Poſtverwaltung durch, daß Poſtkarten ohne Beirangabe der Adresſe Bezeichnung über Conſtanza ohne jedwede zeitraubende und koſtſpielige Zollmanipulation (in der Türkei beſteht nämlich Ausfuhrzoll) zugegeben werden können.

Bald darauf kaufte Rumänien von der italieniſchen Geſellſchaft Florio Rubattino den Dampfer „Ignazio Florio", der „Principeſſa Maria" getauft wurde, und beſtellte in England zu ſtaffelweiſen Lieferſriſten eine ganze Flotte großer, eleganter Dampfer. Unterdeſſen war auch der Ausbau des Conſtanzaer Hafens begonnen worden, bei deſſen Inaugauration König Carol ſagte, die rumäniſche Flotte werde ihm ſtets den Vortritt die ſaterländiſche Flagge weh, nach der ganze Welt tragen. Zeit, ſchien es, wäre alſo der Zeitpunkt gekommen, den indiſchen Verkehr über Conſtanza-Conſtantinopel auf rumäniſchen Schiffen zu leiten.

Die in aller Haſt geſchaffene rumäniſche Handelsflotte krankt aber an ihrem überraſchen Wachsthum. Der einzige Seemann, den ſie beſaß, war der deutſche Capitän Müller, und der rumäniſche Nachwuchs, der ihm unter ſeinem Commando die Geheimniſſe der Kunſt ablernen ſollte, wurde viel zu früh für klüger gehalten. Der „Meteor" fiel bald einem rumäniſchen Capitän zum Opfer, und die beiden gegenwärtig verwendeten Schiffe: „Principeſſa Maria" und der erſt ein Jahr alte, prachtvolle Doppelſchraubendampfer „Regele Carol I." ſind unter ungeübten Händen ſchon verwahrloſt. Auch die Abſicht, aber Conſtantinopel hinauszumachen und Dedeagadſch oder Salonik anzulaufen, hat ſich nicht realiſiert und führte bald zur Einſtellung dieſer Tour. Dies ſpäthe nun trotz der kräftigen Unterſtützung Deutſchlands, das einen eigenen Weg für ſeinen Zug nach Rumänien wünſcht, dazu, den rumäniſchen Dampferunternehmungen nicht die geſammten Beförderungsvermittlungen abzutreiben, denen ſie auch eine andere Organiſation nicht gewachſen ſind.

Gerade jetzt wünſcht man aber auch von einem technisch viel vollkommeneren Verkehr, nämlich den Expreßzug und die indiſche Poſt von Calais über Wien, Budapeſt, Arad, Zsdvelcze, Salonik, Brindiſi, von da zu Waſſer nach Suez und dann wieder zur Station Bombay zu leiten. Die Verkehrsmittel gegenüber den gegen-

würtigen Weg könnte etwa drei Tage betragen, und, was für uns das Wichtigste ist, wir könnten vielleicht auch zu Wasser, wenigstens theilweise, den Verkehr in österreichische Hände bekommen, wenn wir uns nur Mühe gäben.

Die orientalischen Eisenbahnen sind eine unter österreichischem Schutze stehende Gesellschaft mit dem Sitze in Wien. Um den neuen Verkehr bewältigen zu können, müssten sie den Oberbau auf ihrer bisher minder befahrenen Strecke Zibeitsche-Salonik mit bedeutendem Kostenaufwande verstärken. Als Gegenleistung sollten sie verlangen, dass mindestens der Postverkehr von Salonik nach Alexandrien Oesterreich zufällt, wenn schon von Suez aus etwa die „Peninsular and Oriental Steam Navigation Company" in ihre Rechte treten muss.

So könnte Oesterreich doch noch einen Theil von dem erreichen, was Rumänien mit soviel Opfern angestrebt hat, und beweisen, dass es bei gutem Willen auch noch imstande ist, im internationalen Verkehr mitzuwirken. Der Nutzen darf uns nicht zu geringfügig scheinen, denn: semper aliquid haeret. Heinrich Neumann.

Das Ende der Massenaussperrung in Dänemark.

Eines der erbittertsten, ausgedehntesten und tatsich lehrreichsten Gefechte des modernen Classenkampfes ist, wie voraussichtlich war, mit einem grossen Erfolg für die arbeitende Classe jüngst beendigt worden. Eine kurze Darstellung des Verlaufes des dänischen Arbeiterkrieges soll meinen in dieser Zeitschrift erschienenen Bericht über denselben zum Abschluss bringen. In Nummer 250 der „Zeit" vom 15. Juli d. J. habe ich dargestellt, dass das von den beiden Parteien eingelegte Schiedsgericht sich als Einigungsamt constituiert hatte. Beinahe auf allen Seiten hatte man die Hoffnung, dass es dem Präsidenten, Professor Dr. Deuntzer, gelingen werde, den Frieden herbeizuführen. Leider war jedoch seine Mühe ganz vergeblich. Der von ihm vorgeschlagene Entwurf eines Uebereinkommens wurde von den Vertretern der Arbeiter angenommen, von den Arbeitgebern dagegen vollständig verworfen. An den acht Punkten*) hielten die Arbeitgeber fest und trugen dieselben ihren Vertretern als imperatives Mandat auf. Am 14. Juli gieng das Einigungsamt resultatlos auseinander. Um seinem Proteste gegen das Verhalten der Arbeitgeber Ausdruck zu geben, legte Professor Deuntzer in selbem Augenblick sein Amt als Präsident des Schiedsgerichtes nieder.

Die fruchtlose Thätigkeit des Einigungsamtes hatte für die ganze Oeffentlichkeit eine grosse Enttäuschung zur Folge. Vorher schon hatte sich ein aus den gebildeten Classen hervorgehendes Comité constituiert, das Gelder zu sammeln begann, für welche Frauen und Kindern der ausgesperrten Arbeiter mehrmals die Woche in öffentlichen Speisehäusern Mittagessen verabreicht werden sollten. Nun traten auch mehrere sehr conservative Männer bei und schrieben ihre Namen unter den Aufruf des Comités. Unter anderen zeichneten diesen Aufruf der bekannte Redacteur einer unserer grössten conservativen Zeitungen Kopenhagens und der conservative Abgeordnete des Reichstages, Professor Ellinger. Hörup, der Redacteur eines liberalen Blattes, ein Mann dessen sociale Anschauungen ungefähr denen Eugen Richters in Deutschland entsprechen, widmete dem Comité 100 Mark, und sehr viele andere aus der Classe der Bourgeoisie leisteten gleiche oder noch grössere Beiträge. Dieburch wurde das Comité in den Stand gesetzt, von jener Zeit an bis zum gegenwärtigen Augenblicke täglich ungefähr 1000 Frauen und Kinder der Aermsten zu speisen.

Nach dem Scheitern der Thätigkeit des Einigungsamtes trat unter den Arbeitern die starke Neigung hervor, das Verhalten der Arbeitgeber mit dem Generalstreik zu beantworten. Von mehreren Seiten begann man, an der Taktik der Arbeiterführer Kritik zu üben. „Unser allzu gedwldiges Verhalten — hieß es in Arbeiterkreisen — schiebt nur den Uebermuth der Arbeitgeber: wir sind es deshalb nun, immer nur in der Defensive zu verharren, wir wünschen endlich einmal auch zur Offensive überzugehen." Glücklicherweise waren die Leiter seit entschlossen, sich aus der Defensive nicht herausdrängen zu lassen. Dem ist es zu danken, dass sich während der vier Monate dauernden Aussperrung alles in vollständiger Ruhe vollzogen und die Polizei niemals den geringsten Anlass zum Einschreiten gehabt hat.

Mäßigkeit wurde anfangs August von drei liberalen Männern: dem Vicepräsidenten des Folkethings Hermann Trier, dem Präsidenten der Stadtverordneten Versammlung Kopenhagens L. Bing und dem Bankdirector Heide, ein Versuch gemacht, mittels eines ganz neuen Vorschlages den Frieden herbeizuführen. Der Hauptsache nach war dieser Vorschlag nur eine neue Redaction der bekannten acht Punkte, doch war Punkt 3 (Vorarbeiter und Werkmeister im festen Lohn dürfen nicht Mitglieder eines Fachvereines sein) theilweise, Punkt 1 die Mundigung aller Verträge habe zu Zukunft am 1. Januar mit dreimonatlichen Frist zu erfolgen- ganz aufgegeben. Die Arbeitgeber nahmen diesen Entwurf begierig an, und einige Zeit schien es auch, als ob die Vertreter der Arbeiter dies gleichfalls wollten. Doch es kam anders. Noch ehe die Arbeitgeber jenen Vorschlag angenommen hatten, wurde von einigen Unternehmern im Namen des Arbeitgebervereines ein neuer Entwurf einer Ordnung der täglichen Arbeitszeit in Werkstätten und Fabriken ausgearbeitet. Dieser Entwurf wurde den Arbeitern in die Hände gespielt und rief grosse Erregung hervor. Die Arbeiter sahen diese Arbeitsordnung als einen eclatanten Bruch des vorbereiteten Friedensvertrages an und wurden durch mehrere Bestimmungen derselben ganz besonders gereizt. Das Resultat hiervon war, dass jener neue Vorschlag von den Arbeitern am 7. August mit solchen Clauseln angenommen wurde, dass die Arbeitgeber eine solche Annahme einer Verwerfung gleich erachteten. Zum zweitenmale war also das Friedenswerk gescheitert.

Die Arbeitgeber giengen nun im Kampfe weiter vor. Ursprünglich waren etwa 40.000 Arbeiter ausgesperrt worden. Jetzt wurde die Aussperrung auf weitere 10.000 bis 15.000 Arbeiter ausgedehnt. Diese Erweiterung des Bürgerkrieges wurde von der Oeffentlichkeit mit umso schärferer Entrüstung aufgenommen, als dadurch größtentheils arme Confectionsarbeiter, darunter an 3000 Arbeiterinnen betroffen wurden.

Beim Abschied von ihren Werkstätten empfiengen die Arbeiter den Bescheid, dass sie die Arbeit wieder aufnehmen könnten, sobald sie aus ihrem Fachverein ausgetreten wären. Diese Versuche, die Gewerkschaften unterzugraben, sind aber total misslungen. Nicht ein einziges Beispiel liegt vor, dass ein ausgesperrter Arbeiter, seinen Schwur brechend, blacklieg geworden ist. Bis zum letzten Augenblick sind die Arbeiter treu zu ihren Gewerkschaften gestanden.

In der zweiten Hälfte August erreichte die Erbitterung auf beiden Seiten den Höhepunkt. Bei vielen Arbeitern trat die revolutionäre Gesinnung stärker als je hervor. Ein außerhalb der Arbeiterpartei stehendes Blättchen empfahl täglich den Generalstrike, was vielleicht mit dahin gewirkt hat, dass auf der andern Seite von höheren und „allerhöchsten" Stellen im Sinne der Nachgiebigkeit ein Druck auf die Arbeitgeber ausgeübt wurde. Während der letzten Augustwoche versuchten unparteiische Männer die Gleichstellungsausschüsse der beiden Parteien zu einer gemeinsamen Verhandlung zusammenzuführen. Nachdem dies gelungen war, wurden wieder die erwähnten Liberalen Trier, Bing und Heide eingeladen, an der Verhandlung theilzunehmen. Endlich zeigte es sich, dass die Zeit zur Versöhnung gekommen war, endlich wurde es möglich, die bösen Geister zu bannen. Der neuen Redaction der bekannten Punkte vom Anfang August wurde ein Anhang hinzugefügt, durch welchen die Arbeiter besser gegen Missbräuche sich gesichert hielten. Am 4. September wurde der Friedensvertrag von der Generalversammlung der beiden Hauptorganisationen sanctioniert.

Das Hauptresultat des großen Kampfes ist die Aufrechterhaltung des status quo ante. Insoweit man auf Seite der Arbeitgeber die Absicht gehabt hat, die Gewerkschaften zu vernichten, ist der Angriff völlig abgeschlagen worden; die centralisierten Gewerkschaften sind aus dem Kampf zwar mit geschwächten materiellen, aber mit stark gehobenen moralischen Kräften hervorgegangen. Was die rein formellen Arbeitsbedingungen anlangt, haben die Arbeitgeber gewissermaßen ihre Forderungen durchgesetzt. Der Friedensvertrag kann somit als ehrenvoll für beide Parteien gelten.

Nachdem der Friede geschlossen war, hat der erste Generalsuperintendent in Kopenhagen einen Artikel in dem Regierungsorgan „Berlingske Tidende" veröffentlicht, in welchem er zunächst darauf verweist, dass die Arbeiter sich bei der mittelbaren Hilfe, mit der sie die schwimmsten Entbehrungen über Monate lang trugen, Anspruche auf die Sympathien aller humanen Menschen erworben haben. Ferner erlässt er eine eindringliche Warnung, Gelder zur Linderung des Nothstandes in so zahlreichen Familien einzusenden. So heftig sich auch der Zusammenstoß gegenwärtiger Classeninteressen gestaltete, haben sich doch in diesem gewaltigen socialen Kampfe viele erfreuliche Anzeichen allgemein menschlicher, die Classengegensätze überbrückender Solidarität gezeigt. Auf beiden Seiten hat in den letzten Kampfmonaten das Bewusstsein socialer Verantwortlichkeit — nicht bloß den Classengenossen, sondern auch der gesammten Gesellschaft gegenüber — unstreitig zugenommen.

Kopenhagen. Fernando Lindenberg.

Ueber den heutigen Stand der Luftschiffahrt.

Wenn man nur die praktisch nutzbare Seite dieses Gegenstandes ins Auge fasst, so muss man sagen, dass wir heute noch nicht viel weiter vorwärts gekommen sind, als wir es im vorigen Jahrhundert und vor noch einigen Jahren waren. Die Fortschritte mittels Kugelballons gehen in der Hauptsache immer noch in gleicher Weise wie früher vor sich, nur sind vielfach fahrtreicher als gemalt, und vielleicht werden gegenwärtig, insbesondere von unseren Militärluftschiffern, mit einer Präcision und Sicherheit ausgeführt, wovon wohl alle diesfalls berechtigten Hoffnungen und Erwartungen vollauf

Digitized by Google

befriedigt werden. Man hat trotz der fast ununterbrochen vor sich gehenden Lustreisen schon lange von keinem ernsten Unfalle mehr gehört, weil die Construction und Ausrüstung der Ballons wohl ihre höchst mögliche Vollkommenheit bereits erreicht haben. Namentlich hat sich hierbei eine zuletzt gefundene Verbesserung, nämlich die Einführung der Reißleine und die Außergebrauchnahme des Ankers, als vortheilhaft bewährt, und die Gaserzeugung sowie der Gastransport nebst der Füllungsmanipulation sind bereits jeder hemmenden Schwierigkeit entledigt.

Aber was sind in ihrer Wesenheit alle Ballonfreifahrten? Sind sie wirkliche Verkehrs- und Transportmittel? Da ein jeder Kugelballon nur eine in dem Luftmedium eingeschlossene und von demselben willenlos mitgenommene Gasblase ist, kann die von ihr angenommene Fluggrichtung und Geschwindigkeit niemals im Voraus genau erkannt und noch weniger regiert werden. An dieser Eigenschaft der Kugelballons haben auch die André'schen Segel und Schleppseile keine ernstliche Aenderung zustande gebracht, und es wird niemals möglich sein, die zarte und nachgiebige Ballonhülle gegen das umgebende Medium mit beliebiger Geschwindigkeit vorwärts zu treiben, und den dabei auftretenden Luftwiderstand oder Gegenwind zu überwinden. Die hilfreiche Erfindung einiger französischer Flugtechniker aus dem vorigen Jahrhundert, wonach der Ballonhülle eine länglichte fisch- oder cigarrenartige Form gegeben wurde, hat in den letzten Jahren auch keine weiteren Fortschritte gemacht.

Nachdem der im Jahre 1884 construierte Renard-Krebs'sche Ballon in stillstehender Luft eine Eigengeschwindigkeit von fünf Secundenmeter erreicht hat, gilt diese Errungenschaft noch immer als Maximum oder Record. Eine Steigerung jener Eigengeschwindigkeit scheiterte stets an dem aerodynamischen Lehrsatz, daß eine Verdoppelung der Fahrgeschwindigkeit nur durch eine achtmalige Vergrößerung der Antriebsarbeit bewirkt werden kann. Verschiedene neuere Projecte dieser Art blieben theils unausgeführt, theils zeigten sie sich nach ihrer Herstellung als ungenügend. In diesem Jahre jedoch wird ein Grund mancher Verbesserungen in der Ballonformung und hauptsächlich in der Motorenconstruction ein neuer, ernstlicher Versuch mit einem dem Renard-Krebs-Ballon ähnlichen Flugschiffe unternommen, nämlich durch Graf Zeppelin in Stuttgart, und dieses sind bereits weitläufige Vorbereitungen am Ufer des Bodensees getroffen worden. Ueber den zu erwartenden Erfolg sind die Ansichten noch sehr auseinandergehend, und es fehlen die genauen Constructionsdetails bis jetzt noch nicht genügend bekanntgegeben sind. Aber schon für die allernächste Zeit erwartet man nähere technische Auskunfte.

Es ist fast überflüssig, auch der von allersher bekannten Fesselballons Erwähnung zu thun, weil diese ja niemals als eigentliche Luftfahrzeuge und Transportmittel zu betrachten waren, sondern immer nur den Zweck hatten, von hohen festen Standpunkten aus Beobachtungen für militärische oder meteorologische Zwecke zu machen. Doch hat gerade in dieser Hinsicht seit kurzer Zeit eine technisch sehr bedeutsame Umgestaltung stattgefunden, indem die Kugelballons durch die neuartigen Drachenballons ersetzt wurden, welche bei stark bewegter Luft einen viel ruhigeren fixen Standpunkt darbieten, als dies früher möglich war.

Der hier in allgemeinen dargelegte gegenwärtige Stand des Ballonwesens hat nun gerade wegen seiner für die Zukunft noch versprechenden Beschränktheit die wichtige Folge gehabt, dass in letzterer Zeit die anderen, das ist die zweite Gattung von Flugfahrt, nämlich die dynamische oder maschinelle, wieder mehr in den Vordergrund gerückt wurde. Auf diesem Gebiete sind gegenwärtig eine sehr rege geistige und auch That auch praktische Thätigkeit statt.

Obwohl durch den gegenwärtigen Besuch Marinis in England, wobei ein ziemlich großer und schwerer Drachenflieger mittels eines Dampfmotors von mehreren hundert Pferdekräften in die Höhe gehoben worden sollte, aber wegen mangelhaften Gleitgewichtes umstürzte und verbrach, die Schwerer der Aviatik am jüngsten Tage geradezu hoch machen, erwachsen thatsächlich dennoch die aviatischen Bestrebungen mit neuem Eifer. Bei Paris wurden im verlaufen Jahre Versuche mit einem neuen Drachenflieger angestellt, welcher auf Schnee des Marsfeldes im Gegenwinkerstamm durch Men bewegt wurde. Man sollte so mit den Bodem montierten Apparat an einem Hügel, der eine ganz glatten Rundbahn von [illegible] darstellen sollte, indem er mittels einer [illegible] des Bahn bewegt wurde, bis er sich bewegte [illegible] Gleitbahn abwärts nach dem Boden ziehen [illegible] Apparat [illegible] Angriffe [illegible] Seite einer Schraube [illegible] Boden und [illegible] Man aber wurden die [illegible] Gleitgeschwindigkeit [illegible] [illegible] [illegible]

kam auch Linné auf den Gedanken, er stände unter dem mächtigen und speciellen Schutz eines Gottes. Aus diesem Vordersatz zog er die Schlussfolgerung, dass derselbe Gott, der ihn schützte, auch seine Feinde niedermachen müsste.

Dieser Glaube, der sehr allgemein verbreitet ist, muss, wie alles andere, eine natürliche Ursache haben, wenn auch der Erklärungsgrund etwas näher gesucht werden muss, als wo Linné ihn suchte. Wesentlich ist wohl ich ihn in den Umständen des Lebenden selbst und in der eigenen Grundbeschaffenheit der Seele suchen.

Ein Mensch, der die Mittagshöhe des Lebens erreicht hat, und Familie, eine Stellung, sowie einigermaßen Aussicht auf Versorgung besitzt, findet das ganz einfach und so wie es sein sollte; vielleicht ist er sogar noch unzufrieden mit seinem Los, wünschte es besser. Und gleichwohl ist all dies ganz einfach ein Wunder. Ein Wunder, dass er nicht auch unter die zwanzig Procent Kinder kam, die vor dem ersten Jahre sterben; ein Wunder, dass er vierzig Jahre erreicht hat, da die mittlere Dauer des Lebens zweiundvierzig Jahre ist; ein Wunder, dass er nicht unter den zweieinhalb Millionen Unverheirateten blieb (bei einer Bevölkerung von vier Millionen); ein Wunder, dass er die Stelle bekam, die so viele Tausend suchten; ein Wunder, dass sein Weib die Kindbetten überlebt hat, da an fünfhundert Frauen jährlich in Kindesnöthen sterben; ein Wunder, dass keines von seinen Kindern gestorben ist. In Wahrheit ein Wunder, auf solchen natürlichen Ursachen beruhend, wie, dass er von zwölf Geschwistern stärker war als die fünf, die starben; dass er mehr Glück hatte, der Cholera, den Pocken, dem Scharlachfieber zu entgehen; dass seine Eltern ihm eine abhärtende Erziehung gaben und dass sein Vater zeitig einsah, wohin seine Begabung neigte, so dass er seine Kräfte nicht auf für ihn widrigen Bahnen abzunutzen brauchte; dass der Zufall die rechte Gattin in seinen Weg führte, so dass er einer schweren Verrechnung entging, und so dass seine Kinder stark und lebenslustig wurden.

Das Wunder ruhte also auf ererbten und erworbenen Eigenschaften, die glücklich waren für den Kampf, und auf einer Reihe günstiger Umstände, sowie starken Vermögen, sich des Lebens bunten Verhältnissen anzupassen.

Jeder Mensch sieht bloß seinen Regenbogen und ist selbst der Mittelpunkt darin. So auch jedes Individuum in seinem Leben. Man sieht bloß den leuchtenden siebenfarbigen Bogen, der sein Dasein nur durch das Dasein des betrachtenden Auges hat; aber das blendende Farbenspiel kann auch nicht sichtbar werden ohne eine dunkle Wolke als Hintergrund. Und die schwarze Wolke, die ist „der Anderen". Ich und Untergang, ohne deren Verschwinden „ich" nicht existiert hätte. Wären sie nicht in das Mortalitätsprocent aufgegangen, so hätte ich es thun müssen, denn der Drache des Mortalitätsprocentes muss jährlich seine Anzahl Opfer haben, bis ein Sankt Georg gerufen sich einzufinden, was er noch nicht gethan hat.

Wenn ich bei bald erreichten vierzig Jahren einen Augenblick stehen bleibe und zurückiehe auf die während des Weges Gestürzten, so sehe ich ein furchtreiches Schlachtfeld, und wiederum mit einer anderen Weltanschauung leicht auf den Gedanken gekommen sein, dass meine geringe Person unter dem unmittelbaren Schutz eines Gottes gestanden habe; und ich glaube doch nicht, düsterere Erfahrungen als andere gehabt, nicht größeres Unglück als andere erlebt zu haben, sondern nur mehr Muth gehabt zu haben, in der Erinnerung die Leichen aufzusuchen.

Ich sehe vier Geschwister in ihren kleinen Särgen; sehe Vater und Mutter todt; Vaterschwester, Vaterbruder, Cousinen, Mutterbruder, Großmutter todt. Die Jungen starben, weil sie zu jung waren, und die Alten ganz natürlich, weil sie alt waren. Meine Mutter nach zwölf Kindbetten und mein Vater nach erreichten vierundsiebenzig Jahren, also ganz natürlich.

Ich erinnere mich innerhalb der Familie mehrerer Concurse (weil meine Familie die eines Kaufmannes war und Concurse recht gewöhnlich unter Kaufleuten sind), gebrochener Verlobungen (ähnlich gewöhnlich), unglücklicher Liebe, Religionsgrübeleien, Schismen zwischen Eltern und Kindern, Kleinigkeit zwischen Geschwistern, ungern geübter Verstandesmacht, schlechter Zeiten, Krankheiten: alles vollständig normale Verhältnisse.

Von meinen ersten Lehrern in der Schule hat sich einer erhängt, vier sind wahnsinnig geworden, zwei an Schwindsucht gestorben, ein paar verkommen und verschwunden, und wahrscheinlich noch mehr ohne mein Wissen aus der Welt gegangen. Von den hunderten von Schulkameraden, die ich gehabt habe, sind Massen todt, einer am Galgen, einige im Gefängnis, und mehrere total verunglückt, einige noch auf den Straßen als Vader oder auch Geringeres zu sehen. Ich habe noch einen Philologenfreund aus der Gymnasialzeit in Verwahrung, auf welcher ich zusammen mit vier Jugendfreunden abgebildet bin. Von diesen vier sind drei todt. Einer nach als Candidat der Medicin auf einem Kriegsschiff und gemiete mich während der letzten Jahre nicht, weil wir uns fremd geworden waren; einer starb als Licentiat, einer als Notar, alle vor dem fünfundvierzigsten Jahre. Von zwanzig Studiengenossen, die von derselben Lehranstalt ausgegangen sind, sind wenigstens acht todt, einige verunglückt, und vielleicht nur noch fünf kennen mich. Und wir haben doch jahrelang als Jünglinge Lust und Leid getheilt, denselben Kampf bestanden, auf derselben Studentenbank uns umarmt, in demselben Quartett gesungen. So ist das Leben; ich habe es nicht so gemacht, und ich habe gelernt, über das Unvermeidliche nicht zu trauern, denn ich bin nicht Hypochonder, obgleich ich Pessimist genannt werde.

Könnte ich mich all der Ammen, Mägde, Knechte, Buchhalter erinnern, die in meinem Kindheitsthrim mir in den Gesichtskreis gekommen sind, so würde der Hintergrund noch dunkler; wegen Diebstahls Verabschiedete, in traurigen Krankheiten Verkommene, zu betrüblichen Beschäftigungen Gesinnene: Legion — denn „da unten" ist der Kampf härter, die Versuchung leichter und die Fallhöhe kürzer. Also ganz natürlich!

Dies war der dunkle Hintergrund. Lasst uns nun den Gesichtspunkt ändern und nehmen wir an, wir könnten anderer Regenbogen sehen.

Ich sehe jetzt nicht die kleinen Leichen von todten Geschwistern; ich sehe sie lebend, frisch, vergnügt, einige sogar auf Stellen im Leben, die vielfältig die Hoffnungen ihrer Jugendträume übertroffen haben; glücklich verheiratet, mit starken Kindern. Sehe noch weiter zurück in die Vergangenheit; ein gewissenhafter, friedliebender Vater, der ein stilles Familienleben mit Blumen und Musik lebt; ein Heim mit vielen Freunden, viel Jugend, altmodischen Vergnügungen, Tanz und Spiel; sehr zahlreiche Verwandte mit großen schönen Jungen ungewöhnlichen von ausgezeichneter Geschmitterliebe, johnlicher Ehrerbietung, töchterlicher Liebe; glückliche (selten glücklichen Ehen; steigender Wohlstand auf altem Ruin, Reichthum sogar auf einigen Seiten; gute Laune, gute Gesundheit, großes bürgerliches Ansehen, ausgezeichnete Erinnerung, Fest auf dem Kirchhof, Bäste auf dem Grabe und die Medaille der Akademie der Wissenschaften, wenn die auch erst fünfundzwanzig Jahre nach dem Tode kam.

Und unter den Lehrern sehe ich vordem arme Collegen als Rectoren, Directoren sitzen, mit Namen und Ansehen, einige sowohl glücklich wie reich verheiratet.

Und unter den Schulkameraden zwei Minister, ein Pastor primarius; Bureauchefs, Actuare, Professoren, berühmte Künstler, Schriftsteller von Rang, ein glänzender Schauspieler, Aerzte mit Praxis und Steinhäusern, ein Weltumsegler mit Mitgliedschaft und Orden.

Mit einem Wort: das Leben ist ganz so schwer, wie die Pessimisten es schildern wollen, und das Leben ist ganz so leicht, wie die Optimisten es schildern. Ich bin Optimist. Aber zu leugnen, ein entweder schwarz oder weiß, ist nur ein logisches Dasein, dann das Leben ist sowohl das eine, wie das andere. Der Fehler bei dem Optimisten wie bei dem Pessimisten ist, dass er sein Gedankenmittrument monoman arbeiten lässt, so dass nur das eine oder das andere ausgewählt und gesammelt wird. Dies ist eine nicht ungewöhnliche Art zu verfahren beim wissenschaftlichen Beweise, in Sonderheit aus Verlehen beim historischen Beweise angewandt, wo alle die Fälle, die dafür beweisen, gesammelt und angeführt werden, aber all die Facta, die dagegen beweisen sonnten, ausgelassen werden. Weshalb es auch kaum irgend eine wissenschaftliche Arbeit gibt, die nicht mit gutem Willen der Kritik und dem Beweis des Gegentheils unterworfen werden könnte.

Ein anderer ebenso gefährlicher und noch gewöhnlicherer Fehler in der Schlussfolgerung ist es, Facta in Causalzusammenhang zu setzen, die nur in der Zeit auf einander folgen. Wenn irgend wer mich eine schlechte Handlung begehen sieht, die vom Gesetze angetraft bleibt, und es mir dann schlecht geht, so sieht gern der interessierte Betrachter meine Unglück als Folge der begangenen schlechten Handlung, und dann ist das Nemesis Gedicht fertig. Post, non propter — die Folge nach, aber nicht die Folge von!

Dieser Mangel im Denkvermögen hat allen Aberglauben in Wissenschaft, Geschichte, Philosophie und Religion hervorgerufen. Der Kranke bekommt ein Heilmittel und wird gesund, also war es das Heilmittel, das curierte, sagt man, wenn es auch nicht bewiesen ist, dass der Kranke nicht doch gesund geworden wäre.

Der schweizer Gicht tag mit Krampf, betete zur Madonna, und der Krampf hörte auf, also hat das Gebet zur Madonna geholfen, wenn es auch die Krisenausleerung der Nerven hätte sein können, die nicht länger die Spannung in Stand zu halten vermochte.

Aus dieser Fehlerquelle ist der Glaube an Gespenster, ichlechte Vorzeichen, weiße Frauen und weiße Pferde entsprungen, und unsicher ist nicht, ob vieles, das in unseren Tagen der Elektricität zugeschrieben wird, seitdem die Darwinmuumanie epidemisch geworden ist, nur ein post, non propter ist. So wird in Ischl Gewitter vom Sohn eine Handlung wiedergeben, die vom Vater begangen war, welche Handlung aber wahrscheinlich von allen normal angebildeten Sohnen aller Zeiten wiederholt wird.

In einem Raume, wo jedes Jahr viele Menschen ein- und ausziehen, müsste ein Beobachter im Laufe eines Menschenalters, wenn er alle Todesfälle, Krankheiten, Unglücke immerkte, finden, dass das Haus unter einem Fluch stünde und eine schlechte Baulelle hätte, wie es genannt wird. Aber wir, die wir oft von Haus zu Haus ziehen,

Digitized by Google

können seine Geschichte nicht so lange verfolgen, darum merken wir es nur, wenn wir längere Zeit Gelegenheit haben, seine verschiedenen Reihen von Miethsgästen zu beobachten.

Ich hatte fünfundzwanzig Jahre lang Gelegenheit, die Geschicke einer Menschenwohnung und seiner Bewohner zu verfolgen, und wenn ich alles Elend, das ich sah, zusammenlege, würde ich, gleich meinen weiblichen Verwandten und unter anderen Gesichtspunkten, leicht den Glauben getheilt haben, dass das Haus unter „Bann“ sei.

Als wir 1857 dahin kamen, hatte der Wirt eben Concurs gemacht, und eine Wohnung war von einem Wahnsinnigen bewohnt. Die Besitzung wurde gleich darauf von einem halbruinierten Landwirt gekauft, der krank war und nächtig und traurige Familienverhältnisse hatte. Darauf wurde sie von einem Mietwucherer gekauft, einem reichen Manne, mit schönen Lebensgewohnheiten, Musik liebend und selbst an den classischen Violinquartetten theilnehmend, zu denen häufig Künstler in sein Haus geladen wurden. Darauf folgte Concurs und Todesfall. Die vordem reiche Frau machte eine Schenke auf; der Sohn wurde Gardist, und die Tochter Kruzmagd.

Darauf wurde das Besitzthum an einen Fabrikbesitzer vom Lande verkauft. Er war Hypochonder und wurde für geisteskrank angesehen; Familienverhältnisse traurig. Von den vielen Kindern giengen ein paar unter, ein paar starben, die Mutter starb; das Vermögen wurde vergeudet, und der reiche Mann gieng schließlich verkommen herum.

Dann kam ein reicher Brauer. Der hielt ein großes Haus; suchte seinen Umgang; gab seinen Kindern eine sorgfältige Erziehung; war selbst exemplarisch. Es war ein gutes und wackeres Bürgerhaus. Doch zwei Söhne waren verstoben, draußen in der Welt als Seeleute, ohne Nachrichten über sich zu geben; die Frau des Hauses war krank; die Tochter krank, und dann kam Religionsgrübelei, unglückliche Liebe, ungern geleitete Heirat, Todesfall, Irrenhaus und Selbstmord. Alles zusammen schloss mit Ruin, und der hattliche alte Bürger musste eine Bachhalterstelle bei seinem früheren Freunde annehmen.

Die totale Plünderung dieser wohlgeborgenen, geachteten, gebildeten Familie durch das Unglück geschen zu haben, das war, als sähe man Niobe mit ihren Kindern von den Pfeilen des lächenden Apollo niedergeschossen werden. Ungewöhnlich großgewachsene, hübsche, loyale Menschen, schienen sie unwiderstehlich geworben sich den Neid der Götter zugezogen zu haben und wurden fortgefegt, einer nach dem anderen, bis sie in zehn Jahren allesammt aus der Welt waren.

Darauf zog ein gemüthskranker Bischof ein, und dann war ich nicht länger dabei.

Doch während alles dessen hatte ich im selben Haus einen Bruder und meine Mutter verloren; hatte Familienorgen gehabt und Jugendthüme durchgemacht, wie sie wahrscheinlich die meisten Menschen durchmachen.

Was war es nun mit diesem Hause? Wahrscheinlich nichts anderes als es mit anderen Häusern ist, bloß mit dem Unterschied, dass dieses seine Chronik bekommen hat. Oder war es schlimmer als andere? Vielleicht! Und in diesem Falle aus der einfachen Ursache, dass es ein kleines einstöckiges Haus war, einsam weit draußen in einer Vorstadt, an einer Avenue gelegen, ohne Nachbarn und von einem ungeheuren Garten und einem großen Park umgeben. Da man beobachtet hat, wie Menschen, die Wanden haben, soziale, ökonomische, die großen Menschenbauten fliehen und Abgeschiedenheit und Natur suchen, kommt man vielleicht zu dem Schlusse kommen, dass alle diese aus einer gewissen Nothwendigkeit das abgeschiedene kleine Haus gesucht haben, sich darin zu vergessen.

Sie waren alle vorher verwundet, aber verbargen sich gerade darum, und was wir anderen sahen, war nur die Todesarbeit.

Man legt zu Hospitale und Lazarethe hinaus vor die Stadte; dies wurde ein Hospital, weil es so still lag.“

Doch es war nicht nur so und nicht immer so. Manch anderer wurde des Hauses weise Chronik schreiben können, und ich selbst wurde dabei vielleicht ein enthusiastischer Mitarbeiter sein, denn auf diesem Besitzthum mit seinen hundert Apfelbäumen, seinen wilden Birken, eisengitterten Fensterbäumen habe ich auch verschiedene Jugendtage erlebt; und ich will ein verheiratetes Paar, gein alt, das sicher das abgeschiedene Dasein nicht schon kann, ohne aus Neue jung zu werden, denn dort war es, wo ich trafen das erste Mal, und sie sind noch überjung, dass sie dort ein guter Vorsatz machen, wenn auch Niobe und ihre Kinder gewiss waren, dass sie nur ein Opfer sogerte!

*

Nach diesen Verheerungen wurden wir uns plötzlich dem Leben von der Seite des Todes bewusst. Das denn ohne gewisse Zahrungsmittel und den gewöhnlichen Formen gelebt werden kann, und ein absoluter Verlust ist gut, wenn man — wie wir — noch Kraft als Mitgift hat.

Eine Person, die Lumpen sammelt, Abfälle aufliest, erst nachdem Kinder hoben, die den Verkauf besorgende Menschen [illegible] [illegible]

können, so wird der Sieger, auch wenn er selbst schwer verwundet ist, nach einiger Zeit Erschlagene und Verwundete unter seine Feinde rechnen können. Ist er danneben vermessen genug, seine Sache für heilig anzusehen, und ein wenig scharfsinnig, so wird er glauben, dass eine drohende oder nächende Macht seine „heilige“ Sache beschädigt und die Feinde zunichte gemacht habe, in Sondeheit, wenn sie ohne sein directes Zuthun gefallen sind.

Von jeher solchen Erklärung, die an das Eingreifen einer höheren Macht appelliert, abstehend,“ will ich doch mit Beispielen zeigen, wie leicht ein solcher Aberglaube entstehen kann, indem man einseitig verfährt, wenn man Facta sammelt und in Sonderheit aus diesen vermittelst des falschen Causalitätszusammenhanges Consequenzen zieht.

Während zwei vierjährigen literarisch-socialpolitischen Fehde von ganz unbestimmten Proportionen habe ich einen Ueberblick über das Schlachtfeld gethan und sehe da so viele todte Feinde, dass es einem schauerlich ist zu leben. Denn ich kann leicht ausrechnen, dass dasselbe Geschick sehr bald und mit großer Wahrscheinlichkeit jeden Augenblick mich treffen könnte.

Der erste, der Urfeind, der mit einer einbringenden Zeitung da saß, wurde von einem zufälligen Sieg zu größeren Unternehmungen verlockt, die ihn umrieben. Möglicher Weise habe ich sein Nachen geschädigt und ihn lächerlich gemacht, so dass ein Wort nicht denselben Wert wie früher hatte.

Der zweite war eine ganz große Zeitungsdirection, die schoss das grobe Geschütz. Es wurde Palastrevolution und die ganze Truppe zerstreut. Einer, der feindseligste, endete im Irrenhaus; ein anderer starb am Schlag in einer Kneipe; ein dritter, der an zwölf Zahre gegen mich kämpfte, verschwand.

Ein Literat, der mit dem Untergang geschworen hatte, starb plötzlich innerhalb Jahr und Tag nach einem Erfolg, den er vergebens zu verhindern gesucht hatte. Ein anderer wurde degradiert; und ein weiterer starb.

Ein geachteter Schriftsteller, der ein Schmähstück geschrieben hatte, starb; ein anderer wurde während desselben löblichen Vorhabens bei einem Theaterunternehmen ruiniert und hatte gleich darauf ein glänzendes Fiasco, das sein Ansehen stürzte. Mein unächtigster, aber hinterlistigster Feind starb an einer schauderhaften Krankheit.

Von einer Gesellschaft, die ein drittes Schmähstück verfasste und spielte, starb der eine, der Verfasser; der andere wurde schimpflich aus seiner Stellung verabschiedet, erlitt ein Fiasco und musste außer Landes reisen mit Schande. Von den anderen weiß ich nichts.

Der Verfasser eines Schmähgedichtes starb das Jahr nachher.

Ein Zeitungsredacteur wurde überdies abgesetzt und seine Waffenträger degradiert und vor die Thur gesetzt. So viel habe ich in Erfahrung gebracht. Zu Verlauf von vier Jahren also: sieben Todte, zwei im Irrenhaus, sechs Verlorene.

In welchem Zusammenhang steht nun dies mit meiner Wirksamkeit als Feind? Oder gibt es überhaupt einen Zusammenhang?

Hier dürfte ein „Sowohl — Als auch“ am passendsten angenommen werden können.

Einige hatten wohl meine Kriegsbewegungen in Traugial und Ungemach gebracht, so dass sie die Ruhe verloren hatten, die im Kampf des Lebens nothwendig ist. Andere hatten sich wohl über mißglückte Angriffe geärgert; andere waren bereits dem Untergange anheimgefallen und ein kleiner Stein mehr gewachten: andere hatten wohl nichts mehr zu verlieren und suchten darum eine leicht gewonnene Ruhmthaten dadurch, dass sie einem renommierten Reger den Scheiterhaufen anzündeten; andere waren wohl bereits krank und waren in jeden Falle gestorben.

Wollte ich übrigens das Blatt umwenden und die liegenden Feinde zählen, so eisenbart sich eine Nemesis zu Gunsten meiner Widersacher, die sie mit gleich gutem Vortheil gegen mich anführen konnten.

Ein Verleger bekam eine Medaille, weil er im rechten Augenblick die Ausgabe einer meiner Schriften hinderte; ein unbedeutender Literat bekam einen großen Kamm dadurch, dass er mich schmähte; drei andere mögen zu Academiesmitgliedern hinauf: ein Dritter bekam das Lob der Akademie, weil er gegen mich schrieb; ein Beamter ohne Beförderung bekam ein Komthurskreuz für sein Auftreten gegen die Religionsfreiheit, die ich verthedigte; meine Wirksamkeit und meine Niederlagen gaben zwei großen Zeitungen das Leben, die somit nie gefault waren; und die Reaction, die ich bekämpfe, sammelte mir zum ecclesmal einig und siegte — bis auf weiteres. Vielleicht überdies der Feind alle Verwundungen zählen, alle der Missgeschicke und Unglücksfälle, der mich getroffen haben, so würde mein Gleiche an einem Nachmittag Gott noch mehr gestärkt. Denn irgendein Wort oder die Nemesis hat alle teinen anderen Gegand als all die anderen Worte: die Furcht und hier zunächst die Furcht vor den Feinden. Furcht mag seinen Nächsten gethlagen hat, und daher das Bedürfnis des Schutz von sich abzuwälzen. Sie wollen [illegible]

die Verantwortung zu tragen, denn man ist nie sicher, dass nicht ein Rücksichtag kommt, und also mussten sie Gott die Schuld geben. (Vergleiche die Verjährungslehre: alle seine Sünden auf Gott werfen.) Rache ist die primitive Form von Strafe; Rache ist Selbstvertheidigung; Rache ist die Begehr, das Gleichgewicht in den Verhältnissen des Zusammenlebens wieder herzustellen. Alle Menschen wollen sich rächen, doch alle wagen es nicht, denn Rache wird auch gerächt. Um sich rächen zu können, ohne Widerrache zu riskieren, stellte man die Rache dem unverantwortlichen Richter anheim und taufte die gefährliche Handlung in Strafe um. Die Strafe wurde also die verantwortungsfreie Rache, doch wo die Strafe ohne Unfall nicht angebracht werden konnte, stellte man die Sache Gott anheim, das will sagen dem Zufall. Wurde der Unrechtthuende hernach von irgendeinem Unglück getroffen, was mit großer Wahrscheinlichkeit vorauszusehen werden konnte, da die Unglücksprobabilität sehr hoch ist, so war die Rache ausgeübt ohne das Zuthun des Einzelnen oder des Richters. Wahrscheinlich trug auch die Furcht des Unrechtthuenden vor der aufgeschobenen Strafe (das böse Gewissen) dazu bei, ihn auf dem Gleichgewichte zu bringen, so dass er leichter vor dem Mißgeschick sieh, das er sonst vielleicht hätte vermeiden oder bekämpfen können.

Da irgend ein directer Causalzusammenhang zwischen dem Unglück und der vorher begangenen Handlung nicht entdeckt werden konnte, erhielt der unlogische Verlauf den Namen Nemesis divina — die göttliche Rache! Göttlich, wie alles Unlogische!

Japanische Dichtung.

Von Hermann Ubell (Graz).

(Schluss.)

Die Classiker der Andentung könnte man die japanischen Dichter und Maler nennen. Wie sie in ihre wundervollen Vasen immer nur je einen prangenden Blütenzweig stellen, so lieben sie es auch in ihren Gedichten und Malereien nur ein Motiv, eine Situation, eine Stimmung festzuhalten und diesem Inhalt durch eine überdies mehr andeutende als erschöpfende Behandlung einen vollen Reiz abzugewinnen. Diese aphoristische Kürze des Gedankens und der Ausführung bringt jene Kunstwerke unserem modernen Geschmack sehr nahe, Stefan George, dann auch Dehmel, Hofs, Pierre Louys, haben uns darin erzogen. Hat doch der Theoretiker des Kreises der „Blätter für die Kunst", der hochst verdienstvolle August Klein, irgend einmal „die Kürze — rein ellenmäßig — die Kürze" als ein Kennmal des guten modernen Gedichtes hingestellt. Niemand wird diese Bedingung zur ausschließlichen Geltung erheben wollen, doch möchte ich immerhin in diesem Zusammenhang die kleine sprachgeschichtliche Thatsache zur Erwägung vorlegen, dass das althochdeutsche Adjectiv „cheini" — „schön", „zierlich" bedeutet . . . (vgl. „kleinod").

Ueberhaupt erwachsen den modernen Erneuerern unserer Lyrik in den Dichtern des alten Japan unerwartete Bundesgenossen. Wie wir bei ihnen, wenn wir keinen Georgc hätten, die Kunst der lyrischen Concentration lernen könnten, so ginge es auch wohl an, aus ihrer Praxis eine ganze Reihe anderer Haupt- und Grundsätze der neuen lyrischen Theorie abzuleiten. Wie z. B. den: „Gedicht ist nicht Wiedergabe eines Gedankens, sondern einer Stimmung" („W. I. D. K.") oder die Forderung: „Zuniger Empfindung, liebevolleres Anschauen, zusammengeschlossene Kunstform" etc.; dass eine solche Uebereinstimmung nichts weniger als zufällig ist, ist sicher, kann aber hier nicht weiter in Betracht kommen; wichtig und wertvoll ist sie uns auf jeden Fall.

Am „innigsten empfindend" und am „liebevollsten anschauend" steht der japanische Lyriker, aber auch der Erzähler und Maler, der Natur gegenüber. Im japanischen Epos z. B. wird die Entwicklung und Verwicklung der Handlung, die Charakteristik und Psychologisierung der Personen von der Naturschilderung ganz und gar überwuchert. Vgl. „Beispiele". Aehnlich verhält es sich im Roman, wie auch Goethe beobachtet hat: „. . . bei ihnen lebt die äußere Natur neben den menschlichen Figuren immer mit. Die Goldfische in den Teichen hört man immer plätschern, die Vögel auf den Zweigen singen immerfort, der Tag ist immer heiter und sonnig, die Nacht immer klar; vom Mond ist viel die Rede, allein er verändert die Landschaft nicht, sein Schein ist so helle gedacht wie der Tag selber" . . . Wen sollte es nicht freuen, den lieben alten Herrn auch auf diesen Wegen als einen echten Psadfinder und Wegweiser zu begegnen?)

In der Landschaftlichen Lyrik der Japaner treten wir zunächst einige gelungene, gemüthvollen ewige und internationale Typen an. Da wird der Frühling begrüßt mit seinen duftigen Abendnebeln, die über die dammernden grünen Wiesen gleiten. Aber es wird auch dem Herbst vor dem Frühling der Vorzug gegeben, weil es so schön ist, wenn sich die kommegenden Saaten mit rothem Brocat überziehen, das all die goldenen Blätter vom Regen tödtlich getroffen zu Boden flattern. Oder es wird eine Charakteristik der vier Jahreszeiten unternommen, wovon ich dem Leser drei Strophen vorlegen will.

Frühling.

Wenn im Morgengrauen des Frühlingstages
Ich die Berge ringsum überschaue,
Hohe Blütenzeit! Da sich rein Wunsch,
Wo nicht weiße Blütenwolken schweben.

Sommer.

Lieblich duften die Orangenblüten,
Und die Zeit erinnert an den Dichtern,
Und der Kuckuck ruft den eig'nen Namen
In des Abendregens leisel Rieseln.

Winter.

Morgengraun nach kalter Winternacht!
Auf dem tiefen Schnee des Bergpfad's scheitet
Meine Phantasie in weite Ferne —
Doch wohin, wird keine Fußspur finden.

Wenn in diesen und ähnlichen Gedichten die Zartheit und Intimität des Naturgefühls, das sich hier offenbart, Bewunderer finden wird, so wird andererseits seine Intensität den modernen Leser in Erstaunen setzen. Da stehen z. B. in den einen Buch ein paar Verse „Der Berg Mimoro":

„Mein Mimoro Berg,
Meine Augenweide!
Rhibi blühen zu Füßen dir,
Kamelienblumen
Sind deines Gipfels Zier.
Wie ein weinendes Kind
Kärtlicher Sorge wert
Scheinest du mir,
Geliebter Berg . . .

Sicherlich, über diesen Grad des „Einfühlens" kann man nicht mehr hinausgehen, ohne grotesk oder mindestens barock zu werden . . . Die Liebe zur Natur hat beim Japaner etwas direct Religiöses, was sie allem Anschein nach bei uns in hundert Jahren auch haben wird. Man höre das völlig pantheistisch klingende Glaubensbekenntnis eines modernen Makers in Kioto (Suzuki Shonen): „. . . Die Landschaft als Staffage des Menschen? Nein, das ist ja keine Landschaft mehr, kein Bild der Jahreszeit, wenn der Mensch darinnen mehr sein soll, als ein Stück der anderen Natur; da kommt das Gefühl der Landschaft nicht zu Wort, und darum kommt es doch an. Wenn man der Seele des Herbstes zu materieller Erscheinung verhelfen will, kann der Mensch doch nicht mehr sein als höchstens die Staffage der Landschaft; er darf keine größere Rolle spielen, als etwa ein sonderbarer Zweig, der aus dem Banne wächst, eine Heuschrecke auf kahlem Felde, oder bestenfalls als ein Vogel zwischen hochstengeligen Blumen. Ein Mädchen auf dem Reisfelde ist nur ein eigenthümliches Stück Reisfeld, so ist auch vor dem Frühling, dem Herbst der Mensch für sich sehr wenig, ein Bisschen Bewegung, eine Farbe nicht mehr; er darf keine eigene Seele haben, er ist vielleicht ein frohes Stück Frühling, eine melancholische Geise des Herbstes . . ."

Ich denke, solche Gesinnungen müssen uns, den Zeitgenossen Böcklins und Knut Hamsuns, theuer und wichtig sein.

*

Es wurde schon gesagt, dass in decorativer Hinsicht die beiden Bücher als kleine Wunder der applied art anzusehen sind. Das Beste, das wir auf diesem Gebiete haben, etwa Menzels „Zerbrochener Krug", Klingers „Amor und Psyche", die beiden Bände des „Runen Vogels" oder auch von F. Vallotton und E. M. Beiß, der andere von P. Behrens hergestellt., etwas weiter zurückgreifend das eine oder andere Buch von Ludwig Richter und ähnliches — alles das sind lauter verschiedene Annäherungen an ein Ideal, das hier erreicht ist. Man muss schon zu den Engländern oder Belgiern gehen, wenn man gleichwertige Leistungen anstinden will: eine so wundervolle und harmonische Einheit von Text und Schmuck stellt jedes dieser beiden Bücher dar. Jede Seite ist farbig gedämpft, oft in einer ganzen Scala von schiedener Farben; harmonisch läßt sich in diese Tonung das Colorit der Zeichnung ein. Diese selbst variiert von stummen Ornament über die geistreiche und selbständige Glosse bis zur eigentlichen Illustration. Aber auch diese ist nie sclavisch; der Maler dichtet vielmehr das Gedicht, dessen Stimmung er auf sich einwirken lieh, noch einmal, aber in seinem Material; man muss oft an Klingers Radierungen zu den Liedern von Brahms denken. Gern fügt er eigene Erfindungen bei, die die Stimmung des Textes vertiefen, ausdeuten oder mancieren; oder er macht eine schalkhafte Randbemerkung; oder er enancipiert sich völlig von den Versen, die ja illustriert sind.

Unerschöpflich geistreich sind diese Künstler in der Weise, die Fläche des Textes in die Fläche der Illustration einzuordnen und nun zu umrahmen oder sie untenandertreten zu lassen zu einer unlöslichen Einheit. Es gibt nichts Reizvolleres als das Studium dieser Bücher auf ihre tumultuarischen Qualitäten hin: auf jeder Seite erfreut eine neue überraschende und unwiderstehliche Lösung eines decorativen Problemes. Wie Worten in diesen Dingen schwer beizukommen, wenn wir nicht Seite für Seite das Buch aufblättern und bis ins Detail beschreiben wollen

Digitized by Google

Vom Inhalt der Darstellungen ist nichts wesentlich Neues zu sagen, man erräth von vornherein, dass der ausgeprägte Lyrismus der japanischen Malerei — man könnte auch von einem Lyrismus des Hauses, des Zimmers, der raffinierten alten Gartenkunst, ja der Lebensführung und Sitten des Japaners reden — sie zur Lösung von Aufgaben der vorliegenden Art in hohem Masse befähigt. Reblige Waldgründe, rote Zweige vor dem blauen Maienhimmel, beschneite Höhenzüge gegen die eiserne, graue Winterluft abgesetzt, verwehende Blütenblätter und schwimmende Lotosblumen, ein Wasserfall, über dem die Abendröthe steht, verdämmernde Bergeslinien und Vieles, Vieles der Art: damit ist nur ungefähr die Richtung gekennzeichnet, in der sich die landschaftliche Phantasie dieser Maler am liebsten bewegt. Vollends unmöglich ist es aber, von der überwältigenden Fülle ihres figuralen Repertoires eine Vorstellung zu geben.

Und dabei sind es durchaus keine Künstler ersten Ranges, mit deren Leistungen wir es hier zu thun haben; vom japanischen Standpunkt aus ist es lauter Durchschnittsware. Welche alte, uralte und alle Glieder des Volkes aufs innigste durchdringende künstlerische Cultur setzt ein solches Phänomen voraus! Es liegt nahe, an die griechischen Vasenmaler zu denken, die auch nichts waren als sehr geringe Handwerker und die heute Max Klinger als die „unerreichten Meister des Conturs" preist, deren Darstellungen von tiefem Wohllaut der Linie und Composition und von süssem attischen Geist der Erfindung überrieselt . . .

Werden wir diesen künstlerischen Culturen einmal nahe kommen, unser ganzes Leben so in Schönheit eintauchen lernen? Das Ziel ist steil und der Weg hart; aber wir wollen rüstig und unverdrossen am Werke sein, und schon ist ja über jenem Hügel eine erste Morgenröthe langsam heraufgestiegen.

Richard Wagner und sein Publicum.

Für die Erkenntnis der Welt Richard Wagners ist Bayreuth schon aus dem Grunde der wichtigste Ort, weil man daselbst das Wagner'sche Publicum in einer reichhaltigen und bunten Auswahl zu sehen bekommt. Früher waren die Wagnerianer ein bestimmter, einfacher Fanatikertypus, heute sind sie eine Welt. Es lohnt sich, diese Welt zu studieren. Vielleicht kann das Wagner'sche Publicum über das Kunstwerk des Wagnerischen Meisters Dinge aussagen, welche das Werk selbst zu verhüllen sucht. Beim ersten Anblicke erschrickt man über die Gegensätzlichkeit, welche sich in Bayreuth zusammenfindet. So bunt, so gemischt, so verschieden an Sitten, Temperament, Cultur sind die Lebenskreise, welche sich hier begegnen. Später vereinfachen sich dieselben. Im großen und ganzen sind es zwei Menschenkreise. Der eine, die Mehrzahl der deutschen Wagnerianer: das gelehrte, amtlich angestellte und freie deutsche Bürgerthum. Die lieben deutschen Bildungsphilister, eine einfache, unleidliche, kläftige Art Menschen, die an Wagner mit überwiegend philologischen Interessen herantritt. Der andere, die internationale Gesellschaft, eine merkwürdige Mischung aus Snobs, sensitiven, feinen, literaturenhaften, aristokratischen Elementen von exquisiter und feiner Cultur, welche an Wagner mehr mit artistischen Interessen herantreten. Man fragt sich, wenn man dieses Gemisch aus groben und zarten, aus gesunden und kränkelnden, aus borniert einseitigen Menschen sieht, erstaunt, ob die Wagner'sche Welt überhaupt einen bestimmten „Geschmack" repräsentiert? Ja wie etwa die Zugehörigkeit zu der Welt Mozarts oder Beethovens über einen bestimmten, einheitlichen Geschmack, eine gewisse Art des Empfindens, der Bildung, der inneren Cultur mit absoluter Sicherheit etwas aussagt.

Wenn man sich derart fragt, so muss man antworten, dass das Wagner'sche Kunstwerk selbst wie seine Welt ein merkwürdiges und vielfaches Gemisch aus starken und schwachen, aus rohen und feinen, aus brutalen und zarten, aus kräftigen und schwächlichen Empfindungselementen sein muss, dass hier ein complicierter, unreiner Geschmack voller innerer Widersprüche zur Herrschaft gelangt ist, welcher den gröbsten und den feinsten Naturen künstlerische Nahrung bietet.

Es wurde sich lohnen, einmal eine Rundfrage ergehen zu lassen, wie die verschiedenen Bekenner Richard Wagners dessen Werke empfinden. Sicherlich würden die einen Richard Wagner als gewaltigsten Seelenbändiger, als dramatischen Erwecker der deutschen Tatenlust, als Verkünder des heroischen Empfindens, als Wiedererwecker deutscher Vergangenheiten empfinden. Wagner selbst hat dieser Auffassung zu Triumphen verholfen, als er in den Siebzigerjahren seine Werk dem deutschen Siegervolke als nationale Feier wurde gaben. Eine Verbrüderung, welche er auch durch den „Manifest" über Aufführung gesagt ein gewaltsames, böses und feindliches Werk, das man vorerst als unerlaubt konfiszieren könnte, zum man es einmal mit den wunderbaren empfundenen Zartheit des Liebesgartenmotives im Siegfried, mit symbolischer Ehrfurcht vor der Schöpfung, mit der Verklärung irdischer Liebe in Tristan und Isolde, mit der Zartheit Mozart'scher Kunst vergleicht, so ist es doch ein Wagner, welcher durch

Ein anderer Theil der Verehrer Richard Wagners würde denselben als jenen Künstler feiern, welcher die verführerischesten und abgründlichsten Töne für Schmerzen, die zartesten Töne für reine Melancholien, eine wundersame Scala aller Schattierungen seelischer Leiden fand. Die einen würden Wagner als germanisches Kraftgenie, als rechtmäßigen Nachfolger der Klassiker feiern, die anderen als nervösen, tief leidenden Künstler. Als literarische Vertreter der ersten könnte man etwa Wildenbruch, Chamberlain und sämmtliche deutsche Wagnerbiographen citieren, als Vertreter der anderen d'Annunzio (mit seiner Tristanschilderung im Trionfo della Morte), Beaudelaire, Nietzsche. Die Verwirrung der Ansichten und Empfindungen würde eine furchtbare sein. Sie ist aber etwas ganz natürliches, wenn man sich darüber Rechenschaft abgibt, dass diese Verwirrung in den Werken und dem Gesichtskreis Richard Wagners selbst liegt. Je nachdem die Hörer verschiedene Elemente der Empfindungsatmosphäre Wagners auf sich wirken lassen, gelangen sie zu dem Bilde, welches sie sich von diesem großen Künstler gestalten.

* * *

Schon der Anblick des Wagner'schen Lebens, welches in seiner längeren Hälfte einem furchtbaren Fieber oder Krampfe gleicht, zeigt deutlich die großen Spannungen und Reibungen in seiner Gefühlswelt. Schließlich ist ja das äußere Leben jedes Menschen das Abbild seiner inneren Stimmungen. „Ich kann nur in Extremen leben", ruft Wagner einmal aus, und ein Anblick des Wagner'schen Inneren in seiner trübsten und verworrensten Zeit — etwa um 1848 — lehrt, in welchen gefährlichen Extremen der Künstler lebte. Der fliegende Holländer, Tannhäuser, Lohengrin waren geschaffen, Meistersinger, Nibelungen skizziert, Jesus von Nazareth und ein Achillesdrama geplant. Die beiden letzten Werke bezeichnen am deutlichsten die Dissonanzen in der Wagner'schen Empfindungswelt. Hier ein hellenisch-optimistisches Drama, ein Maximum an Weltfreude, Gesundheit, Kraft: dort ein christlich-pessimistisches Werk, ein Maximum an Weltschuld, Leidensfähigkeit, Pessimismus. Man begreift es, dass gerade in diesen Jahren jene gewaltsame Explosion stattfindet, welche Wagner aus Deutschland treibt. Es folgen trostlose, dunkle und unruhige sechs Jahre, in welchen der Künstler Wagner fast unterzugehen scheint und aus den Verwirrungen seines Inneren im Abfassen von theoretischen Schriften Rettung sucht. Als endlich die Sturmflut seines Inneren nachzulassen scheint, und alle kräftigen, heroischen Triebe in der Conception des Nibelungenwerkes aufzublühen anfangen, gerathen die gewaltsam unterdrückten leidenden, nervösen, lebensfeindlichen Triebe in eine furchtbare Bewegung, welche das Werk fast zerstört. Einen Moment lang scheint in der Verwirrung feindlicher Triebe Wagner ganz irre zu werden, bis ihm Schopenhauer einen neuen Weg zeigt. Wagner selbst schildert jene gefährliche Zeit, in welcher ein Theil seiner Gefühlswelt gegen den optimistischen, heroischen Nibelungenring revoltierte, und ihn schließlich zwang, dem Werke eine pessimistische Deutung zu geben in einem Brief an Roeckel 23. August 1856:

„Zeiten ist wohl ein Mensch in seinen Anschauungen und Begriffen so wunderlich auseinander gegangen und sich selbst so entfremdet gewesen, als ich, da ich gesehen muss, meine eigenen Kunstwerke erst jetzt, mit Hilfe eines anderen, der mir die meinen Anschauungen vollkommen entgegengesetzten Begriffe lieferte, wirklich verstehe. . . . Wo ich als Künstler mir so zwingender Sicherheit anschaute, dass alle meine Gestaltungen dadurch bestimmt wurden, suchte ich als Philosoph mir eine durchaus entgegengesetzte Erklärung der Welt zu verschaffen . . . das auffallendste in diesem Bezug musste ich endlich an meiner Nibelungen-Dichtung erleben: ich gestaltete sie zu einer Zeit, wo ich mit meinen Begriffen mir eine hellenisch-optimistische Welt aufgebaut hatte . . . Kaum bemerkte ich nun aber, wie ich mit der Ausführung, zu der Gründe schon mit der Anlegung des Planes, unbewusst einer ganz anderen, viel tieferen Anschauung folgte . . . wovon natürlich . . . etwas ganz anderes zulage kam, als ich mir eigentlich gedacht hatte. Doch entsinne ich mich, schließlich meine Absicht gewaltsam einmal zur Geltung gebracht zu haben, und zwar — zum einzigstenmale — in der tendenziösen Schlussphrase, welche Brünhilde an die Umstehenden richtet . . . sonderbarerweise wurmte mich diese Stelle nun fortwährend, und es bedurfte wahrlich einer großen Aenderung meiner Stimmungsweise, bis ich schließlich durch Schopenhauer darüber beruhigt wurde, um mir den Grund meiner Pein aufzudecken, und mir zu meinem Gedichte den wirklich entsprechenden Schlussstein liefernte."

Man sieht sich, wo es sich eigentlich um einen Kampf feindlicher Grundstimmte im Wesen Richard Wagners handelt, nicht durch die Auslegung des Künstlers, welcher das ganze als Kampf der Bestandtheile mit der Gesichtskreis darstellt, irre machen. Schließlich ist ja die Beständigkeit nichts anderes als die von der Bewusstheit erleuchtete Gesichtskreis. Aus diesen Kämpfen lässt sich das langsame Fortschreiten der Arbeit am Nibelungen-Ring tiefer erklären, als einst aus den wechselnden äußeren Umständen. Die gewaltigen sich der ganze Bau des heroischen Siegfried-Dramas

erhebt, desto furchtbarer dringen die Fluten einer lebensverneinenden, leidensgequälten, sehnsüchtigen Empfindungswelt ein. Das Siegfried-Drama, die Dichtung vom frohen Helden wird von einem Wotan-Drama überströmt, die Dichtung vom leidenden, weltensagenden Gott ... In der Reihe der furchtbaren Wagnerbriefe mit ihren schrecklichen Verzweiflungs- und Erlösungsrufen, ihren Müdigkeiten und Melancholien steht man jenen weltzerstörenden Strom wie in einer dunklen Schlucht wüthen. Endlich kommt ein Moment, wo er an die Oberfläche kommt und das ganze Werk in Stücke sprengt. Das Siegfried-Drama bleibt als Ruine stehen und der Künstler schöpft aus jenen gewaltsamen Fluten den schauerlich-süßen Trank des Tristan. Statt des sonnigen Siegfried-Dramas gestaltet er das grauenhafte Tristan-Nachtgedicht. Statt des heiteren Helden erstand der todestraurige Held. Statt des Hymnus auf die „leuchtende Liebe", erklangen die Passionen der müden, kranken, sehnsüchtigen Liebe. Man möge nicht von äußeren Katastrophen reden, welche den Künstler zwangen, die Arbeit am Nibelungenwerke zu unterbrechen, wo es offenbar eine entsetzliche innere Katastrophe war. Nichts beweist dies mehr, als die ergreifende Trunkenheit, mit welcher sich Wagner den Tristan-Dämonen hingab, allen Dämonen des Schmerzes, der Verzweiflung der Todessehnsucht, des Wahnsinns, des Leidens ... Erst nachdem Wagner im „Tristan" gleichsam alle Gifte, Wunden und Krankheiten seines Innern ausgeschmitzt hatte, vereinigten sich die gereinigten, kräftigen Lebenskräfte wieder zu dem mittelalterlichstämmigen „Meistersingerwerke".

* * *

Ich habe diesen flüchtigen Schattenriß eines Decenniums des Wagnerischen Lebens hiehergesetzt, um wenigstens mit einigen Strichen zu zeigen, wie das Gefühlsleben Wagners von den feindlichen Trieben beherrscht wird: kräftigen, starken, gesunden und leidenden, schwächlichen, sehnsüchtigen, die durch- und gegeneinander kämpfen. Manchmal scheint es, als müßte in einem solchen Kampfe der Künstler in Stücke gehen, manchmal schwingen die konträrsten Gefühlswelten friedlich durcheinander, manchmal scheint eine der beiden den Künstler ganz zu tyrannisiren. Der Reichthum einer solchen Seele, welche zwischen der höchsten und tiefsten Spannung umhergeworfen, an wunderbarsten Stimmungsnuancen, an heroischen und leidenden Gefühlstönen ist natürlich ein ungeheurer. Nirgendwo wird man derartige Wechsel an Momenten feierlichster Erhabenheit (III. Act Siegfried) und Fanatismen des Irrsinns (III. Act Tristan) finden, wie bei Wagner, der über Töne der stärksten und solche der kränksten Seele gebietet, und am größten ist, wenn er beide mischt. Diese Zwiespältigkeit, Verwirrtheit und innere Unruhe der Gefühlsatmosphäre Richard Wagners ist der Grund, daß Wagner mit Ausnahme des Siegfried, dessen Schöpfung sich die gewaltigsten und kräftigsten Instinkte seines Wesens unter furchtbaren Krisen und Erschütterungen concentrirten, seinen Helden gestaltete. Ich denke unter dem Helden, den starken, kräftigen, sieghaften Menschen. Seine Helden tragen alle eine schwere Wunde in sich, einen innerlichen Bruch, ein furchtbares Leiden. Deshalb sind sie todessüchtig und voll von Erlösungsrufen. So der Holländer, Tannhäuser, selbst Siegmund, Tristan. So Wotan, der Gott. So Lohengrin, der Cherub. Selbst der Sieger Hans Sachs ist innerlich voller Wunden, die noch bluten. Es ist vielleicht das ergreifendste an den Gestalten Wagners, daß ihnen allen der Künstler einen Tropfen Gift eingeflößt hat, welches in ihrem Körper kreist. Bald bricht es zum Fieber aus, wie bei Tristan, bald macht es den Helden todestraurig, wie Siegmund, bald flößt es ihm tiefste Melancholien ein, wie bei Lohengrin. Selbst den starken Siegfried überfallen bisweilen sehnsüchtigen Traurigkeiten, welche andere Helden (zum Beispiel Tristan und Siegmund) gleichsam schon aus dem Mutterleibe mit sich herumtragen. Und wenn man einige Wagner'sche Frauengestalten vor sich vorüberziehen läßt, wird man sehen, daß diese starken Germaninnen einiges von den musterlosen, träumerischen, siechenden Seelen Ibsen'scher Frauen mitbekommen haben. Man denke an die verträumten, tief in sich versponnenen, sehnsüchtigen Innerlichkeiten Senta's, Elsa's, Elisabeths, Isoldens und erinnere sich, wie selbst das blonde Bürgerkind Evchen an Verzücktheiten leidet (etwa eine gesündere Cousine Senta's). Die Identität Senta's zum Beispiel mit Frau Ellida ist eine so große, daß ich einzelne Scenen des „Holländer" neben solche der „Frau vom Meere" stellen könnte und man soll von der Gleichheit der Stimmungen, ja sogar von dem Gebrauch derselben Worte verblüfft wäre.

Und nun lenke ich die Gedanken von Wagner und seinen Werken wieder auf das Bayreuther Publicum. Wie die Gefühlswelt Richard Wagners ein seltsames Gemisch aus starken, kräftigen und schwachen sehnsüchtigen Elementen ist, so auch das Publicum. Die einen empfinden die heroischen Elemente, die anderen die nervösen stärker. Man lasse nur die deutschen Wagnerianer Wagner als nationalen Heldensänger bejubeln. Sie erinnern an das Volk, welches Tristan bejubelt „Heil uns Held Tristan", während die wissende Isolde antwortet: „Der war jener traurige Mann".

Dr. Max Graf.

Die Woche.

Politische Notizen.

Confisciert!

*

Die „Politik" hat angurirt die Minister, daß sie „angesichts ihres nichts weniger als glücklichen Abganges" nicht den ungarischen Ausgleich mit dem § 14 finalisieren sollen. Dieser Gedanke der „Politik" ist nicht neu und auch nicht das geistige Eigenthum des Prager Czechenblattes. Er stammt vielmehr vom Finanzminister Dr. Kaizl selbst, der gleich von Anfang an, schon bei den Juni-Akkmachungen mit Herrn v. Szell, die verschiedenen Ausgleichs-Nothverordnungen — um in seinem Jargon zu reden — so „echelonniert" hat, daß die letzte Verordnung, die über die Verzehrungssteuerverrechnung, erst Ende December publiciert werden sollte, weil er, in bescheidener Selbstbewertung, annahm, daß kein nachfolgender Minister sich bereit finden lassen würde, eine der § 14-Ausgleichsverordnungen zu unterschreiben, und er so mit den geschickt „echelonnierten" Ausgleichsverordnungen ein bis Ende des Jahres reichendes Arsenal von Pressionsmitteln in die Hand bekomme, um sich an der Regierung zu erhalten. In der That dreht jetzt die von ihm inspirierte „Politik" damit, daß er, wenn er schon jetzt sollen sollte, die rücksichtslosen Verordnungen zu unterschreiben verweigern würde. Das wäre der würdigste Abschluß der Ministerschaft Kaizl, vom Anfang bis zum Ende an Ruhm und Ehren reich!

*

Als ich Donnerstag Früh in den officiösen Blättern las, daß die Regierung durch einen neuen Pairsschub ihr Streben nach Reactivierung des Parlaments an den Tag gelegt habe, dachte ich schon, daß der Dr. Kaizl — denn vom Grafen Thun spricht doch heute kein Mensch mehr, wenn man das nach ihm benannte Ministerium meint — daß also der Dr. Kaizl nach so langer Ministerschaft endlich doch einmal einen gelungenen Einfall gehabt hätte. Ich selbst habe nämlich schon seit längerer Zeit die Idee gehabt, daß man durch einen Pairsschub das Abgeordnetenhaus wieder activ machen könnte, indem man nämlich die Rädelsführer der Obstruction, Schönerer, Wolf u. aus dem Abgeordnetenhaus ins Herrenhaus abschieben würde. * * *

Confisciert!

*

In der Nr. 245 der „Zeit" war auch eine Stelle confisciert worden, welche sich mit der durch die Trenkus-Affaire so gründlich beleuchteten Institution der Militär-Attachés beschäftigte. Infolge Einspruchs gab das k. k. Landesgericht Wien diese Stelle frei. Die Begründung, mit der das landesgerichtliche Urtheil die Freigebung begleitete, ist wirklich interessant, sie lautet:

„Wenn hier den Militär-Attachés als Institution aller Staaten schleichthin der Vorwurf gemacht wird, daß sie Spione bezahlen und Functionäre der fremden Staaten zum Treubruch verleiten, so ist dies eine Bemerkung, die in ihrer Allgemeinheit nicht geeignet ist, zum Nachtheile und zur Verachtung gegen inländische Staatsorgane anzureizen."

Wenn das Wiener Landesgericht in dieser Begründung die öffentlichen Militär-Attachés in einen gewissen Gegensatz zu denen anderer Staaten stellt, so muß es offenbar an den gewissen österreichischen Militär-Attaché in Paris, den Oberst Schneider, gedacht haben. Der Mann scheint in der That keine Spione gehabt zu haben, weil er sonst nicht noch im Jahre 1897 den Trenkus für den Spion von Schwarzkoppen und Bauzigardy hätte halten können.

*

Im Berliner socialdemokratischen „Vorwärts" schildert Herr Fr. Mehring in einer Polemik gegen Herrn Harden, wie die „Zukunft" infolge der, gelinde gesagt, wenig ehrenvollen Haltung ihres Herausgebers in Deutschland an Achtung in letzter Zeit verloren hat, und schreibt dann:

„Nur im Auslande behielt Herr Harden einen gewissen Anhang, und so verlief der in allen Tonarten des Lobes erhobene Mann zu den sonstigen Gebräuchen, sich als frisch ausgetrockene Auschluß wieder vom Ausland importieren zu lassen: ein berühmter ausländischer Poet sollte

Digitized by Google

ihn im Feuilleton einer großen, ausländischen Zeitung befugen. Jedoch das schöne Plänchen scheiterte, und zwar kurz vor dem verhängnisvollen Oktoberwechsel."

Das „Ausland", von dem Herr Mehring spricht, ist selbstverständlich Oesterreich, und die große ausländische Zeitung, die sich zur Mohrenwäsche hergeben sollte, ist — wer hätte es sofort errathen? — die „Neue Freie Presse". Daß der Plan nicht an der „Neuen Freien Presse", sondern an dem berühmten ausländischen Poeten gescheitert ist, braucht Kennern kaum noch verschert zu werden.

*

In der Premiere des Stückes: „Der Herr Commandant" von Oskar Feorg, am Theater a. d. Wien, erzielte der magyarische Rittmeister, der darin vorkommt, einen großen Heiterkeitserfolg mit einem politischen Schlager. Auf die Frage nämlich, ob es wahr sei, daß sein Onkel Minister sei, erwiderte er: „ich glaube — wenigstens gestern abends, so gegen halb zehn Uhr in der Nacht, war er es noch." Das erzählt der Theater-Chronicqueur des officiösen „Fremdenblattes" und fügt dann hinzu:

„Die Stelle wirkte außerordentlich. Die Leute lachten, denn durch die Zeitungen zitterten eben die letzten Telegramme über den jüngsten preußischen Ministerwechsel nach. Die Folge war, daß diese Stelle von der Polizei am nächsten Tage und dem Posten gestrichen wurde."

Wenn also die österreichischen Minister wackeln, lacht das Wiener Publicum nur über — die preußischen Minister, und wenn die Wiener Polizei eine unbetreibtige Aeußerung über die Vergänglichkeit der Ministerherrlichkeit auf einem Theaterzettel streicht, so hat sie ihren hochmögenden Schutz den — preußischen Ministern angedeihen lassen. So wenigstens interpretirt das bis in die Theaterchronik hinein officiöse „Fremdenblatt" den Vorgang. Diese Interpretation ist reichlich noch komischer als der Fronzische Schlager selbst. Die österreichischen Officiösen sind schon längst reif für eine Posse. Möchte sich nicht ein Polizeibuchen ihrer bemächtigen! Wenn Einer eine gute Posse über unsere Officiösen schriebe, wären doch endlich einmal die vom Dr. Rosner mit steigender Hand verausgabten „Ersparnisse des Disposition sfonds" auch zum allgemeinen Besten verwertet. Und wenn das Publicum dann über diese Posse lachen würde, könnte das „Fremdenblatt" noch immer interpretieren, das es über — die preußischen Officiösen gelacht habe.

*

Verschiedene Lingewohte meinen, daß man sich endlich in Regierungskreisen entschlossen habe, der Opposition, die man bisher so grimmig bekämpft, nachzugeben. Im Zusammenhang mit dieser Meldung wird auch von einem General als kommendem Mann gesprochen. Natürlich, wenn vom Nachgeben die Rede ist, kann man gleich an einen österreichischen General.

Kex

Volkswirtschaftliches.

Die Actionäre der Oesterreichisch-ungarischen Bank haben mit großer Majorität das § 14 Privilegium acceptiert, und der gestrige Vertagungsbeschluß ist lediglich einem in unserer Generalversammlungen üblichen Gewaltacte des Vorsitzenden gar nicht zur Abstimmung gebracht worden. Die Bank hat jetzt ein Privilegium, das vom Parlamente jeden Augenblick zerrissen werden kann. Für die bis zum Tage des etwaigen vorzeitigen Erlöschens der Betriebsfrist gewährten Anskäufe, Organisationsänderungen, Errichtung neuer Filialen u. s. w. erhielt die Bank keinerlei Ersatz. Sie hat keinerlei Sicherheit, daß ihr eventuell der Ankauf an der 80 Millionenschuld rückerstattet werde. Die Bankleitung selbst hat das gleiche Gefühl der Unsicherheit gehabt und um sich und die Actionäre zu beruhigen, hat sie sich ein paar Geltungen herausgenommen, die der beiden Finanzminister verschrieben, an denen die Minister ihr Einverständnis mit dem Standpunkte der Bank kundgeben, dass diese im Falle des Erlöschens der § 14 Verordnung in Liquidation treten und die Abschreibung an der 80 Millionenschuld wie eine temporäre quenchkaupreuden können. Diese Cultanungen sind natürlich ganz werthlos. Wenn eine neue von dem jetzt unmisterium geschaffene kaiserliche Verordnung nicht den österreichischen Staat gegen den Willen des Parlaments verpflichten kann, so kann es selbstverständlich der Herr Finanzminister Dr. Kaizl natürlich einer Zusicherung an die Bank noch weniger. Diese Acten sind Sand in die Augen der Actionäre. Nur in dem an Unerwrechten allen Mitteln gesinnten Oesterreich ist die Liquidirtigkeit möglich, mit der die Bank dieses Gesellschaft mit der mandatorischen Regierung abgeschlossen hat. Auch in Cenzerreich überlassen es sich verantwortungsbewusste Verwaltungen, Geschäfte mit der Regierung allein abzuschließen, zu deren gütigem Abschluss die Genehmigung der Parlamente gehört. Keiner unserer Banken fällt es ein, auf Grund des § 14 einen Anlehensvertrag mit der Regierung abzuschließen. Sie wissen, was sie riskieren: Zinsen und Capital von Herrn Dr. Kaizl einklagen zu müssen und dass die aus den Staatsgesetzen seinen Mitarbeiter leben würden. Es ist auch der einzige Fall, dass das Opfer eines solchen mit der Regierung in Uebertretung ihrer Rechte abgeschlossenen Vertrages gedrohen ist. Unseren Leben ist der Fall genau bekannt. Es ist Herr Baron Taaffe, verantwortlicher der betreffenden „Acten-Cassa", den der Staat Jahren zu Gunsten der Regierung eine widerrechtliche Interpretation angethan hatte, welcher seine Rechtsgrund aus den Gesetzen des Staates ausschließenden und verschieden. Auf den Rathe der Herren eine Klage erhoben wollte auch die anderen Gesellschaften der Bankenkonkurrenz, welche die Actionäre über die Gefahren der Vertretung der Regierung aufmerksam machen wollten. Man kann den Standpunkt der Regierung, die sich gegenwärtig [illegible] Gesellschaften und ein solches Vorgehen der Bank abgeschlossen [illegible] Man kann [illegible] Gesetzes [illegible] Gesetzes [illegible] Gesetzes

als Gina Ekdal hat eine correcte schauspielerische Leistung; wo aber blieb die göttliche Bornwirthelt dieser Frau, die von Adele Sandrock so genial zum Ausdruck gebracht wurde, jene Bornwirthelt, in die der „gesunde Hausverstand“ so leicht umschlägt, wenn er vor Dinge gestellt wird, die über seinen Horizont gehen? Mit der Hedwig hat seinerzeit Fräulein Medelsky ihren ersten Erfolg erzielt. Ihre Leistung ist wahr und schön geblieben, nur im Affect ließ sie sich einmal zu störendem Gekreisch mitreißen; da geschah es denn auch, daß in ihrer unmittelbar nachfolgenden wundervollen Scene mit Gregers das Publicum ein paarmal in die ernstesten Sätze hineinlachte. Man zerreißt eben nicht ungestraft die Stimmung. Einfach und natürlich spielte Herr Reimers die außerordentlich schwierige Rolle des Gregers. Jedenfalls was es Ibsen, was er spielte, manche andere aber spielten Benedix. Der alte Ekdal des Herrn Lewinsky war sogar nicht einmal Benedix sondern Stranitzky. B.

*

Fräulein Selma Kurz hat in der Hofoper als Mignon debutiert. Wäre ihre Stimme in der Tiefe so klangvoll wie in der Höhe, so könnten wir von einer Gesangsleistung ersten Ranges sprechen. Aber auch mit diesem Nachtheil war der jugendfrische Timbre ihrer Stimme von ungleich angenehmerer Wirkung, als der schon im Verblassen begriffene Stimmglanz ihrer Vorgängerin in dieser Rolle. Das Spiel der jungen Debutantin war dem Charakter der Mignon ganz entsprechend, ob es auch für schwierigere Aufgaben ausreicht, wird die Zukunft lehren. Die Vorstellung war wegen einiger Besetzungsfehler nicht eine der besten. Wir haben schon einen besseren Lothario gesehen als Herrn Fraunicher, der durch zu vielseitige Aufgaben unnöthigerweise in ein ungünstiges Licht gestellt wird. Auch Frau Elizza ist wohl auf die Dauer als erste Coloraturlängerin unmöglich. Eine unpassende Rollenzutheilung hat kürzlich auch den Ruhm des Fräulein Michalek wesentlich vermindert. Wozu?

R. W.

*

Nachdem man einem auswärtigen Ensemble gestattet hatte, Tolstojs ergreifendes Drama „Die Macht der Finsternis“ in Wien aufzuführen, konnte man diese Dichtung wohl füglich auch einer ständigen Wiener Bühne nicht mehr vorenthalten. Mag es bedremdend erscheinen, daß Tolstojs Dichtung nur auf diesem Umweg an das Deutsche Volkstheater gelangen konnte, so wollen wir uns doch windestens des Resultates freuen, ja wir würden nur wünschen, daß wir auf solchem Umweg schließlich auch zu Hauptmanns „Webern“ und Halbes „Jugend“ gelangen. Die Darstellung der „Macht der Finsternis“ stellt die höchsten Anforderungen an Regie und Schauspieler; besonders schwierig ist es, das slavische Milieu zu treffen und es uns zugleich nahe zu rücken. Die Vorstellung im Deutschen Volkstheater zeugte von ernstestem Bestreben und wenn nicht alles völlig gelungen ist, so mag das wohl in dieser Schwierigkeit und auch darin seine Erklärung finden, daß ein Theil der Schauspieler sich vor Aufgaben gestellt sah, die zum Theil in einer anderen Richtung liegen, als in der ihre künstlerische Individualität sich bisher betmatigte. Um so größere objective Anerkennung verdienen aber gerade darum ihre Leistungen. Dies gilt insbesondere von der Anisja des Fräulein Glöckner, dem Nikita des Herrn Kramer und der Akulina des Fräulein Kalmar. Schöne Töne fand Fräulein Lafrenz für die Marina B.

*

Das Raimundtheater führt jetzt die liebenswürdig naive Anzengruber'sche Posse „Doppelselbstmord“ auf. Der sächsische Arzt der alles Menschlichen hat dorin mit dem Senkner und dem Hauderer die Typen des guten und des besten Menschen gefunden. Den Hauderer, der mit seinem Heilandsgefühl so viel und so lange tut, bis er sich die Maske „, is all's a Dummheit“ errungen hatte, spielte Herr Thaller mit der halb zuwiderten, halb gelungtweilen Ueberlegenheit des Reisgewrten; man erfreute sich an der echten, derbkigen Heiterkeit des Fräulein Kraus und der ländlichen Innigkeit des Herrn Balajthi; er ist wie ein Riese, in dem die Seele eines Kindes wohnt. Auch in den anderen Rollen ist die Darstellung durchaus gelungen und erhebt die Vorstellung zu einer der besten dieser Bühne.

*

André Messager ist als geschmackvoller, das Handwerk überragender Operettencomponist bekannt. Er besitzt Witz, Geist, Raffinement und zum Unterschiede von deutschen Tintlattencomponisten Esemnth, Anmit und Erfindung. Er gieng bei Lecocq und Delibes in die Schule, von denen er zeigende Unsichtmäßigkeit lernte, manchmal wird sie fenilletonistisch, dann ist sie am so entschiedener parisersch. All das trifft auch bei seinem „Kleinen Michus“ zu, welche man jetzt im Carltheater hören kann. Das Libretto verstimmt nicht. Das Empire stellt seine Farben, und die Volle, das Pensionat und das Militär liefern die Handlung. Gesungen und gespielt wird flott und graziös; die Damen Siegen und Kern, sowie Herr Tremann sind besonders zu nennen. Fräu Brümm und Herr Schildkraut sind in Chargen voll Humor R. S.

Bücher.

Achille Viallate: J. Chamberlain Paris, Alcan 1899.

Der Verfasser des vorliegenden Buches hat seinen Landsleuten mit demselben einen guten Dienst erwiesen. Er zeigt ihnen nämlich in der Laufbahn Josef Chamberlain's wie in einem Spiegelbilde den gewaltigen Fortschritt, welchen die Demokratie in England seit 30 Jahren gemacht hat, und sordert dadurch — vielleicht unbeabsichtigt aber unwillkürlich — zu einem Vergleich heraus mit dem nahezu bereits historische Epoche unumschränkt vollzogenen Räuschritt der demokratischen Ideen in der französischen Republik. Denn dies ist das geschichtlich Wesentliche an der merkwürdigen Laufbahn, die hier geschildert wird, daß in dem aristokratischen England Chamberlain der erste Politiker gewesen ist, der ohne Zusammenhang mit den traditionell regierenden Familien und Kreisen sich zu kaum mehr als einem Decennium zum entscheidenden Factor in der Politik Englands aufgedrungen hat. Gladstone, der der unwiderstehlich gewordenen Demokratie alle Thore und Thüren der Verfassung geöffnet hat, gehörte der Adelsmmung und Erziehung nach völlig der alten Gentry an. Chamberlain aber ist nie in Oxford gewesen, er kann, wie ihm einmal spöttisch im Unterhause vorgeworfen wurde, Sophokles nicht in der Urtprache lesen; er ist vielmehr der typische aus der Middle-Class durch eigene Kraft aufgestiegene Geschäftsmann, der auch an die Probleme der Politik nur mit den Erfahrungen des praktischen Lebens, unbeeinflußt von Theorien der Vereinzelnen herantritt. Und doch ist der ehemalige Birminghamer Fabrikant im raschen Flug erst municipaler Reformator seiner zweiten Heimat, dann radicaler Parteiführer und Schöpfer der kräftigsten politischen Organisation des Landes, weiters liberaler Minister und Socialreformator, schließlich das einflußreichste Mitglied der stärksten conservativen Regierung geworden, die es in England seit der Reformbill gegeben hat. Diese protensartige Entwickelung hat der französische Publicist mit großer Genauigkeit dargelegt, ohne dabei weitschweifig zu werden. Sein zutreffendes Endurtheil geht dahin, daß Chamberlain deshalb zweifellos die stärkste Potenz im politischen Leben Englands bedeutet, und daß die übertriebene Bewunderung in seiner politischen Haltung doch nicht die starke Individualität verkennen lassen, die seinem ganzen Wirken zugrunde liegt. Vielleicht würde der Verfasser das Charakterbild Chamberlains noch lebendiger hingestellt haben, wenn er ein Moment mehr betont hätte: nämlich den Zug eines ungewöhnlich starken nationalen Selbstbewußtseins in seinen Politik. Chamberlain ist die Incarnation des Durchkmuts Englanders von heute, mit allen Vorzügen und Fehlern desselben. Daß es in dem imperialistischen England unserer Tage die commerzielle Weltpolitik des britischen Reiches sein wird, worin sich Chamberlain als Führer der Massen erst noch wird erproben müssen, unterliegt heute wohl keinem Zweifel mehr. Und darum wird gerade im Ausland die in dem vorliegenden französischen Buche vermittelte Kenntnis von dem Entwickelungsgange Chamberlains berechtigten und weitverbreiteten Interessen begegnen.

Dr. J. N.

Frommanns Classiker der Philosophie VI. Fr. Nietzsche. Der Künstler und der Denker. Ein Essay von Alois Riehl. Stuttgart. Fr. Frommanns Verlag. 2. Auflage.

Der Autor, Professor der Philosophie, führt den Leser in überaus einfacher und verständiger Weise in die künstlerische und philosophische Persönlichkeit Friedrich Nietzsches nahe. Ist schon die Thatsache, daß ein künstlerischer Philosoph sich ernst und eingehend mit der Gestalt Nietzsches beschäftigt und dieselbe unter die Gestalten der Classiker der Philosophie einreiht, im höchsten Grade überraschend, so ist die Art und Weise, wie er dies tut; die Tiefe des Buches, der Feinsinn, mit welchem der Text des Verfassers außerordentlich sympathisch. Andere Betrachtungsarten mögen zu unseren Einblicken führen: die detenministische des Künstlers, der den seelisch zu Organismus Nietzsches gleichsam nachzuschaffen und diesen ihn in seiner Thätigkeit, seinen Aeußerungen und Werken rekonstruiren, anzulegen und erklären wurde; oder die analytische des Kritikers, der Gesundes und Gesundes, Nervöses und Kräftiges in der Persönlichkeit und den Werken Nietzsches wie ein Anatom scheiden, und so Widersprüche lösen und wieder binden würde. Eine mittlere und einfache Nanuren aber empfiehlt sich der vom referierenden Ton dieser Arbeit, namentlich, wenn sich — wie im diesem Falle — Objectivität, Männlichkeit, Naturlichkeit der Auffassung mit Schmiegsamkeit und Wärme der Darstellung verbinden. Ebenso erleuchtet die Sicherheit, mit welcher der Verfasser das Detail liegen läßt und stets auf das Ganze der Persönlichkeit losgeht. Ich empfehle das Buch gerade dem mittleren Lesenbedürfnis, welches den großen Psychologen nur aus den dünkelhaften Entstellungen der Zeitungen kennt. Die Ruhe und Selbstverständlichkeit des Tones, die maßvollen Randbemerkungen, die übergangende Darstellung des Verfassers, der selbst eine Lösung und einfache Natur zu sein scheint, müssen auf jeden Leser ausklärend wirken. Sowohl eine popularisierende Arbeit den Hohen und Abgründen der Nietzsche'schen Welt zuführen kann, besorgt es diese. Freilich bleiben dann noch gewaltige Gipfel und Eisberge übrig, die einiam erstiegen werden müssen; wer dann aber nicht in sich selbst Muth und Tapferkeit findet, dem kann kein Führer weiter helfen. u. g.

Julius M. Haarhaus Dichter-Biographien. Zweiter Band: Goethe. Mit Goethes Bildnis. Leipzig Verlag von Philipp Reclam jun. 1899.

Ein tüchtiges Schulbuch, die richtige Zusammenstellung des Thatsächlichen aus Goethes Leben ohne Verschönerung des Guten und ohne den Versuch einer neuen oder selbständigen Grundauffassung. Neben Richard M. Meyers großgedachtem Goethebuch, selbst neben Lewes' Darstellung — trotz aller Mängel und Unrichtigkeiten im Einzelnen noch immer die beste Einführung — erscheint die Biographie Haarhaus' farblos und wenig bedeutend. Manche Partien, vor allem die Schilderung des Aufenthaltes in Italien, sind durch ihre naturliche Schlichtheit anziehend, in anderen, zum Beispiel der Seesenheimer Episode, hört der allzu nackten referierende Ton. Manche ganz conventionelle Urtheile über „Jugendnen Goethes hätte vermieden können. Es geht sehr zu weit, zu behaupten, von denen enthalten sei in die jüngste Gegenwart Generationen deutscher Komödien

Digitized by Google

schriftsteller im buchstäblichen Sinne leben, einen „nicht unbegabten Lustspieldichter“ zu nennen und Reinhold Lenz, ohne Zweifel das größte dramatische Talent seiner Zeit, immer wieder als „armen Schwärmer“ zu bezeichnen.

Paul Remer: Johannisfeuer. Sommerlieder. Schuster und Löffler, Berlin 1899.

Einer aus der Reihe jener Künstler, die es von Anbeginn der Cultur bis zum heutigen Tage gibt und wahrscheinlich geben wird bis an der Tage Ende: ein Irrlisper, einer, der nicht in die seiner eigenen Zeit charakteristischen Bildungen Formen und Farben und Töne hineingießen, bleibenden vorgelegt, einer, in dem Töne erwachen, welche aus den Gitarrenschlägen griechischer Dionysier, aus den Mondnachtseufzenden deutscher Minnesänger, sowie aus den Cymbel- und Mandolinengesängen der südlichen Völker klangen und klingen, mit einem Wort: ein Naturlyriker, kein Psychologe, kein Philosoph, kein Dichter, kein Trommler- oder Trösterstehender, keiner, der sich einbildet, hinter die Ecken schauen zu können und der anstatt der enträtselten Geheimnisse doch nur die Gebrechen seiner eigenen Natur wahrnimmt, ein Vollmensch vielmehr, dem unbewußt Melodien der Seele entstehmen, welche so tief sind wie das Leben selbst.

R. M.

Revue der Revuen.

„Deutsche Revue“ (September). Ein bemerkenswerter Artikel über den ägyptischen Sudan von Slatin Pascha. Seit mehr als siebzig Jahren war der Sudan unter ägyptischer Herrschaft, zeigte sich civilisationsfähig und den Europäern freundlich und zugänglich, die demgemäß sich in Khartum niederließen und sogar ständige Consularvertretungen dort hatten, bis in den Achtzigerjahren der Mahdi auftrat, unter dem Vorwand einer religiösen Reformation das Volk aufwiegelte und für die Sache wann und 1883 Besitz von Khartum ergriff. Er starb jedoch sechs Monate darauf, und an seine Stelle trat der Kalif Abdullahi, ein eben so grausamer und willkürlicher als ungebildeter Regent, der überdies aus dem westlichen Darfur kam und ein Fremder im Mittel war. Um seine Macht zu befestigen, umgab auch er sich mit religiösem Nimbus und befahl den westlichen arabischen Stämmen mit Hab und Gut nach Omdurman zu pilgern. Wer nicht freiwillig kam, wurde dazu gezwungen; so entstanden förmliche Völkerwanderungen. Durch die Beschwerden der Reise und die durch den Klimawechsel verursachten Krankheiten gingen freilich Zahllose zugrunde, und auch der größte Theil der Heerden kam dabei um. Um nun diese verarmten Fremdlinge zu entschädigen und zu fesseln, gab man ihnen Ländereien, die man den Einwohnern gewaltsam entzog. Unter dem Vorwand, daß sie unbotmäßig oder verrätherisch seien, wurde ihr Vermögen confiscirt. Durch Hungersnoth und Krankheit unterstützt, brachte es der Kalif zuwege, daß von der Bevölkerung des Sudan in wenig Jahren nur etwa ein Drittel übrig blieb, während das Land völlig verwüstet. Innere Kämpfe zwischen den Stammen, die der Kalif schürte, weil er wußte, daß nur einige Bevölkerung und eine Tyrannei nicht gefallen lassen würde, thaten das ihre; so war es ein verarmtes, zerstörtes Land, das die Engländer nach ihrem Sieg im September 1898 vorfanden. Dennoch ist der Sudan ein ungemein werthvoller Besitz, der seitens die Herrschaft über den Nil sichert, zweitens sehr viele Einnahmsquellen bietet, die außer Zweifel sind, drittens ein Handelsgebiet in seinem Reichthum an Gummi elasticum und Gummi arabicum besitzen; auch Eisen, Kupfer und in geringem Maße auch Gold finden sich in seinen Gebirgen und da der Ausbau der Bahn bis khartum noch vor Ende des Jahres bewerkstelligt und auch ein Durchbruch des „Sees“, das ist der großen Nilausweitung, die den oberen Nil zum unteren abschließt, gelungen wird, wodurch ein permanenter Dampfschiffsverkehr zwischen Fashoda und Alexandrien hergestellt wäre, so wird der Sudan bald zu einem lebendigen Handelsgebiet werden. — Doctor Cabanes schreibt über Louise Michel im 15. Heft seiner Reihe Lebe Zeitgenossen“. Wahrheit und absolute Unabhängigkeit des Charakters nennt er seine bezeichnendsten Eigenschaften. Seine Neigung hatte ursprünglich Medicin studiert und hat sich in seiner kritischen Thatigkeit etwas von dem Vorgehen des Anatomen bewahrt; er führte die Feder wie ein Secirmesser. Er war von unermüdlichem Fleiße, genauigkeit, Pünktlichkeit, unfähig in seinen Gewohnheiten sich sein Leben dem eines Klosterbruders, und auch im Aeußern wie in seinen zahlungsvollen Gehen und Manieren erinnerte an einen Prälaten. Obwohl er in späteren Jahren ein Vermögen einkommen von 25000 Franes und noch mehr besaß, hinterließ er doch ein sehr anbedeutendes Vermögen, und da er selbst sehr bescheiden lebte, so müssen diese Gelder zumeist auf Unterstützungen aufgegangen sein, denn Zeinte Bewohnungen waren von unerhörtester dürftiger Einfachheit; selbst gegen Kälte und jungere Talente. Cabanes versucht auch das arg verbreitete Vorurtheil zu zerstreuen, daß Michel den Tod suchte, indem sie ihn herbeiwünschte, weil sie verzweifelte. Auch über seine Arbeitsweise und sein Verhältnis zu seinen Mitarbeitern enthält der Artikel interessante Details.

„L'Humanité Nouvelle“ (August und September). „Napoleon I. ein Fatalismusmärtyrer“ heißt ein langer Artikel von L. de Raymond, der beweisen soll, daß es eine Lieblingsidee Napoleons war, die von ihm so erfolgreich oder schon unternommenen Kanäle durch die Mittelamerikanischen Isthmen zu schwaben, eine Idee, die er bekanntlich auch den unbezwingbaren England aus anderen trachtete. In Folge hatte er ja 1801 endlich den Nicaragua-See bewachtet, und so im Februar Tarbiche der Hydrographie erlaubt, auf denen das in seinem Sinne, anlegt, daß mit Leichtigkeit wurde. Bald hatte Metternich 1810 berichtet, daß Herausgeber Geheim zu erwirken, aber bloß eine [illegible] Abgeordnete Verhandlung des Antrags erfolgt. Dies die Ursachen verwendet waren. Auch in England wurde der Vorschlag, daß der englischen Kabinettsregierung per Postsack zugesandt hatte, behielt sich auf [illegible] Pfunde und zahlte in spanischen Zeichen an Schiffsbesitzer, die französischen Agenten entdeckt und einer von ihnen sogar hingerichtet, doch wußte man in London nicht, daß nicht diese persönlich, sondern die französische Regierung das Verbrechen begangen. In Rußland hoffte Napoleon gelegentlich des Feldzuges von 1812 durch große Anläufe die falschen Banknoten, mit denen 3½ Fourgons beladen waren und die eine halbe Milliarde repräsentierten, in Umlauf zu bringen; doch wurde dies Project dadurch vereitelt, daß die Russen vor dem Einzug der Franzosen alles zerstörten und so jeden Einkauf unmöglich machten. Unbewusterweise verwendete Graf Narbonne, der 1813 in dem belagerten Torgau dort vergaßene Bündel derartiger russischer Banknoten vorfand, dieselben zum Ankauf von Lebensmitteln. Während des Hundertjährigen wurden ein englischer, ein russischer und ein österreichischer Commissär zur endgiltigen Einstellung dieser Machinationen nach Frankreich entsendet und fanden auch bezeichnenden Entgegenkommen bei Ludwig XVIII., dessen Regierung sie bei ihren Schritten unterstützte. Royaumond schließt seinen Artikel aus den Schriften des Generals Lafe, dem Fabrikanten falschen Chiches, der seinen kaiserlichen Herrn zwar nicht der Oeffentlichkeit preisgab, diese Aufschreibungen jedoch dessen Erben, Napoleon III. ausliefernte, in dessen Archiven sie 1870 gefunden wurden. Ueberdies werden dieselben durch die 1877 veröffentlichten Memoiren des Diplomaten Graf Garden vollinhaltlich bestätigt. — Jean d'Ourtroye schreibt über „Polen und der Weltfrieden“. Die polnische Frage sei eine internationale und unlösliche mit allen Fragen der Gerechtigkeit, der Freiheit und des Friedens verknüpft. Ohne Regelung der unausgeranzenen Conflikte, die ja den Keim neuer Mißhelligkeiten in sich bergen, ist ein dauernder Frieden undenkbar; anderseits ist die Annexion Polens ein schreiendes Unrecht, ein Denkmal der Despotie, das eine moderne Welt nicht bestehen lassen darf. Russlands Habgier, das polnische Reich festzuhalten, trug Schuld, wenn 1815 die Bestimmungen des Wiener Congresses, die Ordnung in Europa herzustellen, scheiterten, gerade jetzt traten auch 1830 der freiheitlichen Bewegung entgegen, und in Rußland selbst wird das Volk von seinen Forderungen abgelenkt, indem man seinen Chauvinismus durch den Haß gegen die Polen anfachelt. Ohne freies Polen kein freies Europa. Es sei eine Forderung der innern Gerechtigkeit, und in unserer Zeit sollte überhaupt nur eins über der nationale Ungehörigkeit eine Rolle entscheiden, das ist sein eigener, in allgemeiner Abstimmung kundgegebener Wille.

„Revue de Paris“ (15. August). Gabriel Tarde schreibt über die Rolle der öffentlichen Meinung und der Conversation im modernen Leben. Beide haben eine Richtung genommen, die im vorigen Jahrhundert nicht denkbar gewesen wäre. Früher gab es viele Meinungen, aber keine „öffentliche Meinung“. Erst durch die Presse, die die Ansicht der Menge zur Geltung brachte, und dagegen die Bedeutung des Individuums verringerte, ist die „öffentliche Meinung“ officiell in die Welt getreten. Dann hat sich das Verhältnis umgekehrt: während die Presse ursprünglich der Meinung bestimmter Kreise ausdrückte, hat sie allmählich begonnen, den Ansichten des Publicums die Richtung zu geben, und heute schöpfen die meisten ihren Gesprächsstoff, wie ihre Anregungszweife aus den Tagesblättern.

„National Review“ (August). Edith Sellers preist die glänzenden Ergebnisse einer Reise durch Irland, die sie für jüngst Herbst, die sie 1885 unter der Leitung einer Dr. Schöffel in Eggenburg (Nieder Oesterreich) besucht. Ihr Leiter hofft die mißerathenen Proletarierkinder der Großstadt zu bessern, indem er ihnen den Rückweg zur Natur zeigt, sie das Leben der Bauern führen läßt. Militärisch disciplinirt und spartanisch abgehärtet, werden sie zu tüchtigen Landwirthen thatkräft angehalten. Gegenwärtig sind 300 Knaben und 85 Mädchen in der Anstalt, während von den früheren Jahrgängen 85 Procent ihr Brot auf ehrliche Weise verdienen, wie aus statistischen Aufnahmen hervorgeht. C. Williams gibt eine Uebersicht des Ursprungs und Verlaufes, den die Boer-Frage von 1815 bis 1899 hat. Sie liegt gegenwärtig, wie Ende des Jahres 1898 waren etwa 30.000 Personen nach Klondike gekommen, deren Pilgerfahrt im ganzen mindestens zehn Millionen Pfund gekostet haben mag. Da nun Klondike bisher kaum vier Millionen Pfund an Gold ergeben hat, so steht der Gewinn durchaus nicht im Verhältnis zum Verlust, der Einbuße an menschlicher Arbeitskraft nicht zu gedenken. Erwiesermaßen befinden sich diese gewonnenen vier Millionen überdies in den Händen von ein paar tausend Leuten, während einige weitere tausend kaum ihre Reisen herausschlagen, und etwa 25.000 ganz leer ausgegangen. Ueberdies ist das Arbeiten in Klondike eine der reste Formen des sozialen Elends verbunden, daß der Verfasser bezweifelt, ob im Laufe der Zeiten auch nur das bisherige Deficit von sechs Millionen hereingebrungen sein wird.

„Geographical Journal.“ Einen Bericht des Weltreisenden L. A. Wallace ist zu entnehmen, daß in Central Afrika, in der Gegend des Mount Kenia, dem Plateau, wilde Stämme unter der Herrschaft weiblicher Hauptlinge leben, denen die größte Ehrerbietung erwiesen wird. Diese Herrscherinnen werden zumeist von einer Leibgarde von 10 bis 15 Mann umgeben, denen einer gewöhnlich auch der Gatte der Oberhäuptlingin ist, jedoch gar keine Rolle spielt. Im Gegensatz zu den sonstigen Bräuchen der Wilden, bei denen das Weib in äußerster Knechtschaft lebt und alle Arbeiten verrichten muß, geneßt es hier so großes Ansehen, daß der Name „Kran“ wie eine Zauberformel wirkt und der Trägerin volle Sicherheit verbürgt. So hat eine Engländerin, Miß Caddy, vor einiger Zeit eine Bergbesteigung nach Langamuki unternommen, ohne auf irgend welche Schwierigkeiten zu stoßen.

Mammy.

Von George Bagerton.

Es war eine milde Octobernacht des Jahres, in welchem la belle Etaine um den Besitz ihrer blühenden Provinzen an die liegenden Preußen weinte. Als die Theaterbesucher der Dubliner City,

Digitized by Google

eine heitere gerauschvolle Menge, nach der Vorstellung herausströmten, wurden sie erschreckt durch das Rasseln von Feuerspritzen, das gebietende Tönen der Glocken und die heiseren Rufe der Kutscher, die ihre Pferde zum Galopp drängten.

Die Fenster und die Dächer waren dicht besetzt mit Zuschauern. Ein düsterer Himmel als Hintergrund, die und da erhellt durch zuckende, goldflammige Speere oder gerötht durch geringelte Wölkchen von schmutzigem Rauch, konnte durch eine Lücke zwischen einigen großen Häusern gesehen werden —: eine große Branntweinbrennerei stand in hellen Flammen.

Dem eigenthümlich mittheilsamen Schauer folgend, welcher eine Menge zu hypnotisieren und jedem Einzelnen, wie ungleich auch immer, eine Gemeinsamkeit der Handlung zu suggerieren scheint, eilten Reihen von Wagen, von aufgeregten Kutschern gelenkt und Herren in Abendtoilette, Damen in Theaterhüllen führend, zu dem Schauplatz des Feuers, begleitet von den Schritten einer erregten, neugierigen Menge.

In der Nähe des Feuers waren die Straßen dicht gefüllt mit Leuten, welche die Arbeit der Spritzen und den Zugang für die zu Hilfe eilenden vorsichtigen Feuerwehren hinderten. Patrouillen berittener Polizei stellten ihre bewundernswert geschulten Pferde gegen die Menge, um die Straße freizuhalten. Der Himmel, die Luft, die Leute, die leblosen Gebäude selbst schienen in gemeinsamer Bewegung zu erzittern. Der Thurm einer hohen, rothen Kirche glühte wie eine eherne Säule. Die verschwenderische Vergoldung und die im Relief gearbeitete Statuatur erschienen wie in Flammen gemalt, die Statuen der Heiligen in strahlender Glut.

Die Nacht widerhallte von dem nie zu vergessenden Schrei erschreckter Pferde, dem verzweifelten Bellen eines im Todeskrbse eingeschlossenen Hundes, den heiseren Rufen der Menschen, dem zischenden Brausen der Wasserströme, dem hohlen Getöse aufsahrender Flammen und dem Krachen fallender Balken; dahinter und jenseits von allem herrschte die seltsame Stille der Nacht, fast ein wahrnehmbarer Ton im Contrast zu ihrer eigenen Ruhe, der alle anderen Töne, selbst das Athmen der Menge, welches ein unbewusstes schluchzendes Verhalten gleichsam eines einzigen Athems war, als Ohne des Vordergrundes erschienen ließ. Die dichte Masse der Leute, mit nach oben gewendeten panpurnen Gesichtern, glänzenden Augen und offenem Munde gaffend, fügte nur einen menschlichen Zug zur Feuersbrunst hinzu.

Als die Fässer mit Alkohol ausstoffen, lief es die Straßen und Gossen entlang, ein tanzender Fluß zitternder blauer Flammen, und die Leute sprangen wie tanzende Derwische, und die Pferde bäumten sich, als es ihre Füße berührte.

Die „Liberty“ war bedroht; ihre engen, lärmenden Gäßchen erschwerten jede Rettung. Von den grosarigen alten Herrenhäusern, welche, reich an Eichentäfelungen, geschnitzten Kaminsimsen und prächtigen Treppen, längst zu schmutzigen Zinshäusern herabgesunken waren, warfen die Bewohner ihr mußiges Wettzeug und ihre abgenutzten Geräthschaften heraus auf die Köpfe der wohnsinnig erregten Menge — wahnsinnig, denn sie hatten die Geschirrladen gestürmt, und jedes verwendbare Gerath packend, tauchten sie es, ohne Rücksicht auf seine eigentliche Bestimmung, in den flammenden Strom, um den Inhalt hinunterzuschürfen, sowie er abtühlte; manche hatten sogar einen Schuh ausgezogen und hinten auf einem Bein, während sie aus jenem wenig anziehenden Becher tranken.

Einmal flog eine scheue Stille über die Menge, und sie drängte zurück, um einem abscheulichen Zug Platz zu machen. Drei alte Hexen gienzen schrill singend voran, begleitet von sechs halb nüchternen Männern, welche ein grobes Zeughett trugen, auf dem die Leiche eines Mannes mit aufgedunsenem Kinn lag. Die Flammen spielten in zuckendem Schein über das wächserne, maskenähnliche Gesicht, huschend und flimmernd, wie die Träger unter der Last schwankten; ein steifer Fuß in weißem Baumwollsocken hieng hervor mit fast lächerlicher Wirkung. Es gieng vorüber; wiederum trank die Menge schrankenlos und ergieng sich in gottlosen Flüchen und liederlichen Liedern. Die Wucht der steigenden Wasserkatarakte, das Lodern und Prasseln im Herzen des Feuers, das Lecken intender, immer zünglend suchender Flämmchen stillte die Luft — und der Alkohol, ein funkelnder Fluß, floß in die Lissen und tanzte in rothgoldenen Plätzchen auf der Wasserfläche, wie eine feurige Schlange, feewärts sich ringelnd, begleitet vom Gepläticher der Backen, die sich am Ufer schanketen.

Ein paar Wagen mit einer lärmenden Gesellschaft von Männern und Frauen waren bei einem Gasthaus vorgefahren: die Straße ertönte von ihrem Gelächter, dem Knallen der fliegenden Korke und dem Gemurmel der Menge, welche sich um das Silber, das man ihr hingeworfen hatte, balgte.

In London, in der Hauptstadt des moralisch höchststehenden Landes der Welt, wurde die unverschämte Raubritterlichkeit und dreiste Frechheit der Helden zur Zeit dieses Ereignisses Unglauben begegnen. Dublin, zu allen Zeiten eine der empörrissen Provinz städte mit einer tonangebenden fremden Besatzung, war voll von ihrem Treiben. Attackleider in orange, scharlachroth oder himmelblau mit herausforderuden Hüten, um vier Uhr Nachmittag in Grafton Street getragen, gehörten zu dem Alltäglichen.

Als die rothhaarige Annie Fitzallen bei dem Rotundenbazar die berühmten scheckigen Ponnies des Cardinals gewann, sagte man, daß Se. Eminenz sie unlinger Weise zurückzukaufen versuchte; und das „wissende“ männliche Dublin und seine Frauen schütteten sich vor Lachen über die Absassung eines Abjagebriefchens von „Mammy“ an den Fürsten der Kirche. Das ausländische Dublin war auf den Mund geschlagen, wenn sie in glänzendem Geschirr mit klingelnden Glocken und einem wingigen Stallpagen am Rückstig durch die Straßen fuhr, selber angethan mit einem Kutscherrock von cardinalsrothem Atlas und der gleichen Mütze an ihrer Peitsche. — Doch sah jeder Morgen die Trottoirs der berüchtigten Mecklenburgstraße besetzt mit Bettlern, welche auf Nahrung, Kleider und Arzneien warteten; sie gienzen nie mit leeren Händen von dannen.

An dem Abend des großen Feuers war diese liederliche Straße verhältnismäßig ruhig, aber das Licht strömte in fächergleichen Strahlen vor der langen Reihe von Fenstern, die alle Glieder einer Kette waren. Der rothe Schein der Laternen strahlte den Ton des Himmels zurück.

In einem Dachstübchen, in welches reiches Bettzeug und viele Prunkstücke mit verschwenderischer Großmuth gebracht worden waren, warf sich ein Mädchen in halben Delirien herum und schluchzte: „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns Sünder, jetzt und in der Stunde unseres Absterbens, Amen! O mein Gott, wie kann ich denn sterben, ohne einen Priester zu sehen?“

Ein Hysterenanfall erstickte die verzweifelnden Worte und befleckte ihre Lippen, der Schweiß klebte die flachshaarigen Locken zäh an ihre Stirne, die wirren glänzenden blauen Augen starrten mit verzweiflungsvollem Flehen; mit Angst und der kommende Tod wetteiferten miteinander, ihre schmalen Züge zu bleichen und die hektischen Flecke auf den spitzen Backenknochen zu verschärfen.

Eine alte Frau, „Biddy the Bawd“ genannt, vor Jahren das reizendste Mädchen in der Stadt, jetzt eine Schmarotzerin in demselben Haus, wo sie einmal die gefährlichste Lockung war, erhob sich von einem Stuhl beim Feuer, bedeckte die abgemagerten Glieder des Mädchens und sagte beruhigend:

„Sei ruhig Mädel, sie hat um den Priester geschickt, sonst wirst du Dich abquälen, ehe er kommt“ „und der Teufel soll mich holen, wenn er kommt,“ murmelte sie für sich, etwas Branntwein in ein Schnapsglässchen gießend.

Die Thüre öffnete sich. Mrs. Sylvester — für jeden Mann in Dublin, ob persönlich bekannt mit ihr oder nicht, „Mammy“ — trat ein: groß, in prächtigen Linien gebaut, obwohl ein wenig zu stark; schwarze Brauen und der Trotz eines seltsamen Stolzes verborgen in ihrem Gesicht mit dem strengen Mund und freundlichen Lächeln. Ihre Diamanten funkelten und sprühten, und ihr Atlaskleid knisterte, als sie sich über das Bett neigte.

„Wie geht's ihr, Biddy?“

„Schlecht, sie wird die Nacht nicht aushalten, sie verlangt nach dem Priester“ mit einem höhnenden Lach.

Das Mädchen bewegte sich beim Klang der Stimme, starrte unbeweglich, warf die Decken zur Seite und sprang zum Fenster, einem glühenden viereckigen Loch in der Wand; ihre Augen schlossen sich vor Grauen, und sie kauerte auf den Knien, heiser flüsternd:

„Es ist die Hölle und sie wird Dich Mark fressen, Deine Geheine salzen und Deine Eingeweide verzehren, wie ein rother Wurm, der keine Ruhe kennt, nagen bis in Dein Herz hinein. O Mutter Gottes, verlaß mich nicht jetzt in meiner Noth! Ich werde darin verbrennen — holt einen Priester!“ Mit einem wahnsinnigen Schrei packte sie die Frau am Aermel, murmelte flehend und sah furchtsam über ihre Achsel auf das glühende Loch.

„Ist Jemand gegangen, Biddy?“

„Die Alte rastete sich von ihrem duselnden Schlaf mit einem unterdrückten Fluch auf.

„Ich habe John geschickt, er wollte zuerst nicht gehen, er sagt, sie werden nicht kommen, es soll verboten sein, seit dieser Geschichte, wie die Protestanten gegen den armen Vater Dempsey gehetzt haben, denn er wurde hier in unserer Straße zum Besten gehalten.“

Mammy legte das Mädchen zurück ins Bett mit beruhigenden Liebkosungen ihrer großen, gepflegten, weißen Hände, mit den blitzenden Ringen an den geschickten Fingern. Die Schatten streiten wie Rauch an den weißgetünchten Wand, und das Mädchen lag da, leise vor sich hin sprechend:

„Kleine Schweinchen liegen in einem Stroh, so kleine rosige Schweinchen, fünf herzige, liebe kleine Schweinchen, o Jahn, schau, bitte, schau“

Thränen liefen über ihre Wangen, und sie beach in Lachen aus. Die Frau beobachtete sie trube. Das Mädchen hatte keinerlei Anspruch auf sie. Sie war hergekommen wie hundert andere: bübsch, arm, rasend leichsinnig; vor sechs Wochen war sie ins Bett gekommen mit galoppierender Schwindsucht. Mammy hatte sie hier benutzt gebraucht und ihr das Beste, was man um Geld kaufen konnte, gegeben. Medicinische Kenntnisse von Ursache und Wirkung hinderten

Digitized by Google

nicht, dass Mrs. Silvester hervorragende Mitglieder der Facultät zu ihren Freunden zählte — das Mädchen genoss jeden Vortheil ihrer Geschicklichkeit.

Ein Klopfen an der Thüre scheuchte Mammy aus ihren Gedanken; ein Diener trat ein.

„Ich war bei der Sacristei, Mam, ich sah einen Pater, aber er kann nicht kommen, es ist gegen das neue Verbot; der Cardinal ist fort und seiner von den Vätern darf ohne besondere Erlaubnis kommen."

„Haben Sie gesagt," kam es flüsternd, „dass das Mädchen nicht bis zum Morgen leben kann?"

„Ich habe es gesagt, Mam, es that ihm leid genug, aber er kann nicht kommen wegen des Verbots."

Das Mädchen saß wieder aufrecht, sie fieng die Worte auf und stieß einen herzzerreißenden Schrei aus, welcher das Gelächter unten erstarren ließ, halb betrunkene Männer ernüchterte und die Frauen durchschauerte. Ihre Augen starrten hoffnungslos und voll auf die ältere Frau.

„Still," sagte diese, „still, du sollst den Priester sehen. Gehen Sie um einen Wagen, John."

„Es ist umsonst, Mam, es ist nirgends ein Mann in dieser Gegend. Sie sind alle zum Feuer gefahren — jeder Mann."

Mammys Augen blitzten und zogen sich zusammen, ihre Lippen preßten sich entschlossen aufeinander. Sie löste den Griff des Mädchens an ihrem Handgelenk und ließ sie auf die Füße gleiten. Sie war ein schmächtiges Ding, höchstens fünf Fuß, abgemagert wie ein Schatten.

„Stehen Sie die alte Hexe beim Feuer auf, dann können Sie gehen." Der Mann weckte die Alte.

„Reiche mir den Schlafrock, Biddy, und zieh' ihr die Strümpfe an." Sie steckte die Arme des Mädchens in die Aermel des Kleides und wickelte die rothseidene Decke kreuzweise um den zarten Körper; dann legte sie ihren linken Arm um die dünnen Schultern und ihren rechten unter die Hüften des Mädchens und befahl: „Faß' meinen Hals mit den Armen", und zu Biddy: „Nimm' die Zipfel von der Decke und binde sie unter meinem Arm um die Taille, es wird helfen."

Sie hob ihre Bürde und gieng aus dem Zimmer, die Stiegen hinunter. In dem Flur unten machten ein Mann und ein Mädchen in Theatermantel in stummem Erstaunen Platz, einen Scherz auf den Lippen unterdrückend, als sie sie mit ihrer in Seide gehüllten Last herunterkommen sahen; dann Mammys Gesicht verbot jede Bemerkung und wies jede Hilfe zurück.

Sie trat hinaus in die klare, warme Nacht, ohne Hut, ohne Shawl, gekrönt mit der Pracht ihres dunklen Haares; ihre Diamanten blitzten, und ihr Seidenrock schlürfte an nassen Pflaster. Das Mädchen in ihren Armen flüsterte Gebete und schluchzte hysterisch wie in sinnloser Erleichterung. Der Mann im Flur ließ ein paar Goldstücke in die Hand seiner Gefährtin gleiten, und wieder auf die Straße tretend, lüftete er seinen Hut und sah ihr entblößten Hauptes nach.

Mammy athmete schwer, und die Adern auf ihrer Stirne schwollen an, eine Vene bildete ein V; ihr Hals bedeckte sich mit rothen Flecken; im Nacken, den die Hände des Mädchens krampfhaft umschlungen hielten, braunte es sie, als ob eine Eisenkammer sie hielte; und ihr Mieder preßte ihr Herz zum zerspringen. Das häßliche Gebäude der Rathedrale wurde vor ihr sichtbar.

Ein zweitesmal machte sie an dem einziehenden Gitter Halt und lenkte heiser, Schweiß triefend durch den Puder auf ihrem Gesicht, aber keine mitleidige Seele Mammy begegnete ihr. Zwei Männer wichen aus, um sie vorüberzulassen, und ein betrunkener Zeitungsverkäufer zog sein Pferd an und beobachtete sie wie eine Schildwache.

Das Mädchen wimmerte — noch einmal weiter — das Pflaster selbst schien sich hohlend zu erheben und sie ins Gesicht zu schlagen; sie fühlte ihre Füße nicht mehr, noch hörte sie irgend etwas anderes als das peinigende Klopfen und Zittern durch ihren ganzen Körper.

Sie erreichte die Sacristeithüre, lehnte mit dem Mädchen gegen die Mauer und zog heftig an der Nachtglocke; das Klingeln der Glocke klang leichtherzig daher über das Schluchzen des Mädchens und den keuchenden Athem der Frau.

Die Thüre wurde von dem jungen Priester geöffnet, der, früher geweckt, zu den Altarstufen geschritten war, um für die arme Seele zu beten, die zu trösten ihm verboten war.

Erstaunt machte er Platz; sie trat ein und bat ihn, den Knoten zu lösen, der festgezerrt war; dann schritt sie durch die Sacristeithüre in das weihrauchgeschwängerte Dunkel und legte ihre Bürde auf den Teppich zu Füßen des kleinen, der Jungfrau geweihten Seitenaltars, dann beugte sie sich und weckte das Mädchen mit kaufer Liebkosung. Die müden Augen öffneten sich — und als sie die Füße Christi auf dem Mißionskreuz, verstummelt durch den Druck ungezählter Küsse, die gärtlich ausgestreckten Hände der jungfräulichen Magd mit der über ihr weißes Gewand fallenden blauen Stola und das Glühen des Dochtes in dem geweihten Oel der silbernen heiligen Lampen, ewig brennend zum Zeichen der geweihten Hostie im Tabernakel, erblickten, flog ein Lächeln unbeschreiblicher Glückseligkeit über sie, und friedlich faltete sie die Hände.

Mammy richtete sich auf, und als sie die Sacristei betrat, fragte sie mit einem Lächeln, das eine seltsame Verschmelzung von Trauer, Cynismus und Stolz war:

„Nennen Sie mich?"

Der knabenhafte Priester errötete tief, aber sah ihr ruhig ins Gesicht.

„Ah! Bei Gott, wenn Christus nicht zur Sünderin kommen will, bringe ich die Verlorene, die Sünderin zu Christus! Nun, ich habe meinen Theil gethan, thun Sie den Ihren! Das wird genügen, sie zu begraben." Sie hatte eine Rolle von Pfundstücken aus der Tasche gezogen, während sie sprach, und legte sie auf den Tisch; etwas Helles glänzte in ihren Wimpern, als sie sich zur Ausgangsthüre wendete — und der Diener Gottes öffnete sie ehrfurchtsvoll für die Tochter Magdalenas. Wieder gieng sie hinaus in die Nacht, die Nacht, welche dunkel in ihren Tiefen war mit dem Firmament darüber, strahlend wie eine Krone von Feuer; und es mag sein, wie es einmal vor Zeiten geschah in Bethanien: Christus selber wird kommen müssen, über „Mammy" zu richten.

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die in unserem Blatte inserierenden Firmen sich stets auf die „Zeit" zu beziehen; ferner in Hotels, Restaurants, Cafés, Pensionen, an Bahnhöfen, in Lesesimmern immer wieder nachdrücklichst die Wiener Wochenschrift „Die Zeit" verlangen oder eventuell wohlwollend empfehlen zu wollen.

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Alexander Weigl's
Unternehmung für Zeitungs-Ausschnitte
„Observer"
WIEN, IX I. Turkenstrasse Nr. 17
liest alle Tages-, politische Journale der Welt in deutscher, französischer, englischer und ungarischer Sprache und besorgt aus denselben prompt und billigst Ausschnitte über jedes gewünschte Thema.
Prospecte gratis und franco.

Seiden-Damaste 75 kr.
bis fl. 11.65 per Meter und Seiden-Brocate ab meinen eigenen Fabriken
sowie schwarze, weiße und farbige „Henneberg-Seide" von 45 kr. bis fl. 14.65 per Meter — glatt, gestreift, carriert, gemustert, Damaste &c. (ca. 250 verschiedene Qualitäten und 2000 verschiedene Farben, Dessins &c.)
Zu Roben und Blousen
ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus.
Muster umgehend.
Dutzendlose Briefporto nach der Schweiz
G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Die Zeit.

XX. Band. Wien, den 30. September 1899. Nummer 261.

Das Amtsgeheimnis.

Wenn man die verhängnisvollen Regierungsfehler, durch die Oesterreich in diesen drei Jahren wieder einmal knapp bis zur Katastrophe herabgebracht worden ist, einer rückschauenden Betrachtung unterzieht, wird man auf eine gemeinsame Quelle stoßen, und das ist der absolutistische Geist, der noch immer die seit dreißig Jahren nothgedrungener Maßen eingeführten parlamentarisch-constitutionellen Einrichtungen verfälscht und aus einem Segen in den Fluch des Landes verkehrt.

Die Heimlichkeit und Verstohlenheit, mit der Graf Badeni die zwei Haupttheilungen seiner Regierung, die Oesterreich nachher in so tiefe Verwirrung stürzen sollten, vorbereitete, bildeten seinen grundlegenden Fehler. Das war ganz im Geiste des Absolutismus, allerdings auch nicht gerade des aufgeklärten, gehandelt. Für den Absolutismus ist es in der That bis zu einem gewissen Grade wahr, daß das Geheimniß die Burgschaft des Erfolges ist. Denn im absolutistischen Staat hat der Bürger bezüglich vollzogener Regierungshandlungen einfach das Maul zu halten. Eine Kritik des Geschehenen hat die Regierung nicht zu fürchten, dagegen schützt die Polizei sie und der Staatsanwalt. Nur eine Kritik des noch nicht Geschehenen, des erst Geplanten kann ihre Kreise stören, und um diese im absolutistischen Staat allein zulässige Kritik zu verhindern, muß die Regierung ihre Absichten, so lange sie noch nicht ausgeführt sind, der Kenntniß der Bürgerschaft entziehen. Das ist der Sinn des Amtsgeheimnisses im absolutistischen Staat. Im constitutionellen Staat ist dieses Amtsgeheimniß der absolute Unsinn, weil in ihm eine Kritik auch gegenüber den vollzogenen Regierungshandlungen dem Bürger in den Zeitungen, Vereinen, Versammlungen und vor allen im immunen Parlament zusteht, die Regierung also durch Geheimthuerei nur bewirken kann, daß sie diese Kritik nicht hört, solange sie noch verhütend wirken kann, sie dafür aber nachher umso eindringlicher zu fühlen bekommt, wo diese Kritik nur mehr zerstören kann.

Wenn ich einen Sclaven bestelige, der mir blind geborchen muß, werde ich ihm gewissen meine Anträge entheilen, sobald sie in mir reif geworden sind. Wenn ich dagegen mit einem Gleichgestellten zusammen arbeite, der mir, sei es auch nur aus Unverstand, jedergeit durch sein Veto alle meine Unternehmungen durchkreuzen kann, werde ich ihn jedergeit in meine Pläne vorher einweihen, mit ihm darüber debattieren, ihn zu überzeugen suchen, seinen unüberwindlichen Widerständen Rechnung tragen — alles, ehe die Kugel aus dem Lauf ist, ehe ich meine Absicht zur That habe werden lassen. Das ist ein einfaches Gebot der Klugheit, das jeder Mensch überall, wo er mit anderen zusammenwirken hat, jeden Tag befolgt, in der Familie, in der Gesellschaft wie im Geschäft. Constitutionelle Regierungen, soiern sie nicht ganz von Gott verlassen sind, thun das Gleiche im Staatsleben gegenüber dem ihnen coordinierten Parlament, beziehungsweise der darin vertretenen Bevölkerung. Wir wollen nicht erst nach England oder Frankreich gehen, um Beispiele zu holen. Der deutsche Kaiser greift sicher tiefer als irgend ein anderer Herrscher in einem civilisierten Lande mit seiner persönlichen Initiative in die staatliche Entwickelung ein. Das hindert aber seine Regierung durchaus nicht, die oberste Regel constitutioneller Klugheit zu beachten. Wenn die Berliner Regierung eine neue Idee faßt, weiß sie, lange ehe sie an ihre Ausführung schreitet, sie gelangt der Presse zu insgeheim, sie schafft mit systematischer Sorgfalt das Material herbei, um eine gründliche öffentliche Discussion darüber zu erregen, sie sieht schließlich die Gegner heraus, mit ihren Einwendungen vor die Schranken zu treten, um die Aussichten des neuen Gesetzwerkes im voraus annähernd richtig beurtheilen zu können, ehe sie sich damit identificiert. Wie oft werden im „Reichsanzeiger" oder in officiösen Blättern ganze Gesetzentwürfe zur öffentlichen Besprechung mitgetheilt! Monatelang wird darüber in den Zeitungen und Versammlungen gestritten, bis die Regierung über die allseitige Stimmung klarheit gewinnt. Fürst Bismarck hat wiederholt geplante Actionen geradezu zum Volksparole gemacht, um sie mit Hilfe der wohl präparierten öffentlichen Meinung selbst einer widerspenstigen Volksvertretung aufzuzwingen. Es ist schon vorgekommen, daß Gesetzentwürfe, wie zum Beispiel vor Jahren das Bier-, Branntwein- und Börsensteuergesetz, der Regierung infolge mißgünstiger öffentlicher Vorbesprechung, von der sie wieder zu den Acten gelegt worden sind, ehe sie in den Reichstag gebracht worden waren. Rechenfehler und Mißbräuche sind selbst in diesem System nicht ausgeschlossen, wie das Schicksal der Fischbrut und der Canalvorlage jüngsthin gezeigt hat. Aber allzu starke Ueberraschungen kann die Regierung bei solcher Vorbereitung sicher vermeiden.

In Oesterreich hingegen müht man sich noch immer an dem wahnwitzigen Versuch ab, die constitutionellen Einrichtungen mit absolutistischen Kunstgriffen zu handhaben. Es ist gerade so, wie wenn ein alter Cavalierik auf der geheizten Locomotive, statt die Hebel kunstgerecht zu bewegen, reiten wollte, um sie vorwärts zu bringen: er wird sich nur verbrennen. Statt die Regierungspläne der öffentlichen Discussion auszusetzen, hüllt man sie hier noch immer, so lange sie vorbereitet werden und noch einer Umänderung fähig sind, in das tiefste Amtsgeheimniß, um sie erst dann zu enthüllen, wenn sie vollendete Thatsachen sind. Die Badeni'schen Sprachenverordnungen waren, wie an dieser Stelle damals mitgetheilt wurde, bereits im Sommer 1895 in den Grundzügen festgestellt, der ungarische Ausgleich war, wie die Herren v. Lukacs und v. Bilinski im September und October 1896 in den beiderseitigen Parlamenten verkündeten, im Herbst 1896 schon so ziemlich fertig. Nach constitutionellem Brauche hätte die Regierung ihre Pläne sowohl in Bezug auf die Sprachenverordnungen, als auch in Bezug auf den Ausgleich, ehe sie sich irgend einem Dritten gegenüber auf einen von beiden verpflichtet hatte, der Oeffentlichkeit übergeben, zur allgemeinen Discussion stellen, ja noch mehr, da die allgemeinen Neuwahlen zum Abgeordnetenhaus gerade vor der Thür standen, hätte sie diese ihre Pläne sogar direct zur Agitationsparole für die Wahlcampagne machen müssen. Auf diese Art hätte die Regierung, noch ehe ein Unglück geschehen war, die Anschauung der Bevölkerung über diese ihre zwei Pläne in unzweideutigster Weise erfahren. Sie hätte, soferne sie der Einsicht überhaupt zugänglich, rechtzeitig einsehen müssen, daß sie weder mit den Badeni'schen Sprachenverordnungen noch mit dem Bilinski'schen Ausgleich im Parlament und im Lande durchdringe, und sie hätte dann, ehrlicherweise, entweder sich oder diese Pläne zurückziehen müssen, und in einem Häuflichen Actenmaculatur wären nach kurzem jene zwei unseligen Projecte begraben worden, die später Oesterreich mit drei Jahren revolutionärer Kämpfe und wirtschaftlicher Rückschritte bezahlen hat müssen.

Die Badeni'sche Regierung hat es vorgezogen, um „sicher" zu gehen, den Sprung ins Dunkle zu wagen. Sie hat die Sprachenverordnungen, sie hat den Ausgleich unter dem Siegel des Amtsgeheimnisses unerschrieben, ohne sie vorher der öffentlichen Erörterung anzusetzen oder gar aus dieser zu lernen. Und ihr haben die nachfolgenden Regierungen Gautsch und Thun-Kaizl gleich gethan, jene mit den zweiten Sprachenverordnungen, diese mit dem verbesserten Ausgleich. Eine Regierung, die ihre Absichten nicht im voraus der öffentlichen Prüfung aussetzt, bezw. deren Ergebnisse sich zu Nutzen macht, wirft, wie im absolutistischen Staat, auch jede Kritik ihrer Thaten im Nachhinein mit allen Mitteln zu verhindern suchen, solange es geht. Sie muß kauflose Zeitungen corrumpieren, unabhängige confiscieren, Versammlungen und Vereine auflösen, das Parlament geschlossen halten, kurz, sie muß regieren, wie Graf Thun und Dr. Kaizl regiert haben, sie muß Fehler über Fehler häufen, bis sie zusammenbricht und in ihrem Sturz auch die staatliche Autorität mit sich in den Staub reißt, die unverletzt bleibt, wenn bloß eine Regierung durch den constitutionellen Widerstand der Bevölkerung an der Ausführung von Plänen gehindert wird, die aber beiden compromittiert wird, wenn sie die von ihr gelenkten und jahrelang gewaltsam verbiegbaren Thaten zu widersinnigen gezwungen wird. Das ist das Verhängniß des absolutistischen Amtsgeheimnisses im constitutionellen Staat. Nicht das Amtsgeheimniß, sondern die Meinungsfreiheit der Staatsbürger ist das Lebenselixier der Staatsautorität.

K.

Digitized by Google

Der Ultramontanismus in Westdeutschland.

Bei einem Besuche des westlichen Deutschland muß jeder, der zu schauen vermag, den Eindruck gewinnen, daß man in einem der bestcultivierten Landstriche unserer Erde weilt. Wie kommt es nun, daß hier das Centrum, der Katholicismus überhaupt und das Pfaffenthum im besonderen, noch eine so colossale Machtstellung besitzt?"

So fragte ein Freund mich einmal, und die Frage, so knapp und präcise gestellt, war doch keineswegs eben so knapp zu beantworten. Denn lange ich damit an, zu sagen: eben infolge dieser vorgeschrittenen Cultur besitzt der Katholicismus hier diese Stellung und durch sie behauptet er dieselbe, so klingt das den allermeisten Ohren einfach unsinnig und paradox. Und doch ist es so. Ich will versuchen, das klar zu machen.

„Hier in Köln braucht keiner Socialdemokrat zu sein. Wer arbeiten will, findet Arbeit, und wer Arbeit findet, findet hier auch sein Fortkommen." So meinte vor wenigen Jahren noch ein Freund von mir, der aus elenden Verhältnissen sich selbst zu einer tüchtigen Stellung mit tapferer Zähigkeit emporgearbeitet hatte. Ich konnte seinen subjectiven Argumenten nichts entgegensetzen, als die Bemerkung: „Nicht jeder ist so findig, wie du." — Aber da kam ich schleckt an: „Was? Ein Wickelkind bin ich gegen die Findigkeit dieser Menschen. Mit allen Mitteln arbeiten die, was ich nicht konnte und wollte. Sie kennen und erfinden jede Gelegenheit, wo es etwas zu verdienen gibt, aber wie sie es haben, geht's auch hinaus." — Und er hatte wieder zum Theil recht, denn jeder Blick belehrt einen, daß es sich da auf dem alten Rheinboden noch leicht lebt. Nur nach oben zu wird es dann schwerer. Ist Einer zu einer gewissen Existenz gekommen, so schiebt sich ihm der Riegel vor, nicht so, daß es überhaupt schwer wäre, aus 100.000 Mark 300.000 zu machen, aber die größeren Ansprüche und Bedürfnisse sind so augenblicklich da, daß es mit den 300.000 Mark genau so geht, wie mit den 100.000. „Sind es keine 1000.000, so ist's nichts". Und so weiter, das geht noch — wenn man nach dem „Wie" nicht gar zu kleinlich fragt. Ein Mann, der Standesrücksichten oder sonstige Rücksichten zu nehmen hat, arbeitet da allerdings schwerer. Und dass ihm die Schwindel erwacht, es etwas leichter zu haben, dass ist nur natürlich. Rücksichtsvoneinander sind sich's am Rhein verhältnismäßig noch leicht. Noch! Aber die Unruhe ist doch schon da, die innere Unruhe. Und sie stammt auch der auch hier platzgreifenden Centurien fremder Elemente.

Wer von Köln den Rhein aufwärts wandert, sieht nicht nur in Städten, sondern in größeren Dörfern zwei Kirchthurme ragen. Beide sind meist neu. Aber der eine noch etwas neuer als der andere, und der neuere ist meist der katholische. Die Sache verhält sich meist so. Reichgewordene Protestanten siedelten sich auf einem schönen Erdfleck an. Sie waren gewissermaßen Knubschafter, denen ihren Verwandten im Unterland, da an der Wupper herum, kam die Kunde, dass man hier nicht nur leben könne, wenn man schon reich geworden ist, sondern eben so, wenn man es erst werden wolle. Und so zog einer dem anderen nach. Die am strenge und weit schwerere Arbeit gewöhnten, an eine festere Lebenshaltung gebundenen Protestanten mehrten sich. Da und dort entstanden Gemeinden. Sie bauten sich eine Kirche. Die schöne neue Kirche erweckte den unnützen Katholiken plötzlich das Bewusstsein, dass ihre alte Kirche doch eben gar nicht mehr gehe. Wenn man Jahrhunderte lang zufrieden gewesen war, genügte nun nicht mehr. Und eine katholische Gemeinde hatte der andere geh' daran, sich auch eine neue Kirche zu bauen. So entstand die zweite neue Kirche, meist noch etwas höher, als die andere. Man machte sich eben vor dem Herrgott hoher Concurrenz. Man aber konnte auch die anderen nach verschiedlichen Gesichtspunkten nach. Auch die wollten eine neue Kirche haben, und so folgt man in vielen Landstrichen neue Kirchen über, wo keine protestantische Kirche zu Concurrenzen, treib. Aber die anderen katholischen Gemeinden bleiben dran an.

So ist nun ein Weg, aber ein Weg in Irrsale. Die Katholiken am Rhein haben den Weg in recht alt, sondern nahmen den Weg des neuen Concurrenzkampfes an. Auch nun auf diesem einen Gebiete [illegible] Form [illegible] das Mittelalter. Aber [illegible] Zeitung und Wahl [illegible].

Zeigen wir nun einen Blick [illegible] Rhein [illegible] in die [illegible] das Schule. Erst [illegible] man [illegible] Zentrum [illegible] Wahlen [illegible] Zentrum [illegible] Wahlen [illegible] Zentrum [illegible] Wahlen

Alles Thun bekommt mit diesem Gedanken im Hintergrunde einen andern Charakter, einen Charakter, der von Religion, Christenthum, Menschlichkeit keine Spur mehr enthält, der darum auch nicht beruhigend, sondern aufreizend, nicht versöhnend, sondern empörend nach außen wirkt. Die Gesinnung, das Trachten nach Gewalt und Herrschaft ist es, was diese Wirkung allein hervorruft. Sagte man: „um uns recht von Herzen freuen zu können, um an unserer Feierlust auch eine ganze und helle Freude zu haben, bedürfen wir dieser Ornamentik, dieser äußeren Herrlichkeiten; unsere Sinne wollen auch äußerlich im Bilde wiederstehen, was unser Herz bewegt und unser Denken erfüllt“, wahrhaftig, sein vernünftiger Mensch könnte Anstoß an solchem Cultus ferner nehmen, sondern er würde sich an eurer Freude mitfreuen und sagen: „Es ist gut, daß es noch glückliche Stunden für glückbedürftige Menschen gibt“. Euer Glaube würde ihm auch diese Formen weihen, in denen er sich ausdrückt. Das aber ist ja die Gesinnung der Allerwenigsten. Das Denken der Mehrzahl ist erfüllt von Herrschsucht, Gewalt, Verachtung, Haß gegen Andersdenkende; sie machen aus diesem Cultus keine Aufforderung zur Theilnahme an ihrer Freude, sondern diese hochmüthige Gesinnung macht eine Demonstration gegen andere daraus. Theoretisch behauptet man immer noch: „die christliche Religion sei vor allem die Religion der Liebe“, deshalb, in dem Sinne, daß sie sich für alles unter allen, jeder menschlichen Eigenthümlichkeit, jeder Anlage, jedem Bedürfnis ihr Recht widerfahren läßt, daß sie nie eines auf Kosten des anderen bevorzugt, und erhebt, sie vielmehr alle heiligt“, aber wie sieht es mit der Praxis aus? Ausschließend, verdammend, verkegernd durchraste sie seit Jahrhunderten die Erde; wohin sie kommt, da flammt die Menschenfeindschaft auf: gegen sie schreit das Blut der Millionen und Abermillionen Menschen, die dieser Herrschsucht geopfert wurden, und die immer noch fließende Gewaltgesinnung ist wahrhaftig keine Bürgschaft dafür, es würde einmal anders, käme der Katholicismus je wieder zum Besitz der Gewalt.

Dahinein, in all dieses fröhliche Durcheinander von alten Erinnerungen und neuen sehr materiellen Bestrebungen klang nun in Krefeld ein ganz merkwürdiger Ton. Professor Dr. Manshach behauptete kühn, in der katholischen Kirche gäbe es nicht eine Religion für die Gelehrten und eine andere für das Volk, sie kenne keine Standesunterschiede. Das ist ja sehr schön, wenn es so ist. Aber nach der Geschichte dieser Kirche gemessen ich diese Thatsache. Ist ein mehr als orientalisches Ceremoniell der Ausdruck des Bewußtseins von Hoch und Niedrig, so möchte ich wissen, wo denn größere Standesunterschiede walteten und walten, wie hier? Aber es meldet sich in der Behauptung des Professors dennoch wieder etwas an, was sehr merkwürdig ist, nämlich die Ahnung davon, die Lehre Jesu sei eine durchaus demokratische Lehre, eine Lehre der Gleichheit aller Menschen. Noch ist diese Erinnerung schwach, und der Praxis der katholischen Kirche widerspricht sie direct, aber sie ist da, und werden sie durch die Entwickelung des menschlichen Bewußtseins, welches sich im härtesten Kampfe mit der Kirche durchsetzen mußte. Das aber sagt man seinen Leuten natürlich nicht, und so sind die demokratisch veranlagten Elemente einer Katholikenversammlung angenblicklich beruhigt. Die wahre Wissenschaft gibt es nur in der Kirche, die wahre Demokratie gibt es nur in der Kirche, den wahren Socialismus gibt es nur in der Kirche, kurz alles Beste und Schönste, wonach nur irgend ein Menschen Herz verlangt, das findet man alles nur in der Kirche. Ich möchte wissen, ob da ein Nationalliberalismus der Kölnischen Zeitung, oder ein Socialismus, wie er am Rhein vertreten wird, noch mithommen kann.

Und es ist thatsächlich nicht nur so, daß die Redner da bloß reden. Man thut auch etwas. Der katholische Geistliche stammt aus der Masse, viel mehr, wie der protestantische Geistliche. Von Kindheit an hat er die Sümmerten der „kleinen Leute“ kennen gelernt und mit erlitten: er kennt auch ihre Freuden und das Bedürfnis, welches hier nach Stillung verlangt. Es ist immer noch bescheiden: es nicht unbescheiden werden zu lassen, sucht er durch die Lehre zu bewirken. Denn der Unbescheidenheit wäre sein Können nicht gewachsen. So stillt er das Freudebedürfnis, und die Leute sind zufrieden. Sie aber auch tapfer zu erhalten, ihnen zu zeigen, daß es immer noch des Kampfes bedarf, das muß auch keineswegs auf seinen Lorbeeren ausruhen dürfe, erzählt oder läßt er ihnen die fruchtbaren Schauergeschichten von Socialisten, Anarchisten, Liberalen, Protestanten erzählen und hurrah! voran dein Schabet und deten, damit auch nicht in Versuchung fallet! So hält sich die Kirche hier in ihrer Position. Der technischen, ökonomischen, industriellen Vortheile bedient sich da jeder Ultramontane genau so, wie alle anderen: der Export des Landes ist damit ein durchaus cultivierter. So zwingt das Leben, wo es einfällt, auch den Ultramontanen zum Mitthalten und Mitthun, und da dies stets etwas unbequemes ist, so zwingt sich der Ultramontanismus, so lange es geht, gegen dieses Leben. Nun kommt es darauf an, wer der Stärkere ist. Ist der Ultramontanismus der Stärkere, so verkümmert das Leben, in das Leben der Zukunft, so ist der Ultramontanismus klug genug, einen Theil seiner Waffen auf seine Mühlräder zu leiten, und das bringt er insofern der Bewegungsfreiheit seiner Last, die man auch Zeitströmung genannt hat, ganz schön fertig. Und jedes Vehikel ist ihm da recht, das ihn emporbringt.

Belgien, das constitutionelle Versuchsland bis zur Mitte des Jahrhunderts und darüber hinaus, steht heute im Kampfe des Socialismus mit dem Katholicismus an der Macht. Wenn nicht alles täuscht, werden wir hier eine Verschiebung des Socialismus erwachsen sehen. Das wird hinüberwirken in die katholisch-socialistischen Verhältnisse der angrenzenden deutschen Industriegebiete Rheinlands und Westphalens.

Gehen wir dem Süden zu, so ist im nördlichen industriereichen Baden und Hessen der Ultramontanismus schon lange im Kampfe mit Liberalismus, Demokratie und Socialdemokratie. Die Platz, an das katholische Altbayern gelöscht, ist noch nicht ganz so weit. Im südlichen Baden, wo die Land- und Forstwirtschaft noch Grundlage des Lebens ist, besteht der alte Dualismus zwischen Ultramontanismus und Protestantismus noch fort. Es schieht sich ein bischen Liberalismus mit hinein, aber die weckende Macht ist auch hier das Leben, welches den Schwarzwald mit einer steigenden Industrie beschenkte; der Fremdeninduſtrie. Das protestantische Geld hat hier schon denselben Curs, wie das katholische, während jüdisches Geld hie und da noch direct abgelehnt wird, indem man die Juden auf den badischen Sommerfrischen fernzuhalten sucht. Aber auch das wird sich ändern, da man aus der Nachbarschaft einmal erfahren, daß ein paar splendide Juden dort mehr Geld zurückfließen, als ein ganzer Haufen protestantischer oder katholischer Beamtenfamilien. In Luzern z. B. nimmt man das jüdische Geld schon ganz gern, und doch hält sich auch hier der Ultramontanismus im Anschluß an die alten Schweizereantone in seiner Position. Im Elsaß und den Reichslanden überhaupt soll der Ultramontanismus hinter der Autonomiebewegung stehen. Er verstärkt also seine Sympathien durch die Antipathie der Bevölkerung gegen Deutschland. Trotzdem macht die Socialdemokratie ihm in den Industriebezirken das Leben schon recht sauer. Das macht nichts. Die Conservenz ist da und weckt und weckt, und dem Ultramontanen bleibt nichts übrig, als mitzuthun oder unterzugehen. Das Letzte ist heutzutage nicht mehr Jedermanns Sache. „Entlagen, mich krenzigen — allein um des Glaubens Willen — o nein! So dumm sind wir nicht.“ Also thut man mit. Und je mehr man mitthut, um so weltlicher gesinnt wird man, und je weltlicher man gesinnt wird, um so unchristlicher. Geht das so fort, so wird man einmal auch in katholischen Kreisen einzelnen beginnen, was man von außen schon vielfach einzelnen gelernt hat: dieser Kampf, der sich heute noch des religiösen Mantels bedient, ist ein Kampf um sehr weltliche Güter: Wohlstand, Macht, Reichthum.

Vom christlichen Standpunkt ist das ein Abfall, eine Mehrung der Weltlichkeit, eine Aufgabe der himmlischen Ideale gegen sehr irdische Besitztheile, also eine Ausbreitung des „Satanreiches“ auf Erden. Vom weltlichen Standpunkte ist es eine Verbesserung des Lebens. Ist das christliche Gewissen noch stark genug, so wird es einmal hinter diese Heuchelei kommen; ist es nicht mehr stark genug, so wird es schlafen gehen. Und dann ist es die Aufgabe der Lebendigen, dafür zu sorgen, daß an Stelle dieses kirchlichen Gewissens, das menschliche erwache.

Reinesweges hoffnungslos — das sei gleich hier gesagt — sehe ich in dieser Richtung. Aber auf eine große und schwere Arbeit sehe ich. Wird sie vollbracht, so wird sie dem deutschen Volke zu einem großen Wachsthum seiner Tüchtigkeit verhelfen.

Zoden i. T. Mathias Schlagnan.

Steuerverweigerung nach österreichischem Recht.

Vom Landtagsabgeordneten Dr. Julius Ofner.

Durch den Ausstritt des Ministeriums Thun hat der in weiteren Kreisen der Bevölkerung wachgerufene Gedanke, die mit Benützung von §§ 14 St. G. G. 49 vorgeschriebene Steuer für das zweite Halbjahr 1899 als verfassungswidrig anzusehen, und deren Zahlung bis zur gesetzlichen Entscheidung zu verweigern, derzeit ihren Boden verloren, und die Frage ist wieder rein akademisch geworden. Aber als akademische Frage verdient sie erwogen zu werden. Wenn hat sich in Oesterreich noch nicht an den 14-Artikel gewöhnt, dass auch die öffentlichen Verhältnisse sein dem Staatsgrundgesetze über die richterliche Gewalt, teil Anwendung des Gesetzgebers, und der Verwaltungsgerichtshofes Rechtsverhältnisse geworden sind, welche einen wirklichen Andrang unterliegen, und bei welchen die Behörde nicht bloß Unrecht haben, sondern auch Unrecht erhalten kann.

Die Staatsgrundgesetze, welche sich auf Steuerverweigerung beziehen, ist § 65 St. G. G. Sie bedroht Personen, welche eigenmächtig zu Steuerverweigerung aufreizen. Verhandlungen in allenfalls Zeit hätten, Mitglieder werden oder Hilfe der Verbreitung angeworben. Der vorsätzliche Steuerverweigerer wird vom Strafgericht nicht betroffen; er legt sich lediglich der Execution aus. Aber auch die öffentliche Aufforderung und die Verleitung zur Verweigerung einer Steuer ist nicht unbedingt und ohneweiters dem Strafgesetz. Der Charakter, den das Gesetz zum Verbrechen stempelt, ist

Digitized by Google

dadurch gekennzeichnet, daß die Steuerverweigerung dem Ungehorsam, der Auflehnung oder dem Widerstand gegen Gesetze an die Seite gestellt wird. Die Steuerverweigerung, wegen derer Anstifter und Verbündete mit Strafe verfolgt werden, ist also im § 65 als ein Ausdruck oder Mittel der Auflehnung gegen Gesetz und Obrigkeit gedacht. Wenn sich Personen nach Vereinbarung oder öffentlicher Aufforderung gegen die Zahlung einer in gewisser Art bemessenen Steuer wehren, nicht weil sie dem Gesetz Widerstand leisten wollen, sondern weil sie die Verfügung selbst aus besonderen Gründen als gesetzwidrig betrachten, so ist dies nicht mit Strafe bedroht. Das würde schon theoretisch daraus hervorgehen, daß eine That, welche zu einer Ahndung Anlaß geben soll, widerrechtlich sein muß, möge diese Widerrechtlichkeit auch nur unter erschwerenden Umständen als strafbar erklärt werden. Wer nur sein Recht verfolgt thut aber nichts Unrechtes, und zu Rechtem kann auch aufgefordert werden.

Diese Erläuterung des § 65 ist aber auch schon in der Praxis geübt worden. Als z. B. die neue Erwerbsteuer vorgeschrieben wurde, und die Berufungs-Commission sich herausnahm, über Recurs des Besitzers von Amtswegen die Steuer zu erhöhen, entstand eine allgemeine Bewegung und es wurde öffentlich aufgefordert, dagegen Stellung zu nehmen und die Zahlung des erhöhten Betrages nicht zu leisten. Niemand fand darin etwas Unrechtes oder gar Strafbares, weil nicht an Auflehnung gegen ein Gesetz gedacht worden war, sondern nur an Correctur der unrechten Auffassung einer Behörde.

Die unrechte Auffassung kann auch bei der obersten Verwaltungsbehörde sein. Hier ist aber allerdings ein durchgreifender Unterschied zwischen dem absolutistischen und dem constitutionellen Staat.

In dem ersteren ist eine Beschwerde, weil die Steuer von der obersten Behörde widerrechtlich ausgeschrieben sei, nach dem positiven, von dem Richter gehandhabten Recht fast ausgeschlossen. Gegen den Willen des Monarchen ist die Ausschreibung nicht möglich, und dessen Wille ist Gesetz. Anders im constitutionellen Staat. Hier tritt neben den Monarchen ein anderer gleichberechtigter Factor. Ein Gesetz kommt nur zustande, wenn es vom Parlament beschlossen, vom Monarchen sanctioniert wird. Ohne Mitwirkung beider Factoren der gesetzgebenden Gewalt entsteht kein Gesetz. Auch kein Steuergesetz. Nach § 11 St.-G.-G. ist die Feststellung des Voranschlages des Staatshaushaltes und insbesondere die jährliche Bewilligung der einzuhebenden Steuern, Abgaben und Gefälle dem Parlament vorbehalten, und Feststellung, wie Bewilligung erfolgt in Gesetzesform. Nur gehörig kundgemachte Gesetze sind aber der Ueberprüfung entzogen. Verordnungen der obersten Verwaltungsbehörde, auch wenn sie mit Bewilligung des Monarchen erfolgen, unterliegen nach Staatsgrundgesetz der Judicatur des Richters. Der Richter ist berechtigt, und da er ein öffentliches Amt ausübt, verpflichtet, die Giltigkeit einer angefochtenen Verordnung zu prüfen, und über sie zu entscheiden. Die Beschwerde gegen jede Verordnung der Executive insbesondere gegen eine Steuervorschreibung kann also im constitutionellen Staat auch aus dem Grunde erfolgen, weil sie sich nicht auf ein Gesetz oder eine rechtsgiltige Verordnung stütze.

Diese Folge der Constitution ist auch in den, unter verfassungsmäßiger Regierung zustande gekommenen Gesetzen anerkannt.

§ 110 des Strafgesetzes für das Deutsche Reich zum Beispiel bestraft die öffentliche Aufforderung zum Ungehorsam; aber der Ungehorsam muß sich richten gegen Gesetze oder rechtsgiltige Verordnungen.

„Nach unserem Staatsrecht begründete Lasker diese Fassung gibt es Verordnungen, die zwar formell als solche erlassen werden, aber in Wahrheit keine Rechtsgiltigkeit haben. Um den Schutz solcher Verordnungen auszuschließen, haben wir beantragt ‚rechtsgiltig' einzuschalten."

Eine gleichartige Fassung haben §§ 116 bis 117 des letzten, vom Zwangsentwurf des Abgeordnetenhauses beeinflussenen preußischen Staatsgesetzentwurfes. Nach § 116 wird bestraft, wer öffentlich zur Nichtentrichtung gesetzlicher Steuern oder anderer gesetzlicher Abgaben, nach § 117, wer öffentlich zum Ungehorsam gegen Gesetze, gegen giltige Verordnungen . . ., auffordert.

Wir finden hier überall das Wort giltig, und diese Einschaltung muß der Richter auch gegenwärtig und ohne daß ein neues Gesetz erlassen werden müßte, vornehmen. Denn die Verfassung ist ein Gesetz, wie jedes andere und derogiert jedem früheren Gesetze, das mit ihr nicht vereinbar sind. Eine Ausnahme, welche unzweifelhaft ist, kann auch keinen Gehorsam verlangen: eine ungesetzlich vorgeschriebene Abgabe in keine Steuer ist nicht Steuer.

Gerade bei einem Gesetze, welches einer Abänderung und der Verjährung aber ist es nicht blos Recht, sondern Pflicht des Staatsgerichtes, die Anwendung mit allen Mitteln zu hindern der verfassungsmäßigen Ordnung zu widersprechen Geltung zu geben, ist das Verfassung nicht von einer solchen Volkswehr umgeben, dann mag sie auf dem Papiere stehen, ist aber nicht die wirkliche und wirkende Grundlage des öffentlichen Lebens.

Die Rechtmäßigkeit der Anwendung des § 14 St.-G.-G. auf die Steuervorschreibung für das II. Semester 1899 muß nachdrücklich bestritten werden. Schon die bayrische Verfassung vom 26. Mai 1818 hatte im § 7 die ausnahmsweise Befugnis des Königs, die Steuern fortzuerheben, auf den Fall, wenn er durch außerordentliche äußere Ereignisse verhindert ist, in dem letzten Jahre der ordentlichen Steuerbewilligung die Stände zu versammeln, und auch in diesem Falle auf ein halbes Jahr beschränkt. Ebenso § 147 der Verfassung von Churhessen vom 5. Jänner 1831 und andere.

Wenn § 14 St.-G.-G. eine kaiserliche Verordnung unter der Bedingung gestattet, daß sich die dringende Nothwendigkeit einer Anordnung, zu welcher verfassungsmäßig die Zustimmung des Reichsrathes erforderlich ist, zu einer Zeit herausstellt, wo dieser nicht versammelt ist, so kann die Dringlichkeit nur im gleichen Sinn verstanden werden. Es muß die Zeit fehlen, den Reichsrath einzuberufen und die Anordnung auf verfassungsmäßige Weise zu treffen. Das ergibt sich schon daraus, daß § 14 eine irregulare, der Verfassung widersprechende Maßnahme enthält, welche nur gestattet werden kann, wenn die regulare unmöglich ist. Es ergibt sich weiters aus der Entstehungsgeschichte des § 14, der speciellen, wie der allgemeinen, die in den genannten Vorschriften der ältesten Verfassungen des 19. Jahrhunderts gekennzeichnet ist. Schon ob die Feststellung eines Budgets überhaupt unter den § 14 fallen kann, wenn nicht Kriegs- oder kriegsähnliche Ereignisse vorfallen, kann mit Fug bestritten werden: denn ein Budget ist stets vorauszusehen. Für das Budget des II. Semesters 1899 war aber zweifellos ein volles halbes Jahr zur Einberufung des Reichsrathes freigestanden. Rücksichten ministerieller Politik können Verfassungsrecht nicht brechen.

Eine Propaganda gegen die unter der Aegide des § 14 erfolgte Steuervorschreibung für dieses Semester wäre daher erlaubt gewesen, auch nach geltendem österreichischen Gesetz. Es war erlaubt, die Verordnung dem Richter vorzulegen und sein Urtheil über deren Rechtsgiltigkeit einzuholen. Mit Steuerverweigerung im Sinne des § 65, mit Ungehorsam oder Auflehnung gegen Gesetz und Obrigkeit hatte die Bewegung nichts gemein.

Das staatliche Concessionsrecht im Actienregulativ.

Mustergiltig auf dem Gebiete moderner Actiengesetzgebung ist das neue deutsche Handelsgesetzbuch. Seine Hauptvorzüge sind: präcise, den Bedürfnissen des Verkehres angepaßte Normen für die Gründung, Organisation und Geschäftsführung der Actiengesellschaften: innerhalb dieser gesetzlichen Schranken volle Freiheit; bei deren Ueberschreitung strenge civil- und strafrechtliche Verantwortung der Gesellschaftsorgane und als wirksamster Schutz der öffentlichen Interessen, sowie aller mit den Actiengesellschaften in vermögensrechtlichem Verhältnis stehenden Personen: die größtmögliche Publicität des Gründungsvorgangs und der Geschäftsführung der Gesellschaften. Wer die Vorzüge des deutschen Actienrechts anerkennt, nennt gleichzeitig die Mängel des unlängst ein veralteten, hemmenden Concessionssystem, ungenügende Rechtsnormen, ungenügende Verantwortlichkeit und ungenügende Publicität.

In dem Abgeordnetenhaus, mit welchem Finanzminister Dr. Kaizl im Juni dieses Jahr die Inangriffnahme der Actienreform ankündigte, hat er auch die Uebertragung des deutschen Actienrechts voll anerkannt. Die Resultate desselben sind auch zu öffentkundig, um bestritten werden zu können. Der wirthschaftliche Aufschwung Deutschlands hängt enge zusammen mit der rapiden Zunahme der Actiengesellschaften. Und unserer wirthschaftlichen Stagnation entspricht der Stillstand in unserem Actienwesen. Schützehüh brach sich auch bei uns die Erkenntnis Bahn, daß die Aufhebung des Concessionszwanges einem gesunden wirthschaftlichen Aufschwung vorangehen muß. Und der eine Satz des staatlichen Memorandums lautete deshalb mit Recht: „Die Reformbedürftigkeit unseres Actienwesens im Sinne der Beseitigung des Concessionssystems kann gegenwärtig wie seit geraumer Zeit als ein Axiom angesehen werden, in dessen Anerkennung Oesterreichern und Regierung einig sind." Es ist kaum mehr unbegreiflich, wenn man bei Beurtheilung jedes Reformplanes auf dem Gebiete des Actienwesens sich fragt, wie weit er uns auf dem Wege der Beseitigung des Concessionszwanges vorwärts bringt?

Das lang erwartete Regulativ für Industrie-Actiengesellschaften ist nun endlich kundgemacht worden. Nicht kann es nicht leisten. Es kann das Concessionssystem nicht abschaffen, denn dieses beruht auf einem Gesetze, welches eine Vereinbarung nicht umstoßen kann. Auch kann es nur wenig zur Reform beitragen. Es kann keine neuen Rechtsnormen aufstellen, keine Verantwortungen festsetzen,

denn auch dazu bedarf es neuer Gesetze. Es kann im wesentlichen nur auf neu zu gründende Gesellschaften Einfluß nehmen.

Die Zweckmäßigkeit der einzelnen Rechtsnormen, welche von dem Regulativ aufgestellt werden, dürften wir demnächst in anderem Zusammenhang zu besprechen Gelegenheit haben. Heute interessiert uns die Ausgestaltung, welche das Concessionssystem im Regulativ erfahren hat. Denn der Hauptzweck der Reform sollte darin bestehen, die Gründung von Actiengesellschaften dadurch zu erleichtern, daß die Verleihung der Concession nicht mehr von unbekannten Ursachen, von der Willkür der Behörden abhängen sollte. Die Verweigerung der Concession bei Erfüllung der im öffentlichen Interesse für nothwendig erachteten Normen sollte ausgeschlossen werden. Wie steht es nun damit? Die officiösen Blätter und mit ihnen die „Neue Freie Presse" erklären: „Während früher die Ertheilung der Concession vom freien Ermessen der Regierung abhieng, ist jetzt eine Zusicherung gemacht, daß die Concession in einem Falle verweigert werden wird, wenn der Concessionswerber in dem Plan des Unternehmens alle Bedingungen erfüllt, welche er aus dem für alle Gesellschaften giltigen Regulativ entnehmen kann". Besteht diese Sicherheit wirklich? Im § 12 des Regulativs heißt es:

„Die Bewilligung wird immer dann ertheilt, wenn der Plan des Unternehmens den Anforderungen der bestehenden Gesetze und Verordnungen, insbesondere auch des gegenwärtigen Regulativs entspricht und keiner der im § 14 des kaiserl. Patentes vom 26. November 1852 angeführten Gründe entgegensteht."

Was sagt nun der § 14 dieses Patentes, welcher so oft citiert wird, dessen Wortlaut aber so wenig bekannt ist? Er lautet:

„Die Bewilligung zur Errichtung eines Vereines kann nur ertheilt werden, wenn:

a) der Zweck des Vereines erlaubt ist und nach dem Gesetze Gegenstand eines Vereines sein darf;

b) die Bewilligungswerber, nach ihren persönlichen Verhältnissen und wo es nöthig ist auch nach ihren Vermögensumständen für die ansrechte Ausführung des Unternehmens Beruhigung gewähren oder wenigstens kein gegründetes Bedenken wegen Verfolgung unerlaubter Nebenzwecke obwalten, und

c) wenn der Plan des Unternehmens und dessen Belege den gesetzlichen Anforderungen (§§ 8 bis 13) und den einkretenden öffentlichen Rücksichten entsprechen."

Wenn man lit. b) und c) dieses Kautschukparagraphen schlimmster Sorte liest, so weiß man auch, daß der Willkür der Regierung nach wie vor Thür und Thor geöffnet ist. Eine wirthschaftlich reactionäre Regierung kann nach wie vor jede Actiengründung aus öffentlichen und persönlichen Gründen verjagen und jede Regierung hat es in der Hand, mißliebige Personen an der Errichtung von Actienunternehmungen zu verhindern. Der § 14 a) und b) wird im Regulativ in seiner ganzen Allmacht ausdrücklich anerkannt. Die Regierung konnte das Vereinsgesetz nicht aufheben, wird man sagen. Gewiß nicht; immerhin hätte der gute Wille, künftig die Willkür möglichst auszuschließen, einen wirksameren Ausdruck im Regulativ finden können. Das Regulativ stellt sich als eine Ausführungsverordnung zum Vereinspatent dar, und es hätte deshalb leicht eine Bestimmung etwa folgenden Inhalts darin aufgenommen werden können: „Die Bestimmungen des § 14, Absatz b) und c) des Vereinspatentes werden in der Regel als erfüllt angesehen werden, wenn der Concessionswerber den Vorschriften dieses Regulativs entsprochen hat". Dadurch wäre doch diesem Paragraphen ein Theil seiner Willkür genommen worden. Und es hätte ferner dem Ministerium vorgeschrieben werden sollen, bei Verweigerung der Bewilligung die präcisen Gründe, nicht etwa bloß eine einfache Berufung auf den § 14, dem Concessionswerber bekanntzugeben. Die Regierung hätte es dann nicht mehr in der Hand gehabt, die Concession zu verweigern „nach den persönlichen Verhältnissen des Concessionswerbers" oder „aus einkretenden öffentlichen Rücksichten". Daß die Regierung sich eine solche Selbstbeschränkung nicht auferlegen wollte, spricht zum mindesten nicht dafür, daß man sich von dem Concessionssystem leicht trennen wird. Auf die Willkür wird man schwer verzichten.

Das Regulativ bietet also viel weniger, als von den Officiösen behauptet wird, und viel weniger, als es bieten könnte. Nichtsdestoweniger bedeutet es einen großen Fortschritt. Männiglich wird jedermann wissen, was er zu thun hat, um eine Concession zu erlangen, wenn anders der gute Wille besteht, sie ihm zu ertheilen. Oder negativ genommen, jeder kann ganz bestimmt wissen, daß er, wenn er die Bedingungen des Regulativs nicht erfüllt, keine Concession erhält.

Einen weiteren Fortschritt bringt das Regulativ. Es wird bei einigem guten Willen eine wesentliche Beschleunigung der administrativen Erledigung der Concessionsgesuche eintreten. Der Vorgang der Concession von der Vorcommission bis zur definitiven Bewilligung ist zwar immer noch recht complicirt. Aber die Staatsbahnen sind angewiesen, das Vorcommissionsgeschäft innerhalb längstens dreißig Tagen zu erledigen und das Gesuch um definitive Bewilligung innerhalb vierzehn Tagen dem Ministerium des Innern begutachtend vorzulegen. Die etwaige Unmöglichkeit, diese Fristen in Einzelfällen einzuhalten, muß dem Ministerium mit Angabe der Gründe angezeigt werden. Jagdausflüge oder Hofreisen des hochadeligen Herrn Referenten dürften also künftighin keine genügende Entschuldigung für Nichterledigung der Gesuche bilden. Aber auch hier ist man auf halbem Wege stehen geblieben. Der politischen Landesbehörde hat man entsprechende kurze Fristen vorgeschrieben, das hohe Ministerium hat sich keine Frist gesetzt und kann die Entscheidung nach wie vor verschleppen so lange es will.

Es läßt sich denken, welchem Einwand man begegnen würde, wenn man die Forderung einer Fristbeschränkung für das Ministerium erheben würde. Das Ministerium will sich die Prüfung des Gründungsvorganges in formaler und materieller Hinsicht wahren und diese Aufgabe erfordert allerdings Zeit. Im deutschen Actienrecht nehmen die Vorschriften über den Gründungsvorgang einen weiten Raum ein. Der Gründungsact muß völlig klargelegt sein und in der zur öffentlichen Einsichtnahme beim Gericht aufliegenden Gründererklärung, eventuell im Revisionsberichte müssen alle zur Beurtheilung des Gründungsherganges und der Angemessenheit der Apportsvergütungen nöthigen Aufklärungen enthalten sein. Diese Bestimmungen hat das Regulativ ziemlich genau nachgeahmt. Aber die Sanction fehlt, in welcher die Gründungsvorschriften des deutschen Gesetzes gipfeln und welche die größtmögliche Sicherheit für gehörige Gründungen bietet: die weitgehende civil- und strafrechtliche Verantwortung, welche die Gründer, Vorstände und Aufsichtsräthe nicht nur für wissentliche Unwahrheiten, sondern auch für Verschweigungen, für Unvollständigkeiten in den Gründererklärungen ꝛc. auf sich nehmen, und zwar nicht nur für jene, welche sie selbst begehen, sondern auch für jene, welche sie bei Anwendung der Sorgfalt eines ordentlichen Kaufmannes kennen mußten. Gleich schwere Strafen treffen sie, wenn sie irgend eine der zur Gewährleistung der Correctheit des Gründungsherganges eingeführten formalen Bestimmungen außerachi lassen. Solche Sicherheitsvorschriften fehlen bei uns; Unrichtigkeiten, Unvollständigkeiten in den Gründerangaben, wenn sie nicht direct als Betrug nachweisbar sind, werden bei uns nach wie vor schwerlich eine civil- oder strafgerichtliche Verfolgung nach sich ziehen und darum sind alle die complicierten und gutgemeinten Gründungsvorschriften vorläufig von sehr problematischem Werte. Und die behördliche Ueberprüfung kann diese Unsicherheit nicht aufheben.

Die Behörde hat nicht die Fähigkeit, und es ist nicht ihre Aufgabe, zu prüfen, ob eine Apportbewertung berechtigt ist oder nicht. Das weiß die Behörde auch ganz gut. In dem ganzen Regulativ ist mit keinem Wort etwa eine Prüfungspflicht des Ministeriums zur Prüfung des Gründungsherganges ausgesprochen. Darum sollte die Regierung auch nicht den Schein überwehren, als ob sie eine solche im Auge habe. In den Augenblick, wo man den ersten Schritt thut zur Aufhebung des Concessionssystems — denn wir wollen bei der Annahme bleiben, daß dies das auch von der Regierung angestrebte Ziel der Reform bildet — hätte es die Behörde vermeiden müssen, die Concessionsertheilung mit einer neuen überschweren moralischen Verantwortung zu belasten. Dann wäre auch jeder Grund entfallen, den Ministerium unbeschränkte Zeit zur Erledigung der Concessionsgesuche zu gewähren. Die Prüfung der Erfüllung aller vorgeschriebenen Theilacte der Gründung kann innerhalb weniger Tage erfolgen und will man ein übriges thun und die Befugniß der Apportsberger controlieren, so wird dies auch — wenn es sich nicht gerade um galiziische Naphthaterrains handelt — innerhalb weniger Tage zu bewerkstelligen sein.

So sehen wir, daß bei allem anscheinend vorhandenen guten Willen, unsere Actienmüüere zu beheben, viel weniger geschehen ist, als geschehen hätte können, und als man vorgibt gethan zu haben. Der Polizeistaat sieckt den Herren noch viel zu sehr im Blute, als daß sie nicht, fast möchte man meinen ohne volles Bewußtsein, für jedes Stück Bevormundungsrecht, das sie sich entreißen lassen, ein anderes zu erhalten suchen würden.

Wir sind erst am Beginne der für nothwendig erkannten Reform und es wird noch schwere Kämpfe kosten, um ein wirklich modernes Actienrecht zu erlangen. Was wird gut thun, soweit als irgend möglich bei der Anarbeitung des neuen Actiengesetzes dem deutschen Gesetze zu folgen. Nicht nur weil unsere Gesetzgeber jahrelich bessere Vorschriften zu ersinnen in der Lage sein dürften, sondern vor allem deshalb, weil es unser Bestreben sein muß, den Anschluß an die Rechtsentwicklung in Deutschland wiederzugewinnen. Durch die Einführung des deutschen Handelsrechts und der deutschen Wechselordnung in Oesterreich seinerzeit mit dem größten Theile Deutschlands in handelsrechtlicher Beziehung zu einem gemeinsamen Rechtsgebiete vereinigt worden. Durch die Reformen, welche das deutsche Handelsgesetzbuch im Laufe der Jahre erfahren hat, durch seine völlige Umgestaltung, welche am 1. Januar 1900 in Kraft tritt, wird Oesterreich aus dieser Gemeinschaft ausgeschlossen. Bei den engen Handelsbeziehungen der beiden Reiche ist aber ein möglichst gleichartiges Rechtssystem im Interesse beider Theile gelegen und insbesondere im Interesse des wirthschaftlich schwächeren Oesterreich. Deshalb sollte man sich nicht scheuen, nach Möglich

Digitized by Google

keit die deutsche Gesetzgebung bei jeder Reform unserer Gesetze zu recipieren, zumal dort, wo es sich um ein so glänzend bewährtes Gesetz handelt, wie es das deutsche Actienrecht ist.

Walther Federn.

Hochwasser-Katastrophen.

Herr Redacteur!

Sie wünschen eine Aufklärung über die rasche Aufeinanderfolge der letzteingetretenen Hochwässer und über die Ursachen der großen Verheerung, die wir aus diesem Anlasse jetzt neuerdings zu beklagen haben. Sie wünschen auch Vorschläge zur Abwehr solcher Hochwässer zu hören. Ueber die Ursachen lässt sich wohl nicht viel sagen; die Hochwässer sind im Sommer und Herbst stets eine Folge ungewöhnlich starker Niederschläge, ihre Stauden swirkung steigert sich aber mit der Intensität des Niederschlages in der Zeiteinheit. So kann ein Wolkenbruch, der nur sehr kurze Zeit andauert, die größte locale Verheerung anrichten, und wir haben solche Katastrophen bei Wien im Wienthale, am Alsbach, im Krottenbach- und Weidlingbachthale zc. wiederholt erlebt. Es kann wochenlang gleichmäßig fortregnen, und die angeschwollenen Hochwässer werden gefahrlos abfließen, während ein relativ geringerer Theil dieser Gesammt-Regenmenge zur Katastrophe führt, wenn der Niederschlag selbst in einer kürzeren Zeitdauer mit gesteigerter Intensität erfolgt. Die sogenannten Regenkarten, die die durch Regenmesser in den einzelnen Beobachtungsstationen des Regengebietes erhobenen Niederschlagsmengen in der Zeiteinheit oder während der Regendauer darstellen, zeigen, dass die Intensität des Niederschlages in einem Regengebiete meist sehr verschieden ist, und geben dann auch die Erklärung, wenn es bei einem weit ausgedehnten Regen doch nur in einzelnen Gebieten und in einzelnen Thälern zu einer Katastrophe kam.

Hochwasser-Katastrophen folgen oft rasch in demselben Gebiete aufeinander, und ich erinnere an die gleich bedauernswerten Ereignisse der Jahre 1890 und 1891 in Vorarlberg und Mittelböhmen. Die Katastrophe in Vorarlberg hatte dann doch wenigstens die seit sechzig Jahren fortgesetzt discutierte Rheinregulierung gemeinsam mit der Schweiz zur Folge. Wenn wir dies von der March in Mähren auch schon sagen können, die seit alljährlich die furchtbarsten Anlässe überflutet und dann auch den Fiseus sehr empfindlich schädigt!

Das Gebiet, in dem sich die letzte Hochwasser-Katastrophe abspielte, war auch nur ein räumlich beschränktes. Die Zone intensiver Regen belaufe sich nur über die nördliche Abdachung der bayerischen, westlichen und österreichischen Alpen in einer Länge von 250 Kilometer aus und reichte bis ins südliche Böhmen. Hier begann der Regen schon am 8. und 9. September, aber erst die am 11. September erfolgten intensiveren Niederschläge in oberen Quellengebiete dieser Alpenzuflüsse führten zur Katastrophe. Die feinerzeitigen Regenkarten dürften zu dieser Zeit zwei Centren des intensivsten Niederschlages verzeichnen, eines im Quellengebiete der Ybbs und des Inn, ein weiteres in dem westlich gelegenen österreichischen Alpen vom Tännengebirge über die Dachsteingruppe.

Die Wirkungen so ergiebiger Niederschläge sind wesentlich andere im Hochgebirge mit den dort viel abfallenden Gehängen, andere im Mittelgebirge, und andere in den Tieflanden. Im Hochgebirge stehen die Niederschläge infolge der großen Steilheit der Abdachung und des großen Gefälles der Thalrinnen in weit kürzerer Zeit ab, laufen sich auch sehr rasch in den Hauptabflüssen zusammen und erzeugen dann die plötzlich hohen Anschwellungen in letzteren und bei dem starken Gefälle die dann nicht zu bändigende, verheerende Gewalt. Starke Fluten laufen aus demselben Grunde auch sehr rasch ab.

Bei [illegible] Niederschläge in der Tiefebene [illegible] der Regen nur mit etwa 25 bis 30 Procent zur Mittelbildung [illegible] Prozent zum Abfluss gelangen, steigt dieses [illegible] Prozent, wenn die Böden [illegible] Prozent, wenn die Böden [illegible] und diese [illegible] Zeiten erfolgt, und rasch [illegible] Niederschlage [illegible] Zeiten erfolgt man, welchen [illegible] Mittelbildung [illegible] Niederschläge [illegible] Thalrinnen [illegible] Hauptabflüsse [illegible] Verheerungen [illegible] Verheerungen [illegible] Niederschläge [illegible] Verheerungen [illegible] Niederschläge [illegible] Verheerungen [illegible] Niederschläge

Recipienten und deren Kosten nicht zu erschrecken, wenn man bei der Regulierung der Abflussgerinne für die grösstmögliche Abfuhrleistung im Flussprofil vorsorgt und nur für den Rückhalt des weitern Ueberschusses, der dann gefahrdrohend ist, weil er vom Flussprofil nicht mehr ohne Ueberstauung aufgenommen werden kann, den Rauminhalt der Thalseren ermittelt.

Die Anlage von Thalseren ist jedoch nur in solchen Terrainformationen praktisch ausführbar, wo breite Thäler mit mässigem Sohlengefälle zur Verfügung stehen, und grosse Wassermassen bei nicht allzu hohen Absperrdämmen angesammelt werden können. Im oberen Gebiet des Hochgebirgs kann man also wegen der grossen Steilheit der Thalsohlen mit Thalseren nicht arbeiten. Dagegen wird deren Anlage im Thalgebiete vielfach möglich sein. Wo die Quellengebiete nicht der Alpenformation angehören, wie in Böhmen, Mähren, Schlesien, wird das System der Thalseren fast überall Anwendung finden können, und hat der wasserbaufreundliche Landesausschuss in Mähren auch in der That einen guten und erfolgreichen Anfang gemacht.

In erster Linie wird es sich immer nur erst um die Sanierung einzelner Thalgebiete handeln können, die dann in ihrer Summe auch grössere Gebiete vor der Ueberschwemmung bewahren werden.

Unsere Seen in Oberösterreich und Salzburg bilden bereits auch solche natürliche Regulatoren des Abflusses, und hätte diesmal nicht der Traunsee, der Gmundner See für die Traun, der Wolfgangsee für die Lichter Ache, der Mond- und Attersee für die Ager einen sehr grossen Theil der Hochfluten in ihren Becken aufgestapelt und im Abfluss reguliert, so wäre die Katastrophe noch weit verhängnisvoller gewesen. Die Aufnahmsfähigkeit dieser Seen kann aber durch regulierbare Stauwerke an ihrem Abfluss schon jetzt wesentlich gesteigert werden. Man braucht vor den Summen nicht zurückzuschrecken, die die Einlösung oder der Schutz solcher schon bestehender Objekte erfordert, die dann in die Ueriode des erhöhten Aufstaues fallen. Man kann ebenso gut das normale Niveau dieser Seen senken und erreicht dann auch den Zweck, für den Fall excessiver Hochwässer den Raum im gegenwärtigen Seebecken für die Magazinierung der Hochfluten geschaffen zu haben, ohne das zulässige Mass des Aufstaues zu überschreiten. Ich erinnere an ein ähnliches Project, das der Altmeister im Wasserbau, Honsell, für den Bodensee durch Anlage von Schlensen nächst Konstanz ausstellte, um das untere Rheinthal vor solchen Hochfluten zu schützen. Auch dieses Project fand bei Leuti sehr klugen Leuten energischen Widerstand, und einer der Einsichtsvollsten zu Bodensee sagte: „Wir in Ba. . . . sind entschieden dagegen, dass wenn die Badenser so etwas machen, sind wir hier sicher die Angeschmierten.“ Sic!

Wenn man in einem grösseren Gebiet jede zehn Jahre nur 6 bis 8 Gebirgsthäler solchergestalt schützt, kommt man zwar langsam, aber mit der Zeit doch vorwärts. Die Hauptsache ist aber, dass die Bevölkerung den eminenten Nutzen solcher Werke dann schätzen lernt, wenn die Zerstörung der mühsam hergestellten Culturen hintzlagt wird und Landwirtschaft und Viehzucht wieder Forderung finden. Dem Bauer muss man auf sonnenklare demonstrieren.

In den Archiven des Ueberreichischen Ingenieur- und Architekten-Vereines erliegt ein sehr schätzenswertes Material über den Gegenstand einer vielbewussten Wasserwirtschaft in Oesterreich, der vor drei Jahren sehr eingehend behandelt worden ist. Die Beschlüsse wurden auch der Regierung mitgetheilt. Die gesammte Wasserwirtschaft zerfällt in eine grosse Zahl von Agenden, wie Meliorationswesen, Flusregulierungen in Zwecken der Abwehr der Gebwässer im Gebirge und in Thal, in Zwecken der Schiffahrt; Arbeiten für die Regulierung des Bäuerabflusses, Magazinierung des Wassers zur Speisung der Oberine, in industriellen und landwirtschaftlichen Zwecken; ferne Arbeiten des mährischen Landesausschusses, Zapfin Thalseren zc., für Trink- und Nutzwasser; Wildbachverbauung im Gebirge; Canalisierung der Flüsse und Bau von Schiffahrtscanälen. Alle diese Agenden greifen so innig in einander, dass eine scharfe Trennung derselben vom Standpunkte der Wasserbautechnik und der Verwaltung nicht möglich ist. Statt der Vereinigung aller dieser Agenden in der obersten Verwaltung ist dieselbe in ganz willkürlicher Gruppierung auf die einzelnen Ministerien vertheilt worden. Das Meliorationswesen und die Wildbachverbauung reffortieren dem Ackerbauministerium, die Flusregulierung, zu welchem Zweck immer, dem Ministerium des Innern, die Schiffahrt und der Bau von Schiffahrtscanälen dem Handelsministerium, während im preußischen Ministerium für öffentl. Arbeiten wenigstens Schiffahrt und Eisenbahnen als Verkehrsmittel vereinigt sind. Zu den vielen rechtlichen Fragen aller dieser Agenden kommen noch die ganze Fülle der technischen Aufgaben hinzu. Der Ueberreichische Ingenieur- und Architekten-Verein verlangte damals eine Vereinigung aller Agenden des Wasserbaues unter einer einheitlichen oberen Leitung, mit einem Wasserbauconsulter an der Spitze, und beantragte die Creierung einer „obersten Reichs-Wasserbaubehörde“. Den Argumenten konnte man sich bei bestehenden nicht verschließen, aber es gieng doch nicht an, eine solche Centralbehörde neu zu schaffen, nachdem man erst die Ohnmachtserfahrung der Centralbehörden Zsadbahnen aufgelesen hatte. Dagegen creierte man ein „hydrographisches Centralbureau“ im Ministerium des Innern, das sich mit dem Studium und der Aufstellung des Beobachtungsmaterials für die Hydrographie Oesterreichs zu beschäftigen hat. Es muss anerkannt werden, dass die Leistungen dieses Bureaus unter der Leitung ausgezeichneter Fachmänner ganz hervorragende sind, beziehungsweise das längst Versäumte auf diesem Gebiete rasch nachgeraugen wurde. Die Meteorologie, die sinngemäß zur Hydrographie und Hydrologie gehört, führt allerdings noch ein gesondertes Dasein.

Derselbe Verein hat auch auf die widernatürliche Praxis hingewiesen, die Flüsse und Ströme nach den politischen Grenzen und nicht nach Fluss- und Stromgebieten zu verwalten. Dazu kommt noch, dass der Staat die Reichsflüsse, das Land die Landesflüsse nach seiner Art und den verfügbaren Mitteln reguliert, und unwillkürlich fallen einem die Worte des verstorbenen Referenten in den Wasserbau-Angelegenheiten Böhmens, Abgeordneten Waldert, ein: „Wir haben Staatsflüsse, die wenigstens den Staat zum Vater, dann Landesflüsse, die nach dem Land zur Mutter haben, für die übrigen Wasserkinder sorgt aber leider niemand.“ Die Autonomie ist sicher eine schöne Sache, aber auch die Regulierung eines Baches soll man ja nicht einer autonomen Gemeindebehörde allein überlassen.

Für die Regulierung des deutschen Rhein haben sich die Uferstaaten geeinigt, die Leitung dem badischen Wasserbaudirector Max Honsell zu übertragen. Die Technik des Wasserbaues verträgt eben keine politische Abgrenzung, denn auch die Hochwässer kümmern sich dann nicht um die politische Eintheilung, um Sprach- oder Nationalitätsgrenzen.

Damit bin ich als Techniker mit meinen Anschauungen über unsere Verhältnisse in der Wasserwirtschaft fertig, und es wäre zu wünschen, dass sich auch ein politisch geschulter Jurist hierüber äußern möge.

Die besten Rathschläge und die schönsten Projecte nützen aber nichts, wenn nicht alle maßgebenden Factoren zuerst darüber einig sind, dass man mit so geringen Mitteln, wie bisher, Erspriessliches auf dem Gebiete der Wasserwirtschaft nicht leisten kann. Will man dann ernstlich daran gehen, radicale Abhilfe zu schaffen, so muss man sich erst über den Umfang der Arbeiten, die Kosten und das Arbeitsprogramm vollkommen klar sein. Hiezu bedarf es einer einheitlichen Leitung und einer Concentrierung der Arbeit. Von dieser Erwägung ausgehend, hat der österreichische Ingenieur- und Architektenverein seinerzeit mit Recht die Creierung einer „Reichswasserbaubehörde“ in Vorschlag gebracht.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebenster

* * *.

Himmelsbild und Weltanschauung.

Ein toller Gedanke: eine Menschheit, die keinen Sternenhimmel kennt, die nie einen gekannt hat. Man braucht vielleicht gar nicht nach Utopia zu wandern, um sie zu finden. Für zwei Drittheilen unseres Lebens ist es mindestens möglich und nach Schaparelli sogar außerordentlich wahrscheinlich, dass die Bewohner ihrer Sonnenseite niemals die Sonne haben untergehen sehen. Wie unser Mond zur Erde, so stehen Mercur und Venus der Theorie nach zur Sonne. Bekanntlich dreht unser Mond uns immer die gleiche Seite zu, nicht, wie der Laie gern annimmt, weil er sich überhaupt nicht um seine Achse dreht, sondern weil diese Achsendrehung genau mit einem Mondumlauf um die Erde zusammenfällt. Er dreht sich eben gerade so, dass die Nase immer auf die Erde gerichtet bleibt, wie ein Mensch, der um einen Tisch läuft und den Tisch immer im Auge behält, sich dabei einmal um sich selbst drehen muss. So Mercur und Venus um die Sonne. Immer hat ihre eine Seite die Theorie zugekannt — die Sonne auf der Nase. Die andere ist ewige Nacht, ein einziger ungeheurer Nordpol und schimmer als der, vereist bis ins Herz. Wenn da drüben Leben entstanden ist, was's auf der ewigen Sonnenseite. Dort vielleicht Urzeugung, organische Entwicklung, ein Stadium der Communismus, Steinzeitmenschen, Affen, Amöben, Moneren. Aber das alles — auch in einer Zeone. Vielleicht auf einem einzigen Continentcontinent, um den das Meer wie der alte Ocean fließt. Jenseits dieses Meeres beginnende Polarwüste, unwirtlich, wo niemand sein Heimatland. Alle auf dem Gürtel wie der ewigen Sonne alle Cultur. Und also diese Cultur ohne Sternenhimmel, den der fern und fest stehende Polarstern unabänderlich verkündigt. Wunder es eine Cultur gebe, das sein? Wenn nun einem bestimmten Zuvordenschen im Culturgetriebe einer unserer uns bekannten Geschichtsschreiber diese Frage vorlegte, wie dumm würde uns der Sternenhimmel, eine Bedeutung für ein paar Priesterleute, die so ihr Brot finden. Und eine gelegentliche Belehrung für Menschen über den Sternhabitat nach dem Geschick. Zu Beginn stellt das prachtvolle Treppwerk Kenntnis im Programmkalender „wo man hingehe“ in den so und so viel Kunstbauten, wo man diese Tierarbeit gezeigt werden, einfach als abendzeitige Kunstmuseum mit Venus Kranken so und so im Zoologischen sehr viel, mehr als ein ehre Venus, so und so viel Mikroskopen Nacken sind nun entdeckt, bald im Tiefstich. Die Bauten wachsen, verbrauchen. Wenn

Digitized by Google

sich das Fernrohr nicht mehr renniert, mag es eingehen. Und mit ihm der Sternenhimmel. Man wird wo anders hingehen.

Vor ein paar hundert Jahren hätte man das denkbar Entgegengesetzte erwidert. Nehmt die Sterne fort, und ihr zieht die Nägel aus der Weltenbühne. An den Sternen hängt das Lebensschicksal der Menschen. Wohlerstes fühlt ein Europäer, weil er seinen Jupiter nicht mehr sieht. Alles zerfällt in Unsinn, wenn die Sterne nicht mehr leuchten. Der Nerv der Weltharmonie wäre zerschnitten zwischen Schicksal und Mensch, der ungeheuere Blutstrom des kosmischen Organismus unterbunden. Kraftlos welken die armen Seelen ab, wie ein Bein, das die Rückendarre vom Bewegungscentrum trennt. Wer hat Recht? Jener moderne Tagesmensch würde sich hochmüthig abwenden. Dummes Zeug, diese alte Astrologie, selbstverständlich. Man fragt nicht bei der Sternwarte an, wie man an der Börse spectuliren soll, das ist doch außer logischer Discussion. Und was ist das ganze Menschenschicksal schließlich anderes als ein großes vages Spiel! Mensch gegen Mensch. Sterne haben keinen Papierwert. Wenn man die Dinge so gegeneinander stellt, so wird man sagen müssen, daß der alte Astrolog immerhin der stärkere Kopf war, der tiefer in der echten Culturlinie dachte. Etwa wie man heute nicht selten versucht ist, den Spiritisten höher zu stellen, als den philosophisch ganz Indifferenten: er sucht doch noch etwas nach der Weltanschauungsfrage hin, er auch das Licht vielleicht wie der Schildbürger mit der Wasserkelle fangen will.

In der That ist die ganze menschliche Culturgeschichte eine einzige Sternengeschichte. Und die engere Astrologie hat nur deshalb Unrecht, weil sie ein zu Kleines und ein zu Großes aneinanderbesten wollte, den kleinen Einzelmenschen mit seinen paar individuellen Streichen und den ungeheueren Sternendom. Erst Sternenhimmel und Gesammtcultur lassen sich überhaupt miteinander vergleichen. Da aber glauben die Zeichen auch wirklich. Die Sterne werden Schicksal. Es beginnt eine höhere Art Astrologie, von wunderbarem Reiz. Das Horoskop der Weltgeschichte. Nicht eines bloß, immer wieder ein neues, so oft ein neues Culturvolk mit neuen Ideen in den Reigen greift. Bei Teubner in Leipzig ist ein kleines Buch von Troels-Lund (in Uebersetzung von Leo Bloch) „Himmelsbild und Weltanschauung im Wandel der Zeiten" erschienen, das diesen Gedanken in meisterhafter Klarheit und mit der Formsicherheit einer großen Abendrichtung durchführt.

Man löst nachbildend und mit doppelten Augen der Culturgeschichte. Einen realen und einen ideellen. Der reale kommt vom Affen herauf. Er läuft über Schädel und prähistorische Steinwerkzeuge. Der andere ist ideeller Art und setzt viel, viel später erst ein, erst mit der festen Ueberlieferung. Aber sein Faden reißt dann auch nicht mehr, er bildet eine fortwerpende Arabeske von Ideen bis heute. Seitdem nun: dieser noch verfolgbare ideelle Anfang fällt geschichtlich geradezu zusammen mit einer colossalen Entdeckung des Menschengeistes: der bewußten Entdeckung des Sternenhimmels und seiner Bewegungen. Er fällt nicht nur damit zusammen, er ist, wie es scheint, bedingt dadurch gewesen. Schon die Blume neigt sich zur Sonne und senkt das Köpfchen, wenn sie geht. Der Hund heult den Mond an. Aber der Mensch, der erwachende Culturmensch nicht mehr bloß im Sinne des Werkzeugmenschen, sondern des werdenden Ideenmenschen, erhebt den Blick zum Sternenhimmel. Bei den alten Chaldäern setzt das ein. Viel weiter lässt sich die Ideengeschichte der geistigen Menschheit überhaupt nicht zurückverfolgen. Der Anblick der Planeten wurde bedeutsam. Sieben Planeten zählt (Sonne und Mond als vermeintliche Erdplaneten mitgerechnet) gab die neue unstetige Zahl an Stelle der alten Fünfzahl. Fünf war die Fingerzahl, die Handzahl, anfänglich und das tief bedeutsame Organ, das die Werkzeugsprache der Urkultur möglich gemacht. Sieben jetzt war die Sternenzahl, die Zahl des Menschen, der sich über den Kampf mit dem Werkzeug zur sinnenden Betrachtung der Welt erhob, der Hand und Bein links ließ, um in den Sternenhimmel hinaus zu starren, sich zu träumen, hinaus zu fragen ... Die Sternbetrieb im ähnlogischen Sinne wird in Chaldäa begründet. Aber im Herzen steckt darin die erste Ahnung beweis Naturzusammenhanges: Ein Gesetz in Stern und Mensch. Und Gott nur in diesem Gesetze, nicht noch einmal separatim außerhalb.

Neben diesem ersten großen Sternenglauben tritt aber ein zweiter. Tag und Nacht. Die Welt in zwei Hälften, Licht und Finsternis, Gut und Böse. Troels-Lund knüpft hier an die Perser, Cumont und Abraham. Man kann aber ebenso gut sagen, dass es die Aliere, ältere Anlage der Weltbetrachtung ist, die hinter der hebräischen Wirksamkeit eine Weltanschauung gehabt hat, die war es diese. Wenn die Hamiten und Mazdaeitheiste schon eine Religion sich geschaffen hatten, sie hatten an einen siebenfachen Sonnengott und sechsfachen Gegengott geglaubt. Vermöglich aber entwickelt das Buch den Kampf dieser großen dualistischen Idee mit der Lehre eines einheitlichen Allmagnetismus, der kein reelles Nebeneinander, ohne das alle Sterne dann möglich sind. In die Culturgeschichte gebracht ist es ein Kampf des Sternenbildes selbst. Die Sterne die in diesen Bildern stehen, die Nacht, die das Bild umfasst und nun doch die Sterne, plötzlich daß zwischen mitten in diesen Bildern von großen Zeichenschatten wird die mystische, chinesische, ägyptische, jüdische Welt in ihrer Himmelsabhängigkeit vorgeführt. Der Aegypter, der den Wechsel von Tag und Nacht zu einer optimistischen Dreieinigkeit und Wiedergeburt verklärt. Der Jude, der sich stark den Sternen verschließt, aber die Mystik der abstracten Siebenzahl anspinnt und schließlich jenseits aller realen Sterne in der abstracten Einsamkeit des unsichtbaren Gottes, der aus Nichts schafft, kalt sich verliert. Aber alle aber erhebt sich der Griechen. Er dichtet den Chaldäergedanken um zur singenden und klingenden Weltharmonie, wo die Sphären wie Engelschöre das „sanfte Wandeln deines Tags" feiern und der Kosmos ein Gedicht wird. Schön und überzeugend wird gezeigt, wie aus dieser Idee einer poetisch harmonischen Welt auch der Gedanke der Menschenliebe zur wie eine Folgerung floss, als das praktische Mitleben und das Ausleben der Weltharmonie zwischen und.

Aber noch rauscht der Ideenstrom durch Klippen genug. Christus wird gezeichnet, im Anschluss an Renan. Renans Art, die Menschen alter Tage ideell zu reconstruieren aus dem noch heute athmenden Milieu, dem Landschaftscharakter, ist in dem ganzen Werke maßgebende, aber maßvoll-behandelte Methode. Für die Sicht aus der Sternenperspective ist sie jedenfalls die beste, denn noch heute strahlt der Sternenhimmel scharf über dem Hochland, dämmernd über der Wasserebene. Die Nähe der christlichen Kirche wird gemalt. Dabei geht die Betrachtung zum Worden über, zu den „Gotteigenmanen", wie es heißt. Das ganze Buch war geplant ursprünglich als ein weiterer Band, der typische „Ideenband", zu des Verfassers Specialwerken über skandinavische Culturgeschichte. Aber im Zwang des Stoffes ist eine weit umfassendere Culturgeschichte der Menschheit daraus geworden, wie aus Taines Revolutionsgeschichte der Franzosen, philosophisch tiefer übrigens als Taine. Die katholische Kirchenherrschaft war eine abstracte. Die Realität bricht aus der Tiefe der Volksseele allmählich erst als Sturm wieder durch. Noch einmal kommt aus dem Volksgemüth das Aelteste, Anschauliche zurück: Gott und der Teufel in starrem Gegensatz. Gott hilft nicht, der Teufel will alles verschlingen. Aber die Nacht kann das Licht des Tages fressen: was sie nicht nehmen kann, ist, das gerade jetzt die Sterne strahlen. Die Sterndeutung wird die Erlösung, sie führt zurück zur Einheit im Naturgesetz und zur Weltharmonie. Vielleicht noch nie hat ein moderner absolut freier Denker eine so stammende und durch und durch wahre Vertheidigung der Astrologie in Tachos und Keplers Tagen als Durchgangsstation der ideellen Culturgeschichte geschrieben. Bloß daß eines Tages ganz organisch die höhere Stufe kam. Der große Tycho - prachtvoll in dem Buche gezeichnet — muss zum Zweck besserer Horoskope die Planetenbahnen neu revidieren. Kepler kommt in dieser Linie als Tychos Schüler auf seine Gesetze. Kopernikus' stolze Idee rüttelt an dem ganzen Himmelsbau. Aber noch länst sein System, obwohl ungeliebt, durch die alten starren Sphären. Diese Sphären sind die letzte Eierschale des menschlichen Allgemeinbewusstseins.

Giordano Bruno schlägt diese Schale entzwei. Alle Sterne sind Welten im freien Raum. Das bricht der kleinlichen Individuen-Astrologie den Hals. Aber es zertrümmert noch mehr. Mit Recht, sagt Troels Lund, wurde Bruno verbrannt: vom Standpunkt der Kirche aus. „Aber das Wunderbare an jenem Scheiterhaufen vom 17. Februar 1600 war, dass, obschon der Blick, der sich vertrauensvoll zum Himmel kehrte, im Tode brach, obschon die Hand, welche neue Wege gewiesen hatte, zu Asche verwandelt in die Wasser des Tiber verstreut wurde, doch nicht das Neue, sondern das Alte auf ihm in Lohe anfging. Unsichtbar entzündeten Giordano Bruno's Gedanken die alten Vorhänge. Und ohne dass einer der Anwesenden es ahnte, war es die alte Weltauffassung, die an diesem Tage zum Tode verurtheilt wurde, waren es Jahrtausende alte Vorstellungen, deren Gang zum Scheiterhaufen begann." Ein neues Horoskop musste der Menschheit gestellt werden: aus den endlich uns All hinein beherrschen Sternen. Unsere Zeit ist dabei. Die 300 Jahre seit Giordano Bruno sind eine winzige Spanne. Wir rechnen noch an dem Horoskop, auf allen Sternwarten, in allen Denkerstuben. „Und da wir's schauen," sagt der Dichter, „ist's auch schon erfüllt."

Friedrich Sagen. Wilhelm Bölsche.

Kunst und Religion.

Von John Ruskin.

Aus dem Englischen übertragen, nach Vorträgen an der Universität Oxford, von Wilhelm Schölermann.

Der Gegenstand, mit dem wir uns beschäftigen, kann nur im Hinblick auf die einzelnen Zwecke dieses Lebens in der richtigen Weise erkannt und gewürdigt werden. Die große Mehrzahl der Gebildeten sieht noch heute auf dem ganz irrthümlichen Standpunkt, dass die sogenannten schönen Künste nur Mittel und Anregung zu angenehmer Erholung sind, eine Zugabe für die Müßiggänger. Indem Sie es sich gefällig sein, meinen Sie mir vertrauen wollen; diese Anschauung ist von Grund aus verkehrt. Alle großen Künste haben von jeher die Literatur zu einer Unterstützung oder die

Verherrlichung des menschlichen Lebens als höchstes Ziel. In der Regel beides zugleich. Und ihre Würde besteht darin, zu erkennen, mit Hilfe einer tieferen Einsicht, sowohl das Material, mit dem sie arbeiten, wie die Dinge oder Ideen, die sie verkörpern, und gleichzeitig die Organe, durch die sie aufgenommen und verstanden werden. Alle großen Künste beiden in sich ein einheitliches, geschlossenes System, aus dem kein einzelner Theil ohne Schaden für das Ganze entfernt werden kann und darf.

Die Künste führen zur religiösen Vertiefung hin. Ihr Ursprung gründet sich aber, bevor sie in Beziehung zur Religion treten, auf die Herrschaft über Land und Meer durch Geschicklichkeit und Kraft des Armes in den Künsten des Landbaues und der Seefahrt. Dann erst beginnt ihre freiere Erfindungsgabe mit dem Klumpen Thon in der Hand des Töpfers, dessen Kunst der schlichteste Ausdruck des formbildenden Menschengeistes ist; ihm schließt sich die Tischlerarbeit an, die wahrscheinlich das Handwerk des Stifters unserer Religion war. Nicht eher, als bis die Menschen vollkommen die ersten Gesetze der Kunst in Holz und Thon begriffen haben, können sie die übrigen vollkommen verstehen. Auf diese zwei folgten die Baukunst in Stein, dann die Bildnerei, die Metallarbeit und zuletzt die Malerei. Jede Kunst darf mit Recht schön genannt werden, welche die ganzen Fähigkeiten des Herzens und Geistes erfordert. Denn obwohl bildenden Künsten nicht nothwendig beschreibend oder nachahmend sein müssen — denn die Weise ist das Neuschaffen (also Erzeugen) schöner Formen und Farben — so sind doch ihre Bestrebungen darauf gerichtet, uns die erreichbarste Klarheit sowohl in den sichtbaren Dingen wie in den ethischen Empfindungen zur Anschauung zu bringen. Dieses Suchen nach dem Thatsächlichen ist das Lebenselement der Künste. Darin allein können sie sich zur äußersten Schönheit entfalten. Ich will an dieser Stelle mit einer Behauptung vorgreifen, die Ihnen einsweilen vielleicht zu kühn erscheinen wird, weil wir voreilig auch ganz recht ist, damit sie umso fester in Ihrem Gedächtniß haftet: Das Größte, was die Kunst vermag, ist die wahrhaftige Darstellung eines edlen Menschen. Mehr hat sie niemals geleistet, und sie sollte nicht weniger leisten.

Die großen Künste — indem sie ein einheitliches Prinzip menschlicher Geschicklichkeit darstellen, von dem kein Theil höher eingeschätzt werden sollte, obwohl er schwieriger erscheinen mag, als ein anderer — haben stets drei Hauptzeichnungen gehabt und können nur diese haben: die Unterstützung der religiösen Andacht; die Vervollkommnung des ethischen Zustandes und die Förderung des materiellen Wohles der Menschen und ihrer Umgebung im täglichen Leben.

Ich glaube gern, daß sie über meine Behauptung, die Künste sollen die Veredlung des ethischen Zustandes herbeiführen, überrascht sein werden, da wir vielfach anzunehmen geneigt sind, daß sie eher nachtheilig auf die Moral einwirken können, aber ich sage Ihnen: es ist unmöglich, die schönen Künste auf unmoralische Bahnen zu lenken, außer durch die Beigabe von Eigenschaften, welche mit ihrer Schönheit nichts zu thun haben, oder indem sie mit Personen in Berührung kommen, die ihre Schönheit nicht zu erkennen vermögen. Wer immer sie zu erkennen im Stande ist, wird auch durch sie erhöht werden. Man hat aber anderseits ziemlich allgemein geglaubt, daß die Kunst ein passendes Mittel sei, um religiöse Dogmen zu beweisen und durchzusetzen; es ist indessen mehr als wahrscheinlich, wie ich Ihnen gleich zu beweisen versuchen will, daß ihre Function in dieser Richtung mehr Böses als Gutes bewirkt hat.

Ich gebrauche heute und künftig das Wort Religion, um die Empfindungen der Liebe und Ehrfurcht auszudrücken, mit denen das menschliche Gemüth das Wesen des höchsten Gottes zu erfassen trachtet. Sie wissen, wie nothwendig es ist, sowohl für die Gerechtigkeit unseres eigenen Lebens, wie für das Verständniß des Lebens Anderer, daß wir unterscheiden zwischen dem Begriff der Religion, wie er hier gegeben ist, und dem der Moralität als Richtschnur der Gerechtigkeit im menschlichen Sein und Handeln. Denn es gibt viele Religionen, aber es gibt nur eine Moralität, welche wahr ist und ewig bleiben muß: einen Instinct in den Herzen aller Culturmenschen — so unverdunterlich wie ihre äußere Körpergestalt — welcher aus der Religion weder Gesetz, noch Anwendung ableiten, sondern nur Hoffnung und Zuversicht empfangen kann.

Wenn wir unseren Gegenstand in dieser lauteren Gemüthsverfassung gegenüberstellen, werden wir bald verlangt, nur das zu sehen, was sie wünscht, noch erwartet, nur das zu finden, was erklärbar ist, zu erkennen wir, daß die Beziehungen der Kunst zur Religion dreifältig sind. Erstens: wie weit kann Kunst durch rein geistige Mächte bestimmt werden? Zweitens: wie weit mag sie, wenn nicht unmittelbar inspiriert, doch durch solche angeregt werden? Drittens: wie weit hat Kunst in irgend einer Form die Sache desjenigen Glaubens gefördert, den sie zu fördern bestimmt war?

Haben wir wirklich begründete Ursache zu der Annahme, daß Kunst jemals durch eine Botschaft oder eine Offenbarung eingegeben, d. h. inspiriert worden ist — daß große Künstler unter der Führung von übernatürlichen Einflüssen gestanden haben?

Je unbefangener wir die Phänomene der Einbildungskraft prüfen, je mehr werden wir zu dem Schluß gedrängt, daß sie die Aeußerungen eines allgemeinen und urvitalen, aber deswegen nicht weniger göttlichen Geistes sind, an dem alle lebenden Wesen theilnehmen in einem ihrem Rang in der Schöpfung entsprechenden Grade; und daß alle, was Menschen richtig erkennen und vollbringen, in der That durch göttliche Hilfe erreicht wird, aber unter feststehenden Gesetzen, von denen keine Abweichung möglich ist.

Die visionäre Kraft, die mit unserer inneren geistigen Natur unmittelbar verknüpft ist, wird von vielen Denkern als die bedeutendere Vermittlerin göttlicher Eingebung angesehen; und in der That muß ein großer Theil rein didactischer Kunst auf die bloße Niederschrift — ob in sprachlicher oder linearer Darstellung — einer augenblicklichen unwillkürlichen Eingebung zurückgeführt werden, äußerlich scheinbar unvorbereitet, aber doch gleichsam auf eine Weghaut reflectiert, die rein und klar gehalten wurde durch ein unentwegtes, treues Leben.

Albrecht Dürers Kupferstich „Ritter und Tod“ gehört zu dieser Kategorie. Aber die visionäre Fähigkeit dieses großen Künstlers erscheint bei genauerer Prüfung doch mehr als eine krankhafte Anlage, die, von Zeit zu Zeit durchbrechend, seine künstlerische Geschicklichkeit eher beeinträchtigt als erhöht. Was für einen positiven Werth man ihr auch beimessen mag, sie trägt nicht das Merkmal eines mit großen Lastern und Leiden erkämpften Vermögens an sich, als einer unmittelbaren Gabe des Himmels, die im Glück empfangen wurde.

Demgegenüber sind nicht nur die höchsten, sondern auch die sichersten und dauernsten Leistungen in der Kunst von Männern erreicht worden, in denen die visionäre Begabung, wie stark sie auch vorhanden gewesen, doch der besonnenen Willenskraft untergeordnet war, durch eine mäßvolle, beständige, nicht sieberhafte, sondern liebevoll-hingebende Beobachtung der ganz unvisionären Erscheinungen und Thatsachen der umgebenden Welt.

Soweit wir die Verbindung dieser Kräfte mit den moralischen Faktoren nachzuweisen vermögen, finden wir, daß die besten Kunstschöpfungen von guten, aber nicht ausgesprochen religiösen Männern herrühren, die sich einer unmittelbaren göttlichen Inspiration von außen her wenigstens nicht bewußt waren.

Der religiöse Glaube wird andererseits durch die bildenden Künste in zweifacher Richtung beeinflußt: durch die körperliche Darstellung spiritueller Wesen und durch die damit verbundene Einschränkung ihrer Gegenwart auf bestimmte Oertlichkeiten. Dadurch werden auf unser Gemüth sehr verschiedenartige Wirkungen erzielt. In ihren höchsten Leistungen berührt diese realisierende religiöse Darstellung das Gemüth der innigsten und aufrichtigsten Menschen, während sie in ihren niedrigsten sich nur an die rohesten Instincte emotioneller Erregbarkeit, an das bloße Sensationsbedürfniß nach dem Grausamen wendet, welches die unteren Schichten theilweise civilisierter Länder kennzeichnet. Diese Lust am Schrecklichen steigert sich manchmal bis zur krankhaften Vorliebe für das Leichenhafte, das in dem Bestreben zutage tritt, Heiligenbilder in den Kapellen so darzustellen, daß sie Leichen täuschend ähnlich sehen, wie das in einigen katholischen Gegenden vorkommt. Diese krankhafte Neigung hat auch einige der bedeutenderen Künstler beeinflußt und ihre Werke in eine düstere Glut des Fanatismus gehüllt, die den Werth derselben wesentlich beeinträchtigt. Schließlich — und das ist ihr schlimmster Rückschlag — hat sie den Empfindungen christlicher Frauen in einem Grade beeinflußt, wie die beiden Christi zu beobachten, und auf die Leiden seines Volkes mildern zu helfen! Es ist schwer, einen annähernd klaren Begriff von den verschwenderischen Anstrengungen zu bekommen, welche allein in Europa seit dem 11. Jahrhundert in allen Künsten gemacht worden sind, aus den Herzen der Frauen den letzten Tropfen Mitleid herauszupressen für die rein physische Agonie; denn die Darstellung der Märtyrer beschränkt sich fast durchweg auf körperliche Wunden und Ermattung und hat auf diese Weise den Begriff des Schmerzes weit mehr erniedrigt und abgeschwächt, als verfeinert und lebendig erhalten.

Bedenken Sie einmal: welch eine andersartige Geschichte und Kunstgeschichte hätten wir haben können, wenn die Kunst sich mehr mit den würdigsten Menschen und ihren Thaten anstatt mit Heiligen und Lügen beschäftigt hätte: wenn sie eine Chronik menschlicher Handlungen und menschlichen Fortschritts von Jahrhundert zu Jahrhundert gegeben hätte, anstatt in einem Hollenaufzug des Todes und der Rache zu ertönen, durchrast und grell beleuchtet von den Fieberträumen heiliger Zerrbilder und verworrenster Ideale: wenn sie bestrebt gewesen wäre, gerecht zu belohnen und gerecht zu bestrafen — aber in erster Reihe zu belohnen

statt zu schrecken und zu verfolgen: wenn sie wenigstens Zeugniß abgelegt hätte von Menschen, welche Gottes Segen oder Gottes Zorn verdient haben, als statt diesen in ausschweifender Phantasie den Geheimnissen des Jüngsten Gerichts oder den Belohnungen und Strafgelten der Ewigkeit vorzugreifen.

Das ist im Allgemeinen die wiederholte Anklagung der Kunst im Sinne deren, was in christlichen oder heidnischen Religionen oder in Worten, Farben oder Formen im edelsten Begriff

Digitized by Google

des Wortes Idolatrie, Götzendienst statt Gottesdienst genannt werden muß: eine Hingebung mit allen Gaben des Gemüths an irgend eine trübe Ausgeburt unseres Gehirns, während wir den Ruf des Meisters überhören, welcher zu eben nicht todt ist — welcher nicht länger unter seinem Kreuze zusammenbricht — sondern wartet, mit unendlicher Geduld darauf wartet, daß wir unser Kreuz aufnehmen sollen im Leben und im Staffen!

Bleibt noch die zweite Wirkung der Kunst auf den Glauben: die Beschränkung der göttlichen Gegenwarts-Darstellung auf bestimmte Oertlichkeiten. Die Macht der Kunst in ihrer Anwendung auf die Göttertempel der verschiedenen Religionen genauer zu betrachten, ist innerhalb dieser Abhandlung nicht möglich. Heute will ich ausschließlich von diesen örtlichen Einflüssen in ihrer Beziehung zu unserem Glauben sprechen. Achten wir zunächst darauf, daß diese Macht der Localisation ganz allein von der menschlichen Kunst abhängig ist. Um den Ort zu bezeichnen und wieder zu finden, wo eine göttliche Vision stattgefunden, bedarf es zum mindesten eines Steins, den man als Säule oder Erinnerungszeichen aufstellt. Eine verfolgte Religion, welche ihre Andachtsübungen verbergen muß, kann ihre Ceremonien erst unter einem beliebigen Felsabhang, dann unter einem anderen vornehmen, ohne die Heiligkeit ihrer Gebräuche zu verletzen. Darum ist es, wie wir oben sahen, unwesentlich, ob ein bevorzugter Ort mit einem Ring von Steinen umzogen sei, oder durch die Mauern eines bestimmten Architekturstiles eingeschlossen, um auf diese Weise abgetrennt als einziger Fleck zu gelten, an welchem solche Ceremonien richtig ausgeübt werden können. Weniger durch den unmittelbaren Appell an unsere Erfahrung oder Vernunft, als durch die Einwirkung auf die Sinne empfangen wir die ersten starken Eindrücke von dem, was wir später, unbewußt, als feststehende Thatsache hinnehmen. Ich möchte Sie besonders darauf hinweisen, daß solche Einwirkung stets nur mit Hilfe der menschlichen Kunst erzielt wird. Denn die Wahrheit irgend einer theologischen Doctrin zu beweisen oder anzuzweifeln, ist nicht meines Amtes. Ich bezweifle nur die Thunlichkeit, solche Doctrin etwa mit Hilfe der Architektur beweisen zu wollen. Legt man einen unbehauenen Stein als Altar unter den Hagedorn auf einem Dorfplatz, trennt einen Theil des Platzes durch ein gewöhnliches Gitter von dem übrigen ab, weihe dann in welcher Form man will, den abgetheilten Raum, und versammelt sich so oft man mag innerhalb der Einfriedung, um zu beten oder zu predigen, so wird man dennoch schwerlich die Dorfbewohner überreden können, daß Gott nur den Raum innerhalb der Umfriedung bewohnt und seine Gegenwart nicht darüber hinausgeht; daß die Gansehäuschen auf der einen Seite des Gitters heilig, auf der anderen profan sind. Aber, baut eine Mauer statt des Bretterzaunes, pflastert den Innenraum, überdacht ihn, um ihn verhältnismäßig dunkel und feierlich zu machen; dann werdet Ihr die Dorfeinwohner leicht übergezeugen können, daß Ihr der Gottheit ein Haus errichtet habt, aber, wie es im alten Französisch heißt, „un logeur du bon Dieu“ seid.

Glauben Sie nicht, daß sich selbst die Bedeutung unterschätze, welche eine ländliche Bevölkerung mit ihren Gedanken an ihre Ortskirche verbindet. Ich gehe in vollstem Umfang den moralischen Werth des Ortes zu, welcher fast immer ein friedvoller und segensreicher ist, durch den Begriff der übermenschlichen schützenden Liebe, welche die Kirchenthüre und die niedrigen Seitenflügel ahnungsvoll umgewölbt. Aber die Frage, die ich Ihnen vorlegen möchte, ist: ob nicht die ganze Ehe friedvoll und die Kindererziehung gottlieber Schutzes in allgemein sein sollte, wie sie jetzt an einzelne Orte gebunden erscheinen?! Dass in ahnungsvoller Weise die Nähe der Gottheit empfunden wird, wo sie geweiht, und verschwindet, wo sie vergessen wird, das muß als reines Postulat ohneweiters zugegeben werden. Der springende Punkt aber ist dieser: soll die Gottheit wirklich nur immer an einem Platz geweiht und überall anderswo vergessen werden?

Nehmen wir an, daß durch die Abschließung eines Raumes von Mauern und das tägliche Beten einer bestimmten Andacht darin, diese Stätte in der That in gewissem Sinne geheiligt wäre; so bleibt dennoch die Frage, ob es nöthig ist, diesen Raum für religiöse Zwecke zu schmücken. Für die Abgrenzung wurden Mauern genügen. Bedarf also derselben? Man behauptet, es gefalle uns, Gott zu ehren; oder mit anderen Worten, daß es Gott mit Wohlwollen erfülle, wenn wir unsere Augen an Farben und Formen ergötzen, deren sinnliche Gedanken Gott auf unseren Willen richten soll. Ich bezweifle, daß dies der Inhalt der Ceremonien sind.

Es muß wohl daher kommen, weil wir unsere eigene Arbeit der Arbeit Gottes vorziehen, daß wir das durchsichtige Glas der Kirchenfenster mehr lieben, als die durchtrenchteten fernen Himmelswolken.

Wir meinen, daß, indem wir Portale schnitzen und hohe Säulen zu Seiner Ehre errichten — Ihm, der den Lauf der Flüsse durch die Felsen bahnt — wir Vergebung erkaufen können für die Schmach, die wir Seinen Hügeln und Strömen anthun, wo wir unsere Wohnungen errichtet haben; für die Beepestung der Luft mit giftigen Dünsten; für die allgemeine Verbreitung einer Anhäufung von Ueberfluß und Elend über das ganze Land, so furchtbar und abschreckend, daß wir das Hohelied Lügen strafen, das da singt: „Heilig, heilig, Gott Zebaoth, Himmel — und Erde — sind voll von Deiner Herrlichkeit!“

Wir aber wollen und dürfen wieder die Herrlichkeit der Kunst haben, und mit ihr können wir wahrhaftig preisen die Ehre unseres Schöpfers und Seine Heiligkeit und Schönheit erkennen: aber nur nachdem wir mit der ganzen Kraft des Herzens danach gestrebt, den Körper und Geist eines jeden Kindes zu heiligen, das kein Dach über sich hat, um es vor Kälte zu schützen, und keine Mauern, um seine Seele vor Ansechtung zu bewahren. Der Kunst sowohl wie der Religion gegenüber sollen wir darauf achten, daß unser Denken beschieden sei. Denn wir dürfen auf jeden Fall davon überzeugt sein, daß alle unsere Gebauten größere oder geringere Grade von Dunkelheit sind. Ganz besonders aber in unseren Tagen haben wir uns zu hüten vor den zwei Finsternissen, die von allen die schrecklichsten sind: vor der Finsternis des Glaubensstolzes, der sich einbildet, das Wesen der Gottheit aus den Religionsdogmen abzuleiten — und vor dem Wissensstolz, der behauptet, die Kraft der Gottheit durch die Analyse erklären zu können.

— — — — — — — — — —

Was ich Ihnen hier vorgetragen habe über Kunst und Religion, müssen Sie durchweg als reine Gedankenmotive und Anregungen aufnehmen, obwohl Sie erkannt haben mögen, daß meine eigenen Ansichten über einige der fraglichen Punkte bereits endgiltig festgestellt sind. Aber zum Schluß muß ich Ihnen noch ein Wort sagen, etwas, das ich weiß — und das Sie mit redlichem Bemühen auch eines Tages wissen werden — während einige unter Ihnen es heute, wie ich hoffe, schon wenigstens glauben werden.

Während Sie mir zugehört haben, müssen manche unter Ihnen, deren Denkgewohnheit an feststehenden Formen und Ueberlieferungen hängt, fast bei jedem zweiten Satz, den ich aussprach, gestrichtet haben, daß ich im Begriffe sei, Dinge zu sagen — oder innerlich bedauert haben, daß ich Dinge ausgesprochen habe, die vielleicht unbetrieben und unverschuldig erschienen und an unantastbar heiligen Satzungen rüttelten.

Meine Freunde! Weit davon entfernt, dies zu thun, ist es gerade deswegen, weil ich in Ihrem Gemüthe die Gesinnte der Ehrfurcht und Verwunderung vor allen anderen wecken möchte, daß ich so eindringlich auf Sie wirken und Sie warnen muß, ernstlich warnen, sich nicht durch falschen oder oberflächlichen Augenschein in Religion und Kunst täuschen zu lassen. Was ich weiß aber, ist dieses:

In der Verehrung liegt die Hauptkraft und Kraft dieses Lebens: in der Verehrung für alles, was rein und hell ist in Ihrer Jugend; was wahr und gerecht ist im Alter; was unmittelig ist unter den Lebenden, greift unter den Todten und unvergänglich wunderbar in den Kräften, die nicht sterben können.

Knut Hamsuns Alltag.

Einen Modeartikel sollte das neue Buch Knut Hamsuns „Die Königin von Saba“ — tragen, aber nicht in der stolzen hohen Tragik des Medusa-Romanes, eher eine Medusa Vulgivaga voll Verwandlungsgehein und schrillen Gelächters. Themas Theodor Heine könnte die mit grimmigem Spott zeichnen und darunter müßte dann ein Wort von Schopenhauer stehen: „. . . so wisse, als ob das Schicksal auf zum Zweifel unseres Daseins wolle den Spott hinzu gewollt, unser Leben alle Uebel des Zufalles enthalten, und wir keinen dabei doch nicht einmal die Würde tragischer Personen behaupten, sondern müssen im breiten Detail des Lebens unumgänglich kläglich Lächerlichkeiten sein.“

Davon wird in diesem Buch gehandelt. In eitigen, nicht immer unterhaltenden Scenen: in zähesten Zeiten, in stammelnden Sätzen, wie sie ein schwer Kindgeplatz, der allenfalls ins Zimmer hinein und in den Hof hellt, miteinander verwechselt. Scheue Entgegnung unserer Frage: Wozu, bitteres Toben gewidmet? Doch kein Wahnsinn, der in tausenden Akkorde Dichtes von den zermalmenden Mächten in der Schöpfung, um seine natürlichen Peinlichkeiten, [illegible] Zerstörungen.

Es [illegible] aber, daß es [illegible] wird, über den die [illegible] wollen und [illegible], wenn er so mit dummem, verdutztem

Digitized by Google

Gesicht dasteht, sich vor Lachen ausschütten, ist eine empfindliche, feine Seele. Und immer wieder wird sie durch die Dummheiten des Lebens lächerlich und klein gemacht.

Gleich die erste Geschichte, „Die Königin von Saba", gibt einen Varietespassenstoff. Was ist das für eine tolle, donquixotesque Brautfahrt, von der Hamsun erzählt! Von der jungen Schwedin, die ihm, als er wegmüde und mit zerrissenen Schuhen auf der Postsation Bärbo kein Nachtlager fand, ihr Bett und Zimmer überließ und zur Wirtstochter ging. Am nächsten Morgen aber ist sie fort. Das er sich in sie sofort verliebt hat, dass er ihr Bild nicht los wird, dass er sie sogleich in ihrem Stolz und ihrer Schöne zur Königin von Saba stilisiert, ist nicht wunderlich, das Wunderliche kommt erst.

Nach vier Jahren sieht er in Malmö auf dem Bahnhof hinter dem Coupefenster ein Gesicht. Sie ist es. Und er springt ihr nach. Das konnte auch in einem Familienblattroman stehen. Da läse er nun mit ihr zusammen. Der Schaffner bekäme ein fürstliches Trinkgeld und alles wäre gut.

Die Geschichte Hamsuns ist aber viel komischer und viel trauriger, eine tragische Farce. Er springt natürlich nicht in ihr Coupé, sondern in ein ganz anderes. Und nun beginnt eine endlose Nervenmarter. Die Räder rollen und rollen, die Passagiere sprechen von der Maul- und Klauenseuche, und er sitzt da mit zusammengebissenen Zähnen, fieberndd, gereizt, verstört, und muss immerfort begehren, immer neue Billets von einer Station zur anderen, und immer einen Zuschlag dazu, und er ist ein armer Kerl.

Und das geht nun so weiter, als wäre es ein ganzes Leben. Aber gerade, als er sich mit heroischem Entschluss das Billet nach Stockholm genommen, steigt die Königin, statt im Zug zu bleiben, in den andern, der nach Kalmar fährt. Und er stürmt ihr wie ein Wahnwitziger nach, wieder in ein anderes Coupé, und wieder beginnt das Zuschlagbezahlen und der Stumpfsinn der Fahrt. Bis sie dann in Kalmar ankommen und er zuzehen darf, wie sie abgeholt und von ihrem Bruder geküsst wird. Das ist seine feste Ueberzeugung nämlich — wer anders als ihr Bruder sollte sie auch küssen?

Nun steckt er also in Kalmar. Er schlendert tagelang umher, wird matt und müde durch all die Dummheiten, mit denen er sich herumschlagen muss und die nur ihm passieren können. Endlich, nach ein paar Wochen fruchtlosen Suchens, sieht er sie mit ihrem „Bruder" im Park, und er schwankt wie ein Betrunkener auf sie zu und weiß nichts Klügeres zu sagen, als dass er sie begrüßen wolle, und ob sie nicht mehr wisse, dass er vor vier Jahren in ihrem Bette geschlafen, er habe sogar sehr gut geschlafen ...

Da lässt sie ihn natürlich stehen, der „Bruder" aber legitimiert sich als der Gatte, und er schleicht vernichtet und verelendet zur Bahn.

Das Lächerliche in dieser Geschichte ist scharf betont, aber das Lachen bleibt einem im Halse stecken und eine unendliche Traurigkeit ist der Rest.

Hamsun liebt das Sadomotiv. Er hat die Geschichte von der Frau, die aus Manne im tête-à-tête weich sein kann und dann vor den Leuten stolz und abweisend, und von dem Mann der unbeholfenen täppischen Liebe, rührend ungeschickt und zärtlich, wie ein grosser Hund, der immer das Verkehrte anstellt, schon einmal behandelt. Im „Bau". Da zitterten alle Fremden und Schwerzen in Inrischen Klängen; mit dem Waldweben und dem Rauschen des Meeres verschmolzen sie.

In dieser neuen Geschichte setzt Hamsun das Motiv mit selbstmalerischer Grausamkeit in die ärgste Trivialität des Alltags hinein, um nur noch bitterer und schneidender zu zeigen, welch' banale, alberne Rolle der unseligen Lebenskomiker spielen muss.

Es ist das dem Dänen Hermann Bang verwandt. Der liebt es auch, die Menschen als Marionetten zu behandeln [illegible] als unvermeidliche Spottmacher des Lebens, mit Todestrauer im Herzen und einer Grimasse, die zum Lachen reizt — Alltagsgespenster.

Das Gespenstische aber, das die Bang'schen Figuren durch das Automatenhafte ihrer Bewegungen bekommen, durch das Starre ihrer Linien, die an aufgezogene Puppen erinnern, in bei Hamsun nicht. Er wünscht die Depressionswirkung noch greller. Das Gespinst des Unheimlichen, das von den Gestalten ausgeht, konnte sie viel leicht doch einer höheren tragischen Sphäre nähern, und das will er nicht. Er will sie ganz entdeckt, ganz im Alltäglichen erstickend, nicht mehr sonderlingshaft, sondern verkümmert, erbarmlich, lächerlich.

Und mit stegellauflicher Wollust sucht er sich die Momente, wo sich ein Mensch vor sich selber die ärgsten Blößen gibt, wo er hämisch und verächtlich wird und dabei im Verzweiflung über sich selbst geräth.

Er nagelt sein eigenes Bild fest, wie ihn die Wuth über tückische Nickereien des Zufalls packt, über die verrückten Situationen, in die nur er hineinstolpern kann. Das ist keine Wuth, die Zähnen zeigt, es ist eine ohnmächtige, zappelnde Wuth, mit Aufeinanderbeißen, Grimassenschneiden eines ungezogenen Jungen, eine Wuth, der das Gefühl ungeheurer Blamage folgt. Und in dieser Blamage schwelgt er selbstquälerisch.

Er zeichnet seine Carricatur, wie er durch die Straßen rennt, um die Zeit todtzuschlagen und sich Misvergnügen zu erjagen. Wie er sich über den Zeitungsjungen ärgert, der ihm immer wieder, wenn er an ihn vorüberläuft, mit derselben blechernen Stimme zuruft: „Kaufen Sie doch d'n Viking". Wie er ganz enerviert und gereizt dadurch wird und doch krampfhaft-schrullig wieder vorbeiläuft, um es noch einmal zu hören.

Und nun hat sich in ihm alles so heillos verzerrt, dass er in dem Jungen seinen Plagegeist, seinen Feind sieht und ihm einen boshaften Streich spielen muss. Er wirft ein Geldstück zwischen die Gitterstäbe eines Kellers und sieht mit schauderndem Vergnügen, Kindern gleich, die Käfern die Beine ausreißen, wie der Kleine sich quält, die Finger durch die Sprossen zu stecken, und wie ihm die armselige Haut an dem kalten Eisen hängen bleibt. Dann geht er befriedigt nach Hause. Eine Stunde später aber läuft er wie geschenckt durch die Karl Johannstraße mit einem Zweikronenschein in der Hand, um den Jungen zu suchen. Den findet er nicht mehr, aber die Erinnerung wird er nicht los.

Er zieht immer den Kürzeren. Wenn er auf dem kleinen skandinavischen Cariol über Land fährt, strikt natürlich sein Pferd und bleibt mitten auf der Chaussee stehen, nicht zu bewegen, weiter zu gehen. Und er wird ernstlich wüthend und sängt an, dem Thier ins Gewissen zu reden, ganz empört, verstehen, verbittert und schließlich ganz verzagt, er hilft ja doch nichts, es ist ja schließlich alles ganz egal, eins so dumm wie das andere.

Wie lächerlich das Bild, der Dichter mit dem Kneifer auf der Nase, mit dem kleinen, kümmerlichen Gaul disputierend, der ihn stupide und freundlich ansieht, feelenruhig, überlegen, während sein Gegner aus der Haut fahren möchte. Und doch mehr als lächerlich, denn der andere leidet durch seine Reizbarkeit unter dieser dumm-komischen Geschichte vielleicht so viel, wie ein anderer unter einem Schicksalsschlag.

Hamsuns Helden von der traurigen Gestalt sind nicht wie Theodor Vischers „Auch Einer" Philosophen, die ihr Pech in ein System bringen und Begriffe prägen wie „die Tücke der Objecte". Er schildert sie als Menschen des Moments, die, ohne Direction, jeder Attake auf ihre Nerven unterliegen, ja die zähneknirschend die Gefahr noch aufsuchen. Und den Erregungsrhythmus dieser gepeinigten Nerven weiß er in seinem Stil zu spiegeln, dass wir alle Scalen des Bibrierens mit durchlaufen.

* * *

Neben den trübselig-burlesken Lebensfragmenten stehen neutralere Stücke. Skizzenhaftes, manches Füllsel dabei, Anekdotisches, Unpersönliches, aber auch ein Blatt von ergreifender, beklemmender Gewalt: „Auf den Bänken bei New Foundland".

Die ungeheure Traurigkeit weltverlorener Einsamkeit liegt darüber, an die grande monotonie de la Mer der Lotischen „Islandfischer" erinnernd . . .

Die Sommer und Winter kommen und gehen, und sie liegen immer an derselben Stelle, mitten im Meer, an der Grenze zweier Erdtheile, Europa und America, und fischen Kabeljau. Nichts als Nebel und Meer, nichts als Wind und Wetter und die Stumpfheit des ewigen Stillliegens. Nur manchmal durch den Nebel, fern verschwindend, ein Auswandererschiff, ein mächtiger schattenhafter Koloss, der seine Wellen bis zu den verschlagenen Fischerbooten schleudert.

Lotis Islandfischer sind lange, cameradschaftliche, breitbrüstige Riesen mit dem Herzen der Kinder, auf dem Lotsschiff geht es bieder und herzhaft zu, das erschauernd Dämonische liegt nur in der unendlichen Oedheit.

Hamsun ist herber, sein Schiff ist eine Gatterre mit verlorenen Menschen aus allen Himmelsrichtungen, die versuchen sich gegenseitig nur dürftig und in der Trostlosigkeit des Schweigens und in dem furchtbaren Einerlei der Tage stumpfen sie ab zu tragen Thieren. Die ewige Beschäftigung mit den Fischen macht sie selbst zu Fischen, zu seltsamen, fleischartigen Seethieren, die schwerfällig herumkriechen.

Ab und zu jähe Reizungen. Grauenvolle Lebensangst, es kommt ihnen vor, als wurden die Angeln von verborgenen Händen tief unten festgehalten. Sie klappern mit den Zähnen vor tollem Schauder.

Dann wahnwitzige Gelage, die letzten Fischleichen winken er rotend auf sie, sie wühlen in ihren Eingeweiden und beindeln sich mit ihrem Blut.

Unter den Männern ist ein Weib, die Frau des Fischers, dem das Schiff gehört. Sie ist erschreckt widerlich. Keiner von den Männern, der sich nicht vor ihr und ihrer schamlosen Verwandtschaft ekelt.

Aber dieser Ekel hat zugleich einen wollüstigen, scharfbeizenden Reiz. Keiner von den Männern, der nicht nach diesem nimpfen und stummen Weiberfleisch greift. Und in den schwülen Nächten die

Digitized by Google

wüsten Träume: „Sie wälzen sich und strampeln die Decken ab. Die Lampe leuchtet auf die plumpen Körper in grauen Wollhemden. Die Russen mit ihren paar langen Barthaaren sehen wie schlaksende Seehunde aus, und ihre dicken, nackten Füße gleichen Fausthandschuhen.

Aus jeder Koje vernahm man Stöhnen und halbe Worte; die Neger lagen und streichten ihre weißen Zähne und sprachen laut, nannten einen Namen und bliesen ihre schwarzen Wangen auf.

Aus der Koje des jüngsten Holländers vernahm man unter glucksendem Lachen denselben Namen, und dazwischen Schnarchen und kurzes, lautes Wimmern — den Namen der Schiffersfrau. Alle beschäftigten sich mit ihr, wenn sie im Schlaf lagen, jeder in seiner Sprache. Sie lagen da in schnarchendem Schlaf mit geschlossenen Augen und murmelten die schamlosesten Worte und streckten die Zunge aus ..."

Auch dies Stück nur ein abgerissener Fetzen. Doch seine elementare Dämonie mitten in dem bewußt graun gelösten Buch lässt uns an all jene farbenstarken Phantasien denken, die Hamsun früher beschworen hatte, an die Festtage seines Schaffens, an die Märchen und die Musik des „Pan", an das wogende Gefühlschaos der „Mysterien", an die unendliche Sehnsucht der lyrischen Takte in der „Neuen Erde".

Und jetzt sehen wir ihn, den Dichter heimlicher Reiche, in seiner elenden Wirklichkeit: ein Spott des Alltags, ein Pechvogel, eine Beute komischer Zufälle, wie er im schlechtsitzenden Rock umsitzt durch die Straßen von Christiania rennt, wo die Fenster so hell in allen Häusern leuchten, „die seltsamen Stadt, die keiner verlässt, ehe sie ihn gezeichnet hat" ...

Berlin. Felix Poppenberg.

Zu Eibesthal.

Die große Stadt hat jetzt unsichwer Gelegenheit, einen Eindruck zu genießen, welcher zu den raffiniertesten und ausnahmsweisen gehört. Dies zu gutem Theil wohl deshalb, weil er exclusiv und nicht allgemein ist, die Umwandlung von ganzen Zuständen bedingt. Eine stundenlange Fahrt auf einer gemüthlichen Vicinalbahn, eventuell ein schlechtes Gasthaus, unter Umständen ein martervolles Nachtlager, Hitze und Unerträglichkeiten aller Arten nimmt man als Selbstverständlichkeiten, ja als mit zum Gemüts gehörig hin, um bis zur ländlichen Uebermüdung Bauern komödie spielen zu sehen. Mit Nothdürftigkeit: darin beruht wohl zumeist die „Suggression" der Passionsspiele. Und doch diese Massenwanderungen oder, wie andere sagen, gläubigen Pilgerzüge nach Oberammergau, Buxlegg und neuestens nach Horitz. Es ist der alte Zug zum Kindlichen, zum Primitiven, der proportional mit der Uebercultur wächst und in der Sehnsucht des bilderarmen Städters zum Glückseligkeitsideal wird. Die alte Geschichte und Idee wollte, in jedem Jahrhundert wiedererkennt und nie sich brechend, so lange des Menschen Sehnen nach vergangener Ferne strebt!

Was „wirkt" auf uns? Womit ist die bleierne Eintönigkeit der Tagesluft erträglich zu machen? Durch Contraste. Und gibt es einen grelleren Gegensatz als heute die Dirne oder den Zucconi in Rovetta oder d'Annunzio, Rudolf Rittner in Hauptmann zu bewundern, in Bayreuth die Tetralogie zu hören und morgen in einem bergverwachsenen, weltverlorenen Alpenthal den Gewatter Schneider oder Jinnzigster Christus oder den Pontius Pilatus agieren zu sehen?

Es ist die Neugier für das Gegensätzliche, die das große Publicum zu den Passionsspielen zieht. Bei zarten, impressionablen Gemüthern oder den himmlischen Geschöpfen, denen Religion Musik ist, oder endlich solchen, denen Novalis nur Circusbraung wurde, kommt der Schauer der Verzückung hinzu: es lüftete sich die schwere Decke, die ihnen undurchsichtig Raumenloses liegt, und eine Erquicklichkeit ohne Schranken durchzieht dann diese Seelen.

Weltfremdheit kommt eine Zeit, die aus die Empfänglichkeit für das religiöse Schauspiel als Nachtandächtigkeit ansehen, vielleicht hat man von uns, daß wir treu des elektrischen Lichtes, mit welchem die Zweckhalle beleuchtet ist, noch immer im Mittelalter hausen, daß wir nicht weitergekommen sind. Aber man wird uns Halbheit, Schwäche vorwerfen, da wir uns in einen Bann begeben, wenn uns der Charakter solcher Aber das wird eine ganz farbenfreie Zeit sein! Eine Zeit, in der es keine Schwindsucht mehr gibt und die Menschen Wechselmilch genießen sind.

Ja die Straßen des Städtchen man jetzt ein einfaches weißes Kloster mit einem hohen Thurme. Es ist auf die Passionsspiele in Eibesthal bei Mistelbach zurückzuführen. Sein Trakt ist schlicht. Das Ganze recht unbedeutend, aber gerade dieses Absehen von der hohen Anpreisung und Verheißung bewirkt, daß es ein Gefühl der Geborgenheit unter menschlichen Verhältnissen und Bedürfnissen hervorruft.

Wann und wo hat man je von Eibesthal gehört?

Ja mir recht sich der Gedanke auf, daß an einem der letzten Tage solche Stille und Ruhe herrschen müsse, „Ehrwürdigkeit" und Andacht, wie sie nicht natürlich ist, sondern, da war ich auf der allgemeinen Heerstraße der priv. Staatseisenbahn-Gesellschaft aber dann!

Ein Bäuerlein führte mich in seinem ratternden Korbwagen in etwa einer Stunde hinüber nach Eibesthal. Es war gegen Mittag; anfangs blieben wir beide schweigsam, die neue Landschaft hatte mich gefesselt. Ich war noch nie in solcher Gegend gewesen. Der Blick geht stundenweit, und doch ist dort kein Flachland, Hügelwellung fliegt über in Hügelwölbung, man unterscheidet keine Thäler, aber auch keine Spitzen, es ist wie das einförmig gewellte Meer, nur runde, volle, weiche Linien sind zu gewahren. Und alles ist mit freudigem, fruchtbarem Grün überdeckt, vom Weißgrün des Weinstockes beherrscht. Alle Arten der Bodenbebauung kann man dort sehen, Feldbau wechselt mit Wiesen, dann wieder Haine mit Obstbäumen, dann Weingärten, alles in bunter Folge und beglückender Reichlichkeit und Pracht. Ich fragte meinen Begleiter, ob auch er eine Wirthschaft habe und wie er heuer zufrieden sei. Er war stolz darauf, ein Bauer zu sein, und erzählte mir man von seinem Wein, seinen Feldern, von dem Bräunl, welchen er erst kürzlich gekauft hatte, aber von dem Weingarten sprach er am meisten, darauf kam er immer wieder zurück. Er klagte, wie's immer schlechter werde von Jahr zu Jahr, daß alles nichts nütze, die „Americaner" nicht, und all das „Pantschert" nicht, mit welchem die Stöcke begossen werden. „Und wenn's mit dem Wein aus ist, dann ist's überhaupt mit uns aus!"

Wieder fuhren wir eine gute Strecke schweigend dahin. Erst als ich von dem Passionsspiel zu reden anfieng, kam er wieder ins Erzählen. Ich erfuhr, daß der Herr Oberlehrer ganz besonders von der gesammten Gemeinde verehrt wird, weil er das „Spiel halt erfunden" hat, womit jetzt viel Geld nach Eibesthal kommt.

Endlich hatten wir das kleine, in einer sanften Mulde sich hinziehende, liebliche Dörfchen erreicht. Von einem Hügel, der gleich einen natürlichen, ansteigenden Zuschauerraum bot, grüßt die Festspielhalle: sie ist ein stattlicher Raum, der achthundert Menschen fassen soll. Ueberrascht war ich über die Vollkommenheit, mit welcher das Unternehmen ausgestattet ist. Das Placat trägt.

Fanfaren kündigten den Beginn der Vorstellung an, und nach einem Prolog folgten sechzehn Scenen aus dem „Leiden und Sterben unseres Herrn Jesu Christi." Bevor sich jedoch der Vorhang öffnet, erscheinen jedesmal 24 wie die Maria von Lourdes gekleidete Mädchen und singen bei Harmoniumbegleitung einen Chor, welcher eine Inhaltangabe der folgenden Scene enthält. Diese Chöre sind das Schöne der Vorstellung, sie sind von musikalisch ergreifender Innigkeit; die Dichtung ist nicht tief und die Vertonung gelingt nicht dauerlich, und doch wird ein leitsam erhebendes, befreiendes Gefühl lebendig, weil die Kinder an ihre Sendung glauben, in ihren frommen Stimmen liegt der Hall ihrer Seelen, sie wissen und denken nichts und geben sich nur völlig hin. Der Darsteller des Christus gilt ihnen zunächst, auch er glaubt an seine Aufgabe. Einen Schauspieler hat er ihnen bekannt, den schlägt er denn auch öfters an und manchmal ist's, als ob er recht. Er fesselt und bewahrt Theilnahme; sein Gesicht ist von einer Weihe umstrahlt, die nur aus echter, tiefer Seelenbewegung kommen kann, seine Stimme ist von edlem Klang und mildem, mildem Wohllaut. Er hat ein starkes, schmelzendes Gemüth, in der Oelberg-Scene zum Beispiel wird sein Gebet von flammender Andruust, sein Ton und Ausdruck steigert sich zum Visionären. So eigenthümlich es von einem Bauernburschen, der die Woche hindurch im Weingarten arbeitet, klingen mag, er ist ein Künstler, wie man ihn ihm aus dem Evangelium, Strauß und Renan gebildet hat, wie er in der Vorstellung des modernen Menschen lebt: von unendlicher Zartmuth, Güte und Müdigkeit.

Auffallend ist die Sicherheit, mit der die Darsteller die Bühne beherrschen, es beseelt sie offenbar der Geist des Autorenthums, sie sind fast gestalten continuirt. Das Primitive der Passionsdarstellung liegt hier, in Eibesthal, in der ganz grenzlichen Behandlung des Heidenvolkes. Dazu konnte man die Natur doch nicht verderben! Sehen und Sterben hat man den Bauern von seinem Hochzeitschimmler und Gevatterstehen haben wir das große Publicum ist es vielleicht Anpreisung, daß „die historisch treuen Costüme, sowie die Decorationen nuter der Leitung des Herrn Hermann Burghart, k. k. Hofdecorationsmaler in Wien hergestellt" wurden. Ich finde sie zu luxuriös, dadurch kommt viel zu viel „Theater" in die Darstellung. Wir waren die „Decorationen" des Eibesthaler Zimmermalers lieber gewesen, ebenso andere Costume als die sehr prächtigen „historisch treuen" nach Gerstelius und Rahl.

Ich gehe gegen Abend, um die Nachmittagsscene gekommen ist und das Spiel uns mit einem mächtigen Aufklang entlassen hat. Der letzten sieben Worte auf dem Kreuze, der Tod des Herrn sind von dramatischer, ergreifender Wirkung. Besonnungsvoll geht man aus der Beschaulichkeit so viel Liebe, so viel Größe und Innigkeit. Es ist, als ob man zusammenfinde Bethang die Schmerzen und Niederlagen des Lebens verschleiernte und nun, da er zerriß, ihrem innigsten Zauber seine Macht gab. Wie oft eigentlich doch die Menschheit den Menschensohn habe war? Zu den letzten Abend-

straßen gieng ich dann über die Weinbergshügel nach Mistelbach; ich mußte an den Weinberg des Herrn denken und noch an vieles, vieles Edle, Andächtige und Erhabene, weswegen man aber benunch, schriebe man es nieder, confisciert und auf die Festung geschickt wurde. Rudolf Holzer.

Die Woche.

Politische Notizen.

Wir kriegen also wieder ein Beamtenministerium. Das geht jetzt seit Jahren im Turnus: Politisches Ministerium Windischgrätz — Katastrophe — Beamtenministerium (Kielmansegg) —; politisches Ministerium Badeni — Katastrophe — Beamtenministerium (Gautsch) —; politisches Ministerium Thun — Katastrophe — Beamtenministerium (?). Es ist schon der reine Amtsschimmel, nach dem die ministerielle Wechselwirthschaft sich gestaltet. Die Junggreisen, unter Führung des Klebegenies Kaizl, haben sich mit der gewohnt raschen Auffassung eisgrauer Stallenjäger dieser Amtsschimmelidee auch sofort für weitere Zukunftscombinationen bemächtigt. Falls — was ja größtentheils in der Hand der Junggreisen liegt — das nächste Beamtenministerium nach den Delegationswahlen und der Angleichsbindemittel fällt, sagt die „Moravská Orlice", kommen wieder die Vorgänger Thun-Kaizl d'ran. Erst dieses jungczechische Amendement zeigt die Amtsschimmelidee in ihrer ganzen Fruchtbarkeit. Sobald das Doppelgestirn Thun-Kaizl nicht weiter kann, ist die Bureaukratie da, und wenn die Bureaukratie stecken bleibt, taucht wieder das Doppelgestirn Thun-Kaizl auf. So wären wir der Ministerfragen auf unabsehbare Zeit entledigt.

*

Die jungczechische Vexier-Idee, mit der beinahe ein Automat schon ganz leidlich regieren könnte, hat nur — einen Fehler, möchte ich gar nicht sagen, aber — eine Unzukömmlichkeit. Sie hätte jährlich zwei Ministerwechsel zur Folge, einen im Herbst vor den Delegationswahlen, wo das Beamtenministerium den Thun-Kaizl, und einen nach den Delegationen, wo die Thun-Kaizl dem Beamtenministerium folgen würden. Das brächte zwar den Mitgliedern der Herren österreichischen Ministerien einen fährlichen Ordens- und Auerkennungsregen ein, würde aber durch die jährlich zweimal nothwendig gewordenen Ernennungs- und Entlassungsdecrete, Verlassungseide, Antritts- und Abschiedsbesuche und Reden, Begrüßungsmedicin und Visitationsfahrungen dem Amtsbetriebe einen so argen Riß versetzen, daß er nicht lange werden Ich schlage daher — nichts ist vollkommen in dieser Welt — zu der jungczechischen Vexieridee noch eine Verbesserung vor: Wie schon längst in allen guten Theatern, so führe man endlich auch bei der österreichischen Regierung ein für alle Mal die doppelte Besetzung der Minister-rollen ein. Zwei Ministerien sollen nebeneinander existieren und § 14-Ministerium ausschließlich nebeneinander bestehen. In jenen traurigen Momenten des Staatslebens, wo man das Parlament braucht, fungiert der parlamentarische Beamte, in jenen glücklichen Zeiten, wo man auf das Parlament pfeifen kann, arbeitet das Ministerium des parlamentarischen Majestätsverbrechens Thun-Kaizl weiter. Die Linke sieht im Parlament, so oft ein solches nöthig wird, immer nur die dreimal geheiligten Beamtenminister vor sich, deren Anblick allein schon genügt, um sie an Obstruieren zu verzichten. Die Rechte aber findet, wenn sie sich mit ihren Piratenfahnen und -Liedern in die Ministerpolsta begibt, immer die Männer ihrer Wahl vor, die sie beglücken. So wäre die allgemeine Ruhe und Zufriedenheit Oesterreichs auf die Dauer verbürgt.

*

Je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr leuchtet mir dieser Gedanke ein. Seine sinnende Kraft bewährt er selbst bis in die zartesten Verästelungen des Staatslebens hinein. Für ein Beispiel: Dr. Kaizl gleich — der gute Mann, der doch sicher bei der Verfertigung der Kaizl-Arena sich selbst gedacht hat — Dr. Kaizl also beispielsweise war, ehe er Minister wurde, gewohnt, auf der Eisenbahn längere Strecken in der zweiten, längere in der dritten Classe zurückzulegen wie andere Leute auch. Seit er Minister geworden, hat er sich, wie in vielen größeren Dingen, auch in dieser kleinen Angelegenheit bedeutend geändert. Noch Graf Taaffe pflegte, wenn er während seiner Ministerschaft die Eisenbahn benützte, sich mit einem reiserworten Coupé erster Classe zu begnügen. Die großen Staatsmänner der Coalition, die ihm folgten, fuhren der Sitte ein, daß die Minister auf weiteren Strecken, die sie, insbesondere zur Nachtzeit, belahren, sich, wie die Erzherzoge, Salonwagen beistellen ließen, die auch von den damals noch von Dr. Kaizl so scharf kritisierten „passiven Eisenbahnen" in größerer Zahl angeschafft werden mußten. Die alte guten Traditionen der Vorgänger, hat Dr. Kaizl auch dieser übernommen und — das ist bei einem so schöpferischen Kopf gar nicht anders möglich — noch erheblich weitergebildet. Dr. Kaizl hat natürlich nicht nur zu weiteren Reisen, sondern — irgend etwas muß doch schließlich ein genialer Finanzminister auch vor einem Vorgänger noch voraus haben — selbst zu den alltäglichen Fahrten in die eine halbe Stunde von Wien entfernte Sommerfrische den Salonwagen benützt. Die passiven Eisenbahnen sind dadurch insofeine einmas „activen" geworden, als ihnen die häufige Einstellung des Salonwagens eine Unmasse von Arbeit, einen Aufwand unterlegte. Wenn nun der Dr. Kaizl, nach der jungczechischen Vexieridee, für die paar Monate Beamtenministerium aufhören soll, Minister zu sein, muß er die Salonwagengewohnheit wieder ablegen, um sie nach kurzer Zeit neuerdings anzunehmen. Nach meiner Idee der doppelten Besetzung ist auch diese so viel Personal und Aufregungen des ganzen Lebens verursachende Veränderung überflüssig, weil darnach nun dem Herrn Thun auch der Dr. Kaizl wieder den Beamtenministerium § 14 Minister bliebe.

*

Noch ein anderes Beispiel zur Bekräftigung meiner Verbesserungsidee. Es betrifft das geistige Denkmal der Ministerien, der Leiter des officiösen Preßwesens Dr. Rösner. Der hat in den Anstrengungen alle Hebel der officiösen Presse in Bewegung gesetzt, um ein Beamtenministerium im Voraus zu discreditieren. Und jetzt soll er plötzlich für das Beamtenministerium schwärmen, um dann nach wenigen Monaten vielleicht die allein staatserhaltende Kraft eines § 14-Ministeriums wiederdings zu lobpreisen. Oder soll der Leiter des Preßwesens immer mit dem Ministerium zugleich demissionieren? Bloß soll er dann in der Zwischenzeit thun? Bei der von mir befürworteten doppelten Besetzung des Ministerpostens würden durch eine gleichzeitige doppelte Besetzung des Preßbureaus auch die preßbureaulischen Schwierigkeiten des Ministerwechsels behoben werden können.

*

Ferner würde die durch die doppelte Besetzung herbeigeführte Stabilität in den höchsten Staatsämtern auch der oft bis ins Häßliche ausartenden Rivalität der höchsten Staatsfunctionäre ein Ende machen. Im Ministerium Thun-Kaizl-Dipauli hat man in dieser Richtung sehr übertriebene Befürchtungen gehegt. Dr. Kaizl hat sich bisher damit begnügt, über Gautsch zu spotten, über den Anfang an den Plan, sich, wenn das Cabinet Thun stürzt, in ein späteres Hinüberzuretten. Aber jeder von beiden führte ihn anders aus. Dr. Kaizl glaubte sich durch vordringliche Betheiligung an den Hofjagden am besten „einlögeln" zu können. Baron Dipauli dagegen meinte den gleichen Zweck sicherer durch demonstrativen Arbeitseifer auf sogenannten Inspectionsreisen erreichen zu können. Wie es sich später gezeigt hat, hat der Baron Dipauli den höfischen Geist besser beurtheilt als der Dr. Kaizl. Seine Inspectionsthätigkeit verschaffte ihm bei Hof wirklich den Ruf eines tüchtigen Reformministers. Zu spät erkannte Dr. Kaizl, daß er sich mit seinen Hofjagden vergeblich strapaziert hatte. Als die Combination Liechtenstein auftauchte, galt Baron Dipauli als der einzige Ueberlebende, der ins neue Cabinet übernommen werden sollte, und Dr. Kaizl hat sich gewiß nachträglich über seine Jagderfolge mehr geärgert als über die politischen und finanziellen Misserfolge seiner ganzen Ministerlaufbahn.

*

Eine andere bedeutende Rivalität hat sich zwischen dem im Intriguenspiel unermüdlichen Dr. Kaizl und dem Grafen Goluchowski ausgebildet. Dr. Kaizl hielt den Grafen Goluchowski für den Mann, der ihn gestürzt, und Graf Goluchowski wieder hielt den Dr. Kaizl für den Mann, der die in letzter Zeit in der czechischen Presse erschienenen Angriffe gegen ihn inspiriert hatte. Graf Goluchowski ließ deswegen im „Breslauer Generalanzeiger" dem Dr. Kaizl geradeaus die „Lust zu leben" ohne Abbrechen, was dem Hofjäger und Demokraten a. D. sicher das Schmerzlichste ist, was man ihm nachjagen kann.

*

Auch der Graf Thun hält den Grafen Goluchowski für seinen Stürzer. Als Rächer seiner Cabalenfreiheit ist wieder das „Vaterland" gegen den Grafen Goluchowski aufgetreten, indem es in seiner Nummer vom 26. September das Amtsgeheimnis preisgibt, daß die berüchtigte Interpellationsbeantwortung über die preußischen Ausweisungen, welche in Deutschland soviel böses Blut gemacht hat, eigentlich vom Grafen Goluchowski herrührt. Daß der Ton derselben im Gegensatze sollte abgelesen hat, dafür ist freilich nur Graf Thun verantwortlich. Aber jeden falls ist solch' gegenseitiges Ministergezänk höchst unerfreulich und bei der durch meine doppelte Besetzung garantierten Stabilität der Ministerposten mit Sicherheit zu vermeiden. Ich kann deswegen meinen Vorschlag nur abermals aufs Wärmste empfehlen.

*

Die „Zeit" hat nunmehr das fünfte Jahr ihres Bestandes und den Beginn des fünften Ministeriums zurückgelegt: Windischgrätz, Kielmansegg, Badeni, Gautsch I. Thun Kaizl. Mit dem sechsten Jahre begrüßt die „Zeit" auch das sechste Ministerium ad multos annos und ad multa ministeria!

Volkswirthschaftliches.

In Ungarn herrscht seit dem Jahre 1895 eine schleichende Krise, die nie zugegeben, immer verleugnet wird und doch von Zeit zu Zeit immer wieder zum Ausbruch kommt. Eine Großindustrie taist sich eben nicht an Staatsbahnen schaffen. Die ungarischen Staatsbahnen wurden immer neue Fabriken, immer neue Bahnen und andere öffentliche Bauten errichtet. Der moderne Industriestaat sollte auch einen modernen Staatsverkehr haben. Erst wurde der 5%ige Rentenzinsfuß gestrichen, dann der 4%ige; man wollte den westeuropäischen Staaten, insbesondere Oesterreich, in nichts nachstehen. Das gieng, solange der Credit Ungarns ausreichte. Aber arme Leute sollen bescheiden auftreten. Diese Publicitervorschrift gilt auch für Staaten. Durch ein behäbes Auftreten, durch die enormen Bedingungen, welche es als Sieger im Ausgleich Oesterreich bietete, hat Ungarn sich Oesterreich, seinen alten Bundesgenossen, Wien, und heute Baden ungarische Renten und Pfandbriefe in Oesterreich lenken Markt. Auch im Ausland in Fein Absatzgebiet dafür. Für das capitals arme Agrarland Ungarn bildet die Unmöglichkeit, aus dem Ausland Geld zu bekommen, einen harten Schlag, mais unvermeidlicher, als ich das Land von der Existenz des Jahres 1867 noch nicht erlebt hat. Es können keine Bahnen mehr gebaut werden, die öffentlichen Arbeiten müssen auf das Aeußerste eingeschränkt werden; nach der überleichen Ausstellung nach der Millenniums Ausstellung droht in Budapest ein Bankrott. Viele Industrieunternehmungen stocken darunter, und die Lasten der Industrieexporteure fallen dem Zoll zu Last, angesichts der Schwierigkeiten der Speculation, ihre Engagements länger prolongiert zu erhalten. Möglich, daß Ungarn, welches mit den äußersten Anstrengungen bei Zahlen den Ausdruck einer ganzen Kraft zu verbinden gewusst hat, die schlicht „sich vorbereiten und warten" heißt, eine gute Ernte die Zahlungsbilanz wieder herstellen wird, aber die Gesammtsumme des Auslandes das Placement neuer Renten und Pfandbriefen wieder gestatten werden. Auf 5% „ige Anleihen wird man aber verzichten müssen, man wird um 4%ige, vielleicht gar um 3½%ige Typus zurückkehren müssen. Mit der Großmannssucht ist es da auf weitere vorbei.

*

Vor einigen Monaten wurde in Wien unter dem Titel „Wiener Bauhaus" eine Bauausstellung mit beschränkter Haftung gegründet. Wien

Digitized by Google

dem im Statute angegebenen Zwecke, „ein gutes preiswürdiges Bier für alle Volksclassen zu schaffen", scheint es den Gründern insbesondere darum zu thun gewesen sein, sich selbst aus dem Geld der Genossenschaftstheilnehmer gute Einkünfte zu verschaffen. Das Wiener Montagblatt „Extrapost" hat diesbezüglich einige interessante Dinge erzählt. Eigene Gründe, welche ein Vorstandsmitglied der Genossenschaft zu sehr hohen Preisen für den Bau des Brauhauses abtreten wollte, wobei für den Preisen eine Provision von fl. 30.000 herausschinnen sollte, Gründungskosten von fl. 45.000, eine Provision von circa fl. 40.000 für eine durch ihren Procuristen im Vorstand vertretene Wechselstube, welche Zeichnungen sammelte, Vorschüsse von mehreren tausend Gulden an einzelne Vorstandsmitglieder, die Bestellung eines zurückgetretenen Vorstandsmitgliedes zum Rechtsconsulenten der Genossenschaft mit einem Jahresgehalt von fl. 5000 (offenbar in Vorahnung der Preisklagen, welche der Gründung folgen würden), das und anderes wären die Dinge, welche das genannte Blatt den Gründern nachzusagen wusste, deren Veröffentlichung begreiflicherweise eine Flucht der Antheilzeichner hervorrief. Der Vorstand hat darauf, wie dies gewöhnlich in solchen Fällen geschieht, mit Belohnungen, nichtssagenden Berichtigungen und Klagedrohungen geantwortet. Als das die Enthüllungen nicht aufzuhalten vermochte, haben die christlichsocialen und deutschnationalen Ehrenmänner eine neue Art der Vertheidigung erfunden, welche die schärfste Zurückweisung erfahren muss. Sie betheiligen sich nämlich allwöchentlich an einer durch sie veranlassten behördlichen Haudurchsuchung in den Geschäftslocalen der Zeitung, und zwar mitten in der Nacht in einer unglaublich rohen Weise, offenbar in der Absicht, durch Terrorismus die Herausgeber von ihrer Campagne abzuschrecken. Einem solchen Vorgehen gegenüber müsste eine anständige Tagespresse, sollte man meinen, energischer Stellung nehmen. Gnade genug, dass die Wiener Tagespresse, mit Ausnahme der „Arbeiter-Zeitung", die Sache verschweigt. Die Inserate des Wiener Brauhauses sind den Herren offenbar wichtiger!

Kunst und Leben.

Im Raimundtheater hat „Baron Mucki", ein Schwank von Eugen Burg und Emil Grund, einen jener stillen innigen Harmlosigkeitsdurchfälle erlebt, die auf dieser Bühne nichts Seltenes sind. Man lacht wohlwollend und nachsichtig da, doppelt wohlwollend, weil man den einen der Verfasser in Wien liebt. Herr Burg hat sich in der That als sehr begabter Schauspieler bewährt. Mit prächtiger Schärfe und Ironie zeichnet er genrehafte Figuren: vorlaute Gecken, Lebegreise und liebenswürdige Gauner. Mit Hilfe einer starken Intelligenz geht er sogar über sein engeres Gebiet hinaus. Er weiß jeder Rolle zumindest eine interessante eigenartige Seite abzugewinnen; und wenn wir einen Burgtheaterdirector bekamen, der für junge, sprühende, bewegliche Begabungen ein Herz hat, würde er nach diesem Schauspieler greifen. Wo dahin muss sich Herr Burg mit den Schwankrollen der Vorstadt begnügen. Er nimmt aber auch denjenigen ihr Raimundtheater eine eigene Stellung ein: er gibt sich hier als der nur halb gewürdigte, verkannte moderne Schauspieler, es ist etwas in ihm von einem ewig maleontenten Herrn Jupertinx. Und nun — nun tut er dieses Stück geschieden. Wo ist die Modernität, wo ist die Zuverlässigkeit geblieben? Man ist wohlwollend da, aber der Humor der Sache rollte sich in endloser, allzu dünn gewebener Langweiligkeit ab. Eine einzige Scene wurde durch das ausgezeichnete Spiel des Herrn Thalter und der Frau Anatour zu einer gewissen Wirkung gebracht; die Herren Raeder und Heffer sind zu erwähnen.

A. G.

„Eine Trillingsmutter", Schwank in drei Aufzügen von Clo Graves, hat für die Bühne zu viel vom Circus und für den Circus zu viel vom Theater. Immerhin würde er eher in der Manege, von Gesteskakrobaten genannt, lustigen; das Theaterpublicum war gelangweilt. Die Albernheit dieses neuesten Stückes, welches das Theater a. d. Wien am Dienstag aufführte, sammte übrigens jeden Widerstand. Wenn wirklich jedes Theater seines Publicums hat, welches es verdient, dann sieht es mit dem Geschmack nicht schlecht, denn die Kassenschau waren zu zahlen, und wer verblödet, that es des Geldes, Frau Dora, willen. Die hat den Charme einer Soubrette und den behaglichen Humor der Wiener Alten, nur ist sie für erstere zu — entwickelt und für letztere zu jung. Vorher gab man „Das Veilchen hinterm Herd". Der Director der Bühne an der Wien wird gestehen, dass ich zu wenig gestehlt! Sie ist zu Ausgezeichnetem

A. F.

In Ausführung des Vertragsrechtes „Wasserschlacht" im Jiddisch Theater in im höchsten Grade lebhaft. Hier wird Vorgang der ein Kaufmannsrechts Talentum, welches die letzten Tuchmacher der Welt und Wortgewandtheit hat aufgenommen hat, mit den einschlägigen Mitteln der komischen Muhum und Dichtenkunst zu tun. Da Wasserschlacht das Beil Vorgang in eine komische Handlung um, indem sie Abwechslung unterbrochen wird, die Handlung selbst eine andere ist, einer Tuchmann aber noch erhalten muss, das Publicum [illegible] Vorgang und [illegible] Abwechslung [illegible] Vorgang [illegible] Abwechslung [illegible] Vorgang [illegible] Abwechslung [illegible] Vorgang

den Schleswig-holsteinischen zunächst die Bände Hamburger und Mecklenburger Humor. **Gustav Kühl.**

Revue der Revuen

„Revue deutsche Rundschau" (Sept.) Max Osborn gibt eine Uebersicht der Porträtmalerei vom Alterthum bis in unsere Zeit. Er nennt sie das Barometer der Malerei; den Persönlichkeiten; den die Künstler; in dem Maße, wie der Mensch überhaupt, denn aus dem Wunsche ein geliebtes Wesen darzustellen, sei sie entstanden, wie eine glaubhafte Legende besagt. Während der antike Künstler mehr den Idealtypus darzustellen versuchte, erwachte mit der Entdeckung der Persönlichkeit zu Beginn der Renaissance das Verlangen, das Charakteristische festzuhalten; gleichzeitig mit der Bedeutung der Persönlichkeit gieng naturgemäß die des Bildnisses Hand in Hand. Der letzte legitime Erbe der alten Meister in der Technik, wenn auch ein Moderner in der Empfindung, sei Lenbach, der seine Menschen im Zustand der höchsten Steigerung ihrer innersten Natur zeigt. Boldini stellt den Höhepunkt der Virtuosität dar, während Whistler, der die Seele herausscheidet, die Sprache des kommenden Jahrhunderts redet. — M. Calwer stellt eine Diagnose der gegenwärtigen Wirthschaftslage Seit 1895 sei eine ungeheure Steigerung der Thätigkeit auf allen Industriegebieten in Deutschland bemerkbar, welche durch das allgemeine Fieber nach raschem Gelderdienen hervorgerufen wurde. Dadurch, daß sich für jedes Unternehmen Capital fand, wurde die Erzeugung so lebhaft gefördert, daß eine Ueberproduction entstand. Nur durch ein starkes Anwachsen des Consums auf der einen, und ein wirksames Einhämmen der Production durch starke Syndicate und Arbeitercoalitionen auf der andern Seite kann der drohenden Krise wirksam begegnet werden.

„Nouvelle Revue". In seinem bemerkenswerten Artikel über den Jansenismus in Frankreich zu Ende des vorigen und Anfang des neunzehnten Jahrhunderts schildert Leon Seché dessen Hauptanatiker, den Cousin der Mme. Arnauld, wo sich allenthalben die getreuen Anhänger der Lehre versammelten. Er nennt davon unter anderen: Fontane, Pasquier, Joubert, durch den später auch Chateaubriand eingeführt wurde, den der Boetzag seines „Atala" das Herz der Hausfrau gewann. Ein weiterer bekannter Jansenist war auch Roger Collard, erst Schüler, dann Professor am „Collège Doctrinaire" von Chauvinet, der sich während der Schreckensherrschaft dadurch vor den Verfolgungen schützte, daß er den Namen seiner wie eine Heilige verehrten Mutter annahm. — Raoul Aubin erzählt die Geschichte des „coureurs general", des großen Pariser Universitätsrennens, das 1787 von zwei Reihen gestiftet und im Laufe der Zeiten den hervorragendsten Gestern Frankreichs verliehen wurde. Taine, Michelet, Hugo, Leroy Beaulieu, Lemaitre, Cassimir Perier waren unter anderen Träger des Preises; dennoch wird die erzielliche Wirkung desselben nicht übermäßig hoch angeschlagen. Der Autor des Preises fürchtet eine Abnahme der geistigen Lebens, ebensowenig, wie die Rennen zur Hebung der Pferdezucht beitragen; durch Paarvorteuren würden so wenig gute Rassen wie übertegene Geister hervorgebracht. — Der Hauptmann Reynaud schreibt über die Preisflugen: Bisher setzten sich die Wettbewerber vermögen der Motore zwischen 50 und 80 Kilometer in der Stunde zu durchwegen und zwischen Morgen und Abend bei günstigem Wind die zu 1000 Kilometer im Tag zurückzulegen, während sie die Nacht hindurch ruhen. Bei Flügen über das Meer berichen aber ganz andere Bedingungen. Während der Wind sie oft 150 Kilometer weit in der Stunde trägt, haben sie häufig mit Gegenwind, Nebel und Regen entsetzlich zu kämpfen, werden aus ihrer Richtung geworfen und unberechenbar aufgehalten. Es bedarf daher einer ganz anderen und weit höheren Ausbildung für den Seedienst, und der Verfasser befürwortet eine künstliche, auf genaue Kenntnis der Taubenrassen gegründete Zucht, an die sich ein systematischer Training zu schließen hätte.

„Cornhill Magazine". Ein sehr bemerkenswerter Artikel von Macterlinck über das moderne Drama. Auffallend sei darin der Mangel an Handlung; aber romantische Abenteuer oder klassisches Pathos seien eben unvereinbar mit dem modernen Denken. Die Helden der modernen Dramatiker sind die socialen und moralischen Probleme; die Stücke von Alexander Dumas sie stellen den Anfang, die von Ibsen den Höhepunkt dieser Gattung dar. Mit der höhern ethischen Entwickelung der Menschheit werden jene Interessenconflicte, die heute den Hauptinhalt der Bühnenwerke ausmachen und aus denen ihre Kraft hervorgeht, leichter immer mehr verschwinden; die allgemeine Herrschaft der Menschenliebe wird wie der Gleichgehung so auch der dramatischen Poesie in ihrer heutigen Form ein Ende machen, und eine höhere sittliche Zeit des Ausgleichs, der Verständigung, des Friedens wird wohl auch ihr eigenes reiferes Schauspiel der reinen Schönheit hervorbringen. Vorläufig hält Macterlinck die menschliche Seele, in ihrem unendlichen Kampfe zwischen Pflicht und Neigung, Selbstsucht und Nachstenliebe, das Ringen zwischen dem als Recht erkannten altruistischen Prinzip und dem eingeborenen Egoismus und der Trägheit zum Objekt der dramatischen Interessen, und Hauptmanns „Weber" sowie Björnsons „Ueber die Kraft" scheinen ihm Werke dieses darzustellen, die man aber, trotz ihrer großen Vorzüge, noch nicht als vollkommen bezeichnen könne.

Reine Hände.

Von Zygmunt Niedzwiedzki.

Autorisierte Uebertragung aus dem Polnischen von Thekla Hahn-Hahn.

Sieben Uhr abends eine plötzlich anberaumte Comitésitzung der „Zeitschrift „Wahrheit".

Sobald sich alle Mitglieder versammelt hatten, eröffnete der Vorsand des Comités die Sitzung und ertheilte dem Chefredacteur der Zeitschrift das Wort.

Bleich und sichtbar erregt, begann der junge Mann inmitten allgemeiner Spannung:

— Es ist Ihnen, meine Herren, ungefähr bekannt, weshalb wir Sie zu dieser wichtigen Sitzung eingeladen haben. Mit einigen Herren habe ich die Frage schon erörtert, die anderen werden zweifellos aus den Zeitungen das Nothwendige erfahren haben. Die Sache liegt folgendermaßen: Gestern früh forderte der provisorische Inhaber unseres Inseratentheils die Rückgabe seiner Caution in der Höhe von 8000 Gulden, um nach einer halbjährigen Probezeit sich von dem Engagement zurückzuziehen, wie es von beiden Seiten vereinbrt war. Die Caution in Procentpapieren war in unserer Administrationskasse verschlossen, in einem besonderen Tresor, zu dem ich seit anderthalb Monaten den Schlüssel hatte. Ohne denselben während dieser ganzen Zeit ein einzigesmal benützt zu haben, gab ich ihn dem Cassierer, der ganz allein über den Schlüssel zur Hauptthür der Casse verfügte — mit dem Auftrage, dem Eigenthümer die Caution herauszugeben. Nach fünf Minuten kehrte der Cassierer zurück und verkündete mir mit Schrecken, daß in dem Couvert mit der entsprechenden Aufschrift, die er seinerzeit selber gemacht hatte, statt der Wertpapiere eine alte Zeitungsnummer vorgefunden wurde. Die Caution war verschwunden. Ich schickte sofort an den Chef einen Brief mit der Bitte, er möchte nach der Redaction kommen, um über diese Angelegenheit zu berathen; beruhige, so gut ich konnte, den Cassierer, da ich wusste, daß er herzkrank war, und bat ihn, er möchte den Antragstellenden beruhigen, der, wie mir mitgetheilt wurde, drohte, die Angelegenheit der Polizei zu übergeben. Bevor der Chef kam, geschahen, unabhängig von meinem Willen, zwei Dinge. Der frühere Mitarbeiter zeigte den Fall den Besitzern an, wodurch die Sache sich mit Blitzesschnelle in der ganzen Stadt verbreitete, und der Cassierer, der sich über das Geschehene im höchsten Grade aufgeregt hatte, starb plötzlich an Herzschlag. Noch sind keine drei Stunden um, und schon brachten die gestrigen Abendzeitungen — unsere lieben Collegen — die Mittheilung, daß in der Verwaltung der „Wahrheit" ein Depositendiebstahl von 10.000 Gulden entdeckt wurde, und daß der Cassierer einem plötzlichen Tode erlegen sei, „dessen Ursache noch nicht genau festgestellt worden ist". Wie sichen augenblicklich vor zwei Fragen: vor dem in der Stadt verbreiteten Gerüchte, daß in unseren Cassen fremdes Geld verschwunden ist — und vor der schon eingeleiteten Untersuchung, zwecks Entdeckung des bisher unbekannten Thäters. Das Verwaltungspersonal, der Geschäftige und ich sind in dieser Angelegenheit schon vernommen worden. Einer der wichtigsten Zeugen — der Cassierer — sehr leider nicht mehr. Es bleibt noch ein zweiter zu vernehmen, der womöglich Hauptzeuge unserer Zeitschrift, Herr Tryksch, der in Karlsbad weilt; als er vor sechs Wochen dahinreiste, übergab er mir jenen Schlüssel, der früher ständig in seinen Händen war. Es bleibt auch noch etwas zu thun. Die Behörden verlangen von uns eine Auskunft über die Person des verstorbenen Cassierers, sein Einkommen, seine Ausgaben, seine Art und Weise des Lebens, seine Beziehungen u. s. w. Diese Auskunft wollte ich nicht ertheilen, bevor ich mich mit Ihnen verständigt habe, um ihr dadurch ein umso größeres Gewicht zu verleihen; denn ich, der ich seit zehn Jahren Zeuge der makellosen Arbeit dieses Mannes bin, war ohne zu zögern bereit, ihm das günstigste Zeugnis auszustellen. Ich habe es sogar hier vorbereitet: der Chef und der Secretär des Comités brauchen es nur durchzusehen und zu unterschreiben, und Sie, meine Herren, werden wohl, wie ich annehmen darf, nichts dagegen einzuwenden haben.

Als er seine Rede unterbrach, um nach dem auf dem grünen Tische weiß schillernden Bogen zu greifen, trat eine unangenehme Stille ein, inmitten deren das Geräusch des aufgewickelten Papieres eilig in der Luft zischte.

Auf den durch Willenskraft sich beherrschenden Gesichtern kam Niederschlagenheit und lebhafte Unruhe zum Ausdruck. Der Fall war ein äußerst aufregender. In der Luft schien der absäuische Ruf zu schweben: Hier wurde ein Diebstahl ausgeführt! und ein anderer, noch unangenehmerer: — Wo ist der Dieb? . . . den Dieb suchen! . . . Und das war gerade unter dem Dache der „Wahrheit" geschehen, das Organ derjenigen Partei, dessen Losungswort das männliche, edle Motto: „Reine Hände" war, und das hier in diesem Augenblick von der Blume der Gesellschaft repräsentiert wurde. Dem Sekanten Publicisten, dem berühmten Gelehrten, dem talentvollen Schriftsteller und vom einigen tüchtigen Kaufleuten und Industriellen: alle waren sie angegriffen und von dem beiseelenden, günstigen Athem der allgemeinen Auflage berührt.

Inzwischen tauchte der Redacteur die Feder in die Tinte, reichte sie dem ältesten Chef und sagte:

Bitte sehr. . . .

Jener machte eine Bewegung tiefen Sträubens und leichter Unzufriedenheit. Dieser junge Redacteur machte ihm manchmal recht viel Unannehmlichkeiten. Er war Idealist, und zwar ein heiß gebeuteter und verstand es zu wenig, die Wirklichkeit in Betracht zu ziehen.

Ueberreiten wir uns nicht. Dafür bleibt noch genug Zeit.

Der Redacteur entgegnete etwas nervös:

Meiner Ansicht nach leidet die Angelegenheit keine Verzögerung. Man darf nicht zaudern, einen Menschen zu verdächtigen, der nicht mehr imstande ist, es selber zu thun.

Digitized by Google

— Dem Anschein nach ist es wirklich so, aber noch näherer Betrachtung . . . .

— Keinerlei Betrachtung kann doch auf unsere Pflichten gegen den verstorbenen Beamten von Einfluß sein.

— Doch. Je schneller wir die Schreibe des Verdachts von dem Verstorbenen abwenden, desto schneller lenken wir seine ganze Kraft gegen die Lebenden. Wenn es es nicht ist — werden die Boobachten und nach ihnen alle übrigen sagen — wer ist es dann?

— Diese Frage kann nicht uns, sondern den Schuldigen ängstigen.

— Sie werden ihn unter uns suchen.

— Mögen sie es thun.

Und wenn sie ihn finden?

— Sie nehmen also an?! . . .

— Ich nehme nichts an. Ich stelle die Frage.

— Eine entsetzliche Frage! . . . Wir sollen dem Verstorbenen, der in unseren Augen ein ehrenvolles Zeugnis verdient, dasselbe versagen — aus Furcht, daß die Schuld, die wir von ihm nehmen, nicht über uns schwebe? Wir sollen auf Kosten des Unschuldigen Schutz suchen? . . . Wir sollen ihn vielleicht zur Schutzmauer für den wirklich Schuldigen machen? . . . Wir sollen . . .

— Um Gotteswillen, College! regen wir uns nicht auf. Ueberlegen Sie sich und auch Sie, meine Herren, die Sache, wie ich sie mir überlegt habe, und Sie werden mir sicher Recht geben.

Ich bin in der That sehr neugierig, zu welchem Schluß Sie gekommen sind, Herr Chefredacteur?

— Vor allem — hier nahm er den Bogen mit der Auskunft über den Cassierer in die Hand und zerriß ihn — denken wir daran gar nicht.

— Wir werden also den Verstorbenen anklagen? . . .

— Nein, wir werden schweigen.

— Das wird genügen, um einen Schatten auf den Ruf des Unschuldigen zu werfen.

Nicht darum geht es mir, sondern darum, die Unschuldigen vor Unehre zu schützen. Denn wir stehen vor der Wahl zwischen der Unehre des Einzelweines, das die eiserne Meinung auch ohnehin, wenn auch ungerecht, angreift, oder der Unehre einer ganzen Gruppe von Menschen und einem unberechenbaren Schaden der Sache, in deren Dienst diese Leute stehen.

— Entschuldigen Sie, wenn ich Ihnen eine Frage stelle, die sich mir unaufhaltsam auf die Lippen drängt . . . Haben Sie im Laufe dieser beiden letzten Tage Depeschen mit unserem Herausgeber Drykell: wegen dieser Angelegenheit ausgetauscht?

. . . Ja

Jedenfalls haben die auf diesem Wege erlangten Kenntnisse Sie veranlaßt, einen solchen Standpunkt in dieser Sache einzunehmen.

— In der That.

Ich danke. Wir wissen schon alles. Jetzt wissen wir schon, wer der Dieb ist, dessen Laster wir mit dem ehrlichen Namen des Verstorbenen schützen sollen. Ich habe es mir übrigens gedacht. Und wahrscheinlich nicht ich allein. Aber dazu wird es nicht kommen. Ich protestiere dagegen, ich protestiere nicht zum Schaden, sondern zur Vertheidigung unserer Sache, die ebenso unter dem muthmaßlichen Diebstahl des Cassierers wie unter dem thatsächlichen von Drykell leiden wird, wenn beide gehen zu uns.

Der Chef wurde ernst. Mit kalt jugendlichem Glanz des Eifers in den Augen und leicht gerötheltem Antlitz begann er zu sprechen, nachdem er sich in seinem Sessel zurecht gesetzt hatte: er wandte sich gegen jenen jungen Mann, der von dem besten Willen erfüllt war, jedoch seine Absicht nicht genügend in seinen Worten ausgeführt hatte.

Unrecht! . . . Sie sind im Irrthum! Der Diebstahl des Cassierers, einer Figur ohne Bedeutung, kann nur bewiesen, dass ein subalterer Beamter unter Vertrauen gestohlen hat. Die Chronik wird diese Geschichte notieren, und nach einer Woche wird kein Mensch mehr daran denken, denn an ihrer Stelle werden andere sein. Dagegen wird der Diebstahl eines Menschen, der uns repräsentierte, der, abgesehen von seinem thatsächlichen Wert, hier eine gewisse Stelle hielte, ein fatales Licht auf uns alle werfen und einen Scandal verursachen. Da werden sie auf ihn hinzeigen und sagen: „Sehr wohl! . . . Das ist einer von der Gesellschaft! Aber sie sind alle so! . . . Die Partei der „Wahrheit" ist eine Bande Börsenspieler, Händler für Wahlstimmen, Schmuggler und Spitzbuben!" Sie werden so lange schimpfen, bis sie uns erdrücken. Wir können Drykell nicht verrathen, wenn er es auch verdiente, um den Cassierer zu retten, der es sicher verdient, denn wir stürzen uns selber in den Untergang. Nebenbei füge ich hinzu, daß Drykell alle unsere Geheimnisse kennt.

— Dann decken wir doch lieber den Verlust, nur mag dieser Mensch nicht zurückkommen, sich vor uns nicht mehr zeigen! . . .

— Im Gegentheil! Er muß zurückkehren, und wir werden ihn so herzlich wie möglich empfangen und, wie es vorher bestimmt war, seine Candidatur zum Abgeordneten im nächsten Monat einmüthig unterstützen. Wir müssen so handeln und nicht anders, um die öffentliche Meinung Lügen zu strafen, damit die Angwöhnsichsten in ihren Muthmaßungen zweifelhaft werden, damit die Frechsten sich zum Schweigen genöthigt sehen. Nur das wird uns vor einem Scandal bewahren, es wird uns sogar kräftigen. Denn in Drykell, dessen ich nie — ich gestehe es — ganz sicher war, gewinnen wir somit einen uns auf Leben und Tod ergebenen Soldaten. Er wird doch in unseren Händen sein. Es versteht sich: außer ihm und mir weiß niemand etwas. Das vereinfacht die Rollen. So zu handeln würde ich rathen; wenn Sie es aber nicht für richtig halten, meine Herren, dann bestehe ich nicht darauf. Herr Redacteur, Sie wollten sprechen?

— Ich will angesichts der tatsächlichen Größe Ihrer Auseinandersetzung das Haupt neigen, Herr Chefredacteur. Aber ich frage: wo ist dann die Wahrheit? . . . wo die Gerechtigkeit? . . .

Der alte Journalist, ein in Kämpfen ergrautes Haupt, begann sanfter, väterlich:

— Wahrheit und Gerechtigkeit haben auch ihre Grenzen, sie dürfen nicht bis zur Absurdität führen. Sagen Sie selber, meine Herren: wenn einer von Ihnen eine unwiderlegliche Wahrheit entdeckte, bei deren Bekanntmachung er aber untergehen müßte, würde er sie bekanntmachen? . . . Nein! nicht wahr? . . . Na, sehen Sie! . . . Man verkündet nur unschädliche Wahrheiten. Man übt Gerechtigkeit nur in den Grenzen der Vernunft. Was wäre es für eine Gerechtigkeit, eine ganze Partei der Schande auszuliefern, um einen einzigen Verstorbenen rein zu halten, der ebenso viel darauf gibt wie ein Pferd auf den fünften Fuß! Vergessen Sie übrigens nicht das Losungswort, womit unsere Partei bisher den anderen überlegen war und weiterhin unbestreitbar überlegen sein muß. Wir müssen um jeden Preis „reine Hände" bewahren. Sie sind unsere Kraft, unser Stolz, unser Licht; wenn wir diese verlieren, dann müßten wir den Glauben an uns selber verlieren. Was werden wir aber ohne diesen Glauben wert sein . . . ?

Der heutigen Nummer unseres Blattes liegt ein Prospect der im Verlage der Firma „Verlagsanstalt S. Bruckmann A.-G." in München erscheinenden Monatsschrift „Die Kunst" bei.

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer bester natürlicher
alcal. SAUERBRUNN
Filiale: Wien, IX. Kolingasse 4.

Ball-Seide 45 kr.
bis fl. 11.65 per Meter ab
meinen eigenen Fabriken
sowie schwarze, weiße und farbige „Henneberg-Seide" von 45 kr. bis fl. 14.65 per Meter — Volk, gestreift, carriert, gemustert, Damaste ꝛc. ca. 240 verschiedene Qualitäten und zirka 2000 verschiedene Farben, Toffets ꝛc.
Zu Roben und Blousen
ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus.
Muster umgehend.
Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.
G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Die Zeit.

XXI. Band. Wien, den 7. October 1899. Nummer 2[illegible]

An unsere Leser!

Am 30. September ist der bisherige Herausgeber und Redacteur unseres Blattes

Herr Hermann Bahr

aus dem Verbande der „Zeit" ausgeschieden.

Für das Ressort Literatur und Theater ist am 1. October

Herr Dr. Max Burckhard

als Herausgeber eingetreten.

Die Redaction für bildende Kunst hat am gleichen Tage

Herr Prof. Dr. Richard Muther

übernommen.

Die Herausgeber der „Zeit".

Misregieren.

Wenn, wie es heißt, in den nächsten Tagen die Sprachenverordnungen bedingungslos angewohnen werden, wird damit nur der Anlass der Wirren dieser zweieinhalb Jahre aus der Welt geschafft sein. Die tieferen Ursachen bleiben aber bestehen und können bei irgend einem anderen Anlass neuerdings zu den gleichen Wirren führen.

Die Verfassung eines Staates hat natürlicherweise den Zweck, die Regierung zum Guteregieren zu zwingen, indem sie ihr das Schlechtregieren einfach unmöglich macht. In unserer sonderbaren Verfassung aber existieren Bestimmungen, welche geradezu die Regierung zum Misregieren verleiten. Die Press-, Vereins-, Versammlungsfreiheit soll den Bürgern gestatten, der Regierung den Spiegel der Kritik vorzuhalten, am ihr, soweit die Bevölkerung urtheilsfähig ist, ein Misregieren moralisch zu erschweren. Das Parlament hat den Zweck, ihr das Misregieren schlechtweg technisch unmöglich zu machen. Die zweifellose Sicherstellung der Press-, Vereins- und Versammlungsfreiheit und die bedingtose Mitwirkung des Parlaments bei der Gesetzgebung sind deswegen Erfordernisse einer guten Verfassung. Aber unsere Verfassung? Unser Press-, Vereins- und Versammlungsrecht setzt sie in die Lage, jede, auch die berechtigteste öffentliche Kritik ihrer Handlungen ganz willkürlich zu unterdrücken. Unser § 14 gewährt ihr vollends die Freiheit, jeden Tag zwischen Absolutismus und Constitutionalismus zu wählen, wie man jeden Morgen zwischen seinen Cravatten wählt. Der Absolutismus ist aber heutzutage in jedem modernen Staate Misregieren ohnewieters. Nicht nur, weil uns die tegenwärtigen Staatsgenies fehlen, die durch das Parlament nur im Fluge ihrer schöpferischen Staatsgedanken gehemmt werden, sondern weil der moderne Staat und das moderne Gesellschaftsleben bereits viel zu complicierte ist, um von einem Kopf allein — und sei es der bedeutendste selbst — gut geleitet werden zu können. Es hat primitive Zeiten gegeben, wo ein einzelner Mann, ein Kunsthandwerker, eine Uhr beispielsweise ganz allein verfertigen konnte. Heute geht das nicht mehr, weil man jetzt kunstvollere Uhren braucht, zu deren Herstellung zahlreiche Hände zusammenwirken müssen. Was die Arbeitstheilung für das Gewerbe, ist, im ausübenden Vergleich gesprochen, ungefähr der Constitutionalismus für die Regierungskunst. In alten Zeiten waren die Lebensverhältnisse noch so einfach und die Befugnisse des Staates so beschränkt, dass in der That ein begabter Einzelner, später ein einheitlicher Organismus noch — die Bureaukratie — das Regieren ganz gut allein besorgen konnte. Heute reicht auch das größte Genie und die beste Bureaukratie nicht mehr aus. Die Lebensverhältnisse werden immer verwickelter, der Kreis der Staatsgewalt in ihrer Ordnung immer ausgedehnter. Heute ist neben einem ganzen Stab von begabten Einzelnen, den Ministern, und dem Riesenkörper einer geschulten Bureaukratie auch die Mitwirkung des ganzen Volkes in der Presse, in Vereinen, Versammlungen, in den Selbstverwaltungskörpern, in den Fachgenossenschaften und schließlich im Parlament, in einem, wie die Bund- und benachbarten politischen Reformen in allen fortschrittlichen Ländern beweisen, fortwährend wachsenden Umfang unumgänglich nöthig, wenn das Land regiert werden soll. Selbst ein genialer Absolutist müssamm der ausgebildeten Bureaukratie ist heute nach dem Stande der ganzen Culturentwickelung nicht mehr fähig, einen modernen Staat zu leiten. Heute gibt es keine Wahl mehr zwischen Absolutismus und Constitutionalismus. Will man das Misregieren in einem Lande verhüten, so muss man in der Gesetzgebung jede Lücke hermetisch verschließen, durch die sich der Absolutismus einschleichen kann, selbst wenn die bedeutenden Staatsmänner und die einsichtigen Bureaukraten dort haufenweise vorkämen.

Wir in Oesterreich aber, die wir seit fünfzig Jahren keinen im Guten oder im Schlechten bedeutenden Staatsmann mehr gehabt und die wir an den Beamtenministern der letzten fünf Jahre auch die mäßige Qualification unserer hohen Bureaukratie kennen gelernt haben, befinden uns noch immer im Besitze einer schiefäugigen Gesetzgebung, die es jedem Ministerium freistellt, absolutistisch oder constitutionell zu regieren. Die verhältnismäßig begabteren versuchen es noch mit einem schüchternen Constitutionalismus, die total unfähigen — Baden-Bilinski, Thun-Kaizl — pinschen mit der absolutistischen Alternative herum, die selbst für die Besten schon zu schwer ist. Sollen die traurigen Erfahrungen der letzten Jahre, die wir mit einer ungeheueren Einbuße an Ansehen und Wohlstand bezahlt haben, nicht vergeblich gewesen sein, so müssen sie evidenziert, es müssen alle absolutistischen Schlupfwinkel in unserer Gesetzgebung lustdicht verstopft, es muss der § 14, das famose Nothelparagraph vom Jahre 1854, der Zeitungsfreiheit, das objective Verfahren, das Exportagerecht, die Postbeschlagnahme und das neueste Bürgerliche Eisenbahn-Zeitungsverbot aufgehoben, das Vereins- und Versammlungsrecht aus bureaukratischer Willkür in staatsbürgerliches Recht umgewandelt, es muss mit einem Wort den Regierungen das Misregieren nach Möglichkeit gesetzlich erschwert werden, wenn wir aus den Kämpfen der letzten Jahre mit der Hoffnung hervorgehen sollen, dass wir in Zukunft besser regiert werden als bisher.

Wenn der § 14 der Regierung auch die Freiheit einräumen würde, die Mitwirkung des Parlaments ebenso wie bei der Gesetzgebung, so auch bei der Delegationswahl zu umgehen, so wären heute noch die Sprachenverordnungen unumgängliche Staatsnothwendigkeit und ihre bedingungslose Aufhebung eine Preisgebung der Staatsautorität, wie man uns diese zwei Jahre lang weisgemacht hat, und der teile Minister-Absolutismus könnte noch weiterrasen. Umgekehrt: Hätte es nie einen § 14 gegeben, so wäre die Regierung eben vor zwei Jahren unser Badeni, bei der ersten gesetzgeberischen Dringlichkeit, beim Zudrücken gegen Ende August 1897 in jenen ausgewiesenen Empass gerathen, den sie ein heute erreicht hat, die Sprachenverordnungen wären, wenn überhaupt erlassen, schon vor zwei Jahren aufgehoben worden, und zwei Jahre verzehrender Kämpfe wären uns allen erspart geblieben. Wenn jetzt bloß die Sprachenverordnungen aus dem Weg geräumt werden, ist ein Anlass zum Misregieren weniger da: wenn aber alles Uebrige in unserer politischen Gesetzgebung beim Alten bleibt, wird die eigentliche Ursache fort, und beim nächsten Anlass werden wir auch wieder wo unser Badeni oder Thun misregieren werden, von exechischen, polnischen oder auch deutschen Ministern, je nachdem, wem das Schlupfwinkel gerade zufällt.

K.

Die Boers und ihr Land.

Sie sind ein ganz eigenartiges Volk, diese Boers — auch Buren genannt, und um sie kennen zu lernen, muss man wie der Schreiber dieses Artikels — mehr als zehn Jahre lang unter ihnen gelebt haben. Sie sind gegen Fremde sehr zurückhaltend, fast abweisend, beinahes gegen die Engländer. Als Deutscher gewinnt man aber ihr Vertrauen; eine Zeit lang, nach dem Einfreien der Dreibie, in welcher Kaiser Wilhelm den Präsidenten Krüger dazu beglückwünschte, dass der räuberische Einfall Dr. Jamesons abgeschlagen worden war, herrschte sogar wahre Sympathie für die Deutschen in der südafrikanischen Republik. Allein diese hat eine wesentliche Minderung erfahren, seit bekannt wurde, dass Sir Cecil Rhodes, der intellectuelle Urheber jenes Einfalles, zum Kaiser in Audienz

Digitized by Google

empfangen wurde, und unsere Verstärkungen, dahin dies nur des Baues der afrikanischen Bahn wegen geschehen sei, hatten nicht den gewünschten Erfolg.

Man muss, wenn man von den Boers spricht, die in den Städten lebenden von der Landbevölkerung unterscheiden. Letztere bilden den eigentlichen Stamm und Kern des Boerthums. Sie führen ein patriarchalisches, oft ganz an die Berichte des alten Testamentes erinnerndes Leben. Der Familienvater ist unbeschränkter Oberherrscher; niemand in der Familie wagt es zu wagen, sich seinem Willen zu widersetzen. Er ist zugleich Priester und leitet den regelmäßig täglich abgehaltenen, langen Gottesdienst, wie dies überhaupt auch in der Hauptstadt Pretoria der Präsident Krüger bei feierlichen Gelegenheiten thut. Dieser kann überhaupt als getreuer Repräsentant des alten Boerthums betrachtet werden. Seine Lebensweise ist eine sehr einfache; jeder in den Minen zu Wohlstand gekommene Goldgräber treibt mehr Luxus als er. Im großen und ganzen gilt dies auch von den Boers, welche mit ihm zusammen das aus 24 Mitgliedern bestehende Parlament, den Volksraad, bilden. Dagegen lässt sich nicht leugnen, dass der Reichthum, zu welchem einzelne Boers dadurch gekommen sind, dass auf ihren Ländereien Goldminen entdeckt wurden, auf dieselben einen entnervenden Einfluss ausgeübt und ihnen einen Hang zum Wohlleben eingeimpft hat, der in grellem Contrast zu der Genügsamkeit steht, welche sie früher auszeichnete und welche noch jetzt eine der hervorragendsten Tugenden derjenigen Boers ist, die ihrer alten Hauptbeschäftigung, der Viehzucht, treu geblieben sind. Diese machen immer noch die weit überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung aus. Sie zeichnen wieder in geschäfte und umherziehende, sogenannte Treckboers erstecken ziehen, holländisch). Die letzteren treiben außer der Viehzucht auch Ackerbau und finden in den Städten vortheilhafte Absatzquellen für die Producte desselben. Sie bestellen ihre oft sehr ausgedehnten Farmen theils selbst mit Hilfe ihrer Familienmitglieder, theils haben sie Eingeborene dazu angeworben. Die Treckboers dagegen gehen nur selten Zeit mehr nach den Bergen hinaus, zur kälteren Zeit kommen sie nach dem Tieflande. Während früher hauptsächlich die Felle des Rindviehs verwertet wurden, das Fleisch dagegen nur inseferne Verwertung fand, als es den Eigenthümern, ihren Familien und den bei ihnen als Hirten in Dienst getretenen Eingeborenen zur Nahrung diente, wird jetzt vielfach auch Wasvieh herangezogen und in den Städten zum Verkauf gebracht. Die alte Tugend der Gastfreundschaft haben alle Boers sich bewahrt, Engländern gegenüber wird sie jedoch nur mit schlecht verhehltem Widerwillen geübt. Das freie Leben in der freien Luft mit vielen Anstrengungen hat zur Folge gehabt, dass man unter den Boers auf dem Lande fast nur kräftige, hochgewachsene Gestalten sieht, die einerseits vortreffliche Reiter sind, andererseits ihre in den Kämpfen gegen die Engländer gezeigte Treffsicherheit sich bewahrt haben. Aber so vorzüglich sie im Einzelkampfe sich bewähren, so unzweckmäßig sind sie für Einzelgefechte anzuwenden, in Fällen es ihnen doch an Disciplin und an der Fähigkeit, in geschlossenen Verbänden zu kämpfen, einer taktischen Leitung zu folgen. Dazu kommt, dass ihre exit in der letzten Zeit continuirende Artillerie, obwohl mit guten Geschützen neuester Systeme ausgerüstet, doch bezüglich ihrer Leistungen noch sehr zu wünschen übrig läßt. Das zeigte sich am deutlichsten bei dem Gefechte gegen Dr. Jameson im Doornkovthal, dem ich beiwohnte.

Die Artillerie der Boers war auf den Höhen zu beiden Seiten des Thales placirt, welches Dr. Jameson bei seinem Marsche durch Johannesburg passiren musste. Sie hatte eine dominirende Stellung, ungefähr wie die der französischen Geschütze auf dem Hügel von St. Privat in Montagne am 18. August 1870. Wenn sie gut feuerte, musste jeder Schuss in Dr. Jamesons Colonne einschlagen und furchtbare Verheerungen anrichten. Allein ihre Schüsse gingen teils über das Ziel hinweg, dann schlugen sie vor der Colonne ein. Die englischen Marinegeschütze dagegen wirkten bei den ersten Schüssen, und wenn nicht die Gewehrfeuer der Boers in wenigen Minuten die ganze Bemannung und auch die Pferde niedergemäht hätten, so wäre bei den 96 Schüssen einen ganz anderen Ausgang genommen haben, als es so der Fall war. Jetzt hat [illegible] Minen, wie es im ganzen Lande genannt wird, sich entschlossen, die Bedienung der Artillerie zu [illegible] so weit dies möglich ist, [illegible] Ausbildung zu [illegible] Artilleristen, anzuwerben, und es ist [illegible] dass, wenn die Boers [illegible] sich zum Kriege [illegible] und [illegible].

[illegible] Gefechtes, dass [illegible] Fall einen Mann, die [illegible] Reihen [illegible] Dr. Jameson [illegible] Thale [illegible] Boers [illegible] Thale [illegible] Boers [illegible] Thale [illegible] Boers

Uitlanders — bilden noch nicht zwei Procent der Bevölkerung. In Bezug auf den Wohlstand ist der Durchschnitts-Boer dem Durchschnitts-Uitlander ganz zweifellos überlegen. In Bezug auf wissenschaftliche Bildung mögen beide durchschnittlich auf gleicher Stufe stehen, jetzt wenigstens, wo gut eingerichtete Schulen den Bildungsstand der jüngeren Generation der Boers wesentlich gehoben haben; in Bezug auf moralische Bildung stehen die streng bibelgläubigen Boers weit über dem Durchschnitt der Uitlanders, deren Weltkenntnis sich in nur zu vielen Fällen auf diejenige der Strafgesetze ihrer Heimat und der Gesängnisse derselben beschränkt. Auch in Bezug auf Energie mögen sie sich die Wage halten, nur dass diese bei den Boers mehr in stetigem, zähem Erwerben eines sicheren Wohlstandes, bei den Uitlanders in dem potenzierten Streben, rasch reich zu werden, äußert. Wenn diese sich daher als Heloten bezeichnen, so ist dies lediglich ein aus den Hetzreden der englischen Agitatoren übernommener, gänzlich unpassender Ausdruck; die Heloten waren bekanntlich Sclaven, und die persönliche Freiheit ist in der südafrikanischen Republik viel größer, als in den meisten Culturstaaten. Noch in der letzten Versammlung in Johannesburg, der ich beiwohnte, wurde seitens der deutschredenden Uitlanders energisch gegen diesen Ausdruck protestiert. Ganz verschlt und nur auf unkundige Leser berechnet ist es aber, den Boers Geschäftskenntnisse und öffentliches Interesse abzuprechen. Die Art, wie Tom Kruger und die Mitglieder des „Volksraad" die Politik der Republik leiten, zeugt wahrlich nicht von Mangel an Geschäftskenntnissen, und das „öffentliche Interesse" der Boers kann sich wohl nicht glänzender bocumentieren als dadurch, dass sie jederzeit mit Gut und Blut für das Vaterland einzustehen bereit sind, wenn sie auch mehr zu thun haben, als gleich den beiobleten Agenten Englands fortwährend zu politisieren.

Der Vorwurf der Ausbeutung führt uns auf den zweiten Hauptklagepunkt, die Gesetzlung des Steuersystems. Es wird behauptet, dass die den Uitlanders „abgepressten ungeheuren Summen bloß zu einer unsinnigen Geldverschleuderung und Corruption führen, indem sie hauptsächlich dazu dienen, ein Heer von Creaturen in Transvaal und außerhalb zu unterhalten, die regierende Classe zu bereichern und lächerliche Großmachtspolitik zu treiben."

Allerdings ist die Besteuerung der Uitlanders insofern eine höhere denn der Boers, als die großen Minengesellschaften, welche ja auch mit ungeheurem Gewinn arbeiten, ungefähr die Hälfte der Staatslasten allein tragen. Aber ist es denn nicht eine humane Steuerpolitik, die Reichen in verhältnismäßig höherem Grade zu den Abgaben heranzuziehen als den ärmeren Theil der Bevölkerung? Unso gerechtfertigter, als die Actionäre der Minengesellschaften zum weitaus größten Theil nicht im Lande, sondern in England und der Capstadt zu suchen sind?

Das Heer von „Creaturen" — recht demagogisch für Beamte — ist denn doch nicht so arg, als es hier geschildert wird. Zahlen beweisen! Im Etatsjahr 1895/96 betrugen die Staatsausgaben 1 63 000 Pfund Sterling, die Beamtengehalte 1 5 000 Pfund Sterling: im Etatsjahr 1898/99 erstere 3,841 000 Pfund Sterling, letztere 813 000 Pfund Sterling. Genauch stimmen im Jahre 1885 die die Ausgaben für Beamte „circa 10" , der Gesammtausgaben ein, 1895/96 aber nur circa 23" .

Durchlässt man das Budget, so findet man, dass die Ausgaben für Beamte hauptsächlich in den Ressorts für Justiz und für Polizei gewachsen sind. Und gerade über Justiz und Polizei wird von Seiten der Uitlanders viel geklagt. Das Anwachsen der Justizbeamten und der Polizei aber steht in genauer Progression mit der Ausdehnung der Goldfelder. Die Goldbaue sind meist gewaltthätige Objecte: bei der geringsten Streitigkeit haben sie die Hand in der Revolvertasche. Dazu kommen noch die Ansammlungen von Seiten der Engländer: fast keine größere Versammlung in Johannesburg und noch mehr in der Umgegend läuft ohne blutige Rvpie ab. Das Klagen über die Justiz lant werden, ist nur zu begreiflich: im Civilverfahren glaubt der unterliegende Theil stets, unrecht abgewiesen worden zu sein, und im Strafverfahren wird der Vermuthete fast stets die Bestrafung für zu streng halten. Dazu gegen sind die Klagen über die Polizei zum Theil gerechtfertigt: man muss aber auch bedenken, wie schwierig es ist, im Goldfeldern zu Polizisten geeignete Leute zu finden. Nicht eine Stunde sind sie ihres Lebens sicher: dabei müssen sie ihre Haut für einen Gehalt zu Markte tragen, der im Monat noch nicht den zehnten Theil dessen ausmacht, was ein glücklicher Goldfinder an einem Tage verdient. Ist es da zu verwundern, wenn sie bei passender Gelegenheit den Polizeirock ausziehen und in die Reihen der Goldsucher treten? Erziehungsrath aber in stets schwer zu beschaffen. Besonders wird der vorgehoben, dass die Polizei zu nachsichtig gegen die Hetzer bei Goldfeldstuhlen und gegen die Uebertreter der Trinkgesetze sei, welche vorschreiben, dass alkoholhaltige Getränke an Schwarze nur dann verkauft werden dürfen, wenn dieselben eine schriftliche Erlaubnis ihres Arbeitgebers beibringen. Mechtmäßiger Weise sind nun aber jeweilig die Goldbesitzer als die Inhaber der Schwarzschänken fast ausschließlich Uitlanders: diese klagen also über die brechen, in denen sie selbst die Verantwortung haben!

Auch über das Schulwesen klagen die Uitlanders und zwar deshalb, weil als Unterrichtssprache die holländische vorgeschrieben ist. Wer da weiß, eine wie große Rolle im Nationalitätenkampf die Sprache spielt — nirgends ist dies wohl deutlicher offenbar geworden als in Oesterreich — der wird die Boers mindestens begreifen, wenn sie auf die Erhaltung ihrer Sprache, der durch die massenhafte englische Einwanderung so schwer bedrohten, den höchsten Wert legen.

Es wird dann ferner über die geringen Steuern, welche die „South African Explosives Company" zahlt, und über die hohen Frachtsätze der „Netherlands Railway Company" geklagt. Erstere Gesellschaft könnte wohl mehr als 5 Shilling pro Kiste, die ihr 2 Pfund Sterling einbringt, zahlen, das ist richtig. Allein die Verträge mit ihr, ebenso wie mit der „Netherlands Railway Company" wurden zu einer Zeit abgeschlossen, in der niemand den colossalen, durch die Entdeckung und Verwehrung der Goldfelder bewirkten Aufschwung voraussehen konnte, und nach Ablauf werden sie zweifellos abgeändert werden. Eher ist dies ohne Rechtsbruch nicht möglich. Bezüglich der Bahntarife ist noch zu berücksichtigen, dass der Bau der Bahn auch ganz andere Schwierigkeiten bereitete, wie in civilisierten Ländern, also auch die Einnahmen höhere sein müssen. Interessant ist, dass die Actionäre der ersteren Gesellschaft fast ausschließlich, die der letzteren zum überwiegend größten Theil Engländer sind, also den Hauptnutzen aus den billigen Dynamitfrachten und den hohen Bahntarifen England zieht!

Ist nach alledem die Einmischung Englands gerechtfertigt? Sachlich? Und staatsrechtlich?

In der Convention von 1881*) garantierte England der Südafrikanischen Republik die innere Unabhängigkeit, in derjenigen von 1884 wurde die englische Oberherrschaft ausdrücklich darauf beschränkt, dass ohne die Genehmigung der englischen Regierung die Südafrikanische Republik keine Verträge mit anderen Staaten, den Oranjefreistaat ausgenommen, schließen dürfe. Diese Conventionen, die bis zum Augenblick noch in Kraft stehen, gaben England also nicht die Spur eines Rechtes zur Einmischung, denn dass die Aufnahme von Ausländern in die Staatsangehörigkeit eine innere Staatsangelegenheit ist, liegt klar auf der Hand und wird durch die namhaftesten Autoritäten der Staatsrechtslehre (Bluntschli, Calvand u. a.) bestätigt. Wenn England behauptet, seine im Gebiete der Südafrikanischen Republik wohnenden Staatsbürger schützen zu müssen, so ist diese Behauptung lediglich ein Deckmantel für seine Herrschaftsgelüste. Es will aus ganz Südafrika eine ungeheuere britische Colonie machen, und dabei ist ihm Transvaal am meisten im Wege, weil dort allein noch Weiße nichtenglischen Stammes ein selbständiges Staatswesen haben.

Wenn England 1877, nach dem Kriege mit den Boers, trotz seiner Uebergenheit den Forderungen der Boers nachgab, so hatte dies im Wesentlichen seinen Grund darin, dass Transvaal, dieses Hirtenland, damals vor der Goldzeit der Cyser nicht weit kösen, welche seine Eroberung gelohnt hätte. Ganz anders aber liegen die Verhältnisse jetzt, wo aus dem Hirtenland ein Goldland geworden ist. Von der Wichtigkeit, welche die Goldproduction für Transvaal hat, kann man sich am besten einen Begriff machen, wenn man bedenkt, dass nahezu der vierte Theil seines 5579 Quadratmeilen umfassenden, aber von nicht viel mehr als einer Million Einwohnern bewohnten Landes aus Goldfeldern besteht!

Es war im Jahre 1884, als im Norden des Landes der deutsche Forschungsreisende Karl Mauch das erste Vorkommen von Gold entdeckte. Zunächst hielten die Goldfunde sich in bescheidenen Grenzen, ein 1887 wurde das reiche Goldfeld Witwatersrand, der Kurze halber gewöhnlich nur der Rand genannt, entdeckt, und die Production steigerte sich fast permanent bis zur Jahresshöhe von über 15 000 Kilogramm, wozu allerdings auch beitrug, dass man mit Hilfe des Siemens'schen Verfahrens das Gold in vollständig aus dem Erz zu sichen gelernt hat, das nur ein kaum nennenswertes Quantum desselben zurückbleibt, während bei dem rohen Process des Goldwaschens bis zehn Procent desselben verloren gingen.

Wer nun das Gold dem Lande Segen zu bringt?

Wäre in Transvaal nie Gold gefunden worden, so würde es noch heute den Charakter tragen, den es vor 21 Jahren hatte, das eines Hirtenlandes. Es würde nicht einen heutigen Culturstand erreicht haben, aber es würde auch, wie man gewöhnlich sagt, „in Frieden gelassen" worden sein, es würde nicht die Begehrlichkeit seines mächtigen Nachbars auf sich gezogen haben und nicht mit Elementen zweifelhaftesten Gutes überschwemmt worden sein.

Drastischer konnten die Ansprüche der englischen Uitlanders nicht abgefertigt werden, als dies durch einen einfachen Boer bei einer der letzten großen Versammlungen in Johannesburg geschah. Er sagte: „Wir haben das Land von den Schwarzen erobert, und

Digitized by Google

wir wollen es behalten. Wenn es den Altländern bei uns nicht gefällt, so mögen sie gehen; wir haben sie nicht hergerufen und sehen lieber ihren Rücken als ihr Gesicht!“

Dr. L. Lange.

Die Existenzbedingungen der Theerfarbenindustrie in Oesterreich.

Von Prof. Paul Friedländer.

Seit einiger Zeit geniessen wir in Oesterreich das zum mindesten ungewöhnte Schauspiel, staatliche wie industrielle Behörden und Vereine ihr lebhaftes Interesse für das Gedeihen der Industrie zum öffentlichen Ausdruck bringen zu sehen. Enqueten werden einberufen, Umfragen abgehalten, Resolutionen gefasst, und nach vielen Worten ist es sogar hie und da auch seitens der Regierung zu Thaten gekommen. Die Veranlassung für diese rege Thätigkeit ist leider nur zu bekannt. Die industrielle Entwickelung Oesterreichs ist auf vielen Gebieten keine fortschreitende; die Export- und Importziffern verschieben sich von Jahr zu Jahr zu Ungunsten Oesterreichs, die natürlichen Absatzgebiete im Osten werden mehr und mehr von ausländischer, namentlich von deutscher Concurrenz erobert, der inländische Markt vermag die heimischen Erzeugnisse nicht ganz aufzunehmen, zahlreiche Fabriken leiden an Ueberproduction und sind nothleidend. Es war wahrlich hohe Zeit, eine ernste Selbstprüfung vorzunehmen, um mit der Erkenntnis der Ursachen dieser Verhältnisse zugleich auch Klarheit über die Mittel und Wege zur Abhilfe zu gewinnen.

Naturgemäß richteten sich bei den zahlreichen Enqueten der letzten Jahre die Blicke häufig auf Deutschland und den industriellen Aufschwung daselbst. Parallelen wurden gezogen und aus der Differenz der Verhältnisse gewissermaßen Entschuldigungsmomente für die gedrückte Situation der österreichischen Industrie abgeleitet.

Auch der in Deutschland besonders stark entwickelten und florierenden chemischen Industrie wurde bei dieser Discussion gedacht, wobei mit Bedauern constatiert werden mußte, daß gewisse wichtige Zweige derselben, die in Deutschland mit großem Erfolg cultiviert werden, in Oesterreich kaum vorhanden sind, wie in erster Linie die Fabrication der künstlichen Farbstoffe, der Arzneimittel, der Riechstoffe u. a., kurz alle, die man unter der Bezeichnung der organisch-chemischen Industrie zusammenfassen kann. Wäre es nicht möglich, dieselben auch in Oesterreich heimisch zu machen und sich von einer in vieler Beziehung lästigen Abhängigkeit zu befreien? Diese Frage ist, soweit ich sehe, bisher noch nicht eingehend discutiert worden. Indem ich sie erörtere, muß ich voranschicken, daß mir zwar die deutschen Verhältnisse sehr gut, die österreichischen aber erst durch einen vierjährigen Aufenthalt im Lande bekannt sind, daß ich es aber als einen Gewinn für die Sache betrachte, wenn auch etwaige Mängel meines Urtheils Anlass zu weiterer Discussion bieten würden.

Zur Beurtheilung des volkswirtschaftlichen Bedeutung der Farbstoffindustrie wird gewöhnlich auf die Exportziffern Deutschlands hingewiesen, die sich in den letzten Jahren in stark steigender Progression bewegen (1889 28 Millionen, 1897 67 Millionen, 1898 74·9 Millionen Mark, auf die nach vielen tausenden zählenden Arbeiter, die darin beschäftigt sind, nicht zuletzt auf die hohen Dividenden, die die Mehrzahl der Fabriken zahlt und die 20 und 25 Percent nicht selten übersteigen. Diese Zahlen sind gewiss verlockend genug, wenn sie auch kein erdrückendes, jedenfalls den Eifersüchtigen erbitterte Eifersuchtsgefühle oder der Fertilbande, aber sie geben doch kein annähernd richtiges Bild von der Wichtigkeit. Zunächst die wenigen Decennien ihrer Entwickelung hat die Theerfarbenindustrie ihren Wirkungskreis nicht nur unaufhaltsam, sondern auch qualitativ enorm vergrößert. Sie ist es, die heute dem Arzt unentbehrliche Medicamente liefert, die Genussmittel billig, haudurmal unter als Zucker, Conservirungsmittel von weitverbreiteter Wirkung, das Aroma der Nahrungsmittel und des Waschtisches. Ihre Producte sind es, ohne die heute nicht nur die Kattun- und Druckereien, sondern auch die Wollenwaaren, die chemische Industrie, der Bergbau, der Hüttenbetrieb nicht mehr in anderem Betrieb. Bei dieser Vielseitigkeit der Anwendung ist es klar, daß die Theerfarbenindustrie mit einer großen Zahl von Industriezweigen in engstem Connex stehen und sie auf [illegible] Entwickelung [illegible] Wohl man dazu [illegible] Ausfuhrziffer [illegible] Rohmaterial [illegible] Arbeiterzahl [illegible] Dividenden [illegible] Zahlen [illegible] Wenn [illegible] Verhältnisse [illegible] Ausland [illegible] Schwierigkeiten [illegible] Fabrikation [illegible] Arbeiter [illegible] Schulbeispiel von dem Segen des Zusammenarbeitens von Wissenschaft und Praxis. Ich glaube sie hier deshalb nur kurz behandeln zu dürfen.

Die materiellen Bedingungen, unter denen die organisch-chemische Industrie im Beginne ihrer Entwickelung in den Sechzigerjahren in Deutschland zu arbeiten hatte, waren sehr ungünstig. Das Ausgangsmaterial, aus dem fast sämmtliche Farbstoffe &c. dargestellt werden, der bei der Leuchtgasfabrication als Nebenproduct abfallende Steinkohlentheer, musste damals fast ausschließlich aus England bezogen werden. Das Gleiche galt von den zahlreichen anorganischen Producten, welche bei der Verarbeitung des Theers in Betracht kommen, von der Schwefelsäure, der Salzsäure, der Soda, dem Aetznatron, dem chemischen Kali u. a. m. Auch hier übte England lange Zeit hindurch eine schwer zu überwindende Suprematie aus, mit der die deutsche Industrie hart zu kämpfen hatte. Noch 1873 hatte die Soda- und Schwefelsäure-Industrie eine schwere Krisis durchzumachen durch die Herabsetzung des Einfuhrzolls auf calc. Soda von 4 auf 1·5 Mark. Sie erstarkte allmählich, nicht zum wenigsten durch den Conner mit der Farbenindustrie, die ihr stets neue Aufgaben stellte, durch deren Bewältigung sie immer leistungsund concurrenzfähiger wurde. So stellte sich bei der Fabrication des Alizarins sehr bald das Bedürfnis nach rauchender Schwefelsäure heraus, die bis dahin ausschließlich von einer österreichischen Fabrik (Joh. Dav. Stark) geliefert wurde. Angesichts dieser Lebensfrage gelang es sehr bald, auf Grund einer Beobachtung von Professor Clemens Winkler in Freiberg, das mittelalterliche Verfahren des Nordhäuser Vitriolols durch eine elegantere Synthese zu ersetzen, die zugleich ein höher procentiges Product liefert. Die Fabrication erfolgte anfangsmäß in Deutschland, Oesterreich hörte auf zu concurrieren. Derselben Alizarinindustrie verdankt Deutschland die Productionssteigerung des Aetznatrons, die Fabrication der Chrompräparate u. a. m.

Die ursprünglich materiell ungünstigen Productionsbedingungen der Industrie in Deutschland besserten sich allmählich, auch hinsichtlich des Bezuges von Theer, aber sie behielt noch lange den ausgesprochenen Charakter einer Veredelungsindustrie. Noch 1899 bezog Deutschland einen 6000 Tonnen Rohanthracen aus England in Weete von circa 475 Millionen Mark und exportierte Anthracenfarbstoff für 12·5 Millionen.

Die Motive für das Aufblühen der Industrie müssen also anderswo gesucht werden; sie sind vornehmlich geistiger Natur. Es war ein günstiges Zusammentreffen, dass gerade in den Sechziger- und Siebzigerjahren die wissenschaftliche Forschung in Deutschland infolge der genialen Theorien von Professor Kekulé in Bonn die fragenweise organische Chemie bevorzugte, das heißt vorwiegend diejenigen Verbindungen bearbeitete, welche im Steinkohlentheer enthalten sind, respective aus ihm dargestellt werden konnten. Nun war die Theerfarbenfabrication in ihren Anfängen eine wesentlich empirische Industrie. Die ersten Farbstoffe (Mauvein, Fuchsin) waren durch Zufall entdeckt, ihre Bildungsweise war räthselhaft, ihre Zusammensetzung unbekannt; ihre abnormen Eigenschaften gaben den Anreiz, das Gebiet wissenschaftlich zu bearbeiten, und sobald erst die theoretischen Verhältnisse aufgehellt waren, konnte das planlose empirische Herumprobieren verlassen und mit sicherwissender Methode vorgegangen werden. Die kann auch bald die schönsten Erfolge zeitigte.

Aber schon vorher waren der Industrie vom Baum der Wissenschaft köstliche Früchte zuteil geworden. Schon 1868 gelang Graebe und Liebermann im Laboratorium von A. von Baeyer die künstliche Darstellung des Krapp-Farbstoffes, des Alizarins, aus dem Anthracen des Steinkohlentheers. Die wissenschaftliche That wurde schnell durch den genialen Leiter der Badischen Anilin- und Sodafabrik Dr. Caro ins praktische übersetzt, und binnen wenigen Jahre war das Schicksal der Krapppurzel besiegelt und die blühenden Krappculturen Südfrankreichs mussten aufgegeben werden. Aehnlich ergieng es der Cochenille durch die Einführung der sogenannten Azofarbstoffe, deren Fabrication auf den wissenschaftlichen Untersuchungen von P. Griess basiert. Aehnlich wird es in nicht zu langer Zeit auch dem wichtigsten und ältesten der natürlichen Farbstoffe, dem Indigoblau, ergehen. Die Synthese desselben aus Theerteilen des Steinkohlentheers war bereits vor mehr als dreißig Jahren von A. von Baeyer, bei denen eine praktische Ausbeute in seiner Weise vorlag und die ein reiches industriell verwertet wurden. Es braucht nicht auf die eminente nationalökonomische Bedeutung einer solchen Synthese hingewiesen werden, durch die der tropische Pflanzengehalt von Indien, an Werthe von [illegible] Millionen Gulden jährlich in Frage gestellt wäre.

Es wird [illegible] hier die zahlreichen Farbstoffe, die [illegible] Laboratorien [illegible] Zeiten, und andere, die [illegible] Interesse [illegible] Aufgabe, welche die Industrie der wissenschaftlichen Forschung verdankt. Nur letzteren erinnere ich nur an [illegible] an das Saccharin, an das Antipyrin, deren Darstellung [illegible] Werth [illegible] Entwickelung der Industrie [illegible] Arbeitern wissenschaftlicher

Sehr bald wanderten Assistenten und Schüler der Professoren in die Werkstätten, wirkten hier im Sinne ihrer Meister und Lehrer und gaben der Industrie jenes charakteristische wissenschaftliche Gepräge, das in diesem Maße keine andere zeigt. Der enge Connex zwischen Praxis und Wissenschaft ist auch heute erhalten geblieben und wie vergalt auch die Industrie die Anregungen, die ihr von außen zukamen! Sie unterstützte ihrerseits wieder in freigebiger Weise die wissenschaftliche Forschung durch Beschaffung von Arbeitsmaterial, das früher kaum zugänglich gewesen war, durch Mittheilung von Beobachtungen, durch Ausführung von Arbeiten für wissenschaftliche Zwecke, für welche sich die Dimensionen oder Mittel der Universitätslaboratorien als ungenügend erwiesen; denn sehr bald entwickelten sich die Farbenfabriken zu wahren Musterlaboratorien, denen keine technische Aufgabe zu schwer war. In der That kommen denn auch diese Fabriken in erster Linie in Betracht, wenn es sich um fabriksmässige Darstellung besonders heikler Präparate handelt, wie beispielsweise des Diphtherie-Serums, für dessen Fabrication die Farbwerke Höchst eine musterzeitige Anlage besitzen.

Bei der Entwicklung der Industrie darf ein weiteres wichtiges Moment nicht außeracht bleiben: die Patentgesetzgebung. Noch in den Siebzigerjahren konnte man hier und da Bedenken hören, ob es mit der Würde eines akademischen Lehrers vereinbar sei, wissenschaftliche technisch brauchbare Entdeckungen materiell zu verwerten. Derartige Anschauungen sind mit Recht heute überwunden, und das Recht auf Schutz des geistigen Eigenthums wird auch von der Industrie ohne Einschränkung anerkannt. Dieser Schutz existierte aber anfänglich in Deutschland nicht, der Erfinder war meist seiner Entdeckung in kurzer Zeit durch die Fabrikationsgeheimnisse zu Fällen, um eine Ausbeutung durch andere zu verhindern, dann in den einzelnen Staaten Deutschlands war eine Patentierung entweder ausgeschlossen oder sehr erschwert. Das Fehlen eines Patentgesetzes veranlasste einen W. Siemens damals, den Schwerpunkt seiner industriellen Thätigkeit zeitweise nach England zu verlegen, das sich seit dem siebzehnten Jahrhundert eines Patentgesetzes erfreut. Die Lage änderte sich erst nach der Gründung des Deutschen Reiches, und die Folgen des 1877 erlassenen Patentgesetzes lassen sich speciell für die Farbstoffindustrie nicht hoch genug anschlagen. Von jetzt ab wurden alle Erfindungen ohne Ausnahme in Patentschriften veröffentlicht, die hierdurch eine der wichtigsten Quellen für die Kenntnis der Industrie, eine Fundgrube für interessante technische wie wissenschaftliche Beobachtungen geworden sind. Ich lasse hierüber dem berufensten Vertreter, dem ehemaligen Leiter der badischen Anilin- und Sodafabrik, H. Caro, das Wort, der sich über die Folgen des Patentgesetzes in folgender Weise in seinem classischen Aufsatz: „Ueber die Entwicklung der Theerfarbenindustrie“ aussprich:

„Mit dem Schwinden des Fabrikgeheimnisses ist der Farbstoffindustrie ein ungeahnter Segen erwachsen. Jede in die Oeffentlichkeit tretende Erfindung hat beschleunigend auf die Arbeitsthätigkeit aller eingewirkt und neue Erfindungen oder Verbesserungen nach sich gezogen. Der Wetteifer ist dadurch auf das Höchste angefacht, das Gebiet nach allen Richtungen durchforscht, die Summe der Erfahrungen ins Unermessliche gesteigert worden. Die Verbesserung, die Verbilligung der Producte, die Verringerung ihres Preises und — in naturgemäßer Folge — die Ausbreitung ihrer Verwendungen ist das Resultat.“

In der That hat die Farbenfabrication durch die Patentgesetzgebung erst ihren gegenwärtigen Charakter erhalten. Nur patentierte Erfindungen bringen meist einen hohen Gewinn, nach Ablauf des Patentes (15 Jahre) wird die Erfindung Gemeingut aller: daher das rastlose Streben, stets Neues und Gutes zu bringen, der erstaunliche Reichthum der Fabriken an der Spitze der wissenschaftlich ausgebildeten Chemiker, von denen in jeder größeren weit über 100 thätig sind. Eine Fabrication, die sich auf nicht patentierte Artikel beschränkt, ist heute kaum noch rentabel. Die Patentgesetzgebung bildet einen mächtigen Factor in der Erziehung des Volkes zu industrieller Arbeit.

Resümieren wir das Vorstehende. Die deutsche organisch-chemische Industrie entwickelte sich in drei Decennien aus kleinen Anfängen zu einer den Weltmarkt beherrschenden, trotz ungünstiger Productionsbedingungen, durch das Zusammenwirken mit der Wissenschaft, geschützt durch eine einsichtige Patentgesetzgebung.

Wie liegen die Verhältnisse in Oesterreich? Zunächst die materielle Seite der Frage. Eine Vorbedingung für die Existenz einer organisch-chemischen Industrie wenn auch, wie das Beispiel der Schweiz zeigt, keine absolut nothwendige ist das Vorhandensein einer anorganisch-chemischen Grossindustrie, welche die nothwendigen Säuren, Soda, Aetznatron 2c. zu einem auskömmlichen Preise zu liefern imstande ist. Eine solche ist vorhanden, doch arbeitet sie unter ungünstigeren Productionsverhältnissen als die deutsche. Von ihren drei Lebensfactoren, Kohle, Salz, Schwefel, stellt sich nur die Kohle ohne billiger als in Deutschland. Salz ist bekanntlich Staatsmonopol, daher wesentlich theurer, und die Regierung hat sich bisher nie entschließen können, zu Gunsten der chemischen Industrie erheblichere Ausnahmebegünstigungen eintreten zu lassen. Schwefel wird in Deutschland und England auf Schwefelsäure meist in Form von Schwefelkiesen spanischer Provenienz (Rio Tinto) verarbeitet, die auf dem billigen Wasserwege den Rhein, resp. die Elbe aufwärts transportiert werden und erst tief in Oesterreich mit den etwas minderwertigen österreichischen zusammenstoßen. Die Producte der chemischen Grossindustrie werden daher — wenn nicht hier und da locale Vortheile, wie Wasserkraft, elektrolytische Betriebe, mitwirken können — in Oesterreich voraussichtlich stets etwas theurer sein als in Deutschland. In der That concurriert gegenwärtig Schwefelsäure aus Höchst bei Frankfurt a. M. in Wien mit Erfolg gegen die heimische.

Bezüglich des Gütheers liegen die Verhältnisse gleich. Die Verarbeitung auf die der Industrie nothwendigen Bestandtheile wird auch bereits in einigen österreichischen Fabriken (meist allerdings Filialen deutscher) ausgeführt, die sehr wohl wären, ihre Fabrikate in Oesterreich abzusetzen, statt sie zu exportieren.

Ein anderer Umstand könnte bei oberflächlicher Betrachtung als Vortheil einer zukünftigen österreichischen Industrie gegenüber der deutschen angesehen werden: die wesentlich niedrigeren Arbeitslöhne in den Gegenden, welche für derartige Neugründungen prädestiniert sind (Nordböhmen 2c.). Dieselben werden jedoch fast genau aufgewogen durch geringere physische, wie namentlich intellectuelle Leistungsfähigkeit, und es käme für eine Fabrik, die sich nothwendiger Weise einen festen Bestand von eingearbeiteten Kräften erhalten muss, hier eher ein Nachtheil heraus durch die Nothwendigkeit der Versorgung einer größeren Anzahl von Köpfen Arbeiterwohnungen, Pensionsfonds 2c.

Weitere Nachtheile bezüglich der Productionsbedingungen in Oesterreich auch nicht gerade das Gedeihen einer organisch-chemischen Industrie, so können sie doch auch auf keinen Fall ein ernsthaftes Hindernis bilden. Sehr viel schwerer würde dagegen der Mangel an geistiger Unterstützung seitens der Wissenschaft in die Wagschale fallen. Warum eine solche zunächst kaum zu erwarten ist, kann hier nur angedeutet werden. In der Pflege der reinen Wissenschaft, wie sie in den Laboratorien der Universitäten gelehrt wird, steht Oesterreich Deutschland wohl quantitativ aber kaum qualitativ nach. Leider hat hier die Forschung meist eine Richtung eingeschlagen, die sie nur ausnahmsweise mit der Industrie in Berührung bringen kann. Dies „leider“ bezieht sich natürlich nur auf die Industrie, nicht auf die Wissenschaft, denn es wäre ein vollständiges Verkennen der Aufgaben derselben, wenn man glauben würde, ihr eine industriefreundliche Richtung empfehlen zu dürfen. Dagegen dürfte man schon erwarten, dass die berufenen Vertreter der organischen Technologie an den technischen Hochschulen in dieser Richtung etwas Thatsächliches leisten. „Es ist allgemein zugegeben, dass die Blüte der Chemie als Wissenschaft wie als chemische Technik in Deutschland der von Liebig inaugurierten wissenschaftlichen Lehrmethode zu danken ist, bei der man sich nicht damit begnügt, den Studierenden Kenntnisse und gewisse Fertigkeiten beizubringen, sondern sie zum selbständigen Forschen heranzubilden bestrebt ist. Und ebenso unbestritten ist es, dass die diesem Unterrichte gestellte Aufgabe nur dann lösbar ist, wenn der Lehrer selbst durch eigene Forschung seine Wissenschaft pflegt und fördert.“[*]) Geschieht dies nicht, so sinkt die technische Hochschule herab und wird nur ausnahmsweise Kräfte zu liefern imstande sein, die größeren Aufgaben gewachsen sind.

Hängen diese Verhältnisse vielleicht mit dem Schülermaterial zusammen? Ich bin in der glücklichen Lage, dies aus eigener Erfahrung verneinen zu können, und mein Urtheil stimmt hierin auch mit dem meiner deutschen und Schweizer Collegen überein. Die österreichischen Studenten stehen den deutschen intellectuell in keiner Hinsicht nach. Beweis dafür unter anderem die auerkannt gute Ausbildung in anorganischer und pharmaceutischer Chemie, die die hiesige österreichischer Hochschulen seit durchwegs besitzen, und ihr zahlreicher Besuch ausländischer Polytechniken und Hochschulen behufs Vervollständigung ihrer Kenntnisse in organischer Chemie und Technologie. Freilich bleibt dann eine nicht geringe Anzahl und zwar gerade die Besten — dauernd im Auslande thätig und erhöht die „active Handelsbilanz Oesterreichs auf geistigem Gebiet“, ob zum Vortheil Oesterreichs, mag der Leser entscheiden.

Sein Augenmerk externt sich auch Oesterreich nach langen Bemühungen einsichtiger Parlamentarier (z. B. Exner) einer Patentgesetzgebung, die der deutschen im wesentlichen nachgebildet ist, und es hat überdies das Glück gehabt, einen Mann an die Spitze des Patentamtes stellen zu können, dessen Persönlichkeit manche Mängel der Institution wett zumachen geeignet ist. Beck v. Mannagetta. Wird das neue Patentgesetz von wesentlichem Einflusse für unsere Industrie sein? Nunächst nicht, denn aus obigen Gründen fehlt es an „Erfindern“, sondern wird es vielmehr die ausländischen Erfinder und Fabriken daraus Nutzen ziehen, ihre durch österreichische Patente geschützten Producte importieren und dem österreichischen Consumenten ihre Monopolpreise dictieren. Freilich in dieser Fall vorgesehen, und das Patentgesetz bestimmt in § 27, dass österreichische Patente innerhalb einer gewissen Frist auch in Oesterreich aus-

[*]) Prof. v. Pechmann, Nat. Ztg. 1. Aug. 1899.

Digitized by Google

geübet werden müssen. Würde die Bestimmung rigoros durchgeführt werden, so würde zweifellos erfolgen, was in Frankreich bereits längst eingetreten ist. Die deutschen Fabriken würden sich veranlasst sehen, entweder selbst Filialen in Oesterreich zu errichten oder Lizenzen an österreichische Fabriken zu geben, beides Eventualitäten, die im Interesse der Sache zu wünschen wären, wenn zunächst nichts besseres in Aussicht steht. Leider ist aber die Fassung des § 27 keine sehr präcise, und es besteht die begründete Befürchtung, dass die patentrechtliche Entscheidung über die Auslegung einer Erfindung in Oesterreich solange hinausgeschoben werden kann, bis die Erfindung nichts mehr weit ist und der Erfinder auf sein durch neue Entdeckungen überholtes österreichisches Patent verzichtet. Nur eine unzweideutige, energische und industriefreundliche Auslegung des Gesetzes seitens der Patentbehörde lässt hier einen Nutzen für die Industrie hoffen.

Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts. *)

Von Prof. Dr. Theobald Ziegler (Strassburg).

I.

Formosa in pissem mulier formosa superne — das ist vorläufig für mich das Urtheil über die beiden ersten uns vorliegenden Lieferungen von Chamberlains grossem Werk über das neunzehnte Jahrhundert und seine Grundlagen. Formosa superne — das gilt ohne alle Einschränkung von den beiden ersten Capiteln über griechische Kunst und Philosophie und über römisches Recht, und ich möchte dabei das formosa im Sinne des Geistvollen und Paradox-Geistreichen recht energisch betonen. Mit dem Uebergang zu der Erscheinung Christi in der Welt und zu dem Eintritt der Juden in die abendländische Geschichte kommt aber dann leider der Fischschwanz zum Vorschein, der nun immer sichtbar bleibt und den bis dahin in günstigen Eindruck stört und zerstört. Der Grund davon liegt in der pikret antisemitischen Grundstimmung des Verfassers, der er sich gar nicht erwehren kann von deren Einfluss er sich gar nicht mehr freimachen kann. Von da an ist alles tendenziös und vieles schief, und weil man nun den Hintergrund und Zweck seiner Paradoxien durchschaut oder misstrauisch zu durchschauen glaubt, hören sie mehr und mehr auf, interessant zu sein und Eindruck zu machen.

Doch zuerst zum Plan des Werkes, den der Verfasser selbst zu Anfang sehr eingehend darlegt. Auch er will, wie ich das in meinem Buch über das neunzehnte Jahrhundert gethan habe, die geistigen und socialen Strömungen, die gegen seinen Ideen und die Bedeutung derselben für unser Jahrhundert schildern und feststellen. Aber er kennt die Schwierigkeit des Unternehmens, die Ueberfülle der Arbeit, die viel mehr, als meine Kritiker das gemeint haben, mit Resignation und eigener innerer Unzufriedenheit zu kämpfen hat. Darin findet er einen Ausweg und weiss, geschützt als ich, der ich mich ohne Deckung den Stoßen der Kritik preisgab, denselben auszuweichen, indem er das Thema dadurch „bändigt", dass er es weiter, viel weiter fasst, dass heißt, indem er zunächst überhaupt nicht vom neunzehnten Jahrhundert redet, sondern in einem gewaltigen Band von etwa 1000 Seiten die Grundlagen desselben erörtert. Von den 2500 Jahren, die dem neunzehnten Jahrhundert historisch vorangehen, ist also in diesen ersten Theil der Rede und nicht von unserer Zeit. Dabei gilt es aber nochmals zu scheiden. Die neue Zeit und Welt, in der wir leben und leben, nimmt nach Chamberlain ihren Anfang aus Jahr 1200, mit den „Mundmen" wie Mittelalter und Renaissance zu unterscheiden. „Das Gemälde der Meinungen in dieser weltbürgerlichen Bestimmung als Begründer einer durchaus neuen Civilisation und einer durchaus neuen Cultur bildet den Angelpunkt." Das Jahr 1200 kann als der mittlere Augenblick dieses Gemäldes bezeichnet werden." Ueber diese Datierung werden wir uns mit dem Verfasser ein auseinandersetzen können, wenn die dritte Auflage des ersten Bandes erscheinen wird. Die beiden vorliegenden Lieferungen sind noch nicht einmal so weit. Sie gehen über das Jahr 1200 und 2000 Jahre zurück und behandeln also den Hintergrund, auf dem sich erst einmal diese ganze Welt in all ihren Farben und Formen abzeichnet, zwei volle ganze Bücher.

[illegible] Buch [illegible] Buch [illegible] Buch [

und der durch sie begründeten künstlerischen Cultur treu geblieben! Hättet ihr auf eure Heraklit und Xenophanes und Sokrates und Plato, und wie sie alle noch heißen, nicht gehört, sondern euren göttlichen Dichtern vertraut!“ Und nun geht's in raschem Tempo weiter: „Nein, die Griechen waren keine großen Metaphysiker,“ und ebensowenig waren sie Moralisten und Theologen. Gleich darauf heißt es dann freilich, ihre Philosophen haben unserer Wissenschaft, einschließlich der Logik und Ethik vorgearbeitet, sie haben unserer Theologie vorgearbeitet, ihr poetisch-schöpferisches Genie habe Ströme von Licht über die Wege ausgegossen, die spätere Speculation und Geistesforschung wandeln sollte; aber noch einmal: „als Metaphysiker waren sie von verhältnismäßig weit geringerer Bedeutung“; und so wird Erwin Rohde recht hart angelassen, daß er die Griechen das gedankenreichste der Völker nennt und behauptet, ihre Philosophen hätten der ganzen Menschheit vorgedacht. „Es ist nicht wahr, daß die Griechen der ganzen Welt vorgedacht haben: vor ihnen, neben ihnen, nach ihnen, hat man tiefer, schärfer, richtiger gedacht. Es ist nicht wahr, daß die geheimnißvolle Theologie des Aristoteles als unum der Stützen der Gesellschaft das Beste ist, was gesagt werden konnte; diese jesuitische, scholastische Sophisterei ist die schwarze Pest der Philosophie geworden. Es ist nicht wahr, daß die griechischen Denker die alte Religion gereinigt haben: vielmehr haben sie gerade dasjenige an ihr angegriffen, was ewige Bewunderung verdient, nämlich ihre freie, rein künstlerische Schönheit; und indem sie vorgaben, rationelle Wahrheit an die Stelle der symbolischen zu setzen, griffen sie in Wirklichkeit nur zum Volksaberglauben, und setzten bisher, in Ermangelung gehaßt, auf den Thron, von dem sie — im Verein mit dem Pöbel — die ein ewig Wahres verkündende Poesie herabgestürzt hatten.“

Steht so die griechische Kunst weit über der hellenischen Philosophie — dort wirkt das Nationale wie Schwingen, welche den Geist zu Höhen emportragen, wo alle Menschen Brüder werden; diese ist im Gegentheil im beengenden Sinn an ein bestimmtes nationales Leben gekettet und durch dasselbe allseitig beschränkt so geht es der griechischen Politik wohlweis schlecht. „Erbärmlich“ nennt er ihre Geschichte und klagt, daß wir noch immer verpflichtet werden, „unser armes Gehirn mit endlosen Namenregistern ruhmredniger Herrn auf ades. atos, eines, eiton u. s. w. vollzupfropfen und uns womöglich für die politischen Schicksale dieser grausamen, kurzsichtigen, von Selbstliebe geblendeten, auf Sclavenwirthschaft und Müßiggängerei beruhenden Demokratien zu begeistern.“ „Wo die politischen Charaktere, sowohl einzeln wie in Massen betrachtet, so jämmerlich sind, da kann gewiß keine große Politik geblüht haben.“ „Daß nie gar den Begriff von der Würde, von der Ehre gerecht haben sollen, das ist ein untergeschobenes Wahnbild: denn zur Freiheit gehört vor allem Vaterlandsliebe, Würde, Pflichtgefühl, Aufopferungsfähigkeit — dagegen hören die hellenischen Staaten, vom Beginn ihrer Geschichte an bis zu ihrer Unterdrückung durch Rom, niemals auf, die Feinde ihres gemeinsamen Vaterlands gegen die eigenen Brüder herbeizurufen, ja innerhalb der einzelnen Stadtregierungen, sobald ein Staatsmann gestürzt ist, eilt er fort, sei es zu anderen Hellenen, sei es zu Persern oder Cyprern, später in den Römern, um mit ihrer Hilfe seine eigene Stadt zugrunde zu richten.“ Es ist immer müßlich, auch einmal die Verkehrte der Medaille zu sehen, und es ist daher ein Verdienst von Julius Schwarz, sie uns auch von der athenischen Demokratie gezeigt zu haben: aber in einem zusammenschauenden Werke hätte Chamberlain doch besser gethan, die beiden Seiten ins Licht zu stellen und nicht an die Stelle der alten „Vorurtheile, Phrasen und Lügen“ ebenso einseitig diese neue Weisheit zu setzen.

Wer Rom beginnt er mit der Geschichte; denn neben dem römischen Recht steht der römische Staat. Da drängt sich ihm sofort der Gedanke voran, daß der große Wendepunkt in dieser historischen Entwickelung Cäsar ist. Aber nicht zum Guten, sondern zum Schlimmen. „Man sagt, Cäsar sei ein Retter Roms gewesen, nur zu früh hin weggerafft, ehe er sein Werk vollenden konnte: das ist falsch. Ein Mann kann noch so groß sein, frei ist er nie, keine Vergangenheit schreibt seiner Gegenwart gebieterisch die Richtung vor; hat er einmal das Schlechtere erwählt, so muß er fortan schaden, er mag wollen oder nicht, und schwerer als sich ganz Allein-herrscher auf, im Wahne nunmehr lauter Gutes wirken zu können, so wird er an sich selber erfahren, daß die Macht der Könige am wirksamsten in der ‚Verhinderung‘ ist.“ Es hängt dieses Urtheil mit Chamberlains Anschauung zusammen, daß „Roms ganze wahre Größe eine anonyme Volksgröße“ gewesen. Nun nicht die Schöpfung einzelner Männer, sondern eines ganzen Volkes sei; und daher sich in Rom, „wer anders sein wollte als die Genossen, ein schlechter Bürger“. Wobei man doch fragen darf, ob denn nun auch wir dieses Urtheil der Römer einfach acceptieren und es zu Unsinnen Cäsars gelend machen müssen. Nicht nur, aber kaum je mit solcher Emphase vorgetragen ist der Gedanke, daß die Römer kein erobertes Volk gewesen seien: was sie zum Siege reich, war ihre Liebe zur Heimat; nicht Eroberungslust, sondern ihre „zwangslose Fülle zu fort schreitenden Erweiterung des Staates. Dabei drängt sich schon hier der Antisemitismus als bestimmend ein, wenn Chamberlain das delenda Carthago und das delenda Hierosolyma als besondere Großthaten Roms feiert. Aber sollte es auch wahr sein, daß die Römer Carthago gegenüber „mehr, als sonst bei ihnen üblich, den niedrigeren Eingebungen der Rache, vielleicht sogar der Eifersucht gefolgt sind, so muß ich unsowohl die unfehlbare Sicherheit des Instinktes bewunden, welche sie, selbst dort, wo sie von bösen Leidenschaften verblendet waren, dasjenige treffen ließ, was nur irgend ein kühl berechnender, mit prophetischem Blick begabter Politiker zum Heil der Menschheit von ihnen hätte fordern müssen.“ Wie er denn freilich nach allen diesen Lobsprüchen sagen kann: „Jene ich römische Geschichte, so muß ich schaudernd mich abwenden“, gehört zu den von Widersprüchen wimmelnden Paradoxien des Buches; wobei man nicht vergessen mag, daß Widersprüche den Eindruck des Geistreich-Paradoxen keinen Abbruch thun. Zunächst hat es übrigens nur den Zweck, den Gegensatz uns so energischer hervortreten zu lassen, wenn er fortfährt: „Betrachte ich die zwei unvergleichlichen Schöpfungen dieses Volkes, den geordneten Staat und das Privatrecht, so kann ich nur in stummer Verehrung mich vor einer solchen geistigen Größe verneigen.“

Freilich bildet das von Rom auf uns überkommene politische und staatsrechtliche Erbe eine ziemlich verwickelte und verworrene Masse, einmal weil Rom 2500 Jahre lang bestand, zunächst als weltbeherrschender Staat, später als mächtige Staatsidee, „wodurch die Einheit des Impulses sich in eine ganze Reihe von Anstößen auflöste, die sich häufig gegenseitig aufhoben“; dann weil das Werk dieses indoeuropäischen Volkes später von den fabilisten Geistern der westländischen Mischvölker verbreitet und gebrauchbar wurde, was abermals die Einheit des Charakters verwischte.“

Sehr klein sind dann aber wieder die Gedanken über die Jurisprudenz als Technik und über die Leistungen der Römer auf dem Gebiete des Privatrechts. Auch den gordischen Knoten, die Frage nach einem Naturrecht, möchte Chamberlain „nicht zerhauen, sondern lösen“: wenn er aber bereitet, daß „der Begriff Naturrecht eine flagrante contradictio in adjecto enthalte“, so fürchte ich, daß das seine Lösung wohl aber in dem Augenblick ein Rückschritt ist, wo dieser Begriff eben anfängt, in verwandelter und haltbarer Gestalt wieder lebendig zu werden. Gerade Chamberlains Bestimmung, das durch das Recht „eine willkürlich festgesetzte Form für nunmehr ewig unveränderlich erklärt werde“, hätte ihn stutzig machen und ihn den auch jetzt noch brauchbaren Kern aus der sprachlichen Schale des alten „Naturrechts“ herauslösen lassen müssen.

Das Recht wird hauptsächlich von zwei Dingen bestimmt, von dem moralischen Charakter des Volkes in dem es existiert, und von dessen analytischem Scharfsinn: aus der glücklichen Mischung beider ergab sich für die Römer die Möglichkeit, ein geradezu vollkommenes Rechtsgebäude aufzuführen. Den Semiten fehlte dazu der moralische Untergrund, den Deutschen der Scharfsinn. Seiner Vollkommenheit wegen aber ist römisches Recht ebenso unvergleichlich und unnachahmlich wie hellenische Kunst. Und so erklärt es Chamberlain — trotz aller „fächerlichen Denkschtshimelei“ — für falsch, von einem deutschen Recht zu reden, welches uns durch die Einführung des römischen gerandt worden sei: „es hat nie ein deutsches Recht gegeben, sondern lediglich ein Chaos von widersprechenden Rechten, ein besonderes für jeden Stamm.“ Und ebenso sei es zugenau, von einer Recipierung des römischen Rechts zwischen dem 13. und dem 16. Jahrhundert zu sprechen: „denn die Germanen haben von ihrer ersten Berührung mit dem römischen Reich an ununterbrochen recipiert.“ Verdeckt wird uns die Unvergleichlichkeit dieser römischen Leistung allerdings durch den Umstand, daß das uns gelänige institutionelle corpus iuris — nur die einbalsamierte Leiche des römischen Rechtes ist.

Die Grundlage des römischen Staates und Rechtes ist die Familie. Ihre feste Organisation bestimmte das ganze römische Leben, die Moral der Männer, die Beschaffenheit der Kinder, die Sorge, das Erworbene zu erhalten und zu vermehren, und endlich auch die Vaterlandsliebe. So ist das weltvolle Erbe Roms die Heiligkeit der Familie und die hochgeachtete Stellung des Weibes, wodurch unsere Civilisation sich von der hellenischen und von den verschiedenen Abarten der semitischen und asiatischen so vortheilhaft unterscheidet. „Soweit man auch suchen kann, unsere Ehe ist allein diejenige ihre Weiber nicht beleidigt hat behandelt haben“: „das Ehrieutenthum bedeutet durchaus keine Sanktung der Familie, im Gegentheil, sein eigentliches Wesen ist, daß es alle politischen und rechtlichen Bande zerreißt und jedes einzelne Individuum auf sich selbst stellt, es ist von Haus aus eine anarchische Macht, eine anti politische.“ Nein, daß das Weib in Europa eine Seite höherer rechtlicher Stellung erlangte, das war römisches Werk, und die Familie ist es auch, die einzig und allein in Rom, und zwar „so wie, wie sie die Welt nie wieder gesehen hat.“

Noch so viel gerundetem Ich kommt man auch hier wieder das absprechende Urtheil über römische Poesie und Sprache. „Diese dürftige Poesie und lateinische Sprache zusammenthun, in dem einen Begriff „klassische Literatur“, ist ein Beweis von unglaublicher Gedankenlosigkeit und von einer bedauerlichen Unkenntnis des Wesens und Wertes genialer Kunst.“ Nun ja, lateinischer Dichtung,

Digitized by Google

bis es in Verwesung kommt, denn in Rom war ja das Genie verboten. Den einen Lucrez nimmt er aus, mit Recht; sonst lässt er nur die Technik der römischen Versschmiede gelten: „Die Gedichte des Horaz sind technische Meisterstücke". Daher würde es Chamberlain auch lieber sehen, wenn man an Stelle der lateinischen die griechische Sprache als allgemeines Bildungsmittel verwendete. Will man sie aber beibehalten, so „zeige man sie dort am Werke, wo sie Unvergleichliches leistet und das vollbringt, was nie eine andere Sprache gekonnt hat, noch können wird: beim plastischen Ausbau rechtlicher Begriffe. Man sagt, die lateinische Sprache bilde den logischen Sinn: ich will es glauben, wenn ich auch nicht umhin kann zu bemerken, dass man gerade in dieser Sprache während der scholastischen Jahrhunderte, trotz aller Logik, mehr Unsinn geschrieben hat, als je in einer andern. Wodurch hat aber die lateinische Sprache einen Charakter von so grosser, wortlarger Bestimmtheit erlangt? Dadurch, dass sie ausschließlich als Geschäfts-, Verwaltungs- und Rechtssprache ausgebildet wurde. Dort zeige man sie unseren Jünglingen am Werk. Die grossen Rechtslehrer Roms haben eo ipso das schönste Lateinisch geschrieben, dazu und nicht zum Versschreiben war ja diese Sprache da: die maßlose durchsichtige, jede Missdeutung ausschließende Satzbildung war ein wichtigstes Instrument juristischer Technik; aus dem Rechtsstudium allein hat Cicero seine scholastischen Vorzüge geschöpft." Voraus man freilich folgern könnte, dass man nach wie vor Cicero in unseren Schulen weiterinterpretieren soll, was Chamberlain doch eigentlich nicht will und wollen kann.

Hamlet in Frankreich.

Von Fernand Schmidt (Brüssel).

Unter den zahlreichen Schauspielern romanischer Rasse, die es — wie die Engländer sagen — auf dem Continente verstehen, die Rolle des Hamlet darzustellen, scheinen besonders drei hervorgeragt zu haben: es sind dies Mounier, Rossi und Mounet-Sully.

Mounier war ein echter „Romantiker"; er war es, der, als er den Othello spielen wollte, Studien an den Tigern des „Jardin des Plantes" anstellte. Er war wenig correct; aber selten, sagt man, wurde die sarkastische Seite der Gestalt besser ausgefeilt. Mounier war zu der Burbage'schen Tradition zurückgekehrt, vielleicht jedoch ganz unbewusst, da bei ihm der Instinct das Studium bei weitem überwog.

Rossi erinnerte eher an den von Fechter geschaffenen Typus: ein dänischer Prinz, der durch seine philosophische Geistesrichtung lebhaft von seiner noch barbarischen Umgebung absticht.

Mounet-Sully verkörperte den Peinzen in unvergleichlicher Weise.

Diese Wiederauferstehung des Hamlet an der „Comédie française" brachte übrigens bei dem Publicum nicht das hervor, was man gemeiniglich einen vortheilhaften Eindruck nennt; und in der „Revue des Deux-Mondes" schilderte M. Gauderay die Stimmung der Premiere sehr hübsch folgendermaßen:

„Die Zuschauer reden im Zwischenact sehr vorsichtig mit einander, da keiner sich zuerst blosstellen will.

„Nun?

„Nun?

„Ei! ich! ich finde es sehr interessant!

„Ich auch natürlich auch!

„Mounet-Sully in großartig!

„Herrlich!

„Und die Ausstattung, die Costume!

„Reizend wirklich!

„Nun dem Stück! spricht während der ersten Zwischenacte niemand. Während der letzten — wer hatte da den Mund gehabt, sich vor den anderen auszusprechen? Niemand; aber alle Welt wurde von Gähnen befallen. Die Gespräche hatten nun ein wenig anderes.

„Mounet-Sully?

„Ja, noch wie vor!

„Na, aber das Stück!

„Sie! hat! nun ja!

„Ich!

Es wurde dann auch von den Meisterwerken, welche die [illegible] Theaters sind, und die man „Zugstücke" [illegible] Hamlet nur die Darstellung, die Art, [illegible] Erfolg erzielt hatten. Die Hamlet-Tänzer [illegible] Anlass, um sich mit einander über die Frage [illegible] Ausstattungsstücke.

[illegible] ist nur ein Stück von Shakespeare, behaupten, [illegible] Zuschauer, die Gebildeter sind, den Zwischenact [illegible] Zeit [illegible] Costume [illegible] Hamlet [illegible] Schauspielern [illegible] Hamlet [illegible] Schauspielern [illegible] Hamlet [illegible] Schauspielern

Sinn und Unsinn, von Gesetzwissen und Anachronismen. Aber aus all dem lösen sich allmählich eine tiefe Psychologie, eine stürmische Ehrlichkeit der Empfindung und jene vage Trauer der Abenddämmerung im Herbst unter einem entzündenden Himmel, einem jener Himmel, von denen, nach Baudelaires Wort, die wehmüthigen Erinnerungen in Scharen herniedersteigen.

Dieser Hamlet ist weit entfernt von dem ritterlichen Auftreten, dem theatralischen Faltenwurf des Shakespeare'schen: weit entfernt von jener königlichen Müdigkeit, jenem fürstlichen Wesen, das ihm, allem zum Trotz, bis zum Schluss treu bleibt; fern sind noch die großen Flügel des Wahnsinns, die ihn ungleichmäßig, immer näher und näher, umrauschen. Der Hamlet des Jules Laforgue ist mehr aus unsern Tagen. Er wird verrückt werden, ja, er weiß es auch; aber es ist ihm ganz gleichgiltig; er hat sich damit abgefunden, und indem er das Ende, irgend ein Ende erwartet, unterhält er sich so gut er kann. Er schwindelt zu existieren, zu modellieren, zu schaffen-stellen. Er hält sich fuß für ein dichterisches Genie, und er ist es, der das rächerische Stück verfasst hat, das vor dem König und der Königin aufgeführt werden soll. Aber während er dessen Aufführung vorbereitet, verliebt er sich in die Schauspielerin Kate, den Stern der Truppe, einen „Typus", den er schon lange sucht; und sobald die Effectieene gelyeit ist, lässt er sein Rachewerk im Stich, lässt seine Pferde satteln und entführt seine neuentdeckte Weib-Effectbarung. Sie kommen am Friedhof vorüber; Hamlet will Ophelias Grab besuchen und trifft den Vaetrid, der ihn tödtet.

Einige Stellen daraus dürften gewiß interessieren; vor allem der Titel:

„Hamlet, oder die Folgen der kindlichen Liebe"

und das Motto:

„c'est plus fort que moi."

Oder weiterhin die Stelle:

„In Schwarz gekleidet, den kurzen Degen an der Seite, den Sombrero auf dem Kopfe, blickt Hamlet, im Fenster liegend, auf den Sund, den breiten, betriebsamen Sund, der gewohnheitsmäßig gleichgiltige Wellen abrollt, und wartet auf den Wind und die Stunde, um in Gedichterlaune mit den armseligen Fischerbarken zu tändeln dem einzigen Gefühl, dessen er unter dem Drucke des Verhängnisses, das auf ihm lastet, noch fähig ist). Hamlet ist in diesem Augenblicke in besonders gereizter Stimmung, denn er wartet auf die Schauspieler, die immer noch nicht kommen und auf die er so tragisch rechnet; überdies hat er soeben die Briefe der Ophelia zerrissen, die seit dem Tag zuvor verschwunden ist: die Briefe waren in kleinbürgerlicher Eleganz auf braunem, holländischen Papier geschrieben, das so zäh ist, dass Hamlets Finger vom Zerreissen noch heftig davon brennen.

„Wo mag sie nur um diese Stunde sein? Gewiss bei Verwandten auf dem Lande. Sie wird wohl zurück kommen: sie kennt ja den Weg. Uebrigens hätte sie mich auch niemals verstanden. Wenn ich so darüber nachdenke! Sie mochte noch so entzückend und noch so tödlich reizvoll sein — wenn man nur genügend fragte, kam doch die Engländerin zum Vorschein, die sich von Kindheit an mit der selbstsüchtigen Philosophie des Hobbes wolfgeeigen hatte. Des Hobbes, der da sagt: Nichts freut uns mehr an unserem Besitz, als der Gedanke, dass er dem der anderen überlegen ist. In dieser Weise hatte Ophelia mich geliebt, als ihr Eigenthum, und weil ich social und moralisch den Besitzthümern ihrer kleinen Freundinnen überlegen war. Und die kleinen Reden über Wohlbehagen und Comfort, die ihr von meiner Zeit, von mir die Lauben anzündet, entlehnlyten!" Ein behagliches Hamlet! Entsetzlich! Und dennoch, Ophelia, lieber kleiner Schatz! Komm' doch zurück! ich beschwöre dich! Ich will nicht mehr davon anfangen!"

Und noch weiter:

„Hamlet steckt dem Todtengräber einen Thaler in die Hand und verschwindet mit schleppender, correcter Haltung zwischen den Cypressen und den Grabmälern; von seinen Schicksalen, recht zweideutigen Schicksalen, niedergedrückt, weiß er nicht recht, wie er seine Rolle halbwegs anständig wieder aufnehmen soll. . . Ach hätte vielleicht noch zwanzig, noch dreißig Jahre zu leben, dann würde ich wie die andern dran glauben müssen! Wie die andern? — Ich und sterben? Ach was, wir sprechen später davon: wir haben ja noch Zeit. Sterben! Das steht fest. Man stirbt ohne es zu merken, wie man jeden Abend einschläft. Man ist sich des Uebergangs, der vom letzten klaren Gedanken in den Schlaf, in die Dämmacht, in den Tod hinüberführt, nicht bewusst. Das ist zugegeben! Aber nicht mehr sein, nicht mehr dabei sein, nicht mehr dazu gehören! — Nicht einmal mehr unlanbe sein, irgend einmal eines Abends die unsverbliche Traurigkeit an sein menschliches Herz zu pressen, die in einem einzigen kleinen musikalischen Accord enthalten ist!"

Und der Schlussatz: „Und alles kommt wieder in das Gleise: ein Hamlet weniger: das Gesäldecht ist darum nicht verloren, das sage man sich."

Im ganzen genommen hat Jules Laforgue, indem er uns seinen „Hamlet" gab, daraus ein Echo unserer Gedanken, unserer Gefühle, unserer Möglichkeiten für eine Einsankte-Existenz gemacht. Er hat, wie einer seiner Biographen meinte, einen Baudelaire'schen Hamlet geschaffen, ja noch etwas darüber. Die Rasse sei nicht ausgestorben, sagt er. Wahrlich nicht! Wir sehen sie heute vervielfacht zur Regel geworden. Lauter Hamlets — die Schriftsteller, Träumer, die auf dem Altar des modernen Lebens stehen, an das trübe Geländer der Laugeweile, der Unthätigkeit, der Zwecklosigkeit des Daseins gelehnt... Ein Franzöischer, von den englischen Nebeln gründerter Hamlet, ja ein Pariser Hamlet, weniger pathetisch, weniger episch, weniger exaltiert als der andere; dagegen willenskräftiger, ironischer, geistvoller, gelehrter, hoffnungsloser und bewusster dem Untergang zuteuernd.

Die Shakespeare'sche Schöpfung ist eine geniale Freske, dies hier eine nuanciertere, gleichfalls geniale Studie.

Segantini.

Segantini ist todt — der vierte große Hirtenjunge, den die Geschichte der italienischen Kunst verzeichnet. Vor sechs Jahrhunderten wurde durch Maler Cimabue der junge Giotto entdeckt, wie er, bei der Heerde sitzend, ein Schaf auf einen Steinblod zeichnete. Im fünfzehnten Jahrhundert folgten Andrea del Castagno und Mantegna. In unsern Tagen wiederholte sich die Giottolegende bei Segantini. In Arco ist 1858 blutarmen Leuten ein Kind geboren. Fünf Jahre später stirbt die Mutter. Der Bube wird nach Mailand zu einer Stiefschwester seines Vaters verdingt, lernt alle Noth, allen Jammer des Lebens kennen. Wie Watteau einst, fasst er einen großen Entschluss. In Paris, der Heimat alles Schönen, will er sein Glück versuchen. Doch der Weg von Mailand ist weiter als der von Valenciennes. Ermattet sinkt er eines Abends am Eingang eines Alpendorfes nieder. Ein Bauer nimmt ihn als Hirtenbuben in Dienst. Und nun geschieht, was man nicht glauben würde, wenn es nicht im Künstlerlexikon von Gubernatis stünde. Er hat auf einen Steinblod ein Schwein gezeichnet. Die Bauern laufen zusammen und führen den neuen Giotto im Triumph ins Dorf. Ein reicher Mann lässt ihn die Mailänder Akademie besuchen, und aus dem Hirtenjungen wird der Künstler Segantini.

Wie aus Millet, dem Bauernknecht, der Homer der Bauern wurde! Denn seiner Mailänder Studienzeit hat Segantini so wenig wie Millet dem Ansehthalt in der Delacroixschule zu danken. Beide erwarben sich bei ihren Lehrern die Herrschaft über die Technik, und als sie im Besitz aller Kunstmittel waren, warfen sie sie weg, um von vorn zu beginnen. Beide malten, was sie in ihrer Jugend gethan. Fern vom Strudel der Welt lebten sie dem großen Werk, zu dem das Schicksal sie auserlesen: Millet in Barbizon, Segantini in Val d'Abola, 1900 Meter über dem Meer. Beide hatten die Einfachheit antiker Menschen. Millet gieng wie ein Zeus von Otricoli daher. Segantini glich einem byzantinischen Heiland.

In ihrer Kunst sind sie nicht minder verwandt. Millets That war, dass er als Erster das Heroische im Menschen der Gegenwart sah. Vorher hatten die Maler, sofern sie nicht Anekdoten erzählten, den „Stil" nur dadurch erreicht, dass sie wie Robert die Bewegungsmotive griechischer Nakuren am modernen Menschen erprobten. Millet, der beobachtete, nicht erfand, der keine freunde Schönheit in die Dinge hineintrug, sondern pietätvoll aus den Dingen selbst die Schönheit herausjah, lernte im menschlichen Körper eine Würde, in den Bewegungen des Bauers große Linien, einen majestätischen Rhythmus sehen, den vor ihm keiner entdeckt. Seine Werke bekamen den Stil der Erhabenheit. Obwohl sie Bauern darstellen, gleichen sie Sacraldbildern, so grandios sind sie in ihrer bildlich feierlichen Einfachheit.

Von Segantinis Werken gilt dasselbe. Nur mit dem Unterschied, der im 15. Jahrhundert zwischen Piero della Francesca und Mantegna herrscht. Millet und Segantini — das bedeutet Scholle und Felsen. Millet war Ackersmann. Aus seinen Werken strömt der Erdgeruch frisch gepflügten Bodens. Die Scholle dampft. Jeder fette, gegrabe Kornieder schweift der Blick. Die Sonne ist ein beseuchtendes Gestirn, das die Menschen schwitzen lässt und das Getreide reifen. Schwerfällig gehen die Bauern, bei jedem Schritt in das lehmige Erdreich einsinkend. Dem entspricht die Malweise in ihrer fettigen Schwere.

Segantini war kein Bauer, sondern ein Sohn der Alpen. Rein und dünn ist dort oben die Luft, dünn und kalt, kalt bis auf die Knochen, selbst wenn die Sonne noch so sehr flimmert. Fernes, Verschwindendes, nuances Gleitendes entspricht dem niedrigen Boden. Scharf, wie aus Stahl geschnitten, heben die Silhouetten der Menschen von dem klaren Firmament sich ab. Es ist eine einsame, nordisch herbe Natur, und da man ähnliches vorher nur auf norwegischen Bildern sah, mutheten die Werke Segantinis an, als hätte ein Norweger sich in den Süden verirrt. Ohne dass sonst eine Aehnlichkeit mit den nordischen Malern vorliegt. Denn wie Millet trat Segantini an die Kunst heran gleich jenen Griechen der Urzeit, der auf ein Elfenbeintäfelchen die Silhouette eines Mammuths ritzte. Wie Millet hatte er, fern von jeder „Strömung", in sich

Digitized by Google

selbst den Ausdruck seines Fühlens gefunden. Bei Millet, dem Ackersmann, scheint es, als hätte er seine Bilder nicht mit Farbe, sondern mit Lehm und Dünger gemalt. Segantinis Werke riefen an die enkaustische Wachsmalerei der Alten, an den Mosaikstil des Mittelalters denken. Aus kleinen, stimmenden Strichen bestanden sie. Steinern und stählern, nicht weich und duftig; wie musivische Arbeit, nicht wie Oelbilder wirken sie. Diese Technik allein — die im Princip nur, nicht in der Wirkung sich mit der der Pointillisten berührt — gestattete ihm, wiedergeben, was er wollte: die steinige, felsige Alpennatur, die stimmernde, flirrende, dünne Luft, die festen, stählernen Silhouetten.

So ward er, ohne selbst daran zu denken, ein Führer in der großen Rückrichtsbewegung, die auf den Impressionismus folgte. Liebermann zuweilen, Meunier, Segantini, sie sind die großen Meister der Linie, die „aus Trivialem Erhabenes machten". Mit den „denkenden Künstlern", die den Naturalisten folgten, brüstet er sich auch darin, daß er neben dem Pinsel die Feder führte. Mit ihnen hat er gemein, daß er von realistischen Stoffen zu gedankenvollen biblisch-symbolistischen Werken kam. Seine Verkündigung, der göttliche Knabe, die Kindsmörderinnen waren Erzeugnisse einer Kunst, die, dem Boden des Naturalismus entwachsen, auf die Eroberung neuer überirdischer Welten ausging.

Er hat sein Lebenswerk nicht vollenden können. 1889, auf der Münchener Ausstellung, kam Deutschland unter den Zauber seiner Kunst. 1890, in Berlin, war eine Uebersicht seines Schaffens gegeben. Im nächsten Jahr werden wir vielleicht noch das Werk bewundern, das der Sterbende unvollendet hinterließ: das große Panorama des Engadin, das er für die Pariser Ausstellung plante. Jung, den Kopf voll Plänen, mit 41 Jahren ging er dahin. Italien verliert in ihm seinen größten Künstler, die Kunstgeschichte einen der Seltenen, bei denen Mensch und Werk, Herz und Hand sich deckte.

Richard Muther.

Auch eine Zeitfrage.

Von Peter Rosegger (Graz).

Was doch dieses zwanzigste Jahrhundert für ein sonderbares Ding sein wird! Schon seit zehn Jahren spricht man davon, wie von einem nahe bevorstehenden Ereignisse, denn das zwanzigste Jahrhundert wird alle Suppen salzen! Schon seit zehn Jahren „ziehen wir an der Schwelle". Zeitschriften unter dem Titel „Das zwanzigste Jahrhundert" begannen zu erscheinen und gingen noch im neunzehnten schlafen, ohne voznigen ihr Geburtsjahr erlebt zu haben. Endlich aber soll es doch rasch werden, auf dem neuen Kalender fürs nächste Jahr leuchtet bereits die Ziffer 1900!

Und nun kommen wieder die Pedanten und sagen, auch das nächste Jahr wäre noch nichts, und das gehöre noch sterbinein zum neunzehnten Jahrhundert. In einer gemischten Gesellschaft stritten Gelehrte und Ungelehrte darüber, wann das neue Jahrhundert beginne, und als klarsten hat's der Schustergeselle gesagt: „Anstatt 1900 sollten wir eigentlich einhundert achthundert zehnund neunzig sagen." Das leuchtete allen ein, und so ist die Eröffnung des zwanzigsten Jahrhunderts noch auf ein Jahr verschoben worden. Am 1. Jänner 1901 will ich aber doch schon am frühen Morgen vom Dachfenster ausspähen, wie es denn bigott aussehen wird, dieses vielberufene zwanzigste Jahrhundert!

Bei dem großen Interesse, das man hier wieder einmal an Wort und Schall nimmt, wundert es mich, daß man eine andere Zeitfrage, die viel wichtiger ist, seit undenklichen Jahren unbedacht links liegen läßt. Man wird erschrecken vor dem revolutionären Begehren, mit dem ich jetzt auftreten werde. Unsere kleinlichen Zeitfragen sind mir langweilig geworden, ich gebe mich nur noch mit großen ab, und das, was ich meine, ist eine buchstäbliche „Umwälzung", eine wirkliche Revolution — aber eine, die nicht weh thut. Ich will nämlich eine gerechte Veränderung in unserem Zeitkalender haben, doch eine, die beinahe vor sich gehen kann, ohne daß man's merkt. Jetzt kommt man doch schon ein bischen mitgeteilt dem, wie ich hinaus will. „Weiter!"

Es kommt mir manchmal darüber an, daß unsere Kalender in den nächsten vierzig Jahren etwas abweichen sollten — nicht etwa, um neue Jahrhunderte zu machen und dergleichen, nein, aus einem viel wichtigeren Grunde. Wie gesagt, es kann nur auf ein kleines Abweichen ankommen, auf ein ganz unmerkliches. Gerechtigkeit, Zweckmäßigkeit, praktischer Sinn, Ordnung und Vernunft sind dabei unmißkennbar und angeschildert. Es handelt sich bloß darum, zu Zeiten einzuschalten.

In allem Ernste, ich bemerke, daß ich mich mit dem Gedanken trage, ein Jahr des Jahrhunderts einzuschalten.

Wenn ich mir einen Kalender mache, so will ich ihn nicht für alle Zeiten machen, sondern nur für die nächsten vierzig Jahre. Ich will ihn so machen, daß er mir nach vierzig Jahren nicht mehr taugt, und dann will ich mir einen neuen machen

die Gleichrückung des bürgerlichen und des astronomischen Kalenders durch etwa vierzigjährige Ausschaltung des Schalttages thatsächlich möglich wäre? Antwortete Falb: Warum denn nicht! Vom astronomischen Standpunkte aus ist es möglich. Aber einenanderen Faden hat's, und zwar einen recht krummen. Also doch! Bei einer Kalenderverbesserung handelt es sich nicht bloß um die Zukunft, sondern auch um die Vergangenheit, nicht bloß um die fortlaufende Datierung, sondern auch um die Berechnungen und chronologischen Feststellungen nach rückwärts. So hat mir zum Beispiel die Differenz zwischen unserem und dem russischen Kalender bei Erwierung eines Erdbebendatums viel Aerger verursacht, indem ich oft nicht feststellen konnte, ob die Meldung im alten (russischen) oder neuen Stile zu verstehen sei. Auch der Historiker und der Chronologe würde in manchen Fälle in bisherige Verlegenheit geraten. Es ist daher das Interesse aller dabei Betheiligten, Störungen und Unterbrechungen in der Datierung nach dem gegenwärtigen Kalender möglichst zu vermeiden. In keinem Falle werden die Astronomen auf Deinen Vorschlag eingehen. Für sie insbesondere wäre der ideale Gewinn viel zu theuer verkauft; die vierzig Jahre!?) würden als eingeschobener Keil sie fortwährend zu neuen Rednetionen zwingen, mit welchen sie ohnehin schon überhäuft sind. In Zukunft müßte bei Rückwärtsrechnungen stets auf diese vierzig Jahre besonders Rücksicht genommen werden. Nicht bloß Russland, auch wir hätten an der Calendrist eines alten Stiles zu leiden. Der unabänderliche Zweck aller Kalenderverbesserung ist, den 21. März dauernd an die Frühlings-Tag- und Nachtgleiche zu binden. Zu übrigen ist jede Abänderung des gegenwärtigen Kalenders aussichtslos.

Also Falb. Und das soll alles sein, was sich gegen meinen Vorschlag einwenden läßt? — Falb hat von seinem Standpunkte aus Recht, er will sie seine Sache den alten, bequemen Weg. Wenn jedoch die Gelehrten immer so gedacht oder immer so Recht behalten hätten, wo wären wir heute? Nicht über den allerersten Kalenderhinaus, denn schon die erste Verbesserung hat den damaligen Gelehrten alle jene Mühe verursacht, die eben einmal nöthig ist, um Unrichtigkeiten zu corrigieren. Falb sagt selbst, daß die Differenz zwischen unserem und dem russischen Kalender vielen Aerger verursacht. Also darum fort mit allen Differenzen, hin zur Einheit. Die Russen, wenn sie sich in Zukunft unserer Zeitrechnung anschließen wollen, müssen sich eben auch einmal zur aus Umrechnen verlegen, und wir werden es ebenfalls thun, wenn's darauf ankommt. Das Ideal für die Gelehrten ist ja gewiß auch das jetzige bürgerliche Jahr nicht. Denn das hat auch eine ganze Menge Häkchen. Kurz, ich habe meinem gelehrten Freunde in Berlin nicht zugegeben, daß aus gewohnter Herkömmlichkeit, aus der Bequemlichkeit im Rechnen, in aller Zukunft von Neuerungen abgesehen werden müsse. Das wäre ja gerade, als seien wir arbeitsmüde, als zahle es sich nicht mehr aus, als sei ohnehin schon bald aller Tage Abend. Ich meine aber, die Weltgeschichte fängt erst an, und wir sollen im Kleinen, wie im Großen unverdrossen alles ausbessern, was noch verbesserungsfähig scheint. Allerdings gehe ich zu, daß mein aufgeworfenes Thema nicht der Zeitfragen brennendste ist. Möglicherweise gibt es gesellschaftliche Einrichtungen, die von der Natur noch weit mehr abweichen als der bürgerliche Kalender.

Na — das zwanzigste Jahrhundert wird's schon machen. —

Die Woche.

Politische Notizen.

De mortuis nil nisi bene. Graf Thun ist der hingebungsvollste Corisandelstwerer, Dr. Kaizl ist der pflichteifrigste Hofsänger gewesen, den wir je zum Minister gehabt haben. Das kann jetzt nach ihrem Tode selbst ein so unbefugter und unberufener Oppositionsblatt wie die „Neue Freie Presse" nicht mehr verleugnen, nachdem sie bereits seit Jahresfrist alle Zwanzig von den Dächern pfeifen. Ueberdies hat Dr. Kaizl im Ministerrath bewiesen, daß er an geistiger Begabung sogar dem Grafen Thun überlegen war, weshalb er auch mit Recht allgemein als der leitende Kopf der loyalen Coalitions-Minister im angesehen wurde. Baron Dipauli hat durch Verschleppung von Zahlen, die er nicht mehr Minister ist, seinen Sectionschef mehr als Referenten zur Verfügung hat, also Leute, die wissen sich seine handelspolitischen Kenntnisse, wenn er welche braucht, selbst beschaffen muß. Graf Bylandt-Rheidt hat sich, soweit es anging, jeder Thätigkeit enthalten — der größte Theil seiner Amtsführung fällt ja noch in Baron Gautsch's Zeit schon durch seine bloße Anwesenheit im Ministerium alle seine Ressortcollegen vor der Gefahr bewahrt, daß einer von ihnen für den dummsten Mann des Cabinets angesehen werden könnte. Herr v. Wittek hat, obwohl wir ihn selbstverständlich auch Dr. Kaizl, das größte Vertrauen, dasselben Vertrauen, die Ansicht gewonnen zu haben, die sich durch sozialpolitische Akturen von Ministern noch bestätigen ließen. Herr Dr. von Abrer hat während seiner Amtsthätigkeit seine Gesinnungen bekundet und sich für die collegiale Mitarbeit, die auch der Cabinetschef Thun erheischt, durch die im Gange des obigen Textes gerade Zum Beispiel Aufklärung erwiesen. Auch Herr v. Zenderzjewicz hat alles dazu gethan, um noch während seiner Amtsthätigkeit sein Schuldenconto in Ordnung zu bringen. Er hat dieses Ziel freilich nicht erreicht, doch das ist ausnahmsweise nicht seine Schuld gewesen, sondern die der Verhältnisse, denn Ministerium nicht gestatteten, solange im Amte zu bleiben, bis er sich mit allen seinen Gläubigern auseinandergesetzt hätte. Die Aufgabe, welche die Vorlehung dem Ministerium Thun-Kaizl gestellt hatte, war offenbar die, gewissen Leuten, die glaubten, daß man in Oesterreich ohne Parlament regieren könne, das Gegentheil zu beweisen. Das haben sie ganz vortrefflich besorgt. Ihnen allen sei unser wärmster Dank und unsere vollste Anerkennung ausgesprochen. Wenn wieder einmal in Oesterreich ein Rückfall in antiparlamentarische Gelüste eintreten sollte, bitten wir um die Wiederverwendung der Thun Kaizl'schen Dieselbschaft.

*

Die verabschiedeten Minister haben als die üblichen Ordensauszeichnung nur die Eiserne Krone, Graf Thun den Stephansorden erhalten. Den Anspruch auf den Maria Theresien-Orden, dessen sie sich früher gerfreuten wären, haben sie durch ihren vorzeitigen Rücktritt verwirkt. Der Grund, warum sie plötzlich demissionierten, war nämlich die Furcht vor dem Parlament. Dr. Kaizl speciell hat sich in den letzten Wochen bei Leuten, die es wissen müssen, erkundigt, ob es wahr sei, daß in Wien Vorbereitungen getroffen werden, um ihn und den Grafen Thun, falls sie es wagen würden, an dem Wiedervertreten des Parlaments zu verhindern. Er soll blaß geworden sein, als ihm das Gerücht bestätigt wurde. Daraufhin ist die Demission des Cabinets erfolgt. Wenn die 8 15 Herden den Muth gefunden hätten, ins Parlament zu gehen, so hätten sie wahrscheinlich für die dadurch bewiesene „Tapferkeit vor dem Feind" den Maria Theresien-Orden bekommen, aber erst nach den Pfingsten. Das schien ihnen zu bitter, und deswegen haben sie sich mit dem Eisernen Kronen- und dem Stephansorden begnügt. Schade! Wir sind dadurch um eine Specialität gekommen, nämlich um einige mit dem Maria Theresien-Orden decorierte Gwistiken und einige — gepriegelte Minister.

*

Achilles war so glücklich, den Homer, Dr. Kaizl war so glücklich, den von ihm ad hoc zum kaiserlichen Rath ernannten Herrn Penizek von der „Narodni Listy" zum Lobsinger zu gewinnen. Aber Herr Penizek ist kein Dr. Kaizl nicht in den gebieten wie Homer dem Achill. Sobald Dr. Kaizl vom Ministerium eingetreten hatte, sich auch Herr Penizek von ihm ab und schrieb ihm in den Nekrolog, dass er durch seine ministerielle Thätigkeit seine Popularität und seinen guten Namen verloren habe. Herr Penizek hat sich also seinen Helden gegenüber nicht so gut bewährt wie Homer. Kaizl wieder hat Dr. Kaizl seinen Vorgänger nicht einmal in den Schatten gestellt. Als er Dr. Kaizl nämlich sich von seinem gewohnten Lobspender plötzlich verlassen sah, griff er ungeniert zur Feder und schrieb in Form einer sinnungsmisterriellen Präsidialcurrende seinen eigenen Lobgesang selbst nieder, lediglich auf — von Homer gar nicht zu reden — sogar Herr Penizek es nemals bekannt hätte.

*

In seinem Selbstmordtag zählt Dr. Kaizl gewissenhaft alle Actenstücke auf, die er während seiner neunzehn Monate im Finanzministerium unterschrieben hat. Von der gänzlichen Unfähigkeit, Sprachen zu verstehen, spricht er kein Wort. Da bewährt sich abermals die glückliche Eigenschaft dieses „mehrenen und vermünftigen Mannes", seine Fehlgriffe zu vergessen. Als er vom Abgeordneten zum Minister wurde, vergaß er im Moment seine ganze demokratische Vergangenheit, jetzt, da er vom Minister wieder zum Abgeordneten wird, vergißt er ebenso pünktlich die absolutistische Carriere, die er unmittelbar hinter sich hat. Wenn er wirklich einmal zum Aeußeren gemacht wird, kann er zwischen den Metternichiaten „von Gnadigs", „von Jinckerun" und „von Velbe" wählen.

*

Sehr übel muß es letzten Donnerstag im Ministerzimmer des Finanzministeriums zugegangen sein. Dort berichtet nämlich, wie die „Politik" vom 24. September ausplaudert. Die Führer der Jungczechen mit Dr. Kaizl und beschlossen, gegen jede Regierung, welche die Sprachenverordnungen aufhebt, schroffe Opposition zu treiben. Als aber obbesagter Minister sich seinen Sprachgefühlen noch im Amtszimmer hemmungslos und beschloß, daß und wie er seinem Nachfolger das Leben sauer machen soll, das ist doch selbst in Oesterreich, außer in einer Posse, nur unter dem Regime Thun Kaizl möglich gewesen.

*

Als lebender Beweis für die Fortexistenz des § 14 wird sich neben dem Landesvertheidigungsminister Grafen Welsersheimb, der schon seit zwanzig Jahren das „Land" hegreift gegen das Parlament „vertheidigt", Herr v. Wittek, der einzige Ueberlebende von den sechzig § 14-Männern, dem Parlament präsentieren. Der ist so die richtige Sache, die immer auf die Furie hält. Das Ministerium Thun kann er als der Protege der Liberalen nennen, und unvergesslich ist doch wohl das in der „Neuen Freien Presse" am 24. März 1895 veröffentlichte Interview, in dem Herr v. Wittek sagte: „Die Politik des Grafen Thun wird eine milde und versöhnliche sein", einen gewaltsamen Umsturz, eine Verfassungsänderung, einen Staatsstreich, all das haben Sie vom Grafen Thun nicht zu fürchten." Wie richtig doch der Liberalismus in seinem Urtheile ist! „Gefahr" — die Gefährlichkeit eines den Grafen Thun unterstützenden Herrn Wittek wußten er der Lage Tausend zu Verordnungen unterschrieben hat, ist das liberale Ohr des Herrn v. Wittek erblickt. Nicht verhören, sich er ein anderes Ohr aus Leder, das antisemitisch. Das Ministerium Thun ist Herr v. Wittek und Genossen Antipathie des Dr. Lueger entgegengetreten, und das hat ihn imponieren durch die bekannte Antisemitenrede im Rathhaussaale so innig verquickt hat. Hoffentlich machen sich die Christlichsozialen und den wegen seiner politischen Standhaftigkeit unvergesslichen Herrn Abgeordneten ebenso gute Erinnerungen wie der Liberalen.

*

Graf Clam, der neue Ministerpräsident, hat bereits seinen Amtsantritt unter den Auspicien des Thun-Kaizl'schen Staat Tanzl. Der hat den Abgeordneten klarin gemacht nach seinem Regierungsantritt in guter Parlamentsfreundlicher Stimmung gemacht hat. Wie kommt Graf mit unter die

Digitized by Google

Propheten und wie kommt der radikal-nationale Abgeordnete Türk unter die Ministeranbeter? Die Geschichte Sauls steht im alten Testament, ich kann sie als bekannt voraussetzen; aber die Geschichte des Abgeordneten Türk muß ich hier erzählen, weil sie weder im alten Testamente noch sonstwo zu lesen ist. Bei den Reichsrathswahlen 1897 bewarben sich nämlich der Socialdemokrat Dr. Ellenbogen und der Deutschradicale Türk um das Mandat des ersten schlesischen Wahlkreises der fünften Curie. Dem großen Bergarbeiter Ausdeuter, der die Gegend beherrscht, dem Grafen Larisch, war der Socialdemokrat sicher zuwider. Der Landespräsident von Schlesien, eben der Graf Clary, begleitete demgemäß, im Auftrag des vom Grafen Larisch commandierten Grafen Badeni, die Wahl des Schönerianers, und so wurde herr Türk Abgeordneter. Bis jetzt hat Graf Clary seine Parteinahme für den Schönerianer nicht zu bereuen gehabt, der Abgeordnete Türk ist der Erste, der ihm öffentlich lobt. Wohlthun trägt Zinsen, selbst wenn man sein Kapital bei einem so entschiedenen Gegner des Zinsnehmens anlegt, wie der Schönerianer Türk programmatisch einer ist.

*

Seit Graf Thuns Abgang sind die Pensionäre des Dispositionsfonds sehr unsicher und ängstlich geworden. Ich weiß nicht recht warum. Fächelten die Officiösen wirklich, daß der Graf Thun der bevorstehenden „Ersparnisse des Dispositionsfonds" mit sich nach Teschen genommen hat? Bei österreichischen Ministerpräsidenten muß man wohl schon auf Manches gefaßt sein, aber so was glaub' selbst ich vom Grafen Thun nicht, und die Officiösen, die ihn doch kennen, begehen viel öfter gerathen haben als ich, sollten ihm so böse Dinge nicht ins Gras nachdenken. Es ist gewiß sehr bart für die Officiösen, daß ihnen der Graf Thun just vor dem Ersten abgehauen ist. Aber sie sollen sich nur ein paar Tage noch gedulden, bis der Graf Clary Zeit gefunden hat, sich im Presswinkel zu orientieren. Dann kriegen sie schon wieder Futter.

*

Der officiöse Preßvertreter, der Sectionsrath Dr. Rösner ist wirklich ein geschickter Mensch. Daß er, um die beruhmte „Wendung" zu markieren, vom Grafen Clary geopfert werden würde, das konnte er auch ohne großen Gehirnaufwand errathen. Er hat also bezeiten dafür gesorgt, daß ihm die Opferung nicht weh thue. Durch seine Blätter hat er gleich bei Beginn der Ministerkrisis den Hofrath v. Chlendowski für die notorische Landesmannministerleiche ausposaunt. Die Leute wollten ihn aber nicht, wen sie an des unexspektirten Herrn v. Zendrzejowicz' Stelle nehmen sollten. Die Candidatur des Dr. Rösner drang deswegen ohne weiteres durch. So ist der Hofrathsposten in dem sogenannten Ministerium für Galizien frei geworden. Die einzige Thatsache auf diesen Posten besteht im Cigarettenrauchen. Das kann der Dr. Rösner. Er wird also an Stelle des Herrn v. Chlendowski Hofrath im Ministerium für Galizien, Graf Clary hat das Opfer, das er den Oppositionsblättern vorwerfen kann, und die „Rechte der Coalition" hat dabei binnen sechs Jahren die Carrière vom Ministerial-Vicesecretär zum Hofrath zurückgelegt.

Volkswirthschaftliches.

So wie im Vorjahre bringt auch im heurigen Herbst der ungemein gesteigerte Bedarf für Industrie und Handel eine ungewöhnliche Anspannung des Geldmarktes der europäischen Industriestaaten mit sich, welche heuer durch die Kriegsgefahr in Südafrika noch gesteigert ist. Die Bankraten sind noch höher als im Vorjahre und die Gefahr, daß die Geldsteigerung zu einer Geldkrise werden könne, ist heuer noch weniger mit Sicherheit auszuschließen als im Vorjahre. Wer in Oesterreich, die wir den industriellen Aufschwung und die Vermehrung des Volkswohlstandes nicht mit genießen, machen darüber alle Arten der Gesichtsnne mit. Die Oesterreichisch-ungarische Bank hat sich genöthigt gesehen, so wie die Deutsche Reichsbank ihren Escomptsatz auf 6 zu erhöhen, auf einen Satz, der seit dem Jahre 1873 nicht mehr in Oesterreich vorgekommen ist. Das constante Ausströmen österreichischer und ungarischer Anlagewerte aus dem Inlande und die stetige Erhöhung ausländischer Anlagen aus Oesterreich haben zusammen mit localen Ursachen den gesammten Zeit auch bei uns einen ungemein starken Geldbedarf hervorgerufen. Nachdem sich die allgemeinen Zinssätze ziemlich automatisch nach der Bankrate regulieren, müsste die Bank auch deshalb ihren Zinsfuß so hoch halten, weil sonst die Gefahr bestand, daß österreichische Banken Auslandsgeld gegen ihre Inlandsanlagen machen und der Bank gegen Entrechtung von Wechseln große Devisen entnommen hatten, um das Geld im Auslande zu höheren Zinsen anzulegen. So sehr die ungarische Emerge der Escomptpolitik der Bank anerkennen ist, so scheint sie ihre Gegenseite. Alle Tage laufen die Zeitungen durch die Tageskurse verkürzen, daß sie 1, 2, 3 Millionen an Wechseln und Devisen dem Markte zur Verfügung stellt. Wenn man zusammenzählen würde, was die Bank in 1899 abgegeben zu haben vorgibt, so würde man wohl zu dem Resultat kommen, daß sie dem ganzen Geldmarkt von Oesterreich-Ungarn mehr als die Hälfte ihres Jahresbedarfes zur Verfügung gestellt hat. Es ist daher nur billig, wenn die Bank bedeutend höher als im Vorjahre zur Geltung kommt, daß ihr Ziele schon Millionen geringer als der Geschäftsgang des Jahres 1899. Es ist ferner billig, daß die Bank immer nur ein [illegible] Zeit [illegible] Es ist [illegible] Man soll die Bank selbst [illegible] Es ist [illegible] Es ist [illegible] Es ist

sich von Grillparzer, so hart es ihn auch treffen mag, und die ganze Weltauffassung in seinem Stück ist nichts als eine mühselig gedrechselte, beamtenmäßig verschärfte „historische Gerechtigkeit“. Der theatralische Erfolg sei aber offen constatiert. Das Theater bot eine ungewöhnlich vollendete Aufführung. Für diese Art Romantik hat man hier die schönsten Farben, die besten Costüme und die sorgfältigste Inscenierung. Und die Einzelleistungen, die sich dazwischen bewegten — die Damen Körner und Urfuß, die Herren v. Lenor, Pohler, Schmidt und Nowak — hielten sich auf derselben Höhe.

A. G.

Man schreibt uns aus Berlin: Im Akademiegebäude unter den Linden ist zur Zeit eine Sammlung französischer Gemälde ausgestellt. Allgemein war man verwundert, daß das Institut der preußischen Kasernenmaler das zulassen konnte, und doch sind sie nie vielleicht hinter der großen Normalschule preußischer gewesen, als eben jetzt, da die Franzosen ausstellen. Unsere Staatsanwälte sorgen dafür, daß wir an Kaiserworten nicht drehen und deuteln. Seit nun der Kaiser das große Wort gesprochen hat, daß man mit der Förderung specifischer Künstler nur Sozialdemokraten züchte, hat der Kunstgenuß bei uns politischen Beigeschmack bekommen. Die Politik neuester Curse zeigt eine welt-westliche Richtung: ist es da zu verwundern, daß die Akademie Franzosen ausstellt? Ueber die Ausstellung selbst ist kein ernstes Wort zu verlieren. Diese alten Herren, die vor Frankreich seit zwanzig Jahren todt sind, konnte man getrost vor der Akademie verbrennen: Propaganda für den Socialismus machen sie nicht. Interessant allein ist die Stellung eines Theiles unserer Kritik, dieser sonsten sogenannten modernen Kritik, von der sich manches Artige erzählen ließe. Sollte die Kunstkritik der Herren sich auch nach der neuesten Devise richten? An Bord der „Hohenzollern“ soll der Kaiser im Hinblick auf zwei präsentable Matrosen, Abwesenden, wenn sie recht lange gedienet haben, ein Menschenmaterial von gleich guter Qualität habe er nicht einmal an Bord der „Hohenzollern“ aufzuweisen. Ich kenne nicht die Normannen der „Ihnigheim“ und nicht die Matrosen der „Hohenzollern“, aber was die alten Pariser Herren in die Akademie schicken, weiß ich, und was unsere jungen Künstler lesen können und können, weiß ich auch, und da will es mir denn scheinen, als ob wir hierzulande unter den Künstlern ein „Material“ besäßen, das zum mindesten von gleich guter „Qualität“ ist.

Willy Pastor.

Bücher.

Gustav Rabenhofer: Die sociologische Erkenntnis. Philosophie des socialen Lebens. Leipzig. F. A. Brockhaus, 1898.

Der durch ein bedeutendes Werk über Politik bekannte Verfasser legt hier die Grundlage dar, auf der er sein politisches System gebaut hatte. Den Letzter der bisherigen sociologischen Versuche findet er darin, daß sie die biologischen Vorgänge des organischen Lebens nur als Analogien zur Beleuchtung des Gesellschaftslebens herangezogen hätten, während dieses unmittelbar aus dem organischen Leben nicht alteren, sondern aberhaupt aus dem Weltzusammenhange zu erklären sei, der eine Einheit in den Lebensprocess der Urkraft bilde und in allen seinen Theilen und Erscheinungen denselben Gesetzen folge. Wie weit es nun Rabenhofer gelungen ist, das geistige Leben der Gesellschaft und der menschlichen Individuen aus dem Naturleben ohne Rest zu erklären, das wird nur durch sehr wesentlichige Unterlassungssünden ausgemacht werden können, aber freilich aber alle Unterstudung ein, daß die sociologischen Systeme — Rabenhofer, der ein entschiedener Gegner des Socialismus und Communismus ist, mehr angenommen — wie sie mit dem Marxismus aus einer Wurzel, dem Naturalismus, entsprungen, auch der Tendenz nach auf dasselbe Ziel hinaustaufen: eine „Socialisierung“ der Menschheit, die alle Individualität verwischt und das Genie unmöglich macht. Nach dem Gesetz, daß jede Einseitigkeit die entgegengesetzte hervorruft, schreckt daher die Pflege der Sociologie alle Geister, die mit Goethe das höchste Glück in der Persönlichkeit finden, auf die Seite, wo Nietzsche'scher und Stirner'scher Hyper-individualismus seine Orgien feiert.

—r—

Friedrich Schleiermacher: Ueber die Religion. Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern. Zum Hundertjahr-Gedächtnis ihres ersten Erscheinens in ihrer ursprünglichen Gestalt neu herausgegeben und mit Ueberschriften und Vor- und Nachwort versehen von Lic. Rudolf Otto, Privatdocenten an der Universität Göttingen. Mit zwei Bildnissen Schleiermachers. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1899.

Sie wird den meisten Lesern recht neu vorkommen, diese Religion des berühmten alten Theologen, denn: „Alles wiederholt sich nur im Leben. Ewig jung ist nur die Phantasie. Was sich nie und nirgends hat begeben, Das allein veraltet nie.“ So verraten auch die Phantasie des Frommen nicht, der ohne Gedanken das Unmerkliche verehrt, weil er, mit Gott dem Schöpfer eins, alle Dinge von innen heraus erfaßt. Schleiermachers Religion ist der individuen und der christlichen Mystik verwandt, und dem großmächtigen Ungethüm, das uns heute mit drei Köpfen als Orthodoxie, als Staatsreligion und als professorale moralische Vernunftreligion zu verschlingen droht, so freundlich wie möglich entgegenlacht. Man lese Schleiermacher, nicht bloß den der berühmten Reden, sondern der Bücher M. Fischer in seinem handlichen Büchlein dem Publikum dar: Schleiermacher (Berlin, C. A. Schwetschke und Sohn, 1899).

—c—

Rudolf Lenis: Die Weltanschauung Richard Wagners. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1898.

Auf 8 in 16 Heften der Wissenschaften sind die großen Weltanschauungen lange dagewesen, weil man erkannt hat, daß sie über noch nicht so kommen ist, wo aus eine gemeinsame Entwickelung geht, in wurde, ein großes Bild einer alles umfassenden Anschauung in allgemein gültiger Weise zu entwerfen. Anders beim Künstler, von dessen Intuition wir manches erfahren, wofür der beschiedene Forscher noch lange blind bleibt, und bei dem der Großartigkeit und dramatische Wirksamkeit wichtiger ist als die Richtigkeit der Erkenntnis. Gerade diese ästhetische Seite einer künstlerischen Weltanschauung macht eine einheitliche Darstellung schwieriger, als man im ersten Moment glauben könnte, während auf der anderen Seite die Aufgabe eine undankbare ist, da philosophische Schriften über Wagner durch ihren unglaublichen Mysticismus und eine an's Lächerliche streifende Ausdrucksung irrelevanter Kleinigkeiten in letzter Zeit stark in Misscredit geraten sind. Von diesen letzteren Fehler ist Rudolf Louis vollständig frei. Auch einem weniger philosophisch angelegten Kopf bietet er immer interessante Momente, neue Gesichtspunkte und Anregungen verständlichen, von Ueberschwänglichkeiten seiner Sprache. Der Tendenz nach ist die vorliegende Schrift ein Versuch der Darstellung der Wagner'schen Weltanschauung als strenger Einheit, zu der sie sich im Laufe der Zeit allmählich entwickelt hat. Das Werk hielt in dieser Form die Mitte zwischen Hugo Dinger, der die „Lemma-Einfälle“ auf Wagner überschätzt und Chamberlain, der das „entwickelungsgeschichtliche Moment vernachlässigt“. Die Aufgabe des Verfassers ist eine dreifache. Die Darstellung von Wagners Lebensideal, ein Urtheil über die an diesem Ideal gemessene Wirklichkeit und sein Glaube an die Zukunft. Im ersten Punkte begegnet er sich mit Ludwig Feuerbach, im zweiten mit Schopenhauer, während er in dritten über den absoluten Pessimismus des letzteren hinausgeht und in den Lehren des Christenthums die Möglichkeit erblickt, die pessimistische und optimistische Weltanschauung zu versöhnen. Ueber die Art, wie Louis diese Aufgabe gelöst hat, muß ich den Leser auf das Buch selbst verweisen. Interessant und gründlich auf jeder Seite, entfaltet er ein so fesselndes Bild von der großartigen Persönlichkeit des Bayreuther Meisters und zeigt uns in so klaren Zügen die verborgenen Beziehungen zum Geistesleben seiner Zeit, daß wir schließlich zu einer vollen Würdigung Wagners als großer Culturerscheinung gelangen, wie sie bisher weder in solcher Tiefe in anderer Schriftsteller zu erreichen verstand. Die Anschauung dürfte heute ziemlich allgemein platzgegriffen haben, daß wir in Wagner nicht bloß den Componisten und Dichter, sondern einen führenden Geist am Ende des neunzehnten Jahrhunderts zu erblicken haben und in seinen Werken das eine nach einigen Musikdramen besitzen, das über das bloße Theaterbedürfnis hinaus die ganze Pracht einer Weltanschauung entfaltet, die, durch metaphysische und wirthschaftliche Factoren bedeckt, den Geist der Zeit wiederspiegelt. Aber diese Anschauung nach allen Seiten hin befestigen und vertiefen will, der lese das vorliegende Buch.

R. W.

Henri Lichtenberger und Elisabeth Förster Nietzsche: Die Philosophie Friedrich Nietzsches. Dresden und Leipzig. Verlag von Karl Reißner 1899.

Die Schwester Friedrich Nietzsches gibt dieses Buch des ausgezeichneten Franzosen in Verbindung dem deutschen Publicum in der Ueberzeugung, daß es die beste Erfüllung dessen ist, was sie selbst auf die Bitten Vieler unternehmen wollte: die philosophischen Grundansichten Nietzsches, die der Beschreibung seines Lebens als Hintergrund dienen, in einem kleinen Raum zusammenzufassen und deutlich hervorzuheben. In der That ist im Buch ein ebenso klares als treues Compendium des Nietzsche'schen Werkes. Dies allein aber haben deutsche Autoren so zum Beispiel Dr. Rudolf Steiner in seiner Schrift „Nietzsche im Kampfe gegen seine Zeit“ mindestens ebenso sobenswert geleistet. Und so wäre denn das Buch überflüssig, wenn nicht Lichtenberger nur als Referent sich in den besten Capitel „Nietzsches geistige Emancipation“ mit einer von den deutschen Commentatoren noch nicht erreichten psychologischen Schärfe und Tiefe den Uebergang Nietzsches aus seinen jugendlich-idealistischen Schwärmereien (insbesondere der Wagnerverehrung) zu seiner monistischen Welt- und Gesellschaftslehre darstellen wurde. Lichtenberger bemüht das Nietzsche in dem krankhaften Abhilfemus der vorgeredet schopenhauerischen Weltanschauung so tief aufgehen mußte wie kein anderer, damit die gesunden Instincte seines Genies nach dem Besitz des Gegenbildes zu jener lang sichen Selbstmüdigkeit und zu jener ebenso Gesundheit sich entwickeln konnten, welche die Schwester des „Zarathustra“ eigner und ihm den Ruhm der Jahrtausende sichert.

M. M.

Max Dreyer: Lantes und Leises. Leipzig. G. Heinrich Meyer 1899.

Man merkt diesen Novellen — sowie Stimmung, Gemüth, Duft in ihnen auch vorhergen liegt — die starke Hand des Dramatikers an. Immer wieder führt uns der Dichter aus der eben hinfließenden Lust und der darüber gleich Sonnenschimmern verstreuten Kunst auf einen Punkt, wo die Situation zu einem dramatischen Conflict sich anspitzt. Ist das besonders in der zweiten und schönsten Novelle „Vater Helms“. Die Scene, in der der jähzornige und halsstarrige Fischer Schlesen mit seinem ebenso starrsinnigen Vater im Streit auseinandergerath, der das zum Schlage führt, und die Scene, in der diese beiden aussöhnt sich werden, innerlich ergreifend. Nicht so ergreifend, aber ansprechend ist der Vorgang in der Novelle „Der Schwiegersohn“. Ein Bauer, der sich durch allerlei tägliche und weiche Novellen-Motive blank gewordene Herzen wie ein Spielzeug in seiner Natur und denkenden Einbildkeit. Es ist etwas Riesenhaftes, Stammisches, Zeitloses in der Art Dreyers, das manchmal etwas an Tendenzroman, aber nur für Stimmer einer vergangenen Zeit zu haben glaubte. Aber gegen diese Landart der Poesie kommt unser Magen doch noch nicht allzu verwöhnt zu sein. Wie erträgt es sich sonst, daß dieser Dichter auf der modernsten Bühne Deutschlands so große Erfolge erraug?

M. M.

Hans Benzmann: Sommerlinnennächte. Neue Gedichte. Mit Einbildungszeichnung von Emil Orlik und sieben Initialen von Hans Heide. Berlag bei Schuster und Loeffler, Berlin und Leipzig, 1899.

Jemand hat einen dieses lyrische Buch dem Sommer gewidmet, es ist ein Sommerbuch, das zeigt, daß es trotz seiner nicht gerade neuen Motive allgemeine Beachtung gewinnen dürfte. Gedichte müssen einen handlich

Digitized by Google

und bequem dargebracht werden, so daß man sie im Grase genießen könne. Das sei bei diesem Buche von 170 Seiten, das mit ästhetischer Behaglichkeit auftrete, unmöglich. Dieser Vorwurf, der äußerlich scheint, trifft dennoch tiefer. Hans Benzmann, des bekannten Berliner Lyrikers und Kritikerbruders, Sammelband ist ein lyrisches Werk von seltener Ursprünglichkeit, Tiefe und Selbständigkeit der Empfindung. Auch in der Wahl seiner nicht eben stark persönlichen Themen tritt der gleiche tiefgründige Ernst hervor. Dunkle und völlig tragische Motive bevorzugt Benzmann, großgeschene Haidebetrachtungen in Form von Reflexionen zum Tode im Hintergrund, oft von prachtvoller visionärer Gestaltung, oder gewichtige Balladen, die den schlichten Volkston wunderbar treffen und stets einen schwermüthigen Ausgang nehmen. Alles Ahnungsvoll Schwüle, das der ein bischen langweilige Titel verheißt, wird man in diesen schweren Rhythmen vollkommen finden — aber das leichte und Schmeichelnde, das Sommernächten noch eigenthümlicher ist, vermißt man. P. B—r.

Revue der Revuen.

„Deutsche Rundschau" begeht die Feier ihres 25jährigen Bestandes durch einen Rückblick auf die Begründung des Blattes. Berthold Auerbach war ursprünglich zum Herausgeber bestimmt, aber durch seine Eitelkeit, die ihn unerträglich und unsicher machte, zerschlugen sich die Verhandlungen. Unterdessen ist die akademische Entwickelung und Veränderung des Gründungsplanes. Man hatte zunächst an den Titel „Berlin und Wien" gedacht, weil der auch in Wien bestens bekannte Herausgeber, Julius Rodenberg, ein die beiden Hauptstädte verbindendes literarisches Organ schaffen wollte. Erst später wurde eine völlig von der Revue de Deux-Mondes angeregte „Rundschau" daraus. Noch weiter in die literarische Vergangenheit Deutschlands greifen die Jugenderinnerungen Heyses zurück, die in demselben Heft zu erscheinen beginnen. Aus dem damaligen Berlin treten quasi interessante Köpfe stark hervor: der liebenswürdige Dramaturg Emanuel Geibel und der bekannte Kunsthistoriker, Heyses späterer Schwiegervater, Franz Kugler, ein feiner Wettmann und glänzender Dilettant. Heyses Schilderungen beruhen sich oft mit denen Theodor Fontanes, von denen sie sich aber stellenweise wieder durch ihre Glatte, oft nur allzu glatte literarische Wiedergabefreiheit nachhaltig unterscheiden. Geschichtliche Erinnerungen gibt schließlich auch der preußische General J. v. Verdy du Vernois, und zwar Erinnerungen an den Feldzug von 1866, den er als Generalstabsoffizier im Hauptquartier der schlesischen Armee, unter dem Oberbefehl des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, mitmachte. Daß der alsdann meist über die österreichische Diplomatie, die nach Verdys Worten im unrichtigen Moment, als die Brigade in Holstein auf dem Spiele stand und in der Heimat selbst die Kraftanstrengung noch nicht geschehen war, die Kriegserklärung erzwang, sind ein paar Einzelnheiten den preußischen Hof von Interesse. Der wenig sicher war man sich der Lage und Stimmung in den Kreisen, wo haben wir Verdy schreibt, aus Schmerz über den Kampf Deutscher gegen Deutsche. Im April schreibt Moltke an Roon: „Es kann niemandes Absicht sein, den Krieg zu einem Krieg wie diesen zu übertreiben, sondern ihn durch rasches und klare Beendigung des Kampfes Aussicht die Verhältnisse zu erleichtern." Zu der allseitigen

So gieng das Leben gut und rasch dahin. Die Stammtunnik, das tägliche Applausgrohl, die Knallbonbonliebe von Comnus und Confectionneusen, Bäckermadames, Dienstmädchen und Soldaten betäubten Elvira wie heißer Punsch vorm Schlafengehen. Eigentlich war sie ganz wo anders, sie wußte selbst nicht wo, jedenfalls war sie nicht hier. Doch ehe von diesen Dingen die Rede sein darf, muß erst noch dargestellt werden, auf welche Weise das kleine Mädchen Specialität geworden und Schwester jener beiden Schwestern.

II.

Als ihr Vater, der Destillateur Schennemann in der Breslauerstraße, nach seinem Bankerott sich das Leben genommen hatte, besaß die Witwe an Erwerbsmaschinen nur ihre fünf Kinder und eine Singer'sche Nähmaschine. Paula, die Aelteste, war mit einem Möbeltischler verlobt, der sie nach dem Tode des Vaters sitzen ließ — sie gieng als Dienstmädchen nach Breslau, ohne sich um ihre Familie weiter zu bekümmern. Auguste war die Zweite und stand nun plötzlich, da die drei Jüngsten noch Schulkinder waren, als Einzige vor der Berufswahl. Da gab es harte Kämpfe. Die Mutter wollte sie durchaus zum Anlernen in die Mengers'sche Velvetfabrik schicken, aber Auguste hatte schon ein anderes Ideal. Emma Giesecke, ihre Schulfreundin aus der Koppenstraße, war ihrerseits wieder innig mit Elisabeth Lorenz, der Nichte des Abendportiers vom Circus Schumann, befreundet. Die wechselnde sich dort häufig Galleriebillets, und Auguste durfte mit. Da verliebte sie sich mit ganzer Seele in Mabel Robinson, die berühmte Reckkünstlerin, sie, die ja selber in der Schule immer ein Phänomen an Turnerkunst und Geschicklichkeit gewesen war. Augustens Rhythmus war durch die balde Breslauerstraße gedrungen, und beim Schauturnen gab sie vor Rector und Lehrern der Gemeindeschule eine vielbewunderte Extravorstellung. Sie war wie ein fünfzehnjähriger Junge, so mager und sehnig, schön und kraftbewußt. Auckennung ihres Reckeinschwunges von kundigen Turnern sie nannte oft heimlich in ihres Bruders Jungenheften, wenn es der alte Lehrer erlaubt hatte, war ihr tausendmal lieber als alle Gymnasiastenliebe, für die ihre Freundinnen schwärmten. So machte sie allmählich die meisten Tries der Robinson mit Aufbietung all ihrer Kräfte und einer beispiellosen Unverdrossenheit an den einfachen Geräthen der Turnhalle nach, bis das hohe Vorbild eines Tages durch Emma Giesecke von ihrem Talent und ihrer plastischen Anlage erfuhr und den Wunsch aussprach, sie kennen zu lernen. Erst wollte Auguste sich flüchten, aber schließlich mußte sie doch mit, die Freundinnen zogen sie, und im Circus, auf der glänzenden Stätte, die bei Tage ganz groß und schmutzig aussah, durfte sie sich eines Morgens vor die probierenden Mabel erkühnte durch alle Kermlichkeit und Kraftvergeudung hindurch die wechselnde Naturbegabung, sah den geldwerten Nutzen, der sich hier so unbenutzt darbot, und verpflichtete Auguste zu ihrer Schülerin zu machen, unentgeltlich, wenn sie sich nach Absolvierung des Unterrichtes völlig in ihren Willen fügen wurde. Nicht inniger beglückt konnte ein junger Dichter sein, den Goethe eine Zukunft verspracht, als Elvira Schennemann von der Verheißung ihrer Genius. Der seligsam bemalten und, wie sie sich bei Tage sah, ganz rothhaarigen Amazonenkunstreiterin. Die Mutter mußte sich fügen, da sie die Leidenschaftlichkeit ihres Kindes kannte und fürchtete, und das Studium begann. Nach drei Jahren selavischer Arbeit, Pringel, Hunger und Erniedrigung war sie reif geworden, noch mehr, sie hatte Mabel vermöge ihrer exklusiven Begabung aus der concurrenzbedrohten Reckturnerei in das seltenere Gebiet des fliegenden Trapezes buchstäblich emporgehoben. Mit Miß Mawvine Rosa, Mawvine Blumenthal, einer hübschen Parterreakrobatin, wurden sie als Sitters Robinsten aus San Francisco deklariert.

III.

Das, was nach der Pensionierung kam, für Mabel und Mawvine die Hauptsache, der Reiz dieses raschen Lebens - Cabinenzüge und die Nächte, chambres-séparées mit Glutbildt und verwehenen Kellnern — davon wußte Elvira aus den Erzählungen der Schwestern, aber sie schenkten sich davon, sie hatte furchtbar Angst, dass derglechen auch an sie herantreten könnte. Nicht etwa aus irgend einem bewußt moralischen Grunde heraus, sondern einfach, weil ihre Sinne an damit dann waren, weil sie keine Lust vor Spitze, weil sie sich nicht verkaufen und geilen genug vor dicke Spekulanten und parfümierten Herren fühlte. Sie war so dumpf und dumm in den Tiefen hineingerathen und hier es nun tauten, wie es sei. Was wollte man denn von ihr? Sie wollte ja auch nichts. Nach der Arbeit abends war sie immer so hundemüde — die andern freilich, die nicht so schwierige Uebungen machen wie sie, die konnten noch lange herumreden und phantasieren und über was in was — sie aber brauchte Schlaf, viel Schlaf. Wenn Mister Groß sie küsste, hatte sie immer Lust, ihn niederzuschlagen, denn es sondre ihr einen Ekelgeschmack in Mund und Geschlechtstheile. Wie viel Hohn und Spott mußte der kleine Tyssel, wie man sie im Circus nannte, von allen Seiten erdulden! Dann wurde sie da und wurde vor Scham und Aerger nichts zu sagen, bis sie endlich anfing, unleidlich zu werden. Dann kamen die heftigen Zornausbrüche, und die große Mabel nahm sie, sah an sich gewöhnt, annehmend, das sie mit ihr machte, in Schutz und rief, man solle doch Respect vor solcher Künstlerin haben, und küsste ihr die eisenfesten Arme.

IV.

Der Zwiespalt zwischen ihrer rohen Kunst, der sie wie ein Junge ganz und ohne Nebengedanken gehörte, und der Feindseligkeit ihrer Umgebung stieg sie immer tiefer und dumpfer in ihre Pflichterfüllung hinein, und je weniger sie von draußen wußte, desto wagehalsiger wurden die neuen Kunststücke, die sie ersann. Mabel und Mawvine waren durchaus damit einverstanden, denn sie brauchten sich wenig weniger anzustrengen und gaben gern das bischen Ruhm an die hübsche Kleine ab, um für die Cavaliere nach der Vorstellung empfänglicher zu sein. Die Cavaliere, welche anfangs Elviras Bekanntschaft mehr ihres Ruhmes als ihres Körpers wegen suchten, nahmen die Erklärung der beiden Schwestern, die arme blöde Kleine geniere sich trotz ihrer Berühmtheit, mitzukommen, mit spöttischem Bedauern auf, fragten dann aber nicht mehr viel nach ihr und wandten ihr Interesse ausschließlich den Souperkameraden der Anderen zu. Frau Schennemann, Elviras Mutter, war mit den Einkünften ihrer Tochter höchst zufrieden, noch mehr mit ihrem tadellosen Ruf, und drückte jetzt, da nur noch ein Kind zu Hause war, die anderen beiden schon in Geschäften thätig, zufriedener in die Zukunft. Bis es eines Tages klingelte, und Leute von der Zanitätswache und vom Civilas ihre Tochter Elvira desmungslos, mit schweren innern Verletzungen nach Hause brachten. Nicht abends, im Glanz der Vorstellung, bei Musik und Bewunderung, sondern vormittags bei einer Probe, die sie ganz allein in der Manege veranstaltet, hatte das Schicksal sie ereilt. Die Gewalt eines neuen Sprunges zerriß das Seil des höchsten Trapezes. Sie sah nur noch wie ein roter Vogel da. Der Arzt, der gerufen wurde, verbügte die schreiende Mutter und erklärte ihr, das ihre Tochter mit dem Leben davonkommen würde, ihren Berufe freilich für immer verloren sei.

Ein ganzes Jahr lag sie im Bett und durfte sich nicht regen. Die Theilnahme ihrer Collegen war seltsam. Mabel und Mawvine besuchten sie nur ein Mal gleich zu Anfang, brachten eine Flasche Portwein mit und erfüllten die arme Stube mit Patchouligeruch, dann ließen sie nichts mehr von sich hören — sie waren nach Petersburg abgereist. Die Anderen machten es nicht viel besser. Außer den Unfallentschädigungsgeldern, die sie monatlich bekam, hatte sie allmählich gar keine Berührung mehr mit ihrem Ruhm und ihrem früheren Leben, und die arme Kranke mußte sich immer mehr aus Elvira Robinson in Auguste Schennemann zurückfinden. Alles war abgeschnitten mit dem Seil, das ihr den furchtbaren Sturz gebracht hatte. Nur einer war treu geblieben: ein alter musikalischer Clown, der alle acht Tage kam, an ihrem Bette sah und sie tierischte. Die Gymnasien, mit denen er verhandelte, die Galerie zum Lachen bringen mußte, konnte er auch hier nicht lassen, begegnete damit aber nur den glasigen Fieberaugen der Kranken.

Je mehr sie zum Bewusstsein und zu Kräften kam, desto tiefer fühlte sie ihr Unglück, desto lebendiger wurde ihr alles Vergangene und das Unwiederbringliche ihres Verlustes. Der erste Ausgang, den sie mit der Mutter auf die Straße machte, brachte ihr eine tiefe, sinnbenlange Thonmacht. Der kühnen Turnerin war jetzt jeder Schritt ein Abgrund. Sondern fürchtete sie die Straße, hasste die Treppe und verlieh ihre Stube nicht mehr. Den ganzen Tag saß sie in ihrem Lehnstuhl, beide Handchen auf den Kruckstock gestützt, und dachte nach. Ihr Kopf war klar, so dumpf und weh ihr Körper war. Sie fragte sich dutzend tausend Dinge und wollte auf nichts eine Antwort haben. Die Mutter gieng gramvoll, still umher und fürchtete nun für ihren Verstand, da das bischen Körper gerettet war. Nur einen lebendigen Moment gab es am ganzen Tage — wenn das Morgens der „Berwärts" kam. Dann suchte sie und studierte eifrig die Notizen und Artikeln über Circus Schumann.

V.

Frau Schennemann mußte das gute Zimmer vermieten. Die Miete war nicht anders aufzubringen. Der erste Herr, der es nahm, ein Reisender, gieng nach vierzehn Tagen für immer auf Reisen und sieß weiter nichts, als einige Cigarrenimmel und einen Regenschirm zurück. Der zweite Herr aber bezahlte nur sich, und war ein einmaliger, wenn auch etwas wunderlicher Herr, wie sich alsbald herausstellte. Er hieß Doctor Lewinski und war aus Kiew in Russland. Frau Schennemann erschrak anfangs aus's tiefste, als ein leibiger Mann von wahrem Polizeiwitz bei ihr erschien und sich ausbrücklich nach ihrem neuen Zimmerherrn erkundigte. Doctor Lewinski aber beruhigte sie selber bald mit seinem hastigen und eilig dringlichen Reden, die von Zeit zu Zeit ganz unverständlich wurden, da er immer wieder in sein russisch-polnisches Idiom verfiel. Das entzückte und schuf Bild. Das ist vor allen Dingen, was dazu in ein zivilen Revolutionär, ein ganz rother Socialdemokrat sein muß, dem die Polizei im Ausland war nichts anhaben konnte, und der deswegen nach Berlin zu kommen sei. Das gerieth ihr, denn sie selber war verzagt und verbittert, sie hatte sich vom Leben abgewendet, und den hochgeschossen Mann, der so menschlich, ein lustlich mit

Digitized by Google

der armen, ungebildeten Frau zu sprechen wußte, gewann sie sich. Ueber seine eigentliche Profession war sie sich freilich nicht ganz klar, es genügte ihr vorläufig, ihn Herr Doctor zu nennen — im übrigen beschloß sie aus eigener Ueberlegung, die wahre Existenz ihres Mieters und die Reden, die er vor ihr geführt, geheim zu halten, und vertraute einzig ihrer Tochter Elvira an, welchen merkwürdigen Hausgenossen sie bekommen hätten. Zu ihrer Freude war dies nun das Erste, was Elvira von ihren bohrenden Schmerzen und Gräbeleien ablenkte, auch sie erwärmte ihre feierende Seele an dem düster flackernden Licht, und stundenlang durfte ihr die Mutter immer wieder dasselbe von ihm erzählen. Sie sorgte sich sogar für ihn — eine neue Lampe müsse angeschafft werden zum Studieren, ein neuer Stiefelknecht und dunkle Vorhänge statt der Mullgardinen.

VI.

Er war viel milder, als sie dachten. Die Heimatlosigkeit, das ewig wunde Oppositionsgefühl des russischen Juden, der nach Deutschland geht, um Freiheit und Cultur zu finden, den unbesiegbaren Zorn, die unbestimmte Sehnsucht hielten sie, die edel berlinisch in ihrer Dachstube saßen und nur beim Frühstück während des Zeitungslesens „nachdachten", für parteipolitischen Beruf. Doctor Lewinoff wußte sich von ihnen mißverstanden, sorgte aber nie für ihre Aufklärung, sondern gieng, vielmehr lief seine eigenen Wege, als wenn niemand außer ihm vorhanden wäre. Begegnete er seiner Wirtin einmal, so sprach er mit ihr, als wäre er ein Fahren mit ihr beträndet. Von Elviras Leiden wußte er kaum etwas, er hatte nur flüchtig gehört, daß Frau Scheunemann vier Kinder im Hause hätte, eine erwachsene kranke Tochter, zwei halbwüchsige, die in einem Geschäft arbeiteten, und einen kleinen Jungen, der sein Dasein durch eine furchtbare Rindertrompete am deutlichsten machte. Die Thür zu Elviras Stube, die an die seine grenzte, stand einmal offen, als er an einem Sommerabend nach Hause kam, und er sah einen kleinen, ziemlich freundlichen Raum mit hellen Cattunmöbeln, die Wände mit allerhand Flitter und Vorbeerkränzen behangen. Eine feine, warme Parfümluft kam heraus. Das junge Mädchen hatte sich bei seinem Anblick heftig erschrocken aus ihrem Lehnstuhl erhoben, und Lewinoff verließ sofort wieder das Zimmer, um erst nach Mitternacht zurückzukehren. Unten auf der Straße beschloß er, auf seinem Schreibtisch sein Manuscript mehr liegen zu lassen. Freilich, er dichtete nur Jargon — das würden sie doch nicht lesen können.

Michael Lewinoff war ein Dichter. In Deutschland mit seinen Werken heimatlos, denn hier verstand man seine Sprache nicht. Als jüdischer Volksdichter aber war er in Rußland und Amerika unter seinen Leuten viel gelesen und bekannt, und mehrere Bücher waren dort von ihm erschienen, während er hier im Lande der Cultur ganz unbekannt und unbeachtet umhergieng.

Doch das kümmerte ihn wenig. Sein Charakter hatte die scharfe Consequenz seines Schaffens. Er war sich ein für allemal darüber klar geworden, daß nicht die Menge, daß kaum drei Menschen einem Künstler wirklich wohe sein und ihn verstehen können, und daß auch diese Wenigen eher bedrängen und zerstören, als klären und helfen. Schmerz und trotzige Auflehnung, die Hauptelemente seiner Gestalten, waren seiner Lebensführung fremd. Er lebte einsam, unter dem Schicksal Aller. Das Glück war ein Phantom vor seinen klaren, duster blickenden Augen, er suchte es nicht, er suchte nur die Menschen, welche daran glaubten, nach jenen tendenzen, innersten Schätzen der Seele, und einzig der Ergründung, wie sie litten, nicht was sie litten, galt seine Kunst.

Mit seinen Verwandten, den siebenmal Juden in Kiew, die ihn zum Rabbiner machen wollten, hatte er sich entzweit — acht Jahre war er schon im Ausland und hielt sich trotzig für sich allein. Erst in der Schweiz, dann in Deutschland, in München, Dresden und Berlin. Von seiner reichen Familie nahm er keine Unterstützung an, er lebte nur von dem Ertrage seiner Schriften. Die Art und Weise, wie er nun immer zwei oder drei Zahre Vorsprung hatte, bald diese, bald jene Stadt war, hatte die schlimme Entschiedenheit seines Schaffens. Immer nach den dunkelsten und dumpfsten Vierteln suchte er sich, wo der soziale Zwiespalt, das dumpfe Leiden, die naive Lustartung ihm am deutlichsten entgegentraten. Unter einem engen, abendrothen Himmel, zwischen verrämmerten Mietskasernen, vor welchen schmutzige Kinder in der Gosse spielten, fühlte er sich am wohlsten, er liebte die Luft der Armut und wußte kaum, wie sie ihm schadete. So hatte er in Berlin zuerst im Norden gewohnt, in einer Straße hinter dem Oranienburger Thor, wo er aber wieder ausziehen mußte, weil seine Nachbarinnen, zwei Prostituierte, sich zu laut geberdeten. Dann verschlug es ihn nach dem Osten, und er mietete bei Frau Scheunemann in der Breslauerstraße. Hier wollte er lange bleiben. Hatte er vom frühen Morgen bis gegen Abend gearbeitet (seine Wirtin besorgte ihm Frühstück und Mittagessen), dann setzte er seinen Strohhut auf und lief hinaus auf die Straße, oft stundenlang, bis an das Weichbild der Stadt. Ein kleiner, gedrungener Mensch mit zottigem Haar und Bart und einem gelblichen Gesicht, aus welchem hinter Brillengläsern zwei große schwarze Augen oft ein unbeachtetes armes Wesen, das ihm begegnete, ein schmutziges Kind oder einen träumenden Hund mit forschender Aufmerksamkeit betrachteten, so kannten ihn die Leute bald in jener Gegend. Tausend Pläne durchkreuzten sein Gehirn. Kehrte er aber um und schritt wieder seiner Wohnung zu, dann trat der Dichter vor dem Philosophen zurück. Klare, ruhevolle Gedankenarbeit erfüllte ihn ganz, und der Ausdruck seiner Augen wurde still und freundlich. In seiner Stube saß er bis Mitternacht bei offenem Fenster, trank Thee, aß fettarische Schinkenstullen und las Schopenhauer, bis die Lampe ausgieng, und ihn das Schnarchen seiner Wirtin aufschreckte, die im Nebenzimmer bei Elvira lag. Elvira aber lag meistens wach, da sie immer Schmerzen hatte, und sah nach dem schmalen Lichtstreif unter der Thür, bis er plötzlich erlosch.

(Fortsetzung folgt.)

Alle für „Die Zeit" bestimmten Zuschriften und Sendungen sind an die Redaction der „Zeit" und **nicht** an die Person eines der Herausgeber oder Mitarbeiter zu richten.

Die Redaction der „Zeit".

☛ Der heutigen Nummer unseres Blattes liegt ein Prospect der im Verlage der Firma Schuster & Löffler, Berlin, erscheinenden Monatsschrift „Die Insel" bei. ☚

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Alexander Weigl's
Unternehmung für Zeitungs-Ausschnitte
„Observer"
WIEN, IX I. Türkenstrasse Nr. 17
Prospecte gratis und franco.

Seiden-Damaste 75 kr.
bis fl. 11.65 per Meter und Seiden-**Brocate** ab meinen eigenen Fabriken

ferner **schwarze, weiße und farbige „Henneberg-Seide"** von 45 kr. bis fl. 14.65 per Meter — glatt, gemustert, carriert, gemustert, Taffastoffe 2c. 2c. 240 verschiedene Farben, Dessins 2c. 2c.

Zu Roben und Blousen
ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus.
Muster umgehend.
Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.
G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Die Zeit.

XXI. Band. Wien, den 14. October 1899. Nummer 263.

Victoria uti.

Die Opposition hat nach dreijährigem Verzweiflungskampf gegen die Willkür rechtsvergessener Regierungen einen entschiedenden Sieg errungen. In der demnächst beginnenden Parlamentssession wird sie zu zeigen haben, ob sie auch ihren Sieg zu benützen versteht — victoria uti.

Welches ist die richtige Taktik des Siegers? In älteren Zeiten begnügte sich der Sieger oft damit, dass der Besiegte „Urfehde schwur", das heißt unter Anrufung aller himmlischen Autoritäten jede Wiederholung seiner Feindseligkeiten in Zukunft zu vermeiden versprach. Vermuthet ob ihrer Lächerlichkeit sind an jener Zeit die „ewigen" Friedens- und Freundschaftsverträge, weil jeder dieser Verträge nur ein Waffenstillstand zu Gunsten des Besiegten war, während dessen der Besiegte, durch die Eidgläubigkeit des Siegers gesichtigt, mit aller Macht rüstete, um dann mit verstärkten Kräften neuerdings loszubrechen und den auf seinen Lorbeeren ruhenden Sieger von gestern zum Besiegten von heute zu machen. Im Kriege ist man von diesen naiven Gebräuchen glänbiger Zeiten längst abgekommen. Was heute der Sieger vom Besiegten zunächst verlangt, ist nicht mehr Theologie, sondern Taktik. Der Besiegte mag im Friedensvertrag für alle Ewigkeit versprechen, was er will. Die Hauptsache ist, dass er sofort und thatsächlich dem Sieger gewisse taktische Vortheile einräumt, welche diesen gegen die ihr den Besiegten verlockende Wiederholung der Friedensstörung nach Möglichkeit sicherstellen. Den Fürsten Bismarck z. B. haben die Thränen Jules Favres nicht gerührt, und die Friedensschwüre sämmtlicher Franzosen hätten ihm wenigstens noch weniger imponiert. Er hat sich nicht eher zufrieden gegeben, als bis er das „Loch in den Vogesen", die Festung Metz, zu deutschem Besitz gemacht hatte. Der dreißigjährige Frieden, den Deutschland trotz aller französischen Revanchereden seither genießt, hat ihm wenigstens vom militärischen Standpunkte aus Recht gegeben.

Minder sonderbarer wirkt es zu sehen, wie gerade die lautesten Bismarck-Anbeter in Oesterreich, die Deutsch-Radikalen und die Deutsch-Volklichen, in ihrem eigensten Kampf so ganz und gar von keinem Hauch Bismarck'schen Geistes berührt sind. Der deutschvolkliche Staatsmann Herr Dr. v. Hochenburger benützt den errungenen Sieg, um sich mit „einer von autoritativer Seite ausgehenden feierlichen Versicherung" gegen künftige Sprachenverordnungen zu begnügen, die selbst der radikale Non plus-ultra Herr Wolf fühlt kein dringenderes Bedürfniss als das nach einer Thronrede. Du lieber Gott! Was haben wir nicht alles während dieser fünfzig Jahre in autoritativen Aussprüchen, Thronreden, ja sogar wenn sich selbst die Phantasie des Abgeordneten Wolf nicht einmal verstieg in Parolen, Reskripten und Diplomen „für immerwährende Zeiten" an schönen Worten zu hören bekommen! Und doch ist der schlechten Thaten nie ein Ende gewesen für die Regierungen Oesterreichs. Bis auf die Sprachenverordnungen kann sich so ziemlich jede Partei in Oesterreich auf eine „feierliche Versicherung" im Sinne ihres Programmes berufen. Auch das böhmische Staatsrecht ist 1871 in einem Reskript anerkannt worden, nur um nach ein paar Wochen wieder abekannt zu werden.

Nein, nicht darum ist zweieinhalb Jahre lang auf Tod und Leben gekämpft worden, damit der erstickende Wortschwall, dessen die Geschichte Oesterreichs zu vielen tausend Zahnen voll ist, nun einige Perlen Noerbecher'scher Stilistik bereichern werde. Die Völker Oesterreichs bedürfen einer Sicherheit gegen die Wiederholung solcher Misregierung, wie wir sie in diesen zweieinhalb Jahren erlitten haben. Die anderen Völker haben kein geringeres Interesse daran, als die Deutschen. Ob neuerdings, wie in diesen zweieinhalb Jahren, die Deutschen mittelst der absolutistischen Marterwerkzeuge von einer slavisch-clericalen, oder vielleicht der Abwechslung halber einmal wieder die Czechen von einer deutsch-polnischen Regierung mittelst derselben Marterwerkzeuge gepeinigt werden: in jedem Fall gienge der Wohlstand, die geistige Cultur und das Ansehen ganz Oesterreichs definitiv zugrunde, wenn solche Misswirthschaft wiederkehren würde. Die Marterwerkzeuge müssen ein für allemal beseitigt, die Gesetzesparagraphen aus dem Erdboden gleichgemacht, durch ein edel fiziertes Metz muss weiteren Excessen von Regierungsunfähigkeit und -Gewissenlosigkeit ein Ende gesetzt werden.

Die Ausrottung jener absolutistischen Uebelreste unserer Gesetzgebung, welche allein es den Regierungen Badeni und Thun ermöglicht haben, den Kampf der gegeneinandergehetzten Völker bis zur Blutlere fortzuführen, ist die einzig richtige Ausnützung des Sieges. Sie muss geschehen sein, ehe die liegreiche Constellation, die Delegationswahl, vorbei ist. Sie kann auch glücklicher Weise in der kurzen Zeit geschehen. Eine endgiltige positive Regelung der Sprachenfrage zum Beispiel, die uns auch jetzt nothtut, ist eine schwierige und langwierige redisieatorische Arbeit. Die Aufhebung einiger absolutistischer Völker-Aufhebungsinstitutionen dagegen, welche ehnedies unter allen modernen Staaten nur mehr Oesterreich eigenthümlich sind, ist ein rein negatives Werk, welches von jedem Juristen binnen wenigen Minuten conciviert, und wenn der gute Wille wirklich da ist, binnen wenigen Wochen von allen gesetzgebenden Factoren — Abgeordnetenhaus, Herrenhaus, Krone — erledigt sein kann. Die Delegationen sind im Jahre 1897 erst am 16. November zusammengetreten und konnten, trotzdem ihre Thätigkeit durch die gleichzeitige parlamentarische Revolte im österreichischen Abgeordnetenhaus, den Sturz Badenis und die Constituierung des Cabinets Gautsch, ungefähr 14 Tage lang thatsächlich unterbrochen war, am 22. December geschlossen werden. Wenn man nur will, reicht man also mit drei Wochen für die Tagung der Delegationen aus, und man kann sich bis Anfang December zur Delegationswahl getrost Zeit lassen. Bis dahin bleibt ein sechswöchentlicher Spielraum, um die dringendsten constitutionellen Garantien — Aufhebung des § 14, der Presse-, Vereins- und Versammlungswillkür — im Reichsgesetzblatt sicherzustellen.

Dazu ist freilich auch nöthig, dass die Opposition nicht in der neuen Session ihre alten taktischen Disciplinlosigkeiten wiederhole, durch die sie sich in früheren Sessionen selbst den Erfolg erschwert hat. Wir meinen die aus parteilichen und persönlichen Eifersüchteleien hervorgehende sinn- und ordnungslose Häufung von Dringlichkeitsanträgen, deren jeder dem anderen im Wege steht. Damit, wie es die Geschäftsordnung gebietet, jeder Dringlichkeitsantrag wirklich sofort in Verathung gezogen werde, darf nur immer einer nach dem anderen eingebracht werden, und damit nicht die kostbarste Zeit unnütz verschwendet werde, müssen zu Gunsten der constitutionellen Garantien alle anderen Gegenstände in diesem Augenblick überhaupt zurückgestellt werden. Es ist Sache der betheiligten Parteien, sich darüber zu verständigen. Zuerst muss der absolutistische Wall angegriffen werden, dann können die Delegationswahlen und die sonstigen Staatsnothwendigkeiten zugelassen werden. Das ist das durch die Sachlage gegebene Arbeitsprogramm des nächsten Sessionsabschnittes. Wenn die Regierung Clary es mit ihren ungeduldigen Vorsätzen endlich meint, so muss sie auch auf dieses einfache Programm eingehen, und die „feierlichen Versicherungen" können ihr dann erspart bleiben. Geht sie nicht darauf ein, dann meint sie oder kann sie es nicht ehrlich, und dann ist es bisher, der Obstruktionstanz geht gleich wieder los, ehe noch die feudal clericale Camarilla wie unter Gautsch ein neues Respirium gewonnen hat.

k.

Der Streit mit den Boers und der englische Liberalismus.

Der Augenblick, in welchem diese Zeilen niedergeschrieben werden, ist kritisch. Der Krieg steht vor der Thür. In diesem Zeitpunkt dürfte es für communale Leser von Nutzen sein, eine kurze Uebersicht über die gegenwärtige Lage der Dinge vom Standpunkte des englischen Liberalismus aus zu erhalten.

Zu einem berühmt gewordenen Aufsatze, den John Morley vor ungefähr zwanzig Jahren in der „Fortnightly Review" über die englische Annexionspolitik in Südafrika schrieb, nannte er das britische Reich ein Privateneich, das auf seine schwarze Klagge handschrieb ein weißes Recht gemalt hatte. Das ist die schlimmste Anklage, die je ein aufrichtiger Engländer in Tagen der Reue und Zerknirschung gegen sein Land vorbringen kann. Die Zähmung eines Weltreiches war immer und ist auch heute noch eine sehr

Digitized by Google

merkwürdige Kunst. Menschliche Gebeine sind die Bausteine und menschliches Blut der Mörtel. Es ist gut, wenn Freiheit und Unabhängigkeit bei diesem Processe nicht begraben worden sind.

Engländer, sowie Franzosen oder Deutsche oder Oesterreicher haben, wie ich mir denke, als Bürger und Patrioten zwei Hauptaufgaben: erstens ihr Land davor zu bewahren, dass es vom Militarismus und Jingoismus in Angriffskriege verwickelt werde, zweitens innerhalb der Grenzen des Landes einen möglichst hohen Stand der öffentlichen Gerechtigkeit, politischen Freiheit und individuellen Unabhängigkeit zu erlangen oder festzuhalten. Sowohl in England als auch in seinen grossen, sich selbst regierenden Colonien ist das sogenannte Princip heutzutage zweifellos gesichert. Clericalismus und Bureaukratismus dürften, allem Anscheine nach, immer mehr an Boden verlieren, und die Triumphe des Militarismus — selbstverständlich in Bezug auf die innere Politik — sind in diesen Ländern auf das Gebiet der Musical- und Variété-Theater beschränkt. Aber im Hinblick auf das erstgenannte Princip ist während des letzten Decenniums ein gefährlicher Geist aufgekommen oder, besser gesagt, zu einer Aufsehen erregenden Höhe angewachsen. Diese Erscheinung wird nach ihrer besseren Seite Imperialismus genannt, nach ihrer schlechteren Jingoismus. Hervorragende Staatsmänner, wie Lord Rosebery, welche diesen Geist gefördert haben, legen Nachdruck auf die Pflichten des Reiches und berufen sich hiebei auf die ausgezeichnete Verwaltungsarbeit, die in unserer indischen Staatsverwaltung geleistet wird, und auf die Civilisation und Cultur als die häufige Folgeerscheinung der Ausdehnung des britischen Reiches. Wir sind, so sagen diese Männer, eine Missionär-Nation. Auf diese Weise wird das moralische Gewissen unserer Mittelclasse, das allen französischen Zeitungsspöttereien zum Trotz bestehen geblieben ist, eingeschläfert und deren patriotischer Stolz befriedigt. Nun ist aber eine Krisis in Südafrika entstanden, deren Wirkung auf die Stimmung des Landes schwer zu beschreiben ist. Auch die Wirkung, welche sie auf das Gleichgewicht der Parteien und die Stellung der öffentlichen Persönlichkeiten haben wird, ist schwierig vorauszusagen. Ich will damit beginnen, zwei wichtige, bisher gehegte Thatsachen festzustellen: erstens, die Boers schätzen die Engländer gering ein seit den Niederlagen von 1881 und sind hasserfüllt gesinnt gegen ihnen für die abgeschlossenen Conventionen dankbar zu sein; zweitens, die Engländer erinnern sich mit Beschämung an diese kleinen Unglücksfälle und sind nicht gewillt, den Boers, die durch den Einfall Jamesons misstrauisch geworden sind, Zugeständnisse zu machen.

Wenn es nun schließlich zum Krieg gekommen ist, sollte doch auf dem Continent und insbesondere von unseren Freunden anerkannt werden, dass die Friedenspartei in England eine sehr schwere Aufgabe vor sich hatte. Der Ring der Capitalisten und Jingo-Journalisten, der sich zusammengethan hat, um den Minister Chamberlain und den Gouverneur der englischen Capcolonie Sir Alfred Milner zu „inspirieren", hat es fertig gebracht zu behaupten, dass die Transvaal-Republik ihre staatsfeindlichen Einwohner viel schlimmer behandle als der Oranje-Freistaat und viel schlechter, als Boers im englischen Colonialgebiete behandelt werden. Sir Alfred Milner hat die Uitlanders sogar Heloten genannt! Solche aufreizende Worte sind das charakteristische Merkmal der Diplomatie Chamberlains. Alles, was nun die Liberalen dagegen thun konnten, war zu sagen, dass dies nichts als grobe Uebertreibungen sind. Wir können nicht sagen: alle die Erzählungen über ungerechte Behandlung der Uitlanders sind nun unwahr vom Anfang bis zum Ende. Wir können nicht leugnen, dass die Boers-Regierung corrupt ist, dass ihr Hauptereignissen durch Steuern von solchen Leuten hereingebracht wird, die keine politischen Rechte haben, dass ihre Gerichtshöfe nicht über jeden Verdacht erhaben sind. Daher kommt es nun, dass die liberale Partei den ganzen Sommer und Herbst hindurch den Kampf geführt hat, mit einer Hand auf ihren Rücken gebunden. Sie hatte nicht nur anzukämpfen gegen den britischen Raumsinn, sondern auch gegen das englische Gerechtigkeitsgefühl. Die „Times" und andere Jingo-Blätter haben unermüdlich daran gearbeitet, die Bahnbrecher zu unterdrücken und Thatsachen zu entstellen. Cecil Rhodes und seine Freunde haben seit Jahren Telegramme aus Südafrika unrecht gebraucht und thun das noch immer. Ihnen gegenüber hat die liberale oder Gladstone'sche Partei unter der Führung John Mordens und William Harcourts sich vorgefunden, dass das Misstrauen des Boers naturgemäß durch den Jameson'schen Einfall erregt worden ist, dass die Anhoter dieses Einfalles niemals die gebrauchte Strafe erlitten haben, und dass es keiner militärischen Action bedarf, wenn wir nichts anderes wollen, als Reformen im Innern eines Staates, dessen Unabhängigkeit in allen seinen inneren Angelegenheiten wir garantiert haben. Ferner ist unsere Bevölkerung daran gewöhnt worden, dass in der Capcolonie Parlamente bestehen, eine halbe Million Boers wählen, und dass ein vollständiges Ministerium so gewaltig im Cap Parlamente vertritt, dass die Loyalität unserer Cap-Verbündeter nicht in Frage kann und nicht in Frage gezogen wurde. Sir Alfred Milner kommt hinzu, der Engländern in Mengen allgemein gehaltene Versprechungen an den Mann zu werfen und Schriftstücke von ihnen als Beweis in Händen zu haben scheint, die, wie sich herausstellt, nicht existieren. Und so ist es gekommen, dass die Liberalen und unabhängigen Conservativen, wie Mr. Courtney, entsprechend den Lehren von Cobden, Bright und Gladstone, vertreten, im Jahre 1896 von Chamberlain selbst nicht nur zugelassen, sondern selbst in den schärfsten Ausdrücken zum Ausdruck gebracht und auf Südafrika angewendet worden ist. In diesem Jahre nämlich hat Chamberlain selbst den Gedanken als absurd hingestellt, dass man vom Parlament 10 oder 20 Millionen zum Zwecke der Niederwerfung der Boers verlangen sollte, und ebenso hat er selbst den Gedanken, diesen ein Ultimatum zuzustellen, verspottet. Sogar so weit gieng der Colonialsecretär, dass er auf eine Anfrage Sir William Harcourts am 8. Mai 1896 nachdrücklich auf die Gesetzlichkeit und Verwegenheit der Bestrebungen hinwies, welche chauvinistische Anhänger der Regierung schon damals vertraten. Seine Worte von damals sind auch heute noch vollkommen anwendbar: „Ein Krieg in Südafrika würde einer der ernstesten Kriege sein, die man überhaupt führen kann. Er würde den Charakter eines Bürgerkrieges haben, es würde ein langer, erbitterter und kostspieliger Krieg werden. Dieser Krieg würde, wie ich schon früher bemerkt habe, ein Gefühl des Hasses und der Feindschaft nach sich ziehen, das eine Reihe von Generationen überdauern würde. Der Krieg mit Präsident Krüger zu dem Zwecke zu beginnen, um ihm Reformen im Innern seines Staates aufzuzwingen, bezüglich welcher mehrere meiner Amtsvorgänger hintereinander jedes Recht der Einmischung Englands in Abrede gestellt haben, das würde eine ebenso unmoralische als unklug Politik sein." Dies und nichts anderes hatten John Morley und seine Freunde im Herbste dieses Jahres vorgebracht, und unsere ständischen Parteifreunde würden sehr irren, wenn sie glaubten, dass diese Worte der Mahnung und Aufklärung vergessen gebrochen worden sind. Die „Times" freilich ist nach wie vor ein wüthendes Jingoblatt; aber es ließe sich schwer ein anderes grosses Blatt innerhalb der englischen Presse finden, welches in ähnlicher Weise hartnäckig nach Krieg als der einzig möglichen und wünschenswerten Lösung gerufen hätte. Gewiss, die Hälfte der Provinzpresse ist einhellig in der Verurtheilung Chamberlains und der Beschürung der Kriegslust. Die große Mehrzahl innerhalb der liberalen Partei steht auf demselben Standpunkte, und ein ganz beträchtlicher Bruchtheil der conservativen und liberalen Unionisten bedauert die Politik der Regierung. Man sagt, dass mit Ausnahme Chamberlains die meisten Mitglieder des Cabinets froh wären, wenn Krüger ein Loch gefunden hätte, um zu entschlüpfen, denn sie wissen, dass der Krieg sehr kostspielig sein wird und dass er, ohne viel Ruhm zu bringen, die Minister noch weniger populär machen wird, als sie es gegenwärtig schon sind. Vielleicht sind auch einige von Chamberlains Collegen durch die machtvolle Anspache in ihrem Gewissen getroffen worden, mit der Worten seine Herrschaft in Manchester aufgerichtet hat: Ein solcher Krieg der grössten Weltmacht gegen diese kleine schwache Republik, der stärksten Weltmacht mit ungezähltem Reichthum und unerschöpflichen Hilfsquellen wird Ihnen keinen Ruhm bringen, er wird Ihnen keinen Gewinn, sondern Unglück bringen. Dieser Krieg wird ein Unrecht sein, er wird tausende Frauen zu Wittwen und tausende Kinder zu Waisen machen — er wird ein Unrecht sein. Sie können durch diesen Krieg eine neue Provinz dem Reiche hinzufügen, aber dennoch bleibt es ein Unrecht. Sie können auch die südafrikanischen Actien und Wertspapiere flüssiger machen. Sie können eine blühende Börsenhausse in Südafrika hervorrufen und die Actien des Herrn Rhodes bis zu einem Punkte hinaufstreiben, der alle Träume der Habsucht überbietet, aber auch dann bleibt der Krieg ein Unrecht."

Mit diesen Worten will auch ich schließen. Ich bin sicher, dass unsere liberalen Mitkämpfer auf dem Festlande dessen eingedenk sein werden, dass auf jeden Fall ein nachhaltiger Widerspruch gegen den Krieg von einem großen Theile der Nation zum Ausdrucke gebracht werden ist und dass die liberale Partei insbesondere sich auf jeden Fall von der Verantwortung für irgend einen bei kriegerischen Actionen vorgefallenen Act vollständig losgesagt hat.

London. **Francis B. Hirst.**

Unmöglichkeiten in dem Lande der Unmöglichkeiten.

Das Land der Unmöglichkeiten, von welchem ich mit einigen Worten sprechen will, ist Galizien. Das Unmögliche, welches in diesem Lande einmal geschehen konnte, aber gewiss nicht geschehen wird, ist — doch ich will nicht vorgreifen und zuerst einiges Thatsächliche in Erinnerung bringen, wodurch das von mir weiter in behandelnde Unmögliche ein recht als unmöglich dargethan werden soll.

Als Thatsache ist, dass die jetzige Misregierung in Oesterreich mehr oder weniger ständig, aber doch zum grossten Theile gattungsweise Verwaltung seit mehr als zwanzig Jahren haben sich die galizischen Polen — namentlich nicht die polnische Nation, sondern die polnischen Repräsentanten im Parlamente und sonstwo — einheimisch benutzt, dass unverantwortlichen Staatsorganismus alle Gobb-

Digitized by Google

thaten ätzlichkäzischer Cultur und Moral — die Verlogenheit, die Protectionswirthschaft, die Stellenjägerei und den Nepotismus, die Kriecherei nach oben und die Gewaltthätigkeit nach unten, die Mißachtung der Gesetze und der Eide — einzuimpfen. Fern sei es von mir zu behaupten, dass diese duftigen Blumen nur auf polnischem Miste gedeihen; es scheint mir aber doch, dass Galizien in dieser Hinsicht besonders fruchtbar ist und in den letzten Jahren nicht nur den Landesbedarf vollauf befriedigt, sondern auch großartig auf Export producieret hat.

Thatsache ist ferner, dass der 60 Mann starke, einheitliche und solidarische, politisch charakterlose und deshalb für jede Regierung gegen jogenannte „Landesconcessionen", recte gegen Concessionen an die Clique, zu habende Polenclub für das ganze politische und parlamentarische Leben Oesterreichs eine stete und eminente Gefahr ist. Alle sogenannten Programme, alle Betheuerungen von der staatserhaltenden Kraft, von der Aufopferung für Staat und Dynastie, von denen diesen Rittern der Tarnopoler Moral so oft der Mund überfließt, alle ihre Bündnisse und Gegnerschaften müssen von diesem Standpunkte betrachtet und geschätzt werden. Sie werden immer wieder mit jeder Regierung halten, weil sie müssen, und warum sie müssen, das werden wir gleich sehen.

Thatsache ist drittens, dass ohne diese Präponderanz des Polenclubs Oesterreich gewiss nie mit der gewaltthätigen Regierung Badenis, also auch nicht mit der daraus resultierenden langwierigen und gefährlichen Krise gesegnet worden wäre. Vielleicht wären ihm auch mein einstiger verehrter Professor Bilinski mit seinem ungarischen Ausgleiche, Excellenz Manhuber mit seiner Nichte und so viele andere, welche in den letzten Jahren den Namen „österreichischer Pole" zu so hohen Ehren gebracht haben, erspart geblieben.

Thatsache ist aber auch, dass diese Präponderanz des Polenclubs ganz künstlich ist, den thatsächlichen Kraftverhältnissen, politischen und nationalen Strömungen in Galizien ganz und gar nicht entspricht und nur von der jeweiligen Regierung, unter der Obhut des jeweiligen Ministers für Galizien, eigens hergerichtet und großgezogen wird. Die galizischen Wahlen haben nachgerade eine europäische Berühmtheit erlangt; unterschätzt aber ist in die Thatsache, dass immer und immer wieder die Regierungsorgane dazu herhalten müssen, im Interesse der souveränen Schlachzizen die infamsten Missbräuche, Gewaltthätigkeiten, Stimmendiebstähle, Massenacrecierungen u. s. w. zu verüben. Und alles dies lediglich zu dem Zwecke, um eine Clique über dem Wasser zu halten, deren oberster Grundsatz ist — sich über dem Wasser zu halten und zu diesem Zwecke Land und Staat nach Möglichkeit auszuruinen.

Wenn man mit diesen Thatsachen vertraut ist, so kann man leicht begreifen, welcher „moralische" Zwang den Polenclub immer und immer wieder treibt, der jeweiligen Regierung zu dienen, und es ihm einfach unmöglich macht, gegen irgend eine Regierung eine wirkliche Opposition zu machen. Jede Regierung, und wären ihre Tage im vorhinein auch noch so kurz bemessen, kann ja doch in die Lage kommen, neue Wahlen zu machen, und könnte ... doch da könnte ich unvorsichtig zu meinem Unmöglichen!

Dass Leute in Galizien Unmögliche scheint mir, um es in drei Worten zu sagen — eine Legende Wahl zu sein. Eine Wahlcampagne, bei der nicht nur kein Regierungsorgan seine Autorität gewahrt missbrauchte, kein einziger Wähler verhaftet, kein einziger Stimmzettel gefälschen und umgetauscht, keine einzige Wahlreihe gestählt wäre, sondern auch kein einziger Bezirkshauptmann auf Dreschrichter und Bauern außeramtliche Pressionen ausübte, kein einziger Steuereroreuter den oppositionell Stimmenden ins Haus geschickt, keine einzige Bauernversammlung wegen lächerlicher Formalitäten verboten oder aufgelöst, kein einziger oppositioneller Wahlagitator verhaftet, und dagegen jeder Bestechungs- oder Einschüchterungsversuch nach der Strenge des Gesetzes geahndet würde. Man wird das alles vielleicht lächerlich, weil selbstverständlich finden, bei uns in Galizien ist das aber ganz und gar unmöglich, und ich kann nicht hoffen, eine solche Wahlcampagne zu erleben.

Versuchen wir aber, uns die Consequenzen einer einzigen solchen Durchaus legalen Wahlcampagne zu vergegenwärtigen. Die erste und hauptsächliche Folge wäre unzweifelhaft die, dass der Polenclub daraus gewiss nur in verschwindender Minderheit hervorkommen würde. Die übrigen Stimmen würden den polnischen und ruthenischen Specialdemokraten, Bauernparteien und ruthenischen Nationalen zufallen, welche grössere Clubs bilden könnten. Wie die Cumpagnie auch ziemlich buntscheckig, so wären es doch lauter Parteien, welche breite Schichten der Bevölkerung vertreten, auf sociales und nationales Grundlage stehen und arbeiten, einzig und allein im parlamentarisch-constitutionellen Wege ihren Zielen zustreben müssten und bei Zeiten des innerpolitischen Todes keine Chinesen- und Concessionspolitik treiben könnten. Das übrige geblendene Häuflein der Schlachzizen würde ein wenig weniger würdiges Knabenspiel werden und konnte nur in verschwindenden Ausnahmefällen dazu kommen, das Zünglein an der parlamentarischen Wage zu bilden. Somit wäre die Gefahr der Dislocation des österreichischen Constitutionalismus durch den jetzigen Polenclub beseitigt, statt dessen aber auch in Galizien eine neue Grundlage für die Entwickelung echt constitutionellen Lebens geschaffen. Eine einzige legale Wahlcampagne könnte die Wunder bewirken, aber Wunder geschehen in unseren Tagen nicht, und so mögen die Zeilen nicht als ein Vorschlag, nicht als ein pium desiderium meinerseits, sondern meinetwegen als ein Exfudat krankhafter Phantasie gelten.

Lemberg. Iwan Franko.

Kautsky contra Bernstein.

Von Professor Dr. Th. G. Masaryk (Prag).

Kautsky hat gegen Bernsteins Kritik des Marxismus als erster ein energisches Veto ausgesprochen und die Polemik in der „Neuen Zeit" und im „Vorwärts" geführt; nun ist er gegen Bernstein mit einem ganzen Buche aufgetreten, um, wie uns gesagt wird, die Discussion mit Bernstein noch vor dem Parteitag in Hannover zu einem Abschluss zu bringen.*)

Das neue Buch Kautskys bringt diesen Abschluss nicht, jedenfalls nicht im Sinne Kautskys: gerade sein Buch verschärft die Krise innerhalb des Marxismus und liefert den Beweis, dass die wissenschaftliche Situation innerhalb der deutschen sozialdemokratischen Partei unhaltbar geworden ist. Kautsky polemisiert zwar gegen Bernstein und greift ihn scharf an, aber schliesslich, und darin liegt eben das das Charakteristische der marxistischen Krise, acceptiert er Bernsteins Positionen oder er deutet Marx' Lehren so um, dass von Marx auch nicht viel übrig bleibt.

Wenn sich Kautsky beklagt, die Discussion über das Bernsteinsche Buch sei recht unfruchtbar gebleiben, so ist das zum grössten Theile richtig; aber Kautsky sucht die Ursache davon mit Unrecht in der Unpräcision seines Gegners. Gerade ihn trifft dieser Vorwurf, und beiden gegenüber betone ich, was ich schon früher ausgesprochen habe: die Discussion muss auf die philosophischen und wissenschaftlichen Principien eingehen, sonst bleibt sie eben auf der Oberfläche haften.

Kautsky geht nirgends tiefer ein. Er betont zwar selbst und eindringlich, das marxistischen Sozialismus sei das Entscheidende die Methode, nicht die Resultate (S. 17, regl. S. 5), trotzdem wird die Unterschung über die Methode „materialistische Geschichtsauffassung — Dialektik — Wert) eigentlich gar nicht geführt. Wenn Kautsky meint, eine populäre Gelegenheitsschrift schliesse das von vornherein aus, so vermag ich dem nicht beizustimmen; sobald über die Grundfrage des Marxismus populär discutiert wird, muss eben auch über die Grundfragen gehandelt werden, sollo in den strittigen Fragen nicht nur die Ueberredungskunst, sondern auch die begründete Ueberzeugung zu Worte kommen soll.

Das Eingehen auf die Methode wäre aber bei dem heutigen Stand der Frage gerade für Kautsky umso nöthiger, als er sich den Anschein gibt, die Hegel'sche Dialectik für Marx und sich retten zu wollen. Auf das Wesen dieser Dialectik geht Kautsky jedoch nicht ein, sondern begnügt sich mit der mehr positivistischen Fassung des evolutionistischen Relativismus (S. 23), die weiteren Ausführungen sind für die Frage ganz belanglos.

Eingehender und gründlicher behandelt Kautsky die Frage der wirtschaftlichen Entwickelungstendenzen, des modernen Capitalismus, und speciell wird Bernsteins Statistik über den Stand und die Entwickelung der Klein- und Grossbetriebe und die Zunahme der Besitzenden überprüft. Kautsky gibt sich Mühe, besonders in der deutschen Berufszählung die von Marx gelehrte Concentration der Berufe nachzuweisen. Das gelingt ihm aber nicht.

Wie man auf den Gebiete der Landwirtschaft den Kleinbetrieb für ernährlicher halten kann als den Grossbetrieb (und das thun Kautsky und andere dabei zugleich entschiedene Marxisten bleiben voll das, gestehe ich, übersteigt meine Fassungskraft. Wenn Kautsky die Abhängigkeit der Landwirtschaft von der Industrie hervorhebt, um die Concentration der Betriebe auf diesem Umwege zu erweisen, so muss erwidert werden, dass diese Abhängigkeit gegenseitig ist. Die Anschauung Kautskys, die besonders seine „Agrarfrage" beherrscht und die er nun abermals dahin formuliert, die Industrie sei moderner (S. 76) als die Landwirtschaft, ist eben unrichtig; es gibt eine moderne und rückständige Industrie und ebenso gibt es eine moderne und rückständige Landwirtschaft; auf beiden Gebieten sind die neue Fortschritt und seine Wirkungen zu verzeichnen, und zwar so, dass da und dort die ergiebigere und wissenschaftlichere Arbeitsmethode theils das eigenen Antriebe, theils in reger Wechselwirkung eingeführt wurde.

Aber auch in der Industrie besteht die von Marx gefolgerte Concentration nicht. Das beweist gerade wiederum auch Kautsky mit seiner Marx-Interpretation.

Kautsky muss nämlich, um die Thatsachen halbwegs acceptieren zu können, vorerst Marx' Lehre umzudeuten erwerben. Darum wird uns dargelegt, Marx' lapidare Charakterung der wirtschaftlichen Entwickelung ist nur eine grobe Skizze aufzuziehen und namentlich da, wo sich Marx bildlich ausdrückt (S. 200) des weiteren davon

*) Karl Kautsky, Bernstein und das sozialdemokratische Programm. Eine Antwort. Stuttgart 1899. XIII, 176 S.

Digitized by Google

wir, Marx behaupte bloß, daß am raschesten die Lohnarbeiterschaft und die große Bourgeoisie zunehme, die zwischen beiden liegenden Schichten relativ abnehmen (S. 89).

Gegen diese Formulierung Marx' ist eben einzuwenden, daß sie unpräcis, unrichtig und unberechtigt ist. Marx hat ein allgemeines Entwickelungsgesetz aufgestellt, und das ist wörtlich und nicht eum grano salis zu nehmen; und Marx hat das Schwinden des Mittelstandes nicht relativ, sondern absolut ausgesprochen.

Uebrigens ist Kautskys „relative Abnahme" des Mittelstandes ein ganz merkwürdiger Begriff.

Der Leser wird ihn am besten aus folgender Tabelle erfassen. Die deutsche Betriebszählung ergibt nämlich folgende Daten:

Betriebe mit	1882	1895	Zunahme in Prozenten
1 bis 5 Personen	2,882.768	2,934.723	1·8
„ 6 „ 10 „	68.763	113.547	65·1
„ 11 „ 50 „	42.952	77.752	76·0
„ 51 „ 200 „	8.695	15.624	93·0
„ 201 „ 1000 „	1.752	3.076	75·6
„ über 1000 „	127	225	100·8
	3,005.457	3,144.947	4·6

Weit nun die größeren und großen Betriebe relativ mehr zugenommen haben als die kleineren, spricht Kautsky mit Emphase von ihrer „relativen Abnahme"; diese relative Abnahme ist aber in der That eine absolute Zunahme, während Marx' Gesetz eine ebenso absolute Abnahme fordert.

Daß einzelne Kleinbetriebe absolut zurückgegangen sind, ändert an der Sache nichts; umsoweniger, als wiederum auch ganz neue Mittelclassen entstehen und der Mittelstand eben überhaupt nicht schwindet. Denn es darf nicht vergessen werden, daß Marx und Engels dieses Schwinden für so groß und so rasch hielten, daß sie den Zusammenbruch der capitalistischen Gesellschaft schon zu ihren Lebzeiten auf das Bestimmteste erwarteten.

Kautsky muß demgemäß Marx' Lehre noch anderweitig interpretieren. So deutet und deutelt er an der Marx'schen Theorie der Creadenz herum (S. 116). Marx habe die Verelendung des Proletariats im Sinne des socialen, nicht physischen Elends gemeint. Unter „socialem Elend" versteht Kautsky den wachsenden Gegensatz zwischen bürgerlicher und proletarischer Lebenshaltung, wobei er eine Besserung der Lebenshaltung der Arbeiterschaft zugibt; Marx jedoch hat in der That von der Creadenz auch in physischem Sinne (Verfallen, unaufhaltsame Entvölkerung, Ableben u. dgl.) und im Sinne eines absoluten Rückschrittes gesprochen. Nach Kautsky konnten wir uns einen relativ stationären Zustand der Entwicklung vorstellen, das widerspricht aber der Marx'schen Auffassung ganz entschieden. Wenn Kautsky zwischen Proletarisation und Pauperisation unterscheidet, so bleibt kein Begriff des „echten Proletariats" (S. 71) ein ganz unbestimmter Begriff.*)

Am meisten widerspricht Kautsky der Bernstein'schen Statistik über die Zunahme der Besitzenden: diese Zunahme, das gibt er voll zu, widerspreche der Marx'schen Zusammenbruchstheorie. Kautsky meint, Bernstein habe diese Zunahme nicht erwiesen, weil er bloß Schätzungen und keine Zählungen anführe. (S. 95. Welche welche Zählungen hat nur seine Theorie. Marx angeführt? Nicht auch bloß Schätzungen?" und gibt es auf diesem Gebiete überhaupt mehr als Schätzungen?**)

„In welchen Folgerungen Kautsky bei seiner Marx-Interpretation getrieben wird, ersieht man daraus, daß er an der allgemeinen Wirthschaftsentwicklung nicht nur Holland, sondern auch England ausschalten: diese beiden Länder werden, meint Kautsky, zu Geldschänken und bleiben aus. Werkstätten zu sein; jedenfalls sei Holland für die socialen Entwicklung einer der bedeutungslosesten Länder und dasselbe könne man, von England zu gelten. „Selbst wenn es Bernstein gelänge, für England eine relative Zunahme der Besitzenden zu erweisen, so würde das für sich allein über die allgemeinen Gesetze der capitalistischen Productionsweise nur wenig Licht verbreiten." (S. 95. Das klingt ziemlich kleinlaut, und in überdies in vollem Widerspruch zu Marx' I. Bande des Capitals, wo gleich im Vorwort von Englands Entwickelung gesagt wird: „In der Sache handelt es sich nicht um den höheren oder niedrigeren Entwickelungsgrad der gesellschaftlichen Antagonismen, die aus den Naturgesetzen der kapitalistischen Produktion mit Eisennothwendigkeit hervorgehen. Es handelt sich um diese Gesetze selbst, um diese mit ehernen Nothwendigkeit wirkenden und sich durchsetzenden Tendenzen." Und Kautsky will Englands Entwickelung nicht in Betracht ziehen, weil sie nicht in sein Schema passt?

Auch sonst finden wir bei Kautsky mancherlei Concentrationen und Interpretationen Marx', wie z. B. die Stelle (S. 84), wo gesagt wird, Marx und Engels hatten die Zunahme der Capitalien nicht geleugnet. So gesagt, ist die Sache nicht richtig; die Zunahme der Capitalien im Sinne Bernsteins wird erst im III. Bande zugegeben, im ersten wird dagegen nur der Unterschied zwischen Accumulation und Concentration zugelassen und die letztere Concentration des Capitals geleugnet.

Bis zu welchen Grade Kautsky Marx geradezu Gewalt anthun muß, ist aus seiner Philosophie der Revolution ersichtlich (S. 182.): Marx habe keinen politischen Revolutionismus gepredigt, nur die — „sociale Revolution! Warum und für wen hat also noch 1895 Engels sein berühmtes Vorwort zu den „Classenkämpfen" geschrieben? —

Ich habe gleich eingangs erklärt, Kautsky bestätige Bernstein. In der That kann Bernstein mit Kautsky's Gegnerschaft zufrieden sein; und Kautsky hätte ganz recht (S. VII), daß seine Arbeit weit weniger gegen Bernstein als gegen die socialliberalen und „edelanarchistischen" Gegner der Partei gerichtet sei, wenn es wahr wäre; in der That ist die ganze Schrift eine sehr durchsichtige Suggestion gegen Bernstein. Auch von dieser Seite sehe ich in Kautskys Buch einen großen Beitrag zur Kräftigung marxistischer Scholastik.

Ich gestehe offen, mich macht diese Art Polemik stutzig. Umso mehr, als Kautsky in der „Neuen Zeit" den Bernsteinianern Herz und uneutsens auch Woltmann Seelbstanzeigen zuließ, während der Bernstein gleich angegriffen hat, obwohl Bernstein in der „Neuen Zeit" eigentlich schon mehr gesagt hat, als in seinem Buche. Die Declarationen über die Rothwendigkeit von Begeisterung, über die nächsten Alltagsziele u. dgl. vermögen das Urtheil nur zu bestätigen. Auch die Art wie Kautsky über die Mängel von Marx spricht. Ganz so wie andere Orthodoxe gibt er immer ganz im allgemeinen zu, Marx bedürfe der Ergänzung, Correctur u. dgl.; aber im Speciellen wird eigentlich kein Mangel zugelassen, alle Einwände werden in Bausch und Bogen zurückgewiesen. Dagegen wäre es doch an der Zeit, daß die officiellen Hüter der Marx-Dogmatik endlich einmal wenigstens ihren Gläubigen sagten, was sie im System für unrichtig und streitig halten. Die jetzige Taktik ist nur Parteischolastik, um nicht Parteijesuitismus zu sagen.

Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts.

Von Prof. Dr. Theobald Ziegler (Straßburg).

II.

Bis dahin war das Buch Chamberlains „Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts" trotz aller Paradoxien und Absurditäten, trotz alles sich Verbauenes und aller Widersprüche mulier formosa, ein Buch voll Geist und voll anregender und interessanter Gedanken. Nun beginnt der Absteig und Abfall, recht universell zeigt sich hinfort auf Schritt und Tritt der Fischschwanz: der Antisemitismus und sein verwüstender Einfluß.

Deutlich ist freilich auch hier vieles, so gleich die Auffassung der Erscheinung Christi. Christus bildet den Gegensatz zu allem Pessimismus, das unterscheidet ihn von Buddha. Er wandte sich nicht weg vom Leben, sondern hin zum Leben. Das Lebensvolle in ihm tritt auch in seiner Kampfeslust zutage. Wie ein Wort von Nietzsche mutet es uns an, wenn wir lesen, die Erscheinung Christi bedeute die Erscheinung einer neuen Menschenart. Nichts in dem Verhalt Christi konnte zur Askese anregen; auch den früheren echten Christen war sie unbekannt. „Was aber hat man, ich weiß nicht welches Ungeheuer einer unterschiedenen Dunkelheit, einer allgemeinwohlwollenden Passivität als Christenthum hingemalt, so eine Milch- und Wassererlegirtheit." In dem Wort „Vater vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun" redet hochsinniger Stolz, der stärkste Wille, das sicherste Selbstbewußtsein. Indem Christus die Kraft zeigte, tätig, aus einem elenden, leidbedrückten Wesen ein kräftiges, heiliges zu machen, that er für das sittliche Leben, was das Griechenthum für den Intellect: eine sittliche Cultur hat die Menschheit erst durch ihn gewonnen. Bielmehr — die Möglichkeit einer sittlichen Cultur; denn das culturelle Moment ist jener innere, schöpferische Vorgang, die freiwillige, heroische Umkehr des Willens — „und gerade dieses Moment blieb mit wenigen Ausnahmen gänzlich unbeachtet". Im Unterschied von Buddha offenbarte sich in Christus ein bejahender Wille: „er brauchte nicht vor der Welt zu flüchten, das Schöne mied er nicht, den Gebrauch des Heilbaren lehnte er; auch in die Wüste zog er sich zurück, sondern aus der Wüste trat er an das Leben ein, ein Sieger, der eine frohe Botschaft zu verkünden hatte — nicht Tod, sondern Erlösung." Buddha bedeutet den entschlossenen Austritt aus einer ausgelebten, auf Irrwege gerathenen Cultur; Christus dagegen den Beginn eines neuen Tages: er gewann die alten Menschheit eine neue Jugend ab und so wurde er auch der Stifter der neuen, Lebensfrischen Zukunftsreligion, und unter dem Zeichen seines Kreuzes schritt sie auf den Trümmern der alten Welt ein, neue Culturen hervor. Auf der einen Seite [illegible] [illegible] [illegible]

einer fernen Zukunft unsere sittlichen Ideale eine andere, unsere sittlichen Werte von den heutigen recht weit abweichende sein werden, erscheint auch mir als durchaus möglich. Nur „christlich“ werden wir dann nicht mehr sein. Man muss nicht bloß aus dem Christenthum, sondern auch aus „der Erscheinung Christi“ sehr vieles streichen, wenn man die asketischen Ideale loswerden will; sie bilden einen der „Hauptzüge seines wirklichen Lebens“. Darum möchte ich aber der Zuversicht Chamberlains hinsichtlich dieses Lebens Jesu und unseres Wissens um dasselbe doch nicht beipflichten. Es ist ja natürlich ein grotesques Missverständnis, wenn er D. Fr. Strauß hart anlässt, weil dieser „die Erscheinung Christi als Mythus habe wegerklären wollen“, in einem ernsthaften, wissenschaftlich sich haltenden Buch ist die ganze Polemik gegen dieses „Wegerklären“ völlig überflüssig. Aber erheblich mehr Skepsis und Vorsicht wäre hier doch am Platz gewesen, so „leuchtend klar“ steht die Individualität der beiden großen Religionsstifter denn doch nicht vor unseren Augen, und das unkritische Vertrauen auf den „allerneuesten streng-philologischen“ Nachweis „des ungeahnt hohen Alters der Evangelien“ ist wohl noch verbreitet oder — bereits wieder verattet. Deshalb behält Chamberlain aber natürlich doch recht, wenn er den unvergleichlichen Eindruck dieser Persönlichkeit, wie sie die Welt noch niemals erlebt hatte, betont und die Erscheinung dieses einen göttlichen Mannes als Mittelpunkt und Quelle alles Christenthums anerkannt wissen will. Nur darf man dann diese Persönlichkeit nicht modeln nach seinen Wünschen, sondern muss sie hinnehmen, wie sie die Quellen durch einen Nebel von Mythen hindurch uns mehr ahnen als schauen lassen. Und noch einmal, zum Sicherstein in diesem historischen Nebelbilde gerade gehört unserer Rekruses, Wehtsüchtigkeit, Exstatisches: mag uns das nun bequem sein oder nicht, gefallen oder missfallen, das Wort sie sollen lassen stân!

Nun aber kommt Chamberlain hier eine Frage in die Quere, die ihm das ganze Concept verrückt und verdirbt, die Frage: „War Christus (so! statt: Jesus) ein Jude, der Stammesangehörigkeit nach?“ Die Antwort darauf fällt für ihn — seinem Wunsche gemäß und zu seiner großen Erleichterung — natürlich negativ aus. „Im nächsten ist es gewiss auch für ihn klare Wahrscheinlichkeit, dass Jesus keinen Tropfen echt jüdischen Blutes in den Adern hatte, wenn sie auch der Gewissheit „fast“ gleichkommt. Aber bald kann es „als sicher“ betrachtet werden, dass Jesus Christus der jüdischen Rasse nicht angehörte, und darum: „wer die Behauptung aufstellt, Christus sei ein Jude gewesen, sagt entweder eine Dummheit oder eine Lüge: eine Dummheit, wenn er Religion und Rasse unwissend durcheinander wirft, eine Lüge, wenn er die Geschichte Galiläas kennt und den höchst verwickelten Thatbestand zu Gunsten seiner religiösen Vorurtheile oder gar, um sich seine Kenntnisse Judenthum gefällig zu exzeigen, halb verschweigt, halb entstellt.“

In einer Anmerkung zu diesen Ausführungen über die nichtjüdische Herkunft Jesu führt er — echt antisemitisch — die Behauptung Renan's „Jésus était un Juif“ auf die Einwirkung der „Alliance Israélite“ und ihres Geldes zurück. Also auch hier das Syndicat! Armer Renan, nun erzählen sie „das Märchen von den 1000 Ducaten“ wie einst von Leising so auch von dir!

Dieses auf die Weltanschauung in Galiläa sich stützende Ergebnis soll nun aber auch a priori begründet werden. Die Juden sind gar nicht das religiöse Volk par excellence, dass aus ihm ein solcher religiöser Genius hatte kommen können. Sie sind vielmehr religiös durchaus verkümmert, erstaunlich arm an religiösem Instinct; sie sind geborene Rationalisten, mit starker Vernunft und enorm entwickeltem Willen; dagegen ist die Kraft der religiösen Phantasie und Gestaltung bei ihnen eine eigenthümlich beschränkte; und diese besondere Geistesanlage führte die Juden — man wäre und staune — zu einem sehr eigenthümlichen, sogenannten Materialismus. Sonst Juden mit religiösem Gebiet völlig tabula rasa. Dagegen war für das Schicksal Christi diese rationalistische und reinzeichichtliche Auffassung der Religion im Judenthum von großer Bedeutung; nur hier konnte das Leben Jesu als weltgeschichtliche That in die große Weltgeschichte eingereiht und in das fertige jüdisch historische Schema eingefügt werden. Und noch tiefer greift das Vorwiegen des Willens, das für den Juden charakteristisch ist. Christus wendet sich an Juden, das wenigstens wird zugegeben, darum erkennt er die Macht des Bösen an — insofern ist er sogar selbst Jude — aber nur, um diesem Bösen eine andere, neue Richtung zu geben.

Dieses letztere ist freilich weder ganz klar, noch frei von allerlei Widersprüchen. Aber ein Mörchen Wahrheit steckt doch in der ganzen Klitterung; namentlich ist es richtig, dass der prophetische Heuchelsinn des Volkes Israel zunächst nur das Erzeugnis einer armen und engen Phantasie gewesen ist; und auch mit der Entgegensetzung von Willkür und Rothwendigkeit, von denen die letztere auch bei Gott und bei Menschen das bessere Prinzip anzuerkennen ist, trifft Chamberlain wirklich ins Ziel. Dort man aber dann, dass die Willkür jüdisch, die Rothwendigkeit indoeuropäisch sein soll und die extreme die Verleugnung jeder „transscendenten“ Religion bedeute, so erhebt dagegen ebenso unser historisches Gefühl wie unser philosophisches Denken Protest: gerade die griechischen Kirchenväter vertreten den Gedanken der Willkür und der Freiheit, und wo diese herrscht, da ist die Religion transscendent; die Rothwendigkeit dagegen nötigt zur Immanenz, das zeigt das Beispiel Spinozas, den Chamberlain als Juden freilich recht schlecht behandelt, aber auch ganz gründlich missverstanden.

Wer trat nun das dreifache Erbe des Alterthums an? In diesem Abschnitt von den Erben wird Chamberlains Betrachtung ethnographisch, und dabei steigen alle die Willkürlichkeiten und wilden Hypothesen, die dieser verdienten Wissenschaft noch in so hohem Grade eigen und dem in ihr sich tummelnden „Dilettantismus“ so besonders willkommen sind, mit herauf. Die Frage, was Rasse sei und zu bedeuten habe, erscheint ihm als eine der wichtigsten, vielleicht geradezu als die wichtigste Lebensfrage, die an den Menschen herantreten kann. Wer das etwa leugnen wollte, der hat eben selbst keine, der gehört zum Mischmasch, der ist nicht edel: so decretiert Chamberlain ganz ähnlich wie Nietzsche und gewinnt damit wie dieser alle für sich, die „edelzeugtes“, die „Ueberschwänglichen“, die Uebermenschen sein wollen. Und auch für ihn ist, wie für Nietzsche, die Quintessenz der Rasse der Held oder das Genie. Diese großen Individuen sind, das wird hier ohne die Einschränkung von früher wiederholt und so aufs neue und in anderer Weise die individualistische und die collectivistische Auffassung vereinigt, „die tragenden Füße, die bildenden Hände jedes Volkes, sie sind das Anziig, welches wir Anderen erblicken, sie sind das Auge, welches selber die übrige Welt in einer bestimmten Weise erschaut und dem übrigen Organismus mittheilt; hervorgebracht werden sie jedoch vom gesammten Körper: was soll mir die Hand, wenn sie nicht aus einem kräftigen Arme als ein Stück, ein Theil davon herauswächst? Was soll mir das Auge, wenn die strahlenden Gestirnen, die es erschaut, sich nicht weiterspiegeln zu einer dahinter liegenden dunklen, fast amorphen Gehirnmasse?“

Die fünf Principien, die Chamberlain über Rassenbildung aufstellt: Qualität des Materials, Inzucht, Zuchtwahl, Nothwendigkeit von Blutmischung und Nothwendigkeit, das diese Blutmischung in der Wahl und in der Zeit streng beschränkt werde, können wir hier auf sich beruhen lassen: sie sind weit genug, um alles Erwünschte durchschlüpfen zu lassen, aber auch eng genug, um alles Unerwünschte auszuschließen. Bischriger und durchaus einleuchtend ist der Grundsatz, dass der normale Entwicklungsgang der Menschheit nicht aus Rassenthum zur Rassenlosigkeit führe, sondern umgekehrt aus der Rassenlosigkeit zu einer schärferen Ausprägung der Rasse. Je größeres Gewicht Chamberlain darnach auf die Entstehung und Zuchtung einer hochedlen Menschenrasse und der Zugehörigkeit zu einer solchen legt, desto abhältiger urtheilt er über das rassenlose Völkerchaos und über die Bastardierung, die vor Julius Cäsar beginnt und durch Constantin, diese „niederdrückende, pferdmordende Bestie“, zum officiellen Prinzip des römischen Reiches erhoben worden ist. Welcher Schaden und Verlust für unsere germanische Cultur, dass die auf sie vererbte Cultur des Alterthums ihr nicht durch ein bestimmtes Volk vermittelt wurde, sondern durch dieses nationlose, physiognomiebare Gemenge, in welchem die Bastarde das große Wort führten! Unter dem Zinch dieser unseligen Zwischenstufe stehen wir noch heute. Als Typus dieses Völkerchaos nennt er den Feuilletonisten Lucian, den er freilich charakterisiert — „dieselts von gut und böse, auch hierfür ist er zu haltlich, zu unsittlich, bleibend vor rief und flach“. Erstaunlicher aber und trotz aller Nebertlosigkeit nicht übel ist es, wenn wir neben Lucian als Vertreter dieses Völkergemenges auf Augustin stoßen und erfahren, dass es in diesem eminenten Kopfe heillos chaotisch zugegangen sei.

Auf dem Boden dieses zaffelosen Menschengemenges ist die Askese entstanden — „aus dem Ekel jener entsetzlichen Welt“: „Wer in jener Welt des unnatürlichen Chaos noch einen Funken edler Regung in sich verspürte, musste vor der Scheußlichkeit empfinden. Anderen aber gerade die Ebellen hinderlos blieben und sie sind die Boten sich vermehrten, trugen diese Enthaltsamen bei zur Verschlechterung des Menschengeschlechts, und so ist Askese eine Versündigung an der Natur und ein Unrecht gegen das heilige Gesetz des Menschwerdens. In alledem spürt man den Einfluss Nietzsche's und seiner Bekämpfung der asketischen Ideale oder, wie Chamberlain sagt, des „asketischen Wahns“.

Ueber dieser entarteten Welt glänzte aber doch noch ein Licht strahlt: er kam aus dem Norden. Eine Gesichtstäuschung, eine Hallucination nennt er die weitverbreitete Ansicht, dass der Einzelt der Germanen das Einbrechen einer tiefen Nacht über Europa zu bedeuten habe. Ich weiß nicht, tuit er, woher die Herren vom Gewicht die Berechtigung nehmen, nur ihre eigenen Ansichten zu ehren: unsere europäische Welt ist zunächst und zuvörderst das Werk — nicht von Philosophen und Bücherschreibern und Bilder malern, sondern sie ist das Werk der großen germanischen Fürsten, das Werk der Krieger und Staatsmänner. Das klingt an die „deutsche Bestie“ Nietzsche's und an seine Verherrlichung derselben an. Chamberlain verfiehl es freilich doch wieder gelinger, wenn er besonders genug sagt. „Mitten an Stelle scheinbarer Ordnung brachten unsere ranhen Vater, zugleich aber Zerstörtheit an Stelle der Sterilität und in der That, an allen bedeutenderen Fürsten jener zeit

Digitized by Google

begegnen wir einer eigenthümlich aufgebildeten Vorstellungskraft; sie sind eben Gestalter. Man hätte alles Recht, was Karl der Große an der Grenze des 8. und 9. Jahrhunderts war und that, mit dem zu vergleichen, was Goethe an der Grenze des 18. und 19. Jahrhunderts war und that. Beide waren Ritter im Kampf gegen die Mächte des Chaos, beide Gestalter; beide bekannten sich zu dem Gesichtsatz, das aus dem Dunkel ins Helle strebt." Karl der Große, so: aber vor ihm und nach ihm sah es doch auch bei den rassefesten Germanen recht chaotisch und wirklich „mittelalterlich" aus.

Hier beginnen auch schon die Ausfälle gegen die Kirche, von der es in diesem Zusammenhang heißt: „Hätte es an der Kirche gelegen, so wären Wissen und Cultur nie wieder flügge geworden. In letzter Instanz ist die geistige Wiedergeburt das Werk der Rasse im Gegensatz zur rassefeindlichen Universalkirche. Die römische Kirche rein als solche, das heißt als organisierte weltliche Theokratie, hat stets als Tochter des verfallenden Imperiums, als letzte Vertreterin des universalen, antinationalen Princips gethandelt." Statt nun aber, wie man erwarten könnte, sofort zu der weltgeschichtlichen Mission der Germanen und ihrem Verhältniß zu der Kirche weiterzugehen, kommt die Judenfrage aufs neue, und zwar erst wird auf mehr als 100 Seiten die Schale des Zornes über dieses Volk ausgegossen. Auf Einzelnes gehe ich dabei nicht ein, sondern gebe nun die Resultate. Nach Chamberlain ist das israelitische Volk aus der Baltaberierung durchaus verschiedener Menschenrassen hervorgegangen. Bis auf die Procentzahlen glaubt er die Mischung von Semiten, Hethitern und Amoriten bestimmen zu können. Moralisch mag allerdings das semitische Element das kräftigere gewesen sein, physisch trug es kaum die Hälfte zur Zusammensetzung bei, und so geht es nicht an, die Israeliten kurzweg Semiten zu nennen. Die Hauptsache aber ist: Der Jude entstand erst im Lauf der Jahrhunderte durch allmähliche physische Umschreibung aus den übrigen Israeliten, sowie durch progressive Ausbildung einzelner Geistesanlagen und systematische Verkümmerung anderer; er ist nicht das Ergebnis eines normalen nationalen Lebens, sondern gewissermaßen ein künstliches Product, erzogen durch eine Priesterkaste, welche dem widerstrebenden Volk mit Hilfe fremder Herrscher eine priesterliche Gesetzgebung und einen priesterlichen Glauben aufzwang.

Aus nene wird nun die jüdische Religion analysiert, die Inferierung mit materialistischen Grundanschauungen, der Absolutismus des Glaubenswillens und die religiöse Zuchtruthe als dasjenige hervorgehoben, was ihr Wesen ausmache und von ihr aus leider auch in das Christenthum Eingang gefunden habe. „Einem Minimum von Religion gegenüber befindet sich bei den Semiten ein Maximum von unbedingter, unerschütterlicher Glaubensfähigkeit, eines Glaubensbedürfnisses, das wie eine gierige Hand sich ausstreckt und dem Gläubigen, aber auch ihm verhüllt und allein mit Ausschluß jedes andern, die ganze Welt zu eigen schenken will und muß." Der Semit hat eigentlich wenig Religion, sagt er mit Robertson Smith noch einmal, kein Menschenthum ist kein wirkliches Monotheismus, sondern ungeschminkte Monolatrie. Die ältesten Christen verdorben unbedingte religiöse Freiheit, die späteren dagegen entnahmen dem Alten Testament das göttliche Gebot der Intoleranz. Dieses Buch bedeutet überhaupt den Triumph der materialistischen, das will immer zugleich sagen: der historischen Weltanschauung, den Sieg des Willens über den Verstand und über jede feinere Regung der schöpferischen Phantasie. Nur die Propheten nennen ihm dabei etwas unsäglich in die Tiefe Dringende und drohen die Strafe der Vernichtung über die Sünder. Er muß suchen, dass „Jesaia, der seine Prophezeiungen an den Straßenecken plakatiert, Jeremia, der schwindsüchtige Prediger seiner Zeit, Deuteronomia, die hehre, liebreiche Gestalt aus dem babylonischen Exil, dazu Amos, der Gutsbesitzer, der in der Corruption der leitenden Stände eine nationale Gefahr erblickt, Hosea, der die Priester im nach gesetzlichster halt, Micha, der feindlich-materialistische Bauer, der alle Stände von der Eitelkeit verurtheilt will, redaktionelle Männer gewesen seien"; aber religiöse Genies sind auch sie durchaus nicht und werden von Besitz besonderer Eigenart in den menschlichen Charakter, noch im Plan religiösen Verständnisses, wenn wir wollen, dem Volk den Lamaismus Cultus nehmen zu können, wäre ihm dafür einen anderen zu geben, und meinten, der Grunde ein einen sie verschieden, die dargestellten, eigentliche Leistungen in den religiösen Gegensätzen sich einander Gott, dem man allein vor Gericht und Tumult diene, somit selbst den allerhöchsten, einen Bundesgenossen der Pharisäer gemacht.

Zum Schluß, nachdem auch dem noch nach all den Schrecken [illegible] [illegible] [illegible]

einem solchen zwischen Norden und Süden. Dort war es der zum letztenmale aufflackernde Geist des schöpferischen Hellenenthums, der sich gegen das gänzlich entseelte, aber administrativ zur höchsten Virtuosität ausgebildete imperiale Rom erhob und im Kampfe erlag; hier ist es die protestantische Gesinnung der Germanen, die sich gegen Rom und seine absolute Despotie auflehnt, in dem doppelten Sinn einer religiösen und einer politischen Empörung, und in diesem Kampf stehen wir noch mitten inne. Als Beispiele dafür nennt er aus jenen ersten 12 oder 13 Jahrhunderten der Kirche als Realpolitiker Karl den Großen, als Idealpolitiker Dante. Leider waren sie nicht beisammen: „ein Karl der Große mit einem Dante als Reichskanzler hätte die römische Kirche in den Grund gebohrt," meint er in grotesk phantastischer Kühnheit, die an Nietzsches Traum von Cesare Borgia als letztem Papst erinnert. Luther dagegen, führt er fort, „klärte die Kirche dermaßen über sich selbst auf, daß das Concil von Trient den Morgen eines neuen Tages für sie bedeutet". Vorläufig endigte auch dieser Kampf zu Beginn des 13. Jahrhunderts mit dem scheinbar unbedingten Siege Roms und mit der vollkommenen Niederlage des germanischen Nordens. Aber doch nur vorläufig und scheinbar. Schon in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts fand ein Erwachen des religiösen Bewußtseins statt, das erste Dämmern eines neuen Tages, der Reaction gegen die aufgezwungene unassimilierbare Religion des Völkerchaos. Doch von dieser zweiten Phase des Kampfes zwischen Rom und dem protestantischen Geiste des Germanenthums ist hier nicht die Rede; das ist vielmehr der Inhalt der neuen Welt, die also am Ende doch mit dem „Unding" der Renaissance beginnt! Dabei antiquiert Chamberlain einen Gedanken, der zum Verständnis seiner religiösen Anschauung schon hier nicht fehlen darf. Unsere werdende Cultur bedarf einer reinen, einheitlichen Religion, einer spezifisch religiösen Wiedergeburt, einer Religion, genau unseren besonderen germanischen Wesen angepaßt — „diesem hochbegabten, doch besonders zarten und leicht verletzlichen Wesen" —; sonst wird aus den Schätzen der Zukunft ein zweiter Zwiespalt hervorsterben und eine erneute vierte Völkerauswande, und noch einmal werden die Flammen des Inquisitionsgerichtes prasselnd zum Himmel züngeln. Unter dieser Religion der Zukunft versteht er aber doch nicht den Wotanseult, den die deutschen Antisemiten kürzlich zu proclamieren sich anschickten, auch nicht „die faden Salbaderein ethischer Gesellschaften"; und auch der „abstracte, talmudisch-dogmatische, mit römischem Aberglauben inficierte Protestantismus, wie ihn uns die Reformation übermacht hat", hat keine lebendige Kraft mehr. Sondern aus den Worten und dem Anhalt des gesammten Menschenlebens soll eine vollkommene, vollkommen lebendige, der Wahrheit unseres Wesens und unserer Anlagen, dem gegenwärtigen Zustand unserer Cultur entsprechende Religion geschaffen werden."

Geschaffen — von wem? Er nennt in diesem Zusammenhang Schell in Würzburg und „empfindet lebhaft, daß ein einziger göttlicher Sturmwind genügen würde, um das verhängnisvolle Gankespiel angeerbter Wahnvorstellungen aus der Steinzeit hinwegzufegen, den Verbindungen des Verfallenen Mysterienpriesters wie Aberglauben zu zerstreuen und uns Germanen alle gerade in der Religion und durch die Religion in Blutbrüderschaft zu einen". Man kann sich dieses kräftigen „Los von Rom!" von Herzen freuen und wird doch lächeln über solch' kindlich hoffnungsfrohen Enthusiasmus, der so wenig zu rechnen versteht mit der Macht Roms und mit der religiösen Impotenz unserer Zeit, die sich gerade auch im Fall und in der Person Schells gezeigt hat und sich ebenso in der österreichischen „Los von Rom!"-Bewegung zeigt und zeigen wird, selbst wenn ihre Dimensionen größer und ihr Tempo rascher werden sollten als bisher.

Hier bricht der Verfasser ab, und so muß auch ein dritter Artikel folgen. Daß das kaum erst geschehen, wenn die dritte Lieferung des Bandes erschienen sein wird, die uns noch für diesen Herbst in Aussicht gestellt ist. Dann will ich auch versuchen ein zusammenfassendes Urtheil über dieses wertwürdige Buch zu formulieren und gewisse Eigenthümlichkeiten des merkwürdigen Verfassers (seines deutschschreibenden Engländers, zum Beispiel in der Art und Weise seiner Polemik, im einzelnen anzeigen und charakterisieren. Für heute schließe ich mit einem „Fortsetzung folgt": aber wann sie folgt, hängt nicht von mir ab.

Der Telediagraph.

Das religiöse Vertrauen, das vom großen Publicum dem bisher unsichtbaren und unsichtbaren Fernsicher Zeitgenossen entgegengebracht wird, ist nicht nur ein Zeichen von dem unbegrenzten Credit, dessen sich der moderne Erfindergeist erfreut, sondern auch ein Beweis für das allgemeine Bedürfnis, den Raum zu überwinden, diesen störenden und „dilatorischen" Factor aus unserem irdischen Verhältnissen auszumerzen. Die drei Dimensionen des Raumes sind nun noch ein Mäcchen, denn alle unsere Transmissionen und Mittheilungen vollziehen sich soll nur noch in der vierten Dimension, im Gebiete temporär in Gedanken, wo sich „die Dinge nicht mehr hart im Raume stoßen" und auf ein und demselben Drahte ein halb Dutzend Depeschen gleichzeitig mit mehr als tausendfacher Gedankenschnelle hin- und herfliegen. Wie stolz war man bisher auf den alten, sehr Entfernung spottenden Telegraphen, wie ihn der amerikanische Porträtmaler Finley Breese Morse nach zehnjähriger, mühsamer Arbeit in Kämpfen, Entbehrungen und Enttäuschungen ersonnen! Für dieses einfache Alphabet aus Punkten und Strichen zehn lange Jahre der Arbeit und Anfeindung! Wahrlich, nichts ist mühsamer und undankbarer als menschlicher Fortschritt. So unübertrefflich dieses System noch bis heute, eben dieser Einfachheit wegen, geblieben ist, so war es doch mit dem Fehler behaftet, daß sowohl das Alphabet als die Handhabung des Morsetasters erst erlernt werden mußten; der Laie ist außer Stande, damit zu telegraphieren oder Telegraphierte zu verstehen. Es gehört dazu die Inhsiensahme von Beamten.

Es ist aber eben das Ideal unseres Zeitalters, daß Apparate ganz besonders von Nichtgelehrten, Nichtfachverständigen spielend gehandhabt werden können, daß sie klar und fehlerlos ihr Werk vollbringen, Zwischenhände, Zeitverluste ersparen und für die mannigfaltigsten Zwecke verwendbar sind.

Ein bedeutender Schritt vorwärts war es schon, als es Hughes gelang, einen brauchbaren Typendruck-Telegraphen zu bauen, der, wie unsere Schreibmaschine, mit Druckletten arbeitet. Der Empfangsbeamte hat nicht mehr Morse-Hieroglyphen zu übersehen, er schreibt den mit lateinischen Lettern bedruckten Streifen einfach ab und ist dieß ihn auf ein Formular. Die Depesche ist klar, hübsch und für alle Welt lesbar. Allerdings ist der Hughes-Apparat ziemlich compliciert und benöthigt sorgfältige Behandlung.

Nun sollte man glauben, mit diesem gedruckten Telegramm wäre die Grenze des Wünschenswerten erreicht; die Menschheit befriedigt. Nichts dergleichen! Schon vom Anfang an, d. h. seit den Viergerjahren waren Erfinder bemüht, Apparate zu ersinnen, die eigenhändige Schriften und Zeichnungen in die Ferne übermitteln. Wie wichtig ist es in tausend Fällen unseres überhasteten Lebens und Geschäftsverkehrs, eine authentische Unterschrift unter wichtige Contracte und Documente ohne Zeitverlust zu setzen! Nehmen wir ein anderes Beispiel: den Unternehmer, der seinem Ingenieur oder seinen Aufraggebern eine Projectänderung vorzuschlagen hat, oder den Vertreter einer Maschinenfabrik, der seinem Haus wichtige, rasch auszuführende Bestellungen nach neuer Skizze aufgibt u. s. w. u. s. w.

Unter den vielachen Bemühungen, derartige Fernschreiber zu construieren, sind erwähnenswert der Pantelegraph von Caselli, Apparate von H. Rickmion in London, N. S. Amtzuy und andere. Im Jahre 1863 schien der Telautograph „Fernselbstschreiber) des Amerikaners Elisha Gray das Problem endgiltig gelöst zu haben.

Elisha Gray ist ein Name, den der Leser gewiß nicht zum erstenmal hört, ein Name von gutem Klang in der Welt der Elektriker. Als vor 25 Jahren der Amerikaner Bell die Erfindung des ersten Telephons am Patentamt der United States durch einen Agenten anmelden ließ, wollte es der ihm holde Zufall, daß er um knapp zwei Stunden einem anderen Techniker zuvorkam, der in Washington just an demselben Tage mit seiner Anmeldung just der gleichen Erfindung eingetroffen war. Dieser andere gleichzeitige Erfinder war Elisha Gray. Aus dieser Gleichzeitigkeit entwickelte sich ein langer Proceß, der zu Ungunsten Elisha Grays entschieden wurde. Man muß nicht nur Ideen, man muß auch Glück haben!

Die Verwandtung des Telautographen Grays ist eine sehr einfache. Jedermann, der nebenhaupt einen Bleistift halten kann, vermag mit dem Apparat in die Ferne zu schreiben. Der Bleistift in an zwei Schnüre gebunden, die ganz leicht angespannt sind, aber der Handbewegung willig nachgeben. Gleichzeitig wird auf ein Blatt Papier von dem halben Format eines gewöhnlichen Octav-Briefbogens. Ist man mit dem Blatt fertig, so dreht man die Papierrolle, ähnlich wie bei unseren Schreibmaschinen, um einige Zeilen weiter und fährt in seiner Schreibthätigkeit fort.

Da der Empfangsstation befindet sich nun eine genau eben solche Papierrolle, über die sich ein Schreibstift hin- und herbewegt. Dieser Stift ist hier jedoch nicht von zwei Schnuren gehalten, wie jener an der Aufgabestation, sondern von zwei Aluminiumstangen. Diese Stangen oder Arme entsprechen in ihren Längen genau den zwei Schnuren der Aufgabestation. Darauf beruht der Witz der Erfindung. Diese Uebereinstimmung der Längen wird durch den telegraphischen Strom gerregelt. Je nachdem der Bleistift des Aufgebers sich nunlich auf dem Papier hin und herbewegt, verlangern oder verkurzen sich die beiden gespannten Schnüre. Der Telegraphenstrom übermittelt dies den Aluminiumstangen, die sich genau ebenso verlangern und verkurzen und dadurch den Schreibstift in der Empfangsstation zwingen, genau dieselben Schriftzeichen auf das Papier zu malen, wie in der Aufgabestation.

Der Leser wird fragen: Auf welchem Wege ist es erreicht, daß die zwei Aluminiumstangen der Empfangsstation die Verlangerungen und Verkurzungen der Schnure an der Aufgabestation mitmachen? Die Sache ist einfach. Die zwei Schnüre laufen über zwei gezahnte, sich drehende Trommeln. Je langer die Schnur sich ab-

Digitized by Google

wickelt, desto mehr Zähne drehen sich mit der Trommel um. Jeder Zahn der Trommel gibt aber einen elektrischen Stromstoß. So viele Millimeter Schnur, so viele Zähne, so viele Stromstöße. Alle diese Stromstöße erhält der Apparat in der Empfangsstation und übersetzt sie mittelst ganz ähnlicher Zahnräder in eine hin- und herschiebende Bewegung der Aluminiumnarre. Machen nun die zwei Stangen in der Empfangsstation genau dieselben Verbindungen und Verlängerungen, wird die eine Stange mehr vorgeschoben, die andere mehr zurückgezogen, so dirigieren sie den Empfangsschreibstift hin und her. Und zwar werden seine Bewegungen dadurch so genau entsprechend den Bewegungen der Aufgabestation, daß genau dieselben Schriftzeichen auf dem Papiere entstehen müssen. Der Schreibstift an der Empfangsstation ist übrigens aus praktischen Gründen nicht ein gewöhnlicher Bleistift, sondern besteht aus einem haardünnen Röhrchen, einem capillaren Syphon, mit Anilintinte gefüllt, die auf dem Papiere schreibt und zeichnet.

Der Apparat ist sehr sorgsam durchdacht und hat viele Feinheiten, vielleicht zu viele, was seiner Einführung in das Alltagsleben geschadet hat. Nehmen wir an, der Schreiber hätte ein i fertig gemacht und will darauf einen Punkt setzen, oder er hat ein Wort oder einen Satz beendet und will nun einen Zwischenraum frei lassen. In dem Augenblick, wo er seinen Bleistift vom Papier erhebt, muß deshalb auch auf der Empfangsstation das Farbenröhrchen sich vom Papier abheben. Dieses erreicht Gram in ingeniöser Weise. Das Blatt des Schreibers liegt nämlich auf einer metallenen Unterlage. Diese regelt die Verbindung des elektrischen Stromes. So lange der Bleistift auf das Papier drückt, hat der Strom freien Weg. Wie aber der Schreiber den Stift abhebt, der Druck auf die metallene Scheibe nachläßt, ändert der Strom seine Wirkungsweise, und an der Empfangsstation tritt eine Spannfeder in Thätigkeit, welche das Farbröhrchen vom Blatte entfernt und so lange hochhält, bis der Aufgeber wieder seinen Bleistift auf's Papier drückt. Sobald das der Fall ist, läßt die Spannfeder das Farbröhrchen los, und dieser nähert sich mit der feinsten Spitze wieder dem Papier.

Der Gram'sche Telegraph hat sich nicht einzubürgern vermocht. Er functioniert im Verhältnis zu langsam, da man kaum mehr als dreißig Worte in der Minute niederzuschreiben vermag, indes der Morse-Apparat und besonders die Wheatstone-Telegraphie, die auf einem und demselben Draht mehrere Depeschen zu gleicher Zeit absenden und erhält, viel rascher arbeitet. Einzig mit Hilfe der Stenographie oder einer anderen Schnellschrift hatte es gelungen können, die Nachrichten abzufassen. Dagegen ist ihm beim Telephonieren sehr ein Concurrent zu entstehen. Denn es ist ein anerkannter Mangel des Fernsprechers, daß auch unbefugte dritte Personen das Gespräch mit anhören können. Bei dem Fernschnellschreiben fällt diese Gefahr gänzlich fort; die schriftlichen Abmachungen bleiben Geheimnis zwischen den zwei Personen: Schreiber und Empfänger.

Geschäftsmeldungen, Wechsel, Contracte, Urkunden können auf diese Weise unterschrieben, Pläne, Porträts, Skizzen für Briefdrucken, Handelsmarken „gedruckt“ werden. Der Absender behält zugleich eine aufs Haar genaue Copie des Briefes in Händen, ein Umstand, der bei gerichtlichen Aussagungen, Fälschungen u. s. w. von großem Werte zu werden vermag. Da der Apparat in den Arbeitsbereich eines jeden Geschäftsmannes aufgestellt werden kann, so ist dieser in der Lage, durch eigenen Draht schriftlich seine Aufträge an seine Geschäftsfreunde, seine Filialen oder seine Fabrikanlagen zu senden.

In Amerika, dem Lande der raschen Entschlüsse, soll sich bereits seinerzeit eine Gesellschaft zur Ausbeutung der Erfindung gebildet haben. Doch hat man in der Folge nichts mehr davon gehört. Die Construction des Apparates und seine vermuthliche Leistungsfähigkeit haben eine Allgemein-Einführung unmöglich gemacht.

Besonders das Gewicht stellend war der Umstand, daß der Apparat nicht weniger als vier Drähte erforderte, was seine Anlage sehr hatte vertheuern müssen.

Im jüngsten Heft hat der vom Ulkmacher C. A. Hummel, einem in Amerika ansässigen Schwarzkünstler, einundzwanzig Zeichnungen enthaltende Carton, welcher sich hauptsächlich dadurch auszeichnet, daß er in die Luft gezeichnet sei. Er hat aber auch angeblich Beweise beigebracht, daß er sich auf diesem Wege jedes Schriftstück übertragen lassen. Wie dem Augenblick, wo er seinen Bleistift vom Papier erhebt, muß deshalb auch auf der Empfangsstation das Farbenröhrchen sich vom Papier abheben. Dieses erreicht Gram in ingeniöser Weise. Das Blatt des Schreibers liegt nämlich auf einer metallenen Unterlage. Diese regelt die Verbindung des elektrischen Stromes. So lange der Bleistift auf das Papier drückt, hat der Strom freien Weg. Wie aber der Schreiber den Stift abhebt, der Druck auf die metallene Scheibe nachläßt, ändert der Strom seine Wirkungsweise, und an der Empfangsstation tritt eine Spannfeder in Thätigkeit, welche das Farbröhrchen vom Blatte entfernt und so lange hochhält, bis der Aufgeber wieder seinen Bleistift auf's Papier drückt. Sobald das der Fall ist, läßt die Spannfeder das Farbröhrchen los, und dieser nähert sich mit der feinsten Spitze wieder dem Papier.

Der Gram'sche Telegraph hat sich nicht einzubürgern vermocht. Er functioniert im Verhältnis zu langsam, da man kaum mehr als dreißig Worte in der Minute niederzuschreiben vermag, indes der Morse-Apparat und besonders die Wheatstone-Telegraphie, die auf einem und demselben Draht mehrere Depeschen zu gleicher Zeit absenden und erhält, viel rascher arbeitet. Einzig mit Hilfe der Stenographie oder einer anderen Schnellschrift hatte es gelungen können, die Nachrichten abzufassen. Dagegen ist ihm beim Telephonieren sehr ein Concurrent zu entstehen. Denn es ist ein anerkannter Mangel des Fernsprechers, daß auch unbefugte dritte Personen das Gespräch mit anhören können. Bei dem Fernschnellschreiben fällt diese Gefahr gänzlich fort; die schriftlichen Abmachungen bleiben Geheimnis zwischen den zwei Personen: Schreiber und Empfänger.

Geschäftsmeldungen, Wechsel, Contracte, Urkunden können auf diese Weise unterschrieben, Pläne, Porträts, Skizzen für Briefdrucken, Handelsmarken „gedruckt“ werden. Der Absender behält zugleich eine aufs Haar genaue Copie des Briefes in Händen, ein Umstand, der bei gerichtlichen Aussagungen, Fälschungen u. s. w. von großem Werte zu werden vermag. Da der Apparat in den Arbeitsbereich eines jeden Geschäftsmannes aufgestellt werden kann, so ist dieser in der Lage, durch eigenen Draht schriftlich seine Aufträge an seine Geschäftsfreunde, seine Filialen oder seine Fabrikanlagen zu senden.

In Amerika, dem Lande der raschen Entschlüsse, soll sich bereits seinerzeit eine Gesellschaft zur Ausbeutung der Erfindung gebildet haben. Doch hat man in der Folge nichts mehr davon gehört. Die Construction des Apparates und seine vermuthliche Leistungsfähigkeit haben eine Allgemein-Einführung unmöglich gemacht.

Besonders das Gewicht stellend war der Umstand, daß der Apparat nicht weniger als vier Drähte erforderte, was seine Anlage sehr hatte vertheuern müssen.

Im jüngsten Heft hat der vom Ulkmacher C. A. Hummel, einem in Amerika ansässigen Schwarzkünstler, einundzwanzig Zeichnungen enthaltende Carton, welcher sich hauptsächlich dadurch auszeichnet, daß er in die Luft gezeichnet sei. Er hat aber auch angeblich Beweise beigebracht, daß er sich auf diesem Wege jedes Schriftstück übertragen lassen. So wurden mit diesem Apparate Handzeichnungen von New-Yorker Blättern an denselben Zeichnern in Chicago, St. Louis, Philadelphia und Boston telegraphiert. Da freilich ein solcher Apparat niemals mit Idealer Vollkommenheit funcioniert, sieht man es bei telegraphisch übermittelten Bildern an, daß sie sich aus Punkten zusammensetzen.

Für Fachleute wollen wir noch hinzufügen, daß zur Verstärkung seiner elektromagnetischen Operationen der schwache Telegraphierstrom durch Relais-Batterien sowohl an der Sender-, wie an der Empfangsstation unterstützt wird.

Natürlich müssen beide Walzen einen genau gleichen Gang haben, sich mit gleicher Geschwindigkeit um ihre Achse drehen, und sich mit gleicher Geschwindigkeit um ihre Achse drehen, und sich mit gleicher Geschwindigkeit um ihre Achse drehen, und

1802 ist ein bemerkenswertes Datum. Es ist das Geburtsjahr Victor Hugos; und es ist das Jahr, in welchem Chateaubriands „Genie du Christianisme“ erschien. In diesem Werke, in einer seiner Anmerkungen, geschah es, daß Chateaubriand der Mitwelt zum erstenmale die Existenz Andrè Chéniers und seiner Dichtungen bekannt machte. Chéniers war 1794 als Opfer der Revolution umgekommen. Seine fromme Hand hatte sich der Mühe unterzogen, seine wunderbaren Elegien, seine Stanzen von prachtvoll griechischer Form, die da und dort in unbekannten Zeitungen und Tagebüchern zerstreut waren, in einem Bande zu sammeln. Man kann also sagen, daß dieser Dichter vor dem Jahre 1802 gar nicht gekannt war; erst in dem Jahre, da Victor Hugo der Welt und seiner Familie geschenkt wurde, war Chéniers für die Dichtkunst geboren. Mit diesem übereinstimmenden Zusammentreffen ist ein einzelnendender Zeitpunkt gegeben, dessen Bedeutung noch durch das Erscheinen jenes „Genie du Christianisme“ — der Ruhmeswiege Chateaubriands — erhöht wird.

Goethe, der durchaus moderne Dichter des „Götz“, des „Werther“, des „Faust“, hatte sich in der „Iphigenie“ und in lyrischen Gedichten als ein wunderbarer Bildner des klassischen Alterthums enthüllt. Ein solcher Dichter fehlte unserm Lande und wurde ihm mit André Chénier gegeben. Chénier stellt, indem er erst im Uebersetzer Hugos aus der Vergessenheit auftauchte, die innige Verbindung des 18. mit dem 19. Jahrhundert dar. Chateaubriand, welcher der Entdecker Chéniers war und sich später mit einem berühmten Worte*) zum Bürgen des Victor Hugo'schen Ruhmes machte, hat sich von dieser Verbindung der Epochen nicht Rechenschaft gegeben; er hat aber selber ein Zeugnis für diese Verbindung mit den „Martyrs“ geliefert, die auf das „Genie des Christenthums“ folgten; denn die Gestalten Jesus und Marie und die Apostel berühren sich darin mit Jupiter, Venus und Amor.

Mit diesem Moment tritt die französische Romantik ins Leben.

* * *

Schon waren England und namentlich Deutschland vorangeschritten mit dieser Neugeburt der Dichtkunst, und nur in Frankreich war sie durch das Kaiserthum um zwanzig Jahre zurückgehalten worden. Während Byron, Shelley, Goethe, Schiller, Keats, Jean Paul Richter, bereits im vollen Besitze ihrer Schöpferkraft, Meisterwerke geschaffen hatten, mühten sich Lamartine, Alfred de Vigny, Victor Hugo und Alfred de Musset noch auf den Bänken der Collegien oder dienten als junge Officiere in den Armeen der Restaurationszeit. Im Jahre 1822 existirten dann die ersten Oden von Hugo. Zur selben Zeit gründete sich ein kleines Literaturblatt „Muse française“, dem außer Victor Hugo noch Sainte-Beuve, der berühmte Kritiker, ferner Vigny, der Freund der Stael und Chateaubriands, Chênedollé, und Emile Deschamps mitarbeiteten. Das Erscheinen der Oden rief die lebhafteste Bewunderung hervor. Jener berühmte Kritiker schrieb über das Buch: „Man wird bis zu Thränen gerührt, wenn man bedenkt, daß solche Verse das Werk eines Jünglings von 20 Jahren sind.“ Die um zwei Jahre früher erschienenen „Premières Méditations poétiques“ hatten den Namen Lamartine in weitere Kreise getragen. Royalist und Katholik, wie auch der junge Victor Hugo bei seinem ersten Auftreten, von seiner Mutter religiös erzogen, brachte Lamartine überdies jene bewundernswerte antike Klarheit mit, welche die Lectüre des Tacitus, des Fénelon und Bernardin de Saint-Pierre in ihm erweckt hatte. Während sich die ersten Oden Hugos zu völlig idealem lyrischen Gehalt erheben, stehen die Méditationen Lamartines in jenem äußeren Rahmen der „Natur“, an den dieser Dichter auch späterhin die meisten Episoden seiner Werke zu fassen liebte. Mit ihm erhebt in Frankreich die Schule der sogenannten „Lakisten“, welche in England durch die Schule des Keats und Bernardere Chiens wohlbekannt war. Eine Schar von jungen Nachfolgern, die sämmtlich erfüllt waren mit diesen Ideen einer wagen Schönheitsbegeisterung und einer weiblichen Art Religiosität, ließ nicht lange auf sich warten. In der „Muse française“ findet man die folgenden Zeilen Hugos über die ersten Lamartine'schen Verse: „Da sind nun endlich Gedichte eines Dichters, Poesien von wirklicher Poesie! Ich habe dieses einzigartige Buch ganz gelesen; ich habe es wiederum gelesen und trotz der Flüchtigkeiten, der Nachlässigen, der Wiederholungen und der Unklarheit, die ich an manchen Stellen rügen müßte, war ich verwirrt, dem Verfasser zu sagen: ‚Mutig, junger Mann! Du bist einer von jenen, die Plato mit Thränen bedecken und aus seiner Republik verbannen würde. Du kannst auch von unserem Land der Anarchie und des Unverständnisses nichts anderes erwarten als ausgelassen zu werden, aber es wird deine Verbannung an jenen Ehrengreisen fehlen, die Plato immerhin den Pforten zugestand: den Palmen, den Zauberen und Blumenkränzen!‘“

Im Jahre 1822 dies mehr als jedes andere für das poetische Zielbewußtsein fruchtbar war, brachte auch Alfred de Vigny seine ersten Dichtungen, und damals schon schrieb er an seinem weltkommenen Meisterwerk „Cinq-mars ou une conjuration sous Louis XIII.“ Musset dichtete noch

*) Siehe Chateaubriand, Mémoires d'outre-tombe, Paris 1849, Bd. I, S. 350.

erst ein Knabe von zwölf Jahren, und Frankreich mußte noch ein Jahrzehnt warten, ehe es die Grazie und den Reiz seiner Kunst genießen konnte. — Das sind die Wurzeln der Romantik, des fruchtbarsten Baumes der französischen Dichtkunst im 19. Jahrhundert. Die Welt, die bereits Byron und Goethe hatte, wurde nun völlig durchleuchtet von Kunst.

* * *

Es ist nicht übertrieben, zu sagen, daß dieser Riesenstamm, den man Romantik nannte — von vielfachen Zweigen, von zahllosen Früchten besäet — seinen hervorragendsten Schößling in dem so üppig blühenden Werke Hugos fand. Lamartine und Musset hatten ihre glanzvollen Ruhmestage, aber wedee der eine, noch der andere wußte so viel Schüler, so viel Bewunderer und hervorragende Talente um sich zu scharen. Nur Hugo pflegte alle Gebiete der Kunst in gleichem Maße, erwies sich von allhervorragender Meisterschaft auf den verschiedensten Wegen der Poesie, des Theaters, des Romanes und der Beredsamkeit. Die Aufführung von „Hernani“ im Jahre 1830 stellt den Zeitpunkt fest für den entscheidenden Sieg der Romantik über die letzten Vertreter des Classicismus. Das war ein denkwürdiger Moment, und Théophile Gautier hat uns — in der lauberhaft malenden Schreibweise, die nur ihm zu eigen ist — ein Bild desselben hinterlassen: „Der Verfasser von ‚Hernani‘, so schrieb er, hat diesem Werke sicherlich ebenso schöne, tiefe und noch dramatischere Stücke an die Seite gestellt; aber keines übte einen gleich faszinierenden Eindruck auf uns. Eine Bewegung erhob sich, jener wirre Renaissance zu vergleichen. Ein neues Leben schoß aus neuen Säften empor. Alles gährte, selbe Knospen an, aufblühen sah man's allenthalben, mit einemmale Berauschende Düfte stiegen von blühenden Keimen auf, die Luft ward ihrer voll, man wurde förmlich trunken von Kunst und von Begeisterung. Es war, als hätte man das große verlor'ne Geheimnis wiedergefunden; und in der That, man hatte wirklich die Dichtkunst wiederentdeckt!“

Welcher Schwung, welche furchtlose, hingebungsvolle Begeisterung, und wie schien damals alles leicht, den Männern jener großen Tage! Und Hugos Frauchtbarkeit fand nicht mit der Zeit ihre Grenzen. Werke von jedweder Gattung hat seine Feder hervorgebracht; unter ihnen ragen, wie Glockentürme an gothischen Kathedralen, die „Contemplations“, die „Burgraves“ und die „Légende des siècles“ empor. Um Hugo scharten sich: Gautier, der seine Ciselenr der „Emaux et Camées“, George Sand, Béranger, der Liederfänger, der Revolutionen machte, Charles Nodier, der entzückende Erzähler, Gérard de Nerval, der den „Faust“ ins Französische übertrug und von Goethe seiner Auferstehung fand, Emile und Antony Deschamps, Sainte-Beuve, Auguste Barbier, dessen Satire Jahrzehnte standhielt, und wie viele andere noch! Einer hoheitsvollen Eiche gleich, breitete Hugo seinen Schatten aus, seine Heerschaft über alle Gebiete des Geistes. Keines, das ihm nicht ergeben war; und man kann sagen, daß er alle Pfade der Kunst durchlaufen hat. Doch nein, den einen ausgenommen, den der Dichter der „Fleurs du Mal“, Charles Baudelaire, gieng. Baudelaires metallische, klangvolle, abgeschlossene Kunst, mit ihren Anregungen von Edgar Poe, und gleichwohl von der Persönlichkeit ihres Schöpfers durchdrungen, entfernt sich von der Kunst Victor Hugos. Doch hat dieser sie verstanden und Baudelaire seine Anerkennung nicht vorenthalten. Baudelaire ist der einzige, dem der große Dichter schrieb: „Vous avez créé un frisson nouveau“.

* * *

Mit Leconte de l'Isle, Théodore de Banville und Villiers de l'Isle Adam begann die sogenannte Schule des Parnaß, welche unmittelbar in der Romantik wurzelte und sich von dieser durch nichts anderes unterscheidet, als die größere Sucht seltener und auserlesener Worte, den stärkeren Gebrauch reicher Reime und farbiger Ausdrücke. Leconte de l'Isle entwarf in seinen „Poèmes barbares“ und „Poèmes antiques“ edle exotische Landschaftsbilder; Banville weitete die Ode, Théodore de Banville und das leichtere Genre der Dichtkunst. In ihm haben wir einen köstlichen Phantasien, und was er fürs Theater schrieb, ist bleibendes Entzücken. Um ihn schlossen sich einige Dichter von plastischer Gestaltungsart: Sully-Prudhomme, Catulle Mendes, Zoë Maria de Heredia, Léon Dierx u. a. m.

Keineswegs darf man im „Parnaß“ etwas anderes sehen, als die letzte Form der Romantik. Die Dichtkunst, die durch Hugos kaleidoskopisches Genie beständig umgeschaffen wurde, war nicht eher imstande, zu neuer Originalität und zu persönlichen Anregungen zu gelangen, als mit den sogenannten Dichtern der Decadence. Die beiden ersten Meister dieser Schule, beide nun tod und viel bekannt — Paul Verlaine und Stéphane Mallarmé — schenten sich nicht, mit den Methoden der Vergangenheit, mit der Uebung selber Reime, bizarrer Worte, verschlungener Formen zu brechen. Entledigt der Regeln und Gesetze, konnte nun der Dichter den innersten Regungen und geheimsten Absichten Ausdruck geben. Mit dieser Errungenschaft traten neue Männer auf, deren Namen sich mittlerweile zugleich mit den neuen ästhetischen Lehren ausgebreitet hat: Arthur Rimbaud, Jules Laforgue, Gustave Kahn, Maeterlinck,

Digitized by Google

Henri de Régnier, Viele-Griffin, Adolphe Retté, Stuart Merrill u. v. a.

Die Darstellung des Fortschritts französischer Dichtkunst im 19. Jahrhundert, welche Herr Mendes im nächsten Jahre zu liefern hat, wird in ähnlichen großen Zügen, wie hier, die Entwicklung des ironischen Geistes zusammenfassen. Sie wird mit jenem Erwachen der Romantik vom Jahre 1802 einsetzen, um nacheinander die großen Epochen von 1822 und 1830 zu zeichnen. Sie wird dann auf den Parnaß und den Symbolismus eingehen und zeigen, daß das 19. Jahrhundert mit seinen Dichtern verschiedener Zeitalter sich den vorangehenden würdig ausschließt.

Paris. **Edmond Pilon.**

Der Athlet.

Schauspiel in drei Acten von Hermann Bahr. Aufgeführt zum ersten Male im Deutschen Volkstheater 7. October 1899.

Es gibt Schriftsteller, die durch einige gute Einfälle und die Art, wie sie dieselben vorbringen, rasch die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt haben, deren Nonnen und Schaffenskraft aber nicht ausreicht, das geweckte Interesse festzuhalten, und die, weil sie sich gleich im Anfange ausgegeben haben oder nicht die Energie besitzen, an ihrer Entwicklung weiter zu arbeiten, dann gar bald die Hoffnungen wieder enttäuschen, die sie erweckt hatten. Und da man das schon öfter gesehen hat, so geschieht es auch, daß man Einem, der durch eine ausgesprochene Eigenart oder Andersart gleichsam im ersten Aufturm seinen Namen der Oeffentlichkeit aufgezwungen hat, ein gewisses Mißtrauen entgegenbringt und mit einer bei den Menschen sonst seltenen Treue zu bewahren sucht, stets auf den Augenblick harrend, der bedächtigen Zweifel als weise Voraussicht erkennen lassen wird. So mag sich, abgesehen von rein persönlichen Momenten, von einem ganz allgemeinen Gesichtspunkte aus die ablehnende, ja feindliche Haltung erklären lassen, mit der Hermann Bahr von Anfang an bei Vielen zu kämpfen hatte, und die er noch immer nicht bei Allen überwunden hat, so daß sie nur mit widerwilligem Widerstreben sich gelegentlich das Zugeständnis wachsender Anerkennung abringen lassen, stets bereit, sich wieder auf ihren ursprünglichen Standpunkt zurückzuziehen.

Die Leier der „Zeit" hub wohl die letzten, denen ich zu sagen brauche, wie schwer Hermann Bahr sein langes feinen Gegnern ihre Sache macht und daß deren endliches Widerstand vielleicht das größte Glück ist, das ihm das Schicksal bescheiden konnte. Die Leier der „Zeit" haben es zu selbst mit verfolgt, mit welchem raffinierten inneren Streben und redlichen tiefen Ernst er an sich arbeitet, wie er allen Tand und alles Flitterwerk, das er wohl früher einmal im Scherze, vielleicht um die „Philister" zu „gären", sich umgehangen haben mag, wieder abzuwerfen bemüht ist, wie er nach immer strengerer Sammlung ringt und in seiner künstlichen Thätigkeit auf dem Gebiete der Literatur und der bildenden Kunst einem ganz bestimmten, festen Ziele zudrängt. Dieses Ziel ist die Schaffung einer heimischen, einer spezifisch österreichischen Kunst oder, was dasselbe ist, die Schaffung einer selbstständigen Kunst in Oesterreich, d. i. einer Kunst, welche mit der Eigenthümlichkeit, dem Leben des Volkes in Oesterreich in innigem Zusammenhange steht und den Erbgeruch des Landes an sich trägt, in dem sie geboren will. Ich kenne die politischen Ansichten Hermann Bahrs nicht, vielleicht hat er seit Jahren und Tagen gar auch darüber nachgedacht, ob er solche hat, vielleicht ist er auch sehr wenig erbaut von dem Attribut, das ich ihm beilegen will, aber er ist als Künstler einer der besten Patrioten, die Oesterreich hat, nicht in dem Sinne seiner Leute natürlich, die das Wort Patriotismus bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit im Munde führen, um ihre „Loyalen" Gesinnungen an „auserwählten Orten" zu Gemüthe zu bringen, sondern im Sinne jener, die die Liebe zu unserem schönen, unvergleichlichen Vaterlande tief im Herzen tragen und sie durch ihre ganze Lebensart äußern.

Das hohe, idealische Streben nach Fortschritt, Sammlung und innerer Geschlossenheit ist sogar so in ihm geworden, daß er das Thema des Schriftstellers Bahr, dem „Athleten" ein Widerstreben gegen Alles, was gemacht, das es auch scheinen mag, bei der Aufführung nicht gut sei. Und wenn auch jene, die Bahr-Tänze und Bahr-Gemälde suchen, nicht scheuen gelernt haben, in mancher Hinsicht Bedenken und Einwendungen erheben zu können, so haben auch Gegner zugeben müssen, daß in dem Stücke ohne Ausnahme [illegible] und daß [illegible] Gegner in [illegible] Kunst [illegible] Fortschritt [illegible] Kunst [illegible] Fortschritt [illegible] Kunst [illegible] Fortschritt

Bruder und die ihm in diesem verkörperte Gesellschaft sich selbst überwunden hat, ist das Stück nun eigentlich aus, und wenn der Gatte seinen Vertrauten und Jugendfreund zur Frau sendet und dieser sagt „ich hole sie", würde man wünschen, dass der Vorhang fällt. Den Bühnentechniker Bahr mag es aber verlockt haben, auch die schwierige Aufgabe zu lösen, die Ausbrache der beiden Gatten den Zuschauern vorzuführen; der Dramatiker mag auch das Bedürfnis gefühlt haben, den Felthritt der Frau zu erklären und sie noch auf mildernde Umstände plaidieren zu lassen. Aber den peinlichen Eindruck, den man von diesen Auseinandersetzungen erwartete, ganz hintanzuhalten, ist dem Dichter doch nicht ganz gelungen, und was die Frau zu ihrer Entlastung vorbringt, hätte uns vielleicht in wenigen Worten schon der Pförtner sagen können. Warum sie aber den Mann, den sie doch innig liebt, betrogen hat, sagt sie eigentlich doch nicht. „Ich war krank, ich war — ich weiß es nicht." Sie weiß es nicht, ja wirklich, sie weiß es nicht, und darum kann sie es uns nicht sagen. Aber wir wissen es vielleicht, obwohl sie es uns nicht sagen kann, und wir es uns vom Dichter auf der Bühne auch nicht sagen liessen, weil wir zu verletzend und scheinheilig sind, die Wahrheit ruhig anzuhören. Sie hat ihn betrogen — weil sie eine Frau ist. Das ist das Ganze, nicht mehr und nicht weniger. Damit will ich beileibe nichts gegen die Frauen gesagt haben, die ich ja im allgemeinen und noch mehr im besonderen hoch verehre. Aber wenn wir so nachsichtig sind gegen die Männer, die ihre Frau betrügen, warum sind wir so unerbittlich streng gegen die Frau, die ja auch nur ein menschliches Wesen ist, der ja auch alle Schwächen des menschlichen Geschlechtes anhaften? Oder richtiger, da ja der „Athlet" kein Übermensch ist, warum sind wir so streng gegen den Dichter, dass er uns kein Thesenstück vorführen wollte? Warum fordern wir auf der Bühne weiß Gott was für Gründe für die gelegentliche Verirrung einer sonst makellosen Frau und verschließen vor den natürlichsten die Augen, vor der Macht des Augenblickes, vor der Verwirrung der Sinne, vor dem Erbahnen der besten Anlagen und Absichten gegenüber dem ungestümen Andrängen der Versuchung und der Leidenschaft? Ich möchte nicht mit der Unterziehung darauf werden, wie viele von den männlichen Besuchern irgend eines Theaterabends, auch schon ganz einer Premiere, nicht schon einmal ein Weib, das sie aufrichtig zu lieben vermeint haben oder vermeinen, in der Eigenschaft als Ehemänner, Bräutigame oder sonstige Liebesherren ganz gar keinen Gründen als den angegebenen betrogen haben, oder — wenn ich schon von Allen das Beste glauben will — die sich dafür verbürgen möchten, dass ihnen derlei auch nie widerfahren könnte oder doch nie widerfahren konnte! Warum also vom Dichter mit strenger Miene die Gründe für den Felthritt der Frau verlangen, die sich Jeder von vorn nach rückwärts und von rückwärts nach vorne aufsagen könnte, wenn es ihm selber an den Kragen ginge?

Die Inscenierung und Aufführung des „Athleten" im Deutschen Volkstheater war eine geradezu mustergiltige. Prächtig und herzerquickend mit vollendeter Naturtreuheit und Lebenswahrheit spielte Kutschera den Athleten, mit rührenswertem Maßhalten und doch mit voller Wirkung Kramer den Vertreter der Behörde. Eine geradezu herrliche Leistung war Girardis Pfarrer. Ich gestehe es offen, ich sehe Girardi am liebsten in ernsten Rollen, da ist er ein vollendeter Künstler. Welch' warme Herzenstöne hat er gefunden und mit welch' feuriger Liebenswürdigkeit hat er diesen Priester ausgestattet, der den Katechismus im Herzen hat. Und mit welch' feiner Diction hat er die zahlreichen humorvollen Züge, mit denen diese Figur ausgestattet ist, herausgearbeitet, nicht im Rahmen der ernsten Situation und der Würde der priesterlichen Persönlichkeit bleibend. Die schwierigste Aufgabe war Fräulein Lattens zugefallen. Dass sie hierbei bei ihrer innigen Theaterleidenschaft und ihrer Jugend zu überwinden vermochte, berechtigt zu den schönsten Hoffnungen für ihre Zukunft. Von edler Naturwahrheit und elementarer Kraft war der Lotal des ehemaligen Zöglingerers Meth. Wenn er in der Expressionsscene manchen „zu stark" zu wirken schien, so liegt die Schuld wohl nicht an ihm, sondern eher an der Einrichtung dieser Scene in den ersten Act, der wohl besser dort geschlossen hätte, wo Gustav, nachdem er Lotal vermeintlich pünktlich niedergerungen hat, mit dem Decret abgeht, diesem sein kleines Kunststück zu zeigen. Mit einigen kleinen Aenderungen hätte sich vielleicht die Scene wirksamer und natürlicher Drein an den Schluss des zweiten Actes stellen lassen. Im Leben ist es für die Bethelligten unangenehm, wenn ein Polizeihelt, bei der einen Thüre hinausgewiesen, gleich darauf bei der anderen wieder hereintritt. Auf der Bühne aber hat das auch nur den Beigeschmack seiner Mißlichkeit.

Max Burkhard.

Die Woche.

Politische Notizen.

Die patriotische Gesinnung, mit der das Abgeordneten-Haus [illegible] Amtes aufgenommen hat, [illegible] Ausdruck in der [illegible] gefunden, die [illegible] Abgeordneten [illegible] Zur Einigung in die Ministerpalais hat ihnen eine tiefe Enttäuschung gebracht.

*

Zwei Dinge mindestens hofften sie als Munition und Lebensmittel für die nächsten parlamentarischen Kämpfe in den Ministerialarchiven vorzufinden: die Vorarbeiten zu einem Sprachengesetz und das Budget pro 1900. Dass das Ministerium Thun-Kaizl an einem Sprachengesetz arbeite, hatte es sein Jahr und Tag der Welt verkündet. Im Sommer 1898 berief ja doch der Graf Thun den Vicepräsidenten der Prager Statthalterei, Herrn von Stummer, als Sectionschef ins Ministerium des Innern, speciell zu dem Zwecke, damit er ein Sprachengesetz ausarbeite. Im Juli 1898 hörte man auch schon von den vom Chef verfassten „Grundzügen zur Regelung der Sprachenfrage". Seitdem haben man jeden Monat etwas von dem bald-, dreiviertel- und dann ganz-fertigen Thun'schen Sprachengesetz zu hören. Man wusste auch all dem vielen Sprachengesetz-Reden annehmen, dass sich in der Hinterlassenschaft des Ministeriums Thun-Kaizl nicht nur alle Vorarbeiten für ein Sprachengesetz, sondern auch der druckfertige Entwurf eines solchen vorfinden würde. Umso größer soll das Erstaunen des neuen Ministers des Innern Herrn Dr. von Koerber gewesen sein, als er sich bei seinem Amtsantritt die Acten geben ließ. Auch nicht ein Strich von einer Vorarbeit zu einem Sprachengesetz soll sich aus der Aera Thun Kaizl daran vorgefunden haben. Kein Entwurf, keine Materialien, nicht einmal ein lithographiertes Exemplar der berühmten Stummer'schen „Grundzüge". Es scheint, dass Herr von Stummer mit seinem 10.000 fl.-Gehalt ausser vielen lithographierten Blich nichts für die Weltung Oesterreichs gethan hat, und dass Beides, was Thun-Kaizl abgeschlossen vom Grafen Thun bei seinem Abgang zugleich mit Kochgeschirr und Bettwäsche als sein Privateigenthum auf sein Schloss nach Tetschen mitgenommen worden ist.

*

Das war die Munition. Jetzt kommen die Lebensmittel. Nach der Praxis aller geordneten Staaten muss das Budget mindestens ein Vierteljahr vor Beginn des Budgetjahres in den Ministerien fertiggestellt sein. Das ist der uns laufiens Ende September. Als ich im April d. J. in einem Artikel „Nervus rerum" auf die unter dem § 14 Regime eingerissene Verwahrlosung im Finanzressort aufmerksam machte, da hat die „Neue Freie Presse" prompt mit einem officiösen Dementi für die Kaizl'sche Finanzwirtschaft ein. Man müsste meinen, dass all's wie am Schnürl gehe, und da das Ministerium Thun-Kaizl Ende September zurücktreten wurde, dass sich in seinem Nachlass das fertige 1900er Budget vorfinden müsse. Jetzt wird aber bekannt, dass vom Ministerium Thun-Kaizl auch an der Vorarbeiten für das Budget nicht durchgeführt worden sind. Ebenso wie Graf Thun das Sprachengesetz, scheint Excellenz Kaizl das Staatsbudget als seine Privatangelegenheit angesehen zu haben, die er, je nach nach seinem Belieben, fertigen oder auch verschleppen kann. Für das Budget kann Herr Koerber also absolut nichts eine große Staatsverantwortlichkeit, da es das Parlament nur normalen Arbeit zurückzuführen commandieren ist, ohne ihm normalen Arbeitsfrist vorlegen zu können, und in den Ministerien wird jetzt Tag und Nacht gearbeitet, um Sprachengesetz und Budget fertig zu bringen.

*

Entsetzliche Leute werden diese sowie die sonstigen von den Herren Thun Kaizl ihren Nachfolgern hinterlassenen Antworten als unpatriotisch bezeichnen aussagen. Diese Auffassung wäre nur dann richtig, wenn Excellenz Koerber ein Thun und Kaizl'scher Patriotismus besäße. Excellenz ist aber bekanntlich für den österreichischen hoch aber und seine Kraft nur eine Leihung, die er besetzt hält. Wenn aber ein Feldherr seine Leihung nicht mehr halten kann, ist es seine patriotische Pflicht, sobald es noch möglich, Mannschaft und Waffen-Material vor der Linie aus der Leihung zu entfernen, damit der Feind sich in dem aller Vorräthe entblößten Maueneck nicht allzu rasch heimisch machen kann. So haben auch die Herren vom Ministerium Thun Kaizl gethan, als sie die Ministerialräte räumen mussten. Die Ministerialräthe gleichen einer verlassenen Festung. Der Feind, das „deutsche" Beamtenministerium, wohnt sich zwar noch in den leeren Vorrathskammern. Die Herren Thun und Kaizl aber können sich der patriotischen Hoffnung, auf der sie ihre Kriegskraft ausgeführt haben, und auf der Ueberlauer, Herr v. Wittek, kann seinen getreuen Collegen erzählen, wie viel sie auf ihren gefährlichen Rückzug seinen verwirrten Vorlegen mitgegeben haben.

*

Es gibt noch Dann Kopie in Oesterreich! Wir meinten schon, dass der lächerliche Festschluß durch den Bankrott seines Erfinders Thun auf immer sein verwirrtes Ansehen gemacht sei. Die letzte Prämiierung des seltsamen Geschäftes, Oberst Hubicka, aber, ist noch einmal die Geschichte des Ministeriums Thun-Kaizler zur Erinnerung zusammen und, ist uns eine Mahnung bedeutet. Die böhmischen Czechisten müssen schon so unsäglich wieder zur Siegerung kommen Christbaum haben sie noch einen Ermunterungsbaum a la Thun zu Weihnachten. Es gibt also noch Thun Kopie in Oesterreich!

*

Der jungczechische Abgeordnete, Dr. Pacak hat sein Reichsrathsmandat niedergelegt. Ah! wie schade! Wie erquicklich, ist Dr. Pacak bei Wahl der Tagesordnung [illegible] Wie erquicklich, ist Dr. Pacak bei Wahl der Tagesordnung [illegible] aber der Vater hoch. Da das Kind dem Vater gewicht ist, legt sich auch der Vater im politischen Grab. „Sterb oder Mensch!"

*

Der andere Jungczechenführer, der Abgeordnete Dr. Herold, ist [illegible] Dr. Herold [illegible] Dr. Herold [illegible] Dr. Herold

anderen Menschenkindern, aufgefallen sein, dass bei den jüngsten kaiserlichen Empfängen von parlamentarischen Führern aller Parteien gerade er übergangen wurde, und er wird wohl, wie auch andere Leute, gehört haben, dass der Grund dafür die zwölf Prozent gewesen sind. Also, die Hofärzte haben dieselbe fatale Diagnose gestellt wie die „Zeit“, nämlich, dass ein Politiker mit zwölf Prozent unrettbar verloren sei. Diese Beobachtung scheint dem Dr. Herold doch in die Glieder gefahren zu sein. Soll er jetzt auch die Hofärzte bovotiriren? Das wäre doch zu toll, und Dr. Herold hat Respect vor den Hofärzten ist dafür zu gross. So hat er den Handschlag gegen die Dalmatiner zurückgezogen. Dr. Herold hat jüngeren Jahren zu viel Zivilen genommen, und so leidet er nun an delirium nehmens. Armer reicher Mann!

*

Der durch den Sturz des Ministeriums Thun-Kaizl am tiefsten Betroffene ist, wie schon erwähnt, der Herr v. Jendrzejowicz. Im Amtskalender war ihm nur die Bedeutung einer Stellung eines Ministers für das Gallizien eingeräumt. Im „Benedig in Wien“ und auf der Ringstrassenpromenade hatte er eine viel wichtigere, die vielbeneidete Stellung eines Flügeladjutanten des Grafen Thun, den er auf allen Wegen gnädigungswegen begleitete. Das war eine Machtstellung ersten Ranges, und mit ihrem Zauber hatte er es auf Ort und Stelle nun durch gefällige Bevmittlung an reiche Wiener Juden das Räuinen, dass sie es ihm absolut sollten Natürlich nicht aus ihrem Privatvermögen. Wozu wären denn die öffentlichen jüdischen Wohlthätigkeitsinstitute da, wenn nicht, um verarmte Edelleute von dem Untergange zu retten! Zumahl was die Wiener Bayern Hirsch-Stiftung als Meilstein anseheichen. Doch da stellte sich der rechtliche Sinn des Curators v. Gniewosz entgegen. Also wandte man sich nach Paris. Die von den Rothschilds beeinflusste „Jüdische Colonisations-gesellschaft“ in Paris, die sogenannte „Ika“, deren Verwalter von galizischen Bodenfluchen fischer reiche Beute hatten, stiftete für diese Zwecke der Errichtung einer jüdischen Ackerbauschule ankaufen Die 1400 Joch sind nach den optimistischen Schätzungen höchstens 250.000 fl. wert, doch auch nur dann, wenn sich der Käufer entschliest, 350.000 fl. darin zu investieren, um aus der unculitivierten Strecke eine wirkliche Oekonomie zu machen. Herr v. Jendrzejowicz aber handelte Freiheit schaden um fl. 700.000. Doch tieß er mit sich handeln und gieng später auf fl. 350.000 herunter. Die Superprämie, die er auf Conto seiner Anjuntantstellung berechnete, betrug wohl noch immer mindestens 100.000 fl., aber soviel schien gewissen reichen Juden der Mühe wert, dem Herrn v. Jendrzejowicz zu zeigen, wie sie sich für seine Gefälligkeit zu revanchiren hätten. Um aber das Landlich fl. 250.000 bezahlen und sie selbst zum noch fl 100.000 aus Eigenem darauszahlen sollten. Die fl. 100.000 sollen eben unter den reichen Juden subscribiert werden. Da lief der Graf Thun mit mit ihm auch sein Flügeladjutant. Darüber ist das feine Gesellschaft sehr traglich geworden. Um aber Sag sagt: „Auf's Gehabte gibt der Jud' nichts“, und deswegen ist bemahe zu bedauern, dass sich die reichen Juden von der „Ika“ und Umgebung dem abgethanen Flügeladjutanten gegenüber nicht so splendid erweisen werden, wie dem dienstbedrohten. Sollte also dem Herrn v. Jendrzejowicz in den jetzigen galizischen Wirren irgendwelche etwa Wechselschicksale passieren, so geht er nicht an den vielen Getowechseln zugrunde, die er in Umlauf gesetzt, sondern an dem Misserfolgwechsel, an dem er sicher doch am wenigsten schuldig ist — ein politischer Martyrer von dem Wechsel gerecht!

*

Zu was für einer Art von Regime das Uebergangsministerium Clary Koerber den Uebergang bilden soll, ist noch unbekannt. Die Einen meinen an einem Cantinenregime, die Anderen an einem Ministerium der Nachtm. Wortkünstler Wette sind die Meinungen darüber auch im Schosse des Uebergangsministeriums selbst getheilt. Graf Clary z. B. hat auf Coalition und sucht sich durch seine Mienen einen Platz im nahen Cabinet zu sichern. Dr v. Koerber, der auf die Rechte vertraut, sucht durch rechte Reigungen das Wiedle für sich zu erreichen. Die ist nicht das Neuste und so einen Uebergangsministerium. Es ist sehr von den Mienen Dreht und darauf, dass er bei der nächsten Cabinetsbildung nicht übergangen werde.

Volkswirtschaftliches.

Die Frage der Entscheidung in der Frage der Gerichtsrechte der Creditanstalt kann, richtig aufgefasst, für unsere Volkswirtschaft wohlthätige Folgen haben. Die Verpflichtung des österreichischen Fiscus des Ca., sich wieder einmal selbst zu Gunsten mit dem öffentlichen Rechte begegnen zu dürfen. Die Rechtsfrage, ob gewisse Privatrechtsansprüche auf öffentlicher Vertrag zu vertreten sind, ist grundsätzlich Sache der Gesetzgebung. Nicht anders ist die Lage auch in Oesterreich, wo Präjudizien in Privatrechtsangelegenheiten nicht eine gesetzliche Geltung haben. Kann nun die Creditanstalt mit ihrer Klage gegen den Fiscus durchdringen, so ist damit ein Präjudiz geschaffen, das auch für andere Fälle Geltung haben wird. Es ist bekannt, dass die Creditanstalt bei Gründung der Länderbank, der Bodencreditanstalt und der Ungarischen Creditbank ähnliche Rechte, wie sie jetzt für sich in Anspruch nimmt, ausgeübt hat. Es ist auch bekannt, dass diese Rechte in Ungarn anerkannt wurden, während sie in Oesterreich bestritten wurden. Es ist also eine Rechtsfrage, die sich in Oesterreich und Ungarn verschieden gestaltet hat. Wenn nun die Creditanstalt mit ihrer Klage durchdringt, so ist damit ein Präjudiz geschaffen, das auch für andere Fälle Geltung haben wird. Es ist auch kein Zweifel, dass die Creditanstalt trotz aller gegenthätlichen Bedenken die Präjudizialklage angetrengt hätte, wenn auch den anderen Minoritäts- und Eingelrechte der Actionäre bestünden, wie in Deutschland, und sie die Anfechtung des Generalversammlungsbeschlusses gefürchtet hätte. Aber ob jener Beschluss anfechthar war oder nicht, die Creditanstalt durfte nicht in einer das Rechtsbewusstsein herausfordernden Weise vorgehen. Darum ist es gut, dass der Richter im Gegensatze moderner Rechtsanschauungen das Recht der Generalversammlung beschränkt hat, endgiltige Entscheidungen werden unsere Verwaltungen und unsere juristische Berather zwingen, das moderne Rechtsbewusstsein mehr als bisher zu berücksichtigen.

*

Die Vorgänge bei der Versicherungsgesellschaft „Janus“ sind unseren Lesern aus Nr. 248, Nr. 251 und 255 der „Zeit“ bekannt. Die Sache hat inzwischen eine neue Wendung genommen. In einer unter Vorsitz des Sectionschefs Dr. Wolf abgehaltenen Conferenz der Vertreter des „Janus“ und des Actionscomites ist beschlossen worden, dass die von über wiegend Versicherten verlangte außerordentliche Generalversammlung im October einberufen werde, und dass inzwischen ein neuer Statutenentwurf gemeinsam zwischen der Verwaltung und dem Actionscomite ausgearbeitet und sodann der Generalversammlung vorgelegt werde Damals war die Zeit der Ministerernennung des Oberstarosts des „Janus“ Baron Chlumecky und da mag ihm daran gelegen gewesen sein, die unangenehme Angelegenheit aus der Welt zu schaffen Heute, da er nicht Minister geworden, hat Baron Chlumecky solche Anschichten nicht mehr nöthig. Die Verwaltung des „Janus“ sieht sich daher einsach über die getroffenen Vereinbarungen hinweg und verlegt aufs neue den neuen Statutenentwurf. Das Actionscomite hatte für die einzuberufende Generalversammlung eine Tagesordnung verlangt, deren wichtigste Punkte waren: 1) Ausklärung des Directionsrathes über die Zusammensetzung der letzten Generalversammlung und Beschlussfassung über diese Aufklärung; 2) Wahl eines Ausschusses behufs Abänderung der Statuten. Die Verwaltung ignoriert einfach von den Mitgliedern geforderte Tagesordnung und setzt noch einmal das in der letzten Generalversammlung in statutenwidriger Weise beschlossene Statut mit den von der Regierung verlangten Aenderungen auf die Tagesordnung und als zweiten Punkt die Abänderungsanträge der Mitglieder. Das ist einfach eine Provocationserklärung, denn eine auf Belangen der Mitglieder einberufene Generalversammlung muss selbstverständlich die von den Einberufern beantragte Tagesordnung erhalten und nicht eine beliebige, welche der Verwaltung gerade passt. Zweitens ist das ein Vertrauensmissbrauch, wenn in einer Conferenz, und in den späteren Verhandlungen war verschiedentlich worden, bald das neue Statut gemeinsam von der Verwaltung und dem Actionscomité vorgelegt und vertreten werde und nicht dass die Verwaltung das alte Statut vertreten und zur Annahme bringen, dann die Abänderungsanträge ablehnen lassen werde. Die Verwaltung des „Janus“ glaubt sich dieses Vorgehen erlauben zu können, weil sie darauf rechnet, durch Ernennung der in der letzten Generalversammlung geübten Misswirthe die Majorität zu erlangen. Sie hat deshalb die Generalversammlung, welche bisher immer Abends stattfand, für 10 Uhr vorgezogen auf einen Montag anberaumt. Zweifelsohne können alle die gahlreichen kleinen Kaufleute, Beamten, Lehrer u. s. w., welche Vormittags beschäftigt sind, die Generalversammlung nicht besuchen und werden so ihres Stimmrechtes beraubt. Die Verwaltung aber wird wieder mit zweifelhaften Frauenvollmachten den Saal füllen. Aber so leicht wird es ihr nicht werden. Es ist uns gestern Hohnung vorhanden, dass das Ministerium, an welches das Actionscomité remonstriert hatte, den Statutenverletzungen und Gewaltthätigkeiten des Baron Chlumecki seine Zustimmung verweigern werde, aber aber die alten und neuen Statutenverletzungen werden die Gerichte zu entscheiden haben.

Kunst und Leben.

Eine Reprise von Donizetti's „Lucia“ hat zahlreiche Verehrer der alteren Oper in die Hofoper gelockt und manchen aufgeregtenöblichen Beifallssturm entfesselt. Dieser galt zumeist Frau Zavitile, welche die Titelrolle mit seltener Nobleseeigenen sang und meisterhaft spielte. In den dramatischen Hohepunkten hätten wir allerdings eine stärkere Stimme gewünscht Herr Jahrdörfer (Edgardo) war nicht gut disponiert, aber ich möchte, dass die Liebenswürde von Hofschauspielern ihn stets zur Indispositon führen würde. Zu ausgezeichnet er als lyrischer und Zweitenor ist, so gesteigert kann für ihn die Ueberschreitung seines eigentlichen Wirkungskreises werden. Herr Demuth war ausgezeichnet in der ersten Scene, legte sich aber später so viel zweifelhaft? Zurückhaltung auf, dass manche Effecte leicht verloren gingen. Herr Krauicker hat sich in seiner Art so abgerundet, dass er seinen kurzen Ton herausdrucke Wenn er in Piche Beschäftigung noch immer weiter singen muss, so kann es doch nicht ausbleiben, dass er allerdings mit mehr in den Vordergrund kommt, und das wäre in Anbetracht mancher guter Eigenschaften des Sängers nur zu bedauern. Die Vertheilung dringlichte der bedeutende Chor meister Herr Lange. Als unverständliche Absonde mag man diese Sabbiatten hinnehmen, aber da man doch ein bei Herrn Löwe in der Einsicht aufgenommen ist, dass unsere Oper einen Dirigenten braucht, der Routine und Autorität genug hat, um sich durchzusetzen, so sollte man ihn auch diese Gelegenheit nicht noch einmal machen. Die Hofoper ist doch kein Theater, wo Dirigenten zu Zeugen und dem Orchester gab es noch keine Dirigenten, denn Dirigenten ist gewandter Dirigent zu rechter [illegible]

*

Die Wiener Concert-Saison hat mit einem Concerte des Violinvirtuosen Jan Kubelik begonnen. Der junge Künstler, der vor einigen Jahren in Wien als Wunderkind gefeiert wurde, hat sich in der Zwischenzeit zu einem Meister seines Instrumentes entwickelt. Sein Spiel ist von einer Vollendung, wie man sie nur selten findet. Kubelik ist ein Künstler, der sich nicht mit Virtuosenkunststücken begnügt, sondern der seine Zuhörer durch die Tiefe seiner Empfindung packt. Sein Ton ist von einer Reinheit und Weichheit, wie man sie nur selten findet. Kubelik ist ein Künstler, der sich nicht mit Virtuosenkunststücken begnügt, sondern der seine Zuhörer durch die Tiefe seiner Empfindung packt. Sein Ton ist von einer Reinheit und Weichheit, wie man sie nur selten findet.

Zwei weibliche Schauspielerinnen — wie Nebroy der größeren Deutlichkeit halber sagen würde — haben in dieser Woche Hamlet, den Dänenprinzen, gespielt. Das bedeutet nicht mehr und nicht weniger als eine neue Frage für die Aesthetik: die Frage der „Hosenrolle". Man wird sie lächelnd abthun wollen als eine überflüssige Erfindung der Mißkür und des Uebermuthes, aber man befreit sich dadurch nicht von ihr. Die Berechtigtheit wird dadurch nicht unterbrückt, mit der der Zuschauer — in dieser Vorstellung ganz anders als in jeder anderen — dem Beginn entgegenfiebert; seine innere Unruhe nicht, mit der er gleichsam in einem einzigen Moment die ganze Illusionsmöglichkeit des Theaters auf die Probe gestellt sieht. Ebensowenig befreit man sich davon, wenn man dieses „willkürliche" und „überunsichtige" Experiment von vornherein mit sogenannten moralischen Grundsätzen ablehnt. Die Wiener Kritik hat das bewiesen. Mit Grundsätzen glaubte sie den Dichter gegen die Sensationslust der Bühne vertheidigen zu müssen, aber keinen Herzen, das bei dieser Sensation in Neugier geschlagen hatte, war damit Luft gemacht. Der unstillbare Jubel, der den Hamlet der Sandrock umbrauste, war damit nicht aus der Welt geschafft. Was feuchten die flüssten Einwände? Das Theater ist nun einmal eine Stätte der Sensationen, und es gibt Stücke, die so stark sind (wenn ich nicht irre, gehört „Hamlet" dazu), daß sie in tausend verschiedenen Verkörperungen tausendmal fesseln. Was feuchten die flüssten Bedenken? Es bleibt doch ein Reiz von Empfängnißkeit in und zurück, und die Eindrücke, die wir bekommen, entscheiden zum Schlusse. Sie haben für die Sandrock und gegen ihre berühmtere Rivalin Sarah Bernhardt entschieden. Was Frau Bernhardt spielt oder vielmehr theatralisch declamirt, theilweise posiert, ist eine stilisierte Figur der jung französischen neuen Romantik. Wie sie sich von ihrem Modezeichner Mucha auf den Plakaten abbilden ließ, so sah sie nicht nur aus, so agierte sie auch: mit hieratisch traurigen Gebereden, die sich ihrer Schönheit bewußt sind. Es lag alles nahe, daß von ihr zu besprechen, aber es traf mich würdigerweise auch ein. Sie machte wirklich aus dem Shakespeare'schen einen Maeterlinck'schen Prinzen, oder nicht einmal einen Maeterlinck'schen — bei dem ja die Züge dramatischer Gestaltung nur verhüllt, nicht verschwunden sind — sondern ein völlig schulmäßiges symbolistisches Exemplar, einen Melancholiker von Henri de Regnier. Diesen Stil allein entspach es, wenn sie sich an nichts so sehr hielt als an die klangvollen Worte ihrer Rolle, die in der französischen Prosaübersetzung scherzenden, endlos fließenden Worte, und mit einem traurigen Ton in der Stimme, mit einem als suggestiv berechneten Ausbreiten der Arme dem Zuschauer schmeichelnd erlesen wollte, was sie an zusammenfassender concentrierender Gestaltung fehlen ließ. Daß sie damit stellenweise schöne Momente erzielte, decorativ schöne Momente, sei nicht übersehen. Von der eigenartigen Anziehung wurde sie heute glänzend unterstützt; und mit ihrer feinen Knabengestalt, geschmückt durch eine wundervoll blonde Lockenperücke, blieb sie ja wirklich zumindest immer liebenswürdig. Der Hamlet des Fräuleins Sandrock ist von ganz anderer Art. Es ist unser deutscher, realistischer, aus dem Ganzen gestalteter Hamlet, den wir im Ohre schon kennen und hier nicht noch einmal zu kennzeichnen brauchen. Wie Mainz jetzt Fräulein Sandrock oft das Tempo der Verse in allzu laxe Hast, ohne restlich wie dieser mit jedem Vers deutlich zu bleiben. Daß sie die Rolle aus einer Gesammtempfindung, Gesammtvision heraus spielt, ist die Hauptsache. Sie dämpft und unterdrückt nichts, sondern geht mit ihrer unverkrichten Ausdrucksfähigkeit jeden Moment so weit, als die Situation erlaubt. Den Wahnsinn spielt sie nicht wie Frau Bernhardt in klarer, deutlicher Verstellung, sondern in einer höheren psychologischen Lage: in einem unentwirrbaren Zustand von Verrücktheit und Ueberlegung. Das zeigt sich vorerst im zweiten Act gegen Polonius. Und wenn Hamlet dann im dritten Gastschauspiel Verlangen nach einer „gesunden" Antwort mit dem Satz erwidert: „Ich kann nicht, Herr, mein Verstand ist krank", so wird das von der Sandrock in einem aufseigend hohen, singenden, erschütternden Ton hinausgeschrien, der unvergeßlich bleibt und fast allein schon ihre Darstellung unvergeßlich macht. A. G.

*

Jubiläumstheater. „Der Heiratsmarkt." Schwank von Georg Okonowski. Emil Marriot drechte vor einigen Jahren eine leichte Farce dieses Namens auf die Bühne. Jubel und Conflicte beider Stücke sind ziemlich ähnlich; hier wie dort handelt es sich um eine tochtergeschaffte Familie. Verschieden sind die Mittel, mit denen die Autoren ihren Stoff ausbrücken. Okonowski vermeidet Tendenz und Pointe des ebenso derben als unromantischen Themas, er zieht bloß das Derbkomische aus der Jagd nach dem Mann, die seinen Frauen grassiert, zum Kunstwerk zu erheben, versucht er nicht. Sein Stück ist der alberne, geschmacklose Schwank der flottesten Tanzsaalbühne, nicht besser und nicht schlechter als die Fabricate der hiesigen Saisonbüreaux. Obgleich wird in dieser Vorstellung wie in Eins, ganz gut, aber recht primitiv; man trabt auf und unterstrichelt, daß seine Nerven traurig werden. Von der Darstellung sind die Herren Popper und Godai, die Damen W. Sandrock und Nicoletti recht zu loben. A. H.

*

Im Theater a. d. Wien gab man eine neue Operette: Die Puppe, Text von Ordonneau, Musik von Edmond Audran. Lancelot, der schüchterne Neffe eines reichen Barons, verliebt sich in eine Mädchengestalt, die er für eine Puppe hält, die aber ein lebendes Mädchen ist, das er dann heiratet. Auch der Puppenfabrikant, Hilarius, unterschleicht seine Tochter nicht von der noch ihr verheiratigen Puppe, da er kurzsichtig ist und in den entscheidenden Momenten immer seine Brille vergessen hat. Wie oft sollen wir denn noch dieses Sujet, das durch die „Nürnberger Puppe", „Hoffmanns Erzählungen" und „Coppelia" sattsam bekannt ist, auf der Bühne sehen? So kurzsichtig ist selbst ein Operettenpublicum nicht, daß es die benützten Originale nicht erkennen würde. Leider weist auch der Componist nichts neues zu sagen, und somit tritt das ganze Werk aus dem Charakter der gegenwärtig üblichen Operetten nicht heraus. Mit der Aufführung hat sich das Theater a. d. Wien viel Mühe gegeben und dazu nicht weniger als fünf Gäste verschrieben, darunter ein Mitglied der Hofoper. Dieser Mush hätte aber auch die ganze Hofoper nicht zum Siege verholfen. Den größten Erfolg hatte Herr Tewele als Hilarius. Seine unvermüstliche vis comica, die an die Glanzzeit der berühmten Wiener Komiker erinnert (vor allem an Knaack) verhalf den dümmsten Scenen zu einem grandiosen Lacherfolg. Fräulein v. Nadan, eine blutjunge vielversprechende Operettensoubrette, gab das Puppenmädchen mit Talent und Grazie. Ihr feines Stimmchen wird aber sehr sorgfältiger Pflege und Schonung bedürfen, wenn es nicht in dem unbarmherzigen Operettenlärm unterdrückt soll. Auch die übrigen Darsteller, die Frauen Biedermann und Doro, die Herren Del Lau, Josephi und Preuß, thaten ihr Bestes. R. W.

*

Unter Leitung des Herrn Sitz hat sich ein neues philharmonisches Orchester constituiert, das im Sophiensaal ein populäres Symphoniconcert gab. Nach den bisherigen Leistungen zu urtheilen, dürfte die Unternehmung ihrem Zwecke entsprechen. Zwar scheint mir noch nicht alles so zu sein, wie es sein sollte, oder der Anfang ist gemacht und läßt für die Zukunft einen weiteren künstlerischen Fortschritt erwarten. Herr Sitz hatte die sämmtlichen Programmnummern sorgfältig studiert, doch mir schien, daß er die eigenthümliche Gewohnheit hat, die Tempi, sobald sie einmal in einen einheitlichen Schwung gekommen sind, über Gebühr anzuhalten und ihnen dadurch jede selbständige Initiative zu rauben. Deshalb besteht auch der Production unausgesetzt ein drangender Druck, der die Geiger wiederholt in Unordnung brachte und sie zwang, ängstlich zu spielen, statt mit vollem, feschem Bogenstrich herauszuleben. Es wäre zu wünschen, daß im Laufe der Zeit Dirigent und Spieler das nöthige Selbstvertrauen gewinnen und ihren Leistungen einen stärkeren Impuls geben, mit dem allein die unmittelbare Wirkung auf das Publicum erzielt werden kann. In Herrn Zeiler hat das Orchester einen vortrefflichen Sologeiger gewonnen, der später wohl auch werthvollere Compositionen spielen wird, als das Violinconcert Paganinis. R. W.

*

Man schreibt uns aus Hamburg: Auf kunstgewerblichem Gebiete entfaltet sich infolge der von maßgebender Stelle ausgehenden Anregungen in der alten Hansestadt ein rege, vorwärts drängende Thätigkeit. So ist u. a. seit einigen Monaten eine Reihe von Erzeugnissen der Töpferarbeit entstanden, welche zu dem Besten und Gediegensten gehören, was auf diesem Gebiete im modernen Kunstgewerbe bis jetzt erreicht wurde. Die Gefäße stammen aus der Majolikhen Kunsttöpferei in Altona und erregten gleich bei ihrem ersten Erscheinen vor einigen Monaten durch ihre vielfarbigen geflossenen Glasuren in Kennerkreisen Aufsehen. Inzwischen hat nun der Leiter dieser Töpferwerkstatt, Hermann Muth, zusammen mit seinem Sohn, Richard Muth, die Werkstatt erweitert, neue Einwürfe und neue Mischungen ausgeführt, wobei eine genaue Vertrautheit mit den chemischen und materiellen Schwierigkeiten des Handwerkes den Arbeitenden wie den Erzeugnissen selbst zugute kommt. Der besondere Werth derselben beruht nämlich in erster Linie darauf, daß sie ganz organisch aus dem Boden des Handwerkes herauswachsen, aus den zu künstlerischen Leistungen zu erheben. Die Formen nehmen stets Rücksicht auf den besonderen Zweck die Gegenstände, als Schalen oder Vasen zur Aufnahme von blumenden Zweigen oder Blumensträußen, wobei die breiten, weiten Mündungen ein als solcher Luftzug bieten sollen, oder als stimmte Verzierung. Das Blumen oder Pflanzenspenglomisch ist, als ist ein Gefäß, das Blumen aufnehmen soll, unlogisch, mit Recht wer meiden. Handhabungsvasen nach japanischer Art, aber entweder in den Formen und mit getheilten Henkeln und der Deckel zum Aufhängen, und eine neue Art flacher Schalen sind bemerkenswert. Diese Flachschale sollen die früheren glasierten Tongefäßen ersetzen, welche durch der Mahlzeit den Gästen zum Abwaschen der Hände gereicht werden. Die Neuerung darf als eine gute bezeichnet werden, denn die mehrfachen, am Rande und auf dem Grunde der Schale zusammengeflossenen Glasuren wirken schillernd, lebendig und reizvoll, wenn dieselbe mit Wasser gefüllt ist. Das Hamburg'sche Museum hat Kauf und Gewerbe hat durch die Fürsprache seines Directors, Dr. Brinckmann, eine große Zahl dieser Arbeiten angekauft. Demnächst hat Thaulow Museum in Kiel. Bei einem kürzlichen Besuche des Directors und des Vorsitzenden vom Pariser Musée des arts décoratifs in Hamburg wurde abschließ eine Kollektion der Majolikhen Töpferei für das Pariser Museum angekauft. B. S. Z.

Digitized by Google

Bücher.

Die Lieder der Mönche und Nonnen Gotamo Buddha's

Aus dem Theragatha und Therigatha zum erstenmal übersetzt von Karl Eugen Neumann. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1899. 392 S.

Der verdienstvolle Gelehrte hat seine Verdeutschung der 100 Reden des Buddha in der Mitte unterbrochen, um uns erst einmal diese metrische Uebersetzung der Liederstrophen aus dem Jüngerkreise des „Erhabenen" zu bescheren. Es war nicht viel, was wir vor Neumanns Arbeiten an deutschen Veröffentlichungen aus dem buddhistischen Canon besaßen: außer den wertvollen Versproben in Oldenbergs grundlegendem Buche nur noch eine Uebersetzung des Dhammapadam von Weber, diese aber von solcher Hilflosigkeit, daß man auch da, wo der englischen Uebersetzung greift. Jetzt sind wir endlich so weit, neben der besser gepflegten Sanskritliteratur auch die Palitexte mit philologischer Gründlichkeit behandelt und uns nähergebracht zu sehen. Das Uebersetzen von Sprüchen in gebundener Form hat immer seine Schwierigkeiten; beim Jüdischen machten diese noch bedeutend wegen der zahlreichen Zusammensetzungen, besonders der poesiesven Composita, die durch Adjective oder gleich durch ganze Relativsätze wiedergegeben werden müssen. Dies zugegeben, kann ich nicht sagen, daß Neumann sich von der Vorliebe des deutschen Gelehrten, in theen Poesien auf Gleisen zu gehen, gerade freigehalten hätte. Er ist auch in dem Bestreben, die Alliterationen der Originale wiederzugeben, hier und da zu weit gegangen, so daß die Stimmung durch dieses Kunststittel nicht gehoben, sondern eher gestört wird, und Erinnerungen an die unerfreuliche Komik des Alberich in der ersten Rheingoldscene aufkommen. Im ganzen aber wirkt das Buch echt und warm, ein frischer Hauch indischen religiösen Lebens in seiner grandiosen Einförmigkeit und heimlichen Fülle an Lebensweisheit. Absichtlich wie die Kritik des Herzens im Zaunpfäger Brudstück oder der Kampf des Paravavina gegen die Scheinheiligen Zimanziger-Predigt, ferner die oft wie unabsichtlich entstehenden Schilderungen der Natur, des Felsenpoches oder des gebirgerischen Waldes, in dem der Mönch seinen Betrachtungen nachhängt, unterbrochen wohlwend die ewig wiederkehrenden Expectorationen über die Seligkeit des Erlöschenseins. Eine Reihe von interessanten Parallelen aus dem abendländischen Literaturkreis, die in den Anmerkungen beigebracht sind, und eine unheimliche Belesenheit verrathen, erhöhen den Reiz des Buches. Man braucht gar nicht so über die Massen liebevoll hingesinkt für das indische Schwarmhauer sche Seelenwanderungsdogma zu sein wie Neumann, um die seltene Größe der buddhistischen Literatur zu würdigen und sich daran zu erbauen; wenn Neumann in seiner Einleitung diese Erbauung weiter verbreiten, die das Buch etwa nur „zur Unterhaltung" in die Hand genommen haben, so ist er gründlichenweise im Irrthum: oberflächliche Leute schlagen solche Bücher nicht erst auf. G. N.

Arthur Moeller-Bruck: Die moderne Literatur in Gruppen und Einzeldarstellungen. Bd. II: „Kentüner." Berlin, Schuster und Löffler, 1899.

Der Verfasser, der sich in Band I seiner Sammlung mit Nietzsche beschäftigte und ihn als „Thatmensch" des modernen Lebens erklären zu müssen glaubte, schildert hier eine Gruppe von Künstlern, welche von Nietzsche verkündete Anschauung von Welt, Leben und Individuum gläubig annehmen und — in der festen Ueberzeugung, ihr Ideal in nicht zu ferner Zukunft verwirklicht zu sehen — vorläufig kunstlerisch zu gestalten suchten. In den Werken dieser Neukünstler macht sich allerdings eine gewisse Unklarheit und Verschwommenheit bemerkbar. Die Gegenwart, das reale Leben, behaupteten sich akkustisch neben den kühnen Zukunftsromanen jugendlicher Schwärmer, das Abstracte gerieth immer wieder in Collision mit dem Concreten. Aber immerhin liegt in diesem heroisch prometheischen Ringen ein Stück Poesie, und die Lösungen selbst waren meistens gute Psychologen und Selbstbeobachter und brachten schon durch die treue Darstellung ihres eigenen Zustandes Bedeutsames. Moeller Bruck faßt dies an dem hier Meinung nach Bedeutendsten dieser Richtung, an Hermann Conrads, näher aus. Die Charakteristik ist zum Theil treffend — zum Theil wie auch die Charakteristik Mendels in Band I weitschweifig und ermüdet. Der Gesammteindruck ist: Conrads war ein Opfer der Zeit, ein Uebergangsmensch, unreif und hat er Gipfeln den Weg gewiesen. Wenn der Stil Moeller Brucks sich von einer gewissen gemachten Künstlerart und Manierirtheit befreien könnte, kame dies dem Fortschreiten der „Modernen Literatur" sehr zu statten. M. M.

Michael Georg Conrads: „Eine Regina". Dresdner Ensemble. Berlin, Schuster & Loeffler. 1899.

Noch immer erscheinen aus der deutschen Feder allmonatlich Tragödie und Komödie über das deutsche Parlament. Trotz Lasker scheint keine Gefahr dabei, denn wer die Tragödie und eine Komödie kennt, kennt sie auch beide in der Regel. Zu bedauern ist der Dichter Michael Georg Conrads nur darum, weil er sich mit seinem Stücke „Eine Regina" und dem Untertitel „Dresdner Ensemble" in den Verdacht bringt, als wäre er ein Nachahmer Sudermanns. Wenn der Dichter nicht so sehr Freund Sudermanns wäre, müßte man ihm den Rath geben, sich mit seinem Freunde zu überwerfen, damit er nicht in Gefahr gerathe, als Nachahmer Sudermanns zu gelten. Denn Conrads ist ein Dichter, der uns mit Ernst und Ehrlichkeit seine Gedanken vorträgt, und wenn er auch nicht immer ein Meister der Form ist, so ist er doch ein Meister der Gedanken. Und das ist heute schon viel. Wenn Conrads sich nicht so sehr an Sudermann anlehnen würde, könnte er ein Dichter werden, der uns Freude macht. J. Wa—u.

Das in der vorigen Woche von mir hier angezeigte Buch von Benjamann heißt „Sommersonnengrüß" und nicht, wie es irrthümlich eines Schreibfehlers hieß, „Sommersonnenmächte". Das Wort „Sommernächte", welches den Untertitel des charakteristischen Capitels des Buches bildet, hat zu diesem Irrthum verleitet. Paul Wertheimer.

Revue der Revuen.

„Deutsche Revue" (October). Der Leiter des St. Bartholomew-Hospitals in London, Sir Dyce Duckworth, schreibt über die Humanität in den Hospitälern. Bei dem Volke und leider auch bei vielen Gebildeten herrsche die irrige Ansicht, daß die Spitäler als klinische Laboratorien zum Experimentieren an den Leidenden benützt würden. Nichts könne unwahrer sein. Principiell sei dies überall bei den Aerzten wie dem Wartepersonal die Humanität das oberste Gesetz. Aber nicht alle Spitäler sind vollkommen genug eingerichtet, um den Anforderungen der Humanität ganz gerecht zu werden und so mögen häufig scheinbare Vernachlässigungen vorkommen, die wie Mangel an Humanität aussehen. In den meisten Spitälern ist die Pflege der Aerzte häufig Pflege oder Pflegerinnen zu gering im Verhältniß zum Krankenstand. In manchen Ländern wieder lastet die Schuldung der Pflegerinnen alles zu wünschen übrig, so in Frankreich, Italien und Spanien, wo die Ordensschwestern, in denen Gehorchen und Krankenpflege fast gleichbedeutend sind, wohl sehr viel guten Willen, aber sehr wenig Verständniß mit bringen, weil die Geistlichkeit sich gegen eine regelrechte Ausbildung dieser Schwestern hartnäckig wehrt. Die günstigsten, beziehungsweise Wiener Zustände auf diesem Gebiet betreffende gleichfalls in diesen Tagen eine Monatsschrift des „Nineteenth Century", auf deren Ausführungen wir noch zurückkommen werden. Anm. d. Red.' Die besten Pflegerinnen findet man zweifellos in England und Amerika, wo Mädchen und Frauen der gebildeten Stände sich diesem Beruf häufig zuwenden. Auf dem Continent zeigt Deutschland das erfreulichste Bestreben, dem englischen Beispiel zu folgen und seine Krankenhäuser allen hygienischen und humanitären Anforderungen gemäß einzurichten.

„Decorative Kunst" (München) und **„Deutsche Kunst und Decoration"** (Darmstadt) eröffnen beide mit dem October-Heft ihren dritten Jahrgang. Die letztere beschränkt sich, ihrem Titel entsprechend, auf deutsche Kunst und behandelt sich diesmal mit der angewandten Kunst in den beiden Münchener Ausstellungen und in der Dresdener Ausstellung. Ein paar sehr hübsche Interieur-Abbildungen — darunter auch eine von Architekten Zuber „modellirter" Kronleuchter — unterstützen die verschönen Aufsätze. Recensionen von Max Klinger und Hermann Obrist „Vom Tode" vorgesehen, und der als Zeichner für Holzschnitt bekannte Sascha Schneider und mehreren unominantal schaltenden allegorischen Malereien. Endlich gedenkt auch der vom Großherzog Ernst Ludwig von Hessen gegründeten Darmstädter mannigfaltigen Künstlerkolonie. Zu bedauern bei der Wahl auf dem bereits bearbeitungsreichen Interieur, daß unser Landsmann Josef Olbrich geschlossen dahin berufen wurde, und zwar als Architekt für die Ausstellungsbauten. Der Münchener Zeitschrift räumt einen riesigen Theil ihres Heftes dem künstlerischen Frauenstimmel ein, indem sie neben den Damenporträts der Münchener Damen Frau Bechstein-Berlin, Frau Professor Obrist-Florenz, Frau Professor Olbrich-Darmstadt, Frau Professor Behrens-Darmstadt, Frau Professor Peter-Dresden, Frau Professor Bruckmann-München

Rouvier zeigt Deutschlands Ausdehnung auf allen Gebieten. Sein Colonialgebiet umfaßt heute 2,450.000 Quadratkilometer mit nur anderthalb Millionen eingeborenen Einwohnern, während das 396.000 Quadratkilometer umfassende französische Colonialgebiet von 50 Millionen bevölkert wird. In den Vereinigten Staaten und Brasilien recrutieren sich 90 Procent aller Einwanderer aus Deutschland. Seinen Handel nach sieht es heute in erster Reihe, ein Aufschwung, den es theils seinen ausgewanderten Landeskindern, theils seiner Handelsmarine verdankt, wie ja Deutschlands plötzliche Entwickelung zur Seemacht überhaupt ein volkswirtschaftliches Wunder ist. Es besitzt heute 1427 Dampfer, während es vor siebzehnundzwanzig Jahren nur 147 besaß. Der Hafen von Hamburg hat nahezu den von New-York erreicht. Seit 1871 hat sich der deutsche Handel in England um 88%, in den nördlichen Ländern des Continents um 170% und in den südöstlichen um 60% vermehrt. Trotz hat es den etwa 16½ Millionen repräsentierenden Markt in der Türkei und Rumänien erobern. In den Vereinigten Staaten hat sich sein Handel verdoppelt, in Süd- und Centralamerika verdreifacht, in Australien und Chilien nahezu verfünffacht. Die Gesammtsumme seines Handels, die 1855 mit 4·3 Milliarden Francs bezissert wurde, beträgt heute 11·8 Milliarden. — Camille Mauclair betrachtet die materielle Lage der französischen Schriftsteller. Bei einer durchschnittlichen Production von dreißig Artikeln im Jahr, die einem angesehenen Literaten 2000—8000 Francs einträgt, und zwei Romanen, die, in Zeitschriften veröffentlicht, gegen 2000—4000 Francs repräsentieren, erzibt sich ein Maximum von 11.000—12.000 Francs. Selbstverständlich ist auch dieses Einkommen sehr schwankend.

Westminster Review. T. W. Donovan schreibt in einem der letzten Hefte über die Verhältnisse in der australischen Provinz Queensland. Er schildert dieselben als ganz corrupt; jeder Volksvertreter habe nur die Erlangung eines möglichst einträglichen Postens im Auge, die Wähler sind bestechlich, und das Spitzelwesen herrscht. Dabei hat Queensland als einzige von den australischen Provinzen den Japanern das Land geöffnet und einen Vertrag mit Japan geschlossen, wonach seine Staatsangehörigen Zuckerplantagen in Queensland bewirtschaften dürfen. Thatsächlich haben die Japaner schon die ganzen Handel auf der Thursday-Insel, gegenüber von Cap-Port, an sich gerissen und kommen in Schaaren herüber. In den letzten zwei Jahren hat sich ihre Schaar von 500 auf 2000 vermehrt. Schon jetzt ist in den nördlichen Districten von Queensland jeder vierte Mensch ein Asiate, ein Fremder; und wird dem kein Einhalt gethan, so ist das ganze reiche Land den Gelben sicher, und gegenüber Thatsachen kann Oefer, und die weißen Bewohner werden langsam aber sicher daraus verdrängt. Der Verfasser erblickt das Heil nur in einer australischen Föderation. Halten alle australischen Provinzen zusammen, dann ist eine derartige Fremdeninvasion und Durchsetzung der Bevölkerung mit asiatischen Elementen unmöglich. In Queensland ist man sich dieser Rothwendigkeit wohl bewußt und in auch eine starke allgemeine Tendenz zur Union vorhanden. — Ein anderer Artikel beschwortet die Gründung eines englischen Bankrecht, eines Musterstaates in der Provinz. In London machen der große Trubel des Geschäftslebens und die vielen lärmenden Vergnügungen die Menschen unempfindlich für den Musikgenuß, der große Stimmung und Einkehr erfordert. Anderseits fehlt es den Engländern, die sich auf dem Continent Freude an der Musik und auch Verständnis dafür gebolt haben, sehr, wenn sie diese künstlerische Anregung in der Heimat missen sollen. Deswegen empfehle es sich, einen Theaterraum und Musteraufführungen auszuarbeiten.

Vom Balkon.

Novelle von **Georg Hirschfeld.**

VII.

„Wissen Sie, Herr Doctor, Sie sollten auch mal nach'n Jrunewald rausmachen." Mit diesen Worten stellte Frau Schennemann eines Morgens ihrem Zimmerherrn das Frühstück auf den Tisch.

„Grunewald? Wo ist das eigentlich?"

Frau Schennemann mußte lachen. „Des wissen Se nich? Da is es ja so schoen! Da machen ja alle Berliner raus! Massen is Sonntag, da wollen wir auch mal rausmachen, meine Tochter Elvira und ich."

„Sie? Ist es weit?"

„O Jott 'ne knappe Stunde. Man fährt mit de Stadtbahn bis Station Jrunewald vor zwanzig Fenn'e. Meine Tochter thut es ja so jut, wissen Se, des arme Ding, die is ja 'n janzen Sommer auch nich aus de Stube jekommen."

„Ist Ihre Tochter immer noch krank?"

„Ach lieber Jott, die bleibt ja so. Es is 'n Jammer. Ja wenn se sich so bleiben wurde."

Und nun, wie auf ein Signal, das sie schon lange erwartet hätte, begann Frau Schennemann dem Doctor die ganze Leidensgeschichte ihres Kindes zu erzählen. Es war ein weiches, seltsam eigenfindiges und zugleich erschreckendes Lebensbild, das sich ihm darbot. Das liebenswürdige Muttergemüt der einfachen Frau, dieselbe, denn sie vermutete, alles aus dem Innersten heraus, das Gemüthsleben ihres Kindes, das Ungestüm und Schmerzliche Empfindung, der Abscheu gegen das undankbare Leben und gegen Gott, der es so kommen ließ, dies alles zog ihm allmählich aus der ersten Scheu in tiefes Mitleid und dichterische Theilnahme hinüber. Wieder einmal erkannte er, daß ihm, der das Leben überall suchte, jene seltsamen Erscheinungen unbemerkt vorüberzugehen drohten. So lange wohnte er schon mit diesem Mädchen Thür an Thür und hatte nach den flüchtigen Eindrücken, die schon merkwürdig genug waren, kaum nach ihr gefragt. Als er dies ganz naiv und nur aus einem Künstlergefühl heraus aussprach, mißverstand ihn Frau Schennemann natürlich und erzählte ihm unter Thränen, wie gegensätzlich schon der Eindruck, daß ein so bedeutender und gelehrter Mann bei ihnen wohne, auf ihre Tochter gewirkt habe, wie sie aus ihrer Schwermuth, ihrer dumpfen Verzweiflung erst durch seine Gegenwart herausgerissen wäre, indem sie sich so reizend für ihn sorgte und immer nur an seine Bequemlichkeit dächte, und wie ihre tiefe Schüchternheit es ihr unmöglich machte, den Herrn Doctor kennen zu lernen — sie hätte nur zweimal gewagt, ihm von Balkon aus nachzusehen, wenn er abends ausging. So kindisch sei sie.

Doctor Lewinoff erhob sich von Sopha und suchte seinen Strohhut.

„Ach, will'n Sie schon ausjeh'n, Herr Doctor?"

„Ja. Was ist?"

„Ach weil'n Sie uns nich mal 'ne frohe, frohe Freude machen, Herr Doctor?"

„Was denn?"

„Wir haben doch so'n hibschen Balkon. Da sitzt es sich abends so schoen hinter de Blumentöppe. Bitte machen Se uns doch mal das Vergnügen und die Ehre und essen Se mit uns Abendbrot. Denn lernen Se auch meine Elvira kennen. Sie möcht' es doch so jern, das arme Ding, und traut sich's nich zu sagen. Anna und Jrete sind heut nich zu Hause, die machen 'ne Landpartie nach Baumwalde mit ihre Fabrike, und Anjust, den schick' ich schon um achte zu Bett."

„Sie sind also ganz allein mit Ihrer Tochter?"

„Janz allein. Ach kommen Se?"

„Ich komme."

VIII.

Abends saßen die drei um einen kleinen, runden, gedeckten Tisch herum auf dem Balkon. Ueber ihnen die schmale Himmelsstraße zwischen den Dächern, welche vom Dunst des heißen Sommertages eine schwefelgelb'ne, rauchige Abendfarbe hatte. Der Balkon der Schennemann'schen Wohnung krönte eine Säule von Erkern, welche die dritte, zweite und erste Etage des Hauses zierten. Tief unten lag die Straße mit den Pferdebahnschienen und den dunklen Gaslaternen, welchen sich eben der Anstecker, sein Instrumens wie eine Lanze mit glühender Spitze über der Schulter tragend, näherte. Im Schimmerlicht gierigen wilde Abreißzettel nach Nasse, Kinder folgten ihrem Spiel mit einem Verrunteren, und vor den Kellerthüren klatschten die Frauen.

Frau Schennemann hatte sich zu Ehren des Gastes sehr aufgestrengt — mit glühend wichtiger Miene brachte sie das Essen, ein schönes, warmes Siebein mit Sauerkraut und Erbsengemüse, auf den Tisch. Elvira hatte sich vorher, im Vorüberjehen nach den Möbeln greifend und sich stützend, eingeklinken und saß dem Doctor gegenüber in einem Lehnstuhl, den er ihr dienstfertig aus der guten Stube auf den Balkon hinausgetragen hatte. Die Lampe brannte auf dem Tisch, Frau Schennemann servierte. Es wurde mit ziemlich ceremoniöser Schweigsamkeit gegessen, denn Dr. Lewinoff aß wohl, aber er sagte nichts, Elvira war sehr verlegen und beglückt, und Frau Schennemanns Conversation hatte, da sie zu sehr von dem Urtheil des Gastes über das Essen beschäftigt war, etwas Zerres. Beim Käse wurde es gemüthlicher, denn es gab Gotta bazu, und Doctor Lewinoff weigerte sich beharrlich, ihn zu trinken, weil es ihm schadete, wie er sich ausdrückte. Darüber wagte man schüchtern auch Witze und zu lachen, und da der Doctor sich durchaus nicht darüber ärgerte, sondern mitlachte, und das ganze Bild des Abends jetzt anders und freier geworden war — dunkel und süßer, kühler, und der Mond stand voll wie eine große Kürbisscheibe am Himmel — so fiel sich auch Lewinoff bewegen und trank mit. Das letzte ihm die Zunge. Er erzählte von seiner Heimat, von der russischen Ebene, den Wäldern, den Bauern und den seltsamen Juden in der Stadt. Nächtaktord, ob die Zuhörer ihm folgen konnten, ließ es ihm allmählich aus den einfachen Naturbetrachtungen zu innerlichen Bekenntnissen wert. Seine Heimatlosigkeit, in Zwist mit seiner Familie, seine Zufluchten in der Fremde schilderte er ihnen mit aller Glut und Lebendigkeit der russisch jüdischen Seele, und wie er jetzt, ein Mann von 35 Jahren, der so vieles gelernt und gelesen, auch immer keinen festen Boden unter den Füßen habe, ja wenn er sich selber treu bliebe, ihn nie erreichen würde. Seine Schriften könnten sich nie über den engen Kreis der jetzigen Leser hinaus verbreiten, seinen Familie müsste er fern bleiben, da er sich nun mit religiösen Zweifeln verdammen könne, und Rußland, seine Heimat, die er so liebe, würde er wohl nie mehr sehen, da er seiner politischen Betätigung wegen mitgeregt, gedrückt und sicher nach Sibirien geschickt werden würde. Das geistige Proletariat, dem er zur immer angehöre, drücke viel tausendmal schwerer als das körperlich erschöpfte, aus dem man sich doch zur geistigen Selbstbefreiung herausarbeiten könne. Nur wo die Voraussetzungen dieser

Digitized by Google

Lebenskraft gebrochen seien, da sei nichts mehr zu hoffen. Die Erscheinungswelt behielte für den Unglücklichen ihre ganze Schönheit, den ganzen sehnsüchtigen Reiz, so tiefer und zarter, als für den gesunden Genussmenschen, aber die Ferne sei zu unerreichbar, und jeder neue Wunsch bedeute nur Selbstzerstörung.

Er sagte das alles so heftig, halb in sich hinein und mit so schlechter Aussprache, dass Frau Scheunemann nur einige zusammenhangslose Worte verstehen konnte, während Elvira, die der Doctor während seiner Reden nicht aus den Augen ließ, rein suggestiv vieles erfasste, was sonst auch ihren matten Sinnen dunkel geblieben wäre. Aber auch die Lücken in ihrem Verständnis wurden von der Meeresbrandung seiner Worte ausgefüllt. Sie saß da und hing wie bezaubert an seinen Augen und Lippen. Frau Scheunemann fielen schließlich, ohne dass sie es wusste, die Augen zu. Der Doctor merkte es erst an ihren tiefen, gleichmäßigen Athemzügen, dass sie schlief, und hielt etwas erstaunt und ärgerlich inne. Elvira stieß sie, tief erröthend, in die Seite: „Aber Mama, Mama — Du schläfst ja."

„He?"

„Mama, jetz' doch zu Bette, Du schläfst ja."

„Ach Jott, die olle Kocherei — die wird man so hundemüde — und bei die Hitze — ach entschuld'jen Se bloß Herr Doctor, ich habe allens jehört, was Sie jesagt haben, alleus, aber jetzt da muss 'ne olle Frau in die Klappe jeh'n. Jute Nacht, Herr Doctor."

„Gute Nacht."

„Hat's Ihnen denn ooch 'n bissen geschmeckt, Herr Doktor?"

„Sehr gut, es war vorzüglich."

Frau Scheunemann zog sich zurück und ließ die Beiden allein. Die Nacht war still, und oben brannte der Mond. Man hörte nur leises Pferdebahngeläute und gedämpftes Clavierspiel aus einer Kneipe unten. Lewinoff betrachtete das Mädchen. Sie hatte ein blaues, saftiges Morgenzeugwand an, das ihr Mabel Robinson vor Jahren geschenkt hatte, aus dem Spitzenkragen sah das dünne Hälschen heraus, und den kleinen blonden Kopf hatte sie an die Stuhllehne gelehnt. Sie schlug die Augen nieder, während sie ein parfümiertes Taschentuch an das Stumpfnäschen hielt.

„Ihre Mutter hat mir viel von Ihnen erzählt. Wie geht es Ihnen jetzt?"

„Ich besser."

„Entbehren Sie sehr, was Sie früher waren?"

„Eigentlich nich."

„Aber Sie leiden doch außer dem Körperleiden?"

„Na, seh'n Sie, Herr Doctor, wenn man erst so viel jearbeitet hat, wie ich, die besten Jahre vom jungen Leben — ich habe Tricks gemacht, wie die jroßen Leute in Amerika, ich hätte auch ebenviel verdient, wenn ich überjezogen wäre! Aber so, da bin ich vorher schon alle jeworden. Eine Klippe hab' ich mir jebrochen, die is in de Lunge jejangen, de Schulter hab' ich mir ausjerenkt, und den rechten Arm, den kann ich nich mehr brauchen."

Er sah vor sich hin. „Es ist mir so, als wenn Ihr Leben nur ein reineres Gleichnis sei von meinem Leben. Ich weiß nicht, ob ich mich deutlich ausdrücke. Ich meine, alle Ziele liegen vor mir, die ganze Cultur und das Leben, ich weiß, wie man hinkommt, und kenne die Schönheit, die die Andern haben. Aber das Letzte fehlt, das Wirkliche — ich werde nie hingelangen. Sie sind ein junges hübsches Mädchen. Sie sind ein ganzes Mädchen, das weiß ich. Wie ein griechischer Knabe, so rein und nur von körperlicher Lust getrieben, haben Sie sich dem Flitter gewidmet, welcher umgeben hat, was für Sie der Kern und die Erfüllung Ihres Lebens war. Man hat Sie nicht verstanden, und nach dem chinesischen Unglück, das Sie hatten, hat man Sie vergessen. Sie trauern nicht nur um das Unerreichbare, wie ich, Sie trauern auch um das Niedrige in der Welt. Was wurde ich geben, wenn ich diese kindliche Trauer hätte. Sie werden immer rein bleiben, wie ein schöner junger Seidat, der für sein Vaterland Zuwachs gebroden ist, und der nach zwanzig Jahren ein tiefes Gedächtnis hat für die Schlachten und die großen Tage, als die Frauen, die ihn nur be mitleiden."

Er hielt inne. Sie hatte den Kopf zur Seite nach der Straße gewandt, und er sah im Mondlicht Thränen in ihren Augen blinken.

„Es is so merkwürdig, Herr Doctor, ich verstehe alles, was Sie sagen — auch was Sie vorher jesagt haben, das versteh' ich alles, denn ich bin nich so dumm wie Mutter. Ich seen' mich so drüber. Denn eigentlich is ja 'n invaliher Trapezmensch was And'res wie 'n invaliher Soldat, denn 'n Circus is doch eigentlich Unsinn, und 'n Krieg, des is 'ne Sache. Aber es hat doch was Wahres, was Sie sagen, und das hebt einen so, Sie wissen das jar nich . . . Ich habe immer bloß das Beste jewollt, und zwischen Schulturnen und Circusstunnen war bei mir kein Unterschied. Nu is es vorbei — aber ich weiß nu endlich, dass ich mir nichts vorzuwerfen habe."

„Im Gegentheil . . . Wollen Sie ausstehen? Ich helfe Ihnen."

„Ach bitte . . . So'n oller Krippenbeißer."

Sie giengen in sein Zimmer zurück, Lewinoff trug die Lampe. An der Thür zu ihrer Schlafstube blieb sie stehen und sagte:

„Herr Doctor, bitte —"

„Was denn?"

Kommen Sie doch morgen Nachmittag mit in 'n Grunewald. Es ist das erste Mal seit meiner Krankheit. Und Ihnen schadet es auch nich, wenn Sie mal rauskommen. Sie sind jo'n Stubenhocker."

„Ich komme sehr gern mit, wenn Sie erlauben."

„Jute Nacht, Herr Doctor."

„Gute Nacht."

„Ich dank' auch schön . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Alle für „Die Zeit" bestimmten Zuschriften und Sendungen sind an die Redaction der „Zeit" und **nicht** an die Person eines der Herausgeber oder Mitarbeiter zu richten.

Die Redaction der „Zeit".

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer bester natürlicher
alcal. SAUERBRUNN
Filiale: Wien, IX. Kolingasse 4.

„Janus"

Wechselseitige Lebensversicherungs-Anstalt in Wien.

Se. Excellenz der Herr Obercurator Johann Freiherr von Chlumecky hat im Einvernehmen mit dem Directionsrathe eine außerordentliche Generalversammlung für Montag, den 6. November 1899, 10 Uhr vormittags, im Conversaale des Etablissement Ronacher, Eingang I., Schellingasse Nr. 1, einberufen, auf deren Tagesordnung alle von einer Anzahl von Mitgliedern gestellten Anträge auf Abänderung des Statutes gesetzt wurden.

„Hennenberg-Seide"

nur echt, wenn direct ab meinen Fabriken bezogen!

schwarz, weiß und **farbig** von **45 kr.** bis **fl. 14.65** per Meter — glatt gestreift, carrirt, damassé, Faille, Duchesse, Cachemir, Ottoman etc. etc. in verschiedene Qual. u. 2000 versch. Farben, Dessins etc.

Zu Roben und Blousen

ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus.

Muster umgehend.

Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Die Zeit.

XXI. Band. Wien, den 21. October 1899. Nummer 264.

Zeitökonomie.

Es ist vielleicht doch gut, daß in das Ministerium der guten Vorsätze, sonst auch Clary-Koerber genannt, zwei so erprobte § 14-Männer wie die Herren v. Bilinski und Graf Wurmbrand aufgenommen worden sind. Die Wortpolitiker auf der Linken hatten sich schon in der trügerischen Hoffnung gewiegt, daß das neue Cabinet durch eine „feierliche Verschärfung" gegen weitere § 14-Experimente in seiner Programmerklärung sie von der drückenden Nothwendigkeit einer politischen That befreien werde. Aber im Hause des Gehenken soll man nicht vom Strick reden, und ein Ministerpräsident, der zur Rechten und zur Linken von zwei mit 37 § 14-Verordnungen verbeglückten Collegen garniert ist, kann nicht recht gegen den § 14 perorieren. Die „feierliche Verschärfung" ist in der Antrittsrede des Grafen Clary nicht erfolgt, und der Opposition ist nichts anderes übrig geblieben, als sich gegen eine Wiederkehr des verfassungsmäßigen Absolutismus selbst zu versichern. So haben denn gleich in der ersten Sitzung des Abgeordnetenhauses neben den Socialdemokraten sämmtliche deutsche Oppositionsparteien den ersten Dringlichkeitsantrag auf Aufhebung des parlamentswidrigen Paragraphen eingebracht.

Damit aber ist nur der geringste Theil der Arbeit geleistet. Die Einbringung eines solchen Antrags ist eine verhältnismäßig leichte Sache, dessen rechtzeitige Durchbringung erst wird den Ernst und das Geschick der Antragsteller beweisen. Die verfügbare Zeit ist gering, sie reicht, wenn man nicht allzuviel riskieren will, nicht weiter als bis zu den Delegationswahlen, die schwer länger als drei Wochen noch aufgeschoben werden können. Aber diese knappe Frist kann, wenn mit der Zeit sparsam umgegangen wird, immerhin ganz gut reichen. Für diese Annahme spricht sogar ein Präcedenzfall aus der Geschichte des gerade nicht wegen seiner Flinkheit berühmten österreichischen Parlaments. Er spielt im Jahre 1867, unmittelbar nach der zweitägigen Verfassungsfistirung des Ministeriums Belcredi und der Katastrophe von Königgrätz. Damals handelte es sich um die Abänderung des Vorläufers unseres jetzigen § 14, des § 13 der Februarverfassung, der noch absolutistischer, noch brauchbarer, noch leichter dem Mißbrauch ausgesetzt war als jener. In der Thronrede gleich wurde vom Ministerium Beust, in das sich allerdings kein einziger der Sistierungsminister hinübergerettet hatte, die Abänderung des § 13 zugesagt, und die Regierung brachte auch, nicht drei anderen neuen Verfassungsgesetzen, einen auf den § 13 bezüglichen Gesetzentwurf am 17. Juni 1867 im Abgeordnetenhause ein. Schon am 19. Juni wurde ein Ausschuß zur Vorberathung über die geschäftliche Behandlung der vier Gesetzentwürfe bestellt (eine im gegenwärtigen Fall überflüssige Formalität). Am 21. stellte er dem Hause seine Anträge, an demselben Tage folgte die Wahl des von ihm vorgeschlagenen Verfassungsausschusses. Am 25. Juni erstattete dieser Ausschuß seinen Bericht über den § 13, der in einer vollständigen Umarbeitung der Regierungsvorlage gipfelte. Am 27. Juni wurde die sehr gründliche Debatte in zweiter Lesung abgeführt, und der Gesetzentwurf des Ausschusses fortan in zweiter und dritter Lesung angenommen. An demselben Tage gelangte dieser Beschluß aus Herrenhaus, wo er am 8. Juli in erster und, nach der Ausschußberathung, am 15. Juli auch in zweiter und dritter Lesung angenommen wurde. Prompt am nächsten Tage, am 16. Juli, erfolgte die Sanction. Effectiv hat also im Jahre 1867 das Abgeordnetenhaus sieben, das Herrenhaus acht Tage und die Krone nur viermundzwanzig Stunden zur Erledigung dieser Verfassungsreform gebraucht.

Trotzdem damals der ganze Wille so ziemlich auf allen Seiten vorhanden war, daß man sich mit der Abänderung des § 13 so sehr beeilt, weil man einsah, daß die ganze sonstige Thätigkeit des Parlaments des Gewichtes entbehre, solange sie nicht gegen absolutistische Uebergriffe gesichert wäre, was wohl eben durch die Umstilisierung des § 13 in den Wortlaut des jetzigen § 14 erreicht zu haben heißt. Dreißig Jahre lang hat diese Hoffnung vorgehalten. Erst die Misverjüngung „auf Grund des § 14" von Baden bis Triest hat sie zerstört. Es hat sich nun gezeigt — was der Abgeordnete Dr. Beurle und andere ehrliche Constitutionelle schon 1867 vorhergesagt — daß der in gründlich unredigierte Nothverordnungsparagraph noch immer von gewissenlosen Ministern zur Bedeckung von Verfassungsbrüchen benützt werden kann. Es muß deswegen jetzt geschehen, was Dr. Breßl und andere schon 1867 verlangten: Der Nothverordnungsparagraph muß aus der Verfassung heraus, in die er ehrlicherweise nicht hineingehört.

Diesmal wird man sich noch mehr beeilen müssen als damals, weil jetzt der gute Wille zur Verfassungsreform nicht auf allen Seiten zu finden ist. Im Ministerium nicht, in dem zwei notorische § 14-Männer und vielleicht noch ein oder der andere occulte Absolutist sitzt. In der alten Majorität nicht, deren, unter der Protection des Prinzen Schwarzenberg, vorläufig noch föhrendes Trifolium Bilinski-Kaizl-Dipauli aus abgekakelten § 14-Rittern besteht, die als Politiker so gut wie todt sind, sobald der § 14 begraben wird. Gelingt es dieser kleinen, aber feinen Gesellschaft, durch stille Verschleppungsmanöver den § 14 bis über die Delegationswahlen hinaus zu retten, dann ist die Bahn auf ein Jahr wieder frei für ihre staatsmännische Weisheit, und sie dürfen, wenn neuerdings wieder zu einem § 14-Regime berufen, hoffen, manches — wie zum Beispiel ein octroyiertes Sprachengesetz — noch zur Beseligung ihrer Majorität und Herrschaft nachtragen zu können, was in der sorglosen Aera des Grafen Thun versäumt worden ist. Bringt es umgekehrt die Linke zuwege, daß die Abschaffung des § 14 noch in der sicheren Zeit vor den Delegationswahlen zur Entscheidung kommt, dann zwingt sie, mit der Kraft des allen Völkern Oesterreichs gemeinsamen Interesses am Parlamentarismus, die volksthümlichen unter den Parteien der Rechten von ihren feudalen Gönnern und ihren eigenen mit dem § 14 behafteten Führern abzufallen und schafft damit vielleicht erst, gleichzeitig mit der Sicherstellung des Parlaments überhaupt, auch die Voraussetzung für die Bildung einer neuen, parlamentarisch regierungsfähigen Majorität.

Es ist also, in letzter technischer Auflösung, wieder eine Frage der Zeitökonomie, von der das Schicksal zunächst der § 14-Anträge und zuletzt vielleicht auch das nächste Schicksal ganz Oesterreichs abhängt. Die Linke hat in diesen zweieinhalb Jahren ihrer Obstructionscampagne gezeigt, daß sie virtuos die Zeit zu vergeuden versteht. Sie wird zeigen, gegenüber der voraussichtlichen stillen Obstruction der § 14-Künstler, Gelegenheit haben zu beweisen, daß sie, wo das politische Interesse dies gebietet, auch die Zeit nützlich zu verwenden versteht.

K.

Die Sprachenfrage im Lichte katholischer Moralphilosophie.

Vom Reichsrathsabgeordneten Dr. Otto Lecher.

Die katholische Kirche ist für sämmtliche Menschen bestimmt. Sie ist „die sichtbare Gemeinschaft aller rechtgläubigen Christen", unabhängig von deren Staatsangehörigkeit und Volksthum. Es gibt kein zweites internationales Institut, welches auch nur annähernd so viele verschiedene Zungen unter seinen Angehörigen umfasst. Amtte Nationalreligionen, wie die jüdische, kennen keine Sprachenfrage. Die modernen Staatskirchen und der Cäsaropapismus finden in ihrem Zusammenhang mit dem nationalen Einheitsstaate den etwa auftauchenden Sprachenfragen gegenüber die denkbar einfachste Lösung. Für die katholische Kirche aber bedeutet die Sprachenfrage eines der Grundprobleme ihres Seins und Wirkens. Versteht man es, zu glauben, daß dieses Problem dadurch gelöst sei, daß die lateinische Sprache theilweise zur äußeren und inneren Dienstsprache erhoben worden ist,

Für uns Oesterreicher liegt das Verhältnis der katholischen Kirche zur Sprachenfrage ein sehr großes Interesse. Stehen wir doch auf dem classischen Boden des Zungenconflictes, auf welchem seit Jahrhunderten der Kampf der verschiedenen Nationalitäten gegeneinander tobt. Dabei bewahren weder die Diener der Kirche, noch jene Laien, an deren politischer Auffassung sie ihr besonderes Wohlgefallen hat, irgendwie die Neutralität. Die ganze [illegible] schlagen sich an der Seite des Slawismus. Zumal in Böhmen und Mähren empfinden es die Deutschen schwerlich, wie der impotente Wasserapparat der Kirche in den Dienst der Slawisierung gestellt wird.

Digitized by Google

Von den hohen Kirchenfürsten bis hinunter zum letzten Dorfaplan ist es eine, durch wenige Ausnahmen unterbrochene Kette von Feinden deutscher Sprache und deutscher Sitte, von Feinden des deutschen Volkes, welche in den Sudetenländern die katholische Lehre verkünden. Mit Recht fragt sich die deutsche Bevölkerung dieser Landstriche, die heute noch überwiegend der Papistische angehört, ob diese Parteinahme der Priesterschaft durch Dogma und Lehre der Kirche begründet sei. Mit Recht wird die Frage laut: Welches ist denn eigentlich die Lehre der katholischen Kirche in nationalen und sprachlichen Dingen? Sehr zur Zeit ist daher das Werk eines hervorragenden katholischen Gelehrten erschienen, welches dieser Frage die Antwort sucht und zum größten Theile auch findet. Der hochwürdige Canonicus Dr. Wenzel Finkh, Custos des Metropolitan-Domcapitels bei St. Veit in Prag, der als o. ö. Professor an der theologischen Facultät der deutschen Prager Universität den Lehrstuhl für katholische Sittenlehre innehatte, hat im Sommer dieses Jahres ein ziemlich umfangreiches Buch veröffentlicht, in welchem er sich zur Aufgabe stellte, das Sprachenrecht polyglotter Staaten, namentlich aber Oesterreichs, vom moral-philosophischen Standpunkte aus darzustellen.*) Oesterreichs Sprachenrecht, dieser Zankapfel unserer Tage, hat in staats- und privatrechtlicher, in politischer und nationaler, in wirthschaftlicher und socialer Beziehung die Geister beschäftigt, ja selbst Schiedsgerichte erfahren. Nun unternimmt es ein Universitätslehrer im Priesterkleide, an den Maßstabe katholischer Moralphilosophie die Ansprüche der kämpfenden Nationen und des Staates zu messen. Gesetze und Verordnungen sucht er mit dem Lichte der kirchlichen Sittenlehre zu durchleuchten. Auch vor dem Stuhl der Richter und dem Throne der Mächtigen erhebt er seine Stimme. Er prüft die Judicatur der einen und die Politik der anderen und verkündet das Urtheil im Namen des christkatholischen Moralgesetzes.

Und wie lautet dieses Urtheil? Mit Berufung auf die Encyc. Quod apostolici Leo XIII, vom 28. December 1878 — Inaequalitas juris et potestatis ab ipso auctore naturae dimanat — wird die mechanische Auffassung der Gleichberechtigung und Gleichwertigkeit, wie sie heute den Angelpunkt des slawophilen Politik in Oesterreich bildet, verworfen und ein ganzes sprachenrechtliches System aufgebaut. Wir lassen die charakteristischen Leitsätze, welche verschiedenen Stellen des Buches wörtlich entnommen sind, folgen:

Das Gleichberechtigung ist nicht das Recht auf Gleiches, sondern das Recht auf das einem jeden Zuständige. Die Gleichheit des Rechtes liegt in der Gleichheit des Maßstabes, nicht in der Gleichheit des Gemessenen. Ausschlaggebend für das Leben und für die Gewinnung der Anhaltspunkte zur Beurtheilung der Rechtsseite der Sprachen ist ihr Gebrauchswert. Der Gebrauchswert einer Sprache hängt, allgemein genommen, von äußeren Umständen, nämlich von der Summe der sie Sprechenden, von der territorialen Vertheilung dieser Sprachgenossen, sowie auch davon ab, welche culturelle und gesellschaftliche Interessen in dieser Sprache vermittelt werden. Es ist daher eine sehr bedenkliche und verwirrende Ausdrucksweise, zu sagen, dass eine Verhandlung strittiger Sprachenrechte auf der Basis der Gleichberechtigung und Gleichwertigkeit der Sprachen zu geschehen habe, weil damit gefordert wird, das ungleiche Objecte als gleich anzunehmen seien. Dass drei Procent anderssprachiger Personen einer Gegend unzureichend sind, die Rechte und Pflichten sprachlicher Doppeltheiligkeit zu begründen, und dass somit die Pflicht der Erlernung auf Seite der drei Procent und das Freisein davon auf Seite der 97 Procent liegt, ist der Vernunft einleuchtend zu erkennen, dass keine staatliche Autorität sich die Competenz zu einer gegentheiligen Anordnung beilegen könnte. Lediglich aus dem Titel der Nationalität kann der Gebrauch einer Sprache dort nicht gefordert werden, wo dieselbe nicht den Charakter eines Verkehrsmittels von absoluter oder relativer Allgemeinheit hat. Mit der gegentheiligen Forderung würde die Zweckordnung und die aus ihr sich ergebende sittliche Pflicht gelegnet, es würde eine inverse Summe begangen. Es ist somit die Erweiterung der sittlichen Geltung einer Sprache unmöglich an die Voraussetzung einer solchen Verwendung der Sprachgenossen in einem Gebiete geknüpft, dass diese Sprache zum Verkehrsmittel von absoluter oder relativer Allgemeinheit wird. Die Absicht, eine zweite bisher nicht übliche Sprache in den Gebrauch einzuführen oder eine im Mitgebrauche stehende zu beseitigen, verletzt die Zweckordnung. Der nationale Boycott wird nach der Regel des heiligen Thomas Summ. Theol. 2. 2. q. 26 a. 9 verurtheilt. Die oberste Normvorschrift kann auch in einem polyglotten Staate nicht anders gefunden werden, als unter dem Gebrauche eines gemeinsamen Verständigungsmittels. Die Sprache der Staatsorgane hat in erster Reihe nur das zu sein, was sie auch von dem sittlichen Standpunkte aus in erster Reihe ist, nämlich ein Verständigungsmittel. Jene Staaten haben daher nur die Verpflichtung, die Verkehrssprache der betreffenden Gegend zu wechseln. Für gewisse höhere Belange des Staatswesens dürfen sie verpflichtet werden, auch der Einheitssprache nachhilfig zu sein. Hiezu kann keine Muttersprache, über einem Nationalitat erhoben werden. Die Stellung, welche eine Sprache im Leben der menschlichen Gesellschaft einnimmt, hat auch für den Umfang der staatlichen Berücksichtigung maßgebend zu sein. Die Nationalitäten haben nicht schon kraft ihres Bestandes ohne Rücksicht auf die intensive und extensive Entwickelung ihrer Sprache das Recht auf absolut gleiche Geltung der Sprache auf jedem staatlichen Belange. Diese Vorstellung einer absoluten Gleichhaltung aller Sprachen ist eine entschieden irrige. Der nationale Gebrauchstitel der Sprache hängt von der Thatsache der Sprache des Verkehres ab. Es gibt nur eine Gleichberechtigung der Nationen innerhalb des Staatswesens und innerhalb jener Pflichten, welche nach der sittlichen Ordnung auch dem Staate gegenüber zu erfüllen sind, aber es gibt keine Gleichberechtigung mit dem Staatswesen und noch weniger gegen das Staatswesen. Je kleiner eine Nation ist, desto mehr ist sie auf den Verkehr mit den Sachgenossen auf materiell-wirthschaftlichem und auf geistigem Gebiete angewiesen; so in diesem Maße verringert sich der gesellschaftliche Gebrauchswert ihrer Sprache, welcher dann nur auf die eigenen Stammesgenossen consinirt bleibt, und erhöht sich der gesellschaftliche Gebrauchswert der Sprache der größeren Nachbarnationen. Solche Naturwahrheiten können zwar geleugnet, aber durch die Leugnung nicht geändert werden. Die Forderung, dass die Gleichwertigkeit der Sprachen einen Bestandteil der Gleichberechtigung zu bilden habe, hat keinen Grund in sich. Artikel 19 des Staatsgrundgesetzes hebt die sprachlichen Pflichten der Staatsbürger gegen den Staat nicht auf. Die Disposition über das sprachliche Gesammtrecht des Staates liegt nicht bei den Volksstämmen der einzelnen Länder eines Staates. Die Gesetzgebung über Sprachenfragen gehört zuerst in die Competenz der Centralvertretung. Man kann aus der Landeseinheit nicht die Forderung ableiten, dass im ihretwillen jede der Landessprachen ihre officielle Geltung für jeden Theil des Landes zu haben hätte, ebensowenig kann man daraus den Schluss ziehen, dass die Administration principiell überall eine utraquistische oder polyglotte zu sein hätte, und dass um dieser Administration willen von jedem staatlichen Organe die Kenntnis der zweiten Landessprache zu verlangen wäre. Stellt sich die Staatsgewalt, wie es in den Sprachenverordnungen vom 5. April 1897 geschehen ist, nicht auf den Standpunkt, dass sie die aus dem Verhältnisse der Personen zur Sprache als einem Verständigungsmittel sich ergebenden persönlichen Rechte, insbesondere die Rechte der Sprache als eines selbständigen Gutes zu wahren habe, so hat sie die staatsbewahrung sich nicht bloß der Pflicht, den Berechtigten zu schützen, entschlagen, sondern sie hat sich auch auf ein Gebiet verlocken lassen, welches ihrer Zuständigkeit nicht unmittelbar unterstellt. Sobald einmal der sittlich allein richtige Standpunkt verlassen wird, dass es sich in dem Sprachenstreite um die Gleichheit der Rechte der Personen handelt und dass hiebei die Sprache zuvörderst als Gebrauchsmittel gilt, gibt es auf der schiefen Ebene keinen Halt mehr und es beginnt im Namen der Gleichheit der Sprache ein Kampf gegen die Natur der Dinge. Es wird ein Gleichheitsverhältnis hergestellt zwischen Staat und anderem Empfange dargeboten, und zwar entrouirt. Die kleinen nichtdeutschen Volksstämme empfangen in diesem Tausche ein universales Verkehrsmittel, während die Bewohner der deutschen Landstriche jener Länder ein auf kleine Territorien beschränktes Verkehrsmittel mit einem kleinen Sprachvolke austauschen, wobei hinzukommt, dass die Angehörigen des letzteren nicht aus Reciprocität, sondern vielfach aus anderen gesellschaftlichen Gründen sich das Deutsche aneignen müssen. Die Staatsgewalt kann diese communistischen Grundlage und keinem Gebiete zulassen. Der Staat kann im Verkehre zwischen Angehörigen verschiedener Sprachen nur die Sprachen im Sinne der Verkehrssprachen ergibt. Zu verlangen, dass der Staat deshalb von allen seinen Angehörigen die Mehrsprachigkeit begehre, damit hiedurch jeder treu der Neuntuis der Verkehrssprache kraft seiner Nationalität in seiner Muttersprache überall bedient werde, heißt dem Staate die Anerkennung und Proclamierung des alleinigen Nationalitäts der Sprache zumuthen, welcher sich sittlich nicht verantworten lässt und in sich allein keine sittlichen Rechte gewährt. Gewinnt es nicht einmal die Vertretung der Landesinhaltlich Prag, über sich, die Gleichberechtigung in der Hauptstadt selbst bedingungslos zu verwirklichen, sondern verleugnet sie dieselbe im öffentlichen Leben, um gleichzeitig anderswo im Namen derselben dem nationalen Titel der ersichtlich Sprache Geltung zu verschaffen, so wird der Glaube oder Beobacht entstehen, dass die Gleichberechtigung nur das Mittel zu bilden habe, deutsche Städte in utraquistische umzubilden und manche utraquistische zu czechischen zu machen. Die Regelung der Sprachenfrage in der Schweiz ist durch den Umstand erleichtert, dass die deutsche und französische, von 81 Procent der Bevölkerung gebrauchten Sprachen zugleich als internationale geschwerige Sprachen gelten und dass daselbst

beide wohl von den meisten Gebieten verstanden werden. Nur die Anerkennung des Grundsatzes, dass es nicht bloß ein Sprachenrecht, sondern auch eine Sprachenpflicht gebe, und dass die Pflicht des Einen ein correlates Recht des Anderen erzeuge, kann Ordnung und Frieden schaffen. Die einsprachige Amtierung gegenüber den Parteien ist die grundsätzliche Regel für die öffentlichen Aemter der Territorien mit einer einzigen Verkehrssprache, die doppelsprachige in den gemischten Territorien. Nur kraft des wirklichen sprachlichen Bedürfnisses entsteht für die Staatsgewalt die Pflicht und das Recht, das Entsprechende vorzukehren. Den verschiedenen Sprachen eignet ja nicht eine absolute, sondern nur eine beziehungsweise Gleichwertigkeit und demnach gestaltet sich auch das subjective praktische Bedürfnis des Gebrauches und der Erlernung zweier Sprachen ungleich. Die Moral rechnet bei der Anerkennung von Rechten und Auflegung von Pflichten nur mit der Befriedigung eines bestehenden und wirklichen Bedürfnisses und kennt nicht die künstlichen Bestrebungen zur Schaffung eines Bedürfnisses. Die Sprachenverordnungen vom 5. April 1897 ignorieren das factische Verhältnis der sprachlichnationalen Zusammensetzung der Bevölkerung Böhmens. Die Gleichwertigkeit der Sprachen kann nur relativ und local behauptet werden, und selbst hiebei bleiben jene Unterschiede nicht ganz ohne Anschlag, welche sich aus der Verschiedenheit der internationalen Stellung dieser Sprachen ergeben. —

Diese wortgetreuen Citate sind in der vorstehenden Darstellung aus dem Systeme der Frind'schen Moraltheorie herausgelöst. Sie bilden einen Theil der Resultate, zu welchen der katholische Forscher gelangt. Die Prämissen seiner Gedankenreihe, der Ausgangspunkt seines Weges, auch dieser selbst soll hier nicht näher geschildert werden; handelt es sich doch zunächst darum, einmal aufzuzeigen, wohl die katholische Sittenlehre über den Sprachenstreit in Oesterreich zu sagen hat. Und die Sache ist interessant genug. Auf den ersten Blick fällt der ungeheuere Unterschied zwischen den theoretischen Geboten der katholischen Moralphilosophie und der praktischen Politik der Kirche auf. Wenn das Ziel der Kirche die Beobachtung ihrer Sittenlehre und die Verwirklichung der Grundsätze derselben ist, dann scheinen Clerus und clericale Laienwelt in Oesterreich sich heute durchaus nicht auf dem richtigen Pfade zu befinden. Was der katholische Moralist lehrt, ist nicht viel anderes, als das Pfingstprogramm der Deutschen. Lange bevor dieses Programm das Licht der Welt erblickte, hat der Prager Gelehrte sein abstractes System geschaffen. Was auf der einen Seite die Resultierende staatlicher und nationaler, politischer und wirtschaftlicher Erwägungen, Wünsche und Bestrebungen war, das hat er aus dem katholischen Begriffe der commutativen, legalen und distributiven Gerechtigkeit entwickelt. Aus verschiedenen Thälern haben die Wanderer den Aufstieg genommen, auf dem Gipfel des Berges haben sie sich getroffen. Vergebens blicken sie aber nach jenen aus, die so eigentlich in erster Linie berufen wären, die Grundsätze der katholischen Moral auch in puncto Sprachenfrage zu vertreten und zu bethätigen: das sind die Kirche selbst und die unter ihrer Fahne kämpfenden politischen Parteien.

Professor Frind widmet einen Abschnitt seines Buches auch dem Verhältnis der Kirche zur Nationalität, ohne dass er jedoch in diesem etwas kurz gerathenen Capitel über Allgemeinheiten und allbekannte Betonungen hinauskäme. Verwindlichen und Unerschrockenheit, mit der er sonst seinem Stoff an den Leib geht, versagt hier. Fast scheint es, als ob diese Zurückhaltung eine wohlbegründete wäre. Dass die katholische Kirche in den Ländern des Sprachenstreites nichts weniger thut, als die Gebote ihrer eigenen Moralgesetze zu befolgen, das darf der Autor nicht sagen. Und das Gegentheil kann er nicht sagen. Müsste er doch sonst zum bitteren Ankläger wider die überwiegende Mehrheit der Mitglieder der katholischen Hierarchie in den Sudetenländern werden. Denn auch die kirchliche Organisation muss mit der Vielsprachigkeit rechnen, muss das sprachliche Bedürfnis der Bevölkerung berücksichtigen. Cardinal Kopp hat das verstanden. Steht er noch allein? Die theologische Facultät an der deutschen Universität in Prag zählte im Sommersemester d. J. ganze acht Hörer. Hat man für die Sprache dieser Ziffer kein Ohr? Wie der große Mangel an deutschen Seelsorgern und alle bösen nationalen und religiösen Folgen dieses Mangels bewiesen, nimmt man an maßgebender Stelle die Gebete der vom Professor Frind so in dankenswerter Weise dargelegten katholischen Sprachenmoral durchaus nicht ernst. Würden sich nun Bischöfe und Priester damit begnügen, nicht oder sehr schlecht deutsch zu sprechen, so wäre dies bereits ein genug tadelnswertes Vergehen, ein höchst unheiliger Widerspruch gegen die Pfingstsendung des heiligen Geistes. Die Mehrzahl dieser Leute aber geht über die pflichtwidrige Vernachlässigung der Kenntnis der Muttersprache von Millionen der ihrer geistlichen Obhut anvertrauten Menschen weit hinaus. Ihr Verhältnis zur deutschen Sprache ist nicht das der Gleichgiltigkeit und Verlassenheit, sondern direct jenes der Feindschaft. Sie sind slavisch-nationale Fanatiker, stehen mitten drin im nationalen und politischen Kampfe, inscenieren Boycotts, schreiben Zeitungen, halten Versammlungen ab, candidieren in die Vertretungskörper und das alles im Namen der slavisch-nationalen Sache. Der Führer der unterdrückerantigen slavischen Minorität im rein deutschen Sprachgebiete, der Verkünder der Unduldsamkeit gegen die allgemeine Verkehrssprache ist in der Regel der Herr Kaplan. Auch damit noch nicht genug. Nicht allein, dass der slavische Hetzkaplan in der Bethätigung seiner politischen Rechte viel weiter geht, als es mit der durch sein Amt ihm gebotenen Unparteilichkeit und selbst mit dem Scheine christlicher Liebe vereinbarlich ist, wird nur allzu häufig der slavisch-nationale Fanatismus ohne Scham und Rücksicht auf das religiöse Gebiet selbst ausgedehnt. Bei Begräbnissen und Seelenmessen für deutsche Familien werden absichtlich nur czechische Gebete gesprochen; in deutschen Schulen wird der Religionsunterricht — trotz aller Weisungen der vorgesetzten Behörden — czechisch ertheilt; bei Inspectionsprüfungen an deutschen Schulen wird czechisch examiniert; in überwiegend deutschen Gemeinden werden ausschließlich czechische Predigten gehalten; deutsche Schüler werden zu czechischem Kirchengesang gezwungen; der Beichtstuhl selbst wird dazu verwendet, um deutschen Beichtkindern den Gebrauch der czechischen Sprache aufzudrängen.

Auf diesem Boden gedeiht die Los-von-Rom-Bewegung. Man tröstet sich: es sind ja nur ein paar Tausend, Leute, die es ohnehin nicht ernst mit der Religion gemeint haben. Darin liegt aber eine große Täuschung. Gerade den Menschen mit tiefer wurzelndem religiösen Gefühle wurde die Antheilnahme am kirchlichen Leben durch den slavischen Fanatismus der Hetzkapläne verleidet, gerade der Uebertritt ist ein Beweis regeren religiösen Bedürfnisses und Interesses. Der Indifferente und, wer sich sein Verhältnis zu Gott ohne Sonntagsmesse und Abendmahl geregelt hat, der steht aller positiven Glaubensbethätigung gleichgiltig gegenüber; fähre sie nun hin zu oder los von Rom. Abgesehen von dieser Seite der Abfallbewegung dürfte es eine recht leichtfertige Politik sein, wollte die Kirche nur jene zählen, die ihren Schoß bereits verlassen haben. Vielhundertmal größer ist die Zahl der unzufriedenen, der in ihrem nationalen Recht sich durch die Kirche gekränkt und zurückgesetzt fühlenden Katholiken. Kommt es der Kirche denn bloß darauf an, dass die Leute dem katholischen Pfarrer die Stolagebühren bezahlen? Oder darauf, dass sie in und durch ihren Glauben sich gehoben und gestärkt fühlen und dass sie zu ihrem Seelsorger mit Vertrauen wie zu einem geistlichen Vater emporblicken? Man gehe einmal hinaus in die deutschen Dörfer Böhmens und Mährens, welche czechischen Priestern anvertraut sind; man höre, wie bedrückt sich die Bauern fühlen und wie sie jede Zurücksetzung ihrer Sprache gerade auf religiösem Gebiete mit Entrüstung und Schmerz empfinden. Man wird dann begreifen, dass die Lehrsätze des Professors Frind keine leblosen Ausgeburten einer weltfremden Studierstube, sondern, dem kirchlichen Leben abstrahiert, auch wert der Beherzigung und Bethätigung im kirchlichen Leben sind.

Curie und Episcopat nehmen den innigsten Antheil am politischen Leben in Oesterreich. Ihre Truppen sind in verschiedene Parteien und Schlachthaufen vertheilt und fechten unter verschiedenen Namen. Mit wenigen und meist unverlässlichen Ausnahmen stand der gesammte Heerbann der Kirche bisher im Lager der Feinde des Deutschthums. Slavisch-clerical-feudal war der eiserne Ring des Grafen Taaffe, die Majorität Badenis und Thuns. Eine Kernruppe für diese Bundesarmee bildete die katholische Volkspartei, deren Mitglieder, aus Feudenschichten gewonnen, das Stammgefühl über den nationalen Verrath in ihren Herzen durch die Schönwort-spiegelung zu decken glauben, dass sie durch ihre politische Haltung die Interessen der Kirche fördern. Wenn aber je der Zweck das Mittel nicht geheiligt hat, so in diesem Falle. Denn das vermeintliche Mittel ist so zweckwidrig, wie nur irgend möglich. Es hat viele der besten Laienelemente des religiösen Lebens im Glauben wankend gemacht, dem katholischen Glauben entfremdet.

Alles das, was bisher, bewirkt durch diese Thatsache allein schon bis zu einem gewissen Grade seine Erklärungsberechtigung. Auch große politische Parteien. Sie sind der Ausdruck einer geistigen Richtung, welche weite Bevölkerungsschichten beherrscht. Man mag diese Richtung billigen oder verdammen, aber man muss mit ihr rechnen, solange es nicht gelingt, die betreffenden Volksmassen geistig umzuprägen. Große Massen der Bevölkerung Oesterreichs fühlen religiös, und zwar religiös in katholischem Sinne. Und ein großer Theil dieser Massen wünscht die Bethätigung katholischer Gesinnung und katholischen Geistes durch die und in der Politik des Tages. Cardinal Manning schrieb am Abend seines um die katholische Sache hochverdienten Lebens in jenen berühmten Prospects of the Catholic Church in England in the Future, welche sein geistiges Vermächtnis bilden, die goldenen Worte: Woe to the man that entangles the Church with governments and politics. And woe to the bishop who is of any party or prejudice within the Church. Wie weit ist unsere Zeit noch von der Verwirklichung solcher Grundsätze entfernt? Wie die Dinge liegen, hat man daher mit clericalen Parteien und mit clericaler Politik zu rechnen.

Von dieser Thatsache ist ein Fluchtweg nicht abzusehen. Wohl aber — und hierin liegt das Reinigende in Frinds Lehre — kann man verständigerweise an die Möglichkeit denken, dass die clericale Politik einmal darangeht, nach den wahren Bedürfnissen

Digitized by Google

der katholischen Kirche in dem österreichischen Zungenkampfe zu forschen: dass sie zur Einsicht ihrer Fehler und im höchsteigenen Interesse zur Umkehr gelangt; ja, dass sie dieser Wandel sogar an die Seite der übrigen deutschen Parteien, welche in dem Sprachenstreite für die Erhaltung Oesterreichs kämpfen, führt, ohne dass hiefür in Bildungs- und Freiheitsfragen eine Prämie verlangt wird, die niemals gewährt werden könnte. Das wäre allerdings ein Bruch mit den bisherigen Traditionen clericaler Politik, welche Compromiss- und Coalitionspolitik im schlechteren Sinne des Wortes war. Nur auf den Preis, nicht auf den Käufer wurde gesehen. Ebenso wie den k. k. Regierungen war den Clericalen der Nationalitätenkampf nur ein willkommener Anlass zum Hiebe et impera. Nicht um eine Wendung, welche den czechischen Bundesgenossen der Reaction zeitweilig durch einen deutschen ersetzt, dürfte es sich freilich handeln. Das wäre die Beibehaltung des bisherigen Cursus, mehr minder verschleiert durch eine plumpe Schaukelpolitik, die unter Umständen ein klein wenig deutschnational schillert und mit dem christlichsocialen Fuße im Lager der Linken, mit dem Katholische-Volkspartei-Fuße im Verbande der Rechten steht.

Man speculiert vielleicht darauf, dass die Deutschen des Kampfes auf zwei Fronten müde sind; dass sie nun, da die Slaven genügend verhetzt sind, um für einen nationalen Frieden unbrauchbar zu sein, sich in die rettende Arme des Absolutismus werfen und ein deutsch-clericales Regiment unterstützen werden. Ein solcher Calcul rechnet nur mit parlamentarischen und nicht mit den im Volke selbst waltenden Kräften. Dass die letzteren nicht allzu schwer imstande sind, den parlamentarischen Mechanismus und damit auch dessen Missbrauch zum Stillstande zu bringen, ist trotz aller politischen Vergesslichkeit in Oesterreich heute doch noch eine platte Wahrheit. Nicht an künstliche Kräftegruppierungen hat eine Partei zu denken, wenn sie ihre geistige Mission erfüllen will, sondern daran, dass sie dem Urgeunde ihres Wesens, den Gedanken, der sie erschaffen hat, treu bleibe. Sowie sich im Leben die verschiedensten Interessen kreuzen und zur Geltung bringen, so müssen auch die großen materiellen und geistigen Richtungen des Vaterlandes in der Politik zu Worte kommen. Jede große Partei hat als Vertreterin einer einheitlichen Weltanschauung der Gegenwart etwas zu sagen, der Zukunft etwas zu geben. Sie muss nur dieser ihrer Bestimmung dienstbar bleiben und darf sich ihr nicht durch den persönlichen Ehrgeiz der Führer oder allerhand Nebhaudet entfremden lassen.

In dieser Richtung scheiden sich heute die Geister innerhalb des Clericalismus. Unladelige Priester, treue Söhne der Kirche sind köpflich geworden. Der Religionsprofessor Franz Sykora in Trautenau schreibt in seinem Briefe an den Obmann der Katholischen Volkspartei: „Die Katholische Volkspartei ist Hauptschuld daran, dass heutzutage die Worte Katholisch und Deutschfeindlich bei dem Volke als gleichbedeutend angesehen werden und dass deswegen religiöse Einrichtungen gehaßt und verhöhnt und katholische Priester von Volksmengen insultiert und sogar misshandelt werden". Man darf die Stimmung der Alpenländer nicht nach den Resultaten einzelner Wahlen und der Anzahl der ergatterten Stimmen beurtheilen. Die Machtmittel und Disciplin der Clericalen sind, namentlich bei indirecten Wahlen, nahezu unüberwindlich. Die Unzufriedenheit der Bevölkerung mit der Haltung der Katholischen Volkspartei aber ist echt. Unsichtige Laien und nicht wenige Geistliche empfinden es als eine Schande, dass ihre Abgeordneten das angestammte Volksthum verrathen. Tirol ist zum Schauplatz eines geistigen Kampfes geworden, der seinen läuternden Einfluss auch auf die Richtung der clericalen Politik nehmen wird. Der stummgläubige Gehorsam verlagt, tief wurde der Zweifel in die Herzen gesenkt. Man fragt nicht allein mehr nach der Macht, man fragt auch nach dem Recht, und die so verdächtige Gewohnheit des Denkens kommt immer mehr in Schwung.

Auch in die geistige Atmosphäre beschaffen, in welche das Brief des Prager Theologen Aloys Licht zu bringen berufen ist. Es ist das wissenschaftliche Bedammungsurtheil über die bisherige Sprachenpolitik der Clericalen. Diese ist nicht mehr haltbar. Sie hat sich unter dem Mantelde der katholischen Sittenlehre nicht weniger verwerflich erwiesen, als unter dem Gesichtspunkte angebrochener Staatsnothwendigkeit. Priester Feinds moralphilosophisches Spruchen [illegible] ist ein actuelles Buch. Nicht allein actuell für die deutsch-katholischen Priester, weil diesen die Leimruthe ihres Kampfes [illegible] publicistischer Zunft als einzige Waffenthat gelassen wurde, sondern auch und vor allem für die Führer der katholischen Kirche. [illegible] wird das Evangel der katholischen Moraltheologie vorgetragen [illegible] Sie werden dann [illegible] Sie werden [illegible] Sie werden [illegible] Sie werden

Gegenüber diesem lauten Treiben auf dem Markte der Themis, die gleich anderen Marktschreiern die Trefflichkeit ihrer Ware selber unermüdlich anpries oder Atteste darüber in officiösen Blättern veröffentlichte, zogen sich die Unabhängigen zurück. Die Professoren mochten es wohl verschmähen, sich fernerhin in einen Streit zu mengen, in welchem jeder junge Richter kraft seines Amtes mehr Autorität besaß, als die reife Einsicht Aelterer, denen es vielleicht leid that um das plötzliche Verschwinden der milden Weisheit aus unserem Rechtsleben. Die Richter — viele von ihnen unverdientermeßen zurückgesetzt, weil sie es nicht verstanden, sich in die neue Zeit zu schicken — mußten schweigen, wenigstens solange, bis die Zeit ihrer Sclaverei vorüber sein wird. Nur die Advocaten, die berufenen Anwälte der Rechtspflege, konnten und wollten nicht schweigen. In ihren Augen hatte Sectionschef Klein den Civilproceß nicht aus dem Nichts geschaffen, sondern in manchen Staaten Europas wertvolle Vorbilder, im Parlamente wertvolle Mitarbeiter gefunden. Obgleich sie einig waren in der Anerkennung der Verdienste dieses geistvollen und thätigen Mannes, so konnten sie doch nicht in ihm einen juristischen Heiligen, in seinem Werke und gar in seinen zahlreichen, mit verblüffender Behendigkeit aufeinanderfolgenden Erlässen unantastbare Evangelien erblicken. Sie kritisierten, bisweilen sehr scharf, manchmal vielleicht sogar zu scharf, aber immer mit dem guten Rechte, das ihnen ihre Stellung gibt. Dem Publicum imponiert vor allem die Schnelligkeit der Justiz. Allein schnell ist auch die Justiz der Börsenschiedsgerichte. Der Richter berauscht sich nur allzu leicht an seiner souveränen Macht und kennt oft gar nicht die Folgen seines Urtheils für das Schicksal des einzelnen. Der Anwalt steht in der Mitte zwischen Publicum und Richter, er kennt, wie die Partei, das Leben, er kennt, manchmal sogar so gut wie die Richter, die Gesetze. Er ist der berufene Zeuge für die Güte eines Proceßgesetzes.

Zu den vielen vortrefflichen Eigenschaften unseres unverantwortlichen, weil noch nicht mit dem Portefeuille geschmückten Justizherrn gesellt sich aber leider eine Empfindlichkeit gegen Kritik, welche die Höhe seiner Begabung wenn möglich erreicht. Man wird nicht fehlgehen, wenn man die advocatenfreundliche Haltung Kleins zum guten Theil dieser Empfindlichkeit zuschreibt. Das von ihm verfasste Gesetz wenigstens machte den Advocaten nur noch feine verbeugende Verbeugung. Erst nach und nach entlattete sich das Streben der Justizverwaltung, den Advocatenstand moralisch und materiell aus Empfindlichste zu schädigen. Die hohe Meinung Kleins von seinem Werke geht ja so weit, dass er in seinen Vorlesungen dem k. k. obersten Gerichtshofe ernstlich die Rechtsansicht ausstelle, das Civilverfahren sei wegen des Verdachtes einer falschen Aussage bis zur Entscheidung durch das Strafgericht einzustellen. Der Civilproceß, meinte der Sectionschef, könne dasselbe leisten, wie der Strafproceß. Selbst der Ruhm des todten Glaser muss erblassen, damit der Stern Kleins umso heller erstrahle.

Die parlamentslose Zeit hat dem genialen Schöpfer der Gesetze bequeme Gelegenheit, seine Abneigung gegen die Advocaten zu bethätigen. Die moralische Zurücksetzung, welche diesen zutheil wird, trifft sie gewiss noch empfindlicher als die materielle Schädigung. Wenn man beerdierte, dass die Anwälte kein Recht auf Schlussvorträge haben, wenn man Muthwillensstrafen über sie verhängte, wenn die Parole ausgegeben wurde, Vereinigungen thunlichst abzuwerfen — ein allbekanntes Geheimnis — wenn sie sich so behandeln lassen müssen, als sei ihr einziger Zweck, Expensen zu machen, als seien sie Hindernisse der Rechtspflege, so muss das auf einen Stand, der sich der redlichsten, gerechtesten Mitarbeit im Dienste der Justiz bewusst ist, der dem Staate große Staatsmänner und Gesetzgeber, ja sogar einen Klein geschenkt hat, geradezu aufreizend wirken. Die berufenen Behörden thun alles, um das Ansehen der Advocatur zu untergraben. Ja, Sectionschef Klein schuf in seinen vor commandierten Richtern abgehaltenen Vorlesungen nicht zuviel, mit billigem Witze, geistvoll, wie immer, zu bemerken, dass die von den Advocaten zu erstattenden Schriftsätze ab und zu denn doch brauchbar seien, also einen Stand zu inviticren, dessen hervorragende Mitglieder selbst ihm an Wissen, Einsicht und Talent gewiss nicht nachstehen.

Soll man noch die materiellen Schädigungen des Advocatenstandes einzeln anführen? Der Advocat wird für die Proceßführung entlohnt. Zum Unterschiede von anderen Berufen bedingt er sich für niemals eine Entlohnung im voraus aus. Der angemessene Lohn wird aber auch nicht mangels einer Verabredung durch Sachverständige aus des Advocaten eigenem Fache bestimmt, wie dies etwa bei Schneidern, Kaufleuten, Aechtekten, Aerzten, Professoren der Fall ist. Der Richter bestimmt ohneweiters den Lohn des Advocaten. Wenn nun die Justizverwaltung auf die Richter drückt, wenn ein Erlass dem anderen folgt, um sie zu mahnen, der Kostenbestimmung in den bekannten Intentionen der Justizverwaltung volle Aufmerksamkeit zuzuwenden: kann man dann zweifeln, welches der drei heutigen Zustände der Dinge das Ergebnis sein wird? Durch die unzähligen Erlässe des Ministers, welchen jeder Oberlandesgerichtspräsident noch seine eigenen Bestimmungen zufügt, werden die Gerichte bisweilen sogar ganz confus. So kommt es öfters vor, dass sie bei Executionen dem Advocaten seine Kosten zubrechen, weil seine Intervention nicht nothwendig war, da ohnedies seine Deckung erzielt wurde. Ebenso oft sprechen sie ihm die Kosten ab, weil ohnedies Deckung erzielt worden ist!

Es ist selbstverständlich und von einer österreichischen Regierung nicht anders zu erwarten, als dass sie auch diesen im innersten Wesen reactionären Maßregeln ein socialpolitisches Mäntelchen umhängt. Hat ja doch Finanzminister Kaizl auch die Erhöhung der Consumsteuern als socialpolitische That gepriesen. So spricht man jetzt von der Verbilligung der Rechtspflege, und es berührt tragikomisch, wenn Gerichtsfunctionäre, deren Gehalte — auch zur großen Freude der Advocaten — endlich erhöht wurden, bedauernd meinen, dass eben die Advocaten bei der Justizreform — der schwarze Peter bleiben müssen.

Der immerwährende Druck von oben hat die Advocaten freilich schon so gedemüthigt, dass dieser früher so stolze und selbstbewusste Stand jetzt schon fast glücklich darüber ist, wenn ein hoher Richter in einem Aufsatze die Unentbehrlichkeit der Anwälte feststellt. Es ist in der That bezeichnend, dass gegenüber dem Treiben der Justizverwaltung gerade die vorzüglichsten unserer Richter, jene, welche den Geist des neuen Verfahrens ganz in sich aufgenommen haben, jede Gelegenheit benützen, um ihre hohe Achtung vor der Advocatur zu bekunden. Aber lassen wir doch die Richter und den Sectionschef Klein beiseite, und fragen wir das Volk! Kein Stand wurzelt so tief im Vertrauen der ganzen Bevölkerung wie der Advocatenstand. Man frage unter allen Ständen, den mißtrauischen Bauer, den sparsamen Kaufmann, den hohen Adeligen, ja selbst den in einen Proceß verlangenen Minister selbst, ob er es verzieht, sich ohne Advocaten der Justiz zu stellen? Es ist wahr, die Literatur hat sich bisweilen über die Advocatur lustig gemacht. Aber auch andere angelehnte Stände, Aerzte und Richter, sind von Molière, Shakespeare und Kleist nicht mit Handschuhen angefasst worden, und was gar die Sectionschefs und Minister anlangt, so geben die Kerker davon Zeugnis, dass es mit ihrer Beliebtheit nicht so weit her ist und dass man manche von ihnen gerne entbehren möchte. Zu modernen Culturstaate, in welchem, um mit Anton Menger zu sprechen, die Gesetze eines einzigen Landes ganze Bibliotheken füllen, kann die Advocaten den erhabenen Beruf, den unabhängigen Paragraphen verstrickten Staatsdiener vor der Willkür der Behörden zu schützen. Wer immer ungerecht beschuldigt, von politischer Verfolgung bedroht, wehrlos gegenüber seinem reichen und mächtigen Gegner ist, er geht zum Rechtsanwalt, um dort Hilfe zu finden. Gerade die Armen sind es, die nur dort wirksamen Beistand finden. Wenn sie unter ungerechter Strafanklage stehen, etwa der Beleidigung der Regierung angeklagt, so wurde ihnen zwar die Regierung die Rechtspflege gerne verbilligen, allein es kämen den Unglücklichen Zeugen zu stehen. Nehmen sie Gottheben mit ihren verlotterten Rechtsverhältnissen da und dort bei Gericht anklopfen, ohne dass sich das Gericht die Mühe nehmen könnte, in den Wirrwarr ihrer Papiere Ordnung zu bringen oder aus ihnen eine verständliche Aeußerung über ihre Rechtssache hervorzubringen, so hülfe ihnen die Verbilligung der Rechtspflege ohne Anwälte verzweifelt wenig. Die Staatsbürger, welche nur zitternd vor der hohen Obrigkeit erscheinen, sein sie arm oder reich, wissen genau, dass sie ohne Anwalt vielen Uebergriffen rettungslos preisgegeben wären. Niemand kann daran zweifeln, dass eine unabhängige Advocatur in diesem Lande der Bureaukratie, in welchem das Dogma vom beschränkten Unterthanenverstande noch heute in den Köpfen der Machthaber herrscht, nothwendiger ist, als irgendwo in Europa. Man beziehe diese freie, tapfere Anwaltschaft, und die Gesängnisse werden sich mit politischen Verbrechern füllen, die Gesetze werden ganz unbewusst zum Vortheile der Starken und Mächtigen ausgelegt werden, und selbst im Civilverfahren wird der Arme sein Recht ungleich schwerer finden.

Unterstützt, theilweise geleitet, von einer unabhängigen Presse, hat die Advocatur in Oesterreich mehr für die Fortbildung des Rechtes und vor allem für eine fortschrittliche socialpolitische Auslegung der Gesetze gethan, als hunderte von Ministerialerlässen thun konnten. Keinen besseren Beweis dafür konnte man anführen, als dass die organisierte Arbeiterschaft sich mit aller Kraft, freilich erfolglos, gegen den gesetzlichen Ausschluss der Advocaten von den Gewerbegerichten gewehrt hat. Die Arbeiterschiedsgerichte hinwiederum haben die Advocaten zulassen müssen, weil ihre Verhandlungen keine gehalten. Diese zwei Thatsachen sprechen mehr als alle gelehrten Erörterungen. Die Presse fürchtet die Advocaten, die Arbeiter wünschen sie. Beide wissen wohl warum, und auch die Regierung weiß, warum sie die Advocaten nicht liebt. Sie sind ihr unbequem, als unabhängige, gebotne und zugleich praktische Männer, welche jedes Unrecht, und gehe es selbst von der Regierung aus, endlichstens anmagen. Sie liebt sie nicht, wie sie die unabhängige Presse nicht liebt, und sie möchte sie gerne durch Verfolgungen zahm und klein machen, wie sie die Presse durch Zeitungssteuern und Executionen einzuschüchtern weiß.

Auch den Advocaten mate es wohl lieber, wenn sie ihren edlen Beruf, der dem des Richters in seiner Weise nachsteht, bloß um der guten Sache willen ausüben könnten. Sie haben ihrer großen Mehrzahl nach niemals die Unverbrüge in den Vorder-

Digitized by Google

grund gestellt. Abgesehen von den ex offo-Vertretungen, die ihnen das Gesetz auferlegt, übernehmen die meisten von ihnen eine Fülle unentgeltlicher Vertretungen, und es mag kaum jemals vorkommen, dass ein armer Teufel in seiner Noth keinen Anwalt findet, der sich seiner annimmt, auch in solchen Fällen, in denen kein Ruhm, keine Reclame abfällt. Lange bevor Sectionschef Klein seine Socialpolitik entdeckte, haben Wiener Anwälte den Rechtshilfeverein gegründet, in welchen jeder Arme unentgeltlich juristischen Rath findet. Allein sie möchten doch auch leben, und es scheint, dass die gesammte Bevölkerung, soweit sie nicht im Staatsdienste steht, an der Existenz tüchtiger, selbstbewusster Anwälte ein nicht unbedeutendes Interesse hat.

Die schlaue Speculation des Sectionschefs Klein auf die socialpolitische Maske seiner im innersten Wesen reactionären Massnahmen wird daher wirkungslos abprallen. Man weiß heute, dass von den Advocaten kaum einer in seinem Berufe Reichthum erwirbt, dass die meisten froh sein müssen, wenn ihr Beruf ihnen nur das abwirft, was zu standesgemäßem Unterhalt nothdürftig genügt. So stellen sich die getroffenen Maßregeln als das dar, was sie sind, als Versuche, dem Advocatenstande seine unabhängige Stellung zu rauben, ihn zum gefügigen Werkzeug der Regierung zu machen, bis die harte Noth die Advocaten endlich zum numerus clausus treibt und damit das letzte Bollwerk gegen die Uebergriffe einer selbstgefälligen und eitlen Bureaukratie gefallen ist. Schon mehren sich in Advocatenkreisen die Stimmen für die Einführung der geschlossenen Zahl. Die Regierung selbst scheint dieses Ziel aufs Innigste zu wünschen. Das Ernennungsrecht der hohen Obrigkeit würde dann nicht lange mehr ausbleiben, und die Rechtsprechung bald statt nach den Gesetzen, „mit Bückling und Scherwenzen" betrieben werden. Die literarische Garde unseres Sectionschefs tritt denn auch bereits für den numerus clausus ein und so scheint es der Gipfel der „Socialpolitik" zu sein, dem Volke seine freien und unabhängigen Anwälte zu rauben und es ganz der Gnade der Aemter zu überantworten. Wer denkt hiebei nicht an Hamlet, der unter den größten Uebeln dieser Welt „der Aemter Uebermuth" zu nennen nicht vergisst! Es haben freilich schon vor Klein Friedrich der Große und Napoleon den Versuch gemacht, der Advocatur den Garaus zu machen, wie denn die Tyrannen niemals diesen kritischen Stand geliebt haben. Wie man weiß, sind diese Versuche vergeblich geblieben. Die österreichische Advocatur aber, welche man ohne Uebertreibung eine Stütze des Staates nennen kann, wird hoffentlich auch die Angriffe dieses geschworenen Feindes überdauern. Traurig bleibt es freilich: wenn einmal ein tüchtiger Mann in diesen Staate zu Macht gelangt, flugs arbeitet er im Dienste der Reaction.

Gewiss ist es, dass der Weg, den die Justizverwaltung dermalen beschreitet, nicht zum Heile unserer Rechtspflege führt. Statt die Gesetze, wie es in allen civilisierten Staaten üblich ist, unseren Richtern zur Anwendung zu überlassen, deren unbeeinflusste Rechtsprechung über alles Lob erhaben ist, reglementiert man diese, als wäre das Gesetz dumpfsinnig oder als spräche es zu tauben Ohren. Zeiller schrieb zu seinem bürgerlichen Gesetzbuche einen Commentar und hütete sich im übrigen vor jeder Cabinetsjustiz. Ja er verwahrte sich sogar dagegen, dass man seinen Commentar als authentische Interpretation auffasse, und nahm für seine Ansichten bloß jenes Gewicht in Anspruch, welches ihnen nach ihrem inneren Werte zukäme. Das hat dem bürgerliche Gesetzbuche, dem Stolze der österreichischen Juristenwelt, nicht geschadet. Es wäre gut, wenn auch das strafrechtliche Klein einen Commentar zu seinen Werke schriebe. Entfriedet der unmittelbaren Macht, nicht von Bauegnissen umringt, welche den leider in Oesterreich unvermeidlichen Personencultus betreiben, würde er wohl manche seiner Ansichten berichtigen; zum mindesten aber hätten wir dann wenigstens geschriebene Gesetze. Die Plebejer in Rom, von den Patriciern bedrängt, hießen die barbarischen Gesetze gut, wenn sie nur nicht geheim blieben, sondern öffentlich angezeichnet wurden . .

Dr. Wilhelm Rosenberg.

Oskar Baumann.

* 2. Juni 1864. † 12. October 1899.

Wenn irgend jemand durch angeborene Neigung sowie hervorragende Fähigkeiten und Veranlassung zu einem geographischen Forscher geboren worden war, so war es der vor wenigen Tagen einem Fieber erlegene Dr. Oskar Baumann. Als neunundzwanzigjähriger Jüngling bereits begann er seine wissenschaftliche Thätigkeit, und innerhalb dieser Kurzen gelang es ihm, sich einen bedeutenden Platz in der Reihe der lebenden Geographen zu erwerben; mit Recht erwartete der unverwüstliche Mann noch weitere Thaten, aber ein unerbittliches Geschick betraute in traurigster Weise dem unerlösenen Forscher im entlegenen Lande. So mussten alle dunkle Ziffern manche Abschätzung einer verheißungsvollen Laufbahn bleiben, die noch gekommen sein, wie sein, der Baumann vor dem vierzehn Jahren zuerst in Zanzibar betrat, die tropischen Welt [illegible] hat.

Bereits im Jahre 1883 unternahm Baumann eine Reise nach Montenegro und berichtete darüber wie auch über einen späteren Besuch dieses Landes 1889 in den Schriften der k. k. Geographischen Gesellschaft in Wien. Sein Ziel war eigentlich das albanesische Bergland, und wie ernst er es damit nahm, geht schon daraus hervor, dass er sich mit der albanesischen Sprache vertraut machte. Baumann hatte schon damals erkannt, dass in Albanien, welches heute noch unerforschter und schwerer zugänglich ist, als der größte Theil Afrikas, auf geographischem Gebiete vieles zu leisten sei; aber die politischen Zustände zwangen ihn, sich auf Montenegro zu beschränken. Hier schon zeigte Baumann sein Talent zu kartographischen Aufnahmen, zu scharfen Beobachtungen und einer lebhaften Schilderung des Gesehenen und Erlebten.

Als dann im Jahre 1885 die österreichische Congo-Expedition von der k. k. Geographischen Gesellschaft in Wien ausgerüstet wurde, war Baumann dem Schreiber dieser Zeilen ein willkommener Begleiter, auf den mit Recht große Hoffnungen gesetzt werden konnten. Leider erfüllten sich dieselben nur zum Theil.

In der Station an den Stanley-Fällen erkrankte Baumann so schwer, dass sein Leben gefährdet erschien, und ein schleuniges Zurückkehren zu der gesünderen Meeresküste ist als absolut nothwendig herausstellte. Glücklich erreichte er auch die Congomündung und erholte sich, so dass er die wertvollen Flussaufnahmen zc. bearbeiten konnte. Diese sowie eine Reihe interessanter Reiseberichte zeugen von der unter sehr schwierigen äußeren Verhältnissen durchgeführten Thätigkeit Baumanns auf geographischem Gebiete. Aber er begnügte sich nicht damit. Auf der Heimreise hielt er sich längere Zeit auf der spanischen Insel Fernando Po auf, durchforschte dieselbe nach allen Richtungen und publicierte die erste zusammenfassende Monographie dieses Vulcaninselgeschichte. Die Arbeit erschien unter dem Titel: „Fernando Póo und die Bube"*) und bildet eine wertvolle Bereicherung der Geographie vom tropischen Westafrika. Die Insel wird, im Ganzen wenigstens, überaus selten besucht und gehört in klimatischer Beziehung zu den denkbar schlechtesten Theilen der an und für sich schon verrufenen Küste von Westafrika.

Von 1887 bis 1888 studierte Baumann noch in Leipzig unter Professor Ratzel und wurde zum Doctor der Philosophie promoviert. Hier lernte er auch Dr. Hans Meyer kennen, welcher Baumann für seine zweite Expedition nach dem Kilimandscharo als Begleiter engagierte. Durch die auffällige Bewegung der Araber unter Buschiri's Leitung wurde aber diese Expedition zu einem vorzeitigen Abschluss gebracht; schon in Usambara wurden beide Reisende von den Arabern gefangen genommen, und nur gegen Lösegeld erlaubte man ihnen die Rückkehr an die Küste und nach Sansibar. Trotzdem gelang es Baumann, ein wertvolles geographisches und ethnographisches Material zu sammeln, welches er in einem Buche veröffentlichte unter dem Titel: „In Deutsch-Ostafrika während des Aufstandes."**) Die erste Originalaufnahme des interessanten Berglandes Usambara bildet das wertvollste Ergebnis dieser Expedition; neben dieser Karte ist das Werk noch mit zahlreichen charakteristischen Originalzeichnungen geschmückt und reich an wertvollen Angaben geographischer, ethnographischer und wirtschaftlicher Natur.

Nach seiner Rückkehr 1889 unternahm Baumann eine zweite Tour nach Montenegro, aber schon 1890 finden wir ihn wieder in Afrika und zwar im Dienste der „Deutschen Ostafrikanischen Gesellschaft", mit dem Auftrage, Usambara und seine Nachbargebiete einer eingehenden geographischen Untersuchung zu unterziehen. Baumann entledigte sich dieses Auftrages mit großem Geschick und schönen Erfolgen, wie sie das mit großen Originalkarten und ethnographischen Abbildungen versehene Werk über diese Expedition zeigt: „Usambara und seine Nachbargebiete. Allgemeine Darstellung des nordostlichen Deutsch-Ostafrika und seiner Bewohner."***) Durch diese Arbeit hatte Baumann die Aufmerksamkeit aller Colonialkreise in Deutschland erregt, und so wurde ihm denn schon im Jahre 1892 wiederum die Führung einer großen Expedition anvertraut, welche gemeinsam ausgerüstet wurde von dem deutschen Antisklaverei-Comite, der Eisenbahngesellschaft für Deutsch-Ostafrika und der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft. Es handelte sich hiebei um die geographische und wirtschaftliche Erforschung der weiten unbekannten Landstriche im Norden der deutschen Interessensphäre; speciell auch um Untersuchung der Karawanenstation zwischen der Küste und dem Victoria-Nyanza mit Rücksicht auf eine später zu erbauende Eisenbahn. Diese Expedition war nur eo, durch welche Baumann den Höhepunkt seiner Thätigkeit als Afrikareisender erreichte und die ihm denn auch wohlverdienten Ruhm und Ehren aller Art eintrug. Baumann trat diese entbehrungsvolle Expedition am 15. Januar 1892 von Tanga aus an und traf am 21. Februar 1893 wieder in Wangani an der Ostküste ein. Innerhalb nicht viel mehr als eines Jahres hat also Baumann eine so Landstriche durchmessen und die Routen kartographisch aufgenommen zu haben, wie die Tagaa Länder im Süden des Kilimandscharo und erforschte, durch die Masai-Steppen ziehend,

schon im Anfang April 1892 den Victoria-Nyanza. Auf diesem Wege entdeckte und bestimmte er geographisch zwei neue Salzseen, den Manjara- und Eiassi-See. Nach einer Bereisung des Ostufers des Victoria-Nyanza zog Baumann weiter westwärts in die noch nie vorher besuchte Landschaft Ruanda, erreichte den Kagerafluss, den bedeutendsten südlichen Zufluss des Victoria-Nyanza, überschritt die sogenannten Mondberge, das Gebiet der eigentlichen Niamellen, und gelangte dann an den Tanganjika-See, also ans dem Stromsystem des Nil in dasjenige des Congo. Neben der reichen geographischen Ausbeute beobachtete Baumann auf dieser Reise merkwürdige ethnographische Verhältnisse der mannigfaltigen Bevölkerung; allgemein bekannt ist die phantastische Aufnahme, die Baumann bei den sanatischen Warundi fand, interessant die Constatierung eines Troglodytenvolkes ꝛc. Die Ergebnisse dieser nach jeder Hinsicht hin bedeutungsvollen Expedition publicierte Baumann in dem Prachtwerk: „Durch Massai-Land zur Nilquelle“.*) Der Titel des Werkes sagt schon, auf welches Resultat dieser Reise Baumann besonderen Wert legte: die Entdeckung der eigentlichen Nilquellen. Baumann sieht dieselben in dem Ruvuvu-Fluss, angeblich den Hauptarme des Kagera, den er auswärts verfolgte bis dahin, wo sich derselbe aus zwei kleinen, kaum einen halben Meter breiten Rinnsalen zusammensetzt. Neuerdings hat bekanntlich der durch seinen langjährigen Aufenthalt in Afrika bekannte und in deutschen Diensten stehende Engländer Ramsay bestritten, dass der Ruvuvu-Fluss der Hauptarm des Kagera-Nil sei; wasserreicher und größer sei der Akanjaruliuß, der also als wirklicher Quellfluss des Nil anzusehen sei. Wenn man also eine spezielle Flussquelle des Nil überhaupt anzunehmen für nötig findet, so könnte dies nur der Akanjaru sein. Von größerer Bedeutung ist die schon von Speke constatierte Thatsache, dass der große Victoria-Nyanza als der Quellsee des gewaltigen Nilstromes anzusehen ist. Durch Baumanns wichtige Reise ist jedenfalls diese Frage wieder in Anregung gebracht worden, und es vermindert seine Verdienste nicht im mindesten, ob man vom rein geographischen Standpunkt aus den Ruvuvu oder den Akanjaru als Quellfluss des Nil annimmt.

Nach kurzem Aufenthalt in Europa kehrte Baumann 1894 wiederum nach Ostafrika zurück, verblieb im Dienst der Deutschen Ostafrikanischen Gesellschaft und nahm seinen Wohnsitz in Bagamoyo. Aber nach wenig Jahren verließ er diesen Platz, um auf die unter englischem Protectorat stehende Insel Sansibar überzusiedeln, wo ihm die Leitung des österreichisch-ungarischen Consulates übertragen worden war. Aber auch in dieser Stellung war er noch wissenschaftlich thätig, wie dies die drei prächtigen Monographien der kleinen Koralleninseln Mafia, Sansibar und Pemba beweisen. Diese Inseln wurden von Baumann im Auftrage des Vereins für Erdkunde in Leipzig bereist und nach allen Richtungen untersucht; die Resultate sind enthalten in den Wissenschaftlichen Veröffentlichungen des Vereines für Erdkunde in Leipzig“.**).

Ungewöhnlich groß und erfolgreich war die wissenschaftliche Thätigkeit dieses reich begabten und trefflich vorgebildeten Forschungsreisenden, den ein grausames Schicksal in jungen Jahren, auf der Höhe seiner Leistungsfähigkeit und seines wohlverdienten Ruhmes stehend, den Seinigen, seinen Freunden und der Wissenschaft entriss! Ehre seinem Andenken!

Prag. **Prof. Dr. Oskar Lenz.**

* Berlin, Dietrich Reimer. 1894.

** Der Text dazu, mit einer Übersichtskarte, erschien 1895. Die Insel Sansibar mit einer Originalkarte. Leipzig 1897. Die Insel Pemba mit einer Originalkarte, mit zwei Originalkarten. Leipzig 1899.

Von der Spielwuth.

Ein culturgeschichtlicher Rückblick.

Man kann in unserem öffentlichen, wie im privaten Leben recht häufig die Beobachtung machen, wie wenig die große Menge nicht etwa nur des niederen Volkes, sondern gerade auch der Gebildeten von der Vergangenheit weiß. Es kommt vor, dass ein sonst unterrichteter Abgeordneter im Parlament historische Urtheile abgibt oder vermeintlich historische Thatsachen vorbringt, über die ein wirklicher Kenner der Vergangenheit nur lächeln kann. Besonders häufig wird in sittlichen und sozialen Dingen das Verhältnis der Vergangenheit zur Gegenwart gänzlich verkehrt beurtheilt. Und die Zuhörerschaft nimmt in der Regel solche Aneinanderreihungen, wie im Parlament, in so Vereinen oder in der Gesellschaft, ruhig hin, weil sie gar nicht in der Lage ist, Kritik zu üben, weil sie selbst die Vergangenheit auch nicht kennt. Unglaublich groß ist diese Unkenntnis auch sowohl auf dem Gebiet der äußeren, der politischen Geschichte, als auf dem der Culturgeschichte. Hier sind es sogar zum Theil die politischen Hetzer, die Zanktäuben u. i. w., die nicht immer sich von den inneren Zuständen in früherer Zeit Rechenschaft zu geben vermögen, von den Durchschnittsgebildeten ganz zu schweigen.

So beruht zum Beispiel ein großer Theil der Klagen über unsere Zeit, über die „Verelendung“ der Massen und die Verschlimmerung ihrer materiellen Lage, über die Degeneration des sittlichen Lebens der Gesellschaft, über den Verfall des Familienlebens, die zunehmende Genusssucht, die Steigerung der Unzucht und so fort auf purer Unkenntnis der Vergangenheit. Wie es damit in Wirklichkeit steht, habe ich auf Grund meines Buches: „Häusliches und gesellschaftliches Leben im neunzehnten Jahrhundert“ einmal zusammenfassend durch Beleuchtung der Verhältnisse vor 100 Jahren in einem Artikel der „Nation“ (1898, Nr. 28): „Die Klagen über unsere Zeit“ dargelegt. Nur der unhistorische Sinn der Gegenwart kann unsere Zeit unter die Vergangenheit, die meist viel schlimmer war, stellen.

Heute bietet die allgemeine Entrüstung über die Spielerassaire der „Harmlosen“ Anlass wieder einmal Vergangenheit und Gegenwart gegenüberzustellen. Darüber kann zunächst ein Zweifel nicht bestehen, dass das Glücksspiel, wie es von jeher die Menschen gelockt hat, so auch in Zukunft kaum jemals wird ausgerottet werden. Wer aber auf Grund jenes und anderer Vorfälle über die Zustände gerade in unseren heutigen „vornehmen“ Gesellschaften den Stab brechen will und die Depravation unserer Zeit entsetzlich findet, dem mag doch gezeigt werden, wie es damit etwa vor hundert Jahren, also in der sogenannten „guten alten Zeit“ stand. Friedrich Nicolai berichtet uns in der „Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781“ das Folgende: „Spielen ist bekanntlich in ganz Europa die allgemeinste gesellschaftliche Unterhaltung geworden ... Zu leugnen ist es nicht, dass jetzt der zunehmende Einfluss desselben in ganz Europa höchst schädlich ist, dass es die Zeit zu vielen nützlichen Beschäftigungen und edlern Vergnügungen raubt, die schändlichsten Leidenschaften nährt, die Sitten verderbt, der Gesundheit nachtheilig ist und ganze Familien ruiniert.“

Es war der außerordentliche gesellschaftliche Einfluss Frankreichs, der in erster Linie den Spielgeist, der ja auch der früheren Zeit nicht fremd gewesen war, im sechzehnten und achtzehnten Jahrhundert bei den übrigen Nationen so stark gefördert hatte. Maßgebend war vor allem darin der französische Hof gewesen. Für die Hofgesellschaft des 17. und 18. Jahrhunderts wurde das hohe Spiel auch in Deutschland eine unentbehrliche Würze des geselligen Lebens. Und bei dem in jener Zeit außerordentlich großen Einfluss des Hofes auf alle Kreise und Stände ist es nicht wunderbar, wenn wir dasselbe Bild nicht nur bei dem Adel überhaupt, sondern auch bei dem wohlhabenden Bürgerthum fast durchweg finden. Von den Höfen kann man in dieser Beziehung nicht einmal die geistlichen ausnehmen. Wiedermann („Deutschland im 18. Jahrhundert“) erwähnt aus den Memoiren Casanovas, wie dieser auf einem kurfürstlichen Balle zu Bonn Damen und Herren Pharo spielen sah mit einem durchschnittlichen Einsatz von zehn bis zwölf Ducaten. Die von Casanova gesprengte Bank enthielt sechshundert Ducaten. Wie es sonst in vornehmen Kreisen zugieng, davon berichten zeitgenössische Schriftsteller häufig. Insbesondere wird Wien in dieser Beziehung hervorgehoben. „Zwar hatte dort, wie Förster erzählt, der Kaiser das Hazardspiel in öffentlichen Häusern verboten, aber dafür gaben sogar die vornehmsten Hofleute ihre Wohnungen dazu her. „Hier wird nun,“ erzählt ein von Förster citierter Reisender, „pro patria gespielt, und weil dergleichen Assemblées keine andere Absicht als das Spiel haben, so werden hier die größten pures d'argent als à la Bassette, Faron, Cmindiei ꝛc., insgeheim unternommen, und solche Spiele gespielt, dass manchem das Wiederkommen vergeht; denn es ist wohl geschehen, dass an dergleichen Orten in einer Woche von einer Person zwanzig- bis dreißigtausend Gulden sind verspielt worden.“ Selbst während der Pest 1713 mussten die Spielvorbote wieder eingeschärft werden, weil „ohne Scheu sowohl bei öffentlichen Spielsalären, in Kaffeehäusern als auch in Privathäusern und Spielunkenkünsten mit großem Verlust gespielet“ werde. Entsprechendes berichtet Johann Georg Keyßler in seinen Reisen durch Deutschland, Böhmen u. s. w. über Wien: „Wer von altem Adel und gutem Vermögen ist, dabey auch ein hohes Kartenspiel nicht scheuet, kann in Wien viel Vergnügen finden und verschert sein, dass er von keiner Obrigkeit angeschlossen wird. Die gewöhnlichen Fragen, welche sonderlich Damen wegen eines Fremden, der das erste Mal von einem ihrer Bekannten in die Assemblée geführet wird, ergehen lassen, kommen auf diesen Hauptartikel an: ob der Fremde von altem Adel? 2. ob er reich sey? und 3. ob er spiele? Können diese drey Fragen mit Ja beantwortet werden, so ist sein ferneres schaales Examen zu besürchten. Zuweilen erlernet das hohe Spiel allein dasjenige, was den ganzen übrigen Umfange mangeln möchte. Man hat aber eine genaue Rechnung vorher mit seinem Beutel zu machen, ehe man sich zu weit einlässt, weil das Spiel hier gar weit geht. Der vornehmste Adel und bejahrte Adel hat wegen seiner großen Ehrer und einträglichen Bedienungen nicht nöthig, allzugroßen Bedacht zu nehmen, und konnte die Obsäßin von S ... leicht verschmerzen, dass sie in einem Winter zwanzigtausend Gulden verspielte.“

Ganz ähnliche Beobachtungen machte 1781 der bereits erwähnte, bekannte Nicolai. In Wien sei der Spielgeist am höchsten

Digitized by Google

in ganz Deutschland geltegen; hier regiere er auch bereits am längsten, wenn auch früher unendlich höher als jetzt gespielt worden sei. Durch die Hazardhiele auf den Redouten seien nicht wenige gute Familien ruiniert. „Es gehörte mit zum guten Ton, Rollen voll Ducaten auf eine Karte zu setzen."

Berlin stand damals gegen Wien noch sehr zurück. Das gesellige Leben zeigte im Gegensatz zu dem dortigen üppigen Wohlleben und den rauschenden Vergnügungen in Berlin meist einen recht bescheidenen Anstrich. Noch 1848 konnte man beide Städte durchaus nicht einander gleichstellen. „Man braucht nur die Liste der Bälle und Gesellschaften anzusehen," meinte von Sternberg, „die in einer Woche in Wien stattfinden, und sie mit der, die in Berlin im ganzen Jahre gegeben werden, zu vergleichen"; und 1845 urtheilte Graf Bitzthum: „Die gute Stadt Berlin imponiert mir nicht. Es ist eine kleine Stadt auf einer großen Fläche." Entsprechend größer war der Unterschied von Wien im 18. Jahrhundert. So meint denn auch bezüglich der hohen Passionen des Spiels unser Gewährsmann Nicolai, dass man „in Berlin, so sehr auch daselbst leidet das Spielen einreißt, man gegen Wien oder Paris gerechnet, noch mäßig daran sei". Immerhin erzählt er doch, dass „in Berlin bloß das Kartengeld, das an die Bedienten gegeben wird, jährlich über 30000 Reichsthaler beträgt, täglich nur 50 Spieltische gerechnet".

Es waren übrigens nicht nur die Residenzstädte, die solche Erscheinungen aufwiesen. Die großen Handelsstädte, wie Hamburg oder Leipzig, zeigten schon um 1760 ein ähnliches Bild. Bekanntlich war zu auch für die Damen des Rococo ein „Spielchen" schon durch die Mode geboten, und so kann es nicht wunder nehmen, dass zum Beispiel die Hamburger Wochenschrift „Der Patriot" in einer fingierten Jahresrechnung eines Hamburger Kaufmanns von 1708 den Posten enthält: „Meiner Frau Spielgeld gegeben 350 Mark." Schuppius klagt speciell über hohes Spiel der Hamburger Frauen. —

Zu Anfang unseres Jahrhunderts hatte die Spielwuth keineswegs abgenommen. Freilich war die Artist im Laufe der Zeit immer reger geworden, wie sich das schon in den angeführten Reiseberichten gezeigt hat. Auch die bürgerliche Ehrenfestigkeit nahm mehr und mehr Anstoß an dem Treiben der oberen Zehntausend, wie denn z. B. in Münster die Spielleidenschaft Büchers, wie Heinrich Berghaus erzählt, „nicht geringes Missfallen erregte". Aber diese Leidenschaft beschränkte sich eben nicht nur auf die Aristokratie. „Es ist ein Spiel, nämlich das Kartenspiel," heißt es in den Briefen über die Hochstift aus den Anfangs für Jünglinge der gebildeten Stände, „welches unsere Gesellschaften fast ausschließlich beschäftigt." Und wenn wir hören, dass 1792 die Gießener Obrigkeit gegen die „ganz unsinnige Spielsucht in denen hiesigen Wein- und Bierschänken" vorgieng, wenn der Domherr Meyer uns unglaubliche Dinge von dem hohen Spiel der Dithmarscher Bauern berichtet, wenn wir auch aus kleinen Städten solche Extravaganzen vernehmen, so erschrickt man über den Umfang, in welchem die unselige Leidenschaft damals um sich gegriffen hatte. Die öffentliche Meinung wurde aber allmählich gefährlicher, und immer schärfer erhoben sich warnende und entrüstete Stimmen. Als sich in Berlin 1806 ein Lieutenant im Regiment Gens d'Armes wegen Spielschulden erschossen hatte, klagte die „Zeitung für die elegante Welt" heftig über „diese Spielwuth der Jugend", die auch von Schulen ausgenommen werde. Täglich nehme sie mehr überhand. „So manches Opfer ist diesem Laster schon gefallen."

Dieselbe Zeitschrift enthält in ihrer Nummer vom 16. Mai 1805 einen Artikel: „Die Spieltische in Gesellschaften nimmen", der mit der drakonischen Einleitung anhebt: „Was würde wohl aus vielen unserer Gesellschaften werden, wenn den Spieltischen nicht mehr der Rang und der Platz eingeräumt werden sollte, der ihnen bisher angewiesen wurde?" „Ohne in einem sehr hohen Grade egoistisch zu sein," heißt es weiterhin, „sollte man meinen, sei es gar nicht möglich, etwas aus den Gesellschaftsstaten verabscheiden zu wollen, was mit jedem adadelichen Stammbaume die eigentliche Ahnenprobe ausmacht." Und ironisch meint der Verfasser: „Es ist schon der Mühe werth, dass man einige Blicke auf die gesellschaftlichen Zirkel werfe, wie sie nun einmal sind, wirft, und wie wird dann ein gebildet werden müssen, dass die Spieltische manchen feinen, gewandten Mann ist aus ihnen oder jener Verlegenheit retten . . . und dass ihre Spieltische manche liebenswürdige Wirtin ihren Freunden und Verehrern in mehrere ihrer Zusammenkünften gar nicht besehen kann." Auch hat das Spiel mehr als Mittel gegen Langeweile, „wo bei allen Nationen, und als Mittel zu vertreiben, An Unterhaltung . . . wenig Bedürfnis, Anziehen, Gelegenheit da kann", das Lachen, wenn Manche zum Spiele, in der Gesellschaft, gehen, „und der Zirkel reichlich versehen wollen, wo ein Paar Mal um einen ehrwürdigen Kreistisch herum sitzen und das Gespräch in Stillschweigen ist, wo . . . Spielen, Gähnen, Schlafen und die Lampe, wenn sie ausgeht, Niemand in Verlegenheit setzt." Und ironisch meint der Verfasser: „Wenn ich mich in Gesellschaften befinde, wo Spieltische sind, so bin ich gewiss, dass ich nicht in Gesellschaft bin."

Ja, der Verfasser geht noch weiter und meint, dass „Spieltische in Gesellschaften, wo sie nicht sind, nicht eingeführt werden sollten". Und er schließt seine Ausführungen mit einem Satze, der bezeichnend ist für die Stimmung, die damals gegen das Spiel herrschte: „Ich kann dafür schon aus dem 16. Jahrhundert eine beziehende Stimme aus dem von mir herausgegebenen Briefwechsel des Nürnberger Kaufmannes Balthasar Paumgartner anführen. Aus dem Wildbad bei Lucca schreibt er 1594 seiner Gattin: „Allhie in diesem Wildbad gibt es kein andere Kurzweil denn große Spiel, da man zu 500 in 600 Cronen auf ein Mal und gar liederlichen geringen Spiel verspielt, zu welchem ab ich schon gute Gelegenheit hab all Tag hinzugehen und zuzusehen, wie ich dann für die Langeweil wohl thue, so macht's mir doch keine Lust. Des Seufzens und Klagens bei denen, so verspielten, kein Ende nicht ist. Mein Tunschgesell (Gütelgenosse etwa in unserem „Deutsch") auch noch nichts gewonnen, sondern den ersten Tag, so hin gangen, 500 Cronen verspielt hat; vermeint immerzu, sich wieder erholen wolle, und stetigs noch mehr hinnach dazu verspielt. Ich glaub' frei, dass (er) vor Spielen schier weder essen noch schlafen könne, dann sobald wir zu Mittag gesessen, sich den nächsten zu seinen Spielgesellen, die ihm doch fast allmegen abgewinnen, befindet. Schade für ihn, denn 6 Kinder hat. Bekennt wohl, thue Unrecht, müsse nachlassen, und kann sich doch darnach nit enthalten." Diese alte natürliche und berechtigte Klage wird nun auch bei Schilderungen des Bäderlebens zu Anfang unseres Jahrhunderts erhoben. In dem „Journal für Literatur, Kunst, Luxus und Mode" vom April 1815 finden sich Schilderungen von Aachen und Spaa. „Eine der blühendsten öffentlichen Vergnügungsanstalten in Aachen," heißt es da, „sind, wie leider an allen Brunnenorten, die Spharobanken. So lange diese noch existieren, zweifle ich an der Veredlung der Menschheit. Es sollte gegen die Verderbnis der Sitten so gut eine Coalition gemacht werden, wie gegen den Korsicaner . . . Möchten noch Alle, denen die Zeit nicht ein heil'ges Pfand ist, und Andere, die mit Leidenschaft spielen, unter sich kleine Zirkel bilden und spielen, so würde dieser gräßliche Zeitvertreib doch nicht öffentlich sanctionirt, durch Abgaben an die Regierung nicht eine privilegierte Sünde sein! . . . Welche traurige Erfahrungen bieten Aachen und Spaa dar!"

Hier sehen wir also das Bestreben, das Spiel wenigstens aus der Oeffentlichkeit zu verbannen, was für Deutschland bekanntlich erst nach der Mitte dieses Jahrhunderts Erfolg hatte. Das Verbot der Spielbanken stammt erst vom 1. Juli 1868; bis 1872 wurden die bekannten Spielbäder aber noch geduldet. In Frankreich wurden die Spielbanken schon 1839 aufgehoben.

Aus dem gesellschaftlichen Leben war das Glücksspiel aber schon vor den Zwanzigerjahren mehr und mehr geschwunden. Mehr und mehr setzte man, wie das Hausl einmal in der „Bettlern von Pont des Arts" ausführt, an Stelle dieser thörichten und gefährlichen Unterhaltung eine tiefere Conversation. Unzweifelhaft wirkte aber dann vor allem die Kräftigung des bürgerlichen Geistes in der Mitte des Jahrhunderts auch in dieser Beziehung reformierend. Das „Leu" wurde allmählich wesentlich auf Cavalierclubs und auf einige Officierscasinos beschränkt. Auch in den letzteren haben dann schärfe Eingriffe von oben und eine gesunde Kritik der Kameraden viel geholfen. Es ist auch einem energischen Regimentscommandanten ein Leidtes, sein Officierscorps in dieser Beziehung intact zu erhalten.

Wenn nun, wie in dem Berliner Club der „Harmlosen", sich zeigt, dass die alte Leidenschaft immer noch ihr Wesen treibt, jetzt zwar lichtscheu und versteckten, so soll gewiss ist zugegriffen werden. Auch die Artist der öffentlichen Meinung ist berechtigt und nützlich. Aber vor Uebertreibungen und Verallgemeinerungen möge man sich hüten. Es sind diese Erscheinungen sehr milde Nachweben der sehr viel schlimmeren „guten alten Zeit".

Jena. **Dr. Georg Steinhausen.**

Abermals japanische Malerei.

(Privatbesitz der Ausstellungen im Osterreichischen Museum und bei Hirschler.)

Die Malerei ist bei uns keine populäre Kunst. Es gibt kein Ereignis des Winters oder des Sittes, das bei unseren Hundertausend ähnlich wunden könnte wie ein neues Lied oder eine Tanzweise, ein Bühnenlied oder eine Operette, und alle höhere Bildnerei ist recht eigentlich das Schmerzenskind unserer Volkskunstbestrebungen. Es hält auch überaus schwer, dem Manne, der zum ersten Mal das Schauspielhaus oder den Concertsaal betritt, Shakespeare und Beethoven einigermaßen zu machen; das Theaterpublicum der Opernfestspiele pflegt bei insbesondere Neuheiten immer ein wenig ratlos zu sein, unheilig satt. Es langweilt sich viel leichter vor einem Farbenbild als vor irgend einem Akte. Handlung! Wer es demnach wird, der weiß ein aufrichtiges Interesse als die Ausnahme. Und Schlechtes findet man wohl nur sein mangelndes Verständnis dafür die Aesthetik Bilder muss man verstehen!

Da kommt Hiroshi Yoshi haben uns mit einem Volke bekannt gemacht, das in seiner Entwicklung seine psychologisch merkwürdigsten Zeiten hat. Japan ist ein Volk der Malerei und Zeichnen eine Nationalkunst, wie dem Italiener die Musik oder dem Engländer der Sport. Er streut

Digitized by Google

über die Producte seines emsigen Gewerbefleißes Gestalten aus, wie man zum Takte der Arbeit ein Lied hinanssingt. Wenn man Papier und Malzeug überall mit sich führen könnte, er würde beim Spaziergehen pinseln. Berufskünstler niedrigeren Ranges malen auf der Straße, mitten im dichten Schwarm, mit einer jongleurhaften Fingerfertigkeit, die alle unsere „Concertmaler“ beschämt, und verkaufen die fertigen Blätter wie frischgebackene Kuchen: die richtigen Bänkelsänger und Improvisatoren. In Japan muß man Bilder nicht verstehen, so wenig, wie man den blauen Himmel oder Blumen verstehen muß.

Allerdings gibt es auch dort eine vornehme Kunst mit allen Raffinements einer solchen, mit ausgebildetem Kenner- und Sammlerthum im Gefolge, und der Gebildete blickt sogar auf jene Straßenund Pöbelkunst mit vollendeter Verachtung herab. Es gibt überhaupt scharf auseinandergehaltene Stilarten und Schulen. Aber sie alle entspringen zuletzt doch aus demselben starken, freiströmenden Naturtrieb der Rasse und haben darum auch diese entschiedene Züge gemein. Vor allem jenen Geist der Leichtigkeit, der die japanische Kunst gegenüber der ganzen, scheinbar erschöpfenden Mannigfaltigkeit der europäischen Gegenwart und Vergangenheit doch noch zu etwas Neuem, Einzigartigen macht.

Für unsere geschriebene und ungeschriebene Aesthetik ist ein Bild die Darstellung eines Raumausschnittes. Stetigkeit, Ausführung und Ausfüllung bis in den letzten Winkel, Einheit und Ganzheit erscheinen uns mit seinem Wesen untrennbar verbunden. Dazu haben wir die beiden Perspectiven, das Zeichnende und die Farbenwerte entdeckt. Das Bild tritt uns als ein Objectives gegenüber, das nach den mannigfach abgestuften Verantwortlichungen unserer Raumerfahrheit und Anschauungsart so wenig, wie möglich die subjective Raumwelt. Die Gesetze dieser gestatten wohl, ein wenig nach vorn oder hinten, ins Licht oder ins Dunkel zu rücken, aber eine Lücke kennt sie nicht, es gibt kein Loch in der Natur und folglich auch keines auf der Leinwand. Von allen diesen Selbstverständlichkeiten wissen die Japaner nichts. Auf ihren Landschaften fließt hier ein Stückchen Fluß, dort stehen ein paar Menschen, eine Hütte, ein Busch auf einem Fleckchen Grund, und ganz oben schwebt ein Fetzen Bergluft, die Spitze eines romantischen Felsens in den Wolken — dazwischen das unendlich leere. Und es ist schwerlich Selbsttäuschung, wenn man gerade in diesen klaffenden Zwischenräumen das Geheimnis der außernatürlich poetischen Wirkung japanischer Landschaftscompositionen erblickt. Niemand versteht besser, was man in der übrigens darin sehr bescheidenen Uebung unserer Geisteltechniken faire travailler le blanc nennt. Ueberhaupt pflegt diese Kunst stets nur zu markieren. Man spricht von japanischen Impressionisnius. Man könnte vielleicht genauer sagen: Intentionismus. Da ist alles mehr gemeint als gemalt. Darum ist der Japaner auch am größten und unübertrefflichsten, wenn er, was sich eigentlich gar nicht malen läßt: in der Bewegung. Es gibt Blätter, auf denen der Strom das Wasser aufwühlt und die Bäume zaust und der Regen die breitkrämpigen Hüte und wehenden Mäntel der Menschen peitscht, daß man es nun so sausen hört, ganz kleine Holzschnittblätter, die an unmittelbarer Gewalt des Eindruckes alles hinter sich lassen, was europäische Landschaftskunst hervorgebracht hat. Der Regen ist ja freilich der weiblichste Schnurregen unserer PPC-Bücher. Aber der legende Linienschwung dieser Schnüre! Und so muß man auf japanischen Bildern stets mehr auf die Bewegung, als auf die ruhende Erscheinung achten. Ihre berühmten Thiere zeigen oft die grotesksten Kunstkunstformen; aber wie sie gehen und greifen, lauern und rennen, kämpfen und spielen! Kein unmöglicheres Naturgebilde als das Pferd der japanischen Malerei und zugleich nichts Lebendigeres und darum doch wieder nichts Wahreres. Nicht zu reden von den ekelhaft ausdrucksfähigen Gebärden der noch mit den Zehenspitzen sprechenden, absolut plastischen Leiber eines Hokusai, dieser naturerscheinungshaften Temperaments, dessen Spandekraft und Gestaltungsreichthum in der Kunstgeschichte unvergleichen nicht findet. Er ist der eigentliche Spielmann mit dem Pinsel, der mit drastisch malenden Begleitgesten die ganze Welt und Geschichte erläutert und verkörpert, ein Rhapsode, der gleichsam nur mit den geistigeren Mitteln einer materieireieren Kunst die Bildsamkeit und Verwandlungsfähigkeit seiner Person ins Unbegrenzte erweitert hat.

Also beruht sich damit der alle japanische Bildnerei durch tränkende und tragende Humor. Es ist das ein sehr schwer bestimmbares Eindruck, das sich jedenfalls mit dem bei uns so genannten nur theilweise vergleichen läßt. Es genügt nicht zu sagen, daß der Japaner keine irrende Komik in die Dinge hineinträgt, dass er zum Beispiel Thiere sich nicht wie Menschen geberden läßt, sondern das natürlich Drollige ihres eigenen Gebahrens herauszufinden weiß, und derselben mehr. Das Eigenthümliche ist vielmehr die Art, wie ihm die ganze epische Erscheinungswelt als solche zu einem Gegenstand unendlicherlicher Heiterkeit wird. Sein Humor ist ein speciell malerischer. Er kann sich nicht nur in einer Linienwendung, einem Farbenstrich äußern; das Sehen selbst, dieser geheimnisvollste aller Vorgänge, ist ihm eigentlich etwas unsagbar Komisches. Wie merkwürdig die Welt doch zum Beispiel durch die Masken eines Nohes betrachtet aussieht! Oder im Nebel, im glückseligen Schneegestöber! Und selbst bei gewöhnlichen klaren Luft. Wie verschieden, je eine riesen große Kuge ganz vorne und die winzig kleinen Menschlein weit hinten! Oder wenn man sich einmal vornimmt, dies und jenes nur stückweise zu sehen, wenn man etwa den Bildrand mitten durch einen herrenlosen Kopf hindurchschneiden läßt! Mir ist für diese Gattung Laune nur ein europäisches Beispiel gegenwärtig: Menzel, dessen barocker Geist ja so manches mit den bezopften und unbezopften Söhnen des Ostens gemein hat; man denke an manche seiner gewaltsamen Vogelperspectiven. Als übrigens, spät genug, die Anfangsgründe unserer strengen Perspective in Japan eindrangen, war der erste Eindruck wieder unbändige Heiterkeit. Man fand es äußerst lustig, wie die parallelen Linien so spitz zusammenliefen; man schwelgte alsbald in den gewagtesten Ausnahmen aus nahem Augenpunkt, die selbst unsere Photographie grundsätzlich vermeidet; man übertrumpfte noch die natürlichen Verzerrungen des geometrischen Projectionsbildes. Hokusai nimmt die Perspective als Lachspiegel, wie man sie in Schaubuden zeigt. Unser stolzester technischer Fortschritt wird da zum guten Spaß. Man darf sich auf das Schaulpiel freuen, wenn einmal der Pointillismus nach Japan kommt. Dieses Volk ist wie die Kinder, die sich an ihren wechselnden Schatten auf der Wand ergötzen oder mit geneigtem Kopf zwischen den Beinen hindurch einander lachend anblicken und, wenn sie sich wieder aufrichten, erst recht nicht aufhören zu lachen, unsinnig vergnügt.

Und dieselbe Heiterkeit des Schauens ist es im Grunde auch, was als der decorative Sinn der Japaner gepriesen wird. Denn man darf überhaupt nicht glauben, daß ihnen die stoffliche Seite eines Bildes die alleinbestimmende ist. Ein Bild, das ist vor allem ein bestimmtes Stück Seide oder Papier, und alles Geschäftengetriebe darauf dient zunächst als belebender Schmuck der Fläche, ganz wie der Figuralschmuck eines Fächers oder eines Lackkästchens. Schon darum muß der Raum halbleer und die Farbe darf nur eine leichte, durchscheinende Decke sein. Welcher Einfall auch, Seide oder Papier (das edle japanische Papier!) mit dicken Opakfarben zu überkleistern! Freilich kommt dazu jener speeielle, angeborene Geschmack des Volkes, in dem sich das Barock so seltsam mit dem Roroco, die Grille mit der Strenge vermählt. Die Anmuth der leichten Asymmetrie und der Reiz des bräunbleichen Feldes, das unbemalt, aber absichtlich angedeuteten und wirthschaften Zierwolens, sie gehören mit zu den Entdeckungen dieser Schlichtungen. Manches ihrer Bilder könnte niemand in Europa vor dem achtzehnten Jahrhundert entworfen haben, obwohl es das ästhetisch Selbstverständlichste auf der Welt ist: mitten im weiten Weiß ein Blütenzweig, in freier sanfter Krümmung querüber gelegt, ganz zugenommen und doch so, als könnte es nicht anders sein. Und auch dieser Zweig kann sich zur Abwechslung verlichten. Einen der für uns schwer auffindbaren Schlußpunkte der japanischen Malerei bildet ein von Hokusai ersonnen so schön erklärter „kalligraphischer“ Charakter. Hier hat die Linie an sich, der bald sadenfeine, bald strömend breite, mit unendlicher Geschmeidigkeit des Pinsels in haarscharfer Treffsicherheit und virtuosem Schwung gesührte Strich, selbständigen ästhetischen Wert. Man betrachte zum Beispiel auf den zahlreichen Farbenholzschnitten bei Hirschler und im Museum die Gewandsalten! Es läßt sich kaum etwas auf den ersten Blick Besremdlicheres und Verwirrenderes denken als diese Art der Behandlung. Die geschlungenen Muster gehen unbekümmert um die Brechung des Stoffes unten durch die Fattenlinien hindurch: denn natürlich kann es dem Japaner auch nicht ernstlich beikommen, seine Prachtmuster der Naturwahrheit zuliebe entzweizuschneiden. Wer haben anfangs ungefähr den Eindruck wie bei unvollkommener stereoskopischer Vereinigung zweier verschiedener Bilder. Aber die Gewandfalte ist eben bloß Vorwand, wie auch der Umriß oft nicht viel mehr ist. Der japanische Beschauer sieht nur die schönen schwarzen Linien, wie sie vornehm klar oder wild gewundet niederfließen, auf Boden prellig zurückprallen, aufschäumen, wiederfließen und endlich glatt auslaufen. Wenn dieses singer- und angegewandte Publicum sich noch mehr als das unsere für Mache und Herstellung interessiert: den japanischen Künstler sieht man gleichsam noch auf dem Blatt in der Hand den Pinsel führen. Man folgt bewundernd dem Zuge der Meisterhand; und man genießt zugleich den stillen Ausdruckszehalt der Curve, jene expressive Musik der Linie, die dem ganzen Schauen sich auslebenden Volke eben zum guten Theil die wirkliche Musik vertritt und die es der völligen Verleinung beinahe zu Kunst für sich, näher gebracht hat als irgendein anderes. Das sind auch positive Errungenschaften. So lost und immaterialisiert sich dem japanischen Maler die balbe Körperlichkeit des Objectiven in das freie Ergötzen der Linie. Nirgends aber behandelt sich jene Leichtbewältigungsart, die kein Pflichtgefühl ererbter Schätze niederhält, triumphierender als in der Farbe. Wie weg haudbarer Schmetterlingsflügelstaub liegen die leicht decken, hellen Aquarell töne auf, die sich wie von selbst zu den erlesensten Harmonien zusammenfinden. Hohltönes Battrun und einige andere Flanzfeen des ostasiatischen Gebietes haben es vermocht, die ganze Welt der Dinge so leichtsinnig hingelernt, so durchsichtig übergibt, so gewollt persönlich und überlegen vielend zu behandeln.

Seien wir nun ehrlich. Es wäre natürlich Thorheit, auf die Fertigkeiten unserer zweifellos unendlich überlegenen Kunst zu schelten. Aber man darf nie vergessen, daß es in der Kunst eben kein

Digitized by Google

bedingungsloses Vorwärts gibt, dass nach allgemeinen Gesetzen des Bewusstseins die eigenthümlichen Wirkungen jeder späteren Evolutionsstufe die der früheren ausschlossen und damit jeder Gewinn einen Verlust in sich schließt. Das ist ja der Sinn alles gesunden Archaisierens. Den Ausgangspunkt bei Hirschler bilden diesmal die entzückenden „Sturmvogs", jene kleinen Neujahrsgeschenkblätter, die trotz ihres dürftigen Ruhmes an Metallfarben, Bindepressungen und anderen Finessen weiß das Gewichtigste unter all der flaumigen Ware sind. Eine solche Sauberkeit der Ausführung aber würde auf einem Gemälde in unserem Sinne nur als geleckt empfunden werden. Oder die große Landschaft Suzuki Shonens, eines schon ganz modernen, zeitgenössischen Malers. Dieses prächtige Stück Malerei wäre bei uns unmöglich, weil es nach unseren Begriffen von geschlossener Bildwirkung naturwidrig ist. Wir kennen farbige Bilder und Grisailles, wir kennen vollfarbiges und toniges Colorit; wir rafften uns gelegentlich sogar zu der besonderen Bizarterie leichter farbiger Aufhöhungen von Grisailles empor. Aber die Art, wie hier das leuchtendste Roth und Gelb des Herbstes gleichsam aus dem Grau herausmächtet, diese Geburt der Farbe aus dem Grau: darauf, so nahe es liegt, ist kein Europäer der klassischen Zeit verfallen, und keiner konnte es, da wir schon in den Kinderschuhen der kaum überwundenen Hieratik Oesterben und Projectionslehre in die Hand bekamen. Das Singuläre der japanischen Malerei besteht eben darin, dass sie eine verhältnismäßig niedrige Kunststufe, etwa die mittelalterlicher Federzeichnungen oder altdeutscher Holzschnitte, zur höchsten Entfaltung gebracht, dass sie aus einem anderwärts rasch überwundenen und darum im Primitiven steckengebliebenen Durchgangsstadium die letzten Eindrucksmöglichkeiten herausgeholt hat. Oder, wenn man will: sie hält mitten in hoch gesteigerter Verfeinerung, wie sie natürliche Anlage und culturelle Entwicklung zeitigen, mehr freiwillig als nothgedrungen an urthümlichen Conventionen fest, eine Verbindung von eigensinnig conservativem und stürmisch vordrängendem Geiste, die ja überhaupt vielleicht den leitenden Zug im Wesen der Japaner bildet.

Leider dürfte in der Kunst wie im Leben bald die zweite Tendenz die Alleinherrschaft gewinnen. Suzuki Shonen bezeichnet schon den letzten Schritt. Der Waldrand auf seinem Bilde wirde jedem Impressionisten Ehre machen. Nahe daneben hängen ein paar andere Moderne. Wie prallen ordentlich zurück: gressgrünes Plein-air aus derbem, breitem Pinsel, Gestalten, die so fest in Luft und Licht und Raum stehen, als kamen sie direct aus Paris — alles höchst talentvoll und brillant gemacht, wie das Meiste auf unseren Ausstellungen . . . Man kann nicht unangenehmer nach aufwärts fallen. Wirklich werden sie in Japan sogar bald pointillieren, und zwar mit besserem Ernst. Wir haben von einer halbvergangenen Welt erzählt.

Julius Pap.

Ferdinand von Saar.*)

Nun ein neues Buch von Saar freuen sich die Kenner. Aber wer kennt den Autor? Die Statistik seines Verlegers birgt die wunderlichste Anstandi darüber, wie wenig der Dichter der „Novellen aus Oesterreich" gerade hier bei uns gelaut und gelesen wird. Man kennt seinen Namen, man zählt ihn zu denjenigen, auf die „wir" stolz sein dürfen, man lobt ihn, aber man liest ihn nicht. Wer in allen Gleichheiten ein Maßen, eine Nothwendigkeit erblickt, der mag auch den Beweis suchen, warum das so sein muss, warum gerade die Beiden trotz innerer und äußerer Verwandtschaft nicht zur Deckung kommen, auch wenn ihr Name schon in aller Munde ist. Bei Saar ist das besonders schwer einzusehen. Denn, wenn ihm auch jede Art von Brutalität fehlt, damit die sich minder zartbesaitete Autoren die Gunst des leidenden Publicums gewissermaßen erzwingen, so fehlt ihm doch keineswegs ein starker realistischer Zug, der in Verbindung mit seinen bedeutenden idealistischen Tendenzen doch dazu geeignet sein sollte, ein ganzes Heer Leser zu werben, als man auf einige literarische Gourmands. Ein Theil des Publicums liebt auch immer die direkte Romane, der andere wieder solche, in denen die Personen psychologisch zerfasert, aus denen viel Gefühl, gut unser Ziel des Romans und der Novelle hervorgehen wird. Die eine Novellenerfindung hat sich noch nicht vollig abgelebt, und die andere ist auch nicht recht in die Mode gekommen. Man müsste meinen, dass in dieser Zeit des Uebergangs wie Saar der Besonderheit ist, es, der, von sich selbst einmal in der Vergangenheit sagt hat: „Ich fand der Abrundung zu euch, ich fand der Allgemeinheit, den Sinn für das Typische." Er besitzt die Gabe, die Anschauung mit Gefühl und mit der Idee durchdringen zu können, so dass in seinen Werken Gedanken und Empfindungen auf gleich innige Weise zum Ausdruck kommen. Er ist ein Künstler, der sich nicht in seinen Werken verliert, sondern sie mit Geist und Seele durchdringt, und so ist es kein Wunder, dass seine Gestalten, wie sie auch heißen mögen, immer Saar'sche Menschen sind, Menschen, die sich nicht nur durch ihre Handlungen, sondern auch durch ihre Gedanken und Empfindungen charakterisieren. Und wenn sie auch nicht immer Saar'sche Menschen sind, so sind sie doch immer Menschen, die sich nicht nur durch ihre Handlungen, sondern auch durch ihre Gedanken und Empfindungen charakterisieren. Und wenn sie auch nicht immer Saar'sche Menschen sind, so sind sie doch immer Menschen, die sich nicht nur durch ihre Handlungen, sondern auch durch ihre Gedanken und Empfindungen charakterisieren.

Erste war, der gewisse herbe und ungeneigte Töne bei uns in Oesterreich angeschlagen. Zugleich aber gibt er in seinen Erzählungen ein mit Fleiß und Liebe gemaltes Stück österreichischer Culturgeschichte. Freilich: theatralisch-heroisch kommt er uns nicht, von den Operndecorationen weiß er nichts, mit denen die bekannten dichtenden Historiker ebensowenig der Geschichte als der Poesie gerecht werden. Sein Gebiet ist das der jüngsten und ehejüngsten Vergangenheit, die noch nicht so weit zurücklegt, dass sie im Gewande einer romantischen Oper überhaupt möglich wäre oder durch das Fremdartige und Seltsame ihrer Erscheinung auf uns zu wirken vermöchte, und die doch, gerade weil sie uns so nahe liegt, die Wenigsten so gut kennen und so klar überschauen, um sie auch schildern zu können. Und hierin liegt, meines Erachtens, der größte Reiz der Saar'schen Novellistik.

Nicht nur unsere Literatur und unser Geschmack, sondern auch unsere politischen und sozialen Verhältnisse befinden sich in einer Uebergangszeit, und eben diese großen, geschichtlichen Wandlungen spiegeln sich in Literatur und Kunst. Man kann ohne Uebertreibung sagen, dass heute alles anders geworden ist, als es vor zehn und vor zwanzig Jahren war, nicht zu reden von der Zeit vor dreißig und vierzig Jahren: Wien noch von der Bastei umgeben und eine wüste Fläche, wo jetzt die Votivkirche ihre schlanken Thürme erhebt; Olmütz eine deutsche Festung, gleichfalls von Mauern und Wällen eingeengt; Prag — ein sehr angreifbarer Zukunftsstaat u. s. w. Es ist alles anders geworden, die jungen Leute, die jetzt in Wien Fuß fassen, haben keine Vorstellung von altwienerischer Bauart und altwienerischen Sitten, auch wenn sie selber in Wien geboren sind, und die Abgeordneten und Parteiführer, deren Stimme jetzt am lautesten schallt, wissen nichts — oder wollen nichts wissen — von altösterreichischen Gefühlen und Traditionen, die doch in den Herzen und Köpfen ergrauter Beamten und Officiere noch immer ein kräftiges Leben haben. Da versteht einer den andern nicht, und so mancher schmilzt eine Neuerung oder verachtet das Alte, ohne zu wissen, wie beides zusammenhängt, wie das Alte fortwirkt und das Neue im Vergangenen wurzelt. Wahrhaftig, uns thut ein Geschichtsschreiber der letzten Jahrzehnte noth, der uns das Bild dieser kaum entschwundenen Tage einmal rund und rein formt und das Herauskommen der Gegenwart deutlich macht und beklärig zu sagen weiß, was in all diesen Gleichheiten innere Nothwendigkeit und was überflüssige Anstrengung und sinnloses Gethue ist. Ein solcher Geschichtsschreiber im Kleinen und Intimen ist Ferdinand von Saar. Nur tiefere Beziehung und weitreichende Betrachtung ist es sich nicht eine Art will nicht belehren oder philosophieren, sondern er gestaltet. Aus der Fülle seiner Jugendeindrücke und eigenen Erfahrungen gehaltet er das Oesterreich der Fünfziger- bis Siebzigerjahre so echt und treu wie nur irgend ein Historiker, und so warm und vollblütig, wie es eben nur der Dichter vermag. Natürlich nicht alle Völker Oesterreichs, nicht jede Phase der Entwicklung, keine fortlaufende Kriegs- und Staatsgeschichte, aber die wichtigsten Momente der Culturgeschichte, gerade das, was noch heute wichtig ist, die geistigen Strömungen, die sozialen Verhältnisse, das Leben und Weinen der verschiedenen Stände, all das feine, Stille, Verborgene, das nur in den Häusern, in den Stuben wohnt und doch zur bewegenden Macht geworden ist, dann die bauliche Scenerie, die Häuser selbst und die alten Gassen, und dann den großen Wandel, die neuen Paläste, die neue Gesellschaft, die neue Kunst: lauter Dinge, die der Historiker wohl nie so gut darstellt wie der Dichter, da sie sich gar nicht allgemein darstellen, sondern nur an einzelnen Beispielen von bestimmter Eigenart anschaulich machen lassen. Und das der Dichter an diesen Dingen hängt und ein Stück seines Lebens vor uns ausbreitet, das macht jeden zur feiner Darstellung so gewinnend und überzeugend. Das uns somit nur ein Schlagwort oder Programm ein Begriff wäre, wird bei ihm zum klar umrissenen Bilde: was uns als abstrahiertes Schema oder dunkle Scheu erfüllt hat, ist bei ihm die dichterische Stimmung, die einen auch besimmend auf das Gemüth des Lesers wirkt. Seine „Eingebungen" sind ja zum Theil viel späteren Datums: täglich gewinnt er neue Eindrücke und macht er neue alte Erfahrungen, die er schreibend zu begestigen sucht. Aber immer wieder gibt er seinen Scenen und Figuren etwas Altwienerisches oder speciell Oesterreichisches zum bedeutungsvollen Hintergrund oder zum mitwirkenden „Milieu". Selbst etwas so Nebensächliches und Zufälliges wie die Bosquets der „Kuckucksuhr" verschwindet er anzuglos und anmuthig mit der Zuhilfenahme der alten Namen und eines italienischen Regimentes, in Reihen Dreh- leichter Kluft, und wenige Reime einen formlich zum Altwienerischen machen. In seinen „Wiener Elegien" aber und sonstigen Gedichten ist die Stimmung des Dichters einer Art und Zeit durch Anschauung, innere Bewegung, das wir beim Lesen mit ihm theilen, auch wenn wir seine Heimat gewissermaßen nur von Besuchen kennen. So erfüllt er uns Aleinen und auf novellistisch so viele andere Gebiete Ausgabe, wie sie die Walter Scott und Spielhagen für ihre so großen vaterländischen Romanen sich gestellt haben.

Wir sind noch weit in dieser vaterländischen Richtung. Der Kampf um die Form, Zeit und all ihr wesh auch einmal

vor und weiß mehr von den Leiden der Armen und dem Rechte der Unterdrückten, als die Reichen und Mächtigen um ihn her. Er blickt auch ins Weite, in die Weltgeschichte, und holt aus die Stoffe zu großen Dramen im classicistischen Stil. Auch in diesen Dramen gibt sich eine Art Heimweh kund. Die Götter, denen man in seiner Jugend Altäre baute, haben heute noch einen Platz in seinem Herzen, und es drängt ihn mitten in der Gegenwart, diesen Göttern einer Vergangenheit zu opfern. Ob er irrt, oder ob sein Tag erst kommen wird, möge die Zukunft entscheiden. Uebrigens ist er ja auch vom Kothurn herabgestiegen und hat ein „bürgerliches Trauerspiel“: „Tempesta“ und ein „Volksdrama“: „Eine Wohlthat“ geschrieben. Wenn letzteren wollte es ein Wiener Theaterdirector ein einzigesmal beinahe wagen, gelacht aber so viel kreichen zu müssen, daß es dann der Richter nicht mehr wagen wollte. Und doch sind diese unbeachteten und mißachteten Dramen durchaus nicht bloße Nebenstinder seiner Muse.

Ein Bild dieser umfassenden Begabung und dieses reifen Könnens gibt sein neuestes Buch. „Nachklänge“ heißt diese schöne Sammlung von lyrischen Gedichten, dramatischen Fragmenten und Novellen, in der alle die Töne, die der Dichter schon einmal angeschlagen, alle die Stoffe und Stimmungen, die er am liebsten taut werden ließ, melancholisch wieder erklingen, und deren buntes, aber erlesenes Mancherlei durch einen Ton der Wehmuth und Resignation zur Einheit verbunden wird — durch jenen, in dem gesammten Schaffen Saars immerfort „nachklingenden“ Ton aus einer seligeren Zeit, einer anderen Welt. Dazwischen fehlt es aber nicht an kräftigen Accenten und strammen, schneidigen Rhythmen. Die drei „Novellen aus Oesterreich“, die den Hauptheil des Buches ausmachen, werden das Publicum am meisten ansprechen. Aber ich fürchte, sie können auch mißverstanden werden. Eine Dame hat einmal von den Saar'schen Novellen gesagt, daß eigentlich nur dumme Männer und schlechte Frauen in ihnen vorkommen. Das paßt nun freilich auf den „Don Gasparo“, und wer sich einst an dem schwärmerischen „Innocens“ und den schlichten „Steinklopfern“ gelabt hat, wenn dann der Stimmungsreichthum und die innere Gewalt von „Schloß Kostenitz“ ergriffen haben, der mag auch vom „Sündenfall“ im ersten Augenblicke entsäuscht sein und am Ende finden: das sei eine recht „ordinäre“ Geschichte. Aber man täusche doch tiefer und erkenne, wie Saar uns in dieser Erzählung an einem banalen und häßlichen Vorfalle die Tragik des Lebens gezeigt hat.

Max Morold.

Die Woche.

Volkswirthschaftliches.

An der Wiener Börse ist wieder einmal ein kleiner Krach eingetreten; man kann von Glück sagen, daß sich kein großer Krach daraus entwickelt hat. Natürlich nur ein Speculationskrach — kein allgemein wirthschaftlicher Krach. Das ist auch so eine österreichische Erfindung: Hausse-Epochen ohne wirthschaftlichen Aufschwung und die periodisch auftretenden Börsenkatastrophen ohne wirthschaftlichen Niedergang. Schwache Börsen kommen überall vor, aber Panikstörsen gibt es nirgends auch nur annähernd so häufig wie in Wien. Monatelang haulsen einzelne große und viele kleine Spectanten wüthig, ganz ohne Verhältniß zu ihren Mitteln, Effectengagements an und müssen dann bei der, wenn auch vorübergehenden Beunruhigung sich entweder selbst exekutieren oder exekutieren lassen. Dadurch kommen die unbrechtigt hohen Curse und dann wieder die Panikcurse zum Vorschein. Mit der Situation der Unternehmungen haben die Curse solcher Spielwaaren nichts zu thun. An der Wiener Börse kannte man auch wirklich ebenbürtige, solide Papiere, wie die Alpine Montangesellschaft. Alles ist Spielmarke. Gestern 240, heute 247, morgen 257, doch in der Situation des Unternehmens oder in der industriellen Conjunctur ist nicht der geringste Wechsel eingetreten.

Das dem so ist, hat verschiedene Gründe. In einem Lande, wo wirklichen Schaffen von Regierung und Verwaltung so viel Hindernisse in den Weg gelegt werden, ist es natürlich, daß Capital und Zunelligenz ihren Erwerb im Spiele suchen. Alpine Montanactien kaufen, ist so viel bequemer als eine Fabrik zu bauen, auch hat man dabei nichts mit den Behörden zu thun. Nirgends wird es verhältnißmäßig so viele „Privatiers“ geben, welche keine andere Beschäftigung haben als das Börsenspiel, wie bei uns. Aber nicht nur diese „Privatiers“ sind in den Reihen der Börsenspieler häufig zu finden, sondern die Industriellen selbst, die Leiter der Actiengesellschaften. Die Wiener Börse und das österreichische Capital waren seit jenen Tagen, wo Leiter der alpinen Montan- in Montanmarkt heißt; die andere Stufe ist älteren Datums und heißt Staatsbahnactie. Eine Action von hohem wirthschaftlichen Werte, die Zauerung der Alpinen Montangesellschaft, hat durch die Zeddeter Terdenzen unserer Montanindustriellen große Schädigungen der Volkswirthschaft mit sich gebracht. Ebenso hatte einige Jahre zuvor, als wenn sich unsere Montanindustriellen mit ihrem Vermögen an der an der Zauerung begrifflichen Alpinen Montangesellschaft und den anderen Eisen werken betheiligt hatten. Das allein hatte auch nie jene Hausse-Epoche hin vorgerufen. Sie haben aber vorwiegend in den Werken theilgenommen. So haben ihre Beschlüsse je nach ihrem Actienbesitz gelautet, die Bilanzen und Bilanz communiques darnach gefärbt, sie haben günstige und ungünstige Berichte über den Geschäftsgang in die Oeffentlichkeit gelangen lassen, immer nur halbe Wahrheiten verbreitet, einzelne günstige Momente hervorgehoben und die ungünstigen verschwiegen, und umgekehrt, sie haben dafür gesorgt, daß ihre Börsenoperationen öffentlich bekannt oder geheim gehalten werden alles je nachdem es ihnen gerade paßte. Uebrigens handeln nicht nur die österreichischen Eisenindustriellen so. Die Rima-Muranyer Gesellschaft veröffentlicht in einem notorisch schlechteren Jahr eine bessere Bilanz und vertheilt eine höhere Dividende, damit der Wiener Bankverein die zu tiefen Curse — als man noch geheime Reserven anlegte — gekauften Actien wieder anbringen könne.

*

Die Vorgänge auf dem Eisenbahnmarkt datieren weiter zurück, aber sie sind auch noch nicht vergessen. Die Spielwuth in diesen Actien wurde von Thorn v. Taussig und seinen Freunden angefacht, als sie sich erst in den Besitz großer Posten Staatsbahnactien gesetzt hatten, und dann durch den Coupondreist und später durch die Versaatsrichtungscampagne, die Börse und das Publicum in eine phantastische Auffassung von dem Wert der Staatsbahnactien hineinhetzten. 450 oder gar 500 fl. sollte der Wert der Staatsbahnactien im Falle der Einlösung betragen, und als der Plan vereitelt war, dem Staate die Staatsbahn und andere Bahnen zu exorbitanten Preisen anzuhängen, da hieß es erst recht, das sei nur ein Vorheil für die Actionäre. Heute weiß Herr v. Taussig seinen Preisofficiösen nur Ungünstiges über die Staatsbahn zu erzählen und läßt von ihnen verkünden, daß er immer gesagt habe. Wert v. Taussig rechnet entweder mit dem kurzen Gedächtnis der anderen oder hat selbst ein kurzes Gedächtnis. Er hat niemals öffentlich vor der Ueberwertung der Staatsbahnactien gewarnt, weder vor der Verstaatlichungscampagne noch nachher. Im Gegentheil, er hat immer zugelassen, wie seine Freunde und Preßsöldner die Börse erst in die Staatsbahnhausse hineinhetzten und auch später nur Günstiges über die Staatsbahn zu erzählen wußten. Entsprach das nicht seiner Meinung, was als seine Ansicht gesprochen und gedruckt ausgegeben wurde, dann hatte er die Pflicht, seine Intimen zu dementieren. Heute nach dem Curssturz von 130 fl. kommen die Warnungen des Herrn Taussig zu spät. Er kann ebensowenig die Verantwortung für die Bersetze des Capitals in Staatsbahn- und Nordwestbahnactien von sich abwälzen, wie die Herren Wittgenstein, Feilchenfeld, Kestranek und Consorten die Verantwortung für die Verluste des Publicums am Montanmarkte abschälteln können.

*

Heute ist die Wiener Börse eine Spielhölle, welche nebenbei und sehr unvollkommen die Function eines Effectenmarktes erfüllt. Damit sie gleich den Auslandsbörsen ein Effectenmarkt mit nur gelegentlichen Spekulativen Anschreibungen werde, sind zweierlei Reformen nöthig. Die eine gehört in das Actienrecht. Die Veröffentlichung unserer Actiengesellschaften müssen gezwungen werden, periodisch, z. uz. möglichst häufig, wahrheitsgetreu, ausreichend und unzweideutig über die Situation der von ihnen geleiteten Unternehmungen Bericht zu erstatten und gleichgeartete Bilanzen zu verösfentlichen. Die Kenntniß der finanziellen Situation der Actiengesellschaften muß aufhören eine Geheimwissenschaft der Verwaltungen und ihrer Intimen zu sein, sie muß vielmehr jedem Urtheilsfähigen zugänglich sein, damit die Bewerthung der Actien aufhöre ein Phantasiespiel zu sein. Die andere Gruppe von Maßnahmen gehört ins Börsenrecht, theils in ein Börsengesetz, theils in die autonomen Börsenverwaltungsvorschriften. Die Börse muß selbst ihre Polizei bilden. Das Menschenmaterial an der Börse muß verbessert werden, indem man die zum Börsengeschäft Untauglichen entfernt. Die gewohnheitsmäßigen Ausbleiber dürfen nicht ausgeschlossen, sondern müssen von der Börse ausgeschlossen werden. Der Börsenrath und die Organisation der Börse, insbesondere der Coulisse, müssen reformiert werden. Nur in Wien ist es möglich, daß jeder vermögenslose Spekulant kaufende von Actien kaufen und prolongieren kann und, wenn es gut geht, ein reicher Mann wird, wenn es schlecht geht, sich jedoch ausgleicht. Das reclamehafte Anlocken zum Börsenspiel muß verboten werden. Das Verleiten Unerfahrener zum Börsenspiel, die Unrene beim Ausführen der Aufträge und insbesondere bei der Abwicklung, beim „Creuzieren“ muß, wie in Deutschland, unter strenge Strafen gestellt werden. Schwindelhafte Börsenemporien, wie das des Herrn Coupul Thalberg, des Verwandten des „Capitals“, müssen von der Börsenkammer ausgeschlossen und von den Gerichten be straft werden. Es ist auch heute unbegreiflich, daß diese Herren, welche die Spielergrämen aus dem Publicum organisieren, noch immer ihr Unwesen treiben können. Actiengesetz und Börsengesetz! Dann werden die Va banque-Spieler in der Börse und die von Zeitschrift beherrschten Alpinen Capitalisten außerhalb der Börse aufhören, den großen Trabjchern in den Verwaltungen der Actiengesellschaften die Möglichkeit zu geben, auf den Rücken des heitzenden Publicums und zum Schaden der ganzen Volkswirthschaft ihre Millionen im officiösen Börsenspiel zu gewinnen.

*

Kunst und Leben.

Herr Kottenberg (Grantinet a. M.) dirigierte in der Volksoper anbildungsvolle den „Don Juan“. Er brachte für diese Aufgabe große Erfahrung, Sicherheit, Temperament und mehr Tempi mit, die den Sängern vielleicht unbequem waren. Ein definitives Urtheil über den Darstellen, sowie über die gegenwärtig schwebende Kapellmeisterfrage behalten wir uns nach weiteren Leistungen vor.

R. B.

*

„Man spricht von einem „Gebiets von gut und böse“. Ich glaube, es gibt auch ein „Gebiet von verwirrung und dumm“. Das ist namlich das Gebiet des Lustspiels; bei einem Theaterstück, das lustig ist, kragt dann auch das Publicum nicht darnach, wie sein Inhalt sich zur Vernunft verhält, und da das Publicum bei der am 15. October im Deutschen Volkstheater erfolgten Erstaufführung des Schwankes „Alle zu wiederlaw“ von Blumenthal und Kadelburg so viel gelacht und so gar nicht gedacht hat, muß es das neueste Opus seiner bewährten Specialmacher offenbar für sehr lustig erachtet haben. Darüber kann man

Digitized by Google

nun freilich mit niemandem streiten, das ist rein subjectiv, und ich kann nur das bedauernde Geständnis ablegen, dass mir das Stück gar nicht lustig, sondern furchtbar öde und langweilig vorkam. So liegt es denn auch für mich nicht „jenseits von vernünftig und dumm", sondern nur „jenseits von vernünftig". Hiemit will ich mich nicht etwa denen gegenüber, die sich unterhalten haben, als der Geschichtere oder Seriösere auffspielen. Die alten Späße, die an den Aetschtüssen zusammengesperrt sind, kamen mir diesmehr offenbar noch — man verzeihe den kühnen Ausdruck — zu wenig dumm vor, als dass ich über sie hätte lachen können, wo aber die Autoren Geist und Gemüth zu entwickeln sich bemühten, schienen sie mir am unrechten Orte allzureichlichen Ersatz für jenen Mangel zu bieten. Schade um die trefflichen Leistungen der Darsteller!

B.

*

Im Raimund-Theater erzielte „Carrière" von Abel Hermant eine Aufnahme, die man einen geistigen Erfolg nennen könnte. Damit hat die ganze Gattung dieser Pariser Wighlattdichtkunst eine merkwürdige Kraftprobe bestanden. Aus den losen, für den Tag oder bestenfalls für die Woche geschriebenen Capiteln eines Dialogs in der „Vie Parisienne" wurden Acte eines Stückes, und aus den Acten wurde sogar etwas wie eine wirklich zusammenhängende Geschichte für ein wirkliches Theaterpublicum. Freilich hat da auch die gute alte Schablone mitgeholfen: ein herzloser Ehemann muss bekehrt werden, damit die drei Mittelacte voll satirischer Schilderungen einen Rahmen erhalten. Aber mit oder ohne Rahmen, diese Schilderungen haben belustigt und sind im Licht der Bühne nicht so durchsichtig dünn geworden, als man beim Lesen befürchten mag. Hermant ist der tüchtige Feuilletonist: Ereignisse lässt er ohne Richtung sich abspielen und Menschen ohne eigentliche Umrisse sich bewegen. Seine Psychologie, die vor zehn Jahren — „l'amant exalque" — noch von nüchterner, allzu gewissenhafter Redseligkeit war, ist nun völlig die taschenspielerische Psychologie eines Menschen geworden, der amüsieren will. Daher die Gestaltslosigkeit seiner dichterischen Darstellung. Er ist ein Feuilletonist, und da man aus solcher nie wissen kann, in welche Richtung der Wip der nächsten Minute fallen wird, empfiehlt es die einfache Vorsicht, sich nicht allzusehr durch Richtungen und Gestalten zu binden. Der caustische Teufel muss gelegentlich auch etwas Geistreiches sagen dürfen — wenn es dem Verfasser einfällt; und der Uebelsteiger soll sächerlich machen. Sind das Grundsätze für die Bühne? Nein, aber wenn ein Verfasser gleichwohl damit durchdringt, beweist das einen starken Feuilletonismus, der nicht nur verwirrt, sondern auch fesselt. Und so lieft man denn Herrn Hermant in wipig construierten Zügen manchelei verspotten, Altes und Neues: die Alkoholsucht steberischer Diplomaten und Hochtrabern, den legitimen und revublikanischen Adel im allgemeinen, vieles andere noch und — das Ausland! Damit hat er überdies eine zweite und größere Kraftprobe bestanden; das Ausland lachte mit ihm über sich selbst. Was dieser junge Boulevardier, Sohn der Commune, komisch findet an alten Höfen und Herrschergesellschaften, da unten am Bosfan und in seiner Umgebung, darüber hat man auch hier mit strahlender Zustimmung sich amüsiert. Hermant ist ein recht hoffaster Gast in fremden Landen. Er hat das sprechische Talent, alles Nichtpariserische unsagbar komisch zu finden. Erinnert man sich noch seiner Schilderungen Wiens in den „Teansatl'uniques"? Dieser Stadt mit den viel zu schmalen Gassen, zu nen gradeiten ungeschickten Straßen und zu liebenswürdigen Hotelkutschenwachern? Das war aber doch noch harmlos. Jetzt entwirft er den Typus des östlichen Prinzen, der nach Paris geht ich Schuld holen, aber in seiner krankhaften Mischung aus Schwäche und Brutalität Grenzen findet, die er niemals verlassen wird. Mit diesem Herzog Paul (im Buch: archiduc, Erzherzog, ist wirklich annähernd eine Figur gebildet, so wenig das sonst auch die Sache dieser Pfauderer ist, mit einzelnen sogar sehr hübschen Wendungen. Herr Burg spielte sie mit seiner Schärfe jedenfalls sehr interessant, in einer ausgezeichneten Maske, wenn auch nicht mit den im Buch vorgeschriebenen „Fischer- und Fischblasen". Herr Jenssen mit seinem wohlgespart verblüffte denken. Im großen Ganzen hatte Fräulein Petri mit ihrer feinen, stellen, gleichsam aquarellierten Manier

A. W.

*

Im Raimund-Theater: „Komtesse Bollmann", Volksstück von [illegible]. Herr Kampf mit seinem [illegible] muss, sind [illegible] Frau Hohenfels recht gut. Ein Artikel „Antisemitin" im [illegible] Fräulein Petri [illegible] Das [illegible] Kampf in [illegible] Fräulein [illegible] Frau Hohenfels [illegible] Herr [illegible] Kampf [illegible] Herr [illegible] Frau [illegible] Herr [illegible] Frau [illegible] Herr [illegible] Frau

Steiners hochbedeutsames Wort „Die Philosophie der Freiheit" zur Literatur des individualistischen Anarchismus gerechnet werden, insoferne es seinem Wesen nach zu gleichen Resultaten kommt, als die Werke der officiellen Vertreter dieser neuen und vielen so einleuchtenden Weltanschauung.

M. M.

S. A. Wengerow: Grundzüge der Geschichte der russischen Literatur. Berlin, Johannes Räde. 1899.

In der Einleitung zu dieser Broschüre bemerkt der Uebersetzer, Herr Trangott Pech, ganz richtig: „Eine gleichwertige Originalarbeit eines Nichtrussen würde kaum zu beschaffen sein, weil der Verfasser einer solchen nicht nur die russische Literatur, sondern auch das russische Leben ebenso genau kennen müsste, wie ein geborener Russe; denn die Kenntnis beider ist durchaus nothwendig, um z. B. russische Literatur bei ihrer eigenartigen Stellung in der Heimat, wo sie zugleich das hervorragendste Organ des öffentlichen Lebens ist, richtig zu beurtheilen . . ." Ich wüsste zum Beispiel thatsächlich keinen Deutschen, der in so knapper, präciser Art, mit so feinem Verständnis den Verlauf der russischen Literatur deraet formulieren würde, wie der in seiner Heimat hochberühmte Biographh und Literarhistoriker Wengerow in diesem Schriftchen es gethan hat. Er sagt, „dass die russische Literatur sich niemals in die Sphäre der rein künstlerischen Interessen" einschloss, sondern stets eine Verbindung war, von der ein beschränkte Wort ausging. Als grosser Vertreter der russischen Literatur haben sich in der einen oder anderen Form über die Bedürfnisse der Zeit ausgesprochen und waren Künstler und Prediger zugleich. Demzufolge ist die russische Kritik in Russland keine rein ästhetische, man beurtheilt ein Werk nicht allein und auch nicht immer in erster Linie nach seinem literarischen Werte, sondern vorwiegend als einen Factor des Fortschrittes oder des Rückschrittes, und man kann geradezu sagen, dass es eine literarische Kritik in dem Sinne, wie man sie im Westen versteht, das heißt als ein Bemühen, die schöpferischen Eigenschaften des Schriftstellers selbst unmittelbar zu analysieren, in Russland nicht gibt." Jeder Kritiker trachtet zum Ausdruck seines Romans zu kommen, dem Publicum seine Weltanschauung beizubringen, wenn er auch scheinbar über Turgenjew, Ostrowsky oder Gontscharow schreibt. So that es Belinsky, so thun es die Kritiker von heute, so thut es — Wengerow selbst. Der Verfasser ist auch für Nichtkenner des Russischen, welcher der russischen Literatur von der ästhetischen Seite beizukommen versuchen würde, sehr wenig zu thun hätte, „weil die russische Literatur als ästhetische Erscheinung in den letzten fünfzig Jahren durch keine bemerkenswerte Bewegung bezeichnet ist." Im Westen war vor noch kurzer Zeit z. B. die naturgemäße realistische Richtung etwas ungewöhnliches. Nur in Russland ist diese Richtung den Hauptzügen nach seit etwa siebzig Jahren vorherrschend — die Technik und die Tendenz der russischen Literatur in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts ist dieselbe gebliebem . . . Es ist sehr zu wünschen, dass die Broschüre möglichst viel gelesen werde, damit das deutsche Publicum sich von der richtigen Provinz von der Wechselwirkung der Literatur und Cultur in Russland bekommt; nicht genug zu rühmen ist die Objectivität des Autors, welcher ganz genau weiß, dass infolge verschiedener in seiner Heimat herrschender Zustände die Literatur einen wahrhaft phänomenalen Aufschwung genommen hat, während — mit theilweiser Ausnahme der leidenden Kunst — die sonstige russische „Cultur" arg darniederliegt und sich von Brosamen des Westens nährt. Zu bedauern ist nur der wegwerfende Ton, mit dem der Autor die „decadenten" Neigungen der Modernsten abthut, sowie seine Tendenz, die russische Literatur sogar über die unsere erheben zu wollen; ein bereits ruhig denkender Kopf wie Wengerow sollte das lieber unterlassen. Die russische Literatur ist gewaltig; die europäische ist es aber doch wohl auch!

Alexander Brauner.

Otto Erich Hartleben: Ein wahrhaft guter Mensch. Komödie. Berlin. S. Fischer, Verlag.

Der Titel ist nicht ironisch zu nehmen, wie man bei Hartleben zumeist vermuthen sollte. „Mitte ist Macht" lautet das eine Motto, das er dem Buche vorantstellt; zum andern wählte er sein Hafkonnier-Epigramm:

„Thue ist ein stilles Herz — gumuthsig ist der Schwache —
Doch unbarmherzig klug ist ist voller Theroen Zacke."

Ein heiterer, inniger Preisgesang auf die Herzensgüte ist diese Komödie geworden, das Wärmste und Positivste, was unser Ironiker je geschaffen, und sicher die reifste seiner Komödien. Je reifgewerter wir die verschiedenen und literarischen Kundgebungen Hartlebens in den letzten Jahren verfolgt haben, desto mehr erstaunt uns seine Meisterschaft über raschen, desto tiefer ergreifen. Dem „Ehrenwort" und von den Einactern hat es die sichere Technik, die geschlossene Composition. Dichterisch aber steht es weit höher; denn es leiht zurück zu der stutzen Weltanschauung der „Hanna Jagert", mit der es auch die warme Atmosphäre und die jungen Perspectiven gemeinsam hat. Nur einem guten Menschen, der schon zur Schwäche neigt, wird durch die Entäuschung ein wahrhaft gutiger. Diese Wandlung sollte dramatisch dargestellt werden. Ob nun das Motiv, weil inhalt psychologisch, sich für ein Drama zu spröde erwies, oder ob in den kurzen drei Acten unter der ordnenden Fülle komischer Situationen die Handlung zu kurz kam — hier bleiben, denn Klein wenigstens, nicht die Wandlung, sondern nur deren Resultat. Das mag als ein scheinlicher Fehler des Stückes gelten; man vergisst ihn aber gern, geblendet von Witz und Verve des Dialoges, fortgerissen von dem schon wieder lebenden Hartleben, der sich nicht hinter poetischer Ferne, nur zum Beispiel die Schwerverliebtheit der Schwiegermutter. Auch deren Gatte, ein verbummelter Artist, ist eine ziemlich abgelagerte Bühnenfigur. Von wundervollem, herz und zwerchfellerschütterndem Humor sind dagegen die Auftritte, wo die naive Gäste des Helden mit dem Anstand und der Ver-kommenheit begegnen. Die ihn umschließen, zusammenprallen, vor allem die Scenen des zweiten Actes, die den wahrhaft guten Menschen zur Explosion bringen. Strotzende Derbheit malten sich an seinem Familienstolze, nehmen sein Gesicht, zwingen ihn zu Tanzbewegungen und einmörgen ihn schließlich noch zum Balzgang einer bornirten Sperlin. Hier spürten wir deutlich den verhaltenen Grimm des Dichters, der, ein „stolzer Herr", von jeher als unversöhnlicher Feind des Pöbels sich erwies.

K. M—ns.

Revue der Revuen.

In der „Neuen Deutschen Rundschau" für October schreibt Elisabeth Förster-Nietzsche, die Schwester des Philosophen, über dessen Verhältnis zu Weib, Liebe und Ehe. Durch Missverständnisse und Verkennungen sei Nietzsche zu dem Ruf eines Frauenverächters gelangt; nichts könnte falscher sein. Er war von erlesener Rücksicht gegen das weibliche Geschlecht im persönlichen Verkehr und mit vielen hervorragenden Frauen in Freundschaft verbunden. Auch im allgemeinen hatte er eine sehr hohe Schätzung für ihre Eigenschaften und speciell für ihren Intellect; er hielt die Frauen sogar für verständiger und jedenfalls für klüger als die Männer. Er war nur ein principieller Gegner der Emancipation und hielt die Frauen eine höhere Cultur mit den Frauen, wie zwar aus einem sehr tiefen Grunde: Cultur schwächt und zersplittert, er aber wollte die Frauen möglichst harmonisch und ungetrübt, mit starken, unverkümmerten Instincten, denn ihm, dem Philosophen, der die Höherzüchtung, die Züchtung des Uebermenschen im Allgemeinen wie im Einzelnen als das höchste Ziel anlah, war es natürlich vor allem um die Gewinnung wolkräftiger Mütter für das Menschengeschlecht zu thun, und die Frau war für ihn vorwiegend das Geschlechtswesen. Aber auch persönlich schätzte er an Leib und Seele gesunde, heitere, häuslliche, schlichte Frauen am höchsten und meine er an eine Ehe dachte — und die Ehe galt ihm als eine ungemein heilige und verantwortungsvolle Institution — so war es stets mit einem Wesen dieser Art. Er sehnte sich öfters darnach, verzichtete schließlich aber doch aus Rücksicht auf seine hohe Lebensaufgabe, und weil er sich vor dem „Verunterkommen" durch eine Heirat fürchtete, welches er an manchen beobachtet hatte. Außerdem glaubte er nicht auf Liebe rechnen zu können, denn, so schrieb er an seine Schwester: „Dazu müsste ein solches Wesen doch eine Ahnung haben, wer ich bin. Für Menschen, wie ich bin, gibt es keine Ehe, es sei denn im Stil unseres Goethe."

„L'Effort" (October). Urbain Gohier beschäftigt einen längeren Artikel „Féodalité Financière": Die öffentlichen Aemter und namentlich die Gesetzgebung dürfen nicht in den Händen der Reichen liegen, denn sie verletzen das öffentliche Interesse bei so sehr innigem Gegensatz zum allgemeinen Besten, und sie sind zu sehr von der Sorge um die Erhaltung und Vermehrung ihres Vermögens erfüllt, um sur um das öffentliche Wohl einzusehen. Darum müssen die Vermögenslosen sich wehren gegen die Festigung der einflusreichen Stellungen mit ansehen, wie vor hundert Jahren gegen die des Adels. Man bedenke, dass ebenso wie Ruhmestitel auch Schande und Ehrlosigkeit sich vererben, und dass der Erbe unredlich erworbenen Reichthums zum Mitschuldigen wird. Aber auch durch ein negatives Mittel kann die Macht des Geldes gebrochen werden: indem die Unbegüterten ihre servile Bewunderung für das, was man sich um Geld erkauft, aufgeben und sich ihrer eigenen Würde bewusst werden.

Im „Nineteenth Century" für October schildert Miss C. O'Connor-Eccles den Stand der Wiener Krankenpflege, den sie nach zahlreichen eingehenden Besichtigungen öffentlicher und privater Krankenhäuser beurtheilen kann. Mit unverhohlener Bewunderung nennt sie ihren Aufsatz „Das Spital, in dem die Pest ausbrach". Sie bezeichnet die Wiener Verhältnisse als himmelschreiend und um fünfzig Jahre im Rückstand gegen die englischen, was uns so auffallender wirkt, als die Wiener medicinische Facultät in mustergiltigster Verfassung sei, ihre englischen fast um ebensoviel überlegen ist. Die Grundursache dieses Zustandes scheint der Verschärfen in der principiellen Auffassung zu liegen, dass ein Spital in erster Linie eine Unterrichtsanstalt und erst in zweiter zum Besten der Patienten da sei. Demgemäß werden auch die Kranken vor allem als Studienobjecte angesehen, und wenn auch von der Quantität der Stoff, den sie zu bieten hat, dass sie sie nicht geradezu als Verschwendung benützen, so gibt doch ein Pausch der Handordnung, wonach die Patienten sich jeder für nothwendig erachteten Operation ohne Widerspruch unterziehen müssen, dieselben auf Wunde und Tragode in die Hände der behandelnden Doctoren. Ebenso Behandlung der Verletzungen, wo jede Rücksicht auf die Schamhaftigkeit oder Empfindlichkeit der Kranken vorgegangen, und selbst Sterbende, denen die ärztliche Behandlung keinesweges mehr nützen kann, werden durch langwierige und wiederholte Untersuchungen gequält. Während in einer Anzahl zu musterhaftlichen Anstalten Aufseher und Aufseherinnen das Bebagen der Patienten gar nicht in Betracht zu kommen, und die hygienischen Einrichtungen im Allgemeinen Krankenhaus lassen sehr viel zu wünschen übrig. Noch schlechter aber ist es mit dem Wartepersonal bestellt. Die Zahl der Wärterinnen ist eine viel zu geringe, so dass selbst die Obenwärterinnen unter ihnen nicht imstande sind, den Kranken gerecht zu werden. Ueberdies ist die Bezahlung — 12 bis 15 fl. im Monat — so unzulänglich, dass sie Frauen aus besseren Ständen abhalt, sich diesem Beruf zuzuwenden, und die Wärterinnen zwingt, nach Nebenverdienern zu trachten. Dies macht sie auch zu Trunkgeber doppelt empfänglich, aber auch professionsmäßiger wird der unglückliche Patient verschlimmert, der sich ihre Dienste nicht durch Extragratificationen erkaufen kann. Miss O'Connor erzählt Beispiele davon und meint, auch der Umstand, dass das Abgewaschene Krankenbuch ein staatliches Zustimt, und so der Controle des Publicums entzogen sei, trage viel zu diesen Uebelständen bei. Aehnliche Uebel es in Wien nicht nur an geschulten Wärterinnen — was sich zu auch bei der Privatpflege und in den sehr sorgfältigen Sanatorien fühlbar macht — sondern viele ärztliche Aemter widersprechen direct der Herausbildung eines höheren Wartepersonals, da sie davon eine unangenehme Controle und unbequeme Erschwerung ihrer eigenen Privatthätigkeit befürchten. Jedenfalls sind die Wiener Kranken sehr schlecht aufgehoben, und die Spitäler für das Volk nur Recht ein Ort des Schreckens, den es, nur von der äußersten Noth getrieben und aus Schlimmste gefasst, aufsucht.

Digitized by Google

Vom Balkon.

Novelle von Georg Hirschfeld.

IX.

In Hundefelde am 5e wurde Kaffee getrunken. Frau Schenemann war unermüdlich im Anbieten, Anna und Grete, die jüngeren Töchter, sowie Auguſt, der heute blaue Sammethöschen trug, im Eſſen des mitgebrachten Kuchens. Elvira ſchenkte Kaffee ein, da Lewinoff, der es übernehmen wollte, immer vorbeigoß. Ringsherum waren alle Tiſche dicht beſetzt, der ſchöne Juliſonntag hatte die Berliner zu Tauſenden in den Grunewald gelockt. Das Abendbrot, das Frau Schenemann in einem großen „Freiskober“ bei ſich führte, ſollte im Walde verzehrt und ein ſchöner Lagerſtag dazu ausfindig gemacht werden. Anna und Grete aber waren unternehmungsluſtiger, ebenſo Auguſt, der ſeine ſtrammen Jungensbeine mehr beſtätigen wollte, und ſo zogen ſie, ohne ſich von den finſteren Blicken der Mutter, hinter denen ſich zukünftige Keile verbargen, beirren zu laſſen, los, wollten nach Schildhorn hin und zurück laufen und um ſieben Uhr am Bahnhof Grunewald mit den anderen wieder zuſammentreffen.

„Laß ſie man, Mama,“ beſchwichtigte Elvira ihre hinterherſchimpfende Mutter, „ich kann ja doch nich laufen, was ſollen denn die Kinder darum kein Vertrauen haben? Herr Doctor, hab' ich nich Recht?“

„Gewiß, was ſchadet es?“ ſagte Lewinoff eifrig — „wenn wir ſie nur pünktlich in Schildhorn treffen.“

„Na ne, in Irmenwald, Herr Doctor — aber es paßt ſich nicht. Die Kinder haben keene Manieren, das is das Schrecklichſte, ihr Vater, Gott hab'n ſelig, hatte ſe auch nich.“

Frau Schenemann krank ihren Kaffee aus, erhob ſich und gab damit das Zeichen zum Aufbruch. Elvira nahm ihren Arm. Den Kaffee hatte der Doctor bezahlt.

Sie giengen ſchweigend um den See herum. Er lag in vollem Sonnenlicht, und hinten kränzte ſchwarzer Wald die ſchimmernde Fläche. Da es noch immer ſehr heiß war, beeilten ſie ſich, durch die Bahnüberführung und das Gatter in den Wald zu kommen — möglichſt abſeits von den groſſen Verkehrswegen nach Schildhorn, Saubucht und Pichelswerder ſtrebten ſie zwiſchen den ſchlanken, immer gleichen Kiefern vorwärts und ſuchten ſich einen Lagerplatz. Endlich unter einem beſonders hohen Baum, der auf einer kleinen, mit rothen Pechnelken bewachſenen Raſenhöhe ſtand, glaubten ſie ihn gefunden zu haben, und ließen ſich auf der mitgebrachten Decke, die Lewinoff ausbreitete, nieder. Elvira, die ihrer Gebrechlichkeit zuviel zugemuthet hatte, lag ganz erſchöpft und doch glücklich dahinter da und ſtarrte in die Himmelslücke zwiſchen den Aſtecronen, deren zitterndes Licht ſich mit den feinen, ſchwarzen Nadelbüſchen wie japaniſche Stickerei auf Silbergrund ausnahm. Lewinoff lag etwas abſeits und ohne Unterlage auf dem Bauch im Graſe und roch an den Pechnelken, von denen ein ganzes Beet zwiſchen den Bäumen blieb. Nach einer langen, ſummen Pauſe ſuchte ſich Frau Schenemann, die lang ausgeſtreckt dalag, etwas zu erheben und über die Höhe ihres Leibes hinwegzuſehen, um den Doctor zu erſpähen.

„Herr Doctor, Sie ſind ja ſo ſtille geworden — ſchlafen Sie ſchon?“

„Nein. Ich werde doch jetzt nicht ſchlafen.“

„Is es mich wunderſchoen im Irunewald? Ich weeß nich — für mich da iſt's nichts Schoeneres als'n Irunewald.“

„Ja ja, Mama,“ ſagte Elvira, ohne ſich zu rühren. „Aber mich ſo viel reden, dörft du'n“

„Ach ſo, du ſangſt wohl noch ſchon an zu dichten — hähähä — na denn laſſ dir man noch ſieben — jute Nacht, Elvirachen ich mach'n kleenen Nicker — i die verkürzte Spinne — — na jute Nachi.“

Sie ſchlief bald ein. Der Wind zog leiſe durch die Kiefernkronen und ſandte den ganzen Duft des Waldes zu Lewinoff und Elvira herab.

„Herr Doctor, entſchuldigen Sie man, Mama iſt immer ſo kummlich“

„O bitte — alte Leute“

„Herr Doctor —“

„Ja, was denn?“

„Sie ſind doch wirklich ſo ſtille geworden — an was denken Sie denn? An Ihre Heimat?“

„Nein — wie kommen Sie darauf?“

„Ich denke mich auch, das Sie auch an Ihre Heimat denken. Es muß doch ſchrecklich ſein, wenn man immer ſo weites ſein muß, als wie man iſt.“

„Wie ſein Sie das empfinden haben. Ja es iſt wirklich ſo ich weiß auch heute noch entſetzlich verlaſſen und überwältigt, wenn ich an Schnee denke, welche Heimat es bedeutet, welche ich in Ruß nur immer verloren habe. Sehen Sie, wie ich in der Ferne ſehe, diese glänzende Schneekrone, welche die ganze Heimat verbirgt, ſo ſehe ich, in meiner ſeelischen Welt, wie die Tanne und die Bäume und die Käfer und die Blumen ihre abſolute Wirkung haben, wo die Natur in ihrer keuſchen Armut iſt, warum ſoll ich hier nicht meine Heimat finden? Aber wie immer halt die Abſtraction, ich meine das begrifflichſte Leben, meine Seele vom natürlichen Leben fern. Ich wohne bei Ihnen in einer engen Straße, gehe auch ſpazieren nur in engen Straßen, und Sie ermahnen mich erſt hinauszukommen, mich zu erinnern, daß es auch Bäume und Vögel gibt.“

„Jott machen Se ſich doch nich immer alles zum Vorwurf, Herr Doctor. Ich bin ja froh, daß ich Ihnen zugeredet habe. Ach und nu machen wir das öfters, nich wahr? Was ich davon habe — ſeh'n Sie, Sie ſind 'n jelehrter Mann, Sie können ſowas ſagen, aber ich — — ich kann bloß danken, daß ich da bin.“

„Liebes Fräulein...“

„Ach ich möchte bloß wiſſen, ob es Ihnen jetzt beſſer jeht, Herr Doctor — ob es Ihnen bei uns jefällt — ich meine, ob Sie jetzt mehr Ihre Ordnung haben —?“

„Ich bin Ihnen ſo dankbar — ich kann es Ihnen nicht ſagen.“

Nun ſchwiegen beide, denn ſie fürchteten ihre Erregung. So vergieng eine volle Stunde ohne ein Wort. Dennoch blieben ihre Sinne in Thätigkeit, denn die Vögel hörten nicht auf zu ſingen, die Lichtflecken am Boden nicht zu tanzen und die kleinen Thiere nicht zu laufen oder zu ſummen. Endlich erhob ſich Lewinoff, näherte ſich dem Mädchen und ſagte: „Ihre Mutter ſchläft ſo feſt — wollen wir nicht ein bißchen tiefer in den Wald geh'n? Es iſt kühler geworden, wir werden auch die Sonne beſſer betrachten.“

Er half ihr auf und gab ihr ſeinen Stock zur Stütze. Sie giengen, von dem Schnarchen der Mutter verfolgt. Dann verloren ſich auch dieſe Töne, und es war ganz ſtill im Wald. Nur ein Kuckuck rief aus weiter Ferne.

„Dort drüben iſt eine Lichtung,“ ſagte der Doctor.

Sie giengen ſinnunter und ſtunden vor einer Schonung aus hellgrünen Tannenbäumchen, die hinten wieder vom dunklen Kiefernwald umgeben war.

„Herr Doctor, ſeh'n Sie bloß,“ flüſterte Elvira plötzlich mit kindlicher Haſt — „da drüben ſind Rehe!“

Wirklich ſtanden drei Rehe in der Schonung und ſahen regungslos mit großen Augen die Menſchen an. Doch kaum hatte Elvira zu Ende geſprochen, als ſie ſchon auf- und davongalopierten.

„Herr Doctor!“ rief Elvira. „Wie wunderſchön! Wie ſie ſpringen! Man ſieht den Boden nich! Ach ſein, fein! Nu kommt die Hecke — hopp, das erſte rüber — hopp, das zweite — und an das Kleinſte — hopp, mit alle vier Beine! Ach wunderſchön!“

Lewinoff ſtand neben ihr — ſie hielt in der Aufregung ſeine Hand feſt.

„Das hab' ich noch nie geſeh'n! O Gott, die haben's gut . . . Ach ich bin wohl furchtbar dumm und albern.“ Sie brach in Thränen aus.

„Nein, faſſ Dich du.“ Er zog ihren Kopf an ſeine Bruſt.

Zuckend, wie verwundet lag ſie an ſeinem Herzen. Er ſtand faſt ebenſo hilflos wie ſie und ſah auf ſie herab und ſtreichelte ſie.

„Schick' mich — ſchick' mich bloß nicht weg!“ Das waren ihre erſten Worte.

„Und du mich“, flüſterte er.

„Ach Jott, was bin ich denn — — ich möchte bloß ſein — wo du biſt.“

So ſtunden ſie faſt eine Stunde und wiederholten von Zeit zu Zeit dieſe wenigen Worte. Die Sonne, die langſam über dem ſchwarzen Walde in ein goldenes Feuermeer zu ſinken ſchien, war neben ihrem Glück. Endlich fuhr das Mädchen auf und ſagte ganz emſig: „Herrjott, wir haben ja Mutter ſchlafen laſſen!“

Sie giengen ſchweigend, raſtlos ausſchreitend zurück. Es war, als ſtrichen nun fahle Abendwinde über ihre heiße Erregung hin, und leiſes Schaudern erfüllte beide. Sie wagten ſich kaum anzuſehen, und die große wunderbare Nähe, die ſie eben noch empfunden hatte jetzt wie eine große Ferne zwiſchen ihnen. Frau Schenemann war ſchon erwacht und kam ihnen ganz verſtändlich entgegen.

„Aber Elvirachen, wie kannſte mir denn ſo einſach liegen und ſchlafen laſſen? Ich hab' ja drei Stunden jeſeſſen wie dot!“

„Wie konnten mich ja lange liegen, Mama, da ſind wir 'n bischen ſpazieren jejangen.“

„Ach ſo. Na ich habe hier jeſeſſen wie dot. Na war's denn ſchoen, wenn Doctor's Zeit, wie ſehen Sie denn aus?“

„Ich brauche nichts, denn nichts — ich glaube aber, wir müſſen nun den Heimweg ſehen.“

„Wie denn ſchon Zeichen? Bald dreiviertel 2! Jott denn kommt man Kinder, ſchnell!“

Den Weg zum Bahnhof machten ſie ſchweigend. Elvira gieng am Arm ihrer Mutter und ſah nur von Zeit zu Zeit verſtohlen zu ihrem Manne. Er ſtrafte ſie auch dafür und war ſehr bleich. Er konnte ja kaum anders handeln und ließ ſich von der Mutter herzlich grüßen

Auf dem Bahnhof war ein fürchterliches Gedränge. Anna, Grete und August warteten schon, und der Sturm auf den Zug, der eben einfuhr, begann. Frau Scheunemann konnte dank ihrer wuchtigen Corpulenz sich durchdrängen und eine Coupéthür aufreißen, sie stieg mit den drei jüngsten Kindern ein und rief nun ängstlich nach Elvira. Der Name erregte trotz der allgemeinen Aufregung die Heiterkeit des Publicums. Lewinoff nahm Clviras Arm und hob sie schließlich, da sie ganz willenlos war, in das Coupé hinauf.

„Bravo, Herr Doctor!“, rief Frau Scheunemann, „ich wusste ja garnicht, daß Sie so'ne Kräfte haben!“

Elvira aber saß ihm gegenüber und sah ihn während der ganzen Fahrt bis zum Schlesischen Bahnhof bleich und glücklich lächelnd an. Denn er hatte sie beim Führen und Heben so zärtlich gedrückt und „mein Kind“ gesagt und erwiderte jetzt mit sinnendem Ausdruck ihren Blick.

X.

Lewinoff konnte bis zum Morgen keinen Schlaf finden. Der Zwiespalt zwischen der dumpfen Ruhe seines früheren Lebens und dem fremden, stürmischen Angriff neuer Hoffnungen begann so laut in ihm zu kämpfen, daß er sich fürchtete wie vor einer großen Gefahr. Er wusste jetzt selbst nicht mehr, was er gestern gethan hatte. Was ihm am Abend noch, da er ihr im Eisenbahnwagen gegenüber gesessen, als reine Neigung erschienen war, wie Christus eine Kranke heilt mit der Macht seiner Liebe, ohne ihr als Mann doch nahe zu kommen, das hielt jetzt nicht mehr Stand, und er musste sich, als Nacht und dumpfe Stubenluft ihn umgab, gestehen, daß er zum erstenmal ein reines junges Weib in den Armen gehabt, das ihn liebte und ihr Leben von ihm abhängig machte. Das letztere bedrängte ihn am meisten. Ein Mensch, der seine ganze Lebensbehauptung nur durch Resignation und nie durch Hoffnung gewonnen, der in der Ruhelosigkeit die Ruhe fand, der hatte kaum für sich, geschweige denn für eine zweite Seele Raum zum Existieren. Giengen die Dinge jetzt ihren Lauf, dann würde sich ihm, so überlegte er, statt zu hoffen, die ganze Schönheit einer Seele offenbaren. Einblicke in einen kindlich reinen Glauben, in endlose Hingabe würde er haben — Einblicke! Aber er fürchtete sich davor, denn die Liebe, die er im Herzen für alles Seltene und Zarte trug, verblaste, wenn er sie anders behältigen sollte, als im Schildern und fernen Schauen. Nie hatte es eine Aufspracke, eine Erklärung für ihn gegeben, er war nie angeschüttert, er konnte nicht mehr heraus, und er wollte auch nicht mehr heraus, denn alles, was für andere Menschen die gesunde Wahrheit des Lebens war, das musste bei ihm zur blassen Lüge werden.

Er sprang aus dem Bett und sah nach der Uhr. Es war erst Sechs vorüber. Er schob die Fenstervorhänge zurück und sah auf die morgenleere Straße hinunter. Es war ein klarer, schöner Tag wie gestern. In plötzlichem Entschluss griff er nach seinen Sachen, zog sich an und wusch sich, und nach zehn Minuten stand er schon unten auf der Straße und schritt dann eilig dem Schlesischen Bahnhof zu. Ein dunkler Trieb zog ihn nach Friedrichshagen, wo er schon früher einmal gewesen war. Er fuhr, kam an, lief die Friedrichstraße bis zur Brauerei hinunter, ließ sich dann zum Seechlösschen übersetzen, ohne dass er irgendwie bestimmte Eindrücke davon gehabt hätte. Im Garten des Seechlösschens sah er dann bei einem Glase Bier und suchte Entschlüsse zu fassen. Er kam aber nur so weit, daß er sich Schreibzeug und Briefpapier geben ließ und hastig einen Brief an Elvira aufsetzte. Als er fertig war, fiel ihm ein, daß der Brief wohl erst am nächsten Morgen ankommen würde, und wäre es nach ihm gegangen, so hätte ihn Elvira schon in fünf Minuten lesen müssen. Er wusste also nach Berlin zurück. Er zahlte, ließ sich wieder übersetzen, lief wieder die Friedrichstraße hinunter bis zum Bahnhof, fuhr in der Eisenbahn, stieg aus und suchte in Berlin nach dem nächsten Rohrpostamt. Als der Brief dann endlich expediert war, setzte er sich wieder in die Stadtbahn, fuhr bis Bellevue und verlor sich von dort in den Thiergarten.

Sein Brief an Elvira lautete:

„Hochverehrtes Fräulein!

Sie wundern sich, daß ich nicht da bin, wenn Sie mir das Frühstück bringen. Ich kann nicht da sein, wo Sie sind, ich bitte um Verzeihung, ich kann nicht. Gestern war ein großes Glück in mich gekommen, so groß, wie ich es nie gehabt habe. Ich war ein König und hatte das Leben. Das heißt nicht, vom Bettler zum König werden. Aber der Bettler tanzt zum König schlecht. Ich komme leider zu spät. Ich wusste nicht, wo ich gewesen bin, oder der Untergang ist mir sicher, die finchtbaren Jahre meiner Jugend, des Irrens in der Fremde, die innere Verlassung und Heimatlosigkeit, das alles hat verschüttet, wo bei anderen Menschen die Zauberstunde des Lebens die Quellen öffnet. Dass ich mich gestern so gezeigt habe, daß ich Ihnen meine Liebe offenbart habe, bei Gott, ich wollte es nicht, aber Sie waren so rührend, so schön. Das klingt, als wenn ein Kind es sagt. Ich möchte nicht diesen Eindruck machen, ich, der so viel gelitten habe und so hart geworden bin, und doch, ich bete darum, daß Ihnen alles kindlich und rein erscheint, was ich Ihnen zu sagen habe. Vergessen Sie mich, meine Gefühle sind nicht mehr wert als vergessen zu werden, denn sie sind nur im Entstehen ehrlich. Jetzt, wo wie immer bei mir die fürchterliche Reaction in meiner Seele kommt, jetzt ist es meine Pflicht, Sie zu warnen. Binden Sie sich nicht an einen sterbenden Menschen, Sie haben noch die ganze blühende Macht der Jugend, der Reinheit, der Gotteskindlichkeit. Ich bin ein Lügner vor Ihnen, ja selbst die erste reine Wallung von gestern erscheint mir jetzt unrein und verwerflich, ich zeigte Ihnen Schätze, die schon längst von schmutzigen Räuberhänden gestohlen sind. Vergessen Sie mich, ich werde Sie nie vergessen, denn es ist ein Segen für mich, ein reines Weib, einen Engel, der die Leiden der Erde an sich erfahren hat und mit silbernen Flügeln in den Himmel schwebt, in meinem Leben gefunden zu haben.

Ich schicke Ihnen alle meine Schulden und bitte Sie dann meine Sachen zu schicken. Grüßen Sie Ihre Mutter und danken Sie ihr. Meine Adresse muss ich noch schreiben. Wo soll ich hin?

Ihr

Dr. Michael Lewinoff.

Friedrichshagen, Montag im Juli 1898.“

Außen auf dem Couvert stand noch mit Bleistift geschrieben: „Ich muss ja Ihre Antwort haben, bitte nach Postamt Schlesischer Bahnhof postlagernd. Tausend Grüße.“

Lewinoff konnte es auch im Thiergarten nicht lange aushalten. Er fuhr nach dem Schlesischen Bahnhof zurück und fragte dort jede halbe Stunde den ungeduldigen Beamten, ob noch kein Brief für ihn gekommen sei. Er lief in den Straßen umher, es war schon Zwölf und er hatte seit gestern Abends nichts genossen — aber seine Kehle war wie zugeschnürt, er trachtete nur darnach, zum Postamt zurückzukehren, fürchtete sich aber vor dem Beamten. Endlich wagte er sich wieder hin, und siehe, ein Rohrpostbrief war gekommen. Er riss ihn an sich, lief hinaus und las ihn rasch in einer Straßenecke.

„Geliebter Herr Doctor!

Ihr Brief ist eben gekommen. Ich habe mich garnicht gewundert, dass Sie nicht da sind und dass Ihre Stiefel heut' Morgens nicht vor der Thür standen. Denn ich habe gehört, wie Sie weggegangen sind. Ich habe die Nacht nicht schlafen können, aber das ist ja meistens so, viel schlimmer war, daß ich gehört habe, wie Sie sich immer gewälzt haben und geseufzt, und ich dachte doch, nun hat er ein bischen Glück. Und wie ich erst Ihre Worte las, ich kann nicht da sein, wo Sie sind, da bin ich fast umgefallen, und Mutter kam gelaufen und fragte was ist und wollte August zum Doctor schicken. Aber ich kann ja einen Stoß vertragen und ich bin auch nicht so dumm und eingebildet, daß ich wirklich das ganze Glück gleich geglaubt habe. Nein, Herr Doctor, das habe ich Ihnen gestern schon angesehen. Solch ein armes Huhn wie ich, die hat es nicht so leicht. Aber wie ich Ihren Brief genau gelesen habe, da bin ich ans der Verzweiflung doch wieder rausgekommen. Seh'n Sie, geliebter Herr Doctor, ich dachte immer, ich bin so gar nichts für Ihnen, ich meine auch solch Bettler, wie Sie sagen, dem man einen Groschen schenkt, aber den man nicht lieb hat. Aber so ist es nun gar nicht; ich glaube auch Ihren Brief, daß ich doch was für Ihnen sein kann. O Gott, das möchte ich so gern, glauben Sie?? Ich bin ja so ungebildet. Gott, Sie werden schon aber diesen Brief zu lachen haben, aber das ich alles, alles geben will, das glauben Sie doch. Sie sollen Ruhe und Heimat und Familie finden. Wer hat denn die Quellen zugeschüttet? Das wissen Sie ja gar nicht, es muss bloß einer kommen, der das Aufmachen versteht. Und ich glaube, so ganz mit dann eine feine und gebildete Frau auch nicht mit solchen Mann, aber Liebe und Treue, die brauchen keine Bildung. Sie lieben mich doch, das weiß ich ja, das weiß ich, und ich liebe Sie auch. Ich werde nur so stolz sein, ich werde mich immer freuen, ich will bloß da sein, wo Sie sind. Ein treuer Hund ist auch nicht zu verachten. Ich wusste Angst vor meiner Krankheit haben — aber Sie sind ja der Engel, der in dem Himmel schwebt, nicht ich. Denn Sie haben das ganze Erbarmen, Sie sind wie Jesus. Sie werden auch nie die Seele verstoßen, wenn Ihnen der Körper nicht gefällt. Kommen Sie zurück, sonst muss ich sterben. Und ich wasche Sie dann, allein bleiben ist schlimmer als alles. Sie dürfen mich allein bleiben. Ich verlange nichts, als das Sie bei mir sind und ich gebe Ihnen alles — denn nur mich da gibt es nur ein Glück, und ist das so, dann lebt auch der Engel nicht mehr, von dem Sie schreiben.

Ihre Auguste Scheunemann.

Ich heiße nämlich gar nicht Elvira, nur beim Eirens hieß ich so. Und Mama nennt mich immer noch Elvira, weil sie es schöner findet. Ich muß. Ach, überhaupt der Eirens. Das tiert Sie also wirklich nicht, daß ich da 'mal gewesen bin?“

Digitized by Google

Lewinoff stand lange regungslos, den Brief an den Lippen und Thränen in den Augen, die unsonst Erlösung suchten, bis er endlich merkte, daß die vorübergehenden Leute stehen blieben und ihn neugierig betrachteten. Da rannte er weg und nach der Breslauerstraße.

XI.

Frau Scheunemann hatte inzwischen durch Elvira den Zusammenhang all der außergewöhnlichen Erregungen erfahren und allmählich begriffen. Sie empfieng den Doctor, als er zum Mittagessen heimkehrte, sehr gedrückt und einsilbig und sah ihn nur mit Seitenblicken an, was Lewinoff indessen kaum bemerkte, da ihm zunächst nur an dem Mädchen gelegen war und nicht an der Mutter.

Es kam ein traumhaft schöner Nachmittag für beide. Sie waren ganz allein, Frau Scheunemann war irgendwohin zum Nähen bestellt und hatte sich entfernt, ohne ihnen Adieu zu sagen. Sie saßen zum Arm in Arm in Lewinoffs Zimmer auf dem alten, schwarzen Ledersopha und träumten vor sich hin.

„Deine Mutter ist böse auf mich," sagte Lewinoff nach einer Pause.

„I Gott bewahre — Mama is immer so komisch."

„Sie ist eifersüchtig — was meinst du?" Sie sah ihn an, dann legte sie den Kopf in seine Hände — er sah auf sie hinab.

„Wir dürfen uns darüber nicht wundern," sagte er dann, „du warst der größte Theil von ihrem Leben — nun wirst du der größte Theil von meinem Leben sein — was bleibt da übrig für die arme Frau?"

„Du mußt dich gar nich d'rum kümmern — ich kümm're mich auch nich d'rum, wenn sie mal brummt. Aber ob ich das wirklich alles so fein kann, was du sagst — der größte Theil von deinem Leben — der größte Theil — o Jesus. Ich bin man so 'ne kleene Maus." Sie zeigte es mit den Fingern.

„Warum?"

„Na, wenn ich mir mal überleje, was du bist, und was ich bin — und was du jelernt hast und was ich — — ja daran darf ich gar nich denken, denn wird mir anders."

„Du sollst auch gar nicht daran denken, kleine, dumme! Das Lernen ist nichts, wenn man nicht weiß! Und wissen wirst du mehr als ich, o tausendmal mehr. Was in mir stirbt, das lebt in dir und hat die ganze, wundervolle Kraft."

„Ja, was denn? Was denn?"

„Ach frage mich nicht darnach, es ist zu schön, wenn du fragst. Dann möchte ich weit weg von dir und möchte mich verkriechen vor Kleinheit und Niedrigkeit."

„Aber liebes Kind — lieber Herr Doctor —"

„Du — du!"

„Nein, nein, das solltest du nich — immer so was sagen. Das hast du schon bei deinem Brief jethan. Aber jetzt, da mußt du doch endlich mal einsehen, was du bist und was ich bin — sieh mal, ich mechte ja weiter nichts vom Leben, als daß ich 'ne Seele bin, die du brauchen kannst, die immer bei dir ist und für dich lebt und stirbt und alles thut, was du jern hast. Aber was du für mich bist — na stell' doch mal bloß zusammen: 'n studierter Mann, der durch die halbe Welt jekommen is, und 'n armes, dummes Mädel, die beim Circus kaputt jejangen is — na stell doch mal bloß zusammen."

„Ich begreife das nicht."

„Ach Fülle — ich weiß schon — wie lange wird's auch dauern!"

„Was denn — was sagst du — immer wird es dauern! Immer! Warum weinst du so bitas?"

„Wie 'n Handtuch, was? Und faß mal meine Hand — wie Eis — Ja, mir is 'n einziges Wort, da kannste mich umbringen. Nee, ne, ich weiß schon. Aber hätte mich denn wirklich 'n bischen lieb — du kleener, schwarzer Peter — hätte mich denn wirklich 'n bischen lieb?"

„Ich kann mich nichts so sagen. Ich bin so froh, wenn ich es fühlen kann."

„Und was hast du denn an mir lieb? Ach sag doch —"

„Ach bitte! Was denn! Sag' doch! Ich sag' dir denn auch, was ich an dir lieb habe."

„Ich kann nicht — liebes Kind."

„Soll ich raten? Unjefähr? Also erstens, daß ich beim Circus jewelen bin, bloß weil ich das Turnen so lieb hatte — und daß ich nicht schlecht dabei jeworden bin. Und zweitens, daß ich erst Vierundzwanzig bin und kaum mehr laufen kann und daß ich jefallen bin, bloß weil ich mehr existiert habe wie die andern."

„Und warum meinst du — daß . . ."

„Na, das sag' ich dir nich — das wirst du ja besser wissen — du hast doch so 'ne Vorliebe für's Vergleichen — du hast mal jesagt, daß ich dich mit meinem Leben an dein's erinnere — o ich weiß noch jedes Wort, was du zu mir jesagt hast."

„Und was hast du denn lieb — an mir?"

„Na, denk' mal — daß du 'n Jude bist."

„Ein Jude?"

„Na, aber du mußt mich recht versteh'n. Mein Vater hat die Juden nicht leiden können, und ich, ich fand sie auch immer so häßlich als Kind. Aber alle Liebe, alles Mitleid habe ich jetzt bei dir jefunden. Die Christen, die sollen mehr so sein, aber du, du bist so, Jesus war doch auch 'n Jude, nich wahr?"

„Ja freilich."

„Du wunderst dich wohl d'rüber, daß ich das sage? Bist du böse?"

„Böse? Nein . . . Aber du zeigst mir Eigenschaften, die ich nie an mir gekannt habe. Du stellst mich höher, tausendmal höher als ich bin."

„Merkwürdig und jrade so — jetzt es dir — mit mir."

„Wie erklärst du das?"

„Es sind wohl die vielen Sachen, die man thut, aber die man nicht weiß."

Die Dämmerung kam. In tiefen Schatten saßen beide schweigend. Lewinoff hatte sein Glück im Arm und sah es doch wie in der Ferne vorüberschwoben an abendrothen Fenstern.

(Schluß folgt.)

Alle für „Die Zeit" bestimmten Inschriften und Sendungen sind an die Redaction der „Zeit" und **nicht** an die Person eines der Herausgeber oder Mitarbeiter zu richten.

Die Redaction der „Zeit".

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer
bester natürlicher
alcal. SAUERBRUNN
Filiale: Wien, IX. Kolingasse 4.

Alexander Weigl's
Unternehmung für Zeitungs-Ausschnitte
„Observer"
WIEN, IX I. Türkenstrasse Nr. 17
Prospecte gratis und franco.

Foulard-Seide 65kr.
bis fl. 3.35 per Meter in den neuesten Dessins und Farben

schwarze, weiße und farbige „Henneberg-Seide" von 45 kr. bis fl. 14.65 per Meter — glatt, gestreift, carriert, gemustert, Damaste &c. (ca. 240 verschiedene Arten und 2000 verschiedene Farben, Dessins &c.)

Zu Roben und Blousen
ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus.
Muster umgehend.
Briefporto nach der Schweiz.
G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Digitized by Google

Die Zeit.

XXI. Band. Wien, den 28. Oktober 1899. Nummer 276.

Das Schreckliche.

Bis vor wenigen Jahren ist für die auf die Viel- und Selbstregiererei erpichten Regierer Oesterreich einer der besten unter allen möglichen Staaten gewesen. Mit welch scheinbarer Inbrunst auch in feierlichen Staatsacten, Ministerreden und Regierungsprogrammen der Friede der Völker und die Versöhnung der Nationalitäten auf das vielgepriesene Vaterland herabgefleht wurde: die regierenden Herren waren sich im Stillen doch sehr wohl bewusst, dass ihr Segen nur im Nationalitätenkampf blühe. Während die Deutschen und die Czechen mit einander haderten, war der Regierungsmonstranz von der unversöhnlichen Verfeindung die Reelle des sich freuenden Dritten zugewiesen. Beide Volksstämme streben naturgemäß nach einer volksthümlichen Politik. Aber ob nun die Regierung mit den Deutschen gegen die Czechen, oder mit den Czechen gegen die Deutschen arbeitete, in jedem Fall kam dabei merkwürdigerweise das Gegentheil von dem, was beide Völker gleicherweise wünschten, heraus, nämlich eine volksfeindliche Politik. Dabei war die Procedur, durch welche dieses paradoxe Ergebnis gewonnen wurde, eine so einfache, dass selbst die im geistigen Halbschlummer verharrende österreichische Aristokratie, die dem Lande die leidenden Staatsmänner schenkt, den Kunstgriff tadellos zu üben vermochte. Derjenige der beiden Volksstämme, der jeweils als parlamentarische Majoritätstruppe regieren heißen durfte, musste dafür seine volksthümliche Politik opfern. Da ist das. Für den flüchtigen Schein nationaler Macht musste er die seinen Grundlagen aller politischen Macht, die Volksfreiheiten, hergeben. Unter diesem eigensüchtig-autokratischen System wurde der Begriff der starken mit dem der unpopulären Regierung vereinigt. Zu je volksfeindlicheren Maßregeln sie die Zustimmung des Parlaments, beziehungsweise der zeitweiligen parlamentarischen Majorität zu erzwingen wusste, für desto stärker galt die Regierung. Und da die Regierung in Oesterreich immer unpopulärer wurde, bis schließlich die Abneigung und das Misstrauen gegen jede Regierung geradezu zum Volksvorurtheil anwuchs, hielten sich die trotz alledem regierenden Herren für ungeheuer stark, Oesterreich galt in ihren Augen als einer der besten, weil autokratischesten, unter allen möglichen Staaten, und ihre Herrschaft schien ihnen auf ebenso unabsehbare Zeit gesichert wie der himmlische Segen des Nationalitätenzwistes.

Zu Grunde beruhte aber dieses System nicht so sehr auf dem nationalen Gegensatz, als auf der parlamentarischen Unfähigkeit der Sprungweise aus dem Absolutismus in den Constitutionalismus avancierten Völker Oesterreichs. Wenn sie in der Majorität waren, wussten sie nicht die Machtmittel der Majorität: wenn sie in der Minorität waren, wussten sie nicht die Machtmittel der Minorität gegen die ihnen allen autoverinerte Autokratenregierung zu gebrauchen. Die Majorität, ob nun aus diesem oder jenem nationalen Lager recrutiert, litt noch immer an der absolutistischen Identificierung der zeitweiligen Regierung mit dem ewigen Staat. Jeder beliebige Graf, der aus dem Neunstall oder dem Spielclub zur Leitung der Staatsgeschäfte berufen wurde, war ihr der Staat, ihm gab sie willig, was des Staates war, und was ihm zur Erhaltung seiner persönlichen Herrschaft nöthig war, galt ihr als unentrinnbare Staatsnothwendigkeit, der sie auch die kostbarsten politischen Güter des Volkes und selbst ihre eigene Reputation opfern zu müssen glaubte. Aber auch die Minorität war noch in absolutistischen Ueberlieferungen befangen. Sie war vormals den König, so sah sie jetzt die Majorität als den absoluten Herrn an, gegen den jeder Widerstand aussichtslos sei. So haben in der deutschliberalen Aera die minorisierten Czechen siebzehn Jahre lang Abstinenz getrieben, somit auf den parlamentarischen Kampf der Minorität gegen die Majorität schlechthin verzichtet. Und unter Taaffe wieder haben die minorisierten Deutschen vierzehn Jahre lang nur parlamentspolitionelle Redepranken geboten, ohne darauf zu kommen, dass im constitutionellen Staat eine parlamentarische Minorität auch schicken und unter Umständen eine Regierung mitsammt ihrer Majorität sogar todtschicken kann.

Die absolutistische Idylle im constitutionellen Costüm, in der wir 30 Jahre hinvegetiert haben, beginnt nun langsam zu verblassen. Das ist der Inhalt der politischen Kämpfe der letzten Jahre. Zunächst haben wir uns die parlamentarische Waffenrüstung der Minorität angeeignet. Ihr letztes Wort heißt Obstruction. Die Czechen sind dabei die Bahnbrecher gewesen, wohl kaum, weil sie das politisch begabtere Volk wären, sondern einfach, weil sie früher und länger das Los der Minorität getragen haben. Die Deutschen sind ihre gelehrigen Schüler gewesen, die selbst die Meister übertroffen haben. Die Kampfmethode von parlamentarischen Minoritäten kann noch in Einzelheiten verbessert werden, in der Hauptsache ist sie bereits fertig. Die constitutionell erfolgreiche Kampfmethode von parlamentarischen Majoritäten fehlt freilich noch bis jetzt, vielleicht, weil die derzeitige Parlamentsmajorität nur auf dem Papier steht. Aber sobald eine lebenskräftige Majorität einmal da sein wird, wird, aufgestachelt durch die parlamentarischen Waffenthaten der Minoritäten, auch sie die Mittel finden, um den Willen einer Majorität gegenüber einer autokratischen Regierung geltend zu machen. Sie braucht sich nur die Fähigkeit zur Unterscheidung von Staat und Regierung anzueignen, und eine entscheidende Abstimmung genügt, um aus den Ministern, die bisher ihre Herren gewesen, die wahren Minister, das ist Diener des Parlaments, zu machen.

Mit der parlamentarischen Unfähigkeit der Völker schwindet allmählich auch die Macht der autokratischen Regierungen in Oesterreich. Wenn einmal auch in diesem Lande sowohl die Majorität wie die Minorität wissen werden, was sie zu thun haben, sind die schönen Tage der völkerverhetzenden Autokratie gezählt. Denn dann kann eine Regierung nicht mehr leben, wenn sie es nicht versteht, der Majorität zu gefallen, ohne der Minorität zu Leide zu regieren. Je größer die Kluft zwischen den beiden großen Gruppen des Parlaments, desto schwerer ist es zu regieren. Der Kampf der Nationalitäten als der tiefste Widerstreit wird dann aus dem Bereich der autokratischen zum unüberwindlichen Hemmnis der parlamentarischen Regierung. Das Interesse der Regierenden selbst gebietet ihnen nunmehr, die Gegensätze in der Bevölkerung so weit zu verringern, dass zwischen den Bestrebungen der einzelnen Parteien in den politischen Lebensfragen annäherungsweise nur mehr graduelle, aber keine wesentlichen Unterschiede bestehen. Von der Lösung dieser Aufgabe, in Oesterreich insbesondere in Ansehung der Nationalitäten, hängt geradezu die fernere Regierbarkeit des Staates überhaupt ab. Mit der Völkerversöhnung, nicht nur in der nationalen, sondern auch in der politischen Sphäre, wird's dann bitterer Ernst für die Regierungen. Für eine volksfeindliche Oligarchie von Hochgeborenen, wie sie bisher abwechselnd bald mit diesem, bald mit jenem Volksstamm wie mit einem angeworbenen Söldnercorps die Volksinteressen bekämpft hat, ist kein Platz mehr im constitutionellen Staat. Was autokratischen Gesinnungen das Schreckliche ist, erhellt sich: es genügt nicht mehr, dass die Regierung k. k. ist, sie muss auch populär sein, wenn sie und mit ihr der Staat fort sein soll. K.

Der Process der „Harmlosen".

Ein preußisches Zauberspiel.

Als älterer Student lernte ich einen jüdischen Reichsfreiherrn, einen der größten Grundbesitzer Württembergs, kennen. Der junge Mann gehörte zu den Leuten, die nie kleines Geld bei sich zu haben pflegen. Silber mitsachtete er, von Nickel — pfui Teufel! — ganz zu schweigen. Ob ihm die Ersindung des Kupfergeldes überhaupt bekannt gewesen ist, habe ich nicht ergründen können. In der Brieftasche hatte er die nöthige Zahl von Banknoten, in der Hosentasche für die kleinen Ausgaben loses Gold. Damit bezahlte er, ohne sich je etwas herausgeben zu lassen, machte es sich um eine Trinkete für eine Mark oder eine Münze für 50 Pfennig handelt. Mit solchem Silber hatte er nie das Futter seiner Taschen entweiht.

Eines Tages führte er mich in einen der vornehmsten Clubs von Berlin ein. Der Abend wird mir unvergesslich sein. Zum ersten mal sah ich diese Vermischung von Juwelenthum und einer gewissen Sorte Judenthum, die in dem Processe der „Harmlosen" jetzt eine so große Rolle spielt. Einer der schneidigsten preußischen Cavallerieofficiere, damals Regimentscommandeur — verdient ist er doch geschlagen — spazierte Arm in Arm mit einem wegen seiner Familien-

Digitized by Google

feandale berüchtigten jüdischen Sportsman durch den Saal. Sie duften sich! Ueberhaupt fand ich, der ich bisher bei dem preußischen Adel nur Judenverachtung bemerkt hatte, eine weitgehende Intimität zwischen den Clubmitgliedern vor, die sich zum großen Theil aus adeligen Officieren, zum kleineren aus meist jüdischen Herren vom Turf zusammensetzten. Von dem sonst eifrig betriebenen Ecu war an diesem Abend nicht viel zu spüren. Mein Bekannter spielte einige Partien Billard um je 50 Mark mit einem alten Herrn. Dieser Herr, Angehöriger eines berühmten märkischen Geschlechtes, das einem bekannten Drama seinen Namen gegeben hat, war seit vielen Jahren völlig ruinirt. Trotzdem machte er das gesammte kostspielige Clubleben mit. Die Mittel dazu lieferte ihm seine ungewöhnliche Geschicklichkeit im Billard. Er pflegte sehr viel Points vorzugeben, aber nur so viel, daß er doch seines Sieges gewiß war. Bei den jüngeren Besuchern des Clubs galt es als bon ton, sich von dem alten Herrn gelegentlich etwas rupfen zu lassen. Man gönnte ihm seine für die Clubverhältnisse zwar bescheidene, aber wenigstens sichere Einnahme. Er wurde als vollgiltiger Genosse gerechnet. Warum auch nicht, wenn man v. X. heißt und tadellose Manieren hat?

Seit diesem Clubdebut bin ich so manchmal mit Spielerkreisen in Berührung gekommen, ohne mich darum zu bemühen. Man kann dem eben gar nicht entgehen, wenn man in gewissen gesellschaftlichen Kreisen verkehrt. Das Zeu bildet einen derartig integrierenden Bestandtheil der Umgangsgepflogenheiten der „höheren" Gesellschaftsschichten, daß es nur Blinden unbemerkt bleiben kann. Ich kann meine Erfahrungen dahin zusammenfassen: in den Kreisen der Verwaltungsbeamten wird viel, in denen der Rittergutsbesitzer wird mehr, am meisten aber wird von den Officieren gespielt. Mit anderen Worten: wo das preußische Junkerthum vorherrscht, da grassiert auch das Hazardspiel. Nicht als wenn die anderen Bevölkerungskreise davon frei wären. Bei den Bäckern zum Beispiel wird unheimlich gejeut, bei den Metzgern nicht viel weniger. Aber im Verhältniß ist doch keine Bevölkerungsclasse auch nur annähernd so stark am Spiel betheiligt wie der preußische Adel.

Der Proceß der „Harmlosen", der die letzten Wochen Berlin, ja man kann sagen Deutschland in Spannung hielt, ist nur ein Glied in der Kette der zahllosen Beweise dafür. Vor ein paar Jahren spielte ein ähnlicher Proceß in Hannover. Hunderte von jungen Edelleuten, überwiegend Officiere, vereinzelt Beamte und Landwirte, hatten Unsummen an einzelne raffinierte Gauner verloren, die auf der Rattegrabenbrücke standen. Strenge Befehle und Maßregeln des Kaisers regierten. Aber der Befehl, der allein dem Treiben in der Armee ein Ende machen könnten, unterblieb, nämlich die kurze Anordnung: jeder Officier, der bazardiert, wird mit sofortigem Abschied entlassen! Eine solche Verfügung kam nicht. Und so wirkten denn alle anderen Maßnahmen nicht mehr, als bisher die zahllosen Cabinetsordres gegen das Duell gewirkt haben. Alles blieb beim Alten. Binnen kurzem wurde ebenso stott gejeut wie bisher, falls überhaupt irgendwo eine Unterbrechung eingetreten ist. Nur radicale Maßregeln können hier wie beim Duell nützen. Aber dazu entschließt man sich nicht, weil Jen wie Duell gleichermaßen zu den berechtigten Standeseigenthümlichkeiten gerechnet werden.

Der Proceß der „Harmlosen" bildet das Entsetzen gewisser maßgebender Kreise, die Entrüstung der Pharisäer und den Jubel der Socialdemokraten, die daraus, wie aus jeder Gistblüte der modernen Gesellschaft, ihren Honig saugen. Die „maßgebenden Kreise" erschrecken aber die heillose Compromittierung der Schichten des Volkes, die immer als die festen Stützen von „Thron und Altar" im Kampf gegen den Umsturz angerufen werden. Die Pharisäer thun so, als wenn diese leichtsinnigen jungen Junker der Abschaum der Menschheit seien, denen gegenüber eigentlich die meisten Zuschen der Staatsanwalten einen Tugendpreis verdienten. Und die Socialdemokraten stellen diese possirten Thoren als die typischen Vertreter der verhassten herrschenden Gesellschaftsordnung dar. Theoretre Beobachter werden allen derartigen Uebertreibungen gegenüber sich darauf beschränken, aus den Verhandlungen einen allerdings recht interessanten Beitrag zum Psychologie des preußischen Junkerthums zu entnehmen.

In doppelter Beziehung interessant. Zunächst wegen der gesellschaftlich-socialen Auffassungen der betheiligten Kreise. Es gibt nichts Erstaunlicheres als den preußischen Junker im allgemeinen und den preußischen Officier im besonderen. Der Fremde in Berlin darf seinen Tumultus benennen. Er würde glauben, ich sei immer in Uebertreibungen, wenn er in eine Trockl'sche Weinstube ginge, einen Pikkolo zu trinken, und wenn es auch nur ein in Essig gewichstes Cigarrenstummel, deutlich, geht keine Bürde. In Theater sich anders als auf den bequemen Plätzen des ersten Ranges zu setzen, wurde ihm die Achtung der Anderen und vor allem die Selbstachtung kosten. Die Zahl der Pferde, die ihm zum Vergnügen gestattet ist, ist unbegrenzt hoch zahl. Anderes als Turnus [illegible] Wein [illegible] Cigarren [illegible] Diner in den Restaurants, wo [illegible] Preis [illegible] Unterofficier treffen. Und dass ein Officier mit einem Soldaten, der weniger als Officier ist — Officiersaspiranten und Einjährige gelten natürlich als ebenbürtig! — außerdienstlich dieselbe Luft athmen dürfte, ist ausgeschlossen. Mit einem Handwerker oder gar Arbeiter sich unterhalten — das ist Unehrlichtes bekomme ich gar nicht aus der Feder.

Aber mit Herrn Wolff, dem berüchtigtesten Falschspieler Deutschlands, da war man brüderlich. Ihn führte man überall ein. Mit ihm durfte man eine authentische Durchsuchung, den jugendlichen Prinzen von Thurn und Taxis, Arm in Arm umhergehen. Er, dessen Strafregister in mehreren Jahren Zuchthaus mit entsprechendem Ehrverlust gipfelte, war der intime Zech- und Spielgenosse der Blüte des preußischen Adels. Wie bei dem „Mädchen aus der Fremde" wußte zwar auch bei ihm niemand, woher er kam, wohin er ging. Aber danach fragte man auch nicht. Er trug stets Lackschuhe und Cylinder, war überhaupt tadellos angezogen, hatte äußerdem Manieren, Geld und Zeu-Passion. Diese letztere Eigenschaft genügte, um ihn in einen der exclusivsten Kreise der Welt heimisch zu machen. Leute, die sich über einen „Conceßionsschulzen", das heißt über den einen bürgerlichen Officier, der als Concession auf die Angriffe der Linken im Reichstage hin üblicherweise in die feudalen Regimenter versetzt wird, nicht genug ärgern können, die schon auf ihre Kameraden von der Linie mit Achselzucken blicken, die für die Masse des „Civils" nur Verachtung übrig haben, sie waren monatelang mit dem „vollkommenen Gentleman" Wolff auf vertrautem Fuße. Nicht bloß einer oder zwei, nein, Dutzende, alle. Jetzt, in der gerichtlichen Beleuchtung, hat das allgemeines Aufsehen erregt. Für den Kenner ist es aber durchaus nichts Neues. Wer das preußische Junkerthum in seinen feudalsten Ausläufern kennt, der weiß, daß zwischen ihm und anderen Gesellschaftsschichten die ehrliche Arbeit keine Brücke zu schlagen vermag, sondern nur der Sport. Turf und Zeu nobilitieren. Selbst der sonst von ihnen so mißachtete Jude wird in dem Augenblick salonfähig, wenn er mit ihnen auf dem grünen Rasen beim Totalisateur und am grünen Tuch beim Bacarat zusammensitzt. Das Zeu egalisiert. Wer als ehrlicher Kaufmann sich sein Leben lang vergeblich mühen würde, mit einem dieser vornehmen Leute auch nur auf den oberflächlichsten Verkehrsfuß zu kommen, dem kann es rasch gelingen, wenn er Pleite macht und dann als Hochstapler einen Spielclub aufsucht. Die bescholtensten Leute, Leute, denen ihre Unehrenhaftigkeit nicht nur gerichtlich, sondern auch in der Presse bescheinigt worden ist, kann man in Berlin nach wie vor mit den Spitzen der Gesellschaft, mit Prinzen aus regierenden Häusern, in vornehmen Sportcentrie zusammentreffen sehen. Nicht Anstand und Ehrlichkeit entscheiden über die Möglichkeit des Umgangs mit weißen Schichten des Junkerthums, sondern Geld und äußere Formen.

Dies der eine charakteristische Zug der preußischen Aristokratie, den der Harmlosenproceß nicht etwa aus Tageslicht gebracht, sondern nur neu bestätigt hat. Und dann der andere: die völlige Verständnislosigkeit für den Wert des Geldes.

Das preußische Junkerthum ragt in unsere Zeit hinein wie der Auer von Bjelowesch in unsere Fauna: ein Ueberbleibsel einer vergangenen Epoche. Es paßt nicht hinein. Es kann sich den Lebensbedingungen der neuen Zeit nicht anbequemen. Das Wesen der Geldwirtschaft hat sich ihm nicht erschlossen. Der Erwerbssinn geht ihm völlig ab. Ein Junker würde glauben, sich etwas zu vergeben, wenn er Kaufmann oder Fabrikant würde. Für ihn gibt es nur drei „standesgemäße" Laufbahnen: Rittergutsbesitzer, Verwaltungsbeamter oder Officier. Die begabteren Glieder einer Familie werden in der Regel für die Verwaltungscarriere bestimmt. Winkt ihnen da doch als spät politischer Einsatz, ein Regierungspräsidenten- oder ein Oberpräsidenten- oder gar ein Ministerposten, mindestens aber die angebrene Stellung des Landrathes mit dem oft damit verbundenen Abgeordnetenmandat. Geld freilich ist bei diesen Stellungen nicht zu verdienen. Im Gegentheil, meist muß man tüchtig zuschießen. Denn ein muß man als Student in ein „paretes" Corps gehen, am liebsten zu den Borussen in Bonn, wo die Elitebahnhöfe erster Classe, die Lackschuhe und die theuersten Zimmer Berlins selbstverständlich sind. Das kostet ein Heidengeld. Dann arbeitet man vier Jahre als Referendar und dann noch ein paar Jahre als Regierungsassessor [illegible] Frau. Fängt man endlich mit etwa 32 Jahren an, Gehalt zu beziehen, so ist es bei der verschwindlichen Minderzahl der preußischen Staates nach [illegible] Wer als Landrath auf sein Gehalt angewiesen ist, führt ein kümmerliches Leben, und auch ein verheirateter Privatier muß sehr sparsam sein. An Gelegenheiten ist nicht zu denken. Eine Quelle des Erwerbes stellt die Staatslaufbahn nicht dar, rudern nun ein Fluch der Existenz.

Noch schlimmer steht es um den Officieren. Ein Lieutenant, der ohne Zulage auskommen soll, muß ein Hungerkünstler und ein Held zugleich sein. Dazu es einigen gelingt ist, die Sage geht allerdings von der Armee. Doch das kommt nicht in Betracht. Im allgemeinen muß jeder Junker seinem Sohn mindestens während der ersten drei [illegible] Lieutenantszeit Zulage geben. Heiratet

der Officier eine unvermögende Frau, so braucht er bis zur Majorszeit Zulage. Auch in den höchsten Stellen, die doch nur wenige erreichen, ist an Ersparnisse kaum zu denken. Die Töchter unendlich vieler Generale und Excellenzen, die nicht etwa verschwenderisch gelebt haben, müssen nach dem Tode ihrer Väter als Erzieherinnen oder sonst in fremden Häusern ihren Lebensunterhalt verdienen. Ein Mittel des Erwerbes ist der Militärdienst sicher auch nicht.

Bleibt die Landwirthschaft. Sie wirft auch heute, wo ihr die ausländische Concurrenz das Leben sauer macht, noch Geld ab. Aber nur im intensiven Kleinbetrieb oder bei capitalistischem Großbetrieb. Für den preußischen Kleinadel, der sein Rittergut von 300 bis 1000 Hektar mit ungenügendem Capital bewirthschaftet, bedeutet sie ein langsames Hinsiechen. Denn er betreibt sie patriarchalisch. Tüchtige, gelernte Landwirte sind unter den Junkern außerordentlich selten. Entweder übernimmt der Sohn das väterliche Gut, der zu dumm war, etwas anderes zu werden, oder ein Sohn, der sich in zehn- bis zwanzigjähriger Militärzeit auf die Landwirtschaft vorbereitet hat. Es fehlt also an technischer Vorbildung, es fehlt an Betriebscapital. Die Söhne oder Brüder sollen aus den Erträgen des Gutes ihre Zulagen als Officiere oder Beamte erhalten. Selber will man „standesgemäß“ leben. Natürlich reicht es dazu nicht. So kommt ein Gut nach dem andern unter den Hammer. Wären nicht die Fideicommisse, so würde die Proletarisierung des preußischen Adels schon einen ganz anderen Grad erreicht haben.

Trübe sieht es mit dem preußischen Junkerthum. Aber lernen will es nicht oder kann es nicht, was auf eins herauskommt. Ständig nimmt sein Vermögen ab. Aber der Gedanke, sich neue Quellen des Erwerbes zu erobern, kommt ihm nicht. Es kennt nur eine Rettung: Bätercben Staat. Schon jetzt fließen ihm durch die Lebensmittelzölle, die Branntweinliebesgaben und die Zuckerprämien jährlich ungeahnte Millionen als Armenunterstützung aus öffentlichen Mitteln zu. Aber wer hat, der will mehr haben. Die Existenz des Almosenempfängers ist nur dann angenehm, wenn man reichlich Almosen erhält. Darum schreit man nach höheren Zöllen. Man ist ja „nothleidend“. Woher die Nothlage kommt, das erfährt die Oeffentlichkeit meist nicht. Darum ist es gut, wenn ihr Processe wie die der „Harmlosen“ von Zeit zu Zeit die Augen öffnen. Diese jungen Excellenze, die bei 1500 Mark Gehalt monatlich ausgeben, die sich drei Wohnungen zugleich halten, die jeden Abend 30 Mark verweg in die „Pinke“ zahlen, damit der Sect à discretion ausgeschänkt werden kann, die fünf Flaschen Sect auf ein Niederstoßen zu sich nehmen, die Rennpferde und Campagnen halten und sich die theuersten „Verhältnisse“ gönnen, die heute 10000 Mark gewinnen und morgen 15000 verlieren, das sind zum Theil künftige „Nothleidende“. Und von den heute so schreienden „Nothleidenden“ hat ein guter Theil in seiner Jugend so gelebt wie diese „Harmlosen“ und lebt auch heute noch vielfach weit über sein Vermögen. Das Jen begleitet so manchen preußischen Junker, wenn auch nicht von der Wiege, so doch von der Schule bis zum Grabe, denn auf den „Ritterakademien“, den feudalen Gymnasien, blüht schon das Hazardspiel. Und die in der Jugend gewonnene Uebung wird im Alter, wenn man als Agrarier auf seinem Rittergute sitzt, nicht verloren. Beim Wochenmarkt in der Kreisstadt, beim Maschinen- oder Pferdemarkt in der Provinzialhauptstadt, vor allem aber auf den Jagden wird allenthalben gespielt. Männer, die ihren Arbeitern 1 Mark Taglohn zahlen und auf die Forderung einer Lohnerhöhung von 10 Pfennigen mit wüstem Schimpfen über die wachsende Begehrlichkeit des Volkes antworten, verlieren, ohne mit der Wimper zu zucken, hunderte, vielleicht tausende von Mark an einem Jagdabend. Schließt dann die Jahresrechnung mit einem gewaltigen Defecit, so zieht man nur eine Folgerung daraus: Der Staat muß helfen.

Es wäre eine lächerliche Uebertreibung, zu behaupten, daß die schwierige Lage vieler Landwirte nur auf ihren übertriebenen Aufwand zurückzuführen sei. Aber die Thatsache, daß im Großen und Ganzen die preußischen Junker die am meisten „nothleidenden“ Landwirte und infolge dessen die lautesten agrarischen Schreier sind, wird dadurch erklärt, daß ein überaus beträchtlicher Procentsatz dieser Junker für sich oder für seine Angehörigen Lebensansprüche macht, die in keinem Verhältnis zu seinen Einnahmen stehen. Gewiß, auch in anderen Kreisen, bei Kaufleuten und Fabrikanten, wird gelegentlich gelebt. Aber diese Leute verdienen doch auch, während die Junker meist wenig haben, nichts erwerben und doch sehr viel ausgeben wollen.

Der preußische Adel hat seine große Zeit hinter sich. Dem capitalistischen Zeitalter hat er sich nicht anzupassen gewußt. Darum bröckelt täglich etwas mehr von seinem einst so stolzen Gebäude ab. Ein Proceß wie der der „Harmlosen“ beleuchtet mit grellem Lichte diesen Zersetzungsproceß. In dem Angeklagte, wo der Staat die Stützen zurückzieht, mit denen er den morschen Bau künstlich aufrecht erhält, sinnt alles zusammen. Es wird auch dann noch Adelige geben, aber kein Junkerthum als Classe mehr.

Berlin. H. v. Gerlach.

Jungczechische Gewaltpolitik.

Vom Reichsrathsabgeordneten Prof. Dr. Emil Pierscke.

Die Aufhebung der unter Badeni und Gautsch für Böhmen und Mähren erlassenen Sprachenverordnungen bildet einen neuen Abschnitt in dem deutsch-czechischen Kampfe. Denn sie bedeutet, wie auch in czechischen Kreisen allgemein zugestanden wird, eine Niederlage jener Gewaltpolitik, welche seit mehr als acht Jahren im Namen des czechischen Volkes unter Führung der Jungczechen getrieben worden ist. Der rasche und dramatische Verlauf der jungczechischen Episode erinnert fast an ein gelungenes Experiment, welches gewisse politische Lehren schlagend beweisen soll. Es wird nicht überflüssig sein, die Einzelheiten der jungczechischen Politik unserer schnell vergessenden Oeffentlichkeit zusammenfassend vorzuführen.

Es war ein selbst für österreichische Verhältnisse verblüffender Umschwung, der sich von 1890 bis 1897 vollzogen hat. Nach den Punctationen von 1890 schien es, als sollte dem Ministerium Taaffe gelingen, was noch keiner österreichischen Regierung gelungen war: in Böhmen den nationalen Frieden anzubahnen. Die von entscheidender Stelle ausgegebene Parole: „der Ausgleich in Böhmen muß gemacht werden“, hatte nicht nur die Führer der Altczechen, sondern sogar den böhmischen Feudaladel, den geborenen Feind des nationalen Friedens, dazu bewogen, den Deutschen auf dem einzig möglichen Boden der Verständigung entgegenzukommen. Die nationale Gebietsabgrenzung und die nationale Sonderung des öffentlichen Lebens wurde von allen an den Verhandlungen betheiligten Machtfactoren als gerechte und mögliche Grundlage des Ausgleichs anerkannt. Damit schien auch in Oesterreich endlich der selbstverständliche und in Art. XIX der Verfassung niedergelegte Grundsatz praktisch durchzudringen, daß nicht das einzelne Individuum, sondern nur ein Volksstamm nationale Ansprüche erheben, und daß ein Volksstamm nur innerhalb seiner Wohnsitze die Geltendmachung seiner Sprache und Eigenart im öffentlichen Leben fordern kann.

Die Jungczechen jedoch, damals noch eine kleine Partei, verwarfen den einfachen nationalen Standpunkt und den darauf beruhenden Ausgleich. Sie stellten sich vollständig auf den „staatsrechtlichen“ Standpunkt und folgerten daraus die Nothwendigkeit, daß alle Theile des „Königreiches“ in nationaler Beziehung gleich zu behandeln seien, und daß die czechische Sprache die volle und gleiche Anwendung im ganzen „Königreich“ finden müsse. Die Stimmung im czechischen Volk wandte sich sogleich den weitergehenden Forderungen der Jungczechen zu und verwarf die friedlichen Neigungen seiner bisherigen Führer. Und plötzlich war fast des scheinbar schon hergestellten Friedens wieder der heftigste nationale Kampf eingetreten, der die Jungczechen nach kurzer Oppositionszeit zur Erlangung der Sprachenverordnungen, ja zum Besitz der Regierungsmacht führte.

Das Ziel des von czechischer Seite neuentfachten Kampfes war kein neues, es war der czechische Nationalstaat der Wenzelskrone. Neu war nur die Form des Kampfes, der sowohl gegen die Regierung als gegen die Deutschen in Böhmen eröffnet wurde. Den Deutschen gegenüber sollte durch nationale Beeinflussung der wirthschaftlichen Verhältnisse und durch nationalen Boycott die „Wiedereroberung der gemeinnützlichen Gebiete“ erstrebt werden. Die Regierung aber sollte durch fortgesetzte Störungen des Staatslebens zur Erfüllung der czechischen Forderungen gedrängt werden. „Wir sind stark genug und von so eminenter Bedeutung für die Monarchie, daß wir überzeugt sind, den deutschen Widerstand brechen und die Deutschen auf den Boden des Rechtes unseres Landes zwingen zu können“, so verkündete die Verkörperung des Jungczechenthums, Herr Dr. Herold. Und aus dieser selbstsicherschauenden Ueberzeugung begannen die Czechen die gewaltsame Störung des wirthschaftlichen und staatlichen Lebens.

Das Vorgehen der Czechen in den Vertretungskörpern ist allgemein bekannt. In der letzten Budgetdebatte vor den Neuwahlen 1897 hat Dr. Herold die czechische Auffassung ihrer obstructionistischen Grundsätze in deutlichster Weise ausgesprochen. Er hat die Deutschen verhöhnt: „An Ihre Opposition glaubt man nicht.“ „Wir haben bewiesen, daß wir Opposition machen können. Sie haben es noch nicht bewiesen.“ Und er hat offen gedroht: „Wir sind schon überdrüssig, vermittelnd diese neuen Reden durchdenken zu müssen, wie wir sie unter Schmerzlingen, Aufregen, Rasse und der Coalition durchgemacht haben.“ „Und wenn wir im neuen Parlament als kräftige und noch zahlreichere Partei hertreten werden, dann werden Sie sich mit uns vertragen müssen, oder Sie existieren überhaupt als Parlament nicht mehr.“

Auch außerhalb der Vertretungskörper ist von czechischer Seite auf die Störung des Staatswesens hingewirkt worden. Ohne auf Einzelschilderungen einzugehen und viel Gewicht auf die Ausdrucksweise der Redner und der Presse zu legen, sei hingewiesen auf die vielfach wiederholten Aufrichtungen und Gewaltthätigkeiten gegen Deutsche, auf die „das Rechtsgefühl verspürende Agitation“, welche in weiten Kreisen, namentlich auch in Sachen der autonomen Verwaltung, die Ansicht zur praktischen Durchführung brachte, daß

Digitized by Google

die gegenwärtigen Gesetze nicht angewendet zu werden brauchen, dass insbesondere den Deutschen gegenüber das Gesetz nicht zu beachten sei.

Damit berühren wir schon die zweite Seite der jungczechischen Politik, den wirtschaftlichen Kampf gegen die Deutschen. Die „Wiedereroberung" des deutschen Gebietes war wohl nicht so ganz ernst gemeint. Wenn auch ein Dr. Gregr öffentlich erklärte, dass „die Deutschen in Böhmen Fremdlinge sind, die nur geduldet werden wegen der Lammsnatur des czechischen Volkes, jenes feine russische Vergangenheit vergessen hat", so bezeichnet das mehr die Stimmung, als das praktische Ziel. Man muss sich immer vor Augen halten, dass die nationalen Verhältnisse in Deutschböhmen nicht anders sind, als in Wien und Niederösterreich. Abgesehen von einigen Städten an der Sprachengrenze, wo die Bevölkerung wirklich national gemischt ist, bleibt das czechische Element fast überall unter fünf Procent der Bevölkerung. Was die Czechen in Deutschböhmen wie in Wien erreichen können, ist also nur die scharfe und feindselige Trennung der czechischen Minorität von der heimischen Bevölkerung und eine nationale Disciplinierung ihrer Minorität, welche dann die Errichtung einer czechischen Schule und die Heranziehung und Erhaltung von czechischen Gewerbsleuten, Aerzten und Advokaten ermöglicht. Die Anwendung der czechischen Sprache im öffentlichen Leben seitens der organisierten Minorität soll dann die scheinbare Grundlage bilden für die Einführung der Zweisprachigkeit der Verwaltung und für die Erlangung der Beamtenstellen durch Czechen.

Der Zuzug czechischer Elemente in die wolthabenden deutschen Gebiete ist ein natürlicher Vorgang, der weder zu hindern, noch zu beklagen ist. Bedenklich erscheint nur, dass dieser natürliche Vorgang von czechischer Seite künstlich und gewaltsam beeinflusst und befördert wird. Namentlich wird damit ein Export des gewerblichen und des studierten Mittelstandes aus czechischem in deutsches Gebiet systematisch in Verbindung gebracht. Die verschiedensten Mittel werden für diese eigenthumliche „Eroberung" angewendet. Neben der Errichtung von Schulen, welche der czechische Schulverein in großem Maßstabe betreibt, zahlt man Unterstützungen an eifrige Agitatoren, schickt kinderreiche Familien an die Sprachgrenze, macht die deutschen Gegend zu Reisen und Sommeraufenthalten, kauft Grundstücke und gründet sogar industrielle Unternehmungen. Je größer der Aufwand an Geld und geistiger Energie ist, der für diese Eroberung oder richtiger nationale Ausbreitung gemacht wird, desto sorgfältiger müsste wohl der Wert und Erfolg der gebrachten Opfer erwogen werden. Vom wirtschaftlichen Standpunkte aus müsste man erwarten, dass jenem der Czechen der künstliche Zuzug von Menschen und Capital, von Bildungs- und Erwerbsgelegenheit den armen czechischen Gegenden zugeführt würde, dadurch gerade das Gegentheil. Die aus czechischen Gegenden angebrachten Mittel gelangen in deutschen Gegenden zur Verwendung und bringen dort wirtschaftliche Forderung, während dabei für das czechische Volk nur zweifelhafte politische Erfolge gewonnen werden können.

Die merkwürdigste Erscheinung ist wohl die nationale Eroberung der Industrie. Der nationale Boycott unter der Losung „sveg k svemu" – Jeder zu den Seinen – gehört schon zu den unentbehrlichen Hilfsmitteln der nationalen „Eroberung". Der systematisch ausgebildete Zwang, geschäftlich nicht mit Deutschen, sondern nur mit Czechen zu verkehren, hatte vielfach zur Folge, dass der czechische Geschäftsmann seinen Bedarf bei deutschen Producenten nicht mehr direct, sondern indirect durch einen czechischen Spediteur oder Großhändler decken musste. Man kam nun auf den Gedanken, den nationalen Zwang als gewaltsame Basis für neue „nationale" Unternehmungen zu verwenden, deren Absatz dadurch im voraus gesichert sein sollte. Der Gedanke hat sich nicht bewährt, die so willkürlich geschaffene Industrie hat sich gar nicht oder nur kümmerlich erhalten und hat weder wirtschaftliche, noch politische Vortheile zu gewähren vermocht. Zweifelhaft waren dabei vielleicht die günstigen Erfindungen, welche die Czechen auf dem Gebiete des Creditwesens mit der nationalen Organisation gemacht hatten. Sie sind hier den Deutschen weit zuvorgekommen und haben schon in den Siebzigerjahren eine große Zahl von Genossenschaften gegründet, welche einen nationalen Charakter eine sehr Verbreitung zu verbinden hatten. Die wirtschaftlichen Vortheile des Genossenschaftswesens und auch des nationalen Antrieb des Zusammenschlusses begreiflicherweise gefördert worden. Aber man hat aus diesen Erfahrungen nur Unrecht geschlossen, dass das nationale Motiv die fehlenden wirtschaftlichen Grundlagen eines Industrieunternehmens ersetzen könne.

Ueberblickt man heute die Folgen des czechischen Gewaltstreiches, so ist das praktische Ergebnis deshalb nicht ermutigend. Die politische und nationale Stellung des czechischen Volkes hat sich trotzdem nicht wesentlich gebessert. Zwang und List schienen die geeigneten Mittel zu sein, um die Deutschen einzuschüchtern, aber dass die activen Factoren des Staatslebens das Verschwinden der politischen Gegenmittel erwarten würden und dagegen endlich ihre Position zugab, ist. Aber es geschah gerade das Gegentheil. Die deutsche Partei in Böhmen und ihre Führer und Organisation sind heute ebenso widerstandsfähig als vor zwanzig Jahren. Die Deutschen haben sich nicht entmutigen lassen, sondern sie haben sich mit der jungczechischen Partei, und Graf Badeni sich muthig zurück vor den czechischen Drohungen und erließ die Sprachenverordnungen, welche die Czechen als eine Eroberung des Beamtenstandes priesen. Die Erfolge der czechischen Gewaltpolitik waren jedoch sofort in Frage gestellt, als sie auf gleichartigen Widerstand stieß. Die Deutschen haben die von den übrigen Factoren des Staatslebens bei den Czechen geduldeten und sanctionierten Gewaltmittel nun auch ihrerseits und noch wirksamer gehandhabt. Die willkürliche Störung des Wirtschaftslebens ist nicht zu Gunsten der Czechen ausgefallen, hat sich wohl schon seit, wenn auch die ganze Tragweite der wirtschaftlichen Verluste auf czechischer Seite noch nicht zu übersehen ist. Und die gewaltsame Störung des Staatslebens hat sich in der Hauptsache durch die unbedingte Beseitigung der erpressten Sprachenverordnungen als erfolglos erwiesen.

Die Erfahrungen der jungczechischen Epische haben deutlich gezeigt, dass im innerpolitischen Gebiet jedes Gewaltmittel seine Wirkung verliert, wenn es nicht nur von einer Seite, sondern auch von der anderen Seite angewendet werden kann und wirklich angewendet wird. Die von der czechischen Partei angebrochte und begonnene Störung des Staatslebens verliert jede praktische Bedeutung, wenn sie für den Fall der so erzwungenen Erfüllung der czechischen Forderungen sogleich von deutscher Seite eine gleiche oder noch weitergehende Störung des Staatslebens eintritt. Ob die bisherige Erfahrung in der czechischen Wählerschaft gebührende Würdigung finden wird, ist noch fraglich. Die Niederlage der jungczechischen Partei ist nicht verschuldet durch die Fehler der Personen, sondern durch den Fehler der Gewaltpolitik selbst. Wenn das czechische Volk sich einer radicalen Partei zuwenden würde, welche den Zungczechen Schwäche vorwirft und eine noch gewaltthätigere Politik in Aussicht nimmt, so würde darin nur eine gewaltlose Wiederholung des schon gemachten Experiments liegen. Denn heute zweifelt doch niemand, dass die Deutschen in Oesterreich vor keiner Störung des Staatslebens zurückschrecken und zur Sicherung ihrer nationalen Existenz jedes Gewaltmittel, welches ihre Gegner gebrauchen, auch ihrerseits anwenden werden. Es mag sein, dass die jetzigen oder die künftigen czechischen Abgeordneten die Thätigkeit des österreichischen Centralparlaments dauernd lähmen können, allein darin können sie die Deutschen nicht mehr überbieten. Die politische Kraft der Deutschen in Oesterreich beruht nicht bloß im Reichsrath und wird mit dessen Unthätigkeit oder Wegfall nicht gemindert werden. Die Formen der Verfassung sind nicht die Ursache, sondern der Ausdruck der politischen Kräfte. Die Fortsetzung und Verschärfung der czechischen Gewaltpolitik vermag den gelammten Czechen noch großen Schaden zuzufügen, aber sie kann nicht zur Erfüllung der czechischen Ideale führen und wird die Deutschen nie unter das „böhmische Staatsrecht" zwingen. Sie könnte höchstens noch den Beweis erbringen, dass Deutsche und Czechen nicht mehr in dem Rahmen desselben Staates zusammenleben können.

Neue Literatur über Hausindustrie.

Von Prof. Dr. Eugen v. Philippovich.

Seit einigen Jahren ist das Gebiet der Hausindustrie Gegenstand eifriger Untersuchung und wirtschaftspolitischer Bestrebungen in allen Culturstaaten. Von zwei Seiten aus sucht man sich ihm zu nähern, auf den Wegen der Arbeiterschutzpolitik und auf jenen der Gewerbereformbestrebungen. Sowohl die Arbeiterschutzgesetze, wie die Regelungen der Berufskrankheiten aus allgemeinen Gesichtspunkten haben vor der Hausindustrie Halt gemacht. Man scheute sich weiter vorzudringen, weil der Boden unter den Füßen zu schwanken anfing, und man sich unsicher wusste, in einem Kampf zu gerathen, in den schließlich Arbeiterschutz und Gewerberegelung untergehen würden. Dieser Zustand war verlockend genug, dass sich die nationalökonomische Forschung seiner bemächtigte und vertiefte, das Unterscheidende scharf abzuwägen und seine Eigenthümlichkeiten aufzudecken. Wir verdanken diesen Bemühen eine Reihe von Schriften,* die zusammenfassend dazu beitragen, nicht nur unsere Erkenntnis der Formen, in denen die gewerbliche Erwerbsarbeit auftritt, zu vertiefen, sondern auch die Möglichkeit irgendwelcher Hausindustriepolitik zu erleichtern.

Dr. Liefmann ist ausschließlich bemüht, die Begriffsformel zu finden, welche die mannigfaltigen Erscheinungsarten deckt, in denen die Hausindustrie auftritt. Er will das Einheitliche und Wesenseigenthümliche dieser Art gewerblichen Betriebes feststellen und so der hoffenden Verwirrung in der Anwendung dieses Begriffes ein Ende machen. Die theoretische Bedeutung dieses Beginnens wie die Wichtigkeit desselben ist nicht gering, und jede Klärung auf dem Gebiete der Volkswirtschaft wird sowohl aus

---

* Liefmann, Die Hausindustrie. Eine theoretische Untersuchung. Mit einem Vorwort von Gustav Schmoller. Berlin 1899. Verlag von Carl Heymann. Preis 4 M. – Philippovich, Artikel „Hausindustrie" und „Heimarbeit" im Handwörterbuch der Staatswissenschaften. Zweite Auflage. Band 4. Jena 1899. Verlag von Lauder & Humblot.

seiner Kritik, wie aus seinen positiven Darlegungen Nutzen ziehen. Die praktische Seite der Untersuchung — und diese allein hat für einen größeren Kreis Interesse — liegt darin, daß jede Gesetzgebung und Politik, welche die Hausindustrie in ähnlicher Weise in ihren Bereich ziehen will, wie sie es mit dem Handwerk und der Fabrik gethan hat, genöthigt ist, den Begriff der Hausindustrie genau zu umschreiben und gegen die beiden anderen Betriebsformen abzugrenzen. Welche Mühsal das hervorruft, wissen alle, die sich je mit dem Gegenstande beschäftigt haben, und gerade wir in Oesterreich können aus Gesetzen und Verordnungen drei oder vier einander widersprechende Auffassungen zusammenstellen. Liefmann glaubt nun einen festen Punkt gefunden zu haben, von dem aus er alle Formen des Vertags zu beherrschen vermag. Es ist dies der Werkverdingungsvertrag. Werkverdingung liegt nach ihm dann vor, wenn ein selbständiger Arbeiter für einen anderen ein Werk, das heißt ein Product herzustellen übernimmt, aber nicht dieses verkauft, sondern die darauf verwendete Arbeit bezahlt erhält. Zum Vertrag werde sie, wenn der Besteller das Product nicht selbst consumiert, sondern weiter veräußern will. Die Auffassung des mit Hausindustriellen geschlossenen Arbeitsvertrages als Werkverdingung ist in Oesterreich wiederholt ausgesprochen worden, so von Dr. Adler in seiner Schrift über die Lage des Handwerkes in Oesterreich, von Dr. Lecher im allgemeinen Theil des Brünner Handelskammerberichtes für 1895, von Dr. v. Thayenthal im Berichte der Reichenberger Handelskammer über die Regelung der Hausindustrie. Letzterer hat insbesondere auch, wie Liefmann, darauf aufmerksam gemacht, daß die Hausindustrie nicht dem Handwerk und der Fabrik coordiniert werden könne, daß sie vielmehr selbst in den Formen des handwerksmäßigen und des Fabriksbetriebes auftreten könne. Es ist dies eine sehr fruchtbare Beobachtung, die auch bei Sombart in seinen jüngsten Untersuchungen über die Organisation der gewerblichen Arbeit wiederkehrt und dort sehr eingehend verwertet wird. Mir scheint sie zu besonderen Consequenzen für die Wirtschaftspolitik zu führen, vor allem dazu, daß man aufhöre, die Hausindustrie als ein einheitliches Object der Gesetzgebung und Politik zu unternehmen. Auch Liefmanns Schrift, die sehr scharfsinnig ist und uns vieles in neuer Beleuchtung zeigt, hat mich nur in der Ueberzeugung bestärkt, daß man nicht „die Hausindustrie“ als etwas Einheitliches regeln könne. Ob die von ihm gefundene Formel wirklich alle jene Gebiete umfaßt, die wir als hausindustriell bezeichnen, darf bezweifelt werden. Die „Selbständigkeit“ der Arbeiter ist nicht immer vorhanden, auch formal nicht, z. um Beispiel bei den Zuschneidern in Wäsche- und Stiefelbranchen, die mit den Vertegern übereinkunft, sie einschränkende Contracte abschließen: die Annahme, daß nicht Waren, sondern Leistungen bezahlt werden, trifft in den Fällen nicht zu, in denen die Hausindustriellen selbst das Rohmaterial liefern, zum Beispiel in der Perlmutterdrechslerei; die Forderung, daß nicht für den eigenen Consum des Bestellers gearbeitet werde, schließt jedenfalls zahlreiche Mischformen aus. Aber von diesen Bedenken abgesehen, unmöglich die Liefmann'sche Formel so große Gegenstände, da sie von der ermeliegen Räherin bis zur großen, maschinell ausgestatteten Kohnmüllerei oder Färberei alle Verkoerdingungen der angegebenen Art als einheitliche umfaßt, daß sie für praktische Zwecke nicht verwerthar ist. Ob man nicht die ihr zugrunde liegende Beobachtung wird verwerten können, ist eine andere Frage.

Die vier Bände, welche der Verein für Socialpolitik über Hausindustrie und Heimarbeit veröffentlicht hat, sind vor allem der Darstellung von Thatsachen gewidmet. Aus allen Theilen Deutschlands und Oesterreichs werden Hausindustrien geschildert, auf ihre Arbeitsformen und Entwicklungsgrundlagen geprüft. Oesterreich ist nur mit einer geringen Zahl von Arbeiten, 7 unter 36, vertreten. Abgesehen von dem Umstande, daß naturgemäß der Verein, der seinen Sitz in Deutschland hat, daselbst auch für seine Erhebungen den Boden besser vorbereitet hat, haben auch die gleichzeitig seitens der Gewerbeinspectoren in Oesterreich vorgenommenen Erhebungen uns veranlaßt, unsere Arbeiten einzuschränken. Die Arbeiten aber, die vorliegen, zeigen, daß die Organisation der Heimarbeit im wesentlichen bei uns dieselbe ist, wie in Deutschland, daß unsere Wirtschaftspolitik den gleichen Aufgaben gegenübersteht und nur in dem Grade der Reife der Bevölkerung, in der Stärke der industriellen Gesammtentwickelung und in der uns eigenthümlichen Industrie- und Gewerbepolitik besondere Bedingungen vorfindet. Das wertvollste Stück der Erhebungen des Vereines liegt wohl in dem Bande, der die Hausindustrie der Frauen in Berlin darstellt. Er liefert ein geschlossenes Ganzes und bietet in der die Entwicklungsgrundlagen der großstädtischen Frauenarbeit schildernden Einleitung von Dr. Alfred Weber eine ausgezeichnete Arbeit allgemeiner Natur. Dr. Weber weist in überzeugender Weise nach, wie die Entwickelung der industriellen Frauenarbeit in den Großstädten im engsten Zusammenhange steht mit der daselbst sich vollziehenden Bevölkerungsconcentration; wie das Anwachsen großer, Männer beschäftigender Industrien das Angebot lohnerwerbender Frauenhände gewaltig steigern, während gleichzeitig durch die sociale Zusammensetzung der Bevölkerung die bisherige Form der Beschäftigung von Frauen und Töchtern relativ abnimmt, weil die obere Gesellschaftsschichte, die für Hausbedarf und Stbrarbeit weibliche Arbeitskräfte benöthigt, relativ abnimmt; wie dieses Arbeitsangebot der Frauenhände vermehrt wird durch den Niedergang vieler Formen des Handwerkes, den gesteigerten Bedarf in den Familien kleiner Angestellter und Beamter. Das ganze große Gebiet der Bekleidungshausindustrie, das heute beinahe die Hälfte aller in der Hausindustrie nachgewiesenen Frauen umfaßt, erfüllerte vor fünfzig Jahren noch nicht. Es ist entstanden, weil die Bevölkerungsverhältnisse in den Großstädten die billigen Arbeitskräfte dafür lieferten. „Daß diese Industrie sich in hausindustrieller Betriebsform bewegt, war im Stadium ihrer Entstehung historisch nothwendig, ist aber weder ein wesentlicher, noch vermuthlich ein dauernder Theil der Gesammtentwickelung.“ Weber meint, wie er dies auf der Generalversammlung des Vereines für Socialpolitik in Breslau ausführte, daß auch diese Industrie durch geeignete gesetzliche Maßregeln in die Werkstätten- und Fabriksform gebracht werden könnte. Ich bin nicht so ganz überzeugt davon, weil ja jene Entstehungsursachen nicht zu wissen aufhören und die Außerhausbeschäftigung weiblicher Arbeitskräfte in den Besonderheiten des Familienlebens und den Gewohnheiten und Interessen der Unternehmer ihre dauernde Stütze finden wird. Auch auf dem flachen Lande, in unfruchtbarer, verkehrsloser Gegend ist es das locale Bevölkerungswachsthum, das hier dem Wunsche der Unternehmer, die Festlegung von Capital in Fabriken zu vermeiden, entgegenkommt, und oft wird selbst eine einmal bezahlte Heimarbeit noch als etwas Unentbehrliches betrachtet, weil sie zur Zeit das Einzige ist, was den Leuten geboten wird.

Diese Lage macht neben anderem das Eingreifen der Gesetzgebung und Politik zum Zwecke der Regelung und Besserung der Zustände in der Hausindustrie so schwierig. Wir haben es in der Hausindustrie mit einer Arbeiterschaft zu thun, die auf das schlechteste, das Grenzgebiet der Erwerbsarbeit gedrängt ist. Wenn sie durch irgendwelche Maßregeln von ihm verdrängt wird, hat sie kein anderes Feld der Verbätigung — wenn nicht Hand in Hand mit der Politik der Arbeitsbeschränkung in der Hausindustrie eine solche positiver Förderung anderer Erwerbsarten geht, welche jene Arbeiterschaft aufnehmen könnte. Hausindustriepolitik kann meines Erachtens nur im Rahmen einer großen Productionspolitik getrieben werden. Die Arbeiterschutzpolitik nähert sich hier der natürlichen Schranke, die ihr gesetzt ist, dem Punkte, wo ihre Gebote und Verbote nicht mehr reproductiv, sondern nur mehr repressiv wirken und der Ersatz tar eingeschränkte Erwerbsgelegenheit, Erhöhung der Kosten u. s. w. durch andere Maßregeln der Wirtschaftspolitik, Productions- und Verkehrserleichterungen geboten werden muß.

Was übehaupt auf dem Gebiete einer besonderen Arbeiterschutzpolitik in der Hausindustrie geleistet worden ist, führt uns Dr. Schwiedland in der unten angeführten Schrift vor. Schwiedland hat unter den österreichischen Nationalökonomen das Verdienst, am früheisten sich der Unterfuchung der Lage der Hausindustrie zugewendet und sie dauernd im Auge behalten zu haben. Seine Bearbeitung ermöglichte ihm einen ausreichenden Einblick in die thatsächlichen Verhältnisse, und wir verdanken seinen umfassenden theoretischen und praktischen Thätigkeit eine Reihe nützlicher Darlegungen speciell auf unserem Gebiete. Auch seine Schrift über die Ziele und Wege einer Heimarbeitergesetzgebung gehört dazu. Sie gibt einen vollständigen Katalog der Maßregeln, die ergriffen oder vorgeschlagen worden sind, und orientiert in klarer Weise über ihre Voraussetzungen und Mittel. Sie ist so eine nützliche Ergänzung des vierten Bandes der angezogten Schriften des Vereines für Socialpolitik, in welchem englische, amerikanische und australische Berichterstatter über die Heimarbeitergesetzgebung ihrer Heimat berichteten. Leider hat Schwiedland es unterlassen, die von ihm als möglich geschilderten Maßregeln in eine Beziehung zu setzen zu unseren besonderen österreichischen Verhältnissen, zu unserer Gewerbegesetzgebung und Gewerbepolitik, zu der Verschiedenheit unserer städtischen und ländlichen Verhältnisse, dem Stande unserer Arbeiterbewegung und Volksbildung, so daß seine Schrift nicht in einem Verhältnis zur unsere Politik gipfelt, sondern dem Gesetzgeber nur das Material bietet, aus dem er nach seiner Verarbeitung oder Nebenmischung auswählen mag. Als solches Orientierungsmittel ist die Schrift aber unentbehrlich. Sie wird viel benützt werden, jedenfalls wünsche ich es ihr, da sie wesentlich dazu beitragen kann, uns mit Vorstellungen zu bereichern, die uns heute noch sehr ferne liegen, aber für die Fortentwickelung unserer Industrie und Arbeiterschaft von großer Bedeutung werde. Dazu gehören vor allem die Mittheilungen über den Werkstättenschutz und die Minimallohnfixierungen in England, Amerika und Australien. Sie stehen für mich geradezu im Mittelpunkt der Hausindustriepolitik, denen gegenüber alle anderen Maßregeln theils nur verbereitenden Charakter haben wie die Registrierungsvorschriften, theils nebenläufig sind. Es wäre sehr dankenswert gewesen, wenn Schwiedland in seiner Untersuchung, die als Gutachten an das österreichische Handelsministerium geschrieben worden ist, die Anfführbarkeit dieser Maßnahmen vom Standpunkte der österreichischen Gesetzgebung und Verwaltung aus beleuchtet hätte. Die Prüfung hätte, wie ich glaube und auf der

Digitized by Google

Generalversammlung des Vereins für Socialpolitik in Breslau mich darzulegen bemüht habe, ergeben, dass einestheils die Dreitheilung der gewerblichen Erwerbsarbeit in Hausindustrie, Handwerk und Fabrik nicht aufrechtzuerhalten ist, andererseits eine Heimarbeiterschutzpolitik mit der bei uns üblichen Handwerkerschutzpolitik nicht zu vereinigen ist.

Die spanische Legende.

Von Emilia Pardo-Bazan (Madrid).

Die Stunde der Wahrheit hat auch für unser Land geschlagen. Der gewaltige Schlag hat die Schläfer erweckt, die Zungen der Stummen gelöst. Man sehnt sich nach einer vollkommenen Umgestaltung, es regnet Artikel in den Zeitungen, Reden, Broschüren und Bücher,*) die unbarmherzig den Fittertand der „spanischen Legende“ wegfegen wollen.

Das charakteristischeste Zeichen dieser Legende war die Verherrlichung der Vergangenheit. Betrachtet von unserer ruhmvollen Vergangenheit, hat man geglaubt, dass es genüge, den Schatten der weißen Segler der Weltentdecker und -Eroberer heraufzubeschwören, um unsere Eroberungen zu behaupten. Diese Anbeter der Vergangenheit gerathen indes in nicht geringe Verlegenheit, wenn man ihnen klare, bestimmte Fragen stellt. Leider war es diesen Leuten gelungen, den friedliebenden, ehrbaren Massen des spanischen Volkes den Glauben beizubringen, dass unser Ideal im vollständigen Stillstand Spaniens bestände. Wenn sie gedrängt wurden, die geschichtliche Periode anzugeben, an der wir festhalten sollten, so nannten sie zuweilen die Zeit der katholischen Könige, welche die katholische Union gründeten, zuweilen die Karls V. und Philipps II., dieser Herren der ganzen Welt, in deren Reich die Sonne nicht untergieng. Und trotzdem muss man sich gestehen, dass die Größe von damals nur den Rückgang verdeckte, unter dem wir jetzt so sehr leiden.

Der Fall, dass eine Nation gerade im Augenblicke, wo sie auf ihrem Gipfelpunkt anlangt, eine vorher unbekannte Welt entdeckt und in Besitz nimmt, zurückgehen anfängt, hat die Geschichtsforscher in Erstaunen versetzt, und man hat ihn auf verschiedene Weise zu erklären gesucht; in jeder dieser Erklärungen liegt etwas Wahrheit. Die einen sprechen von Anämie infolge der Blutverluste bei dem heroischen Unterjangen, Amerika zu erobern, nachdem Spanien vorher Europa unterjocht hatte: die anderen von dem großen Fehler, die Juden und Mauren auszuwissen, welche unserem Handel und Reichthum mit fortnahmen. Bisweilen gibt man dem religiösen Fanatismus und der Inquisition die Schuld; bisweilen dem Centralismus und der Despotismus Karls V., der unsere alten, guten Freiheiten und Volksrechte vernichtete. Es lässt sich über diese Erklärungen streiten, aber die Thatsache des Verfalles ist unwiderlegbar. Nichts spricht deutlicher dafür, als dieses öde, entvölkerte Land selbst, diese Armut in Bunten, von der Sonne gebleichten Lumpen, diese Silhouetten, welche die Satiriker des siebzehnten Jahrhunderts mit Vorliebe zeichneten: der Hidalgo mit dem Zahnstocher im Mund und in auffälliger Weise auf der Seite servierten Beutelmuskeln, um den Anschein zu erwecken, er habe gespeist; oder der gelumpte Vagabund, der, an ein prachtvolles Kirchenportal gelehnt, die Hand ausstreckt.

Der sogenannte Unabhängigkeitskrieg (1808 bis 1814) kultivierte unsere Legende und verbreitete sie im Auslande. Nach diesem betrat der französische Reisende mit einem gewissen behaglichen Schauer den spanischen Boden, wo die ruhmreiche „große Armee“ so wilde und romantische Gegner gefunden hatte. Die spanische Legende stellte sich der „imperialistischen Napoleonischen“ Legende an die Seite. Die Literatur die leicht verständlicher wohlunterrichteter Leserkreise befriedigen wird, möchte sich darum, und mehr Charakter wurde sie unserer folgerichtig: Unverwundbaren, kühne Unternehmen, physisches Auftauchen von Math kennen alles; um Kanonen wegzuwischen, genügen Messer. Man war gar nicht erstaunt, als ein kriegsminister in der Kammer erklärte, die Franzosen wunden uns nie unsere Colonien wegnehmen können, denn sie wurden an einem heißen Ball menschlicher Brüste abprallen. Auf einen Ball menschlicher Brüste sich verlassen, heißt die Artillerie der Artillerie und den menschlichen Muth menschlichen vorziehen!

Die legendenhafte Romantik in es, die die „mittelalterliche“ Strömung in der katholischen Partei nimmer aufrecht erhalten hat und noch erhält und die fortwährenden Schuldenmachereien hervorruft, welche Spanien in diesem Jahrhundert zerrütteten haben, während man in anderen Ländern dasselbe Streben immer mehr verschwinden sieht. Die Liberalen haben ein Recht, gegen die Clericalen, die mächtig, wer bisher ein ungeheures Land so schlecht und so wenig kannte, Lieder singen und auch Bücher darüber schreiben, ein Recht, gegen die Clericalen zu protestieren, die, alle Geschichte des Auslandes ignorierend, [illegible]

Partei, ist nun fertig. Das Häuslein nimmt zu, bald wird es eine Menge in Waffen, Flinten werden eingeschmuggelt; die „Boina“ (Baskenmütze) dient als Uniform und Erkennungszeichen; etwas Zeit, einige kühne Scharmützel, ein paar Städtchen, die ihre Thore öffnen, und der Prätendent kann sich rühmen, ein Heer zu besitzen, das er schleunigst mit technisch gebildeten Cadres, Vorrathsmagazinen und Waffenfabriken versieht. Don Carlos lässt Münzen prägen und sein Bild auf Freimarken drucken, welche den Briefen die Circulation gestatten, er ernennt Grafen und Marschälle, die nach beendeter Insurrection sich Marschälle und Grafen titulieren lassen — denn oft erkennt die Regierung selbst diese Titel an. Nach solchen Beispielen versuche man die Spanier zu überzeugen, dass es nothwendig ist, für einen Krieg vorbereitet zu sein! Nein, es genügt tapfer zu sein, ein entschlossener Häuptopf genügt, um das Vaterland zu retten. Ein tapferer Soldat, ein feiner Sache ebenso sicher wie der Kriegsminister ist, verlangt dann bei Ausbruch der Feindseligkeiten mit den Vereinigten Staaten einen Enterhalen, um das Panzerschiff „Iowa“ wegzunehmen. Es ist vollkommen wahr, persönlich sind wir tapfer; unsere armen Soldaten sind heldenmüthig in den Tod gegangen, in einen hoffnungslosen und endlosen Kampf, tausende von Meilen fern von der Heimat, sie haben mit dem Fieber im Körper gekämpft; aber genügt dieser persönliche Muth in heutigen Kriegen?

Nicht nur unsere Schriftsteller hatte den verhängnisvollen Ruhm der Geschichte, sondern auch unsere Religiosität; doch bildet diese vielleicht den unzuverlässigsten, irritirten Theil der Legende. Wir sind kein frommes Volk mehr, nicht einmal regelmäßige Kirchenbesucher. Wenn man die Sache näher betrachtet, so findet man hinter den Resten von Fanatismus und Mysticismus, begeisterter Handlung und träumerischer Poesie, die zu unserem schönen Glauben von ehemals gehörten, bei der Bourgeoisie ihr Gleichgiltigkeit und beim Volke mechanische Zusammenung oder zuweilen sogar vollkommenen Mangel an Ehrfurcht. Ausnahmen sind eine Gewohnheit und Kirchenraub ein tägliches Vorkommnis geworden. Wir tragen den religiösen Funken in uns, ebenso wie den der Tapferkeit; nur stammt dieser Funke aus veraltetem Feuerbecken. Unsere Glaubensäußerungen sind Anfälle von Seelenqualen. Ein jüngstes Vorkommnis beweist, wie geringen moralischen Einfluss der Clerus hat. Beim Eintreffen der Nachrichten von unseren Niederlagen erließen einige Bischöfe Hirtenbriefe, um die Gläubigen zu ermahnen, Nationaltrauer anzulegen. Man brachte es nicht zu Stande, der Bischöfe wurde dann das Gebiet der Wagen übertäubt, welche angebrannte Menschenmengen nach der „Plaza de toros“ zu den Stierkämpfen brachten. Dieses Vorkommnis ist bezeichnend. Man möge aber nicht glauben, dass in Spanien die Vaterlandsliebe erloschen ist; ich glaube, sie ist nur eingeschlafen, und suche sie daher zu erwecken. Ich rühre noch ein anderes Beispiel an. Als man glaubte, Deutschland wolle uns die armseligen Fetzeninseln der Karolinen wegnehmen, entstand ein Aufruhr in Madrid, doch am Tage, wo man den Verlust unserer Flotte und eines großen Landes erfuhr, blieb man gleichgiltig und ruhig, und am Abend waren die Theater voll. Mit voller Ueberzeugung glaubt der Spanier an die Legende, die seine Tapferkeit, seinen Glauben und seine Vaterlandsliebe rühmt. Es liegt eine gewisse kindliche Naivität in diesem festhalten an seinen Illusionen. Die Idee, dass wir das katholischste Volk, die geliebteste Tochter der Kirche sind, hat uns so auch zu der Ueberzeugung gebracht, dass, wenn unsere Angelegenheiten schlecht gehen, der Heilige Vater alles zu unserem Besten ordnen werde. Das wäre noch sehr einfach und schön! Der Papst streckt die Hand aus, und alles ist gut! Man hielt die für schlechte Katholiken, welche zu bezweifeln wagten, dass Spanien, selbst zur Zeit seines reinsten, starksten Glaubens, unter Karl V. oder Philipp II., seine Angelegenheiten selber ordnete, ich nicht nach Rom wandte. Man nannte uns Skeptiker, wenn wir sagten, der Heilige Vater gehöre uns nicht allein, sei nicht unser Eigenthum, sondern der Vater aller Katholiken der Welt, dass der Katholicismus, gerade etwas Allgemeines ist und der Papst die acht Millionen Katholiken und noch energischen Spaniens nicht in den Bann thun kann, um den siebzehn Millionen katholischen, aber treulosen Spaniern zu helfen. Selbst jetzt ist ein Mehrzahl der Spanier dem der vollendeten Thatsache nicht beherzt, sie sagen, wenn der Heilige Vater gewollt hätte, würde er sein geliebtes Spanien gegen all die anderen Glaubigen behütet haben!

Doch ich glaube nicht, dass an unserer Art, die Religion aufzufassen, der katholische Clerus schuld ist. Wenn auch die Strenge der Inquisition die Einbildung des Protestantismus gehindert hat, so hat es mir doch in unserer Geschichte Beispiele von Reformationen, Bibelübersetzungen, [illegible] gegeben, wie [illegible] Spanien selbst waren. Die katholische Kirche hat unseren Charakter nicht verändert, sondern wir haben den Katholicismus [illegible] Art. In unseren Tagen hat man dies gesehen. Eine politische Partei [illegible] Spanien [illegible] Leo XIII. trieb die Vorwände [illegible] Rom und [illegible] Freiheit und Einheit. Er wünschte zu [illegible] [illegible] Katholicismus das werde, [illegible] Freiheit und weiter nichts.

Die Legende spricht auch vom Verhältnis der Spanier zum Geld. Man kann nicht sagen, dass die Spanier es verachten, sie scheuen nur die Mittel und Wege, um es zu erwerben, wenn viel Mühe und Fleiß nöthig ist. Man will alles plötzlich, unerwartet, daher machen die Lotterien so gute Geschäfte. Die Gleichgiltigkeit der Mehrzahl der Spanier gegenüber industriellen Unternehmungen (die Catalanen und Basken am biscayischen Meer seien ausgenommen) hat den Aufständen und politischen Unruhen einen Riegel vorgeschoben, denn man legte seine Capitalien in Staatsrenten an, um friedlich die Zinsen zu verzehren. Eine andere traurige Folge aber dieses Fernhaltens von Geschäften ist unsere wüthende Stellenjägerei. Diese zwingt die Minister, die unnützen Aemter zu vermehren, um ihre Freunde und Bekannten unterzubringen, daher gehren Unmoralität und Missbräuche an unserer Verwaltung. Die Madrider Zeitungen haben in letzter Zeit eine Flut von Schmutz aufgerührt und schmachvolle Geschehnisse denunciert, welche die Heeresverwaltung gezwungen hat, Ehrengerichte einzusetzen, um die Angeklagten zu richten.

Was ferner die spanische Galanterie, die Verehrung der Frauen angeht, so ist dies auch eine Legende. Die Gesetze sind — nur die, welche die Familie betreffen, ausgenommen — sehr günstig für die Frauen, aber die Sitten und Gewohnheiten sind ihnen vollständig ungünstig, und bisweilen dürfte es ziemlich schwer sein, zu beweisen, dass man ihnen Galanterien, ja kaum die allerunbedeutendste Höflichkeit erweist. Der Frau ist gestattet, höhere Anstalten und Universitäten zu besuchen; aber man tadelt diejenigen, welche von dieser Erlaubnis Gebrauch machen, und macht sie lächerlich. Die Familien wagen nicht der öffentlichen Meinung zu trotzen, und der Frau bleibt kein anderer Ausweg als die Ehe und in den ärmeren Classen der häusliche Dienst, die Prostitution und das Betteln. Millionen Frauen können nicht lesen und schreiben. Ich habe von dieser Stabilität oder richtiger gesellschaftlichen Scheidung gesprochen, welche so viele Spanier als den idealen Zustand hinstellen: besonders bei der Frau findet man jedes Heraustreten aus dem ihr von Sitte und Gewohnheit angewiesenen Verhältnisse scandalös, sie ist für den Spanier die unbeweglichе Ware seiner Welt. Es ist interessant, die Ideen über die Frauen, selbst die der Radicalen, zu studieren; man findet sie lächerlich und absurd, ihr Recht einzuräumen! Die Frau sei nur für das Haus geboren. Dabei ist es merkwürdig: die Kämpfe um das Recht, Frauen auf dem Throne zu erhalten, haben Spanier dies ganze Jahrhundert hindurch mit Blut befleckt, und augenblicklich trägt eine Frau Spaniens Krone. Eine Frau kann also in Spanien Ministerien bilden und entlassen, Krieg erklären und Frieden schließen . . . aber sie darf nicht danach streben, die bescheidenen Functionen eines kleinen Beamten oder Angestellten auszuüben. Der Vorwurf der Inconsequenz, wenn man sich einbildet, dass die ganze Rasse verwärts schreiten kann, wenn man die Frau festbannt. Wird die Frau festgebannt, so wird alles festgebannt; Haus und Familie halten den Fortschritt auf, und da ein vollständiger Stillstand nicht möglich ist, so muss man rückwärts gehen.

Unsere goldene Legende ist verhängnisvoll für uns gewesen, denn indem sie uns vorspiegelte, wir besäßen alle guten Eigenschaften, hat sie uns einen Abscheu vor jeder Veränderung eingeimpft und verhindert, den guten Beispielen anderer, glücklicherer und thätigerer Völker zu folgen. Unsere Faulheit — weltweit war es zuerst die Erschlaffung nach harten Kämpfen und schwer errungenen Siegen — mischte sich mit dieser Ruhe, und die Literatur, in welcher der unklare Wille des Volkes sich zu erkennen gibt, hielt uns gefällig die Zauberspiegel vor, in denen die Vergangenheit sich uns in leuchtendem Strahlenglanz zeigte. Schon unsere romantische Epoche, mit Zorilla und dem Herzog de Rivas, hatte zur Tradition hingeneigt, und unter der Regierung Isabellas unternahm die berühmte Romanschriftstellerin Fernan Caballero (Cäcilia Böhl) einen Kreuzzug gegen die neuen Ideen, indem sie das einfache Volk als Muster von Verstand und gesunder Philosophie hinstellte. Die Revolution, welche die Tochter Ferdinands VII. entthronte, forderte nur die „legendistische" Bewegung, sowohl bei den Schriftstellern, wie besonders bei den Lesern, und die Presse, selbst die liberale Presse, stellte sich auf die Seite des Publicums und ernannte die Autoren, welche uns die Sitten und den Geist unserer Ahnen als Muster hinstellten.

Wer darauf besteht, sich stehen zu wollen, kommt dahin, die Wissenschaft zu verachten. Man wird sich daher nicht wundern, dass der öffentliche Unterricht in Spanien ganz vernachlässigt ist, und dass unsere gesammten Ausgaben dafür um vieles geringer sind, als etwa die der Stadt Paris. Wir haben in unserem Budget nur 1·5 Procent für den öffentlichen Unterricht ausgeworfen, stehen jedoch hinter Portugal zurück, dem dieses kleine Reich ist auf 2·5 Procent gekommen. Infolge dessen weist die Statistik 12 Millionen Spanier auf, die nicht lesen und nicht schreiben können. Allerdings bekleiden die Obengenannten die Posten für Clericalanschlusse, aber man muss diese Schulen gesehen haben: und obendrein pflegen sie zu vergessen, die Lehrer zu bezahlen. Wohlhätter und Posen schreiben finden ein unerschöpfliches Thema in der Hungersnot dieser Unglücklichen, die man auf der Straße hat betteln sehen. Wer haben genug Universitäten, eher zu viel, aber das Studium wird nicht ernst genommen, auch besteht die frühere Collegialität nicht mehr unter den Studierenden: man sucht so schnell wie möglich und thunlichst mühelos sein Diplom zu erlangen; die freien Studenten wandern von Stadt zu Stadt, um Professoren von bekannter Nachsicht zu finden, die officiellen Studenten verbringen das Schuljahr damit, fortwährend Ferien zu verlangen, alles wird als Vorwand benutzt, um nicht zu studieren; zuletzt bringt die Weihnachtsfeier eine Pause von einem Monat. Die Unterrichtsräthchen sind mangelhaft, verfallen und wechseln häufig, man hält sich an das Buchstudium, und über die Wahl der Bücher ließe sich oft viel sagen. Das classische Studium hat aufgehört, aber es gibt auch keine experimentalen Wissenschaften mehr. Hier, wie überall, hat Spanien die Errungenschaften früherer Zeiten verloren, indem es sich weigerte, die der neueren anzunehmen. Gewiss gibt es ehrenwerte, sogar ruhmvolle Ausnahmen: Ramon, wie Ramon y Cajal, fallen mir ein; aber vereinzelte Ausnahmen beweisen nichts für das Ganze, sondern bestätigen nur die Regel.

Diese dicke Mauer der Unwissenheit und selbst des Hasses, die gegen die Cultur aufgebaut ist, hält jede geistige Bewegung auf, hindert sie, in den Grund der spanischen Seele zu dringen. Die geistige Energie ist mangels Anregung eingeschlafen, die des Gefühls und Willens wird durch den verderblichen Einfluss einer kleinlichen, egoistischen Parteipolitik behindert, die sich zusehends entwickelt und schon den ganzen Organismus der Nation inficiert hat. Jedermann ist darüber einig, diese erstickende Parteipolitik zu verwünschen, aber niemand weiß, wie man es anfangen soll, sie los zu werden. Es ist ein sehr complicierter Mechanismus, der uns in sein Räderwerk verstrickt hat. Zu Madrid, im Cabinet des Ministers, wird der Hebel angelegt, und er lässt alle Spanier bis zum geringsten tanzen und zwingt sie, nach dem Belieben des allgewaltigen „Kaziken" [*]) zu stimmen und zu handeln — mit letzterem Namen belegt man gewöhnlich die kleinen localen Tyrannen. Von unseligen Mächten getrieben, gegen welche anzukämpfen nutzlos ist, wird die große Menge gleichgiltig gegen schwerwiegende nationale Ereignisse. Mag man uns unsere Colonien wegnehmen, so dass uns kein Stückchen von der durch uns entdeckten Welt übrig bleibt, mag die nationale Einheit in ihren Fugen krachen, es wird die todtenähnliche Ruhe der großen Masse nicht ändern. Dieselbe fromme Ruhe eines zur Marmorsäule erstarrten Volkes, womit man das Contingent der dreimalhunderttausend Söhne Spaniens stellte, die übers Meer gingen, um unter dem glühenden Himmel der Antillen in Fieberschauern Hungers zu sterben. Dieser apathische Gehorsam ist die Folge des Mangels eines freien Willens zum Handeln, das Erschlaffen des Muthes, nachdem man sich überzeugt hat, dass jede Mühe, jeder Widerstand vergeblich ist.

Der Landmann, Arbeiter, kleine Bürger kann thun, was er will, es wird ihm nie gelingen, sich von den Kaziken, den kleinen Localtyrannen, dem Fiscus, Staat, kurz den gesammten und verhängnisvollen Mächten, die ihn umgeben, zu befreien. Somit gehorcht er, zahlt die lästigen, drückenden und ungleich vertheilten Abgaben, gibt seinen Sohn hin oder verkauft sein letztes Kleidungsstück, um ihn freizukaufen: er zuckt die Achseln, wenn er hört, dass wir befiegt sind, und wenn er am Ende seiner Geduld ist, wenn das Elend ihn erdrückt, verlässt er sein Heim und schifft sich nach Südamerika ein. Die große Auswanderung, diese ohne Wunde, ist das Werk einer gewissenlosen Politik, die einen unerträglichen ökonomischen Zustand geschaffen hat. Man wundert sich aus, das Herz voll Heimweh, aber man geht dennoch; und Spanien, das — zu seiner Ehre sei es gesagt — nicht durch den Malthusianismus entvölkert ist, ist es durch die Politik. Allerdings, wenn Spanier aus unserer oligarchischen Politik Nutzen ziehen, so sind es die Unteragenten. Das Volk sieht die großen Herren nicht in der Nähe, sondern nur die dahierigen Unteragenten, es bemerkt die einen nach den anderen und glaubt nichts mehr. Der Spanier ist entweder romantisch, optimistisch, glaubt an die Legende, oder er ist voll eines unfruchtbaren, verderblichen Pessimismus. So kann man sich die verschiedenen politischen Ansichten und patriotischen Allusionen erklären, wie die entsetzliche Gleichgiltigkeit, die sich vor, in und nach dem Kriege zeigte: sie lassen die Großsprechereien des spanischen Chauvinismus verstehen, der glaubte, als Sieger in New-York einzuziehen, wie auch die separatistischen Bestrebungen in den Provinzen Catalonien und Biscaya.

Das Unglück hat Spaniens Legenden zerstört, und man sieht betroffen vor dem wahren, grausam enthüllten Bild des Landes.

[*]) Cacique, ein Indianerfürst, Häuptling, im Zusammenhang

Häckel über die Welträthsel.

„Auch bin ich ganz und gar ein Kind des neunzehnten Jahrhunderts und will mit dessen Ende einen Strich unter meine Lebensarbeit machen." Dieser Satz findet sich im Zukunftsentwurfe

Digitized by Google

des Vorwortes zu Häckels neuem Buche über monistische Philosophie.*) Er ladet dazu ein, sich ein paar Fixsterne ins Gedächtnis zu rufen.

An der Wiege des Jahrhunderts sieht Goethe mit seinen prädarwinistischen Ideen. Sie stammen bei ihm aus der Philosophie, dem großen Einheitsbilde der Welt, das er sich im Anschluß an Spinoza gebildet. Aber sein realistischer Sinn sucht diese Philosophie zu bestätigen aus Pflanzenblatt und Knochen. Schiller wirft ihm vor, seine Urpflanze ist bloß eine „Idee". Es ist aber für Goethes Art eben das Charakteristische, daß er die doppelte Buchführung nicht anerkennt von Ideen und Realitäten. Die Idee existiert ihm nur in der Realität. So kennt er auch keine Trennung in „Philosophie" und „Zoologie" oder „Botanik". Die Botanik ist ihm botanische, die Zoologie zoologische Philosophie. Noch vor Ablauf des ersten Jahrzehnts des Jahrhunderts gibt Lamarck in Frankreich eine wirkliche „Zoologische Philosophie", genau unter dem Titel. Das Buch liefert zugleich die erste systematische Darlegung der Entwickelungslehre von einem Fachnaturforscher, das Urbuch des Darwinismus, was heute allgemein anerkannt ist. Genau im Jahre seines Erscheinens, 1809, wird Darwin geboren. Lamarck erlebt aber wie Goethe als Entwickelungstheoretiker persönlich nur Spott, Undank, Ablehnung. 1830, zwei Jahre vor Goethes Tode, schleudert Cuvier, der größte Zoologe der Zeit, seinen Vernichtungsbann gegen die Nachfolge Lamarcks und schwingt die ganze „Philosophie" in der Zoologie. Im Grunde geht es dabei mit Cuvier wie mit manchem heute noch unter uns exaltierten großen Künstler. Sie haben im Stillen ihre eigene Philosophie, die andere ist ihnen unsympathisch, in dem Dilemma von Vorsicht und Hass werfen sie einstweilen zur Sicherheit das Ganze hinaus und schwören auf die allein seligmachende „Exactheit". Noch in dem gleichen Jahre mit Goethe stirbt aber auch Cuvier. Und nur ein Jahr später wird Johannes Müller Professor der Physiologie und Anatomie in Berlin. Müller, der Cuvier in seinem Ruhm als erster Zoologe seiner Zeit ablöst. Er zählt durchaus nicht in die prädarwinistische Linie. Und doch erscheint er wie der denkbar schärfste Antipode Cuviers. Keiner hat klarer die Zoologie und die Lehre vom Leben überhaupt als philosophische Wissenschaft im allgemeinen betrieben. Alle seine bedeutendsten Schüler sind in ihren frischen Jahren „Denker" im zoologischen Fach geworden. Als Müller 1858 stirbt, ist der Boden theoretisch geebnet wie nie zuvor. Und gerade in diesen Jahre fährt Darwin die bald mythisch gewordene Entwickelungslehre mit neuer Rüstung ins Feld. Sie wird für den Rest des Jahrhunderts die pièce de resistance aller philosophischen Zoologie. Dieser Rest sind aber noch 42 Jahre. In diesen 42 Jahren teilt die unmittelbare und nächst Goethe und Darwin merkwürdigste Gestalt des ganzen Kampfes um die Entwicklung: Häckel.

Häckel ist zwei Jahre nach Goethes Tod, eines nach jenem Anfang von Müllers Berliner Lehrthätigkeit, geboren. Darwin war damals in Zudamerika und faßte vor den Panzern der ausgestorbenen Riesengürteltiere gelegentlich die erste Ahnung seiner großen Lehre. Unmittelbar vor Thorschluß kommt Häckel noch in die Schule von Johannes Müller. Von ihm erhält er noch die Anregung zum Studium der Medizin, einer wenigen Berliner des Tierund, deren thatsächlich gewonnene Resultate, die an den schönsten und abwechslungsreichsten Gebilden der ganzen Natur gehören. Als Spezialist ist Häckel sein Leben lang in einer kleine Radiolarienforscher geblieben. In dem engen seiner wundervollen, besonders taxidermisch der schwierigsten Abbildungen einzigartigen Prachtwerke über Radiolarien findet sich aber man wieder sein erstes Bekenntnis für Darwin. Das war heute vor siebenundzwanzig Jahren. Vier Jahre später besucht Häckel Darwin zu dem entlegenen, von Ulmen beschatteten Landhause auf Downe, das heute zum Darwin-Museum werden soll. Die Beiden stehen vereinander wie Jugend und Alter. Darwin silbernweiß, Häckel der Typus jungreicher, blonder Mannesschönheit. Und der Alte klopft dem Jungen auf die Schulter und mahnt ihn, sich nicht an sich über die Welt zu erregen, der Strom der Wahrheit breche doch, ob schnell, ob langsam, zum letzten Ende durch. In demselben Jahre 1866 gab Häckel seine „Generelle Morphologie" heraus, das theoretische Gebäude seiner Lebensarbeit. Es war „Zoologie und Botanik zugleich und mehr als beides. Das neue Evolutionsgesetz erwarb das Recht, auch in Anthropologie, in Psychologie sich verbreitend und in Details verarbeitend, seinen Sieg dort besiegen konnte. Und doch war es in [illegible] eine Philosophie der Zoologie, der [illegible] Wie William Graham sah sie damaliger Zeit [illegible] Gesetzes [illegible] Gesetzes [illegible] [illegible] [illegible]

schen Kräfte. Dann eine aparte Lebenskraft, die nur das Lebendige beherrichte. Der Dualismus war evident und wurde zugegeben. Im Grunde steckte hinter der Lebenskraft doch nur die körperfreie Seele, die „nicht von dieser Welt". Müllers Schüler Dubois-Reymond hat dieses Gespenst zuerst entlarvt. Aber heute beginnt es nichtsdestoweniger wieder zu spuken. Bei Einigen vorsichtig, bei Andern grob. Kürzlich hat der Botaniker Reinke ein dickes Buch veröffentlicht, in dem die Lebenskraft schon glücklich wieder bis zum Rang der unmittelbaren Direktiven aus einer völlig dualistisch gedachten „kosmischen Intelligenz" (das Wörtchen Gott liebt man nicht mehr) erhoben ist. Damit ist die Stellungnahme des Monismus gegeben. Und abermals sorgt Häckels Temperament dafür, dass dem Kampf die Hitze nicht fehle.

Das Alles nach der negativen Seite. Die positive Seite des Monismus ist dagegen sehr viel schwieriger jetzt schon zu umgrenzen. Die Verhältnisse werden hier subjektiver. Zugestanden, dass die Welt als Einheit gefasst wird, lassen sich im Einzelnen in dieses Einheitsbild sehr verschiedene Linien hineinzeichnen. Für Häckels engeres Weltbild bestimmend sind zwei Züge, die er beide der modernen Naturforschung und — bei seiner hervorragenden Stellung — wesentlich hier seiner eigenen Forschung entnimmt. Einmal der Entwickelungsgedanke. Dann die Stellung zum Seelenproblem. In wundervoll scharfem Grundriss, wie ihn eben nur er aus dem Vollen zeichnen kann, erscheint noch einmal das ganze Arsenal der modernen Entwickelungsidee. Es ist von einer überwältigenden Ueberzeugungskraft. Im Reich philosophischen Erfassens erheben sich aber doch schon da Probleme, die einstweilen nur subjektiv gelöst werden können. Ist die Entwickelungslinie dieser einheitlichen Welt nun eine continuierliche, absolut vorwärts schreitende, die Welt also ein ewiger Organismus, der in die Ewigkeit hinein sich entfaltet? Oder steckt in der ganzen Entwickelung nur ein ewiges Auf und Ab, sind die Systeme, die sich entwickeln, nur einzelne Wellen eines innerlich ewig Gleichen, die steigen, um wieder zu fallen ohne jede Gesammtentwickelung? Häckel entscheidet sich für den letzteren Fall. Ich glaube aber, dass an dieser Stelle innerhalb des Monismus noch lange gekämpft werden wird. Ganz ähnlich liegen die Dinge bei der Seelenfrage. Diese Capitel des Buches sind vielleicht die sachlich interessantesten des Ganzen. Häckels Lehren von der Zellseele, von der Genossenschaftsseele der Zellverbände, von der Empfindung als einer Grundeigenschaft der Materie und so weiter gehen bis auf seine „Generelle Morphologie" von 1866 zurück. Durch all seine Schriften und Ideen ziehen sie sich wie ein roter Faden. Hier erscheinen sie so klar vereinigt, dass Missverständnisse nicht mehr möglich sind. Ich hatte diese Gedankengänge im Bunde mit der grundlegenden Individualitätendefinition mit für das Wichtigste, was Häckel ganz original zum Geistesmaterial des neunzehnten Jahrhunderts überhaupt beigesteuert hat. Aber auch hier sind — und ohne Schaden für die Fortentwickelung der Dinge — die äußersten philosophischen Spitzen subjektiv und werden der weiteren Debatte, abermals streng innerhalb des Monismus, verfallen. So trennt Häckel scharf Empfindung und Bewusstsein. Die Empfindung fasst er als Grundeigenschaft aller Materie. Aber nur in den höheren organischen Gebilden soll sich diese „unbewusste Empfindung" zum Bewusstsein steigern. Sogleich öffnet sich wieder ein Kampfplatz. Man wird sich über den Begriff unbewusster Empfindungen streiten und fragen, ob Bewusstsein nicht eine Voraussetzung jeder Empfindung sei. Fruchtbare Kämpfe, frische Motive für das zwanzigste Jahrhundert!

Die Bäume zum „Jahrhundertende" sprießen heute wie Pilze aus der Erde. Dieses nimmt einen besonderen Rang darunter ein. Es kommt von einem, der das scheidende Jahrhundert in seiner zweiten Hälfte nicht bloß mitgemacht hat, sondern der es mit gemacht hat.

Friedrichshagen. Wilhelm Bölsche.

Das Familienhaus.

Zur neuen Wiener Bauordnung.*)

Das Familienhaus, das meiner Meinung nach berufen ist, an Stelle der Palastbauten früherer Zeit die individuelle künstlerische Geschmacksrichtung unserer Zeitgenossen zum Ausdruck zu bringen und so der modernen Baukunst neben den für die gemeinsamen Interessen bestimmten Monumentalbauten die wichtigsten neuen Aufgaben zu stellen, hat in Wien eine eigenthümliche Entwickelung erfahren. In neuerer Zeit geht eine starke Strömung dahin, den Einzelwohnbau und den damit verbundenen ideellen Vorzügen desselben zu ihrem Rechte zu verhelfen. Dieser Strömung hat sich die Bauspeculation bemächtigt, woraus sich eine neue Stadt- und Strassenform, die Cottage- oder Villenanlage, entwickelt hat. Wie ist nun Beispiel unsere erste Villenanlage, das Währinger Cottage, entstanden? Irgend ein Grundeigenthümer hat die in günstiger und windgeschützter Lage befindlichen Gründe zweckmäßig verwerten wollen. In der richtigen Erkenntnis, dass die Wiener auf etwas Fremdes immer am meisten fliegen, hat er das englische Vorbild benützt und das Ding Cottage getauft. Eine Menge von höheren Beamten, Professoren, Hofschauspielern rc. sind der Lockung gefolgt, es hat sich ein Cottagevereín gebildet, der 5% verlangen darf, trotzdem er keine Bäume aufstellen und auch sonst nicht viel thut. Der Bauspriehler bei uns ist eben, dass alle Wiener Cottageanlagen den Geschäftsinteressen einzelner Realitätenbesitzer ihren Ursprung verdanken, die Commune aber sich entweder um die Sache gar nicht kümmert oder in ungeschickter Weise Hindernisse bereitet. Wenn die Commune selbst Gründe für diesen Zweck ankaufen und verbauen wollte, so läge es ja in ihrer Hand, den für die Entwickelung geeignetsten Ort zu bestimmen und dabei die Gegend so zu wählen, dass sie den Grundpreis der offenen einstöckigen Bebauung entsprechend niedriger stellen kann. Anderseits könnte sie durch passende Bauvorschriften die schmutzige Concurrenz im Zaum halten, indem sie selbst die Aufstellung der Bauordnung anordnet und es so unmöglich macht, dass neben ein vornehmes Familienhaus ein plumpes, den Raum möglichst ausnützendes Zinshaus gestellt wird. Der Commune wäre es leicht, für gute Verbindungen, für feste Wege und für Beleuchtung zu sorgen.

Bei uns geschieht das gerade Gegentheil. Von Bauvorschriften ist keine Rede, von Rücksichtnahme betreffs der Grundpreise ex. ebensowenig; die Straßen bleiben selbst in Gegenden, die schon dicht besiedelt sind, in unqualificierbarem Zustand, und so wird selbst jeder Unternehmer, welche guten Willen und Geschmack er zeigen, das Geschäft und die Laune verderben. Beklagt sich einer dieser Unternehmer dann, so erheben die antisemitischen Zeitungen ein Hallo über das Speculantenthum, als ob sie selbst gewohnt wären, ihre fulminanten Leistungen der staunenden Mitwelt gratis in das Haus zu schicken. Ein derartiger Fall hat sich unlängst in Hietzing ereignet, wo die Grundeigenthümer geschmackvoll genug sind, ihr Geschäftsinteresse in der Wahrung modern künstlerischer und sanitärer Anlagen zu suchen. Und bei dem von einer holländischen Gesellschaft geplanten Cottage auf den Hängen des Cobenzl hat der ungünstige Einfluss der Commune schon bei den Plänen auf dem Papier begonnen, die — von den Brüdern Mayreder mit Berücksichtigung aller Vortheile der Lage und aller Ansprüche auf Comfort entworfen — durch Correcturen sehr beeinträchtigt wurden. (Vgl. Zeitschrift des Ing.- u. Arch.-Verein Nr. 28 des 51. Jahrg.)

Was ergibt sich nun aus diesen localen Voraussetzungen für die Architektur des Wiener Familienhauses? Das Cottage ist ursprünglich als eine Anlage gedacht, in der der Bewohner sein eigenes Heim hat. Die Laute der Zeit sind aber infolge der geschilderten Verhältnisse die Grundpreise sehr gestiegen; das Bierteł ist sehr model geworden und kann in den Ruf, dass nur reiche Leute dort wohnen können. Aus dieser Grundlage hat es sich bis vor Kurzem vergrößert. Derzeit sind die Preise schon so, dass, wer sich jetzt anstedeln will, Bedacht darauf nehmen muss, durch Vermieten einen Theil der Spesen hereinzubekommen. Das schädigt natürlich auch den Charakter des einzelnen Hauses: es sollen einen eigenartigen Stil haben und, da es in der Landschaft liegt, durch materiellen Reiz dazu stimmen und wirken. Das kann sehr gut der Fall sein, wenn man die Stockwerke je nach ihrer inneren Bedeutung verschieden behandelt. Sobald aber ein Stockwerk vermietet wird, müssen die Wohnungen und somit auch die Aussenerscheinung ziemlich gleich gehalten werden, und so entsteht jene langweilige architektonische Lösung des Cottagehauses, wie man sie heute immer häufiger findet. Es sind versteckte Zinshäuser, die durch aufdringliche Bauteile — man erinnere sich an das Uebermaß von Thürmen bei unseren Villen — auf billige Weise eine malerische Wirkung erreichen wollen. Es herrscht auch auf diesem Gebiete die Grossmannssucht. Jedes Cottagehäuschen wird in eine Villa, jede Villa in ein Schloss verwandelt.

Zu dem Besten, was auf diesem Gebiete bei uns geleistet wurde, gehören einige Nachahmungen von Bauernhausthypen aus unseren Alpen. Aber so wie in den Villen und Schlössern der Städter auf dem Lande gewissermaßen im Frack erscheint, so tritt er in dem Bauernhaus mit Lodenrock und nackten Knien auf. Das ist nun auch nicht jedermanns Sache. Einer der ersten, der in Oesterreich über die stilistische Vergewaltigung des Familienwohnhauses zu localen Typen überging, war der Baurath Franz v. Neumann. Von anderen Architekten, welche auf diesem Gebiet thätig sind, wären Karl König mit seiner Villa Faustig in Hietzing, Olbrich mit dem Friedmann'schen Haus in der Brühl thauptsächlich die Inneneinrichtung und Hadwiger zu nennen.

In der letzten Zeit ist wiederholt der Versuch gemacht worden, sich näher an das Vorbild des englischen Familienhauses anzulehnen. Die verdienstvolle Zeitschrift „Decorative Kunst" herausgegeben von Bruckmann in München und Meier-Graefe in Paris hat in einem Sonderheft die Arbeiten des Architekten Voysey vorgeführt, und auch die „Zeitschrift für Innendecoration" Verlag Alexander Koch, Darmstadt, hat in ihrem Decemberheft 1898 diesem Künstler einen Aufsatz mit zahlreichen Abbildungen gewidmet, der die eigenartige Publication auch der Richtung nach der inneren Ausstattung des eng

*) Vgl. die Aufsätze über Stadterweiterung, Bauplatz und Stadtbau, Architektur, Villen und Bauordnung in Zur Kunstfrage 247, 248, 249, 250 ff.

Digitized by Google

lischen Hauses ergänzt. Von der zahlreichen Literatur, die über dieses Thema in den letzten Jahren sich angesammelt hat, empfehle ich als besonders übersichtlich und praktisch das im Verlag Hartleben erschienene Büchlein „Das ländliche Wohnhaus“ vom Docenten an der Wiener Gartenbauschule Architekten A. Reinhold.

Vorjenes Bauten sind zum weitaus größten Theil Landhäuser. Viele von ihnen stehen noch in dem Stadtbezirk London, aber in jenen neuen Theilen, die eigentlich nicht als Villenviertel, sondern schlechtweg zum Lande gerechnet werden müssen. (Wir haben ja in Wien in den äußeren Bezirken viele solche Gebiete.) Man muß diese Bestimmung vor allem im Auge behalten, um diese Wohnhäuser zu würdigen. Sie gehören zum Lande, sie sollen sich der englischen Landschaft anschmiegen, sie erhöhen ihren Reiz mit ihrer nie in die Höhe, sondern immer in die Breite gebenden, fast möchte man sagen, gewollten Stillosigkeit. Sie haben etwas vom echten Bauernhaus des Landmanns, nichts, gar nichts von dem bedenklichen Begriff der „Villa“. Die gute Tradition des englischen Bauernhauses ist die einzige, die Vorjen benützt hat.

Die Billigkeit seiner Häuser ist oft erstaunlich. Für 10000 Mark baut er so ein Häuschen hin mit allem inneren Comfort. Bei uns kommt man unter 50.000 Gulden nicht aus.) Das Aeußere seiner Häuser ist ganz schmuckes, und doch wird man jede seiner Bauten sofort als sein Werk erkennen. Es muß also wohl eine Originalität geben, die sich auch ohne Stuckverzierungen äußern kann. Und diese besteht in sehr viel weientlicheren Aeußerungen: in der Architektur selbst, nicht in den Zuthaten, in den weientlichen Linien des Gebäudes, den Größenverhältnissen des Daches zu der Höhe, und anderen Dimensionen des Hauses, in der Art, wie der Winkel des Daches gewählt ist, wie das Dach durch Vorsprünge von Giebeln u. s. w. unterbrochen wird, wie die Fenster und Thüren sitzen in ihrer Größe, wie die Fläche des Hauses durch Vor- oder Anbauten bewegt wird — das sind ungefähr die wichtigsten rein architektonischen Fragen, in denen sich frei die Kunst äußert.

Und diese künstlerische Wirkung scheint der unmittelbare Ausdruck des Zweckmäßigen. Man erstaunt im Innern der Häuser oft über die glückliche Widerspiegelung der Eigenthümlichkeiten der Façade, die sich hier in zugleich originellen und so praktischen Dispositionen wiederfinden, dass man den Eindruck hat, als ob zum Beispiel die Vertheilung der Fenster, die der Façade so zugute kommt, nur des Innern wegen so gemacht sei. Houses are built to live in and not to look at, sagt der, der ist das Gesetz an Voyseys Architektur. Die Einheitlichkeit des Hauses in allen seinen Theilen: hier liegt das Heil unserer neuen dem Hause dienenden Kunst.

Und darauf kommt es ferner an, zu zeigen, was mit geringen Mitteln geschaffen werden kann; dass der gering Bemittelte nicht nothig hat, die Reheit der Schlechten, en masse verwerthlichten alten Ornamentstragmente zu dulden. Dass es eine Schönheit gibt, die jenseits der kostspieligen Verzierung bleibt, die richtiger, wertvoller, moralischer ist, als alle Schönheit. Diese Aufgabe in dringenden, wichtiger, trotz ihres bescheidenen Umfangs, als die Ausführung von neuen Monumentalbauten. Denn ein unserer Zeit eigener und würdiger Monumentalbau, den wir kaum in Anlagen „Wagner“ heute bringen, kann sich nur aus unserer bürgerlichen Architektur entwickeln, nicht umgekehrt.

Erscheint diese Forderung auch in den englischen Vorbildern am besten gelöst, so muss man sich doch hüten, die englischen Verhältnisse einfach herüber zu nehmen, weil die klimatischen, localen und gesetzlichen Bedingungen von den unseren total verschieden sind. Vor allem wohnt der Engländer Sommer und Winter in seinem Familienhaus, kann also mehr darauf verwenden als der Wiener, der meist nur im Sommer in die Villa hinauszieht und eine theure Stadtwohnung hält. Zweitens ist der Engländer meist auch in der Lage, mehr zu verwenden, weil die Capitalsräfte dort ganz andere sind. Und drittens braucht er gar nicht viel zu spendieren, weil man dort billiger baut. Die Grundpreise, die bei uns selbst in den entlegensten Bezirken in unverschämt hoch sind, dass es über kurz oder lang in einem Monat kommen muss, sind in der Umgebung Londons von den am grossen Bedingungen sicheuden Häusern ganz abgesehen — verhältnismäßig niedrige. Dann kommt, dass das Bedürfnis an Familienbauten nicht wie bei uns eine wuchtische Erscheinung, sondern bei den verschiedenen Classen schnell wie in der Luft in Stadt, der Land, wechselt die armen Leute, die Arbeiter, dort sind die billigen Wohnungen. Das das englische Familienhaus viel geräumiger Wirthin erbaut werden kann, braucht auch uns dem Grunde nicht abschreckend wirken zu können, weil die Zeitgenossen dort unter dem Dach wohnen und sich dementsprechend [illegible] Für Wochenschreiben von drei Meter braucht man keine [illegible] Stiegen, die kann man allgemein nicht in Anspruch nehmen, die englischen Familienhäuser sind [illegible] [illegible] [illegible]

Erfolg Rubinsteins durch die geringe Verbreitung seiner Werke geworden ist, umso höher steht er persönlich vor uns durch seine echt künstlerische Gesinnung und seinen noblen, nur auf das Ideale gerichteten Charakter.

Der zweite Grund liegt wohl auch ein wenig im Componisten selbst. Es ist etwas Wahres daran, wenn man sagt, dass er es verabsäumte, oder dass es ihm vielleicht nicht möglich war, an seine Werke die letzte Feile anzulegen. Er war seine extemporirte Natur, die unablässig an ihrer Vervollkommnung arbeitet, sich selbst kritisiert und corrigiert, sondern ein impulsiver Charakter, der im ersten Elan durch die Macht der Leidenschaft, das Feuer der Begeisterung seine Position im Sturm eroberte — also das gerade Gegentheil seines Zeitgenossen Brahms. Aber so wie dieser durch das Ueberwiegen des intellectuellen Moments bei seinen Werken die wünschenswerte Wärme und später selbst die Frische der Erfindung vermissen lässt, so hat Rubinstein durch den Mangel an formeller Vollendung und an innerer Durcharbeitung selten eine unbedingte, vollkommene Befriedigung hervorgerufen. Seine Compositionen nimmt der Hörer leicht an, aber legt sie eben so leicht wieder weg. Man sieht das am besten an seinen Kammermusikwerken. Wie viel Erfindung steckt in einer einzigen Violinsonate von Rubinstein! Mehr als in allen Violinsonaten von Brahms zusammengenommen. Sie sind dankbar für den Spieler, leicht fasslich für den Hörer und von entzückender Melodik. Gerade durch die letztere schien er prädestiniert zu sein für den Operncomponisten, der im Drange der dramatischen Anforderungen ebenfalls nicht viel Zeit zu musikalischer Ausarbeitung hat und deshalb leicht aus der Noth eine Tugend machen kann. Und doch finden wir in allen seinen Opern einen großen Missgriff, der die anderweitigen Vorzüge der Composition mindestens in den Schatten stellt, wenn nicht ganz verdunkelt.

In dieser Beziehung bildet auch der jüngst aufgeführte „Dämon“ keine Ausnahme von dem allgemeinen Charakter Rubinsteinischer Werke. Ein gut Theil der Schuld konnte der Componist allerdings auf den Textdichter schieben. Es ist Lermontoffs „Dämon“ zur Oper eigner, mag Dahin gestellt bleiben. Er ist in unserem Nachbild, auf dem Boden des echten Russenthums entstanden und von „Byronismus“ genährt. In diesem Sinne ist er gewissermaßen auch ein Seitenstück zum „Onegin“ Puschkins, der wie Lermontoff in dem Roman „Der Held unserer Tage“ sein eigenes Schicksal mit dem Seherauge des Dichters vorausahnte. Mit der Charakterisierung dieses Russenthums wäre vielleicht auch in der Oper etwas zu machen gewesen, etwa durch Schilderung des nationalen Milieus, zu dessen Verkennung Rubinstein der richtige Mann gewesen wäre. Was der Dichter damit auf der Bühne erreichen kann, hat uns Tolstoi in der „Macht der Finsternis“ gezeigt. Der realistische Zug unserer Zeit hätte da auch in der Oper manches nur allzu naturgetreue Bild willig hingenommen, selbst auf die Gefahr hin, dass das bekannte Wiswort wieder aufgelebt hätte, dass die neuere russische Literatur „ein Strauß von künstlichen Rosen auf einem Misthaufen“ sei. Der Text des „Dämon“ ist weder roh, noch realistisch, er entbehrt lediglich eine tiefe zusammenhängende Reihe von Charakterbildern, ohne Motivierung, ohne eigentlichen Culminationspunkt, ja selbst ohne Entwicklung und Lösung. Die Oper fängt feuriogen mit dem Ende an. Rechts der Dämon, links der Engel, der böse und der gute Geist, dazwischen Tamara. Wir wissen gleich, um was es sich handelt: die beiden Geister werden um Tamara kämpfen, und wir wissen auch gleich wie der Kampf enden wird: in dieser Welt wird der Dämon siegen, in jener der Engel, Tamara wird auf den Beiden streben und über ihnen glorificiert werden. Dann muss noch allen dramatischen Erfahrungen ein verführender Engelchor uns in „Faust“) das Ohr bestechen. Das sagt schon die Exposition, und nun müssen wir drei Acte hindurch auf die Abwicklung dieser nothwendigen, im voraus gegeben Ereignisse warten. Wir haben während der ganzen Oper eigentlich nur zu schauen, und die ganz unvermittelt nebeneinandergestellten Ereignisse entlocken uns weder ein Lächeln, noch eine Thräne. Nicht einmal Tamara kann das leiseste Mitgefühl in uns erwecken, denn sie hat für den Verlust des Geliebten schon von vornherein die Entschädigung des Dämon, zu dem es sie vom Anfang an immer hinübertrieb, sie hat auch von vornherein durch den Engel ihre endliche Erlösung bestimmt. Der Dämon selbst ist uns im Opern text völlig räthselhaft. Wer ist er, was will er? Ein gegen Schluss gibt er in wenigen treffenen Worten darüber die gewünschte Aufklärung: „Ich bin der Fürst des freien Wissens, bin kühn und bös', der Feind des Himmels“. Hätte uns irgend eine Situation über diese Natur des Dämon aufgeklärt, dann hätten wir mit Tamara empfinden, hätten ihre Wissensqualen mitmachen können. Aber bei dieser rein äußerlichen Darstellung sehen wir nichts als Theater hinter uns, die nicht blos im dramatungischen Sinne, sondern auch ästhisch unausgedacht an Stimmen auf- und abgezogen werden. Man sieht mehr die machina als den deus.

Ein einzigesmal hat der Dichter dem Componisten Gelegenheit gegeben, seine bedeutendsten Vorzüge zu verwerten und das slavische Nationalcolorit musikalisch darzustellen. Das geschah im ersten Theil des ersten Actes. Der Chor der Mädchen ahmt in äußerst gelungener Weise den Ton der slavischen Volkslieder nach; desgleichen das Lied der Amme „Es eilet der Bräutigam hin zu der Braut“ mit dem von der Oboe immer wieder dazwischen geblasenen Refrain. Von echt slavischem Rhythmus belebt ist auch das Lied Tamaras: „Schwestern kommt, pflückt mit mir, Blätterschmuck und Blüten“, das Fräulein v. Mildenburg prächtig zur Geltung zu bringen weiß — wie die ganze Rolle der Tamara. Leider hat das Lied durch falsche Declamation verdorben, an der aber auch schon der Dichter schuld ist. Er hat nicht richtig accentuiert und hätte durch Umstellung der Worte manche störende Wortzerreißung vermeiden können. Statt zu sagen: „winden ei- lig lasst uns“, hätte es immerhin lauten können „winden lasst — eilig uns. Ebenso im folgenden Vers: „so geschmückt — wollen wir — jubelnd ihn empfangen“, aber nicht: „so geschmückt wollen ihn — selnd wir ihn empfangen“. Seit der Persiflage derartiger Wortzerrichtungen in Wagners „Meistersinger“ ist das Publicum für solche Fehler viel empfindlicher, als die Textdichter glauben wollen. Der zweite Theil des ersten Actes hält, obwohl musikalisch nicht so reichhaltig, doch noch die günstige Stimmung fest, wenn ihm nur der Dichter nicht den Schluss verdorben hätte! Er lässt den entscheidenden Kampf, in welchem der Fürst fällt, hinter der Scene sich abspielen, und hatte nicht die genügende Bühnenphantasie, um einzusehen, dass ein derartiges Hinausdrängen der entscheidenden Persönlichkeiten in Wirklichkeit den Eindruck lächerlicher Puppenspielerei macht. Es war dabei ganz überflüssig, den eindringenden Tartaren noch besonders vorzuschreiben: „sie führen die Kameele ab“, der Schluss erscheint durch ungeschicktes Arrangement künstlich gemacht. Der zweite Act bringt wieder zwei Cabinetstücke Rubinsteinischer Kunst: die beiden Tänze während des Hochzeitsfestes im Schlosse Gudals. Sie haben sich als brillante Orchesterstücke schon längst einen ehrenvollen Platz im Repertoire der modernen Concertmusik erobert. Leider lässt sich etwas ähnliches von den übrigen Theilen der Oper nicht behaupten. Zwar erhebt sich Rubinstein wiederholt zu einem musikalischen Aufdrucf von bedeutender Schönheit und glühender Leidenschaft, so namentlich in der letzten Scene zwischen Tamara und dem Dämon (den Herr Reichmann mehr sentimental als geisterhaft gibt), aber zu voller Befriedigung gelangen wir während der sich immer weiter ausdehnenden Handlung doch nicht, trotz der vielen schönen Chöre und trotz der blendenden Ausstattung, die unsere Hofoper dem Werke angedeihen ließ. Wir sind ihr ja sehr dankbar, dass sie uns nach langer Zeit wieder einmal einen Rubinstein vorgeführt hat, aber wir haben doch nur ein Wort kennen gelernt, das bei vielen Schönheiten im einzelnen nur eine schwache Totalwirkung hinterließ.

Richard Wallaschek.

Agnes Jordan.

Schauspiel von Georg Hirschfeld, Hoftheatre 29. October 1899.

Es ist ein seltsames Stück, das am vorigen Freitag im Burgtheater gegeben wurde. Ein Stück voll Talent und doch eigentlich kein Stück. Etwas Peinliches, das man lieber nicht gesehen hätte, und doch etwas, das einem nachgeht, und von dem man nicht loskommt. Ein Ehedrama, dreißig Jahre einer elenden, trostlosen Ehe voll Gemeinheit des Mannes, voll Erniedrigung der Frau, das schließlich nur dadurch erträglich geworden ist, dass die Frau ihr Bestes in sich ertödtet hat und die Kinder den Vater „nicht ernst nehmen“ und zu dem allen ein musikalischer Ausklang mit „Abendsonnenstimmung“!

Und wie der „andere“ Dichter nahe zu diesen verbrauchten Mittel ältester Bühnentechnik greift, indem er das Fehlen des Abschlusses, den er dramatisch nicht zu gestalten vermochte, durch ein Anlehen bei anderen Künsten zu verdecken sucht, so möchte sich auch sonst Neues und Altes gar seltsam untereinander. Ja, in einem gewissen Sinne ist es der Gegensatz von Altem und Neuem, der dem ganzen Werke sein Gepräge gibt.

Agnes Jordan ist nicht eine Ehetragödie in einem weiteren, allgemeineren Sinne, entwickelt aus dem Wesen der Ehe, der Art und Natur des Mannes und der Frau, Agnes Jordan ist eine Ehetragödie aus einem ganz bestimmten Milieu, aufgebaut auf einem ganz bestimmten Gegensatz. Es ist der Gegensatz zwischen dem alten patriarchalischen jüdischen Familienleben, in welchem Agnes Jordan aufgewachsen ist und das sie ganz in sich aufgenommen hat, und dem Börsenjobberthum, dem „modernen“ Geschäftsgeist, durch die Herr Jordan und seine Freunde vollig verpestet sind. Gewiss liefe sich ein Drama auch auf den allgemeinen Gegensatz stellen zwischen einer unberührten, in allen Güte und Schöne empfänglichen Mädchenseele und einem rohen, ehrlosen Manne, kann vollbefriedigen Mode und Lebensgang, wie sie ja auch in anderen Sferen seine Seitenheit sind. Aber Georg Hirschfeld hat ein solches Drama nicht gedichtet. Er hat sein Drama aus dem ganz specifisch jüdischen Milieu herausgearbeitet und das Gute und Edle über, das er in diesem gefunden, mit einer geradezu unheimlichen Objectivität neben einander und einander gegenübergestellt. Obwohl ganz ohne Tendenz,

Digitized by Google

vielleicht halb unbewußt. Nicht so, als ob das, was er schildert, die Regel wäre, als ob anderswo Aehnliches nicht vorkomme. Aber so wie er es geschildert, so wie er es erklärt hat, ist es gestattet in diesem Milieu.

Es ist nun heute in einer Periode allgemeiner und besonderer Verhetzung eine mißliche und undankbare Aufgabe, von diesem Gesichtspunkte aus das Werk eines Dichters zu beurtheilen. Georg Hirschfeld hat keine glückliche Zeit gewählt für seinen dramatischen Vorwurf. Sobald die Dinge sich so zugespitzt haben, daß zwei Parteien einander im Kampfe feindlich gegenüberstehen, fehlt beiden die Objectivität zur ruhigen Beurtheilung eines Kunstwerkes, das in Beziehung zum Streitgegenstande steht.

Und je objectiver das Kunstwerk gehalten ist, desto schlimmer wird vielleicht seine Wirkung sein. Bei der Aufführung in Berlin hat man das ja gesehen. Was bei den einen wilden Jubel und höhnische Freude hervorrief, mußte eben darum bei anderen berechtigte Empfindlichkeit erwecken. Die Gegnerschaft der beiden widerstehenden Kräfte war ein Theaterskandal. Einen solchen hat man mit Recht hier vermeiden wollen. Aber wie? Indem man das Stück denaturalisierte, diejenigen Sätze wegstrich, die ihrem inneren Gehalt nach offenbar auf ein bestimmtes Milieu hinweisen, und den Ton des ganzen änderte. Darf man das? Ja, kann man das? „Agnes Jordan" müßte ein sehr schlechtes Stück sein, wenn es durch ein derartiges Verfahren nicht verschlechtert würde, genau so wie das ein erbärmliches Bauernstück wäre, aus dem man durch Streichung von ein paar Sätzen und Verleihung des Dialects ein Salonstück machen könnte, oder umgekehrt aus ein erbärmliches Salonstück, das man mit derartigen äußerlichen Mitteln in ein Bauernstück verwandeln könnte. Denn wie die Unterschiede der Stände, sind überhaupt die auf nationalen, religiösen, socialen Momenten beruhenden Unterschiede der Menschen nicht rein äußerlicher Natur, so daß man sie einfach von den Gestalten wegwischen konnte, ohne ihr Wesen zu ändern und die Grundlagen der ganzen dramatischen Entwicklung zu alterieren. Man hört es nicht überall gerne, wenn behauptet oder zugegeben wird, es bestehe auf localem Gebiete, wie etwa zwischen englischem und nicht englischem, also z. B. französischem Wesen, auch ein Unterschied zwischen jüdischem und nicht jüdischem, z. B. christlichem Wesen. Ja, dann soll halt Herr Hirschfeld auch sein spezifisch jüdisches Stück schreiben! Schreibt er aber ein solches, dann muß man es auch als solches geben — oder gar nicht geben.

Im letzteren Falle wären das Burgtheater und das Publicum allerdings um eine recht interessante Vorstellung, um eine Reihe vorzüglicher Leistungen der Darsteller gekommen. Allen voran ist das Ehepaar Jordan zu nennen. Frau Hohenfels zeigte ihre ganze künstlerische Gestaltungskraft in der Rolle der Agnes, die uns in Hirschfeld's Drama als eben getraute, noch mädchenhafte junge Frau entgegentritt und als ergraute Matrone von uns Abschied nimmt. Sie spielte sie vielleicht gelegentlich mit zu starker Declamation, aber immer mit starker Wirkung. Ganz ausgezeichnet war Herr Reimers als Gatte. Er erfüllte die ihm durch die erörterte Verwischungstendenz vorgezeichnete Aufgabe mit großer Discretion; er mißbrauchte das Mitspielende nach Möglichkeit und versuchte mit Erfolg die Figur des Herrn Jordan, wo es irgend angieng, in die Region des Humors zu erheben, ohne hiebei je die Grenzen des guten Geschmackes zu verletzen. Seine Befähigung für Charakterisierung und humoristische Gestaltung hat Reimers schon wiederholt gezeigt, so zuerst als Alkingraf v. Stein im „Mädchen von Heidbrunn", dann in der „kleinen Mama" und der „Grille". Nun hat er dieselbe wohl auch zu dauernder Anerkennung gebracht.

Von den anderen Leistungen ist vor allem hervorzuheben die Sonnenthals als Onkel Adolf und die Herrn Romplers „Maximann" Wiener, der sich immer mehr zu einem Meister der Naturlichkeit entwickelt. Aber auch unerwähnt dürfen auch Fräulein Witt und Herr Zeska bleiben, denen die Aufgabe zu Theil geworden war, das „intimitätsbedürftige Jordan darzustellen, und die sich derselben mit vielem Geschick entledigten. Es sind zwei kleine Rollen, die der Frieda Wiener überhaupt nur mit wenigen Strichen angedeutet, die des Hans Jordan bezogen schwierig, weil der „erwachsene" Hans Jordan des letzten Actes die Fortsetzung des gar verderbten heranwachsenden Hans Jordan des dritten Actes ist. Im letzteren Act scheint der Dichter die Figur des jungen Braunrasirs aus unerklärlich näher rücken zu wollen. Es geht viel zu viel mehr Liebesmonologisiren des Darstellers dazu, das durchaus unklare Verhältniss zwischen ihm und seiner Entwicklung niemals machen zu können. Der Dichter hat ihm nicht selbst zu viel entgegenkommen sollen. Schon der Frau Jordan hinsichtlich des Kinder entweder gesagt: „Ich kann sie pflegen, schaun, manchmal — aber ein rechtes Du zu ihr werden sich's wohl nie, ich mag sie nun lieben, ich bin ihnen nun ja gar eine alte Gewohnheit" oder sie ihnen in einer Scene deutlicher in's Gesicht gesagt haben, daß sie ihnen nicht mehr bedeute. Wie kann sonst Hansjörgl glauben, Grete sei ihm in seiner Zuneigung so ganz sicher, wenn man sie (wie kann sie es?) dem jungen Herrn Jordan gegenüber nicht spüren, wenn man sie nicht sehen soll?

Otto Lehberts, welcher vermuthlich wem Fabrikanten unter einer Decke gespielt hat, dann die Verwaltungs- und Aufsichtsräthe der Schiffahrts-Gesellschaft, welche sich um die Geschäftsführung des Generaldirectors gar nicht gekümmert haben, und endlich die Verwaltung der Hamburger Bank, welche bei dieser Millionencredit jedenfalls leichterig vorgegangen ist. Den Schaden tragen einerseits die Actionäre der Hamburger Bank, anderseits die der Länderbank und des Bankvereins in Wien, da diese Banken Großactionäre der Nordwest-Dampfschiffahrts-Gesellschaft sind. Die Directoren des Bankvereins und die anderen Herren, welche in der Verwaltung der Schiffahrts-Gesellschaft saßen, zur Verantwortung zu ziehen, daran wird von niemandem gedacht. Aber noch unerhörter ist es, daß in dieser Angelegenheit keine Strafuntersuchung erfolgt ist. Jeder Semmelhieb kommt ins Zuchthaus. Wenn aber ein Fabrikant sich für 4½ Millionen Mark Waren aneignet, die nicht ihm gehören, diese verkauft und den Erlös für sich behält, dann wird nicht einmal eine Strafanzeige erstattet.

*

Officios wird gemeldet, daß zwischen der österreichischen Regierung und dem österreichischen Lloyd Unterhandlungen geführt werden, welche eine Vermehrung der vertragsmäßigen Indienfahrten des Lloyd bezwecken, womit eine Erhöhung der Subvention dieser Gesellschaft in Form des Rückersatzes der Zuckerausfuhrprämien verbunden wird. Nun ist die Förderung unseres Exports nach Indien gewiß wünschenswert, und auch gegen eine Erhöhung der Lloyd-Subvention zu diesem Zwecke läßt sich eventuell nichts einwenden. Aber schließlich ist auch der Export nicht Selbstzweck und seine Unterstützung mit Staatsmitteln ist nur dort am Platze, wo die Industrie ohne diese nicht exportieren kann und der Export im allgemein volkswirtschaftlichen Interesse liegt. Bei den neuen Indienfahrten des Lloyd handelt es sich aber zugestandenermaßen nur um die Hebung des Zuckerexportes nach Indien. Es ist kein Zweifel, daß die florierende Zuckerindustrie auch ohne diese indirecte neue Staatshilfe nach Indien exportieren könnte, und der Staat gibt gerade genug für die Zuckerprämie aus, um endlich mit neuen Opfern für sie verschont zu werden. Da gibt es noch viele möglichere Verwendungen von Staatsgeldern zur Hebung unseres Exports als die neugeplante, und darum wird sich das Parlament diese neue Zuwendung vermuthlich wohl überlegen. f_4

Kunst und Leben.

Das Raimund-Theater brachte ohne Erfolg „Die Buttereseite", Schwank von Arthur Pierhofer. Pierhofer, der Name ist schon bei einem früheren Theaterversuch genannt worden. Und in engeren Kreisen ist sein Träger fast schon ein wenig „berühmt". Jene Börsenclique, die sich bei Premieren gerne Wiener Gesellschaft nennen hört, zieht sich ihn für ihre Salons heran; er ist ihr Witzwundekind. Jene Börsenclique faß auch gestern wie eine glückliche Familie da und lächelte, lächelte mit der höflichsten Laune der Welt bei allen faden Geistreicheleien und scheinbar satirischen Anekdoten. Aber die Bühne ist kein Raum für familiäre Gelegenheitsscherze, auch wenn sie sich mit ethnographischer Folschmeidung als „wienerisch" ausgeben möchten. Herr Pierhofer und das Raimund-Theater die das nicht zu wissen scheinen, erfahren's jetzt. A. G.

*

Die neue Operette „Wiener Blut" von Victor Léon und Leo Stein, Musik zusammengestellt von Adolf Müller), die eben im Carl-Theater gegeben wird, stellt sich als höchst fructificierung Strauß'scher Walzer dar, die künstlich zusammengestoppelt und mit einem unsinnigen Text versehen wurden. So schön auch manche musikalischen Motive wären, so hören wir den Walzer doch lieber dort, wo er hingehört: im festlich erleuchteten Ballsaal oder in den Auen des Praters. Aber eine gewaltsame dramatische Verwendung älterer und neuerer Tanzweisen des Meisters nach seinem Tode scheint mir ebenso geschmacklos wie pietätlos zu sein. Das Publicum war anscheinend ähnlicher Meinung, das Werk wollte nicht „einschlagen", und die gänzlich unzureichende Gesangsleistung einer neuen Sängerin erregte sogar deutliche Zeichen des Mißfallens. R. B.

*

Man schreibt uns aus Berlin: „Staatsgeheimnisse" von Brasch und dem Fürsten Bredo wurden Sonnabend im Berliner Theater gegeben. In der Mitte dieses Werkes steht ein junger Taugenichts, ein junger Adelsökonom; ein junger Wordskerl; ein junger Schwerenöther; ein junger Chevalier d'Eon. Dieser junge Chevalier d'Eon liebt es, gefährliche Machenschaften nicht schlecht zu durchkreuzen. Er liebt es, seinen Vorgesetzten eins, zwei, drei zu entrinnen. Er liebt es, von munterer List zu sprühn. Er liebt es, einen Gegner, wie die Gymnasiasten nach der Production zu machen, welcher feagt: wie steh' ich da? Und er liebt es, von einer Dame geliebt zu werden. Dies ist Frau Brasch, Gemahlin des Directors Brasch. Sie gibt Jünglingsgestalten sehr zu ihrem Vergnügen. Nicht erst seit diesem Winter; und nicht erst seit dem vorigen Winter. Sondern bereits seit mehreren Wintern. Sie findet sich von einer ausgemachten Schelmerei in Hosen. Sie tollt lebhaftig in Hosen herum. Alle Leute sind ja erst wunderlich. Die beiden Dichter sprechen in jambischen Versen und bringen die Pomposdour auf die Bühne. Ihr Stück hat keinen Aehlez, als daß es zum Auswachsen ist. — „Ein unbeschriebenes Blatt" von Wolzogen wurde Freitag im Neuen Theater gebracht. Es fand einen Achtungserfolg. Wir können mich über den Erfolg, um das Dichters willen. Alfred Kerr.

*

Man schreibt uns aus München: Otto Erich Hartlebens Komödie „Ein wahrhaft guter Mensch" erlebte im Kgl. Residenztheater seine erste Aufführung. Das Stück, dessen dichterischer Uebergelegentlich der Buchausgabe an dieser Stelle (Nr. 264) bereits hervorgehoben wurde, übte von der Bühne herab nicht ganz die Wirkung, die es verdient hätte. Aergernis erregte die Weltanschauung des Dichters, der über allen Standesjammer und Parteiüberzeugungen souverän die Peitsche schwingt. Conservative Elemente fühlten sich in der Gestalt des dornierten Majors gekränkt, socialdemokratische in der Charakteristik des betrunkenen Streikcomités. Aber auch einige jener technischen Mängel, die sich in einer lesenden Buchausgabe so gern verstecken, traten jetzt zu Tage: die Schwägerin des Helden, die Einzige, die zu ihm hält, erschien zu dürftig, zu fragwürdig eingeführt; das häufig wiederkehrende Spiel und Geschwätz der Kinder wirkte abgeschmackt; drollige Episoden bereiteten in der letzten Scene kein Vergnügen mehr. Immerhin darf man zuversichtlich hoffen, daß die Komödie, nachmals überarbeitet und stellenweise gekürzt, auf einigen unserer besten Bühnen sich einbürgern wird. Ausgezeichnet war unter den Darstellern Herr Lützenkirchen in der Titelrolle. Er gab den „wahrhaft guten Menschen" als einen Gentleman von tadellosen, aber nervös bewegsamen Manieren und erreichte, worauf alles ankommt, daß das Publicum über ihn lachte und ihn dennoch lieb gewann.

Kurt Martens.

Bücher.

Josef Müller: Der Reformkatholicismus. 1. Theil. Die wissenschaftliche Reform. Zweite vermehrte Auflage. 2. Theil. Die praktischen Reformen. Zürich, Cäsar Schmidt, 1899.

Der Verfasser, der ein gutes Buch über Jean Paul und ein effektsches System der Philosophie geschrieben hat, nimmt den Faden wieder auf, den Lacordaire und Montalembert angesponnen und die Altkatholiken weiter gesponnen haben. Seine Schreibweise gefällt und besser als die des biegsamen Franzosen Schell, und noch viel besser als die des biederen, aber nicht Theologe, sondern Philosoph ist. Ausrichten wird er trotzdem nichts, aber seine Schrift ist als ein Document, das von dem heutigen Zustande der römisch-katholischen Kirche und von der Stimmung der intelligenteren deutschen Katholiken Zeugnis gibt, von bedeutendem Wert.

—r—

Hans Resel, Reichsrathsabgeordneter: Der Staat und seine Diener. Wiener Volksbuchhandlung, Ig. Brand.

„Das Staatsdienerelend in Wort und Zahl" lautet der Untertitel des Büchleins, welches besonders deutlich durch seine Zahlen spricht. Man erfährt da Dinge, die staunen machen; es ergibt sich, daß der Staat, der Hüter der „Schwachen", die Nothlage genau so „ausbeutet", wie nur irgend ein Großkapitalist. Mit einer geradezu brutalen Selbstverständlichkeit werden Hunderttausende im Elend ausgenützt. Man kann da seltsame Zahlen lesen, auf denen Existenzen gegründet sein sollen. Straßenreinräumer 4. B. haben 6½—23 fl. jährlich, ihre Arbeitszeit dauert von 6 Uhr früh bis 6 Uhr abends; sie sind nicht pensionsberechtigt. Gefangenaufseher erhalten 250—350 fl. jährlichen Gehalt, die tägliche Dienstzeit schwankt zwischen 12 und 15 Stunden, alle 14 Tage haben sie einen Tag frei. Wenn sie außerhalb der Strafanstalt wohnen, sehen die meisten durch 14 Tage ihre Familie nicht. Die Dreschchenanträger haben gar keinen Gehalt oder Lohn, sondern haben das Recht, das Getreide im Werkeper Stück bekommen sie 1 kr. Sie müssen 25 Telegramme austragen, um 1 fl. nach Hause zu bringen. Um diese Zustände wütig erzagen können zu können, schickt der Staat seine Diener freilich in eine gründliche Schule — in die des Militarismus. Das Gros der Staatsdiener besteht aus Soldaten mit zwölf Dienstjahren. —l—

Maurice Maeterlinck: Weisheit und Schicksal. Uebersetzt von F. v. Oppeln Bronikowski. Bei E. Diederichs, Leipzig.

Ich will dieses Buch nicht noch einmal besprechen; man hat es in so hohem Maße durch ganz Europa getrieben; man einzelne Bemerkungen allgemeinern Interesses möchte ich an jene Lectüre knüpfen. Es ist allgemein geräumt und mit Freuden begrüßt worden, daß Maeterlincks peffimistischkränkliche Weltanschauung, die bei manchem Zug einer düsteren und mystischen Größe doch wohl auch heute noch da und neben seinen ins Pathologische hinüber zeigte, zur Gesundung und daseinsbejahenden Freudigkeit gelangt sei. Ich unterschreibe das. Ja, ich gestehe dem interessanten Buch sogar eine gewisse Klarheit zu. Indessen diese Klarheit ist die Klarheit des alten Spätromischen Decadence Critiker. Es ist die Klarheit des Seneca, des Marc Aurel und des Plutarch. Diese Art Weltanschauung hat hier wie dort nur zu sehr die etwas runde, abgeklärt milde Nuance einer Decadence, die nicht über das Schicksal entrüstet, breitschaftigkeit hinaus kann. Es geht bis in den saubern Bau der Sätze; bis in eine gewisse stilistische und ästhetische Attitüde, die aber schon eher Maßnehmen und Feinschmeckerei ist: ein Stil, dessen Geschicklichkeit, auf Meiste, bereits Schlichtheit, Objectivität und edle Einfalt wohl zu rühmen sind — abgesehen von dem interessanten Merkmal eines autochthonen, plattländischen Mystizismus — der wohl sehr unterstützt und ein Teiler, aber alles eher ist als naiv und impulsiv; der zwar auf Verfeinerung und Absichtheit verzagt als Gesundheit und die freudig-drangende, kraftige Aufrechtheit schopenhischer Leidenschaft und einer temperamentvollen blutwarmen Confession. Welch ein Unterschied zwischen dem klugen, reflectiert weisen Freudenn, den hier der Dichter einer alten Cultur mit dem Leben schließt, mit diesem verbissenen unsäglich gestillter und balancierter Triebe, mit dem hier misch begeisterten, ueberaus unpuritanischen, allumfassenden Daseinsbejahung, dem herrlich jugendlichen Barbarenmanich des Whitman, in dem alle wahrhafte Jugend und Zukunft und alle neue, kommende Cultur die erste stürmischen Evon jauchzt! Alle Jugend, Verheißung und Zukunft, deren einzig Art aus den Naturwissenschaften entwickelte Weltanschauung des Monismus trächtig, und in der alle wahrhafte „Moderne" beschlossen ist!

Digitized by Google

Dort ist Zukunft, hier letzte reife Vergangenheit; dort Schöpfung, hier Reflexion; etwa die Reflexion des Auskunfen des schöpferischen Geistes, die mit einem müden Lächeln „ansieht alles, was er geschaffen hatte", und meinetwegen „sieht da: es war" — trop alledem und alledem! — „sehr gut" . . .

Johannes Schlaf.

Prof. Dr. Thomas Achelis: Grundzüge der Lyrik Goethes. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing, 1900. 120 Seiten.

Der Verfasser wendet sich mit seinem Büchlein „an die großen Schichten aller Gebildeten, die noch Gefühlsmenschen genug sind, den Modernen nicht den Sinn und das Verständnis für die Größe unserer Klassiker verloren haben; für die wirklichen Goethe kennen kann er kaum hoffen, Neues zu bringen". Nun, ich hoffe, daß auch jene „großen Schichten aller Gebildeten" Goethe kennen genug sind, um die Ueberflüssigkeit dieser Primanerarbeit einzusehen. Alles was da an der Natur und Liebe und Freundschaft in Goethes lyrischen Dichtungen, aber seine Lebens- und Weltanschauung und über seine Kunstanschauung gesagt ist, liegt so auf der Hand, daß jeder es sich selber sagen kann — wenn's nicht auch noch schon hundertmal gesagt wäre. In einer schwächlichen psychologischen Zergliederung des Stoffes fehlen der Persönlichkeit des Verfassers die plastischen Voranschauungen; er hat keine Ahnung davon, wie es in der Seele eines Dichters aussieht. Auch hat er ganz schülerhafte (oder lehrerhafte?) Begriffe, spricht zum Beispiel von einer „jede stärkere Sinnlichkeit zurückdrängenden Keuschheit" — als ob Sinnlichkeit und Keuschheit Gegensätze wären! Von breiter Hornhaftigkeit wimmelt es. Zwei Drittel des kleinen Bandes sind übrigens durch Citate ausgefüllt, die leider nicht nur von Druck-, sondern von directen Schreibfehlern voll sind. Bei Achelis heißt es noch immer „Hangen und Bangen", „Trunken vom letzten Strahl", „Von Eid befreit sind Treue und Bücher" — Zeichen, die jeder Moderne so anmaßend sein wird, anzugreifen zu finden. Die Wiedergabe von „Wanderers Nachtlied" — es sind eine ganze Masse Gedichte in extenso abgedruckt, die wir alle auswendig wissen — hat in den sieben Zeilen sieben Abweichungen von der Cotta'schen Ausgabe; die ersten beiden Verse sind in einen verschmolzen, der fünfte ist mitten entzweigerissen und das Wort „schweigen" (vermuthlich infolge einer Erinnerung an Schuberts Composition) wiederholt, und so der ganze Rhythmus und Versbau der kleinen Strophe zerstört. Aus dem Reimschema a b a b c d e c d i n d e r L u f t e n ist ein a b a b c d e c d i n d e n L ü f t e n geworden. Ist es da am Platze, andere Leuten Mangel an Pietät vorzuwerfen?

A. Hauschner: Die Unerlöste. Novellen. Wien, Deutsches Verlagshaus, Bechtold & Comp. 1899.

„Unterseele", damit meint der Autor das unbewußte Triebleben der Seele. Er stellt den genauesten Kampf des tief unter dem Bewußtsein schlummernden, ja erwachten Triebes mit der völlig getrennten Ueberlegung dar. Er will an einzelnen Fällen des Lebens zeigen, daß nur in der Harmonie des Unbewußten und Bewußten die Liebe den Mann mit der Liebe einer Frau zu einer vollkommenen Ehe sich verschmelzen könne. Also Problemmenge liegt zweifellos des Kampfes . . . Die Novelle ist viel empfunden, geschickt und voll Rhythmus in der Wache und mit einem dramatischen Weitblick deutlicher Idealismus überzeugt. Und in manchen Stunden selbst die Unzulänglichkeit des künstlerisch Psychologischen vergessen lässt. . . Für den Schlüsselroman, „Erste Liebe", stecken viel Erzählertalent und Humor, aber aber ist der Familienklatsch so laut, daß die Illusionen sentimentalen Genusses kaum mehr möglich sind.

M. M.

Clara Viebig: Es lebe die Kunst. Roman. Berlin W. Fontane & Co. 1899.

Clara Viebig, die sich zuerst durch kraftig umrissene und exakt beobachtete Schilderungen ihrer Heimat, „Kinder der Eifel", bemerkbar gemacht hat, unternimmt in diesem neuesten Werke die gutgewollte Wanderung in die bunte und gärende Welt des modernen Literatencliques. Sehr deutlich trägt der Roman die Zeichen des Zeitgeschehen. Eine junge Schriftstellerin kommt von der Provinz nach Berlin und will unbedingt in Büchern über ihr „Talent durchdenken" und gleichzeitig mit der Schwindsucht, einem neuen Thema der Kunst sich zu ergeben. Aber bald wird sie gewahr, daß diese beiden Absichten nicht zu vereinigen sind, aber auch in Wirklichkeit zu verlieren sind. Eine Kluft von Verschiedenheit und, wie man bald merkt, auch den Gegensatz unüberbrückbarer Charaktere eingerissen hat und die Heldin: der Berliner Literaturschwindler der Moderne, Meyer, der Dichter Sieker, welcher als Contrast und der junge Dichter Horn und namentlich, ausgezeichnet, der „Journalist Richter" Schließlich, der letzten Akkord zu wecken und Gemüte und genialer Gedankenblitze in der Person Meyer, die Heldin als Gattin verschiedenen Kollegen und Meyer der Freund, der Heldin schließlich ausländische Romanschreiben Richter u. a. m. Als das Resultat der Dichterin ergibt sich das Verdikt: Nur das Gesunde, Natürliche, Einfache, das der Stimme und in seiner Wahrheit wirkt, darf in der Kunst Geltung haben. Meyer, Richter, Sieker, Horn, Meyer, Richter, Sieker, welche

dals sie dieselben als zweifelhafte Zeugen erscheinen lassen, und indem sie dieselben publicirt, fordert die Redaction der „Revue des Revues“ dazu auf, ihr weiteres Material zur Berichtigung Rousseaus zukommen zu lassen. — Jules Bois weist in einem interessanten Artikel über Zauberbücher nach, dals fast alle den Magiern und Hexen früherer Jahrhunderte zur Last gelegten Thaten sich heute auf pivchopathischen und pivchopathologische Weise erklären lassen. Charcot habe an Hysterischen und Epileptikern durch Suggestion und Hypnose fast all jene Experimente vorgenommen, die man seinerzeit der Teufelskraft zugeschrieben, und sieht man, welche Macht Hallucinationen und Träume auf Hysterische ausüben, so kommt man zur Ueberzeugung, dals jene Hexensabbate und schwarzen Messen, um derentwillen viele Frauen in früheren Jahrhunderten ihr Leben lassen mulsten, und die sie in allen Einzelheiten beschrieben, nichts weiter als Ausgeburten ihrer kranken Einbildungskraft waren. Nicht anders verhielt es sich vermuthlich mit dem Incubus und Succubus, als deren Opfer sie sich betrachteten. — H. Roux schreibt die neue Flugmaschine von Langley. Sie hat die Gestalt eines Riesenvogels, dessen Körper, ein Aluminiumcylinder, 25 Fuls Länge, 6 Fuls Breite und 8 Fuls Höhe milst. Ihren Mittelpunkt bildet die Kajüte, welche die Hängematten und das Küchengeräth enthält; dahinter befindet sich der Raum für die flüssige Luft, womit die Maschine getrieben werden, und die sich unterwegs immer aufs Neue erzeugt. Die Maschine von 24 Pferdekräften wiegt 47 Pfund. An beiden Seiten des Cylinders befinden sich die Flügel oder Segel von 24 Fuls Spannweite und darunter die Schaufelräder, die 2000 Umdrehungen in der Minute machen, was eine Geschwindigkeit von 100 Meilen per Stunde repräsentirt. Die Steuerung befindet sich bei Steuer und die Vorrichtungen zum Heben und Senken der Flugmaschine, bei dem auch ein mit Gas gefüllter Ballon mitwirkt. Die Herstellungskosten betragen 17.000 Dollars, und man plant gegenwärtig in Amerika schon die Herstellung mehrerer solcher Flugschiffe zu strategischen Zwecken.

„L'Humanité Nouvelle“ (10. October). Dr. Havelock Ellis schreibt über die Entstehung des Schamgefühls. Obwohl das Gefühl der Scham bei allen, auch den primitivsten Völkern zu finden sei, gebe es doch noch keine erschöpfende psychologische Erklärung seiner Ursachen. Am wahrscheinlichsten ist es aus dem Gefühl der Furcht hervorgegangen, und das Bedürfnis, gewisse Theile des Körpers zu verhüllen, entspringe bei den Frauen mehr dem Wunsche, sich vor den Attentaten der Männer zu schützen, respective ihr Verlangen nicht zu erwecken. Jedenfalls ist Scham und Keuschheit kein angeborenes Gefühl, sondern eines, das sich aus der Erkenntnis von den Beziehungen der Geschlechter und der Erzeugung entspringt. Ein weiter Beweisgrund zur Keuschheit, die ihren Ausdruck in der Bekleidung findet, ist die Absicht, Widermillen oder Absichen zu erregen. Deshalb verhüllen auch die primitivsten Völker die Organe animalischer Verrichtungen. Das erstreckt sich sogar auf die Ernährung, so bei gewissen malaiischen und brasilianischen Stämmen; namentlich die Frauen verbergen sich beim Essen ängstlich vor den Männern, sogar vor den eigenen Gatten. Uebrigens ist bei anderen Völkern die Kleidung wieder ein Mittel der Coketterie, deiten sich nur die Hetären dieser Gegend bedienen, während die Ehefrauen nackt gehen. In andern Ländern gehen die Mädchen ungekleidet nackt, während die verheiratete Frau bekleidet geht. — Dr. Reizenstein schreibt über die Geschichte der Jesus-Legende. Die Apostelgeschichte scheint ihm, ebenso wie die Evangelien, eine ungenaue tendenziöse Quelle. Dagegen lassen sich in der Geschichte jener Zeit verschiedene Ereignisse nachweisen, die mit den Angaben der Apostel zusammenstimmen; nur Zeichen sich beziehen nicht auf eine Person, sondern auf eine Reihe hintereinander auftretender Personen des Namens Jesus. Der Verfasser führt zuerst den Aegypter Jesus, einen Thaumaturgen und eine Art Mahdi, an, der um das Jahr 61 unserer Zeitrechnung ein Aufgebot der Juden gegen die Römer war und in den Berichten des Flavius Josephus vorkommt. Jesus, der Sohn des Gamala, einen Hohenpriester, der während der Zerstörung Jerusalems durch Titus eine Rolle spielt; endlich einen Jesus, Sohn des Ananus, der um das Jahr 63—64 unter der Herrschaft des Landpflegers Albinus in Jerusalem lebte und den Untergang dieser Stadt prophezeite.

„Harper's Magazine“ bringt einen Artikel von Mark Twain über die Juden und den Antisemitismus. Er selbst erklärt sich frei von jeder Gehässigkeit; genau besehen, stehe der Jude als Mensch und Staatsbürger gegen den Christen durchaus nicht zurück, und doch finde sich in der ganzen Welt jene unanständige Abneigung, jenes gehässige Vorurtheil, die viel weiter verbreitet sei als das Christenthum. Zu Aegypten man ihn Joseph hervorgerufen haben, als er als grolsen Normannen auftrat und dann das ganze Volk des Landes für Brot kaufte und zu seinen Sclaven machte und ihren letzten Groschen an sich brachte. Und wie in Aegypten so war es in Rom das Heil der Juden, Geld zu machen, jede Community klug zu benutzen um Eigentum und Macht zu erwerben. Sie haben sie erworben, aber um den hohen Preis, sich die ganze Welt zum Feind zu machen. Eben das Bewusstsein seiner überlegenen Geschicklichkeit liels den Juden als gesährlichen Feind und Rivalen erscheinen, und seine Erfolge trugen den Neid zum Hass. Mark Twain schreibt den Juden halbes Heidenthum zu. Die natürliche Folge war die religiöse Feindschaft nach seiner Ansicht die weit geringere Rolle. Das Project der Zionisten betreffend meint er, es wäre sehr gesährlich so viel Intelligenz an einem Punkt anhäufen und die Juden zum Bewusstsein ihrer Kraft und Macht gelangen zu lassen. Wenn die Pferde wissen, wer stark ist und, wäre es mit den Rittern und Junkern vorbei. Endlich wundert sich der Verfasser darüber, dass in Oesterreich, wo die Juden doch ein grolses Contingent bilden und durch ihr Capital so viel Macht in Händen hatten, nicht im Stande sind, dem Antisemitismus ein Paroli zu bieten, wohingegen er gegenüberstehen.

„Nuova Antologia.“ Auf einen in Nr. 253 der „Zeit“ an dieser Stelle besprochenen Artikel des Prosessors Sergi über den Verfall der lateinischen Nationen entgegnet Cundo in der Septembernummer der Zeitschrift. Sergis Behauptung widerlegen, dass der Verfall dieser Nationen im Stillstand, im Schwachwerden der grolsen moralischen Impulse liege, indem sie besterer, dass ihnen die Italiener wirklich alle sehen. Ihrer Ansicht nach sind sie nur allzu empfänglich für Neuerungen, für amerikanische Minderwertigkeiten aus England und Amerika, Staaten, denen sie die von Sergi geübte Culturkritik abspricht, wogegen sie die alte Cultur Italiens und ihre nationale Eigenart in sehr nachdrücklicher Weise unterstreicht. Eine elektrische Maschine findet leider selbst in Italien schon mehr Bewunderer als der Campanile von Giotto, ein Enzeugnis des Bon Marché mehr als der Tagempalast. Cundo geht so weit in ihrer Liebe zum Alten und in ihrer reactionären Tendenz, dass sie die Hilfe, welche die Regierung den nothleidenden Bauern Siciliens durch Schenkung von Grundstücken angedeihen liels, als eine zu sozialistische Handlung verpönt, dass sie gegen ungerechte Aufhebung alter Städte eifert, weil damit ihre Eigenart zerstört wird, dass sie in dem Arbeiterschutz nur die polizeiliche Bevormundung sieht und selbst in dem Maulkorbzwang für Hunde nur die Einschränkung der persönlichen Freiheit erblickt.

Vom Balken.

Novelle von Georg Hirschfeld.

(Schluss.)

XII.

Am nächsten Morgen begann Lewinoff wieder ein Tagebuch zu führen, was er schon mehrere Male während seines Aufenthaltes im Ausland gethan und wieder vernachlässigt hatte. Er kaufte sich bei Pezold nebenan ein dickes Notizbuch und schrieb hinein:

„Montag, am 17. (?) Juli 1898. — Sie hat mir gestern alles erklärt, was ich mir nie erklären konnte. Alles aus ihrem Naturgeist, aus ihrer Einfalt, die gesünder ist als alle Weisheit dieser Welt, wie ja ihre Krankheit gesünder ist als meine Gesundheit. Doch ich will ihr gehorchen und nicht mehr „sowas sagen“. Ich habe gestern die Stunde erlebt, wo ein Weib mir den ganzen wirren Inhalt meines Lebens glättete und auspirach, als hätte es ihr der Schöpfer, den ich nicht kenne, eingegeben. Ich will bei diesem mütterlichen Mädchen genesen. Die Ferne von aller grolsen Falschheit wird mir die Nähe dieser kleinen, lieblichen Echtheit geben.

Ich bin ein Jude, das hat sie mir gesagt. O, ich möchte der Jude werden, der ich für sie bin, und möchte den Juden verlieren, der ich für mich gewesen bin. Hilf mir du Gott, an den sie glaubt.

Die Mutter ist leider schrecklich. Früher war sie so gut zu mir. Aber sie scheint mir jetzt mitzuvertrauen. Das hatte ich nicht aus. Ist meine Liebe Diebstahl?! Oder was will die Frau?“

Der dritte Brief, den Elvira seit dem Gruneualdsonntag an ihre alte Freundin und Vertraute Emma Giesecke schrieb, die seit Ostern Dalonisfin in Belhanien war, lautete:

„Ach liebe Emma, heut' ist es lange nicht so schön wie gestern. Mama und ich, wir haben seineswegs Krach gehabt. Ich merkte es ihr schon gestern an, dass so was kommen wurde, und Michael hat es auch gesagt. Sie hat eben den dämlichen Standpunkt, solch Mann soll reelle Absichten haben oder gar keine, Liebe erkennt sie nicht an. Nun ist sie so enttäuscht von Michael und lässt es ihm so merken. Das ist furchtbar. Ich habe ihr eben erklärt, dass ich auf und davon gehe, wenn sie ihn beleidigt. Da soll sie sich eine andere Tochter suchen. Lieber Wort, was will die Frau? Sie müsste doch froh sein, dass ich noch was vom Leben habe. Dass er mich nie betrügen wird, das weiß ich. Aber wenn er von mir loskommen muss, ich meine, wenn seine Familie einmal will oder sein Beruf oder sonst was, da denn werde ich doch nicht ihm hindern und unglücklich machen? Liebe Emma, dann stecke ich mir das bischen Sonnenschein, was ich von ihm gehabt habe, ins Portemonnaie in die Geldtasche und lebe und sterbe davon. Denn er doch bei mir bliebe. Das ist sicht ganz Mann. Da armes Bienchen bist gesund und hist im Krankenhaus und ich — ?“

Ich fürchte mich so vor meinem Glück. Ich bin zu dumm für ihn, das weiß ich, und alles, was nur mich rum ist und was ich ihm bieten kann, das ist so langweilig für solchen Menschen. Ich würde ja so gern bei ihm was lernen, nochmal in die Schule geh'n wie ein kleines Mädchen. aber ich traue mich nicht und ich merke auch, dass er es von vornherein bei mir ausgibt. Was soll das werden? Solch Mann, der will doch weiter. Er will auch weiter. Aber wenn er mich nur vorher auf den Kirchhof bringen könnte. Das wär schon am besten. Ein Kind wie Mann und Frau und dem Adio.

Mir thut das Herz so weh, ich muss aufhören. Emma, wenn erlebt man das? Das Glück ist gar nicht so glücklich.

Leb wohl!

Augnise.“

Mittwoch und Donnerstag waren noch weniger schön als Dienstag. Frau Schennemann gieng wirbend wieder und schlug die Thüren zu, während Lewinoff wieder aufangen wollte zu arbeiten. Er musste aber erkennen, dass er nicht nur den Faden des Gauzen, sondern auch die Grundmotive, die Stimmung des Werkes völlig

Digitized by Google

verloren hatte, und schüttete nun in seiner Weise die ganze Erregung darüber sofort vor Elvira aus. Diese maß natürlich sich und ihrem Einfluß die Schuld bei und weinte den ganzen Tag, was Lewinoff noch mehr aus der Fassung brachte. Er lief davon. Am Freitag Morgen aber, als sie ihm verweint und zitternd das Frühstück ans Bett brachte, zog er sie stürmisch an sich, und sie wurde seine Frau.

Sie konnte dann den ganzen Tag zu seiner Besinnung kommen. Seltsam wehe Leichtigkeit im armen Körper und dumpfe, süße, träumende Schwere im Kopf, so gieng sie umher und saß und saß bald diesen, bald jenen Gegenstand an, ohne das Geringste auszurichten, was die Mutter ihr aufgetragen hatte. Sie fühlte sich bald erlöst und bald in neuen Banden. Gegen Abend saß sie still wie ein müdes Kind in Lewinoffs Zimmer auf dem Lederdiphan, betrachtete die rothen Sonnenflecken auf den Möbeln und dachte an den Morgen zurück. Hatte sie sich ihm denn nun mehr ergeben als früher in Gedanken und Worten? Und doch, ihn hatte es glücklich gemacht, und das genügte ihr, das half ihr auch darüber hinweg, daß sie ihn zum erstenmale schwach gesehen.

Lewinoff trat ein. Sie fühlte sofort, daß etwas Besonderes vorgefallen sei, und gieng ihm entgegen. Er reichte ihr schweigend einen Brief.

„Aber das kann ich ja nicht lesen. Das is wohl hebräisch?“

„Ach so — ich werde dir vorlesen.“

„Ja es was — Schlimmes?“

„Nein — gut und schlimm.“

Er las ihr vor. Es war ein langer Brief von seiner Mutter. Er bewegte sie tief, vor allem als sie sah, wie er ihn von Neuem packte. Die alte Frau bat ihn, doch nach acht langen Jahren einmal heimzukehren und alles wieder gut sein zu lassen. Der Vater dölle ihm Versöhnung an und volle Freiheit. Er könne jetzt kommen wie er wolle, aber er möchte nur kommen, denn der Vater sei siebzig Jahre alt, und sie sei eine kranke Frau, die vielleicht noch bis zum Frühjahr zu leben habe. Und die Heimat würde ihm schon gefallen, nachdem er sie so lange entbehrt. Und sie schilderte ihm in ihrer einfachen Weise, wie ein alter Volksdichter, ergreifend seine Vaterstadt, seine Familie und sein Volk. In großer, übermächtiger Sehnsucht, die nur einmal spricht und bittet, klang das Ganze aus.

„Was willst du nun thun?“ fragte ihn Elvira nach einer Weile.

„Was soll ich thun?“

„Was du für richtig hältst.“

Sie wollte jetzt durchaus stark bleiben und erschrak, daß ihre Stimme so gebrochen klang.

„Es ist kein langer Abschied,“ sagte er.

„Und wenn auch — du sollst haben, was du nötig hast.“

„Es ist kein langer Abschied. Ich weiß, was du fürchtest. Aber sei unbesorgt. Ich sehne mich wohl nach Frieden und Versöhnung, aber du bist etwas, was ich mir nicht nehmen lasse. Sie werden es auch nicht nehmen wollen. Ich komme anders zurück, als ich fortgieng. Ich werde sie besuchen, um alles wiedergutzumachen, ich werde ihnen sagen, daß ich dir gehöre, und werde zurückkommen nach sechs Wochen und werde dich heiraten. Dann wird auch deine Mutter zufrieden sein.“

„Heiraten — —?“

Sie sank an ihm nieder.

„Was ist dir?“

„Danke.“

Weiter sagte sie nichts, und er fühlte wohl zum erstenmale, was sie gelitten hatte, wenn er auch nicht verstehen konnte, wie tief er sie jetzt beglückt.

Er hob sie auf.

„Ich muß noch heute Abend fort.“

„Noch heute Abend?“

„Ja — ich kenne mich darin. Bis morgen würde ich wieder schwankend werden, und das will ich nicht. Ist deine Mutter hier?“

„Mama is haben gesangen.“

„Weißt, daß sie fort ist? Sage ihr, was ich dir gesagt habe. Sie wird sie glauben. Sie verwahrt ja auch mein Geld.“

„Ach mich doch . . . Michael . . .“

„Entschuldige, ich bin bitter geworden, aber ich will ihr vergeben. Lasstihier des Lebens. Komm, hilf mir packen. Der Zug geht um Acht, ich fahre vom Schlesischen Bahnhof und nehme nur die kleine Ledertasche mit.“

„Nach Rußland? Aber Kindchen, bloß die Tasche?“

„Was brauche ich mehr? Ich muß nur fort. Bei meinen Eltern finde ich genügend.“

Sie hatt ihm packen, eilig, bald besinnungslos vor Schmerz und Glück. Seine Worte verliefen sie nicht. In jeder Silbe lag für sie ein Schwur.

„Leb' wohl.“

„Nu wirst du Ruhe kriegen.“

„Ich schreibe dir jeden Tag.“

„Wahrhaftig?“

„Ja, jeden Tag — und du?“

„Ach meine Tintenkleckse . . . Natürlich.“

„Leb' wohl — begleite mich nicht — es ist sonderbar, so rasch zu gehen, aber es ist besser.“

Er küßte sie ungeküm und lief hinaus. Sie stand eine Weile regungslos und fühlte noch sein Feuer auf den Lippen. Dann lief ihr plötzlich ein, auf den Balkon hinaus zu gehen und ihm nachzublicken, bis er an der nächsten Ecke verschwinden würde. Sie trat hinaus, der Abendwind umwehte sie, tief unten liefen die Menschen. Kaum fand sie ihn heraus. Da gieng er, da, der weiße Strohhut. Wie er lief und den Koffer schwenkte. O, er sah sich gar nicht nach ihr um, er wußte nicht, wie nah sie ihm war, sein Weib, die ihn liebte. Jetzt, jetzt hatte sie Gewißheit, jetzt, indem er sie verließ. Jetzt stand sie neben ihm, nicht unter ihm, jetzt hatte sie die ganze Seele. Schon schritt er der Ecke zu. Warum standen die Häuser so, er mußte ja gleich verschwinden? „Herz, ich bin dir nah!“ Sie beugte sich vor und immer weiter vor und suchte den weißen Hut und suchte und fiel hinüber, schwebte, sank in purpurne Tiefen, in Liebe, Seligkeit, Nichtwissen.

*

Die Leute sahen ihren zertrümmerten Körper und wußten nicht, wie glücklich sie gestorben war. Frau Schenemann schleppte noch bis zum Winter ihr armes Leben hin, dann wurde auch sie erlöst. Michael Lewinoff aber wußte nicht eher vom Tode seiner Geliebten, als bis ihn in der Heimat die Nachricht traf. Die Ruhelosigkeit, die sonst sein Unheil gewesen, hatte ihn hier vor dem Schlimmsten, vor dem Anblick ihres Sturzes bewahrt. Er hatte nur darnach getrachtet, auf den Bahnhof zu kommen, in die Heimat, und wußte nicht, warum sich die Leute neben ihm so plötzlich umsahen und erschraken.

Er kehrte nicht mehr nach Deutschland zurück.

Alle für „Die Zeit“ bestimmten Zuschriften und Sendungen sind an die Redaction der „Zeit“ und **nicht** an die Person eines der Herausgeber oder Mitarbeiter zu richten.

Die Redaction der „Zeit“.

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Ball-Seide 45 kr.

Bis fl. 11.65 per Meter ab meinen eigenen Fabriken

sowie **schwarze, weiße** und **farbige „Henneberg-Seide“** von **45 kr.** bis fl. 14.65 per Meter — glatt, gestreift, carriert, gemustert, Damaste ꝛc. (ca. 240 verschiedene Qual. und 2000 verschiedene Farben, Dessins ꝛc.).

Zu Roben und Blousen

ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus.

Muster umgehend.

Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Digitized by Google

Die Zeit.

XXI. Band. Wien, den 4. November 1899. Nummer 266.

Ministerielle Taktik.

Es ist schon öfters vorgekommen und sozusagen zum Schulbeispiele geworden, daß einer Volksvertretung ein auf einen Staatsstreich bedachtes oder mit einem solchen belastetes, antiparlamentarisches Ministerium gegenüberstellt. Aber die Volksvertreter unter sich haben normalerweise einander keine Staatsstreiche und keine antiparlamentarischen Absichten vorzuwerfen, in ihrer constitutionellen Haltung und Tendenz sind sie einander gleich. Der Fall aber, daß die Staatsstreicher unter den Abgeordneten sitzen, während die Regierung — als solche — noch constitutionell reine Hände hat, gehört schon in die verkehrte Welt, in der die Hallunken Polizei spielen und über die unbescholtenen Leute Gericht halten. Was jedoch gegenwärtig in unserem Abgeordnetenhause Wirklichkeit geworden ist, daß die Staatsstreichler und ihre näheren oder entfernteren Mitschuldigen die Majorität bilden, von der eine vorläufig noch constitutionell intakte Regierung controlliert und bestimmt werden soll, das ist geradezu eine constitutionelle Perversität. Sie klärt manche Unklarheit in der gegenwärtigen Situation auf.

Die auszeichnende Eigenthümlichkeit oder Menschen ist, daß sie das Ungewach, das sie selbst erlitten, anderen zu ersparen trachten. Ein guter Vater sucht seine Kinder in günstigere Verhältnisse zu bringen als er sie selbst genossen. Umgekehrt strebt der gemeine Mensch, alle, die sich in besseren Umständen befinden oder befunden könnten als er, auf sein eigenes Niveau herabzuziehen. Wenn er selbst über einen Stein am Weg gestolpert ist, wird er den Stein nicht hinwegräumen, sondern womöglich in noch gefährlichere Lage bringen, damit auch die Nachfolgenden stolpern und vielleicht gar gleich die Beine brechen. Wenn er einen Fleck auf der Ehr' hat, wird er sich erst wohl fühlen, wenn auch andere Mitstrebende auf ähnliche Art sich befindet haben. Und wenn so Einer als Minister seinen Verfassungseid gebrochen, wird er, einmal im übelverdienten Ruhestand, nicht eher ruhen, bis nicht auch die anderen, die nach ihm kommen und aus seinen abschreckenden Erfahrungen lernen könnten, die gleichen Fehler begangen haben wie er. Er wird sie nicht nur hoher nicht warnen, er wird sie geradewegs dazu zwingen, wenn er kann.

Die gegenwärtige politische Situation im österreichischen Abgeordnetenhause, so reich an Sonderbarkeiten, würde für denjenigen schlechthin unverständlich bleiben, der nicht auch dieser eigenartigen Wirksamkeit menschlichen Scheuleinch in der ursächlichen Betrachtung ihren gebührenden Platz einräumen würde. Wären die durch die Ley Falkenhayn und den § 14 compromittierten Abgeordneten und Ex-Minister, von Abrahamowicz bis Kaizl, entweder, soweit sie gesetzlich verantwortlich, vom Staatsgerichtshof abgeurtheilt oder sonstwie aus dem Abgeordnetenhause entfernt und für dieses unsichtlich gemacht worden, so befände sich eine Regierung, die ernstlich, wie das Ministerium Clary es versprochen hat, die Verfassung „hoch halten" wollte, im Abgeordnetenhause in einer harmonischen Gesellschaft von Männern, die, ob nun zur Majorität oder zur Minorität gehörig, wenigstens einen politischen Hauptgedanken mit ihr gemeinsam hätten, den des Parlamentarismus überhaupt. Solch gründliche Reinmachung wäre aber gar nicht österreichisch. Echt österreichisch ist es vielmehr, die unreinen Säfte im Organismus weitergähren und die noch gesunden Theile anstecken zu lassen. Die Staatsstreichler aus der zweieinhalbjährigen Periode der absolutistischen Experimente sind heute die Führer der parlamentarischen Majorität. Wenn auch nicht ihr ausgesprochenes Programm, so ist es doch ihr psychologisch leicht abmessbares Ziel, das gegenwärtige Cabinet an demselben Punkt zu Fall zu bringen, an dem sie gescheitert sind. Das ist der § 14.

Es sind drei Vorlagen, deren parlamentarische Erledigung die Regierung vor Jahresschluß bewirkt haben muß, wenn nicht sie oder ihre etwaige Nachfolgerin wieder auf den absolutistischen Irrweg zurückgerathen soll: das Budgetprovisorium, das Staatsdiener-, das Ueberweisungsgesetz. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die gegenwärtige Regierung, auch wenn die Jungczechen Nein sagen, für die ersten zwei, unter Umständen auch für die dritte Vorlage eine von links und rechts gemischte, zum Beispiel eine aus Polen, Clericalen, Volksparteilern, Fortschrittlern und Verfassungstreuen zusammengesetzte Majorität erlangt, woferne es bis zur Abstimmung kommt. Diese verfassungsmäßige Finalisierung der nächsten Geschäfte wäre dann voraussichtlich identisch mit einer Sprengung des gegenwärtigen polnisch-czechisch-clericalen Majoritätsverbandes. Deswegen kann die Taktik der die alte Majorität zusammenhaltenden Staatsstreichler Abgeordneten nur darauf hinauslaufen, es durch stille Obstruction mansover wenigstens bei einer dieser Vorlagen nicht recht zur Abstimmung kommen zu lassen. Dann bleibt der Regierung nichts Anderes übrig, als entweder auch den § 14 wieder aufleben zu lassen, und dann ist die Scharfrichter der ältesten Verfassung beseitigt, oder — die „Lauterkeit" ihrer constitutionellen Absichten vorausgenommen — sie ist genöthigt, noch vor Jahresschluß rechtzeitig zurückzutreten, um den erprobten § 14-Männern von der Majorität das Feld zu räumen, die sich durch ein § 14-Regime nicht mehr compromittieren können, weil sie obedies schon über und über compromittiert sind.

Gegen diese verstecht oppositionelle Taktik der Majorität gibt es nur eine wirksame ministerielle Taktik, und das ist die rascheste Abschaffung des § 14. Wenn Graf Clary sich in der laufenden § 14-Debatte auch fernerhin in verdächtiges Schweigen hüllen oder sich mit der Erklärung begnügen würde, daß sein Cabinet den § 14 nicht „mißbrauchen" werde, so würde er damit nur die Staatsstreichmänner der Majorität ermuntern, ihre dunklen Pläne weiter zu verfolgen, deren Erfolg bei Ausdauer und Geschick längstens vor Jahresschluß ihnen dann sog sicher wäre. Wird aber der § 14 aufgehoben, so ist den § 14-Ministrabeln der Majorität die Hoffnung auf eine baldige ministerielle Wiederauferstehung genommen, ihre Intrigue ist zerstört, das Vertrauen der Majorität zu diesen Führern vernichtet und auch für eine neue parlamentarisch eherliche Majoritätsbildung die Bahn frei gemacht.

Tausend Gründe der politischen Ehrlichkeit, des wirthschaftlichen Wohlstands, der staatlichen Ordnung sprechen für die Aufhebung des § 14. Ihnen gesellt sich nun noch ein tausendunderster bei: das eigene persönliche Interesse des gegenwärtigen Ministeriums. Wenn es auch nicht einmal dieses zu wahren versteht, dann ist es gelieret.

K.

Das Complot in Frankreich.

I. Déroulède und Compagnie.

Was man gegenwärtig unter dem Namen „Complot gegen die bestehende Staatsform" begreift und worüber demnächst der Senat als Staatsgerichtshof urtheilen soll, das ist thatsächlich eine tiefgreifende politisch-sociale Bewegung, die mit jenem Namen nur unrichtig oder oberflächlich bezeichnet wird.

Zum Beweise dessen dient am besten die Hauptverdächtigkeit des sogenannten Complots: Déroulède. Nun denn, Déroulède, dieser ausdrücklich „geborene Verschwörer", ist in Wahrheit nichts weiter, als ein armer, getwerthäffener Narr, der an patriotischer Monomanie leidet. Er ist von der fixen Idee beherrscht, Frankreich bedürfe zu seinem glücklichen Weiterbestehen Elsass-Lothringens, und dann von der weiteren fixen Idee, Elsass-Lothringen werde wirklich noch einmal mit Frankreich wiedervereint werden, und schließlich von der nicht minder fixen Idee, er, Paul Déroulède, werde diese Wiedervereinigung, so oder so, bewerkstelligen. Auf diesen drei fixen Ideen baut sich bei dem armen Narren dann alles übrige mit seiner gewissen Logik auf, falls dieses Wort in Bezug auf den nationalen Narren anwendbar ist.

Bald rechts, bald links, bald vorn, bald hinten sucht er Frankreichs Heil, kommt da, wo ihm gerade ein Hoffnungsschimmer für die Verwirklichung seiner Narrheit erglänzt. Und deshalb ist er eben „der Mann aller Parteien", der „ewige Verschwörer", der „allerelt unruhige Geist", der immer und überall zu finden ist, wann und wo es Radau gibt. Er fehlte in den Siedziger- und Achtzigerjahren bei keiner „patriotischen" Demonstrationsweinlung, er hielt überall flammende Reden, er, der große Feind der parlamentarischen „Zuwasserei", schwadronierte wie kein zweiter, wenn es galt, irgend eine militärisch patriotische

Digitized by Google

Dummheit zu begehen, er denunciere Rochefort und Clémenceau auf der Kammertribüne als „Verräther", als der Neger Norton, ein Sendbote der Clericalen, ihm den Verrätherstoß zuerst ins Ohr gesetzt hatte, er machte natürlich auch im Drehfuß-Spectakel tapfer mit, und er spielte den Verschwörer wider die parlamentarische Republik in den letzten beiden Jahren. Und bei alledem gewahrte der arme Tropf gar nicht, daß er das willenlose, blinde Werkzeug in der Hand der unsaubersten, unpatriotischsten und eigensüchtigsten Hallunken war und ist, die das an Hallunken so übervreiche moderne Frankreich hervorgebracht hat. Allezeit und allerorten war er das glänzende Aushängeschild für die dunkelsten Unternehmungen, das nach außen hin sichtbare, saubere Schild, auf dem der Name der anständigen und ehrbaren Firma „Déroulède & Comp." mit der Devise „Pro Patria" stand, während sich dahinter und darunter, in den Kellerräumen des Geschäftsetablissements, die unsichtigsten Kerle anschicken, eine gefälschte, verdorbene, gesichmirkte und frisch aufgekrirte politische Ware herzustellen und, wenn eines Tages Polizei und öffentliches Gesundheitsamt hinter den Schwindel kamen, schleunigst zu verschwarbieren, um den ehrlichen Firmeninhaber mit dem Desicit sitzen zu lassen. Polizei und Staatsgewalt hielten sich denn auch zunächst immer an besagten Firmeninhaber, der im Grunde der allein Geprellte war, und machten ihn für den Unfug seiner dunklen Hintermänner haftbar. So ging es ihm bei der Auflösung der Patriotenliga durch den Minister Constans, so bei dem schon erwähnten Norton-Schwindel, so bei der Affaire von Reuilly im Februar dieses Jahres, und so wird es ihm vermuthlich auch beim jetzigen „Complot" gehen. Daß Déroulede nach der Boulange keine Unannehmlichkeiten hatte, lag wohl mehr an der Nachsicht der Regierung, als an der Klugheit des nationalen Turtäos, denn weit genug hatte er sich auch damals vorgewagt.

Doch, wie gesagt, alle diese Erfahrungen haben unseren politischen Don Quixote von Paris seine Lanze nicht zu heilen vermocht. Darum stellen auch Déroulede und seine wenigen persönlichen und unmittelbaren Freunde, Paladine wie Marcel Habert und ein paar andere, keineswegs die Signatur des heutigen „Complots" dar, wenn ich mich so ausdrücken kann. Da sie überall zu finden sind, wo das unterste zu oberst gekehrt werden soll, so bilden sie nur die gewissermaßen nothwendige Zugabe professioneller Complotierer, die für selbstverständlich gelten kann und daher einer so weitschweifigen Erwähnung im Zu- und Ausstande gar nicht wert ist. Nicht sie sind das wichtige, das charakteristische Element bei der gegenwärtigen Gährung, sondern die militärisch-antisemitisch-clericalen und royalistischen Aeteure bilden dasselbe, und das scheint man vielerorten noch nicht erkannt zu haben.

Schon um ein Merkliches tiefer aus der moralischen Stufenfolge sicht Lucien Millevoye, sein einigen Jahren politischer Leiter des Patriotenblattes „La Patrie", Immerhin kann man auch ihn noch, zumal wenn man ihn mit den übrigen „Complotieren" vergleicht, zu den verhältnismäßig Anständigen, mehr oder minder überzeugungstreuen, mehr närrischen als verübten Feinden der Republik rechnen, die weniger von Gewinnsucht und persönlichem politischen Interesse getrieben werden, als vielmehr Opfer ihrer geistigen Verwirrung sind. Millevoye ist gegenwärtig nicht angeklagt, da er sich, wie übrigens die meisten übrigen reactionären Zeitungsmänner auch, in vorsichtiger Reserve gehalten oder doch damit begnügt hat, die jeweiligen republikanischen Machthaber tagtäglich in den Koth zu ziehen, ohne dabei direct zur offenen Empörung aufzuwiegeln oder geheime compromittierende Beziehungen mit den führenden Royalisten anzuknüpfen. Seiner ganzen geistigen Veranlagung und politischen Stellung nach gehört aber auch er zu den Wühlern und Aufwartslern, die lieber heute als morgen eine „plebiscitäre" Republik erleben sehen möchten. Wie sein Freund und Gesinnungsgenosse Déroulede an der elsaß-lothringischen Manie leidet, so krankt Millevoye an unheilbarer Anglophobie, die übrigens die Germanophobie und Italophobie keineswegs ausschließt. Und ebenso wie Déroulede ist auch er ein alter Bekannter aus der Boulanger Aera. Im Jahre 1893, da er war der eigentliche „Held" dieses skandalösen Abenteuers, in dessen Folge er sich mit Déroulede zusammen, aus dem Parlament davonlief. Zwei Jahre lang hielt er Rast, wenigstens abgesehen von seinen wuthenden „Patrie"-Artikeln, um dann bei den allgemeinen Wahlen im Frühjahr 1898 wieder aufzutauchen und als Abgeordneter von Paris von neuem in den Burbonen Palast einzuziehen. Doch hat er, bei weitem geringere Ziele als Déroulede verfolgend, den Sturz der Regierung, auf den Déroulede und Habert, Millevoye und die Royalisten, auf den Sturz der Republik hinarbeitet, um an ihrerstatt irgend eine monarchische Staatsform wieder einzuführen.

II. Das antisemitische Contingent.

Bei sämmtlichen Angeklagten, ausgenommen Déroulede und Habert (ihre Zahl beträgt vorläufig zwanzigzwanzig), ist es sehr schwer, wenn nicht unmöglich, eine Classification vorzunehmen. Wie die verschiedenen Arten des Thier- und Pflanzenreiches unmerklich in einander übergehen, so findet sich auch unter den „Comploticrern" ein fast ununterbrochener Uebergang von den „reinen" Monarchisten zu den scheinrepublikanischen Antisemiten, so eine scharfe Scheidung wird hier umso unthunlicher, als die meisten zu gleicher Zeit sowohl gegen die jetzige französische Staatsform, wie auch gegen die Gleichberechtigung der Confessionen agitiert haben. Der Ueberschtlichkeit halber will ich immerhin eine wenigstens äußerliche Scheidung vornehmen, auf die eine Seite die erklärten Anhänger des Herzogs von Orleans, auf die andere die mehr verschämten Monarchisten stellen, von denen einige sogar treue Anhänger der Republik sein wollen. Zu der ersteren Kategorie gehören namentlich: de Lur-Saluces*), Vertrauensmann des „Roi", de Pareval, de Bonrmont, de Pontevès de Sabran, de Monicourt, de Cheville und André Buffet. „Verschämte" Monarchisten kann man dagegen die folgenden nennen, die durchwegs große Antisemiten vor dem Herrn sind: Ballière, Barillier, Dubue, Brunet, Guiyou-Pagès und Godefroy, zu denen noch ein paar bei minorum gentium wie Davout und Girard treten. Man bemerkt sofort den äußerlich in die Augen springenden Unterschied zwischen den Angehörigen der beiden Gruppen: die erklärten Monarchisten sind fast durchwegs Leute von Adel, die verschämten Monarchisten sind lauter Bürgerliche. Das bringt das Leben unter einer Republik so mit sich. Wer da von Adel, namentlich von alten ist, bildet naturgemäß die Stütze der Prätendenten: es ist das gute Recht, ja geradezu die Ehrenpflicht der Adeligen, zu „ihrem Könige" zu halten und die gegen die Republik gerichtete Opposition zu bilden. Amtsemit kann man dagegen auch sehr gut als Bürgerlicher sein, denn rein theoretisch wäre auch eine antisemitische Republik möglich, wenn schon nicht gerade sehr zeitgemäß. Aniser den Genannten haben wir es noch mit ein paar ganz besonders zweideutigen — in gewisser Hinsicht allerdings recht einbringen — Kunden zu thun, von denen sich schwer sagen läßt, was sie eigentlich in politisch-sozialer Beziehung sind: de Fréchencourt ist ein voruehmlich zwitterhafter, monarchistischer Antisemit oder antisemitischer Monarchist mit ausgesprochen clericalen Neigungen: Georges Thiébaud ist annähernd das Gleiche, nur cultiviert er die Protestantenhetze als „Specialität"; beide sind Journalisten, haben also wenigstens einen bestimmten Beruf, von dessen Erträgnissen sie leben oder zu leben vorgeben. Nicht ganz dasselbe läßt sich von dem Baron Moision de Vaux sagen, der keinen eingestandenen Beruf ausübt, auch kein Vermögen hat und dabei bis vor Kurzem in der Rue Royale, einer der theuersten Straßen von Paris, herrlich und in Freuden lebte. Wenn ich nicht sehr irre, ist er ein naher Verwandter des gleichnamigen „Journalisten", Redactionsvertreters des „Gil Blas", der öffentlundig von Anpreisen lebt und gleichfalls ein Verehrer des ersteren „Kindes" ist. Der zweifelhafteste und unsauberste Kunde ist aber Jules Guérin, um dessen Namen sich so langsit der Schleier der Verschwiegenheit gebreitet hat. Unter den Antisemiten ist er der weitaus hervorragendste, berüchtigtste und vor allem gefährlichste, auch scheint er mehr als die meisten seiner „Glaubensgenossen" zum Königthume hinzuneigt zu haben. „Scheint", sage ich, denn wenn man den Dingen auf den Grund geht und sich die Vergangenheit des Kerls etwas näher besieht, dann gewahrt man, daß der Held des „Fort Chabrol" vor allem zum Geldbeutel hinneigte; wer ihn zahlte, dessen Mann war er.

Wer sich eingehender mit der antisemitischen Bewegung und ihren Trägern, nicht nur in Frankreich, sondern auch in den anderen Ländern, beschäftigt hat, wird die Beobachtung gemacht haben, daß Neid, Mißgunst, Trägheit und persönliches Ungeschick die hauptsächlichsten Nährstoffe der Propaganda sind, und daß man unter den leitenden Männern dieser „Partei" außerordentlich viele Abenteurer, zweifelhafte Existenzen, Hochstapler, Gauner und Betrüger findet. Das geradezu classische Beispiel hiefür liefert aber Jules Guérin, dieser Typus des vollkommenen Abenteurers, vollendeten Gauners und perfecten Komödianten. Der Mann wurde am 11. September 1859 in Madrid geboren, wo er seine erste Jugend unbekannt. Ein Herr Mallet, Gerichtsdiener in Oelen, nahm sich ohne ersichtlichen Grund des jungen Jules an, den er in seinem Geschäfte als Protocollchef unterbrachte und in verhältnismäßig kurzer Zeit zum Chef des Portonals und Leiter des Rechnungswesens avancieren ließ. Obwohl in jene Zeitmal kaum einige zwanzig Jahre alt sein, und Oelen-Kabis ist auch nur keiner Zeiter reines Spezialitäten, wahrlich „indisch Abenteurer" Hirns an den Antisemitismus, denn

*) Sein Vater ist Marcel Habert, auf der Flucht im Land

Digitized by Google

kamm hielt er das Hauptbuch der Firma Mallet u. Co. in Händen, als er sich auch schon in aller Stille an die beiden Hamburger Juden Meßner und Ackermann wandte und ihnen den Vorschlag unterbreitete, den französischen Cellofabrikanten in Frankreich selbst Concurrenz zu machen. Er bot ihnen sogar Einsicht in die Geschäftsbücher der Firma Mallet an und reiste schließlich selbst nach Hamburg, ohne seinen Principal auch nur um Urlaub gebeten zu haben. Dieser ließ ihn vergeblich durch die Polizei suchen, da er in seiner Naivetät glaubte, es sei ihm irgend ein Unglück zugestoßen. Als Guérin zurückkam, hatte er einen beiderseits unterzeichneten Vertrag in der Tasche, kraft dessen er — gegenüber seinem bisherigen Brotherrn! — eine Concurrenzgeschäft „Meßner, Ackermann u. Co." eröffnete. Die Reise nach Hamburg hatte aber Geld gekostet, und um sich dieses zu verschaffen, hatte unser vielversprechender Mann die ihm anvertraute doppelte Buchführung so geschickt gehandhabt, daß von den Octroi-Taxen ein Erkleckliches in seine eigene Tasche geflossen war. Folge: Klage der Firmeninhaber wegen Betruges und Auslieferung der Geschäftsbücher an Conconrrenten. Ergebnis: 5000 Franken Buße wegen delonaler Conenrrenz und Hinterziehung kaufmännischer Documente. Der mit den Octroi-Taxen getriebene Schwindel wurde in der juristischen Abrechnung als unerheblich beiseite gelassen. Nun sollte man meinen, Guérin sei durch Zahlung der Buße um 5000 Franken ärmer geworden. Dem war aber keineswegs so, denn Ackermann und Meßner hatten 200000 Francs Einlage in das neue Geschäft oder, was in praktischer Hinsicht genau dasselbe war, in Guérins Taschen gesteckt. Einkäufe wurden nämlich nicht gemacht, und ebenowenig fanden natürlich Verkäufe statt. Daher Plus-Differenz zu Guérins Gunsten: 195000 Francs. Diese „Transaction" hatte sich mit außerordentlicher Raschheit vollzogen, so daß Meßner und Ackermann gar nicht recht zum Athemholen, geschweige denn zur Einsicht in die Bücher gekommen waren. Als dann der Bankerott da war, verlangten sie freilich Rechnungslegung von Guérin. Der aber, der in seiner Vielseitigkeit den praktisch modernen „Geschäftsmann" sehr wohl mit dem mittelalterlich-critischen, fatalistisch-jesuitischen, franco-hispanischen Hidalgo zu paaren wußte, fandte ihnen anstatt der Bücher seine „Zeugen", wobei er nicht unterließ, zu erklären, er werde ihnen das Fell vom Leibe ziehen, wenn sie ihm für die „Ehrenkränkung" seiner Gemahlung nicht 40000 Francs zahlten. Als diese doch nicht geschah, begnügte sich der Ritter ohne Furcht und Tadel damit, die Bevölkerung von Colombes bei Paris, wo sich die Geschäftsräume befanden, gegen die „infamen Juden" und „preußischen Spione" aufzuhetzen, die es insolgedessen vorzogen, schleunigst die Grenze zu überschreiten, anstatt in aussichtslosen Proceduren ihrem verlorenen Mammon nachzujagen. Kaum war Guérin mit den beiden Deutschen fertig, als er sich auch schon an seine Landsleute wandte, und zwar zunächst wieder an zwei Juden; dermaßen „liberal" und „tolerant" war unser Mann damals — wenn es gilt, die „Masse von Wucherern" zu überwuchern. Perdier und Moyes Caen hatten nämlich in der Aue de Betzunce zu Paris ein gut gehendes Geschäft in Oelen sast während seiner ganzen „kaufmännischen" Laufbahn ist Guérin den Oelen treu geblieben, das aber, so wenigstens meinte unser polymetis Odysseus, noch ganz andere Prosite abwerfen würde, so es zu Trist betrieben würde. Es gelang dem findigen Manne, die beiden Genannten hiervon zu überzeugen, und so wurde denn aus der Firma „Perdier u. Caen" die Firma „Perdier, Caen u. Guérin". Letzterer spielte amerikanischen Petroleumß. Das Petroleum brachte Guérin zwar selbst nicht mit, aber doch die „Idee", es zu verkaufen, wie er denn überhaupt allezeit ein gar ideenreicher Kopf gewesen ist. Ebenso versteht es sich von selbst, daß Guérin von seiner deutsch-jüdischen Beute keinen Centime ins Geschäft legte: er war stets der Kopf, die geschäftliche „Kraft", die anderen aber waren nur simple „Gedmenschen". — Perdier und Caen scheinen zähe gewesen zu sein, denn es dauerte doch etwa zwei Jahre, bis Guérin sie entnervt hatte. Nach den üblichen Todesdrohungen und Radauscenen, die mit zum Guérinschen „Geschäftsbetriebe" gehörten, kam es im Jahre 1888 zur Liquidation, bei der die Gläubiger 3/4 bekamen, Perdier und Caen rund eine halbe Million verloren und Guérin die Differenz in die Tasche steckte. Die Passiva beliefen sich auf 3750000 Francs. Als Perdier seinen ritterlichen Sozius beschuldigte, ihn ruiniert zu haben, war dieser sich vornehmerweise mit einem Dolche auf ihn: Perdier ergriff zur Abwehr eine Stuhle. Angeblich dieses ganz „unvermuthigen" Widerstandes begnadigte Guérin sein Opfer, indem er ihm aber eine Stunde darauf seine „Zeugen", um die Form zu retten. Schon zwei Monate später that sich die „Compagnie française des pétroles de Labonza, Jules Guérin et Cie." in der Aue de Trevise auf, zu der unterschiedliche traurige Geister zusammen 1000000 Francs, Jules Guérin aber seine „technischen Kenntnisse" beisteuerten. Man beachte das rapide „Avancement" des Mannes: erst war er nur ein ganz unpersönliches „et Cie", dann figurierte sein Name an zweiter Stelle und jetzt endlich als der eines allseitigen Firmeninhabers. Diesmal gingen „die Geschäfte" rascher, denn schon nach sechs Wochen war die Casse so leer wie ausgedroschenes Stroh. Zur Rechnungslegung hatten die Commanditäre ihren Geschäftsführer Guérin auf den 31. December 1888 entboten, und wer weiß, ob der tapfere Mann seiner diesmal sehr zahlreichen „Gegner" mit Hilfe seiner herculischen Körperkraft Herr geworden wäre. Zum Glück brach „daher" am Abend zuvor, am 30. December, in den Geschäftslocalen ein Feuer aus, das aber wunderbarer Weise lediglich die Bücher verzehrte, um dann freiwillig wieder zu verlöschen. Der herbeigerufene Polizeicommissär arretierte Guérin wegen Brandstiftung, aber tagsdarauf erwirkten zwei Abgeordnete, darunter der Jude Naquet, die vorläufige Freilassung des „doppelten Buchführers" und Protectnikers. Dagegen verklagte die Versicherungsgesellschaft unseren Mann wegen Brandstiftung. Zum Proceße kam es aber trotzdem nicht, denn der Untersuchungsrichter schlug die Sache nieder. Von jetzt an war Guérin das Schoßkind der französischen „Justiz", die ihm bekanntlich ihre Gunst bis in die jüngste Zeit hinein bewahrt hat. Angeklagt und verklagt wurde er zwar noch mehrfach, nie aber litt er an Gut und Freiheit nennenswerten Schaden, ja, in Fällen, die jeden anderen nach Neu-Caledonien oder mindestens ins heimatliche Zuchthaus geführt hätten, kam er mit ein paar Franken Buße und einer wohlwollenden Ermahnung durch den Richter weg. Minder gute Geschäfte als bisher machte Guérin in der „Société Maedelin et Auzy pour la vente des Métaux d'Amérique", in der er sich, mit Rücksicht auf seinen letzten Bankerott, „nur" den bescheidenen Posten eines Generaldirectors zuerkannt hatte. Schlecht war dieses Geschäft in der That insofern zu nennen, als es volle achtzehn Monate dauerte, bis es unserem Musterkaufmanne gelang, seine Principale zu ruinieren und dabei das Lumpengeld von 2/3000 Francs durchzubringen. In berechtigtem Aerger über diese Knauserigkeit prügelte er beide Chefs vor der Trennung gehörig durch. Dann folgten „Bernhardt & Cie.", „La Société Guérin frères et Cie.", „La Société Haranchipy et Cie." u. s. w., u. s. w. Ich wüßte eine ganze Nummer der „Zeit" in Anspruch nehmen, wollte ich all diese Schwindelgeschäfte und ihren, übrigens immer gleichen, Verlauf beschreiben. Es möge genügen, zu wissen, daß nicht weniger als fünf Strafklagen wegen Brandstiftung, Betruges, Vertrauensmißbrauches, Diebstahls, Hinterziehung der Geschäftsbücher, Fälschung, Unterschlagung von Capitalien und Löhnen und dergleichen von ehemaligen Chefs, Affociés, Commanditären, Angestellten und Arbeitern und einer Versicherungsgesellschaft gegen den nationalen Gauner eingereicht wurden, der zwar Staatsanwaltschaft und Polizei in den administrativ-juristischen Papierkrieg gewerfen wurden. Man gebricht sich in Paris den Kopf darüber, was wohl die Ursache von so außerordentlichem Wohlwollen sein konnte. Die Thatsache, daß der erst vor ein paar Monaten abgelegte Generalprocurator Bertrand damals im Amte war, ist allerdings für sich allein schon eine hinreichende Erklärung. Als Curiosum sei endlich noch erwähnt, daß Guérin es sogar fertig brachte, der französischen Postadministration 5000 Franken zu stehlen, und daß die Postbehörde nie daran gedacht hat, Klage anzustrengen!

So viel über die „kaufmännische" Thätigkeit des unmethrigen antisemitischen Nationaltheldeu. Jetzt kommt die politische. Im Jahre 1892 lernte unser Mann den „Apostel" des Antisemitismus, Edouard Drumont, Ehefredacteur der „Libre Parole", kennen, und beide Männer fühlten sich alsbald zu einander hingezogen. Da Drumont dem Gauner an Schlauheit und „Geschäftsenergie" vollauf ebenbürtig war, was Guérin sehr bald erkannt hatte, so zog dieser es vor, einen Bund mit ihm zu schließen, und zwar einen politischen, um seinen kaufmännischen. Das Bündniß zwischen beiden Männern war zunächst der berechtigte Maranis de Mores, der schon früher die Rolle eines mercantilen Zutreibers für Guérin gespielt hatte, indem er ihm seine Privatbekannten zur Ausbeutelung zuführte. Während Drumont allezeit ein Mann der Feder, ein „Philosoph" — von eigenen Gnaden! oder, deutlicher gesprochen, ein vorsichtiger jesuitischer Zuschauer gewesen war, der sein Talent in offener Volksversammlung und überhaupt in den Lebens Sturm und Drang nicht zu bethätigen wagte, stellten Rodau und Manières, Geobheit und Gewaltthat so recht das Lebenselement des Mannes der amerikanischen Millionärestochter dar. Es lag daher in der Natur der Dinge, daß dieser eine gewisse Neigung für den ihm wahlverwandten Oel- und Petroleumhelden verspüren mußte. Und da Mores damals Anfang dieses Decenniums sozusagen der Arm Drumonts war, dessen Mord- und Brandartikel er mit der Faust in „sühlbare" Wirklichkeit übersetzte, so ist es leicht verständlich, daß der Antisemiten-Maquis gewissermaßen den Standesbedauten machte und die Hände seiner beiden Heroinen zum Bunde fürs Leben vereinigte. Nach dem Tode des „letzten Ritters" hat Guérin dann ganz und gar dessen Rolle übernommen, wobei er sie freilich etwas vulgarisierte, demokratisierte, ihren ritterlichen Anstrich durch einen stark plebejischen Anstrich ersetzte. Es wurde jetzt weniger duelliert, dafür aber umsomehr gemünchelt: den Degen des „Ritters" verdrängte das Messer des Strauchdiebes.

Als nützliches Vermächtnis hatte Mores seinem Schüler und Nachfolger Guérin die Schächter, Viehtreiber, Abdecker und Zuhälter von Villette, mordsüchtige Arbeiterverband von Paris, wo sich die städtischen Schlachthäuser befinden, „hinterlassen", eine vorsintsliche, rapiere, unmiethbare rohe, gut gedrillte und zu allem fähige

Digitized by Google

antisemitische Truppe. In mancherlei kleineren Scharmützeln, Straßenanläufen, Demonstrationen, Krawallen und dergleichen übte Guérin seine Truppen und gewöhnte er sie an den Krieg. Die Folge bestand in weiteren Klagen, Vorladungen, Proessen und — Freisprechungen. Als Entlastungszeugen traten bei diesen Affairen regelmäßig Drumont und dessen Redactionsstab auf, denen die Aufgabe zufiel, den Matador jeuitisch herauszuhauen, nachdem dieser in den semitischen oder selbst polizeilichen Hanfen hineineingehauen hatte. Zum letzten Male „wirkte“ Guérin am 25. October 1898 öffentlich, indem er — es war am Tage der Kammereröffnung und des Sturzes von Brisson — auf der Place de la Concorde den Polizeicommissär Leyroult höchst eigenhändig überkollerte und in Gemeinschaft mit seinen Schlächtergesellen gemeinlich zurichtete. Er kam wieder vor Gericht und wurde wieder in Gnaden entlassen, da Drumont ihn fast unter Thränen den „bon géant, incapable de faire du mal à une mouche“ genannt hatte.

Dies ist so in großen Zügen die Vorgeschichte des weiland Commandanten des „Fort Chabrol“. Sein letzter Geniestreich, der eben, der seinen Namen weit über Frankreichs Grenzen hinaus getragen hat, verdient noch eine nähere Betrachtung, zumal, da die Bedeutung desselben in der Regel verkannt wird. Wer nämlich mit französischen Verhältnissen nicht genauer vertraut ist, fühlt sich, wie ich oft genug selbst beobachten konnte, zu dem Glauben gedrängt, die Besetzung und „Vertheidigung“ des Hauses Nummer 51 in der Rue Chabrol sei eine „Tollheit“, ein unüberlegter Narrenstreich, ein Act der überhitzten antisemitischen Phantasie, oder höchstens doch eine von Trotz und kindischem Muthwillen eingegebene, mehr lächerliche als gefährliche Handlung gewesen. Das ist ein großer Irrthum. Guérin wußte ganz genau, was er wollte, was er that, was er riskierte, als er vor neun Jahresfrist seine „Bureaux“ aus der Rue Condorcet, wo sie sich in bescheidenen, wenig vertheidigungsfähigen Räumen befunden hatten, nach der Rue Chabrol verlegte, als er von einem dunklen Richter in der Provinz ein geräumiges Eckhaus in dieser Straße mietete, dasselbe durch Verdicken der Mauern, Anstellung von Sperrgittern, Anbringung von eisernen Fensterläden und einen Luxus kriegerischer Eheanen aller Art zu einer wahren Citadelle umschuf und sich dann am 13. August d. J. mit einem Zuyend Getreuen darin verschloß. Er wußte, daß er früher oder später infolge der Anti-Dreyfus-Agitation zu ernsteren Conflicten seiner eigenen Parteigenossen oder der Reactionäre im allgemeinen mit der Staatsgewalt kommen werde, und er hatte sich nach reiflicher Ueberlegung und nach monatelangen Berathungen mit den antisemitischen, monarchistischen und nationalistisch-cäsaristischen Führern fest entschlossen, dem „versuchten“ Staate die Spitze zu bieten, mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln. Dabei rechnete er, gestützt auf seine oben kurz angegebenen Erfahrungen mit der „Justiz“ seines Landes, auf die Nachsicht, ja, vielleicht gelegt, Schlafsheit und Bestechlichkeit der Behörden und fast mehr wohl noch auf das Gelingen der seit Jahren geplanten, seit etwa achtzehn Monaten ernstlich vorbereiteten Umsturzbewegung, die den Herzog von Orléans auf den Thron seiner Väter zurückführen sollte, mit oder ohne vorherige provisorische Militärdictatur. Als dann die Entscheidung von Rennes herannahte, hielten die Leute von der Verschwörung den Moment zum Losschlagen für gekommen. Sie sorgten für Waffen und setzte Stützpunkte, und voran der Bandenführer Guérin. Er verproviantierte sich also in aller Eile, indem er — vor Ekels der gegen die Hauptcomplotte getichteten Hafthefehle, wohlverstanden! — bei einem nahen Kaufmanne für 500 Francs Eiswaren, namentlich Conserven, bestellte und in das Haus bringen ließ, das ein paar Tage darauf zum „Fort Chabrol“ werden sollte. Ein halbes Dutzend Winchester-Repetiercarabiner, zahlreiche Revolver, Munition, Knüppel und Todtschläger befanden sich dort bereits, und die diesenigen Einrichtungen klappten „tadellos“.

Es dauerte daher wohl klar kein, daß Guérin und die Seinen im vollen Bewußtsein der Tragweite ihrer Handlungsweise agierten. Nur abergläubische Gemüter seine eigene Kraft und Macht ein wenig und unterschätzte er die der Regierung. Er glaubte das Ende der Republik herbeiführen, während er in Wahrheit das des schwachen Nationalbewegung einleitete. Der Cäsarismus des Militarismus, Boulanger-Rummel überraschte die Verschworer vollkommen, und selbst jetzt noch scheinen sie, in der Eile getroffenen Abwehrmaßnahmen nämlich kläglich aus.

Den den übrigen angeklagten Antisemiten ist wenig zu [illegible], es ist denn, daß sie zum großen Theile ganze Bruchstücke [illegible] sind, was allerdings ein eigenthümliches [illegible] auf die heranwachsende französische Generation wirft. Sehr [illegible] konnte man es wahrend der abgelaufenen drei Prozeß-Jahre [illegible] in den letzten beiden Jahren beobachten, daß die Hauptmasse der Antisemiten aus halbwüchsigen Burschen und halbunmündigen Schulknaben bestand, ein Umstand, der besonders [illegible] Prozesse ein ganz [illegible] Colorit verlieh. Es [illegible] [illegible] [illegible]

Muth gehabt hätte, diesem gemeinen und verrohenden Treiben ein Veto entgegenzurufen. Nur die Organe der Realisten, der fortschrittlichen Fraction und der Socialdemokratie widersetzten sich der allgemeinen Strömung. Alle und gerade die verbreitetsten Blätter suchten sich in demagogischer Judenverhetzung gegenseitig die Palme abzulaufen, denn es ist bei uns leider eine alte Erfahrung, dass die Parteien nicht so sehr im Guten als im Schlimmen concurrieren; und so haben denn die Jungezechen, die Altezechen, die Clericalen, Radicalen und Nationalsocialen geradezu antisemitische Parforcejagden veranstaltet. Nur im „Hlas Nár." konnte man ab und zu vernünftigere Urtheile über die Dreyfus-Affaire lesen, so wie er seine Spalten in letzter Zeit auch den Gegnern des Ritualabergiaubens eröffnet hat; von clericaler Seite habe ich nur in der Prager „Wlastava" eine schüchterne Bemerkung gegen den Antisemitismus der Radicalen gelesen, sonst sind gerade die clericalen Blätter die geistigen Führer des Antisemitismus. Nicht nur das clericale Tageblatt „Katolické Listy", auch die „wissenschaftliche", „Hlidka" (Nr. 10) und die katholische „Moderne" („Nový Život"). Ein Blick in die Polna-Literatur genügt, um die ideellen Leiter der Verhetzung bloszulegen; in § B. wird in der illustrierten Broschüre „Polna 29. März 1899" die Ermordete als „Märtyrerin" gepriesen und das „christliche" Volk durch Wort und Bild gegen die Juden gehetzt.

Allen Anschein nach kommt die von der Jungzechen nicht unerwünscht, weil die Aufmerksamkeit von ihrer schmählichen Niederlage abgelenkt wird. Allerdings beweist die Thatsache, dass eine so acute und verbreitete antisemitistische Bewegung anwachsen konnte, den Niedergang des jungczechischen Liberalismus und Demokratismus.

Unstreitig verbirgt sich in unserem Antisemitismus eine Dosis Nationalismus; die Juden, zumal in Mähren, sind vorwiegend deutsch. Allein man darf den antisemitischen Nationalismus nicht überschätzen: es gibt doch auch deutsche Antisemiten, und gerade diese haben auf unsere Antisemiten einen ganz merklichen Einfluss. Der Wiener Antisemitismus wirkt bei uns ziemlich stark; in Polna hat ein deutschnationaler Redacteur direct eingegriffen und überhaupt hält der Nationalismus unsere Radicalen nicht ab, mit der Wiener oder Münchener antisemitischen Presse vereint loszuschlagen.

Dagegen muss man bei unserem Antisemitismus das ökonomische Moment viel höher anschlagen, als das nationale; ja ich halte es, so weit ich zu beobachten vermag, für das wichtigste. Der Einfluss des Clericalismus beweist nichts gegen diese Ansicht — er übt die Unzufriedenheit mit der Noth lage in seinen Interessen aus.

Ich hatte neuen Gelegenheit, gerade die Gegend Mährens genauer kennen zu lernen, wo die stärksten Demonstrationen stattgefunden haben. Speciell hatte ich Gelegenheit zu beobachten, wie die ärmere Volksklasse durch die Vertheuerung des Zuckers aufgeregt wurde. Ich erinnere mich unter anderem an eine alte Arbeiterfrau und ihre Nationalsekonomie, die in der Drohung gipfelte: „Wir werden halt über die Chropiner Juden herfallen!" Diese Drohung wurde damals allerdings ganz mechanisch vorgebracht — erst jetzt sehe ich in dem Ausspruche der alten, rauchenden Frau — in der Gegend rauchen die Frauen ziemlich stark — die Erklärung für die Vorgänge in Holleschau, Wsetin, Prerau und der ganzen dortigen Gegend. Der strafgerichtlich verurtheilte Fall der Chropiner Zuckerfabrik hat offenbar die ganze Gegend Chropin ist eben in der Nähe Prerau und Holleschaus sehr stark aufgeregt; der Abgeordnete Herold hat zwar die Chropiner Actionäre vertheidigt, aber gerade diese Vertheidigung hat damals die dortige Bevölkerung umso mehr gereizt, und so begreife ich sehr, warum jene Alte bei der Erhöhung der Zuckersteuer gleich an Chropin dachte.

In Mähren überhaupt und besonders in der besprochenen Gegend ist auch der Clericalismus, der geistige Lenker des Antisemitismus, sehr stark; in der Nähe der judenfeindlichen Städte und Orte ist eben der jesuitische Wallfahrtsort Hoiein, und von diesem strömt in das umliegende Gebiet der Geist hochst unchristlicher Unduldsamkeit. Auch davon habe ich mich sehr genau überzeugt.

Der clericale Antisemitismus ist ökonomischer Fetischismus, und diesem ist der Jude für alle ökonomische und moralische Noth theoretisch die erklärende Ursache, praktisch eben der Prügelknecht. Und da dieser ökonomische Fetischismus bei uns in Oesterreich überall auch sehr stark und — hoch ausgebildet ist, so sind die Folgen der antisemitischen Verhetzung gerade in Mähren, und besonders in den wallachischen Grenzgebieten, hinlänglich erklärt.

Allerdings müsste man noch auf einige Eigenthümlichkeiten dieser Gegenden hinweisen, zu denen ganz besonders der eine oder der andere nationale und christliche Volksberather gehört, bei dem noch mancher harzigvolene Bäuerinde in die Schule gehen konnte. Allein auch diese localen Ursachen bestätigen nur nur die allgemeine Diagnose, und die lautet, dass die Spaltungsmanifestationen vielmehr socialer als politischer Natur sind. Für weiter aussichtsvolle Politiker ist die antisemitische Bewegung in Böhmen und Mähren jedenfalls ein nicht zu missachtendes Moment!

Prag. Prof. Dr. Th. G. Masaryk.

Der § 14 in unseren Eisenbahngesetzen.

Der uns von Ungarn vorgeschriebene Ausgleich, mehr aber noch der von einzelnen Parteien für dessen Bewilligung geforderte und ihnen gewährte Preis verursachte politische Wirren und wirkt hier eine Stillstand unserer wirtschaftlichen Entwickelung, welcher umso schwerer empfunden wird, als alle anderen Völker mächtig vorwärts schreiten. Durch missbräuchliche Anwendung des § 14 kann man uns allenfalls unter den Willen Ungarns beugen und uns schwere Lasten auferlegen, nicht aber unsere wirtschaftlichen Verhältnisse verbessern, damit wir auch noch diese Lasten tragen können. Darum wurde wieder der parlamentarische Weg eröffnet, um den Frieden im Innern und mit Ungarn herzustellen, um eine Wirtschaft zu erlangen, dass dies nicht der letzte mit Ungarn zu schliessende Ausgleich ist, und dass beide Staaten neben und mit einander sich wirtschaftlich entwickeln können.

Dies aber hat zur Voraussetzung, dass beide Staaten als gleichwertig und gleichberechtigt angesehen und behandelt, und dass beide constitutionell regiert werden. Das wird aber durch die Befestigung oder Unschädlichmachung des § 14 allein nicht erreicht, weil damit nur das Thor, nicht aber auch die Hinterthür verschlossen wird, durch welche der Absolutismus zu uns eindringt, und durch welche Ungarn sich schon längst bei uns eingeschlichen hat, unsere inneren Angelegenheiten unbeilvoll beeinflusst und uns in der Ausgestaltung unseres in das Wirtschaftsleben so tief eingreifenden Verkehrswesens behindert, um seine eigene wirtschaftliche Entwicklung umso mehr zu fördern und zur Geltung zu bringen. Durch diese schon Jahrzehnte lang eingeheim über uns geübte Herrschaft gelangte Ungarn in den Besitz des Brennuschwertes, welches es bei Regelung des Ausgleiches und sonstiger gemeinsamer Angelegenheiten in die Wagschale wirft. Wir brauchen nur den Willen zu haben, dann haben wir auch die Kraft, Ungarn dieses Schwert zu entwinden und uns dagegen zu sichern, fortwährend zu Gunsten Ungarns finanziell, mehr aber noch wirtschaftlich geschädigt zu werden.

Die Ausgestaltung des Verkehrswesens eines Landes oder Staates steht in Wechselwirkung mit dessen wirtschaftlicher Entwicklung, doch ist diese nur durch jene möglich. Das auf die Einheit der Bevölkerung und der Fläche eines Landes entfallende Stück Eisenbahn ist ein Gradmesser für seine wirtschaftliche Entwickelung.

Auf je 10000 Einwohner kamen an Eisenbahnen:

im Jahre 1867 in Oesterreich	2·03 Kilom., in Ungarn 1·34 Kilom.
1896	6·9 8·0

Der Zuwachs an Eisenbahnen betrug somit in Oesterreich 240 Procent, in Ungarn 500 Procent, war mithin in Ungarn doppelt so groß als in Oesterreich.

Die in beiden Staaten so ungleichmässige Ausgestaltung der Bahnnetze erklären Beschwichtigungsbestrebte durch die im allgemeinen dem Bedürfnisse günstigen Terrainverhältnisse in Ungarn, wahrend sie dadurch verursacht wurde und wird, dass Ungarn günstigere Eisenbahngesetze als Oesterreich und im Gegensatz zu diesem volle Freiheit und Unabhängigkeit hat, über die Ausgestaltung seines Verkehrswesens selbständig und verfassungsgemäß zu bestimmen.

Den im Reichsrath vertretenen Ländern jedoch verblieb als Erbschaft der alten Monarchie das im Jahre 1854 erlassene, auch für Ungarn gültig gewesene Eisenbahn-Concessionsgesetz, welches dem ehemaligen Minister Ueberermächtigung einen großen Einfluss auf die Oesterreichsetzung und den Bau von Eisenbahnen zugestand. Auf Grund dieses Gesetzes nimmt nun das gemeinsame österreichisch-ungarische Kriegsministerium für sich das Recht in Anspruch, Oesterreich vorzuschreiben, welche Eisenbahnen, und wie es dieselben bauen muss oder darf, und welche Eisenbahnen es nicht bauen darf.

In Erkenntnis, dass die Uebertragung eines derartigen Rechtes an ein dem Reichstage nicht verantwortliches Ministerium schädlich und mit der constitutionellen Staatsform unvereinbar ist, hat sich Ungarn schon nach erlangter Selbständigkeit ein eigenes Concessionsgesetz inauguriert, durch welches es den Einfluss des Kriegsministeriums auf seine Eisenbahnangelegenheiten wesentlich ein schränkte. Durch klage Auslegung und Handhabung des Gesetzes wurde dieser Einfluss mit der Zeit so gut wie beseitigt. So kommt es, dass das so wichtige Eisenbahnwesen in Oesterreich absolutistisch, in Ungarn dagegen constitutionell geordnet wird.

Dass auch durch den Absolutismus große Erfolge auf wirtschaftlichem Gebiete errungen, auch die Interessen des Staates wie auch die der Bevölkerung gewahrt werden, ersehen wir an Russland, welches auf dem Gebiete des Eisenbahnwesens Großes und jetzt wieder durch den Bau der sibirischen Bahn Staunenswertes leistet. Bei unseren Verhältnissen wäre eine absolutistische Lösung der Eisenbahnen nicht einmal so verwerflich, sofern sie durch die österreichische Regierung und unter Wahrung der Interessen Oesterreichs erfolgen würde. Schädlich und staatsgefährdend in aber die bei uns übliche Lösung, weil sie thatsächlich durch das dem Reichsrathe nicht verantwortliche gemeinsame Kriegsministerium erfolgt, dem das Bestandnis für die Volkswirtschaft mangelt, und das zudem sich dem Einflusse Ungarns nicht zu entziehen vermag, mit welchem es schon darum in gutem Einvernehmen bleiben

Digitized by Google

muss, damit dessen Delegierte die gemeinsamen Militärausgaben anstandslos bewilligen.

Die ungleichartige Ausgestaltung der Bahnnetze beider Staaten zeigt, wie ungleichmäßig Sonne und Wind an dieselben vertheilt sind. So viel Eisenbahnen Ungarn auch gebaut hat, so fehlen bei uns immer noch Eisenbahnen, welche aus gesammtstaatlichen Rücksichten — aus eminent wichtigen militärischen Gründen — schon längst hätten gebaut werden müssen, wie zum Beispiel Bahnverbindungen mit Dalmatien und solche von Oesterreich her nach Bosnien. Dies geschieht aber darum nicht, weil dieselben besonders für Oesterreich vortheilhaft wären. Ungarn stellte allerdings auch militärisch wichtige Eisenbahnen her, wenn es durch dieselben seine speciellen Interessen fördern und Verkehr und Handel von Oesterreich ab- und an sich ziehen konnte. Dadurch nun, dass Ungarn beim Bau seiner Eisenbahnen nur ausnahmsweise auf deren militärische Leistungsfähigkeit, dagegen vorwiegend nur auf die vorhandenen Verkehrsbedürfnisse Rücksicht nimmt, unproduktive Ausgaben vermeidet, vielmehr durch billigen Bau und Betrieb die Rentabilität seiner Bahnen ermöglicht, förderte es Industrie, Handel und Landwirtschaft, erhöhte die Volkswohlfahrt und das Nationalvermögen und nahm einen ungleich größeren wirtschaftlichen Aufschwung als Oesterreich, welches hieran durch übermäßige Rücksichtnahme auf angeblich gesammtstaatliche Anforderungen gehindert wird.

Merkwürdig ist es, dass durch viele der von Oesterreich mit enormen Kosten hergestellten Eisenbahnen die wirthschaftliche Entwickelung Ungarns mehr als diejenige Oesterreichs begünstigt wird, und dass in Oesterreich der Bau solcher Bahnen nicht gestattet wird, durch welche es auch seine wirthschaftlichen Verhältnisse günstiger gestalten könnte. Oesterreich ist nicht dazu da, nur dort mühelig den Boden zu bebauen und eine kostbare Saat auszustreuen, wo Ungarn die Früchte zufallen. Die Ueberlassung unseres Eisenbahnbudgets durch unproduktive Ausgaben hindert uns am Fortschreiten. Bleiben wir ja sogar auch im Bau der so wichtigen Local- und Kleinbahnen gegen andere Länder weit zurück, weil selbst von diesen, vornehmlich nur einen geringen Verkehr bienenden Bahnen leider nur allzuhäufig gleichfalls eine große militärische Leistungsfähigkeit verlangt wird, wodurch das Baucapital enorm erhöht, die Rentabilität aber derart herabgemindert wird, dass die finanziellen Mittel nicht aufzubringen sind, der Bau mithin unterbleibt, wenn nicht auch hier wieder der Staatsschatz in Anspruch genommen wird. Weil aber dieser nicht unerschöpflich ist, vielmehr der finanziellen Leistungsfähigkeit des Staates Grenzen gezogen sind, so bleiben wir einfach in der Entwickelung unseres Eisenbahnnetzes, wenn auch in der unseres Wirthschaftswesens zurück, wenngleich dies in Beantwortung einer diesbezüglich von Herrn Reichsrathsabgeordneten Dr. Sylvester eingebrachten Interpellation vom Herrn Eisenbahnminister Dr. R. v. Wittek bestritten wurde — bestritten werden musste, weil unser Eisenbahnministerium in gewissem Sinne eine Section des gemeinsamen Kriegsministeriums bildet, durch welche dieses in Eisenbahnangelegenheiten seine Vormundschaft über Oesterreich ausübt.

In Deutschland, wo doch sicherlich die militärischen Interessen in gebührendem Maße berücksichtigt werden, erkennt man eine Wahrung derselben gerade darin, dass man den Bau und Betrieb der Eisenbahnen nicht uniformiert, sondern individualisiert, das heißt den ja überall verschiedenen Verhältnissen, Bedürfnissen und Mitteln anpasst, und es den staatlichen Genehmigungs- und Aufsichtsbehörden zur Pflicht macht, nur das aus sicherheitspolizeilichen Rücksichten unumgänglich Nothwendige zu fordern und in jeder Weise die Wahrnehmungen zu unterstützen und zu fördern, damit deren nicht viele in das Leben gerufen werden! Frei von jedem militärischen Zwang und bureaukratischem Druck entwickelt sich darum auch das Eisenbahnwesen in Deutschland außerordentlich, wodurch dessen mächtiger wirthschaftlicher Aufschwung bewirkt wird, welcher einen gewaltigen Rückhalt seiner politischen und militärischen Machtstellung bildet.

Oesterreich wäre schon viel gebessert, wenn es dieselbe Freiheit und Unabhängigkeit erhielt, welche Ungarn hat, durch welche dasselbe sich eine Stellung errang, die es dem ermöglicht, uns auch noch die Bedingungen vorzuschreiben, unter welchen es die Hand zur Lösung der Zollvereinsfrage bieten will. Bedingungen, welche nur ein Thor in dem Wahnsinn unter dem Rufe „Los von Oesterreich“ annehmen kann. Ungarn benöthigt eben nicht die Zollabmachungen zur Beförderung seines Staatsbahnsystems und empfindet es als seinen Vortheil, dass dasselben einer Parteizwistigkeit gehören, weil es dann bei einem Staatsbahnsystem durch Behandlung einer zweiten Gruppe von zum Theile Fremden mit allzu wichtiger Berücksichtigung gefährdet und dadurch in seinem Selbstleben schwach bleiben würde. Ungarn ist daher gegen jeden Zoll gleichgiltig. Allein nicht, erlaube mir zu sagen, die beiden zu Recht bestehende Zollvereine Oesterreich-Ungarn und der Zollverein zu Gunsten der Zwölf vom Zoll durch Ausgleichung mit Oesterreich-Ungarn, wie Oesterreich durch Ausgleichung mit Ungarn, wenn es Gegenseitigkeit fände, wenn es [illegible] zweite Triester Bahnverbindung herzustellen, ehe nicht die Südbahnfrage zu Gunsten Ungarns und zu unserem großen Nachtheile gelöst ist, und wird weiter darauf hingearbeitet, dass bei der dann zuzulassenden Lösung der Triester Bahnfrage wiederum Ungarn und Fiume befähigt werden, Oesterreich und Triest die Früchte derselben streitig zu machen. Diese uns ebenso verderblichen als demüthigenden Zustände zu beseitigen, ist eine der dringlichsten und wichtigsten Aufgaben des Parlamentes.

Fraglich ist es, ob die auf Verbesserung des nun doch einmal verpfuschten und vielfach präjudicierten Ausgleiches zu verwendende Mühe und Zeit im richtigen Verhältnisse zu den möglicherweise zu erreichenden Vortheilen stehen, ob wir durch die unausbleiblichen Wirren nicht mehr als durch die § 14-Ausgleichsgesetze geschädigt werden, und ob wir nicht viel mehr gewinnen, wenn der innere Frieden hergestellt, und die Zeit zur Einführung nützlicher, ökonomischer Reformen verwendet wird. Die Einführung dieser Reformen hat aber zur Voraussetzung, dass Oesterreich erst mündig wird, und seine Eisenbahnangelegenheiten im Sinne der Verfassung und ohne Einmengung des Militärs und Ungarns ordnen kann.

Begreiflich ist es, dass aus militärischen Rücksichten der Bau einer Bahn nothwendig werden kann, allein dann muss nicht bloß Oesterreich, sondern auch Ungarn zu deren Bau verhalten werden. Dass aber Ungarn dazu nicht oder wenigstens erfolglos verhalten wird, erleben wir unter anderem daraus, dass es bis heute noch nicht die Bahn von Brcs nach Brod und von der Karlstadt—Flimmer Linie nach Knin gebaut hat. Mit allem Nachdruck muss aber bestritten werden, dass irgend welche für den Verkehr und Handel nothwendige und eine Verbesserung unserer ökonomischen Verhältnisse herbeiführende Bahn aus strategischen Rücksichten nicht gebaut werden dürfe, weil ja doch auch uns Dynamit und sonstige wirksame Zerstörungsmittel zur Verfügung stehen, um eine solche Bahn zu Vertheidigungszwecken völlig unbenützbar zu machen. Die beste Vertheidigung ist übrigens der Angriff! Dazu brauchen wir aber nach dem Urtheile anerkannter Militärautoritäten gerade die im Interesse Ungarns uns vorenthaltenen Eisenbahnen.

Schlechte Gesetze bieten den Vorwand, diese Reichsbahnthat zu verdammen, und deshalb ist es Pflicht der Regierung und des Parlaments, jene Gesetze durch fortschrittlichere Gesetze und Verordnungen zu ersetzen, wodurch wir die Uebergriffe und die Einmengung Ungarns in unsere innere Verwaltung und Gesetzgebung abwehren können und unsere Stellung Ungarn gegenüber derart verbessern, dass dann beim nächsten Ausgleich wir überhaupt in allen gemeinsamen Fragen Oesterreich seine Interessen und seine Würde gegenüber Ungarn nachdrücklich vertreten und wahren kann, was von großer Bedeutung für die Erhaltung der großstaatlichen Stellung der habsburgischen Monarchie ist.

Man streite nicht darum, wem der Vortheil höher zu hängen sei, man benutze sich vielmehr, durch glückliche Lösung der leider nur allzu lange zurückgestellten wirthschaftlichen Probleme die ökonomische Lage derart zu verbessern, um den Vortheil allen zugänglich und erreichbar zu machen. Es muss endlich auch für Oesterreich eine Zeit anbrechen, wo Industrie, Handel, Gewerbe und Landwirthschaft von dem auf denselben lastenden Druck befreit, sich ungestört entwickeln und zur Blüte gelangen können, und wo die Monarchie den ihr gebührenden Antheil am Welthandelsverkehr sich erringen kann. Eines der wirksamsten und unerlässlich nothwendigen Mittel hiezu ist aber die Verbesserung und Ausgestaltung unseres Verkehrswesens, welche aber erst dann möglich wird, wenn wir gute, im Einklang mit unserer Bevölkerung stehende und eine selbständige Lösung unserer Eisenbahnangelegenheiten ermöglichende Gesetze und Verordnungen haben.

Angelenne E. Bücheln.

Peter Kropotkin.

Von Georg Brandes (Kopenhagen).

Die Selbstbiographie großer Geister hatte in früheren Zeiten gewöhnlich einen dieser drei Typen: Es sehr hatte sich zu rechtfertigen, oder sie wurde ich beichtet: St. Augustinus. So schlecht war ich; wer aber möchte sich besser zu nennen! Rousseau. So gerne sich langsam von innen heraus und durch die Gunst der Umstände ein Genie. Goethe.

Unter allen diesen Formen der Selbstdarstellung ist der Versuch, wenigstens mit sich selbst abzurechnen.

Am jüngsten Selbstbuch trägt die Selbstbiographie hervorragender Persönlichkeit sich noch reinen der beiden folgenden Typen in sich. Es ist einfach und von so einnehmendem Wesen, wie sich selbst. Anerkennung und Bewunderung fand ich. Schwere Jahre mussten vergehen, so talentvoll und liebenswürdig war ihr Verfasser, wurde ich, und so harte Kämpfe hatte ich zu bestehen, bis der Publicist erkannt wurde.

Im Gegensatz zu dem Bilde der Lebensbeschreibung besaisse der Leser sich mit dem Gedanken darauf, was seine Mitmenschen von ihm

Digitized by Google

Der Verfasser der vorliegenden Selbstbiographie*) ist nicht von dem Gedanken an seine Gaben erfüllt, schildert auch nicht das Ringen nach deren Anerkennung, noch weniger zeigt er sich um das Urtheil der Welt bekümmert. Welche Meinung andere von ihm hegten, erwähnt er auch nicht mit einem Worte.

Man begegnet hier keiner Selbstbespiegelung. Der Verfasser gehört nicht zu jenen, die gern von sich selbst reden; er thut dies widerstrebend und mit einer gewissen Schamhaftigkeit. Man findet hier keine den Schleier lüftende Beichte, keine Empfindsamkeit und keinen Cynismus. Kropotkin verweilt weder bei seinen Lastern, noch bei seinen Tugenden; er lässt sich auf keinerlei vulgäre Vertraulichkeit dem Leser gegenüber ein. Er theilt uns nicht mit, wann er verliebt gewesen ist, und berührt sein Verhältniss zu dem andern Geschlechte so wenig, dass er nicht einmal seiner Vermählung gedenkt, und wir nur zufällig aus einer flüchtig hingeworfenen Bemerkung erfahren, dass er verheiratet ist. Dass er Vater (und ein äußerst zärtlicher) ist, findet er nur gerade Gelegenheit in all der Kürze zu berühren, mit der er die letzten sechzehn Jahre seines Lebens zusammenfasst.

Er ist eifriger bestrebt, eine Seelenschilderung seiner Zeit, als seiner selbst zu geben. Man findet in seinem Buche eine Psychologie des officiellen Russland, wie des ausgebeuteten Russland, des arbeitenden Russland, wie des erstarrten Russland.

Ebenso ist er sorglam bedacht, die Geschichte seiner Zeit wiederzugeben, als seine eigene. Seine Biographie enthält die Geschichte Russlands, wie er sie von Kindesbeinen an mit erlebte, und die der europäischen Arbeiterbewegung innerhalb der letzten Hälfte des Jahrhunderts. Wenn er sich in seine innere Welt vertieft, sehen wir die Äußere sich darin spiegeln.

Doch bietet sich uns auch hier, im Einklange mit dem von Goethe angetretenen Ziele eine Darstellung des Werdeprozesses eines bedeutenden Geistes und im Einklange mit den Absichten des heiligen Augustinus die Darstellung einer inneren Wandlung, die dem entspricht, was man vor alters eine Bekehrung nannte. Ja diese Wandlung bildet den Wendepunkt, den Kern des Buches.

Es gibt augenblicklich zwei große Männer in Russland, deren Denken im Tiefste des russischen Volkes sich und deren Gedanken der Menschheit zugute kommen, Tolstoj und Kropotkin. Der erstere hat uns in dichterischer Form in manche Abschnitte seines Lebens erzählt; der andere gibt hier ohne irgend welche dichterische Umkleidung zum erstenmale eine Uebersicht des seinen.

So durch und durch verschieden diese beiden Männer sind, so tätet sich doch zwischen ihrer Lebensführung und ihren Grundanschauungen eine Parallele ziehen. Tolstoj ist Künstler, Kropotkin Mann der Wissenschaft: doch keiner der beiden vermag zu einem gegebenen Zeitpunkte seines Lebens sein Genüge in dem Berufe zu finden, für welchen die Natur ihn mit so großen Gaben ausgestattet hat. Religiöse Grübeleien treiben Tolstoj, soziale Grübeleien Kropotkin, die abgetretene Bahn zu verlassen. Menschenliebe erfüllt sie beide: sie begegnen sich in ihrem Abscheu vor der Gleichgiltigkeit, Gedankenlosigkeit, Rohheit und Grausamkeit der höheren Classen, wie darin, sich zu den überschenen und mißhandelten niedern Volke hingezogen zu fühlen. Beide haben mehr Blick für die Fehler als für die Tugendseit in der Welt. Beide sind sie Idealisten, beide geborene Reformatoren, beide friedliche Gemüther, doch Kropotkin der weitaus friedlichere, so sehr auch Tolstoj den Frieden predigen und jene verdammen mag, die zur Selbsthilfe greifen, während Kropotkin deren Vorgehen berechtigt findet und mit Terrorismen in freundschaftlichem Verkehre stand. Am meisten unterscheiden sie sich durch ihr beiderseitiges Verhältniss zur Intelligenz und Wissenschaft, welche Tolstoj in seiner religiösen Leidenschaft geringschätzt und herabsetzt, während Kropotkin sie hoch in Ehren hält, ob er es auch nicht nicht billigt, dass der Mann der Wissenschaft über seinem Fach das Volk und dessen Noth vergisst.

So mancher Mann, so manche Frau haben ein großes Lebenswerk vollbracht, ohne deshalb ein großes Leben geführt zu haben. Gar manche Persönlichkeit fesselt, obgleich ihr Leben unbedeutend und alltäglich ist. Kropotkins Leben ist sowohl fesselnd als groß.

Man wird in den zwei Bänden, die seinen Lebenslauf umfassen, alle die Elemente finden, aus denen ein bewegtes Leben besteht: Idylle und Tragödie, Drama und Roman.

Da ist vor allem die Schuldernung der Kindheit in Moskau und des Lebens auf dem Lande, mit zahlreichen patriarchalischen Bildern von so meisterhafter Ausführung, dass sie kein Herz ungerührt lassen.

Feine Landschaftsgemälde sind eingestreut, die noch allen Duft der russischen Landschaft atmen, Porträts von treuen, guten Dienern, die, weiwohl Leibeigene, der Kinder Freunde und Beschützer sind, und eine Kinderliebe zeichnet sich vor uns ab, von seltener Innigkeit — dies in die Idylle selbst. Daneben gibt es jedoch leider von Kindheit an der Kummernisse und Schrecken die Fülle, Hässe in den Familien, die grausamen Absträngungen der Leibeigenen, die Verewigung von großer Beschränktheit und großer Derbheitgkeit in ihrem Eingreifen in die Geschicke.

*) Memoiren eines Revolutionärs. Von Fürst Peter Kropotkin. Mit Porträt und Karte in Stahl. Aus dem Russischen. Mit Vorwort. Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot. 1899.

Dramatische Abwechslung, dramatischer Umschwung ist hier vorhanden: Hofleben und Gefängnisleben, ein Leben auf den Höhen der Gesellschaft, mit Kaisern und Großfürsten, ein Leben der Armut unter Proletariern, in London und der Schweiz. Es kommen hier Verkleidungen wie in einem Drama vor. An ein und demselben Tage weilt der Held im Winterpalaste in Hoftracht und hält im Bauernkittel in einer Vorstadt eine Vorlesung zum Zwecke der Verbreitung revolutionärer Ideen.

Und auch die eigentliche Romanstimmung findet sich hier. Wiewohl Kropotkin so schlicht in Ton und Stil wie wenige ist, enthält seine Erzählung, der Natur des Stoffes zufolge, Partien, welche weit spannender sind, als selbst die aufregendsten Capitel der Feuilletonromane, die in Spannung machen. Was könnte man mit größerer Gemüthsbewegung lesen, als die Schilderung der Vorbereitungen zu seiner Flucht aus dem Spitale des Peter-Paul-Gefängnisses und deren kühne, glückliche Ausführung!

Wenige Menschen haben wie Kropotkin sich in allen Schichten der Gesellschaft bewegt und sie alle gekannt. Welche Bilder: Kropotkin, als Kind, im Maskenzuge am Thronfeste des Kaisers Nicolai, als Page, hinter Alexander II. herlaufend, um ihn gegen Gefahren zu schützen — nachher in Gefängnis kalt abweisend gegenüber dem Großfürsten Nicolai oder mit Grauen, von dem wissen Zaren einer unterirdischen Prügelstrafe an, erkauschend, wie der Gefangene in der Zelle unter ihm Tag für Tag mehr die Herrschaft über seinen Verstand verliert! Er war kaiserlicher Kammerpage und ein armer Sträfling, er hat das Leben des Studenten, des Officiers, des Mannes der Wissenschaft, des Entdeckungsreisenden, des Administrators, des Gefangenen und des verbannten Asiatisorz gesührt. Er hat als Flüchtling zu Zeiten von Thee und Brot leben müssen, wie ein russischer Mujschik, und ist der Spionage und dem Mordattentate ausgesetzt gewesen wie ein russischer Kaiser.

Wenige Männer haben überdies ein so weites Gebiet überschaut. Gleichwie Kropotkin, in seiner Eigenschaft als Geologe, über eine vorhistorische Zeitfolge von Hunderttausenden von Jahren hinblickt, so umfasst sein Auge die gesammte Cultur des Zeitalters. Zu der literarischen und wissenschaftlichen, in der Studierstube und an Universitäten zu erwerbenden Bildung, den Sprachkenntnissen, der Kenntniss der Schönliteratur, der Philosophie, der höheren Mathematik, gesellte sich frühzeitig eine Bildung, die man in Werkstätten gewinnt, in Laboratorien und auf freiem Felde, das Studium der Naturwissenschaften in allen ihren Verzweigungen, der Kriegswissenschaft und Beherrschungskunst, des Maschinenbaues und Fabrikwesens. Nichts, was seine Entwickelung nicht unipannt hätte. Was das dieser feurige Geist leiden müssen, als er sich zwcimal zur Unthätigkeit eines mehrjährigen Kerkerlebens verurtheilt sah; welche Geduldprobe und welche Schulung im Stoicismus! Kropotkin bemerkt irgendwo, dass die ritterlich enmwickelte Ausdauer die Grundlage jeder Tugendstärke sein müsse. Das passt auf ihn selbst, der von seinem Schicksale zu einem Eckstein für den Bau der Zukunft zubehauen worden.

In Kropotkins Leben ist eine zweifache Wandlung vor sich gegangen, die mir besondere Aufmerksamkeit zu verdienen scheint. Er steht an der Schwelle der Dreißig, in der Regel das entscheidende Alter im Leben des Mannes. Er ist von ganzer Seele Mann der Wissenschaft und macht eine große wissenschaftliche Entdeckung. Er hat beobachtet, dass die Alpen von Nordasien unrichtig seien, dass nicht nur die alte Auffassung der Geographie eine irrige sei, sondern dass auch die Anschauungsweise von Alexander von Humboldt im Widerstreit mit den Thatsachen stehe. Mehr als zwei Jahre schon ist er in mühselige Studien vertieft: da sieht er eines schönen Tages die Verhältnisse plötzlich vor sich, wie sie sind, wie sie noch niemand vor ihm gesehen hatte, sieht, dass die Hauptlinien in der Structur Asiens nicht von Nord nach Süd oder von West nach Ost, sondern von Nordost nach Südwest gehen. Er stellt seine Entdeckung auf die Probe, wendet sie auf andere und aber hundert besondere Einzelheiten an, und siehe da, sie hält Stich. Er kostet die Freude der Erkenntnis in ihrer höchsten, reinsten Form, wie sie beseligend das Gemüth erfüllt.

Da aber vollzieht sich der Umschlag. Denn es folgt unmittelbar die Trauer bei ihm, dass diese Freude so wenigen Menschen beschieden sei. Er fragt sich, ob er das Recht habe, sie allein zu geniessen. Es dünkt ihm eine höhere Pflicht, zur Ausbreitung der bereits vorhandenen Errungenschaften der Forschung unter dem niederen Volke beizutragen, als neue Entdeckungen zu machen.

Ich für mein Theil sehe die Sache mit anderen Augen an als er. Würde Pasteur von Kropotkins Anschauungen ausgegangen sein, er wäre der Wohlthäter der Menschheit nicht geworden, der er war. Ich meine, die hervorragende Persönlichkeit diene allen am wirksamsten, wenn sie nur so intensiv schafft, als sie vermag. Alles kommt schliesslich doch der großen Masse der Bevölkerung zu Gute. Allein keine Tantast kennzeichnet Kropotkin, in die drucht sich sein Wesen aus.

Und der Schaute kommt nicht mehr in ihm zur Ruhe. In Finnland, wo er auf dem Sprunge sieht, neue wissenschaftliche Entdeckungen zu machen, wo ihm die Erkenntnis die bahnmal

Digitized by Google

eine Ketzerei war — aufgeht, dass und in welcher Art in vorhistorischer Zeit Nordeuropa von Eis bedeckt war, ergreift ihn solches Mitleid mit dem Elend und dem Kampf ums Brot rings um ihn her, dass er es als seine höchste, unbedingte Pflicht empfindet, der Lehrer und Helfer der Armen und Verwahrlosten zu werden. Und eine neue Welt thut sich ihm auf, indem er von denen lernt, die er belehren will. Fünf, sechs Jahre später tritt in der Schweiz das zweite Stadium seiner Wandlung ein.

Schon weit früher, während Kropotkins ersten Schweizer Aufenthaltes, hatte er sich von der Gruppe der Staatssocialisten entfernt, aus Furcht vor ökonomischer Despotie, aus Hass gegen Centralisation, aus Liebe zur Freiheit des einzelnen und der Commune. Doch erst nach seiner langen Haft in Russland, während seines zweiten Aufenthaltes unter hochbegabten Arbeitern der westlichen Schweiz, zeichnete sich ihm der neue Gesellschaftszustand, der ihm vorschwebte, bestimmter als ein Gemeinwesen von verbündeten Associationen ab, in der Weise zusammenwirkend, wie sich heutigen Tages die Eisenbahngesellschaften und das Postwesen der verschiedenen Länder ohne centrale Regierung in die Hände arbeiten.

Von da ab ist seine Grundanschauung in allem Wesentlichen dieselbe geblieben. Er weiß, dass er der Zukunft ihre Bahn nicht vorzeichnen könne, ist der Meinung, dass alles der eigenen aufbauenden und ausgestaltenden Thätigkeit der Massen entsprungen müsse, und sieht zu besserem Verständnisse Rechtsformen des Mittelalters, die Innungen, die von unserer geschaffen wurden, zum Vergleiche heran. In seinen Augen besteht — worin ich entschieden anderer Ansicht bin — der Gegensatz von Leitenden und Geleiteten nicht, deutlich bezeichnet er einen seiner Freunde rühmend als „den geborenen Führer".

Kropotkin nennt sich selbst einen Revolutionär. Selten ist unzweifelhafter Revolutionär so human gewesen und — seines Widerwillens gegen das Bürgerthum ungeachtet — so mild. Man singt, ihn einmal an einer Stelle, wo er eines drohenden Zusammenstoßes mit der Schweizer Polizei erwähnt, sich eines kriegerischen Instinctes zeihen zu hören, indem er erklärt, nicht bestimmt sagen zu können, ob er mit einem Gefühl der Erleichterung oder der Enttäuschung den Kampf vermieden sah. Solch eine Aeußerung ist bei ihm etwas Unerhörtes. Er war nie ein Rächer, oft ein Märtyrer: er hat nie anderen, stets nur sich selbst Opfer auferlegt. Sein ganzes Leben hindurch hat er Opfer gebracht, doch solchermaßen, dass man meinen sollte, sie wären ihm gar nicht schwer gefallen, so wenig Aufhebens macht er davon. Er ist bei all seiner Strenge so wenig rachsüchtig, dass er jemand, den er am schwersten verurtheilt, einen Gerichtsarzt, diesen Namen er verschweigt, einzig mit den Worten brandmarkt: „Je weniger man von ihm hört, je besser".

Er ist ein Revolutionär ohne Farbes und ohne Emblème, der alles theatralische Zubehör der Revolution wie Schwure und Ceremonien und Verschworungen verlacht. Er braucht den Vergleich mit keinem Freiheitsmanne dieses Jahrhunderts, welchen Landes immer, zu scheuen. Keiner besaß höhere Weihesgaben, keiner that es ihm an Uneigennützigkeit zuvor.

Eine Fahrt über den cilicischen Taurus.

Von Paul Rohrbach (Adana).

Maraça! Caïaça! Stolze Namen! Der Argaus reckt immer noch sein dickgipfliges Schneehaupt in die Luft, wie zur Zeit des Chandius und des Cyrischades Bantius, des großen Harpadoreers, als [illegible] Gymnothen in dem Wanderzug der Capitale des jüngeren Memnonius lebten, aber wie wenig ist von jener Größe übrig geblieben! Die dumdemmte muslimische Araba hielt vor meinem Haus, da Bedauf war Verdauf, ein Sitz in den schwarzen Kasten zu bekommen, der ein Europäer und seine Europäerin nach zusammenstürzender Reise um Stockholm und um Berlin dazu placieren konnten, und mit Kunde es Europäern, insonders, dem Fremde zu.

Eine alte Legende erzählt, dass der Apostel Johannes, als er einst in Makedonien auf Reisen war, gehört, wie auch wir in Cappadocia und weiter gehört in der Nähe von Ephesus Chan, nebenan Johannes, er Dom, er Chandius es machen in Griechisch und Barbarisch. Als nun der Apostel Johannes in Makedonien Bischof war, da kam der Chandius [illegible] Johannes, den Dom, den Bischof, den Apostel, den Zeit zu verlieren, und

Menschengeheime hervorgeholt, die jetzt in einem Kasten auf einem der Altäre standen, deren es hier mehrere gab. An einer anderen Stelle sah man verrostete eiserne Ketten mit noch daran hängenden Arm- und Fußschellen; sie waren an einen Felsenpfeiler geschmiedet, der die niedrige Decke trug. Diese Ketten haben eine schreckliche Bestimmung: es werden Wahnsinnige an den „heiligen" Ort gebracht und mit den daliegenden Fesseln angekettet; dann lässt man sie tagelang ohne Speise und Trank unten im Finstern toben und glaubt, dass auf solche Weise der böse Dämon dazu gebracht wird, von ihnen zu weichen. Als ich das hörte, wusste ich, dass wir an der Stätte eines uralten Heiligthums waren, dessen gewichter Charakter weit in die vorchristliche Zeit hinaufreicht. In weiten Strichen des altsemitischen Vorderasiens herrscht der Glaube an die Wirksamkeit einer solchen Wahnsinnsdenn: Muhammedaner, Griechen, Maroniten (im Libanon) theilen ihn auf diesem Boden in gleicher Weise und lieferen dadurch den Beweis, dass diese Vorstellung eine gemeinsame Wurzel in der heidnischen Zeit hat, wo man glaubte, dass die an „heiligen" Orte hausende Gottheit den bösen Geist überwand.

Die Luft hier unten war ein unbeschreibliches Gemisch von Moder, Wachslichtern, verbrannten Weihrauch und Kalkstaub; die humpelnde Alte zündete ein paar Altarlichter mit der Kerze an, die sie in der Hand trug, und in der unsicheren, flackernden Beleuchtung grinsten die verblassten Fresken und Heiligenbilder wie Geister von den Wänden und Altären herab. Hier hieng ein mürbes, zerfallendes Stück Wachstuch, dort ein Fegen bunten zerrissenen Kattuns; schmutzige, kupferne Leuchter und fingerdicker Staub vervollständigten das seltsame Ensemble. Von Zeit zu Zeit soll noch ein griechischer Priester hierherkommen und Gottesdienst halten! Oben in unserem Gewölbe roch es zwar nach Kohlendunst, Ziegenkäse und Knoblauch, aber so unheimlich wie hier unten war es doch nicht, und selbst die Vorstellung, an einer wahrscheinlich Jahrtausende alten Cultstätte zu stehen — die christlichen Klöster und Kirchen hier sind fast alle auf der Stätte heidnischer Heiligthümer erbaut — hielt uns nicht länger in den unterirdischen Räumen.

Der nächste Tag brachte unsere Araba ein mächtiges Stück weiter. Jetzt erschienen die Vorberge des Taurus, dann wurde die wilde Kette des Ala-Daph zur Linken sichtbar, dessen Kamm und Gipfel zu Alpenhöhe aufragen. Ueberall in dieser Gegend gibt es noch merkwürdig starke Reste griechisch-christlicher Bevölkerung — ein Beweis, dass die Türken hier einstmals nur durchgestürmt und erst in der Folge sich massenhafter nach rückwärts verbreitet haben, denn überall im Innern, wo sie in die Eroberungsperiode ihrer Zeitlang geriethen haben, ist die alte Einwohnerschaft des Landes vollkommen turkisiert und muhammedanisiert worden. Noch heute sind auch die angeblich „türkischen" Bauern in Süd-Kappadokien ein prachtvoller Menschenschlag. Ich habe noch nie so viele vollendet schöne Männer gesehen, wie hier.

Am Nachmittag des dritten Tages passierten wir Bor, am Rande der inneranatolischen Hochebene, hart am Fuß der Vorberge des Taurusfirsten. Hier schlägt das Herz des Alterthumskundigen höher: Bor ist das Dana Kenophons, das Thana der Römerzeit. Hier rastete Cyrus und das Griechenheer auf ihrem Marsche nach Babylon, hier wurde Apollonius geboren, dessen Büste in dem Heiligthum des Kaisers Alexander Severus neben den Bildnissen Zeus Christi und der Olympier stand. Von hier schwenkte die Armee des Cyrus südwärts auf den geschleichen Pass über den Taurus, dem cilicischen Thore zu; ihrer Route folgen wir jetzt auf einer der berühmtesten und ältesten Strassen der Welt. Die Kreuzfahrer und die Assyrerkönige, die Heere des Chaliten, der byzantinischen Kaiser und der Imperatoren Roms, die Eroberer und die Besieger Syriens und Kleinasiens von den Hethiterkönigen bis auf Ibrahim Pascha haben hier gelagert. Wie lange noch, so pfeift hier die Locomotive, und das endlose eiserne Band der Schienenstraße windet sich in das Gebirge hinein! Wie lange noch, dann ist das fruchtbare todte Land zur Rechten und zur Linken bestanden mit Korn und Wein, mit Baumwollenfeldern und Obstpflanzungen! Hier bei dem alten Thana werden die beiden Hauptschienenwege des großen deutsch-türkischen Bahnsystems, das Kleinasien erschließen soll, zusammentreffen: von Constantinopel her über Angora und Cäsarea, von Smyrna her über Afyonkum; von hier ab wendet sich der vereinigte Strang nach Süden über den Taurus, auf der Straße Xenophons und Alexanders des Großen. Niemand vermag abzusehen, was dann aus diesem von Natur so reichen, vom Menschen so furchtbar verwahrlosten Lande werden wird: eine neue Kornkammer, ein Weingarten für Europa, eine Erzgrube für die Hüttenwerke Deutschlands, ein großes Feld der Ansiedlung für diese weiten Strecken, die ein Jahrtausend geschlafen haben — das Land und die Leute.

Ein dürftiges Nachtquartier in einer einsamen Bauernhütte, schon im Gebirge, dann gieng es am Morgen weiter. Nach einer Stunde Fahrt kamen wir an einem verlassenen Kirchhof vorbei; die Türken hatten eine Anzahl Meilensteine von der alten Römerstraße, die hier vorbeilief, herausgeschlagen und als Grabmonumente aufgestellt. Jetzt waren auch sie geknickt: seltsam nahmen sich ihre großen, scharf gemeißelten „Ziffern in dieser Einode aus. Auf dem Berge, an dessen Fuß der Kirchhof sichtbar ist, liegen spärliche Trümmer. Unter dieser Höhe, deren Besestigungen die Thalenge an dieser schwer zu passierenden Stelle zwischen den cilicischen Thoren und Thana sperrten, schlugen Cyrus und nach ihm Alexander ihr letztes Lager vor den Pylen selber auf.

(Schluss folgt.)

Der Genius der Gattung.

Zolas gewaltige Phantasie und Darstellungskraft liebt es, lebendige Organismen an Stelle des Lebtosen zu setzen. Die Locomotive wird zu einem denkenden Wesen. Auch das große Modemagazin ist ein gigantischer Organismus, ein Riesentier, der andere frisst, an sich reißt, zerstört. Selbst das vornehme Bürgerhaus mit seinen stillen, scheinheiligen Stiegen, ihsamen Manfaerden und insameen Salons ist ein persönliches Wesen, das uns erst Respect, dann Verachtung einflößt.

In Zola steckt etwas von der Zeugungskraft der Urpoesie, die auch das Lebtose in Lebendiges umschafft.

Er liebt auch die Entsaltung der Massen. Die Masse ist ihm immer etwas höchst Anziehendes, wie auch sein Landsmann Hugo sie liebte. Wenn sie in seiner „Physiologie des foules" für etwas sehr Wichtiges hält. Und zwar wird sie immer wichtiger, denn ihre unbewusste Wirksamkeit tritt immer mehr an die Stelle der bewussten Thätigkeit der Einzelnen. Immer mehr wird es offenbar werden, dass wir in der Aera der Massen leben.

Zola erklärte einst in der Vorrede zu einem seiner ersten Romane, dass er Personen schildere, die nur von ihren Nerven und ihrem Blut regiert werden, keinen freien Willen haben — menschliche Thiere, denen die Seele vollkommen fehle.

Auch der Mensch als Theil einer Masse ist nicht frei. Die bewusste Persönlichkeit erlischt, und die Herrschaft einer unbewussten Persönlichkeit, welche eben die der Masse ist, beginnt. Die Persönlichkeit der Masse ist meistens eine inferiore. Wenn ein Mensch in einen Haufen sich begibt, so gleitet er in aller Regel auf der Culturleiter um viele Sprossen hinab. Isoliert war er vielleicht eine civilisierte Natur. In der Masse erhält er die spontane Empfänglichkeit, die Bildheit und ebenso den Enthusiasmus, den Heroismus primitiver Wesen.

Wenn man den Ausführungen Le Bons, die in solchen Sätzen gipfeln, folgt, kann man vielleicht zur Ansicht kommen, Zola habe eigentlich immer nur den Menschen als Massenmenschen geschildert. „Il fut serré, bousculé, entraîné dans une masse vivante et compacte." So heißt es von dem Helden in „Fécondité", Zolas neuem Roman,*) und diese Wendung ist bezeichnend.

Das gilt von der seelischen Beschaffenheit der Massen. Vom physischen Gesichtspunkte aber ist eines der wichtigsten Geschäfte sur die Masse ihre Erhaltung und Vermehrung. „Die Natur," sagt Schopenhauer, „kennt nämlich nur das Physische, nicht das Moralische. Erhaltung des Individui, besonders aber der Species, in möglichster Vollkommenheit ist ihr alleiniger Zweck". Zola schlägt sich ganz auf die Seite der Natur. Man kann wohl sagen, dass er berufen war, das Buch von der Fruchtbarkeit zu schreiben, dass man dieses Buch fast erwartet hat von ihm. Er hat schon in früheren Werken wiederholt seinen Respect vor der ewig zeugenden Urkraft ausgesprochen. In seinem Buche „La Débâcle" schildert er mit sichtlichem Vergnügen, wie, während in nächster Nähe die Schlacht wüthet, ein Bauerlein in einem seitlichen Thalgrunde unbekümmert sein Feld pflügt. „Pourquoi perdre un jour? Ce n'était pas parce qu'on se battait, que le blé cesserait de croître et le monde de vivre."

Und der Act selbst, durch den der Genius der Gattung den Menschen lodet, um sur seine sentiegenden Zwecke zu sorgen, der Act, durch den „die Betheiligten ihr eigenes Glück zu fordern wahnen," ist von Zola auch in seinen früheren Werken nicht übersehen werden. Nur verweilte er damals noch mehr bei dem „Glück der Betheiligten," der Genius der Gattung wusste zunächst noch warten. Nun aber wurde er sür die Wortezeit überreichlich durch „Fécondité" entschädigt. Hätte Emil Zola sein Werk jemandem widmen wollen — dem „Genius der Gattung!" hätte er vor das Titelblatt seines neuesten Buches schreiben müssen.

Es gieng dem beiagten Genius verbürgter Kunde zufolge in den letzten Zeiten gar nicht gut in Frankreich: er war weit davon entfernt, „Mode bei in Frankreich" zu sein. Den Lüstigen, denen Literatur und Vaudevillenummern den Freunden Schopenhauers wohl bekannt sind, hatten noch Lustigere überflügt, ihm Schlingen und Netze gestellt. „Ce qui révoltait Mathieu, c'était cette théorie imbécile et criminelle de l'amour sans l'enfant . . ." Revolter ist auch für Zola das richtige Wort. Stark war er ja immer in „seinem Hass", und so ist auch seine neueste Empörung so gewaltig, dass er sie auf 751 Seiten auszudrücken lassen muss.

Jener Zustand machte den Verfall, den unser Jahrhundertende mit sich gebracht habe, vollständig . . . „quelle chute, cette fin de

*) Paris, Charpentier.

Digitized by Google

notre siècle, qui s'achève dans la banqueroute de la science, de la liberté et de la justice." Do la justice! Hier wie in der Datierung am Schlusse des Buches: „Angleterre. — Août 1898 — Mai 1899." wird man an die Nähe der bekannten Dinge gemahnt, die sich gleichzeitig mit der Vollendung dieses Romans abspielten. Die Unsicherheit ist ein Unglück für Frankreich, „das Land der einzigen Söhne". Das ist das Thema, die Abwandlungen sind endlos.

„Frankreich verliert jährlich eine große Schlacht, indem es die hundertjährigen Männer nicht hervorbringt, die es hervorbringen könnte." In diesem Sinne wäre der neueste Roman Zolas eigentlich eine Fortsetzung von „Débâcle": ein anderer Zusammenbruch wird enthüllt. Und glaubt man Zola, so wäre Frankreich auch im angegebenen Sinne à refaire. Freilich, diese Arbeit wäre just keine „rude" — im Gegentheile; nur sollte man nicht länger die Absichten der Natur, des Genius der Gattung, durchkreuzen.

Es spricht abermals für die Schlauheit dieses Genius, daß er einen so beliebten und weitverbreiteten Schriftsteller wie Zola für seine Zwecke gewinnen konnte, obendrein gerade in den Augenblick, wo die Mengier der Zeitgenossen aus äußerlichen Gründen am meisten auf sein nächstes Buch gespannt war.

Das Ganze ist ein überzeugtes, wenn schon kein überzeugendes Plaidoyer, das längste, das je gehalten wurde. Es wird verbunden mit der Erzählung, wie der wackere Froment es von vier Kindern auf zwölf gebracht hat, die ihrerseits fortzeugend Kinder und Kindeskinder gebären, bis die Familie 158 Personen stark ist. Es geht dabei nicht eben immer luxuriös ab, und zuweilen könnte der Leser, der schon wieder einem Familienzuwachs beigewohnen genöthigt ist, selber . . . in Wien sagt man: Junge triegen. Man erholt sich dafür bei glänzenden Stellen, in denen man den ganzen Zola wiederfindet, wie bei der Schilderung des Abends in Paris mit seinen ungeheueren, aber unfruchtbaren Bewegung — so enant à soi nuit infécondes.

Von jeher austretenden Person, und sei sie die geringste, erfahren wir sofort, wie sie über die Frage, die dem Verfasser am Herzen liegt, denkt. Und alle werden jogleich geschieden, als Schafe und Böcke, die Schafe zur Rechten, die Böcke zur Linken. Wenn die Mißbräuche, die Zola verdammt und „in die äußerste Finsternis hinausweiset", in einer künftigen Zeit verschwunden sein sollten, dann wird sein Werk eine interessante Quelle zur Sittengeschichte des heutigen Frankreich — bloß Frankreich? — sein, wie die Satiren Juvenals die Schamlosigkeit der spätrömischen Kaiserzeit bekunden. Freilich, wenn sie in der kommenden Zeit verschwunden sein sollten!

Unter die Böcke zur Linken wird auch jene Literatur und Philosophie gewiesen, die ein Ideal von heroischer Scheinheit aufgewiegelt hat. Da ist der junge Romancier Charles Santerre, der ein Buch „Humoristische Beiträge" geschrieben hat, worin er die Unfruchtbarkeit als äußerliches Ideal verlacht. Es ist aber interessant, bei dieser Gelegenheit zu bemerken, daß ein wirklicher und großer Schriftsteller in einer Erzählung diese von Zola bekämpfte Lehre sehr kühn vertreten hat: Maupassant in seiner meisterhaften Novelle „Humide Beauté". Ein Mann verliebt sich gegen Untreue seiner Frau dadurch zu rächen, daß er sie heimkehrig in einem Zustande zu erhalten trachtet, der — Zola wehklagtlich wäre. Und in einem entzückten Augenblicke bekundet ihm die Frau den Vorwurf zu: „Vous avez eu cette idée abominable de me tuer pour me rendre impuissante." Und dann heißt es in directem Widerspruch zur Tendenz Zolas: „Je sais, nous sommes des hommes de mauvaise existence, monsieur. Nous ne songeons plus et nous refusons d'être de simples bonshommes qui engendrent la force." Auch Maupassant wirft dabei die Culturfrage auf. Freilich handelt es sich um die höhere Cultur Einzelner, nicht um die Massen.

Selbstverständlich hat der Tendenzroman Zolas nichts in der alten Kraße entschieden. Sie bleibt stein, und Schopenhauers Wort in mich nicht umgewichen: „Der Geschlechtstrieb arbeitet stets den Jungen in die Hände." In ihrer Allgemeinheit ist Zolas Theorie von Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit eine einzige Lüge. Zolas Juvenes die Anfangen vom Wahlen noch immer einige Poesie besitzen, wenn auch die Poesie einer Übertreibung nach Lage nicht immer ist. Am das heutige Frankreich mag Zolas ganze Lehre indes freilich ein „Evangelium" sein. In anderen Ländern brauchen die wen dem so ungeheuerlich gedäuchten Gedanken nicht so sehr Lehre noch immer zu beherzigen sein. Nämlich wenn

auf die Majorität". Das war das bekannte Pyramidenkunststück auf dem Bankett, bei welchem der Akrobat auf den Schultern der Hilfsmänner steht. Das Kunststück ist seit zwanzig Jahren, mit zuletzt immer steigendem Mißerfolge, so oft wiederholt worden, daß Graf Clary, dem allgemeinen Vergnügungsbedürfnis nachgebend, sich entschloß, an dessen Stelle im österreichischen Regierungsvarieté eine neue Nummer einzuliefern. Das Ministerium Clary steht als unparlamentarisches zwar auch über den Parteien, aber es stützt sich auf keine Majorität. Es steht also frei in der Luft. Das politische Varieté-Publicum war anfangs darüber bestürzt. Seit der schlauen Griechin, die in der Luft frei liegt, ist heutzutage in sämmtlichen Varietés der Welt nichts gelesen worden. Also drängte sich denn auch in den ersten Sitzungen der neuen Session ins Abgeordnetenhaus, um das neueste Kunststück der österreichischen Regierungsakrobaten anzusehen. Als sich die Redner von rechts und links zur Programmdebatte meldeten, alle gewärtig zu sprechen, erreichte die Spannung ihren Höhepunkt. Man dachte nach, man fragte, man rieth, wie sich das Ministerium ohne jede Unterstützung dort oben in der Luft halten könne. Soll ich's gestehen, ich selbst wußte keine Antwort darauf, und, wie bei allen Sensationsnummern im Variété, stellte sich im entscheidenden Moment die begeisternde Musik an dieser Stelle ein. Aber jetzt spielen wir wieder lustig weiter. Es war nichts. Die Sensation hat sich als „lauter Zauber" erwiesen. Dank einer Ungeschicklichkeit der Regie ist es nämlich, gerade als alle Leute ganz Auge waren, durch das berühmte Jaworeck-Telegramm bewerkstelligt worden, daß das Ministerium Clary gar nicht frei in der Luft schwebt, sondern, daß es eine feinerzeit die schlafende Griechin, an einem Draht hängt. Das kann ein jeder. Ein Kunststück ist es nicht. Nur eine Frage der Tragfähigkeit des Drahtes. Wenn der, zu sehr überlastet, einmal verzagt, dann o jeh, o jeh, o jeh, dann ist's vorbei mit dem österreichischen Regierungs-Varieté.

*

Graf Clary hat offenbar an seinen Vorgängern die scharfsinnige Beobachtung gemacht, daß in der Regel die Reden der Minister die Opposition aufstachlin. Er scheint sich infolge dessen vorgenommen zu haben, sich in allen wichtigen Angelegenheiten, z. B. § 14, aufs Schweigen zu verlegen. Aber derartigen Fernhalten haben schon die alten Römer vorgebeugt. Sie sagten nämlich: qui tacet consentire videtur. Wer in der Debatte über den § 14 schweigt, billigt ihn.

*

Ein anderes Sprichwort läßt sich auf den Minister des Innern, Herrn Dr. v. Koerber, anwenden, ein deutsches. Es heißt: „Eine Hand wäscht die andere". Der Baron Chlumecky war es, der, wie wenigstens allgemein erzählt wird, seinen Hinterthüreinfluß bei Hofe dazu verwendet hat, um an richtigen Platze die entscheidende Aufmerksamkeit auf Herrn Dr. v. Koerber zu lenken. Aber umsonst thut der Baron Chlumecky nichts, nuisent praticiert er nicht den diversesten Acten- und und sonstigen Erwerbsgeschäftchen, und umsonst verbraucht er auch nie manuell einen Ministerposten. „Ich will ein wirk auch, wenn ich den Doctor v. Koerber als Minister des Innern gebrauchen kann." Nicht nur um Oesterreich zu retten, sondern auch um einer der von ihm mit bekannter Geschäftsumsichtigkeit präsidierten Unternehmungen aus einer Pasliche zu helfen. Es handelt sich um die Wechselseitige Lebensversicherungsanstalt „Janus". Die erste Regierungsthat des Herrn Dr. v. Koerber nach Aufhebung der Sprachenverordnungen ist ein finanzielles Gesundheitszeugniß gewesen, das er als oberster Chef der Gesundheits-, Sicherheits-, Bereins- und sonstigen Polizei in Form eines Ministerialerlasses der von einer Deputation ihm dargebrachten Lobeserhebung „Janus"-Vertretung zu deren „voller Befriedigung" ausgestellt hat. Falls diese Publication die beabsichtigte Wirkung thut, wird die von Baron Chlumecky auf den Herrn Dr. v. Koerber verwendete Mühe wirklich nicht umsonst gewesen sein.

*

Wie sich übrigens die großen Geister, wenn sie auch verschiedenen Parteien angehören, in freundlichem Gedanken begegnen! Das System in Antwortschriften von Vertrauensmänner gegen die Opposition mit Regierungserlassen zu pflegen kommt, nämlich Schanzleh von weiland Finanzminister Dr. Steinbach, der es zuerst in der Steinbach-Debatte der Debatteaufsatz und in der § 14-Debatte der Lehrergehalts-Angelegenheit Brauch praktiziert hat. Im Falle der Ernennung des Dr. Marzis Ernais nachher durch ein gerichtliches Urtheil Desavouiert worden. Dr. v. Koerber braucht im Falle „Janus" von ähnlichen Unannehmlichkeiten nicht zu wissen. Weil die Geschäfte ist es. Dann, dann dann heißt es einfach jenen „Janus"-Erlaß wieder auf, wo er auch die von ihm selbst erlassenen Sprachenverordnungen sein werden anzuschauen hat. Einen nächtigen Vertrauungsbeamten herzuschicken wird ihm nicht so hoch zu Verfügen sein.

*

Für Recht macht Opposition. Ausländische Opposition! Und ein Kaiser noch dazu! Der alle der Kaiser Herr v. Jaworeck! Verlangt sich denn nicht jeder Kaiser, der sich auf sich hält, daß der Kaiserin möglichst viel Kinder, und zwar ordentliche, „ein Schock", der Kaiser Franz Joseph: „Was sich Ausrecht begründet haben, kann leider nur Kaiser sagen", in der That hat die durch Jahrzehnte hindurch bewährte Devise des Schlechten nur Unrecht und Unglück gebracht. Und wenn sich Kaiser Franz Joseph sagt: „Wir wir haben, was wir haben, das ist unser Stolz, aber die „Rechte", gegen die wir kämpfen, die Entwicklung fordert in Millionen ihren heiligen Kampf mit Kaiser und Reich, Kaiserin, Kaiserin, Majestät, Schutzmauern, Kaiserin, Kaiserin, Majestät, Kaiserin, Majestät, Majestät, Majestät

Finanzministerium zu benützen, aufgeführt. Aber Dr. Kaizl, zum äußersten Widerstand gegen die neue Regierung entschlossen, hat bis auf den heutigen Tag die Amtswohnung nicht verlassen. Der Führer der Opposition haust noch immer im Ministerpalais, nur eine Tapetenthür trennt „seine" Privatgemächer vom Arbeitszimmer des Nachfolgers. Sollen ihn belagieren, wenn sie sich trauen! Aber sie trauen sich nicht. Denn, wie sagt doch der große Redner Dr. Stransky: „Wir erheben in diesem Hause die Anklage gegen die Feigheit der Regierung". Und im anderen Hause — im Ministerpalais — riefen „wir" und auf diese Feigheit wohlwich ein.

Volkswirthschaftliches.

Aller Orten klagt Oesterreichs Handel und Industrie über Waggonmangel. Getreide und Zucker können nicht exportiert werden, die Obsternte ist da und dort in Gefahr zu verderben; Fabriken und Hüttenwerke müssen ihre Production wegen Kohlenmangels einstellen, alles weil der Bahntransport infolge des enormen Waggonmangels stockt. Der Eisenbahnminister Herr v. Wittek, darüber im Abgeordnetenhause interpelliert, hat sich die Antwort recht leicht gemacht. Die Hochwasser-Katastrophe sei schuld. Der Waggonmangel mag durch die Verkehrsstörungen verstärkt worden sein, hervorgerufen wurde er durch dieselben nicht, denn er war schon vorher da! Die Ausrüstung unserer Eisenbahnen mit Fahrbetriebsmitteln ist eine ganz ungenügende und zwar aus dem Verschulden unseres Eisenbahnministeriums. Fast alle österreichischen Bahnen haben zu wenig Wagen, aber am allerwenigsten haben die Staatsbahnen. Die schlechtest angerüsteten unserer Bahnverwaltungen, die Nordwestbahn, die böhmische Nordbahn, die Südbahn, weisen noch immer viel mehr Lastwagen per Kilometer Betriebslänge auf, als die Staatsbahnen. Die verhältnismäßig gut ausgerüsteten, wie zum Beispiel die Nordbahn und Buschtiehrader Bahn, haben dreimal soviel Lastwagen per Kilometer als die Staatsbahnen. Der Lastwagenpark der Staatsbahnen ist also um ein Drittel zu klein, hinter der Turchschnittsausrüstung aller österreichischen Bahnen, inclusive der Localbahnen, welche selbstverständlich schlechter ausgerüstet sind, zurück. Daß die Staatsbahnen in den letzten Jahren so wenig investiert haben, daß selbst die bereits bestellten Wagen nicht genügenden Wagenbeistellungen führt oder nur in minimalen Posen vergeben wurden, das hat der § 14 verschuldet, der bekanntlich alles konnte, nur kein Geld schaffen, und dem man die Waggons hatte bezahlen können. Und für den § 14 ist Herr v. Wittek wohl auch verantwortlich, wenn er auch in seiner Interpellationsbeantwortung über diesen entscheidenden Punkt hinwegzuschweigen trachtet.

*

Aber auch an dem ungenügenden Wagenpark mehrerer Privatbahnen trägt Herr von Wittek die Schuld. So oft eine Privatbahn um die Gleisbeistellung für die mit der Regierung vereinbarten, nothwendigen Zugeständnisse bittet, hat Herr Wittek allerlei Ausflüchte gefunden, die mit der Frage in gar keinem Zusammenhange stehen und an deren Erledigung er die Bewilligung zur Prioritätenausgabe knüpft. Weil Herr von Wittek nicht imstande ist, einen vertheilhaften Vertrag mit einer Bahn zustandezubringen, weil er nicht einmal versucht hat, die Erfüllung bestehender Verträge bei den Bahnen durchzusetzen, weil er keine Verfassungsbestimmung unter den vertragsmäßig festgesetzten concessionsmäßigen Bedingungen durchzudrücken weiß, weil er die Rechte des Staates nicht wirksam zu wahren versteht, sucht er auf der anderen Seite das staatliche Aufsichtsrecht zur Abnöthigung von Eingeständnissen bei Bahnverwaltungen zu mißbrauchen. Die Beispiele hierfür haben wir in den letzten Jahren wiederholt gebracht. Manchmal gelingt das Manöver, manchmal unsinnig es immer aber verzögern Monate und Jahre, die die Verhandlungen zum Ende gelangen, und wenn die Zeit wird schließlich doch möglich wenig Vertragsmaterial angeboten hatte, denn die Bahnen haben die nicht unberechtigte Befürchte, daß die Regierung selbst ihnen die Möglichkeit zum Baue nehme, indem sie ihnen die Bewilligung zur Geldbeschaffung verweigere. Dieser Unsinn wird trotz wiederholten dazu bei, daß auch unsere Privatbahnen in ungewissen ausgesetzt sind. Der Beweis, der ein oder das andere mal durch das Zustandekommen solcher Verträge geführt wird, steht in keinem Verhältnis zu dem Schaden für die allgemeine Wohlentwicklung, den dieses System anrichtet. Herr von Wittek aber ist des Wiederbaue im Wechsel unserer Regierungen geworden. Wenn bei uns ein Minister ein solcher Wiederbaue ist, dann kann man sicher sein, daß er ein schlechter Minister ist. Herrn von Wittecks Eisenbahnpolitik hat vollständig Fiasco gemacht. Die Leistungsfähigkeit unserer Staatsbahnen im Vergleich zu den ihr obliegenden wachsenden Verkehrsanfgaben geht von Jahr zu Jahr zurück. Das Defizit steigt von Jahr zu Jahr. Die wichtigsten Bahnen werden nicht gebaut. Die Geschäftsverantwortung hat aufgehört. Der ganze Kunth des Herrn von Wittek besteht in einem verhängnisvollen Skandalirig mit den Privatbahnen ohne Zweck und ohne Erfolg.

*

Die österreichische Regierung ist durch die Ausgleichsgesetze verpflichtet, die zur Stelle von Salzmonopolrechten einzuführenden Staatsrenten von Beginn des nächsten Jahres an zu bezahlen. Die Regierung hat aber kein Geld zur Einlösung und sie sieht deshalb den Zusatz der Salzmonopole um 1 fl. in die Höhe, damit das Publicum die gegenwärtig und zukünftigen Salzmehrkosten problemlos lasse und weitere Salzmehrkosten bis zur Maximalzumlagsgrenze auflade. Der § 14 bietet dem österreichischen Staat auch heute wieder den Weg, um sich vor seinen Pflichten gegen die Staatsgläubiger leicht und verhältnismäßig gutlich anzudrücken. Die Ausgleichsgesetzgebung, welche dem Parlament im April 1899 vorgelegt wurden, kommen noch die Erlegung der Salzmehrkosten durch 31 Jahre Annuitätszusatz ins Auge fassen. Das ist zwar noch nicht möglich. Man wird froh sein, wenn man für die nächsten Jahre, jährlich zurückgestellt in Staatsbahnen und Aushilfsanlagen die nothigen Mittel durch Aufnahme von Anlehen Titres zu nahezu günstigeren Bedingungen wird beschaffen können. An einen Ersatz der Salzmehrkosten durch Ersparnisse ist nicht zu denken. Jedenfalls muß die Regierung den Salzmehrkosten eine 5- und 10-jährige Betrachtung geben. Nur einen vollständigen Bruch, Import einfach fischergestellten Wechsel auf den Staat, bei welchem der Erwerber kein Certifikat läuft, wie bei Rentenmiet, sind 4½% eine ansehnliche Vergütung. Es ist auch kein Zweifel, daß die Angabe von 4½% gegen Salmenschienen den Curs der Renten und anderen Anlagepapieren drücken und damit den Staatscredit schädigen muß. Die Ebbe im Staatsschatz muß groß sein wenn sich die Regierung zu solcher Maßregel entschließt. Die Regierung bemüht sich, diese wahren Ursachen ihrer Maßregel zu verschleiern. Erst verbreitete sie es durch einen offiziösen Artikel der „Neuen Freien Presse", welche zu solchen Dingen stets willfährig ihre Dienste leistet. Da dieser Artikel aber ganz confus und unverständlich ausfiel, rückte als zweites Geschütz eine offizielle Auslassung in der „Wiener Zeitung" auf. Aber vergebens. Die Folgen des § 14 lassen sich nicht verhüllen.

*

Nächsten Montag findet die außerordentliche Generalversammlung des „Zanus" statt. Die Verwaltung hat dafür gesorgt, daß sie in ihrem Sinne verlaufe. Sie begnügte sich nicht damit, die Versammlung für ein Sonntag einzuberufen, in welcher die wenigsten Berichterten Zeit haben zu erscheinen, so daß die Beamten des „Zanus" den Staat sollen und mit den mißbräuchlich verwendeten Fremdenimmunen die Majorität bilden werden. Noch in letzter Stunde hat sie sich überdies ein Attest von der Regierung ausstellen lassen, um einen Hochdruck auf die Opposition auszuüben. Und die Regierung, die alle bisherigen Gewaltthätigkeiten und Stimmenunterdrückungen der Verwaltung des „Zanus" gedeckt hat, stellt ihr auch dieses Attest unbedenklich aus und ergreift in dem Kampf um's Recht, den die Versicherten gegen die Verwaltung führen, offen fürs Unrecht Partei. In allen Blättern lässt der „Zanus" die Erklärung der Regierung abdrucken und knüpft daran tendenziöse Worte gegen die Opposition. Diese Worte unterbleibt er, Angesichts seiner Interessen-Einbindung an die „Zeit", offenbar weil die „Zeit" das einzige Blatt war, welches die Wahrheit über die Verwaltung des „Zanus" gesagt hat. Durch den Erlass des Ministers des Innern, Dr. v. Koerber, der in dem bekannten schwurgerichtlichen Anklageverfolg abgelehnt ist, soll dem Publicum die Ansicht aufgedrängt werden, daß beim „Zanus" alles in Ordnung sei. Der Text des Erlasses, daß die Art der Vermögensanlage . . . als einwandfreies bezeichnet werden kann, sagt nur, daß in formaler Hinsicht den Bestimmungen des Regulativs und des Statuts entsprochen ist. Das ist ziemlich unbestritten. Der darauffolgende Satz ist mehr materieller Natur, und soll den von der Opposition geäußerten Beschwerden gegen die Finanzgebarung entgegentreten. Am 2. October waren nämlich die Vertreter der Opposition beim Referenten für Versicherungswesen im Ministerium des Innern, bei Herrn Sectionschef Dr. Woll, um mit ihm über ihre Bedenken Rücksprache zu nehmen, Bedenken über die nothwendige Verringerung der Prämien reserven und der allgemeinen Reserve zu sprechen. Damals erklärte unglaube Herr Dr. Woll, daß zwar nach seinen Wahrnehmungen zur Beunruhigung kein Grund vorliege, daß er aber nach der Generalversammlung die heute gleiche Stimmung des „Zanus" eingehend prüfen, insbesondere auch das Rothige beantragen werde, damit die Begehren, welche zu hoch seien, abgewiesen wurden. Sie kann nun die Regierung durch eine offizielle Erklärung die moralische Verantwortung dafür übernehmen, daß alles in Ordnung sei, resp. daß, daß dem Publicum die Meinung beigebracht wird, die Regierung habe sich dessen übergeugt, daß alles in Ordnung sei, da doch die eigentliche materielle Prüfung erst bevorsteht und die Regierung der Prüfung auf die übliche, rein formale Ansicht beschränkt hat? Man kann sich danach ein Urtheil darüber bilden, welchen Wert das Attest hat. Der Minister attestiert ferner, daß die beschlossenen Statutenänderungen den Anforderungen einer geordneten Verwaltung des Zanus nur Rechnung trägt. Diesebe „principielle Genehmigung, die beschlossenen Statutenänderungen zu genehmigen", hat die Regierung auch den von der Opposition mit Erfolg angefochtenen urkrenzlichen Generalversammlungsbeschlüssen gegenüber bethätigt, obwohl diese in wesentlichen Punkten deutsche Gesetze verletzten. Die Regierung mag es nach den bisherigen Erfahrungen der österreichischen Volksversicherungsgesellschaften indirect zu erklären, daß die Einführung dieser Versicherungszweiges im Interesse der Mitglieder des „Zanus" liege. Die Versicherten werden gut thun, in der Versammlung abstracten zu erscheinen und selbst ihre Interessen zu wahren und sich nicht auf die Fürsorge der Regierung zu verlassen. Denn sie hinsichtlich der Gebarung des „Zanus" nicht genügt sein, wenn die Volksversicherung zu Verlusten führen sollte — Herr Dr. v. Koerber wird den Ministerbrief den Schaden nicht ersetzen.

Kunst und Leben.

Am 30. October spielte Kainz zum erstenmale im Burgtheater den Prinz in Grillparzers „Ahnfrau". Man war gewöhnt, die Rolle von Sonnenthal zu sehen, der sie vor mehr als 20 Jahren in Wien creiert hat. Kainz ein Künstler ist lange hindurch der einzige Interpret einer Rolle war, wirkt eine individuelle, von abweichender Auffassung getragene Darstellung einer anderen Künstlers, der nun diese Rolle aber nimmt, im ersten Augenblicke immer etwas befremdend, und man muß Acht haben, daß man nicht das, was jener Künstler in die Rolle hineingelegt hat, dem aus ihr hervorgehoben hat, für das zweifellos Möchtende. Wesen der Dichtung oder des Dichters nimmt. Dazu vorsicht ist muß man aber sein, wenn der Dichter selbst uns kein abschließendes Bildnis, sondern nur ein Bindstück seiner Dichtung hinterlassen hat, wie es bei „Zeit" der Fall ist. Da tritt immer der Schauspieler hinzu, wie wäre das Ganze eigentlich geworden? Und das weiß im vorliegenden Falle der Künstler nicht und das Publicum auch nicht. Da kann der Künstler nur von dem Vorhandenen ausgehen und das Interesse für die angewiesene Entwicklung zu erwecken suchen, ebenfalls nach den Richtungen der verschiedenen Möglichkeiten zu den Dichter deuten und uns mit dem brennenden Wunsche entlassen, daß er uns doch mehr hatte sagen können und dürfen. So hat Kainz den Prinz gespielt und kann, dass ihm dies in so hohem Grade

Digitized by Google

gelungen, scheint mir der besondere Wert und künstlerische Reiz seiner Darstellung zu liegen. Im Uebrigen können sich Kainz und Sonnenthal für ihre wesentlich abweichende Charakterisierung jeder auf des Dichters eigene Worte berufen. „Das ist die Art so dieser weichen Männer, die leben nur und sind in einem Weib", das sind die Worte der Zares, auf die Sonnenthal seine Darstellung geklimmt hatte „Doch kommt der Tag, der sie des Irrthums leicht, zerstreut, was sie Unmöglichkeit verbunden, dann gährt in ihnen", sagt aber „gleich darauf dieselbe Zares, und da der Tag gekommen ist, spielte Kainz den König „im Gährungszustand". Doch darüber mag man immerhin streiten; kaum streiten aber dürfte man darüber können, dass sich für die Auffassung, welche Lewinsky seinem Haman zu Grunde legt, wohl nichts aus den Worten des Dichters anführen lässt. Denn er spielt ihn als die vollkommene liebe Einfalt, um mich gelinde auszudrücken, während Haman, als dessen Grundzug der Dichter selbst nur „Eitelkeit", nicht „Dummheit" angegeben hat, ganz genau weiß, was er will und mit Vorsicht, kluger Berechnung und stiller Vorbereitung seinem Ziele zustrebt. Zares selbst sagt von ihm: „Der Mann ist klein und ängstlich, kann ach! ich ihn; und doch hat sich's begeben, dass er mit seinem schneckengleichen Tasten das Rätsel oft richt'ger ausgelöst, als sonst ein Kluger und ein Muthiger." Der Mann, der selber sagt: „Was Recht! Was Recht! Das Rechte ist das Recht! Heißt das: was allen recht und behaglich möglich . . . Deshalb nun lasst das Recht und fragt die Klugheit", der Mann, der, ohne dass es jemand ahnte, in seinen „Eifers Drang das Werk begonnen", und dessen „Ausschreiben seit länger schon durchs Land gehen", während alle Anderen erfolglos hin und her berieten, ist sein Dämmling, keine zweite Auflage jenes Einfaltspinsels, als den — allerdings auch nicht ganz mit Recht — man gemeiniglich, wie anderswo so hier, den Polonius zu spielen pflegt. Bekannt ist die vollendete Leistung der Frau Hohenfels als Esther. Ebenso bekannt, aber minder vollendet die der Frau Lewinsky als Zares. Wirklich schade, dass Grillparzer die Dichtung nicht vollendet hat, da wäre nach seinen Aufzeichnungen eine völlig geeignete Rolle für Frau Lewinsky entstanden, die der „verstoßenen Königin Vasthi", von der immer gesprochen wird, „die aber selbst nie erscheint".

B.

*

Will man heute noch neue Eindrücke von der Réjane mitbringen? Ihr Ruhm und ihre Vergangenheit sind bekannt, und in der Mehrzahl auch ihre Rollen. Aber sie reist neuerdings durch Europa und kam auch nach Wien; und man strömte ihr auch hier in Scharen zu und setzte sich, voll der seligsten Spannung, auf dreifach vertheuerte Sitze . . . Diese Spannung fand keine befriedigende Lösung: das war der wesentlichste neue Eindruck. Es kam nichts, was man eigentlich erwartete. Keine große Wiedergabe, keine packende unvergessliche Scene. Was man zum Schlusse mit noch Lause nahm, waren ein paar sehr liebenswürdige, abgetönte Bilder in Wasserfarben. Frau Réjane überrumpelt nicht durch Kraft, sondern durch Discretion — als ob sie sagte: Das Talent brauche ich auch nicht zu beweisen, ich beweise euch meine Vornehmheit. Sie lässt, nach den Begriffen unserer Schauspieler, ganze Scenen fallen und beschränkt sich einer Naturlichkeit, die für die Bühne oft zu still ist. Daneben stehen freilich andere Momente von anderer Art: ihre Possenmomente. Die sind laut und grell genug. Aber sie wirken nur wie gezwungene Unterbrechungen ihrer eigentlichen Natur. Als Soubrette wurde sie am wenigsten glaubhaft. Der zweite Akt der „Madame Sans-gêne" und „Zaza" enttäuschten anfangs geradezu. Das war kein Humor mit charakteristischen Wendungen; das waren persönliche Witze einer netten Frau, die gelegentlich Anwandlungen von Ueberwitz hat. Erst als die Operette „Zaza" sich, wenigstens scheinbar, zu seelischen Verwicklungen zuspitzte, am dritten und vierten Akt schloss, war Frau Réjane zu Hause. Der verschleierte Schmerz und endlich der heftige Ausbruch im „La Cen, ta Cen" brachten die richtigen Saiten zum Schwingen. Auf ebenso war sie am dritten Abend eine überaus feine, liebenswürdige Sapho mit dem Stock von Taudet und dem „cavalier" Bolero. Auf diese Rolle beginnt sie alles mit: die Liebenswürdige, das Lachen unter Thränen und eine süße, ängstliche, unaufdringliche Zärtlichkeit. Auch der persönlichen Erregung heraus spielt sie auch hier eine besondere Scene. Sie kommt darin an die Tafel. Aber da sie sich schließlich doch nicht gegen den Strom der Spaßvögel behaupten kann und ihrer elegant-lässigen Haltung, Rede und Geberde in jugendlicher Ausgelassenheit, und mit einem Lachen, kindlichen Uebermuthe, in ihre Wirkung anderes: liebenswürdiges, süßes

*

Das Theater in der Josefstadt brachte einen Schwank „La [illegible] Marchand" von Georges Feydeau, zu deutsch: Der [illegible] Kaufmann. Das ganze Ding ist so unwahrscheinlich, dass [illegible] Kritik sich darüber nicht aufhalten kann. Es ist [illegible] Art, die [illegible] Lachen [illegible] Kunstsinn [illegible] Theaters [illegible] Publikum [illegible] Schwank [illegible] Ausstattung [illegible] Ausstattung [illegible] Ausstattung

Engländern zur See bauernden Schaden zufügen. Am Ende triumphierte England, und es ist kein Zufall, daß gerade dieses Land so besonderen Eifer gezeigt hat, Napoleon für immer unschädlich zu machen. — Das Ergebnis archivalischer Forschungen, welche der Verfasser über seinen Gegenstand angestellt hat, ist ein recht befriedigendes gewesen. Das Interessanteste sind die Feststellungen, welche ihm über die persönliche Auffassung Napoleons hinsichtlich der Behandlung von Colonien geglückt sind. Besondere Genialität hat Napoleon in dieser Hinsicht nicht bethätigt. Er zeigt sich hier ganz auf der Höhe seiner Zeitgenossen, seine Kenntnisse und seine Ansichten decken sich ungefähr mit denen, welche jeder in dieser Hinsicht eingenommen haben, und dem man es zuschreiben kann, wenn bei allen großen Anläufen und glänzendsten gelegentlichen Erfolgen den Franzosen eine dauernde, fruchtbringende Thätigkeit auf colonialem Gebiete nicht beschieden war!

Tr. Charpentier.

Detlev von Liliencron: Mit dem linken Ellbogen. Roman.

Berlin und Leipzig, 1899. 172 S.

Endlich ist das lange angekündigte Buch erschienen, aufgehalten durch buchhändlerische Schwierigkeiten, so daß ingwischen mehrere spätere und reifere Werke Liliencrons ans Licht gekommen sind. Der Roman ist vor neun Jahren geschrieben, und wie der Verfasser mit einem gewissen Stolze bemerkt: „Es ist nichts hinzugefügt und davon genommen". Das ist nur zu billigen. Wäre das Buch durch künstlerische Reparaturen von allerlei kleinen Schwächen und Geschmacklosigkeiten, oder gar von seinen Offenheiten „gereinigt" worden, so würde es viel von seiner Echtheit eingebüßt haben. Denn, daß ich es nun sage: zu Liliencrons bedeutendsten Werken zählt es nicht. Die Idee des Romans: wie ein treuherziges Mädel durch die saubersten Erfahrungen, die es mit Herren der Schöpfung machen muß, immer mehr von seiner anergogenen Demutsmoral abgebracht wird und immer mehr dazu kommt, den linken Ellbogen zu gebrauchen, um sich durch die Welt zu knuffen, bis sie trotzdem der Niedertracht erliegt — diese Idee ist zwar deutlich genug gemacht, aber immer nur in einzelnen Gruppen dargestellt, so daß man die ideologische Entwicklung wohl begreift, aber nicht miterlebt. Die Materie ist überhaupt ziemlich äußerlich angefaßt, und nur von Zeit zu Zeit greift der Verfasser, wie es bei ihm zu überhaupt ist, sich ohne es zu wissen, ganz in die Tiefe, so daß er dann unsre mehr entzückt. Was will man gegen Polyerotagestöße sagen, auch bei Detlev sind sie da. Liliencrons köstliche Naivität, die ganz unmotiviert mit allerlei kindlichen Geständnissen herausrückt (der allzeit flugbereite Hundertmarkschein spielt natürlich auch hier wieder oft genug seine drollige Rolle), gibt sich in diesem Buche so nackt wie nur je; ganz spontan, sprunghaft plaudert er heraus, was sein Herz bewegt, so daß man oft nicht weiß, ob er irgendein Erlebnis berichtet oder unterlich Erschautes darstellt, ob das Leben ihn stempelte oder er das Leben. Kopfschüttelnd durchliest man das Buch; oft genug eine Episode von vollendeter Schönheit, oft genug ein Satz, der Einem durch und durch geht, ja ein einzelnes Wort, für das man ein „Muster" kaum vermag der Literatur zu liefern, und dann wieder: Kopfschütteln, Kopfschütteln. Ist man fertig mit dieser bunten Lebensgeschichte eines Bauernmädels — einer Königin, so entdeckt man staunend, daß man trotz alledem mal wieder ein wirkliches Stück Leben, und das in seinen einfachsten Formen, kennen gelernt hat; es haftet, wie alles, was Liliencron schreibt, eine große Tragik über und über dem Ganzen; die Grausamkeit, mit der das Leben ein fünfzehnjähriges Mädchen, einzig bewaffnet mit Beschreibenheit, Gutmütigkeit und Vertrauen, in eine Welt voll Nachstellungen und Gemeinheiten hineinstößt, die Grausamkeit des Schicksals, geleitet werden zu müssen und zu haben gegen einen Verderben, ist packend, je erschütternder lebendig gemacht. Das Bedeutendste in dem Buche ist übrigens das kleine Vorwort, oder wie soll ich es nennen: Vor-Bild, das Portal der Erzählung, eine leicht hingeworfene phantastische Skizze, die in poetischer Form Liliencrons altes Glaubens-, Liebes- und Hoffnungsbekenntnis ausspricht: Resignation? die gewaltige, unüberwindliche, zwingbare Natur. Wegen der fünfhalb Seiten dieses Prologs allein verlohnte es sich, das Buch zu kaufen.

Gustav Kühl.

Revue der Revuen.

„Deutsche Revue" (November). Graf Remacle veröffentlicht ungedruckte Briefe der Geheimagenten Ludwig XVIII., die dieser zur Zeit des Conventes in Paris unterhalten hatte. Sie enthalten allerlei wenig bekannte Details und sind dadurch interessant, daß sie in ihrer Gehässigkeit die Nebreiste der Bolschewiki zeigen, während die übrige Welt noch völlig unter dem Bann Napoleons stand. So ergeht der eine Brief beispielsweise, daß man am Faschingsonntag und Dienstag 1802 Masken zu fünf Kronen pro Person gebungen, um in Paris den Anschein allgemeiner Fröhlichkeit zu erwecken, während das Volk thatsächlich tief deprimiert war infolge der hohen Steuern und Contributionen und einer epidemischen Krankheit. Ein Brief vom 24. März spricht von der beabsichtigten Convocierung einer, der Notabeln-Kammern und der Hoffnung, daß diese Versammlung, welche die Zukunft bethätigt hat. Ebenso gezeigt sich in diesem Brief die ersten Anzeichen von Napoleons „cäsarischer" Absicht, mit ausgedehnter Machtvollkommenheit in England zu landen, und auch von der Reunion Hollands und einer neuerlichen Coalitionsschlacht der Großmächte Oesterreich, Rußland und Preußen gegen Napoleon. Die Correspondenz Ludwigs XVIII. scheinen überhaupt über die Politik der fremden Mächte besser unterrichtet gewesen zu sein, als über die des ersten Consuls, mit dessen Umgebung sie wenig Fühlung hatten, während sie in den fremden Staaten zahlreiche Verbindungsmänner hatten, die Emigranten belohnten. So erweitert noch ein Brief vom 1. Januar 1803 der Generalvermaltung Ludwigs XVIII. auf der Absicht Napoleons, sich zum Kaiser aufzuwerfen.

Louise Lyndeman fährt fort mit der im Octoberheft begonnenen Veröffentlichung des Tagebuches einer russischen Großfürstin. Es ist dies die Schwesterschülerin Peters des Großen, die Prinzessin Charlotte Christine von Braunschweig. Die Redaction lehnt die Garantie für die Echtheit dieses Tagebuches ab, das sich in der That wie ein Roman liest und so ziemlich mit der Legende übereinstimmt, die Zhdobke unter dem Titel „Die Prinzessin von Wolfenbüttel" behandelt hat.

„Ver sacrum" bildet in dem ausgegebenen Heft 8 Zeichenstudien von Max Klinger ab. — Im Text befasst es sich hauptsächlich mit der Wiener Akademie für bildende Künste. Moriz Dreger bespricht die Baukunst Otto Wagners, in der er zwei der Eigenart des Meisters entsprechende Richtungen erkennt: eine an die Renaissance anknüpfende, sozusagen rationalistische, und eine neuschöpferische constructive, in einem modernen Sinne barocke. Ein zweiter Artikel, aus der Feder eines der Secessionsmitglieder selbst, gibt in überaus bemerkenswerten Ausführungen und die nöthigen Reformen der Kunstschule ein. Die Hilfsmaßnahmen hätte zu fassen. An einer Kunstschule sei nichts anderes zu lehren, als nach der Natur zu arbeiten, und im Zusammenhang damit nur so viel, als das Handwerkliche erheischt, das jeder Kunst zu Grunde liegt. Dies darüber hinaus, sei von Uebel — schaden und Meisterschulen. „Was soll man dazu sagen, daß unsere Landschafter und vor ein paar Jahren noch die Thiermaler im vierten Stockwerke des Hauses durch drei Viertel des Jahres Landschaften componierten?" In den unteren Classen sei der größte Schaden das Zeichnen nach Gipsabgüssen der Antike; nichts empfinde der strebsame Kunstjünger lästiger als gerade diesen Zwang. Und was endlich die Beschaffenheit der Lehrkräfte betrifft, so dürften gerechter Weise nur Männer in der Vollkraft ihres Lebens und Schaffens in diesen Stellen wirken, also etwa zehn Jahre lang; sonst werde der Verrücktengesell unvermeidlich gezüchtet.

„Neue Revue" (1. October) bringt Auszüge aus einem Werk von Tolstoi, das demnächst in französischer Uebersetzung erscheinen soll. Sie behandeln Napoleons russischen Feldzug und die Ursachen, welche ihn verderbenbringend führten. — Ferner Bruchstücke aus Camille Flammarions neuem Buche „Uranonia", worin er seine Theorie der Unsterblichkeit auszuführen versucht, die angeblich besonders Sterbende auszuüben vermögen. So läßt er Clovis Hugues, der 1871 mit Gaston Crémieux in demselben Gefängnis interniert war, eine sonderbare Geschichte erzählen. Crémieux war tief religiös und glaubte dabei an die gegenwart Gottes, so auch an die Fernwirkung, die er durch sein Gebet Hervich gegenüberfand. „Ich werde es Ihnen beweisen, wenn ich sterben werde", sagte Crémieux, denn er war zum Tode verurtheilt, doch wußten weder er, noch die Gefährten Tag und Stunde der Hinrichtung. Eines Morgens wurde Hugues durch ein sonderbares Klopfen aus dem Schlaf geweckt; er sprang auf und merkte, daß der Laut, der sich immer wiederholte, von seinem Bette ausging. Ohne zu ahnen, was das bedeuten sollte, bereitete Hugues sich fertig zu machen und wie gewöhnlich in die Zelle Crémieux' hinüber zu gehen, wo sie immer zusammen frühstückten. Er fand die Zelle leer; Crémieux war tags zuvor hingerichtet worden, und zwar in dem Augenblick, wo er es dem Geschirren durch Klopfen seinem Freunde mitheute.(?)

„Portnightly Review" Ein anonymer Verfasser macht die Mittheilung, daß Rußland mit der Absicht umgehe, der stehenden Schiffahrt seine Häfen zu verschließen. Schon sei ein diesbezüglicher Vertrag, der 1901 in Kraft treten soll, unterzeichnet, wenn auch nicht offiziell veröffentlicht. Dänemarke, Kronstadt, Nicolaiew und Wladiwostok (in Ostasien), sowie viele Handelshäfen sind dann genannt, und Rußland versorgt mit dieser Maßregel einen doppelten Zweck: die ausländischen Waren fernzuhalten, um den Consum seiner eigenen zu steigern, und das Ausland zu veranlassen, in Rußland selbst Fabrikunternehmen zu schaffen, deren das Land nothwendig bedarf. Auf diese Absicht, den ausländischen Handel einzuschränken und den heimischen zu fördern, deuten auch die hohen Einfuhrzölle, sowie die Garantie der russischen Regierung, alle Zölle, die von den russischen Schiffen auf der Fahrt durch den Suez-Canal eingehoben werden, zu ersetzen. Ist der projectierte Canal zwischen dem baltischen und dem schwarzen Meer erst ausgebaut, und hat Rußland sein Festland hinter sich, dann kann es den Kampf gegen die ausländische Schiffahrt erst recht aufnehmen. Auf die Küsten angewiesen, wird der durch diese Schiffe vermittelte Handelsverkehr allmählich in demselben Verhältnis abnehmen, als der inländische zunehmen wird.

Der Tod Georgs.

Von Richard Beer-Hofmann.

Fragment.*)

Die hohen Linden aus dem fremden Garten drängten ihre Zweige hart ans Fenster, und hinter den dünnen rothen von der stechenden Nachmittagssonne durchglühten Vorhängen schien ihr regungsloses Laub ein ehernes Gitter dunkler Herzen. An den zwei anderen Fenstern waren die Läden geschlossen. Aus tiefviolettem schwülem Dunkel hob sich nur das Weiß des Tuches, das zur Hälfte über den Tisch gebreitet war, und Pflanzenfedern, die zwischen verstaubten trockenen Gräsern in einem Bauerntrug aus dem Schranke standen, schimmerten hoch oben. Durch die tiefe Stille kam, wie von weit her, ein leiser langgezogen wimmernder Ton; Paul horchte auf: nein — nicht von unten kam der Ton: es war wohl eine Fliege, die im Nebenzimmer schwirrend summte und rasselnd an die Fensterscheiben schlug. Er schob den Stuhl vom Tisch zurück und stand auf. Wie er durchs Zimmer ging, stöhnte die Diele, als wäre lange niemand über sie geschritten. Er kam auch nur mittags herauf. Schien und verstohlen oft er dann; und daß er essen konnte, empfand er wie schamloses Umrecht an ihr, die unten seit Wochen verbend lag. Er sah sich um. Nur sein Bett war von viereckigen Spitzeltüchern weggerückt; fest angeschlossen standen die andern; und er wusste an ihre schmalen, krantigen Finger denken, mit denen sie sich schwankend fortgetastet vom Lehne zu Lehne, bis sie auch dann zu schwach geworden, und er ihren armen Leib, der immer leichter

*) Aus dem noch nicht veröffentlichten Buch „Der Tod Georgs", welches unter um Gut herausgeben hat; mit Genehmigung des Verlegers, Schuster II. Loeffler, Berlin und Leipzig, wird dieses Fragment demnächst erscheinen. D. Red.

Digitized by Google

wurde, aus dem Nebenzimmer hereintrug, aus Fenster hin, zum großen weidengeflochtenen Lehnstuhl, in dessen rothen geblümten Polstern noch der Abdruck ihrer Formen war.

Wie dann die quälend heißen Tage kamen, hatte der Arzt befohlen, daß man sie hinunter in das einzige kühle Zimmer trage, das unten, fast kellerartig, halb versenkt in den Abhang des Hügels war, an dem das Haus lag. Wochen waren seitdem wieder vergangen, und es konnte nur mehr Tage dauern. Er hätte sich an den Gedanken gewöhnen können, daß sie verloren war, so lange wusste er es. In den ersten Tagen des März, am Meer, in Abazia war sie krank geworden. Er dachte daran, wie er, während im Nebenzimmer die Aerzte beriethen, in der Dämmerung an der Glasthüre gestanden war, die hinaus auf die Terrasse gieng. Dann hatte sich die Thür geöffnet, und ein noch junger Arzt, an dessen vorgebeugte Haltung er sich erinnerte, war herausgetreten. Paul hatte auf ihn zugehen wollen; aber der Andere war rascher neben ihm: „Bleiben Sie," hatte er ihm zugeflüstert, „die Thüre ist offen, sie ist misstrauisch und kann uns beobachten". Er hatte stehen bleiben müssen wie vorher, das Gesicht an die Scheiben gedrückt, und neben ihm war der junge Arzt gestanden, der wie er hinaus auf das Meer blickte und leise, die Lippen kaum bewegend, sprach. Erst hinhaltende beruhigende Worte, von kurzen Pausen unterbrochen, erwartend, dass man ihm eine Erklärung erspare, und dann unvermittelt, dass sie verloren sei. Und wie Paul noch immer schwieg, begann der Arzt eifriger zu sprechen, als fürchte er sein Schweigen. Von der Krankheit: dass die Kranke voraussichtlich wenig Schmerzen leiden würde; und wie er dann von technischen Namen der Krankheit nannte: „Gift, bösartiges Neugebilde", schien es Paul, als läge etwas Tückisches, Hoffnungloses schon im Namen. Und während der Arzt weiter sprach, sah Paul noch immer regungslos hinaus, auf die dunklen dichtlaubigen Vorbeerbüsche, die der weiße Wellenschaum, über die steinerne Brüstung herüber, bespritzte, auf den alten gebückten Mann, der vor dem hügeligen Beet kniete und dichte, fast weiße, frühe Veilchen mit Matten deckte, um sie vor dem Nachtfrost zu schützen; auf den Saum der fernen Inseln, der am Abendhimmel rötlich in fließende Wolken rann — und wie die Worte des Arztes, dessen Gesicht er nicht sah, leise und gleichmäßig über die kaum bewegten Lippen kamen, schien es ihm, als spräche sie nicht einer neben ihm, sondern als drängen sie von außen durch die Scheiben zu ihm, sinnlos und unbarmherzig, von weit her, aus dem freitigen Nebel und der Nacht, die dort draußen über die Inseln fiel.

Seit damals wusste er es; aber wie er wusste, dass er auf einer Erde hause, die wirbelnd im weiten Weltenraum rollte, und es doch nicht hätte, er hätte sinnlos schwindelnd taumeln müssen — so wusste er, dass sie sterben müsse, und hasste sie nicht.

Er schritt zum Schrank. Aus einem Fach nahm er eine große Schnur lichtweißlicher Bernsteinperlen, die er tagelang vor der einer Fröderin gekauft. Vielleicht dass es ihr noch einen Augenblick Freude machen würde wie sonst, mit ihren schmalen kraftlosen Fingern spielend über die Perlen zu gleiten. Dann griff er nach einem Buch; es war ein Band von „Tausend und eine Nacht". In diesen letzten Monaten, wo seine Unruhe ihn jedes andere Buch beinahe werfen ließ, war dies das einzige, das er zu lesen vermochte.

Mit klaren, ungeaußten Augen sahen die Menschen dieses Buches. Runde scharfgezeichnete Gebilde von zweifelloser Gestung bewegten sie: Liebe und Neid und Ehrgeiz, Gier nach Reichthum, und der Wunsch nach dem Besitz von wundervollen köstlichen Dingen.

In gewundenen labyrinthischen Bogen lief ihr Leben, mit dem anderer sich verflechtend. Was einem Irrung schien, führte aus Ziel, was sich planlos taumelnd zu wenden schien, lenkte sich in streng entworfene vielverschlungene Formen, wie die kunstlich erdachten gedankenreichen Arabesken auf der weißen Seite der Gebetwaschung. Mein blondes Gesicht schien hinter ihnen und schlug sie endlich zum nachtenden zu Boden, in weiter Ferne, regungslos, mit unerbittlich offenen Augen, hatte die Schicksal ihrer, sie wandelten den Weg an ihm, wenn sie vor ihm fielen.

Wenn es Frühmorgen war, der wunde in Rosa und zierlich geboren, und mählich Nacht und Grau in den Zelten, das Gold, das rot und heiß Tage trug, gedeckt ist Purpur — dann sah der Kalife, an der er sich gebunden, hingen die Wolken an die Nähe, die Gedanken — und er erwuß in seiner Hoheit, und die Prinzessin, die seinen Namen wusste, dann es war bei, daß die Welt so hell und dicht gebaut als jenen Morgen in der Zukunft gelegen [illegible] und [illegible] Sultan Schah Zaman Mirza [illegible] [illegible] [illegible]

Schlicht und feiggebettet lag ihre Seele in dem, was man sie gelehrt und was sie von Jugend auf um sich gesehen. Oft nur mit einem Lächeln, und dann wieder mit scheinbar spielenden klugen Worten rührte er an dem, was ihr unantastbar geschienen. Er nahm ihr den Glauben an einen gütigen Gott, der ihr Schicksal lenkte, und ließ ihr nichts als verzehrende Sehnsucht nach Glauben; wo sie frei und ahnungslos auf sicherem Boden geschritten war, ließ er sie auf die dunkeln, gurgelnden Wasser des Abgrundes unter ihr horchen, und lehrte sie in ihr eigenes Leben mit Zweifel und fragenden Augen zu sehen. Was ihr armer kindlicher Sinn als seinen unveränderlichen edlen Besitz erachtet, hatte sie ihm gläubig emporgereicht; und wie seine kalten prüfenden Finger es ans Licht hielten, war aller Glanz erloschen, und was ihr ewig leuchtend erschienen, war nur stumpfes, farbiges Glas.

Aber je mehr er ihr nahm, desto mehr ward sie sein. Leer und haltlos sank sie ihm zu, denn an ihn glaubte sie, als wüchse ihm die Kraft und Tugend aller Dinge zu, die er zerstörte, und die schwachen waren als sein Wort. Wenn sie an ihn gedankenlos horchend dastand, und mit traurigen, hungernden Augen zu ihm emporsah, fühlte er, dass er ihr etwas zu geben schulde, für das, was er ihr genommen. Und er gab es. Er zeigte ihr die Schönheit alltäglicher Dinge, an der sie achtlos vorübergegangen. Wie schön das Kommen und Gehen jedes Tages und jeder Nacht war, wie Schönheit in dem Weg der Thränen über blasse, vergrämte Wangen lag, und ein lachendes, lebensfrohes Glück in den seelenlos wässerigen Augen junger spielender Thiere. Wie der feuchte Abendwind über zerzaustes Haar von armen Bettelkindern strich, war schon — und sie begriff, dass es nicht nur Schönheit da, die auf verlorenen Thronen prunkend saß und der alles opferte, sondern dass um uns, soweit wir sahen, Throne leer standen, harrend der Schönheit, die jeder Augenblick neu gebar. Er las auch viele Bücher mit ihr, und sie reisten viel. Fremd und flüchtig wäre sonst vieles von ihr abgeglitten: aber leer wie sie war, nahmen alle ihre Sinne es gierig auf und durchtränkten sich mit neuem Wissen und neuem Schauen.

Wenn sie von längst vergangenen Thaten gelesen, die golden und blutig aus fernem Dunkel herüberleuchteten, sitzen ihr Schritt kahn und herrisch wie heute und ihr Name klang voll und tief, wie bebendes Metall. Wie trunken von Allzuvielem lehnte sie sich an ihn, wenn sie aus hohen kühlen Sälen, die die Herrlichkeit gewesener Zeiten bargen, hinaus in die helle Herbstessonne traten. Von den Bildern von den Frauen, deren große Schönheit fast quälende Unruhe gab, war unbewusst auf ihre Lippen das freude Lächeln jener geglitten. Sie ahnte auch nicht, dass eine vorher nicht gekannte Sehnsucht nach einsamen seierlichen Zuschauen sie von Büchern kam, auf denen klaugründammendes Wipfelrauschen, in feuchten Winde rauschend, über den Bach sich neigte, dessen Wasser seltsam Gestern weiß überschäumten, und dann, immer ruhiger verrinnend, dunkel dahingliten.

Er fühlte es, dass er weniger sitt, seitdem sie neben ihm lebte, und er begriff es, wenn er an seine eigene Jugend dachte. Abseits von andern Kindern war er aufgewachsen, zwischen hohen und vornehmen Büchern, die er liebte, bevor er in ihnen zu lesen verstand. Oft war er heimlich in der Dämmerung zu ihnen geschlichen; die goldenen Pressungen schimmerten, und leise spielend zog er an den breiten verschossenen Seidenbändern, bis ein altmodisch gefalteter Brief aus den Büchern glitt, oder eine trockene Blüte, die ganz weiß und durchsichtig war, mit dünnen feinverästelten Adern, wie die gütige, streichelnde Hand seiner Großmutter.

Später dann las er oft in alten Schriften, in denen von Menschen und Dingen stand, die lang vor ihm gewesen. Und immer wieder lehrte er zu ihnen zurück, und am meisten, wenn der Winter zu Ende ging und er zu den Großeltern hinaus aus Gut zog. Tagsüber trieb es ihn dann über die hartgefrorenen Felder zu schreiten, tiefathmend, den lauen unruhigen Frühlingswinden entgegen. Ueber seine offenen Lippen strichen sie und trockneten seine Kehle, bis er von den schwarzen dürren Aesten der Bäume am Feldrain einen Eiszapfen brach und durstig an ihm sog. Wenn er spät am Nachmittag heimkam, trug er aus offene Fenster den schweren sammetnen Lehmduft und hörte dann, den Kopf in die Hände gestützt, vor sich auf dem bockelnden Fensterbims ein altes Buch, dessen gelbliche rauhe Blätter der Wind manchmal zitzelnd hob. Hinter den schneeringen schwarzen und braunen Aeckerstreifen, die von ihm weg zum Horizonte immer schmäler liefen, versank die Sonne, und er merkte es erst, wenn die schweren, altertümlichen Buchstaben vor ihm rötlich ineinanderschwammen und die kalte Abendluft durch sein dichtes Haar sich tastend wühlte. Dann sah er auf.

Bis an die niedere Hagelwolle, die den Ausblick sperrte, dehnte sich ein heller, weltenleerer Himmel, dessen kaltes Gelb langsam erlosch. Nur die noch gefrorenen schmalen Lachen zwischen den aufgeworfenen Ackerschollen glitzerten ein wenig, und in schwarzen Umrissen, die immer schattenhafter wurden, schied sich vom Himmel ein Bauer, gebückt hinter dem Pflug hindeuterend, den ein Ackergaul mit Mühe zog.

Weit über das Buch hinaus gingen dann seine Gedanken. Er kannte den Bauer schon nicht mehr, der dort dem Nachbardorf in der Niederung zuschritt; und wie der, waren ihm die anderen Menschen in der Stadt drin fremd, zwischen denen er lebte. Und er wusste: rings um ihn, und auch weit von ihm, durch Flüsse und Meere getrennt, waren Städte mit unruhigem Gewühl von Menschen bis an den Rand gefüllt, und überall hin gesät Menschen, die mit ihm zugleich diese Erde traten. Nichts wusste er von ihnen; von vielen und vielen nur einen Namen, der sie als Volk zusammenstellte, der bedeutungsleer an sein Ohr schlug, und auch das nicht von allen. Dann waren die anderen wenigen, die neben ihm lebten: er hörte, wie sie zu ihm sprachen, und sah, wie sie Gesicht sich veränderte: manchmal meinte er auch zu ahnen, was sie empfanden. Aber sie waren zu nahe: hart vor seinen Augen sah er nur das Wirrsal ihrer kleinen Geschehnisse — nicht wie ihr Schicksal sich groß und unerbittlich daraus formte. Dann waren jene vielen, von denen er gelesen.

Ihr Schicksal kannte er. Aus Zeiten, wo lächelnde Götter herabliegen und aus Menschenlächeln sich Söhne zeugten, klangen ihre Namen: Helden, in Rätseln empfangen und in Wundern geboren; und andere wieder, die, aus ahnenlosem Dunkel gelassen emporsteigend, mit leichtem Wink sich olympische Thore sprengten. Breit und rauschend wie ein ufertoses Meer rollte ihr Leben an ihn heran, wenn das derer um ihn an seichten versandenden Ufern zu ebben schien. Wenn er sprach, meinte er das Antlitz seiner Worte zu sehen, die der mühevolle Dienst des Alltags verzerrt und kraftlos und niedrig gemacht. Aber tobt und verklärt und entrückt allem unedlen Dienen war die Sprache, in der von jenen Helden geschrieben stand; sie redete nicht von Geschehenem, sie war Magie, die es heraufbeschwor.

In anderer Menschen Gedächtnis lag das Wissen von diesen Dingen, wie das Korn in trockenen Speichern; wie in tiefgepflügtes, feuchtes Erdreich war es in ihn gefallen und sog, aufwuchernd, alle Kraft aus ihm. Nicht wie ein Wissen von Geschehenem empfand er es: es war sein Eigen wie seine Träume und, wie diese, mehr sein wahres Leben, als das, das er lebte. Er fasste es nicht, dass es gewesen, und er hatte die, in selbstverständlichem Begreifen, unerschauerd an den Wunder vorüberschritten, das sie zeit waren. Gewesen durfte er es nennen, weil er noch nicht geboren, als es geschah? Und übermüthig in der Kraft des Seins prahlten die Dinge um ihn, nur weil ihr Leben und das seine einen Augenblick sich begegnet? Und in grenzenloses ewiges Quellen durfte er, kränkerhaft ordnend, seine Hand legen und, ein bestochener Richter, allem ein Urtheil sprechen? Das war sagen, weil es ihm nicht genügt, es zu sehen, und es ist sprechen, weil es mit ihm gewesen? Das Macht besaß, an seine Seele zu rühren, das lebte, wenn es ihn vielleicht auch nur wie langsamverdrossen Licht von seinem, klanglerloschenen Sternen traf. Er sprach nicht davon, wie von gewesener Herrlichkeit, und wie man von Todten spricht, die man geliebt: mit Sehnsucht und Mitleid und vielem Erinnern. Ihm lebte es, und er dachte daran wie an den Mund seiner Geliebten; wie an lebendige Lippen, die er heute geküsst und morgen wieder küssen durfte.

Mit asiatischen Hirten trieb er die Herden zu Thal, auf schwerbeladenen baufigen Galeeren horchte er des Nachts auf nilesische Märchen, und er betete in Tempeln, die niemand ihm verhiet.

Denn allen Dingen, von denen er wusste, hatte er Leben gegeben. Wie stumme Schatten umschwebten sie andere: an ihn aber drängten sie sich gierig heran, trunken von seinem Blut, und durch ihn stärker als er. Lauschend hielt er den Athem an und nennte so den Gang des eigenen Lebens, wenn große Schicksale klirrend und eben an ihm vorbeischritten. In kristallenem Glas stand dunkler ihrer Wein vor ihm bereit. Er aber dachte nur, dass es Kristall war, aus einigen Hyssen genommen, in denen es ungezählte Jahre seiner Form entgegenerreifte; ein Beben, wachsend wie Thier und Pflanze, sich ergänzend, wenn man es verunmenschte, wie Eidechsen und Schlangen — und was seine Schönheit schien, war nichts als sein lautes Verkunden des unabwendbaren Gesetzes, das in ihm in allen seinen Theilen gebot. Und er dachte nicht an den Wein. Eigenmündig folgte er den Spuren aller Dinge nach rückwärts, bis ihre Wege mit den Wegen alles Lebens unlöslich sich verschlangen. Riehs sah er abwenden, und das Lebendgewesene schien ihm greifbarlich verzerrt, und beladen mit der Last neuer Erinnerungen, und sich schiefpend mit Netten, die es an Gewesenes schmiedeten.

Er schnie sich darnach, wie andere die Feuchte tief am Stiel zu pflücken und nur den Duft und die Süße ihres Fleisches zu schmecken: unter überhängten Zweigen, die sich zu ihm bogen, kand er und dachte, wie alle Süße und aller Duft aus dunklen Burzeln stieg, die weitverzweigt tief sich in die Erde bohrten. Unverwandt umklammerten sie schartes Eisen das gerodet hatte, wuchsen durch gelbene Aehre um Aehrenfülle zu gedeihen, und schwollen knirschend an, gewollt an Verweltendem. Er schritt weiter, und hinter ihm loste sich überreif die Frucht, die er nicht gepflückt, vom Baum, und fiel schwer zu Boden, sich wundschlagend.

So stocht sich wundervoll und beangstigend ein Netz um ihn, enqmächtig, und alle Freiheit ihm nehmend. Alles war mit allem

Digitized by Google

unlösbar verknotet, Gewesenes stand neben ihm aufrecht wie Lebendiges, und er lebte wie in dumpfen menschenüberfüllten Räumen. Alle Herrlichkeit der Welt war funkelnd aufgestapelt an den Wänden und hieng in reichen Gewinden von der Decke herab, und er sah, dass es schön war, und kannte den Wert. Aber fensterlos und versperrt engte sich der Raum, und alles, was in gepresstem Gewühl sich um ihn drängte, nahm ihm selbst den Athem und stahl ihm seine Lebensluft. Wäre er ein Dichter gewesen, er hätte, was schwer und verworren auf seinem Nacken lastete, mit leichten Fingern formend über sein Haupt gehoben; und was zahllos und ohne Ende um ihn wallte, hätte er in Lieder gepresst und gedichtet, die man zu singen anhob, wenn es dämmerte, und die zu Ende waren, ehe die Nacht kam. Aber er vermochte es nicht; und er fühlte, dass er weniger litt, erst seitdem die neben ihm lebte, die jetzt da unten starb.

Leer und hallend war sie ihm zugesunken, als hätte er die Kraft und Tugend aller Dinge geerbt, die er ihr geldtet, und die schwächer gewesen, als sein Wort. Sie lebte sich nach Inhalt und Fülle; und wie sonnenverklärteste verdorrter Boden gierig ausgegossenen Opferwein trinkt, sog sie durstig in sich, was an Worten über seine Lippen kam. Nicht immer verstand sie ihn; und oft nach Tagen erst, wenn er sie küsste oder stumm mit der Hand über ihr weiches Haar strich, fasste sie mit einemmal den Sinn von längstgesprochenen Worten.

Aber alles Verstehen versank in ihr und wandelte sich, bis es nur mehr etwas war, was sie anders schreiten ließ, oder den Klang ihrer Stimme änderte, und den Augen ein Dunkeln gab, als säßen sie nach innen. Hart und ungefügig war ihre Art, sich nach einem zu wenden, ein wenig an zu rasch gewachsene Knaben erinnernd; und daneben hatte sie das träge Sichgleitenlassen blutleerer bleichsüchtiger Mädchen gehabt; jetzt aber schienen ihre Bewegungen immer sich auf sich selbst zu besinnen und eines Zweckes bewusst zu werden.

Wenn sie ihm eine Frucht bot, stieg ihr schlanker Arm aus einem Kelch zurückfallender breiter Spitzen; ihre schmalen, weißen Finger, die aus ihrer Hand, wie zu einer Dolde sich verästelnd, wuchsen, spreizten sich um die Frucht, die sie nicht umspannten. Ein nicht mehr ganz bewusstes Erinnern an vieles war dann in dieser Geberde: an Bilder, die sie schon vergessen, an weiße Fruchtschalen, von verschlungenen silbernen Ranken zierlich getragen — und eine leichte Würde, als erfülle sie ein Amt. Die Kleider, die sie trug, und der Schmuck, den er ihr schenkte — alles rief lagernde Reihen von Gedanken wach, dass sie aus ihrem Schlummer sich erhoben und schwer gerüstet dastanden. Er gab ihr einen Ring, geschmiedet aus reinem Eisen, das vom Himmel zur Erde gefallen, und in ihren Ohrgehängen schaukelten Edelsteine, die tagsüber das Licht der Sonne tranken und von ihm erstrahlten, wenn nachts der Glanz anderer Juwelen schimmernd erlosch. Wenn sie an Sommermorgen aus dem lauen Wasser des Sees stieg, und in bastgeflochtenen Schuhen auf dem gelben heißen Kies des hochummauerten Gartens, sich sonnend, stand, hieng um ihre schmalen Schultern ein dünner Mantel, geheftet aus Linnenstreifen, die vorher Jahrtausende lang den balsamdurchtränkten Leichnam von Königen aus Negypten schützend umhüllt.

Nur dass sie vom Schicksal dieser Dinge wusste, gab ihnen Wert und Bedeutung, und es schien, als wären sie alle auf vielverschlungenen Wegen lange zu ihr gewandert. Nun ruhten sie bei ihr, erlöst davon, ein eigenes Los tragen zu müssen, und alles ihnen früher Geschehene war ihnen zur Schönheit geworden. Noch war die überreiche Fülle in seinem Leben: aber wovon das Wissen verworren auf ihm gelastet war, trug sie frei von aller Schwere, wie einen Schmuck; nur wie ein leichter Duft davon wehte aus ihrem Lächeln oder aus dem Gruß ihrer Hand.

(Fortsetzung folgt.)

Alle für „Die Zeit" bestimmten Zuschriften und Sendungen sind an die Redaction der „Zeit" und **nicht** an die Person eines der Herausgeber oder Mitarbeiter zu richten.

Die Redaction der „Zeit".

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Alexander Weigl's
Unternehmung für Zeitungs-Ausschnitte
„Observer"
WIEN, IX./1. Türkenstrasse Nr. 17
liest alle hervorragenden Journale der Welt in deutscher, französischer, englischer und ungarischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über beliebige Themen.
Prospecte gratis und franco.

„Janus"
Wechselseitige Lebensversicherungs-Anstalt in Wien.

Dem „Janus" ist ein Erlass des k. k. Ministeriums des Innern zugekommen, in dem „in Willfahrung der mit dem Einschreiten de praes. 23. October 1899 gestellten Bitte um die Bekanntgabe jener Wahrnehmungen, welche in Handhabung der Staatsaufsicht über das Versicherungswesen im Grunde der Ministerialverordnung vom 5. März 1896, R. G.-Bl. Nr. 31, rücksichtlich der finanziellen Lage des „Janus" gemacht wurden, der Leitung dieser Anstalt bestätigt wird, dass die Art der Vermögensanlage des Institutes mit den Bestimmungen der derzeit geltenden Statuten und der citierten Ministerialverordnung im Einklange steht, sohin als einwandsfrei bezeichnet werden kann, ferner, dass die der Anstalt zur Verfügung stehenden Fondemittel vom versicherungstechnischen Standpunkte als entsprechende Deckung für die bestehenden Versicherungsverpflichtungen angesehen werden können.

Aus diesem Gesichtspunkte war das k. k. Ministerium des Innern auch in der Lage, mit dem h. o. Erlasse vom 12. Juli 1899, Z. 23.201, seine principielle Geneigtheit zu erklären, die von der ordentlichen Generalversammlung vom 26. Mai 1899 beschlossenen Statutenänderungen unter den gleichzeitig bekannt gegebenen Voraussetzungen zu genehmigen, zumal diese Aenderungen einer geordneten Betriebsführung der Anstalt nur förderlich sein können."

Seiden-Damaste 75 kr.

bis **fl. 11.65** per Meter und **Seiden-Brocate** ab meinen eigenen Fabriken

sowie **schwarze, weiße** und **farbige „Henneberg-Seide"** von **45 kr.** bis **fl. 14.65** per Meter — glatt, gestreift, carriert, gemustert, Damaste &c. (ca. 240 versch. Qual. und 4000 versch. Farben, Dessins &c.).

Zu Roben und Blousen

ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus.

Muster umgehend.

Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Die Zeit.

XXI. Band. Wien, den 11. November 1899. Nummer 267.

Specialvollmachten.

Der von den Socialdemokraten zu einem parlamentarischen Antrag formulierten populären Forderung nach Aufhebung des § 14 haben die deutschen Minoritätsparteien eine schwachmüthigen Antrag auf bloße Abänderung des Paragraphen entgegengestellt, und die Regierung hat sich diesem Antrag auch angeschlossen. Auf die Gründe dieser verdächtigen Diversion durfte man gespannt sein. In der abgeführten § 14-Debatte hat man aber leider darüber nichts Befriedigendes erfahren. Die wenigen Redner der deutschen Minoritätsparteien, die sich nicht wie die Abgeordneten Kaiser und Dr. Geßmann in Allgemeinheiten und Nebensächlichkeiten verirrt haben, sondern auf die Kernfrage losgegangen sind, haben, geradeso als ob sie ihren eigenen mit dem socialdemokratischen Gegenantrag verwechselt hätten, nur für die Aufhebung und nicht für die Abänderung des § 14 gesprochen. Der deutsch-fortschrittliche Abgeordnete Noske hat in diesem Sinne die Regierung aufgefordert, zu bekennen, „in welcher Weise sie sich zu dem Antrag, betreffend die Aufhebung (!) des § 14" verhält, und der deutschvolkliche Abgeordnete Röhling hat im Namen aller, die den Antrag auf Abänderung des Paragraphen gestellt haben, die feierliche Erklärung abgegeben: „Wir 115 Abgeordnete der geeinigten Oppositionsparteien fühlen uns als Vertreter des deutschen Volkes und verlangen deshalb die Aufhebung (!) dieses § 14." Warum aber belagte Hundertfünfzehn, da sie doch die Aufhebung des Paragraphen verlangen, nur dessen Abänderung beantragen, haben sie uns nicht verrathen. Der einzige, der über diesen entscheidenden Punkt der Debatte einige Worte verloren hat, war der Cabinetschef Graf Clary, der wieder die von ihm selbst zugegebene Unvollständigkeit seiner Rede mit der der anderen Reden entschuldigt hat. Aber immerhin, wenn wir von der tiefen Staatsweisheit der Abänderungsmotive etwas profitieren wollen, können wir nicht anders, als uns an die paar Worte des Grafen Clary halten.

Graf Clary ist also gegen die einfache Abschaffung des § 14, weil dieser sich „bereits in wiederholten Fällen, wie bei den so oft gewährten staatlichen Unterstützungen zur Linderung von Nothständen, den häufigen Staatsbeiträgen zu Gunsten dringender gemeinnütziger Arbeiten für das wirtschaftliche Wohl der Bevölkerung als äußerst förderlich erwiesen hat". Angenommen! Aber diese Bemerkung reicht zur Rechtfertigung irgend eines irgendwie stilisierten § 14 so wenig aus, wie ein Fingerhut zum Biertrinken. Sehen wir uns die Sachlage zunächst im Bild eines aus den einfachsten Verhältnissen des Privatlebens gezogenen Vergleiches an. Wenn ich einmal auf vierzehn Tage verreise, so werde ich sicher nicht übersehen, daß während dieser kurzen Zeit nicht gar ausschiebbare kleine Rechnungen und sonstige Auslagen in meinem Haushalt fällig werden. Aber ich müßte doch ein ausgemachter Narr sein, wenn ich deswegen meiner Wirtschafterin eine notarielle Generalvollmacht zurücklassen wollte, die sie ermächtigen würde, in der zwischenzeit mit meinem ganzen Vermögen, mit Ausnahme etwa des unbeweglichen, gegen nachträgliche Rechtfertigung zu schalten und zu walten wie sie will. Nein! Sondern ich werde ihr, wenn ich es schon in meinem Privatleben mit den österreichischen Staatsmännern an weiter Voraussicht gleichthun will, einen den erfahrungsmäßigen Umständen angemessenen kleinen Specialcredit für die Zeit meiner Abwesenheit einräumen. Ganz sicher dann, wenn mir etwa schon einmal eine unehrliche Wirtschafterin eine ihr unverwüstigerweise hinterlassene Generalvollmacht zu meinem Schaden betrügerisch mißbraucht hätte. So praktisch nun wie jedermann in seinen privaten, muß der Staatsmann auch in den öffentlichen Angelegenheiten verfahren. Wenn man bloß Lust zum Defizit knacken will, braucht man deswegen keinen Dampfhammer in Bewegung zu setzen. Und wenn die gewissenhaften Regierungsherren, wie Graf Clary so unschuldig meint, wirklich nur in den Zeiten, wo das Parlament nicht versammelt ist, einen Nothbehelf für plötzlich dringend werdende Unterstützungen oder gemeinnützige Arbeiten zur Verfügung haben wollen, so kann ihnen staatsrechtlich ganz leicht geholfen werden, ohne daß wegen dieses Bettels gleich ein hausgroßes Loch in die Verfassung gerissen wird.

Es bedarf dazu nicht einmal besonderer Originalität. Es genügt schon eine oberflächliche Kenntnis der österreichischen Gesetze, von der allerdings die österreichischen Staatsmänner sich in der Regel ziemlich frei zu halten wissen. Für dringende Ausnahmsfälle, selbst für Fälle von solcher Dringlichkeit, daß sie auch bei tagendem Reichsrath aus Zeitmangel nicht regulär parlamentarisch erledigt werden können, ist nämlich in verschiedenen österreichischen Gesetzen — nach dem Beispiel ausländischer Gesetze — ganz vortrefflich vorgesorgt. Das Zaubermittel sind die der Regierung in einzelnen Gesetzen ertheilten Specialvollmachten zur Erlassung von außerordentlichen Verordnungen über bestimmte Gegenstände, über welche sonst nur in der umständlicheren Form ordentlicher Gesetze verfügt werden darf. So zum Beispiel ist nach dem Landsturmgesetz ein besonderes Reichsgesetz erforderlich, wenn der Landsturm außerhalb der österreichischen Grenzen verwendet werden soll; „bei Gefahr im Verzug" aber, fügt der § 5 des Landsturmgesetzes hinzu, „kann eine solche Verwendung vom Kaiser, unter Verantwortung der Regierung, gegen nachträgliche Mittheilung zur genehmigenden Kenntnisnahme an den Reichsrath angeordnet werden". Andere Beispiele dieser Art, besonders auch aus den verschiedenen Militärgesetzen, kann die Regierung, wenn sie's nicht weiß, in Mischlers und Ulbrichs Staatswörterbuch nachlesen.

Sollte ihr aber dieses gelehrte Werk nicht genügen, so kann sie aus dem in diesen Tagen von ihr selbst eingebrachten Finanzgesetzentwurf ersehen, wie man solche Dinge ohne viel Kopfzerbrechen macht. In diesem Finanzgesetz findet sich nämlich ein übrigens in allen Finanzgesetzen stereotyp wiederkehrender Art. VII., der die Regierung für den Lauf dieses Finanzjahres „ohne vorausgegangene specielle Zustimmung des Reichsraths" gegen bloße nachträgliche Rechtfertigung" sogar zu Transactionen ermächtigt, die ihr selbst im § 14 ausdrücklich verboten sind, nämlich zur Veräußerung und Belastung von unbeweglichem Staatseigenthum, allerdings nur bis zu einer gewissen, erfahrungsmäßig für dringliche Fälle ausreichenden Maximalsumme. Analog kann die Regierung auch ermächtigt werden, „ohne vorausgegangene specielle Zustimmung des Reichsraths gegen bloße nachträgliche Rechtfertigung" durch einfache Ausnahmsverordnung, sogar ohne kaiserliche Unterschrift, für Unterstützungen oder Arbeiten, welche in der Zeit der Abwesenheit des Reichsraths durch Elementarereignisse plötzlich dringend nöthig werden, die erforderlichen Gelder bis zu einer erfahrungsmäßig zu bestimmenden Maximalhöhe den Cassenbeständen zu entnehmen. Man füge nun dieses kurze Sätzchen dem Art. VII. des Finanzgesetzes jedes Jahr an, und alles ist gerettet, was nach dem eigenen Zugeständnis des Grafen Clary an dem § 14 überhaupt noch rettenswert ist.

Wenn die oberste Heeresleitung selbst für den Kriegsfall mit derart streng begrenzten Specialvollmachten auskommt, so muß doch die Civilverwaltung für die jährlich wiederkehrenden Elementarereignisse mit ähnlichen Specialvollmachten ihr Zulangen finden. Soferne das, was der Graf Clary gegen die vollständige Aufhebung des § 14 vorgebracht hat, die „lautere" und volle Wahrheit ist, kann man ruhig den § 14 abschaffen und der Regierung in den einzelnen Gesetzen soviel Specialvollmachten für Ausnahmsmaßregeln einräumen, als nur irgend ein überängstlicher Staatshämorrhoidarier zur Vermeidung von „Zudämpfen der Staatsmaschine" aufsinnen mag. So kann das für die wirthschaftliche Wohlfahrt der Völker so überaus empfindliche Gewissen der österreichischen Staatsmänner ausreichend beruhigt werden, und das für seine eigene politische Wohlfahrt nicht minder empfindliche Gewissen der so schmählich um ihr kindliches Vertrauen betrogenen Völker Oesterreichs auch. Besitzt die Regierung aber trotzdem darauf, den § 14 in irgend einer Form in der Verfassung zu erhalten, so sind dafür andere Gründe maßgebend, die das Licht der Oeffentlichkeit scheuen. Wir wollen bis auf weiteres gerne glauben, daß Graf Clary für seine Person nicht constitutionell falsch zu spielen beabsichtigt. Wenn er sich aber dazu hergibt, die falschen Karten will sagen einen neuen § 14 zu fabrizieren, dass uns andere nach ihm bemogeln können, so muß ihm im Verfassungsausschuß mindestens die Minorität auch dieses Handwerk legen, wofern sie nicht selbst zur Mitschuldigen künftiger Staatsverbrechen herabsinken will. k.

Digitized by Google

Die Deutschamerikaner.

Vor kurzem habe ich an öffentlicher Stelle darüber Klage geführt, daß die deutschen Journalisten in Amerika die Blätter in Deutschland und Oesterreich mit Berichten versorgen, in denen mit wenigen Ausnahmen die amerikanischen Verhältnisse bis zur Unkenntlichkeit entstellt werden. Man hat darauf mir zwei Reihen von Gegenargumenten geantwortet. Einmal nämlich hat der deutsche New-Yorker Preßclub im Namen von über hundert deutschen Journalisten durch sein Präsidium mir officiell eine geharnischte Erklärung zukommen lassen, in der jede Mitschuld auf dieser Seite des Oceans abgeleugnet wird. Es heißt in der Erklärung: „Wohl jeder strebsame deutschamerikanische Journalist hat versucht, für deutsche Zeitungen zu correspondiren — nicht des Verdienstes wegen, denn die deutschen Zeitungen bezahlen sämmtlich — sondern in dem Wunsche, das deutsche Volk über amerikanische Verhältnisse aufzuklären. Aber auch jeder hat die Erfahrung gemacht, daß wahrheitsgetreue Berichte nicht gewünscht werden und man nur Räubergeschichten haben will, über die man die beliebte Spitzmarke: echt amerikanisch — setzen kann. Eine rühmliche Ausnahme macht erst in der allerneuesten Zeit die „Frankfurter Zeitung", mitunter auch die „Neue Freie Presse". Ein anderes Weltblatt dagegen setzte im vorigen Jahr ihren langjährigen Correspondenten ab, weil er zu amerikafreundlich schrieb, und schickte einen Herrn hierher, der die Verhältnisse nicht kannte und seither einige Berichte geschickt hat, die haarsträubend waren — der Mann weiß, was seine Zeitung will. Mit verschwindend wenigen Ausnahmen sind die amerikanischen Correspondenten deutscher Zeitungen Leute, die in der allerlösesten, stellenweise in gar keiner Verbindung mit dem Journalismus stehen, der daher auch nicht für ihre Handlungen verantwortlich gemacht werden sollte."

Diese Erklärung ist zweifellos übertrieben. Hier und da würde man sich doch auch in deutschen Redactionen darüber klar sein, daß solche wahrheitswidrige systematische Verzerrung der Verhältnisse zugleich eine systematische Großziehung von Antipathien bedeutet, welche das freundschaftliche Verhältniß der beiden Länder untergraben und damit schließlich Deutschland selbst nicht unwesentlich schädigen. Würden die hiesigen Journalisten voll ihre Schuldigkeit thun, so würden die Spalten der deutschen Blätter sich mithin doch wohl häufiger der Wahrheit über Amerika öffnen. Kürzlich schrieb mir einer der gewandtesten New-Yorker Journalisten, der zwei der gelesensten Berliner Blätter mit amerikanischen Nachrichten versieht, daß er lange Zahre Wahrheitsmitarbeiter gewesen sei und davon eine Neigung zur Satire zurückbehalten habe. Es scheint mir, daß ziemlich viele Wahrheitsmitarbeiter die Berichterstattung übernommen haben, und so liegt denn wohl doch nicht alle Schuld nur auf deutscher Seite. Trotzdem enthält die Erklärung sicherlich einen richtigen Kern und verdient denen gelesen zu werden. Ich gebe sie daher hiermit zu den Akten, ohne mich unmittelbar dagegen zu vertheidigen; ich lasse es also gerne dahingestellt, ob mehr die Redactionen oder mehr die Journalisten die Schuld tragen: nir genügt, wenn alle Theile darin übereinstimmen, daß die große Masse der deutschen Zeitungsberichte über Vorgänge in den Vereinigten Staaten elende Entstellungen sind und tief unter dem Niveau stehen, auf dem sich die amerikanischen Berichte über Deutschland bewegen.

Man hat mir aber zweitens auch mit einem anderen Argument geantwortet. Man hat gesagt, daß, wenn auch gewissenlose deutsch-Amerikanische umgereimt entstellt und verkehrt wird, so sei doch zur der Zeitpunkt zur Klage schlecht gewählt, weil gerade jetzt endlich die deutschen Blätter einer amerikanischen Bewegung freundliches Interesse und warmste Sympathie entgegengebracht hätten, nämlich der von Chicago ausgehenden deutschamerikanischen Protestbewegung, welche sich gegen das englischamerikanische Bündniß richtete. Diese Bewegung, die im Sturme den ganzen amerikanischen Westen ergriff und mit sich fortriß, wurde von den Zeitungen in Deutschland in der That mit seltenem Zubel aufgenommen und mit so günstigen Commentaren begleitet, daß der Verdacht der Berichterstattung in diesem Falle wirklich unerträglich scheint. Nun gebe ich allerdings zu: nächst zu, daß ich bei meiner Klage in erster Linie die Berichterstattung über amerikanische, nicht aber deutschamerikanische Verhältnisse im Auge hatte. Und ich gebe auch das zu, daß es sich thatsächlich nicht um Zubel, sondern um Lob drehte. Die Hauptsache aber, nämlich, daß die deutsche Zeitungspresse ein bis zur Unkenntlichkeit verzerrtes Bild erhielt, trifft im vorliegenden Falle ebenso zu wie sonst. Und angesichts wie den ganz natürlich übertriebenen [illegible] [illegible] [illegible]

fühl und nicht als klares Argument wirksam wurden. Officiell galt es, gegen den Expansionismus und Imperialismus und in engster Verbindung damit gegen ein Bündnis mit England aufzutreten. Man sagte, daß der Expansionismus und ganz besonders die Philippinenpolitik den Traditionen amerikanischer Politik zuwiderlaufe und durch ein Bündnis mit einer europäischen Macht Amerika in Händel verwickelt würde, durch die es seine beneidenswerte Sonderstellung einbüßte. Das ist an sich ja eine sehr verständige Politik. Jedermann weiß, daß ein großer Theil der amerikanischen Bevölkerung, die Majorität der Demokraten und eine kleine Minderheit der Republikaner, genau so denken. Auf der andern Seite betont man bekanntlich, daß der Expansionismus in der durch den spanischen Krieg herbeigeführten Lage unvermeidlich war, und daß das Land durch die erweiterte Verantwortlichkeit Amerikas nur gewinnen und die ersehnte Reform der Verwaltung über Manila nach Washington kommen wird, sowie sie über Calcutta nach London kam. Dagegen ist nun einfach auf der imperialistischen Seite nirgends wirklich ernsthaft von einem verpflichtenden Bündnis mit England die Rede gewesen; der ganze Kampf gegen dieses Bündnis war der Kampf gegen einen Popanz. Dass die allgemeine Volksstimmung unmittelbar nach dem Krieg dankbar war für das Wohlwollen Englands, das so scharf von der verletzenden Haltung der continentalen Presse abstach, das war nur zu natürlich, aber Lieber-mann wusste, dass von da zu einem Bündnis mit England noch ein weiter Weg sei, und keine einzige grosse Zeitung hat solch ein Bündnis wirklich ernsthaft verlangt. Zweitens aber: warum sollte gerade diese Frage Anlass für eine allgemeine deutsche Erhebung werden? Warum sollten die Deutschen, die genau wie das übrige amerikanische Volk bei jeder anderen Frage getheilter Meinung sind, in jeder anderen Frage halb mit den Demokraten, halb mit den Republikanern stimmen, gerade in dieser Frage amerikanischer Politik plötzlich einer Meinung sein?

Die Antwort ist einfach diese. Es handelte sich im Hintergrund der Seele eben gar nicht um das Bündnis mit England, sondern um die englandfreundliche Stimmung, die nicht den politischen, sondern den socialen Sonderinteressen der Deutschamerikaner widersprich. Nur weil die expansionistische Politik die Freundschaft mit England bestärkte und zur Voraussetzung hatte, war sie den Deutschamerikanern ein Dorn im Auge. Wäre der Imperialismus ohne Beziehung zu England, so wäre die deutsche Bevölkerung in dieser Frage von vornherein ebenso getheilter Meinung gewesen, wie bei den Fragen des Schutzzolls oder des Trusts. Der äußerlich einmüthige Enthusiasmus stammte lediglich aus dem Widerwillen gegen die englandfreundliche Stimmung. Auch das intimste Bündnis mit Russland etwa hätte die Deutschamerikaner herzlich kühl gelassen, wie sehr das auch officiell abgeleugnet wurde. Warum nun aber diese Antipathie gegen England? Auch hier darf kein Gedanke sich aufdrängen, der auf Gegensatz oder gar den Hass der Deutschlands hinweist. Der Deutsche hier hasst nämlich eigentlich gar nicht den Engländer, sondern er hasst es nur, dass der Amerikaner mit dem Engländer sympathisiert. Die Gründe hierfür liegen aber auf der Hand.

Vergegenwärtigen wir uns doch die Situation der deutsch-amerikanischen Massen. Die Deutschen bilden ein respectables und sehr wünschenswertes Element der amerikanischen Bevölkerung; sie haben stets auf der Seite gediegener Arbeit und Ehrenhaftigkeit gestanden; sie haben Geschick und Energie über den Ocean gebracht und Musik und Lebensfreudigkeit nicht zu Hause gelassen, und in ihrer Hingebung an die Bürgerpflichten in Frieden und Krieg stehen sie niemandem nach. Dagegen leben sie zunächst in grober socialer Isolirtheit. Das ist ja an sich kein Tadel, und die Gemeinsamkeit der Sitten und Sprache erklären es ja vollauf, wie es kommen mag, dass mancher Deutsche hier dreißig Jahre lebt, ohne je gastlich am Tisch eines Anglamerikaners gesessen zu haben. Man mag das im Interesse der Erhaltung der deutschen Sprache sogar freudig begrüßen, aber man muss es bemitleidigen, wenn man der stehen will, warum einerseits die Deutschen hier meistens so wenig vom wirklichen Leben der Amerikaner kennen, und warum andererseits die englische Majorität der Bevölkerung sich so wenig um die deutsche Bevölkerung kümmert. Dazu kommt aber ein zweites, und das ist in der That ein Tadel: die deutsche Bevölkerung wirft sich hier mit einer Intensität auf das bloße Erwerbsleben und reißt gegen die höheren idealen Güter des Gesellschaftslebens ein Verhältniß ein, welche erschreckend von dem kühlsten geistigen Vorwurfsfreuden und Abneigung drängen der Bevölkerung in der deutschen Heimat abwicht. Die Folge ist, dass das Deutschthum nur verschwindenden Antheil an der geistigen Führung des Volkes hat.

Auf dem Boden dieser Situation ist es klar, dass der Deutsche sich als vollgiltiger Amerikaner nur dann fühlen kann, wenn die politischen Bürgerpflichten im Vordergrund stehen, denn nur in dieser Beziehung ist er jedem anderen gleichberechtigt, sobald aber einmal Abstammungsfragen sich in den Vordergrund drängen, so wird er in seiner socialen Isolirtheit und Einseitigkeit den vonangebenden Anglamerikaner gegenüber sofort zum Bürger zweiter Classe herabsinken müssen. Grade dieses Verdrängen der Abstammungsfrage aber entspach nun der allgemeinen Volksstimmung. Der Amerikaner wollte kein politisches Bündnis mit England, aber man fühlte sich plötzlich als blutsverwandt mit dem Engländer, und an die Stelle des amerikanischen Bürgers trat im Enthusiasmus der Kriegsnachwirkung der Begriff des Angelsachsen. Bedeutlich war das nicht, denn, wie vorher gesagt, das politische Land ist hier auf die Dauer unendlich fester als das der Abstammung, aber für den Augenblick konnte die Strömung in der That der deutschamerikanischen Masse social unbequem werden. Gegen diese Betonung des Angelsachsenthums, durch die der Deutsche social sich beeinträchtigt fühlt, und gegen nichts anderes wandte sich die instinctive Einrüstung der Deutschamerikaner, und alles übrige war nur ein Mäntelchen für dieses rein persönliche Interesse.

Nun wäre ja vielleicht auch dagegen nichts einzuwenden. Es mag ja vielleicht nicht sehr erhebend sein, dass die Deutschen sich bei seiner anderen Gelegenheit zusammenfinden, als wenn es gilt, ihre persönlichen socialen Interessen zu heben. Trotzdem wäre nichts gegen alle die lärmenden Demonstrationen einzuwenden, wenn nicht größere und wertvollere Interessen, die Interessen Deutschlands, so schwer dadurch geschädigt worden wären. Die gesammte Bewegung musste nothwendig eine Verstimmung erzeugen, die sich zunächst nicht gegen die Deutschamerikaner, sondern gegen Deutschland wendet. Die während des Krieges entstandene theoretische Erregung über Deutschlands Haltung war infolge geschickter deutscher Diplomatie gerade im Einschlagen, als die Deutschen hier mit ihren socialen Sonderinteressen hineinpolterten und ein Maß von Erbitterung erzeugten, das dem Völkerrechten ebenso wie der gerechten Würdigung Deutschlands im Wege steht. Aber ich wollte heute nur die Motive der deutschamerikanischen Bevölkerung klarlegen, über die drüben nicht weniger missverständene Wirkung der Bewegung möchte ich ein andersmal sprechen.

Nun das eine sei sofort gesagt: es ist wirklich höchste Zeit, dass die deutsche Presse mit ihrer moralischen Unterstützung der Bewegung aufhört. Hier im Lande fehlt im Augenblicke jedes Bollwerk dagegen. Auf der einen Seite sind es die gebildeteren Deutschamerikaner, die sich der Protestbewegung entgegenstemmen möchten, aber sie stehen vereinzelt und haben viel mehr Einfluss auf die Amerikaner, als auf die Deutschen. Ich habe sogar in der Hochburg des Protestes, in Chicago, unter den gebildetsten Deutschen nur einmütige Verdammung dieser wüsten Demonstrationen gefunden, aber sie können nichts ausrichten gegen die entzügelten Instincte der Massen, die ja so leicht von ehrgeizigen Rednern in fahnengeschmückten Hallen zur Annahme haltstützender Resolutionen gedrängt werden können. Ein stärkeres Bollwerk wäre normalerweise natürlich in der Stellungnahme der Anglamerikaner gegeben, aber auch dazu muss gegenwärtig wegkallen, denn wir stehen vor dem Jahre der Präsidentenwahl. Das deutsche Votum wird in einer knappen Reihe von Staaten den Ausschlag geben; eine grobgrobe Umschmeichelung der deutschen Wähler hat daher schon von beiden Seiten begonnen, und um der lieben Wahlpolitik willen verbirgt der Aerger der Amerikaner über den deutschen unbegründeten Proteststurm sich vorläufig hinter politischer Schmeichelei: keine Partei will es mit den Deutschen verderben. Wenn zu alledem auch gar noch die Presse in Deutschland Beifall klatscht, so ist es ja kaum verwunderlich, dass die Deutschamerikaner vom Atlantischen bis zum Stillen Ocean sich ganz ernsthaft einreden, dass sie ein gutes Werk thun, wenn sie die Verstimmung gegen Deutschland durch ihr Gebaren verstärken und, statt als Vermittler zwischen Deutschland und Amerika zu wirken, die Anglamerikaner systematisch gegen alles Deutsche aufreizen.

B itou, Harvard Universität.

Prof. Dr. Hugo Münsterberg.

Competenzüberschreitungen österreichischer Landtage.

Anlässlich der Wiedereinberufung des Reichsrathes und der Sistierung der Verfassungsvorschriften mit dem § 14, erachtete es nicht unangebracht, darauf hinzuweisen, dass nicht nur § 14 der Minister, sondern auch § 11 der Landtage es von jeher vorzüglich verstanden haben, die Prärogative des Reichsrathes in Gesetzgebungsangelegenheiten zu verkürzen.

Es ist ja bekannt, dass die Landtage und namentlich die föderalistisch gesinnten, jede Gelegenheit benützen, um die Competenz des Reichsrathes negativ, d. h. durch Nichtbeachtung der Competenzbestimmungen der Staatsgrundgesetze über die Reichsvertretung, welcher die Competenz des Reichsrathes regelt, beurteilen, um diese Unklarheit in ihrem Sinne zu interpretieren und dann auf Grund der Bestimmung dieses Staatsgrundgesetzes, dass alle nicht in denselben ausdrücklich dem Reichsrathe vorbehaltene Gegenstände in das Gebiet der Landesgesetzgebung fallen, § 12 dieses Ges., ihre Competenz, in jeder nur halbwegs zweifelhaften Frage zu behaupten. Hier ist nun, um ein drastisches Beispiel aus letzter Zeit anzuführen, darauf hingewiesen, dass die Regelung der Sprachenfrage durch Landesverordnungen und

Digitized by Google

Landesgesetze erfolgte. Weit weniger bekannt aber, ja unverdientermaßen bewahrt völlig unbedachtet ist es bisher geblieben, daß sich die Landtage auch auf Grund einer unscheinbaren Clausel im § 11 des Staatsgrundgesetzes eine Prärogative annassten, welche ihnen in dieser Ausdehnung in keiner Weise zusteht.

Im § 11 lit. k wird nämlich dem Reichsrathe zugewiesen: „Die Strafjustiz- und Polizeistraf-, sowie die Civilrechtsgesetzgebung, jedoch mit Ausnahme der Gesetzgebung über die innere Einrichtung der Grundbücher, ferner aber auch — und dies ist die entscheidende Stelle — über solche Gegenstände, welche auf Grund der Landesverordnungen und des Staatsgrundgesetzes in den Wirkungskreis der Landtage gehören."

Eine besondere Schärfe der Stilisierung und der Logik kann man dieser letzteren Stelle gewiß nicht vorwerfen. In demselben Staatsgrundgesetze, mit welchem bekanntlich die Competenzbestimmungen der Landtagsordnungen vom Jahre 1862 gänzlich aufgehoben werden sollten, wird mit dieser Clausel wieder die Geltung und das Weiterbestehen derselben anerkannt, freilich nur insoweit, als es mit dem Staatsgrundgesetze" verträglich ist.

Die Clausel, welche in ihren Widersprüchen so lebhaft an das bekannte Scherzwort „Des Lebens Unverstand mit Behmuth zu genießen, ist Tugend und Begriff" erinnert, ist eines jener klägslichen Compromisse, die mehr einer Niederlage, als einem Siege der Verfassungspartei gleichen.

Vergebens hatten bei der Berathung fast einmüthig die Mitglieder des Herrenhauses, allen voran der Justizminister v. Hye und Schmerling, ihre warnenden Stimmen erschallen lassen und gemahnt, diese Bestimmungen seien einer exacrig bedenklichen und weittragenden Auslegung ausgesetzt, daß folgerichtig die Gesetzgebung bezüglich des Realcredites, der Theilbarkeit und Belastung unbeweglicher Güter, dann der Fideicommisse, Servituten ꝛc., überhaupt die ganze Agrargesetzgebung in civil- und strafrechtlicher Beziehung als in das Gebiet der Landesautonomie gehörig, von den Landtagen in Anspruch genommen werden könnten.". Das Abgeordnetenhaus bestand auf dieser Fassung; allerdings, indem es sich gegen diese weite Auslegung entschieden verwahrte und durch den Berichterstatter v. Kaiserfeld ausdrücklich erklären ließ: „Der Verfassungsausschuß, wie das hohe Haus war zu dieser Bestimmung deshalb bewogen, weil gewisse Gesetzgebungszweige, die nach der Landesordnung ausdrücklich den Landtagen zugewiesen sind, wie namentlich das Landescultusrecht, sich gar nicht denken lassen, wenn man von jeder Strafbestimmung, von jeder Beziehung auf civilrechtliche Bestimmungen absehen wollte; es ließe sich kein Landesculturgesetz geben, kein Zusammenlegungsgesetz, kein Gesetz, in welchem irgendeine Expropriation ausgesprochen wird, kein Forstpolizeigesetz, in welchem nicht eine Strafe angedroht wird; es teile mit der Fassung des Abgeordnetenhauses nichts anderes gemeint sein, als daß eben dem Landtag in Bezug auf die ihm ohnehin landesverordnungsmäßig zustehende Competenz nicht etwa der Einwand entgegengestellt werde, daß hier das Civil- und Strafrecht berührt werde und daher der Gegenstand von ihrer Competenz ausgeschlossen sei." "

Die Thatsachen innerhalb der verflossenen 22 Jahre der neuen Verfassungsära haben demjenigen Recht gegeben, welche im Jahre 1867 gegen diese Clausel ihre schweren Bedenken äußerten; die authentische, einengende Interpretation derselben durch das Abgeordnetenhaus fand nicht die gebührende Beachtung. Dies hat sich allerdings leider bis jetzt nur auf einem Gebiete gezeigt, aber auf einem solchen, welches an Bedeutung alle anderen weit überragt, da es die Rechtsverhältnisse von rund sechs Millionen Menschen, einem Viertel der Bevölkerung Oesterreichs, berührt.

Die Landtage haben die Gesetzgebung in der Landarbeiter- und Gesindefrage bisher in ihrer unbeschränkten Domäne genommen. Sie haben die Landarbeiter und das Gesinde einfach, wie wenn es etwa zur Zeit der Leibeigenschaft oder der alten Zeit der „Unterthänigkeit" mit den Schollenpflichtigen machen konnte, als „Landesculturfache", als Anhängsel der Bodenpflege behandelt und als Theil der von ihnen beanspruchten Agrargesetzgebung angesehen.

Dass in den Territorialentscheidungen hierbei auch die Bestimmungen des häuslichen Gesindes, welches mit der Landwirthschaft gewiss doch nicht das Mindeste zu thun hat, geordnet wurden, verstehlug ihnen nicht im mindesten.

Nun kommt aber das Charakteristische. Die Regierung und der Reichsrath fanden in diesem Treiben nicht das geringste Befremdliche. Die Regierung hatte die Gesetze ohne Macke bestätigt, die Sanktion von und der Reichsrath, ja selbst die centralisierenden Ministerien derselben nahmen bereits bisher nicht den leisesten Anstoß.

Zu Staatsrechtswissenschaftlichen Erörterungen [illegible] Landtage zur Gesindegesetzgebung als ein Ausfluß der Arbeiter- und noch den Landesordnungen zugestandenen, durch das neue Staatsgrundgesetz über die Reichsvertretung nicht entzogenen „Anordnungsgewalt inner der Grenzen der allgemeinen Gesetze in Betreff der Gemeindeangelegenheiten" (§ 18, III, 1 der meisten Landesordnungen) zu erklären, da nach dem Reichsgemeindegesetze vom Jahre 1862 (Art. V, P. 6) die Arbeiter- und Gesindepolizei, sowie die Handhabung der Dienstbotenordnungen" zum selbständigen Wirkungskreis der Gemeinde gehören.

Aber es ist klar, daß sich die Gesetzgebung der Landtage auch von diesem Gesichtspunkte nicht über die einer Arbeiterlocalpolizei, wie sie „mit den Mitteln der Gemeinde durchgeführt werden kann", also im besten Falle etwa über eine Evidenzhaltung und Ueberwachung der stellenlosen Arbeiter, Stellenvermittlung, Meldewesen, Schlichtung von Streitigkeiten („Handhabung der Dienstbotenordnung") — entbunden dürfte, und daß auch für diese Gesetzgebung erst ein „allgemeines", also vom Reichsrathe beschlossenes Gesetz hätte geschaffen werden müssen. Keineswegs läßt sich aber offenbar auch von diesem Gesichtspunkte aus ein so tiefgehendes Eingriffsrecht in alle civilrecht- und strafrechtlichen Beziehungen des Arbeitsverhältnisses begründen, wie es die Landtage bisher in Anspruch genommen haben.

Wie es auch immer sei, aus dem Ausgeführten ergibt sich, daß der Reichsrath seine Pflicht verläumt und ein ihm zustehendes Recht verfassungswidrig aufgegeben hat, als er den Landtagen die Ordnung des Landarbeiter- und Gesinderechtes ohne Kampf mit Hand und Haaren ausliefernte und ihnen auch noch dazu die Krankenversicherung im § 3 des Krankenversicherungsgesetzes als mühelose Beute überließ.

Was heute mit der Landarbeiterfrage geschieht, kann morgen in einer anderen Arbeiter- oder Agrarfrage geschehen, wo die Landtage — so beim Forst-, Fischerei-, Wasser-, Commassationsgesetz — noch bisher die in Reichsgesetzen vorgeschriebenen civil- und strafrechtlichen Bestimmungen respectiert haben.".

Wie aber die Landarbeiter- und Gesindefrage in den österreichischen Landtagen behandelt wurde, und welcher Unterlassungssünden sich der Reichsrath auch sachlich dadurch schuldig machte, dass er diese Competenzeingriffe so lange stillschweigend duldete, soll ein anderesmal an dieser Stelle kurz beleuchtet werden.

Dr. Hugo Morgenstern.

Bulgarien und die Banken.

Nur die äußerste Noth bestimmte die Bulgaren im Juni d. J. zur Annahme des ihnen von der mitteleuropäischen Bankengruppe vorgelegten Anleihe- und Conversionsvertrages. Nach dreijährigem Kampfe wider die Finanzmächte waren sie mürbe geworden. Sie selbst freilich hatten den Streit begonnen. Daß sie dabei in ihrer Unterschreiben die eigenen Kräfte überschätzten, war ihr schwerster Fehler. Leichtfertig glaubten sie, gleich mit dem ersten Versuche drückende Fesseln brechen zu können. Das Ergebnis war, daß sie nunmehr, wehrloser denn je, am Boden liegen.

Eisenbahnfragen bildeten im Jahre 1896 den Ursprung der Fehde. Seit der Vereinigung Ostrumeliens mit dem Fürstenthume empfinden es nämlich die Bulgaren wie einen Pfahl im eigenen Fleische, daß ostrumelische Eisenbahnlinien in der Länge von etwa dreihundert Kilometern in den Händen der rechtmäßig Baron Hirschschen Betriebsgesellschaft für die Orientbahnen sich befinden. Politische, wirthschaftliche und volkspsychologische Momente, zu welch letzteren der bulgarische Fremdenhaß gehört, vereinigen sich zu einer starken Gegnerschaft wider die Gesellschaft, zumal sich diese gegenüber allen Forderungen verschiedener bulgarischer Regierungen in Tariffragen, sowie auch hinsichtlich der Einführung der bulgarischen Sprache in den Betriebsdienst, der Unterstellung der Beamten unter die Landesgesetze, der Deckung der Ausgaben für die Staatscontrole u. s. w. stets ablehnend verhalten hat.

Im Jahre 1896 gingen die Bulgaren vom Wort- und Notenkreit zur That über. Die Corruptionswirthschaft im Lande stand damals in hoher Blüte. Sie machte sich vornehmlich auf dem Gebiete staatlicher Bauunternehmungen breit, weil für die Sucht, möglichst schnell reich zu werden, sich in Bulgarien sonst noch wenig andere Handhaben darbieten. Mit Unterstützung gewisser Minister, denen der schwache Ministerpräsident Stoilow keine Zügel anzulegen vermochte, wandten sich allerlei Freunde, Vettern und geheime Compagnons der Machthaber dem Eisenbahnbaue zu, und allerorten wurden Linien in der Absicht auf staatswirthschaftliche Bedürfnisse neue Linien in Angriff genommen. Fand man auf diese Weise, daß das Eisenbahnbauen gut sei, so kam man bald zu dem Schlusse, daß die Errichtung einer mit den ostrumelischen Orientbahnstrecken parallel laufenden Communenbahn noch viel besser sein müsse. Denn da hier man mehr Geld zu verdienen, sondern zudem noch der bulgarischen Gesellschaft ein empfindlicher Tort anzuthun. So wurde im Jahre 1896 die ostrumelische Parallelbahn unter großem Jubel

von der Sobranje votiert. Ueber die hiefür nöthigen Beträge machte man sich keine Sorgen. Im Jahre 1892 war mit der Länderbank die letzte Anleihe in der Höhe von 142 Millionen Francs abgeschlossen worden, wovon die Bulgaren bis 1896 bereits 94 Millionen erhalten hatten. Entgegen den ausdrücklichen Bestimmungen des Anleihevertrages, welcher über die Verwendung der Gelder genaue Vorschriften enthielt, wurde zur Deckung der Kosten dieser Traubahn ebenso wie einiger anderer im Vertrage nicht vorgesehenen Bahnen ein Theil der Anleihe in Aussicht genommen. Solcherart hintergieng man einerseits die Länderbank und benützte anderseits die von ihr erhaltenen Mittel zur Eröffnung des wirtschaftlichen Kampfes gegen das Orientbahnsyndicat, an dessen Spitze der Wiener Bankverein und die Deutsche Bank in Berlin stehen. Doch die Banken ließen sich nicht spotten. Hatte Bulgarien bisher mit zwei verschiedenen Bankengruppen zu thun, so zeigte sich bald, daß die in ihren Interessen bedrohten Finanzmächte sich zu einer geschlossenen Phalanx wider Bulgariens Herausforderung zusammenthaten.

Zunächst begann überall eine scharfe Hetze gegen bulgarische Werte. Bald war die sechsprocentige bulgarische Rente, die ehedem zeitweilig einen Curs von 110 bis 112 erreicht hatte, auf 94 und 92 herabgedrückt. Noch empfindlicher aber traf die Bulgaren der Umstand, daß von jenem Augenblick an alle Geldquellen der Welt für sie versiegt waren. Wo immer sie anpochten, blieben die Thüren verschlossen. Aus der 1892er Länderbank-Anleihe waren (pro 1897 und 1898) noch zwei Optionen mit Beträge von etwa 48 Millionen nominell oder 42 Millionen effectiv auszuüben. Die Bulgaren hofften, die Länderbank werde das Geld zur bestimmten Frist hergeben, aber sie täuschten sich. Die Lösung war ausgegeben worden, daß Bulgarien ausgehungert werden müsse, und die Länderbank behielt die Millionen, mit denen dem Staate in den sich bald einstellenden Verlegenheiten hätte geholfen werden können, bei sich. Von dem Zustande, in den Bulgarien dadurch gerieth, kann man sich nur schwer einen Begriff machen.

Es würde zu weit führen, hanzulegen, wie die inländischen Geldinstitute vom Staate geplündert, wie Bauunternehmer, Lieferanten, Waffen- und Kanonenfabriken mit Schadbons abgefeist wurden, wie Beamten- und Officiersgehalte nicht ausbezahlt werden konnten, wie man die von Staatsbehörden eingehobenen Verzehrungssteuerbeträge an die anspruchsberechtigten Gemeinden nicht abführte, wie die bulgarische Post den ihr aus dem internationalen Geldanweisungsverkehre erwachsenen Verpflichtungen gegenüber den ausländischen Postverwaltungen nicht nachzukommen vermochte. Wohl das beredteste Merkmal für die verzweifelte Lage des Staates bildete die Thatsache, daß Bulgarien einem wider Erwarten hilfsbereiten, außerhalb des Bulgarensyndicates stehenden Creditinstitute, nämlich der Breslauer Bank, für 3,689.700 Francs auf 80 Tage nicht weniger als 252.762 Francs, das heißt auf das Jahr umgerechnet, dreißig Procent zahlen mußte. Naturgemäß findet das deutsche Wuchergesetz an den Reichsgrenzen seine nämliche Beschränkung und vielleicht besitzt es gar nur für Creditoperationen unterhalb einer Million Geltung.

Soweit waren die Sachen gediehen, als das Ministerium Stoilow, dem bereits der Athem auszugehen begann, sich zu Friedensunterhandlungen mit dem übermächtigen Gegner bereit fand. In der That kam zu Beginn dieses Jahres mit dem Ministerium Stoilow ein Vertrag zustande, auf den jedoch hier nicht weiter eingegangen werden soll, da er aus Gründen, die von den Vertragsschließenden unabhängig waren, inzwischen hinfällig geworden ist. Bemerkenswert ist bloß die Thatsache, daß die Banken gleich bei Eintritt in die Verhandlungen mit dem Ministerium Stoilow (Juli 1899) dem bulgarischen Staat 17,750.000 Francs, zum Theil ohne Bestimmung der Verfallsfrist, aber gegen wertentsprechende Sicherstellung, vorschossen. Für die 17,750.000 Francs forderte und bekam man bulgarische Staatsobligationen in der Höhe von 36 Millionen Francs zum Pfande, und zwar mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß die Einlösung acht Tage nach Mahnung zu erfolgen habe, widrigenfalls die Banken berechtigt seien, das Pfand zu jedem erreichbaren Curse zu verkaufen.

Das im Februar dieses Jahres aus dem getretene Ministerium Grekow erklärte schon drei Tage nach seinem Amtsantritte von der Pariser „Banque Internationale“ namens der anderen Banken die Anfrage, wie es sich zur Begleichung des Vorschusses stelle. Hinzugefügt war, daß die Banken keine Rücksicht und Nachsicht üben würden, wenn die bulgarische Regierung sich nicht zum Abschlusse der Conversionsanleihe, welche bereits in den Abmachungen mit dem Ministerium Stoilow die Hauptrolle spielte, bereit erkläre. Das erste Wort, das die bulgarischen Delegierten weil Wochen später in Wien vernahmen, lautete kurzweg: „Ihre Conversion kenne wir immer, gnarieze Unterhandlung.“ Bulgarien sollte also gezwungen werden, seine verschiedenen sechsprocentigen Hypothekaranleihen, die sich bis zu jenem Augenblicke auf ungefähr 180 Millionen Francs beliefen, in einen fünfprocentigen Typus umzuwandeln. Das war jedenfalls ein auffallende Erscheinung, die wie eine verkehrte Welt anmuthete. Man sah, daß die bulgarischen Staatsgläubiger von ihrem Schuldner eine Verringerung des zinsfußes verlangten, indes die Bulgaren sich alle Mühe gaben, den Wohlthaten der Conversion zu entschlüpfen. Die beiden bulgarischen Delegierten in Wien hatten vielmehr bloß um die Gewährung einer neuen Anleihe von 60 bis 70 Millionen, indem sie zugleich die Bereitwilligkeit der neuen Regierung übermittelten, hinsichtlich der Paralle- und Orientbahnfrage den status quo ante herzustellen. Doch der Antrag, auf dieser Basis ein neues, glattes Geschäft abzuschließen, wurde von vornherein zurückgewiesen. Die Bulgaren wurden vielmehr genöthigt, den Banken das Recht zur Uebernahme einer Anleihe von 360 Millionen Francs zu fünf Procent und zum Curse von 89¼, einzuräumen, und sie mußten sich verpflichten, mit Hilfe dieser Anleihe und durch Vermittlung eben derselben Banken die bisherigen 180 Millionen sechsprocentigen Hypothekarschulden in fünfprocentige umwandeln zu lassen. Aus dem Reste der Anleihe sollen die schwebenden Schulden bezahlt und sechs Eisenbahnlinien, die im Vertrage namentlich angeführt sind, ausgebaut werden.

Zum Verständnisse dieser Haltung der Banken sei vorerst nochmals daran erinnert, daß die Länderbank bis zum December 1898 die beiden restlichen, auf 48 Millionen Francs nominell sich belaufenden Optionen aus der 1892er Anleihe auszuüben gehabt hat, den Termin jedoch unbenützt hatte verstreichen lassen. Nur etwa 3½ Millionen hatte sie hergegeben, so daß 45,590.000 Francs offen blieben. Jetzt trat die Länderbankgruppe dessenungeachtet mit dem Anspruche auf nachträgliche Zuerkennung ihres Optionsrechtes auf. Die bulgarische Regierung konnte nicht umhin, dieser Forderung zu willfahren, sie konnte sich aber auch nicht dagegen wehren, als die Länderbank im Anschlusse daran das Verlangen stellte, daß die Optionen gleichsam im Kleine, noch ehe sie das Licht der Welt erblicken, in die Convertierungsaction einzubeziehen wären.

Die Länderbank convertierte auf diese Weise sozusagen das Kind im Mutterleibe und sie machte kein schlechtes Geschäft damit. Aus der doppelten, das eine Mal bei der Option, das andere Mal bei der Conversion sich ergebenden Differenz im Uebernahmscurse resultiert für sie ein Mehrgewinn von fünf Millionen. Für die Bulgaren ein Verlust von fünf Millionen Francs. Aber auch abgesehen davon, sichert die Convertierung der Banken, welche die ganze Transaction für sich monopolisiert haben, einen bedeutenden Gewinn, wäre es auch nur, weil sie ihnen zu gegebener Zeit eine neue, sehr umfangreiche Emission gestattet. Für die Bulgaren jedoch hat die Conversion bis auf Weiteres gar keinen Sinn, da ihre Papiere im Durchschnitt mit kaum 93·50 notieren, und da die Conversion, infolge der Anpassung der Schuldsumme an den verminderten Zinsfuß, nur eine Erhöhung der bulgarischen Staatsschuld bedeutet.

So weit die finanzielle Seite des Vertrages, welche wenigstens den ausgeprägten bulgarischen Nationalhäutel nicht berührt. Viel mehr Widerstand, Erregung und Lärm im Lande verursachen jene Bestimmungen, die darauf ausgehen, die Nationalwirtschaft gänzlich von dem Willen der Vertragsbanken abhängig zu machen. Für fünf Jahre sind die Bulgaren gebunden, ohne Zustimmung der Banken keine neue Anleihe aufzunehmen, sowie keine neuen Eisenbahnen zu bauen, auf zwölf Jahre hinaus dürfen sie keine neue Convertierung ihrer Anleihen vornehmen. Nicht noch greifbarer Unbehagen betrachtet das Land die im engsten Zusammenhange mit der Anleihefrage zustande gebrachte Lösung des streitmelichen Eisenbahnstreites. Darnach wird das Parallelbahnproject fallen gelassen, allein ein Stück dieser Bahn, welches bereits ziemlich weit fortgeschritten ist (etwa 90 Kilometer), wird fertiggestellt und von der Orientbahn-Gesellschaft in Betrieb übernommen. Hatten sich die Bulgaren bei Beginn des wirtschaftlichen Kampfes der Hoffnung hingegeben, die Orientbahn-Gesellschaft lahmlegen, womöglich sogar aus dem Lande treiben zu können, so sehen sie sich jetzt genöthigt, dieser eine starke Position der Gesellschaft anzuerkennen, sondern noch einen Theil ihrer eigenen Bahnen den verhaßten Fremden zu überlassen.

Mit dem Conversions- und dem Eisenbahnvertrage haben die Banken ihren Fuß auf den Nacken des besiegten bulgarischen Fürstenthums gesetzt. Hatten die Bulgaren jedoch gehofft, durch diesen opfervollen Friedensschluß aus ihren finanziellen Nöthen gerettet zu werden, so sahen sie sich bald hinter enttäuscht. Sie selbst sind zwar durch den Vertrag auf acht Jahren hin gebunden, die Banken aber haben sich freie Hand gelassen, da eine Vertragsclausel ihrem eigenen Ermessen die Wahl des Zeitpunktes für die Emission der Conversionsanleihe anheimstellt. Mit Ach und Krach haben die Banken bisher im ganzen 32 Millionen Francs hergegeben, das heißt sie machten in erster Linie sich selbst von diesem Betrage bezahlt und verrechneten den Rest mit verschiedenen Gläubigern Bulgariens, wobei sie gleichzeitig, um den Bulgaren ja kein Bargeld einzuhändigen, die türkische Dette publique, an deren Cassiasande sie selbst das größte Interesse haben, der bulgarischen Regierung als unabweislichen Creditbetrag an den Hals hetzen. Doch die Bulgaren brauchen dringend bares Geld, sie sinken sich von den Banken im Stiche gelassen, sie haben seit zehn Wochen weder den drei Monaten die Beamten- und Officiersgehalte nicht ausgezahlt, und sie verlangen von den Banken, daß diese so schnell als möglich wenigstens einen Theil der Conversionsanleihe übernehmen und emittieren. Da treten denn die Banken, indem sie darauf hin

Digitized by Google

weisen, dass die Marktverhältnisse eine solche Emission gegenwärtig nicht gestatten, plötzlich mit allerlei neuen Bedingungen auf. An den erst zu Beginn voriger Woche zwischen den bulgarischen Ministern Natschewitsch und Tenew und den Vertretern des Bankhauses Stern in Wien gepflogenen Verhandlungen machten die Banken Vorschläge, welche auf die Installierung einer fremden Finanzcontrole in Bulgarien hinausliefen. Weiterhin forderten sie, dass, wenigstens für den ersten Theil der eventuellen Emission (50 Millionen), der im Vertrage festgesetzte Uebernahmsbetrag von 89½ um 10% herabgesetzt werde. Diese Bedingungen wurden rundweg abgelehnt und die bulgarischen Minister sind ohne Geld nach Sofia zurückgekehrt. Das Einzige, was sie mitbrachten, war die Zusage der Banken, dass sie mündlicherweise im Februar an die Emission der Conversionsanleihe schreiten werden. Bis dahin wird das durch Misswirtschaft, Missernte und durch die Missgunst der Banken dreifach geschlagene Land den dringendsten Geldbedarf durch eine Zwangsanleihe bei der eigenen Beamtenschaft zu decken versuchen. Auf diese Weise kommt jenes Wort zu seinem Rechte, welches während der im Februar d. J. gepflogenen Conferenzen der Vertreter der Pariser „Banque Internationale“ einem der bulgarischen Minister entgegenschleuderte, als dieser, um die Financiers milde zu stimmen, die Gefühlsklaite anfzog: „Lassen Sie uns“ — so rief der Mann — „mit diesen Geschichten freundlichst in Ruh'; wir sind nicht dazu da, um Philanthropie zu treiben, sondern wollen wissen, was wir verdienen!“

Sofia. Adolf Rothen.

Die wiedererstandene Mitrailleuse.

Eine artilleristische Betrachtung zum Boerenkrieg.

Der jetzt entbrannte Kampf zwischen Großbritannien und den beiden südafrikanischen Republiken wird den aufmerksam zuschauenden europäischen Militärs Antwort auf manche schwebende Frage geben, die herrschenden Anschauungen theils bestätigend, theils berichtigend. Unter diesen Fragen möge zum Beispiel angeführt werden die Ansicht, dass ein Volksheer wie das der Boers wohl in der Vertheidigung erfolgreich sein kann, aber bei den Mängeln seiner Organisation, insbesondere bei dem Fehlen eines organisierten Trains, eine strategische Offensive von einiger Dauer nicht durchzuführen vermag, ferner die anscheinend wohlbegründete Annahme, dass ein Volk, welches, wie gegenwärtig die Boers, gegen 20 Percent seiner Bevolkerungszahl unter die Waffen stellt, bei dem hiedurch unumgänglich bedingten völligen Darniederliegen aller erwerbenden Beschäftigung, nicht längere Zeit im Kriegszustande zu beharren vermag“ u. i. m. An technischen Fragen wird die von besonderem Interesse sein, wie die von beiden Heeren geführten Marim-Maschinengewehre — die modernen Mitrailleusen — sich bewähren werden, da es das erstemal ist, dass die Heere zweier Culturstaaten sich im Landkriege beiderseits dieser Geschütze bedienen und die europäischen Heere des Continents sehr ernstlich der Frage nahegetreten sind, ob sich deren Einführung empfiehlt. So hat man schon in Deutschland verschiedene versuchsweise Jäger-Bataillone damit versehen, die jene Waffe auch bei den letzten Manövern mitgeführt haben; die Schweiz hat ihre Reiterei endgiltig mit Marim-Mitrailleusen ausgerüstet,*) heißt sie auch für den Gebirgskrieg; und in Oesterreich soll die Frage der Einführung von Maschinengewehren ebenfalls ernstlich erwogen werden.

Beide kriegführende Parteien sind mit diesen Waffen versehen, bei den britischen Truppen wie Colonialtruppen soll fast jedes Bataillon und jede Cavallerie-Regiment eigene Marimgeschütze, Bezeichnungsweise Marim-Maschinengewehre führen, und dass die Boeren damit ausgerüstet sind, zeigt der Umstand, dass die Engländer im Gefecht bei Dundee ein solches demontiertes Geschütz genommen haben sollen. Im ganzen soll die Feldartillerie der Boeren aus 8 Batterien mit zusammen 12 Schnellfeuer- und 10 Marimgeschützen Maschinengewehren bestehen. Es ist allerdings in unterschieden zwischen dem Marim-Nordenfelt-Geschütz und dem Marim-Maschinengewehr, auch Marim-Mitrailleuse genannt. Die Marim-Nordenfelt-Kanone ist ein Gebirgs- und Bataillonsgeschütz von 37 mm Kaliber, welches in vier Tragtheilen auf Packpferden befördert wird. Das Geschütz [illegible] Mitrailleuse [illegible] Kaliber [illegible] Feldartillerie [illegible] Feldbatterien [illegible] Boers [illegible] Feldbatterien [illegible] Feldbatterien [illegible] Feldbatterien

600 Schüsse in der Minute abgeben, wirken also gleich 30 Schützen, wenn man annimmt, daß jeder derselben in der Minute 20 gezielte Schüsse abzugeben vermag. Da sechs Mann als Bedienung abzurechnen sind, so würde die Wirkung gleich der von 24 Schützen zu berechnen sein, wobei noch der Vortheil bleibt, daß das Geschütz kaum den Raum von drei Schützen einnimmt. Als Vorbedingung der Brauchbarkeit solcher Geschütze muß aber erachtet werden, daß dieselben leicht transportabel sind und nur eine geringe Treffäche bieten. Diese Voraussetzung trifft bei den deutschen wie bei den neuen englischen Maschinengewehren zu, welche von einem Manne in stehender Stellung gerichtet werden und über den Erdboden nicht höher als ein knieender Mensch hinausragen. Immerhin werden sich diese Maschinen in der Schützenlinie sehr bemerkbar machen, und man kann wohl annehmen, daß die bei Boxers-Schaeschützen sie erfolgreich aufs Korn nehmen werden. Auch haben die schützen Maschinengewehre, welche die Engländer führen, ihre Niederlagen bisher nicht abzuwenden vermocht. Es ist eben die alte Sache: der Krieg wird mit Menschen, nicht mit Automaten geführt, besonders im Feldkriege und im schwierigen Gelände.*) Wenn Maschinen ausschlaggebend wären, so würde die Abrechnung Englands mit den Boeren wohl kurz werden, aber auch diese furchtbare Waffe wird ihren Wert den Boeren gegenüber, welche jeden Schuß mit der Ruhe des tapferen niederdeutschen Mannes abgeben und die Bedienung wegpupen, wesentlich einbüßen.

Sollten die Mitrailleusen allgemein zur Einführung gelangen, so würde dies die Rückkehr bedeuten zu dem System der Regimentsgeschütze im vorigen Jahrhundert, wo der Infanterie dreipfündige Geschütze organisch zugetheilt waren.

Berlin. Generalleutnant z. D. von Pelet-Narbonne.

Eine Fahrt über den cilicischen Taurus.

Von Paul Rohrbach (Berlin).

(Schluß.)

Von hier an tritt die Straße in den eigentlichen Taurus ein. Zur Rechten erhebt sich wie eine ungeheure zackige Mauer im hellen Sonnenschein der schroffe, kahle Bulgar-Dagh; zur Linken steigt ein breiter, hoher Bergrücken auf, an dessen Fuß, einem linkswärts fließenden Bache folgend, unser Weg sich hinzieht. Bald ist man mitten in den Bergen, und die Beschaffenheit der Straße verändert sich sehr. Es ist kaum noch möglich, mit dem Wagen fortzukommen. Wir müssen lange Strecken zu Fuß gehen, und schließlich bleibt nichts anderes übrig, als fast das ganze schwere Gepäck gegen die Verheißung eines augenscheinen Rakschiekes auf eine vor uns fahrende Araba anzuladen, die derber und fester gebaut ist als unser auf vortreffl ichen, aber leichten Federn schwankender Wagen.

Mitten in einem engen Bergkessel liegt das Wachthaus Tschifte-Chan mit einer Sapichtation, und unsere Escorte wechselt. Eine Menge Ruinen aus verschiedenen Zeitalteln kennzeichnet die Wohrigkeit dieser kleinen Thalerweiterung in militärischer Hinsicht. Der Fluß verschwindet hier in einer nur wenige Meter breiten Schlucht mit senkrechten Wänden, und die moderne Straße macht einen großen Umweg durch die Berge. Trotzdem sieht man einen alten, in die Felsen gebauenen Pfad in jener Kluft verschwinden. Anderthalb Stunden hinter Tschifte-Chan führt eine hölzerne Brücke über den Fluß; am Wege steht ein kleines Kahveh, ein luftiges Häuschen aus Brettern und Stangen, wo man rasten und sich an Weintrauben, Melonen oder türkischem Kaffee erquicken kann. Solche „Restaurants“ gibt es häufig an den großen anatolischen Karawanenwegen. Der Thal-Grund ist enger, und die Wände werden höher. Hier in die Straße paradiert, eine Chaussee erster Classe, und wir zagen in schlanktem Trabe vorwärts — rechts in der Tiefe brauset und schimmert der Fluß, und drüben an der andern Thalwand zieht sich als ein horizontales Band, wie mit der Setzwage nivelliert, der dunkle Streifen der alten Römerstraße hin. Die Straße wendet sich, und nun kommt durch das tiefe, nach Süden verlaufende Querthal im Gebirge der warme, feuchte Luftbauch des Mittelmeeres herangeweht. Jetzt ragen die Berge kahl, wirklichen Wald mit hohen Stämmen, Blättern und Laubholz; ein überwältigender Anblick nach unserem zwei Monate langen, ununterbrochenen Reiten und Fahren vom Mankalus bis zum Taurus, durch Landschaften, in denen reitetehohes Eichengestrüpp, an Wasserbalken gepflanzte Pappeln und knorrige Aprikosenbäume schon ein seltenes Labsal für das deutsche Auge gewesen waren. Es ist ganz unbeschreiblich, wie freudig, wie beiretend der lang entbehrte Wald auf uns wirkte.

Da liegt die Straße um einen Felsen, und ein gewaltiger Bogen überspannt den Fluß: Al-Meyrin, die weiße Brücke Abrahim Paschas, der große Stiefsohn Mehemed Alis von Aegypten, ließ sie erbauen, um sein schweres Geschütz zum Kampfe gegen die Feldherrn des Sultans in Constantinopel hindurchschaffen zu können. Jene Kämpfe zwischen den Türken und Aegyptern in den Dreißigerjahren unserer Jahrhunderts wurden bekanntlich die Veranlassung dazu, daß der Sultan preußische Officiere als Ratgeber für seine Heere berief. Auch Moltke ist damals bis an die nördlichen Borberge des Taurus gekommen, und in jenen Tagen wurde der erste Grund zu der jetzigen deutsch-türkischen Freundschaft gelegt.

Spät am Nachmittag traten die Felswände etwas auseinander, die Straße verließ den Chalia-Su, und wir fuhren in einen einsamartigen Thalessel ein. Diese Stelle ist von altersher bis auf den heutigen Tag die Grenze zwischen dem centralen und dem Mittelmeergebiet Kleinasiens, zwischen Cilicien und Kappadocien. Hier lag im Altertum die Station Podandus; noch heute heißt der große Chan, in dem wir unser Nachtquartier aufschlugen, Bozanti. Ueber ihm auf einem Berge liegen die Ruinen eines aus schwarzem Marmor erbauten Schlosses; an den Felsen darunter haben Kreuzfahrer, die diese Straße zogen, viele kleine Kreuze in das Gestein gehauen. Ihre Zelte standen auf der grünen Wiese vor dem Chan, die heute so still in ihren gewaltigen Bergrahmen gebettet daliegt, und ihre Rosse haben den Rasen zerstampft, unter dem so mancher deutsche Reitersmann mit dem rothen Kreuz auf der Schulter damals begraben worden ist.

Nachts schien der Mond hell durch die rissigen, morschen Bretter, die unser Fenster verwahrten, und der Wind strich um das Haus. Auf dem Hofe des Chans stampften und wieherten die Pferde; langsamen, lautlosen Schritts zog eine endlose Kameelkarawane vorüber — nur die dumpfen Glocken am Halse der Thiere verriethen ihr nächtliches Nahen — und im Traumgesicht sahen die Reiter- und Hypolpsiten Alexanders mit dem König an der Spitze südwärts ziehen, um die schimmite Stelle des Passes, die Pylen, in wuchtigem Anprall zu nehmen, während das Hauptheer am Nordeingang der Straße abwartend lag.

Sieben Uhr morgens — fünfter Reisetag seit Cösarea — Aufbruch von Bozanti-Chan! Hassans Pferde hatten sich fattgefressen und ausgeruht, Madat erstand für unverschämt theueres Geld noch ein Paket Tabak vom Chandschi, denn ohne Rauchen sah er das Leben als eine bloße Schale ohne Inhalt an, sein Tabak aber war ohne unterwegs ausgegangen. Bei Bozanti mündet ein directer kürzerer Reitweg von Cäsarea nach den Pylen auf die große Straße; von hier an indwärts wird der Verkehr immer größer, lichter, imposanter. Zwischen Bozanti und der weißen Brücke erleidet der Hauptkamm des Taurus eine plötzliche Einsenkung von 2500 bis auf 1100 Meter. Dies ist die eigentliche Breiche in dem Hochgebirge, durch die der Fluß und die Straße hindurchziehen: aber trotzdem wird jenseits Bozanti der Charakter der Gegend, wenn auch die hohe Centralkette dem von Norden her Kommenden bereits im Rücken liegt, noch wilder und greifiner. Der Weg verläßt das zwar direct auf Adana laufende, aber mühsamen anzugängliche Thal des Sarus oder Chalia-Su und wendet sich nach rechts, dem kurzen eines kleinen Baches folgend, der sich in den Sarus ergießt, in steiler Steigung bergauf, um einen Seitenkamm des Bulgar-Dagh zu überschreiten. Die Steigung war so stark und der Weg wieder so schlecht, daß alles aussteigen mußte. Wie giengen zu Fuß langsam bergauf: vor uns langte und schwankte der Wagen mit seinem hohen Verdeck auf den elastischen Federn über die Steinblecke auf der Straße wie ein Boot im Wellengang auf hoher See, und Hassan Effendi ritt nach jedem neuen Umsprung auf dem die Schmalen und Reffects. Links in der Tiefe rauste uns ein schäumendes Wasser entgegen, und jenseits der Schlucht, auf deren Grund es floß, stieg eine prachtvolle mannigfaltige Bergwelt in wunderbarem Schmucke empor. Auf einen Kuppen und Rämmen, auf ihren Abhängen, in ihren Schluchten und Gründen wuchs in verschwenderischer Fülle und in allen Größen vom jungen Schößling bis zum alten Recken der fruchtreiche, prächtige Baum des Morgenlandes, die echte Libanonceder. Ungeheurer Exemplare von Lebensbäumen mit mannsdickem, hohem Stamm und eine mannshohe, aber nicht an die Schönheit der Cedern heranreichende, dunkle Kiefernart mischten sich darunter, und ein üppiges Gewirr von immergrünen, fremdartigen Sträuchern verwebte dichten das Bild einer von den warmen, feuchten Winden des Mittelmeeres genährten, südlichen Hochwaldvegetation.

Zum Lau ein Stücklen etwas besserer Weg, aber schon nach zehn Minuten sieh Hassan seine Pferde wieder in Schritt fallen; eine endlose Reihe von Kameelen bewegte sich vor uns her, Angesichts der Schwierigkeiten der zahlreichen, kleinen, halbbyzantinischen Chans in kameelischer Nachbarschaft, die in Tauens ihre Sommerweiden und Winterlager haben, spien mit Sack und Pack zu allen tiefer gelegenen Niederlassungen hinab. Die Kameele waren beschimpft mit Hanfstrick und Seilgezank, dazu mit einer Menge kleiner Kinder, die wie angeklebt hinten an der Bürde des Hordes mit gepreßten Beinchen saßen. Lebhaftes, Modernes, große zimmerne Schaukeln, Kleidungsstücke, Decken und Waffen waren in dunklen Tuchmantel angeladen, und über das Ganze gebreitet hingen mit Stricken, Tauben daran befestigte Feldflaschen zu beiden Seiten lang herab. Die Führte und dem Rücken,

*) Auch deutsche Generale erachten einen Vorzug der Gewehrfeuer, welche von einem Mann gerichtet werden, für nicht vorhanden. Wie sagt Moltke in seinen Kriegslehren? „Ein Gewehr, das von einem Mann gerichtet wird, ist nicht mehr als ein Gewehr, das von einem Mann getragen wird.“ Die Redaction.

Digitized by Google

den Stock in der Hand, schritten die schwarzhaarigen, bärtigen Männer neben ihren Thieren einher, in Haltung und Blick frei wie Fürsten; neugierigen Blicks und verstohlen kichernd neben ihnen die Frauen. Mit Mühe kamen wir an dem langen Zug vorbei. Unbeschreiblich süß und milde wehte es von Süden herauf, als wir die Höhe des Joches erreicht hatten. Bewundernd schweiften die Blicke, soweit das Auge von oben reichte, über weit sich dehnende dunkelgrüne Wälder hergaus, bergab, und blieben dann an weißgrauen steilen Klippen, dazwischen an langen senkrechten Felsabstürzen und hellen Mattengrün haften. Mit jedem Athemzug, mit jedem Augenaufschlag, mit jedem Windhauch, der um die Wange strich, drängte sich der Süden berückend, schmeichelnd, lockend in alle Sinne; die warme, weiche, blauende Welt des Mittelmeeres streckte ihre Arme dem Nordländer, dem Sohn der Dünen und der Heide, zum fröhlichen Empfang entgegen!

Nun ging die Straße zu fallen an. Ein neues Gewässer erschien zur Rechten, nach Süden hinabeilend: Gülek-Tschai, ein Quellbach des Cydnus, der durch Tarsus fließt. Zur Linken stieg ein mächtiger Kegel auf, der Burgberg von Anasches; zur Rechten hob sich die breite Flanke des Bulgar-Dagh terrassenförmig in grünen, verklüfteten Massen zu dem hinter den steilen Vorhöhen verborgenen, nackten Hauptkamm der Centralkette empor, nach vorwärts aber gieng es in ein tiefes, rasch sich senkendes Thal hinab, der engsten Stelle, den Pylae Ciliciae, zu. Rascher rollte der Wagen und rascher, erwartungsvoller schlugen die Pulse; mit wachsender Spannung spähten wir bei jeder Biegung des Weges, die eine neue Aussicht eröffnete, vorne zum Wagen hinaus und beobachteten, wie die Hochwände immer enger zusammen und der Talwirkstellende Fluß auf dem Grunde in immer schnellerem Falle, stärker und stärker rauschend, zu uns hinaufstunde. Da erweiterte sich die Scenerie ganz unvermuthet nochmals zu einer Art Hochebene, und zu beiden Seiten des Weges zeigten sich verfallene Festungswerke. Es waren die Batterien Ibrahim Paschas, die, seinerzeit mit ungeheuren Kosten errichtet und mit hundert schweren Geschützen armiert, die Nordgrenze des getränkenen, ägyptischen Großreiches vom Ghartum bis zum Taurus hier verthedigen sollten.

Hoffnungslos zeigte uns an verschiedenen Stellen alte Thürme, die, nur von einem kundigen Auge leicht aufzufinden, auf den Berghöhen lagen — „arabische“ Schlösser nannte er sie. Arabistan ist hier Aegypten; man sieht, wie schnell die Legende arbeitet! Noch sind es keine 70 Jahre, dass Ibrahim Pascha hier stand, und schon werden alle alten Bauwerke in der Gegend des Passes den Aegyptern zugeschrieben. Dass einst wirkliche Araber, die Heere der Abassiden, durch die ciliesischen Defilees zogen, davon ahnt hier natürlich keine Seele etwas.

Bald hinter den alten, ägyptischen Batterien liegt die Station Gülek — ein Wachthaus mit einem Saptiehposten und Pferden zum Wechseln für die reitende Post und für die Regierungsbeamten. Strahlender Sonnenschein lag über der imposanten Landschaft: die tausend Meter hohen, hellgrauen Felswände ruckten immer näher von beiden Seiten zusammen, und über das tiefe Thal, das immer mehr den Charakter eines heißwandigen Cannons annahm, spannte sich das jenseitend blaue Gewölbe des Himmels mit tiefblauen, weißen Wölkchen darauf, als ob es eine durchsichtige Riesenkuppel, oben auf den gigantischen Stutzmauern der Schluchtränder aufgesetzt, das Felienthal überdachte. Ueberall, wo ein Baum, ein Strauch, eine Ranke Fuß und Wurzel fassen konnte, kletterte, anall und hyd sichs in hellem und dunklem Grün aus den phantastisch zuhanen Formen des hellen Gesteins zum Licht empor; eine wunderbar ästhetische Farbenwirkung von höchster Zärtheit zu der markirten Bewegung des hinreißen Empfindens an diesem Orte, wo der Weltgeist sich so hoch emporgebauet ist, wie sonst an wenig Stellen auf dem Erdball.

Zuletzt sieh unsere Spannung nun fast gar nicht mehr auf die nähere Umgebung achten, sondern concentrierte sich ganz und gar auf den Moment, wo vor die Pylen selber zu Gesicht bekommen wurden. Nur eine Beschallung hemmte sich noch daneben mit zwingender Gewalt in uns los: Bei jedem Steinbloch, bei jeder Felsecke, bei jeder Cascade des Flusses trat nur der Macedonenkönig vor Augen, wie er mit seinem kleinen Streifcorps zu Alexander dem Großen zurückeilte, nur die Perser in den Pylen zu überwältigen, bevor sie seinem Anmarsch empfangen

Jetzt endlich kommt die letzte Biegung des Weges vor dem Eintritt in die Enge, und wir sind in den Pylen! Ich ließ halten; ich stiegen aus, Hassan mit dem Wagen sahs langsam voran und mit Vorsicht Stelle nahmen wir die grandiose Scenerie des Thales in uns auf. Furchtbar zerklüftete Felswände ragten neun in den Grunde eines engen Thales, auf dessen Boden ein Bildwasser rauschend wirrig, auf beiden Seiten in schwindelnder Höhe empor. Alles in die Schlucht mit wenige Platten hoch und breit von Mann neben dem Flusse überhaupt keinen Durchgang mehr, oder auf der rechten Seite in, vom Grunde des Gebirges aus, eine Art Damm aus unbehauenen Steinen hin in die Höhe gethürmt, und die so geschaffene Gangstraße war kaum noch auch Fuß-gängern des unwissenden Gebirges noch auch in die enge Enge

Felsens hinein soweit verbreitert, dass ein Wagen hindurch fahren kann. Ein großer Theil dieses Straßendammes ist alt, anderes erst in diesem Jahrhundert neu hergestellt, und das Ganze wird fortgesetzt verändert. An der engsten Stelle ist die Straße ganz in die Felswand hineingehauen, und hier steht noch ein aus dem Gestein herausgearbeiteter, römischer Meilenstein von Mannshöhe, daneben mehrere verwitterte Votivsteles mit ganz unleserlich gewordener, anscheinend griechischer Schrift. Das sind die eigentlichen Pylen oder Thore, so genannt, weil im Alterthum wahrscheinlich in der That gewaltige Thorflügel und eherne Riegel den Engpass schlossen. Bei dem Meilenstein und den Steles liegt die moderne Straße auch noch genau im Niveau der alten; so wie man heute an die Inschriften herantritt, genau so that man es auch vor zweitausend Jahren — auf dieses selbe Stück Boden haben buchstäblich die Füße aller Vorüberziehenden getreten, seit ein Weg hier überhaupt gebahnt ist.

Der allerengste Theil der Passage ist nur etwas über hundert Schritte lang; davor und dahinter ist die Schlucht zwar immer noch so eng, dass ein Baumstamm unten als Brücke von Wand zu Wand dienen könnte, aber sie ist nicht mehr geradezu mit einem einzigen Thor zu sperren. Unbeschreiblich wilde Felsenkrämmer liegen unten im Flussbett, theils durch das Wasser herabgewälzt, theils aus der Höhe niedergestürzt; in wirrem Chaos übereinander gethürmt, mit Bäumen, Strauchwerk und Schlingpflanzen bewachsen, macht das Ganze in Wirklichkeit den Eindruck, als ob ein Heer von Reisen diese häusergroßen Massen von oben heruntergeschleudert habe, um den anbrängenden Feind in der Enge zu zerschmettern. Ueberall an den Felsen, auch an ganz unzugänglichen Stellen in großer Höhe, sieht man Nischen, die ausgehauen Inschriften bergen, und auf dem größten gekürzten Block ist eine — ohne Leitern allerdings nicht zu lesende — Inscription des Kaisers Marcus Aurelius Antoninus sichtbar.

Unser braver Madat wunderte sich im Boghas dass ist der türkische Name für die Pylen — der ganze Paß heißt daher Gülek-Boghas — über nichts mehr, als über die großen Bäume, die aus den Felsenritzen hervorwachsen. „Was für eine Menge Holz! Klein, wie können dort Bäume wachsen! Wenn ich dies Holz in meiner Heimat hätte, wäre ich ein wohlhabender Mann — solch ein Baum allein kostet in meinem Dorf Zghur zwanzig Rubel!“ Es war wohl das erstemal in seinem Leben, dass er, in der waldlosen transkaukasischen Steppe geboren, solch eine Fülle wildwachsender, mächtiger Waldbäume sah, wie sie hier im Taurus seinen Blicken sich darbot. Nun der Menschen Geister sind verschieden. Madat staunte den Baumwuchs in den Felsenklüften an und schätzte den Geldwert dieser Holzer in seinem Dorf, unsere Gedanken aber durchflogen drei Jahrtausende.

Was haben diese Felsen nicht alles gesehen — welcher Männer Fuß hat diese kaum wagenbreite Straße betreten! Lange bevor Salomo den Tempel von Jerusalem baute und die Griechen um Troja stritten, drangen die räthselhaften Chati hier aus Kleinasien nach Cilicien und Syrien hindurch, und fünf Jahrhunderte später giengen assyrische Heereszüge in entgegengesetzter Richtung auf das kleinasiatische Plateau hinauf. In den Kriegen, die das persische Großreich schufen, hat der Boghas, soviel wir wissen, keine Rolle gespielt; für die Zerstörung des Perserreichs aber hat er eine verhängnisvolle Bedeutung, denn Cyrus der Jüngere und Alexander haben ihn benutzt. In der Diadochenzeit und während der Epoche des römischen Imperiums lief in Krieg und Frieden die stärkste Verkehrsader zwischen Kleinasien, Syrien und den Euphratländern durch die Pylae Ciliciae: Antigonus, Cicero, Marcus Antonius und Julianus Apostata haben ihre Armeen hindurchgeführt; in den Kriegen der Byzantiner mit den Arabern stürzte die Boghas des Kampfes zwischen Taurus und Twana wohl ein Jahrhundert vor- und rückwärts; dann kamen die Seldschuken und die Kreuzfahrer, die ruheudischen Könige von Armenien und die Regimenter Ibrahim Paschas. — Mit dem Anden an die aus der Felswand herausstretende Halbinsel des Meilensteins getheilt, blickt ich bald auf die Straße und den Fluß, bald in die Schlucht und zu den Felsen drüben empor. Es hat etwas Schwanes, sich Bekennendes und dann doch wieder Verheimlichendes: auf diesem Quadratmeter Felsen haben Alexander von Größe und Darius al Kodomi gestanden! Dazwischen freilich ein Gewimmer als sie, zum mindesten einer, der die Spuren seines Lebens tiefer als sie in die Zuge der Welt gedrückt hat — Paulus von Tarsus!

Wir blieben lange in dem Engpass, länger als unsere Leute begriffen. Jenseits der Pylen fährt man noch eine Weile im Gebirge; dann fängt der rauhe Absieg zur ciliesischen Ebene an. Gülek-Boghas liegt 1100 Meter hoch; vier Stunden später waren wir bereits unten in der Küstenebene, der alten Cilicia Pedias. An der Frühe des siebenten Tages tauchte Tarsus auf; zehn Minuten vor der Stadt führen wir über die Schienen der Eisenbahn, die den Hafenplatz Mersina mit Adana verbinden. Sie sollte den Anfang der großen englischen Euphratbahn über Ifos und das Amanusgebirge nach Biredschik, dem alten Zeugma am Euphrat und weiter nach Bagdad bilden. Jetzt wird wohl kaum ein Jahr-

zehnt darüber vergehen, bis deutsche Locomotiven von der Stadt des Paulus, an den Wasserfällen vorüber, in denen Alexander der Große gebadet hat, ihren Weg nach den alten Königsstädten der Babylonier, der Achämeniden und der Khalifenresidenz am Tigris nehmen. Der Pfiff des Dampfwagens in den elitistischen Thoren! Ein Triumph des Abendlandes, der herangewachsenen Kochter über die alte Mutter der Menschheit im Osten — eine bedeutsame Etappe vorwärts in der Wiedereroberung einer Weltstellung für das Germanenthum — und doch: dank sei dem gütigen Schicksal, das mich den Boghaz noch sehen ließ, bevor das blanke, stählerne Doppelband der Schienen den Taurus in Fesseln schlägt!

Wiedergeburt der italienischen Literatur.

Italien hat sich seit dem Cinquecento, was den Reichthum seines Innenlebens angeht, noch nicht wiedergefunden. Und gerade der Charakter des Cinquecento bedeutete den reinsten Ausdruck unserer Rasse. Der lateinische Geist hatte, seitdem er unter Rom sich zum ersten male stolz entfaltete und Herr wurde über die Welt, bis zur Renaissance keine so kräftige und schöne Blüte gezeitigt; er ist nach jener Zeit bis in unsere Gegenwart nicht mehr zu derselben Höhe gediehen. Eine lange Nacht nach einem leuchtenden Tag! Der Wiederaufschwung am Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts war ja nur flüchtig und betraf, darf man sagen, allein die Dichtkunst. Leopardi schuf eine wunderbare Prosa, und nur er Manzoni und die Romantiker seiten den fast unheilbaren Wiederverfall ein. . . . Erst Giosuè Carducci erneuert in den letzten dreißig Jahren die italienische Prosa und Poesie. Lorenzo Stecchetti versucht gleichzeitig den französischen Naturalismus bei uns einzubürgern. Aber trotz des Enthusiasmus, dem er begegnet, und trotz einer für seine Zeit bemerkenswerten Derbkunst kommt er über einen Abklatsch Baudelaires nicht hinaus. Verga und Capuana versuchen das Gleiche für den Roman und die Novelle. Fogazzaro leitet etwas später eine mystische und theologische Literaturbewegung ein, die vergeblich das katholische Christenthum und moderenes Empfinden zu versöhnen sucht. Enrico Panzacchi dagegen bewegt sich im Rahmen einer klarsichtigen, eleganten, weltmännischen Dichtkunst, die zwar ungetheilte Bewunderung findet, aber keine Schule macht. Gabriele d'Annunzio führt dann die italienische Literatur zu einer ungewohnten, wundervollen stilistischen Vollkommenheit, und Giovanni Pascoli gelingt es endlich, mit seinen tadellosen Versen und seiner oft extravaganten Ausdrucksweise gewisse Gefühlstöne anzuschlagen, die ihm allein eigenthümlich sind.

Doch hier drängt sich eine Frage auf. Ist das italienische Volk auch imstande, diese neue Kunst zu verstehen und sich zu eigen zu machen? Es läßt sich kaum zur annehmen: abwarten, bis der Versuch gemacht und das „erlösende" Buch erschienen ist. Wenn die große, collective Psyche noch nicht erschüttert worden, so rührt das eben daher, daß man zu ihr noch nicht in ihrer Ursprache geredet. Wenn sie indessen seit einigen Jahren weniger rief zu schlummern scheint, was ist der Grund? Die Worte des Poeten sind nach und nach doch ein wenig verständlicher und wahrer geworden.

Ich möchte nicht, daß man mich nach dieser Einleitung für einen Parteigänger der sogenannten demokratischen Kunst hält. Wenn ich auch nicht soweit gehe wie die französischen Symbolisten, die ja das Evangelium des elfenbeinernen Thurms und des „Buches für einen" predigten, so halte ich doch immerhin daran fest, daß der Künstler ein Priesthum der Schönheit sei und seine Kunst aristokratisch. Aber das Buch, das vom Poeten kommt als ein natürlicher und fesselnder Ausdruck seiner Individualität, soll wenigstens, wenn anders er beim Schaffen auf die geheimnisvolle und starke Stimme seiner Rasse gelauscht, imstande sein, auf die Menge zu erschüttern und aufzurütteln.

Diese Auffassung vom Kunstwerk innerhalb solchethin all das, was man in Italien und Frankreich über eine kosmopolitische Kunst gelogen und geschrieben, eine Kunst, in der die mannigfaltigsten Essenzen des menschlichen Geistes sozusagen in derselben Retorte durcheinander vermengt werden. Das war der unfruchtbare, irre Traum fast aller italienischen Literaten der letzten Jahre: Ugo Ostetti des Theoretikers, Gabriele d'Annunzios des Praktikers!

D'Annunzio hat zweifellos wundervolle Werke geschaffen, aber sie sind leider in Geschmack und Tendenz zu unbestimmt, zu bunt. Es hilft nichts, daß Picconte de Vogüe in seiner berühmten Studie in der „Revue des deux Mondes" die schöne, weiße, lineare Seele der italienischen Renaissance in ihm wiedergeboren glaubt. Es hilft nichts, daß thatsächlich sein erster Roman „Il Piacere" wie von Duft und Geist des Cinquecento durchhaucht ist. Er hat sich doch anfangs vom Wahn eines grandiosen Kosmovolitismus bethören lassen und später von der Schwindt nach einer Renaissance im religiösen und heroischen Sinne der Hellenen. Ich glaube, das wenige Naturen je so bereit waren, wie die seine, vollkommen sich widersprechende und entgegengesetzte Eindrücke in sich aufzunehmen. Es wird das vielleicht daher, daß d'Annunzio ein perverdichter Bedürfnis fühlt, sie in Harmonie zu bringen. Trotzdem ist d'Annunzio, mag er es in seinen Werken nicht immer scheinen, einer der ausgeprägtesten Typen der italienischen Rasse. Würde die Inspiration zu seinen Dichtungen, statt vom Ausland und überhaupt von anderen Schriftstellern ihm zuzuströmen, seinem eigenen Innern entströmen, sicher würden seine Werke mehr als alle anderen, die seit dreißig Jahren erschienen, einen ausgeprägt italienischen Charakter aufweisen. Aber wenn bei ihm der Inhalt rage und unbestimmt ist, so gilt das Gleiche nicht von der Form. Denn die neue Renaissance, die von Carducci ausgieng, ist bei d'Annunzio zu solcher Vollkommenheit geführt, daß sie zuweilen bereits wieder mit ihrem überflüssigen Raffinement die Merkmale der Decadenz zu sich trägt.

Ja, der Decadenz! Doch dieser Verfall kann unmöglich schon die absteigende Linie des Aufschwungs bedeuten. Er wäre zu kurz gewesen. Nein, nach dem großen Wiederaufschwung, den der Wille und die Thatkraft eines noch immer nicht richtig gewürdigten Einzigen, Carducci, gezeugt, liegt es über Italien nur wie eine Periode der Betäubung, der Mattigkeit und vor allem des Suchens. Die berühmte Phrase d'Annunzios „entweder Wiedergeburt oder Tod" ist der offenbarste Ausdruck für dieses beklommene und doch so nützliche Umherlasten. Gerade d'Annunzio aber hat inzwischen, was die Ziele und die Gedankenwelt seiner eigenen Kunst anbelangt, wenigstens im Drama, einen großen Schritt in der Richtung vorwärts gethan, zur „Wiedergeburt" hin. Er hat den Norden mit seinen Schrecken und den unklaren Umrissen und Visionen verlassen, er hat die übertriebenen Finessen und die Absonderlichkeiten der französischen Symbolisten von sich geworfen und endlich auch die Unebenheiten des Zarathustra. Er hat von Nietzsche nur die glühende Liebe für die Hellenen sich bewahrt und den Glauben an die blindwüthende, wunderthuende Kraft des Fatums. Eine vorwiegend lyrische Natur, ist er fasciniert von der darstellenden Lyrik der antiken, griechischen Tragödie und hat seinerseits versucht, sie in modernem Sinne wiedererstehen zu lassen. Es ist hier nicht der Ort, seine Dramen, die in Italien zu viele Enthusiasten und zu viele Feinde gewonnen haben, kritisch zu besprechen. Aber wohl ist es angezeigt und nothwendig festzustellen, daß ihn dieser Uebertritt vom zeitgenössischen Norden zu dem, wenn auch classischen alterthümlichen, Süden, um ein großes Stück dem wahren Ziele näher gebracht. Unsere Cultur führt ja stufenweise zu den Griechen zurück. Wer die Lateiner studiert, wird auch die Griechen studieren müssen. D'Annunzio hat das erkannt und dieser Erkenntnis in seiner „Gloria" ein großes Denkmal gesetzt.

Indessen, mag auch die wundervolle und künstlerisch großartige Idee des griechischen Fatums in den d'Annunzio'schen Bericht einer künstlerischen Neuberathung Wirklichkeit gewinnen, sie läßt sich nicht schlechtweg und nicht endgiltig auf unsere Zeit übertragen. Der moderne Mensch muß an Stelle des Glaubens an einen ziellosen, feindlichen Weltwillen, der alle unsere Handlungen beherrscht, die Liebe zum Leben und ein unbegrenztes Vertrauen auf seine eigene Kraft setzen. Erst diese Tugend des Selbstbewußtseins, das auch dem gefesselten Prometheus nicht fehlte, wird der hervorstechendste und fruchtbarste Charakterzug der zukünftigen Italiener sein. Erst sie wird unsere wahre Wiedergeburt einleiten.

Der lateinische Charakter setzt sich zusammen aus Kraftgefühl und Lebenslust. Mehr als bei den Römern, die mit griechischen und orientalischen Einflüssen stark durchsetzt waren, tritt dieser Zug klar und durchsichtig bei den Italienern des Quattrocento und der ersten Hälfte des Cinquecento zutage. Die lateinische Rasse gieng damals aus dem Mittelalter durch ein liebevolles Studium der Classiker verjüngt und wiedergeboren hervor und konnte so ihr Wesen in Kunst und Wissenschaft frei und unverdorbenlich offenbaren. Sie meistert mit Hilfe der Kraft das Leben und erschöpft sich damit die Lebenslust. Das italienische Wort „virtù" Lebenskunst ist im ganzen Vorstehafte das am meisten italienische. Nicht sowohl wegen seiner Etymologie, sondern durch den besonderen Sinn und durch die besondere Anwendung. Das Wort bezeichnet die Ausfüllung und die Freiheit eines Lebens, in dem der Wille des Menschen Herr ist über alles, eines Lebens, in dem die Realität der Dinge stets der Großartigkeit des Lustgefühls, des Verlangens der Sehnsucht entspricht, eines Lebens, in dem die Seele sich als Gebieterin über die sie umgebenden Erscheinungen fühlt. Darum ist der Trieb zur virtù, zur Lebenslust, das Hauptmerkmal des italienischen Charakters. Der Italiener liebt Dinge, die inhaltlich wie der Form nach klar und durchsichtig sind, und deren Weisen sich mühelos entschleiern läßt. Er sieht die einfachen und lebendigen Energien, in denen gewissermaßen die Naturkräfte incarniert schienen, und die, ihr ewiges Wienenspiel unterbrechend, in einziger Pose sich dem Genusse desselben bieten, der sie betrachten will. Er liebt kraftvolle und zugleich anmuthige Geberden, mögen es die eines Mannes sein, der sich zum Kampfe rüstet oder die eines schönen Weibes, das sich entschleiert. Und schließlich wohnt der italienischen Rasse ein ungewöhnlicher Sinn nur einne, der aus der fremdevollen und heiteren Betrachtung der Dinge und Ereignisse entspringt.

Dieser Hunger wäre nur ein Roman der „intanit eine unentbehrliche Eigenschaft. Leider empfindet d'Annunzio allzu tmtief, um

Digitized by Google

sich mit diesem Humor, der auf dem Contraste beruht, zurechtzufinden. Und wenn er wenigstens die wahren lyrischen Kräfte der Italiener, ihre Leidenschaften, erweckt wollte! Die anderen würden für das übrige sorgen. Aber wird d'Annunzio seinen Theil der Aufgabe übernehmen wollen? Jetzt lockt und zieht ihn das Drama an. Indessen weder da, noch im Roman vermag die an sich lobenswerte Großzügigkeit und Klarheit der Form einen adäquaten Inhalt zu ersetzen. D'Annunzio ist noch auf der Suche. Er sucht überhaupt immer. Wird er die Wirkung finden? Oder werden andere, begünstigtere das Ziel erreichen?

Diese Frage, die sich an die mysteriöse Zukunft wendet, läßt keine entscheidende Antwort zu. Aber es richten sich bereits viele Blicke mit zuversichtlicher Hoffnung auf einen einsamen Mann, auf eine eigenartige, reine Dichternatur, auf ihn, den ich schon eingangs erwähnte: Giovanni Pascoli, Universitätsprofessor für lateinische Literatur in Messina, trägt er abwechselnd das Gewand des Gelehrten und des Dichters. Er besitzt einen gleichgeitig engen und weiten Geist. Der Dichter, hat er einmal gesagt, muß sein Leben lang Kind bleiben. Diese tiefe, mahre Sentenz ist charakteristisch für ihn als Dichter und als Menschen. Sicher, die Kinder vermögen mit ihrer unschuldsvollen, von den Schlacken des Lebens unberührt gebliebenen Seele die Umrisse der Dinge noch einfach und naiv zu schauen. Sie fühlen noch angeichts der großen Freuden und der großen Leiden eine gewisse harmlose Bestürzung, die einen großen Theil der poetischen Inspiration ausmacht. Wenn ein Kind bereits die Technik des reifen und geschulten Mannes besäße, es wäre zweifellos von beiden der größere Dichter. Was sind aber die großen Dichter anders als Kinder, die sich im dichterischen Schaffen wieder „kindlichen Gemüthes" fühlen? Doch die Kinder haben außer dieser ihrer — ich möchte sagen — ästhetischen Tugend noch manche Vorzüge und manche Schwächen. Pascoli, der auch im Leben Kind geblieben, hat von beiden ein gehöriges Theil ... Ich beabsichtige indessen hier nicht vom „Menschen" Pascoli zu reden.

Als Dichter ist er wunderbar. Wenngleich er neuerdings angefangen hat, mit schwungvoller Lyrik allerlei moderne Heldenthaten zu besingen, ist er doch vor allem der georgische Poet des heutigen Italiens. Land- und Waldleben haben auf ihn unverkennbar tief eingewirkt. Er hat in Wahrheit das echte Gefühl für das gesunde Leben des Bauers, das tausend Generationen unverändert leben. Er hat wirklich den Gesang der Vögel vernommen, das Zirpen der Insecten und das Rauschen der Quellen. Er hat wirklich in den großen, sanften Augen der Stiere ihre Angst vor dem nahen Tode gesehen. Er ist vor allen italienischen Dichtern der, den man am aufrichtigsten bewundern kann ... Wird er es also sein, der den poetischen Sinn der Nation zu neuer Blüte führt?

Auch er nicht. Denn, ohne seine dichterische Bedeutung verringern zu wollen, ich vermisse bei ihm gewisse Suggestionen, die seine Wirkung erleichtern würden. Seine Dichtungen, obwohl aus dem Alltagsleben geschöpft, sind ziemlich schwer verständlich. Sie lassen dann und wann Dezadenz-Merkmale durchblicken, und seine dichterische Ader, wegen das seine kritischen Bewunderer immerhin beireiten, pulsiert jetzt, da er Beifall gefunden, allzu häufig und rasch. Eine gewisse Hast und Nachlässigkeit, die früher dem Dichter unbekannt waren, macht sich jetzt unangenehm bemerkbar. Aber die Fruchte, die er zeitigt, sind immer noch bewundernswert und füllen einen Theil des nationalen Charakters aus. Ja, die warme patriotische Strömung, mag er auch seiner alten Liebe untreu geworden sein, wurde in ihm ihren eigentlichen Dichter anerkennen, wenn seine Form durchsichtiger wäre und diese poetische Klarheit besäße, die den Chaitern eigenthümlich ist. Dazu kommt, daß er von gewissen Damen, in gewissen Salons, wegen gewisser phantastischer Eigenheiten verhimmelt wird, die sicher nicht die Vorzüge seiner Poesie ausmachen. Gleichwohl darf man auch noch in Zukunft Vermuthungen auf Pascoli setzen.

Aber mehr noch als die Aussichten für die „Wiedergeburt", die mit an den Werken der beiden großen modernen Dichter Italiens zu erblicken glauben, verdienen die Worte und Werke einiger recht junger Talente, die damit aufgewacht bei jenen in die Schule zu gehen. Der Wagemuth beschwichtigt genug, denn nicht alle, die heute in Ruhm und Ehren gekommen, gleichen Unsere Pascoli, Carducci und Verga, bereitwillig denen beizuzählen, die sich in das gesetzliche Gebiet der Kunst [illegible] Bedeutung besitzt vielleicht da eben im [illegible] ein Bekenntniß, die natürlich von der [illegible] Ideen die in Zeiten gesprochen „gewagt" [illegible] Worten und Ehren und Anerkennung an dem, was [illegible] Talente, Neuen Versuchen und „Ich" und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] „Naturalismus" [illegible]

[illegible]

Ein neues Velasquez-Werk. *)

Ein Buch, das noch zu schreiben ist, müßte den Titel tragen: Psychologie des Porträts. Es müßte gezeigt werden, wie in den Bildnissen der verschiedenen Epochen die Zeitpsychologie sich äußert, oft in Werken der gleichen Epoche verschiedene Weltanschauungen sich bekämpfen. Das siebzehnte Jahrhundert möge als Beispiel dienen. Das junge, republikanische Holland bezeichnet damals inmitten einer höfischen Welt eine kleine bürgerliche Insel. Die Erhebung des „dritten Standes" hat begonnen. Jenseits des Canals bereiten ähnliche Ereignisse sich vor. Old merry England liegt in den letzten Zügen. Noch schlürft man in fieberhafter Lust den Becher des Lebens. Le roi s'amuse. Doch im Hintergrund steht ein Schafott. Von ferne naht die düstere Gestalt des Plebejers Cromwell. Nach Frankreich gelangte dieses Perpetuum mobile, das damals in England seinen Lauf begann, erst 140 Jahre später. Der Sonnenkönig kann noch mit verächtlicher Gleichgiltigkeit sein ötes-nous-en mangels sagen. Gleichwohl ist ihm schon vor seiner Grüftlichkeit bange. Wenn nicht jum Volk, klagt er doch zu den „Edelsten der Nation" herab. Er lebt nach außen, sucht durch ein glänzendes Hofleben, durch den Pomp fürstlichen Gepränges zu blenden. Nur Spanien, das schwarze mittelalterliche Spanien, merkte noch nichts von dem Erdbeben, das damals den Thron von England wanken machte und bald an den Grundpfeilern des Versailler Königsschlosses rüttelte. Für Philipp IV. gibt es weder Volk noch Aristokratie. Er sieht noch die Reihe der alten Monarchen fort, die unsichtbar über ihrem Volke schweben. Durch eine spanische Wand dem Blick entrückt, nimmt er den Vortrag des knienden Ministers entgegen. Selten betritt er plebejischen Boden, und wenn er es thut, meidet er die Hurrahcanaille, wischt sich unerkannt wie Harun al Raschid unter den Pöbel. Das Königsschloß hat sich noch nicht der Außenwelt geöffnet. Es ist ein Privathaus, in dem die königliche Familie, von ihrem Hofgesinde, von Zwergen und Narren umgeben, ein orientalisch abgeschlossenes Leben führt.

Wie spiegelt das in den Werken der großen Porträtmaler der Epoche sich wieder? Für das bürgerliche Holland ist es bezeichnend, daß dort als besondere Gattung die Bildnisse der Corporationen aufkommen. Das moderne Leben mit seiner Massenherrschaft beginnt. Die Mitglieder der Schützengilden, der Wohlthätigkeitsanstalten, der Zünfte lassen sich in Gruppenbildern verewigen, die sie auf Vereinskosten bestellen. In die Familienbildnisse sind statt der Hunde die Dienstboten aufgenommen. Auch die Einzelbilder haben einen rauhen plebejischen Anhauch. Steifnackige Demokraten, wettergehärtete Seehelden, moderne Geschäftsleute stehen da. Den Frauen fehlt jeder gesellschaftliche Schliff. Ihre Hände sind Arbeitshände, die besser den Besen als den Fächer führen. In den Becken des Frans Hals kommt weiter der stolze Siegestanmel dieses jungen Holland zum Ausdruck. Ein gekrechtetes, gehudeltes Volk hat nach blutigem Kampf sich befreit. Eine kühne jeugige Jugend ist aufgewachsen. Für solche Menschen mußte die Luft, die sie athmeten, etwas Berauschendes haben. Nicht vor Hölle noch Teufel fürchten sie sich. Trommelwirbel tönen, Bajonnette blitzen. In Saus und Braus, in ritterlichem Kriegsspiel, bei Schmaus und Gläserklang verläuft ihr Leben. Mit rohen Kinder, dann weinen sie nicht und schauen nicht ernst drein, sind auch nicht schüchtern und befangen. So klein sie sind, sie fürchten die Erwachsenen nicht, sondern blicken ihnen in übermuthiger Keckheit ins Auge. Selbst die Anmut ist von dem Bewußtsein durchdrungen, daß das Baby ein Generalfeldmarschall oder eine Jungfrau von Orleans werden wird.

Malt er Manner, so haben sie die Allüren von Corpsstudenten, die einen Philister einrempeln. Da sitzt sich ein kleiner buckliger Kerl in Sack, als hatte er Kegeln getragen. Vollmundig, das schwingt ein Barrier so kriegerisch seine Bibel, als wollte er sie einem Mathematiker an den Kopf werfen. Dort steht ein junger Herr

er heißt van Hunthuysen — den Hut schief gerückt, die Hand um den Säbelgriff spielend, so unbedeutend, daß man ihn sofort vergißt. Und als hatte er eine Kriegserklärung an die vereinigten Staaten von Europa erlassen. In diesem Bilde der Lichtensteingallerie hat Hals die Seele der Epoche gemalt, die fast lächerliche Eitelkeit dieser Holländer. Die sind als eines Volk, als Spitze der civilisirten Welt sich fühlen, sicher des morgigen Tages, stets auf ihre Ehre, auf ihre Ansehlichkeit und ihre Ehrlichkeit, ihre Rechtskunde und ihre Reservebestandsummen, fabelhaftesten und bewundernswerthen Dingen besonders bedacht. Und durch diese Werke das lustige Sich-breit-machen des Plebejers, so macht die englischen Bildnisse aus dem Dock jede Beziehung mit der Plebs verloren. Sie haben das Bewußtsein, in einer Welt zu stehen, die dem Weiberhelden gewein ist, fühlen sich beherrscht von weiblichen Launen, deren rauhe Stimmen von der Straße in ihre Gemächer Eingang finden. Darum sitzen sie wie [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

Reitpeitsche fuchtelnd, den Schnurrbart emporgedreht, die Hand in die Seite gestemmt, steht Karl II. da. Von moquantem Lächeln ist sein Mund umspielt. Doch sein Gesicht ist bleich. Das Auge schweift unsicher fragend in die Ferne, wie in der Vorahnung eines kommenden Unheils. Alle ahnen, dass der schöne, lange Tag der alten, aristokratischen Weltordnung seinem Ende naht, dass der Plebejer sich anschickt, ihre Kreise zu stören. Darum verschleiern sie ihr blaues Blut. Den Pöbel, die auf sie aufstürmen, zeigen sie sich in ihrer entnervten, aristokratischen Feinheit. Die Tage, die nach der Königskrone sich ausstrecken, wehren sie ab mit blaugeäderter, weißer Hand. Dem Tode geweiht, wollen sie in Schönheit sterben.

Rigauds Bildnisse des französischen Hofes haben diese Bleu mourant-Stimmung nicht. Aus ihnen spricht noch das Machtbewusstsein des unerschütterten Königthums. Doch auch schon eines Königthums, das alle Hebel einsetzt, durch äußeren Prunk seine innere Hohlheit zu verdecken. Von einer Meisterreihe ist Rigaud XIV. wie von einem Heiligenschein umflossen. Ein blausammetner, mit den französischen Lilien bestickter Mantel umwallt ihn. Eine schwere Krone trägt der mächtige, mit auslabenden Ornamenten geschmückte Rahmen. Mit demonstrierender Geste weist er auf die Insignien des Königthums hin, die auf seidenem Kissen neben ihm ruhen. L'état c'est moi. Nicht sein blaues Blut wie Karl II. zeigt er den Plebejern, sondern seine Machtfülle zeigt er den Unterthanen. Die Edelsten der Nation erinnert er daran, dass über ihnen ein König schwebt, lässt sie in feierlichen Cortège vorüberziehen, stimmt in erhabener Grandezza ihre ehrfurchtsvolle Huldigung entgegen.

Die Bildnisse des Velasquez hatten eine solche patriotische Mission nicht zu erfüllen, denn für Philipp IV. war auch der Adel noch Lust. Gemalt für ein Königshaus, das die Mischen der Repräsentation nicht kannte, da jeder nicht zur Familie Gehörige noch als Paria galt, hiengen sie still an den Wänden des Alcazar, schmückten den Speisesaal entlegener Jagdschlösser, wurden als Geschenke an die Verwandten in Wien geschickt. Alle Mittel, die Rigaud anwendete, um zu blenden, hatte daher Velasquez nicht nöthig. Dort thun Krone und Scepter kund, dass das Königs Majestät da steht. Säulen und wallende Vorhänge steigern den repräsentierenden Eindruck. Hier weiß ohne dieses Beiwerk jeder: das ist mein Bruder Philipp, das mein Oheim Ferdinand, das meine Base Marianne. Dort setzen sich die Fürsten in Positur, um außerhalb Stehenden zu imponieren. Hier sind sie unter sich, also haben Bühnenfeeerie keinen Sinn. Bei der Auftheilung fassen sie sich malen — der lästigen Arbeitsstunde dieses Berufes — in der Manege oder auf der Jagd, stehen in den Bildern in ihr Zimmer, wie wir mit Photographien unser Album füllen. Gerade daraus, dass noch kein fremder Klang in die verschlossene höfische Welt hereintönt, erklärt sich die seudale Wirkung der Bilder des Velasquez. Gerade weil sie keine Repräsentations-, sondern Familienbilder sind, überliefern sie so unverständlich das Wesen altspanischer Majestät. Nicht in dem lauten, barbarisch blendenden, von protzigem Festcanrsch durchwogten Verfalles des Sonnenkönigs weilt man, sondern in einem uralten, einsamen Schloss, wo blödsinnige Zwerge, die Hunde seiner Majestät, still in der Ecke kauern und greise Diener in schwarzer Livree lautlos über weiche Teppiche schreiten.

Wie das Milieu spiegelt in den Werken die Persönlichkeit der Maler sich wieder. Franz Hals, der Geschichtsschreiber der holländischen Freiheit, war ein burschikoser, toller Patron. Man kann ihn sich vorstellen, wie er angetrunken nachts durch die Straßen streift und Fenster einwirft oder Nachtwächter prügelt. In Ermangelung eines Nachwächters prügelt er seine Frau. Als dieses arme Geschöpf in ein besseres Jenseits eingegangen, verheiratet er sich, ohne das Trauerjahr einzuhalten, mit Lieber Reyniers, die ihm nach neun Tagen zum Vater macht. Mit ihr zusammen, jovial und wurschtig, sitzt er auf dem Amsterdamer Bilde da. Und Variauten dieses Selbstporträts sind alle seine Werke. Nicht an gemessene Ruhe und brave Sittsamkeit: an Trinken und Lachen, an herausfordernde Kühnheit und forsche Lebendigkeit denkt man, wenn der Name des Hals genannt wird. Als ob es ein Degen wäre, führt er den Pinsel, behandelt die Leinwand, als fünde er einem Feind gegenüber, den er mit Säbelhieben tractiert.

Van Dyck ist der verweichlichte Liebling der Frauen, der Salonvlaame, der es stolz empfindet, als Kavalmannsehn in aristokratische Zirkel gekommen zu sein. Dieses Bezärtelte, Gedehnte seines Wesens legt er auch den Modellen unter. Warmänzig schmachtend, wie er selber blickt, wenn eine schöne Dame ihm zulächelt, blicken alle seine Barone drein. Wie er selbst, das Malerbarönchen, mit seinem sammtenen Mantel, der goldenen Kette, seiner weißen, schwindsüchtigen Hand kokettiert, müssen es alle seine Grafen thun. Selbst ein Oxgelt, hat er einen gigerlhaften Zug in die aristokratische Welt gebracht.

Velasquez stand nicht außerhalb dieser Welt, sondern gehörte ihr an. Einer altadeligen Familie entsprossen, lebt er im Alcazar als Hausmarschall seiner Majestät: von den zunftigen Malern durch eine ähnliche Schranke getrennt wie Goethe, der Staatsminister, von den armen Literaten. Und hieraus, dass er Hofmann, nur nebenbei Maler war, ist übrigbaupt sein Stil zu erklären. Wie sein Selbstbildnis nicht dem eines Künstlers, sondern dem eines Granden gleicht, vermeidet er in seinen Werken alles, was den Specialisten der Palette verrathen könnte: die schöne Linie wie die schöne Farbe, alle virtuosenhaften Sprünge des Pinsels. Kein Schönheitsideal, sondern das Reglement der Etikette ist für sein Schaffen maßgebend. Aus seinen Reiterbildern spricht der königliche Stallmeister, aus seinen Jagdbildern der Oberlandjägermeister, aus seinen Schlachtenbildern der Offizier, aus seinen Audienzbildern der Ceremonienmeister. Nichts kann ihn bewegen, Künstlereinfälle in die starre Welt der Hoftagungen zu tragen, und das gerade gibt seinen Bildern ihre unsagbare Vornehmheit: als ob kein einzelner, sondern der Geist des Royalismus sie geschaffen hätte.

Das alles steht nicht in dem Texte, den Karl Voll dem Bruckmann'schen Velasquez-Werk beigab. Auch dieses selbst nimmt man fast mit Aerger zur Hand. Denn Popularisierung des Velasquez ist eine Contradictio in adjecto. Diese zugeknöpfte, seudale Kunst darf nicht, billig in die Menge getragen, ihren hochmüthigen Adel verlieren. Aber die Reproductionen sind gut. Alle Hauptwerke des schwarzen Ritters — nicht die Madrider nur, die schon Laurent in einem theuren Werk publicierte, auch schwer zugängliche, in Privatbesitz verstreute — werden auf 48 Blättern vorgeführt. Und bei den engen Fäden, die Velasquez gerade mit Wien verbinden, wollte ich doch darauf hinweisen, dass alle jene Schätze, die noch vor hundert Jahren kein Plebejer sah, heute für sechs Mark zu erwerben sind.

Richard Muther.

Demetrius.

Fragment von Schiller, ergänzt zu fünf Acten von Laube. Deutsches Volkstheater. 4. November 1899.

Im Deutschen Volkstheater wurde am vorigen Samstag als eine Art Generalprobe für die Schiller-Feier der „Demetrius" mit der Ergänzung Laubes gegeben. Darüber, dass zur homogenen Ausgestaltung des uns von Schiller hinterlassenen Torso eines herrlichen Kunstwerkes die dichterische Kraft Laubes nicht ausreichte, braucht man wohl kein Wort mehr zu verlieren. Für das große Publicum aber haben Fragmente, auch wenn der Fragmentist ein Dichterfürst war, keine große Anziehungskraft: die Lente wollen wissen, „wie die Geschichte ausgeht", weil bei der großen Menge doch immer das Interesse am Stoff dem Sinn für die Form vorangeht. Und wenn es gelingt, durch die Verführung eines ergänzten „Demetrius" für das ungeheure Bruchstück echter Dichtung einen größeren Zuschauerkreis zu gewinnen, so hat sowohl die Ergänzung des „Demetrius" durch den Theaterdirector Laube, als auch die Wiederaufführung dieser Ergänzung durch den Theaterdirector Bukovics ihren Zweck erfüllt.

Was nun von letzterem dazu gethan werden konnte, jenes Ziel zu erreichen, ist in reichtem Maße geschehen. Man hat im Deutschen Volkstheater noch nie eine so sorgfältig vorbereitete, so gut durchgearbeitete und ausgezeichnete Aufführung eines stilisierten Dramas gesehen. Ueberall eine geschickte Inscenierung, mitgends ein aufdringliches Hervortreten oder störendes Zurückbleiben Einzelner.

Das ist gewiss ein Verdienst der Schauspieler. Ebenso gewiss ist es aber auch ein Verdienst ihrer Leiter und Berather. Bei den Schauspielern kommt aber noch etwas ganz besonderes hinzu. Kein Theater in der Welt kann in großen Historienstücken alle Rollen mit ersten Kräften, oder sagen wir nur mit gleichwertigen Darstellern besetzen. Da handelt es sich nun darum, dass sich jeder willig darnach stellen lässt, wo man ihn braucht, und seine Aufgabe, mag sie groß oder klein sein, mit Lust und Liebe durchführt, dass keiner sich für zu „gut", zu „bedeutend" erachtet, diese oder jene Rolle zu spielen. Es gibt Schauspieler, die so manche „erste Rolle" recht mäßig spielen, es aber für ihrer unwerdig halten, gelegentlich zweite Rollen anständig zur Darstellung zu bringen, Schauspieler, die meinen, wenn sie einmal eine nicht „tragende" Rolle spielen, werde das Publicum den ganzen Abend lenen großen Wasserkopf schelten — einen solchen hat nämlich nach der Ansicht der meisten Schauspieler das Publicum — und sich nicht lassen können darüber, dass der „große" N. „dein" Rolle gibt, während es in der That dem lieben Publicum gar nie einfällt, an derlei zu denken, weil ihm dort, wo es das Beste haben kann, dieses gerade gut genug ist. Und es gibt auch Schauspieler, die es als eine Beleidigung empfinden, wenn man ihnen einen Rath gibt oder ihnen zumuthet, künstlerisch noch etwas zu lernen. Bei solchen Leuten ist natürlich jede Mühe vergebens und es ist Schade um jedes Wort, das man an sie verliert. Welcher Gegensatz aber den Schauspielern und dem Theater entspricht, wenn die Gunst der Verhältnisse es dem Theaterleiter ermöglicht, einen derartigen „Geist" nicht aufkommen zu lassen, oder der gesunde Sinn der Mitglieder auf dessen Homogenisierung hinarbeitet, wenn man sich nicht scheut, an dieser Demetrius-Aufführung zu sehen. Da haben keine Kanitzer von „weltverschlungenem Ruf" mitgewirkt, kein Dastiller vermochte sie sich von vornherein als eine besondere Attraction zu erscheinen: aber gelappt hat das Ganze und es war ein Staat aus einem Guss — wenn man etwa

Digitized by Google

von jener Schauspielerin absieht, deren Name vielleicht am meisten bekannt ist.

Kutscheras Demetrius war eine schöne künstlerische Leistung, sorgfältig angelegt und durchgeführt, stellenweise sich bis zur vollen Wirkung erhebend. Neben ihm ist der Fürst Sapieha des Herrn Eppens zu nennen, kräftig und sicher gesichnet in der Charakterisierung und schön ausgearbeitet in der Rede. Aber an diese beiden schließt sich eine ganze Reihe von Darstellern, die mit bestem Erfolg ihr Bestes gegeben haben, der eine oder andere überraschend dadurch, daß er auf einem seiner gewöhnlichen Beschäftigung fern abliegenden Gebiete derartiges zu leisten vermag. Gewiß würde eine schlechte Leistung durch den Hinweis auf den eigentlichen Rollenkreis des Schauspielers in den Augen des Publicums nicht besser und darum auch nicht entschuldbar. Aber für das Urtheil der auch auf die Zukunft gewiesenen Kritik kann es nicht ohne Bedeutung sein, wenn zum Beispiel ein Ballettmitglied wie Herr Hofbauer, den man meist nur in kleinen Episoden oder Statistenrollen gesehen hat, auf einmal eine so wichtige und schwierige Rolle, wie die des Erzbischofs von Gneien, anständig, mit schönem Organ und edler Rede, ohne falsches Pathos und dröhnende Declamation zur Darstellung bringt. Wie gut muß der Mann zu lernen — und ein anderer Mann zu lehren verstehen!

Von den Damen verdienen Fräulein Wachner und Lafrenz besondere Anerkennung. Erstere war schön in der Erscheinung und temperamentvoll im Spiel, letztere hatte etwas anziehen Rührendes in Ton und Geberde. Fräulein Frank bemühte sich sichtlich Mühe zu halten und sich in den Rahmen des Ganzen zu fügen — die declamatorische Art und den Singsang der Rede, Dinge, die uns heute nicht mehr erträglich sind, wird sie aber kaum je ganz von sich zu thun vermögen.

Wenn das Deutsche Volkstheater einen Theil der Ueberschüsse, die ihm der Vertrieb leichter Modewaare bringt, zu so gediegener Arbeit verwendet, wie sie mit dem „Demetrius“ begonnen wurde, dann mag man auch Stücken wie „Als ich wiederkam“ einen anhaltenden Cassenerfolg wünschen. Max Burckhard.

Die Woche.

Politische Notizen.

In Wien ist — wie komisch das auch klingen mag — ein Lakaienstreik ausgebrochen, ein echter und rechter Lakaienstreik. Mit dieser wenig respectvollen Einleitung will ich durchaus nicht den ehrenwerthen Stand der sogenannten Lakaien nahegetreten sein. Das sind die würdigen Männer in goldbetreßter Livree, die um des Lebens Nothdurft willen wohl ihren Herren die Wagenthüre aufmachen, die Schuhe putzen und die unreinen Gefäße hinaustragen, die aber doch in ihrem Innersten freie Menschen bleiben, die ausschaltd des Dienstes ihre eigenen Wege gehen, ihre eigenen Ansichten hegen und oft viel gescheiter denken und handeln als ihre Herren. Sie könnten auch einmal streiken. Komisches wäre nichts daran. Sie habe ich auch nicht beleidigen wollen. Aber neben ihnen hat sich eine andere minder interessante Classe von Menschen gebildet, der man gemeiniglich, in Ermangelung einer anderen Bezeichnung, gleichfalls Lakaien nennt. Da diese sich nicht selbst die Wagenthüre öffnen, die Stiefel putzen u. s. w., machen sie wohl äußerlich den Eindruck von Herren, aber in ihrem Innern sind sie unsere Menschen, weil sie — nicht um des Lebens Nothdurft, sondern um des Lebens eitlichtiger Genüsse willen — ihre Seele, ihren Geist, die Würde ihre Ueberzeugungen, ihren Charakter, kurz ihre ganze Persönlichkeit verkauft haben. Das sind die innerlichen Lakaien. Sie gehören ausschließlich den höheren Schichten der Gesellschaft an und sind, obwohl an Temperament, in allen höheren Sphären vertreten. Minderwerthig sind sie in jeder Hinsicht, weil sie die compacte Majorität. Und sie habe ich mit meiner respectlosen Einleitung gemeint. Was die parlamentarische Majorität gegenwärtig macht, ist nämlich ein Lakaienstreik, und der allerdings recht unverschämt komisch.

Zum Streik gehört bekanntlich vor allem einmal die im Freiheit der Entschließung, die aber den innerlichen Lakaien fehlt. Wenn die sogenannten, die innerlichen Lakaien einmal streiken sollten, dann kann man nicht sein, wurden die p. t. Zuseher der Herrschaften sammlich ungeputzt bleiben. Wenn aber die parlamentarischen Lakaien streiken, was geschieht dann? Darum dies, was der Herr, Herzog Graf Clary genannt, will? Vorläufig: Als jüngst der Graf Clary die Delegationswahlen der Linken, daß sie ihm da die Lakaienmajorität etwas verweigert? Gott bewahre! Solch eine äußerste Trotzung gönnt nicht weiter, als daß sie die Delegationswahlen Ende des letzten Octoberwoche. In diesen zweiten Wahlwochen entfalteten sie ihre ganze, gleichgiltige Eindienstlichkeit. Aber selbst diese thätigkeit von Eigenwillen führte sie nicht aus. Als am 25. October das berühmte Telegramm kam, war es auch mit der Eindienstlichkeit vorbei, und die Wahl wurde geborniemlich am 26. vollzogen, wie der Herr es gewünscht hatte.

*

Aber: Das Wie konnte Clary nicht, ich muß der Aufdeckung des wahren Sachverhaltes halber, Feststellungsgenauigkeit zum Trotze, sagen, nicht wissen. Die Führer der streikenden Lakaien, die Herren Tr. v. Stein, Dr. Lueger, Dr. Steinwender, die sich als Streikcommando aufgespielt haben, wußten es natürlich auch nicht, obwohl sie es natürlich sich selbst zuzuschreiben haben, daß sie es nicht wissen. Denn sie haben ja, wie jeder Streik, der sich ernst nimmt, vorher mit einem Ultimatum gedroht, das sie dann, als es nicht beachtet wurde, in Wirklichkeit setzten. Und dieses Ultimatum lautete: Wenn bis Montag, den 6. November, nicht die Obstruction aufgegeben wird, dann werden wir streiken. Und sie haben gestreikt, sie haben sich geweigert, zur zweiten Lesung zu gehen. Aber schon am selben Dienstag hat diese allergleichgiltigste Chicane ihren eigenen Lakaiengemüthern weh getan. Und so haben sie sich noch am Dienstag Abend, zu beschließen, daß der Zeitungsstempel sofort nach der mährischen Debatte auf die Tagesordnung kommt. Der stärkste Effect des ganzen Lakaienstreiks ist also, bildlich gesprochen, der, daß die Stiefel, statt um 7 Uhr, erst 5 Minuten nach 7 Uhr geputzt werden. Aber rechtzeitig geputzt werden sie doch. Und darauf kommt es an.

*

Der Graf Clary, wenn er vom Schicksal schon einmal dazu ausersehen ist, einen Lakaienstreik mitzumachen, kann froh sein, daß ihm nicht — vorausgesetzt, daß er solche hat — seine häuslichen Lakaien streiken, sondern nur seine parlamentarischen. Denn, wenn's die häuslichen wären, müßte er in lothigen Stiefeln und kaubigen Kleidern umgehen. Von dem Streike der parlamentarischen Majorität gilt aber das Gegentheil von dem, was das Rebeiterlied vom Streike seiner Männer singt. Bei diesem Lakaienstreike laufen alle Räder wie geschmiert lustig weiter, und den Schaden und den Spott trägt nicht der Herr davon, sondern die streikende Mannschaft. Schade, daß Herr Lueger-Steinberg nicht mehr lebt. Er würde sonst ohne Zweifel sein Lichtenbergisches Messer, das bekanntlich keine Klinge hat, und dem der Stil fehlt, mit dem Kaigl'schen Lakaienstreike vertauschen, der weder Kopf noch Fuß hat, bei dem der Herr sich ins Fäustchen lacht und der für ihn vobotende Lakai vor lauter Wuth beinahe aus der Haut fährt.

*

Der jungczechische Tantalus: Nur eine „papierdünne Wand“ trennt ihn von den Deutschen, und nur eine Tapetenthür trennt ihn vom Arbeitszimmer des Finanzministers. Und doch kann er zu keinem von beiden kommen.

*

Als ich Ende April d. J. in einem Leitartikel zeigte, daß das § 14-Regime an Geldmangel zu laboriren beginne, und daß es an behaglem Mangel binnen kurzem auch enden müsse, ergieng vom officiösen Preßbureau das strenge Commando, daß der Gesammtumfang dieser Artikels in keines der Tagesblätter übergehen dürfe. Die Tagesblätter, auch die geschrei-radicalen, die wir haben, parierten Ordre. Die „Neue Freie Presse“ that noch ein übriges: Sie veröffentlichte am 5. Mai einen special-officiösen Waschzettel, in welchem sie mit finanzieller Sachgelehrsamkeit verschleierte, daß das Ministerium Thun-Kaizl förmlich in Geld schwimme. Alle Lügen haben kurze Beine, und auch die finanzielle § 14-Weisheit der „Neuen Freien Presse“ ist jetzt endlich, nach fünfmonatlichem Lauf, von der Wahrheit überholt worden. Der gegenwärtige Leiter des Finanzministeriums Herr v. Kunjatschek hat nämlich seinem Expose vorhergestern, selbst confessirt, daß das Ministerium Thun-Kaizl die Staatsgelder in völlig ungekannter Extase Zuflüssen lassen hat. Wenn die „Neue Freie Presse“ wirklich, wie sie sich den Anschein gibt, die Finanzwissenschaft gepachtet hätte, müßte sie eigentlich unter Hinweis auf ihre Darlegung vom 5. Mai den Herrn v. Kunjatschek einfach widersprechen. Was thut sie aber? Sie übertrumpft ihn. Seinen Worten folgt sie nämlich im Morgenblatt vom 9. d. M. die retrospective Paraphrase bei:

„Die Festung (Thun-Kaizl) war also reif zur Uebergabe: das Ministerium des Grafen Thun konnte nicht mehr weiter und hätte sich kaum einige Monate halten können. Das Geld war aufgegangen.“

Also doch! Die „Neue Freie Presse“ ist wahrlich kein so schlechtes Blatt, wie manche Leute meinen. Wenn sie Lügen schreibt, der kann sicher sein, daß er auch einmal aus der „Neuen Freien Presse“ die Wahrheit über die Maßnahmen österreichischer Minister erfahrt — aber erst, wenn sie gestalten sind. Einem gedenken Finanzminister den verdienten Fußtritt zu geben, wäre freilich zu unfein für die „Neue Freie Presse“. Was übrigens schon Aesop in einer seiner Fabeln vorausgesagt hat, wird die „Neue Freie Presse“ noch gelannt zu haben.

*

Unter denen, die am 6. November d. J. im Abgeordnetenhaus für die sofortige Aufhebung des § 14 stimmten, befand sich auch der Dr. Kaizl. Welche Wendung! Vorgabe vor einem Jahr noch, am 8. November 1898, habe er in einer langen Rede den § 14 vertheidigt, „es ist ein Glück“ — hatter damals gesagt — „daß der § 14 bei uns besteht“. Und jetzt im November 1899 soll er dieses „Glück“ Oesterreichs sofortigen verlieren. Was muß während dieses langen Jahres in der Seele des großen Staatsmannes vorgegangen sein, daß er sich aus einem Gönner in einen Feind Oesterreichs verwandelt hat! Und armes Oesterreich, wie bist du zu beklagen, da der große Kaizl, seitdem er das Finanzministerium nur mehr als Amt für Obdachlose benützen darf, bei dem einzigen „Glück“ zu rauben unternimmt!

*

Wenn heute im Abgeordnetenhaus ein Antrag auf Ausweisung der Juden aus Oesterreich gestellt worden würde, ich bin sicher, er würde einstimmig abgelehnt werden. Nicht einmal die Christlichsocialen würden dafür eintreten. Denn die Juden sind an allem Schlechten in Oesterreich schuld, auch daran, daß neuerdings Parlamentsferien sogar an dem Hasz zwischen Deutschen und Czechen. Wenn die Juden in Oesterreich nicht wären, würden doch wohl voraussichtlich alle Nebel in Oesterreich bleiben, aber die führenden Geister wüßten dem Uebel keine Ursache dafür anzugeben. Deswegen müssen die Juden in Oesterreich bleiben, weil sie sonstwo ein logisches Bedürfnis, das Bedürfnis logische Zusammenhänge zu finden, nicht befriedigen. Und weil sie sonstwo ein logisches Bedürfnis, das Bedürfnis logische Zusammenhänge zu finden, nicht befriedigen. Positiver dieses eigenthümlichen Culturphänomens sind

*

Volkswirthschaftliches.

Wie in den Budgetberathungen auch heuer der Staatsvoranschlag durch die Jahresberichtsbesprechungen technisch im Abschwung erhalten, nur mit dem Unterschiede, daß in den letzten Jahren angesichts der vorsichtigen Preisnotirungen der Commissionen das Schlußergebnis des Budgets viel günstiger wurde, als der Voranschlag. Heuer dürfte das ausbleiben, denn die Steuereinnahmen sind weit in ihrer Warmwuthe präliminiert. Man hat sich auch nicht gescheut, den ordentliche Budget einzustellen,

welche eigentlich nicht hineingehören, zum Beispiel die erste Rate der 50 Jahreszahlungen von je 180.000 fl., mit welchen Ungarn seinen Anteil an der Abzahlung von 30 Millionen Gulden auf die 80-Millionenschuld an die Bank abträgt. Da die 30 Millionen, welche Oesterreich sofort zahlt, nicht als Ausgabe im Budget figurieren, sondern aus den Valutagoldbeständen gedeckt werden, ist diese kleine Bedeckung der Post auch nur ein fragwürdiges Aktivum. Alle Jahre wird man auch nicht eine gleich enorme Erhöhung der Steuern eintreten können, wie sie durch die Einführung der Personalsteuern und die gesetzwidrige Erhöhung der Zuckersteuer erfolgt ist. Auch die Steuerleistung der Aktiengesellschaften wird sich nicht alljährlich um 3 Millionen Gulden erhöhen lassen. Und an Ausgaben wird es unserem Budget auch künftig nicht fehlen; man braucht nur daraf hinzuweisen, daß allein für die Regulierung der Wasserstraßen, deren unaufschiebbare Nothwendigkeit die Hochwasserkatastrophen des vergangenen Sommers wieder erwiesen haben, im diesjährigen Budget eine geringere Summe eingestellt ist, als im vorhergehenden, und daß, um noch eine bezeichnende Kleinigkeit anzuführen, für den Umbau des Wiener Allgemeinen Krankenhauses, des Bethserbes von 1898, noch immer kein Kreuzer im Budget eingestellt ist. Da die Regierung bekanntlich auch große neue Militärforderungen vorbereitet, wird sie schließlich doch trachten müssen, durch eine vernünftige Wirtschaftspolitik eine Erhöhung der Allgemeinen, heute so überaus angespannten Steuerkraft herbeizuführen, statt wie bisher ruhig zuzusehen, wie die Volkswirtschaft und der Volkswohlstand Oesterreichs hinter dem Ausland immer weiter zurückbleibt.

*

Vom Exposé ist fast gar nichts zu sagen. Herr Dr. v. Kaizinkuckl hat in früheren Exposés geseben, daß darin von den Portschritten der Valutaregulierung gesprochen wurde und so that er's auch und stempelt die Erhöhung des Zinsfußes der Salinenscheine zu einem Ereignis, durch welches der Bank die Möglichkeit zu einer einheitlichen Zinsfußpolitik gegeben werde. Die Verbindung der Salinenscheine mit den Staatsnoten hat eine weittragige Zinsfußpolitik der Bank nur gehindert. Für die Bevölkerung war sie sogar von Vortheil, weil sie die Möglichkeit gab, sich bei knappem Geldstand Zahlungsmittel zu schaffen. Nachtheilig und unsinnig war sie nur für die Finanzverwaltung, welche, unabhängig davon, ob sie Geld brauchte oder nicht, genöthigt wurde, der verzinslichen Schuld zuzuzahlen, wenn Geld im Markt war, dasselbe flüssig machen und ihre Schuld zinsfrei zu gestalten, wenn Geld recht knapp, der Marktzinsfuß recht hoch war, die Bevölkerung daher ihre Salinenscheine in Staatsnoten umwandeln ließ. Die Aengstlichkeit des Herrn Dr. v. Kaizinkuckl über die niedrigen Cassenbestände ist ganz unbegreiflich; in normalen Zeiten wirthschaftlichen Aufschwungs von den Einrichtungen der Bank und der Postsparcasse ausgiebigen Gebrauch macht, würde, brauchte man nicht entfernt so hohe Cassenbestände. Aber auch seine stolze Befriedigung über unseren Staatscredit ist nicht ganz berechtigt. Der Vergleich der Schwankungen der Rentenwerte verschiedener Staaten beweist sehr wenig. Wenn die englischen Consols im Course um 1/8 gefallen sind, so liegt dies nicht daran, daß der Credit, das Vertrauen zur Zahlungsfähigkeit dieser Staaten eine Einbuße erlitten hat, sondern im Gegentheil in den großartigen wirthschaftlichen Aufschwung jener Staaten. Deutschlands und Englands Bürger haben von ihren Rentenbeständen einfach auf den Markt geworfen, um sie in Capitalien in Handel und Industrie lohnender und zugleich für die Allgemeinheit nützlicher anlegen konnten. Was hätten denn Oesterreichs Capitalisten bei unserer Wirthschaftslage mit dem Geld thun sollen, das ihnen aus dem Verkauf ihrer Renten zugeflossen wäre? Wo ist die Möglichkeit des wirthschaftlichen Aufschwunges bei uns, welcher das Capital handeln und Industrie anführen würde? Die relative Stabilität der Rentencurse ist derzeit durchaus kein volkswirtschaftlich günstiges Symptom. Freilich, wenn das Herrn Dr. v. Kaizinkuckl Stoly damit beweisen ist, daß sich zur wirtschaftlichen Stagnation nicht noch ein Preissturz der Renten hinzugesellt hat, dann hat er Recht. Vorausgesetzt wird man zu sehen, ob Oesterreichs Staatscredit so glänzend ist, wenn die neuen Anleihen auf den Markt kommen werden. Das Fiasco der 3½%igen Investitionsanleihe war nicht gerade ermuthigend.

*

Eine Generalversammlung, welche zwei Tage währte und 22 Stunden Verathung in Anspruch nimmt, ist in Oesterreich und wahrscheinlich in der ganzen Welt noch nie vorgekommen. Dies ist eine neue Erscheinung in unserem öffentlichen Leben, sowie die Obstruction im Parlament es war. Und die Vorgänge in einem Parlament von Actionären sind derselben Steigerungen fähig, welche wir in den letzten Jahren bei der Obstruction im Abgeordnetenhaus erlebt haben. Um solche Possible, wie die letzte Generalversammlung der Versicherungsgesellschaft „Janus" sie gezeigt hat, künftig zu vermeiden, werden sich die Verwaltungen zu denselben Beschränkungen bequemen müssen, welche sich Regierung und Majorität im Parlamente künftig auferlegen werden, um die Wiederkehr der Obstructionsscandale zu vermeiden. Das wird die wohlthätige Folge der Porfälle beim „Janus" sein. Die Verwaltungen unserer Erwerbsunternehmungen sind gewöhnt, durch List und Vergewaltigung ihren Willen durchzusetzen. Geht es nicht in correcter Weise, so macht man es auf incorrecte, eventuell auf brutalere und gefährlichere Art. Das ist allgemein üblich; neu ist nur, daß ein derart der gewaltigtes Mitglied sich die Verkürzung seiner Rechte nicht gefallen liest. Die von Herrn Dr. Zipser gelent-te Opposition hat bewiesen, daß es ihr nur um rein sachliche Betreibung ihres von der Meinung der Direction abweichenden Standpunktes gelegen war. Der Theil der von Dr. Zipser bemängelten Bestimmungen des neuen Statuts wurde bereits im Auftrage der Regierung als gesetzwidrig abgeändert werden. Zahlreiche andere Anträge der Opposition wurde die Direction selbst als zweckmäßig der Versammlung zur einstimmigen Annahme empfehlen. Ob bei freier Abstimmung die Einführung der „Versicherung" acceptiert worden wäre, ist fraglich. Für die Ostroyierung der Volksversicherung durch die tüchtige Majorität der mit mißbrauchten Frauenvollmachten ausgestatteten „Janus"-Beamten und für die vorhergegangenen Gesetzes- und Statutsverletzungen wird die Verwaltung noch vor Gericht Rede stehen müssen. Aber soviel scheint sicher: Die Verwaltungen unserer Erwerbsunternehmungen werden es sich künftig überlegen, ihre Institute ähnlichen Erschütterungen auszusetzen; Ausdehnung und Consequenzen einer solchen Agitation, welche von in ihren Rechten verletzten Mitgliedern eingeleitet wird, sind im voraus nicht abzusehen. Um diese Gefahren für sich selbst und ihre Institute zu vermeiden, werden die Verwaltungen künftig anders vorgehen müssen, als die Verwaltung des „Janus". Sie werden ihre Anträge nicht geheimhalten dürfen, sondern durch antreichende Publicität die Mitglieder auf die Wichtigkeit der zu fassenden Beschlüsse vorbereiten müssen. Nicht durch Verhinderung der sachlichen Berathung, nicht durch Niederstreben der Opposition, nicht durch „en bloc"-Annahmen und nicht durch künstliche Majoritäten werden sie ihren Willen durchzusetzen trachten, sondern durch die Tüchtigkeit ihrer Gebarung, durch die Zweckmäßigkeit ihrer Anträge und deren überzeugende Motivierung. Durch die Correctheit ihres Vorgehens werden sie das Vertrauen der Mitglieder zu erwerben trachten, damit die Opposition, selbst wo sie anderer Ansicht ist, doch von der Ehrlichkeit der Absichten der Verwaltung überzeugt wird. ɛ.

Kunst und Leben.

Josef Kainz, welcher mit der Recitation Goethe'scher Gedichte bereits unlängst die Kosten der Goetheseier des Burgtheaters bestritten hat, ist nun auch im Concertsaal als Solist, oder wie man es sonst nennen will, aufgetreten. Man müßte eigentlich einen neuen Titel für das erfinden, was Kainz macht, wenn er „vortiert", denn es ist so ganz anders als das, was man gemeiniglich unter Vorlesen versteht. Ich meine hiemit nicht etwa, daß er manchmal überhaupt nicht liest, sondern frei spricht, vielmehr, daß er zu dem Lesen und Sprechen noch etwas hinzufügt, das sich schwer definieren und analysieren läßt. Wenn wir nur auf die Wirkung sehen, die in uns hervorgebracht wird, so müßten wir eigentlich sagen, der Mann malt auch und musiciert auch und spielt auch Theater. Denn wir jedoch auf die Mittel unser Augenmerk richten, mit denen er diese Wirkung erzielt, so finden wir, daß doch soll alles nur in der Sprache liegt, die in ihrer scheinbar ganz einfacher Weise durch den entsprechenden Wechsel im Geschwindigkeitsgrad, der aber gar nichts Theatralisches an sich hat, unterstützt wird, und nur hie und da tritt eine leichte, gleichsam illustrierende Geste hinzu. Aber wir sehen Dinge, die er uns nicht zeigt, wir hören mehr als er uns sagt. Wie Mitternwurzer, wenn er ein Märchen vorliest, sagte, „die Gegend war wunderschön", durch den Ton seiner Stimme, das Strahlen seines Auges und den verklärten Ausdruck seines Antlitzes in uns dieselbe Empfindung hervorzuzaubern vermochte, als sähen wir mit ihm die herrliche Landschaft, die ihn entzückte, so läßt uns Kainz aus innerlich miterleben, was er vor uns erlebt, er inaggeriert uns durch die Kunst seiner Rede und des Ausdruckes in Blick und Miene die Bilder, die ihm selbst vorschweben. Mag der Apparat, mit dem er arbeitet, ein noch so complicierter sein, so functioniert er doch tadellos und sicher und die Wirkung ist eine geschlossen einheitliche. Erst hinterher trägt man sich, was man mehr bewundern soll, die Kraft und Ausdauer des Organes, das den großen Saal des Musikvereinsgebäudes trotz dessen mangelhafter Akustik durch mehr als anderthalb Stunden unaufdringlich beherrschte, die Modulationsfähigkeit der Stimme und den erstaunlichen Wechsel im Ausdruck, die geistige Durchdringung und helle Durchleuchtung gedankentiefer Dichtungen, die Gewalt der Tragik und das Spiel leichten Humors, das natürliche und ungezwungene und doch so wirkungsvolle Spiel im Antlitz, über das jetzt alle dunklen Schatten des Entsetzens sich senkten und jetzt ein anmuthiges, junges Lächeln huschte. — Am Freitag hat Kainz Gedichte Goethes und Schillers vorgetragen, Dienstag darauf las er in der Grillparzer-Gesellschaft mit gleicher Kunst und gleichem Erfolg Gedichte Grillparzers und das Hannibalfragment. Daß es ihm gelang, Hannibal und Scipio vor uns erstehen zu lassen, ist selbstverständlich, aber überraschend war es, welche Wirkung er mit den schwerbühnigen Gedichten Grillparzers zu erzielen vermochte. Er zeigte sich da wieder von einer ganz anderen Seite, als Meister auch in streng stilisiertem Vortrag. B.

*

Die Rejane hat uns als Sapho mit einem leisen Duse-Anflug entlassen. Nun ist sie selber wieder da, Sie das Urbild, Sie die Einzige, die Göttin d'Annunzios „mit den schönen Händen". Die Seelenkönigin aller Länder, die Weltgeliebte, Weltbewunderte; die weltbeworbene Schauspielkunst einer Epoche, die keine Grenzen mehr duldet . . . Frau Duse ist wieder da. Frau Duse gab wieder die Margarete Gauthier, wie vor sieben Jahren, da sie anszog. Sie war mit damals ein Wunder in nudeutlichen Märchenformen. Sie tritt mir heute, da wir beide reifer geworden, als eine von greller Tag überleuchtete funkkierliche Erscheinung entgegen, verstandlicher, doch wunderbarer noch als damals durch den unbegreiflichen Reichthum ihrer Mache. Sie ist heute tausendmal so reich wie da mals. Und sie ist tausendmal so stark und entschieden in der Anwendung ihrer Mittel. Sie hat Momente, denen die sinnwissen Stimme zu Zuschauer laut nicht mehr widersprechen können . . . Aber soll ich ihre Margarete hier mit Worten interpretieren? Wozu? ich muß deutlich unterbrechen und ihre Einzelheiten leben? Ich glaube nicht, daß diese Einzelheiten die Hauptsache sind. Vielleicht wirft sie die großen Wirkungen am 4. und 5. Acktchluß nur hin, um zu überwältigen. Die Hauptsache ist etwas

Digitized by Google

anderes. Die Hauptsache ist ihr mittlerer Spielton, ihre gleich einem Windhauch bewegte, bewegliche, fließende Stimmung, aus der sie alles schöpft, was aus als Einzelzug blendet; ihre Einfachheit in der Ruhe, ihr kluges Lächeln, ihre Verschlichkeit. Ein Satz von Ferdinand Avenarius lautet: Nicht die Kunst genießen wir in der Kunst, sondern im tegen wieder die Natur. Seit gestern kann ich diese Worte nicht von der Duse trennen. Nicht die Kunst genießen wir in ihr; etwas ragt darüber hinweg, größer und unvergeßlicher: sie selbst.

•

Das Raimund-Theater brachte „Dolly", ein Lustspiel von Christiernson. Es hatte Erfolg. Familienklatschnovellen haben noch immer das größer: Publicum für sich; und auf die Bühne verpflanzt, verbreiten sie sogar eine gewisse durch ihre Naivetät fesselnde Stimmung. Der man sich nicht leicht oder zumindest nicht gern entzieht. Das Theater bekommt etwas Erzählendes, Behagliches. Das sei anerkannt. Aber das die unwahre Romantik dieser Gartenlaubenpoesie auf der Bühne ebenso wertlos, ja schädlich ist, wie in den Leihbibliotheken, sei daneben nicht überlehen. Der Verfasser ist übrigens in diesem Fall ein Täne und darum als Typus bemerkenswert: der richtige altwiterische Kleinstädter, dem oft ein ganz amüsanter Spötter im Rococostil; nicht völlig ohne Verwandtschaft mit Jacobsen, Peter Nan'en und vor allem Gustav Wied, und doch — Verfasser der „Dolly". Wir kannten bisher nur das Literarische der dänischen Literatur, Herr Christiernson ist die Kehrseite.

•

Das Theater an der Wien entdeckt noch immer neue Formen der Langweile. Diesmal heißt sie „Die Strohwitwe"; die dazugehörige Musik ist von Albert Lauders. A. G.

•

Am 7. November waren es 25 Jahre, daß Friedrich Kaiser, einer der Begründer des Wiener Volksstückes, gestorben ist. Nach dem Tode Nestroys beherrschten er und Anton Langer fast allein das Wiener Volkstheater. Friedrich Kaiser gebüet das Verdienst, ein ehelicher, weiterbildender Bannerträger des Wiener Volksdramas gewesen zu sein; er leitet schon zu Anzengruber herüber. Raimund liegt ihm sehr ferne, außer allgemeinen österreichischen Zügen hat er mit ihm nichts gemein; anders ist das von Nestroy, von dem er ausgeht und Impulse empfängt. Freilich steht ihm die Genialität des „Wiener Aristophanes", aber er ist künstlerischer; er stellt sich ernstere Ziele; das Faunische, Jägerlose seines Meisters findet sich bei ihm nicht. Er hat sein Denkmal in der Geschichte des österreichischen Theaters. — Das Jubiläumstheater gedachte seines Todestages mit der Aufführung von „Stadt und Land" oder „Der Viehhändler aus Oberösterreich". Die Titel sind kräftig und gepflegt; man weiß gleich dass es über die verdrehte, verlogene Stadt losgeht, und die Tugenden der Landleute gepriesen werden. (Also damals schon? Und es gab noch keine „Provinzliteratur"!) Entscheidend für die Wahl der Aufführung wird gewesen sein, dass dieses Stück einen jüdischen Gelehgeber enthält. Antisemitischer Dichter war Kaiser, der alte Achtundvierziger und Gründer der Wiener „Concordia", nicht! Bekanntlich scheieb er ein Stück namens „Mönch und Soldat", in welchem der Jesuit Gabino eine nichts weniger als ehrenwerte Rolle spielt und eine entsprechende Behandlung erfährt. Das ist bloß gesagt, um nachzuweisen, wie leicht es ist, einem Dichter eine Tendenz zu unterschieben, besonders, wenn er schon tod ist! Heute man doch in deutschen Theater von dem Genius Shakspeares so wenig Achtung, um dem „Kaufmann von Venedig" ein „Antisemitenstück" zu machen. Nun Raimunde des Neuen Recken, den wieder in seine gemütlichen Bretterhimmel und Aufzeinglichkeit lebt die über geoße Bühne in Wien wurde, wenn alle Tantiemen gut, besonders genannt seien die Damen Retsch, Park, Schenke und Paul, die Herren Fischer, Modan und Rabenstein.

•

Theaterleute, die mit den wie artistischen Theaters pflegen bei Antritt ihres Amtes einen Programm sich vorzuzeichnen. Sollten die neuen Herren des Josefstädter Theaters von diesem Brauche die nützliche Ausnahme machen, nämlich die Vorbereitungen des ersten Abends durch Ankündigung ihrer Absichten zu verbinden, so könnte man schon die Namen Bennemann und Bernauer, Goethe und Marx, Dreyer und Schiller, Lessing und Shakspeare, Ibsen und Sudermann, Hebbel und Grillparzer, Bjornson und Hauptmann, Anzengruber und Raimund, Nestroy und Gogol, Gorki und Tolstoi, Wilbrandt und Wildenbruch, Halbe und Hartleben, Schnitzler und Hofmannsthal, Bahr und Beer-Hofmann, Schönherr und Hermann Bahr, Arthur Schnitzler und Richard Beer-Hofmann, Hermann Bahr und Schönherr, Richard Beer-Hofmann und Arthur Schnitzler, Hermann Bahr und Richard Beer-Hofmann, Schönherr und Arthur Schnitzler, Richard Beer-Hofmann und Hermann Bahr, Arthur Schnitzler und Schönherr, Hermann Bahr und Arthur Schnitzler, Richard Beer-Hofmann und Schönherr, Arthur Schnitzler und Richard Beer-Hofmann, Schönherr und Hermann Bahr, Richard Beer-Hofmann und Arthur Schnitzler, Hermann Bahr

Wort, einen innigen Satz. Und ist dann eine doppelte Freude. Denn eine so alte Geschichte enthält das Buch, so typische Personen, so altbekannt ist der Verlauf, so altbeliebt und unkünstlerisch ist der Schluss, dass die poetischen Gottlöner darin einen umso größeren Wert gewinnen.

Wilhelm Holzamer.

Revue der Revuen.

„Die Cultur“ nennt sich eine seit October dieses Jahres erscheinende Zeitschrift der Wiener katholischen Leo-Gesellschaft; ein Organ also, das an die Stelle der mittlerweile entschlafenen Wiertelsjahresschrift „Das Leben“ tritt. Darin sollen nach den Worten der Ankündigung Fragen von allgemeinem Interesse wissenschaftlich behandelt werden — die vollständige Wahrung des christlichen Gedankens „als selbstverständlich vorausgesetzt“. In der Redactionscommission findet sich neben Dr. v. Kraft und Professor Zallinger auch der Name des Wiener Geschichtsprofessors Hirn, der durch die Studentendemonstrationen der letzten Wochen zu einer gewissen Berühmtheit gelangt ist. Umso angenehmer sticht aus dem vorliegenden Heft ein Aufsatz hervor: „Unser Verhältnis zu Goethe“. Wir fürchten nur, dass dieses „unser“ von der Leo-Gesellschaft nicht völlig anerkannt werden wird. Denn was Herr Karl Muth — bekannt auch als Verfasser zweier Broschüren über das Verhältnis der modernen Belletristik zum Katholicismus — zur sittlichen Rettung Goethes sagt, ist sehr vorurtheilsfrei und schön gesagt; wenn auch für Nichtmitglieder der genannten Gesellschaft zum großen Theile selbstverständlich

„Novus de Facto“ (Grobert). Eine sehr verständige Studie über Heinrich von Treitschke von Antoine Guilland, der ein Buch über die modernen deutschen Historiker vorbereitet, gipfelt in den Worten: Treitschke war ein Apostel, dessen Glaube es war, die Vorrefflichkeit der Thaten und Werke der Hohenzollern zu preisen. Und dies Preisliedt trug er mit einer Fülle von Bildern, mit einem Glanz der Form dar, der selten im Widerspruch stand zu der Trockenheit des Gegenstandes. Doch ein wirklicher Historiker war er trotz aller Vorzüge seiner Feder nicht. Ein Mann von Herz und Empfindung, fühlt er das Bedürfnis zu lieben und zu loben, oder zu donnern und zu fluchen. Eine Frage für sich wissenschaftlich zu behandeln, ist er nicht imstande. Hass oder Liebe, das ist die Bedingung und das Wesen seiner Arbeit. So erinnert er an Carlyle: vielleicht einen Carlyle von besserem Geschmack, weniger grollend, offener, gutmüthiger, in seiner Begeisterung redlicher und ertraglicher. Er hat Schilderungen von einer Kraft und Empfindung, wie sie Carlyle auf seinem Drakelstuhl niemals kannte — er ist auch weniger verletzend, weil ihm die Pose fremd ist; im Ganzen aber doch ein Carlyle, das will sagen, mehr ein Moralist als ein Historiker.

„Fruchtwerfing Nazaziu“ bringt in seiner vorletzten Nummer einen Artikel von Enrico Bignami über die industrielle Regeneration Italiens. Bisher habe fein Mangel an Kohlen Italien an seiner industriellen Entwickelung gehemmt; nun eröffne sich durch die Anwendung der elektrischen Motoren diesem Lande eine ungeheuere Fülle an Triebkraft, die in seinen Flüssen und Strömen ruht und nur in Elektricität umgesetzt wäre. Der Po allein vermöchte eine Million Pferdekräfte hervorgehen und die größeren Flüsse zusammen etwa fünf Millionen.

Der Tod Georgs.

Von **Richard Beer-Hofmann.**

Fragment.

(Fortsetzung.)

Und jetzt starb sie ihm da unten. Er stand auf und lehnte sich an das heiße holzerne Geländer der Treppe. Durch das Fenster des Treppenhauses sah er über das geschlämmende Grün der Baumwipfel hin. Nur wenige Schritte weit von ihm schlief unbewegt der spiegelnde See. Die Berge an seinem Saum wuchsen schwarz in die Tiefe und gipfelten von neuem darin, der blaue Himmel lag tief unten, und, blitzend, auf dem Grund die weißblendende Sonne. Steil fiel das Ufer in den See. Silbern glänzende Luftblasen stiegen manchmal perlend durch das dunkle Wasser nach oben und barsten, leichte Kreise ziehend; dann glätteten sich wieder der Spiegel und nichts war durch unter der berstigten Fläche die Tiefe. Er drückte sich, hob von der Stufe, auf der er gesessen, das Buch und die Schnur lichtwolkiger Bernsteinperlen, und schritt die steile Holztreppe hinab. Er hörte den kurzen dumpfzitternden Hall seiner Tritte auf dem weichen von der Sonne durchwärmten Holz der Stufen, dann gellten unter ihm die kühlen sandsteinernen Fliesen des Vorhauses so meisterschaft schneidend durch die heiße Stille des Nachmittags, dass er erschrickt zuhielt. Er fürchtete die Schlafenden zu wecken, die hier unten lag, im einzigen kühlen Zimmer, das, fast hellerartig, halbverdunkelt in den Abhang des Hügels war, an dem das Haus lehnte.

Leise schritt er zur Thüre. Fünf Stufen führten zu ihr hinab. Er drückte vorsichtig die Klinke nieder, hob die Thüre ein wenig in den Angeln, um jeden Laut zu vermeiden, und öffnete. Durch die hochgelegenen kleinen Fenster drang heißes Licht, das sich träge an die Zimmerdecke und den obern Theil der Wände heftete; das Bett der Kranken, das frei in der Mitte des Zimmers stand, und die alte schlafende Wärterin im Lehnstuhl unterhalb des Fensters lagen in schwülem, bläulichen Dämmern. An der Fußwand des Bettes auf einem kleinen Tischchen war ein gläserner Wasserkrug mit hochstieligem buntem Mohn. Die Kranke wollte Blumen in ihrem Zimmer haben; aber sie litt unter dem zu starken Duft anderer Blüten, und auch vom Mohn, dessen Kelche langsam sich entblätterten, als Paul die Thür hinter sich schloss, quoll jetzt ein süßlicher Duft, wie von lauer Milch und feuchter moderner Erde. Zögernd, wie matte Falter, taumelten die Blumenblätter auf die wasserblaue seidene Decke des Betts: tiefviolette mit weißem zerschlissenem Saum, und andere wie schwarzgerounens Blut, noch hellroth an den Rändern. Eine plumpe spanische Wand, bekleidet mit alten colorierten Modekupfern, stand an der Längseite des Bettes, so dass er nur die Hand der Kranken sah. Der dünne Battistärmel war nach oben geschoben; hart traten die Knöchel an dem schmalen Gelenk vor, der Handrücken sank hin in die weiche Seide der Decke, und die innere Fläche der offenen Hand war fleischlos und voll schlaffer Falten. Zu einer müden willenlosen Geberde schien die Hand sich zu öffnen; an den mageren Fingern hingen zu groß gewordene Ringe: ein breiter Ehering und ein anderer der sich verschoben hatte, so dass man den Stein sah: ein rundgeschliffener blutrother Rubin neben einer Perle. Er neigte sich vor; das schmalgewordene Gesicht der Kranken schien in der dunklen Fülle der Haare zu ertrinken, die in losen Wellen über die Polster rannen. Sie schlief; aber zwischen den zusammengezogenen Brauen grub sich tief eine Falte, als dächte sie schwer und schmerzlich nach. An den Schläfen und an den Nasenflügeln waren dichtgedrängt kleine Schweißperlen hervorgetreten, und zwischen den halboffenen fieberverjengten Lippen hing ihr Athem leuchend und gehetzt.

Am Fußende des Bettes stand ein Lehnstuhl. Wie Paul sich niederließ, schrie das Weidengeflecht unter ihm. Er sah ängstlich auf die Schlafende; sie schlief weiter, und auch die Wärterin drüben am Fenster war nicht erwacht. Vor ihr lag in dem offenen Gebetbuch ihre Hornbrille; auf dem weißen Tischtuch, geordnet, für langes Kranksein vorhergesehen, wie an festangewiesenen Plätzen: neben dem silbernen Löffel und dem Thermometer ein Milchkrug mit Gläsern und eine fast geleerte Flasche Cognac. Auf dem schmalen Fensterbrett stand ein Nähkorb, halb bedeckt von einem zerrissenen bunten Kattunrock, daneben ein paar weiße Blätter eines Nussbaumes und, durch ein beschriebenes Papier vor den immwenden Fliegen geschützt, ein Teller mit zuckerbestreuten Kuchenresten.

Er hatte eine Wärterin von Wien kommen lassen: aber die Kranke litt unter dem sicheren ruhigen Gleichmuth, mit dem die ihr Geschäft verrichtete. Das sie geduldig ihre Launen ertrug und die Krankheit gering und unwichtig zu schätzen schien gegenüber all dem entsetzlichen Leiden, das sie mitangesehen hatte, erbitterte die Kranke. Sie hasste diese Frau, die an ihrem Bette saß und deren Geschäft es war, andere sterben zu sehen; wenn sie litt, las sie in ihren ruhigen Augen ein überlegenes: „Das alles kenne ich“; sie vergieh ihr nicht, dass sie sie um ihre letzte Eitelkeit betrog und ihrem Sterben das Wichtige und Unerhörte nahm.

Er sandte die Wärterin nach Wien zurück. Nur die alte Bäuerin, die da im Lehnstuhl schlief, wollte die Kranke um sich haben. Die kannte sie seit Jahren. Der Mann war Arbeiter in der Zichter Saline gewesen und hatte eine kleine Pension: von vierzehn Kindern hatte sie nur fünf aufgezogen und drei von diesen überlebt. Der Sohn war seit 30 Jahren Schmiedgeselle in Ebensee, und die Tochter diente bei einer „Herrschaft“, die sie mit sich in die Stadt genommen. Am Rand des Badsees in einem kleinen Haus mit morschen, abbröckelnden Mauern und einem kleinen hölzernen Kuhstall lebten die zwei Alten. Manchmal brachte sie den Leuten in den Villen frischen Topfen in feuchten Tücher eingeschlagen, oder Fische aus dem See, die sie billiger verkaufte als der Fischer. So hatte die Kranke schon als junges Mädchen sie gekannt, und später dann, als der Verschönerungsverein des Ortes das kleine Haus mit dem Stück Wiese um ein paar hundert Gulden kaufte, nun einen Tennisplatz und Spielwiesen daraus anzulegen, nahm sie die zwei alten Leute als Hausmeister in die Villa. Der Mann, mit seinem gelähmten Beinen, saß fast immer zu Hause und spaltete Brennholz in Spähne, oder er trug an trockenen, heißen Tagen mühsam einen niederen hölzernen Schemel von Beet zu Beet und rupfte in seinem Umkreis das feiche Unkraut aus. Die Frau aber war im ganzen Hause thätig. Sie war alter als ihr Mann, aber achtzig. Am Morgen lief sie über die noch feuchten tiefen Wege und las die Schnecken von den Blättern ab, oder sie stand am Waschtrog. Nach Tisch saß sie ihrer Hausfrau zu Füßen und strickte, hielt sich in dicken wollenen Socken kantlos die holzernen Pantoffeln hinauf, und während die junge Kuchenmagd in ihrem heißen Dachzimmer, auer über Bett geworfen, träge sich drehte, wusch die Alte das Geschirr und erhielt ein Stück Fleisch oder ein bisschen Gemüse als Lohn für ihre Arbeit. Am Abend aber wurde sie nicht schlüssig und lehnte lang mit verschränkten Armen auf der Bank vor dem Haus und sprach mit den Dienstmädchen.

Wenn Paul vor dem Schlafengehen noch eine Weile im Dunkeln am offenen Fenster saß, hörte er dann ihre Stimme. Bedeutend formten sich in ihrem zahnlosen Mund alle Worte; in immer gleichem Ton, hart und ungeruht, fielen sie wie zerbeint von ihren schmalen Lippen. Was ihre alten wimperlosen Augen gestern gesehen und was sich vor zwei Menschenalter ereignet, schien gleich reine ihr zu sein. Wie Kinder, die noch nicht gelitten, erzählen

Digitized by Google

mit starrer, grauiamer Sachlichkeit — erzählte die Alte, und ihre Stimme kam durch die Nacht zu ihm, wie von weither dringend, aus einigen, verödeten Thälern, deren todtes Gestein nie mehr der warme Athem lebender Menschen streichelte.

Er sah zu ihr hinüber. Durch das Fenster oberhalb des Lehnstuhles drang jetzt grelleres Licht. Die Sonne stand tiefer. Ueber das blasse Blau der Bettdecke legte sich schwarz der Schatten des Fensterkreuzes. Die Strahlen glitten immer tiefer über die schlafende Alte hin, und es schien, als würde sie widerstrebend, ruckweise, aus dem früheren Dunkel ins Licht gezerrt. Ihre Ellbogen ruhten auf den Armlehnen; über der blauen Kattunschürze lagen ihre gelben Hände mit verschränkten Fingern, und der Kopf war im Schlaf weit zurück in den Nacken gesunken. Straff angezogene Scheitel graugrünlichen Haares waren an ihre Schläfen gepreßt, und zwischen den dünnen Strähnen glänzte gelblich die Kopfhaut. In tief einsinkenden Höhlen spannten sich verschrumpfte rothgeränderte Lider über die Augen. Spitz ragte die Nase vor; unter ihr verschwanden fast die verkümmerten Kiefer, und der zahnlose Mund schien die eigenen Lippen einzuschlürfen. Welk hieng die Haut von dem mageren zurückgeworfenen Hals; wie lokgelöst von ihm spannten sich die Sehnen — enthüllt liegend, gleich Wurzeln eines absterbenden Baumes, die verdorrt aus der Erde sich strecken.

Tief durchfurcht war ihr Gesicht. Wie gepflügt und immer wieder überpflügt von einem langen Leben. Denn die Thaten und das Leiden und die Gedanken aller tausend Tage hatten rastlos ihre Spuren in dieses Feld gegraben. Was ein Tag aufgewühlt, glättete der nächste, und der dritte riß es wieder auf, und nach Jahren fand das Leben längstvergessene Geleise und scharrte sie unauslöschlich tief. Immer und immer wieder hatte das Kümmern um das tägliche Brot ihre Brauen vorgewoll nach oben gezogen, und Sorgenfalten furchten sich — eindringlicher als alle anderen und alle anderen beherrschend — in großen Wellen über ihre schmale Stirne. Von den Nasenflügeln zum Mund zogen sich tiefe Rinnen. Leiden hatten sie gerissen; mehr die Schmerzen vieler Gebärens als die vergeßliche Trauer des Begrabens. Aber neben ihnen hatten sich rundliche Runzeln um die Mundwinkel gelagert. Von frommem Sichfügen erzählten die, und von vielem Beten. Von Gebeten in erstickender Sonnenglut auf den Feldern, wenn das Mittagsläuten die langgebeugten, schweißüberrieselten Rücken schmerzend sich aufrichten ließ, von anderen, des Nachts noch reich vor sich hingekrochen, ehe der Schlaf über die abgemühten Glieder fiel, und wenn solchen die im Chor des Nachmittags in zuversichtlichem Gelang von ihren Lippen sich erhoben. Und in den Gewirr sich überkreuzender Linien sah er noch andere, überdeckt von schärfer gezogenen — kaum erkennlich. Feine zerknitterte Fältchen waren auf den Wangen und schlängelten sich von den Augen zu den Schläfen. Denn die Alte, die da schlief, war ein Kind gewesen, das in sonnigem Garten mit seinen eigenen nackten Füßchen spielend saß und dessen Augen leer und glücklich lächelten. Und das jauchzende Lachen gewonnener Kinderspiele mit erhitzten Wangen und flatternden Stirnhaar, und das dunkle Lachen, halb erschickt wie Taubengurren, wenn Nachts — auf dem Heimweg vom Tanz über weiche Wiesen hin die Hand des Burschen gierig an sie rührte.

So schien es, als hätte das Leben — ein großer Künstler — mit geduldigen Fingern rastlos daran gearbeitet, ihr Antlitz zu formen. Zusammengepreßt, gedichtet auf einen Raum, den zwei flache Hände klagend bedecken konnten, waren die Thaten und Leiden und Gedanken vieler tausend Tage. Starr, wie eine künstlich getriebene Maske von Erz, lag ihr Antlitz da. Seine Arbeit war vollendet, und leise, mit unmerklichen Schritten, trat das Leben von seinem Werk zurück. Langsam starb bei Jahren das Empfinden, dessen Ausdruck jetzt die Züge uns noch lagen: was Leben schien, war nur die Wärme erkaltenden Metalls.

Sie schlief mit starkem ruhigem Athmen. Er kannte diesen tiefen Tagesschlaf ganz alter Leute, die vor Sonnenaufgang erwachen und mit offenen wimperlosen Augen dalagen, den Tag erwartend. Für die es wahrlich mehr gibt, von dem sie denken: „Wenn das vorüber sein wird", und für die kein Tag zu kurz ist, so daß alle anderen Lust der Welt zu thun scheinen. Und denen dann alle Stunden zu kurzes sind, um noch einen Inhalt zu ertragen: Nur Stunden des Tags und Stunden der Nacht — und zusammen nur Zeit, die verrinnt.

Er hob den Kopf; vom Garten her klangen schrille Kinderstimmen, wie im Streit oder im Spiel; die Fensterscheiben erzitterten in leisem Klirren. Woher nur Kinder in den Garten kamen? Oder fuhren die in einem Boot das Ufer entlang und das Wasser trug den Schall so deutlich her?

Beunruhigt in ihrem Schlaf bewegte sich die Kranke; aber sie schlief weiter; nur die halboffenen Lippen schienen Worte zu formen. Paul neigte sich über sie; sie sprach nicht. Seit Tagen und Tagen horchte er mit verhaltenem Athem auf die leisen Worte, die verhauchend über ihre kaum bewegten Lippen wehten. Wenn er allein war, sprach er sie nach und suchte ihren Ton. Er wollte sie festhalten; und bei jedem „Ja" und bei jedem „Nein" dachte er, ob es nicht das letzte sein würde, das sie gesprochen. Qualvoll wand sich jeder Tag vom Morgen bis zum Abend; jeder gestrige schien noch bewiesenswert, und schon und wie gewiesenes Glück die erste Zeit ihres Krankseins. Wo sie noch manchmal für eine Stunde sich von ihrem Bett erhob und schwankend, mit schmalen suchenden Fingern, an den Sessellehnen sich fortstastete; und auch noch später, wenn er ihren armen dürftigen Leib, der immer leichter wurde, über die Holztreppe hinauf ins Speisezimmer tragen durfte, zum großen weidengeflochtenen Lehnstuhl, in dessen rothen geblümten Polstern noch der Abdruck ihrer Formen war.

Sie sprach damals noch von ihrer Krankheit. Er hatte ihr erklärt, daß es Monate dauern könnte bis sie ganz gesund würde, und sie schien es zu glauben. Aber wenn er sie ihrem Bett sah und sie beide schwiegen, wied er ihren Blick; lag er auch geschickt genug? glaubte sie ihm seine scherzende Sorglosigkeit? Ein einzigesmal hatte sie vom Sterben geredet; ganz am Beginn der Krankheit, als sie von ihren verarmten weitläufig Verwandten sprach, die sie manchmal unterstützte, war sie in Schluchzen ausgebrochen: „Wenn ich todt bin, wer wird sich um die kümmern?" Und Paul hatte in rathloser Hast ihr zugesprochen, sie beruhigend mit Worten, die er verwünschte, kaum daß er sie gesagt — so plump und verräterisch waren sie ihm erschienen. Aber nie wieder seither schien sie an den Tod zu denken. Nur die Art, wie sie mit ihm sprach, änderte sich je länger sie litt. Anfangs lag im Ton ihrer Worte immer ein dehmüthiges Entschuldigen und wie eine Bitte um Verzeihung, daß sie Allen so viele Mühe mache. Später aber schien sie sich daran zu gewöhnen. Stundenlang mußte er dann bei ihr sitzen, seine Hand zwischen ihren heißen fieberenden Händen. Sie schwieg; nur manchmal hoben sich, wie mit matten Flügelschlag, ihre Lider und sie sah ihn an; ruhig und lange. Alle Kraft aus ihrem hilflosen Körper schien sich in diesem lang anschwellenden Blick zu sammeln, als wollte sie sein Bild fester erfassen, um es mit sich zu nehmen, dorthin — wohin sie gieng.

(Schluß folgt.)

Dem vorliegenden Hefte liegt als Broschüre bei: „Die Nothwendigkeit der Revision des Polnar Processes." Von Prof. Th. G. Masaryk. (Interpellation Kronawetter.)

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer
bester natürlicher
alcal. SAUERBRUNN
Filiale: Wien, IX. Kolingasse 4.

„Hennenberg-Seide"

nur echt, wenn direct ab meinen Fabriken bezogen!

schwarz, weiß und farbig von 45 kr. bis 6.14.65 per Meter — glatt gestreift, gemustert, damastet. Ca. ca. 240 verschiedene Qual. u. 2000 verschiedene Farben. Muster

Zu Roben und Blousen

ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus.

Muster umgehend.

Portofreies Briefporto nach der Schweiz.

G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Die Zeit.

XXI. Band. Wien, den 18. November 1899. Nummer 268.

Erpressungsmanöver.

Was wir uns seit Jahr und Tag auf dem Weg einer mehr speculativen Beweisführung zu zeigen bemühen, nämlich dass der Paragraph vierzehn, gegen dessen Aufhebung sich auch das Ministerium Clary mit sachlichen Gründen zur Wehre setzt, gerade für die in letzter Zeit so oft genannte und so selten beobachtete Staatsautorität die größten Gefahren birgt, wird jetzt plötzlich durch eine concentrische Action der Führer der parlamentarischen Majorität — des Herrn Dr. v. Fuchs in der Staatsschulden-Controlecommission und des Herrn v. Jaworski im Abgeordnetenhause — in praktisch greifbare Nähe gerückt. Man braucht vom Staatsrechte nicht viel zu verstehen, schon die criminalistische Alltagsweisheit reicht nach dieser Action aus, um einzusehen, dass der berüchtigte Paragraph, weit davon entfernt, der Rettungsanker der Staatsgewalt zu sein, vielmehr in der Hand einer scrupellosen Parlamentsmehrheit ein nie versagendes Erpressungsmittel ist, an dem die Staatsautorität zugrunde gehen muss.

Hier ein typischer Erpressungsfall aus der privaten Sphäre: Wer hat nicht einmal in den Zeitungen gelesen, dass irgendwo ein wohlhabender alter Herr in angesehener Stellung plötzlich einen Selbstmord begangen hat? Als Motiv der That wird öffentlich eine unheilbare Krankheit oder Geistesstörung angegeben. Aber aus indiscreten Gerüchten, die von Mund zu Mund gehen, erfährt man, dass es sich nicht um Krankheit und nicht um Geistesstörung gehandelt hat, sondern — nennen wir das Ding beim rechten Namen — dass alle der alte Mann, sagen wir, mit einem jungen Strolch sich in ein durch das Strafgesetz verpöntes Verhältnis eingelassen hat. Nachdem die Tage der gesetzwidrigen Freuden vorüber waren, versucht der gute Alte, angeekelt, sich von dem bösen Jungen loszumachen. Aber das gemeinsame Verbrechen kettet sie unlöslich aneinander. Dem Jungen dient das Strafgesetz als Mittel, um von dem Alten jedwezeit zu erpressen, was ihm eben beliebt. Das Ende ist dann unter Umständen die Zeitungsnotiz.

Es wird schwer, einen reiferen Vergleich zu finden, wenn man mit der Deutlichkeit, die bei der landesüblichen Begriffsstutzigkeit vonnöthen ist, die geradezu unerhörte Situation kennzeichnen will, in welche die Parlamentsmajorität derzeit die österreichische Staatsgewalt zu versetzen droht. Das war freilich eine herrliche Zeit, die Zeit der § 14-Verordnungen, wo die österreichische Staatsgewalt, der Natur des constitutionellen Staates spottend, sich, mit hingebungsvoller Erlaubnis der Majorität, einmal in einer verfassungswidrigen Art von souzagen homoerueller Gesetzgebungsthätigkeit, ohne Mitwirkung des Parlaments, so recht grundlich austoben und ausschwelgen konnte. Die schlimmen Folgen kommen erst jetzt zutage, wo die Staatsgewalt ein formlicher Absichen vor ihrem ehemaligen Genossen, der Majorität, erfasst hat, von der sie sich zu befreien versucht. Die Majorität fühlt aber, dass sie die Liebe, die sich allerdings nicht erzwingen lässt, auch nicht mehr nothig hat zu ihren eigensüchtigen Zwecken. Um sich die klingenden Früchte aus dem gesetzwidrigen Verhältnis zu sichern, genügt ihr das Gesetz oder, genauer, die Drohung mit dem Gesetze. Man hat sich gewundert, dass die Herren von der Majorität in diesen Tagen plötzlich die Gesetzmäßigkeit der § 14-Wirtschaft entdeckt haben. Das ist gar kein Wunder. Es ist kein Wunder, wenn sich der junge Mann im früheren Beispiel vom Schlusse auf den § 129 des Strafgesetzes in dessen tagesweiser Ausdehnung bemüht, und ebensowenig ist es ein Wunder, wenn die Führer der verfassungsbrecherischen § 14 Majorität jetzt eben diesen Paragraphen in seinem strengsten Sinne zum Stupunkte ihrer gewinnsüchtigen Unterrechnung machen.

An der Staatsschulden Controlecommission hat die Majorität, wie zur Probe, bereits eine von den Dauerd § 14 Verordnungen als unzulässig behandelt, und der daran anknüpfende Antrag Jaworski bedeutet die volle Drohung, dass die Majorität, wenn die Staatsgewalt ihr noch fernerhin nicht zu Willen wäre, das ganze § 14 Ausgleichswerk vernichten, die Staatsgewalt, die um ihre Autorität dahinter sieht, unheilbar compromittieren könnte, während sie gleichzeitig in der Lage wäre, als Majorität, bei den bevorstehenden Verhandlungen über die von der Minorität gegen das Ministerium Thun Kaizl gerichteten Ministeranklagezustände die an den absolutistischen Missbräuchen des § 14 mitschuldigen Minister, ihre eigenen Führer straflos zu stellen. Das ist aber lange nicht alles. Es ist unter staatsrechtlich verserten Menschen ein öffentliches Geheimnis, dass die älteren, in den früheren Sessionen vorgelegten § 14-Verordnungen dadurch, dass sie in jenen Sessionen die Genehmigung des Parlaments nicht erlangt haben, hinfällig geworden sind, und dass die Regierung nach dem dritten Ablauf des § 14 verpflichtet war, sie außer Wirksamkeit zu setzen. Das ist aber nicht geschehen, und die staatsrechtliche Verantwortung dafür trifft in Anlehnung der dem Parlament in der vorigen, der 15. Session bereits vorgelegenen Nachverordnungen das Ministerium Clary, welches jene Session geschlossen hat. Wenn das Ministerium Clary lange fort ist mit der Majorität, kann diese, auf al. 3 des § 14 gestützt, sich den Scherz erlauben, während sie das § 14-Ministerium Thun-Kaizl amnestiert, das § 14-gegnerische Ministerium Clary, mit Berufung auf al. 3 eben des § 14, unter Anklage zu stellen, weil es die durch den Schluss der 15. Session erloschenen älteren § 14-Verordnungen des Ministeriums Thun-Kaizl außer Kraft zu setzen unterlassen hat. Und das alles mit vollstem Recht!

Durch die § 14-Wirtschaft hat sich die Staatsgewalt vollständig in die Hand der Majorität gegeben. Wenn wirklich, wie jetzt vielfach behauptet und geglaubt wird, die Staatsgewalt sich unmöglich vom ihrem Complicen, der Majorität, losmachen will, so ist die Besserung zu loben, aber es bleibt die Frage, ob die Staatsgewalt noch die Energie besitzt, die der Erfolg voraussetzt. Für die Parteien der Minorität, die keine Wirtschaft an den Verfassungsbrüchen des § 14 Regimes trifft, wäre es das Dümmste, wenn sie, wie es ihre Vertreter in der Staatsschulden-Controlecommission Baron Cydtl und Baron Dobthoff gethan haben, sich aus parem Antagonismus gegen die Majorität zu einer nachträglichen Gutheißung des von ihnen bisher mit Recht bekämpften § 14-Regimes und somit zu einer auch ganz nutzlosen Selbstcompromittierung verleiten ließen. Wenn die sogenannte österreichische Staatsgewalt ernstlich den Kampf gegen den Vampyr Majorität aufnimmt, wird in jedem Falle, ob nun darüber die verfassungsfeindliche Majorität oder das Oesterreich schädliche Ausgleichswerk Bilinski-Kaizl in Trümmer geht, das österreichische Volk der sich fremde Dritte sein. Inzwischen ist aber aus der neuen Situation der alten Forderung nach vollständiger Aufhebung des § 14 ein neuer Streiter erstanden: das Selbsterhaltungsinteresse der österreichischen Staatsgewalt. Wenn die Erfahrungen des Thun-Kaizl'schen § 14-Regimes und der sich daran knüpfenden Erpressungsmanöver der Majoritäts-Cliqarchie ihr den Constitutionalismus nicht mehr einzupauken vermögen, dann ist's um sie geschehen.

K.

Der Aberglaube des Ritualmordes im Lichte des Polnaer Processes.

Von Professor Dr. Th. G. Masaryk Prag.

Wenn ich über die Bedeutung des Polnaer Processes im zweifel gewesen wäre, so wurde mich der starke Widerhall, den meine Kritik* desselben überall so rasch gefunden hat, eines Besseren belehren. Die Statistiker haben die Angaben über die Zahl der Zeitungen, Briefe und Postsendungen überhaupt schon öfters als culturellen Maßstab benützt — die Statistik der über den Polnaer Process jetzt von neuem verhandelnden öffentlichen und privaten Stimmen würde jedem anschaulich gelegen, am was es sich bei Polna eigentlich handelt; ich wenigstens werde schon heute mit den verschiedenen Meinungsäußerungen, am einzigsten aus dem antisemitischen Lager und speciell aus Wien, geradezu überschüttet. Wenn z. B. in München schon eine Volksversammlung gegen meine Broschüre zusammengerufen wird, so ist das nur ein Beweis unter vielen, wie der Polnaer Process nicht nur in Böhmen und Oesterreich, sondern überall vom clericalen Antisemitismus geschürt und ausgebeutet wird.* Der Mord in Polna gilt diesem Antisemitismus

Digitized by Google

als typischer Ritualmord, wie mir auch in den meisten Zuschriften gesagt wird. „Man kann," heißt es z. B., „über die früheren Beweise des Ritualmordes diesen oder jenen Zweifel hegen — der Fall von Polna ist einwandfrei, und sein großer Wert für die wahrhaft katholischen Freunde der Wahrheit besteht darin, daß er durch seine Augenscheinlichkeit und durch seine Bestimmtheit selbst die großen Massen zu überzeugen vermag. Wir brauchen keine philologischen Haarspaltereien über einige Stellen des alten Testamentes oder den Talmud und seine Auslegen, in Polna ist die ganze Geschichte des Ritualmordes in der einen christlichen Märtyrerin verkörpert. U. z. w." Gewiß: die Massen (und dazu rechne ich auch die Mehrzahl der sogenannten Intelligenz) denken nicht in abstracto und allgemein, ihnen genügt ein Fall, um ihn in der Gegenwart und für alle Vergangenheit und Zukunft zu verallgemeinern.

Diese Bedeutung des Polnaer Processes habe ich erkannt und eben darauf hin habe ich denselben einer Kritik unterzogen, ich habe mich gefragt: Ist es wahr, daß die Polnaer Anklage in durchschlagender Beweis für den Ritualmord ist?

Um auf diese Frage eine bestimmte Antwort zu erhalten, mußte ich den ganzen Proceß genau studieren; speciell mußte die ganze Art des Verbrechens und der Umstände untersucht werden, unter denen dasselbe begangen wurde. Die richterliche Behörde hat natürlich noch andere Mittel: der Private kann in erster Reihe nur die dokumentarische Beschreibung des Falles, die Hauptverhandlung, nachprüfen und das habe ich in meiner Kritik gethan.

Durch die Natur der Sache ist nur mich wie für jeden, der sich über den Fall ein Urtheil bilden will, die Methode der Untersuchung gegeben: (Es sind mir) die peinlichen Vorfälle, die von der Anklage mit Hilfe der Sachverständigen constatierten Thatsachen zu überprüfen, Vermuthungen, die dieses Thatsächliche merklich überschreiten, sind möglichst fernzuhalten. Die bestimmte Frage lautet eben: gibt die Hauptverhandlung mit dem Angeklagten Hilsner in der That ein solches Bild des Verbrechens, daß die Annahme des Ritualmordes gerechtfertigt ist?

Wohlgemerkt: Ritualmordes. Wenn nämlich der Polnaer Mord eben nur ein gewöhnlicher, genuiner Mord ist und wenn die Schuld des Angeklagten strikte erwiesen wäre, so hätten wir eben einen von einem oder mehreren Juden vollführten Mord vor uns, keinen Ritualmord. Das versteht sich zwar von selbst, aber zur Zeit einer so großen antisemitischen und clericalen Agitation versteht sich das leider nicht von selbst.

Prüft man die ganze Art und Weise des Polnaer Verbrechens, so ersieht man aus den Thatsachen, daß kein Ritualmord vorliegt.

Gegen die Annahme des Ritualmordes spricht IV meiner Kritik; spricht die Art und Weise der Verwundung am Halse: die Wunde ist mit keinem Schächtermesser verursacht, sondern eine gewöhnliche Stich- und Schnittwunde.

Ferner widersprickt der Annahme das Datum der That (am 29. März waren die jüdischen Hauptfeiertage schon vorüber), auch betundet die That keine Geheimheit („geheime Ritualtecte").

Bleibt demnach nur die Behauptung, daß die Leiche vollständig ausgeblutet war, das ausgeflossene Blut aber am Thatorte nicht in entsprechender Menge vorgefunden wurde; allerdings beruht diese Behauptung auf einigen, bestreit zu erwähnenden Annahmen, ganz besonders auf der Annahme, daß das Verbrechen an dem Fundorte der Leiche begangen wurde. Der kritischen Prüfung ergibt sich demnach vor allem die Pflicht, die behauptete Thatsache der Ausblutung zu untersuchen. Für die Beurtheilung dieser Frage liegt vor allem das ärztliche Protokoll und Gutachten vor. Zu dem Protokoll 1. April und Gutachten 17. April wird die Ausblutung einer nicht constatiert und nur die rasche Verblutung und Unterbindung der Ader als Todesursache des Todes angestellt; wie weit einige andere Aspekten die Behauptung der Ausblutung unterstützen oder ihr widersprechen, vermag ich nicht zu beurtheilen. Ein zu einer unabhängigen Gutachtung des Gutachtens 19 September wird ausgesprochen, daß die Leiche der Agnes Hruza „kam vollständig ausgeblutet war". Ich werde nicht unterlassen, wie [illegible] eine solche nach Maßgabe aus dem Gutachten vorgenommene Gegenprüfung des Gutachtens beweisskräftig ist; dagegen muß ich das [illegible] erste Bedenken darüber aussprechen, daß in der Sache [illegible] nicht nur „kein vollständiger", sondern überhaupt kein [illegible] Untersuchung gepflogen wird. Sicherlich [illegible]

[illegible] ich zur Prüfung der schon vorgenommenen Aussagen, [illegible] der Anklage der Ein Fassung an dem Fundorte der Leiche [illegible]

Das Zusammentreffen der Sachverständigen weist die Vermuthung zurück, daß die Donnerstag auf die Leiche fallende „mäßige Regenmenge" den bedeutenden Blutklumpen, der sich infolge der Ausblutung hätte bilden müssen, beseitigt hätte. Die Beurtheilung der Sache überlasse ich Sachverständigen: ich erwähne nur, daß in der Hauptverhandlung einmal von dem Vertheidiger des Angeklagten ein „heftiges Gewitter" (432), das andermal vom Zeugen (147) ein „Gewitter, ein starker Regen, ein heftiger Regen" constatiert wird, und daß es nicht nur Donnerstag am Tage, sondern auch in der Nacht geregnet hat (147). Ich will auch nicht untersuchen, ob der Blutklumpen oder Theile desselben nicht auch auf andere Weise beseitigt oder vernichtet werden konnten — ich wende mich vielmehr zur Untersuchung der Hauptvoraussetzung der Anklage, daß die Ermordung der Agnes Hruza an dem von der Anklage bestimmten Orte und nur an diesem verübt wurde, und daß der Blutmangel nur durch das „Auffangen" (318) und Forttragen seitens der Thäter stringent bewiesen ist.

Ich habe gleich anfangs in meiner Kritik hervorgehoben, daß die Anklage im Falle Polna mehr als in anderen Fällen ganz besonders auf die Constatierung des Thatortes und der Zeit Gewicht legt: der Angeklagte widerspricht und betont diesen Umstand mit großem Nachdruck (Seite 377 der citierten stenographischen Protokolle). Die Anklage behauptet, der Mord sei am 29. März zwischen 5¼ und 6¼ Uhr in der Nähe des Fundortes der Leiche geschehen, u. zw. aus folgenden Gründen: Agnes Hruza ist um 5½ am Ende der Stadt Polna auf ihrem gewöhnlichen Gange nach dem drei Viertelstunden entfernten Wäßnie gesehen worden; an dem vermeintlichen Thatorte sei sie deshalb um 5¼ angelangt, und dort sei sie auch alles erwiesenen Umständen entsprechend ermordet worden. „Weil dann Agnes Hruzová diesen Abend nicht nach Hause nach Klein-Wäßnie zurückkehrte, wie sie gewöhnlich um 6½ zu thun pflegte, muß man annehmen, daß der Mord an ihr in der zwischenzeit von 5¼ bis 6¼ Uhr begangen wurde, u. zw. an dem Orte, wo bei dem gerichtlichen Localangenscheine Zeichen von Blutbesteckung gefunden wurden" (Seite 27).

Die Gründe für diese Zeitbestimmung, zumal des terminus ad quem, sind gewiß höchst beherzigsich:

Warum gerade in diese Zwischenzeit und warum nicht später? Die Antwort auf diese Frage gibt die von der Anklage geführte Zeugenaussage: Für die Haupt- oder Mitschuld Hilsners sprechen nach Annahme der Anklage die Zeugen, welche Hilsner in Polna nach 5 Uhr in der Richtung nach dem Thatorte gehen (resp. „im Galopp laufen") gesehen haben wollen, und ganz besonders ist für die Anklage die Aussage des Zeugen Pesák maßgebend, der Hilsner um 5¼ am Thatorte mit den beiden vermeintlichen Mitthätern gesehen haben will. Für die Anklage ist gerade dieser Zeuge und seine Aussage „die Hauptsache" für die Beschuldigung Hilsners (V.). Die Anklage combiniert mit dieser Aussage Pesáks und der übrigen Zeugen, die Hilsner um 5 Uhr herum gesehen haben: die weitere Zeugenaussage, daß Hilsner „kurz nach der Verübung der That" 45 in Polna gesehen wurde, wie denn überhaupt durch die Zeugenaussage feststeht, daß Hilsner nach 6 Uhr und später die ganze Nacht in Polna war.

Derart also ist es begreiflich, daß die Anklage auf die Zeit und den Ort der That ein so großes Gewicht legt, und daß sie aus diesem Grunde Hilsner für schuldig erklärt.

Wenn aber durch den Befund an dem Leichnam und an den Kleidern und durch weitere andere Umstände der zwingende Schluß sich ergibt, daß die Leiche an den Fundort gebracht wurde, so fällt natürlich die bisherige Anklage des Hilsner in sich zusammen, zugleich würde derart erklärt werden, warum an dem Fundorte die Leiche vollständig und ausgeblutet gefunden wurde.

Ich glaube bewiesen zu haben (Capitel I, II, III meiner oben citierten Broschüre), daß der Mord nicht an der Fundstätte der Leiche verübt worden ist. Bei diesem Beweise gehe ich von der Thatsache aus, daß die Beine der auf dem Bauche mit dem Gesichte zur Erde liegenden Leiche „im stehaven Winkel in den Knien umgebogen" gefunden wurden. Ich führe aus der Erklärung des Sachverständigen selbst an, daß eine solche Umbiegung durch die Leichenstarre erst einige Stunden nach dem Tode eintreten kannte, woraus sich für Hilsner logisch der Schluß ergibt, daß er als voraussichtlicher Mörder oder Mitschuldiger bei dieser gewiß auffallend wichtigen Veränderung der Leiche nicht behilflich gewesen sein kann, weil er eben zeugenmäßig einige Stunden nach dem Tode der Agnes Hruza in Polna war.

Bleibt also nur die Annahme, daß die auffallende Umbiegung der Füße an der Fundstelle der Leiche ohne Hilsner geschehen ist. Diese Annahme hat nur mich sein Gewicht, weil ich außerdem noch [illegible] und [illegible] Umstände aufführe, aus denen es sich mit [illegible] der Sachverständigen ergibt, daß die That in einem Ge[illegible] wurde, die [illegible] Haare, das Durchschneiden [illegible] Schein, [illegible] die Thatsache, daß unter den [illegible] diese Angabe durch das

Nägeln an der Hand nur Blut und kein Roth gefunden wurde u. s. w.*)

Es ergibt sich also der Schluss, dass die verblutete Leiche an den Fundort gebracht wurde, und es entfällt darum die Annahme des Ritualmordes auch aus diesem Grunde.

Für das vom Präsidenten (!) und dem Privatanwalt suggestiv hingestellte „Aufsangen" des Blutes „in ein Gefäß" Anwalt) wird selbstverständlich überhaupt gar kein Grund angeführt.

Ueber das Umbiegen der Füße muss ich noch eine juristisch sehr wichtige Bemerkung machen. Es ist beachtenswert, dass in der Hauptverhandlung ein Richter aus dem Volke auf die eigentliche Bedeutung der Thatsache für die Beurtheilung Hilsners hingewiesen hat. Ich führe die Stelle aus der Verhandlung in meiner Kritik an. Der Botant fragt nämlich den Sachverständigen, ob diese Umbiegung und Erstarrung gleich nach dem Tode eingetreten sein könne. Ueberhaupt ist ihm die Annahme der Anklage lebhaft gegenwärtig, dass die That zwischen 5^h, und 6^h, und in größter Eile begangen worden sei, weil der Angeklagte Hilsner schon nach 6 Uhr in Polna gesehen wurde. Auf die Frage des Botanen gibt nun der Sachverständige die schon bekannte Antwort, dass eine solche Erstarrung erst nach einigen Stunden gesichehen konnte. Es ist offenbar, dass diese Aussage sogleich juristisch für Hilsner hätte weiter ausgebacht werden sollen, aber es ist nicht geschehen.

Ich betone das Wort juristisch. Sobald nämlich in der Verhandlung von den Sachverständigen eine so wichtige Erklärung abgegeben wird, so muss sie eben in ihren logischen Consequenzen für den Process, respective für die Anklage ausgeführt werden. Die Anklage nimmt an, dass die Thäter gleich nach der Ermordung und zwar „in größter Eile" den Thatort verlassen haben — dieser Annahme widerspricht die Erklärung des beeideten Sachverständigen aufs entschiedenste.

Ich betone nochmals: ich beurtheile die Sache rein juristisch, lediglich auf Grund der Verhandlungsmaterialien. Damit will ich sagen, dass ich mich vorläufig jeder psychologische, respective pathologische Erklärung des Umbiegens der erstarrten Füße nicht einlasse. Ich halte mich an die Erklärung, die der Sachverständige gegeben, und dessen Angaben auch der Anklage als Basis dienen.

Selbstverständlich habe ich mich nun die physiologische und pathologische Erklärung der auffallenden Thatsache umgehen: diese Erklärungen können an sich zu sehr verwickelten theoretischen Untersuchungen Anlass geben, die jedoch für den vorliegenden Fall dadurch keine Bedeutung haben, dass eben der Umbiegung der Füße noch die zahlreichen weiteren Widersheinungen entscheidend sind.

Wer also ist der Thäter oder die Thäter? Was waren ihre Beweggründe?

Auf diese Frage möchte ich gar nicht antworten, denn es handelt sich mir nur um den Beweis, dass der Polnaer Mord kein Ritualmord ist. Und dieser Beweis ist zwingend erbracht. Selbst wenn Hilsner und andere Juden an dem Verbrechen schuldig oder mitschuldig wären, so wäre es kein Ritualmord.

Nun ist es richtig, dass nicht nur der Jurist, sondern jede logisch Denkende aus meiner Kritik zu Muthmaßungen über die Thäter, den Ort und die Zeit des Verbrechens gelangt wird; auch muss der Leser meiner Kritik erleben, dass ich selbst darüber meine Ansichten habe. Gewiss. Und zwar habe ich diese Ansichten aus der Analyse des Processes selbst gewonnen, und überdies habe ich den Fall — das kann ich ja jetzt auch öffentlich sagen — nach Möglichkeit auch anderweitig erforscht und untersucht. Den elementaren und antisemitischen Gegnern gegenüber erkläre ich, dass diese meine Forschungen von dem hegemonialen „jüdischen Detectivinstitute" ganz unabhängig waren und sind, wie ich denn überhaupt bei diesen meinen Arbeiten und Untersuchungen des Polnaer Verbrechens mit keinem einzigen Juden in Verbindung war und bin. Ich habe die ganze Untersuchung aus eigenstem wissenschaftlichen Interesse an dem culturgeschichtlich so wichtigen Falle von Polna geführt und das Ergebnis meiner Arbeiten aus eigener Initiative und in deutschem Interesse veröffentlicht. Dagegen kann ich zu meiner großen Freude sagen, dass mir seit nach Veröffentlichung meiner Kritik nicht nur Juden, sondern auch tadellose Christen ihre volle Zustimmung aussprechen.

Ich begreife ganz wohl, dass die Mehrzahl der Leser meiner Broschüre die Wirkung meiner Kritik in die Worte formulieren: Also war hat den Mord begangen? Thatsächlich wird nur diese Frage in den verschiedensten Zuchtarten gestellt. Nun möchte ich vorläufig constatieren, dass diese Fragestellung schon ein Aufgeben der bisherigen Ansicht über die Schuld Hilsners bedeutet, wenn ich auch die Wahrscheinlichkeit der Antwort dessen nicht bestreiten werden. Andererseits gibt es aber schon auch solche Gläubige des Polnaer Ritualmordes, die die Ergebnisse meiner Kritik annehmen, um in denselben gradezu eine Bestätigung ihres Aberglauben finden zu können. So z. B. schreibt mir ein antisemitischer Jurist: „. . . . Sie erklären das Umbiegen der Füße und die anderen Thatsachen ganz richtig: der Mord ist nicht an der Fundstelle der Leiche begangen worden, diese wurde vielmehr an den Ort hingeschafft; aber sie wurde ganz blutleer hingeschafft, weil das Blut woher abgefangen wurde. Und so bestätigen Sie nur, was wir an der Hand der Anklage behaupten." Ich muss dem Leser nicht mehr beweisen, dass durch diese Concession die ganze Anklage und ihre Beweise fallen: wie beweisen die Antisemiten, dass der Mord von Juden und dass er speciell von Hilsner verübt wurde, wenn die Anklage selbst diese Behauptung nur durch die Voraussetzung zu stützen sucht, dass das Verbrechen nur an dem bestimmten Orte am Walde und nur um die bestimmte Zeit begangen wurde? Sollte Hilsner aus anderen als von der Anklage angeführten Gründen an der That verdächtig sein, so müssten diese Verdachtsgründe erst erbracht werden.

Wer also ist der Thäter oder die Thäter? Die von einigen Antisemiten ausgesprochene Ansicht, dass in Polna ein Fall von Lynchmord vorliege, überlasse ich den Specialisten; auch meiner psychologischen Analyse des Falles ist diese Annahme kaum geeechtfertigt. Ich habe in meiner Broschüre auf die Möglichkeit hingewiesen, dass die That mit dem Morde an der Klima zusammenhängt. Ich will im Interesse der Sache eine weitere Andeutung machen: konnte Agnes Hruza nicht in Erfahrung gebracht haben, wer die Schuld an dem Tode der Klima trägt? Wieder das nicht für die Thäter oder Mitwisser von der That ein Grund sein, die unbequeme Zeugin mundtodt zu machen? Ich sprechen für diese oder eine ähnliche Vermuthung nicht mehrere Aussagen von Zeugen?

Ich möchte die Untersuchung nicht auf eine falsche Fährte führen und deute darum auch eine andere Vermuthung nur an. Im Polnaer Teiche wurde die Leiche eines fremden Mannes aufgefunden: hängt diese That nicht mit dem Tode der Agnes Hruza und aus den angeführten Gründen zusammen? Wie kommt es überhaupt, dass diese beiden Morde über Klima und des fremden Mannes nicht genauer erforscht wurden? Was bedeutet es an und für sich, wenn an einem Tage in so kurzer Zeit drei Morde geschehen: ist das nicht auffallend? Und führt schon diese Thatsache nicht zu ganz anderen Vermuthungen als zum Ritualaberglauben? . . .

Wissenschaftlich ist endlich die Unthat von Polna, in psychologischer Hinsicht, ein geradezu typischer Fall für die Wirkung der Suggestion, respective des Glaubens-Aberglaubens. Die Menschen, die den Fall unterstudt und beurtheilt haben, sind blind und taub geworden; alles Denken und Fühlen, ja die Sinne selbst wurden nach einer vorgezeichneten Richtung gedrängt, alles, was dieser Richtung zuwiderläuft oder doch abseits liegt, wurde gar nicht beachtet und nicht einmal bemerkt. Ein solcher Glaube ist eben blind. Der Dreyfus-Process hat im Polnaer Process seine psychologische Fortsetzung gefunden.

Soziologisch beurtheile ich den ganzen Process von Polna und seine Erörterung in der Tagespresse und besonders die umfangreiche antisemitische und excitante Polna-Literatur und -Agitation, das wiederholte ich ganz kurz, in erster Reihe als traurige Zeichen unserer böhmischen und österreichischen Culturverhältnisse.

Stadtbahnen in Europa, Amerika und Wien.

Von verschiedenen Mitarbeitern.

Die Meinungen mögen darüber getheilt sein, ob die Einwölbung des Wienflusses, diese Einzwängung eines heimtückischen, unbechenbaren Wildbaches in einen viele Kilometer langen gemauerten Schlauch ohne Zickzackweis-ventil, zweckmäßiger war, als z. B. die seinerzeit projectierte Ableitung der Wien mittelst eines Durchstiches über Unter-St. Veit, Lainz, Hetzendorf, Inzersdorf und Laa in die Schwechat, welche bei Maiser Ober-Dorf in die Donau mündet. Die Ansichten können auch verschieden sein über die unsererseits sehr Bedenklichkeit der Umgehung des Donaucanals in einen Winterbalken oder über die besondere Tauglichkeit der in Anspruch zum ungeheuren Millionen erschlossen neuen Abwasserverrichtungen und Schleusen, da ja dort das Engelschöne Sperrschloss seit einem Viertelsahrhundert tadellos functioniert. Jedoch über das Eine herrscht keine geringe Zweifel mehr, dass die sogenannte Wiener Stadtbahn zwar zu ihren Zwecks mittelhalt, aber in der Hauptsache, nämlich in ihrer Gesammtanlage und Tracierung, vom Grund aus verfehlt ist.

Der Zweck und die Aufgabe einer Stadtbahn besteht doch unter allen Umständen darin, zum Unterschiede von dem Tramwaye und Trammay Detailverkehr den Personenschnell verkehr auf gewisse Distanzen zu besorgen, zwischen den bevölkertsten Theilen der Gesammtstadt einen möglichst raschen und billigen Massenverkehr zu vermitteln, die hervorragendsten Plätze und Straßen ganz zu berühren, die wichtigsten Punkte am einander zu verbinden und von außen her möglichst nahe gegen das Stadt- oder Geschäftscentrum vorzudringen.

Digitized by Google

So dient in Berlin die Ringbahn, welche mit allen Hauptbahnen Anschluß hat und die Vororte in einem geschlossenen Kreise verbindet, zur Auflagerung des Verkehres in der Stadtperipherie, um dann mittels der mit ihr in engstem Zusammenhange stehenden eigentlichen Stadtbahn in Zugsintervallen von 3 bis 5 Minuten die ganze Stadt gerade in ihrer Verkehrsrichtungen zu durchschneiden. Und zwar sind zwei Geleise der durchwegs viergeleisigen Stadt- und Ringbahn für den internen Personenverkehr bestimmt, die anderen zwei Geleise nur für den Externverkehr, dessen Einbeziehung in den Stadtbahnverkehr für jede Großstadt von großer Wichtigkeit ist. Selbst diese vier Geleise erwiesen sich für Berlin als ungenügend, und man hat daher den größten Theil der Ringbahn bereits auf sechs Geleise erweitert. Gleichzeitig wurden für die externen Vororte separate Vorortbahnen geschaffen, während zur Ergänzung des internen Stadtbahnnetzes gegenwärtig von Privatfirmen elektrische Hochbahnlinien und Untergrundbahnen gebaut werden, von welch letzteren der 454 Meter lange Tunnel unter der Spree bereits vollkommen fertig ist.

In London hingegen, mit seinen breiten Gürtel von behaglichen Cottages, welche ausschließlich als Wohnungen dienen, und seinem amerikanhaft anmutenden Stadtinnern, wo sich nur die Geschäfte, Bureaux u. s. w. befinden, durchsetzt die viergeleisige Metropolitan-Untergrundbahn, welche nicht bloß unter den Straßen, sondern zum großen Theile auch unterhalb der Häuserblocks hindurchführt, in einem geschlossenen Ringe die City of London und verbindet dann in mehrfachen ausgedehnten Schlingen und Zweiglinien die übrigen Stadttheile untereinander und mit dem Centrum. Dreißundert Stationen dienen für den internen und ein Theil auch für den externen Stadtbahnverkehr, während überdies siebzehn Hauptbahnen ihre Bahnhöfe größtentheils inmitten der Stadt haben. Auf den verschiedenen Linien der Metropolitanbahn allein verkehren täglich bei 1100 Stadtbahnzüge mit einer Jahresfrequenz von 110 Millionen Passagiere.

Außerdem führen seit neuerer Zeit drei elektrisch betriebene Tunnelbahnen in Zugsintervallen von zweieinhalb Minuten von außen bis in das Innerste der Stadt; zwei davon unterfahren eine Reihe von den großen Verkehrsadern belegenen Themseflusses. Bei allen führt stets jedes Geleise in einem gesonderten Tunnelrohre von kreisförmigem Querschnitte mit nur 3·5 Meter Durchmesser, mit Muiseinbau verkleidet, 12 bis 30 Meter unterhalb der Straßen, somit auch unterhalb aller Canäle, Rohrleitungen u. s. w., wesshalb auch deren Umlegung, die gewöhnlich sehr schwierig, zeitraubend und kostspielig ist, gänzlich vermieden wird. Da der lichte Raum dieser Tunnelrohre nur 9·6 Quadratmeter beträgt, so ist die unterirdische, vollendige Herstellung eine sehr einfache, billige und sichere; die Grundeinlösungskosten entfallen, ebenso das verkehrsstörende Aufgraben der Straßen. Die großen Steigungen werden von den elektrischen Motorwagen beinahe überwunden, und die Ventilation des fertigen Rohres geschieht von selbst durch den hinter den Zügen entstehenden Luftzug, da dieser mit großer Geschwindigkeit in den für jedes Geleise separierten oft übereinander, oft sogar in verschiedenen Straßen liegenden Tunnelrohren immer nur nach einer und derselben Richtung verstehen. Von den Haltestellen führen bedarfsweise Aufzüge zur Straße hinauf, alle sonstigen Einrichtungen sind sehr einfach, aber zweckmäßig, und das ganze System hat sich in London nicht nur vollkommen bewährt, sondern auch in Hinsicht der Ertragsfähigkeit als rentabel erwiesen.

Paris, das trotz seines glänzenden Renommées seit noch schwerfälligen ist als unsere Städte, hat bekanntlich außer dem Chemin de fer de ceinture, welcher die Stadt an ihrer äußersten Grenze, aber noch im Stadt der Zollmauer, in einem geschlossenen, mit dem Hauptbahnzug in Verbindung stehenden Gürtel umzieht, noch besondere elektrische Stadtbahn; seit einigen Jahren in jedem eine hoch im Bau und bereits soweit vorgeschritten, dass zur Zeit auch diese Jahr 1900 den wichtigsten Theil vollendet sein wird. Diese Stadtbahnlinien, theils als Tief-, theils als Hochbahn, in Tunnel, Einschnitten, auf Viadukten Straßen durchsetzen Linien von Ost nach West die ganze Stadt und schließen die Centralbahnhöfe und an die Hauptbahnen, welche von [illegible] Paris, [illegible] Stadtcentrum verlaufen, [illegible] Stadtbahnen [illegible] Stadt. [illegible] Rue de la [illegible] beim [illegible] Parc Monceaux [illegible] werden. Es [illegible] Linien [illegible] Nord [illegible] Ost [illegible] Süd [illegible] Nord [illegible] Ost [illegible] Süd [illegible] Nord [illegible] Ost [illegible] Süd

Nur Wien, das wie keine zweite Großstadt der Welt einen unverrückbaren Kern hat, um den sich alle übrigen Stadttheile strahlenförmig anstrahlsistiert haben, besitzt eine Stadtbahn, die um die innere Stadt und die zehn Bezirke des eigentlichen Wien herumschleicht, wie die Katze um den heißen Brei; nur Wien mit seinen zum Stadtinnern convergierenden Hauptstraßen hat eine Stadtbahn, die mit einer rührenden Consequenz allen wichtigen und verkehrsreichen Punkten ausweicht; nur Wien mit seinem hart ausgeschalen Stadt- und Verkehrscentrum — dem Stephansplatz — hat eine Stadtbahn mit dem prägnanten Centrum in — Hütteldorf! Dort, zehn Kilometer weit von der Stadtmitte, in einem engen, nebelreichen Thale, auf einer Seite eingeschlossen von Wäldern und Bergen, auf der anderen Seite durch die 24 Kilometer lange Thiergartenmauer abgeschlossen von der übrigen Welt, dort laufen eigentlich die sechs Linien zusammen, die man in Wien „Stadtbahn" nennt; dort ist der dichteste Zugsverkehr, der Knotenpunkt, der Schlüssel der ganzen Bahn; von dort verästelt sie sich nach sechs verschiedenen Richtungen; von dort zersplittert sich der ganze Zugsverkehr unmittelbar oder mittelbar auf die sechs Linien, so dass — theoretisch genommen — von Hütteldorf gleichzeitig sechs Züge abgehen müssten, wenn je ein Zug auf der Vororte-, Wienthal-, Gürtel-, Prater-, Donaucanal- und der alten Verbindungsbahnlinie, die man den Wienern neuestens auch als Stadtbahn einreihen möchte, ankommen soll. Also im directen Gegensatze zu allen übrigen Stadtbahnen der Erde, deren Linien naturgemäß nach dem Schwerpunkte der Stadt gravitieren und convergieren, nehmen bei uns die sechs Linien den Verkehr von Wien getrennt auf und führen ihn dann vereint nach Hütteldorf oder nach Heiligenstadt.

Wir haben also keine Stadtbahn für Wien, sondern für Hütteldorf und Umgebung! Der deutlichste Beweis hiefür ist, dass sich die k. k. Betriebsdirection sofort nach Schluss der Sommersaison veranlasst sah, den ohnedies spärlichen Zugsverkehr, der natürlich mit jenem auf den anderen Stadtbahnen gar nicht verglichen werden kann, noch um ein bedeutendes — auf einigen Strecken bis auf die Hälfte — zu reducieren. Man kann doch nicht gut annehmen, dass sich die maßgebenden Factoren darüber nicht im klaren sind, dass das im Sommer verödete Wien gerade während der sogenannten Wintermonate den weitaus größten Verkehr hat, dass gerade in dieser Zeit bei uns das Leben pulsiert, wie in einer wirklichen Großstadt. Warum wurde also dann die reducierte Winterfahrordnung mit Zugsintervallen auf den Hauptlinien bis zu 18, selbst 21 Minuten eingeführt? Weil die sogenannte Wiener Stadtbahn nicht das ist, was eine Stadtbahn-Localbahn-Anslugsbahn für die paar schönen Tage im Sommer, und das auch nur für die Westbahn- und Franz Josefsbahnfrequenten, während die schönste und wichtigste Strecke die Stadtbahn — bei der Anlage der Stadtbahn ganz einfach ignoriert wurde. Und der ganze Spaß kostete nicht weniger als 70 Millionen Gulden, dafür haben wir . . . gemüthlichen Wiener aber eine Stadtbahn, welche die kürzeste Verbindung bietet zwischen den Krautäckern und Holzplätzen von Heiligenstadt und dem Hütteldorfer Bauhause oder zwischen der Schwabrunner Menagerie und dem Invalidenhause auf der Laudstraße!

Man wird sich also entschließen müssen, um für die inneren Bezirke Wiens auch eine Verbindung mit dieser — Hütteldorfer Stadtbahn zu schaffen, erst eine wirkliche Wiener Stadtbahn zu bauen, sagen wir z. B. eine elektrische Tunnelbahn nach Londoner Muster, etwa vom Perron der deutschen Gürtelbahn - Haltestelle „Westbahnhof" unter der Mariahilfer- und Babenbergerstraße, dann mit Unterfahrung des Hofburgtheaters, der Redoutensäle die uberaus wichtige Mariahilferstraße gegen den Stadtbesitz abspertt, unter dem Neuen Markt — Stephansplatz — der Rothenthurmstraße zur Ferdinandsbrücke, mit Anschluss an die dortige Stadtbahnstation der Donaucanallinie; Länge 3·5 Kilometer. Dann eine diagonale Linie: Stadtbahnhof Favoritenstraße Naschmarkt Unterfahrung der Wien — Oper Augustinerstraße Herrengasse Schottenthor Währingerstraße, mit Anschluss an die Haltestelle der Gürtellinie; Länge 5 Kilometer, gibt mit der erstgenannten Linie eine Gesammtlänge von 8·5 Kilometern. Da in London die Herstellungskosten inclusive der kostspieligen Themsetunnels einen fl. 1,500.000 per Kilometer betragen, so kann man für Wien die Gesammtsumme per Kilometer approximativ mit fl. 1,600.000 annehmen; beide Linien zusammen würden also rund fl. 12,800.000 kosten. Da der Credit von fl. 115,000.000 für die Wiener Verkehrsanlagen schon fast lange bewilligt und verwendlich auch schon übrschritten ist, so kommt auf 12 Millionen mehr oder weniger schon nicht mehr an; wir haben's ja!

Selbstverständlich soll an die vorhin skizzierten Linien nur ein Beispiel sein; es sind ja auch eventuell elektrische Hochbahnen und ein, zum Ständermittelbau, die sind nur die Hälfte von dem vorgenannten kosten, im Wien heimischen angezeichnet. Aber jedenfalls müssen wir Wiener Stadtbahn haben! Dann erst werden die bereits vollendeten Strecken einen Wert bekommen und nicht ein so grauenhaftes Deficit aufweisen, wie gegenwärtig. — Der gerne beliebte Hinweis auf das in Wien zu schaffende „weitverzweigte Netz von elektrischen Trambahnlinien" ist ganz und gar nicht stichhältig; denn niemals, in keiner Großstadt der Erde, wird eine Tramway das vollbringen, was eben die Aufgabe einer Stadtbahn ist: mit Rücksicht auf die lokbare Zeit des Großstädters das Publicum mit großer Schnelligkeit und in großen Massen zu befördern.

Und ebenso ist der Hinweis auf die im Gesetze vom Jahre 1892 vorgesehene Erbauung der inneren Ringlinie: Getreidemarkt Landesgerichtsstraße Universitätsstraße Schottenring, und der die Innere Stadt durchquerenden Linien: Elisabethbrücke Stephansplatz Ferdinandsbrücke einerseits und Schottenring Freyung Hof Graben Stephansplatz Hauptzollamt anderseits, sowie der Radiallinien: Alserstraße Hernals Dornbach, Währingerstraße Währing Gersthof, Aumweg Simmering Centralfriedhof u. s. w., ganz hinfällig, weil eben alles andere gebaut wurde, nur diese wirklichen Stadtbahnlinien nicht, obwohl der Credit bereits nahezu erschöpft ist.

Wenn im vorstehenden die Anlage der Stadtbahn besprochen wurde, so wäre es nun am Platze, auch die Art des Betriebes auf derselben einer Kritik zu unterziehen. Es würde uns aber zu weit führen, alle die vielen Uebelstände aufführlich zu besprechen, als da sind z. B.: der ganz ungenügende Zugsverkehr, der Mangel eines Nachtverkehres, das Unsichere, die geradezu lebensgefährliche Ueberfüllung an Sonntagen, das Fehlen eines einheitlichen Fahrpreises, die seltsamerweise Art des Kartenverkaufes, die unmöglichste, mehrmalige Karteuencontrole in den künstlich geschaffenen Engpässen, die complicierten Fahrpläne (Taschenfahrplan von 158 Seiten!), die kalten, zugigen Warteperrons, die ganz unmöglichen Waggonthüren, die drei Waggonsstufen, das langweilige, ganz ungeregelte Aus- und Einsteigen, das Fehlen von Orientierungsanschriften in den Vestibulen der Hochbahnstationen, die unerträgliche Rauch- und Russplage in den Untergrundstrecken, der Mangel einer Ventilation überhaupt, die gänzlich unzulängliche Anlage der Dispositionsstation Meidling-Hauptstraße u. s. w. u. s. f. w. Ein großer Theil dieser Mängel, sowie die ungeheuer kostspielige Art des Betriebes sind aber nur Consequenzen der geradezu planmäßigen Verkehrtheit der ganzen Bahnanlage. Wenn wir nun zum Schlusse unwillkürlich nach einer Erklärung für dieselbe suchen, so muss es uns vor allem auffallen, dass der Staat nicht weniger als 87 Procent der enormen Herstellungskosten auf sich nahm, dass er mit einer sonst nicht üblichen Energie unter dem Tedmantel der „Localcommission Verkehrscommission" die Oberleitungsanlage und Geleiseführung bestimmte, die von privater Seite herrührenden, aber verunstaltigen Projecte unterdrückte, das Ganze selbst in die Hand nahm, den gesammten Bau durchführte und schließlich den Betrieb übernahm. Wenn wir uns das alles vor Augen halten, dann werden wir auch begreifen, dass dieser Staat, der niemandem — außer den Polen — etwas schenkt, auch niemals darauf dachte, für seine 87 Procent eine Stadtbahn für Wien zu bauen, sondern eben nur unter diesem populären Titel sich das Geld verschaffte, um — wie ich eine Bahn zu bauen, selbstverständlich wieder nichts anderes als ein „strategisches Netz von Verbindungslinien", denn von einem anderen Standpunkte als von dem der höheren Strategie, in der wir bekanntlich so groß sind, wird sich Niemand überhaupt seine Bahn mehr in Oesterreich gebaut. Worin aber diese Strategie besteht, das bleibt das große — Staatsgeheimnis! Für uns ist nur das eine klar, dass diese ganze, arg angelegte „Transaction zur Schaffung einer Wiener Stadtbahn" ein großer Unsinn war, wobei übrigens die Stadt Wien noch mit einem Plumps Wage davon gekommen ist, denn sie hat nur den Gesammtschaden der Bahn durchschnittlich nur 8, sage acht Procent beigetragen, und so viel ist die Geschichte für Wien schließlich wert!

Jakobiner Anton Szecsta.

Entwickelung.

Gegen die Lehre von der Entwickelung spricht der Mangel des „das ganzliche Fehlen von „Zwischengliedern. Das mit dieser Zeit der empirisch wichtigste Einwand gegen die Lehre von der Entwickelung und die Aufgabe ihrer Vertreter, die Zwischenglieder nachzuweisen. Indes, der Nachweis gelang in den meisten Fällen um durch Ausgrabungen. Die „Zwischenglieder sind also zum großen Theile aufgefunden. Wie? Ja damit der Lehre nicht ihre ethische und philosophische Basis entgehen? Ja damit das ganze Gebäude wieder ein geneigt? Ja die Entwickelung allein damit nicht aufgehoben? Wenn sie eine complexe wäre, und das wurde sie sein, dann müsste sie aber auch eine Individuelle sein. Denn, wenn auch jeder ein Gesetz einmal ausgedrückt war, es müsste doch durch die Entwickelung das macht dieselben Mal das lange wieder von der Natur aufgehoben sein. Niemand sah den Affen zum Menschen entwickeln, es müsste sich doch immer wieder in den entwickeln. Die Zwischenglieder, die man gefunden haben, sind nur alle Einzelne Einzelne, die Einzelne

Digitized by Google

Und wie soll die Entwicklung weiter gehen? Goethe, der zwei Menschenalter vor Darwin bereits völlig ergriffen war von dieser Lehre, wurde sehr ungemüthlich, wenn von Sprungen, Lücken, Gewaltsamkeiten in der Natur die Rede war. Wenn aber die Descendenztheorie Recht hat, wie konnte es überhaupt Arten, Rassen, Geschlechter, Typen geben? Denn jede Art, jede Rasse, jedes Geschlecht ist ein Abbruch auf der Leiter der Entwicklung, auf der eigentlich gar keine Stufe fehlen dürfte, oder doch nur für kurze Zeit, so dass jedes Wesen in das nächst höhere übergienge und zwischen je zweien immer nur unbedeutende Modificationen stattfänden.

Das ist nun auch freilich innerhalb einer Art der Fall, bis wir zur nächsten Kluft gelangen. Aber die Arbeit, die die Natur macht, zur höheren Art zu kommen, macht sie immer nur einmal. Sie begeht kein Plagiat in ihren schöpferischen Ueberraschungen. Hat sie eine Stufe erklommen, dann existimmt sie sie nicht noch einmal, sondern bricht gleichsam die Brücken hinter sich ab. Sie schafft stetig, aber immer an ihren vordersten Gliedern. Denn sie will vorwärts, und deshalb darf sie nicht täglich, stündlich, minütlich, secündlich den ganzen Weg wiederholen.

Wie verfährt sie? Sie schickt die Genies der Art oder Gattung voraus als ihre Pionniere, zieht die hinteren Massen nach, lässt noch ein paar Schlepper folgen, aber dann unterbricht sie plötzlich die Folge auf diesem Wege, macht einen dicken Strich, lässt, was noch dahinter liegt, sich in sich selbst zusammenrollen zu einer Einheit, einem typischen Phänomen, mit vielen Variationen freilich, dem aber die Entwicklung der Weiterentwickelung versagt ist. Es bewegt sich jetzt im Kreise. Die Natur aber schreitet nun vorwärts jenseits der Wasser, auf den Wegen von Nice zu Nice, von einem Strom zum andern, erst da wiederholt sich das Factum wieder in der gleichen Weise. Entwicklungsfähig sind Individuen und Geschlechter nur bis an diesem Punkte; in neuen Schöpfungen aber nur, was jenseits der Wasser steht. Der Affe wird nie mehr Mensch. Nur der Mensch hat heute noch Entwickelung über sich hinaus. Bald auch dieser nicht mehr, indem der Philister, der Chinese unter den Menschen, das Zoonpolitikon, einen Typus, eine Art für sich bilden wird; sondern nur der individualisierte, der moderne Mensch, der sich bereits abzulösen beginnt von der Masse. Daher der oft rückfällige, derabende, verrückte oder thierische Charakter der Genies und der ihnen verwandten Naturen, d. h. derer, die beim Brückenbau und während der sich wieder einmal über sich hinaus emwickelnden Natur dabei und mithätig sind. Denn sie sind die Natur bei der Arbeit, die Weg und ihr Material. Die problematischen Naturen, die es auch im Thierreiche gibt, sind diejenigen, die zuletzt noch als unzureichendes Material beiseite geworfen werden oder bei dem Werke selbst Schaden erleiden. Die Natur, scheinbar so gleichgiltig gegen die Individuen, ist geradezu verliebt in ihre Genies, die sie, ob sie gleich den groben Gesetzen ausgesetzt sind, doch hemmer beingt. Denn Genie, das ist das Glück, das zum nächsten Ziele der Natur führt.

Man verstehe einmal die Weisheit. Die alten, überwundenen Institutionen, diese Formationen der Gesellschaft und des Geistes, sie entwickelungsreich und naturnothwendig, bis sie wurden, haben sehr bald eine einheitliche, unverwüstliche, starre Weisheit angenommen, sind gleichsam steinversteint worden, wohnend die neu aus ihnen hervorgegangenen sind und seit gähren, frischen, diesmisch neu sich geboren und revolutionär sich fortpflanzen. Die überwundene Form wandelt, d. h. die in ihr gewordenen Geister, die neuen Richtungen bringt jener neue Zeitgeist hervor. Die entwickelungsfähige Zeit wird daher immer älter. Zwischen sich z. B. das Christenthum gegen den starren Judaismus, so haben über 2000 Jahre will nicht der Pietätsmensch aus gegen die katholische Kirche, die ist sich einem Fetisch Jahrhunderte [illegible] unthätig zu, traditionelle Formen [illegible] Pietätsmenschen, den sind nun alle Uebergänge [illegible] Alle die Alte [illegible] die [illegible] Neuen, die [illegible] Widerstand [illegible] Zeitgeist [illegible] Gesellschaft [illegible] Gesellschaft [illegible] Gesellschaft

zu haben. Noch andere Gesichtspunkte bieten sich dar. Denn es genügt nicht, eine Ausstellung zu machen. Es gilt, der Sache einen Sinn zu geben, ein Thema von allen Seiten zu beleuchten. Es könnte das einemal der Wandel des Frauentypus, das andere-mal die Geschichte des Arbeiterbildes, der Landschaft oder der Phantastik gezeigt werden.

Das dachte ich mir neulich — unter anderem — während der Reise nach Wien. Es gramte mir ein wenig vor der „graphischen Ausstellung". Denn dem Liebhaber, der seine Schätze in Mappen hat, sind solche Vorführungen zu wenig intim. Der Menge sagen sie nichts, da sich selten ein dekorativ wirksames Bild ergibt.

In Wien wurden alle meine Bedenken widerlegt. Zunächst der spießbürgerliche Irrthum, dass es sich bei „Graphik" nur um Griffelkunst handle. Der Begriff, wie er hier gefasst ist, deckt sich mit dem Wesen der Ausstellung so wenig, wie die Bezeichnung Kupferstichcabinet mit dem Inhalt einer solchen Sammlung. Unter Graphik ist alles verstanden, was unmittelbare Aeußerung der Künstlerhand ist, alles, was unverfälscht die Handschrift des Künstlers zeigt. Es sind also einestheils alle Arten reproducierender Technik da, sofern sie die ursprüngliche Handschrift des Künstlers in treuem Facsimile geben: Radierungen, Stiche, Holzschnitte, Lithographien. Anderntheils die „Manuscripte" selbst: Zeichnungen, Aquarelle, Pastelle. Ausgeschlossen ist nur das Oelbild.

Für den Kenner der Kunstgeschichte ein bezeichnendes Symptom. Wir sind, nachdem wir die Bahnen der Vergangenheit durchlaufen, endlich da angelangt, wo vor 100 Jahren die Tradition zerrissen wurde: beim Rococo. Damals, als die Menschen so nervös waren, dass sie nur prickelnde Canerie, nur prickelnde Verse vertragen konnten; damals, als die Räume so licht waren, vom Kerzenglanz venezianischer Lüster durchflutet, verlangte man auch von der Kunst, dass sie licht sei und leicht und lebendig. Die Oelmalerei wurde als zu schwerfällig, zu sehr empfunden. Das Miniaturhafte des Schmetterlingsflügels sollten die Bilder haben. Rosalba Carriera erfand das Pastell, das die eigentliche Kunst des Rococo wurde. Heute liegen die Verhältnisse ähnlich. Die Oeltechnik eignet sich nicht, den Duft der Dinge, die vibrierende Bewegung wiederzugeben. Man möchte noch unmittelbarer sich aussprechen, auch Dinge sagen, die der Stil des Oelbildes nicht verträgt. So trat die Zeichnung, das Aquarell, das Pastell hervor. Sie enthalten die Quintessenz moderner Nervenkunst.

In der Ausstellung der Münchener Secession findet diese Bewegung ihren bedeutsamen Ausdruck. Nach einigen Verirrungen, die in München und von Cassirer gemacht wurden, ist sie die erste, die ausschließlich Zeichnungen enthält. Was sonst ein Anhang zu sein pflegt, ist hier Selbstzweck. Was anderwärts in die „Todtenkammern" verwiesen wird, füllt hier alle Räume des Gebäudes.

Das bezeichnet aber zugleich einen Markstein in der Geschichte des Ausstellungswesens. Noch vor zehn Jahren gab es nur Riesenbildermärkte. Sie germarterten die Nerven des Kunstvenedes, da er durch einen Wald gleichgiltiger Dinge sich durchringen musste. Sie nothigten den Maler zu ungeheurer Anstrengung, zwangen ihn, todtgeborene Kinder, ideationelle Schaustücke in die Welt zu setzen, nur weil das Echte, Bescheidene im Jahrmarktgetöse überschrien ward. Die Secessionen — erst in Paris und München, dann in Berlin und Wien — nahmen den Ausstellungen diesen Charakter der Schaubude. Alles Commerzielle wurde ausgeschlossen, das große Spektakelstück verbannt. Man wollte nur zeigen, was man selbst für Kunst hielt, ohne Rücksicht auf die zu nehmen, die Kunst nicht empfinden können. Das war ein Anfang. Doch das Wichtigere gelang. Jetzt sagt die Secession das letzte entscheidende Wort. Die Künstler haben überhaupt das Ausstellungsgewand abgelegt, empfangen ihre Gäste, wie man zu Haus einen lieben Besuch empfängt, dem man den Inhalt seiner Studienmappen zeigt. Nichts ist da, was die Theilnahme des für Kunst Unempfänglichen erregen konnte. Außer den Sachen unseres Oberländer und der Ritelaus-legende von Wouwel enthält die Ausstellung kaum ein Blatt, das sprüchig irgend welche Anziehung bietet. Wer nicht in der Lage ist, sein künstlerisch zu empfinden, wird also von den ausgestellten Dingen so wenig berührt haben wie ein Taube, dem man die Ouverture aus dem „Barbier" vorspielt. Für den aber, der sich bemüht, artistisch sehen zu lernen, wird diese Ausstellung ein Erlebnis werden. Gerade weil das Sensationelle, das brutalste, das sich zur Kunst in Beziehung setzt, hier gänzlich weggalitt, wird ihm aufgehen, was überhaupt Kunst bedeutet. Er wird lernen, mit den Sinnen zu genießen, sich vertiefen in der Sprache der Linien und in der Musik der Farben.

Benütze niemand in der Ausstellung den Katalog. Denn dieser Katalog ist wirklich erschöpfend. Er verbietet im Grunde doch eine Erlebnisbrücke, einen verbergeschlepptes Zepi aus der Zeit, als das Publicum, rein literarisch gebildet, überhaupt nur den Führer las und sich dann überzeugte, ob die Bilder auch da hingen und der Beschreibung entsprachen. Der Katalog hindert, mit dem Auge zu genießen, so wie das Lesen des Libretto den musikalischen Genuss verkümmert. Und sagen kann er nichts. Denn die Gegenstände haben keine Bedeutung. Sie sind nur Zubrücken für Formen- und Farbengedanken. Es ist fast gleichgiltig, von wem etwas ist und was es darstellt. In die ästhetische Phase des Kunstempfindens sind wir erst getreten, wenn es gar nicht mehr noththut, den Bildern Katalognummern anzuhängen, wenn das Publicum gar keinen Titel, keine Inhaltsangabe verlangt, nur die rein künstlerischen Elemente, Formen und Farbenklänge, beachtet.

Das erstemal wird auch das kaum gelingen. Da wird das Anziehende nur darin liegen, einmal in die Werkstatt des modernen Künstlers geführt zu werden, zu sehen, wie diese Leute studieren. Die Legende sagt ja, sie alle könnten nicht zeichnen. Der Maler mit der Camera obscura ist eine stehende Figur der „fliegenden Blätter". Die Ausstellung lehrt, wie komisch diese Legenden sind, wie wenig die Photographie überhaupt imstande wäre, dem Maler Hilfe zu leisten. Denke an ältere Meister des Jahrhunderts, an die größten, wenn ihr wollt: an Schwind, Menzel, Cornelius. Da fühlt ihr, auf welcher Höhe auch zeichnerisch wir jetzt stehen: wie man vom Detail, Kalligraphischen nicht zur Natur allein, auch zur Verpeistigung, zur Psychologie der Linie kam. Weiter findet ihr zahlreiche Studien zu berühmten Bildern, die ihr aus älteren Ausstellungen kennt. Und seht ans ihnen, wie schwer es doch ist, solch ein Bild zu machen, was für Versuche und Zweifel, für Erwägungen und Bedenken vorausgehen, wie der Künstler immer von neuem anfetzt, für das, was in seinem Geiste lebt, den vollen Ausdruck zu finden. Eine Linie oder eine Farbe, eine Bewegung oder ein Ausdruck ist erst in einem fertigen Bilde freudestrig vorgekommen. Ihr habt es auch anders gedacht und den Künstler getadelt, dass er es nicht so, wie ihr es euch dachtet, gemacht hat. Hier seht ihr nun, dass er alle diese Möglichkeiten auch erwogen, das Verschiedenste erprobt, das, was ihr euch dachtet, auch schon einmal gewusst, aber als unzulänglich verworfen. Die Studien zeigen, dass es thöricht ist, leichtfertig über ein Bild zu urtheilen, dass gerade das, was euch fremd anmuthete, die Nebeneinander einer Allerweltsweisheit bedeutet. Und bemüht ihr euch, immer darüber klar zu werden, aus welchen Gründen ein Künstler gerade diese Linie, gerade diese Farbe wählte; gewöhnt ihr euch, ihn nicht als Schaffungen zu behandeln, dessen Aufsätze ihr corrigiert, sondern als den Priester des Schönen, als den Spendenden, Gebenden, in dessen Ideenwelt ihr eindringen möchtet, so seid ihr auf dem besten Wege, selbst Künstler zu werden: zwar nicht Kunst zu schaffen, doch sie nachschaffend zu genießen. Eine seltsame Wandlung wird nun kommen. Diese Linien, die so simun waren, werden leben. Diese Farben werden ganz bestimmte Dinge sagen. Ich weiß euch kein, als hätte man etwas gesehen im Leben: als wärket ihr blind gewesen und plötzlich sehend geworden. Von den Klängen, die das Auge umwogen, werdet ihr euch einzelnen lassen wie von den Tönen der Zauberflöte, werdet wie Backenroder „vor der Kunst niederknien mögen, um ihr die Huldigung einer ewigen unbegrenzten Liebe darzubringen".

Backenroder kam in diese Stimmung der „Kunstfrömmigkeit", wenn er mit seinem Freunde Tieck durch die engen Gassen Nürnbergs wanderte, sich beweblin tief vom Glockenschlag, dem Weisbrauch und dem Orgelklang der katholischen Kirche. Und Keines Stimmungselement ist beim Kunstgenuss sehr wichtig. Wie Rheinwein nicht schmeckt, wenn er aus dem Maßkrug getrunken wird, verlieren Kunstwerke ihr Aroma, wenn die Umgebung nicht passt. Darunter haben fast alle Ausstellungen zu leiden. In den Pariser Salons sind die Verhältnisse entschieden: in der Royal Academy und der New Gallery desgleichen. Die Münchener Secession hatte in ihrem „provisorischen" Heim gute Räume, während das alte Gebäude, das sie jetzt bewohnt, nur wenig feierliche Wirkungen zuließ. Und in Wien allein ist die Harmonie vollendet zu nennen. Die Umgebung bedeutet auf den Ton der ausgestellten Werke zu stimmen. Diese Pretensionalur, die Verwandlungsfähigkeit des Hauses hat sich wieder glänzend bewährt. Vor Zahrestrift, als wir Klinger bewunderten, ruhte über allem ein Hauch aus Hellas' schonheitdurchklärten Tagen. Man dachte an den Eingang der Ilyssie, an das Rauschen blauer Meereswogen und die ernste Erhabenheit der Tempel von Paestum. Heute durchzittert, wie in Whistlers geheimnisvoller Werkstatt, gänzlich bleiches Licht den Raum. Alles in ihr will und doch gedämpft, ein durchgeistertes, traumverlorenes Tagesticht, das dem die Bilder sich leben, bald stelle Form annehmend, bald wieder verschwimmend. Wie Josef Hoffmann durch alle Finessen des Kunstgewerbes, durch Wandung und Tiffany-Glasfenster, seine stimmungsvolle Räume schuf, das ist ein Triumph der Interieurkunst. Wie die Räumen zu den Bildern, die Bilder untereinander und zu den Wänden gestimmt sind, das unsichmeichelt das Auge wie feine Musik das Ohr. Unter allen Beleuchtungsverhältnissen wirkt man diese Stimmungen durchfühlen: am Tage, wenn man aus der grellen Tageshelle der Dinge in diese geheimnisvolle silberne Welt hereintritt: in der Dämmerung, wenn ein zarter grauer Florschleier sich über die Bilder senkt: am Abend, wenn sie unter den Strahlen des elektrischen Lichtes vibrieren.

Im übrigen handelt es sich nicht um „Secession". Das Wort hat in Wien eine so lächerliche Bedeutung, dass es hohe Zeit ist, es zum alten Eisen zu legen. Denn „Secession" ist kein Stil, „Secession" ist keine Richtung. Es gibt nur Kunst und — keine Kunst. Wenn Waldmüller und Schwind, Feuerbach und Makart

Digitized by Google

heute lebten, würden sie wahrscheinlich Secessionisten sein. Die ganze Kunstentwickelung des 19. Jahrhunderts war ein großer pädagogischer Process. Es gab, da der Einfluß von Kunst und Leben zerstört war, für den Künstler nur zwei Möglichkeiten: entweder zur Menge herunterzusteigen oder die Menge zu sich emporzuziehen. Das war der Sinn aller Secession. Nicht „modern", sondern „künstlerisch" ist das Schlagwort. Und im Hause der Kunst sind viele Wohnungen.

Längst ist die Gefahr erkannt worden, die gerade heute droht. Das Wort von der Ueberwindung des Naturalismus hat manchen den Kopf verdreht. Kunstgigerl traten auf, die mit einer billigen, wenig Können voraussetzenden Genialität kokettierten. Eine kunstgewerbliche Richtung kam empor, die der Holzarbeit, dem Teppich, der Glasmalerei ihre Wirkungen entlehnt und gegenüber der ernsten naturalistischen Kunst von früher einen Verlust an technischen Qualitäten bedeutet. Es wäre traurig, wenn diese Tendenzen die allein herrschenden würden. Denn ein gesunder Naturalismus ist Anfang und Ende aller Kunst. Nur solange das naturalistische Capital verhält, gestatten dessen Zinsen wenigen Auserwählten ertragreiche Reisen in luftige überirdische Regionen.

Die Wiener Künstlervereinigung hält sich, wie die Münchener, von jeder Einseitigkeit fern. Die besten Plätze der Ausstellung sind den großen Naturalisten gegeben. Adolf Menzel ist da, Wilhelm Leibl, Heinrich Zügel und Max Liebermann. Rell, der Meister des Arbeiterbildes, ist mit einer Serie von Werken vertreten. In der Nähe hängen die gewaltigen Pferdestudien von Tuposi. Ein junger Wiener, Ferdinand Andri, tritt mit sehr kräftigen naturalistischen Werken auf. Nicht die Richtung, sondern das Talent hat das Wort. Gerade deshalb ist das Bild der Ausstellung so reich. Gerade deshalb zeigt sie die richtigen Wege, den Ausschreitungen der modernen Seele nach allen Seiten hin nachzugehen. Das soll im nächsten Artikel versucht werden.

Richard Muther.

Dittersdorf.

Am 24. October (nicht am 31., wie die Concertprogramme sagten) dieses Jahres feierte die musikalische Welt die hundertste Wiederkehr des Todestages von Karl Ditters in Dittersdorf. Wenige Tage später, am 2. November, hätte man die 160. Wiederkehr seines Geburtstages feiern können. Er ist einer der Begründer der deutschen komischen Oper, ein Wiener Kind, von dessen Compositionen man in Wien so gut wie nichts mehr weiß. Und doch haben wir keinen Grund, über ihn mit Geringschätzung hinwegzugehen, denn in der langen Entwickelungsreihe der komischen Oper von Adam Hiller und Reichardt bis auf Lortzing, Nicolai, Peter Cornelius und wenn man will — auch Richard Wagner mit seinen „Meistersingern", in dieser Reihe sind er und Schenk die einzigen Oesterreicher, Ditters-dorf überdies der einzige Wiener.

Eingedenk der immerhin bedeutenden Stellung des Componisten in der Musikgeschichte hat man sich denn auch in diesen Tagen seines besten Werkes, der Oper „Doctor und Apotheker", wieder erinnert, und sie in sorgfältiger Aufführung dem Publicum als historisches Curiosum vorgeführt — in Berlin nämlich. Zu Wien haben wir so etwas nicht nöthig, wir haben ja unsere lieben Todten, die wie die alten Jungfern zwar von Jahr zu Jahr gravitätischer und unleidenswürdiger werden, denen man aber trotzdem alles Schöne nachsagt, um sie vielleicht doch an den Mann zu bringen. Eine Wiederbelebung des Werkes in Wien hätte allerdings auch manche wenig ehrenvolle Episode unseres Musiklebens vor hundert Jahren uns Sprache gebracht. Es wäre davon die Rede gewesen, wie viel Mühe es gekostet hat, trotz der hochherzigen Initiative Kaiser Josef II. das deutsche Singspiel und die deutsche Oper in Wien einzubürgern. Zeiten der Anfeindungen von Mozarts „Entführung" und „Zauber" hätten unter dem behaglichen Jungfrauen zu leiden. Da Schenk, ursprünglich auf seinen eigenen Ruhm und seine Stellung bei Hofe, gegen den großen Meister in Bewegung setzte. Das Zahlen schonte sich eine ganze Suppe heimischer Musiker, und so die Nachahmungsgenossenschaft bei Hofe bezeigten, in Form von Bonmots, Stammtischerfindungen und die elendeste Gassenhau-Musik. Ja, Dittersdorf, Salieri, Umlauf, der Kammerdiener Joseph Weigl und die Frau Wagner Mozarts, oder Mozarts, ein Schikaneder und Gleichartige, das bescheidene Wien in den übrigen Werken des Meisters bei Seite, um sich [illegible] „irrsinnen Liebe, obdurch den Bösewicht [illegible] Mozart selbst zu selbst an seinen Vater. Mozart [illegible] geschickten und einfach-klaren Rhythmik, und als Meister [illegible] Ensembles, [illegible] Dittersdorf [illegible] Zeitgenossen [illegible] Mozart, auch ihn mußte [illegible] Wien [illegible] Mozart [illegible] Dittersdorf [illegible] Musikstück, dessen Form für das spätere Singspiel geradezu typisch geworden ist; das Zankduett zwischen dem Doctor und Apotheker (man vergleiche damit das Zankduett zwischen den beiden Aerzten in Nicolai „Lustigen Weiber von Windsor"), dann das Zankterzett zwischen den drei Mädchen Claudia, Leonore und Rosalie sind Scenen, die in den späteren komischen Opern immer wiederkehren und immer wieder gefallen. Dabei verkenne ich keineswegs, daß wir heute andere Begriffe von Humor haben, als das Publicum von 1787, in welchem Jahre die Oper ihre erste Aufführung erlebte, und daß wir vom Orchester ganz andere Aufgaben erwarten als die, welche ihm Dittersdorf zugewiesen. Anderseits werden heute wieder wenige Sängerinnen die Coloraturpartie der Rosalie singen wollen und können. Grund genug, der Wiederaufführung lieber aus dem Wege zu gehen. Dazu kommt, daß Dittersdorf — als echter Wiener — die Composition seiner Werke mit ebenso[illegible] Leichtigkeit als Oberflächlichkeit in Angriff nahm. Er selbst erzählt davon: „Während dieser Zeit (1786 bis 1787) stoppelte ich nebst den drei deutschen, in Wien aufgeführten noch mehrere Opern zusammen, wovon viele sammt jenen auf so manches Bühne Deutschlands gegeben werden." Nach diesem Princip des „Zusammenstoppelns" kamen im Laufe der Jahre folgende Werke zustande: „Der Betrug durch Aberglaube", „Die Liebe im Narrenhause" (1786), „Hieronimus Knicker" (1787), „Das rothe Käppchen" (1788), „Der Schiffspatron" (1798), „Hokus Pokus (1790), „Der gefoppte Bräutigam" (1793), „Das Gespenst mit der Trommel" (1794), „Gott Mars", „Don Quixote", „Der Schah von Schiras" (1795), „Die lustigen Weiber von Windsor", „Der schöne Herbstag", „Der Dudmarsch" (1796), „Der Teufelsgewinst", „Der Mädchenmarkt", „Der gedemüthigte Stolz" (1797). Man sieht schon aus den Titeln, wie viele Sujets Dittersdorf der späteren komischen Oper vorwegnahm, und es läßt sich daraus der berechtigte Schluß ziehen, daß die textlichen Operettencomponisten der Gegenwart bei ihm noch manchen Schatz heben könnten, der in moderner Behandlung weit wirksamer und werthvoller wäre, als der Blödsinn der Gegenwart.

Viel weniger dürfte aus Dittersdorfs Orchestercompositionen zu lernen sein, denn gerade in der Behandlung des Orchesters haben wir ganz ungeahnte Fortschritte gemacht, von denen aus wir uns nur schwer auf einen primitiveren Standpunkt versetzen können. Wer im letzten Gesellschafts-Concert das Divertimento für Orchester gehört hat, wird über die geringe Ausdrucksfähigkeit erstaunt gewesen sein, in den Tönen des Componisten einen Humor, und dabei hat er sich noch vergenommen, den „Streit der menschlichen Leidenschaften" zu schildern. Schon der Anfall des Programmes entspricht dem Titel keineswegs. Die kurzen acht Sätze tragen die Ueberschriften: Der Stolze, der Demüthige, Täppische, Sanfte, Zufriedene, Beständige, Schwermüthige, Lebhafte. In diesem programmatischen Verwurf sind die psychischen Gegensätze viel zu gering, um eine interessante Darstellung zu ermöglichen. Auch wird kein einziger der genannten Charaktere, insbesondere nicht die Zappigkeit als Leidenschaft anzusehen sein. Es kommt es, daß die musikalischen Contraste der Composition noch viel geringer sind als die des Programmes, und unserem modernen Empinden scheint es, als hätte Dittersdorf in allen acht Sätzen nur eine einzige Eigenschaft geschildert — die Anspruchslosigkeit.

Ganz anders verhält es sich mit seiner Kammermusik. Hier hat selbst ein Dittersdorf die Concurrenz der Gegenwart nicht zu fürchten. So einfach und bescheiden seine Quartette auch sind, sie bieten doch Perlen kunstvoller Stimmführung und wirkungsvoller Klangschönheit. In dem leichten Ausdruck seines altväterlichen Humor, manchmal auch in der thematischen Gründung, erinnert das Es-dur-Quartett an Vater Haydn. In diesem Rahmen gefällt uns dann selbst das kleine Späßchen, das am Schluß so mancher Periode aus den musikalischen Zwecken unvollkommen herausmächst. Daß sich auch solche kleine Scherze noch lange nicht überlebt haben, bewies die überaus freundliche Aufnahme, die das Werk im Quartett Rosé fand. Ferdlich wurde es auch in classischer Vollendung gespielt. Da wurde jeder Ton, jede musikendarbe Phrase mit einer Sorgfalt hervorgeholt, die selbst einem weniger anspruchsvollen Werke zu einem Erfolg hätte verhelfen müssen.

Somit könnte auch von Dittersdorfs Werken manches Stück der Gegenwart und vielleicht auch der Zukunft erhalten bleiben. Wenn [illegible] auch für alle Zeiten verloren, und daran ist vor allem [illegible] Unzulänglichkeit des Componisten selbst schuld, der in der Kunst, wie im Leben, gerade alles auf die leichte Achsel nahm. Diesem Charakterzug entspricht allerdings auch die innere Fröhlichkeit seiner Musik, mit der es ihr die Herzen seiner Zeitgenossen so rasch eroberte. Ein wenig mehr Ernst in der liebenswürdige Vertreter des deutschen Singspiels, das als musikalischer Gegensatz zu der damals übelwandelnden [illegible] italienischen Tonkunst eine ästhetische Mission im [illegible] und ehrenvoll durchgeführt hat.

Richard Wallaschek.

Das Theaterhausgesetz des Deutschen Bühnenvereines.

Seit Jahr und Tag hegen die Literaten und Theatermenschen bei uns den lebhaften Wunsch nach einem Theatergesetz, durch das die Censurfrage geregelt und der Contract zwischen Directoren und Schauspielern in gewissen Richtungen der angeblichen Vertragsfreiheit der Parteien entrückt werden soll. Sogar der Entwurf eines Gesetzes wurde ausgearbeitet, aber die Verhältnisse in jenem großen Theater, in welchem die Gesetze gemacht — oder, richtiger wohl, nicht gemacht werden, waren nicht derart, daß man hätte auch nur daran denken können, dieses Stück dort in Scene zu setzen.

Aber nun haben wir ja auf einmal ein „Theatergesetz", ganz ohne Parlament, nur durch die freundliche Fürsorge und kraft der legislatorischen Omnipotenz des Deutschen Bühnenvereines, der seine unifizierende Thätigkeit auch auf uns Oesterreicher ausdehnt. Und wie merkwürdig! Derselbe Bühnenverein trat heuer mit diesem tief in die Rechtssphäre der Mitglieder eingreifenden „Gesetze" heraus, der die in einer „schwachen Stunde" von ihm zur Revision der Contracte eingesetzte ständige Commission gleich nach ihrem ersten Auftreten in der Generalversammlung mittelst einer ad hoc eingeleiteten Abstimmung durch Rundschreiben wieder suspendiert hatte, da man zunächst den Eintritt der Wirksamkeit des neuen Bürgerlichen Gesetzbuches abwarten und den durch dieses geschaffenen neuen Rechtszustand erproben wolle! Welch weise Vorsicht, damals unsre übertrainchener, als kurz vorher noch in der Generalversammlung von autoritativer Seite erklärt worden war, die staatliche Gesetzgebung berühre den Bühnenverein nicht, da über Streitfälle das Schiedsgericht entscheide und sich dieses an die eigenen Gesetze des Bühnenvereines halte! Und welch jugendliches Ungestüm heute, wo der Bühnenverein kurz vor Eintritt der Wirksamkeit dieses selben bürgerlichen Gesetzes sein Theatergesetz promulgiert! Freilich besteht aber auch ein Unterschied zwischen den beiden Fällen. Von der ständigen Commission konnte man sich versehen, daß sie in der nächsten Generalversammlung mit neuen Vorschlägen zu Gunsten der Mitglieder kommen oder sich doch durch Wiederholung jenes Theiles ihrer Anträge, mit dem sie das einemal nicht durchgedrungen war, neuerlich unbeliebt machen werde. Das „Theaterhausgesetz" ist aber eine ganz andere Sache. Das ist so eine Art Zuchthausvorlage gegen die Schauspieler, bestehend aus einer Anzahl von Hausknechtparagraphen, eine Act Zinangelegt für die Bühnenleiter, die in die Lage gesetzt werden, die vom Unternehmer zu zahlenden Gagen in von den Mitgliedern zu zahlende Strafgelder zu verwandeln, so eine feine Combination von reichsdeutscher Socialistengesetzgebung und österreichischen Zuckerkonventionen. Da ist nichts von einem „socialen Gefälle" oder Bauche zu hören, sondern das Gesetz riecht förmlich — um kein anderes Wort zu gebrauchen — nach der Kaserne. Als Vignette müßte ihm der allein seligmachende preußische Corporalstock vorgedruckt sein, die Directoren sind die dem Generalstabe „Präsidium" des Bühnenvereines untergeordneten Officiere, die Regisseure und Abtheilungsvorstände sind die Unterofficiere, die Schauspieler, Sänger, Tänzer, Musiker u. s. w. sind die Gemeinen, der Souffleur aber ist der Hund, der die große Trommel zu ziehen und zu tuschen hat, wenn auch jemand in der Luft soll schon vorgekommen sein — mit dem Stiefel nach ihm tritt, denn der § 15 weist ihn ganz besonders an, sich gegen die Bühnenmitglieder bescheiden zu benehmen und „sich vor Empfindlichkeit zu bewahren". Geschrieben ist aber das Gesetz in einem Stil, der nicht vermuthen ließe, daß es von einer Corporation redigiert ist, die sich erst jüngst für berufen hielt, ihre legislative Thätigkeit auch auf die Behandlung der deutschen Sprache auszudehnen, in einem Stil, wie ihn bei uns auch die Emanationen der unteren Militärbehörden glücklich zu vermeiden wissen.

Der Bühnenverein hat mit seinem „Gesetze" nicht viel Beifall gefunden. Die Heilbutter haben seine Anwendbarkeit auf sie im Gesetze selbst von der Zuständigkeit des Landesherrn abhängig gemacht, die bei uns wohl trotz der Vorschrift des § 169 kaum „nachgesucht" werden dürfte. Der Director v. Putlowitz hat ausdrücklich der vom Bühnenverein verliehenen Publication mittels „Anhanges" gleich die Verschärfung an seine Mitglieder beigefügt, daß es ihm nicht einmalen werde, dieses Gesetz einzuführen; das selbst Standhaft hat dem Benehmen nach der Director des Raimund Theaters eingenommen. Aber auch in Deutschland scheinen etliche Directoren rebellisch zu haben, denn man hört eben von der Einleitung des Ausschlußverfahrens gegen Ungehorsame. Einen Sturm von Entrüstung hat die neueste legislative That des Deutschen Bühnenvereines aber bei den Bühnenangehörigen, in erster Linie den Schauspielern, hervorgerufen. Kaum ist der Friede der gesellschaft worden zwischen dem Bühnenverein und der Genossenschaft, bricht der kampfmüthige Directorenverband einen neuen Streit vom Zaun und lenkt wieder die öffentliche Aufmerksamkeit auf die wenig erquickliche Thätigkeit dieser an sich schon lange misslebigen Corporation.

Der Deutsche Bühnenverein ist keine von modernen Ideen erfüllte Körperschaft. Wohl ist das Coalitionsprincip ein modernes Princip, hier aber soll durch die Coalition der Unternehmer eine Art Unterthänigkeitsverhältnis geschaffen, der Verband der Unternehmer zu einer Behörde für jene, welche zu den Unternehmern in Vertragsverhältnisse treten, gemacht werden. Der wahre Zweck des Bühnenvereines ist, die Directoren gegen Contractbrüche der Mitglieder zu schützen. Nicht unbedenklich ist schon das Mittel, dessen er sich bedient, indem er an Stelle civilrechtlicher Folgen für den Bruch eines civilrechtlichen Vertrages den Zwang auf die Vereinsmitglieder zur Durchführung eines Boycotts bis zur künstlerischen und wirtschaftlichen Vernichtung des andern Vertragstheiles setzt. Ganz unzulässig und unerträglich aber ist das sich fortwährende Behördespielen des Bühnenvereines, sein Vorgehen, den einzelnen Bühnen und ihren Mitgliedern Zwangsvorschriften aufzuerlegen, die Directoren zu bormäßigen Beamten und Schergen des Präsidiums des Bühnenvereines zu machen, die Mitglieder aber in eine Art Dienstbotenverhältnis zu den Directoren zu setzen.

So „überträgt" gleich der § 1 des Gesetzes gnädig „dem Bühnenleiter die Leitung, Beaufsichtigung und Verwaltung des Theaters". Ja wie kommt denn der Bühnenverein dazu, dem Director die Rechte zu übertragen, die ihm als Angestellten oder Pächter vom Landesherrn, der Stadt, einem Verein rc. schon „übertragen" sind oder die ihm niemand zu übertragen hat, weil er nun sein Geld dem Theater geborgt oder gepachtet hat? „Demgemäß ist dem Bühnenleiter", heißt es weiter, das dem Theater angestellte Personal „unmittelbar unterge ben". Den Bühnenleiter erklärt in § 2 der Bühnenverein nicht nur für „befugt", sondern auch für „verpflichtet", durch Anleitungen und Anordnungen einzugreifen. Nachdem er so dem Bühnenleiter seine gebürende Stellung als verpflichtetes Organ des Bühnenvereins angewiesen hat, stattet er ihn auch mit allen möglichen öffentlich rechtlichen Attributen aus: Der Bühnenleiter „erkennt und vollstreckt die Ueberte ungen gegen das Theaterhausgesetz und die sonstigen Vorschriften die für dieses Fall (sic!) angedrohten Strafen" und hat ein Begnadigungsrecht. Die Bühnenmitglieder aber „haben dem Bühnenleiter diejenige Folgsamkeit und Ehrerbietung zu bezeigen, welche eine vorgesetzte Behörde von ihren Untergebenen zu fordern berechtigt ist." Da glaubt man ja in einem staatlichen Strafgesetzbuch zu lesen, und die Bühnenleiter werden den Majestäten gleichgestellt, denen gegenüber schon die Verletzung der „Ehrfurcht" strafbar ist!

Beruht so das ganze Gesetz auf einer grundfalschen Auffassung des Verhältnisses zwischen Bühnenverein, Directoren und Mitgliedern, auf der unberechtigten Anmaßung einer obrigkeitlichen Gewalt, so sind nicht minder Form und Detailbestimmungen. Die maßlosen Strafsanctionen für die vom Bühnenverein geschaffenen „Uebertretungen" wiederzugeben, will ich mich gar nicht unterfangen. Aber bis zu welcher exorbitanten Höhe diese Strafen gehen können, zeigt ein Beispiel. „Wer sich so weit vergessen (!) sollte, in trunkenem Zustande . . . zum Theaterdienst zu erscheinen", kann nach § 16 „mit einer Geldstrafe bis zur Höhe von zwei Monatsgagen belegt" werden und nach §§ 11 und 25 „kann die an sich verwirkte (!) Strafe bis auf das dreifache erhöht werden"!

Eine ganze Serie von Strafsätzen schafft allein § 15. Wenn auch Zahl 3 als verboten angeführt wird, „unter den Angehörigen der Anstalt Unzufriedenheit hervorzurufen oder zu nähren oder sonst (!) Verstimmlichungen vorzunehmen" rc., so ist das nur eine jener zahlreichen Blüten stilistischen Unsinns, von denen ich zum Schlusse eine kleine Anslese bieten werde: lächeln mag man allenfalls noch, wenn es im § 2 heißt, verboten sei, „unzünftige Stimmung im Publicum zu erregen oder zu unterhalten", weil nach diesem Gesetz der arme Komiker, wenn er das Publicum unterhält, strafbar wird; wenn es aber in Zahl 4 heißt, verboten sei, auch „über den Werth, die Besetzung oder die Darstellung bereits gegebener . . . Werke unzünftige Urtheile mündlich oder schriftlich zu verbreiten", so ist das schon ein Musterbeispiel unklarmuster Sorte, denn da dürfte ein armer Schauspieler nicht einmal mehr schreiben oder sagen, daß ihm der „Timon von Athen" oder ein Stück von Zitland oder Benedix nicht gefällt. Unerhört aber ist die Strafsanordnung des § 19. „Eine Strafe bis zur Höhe von zwei Tagesgagen zahlt dasjenige Mitglied, welches seine Unterschrift verweigert oder sich gar irgend welche Bemerkungen auf Rundschreiben oder Vorgelegten erlaubt." Wenn der Bühnenverein „Bemerkungen" auf seinen Rundschreiben liebt, so mag er nicht so ganz Unrecht haben. Aber was soll denn das heißen: „das Mitglied, welches seine Unterschrift verweigern"? Seine Unterschrift unter was? „Wer den Empfang einer Rolle, Partie oder eines Schriftstückes zu bescheinigen verweigert," ist ja schon nach Absatz 1 des § 19 strafbar. Also muß das Mitglied alles unterschreiben, was ihm der Director vorlegt, auch Contracte, Strafzettel und Wechsel? Oder sind nur die selben zur Beanstandung gelangten „Rundschreiben" des Bühnenvereines gemeint? Da man durch die Unterschrift die Verbindlichkeit dieser Circularien anerkennt, und nicht einmal eine diese Auslegung ablehnende Bemerkung beifügen darf, flattiert also der

Digitized by Google

§ 19 einen Zwang zur Anerkennung dieser Verbindlichkeit, einen Zwang zum Vertragsabschlusse!

Als wohlthuenden Contrast zu dem Vorigen möchte ich einige erheiternde Vorschriften für den Inspicienten hier folgen lassen. Nach § 44 muss der Inspicient „stets höflich und bescheiden, dabei aber bestimmt und energisch auftreten.“ Höflich und bestimmt, bescheiden und energisch! Muss dieser Wundermann nicht auch beide Beine zugleich wagrecht in die Luft strecken können? Verlangt ja doch der § 55 sogar von ihm, dass er „zugleich“ an zwei Orten ist, gleich dem berühmten Vogel, der jener bekannte Wiener Anekdotenheld noch war! Außerdem hat der Inspicient nach § 54 „darauf zu halten“ (!), dass kein Unbefugter über die Scene geht, nach § 58 aber „darauf zu sehen, dass kein Geschäftsloses Mitglied oder ein Fremder sich auf der Bühne aufhält. Also die Alternative, auf die der Mann zu sehen hat, ist: kein Mitglied oder, wenn unbeschäftigte Mitglieder sich auf der Bühne aufhalten, muss auch ein Fremder dabei sein. Dann macht es nichts.

In einem anderen „Gesetzbuche“ würde man an einem Druckfehler denken, wenn man derlei liest, aber in diesem Gesetze wimmelt es von derartigen Scherzen, als hätte man einen Auszug aus zehn Jahrgängen „Fliegender Blätter“ vor sich. Nach § 18 zahlt eine Strafe bis fünf Tagesgagen derjenige, „wer im Theatergebäude mit Ausnahme derjenigen Räume, in welchen dies etwa ausdrücklich gestattet ist, raucht“. Also wer beim Rauchen diese Räume nicht ausnimmt, sondern überall raucht, ist wenigstens strafbar! Viel belacht wurden schon die Undisweiter-Thiere des § 22, nach welcher Gesetzesstelle zu bestrafen ist, „wer Hunde u. s. w. in das Theater mitbringt“. Eine sehr eigenthümliche Auffassung vom Object und den Grenzen geistigen Eigenthums entwickelt der § 32, wonach die „in das Regiebuch einzutragenden Regieanordnungen nicht als geistiges Eigenthum des betreffenden Regisseurs zu betrachten sind, sondern zum Vortheile des Regisseurs oder dessen Nachfolger zugänglich und allgemein verständlich gehalten sein“ müssen. Erscheinen denn dem Bühnenwerein alle Gegenstände des geistigen Eigenthums, insbesondere alle Dramen, so allgemein unverständlich? Nach § 50 steht dem Regisseur „das Recht zu, die Anwesenheit der Statisten hinter den Coulissen zum Ansehen der Vorstellung zu beschränken oder zu untersagen“. Genennt ist offenbar, dass die Statisten sich nicht die Vorstellung, hinter den Coulissen stehend, ansehen sollen. Der Sinn ist aber stilisiert, als handelte es sich um eine Maßregel zur Hebung der Würde und des Ansehens (dignitatis) der Vorstellung. Ein Räthsel für die Commentatoren wird wohl ewig der § 59 bilden. Dort heißt es: „Wer das Notenmaterial durch mageblriges (!) Hineinschreiben, Hinzeichnen, Auslöschen früherer Striche in anderer Weise als mit Gummi oder sonst verschlechtert . . ., ist verpflichtet, den Schaden zu ersetzen“. Also zunächst müsste man sagen, keine Ortsgröße hat, wer die Noten nicht in anderer Weise als mit Gummi, wer sie vielmehr mit Gummi verschlechtert. Aber was heißt „oder sonst“? Wohin gehoren diese zwei wichtigen Worte? Doch wohl zu „verschlechtert“? Dann ist „oder sonst verschlechtern“ aber gerade das Verschlechtern nicht in anderer Weise als mit Gummi, sondern doch das sehen angedeutete Verschlechtern mit Gummi! Ich werde daher zu der kühnen Conjectur gedrängt, dass „oder sonst“ zu „Gummi“ gehört und gleich den oben vorgeführten „Hunden u. s. w.“ ein vom Deutschen Bühnenverein neu geschaffenes Collectivbegriff ist, so dass man bei Variation dieser beiden Musterbeispiele im § 22 auch sagen konnte, „wer Hunde und sonst in das Theater mitbringt“, wobei ein weiterer auf neue intrinsische Verbindungen erpichter Gesetzgeber in § 70 viel leicht statt von „Gummi und sonst“ von „Gummi u. dgl.“ gesprochen hätte. Sehr ein ernsthaftes Gesicht macht uns man in guter Gesellschaft betrachten, und dass an teuerlei Variationen denken, wenn man den § 80 liest: „Es kann sich niemand als ausschließlicher Besitzer einer Rolle betrachten“. Jeder Satist einfach sich auch den § 114: „Beim Schminken, Ankleiden und Putzen im Schminkzimmer ruhhaftig zu verhalten“. Das Gesetzbuch hat doch mehrere, nicht drei an der Zahl, sondern die Fülle! Ernsterer Art ist schon wieder die Bestimmung des § 91, dass „Inhalte anderer Art“ als Manuscripten „durch ein obrigkeitliches Attest nachgewiesen werden müssen“. Wer verpflichtet denn die „Obrigkeit“, einem Menschen zu bestätigen, dass er sich ein Buch gekauft hat, ein Attest auszustellen? Ein Minister oder ein Redacteur ist der § 116: „Zwei Tage vor Beginn der Beginn der Beginn der Vorstellung müssen die in den zwei ersten Acten oder Zeichen beschäftigten Mitglieder in der Ankleidezimmern anwesend sein. Wer nicht drei Mal vor der Zeit auftreten hat, muss sich spätestens 15 Minuten vor Beginn der Vorstellung einfinden“. Sind unter den zwei ersten Acten im ersten Satze beide Acte gemeint, wie es der Fall ist, und im zweiten Acte ausgerechnet hat „so sind unter den zwei ersten Acten verstanden, so muss ja die Vorstellung Beginnen, dass das zweite Acte drei Acte sind“ u. s. w.

Recht, das Tragen von Bärten zu verbieten“, also nach § 1 nicht nur dem Solopersonal, Chor und Ballet, sondern auch dem Orchester, dem Verwaltungs- und technischen Personal und dem „niederen Dienstpersonal“. Im § 6 heißt es: „Die eigenmächtige Einmischung der Familienangehörigen der Bühnenmitglieder in die dienstlichen Verhältnisse der letzteren ist nicht gestattet: erfolgt eine solche dennoch, so muss sie unbeachtet bleiben“. Also, wenn eine Mutter den Director mit Rücksicht auf die zarte Constitution oder Kränklichkeit ihrer Tochter um einige Berücksichtigung dieser Umstände bittet, so muss dieses unbeachtet bleiben. Vorsichtig finden sich Barbier nicht, der einem solchen Befehle des Bühnenvereines gehorcht. Der § 7 aber organisiert eine Art vorwährender militärischer Bereitschaft der Bühnenangehörigen, die „zu jeder Tageszeit, wenn es nothwendig ist, auch wenn nach Theaterschluss“ sich vom Bühnenleiter „vollzählig oder gruppenweise in Theaterangelegenheiten zusammenberufen“ lassen müssen!

Zum Schluss noch einige Stilblüten ohne Commentar: § 17: „Das Theaterdienstpersonal, welches die Herbeischaffungen (von Speise und Trank) vermittelt,“ zahlt Strafe. § 28 (ähnlich § 60): „Die amtlichen Verrichtungen der Regie besehen darin, die aufzuführenden Werke, welche der Bühnenleiter zur Darstellung bestimmt hat, aufs thunlichst Vollkommenste ins Leben treten zu lassen.“ Der Regisseur hat die Bücher „nach Gebrauch“ (das hieße „nach Gepflogenheit“!) „an die Bibliothek zurückzuliefern.“ (§ 32.) Der § 69 spricht von „unstudierten Chormitgliedern.“ Nach § 61 stehen die Kapellmeister „disciplinarisch unter dem Bühnenleiter.“ Der § 53 spricht „von Stellen, die musikalisch noch nicht nach Wunsch giengen“; ebenso heißt es dort: „Bei der Generalprobe sollen gemeinhin Unterbrechungen nicht mehr stattfinden und erst am Schlusse des Actes gerügt werden“. Also Unterbrechungen? Nein! Offenbar die Fehler! Bei „Meinungsverschiedenheiten entscheidet der Bühnenleiter. Bei seinem Spruch hat es alsdann (!) sein Bewenden.“ Nach § 66 haben die Kapellmeister darauf zu halten, dass „Ordnung und Reinlichkeit bei den vertheilten Musikalien erhalten“ werde. § 70 spricht davon, was der Chordirector zu thun hat, „wenn sich das Weiterengagement eines Chormitgliedes aus musikalischen oder anderen Gründen nicht empfiehlt.“ Nach §§ 68 und 71 hat der Chordirector „auf Erfordern“ Clavier zu spielen und Proben abzuhalten. In § 78 ist es den Orchestermitgliedern verboten, „außerdienstlich ihren Platz zu verlassen.“ Nach § 82 darf das Mitglied wenigstens kein Gesundheit oder sein Leben gefährdende Leistungen ablehnen. „Daneben (?) darf es sich jedoch seinen übrigen vertragsmäßigen Leistungen nicht entziehen.“ Nach § 86 sind die Rollen „auf keine Weise zu beschreiben, zu beschmutzen oder zu zerreißen“; im Falle der Zuwiderhandlung hiergegen oder ihres gänzlichen Verlustes werden sie . . . für Rechnung des letzten Empfängers neu geschrieben.“ § 88: „Der akademin Feldende würde so zu behandeln sein.“ § 95 spricht von „Weisungen, welche die nöthige Stille stören,“ wie denen man sich daher nicht „bedächtigen“ darf. Nach § 127 ist bei Verhinderung des Regisseurs „auch jeder Andere des männlichen Kunstpersonals verpflichtet“ ꝛc. Spielt offenbar auf Lindaus Drama „Der Andere“ an! Der § 137 ähnlich sogar einen eigenen „Begriff der Antleidezimmer,“ der § 138 führt den Begriff einer „dringend nöthigen Nothbeleuchtung“ ein.

Und so fort mit Grazie. Ich glaube, der Bühnenverein thäte besser, da ja nun das bürgerliche Gesetzbuch, auf welches er so bedacht war, in Wirksamkeit tritt, sich wieder der „Revision der Contractsformulare zu Gunsten der Mitglieder“ zuzuwenden, statt derartige „Gesetze“ zu machen. An Stoff fehlt es nicht. Ich verweise nur darauf, dass die wiederholt geringe Einrichtung an manchen Bühnen noch immer besteht, wonach das Chorpersonal sich die Garderobe im Costumeverleih selbst beschaffen muss. Es ist im Bühnenvereine schon einmal darauf hingewiesen worden, dass hierdurch die weiblichen Mitglieder der Comparserie und des Chors oft geradezu der Verzweiflung in die Arme getrieben werden, und dass der Director, wenn er wirklich vor der Alternative steht, auf eine derartige Mithilfe seiner Mitglieder zu restectieren, um aus dieser klemmigen Gewissensnelle ein Unternehmen speisen zu lassen, über Chor und Comparserie aus seinem Repertoir ausgeschieden, doch wahrhaftig die letztere Eventualität wählen muss. Auf den Directors, der mit solchen Mitteln ein Unternehmen führen zu müssen und zu dürfen glaubt, darf ein Verein, wie der Deutsche Bühnenverein, keine Rücksicht nehmen. Ein solcher Director soll sich nicht mit anständigen Theatern — und ich hoffe, es gibt viele solche — werden um Bewerbungen zu einem Cartell verbinden. Aus dem Objecte des Contractwesens, da ist ein sogenannter Bühnenstelle um den Bühnenverein verbandene, aber nicht auch ein Ende der Verbindlichkeiten. Die Ordnung in ihren Theatern den Mitgliedern gegenüber aufrecht zu erhalten, mag der Bühnenverein getrost den Directoren überlassen. Max Burckhard.

Digitized by Google

Die Woche.

Politische Notizen.

Es ist schon längst ein Gemeinplatz aller Wahlreden, daß die österreichischen Hof- und Staatsbehörden, so oft man ihr bedarf, mit ihren ertrauten Actionen regelmäßig zu spät kommen. Das gilt von der seligen Polizeiwache im alten Wien, die immer erst vorsichtig, wenn schon nichts mehr zu löschen war, ebenso gut wie etwa von der Anfbedung der Sprachenverordnungen, die auch erst zu einem Zeitpunkte erfolgte, wo sie keine volle Wirkung mehr thun konnte. Doch nun scheint selbst für diese Specialität echten Ämtlerrechtsverdrusses das Maß vollgekommen zu sein. Das Ministerium Clary hat, seitdem es die Aufhebung der Sprachenverordnungen durchgeführt hat, sich fest vorgenommen, nichts mehr zu thun zu thun, aber es ist im Begriffe, bei der Ausführung dieser löblichen Absicht wieder nur eine, und zwar eine neue, aber nicht viel weniger komische österreichische Specialität zu schaffen. Das Ministerium Clary kommt nämlich überall zu früh. Beispiele: Das Budgetprovisorium, welches rechtzeitig anfangs December, frühestens Ende November einzubringen war, wird schon am 18. October vorgelegt, beinahe noch früher als das Budget selbst. Die Wahlen in den auf den 28. November einberufenen Delegationen, die in Ungarn rechtzeitig Mitte November vorgenommen wurden, mußten in österreichischen Abgeordnetenhaus bereits am 30. October vollzogen werden. Der Goldertrag von 59·1 Millionen Gulden, der, wie uns das „Fremdenblatt" nachträglich belehrt, auch bis zum nächsten Jahr Zeit gehabt hätte, wird vom Ministerium schon jetzt „dringlich" gemacht. Bisher ist in Oesterreich alles schief gegangen, weil man mit dem Richtigen immer zu spät angefangen hat. Jetzt wieder fahren die Hof- und Regierungssprotze zu früh los, ehe es noch irgendwo brennt, stört dadurch die Leute überflüssig auf und zieht sich dabei von allen Seiten Grobheiten zu. In Oesterreich kann eben alles geschehen, nur nichts zur rechten Zeit.

* * *

Für die matcontente Majorität ergibt sich aus dieser neuesten österreichischen Regierungsgeduldsmichkeit eine ungeahnte neue Chance, Beluustigung werden jetzt die Versuche der Regierung, unter Führung des Lakaien degradierten ehemaligen Kammerdiener Kaizl-Bilinsky-Dipauli, stricken, aber nur gegen den ihnen vorgesetzten neuen Kammerdiener, das Ministerium Clary, nicht aber gegen die Herrschaft, deren Gnade sie sich dann wieder bewerben werden. Wann und wo neue Kammerdiener den parlamentarischen Lakaien immer nur die richtigen Beichte geben würde, könnten sie gegen ihn gar nicht streiken, ohne mit mit ihm zugleich die Herrschaft zu treffen. Sprechen wir der Aufschnüchtheit wegen nicht vom Goldertrag, sondern vom Steuerbogen. Wenn die Steuer erst um 7 Uhr abends bewilligt wird, so können sie um 8 Uhr früh verlangt, haben es die Lakaien wirklich brennen, sich mit dem Kammerdiener zu zwieln. Um 6 Uhr früh wird der Strike feierlich proclamiert. Die Lakaien, mit der Hausordnung wohl vertraut, lassen sich die billige Gelegenheit nicht entgehen, ihren ganzen Wammsmuth vor dem neuen Kammerdiener zu zeigen. Schon gegen Abend berufen sich auf die allgemeinen Menschenrechte in unserem Goldertagelaff auf das Valutagesetz — und erwidern dem kammerdienerlichen Befehl mit einem entschiedenen Nein. Der neue Kammerdiener, der die Zeitverhältnisse des Hauses noch nicht innehat, erbricht und wirft sich vor Angst nicht zu schlafen. Um 7 Uhr ist er noch nicht angekleidet, so sind die Lakaien mit den Stiefeln zu. Und die Lakaien „reassurieren" die Berathung und sagen unerdings, unter Berufung auf die Menschenrechte, darunter die heiligen Rein. Das ist aber selbst für die Kaiserin der neue Kammerdiener's bei Lakaien der Mannesmuth zu viel. Bei einer alten Waschfrau, die sich in der Wirthschaft besser auskennt, erbolt er sich Rathe, und da geht ihm nun freilich ein „Stiefelfieber" auf: Mit den Stiefeln da's noch eine gute halbe Stunde Zeit, und der Goldertag kommt, wie das „Fremdenblatt" hinterdrein herausgebracht hat — auch im nächsten Jahre noch rechtzeitig genug. Der Kammerdiener atmet erleichtert auf.

* * *

Man sieht, ich brachte die Komödie zu verstehen, die sich diese Woche in der Staatsschulden-Controlcommission abgespielt hat. Ich verstehe den Zauber der preußischen Lakaien, der Dr. Lasker, das vorabend und die Berufung auf ein Wesen im Munde dieses alten Rechtsverdrehers klingt. Ich verstehe auch das plötzlich erwachte Gewissen des Schlachtzieres v. Moslowski, und selbst die improvisierte Verfassungstreue des ungeschwänzten Polizeipolitikers Bilzel begreife ich ganz gut. Auch daß der offenbar vom Hofrath Steinwender weder gestützte, aber doch gekränkte Lotse des Finanzministeriums Herr von Smitarovich nicht weiß, daß er das Gold, das er „dringlich" verlangt, noch gar nicht braucht, auch das kann ich mir noch erklären — der Hofrath Steinwender hat ja schon andere Finanzminister gestürzt, indem er die Lust zu gehen" über das Bedürfniß „arbeitsmüssiger" Wirklichkeit, die deutschböhmischen Mühlen der Communisten, Baron Ezedik und Baron Todthoff, die doch schon bei der ersten Berathung die Kühl Dringlichkeit des Goldertages erkannt hatten, bei der zweiten Lesung dem Herrn v. Smitarovich das Lotse-Amt und seinem Portefeuille gestrichen haben, um sich mit ihm zu blamieren: das war doch wirklich noch weniger „dringlich" nöthig als das Goldgeld selbst.

* * *

Die „dringlichen" bemühen sich redlich, die deutsche Öffentlichkeit in ihrem und den Interessen vollständig zu beruhigen. Aber leider ist sie sich dabei in keinerlei an die Vorhalt Einen sprechenden Mittel einig, einig, und Papierklagen zu bewerben, mit den Fäusten zu bedrohen, das ist alles schon gar an oft dagewesen, als daß es noch einen Reiz auf die Phantasie ausüben könnte. Wenn die Finanzleute in einer langen Regierungsact schon alle Tragikstadt einschöpft haben, so will ich ihnen aus Mitleid mit einem Vorschlag aushelfen. Sie sollen einmal den zum Sprechen angewiesenen Minister, ehe die Sitzung beginnt, irgend einen lächerlichen Stoff mit seinem Kammerdiener streichen lassen. Wenn er dann das Wort erhält, kann er sich von seinem Sitz nicht erheben und ist so ohne jeden Scandal am Sprechen verhindert. Ich erinnere mich, wie Baden baden einmal im Untergymnasium einen Religionslehrer auf diese Weise unmöglich gemacht. Wenn ich die Herren um Kaizl richtig einschätze, sind sie in ihrer geistigen Entwicklung gerade an dem Punkt angelangt, wo sie an die goldenen Erinnerungen aus der Schulzeit wieder anknüpfen können.

* * *

Der universellste unter den gegenwärtigen Ministern ist doch, obgwar als Specialist und Fachmann verschrien, unser allverehrter Eisenbahnminister Wittek. Mittel Seine Leistungen in diesem Ministerium sind Thaten konnten nur mit, die im gegenwärtigen Ministerium Clary können, wenn anders man ihren Worten glauben schenkt, nur ohne den § 14 regieren. Herr v. Bittel kann aber beides, die Verfassung hoch- oder auch niederhalten, mit dem § 14 regieren oder ohne, wie man es gerade wünscht — die kühnlenste Zungitran in der Politik.

* * *

Patrioten forchten: Wenn es der Majorität mit ihrer stillen Obstruction gelingt, das Ministerium Clary unmöglichen, wird sich ein anständiger Nachfolg mehr zum Unterschreiben von § 14-Verordnungen finden, und Oesterreich wird eines schönen Tages ohne Minister dastehen. Abgesehen davon, daß ich diese letztere Eventualität noch immer nicht für das größte Unglück hielte, glaube ich auch gar nicht, daß sie eintreten wird. Wenn sich wirklich niemand anderer mehr findet, dann gibt es noch immer eine Rettung: Herr v. Wittek wird mit allen acht Portefeuilles betraut und seine achtmal verviellfältige Unterschrift allen gezeigt, am aus jedem beliebigen Blatt Papier ein „provisorisches Gesetz" zu machen. Verfassungsmäßig steht dieser Combination nichts im Wege. Stürzen aus sollte in einem Staat, wo es Minister ohne Portefeuille gibt, ein Minister mit acht Portefeuilles unmöglich sein!

Volkswirthschaftliches.

Die Wiener Börsekammer ist nun einer Reform beschäftigt. Die Curszettel der Actien soll künftig nicht mehr per Stück, sondern in Procenten der Nominale der Zweckmäßigkeit dieser Reform wird in der Oeffentlichkeit viel discutiert. Wir halten sie für zweckmäßig, wenn auch durchaus nicht für dringlich. Wer Effecten kauft, dem ist es in der Regel nicht darum zu thun, eine gewisse Anzahl von Stücken zu erhalten, sondern er will eine gewisse Summe Geldes anlegen und eine gewisse Summe von Werten oder auch richtiger von Zinsereinkäufen kaufen. Die gut genau so für Actien wie für Renten, bei denen die Frage nach der Stückzahl stets eine secundäre ist, und für Wechsel, bei denen die Frage der Stückzahl gar nicht aufgerollt. Ein Erträgnis wird gekauft. Die erste Frage, die sich jedermann bei der Wahl einer Anlage entscheiden muß, welche ihm am Kauf vorgeschlagen werden, vorlegen soll, ist: wieviel kostet mich das gleiche Jahreserträgnis beim Kauf der verschiedenen Papiere? Für 100 Kronen Nominale, welche ist. Dividendetragen, zahle ich bei dem einen Papiere 85 fl., für 85 fl. Dividende auf 100 Kronen Nominale zahle ich bei einem anderen Papier 90 fl. Diese Wettbewerbseidung will ermöglicht werden, wenn der Curs aller Papiere auf dieselbe Wertenheit reduciert ist, als bei der heutigen Notierungsweise in Stücken mit verschiedenen Nominale. Die Notierung in Procenten ist in ähnlicher Weise ein Schritz des Publikums vor Uebervortheilung, wie es die Preisbekennung nach dem Gewicht und nicht nach der Stückzahl bei vielen Waren ist. Wenn es nun zur Erreichung des Zweckes nöthig, daß keine Ausnahmen gemacht werden. Solche sind aber beobachtigt, und zwar bei den nicht voll eingezahlten Actien, welche nicht in Procenten vom eingezahlten Capital, sondern vom vollen Nominal-Capital notiert werden sollen. Das Bedürfnis nach Hauptvortheil der Reform, die Möglichkeit unmittelbarer Abschätzung aller Papiere gegen ein ander, aufgehoben. Die nicht voll eingezahlten Actien, bosnische Landesbank, österreichische Bodencredit Actien und andere würden im Vergleich zu allen anderen viel billiger erscheinen. Es gibt genau sichhaltigen Grund für diese Ausnahmen, die von einem Theil der Börsenleute und insbesondere gegen theoretischen Gründen vorliert worden. Die Herren von der Bodencreditanstalt und vom Bankverein aber, welche die Börsekammer beherrschen, haben ein persönliches Interesse zur ihre Stückzinsnahme; sie wollen eben, daß das Publicum durch die schembar billigen Curse der nicht voll eingezahlten Actien dazu, an denen sie Interesse haben, verleitet werde. Wieso es bei der beabsichtigten Ausnahme für nicht vollgezahlte Actien, dann ist die ganze Reform des Curszettels nichts werd.

* * *

Von ganz anderer Wichtigkeit, als die eben besprochene Reform, ist eine, zu welcher der landesfürstliche Commissar Dr. Pfaffl die Anregung gegeben hat, nämlich die Errichtung einer Börse für Waren, von Gold und Ware. Die sogenannten Schlußscheine, abgekürzter und dafür den Begabungsrath. Die Notierung der thatsächlich gemachten Curse einzuführen. Das bedeutet nämlich nicht mehr und nicht weniger als eine Beschränkung der Börse auf den Zinsfuß. In Zukunft, wenn ich Jemanden Waren verkaufe, bekommt mein Käufer nicht mehr das Geld, sondern ein großer Theil der Auftrage in Actien werden zum „Schlußcurs" erstellt und ausgeführt. Es gibt also auch thatsächlich einen Schlußcurs an der Börse. Aber der kommt nicht ans Tageslicht. Sondern nur diesen Curs können sich die Herren Bankiers verschaffen, die Zeitungen die „Spannung" construieren, indem sie zwei willkürliche Curse, den Geld- und Briefcurs bestimmen, und nur diese kommen ans Tageslicht. Diese Spannungen werden möglichst groß notiert, denn sie ermöglichen den „Schluß". Der Clearing namentlich wird die Abrechnung der Cassen und Zinsen, die den Bankiers thatsächlich geschuldet Schlußsätze angezeigt, indem sie einem gewissen den besten Curszetteln, dem Geld- und Briefcurse irgendeinen Curs Zeitlich sagen die Herren Bankiers hier, man wird einbedies, daß der wirkliche Schlußcurs in der Mitte liege. Das ist aber durchaus nicht immer der Fall und dann sind das nur den Schlußcurs; die geklagten die Bankiers, wenn Bankiers, die Interessenten kennen nur, ob der Abstand zwischen Geld und Ware ausgeglichen wurde und wo den „gleichsamen" Wir wollen durchaus nicht behaupten, daß alle Bankiers und Bankiers so vorgehen, aber der große Mehrzahl thut es gewiß. Freilich haben die Herren auch

Digitized by Google

dafür ihre Ausrede. Das Publicum sei in Oesterreich gewohnt, die Ausführung der Ordres „franco tout" zu verlangen, d. h. eine separate Courtage und Provisionsberechnung, so daß der berechnigte Nutzen des Commissionärs im Cursaufschlag liegt. Das ist natürlich ganz nebensächlich. Wenn nur ein Cours notiert wird, so wird sich das Publicum entweder darum gewöhnen, Courtage und Provision zu zahlen, oder der Commissionär wird zu dem gemachten Cours einen in seiner Größe jederzeit constatierbaren Zuschlag für Courtage und Provision erheben, aber nicht ½ bis 1% bei vielen Auftragwerten, oder 1 bis 10 fl. bei Actien zuschlagen können. Das ist alles so einfach, daß eine Discussion darüber gar nicht möglich wäre. Darum haben sich die Bankfilialvertreter, welche sich vergangenen Sonntag in der „Neuen Freien Presse" gegen die Aenderung der Usance ausgesprochen haben, um die Frage der Ausführung der Börseordres wie die Katze um den Brei herumgedrückt, als ob die Banken und Bankiers durch diese Aenderung gar nicht berührt werden könnten und dafür unisono erklärt, die Aenderung der Curszustierung dürfe nicht eintreten, weil dadurch das solide Wechselstubengeschäft und das capitalanlegende Publicum geschädigt würden. Nur aus Mitleid mit den armen „kleinen" an der Börse und im Publicum weinen sich die „Oreshen" gegen die Reform. Das Publicum sei gewohnt, zu jeder Tageszeit in die Wechselstuben zu kommen, Effecten in kleinen oder großen Posten zu kaufen oder zu verkaufen, u. zw. keine Ordre für die Börse zu ertheilen, sondern sofort für Abrechnung franco Courtage und Provision zu verlangen. Der Wechsler sinde nun seinen berechtigten Verdienst und den Ersatz für das Risico, daß er außerhalb der Börsestunden Effecten zu einem festen Preise übernehmen und verkaufen muß, in der Spannung zwischen Geld und Ware, indem er die Effecten zum Geldcurse kaufe, zum Warencurse aber verkaufe. Das ist ganz richtig, unrichtig ist nur, daß dieses Verdienst durch Aenderung der Notiz in einer schädlichen Weise eingeengt würde. Der Wechsler würde sich künftig entweder Courtage und Provision berechnen, oder einen angemessenen vollkommen gerechtfertigten Aufs- oder Abschlag zum notierten Schlusscurs vorbehalten. Den Nutzen von 1- 1½% Spannung, welche heute bei vielen Auftragwerten bestehen werden, wird der Wechsler nicht mehr haben, und es ist daher auch möglich, daß er größere Posten Auftragwerte nicht mehr so häufig wie heute für abschließen, sondern nur zur Ausführung an der Börse übernehmen wird. Das wird aber gar kein Nachtheil sein. Wenn das Publicum heute auch größere Posten gerne in der Wechselstube für abschließt, so geschieht es hauptsächlich, weil es dabei nicht schlechter, oft besser fährt, als wenn es einen Auftrag für die Börse ertheilt. Denn die Börsehorde wird auch nur zum Geld-, respective Briefcurs ausgeführt und obendrein häufig courtage- und provisionsfpflichtig. Es werden zahllose Einwendungen gegen die neue Notierung gemacht und es ist unmöglich, sie sämtlich an dieser Stelle widerlegen zu können, aber nicht eine ist stichhaltig; die meisten Nachtheile sind bei der heutigen Notierungsweise geradezu vorhanden, zum Beispiel ein im ersten Augenblick bestechendes Moment: Die Wechsler werden aufhören, das Remiergeschäft zu pflegen, und sich auf das Pfandbriefgeschäft werfen, eine Folge, welche endlich in Deutschland vielfach beklagt wird, weil die Pfandbriefinstitute dort wie hier den Wechslern hohe Provisionen gewähren, um den Absatz ihrer Pfandbriefe zu fördern. Aber das geschieht auch heute gleichermaßen; auch heute verdienen die Wechsler viel mehr am Pfandbriefgeschäft als beim Remiergeschäft infolge der absolut größeren Spannung und der mehrfachen von den Institutionen gewährten Provisionen. Es ist möglich, daß die Concentrierung des Geschäftes bei den großen Banken zum Nachtheile der Wechsler, welche, sowie in Deutschland, auch heute schon erfolgt, noch beschleunigt werden wird. Das mag von gewissen Gesichtspunkten aus bedauerlich sein, wenn diese Bereg ng sich aber nicht anders aufhalten läßt, als durch die tägliche Schädigung des Publicums infolge der großen Spannungen im Wechselstubengeschäft und des Schadens im Börsengeschäft, so wird man ihr eben ihren Lauf lassen. Ganz verhindern kann man den Schaden niemals mehr, denn bei vielen Actiengattungen, welche nicht zum Lifteriezwang, heute im wahrend der Post-Curszeiten sind, bleibt die Möglichkeit nach wie vor. Aber da ist vorläufig nichts zu ändern, Mittel sind es nicht mehr, die Actien durchschnitten. Der Angriff auf den „Schnitt" hinter der Börse kann Widerspruch genug. Aber es ist ein ergötzliches Bild, zu sehen, wie der „Alte Fritz", welcher neun Zehntel von der Zeit des Börsebesuchsmittels im großen Saal, nun auch selbst für den Börsebesuch, im Interesse, für den Schnitt eintritt. Aber je mehr sich die Börse in ihren Actien absetzt, desto mehr bewegt sie die Notierungsdifferenz der Abgang. Das Abgangsgeschäft und der landesfürstliche Commissär werden auf diese Art in den Börseraum nicht zurückkehren wollen. Also wenn die optische Täuschungsmanner sich streuen, so muß man ihnen sagen, daß sie sich irren, um endlich Ruhe und Ordnung in den Börseraum zu bringen, ist es nöthig, daß der Schnitt hier in wegfällt.

Kunst und Leben

[illegible]

Directors v. Wybouis u. a. dem Bühnenverein abgerungen wurde. Dem einen oder dem andern Mitgliede des Burgtheaters erschien aber die Abwechslung des Directors im Dienste der materiellen und socialen Interessen ihrer Collegen als der richtige Moment zu einem Vorstoße gegen ihn. Am 12. Jänner schon wußte das stets gut informierte „Extrablatt" zu melden: „Gestern tauchte in Künstlerkreisen das Hofburgtheaters das Gerücht auf: Byrons „Nain", dessen Aufführung bekanntlich für Ende Jänner gleichzeitig mit dem Fragmente „Demetrius" von Schiller auf der Hofbühne geplant ist, habe wegen des biblischen Stoffes Bedenken wachgerufen. Was an dem Gerüchte Wahres ist, wird sich bald erweisen. Zwei Thatsach n stehen fest: erstens, daß die Hofbaterenstist bisher keine Entscheidung gefällt hat, zweitens, daß trotzdem die Proben bereits im Hofburgtheater begonnen haben." Und am 26. Jänner schrieb das „Extrablatt": „Unsere Meldung von der Verschiebung der Dichtung „Nain" im Hofburgtheater hat Bestätigung erfahren. Zurst hieß es, die Krankheit des Fräulein Adele Sandrock mache die Proben unmöglich, nun rührt Herr Mitterwurzer zu seinem am 19. Februar beginnenden Urlaube. Eine Frage: Warum ist auch „Demetrius" aus dem Probezettel verschwunden? Unseres Erinnerns war in dem Fragmente Schillers Herrn Mitterwurzer seine Rolle zugedacht und Fräulein Sandrock hat sich wieder gesund gemeldet." Ja, warum sind „Nain" und „Demetrius" verschwunden? Das ist allerdings die Frage. Nun, das „Extrablatt" bringt jetzt selbst die Antwort und so darf ich sie wohl wiedergeben. Es schreibt unter dem 11. November d. J.: „Fräulein Bleibtreu . . . hat lange genug gewartet auf diesen süßen Augenblick. Denn als sie vor Jahren unter der Direction Baschhard die Rolle in sechs Bühnenproben vorbereitet hatte, da wußte Charlotte Wolter die Vorstellung zu hintertreiben. So klein konnte die große Tragödin sein!" Und das war auch das „Lerwürdenken" hinsichtlich des „Nain". Frau Wolter wollte Maria, die Mutter des Demetrius und Eva, die Mutter aller Menschen, an einem Abende spielen, oder vielmehr, da ja die schwer leidende Frau selbst das eine oder andere nicht mehr vermocht hätte, sie wollte, daß die Bleibtreu nicht die Maria, die Sandrock nicht die Eva spiele, und es gelang ihr thatsächlich ein Verbot zu erwirken, daß diese beiden Stücke ohne sie, das heißt bei der damaligen Sachlage, daß sie bei Zeiten ihres Lebens überhaupt gegeben werden. Davon konnte natürlich Prof. Dr. Alfred von Berger, als er „im Jahre 1893 ausschließlich für sich selbst" seine Klagen über die angebliche Verarmung des Repertoires im Burgtheater wiederschrieb, noch nichts wissen. Ob er auch, als er am 1. October 1893 diese Aufzeichnungen veröffentlichte, noch immer in Aufenthalts der Schwierigkeiten war, die in diesem und in anderen Fällen dem Director unter weltthätiger Mithilfe außerhalb des Theaterverbandes befindlicher Personen bei seinem Streben nach Ausgestaltung des Repertoires bereitet wurden? Doch sei dem wie ihm wolle Das Schiller-Fragment ist ja nun endlich herangekommen. Zwischen hat seinen Demetrius inzwischen anderswo mit schönem Erfolg gespielt, in Mainz heißt das Burgtheater jetzt einen muthmaßlichen Demetrius und Fräulein Bleibtreu hat für ihre Maria nun doch die allgemeine Anerkennung und Bewunderung gewinnt, die ihr vor vier Jahren gebührt hatte, und wenn auch vier Jahre eine lange Zeit sind in der künstlerischen Entwickelung einer Schauspielerin, so ist ja Fräulein Bleibtreu noch immer eine so junge Heldenmutter, daß sie gewiß von der Zukunft erwarten kann, was man ihr in diesen letzten Jahren versagt hat. Den Mängel, den sinn Ausbau und die Rolle aufweist, hatte damals Emmenthal darstellen sollen. Wenn er heute von Löwe gegeben wurde, so können wir uns darüber nicht beklagen, denn dieser Schauspieler ist nicht nur darauf als nachtiger Meister der Darstellung bekannt, er verfügt auch über weiche Töne des Gemüths und schneidet Worte so in Silber, unbeirrter Entwickelung, so daß er uns Rechts auch noch manch erfreuen wird greifen dürfen, als ihm hier gegeben wurde. Auch das konnte nicht als Einwurfe für das Stück erscheinen, daß Normalier als Stelle Schmidt, der sich leider von der Bühne ganz unnachgesehen hat empfehlen will, denn um ebenso ausgezeichneter Spielender darteller Schmidt war, ein ebenso ausgezeichneter Schauspieler ist auch Kempner. Und Wochen sieht mehr nöthiger, als er sie immer in Rollen [illegible] Rollen [illegible] Bühne nur noch bei [illegible] Spielen [illegible] Kraft [illegible] Schauspieler im polnischen Akademieabend [illegible] Abschiedsrede [illegible] Ich wir aber mit dem Lobe [illegible] Ich [illegible] Ich [illegible] Ich

aber hätten wir zurnen mögen: „Geh' aus dem Kloster!“, denn mit ihren lustigen Augen, die immer so vergnügt und ahnungsvoll in die schöne Welt hineinlachen, gehört sie weder in ein Kloster noch — in eine Tragödie. — Und „Kain“? Nun, statt „Kain“ sahen wir eben Schillers Lied von der Glocke „illustriert mit lebenden Bildern“. Wir glaubten zu einer Schülerfeier oder gar ins Panoptikum gerathen zu sein. Die theatralischen Leistungen aber, die Mitterwurzer als Lucifer und Robert als Kain schon auf den Proben geboten, die wird man nie mehr sehen — und das ist das Schmerzliche bei der Sache. Bleiches mögen jene, denen es einmal vergönnt sein wird, „von Sorge befreit im Heegen, an des Okeanos wirbelnder Flut auf der Seligen Inseln“, von denen Hesiod singt, zu wohnen, dann sich daran erfreuen, wenn Mitterwurzer und Robert dem blonden Rhadamanthys in einer Matinée den Kain vorspielen, und Frau Wolter thut dann wohl selber mit oder überlässt die Eva gerne einer jungen Collegin — und weiland der oberste Theaterdirector, der damals die Aufführung verboten hat, schaut sie sich selber an — wenn er kann.

B.

*

Im Deutschen Volkstheater gelangte am 14. November Philipp Langmanns Drama Gertrud Anklefs zur Aufführung. Wie vor einigen Jahren aus Shakespeares „Hamlet“ eine Bauern Tragödie gemacht wurde, so hat Langmann das Motiv des „Lear“ seinem in einem deutschen Dorf des südlichen Böhmens spielenden ländlichen Drama zugrunde gelegt. Die Anklefsbäuerin übergibt ihren Hof und all ihr Gut ihren Kindern, geht in den Auszug und wird nun von denen, die sie so reich beschenkt hat, mit Undank überschüttet, verhöhnt, beschimpft und soll mit Hilfe einer mehr einfältigen als hinterlistigen Knsiegung des geschlossenen Vertrages sogar aus dem Hofe vertrieben werden. In ihrer Verzweiflung, zum Aeußersten gedrängt, setzt die Bäurin das Haus selbst in Brand und verspeert sich in dem brennenden Gebäude, um so den Tod zu finden. Gewiß ein dramatischer Vorwurf. Dieselbe ist aber nur in der ersten Hälfte geschickt durchgeführt. Die spätereren Reden der Gertrud Anklefs insbesondere enthalten endlose Längen und unerträgliche Wiederholungen. Drei- oder viermal — ich weiß es nicht mehr — tischen der Reihe nach die Kinder und Enkel mit dem Vorschlag heraus, die „Mahm“ möge ihre vorbehaltene Stube verlassen und sich in das Dachstübchen zurückziehen — und jedesmal ist sie von neuem überrascht, entsetzt, empört und ergießt sich in Ausbrüchen des Zornes und der Verzweiflung. Das ist ja ganz begreiflich, auf der Bühne aber wirkt das nicht nur peinlich, sondern bei aller principiellen Sympathie für die arme Frau wird es schließlich langweilig, wenn sie immer dasselbe sagt. Von den größeren Rollen wurden die der Enkeln Stelle und des Liebhabers derselben, Andreas Eichinger, sehr gut von Fräulein Glöckner und Herrn Metz gegeben; leider kann man das gleiche Lob der Trägerin der Titelrolle, Fräulein Frank, und der Darstellerin der bösen Schwiegertochter, Fräulein Schweighofer, nicht spenden. Erstere wahrt überhaupt nicht in das Dialectlied und hat einen zu schweren, getragenen Ton für eine Bäuerin, letztere macht in Rede und Geste immer um ein gewisses Moment zu viel und stört durch die theatralische Absichtlichkeit, die man bei ihnen herausmerkt.

B.

*

D'Annunzios „Gioconda“ wurde im Gastspiel der Duse aufgeführt und hat Fragen über Fragen geweckt. Manches spaltet sich zu gegen den Dichter. Er ist nicht frei von künstlich geschnörtem Pathos. Er bewundert sich an Tönen — an Tönen, die begreiflicherweise oft Reminiscenzen sind — dann erst fühlt er sich der Meisterschaft Meister. Uns aber hat der deutsche Naturalismus an das Ungekünstelte gewöhnt: an eine Wirklichkeit, die selber zu tönen vermag. Manches spricht auch speciell gegen das Stück. Es mache die Knnste der Griechen wieder zum treibenden Mittelpunkt, sagen seine italienischen Erklärer. Und der Buchausgabe ist jene Stelle der Ilias angehängt, welche die Schmerzen preist, die das Schöne im Mannji um seine Selbsterhaltung über die Menschen verhängt. Um das Geschicke Giocondas Tianti soll dieses Schöne verkörpern, Lucias zurückgebliebene, gedemüthigte Frau droht unter den Schmerzen zusammen. Aber dieser Nachdenkens und dieser weitgetragene Stil sind zum Stück nur äußerliche Kreise geblieben — im Innern wurde ein anderes Stück daraus, ein Stück voll einfacher Innigkeit, voll echter, naturverwandter, lustdurchzogener Lyrik. Ein dramatisches Gedicht, wenn man will, aber ein wohl abgewogenes Gedicht, das durch die richtigen Maße auch die Bühnenwirkung erhält. Silvia Settala, die unglückliche Frau, wurde Hanns Person, meine als Dame; sie wurde die einzig ausgeführte Figur im Stück. Was sie rings umgibt, sind angedeutete Bilder Schatten. Die allerdings sehr geschickt und für die Illusion des Stückes vollig ausreichend bezeugt werden. Sie allein hat die menschlichen Schicksal, das sie eine ganze wundervolle, nicht endende, aber doch tiefe Schicksal hat. Und ein solches Stück trennt von sich, was ihm nur das Geheime, Symptomatische hat. Am Mannji um ihr Leben ist in der Schwebe, doch sie spricht am Schlusse, als das ganze theatralische Zubehörden Erinnerung an vor überlaufig, die schönsten Worte des Stückes: „Ich hätte dem Kinde da gleichen sollen; aber die Erkenntnis verließ mich, und ich gab den Täuschungen des Lebens nach.“ Diese Silvia hat der Dichter wirklich gesehen, und wir wissen sogar, in wem: in der Duse ... nun wurde sie von der Duse gespielt. Das gab eine ganz merkwürdige Verwickelung von Eindrücken. Beim Lesen waren Bilder aufgestiegen, in die man sich förmlich verliebte; die Wirklichkeit konnte sie kaum übertreten, aber manchmal rissen. Und die Schauspielerin selber wußte davon beengt sein. Sie hatte eigentlich nur sich zu spielen. Aber das gibt auf der Bühne nicht immer die richtige Einfachheit, unsicherer, leere Momente stellen sich gerade da oft ein. Dazu nehme man die ziemlich rohe Inscenierung und Gesammtdarstellung — in der bloß die Schauspieler der Stresnetta und des Freundes Cosimo am Platze waren — und es ist verständlich, warum die Wirkung auf der Bühne nicht gewonnen hat. Freilich haben wir von der Duse noch immer genug Ueberraschungen empfangen, auch schauspielerisch. Den Ausbruch des Schmerzes hat sie gebändigt, auf alle Zustände bis dahin hat sie wie ein unendliches Farbenspiel aus ihrem Gesichte, aus ihren Bewegungen leuchten lassen: die ängstliche Freude, den neuerlichen Verdacht, die Ohnmacht im Kampf. Und über allem noch etwas anderes, das sie nicht zu spielen brauchte: eine unbeschreibliche stille Heiterkeit des Geistes, ein verübergehendes Lächeln in der höchsten Noth ... das Lächeln Silvias das ihr eigenes ist.

A. G.

*

Ein sehr interessantes Orchester Concert mit ausschließlich russischen Compositionen veranstaltete das Neue philharmonische Orchester unter Leitung von Alexander Winogradsky. In gewisser Beziehung ähnelt das Concert der vorjährigen Aufführung französischer Compositionen, nicht nur weil der größte Theil der Werke für Wien neu war, sondern auch weil die meisten von ihnen der sogenannten jungrussischen Schule angehören, die, wie die Franzosen des Vorjahres, unter dem Einfluß der neudeutschen Schule steht, welche sein Wagner in Deutschland modern ist. Vor den Franzosen haben die Russen den Vortheil voraus, daß ihnen im allgemeinen mehr einfalls, sie somit nicht ausschließlich auf die Kunst der Mache angewiesen sind, und daß ihre Werke durch das eigenthümliche slawische Colorit den Reiz der Originalität sie sich haben. Es ist nicht nur eine musikalisch interessante, sondern auch eine gelehrte Gesellschaft, deren Bekanntschaft wir im letzten Concert gemacht haben. Einer der Componisten, Borodin, war ordentlicher Professor der Medicin an der medicochirurgischen Akademie zu Petersburg, Cui, sogar der Verfasser eines „Lehrbuches der Festungskunst“ (3. Aufl. 1880). Von den vorgeführten Compositionen schätze ich die Symphonie (E-moll) von Rubinstein am höchsten, obwohl wegen ihrer fast zu vollen Arbeit, als auch wegen ihrer ziemlich leeren Melodik und eigenwollen Instrumentation. Zwei Compositionen Rimsky-Korsakow gehörten zu den interessantesten des ganzen Abends prachtvoller, vielversprechender Programmusik, aber auch den größten Raths ist, daß die Musik hinterher viel weniger gibt, als man noch dem poetischen, farbenreichen Programm erwartet hätte. Unter den brillanten Orchesterstücken der Gegenwart nahm die Ouverture zu Tschaikowskys neuestem Opus „Rußlan und Ludmila“ ziemlich banal und abgeschmackt aus. Sie hätte wahrscheinlich noch viel unquinisiger gewirkt, wenn sie nicht mit so viel Temperament vorgetragen worden wäre, und den Schluß des Concertes gebildet hätte, bei dem man in der Regel auch weniger gewöhnte Schlager gerne hinnimmt. Der guten Disciplinirtheit, die bei meinem Dafürhalten alle Ehre macht, ist ein großer Theil des Erfolges zu verdanken. An diesem hat auch der Dirigent seinen Antheil, dessen Art und Weise das Orchester zu leiten, eine Sicherheit würdigten für sich ist. Sein bloßes Aufklopfen klingt wie ein verbindlicher Pistolenschuß, die schleichenden Schlangenbewegungen seiner linken Taktstocks, deren der ganze Körper sich anschließt, die verschiedenen Paraden seiner Arme, mit denen er die Einsatzpunkten gibt, sehen aus, wie die Angriffe eines streitenden Rochors. Man glaubt jeden Augenblick, es müsse zum Stangle kommen. Aber verhängnisvoll wurde dann die Gelassung, die sich des Zuhörers nach der anbringen, aber auch unter weiterhin einschlechten Tattstocks bemächtigt.

M. B.

*

Man schreibt aus Paris: „Es gibt ein Ding“ sagt der treffliche Faßnacht zu seinem Prinzen, „wovon du ohnmöglich etwas hast, und das vielen in unserem Lande unter dem Namen Pech bekannt ist; dieses Pech, wie alle Schriftsteller einstimmig, pflegt zu haften, in auch die“ Präfet. Herr Jules Claretie, der als Director des Théâtre Français mit Shakespeare mehr oder weniger pechsam sein wird, hatte sich diese Mahnung zu Herzen nehmen sollen. Da wäre besser gewesen für ihn und die von ihm geleitete ungeheure Maße. Selbst der genialste Mensch, dem es an Ideen und Elementen um Werken nicht fehlt, der mit künstlerischen Werkzeugen geschickt hat, gelingen schon, um dem Director der Pariser Hofbühne den Hals und die Nachricht der Nationalschen anzuschaun. In sämmtlichen dem preußischen Jahrhundert Parteiblumen er gehenen Blumen wird ungemöglich auf Seren Gesichte sorgfältigen und treue Absetzung verlangt. Nunmehr wird dies Verlangen nicht mit dem ganz ich mißbrechenden Umstande bestanden. Daß der Director des Théâtre français für Dinge Paris engagiert hat, sondern man gerade ihn zu seiner Entdeckung und Pflanzung auf, wonnt er die „Mißhelligkeit der ganzen Welt“ ungrade richt. Ärgerlich ist nicht, daß er Schlappen hat, sondern daß er sie auf seiner Bühne, die man in Frankreich und bis und da auch im Auslande, für die Musterbühne der Welt hält, darstellen und verbreiten läßt, wie beispielsweise auf der Bühne polnischer Juden, die gleichfalls im Anfange des Jahrhunderts in allen Ländern sich verbreitet die Armuth spottweise wurde, und sind so reiner mehrere Theaterstücke hervorgebracht ist. Lachen ist aber auch hier Glatte schuld. Denn es ist Monsieur Claretie nebenher der unermüdliche, mittelmäßigste Buchschreiber dieses Jahrhunderts, in absehbarer zu

Digitized by Google

gar nicht schuld; Herr Claretie ist ein braver Bürger, der Gott einen guten Mann sein und das Wasser die Seine hinunter laufen lässt. Er hindert keinen Menschen, ein großer Schauspieler zu sein oder ein gutes Stück zu schreiben. Man kann ihm vorwerfen, dass er es nicht versteht und nichts dazu thut, junge Talente zur Geltung zu bringen und zu großen Männern und Dramatikern zu machen, aber mein Gott! welcher Leiter eines Staatstheaters und welcher Theaterdirektor überhaupt versteht das? Man muss schon sehr zufrieden sein, wenn ein an diese Stelle gesetzter Mann keinen Krieg gegen die jungen Himmelsstürmer führt, und das thut Jules Claretie wahrhaftig nicht, denn Jules Claretie würde seiner Fliege etwas thun, gefährdete deren einem Menschen, der Gide auf die Idee käme, sich zur Wehre zu setzen und seinem Gegner eins zu versetzen — Nein, nicht in der Unfähigkeit Claretics durfte der Grund des Rückgangs zu suchen sein — wenn man schon auf den Grund gehen will — sondern in der von der französischen Kritik unaufhörlich über den Schellenkönig gebeugten heiligen Tradition. Während man in allen Künsten das Schlechte der Natur empfiehlt, und während gerade der Schauspieler an allen meisten diesem Studium obliegen sollte, versteift man sich an der französischen Hofbühne auf die Pflege der Tradition, das heißt auf die Nachahmung der verschwundenen Berühmtheiten des Theaters. Wenn ein Schauspieler des Theâtre français eine Rolle spielen soll, so sucht er sich nicht vor allen Dingen in den von ihm dargestellten Menschen hineinzudenken, sondern er fragt sich: wie würde Samson oder wie würde Talma die Sache angegriffen haben? Die Folge ist, dass man im Theâtre français niemals auch nur einen Augenblick die Täuschung des Lebens empfindet, vom Anfang bis zum Ende der Vorstellung verlässt uns nicht der Gedanke, dass wir im Theater sind, dass wir Komödianten zusehen, dass alles eitel Gethue und Schein ist. Von diesem Krebsschaden leiden die Gegner Claretics nichts. Für sie ist die Geschichte nur eine Personenfrage. Claretie hat im „Temps“ Berichte für Derselben geschrieben, folglich ist Claretie ein unfähiger Mensch, der das Theâtre français zu Grunde richtet und deshalb schleunigst entlassen werden muss. Es ist möglich, dass die Adamsbrüder, welche jüngst bei der Vorstellung von „Demi-monde“ durch die Polizei zur Ruhe gebracht werden mussten, die Entlassung Claretics durchsetzen werden, nicht sich ihm gegenwärtigen, so doch den nächsten Ministerium, aber dies wird an dem Werte des Theâtre français nicht das Geringste ändern. Dieses Theater mit seinen verheimerten Statuten gehört nun einmal mit der Akademie und dem Polytechnikum zu den festen Einrichtungen, die derartig gute Dienste geleistet haben, dass jetzt von Alterschwäche befallen sind. Ein Wechsel in der Person des Direktors kann da nichts nützen.

R. E. Schmidt.

Bücher.

Dr. J. Bohatta und Dr. M. Holzmann: Adressbuch der Bibliothekleu der österreichisch-ungarischen Monarchie. Wien, 1900. Verlag von Karl Fromme.

Das vorliegende Nachschlagewerk ist der erste Versuch, eine genaue und umfassende Beschreibung aller Bibliotheken Oesterreich Ungarns zu geben, während bisher nur eine Liste mehr oder weniger unvollständig und ungenügender Uebersicht als Anhang zu den bekannten Bache Peyholds über die deutschen Bibliotheken vorhanden war. Die Aufgabe, die sich die Verfasser gestellt, haben sie in gelungener Weise gelöst. Aus amtlichen Publicationen, sowie aus den von ihnen in großer Zahl ausgesendeten Fragebogen haben sie ein so reiches Material zu Tage über öffentliche und private Bücherei zusammengebracht, dass trotz der unvermeidlichen geringen Lücken das bibliothekarische Interesse durch ihr Buch im weitesten Sinne befriedigt wird. So wird, was besonders hervorhebung verdient, hier zum ersten male eine vollständige Uebersicht über die Bibliotheken der Ungarns gebotene wie sehr die Berliner Polizeidirektion auftreiben, geht auch daraus hervor, dass sie sich selbst die drei Bibliotheken Boemens nicht haben entgehen lassen! Die Aufnahme der Böhmmunaten aber Antritt, Beschränkungen, Auszeichnungen und Katalogverhältnisse bei jeder der angeführten Bibliotheken ist besonders dankenswert. Was nicht geringen Interesse sind ferner die geschichtlichen und statistischen Daten, welche hier gesammelt erscheinen. Bücher, was man aus diesen Daten ersieht, wie die langsame Entwickelung unserer Universitätsbibliotheken, die geringen Mittel, die ihnen auch heute noch zu Gebote sind, die Bibliotheken des Auslandes gar Bereicherung haben, sorgt der Verfasser, wie überhaupt die ganzen Staatsdomänen in Oesterreich doch arbeitet, wo es sich um Förderung der Volksbildung handelt. Ziemlich, die „Bibliothekschen“ sind in Oesterreich bei den Regierenden nie sehr beliebt gewesen, und ebenso wenig die Bücher sammlungen. Traurig ist auch die Geschichte vieler Bibliotheken trotz aller Bemühungen der Freunde der Volksbildung, und trotz der hingebenden und selbstlosen Arbeit mancher tüchtigen Bibliothekare weit zurückgeblieben. Hoffentlich trägt das vorliegende Buch auch insofern auftlärend, als es weiteren Kreisen die Schwierigkeiten von den Rathmenschlagen der Erhaltung mancher Buch- und Bibliothekschätze vermittelt.

M.

Bücher-Verlagskatalog: Erdtmann, Buchhandlung und Antiquariat, Leipzig. Verlag E. Strakmann. 1899.

Erdtmann“ ist ein Antiquariat, das sich [illegible] Spezialität [illegible] Werke über [illegible] Kunst, [illegible] Kunstgeschichte [illegible] Bücher [illegible] Kunstgeschichte [illegible] Bücher [illegible] Kunstgeschichte [illegible] Bücher

Berleger 80—100.000 Mark, für den „Beesaller“ — 60.0 Mark (30 Mark pro Bogen). Dies im Mittel. Manche Romane bringen es auch höher. So der zu einer gewissen Berühmtheit gekommene Colportageroman „Der Scharfrichter von Berlin“, der in 250.000 Exemplaren verkauft wurde, und an dem die Verleger 1½ Millionen Mark verdienten. Der Autor, der das Material geliefert haben soll, Kraus, früher thatsächlich Scharfrichter, erhielt 8000 Mark. Zahlreiche Reviene stellen es sich heute zur Aufgabe, diese „Schundliteratur“ und den unzweifelhaft schädlichen Einfluß gewisse Werke durch Verbreitung billiger Ausgaben zu bekämpfen. Neben den Volksbibliotheken hat der „Verein für Massenverbreitung guter Schriften“ hierin das Meiste geleistet. Der Letztere hat in etwa zwei Jahren 1½ Millionen seiner Zehnpfennigbefte abgesetzt, freilich noch ein recht zweischneidiger Erfolg. — Das Notwendigkeit bringt eine Charakteristik Shelleys aus der Feder von Marie Eugénie, die die lebhafte Tendenz seiner Dichtungen besonders betont. Ein „Lart pour l'art“, wie für seinen Zeit- und Dichtergenossen Keats, hat es für ihn nicht gegeben — Eine beachtenswerte Untersuchung von Oswald Külpe: „Die ästhetische Gerechtigkeit“, sagt über den Naturalismus und die exakteste Wissenschaft wieder sich geradezu ein Kennzeichnungsins ausstellen, wenn sie einer so mächtigen, von Zeit zu Zeit mit immerer Nothwendigkeit hervorbrechenden und sich ausbreitenden Richtung der künstlerischen Thätigkeit gar keinen Wert zuzuerkennen in der Lage wäre. Mit seiner Philosophie des Schönen, welche das Determente, das allein Wesentliche eines Geschmacksurtheils sein dürfe, ist es hoffentlich ein für allemal vorbei.

„La Grande Revue“, Novemberheft. Im Oktober ist in Paris die erste Volksuniversität eröffnet worden. Sie verdankt ihr Entstehen den Bestrebungen eines Herrn Georges Deherme, der seit 1896 unter dem Titel „Bonpeblon des Idées“ eine Monatsschrift zum Zwecke der „gegenseitigen Belehrung“ herausgab. Durch Subscription gelang es, die Mittel für die Errichtung dieser Anstalt zusammen Herkellen zu beschaffen. Eröffnet wurden die Vorlesungen mit einem Vortrage von Gabriel Séaille 8: Erziehung und Revolution, der Goethes Wort von der Selbstbefreiung des Menschen und Fichtes Gedanken von einer Revolution durch Wissen variiert. — Zur französischen Wagner Literatur (M Kufferath: Tristan et Iseult, Gasperini: La nouvelle Allemagne: musicale und Schure: Le drame musicale) nimmt Auguel Jaubert Stellung, und er erzählt die Entstehungsgeschichte von „Tristan und Isolde“.

„Temple Magazine“. Eine Beschreibung der „schönsten Bibliothek der Welt“, wie der Verfasser, Philipp W. Wilson, die städtische Bibliothek zu Boston bezeichnet. Das Gebäude an sich hat eine halbe Million Dollars gekostet und besteht aus rothlichgrauem Granit und ist mit dunschimmernden Dachziegeln gedeckt. Da in Boston alle Fabriken mit Rauchverzehrer arbeiten, so erhält es sich dauerad in seiner ursprünglichen Reinheit. Das Steigenhaus ist aus gelbem, schwarz gesprenkeltem Marmor hergestellt, und da diese specielle Sorte sich nur in gewissen, einem Milchmanne bekannten Steinbrüchen findet, so wurde ein Specialbevollmächtigter als Unterbändler dorthin entsendet, während eine andere Commission damit betraut war, einen Sand zu entdecken, der dem Mörtel genau die erwünschte Nuance verlieh. Um die Bücher vor Staub und Sonne zu schützen, wurde die Lüftung der Räume nicht durch Fenster, sondern durch eine äußerst sinnreiche Ventilation bewerkstelligt, und sowohl die feuchte Luft als die erwärmte im Winter wird erst nach vorhergegangener Lauterung eingelassen. Die innere Ausstattung der Räume ist entsprechend prachtig. Dabei bildet diese herrliche Bibliothek nur die Centralstelle und hat folgende Anstalten in den verschiedenen Stadttheilen, und es gibt gegenwartig 65.000 Mitglieder, die das Recht haben, ihr Bücher zu entnehmen. Durch drei Stockwerke des Gebäudes lauft eine Art von Schacht, in dem sich die Bücher befinden; von diesem führen Miniatur Eisenbahnen nach allen Räumen des Hauses. Pneumatische Röhren vermitteln den Beamten die Verzeichnisse der gewünschten Bücher, die von ihnen beaufgesucht und in die kleinen Wagens gelegt werden, welche sie auf dem Schienenweg automatisch an die Leser befordern. Diese Procedur nimmt 6 bis 7 Minuten in Anspruch, während es in den öffentlichen Bibliotheken anderer Städte gewöhnlich über eine halbe Stunde dauert, ehe man in den Besitz der gewünschten Bücher gelangt. Die Bibliothek besitzt jährlich eine Subvention von 50.000 Pfund; ein be trächtlicher Theil dieser Summe wird auf das Einbinden der Bücher ausgegeben, da durchschnittlich 14.000 Bande im Jahre gebunden werden. Eine nachahmenswerte Einrichtung ist überdies ein particulier Lesesaal für Kinder, der über 3000 Bande enthalt, und wo Beamte ihnen in jeder Weise an die Hand gehen. Jedes Kind über zwölf Jahre hat das Recht, diese Bibliothek zu benutzen und die nach Bücher mit daselbst Lectüre zu entnehmen.

Der Tod Georgs.

Von Richard Vere Hofmann.

Fragment

Fortsetzung.)

Und die Zeit kam, wo er sie nicht mehr küssen durfte wenn er am Morgen an ihr Bett trat, und am Abend von ihr ging, denn die Krankheit hielte sich gefangen und in Athemnot, wenn er sich über sie neigte. Am Morgen legte man sie in ihrem Bett auf recht und wusch ihr mit erfrischendem Essigwasser Gesicht und Hände, die sie gehorsam der Wärterin hinhielt, und kammte sie. Sie verlangte keinen Spiegel mehr; nur manchmal, wenn man ihr ein frisches Hemd überzog, sah sie einen Augenblick lang an ihrem eigenem Körper hinab und schmerzte verwundet den Kopf wie vor Ruhegerstlichen. Dann lag sie mit weit geöffnetem Mund und Schlafenthaar ermattet auf unerbegreiflich Polstern und sah nach der Thüre, ihn erwartend. Wenn er kam, genstie sie ihn nur mit den Augen, und ihre Lippen quälten sich zu einem Lächeln. Nur wenige Worte sprach sie tagsüber, und zwischen den einzelnen mußte sie rasten. Gleichgiltiges klang schwer, wie trunken von tiefer traurigier Liebe, und mit jedem ihrer Worte schien eine Wunde sich zu öffnen, aus der ihre Irrlichter unstillbar sich verblutend rann.

Seit vorgestern Nachts hatte sie nichts mehr gesprochen. Jedes Wort wußte er noch. Gegen drei Uhr Früh war sie wach geworden; er hatte sich über's Bett geneigt. „Wer ist das?“ hatte sie gefragt. Und er, in Angst daß sie ihn nicht mehr erkenne: „Kennst Du mich denn nicht?“ Ein leises Auflachen, das wie in Athemnoth abbrach, und eine Pause, als müßte sie sich erholen, dann eine Stimme, schleppend wie die eines Kindes, das vorwurfsvoll verhalten klagt: „O ja — Du bist ja mein lieber Paul.“ Ihr Athem ging rascher und die Worte huschten jetzt über ihre Lippen, wie doch leichte plaudernde Gespenstchen einig junger Vogels, der nicht, immer leiser, sich zögernd in den Schlaf singt: „Ihr — Ihr wollt mich immer so dumm machen — als wenn ich Euch nicht erkennen möcht' — —“ Er kniete neben dem Bett nieder und küßte und streichelte ihre Hand: „O nein, Du bist nicht dumm, Du bist gescheidter als wir alle.“ Sie schwieg und schloß die Augen: „Trinken!“ Sie bewegte ungeduldig die trockenen fieberversengten Lippen. Die Alte war aufgestanden und hatte, die Flasche gegen das Licht haltend, einen Löffel Cognac in ein Glas mit Wasser gegossen. Paul hatte seinen Arm um die Kranke gelegt und sie mit dem Polster langsam aufgerichtet. Durch den lockeren, weichen Polster fühlte er an seinem Arm die Rückenwirbel der Kranken. Sie neigte durstig den dünnen Hals zum Rand des Glases; es hörte ihr Schlucken das sie anzustrengen schien: während sie gierig trank, sah sie ihn unverwandt nachdenklich an. Er erschrak; wenn sie ihn jetzt fragen würde: „Muß ich sterben?“ Aber sie setzte ihr Trinken ab und versuchte ihm zuzulächeln; dann hatte sie tief Athem. „Gut,“ sagte sie und nochmals befestigend voll Dankbarkeit: „Gut.“ Dann schlief sie die Augen auf er hatte sie langsam in ihre Polster zurückgleiten lassen.

Kein Wort mehr hatte sie seither gesprochen. Sie verstand, was man ihr sagte, aber sie antwortete nur mit leichtem Nicken. Was sie zu schwach um zu reden, oder wollte sie es nicht mehr, aber war es die Betäubung des Morphiumschlafs die auch im Wachen sie nicht ganz verließ? — Er wollte nicht mehr darüber nachdenken. Nachts wachte er sich ab. Er wollte es versuchen, in dem Band von „Tausend und eine Nacht“ zu lesen, den er von dem Antiquarianum. Dort, wo ein schmaler atmobiler, geliebter Brief als Leiterzeichen lag, schlug er das Buch auf. Es war die zweundsiebzigste Nacht: er las. Aber es schien, als weigerten sich die Worte, sich ineinander zu fügen und zu verschlingen, um von Aminens Schicksal zu erzählen. Wie gegen Erzwungenes sich auflehnend, standen sie da und wiesen mit Fingern auf sein eigenes Geschick. Es zu vergessen, hatte er sie zu Hilfe genufen — und von nichts anderem wußten sie nun zu reden. Er las: „Ich liebte Dich, weil ich ein unverständiges Mädchen war, ich kannte noch nicht die Liebe; Strafe mich also nicht mehr dafür, daß ich sie nun kenne.“ Er brach ab. Aber er zwang sich weiterzulesen, die Worte vor sich hinflüsternd und auf sie horchend, als wüßte ihr Klang seine Gedanken scheuchen. „Mit der ganzen Last der Schuldigkeit hast Du mich beladen, und ich trage kaum meine Gewande.“ Er las nicht weiter. Er schloß die Augen und preßte die Zähne auf einander, sich wehrend gegen Thränen, die erstickend in seiner Kehle aufquollen. Er legte das Buch neben sich auf den Boden, hatte die Faust, gegen die Nägel schmerzend in sein eigenes Fleisch und hielt den Athem an. Dann öffnete er die Augen; sie waren trocken geblieben, aus die Lider waren heiß und schwer gewoden.

Er sah die Kranke an. So mußte sie ausgesehen haben, bevor er sie noch kannte — als Kind. Wie das Haupt einer Ertrunkenen schwamm ihr blasses Gesicht auf der überzogenen Flut der dunkeln Haare. Unsäglich Schweres zu tragen waren die schmalen Kinderschultern. So abschnitzig fielen sie von dem dünnen Hals, daß es schien, als müßten beide Schmuck hatten über sie gleiten. In einer kahlleeren beschauen Oberede pflanzten sich ihre Finger. Seite schob er seine Hand heran, bis er die ihre berührte, und sich sie dann den drei ruhen: noch einmal wollte er sie fühlen. Aber ihm war, als rühre er nur an sein eigenes Fleisch. Das zarte blaue Geäder ihres Halses war geschwollen. Sonst hatte es, schimmernd auf weißem Grund, seinen Lippen den Weg gewiesen von Nacken her zu den Brüsten nun schien es die Straße auf der, gelegt vom Fieber, ihr Leben sich zurücke tief. Gesichtslos schien sie ihm; nur mehr etwas was ihn und starb, und weiter lange neben ihm geschwiegen war, mit ihm gerungen Augen von ihm den Zutritt des Lebens sie erkrankt. Denn an ihn hatte sie geglaubt, als wäre ihm die Kraft und Jugend aller Dinge zugewachsen, die er ihr gestiftet, und die schwacher gewesen als sein Wern. Und nun starb sie; voll von schweren, unruhigen Gedanken, die er in sie gewesen. Hilflos nicht sie den dunklen Fluß hinab — verlangen in die pomposte Bielbalt seiner Seele, in die er sie geschickt. Er hatte geglaubt, sie trage, frei von aller Schwere, wie Schmuck, das Wissen das lange wahrwerden auf ihm gelastet war, und er sündte jetzt: mit der ganzen Last der Schuldigkeit hatte er sie beladen, und sie trug kaum ihre Gewande.

Digitized by Google

Er stand auf und holte tief Athem. Die Alte dort am Fenster schlief noch immer. Er schritt zum andern Fenster; leise stieg er die drei hölzernen Stufen zur Reiche hinan und lag hinaus. Der untere Rand des Fensterrahmens stieß an den gelben Kies des Weges. Vor ihm war, bedeckt mit frischgewähtem Heu, ein schmaler Wiesenstreif, der sich hinab zum Ufer senkte. Regungslos lag der See. Die Berge am seinem Saum wuchsen schwarz in seine Tiefe und gipfelten von Neuem darin: der blaue Himmel lag tief unten und, blitzend, auf dem Grund die weißblendende Sonne. Junge Weiden standen am Ufer. Die äußersten Spitzen ihrer hängenden Zweige berührten die Wasserfläche und fließen an ihr eigenes Bild. Im unbewegten Spiegel des Sees sah er einen Vogel im Flug durch die Zweige gleiten. Ein silbernes Blitzen zerriß das Bild, ein frisch war emporgeschnellt, und in immer weiter verrinnenden Kreisen wollte das Wasser. Langsam ward die Fläche wieder glatt; aber Paul sah nicht mehr die Zweige der Weiden in der dunkeln Fläche sich spiegeln. Er sah, wie der lichte Seeboden noch eine Strecke sich verlief und dann zwischen leicht schwankenden dunkeln Wasserpflanzen sich langsam zur Tiefe senkte. Aus dem feingeschlemmten Sand ragt am Ufer ragten kleine Zweige. Im grellen Sonnenlicht sah er Muscheln die im Boden staken, und auf dem lichtgrünen Grund des seichten Wassers war der Schatten eines Hechtes der lauernd stand.

Das frühere Bild war verloren: seine Augen verkannten es nicht mehr, nur die dunkle Fläche des Wassers zu sehen, die spiegelnd die Berge und Himmel und Sonne in sich fieng. Fast wider Willen mußte er durch das sonnenhelle Wasser dorthin starren, wo zwischen wuchernden Wasserpflanzen der Boden des Sees in die Tiefe fiel. Silbern glänzende Luftblasen stiegen perlend durch das dunkle Wasser nach oben und barsten, leichte Kreise ziehend. Er sah nicht mehr die Gipfel der Berge im See sich spiegeln. Er wußte, daß sie aus dem Seeboden stiegen und nur der Rand des tiefen Beckens waren, das die Wasser von ringsum in sich sammelte. Sickernde Wasser aus Felsspalten, die zwischen Baumwurzeln und feuchtem wollgesogenem Moos bergab rieselten und grane, stürmende Gletscherwasser in aufgerissenen Rinnen, und die Quellen des Seegrundes die, an verborgenen Feuern gewärmt, lau aus der Tiefe quollen. Und von vielfältigem Leben war der See erfüllt. Seine Wasser tränkten die Wurzeln der Silberweiden, die im Frühjahr ihre Blüten über ihn schnitteln, fahlblaue Libellen wurden in ihm geboren und wuchsen lange unscheinbar in ihm auf, ehe sie mit glitzernden Flügeln über dem Schilfgras der sonnigen Ufer zitterten, und durch das schwarzgrüne schwankende Dickicht der Algen strichen ungezählte Züge laichender Fische den mündenden Bächen zu. Seine unruhig schlagenden Wellen nagten unablässig an den kahlen Gestein der Felsen; den heißen Winden, die über ihn strichen, gab sein Wasser erfrischende Feuchte und aus Wolken, die sich über ihm ballten, lockte er die Blitze zu sich herab. Seinen eigenen Zwecken dienend, erfüllt von Lebendigem und Verbrauchtem, war der See mehr, als bloß ein Spiegel, der Sonne und Wolken und Berge und ein Antlitz, das mit fragenden Augen sich über ihn neigte, in seiner glatten Fläche fieng.

Er lehnte sich in die Nische und sah ins Zimmer. Durch die Stille breite es die tiefen ruhigen Atemzüge der Wärterin und daneben den Athem der Kranken, der keuchend und gehetzt über ihre Lippen strich. Ob sie noch wachte? Und wieder wollte er in seiner Erinnerung nach Worten von ihr, die sie früher zu ihm gesprochen; aber wie er sie band, schien es ihm, als wären es seine eigenen. Er dachte an ihr Gesicht wie es früher gewesen, ehe die Krankheit kam. Aber er fand nur das fremde Lächeln auf ihren Lippen, das nicht ihr eigen war. Den Frauenbildnissen, denen große Schönheit sein mußte, und vor die er sie gestellt, war es unbewußt auf ihre Lippen gekommen. Und wenn immer er auch dachte an ihren Mund und ihren Gang, an den Klang ihrer Stimme, wenn sie am Tammeln neben ihm saß und sprach — immer allem lauch es nur sich zweier, und wenn er einem unruhig flackernden Gedanken suchen wollte, um ihn zu verscheuchen, mit dem vertrauten Lächeln Mitschuldiges: Es schien, als hätte es ihm leichter machen wollen: nun sah sie ihn wandern es an sich, dann wußte er auch sie sich selbst, so sah sie ihn nur in sich und um sich. Sie hatte sich selbst verloren, und sie wußte es nicht, daß sie sich verloren hatte. Sie war nicht mehr sie selbst

Die Zeit.

XXI. Band. Wien, den 25. November 1899. Nummer 269.

Die parlamentarische Mausefalle.

Graf Clary sitzt nun richtig in der Mausefalle drinn, die, um ihn zu fangen, die Majorität aufgerichtet hat. Von allem Anfang an rechnete die Majorität darauf, dass Graf Clary in der wichtigsten seinem Regiment obliegenden politischen Frage, in der des § 14, die echt österreichische Eigenschaft der Halbheit in allen grossen Dingen bewähren werde. Sie rechnete darauf, dass er, um der Linken zu gefallen, für seine Person, beziehungsweise Regierung, den § 14 nicht zu missbrauchen versprechen, dass er aber auch, um anderen zu gefallen, seine Auffassung bekämpfen werde. Dann war er gefangen. Denn dann brauchte die Majorität nur auf irgend eine Weise die rechtzeitige parlamentarische Bewilligung der dringlichen Regierungsvorlagen zu verhindern, und Graf Clary musste zurücktreten, weil dann wieder eine § 14-Episode unvermeidlich war, die er, durch sein Versprechen gebunden, nicht mitmachen konnte. Gegenüber diesem Plan gab es für den Grafen Clary nur eine Rettung: er musste ein Ganzer sein, entweder ein ganzer Absolutist, der nicht nur den § 14 für andere conserviert, sondern auch selbst zu jeder Schandthat auf Grund dieses Paragraphen bereit ist, oder ein ganzer Constitutionalist, der den Paragraphen nicht nur für sich aus der Verfassung streicht, sondern auch für die anderen, die nach dem Ebenbilde der Thun und Kaizl geschaffen sind. Aber Graf Clary hat seine Gegner nicht enttäuscht. Seine Erklärung in der § 14-Debatte war genau jene halbheit, auf welche die Rechte spekuliert hatte, nicht anders, als wenn die Rechte sie, ihm selber conzipiert hätte. Und seit diesem Augenblick zappelt er in der Mausefalle.

Wenn die Art, wie Graf Clary, trotz aller Warnungen, hineingiegangen ist, nicht sonderlich für sein politisches Verständnis spricht, so ist wieder die Art, wie er herauszukommen versucht, nicht geeignet ein Beweis von politischer Charakterstärke. Nicht als ob er sich's jetzt wieder überlegt und den § 14 nun doch auch zu missbrauchen sich entschlossen hätte. Davon hält ihn nicht nur die gräfliche Cavalliersehre ab — die allerdings den nicht minder cavalliersmässigen Grafen Thun nicht gehindert hat, seine anfänglichen „verfassungsmässigen" Versprechungen zu missachten: dem Grafen Clary, der, im Unterschied zum Grafen Thun, seine Majorität hinter sich hat, bricht, wenn er den § 14 missbraucht, ernstlich die Gefahr des Staatsgerichtshofes, den seine Vorgänger nur mit dem Aermel gestreift haben. Von ihm hat der § 14 keinen Missbrauch zu fürchten. Graf Clary ist dem auch auf ein anderes Auskunftsmittel verfallen. Er versucht es mit dem Gewissenszwang, den er auf die Parteiführer der Rechten wirken lässt.

Die wesentliche Voraussetzung des constitutionellen Systems ist die absolute Freiheit der Entschliessung der Abgeordneten. Diesem Zwecke dienen verschiedene Bestimmungen der Verfassung, so die Immunität, das Verbot eines imperativen Mandats. Moralische Nöthigungen anderer Art schliesst die Verfassung nicht wörtlich aus, schon weil sie undefinierbar, ungreifbar, unstrafbar sind, und insoferne ist Graf Clary bei den von ihm bisher befolgten in weiser Vorsicht den Paragraphen gründlich ausgewichen, sowie ja auch Graf Thun an den § 14 gewiss nicht gerührt hätte, wenn er nicht der amnestierenden Majorität im voraus sicher gewesen wäre. Aber vom Standpunkte eines ehrlichen Constitutionalismus aus ist die Clary'sche Methode zur Bekämpfung parlamentarischer Schwierigkeiten kaum minder verwerflich, als die Thun'sche, und wer das thut, was Graf Clary gethan, brauchte auch eigentlich nicht zu zimperlich zu sein, wenn es sich um den Missbrauch des § 14 handelt. Nach seinen späteren Kundmachungen gewinnt die § 14-Erklärung des Grafen Clary einen anderen Sinn, als man bisher ziemlich allgemein angenommen hat. Es ist mehr parlamentarische Noth als constitutionelle Tugend darin. Man meinte aus ihr einen Mann herauszuhören, der strenger gegen sich selbst ist als gegen andere, indem er sagt: „Ich bin ein anständiger Politiker, ich will den § 14 nicht missbrauchen, aber ich will andere nicht daran hindern, wenn sie minder anständig sind als ich." Nach den neuesten Erfahrungen, die man mit dem Grafen Clary gemacht hat, wird man vielleicht geneigt sein, seine Erklärung nur noch so zu interpretieren: „Ich werde den § 14 nicht missbrauchen, weil ich kein als majoritätsloser Staatsmann vor Gericht komme. Aber ich will andere, die mir folgen werden, auch nicht daran hindern, wenn sie in der Wahl ihrer parlamentarischen Freunde numerisch glücklicher sind als ich."

Diesen letzteren Fall herbeizuführen, sind inzwischen die Jungczechen zugestandenermassen bemüht. Aus der heimlichen Obstruction der ganzen Majorität ist in diesen Tagen eine offene Obstruction der jungczechischen Partei geworden. Die Majorität wird voraussichtlich nicht nur nicht die Polizei gegen die jungczechische Obstruction aufmarschieren lassen, sie wird ihr im Gegentheil wahrscheinlich als werkwolle Deckung dienen. Eine so streng geschäftsordnungsmässige Behandlung wie diese hat noch keine Obstruction im österreichischen Abgeordnetenhaus gefunden. Der Obstructionsantrag Dolezal ist seit Baron Chlumeckys Zeiten der erste gewesen, der correcter Weise vor der Tagesordnung zur Verhandlung zugelassen worden ist, und die Rede- und Vorleserecht, welcher sich die Jungczechen bei diesem Gang erfreuten, war für die parlamentarischen Gewohnheiten dieses Landes eine geradezu ideale zu nennen. Zum Obstruieren braucht man keine Majorität. Die Blöße der Majorität ist die Abstimmung, und da diese Blöße dem grösseren Theil der Majorität nunmehr genommen ist, hat sie sich durch Detachierung des jungczechischen Corps in eine Minorität verwandelt. Die äußeren Umstände liegen günstig für die jungczechische Obstruction. Aber freilich gehört zum Obstruieren nicht bloß äußere, sondern auch ein gewisses Maß von innerer, moralischer und intellectueller, Kraft. Ob die durch ein zweieinhalbjähriges Sprachenverordnungs- und § 14-Regime corrumpierten Jungczechen diese Capacität noch aufbringen, das ist die wichtigste Frage, von der der Erfolg ihres Unternehmens abhängt.

Gelingt es, dann sitzt doch der Graf Clary wieder in der Mausefalle drinn, der er eben gleichfalls entkommen zu sein glaubte. Wenn die Jungczechen die rechtzeitige parlamentarische Erledigung der dringlichen Regierungsvorlagen bis zum Jahresschluss verhindern, so kommt wieder der § 14 dran, den Graf Clary conserviert hat, und da Graf Clary — nicht nur wegen seines Versprechens, sondern auch viel mehr weil er keine amnestierbereite Majorität für sich hat — der Anwendung dieses Paragraphen für seine Person nicht fähig ist, muss er weichen und einem § 14 fähigen Mann Platz machen. Hätte Graf Clary den § 14 aufgehoben, so würde die Majorität heute ein sehr hohes Spiel wagen. Da ihr Graf Clary den § 14 gelassen hat, geht sie fast sicher. Der Mann, der im vorausgesetzten Fall dem Grafen Clary folgt, muss ein der Majorität genehmer Mann sein, weil er sonst nicht ohne persönliche Gefahr den § 14 missbrauchen könnte. Graf Clary hat inzwischen durch seinen merkwürdigen Constitutionalismus, trotz der Kürze seiner Regierungszeit, schon dafür gesorgt, dass man, wenn er diesmal unrichtig, ihm immerhin nicht allzuviele Thränen nachweinen wird. Er fällt seiner eigenen Halbheit zum Opfer. b.

Zuchthausvorlage und Weltpolitik.

Artikel V der deutschen Reichsverfassung lautet:

„Die Reichsgesetzgebung wird ausgeübt durch den Bundesrath und den Reichstag. Die Uebereinstimmung der Mehrheitsbeschlüsse beider Versammlungen ist zu einem Reichsgesetze erforderlich und ausreichend."

Bundesrath und Reichstag sind also die einzigen Gesetzgebungsfactoren in Deutschland. Der Kaiser kann weder ein Gesetz einbringen noch eins verbindern. Ihm steht lediglich die Verkündigung und Ausfertigung der vom Reichstag und Bundesrath angenommenen Gesetze zu. Und zwar in diese „Verkündigung und Ausfertigung" nicht etwa in sein Belieben gestellt, wodurch ihr praktisch einem Veto recht gleichkäme. Er ist dazu vielmehr verpflichtet, widrigenfalls er sich des Verfassungsbruches schuldig machen würde. In dieser Auffassung sind sich alle angesehenen Staatsrechtslehrer Deutschlands einig.

Digitized by Google

Formell ist der Kaiser also von der Gesetzgebungsmaschine ausgeschlossen. Thatsächlich hat sich jedoch im Laufe der Jahre Wilhelm II. zum ausschlaggebenden Factor entwickelt. Er ist nicht nur, wie Bismarck prophezeite, sein eigener Kanzler geworden, sondern hat auch den Bundesrath völlig in den Hintergrund gedrängt. Seine hervorragende Begabung und vor allem seine uebelegene Willenskraft haben die Verfassungsbestimmungen praktisch ausser Curs gesetzt. Nicht als ob irgendwie gegen die Verfassung verstossen würde. Das würden sich die süddeutschen Regierungen nie gefallen lassen. Formell ist alles in schönster Ordnung. Materiell aber ist dem Papier der Verfassungsurkunde und dem schwachen Willen der anderen gegenüber der starke Wille Wilhelms II. allein entscheidend. Seit zehn Jahren haben wir in der That ein höchst persönliches Regiment. Wenn ein Officiosus in der Münchener „Allgemeinen Zeitung" kürzlich die Canalvorlage, das Zuchthausgesetz und die Flottenforderungen als „Vorlagen des Kaisers" bezeichnete, so war das allerdings ein ungewöhnlich unvorsichtiger Ausdruck, der aber doch in seiner verblüffenden Offenherzigkeit an die Stelle des papierenen Schein das nächtene Sein setzte. Formell macht der Bundesrath die Vorlagen. Thatsächlich kommt es allein auf den Willen des Kaisers an, ob etwas dem Reichstag zugehen soll oder nicht. Reden des Kaisers leiten jede wichtige gesetzgeberische Action ein. So war es bei der Zuchthausvorlage, wo die Ostpunkäuer Antündigung der Zuchthausstrafe für die „Streikhetzer" erst nach acht Monaten von dem Bundesrathe zu einer Vorlage verdichtet werden konnte, so eben bei den neuen Marineforderungen, auf die eine Kaiserrede in Hamburg vorbereitet, ohne daß sich der Bundesrath bisher damit befaßt hätte. Es ist gänzlich verkehrt, von einer Art Absolutismus in Deutschland zu sprechen. Denn ohne den Reichstag kann der Kaiser nichts anfangen. Richtig aber ist es, von einer Zuspitzung der monarchischen Gewalt zu reden. Denn an die Stelle des verfassungsmäßigen Condominiums der verschiedenen deutschen Staaten im Bundesrath ist der eine kaiserliche Wille getreten. Alle gesetzgeberische Initiative liegt heute in Deutschland beim Kaiser.

Seine Anschauungen sind für die deutsche Politik in erster Linie maßgebend. Sie muß ich daher kurz skizzieren.

Wilhelm II. verbindet mit religiösem Mysticismus durchaus moderne Ansichten. Von dem alten Ideal des einseitigen Agrarstaats, das in Bismarck seinen letzten großen Vertreter hatte, ist er völlig frei. Mit den Handelsverträgen, die die Getreidezölle herabsetzen, brach er die agrarische Tradition Preußens und fügte dem Zuckerthum, für das er persönlich sehr viel übrig hat, sachlich eine unheilbare Wunde zu. Als die Conservativen dann in dem Antrag Kanitz die staatliche Festsetzung hoher Getreidepreise forderten, schien Hertze er ihnen das Wort vom „Brotwucher" entgegen. In allen reactionären Forderungen auf Einschränkung der Freizügigkeit zu Gunsten der ländlichen Grundbesitzer verhielt er sich ablehnend. Statt die ländlichen Arbeiter den Rittergutsbesitzern nach ihren Wünschen gebunden zu überliefern, lieh er durch seine Ueberpräsidenten die „Industrialisierung Ostens" betreiben und sprach das denkwürdige Wort über die Arbeiterwohnungen, die manchmal schlechter als die Schweinekoben seien.

Nicht den Agrarstaat mit Exhibitionsrecht nach dem Herzen des Bundes der Landwirte wünscht er, sondern den Industriestaat, Freiheit des Verkehrs, Entwickelung von Handel und Gewerbe. Von ihm stammt nicht nur das Wort, daß wer im Zeichen des Verkehrs stehen, sondern auch der großartige Versuch, durch den Mittellandcanal der ehemals verpfuschten Industrie einen Absatzweg ersten Ranges zu verschaffen. Mit diesem Versuch war es ihm so ernst, daß er die widerspenstigen Verwaltungsbeamten, die dagegen stimmten hatten, im Disciplinarwege rechten ließ, die widerspenstigen Jahoden von Abgeordneten vom Hofe verbannte, den Sachverständigenausschuß von Hohlitz, der in der Presse dagegen gearbeitet hatte, von seine auf wenigen aus dem Amte entließ.

Der Kaiser hat den brennenden Wunsch, Deutschland auf friedlichem Wege eine Vermehrung zu verschaffen. Das einzige Mittel dazu sieht er in der friedlichen Entwickelung des deutschen Industrie und des [illegible] Handels werden, das in der Zeit [illegible] Thron Verbesserungen verlangen die besten wichtigsten [illegible] Canalvorlage, die den Neubau [illegible] Canals, die Zuchthausvorlage und die neuen Marine [illegible] Berlin und Amerikafahrt deutschen Oberlese [illegible] Mittelmeerflotte soll eine radicale deutsche Colonialpolitik er [illegible] Im Hintergrund [illegible] Ein Zuchthausvorlage, welche die deutsche [illegible] Zuchthausvorlage [illegible] Canalvorlage [illegible] Canals, [illegible] Flotte [illegible] Zeit [illegible] Die Annahme der Zuchthausvorlage würde die Arbeiter durchweg mit revolutionärem Geiste erfüllt und sie zu geschworenen Feinden einer deutschen Weltpolitik gemacht haben. Denn wenn, einerseits Hunderte und aberhunderte von Millionen aus den Taschen des gesammten Volkes ausgegeben werden, um Handel und Industrie zu heben und so den Unternehmern vermehrte Gewinne zuzuführen, andererseits aber den Arbeitern durch die Beschränkung des Coalitionsrechtes die Möglichkeit genommen wird, sich von diesen vermehrten Unternehmergewinnen einen Theil in Gestalt von Lohnsteigerungen zu sichern, so müssten die Arbeiter Engel oder Narren sein, wenn sie auch nur einen Groschen für die Flottenforderungen übrig hätten. Der Zusammenhang zwischen Zuchthausvorlage und Marineforderungen war da, nur in anderem Sinne als der Kaiser meint. Beide steuerten nicht einem Ziele zu, sondern die eine hob die andere auf. Leider schien niemand unter den Rathgebern des Kaisers diesen logischen Gedankengang zugänglich zu sein.

Das ist schade.

Denn in dem Augenblick, wo die Zuchthausvorlage von der Regierung freiwillig preisgegeben worden wäre, wäre damit der Socialdemokratie das wirksamste Argument gegen die Flottenforderungen aus der Hand geschlagen worden. Die Regierung hätte einfach der praktischen Vernunft nachgegeben, wenn sie in dem Augenblick, wo sie die große Mehrheit des Reichstages als Gegnerin der Zuchthausvorlage sah, sie zurückgezogen hätte. Statt dessen zog sie es vor, der ersten schlimmen Niederlage im Sommer eine viel vernichtendere am 29. November hinzuzufügen. Sie hatte den ganzen Sommer und Herbst hindurch mit aller Macht officiöse Scharfmacherblätter für die Zuchthausvorlage Propaganda machen lassen. Aber das Ergebnis war ein geradezu vernichtendes: nicht ein Arbeiter konnte im ganzen Deutschen Reich aufgetrieben werden, der sich für die Vorlage ausgesprochen hätte. Nicht bloß die „bösen" socialdemokratischen Arbeiter protestierten dagegen, sondern auch die minder bösen freisinnigen Gewerkvereinler und sogar die ganz guten Mitglieder der evangelischen Arbeitervereine und der christlichen Gewerkschaften. Und dem Urtheil des arbeitenden Volkes gab die gesammte Wissenschaft beifällig Raum. Die Professoren der Volkswirthschaft und der Rechtswissenschaft, die in dieser Frage ihre Stimmen erhoben, lehnten mit derselben Schärfe ab wie die Arbeiter. Wissenschaft und Arbeit und freigesinntes Bürgerthum standen geschlossen auf der einen Seite. Ihnen hatte die Regierung nur die berufsmäßigen Scharfmacher aus dem agrarischen und großindustriellen Lager, sowie eine Anzahl beschränkter Zünftler, die auf jede arbeiterfreundliche Maßregel hereinfallen, entgegenzustellen.

Trotzdem blieb sie „fest". Mit sehenden Augen gieng sie ihrer Niederlage entgegen. Erst als das diese Niederlage so blamabel sein wurde, wie sie sich am 29. November gestaltete, das hatte sie wohl nicht geahnt. Kaum je zuvor hat eine gesetzgeberische Haupt- und Staatsaction ein so klägliches Ende genommen. Die Ehre der Commissionsberathung, die „der Sitte des Hauses und der Pflicht der Höflichkeit entspreche", wie Staatssecretär Graf Posadowsky bitter feststellte, wurde der Zuchthausvorlage nicht zutheil. Nicht einmal einer Discussion wurdige man sie in der zweiten Lesung. Mit ein paar kurzen, verächtlichen Erklärungen thaten sie die Vertreter der Mehrheitsparteien ab. Auf die reactionären Hetzreden der Conservativen erwiderte man nicht erst. Wozu auch? Mit jemandem, der die Bewegung der Erde um die Sonne leugnet, discutiert man nicht mehr. Man stimmte die einzelnen Paragraphen einfach nieder. Die Conservativen erhoben sich brav wie jeden einzelnen, außer für den eigentlichen Zuchthausparagraphen, den selbst sie in ihrer Mehrheit ablehnten. Unter Hohn und Spott, unter Geächter und Handelsthränen wurde der letzte Rest des Gesetzes nach noch nicht dreiviertelstündiger Verhandlung einstimmig.

Der Regierung ist es recht, daß sie damit heftig beschäftigt. Aber in Deutschland hat das nicht viel auf sich. Die blamierten Minister bleiben mandmal noch jahrelang am Ruder, weil eben nicht sie die Person machen, sondern der Kaiser. Daß die Niederlage der Regierung so rasch und so vollständig erfolgte, kann sogar für ihre weiteren Pläne von erheblichem Nutzen sein. Solange die „Zuchthausvorlage" drohte, d. h. solange neben den Flottenforderungen die Zuchthausvorlage stand, war es unmöglich gewesen, unter den Arbeitern eine maßregelfreundliche Stimmung zu erzeugen. Jetzt, wo die Hauptgefahr für den deutschen Arbeiterstand beseitigt ist, geht es vielleicht, wenn auch die üblen Nachwirkungen des arbeiterfeindlichen Machwerkes nicht gleich verschwinden werden. Die Regierung hat eben die gute Gelegenheit verpaßt, sich durch rechtzeitiges Zurückziehen des Entwurfes sein wenig Vertrauen bei den Arbeitern zu verschaffen. Bekannt wird es trotzdem einmal eine sozialistische Regierung, so wurde sich die Deutsche Arbeiterschaft gegen eine Kriegsflotte in deren Hand ganz und gar [illegible] antikapitalistischen Industriepolitik auf die Dauer [illegible]

Es [illegible] wie mit der Flottengedanke jetzt wieder im [illegible] Nachdem es [illegible] Flotte das Privilleg des Liberalismus [illegible] Flotte [illegible] Landlieger eingenommen waren, [illegible] Wasser keine

Digitized by Google

Balken zu haben, aus denen man reactionäre Gebäude aufrichten könnte. Als Hauptbal Fischer 1851 die ersten Anfänge einer deutschen Flotte verteidigte, da war dies das Werk der Reaction, dem die Liberalen trauernd zuschauten. Aber allmählich wurde es anders. Als die ersten Flottenzeugen den deutschen Reichstag beschäftigten, war Eugen Richter der einflussreichste Mann des Liberalismus geworden, seine Autorität in militärischen Dingen. Seine starre Oppositionslust umfasste mit gleicher Inbrunst des Hasses Landheer und Flotte. In beiden sah er verabscheuenswerten „Militarismus". Ee hat die liberalen Fractionen — wozu ich die nationalliberale natürlich nicht rechne — dazu gebracht, dass sie Jahrzehnte lang der Entwickelung der Marine überwiegend ablehnend gegenüberstanden. Erst in den letzten Jahren hat sich das geändert. Unter der Einwirkung der kaiserlichen Initiative fingen die Liberalen an, einzusehen, dass die Flotte ihrem Wesen nach antiagrarisch und damit anticonservativ, exportindustriell und damit liberal wirken müsse. Zuerst sahen das die Männer der Freisinnigen Vereinigung ein, die Rickert, Dr. Barth u. s. w. Sie stimmten, wenn auch zögernd, schon für das Flottengesetz von 1898. Diesmal ist von keiner bloß zögernden Zustimmung mehr die Rede. Dr. Barth hat in der „Nation", der angesehensten liberalen Wochenschrift, schon vor den Offiziösen die Nothwendigkeit einer Erhebung der Flottenziffer über das 1898 beschlossene Maß hinaus befürwortet. Und das gleichfalls liberale, sehr verbreitete „Berliner Tageblatt" macht sich in jeder Nummer mit einem, die Conservativen weit übertreffenden Eifer für die neuen Flottenpläne Propaganda. Ein ansehnlicher Bruchtheil der Liberalen hat eben eingesehen, dass die Opposition gegen die Flotte in den letzten 20 Jahren eigentlich ein Liberalismus, sondern viel eher die Verleugnung des Liberalismus war. Darum knüpft man an die alten Traditionen von 1848 wieder an. Das geschieht in täglich wachsendem Umfange. Bis weit in die Reihen der ferrimmigen Volkspartei Eugen Richters und der südteutschen Demokraten hinein erstreckt sich schon die Sympathie für die Flotte. Ein demokratischer Reichstagsabgeordnet in Württemberg sprach sich, ein in dieser Partei bisher unerhörter Vorgang, vor einigen Wochen offen für eine starke Colonialpolitik und für eine tüchtige Flotte aus. Selbst ein Blatt wie die „Frankfurter Zeitung" sagt nicht mehr glattweg nein. Man mag die alte Stellung nicht mit einem Schlage aufgeben, aber man distanziert sich doch von Für und Wider. Man lehnt noch ab, aber nicht mehr grundsätzlich, sondern eher wegen des Drum und Dran, wegen der absolutindifferenten Bestimmungen und wegen der Kostenfrage, wegen der mangelnden Begründung und wegen der constitutionellen Bedenken, aber nicht wegen des Kerns der Forderung selbst. Man ist noch nicht bekehrt, aber man zeigt alle Geneigtheit zum Bekehrtwerden.

Die Flotte beginnt, dem deutschen Volke aus Herz zu wachsen. Noch vor vier oder fünf Jahren sprach man kaum von ihr. Jetzt ist das Lieblingsthema für öffentliche Versammlungen wie für private Unterhaltungen geworden. Und, anscheinend merkwürdig, aber psychologisch sehr erklärlich: jetzt, wo man sich mit den Flottenforderungen in bescheidenen Grenzen hielt, bewilligte man sie nur widerwillig oder gar nicht. Jetzt, wo wirklich beinahe „tierlose" Forderungen auftreten, da erwacht die Begeisterung des deutschen Volkes dafür. Solange es sich um den Schutz unserer Küsten handelte, bewilligte man soviel, was eben gerade für unumgänglich nöthig erachtet wurde. Jetzt, wo der Gedanke an deutsche Weltpolitik praktisch zu werden beginnt, hat man das Gefühl: je rascher, umso besser! Je größere Capitalien wir hier anlegen, umso eher können wir auf gute Verzinsung rechnen. Deutschland sieht ein, dass sein größter Gegner auf dem Weltmarkt England ist. England aber kann man nur mit einer genügenden Flotte auf den Leib rücken. „Deutschland, einst der Erbe Englands auf dem Weltmarkte!" Das ist der Gedanke, der die Deutschen enthusiasmiert. Noch vor einigen Jahren hätte man darüber wie über eine Utopie gelächelt. Jetzt, wo Südafrika den Anlass eines freilich noch nicht ganz nahen Endes für England darzustellen scheint, rechnet man mit dem Niedergang Englands wie mit einer Thatsache. Wir wollen die Erben sein, was auch ein in vielen Jahrzehnten. Aber diese jetzt wollen wir uns rüsten, sinnt genug zu sein, um im geeigneten Augenblick die Erbschaft gegen andere, auch gegen Vollende anzutreten.

So etwa der Ideenkreis, der heute die weitesten Schichten des deutschen Volkes erfüllt. Man will eine starke Flotte, um Weltpolitik zu treiben. Noch liegt kein bestimmter Antrag dem Reichstag vor. Aber aus den offiziösen Mittheilungen erhielt man, dass mindestens die Verdoppelung der 1898 beschlossenen Flotte geplant wird. Mag kommen, was will, es wird angenommen werden. Nur durch ungeheuere Zwistheiten kann die Regierung die Annahme verhindern. Völlige sie sich z. B. den Kath des offiziösen und geschäftsmännischen Zintenvolks Bieler Schwindsucht zu eigen machen, die Posten der Flottenvermehrung durch bessere Deckungsquelle zu decken, so wäre es um die Flottenbegeisterung geschehen. Aber so wenig ich im allgemeinen unserer Regierung zutraue, so halte ich sie doch einer solchen Dummheit nicht zur fähig.

So werden denn wahrscheinlich zwei wichtige Ereignisse der Session des Reichstages den Stempel ausdrücken: neben der Ablehnung der Zuchthausvorlage die Annahme der Flottenforderung.

Mit beiden wird die Bahn für eine deutsche Weltpolitik frei.

Berlin. H. v. Gerlach.

Das galizische Corruptionssystem.

Vom Reichsrathsabgeordneten Ignaz Daszyński.

Die Spalten der österreichischen Tagesblätter sind Wochen lang durch Berichte über den Proceß der Ersten galizischen Sparcasse in Lemberg gefüllt worden, und doch hat das schließliche processuale Schicksal der Angeklagten die Welt ziemlich kalt gelassen. Das Wichtigste an diesem Proceße bleibt, dass er überhaupt stattfand und die vier Personen, die auf der Anklagebank saßen, waren, bis auf den ehemaligen Abgeordneten Szczepanowski, nur kümmerliche Comparsen in der galizischen Tragödie. Ein Buchhalter, ein Kuppler und eine gemeine Strafendirne, die da in Lemberg mit dem gewesenen Abgeordneten Szczepanowski die Angeklagtenbank theilten, beanspruchen keineswegs ein lebhaftes Interesse der ernsten Publicistik. Wir wollen hier tiefer in die gräßlichen Erscheinungen der galizischen Corruption eindringen, objectiv und fern von jeder niedrigen Schadenfreude wollen wir hier ein wahrheitsgetreues Bild des Corruptionssystems zeichnen, unter dem Millionen von Menschen unsäglichte Qualen erleiden und das in seinen Wunden das größte Land Oesterreichs noch immer fesselt.

Das innerste Wesen des Verhältnisses Galiziens zu Oesterreich ist in den letzten Jahrzehnten ein stillschweigender Vertrag zwischen der polnischen Adelspartei und der Dynastie, oder eigentlich den Hofkreisen, ein Contract, worin die unumschränkte Herrschaft über Galizien dem Adel zugestanden wird, dafür aber dieser sich verpflichtet, die jeweilige Regierung in Wien zu unterstützen und in dem „Ehrenlande Galizien" die sogenannte „Staatspolitik" zu treiben. Die Interessen des Volkes kommen in dem Contracte gar nicht in Betracht. Die ceutrale Bureaukratie gibt sich zwar manchmal den Schein, als ob sie „Culturträgerin" wäre. Verschreiten aber Rechte der galizischen Bauern wäre, aber thatsächlich bleibt sie den galizischen Verhältnissen indifferent und fast ohnmächtig gegenüber und ärntet nie ernst an der Uebermacht des Adels. Von dieser Seite wird dem Volke niemals die Rettung kommen . . . Wenn aber diese Bureaukratie nichts zum Wohle der Volksmassen gethan hat, so fand sie sich sehr häufig bereit, den alten Schlendrian und den Zopf auch in Galizien zu conservieren und zu ehren, und eine immer rasch brobet, wenn die Privilegien des Adels irgendwo bedroht wurden. Das that sie verschiedentlich um der lieben Ruhe willen, manchmahl und heuchlerisch, im Stillen über die „halbasiatischen Zustände" achselzuckend und klagend.

Im Schatten des österreichischen Doppeladlers gründeten nun die Schlachzitzen eine merkwürdige Wirthschaft in Galizien. Zweitausend Familien des Adels in den herrschaftlichen Gutshöfen bildeten die eigentliche regierende Classe, und jeder Gutshof ist noch bis heute eine reichlich abgesonderte privilegierte Festung dem bürgerlichen und bäuerlichen öffentlichen Leben gegenüber. Diese kleine Schar hat, nach der Verdrängung der einstigen deutschen und böhmischen Bureaukratie, die Leitung in allen Zweigen des öffentlichen Lebens übernommen, mit der Ausnahme vielleicht von solchen Functionen, wo man arbeiten musste und dabei noch schlecht avancierte. Hier wurden bürgerliche, ichlichte Elemente eingeführt, die in dieser beschränkten Stellung noch bis heute geblieben sind. Es ist sehr interessant zu beobachten, wie der Adel, der vor Jahrhunderten in allen Staaten verschiedene, heute ansarrt und zu jedem „Verschiedenste" gänzlich unfähig und unbrauchbar in Galizien wurden wir hier genauer beschreiben. Die Gedankenlosigkeit des galizischen Adels war sich bis in die neueste Zeit hinein durch die traurigen Reminiscenzen der Aera der Unterthanenschaft der Bauern und der socialen Minderwertigkeit des Bürgerthums verschuld. „Den Bauern ziemen ihn Pinsel und nicht das Schaubuch", dieses matte Sprüchlein schimmert noch heute in vielen edlen Seelen unserer „Gutsherren". „Elle und Maß" galten als Symbol der verschiedensten, eines Adeligen unwürdigen Berufe. Ohne zu, Nicht, Verdienst galten sehr wenig in den Augen derjenigen, die ihr ganzes Leben der unbezahlten Arbeit der bäuerlichen Hand leisten verdankten, der Arbeit, die in ihren Augen den Fluch Gottes bedeutete und mit Verachtung und Erniedrigung belohnt wurde. Die Sache gieng eine zeitlang, bis die ökonomische Grundlage der herrschenden Classe ins Schwanken kam und der Bankgrundbesitz in Galizien dieselbe schwere Krise durchzumachen hatte, wie in ganz Europa. Am Anfange der Achtzigerjahre begannen die „adelichen Ferien" für die galizischen Landwirte der Westen sich von zwei auf sieben Wochen, die Wirthschaftsmethoden wurden, bei sonstigem Unterjange, intensiver werden. Dazu gesellte sich die Anwandrung der arbeitenden landlichen Be-

Digitized by Google

völkerung, eine Erscheinung, die in dem letzten Jahrzehnte immer mächtiger auf dem Lande zutage trat.

Die jüngere Generation des Adels drängte sich nun noch gieriger in die Verwaltung, die höhere katholische Hierarchie, die Universitäten, Banken u. s. w. hinein. Es entstand dadurch eine der gefährlichsten Classenschichten, da die Abkömmlinge der ländlich-feudalen Herren ihre ganze unwichtige Trottelhaftigkeit, ihre Faulheit und den unersättlichen Hang nach Lebensgenuß in die Kreise eingeführt haben, wo nur Arbeit und noch einmal Arbeit vonnöthen war. Nicht die Herrschsucht dieser Glücksjäger war da geschrickt, sondern ihr Leichtsinn und die grenzenlose Frivolität, die sie in den ernstesten Dingen bekundeten; dort, wo bei anderen Völkern die tiefsten ökonomischen und socialen Umwälzungen stattfanden, zeigten diese adeligen jungen Herren eine Sorglosigkeit, die allmählich zum Verbrechen an dem gesammten Volke wurde. Unter dem Statthalter Zaleski kamen die wohlen Herren Beamten der Statthalterei um elf Uhr in ihre Bureaux und verweilten da bei zur Noth einige Tagesstunden. Graf Kasimir Badeni erregt sich im ganzen Lande eine Bewunderung, indem er von den Beamten forderte, daß sie um neun Uhr zu ihrer Arbeit kommen sollen! . . . Er wurde als ein „eiserner" Mann ausgeschrieen.

Die fast achtjährige „Aera Badeni" züchtet allmählich aus den unwichtigen Leichtsinn das raffinierte Verbrechen, und nun sehen wir ganze Consortien entstehen, die unter dem Schutze und der thätigen Mitarbeiterschaft des energischen Statthalters ihre Nepe ausstellen, nach dem schuppigen Bruten jagen und zu einer finanziellen Macht im Lande werden. Die jede Opposition der bürgerlichen Schichten erstickt oder corrumpiert. Niemand kümmerte sich damals um das Schicksal der Millionen von Bauern oder Arbeitern: in den letzten drei Jahrzehnten wurde im Landtage keine einzige Reform angebahnt, geschweige denn durchgeführt, die das allbekannte, schreckliche galizische Elend milderte oder die culturellen Bedingungen der Arbeit besserte. Eben hatte man nicht das mindeste Verständniss für die bescheidensten Forderungen des Volkes und wer sich zu rühren wagte, wurde mit allen Banden zu Tode gehetzt oder gekauft oder beseitigt. Die Presse wurde in den Händen der Regierung und der Banken zu einem Betäubungsmittel: sie konnte schreiben, was sie nur wollte: die Bevölkerung nahm alles für bare Münze an. Keine Presse der Welt schreibt so viel über die gleichgiltigsten und dummsten exotischen Dinge, die in China, Afrika oder weiß der Teufel wo geschehen, als die galizischen Journale. Der galizische Pöbelist bekommt täglich einen elektrischen, sensationellen Schlag zum Lesen und weiß nichts davon, was ein paar Meilen weit von ihm geschieht. Keine Statistik, keine Forderungen auf dem socialen Gebiete, dafür aber viel reichtes „patriotisches" Geschwätz in jeder Sache, die Pässen und Erhaltung erfordert. Jede Controle von dieser Seite wurde ausgeschlossen, weil es erstens niemals zu einem ernsten Angriff auf das verrottete System in der Presse gekommen ist, und zweitens jede öffentliche unbequeme Begebenheit sofort fein in allen Blättern angelogen worden ist. Bitter haben in Galizien Strafvolumentationen von 10000 Menschen gelesen, die in der Presse als ein Bandalieren von ein paar hundert „unreifen Jungen" folderlich gekennzeichnet und in dem localen Theile mit einigen Zeilen erledigt wurden, neben der ausführlichen Beschreibung der neuesten Scandalscene von den Pariser Boulevards u. dgl. Die ganze Volksbewegung, die Opposition aller Schattierungen wurde als das Best einiger Rotten und Verbrecher jahrelang behandelt, die insammen politischen Verfolgungen wurden entweder ganz verschwiegen, oder mit Hemiche versteckt. Alle Proteste erstickten im Lande an diesem teuflischen Spiele in diesen Stumpfsinn der oberen Schichten. Und wenn ein mal Wort doch einmal gelangen und hier einen Resonanzboden fanden, so wurde der Betreffende sofort mit als Volksverräther gebrandmarkt und mit vogelfrei erklärt.

Dieselbe Clique, die aus Wien fast alle ihre Machtvollkommenheiten schöpfte, wußte, wenn die nur Bestrebung drohte die Lyoninen sich hie und da nach Wien wendete und damit ihre stolz mangelnde Einheit der „Staatsnotwendigkeit" als die höchste Macht nicht und dann mit aller „Energie" als etwas, was diese Interessen ausschließt: diese beiden Bewegungen wurden je nach Bedürfniss verwendet, wohnend doch dahinter weder Staats noch Landesinteresse wachsen, sondern die einzigste, immer mehr egoistische Selbstsucht und Habgier.

Die nimmersatte Verbrecherbande, einen solchen Classenschädling wie es die bisherigen Schalkstützen waren, mußte schließlich zu den Excessen führen, die wir jetzt erleben. Die Mittel sind jedes Gesetzes, die Furcht vor der Strafe, die Scheu vor der Verachtung der besseren „Mitmenschen" sind gänzlich abhanden gekommen und verschwunden. Es unternehmen, das Land zu ruinieren und von ausländischen Banken gänzlich abhängig zu machen, ist der Gegenstand der Bewunderung der Bevölkerung und wo Mittel und Wege zum Ziele führen, da werden sie betreten, ohne Rücksicht auf Recht und Gesetz. Und die Massen der Bevölkerung, die Millionen von Bauern und Arbeitern, die nicht wissen, was Recht und Gesetz ist, die nur wissen, daß sie ausgebeutet werden, daß sie hungern, daß sie keine Schule haben, daß sie keine Aerzte haben, daß sie keine Gerechtigkeit haben, daß sie keine Freiheit haben, daß sie keine Menschenrechte haben, daß sie keine Bürgerrechte haben, daß sie keine Rechte haben, daß sie keine Rechte haben, daß sie keine R

richtige Reinigungsverfuch an der Solidarität und an der Menge der Gauner. Die sozialdemokratische und die oppositionelle demokratische Kritik ließ es an Warnungen und an der Veröffentlichung der Thatsachen gewiß nicht fehlen, aber alles das blieb fast wirkungslos, weil man schon im voraus alle diese Recriminationen als boshafte Verleumdungen entkräftete. Erst die schreckliche Todesernte vom vergangenen Winter, der Ruin zweier Banken, die Flucht zahlreicher Defraudanten, erst alle diese offenkundigen Spuren der Missethaten haben den galizischen Philister aufgeweckt und seine Augen geöffnet. Die fünf Millionen der Szczepanowskischen Schuld wirkten auf die Oeffentlichkeit wie ein mächtiger Keulenschlag!

Aber auch jetzt fand man nicht die nöthige moralische Kraft um den kleinen Dieben wenigstens einen Denkzettel zu geben ... Alle wurden in Lemberg freigesprochen.

Die Confectionsindustrie.

Die Hausindustrie, oder genauer das Verlagssystem, bildet derzeit einen der Hauptgegenstände der sozialpolitischen Discussion. Die zahlreichen Nachtheile dieses Systems bieten hinreichenden Anlaß hiezu. Namentlich in Oesterreich herrscht das Verlagssystem noch in zahlreichen Industriezweigen, viele Hunderttausende von Arbeitern werden im Verlage beschäftigt und entbehren demzufolge bisher jeder Regelung ihres gewerberechtlichen Verhältnisses, sowie fast jeglichen Antheiles an den Benefizien unserer gesammten Arbeitergesetzgebung. Das Charakteristische dieses Systems ist, daß für einen Unternehmer Arbeiter nicht in der Betriebsstätte dieses Unternehmers, sondern vielmehr in ihren eigenen Werkstätten, oder auch in ihren eigenen Wohnungen beschäftigt werden. Als typisch für dieses System wird ziemlich allgemein die Confectionsindustrie, die Erzeugung fertiger Kleider auf Vorrath, angesehen. Nicht weil vielleicht diese Industrie die wichtigste oder umfangreichste ist, welche auf dem Verlage beruht, sondern hauptsächlich wohl deshalb, weil sie zumeist auf großstädtischem Boden emporwuchs und daher der Beobachtung wissenschaftlicher Kreise, ausgebildeter Arbeiterorganisationen und des großen Publicums überhaupt näher gerückt war, vielleicht auch deshalb, weil gerade in dem großstädtischen Milieu die Nothlage der in dieser Industrie beschäftigten Verlagsarbeiter crasser hervortrat, als jene der Arbeiter ländlicher Verlagsindustrien. Dies mögen wohl auch die Gründe gewesen sein, daß unser Arbeitsbeirath, welcher gleich nach seinem ersten Zusammentreten die Lage der Heimarbeiter zum Gegenstande seiner Untersuchungen zu machen beschloß, diesen Unternehmen mit einer Enquête über die Confectionsindustrie begann, obwohl erst vor wenigen Jahren eine gleichartige Enquête von der deutschen Reichscommission für Arbeitsstatistik mit großer Gründlichkeit durchgeführt worden war und kaum viel Neues über die grundsätzlichen Fragen zu erwarten stand. Immerhin ist diese Enquête, die im Juli dieses Jahres abgehalten wurde, und deren Protokoll soeben im Druck erschienen ist, eine bemerkenswerthe Leistung und hat zur Klarstellung der localen Verhältnisse wesentlich beigetragen. Sie erstreckte sich auf die verschiedenen Zweige der Confectionsindustrie, auf die Herren- und Damenkleider, ferner auf die Wäsche- und Cravattenconfection.

Die wichtigste Gruppe bildet die Herrenkleidereonfection, deren Verhältnisse auch mehr oder weniger in den übrigen Branchen wieder kehren und jedenfalls für die ganze Confectionsfrage charakteristisch sind. Das Centrum der Herrenconfection ist Wien, arbeitet speciell für die Herstellung von Militäruniformhausunifonnen noch Brünn in Betracht kommt. In Wien haben fast alle größeren Confectionsunternehmungen ihren Sitz, oder wenigstens den Sitz ihrer commerziellen Leitung. Die Zahl großer und mittlerer Confectionäre in Wien schwankt zwischen 200 und 300. Diese beschäftigen in Wien etwa 2000 Stückmeister und an 7000 Arbeiter, ferner in dem mährischen Städchen Prossnitz und Umgebung ca. 200 angemeldete und ca. 500 nicht angemeldete Meister und ungefähr 3000 Arbeiter, endlich auch einige hundert Arbeiter in verschiedenen Orten Niederösterreichs. Der Vorgang bei der Herstellung der Ware ist gewöhnlich folgender: Die Confectionäre unterhält ein Betriebsbureau, in dem er je nach dem Umfange seines Geschäftes eine größere oder geringere Zahl von Zuschneidern, sowie das nöthige Comptoirpersonale beschäftigt. In einigen Betrieben erfolgt das Zuschneiden mit motorisch betriebenen Maschinen. Die nach bestimmten Maßen und Typen zugeschnittenen Stoffe werden sodann in der Betriebsstätte des Confectionärs an die Arbeiter ausgegeben, wobei diese Futter und sonstiges Zugehör, außer dem von ihnen selbst beizustellenden kleinen Zugehör, wie Nadeln, Zwirn und dergl., erhalten.

Unter den Arbeitern gibt es nun einmal eigentliche Heimarbeiter, die außer oder bedürfen mit ihren Familienangehörigen in ihren eigenen Wohnungen thätig sind. Die Zahl dieser ist in der Herrenconfection nur gering, meist sind es nur einzelne verbleibende oder sehr alte Gesellen und auch zumeist gegangene Meister, die als Heimarbeiter im engeren Sinne ihr Brot verdienen. Die zweite, weitaus vorherrschende Kategorie sind die Zwischenmeister, kleine Meister, die einen bis drei, mitunter aber auch bis zehn Gesellen und Lehrlinge und darüber beschäftigen und in eigenen Werkstätten arbeiten. Zuweilen verwenden diese Zwischenmeister auch selbst wieder Heimarbeiter und Stückmeister. Die große Mehrzahl dieser Zwischenmeister ist bei der Gewerbebehörde als Meister angemeldet, sie zahlen Steuer und gehören einer Genossenschaft an. Das eigentliche Sweatingsystem, bei welchem der Zwischenmeister nur mehr die Vermittlung der Arbeit besorgt, ohne an dieser theilzunehmen, oder nicht einmal das, sondern nur eine Werkstätte unterhält, den baierisch beschäftigten Obsitzen Kost und eventuell Wohnung gibt, nun aus ihrem Verdienste seinen Nebennutzen zu ziehen, wobei er selbst dem Gewerbe häufig gar nicht angehört, sondern einem anderen Berufe nachgeht, kommt bei uns fast nicht vor, im Gegensatze zu America, England, Frankreich und Deutschland, wo der Sweater zu den meistbeklagten Erscheinungen gehört. Wo der Zwischenmeister auftritt, ist nur er derjenige, welcher mit dem Confectionär unmittelbar in Berührung tritt. Die Obsitzen und Lehrlinge werden von ihm selbständig beschäftigt und entlohnt.

Unter den verlegten Producenten ist eine ziemlich weitgehende Arbeitstheilung durchgeführt. Es gibt eigene Rock-, Westen-, Hosen-Schneider u. s. f. Der einzelne Meister oder Arbeiter erwirbt in dem betreffenden Fache eine besondere, theilweise ihm, theilweise dem Confectionär zugute kommende Geschicklichkeit, wird dabei aber gewöhnlich auch für jede andere Arbeit unfähig. Ist die Ware fertiggestellt, so wird sie an das Confectionshaus abgeliefert, wobei sie geprüft, Fehlerhaftes zur Ausbesserung zurückgewiesen und der Ausgleich vorgenommen wird. Dieser Vorgang ist in der ganzen Confectionsindustrie nach ziemlich einheitlichen Sätzen, welche allerdings eine sinkende Tendenz aufweisen. Die Verdienste der Stückmeister sind je nach dem Umfange, den sie ihrem Geschäfte zu geben verstehen, und nach den erzeugten Artikeln verschieden. Vielfach gewähren die billigsten und einfachsten Artikel ein besseres Einkommen als höherwertige. Oft kommt es auch vor, daß der Gewinn des Stückmeisters, der die Auslagen für sein Arbeitspersonale, für Werkstätten, Maschinen, Buzerung u. s. w. zu tragen hat, hinter dem eines Gehilfen zurückbleibt, und das Gewerbe überhaupt nur betrieben wird, um eine die Regie bedende Ergänzung der eigenen kleinen Kunden- oder Flickschneiderei zu bilden. Die Gehilfen stehen gewöhnlich im Wochenlohne, welcher durchschnittlich drei bis vier Gulden beträgt. Daneben erhalten sie Kost und Wohnung. Die Lehrlinge erhalten nur letzteres, werden aber nach Möglichkeit zur gleichen Arbeit wie jene herangezogen. Ihr Los ist meist am bemitleidenswertesten. An eine Lehrlingsausbildung im eigentlichen Sinne ist bei der erwähnten weitgehenden Specialisierung nicht zu denken, und dem Lehrlinge erscheint nach Absolvierung seiner Lehrzeit meist nichts, als Gehilfe in einem Stückmeisterbetriebe seines besonderen Zweiges zu werden. Die Lage der Heimarbeiter, die hier in Betracht kommen, ist ungefähr dieselbe wie die der kleinsten Stückmeister. Die Arbeitszeit in durchgehends eine ziemlich lange. Durchschnittlich wird 14 bis 16 Stunden gearbeitet; wenn die Saison es erfordert, auch noch länger, vom Tagesgrauen bis tief in die Nacht. Die Wohnungsverhältnisse sind ja durchwegs sehr schlecht. Sehr häufig dienen die kleinen, überfüllten Werkstätten nicht nur als Arbeits-, sondern auch als Schlafraum der Gehilfen und Lehrlinge und selbst als Wohn- und Kochraum.

Die geschilderte Betriebsweise der Confection beschränkt sich übrigens nicht bloß auf diese, sondern auch die Kundenschneiderei: die Herstellung von Kleidern auf Bestellung nach Maß bedient sich mit Ausnahme eines verschwindend geringen Bruchtheiles des Stückmeistersystems. Es erwähnen ist, daß die Confectionäre neben ihrem Confectionsgeschäft vielfach ein Maßgeschäft betreiben und die in demselben hergestellten Waren auf gleiche Weise wie ihre Confectionswaren herstellen lassen. Der Wert der gesammten Erzeugung von Kleidern in Oesterreich wird auf einen 12 bis 14 Millionen geschätzt. Davon dienen zwei Drittel der Befriedigung des inländischen Marktes. Die großen Wiener Detailfirme allein erzeugen um 4 bis 5 Millionen Gulden Herrenkleider. Der Kleiderverbrauch weist eine stetig sinkende Tendenz auf. Zur Ausfuhr gelangten im Jahre 1891 aus Oesterreich-Ungarn Kleider im Werte von rund 1 Millionen, gegen etwa 5 Millionen im Jahre 1894.

Die Verhältnisse der Confectionsindustrie können nun von verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachtet werden: vom industriellen und gewerbepolitischen sowohl, wie vom sozialpolitischen. Soweit in Oesterreich bisher die Regierungsacte der Frage ihr Augenmerk zugewendet, geschah dies mehr oder minder nur unter dem Einflusse politischer Motive vom Standpunkte der Handwerkerfrage aus. Daneben ist es namentlich die sozialpolitische Seite, die bei der organisierten Arbeiterschaft, in der wissenschaftlichen Kreisen und auch bei einem Theile der besseren Bourgeois, sowie endlich selbst bei dem breiten nichtenden Publicum Beachtung gefunden hat. Fast ganz vernachlässigt wurde der industriepolitische Charakter des Problems, und auch die einzige Chance hat diese Seite desselben mehr oder weniger übersehen. Vom Standpunkte der Industrie politik muß diese beherrschende Bedeutung der Frage

Digitized by Google

iection als Massenerzeugnisse für die Befriedigung des heimischen Bedarfes an Kleidungsstücken, ebenso wie namentlich für den Export, es wäre ferner die Frage genauer zu untersuchen, wie weit die Concurrenzfähigkeit dieser Industrie sowohl auf dem inländischen, als auf dem ausländischen Markte auf der Productionsmethode beruht; es wäre der Zusammenhang von Art, Umfang und Methode der Production mit der die Rohstoffe liefernden Textilindustrie, mit deren Productions- und Zollverhältnissen einerseits, sowie anderseits mit den Besonderheiten der Absatzverhältnisse einer näheren Prüfung zu unterziehen u. s. f.

Gewerbepolitisch stand das Problem fast nur unter dem Gesichtswinkel der Concurrenz betrachtet. Die Kleinmeister können in dem Kampfe mit den nach zweckmäßigen technischen wie kaufmännischen Grundsätzen arbeitenden und namentlich auf die Uebermacht des Capitals gestützten Großunternehmungen nicht aufkommen und sie erheben daher bittere Klage gegen die Confectionäre. Ihr Programm, das erst kürzlich wieder auf dem Wiener Gewerbetage erörtert wurde, verlangt die Abschaffung jener Hausindustrie, welche sich mit der Herstellung handwerksmäßiger Artikel befasst, und fordert, dass jeder Fabrikant oder Gewerbetreibende verpflichtet werde, seine Arbeiter in seinen eigenen Localitäten zu beschäftigen. Gegen die Confectionäre speciell soll ein Verbot des Maßnehmens erlassen werden und diesebben nur dann berechtigt sein, Zuschneider zu halten, wenn sie den handwerksmäßigen Befähigungsnachweis erbringen. Die Art und Weise, wie alle diese Vorschläge zu verwirklichen wären, wenn sie überhaupt als Vorschläge und nicht lediglich als Postulate an eine, in Wirklichkeit nicht vorhandene, wirtschaftspolitische Allmacht der Regierung betrachtet werden sollen, sind die Gewerbetage schuldig geblieben, ebenso wie ein klares Bild der Consequenzen derartiger Maßnahmen von niemandem entwickelt wurde. Gleichwohl wurden bei uns zu wiederholtenmalen, so auch auf dem letzten Gewerbetage, von officieller Seite Hoffnungen auf die Erfüllung solcher Forderungen erweckt; ein Leichtes allerdings bei der Kurzsichtigkeit eines österreichischen Ministers von heute, wenn schon von baldigst!

In manchen Beziehungen können jedoch unmittelbare Eingriffe zu Gunsten des Kleingewerbes immerhin gedacht werden. Die Zuwendung von großen staatlichen Lieferungen in weniger kleinlicher und vollkommen unzweideutiger Weise, als dies bisher geschah – womit allerdings gewiße, die Arbeiterverhältnisse betreffende Bedingungen zu verknüpfen wären, die Erleichterung der Credit gewährung an Kleingewerbetreibende, die Beschaffung billigen und guten Rohstoffes, die Anregung für billige Werkstätten, für entsprechende Wohnräume und Kleinunterkünfte, die Organisation eines bessere gewerbliche Ausbildung auch der unteren Handwerkerelemente sind beispielsweise zu erwähnen. Ein socialpolitisches Interesse an der Confectionsindustrie haben außer jenen, welche ein solches Interesse berufsmäßig oder aus Neigung hegen, namentlich die Arbeiter. Die Concurrenzierung von Fabrikarbeitern durch Verlagsarbeiter, welche auch unter den drückendsten Bedingungen zu arbeiten pflegen, falls in dieser ziemlich ausschließlich auf dem Verlage beruhenden Branche allerdings auch in sehr viel Gestalt wie in anderen Industriezweigen, der Concurrenz zwischen Verlag und Fabrikbetrieb die in letzterem thätigen Arbeiter schon aus eigenstem Interesse für ihre humanindustriellen Gegnerschaft eintreten lässt. Hauptsächlich sind es daher die verlegten Confectionsarbeiter selbst, welche, in den Großstädten schon ziemlich organisiert, für eine Verbesserung ihrer Lebenslage eintreten. Neben der Arbeiterschaft heben auch das communierende Publicum außer seinem Interesse, leicht und billig sich Kleidung zu beschaffen, ein weitgehendes Interesse an der Art und Weise der Herstellung dieser Kleidung in imminenter Beziehung. Es mag die Ansicht, die Ansicht übertrieben werden, die aus der Verbreitung von Kleidungsstücken herrühren will, welche in sanitär ungenügenden Verhältnissen hergestellt werden, aus denen somit auch aber diese Gefahr doch nicht kommen, wenn man bedenkt, wie oft Kleider in alle Schichten der Bevölkerung hinabgewandert sind, die in einer Schwindsucht endigt wurden, in die ebenso Schichten, Bluttuch, Tuchfetzen oder sonstige ansteckende Krankheiten übertragen.

Die Forderung, die nur Bekämpfung des Uebels der Concurrenzsituation in den Vordergrund stellt, wird nicht zu weitgehend genannt werden, wenn schon jenseits eine Antwort eine umfassende Zurückgewinnung schwerer Art, bewegen sich dabei wo selbst in noch viel höheren. Der einen solchen Bestrebungen aus eine Bedeutung, die Einschränkung der Concurrenz überhaupt zu bekämpfen, wie Beispiel die Aufhebung der Abfindungsbestimmungen und dergleichen. Die Abschaffung des Zwischenhandels durch den Verkauf der Waren direct an die Consumenten. Die Errichtung von Verkaufsstellen, in denen die Producte der Kleinbetriebe gemeinsam zum Verkaufe gelangen

schlankweg das Zusammentreffen getrennter Heere auf dem Schlachtfeld im Feinde für den Gipfel der Strategie zu erklären. Wenn also Dr. Hoge in einem lesenswerten Aufsatz („Neue Militär. Blätter" 1899) meint, es sei nie authentisch nachgewiesen worden, daß Moltke „das concentrische Verfahren jemals als das allein richtige gepriesen habe", so hat er hier die Antwort: mindestens für das beste hat Moltke es thatsächlich gehalten. Nun konnte er aber kein schlechteres Beispiel anführen, als gerade Bautzen, wo Napoleons großartige Kunst kaum genügte, den inneren Schaden jedes concentrischen Verfahrens auszugleichen, und das Ergebnis ein äußerst dürftiges war. Bezüglich der Cernierung Ulms hoben wir hervor, daß die Lage eine völlig andere als bei Metz 1870 gewesen sei, daß Napoleon von vornherein mit unlösbar mathematischen Calcul die Abschließung Macks erreichen konnte, da ein etwaiges Ertrinken (Kutulow) noch in weitester Ferne stand, daß aber nur seine hinreichende Uebermacht und das Ueberraschende seines plötzlichen Aufmarsches ihn zu dieser Operation verführte, die er deshalb auch nie wieder anwendete. Hätte übrigens Mack auch nur einigermaßen den Kopf oben behalten, so entkam er sicher über Jngolstadt und hätte sich sogar noch zuletzt mit einem Theil durchschlagen können, wie das Entkommen Erzherzog Ferdinands und Schwarzenbergs beweist. Nicht nur „Ulm" trotz beispielloser günstiger Verhältnisse beweist also für irgendwelche concentrische Methode. Das ferner getrennten Aufmarsch betreffs, so hat ihn Napoleon noch einmal zur Schlacht angewendet: bei Laon 1814, und wurde bitter für das Abirren von seinem Dogma bestraft: Marmont, der Blücher in Flanke und Rücken fassen sollte, ward überlistet, von Uebermacht überfallen und zersprengt. Endlich hat Napoleon auch einmal im polnischen Feldzug 1806/7 eine concentrische Operation versucht: gegen Pultusk, und was war die Folge? Daß die Hauptmasse einen ferneren Umschlag machte, wodurch Bennigsen sich gegen die russische Hauptmacht wieder wandte und ohne die wahrhaft glänzende Haltung seines Corps zerschmettert worden wäre. Gerade hier springt der Nachtheil jedes „Moltke'schen" Verfahrens so klar ins Auge, daß sogar der preußische Generalstäbler Graf Yorck in seinem „Napoleon als Feldherr" bissige Vergleiche mit 1866 wagt.

Außer diesem Feldzug aber, bei welchem Klima, Gelände, Verpflegung ein concentriertes Zusammenhalten unmöglich machten, stehen wir den Meister nie anders als auf innerer Linie operieren. Dies gilt in vollster Reinheit für die drei Marschfeldzüge: 1796/97, 1809, 1814. Zu gleicher Reinheit strategisch, jedoch mit taktischen Jrrungen und Wirrungen, für 1809, 1806 und unter riesigem Maßstab 1812 und 1813, selbstredend auch 1815, wo die strategische Anlage ähnliche Erfolge versprach wie 1796 und 1814, das Schicksal aber dem Gegner die Ausnutzung seiner doppelten Uebermacht gestattete. Nur von Thoren kann diese Katastrophe gegen die innere Linie ausgesprizt werden, denn bei solcher Nähe der getrennten und jedes für sich gleich starken Gegnerheere wird es bald unmöglich, ihre Vereinigung mit Schlachtreife zu verhindern. Und doch gelang es Napoleon, die Preußen zu schlagen und Wellington zu fesseln, dann Wellington zu schlagen — denn die Schlacht bei Waterloo war nun einmal ihre ohne Eingreifen Bülows thatsächlich gewonnen — und hiernach eventuell Blücher nochmals abzuthun und nach Südosten abzudrängen, was gegen doppelte Uebermacht doch wahrlich einen Triumph der inneren Linie bedeutet. Dass es zuletzt anders kam, hieng lediglich mit Grouchys Trägheit zusammen, und alles gegentheilige Geschwätzel, wie es heut nach Charras als Evangelium nachgebetet wird, beruht auf einfacher Unkenntnis und Kritiklosigkeit. Es ist auch nicht richtig, was Dr. Hoge schreibt: Nur einmal ist Napoleon von seinen Grundideen abgewichen, „indem er Grouchy zu weit weg von sich dirigiert habe"; vielmehr hat Grouchy die ihm ausdrücklich befohlene Ordre drei Uhr nachmittags des 17. Juni, die allen Forschern außer Horsborough bisher unbekannt blieb, nicht Verbindung auf der Brüsseler Chaussee vermuthlich und nur so das Anglück des preußischen Seitenmarsches hereinbrechen lassen. Die bisherige Aufgabe der Kritik besteht aber darin, die wahren Erfolgsbedingungen von der Zufälligkeiten zu sondern.

Man sage, wie denn Napoleon 1815 oder 1814 überhaupt anders hätte operieren können?! Und so sei denn gleich der allgemeine Grundsatz aufgestellt, wie ihn das geschichtliche Experiment beweist: 1. die innere Linie muß immer angewendet werden bei eigener Minderzahl, so daß jede Benützung äußerer Linien hier von vornherein verwerflich, da nur durch centrales Zusammenhalten der Kraft das Mißverhältnis beseitigt werden kann. 2. Die äußeren Linien können nur bei eigener großer Uebermacht Erfolge bringen, wie sie Moltke 1866 in Bezeichnung und Takt, 1870 in Artillerie, Heeresleitung und Zahl so außergewöhnlich zu Gebote stand, daß man wohl sagen darf, noch nie in Europa habe ein Feldherr mit so ungeheuerem materiellem Uebergewicht die Partie begonnen. Die eine These lautet also positiv, die zweite negativ. Als zwingendsten Beweis für die mathematische Richtigkeit innerer und Schädlichkeit äußerer Linien aber ergeben wir die Manöver an der Berezina, wo der scheinbar rettungslos von drei Seiten umstellte und direct vom Rücken abgeschnittene Trümmerrest der Oberen Armee nicht nur durchbrach, sondern dreimal stärkeren Umzingler noch obendrein tüchtig ausklopfte. Ferner gewann Erzherzog Karl 1796 den schon verlorenen Feldzug durch Ausbeutung der inneren Linie zwischen Jourdan und Moreau und erhob dies selbstgefundene Princip, das Bonaparte gleichfalls in Italien zur Vollendung brachte, seinen Schriften zur Theorie. Sein Sohn Erzherzog Albrecht aber errang 1866 bei Custozza, mit größter Minderzahl operierend, mit gleicher Methode ruhmvollen Sieg. Als Facit ergibt sich also: da sogar bei eigener großer Minderzahl oder unter sonst sehr günstigen Kampfbedingungen des Gegners die innere Linie über die „äußere" triumphierte, letztere aber nur in ganz vereinzelten Fällen durch abnorme Begünstigungen der Umstände und Uebermacht siegten, so muß bei gleichen Kräften logisch erstere den Vorzug verdienen.

Hiermit wird Moltkes concretes Verhalten selber nicht berührt gelassen, wohl aber der Moltke-Cultus, der aus so spottwohlfeiler „Strategie" — die trop unerhörten Uebergewichtes und beispiellosen Glückes noch fast gescheitert wäre — ein neues, unlichtbares System herausliest. Doch damit nicht zufrieden, wird die napoleonische innere Linie jetzt sozusagen als Phantom behandelt und dem Allmeister selber eine „concentrische" Neigung zugeschrieben. Loringhoven bringt es fertig, als Beweismittel 1812 und 1813, ja sogar 1809 heranzuziehen, ohne muß dunkler Begriffsverwirrung herrschen, die wir unbedingt aufklären werden. Die Jdee von Napoleon 1812 war der Verbündeten Herbst 1813 waren größer als die des deutschen Einmarsches 1870, bleiben also heute noch das lehrreichste Beispiel für Massenstrategie. Man behauptet nun, und sogar Jomini verschleiert sich nicht diesem Zweifel, daß die (von Napoleon praktisch und seinem Theoretiker Jomini literarisch vertretene) innere Linie bei solchen Massen ihren Wert verliere wegen Verpflegungsstörung und Unbeweglichkeit solcher Truppenanhäufung auf mäßigem Raum. Allerdings sah sich Napoleon genöthigt, sich 1812 und 1813 in Einzelheiten zu theilen, wenigstens aus übrigen Gründen, als weil er gegen drei äußere Adalen des Gegners Front machen mußte. Beide Feldzüge verliefen aber unter abnormer Unguust der Lage für Napoleon, 1812 geographisch-klimatisch, 1813 numerisch, so daß sie als theoretische Norm ganz unbrauchbar sind. Daß Napoleon ganz und gar central und durchweg streng auf innerer Linie focht, kann nur ein theoretisch Ungebildeter bestreuen. Nicht auf sowohlige Zertagerung in Einzelheere kommt es an, sondern auf deren festen inneren Zusammenhang. Der Einmarsch 1812 erfolgte in schräger Linkerichtung geschlossen auf Wilna, also zwischen linken zum rechten Flügel, und während der Rückzug Napoleon im Dreieck Moskau Polotzk—Brest abwich, central zwischen drei äußeren Radien der Russen. Desgleichen 1813 im Dreieck Dresden—Torgau—Bautzen. Daß er sich hierbei möglichst die relativ günstigste Verpflegslage (Moskau und Sachsen) geschaffen hatte, gehört mit zur Handhabung des Centralsystems, das natürlich eine ausgiebigere und arme Gegend für ihre Aufstellung meiden muß. Vernünftigere Wagner konnte aber ein; allerdings habe Napoleon auf innerer Linie operiert, aber er sei doch getheilt, also sei hier das Princip nicht anwendbar. Wer verwiesen auf oben, daß von vornherein die Partie materiell für Napoleon so schlecht stand, als habe ein Schachspieler seinem Gegenpart beide Thürme vorgegeben. Was aber war in Wahrheit das Ergebnis der Centrale auch hier? Vare Blüchers Schlesisches Heer, das Mittelglied zwischen den Flügelradien der Verbündeten, an der Maybach schwer geschlagen worden, so war es Napoleon ein Leichtes, Schwarzenberg oder Bernadotte von der Flanke aufzurollen: der Fortbleiben war durchverhindert. Als Maßstab hingegen keine Niederlage erlitt, durch meteorgleich alles wie zuvor, er gieng einfach ins innere Dreieck bis Bautzen zurück. Hätte Ney bei Dennewitz gesiegt, so wäre die Nordarmee, um nicht weiterhin Tawaut in die Arme zu rennen, weit nordöstlich zur Elbe ausgebogen: hierdurch wurde Blücher entlastet und die äußeren Linien der Verbündeten im ganzen Halbkreis ostwärts zurückgedrängt mit Preisgabe von Berlin, Breslau, Prag. Als hingegen Ney besiegt wurde, blieb wieder alles wie zuvor, er gieng auf die innere Raumsmaßlinie zurück. Es bedurfte noch sechs Wochen und Verziehens, bis endlich Blüchers Gewaltmarsch um Elbe, der Einbruch in die materiell so arg geschwächte Centrale Napoleons, gelang. Selbst jetzt noch behauptete sie ideell ein solches Uebergewicht, daß jeder Vorstoß gegen Bernadotte über die Elbe dieses zurückwarf und Blücher an der Mulde stoßen hätte, als plötzlich Napoleon seinen gewaltigen Massenwechsel schwadronsweis anfand und Sachsen besaupten wollte, politischen Rücksichten eine Feldherrnansicht opfernd. Selbst jetzt aber bewährte sich noch die innere Linie, insoferne er am 16. Oktober zum Entscheidungssturz gegen Schwarzenberg einst Schlacht seiner Armee vereinen durfte und so trop erdrückender Minderzahl im ganzen 17:30 wahrhaftig noch mit 12:10 focht! Und dabei beherrscht er obendrein die Wahl des Schlachtfeldes, den Rücken durch den Vorabschluß Leipzig gedeckt, der ihm bei einiger Zeitgabe des Generalstabs keinesweges gefährlich werden wäre. Ohne das Unglück mit der Bundesuprengung wäre sein Anfang nicht mal sonderlich verunglückt verlaufen. Wenn also Graf Yorck in „Napoleon als Feldherr" die strategische Lage so schildert wie bei Ulm und Sedan nennt, so übersieht er nicht nur,

Digitized by Google

sondern misst vor allem nicht richtig ab, dass Napoleon im Vollgefühl seines geistigen Uebergewichts, nicht durch Zwang des Gegners und eigenen Fehler, diese Schlacht herausbeschwor. Bedenkt man die beispiellose Gefährdung der langen Etappenlinie zum Rhein, wie 1812 zum Niemen, und dass ihm schon Brede mit neuen 50.000 dort den Weg verlegte, so wird gerade in den Katastrophen von Wersfina und Leipzig Napoleons alluberragende Größe und die absolute Richtigkeit seiner Principien offenbar. Dass er sich in Moskau und Dresden überhaupt so lange halten konnte, der Feldzug sich in die Länge zog, er 1813 tatsich gegen fast doppelte und strategisch einfassende Heere noch eine Offensivschlacht sich behaupten und sicheren Rückzug erkämpfte, indes jeder andere bei Wersfina und Leipzig seinen Untergang gefunden hätte, das alles predigt eben laut und deutlich die Gewalt der inneren Linie. Sie ermöglichte auch das eigene Hin- und Herwenden des Feldherrn, wo seine persönliche Anwesenheit nöthig wurde, so dass die Hauptstügkeramee Schwarzenberg ihren plötzlichen Vorstoß auf Dresden nicht nur pariert sah, sondern der rasch von Schlesien herausgeeilte Imperator zu vernichtendem Schlage ausholte. Nicht eine Niederlage lähme aber die äußeren Linien der Verbündeten auf einen ganzen Monat, so sie hätte den Feldzug entschieden ohne das durch St. Cyr verschuldete Unglück des isolierten Vandamme. Solche Sünden seiner Unterführer haben aber nichts mit Napoleon und der inneren Linie zu thun! Hätte er Soult oder Massena hier gehabt, wäre alles anders gekommen. So erprobt sich eben wieder sein Verpönen concentrischen Verfahrens, da man dazu statt eines gleich mehrere gute Feldherrn brauchte, die sich selten genug finden. Die Ermattungsstrategie des seiten Ausweichens der Entscheidung vor napoleonischen Tagenschlägen, wie sie 1813 angewendet wurde, empfiehlt sich unter normalen Verhältnissen wohlich nicht und hat die zunehmende Schwächung durch Ubrilaiederlegen der Unterführer nur infolge der enormen Uebermacht, besonders an Reiterei, erzielt und so Napoleons innere Linie unterbricht. Daudammes Unglück aber und Davouts Erfolglosigkeit, das Nichtzusammenklappen der Combination Davout-Girard-Dubinot, belegen wieder die Unfruchtbarkeit isolierter Detachierungen zu concentrischen Zwecken. Und dass Napoleon gegen sein Princip, nur die Massen zu leben und das minder Wichtige aufzugeben, die Oder- und Weichselerinnerungen nicht räumte, kann mit seiner Ungewissheit bis zuletzt über Oesterreichs Beitritt entschuldigt werden; dass er aber noch im October 35.000 Mann in Dresden auf äußerem Radius isolierte, aus vornehmlich Stolz auf sein Prestige, diese Verstümmlung gegen sein Princip hat er bereuen müssen; sie sichten ihm bitter bei Leipzig. All diese Principien der absoluten Concentration sind aber identisch mit denen der inneren Linie, die ohne erstere die letztere illusorisch wäre.

Die neuprenßische Schule tadelt auch das Meistes geschlossenen centralen Durchbruch 1812; er habe besser in zwei getrennten Hälften von Königsberg und Bialystan her concentrisch die Russen zusammentreiben sollen. O si licuisses! Nichts konnte den Russen erwünschter sein, jedenfalls nichts jeden anfänglichen Erfolg Napoleons, dessen er dringend für sein Prestige bedurfte, unmöglicher machen. Die Russen dachten nämlich anfangs noch keineswegs an Rückzug, sondern hätten ihn moskowitischen Dickschädeln recht gern eine Schlacht geboten. Die tierisch getrennte Aufstellung Barclays und Bagrations entsprach nur der natürlichen Deckung der ganzen Grenzfront, in Uebereinstimmung mit den Feindes Angriffsrichtung; der Vereinung aber stand sich federleicht nach ersehen, falls sich kein feindlicher Keil dazwischen schob. Bei der Schwierigkeit der Vorwärtsbewegung und den riesigen Entfernungen wäre rechtzeitiges Zusammenwirken getrennter französischer Heere zur Schlacht unmöglich gewesen, und die vereinten 200.000 Russen waren ganz gut stark genug, um sie in Ruhe besiegen zu können. Der einen feindlichen Hälfte einen Schlag zu verleihen, bedurfte Barclay zusammenziehen derselben unter Bagration. Sie hätten nie viel länger die Duna und Dnaprstinie behauptet, das heißt den Feind in die russische Einöde abgewiesen, hatten die Moskauer Straße behalten und waren ganz gut, wenn nicht besiegt, doch Meister zurückgedrängt, so dass sie verhindert bei Borodino zusammen kamen, da die Niederlage dann hätte nicht geworden können, da dann Napoleon sein centrales Vorgehen in Wege bedarf, den Russen das Bagration und Barclay Schlacht und Vereinigung zwischen sich und Moskau zu treiben. Dann hätte Napoleon nicht die Wahl gehabt, entweder [illegible] Russen [illegible] Moskau [illegible] Russen [illegible] Barclay [illegible] Schlacht [illegible] Bagration [illegible] Moskau [illegible] Barclay [illegible] Bagration [illegible] Moskau [illegible] Barclay [illegible] Bagration [illegible] Moskau [illegible] Barclay

Vermittlerrolle die Selbständigkeit dieser Grenzbewohner eine unerlässliche Vorbedingung ist. Wie zwei Jahrhunderte französischer Herrschaft es nicht dahin brachten, die angestammte deutsche Sprache zu vernichten, so werden auch zwei Jahrhunderte deutscher Herrschaft es nicht dazu bringen, wie Bismarck meinte, die Elsaß-Lothringer davon zu überzeugen, dass sie bei uns ungenehmer gelebt haben: sie werden sich damit abfinden können, wie sie sich einst mit der Herrschaft Frankreichs abfanden, aber ihr Herz wird nicht bei dieser Sache der deutschen Herrschaft sein, da die ganze und natürliche Entwickelung dieser Art von Politik widerspricht. Die Berufung darauf, dass Elsaß-Lothringen einst doch zum deutschen Reiche gehört habe, ist eine That doctrinärer, den Kern der Entwickelung vollkommen außeracht lassender Tendenzhistoriker. Dem äußeren Anschein nach gehörte Elsaß-Lothringen allerdings zum Reiche, aber seiner inneren Entwickelung nach ging das Land seinen eigenen Weg, und dieser führte zu dem Ziele einer bürgerlichen und „demokratischen" Gesinnung, Stimmung und Haltung auf allen Gebieten, die sich mit einem Berliner Polizeiregimente ganz und gar nicht verträgt. Fait typisch für die Entwickelung seiner Heimat könnte man das Schicksal Villers' selbst nennen. Mit seinen adeligen Standesgenossen verließ er das Frankreich der Revolution. Der „Extravaganz der Canaille" wollte er im Heere des Prinzen Conde den Krieg machen. Als die Wogen zurückfluteten, machte er mehrmals den Versuch, wieder nach Frankreich zurückzukehren, allein aus dem „Lande des Charlatanismus und der Windbeutelei" trieb es ihn doch wieder auf den Boden „der Biederkeit und wahren Humanität" zurück. Aber nicht das fürstliche Deutschland, sondern das republikanische nahm ihn auf: wie Lübeck für Jahre sein Wohnsitz wurde, so dankte Bremen ihm, der zum Schutze der Hafenstädte unermüdlich thätig war, mit „dem Besten, was es zu vergeben hatte", mit seinem Bürgerrechte. Und wie der Marschall des kaiserlichen Frankreich, Davout, sein Verfolger wurde und ihn aus dem von französischen Truppen besetzten Gebiete verbannte, so wies ihn nach dem Zusammenbruche des Kaiserreiches der Minister St. königl. Hoheit von Hannover aus Göttingen aus, nahm ihm seine Professur und behandelte den hochgeachteten Mann im Dienste einiger neidischen Professoren und Professorenfrauen als „vormaligen königlich französischen Capitain". Trotz seiner adeligen Herkunft gab es für diesen Lothringer weder im republikanischen Frankreich, noch später im monarchischen Deutschland einen Platz, wohl ein Schicksal, das ihn zwang, sich auf sich selbst zu besinnen, sich jene freie Selbständigkeit zwischen den beiden Gegensätzen zu wahren, um das Wertleines Lebens, die Vermittlung zwischen den Gegensätzen vollenden zu können. Der Freiherr v. Stein musste dem König von Preußen und Kaiser von Russland vorstellen, dass das Verfahren der Hannover'schen Regierung gegen Villers eine Schmach für das deutsche Volk sei. Es gab damals noch solche Freiherren, die das konnten und durften und auch thaten. So wurde er in Göttingen wenigstens geduldet, denn weder den Lockungen des königlichen Feindes Bonaparte er nach Paris, noch ereignete er auf die Anerbietungen der preußischen Regierung, ihn in Halle eine Professur zu geben. Zwischen Paris und Berlin liegt Elsaß-Lothringen, und dieser geographischen Lage musste man endlich einmal Rechnung tragen, soll das, was Deutschland die innige Liebe und hehre Achtung der Völker errang, seine geistige Cultur, nicht vollends Lügen gestraft werden. Die römische Kirche sagte: „Unterwirf dich der Autorität ohne Prüfung." Die protestantische Kirche sagt: „Prüfe und unterwirf dich nur deiner Ueberzeugung." So verstand der Lothringer Villers die Idee des Protestantismus, und es liegt ein Stücken Entwickelung zwischen dieser Erkenntnis und derjenigen des „vormaligen königlich französischen Capitains", der seine Hoffnung auf das Heer der Emigranten setzte. Diese Entwickelung aber erklang den Verfasser der vorliegenden Schrift über Villers nicht hell und klar genug, wie ihm auch die trotz allen äußeren Scheines von deutschem Herz und Charakter echt französische Natur des Mannes verborgen blieb. In seiner Sprache und Ausdrucksweise, in seinen Gedanken und Hoffnungen und Idealen war Villers der Abkömmling des Voltaire'schen Geistes, und ich sage das nicht, wie man sich heute schon gewöhnt hat, in etwas zu sagen, mit einer Art mitleidiger Verachtung, sondern ich sage es mit dem vollen, vertrauenden Bewusstsein, dass die Ideale unserer Zeit in der Zeit Voltaires am hellsten, schönsten und tüchtigsten erklangen, dass sie uns wieder einmal so erklingen müssen und werden, sollen wir den Weg aus dem Chaos beschränkter Interessen zu einer Zukunft freier Menschenheit wiederfinden.

Aber trotz dieser Ausstellung nach der principiellen Seite ist das Büchlein über Villers einer freundlichen Aufmerksamkeit wert, und mit Freuden wird man da auch die im Anhang wiedergegebene Lettre à mademoiselle D. S... „sur l'adieu des gémissantes dans l'étude du français et sur la meilleure méthode d'apprendre cette langue" finden, eine Abhandlung in voll frischer Klarheit und Lauterkeit, wie sie bei einem in der fernen Thema gewiss nicht leicht ein Deutscher zuwande bringt. C'est l'esprit qui est le grand maître — eine Devise, die sich bei vielen findet, nicht nur die Leute, welche Französisch lernen wollen, sondern für alle, die überhaupt etwas lernen, die irgendwo Künstler sein möchten, sei es nun vor der Staffelei oder in der Küche und im Haushalt. Die Lettre ist gerichtet an Mademoiselle D. S., und diese Buchstaben bedeuten Dorothea Schlözer, die spätere Gattin des Lübecker Senators Rodde. Im Jahre 1787 erlangte diese Frau, als erste deutsche Frau, den Grad eines Doctors der Philosophie. Also eine „Emancipierte", aber sie wusste und beherzigte: „C'est l'usage qui est le grand maître."

Soden a. T. **Dr. Mathias Schwann.**

Neue deutsche Romane.

I.

Frau Bürgelin und ihre Söhne.

Diesen Titel führt das neue Buch von Gabriele Reuter,*) welches das größten und wichtigsten Theil in „Bernhardshausen" spielt — ein für den Leser leicht zu enthüllendes Incognito. Wozu dies, wie mich dünkt, veraltete Scham, einen Ort beim rechten Namen zu nennen, wenn ohnehin auch der flüchtigste Leser bemerken muss, welche Stadt eigentlich gemeint sei? Das hat aber den Charakter der Geheimniskrämerei und leichten Pikanterie als den der Rücksicht und des künstlerischen Fremdmachens.

Frau Bürgelin, eine Engländerin von Geburt, hat einen deutschen Arzt gegen den Willen ihrer adeligen Familie geheiratet. Die Ehe bleibt von kurzer Dauer; durch wessen Schuld eine Trennung herbeigeführt wird, ist nicht ganz aufgeklärt. Das ist eine der Feinheiten des Buchs, denn je mehr der Leser diese stolze und leidenschaftliche Engländerin kennen lernt, die sich für deutsche Art und Kunst begeistert hat, je mehr wird ihm der eigentliche Conflict der vergangenen Ehe offenbar und der schweizerische Arzt Bürgelin gestaltet sich ihm von selbst, scheinbar ganz ohne Zuthun der Verfasserin. Frau Bürgelin schlägt ihren Wohnsitz in Bernhardshausen auf, widmet sich völlig ihren beiden Söhnen, für deren Erziehung sie ganz bestimmte und seltsam starre Ideale in sich trägt. Aber es zeigt sich, dass sie dabei mehr an sich selbst, als an die Kinder denkt; dass sie ihr Richter- und Erziehungsamt in der leidenschaftlichen Weise missversteht, die ihr eigen ist; dass ihr Ehrgeiz größer ist als ihr mütterliches Verständnis; dass sie aus Furcht vor Erziehungsfehlern Irrthum auf Irrthum häuft; dass sie ihr unmittelbares Gefühl als lästig empfindet und es zu Gunsten einer kühlen Intelligenz und weltmännischen Berechnung missachtet. Ihr jüngerer Sohn Dionys, dem sie den größeren Antheil von Liebe zufließen lässt, ist willfährig, aber die kühnen Träume, deren Held er ist, geben nicht in Erfüllung. Der Aeltere dagegen, unbeeinflusbar und zäh, überlegen und zielbewusst, ein Künstler und „Reformator", zu großen Aufgaben berufen und ihnen gewachsen, erreicht sein Ziel nur unter beständigen Kämpfen im mütterlichen Haus und durch endgiltigen Bruch. Um diese Vorgänge ist das einförmige Treiben einer kleinen deutschen Residenz gruppiert, manchmal in zu grellen Farben, manchmal in zu blassen, und der Einfluss, den dies Milieu der Stagnation auf die Entwickelung der Schicksale nimmt, ist entweder nicht so groß oder nicht so erkennbar, als dass seine breite Schilderung am Anfang des Buches gerechtfertigt erscheinen könnte.

Doch dies ist ein nebensächlicher Einwand. Folgende Frage allein bleibt mir von entscheidender Bedeutung: weshalb empfindet man bei der Lectüre des Romans, welcher ganz ohne Zweifel zu den guten Büchern zählt, niemals jene rein Behaglichkeit sowohl an den tragischen, als auch an den lediglich charakterisierenden Vorgängen, ohne welche eine erzählende Dichtung sich nicht denken lässt? Sich versetzen den Begriff der Behaglichkeit hier in einem höheren, künstlerischen Sinn. Ich verstehe darunter das unbegrenzte Vertrauen des idealen Lesers zum Erzähler, dessen Art jenen hohen Grad von Selbstverständlichkeit besitzt, welche aufs engste mit der Natur verwandt ist. Ich würde diese Frage nicht aufgeworfen haben, wenn mir das, was sie berührt, nicht typisch erschiene für alle oder wenigstens die meisten erzählenden Schriften, welche in den letzten Jahren geschrieben wurden, Gabriele Reuters frühere Bücher nicht ausgeschlossen. Das einmal äußert sich der Mangel so sehr, dass ihn jeder empfinden muss; das anderemal, bei den feineren Schriftstellern, in geringerem Maß. Er ist in so vielen Ursachen begründet, dass es sich verlohnt, des Näheren darauf einzugehen. Ich habe zu diesem Zwecke „Frau Bürgelin und ihre Söhne" zweimal und mit der größten Aufmerksamkeit gelesen.

Die Erzählungstechnik dieses Romans ist sprunghaft und äußerlich. Wichtige Zeitperioden werden übersprungen, wichtige psychologische Entwicklungen mit kahlen Worten übergangen. Gabriele Reuter erzählt eigentlich nur von Szene zu Szene. Die dramatische Gegenauseinandersetzung contrastierender Charaktere erscheint ihr wesentlich, der darwischenliegende Bericht entbindet oft durch seine kühlen Nachrichten, macht durch Hinzufügung der Erzählerin den Leser unaufmerksam oder durch zu viele Detailschilderungen nervös. Der Dialog ist kräftig und charakteristisch, zugleich fein und anmutig, doch nie zu scharf aus

*) Berlin, S. Fischer.

Digitized by Google

den rein epischen Elementen ab. So kommt es vor, dass manche Gestalten sich selbst verwischen durch den Dialog, oder dass andere — dichterisch genommen — nicht halten, was sie im Dialog versprechen. Mit andern Worten: es fehlt der epische Stil, der jede Einzelheit wie auch das Ganze so völlig durchdringen muss, dass keine Silbe eine Einbusse an ihrer künstlerischen Glaubwürdigkeit erleidet. Gabriele Reuter ist eine schriftstellerische Persönlichkeit von starker und natürlicher Empfindung, aber ihre Gestaltungskraft steht dazu in keinem Verhältnisse. Ihre Art, zu sehen, ist von einer merkwürdigen Trockenheit. Ihre Art, zu schildern, hat oft eine menschliche Scheu, die dem Kunstwerk zum Schaden gereicht. Das fühlt sie selbst; deshalb wird sie an anderen Stellen zu deutlich oder zu lüby oder zu beredt. Was sie schreibt, trägt unverkennbar den Stempel des directen oder indirecten Erlebnisses, aber ein auffallender Mangel an Phantasie trägt die Schuld, dass diese Erlebnisse nicht künstlerisch verklärt oder erhöht sind, dass sie ohne poetische Wirkungen bleiben. Sie schildert unsere Gesellschaft und deren Menschen mit den unbestechlichen Blicken des Satirikers. Dabei kann eine starke und gesunde Tendenz herauskommen, die nicht allzuweit den künstlerischen Rahmen verlässt. Doch gross ist dabei die Gefahr einer Tendenz wider Willen. In dem Roman „Aus guter Familie" ist die „Tendenz" — ein schlechtes Wort für die grosse Sache, um die es sich in jenem Buch handelt — so stark und so mächtig und so gefühlt, dass alle künstlerischen Mängel dadurch fortgeblasen scheinen. Hier aber sucht man unwillkürlich noch etwas hinter den Worten, hinter dem Buche, weil alles Erzählte noch eine leise, aber auf die Dauer merkbare Nebenbedeutung von Anpanwendung hat, weil alle Vorgänge nicht in sich selbst vollendet und abgeschlossen sind, sondern durch den Mangel an poetischer Durchdringung auf etwas hinweisen, was ausserhalb des Dichterischen liegt.

Mit alledem hängt nun aufs engste die Gestaltung der Figuren zusammen, und hier möchte ich auf einen Defect hinweisen, der mir wichtiger und bedeutsamer scheint als die „technischen" Einwände. Alle diese Gestalten haben keine Ruhepunkte. Sie sind geschickt und glaubhaft gezeichnet, soweit sie mit der Handlung des Buches verknüpft auftreten; aber davon losgelöst und als Eigenlebende betrachtet, werden sie sofort matt und hilflern. Sie dienen zu sehr den Romanzwecken. Sie wissen zu sehr, was sie sollen, wenn sie von ihrer Schöpferin gebraucht werden, sind zu zweckvoll. Der Dichterin fehlt die urbare Täuschungsabsicht und Täuschungsmacht. Das aber ist es hauptsächlich, was ich mit dem Begriff der „Behaglichkeit" verbinde, wie sie sich bei Raabe oder den englischen Humoristen oder bei Turgenjew kundgibt. Da hat auch der einfältigste Bauer gleichsam einen ewigen Tag, und jede Figur wird lebenswahrscheinlich trotz der Handlung, nicht durch die Handlung. Wieder käme es sonst, dass bei allen mittelmässigen Schriftstellern gerade diejenigen Figuren die besten sind, die am wenigsten mit der eigentlichen Handlung und ihren „Spannungen" verknüpft sind? Sogar bei Turgenjew findet man Beispiele dafür

man denke nur an Wassarow — trotzdem man hier von Mittel mässigkeit gewiss nicht reden kann. Ja in auch Fran Bürgelin weit weniger gelungen als ihr Sohn Dionys, welcher überhaupt die beste Figur des Buches ist, ferstlich nur bis zu dem Moment, wo er sich in der Romanhandlung und Perspective verirrt. Man kann genau beobachten, wie er an unreifen politischen Interesse Einbusse erleidet und lediglich zum Handlungsinteresse dient in dem Augenblick, wo er der jungen Jungfrau seine Liebe erklärt. Auch das konnte ja glaubhaft sein: aber dann wäre das Buch eben nicht so, wie es ist.

Reine stilistisch genommen, steht der neue Roman höher als „Aus guter Familie". Die Schwierigkeit in der vollen Feinheit und Intelligenz, mit konnte nie und der Schablonenmanier des Buch charakterisiert werden. Es ist ein interessantes und der Beachtung durchaus werthiges Buch. Ein durch Schlaff, Geschmack, es endlich ist nur vollendetes Gefühl in der Kunst zu erblicken ist, wird Gabriele Reuter gewiss erreichen.

Jakob Wassermann.

Die Ausstellung der Secession.

Es ist den Fahrn Dutzend ist der ausgeht ist Sammlung in Pfarrhäuser [illegible] ist im Ausgenblick [illegible] Ausstellung [illegible] Malerei [illegible] Ausstellung [illegible] Bildhauer [illegible] Ausstellung [illegible] Ausstellung [illegible] Ausstellung

das Vibrieren und die Weichheit, die ganze Morbidezza des Fleisches zu geben.

In anderen Werken kündigen sich die neuen Tendenzen an. Nicht Doppelgänger der Natur will die Porträtmalerei in greifbarer Körperlichkeit vor Augen stellen. Etwas Uebersinnliches, die Ahnung einer unbekannten Welt, aus der die Gestalten herkommen, soll den Betrachter umfangen. Eugène Carrières Werke: der kahle Satyrschädel des Verlaine, die Büste Rodins und der weiche Christuskopf Alphonse Daudets sind also nicht nur machtvolle Analysen complicierter Persönlichkeiten, auch von einem Hauch des Geisterhaften sind sie umwittert. Während Roll in seinen Acten das Hauptgewicht auf die farbige Erscheinung legt, geben die Fingeren uns der Linienumfassung des Körpers nach. Mit wolchem Eifer, zeigen die Acstudien Fernand Piets — ein Gegenstück gleichsam zu den hundert Ansichten, die Hokusai vom Berge Fuji zeichnete. Ueber die wichtige Rolle, die das Varieté im modernen Kunstschaffen spielt, wurde neuerdings viel geschrieben. Henri Riviéres „Schattenspiele mit Musikbegleitung" markieren deutlich den Punkt, wo das allerfeinste Aesthetenthum mit dem Varieté sich berührt. Für das Weibempfinden des 18. Jahrhunderts endlich sind Willettes Blätter sodann Documente. Namentlich das Gebiet, wovon Pierrot bei etwas Thränenschimmer abwendet, unsläglich Mitzendes, etwas von „Ja qui", den furchterlichen Lieder vom Mutterherzen, das Zweite Guitlert in so schaurigen Tonen singt.

Bei Gandara muß ich länger verweilen. Denn hier zeigt sich deutlich, wie die Kunst durch den Naturalismus hindurch zum großen Stil gelangte. Eine Höhe, zu deren Erklimmung es viele Jahrzehnte brauchte. „Modern" konnte die Malerei des neunzehnten Jahrhunderts erst dann werden, wenn es ihr gelang, das Wesen des modernen Menschen, den Charakter des modernen Costüms so auszuprägen, wie sich im Prado Spaniens Gestalten im Colleoni Verrocchios das Wesen des Quattrocento ausprägt. Dieser Versuch wurde in der ersten Hälfte des Jahrhunderts überhaupt nicht gemacht. Man hielt das moderne Costüm für unkünstlerisch, glaubte für Kunstwerke nur die Trachten früherer Jahrhunderte verwenden zu dürfen. Dann kamen die Genremaler und addierten kleine Beobachtungen, reproducierten das Nebensächliche, Anekdotische der Form. Schließlich verklärte sich die Naturcopie zu stilvoller Schönheit. Millet gab dem Bauer, Meunier dem Arbeiter einen großen königlichen Stil. Gandara gab der ersten einer hat den großen Stil dem Mann danen gesehen. Das ist nicht der trockene Realismus von Stevens, der photographische Abbilder der Wirklichkeit gibt. Auch nicht die sinntheistische Art Whistlers, der um den Stil zu erreichen alles ausgesprochen Moderne umgeht und das Costüm dem Velasquez-Stil nähert. Gandara zeigt das ganze Frouivon der modernen Toilette. Aber die Expressivkraft der Linie ist so groß, daß aus den Momentaufnahmen Monumentalbilder werden, das Individuelle sich zum Typischen erhebt. „Mutende Dame", „Dame mit der Cigarette" in unter „Blätter gräfin" sind der Unterschrift kleine Auch lauten: die Wollust der Müdigkeit, die Wollust der Träumerei. Gandara ist Meister im Andeuten leichten Crissen der entscheidenden Linie. Nur die „lebenden Punkte" gibt er. Mit einem Strich weiß er „hingestin" zu wisten. Ein Fled Roth, Blau oder Grün, irgendwo wie zufällig angebracht, macht aus der farblosen Zeichnung ein Bild.

Für das exotrische Empfinden der Gegenwart, für die Wandlung, die der Japonismus brachte, liefert Maurin die markantesten Beispiele. Bielle, wie die Frau mit dem Kind und das Mädchen am Tisch, sind Delicatessen für das Auge, ein Zaubertrank. Die lebhaftesten Farben stehen nebeneinander und verbinden sich zu delicatesen Accorden. Nirgends vulgäre Buntheit. Nichts Grelles und Schweres. Jeder Ton mit feinstem Takte gewählt. Selbst die Dunkle, die farbigen Radierungen und Lithographien wahren noch diesen feinen Schmelz. Drei Blätter namentlich — die badende Frau, die Frau am Spiegel und die Dame am Tisch — sind als Reproductionen ein Triumph moderner Technik. Braune Spiegelrahmen, rothe Lampenschirme, gelbe Kleider, blaue Wände, grüne Teppiche, rosa Pantoffelchen und nackte Weiberkörper klingen zu feinschmeckerisch wollüstigen Harmonien zusammen. Die ganze Kunst Japans in ihrem Esprit, ihrer schmeichelnden, tonenden Farbe, hier ist sie lebendig, nicht nachgeahmt, sondern frei transponiert von einem großen selbstständigen Meister. In einigen Bildern der Bacchantin und der Sphinx macht er die Farbe sogar zum psychologischen Symbol. Man beachte das Auge, mit dem dieses Weib ruhig, doch unverwandt das Weite schaut, diesen magerent und doch schönen, von dämonischer Kraft beseelten Körper. Diese Frau, die so ruhig scheint und gleichgiltig die Dinge des Lagers ist, der im nächsten Moment auf sein Opfer sich stürzt. Die Farbe steigert noch die satanische Wirkung. Ist es Orange, ist es Gelb oder Brandrothe? Es ist die Glut der Hölle, das verzehrende Feuer der Sünde. Die Etappen des Satanismus sind deutlich markiert. Hops, dessen „vice suprême" in der Ausstellung hängt. Das Damenvolkett mit dem Fächer, daneben der Herr, der seinen Kopf als Stutzen elaane unterm Arm hält — weist noch dem Text. Dem Anderweisen die Hauptrolle zu. Durch das, was er sagt, erreicht er die dämonische Wirkung. Beardsleyn ist feiner, macht durch Andeutungen, durch Zwinkern der Augen sich verständlich, weiß durch den Ausdruck eines Kopfes, durch das Zucken eines Mundes mehr auszusprechen, als Roys in langer Erzählung sagt. Maurin, noch weitergehend, hat das Satanische der Farbe entdeckt.

Daß am Ende der alten Jahrhunderte die „rigenden Verfallzeiter" auftreten, die Abenteurer der Linie, die mit den Stilen aller Zeiten und Zonen wie mit goldenen Bällen spielen, haben die Goncourts schon betont. In diese Gruppe gehört Grasset: ein Primitiver in der Art, wie er den weiblichen Körper studiert; von der seraphischen Hoheitzkeit mittelalterlicher Glasmaler in seinen Placaten: infantisch in dem unheimlichen Morphiumhaft. Doch Bonnet ist Meister in derjenigen, der mit Instrumente und einfachsten spielt! Wird ein Werk über die Kinderträumen vom Beginn des Jahrhunderts verlangt, so tritt er als Biedermaier, als japanischer Biedermaier auf. Den Illustrationen zu einem Buch über die Jungfrau von Orleans gibt er den Character mittelalterlicher Miniaturen, versetzt mit primitiven Farben und primitiven Linien in eine phantastisch abenteuerliche Ritterwelt. Seine Zeichnungen für Kinderbilderbücher scheinen aus dem Zeichenheft des kleinen Moritz zu stammen. Dann arbeitet er wieder in einem seltsamen Spätrenaissancestil, oder in der Art altdeutscher Holzschnitter. Streng affrisch-sagyptisch in seiner Salome, weiß er in der Nilsalonlegende oder in der Geschichte vom Müller und dem Esel ganz wunderbar den Schwindschen Märchenstil zu treffen. Protenartig taucht er in den verschiedensten Masken auf, bewegt sich im Gewand Ludwig Richters mit derselben Sicherheit wie in den Ostamaros. Viele, die aus ästhetischer Gourmandise auf alle Formen zurückgriffen, brachte unsere Epoche hervor. Doch als Verwandlungskünstler, als lächelnder Jongleur ist Mowet einzig in seiner Art.

(Ein Schlußcapitel folgt.)

Die Woche.

Politische Notizen.

Freut Euch! Wir haben endlich über die Ungarn einen Sieg errungen. Und noch dazu in der spießigen Cautenfrage. Die Ungarn machen seit drei Jahren jede Vereinbarung über die Quote unmöglich, weil sie, um nicht selbst das Opfern der Actualität scheu unter Bidean von den beiderseitigen Regierungen besprochenen Erhöhung der Quote auf 35 Procent auf sich zu laden, sich diese Erhöhung von der Krone auf ostroyieren lassen wollten. Lange wollte es unseren Leuten nicht gelingen, diesen Schwarzen Peter loszukommen. Schon seit ich es so an, als ob wir die Hoffnung auf das Zustandekommen einer aus der „freien Vereinbarung" der Parlamente hervorgegangenen Quote aufgeben müssten. Da kam dem österreichischen Quotenreferenten Herrn v. Jaworski gerade noch in letzter Stunde eine erleuchtete Idee. Der verschlagene Pole sagte sich: „Lassen wir die 35 Procent, die wir nicht durchsetzen können, die Quote an, die sie sich selbst wünschen, und sie können nicht mehr nein sagen." Und so bot er: 34·625 Procent. Aber — sonderbar! Die Ungarn bissen nicht an. Herr v. Jaworski hatte ihre Quotenmystik nicht errathen, und sie betrabt lehrten die österreichischen Deputierten nach Wien zurück. Nun Einer sich in Pardoyitz sinnen, das war der deutschfortschrittliche Abgeordnete Dr. Menger. Seiner fortschrittlichen Grundsätze jedoch ein gedenk, beschloß der grundgelehrte Mann, auf den von Herrn v. Jaworski mit Ungarnd-conservativ betretenen Wege trotzig weiter fortzuschreiten. Hatte Herr v. Jaworski schon ein gut Stück von den 35 Procent nachgelassen, so gab Herr Dr. Menger noch ein weiteres Stück nach. So, im Handel der Hundertstel- und Tausendstel Procente umherzappend, gerieth er endlich in die Nähe jenes Punktes, an dem die von den Ungarn selbst gewünschte Quote lag. Nun telegraphierte er nach Wien: „Es brandelt." Sofort hieben, wenn Menzgern Glaub und Autorität zu besitzen, die Quotenbruder herbei. Ihren vereinten Bemühungen gelang es nun, die ungarische Quote zu finden: 34·5. Sie hatten sie erraten. Nun konnten die Ungarn nicht länger widerstehen und erklärten sich im Quotenverbesserungsfall bereit. Baron's junge Mädl gerathen, hatten sie sich dem Dr. Menger hübsch artig gemacht. Da es aber alle Parlamentarier waren, blieb ihnen nichts übrig, als das Schlußprotokoll zu unterschreiben, wenn sie sich auch wie junge Mädel zum Schein ein wenig sträubten. Wie haben also gesiegt, und was uns am meisten dabei freut, ist der Umstand, daß man in dieser Zeit der Reaction unseren Sieg mehr dem conservativen Herrn v. Jaworski zu verdanken haben, weniger dem „fortschrittlichen" Deutschenvolksthelden des Dr. Menger. So sehe der Fortschritt!

*

Am Stelle eines werden wir in Zukunft zwei verschiedene Abiturientermine für den ungarischen Ausgleich haben. Die bedeutungsvolle Staatsurkunde haben nämlich mit gewohntem Scharfsinn bemerkt, daß eine Ausgleichsfrist im Oesterreich-Ungarn durchschnittlich zwei Jahre dauert. Die laut aber das nächste Jahrzehnt vorbereiten Ablaufstermine zu bieten, aus also die Ausgleichsfristen in Permanenz. Wenn eine seine aufhört, fangt schon die andere an. So gewinnen wir das wichtigste mit der Zeit an die Ausgleichsfristen. Und jedes Jahr verlieren so kurze Fristen, wenn man sich nur dran gewöhnt.

*

Aus der Audienz des Jungfernsohnfrauen: Er: Ich hab mal erzählen, daß jener Sohn des bekannten Prager Gebemeisters, wo an dessen der Jungfernsohn den Fuß amputiert. Er: Na, Standungen und Fürsten haben bombardieren, gar nicht von Ihr. Er: Na, wiederum verstummt, daß

Digitized by Google

vom neu ernannten Präsidenten des Prager Oberlandesgerichtes Herrn Janša. Und wer trägt die Verantwortung für die Ernennung des Herrn Janša? Die Herren Dr. Pacak und Dr. Kaizl, die unter Thun den verewigten Herrn v. Auber zur Ernennung des Herrn Janša bestimmt haben, um durch ihn ihre Sprachenverordnungspolitik bei den böhmischen Gerichten zu fördern. Jetzt gibt derselbe Herr Janša in der entgegengesetzten Politik selbst dem Dr. v. Bindinger noch einiges vor. Wirklich ein tüchtiger Beamter, den die Herren Dr. Pacak und Dr. Kaizl protegiert haben, der Herr Janša, kein „Italiener", wie Herr Dr. v. Bindinger, sondern ein Czeche.

* * *

Graf Palffy hat in seiner Audienz gesagt, er könne nicht im Namen seiner Clubgenossen vom Feudaladel sprechen, denn diese seien „selbständige Leute". Da sieht man, was für verschiedene Begriffe verschiedene Menschen mit denselben Worten verbinden. Für den communalen Bürger des 19. Jahrhunderts ist selbständig nur, wer von niemandem unabhängig ist. Für den Feudalgrafen ist schon selbständig, wer nur von einem anderen abhängig ist. Und da für die feudalen Clubgrafen der Fürst Georg Lobkowitz derjenige ist, dessen Ordre sie blind parieren müssen, so nennen sie sich allen anderen gegenüber „selbständig". So spricht man eben höchst feudal.

* * *

Um den Prof. Masaryk als von der Regierung gefaußt erscheinen zu lassen, ist jetzt plötzlich — „zu geeigneter Zeit", wie das fromme „Vaterland" sagt — von unbekannter Hand in die „Narodni Listy" die Nachricht gesetzt worden, daß Prof. Masaryk von der Regierung eine Personalzulage von 1000 fl. jährlich erhalten habe. Das ist richtig. Der Unbekannte verschweigt nur, daß diese Personalzulage dem Prof. Masaryk nicht jetzt, sondern schon lange vor seiner Potsdamer Broschüre von der Regierung verliehen worden ist. Nämlich in der glorreichen Aera des Finanzministers Dr. Kaizl, am 14. September 1899, wenige Tage vor dem Sturze des Cabinettes Thun. Dr. Kaizl hat vielleicht geglaubt, daß er durch diese schöne Handlung zu guterletzt den Prof. Masaryk auf die kommenden mageren Jahre der Oppositionsrolle für sich gewinnen werde. Wenn, dann hat er sich ihr gründlich und wird der „unbekannten Hand" sich stets nicht böse sein, welche die interessante Meldung von der Personalzulage ohne Zeitangabe „zu geeigneter Zeit" in die „Narodni Listy" gebracht hat.

* * *

Die neue jungczechische Obstruction muß der Führung des einstigen Leiters der jungczechischen Obstruction von 1893, des Herrn Dr. Kaizl, entbehren. Man sagt, Herrn Dr. Kaizl hindere seine amtliche Vergangenheit. Das stimmt nicht. Abgesehen davon, daß Herrn Dr. Kaizl seine Vergangenheit nie am Genuß der Gegenwart gehindert hat, hat er als Ermmister nichts zu vertreten, da das Einzige, was ihm von seiner Ministerschaft geblieben ist, die Pension, ihm niemand nehmen kann. Was ihn wirklich bindert, ist seine Zukunft. Tropdem er eine so bewegte Vergangenheit hinter sich hat, hofft er noch auf eine Zukunft — als Gouverneur der Tschernitschi-ungarischen Bank! Als aber die Jungczechen die bösen Miesen aufgießen, brachte — diesen Sonntag — die „Neue Freie Presse" wieder einen Bericht über das Gerücht von der unmittelbaren Ernennung des Herrn Dr. Kaizl. Momentan sieht Dr. Kaizl erstmal sich, daß er noch etwas werden will, und — läßt die Polizei obstruieren.

* * *

Volkswirtschaftliches.

Im Laufe der letzten Jahre haben wir uns wiederholt mit dem Verfolgungsconflict der Prag–Duxer Bahn Prioritäten beschäftigen müssen, welcher bekanntlich mit der an den Prioritätsobligationen in drei Instanzen verlorenen Rechtsverwahrung sein vorläufiges Ende fand. Nun ist ein zweiter gleichartiger Rechtsstreit anhängig und er scheint den gleichen nur noch gewaltsameren Verlauf zu nehmen. So wie die Prag–Duxer Bahn hat auch die Buschtiehrader Bahn angefordert, die Verfolgung über in convertiert gekehrenen „alten Prioritäten nach dem alten, bisher allgemein üblichen Modus durchzuführen, indem sie der letzten Meinung im Juli d. J. die convertierten Nummern aus der Urne entfernt hat, so daß sich die dem Verfolgungsplan entsprechende jährliche Tilgungsrate nicht mehr auf alle urkundlich constituierten noch unversorgten Titres verhielt, sondern nur auf die nunmehrigen gebliebenen Stücke. Für Lesbe davon ist, daß, entgegen dem Betrieb der Prag–Duxer Bahn, die Titres bis Ende 1924 bereits unerhoben vor Jahren tatsächlich verlost sein werden. Man war darauf vorbereitet, daß die in gleicher Situation mit der Prag–Duxer Bahn befindlichen Verwaltungen sich zu Beginn jener Aktion zusammensetzen und die von der Prag–Duxer Bahn eingeschlagene Verfolgungsweise adoptieren würden. Der Umstand, daß die Prag–Duxer Bahn mit diesem Rechtsstreit gegen das mit Thun von den Gerichten in Zitch gestellt, in Prag gestellt worden sind, gab den Verhältnissen den Schein der Analogie in vollem Maße. Man war eben wohl darauf vorbereitet, daß die Buschtiehrader Bahn sich ebenfalls auf den Standpunkt der Prag–Duxer Bahn stellen werde. Der Bericht über die Prag–Duxer Bahn [illegible] Verfolgungsplan [illegible] Verfolgungsplan [illegible] Verfolgungsplan

vielleicht ist ihre Kunst für diesen Boden zu fein. Sie besitzt sowohl schöne äußere, wie auch reiche, ausgebildete, künstlerische Mittel. Sie ist das interessanteste Mitglied des Währinger Theaters. Inszenierung und Regie dieser Vorstellung waren nach ältestem traditionellen Herkommen belegt.

*

Im Zanisch-Theater hat der Schwank „Die Löwenbraut“ von Schäfer-Perojini einen freundlichen Erfolg gehabt. Das Stück ist eine solide Theaterarbeit, fällt nicht aus der bekannten Art und kommt aus Berlin. Man lacht über manches zündende Wort, manche komische Situation, ohne sich hinterher darüber zu ärgern, wie es einem bekanntlich bei der hohen Sorte von „Schwänken“ ergeht. Es handelt sich um eine Löwenbändigerin, die moralische Väter, Bräutigame und Männer, die letzteren werden wollen, in ihre Netze zieht; dadurch ergeben sich die nöthigen Verwicklungen, die im letzten Akte mit leichtem, echtem Humor gelöst werden. — Beim neugebildeten Ensemble dieser Bühne stellte sich bereits ein günstiges Zusammenspiel ein. Von den einzelnen Darstellern fällt vor allem Herr Mauth auf; er hat einen sehr hübschen, natürlichen, gewandten, an Kramer erinnernden Sprechton, dazu gesellt sich eine discrete Lebhaftigkeit des Spieles. Eigenschaften, die sich in einer Umgebung von Unsterniglest und Bereitsertigkeit sehr überraschend auszeichnen. Gut hielten sich auch Fräulein Clemens — die freilich zur Thierbändigerin wenig mitbringt — und Herr Peya. M. H.

*

Es war ein unglücklicher Gedanke, die sogenannte symphonische Phantasie „Aus Italien“ von Richard Strauß im philharmonischen Concert aufzuführen. Ein zu langweiliger, gedankenarmer und mit seinen grellen Instrumenten bunte Lichter werfender Brei reiht sich an Nichtssagendes, nicht bei den Philharmonikern gehört zu haben. Drei lange Sätze hindurch wartet man vergebens auf den geringsten musikalischen Hundruf, immer drehen und winden sich die geschleiften Phrasen gewaltsam im Kreise herum, jeden Augenblick glaubt man, jetzt und jetzt müsse der große Gedanke kommen, zu dem alles Bisherige nur Vorbereitende Introduction war — alles vergebens, die Sätze schließen ab, bevor sie uns noch das Geringste gesagt haben. Endlich im vierten Satz erscheint ein Gedanke, wir trauen unseren Ohren nicht, es ist das unsäglich triviale und abgeleierte Furienlied-Auvicata. Ist denn den Philharmonikern wirklich nichts anderes eingefallen? Oder soll das besonders geistreich sein? Ich weiß im vorhinein, daß zur Rechtfertigung dieser „Anlehnung“ die Thatsache erwähnt werden wird, daß die Componisten aller Zeiten seit jeher Volksmelodien der verschiedensten Art in ihre Werke eingewebt, zum Theil — wie Lizst und Brahms — eine ganze Serie von Compositionen auf solchen Volksmelodien aufgebaut haben. Aber diese Künstler haben sich ihre musikalischen Urbilder sorgfältig aus bestehenden Volksmelodien ausgewählt, und haben nur das herausgenommen, was der Bearbeitung überhaupt wert war, was einen tunstlerischen Kern enthielt, der eine kunstvolle Schale verdiente. Das Traurige ist, daß Strauß diese Auswahl nicht verbunden hat, und doppelt traurig weil er vorher auch gezeigt hat, daß ihm die Kunst der selbständigen Gestaltung vollständig im Stich gelassen hat. Er hat also weder zur eigenen Production, noch zur Auswahl fremder Erfindung die nöthige Kraft besessen. Das Kunststück ist es jedoch immerhin, mit so wenig Intellect, so ist einen der Machtwerke dritten Ranges, wie sie für die Zingel Tangels zu Tausenden fabriciert werden, die aber das neapolitanische Volksleben ebenso wenig charakterisieren wie „Fischerin du kleine“ das deutsche, oder „Tarantarantara“ das englische. Man hat heuerzeit Wendelsohn vorgeworfen, daß er bei seinen Schilderungen des italienischen Volkslebens gleichsam in Handschuhen auf einem Balcon stehe und nur aus der Entfernung zusehe, während Berlioz bei solchen Anlässen mitten im Volk stehe. Von Strauß kann man etwas noch viel Schlimmeres sagen: man sieht, daß Volksleben musikalisch schildert, kann nimmt er sich nicht die Mühe, sich hinein zu versetzen. Er soll er sich einmal die Darstellung des Volkslebens in den Meisterringen ansehen, da ist alles eigene Erfindung, alles Kunst und doch alles so wahr und natürlich. Und dieser Mann hat sich im „Zarathustra“ erkühnen wollen, den musikalischen Fronter zu spielen. Dazu gehört ein anderer Kopf. Erst muß man in seiner Kunst das Nöthige wissen und können, bevor man über sie ein überlegenes Lächeln spielen lässt. Mit seinem letzten Machwerk hat Strauß bei mir jeden Respect verloren, und ich glaube, daß auch die Philharmoniker gut thun werden, sich vor seinen Compositionen in Acht zu nehmen, sonst könnte es geschehen, daß das Publicum nicht bloß, wie jetzt, davon läuft, wenn sie am Schluß des Programmes stehen, sondern lautlig gar nicht kommt, wenn sie zu Anfang spielt werden — Beethovens zweite Symphonie ertönt den guten Ruf des Concerts. Wie jung und wie modern nahm sich der alte Meister neben Strauß aus! Welche Kraft, welche Frische, welche Farbenpracht und welches Feuer von Gedanken! Wie ein Prophet der Zukunft stand der alte Bart hoven neben dem völligen Zusammenbruch der musikalischen Kraft der Gegenwart!

*

Endlich sind wir einem weiteren Kreise von Musikfreunden größere Bruchstücke von Wolfs „Corregidor“ zu hören gebracht worden. Sie haben den Componisten unzweifelhaftes Bühnentalent nach zwei Seiten hin in ein helles Licht gestellt. Einmal nach der schalkhaft humoristischen Seite hin, für welche die Scenen Pedros und des Corregidor ein treffendes Beispiel waren, wie es schon früher und neu Werke derselben deutlich bezeugt hat, das andremal durch den Ausdruck der Innigkeit und Wehmuthsseele wie er in dem Duett des Lucas mit Frasquita mit unvergleichlichem Zauber zu uns spricht. Der weit über das Durchschnittsmaß sich erhebende Text scheint die Inspirationen zu unterstützen. Und da sollte Wolf ein Opernwerk schaffen, welche sein Werk nicht wert sein, auf unserer Opernbühne aufgeführt zu werden? Meines Wissens ist ein künstlerisches Bedenken gegen das Werk gerade von competenter Seite, ich meine von der Operndirection aus, nicht ausgesprochen worden. Selbst Wolfs Feinde werden zugestehen müssen, daß sein „Corregidor“ mehr wert ist, als „Donna Diana“ oder „Die Kriegsgefangene“ und mindestens ebenvoviel als jede Novität der letzten drei Jahre. Und doch sollte ihm unsere Oper verschlossen bleiben? Ich kann mir nicht denken, daß das auf die Dauer möglich wäre, und hoffe noch immer, daß eine Ueberzeugung des Werkes zu einem günstigen Resultate führen wird. Nicht nur das Werk selbst, auch die Aufführung könnte geradezu bestrickt die theatralische Umgebung zu verlangen. Insbesondere Herr Pauli hat durch die drastische Art seiner Darstellung die Erinnerung an die Bühne nur zu deutlich wachgerufen. Dort tat gehe sein Vortrag auch freier wirken, als im Concertsaal, wo manche Partie zu grell herauskam. Ich weiß nicht wie Frau Bricht-Bullemann auf der Bühne wirken würde, aber im Concert hat sie entschieden den Vogel abgeschossen. Mit der echt künstlerischen Behandlung ihrer prächtigen Stimme und dem feselten, verinnerlichten Vortrag erwies sie sich als eine der hervorragendsten Interpretinnen der Wolf'schen Lieder sowohl, wie seiner Oper. In den ausserkornen Wolf-Sängern rechne ich auch Herrn Gärtner, dessen Liedervortrag sich das Publicum theilweise wiederholen ließ. Von dieser letzteren Oper, oder eigentlich Unsere würde ich in Zukunft bewoch rathen einen mäßigeren Gebrauch zu machen. Die zu häufigen Wiederholungen hören die Gesammtwirkung und ermüden vorzeitig das Publicum. A. W.

*

Im Oesterreichischen Museum hat Director Scala eine wiederum sehr verdienstliche dritte moderne Winterausstellung eröffnet. Die Richtung kennt man bereits. Der Minister konnte in seiner Rede von ihr sogar als einer behördlich acceptierten Sache sprechen. Aber freilich ist mit der „Richtung“ allein, heute da die Discussion um Grundsätze schon so gut wie abgeschlossen ist, nicht getan. Die absonderlich grelle Connotation der Weihnachtsausstellung ist, das wissen wir, nun endgiltig überwunden; zumal die mit dem Museum verbundene Kunstschule in die Hände des Künstlers Myrbach übergegangen ist. Was jetzt auf der Tagesordnung steht, ist die Frage nach der positiven Eingliederung. Die Frage demnach, wie das Museum seine Sammlungen, seine organischen Anschauungen zur Befriedigung aller unserer ästhetisch praktischen Bedürfnisse fähig ist. Die Antwort, welche die gegenwärtige Stunde der kunstgewerblichen Entwickelung darauf gibt, ist kein unmittelbar übergenügendes Ja. Man darf es auch billigerweise auch von dieser Ausstellung nicht verlangen. Man darf sich nicht einer Selbsttäuschung hingeben, die jetzt allerdings naheliegt. Man darf nicht in die Ausstellung treten und gewissermaßen die endgiltig logische Lösung eines Problems erwarten. Vor einem Jahre noch konnte uns das moderne Kunstgewerbe als etwas Einheitliches, Abgeschlossenes vor die Augen treten. Es hat sich seitdem keineswegs abgeschwächt, und auch unser Glaube nicht dem wir ihm entgegenbringen. Aber wir sind uns heute doch darüber klar, daß von einer Richtung im Sinne eines erlösenden neuen Gesammtstils nicht die Rede sein kann. Welches sind denn die Bestandteile, aus denen man im Museum den neuen „Stil“ schichten will? Ein Conglomerat von Resten gewerbliche Naturalismus mit seiner Forderung nach sachgemäßer Behandlung des Materials und der Form, Zweitens das englische Möbel als Resultat einer langen Entwicklung. Und drittens der neueste von Wanschen Ornament nachgebildeten „secessionistischen“ Linien. Nun, die Ausstellung hat auch heute einen allen Treten fest: am Naturalismus, soweit es die Wiener Sucht nach Nobleße gestattet; am englischen Möbel Sheraton, Chippendale und Morris, das in sehr guten Copien vorgeführt wird; und nothgedrungenermaßen auch an der Secessionsmode, der Herr Josef Hoffmann und Herr Ohlrich, specell des ersteren, doch schon bis zur Geträglichkeit gemästigt ist. Dazu treten noch die ausgezeichneten Copien der ausländischen Moderne, dauunter die besten Errungenschaften unserer Ausstellung: Glas à la Tiffany, Porzellan im Stil Kopenhagen u. s. w. Aber alles das zusammengenommen, kann keine einheitliche Gesammtwirkung kaum die Rede sein. Tausend Versuche gehen durcheinander, und Phantasie und Geschmack bleiben heute wie in letzten Jahre die treibenden Kräfte und verstandliches Maßstabe. Was zum Beispiel Rudolf Haumeister, der Wiener Kunstgewerbelehrer, der Abendschule an Einzelheiten vertreut, ist sehr ungleichmäßig. Ein patendes großes Geschmacksgenie verräth sich nicht, wie übrigens auch sonst nicht in allen Sälen zusammen genommen. Den Interieurs hafter sogar im Gegenheil sehr oft ein Zug von Aberladenheit oder Gespreiztheit und Raumgleichmäßigkeit an. Das einfache, gemütliche Zimmer ist heute noch ebenso wie vor einem Jahre nur durch Schönlhofer für ein Landhaus entworfen, wirkt es mit seiner derben, drap getonten Mauslamtrapete und seinen, bis auf Einzelheiten an den Möbeln, unverbrochenen Ecken sehr liebenswürdig. Es ermahnt nicht, wie viele andere Modelle, durch allzu feierne Einzelheiten und Linien — wenn es die Leute wollten anderen gerade selten lassen — eine wirklich neue, ruhige Gesammtform. Was in den übrigen Räumen zu loben ist, liegt mehr in den Einzelheiten. Von den Kupferreiberbeiten Klimts z. B. Stadlers und Stegls, den Holzmalereien Ohlrichs, den Lederarbeiten Hauptmanns und Bakalowits, auf die Architekturen nicht zu vergessen! — der Virtuose des letzteren wird man auch wirkliche, positive, unmittelbare Schönheitseindrücke empfangen. Und das ist ja doch wohl trotz aller „Richtung“ die entscheidende Hauptsache. Bandeweide, der Modernste und zugleich der Geschmackvollste, wird es bestätigen.

gb.

*

Man schreibt uns aus München: Die Literarische Gesellschaft eröffnete ihre Saison im Bürgersaal Theater mit einer Aufführung von Maeterlincks „Tod des Tintagiles“. Und deiter Lust des großen Bühnen behandelt wie keine Dichter „Literar“ und „Literatur“ das Drama von dem herzumbenden Tode. Traumartiger ist hetzenmöglichen Stimmungen. Der Schwestern des kleinen Tintagiles, die der mürrischen Königin das Kind vor dem Tode verschützen, ihn entreißen wollen. Die machtiger Steigerung begleitet diesen Kampf die Todesangst und das hergzerreißende Jammern des gequälten Kindes. — Die Aufführung schien denen sehr

Digitized by Google

zu geben, die Maeterlinck überhaupt von der Bühne verbannen wollen; denn die Stimmung, die den Dichter und seine Gestalten belebte, gieng nicht auf die Hörer über. Aber es bleibt abzuwarten, ob sich nicht ein Regisseur ersten Ranges finden wird, der die Dramen Maeterlincks als reproducierter Dichter zu stilisieren, den Dialog auf einen einzigen und doch vielfältig modulierten Grundton zu stimmen weiß. Dadurch gienge noch Meiningerthum, classisches Pathos und naturalistische Conversation schließlich durcheinander. — Dem Drama folgte eine dreiactige Komödie, sämmtlich als Schaulspiel bezeichnet, von Karl Rosner: „Tante Eben". Ohne dichterische Eigenart, verwandt mit den jungen Wiener Komödien, stellt das Stück die Lebenskreise des schaffenden Mannes in Gegensatz zur Stickluft einer angesaulten Bürgerfamilie, die immer noch genügend Macht besitzt, um mit Hilfe der Ehe Persönlichkeiten zu drücken oder lahmzulegen. Das Publicum ergötzte sich an der satirischen Charakterzeichnung und spendete dem jungen Autor durch wiederholten Hervorruf Dank und Ermuthigung zu einer wertvolleren Arbeit. **Kurt Martens.**

Bücher.

Politiker und Nationalökonomen. Herausgegeben von G. Schmoller und C. Hinge. I. Machiavelli. Von Richard Fester, Stuttgart, Fr. Fromanns Verlag (E. Hauff). 1899. 204 Seiten. Mk. 2·50.

Neben die Fromann'sche Bibliothek der Classiker der Philosophie tritt nun auch eine Bibliothek der Politiker und Nationalökonomen aus dem Verlage desselben Firma. Der erschienene erste Band bringt Machiavelli, für die nächsten Bände sind zunächst in Aussicht genommen: Gladstone, Adam Smith, Marx, Cromwell u. a. Es war ein glücklicher Griff, mit der Verlagsfirma, mit Machiavelli zu beginnen. Es war aber auch ein glücklicher Gedanke des Autors, sein Buch „dem Andenken des Fürsten Otto von Bismarck" zu widmen, denn so kennzeichnet er gleich von vornherein den Standpunkt, den er einnimmt. Fester ist ein Verehrer Machiavellis sowohl als des Fürsten Bismarck. Er stellt auch den Menschen Machiavelli Gerechtigkeit widerfahren und unterscheidet genau zwischen Machiavelli und dem Machiavellismus. Zu dem Zwecke stellt er fest, was bei Machiavelli: „eigenlich geschrieben steht" und „was aus dem Manne und den Dingen in der Feder eigentlich geraucht worden ist" und gelangt so zu dem Resultate: „Was wir Machiavellismus nennen, ist ein Symptom, eine Krankheit im Völkerleben. Seine Entdeckung. Während Machiavelli seine wissenschaftliche That kaum gedacht wurde, fand eine Raubübertragung des Namens statt, wurde Machiavelli zum personificierten Machiavellismus." S. 174. Fester schildert nun die Verkennung jener Machtmittel zu Savonarola, sein Verhältnis zu Cesare Borgia und zu den Medici und bietet uns eine überschtliche Analyse seiner Werke. Besonders sei in letzterer Hinsicht auf den Abschnitt, der der classischen Komödie die „Mandragola" gewidmet ist, hingewiesen. Nachdem Fester wiederholt und mit Nachdruck die Bedeutung Machiavellis für die Form und die Sprache des „einigen Italiens" betont, weist er in den Schlußworten wieder auf den Mann hin, dessen Andenken das Buch gewidmet ist und der Deutschlands Einigung gethanmacht hat. Mit vielen Schlußworten nimmt er auch Stellung zu dem, was man unter Machiavellismus zu verstehen pflegt: „Wie wollen sehr, daß es seiner machiavellistischen Künste bedarf, um die nationale Einigung gegen innere und äußere Feinde zu erringen und zu behaupten. Aber wir vergessen deshalb nicht, daß Machiavelli das, was uns zur Einigung verholfen sollte, zum erstenmal als nationales Postulat verlangt hat: ich meine den Fürsten, der einen gewissen Staatsinstinkt zu entdecken und auf die Dauer in ruhmvoller Beschränkenheit zu ertragen weiß." Der Gegensatz, der den Verfasser indes offenbar vorschwebt, ist nicht unsichwer zu erraten. **Max Burckhard.**

Politische Szenen. Karla Blackh. v. Suttner. Dresden-Leipzig. (Pierson). 1899. 2 Bände. 1. Band 240 Seiten. 2. Band 240 Seiten. Mk. 4·—.

Georg Herwegh, Arndt und Mannheimer sind der deutschen Nation feurige Meister in allerlei den politischen Leben. Doch ihre Stärke und dem Volke weniger Kleide und Brot, als „Wunschkinder oder „Lieblinge" und „Kinder" geworden. Hedwig wird in der Literatur des geschilderten Volkes, in der Geschichte und Politik, im öffentlichen Leben überhaupt nicht klar, als Weib gepriesen, besungen gelehrt und verhandelt. Eine Epoche war in ständiger Bewegung, seine Rede handelte und dachte in allen, die ihn hatten, das Feuer der Begeisterung an, seine Schriften und die Worte des intelligenten Geschen. Alle Fragen, welche unser Leben berühren, kommentiert er mit weiten Vorschlägen, alle sozialen und ethischen Bewegungen der Zeiten unterstreicher, wie am Verhältnis zum Staat und zu einzelnen Bevölkerungsschichten, über die Ehe, Erziehung, Frauenfrage, Arbeit zur Kunstwelt und Entwicklung, Freiheit der Meinungsäußerung, Freiheit in Presse und Kunst, Freiheit des Individuums, Unabhängigkeit der Gemeinde und Staat, Gleichheit vor Ehren und Rechten, Bildung und Zeitschriften, Gesetzgebung, Gesetzgebung, Gesetzgebung

schreitend zur verwickelten Bewegung der Einzelfigur endigt er im „Drama“ mit dem Entwurfe einer leidenschaftlich erregten Gruppe, deren lockeres Gefüge doch durch die Gesammtsilhouette die Raumeinheit empfinden lässt. Von der bitteren Resignation seiner früheren Werke ringt sich der Künstler im Schauen und Schaffen zur Erkenntnis der verborgenen Lebensweite durch. Seine Plastik, die im wachen Wirklichkeitssinn das höchste Lebensgefühl ausgeschöpft, führt ihn so zur Verherrlichung dieser „prachtvollen grossschreitenden Welt.“

Richard Dehmel spricht über Kunst und Persönlichkeit. Er fordert eine Künstlichkeit, die die persönliche Eigenart nicht als Selbstzweck und interessante Erscheinung auffassen und gregfabern lässt, sondern das Allgemeingefühl, den gemeinsamen Zusammenhang des Ichs mit dem Ganzen, die Weltseele, den Allgeist, wie er sich im Prisma des persönlich beschränkten Bewusstseins bricht. Je mächtiger sich dieses Ungewöhnlichkeitsgefühl, das Verlangen nach Ausgleich zwischen Selbstbewusstsein und Selbstvergessenheit, Thatgefühl und Allgefühl regt — bei es nun in religiöser, socialer oder terneller oder sonst einer Beziehung — um so mehr wächst auch die Lust der Schaffenden, vom Rausdruck beschränkten Selbstbewusstseins, vom naturalistischen und psychologischen Experiment sich zu überschauenden Zeit-, Welt- und Lebensanschauungen zu erheben.

Ueber Sascha Schneider als Monumentalmaler schreibt L. Volkmann in der „Kunst und Decoration“ vom October und zeigt, wie dieser aufänglich nur als Zeichner auftretende Künstler sich allmählich zu einer mit den stärksten Mitteln arbeitenden Anschauung entwickelt. Zunächst unter Klinger's Bann stehend, wird er in mehreren dekorativen Wandmalereien für Private schriftsicher reif, sich ans Fresco zu machen und im jüngsten Gericht in der Johannesstrche zu Cöln Meisen eine glänzende Probe seines monumentalen Empfindens abzulegen. Sendtig, der im 4. Heft der „Kunst für Alle“ Schneider's Leistungen würdigt, hebt dieses Werk hervor, hofft von einer Nachfolge des hier gegebenen Beispieles auch für das Staffeleibild die grössten Wirkungen. An die Stelle des jetzt überwiegenden Stimmungsbildes würden das zeichnerische Gefüge, der sprechende Umriss der Hauptmassen, die klare Vertheilung des Lichtes wie der Farben als bestimmende Elemente der Bildwirkung treten.

Meyer-Gräfe im 3. Heft der „Kunst für Alle“) bestimmt die Stellung Manets. Er vergleicht ihn mit Whistler, seinem Gegenpol in der modernen Malerei, und gelangt dazu, den Franzosen als den stärkeren, urtypischeren und grösseren von beiden hinzustellen. Manet geht von Goya, dem ersten modernen Impressionisten, aus, nach dem er den Pinsel, die nur nervösen Handschrift, zur Abbreviatur, zum Gestalten des momentanen Eindrucks nimmt, während ihn die weite Ueberlegenheit des Velasquez vor den Zugeständnissen seines Vorbildes bewahrt. Aber weder Velasquez noch Goya haben Manet gemacht, und nahezu Whistler nichts anderes als der genaue Fortleger der Bestrebung zu sein scheint. Bestand jetzt Manet mit seiner neuen künstlerischen Erkenntnis des Lichtes in den Farben und der skizzierenden Vereinfachung in der Darstellung ein entschiedener Abschnitt in der modernen Kunstgeschichte, Whistlers im Ton sich auflösende Malerei, wie sie bei ihm Schritt für Schritt zu verfolgen ist bei aller Feinheit des Stimmungsgehaltes doch ein Ende, während von Manet eine starke farbenfrohe Zukunft ausgeht, der die Zukunft gehört.

Im „Studio“ berichtet G. Moreno über zwei Radialsaugapparate, die in Paris de Chavannes in Paris und Hajnet haben. Die Einwirkung des staubfern vom Colorisseme des Centurschen Einflusses und den Farbenragout de Telacroix-Schule zu den ruhigen Weisen der großen Einfachheit der giottesken Monumentalmalerei.

Max Roberts schildert den Italiener Fragiacomo als melancholischen Poeten des spezifisch-italienischen Grau, als den Tonmeister sympathischer Dämmerungsmalerei par excellence, der sogar im Dunklen malt, wo andere nicht mehr sehen können, und der mit der feinsten Tonmalerei doch die Klarheit und Bestimmtheit aller Silhouetten und Formen verbindet.

„Technik der Kunst und Gewerbe“ bringt im 2. Theil des Novemberheftes den Arbeiten eines Berliner Goldschmieds, C. W. Werner, zu deren Abbildung H. Schliewmann einen erläuternden Text schrieb. Wenn von diesem die stilistische Bedeutung der Werner'schen Schmuckstücke und Vasen für das in dieser Hinsicht arme Deutschland betont wird, lässt sich nicht stimmen. Ohne des Nachlebt gedenken, das Dietz Broschen, Halsgehänge und Gürtelschlössen mit ihren gedrungen symmetrischen Formen und ihrer Betonung der Juwelen unendlich schwerfälliger, als französische und belgische Muster, wie sie etwa das vorige Heft der Mundaer „Decorativen Kunst“ brachte — ein zweiter Artikel behandelt sich mit den Arbeiten der Münchner Kunstgewerbeschule. Max Seliger, und dessen zeichnerischen Studien und dekorativen Cartons. Daneben Placate und Buchverzierden von Seitler u. a.

„Kunst und Kunsthandwerk“ bringt in Nr. 9 einen mit guten Abbildungen belegten Aufsatz über Carlos Grethe und Jan Mankerungs Kunstlerbund. Otto Julius Bierbaum Latour schreibt über moderne Tapeten mit Metallreliefen, die seit etwa zehn Jahren von Giesecke Wasser in Oelde Zum erzeugt werden. Die Fabrikation ist sehr kostspielig, da kaum ein Vorbild der Stoffe gänzlich und nahezu jedes Exemplar eine einzelnstehende Prozesse beim Brennen ist. Auch der Text enthält vielleicht mehr Bemerkung des künstlichen Reichtums der Farben, lässt aber doch die eigentlichen Art der Metalle des Gusses und die Vorzüge der Fabrik vermissen. Die beigegebenen Abbildungen sind farblos und lassen Lichtreflexe und eine metallische Materie.

Ein Aufsatz eingetroffen: Der Kunst Dr. Bruno Bucher und Jan Mankerungs Bilder und kleinen Abbildungen in Lichtdruck unterstützt, einen doch starken Anlauf an das Herz des Wiener Kunstpublikums. Reflexions Thatsachen und dessen künstlerische Ausgestaltung. Die drei Hauptmomente der Bildung

Zweck, Zwecke und Mittelmässige sind nicht zum Verbrechen, sondern Mittel entwerfen und gestaltet. Von den Zweckverbindungen mehrere haltbaren Zeitalter entwerfen in sich einfache Schaarte. Schaarte gibt Material, von dem das Handwerk belebende Stoffe nehmen darf, um sie seine Zwecke nicht oder weniger den Sinn an. Damit wird es möglich, Werkzeuge, die die Zweckheit für die besonderen anderen Namen und jenseits Wiener Handwerk, Musik und Kunst, und

Der Tod Georgs.

Von Richard Beer-Hofmann.

Fragment.

(Schluss.)

Und Paul verstand jetzt ihr Schweigen. An die abgefallenen Blätter mussie er denken, die im Herbst auf den Kieswegen der Gärten lagen. Braun und verdorrend rollten sich die, von beiden Rändern her, gegen die Mitte zusammen, abwechrend, als wollten sie von nichts mehr wissen. So schien die Sterbende alles von sich abzuweisen: sie wollte allein sein zum Sterben — ganz allein — wie man im Mutterleibe es war, ehe man geboren. Er trat an den Bettrand und strich liebkosend leicht über ihre Hand. Sie sah ihn an, dann schien sie verächtlich ihren Blick von ihm zu wenden. Wie ein Berringer kam es sich vor: um Unermessliches ging der Handel, und seine Bettelware sollte Wert für sie haben? Sie starb; von allem Lebendigen wusste sie weg — und mit kindischem Liebkosen wollte er sie trösten? Er empfand Scham. Was konnte er ihr sagen, was ihr nicht gleichgiltig erschiene? Dass er sie sehr lieb habe? Oder dass er die ganze Zeit her ihr treu gewesen sei? Das waren Dinge gut zum Reden, für Lente die leben, und geschäftig ihr Leben mit grossgezerrten kleinen Freuden und lächerlichem Jammer füllten, und noch viel Zeit hatten; hier sturb man — und Geschwätz war alles andere.

Er setzte sich in den weidengeflochtenen Stuhl. Wie das Gesicht aufstrahlte, sah sie ihn an. Mar und unbeschreiblich war ihr Blick: er schien die Augen vor ihm wieder, als sollte er sein Verbrechen: dass er am Leben blieb, und dass sie sterben musste. Mässlich und verächtlich war sein Schmerz; nur erbärmliches Mitleid mit sich selbst. Freilich blieb er allein zurück; aber eine reiche Welt voll wechselnder lebendiger Schauseit durften seine Augen noch viele, viele Tage sehen — und die ihren mussten jetzt erblinden; unter dahingeiunkenen erstarrenden Lidern würden sie nichts mehr sein, als eine gewölbte Fläche, glatt und eisig, und bald etwas, was, von Verwesung riesend, zerrann.

Er sah auf, denn er fühlte wie ihr Blick ihn lostieß, und von ihm weg sich wandte. Ueber die Dinge ringsum wanderten ihre Augen, und er, der da an ihrem Bette sass, schaute nur mit dazu. Nur eines von dem Vielen, wovon sie lassen musste, war er: nicht viel mehr als die rothen dustenden Nelken dort in der Schale, und der hohe Mohn der auf lichtgrünen schlanken Stielen in rother Glut zu ihr herüberleuchtete — und viel geringer als die heiße Sommersut die durchs Fenster zu ihr floss, und die Luft, die gut zu athmen war — so gut. Neidisch tastete ihr Blick über die Dinge an ihren Fingern und den tiefen geschnitzten Abendschrank an der Wand; das alles lebte so recht, aber es bemerkte noch sie. Ein unerhörtes Unrecht geschah ihr, während sehte eine Welt weiter, und sie allein musste sterben. Keines half ihr zum Leben, niemand starb mit ihr — und in ihren Augen war der hilflose Hass der Sterbenden gegen alles was lebte.

Er erfing ihr Schweigen nicht; er musste reden. Er hielt ihr die Schnur lichtvoller Bernsteinperlen hin: „Schau, das hab' ich dir mitgebracht!“ Abwehrend hob sie die Hand; ihre abgemagerten Finger waren roth von der Sonne durchleuchtet. Dann sah sie die Hand kraftlos herab, und die zu groß gewordenen Ringe glitten über Knorren von ihren Fingern und kollerten zu Boden; sie schien es nicht zu bemerken.

An ihren Augen sah er, dass sie mitsamt sich gegen das Fenster hin herdte, und auch er hörte jetzt wiederum Kinderstimmen. Sie kamen näher: er unterschied ein lautes Weinen. Es war das boshafte immer neu einsetzende Weinen eines Knaben, der andere damit strafen will. Darüber hin schwirrten andere Stimmen; bittende und höhe, die laut hinten. Er hörte das Schleifen von Füßen auf dem Kiesboden des Hofes, sah vor den Füßen der Kinder vor dem Fenster. Gestalt Bestürmende, die von den Knien herabgerissen waren, und nasse Schmutzbuhle mit meissingbeschlagenen klappen. Einer klopfte jetzt mit dem Fuß ans Fenster, dann schienen alle zu stehen und ein Zandrogen spritzte gegen die Scheiben. Paul war aufgestanden. Er sah den unruhigen Blick der Kranken. Ueber nur Kinder in den Garten kamen? Er glaubte sich zum Fenster und dunkle sah in die Nähe. Nun schrieen sie wiederzuminnen; er hörte ihre verzerrten schlechenden Töne. Jene unsinnige Angst befiel da sein — er sah ihre blaulichen Gesichter mit dem gellen Mies — und jetzt schrie es draußen auf — und sie waren da und preßten ihre grimmenden Gesichter an die Scheiben.

Einen Augenblick lang war sich er ihrer blodsichtigen Züge, verzerrt und unfertig wie die von Ungeborenen. Dann hatte er drehend die Faust gegen sie geballt und, vergessend dass das Glas sie von einander trennte, schlug er gegen sie los. Durch das Klirren der Scheiben und das Zwicken der Kinder gellte die Stimme der alten Wärterin: „Fehe — der Frau Minder!“ Er fand schwerathmend das Zimmer gehalten Faust schlug er voll Abscheu vor Gespenstern, und weiß rieselte das Blut herab. Der Lärm vor der Krankin war aufgerichtet: ihre Augen starrten weit auf ihn und entsetzt — sie hatte verstanden was die Wärterin

Digitized by Google

gerufen. Und Paul wollte zu ihr hin, aber er konnte nicht. Er hörte den Tropfenfall seines Blutes auf den Dielen, und seinen eigenen Athem, und den der Wärterin, und den der Sterbenden. Er wollte zu ihr hin, aber er konnte nicht vom Boden weg; die Wärterin wollte er anrufen — warum stand sie denn unthätig da — aber seine Stimme erstickte in seiner Kehle. Nur hinsehen mußte er. Rasch gieng der Athem der Sterbenden; nun schien er tiefer und feierlich langsam zu werden; einmal — — und noch einmal — — dann schob sie die Unterlippe verschämt vor und, tief den Athem schöpfend, blies sie ihn über ihre Lippen weg — — und sank nach vorne. Ihr Oberkörper glitt über den Bettrand und, überrollen von Haaren, schlug ihr Kopf dumpf auf den Boden auf. Paul schrie auf, aber er hörte seine Stimme nicht, sie erstickte in ihm; und nochmals schrie er, und nun fühlte er dass etwas riß. Seine eigene Stimme stieg gellend auf — — und er war wach. Schweratmend saß er in seinem Bett aufrecht.

Er wollte reden — aber zu wem? Er war ja so allein in seinem Zimmer wie vorher, als er einschlief. Von draußen fiel helles Mondlicht ins Zimmer; auf seiner Bettdecke lag schwarz der Schatten des Fensterkreuzes. Er konnte nicht lange geschlafen haben; gerade so lange, als der Schatten gebraucht, um von der Wand herab auf die Bettdecke zu gleiten. Er horchte; neben sich hörte er das Ticken seiner Uhr. Er legte sie sich hin ins Mondlicht; dreiviertelstens vorbei. Er erschrak; das war ja nicht möglich! Viertelstens hatte er noch vor dem Einschlafen schlagen gehört, und er war jetzt so wach, so ausgeschlafen! Er starrte auf den Schatten des Fensterkreuzes; an was erinnerte ihn der nur? Er dachte angestrengt nach — — jetzt hatte er es — — nein, jetzt war es wieder weit weg von ihm und schien immer tiefer zu versinken. Und mit einem Schlag war es wieder da: Auf mattblauer Seide der Schatten des Fensterkreuzes und, über die lichten viereckigen Felder und über die dunklen Stäbe hin verstreut Blumenbilder von tiefviolettem Mohn mit weißen verschlissenen Saum. Und eine schmale Hand mit weißen Fingern, traktles zu einer bettenden Geberde sich öffnend — — und Alles wußte er jetzt wieder. Das sie todt war, und dass er sie nie wieder sehen würde — — und er fühlte wie etwas sich in ihm löste, und er konnte aufschluchzen und endlich weinen.

Aber nein — — das war ja Wahnsinn; sie lebte ja; noch vor kaum drei Stunden war er ja da unten am Wasser ihr begegnet! Ja — — die lebte; aber die war ihm ja gleichgiltig. Nur ihre Züge hatte er der Andern geliehen, die gestorben war. Was wußte er denn von der Lebenden, und was war sie ihm? Ein paarmal, wenn er auf einer Bank am Wege saß, war sie an ihm vorübergeschritten, und ihr blasses Gesicht hatte ihn nachdenklich gemacht. Was gieng sie ihn an? Er kannte ihren Namen nicht; ob sie Eltern hatte, Geschwister, wohee sie kam — — nichts wußte er, und es war wertlos für ihn, es zu erfahren. Die, die gestorben war — — die liebte er.

Er neigte sich der Wand zu und preßte seine Stirne an die kalte Mauer. Wie gut das that; nun konnte er wieder denken. Was war denn geschehen? Also: Er war am Abend den Fluß entlang gegangen — — ja — aber vorher? — Vorher hatte er lange mit Georg geplaudert und war dann müde allein am Fenster gesessen — — Aber warum war er denn nur noch hinuntergegangen? — Ja — so war's: Der Doctor hatte ihn von der Straße her angerufen und mit ihm gesprochen; das hatte ihm den Schlaf vertrieben, und er war dann noch allein unten den Fluß entlang gegangen. Und dann? — Dann hatte er sich schlafen gelegt und hatte lebhaft geträumt — und jetzt war er wach — das war alles. Aber, wenn er nur geträumt hatte, warum war dann noch jetzt, da er noch war, dieser Schmerz in ihm? Als wäre ihm wirklich die gestorben, von der er geträumt. Die gab es ja doch gar nicht! Nach wie die Dinge des Traumes ihre Naturgesetzlichkeit verlieren, aufhören zu sein die Objekte schwinden. Jetzt schien schien alles so verhalten, und er wusste ein wenig nachdenken, wenn er sich an das Zimmer erinnern wollte, in dem er im Traum gewesen, dieser es hinab in das Mansardenzimmer gieng. Wie wunderbar doch der Traum dichtete! Er konnte ja gar kein Haus, das dem glich, von dem er geträumt hatte, und was war das doch nur ein Land mit grossen, und dem er bei seinen Streifereien des Nachts nie begegnet? Er hatte doch seine Streifereien gar nicht gekannt! Und er selbst war auch ein anderer gewesen; oder kannte er sich im Traume besser als im Wachen?

Er setzte sich auf dem Bettrand aufrecht. Er fühlte die kühle Nachtluft die durchs Fenster kam, und den Duft frisch gemähten Heu's von den Wegwiesen herüberring. Die Linden des Gartens drängten ihre Zweige hart ans Fenster, und ihr regungsloses Laub schien ein dichtes Gitter dunkler Herzen. Auch von den Bäumen da mußte er getrümmt haben — er fühlte es noch — aber er wußte nicht mehr, wo er sie in seinem Traum gesehen. Es schien ihm, als wäre der kurze Schlaf mit unendlich vielem erfüllt gewesen; nichts Gleichgiltiges hatte es da in seinem Leben gegeben. Keine leeren Stunden, die nur die Brücken zu erhoffen reicheren waren; und nichts das wertlos am Wege stand, und an dem man freund vorübergieng. Ihm hatten alle Dinge ihr Antlitz zugewandt — er konnte nicht an ihnen vorüber; um seinetwillen waren sie da, und ihr Schicksal vermochte er nicht von dem seinen zu lösen. Er stand auf und trat ans Fenster. Er stieß den zweiten Flügel auf, neigte sich über die Brüstung und sah hinaus. Dichte milchweiße Nebel hiengen über den Dächern und den Baumwipfeln. Auf der hölzernen Brücke lag der rothe Schein der Lampe, die zu Füßen des heiligen Johannes von Nepomuk brannte. Der Regen mußte die Traun geschwellt haben; stärker als sonst, klang ihr Rauschen an den Brückenpfeilern. Paul trat von dem Fenster fief in's Nebrdunnen. Er hörte, wie der dünne Strahl leise singend ins Wasserbecken rieselte, und dann wieder — vom kühlen Nachtwind zur Seite geweht — auf den Steinen ringsum auffiel und zerspritzte. Voll feuchter Frische war die Luft; er trank sie mehr als er sie athmete. Ueber die Gipfel der dunkeln Berge weg glitten weiße Wolken, und in den Thälern lagen feuchte Nebel gebettet und wiesen den Weg, den das Wasser hinaus in stacheres Land fief. Wie aus tenfelvien verspierten Räumen entwichen, fühlte er sich: die Unruhe und Ueberfülle des Traumes ängstigte ihn nicht mehr; Raum war hier und freie Luft.

Er trat vom Fenster zurück und setzte sich auf den Rand des Bettes. Er hörte das tiefe Athmen Georgs, der im Nebenzimmer schlief. Er wandte sich und schüttelte die Polster locker; dann legte er sich nieder und erwartete den Schlaf.

An nichts mehr wollte er denken; nur ans Einschlafen. Er sah auf seine Hände, die vor ihm im Mondlicht auf der Bettdecke lagen. Ueber die Gelenke fief der schwarze Schatten des Fensterkreuzes. Er schloß die Augen und fühlte, wie seine Glieder wehrlos wurden und sein Kopf langsam nach vorne glitt. Aufgeschreckt warf er den Kopf zurück; er hatte an ihre armen mageren Hände gedacht, von denen die Ringe herabfielen; nie mehr würde er sie sehen. Aber er ward wieder ruhig; es gab ja Keine, die er geliebt hatte und die gestorben war. Das war nur ein Traum gewesen, und der war zu Ende; jetzt war er wach — ganz wach — — — Er schlief.

Berichtigung.

In dem Aufsatze „Der Aberglaube des Ritualmordes im Lichte des Prozesses Hilsner“ auf Seite 96 des letzten Heftes, 1. Spalte im vorletzten Absatz, soll statt 19. September 24. April stehen. Es enthält somit die erste Hälfte des nächstfolgenden Satzes „Ich werde — beweistraftig ist“.

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Tafelwasser Heilwasser

Rondorfer bester natürlicher alcal. **SAUERBRUNN**

Filiale: Wien, IX. Kolingasse 4.

Ball-Seide 45 kr.

bis fl. 11.65 per Meter ab

meinen eigenen Fabriken

ganz **schwarze, weiße** und **farbige „Henneberg-Seide“** von **45 kr.** bis **fl. 11.65** per Meter — gut, gestreift, carriert, gemustert, Damaste ꝛc. (ca. 240 verschiedene Qualitäten, Dessins ꝛc.)

Zu Roben und Blousen

ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus.

Muster umgehend.

Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Die Zeit.

XXI. Band. Wien, den 2. December 1899. Nummer 270.

Die selbständigen Leute.

Als jüngst, auf eine unglückselige Eingebung des Ministeriums Clary, die Parteiführer des Abgeordnetenhauses vor dem Kaiser erschienen, gab jeder von ihnen auf die ihm gestellten Fragen namens seiner Partei klaren Bescheid. Nur einer nicht. Das war der Obmann des Clubs der conservativen Großgrundbesitzer, Graf Palffy. Als ob er nur um seiner werten Person willen in die Hofburg bemüht worden wäre, erklärte der Vertreter des böhmischen Feudaladels — wie übereinstimmende Berichte melden — dass er die Bewilligung der vom Kaiser mit Einsetzung seines eigenen Einflusses befürworteten Regierungsvorlagen nur für seine Person versprechen könne, nicht aber für die übrigen Mitglieder seines Clubs, denn diese seien „selbständige Leute". Die Leute vom böhmischen Feudaladel haben denn auch bald ihre Selbständigkeit an den Tag gelegt. Zunächst liefen sie wohl eine karg bemessene Respectvisite verstreichen, in der der Graf Palffy mit dem Jungezechenführer Dr. Engel eine thränenreiche Abschiedskomödie aufführte. Nach wenigen Tagen aber schon fand die freudige Wiedervereinigung statt. Der treibende Geist des conservativen Großgrundbesitzerclubs, Prinz Friedrich Schwarzenberg, der Schwager des Grafen Franz Thun und Rächer der staatsmännischen Familienehre derer von Schwarzenberg im männlichen und im weiblichen Stamm, erschien in Begleitung eines Clubsatellits, des Grafen Egerin, im Jungezechenclub, wo die vollständige Uebereinstimmung der beiden Clubs auf oppositioneller Grundlage festgestellt wurde. Was Graf Palffy dem Kaiser gesagt, hat sich auf diese Art bewahrheitet. Die Mitglieder des böhmischen Feudaladels haben sich dem Hof gegenüber als selbständige Leute erwiesen.

Diese bemerkenswerte Thatsache ist nach verschiedenen Richtungen hin lehrreich. Der schon längst hochgradig altersschwachen Theorie von den „Staatsparteien", die jedem vom Kaiser ernannten Ministerium die sogenannten „Staatsnothwendigkeiten", das ist alle zur vegetativen Erhaltung der Regierung nothwendigen Mittel bewilligen müssen, wird durch die gerade in diesem Punkt gegenüber dem Ministerium Clary bethätigte Selbständigkeit der böhmischen Feudalherren der Todesstoß versetzt. Wenn nun schon jetzt die sogenannten historischen Stützen des Thrones sich das Recht vorbehalten, einem ihnen aus irgend einem Grund missliebigen Ministerium das Budgetprovisorium zu verweigern, wird es wohl in Zukunft kein Führer einer Volkspartei wagen dürfen, wie Plener, Chlumecky und Consorten es so lange mit der Vereinigten Linken des früheren Parlaments gethan, seinen mehr oder weniger corrupten Servilismus durch Rücksichten auf den Staat zu bemänteln. Was dem böhmischen Feudaladel heute beim Budgetprovisorium recht ist, muss umso sicherer den Volksparteien bei irgend welchen anderen „Staatsnothwendigkeiten", beim Recrutencontingent, bei Staatsverträgen, auch beim ungarischen Ausgleich und bei der Judenmissernung verfassungswidriger Nothartikeln billig sein. Bei der Abstimmung über Regierungsvorlagen haben nicht mehr die russischen Rücksichten auf den abstracten Staat, sondern nur die praktischen Rücksichten auf das concrete Parteiprogramm und das concrete Ministerium für jede Partei den Ausschlag zu geben. Was man dem einen Ministerium bewilligt, kann man dem anderen verlagen und umgekehrt. Denn kein einzelnes Ministerium ist eine Staatsnothwendigkeit, und keine Staatsnothwendigkeit ist mit einem einzelnen Ministerium verknüpft. Kommt die Bewilligung einer Staatsnothwendigkeit im Parlamente nicht zustande, so ist nicht der Staat in Gefahr, sondern nur das contierende Ministerium. Durch seine Entlassung muss dann die seinerzeitige Verknüpfung der Staatsmit den Ministeriumerressen gelöst werden, und durch Einsetzung eines neuen Ministeriums eine parlamentsfähigere Verknüpfung versucht werden. Das ist schon längst die Praxis aller freien Parlamente. Doch ist sie bei uns lange Zeit durch die absolutistischen Staatsfetischismen der principiellen Zaiger verdunkelt worden. Die selbständigen Leute vom feudalen Hochadel haben durch ihr jüngstes Reim zu ihrer Aufstellung einen durch die handelnden Persönlichkeiten sehr wertvollen Beitrag geliefert.

Aber auch noch einer anderen Richtung hin ist die Selbständigkeit der böhmischen Cavaliere sehr lehrreich. Wenn unsere parlamentarischen Körperschaften in Oesterreich an der beispiellosen Complicierttheit ihrer Wahlrechte leiden, so ist zum allergrößten Theil der Großgrundbesitz daran schuld, dessen Wahlprivilegien seit Beginn des constitutionellen Lebens in Oesterreich alle Wahlordnungen des Reichsraths und sämmtlicher Landtage verunstalten. Noch heute, nach der Badeni'schen Wahlreform, hat der Großgrundbesitz — in zwei Clans, den der Conservativen und den der Verfassungstreuen, getheilt — 85 von den 425 Reichsraths-Mandaten inne, ein Fünftel. Im böhmischen, im mährischen, zu ziemlich in allen Landtagen nimmt er ungefähr ein Drittel der Sitze ein. Auf diesen Wahlprivilegien beruht zum großen Theil die erdrückende Macht des Großgrundbesitzes und ganz besonders des Feudaladels, und die beispiellose politische Unfähigkeit des österreichischen Adels ist wieder eine der Hauptursachen des Unglücks dieses Landes. Für diese Privilegien gibt es keine theoretische, keine praktische Rechtfertigung, die vor einer gemeinnützigen Betrachtung politischer Dinge Stand halten könnte. Es gibt dafür nur eine höfische Rechtfertigung. Als Schmerling 1861 diese Wahlprivilegien der Großgrundbesitzer einführte und alle Welt sich über den heillosen Widersinn seiner Wahlordnungen wunderte, gab es auch schon keine andere Rechtfertigung dafür. Man traute dem Volk, auch dem durch den Census gesiebten, nicht. Deswegen wurde zur Beruhigung des Hofes in jede der Volksvertretungen ein festes Contingent von großgrundbesitzenden Adelsparteilern hineingesetzt, durch welche, da man damals die Adelsparteien als unbedingte Hofparteien ansah, die Krone vor einer Majorisierung durch Volksparteien geschützt werden sollte. Die Großgrundbesitzerurie sollte das „Zünglein an der Wage in der Hand der Krone sein, das in jedem Fall zu ihren Gunsten den Ausschlag geben sollte.

Die Selbständigkeit, welche nun auch die Herren vom conservativen Großgrundbesitz in diesen Tagen gegenüber höfischen Wünschen zu bethätigen begonnen haben, raubt den Wahlprivilegien des Großgrundbesitzes auch ihre höfische Rechtfertigung. Die conservativen Großgrundbesitzer sind, trotz ihrer geringen Zahl, vermöge ihrer Verbindungen mit den Clericalismus, dem Schlachtzizentthum und dem verkalkelten Jungezechenthum, in der That noch immer das Zünglein an der Wage, aber in der Hand einiger weniger Familien, die solcherart die Majorisierung im Abgeordnetenhaus und in den Landtagen lenken und zu ihren ehrsüchtigen Zwecken ausnützen. Der einzige Punkt ihres wahren Programms lautet: „Einer von uns muss jederzeit Oesterreich regieren." Ein Ministerium, das diesem Personalprogramm entspricht, unterstützen sie, jedes andere weisen sie, und wenn es sein muss, wie sie sich neuestens zeigt, auch durch die blanke Verweigerung der Staatsnothwendigkeiten. Das ist der Geist, in dem sie jetzt den Parlamentarismus erfassen. Wenn die Krone wirklich, wie es seit einigen Wochen heißt, den Willen hat, die Wiederkehr einer Mißregierung à la Thun zu verhüten, so ist der böhmische Feudaladel das härteste Hindernis, das sie dabei zu überwinden hat. Als Kampfobject ist das Ministerium Clary mit seinen Staatsnothwendigkeiten erklärt. Die wahren Kämpfer und ihre Position sind inzwischen durch die selbständigen Leute vom conservativen Großgrundbesitz der Welt enthüllt worden. K.

Nationaler Socialismus.

Von Placer o. D. Fr. Naumann (Berlin).

Oesterreichische Bekannte wünschen von mir eine Art Personalbekenntnis über meine Stellung innerhalb der deutschen Politik. Wenn das heißen soll: innerhalb des Reichstages, so kann ich wenig sagen, denn wieder ich, noch irgend einer meiner nationalsocialen Parteifreunde hatte das Glück, bei der letzten Reichstagswahl einen Sitz zu erobern. Wir bekamen zusammen 27.000 Stimmen, viel oder wenig, je nachdem man von einer politischen Gruppe, die damals einenhalb Jahre alt war, kleine oder große Erfolge erwartet, aber wir kamen nirgends in die Stichwahl. Infolge dessen sind wir bis zur nächsten Wahl genöthigt, eine allgemeine Gesinnungspropaganda weiter fortzuführen. Wir denken aber nicht daran, uns dauernd mit der Rolle einer Zahlengesellschaft oder etwas ähnlichem zu begnügen, sondern hatten sein im Auge, das der „nationalsociale Verein" ein politischer Verein ist, der Einwirkung auf die Umge

Digitized by Google

staltung der Parteiverhältnisse erstrebt. Schon daraus folgt, dass unser Verein eine speciell reichsdeutsche Erscheinung ist, denn Politik im engeren Sinne des Wortes lässt sich nur innerhalb bestimmter Staatsgebilde treiben. Ich würde sehr gut begreifen, wenn die internationale Haltung der deutschen Socialdemokratie den Freunden in Oesterreich leichter verständlich sein sollte als der speciell auf Reichsverhältnisse zugeschnittene nationale Socialismus.

Wir sind Socialisten, indem wir der Ueberzeugung sind, dass die zukünftige Politik Deutschlands von der Arbeiterklasse getragen werden muss. Es beruht diese Ueberzeugung auf folgenden Verhältnissen: bei der stark wachsenden Bevölkerungszahl sind wir zu industrieller Entwicklung genöthigt. Jedes Jahr bringt uns jetzt 800.000 neue Menschen. Dazu ist im gegenwärtigen Zeitpunkt der Geschäftsgang so günstig, dass wir noch viele Tausende von Arbeitslosen hinzuziehen. Der industrielle Aufschwung der letzten 10 Jahre ist stummerregend. Je mehr Maschinen aufgestellt werden, desto mehr industrielle Lohnarbeiter werden beschäftigt. Schon jetzt übertrifft das Industriewohl das Landwirtschaftswohl. Landwirtschaftlich beschäftigt waren bei der letzten Berufszählung im Jahre 1895 nur noch 35 Procent der Bevölkerung, in Industrie und Gewerbe thätig waren 39 Procent. Es wird nicht lange dauern, so ist der landwirtschaftliche Theil des Volkes nicht mehr 30 Procent. Und auch die Landwirtschaft wird in das industrielle Interesse hineingezogen, zwar nicht in allen Provinzen, aber überall dort, wo Bauern mit Industriebevölkerung gemischt wohnen. Diese Bauern sind stärker am Wohlergehen der Industrie betheiligt als an den Schwankungen des Weltmarktpreises für Getreide. Das alte, agrarische Deutschland ist im Begriffe, sich schlafen zu legen, aber das neue, industrielle Deutschland hat seine politische Form noch nicht gefunden. Ueber ein Volk, dessen Lebensinteressen mit jedem Jahr mehr industriell werden, herrscht noch immer eine agrarische Aristokratie. Das ist unser Conflict, darin liegt unsere Noth, von der aus bestimmt sich unsere Auffassung des Socialismus.

Die deutsche Socialdemokratie hat bis jetzt, officiell wenigstens, die alten Formeln des Marxismus in Gebrauch, Formeln, deren aufwendende agitatorische Kraft ich keineswegs bestreite. Sie stellte sich als revolutionäre Socialdemokratie der ganzen alten Gesellschaft gegenüber. Da sie nun aber in Wirklichkeit nicht Revolution machen kann, da sie nicht imstande ist, die alte Gesellschaft aus den Angeln zu heben, so geräth sie in eine unklare Zwischenlage, in der sie alle Formeln weiterschleppt und doch genügen zu können. Sie hat sich nicht entschließen können, auf dem Boden des vorhandenen Staates sich als socialistisch-demokratische Reformpartei zu erklären. Noch immer behält sie das Wort „revolutionär", wenngleich in der Auslegung, dass Revolution soviel wie Evolution sei. Keineswegs ist sie bis jetzt bereit, die parteipolitische Führung des neuen industriellen Deutschland zu erstreben, eine große nationale Demokratie, eine deutschvaterländische Linie industriellen Charakters. Dass sie aber diesen Weg einmal gehen muss, ist unsere aus den stetigen thatsächlichen Erscheinungen abgeleitete Ueberzeugung. Als Nationalsociale wollen wir dazu Vorbereitung treffen, indem wir die Einheit der beiden Gedanken national und social unermüdlich verkündigen.

Im Wort „national" liegt für mich und meine Freunde die neue reichsdeutsche Weltmachtsidee. Diese Weltmachtsidee ist uns Voraussetzung allen socialen Fortschrittes. Was heißt nämlich Socialismus in materieller, wirthschaftlicher Hinsicht? Er heißt: mehr Nahrung, Kleidung, Wohnung, mehr Behaglichkeit für das arbeitende Volk! Nun ist gerade jetzt heute der deutsche Boden in seiner Hinsicht den Bedürfnissen seiner jetzigen Bevölkerung. Wir haben nicht Brot, Fleisch, Holz, Wolle, Baumwolle, Petroleum, Reis u. s. w. genug, um die heutigen Bedürfnisse zu befriedigen. Unser Import beträgt jährlich 13 Milliarden Mark, wovon 3·5 Milliarden Mittelbedürfnisse und Rohstoffe sind. Verkürzung des Imports bedeutet für uns Mangel an den elementarsten Lebensbedingungen. Schon um des Steigens der Volksmittel willen müssen wir mehr Zuschuss haben. Wollen wir aber auch auf dem Gebiete der Lebensmittel der Masse, die wissen wir noch viel mehr Stoffe vom Ausland beziehen als heute. Socialismus ist praktisch gleichbedeutend mit Export. Export aber kaufen wir uns nur durch Export. Als Socialisten müssen wir bei der handelspolitischen Lage Deutschlands eine energische Ausdehnungspolitik treiben. Socialismus, der das nicht thut, ist platte Theorie. Er redet von besserer Vertheilung ohne das Problem der Vermehrung zu erfassen. Praktischer Socialismus muss sich deutlich die Frage vorlegen: woher genommen wird die Arbeit, die die Masse braucht, um gesund und menschenwürdig leben zu können? Von da aus beurtheilt man unsere Stellung zur Socialpolitik. Man hat deutlich die Frage vorgelegt: woher genommen wird die Arbeit, die die Masse braucht, um gesund und menschenwürdig leben zu können? Von da aus beurtheilt man unsere Stellung zur Socialpolitik. Man hat uns Agrarsocialisten vorgeworfen, wir seien Socialisten, weil wir „Mittelstandspolitik" betrieben. Das ist [illegible] Wir [illegible] Socialpolitik [illegible] auf [illegible] Wir [illegible] Socialismus [illegible] Arbeit [illegible] Wir [illegible] Socialismus [illegible] Arbeit [illegible] Wir [illegible] Socialismus [illegible] Arbeit

Szczepanowski. Der eine wollte durch die schöne Ausstellung den Ruf „des besten Administrators“ in Oesterreich erlangen, für den andern war dieses industrielle Fest eine theilweise Verkörperung seiner Träume von der Entwickelung der heimischen Industrie. Nach kaum fünf Jahren sind diese beiden Männer als Bankerottirer auf die Anklagebank gerathen: Badeni als Staatsverbrecher, der Industrielle Szczepanowski als insolventer Betrüger! Beider Tendenzen und Wege waren voll innerer Unwahrheit, beide waren mit glänzendem Schein zufrieden und beide haben viel Unglück über Galizien gebracht.

Diese Parallele wäre trotz alledem eine blutige persönliche Beleidigung für Szczepanowski, wenn wir auch die Beweggründe beider Männer nicht näher prüften. Während bei Badeni die Herrschsucht und das Streben nach der höchsten Macht sich mit dem frivolen Cynismus eines Pferdehändlers paarte, ist die hagere Gestalt des Szczepanowski eher der eines industriellen Don Quichotte ähnlich, der mit zerschlagenen Gliedern darniederliegt, von vielen scheinbieder Sancho Pansa's umgeben.

Als ein gewesener untergeordneter Beamter in dem englischen Colonialamte kam Szczepanowski vor ungefähr zwanzig Jahren nach Galizien. In der letzten Gerichtsverhandlung in Lemberg schilderte er wahrheitsgetreu seinen leitherigen Lebenslauf, und wir wollen hier diese merkwürdige und interessante Lebensgeschichte nicht wiederholen. Nur soviel ist aus seinen eigenen Worten klar, dass er weder ein Industrieller, noch ein Kaufmann war, noch auch irgendwelches nennenswerte Vermögen besaß. Bei jedem seiner Schritte wurde er über's Ohr gehauen, zahlte unmäßige Zinsen von den sich immer mehr häufenden Anlehen, übernahm die wahnsinnigsten Verträge und Verpflichtungen und umgab sich dabei mit der Aureole des Prophetenthums. Er war kein gewöhnlicher Industrieller, der in seinen Geschäftsbüchern zu leben versteht, der sein „Soll und Haben“ in jedem Augenblicke beherrscht: nein — ein Apostel der Industrie, ein Prophet, der in dem heiß erlebten Capitalismus die Rettung und Regenerierung seines Volkes sieht, ein inspirierter Prediger des goldenen Regens, wodurch die galizische Wüste sich beleben werde . . . Das alles eher, nur kein Organisator, kein Industrieller, kein Kaufmann!

Und nur in Galizien konnte Szczepanowski einen so großen Enthusiasmus für seine Gründungen erwecken; nur hier, wo jede Maschine als „patriotischer Pionnier“ angesehen wird, wo die moderne große Industrie für die große Masse des Volkes etwas Geheimnisvolles, riesige Reichthümer Bringendes bedeutet. So viele Jahre konnte man davon nur träumen, und nun kam der geniale „Ingenieur“ (obwohl ihm eigentlich dieser Titel nicht gebürte und auch von ihm selbst nicht gebraucht wurde) Szczepanowski und klampfte aus dem dürftigen Boden des Bestehen die Petroleumschiste heraus! . . . In einem industriell zurückstehenden Lande wäre nicht sofort als „guter patriot“ ausgeschrieen worden, hätte aber dort auch nicht 18 Procent Zinsen von gelehenen Capitalien zahlen müssen und würde vielleicht kein Bankerotteur geworden sein. In Galizien ist es anders. Die dortigen ländlichen Magnaten, wie zum Beispiel Graf Andreas Potocki, halten lieber ihr Geld in der Bank von England zu zwei Procent, oder treiben Hypothekenwucher, als dass sie für „geniale“, aber riskante Unternehmungen im Lande selbst etwas beizahlen. Diese Herren bewahrten auch vollkommen kaltes Blut dem „Patrioten“ Szczepanowski und seinen Plänen gegenüber.

Seine Grundanschauungen bilden ein nebelhaftes Gemisch von englischem Manchesterthum und polnischer Phraseologie, die der realen Verhältnisse, in denen die wichtigsten Volksschichten aufwachsen, gar nicht berücksichtigt: sein politisches Auftreten war in einigen wichtigen Stadien einfach eines Reformators unwürdig, so z. B. als er im Jahre 1891 als Regierungscandidat in Lemberg eine sehr zweifelhafte Rolle spielte oder im Jahre 1893 den Ausnahmszustand befürwortete. Als Abgeordneter wurde er zuerst von dem Großgrundbesitz, dann von den Bayonsauer Grubenbesitzern und schließlich von der Lemberger Handelskammer auf den Schild gehoben, was gewiss nicht zu seinem „Apostelthum“ passte . . . In Lemberg wurde er von dem alten Demokraten Dr. Lewakowski im Wahlkampfe, trotz der eifrigen Unterstützung der Regierung, geschlagen. Seine wohlbahlten, obwohl von wahrem Pathos getragenen Reden wurden von der städtischen Kleinbourgeoisie gar nicht verstanden; man umgab trotzdem seinen Namen mit einer Glorziole, einmal als den eines sehr reichen Mannes, und schließlich — eines Apostels. Niemand wusste, dass diese glänzenden Industrieunternehmungen in den Gebirgen der galizischen Sparcasse ihre einzige Sicherung besaßen, niemand ahnte, dass bereits einige Millionen verloren gegangen waren, ehe die Pläne Szczepanowskis einen realen Erfolg aufweisen konnten. Classisch geradezu ist nach seinem eigenen Anklagen aus dem letzten Processe die Geschichte der Entdeckung des Naphthagewerkes in Mraznu und Dzurow. Gewissenlose technische Beamte des Szczepanowski haben ihn in dem Wahne erhalten, die Naphthaquelle sei zwei Meter tief. Auf diese Berichte hin wurden von der Sparcasse drei Millionen Gulden hinausgeworfen, um schließlich zu der bitteren Wahrnehmung zu gelangen, dass die Schichte der Kohle kaum 60 Centimeter tief ist, und dass das unterirdische Wasser die Ausbeutung äußerst kostspielig macht. Für diese drei Millionen entschädigte sich die jetzige Sparcasseverwaltung durch den Verkauf von Mraznu und Dzurow um fünfundfünfzigtausend Gulden! Aehnliche „glänzende“ Geschäfte machte Szczepanowski mit einer Fässerfabrik in Ungarn und mit Schodnica. Hunderttausende giengen verloren, ohne dass irgendwelche Fässer produciert worden wären und Schodnica wurde an die Anglobank verkauft, genau in dem Augenblicke, wo es fünfmal so viel wert war, als der Kaufpreis betrug, den Szczepanowski dafür bekam.

Und in dieser letzten Transaction liegt sozusagen der Gipfelpunkt der Szczepanowski'schen Tragödie. Wir wollen deshalb bei diesem Punkte länger verweilen und dabei die gerichtlich festgestellten Thatsachen benützen.

Inmitten des Lemberger Ausstellungsrausches raunten sich die südlichen Geschäftsleute die damals unglaublich klingende Kunde ins Ohr, Szczepanowski sei in der Lemberger Sparcasse bis zu einer Million verschuldet. Diese Gerüchte circulierten in ziemlich beschränkten Kreisen, aber sie circulierten und konnten gegebenenfalls zu einem heftigen Run auf die Casse führen. Das wusste die Regierung und der damalige Statthalter Badeni sehr genau. Der Sparcassendirector Zima hatte einen Kampf mit dem Regierungsvertreter Kleeberg zu bestehen, und den Gegenstand des Kampfes bildete die Szczepanowski'sche Riesenschuld. Der Beamte konnte die Wirtschaft des Zima nicht ruhig mitansehen, er konnte nicht zulassen, dass entgegen allen Vorschriften der Statuten das Wechselportefeuille ins Unendliche anwachse. Badeni entschied zu Gunsten des Zima; Herr Kleeberg gieng nach Wien, und Zima hatte freie Hand. Aber doch nicht ganz frei, weil Badeni auf die Regelung der Schuld drang. Der finanzielle Beschützer des Szczepanowski setzte nun diesem das Messer an die Kehle und befahl, Schodnica baldigst zu verkaufen. Das geschah und heute, drei Jahre, nachdem Schodnica verkauft worden ist, ist es mindestens das Fünfache des Kaufpreises wert. Szczepanowskis Schicksal war besiegelt, Nun aus an wachten keine Schulden bis zu beinahe 7 Millionen an, und jeder Tag konnte ihm den Zusammenbruch bringen. Unter dem Drucke dieses erzwungenen Verkaufes verfällt er in eine schwere Herz- und Nervenkrankheit und schwebt seit zwei Jahren schon zwischen Leben und Tod. Nach achtzehnhähriger, fieberhafter, überspannter Thätigkeit ist er aus dem öffentlichen Leben ausgeschlossen, ein Bettler mit zahlreicher Familie, ohne für sich und die Seinigen etwas gerettet zu haben; der einstige Prophet und Apostel steht unter dem Zeichen der ganzen Regierungspresse in Galizien, und nur mit knapper Noth ist er der Verurtheilung wegen Betruges und leichtsinniger Gebarung entgangen. Der Mann wurde, trotz allem Gezeter gegen die Geschworenen, die ihn freigesprochen haben, tödtlich getroffen und deshalb seine Schuld mit seinem Leben. Und nicht nur seine wirkliche Schuld, sondern auch sein Verschulden gegen die clericalen Staatsmänner Würde er mit seinen persönlichen Feunden das demokratische Blatt „Slowo polskie“ nicht gegründet, über die Bildung der Jugend im Lande nicht theoretische Gedanken in seiner Broschüre veröffentlicht haben, würde sein Blatt nicht die gesammte Regierungspresse des Concurrent plötzlich bedroht haben, so — dann könnte der Mantel der christlichen Liebe und Barmherzigkeit über seine Schuld ausgebreitet worden sein . . .

Aber dieser Ansatz bewegt keine Erörterung der „tragischen Schuld“ Szczepanowskis; wir wollen bei dieser Gelegenheit auch einige Worte über die gesammte Bethätigt in der Ersten galizischen Sparcasse sagen. Seit zwanzig Jahren war der Cassedirector Zima der unumschränkte Herr dieser Institution. Der Ausschuss, die Directionen und die Generalversammlung waren unter dem Einflusse des terroristischen und „temperamentvollen“ Directors. Niemand unter den wahren ständigen Bürgern, ein Mitglieder der Casse waren, hatte den genügenden Muth zur Opposition gegen seine Anordnungen. Die Controleds- und Revisionscommissionen wagten nicht zu controlieren und die Zustände in der Sparcasse näher zu prüfen, weil sie ja dadurch den alten Herrn eventuell „beleidigt“ hätten! . . . So haben sie alle in der Gerichtsverhandlung angesagt, und keiner wurde zur Verantwortung gezogen. Ganz Lemberg wusste unterdessen, dass die Mauereien des Zima sich Häuser kauften und wie Fruktinnen im Brillantenschmuck umhergingen, aber niemand rührte sich, um den Ehrenbürger der Stadt Lemberg und seine Thätigkeit genauer zu prüfen. Und dieser Ehrenbürger tätschte mit Billen der k. k. Statthalterei die Bilanzen der Sparcasse, empfieng in seinem Bureau die hubidesten Frauen und verschleuderte Millionen, um den phantastischen „industriellen“ Szczepanowski über Wasser zu halten. Der ganze Reichsrath der Sparcasse, der nur zu philanthropischen Zwecken verwendet werden dürfte, gieng auf diese Weise verloren. Jüngstes Contra erleichterten den ganzen Schwindel, der mit Kühnheit greifbar vorlag, von seiner Umwelt aber wahrgenommen wurde.

Digitized by Google

Außer Szczepanowski genossen noch zahlreiche Abenteurer und Lumpen, die es verstanden hatten, ihre Frauen dem alten Zima zu verkuppeln, oder mit Zima unter einer Decke spielten, exorbitante Credite in der Sparcasse. Die saulosen Wechsel wurden im Zimas Kanzlei liquid gemacht, es gab auch solche, die von zarten Frauenhänden geschrieben waren und anstatt der Unterschriften nur ein süßes „Auf Wiedersehen!“ hatten. … Es gab auch mächtige Mitwissende, denen Zima ihr Schweigen theuer bezahlen mußte, wie er selbst in der Verzweiflung seinem Vertheidiger gestand. Zu seinen Rettern in der Noth gehörte in erster Linie der Herrenhäusler Dr. Marchwicki, der mit den Cassebeamten fingierte Documente verfertigte, um nur die Lage des Zima zu erleichtern. Dr. Marchwicki ist seit jeher der Majordomus der beiden Grafen Badeni, und sie wollten ihren alten Haushfreund nicht fallen lassen. Als nun bald nach der Katastrophe die Constituierung des Vemberger Gemeinderathes vorgenommen wurde, schoben die Badeniten den Marchwicki als Candidaten für die erste Vicepräsidentenstelle vor. Aber dem Grafen Piniński war diese Candidatur doch wider den Strich, und Dr. Pientak griff in öffentlicher Gemeinderathssitzung den Marchwicki derart scharf an, daß er aus dem Saale weichen mußte. Der einst allmächtige Bankdirector war bürgerlich todt. Zu den letzten Tagen brachte der Telegraphendraht die Kunde, daß dank den Einflüssen der Fürsten Sapieha und Windischgrätz die Untersuchung gegen Marchwicki eingestellt wurde.“)

Wir führen das alles an, um das Verdict der Geschworenen zu erklären. Die ganze Kraft der logischen Argumente der Vertheidiger in dem Processe bestand eben darin, daß sie fortwährend auf die vollständige Strafosigkeit der Scharen von Schuldigen hinwiesen und die Geschwornen einschüchterten. Auf dem dunklen Hintergrunde des überall sich ausbreitenden Gaunerconsortiums konnten sogar die vier Angeklagten im Processe in einem milderen Lichte erscheinen, und sie wurden freigesprochen.

Szczepanowski aber hatte zu seinen Gunsten noch einen Umstand, der auf keine Weise hier verschwiegen werden kann: seine ehemaligen Angestellten und Schüler, die Herren Wolski und Odrzywolski, opferten ihr Millionenvermögen für die Ausgleichung der Schulden ihres Meisters und Berathers. Als der Ruin auf die Sparcasse herabstürmte, traten sie für Szczepanowski ein und übergaben der Sparcasse alles, was sie ihr Eigen nannten. Auf diese Weise würde die Sparcasse fast nichts zu verlieren brauchen, wenn ihre Verwaltung das Riesengeschäft der Wolski und Odrzywolski vernünftig fructificieren würde. Diese Thatsache mag in der Schale der Gerechtigkeit schwer zu Gunsten Szczepanowskis. Die Lemberger Kleinbürger waren unter dem Eindrucke des Opfers der Herren Wolski und Odrzywolski eher geneigt, dem Szczepanowski alles zu verzeihen, als ihn schuldig zu sprechen. Diesem Auditorium gegenüber konnte auch einer von den Vertheidigern in Extase verfallen und den Szczepanowski in das nationale Pantheon erheben! Vorläufig wandert sein Client in's Sanatorium für Herztrante, und seiner Familie bleibt das harte Brot der Entbehrung übrig …

Zum Schlusse noch eine Bemerkung, die vielleicht das Aergste und Traurigste enthält. Noch hat der Proceß der Sparcasse sein Ende nicht erreicht, und schon taucht eine neue „Affaire“ auf dem Horizonte auf. Die Untersuchungen der Herren Wolski und Odrzywolski sollen nämlich kurzer Hand on ein Privatconsortium verkauft werden, und das um einen Preis, der ihrem wirklichen Werte bei weitem nicht entspricht. Der gesetzliche Curator der Casse, Landmarschall Graf Stanislaus Badeni hat die Entscheidung darüber in der Hand, und wieder treten dunkle Gerüchte auf, daß einige einflussreiche Herren bei diesem Geschäfte einen in die Hunderttausende gehenden Mäklerlohn verdienen wollen. Schon sind in den Krakauer Stanzelmezzigane und in einem von den Lemberger Regierungsblättern verdächtige Notizen und Bemerkungen erschienen, schon beginnt die öffentliche Beunruhigung von neuem. Es wäre also der bittere Schande noch nicht genug: die straflos entlassenen Corruptionsväter wurden, sozusagen unter den Augen der Staatsanwalte und Untersuchungsrichter, zu einem neuen Streiche unbehindert anschicken können. Es macht einen absurden Eindruck, als wenn dem Staatsrichter das seinem Diener ein Polizeiamt gerade von einem in Untersuchung stehenden Gaunerin gestohlen werden wollte. Das alles ist in einem Lande möglich, dessen Richtag die volle Garantie für die Casse bis zu der Höhe von 15 Millionen Gulden übernommen hat, wo also der ganze Steuerdruck dazu für die Sparcasse mit seinem Zaubel hafte!

Aber sollte die berühmte österreichische Justiz auch hier Rad um Rad drehen, dann wird die Bannerklärung der Wahrheit Fetzen an Fetzen, der denen es den gottlosen und österreichischen Machthabern grauen wird.

Das kalte Licht und seine Zukunft.

Was in der Krafterzeugungstage das Problem der vollkommenen Rauchverbrennung, das ist auf dem Gebiete der Beleuchtung der Wunsch: Licht ohne Wärme. Sämmtliche Flammen, die wir benutzen, ob durch Petroleum, Oel, Stearin oder Gas hervorgebracht, sind eigentlich nichts anderes als Wärmeherde, benutzt, um einige Kohlenstoffatome glühend zu erhalten, wie unter dem Kessel das Steinkohlenfeuer brennt, um eine bestimmte Wassermenge zu verdampfen. Selbst das elektrische Licht hat darin nichts geändert als die Holzquelle für den glühenden, Licht ausstrahlenden Kohlenstoff. Wenn das elektrische Glühlicht, wo nicht schon billige Strommengen vorhanden sind, noch immer das kostspieligste Beleuchtungsmedium ist, so beweist das ja nur, daß hier die Verschwendung von Wärme zu Gunsten der Lichtproduction sogar sehr groß ist, und thatsächlich kann man es wohl nicht als besonders rationell bezeichnen, wenn elektrische Energie im Werte von ½ bis ⅒ Pferdekraft durch ein dünnes Kohlenfädchen gejagt wird, nur um es in Weißglut zu versetzen und unter den entlandten Wärmestrahlen auch 16 bis 20 Kerzenstärken Licht zu erwischen. Das Vogenlicht ist sparsamer und billiger, weil es den Glutzustand der Kohle vermeiden verstanden hat

nach der Natur der in der Röhre noch vorhandenen Gasreste sofort Strom scheint vom negativen zum positiven Pol zu fließen. Die Elektrieitätsaquelle besteht entweder aus einer Influenzmaschine oder aus einem kräftigen Induktionsapparat, freilich ist die Lichtwirkung nicht so stark, daß man vorerst auf Grund dieser Experimente auf eine praktische Brauchbarkeit der so erzielten Strahlen hätte rechnen können.

Doch waren immerhin die Phänomene interessant genug, um eine lange Reihe von Forschern zu fesseln und in wenigen Jahrzehnten eine hohe Verdesserung der dabei benützten Hilfsmittel zu bewirken. Die Apparate von Ruhmkorff, Max Kohl und anderen, die Zahl der Stromunterbrechungen auf 1000 bis 2000 in der Minute, die Spannung des induecierten Stromes auf viele tausend Volt steigerend, und dementsprechend auch von gewaltigen Wirkungen, sind durch eine lange Reihe eleganter und wirkungsvoller Experimente auch weiten Kreisen bekannt geworden. Aber alle Versuche bewegten sich streng in den alten Bahnen von Hittorf und Crooks, bis in Heinrich Hertz, dem unvergeßlichen Bonner Physiker, der Induktionselektricität ein neuer Pfadfinder erstand. Daß sich die elektrischen Entladungen eines hochgespannten, rasch unterbrochenen Stroms, besonders wenn sie durch die spannungsbäufende Kraft von Leydener Flaschen verstärkt werden, strahlenförmig im luftverdünnten Raum ausbreiten, wußte man; daß sie es auch im gewöhnlichen lufterfüllten Raume thun und weiter schon früher Faraday geahnt und Maxwell in bestimmten Formeln ausgesprochen, genau den Lichtstrahlen und sonstigen Aetherschwingungen entsprechend sich wellenförmig fortpflanzen, ist erst durch die Arbeiten von Hertz experimentell bewiesen. Nur im Vorübergehen sei erwähnt, daß das mit genialem Scharfblick entworfene und angewandte Untersuchungsinstrument, mit welchem Hertz der unsichtbaren Weg dieser Strahlen nachwies und verfolgte, den Oscillator oder elektrischen Resonator eine kleine Funkenstrecke, die durch die Einwirkung der elektrischen Strahlen in Thätigkeit tritt, seit seinen Resultaten eines der einfachsten Forschungsinstrumente der physikalisch-elektrischen Fächer geworden ist. Die elektrische Telegraphie ohne Leitungen, die von Arentgen entdeckte Photographie des Inneren undurchsichtiger Körper, die von Moore Tesla, und anderen veiterese Förderung des Beleuchtungswesens mit elektrischen Strahlen — das sind alles nur Zweige des großen Forschungsgebietes, das uns die Hertz'schen Entdeckungen eröffnet haben. Nur der letzte davon soll uns hier noch weiter interessieren.

Der 1857 zu Smiljan in Croatien geborene, durch einen langen Aufenthalt in den Vereinigten Staaten allmählich zum Amerikaner gewordene Experimentator und Physiker Tesla hat in Graz, nachdem die Erkenntnis des Magnetismus und der Elektricität ihn schon in seiner Jugend lebhaft beschäftigt, das Ingenieurfach studiert und seine Kenntnisse unter anderem auch im Laboratorium des Zauberers von Menlo Park, Edisons, erweitert. Sehr bald wandte er in seinen Untersuchungen auf die überraschenden Eigenschaften der Kathodenstrahlen hingetrieben, denen er leidem unermüdlich seine hohe physikalische Begabung gewidmet hat. Das Ziel seiner Arbeit ist, es selbst hat es oft genug ausgesprochen, das Licht der Zukunft, das „kalte Licht". Die Hilfsmittel, mit denen Tesla seine Kathodenstrahlen erzeugt, sind im Prineip die alten, oben schon angedeuteten. Aber mit dem Bestreben, die höchst mögliche Wirkung hervorzubringen, sind auch die Apparate modificiert und zur höchsten Leistung gebracht. Wie wir vorausschicken wollen, sind nicht die unmittelbaren Ströme des Funkeninductors, sondern erst die durch sie hervorgerufenen Funken selbst, die bei großen Ruhmkorff-Apparaten zuckend und knallend Zwischenräume von einem Meter und mehr überspringen können, der Ausgangspunkt der auch im luftverfüllten Raume wirksamen und durch kein Hindernis aufzuhaltenden Kathodenstrahlen. Erst die bei diesen wellenförmig schwingenden Entladungen auftretenden elektrischen Strahlen besitzen die von H. Hertz entdeckten Eigenschaften. Um die ganz beispiele Spannung der sogenannten Teslaströme zu erzeugen, ist indessen kein einfacher Inductionsapparat kräftig genug. Es wurden im Gegentheil die von dem ersten Inductorium gelieferten Stromimpulse, durch Leydenerflaschen und Funkenstrecke verstärkt, in die Primärspule eines zweiten Inductoriums geleitet, um in der Secundärspule abermals höher gespannte und rascher unterbrochene Vibrationen zu erzeugen. Die Stromwechselzahl soll dabei in der Minute auf eine Million, ja noch höher steigen, und die Spannung ist so ungeheuer, daß nicht nur der luftverdünnte Raum, sondern auch die gewöhnliche Atmosphäre für diese Teslaströme kaum irgend ein, in geringen Stückchen absorbiertes Hindernis mehr bildet. Natürlich ist die Isolation derartiger Ströme nicht leicht; hat auch Tesla, da die „Mittheilung von Elektricität" in den Körper unerwünschterweise unvermeidlich ist, auf Isolationsvorrichtungen während des Gebrauchs von vornherein verzichtet, so muß dieselbe doch wenigstens in den zur Erzeugung dienenden Apparaten aufrecht erhalten werden, und dazu dient die Einbettung der ganzen Inductionsspule oder des Transformators diese Bezeichnung haben ja die zur Spannungssteigerung großer Stromengen dienenden Inductorien längst erhalten in Oel. Das Oel ist als Isolationsmedium ersten Ranges längst bekannt. In den Kinderjahren der Hochspannungstechnik, besonders bei dem historisch gewordenen Kraftübertragungsversuch von Lauffen am Neckar nach Frankfurt am Main, wurden zum Beispiel für die Befestigung der Hochspannungsleitungen an ihren Trägern Porzellanisolatoren mit Oeltrinnen am Umfange benützt. Selbst die geringe in gewöhnlichem Oel enthaltene Luftmenge könnte der Isolation im Tesla-Transformator noch gefährlich werden, weshalb sie durch Kochen oder Absaugen unter der Luftpumpe entfernt wird. Ferner stellt sich der Hochspannungstransformator dem Auge nur als ein großer ölgefüller Kasten oder Cylinder dar, aus dem zwei Drähte ausstehen und zu zwei Knäufen führen, von denen der eine den positiven, der andere den negativen Pol der Tesla'schen Stromvibrationen bildet.

Und diese Polknäufe sind es denn, an denen sich die Wundererscheinungen der Millionenvolt-Elektricität abspielen, bei deren Beschreibung wir alle unsere Kenntnisse und Anschauungen vom Wesen der Elektricität umzukehren gezwungen werden. Eine Metallstange, an einem der Polknäufe befestigt, strahlt an und Funke flammende, zuckende Lichtmassen aus, zwei solche Stangen, nebeneinander aufgerichtet, lassen zwischen sich sofort ein breites, leuchtendes Band entstehen. Zwei Ringe, concentrisch ineinander gelagert und mit je einem Pol verbunden, bilden ein kreisförmiges Lichtband. Aber es bedarf nicht mehr, wie bei gewöhnlichen Strömen und selbst bei denjenigen großer, starker Reibungs- oder Influenzmaschinen, zweier Pole: jeder Metallstab, mit einem einzelnen Pol verbunden, sitzt blaurosige Strahlen ausschießen und entsendet mächtige elektrische Wellen in den Raum. Die Luft ist sogar für die Elektricität in dieser Form ein so guter Leiter, daß sie den Metallen vorgezogen wird und der Strom unter Umständen lieber in Wellenform weite Räume überbrückt, als sich durch eine kurze Leitung ausgleicht. Der Grund davon ist eine durch die rasche Wechselzahl begünstigte sogenannte Selbstladung der Leiter, infolge deren sie ihren Widerstand bedeutend steigern, und in der Luft die Luft den besseren Weg vorfindet. Tesla hat noch weiter zuerst die Anordnung getroffen, durch Gegenüberstellung zweier großer Metallflächen, deren jede mit einem Pol verbunden ist, ein elektrisches Feld zu schaffen, das von den unsichtbaren Wellen der hochgespannten Elektricität unablässig durchflutet wird. In diesem Raume leuchtet jede Geißler'sche Röhre, jede evacuierte Glaslugel ohneweiters auf, ja es genügt, durch einen an der Zimmerdecke aufgehängten Metallschirm einen elektrischen Pfosond zu bilden, unter welchem so große elektrische Spannungen herrschen, daß die erwähnten Röhren, welchen Tesla für seine Zwecke besondere Formen geben hat, eine metallische Verbindung mit den Polen oder dem Pfosond ebenfalls aufsuchten. Und nun das Merkwürdigste: diese elektrischen Ströme, deren Spannung das Hundertfache derjenigen der praktisch benützten, bei Berührung der Drähte unbedingt tödlichen Hochspannungsströme beträgt, sind für den Körper unschädlich. Tesla bringt sich selbst in Berührung mit den Polen seines Transformators, er wird selbst zum Pol der nach ihm benannten Ströme, die vorhin an Metallleitungen beobachteten Strahlungserscheinungen zeigen sich an seinem eigenen Körper, die Baumzunge, von ihm in die Hand genommen, beginnt zu leuchten, und der Körper selbst bleibt, ein leichtes Gefühl der Wärme ausgenommen, unberührt von diesen Einflüssen. Er scheint ebenfalls durch Selbstinduction vor dem Eindringen der elektrischen Ströme gefeit zu sein und nur oberflächlich von ihnen berührt zu werden.

Bei den Experimenten von Tesla haben sich bis jetzt zwei verschiedene Möglichkeiten, leicht auf directem Wege durch Elektricität zu erzeugen, herausgestellt. Die eine beruht auf der directen Ausstrahlung von Flammenzungen und Bändern aus den Polknäufen des Apparats, Lichtmassen, die hell, aber kalt sind und durch ihr Zucken und Flackern für eine praktische Benützung wenig geeignet erscheinen. Ferner bleibt die andere Möglichkeit, die in directer Berührung mit dem Hochspannungstransformator stehenden oder einem Tesla'schen Feld ausgesetzten Baumunlampen zu benützen, und hierauf beschränken sich wohl die Hoffnungen Teslas, welche Tesla als der übrigen demselben Ziel nachstrebenden Experimentatoren. Die einfachste Form der Tesla'schen Lampe ist ein luftleeres, zu das elektrische Feld gebrachtes Glasrohr. Bei einer anderen Construction ist in eine größere Glaskugel eine kurze, in einer kleineren Kugel endigende Glasröhre, luftleer natürlich, eingeschmolzen und der Hals der Lampe mit einem Stanniolbelag versehen, mit dessen Hilfe sie an einem Pol des Transformators geschlossen wird. Beide Lampen geben das ruhige, milde Licht der Geißler'schen Röhren, sind aber für den Gebrauch noch zu wenig lichtkräftig. Eine dritte, ebenfalls von Tesla angegebene Lampe enthält allerdings, ähnlich den gewöhnlichen Glühlampen, einen Kohlefaden, derselbe ist jedoch nicht schleifenförmig gebogen und mit beiden elektrischen Polen verbunden, sondern er endet einerseits in einer Polklemme, die an den Transformator geschlossen wird, anderseits läuft er im Innern der luftleeren Glasbirne frei aus. Diesem Ende gegenüber ist die Glashülle mit Stanniol bekleidet und bildet so einen Reflector, der die elektrischen Strahlen der Lampe auffängt und verstärkt. Der Kohlefaden wird von den elektrischen Vibrationen nicht zerstört und ist deshalb jetzt durch das haltbarere Carborundum ersetzt

Digitized by Google

Uebrigens ist wohl zu beachten, dass auch in dieser Lampe nicht der Carbonumfaden glüht und leuchtet, sondern das Licht nur aus Kathewellen zu bestehen scheint und ohne jegliche oder doch nur mit unmerklicher Wärmeentwickelung verbunden ist.

Ist nun die Frage des kalten Lichtes mit diesen Erfolgen Tesla's, der in den Vereinigten Staaten den Ruhm Edisons zu verdunkeln beginnt, gelöst? Es scheint so, aber es ist nicht so. Dass sein Licht nur gewohnlich zu wenig kräftig ist, um für das heutige gehegierte Bedürfnis in Frage zu kommen, wurde schon gesagt. Ein ungewöhnlicher Aufwand an Stromerzeugungsmitteln würde es zwar beliebig hell werden lassen, verträgt sich aber nicht mit den Forderungen der Oekonomie, die aus der modernen Technik nun einmal nicht mehr auszuschalten werden können. Aber die Schwierigkeit liegt noch tiefer. Wer haben bereits gesehen, dass die Teslaströme gegen die geordneten Leitungswege, an welche der gewöhnliche elektrische Strom gebunden ist, einen unbesiegbaren Widerwillen haben; sie vertrauen sich lieber dem Wege durch die Luft an, als dass sie den durch die Selbstladung zu Widerständen gemachten Metalleitungen folgen. Was nun? Mehrere, womöglich von einander entfernte Räume aus derselben Stromquelle zu beleuchten, geht nicht an, in jedem Raume eine solche anzuordnen, erst recht nicht. Die Apparate des amerikanischen Technikers scheinen, bis jetzt wenigstens, überhaupt zu complicierst und zu kostspielig, um für andere als Versuchszwecke Anwendung zu erlangen. Sie mit jeder einzelnen Lampengruppe zu verbinden, ist jedenfalls bis jetzt nicht zu ermöglichen.

Freilich wäre man, wenn es sich nur um Effecte, wie die der Geissler'schen Röhren handelte, an so kostspielige Transformatoren-Constructionen nicht gebunden. Jeder bessere Inductionsapparat leistet ja für diese Zwecke genug, und man muss sagen, dass das von ihm aus Hütte der Vacuumlampe hervorgebrachte Licht nicht einmal theuer ist. Wenigstens haben Messungen des von Hittorf'schen Rohren ausgestrahlten Lichtes ergeben, dass es gegen den Stromverbrauch gewöhnlicher Glühlampen dreissigmal ökonomischer ist. Nur ist es absolut genommen eben zu dunkel, und eine grössere Helligkeit ist nur von unverhältnismässig grösseren Rohren oder Kugeln zu erwarten, die wiederum es schwer eine Schraube ohne Ende ein Bochaches an Spannung und Rapidität der Stromunterbrechungen erfordern. Und dieses eben, eine so ungeheuer rasche Folge der Stromimpulse, ist es, was der einfache Inductionsapparat einzuweisen nicht hervorbringen will. Das oder die Ziele, die man bei weiteren Versuchen behufs Hervorbringung des kaltlichtes erstreben müsste, sind damit klar vorgezeichnet. Entweder muss man die Transformatoren verbessern, oder die Lampen. Ersteres in dem Sinne, dass sie klein, wohlfeil und für jeden Raum, wenngleich nur jeden Beleuchtungskörper eingerichtet sind, letzteres in dem Sinne, dass sie selbst die geringen, von dem Inductionsapparat gelieferten Energiewellen mit Vortheil in Leuchtkraft umsetzen können. Mit den Versuchen, die bisher in der letzten Richtung vorgenommen worden sind, kann man nun schnell abmessen. Edison, der Mann des Experimentes, des unablassen geduldigen Suchens, dem er seine bisherigen Erfolge zu nicht geringem Grade als besonderen technischen Instrumenten zu verdanken hat, ist in den letzten Jahren vielfach, wenn auch ohne einschneidende Erfolge, auf diesen Gebiete thätig gewesen. Seine Arbeitsrichtung, das Ergebnis einer langen Versuchsreihe mit den verschiedensten, unter dem Einfluss der elektrischen Wellen leuchtenden Mineralien, hat folgende Gestalt. In einem evacuierten cylindrischen Glasballon sind in Polentfernen der Stromzuführungsdrähte einander gegenüber, und zwar bei der negativen Kathodenplatte eine eigentümliche Form, um die Strahlen gleichmässig auf die Wände des Kugel fallen zu lassen. Der Leuchtende Stoff, unfähige wolframsaurer Kalk, wurde, da sich derselbe als zu flüchtig erwies, ein dauerhafteres, noch geeigneteres Material, ist zunächst auf dem Wege Wandungen in feiner Lage gebrannt, gleichsam Emaillierungen. Schon bei diesen Versuchen ergab sich, dass die Leuchtkraft [illegible] Verdünnung bei einer noch sehr hohen Luftverdünnung [illegible] Wandungen angebrannt [illegible] Stoff [illegible] Verdünnung [illegible] Kathodenplatte [illegible] Verdünnung [illegible] Kathodenplatte [illegible] Verdünnung [illegible] Kathodenplatte

jeder bestätigen, der das Wesen unserer Volksmundart kennt. Ich hatte lange zu thun, um von den Verheerungen der Grammatik mich zu erholen; in diesem schrecklichen Buche war ja alles „incorrect", was sonst schön und in frischer Eigenart gewirkt hatte. Erst als die grammatikalischen Morde und Vergewaltigungen wieder gründlich vergessen waren, konnte an eine schriftstellerische Erstlingsgedacht werden. Heute sündigt vielleicht jeder meiner Sätze gegen das Schuldeutsch, aber das Ding wird wahrscheinlich verstanden. Und dass sie verstanden wird, ist nach meiner unmaßgeblichen Meinung bei einer Sprache die Hauptsache. Zu Schwulst und Phrase mögen hohle Köpfe ihre Zuflucht nehmen, bei denen die Schale klingen muss, weil der Kern fehlt. Alle Schönheit der Sprache liegt im Einfachen, Klaren und Gefälligen. Der den gewaltigsten und tiefsinnigsten Gedanken am einfachsten und klarsten auszudrücken vermag, wäre noch meinem Geschmack der größte Denker und der größte Dichter.

Auffallend ist, dass der deutsche Bauer die hochdeutsche Sprache so schwer versteht. Er versteht zumeist jedes einzelne Wort, aber das Ganze nicht. Und auffallend ist es, dass in der Volkskomödart Manches sich kurz und treffend lagen lässt, was in der hochdeutschen Sprache bei aller Umständlichkeit wenigstens für das Volk nicht hinlänglich klar zum Ausdruck kommt. Wenn das auffallend ist, dann kommt man auf den Argwohn, dass im Hochdeutschen in fremder Geist sein müsse, der abweicht vom alten, deutschen Stile, und der aus fremden Sprachen und Sitten hereingekommen ist. Da drechselt man allerlei Redefiguren, entlehnt für den Ausdruck eines einfachen Begriffes fremde Begriffe, spielt mit Bildern und Gleichnissen, die nicht decken und den Gedankengang nur verwirren. Und derlei hat sich so allgemein in die Sprache hineingewuchert, dass der Schriftsteller nicht genug aufpassen kann, um sie zu vermeiden. Den dilettantischen Redeteufeln allerdings sind derlei Wucherungen willkommen, damit ihr Wortschwall noch üppiger, ihr Unsinn noch blühender werde.

Man sollte nur keinem wortlustigen Redner oder Schreiber Zeit lassen, die gute deutsche Sprache anzuknaxen. Hat er Zeit, so sagt er gegebenenfalls: „Es tritt an uns die dringende Aufforderung heran, für die Befestigung unserer Existenz bedacht zu sein." Hat er nicht Zeit, so sagt er: „Wir müssen uns unserer Haut wehren." Hat er Zeit, so sagt er: „Es wäre höchst wünschenswert, wenn den Forderungen der Opposition Ausdruck verliehen würde." Hat er nicht viel Zeit, so sagt er: „Die Abgeordneten soll ihre Meinung sagen." Ist der Mann gehetzt, so sagt er: „Eine Specialdebatte würde die Handhabe bieten zur strikten Beurtheilung der Position." Ist er einfach, so sagt er: „Eine besondere Rechnungsprüfung würde uns die Sache klarlegen." Der Eine sagt: „Die Sittenlosigkeit birgt in sich den Keim des Verderbens." Der Andere: „Der Sittenlosigkeit sagt das Verderben." Der Eine: „Es erscheint geeignet". Der Andere: „Es paßt." Der Eine: „Es kann auch dem Zufall zur Last gelegt werden." Der Andere: „Der Zufall ist Ursache." Und so fort. Ich könnte abschreiben noch volume Beispiele gewählt. Der Ungeheuer gibt es ganz andere und unzählige. Redeteufeln sind schon, so lange sie nicht wollen; sind sie Den, dann werde man sie weg, pflücke frische, was neue Dichter besorgen sollen, oder brauche die einfachste Redeform!

In einem „Faust"-Commentar heißt es für einen Professorenstil noch wunderbar einfach: „Die nachfolgenden Betrachtungen erheben nicht den Anspruch, den unermesslichen Gegenstand, dem sie gewidmet sind, nach irgend einer Richtung hin zu erschöpfen. Sie wollen es vermeiden, die bekannten Anschauungen und Thatsachen zu wiederholen, sie wollen lediglich einen Beitrag zum Verständnisse der unsterblichen Dichtung liefern, indem sie ein Prinzip der Erklärung vertreten, welches zwar sorgfältig benützt wird, aber noch immer nicht genügend anerkannt und in seinen Consequenzen verfolgt ist." Könnte man das nicht noch weit kürzer sagen: „Die folgenden Betrachtungen werden den großen Gegenstand nicht erschöpfen. Bekannte Dinge werden sie nicht wiederholen; sie wollen nur beitragen, das Verständnis der Dichtung zu erleichtern, indem sie einer zwar sorgfältig benützte, aber nicht immer verstandene Auffassung erklären und daraus folgern."

Wie schwer machen solche stilistische Verzwicktheiten es dem Leser oder Hörer, zu folgen und zu verstehen! Wenn ein Kritiker uns plötzlich mit der Nachricht überrascht, dass der Schatten der heranwandelnden Neugestaltung des modernen, literarischen Schaffens schärfe Contouren annimmt, so muss der Leser sich immerhin, in den Bezirken seines Gehirns nach einen Schatten, schärfe Contouren nebst der Neugestaltung und dem literarischen Schaffen zusammenfinden.

Aber das kommt noch viel schöner, wenn wir einen Blick hinein thun, einen ganz kurzen — auf den Gelehrtenstil werfen. „Den Anschauungen ist es vollkommen analog, dass die Generationen, als sie ohne physiologische Kenntnisse daran giengen, ihren Intellect solchen physiologischen Fähigkeiten ihres Innern zuzuwenden, welche ebenfalls mehr oder minder den Charakter der Unwillkürlichkeit an sich trugen und Actualitäten um den erwähnten physiologischen Meisterbewegungen verrichten, davon in hohem Grade betroffen sein mussten." So steht es wörtlich in einer gelehrten Schrift, die an gelblich in deutscher Sprache geschrieben ist.

Und die deutsche Sprache in der Juristerei, in der Kanzlei — ? Nein, muthwillig wollen wir nicht in diese Wüste springen. Glücklich jeder, der damit nichts zu thun hat!

Hingegen reist es mich, einige Schelmereien unserer literarischen Redebilder der Unmerksamkeit zu empfehlen. Zum Beispiel eine Erzählung wurde verfolgt, und zwar mit gespannter Aufmerksamkeit. Bei der Lectüre fiel etwas ins Auge, nämlich die gute Mache. Ein Dichter schlug — zum Glück nur die classische Richtung — ein, und dann spielte bei ihm der Ehegeiz zwar nicht Karten, sondern eine bedeutende Rolle. Dieses „eine Rolle spielen" kommt in unserer Umgangssprache so häufig vor, als ob wir lauter Komödianten wären. Weit gefährlicher jedoch als die Komödianten sind jene Leute, die einen Abstecher machen, allerdings nur — von Linz nach Gmunden. Wie gemüthlich hingegen war jene Forelle im Bach, die den Wanderer so sympathisch ansprach! Fernee gibt es Leute, die allerlei finden, ohne den Fund zurückzugeben. Der eine findet, dass die Adlerwirtin trotz ihrer 40 Jahre noch jugendlich aussieht. Der andere findet, dass man beim Börsenspiele sein Geld verlieren kann. Ein weiterer findet sich veranlasst, und ich finde, dass das Zeitwort finden in vielen Fällen eine sächerliche Anwendung findet. Es ist nie ganz unempfindlich, wie manche so vieles finden können.

Und so weiter. Wir sehen so hoch, dass es sich zu hessen beginnt. Die Banalitäten werden uns zu dumm, und die akademische Schulsprache mit ihren fremden Beimischungen wird uns zu geschelt. Wir bekommen Heimweh nach der Muttersprache, der schlichten, starken, süßen. Wir sollen fremde Sprachen lernen, je mehr, je besser, aber sie nicht mit der eigenen Sprache zusammenbinden. Diese erhalten wir uns rein, wie das Muttergedenken, in ihr haben wir der Vorfahren Seelenerbe übertommen und in ihr wollen wir es den Nachkommen übermachen.

Uns fällt es also auf, dass das Hochdeutsch von unseren deutschen Mundarten so verschieden ist, verschieden besonders im Gedankengang, in Satzform, in Behandlung der Zeiten, in den Redebildern, in der Geschwindigkeit oder Knappheit des Ausdrucks. Das Hochdeutsch haben uns vielfach die Gelehrten aus fremden Sprachen hergerichtet: die Mundarten sind urdeutsch, sind nicht gemacht, sondern gewachsen. Eine große Verwirrung gibt es, wenn man Mundart und Jargon verwechselt. Mundart ist der natürliche Vater der Cultursprache, Jargon ist ihr verkommener Sohn. Volksmundart ist gesunder Jungstab der Sprache, Jargon ist Entartung derselben. Im Wald und auf dem Dorfe, wo die Menschheit im Anfsteigen ist, spricht man „Mundart", in den Großstädten, wo sie im Niedergang ist, spricht man „Jargon".

Vor einiger Zeit ist in Berlin die Frage aufgelegt worden, ob die Mundarten in der Dichtung verwendbar seien und in der Literatur ihr Recht hätten oder nicht. Darauf war leicht zu antworten. Der Jargon — also die übergetragene Sprache der Großstädte kann nur ihr Charakteristik einzelner Personen oder für einen komischen Zweck verwendet werden. Mundart kann die ausschließliche Sprache eines ganzen Volksstammes sein; sie genügt den sprachlichen Bedürfnissen eines Naturvolkes, sie fügt sich unwillkürlich in Regeln und Formen sich in Schönheiten, sie klart sich zur Schriftsprache und entfaltet sich allmählich zur großen Cultursprache. Sprachen können eben nicht gemacht werden, wie Strichlagesprossen, sie müssen wachsen wie Menschenzungen. Und wo sie „gemacht" werden, da sind sie auch darnach. Wenn also ein Volk oder ein Menschen aus einem deutschen Naturvolk darstellen will, diese Menschen nicht in ihrer Sprache sprechen lassen? Wenn diese Sprache von Deutschen in doch verstanden wird und nebenbei zur Ausbreitung und Ausbildung der Schriftsprache dienen kann.

Deutsche Schriftsteller, die es nicht verschmähen, durch sie aufgefundene, wohlverstandene Mundartausdrücke und volksthumliche Wendungen in die hochdeutsche Sprache einzuringen, fuhren dieser frisches Eisbrich zu. Eine Sprache bleibt nur so lange lebendig und entwicklungsfähig, als sie von den immerfort aufwachsenden Volksmundarten befruchtet wird. Wenn pedantische Schulmeisterei die mundartlichen Einflüsse auf die hochdeutsche Sprache unterbindet, dann ist's aus mit dieser, sie verknöchert und verknarrt, wird ein blutleeres Gespinst von Begriffen, ein Kartenkunst von Sätzen, ohne sinnliche Anschaulichkeit, ohne Leben. Eine Homunkelsprache.

Wir wollen heute die ungeschlachtesten Fremdwörter aus der deutschen Sprache tilgen. Als Grund gibt es eine Unzahl mundartlicher Ausdrücke, die gut, bezeichnend und wohlklingend sind. Man lebe sich ein einmal in den mundartlichen Wortreichthum ein, wie solche den Ausgaben von Castelli, Kobell, Stieler, Stelzhamer, Reuter, Claus Groth u. i. w. beigegeben sind. Auch die heimischen und trefflichen Volksmundarten geben eine große Aushente für die Schriftsprache. Wenn wir schon national sein wollen, so bleibt uns gar nichts anderes übrig, als volksthumlich zu sein, heimzukehren zu jenen Volksquellen, die unerschöpflich sind, ehe es zu spät ist. Dort, wo das Volksleben entstand und entblieb, ist der Ursprung unserer nationalen Gesittung und unserer Sprache.

Die Culturvölker dient als hauptsächlichstes Mittel zur Verbergung der Gedanken und — zur Entzweiung der Völker

Digitized by Google

Ein Beispiel für das letztere unter Oesterreich, in welchem so lange gesprochen, geschrieben und gedruckt wurde, bis die Völker unter einander sich gründlich misverstanden. Und während die Sprache diese gegenseitige Verhetzung und Zerfetzung besorgt, feiert sie sich selbst als die höchste Culturträgerin der Völker. Ich meine aber unmaßgeblich, es täme durchaus nicht immer auf das Reden an. Die Sprache muss nicht gerade allein auf der Zunge liegen, sie kann wohl auch im Arme sein. Ich denke nicht ans Dreinschlagen, ich denke an ersprießliche Handlungen. Der moderne Mensch spricht zu viel und handelt zu wenig. Der Schriftsteller sollt müsste sich darob zuerst bloßstellen, allein bei ihm fällt's zusammen — seine That ist eben das Wort. Ein mannhares Wort, in das die Persönlichkeit gesetzt wird, ist eine That. Und eine starke zielbewusste That ist die wirksamste Sprache.

Die Sprache kann auch zum Selbstzweck werden, u. zw. wenn der Dichter sie zu Musik macht, wenn er in artigem Spracbspiele das Herz erfreut. Wirkt er also durch die Form allein, so entbehrt er leicht des Gehaltes und ist ein Dichter von der Sprache Gnaden. In Wahrheit ist die Sprache nur Mittel zum Zweck, sie hat das innere Leben und Streben des Menschen zu offenbaren. Ein Mensch mit starker Eigenart findet die vorhandene Sprache unzulänglich oder abgebraucht, und er bildet sich eine eigene. Unbekümmert um die Schulmeister, die das treibende Wort des Genius mit derselben Pedanterie corrigieren zu sollen glauben, wie ein Schulheft aus der dritten Volksschulclasse.

Und — das ich mich im Sprachgefilde nicht selbst verbummle — was wollte ich nur sagen? Ja — erstens, dass die deutsche Sprache aufs Land hinaus muss, auf dass sie wieder rothe Wangen bekommt, und zweitens, dass der Mann ein Wort sei und das Wort ein Mann.

Ein schlesischer Dichter.

Die Provinzen haben jetzt das Wort. Ihre Dichter stehen auf und offenbaren die Art jener Menschen, die draußen wohnen, abseits von den lauten Straßen und Märkten der Welt. Dem Fremden, der im Schnellzuge an den kleinen Städten vorüberbraust, scheint es, als sei hier das Leben eingeschlafen, als hätte die Langeweile über alles ihre grauen Fäden gezogen, vom meisinggelben Kirchthurmkopf bis zur Soldatenmütze des nickenden Polizeidieners. Der aber dort bleibt, weil er sie muss, weil sein väterliches Erbe hat oder den ein Beruf an diese Gegend gefesselt hält, sie erleben beide, der eine aus dem Gefühl der Zugehörigkeit, der andere durch die Beobachtungskraft des außenstehenden Zuschauers, in engen Grenzen ein reiches Geschehen. Auch hier träumen und kämpfen die Menschen, hassen und verzweifeln sie, verderben und siegen, wenn auch bestimmter jedem der schmale Weg gezeichnet ist und gleichmäßiger sich Stunde an Stunde knüpft. Aber was die Dichter dabei beschäftigt, ist nicht das Schicksal in seiner allgemeinen Nothwendigkeit und Geltung. Das Besondere in ihm möchten sie ausdrücken, das an die Scholle gebunden ist, die Farbe der heimatlichen Wälder hat und die Linien der benachbarten Berge, den Tonfall in den Reden schlichter Leute und den Rhythmus zögernder Schritte durch stille Gassen. Nicht was ihr Land den andern gleich macht, sondern worin es sich unterscheidet, wollen sie getreulich festhalten, und eine Literatur ist in zu Erbluhen, bunt und voller Eigenart wie die Völker unseres Vaterlandes, die alle Merkmale eigenthümlichen Wesens aufweist, von der krequenten Mundart tirolischer Bauern bis zu jener wilden Schwermuth, deren meisterlicher Schilderer Adalbert Stifter war. Ueberall regt es sich, junge Talente erwachen, unter die man ein starker Mauster getreten ist. Franz Adamus nennt er sich. Er kommt aus den schlesischen Ebenen, wo die rothen Feuer der Hochöfen brennen, unsinge Schlote rauchend zum grauen Himmel ragen, und tief in den Schoß der Erde Schacht an Schacht dunkel klafft. Er hat die finsteren Gesichter gesehen, wo beim Abschichten der Kumpfen Kameraden blieben, Menschen nach Schagen schreien und doch so dumm und einsam sind. Von diesen Alltagsleben und Bedrängnissen handelt sein Werk, die mächtige Tragödie der „Kanaille Wawrosch“.

Es ist kein Zufall, dass dieses soziale Drama in Schlesien entstanden ist. Nach Gerhart Hauptmann wurde ein schlesischer Dichter geraunt, und vergleicht man die beiden Erstlingswerke beyder Jahrgänge, das Bahnwärterdrama und die Phantasien des „Kanaille“, so ist es, als hab der Sinn der Bahnwärter Thiel-Tragödie sich in das Land der niederschlesischen Bergwerke und der oberschlesischen Industriebezirke verpflanzt. Doch der ungeheure Fortschritt, der in Hauptmann's Werk liegt, ist bei Adamus noch nicht erreicht. Er ist allerdings ein Dichter, der mit Sicherheit Gestalten schafft, und dessen Gestalten lebendig sind, aber sie verwirren sich noch zu sehr in einander, sie verlieren sich in Episoden, die nicht immer zur Handlung gehören, und dadurch wird die Tragödie des Wawrosch, die ihr Mittelpunkt sein sollte, zu einer Tragödie der Familie Wawrosch, die sich in ihrer Breite nicht immer zur Wirkung sammelt. Dazu kommt, dass Adamus sich noch nicht ganz von der Sprache befreit hat, dass er sich noch nicht ganz in die Seele seiner Menschen versetzt hat, dass er noch nicht ganz ihre Worte spricht, sondern manchmal seine eigenen. Aber das sind Fehler, die sich mit der Zeit verlieren werden. Die Anlage ist eine starke, eine selbständige, und Adamus wird sich gewiss noch zu einem Dichter entwickeln, der mit seinen Gestalten ganz eins ist, und dessen Gestalten ganz eins sind mit ihrer Umgebung, mit ihrer Sprache, mit ihrem Schicksal.

Wawrosch ist ein Bergmann, ein Hauer, der sich in seinem Leben durch Arbeit und Noth hindurchgerungen hat, der sich eine Familie gegründet hat, der seine Kinder liebt und sie ernähren will. Er ist ein Mann, der sich seine Meinung gebildet hat über die Welt und über die Menschen, und der sie auch äußert, wenn es ihm nöthig scheint

äußeren Ereignisse bieten hier den handelnden Personen die Veranlassung, ihre Seele zu enthüllen, ihre Entwicklungsmöglichkeiten und Hemmungen, individuellen Begierden und Masseninstinete, und daran ist ein Reichthum in den Drama, der erstaunlich wirkt. Franz Adamus besitzt die geniale Fähigkeit mit sicheren Strichen, wie in strenger Holzschnittmanier, eine volle Gestalt zu zeichnen, mit wenigen Worten ihre Vergangenheit aufzudecken, dabs zwingend die Gegenwart geschieht. Aus allen Kreisen der Provinz hat er die Typen genommen, Agitatoren und Beamte, Lohnknechte und reiche Herren, alle sind verschränkten, und wie beim ganzen das Politische nebenher gieng, so beim einzelnen sein Beruf, dazu meist satirisch, in seiner beschränkten Einseitigkeit, gefaßt. Auf das Menschlich-Allzumenschliche allein ist der große Accent gesetzt, wie jeder sein Verhängnis in sich trägt, worin er mit seinem Stande zusammenhängt, und was das Milieu bewirkt hat: der Rauch und die schwarzen Gruben einer schlesischen Industriestadt. Aber Adamus gieng über Schlesien hinaus, er hat sein Werk ein österreichisches Drama genannt. An der Volksversammlung des ersten Aktes nehmen Bergarbeiter aus vielen Ländern der Monarchie theil, und neben meisterhafter Beherrschung der Dialecte klingt des Dichters Versuch mit, ihr nationales Wesen durch ihre Stellung zur socialen Frage zu charakterisieren. Wie er bei den Individuen die seelischen Tiefen suchte, formt er aus Massenscenen in immer echten Farben und treffenden Tönen den Hintergrund und bezeugt so eine Reife der Gestaltungskraft, eine Universalität des Empfindens, die psychologisch darum unbegreiflich scheint, weil sonst kaum hinter dem Künstler der Mensch mit seiner engen Nationalität in der Welt zurückzutreten vermag. Vielleicht liegt des Rathsels Lösung in dem Umstande, dabs Franz Adamus jenem Volke angehört, das umso tieferes Verstehen für jedes andere hat, weil es selbst den nationalen Zusammenhang unwiederbringlich verloren, in dem Umstande, dabs Adamus Jude ist. Auch die Handlung des Dramas enthält einen Hinweis darauf; parallel mit der Tragödie des Hauses Bawroch läuft die Geschichte der jüdischen Familie Schwetz, die mit solcher Vertrautheit, mit so scharfem Mitgefühl der verletzten Gefühle niemals ein Richtjude erzählen könnte. Die Novelle, welche die Familie Bawroch auseinandertreiben, schliessen die der Schwetz noch enger zusammen, denn selbst eine Tochter, die Christin und Frau eines steirischen Hüttenarbeiters geworden, kehrt im Augenblicke der Gefahr zu ihrem Vater, der sie verstossen, zurück, um zu retten, zu helfen und bei ihren Angehörigen zu sein. Sie haben ja kein anderes Band als die Tradition der Familie, kein nationales Leben und müssen sich daher auf das edle Menschenthum besinnen. Von dieser Erkenntnis führt dann auch der Weg zur Weltanschauung des Franz Adamus, die er durch die Plato-Citat und die Ankündigung eines ganzen Dramencyklus, „Jahrhundertwende" benannt, in ein bischen gelehrtenhafter Weise nach aussen zum Ausdruck bringt, die ihn aber gleichzeitig in die Reihe unserer neuen Culturkämpfer stellt. Seine Liebe gehört den reinen, starken Menschen, die in dauerndem Besteben alle Keime in sich blühen machen, dabs sie einmal Früchte tragen. Die auf ihre Triebe lauschen und dann, gefügig und entschlossen, jene Stelle in der Gemeinschaft einnehmen, wohin sie ihr Wille und ihre Pflicht gerufen, zu eigenem Glück und im Dienste der Gesammtheit. Die in heiter herrlicher Ruhe ihr Schicksal erfüllen und noch im Unterliegen Sieger sind, durch den Glauben an die ewigen Mächte des Lebens. Darum hat er wohl einen Arbeiter des Meunier auf das Titelblatt setzen lassen.

Breslau. Hugo Haberfeld.

Die Ausstellung der Secession.

(Schlussartikel.)

Zwei Welten sind in den Namen Meunier und Klinopff enthalten. Dort der sozialmodernen, der rauhe Zohn einer rauhen Zeit, mit der Kraft des Naturmenschen in die Kunstwelt eintretend, einen neuen Stil erschaffend für neue Dinge; hier der bleiche Sprob einer uralten, müden Cultur, auf dessen schmalen Zahnstern die ganze Mudigkeit langer Jahrhunderte lastet; der überfeinerte Aesthet, der nur durch das Medium alter Kunst das Leben empfindet. Dort Zola, hier d'Annunzio. Doch über beide Welte ist ästhetisch führeer Ausstellungen so viel geschrieben, dabs es diesmal kaum noththut, auf sie hinzuweisen. Und vom englischen Kunstschaffen kann treu Brangwyn und Crane, Moira und Nicholson, Pennell und Sauter, Shannon und Swan die Ausstellung keinen Begriff vermitteln. Manche Arbeiten die von Greiffenhagen, Clausen, Mortimer Menpes und La Thangue — sind obendrein aus dem „Studio" bekannt. Mehr reizt es mich, noch einen Augenblick bei Ludwig von Hofmann zu verweilen, dessen Persönlichkeit in Wien ganz besonders hervortritt. Die moderne Sehnsucht nach dem verlorenen Paradies, das Sichzurückträumen in primitive Schönheitswelten hat in ihm wohl den reinsten Ausdruck gefunden. Jeder Künstler malt, wie Leonardo sagt, in seinen Bildern sich selbst. Bei Ludwig von Hofmann zeigt sich das deutlich. Im Vaticau sieht die Statue eines römischen Kaisers. Lucius Verus heißt er, und er sieht aus wie Max Klinger. Stud, aus einer Gegend gebürtig, wo einst römische Colonien waren, ähnelt als Mensch einem römischen Gladiator: ein Athlet, ein Kraftmensch, der wie ein wilder Centaur in die müde, weiche Gegenwart hereinsprengt. Hofmann gleicht keinem Künstler. Mehr wie ein Lehrer sieht er aus. Ein Stückchen von der lieben Philisterhaftigkeit Ludwig Richters scheint in ihm, dem Sachsen, zu leben. Ganz helle, blonde Haare hat er und blaue Märchenaugen. Unbehosen ist er wie ein Kind, wenn jemand ihm Freundlichkeiten über seine Bilder sagt. Und dieses Kindliche, blond Blauäugige lebt auch in seiner Kunst. Es ist kein Zufall, dabs es von Hofmann keine plastischen Arbeiten, keine Radierungen und Stiche gibt. Nicht Meissel und Nadel sind sein Werkzeug, sondern die weiche, schmiegsame, tonige Kreide. Vergleicht man seine Studie des sich beugenden Mädchens mit ähnlichen Skizzen Gandaras, so fühlt man — auch in den Linien — eine deutsche Weichheit. Und diese „Vergissmeinnichtstimmung", dieser Duft von blühenden Linden ist über alle seine Werke gebreitet. Der Ephebe zum Beispiel, der, die Arme hinter dem Kopf gekreuzt, in der vorantischen Landschaft steht, ist er nicht schon wie die schönste Antike? Doch eine weiche, germanische Antike ist es, getraumt von einem blonden, blauäugigen Menschen. Oder besser, ein saturnisches Zeitalter ist es, als es noch keine Gewänder und keine Scham, keine Begierde und keinen Sündenfall gab, als der Mensch noch nicht vom Baum der Erkenntnis gekostet, sondern in seligem Einssein mit der Natur ein kindlich harmloses Dasein lebte. Die Darstellung, wie die Schlange zu Eva spricht, ist für Hofmanns Naturell besonders bezeichnend. Wie verschieden wurde diese Scene zu verschiedenen Zeiten gemalt! Nur den Bildern der Quattrocentisten verlassen die ersten Menschen gewöhnlich im Tanzschritt das Paradies. Das große Ziel der Kunst war damals die Eroberung der Welt. Auch Adam und Eva sind glücklich, dabs der Garten Eden sich auftbut, dabs die Welt, die lockende Welt sich erschliesst. Bei anderen Meistern lauscht Eva in verzehrender Gier den Worten der Schlange. Für das, was sie erfährt, gibt sie gern die paradiesischen Wonnen hin. Lilith ist sie, die schöne Teufelin, die Hexe, die ihren Beruf entdeckt. Bei Hofmann umfort graunvolles Weh die Dinge. Wie in einen Abgrund hartt sie, hat das Gefühl, dabs nun, da sie wissend geworden, alles, alles vorbei ist. „Meine Blindheit gib mir wieder, gib mir mein verlorenes Glück." Dieses Blatt enthält den Epilog zu Hofmanns Kunst. Durch die Werke Stucks und Klingers geht ein satanischer Zug. Die große Macht der Sünde verherrlichen sie. Hofmanns Bilder wieten vor dem Sündenfall. Kinder sind seine Menschen, die von Bösen nichts ahnen, Kinder, die über die Sonnenstrahlen, über das Rieseln der Quelle lauten, denen die ganze Natur, ihr eigenes Sein ein Wunder bedeutet, die staunen, wenn sie ihr Spiegel des Weibers plötzlich ihr Bild erschauen, die staunend, in seligem Taumel dahinsitzmen, dem Lichte, der Sonne entgegen, die dort oben über dem Berge strahlt. Keine geane Atmosphäre trübt den Glanz der Farben. Rein und feierlich, wie am ersten Schöpfungstage liegt die Erde da. Rothe Tulpen und gelbe Aurikeln entsprießen dem Boden. Frühlingsgöttinnen in flatterndem Florgewand wallen blumenstreuend durch die Wiesen. Epheben und Mädchen, nackt und keusch, ruhen wunsch- und leidenschaftslos auf grüner Au oder bieten sich, eine Hand zum Reigen. Hofmanns Kunst ist die germanische Sehnsucht nach hellenischer Schönheit, die Sehnsucht aus dem Nebel heraus zum Licht, die Sehnsucht aus der Prosa des Alltags nach einer fernen, verklungenen Märchenwelt, die Sehnsucht aus der Sünde heraus nach Unschuld.

Auf dem entgegengesetzten Pol, breitbeinig, mit beiden Füßen auf der Erde, steht Max Liebermann. Die irdische Welt ist sein Reich. Hier findet er das Paradies, das Purgatorio und Inferno. Trotzdem, je länger man seine Bilder betrachtet, bemerkt man auch hier etwas, das über die Realität hinausgeht. Jenes Streben nach Grossingigkeit, nach epischer Gerragenheit der Linien, das den Stil Meuniers, Segantinis und Gandaras bestimmt, tritt auch bei Liebermann hervor. Wuchtig und groß sind die Figuren in den Raum gesetzt. Namentlich in Bildern wie dem Mann mit der Kuh, dem Mann mit dem Fragkorb und dem sitzenden Alten — in denen die Silhouetten einzelner Menschen machtvoll aus einfachen Landschaften aufragen — weiß er eine monumentale Zuständlichkeit von Naturvorgängen, den Eindruck „großer Kunst" zu erzielen. Aus allem klingt das Glaubensbekenntnis des Meisters: „Nicht das Malerische sie's, was ich suche: ich will die Natur wiedergeben in ihrer Einfachheit und Größe."

Die Werke der anderen Adolf Menzel, Arthur Kampf, Leistikow und Koepping: Gleichen Ausstellungen, Sascha Schneider, Berthshmann und Wedig-Zehtan: Thoma und Klinger: Leibl, Zügel, Samberger und Oberländer, Angelo Jank und Julius Diez — ergeben keine neuen Gesichtspunkte. Nur ihre Stimmung haben wir nach Wien geschickt, sind aber nicht selbst gekommen. Auch kennt jeder die Bedeutung dieser Namen oder kann sich aus Büchern unterrichten. Versuch es in der Ausstellung anknüpfen, war nicht ein Bild vom Zügel in der einzelnen zu geben. Es sollte im großen gezeigt werden, welche erstaunlichen Ausdrucksmittel die moderne verweltlichtgewordene Kunst sich gebildet. Und das ist glänzend erreicht

Digitized by Google

Man denke sich in diese Räume ein biederes Familienblattbild gehängt. Es würde physisch schmerzen. Man denke an den fürchterlichen Stahlstich vom Beginne des Jahrhunderts zurück, an das Kunstvereinsblatt, das vor 40 Jahren in jeder guten Stube über dem Sopha hieng, dann wird man im Angesicht dieser Dinge in die Worte ausbrechen, die an der Schwelle des Cinquecento Ulrich von Hutten rief: „O Jahrhundert, die Geister erwachen, die Künste blühen, es ist eine Lust zu leben."

Dass auch für Wien nach langer, winterlicher Starre ein duftiger Kunstfrühling kam, brauche ich den Bienen nicht zu sagen. Noch vor sechs Jahren, als meine Geschichte der Malerei erschien, konnte ich — trotz bester Absichten — fast nichts über Oesterreich schreiben. Ich hatte versucht, ein Capitel über österreichische Kunst zu geben. Denn seit dem Beginne des Jahrhunderts hat sie ja eine besondere Note. Schon zur Zeit der Romantik nehmen die Oesterreicher eine Sonderstellung ein. Den klaren Norddeutschen — Cornelius und den Seinen — stehen sie als Dichter und Träumer, den Denkern als Naturkinder vom sonnigen Heiterkeit gegenüber. Dort Gedankenschwere und machtvoller Ernst, hier traumhafte Lieblichkeit und schalkhafte Anmuth. Josef Führich schafft seine zartrn bukolischen Idyllen, Eduard Steinle jene feinen Aquarelle, die den romanischen Zauber der litterischen Sagenwelt so duftig, ohne Sinnlichkeit spiegeln. Schwind ist überhaupt nur als Wiener denkbar, in seiner Frauenlieblichkeit, wie in der Mozart-Stimmung, die alle seine Werke durchklingt. Dann in der Zeit des Colorismus ein ähnlicher Gegensatz. Während die Norddeutschen nach Ziel haben, correcte Geschichtsillustrationen anfertigen, fühlen sich die Oesterreicher als Maler. Rahl ist einer der wenigen damals, in denen echtes Malerblut pulsierte. Makart bedeutet den elassischen Ausdruck einer Epoche: als auf die Farbenblindheit der Farbenraisch, auf den Cartonstil die Wollust des Malens gefolgt war. Dann, als die Eroberung des Modernen begann, herrscht abermals ein bezeichnender Unterschied. Wenzel ist der scharfe Satiriker. Alles wacht bei ihm, denkt und handelt Pettenkofen ist beschaulich und friedlich. Alles lautlerng bei ihm, schlaft und gähnt. In einem Buch über österreichische Malerei könnten diese Dinge zum Ausdruck kommen. Das Musikalisch-träumerische und das Malerisch-sinnliche, dahinein etwas, das in die Zeiten Velasquez' zurückweist, sich aus Oesterreichs früheren Beziehungen zu Spanien erklärt, würden als die unterscheidenden Eigenthümlichkeiten österreichischer Kunst erkannt werden. In einem Buch über die europäische Malerei war es nicht möglich, darauf einzugehen. Denn nur wenige von allen, die Oesterreich hervorbrachte, waren dort geblieben. Dem großen europäischen Zusammenhang ordnete sie sich ein. Dann kam der Bruch mit Wien, vollständiger Stillstand gekommen. Während anderwärts gekämpft und gerungen wurde, lag die Ruhe des Grabes über Oesterreich.

Heute gibt es eine lustige Schar moderner Geister, alle mitarbeitend an der Lösung der Probleme, die das neue Zeitalter stellte. Den älteren, anerkannten Meistern ist eine wichtige Bürgschaft für die Zukunft eine Anzahl jüngerer zur Seite getreten. Obwohl die Werke zerstreut sind, sind man doch alle Mitglieder der Secession vertreten: den alten Ehrenpräsidenten und den jungen Anders, Buchenbacher und Bacher, Böhm und Engelhart, Friedrich und Hanisch, Jettmar und Milani, König und Lenz, Löl und Moser, die beiden Müller, Baron Myrbach, Nowak und Orlik, Otto Rudolf und Reiter, Hans Schwaiger, Ernst Stöhr und Thöny. Ich widerrieche der Berufung, als Nachwiener über die einzelnen zu sprechen. Denn eine Charakteristik wäre auf Grund zufälliger Paradigmen doch nicht möglich. Und alles Gemeinsamverbleiben scheint mir sinn- und zwecklos. Wir wollen endlich einsehen, dass diese Worte, auf denen sich die Unterrichtsgeschichten aufbauen, nur Etiketts sind, fürsichende Bezeichnungen, die nichts bezeichnen, nichts sagen. Wir sollten, von Engelhart angefangen, nur Worte gebrauchen, die nur auf Engelhart, nicht auf Wollin und Zakel, auf Michelangelo und Velasquez passen. Bei Beachtung dieser Regel würden viele Mattheit nicht geschrieben werden. Aber die übrigbleibenden würden dem Publikum mehr sagen und vom Künstler als wenigere Uebersicht empfunden werden. Genug, dass die österreichischen Arbeiten von dem Wahnsinn des Farbenrausches sind und so ist viel bedeutet. Denn da ringsum im Continente der Wahnsinn herrscht, Rahl, von Menzel, dessen Bedeutung über jeden Zweifel erhaben ist, muss bekennen, dass in solcher Umgebung unmöglich, auch selbst auf einem besseren Niveau sein Talent würde es sich anmaßen, so bedeutend zu sein.

Nun ist dieses Jahr wieder ein Wendepunkt. Die Verbindung Lenbachs mit Stuck, die Zusammenkunft einiger Münchener, der jungen Wiener mit Klimt, von der Secession, Hans Makart und Josef Engelhart, die Ausstellung in Dresden, die Ausstellung in Berlin, Alles deutet darauf hin, dass wir wieder in Zeiten eintreten, in denen Kunst und Leben sich berühren. Und wenn auch Wien, das Wien der Secession, nicht mehr das Centrum ist, wie es vor zwei Jahren war, wenn auch die Secession, die sie einst war, nicht mehr ist, wenn auch Klimt, Moser, Hoffmann, Olbrich, Roller, Wagner, Maria Ernst, Josef Hoffmann, Olbrich, Roller, Wagner, Maria Ernst, Josef Engelhart, Hans Makart, Wilhelm Thöny, Ludwig Hevesi, Hermann Bahr, Peter Altenberg, Richard Muther, Arthur Roessler

wieder verleugnen. Also regieren dürfen sie nicht. Und ob man reden trauen sie sich nicht. Der § 20 der Verfassung gewährt den Ministern ein parlamentarisches Redeprivilegium: „Sie müssen auf Verlangen jedesmal gehört werden". Aber die Mitglieder des Cabinets Clary „verlangen" nie zu reden, wenn auch im Parlament alles drunter und drüber geht. Vielleicht interpretieren sie den Paragraphen so, daß sie nicht auf die eigenen Verlangen, sondern nur auf Verlangen der Majorität reden dürfen, so wie ja auch Volksfänger ein bestimmtes Quantum auf eigenes, sondern nur „auf vielseitiges Verlangen" wiederholen. Dann begreife ich allerdings, daß sie nie zum Reden kommen. Denn die minderwertigste Staatsnothwendigkeits-Couplets sind bei der Majorität wirklich nicht beliebt, schon weil sie so bis zum Ueberdruß oft abgeleiert worden sind.

•

Das Einzige, was die Beamtenminister noch thun dürfen, um ein Lebenszeichen von sich zu geben, ist das Conversieren. Wie genaue Berichterstatter behaupten, „conversiert" Graf Clary mit einsündiger Mittagspause den ganzen Tag von 8 Uhr früh bis 8 Uhr abends. Schade, daß er keine französische Gouvernante geworden ist. Im Conversieren hat er den höchsten Record erreicht.

•

Aber jedes Ding in dieser Welt hat doch auch seine gute Seite. Selbst die Beamtenminister. Für einige Mitglieder der Minorität sind sie doch ein wahrer Segen. Diese Herren, die sich, infolge des Ugerer Schwures, seit einigen Jahren im Werben um Ministerien nothgedrungen abgewöhnen müssen, ferneren sich doch jetzt wie die Kinder an der roth Lager erlauben Unterhaltung mit den Beamten-Similis. Jedes Thierchen hat sein Plaisierchen, und alles guter Kerl will ich auch den ansgebungerten Herren von der Opposition a. D. und in spe die kleine Zwischenfreude nicht mißgönnen. Also, es lebe das Cabinet Clary — bis es stirbt!

Volkswirthschaftliches.

Die Rima-Muranyer Eisenwerks-Actiengesellschaft ist im Begriffe, die Werke der Eisen- und Stahlindustrie „Union" anzukaufen. Schon einmal wäre diese Transaction beinahe zustande gekommen, aber zu ganz anderen Bedingungen als heute. Das war vor zwei Jahren, als die „Union" infolge der Unfähigkeit ihrer Verwaltung in Geldstockung gerathen war. Damals hatte der Wiener Bankverein die Sanierung der Unternehmung in die Hand genommen und das erste, was er zu diesem Zwecke that, war, daß er das Werk von seinen Experten als verkäuflich angesetzt, ungefähig fimiert, als betriebsunsichtig erklären ließ, so daß nichts übrig bleibe als die Liquidation, bei welcher wohl die Gläubiger voll befriedigt werden könnten, für die Actionäre aber so gut wie nichts abfallen würde. Die Absicht, die Union der Liquidation der Rima um einen Spottpreis zuzuschanzen, ist bekanntlich daran gescheitert, daß in letzten Augenblick Graf Geza Andrassy und einige Freunde mit einem Kaufangebot auftraten, demzufolge sie den Actionären für jede ihrer eben als wertlos erklärten Actien 60 fl. und außerdem noch 2 nachgezahlen. Unsere Leser werden sich an unsere Darstellung des damals vom Bankverein und der Rima versuchten und theilweise gelungenen Raubes noch erinnern. Wiewohl die Bankverein Gruppe selbst die Herren Director Bauer, Lanczy und Cohn sorten damals als Provision für das glänzende Geschäft, das sie der Rima zu vermitteln gedachten, sich ausbedungen, daß ihnen 1 Million gehören, genau so, wie man nie erfahren hat, wie viel Provision diejelben Herren von der Salgo Tarjaner Kohlengesellschaft erhalten hatten, wenn die an der Maffoldjäger des beanstandeten Zwischenankaufes geschlossene Fusion der Ungarischen allgemeinen Kohlenbergbau-Gesellschaft mit der letzgenannten Gesellschaft zustande gekommen wäre, worüber an dieser Stelle gleich falls wiederholt geschrieben wurde. Im Falle „Union" sind die genannten Herren jedenfalls doch auf ihre rosten gekommen, da sie die infolge der Werthsteigerung von den Actionären in großen Posten zu 20 bis 30 fl. zusammengekauften Actien aufgekauft hatten, für welche sie dann 50 fl. vom Grafen Andrassy erhielten. An dem nahen Eindruck, den das Vorgehen jener Herren, welches wir damals einer Doktendemonstration gleichstellten, allgemein hervorrief, einzugewaltigen zu bezogenen, wurde verbreitet, daß Graf Andrassy in einer Cavaliersalaune für das wertlose Ueberzugspapier einen unsinnig hohen Preis bezahlt habe. Aber Lüge haben kurze Beine. Für dieses solche wertlose Ueberzugspapier wird heute von der Rima bei Heller und Pienny alles bezahlt, was es den Grafen Andrassy gekostet hat und alles, was er darein investiert hat und noch mehr als das. Und daß die Rima die Werke absolutsnutz kaufen kann, verdankt sie nur dem Mangel an sittigen Geldmittel in Ungarn, im allgemeinen und des Grafen Andrassy im besonderen. Wäre es heute nicht so schwer, ihr große Investitionen die nöthigen Barsonds zu finden, so würde es den jetzigen Besitzern nicht ein fallen, die zukunftsreichen Werke zu verkaufen. Und wie wenig diese Werke Ueberwert sind, geht daraus hervor, daß in den Hauptzeitungsartikel, im Blaubuch nicht die „Union" nach erfolgten Ankauf die Erzeugung ein stellen würd, sondern die sie diesen Artikel weit weniger concurrenzfähige Rima. Nicht nur die Actionäre der „Union", welchen ihre Actien damals abgejagt worden, sind durch das perfidelose Vorgehen jener Parasiten ge schädigt worden, sondern auch die Rima selbst, die Mitglieder jener Herren Interessen jene Herren zu vertreten vorgaben. Sie muß heute die Werke theurer zahlen, als sie sie damals nach Recht und Billigkeit hatte er werben können, wie auch Investitionen eingehen, die unterbleiben wären, wenn die Union schon vor zwei Jahren zustande gekommen wäre und eine gemeinsame Production an Stelle des Concurrenzkampfes getreten wäre; endlich muß der durch den Concurrenzkampf verursachte Preisdruck verschwinden und der dadurch für alle voller ungar. Volkswirtschaft entstandene Verlust erspart werden. Interessiertes werden sich die Herren Director Bauer und Genossen auch bei der nun geplanten Transaction einen ganz enormen Zwischenmuhen sichern, der mit dem berechtigten Nutzen der verantwortlichen und gefahrenden Banken nichts zu thun hat und ohne den sie eben keine Geschäfte abschließen. Gegen diese Ausnützung ihrer Machtstellung, welche heute noch von einzelnen Bankdirectoren zum Schaden der ganzen Volkswirtschaft geübt wird, ist vorläufig nichts zu machen, aber brandmarken kann man sie. Und indem man auf diese Art, die Interessenten und die öffentliche Meinung über occulten Gewinn, welche von Einzelnen zum Schaden der Volkswirtschaft erzielt werden, aufklärt, erschwert man den Herren die Handwerk und wird es hoffentlich mit der Zeit ganz unmöglich machen.

•

Wenn die Transaction mit der „Union" zustande gekommen sein wird, dann bleibt nur mehr die Herrschaft über unabhängige Eisenindustrie-Actiengesellschaft als wirksame Störerin des Eisenkartellfriedens übrig. Auch die Herrschaft wiede man gerne ebenso aus hungern, um sie dann um einen Schleuderpreis ankaufen, wie man es seinerzeit mit der „Union" versucht hat, nur mit dem Unterschied, daß sich an ihrem Kampf gegen die Herrschaft nicht nur einzelne Bankdirectoren und ein Eisenwerk betheiligen, sondern das ganze Eisenkartell, dessen Machthaber es nicht ertragen können, daß sie ihre Riesenprofite mit noch einem Producenten theilen sollen. In der ganzen, dem Eisenkartell ergebenen Tagespresse wurde die Herrschaftaer als „Kuenist" hingestellt, welches total letzungsunfähig sei und nur durch Preisunterbietungen einen vortheilhaften Friedensschluß erpressen wolle. Wie weit es mit der Leistungsunfähigkeit war ist, das wird sich auch wieder erst zeigen, bis einmal der Friede zustande gekommen sein wird. Jedenfalls scheint das Kartell mit der Taktik des Niederconcurrenzierens bisher keinen Erfolg gehabt zu haben. Hinter der Herrschaftaer steht eine Reihe der größten und reichsten Industriellen Deutschlands und Oesterreichs, welche nicht so leicht capitulieren. Ihr Leistungsfähigkeit scheint das Unternehmen im Laufe der Zeit trotz der Opfer des Concurrenzkampfes zugenommen zu haben. Wenigstens macht es dem österreichischen Kartell jetzt bereits auf dem eigenen Gebiete eine unerklärliche Concurrenz in Schienen und anderem Eisenbahnmaterial. Und so kann sind die großen Herren des Eisenkartells in diesem Kampfe geworden, daß sie sich nicht entblöden, den Schutz der Regierung anzurufen, weil die österreichische Nordwestbahn große Lieferungen mit dieser ungarischen Gesellschaft abgeschlossen hat. „Schutz der nationalen Arbeit", rufen sie. Nun ist dieses Princip gewiß ein sehr berechtigtes, aber nicht das einzig berechtigte. Wenn man vor der Wahl steht, seine Bestellungen an einen Inländer zu vergeben, von dessen Preiswucher nur wenige profitieren, wie dies beim Eisenkartell der Fall ist, oder der Bestellungen zu viel niedrigeren Preise im Ausland zu machen, so daß an der Ersparnis zahlreiche Producenten, Steuerträger rc. betheiligt sind, dann ist kein Zweifel, welches die vernünftige Wirtschaftspolitik ist. Oesterreichs Volkswirtschaft hat durch das Auftreten der Herrschaftaer nur profitiert, denn es hat das Eisenkartell gedrückt, die Eisenpreise weiter herunterzugehen, wie die zweifellos angestrebt das Preisaufschlagung im Ausland geschehen wäre. Die hohen Auslandspreise, welche einen rapid steigenden Verbrauch entsprungen, sind aber für uns nicht berechtigt, sie eine Zunahme des Consums an Eisenwaren nicht constatieren hat ist. Das Eisenkartell treibt Preiswucher, wenn auch die Preise einzelnen Serien im Ausland bereits höher sind als bei uns. Eine Ausgleichung, um sich auch in schlechten Zeiten vor Verlusten zu schützen, ist gewiß eine berechtigte Function der Kartelle, aber unberechtigt ist die Conjunctur durch die Monopolisierung der Production enorme Gewinne erzielen, ist ungerechtfertigt. Und man kann nur eine lange Dauer des Concurrenzkampfes zwischen der Kartell und der Herrschaftaer wünschen, welcher dadurch entstanden ist, daß sich das Kartell nicht entschließen kann, einen anderen Producenten am Kartellnutzen theilnehmen zu lassen.

$\mathcal{L}_{\mathrm{f}}$

Kunst und Leben.

Die Aufführung der Meistersinger ist früher unser Nichter eine der besten Vorstellungen unserer Oper gewesen und ist es auch in der neuen Form geblieben, die ihr Director Mahler gegeben hat. In der Auffassung vieler Partien, in den Tempi und Nuancen ist begreiflicherweise manches anders geworden, ohne daß man jedoch sagen könnte, daß von den zwei Lesearten die eine als die absolut und einzig richtige bezeichnet werden könnte. Ein Nachteil kann durch diese Aenderung nur für die künftige Sicherheit unseres Ensembles entstehen, das nicht mehr wissen wird, welchen von den zwei Herren es eigentlich dienen soll. Schuld an dieser möglichen Verwirrung ist aber nicht Director Mahler, sondern Hans Richter, der sein Bewilligung seiner sämmtlichen Forderungen der Hofoper einfach im Stiche läßt. Jeder Dirigent hat nicht nur das Recht, er hat die Pflicht, sich über die künstlerischen Ziele mit dem Personal auf seine Art auseinanderzusetzen. Wenn nun der eine Dirigent sich um das Schicksal des Instituts nicht mehr kümmern will, so muß es ein anderer für ihn übernehmen, und wir haben alle Ursache, dem Director dafür dankbar zu sein, daß er die ganze Last der Dirigentenaufgaben mit an geschwächter Arbeitskraft auf seine Schultern nimmt. Soll ich die be dentendsten Unterschiede anführen, die mir in der künstlerischen Behandlung beider Dirigenten aufgefallen sind, so muß ich zunächst erwähnen, daß mir jene Stellen, wo es auf den Glanz und die rauschende Tonfülle des Orchesters ankommt, früher weitungspoller zum Ausdruck zu kommen schienen wie jetzt; wie die Ouverture, der „Johannisnacht" u. a., während die Bedeutung des gesprochenen Wortes durch manchen Beizatz auf den Orchesterspiel gerade an den entscheidenden Stellen jetzt deutlicher hervortritt. Entschieden gewonnen haben sämmtliche Ensemblestellen — namentlich die Scenen der Lehrbuben — an Frische, Lebendigkeit und musikalischer Wirkung. Auch die feinen Volksscenen waren musikalisch lebe hor und draus herausgebracht. Dem Nächtlich lungen scheint mir das scenische Arrangement des zweiten und dritten Actes 1. Theil zu sein. Die Bühne ist hier durch den Vorschub der Häuser so eng geworden.

Digitized by Google

dass während der nächtlichen Prügelscene die Bethreiligten nicht viel mehr thun könnten, als sich annähgeiept um ihre eigene Achse zu drehen oder ab und zu ganz von der Scene verschwinden. Im dritten Act ist das Zimmer des Hans Sachs verkleinert worden, indem man von dem Unterschnitt der Bühne in der Mitte ungefähr die Hälfte herausschnitt und die seitlichen Reste braun vermalte. Offenbar wollte Mahler der Scene eine größere Intimität verleihen. Aber gerade durch die plötzliche Verkleinerung der Scene projicieren wir das Bild noch weiter hinaus, als es thatsächlich ist und verlieren die Fühlung mit den Vorgängen auf der Bühne. Es ist, als hätten wir den Opernguckes aus Versehen verkehrt in die Hand genommen. Dabei wirkt ungemein störend, dass die Größenverhältnisse der Personen naturgemäß dieselben geblieben sind, und wir unmittelbar daneben und wieder an die alten Proportionen gewöhnen müssen. Die Illusion des Augenmaßes ist eben für einen Moment, und nur für diesen, aus dem Gleichgewicht gebracht worden. Auch über die Raubeleyungen ist manches zu sagen. Herr Demuth ist ein derniger, männlicher Hans Sachs, ohne die Süßlichkeit Reichmanns und ohne seine Kokettcrie mit der schönen Stimme. Im Spiel aber ist er noch etwas steif und unbeholfen, während sich Reichmann gerade in diese Partie wenigstens in seiner Weise ganz eingelebt hat und sich darin frei bewegte. Herr Fraulcher ist ein intelligenter Pogner. Den Herren Reichenberg oder Grengg aber gestattete die Macht des Organs, ihrer Sprache einen gewaltigen Ausdruck zu verleihen, der Herrn Fraulcher versagt ist. Immerhin ist es im Interesse der Sicherheit des Repertoires zu wünschen, dass die wichtigen Rollen auch in den Meistersingern mehrfach besetzt sind. Wenn wir nur auch einen zweiten Walther Stolzing hätten! Ein entschiedener Vortheil gegen die frühere Besetzung sind Fräulein Kurz als Eva und Fräulein Reiff als Magdalene.

R. B.

*

Am 25. November wurde im Deutschen Volkstheater gegeben „Das Opferlamm", Schwank in drei Aufzügen von Oskar Walther und Leo Stein. Das Stück hat eine sogenannte Bombennolle für Herrn Tyrolt, der diese auch zu seiner eigenen und des Publicums Beqnügung sehr wirkungsvoll spielte. Die nicht ohne Geschick durchgeführten und in den beiden ersten Acten wirkungsvoll gesteigerten Verwechslungsscenen erregten lebhafte Heiterkeit und Stürme von Beifall. Selbst eine Liebesscene zwischen dem unschuldsvollen Hans, der, obwohl er es gewiss sehen in ungezählten „deutschen Lustspielen" gesehen, nicht weiß, wie ein junger Mann einem jungen Mädchen seine Liebe gestehen soll, und zwischen der unschuldsvollen Hildegard, die, weil sie das schon in ungezählten „deutschen Lustspielen" gesehen, weiß, dass sich ein junges Mädchen bei solchen Gelegenheiten wie eine dumme Gans zu benehmen hat, vermochte das Publicum nicht zur Erkenntnis zu beingen, dass es bei derartigen dramatischen Veranstaltungen ein Recht hätte, sich selbst für das eigentliche „Opferlamm" zu halten. Aber davon besteht eben die Charakterigenthümlichkeit des Opferlammes, dass es von seiner eigenen Function bei dem was vorgeht keine Ahnung hat. — Die Darstellung war gut. Neben Herrn Tyrolt gefielen besonders Fräulein Olschner und Herr Greifenegger. Sehr angenehm machte sich durch sympathische Erscheinung und discretes Spiel ein neues Mitglied des Volkstheaters, Frau'ein Ermarth, bemerkbar.

B.

*

Gerstenbodi hat nun auch sein Werkes Rösl: man spielt im Raimund Theater „Unser einziges Kind", einen Schwank von Pahlen und Fräulein Delsner. Berliner und Wiener Dialect geraten darin an einander und vertragen sich nicht. Stellenweise bemerkt auch das chronische Ersterben durch, etwas vom nördlichen und ostreichischen „Witzel" einander gegenüberstellend; da scheinerte jedoch das Festellungsthen der Prager Berliner. Die ständen Späß und die Witze sind einer etwas schwächlichen Komik ungünstig charakterisieren zu dürfen, während die die norddeutsche Hälfte die sprüchlichen Leben der Schulzens nahmen Herrn Berliner prächtig zu Schwerpunkt stellten sie einen dummen Berliner wollen, einen nördlichen norddeutschen Minister eine ostreichische einfache Wienin und dem normalen Jugendlichenmann Müller. Die Schwierigkeit der Sprachmischung „Imagrationsschwank" gegenüber. Gott sei Dank hatten sie wieder in den Vordergrund des Nordens, nach des Schwankes Sinn, das in Berlin spielt. Ein Gespräch und es wurde sich durch Berliner Leben, der spielen die Hauptrolle wollte, wurde ein wenig Leben, ein Leben, ein Berlinisch, und das kann man in der That sehr hören.

R. W.

*

[illegible] sollen leere Moralisalbadereien beseligen. Auch der Titel bleibt unaufgeklärt, denn im Stücke kommen keine Kinder vor, denen man anmerkt, dass sie in der Geschlaubt geboren seien. Als Ganges ist es verfehlt — es erfreuen aber schöne warme Regungen, blühende Details eines Talentes. Man hofft in den ersten zwei Acten auf das Beste — das sich aber später nicht einstellt. Die Fabel kommt leicht und naturgemäß in Fluss, die Rede ist schlicht und von Gehalt; ein Miteinbild gewinnt Leben und Plastik, und ein Hauch von feiner Stimmung durchzieht den ersten Act. Sein glücklicher Widerstein liegt noch über den ersten Scenen des zweiten Aufzuges; eine gedanken- und emotionsvolle Auseinanderzepung — von Frau Körner und Herrn Stöhr gespielt — treibt das Stück seinem Höhepunkt entgegen. Dann aber geht es abwärts, immer tiefer ins Conventionelle hinein. Wenn noch hin und wieder ein hübsches Wort fällt, wird es von unerträglichen Längen, Possenreißschlägen, reflectierenden Tiraden oder Monologen verschlungen. Lastende Langeweile erstickt den Rest. Ein verkündiger Regisseur hätte die salbungsvollen Reden gestrichen, schon deshalb, weil sie die Herren Fröden und Nowak sprechen, aus fünf Acten drei gemacht und damit dem Stücke zu einem starken Erfolge verholfen. Die Darstellung ist theilweise eine sehr gute. Herr Godai gibt einen angehenden Couleurstudenten. In solchen Bubenrollen übertrifft er sich. Herr Fröden spielt eine ernste Rolle — was sehr ergreifend ist für den feinbenetzten Theil des Publicums; er ist das verkörperliche „Schicksal aus der Vorstadt" aus den berüchtigten Kaiser Josef-Romanen. Aber er ist offenbar der Typ dieses Theaterpublicums, denn es jauchzt ihm zu. Er gibt eine Art „armen Spielmann", der reiche Bruder lieh sein Talent zugrunde gehen, jetzt ist er Clavierstimmer und wird als solcher der Retter des ganzen Familie. Er müsste in einer saulten, resignierl-übelzegenen Herzlichkeit voller Humor gespielt werden, einen nie berührt gewordenen Josef Lanner müssten wir in ihm sehen; die ganze altwiener Poesie konnte er dem Stücke verleihen. Wenn das in der Figur läge und wenn das der Schauspieler herausbrächte, dann wären der Dichter sowohl wie der Darsteller Künstler.

Im Jantsch-Theater wurde „Nathan der Weise" in einer mit Fleiß inficnierten Vorstellung gespielt. Die Titelrolle gab Herr Rub; sein weiches, alles ins Weite ziehende, monotone Organ wacht ihn zu einer „Sprechrolle" nicht geeignet. An der Recha des Fräulein Schleffinger ist nichts auszusetzen, nichts sonderlich hervorzuheben; ihr Spiel war voll Klugheit und der Gewandtheit einer guten Schule. Das Theater war sehr gut besucht, woraus die Direction ihre Folgerung ziehen sollte.

A. H.

*

Zu den zahlreichen Quartett-Vereinigungen, die theils unsere Stadt besuchen, theils aus heimischen Künstlern hervorgehen, hat sich nun auch das Gewandhaus-Quartett aus Leipzig gesellt. Die Herren kamen eigentlich als ungelegener zeit, als sämmtliche unser musikalisches Publicum gerade durch andere Concerte zu sehr in Anspruch genommen war und deshalb bei den Leipziger Künstlern nur sehr spärlich erscheinen konnte. Viele nunmerich geringe Beachtung, welche das Quartett gefunden, ist umsomehr zu bedauern, als seine Leistungen wirklich von hervorragender Qualität waren und allgemein nachhaltigen Beifall fanden. Die Künstler besitzen sämmtlich einen schönen, vollen Ton, haben ein tadelloses Zusammenspiel und eine gediegene Auffassung. Bei solchen Vorzügen konnte der Erfolg des Beethovenschen Fmoll- und Schumann'schen A-dur Quartetts nicht ausbleiben. Zwischen diesen beiden Compositionen spielten die Künstler ein Quartett von Karl Prohaska, ein sehr dürftiges Manuscript. Unmöglehae nach dem Meisterwerke Beethovens wirkte das jugendfrische Werk Prohaskas zunächst etwas befremdend, zumal gerade das Anfangsthema nicht gerade gewandt erscheint. Später aber erzwang sich die solide Arbeit nach und nach die verdiente Anerkennung, zumal da den Spielern Gelegenheit zu voller Entfaltung ihrer brillanten Technik gab. Die Variationen mit Schluss und ein an Russische Motive erinnerndes Colorit verliehen dem Werke ein eigenart ges Gepräge. Wir hoffen den Werken des Componisten auf dem schwierigen Gebiete der Kammermusik, für das er ein entschiedenes Talent besitzt, bald wieder zu begegnen.

*

Eine andere Novität wurde im zweiten Rosé-Quartett zu Gehör gebracht: Borodinow über ein populäres russisches Thema von gleich verschiedenen Componisten. Das Resultat derartiger Compagnie arbeiten, wie solche uns der Musikgeschichte mehrfach bekannt sind, war gewöhnlich das, dass ein Componist alle andern Ranges gleich der Compagnie trotz einer ganzen Serie von Variationen in Anspruch nahm, die für sich all zusammen ein musikalisches Werk darstellten. Thematisch hielten sich sämmtliche spielter innerhalb der ihnen gezogenen Grenzen. Vielleicht ist diesem Umstande die Einheit abzuleiten, dass sich keiner der Künstler besonders hervorthat. Das Werk selbst macht in seiner [illegible] Bild gut. Der Componist [illegible] aber nicht mit besonderer Begeisterung. Eine [illegible] Novität [illegible] eine [illegible] Werke war mit dem Gefühl

isstems. Zur Zeit ist er der anerkannte Meister des Romans oder Lustspieles à clef, und seit er mit seiner „Meute“ vor drei Jahren den Stier ergriffen hatte, verfolgt das nach Scandal lüsterne Publicum seine literarische Laufbahn mit dem größten Interesse. Damals hatte er die etwas außergewöhnlichen Familienverhältnisse des ingwischen stumpfsinnig gewordenen Prinzen von Sagan dramatisch verwertet, und der Prinz ließ sich dazu herbei, den Scheidungsbrief zum Zweifampf herauszufordern. Naturlich erhöhte dieses nach den Regeln höchst correct und unblutig verlaufene Duell die Anziehungskraft der „Meute“ und der Director des Vaudeville wie auch Herr Abel Hermant machten glänzende Geschäfte. Ich fürchte sehr, daß es mit „Faubourg“, dem am Freitag zum erstenmale gegebenen Stücke Hermants, nicht so gut gehen wird. Zwar fehlt es auch hier nicht an Persönlichkeiten, die Scandal leicht genug zu liefern ist, und außerdem werden eine ganze Menge schöner Reden gehört, die man mit einigem guten Willen für gewissermaßen geistreich gelten lassen kann. Aber all das genügt nicht, sintemalen im Publicum der Regergrimm seit eingetretener Ruhe wieder abgenommen hat und Langeweile muß. In „Faubourg“ geht nichts vor, rein nichts, und das ist selbst für eine pièce à clef zu wenig. Die zwei ersten Acte sind entsetzlich langweilig und haben nur den Vorzug, daß sie den beiden letzten als Folie dienen und diese nachgerade interessant machen. Den Schlüssel zur Handlung liefert uns die Geschichte der Prinzessin von Chimay und ihres Zigeunermusikers Rigo: Hermant hat aus der Amerikanerin eine Ungarin gemacht, und aus dem Musiker ist ein Turner, Fechter und Sportsman geworden. Außer der Prinzessin von Chimay haben der Marquis von Morès und der Prinz Heinrich von Orléans hergehalten und die Phantasie Hermants, unsicher, und in anderen Nebenpersonen sind weitere Mitglieder der aristokratischen Gesellschaft von Paris zu erkennen. Im ersten Act lernt der Prinz von Entragues seine Ungarin kennen, und zwar in dem von den soeben bezeichneten Nebenpersonen angefüllten Salon seiner Schwester. Im zweiten Act ist er verheiratet mit ihr, im dritten überrascht er sie im Tête-à-tête mit ihrem Athleten, im vierten verläßt sie ihn. Gegen diese Reihenfolge der Ereignisse ist nichts einzuwenden, aber dramatisch ist nur die letzte Scene im dritten Act, wo der betrogene Ehemann die Sündern überrascht. Da aber eine solche Scene seit bereits vier Jahren in den Pariser Theatern zahlen Schaulust befriedigt, so mangelt es bei diesem einzigen Lichtpunkt des Hermant'schen Stückes sogusagen an Originalität. Vielleicht hätte der Autor aus diesem Material einen ganz leidlichen Roman bauen können, wobei vorsichtshalber die Handlung nicht durchaus unerlässliche Bedingung ist. Zum Schauspiel taugt die Sache nicht. Die Publicum haben das Stück denn auch sehr kühl auf, und wenn Herr Hermant nicht den Prinzen von Chimay zu einem Duell zu bewegen versteht, so wird sich „Faubourg“ nicht lange auf dem Spielzettel halten können.

K. E. Schmidt.

Bücher.

Fromanns Classiker der Philosophie IX. Platon. Von Wilhelm Windelband. Stuttgart, Fr. Fromanns Verlag (E. Hauff) 1900, 190 S.

Nun ist nach Siebeck's „Aristoteles“ auch ein „Platon“ von Windelband in der Fromann'schen Bibliothek erschienen. Der Name Windelband bietet volle Gewähr, daß wir die zwei Vorzüge in dem Buche finden, die auch Siebeckens Autors auszeichnen: Geschicke der Disposition und Gruppierung des I. allgemeine Verständlichkeit bei strenger Wissenschaftlichkeit, fernab von dem bombastischen Schwulst und Raudervolkich, deren sich noch immer manche, die über Philosophie und Philosophen schreiben, befleißigen zu müssen glauben, und 2. Behandlung vom Standpunkte allgemein culturgeschichtlicher Auffassung aus ohne „Verliebung“ in abstracte Specialfragen. Wir brauchen nur die sieben Capitelüberschriften anzusehen, um zu erkennen, daß hier nicht alte Philosophieme breitgetreten werden, für die wir heute das Interesse verloren haben, sondern daß uns ans Geschichte des menschlichen Geistes und der culturellen Entwicklung geboten wird. I. Der Mann, II. der Lehrer, III. der Schriftsteller, IV. der Philosoph, V. der Theologe, VI. der Socialpolitiker, VII. der Prophet. Die Bedeutung Platons erhielt W. darin, daß er es unternahm, die „Wissenschaft von Grund aus neu zu schaffen und für sie die Hierarchie in der ganzen Ausdehnung des menschlichen Lebens zu beanspruchen“ (S. 11), daß er „die erste Theologie“ ist, indem er es, „ganz entgegen dem sonstigen Griechenthum“ versuchte, in „Verrechnung der religiösen Lehren einer bestimmten Seite“ „religiöse Dogmen philosophisch zu begründen oder wenigstens als möglich und wahrscheinlich gelten zu machen“ (S. 127, 129), vor allem aber, und das ist das Wichtigste und Ermöglichende an dem Buche, in der Thatsache Platons als Lehrer und als Schriftsteller, da es ihm „gegeben war, den Inhalt seines Wollens und Denkens in künstlerisch vollendeter Form zu gestalten. Dies aber ist thatsächlich der intimste Sinn seiner Schriften. Sie sind Erzeugnisse der dichterischen Phantasie, in denen die politisch religiösen Ideale und die wissenschaftlichen Gedanken zu lebendigen Gestalten geformt und und und in höherer, verklärter Wirklichkeit entgegentreten“ (S. 39).

Max Burckhard.

Otto Casparl: Das Problem über die Ehe. Frankfurt a. M. J. D. Sauerländers Verlag, 1899.

Viele, etwas nachlässig geordnete und gelehrsatene Bemerkungen über das moderne Ehegelöbnis, das „Ehe-Problem“, sind gewiß beherzigenswert. Allerdings ist dieses Problem gegenüber guter Rath theuer. Es ist aber schon manches gewonnen, wenn die Einsicht reift, daß jede Gesellschaft, die durch Verwandlung ihrer ökonomischen Basis auf eine neue Stufe tritt, bisher noch die Problem der Ehe vor sich gehabt und sich schließlich und recht damit abgefunden hat. Seine befriedigenden Lösungen waren bisher noch immer individuelle und werden es bleiben. Der archimedische Punkt liegt diese in der Sachlichkeit und Schwerzeichnung des Einzelnen. Die schlimmsten Fesseln und Qualzustände, welche die Übergangszeit, der Staat, auf diesem Gebiete verhängt hatte, sind beseitigt. Jetzt heißt es innerlich arbeiten, an sich arbeiten, den guten Willen zur Ehe haben. Den Berkehr der Geschlechter und zumal die Ehe als eine Kampfform der Geschlechter auffassen, wie man heute gern thut, ist ein thörichter Trevel. Die Ehe ist und bleibt auf symbiotischer Instinct gegründet, denen in jeder guten Ehe immer ein Gran Aktetismus beigemischt sein muß.

— bi.

Otto Julius Bierbaum: Gugeline. Ein Bühnenspiel in fünf Aufzügen. Mit Buchschmuck von E. R. Weiß. Als erste Buchveröffentlichung der „Insel“ herausgegeben von A. W. Heymel, im Verlage von Schuster und Loeffler, Berlin.

Die „Insel“ hat mit der Veröffentlichung der „Gugeline“ keinen Triumph ausgespielt. Sie hat vielleicht ling erwogen, daß ein vorsichtig Spiel sicherer den Erfolg bringt, als wenn gleich eine schwere Karte gewagt wird. Die „Insel“ will ihre alte Unbefangenheit gegenüber bewahren. Sie hat auch vielleicht das Gros der Leser in Rechnung gezogen und calculiert, daß ein leichtes Werk eher „zieht“ als ein schweres, großes. Habe sei, was auch gerade diesen Buche den Rang eines ersten gab — es ist keine Erfüllung, es hat höchstens die Erwartung in uns erweckt, daß dem zierlichen Werke in seiner aparten Ausstattung Werke gewichtigen Inhaltes und tiefer Wirkung nachfolgen mögen. Die „Gugeline“ „gefällt“, man liest sie, ohne sich zur Kritik angeregt zu fühlen, man hat sich erfreut am bunten Spiel der Verse wie der Vorgänge, an Scenen und Gestalten, man hat mal gelacht und öfter gelächelt, ein klein wenig gebangt vielleicht, sich für den Spott hie und da erwärmt, man hat wohl auch ein paar Klänge im Ohre behalten — man hat sich, mit einem Wort zu sagen, unterhalten, angenehm und leicht. Mehr nicht. Denn nimmt man das Buch wieder zur Hand, lieft sich Vers um Vers an, prüft den Gedankengehalt und bringt ihn zum Klangzahwand der Verse in Verhältnis, dann findet man die oft seinen. oft direct leeren Finessen des bewährten Wortkünstlers und Versjongleurs Otto Julius Bierbaum. Selbst wenn man argumentieren wollte, daß das „Singspiel“ als Dichtung leichteren Genres auch geringere Anforderungen stelle — was aber absolut nicht zugegeben wäre — so hätte doch Bierbaum die dichterischen Anforderungen, die auch in einer leichteren Dichtungsgattung an ihn gestellt werden müssen, nicht erfüllt. Doch sei gesagt, daß das Spiel ein liebenswert, oft gut erfundenes, manchmal poetisch ist und mit der rechten, nicht zu sehr wagnernden Musik eine Wirkung üben und seinen Erfolg machen wird — ebenso wie das kleine exquisite Buch an sich. Als Werk Bierbaums aber, neben seinen anderen Werken, entzündet es. Wir warten so bei Bierbaum — schon lange — auf sein Buch. Es scheint, daß es der „Stile“, der „Insel“ noch doch nicht an Poesien ist zeitlang bleiben soll. Was ist nun aber die „Gugeline“ anders als der „Lobetanz“, zu im Grunde anders als „Janfrasius Grannger“? Es ist immer dieselbe Geschichte die Brigittengeschichte, die neben dem Stübe herläuft. Der gelehrte Grannger nimmt das Bauernbrevier; die Königstochter fährt sich von dürgerlichen Lebenden über „Ich Ich“; und nun wählt der Königssohn die Bauernmaid. Aber ja freilich, wie Bierbaum immer aus derselben Quelle schöpft, wie er das Thema dreht und wendet, entfleidet und wardiert — ja freilich, das ist Bierbaum und keiner mehr ihm nach. Es ist aber auch ja ziemlich alles. Darin offenbart sich die Enge seines Phantasiekreises, das macht sein Dichten innerlich so klein, so harmlos und auch, allerdings, so unterhaltsam. Wenn ich ihn aber recht verstehe, genügt das ihm so wenig wie uns. Dazu ist er selbst ein viel zu einsichtiger, kluger und strenger Meister.

Wilhelm Holzamer.

Revue der Revuen.

In der „Neuen Deutschen Rundschau“ (November) veröffentlicht Franz Oppenheimer einen langeren Aufsatz „Das soziale Wachstum.“ — Die deutschen Heft Karl Marx und seine Tochter Jenny Longuet aus den Jahren 1881 und 1882 abgedruckt, die bieher nur in russischer Sprache veröffentlicht waren. Ein überaus starker Familiensinn charakterisiert sie am meisten. Alle Angehörigen des Hauses Marx haben zärtliche Spitznamen: er selber heißt nur anders als „Mohr“ — gegen seine dunklen Gesichts- und Haarfarbe —, über „Ich Ich“, seine Tochter redet er gelegentlich mit „Don Quichote“, die jüngere Tochter, Helene, mit dem durch ihre traurige Lebensgeschichte bekannt gewordenen „Tuffy“ an. Seinen Schwiegersohn Lafargue, den er zu einem gleichfalls journalistischen Laufbahn mit eigenartigen Lebensgeschichte bestimmt hatte, nennt er gelegentlich den „braven Gascogner“. Marx war um die Zeit dieser Briefe bereits schwer krank. Im Frühling 1881 allerdings schiebt er noch viele lebhafte Bemerkungen über politische Fragen ein. Und als man ihm aus Paris, wo Jenny wohnte, die Geburt eines neuen Enkelkindes ankündigt, schreibt er noch in heiterem Optimismus: „Also noch ein Enkel, so jetzt ich für Kinder, die in diesem Moment des Wendepunktes der Geschichte geboren werden, das männliche Geschlecht vor. Sie haben die revolutionärste Periode, die die Menschheit je durchlebt hat, vor sich.“ Aber an die Stelle dieser Stimmungen treten bald Krankheitsberichte aus seinem Hause. Seine Frau, die politisch und schriftstellerisch mitbeschäftigt war, lag seit längerem am Krebs darnieder. Im December 1881 wird sie begraben. Nun entschließt sich Marx, den eine Brustfellentzündung plagt, London zu verlassen und nach dem Süden zu gehen. Aus Algier schreibt er noch einige heitere, ausschließlich familiäre Briefe. Im Januar 1882 trifft er die Nachricht an, und zwar zunächst zu seiner Tochter in Paris. Als er ihr das mittheilt, sagt er hinzu: „Unter Nahe verstehe ich Familienleben, Kinderstimmen, heute ganze „mikrokosmische kleine Welt“, die weit interessanter ist, als die „makrokosmische.“ Damit singen diese Briefe aus.

„Revue des Deux-Mondes“ 1. November) bringt unter anderen einen interessanten Artikel von René Pinon über Frankreich und die orientalische Frage. Der Verfasser constatiert zuerst einen Aufschritt Frankreichs in der orientalischen Frage. Frankreichs Vorliebe am chinesischen Hofe ist im jetzigen Sinken. Es handle sich zunächst nicht um

Digitized by Google

eine militärische Occupation, sondern um die Erschließung Chinas für den europäischen Handel, für die Industrie. Da stürzen sich alle Mächte auf China. Wohl hätte Frankreich einen großen Vorzug, indem es das südliche China von Tonkin aus bearbeiten könnte, wofür zahlreiche Eisenbahnlinien nach China geleitet werden müssten. Wird aber Frankreich auch jetzt das Nöthige zu thun verstehen, da ist China an England ausgeliefert. Das wohl aus" und der „offenen Thür" liebäugelt, die aber geschlossen werden wird, sobald die Concurrenz Deutschlands die Engländer zu brunnehigen anfangen wird. Und nun kommen die Japaner und Nordamerika hinzu. Der Verfasser besteht besonders darauf, daß man den englischen Imperialismus unterschätzen müsste, was nur durch einen Band aller europäischen Continentalmächte geschehen könnte — Dieselbe Nummer enthält noch eine Analyse (von Paul Gautier) eines von Mme. de Staël herrührenden Manuscripts, das im Jahre 1882 der Nationalbibliothek zu Paris anvertraut wurde; es trägt den charakteristischen Titel: „Mittel zur Befestigung der Regierung in den Principien, auf denen die Republik in Frankreich beruhen muß." Das Manuscript ist nur ein Fragment geblieben, weil die Revolution auf eine ganz andere Weise beendet wurde.

Die in der „Revue politique et parlementaire" (1899, Nr. 62, Seite 274 bis 299) erschienene Studie „Das Staatsideal Russlands vom nationalen Standpunkt aus" betont, daß die Entpolonisierungsbestrebungen in Deutschland und in Russland zu keinen Erfolgen geführt haben, sondern daß das polnische Nationalgefühl sich in diesen Staaten immer stärker entfaltet. Nach der talegorischen Erklärung des Organs des zweiten Ukhtomsky „Sanct-Petersburger Zeitung" hat der Herr Gott die eingeborene Bestimmung gehabt, daß soll der Verfasser derselben ein bevorzugender slavophiler Schriftsteller sein, der sich aus leichtverständlichen Gründen unter dem Pseudonym „Whitharmonios" verborgen habe. „La Russie doit tendre à être complètement russe; nous ne disons pas slave, c'est trop peu." Dies ist das Hauptproblem des Verfassers, der es als eine große Gefahr für Russland betrachtet, nicht nur neue Slavenvölker auszunehmen, sondern auch diejenigen Slaven unter dem russischen Scepter weiter zu behalten, die man vergebens zu russificieren versuche. Das mit den Polen angestellte Experiment müsse die Russen davon abhalten, es mit anderen Slaven zu wiederholen, so meint der Verfasser. Was sich aber Russland mit seinen Polen anfangen? In Bezug auf einen Theil findet der Verfasser, leichten Herzens, eine Lösung. In den westrussischen Gouvernements Wiebsk, Mogilew, Bitna, Grodno, Kowna, Minsk, Wolhynien, Kiew und Podolien, wo es nur zwei Procent Polen, und zu drei Vierteltgrade nennenswerth, wo es die Regierung Peters des Großen, mässte der Regierung ihre unbeugsamen Russificierungsmaßnahmen weiter verfolgen (plier au même regime). Was aber die übrigen sieben Westlichgouvernements Wonna, Wiopk, Warschau, Kalisch, Petrikau, Radom und Lublin betrifft, wo es bis achtzig Procent Polen und kaum ein Drittel Russen gebe, hier sei jeder Russificierungsversuch „eine Utopie, die aber Russland nothgedrungenerweise zu verwirklichen bestrebt sein müsse, sobald diese Gebiete zu ihm gehören". Um sich aus dieser Sackgasse herauszuretten, wusste Russland sich diese sieben „verpolten" Gouvernements vom Halse abwälzen. Da aber der Verfasser nicht die Sünde auf sich nehmen kann, Russlands Territorium verringern zu wollen, so macht er den Vorschlag, die drei bis vier Millionen „nichtrussificierungsfähiger" Polen an Oesterreich-Ungarn abzutreten und dafür die in Galizien, Ungarn u. s. w. lebenden „Russen" (l. c. Ruthenen) als Entschädigung zu erhalten: „Je sais bien scheint hinzu, daß dieses Tauschgeschäft die in Europa unfreiheimen sie") que nous pourrions recevoir en cedant les 7 gouvernements visitulions qui constituent essentiellement la Pologne russe". . . . Hätte es sich nicht um einen bedeutenden russischen Schriftsteller, dessen Arbeit eine genaue Kenntniss von Russland bekundet, und eine angeborene Aachsichtschrift gehandelt, so dürfte man wohl glauben, die ganze Arbeit sei nicht ernst zu nehmen. Der Aufsatz ist aber sehr inmptemarisch. Ein einge Geistlicher „Russificator" allen slavischen Volk-zu gegenüber, die sich auf zwischem Staatsgebiet befinden, befundet der Verfasser mit wahrer Chrlichkeit, was man zu zwischen den mannigfaltigen Arten sein habe eingetheilen beginnt. Charakteristisch ist aber der Russland, dass der Verfasser die Altrussischen und Russinen als „echte" Russen betrachtet, obwohl man in Russland seit Jahrzehnten mit großem Eifer die Kleinrussischen Nationalgebäude wochgerissen hat, indem man die Kleinrussen ihrer Sprache zu berauben suchte. Mit den Repräsentanten Vertretern der Kleinrussischen Sprachbewegung wusste man auf administrativem Wege durch Polizeigriffe fertig zu werden, allein nach der Peterstrage kommt dennoch die „Kleinrussische" zum Vorschein . . .

Geschichte eines Schwarzblättchens.

Von Ivowanni Berga

Aus dem Italienischen von Lola Gianghiser.

Ich hab einmal ein armes Schwarzblättchen in einem kleinen Wald gesehen. Es krankelte und war schon ganz traurig. Es sah die Menschen nur manchmanen Augen auf und dachte vor ihnen gefühlt in einem Winkel seines Gefängnisses. Wenn es die anderen Blätter auf der grünen Wiese oder im Wald des Sonnlichts zwitschern hörte, und dieselben sah, verschlafe in das Schwarzblättchen mit einem Neid von dem man hatte sagen können, dass es sterbt von Thränen war. Aber es hatte nicht den Muth, gegen sein Schicksal anzukämpfen, und weder seinen Reichthum, die dunklen Trauben an der Rebe, die es eingeschlossen hielten, noch seine kleine, gedrungene Form . . . Aber jene, die es gefangen hatten, meinten es gut mit ihm, sorgten Mutter, die es in seine Zärtlichkeit mit seinem Gatten und täglichen Bedürfnissen theilnahmen. Das arme, unglückliche Schwarzblättchen konnte sich stell in sein Schicksal nicht finden, es war ganz

Geschöpf war, und den Kindern aus seinem Schmerze keinen Vorwurf machen wollte, versuchte es traurig die süßen Hirseförner und die Brotkrümchen aufzupicken; aber es konnte sie nicht schlucken. Zwei Tage später vergrub es das Köpfchen unter den Flügel und am nächsten Morgen lag es verendet im Käfig.

Es war gestorben, das arme Schwarzblättchen, obwohl sein Futternapf gefüllt war bis an den Rand. Es war gestorben, weil in seinem winzigen Körperchen noch etwas anderes lebte, etwas, das mit süßem Futter allein nicht zufrieden war und noch andere Schmerzen litt, als Durst und Hunger.

Die Mutter der beiden Kinder, welche in ihrer gedankenlosen Unschuld das arme Vögelchen gemordet hatten, erzählte mir damals die Geschichte einer Unglücklichen, deren Körper die Mauern eines Klosters gefangen hielten, während Pflichtgefühl und Liebe ihre Seele zu Tode marterten. Eine jener süßen Geschichten, wie sie fast täglich sich ereignen, ohne beachtet zu werden, die Geschichte eines zärtlichen, sehnsüchtigen Herzens, welches litte, weinte und betete, ohne den Muth zu haben, seine Thränen zu zeigen oder seinem Flehen Worte zu leihen, sich stumm vergrub in seinen Schmerz und schweigend starb. Da hab' ich an jenes arme Schwarzblättchen denken müssen, das zwischen den Stäben seines Käfigs den blauen Himmel sah und kein Lied mehr hatte, traurig sein Futter picke, das Köpfchen unter dem Flügel verbarg und so gestorben war.

Und darum hab' ich dieser Geschichte den Titel gegeben: „Geschichte eines Schwarzblättchens."

Monte Zlice, 3. September 1854.

Meine liebe Marianna!

Ich habe Dir versprochen, gleich zu schreiben, und da sieh her, wie ich mein Versprechen halte! Seit zwanzig Tagen bin ich nun hier, und laufe durch die Felder, allein, ganz allein . . . was sagst Du? . . . vom ersten Morgenstrahl bis zum Abend, sitze unter den mächtigen Kastanien im Gras und träume, und lausche dem Gesang der Vögel, welche lustig und fröhlich sind wie ich, und ihrem lieben Himmel danken. Wie glücklich wär' ich, könntest Du hier sein, bei mir, um Deinen Mann gibt, und ihn ermuntern, Dir Gesellschaft nachzureisen, im Schatten dieser Bäume zu ruhen, wenn die Sonne brennt. Könnten wir doch am schönen Abend Arm in Arm miteinander wandeln, im hellen Mondschein, könntest Du nur den Gesang jenes schwermüthigen Vogels hören, dessen Namen ich gar nicht kenne, und der mir heiße Thränen in die Augen lockt, wenn ich des Abends an meinem Fenster sitze, um seinem Lied zu lauschen. Ach Marianna! Wie schön ist doch das Land! Wenn Du nur hier sein könntest, bei mir! Ach, könntest Du nur leben, wie schön der Reina aussieht, wenn man ihn zu pflücken, den hat! Vom Belvedere unseres Klosters nahm er sich in der Ferne aus wie ein ereinsamter Bergesriese, dessen Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt ist. Jetzt kann ich die Spitzen all der kleineren Berge zählen, die ihn im Kreis umgeben, kann all seine tiefen Thäler unterscheiden, seine waldigen Gehänge und seinen stolzen Gipfel, auf dem sich der Schnee in alle Schluchten, in ein Gewirr von braunen Furchen, verzweigt.

Hier ist alles schön, alles: die Luft, das Licht, der Himmel, die Bäume, die Berge, die Thäler, das Meer! Und wenn ich Gott danke für all' diese schönen Dinge, so thu' ich es mit einem Wort, mit einer Thräne, mit einem Blick, allein, inmitten der Wiesen, inmitten im schwellenden Moos der Wälder, oder ausgestreckt im Gras. Aber ich glaube, daß der liebe Gott mit diesem kurzen Gebet zufrieden ist, denn ich bet' es mit meiner ganzen Seele, und meine Gedanken sind nicht eingeschlossen in die dunklen Mauern einer Klosterkirche, sondern fliegen hinweg über die Schatten der weiten Wälder, empor in den unermesslichen Himmel und über den fernen, fernen Horizont hinaus. Man nennt uns die Auserwählten, weil wir bestimmt sind, Bräute des Herrn zu werden. Aber hat Gott diese schönen Sachen denn nicht für alle Menschen erschaffen, und warum sollen gerade wir, seine Bräute, diese Schönheit nicht genießen dürfen?

Wir bin ich glücklich, ach Gott! Denkst Du noch daran, wie uns Rosalia bewegen wollte, dass aufgeklärt des Klosters die Welt viel schöner wäre? Nun ich jetzt diese Welt nicht selbst gesehen, bei Gott, ich hatte nie geglaubt, daß Rosalia recht haben könnte. Unsere Welt war freilich ein wenig eng: der kleine Altar, die armen Blumen, die der trüben Luft beraubt in den Vasen schmachteten, unser kleiner Garten, in dem die Bäume immer gestutzt werden, damit sie nicht über die Klostermauern hinaussehauchen, und in dem wir unter der Aufsicht einer frommen Schwester täglich eine Stunde wandeln gehen durften — aber ja nicht laufen, aus ja nicht erhitzen — das war alles!

Und darum, sieh' Du, ich weiß nicht, ob wir recht thaten, je wenig an unsere Gefühle zu denken! Es ist ja wahr, ich bin unter allen Arten die unglücklichste, denn ich habe die Mutter verloren! Aber sein Tod, daß ich meinen Vater viel mehr liebe als die Mutter, daß ich mein Mönchsleben und meinen Beichtvater, obwohl ich ihn nie mehr sehen werde, so sehr liebe, daß ich ihn eigentlich erst seit zwanzig

Tagen näher kenne. Du weißt ja, ich kam in's Kloster, als ich kaum sieben Jahre zählte, damals, als meine arme Mutter mich verließ! Sie sagten mir: „Jetzt wirst Du eine andere Familie bekommen, andere Mütter, die Dich herzlich lieben werden!“ Und das ist wahr, ja, sie haben mich lieb — aber die Liebe, die ich für meinen Vater fühle, lässt mich verstehen, dass die Liebe meiner guten, armen Mutter doch wohl eine ganz andere gewesen wäre!

Du kannst Dir gar nicht vorstellen, was ich in meinem Innern empfinde, wenn der Vater mir so freundlich „Guten Morgen“ sagt und mich küsst dazu. Dort unten im Kloster hat uns niemand geküsst. Du weißt es ja, Marianna . . . die Regel verbietet das! Und doch scheint es mir, als ob es keine Sünde wäre, sich so geliebt zu fühlen!

Meine Stiefmutter ist eine ganz vorzügliche Dame, denn sie kümmert sich nur um ihre Gesellschaften und um ihren Gigi und lässt mich in den Weinbergen umherlaufen, so lange es mich freut. Aber vielleicht ist sie gegen mich so gut und nachsichtig, weil sie ja weiß, dass ich nur kurze Zeit diese Freuden genießen kann und dann zurückkehren muss, um zwischen vier Mauern eingesperrt zu werden. Aber jetzt wollen wir nicht an so hässliche Dinge denken. Jetzt bin ich noch glücklich und froh, und ich kann nicht begreifen, wieso alle Menschen sich vor der Cholera fürchten und ihr fluchen. Ich muss doch wohl ein recht unglückliches Geschöpf sein, weil ich mich nur freuen darf, wenn alle die anderen leiden! Sage mir nicht, dass ich schlecht bin! Ich will ja nicht anders, als so sein, wie alle anderen sind, und all' die Segnungen genießen dürfen, die der Himmel doch für uns alle geschaffen hat: Luft, Licht und Freiheit!

Jetzt sieh nur, wie traurig mein Brief geworden ist, ohne dass ich es selber wusste. Aber jetzt sollst Du zur Belohnung unser liebes, kleines Häuschen kennen lernen.

Du hast ja Mont'Alice noch nie gesehen, Du Aermste. Was fiel aber auch Deinen Eltern ein, sich in diesen Maccalucia zu begraben? Ein Dorf und nicht mehr, ein Haus neben dem anderen; Strassen, Kirchen . . . und Kirchen haben wir doch schon genug gesehen! Hierher hätten Du kommen sollen, zwischen die Berge, wo Du den Lärm keines Wagens hörst, den Ton keiner Glocke, nicht einmal die Stimme eines fremden, Dir gleichgiltigen Menschen. Das ist Land! Wir wohnen in einem schönen Häuschen, auf dem Abhange eines Hügels, zwischen Weingärten und am Saume eines Kastanienwaldes. Ein Häuschen, so klein, so klein, weißt Du, und doch so lustig, so fröhlich, so lachend! Drei alte Thüren und alle Fenster sieht man das Land, die Berge, den Himmel, doch keine Mauern, keine traurigen, finsteren Mauern! Ich bewohne ein entzückendes Stubchen, in das Du Dich gewiß verlieben würdest! Es ist so klein, dass gerade mein Bett darin Platz findet, doch hat es ein schönes, großes Fenster nach dem Kastanienwald. Giudita, meine Schwester, schläft neben mir, in einem großen, herrlichen Zimmer. . . aber ich gäbe dafür mein „Schlächtelchen“ nicht her, wie Papa mein Stübchen im Scherz immer nennt. Giudita braucht eben eine Menge Platz für all' ihre Kleider und Hüte, während ich genug habe, wenn zu Füßen meines Bettes ein Sessel steht, auf den ich mein Kleiderbündchen legen kann. — Wenn dann der Abend kommt, beginnt vor meinem Fenster das Laub der Bäume zu flüstern, und zwischen phantastischen Schatten ich' ich die Strahlen des Mondes durch die Zweige gleiten, wie bleiche Gespenster. Und ho' ich leis' in der Ferne die Nachtigall flöten, so überkommen mich ganz eigene Gefühle und so süße Träume, dass ich gerne den Tag am Fenster erwarten möchte . . . wenn ich nicht Angst hätte!

Auf der anderen Seite des Hofes steht eine schöne Hütte, mit einem Dach aus Stroh und Binsen. Hier wohnt die Familie unseres Weinhüters. Nein, diese Hütte sollst Du sehen, so klein und doch so sauber, und wie alles immer so gut in Ordnung gehalten ist . . . die Wiege des Kindes, das Strohbett, der Waschtisch! Wahrhaftig, für diese Hütte könnt' ich mein Stübchen geben! Ich glaube, dass diese Familie, weil sie auf einen so engen Raum beschränkt ist, sich umsomehr lieben, umso glücklicher sein muss: ich glaube, dass alle herzlichen Gefühle, eingeschlossen zwischen so enge Mauern, viel zärtlicher und viel tiefer sind.

Was ich da schreibe! Nein, was ich da doch alles schreibe, Marianna! Du wirst lachen über mich, und ich höre schon, wie Du sagst: „Ach Du kleiner Philosoph im Unterrock!“ Verzeih' mir, Du Süße, aber das Herz ist mir so voll, und ob ich will oder nicht, ich muss Dir alles schildern, was ich an neuen Gefühlen erlebe. Ich plaudere mit meinem eigenen Herzen, gebe Antwort auf jede seiner Fragen und beichte vor mir selbst, aber das ist nicht jene schüchterne, furchtsame Beichte, unter Gewissensbissen und Reue, wie wir sie im Kloster abgelegt haben . . . nein, eine Beichte, so still, so glücklich, so voll Dank für den lieben Gott, die ich anhöre, und zu dem ich mich erhoben fühle, wenn eine Thräne mir aus Auge kommt, oder wenn ich den Blick aufschlage zum Mond und zum gestirnten Himmel.

Mein Gott! Wenn all' diese Freuden sündhaft wären! Wenn mir der Himmel zürnen würde, weil ich dem Kloster, dem Schweigen, der Einsamkeit und frommen Sammlung das Land vorziehe, die freie Luft und die Familie!

Aber nein, nein, ich will den Himmel loben, ihm danken, ihn preisen und ihn bitten, dass er mich hier sterben lässt, oder dass er mir die Erleuchtung, die Kraft der Ergebung für den Tag verleiht, an dem mich das teuflische Gelübde abzulegen habe, um aller Schönheit dieser Welt zu entsagen, um mich in das Kloster einzuschließen und mich dem Himmel zu weihen, dem Himmel allein und ganz! Ich weiß, ich bin solcher Gnade nicht würdig, denn ich bin eine Sünderin . . . aber wenn ich am Abend die Frau des Weinhüters sehe, wie sie das ältere Bübchen auf den Schoße hält, um mit ihm den Rosenkranz zu beten, wie sie beim Feuer sitzt und die Suppe kocht für ihren Mann, während sie mit dem Fuße die Wiege schaukelt, in der ihr Säugling schlummert, da scheint es mir, als stiege das Gebet dieser guten Frau, die so ruhig und heiter ist, so voll Dankbarkeit für alles Glück, das ihr der liebe Gott in so reichem Maße beschieden, viel reiner zum Himmel empor, als mein eigenes Gebet, das so voll von Unruhe ist, so voll von Angst und Wünschen, die mir nicht kommen sollten, und gegen die ich mein Herz doch nicht zu schützen vermag!

Sieh nur den langen Brief, den ich da geschrieben habe! Nun darfst Du mir auch nicht mehr böse sein und musst mir mit einem Briefe antworten, der noch länger ist als der meine! Schreib' mir von allem, und von allem viel! Sag' mir, was Du sehen darfst, was Du darfst, ob Du zuweilen bist, glücklich wie ich, und wie ich Du an Deine Mama denkst! Schreibe mir, welche Farbe Dein Kleid hat, denn ich kann mir ja denken, dass Du Dich jetzt wie ein Fräulein trägst. Erzähle mir, ob Du Deine Blumen in Deinem Garten pflegst, ob es in Mascalucia so prächtige Kastanienwälder gibt, wie hier, und ob Du die Weinlese mitmachen durftest. Also, sang' an zu plaudern . . . ich höre! Lais' mich nicht warten mit offenem Mund!

Leb' wohl, Marianna, leb' wohl, Du meine Schwester! Ich sende Dir tausend Küsse unter der Bedingung, dass Du mir pünktlich alle zurückbezahlst!

Deine

Maria.

19. September.

Liebe Marianna!

Man hört nichts anderes hier als böse Nachrichten und sieht nur angstvolle Gesichter. Die Cholera wird immer schlimmer in Catania; überall herrscht Schrecken und Verzweiflung.

Wäre diese Furcht nicht, dieser Kummer . . . man könnte sich ein seliges Leben nicht denken, als das unsrige hier! Papa geht auf die Jagd oder begleitet mich auf meinen weiteren Spaziergängen, wenn ich manchmal Angst habe, mich im Walde zu verirren. Mein Brüderchen Gigi tollt immer und überall und schreit und klettert auf die Bäume, an deren Aesten er täglich ein Stück seines Höschens hängen lässt. Und Mama . . . Marianna, Du glaubst gar nicht, wie schnell es mir fällt, diesen süßen Namen meiner Stiefmutter zu geben! Mir ist, als wäre es ein Unrecht, das ich am Andenken meiner armen Mutter begehe. Aber ich muss sie doch wohl so nennen! . . . Also, Mama läuft hinter ihm her und ruft, steckt ihm Confetti ins Mäulchen, gibt ihm Küsse, manchmal auch einen ungefährlichen Klaps, flickt ihm die Kleider und wäscht ihn zwanzigmal im Tag. Was anderes kann sie nicht als sticken und ihren Kindern schmeicheln . . . die Glücklichen! . . . und so oft sie einen Blick in die Küche wirft, oder nach dem Mädchen fragt, das unsere Mittagessen richtet, sinkt sie mit mir, weil ich so gar nichts tauge, nicht einmal zu dem bisschen Arbeit in der Küche. Und ich glaube, das ist wahr! Ich schäme mich vor mir selbst: aber mein lieber Papa hat nicht das Herz, mich zu schelten; er hat nur immer das gleiche zärtliche Wort für mich: „Armes, kleines Ding! Vergönnt ihr doch die paar Tage Freiheit!“

So oft ich an meine gute Mutter denke, die dort unten im Friedhof von Catania ruht, kommen mir die Thränen in die Augen. Und hier zudrause, da muss ich noch viel bänger an sie denken, weil ich mich fremd fühle im Hause des Vaters! Daran hat ja niemand eine Schuld. Sie sind eben nicht gewöhnt, mich zu sehen, und dass ich allen im Wege bin . . . daran liegt's!

Wirst mir meine Stiefmutter vor, dass ich zu nichts tauge, so hat sie ihre triftigen Gründe. Gigi ist auch immer das gute, lustige, muntere Kind, das Du ja kennst. Zwanzigmal im Tage wirft er sich mir an den Hals . . . und zankt Mama mit mir, weil seine Höschen nicht aufgeknöpft sind, so tröstet er mich mit einem Kuss. Aber ich kann doch unmöglich nichts dafür, dass ich im Kloster nicht lernte, wie man Hosen flickt. Freilich, das wäre meine Arbeit jetzt! Denn Giudita ist ja ein großes Fräulein. Auch ist sie den ganzen Tag zu viel durch ihre eigenen Kleider und ihre Fehler in Anspruch genommen und sie hat recht, sich so viel damit zu beschäftigen, denn diese Kleider und die schönen Bänder stehen ihr so gut, als wäre das alles nur für sie allein erfunden. An was sollte sie denn sonst auch denken in ihrem Alter? Vorgestern, als sie ein neues Kleid probierte, bat ich um die Erlaubnis, sie umarmen zu dürfen . . . so schön war sie! Aber sie hat es mir nicht erlaubt, und mit Recht, den ich hätte sicher den zarten Stoff zerknittert.

Digitized by Google

Ach, Familie haben, das ist doch ein Geschenk des Himmels! Am Abend, wenn Papa die Hausthüre schließt, empfind' ich ein so unsägliches Gefühl der Zufriedenheit, als schlössen sich die Bande noch enger, die mich im Kreise des häuslichen Lebens an meine Theuren fesseln. Und weißt Du noch, Marianna, welch peinliches Gefühl der Traurigkeit uns arme Klostervögelchen immer überkam, so oft wir den Schlüsselbund des Pförtners rasseln und die eisernen Riegel klirren hörten? Da hab' ich unwillkürlich immer an jene armen Gefangenen denken müssen, die im Kerker schmachten . . . und mein Herz schnürte sich zusammen! Wohl hundertmal hab' ich das gebeichtet, wohl hundertmal Buße dafür gethan, und dennoch hab' ich mich nie vor diesen Gedanken schützen können.

Am Morgen, bevor ich noch recht die Augen öffne, hör' ich schon das Gezwitscher der kleinen Vögel. Da ist es mein erster Gedanke, wie zufrieden ich bin, weil ich mich inmitten meiner Familie befinde. Da denk' ich gleich daran, daß ich kein vorschriftsmäßiges Gebet herzusagen, keine Gewissensprüfung zu halten und keine Regel zu beobachten habe, die mir Schweigen gebietet. Da denk' ich nur: „jetzt springst du, huich, aus dem Bette und dann läufst du hinaus, allein, springst durch die Felder, wohin du willst und so lang' es dich freut, und da begegnest du keinem ernsten Gesicht, keinem schwarzen Talar, keiner finsteren Mauer!" Ach Marianna, jetzt muß ich Dir eine große Sünde beichten! Denk' Dir: immer hab' ich den Wunsch, sie möchten mir ein hellbraunes Kleidchen machen lassen! Ohne Steifrock; weißt Du! Aber nein, das wäre schon zu viel verlangt! Nur ein ganz einfaches Kleidchen, nur eines, das nicht schwarz ist, mit dem ich herumspringen und über Mauern klettern könnte, und das mich nicht, wie diese häßliche Kutte da, immer und immer daran erinnert, daß dort unten in Catania, wenn die Cholera vorüber ist, das Kloster auf mich wartet.

Doch daran will ich jetzt nicht denken! Aber da fällt mir ein . . . ich hab' ja ganz vergessen, Dir zu erzählen, daß ich ein reizendes Vögelchen besitze, einen zierlichen, kaum singgen Sperling, der lustig und munter ist, mich gerne hat, mir das Futter aus der Hand frißt, mich in den Finger pickt und Freude daran findet, mir die Haare zu zerzausen. Papa brachte ihn mir im Taschentuch und das Tuch hatte blutige Flecken. Armes Thierchen! das war vielleicht sein erster Ausflug und da hat ihn ein Schrotkorn den Flügel verletzt. Als ich das Blut sah und das Vögelchen so klagen hörte, da weinte ich mit ihm, und es kam so weit, daß ich meinem guten Papa ernstlich böse war. Da lachten alle über mich, besonders Gigi. Ich wußch dem armen Thierchen die Wunde, aber ich wagte nicht zu hoffen, daß es davonkommen würde. Und jetzt, da sieh nur, wie lustig es ist, wie es hüpft und flattert! Manchmal thut ihm die alte Wunde noch weh, und dann kommt es, um sich an meine Brust zu schmiegen, und schlepp sein krankes Flügelchen und klagt, als wollt' es mir seinen Jammer erzählen. Ich tröst' es mit Küssen, streichle sein Gefieder, geb' ihm Brotkrumen und Hirsekörner, und dann fliegt es wieder ganz munter auf das Gesimse, dreht sich gegen mich, zwitschert und hebt die Flügel, reckt das Hälschen und sperrt den Schnabel auf.

Vorgestern jagte mir solch ein Unthier von einer Katze einen großen Schreck ein. „Liebling" . . . weißt Du, ich hab' ihn „Liebling" getauft . . . „Liebling" machte gerade auf dem Tische seine hundert Dummheiten, tiebrete in meinen Papiersachen, dabei immer zwitschernd, wandte sich dann zu mir, und blickte mich mit seinen dreisten Aeuglein an, just als ob er sich über mich lustig machen wollte, der kleine Schelm! Da plötzlich springt diese schwarze Katze auf den Tisch und stürzt schon die Pfote nach meinem „Liebling", um ihn zu fassen! Ich mich einen Schrei aus, und „Liebling" piepte ängstlich, war aber gerade noch flink genug, um sich an meine Brust zu flüchten. Die ich ihn an meinem Herzen und unter meinen Händen verbarg, das weiß ich selbst nicht mehr . . . aber die Katzen alle Beide. Auf meinen Schrei kam das ganze Haus gelaufen. Meine Freundinnen konnte mich tüchtig aus, weil ich sie erschreckt hatte „ie wollig grundlos!" Sie hatte, daß ich doch nicht mehr in dem Alter wäre, wo solche Kinderein zu machen, und daß die Katze nur ihre natürliche Bestimmung erfüllt, wenn sie meinen Vogel fängt. Gandini lachte, und Gigi, der dumme Junge, bewies die Katze noch mehr, den Vogel, den ich an meinen Busen drückte, bis das arme Thierchen zitterte unter meinen Händen, und wen der Arzt, die es anzuwenden hatte, piepte sein Herzchen so sehr, ach, so sehr! Bevor ich meinen „Liebling" hätte ermorden lassen, wär' ich lieber selbst gestorben. Seit jenem Tage bergeis ich nie, die Thüre des Zimmers zu schließen, in dem sich der Käfig befindet. Oh, wie ich sie hasse, diese Katze!

Aber den großen, schwarzen Hofhund unseres Weinhüters, den hab' ich um so lieber. Wenn ich ihn rufe, weiß er schon, daß wir spazieren gehen — und das geschieht zwanzigmal im Tage — und da sollteit du sehen, wie er mit freudigem Gebell an mir hinausspringt, wie er schmeichelt, und im Kreise um mich herumjagt mit tollen Sätzen.

Jetzt hab' ich Dir von meinem Hunde erzählt, von meinem Vogel, von der abscheulichen Katze und habe ganz vergessen, Dir zu sagen, daß wir Nachbarn haben, die uns oft besuchen, fast jeden Abend mit uns verbringen, und mit denen wir bei Sonnenuntergang schöne Spaziergänge machen. Es ist die Familie Valentini — kennst Du sie vielleicht? Mama und Papa sagen, daß es recht ordentliche Leute sind. Ich und Anetta, ihre Tochter, die ungefähr in meinem Alter steht, wir sind schon Freundinnen geworden; aber nicht so, wie Du und ich, weißt Du. Du mußt nicht eifersüchtig sein, Marianna, denn ich liebe Dich viel, viel mehr als sie, und ich will, daß auch Du mich lieber hast, als all' Deine andern Freundinnen.

Wann wirst Du mir schreiben? Vierzehn lange Tage hast Du mich warten lassen auf Deinen Brief, und sieh nur, wie ausführlich und schnell ich Dir geantwortet habe. Wenn Du mich jetzt wieder vierzehn Tage warten lässt, dann werde ich meine neue Freundin viel, viel lieber haben als Dich, verstehst Du?!

P. S. Ich habe ganz vergessen, Dir zu sagen, daß die Valentinis außer ihrer Anetta auch einen Sohn haben, einen jungen Mann, der oft mit seiner Schwester zu uns kommt und Antonio heißt. Sie nennen ihn aber Nino.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Der heutigen Nummer unseres Blattes liegt ein Katalog der Buchhandlung Karl Konegen (Ferdy Leo & Comp.), I. Operngasse 3, bei, welcher die Literatur der letzten fünf Jahre umfasst, ferner Bibliothekswerke und Zeitschriften des In- und Auslandes anzeigt. ☜

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer
bester natürlicher
alcal. SAUERBRUNN
Filiale: Wien, IX. Kolingasse 4.

Alexander Weigl's
Unternehmung für Zeitungs Ausschnitte
„Observer"
WIEN, IX I. Türkenstrasse Nr. 17
liefert alle Ausschnitte aus in- und ausländischen Zeitungen, französischer, englischer und amerikanischer Journale und verfolgt zu jedem Abonnenten Artikel und Notizen über jedes Unternehmen, Person oder literarische Thema.
Prospecte gratis und franco.

Seiden-Damaste 75 kr.
bis fl. 14.65 per Meter Seiden-
Brocate ab meinen eigenen Fabriken
garant. schwarze, weiße und farbige „Henneberg-Seide" von 45 kr. bis fl. 14.65 per Meter — glatt, gestreift, carriert, gemustert, Damaste &c. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins &c.).
Zu Roben und Blousen
ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus.
Muster umgehend.
Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.
G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Die Zeit.

XXI. Band. Wien, den 9. December 1899. Nummer 271.

Politische Compensationen.

Mit dem Augenblick, wo wieder ein erstes Stück des von Badeni und Bilinski schon im Ausbau und von Thun und Kaizl auch noch bis an den Giebel hinauf verpfuschten Ausgleichswerks zur parlamentarischen Berathung gelangt, taucht abermals die curiose Frage nach der Majorität auf. Mit Ausnahme der Polen, die im Petroleumquell ihren Specialvortheil beim Ausgleich haben, und den Großgrundbesitzern, die überhaupt schon alles haben, was sie sich wünschen können, sind alle Parteien in der Abneigung vor diesem verdrießlichen Zeugen unserer politischen Schwäche einig. Wenn die Völker Oesterreichs Brüder wären, müßte deswegen die Ablehnung des ganzen Machwerks im Abgeordnetenhaus sicher sein. Aber die Völker Oesterreichs sind einander feind, und so kommt ihre gemeinsame Gegnerschaft gegen den Ausgleich in dem gegenseitigen frommen Wunsch zum Ausdruck, dass der andere die Last der parlamentarischen Verantwortung für den Ausgleich trage. Die Jungczechen möchten, dass die Deutschen, die Deutschen möchten, dass die Jungczechen, und jede einzelne deutsche Partei möchte überdies, dass die ihr unangenehmste unter den anderen deutschen Parteien dafür zu stimmen in die Lage komme. Wer immer auch in diesem edlen Wettstreit der Schadenfreude fliegen möge: die Priester der Staatsnothwendigkeit verkünden, dass der Ausgleich trotz alledem unverändert angenommen werden muss. Das will sagen, dass eine Anzahl von Parteien sich beim Ausgleich um der Staatsnothwendigkeit willen vor der Bevölkerung compromittieren muss, doppelt compromittieren muss, einmal durch die gruppulare Abstimmung an sich, dass andere Mal durch den Umfall und Abfall von ihrer bisherigen Ausgleichskritik. Es ist aber nicht nur ein Interesse der vorläufig noch unbekannten Parteien, die den Ausgleich demnächst votieren sollen; es ist vor allem auch ein Interesse der Staatsgewalt, dass diese Parteien sich bei dieser ihnen äußerlegten Nothwendigkeit nicht heillos compromittieren, weil sie sich sonst abnützen und die Schicklichkeit alle anderen, die nach ihnen bleiben oder kommen werden, davon abhalten würde, der Staatsgewalt in irgend einer anderen Nothlage auch der Parteie zu helfen.

Die Regierung, die heute im Begriff ist, Oesterreich die Segnungen des vierten Ausgleiches zu bescheren, hat an einer ihrer Vorgängerinnen, welche 1867 Oesterreich mit dem ersten Ausgleich beglückt hat, ein Paradigma vor sich, aus dem sie lernen kann, wie man's macht. Die Geschicklichkeit der damaligen Regierungen stand bis zu einem gewissen Stadium ungefähr auf der Höhe derer, die den vierten Ausgleich gemacht haben. Der Fehler des Ministeriums Belcredi, das dem Ausgleichswerk seine 1867er Gestalt gab, bestand, wie in jener Zeit der alte Herr v. Plener es einmal im Abgeordnetenhause zeigte, darin, „dass es in die Verhandlungen mit Ungarn mit dem Debut der Verfassungsfüsterung eingetreten ist, dass es sich durch gleichzeitige Unterdrückung des Verfassungslebens in der anderen diesseitigen Reichshälfte wehr- und waffenlos mit gebundenen Händen dem in sein volles unbeschränktes Verfassungsrecht eingesetzten ungarischen Landtag in die Arme geworfen hat, indem es sich der besten Waffe, nämlich der vollberechtigten Stimme der legalen Vertreter der anderen Reichshälfte begeben und entwaffnet hat. Aus diesem Vorgange datieren alle späteren traurigen Folgen, aus diesem Vorgange sind die ungarischen Prätensionen zu einer Riesengröße erwachsen, und aus diesem Vorgange erklären sich alle jene Concessionen, die von der Regierung in einem bedeutenden Maße dem ungarischen Landtag gemacht werden mussten." Soweit Herr von Plener von Wie bekannt, begieng die die Belcredi'schen folgende Beust'sche Regierung den weiteren, nach dem Vorhergegangenen vielleicht kaum mehr vermeidlichen Fehler, den Convocationen des den Gesetzartikel XII im ungarischen Landtag annehmen und vom König sanctionieren zu lassen, um erst nachher vom österreichischen Reichsrath, der somit vor eine vollendete Thatsache oder, wie der von Breisel redigierte Ausschussbericht zutreffend besagte, vor eine „Zwangslage" gestellt war, seine Zustimmung zu verlangen oder, besser gesagt, zu erpressen.

Soweit stimmt die Parallele der Scheppung des Thatsinns ungefähr mit dessen diesmaliger Zoll und Handelsbundnis Genehmigung. Auch in unseren Tagen haben wir zunächst eine Regierung Badeni-Bilinski an der Vorarbeit gesehen, die sich ohne die fachmännische Unterstützung der wirthschaftlichen Corporationen in die Verhandlungen stürzte, und dann eine Regierung Thun-Kaizl, die, ganz wie Belcredi, sich zunächst durch das § 14-Regime der besten Waffe, der Stimme der Volksvertretung, begab, das Zoll- und Handelsbündnis mit der Szell'schen Formel im ungarischen Reichstag annehmen und vom König sanctionieren ließ, und ihr folgte das Ministerium Clary, das unschuldige, das aus den begangenen Fehlern seiner Vorgänger die Consequenzen zu ziehen und dem Reichsrath, mit Thränen oder Drohungen, die Zustimmung zu dem als praktisch unabänderlich angesehenen Wechselbalg abzunöthigen hat.

So weit, das heißt so lange von den Fehlern der Regierungen die Rede ist, stimmt die Parallele. Aber dann kommt die Divergenz. Die Majorität des Abgeordnetenhauses von 1867, die in den sauren Apfel zu beißen gezwungen war, bedang sich dafür einen „Preis" aus. Das waren populäre politische Compensationen. Nichts Geringeres als unsere ganze 1867er-Verfassung war der Preis, der für die Votierung des Ausgleichs, beziehungsweise des Delegationsgesetzes, bezahlt wurde. Zwischen den politischen Freiheitsgesetzen und dem Ausgleich wurde, insbesondere auf Andrängen des leitenden Führers Dr. Rechbauer, wie man heute sagen würde, ein Junctim festgesetzt, das auch seinen bleibenden Ausdruck im § 37 des Delegationsgesetzes gefunden hat, nach welchem das Delegationsgesetz nur gleichzeitig mit den politischen Freiheitsgesetzen in Kraft treten sollte. „Die staatsbürgerliche, religiöse und politische Freiheit" war, wie Rechbauer forderte und Freiherr v. Beust Namens der Regierung zugestand, der Preis, um den allein die Zustimmung zum Ausgleich mit Ungarn von der Majorität zu haben war. Und dass dieser Preis lästig erscheinen, dass die Verfassungspartei sich durch die Bewilligung der damals in ganz Oesterreich als unannehmbar, demüthigend und schwächend angesehenen dualistischen Staatsform nicht nur nicht abnützte, sondern vielmehr so gründlich stärkte, dass sie alsbald die Regierung selbst in die Hand nehmen konnte.

Durch dieses Vorbild ist, wie uns scheint, ein Weg oder, da kein anderer noch gezeigt worden ist, der Weg gegeben, auf dem man aus der curiosen Ausgleichssituation herauskommen konnte, ohne dass die Parteien, welche ihre Stimmen hergäben, sich an der Dummheit und Gewissenlosigkeit der Regierungen Badeni und Thun verbluten müssten. Zu einer ausgiebigen Erweiterung unserer heute praktisch noch hinter den Stand von 1867 zurückgeschraubten politischen Freiheitssrechte ist das Oesterreich von heute schon längst, ja bis zur Gefahr des Versinkens bereits über-reif. Politische Compensationen solcher Art würden es ermöglichen, für den Ausgleich nicht nur eine Majorität zu finden, sondern eine solche auch für weitere Regierungszwecke zu erhalten, ja sogar zu stärken. Der Ministerpräsident von 1867 hat es damals ausgesprochen: „dass die Verständigung mit Ungarn der Ausgangspunkt einer besseren Zeit, eines liberalen Fortschrittes war", der auch „das Ansehen und die Stellung Oesterreichs nach außen gekräftigt hat". Wenn sich der Ministerpräsident, der nun den vierten Ausgleich im Parlament durchzubringen hat, von einem ähnlichen Gedanken leiten ließe, könnte er schließlich noch trotz alledem in der Ausgleichsfrage nicht gegen, sondern mit Oesterreich siegen. k.

Das Complot in Frankreich.

III. Die monarchistischen Treiberrien gegen die Republik.*)

Unter den monarchistischen Angeklagten nimmt André Buffet, ein Pariser Advocat und Sohn eines verstorbenen reactionären Senators, die erste Stelle ein. Er war „Chef des politischen Bureaus des Herzogs von Orleans", mit anderen Worten: Hauptagitator für das immer dreister gegen die Republik auftretende Königthum. Um ihn scharten sich naturgemäß alle die Elemente in Parlament und Land, die zu „leiten das Königthums eine Rolle gespielt hatten

*) Vgl. Nr. 269 der „Zeit".

Digitized by Google

und sich unter der Republik zur Unthätigkeit verurtheilt sahen. Unter der Monarchie konnten sie es zu Aemtern, Würden und einflußreichen Stellungen bringen, namentlich wenn sie von Adel waren. Unter dem Vorwande, der inneren Zwietracht ein Ende zu machen und die Republik zu festigen, habe die Schwächlings-Regierungen der dritten, neuen Republik in den letzten Jahren den sogenannten Ralliierten, von denen oben schon die Rede war, die Thore geöffnet. So nämlich wurden seither alle die Elemente genannt, die früher zwar eifrige Vertheidiger von Thron und Altar gewesen, dann aber zur Republik umgeschwenkt waren, angeblich, weil sie sich mit der neuen Ordnung der Dinge ausgesöhnt hatten, die im Grunde gar nicht so roth-radical war, in Wirklichkeit, weil sie die Erfolglosigkeit einer offenen und gehaunischen Opposition eingesehen hatten, und es daher nun mit einer heimtückischen, verrätherischen Bekämpfung des republikanischen Fortschrittes versuchen wollten. Diese pfiffigen Leute, die gerade durch ihre scheinbare Unterwerfung zeigten, wie sehr sie den tölpelhaften, dumm-zuversichtlichen republikanischen Politikern überlegen waren, bildeten in der Kammer ein Häuflein von ein paar Dutzenden, das aber durch die Wahlen von 1893 und 1898 ziemlich zusammenschmolz. Seine Häupter waren Piou, Graf de Mun und de Ramel. Piou wird in dem amtlichen Verzeichniß der Abgeordneten als „républicain ralliè“ angegeben; de Mun, der als früherer Klerikerfeuriker den Beinamen „le contre-ver du Pape“ führt, als „conservateur ralliè“ und de Ramel sogar kurzweg als „conservateur“. Ob diese verschiedenartige Bezeichnung einen wirklich vorhandenen Unterschied, eine Nuance bezeichnen soll oder mehr zufällig ist, will ich nicht entscheiden. Ein bloßer Zufall ist es aber wohl nicht, daß de Ramel, einer der Säulen des vorstossenen Ministeriums Méline, jetzt unter den sogenannten „Berschwörern“ wider die Republik auftaucht, wider die selbe Republik, der er sich vor einem Dezennium angeblich ohne alle Hintergedanken zugewendet hatte. Nein, diese Vertretung der „Ralliierten“ im Complot und die dadurch erwiesene Ideen- und Interessengemeinschaft zwischen den Reactionären sans phrase und den „Neo-Republikanern“ ist vielmehr sehr charakteristisch für die ganze Umsturzbewegung, denn sie zeigt, ein wie weites, vom alten, schmollenden Adel bis in die mittlere und untere Bourgeoisie hinein reichendes soziales Gebiet die Leiter der Strömung beherrschten. Durch den eingangs erwähnten Andre Buffet, den Kammiertraiteur und Erfindung aus dem entthronte Königshaus stammten, hingen die Umstürzler mit dem Hof en exil selbst zusammen: die Lur-Saluces war der „Hofconnetie“, der den königlichen Willen bei wichtigen Anlässen übermittelte und, im Verein mit de Bournont, de Monicourt und ein paar anderen, den älteren oder jüngeren — Adel organisierte; de Ramel bildete gewissermaßen das parlamentarische Bindeglied zwischen Adel und höherer Bourgeoisie; als Kammerwitzigkeit wirkte er zudem auf die minderen Contenances unter den republikanischen Politikern ein. Dann waren Guiron-Pages und der junge Jadine da, um die Aufgewiesen so sachte aus dem rein sozialen und Rasse-Fahrwasser in das politisch-monarchistische hinüber zu geleiten. Baron de Baye und de Frechencourt sorgten für den Verkehr desjenigen Bevölkerungselements, das man hier als „Ba-tagnolerie“ bezeichnet und das aus einem bunten Gemisch von gelangungslosen Lebemannern und gewissenlosen Hochstaplern besteht. Der Architekt Bailliere der Mann hat sogar einen Verein! Verband seine Zweigvereine mit den mittleren bürgerlichen Schichten, und der Richter Magnier der Bailliere aus Lavallois sorgte natürlich für die Manipulirung eines Theiles der unteren Bourgeoisie, ja des arbeitenden Volkes, denn er war der Repräsentant der im vierten Arrisel kurz gedichteten Schlachtenmaler und -Bilder, die der Marquis de Mores für die kaiserlich-klerikale Machwerkbewegung gedungen hatte. Bahlsich Anatole France konnte bei der Aufzählung seiner impiblen Figuren in der Roman-Serie „Histoire contemporaine“ nicht vergessen und gewissenhafter zu Werke gehen, als die „Comédienne“ es hier in der Wirklichkeit selbst gethan haben alle Stände und Volksklassen sind durch eine oder ein paar Figuren vertreten, vollständig erscheint das Heere Kugel Bataillon zum Umsturz gerüstet. Und neben und hinter den am Vordergrunde agierenden armen Teufeln gewahrt man den gemeinen Soldaten, wie sehr gemeinen! Ehe der Berufsmäßigen Patrioten, der Soldatenkaiser, der heberen und niederen Kommandeure Zeuge, die auf Commando die Maschinengewehre zu werfen haben, und — sie sind bereit, der Befehl „unmittelbaren“ Erzeder und Spandauermann, der Artillerist und der Infanterist, der „Kar“ den Weg und die Richtung und Entfernung zu bestimmen. Denn der einfache Mensch denkt Frankreich an nicht, wie sein Vetter Heinrich, aus der Nähe gesehen. Er ist ein ganz patriotischer Herr, wie alle, seine Vorfahren es waren, und wenn es gegen den Erbfeind Kraft und Blut gelten soll, da sind sie alle dabei, Herr und Knecht, Bauer und Bürger, Adel und Arbeiter, Klerikale und Freidenker, Juden und Christen, Soldaten und Offiziere, Alle, Alle, Alle! Und wenn sie auch sonst nicht viel miteinander zu thun haben, so sind sie doch einig in dem einen Gedanken, daß Frankreich nicht sterben darf.

nicht zur Ausführung gelangt, kein Attentat ist, so ist andererseits ein ausgeführtes Complot, also ein Attentat, nicht mehr straßbar. Denn die wirkliche Ausführung schließt das Gelingen in sich, im vorliegenden Falle also die Wiederherstellung des Königthums, und wo blieben dann Senat und republikanische Richter und Behörden? Hätten Ministerium, Anklagebehörden und Senat bis zur Anthronisierung des Herzogs von Orleans oder der Schiedsbehebung eines Dictators gewartet, dann wäre ihnen das Einschreiten und Verfolgen der zu Helden gewordenen Verbrecher ganz von selbst vergangen: die Republik hätte ausgelebt. Man darf von der republikanischen Senatsmehrheit erwarten, sie werde Festigkeit genug besitzen, um sich durch derartige calusistische Ausstachte nicht ins Bockshorn jagen zu lassen, und das wird ihr umso leichter gelingen, wenn sie sich der im triumphierenden Tone von Déroulede kurz vor seiner Freisprechung im Frühjahr ausgestoßenen Drohung erinnern wollte: „Ich verspreche, gleich nach meiner Freilassung von frischem anzufangen!"

Paris. Voller.

Das Duell im Parlament.

Seit wenigen Jahren ist das Duell auch ins österreichische Parlament eingedrungen, und der Abgeordnete Wolf, der schon mehrere parlamentarische Duelle hinter sich hat, war es, der jüngst im Abgeordnetenhaus bei Besprechung der Mißhelligungsaffaire Brzezinowsky-Linger den Ausspruch that: „Wir haben uns angewöhnt, die Beschimpfungen und Beleidigungen (im Parlament) nur zu qualificieren und zu taxieren nach der Satisfactionsfähigkeit dessen, von dem solche Beschimpfungen und Beleidigungen ausgehen." In diesen Worten liegt ein offenes Bekenntnis zum parlamentarischen Duell. Weder diese ganz allgemeine Erklärung des Abgeordneten Wolf, noch die verschiedenen parlamentarischen Duelle der letzten Jahre haben die besondere kritische Würdigung in der österreichischen Oeffentlichkeit gefunden, die sie verdienten. Denn das parlamentarische Duell ist eine Institution für sich, die nach anderen Gesichtspunkten beurtheilt werden muß, als das Duell im bürgerlichen Leben. Selbst wer dieses unter Umständen für unvermeidlich hält, wird doch das parlamentarische Duell bei näherer Betrachtung als unzulässig ansehen müssen.

Wenn die höchsten Werte des Lebens mangels eines hinreichenden staatlichen Schutzes die Nothwehr im bürgerlichen Duell noch entschuldbar machen, wenn in den meisten Culturstaaten der alten Welt dieser Art der Selbsthilfe noch eine Geltungssrist eingeräumt werden muß, die vielleicht manche Generation überdauern wird, so ist es doch noch eine andere Frage, ob Beleidigungen im Parlament überhaupt gleichwertig sind mit Ehrenkränkungen gewöhnlicher Art, ob die wildesten Ausbrüche des leidenschaftlichen Parteihasses denselben conventionellen Gesetzen unterliegen, die für ähnliche Fälle im Privatleben noch Geltung finden, ob ein staatlicher oder seinen Wählern verantwortlicher Mandatar durch die während seiner Mission erlittenen Schmähungen, und seien sie auch schwerster Art, sich gekränkt fühlen müsse; insbesondere ob die Welt — jene in Ehrensachen entscheidende Mitwelt — den Geschmähten unbedingt verurtheilen dürfe, wenn er in solchem Falle die „ritterliche" Genugthuung ablehnt.

Der Ehrbegriff, um den es sich hier handelt, wird von Schopenhauer, dem scharfen Logiker, so aufgefaßt, daß die bürgerliche und die Amtsehre getrennte Begriffe darstellen. Die bürgerliche Ehre beruht auf der Voraussetzung, daß wir uns nicht unerlaubter Mittel zu unserem Vortheil bedienen. Sie fußt auf der Ueberzeugung vom moralischen Charakter; deshalb ist sie ein lostbares Gut, welches sorgsam gewahrt werden soll. Es muß daher jedermann, auch dem hochstehenden Staatsmann, als Pflicht gelten, wenn seine persönliche Ehre in Frage gestellt wird, den Wahrheitsbeweis vom Angreifer zu fordern. Kann derselbe nicht erbracht werden, so erweist sich der Angriff als Verleumdung und entfällt damit auch jeder Anlaß zu einer Ehrenaffaire. Wird aber der Wahrheitsbeweis erbracht, oder verweigert der Angegriffene diesen Nachweis zu fordern, so kann auch keine ritterliche Austragung seine gekränkte Ehre reinwaschen. Den Staatsmann bleibt dann nur der Rücktritt übrig. Wo hierüber die Anschauungen noch weniger abgeklärt sind, konnte es sich ereignen, daß ein im Parlamente unlauterer Geschäfte überwiesener Minister, sich noch über Ehrlose erhielt. Doch bald verließen ihn seine Anhänger und er mußte fallen. Fiel aber die Treppe hinauf, denn es wurde ihm ein hohes Staatsamt zutheil.

Dort, wo die persönliche Unbescholtenheit ein Grundsatz der öffentlichen Moral ist, wäre das unmöglich; wo hingegen die Begriffe über Ehre noch schwanken, hilft da manchmal ein Duell aus der Noth.

Die Amtsehre besteht in der Meinung anderer, daß, wer ein Amt versieht, auch die dazu nöthigen Eigenschaften besitze. Wird das angezweifelt, oder in Abrede gestellt, so mag das den Staatsmann nicht betrüben, denn der Wahrheitsbeweis hierüber ist ausgeschlossen, weil selbst dem größten Staatsmann von den erbitterten Gegnern entweder die Befähigung für sein Amt oder die Redlichkeit seiner Absichten abgesprochen wird. Es kann auch — wie das bei Bismarck der Fall war, zur Zeit des Verfassungsconfliktes — das Ziel seiner Politik in weiter Ferne liegen, so daß der Beweis erst durch spätern Erfolg erbracht werden müßte. Der heikelste Punkt in dieser Sache ist der, daß manchmal von einem Staatsmanne behauptet wird, er habe seine Politik mit unlauteren Mitteln, durch Corruption gefördert. Hier tritt zu der Anschuldigung einer Gesetzesverletzung noch der Vorwurf hinzu, daß der Beschuldigte der bürgerlichen Ehre entbehre, weil er sich nicht scheute, von unsittlichen Mitteln Gebrauch zu machen. Und das ist auch der Punkt, an dem manche hoffnungsvolle Größe gescheitert ist; es ist jene Klippe, die zu umschiffen doch nur jenem gelingt, der, selbst reine Hände aufweisend, den Erfolg an sich zu fesseln vermag. Aber auch das gelingt nicht immer; dem geriebenen Politiker Coloman Tißa versagte der Erfolg, obschon er persönlich uneigennützig war. Er scheiterte, weil seine Männer, die ihn verstehen, zur geistigen Blüte des Landes gehörten, und nicht nur unreine Hände, sondern auch unsaubere Politik verdammten. Dennoch wurde Tißa selbst nicht verdächtigt, mußte sich auch nicht schlagen; dagegen wurden fast alle thätigen Mitglieder der Tißa-Bánffy'schen Majorität im Reichstag der Remtergier und Bestechlichkeit beschuldigt. Die Folge davon waren ungezählte Duelle, so daß der Präsident des ungarischen Abgeordnetenhauses einmal ankündigen mußte, es könne anderen Tages keine Sitzung stattfinden, wegen allgemeiner Abhaltung im Ehrenhandel. Die einen mußten sich schlagen, die andern waren als Zeugen beschäftigt. So steht es in der Neuzeit mit dem Duell bei den Gesetzgebern einer Nation, die unter die politisch gereiften gezählt werden will.

Wie ganz verschieden zeigt sich dagegen das Verhalten der englischen Nation in der Duellfrage.

Im achtzehnten Jahrhundert unter Georg III. war durch das Ministerium North die Corruption zu höchster Entfaltung gelangt. Eine organisierte Hofpartei störte beständig die Verwaltung durch die Protectionswesen. Der große Pitt schrieb damals: „Die Corruption wächst täglich mit dem Reichthum der Nation. Das System, Regierungsanlehen unter übermäßig günstigen Bedingungssen für die Gläubiger aufzunehmen, und dann die Actien unter die Freunde der Regierung zu vertheilen, gibt dem Uebel neue Nahrung." Aus dem Verzeichnisse des Hofkalenders geht hervor, daß im Jahre 1770 nicht weniger als 192 Mitglieder des Unterhauses einträgliche Regierungsstellen bekleideten. Ein Abgeordnetensitz wurde damals von den Wahlstickermakkern um 3000 bis 4000 Pfund verkauft. Trotz dieser und anderer schlimmer Zeichen des Verfalles half sich die englische Nation, ohne zum Duell zu greifen, bloß durch das Zusammentreten der besseren Elemente in der Wahlreform. Die Geschichte berichtet aus jener Zeit nur von einem, zwischen Martin und Wilkes, im Parlamente entsachten Streite, der mit der Pistole ausgetragen wurde. Aber auch dieser Zweikampf wurde nicht öffentlich verhandelt, sondern der ernsten gerichtlichen Folgen wegen geheim gehalten. Zu späterer Zeit hat sich in England kein Fall eines Zweikampfes der politischen Gegnerschaft mehr ereignet. Dort hat man es schließlich nicht bloß dahin gebracht, daß das Duell im bürgerlichen Leben zu den Seltenheiten gehört, und ernste Fälle nicht auf englischem Boden ausgefochten werden, sondern man hat auch das Duell unter Officieren auf die allerschwersten Fälle einzuschränken vermocht. Das Duell am 1. Juli 1843 war eines der letzten, das in England ausgefochten wurde. Die Nebenumstände dieses Duells waren so peinlich, daß man die Zeit gekommen fand, dagegen aufzutreten. Prinz Albert, der Gemahl der Königin Victoria, sah ein, daß man vor allem dem Duell in der Armee Einhalt thun müsse. Zu diesem Zwecke reiste er sich mit Wellington in Verbindung, fand aber bei diesem keine hinreichende Unterstützung. Er stiftete Ehrengerichte vor, aber auch diese konnten nicht durchgeführt werden, und so beschränkte man sich darauf, in die für jeden Officier bindenden Kriegsartikel den Satz aufzunehmen: „Es entspricht dem Charakter von Ehrenmännern, für veritables Unrecht oder Beleidigungen sich zu entschuldigen und sich bereit zu erklären, das begangene Unrecht wieder gut zu machen; ebenso für den gekränkten Theil, Entschuldigungen anzunehmen." Der hiniger Entschuldigungen unterlieh oder zurückwies, der erschien nicht mehr als Ehrenmann und wurde aus dem Officierscorps ausgeschieden.

Demzufolge unterblieben im Parlamente die Duelle auch unter Personen, die den Militärcharakter haben.

Solche Zustände gehören noch für lange Zeit in den meisten anderen Staaten zu den unerreichbaren Idealen, auch in Oesterreich in das Bereich der frommen Wünsche.

Weshalb sollte es jedoch nicht möglich sein auch hier wenigstens das Duell im Parlamente zu erschweren und einzuschränken? Wenn auch Gesetz und Herkommen nicht dagegen anzurufen sind so gibt es doch andere bestimmende Gründe dafür.

Im Kriege ist das Leben des Soldaten dem Staate gewidmet. Der Fahneneid verbietet ihm, willkürlich über seine Person zu ver-

Digitized by Google

fügen, sein Leben oder seine Gesundheit für andere Zwecke aufs Spiel zu setzen. Sollte Aehnliches nicht auch für Abgeordnete, während der Dauer des Mandates, Geltung haben können? Haben die Wähler nicht ein volles Recht auf das Wirken ihres Vertreters, und liegt darin nicht die moralische Pflicht, dass der Abgeordnete nicht willkürlich über seine Person verfüge? Officiere, die vor dem Feinde stehen, geben sich selbst das Gesetz, Ehrenhändel zu unterlassen, oder deren Austragung zu verschieben, bis sie ihrer höheren Aufgabe genügten, nach Beendigung des Feldzuges. Gerade so könnte es während der Mandatsdauer der Abgeordneten auch gehalten werden. Da dieses Abkommen allen Parteien gleichmäßig zugute kommen würde, so dürfte der Vorschlag nicht einmal auf grossen Widerspruch stossen.

Graf. **Graf Richard Stermage.**

Kinderschutz.

Unter den Begriff Kinderschutz fallen alle Maßnahmen, die geeignet sind, das heranwachsende Geschlecht vor körperlichem oder geistigem Siechthum zu bewahren. Die Frage des Kinderschutzes ist jetzt durch zwei vor dem Wiener Schwurgerichtshofe abgehandelte Fälle von unerhörter Kindermißhandlung actuell geworden. Trotzdem der Staatsanwalt in seiner Rede vom 30. November sich nicht enthalten konnte, von der Schablone zu sprechen, nach der die Brüdern, wie immer in der Frage des Kinderschutzes, auch diesmal vorgegangen sind, geht das Publicum in der Art, wie es nun praktisch Stellung nimmt, keineswegs von der alten Schablone nicht ab. Hört man, dass Kinder hungern, so werden Vereine zur Ausspeisung von Schulkindern gegründet, hört man, dass Kinder schlecht bekleidet sind, so werden Bekleidungsvereine gegründet. Und jetzt hat unmenschliche Misshandlung von Kindern die Oeffentlichkeit aufgerüttelt, und es sollen wieder Vereine gegründet werden, die sich den Schutz der Kinder vor Misshandlungen zur Aufgabe stellen. Gewiss wird ein solcher Verein im engen Kreise wohlthätig wirken, geradeso wie die Vereine, die für Nahrung und Kleidung der Kinder sorgen. Aber trotz aller Vereine hungern in Wien tausende von Kindern, haben tausende keine hinreichende Bekleidung.

Als Lehrer möchte ich mir erlauben, einiges über Kinderschutzvereine zu sagen. Bevor ich aber die Ziele eines solchen Vereines erörtere, will ich kurz gegen die Errichtung eines „Kinderasyls für misshandelte Kinder" Stellung nehmen. Ich halte ein solches Asyl, in welches die meist verwahrlosten Opfer entmenschter Eltern zusammenströmen, für wenig geeignet, den Kindern die erforderliche warme Fürsorge zu leisten, und sie dem Jammer zu entreißen, in welche die Misshandlungen von Rabeneltern ein Kindergemüth versetzen. Viel vortheilhafter wäre es für solche Stiefkinder des Schicksals, wenn man sie in sorgfältig ausgewählten Familien unterbringen würde. Es wäre aber geradezu eine Gefahr, wenn die eingeleiteten Actionen nur auf den Strang misshandelter Kinder hinauslaufen würden. Sollen tüchtige Eltern es von nun ab leichter haben, sich ihrer Erziehungspflichten zu entschlagen? Wer das Elend des Volkes kennt, der kann sogar dem Argwohn Raum geben, dass Eltern aus Liebe ihre Kinder misshandeln konnten, nur damit diese, geschützt vor Hunger und frühzeitiger Arbeit, eine ordentliche Erziehung erhalten.

Es ist entschieden, wenn ein Elternpaar sein Kind zu Tode peinigt, und gewiss hat der Staat eine Pflicht zu erfüllen, wie Unterrichtsminister Hussner ausführte: „indem er den Kindern Schutz gewährt gegen diejenigen, welche den Namen Eltern führen, aber keine Eltern sind und aus rechtlichen oder geistiger Aeltheit die Erziehung ihrer Kinder vernachlässigen". Aber es gibt auch Eltern, die ihre Kinder lieben, so lieben, wie nur Eltern ihre Kinder lieben können und wollen es auch recht, ihre Kinder zu misshandeln durch Arbeit und Hunger. Ich habe im December 1898 in dieser Zeitschrift in einem Artikel „Das Recht auf Jugend" die Verwerflichkeit schulpflichtiger Kinder auszubeuten behandelt. Genug neue Daten stellen abermals das beschämende Kinderelend in Aussig. Im Schuljahr 1898 bis 1899 hat der „Allgemeine Lehrerverein" Erhebungen über Kinderarbeit in Aussig-Sebeg gepflogen, welchen ich Folgendes entnehme. Die Aussiger Schulen weisen in verschiedenen Schuljahre von 5092 Kindern besucht. Aus diese entfielen 3812, also 74 Percent, mit mehr oder weniger Arbeit. Darunter sind 29 Percent, die bei fremden Leuten Handarbeit verrichten müssen. In der Zeit der Ernten (Getreide, Kartoffeln) werden die Kinder in Aussig-Sebeg in Anspruch genommen. Am 4. Juli sind 1 Kinder in Arbeit, am 5. Juli 1 Kinder, Montag, 7. Juli 1 Kinder. Am 8. Juli sind 1 Kinder in Arbeit, am 9. Juli 1 Kinder, Montag, 10. Juli 1 Kinder. Am 11. Juli sind 1 Kinder in Arbeit, am 12. Juli 1 Kinder, Montag, 13. Juli 1 Kinder. Am 14. Juli sind 1 Kinder in Arbeit, am 15. Juli 1 Kinder, Montag, 16. Juli 1 Kinder. Am 17. Juli sind 1 Kinder in Arbeit, am 18. Juli 1 Kinder, Montag, 19. Juli 1 Kinder. Am 20. Juli sind 1 Kinder in Arbeit, am 21. Juli 1 Kinder, Montag, 22. Juli 1 Kinder. Am 23. Juli sind 1 Kinder in Arbeit, am 24. Juli 1 Kinder, Montag, 25. Juli 1 Kinder. Am 26. Juli sind 1 Kinder in Arbeit, am 27. Juli 1 Kinder, Montag, 28. Juli 1 Kinder. Am 29. Juli sind 1 Kinder in Arbeit, am 30. Juli 1 Kinder, Montag, 31. Juli 1 Kinder. Am 1. August sind 1 Kinder in Arbeit, am 2. August 1 Kinder, Montag, 3. August 1 Kinder. Am 4. August sind 1 Kinder in Arbeit, am 5. August 1 Kinder, Montag, 6. August 1 Kinder. Am 7. August sind 1 Kinder in Arbeit, am 8. August 1 Kinder, Montag, 9. August 1 Kinder. Am 10. August sind 1 Kinder in Arbeit, am 11. August 1 Kinder, Montag, 12. August 1 Kinder. Am 13. August sind 1 Kinder in Arbeit, am 14. August 1 Kinder, Montag, 15. August 1 Kinder. Am 16. August sind 1 Kinder in Arbeit, am 17. August 1 Kinder, Montag, 18. August 1 Kinder. Am 19. August sind 1 Kinder in Arbeit, am 20. August 1 Kinder, Montag, 21. August 1 Kinder. Am 22. August sind 1 Kinder in Arbeit, am 23. August 1 Kinder, Montag, 24. August 1 Kinder. Am 25. August sind 1 Kinder in Arbeit, am 26. August 1 Kinder, Montag, 27. August 1 Kinder. Am 28. August sind 1 Kinder in Arbeit, am 29. August 1 Kinder, Montag, 30. August 1 Kinder. Am 31. August sind 1 Kinder in Arbeit, am 1. September 1 Kinder, Montag, 2. September 1 Kinder. Am 3. September sind 1 Kinder in Arbeit, am 4. September 1 Kinder, Montag, 5. September 1 Kinder. Am 6. September sind 1 Kinder in Arbeit, am 7. September 1 Kinder, Montag, 8. September 1 Kinder. Am 9. September sind 1 Kinder in Arbeit, am 10. September 1 Kinder, Montag, 11. September 1 Kinder. Am 12. September sind 1 Kinder in Arbeit, am 13. September 1 Kinder, Montag, 14. September 1 Kinder. Am 15. September sind 1 Kinder in Arbeit, am 16. September 1 Kinder, Montag, 17. September 1 Kinder. Am 18. September sind 1 Kinder in Arbeit, am 19. September 1 Kinder, Montag, 20. September 1 Kinder. Am 21. September sind 1 Kinder in Arbeit, am 22. September 1 Kinder, Montag, 23. September 1 Kinder. Am 24. September sind 1 Kinder in Arbeit, am 25. September 1 Kinder, Montag, 26. September 1 Kinder. Am 27. September sind 1 Kinder in Arbeit, am 28. September 1 Kinder, Montag, 29. September 1 Kinder. Am 30. September sind 1 Kinder in Arbeit, am 1. October 1 Kinder, Montag, 2. October 1 Kinder. Am 3. October sind 1 Kinder in Arbeit, am 4. October 1 Kinder, Montag, 5. October 1 Kinder. Am 6. October sind 1 Kinder in Arbeit, am 7. October 1 Kinder, Montag, 8. October 1 Kinder. Am 9. October sind 1 Kinder in Arbeit, am 10. October 1 Kinder, Montag, 11. October 1 Kinder. Am 12. October sind 1 Kinder in Arbeit, am 13. October 1 Kinder, Montag, 14. October 1 Kinder. Am 15. October sind 1 Kinder in Arbeit, am 16. October 1 Kinder, Montag, 17. October 1 Kinder. Am 18. October sind 1 Kinder in Arbeit, am 19. October 1 Kinder, Montag, 20. October 1 Kinder. Am 21. October sind 1 Kinder in Arbeit, am 22. October 1 Kinder, Montag, 23. October 1 Kinder. Am 24. October sind 1 Kinder in Arbeit, am 25. October 1 Kinder, Montag, 26. October 1 Kinder. Am 27. October sind 1 Kinder in Arbeit, am 28. October 1 Kinder, Montag, 29. October 1 Kinder. Am 30. October sind 1 Kinder in Arbeit, am 31. October 1 Kinder, Montag, 1. November 1 Kinder. Am 2. November sind 1 Kinder in Arbeit, am 3. November 1 Kinder, Montag, 4. November 1 Kinder. Am 5. November sind 1 Kinder in Arbeit, am 6. November 1 Kinder, Montag, 7. November 1 Kinder. Am 8. November sind 1 Kinder in Arbeit, am 9. November 1 Kinder, Montag, 10. November 1 Kinder. Am 11. November sind 1 Kinder in Arbeit, am 12. November 1 Kinder, Montag, 13. November 1 Kinder. Am 14. November sind 1 Kinder in Arbeit, am 15. November 1 Kinder, Montag, 16. November 1 Kinder. Am 17. November sind 1 Kinder in Arbeit, am 18. November 1 Kinder, Montag, 19. November 1 Kinder. Am 20. November sind 1 Kinder in Arbeit, am 21. November 1 Kinder, Montag, 22. November 1 Kinder. Am 23. November sind 1 Kinder in Arbeit, am 24. November 1 Kinder, Montag, 25. November 1 Kinder. Am 26. November sind 1 Kinder in Arbeit, am 27. November 1 Kinder, Montag, 28. November 1 Kinder. Am 29. November sind 1 Kinder in Arbeit, am 30. November 1 Kinder, Montag, 1. December 1 Kinder. Am 2. December sind 1 Kinder in Arbeit, am 3. December 1 Kinder, Montag, 4. December 1 Kinder. Am 5. December sind 1 Kinder in Arbeit, am 6. December 1 Kinder, Montag, 7. December 1 Kinder. Am 8. December sind 1 Kinder in Arbeit, am 9. December 1 Kinder, Montag, 10. December 1 Kinder. Am 11. December sind 1 Kinder in Arbeit, am 12. December 1 Kinder, Montag, 13. December 1 Kinder. Am 14. December sind 1 Kinder in Arbeit, am 15. December 1 Kinder, Montag, 16. December 1 Kinder. Am 17. December sind 1 Kinder in Arbeit, am 18. December 1 Kinder, Montag, 19. December 1 Kinder. Am 20. December sind 1 Kinder in Arbeit, am 21. December 1 Kinder, Montag, 22. December 1 Kinder. Am 23. December sind 1 Kinder in Arbeit, am 24. December 1 Kinder, Montag, 25. December 1 Kinder. Am 26. December sind 1 Kinder in Arbeit, am 27. December 1 Kinder, Montag, 28. December 1 Kinder. Am 29. December sind 1 Kinder in Arbeit, am 30. December 1 Kinder, Montag, 31. December 1 Kinder. Am 1. January sind 1 Kinder in Arbeit, am 2. January 1 Kinder, Montag, 3. January 1 Kinder. Am 4. January sind 1 Kinder in Arbeit, am 5. January 1 Kinder, Montag, 6. January 1 Kinder. Am 7. January sind 1 Kinder in Arbeit, am 8. January 1 Kinder, Montag, 9. January 1 Kinder. Am 10. January sind 1 Kinder in Arbeit, am 11. January 1 Kinder, Montag, 12. January 1 Kinder. Am 13. January sind 1 Kinder in Arbeit, am 14. January 1 Kinder, Montag, 15. January 1 Kinder. Am 16. January sind 1 Kinder in Arbeit, am 17. January 1 Kinder, Montag, 18. January 1 Kinder. Am 19. January sind 1 Kinder in Arbeit, am 20. January 1 Kinder, Montag, 21. January 1 Kinder. Am 22. January sind 1 Kinder in Arbeit, am 23. January 1 Kinder, Montag, 24. January 1 Kinder. Am 25. January sind 1 Kinder in Arbeit, am 26. January 1 Kinder, Montag, 27. January 1 Kinder. Am 28. January sind 1 Kinder in Arbeit, am 29. January 1 Kinder, Montag, 30. January 1 Kinder. Am 31. January sind 1 Kinder in Arbeit, am 1. February 1 Kinder, Montag, 2. February 1 Kinder. Am 3. February sind 1 Kinder in Arbeit, am 4. February 1 Kinder, Montag, 5. February 1 Kinder. Am 6. February sind 1 Kinder in Arbeit, am 7. February 1 Kinder, Montag, 8. February 1 Kinder. Am 9. February sind 1 Kinder in Arbeit, am 10. February 1 Kinder, Montag, 11. February 1 Kinder. Am 12. February sind 1 Kinder in Arbeit, am 13. February 1 Kinder, Montag, 14. February 1 Kinder. Am 15. February sind 1 Kinder in Arbeit, am 16. February 1 Kinder, Montag, 17. February 1 Kinder. Am 18. February sind 1 Kinder in Arbeit, am 19. February 1 Kinder, Montag, 20. February 1 Kinder. Am 21. February sind 1 Kinder in Arbeit, am 22. February 1 Kinder, Montag, 23. February 1 Kinder. Am 24. February sind 1 Kinder in Arbeit, am 25. February 1 Kinder, Montag, 26. February 1 Kinder. Am 27. February sind 1 Kinder in Arbeit, am 28. February 1 Kinder, Montag, 29. February 1 Kinder. Am 1. March sind 1 Kinder in Arbeit, am 2. March 1 Kinder, Montag, 3. March 1 Kinder. Am 4. March sind 1 Kinder in Arbeit, am 5. March 1 Kinder, Montag, 6. March 1 Kinder. Am 7. March sind 1 Kinder in Arbeit, am 8. March 1 Kinder, Montag, 9. March 1 Kinder. Am 10. March sind 1 Kinder in Arbeit, am 11. March 1 Kinder, Montag, 12. March 1 Kinder. Am 13. March sind 1 Kinder in Arbeit, am 14. March 1 Kinder, Montag, 15. March 1 Kinder. Am 16. March sind 1 Kinder in Arbeit, am 17. March 1 Kinder, Montag, 18. March 1 Kinder. Am 19. March sind 1 Kinder in Arbeit, am 20. March 1 Kinder, Montag, 21. March 1 Kinder. Am 22. March sind 1 Kinder in Arbeit, am 23. March 1 Kinder, Montag, 24. March 1 Kinder. Am 25. March sind 1 Kinder in Arbeit, am 26. March 1 Kinder, Montag, 27. March 1 Kinder. Am 28. March sind 1 Kinder in Arbeit, am 29. March 1 Kinder, Montag, 30. March 1 Kinder. Am 31. March sind 1 Kinder in Arbeit, am 1. April 1 Kinder, Montag, 2. April 1 Kinder. Am 3. April sind 1 Kinder in Arbeit, am 4. April 1 Kinder, Montag, 5. April 1 Kinder. Am 6. April sind 1 Kinder in Arbeit, am 7. April 1 Kinder, Montag, 8. April 1 Kinder. Am 9. April sind 1 Kinder in Arbeit, am 10. April 1 Kinder, Montag, 11. April 1 Kinder. Am 12. April sind 1 Kinder in Arbeit, am 13. April 1 Kinder, Montag, 14. April 1 Kinder. Am 15. April sind 1 Kinder in Arbeit, am 16. April 1 Kinder, Montag, 17. April 1 Kinder. Am 18. April sind 1 Kinder in Arbeit, am 19. April 1 Kinder, Montag, 20. April 1 Kinder. Am 21. April sind 1 Kinder in Arbeit, am 22. April 1 Kinder, Montag, 23. April 1 Kinder. Am 24. April sind 1 Kinder in Arbeit, am 25. April 1 Kinder, Montag, 26. April 1 Kinder. Am 27. April sind 1 Kinder in Arbeit, am 28. April 1 Kinder, Montag, 29. April 1 Kinder. Am 30. April sind 1 Kinder in Arbeit, am 1. May 1 Kinder, Montag, 2. May 1 Kinder. Am 3. May sind 1 Kinder in Arbeit, am 4. May 1 Kinder, Montag, 5. May 1 Kinder. Am 6. May sind 1 Kinder in Arbeit, am 7. May 1 Kinder, Montag, 8. May 1 Kinder. Am 9. May sind 1 Kinder in Arbeit, am 10. May 1 Kinder, Montag, 11. May 1 Kinder. Am 12. May sind 1 Kinder in Arbeit, am 13. May 1 Kinder, Montag, 14. May 1 Kinder. Am 15. May sind 1 Kinder in Arbeit, am 16. May 1 Kinder, Montag, 17. May 1 Kinder. Am 18. May sind 1 Kinder in Arbeit, am 19. May 1 Kinder, Montag, 20. May 1 Kinder. Am 21. May sind 1 Kinder in Arbeit, am 22. May 1 Kinder, Montag, 23. May 1 Kinder. Am 24. May sind 1 Kinder in Arbeit, am 25. May 1 Kinder, Montag, 26. May 1 Kinder. Am 27. May sind 1 Kinder in Arbeit, am 28. May 1 Kinder, Montag, 29. May 1 Kinder. Am 30. May sind 1 Kinder in Arbeit, am 31. May 1 Kinder, Montag, 1. June 1 Kinder. Am 2. June sind 1 Kinder in Arbeit, am 3. June 1 Kinder, Montag, 4. June 1 Kinder. Am 5. June sind 1 Kinder in Arbeit, am 6. June 1 Kinder, Montag, 7. June 1 Kinder. Am 8. June sind 1 Kinder in Arbeit, am 9. June 1 Kinder, Montag, 10. June 1 Kinder. Am 11. June sind 1 Kinder in Arbeit, am 12. June 1 Kinder, Montag, 13. June 1 Kinder. Am 14. June sind 1 Kinder in Arbeit, am 15. June 1 Kinder, Montag, 16. June 1 Kinder. Am 17. June sind 1 Kinder in Arbeit, am 18. June 1 Kinder, Montag, 19. June 1 Kinder. Am 20. June sind 1 Kinder in Arbeit, am 21. June 1 Kinder, Montag, 22. June 1 Kinder. Am 23. June sind 1 Kinder in Arbeit, am 24. June 1 Kinder, Montag, 25. June 1 Kinder. Am 26. June sind 1 Kinder in Arbeit, am 27. June 1 Kinder, Montag, 28. June 1 Kinder. Am 29. June sind 1 Kinder in Arbeit, am 30. June 1 Kinder, Montag, 1. July 1 Kinder. Am 2. July sind 1 Kinder in Arbeit, am 3. July 1 Kinder, Montag, 4. July 1 Kinder. Am 5. July sind 1 Kinder in Arbeit, am 6. July 1 Kinder, Montag, 7. July 1 Kinder. Am 8. July sind 1 Kinder in Arbeit, am 9. July 1 Kinder, Montag, 10. July 1 Kinder. Am 11. July sind 1 Kinder in Arbeit, am 12. July 1 Kinder, Montag, 13. July 1 Kinder. Am 14. July sind 1 Kinder in Arbeit, am 15. July 1 Kinder, Montag, 16. July 1 Kinder. Am 17. July sind 1 Kinder in Arbeit, am 18. July 1 Kinder, Montag, 19. July 1 Kinder. Am 20. July sind 1 Kinder in Arbeit, am 21. July 1 Kinder, Montag, 22. July 1 Kinder. Am 23. July sind 1 Kinder in Arbeit, am 24. July 1 Kinder, Montag, 25. July 1 Kinder. Am 26. July sind 1 Kinder in Arbeit, am 27. July 1 Kinder, Montag, 28. July 1 Kinder. Am 29. July sind 1 Kinder in Arbeit, am 30. July 1 Kinder, Montag, 31. July 1 Kinder. Am 1. August sind 1 Kinder in Arbeit, am 2. August 1 Kinder, Montag, 3. August 1 Kinder. Am 4. August sind 1 Kinder in Arbeit, am 5. August 1 Kinder, Montag, 6. August 1 Kinder. Am 7. August sind 1 Kinder in Arbeit, am 8. August 1 Kinder, Montag, 9. August 1 Kinder. Am 10. August sind 1 Kinder in Arbeit, am 11. August 1 Kinder, Montag, 12. August 1 Kinder. Am 13. August sind 1 Kinder in Arbeit, am 14. August 1 Kinder, Montag, 15. August 1 Kinder. Am 16. August sind 1 Kinder in Arbeit, am 17. August 1 Kinder, Montag, 18. August 1 Kinder. Am 19. August sind 1 Kinder in Arbeit, am 20. August 1 Kinder, Montag, 21. August 1 Kinder. Am 22. August sind 1 Kinder in Arbeit, am 23. August 1 Kinder, Montag, 24. August 1 Kinder. Am 25. August sind 1 Kinder in Arbeit, am 26. August 1 Kinder, Montag, 27. August 1 Kinder. Am 28. August sind 1 Kinder in Arbeit, am 29. August 1 Kinder, Montag, 30. August 1 Kinder. Am 31. August sind 1 Kinder in Arbeit, am 1. September 1 Kinder, Montag, 2. September 1 Kinder. Am 3. September sind 1 Kinder in Arbeit, am 4. September 1 Kinder, Montag, 5. September 1 Kinder. Am 6. September sind 1 Kinder in Arbeit, am 7. September 1 Kinder, Montag, 8. September 1 Kinder. Am 9. September sind 1 Kinder in Arbeit, am 10. September 1 Kinder, Montag, 11. September 1 Kinder. Am 12. September sind 1 Kinder in Arbeit, am 13. September 1 Kinder, Montag, 14. September 1 Kinder. Am 15. September sind 1 Kinder in Arbeit, am 16. September 1 Kinder, Montag, 17. September 1 Kinder. Am 18. September sind 1 Kinder in Arbeit, am 19. September 1 Kinder, Montag, 20. September 1 Kinder. Am 21. September sind 1 Kinder in Arbeit, am 22. September 1 Kinder, Montag, 23. September 1 Kinder. Am 24. September sind 1 Kinder in Arbeit, am 25. September 1 Kinder, Montag, 26. September 1 Kinder. Am 27. September sind 1 Kinder in Arbeit, am 28. September 1 Kinder, Montag, 29. September 1 Kinder. Am 30. September sind 1 Kinder in Arbeit, am 1. October 1 Kinder, Montag, 2. October 1 Kinder. Am 3. October sind 1 Kinder in Arbeit, am 4. October 1 Kinder, Montag, 5. October 1 Kinder. Am 6. October sind 1 Kinder in Arbeit, am 7. October 1 Kinder, Montag, 8. October 1 Kinder. Am 9. October sind 1 Kinder in Arbeit, am 10. October 1 Kinder, Montag, 11. October 1 Kinder. Am 12. October sind 1 Kinder in Arbeit, am 13. October 1 Kinder, Montag, 14. October 1 Kinder. Am 15. October sind 1 Kinder in Arbeit, am 16. October 1 Kinder, Montag, 17. October 1 Kinder. Am 18. October sind 1 Kinder in Arbeit, am 19. October 1 Kinder, Montag, 20. October 1 Kinder. Am 21. October sind 1 Kinder in Arbeit, am 22. October 1 Kinder, Montag, 23. October 1 Kinder. Am 24. October sind 1 Kinder in Arbeit, am 25. October 1 Kinder, Montag, 26. October 1 Kinder. Am 27. October sind 1 Kinder in Arbeit, am 28. October 1 Kinder, Montag, 29. October 1 Kinder. Am 30. October sind 1 Kinder in Arbeit, am 31. October 1 Kinder, Montag, 1. November 1 Kinder. Am 2. November sind 1 Kinder in Arbeit, am 3. November 1 Kinder, Montag, 4. November 1 Kinder. Am 5. November sind 1 Kinder in Arbeit, am 6. November 1 Kinder, Montag, 7. November 1 Kinder. Am 8. November sind 1 Kinder in Arbeit, am 9. November 1 Kinder, Montag, 10. November 1 Kinder. Am 11. November sind 1 Kinder in Arbeit, am 12. November 1 Kinder, Montag, 13. November 1 Kinder. Am 14. November sind 1 Kinder in Arbeit, am 15. November 1 Kinder, Montag, 16. November 1 Kinder. Am 17. November sind 1 Kinder in Arbeit, am 18. November 1 Kinder, Montag, 19. November 1 Kinder. Am 20. November sind 1 Kinder in Arbeit, am 21. November 1 Kinder, Montag, 22. November 1 Kinder. Am 23. November sind 1 Kinder in Arbeit, am 24. November 1 Kinder, Montag, 25. November 1 Kinder. Am 26. November sind 1 Kinder in Arbeit, am 27. November 1 Kinder, Montag, 28. November 1 Kinder. Am 29. November sind 1 Kinder in Arbeit, am 30. November 1 Kinder, Montag, 1. December 1 Kinder. Am 2. December sind 1 Kinder in Arbeit, am 3. December 1 Kinder, Montag, 4. December 1 Kinder. Am 5. December sind 1 Kinder in Arbeit, am 6. December 1 Kinder, Montag, 7. December 1 Kinder. Am 8. December sind 1 Kinder in Arbeit, am 9. December 1 Kinder, Montag, 10. December 1 Kinder. Am 11. December sind 1 Kinder in Arbeit, am 12. December 1 Kinder, Montag, 13. December 1 Kinder. Am 14. December sind 1 Kinder in Arbeit, am 15. December 1 Kinder, Montag, 16. December 1 Kinder. Am 17. December sind 1 Kinder in Arbeit, am 18. December 1 Kinder, Montag, 19. December 1 Kinder. Am 20. December sind 1 Kinder in Arbeit, am 21. December 1 Kinder, Montag, 22. December 1 Kinder. Am 23. December sind 1 Kinder in Arbeit, am 24. December 1 Kinder, Montag, 25. December 1 Kinder. Am 26. December sind 1 Kinder in Arbeit, am 27. December 1 Kinder, Montag, 28. December 1 Kinder. Am 29. December sind 1 Kinder in Arbeit, am 30. December 1 Kinder, Montag, 31. December 1 Kinder. Am 1. January sind 1 Kinder in Arbeit, am 2. January 1 Kinder, Montag, 3. January 1 Kinder. Am 4. January sind 1 Kinder in Arbeit, am 5. January 1 Kinder, Montag, 6. January 1 Kinder. Am 7. January sind 1 Kinder in Arbeit, am 8. January 1 Kinder, Montag, 9. January 1 Kinder. Am 10. January sind 1 Kinder in Arbeit, am 11. January 1 Kinder, Montag, 12. January 1 Kinder. Am 13. January sind 1 Kinder in Arbeit, am 14. January 1 Kinder, Montag, 15. January 1 Kinder. Am 16. January sind 1 Kinder in Arbeit, am 17. January 1 Kinder, Montag, 18. January 1 Kinder. Am 19. January sind 1 Kinder in Arbeit, am 20. January 1 Kinder, Montag, 21. January 1 Kinder. Am 22. January sind 1 Kinder in Arbeit, am 23. January 1 Kinder, Montag, 24. January 1 Kinder. Am 25. January sind 1 Kinder in Arbeit, am 26. January 1 Kinder, Montag, 27. January 1 Kinder. Am 28. January sind 1 Kinder in Arbeit, am 29. January 1 Kinder, Montag, 30. January 1 Kinder. Am 31. January sind 1 Kinder in Arbeit, am 1. February 1 Kinder, Montag, 2. February 1 Kinder. Am 3. February sind 1 Kinder in Arbeit, am 4. February 1 Kinder, Montag, 5. February 1 Kinder. Am 6. February sind 1 Kinder in Arbeit, am 7. February 1 Kinder, Montag, 8. February 1 Kinder. Am 9. February sind 1 Kinder in Arbeit, am 10. February 1 Kinder, Montag, 11. February 1 Kinder. Am 12. February sind 1 Kinder in Arbeit, am 13. February 1 Kinder, Montag, 14. February 1 Kinder. Am 15. February sind 1 Kinder in Arbeit, am 16. February 1 Kinder, Montag, 17. February 1 Kinder. Am 18. February sind 1 Kinder in Arbeit, am 19. February 1 Kinder, Montag, 20. February 1 Kinder. Am 21. February sind 1 Kinder in Arbeit, am 22. February 1 Kinder, Montag, 23. February 1 Kinder. Am 24. February sind 1 Kinder in Arbeit, am 25. February 1 Kinder, Montag, 26. February 1 Kinder. Am 27. February sind 1 Kinder in Arbeit, am 28. February 1 Kinder, Montag, 29. February 1 Kinder. Am 1. March sind 1 Kinder in Arbeit, am 2. March 1 Kinder, Montag, 3. March 1 Kinder. Am 4. March sind 1 Kinder in Arbeit, am 5. March 1 Kinder, Montag, 6. March 1 Kinder. Am 7. March sind 1 Kinder in Arbeit, am 8. March 1 Kinder, Montag, 9. March 1 Kinder. Am 10. March sind 1 Kinder in Arbeit, am 11. March 1 Kinder, Montag, 12. March 1 Kinder. Am 13. March sind 1 Kinder in Arbeit, am 14. March 1 Kinder, Montag, 15. March 1 Kinder. Am 16. March sind 1 Kinder in Arbeit, am 17. March 1 Kinder, Montag, 18. March 1 Kinder. Am 19. March sind 1 Kinder in Arbeit, am 20. March 1 Kinder, Montag, 21. March 1 Kinder. Am 22. March sind 1 Kinder in Arbeit, am 23. March 1 Kinder, Montag, 24. March 1 Kinder. Am 25. March sind 1 Kinder in Arbeit, am 26. March 1 Kinder, Montag, 27. March 1 Kinder. Am 28. March sind 1 Kinder in Arbeit, am 29. March 1 Kinder, Montag, 30. March 1 Kinder. Am 31. March sind 1 Kinder in Arbeit, am 1. April 1 Kinder, Montag, 2. April 1 Kinder. Am 3. April sind 1 Kinder in Arbeit, am 4. April 1 Kinder, Montag, 5. April 1 Kinder. Am 6. April sind 1 Kinder in Arbeit, am 7. April 1 Kinder, Montag, 8. April 1 Kinder. Am 9. April sind 1 Kinder in Arbeit, am 10. April 1 Kinder, Montag, 11. April 1 Kinder. Am 12. April sind 1 Kinder in Arbeit, am 13. April 1 Kinder, Montag, 14. April 1 Kinder. Am 15. April sind 1 Kinder in Arbeit, am 16. April 1 Kinder, Montag, 17. April 1 Kinder. Am 18. April sind 1 Kinder in Arbeit, am 19. April 1 Kinder, Montag, 20. April 1 Kinder. Am 21. April sind 1 Kinder in Arbeit, am 22. April 1 Kinder, Montag, 23. April 1 Kinder. Am 24. April sind 1 Kinder in Arbeit, am 25. April 1 Kinder, Montag, 26. April 1 Kinder. Am 27. April sind 1 Kinder in Arbeit, am 28. April 1 Kinder, Montag, 29. April 1 Kinder. Am 30. April sind 1 Kinder in Arbeit, am 1. May 1 Kinder, Montag, 2. May 1 Kinder. Am 3. May sind 1 Kinder in Arbeit, am 4. May 1 Kinder, Montag, 5. May 1 Kinder. Am 6. May sind 1 Kinder in Arbeit, am 7. May 1 Kinder, Montag, 8. May 1 Kinder. Am 9. May sind 1 Kinder in Arbeit, am 10. May 1 Kinder, Montag, 11. May 1 Kinder. Am 12. May sind 1 Kinder in Arbeit, am 13. May 1 Kinder, Montag, 14. May 1 Kinder. Am 15. May sind 1 Kinder in Arbeit, am 16. May 1 Kinder, Montag, 17. May 1 Kinder. Am 18. May sind 1 Kinder in Arbeit, am 19. May 1 Kinder, Montag, 20. May 1 Kinder. Am 21. May sind 1 Kinder in Arbeit, am 22. May 1 Kinder, Montag, 23. May 1 Kinder. Am 24. May sind 1 Kinder in Arbeit, am 25. May 1 Kinder, Montag, 26. May 1 Kinder. Am 27. May sind 1 Kinder in Arbeit, am 28. May 1 Kinder, Montag, 29. May 1 Kinder. Am 30. May sind 1 Kinder in Arbeit, am 31. May 1 Kinder, Montag, 1. June 1 Kinder. Am 2. June sind 1 Kinder in Arbeit, am 3. June 1 Kinder, Montag, 4. June 1 Kinder. Am 5. June sind 1 Kinder in Arbeit, am 6. June 1 Kinder, Montag, 7. June 1 Kinder. Am 8. June sind 1 Kinder in Arbeit, am 9. June 1 Kinder, Montag, 10. June 1 Kinder. Am 11. June sind 1 Kinder in Arbeit, am 12. June 1 Kinder, Montag, 13. June 1 Kinder. Am 14. June sind 1 Kinder in Arbeit, am 15. June 1 Kinder, Montag, 16. June 1 Kinder. Am 17. June sind 1 Kinder in Arbeit, am 18. June 1 Kinder, Montag, 19. June 1 Kinder. Am 20. June sind 1 Kinder in Arbeit, am 21. June 1 Kinder, Montag, 22. June 1 Kinder. Am 23. June sind 1 Kinder in Arbeit, am 24. June 1 Kinder, Montag, 25. June 1 Kinder. Am 26. June sind 1 Kinder in Arbeit, am 27. June 1 Kinder, Montag, 28. June 1 Kinder. Am 29. June sind 1 Kinder in Arbeit, am 30. June 1 Kinder, Montag, 1. July 1 Kinder. Am 2. July sind 1 Kinder in Arbeit, am 3. July 1 Kinder, Montag, 4. July 1 Kinder. Am 5. July sind 1 Kinder in Arbeit, am 6. July 1 Kinder, Montag, 7. July 1 Kinder. Am 8. July sind 1 Kinder in Arbeit, am 9. July 1 Kinder, Montag, 10. July 1 Kinder. Am 11. July sind 1 Kinder in Arbeit, am 12. July 1 Kinder, Montag, 13. July 1 Kinder. Am 14. July sind 1 Kinder in Arbeit, am 15. July 1 Kinder, Montag, 16. July 1 Kinder. Am 17. July sind 1 Kinder in Arbeit, am 18. July 1 Kinder, Montag, 19. July 1 Kinder. Am 20. July sind 1 Kinder in Arbeit, am 21. July 1 Kinder, Montag, 22. July 1 Kinder. Am 23. July sind 1 Kinder in Arbeit, am 24. July 1 Kinder, Montag, 25. July 1 Kinder. Am 26. July sind 1 Kinder in Arbeit, am 27. July 1 Kinder, Montag, 28. July 1 Kinder. Am 29. July sind 1 Kinder in Arbeit, am 30. July 1 Kinder, Montag, 31. July 1 Kinder. Am 1. August sind 1 Kinder in Arbeit, am 2. August 1 Kinder, Montag, 3. August 1 Kinder. Am 4. August sind 1 Kinder in Arbeit, am 5. August 1 Kinder, Montag, 6. August 1 Kinder. Am 7. August sind 1 Kinder in Arbeit, am 8. August 1 Kinder, Montag, 9. August 1 Kinder. Am 10. August sind 1 Kinder in Arbeit, am 11. August 1 Kinder, Montag, 12. August 1 Kinder. Am 13. August sind 1 Kinder in Arbeit, am 14. August 1 Kinder, Montag, 15. August 1 Kinder. Am 16. August sind 1 Kinder in Arbeit, am 17. August 1 Kinder, Montag, 18. August 1 Kinder. Am 19. August sind 1 Kinder in Arbeit, am 20. August 1 Kinder, Montag, 21. August 1 Kinder. Am 22. August sind 1 Kinder in Arbeit, am 23. August 1 Kinder, Montag, 24. August 1 Kinder. Am 25. August sind 1 Kinder in Arbeit, am 26. August 1 Kinder, Montag, 27. August 1 Kinder. Am 28. August sind 1 Kinder in Arbeit, am 29. August 1 Kinder, Montag, 30. August 1 Kinder. Am 31. August sind 1 Kinder in Arbeit, am 1. September 1 Kinder, Montag, 2. September 1 Kinder. Am 3. September sind 1 Kinder in Arbeit, am 4. September 1 Kinder, Montag, 5. September 1 Kinder. Am 6. September sind 1 Kinder in Arbeit, am 7. September 1 Kinder, Montag, 8. September 1 Kinder. Am 9. September sind 1 Kinder in Arbeit, am 10. September 1 Kinder, Montag, 11. September 1 Kinder. Am 12. September sind 1 Kinder in Arbeit, am 13. September 1 Kinder, Montag, 14. September 1 Kinder. Am 15. September sind 1 Kinder in Arbeit, am 16. September 1 Kinder, Montag, 17. September 1 Kinder. Am 18. September sind 1 Kinder in Arbeit, am 19. September

ab: „Ich speise nicht mit Bedienten.“ Dem eiserneu Herzog imponierte diese Betonung des Unterschiedes zwischen „Volk in Waffen“ und Söldnerbanden so sehr, daß er dem Franzosen ein Gedeck am Officierstisch auftragen ließ. Ausdrücklich stellt Wellington die „anständigen, gehorsamen und oft recht gebildeten“ Convictbirrten in Gegensatz zu seinen brutalen Bluthunden, denen er alle Verbrechen nachsagt. Ja er geht soweit, auch die Officiere für mitschuldig zu erklären, welche die Gemeinheit der Mannschaften decken oder gar theilen. In einem anderen von uns absichtlich citierten Schreiben ereifert er sich über die schlechten Auditoriatsverhältnisse, die Abwesenheit jeder gesunden Militärjustiz, und brandmarkt die Kriegsgerichte der Officiere, da sie Lüge und Meineid — nach englischen socialen Begriffen doppelt strafwürdig — nicht scheuten, ja gewohnheitsmäßig theils ungestraft ließen, theils selbst betrieben. Da erscheint denn nun zu begreiflich, daß bei den drei großen Erstürmungen spanischer Festungen unnatürliche Greuel vorfielen, daß beim Betreten französischen Bodens sich dies Bekenntniß am liebsten in eine Räuberbande aufgelöst hätte, daß bei jedem Rückzug — sei es Morres nach Coeunna, Wellingtons von Talavera 1809, von Torquemada 1812, Hills von Madrid und zuletzt des ganzen Heeres unter Soults Verfolgung nach Ciudad Rodrigo — unglaubliche Scenen thierisch sinnloser Betrunkenheit bei vielen Tausenden vorkamen, die Lockerung der Disciplin überhaupt jede Operation unmöglich machte. Denn sangen Hunger und Entbehrungen an, da ist der englische Soldat nicht mehr zu sprechen. Der Hohenfriedberger Freude selber ist nur: Beute, Saufen und Hoch- und Hochmüthig, von ausgelebter Muskelkraft, strotzend unter Soldatenstrafe, sobald die Nahrung fehlt. Kein Roastbeak, keinen Soldaten!“

So schlimm steht es freilich nicht immer. Die grimmen Kämpen von Talavera sollen 48 Stunden lang nichts Ordentliches im Magen gehabt haben. Auch die Schwerfälligkeit des britischen Soldaten kann sich gewaltige Marschleistungen abringen, wie die der Leichten Division beim Eilen nach Talavera, die weder vom Corps Soult 1806, noch vom IX. deutschen Corps im December 1870 übertroffen worden ist. Und eins muß man allen Briten lassen: ihre stiernackige bulldoggenartige Bravour. Nicht unrichtig klingt Bulwers Ruhmredigkeit („England und die Engländer“): in Frankreich sei der Soldat tapfer und der Advocat klug, in England aber wie im alten Rom sei auch der Advocat tapfer. Eigenthümliche Mischung angelsächsischer Zähigkeit mit keltischer Wildheit und normannischer Furchtlosigkeit macht den englischen Officier und den Engländer überhaupt zu einem fighting animal. Man schlägt wohl ab, dass einer Truppe Angriffsvermögen schon nach 25 Procent Verlust reklame und keine jene 75 Procent ertragen könne, die man heute für den gesammten Angriff bis zum Einbruch in den Feind voraussieht. Nun wohl, wenn hartnäckiges Aushalten von Verlusten allein den Prüfstein zur militärischen Tüchtigkeit gäbe, dann ständen die Briten obenan. Jene 75 Procent haben sie thatsächlich bei Albuera erduldet und fast verblutend den schon siegreichen tapferen Feind mit unbeugbarer Todesverachtung dennoch zurückgeworfen. Unverzagt stand zuletzt auf den Höhen die unbezwingliche britische Infanterie, nur — sie existierte nicht mehr. Bei Salamanca schrumpften einige Regimenter auf eine Handvoll Leute ein, das 12. verlor bei Toulouse 80 Procent, und Divinen Pieton bei Waterloo soll 90 Procent verloren haben. Und diese bis zur Vernichtung fechtenden Kämpfer hielten aus und siegten, während man Gleiches von den ähnlich herben Einbußen preußischer Regimenter bei Aspern und Annaredorf, napoleonischer bei Eylau und Aibern nicht sagen darf. Uebrigens haben wir in den historischen Regimentsgeschichten, in die wir Einblick gewinnen durften, auch nur Verluste bis zu 70 Percent, wie beim 56. Regt. bei Argaon, angetroffen. Der sich wiederholende Bulldoggengrimm britischer Soldaten sieht also schier ohne Beispiel da, erinnert ans Berserkern der alten Normannen. Bezeichnend heißt es im Rapport General Grahams über die Erstürmung von San Sebastian: „Alles, was die entschlossenste Tapferkeit verstehen konnte, geschah.“ Das Nämliche gilt für die Vertheidigung von Lucknow 1857. Die Geschichte der Erstürmung des Mont Rave bei Toulouse ist eine wahre Bravourarie der britischen Chore. Das 92. Regiment Irländer stürzt den Spanierwall von Mouo mit den eigenen Leibern wie Thermopylenkämpfer, und der Vertheidigung Wellingtonschen Veteranen doch haben bei Talavera und Waterloo fast nur blutgraue Recruten der „unfähig“ gefolgten zeigten sich auch andere britische Truppen wuchtig zu allen Zeiten, in jeder Zone. Minden, Minorca, Gibraltar, Cadiz, Acre, indischer Meuterei-Feldzug sind auf dem „Union Jack“ eingeschrieben, das alte Banner ward mit Ehre hochgehalten. Doch der Stammbaum zeigte die Unsauberkeit der Officiere, die Verwilderung der Truppen; der englische Hochmuth sah sich von französischer Gloire dort tief in Schatten gestellt. Unionist sucht neuerdings der Tücher Klopfung den „Tommy Atkins“, wie der Spitzname für den britischen Soldaten lautet, als Ideal alles Kriegertugend hinzustellen. Obschon die berühmtesten Regimenter, wie die Gordon-Hochschotten und die Füsiliere von Wales (Black Watch) nach dem Cap der guten Hoffnung verschifft wurden, schnitten sie bisher dort nicht sehr glänzend ab, und ein gut Theil Hoffnung ward zu Wasser. Zu Verbesserern wird man eben nie moralisch tüchtige Elemente einreihen und das Officierscorps der „Gentlemen“, obschon versjüngt und vom verrotteten Stellenkauf befreit, vercatiert sich doch meist aus jüngeren Söhnen von Adel und Hochsinnay ohne universalwissenschaftliches Streben. Die Gehälter sind in unseren Graden nicht hoch: ein Oberst hat 6000, ein Gardeoberst 10000 Mark, wie ein officielles Buch über Englands Heer (anonym, Verfasser ist der Berliner Militärattaché) nachweist. Da können dann eigentlich nur reiche Leute oder Schuldenmacher den Ansprüchen der Officiers-Messe genügen.

Bedenkt man, daß sogar schon Ludwig XIV. im Zenith seiner Landhahn ein Heer von 350000 Mann unterhielt, so machen die winzigen Proportionen britischer Truppenkörper einen recht unansehnlichen Eindruck. Wellington hat nie mehr als 35000 Nationalbritten zur Schlacht geführt, bei Salamanca und Victoria wie bei Waterloo; den Hauptheil britischer Heere bildeten immer Bundesgenossen, wie denn bei Waterloo zwei Drittel Deutsche und Niederländer und kaum ein Drittel Engländer fochten. Schon in Marlborroughs Heer bildeten Hannoveraner, Hessen, Braunschweiger den Kern, sogar auf den Inseln selber in Bürgerkriegen traf das Gleiche zu: bei Culloden (Schottland) und an der Boyne (Irland); ebenso bekanntlich in Nordamerika. Das höchste Lob eines Britenselbherrn für fremde Söldner klang immer dahin aus: „Wir wären wert, Briten zu sein“, wie Wellington mit der Spanier Legion versichert haben soll, obschon er deren entscheidende Rolle in der Schlacht an den Adoue einfach im officiellen Bericht verschwieg und unterschlug. Letzteres, durch das Werk von Beamisch und die Biographie von Umpleda bekannt geworden, wird freilich deutschereits ein Verdienst zugesprochen, das über die historische Wahrheit hinausgeht. Denn die drei englischen Rifle-Regimenter der Leichten Division triailieren ebenso gut, obschon das aufgelöste Gerücht noch heute dem schwerfälligen englischen Bataillon schwere Füße als Franzosen und Deutschen. Auch die deutschen Legionshusaren leisteten nicht mehr als die englischen, und die britische Reiterei bei Salamanca und Waterloo erreichte wenigstens den höchsten Record der Bravour Besonders jene drei Dragonerregimenter (Royals, Scots Grays und Inniskillings) der Brigade Ponsonby eroberten bei Waterloo in ruhmreichem Sturmritt zwei französische Adler, woran Kaiser Wilhelm II. heute noch an jedem 18. Juni durch Kranz und Glückwunsch erinnert. Immerhin bleibt britische Prahlerei jede solche Leistung mit Unrecht zu einem Ausnahmsruhm auf, denn deutsche und französische Truppen verzeichnen Thaten gleicher Bravour und größeren Erfolges viel zahlreicher in ihren Annalen.

Worauf man in England stets besonderen Wert legte, das war gute und relativ starke Artillerie, wie denn das heute tonangebende Shrapnell britischen Ursprungs. Bedeukt man jedoch, daß Napoleon sich eine besondere Gardereserveartillerie von 126 Stück errichtete und 1814 nicht weniger als 103000 Artilleure beiaß, so nimmt sich der Umfang des Artilleriewesens in England noch kümmerlich genug aus. Von der modernen Taktik des Massierens der Batterien, die Oesterreich schon im ungarischen Insurrectionskrieg 1849 derart beherrschte, daß bei Szöreg 93 und bei Temesvar 114 Geschütze als vereinte Batterie feuerten, merkt man in englischen Schlachten nichts. Die heutige englische Armee, wie sie im Sudan und Transvaal auftrat, erscheint überreich ausgestattet mit Schnellfeuergeschützen und Maximmitrailleusen, System Hotchkiss: ob das von den Boeren bevorzugte System Nordenfeld überlegen sei, wird bezweifelt. Bisher aber hat es sich für Massegefechte, besonders Modell, dessen Anfangsgeschwindigkeit 720 Meter betrug, beim englischen Lee Mitiordgewehr nur 630. Früher rühmte man sehr das gute Schießen der Briten, wovon Marbots Memoiren allerlei melden; den Boeren gegenüber dürften sie eher im Nachtheil sein. Die Artillerie zeigte sich der improvisierten der Boeren nur bei Glencoe und Elandslaage überlegen vermöge ihrer Uebermacht; bei Ladysmith aber scheint sie niedergezwungen und zum Schweigen gebracht zu sein. Man müßte hierüber zuverlässige Berichtsliten von der Kanone sicken. 1870 hatte die so hoch gerühmte deutsche Artillerie trotz so gunstiger Kampfbedingungen 413 Officiere, 4941 Mann todt und verwundet ein: 10 besonders engagierte Batterien aber allein 32 von 10 Officieren und 612 von 620 Mann! Eine brave Artillerie, wie die französische bei Worth und Sedan, schweigt nicht eher, als bis sie in solcher Weise kampfunfähig. Bisherige Verluste im Boerenkrieg scheinen aber den Besuchtungen nicht zu entsprechen, die man an modernste Waffen knupfte. Der sollte auch heute wie früher der Verlust sich nicht nach der Feuerlichkeit an sich, sondern nach jenigen Kampfbedingungen regeln? General Dubreme ergänzt, daß bei Custers ein französisches Bataillon, ganz nahe von österreichischen Grenadierbataillon hinschossen, nur 6 Mann einbüßte aber sind denn anderswo napoleonische oder feindliche Bataillone nicht einfach vernichtet worden trotz der schlechten Waffen? Und so wird der Verlust im Boerenkrieg wohl mehr dem Gelände bestimmt werden.

Digitized by Google

Die kindliche Schimpferei auf das insulare „Krämervolk“ gedenken wir nicht zu unterstützen, aber Sympathie, wenn immerhin Respect, vermag englisches Wesen im Krieg nicht einzuflößen. Vor uns liegt eine vergilbte Abschrift der historischen Depesche Wellingtons vom 19. Juni 1815. Welch eisige unangenahme Kühle, welch versteckter Großmuthsdrang, welch kleinliche Selbstsucht in diesem Schriftstück, verglichen mit der schwungvollen Proclamation Blüchers! Weder über großspurige Siegestügen, noch über freundliche Verpackung von Dumdum-Geschossen nach Transvaal braucht man sich also bass zu verwundern.

Dass ein Volksheer am antreibendsten ein regulares Heer trifft, gab kürzlich sogar das „Mil. Wochenbl.“ zu. Früher aber leugnete die Militärliegende nicht nur diese Thatsache, sondern suchte das Umgekehrte herauszuklauben, als ob Volksaufgebote viel ungeschlechter als Regulare wirkten. So soll die Kaiserarmee 1870 rund 88.000 Deutsche ausser Gefecht gesetzt haben, so dass nur etwa 40.000 andere Todte und Verwundete auf Rechnung der republikanischen Milizen gekommen wären, und zwar in sehr viel längerer Zeit.

Wie verhält es sich in Wahrheit? Um das Kaiserheer binnen vier Wochen niederzuwerfen, genügten 400.000 deutsche Krieger, den Kampf gegen die Volksaufgebote dauern über Monaten konnten nur 1,300.000 Mann nach und nach werden.

Angesichts solcher Erfahrung kann man den Engländern wenig Tröstliches für Transvaal verheissen. Früher entsprach ein britisches Regiment nur einem continentalen Bataillon, eine Division einer schwachen Brigade. Heute ist das anders geworden. Das für Transvaal mobilisierte Armeecorps umfasst drei Divisionen, stärker formiert als continentale. Aber mag der heutige britische Soldner auch noch den schönsten Paradebefohlen abgeben, wie Generalissimus Wolseley einmal halbironisch äusserte und was wir bei einer Revue in Windsor bestätigt fanden, so wird er „auf Kriegsfuß“ schwerlich die Mängel jedes Soldheeres abstreifen, das heute schneidige Militärs als Rückwärts-Reform ersehnen. Nur einmal besaß England ein Heer, das unübertroffene Leistungen schuf, „das disciplinierteste, das vollkommen ausgebildetste, das wir je hatten“, wie Lord Wolseley selbst — als Militärschriftsteller sehr tüchtig, Napoleonforscher einmal schrieb. Aber ach, diese „Musterarmee“ „Model Army“, wie sie hieß, war bekanntlich eine Volkswehr selbstbewaffneter Bürger unter dem Civilisten Cromwell. Heute ähneln den Puritanern nur — die Boeren.

Berlin. Karl Pribram.

Die Grenzen des Irrthums.

Von Richard M. Meyer (Berlin).

Vor nun schon drei Jahren ist ein Werk erschienen, das die Anfänge des systematischen Denkens mit solcher Klarheit durchleuchtet, wie sie über diese schwierigen Fragen wohl überhaupt noch niemals ausgegossen worden ist. Wäre es in Frankreich oder England herausgekommen — wie viel Lobpreisungen hätten wir schon gehört, wie rasch wäre die deutsche Uebersetzung vergriffen! Aber in Deutschland fehlt leider immer noch eine geschlossene geistige Aristokratie, die es für ihre Pflicht hält, sich mit dem Besten bekannt zu machen; fehlt eine maßgebende kritische Autorität, die mit Nachdruck und Erfolg epochemachende Werke von guter Durchschnittsware unterscheiden lehrt.

Theodor Gomperz, der Autor des Buches „Griechische Denker“, von dem 1896 der erste Band erschien, brachte nun seine Ausgabe unschätzbare Vorzüge mit. Der Wiener Professor ist zugleich ein classischer Philolog der strengsten Zünftung und ein mit allen modernen Philosophien innigst vertrauter Denker. Er hat sich in hervorragender Weise an der ebenso schwierigen als anregend interessanten Arbeit betheiligt, den halbvergessenen Pergamentrollen von Herculanum die geheimnisvollen Reste der antiken Philosophie nach Möglichkeit zu entziffern. Aber derselbe Mann lebt gleichzeitig in den Anschauungsformen der Jahrhunderte moderner Weltanschauung, insbesondere Antonio Gouthes und Herbert Spencers, ohne diesen gegenüber in die Selbstständigkeit des eigenen Urtheils einzubüßen. In dieser Vereinigung hat er Gelehrsamkeit mit Lebensgeschick, wenn auch der ausgesprochene Berliner Philolog Hermann Diels doch in dem Werk einen Stich ins Moderne mag. Und auf dieser eigenartigen Verbindung beruht es, dass wir alle, auch der unerbittlichste Fachphilologe, in die Welt der antiken und modernen Denkweise gleich hoch befriedigt versetzt sind. Die Kritik des Neuesten lehrt uns Aeltesten anzuwenden. Die Anschauungs- und Ausdrucksweise der alten Philosophen wird uns eine Palmsprache, unter deren Formeln sich Denkbilde von ewiger Gültigkeit und schon deshalb dauernde Charaktere verbergen. Was uns bei den Vorgängern und Vorläufern als [illegible] erscheint, wurde bei ihnen [illegible]. Bei den ersten Philosophen, welche das Wunder der Welt [illegible] Gedanken [illegible] Wahrheit [illegible] Sie [illegible] Begriffen [illegible] Wahrheit [illegible] Sie [illegible] Begriffen [illegible] Wahrheit [illegible] Sie [illegible] Begriffen

der Würfel gerade auf diese Seite fällt, sich erheblich steigern. Wer nun diesen glücklichen Wurf thut, der hat eine Auffassung geahnt, der sich langsam und zögernd die Chemie der Gegenwart zu nähern beginnt!

Die zweite Frage ist alsdann: Wie sieht dieser eine Urstoff aus? Für den Philosophen des jonischen Alterthums bot sich, wie gerade auch Gomperz glänzend gezeigt hat, ein Ausweg natürlicher dar, als die Gleichsetzung dieses Urstoffes mit einem der Elemente, in die die volksthümliche Anschauung fast überall die Substanzen zerlegt. Mochte er nun aber das Wasser wählen oder das Feuer oder die Luft — in keinem Fall konnte er es vermeiden, bis zu einem gewissen Grad der Prophet der heutigen Anschauung von diesem hypothetischen Urstoff zu sein. Allen drei Lösungen jenes Räthsels hat Gomperz scharfsinnig und beredt Verwandtschaft mit der heute herrschenden Lehre vom Weltenäther nachzuweisen versucht. Der Luft mag dieser am nächsten vergleichbar sein, aber mit dem Wasser theilt er die Wellenbewegung, und ein Verdünnungsproceß ist nach Helmholtz' Ausspruch alles Leben. Es war also jenen Naturphilosophen fast unmöglich, nicht geniale Vorläufer zu sein, sobald sie überhaupt einmal sich zu dem freilich großartigen Entschluß durchrangen, selbständig eine Antwort auf jene Fragen zu entwerfen. Nicht anders steht es etwa mit der ebenso leicht auf kindliche „Zauberweisheit" zurückführenden Lehre von der Macht der „Zahl". Aber auch wenn die Meister altgriechischer Denkübung sich an die volksthümlichen Auffassungen anlehnen, treffen sie mit modernsten Erkenntnissen (oder was uns heute dafür gilt) unvermeidlich zusammen. Als der Rationalismus des vorigen Jahrhunderts sich hochmüthig über die naiven Vorstellungen der primitiven Mythologien lustig zu machen liebte, mag wohl kaum ein Punkt bei ihnen ein lauteres Gelächter hervorgerufen haben, als der weltverbreitete Mythus vom Weltei. Auch bei den Orphikern lehrt er wieder: und was hindert, in ihm heutzutage eine Vorahnung des berühmten physiologischen Lehrsatzes „omne vivum ex ovo" zu sehen? Brieben will man nicht gar in jenen Erzählungen von der Zweitheilung des Kreis eine Vorwegnahme der Erkenntnis von der Fortpflanzung der niedersten Lebewesen durch Zellentheilung vermuthen? Gienge das weit über die Mühpheit hinaus, mit der Gomperz ausspricht, bei Empedokles „im 5. Jahrhundert v. Chr." fänden wir mit einemmale mitten in moderner Chemie? Denn auch die Stofflehre des Agrigentiners ist doch ganz wesentlich von der roh volksthümlichen, auch den alten Germanen geläufigen Annahme der vier Elemente bestimmt.

Der scharfsinnige Geschichtsschreiber der griechischen Urphilosophie verschließt sich selbst keineswegs der Ueberzeugung, wie nah bei solchen sich selbst überlassenen Versuchen, vor der Zeit das Schwerste zu erfassen, Wahrheit und Irrthum in einander übergreifen. Geistreich spricht er bei der Darstellung der inneren Widersprüche in Herodots Weltanschauung von den „gegegneten Halbheiten", die der Instinct ergreift, um von der Unkenntnis das sichere Wissen vorzubereiten. Und ein anderesmal sagt er selbst: „So war es diesmal wie so oft: die vergleichsweise Begreiflichkeit ihres Wissens, die es den Weisen des Alterthums verstattet hat, große, fruchtbare und in ihrem Kern wahre Gedanken unbeirrt von den sie verdunkelnden oder einschränkenden Einzelerkenntnissen festzuhalten, zu Ende zu denken und zu grandiosen, die Phantasie mächtig ergreifenden Bildern auszuprägen."

Ist hat man auf die Entwickelung, wie der Menschheit überhaupt, so auch des menschlichen Wissens das Bild der Spirale angewandt. Um eine feste Axe bewegen sich die schwankenden Meere in der Blüte, wie der Weisheit. Mehr und mehr verengt sich die Spirale, und wir leben in der Hoffnung, dass sie zuletzt die Axe selbst umschließen werde. Aber in diesem Gleichnis und in der Vorstellung, aus der es hervorgewachsen ist, liegt die Idee begründet, dass auch die irrthümlichsten Meinungen sich von jener festen Axe nur bis auf einen bestimmten Abstand hin entfernen können. Es ist möglich, dass unserem Wissen Grenzen gesetzt sind, und dass wie die reine Wahrheit niemals erschauen werden, aber es ist mindestens ebenso wahrscheinlich, dass auch unser Irrthum Schranken findet, und dass es der menschlichen Verstandesthätigkeit gar nicht möglich ist, sich völlig von der Wirklichkeit zu verlieren. Nicht nur sind sich überall, wo wir Erklärungen suchen, Erklärungen überhaupt nur in beschränktem Maße deutbar, so dass für das Ergreifen der richtigen Deutung stets eine nicht zu geringe Wahrscheinlichkeit vorhanden ist — sie hängen thatsächlich auch fast allemal so eng zusammen, dass ein energisches Eingehen auf die eine Erklärungsweise, die selbst vielleicht falsch ist, demnahe nothwendig der richtigeren Wege kommt. Vor allem aber, wir pflegen den Spielraum der wissenschaftlichen Phantasie so hart zu überschätzen wie den der künstlerischen. Wo die Gestaltungskraft des Künstlers am ungebundensten zu walten scheint, bleibt sie immer an die Erinnerung gefesselt. So die Speculation des Denkers am kühnsten auszufliegen scheint, kann sie sich einem gewissen Gehorsam von Erfahrung „glücklicherweise" nicht entziehen. Unsere Creaturen, die wir sind, bleiben wir nicht nur, wenn wir uns der Wahrheit nähern, an den Irrthum gefettet, sondern wir müssen auch in den Irrthum die Wahrheit herübernehmen. Irren ist menschlich, sagt ein weiser Spruch, und nichts, was menschlich ist, ist unbegreift. Und deshalb sehen wir unter denen, die der Wahrheit nahe kamen, so ungeheure Gefallen: unklare Träumer neben scharfsinnigen Forschern, Männer der blinden Verallgemeinerung neben denen des Rechnens und Wägens, ja selbst halbtolle Schwärmer neben genialen Denkkünstlern. Die Regel ist es sogar, wohl die tausende Hand eher die Thür öffnet als die zielbewußte; nur muß dann freilich Parzival von der Graburg in die Irre schreiten, weil er wohl den richtigen Weg fand, aber nicht die richtige Frage. Kein America ist gleich von einem Columbus entdeckt worden: erst finden rohe Seefahrer, denen jede Ahnung eines Weltbildes abgeht, aus dem eisbedeckten Norden die Spur. Gewiß, sie sind Vorgänger des Entdeckers, aber ihre That ist keine Vorwegnahme der Entdeckung. Sie fanden den neuen Weltheil nicht weil sie ihn suchten und so nicht einmal auf Columbus selbst völlig zutrifft, sondern weil die Flut sie von ihrer Bahn abtrieb. Ihre Entdeckung ist nur das Denkmal ihrer Unerfahrenheit in den Regeln höherer Schiffahrtskunst.

Wir wögen uns anstellen, wie wir wollen, wir können der Wahrheit nie ganz entgehen, soviel Mühe wir uns auch geben mögen. Alle Wege führen nach Rom. Der eine geht von Tivoli in einem kleinen Tagewarsch bis an die Hauptstadt der Welt, der andere marschiert in entgegengesetzter Richtung und muss die Reise um die Welt machen. Aber wenn er consequent seinen Weg verfolgt, kommt er schließlich auch nach Rom.

Es gibt nur eine Art, wie wir die Wahrheit absolut verfehlen können, aber freilich ist es die einfachste und vielleicht die häufigste Art, zu irren. Es ist die einfache Negation des Richtigen. Die directe Bestreitung des thatsächlich Vorhandenen ist die einzige Form des Irrthums, die keinen Keim der Wahrheit in sich trägt. Jemand behauptet: Wenn ich ein Stück Eisen an einer Schnur hängend beschlage und die Schnur durchschneide, bleibt das Eisen in der Luft schweben. Dies ist wirklich ein unbedingter Irrthum: in keiner Weise enthält die Behauptung einen Theil der Wahrheit oder eine Hilfe zu deren Erkenntnis. Anderseits aber — wie nah ist gerade eine derartige grundfalsche Behauptung der Wahrheit selbst schon durch die Form ihrer Aussage benachbart! Der contradictorische Widerspruch bietet ja einfach das negative Gegenbild zu dem positiven Ausspruch. Die Beobachtung, die Vermuthung, die aus bedenklichen Folgerungen gezogen wird, ja die ihre Opposition eines Gegners braucht hier nur ein Object und der falschen Lehre zu entfernen, um die richtige zu gewinnen. Hieraus wohl bezieht sich der an sich nicht unbedenkliche Ausspruch, ich glaube Barons, die Wahrheit werde leichter aus dem Irrthum als aus der Verwirrung gewonnen. Wo es sich aber um wissenschaftliche Bahnen handelt, da ist die „Verwirrung" häufiger als „der Irrthum": da sind Satze, in denen Wahres und Falsches nebeneinander liegt, ungleich häufiger anzutreffen als solche, die eine reine Negation des Thatbestandes enthalten.

Und die Gebundenheit des Irrthums reicht noch viel weiter. Man könnte meinen, bei wissenschaftlichen Untersuchungen leiste die Methode selbst eine gewisse Bürgschaft dafür, dass sich der Pfad nicht ganz ins Beliebige verliere. Diese Meinung lässt sich bestreiten. Wie jede andere Tradition erreicht auch die wissenschaftliche Methode in unreifen Händen leicht einen Zustand gefährlicher Erstarrung, indem sie mehr irreleitet als richtig führt. Und ferner ist eben damit, dass jemand wissenschaftliche Probleme in Angriff nimmt, auch noch nicht im Geringsten eine Gewähr dafür gegeben, dass er es auch in wissenschaftlicher Weise thut. Trotzdem wollen wir zugeben, dass die Bedingungen für den Wahrheitsgehalt des Irrthums auf diesem Gebiet verhältnismäßig günstig liegen. Aber wir werfen uns in das äußerste Fertigebiet. Wer kann von der Erkenntnis der Wahrheit durch größere Hindernisse getrennt sein, als der Wahnsinnige? Wir legen ein Gewicht darauf, dass die Scheu uncivilisierter Völker gerade in ihm gern das Werkzeug göttlicher Verkündung sieht, dass auch unter Spitzbuben Kinder und Narren die Wahrheit sagen dürfen, dass Goethe selbst in seinem „Faust" diesen Ausspruch einbekräftend bestätigt hat. Wohl aber erstaunt man, wenn man die irren Reden und wahnwitzigen Vorstellungen der Geisteskranken näher betrachtet, über die außerordentliche Einförmigkeit dieser Wirrgedanken menschlichen Denkens. So eng ist der Spielraum des Irrthums begrenzt, dass dem kranken Gehirn immer und überall wieder die gleichen Wahngebilde sich aufdrängen. Und diese Wahngebilde selbst — wie wenig Ehre machen sie der Kraft unendlicher Phantasie in ihrem einförmigen Zurückbeet, Wünsche und Befürchtungen, die jedes Menschen Seele durchbeben, werden uns in Ungemessene vergrößert. Wie kennt der Bürger mit der Vorstellung wielt: ja, wenn ich König wäre — so schimt sich der arme Narr zum Kaiser und Weltgebieter und Weltenschöpfer. Der reiche Mann verbungert aus Furcht vor dem Verarmen: aber da er noch voll kommen vermuthig war, wird ihn auch schon hin und wieder die Vorstellung von der Möglichkeit plötzlichen Glückswechsels drehend gepackt haben. Die märchenhaftesten Wahnideen lassen sich irgendwie

Digitized by Google

auf das berühmte Körnchen Wahrheit reduciren. Wenn der Irrsinnige sich für ein gläsernes Gefäß hält — wie wenig entfernt er sich von gewissen metaphorischen Ausdrücken für die Zerbrechlichkeit des menschlichen Leibes, wie sie tiefsinnige Sprüche predigen.

Nicht anders steht es mit dem Traum. Jens Peter Jacobsen hat mit vollem Recht hervorgehoben, wie gleichförmig die Träume der Menschen sind.

Eine ungeregelte Vermischung und eine unbegrenzte Vergrößerung von Einzelthatsachen charakterisiert die Traumphantasie wie die Vorstellungssphäre des Irrenhauses. Wir stürzen von einem unendlich hohen Thurme — aber das Fallen selbst kennen wir aus Erfahrung. Wir treten splitternackt in eine elegant gekleidete Gesellschaft — aber die Entdeckung irgend eines noch so kleinen Toilettendefectes hat jeden von uns schon einmal gequält. Und auch hier müssen wir an die Thatsache wenigstens erinnern, wie allgemein der Glaube an die vorbedeutende Kraft der Träume verbreitet ist. Weit unser Geist selbst im Traum sich von dem Zwang der Realität nicht völlig loszulösen vermag, erzeugt er eben häufig auch Bilderreihen, die dann in der Wirklichkeit auftreten. So scheint dann die Wirklichkeit den Traum abzuspiegeln, nicht der Traum die Wirklichkeit.

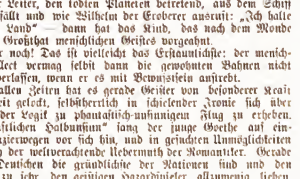
Und die erstaunlichsten Naivitäten unserer Kinder! Das angeblich Zeugenvermögen des Kindes beweist sich unsicher und schwankend doch schon auf den Bahnen, die allen menschlichen Denken vorgezeichnet sind. Das Kind greift nach dem Mond; aber auch heute noch, und gerade heute wieder, trännt der Menschengeist von der Ueberwindung aller menschlichen Entfernung. Vielleicht wird wirklich dereinst das „Kraftschiff" auf dem Monde landen, und wenn sein kühner Lenker, den todten Planeten betretend, aus dem Schiff zu Boden fällt und wie Wilhelm der Eroberer ausruft: „Ich halte dich, mein Land" — dann hat das Kind, das nach dem Monde griff, diese Großthat menschlichen Geistes vorgedacht.

Mehr noch! Das ist vielleicht das Erstaunlichste: der menschliche Intellect vermag selbst dann die gewohnten Bahnen nicht völlig zu verlassen, wenn er es mit Bewußtsein anstrebt.

Zu allen Zeiten hat es gerade Geister von besonderer Kraft und Klarheit gelockt, selbstherrlich in schlechterlich Ironie sich über den Käfig der Logik zu phantastisch-unfruchtigem Flug zu erheben. „Leibeschlachtlichen Holbunsinn" sang der junge Goethe auf einsamen Spaziergängen vor sich hin, und in gesuchten Unmöglichkeiten ergieng sich der weltverachtende Uebermuth der Romantiker. Gerade weil die Deutschen die gründlichste der Nationen sind und den Pedanten zu sehr, den geistigen Hazardspieler allzuwenig lieben, gerade deshalb ist bei uns der „höhere Blödsinn" zu einer mit Sorgfalt und Beifall cultivierten Literaturgattung geworden. Wir tragen Methode auch in die Tollheit. Solchen auserlesenen Unsinn, wie ihn etwa das Gommerslied von Bierlata bringt, oder gar Sammlungen, wie die köstlichen „Mairellunge aus Deutschlands Leierkasten", wurde in anderen Ländern kaum ein Buchbinder zu setzen wagen. Uns behmigt es, den vielgedrittelten Verband anstrahlen zu lassen; in behaglichster Ueberlegenheit blickt er dem Spiel des Jongleurs zu, der den Kopf zwischen den Beinen hervorstreckt.

Nun, selbst hier bleibt die Macht der Schulung in Ansehen! Selbst der Jongleur verrath noch den Unterofficier, bei dem er marschieren gelernt hat. Selbst im „höheren Blödsinn" lässt die Möglichkeit verunmöglichmißter Trennung sich nicht ganz beleidigen!

Es bei nur erlaubt, ein etwas kolos Experiment hier zu wiederholen. Es ist schon vor Jahren versuchen mische einer Bente mit mir selbst angestellt habe. Ich nahm aus der besten Sammlung „höheren Blödsinns" das tollste Gedicht und beschloss, es einmal ganz unvoreingenommen zu betrachten, als entdeckte es Ernst und geheime Beziehen. Ich nehme nur zwei Strophen daraus, die verrückteren, und schreibe sie getreulich ab:



Dann wende ich mich an die Kritik. Ich bitte sie, mir zu sagen, ob sie [illegible] habe. Ich bekenne offen, daß ich [illegible] Schönheiten [illegible] Sinn [illegible] Ich [illegible] Ich [illegible] Ich

Wenn uns selbst eine kleine Entdeckung gelingt, so vergessen wir nicht, wie brüderlich nah sie den Irrungen unserer Vorgänger verwandt ist. „Im Glück nicht stolz sein, noch im Unglück zagen.“ Und Duldsamkeit soll uns jene Erkenntnis auch lehren gegen die Gegner in großen praktischen Fragen. Bekämpfen müssen wir sie; das ist Recht und Pflicht zugleich. Verachten sollen wir sie nicht, deren Irrthümer von denen unseren vielleicht nur spannenweit abliegen. Die Welt ist klein, unser Wissen ist Stückwerk, und selbst unser Irren ist beschränkt.

Russische Geschichten.

Unter dem russischen Gesammttitel „Sbornik“ (Sammlung) erschienen soeben drei Bändchen Geschichten und Satiren aus der neueren russischen Literatur, denen hoffentlich bald noch weitere folgen werden.* Sie sind ganz vortrefflich ausgewählt worden von ihrem Herausgeber und Uebersetzer, Wilhelm Henckel, dessen gediegene Uebertragung schon so manchen russischen Schriftsteller den Deutschen nähergerückt hat — neben zahlreichen Dichtungen zum Beispiel auch eins der ausgezeichnetsten Werke, die ich kenne, Rostowzows russische Geschichte in Monographien, von der indessen leider nur der erste, bis zur Herrschaft der Romanows führende Band einen Verleger fand. Unter den kurzen Erzählungen des „Sbornik“ gebührt fast der Vorrang vor allen einer nicht russischen, sondern aus dem serbischen Volksleben stammenden Skizze des Lojo Lasarewitsch „Am Brunnen“, die einzigartig an Plastik und knapper Schönheit ist. Die Beiträge von Leo Tolstoi und auch vielleicht von Tschechow dürften manchem nicht mehr fremd sein; nun sind, wie ich glaube, die Uebersetzungen zweier kleiner Arbeiten von W. Garschin, dem auch eine kurze Biographie gewidmet ist, und dessen symmathischer Kopf mit dem rührenden, leidensvollen Blick das zweite Bändchen einleitet. Beinahe die schwächsten Sachen finden sich von J. Potapenko, dem es zwar nicht an Talent fehlt, der aber sein Jahren zu rasch und achtlos für den Tag produciert hat. Sehr verdienstlich ist die Auswahl eines in Deutschland noch gänzlich unbekannten Novellisten, des N. Lieskow, mit einem allerdings nur ganz geringen Geschichten, in diese Sammlung. Er lehnte sich in allem, was er schrieb, mit Vorliebe an alte religiöse und fischliche Stoffe an, und beherrschte diese für den Russen unendlich wichtige und charakteristische Welt so meisterlich, dass ihm eine späte Wirkung noch sicher ist. Denn nur für eine Minderzahl, für die Menschen von rein westländischer Cultur, geht in diesem Riesenreich der Aufstieg zur Vergeistigung und Erhebung irgendwo weit ab von den religiösen Lebensfragen vor sich.

Das eigentliche Russenthum jedoch ist mit ihnen in allen seinen Wurzeln tief verflochten und sangt aus ihnen seine Nahrung; der Weg, auf dem es sich vorgeistigen oder erheben wollte, auf dem es langsam zwei langsamer und unsicherer, als man in Europa zu thun pflegt! so sich selbst beraumachen konnte, wäre niemals ein Weg des Verstandes.

Ich möchte hiermit zugleich auch schon angedeutet haben, worin ich von der literarischen Auffassung des Herausgebers abweiche. Er hat seinen ersten Band mit einem Vorwort und Ueberblick eröffnet, in dem er sich ganz der vor Jahresfrist erschienenen Broschüre des Petersburger Professors S. A. Wengerow „Grundzüge der Geschichte der neuesten russischen Literatur“ anschließt. Dadurch lässt er sich verleiten, ebenso einseitig zu urtheilen, wie die bisherige Kritik und Literarhistorie in Russland es meistens that: nämlich russische Dichtung vorwiegend als eine Waffe im Kampfe um Bildung und Aufklärung aufzufassen, und sie demgemäß abzuschätzen. Es ist aber gar nicht auszusprechen, welchen Schaden dieser Standpunkt der russischen Dichtung, seit Puschkins Tagen, zugefügt hat. Die großen russischen Kritiker, als Bannerträger liberaler Ideen und ganz mitgerissen vom tagespolitischen Treiben, bedeuteten — ganz anders als es hier jemals möglich wäre — die eigentliche Bildungsmacht, gegen die anzurennen ebenso müssig war, wie gegen den reactionären Geist der allgemeinen Zustände. Der Dichter aber wurde nicht in ihrer Welt groß, er flüchtete am liebsten aus ihr heraus, um den Anschluss an die russische Volksseele zu gewinnen: er machte sich, in gewissem Sinn, dem Volk gegenüber mehr noch zum Lernenden als zum Lehrenden. Wem Puschkin an, der an den Mächen seiner alten Wärterin zum großen Dichter seines Landes wurde, durch eine ganze Reihe er lauterer Namen bis zu Leo Tolstoi hin war es so, und musste es so sein. Die ungeheure Kluft zwischen Volk und Gebildeten, die in Russland so viel tiefer ist als irgendwo, erscheint wie durch ein Wunder ausgeglichen zwischen Volk und Dichter; denn bis zu einem gewissen Grade ist es die Kluft zwischen Russenthum und einer abstract, muthmaßlich überwiegenden westlichen Cultur, die jede Ausgleichung erschwert. Dieses Volk kennt nur von seinen Obersten: und seine Obersten wiederum sind ihm ferne nah.

Schwer ist es, hiervon zu sprechen, ohne gleich weiter zu gehen, ohne es auszuführen und im einzelnen zu beleuchten, den Erzeugnissen russischer Kunst und Literatur. Dabei würde ein Schriftsteller, dem Henckel das ganze dritte Bändchen eingeräumt hat — Slottyow-Schtschedrin — sich als wesentlich überschätzt erweisen. Was er schrieb — von lauterster Gesinnung dictiert und talentvoll ausgedrückt — war doch so sehr nur ein Mittel zum Zweck, Propaganda, Belehrung, Geißelung des Gebildeten gegenüber der Unbildung in allen ihren Formen, dass es mit der praktischen Wirkung, die es gehabt haben mag, seinen Lohn dahin hat. Aus diesem Grunde kann es auch den Ausländer ebensowenig dichterisch besonders interessieren, wie den Russen einer späteren Zeit. Ich bin überzeugt, der intimste Reiz der russischen Dichtung liegt gerade in jenen meistens ganz entgegengesetzten Verhältnis zwischen Dichter und Volk: er liegt in der eigenthümlichen Unmittelbarkeit, womit die feinsten, geistig sublimiertesten Sensitivitäten des Künstlers mit dem primitiven Realismus des russischen noch unraffinierten Menschen in eine Einheit verschmelzen. Was außerhalb Russlands die Einzelkämpfe verschiedener Richtungen untereinander sind, das ist im russischen Dichter die verschiedene Art, wie diese Elemente sich je nach seiner Eigenart in ihm mischen. Daher der Realismus aller russischen Geschichten, auch solcher, die sich scheinbar durch die Phantastik von Stoff oder Form davon entfernen mögen: es ist eine realistische Grundnote, die gar nicht bewusst intoniert wird und sich mit allen anderen Tönen verträgt, welche noch angeschlagen werden mögen. Sie macht, dass oft kleine, unbedeutende Sachen seltsam kraftvoll, lebensvoll anklingen, und anderseits verleiht sie ebenso oft zu den mahnsinnigen Extravaganzen und Längen vieler russischer Romane, die uns allem künstlerischen Takt fallen. Daher aber auch neben diesem noch ungebrochenen Wirklichkeitsleben die geistige Feinfühligkeit, die in den zartesten Sensationen sich fast verflüchtigende Psychologie bei Dichtern, die alles andre eher als Gedankendichter sind. In ihnen lebt und waltet eben alles, was in der auf verklärte Höhe gehobenen Volksseele selbst vibrieren würde, wenn sie Worte fände, es zu singen. Sie sprechen im Grunde nur aus, dass das russische Wesen als solches unendlich dichterisch veranlagt ist, und alles allein durch die Sprache beredter Symbole versteht und schafft: von den gröbsten und bautesten Symbolen seiner Kirche an bis zu den letzten Feinheiten und Bildern in der Seele seiner Dichter.

Wenn ein boshaftes Wort gesagt hat: „Grattez le Russe et vous aurez le tartare“, dann steht ihm, durch die russische Literatur verbürgt, ein schöneres zur Seite — und beide vertragen sich: „Grattez le Russe, et vous aurez le poète.“

Schmargendorf bei Berlin. Von Andreas-Salomé.

Gedanken über die Duse.

Zum Gastspiel im Raimund-Theater.

Groß über alle Grenzen ist die Schönheit ihrer Kunst; aber ebenso groß auch die Liebe, die sie gefunden hat. Wie seltsam vor allem diese Thatsache: diese voll ersichtlose Harmonie der Zusammenstimmung mitten in der Urtheilszerrissenheit unserer Tage. Wenn nichts anderes an der Duse auffallend wäre, so wäre es zumindest die unerhörte Art ihrer Wirkung. Man mag sonst mit Recht gegen Theaterereresse mißtrauisch sein, aber wer den Abschied der Italienerin von Wien am Montag gesehen hat und das Echo der Wirkung vernommen, der zweifelt nicht an der Echtheit dieser Erscheinung. Fürwahr, Kunst ist hier vor den Augen Tausender enthüllt worden und — Ungewöhnliches trat ein — von allen, allen wurde diese Kunst aufgenommen, im Tiefsten verstanden und aus dem Tiefsten heraus bejubelt. Etwas Griechisches liegt darin: man mag meinetwegen als echter Jahrhundertwendler über diesen Ausdruck lachen: etwas von ästhetischer Cultur liegt darin; ein Ereignis liegt darin.

Die Duse als epochemachendes Ereignis für die Kunst und die Schönheitsbegriffe unserer Zeit zu deuten, liegt nahe genug; und von den Ausblicken, die sich in ernster Kritik auf ihr beläsen, wurde gerade dieses oft genug verlockt. Aber es geschieht, ach, bei allem Gedankenreichtum bisher zumeist nur im Sinne einer äußerlichen Stilkritik, im Sinne des Aesthetismus, der Decadencephilosophie. Es geschieht mit dürftigen Schlagworten und wulstartig begrenzten Vorstellungen. Wie dankbar freilich und bestechend in diese modewillige, dem Neuen sich einordnende Auffassung, die in einer Tragödin etwa eine Verkörperung des phantastischen „Neu Idealismus“ sieht, des Neu Idealismus, welcher bekanntlich die vorläufig letzte unserer Kunstlitzepochen ist! Liegt nicht wirklich ein Zug von fein schlicher, tiefer, ländender Trauer in allem und jedem schwindelvollen Gesicht der Duse? Liegt sie nicht ihre Sinn in unbewussten Schmerz, oder mit nachdenklichen Lächeln, wie eine Puppe des Bruno Jones, der im Wasser sich spiegelnd bildhaft an dunklen Ufern? Und die Linien ihrer unendlich edel gleitenden Bewegungen, haben sie nicht wirklich Verwandtschaft mit dem Rhythmus eines nachahmlichen Lauchen Falkenmuse? Gewiss — gewiss. Aber wer, der die Duse kennt, wird nicht wenden einlehen, dass sie selbst als Künstlerin so ganz und gar entfernt ist von Stilisierung und

Digitized by Google

„ästhetischen" Nebenabsichten? Ebenso entfernt wie anderseits vom technisch-witzigen, norddeutschen Bühnen-Naturalismus, den man ja auch einmal in ihr zu finden glaubte! Nein, diese Künstlerin ist reicher, seelenvoller, persönlicher, als die „Richtungen" und Stilmuster aus zweiter Hand ihrem Spiel gestatten würden. Und die Cultur ihrer Wirkung, wie ich sie verstehe, ist etwas Größeres, Monumentaleres als blasser, einsamer Aesthetenkram, mit dem sie ja immerhin manches Schöne gemein haben mag. Etwas Maßesubethörendes hat ihre Wirkung, etwas Griechisches, so nannte ich's oben: etwas Griechisches hat ihre „Cultur" . . . Etwas Griechisches? Man wird mich an das Ueberfeinerte, Sensitive, zu oft direct schmerzlich Süße ihres Eindrucks erinnern, um diesen Vergleich zu erschüttern. Aber noch hat niemand bewiesen, daß Antigone ihren Zeitgenossen wirklich mit der tödlichen Marmorkälte gegenübergestanden ist, in die wir sie heute — wir im Classicismus Verbildeten — hüllen. Noch hat niemand bewiesen, daß nicht auch jene Schmerzumnachtete in der Phantasie ihres Publicums als Frau gelebt hat und als Frau erlebt und die Schattendämmer der Stimmung und Empfindsamkeit getaumt, wie heute die Duse und ihre Geschöpfe.

Doch dieses letztere nur nebenbei. Nicht den trockenen Mogiltern der fälschlich classischen Tradition, die gar keine Auffassung der Duse haben, sondern jenen vielen anderen, die eine voreingenommene haben, sollen diese Zeilen gelten. Und da waren vor allem die Stilsüchtigen zu nennen. Aber es gibt daneben noch eine zweite Einseitigkeit, in die man verfiel: man hat es auf der anderen Seite zustande gebracht, vor allem das persönliche Phänomen in der Duse so stark zu betonen, daß daneben kaum mehr etwas zu sehen blieb. Das persönliche Phänomen, das ist die vom Leben und ihrer körperlichen Anlage gejagteste Frau: ein krankes und müdes, verdüstertes und fürstliches Weib, der gesteigertste Typus also einer so complicierten seelischen Weibeepoche wie der heutigen. Auch darin läge ein Cultunerreignis: das Weib auf der Bühne entdeckt sein besonderstes Weibthum, und indem es bloß dunkle, instinctive Regungen ausdrückt, drückt es ungewollt Kunst aus. Nun, so glänzend auch Frau Laura Marholm diese Auffassung in ihrem bekannten Duse-Aufsatz vor fünf Jahren darzustellen und mit den schärfsten Beobachtungen zu belästigen wußte: ich fürchte, man zieht auch damit willkürlich Grenzen. Man übersieht, daß die Duse nicht mit ihre unbewusste Innerlichkeit sozusagen exploderen läßt, sondern daß sie auch Rollen spielt, mit einem Aufwand von Scharfsinn und Einzelzügen spielt, der den viel gerühmten Intelligenzen deutscher Schauspieler kaum zu Gebote steht. Es wäre lächerlich zu sagen — wie man, noch weiter als Frau Marholm gehend, gethan hat — daß sie ihre Zartheit, Nervosität, ihre kranke Weiblichkeit nach wirken läßt. Diese Nervosität, diese Weiblichkeit, sie stellen meinetwegen Quellen neben anderen dar, aus denen ihre Kunst schöpft: aber weit entfernt, sie nur dann zu gestalten, wenn sie Surrogate ihrer Kunst anzuziehen. Heute wenigstens gilt das. Denn ihre Darstellung hat jetzt eine Fähigkeit, voll auszublühen, sich voll und mit einer Freiheit auszugeben, die sie noch vor wenigen Jahren nicht hatte. Und wenn ich nun meine eigene Ansicht von der Duse nach den Eindrücken ihres jetzigen Gastspieles zusammenfassen soll, so müsst ich etwas behaupten, was man damals wohl noch nicht behaupten konnte. Und das ist:

Die Wirkung der Duse ist nicht der Triumph einer Stileigenart und auch nicht vor allem einer interessanten persönlichen Eigenart: diese Wirkung ist mehr, sie ist typischer: sie ist der Triumph einer künstlerischen Begabung schlechthin oder, wenn das zu wenig sagt, der Triumph einer Herrschaft über das Wesentliche der Bühnenkunst, wie sie in dieser Größe bisher wohl unbekannt war . . . Mit einigen Worten will ich versuchen, diese Behauptung einleuchtender zu machen.

Man darf nicht vergessen: der tiefste Sinn der Schauspielkunst war niemals ein anderer, als durch Illusion zu fesseln, durch Phantasie zu bezaubern. Was verlangen wir von einem Schauspieler, um wollig bezaubert zu sein? Die Fähigkeit, uns momentlich, unbewusst alles vergessen zu machen, was der Illusion entgegenwirken könnte, und jene Stimmung dafür zu geben, in welcher das Spiel der Einbildungskraft sich mit der größten Leichtigkeit vollzieht. Das verlangen wir von ihm und wir verlangen eben deshalb kunstlos, daß er uns — in seiner Macht habe und Herr sei über unsere Sensationen. Ueber seine Reflexbewegungen machen wir gleichsam unsere Rechnung ohne, und erst die Einbildung einer Art Sympathie macht uns, bei schauspielerischen Arbeit am lebendigen Ding Dafür oder gilt es kein gewisses Vertrauf als eben die Tüte: diese Sympathie macht in zum Hauptmerk ihrer Darstellung! Wenn wir ihre Rolle lesen, verlangen wir uns ihnen in sie, und wir sehen sie, so wie sie sie wollen. Das soweit schon wissenschaftlich verstanden, so ist es uns doch kein psychologisches Geheimnis, an ihr sein die Macht, durch Mienen, durch Augen, ihre Augen allein und ohne Stimmen, Gesten, Bewegungen, durch die ganze Atmosphäre, die sie um sich verbreiten, uns zu bezaubern, wie es nur wenigen gegeben ist. Man kann sie, ohne ein Wort zu hören, ohne Gesten, ohne Bewegung, nur durch ihre Augen, durch ihre Atmosphäre, durch ihre Nähe, durch ihre Ferne, durch ihre Stimmung, durch ihre Haltung, durch ihre Kleidung, durch ihre Haare, durch ihre Hände, durch ihre Füße, durch ihre Schuhe, durch ihre Strümpfe, durch ihre Unterröcke, durch ihre Schleppe, durch ihre Schleier, durch ihre Schönheit voll zum Ausdruck zu bringen und auszunützen sie das, was ich oben die Sympathie der Bühnenwirkung nannte. Und das ist ihre eigentliche Kunst — sie tritt auf und hat somit nichts als das. Sie bringt keine anderen Hilfsmittel auf als Bühne: kein Kleid, das ihre Rollen besonders kennzeichnen könnte, kein vermummtes Gesicht, keine Perrücke, keine künstliche Haltung und — um die treffende Beobachtung der Marholm wiederzugeben — nicht einmal eine „Extravagang", an die sich sonst gerade die Schauspieler zu klammern lieben. Sie tritt auf und hat nichts zu bieten als sich. Sie wendet sich unseren Augen voll zu und spielt bezeichnender Weise auch die meisten Scenen in dieser Stellung. Und wir wissen sehr bald, daß sie nichts anderes darstellen will als das Verhältnis ihrer eigenen Empfindungs- und Ausdruckart zu jeder der nun folgenden Situationen. Und wir richten uns darauf ein, und nun läßt sie mit der ihr eigenen stillen, liebenswürdigen Passivität das Stück an sich herankommen und hüllt uns in eine gläubige Sehnsuchtsstimmung, und wir sitzen da und verschlingen jeden Ton und suchen jede Geberde zu ergründen. Das Stück schreitet fort, und wir fangen an, mit dem Verstand die Einzelheiten ihres Spiels zu genießen. Die Töne werden schärfer, zugespitzter, zum Schluße farbig bis zur volksthümlichen Dialectwirkung. Der Leidenschaftsausdruck beginnt, mit entsetzlichen vorgetrockten Nun — die Duse liebt das — und mit einer unaussprechlichen Klugheit in den ernsten Augen jedem Momente sich anzupassen. Und die flügelhaft leichten, emporstrebenden Bewegungen endlich der Arme und der Hände werden nuanciert: von der herrlichen Geberde, den Geliebten mit ausgestreckten Armen an den Schultern zu fassen, gleiten sie bis zum hilflosen Sichergeben oder bis zu einer seltsam knöblichen, japanisch tippenden Manier, die Finger der unbeschäftigten Hand spielen zu lassen. Dann kommen die Scenen, wo sie den Ausdruck nicht bloß in seiner ganzen Stärke gibt, sondern noch verstärkt: die Höhepunkte. Sie wiederholt im Humor oder im Schmerz einen Namen, ein Wort, öfter als vorgeschrieben, mit einer Schärfe der Articulierung, als ob sie die Laute auf der vordersten Zungenspitze bildete, und wo sonst nichts weiter zu vermerken wäre, als daß das Stück an irgend einem Punkt seines Weges angelangt ist, klingt mit einemmale eine Absicht durch wie ein Alarmton. Oder sie greift unbewegt zu den allerprimitivsten Mitteln: sie streckt den Zeigefinger der rechten Hand empor — allemdes.? Nicht anders sieht es sich an, aber der Effect ist, daß man sich wirklich getroffen fühlt . . .

Diese Beobachtungen ließen sich an der Hand jedes ihrer Repertoirestücke fortsetzen, die ja alle untereinander bezeichnendenweise verwandt sind. Der Ausdruck ihrer Leidenschaft und, wie sie den Unterzang darstellt, wäre noch zu schildern. Aber um Schilderung ist's hier nicht zu thun. Ich wollte bloß etwas von jener Wirkung demonstrieren, die ich eben als das Charakteristischeste für ihre Vertheilung angesprochen habe und zugleich als das Wesentliche der Bühnenkunst überhaupt: jener seltsamen persönlich unpersönlichen Sympathiewirkung, aus der dann erst mit der wahren Glaubhaftigkeit die einzelnen Feinheiten des Verstandes und der Technik erblühen. Ich wollte bloß andeuten, daß und wie die Duse eigentlich gestaltet. Und Eins noch sollte in diesen Beispielen ihrer Wirkung zutage treten: was der geniale Schauspieler als Culturträger bedeuten kann. Er kann die Bühne wieder zu dem machen, was sie einst war, zum Mittelpunkt für unser aller tiefste Schönheitsbedürfnisse. Denn die unselbständigen, unverkleideten Kunstbriefe, deren wir fähig sind, gehen heute noch immer vom Bühnengenie aus, wie einst im Alterthum. Die einzige Steigerung, die sie zulassen, liegt inchtiens darin, daß dieser Schauspieler heute mandmal eine Schauspielerin ist.

Alfred Gold.

Burgtheater.

(Alexis „Prinz Friedrich von Homburg".)

Am 1. December gestaltete im Burgtheater Alexis Schauspiel „Prinz Friedrich von Homburg", das man lange in Wien nicht gesehen hat, wieder zur Aufführung. Im wesentlichen wiederholten sich immer dieselben Bemerkungen, wenn irgendwo der Versuch gemacht wird, das Alexis'sche Drama der Bühne dauernd zu gewinnen. Die Mehrzahl bleibt kalt und eine Minderheit wundert sich, daß der Mehrzahl kalt bleiben kann bei einer Dichtung, die zweifellos soviele Schönheiten enthält. Und wenn dann den Leuten dargelegt wird, daß jene, die sich wundern, die feinfühligen Kunstkenner sind, jene aber, die kalt bleiben, der stumpfsinnige Pöbel, dann schwenken einige Nahle zu den Verwunderten hinüber und bilden sich ein, sie waren entzückt. Hinzeigen ist das Stück mögen sie aber doch nicht mehr.

Wenn man einmal bei einem Drama die Frage aufwerfen muß, ob man es die Leute nicht so recht anwirkt, ob das gewiß eine bedeutende Stücke, wenn man aber immer wieder auf diese gerade zurückkommt, ist das zugleich ein Zeichen, daß etwas Bedeutendes in das Drama sicht und daß man die Hoffnung nicht

aufgeben möchte, den verborgenen Schatz dereinst noch zu heben. Als eine der Ursachen, warum die volle Bühnenwirkung versagt, hat man die Scene angenommen, in der Prinz Friedrich, durch den Anblick des für ihn bereiteten Grabes im Innersten erschüttert, in allen Jammer der Todesangst ausbricht, auf alle militärischen Ehren und die Geliebte vergichten will und nur um sein nacktes Leben fleht. Das paßt nicht recht zur überlieferten Heldenromantik und mag seinerzeit die Leute mit Indignation erfüllt haben. Heute stehen wir aber nicht mehr auf dem Standpunkt der Heldenromantik, sondern wir verlangen Wahrheit auf der Bühne, und gerade diese Scene, die man dereinst höheren Ortes dem vielgepriesenen Dichter so sehr verargt hat, bringt uns heute den „Helden" „menschlich" nahe. Schon Bulthaupt erzählt uns, er habe den Prinzen „einmal von einem jungen, sehr talentvollen Schauspieler gesehen," dem auch „die Verzweiflung glückte". Nun, wir haben das jetzt oft gesehen, denn Kainz hat die ganze Rolle aus einem Guße gegeben, er hat den Prinzen poetisch, traumhaft, heldenhaft und doch überall menschlich gespielt und hat mit dem Ausbruche der Verzweiflung erschüttert, ohne doch abzustoßen oder auch nur zu befremden.

Worin liegt es also, wenn trotz dieser ausgezeichneten Darstellung der Figur des Titelhelden das Stück doch auch diesmal nicht die erhoffte Aufnahme fand? Einen Fingerzeig gibt uns wohl der seltsame Streit, der in den letzten Decennien hinsichtlich des eigentlichen Kernes und Gehaltes des Stückes entbrannte. In einem 1875 erschienenen Aufsatz hat es Wolzogen mit Geist und Geschick versucht, darzuthun, der Prinz von Homburg sei eigentlich ein „echtes und rechtes Lustspiel", der Kurfürst habe von Anfang an nicht daran gedacht, den Prinzen justifizieren zu lassen, sondern nur erziehlich auf ihn wirken wollen. Vieles läßt sich in der That für Wolzogens Ansicht anführen und aus den Reden des Kurfürsten allein läßt sich die Frage, wie wir uns seine Haltung von Anfang an zu denken haben, nicht mit voller Bestimmtheit lösen. Bedeutsch aber muß es uns machen, daß jene Ansicht genau kennen, tief und dem furchtbaren Ernste seines Entschlusses überzeugt sind. So sagt die Prinzessin von Oranien zu ihrem Geliebten: „Nun, so versicher' ich dich, er faßt sich dir erhaben, wie die Sache steht und läßt den Spruch mitleidlos morgen dir vollstrecken!" Aber dais diese Frage über den Grundcharakter des Stückes aufgeworfen werden konnte, daß sich so vieles für sie sagen läßt, das allein muß uns doch stutzig machen. Und was zu dieser Deutung hindrängte, ist schließlich genau dasselbe innere Moment, das dann als das stärkste gegen sie geltend gemacht wurde. Das seinerzeit Peinliche die Todesfurcht des Offiziers abgestoßen, so wird unser heutiges Empfinden durch etwas in der Person des Kurfürsten verletzt und davon kommen wir so und so nicht los. Wir betrachten heute die Todesstrafe als solche mit anderen Augen als man dies zu Anfang dieses Jahrhunderts gethan, und immer größer wird die Zahl jener, die empört den Gedanken von sich weisen, daß man einen Menschen „von amtswegen" tödten kann. Wir denken auch etwas anders über Militarismus und die Forderung der absoluten Unterwürfigkeit unter Disziplin. Wir sind aber nicht weit genug weg von dem Geiste des Potentatenthums, der dieses Stück durchweht, als daß wir es mit rein künstlerischen Empfindungen genießen könnten. Will der Kurfürst im Ernst den Sieger von Fehrbellin tödten lassen, weil er ein paar Minuten zu früh den Feind besiegt hat, dann bemüht sich der Dichter in den letzten Acten umsonst, diesen Musterrepräsentanten des Cäsarenthums unserem Herzen näher zu rücken. Und darum hat man versucht, das Ganze als ein feines, überlegenes Spiel eines großen Menschenkenners und Erziehungskünstlers darzustellen. Ich kann einwand aber, der hingegen erhoben wurde, ist, bezeichnend genug, daß dann die ganze Haltung des Fürsten, die Durchführung dieses Planes bis zum Schauseln des Grabes „Barbarei wäre, weiter nichts". Mag man die Sache so oder so drehen, dieses „Fürstenideal" stößt uns ab, der Jesuitismus, mit dem der Kurfürst den Prinzen, der durch Nataliens Mund um Gnade fleht, begnadigt, „wenn er den Spruch für ungerecht kann halten", erbittert uns, und wenn nur die Todesangst des Prinzen rein menschlich verstehen und ihm keinen Vorwurf aus ihr zu machen vermögen, so erscheint es uns als falsches Heroenthum der Disziplin, wenn der Prinz, mit dem man noch zum Schlusse eine Komödie empfindelster Art aufführt, da man ihn unter dem Trommeln des Todesmarsches mit verbundenen Augen durch die Wache ins Freie führt, als gienge es zum Richtplatz — wenn dieser Prinz, plötzlich von der Gnadensonne getroffen, dankbar ihre Strahlen in sich saugt. Menschlich gedacht, schließt die Sache anders. Es braucht einer noch kein Held zu sein, um eine solche Behandlung unwürdig zu empfinden oder immerhin würden vielleicht doch nur wenige so handeln; doch ein Gefühl würde im Herzen eines jeden Mannes, den man so behandelt, brennen, der Wunsch nach Vergeltung.

Die Darstellung war eine sorgfältig vorbereitete, die Inscenierung eine gute. Was aber die Einzelleistungen anbelangt, so hat neben Kainz nur der alte Baumeister seine Rolle mit vollem Leben erfüllt. Das war aber auch eine wahrhaft herzerquickende Prachtleistung, dieser Obrist Kottwitz! Welche mächtige Kraft, welch einfache Schlichtheit, welche Fülle ehrlicher Herzensgüte, welcher sonnige, alles durchleuchtende Humor! Wenn es heute möglich ist, uns den Kurfürsten menschlich näher zu rücken, uns für einige Stunden über dem künstlerischen Gehalt des Werkes eines Dichters vergessen zu machen, daß wir die tragende Idee desselben bekämpfen müssen — diesem Künstler wäre es vielleicht gelungen.

Max Burckhard.

Die Woche.

Politische Notizen.

Dem Grafen Goluchowski haben beide Delegationen für sein gründliches Exposé über die Lage aller Länder, mit einziger Ausnahme Oesterreichs, ihren Dank ausgesprochen. Ich schließe mich, unter Einbeziehung des Autors des Exposés, des Herrn v. Dozzi, diesem Dankesvotum tief gerührt an. Graf Goluchowski hat mich nämlich durch sein Exposé auf eine neue politische Idee gebracht.

*

Es ist eine Anneyionsidee. Man spricht und schreibt so jetzt im In- und Auslande sehr viel darüber zusammen. Ich habe mich für diesen Gedanken bisher nie so recht erwärmen können, weil ich immer befürchtet habe, daß wir mit unseren bekannten und, man weiß so, berechtigten Eigenthümlichkeiten in dem Staate, mit dem wir vereinigt werden sollten, einen unverdaulichen Fremdkörper bilden würden. Bei der Lectüre des Goluchowski-Dozzischen Exposés erst bin ich ganz unverhofft auf ein Land anfmerksam geworden, in das wir hineinpassen, wie der Faerben in den zerbrochenen Krug. Das ist die Türkei. Und bedenken, wenn schon Annexion sein soll, plaidiere ich für die Annalgamierung Oesterreichs mit der Türkei — wobei ich für den Herrn Staatsanwalt nur noch bemerke, daß ich Oesterreich selbstverständlich nur als den annektierenden Staat ansehe.

*

Wem die Möglichkeit und die Richtigkeit dieses Vorschlags nicht sofort einleuchtet, der braucht nur im Exposé die Schilderung der türkischen Wirtschaft nachzulesen.

„Die Zustände in der Türkei — heißt es da — geben momentan zu keinen besonderen Bemerkungen Anlaß, es wäre denn, daß dalselbst seit einiger Zeit ein sichtliches Bestreben zu wahrnehmen ist, die Gegensätze, die das friedliche Zusammenleben der verschiedenen Nationalitäten in diesem Reiche oft zu stören drohen, nach Thunlichkeit auszugleichen. Nicht überall werden allerdings die bisslalls an den Tag tretenden wohlwollenden Intentionen Sr. Majestät des Sultans von den administrativen Verwaltungsorganen mit gleichem Geschicke und gleicher Gewissenhaftigkeit in Thaten umgewandelt; dies hängt aber mit den tief eingewurzelten Mißständen in der inneren Administration zusammen, deren gründliche Abstellung im wohlverstandenen Interesse der Türkei gelegen wäre, sollen die vorerwähnten Tendenzen, die höchstenorts bestehen, eine wirkliche andauernde Besserung in den dortigen Verhältnissen herbeiführen."

Der Verfasser des Exposés, Herr v. Dozzi, ist schon längst durch seine Wochenfeuilletons in ungarischen Blättern als geistreicher Plauderer bekannt. Aber der tiefliche Adel und das Exposés abstrakt alle Erwartungen, die man an seine mahiose Feder stellen dürfte. Das geht weit über die Leistungen gewisser Diplomaten hinaus, die ihre banalsten Philosoph in versichern Gewand die Wahrheit über sein Land sagt, das ist doch noch eine Alemiatet im Vergleich zur Meisterleistung des Herrn v. Dozzi, der einen wirklichen t. u. t. Minister in türkischem Gewand die Wahrheit über die österreichische Wirtschaft sagen läßt.

„Die Gegensätze, die das friedliche Zusammenleben der verschiedenen Nationen zu stören drohen", „das sichtliche Bestreben, sie nach Thunlichkeit zu ausgleichen" und „die tief eingewurzelten Mißstände in der inneren Verwaltung", die die Aussührung dieser „wohlwollenden Intentionen" hindern: das ist doch alles ganz, ganz unser liebes Oesterreich. Wenn Seine Excellenz der Großvezier Seiner Majestät des Sultans vor den türkischen Delegationen, falls solche bestünden, ein Exposé über die Lage aller Länder mit Ausnahme der Türkei zu halten hätte, er brauchte nur den türkischen Passus aus dem Goluchowskischen Exposé wortlich mutatis abzuschreiben, um den Türken der volle Eindruck dieser die Zustände der Türkei in österreichischem Gewand zu sagen.

*

Bisher hatte ich gemeint, daß wir Oesterreicher nur den Zeitungsstempel und die weitverbreitete Abneigung gegen die Monopsamie mit den Türken gemein hatten. Aus der Schilderung des Grafen Goluchowski ersehe ich, daß wir auch dieselbe innere Politik haben wie sie. Beide übersläßige Kraftverschwendung, daß sich in zwei benachbarten Staaten zwei verschiedene Gegeninnen von Staatsmännern „nicht überall mit gleichem Geschick und gleicher Gewissenhaftigkeit", wie Graf Goluchowski so fein sagt, an denselben politischen Problemen mit gleichem Mißerfolg abmühlen. Legen wir — das ist also meine Annexionsidee die beiden Staaten zu einem zusammen, so geht die beiderseitige Mißregierung gleich in einem Aufwaschen weiter. Bei uns sind sinnlose des raschen Ministerwechsels, die Staatsmänner schon so tief eingewurzelt, daß man zum Besten der Türkei keinen Minister bekommen kann, der nicht mehr zusammenstellen kann. In der Türkei leiden die parlamentarischen Zustände schon unter demselben Mangel an Staatsmännern, wie wir auch manchmal der Name des dortigen Reichsrathes für Wiedenmagd und Zeitungsangelegenheiten nicht gleich gelaufig ist. Amüsieren wir uns mit den Türken, so brauchen wir nur in unsere Länder eine mehr oder weniger Ministerparadie und kommen also mit dem in beiden Ländern gleichmäßigen Vorzug von Ministerwechsel doppelt so lange aus, wenn wir Minister in beiden Ländern den Zeitungsstempel überhaupt nicht mehr aufzuheben, weil dieser in dem türkisch-österreichischen Mitregierungsland

Digitized by Google

nur ein Stück wohl zu conservierender Intelligenz-Gemeinsamkeit mehr ist. Herrn v. Koerber eröffnet sich ein weiteres Feld für seine Virtuosität; er kann dann nämlich seinen Sprachenreglementwurf, den er jetzt nur den Völkern Oesterreichs verheißlicht, auch noch den Völkern der Türkei vorenthalten. Und unsere polnischen Armenier wie die Herren v. Abrahamowicz und v. Jendrzejowicz bilden mit den türkischen Armeniern eine große, mächtige Partei, die aus dem zu erweiternden österreichisch-türkischen Reichsrath dann endgiltig das macht, was den Bestrebungen der Abrahamowicz im engeren österreichischen Reichsrath noch immer nicht vollständig gelungen ist: einen polnischen Reichstag, wie er im Geschichtsbüchel steht.

*

Am Schlusse des hochpolitischen Theils seines Exposés spricht Graf Goluchowski seine Zufriedenheit mit der „allgemeinen Lage" aus und fährt dann fort:

„Gilt letzteres aber von den politischen Verhältnissen, so finde ich dagegen auf dem Gebiete der Handelspolitik vielfache Mängel und Missstände, die uns zu dem ernstesten Nachdenken und zur Suche nach einer Remedur anregen sollten."

Graf Goluchowski betont dann, dass er in seinem Wirkungskreis seine Obsitze schaffen könne, dass er aber seine „warnende Stimme" erhebe, um nicht zum „Mitschuldigen" zu werden u. s. w. Zum Mitschuldigen werden? Natürlich der Minister der beiden inneren Regierungen, insbesondere auch der österreichischen Regierung. Dieses Verlangen des Grafen Goluchowski, seine eigene Rechtfertigung schon zu haben und sich durch den Tadel der nicht gemeinsamen Ministerratsollegen den Beifall der Delegation zu sichern, ist niedig neit. Ich möchte es den davon betroffenen Nicht Gemeinsamen zur verständnisvollen Nachahmung empfehlen. Wenn der Graf Clary meinetwegen einmal mit einer Rede des einmüthigen Beifalls des Abgeordnetenhauses sicher sein will, brauchte er nur, nach einem ihm „beherzigenden" Uebelchlid über die innere Lage, die „vielfachen Mängel und Missstände" auf dem Gebiete der äußeren Politik zu besprechen, er brauchte nur zu zeigen, wie der große Zug in unserer äußeren Politik fehlt, wie Instinkt und die Völker, die ihr Interesse an den großen Dingen der Welt nicht betheiligt können, sich im innerpolitischen Pferch gegenseitig verbeißen und verbohren, wie die großdeutsche Bewegung in Oesterreich durch nichts so sehr gefördert wird wie durch den Vergleich der Volkswirt Deutschlands mit der Wirtschaftsnot des Grafen Goluchowski, kurz, Graf Clary könnte seine „warnende Stimme" erheben, um nicht dereinst als der „Mitschuldige" des Grafen Goluchowski angesehen zu werden, und der Graf Goluchowski könnte ihm nicht einmal widersprechen, weil bekanntlich im österreichischen Reichsrath die gemeinsamen Minister keinen Zug haben, sondern die österreichischen Minister keinen in den Delegationen. So konnten beide Theile zu ihren rhetorischen Lorbeeren kommen, der gemeinsame Minister des Aeußeren, der über die Handelspolitik und den Zolleinlass mit der inneren Minister losgiebt, und der innere Minister, der sich über die Thatenlosigkeit des äußeren auslässt. Dann verbindet man endlich auch, was beim eigentlich der Zweck dieses ist.

*

Die Herren Dr. Strauss und Dr. Kramař sind doch noch immer die geneuesten Leser der „Zeit". Das entnehme ich aus ihren Delegationsreden. Beide haben nämlich als der Hauptsächverdrehpunkt der „eigentlichen Natur" dem Grafen Goluchowski die bekannte „Glas Cruciatus" geschickte gewiesen unter die Nase gerieben, ohne ein Wort davon zu erwähnen, dass dieser ganze betreffende Preisschwindel von der „Zeit" rechtzeitig entlarvt und unmöglich gemacht worden ist. Darauf erlese ich, dass die Herren Dr. Strauss und Dr. Kramař nicht nur den betreffenden Artikel der „Zeit" eifrig studiert und aber ein Jahr im Gedächtniss behalten, sondern dass sie auch den Umschlag der „Zeit" genau gelesen haben. Dort steht nämlich ganz klein gedruckt, der Bennet: „Nachdruck mit mit Angabe der Quelle." Sie „Zeit" gestattet." Darauf haben die Herren Dr. Strauss und Dr. Kramař geschlossen, dass das Nachdrucken der Artikel der „Zeit" auch ohne Angabe der Quelle gestattet ist. Weil bei dieser Bewies nämlich einer sich intelligente Leitung der „Zeit" von solchen ganz ihrer eigenwürdigen Weise gestattet gelesen. Oder kann ich irren. Mit den gelesenen Artikeln der „Zeit" hat ich ganz so

[illegible]

[illegible]

der Geschäftswelt in keiner Weise entspricht, braucht wohl kaum besonders betont zu werden, und es scheint der Kammer schwer verständlich, wie ein in erster Linie für einen Lesezirkel von Officieren und Beamten berechnetes Blatt zur Veröffentlichung der Firmenprotokollierungen auserlesen werden konnte".

Ist das nicht köstlich? Das Handelsministerium fragt bei der Handelskammer ausdrücklich nach, die Handelskammer antwortet, und das Ministerrathspräsidium, das zufällig aus politischen Gründen im Sinne der Handelskammer entscheiden will, sucht eine unpolitische Begründung und — findet sie nicht, obwohl sie sie in ihren Acten hat. Wem Gott Verstand gibt, dem gibt er sicher kein Amt in Oesterreich.

*

Auch das Kriegsministerium gibt übrigens seine amtlichen Inserate, nämlich die militär-ärarischen Lieferungs-Ausschreibungen in die „Reichswehr". Daran hat, trotz des vielen Geredes und Geschreibes über die Betheiligung des Kleingewerbes an den Militärlieferungen, noch niemand, weder eine Handelskammer, noch ein gewerbevereinliches Organ, etwas auszusetzen gefunden. Ebenso sind die Herren alle mit dem Kriegsminister der Meinung, dass ein, wenn überhaupt, so doch nur von Officieren vielleicht gelesenes Blatt das richtige Publicationsorgan für Lieferungs-Ausschreibungen ist. Als ob die Officiere die von der Militärverwaltung benöthigten Stiefel, Rotten u. s. w. liefern könnten!

*

Jetzt sind wir richtig bei der doppelten Obstruction angelangt. Die Jungczechen obstruieren im Budgetausschuss, damit das Budgetprovisorium erst nach den Ausgleichsvorlagen ins Plenum kommt. Die Deutschen aber obstruieren im Budgetausschusse, damit die Ausgleichsvorlagen erst nach dem Budgetprovisorium ins Plenum kommen. So heiliger Obstruktius, bitt' für den Grafen Clary.

*

Die Schicksalsfrage des Grafen Clary hängt jetzt nur mehr von einem Buchstaben und einem Accent ab: entweder es geht oder — er geht.

*

Volkswirtschaftliches.

Die Oesterreichisch-ungarische Bank hat ihre Bankrate ganz plötzlich und unerwartet von 6 auf 5½ % herabgesetzt. Man kann nicht unbedingt behaupten, dass die Rate von 5½ % unter den gegenwärtigen Verhältnissen zu niedrig sei. Die steuerfreie Notenreserve der Bank ist weit grösser als in irgend einem der letzten fünf Jahre zur gleichen Zeit. Das Silberportefeuille ist um ein Bedeutendes niedriger als zur gleichen Vorjahrszeit. Der Gold- und Devisenbestand ist um volle 47 Millionen höher als damals, wovon allerdings etwa 20 Millionen auf die kürzlich erfolgten Regierungsanlage entfallen. Aber auch am 6. October, als die Bank eine Rate ebenso unerwartet von 5 auf 6 % erhöhte, war die Situation durchaus kein ungünstiger. Der steuerfreie Notenumlauf war nur unbedeutend grösser, der Gold- und Devisenschatz dagegen um 15 Millionen höher als zur gleichen Vorjahrszeit. Und doch glaubte die Bank im Gegsatz mit einer Rate von 5 % auskommen zu können und heute glaubte sie die eben erst auf 5 % erhöhte Rate auf den ungewöhnlichen Satz von 6 %, steigern zu müssen. Hier die Bank bewusste Zinspolitik macht, so musste sie schon am 6. October ohne, wie sich die Sache nachher entwickeln werde. Sie musste darauf vorbereitet sein, dass das Publicum den hohen Zinsfuß als ungewein drückend empfinden werde, sie musste voraussehen, dass die auf sie herantretenden Creditansprüche auf ein Minimum reduciert werden würden, auf ein freien Marthe aber eine schwer erträgliche Geldklemme eintreten müsse, endlich auch, falls dieser Umstand überhaupt in Betracht kommen darf, dass ihre Erträgnisse bei dem Verhältnisse zwischen eine Einbuße erleiden würden. Bei der Bank eines dieser Momente nicht bedacht und nicht erwogen, so verliert sie eben die Strecke des Geldmarkts und die Wirkungen der Zinspolitik nicht. Ebenso wenig wird dann die Zinsfußerhöhung? Insoweit die Capitalisten mit barem Geld arbeiten, machen sie ihre Geschäfte auch wie vor und begehen bessere Zinsen. Die Gingewirthschaften und die Postwirtschaft arbeiten aber nicht mit mit barem Geld, sondern es wird Alles mit Cheks. Bei niedriger Bankrate wird der Credit in ausgedehntem Maße ausgenutzt. Bei einer Bankrate von 6 %, benützt nur der kleinen Credit, der unbedingt muss. Die Bank, a nun Creditsuche scheuen sich bei solcher Bankrate auch die Kaufleute an sich, weil es ihrem Credite schaden würde und weil auch nur geringer Actien dabei zu erlösen wäre. Darum stellt das Bedürfnissgeld, darum kommen Einen an die Schalter der Bank und darum die Geldklemme und dem effectiven Mark. Tiefes M A G musste eine vorsichtige Bankpolitik wissen und wenn sie bedauch in so eigroßer Weise ihre Zinspolitik erübte, so musste man annehmen, dass es um einen höheren Grades wichtig geschehen ist. Die Bank wollte sagen, dass Oesterreich nicht noch, sondern zum Beispielmarkt sei, dass Oesterreich im Interesse seiner Währung die englische Strömungen, welche den internationalen Geldmarkt beherrschen, auch auf sich wirken lassen müsse, dass es nicht mit der ihr von Manchen neuen plötzlich Furcht, in ein Ausland Gold zu exportieren, sich zu fürchten brauche. Darin, im Vertrauen darauf, dass die Bank eine vorsichtiges, einem [illegible] Interesse der Stabilität der Wahrscheinlichkeit muss Oesterreich [illegible] Bank, der [illegible] Geldmarkt [illegible] Bankrate [illegible] Bank [illegible] Bank [illegible] Bank

sondern sie tappt im Dunkeln, plan- und ziellos, wie ein Schiffer ohne Compass nicht weiß, wohin er steuert. Und das geht nicht. Wenn man am 6. December die Bankrate wieder ermäßigen kann, dann war es nicht nöthig, sie am 6. October zu erhöhen, dann brauchte unsere Production nicht die drückende Geldklemme zu erdulden, dann wäre manch Einer, der jetzt unter Valuta, sondern man schädigt sie, weil unsere Gold- und Zinsspitzpolitik vor aller Welt lächerlich macht.

*

In einer unserer vorwochentlichen Notizen besprachen wir die Geschichte der Eisen- und Blechfabrik „Union“ und die Rolle, welche dabei der Wiener Bankverein und die Pester ungarische Commerzialbank gespielt haben. Von vertrauenswürdiger Seite erhalten wir nun Informationen, denen zufolge die Pester ungarische Commerzialbank an einem im Jahre 1897 protocollirten Verkaufe der „Union“ an die Rima-Muranyer Eisenwerk-Actiengesellschaft vollkommen unbetheiligt war, ferner daß die Herren Directoren Moritz Bauer und Leo Lanczy für die in der erwähnten Notiz besprochenen Transactionen keinerlei private Vortheile sich ausbedungen oder erhalten haben. An unserer sachlichen Kritik dieser Geschäfte ändert wird nichts geändert, dagegen ziehen wir unsere Bemerkungen bezüglich der persönlichen Vortheile der genannten Herren Bankdirectoren bereitwillig zurück.

ck.

Kunst und Leben.

In der Hofoper gastierten die Herren Briefemeister und Lieban als Loge und Mime. Beide bedeuten einen wesentlichen Gewinn im Vergleich zu den bisherigen Vertretern der Rolle. Herr Briefemeister hat bei aller Charakteristik in Sprache und Darstellung ein künstlerisches Maß bewahrt, das den vielen Uebertreibungen gegenüber, die wir bei Dan Duck als Loge gewohnt waren, doppelt angenehm wirkte. Durch Herrn Lieban hat das Wiener Publicum eigentlich erst erfahren, was in der Rolle des Mime musikalisch und dramatisch steckt. Nie hat seine Auffassung trotz der grellsten Farben widersprich gewirkt, und nicht ein einzigesmal hat Herr Lieban auch im größten Effect die melodiöse Linie zerrissen. In dieser Beziehung war er geradezu ein Muster für jene Sänger, die da glauben, daß man bei Wagner nur zu schreien brauche. — Ueber Frau Hilgermann kann ich leider nicht berichten, da bei den gegenwärtigen Einrichtungen der Hoftheater-Intendanz ein Reiseurlaub gegen Beaufsichtigung nicht zu haben war.

R. W.

*

Das Janisch-Theater gedenkt der Angemarter Tage durch die Aufführung von „Heimg'funden“. Das Stück zählt nicht zu den glücklichsten Schöpfungen des Dichters. Aber man wird es nicht vergessen und immer lieb behalten. Es ist von einem süßen, seligen Hauch von Lieben und Vergeben und einer tröstlichen Herzensinnigkeit durchwoben. Zu leben, wie neues Leben aus den Mode eines gebrochenen erblüht, geht wundersich zu Herzen; man weint sich ein bißchen der Thränen und das thut ja wohl. Man sollte dem Dichter nicht Sentimentalität vorwerfen. Das ist sehr billig und — ungerecht. Man beachte doch den Unterstrich, den er dem Stücke gab: „Wiener Weihnachtsmelodie“ Und welcher Wiener wird gegen Weihnachten nicht ein bißchen empfindsam?. . Die Darstellung war nicht zufriedenstellend.

R. H.

*

Das dritte philharmonische Concert brachte als Novität Dvořák's symphonische Dichtung „Die Waldtaube“. Die Composition ist eines der vielen Beispiele dafür, daß die Mittheilung des Programmes — das ja der Composition im Stillen haben mag — dem Eindruck des Werks eher schadet als nützt. Es erweckt Hoffnungen, die bei der phantasievollen Verbindung des Publicums nicht leicht zu erfüllen sind, und bietet der leicht unnöthige Angriffspunkte. Das Werk ist eine ziemlich verworrene Verbindung und Verschlingung zweier contrastierender Themen: eines Wurrin sunsher und eines friedlichen Hochzeitreigens, der mit den feierlichen Klängen der Trompet schließt. Diesen ungemein banalen Vorwurf weiß Dvořák in vielfacher Art zu variieren, in rhythmischen Verschiebungen aufzuhören, ohne gerade uns Großartige zu verfallen. Das Publicum schien trotz der ziemlich deutlichen Klangmalerei nicht recht orientiert zu sein, da es, wie ich glaube, zu viele Details suchte und dadurch die Totalwirkung verlor. Freilich ist es dem Componisten ähnlich ergangen. Jeder er sein Programm mehr als allgemeine Anregung aufgefaßt hätt als genau-detre Marschroute, so wäre die Wirkung eine günstigere gewesen. Das Concert begann und schloß in der denkbar besten Weise mit Brahms dritter Symphonie und Beethovens Tripelcur „Ze Weihe des Hauses“. Letztere sicherte der Novität nicht den ihr gebührenden Erfolg, denn die ist sonst nicht darin enthalten konnte. Wir verdanken diesen Cyklus offenbar der ausgezeichneten Aufführung unter Mahler.

*

In einem überaus anziehenden Milieu fand Concertsaal des Heldenplatz Hof- und mit Wohlgefallen, daß der starr Ausgabe kaum gewachsen waren, vornehmlich der Herr Kessler von Componistenwerk. Wir hielten Orchesterstücke und Gesänge für gemischten Chor und Frauenchor, mit und ohne Begleitung. Was wir schon früher einmal bei einem Chore Beifall auffiel: das Zurseelen des Orchesters in feine Partien, deren Zusammenklang und einheitliche Fortentwickelung durch das belebte Zeitzeitgut von Solosängerin und vollem Chor immer wieder aufgehalten wird, daher auch durchaus bei manchen Chor in unangenehm bemerkt. Desgleichen ist weniger eine gewisse Steifheit der Rhythmischen Cumulationen und einzelne auffallende Anmuthlosigkeit. Es scheint, als ob sich manche Werke Mozart noch nicht ganz aus dem einfachen Lederstaffelrock herausgeschält hätten. Allerdings haben mitbestimmt andere Componisten diesen Schritt noch vorwärts schon glücklich begonnen. Mozarts Talent ist charakteristische Instrumentierung und Schilderung von Stimmungen gelegt sich in der sonder günstigsten Lichte im orchestralen Schluß des ersten Aufzuges seiner Oper „Mosptock in Zürich“ (Dichtung von Max Morold). Der Frauenchor „La regine Avenlous“ aus Scheffels „Aventiure“ war nicht nur der unmittelbar packendste, sondern auch innerlich vollendete Chor des Concertes. Er könnte mit seiner prächtigen, humoristischen Instrumentation, den frischen Themen und der ungemein glücklichen Charakterzeichnung ein Repertorestück für jeden gut geschulten Frauenchor werden. Auch der „Liebesgruß“ und Paul Flemmings „Unverzagt“ zeigen von der Begabung des ernst strebenden Componisten.

R. W.

*

Das Künstlerhaus, das mit einer recht dürftigen Weihnachtsausstellung endgiltig die Waffen gestreckt zu haben scheint, lenkt nunmehr, von der Secession zur Sensation zurückkehrend, wieder in altliebe Bahnen ein. Die schönsten Zeiten der lustigen Makkart, Brozik u. s. w. tauchen in unserer Erinnerung auf, wenn wir vor das Riesenbild von Lambourg treten. „Der menschlichen Leidenschaften“ ist ein Stein überliefert „Kolossalgemälde“, dessen Bestimmung schwer vorstellbar ist. In der Alexandrinerzeit liebte man es, derartige Bildreliefs in farbigem Marmor als Wandschmuck von Prunksäumen zu verwenden; heute muß man dafür ein eigenes Haus erdichten. Aber auch das Riesenformat des Großreliefs dürfte hier schwerlich gelöst sein: die Verbindung des plastischen und des malerischen Elementes, die in diesen Dimensionen besonders schroff auseinanderfallen. Der große Maßstab verlockt volle Herausarbeitung des Körperlichen: die große Fläche fordert Vereinfachung, Licht und Schatten. Zu gibt es kein Compromiß. Lambourg verzichtet freilich von vornherein auf die Tiefe. Der erste Eindruck ist der einer mächtigen Feismand, aus der sich ein Gewirr von Gestalten halberig herausschält, jener Effect des werdenden, vor unseren Augen aus dem Stein sich loskringenden Lebens, wie Rodin ihn liebt, eine Wirkung gleichsam aus Erstarrtheit in multiplicierten Schattenlagen. Tagegen sieht Lambourg eine Art Luftperspective nach oben durch, eine Verflüchtigung der Dinge in lichten Aether, die aber leider völlig mißlungen ist. Der breite Lichtglanz, der von der Mittelfigur der Höhe, der verhüllten Gestalt des Todes, die das Ganze beherrscht, nach beiden Seiten ausstrahlt, dürfte auch im Marmor Original nur als kahle, graue Fläche wirken; während die wuchtigen Leiber der Tiefe, die gebieterisch nach Rundung verlangen, durch den Zwang der Bildebenheit zu einer relativmäßigen Gebundenheit verurtheilt werden, die sie wie plattgedrückt erscheinen läßt. Als künstlerische Leistung bleibt Lambourg von Roden fern. Davon erzählen nicht nur der wilde Bewegungssturm und die gigantischen Gliederbauten des Reliefs, sondern auch die übrigen Arbeiten, die im Saale versteckt liegen: bachantische Frauenleiber, michelangelesche Ringer und Gefangene, ein Ehrgiuß und ein Prometheus und endlich ein Kopf, der auch im Werke von seinem nachsichtig-kleinbürgerlichen der Liebesvereinigung, wie wir es gleichfalls von Rodin der kennen, Formen, deren gewaltsame Spannungen Einsdmürungen und Schwellungen die Materie wie von Explosivkräften erfüllt zeigen, und andere, in denen sie zu einem Granitgebirge von Muskeln, Sehnengruben und Knochenbuckeln erstarrt. Wenn der Künstler mit dem Urteil über der große, heroische Stil des Franzosen — bei Rodin bleiben die Geschöpfe oft ganz im Wagen, ihr starrer, triebhafter Kühnheitsdrang erhebt alles in die Sphäre elementarer Natur- und Schicksalsmächte; die Manaden Lambourgs mit ihrer oft überdeutlichen Muskelsprache stammen ein wenig aus der Straße und vom Cafe-Haus, auch ihre Formen selbst scheinen mehr auf dem Umweg einer Art entliehener Niederkunft entstanden, wie auch seine Ringer zuweilen etwas Tricot-Athletenhaftes haben. Die Uebertreibungssucht muß oft das Uebermenschliche ersetzen. Das gewaltsame Ringen um Schwung, das unter landschaftlichen Rhythmen herrschlich hinausstoßen, und wohl auch einmal, wie im Prometheus, Motive von echter, wuchtvoller Einfachheit

Janus Bap.

*

Mann schreibt uns aus Schwerin: „Der Pfeiferlag“, ein Spielmannsidyll in drei Acten von Max Schillings (Dichtung von Hermann Wette und Epoch), fand hier am 2. November seine Erstaufführung. Zwei scheinbar widersprechende Tendenzen zeichnen dieses Werk aus: die reale technische Meisterschaft und die jugendlich kühne Unmittelbarkeit und Ungezwungenheit. Die einzig greifbarste Reihe der „Ungewöhnlichkeiten“, welche Schillings Namen zuerst bekannt gemacht hat, ist die Art, wie er Stimmungselemente erfaßt, die Kunst, sie festzuhalten, ohne nach den beiden Extremen zu fragen, die den Augenblick wahrnimmt, wo er sich findet. „Ein Spielmannsidyll“ benennt sich das Buch, das Graf Sport geliefert, es muß als solcher hingenommen werden. Wenn man einmal anfängt, Ansstellungen zu machen, man kann in keinem Ende. Die Charaktere entstehen jeder Berührung, die Handlung ist um zweiten Act festgeworfen und springt dann mit einem Saltomortale über eine Klippe, an der jede Logik zerschellt. Ein Librette ist das auch nicht, sondern ein Zeichnungsell, eine Kartenlade mit Liebesbildern, Scherzen und Verhängnistafeln. Schillings scheint in seiner Musik ähnlich zu verfahren. Manchmal ist es gibt den magren Scenen ein buntes, schillerndes Kleid. Die stimmungsvoll weicht der Empfindung der Pfeifer wie überraschung der Trommelmarsch, wie gewollt habenheimlich der Scheinmannmarsch! Die Ouvertüre bringt das Gesangs ist auch hier wie in „Ungewöhnt“ gut gebaut und gut gearbeitet. Das Beste ist die Liebesscene des Paares und der Mondschluß. Das das volle Stimmungs-voll ausbricht. Das Orchester hat bei Schillings natürlich das erste Wort: die Instrumentierung ist die von Wagner und Richard Strauß geübt, aber in ihren besten Momenten Erfindungen. Der orchestrale Satz des Componisten besteht so recht aus dem Boden und treiben Mit hervor, „Von Stimmungs Leid und Lust“. Nachdem der Musikfaß eine glanzende Steigerung durchgemacht, verdirbt der im Sande verlaufende Schluß mit heroischer Kraftlosigkeit allerdings den Eindruck. Aber alles in allem ist der „Pfeiferlag“ ein erfreuliches, hoffnungsvolles Werk, bei der glänzenden Ausstattung wohl verdient. Die ihm die zahlreichen Werkstätten der deutschen Kunst in Schwerin bereiteten. Auch bei ausführlichen Kunstkennern, besonders bei Herrn Intendanten Zeumer und Herrn Kapellmeister Pierra, gefunden verständnisvolles Lob.

R. St.

Bücher.

Eugène Rubin: Les Anglais aux Indes et en Egypte. Paris, Armand Colin & Cie., 1899.

In dem vorliegenden Buche kritisiert ein zweifellos sachkundiger Franzose die gegenwärtige Stellung Englands in Indien und Aegypten. Während seines langjährigen Aufenthaltes in diesen Ländern hat der Verfasser offenbar viel interessantes Material gesammelt, um sein von nationaler Animosität gefreites Vorurtheil gegen die Colonialpolitik Englands in ein durch beweiskräftige Argumente gestütztes Urtheil umzuwandeln. Das ist ihm nun nicht ganz gelungen: obgleich das aus periodischen Zeitungsartikeln entstandene Buch mit äußerlicher Ruhe, ja fast leidenschaftslos geschrieben ist, merkt man doch die tiefe Abneigung des Verfassers gegen alles Englanderthum deutlich genug, seine leisen kritischen Andeutungen nur mit Vorsicht zu folgen. Umso unbedenklicher darf man daher das annehmen, was er selbst zum Lobe des Gegners sagt: so vor allem, wenn er die unbestreitbaren Verdienste Englands um die Hebung der wirthschaftlichen Cultur und innern Verwaltung Aegyptens anerkennt. Sehr anschaulich schildert der Verfasser, wie die meisterhaft gehandhabte Politik Englands das Kunststück zuwege gebracht hat, sich die Herrschaft über das Nilreich factisch in vollem Umfange anzueignen, ohne dabei einerseits die in jener Zeit immer stärker hervortretende Souveränität des Sultans, andererseits das durch die internationalen Verträge sorgsam eingehegte Gebiet der europäischen Mächte im Lande und der Schuldenverwaltung anzutasten. Indien und Aegypten stellt der Verfasser in Parallele und weiß dieses Vergleich in überzeugender Weise vom geschichtlichen, wirtschaftlichen und politischen Standpunkte aus zu beleuchten. Die Schule von Colonialstatthaltern, welche in Indien seit dem großen Aufstand herangewachsen ist, die einen von den Politikern des Mutterlandes scharf unterschiedenen Typus darstellt, diese Schule ist es, die Aegypten so schnell zu einer englischen Dependenz umgewandelt hat. Die Anglo-Aegypter, an ihrer Spitze Lord Cromer und seine Schüler, darunter an erster Stelle Sir Alfred Milner, der Urheber der Transvaalkriege, sind ein Züchtungsproduct der anglo indischen Verwaltung und von deren Traditionen beherrscht. Indien ist nach der Behauptung des Verfassers von Natur aus ein armes Land und ist unter der englischen Herrschaft nicht reicher, sondern ärmer geworden — von jeher sei die Bestellung von Indien als dem Sitze marchandeur Reichthümer ein Phantasiebild, in den letzten Jahrzehnten aber ist es ein Reich von 300 Millionen Menschen geworden, das unablässig von Hungersnoth, Pest und Cholera heimgesucht wird. Die englische Herrschaft in Indien ist ein kunstvolles, aber sehr gebrechliches Gebäude: sie wurzelt nicht in den Sympathien der unterworfenen Nationen, sondern in der stugen Ausnutzung des Principes Divide et Impera. Mohamedaner und Hindus, Bengalen und Mahratten, die einzelnen Teilvölkerstämme und Grenzstämme werden durch sorgfältige Abdeckung der tiefen, auf Rassen- und Religionsunterschieden gegründeten Abneigung, gegeneinander in Schach gehalten. Der ständige Druck dieser Systeme lastet auf der russische Grenze und die Nachbarschaft Russlands mit Sachsenmuss, aber auch mit unverkennbarem Behagen legt der Verfasser dar, dass hier Englands Macht tödlich verwundbar ist und dass Russland den richtigen Augenblick zum Angriff ruhig abwarten kann. Das Buch klingt mit einer scharfen Anklage gegen die auswärtige Politik Frankreichs aus, dass vor der Aeroanschläge beherrscht, die guten Absichten Deutschlands, Frankreich auf dem Felde der Colonialpolitik gegen England zu unterstützen, mit Absicht verkennt und zurückweist, zum unheilbaren Schaden der Nation und ihrer wahren Interessen.

Berthold Wolden: Das Opfer für Höheres. Eine Untersuchung über das Wesen des Ethischen. Stuttgart 1899. J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. G. m. b. H. 85 S.

Das vorliegende Büchlein ist nicht übersichtlich. Es verrath einen „kurzen wissenschaftlichen Athem". Es fehlt ihm an Kraft, uns sich fruchtbar zu machen. Dieses Urtheil trifft das Wie, nicht das Was. Das Was scheint mir vortrefflich: Einsicht ist nicht der bloß vermehrung, sondern mutige Entschlüsse, der Sünden und Reue vermindert. Auch nicht die bloße Unterscheidung, welche die, vom Phänomene der Geselligkeit thematisierte Regeln der Moral. Einsicht in Dasjenige nur das Opfer für Höheres: in den Gefühlen des Mitleids und der Ehrfurcht und in dem begeisterten Streben nach dem Ideal — ohne psychologische Beobachtungen sind überall entgegenstehen, welche Ethik gerade bedeutsam sind. Das Gute. — Ich halte Herrn Wolden nicht für einen bedeutenden philosophischen Schriftsteller; ich denke nur im als einen gewissenhaften Leser. Bekannt das philosophische Publikum aus Leuten seines Schlages, so wäre der Philosophie geholfen.

Leopold.

Otto Ernst: Ein frohes Fastnachtsbrevier. Humoristische Plaudereien. Buchschmuck von Paul Hans Christiansen in Darmstadt. Leipzig & Staudinger 1899. 192 S.

Dr. Ludwig Otto Ernst Schmidt, ein vielbeschäftigter Redakteur der Satire, der Lust und Laune nach allen Richtungen hin ausgiebig Rechnung trägt, hat [illegible] Fastnachtsbrevier verfasst, das [illegible] Geist. Er ist abwechselnd [illegible] Parodien, [illegible] Humoresken, [illegible] Balladen, [illegible] Verse und [illegible] Parodien „Wen den Frauen" ist [illegible] Parodie auf [illegible] Parodien [illegible] Parodie [illegible] Parodie [illegible] Parodie

ach, sieh nur, wie entzückend. Warum kann ich Dir nicht zeigen, wie glücklich ich bin ... o Gott, so glücklich, daß ich mir nichts mehr wünschen könnte. Und wie wäre das erst, wenn ich auch Dich noch hier hätte!

Gestern bei Sonnenuntergang machten wir mit der Familie Valentini einen herrlichen Spaziergang in den Kastanienwald. Nein, wie schön ist dieser Wald! Die mächtigen Aeste wölben sich über Dir wie die Kuppel einer Kirche, und in diesem Gewirr von Wegen, von denen Du nicht weißt, wohin sie führen, bekäme Dich eine sonderbare Furcht — aber auch diese Furcht ist Freude! „Vigilante“ — so heißt unser schöner Hund — tollte vergnügt vor uns her und bellte die Drosseln an, die erschrocken aufflatterten. Anetta, Gigi und Giudita giengen Arm in Arm und sangen; Herr Nino folgte ihnen, die Flinte über der Schulter. Die anderen waren weit zurückgeblieben und riefen uns jeden Augenblick nach, wir möchten doch nicht so laufen, denn der Aufstieg zum Gipfel würde uns noch recht ermüden. Auch Herr Nino hat einen prächtigen Jagdhund mit langen Ohren und schwarz gesprenkeltem Fell. Die schöne Bracke heißt Ali, und hat bereits innige Freundschaft mit unserem Vigilante geschlossen. Giudita und Anetta blieben immer wieder mit ihren langen Kleidern an den Dornzweigen hängen. Herr Nino kam oft an meine Seite und rieth mir, nur ja recht vorsichtig zu gehen — was sagst Du, er hatte Angst um mich, der gute Junge! Wenn es sich schicken würde für mich, ich hätte Lust, dieses Herrchen herauszufordern, einen Wettlauf mit mir zu machen. Giudita klagte unaufhörlich über Müdigkeit. Nein, Marianna, was für Mädchen das doch sind! Keine zehn Schritte können sie machen, und da brauchen sie schon den Arm eines Mannes, und lassen an jedem Gesträpp ein Stück ihrer Kleider hängen. Ob, du mein gesegnetes Klosterhühnchen! Herr Nino hat mir mindestens zwanzigmal den Arm geboten. Warum hat er den Arm nicht meiner Schwester geboten, die sich immer über den steilen Weg beklagte und die Hilfe eines Mannes wohl hätte brauchen können? Aber ich?

Als wir den Gipfel des Berges erreicht hatten, nein, was war das ein herrlicher Anblick! Auf der einen Seite gieng die Sonne unter, während auf der anderen schon der Mond heraufstieg; auf beiden Seiten Dämmerung und jede doch so verschieden. Die Schneefelder des Aetna schienen in Feuer verwandelt, und einige leichte, durchsichtige Wölkchen zogen über den blauen Himmel wie Schneeflocken. Die üppig wuchernden Alpenblumen hauchten ihren Wohlgeruch in die Lüfte, und schwirrend flatterte tiefe Stille.

Ach, Marianna, das ist ein Land, wo Menschen zu weinen möchte und allen Menschen die Hand drücken. Stunden, in denen ich keines Wortes mächtig wäre, und in denen mir tausend Gedanken durch den Kopf jagen. Wahrhaftig, Marianna, ich weiß nicht, warum ich Herrn Nino nicht die Hand drückte — und er stand ganz nahe bei mir. Ich bin doch wirklich ein dummes Ding!

Ich glaube, daß in jenem Augenblicke auch all die anderen das Gleiche fühlten, was ich empfand; denn alle schwiegen. Auch Herr Nino, der doch, wie Du weißt, immer vergnügt und lustig ist, wurde so seltsam still.

Auf dem Heimwege sprangen und lachten und plauderten wir erschreckten die Vögel und spielten Versteckes zwischen den Bäumen. Herr Nino tollte wie ein kleiner Junge und war eben so närrisch wie wir. Zwei- oder dreimal hab' ich ihn überholt, und da war ich sehr stolz. Denke nur, einen Mann besiegen! Aber weißt Du, es war ja dunkel im Walde, da konnte er nicht sehen, wie ich erröthete, und ich brauchte ich mich auch nicht zu schämen. Und dann blieb ich weit, weit hinter den anderen zurück, und er auch! Ich war so erschöpft, daß ich stehen bleiben mußte und kaum mehr zu athmen vermochte, aber innerlich war ich froh so glücklich und zufrieden, und ich hatte nicht ein bischen Angst so allein im finsteren Wald, denn ich hörte die Stimmen der anderen, das Gebell der Hunde, und dann, Herr Nino war ja mit seiner guten Flinte bewaffnet.

Weißt Du schon, daß wir in den letzten acht Tagen sehr intim mit der Familie Valentini geworden sind? Das sind wirklich liebe Leute! Es ist mir, als wären wir schon seit zwanzig Jahren mit ihnen bekannt. Anetta ist ein gutes Geschöpf, sie lacht auch nicht über meinen schwarzes Kleid und meine hölzernen Klostermanieren. Wir sind von Früh bis Abend beisammen, wir gehen spazieren, plaudern und spielen, wir nehmen zusammen das Frühstück ein und manchmal auch das Abendessen. Und was sagst Du, ich habe sogar Karten spielen gelernt, aber sag' es um Gotteswillen keiner menschlichen Seele! Weißt Du, ich kann es noch nicht gut und verliere fast immer, aber Herr Nino ist so gut und steht immer hinter mir, um mir zu helfen, denn da macht ihm sowie Freude, dass er selber gar nicht mitspielt. Wenn ich wieder im Kloster bin, dann will ich auch nicht mehr an die Karten denken, das verspreche ich Dir.

Das Kloster, o mein Gott! Das ist die einzige Wolke, die meinen lachenden Himmel verdunkelt. Aber wir wollen jetzt nicht mehr daran denken, Marianna, wir wollen vergnügt und lustig sein; dann mag kommen, was Gott bestimmt!

Und während wir ferne von jeder Gefahr, so sicher und ruhig sind, während wir uns freuen — wieviele Leute müssen da weinen und leiden! Wieviel Kummer, wieviel Thränen, wieviel Opfer! Die Nachrichten, die alle vier oder fünf Tage zu uns gelangen, sind recht traurig! Ach, wenn der Himmel endlich nur Mitleid hätte mit diesen armen, geprüften Menschen!

Auch ich bin traurig, wie Du siehst! Und eine Minute früher war ich noch lustig und erzählte Dir von unseren Freuden. Du schreibst mir, daß auch Du Dich unterhältst, und daß Du in angenehmer Gesellschaft bist; ich glaub' es Dir gerne, aber ich möchte schwören, daß sie die unsere nicht aufwiegt. Du schreibst mir auch, daß Du nicht mehr ins Kloster zurückkehren wirst ... Du Glückliche! — Der arme Vigilante hat vom Weinhüter einen bösen Hieb mit dem Stocke bekommen, und da kam er winselnd zu mir, um mir sein Unglück zu erzählen. Ich hab' ihn zärtlich getröstet, und da ich ihm auch manchmal einen guten Bissen zusteckte, geht er nicht mehr von der Schwelle meines Stübchens. Ich glaube, jetzt hab' ich Dir alles geschrieben, ohne etwas zu vergessen. Antworte mir bald und ausführlich! Schreibe mir, daß Du mich lieb hast, und daß Du auch ein wenig gut von meiner Anetta denkst, die sehr große Stücke von Dir hält.

Leb' wohl, leb' wohl, leb' wohl!

1. October.

Wenn Du wüßtest, ach, Marianna, wenn Du wüßtest, welch eine furchtbare Sünde ich begangen habe! Ich habe gelangt! Was sagst Du? Ich habe gelangt! Aber ich bitte Dich, sei mir nicht böse! Weißt Du, es war ja auch niemand dabei, als Papa, Giudita, Gigi, Mama, Anetta, Herr und Frau Valentini — und Herr Nino! Natürlich hab' ich mir ihm gelangt. Aber höre, jetzt will ich mich rechtfertigen! — Du sollst sehen, daß nicht ich die Schuldige war ... sie haben mich gezwungen. Gestern abends brachten die Valentinis ihre Harmonika mit. Anetta spielte, dann auch Giudita — und alle tanzten, Anetta, meine Schwester und auch Gigi ein bischen. Als Giudita gelangt hatte, kam Herr Nino, um mich aufzufordern. Ich fühlte, wie mein Gesicht brannte, und wäre am liebsten hundert Fuß unter die Erde gesunken. Ich lotterte und wußte nicht, was ich sagen sollte. Ich sagte nein, ich schwöre Dir, zwanzigmal hab' ich nein gesagt. Alle lachten und applaudierten, Papa lam und nahm meine Hand: er lachte auch, als er mir die Wange streichelte und mir sagte, daß es keine so große Sünde wäre, wenn auch ich ein bischen tanze. Vergebens machte ich ihnen begreiflich, daß ich ja gar nicht tanzen kann, denn so etwas lernt man doch im Kloster nicht. Herr Nino aber meinte, das würde er mir schon beibringen. Ich wußte ich nimmer, was ich thun sollte, es überkam mich ein Schwindel, die Ohren sausten mir und meine Knie zitterten. Ich ließ mich führen, ließ mich herumschleppen, ohne recht zu wissen, was mit mir geschah. Ach, Marianna, was hab' ich da gelitten! Und doch — als er meine Hand faßte, als er den Arm um meine Hüfte legte, da war's mir, als ob seine Hand glühte, als ob mir das Blut in den Adern verbrennen müßte und als ob zu gleicher Zeit ein eisiger Strom durch meine Seele flöße — aber ich fühlte doch auch zugleich, wie zärtlich seine Hand mich stützte. Und das Herz wollte mir zerspringen, als ob in jener Nähe den Schlag dieses anderen Herzens spürte. Ich glaube, daß alle aber mich gelacht haben! Lache Du auch, Marianne! Weißt Du, jetzt lach' ich selbst darüber. Wieviele Mädchen in unserem Alter gibt es denn auch, die nicht wenigstens schon zwanzigmal getanzt haben? Ob sie wohl alle im Anfange dasselbe empfanden wie ich? Aber weißt Du, die Musik, die fröhlichen Stimmen der anderen, die Worte, die er mir ins Ohr flüsterte, um mich zu ermuthigen, seine Arme, die die meinen führten, das tanzt doch mit, um meine Besinnenheit auch und nach zu leben. Ich schämte mich gar nicht mehr und — liebe Marianna, schilt mich nicht — ich glaube, daß ich glücklich war!

Vergib mir! Ich will es gewiß nie wieder thun! Sie haben genug gelacht über mein Klosterschämen und über meine Ungeschicklichkeit. Auch er — Herr Nino! Aber nein, ich glaube bestimmt, er hat mich nicht zum Tanzen verleitet, um über mich lachen zu können! Und er hat sich wirklich so nett gegen mich benommen, sagen eine arme Klosterwaise, die sich nicht zu bewegen verstand, bei jedem Schritt stolperte und den Schwindel bekam — er, der so wunderwohl tanzt! Hätte sie nur gesehen, wie er mit Giudita tanzte! Die kann tanzen, ja, die kann's.

Später wurde ein wenig Musik gemacht. Anetta und Giudita sangen einige hübsche Opernarien. Hiezu wollten sie um jeden Preis, daß auch ich singen sollte. Sag' mir, was hätt' ich denn singen sollen außer dem „Salve Regina“? Also gut! Sie lagten, daß sie auch mit dem „Salve Regina“ zufrieden waren! In unserer Kirche, das weißt Du ja, singen wir sehr viel im Chore, hinter dem Gitter, mit verschleiertem Antlitz, und dann, wir konnten uns ja alle gegenseitig! Aber hier, je ganz frei zu singen, unter soviel Leuten — und es war doch auch Herr Nino dabei! Aber ich mußte singen — die Worte nicht, natürlich nur die Melodie. Meine Stimme zitterte, der Athem gieng mir aus und sie waren doch so freundlich und nachsichtig, nicht zu lachen und mir sogar Beifall zu klatschen. Das „Salve Regina“ scheint doch eine wunderschöne Melodie zu haben. Herr Nino war ganz gerührt und bliche mich mit so

Digitized by Google

seltsam ernsten Augen an — er, der doch immer so so fröhlich und fast ein wenig spöttisch ist.

Schreib' mir, ich bitte Dich, schreibe mir gleich, und laß mich nicht zu lange auf Deine Antwort warten. Tröste mich, sprich mit Deiner armen Freundin, die beunruhigt und verwirrt ist durch all den Lärm, durch all die neuen Dinge und neuen Eindrücke, und welche zittert wie ein Vöglein, das wenigstens Menschen erschrecken, die vor ihm fliehen blieben, um es anzugaffen — sie haben gewiß nicht die Absicht, ihm ein Leid zu thun, aber sie jagen ihm schon Angst ein durch ihren Anblick.

Ach, ich möchte weinen, ich möchte lachen, ich möchte singen, ich möchte fröhlich sein! Ich muß einen Brief von Dir haben. Ich muß Dich sprechen hören: verstehst Du? Umarme mich, Marianna! Ach, wenn ich nur weinen könnte und mein Gesicht an Deiner Brust verbergen!

10. October.

Am Donnerstag, Marianna, war's herrlich. Papa's Geburtstag! Mama ließ einen Truthahn schlachten und überwachte die Vorbereitungen für das Festmahl. Giuditta schenkte dem Papa eine wunderhübsche, seidene Kappe, die sie heimlich gestickt hatte, um ihn zu überraschen; ich konnte ihm nichts anderes geben, als einen hübschen Strauß von Feldblumen, die ich früh am Morgen gepflückt hatte, und die noch feucht waren vom Thau. Unsere Freunde kamen schon am Morgen, und meldeten sich an durch festlichen Jubel, durch Flintenschüsse, die sie in die Luft feuerten, und durch Alles freudiges Gebell. Wie feierlich das war! Auch die Valentinis brachten herrliche Sträuße, aber die waren aus wirklichen Gartenblumen gebunden, die sie eigens aus Viagrande hatten kommen lassen. Mein armes Sträußlein fühlte sich ganz beschämt neben diesen prächtigen Blumen. Papa lud unsere Freunde ein, mit uns zu speisen. Das war wirklich ein schöner Tag! Wir sangen, wir lachten und waren seelenvergnügt. Es wurde auch getanzt, aber weißt Du, da hab ich natürlich nicht mitgethan.

Nach Tisch wurde der gewohnte Spaziergang unternommen. Aber ich weiß nicht, trotzdem der Abend ganz herrlich war, konnte ich mich doch nicht so vergnügt und zufrieden fühlen, wie alle andern, und wie ich es wünsch war. Es machte mir eine stille Freude, dem leisen Rascheln der fallenden Blätter, dem Flüstern der Bäume und dem fernen Lied der Nachtigall zu lauschen, oder das Grausen zu empfinden, so allein inmitten des dunklen Waldes. Und ich war weit hinter den andern zurückgeblieben, um die Thränen zu verbergen, die mir immer wieder in die Augen traten.

Ach Marianna, welch sonderbare Dinge gehen nur vor in meinem Innern! Es muß vielleicht meine Natur so seltsam geartet sein, daß ich mich am wohlsten in der Einsamkeit des Klosters fühle, und daß die völlig ungewohnte Lage, in der ich mich jetzt befinde, mich ängstlich, unruhig und auch ein wenig närrisch macht.

Leb' wohl! Ich will Dir bald wieder schreiben, denn diesmal ist mein Brief recht kurz und trocken ausgefallen, obwohl ich Dir eigentlich in einem endlos langen Briefe von tausend Dingen zu plaudern hätte, von all der Ehrbarkeit, die mir den Kopf durchwirbelt, und von all dem Sonderbaren, das ich Dir nun keinen Preis der Welt mit Worten stammeln könnte. Aber was willst Du . . . kont fehlt mir dazu die Ruhe, ich bin müd', bin eigenthumlich verstimmt, und was ich denke, das ist alles so verworren! Auf morgen also!

11. October.

Du wirfst mir vor, daß ich Deinen letzten Brief nicht beantwortet habe — und da hast Du recht, Marianna. Ich habe mir selbst schon Vorwürfe gemacht! Aber ich weiß nicht, was ich habe . . . ich weiß es nicht! Die kleinste Arbeit, die geringste Beschäftigung macht mich so schrecklich müde. Ja Marianna, idiot mich, wenn mich einen Faulpelz. Ich mag nicht nicht im Stundenmal spazieren gehen, mag nimmer singen und halt das Lachen verlernt . . . alles ist mir zum Nebenwerke. Deine arme Mama ist so traurig — und warum? Das weiß ich selbst nicht! Bevor wir per Dampfer hierhergereist, wie vergnüglich alle Freuden sind, die außerhalb des Klosters blühen! O Gott, mein Gott, es gibt Mädchen im Kloster, in denen ich Angst habe vor mir selbst . . . denn wenn ich sie, ich bin so erstaunt . . . O Gott, vergieb mir! Ich bin müde, laß mich nicht sinken, o guter Himmel!

Ob ich nicht krank bin, Marianna? Ich gestehe Dir, ich wollte fast, daß ich krank wäre . . . da hätte doch all diese schlimme Laune, diese Müdigkeit der Seele einen Grund, und ich würde mich nicht ängstigen.

Aber Du, die Du gesund und froh und glücklich bist, schreibe mir, schreibe mir oft! Habe mich lieb, Marianna, habe mich lieb, ich brauche jetzt Deine Liebe hundertmal mehr als früher, und ich selbst, ich liebe Dich jetzt doppelt heiß! Das einzige süße Gefühl, das mir verblieb, ist innige Zärtlichkeit für all jene Menschen, die mir theuer sind, für alle, die ich kenne — und zumeist für Dich'

2. November.

Marianna, jetzt bin ich überzeugt, daß all dieser Lärm der Welt, all diese mächtigen Eindrücke und all diese Freuden nur unendliches Weh über unsere schwachen und schüchternen Herzen bringen. Wir sind wie zarte Blümchen, nur gewöhnt an milde Zimmerwärme, und wir müssen sterben, wenn wir hinauskommen in die rauhe, freie Luft.

Es ist wahr, Marianna, was uns die Klosterfrauen immer sagten, und was uns Pater Anselmo immer wieder von der Kanzel predigte: Die echten, stillen, reinen und dauerhaften Freuden, das sind nur die Freuden des Klosters! Ich weiß Dir den Grund nicht zu sagen, warum es so ist — aber die Freuden der Welt sind nicht von Dauer. Das hab' ich erfahren, ich, die ich erst so sehr verändert bin! Alles ermüdet mich, alles ist mir lästig und unerträglich — alles verwirrt mich, alles versetzt mich in Unruhe und Angst. Ganz besonders erschrecken mich diese plötzlichen Anfälle von übermüthiger, fast rasender Fröhlichkeit, und gleich darauf von tiefer Schwermuth, für die ich keinen Grund zu finden weiß. Ich fühle mich unglücklich inmitten aller dieser reichen Geschenke des Himmels, die ich vor so kurzer Zeit noch segnete.

Ich möchte zurückkehren zwischen die stillen Wände des Klosters, ich möchte wieder in der Kirche knien, wieder die Füße des Gekreuzigten umklammern; möchte Dich umschlingen, mein Gesicht an Deiner Brust verbergen und all die heißen Thränen ausweinen, die sich in meinem Herzen sammeln!

Die ganze Nacht habe ich an meinem Fenster gesessen und hinausgestarrt in die schwarze Finsternis, in der ich überall Gespenster zu sehen glaubte . . . ich lauschte dem fernen Gebell der Hunde, dem schwirrenden Flug der Nachtfalter . . . und habe mich nicht gefürchtet! . . .

Könnt' ich Dich umarmen! Könnt' ich nur weinen! Schreibe Du mir wenigstens, schreibe mir, Marianna! Mehr kann ich nicht sagen!

(Fortsetzung folgt.)

Der heutigen Nummer unseres Blattes liegen drei Prospecte über Verlags-Novitäten bei, u. zw. von den Firmen: Verlag von **August Engel** in Zwickau, **Lerd. Dümmlers** Verlagsbuchhandlung in Berlin und **Bücherverlag der „Hilfe"** in Berlin-Schöneberg.

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer
bester natürlicher
alcal. SAUERBRUNN
Filiale: Wien, IX. Kolingasse 4.

„Hennebergs-Seide"
nur echt, wenn direct ab meinen Fabriken bezogen!

schwarz, weiß und farbig von 45 kr. bis fl. 14.65 per Meter — glatt, gestreift, Damast, Faille, Grenadine etc. etc. 250 verschiedene Qual. u. 2000 versch. Farben, Dessins etc.

Zu Roben und Blousen
ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus.
Muster umgehend.
Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.
G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Die Zeit.

XXI. Band. Wien, den 16. December 1899. Nummer 272.

Die Mittel gegen die Obstruction.

Seit nun bald drei Jahren ist die innere Geschichte Oesterreichs in der Hauptsache nichts weiter als ein Kampf gegen die parlamentarische Obstruction. Ehemals waren die Deutschen, jetzt sind die Czechen die Träger der Obstruction, und czechenfreundlichen ist neuestens eine deutschenfreundliche Regierung in der Bekämpfung der Obstruction nachgefolgt. Die Personen haben gewechselt. Aber die Methoden sind die gleichen geblieben. Die Jungczechen haben bei ihrer Obstruction, mit unwesentlichen Anpassungen an die ihnen günstigeren Verhältnisse, so ziemlich die einst von ihnen so viel geschmähte Methode der Deutschen angenommen, aus dem einfachen Grunde, weil sie sich als erfolgreich bewährt hat. Aber auch die Regierung und das, was man in Obstructionsseiten in einer gewissen Uebertreibung der wirklichen parlamentarischen Kraftverhältnisse sozusagen als Majorität ansieht, scheint gegenüber der jungczechischen Obstruction die alte Methode erneuern zu wollen, obzwar diese sich bisher immer noch als untauglich erwiesen hat.

Wie haben die Ministerien Badeni und Thun die Obstruction zu bekämpfen versucht? Im wesentlichen mit zwei Mitteln. Das erste war der bewegliche Appell an der Patriotismus aller Parteien, die sich des Staates in seinen Nöthen erbarmen sollen. Dieser Appell hat schon unter Badeni kein Echo gefunden. Unter Thun hat er nur die ironische Antwort mit den Volksmundwendigkeiten erweckt. Auch Graf Clary hat jetzt, nachdem die verschiedentlichen Vernehmungen von Parteiführern zum Kaiser ziemlich fruchtlos geblieben waren, in der letzten Sitzung des Budgetausschusses höchstselbst das patriotische Nothsignal gegeben. Aber die hilfsbereiten Retter sind noch nicht auf dem Plan erschienen. So muss man auch schon an das zweite Mittel denken. Das waren unter Badeni und Thun die verschiedenen Geschäftsordnungsexperimente, von der weitherzigen Interpretation des Wortes „sofort“ im Dringlichkeitsparagraphen bis zur Lex Falkenhayn. Wenn der patriotische Appell nur nichts genützt hat, so hat dieses zweite Mittel drunen, die es in Gebrauch nahmen, sogar positiven Schaden gebracht. Jede durch Geschäftsordnungsexperimente erzielte Einengung des Kampfmittels der Obstruction hat in einem mehr als arithmetischen Verhältnis die Intensität der Obstruction erhöht. Auch die kleinen Mogeleien, in denen sich jetzt der geschäftsführende Präsident des Abgeordnetenhauses Herr Dr. v. Fuchs gegenüber der jungczechischen Obstruction versucht hat, haben, wenn auch in entsprechend kleinerem Maßstab, schon gleiche conträre Wirkung erzeugt, und größere Geschäftsordnungswidrigkeiten werden, vorausgesetzt, dass die Jungczechen mit ihrer Obstruction nicht bloß ihren Wählern Sand in die Augen streuen wollen, voraussichtlich sie nur noch tiefer in die Obstruction hineintreiben. Kommt das dritte Kampfmittel der Ministerien Badeni und Thun zu erwähnen: der § 14. Es ist, pro foro interno wenigstens, eigentlich nicht so sehr der § 14, als die von früher her angesammelten und durch die stetten Steuereingänge fortlaufend vergrößerten Cassenbestände, mit denen man den äußersten Kampf gegen die deutsche Obstruction geführt hat. Das Resultat war, dass, nach zweijähriger § 14-Wirthschaft, die einst so reichlichen Cassenbestände, wie der Leiter des Finanzministeriums Herr v. Kaizl selbst jüngst mit Behmuth einbekannt hat, auf das Minimum von 10 Millionen Gulden herabgesunken sind. Dass dem Verschwenden des Ministeriums Clary, ist zwar wohl der § 14 geblieben, aber die zu einem § 14-Regime erforderlichen Cassenbestände fehlen, und wenn dieses oder irgend ein anderes Ministerium, ohne die parlamentarische Bewilligung zur Ausgabe von Investitionstreue, eine neue § 14- oder — was ungefähr auf dasselbe hinauskäme — eine so hoch Acta inaugurieren sollte, wird nicht erst nach zwei Jahren, sondern vielleicht schon nach zwei Monaten der Geldmangel der § 14-Herrlichkeit ein unerbittliches Ende bereiten haben.

So kommt man, wenn man an den bisher von den österreichischen Regierungen gegen die Obstruction angewendeten Kampfmitteln — zur offenen Feldschlacht in Parlamentssitzungen ist es eigentlich noch nie recht gekommen — der politischen Besonnenheit des Cabinets sehen wollte, die Obstruction für überhaupt unbesiegbar halten, und aus dieser Idee ergabe sich dann mit logischer Nothwendigkeit die Folgerung, die wir, abermals mit geringfügigem Personenwechsel, seit zwei Jahren die offiziösen Blätter als Stärkegrade wiederholen hören: dass die „Erfindung“ oder, wie andere meinen, die „Entdeckung“ der Obstruction das Ende des Parlamentarismus „überhaupt“ bedeute, und diese constitutionelle Jeremiade reiht sich dann den anderen drei, den materiellen Mitteln, wenn diese bereits zu versagen drohen, als vierte, als „geistige“ Waffe im Kampfe gegen die Obstruction an.

Diese trübe Prophezeiung wird schon durch die österreichischen Erfahrungen selbst widerlegt. An der deutschen Obstruction ist der, wiederholt von Anfang an nicht sonderlich lebenskräftige, österreichische Parlamentarismus nicht gestorben, vielmehr durch den folgerichtig eingetretenen Geldmangel wieder zum Leben erweckt worden. Auch in anderen Ländern, wo gleichfalls obstruiert worden ist, ist das Parlament darüber doch noch nie zugrunde gegangen. Man kann vielmehr im allgemeinen den politischen Lehrsatz aufstellen, dass die Lebenskraft der Parlamente im modernen Staat aus dem Geldbedarf der Regierenden, nicht aber aus dem sittsamen Betragen der Parlamentarier quillt. Nur in dem idealen Staat Nirgendwo, der von der leeren Luft lebt, konnte der Parlamentarismus ein böses Ende nehmen, aber ebenso gut ohne, wie mit Obstruction, weil er dort für die Regierenden überflüssig wäre. In den realen modernen Staaten aber, die von Steuern und Anleihen mühselig ihr Dasein fristen, ist das Parlament die köstliche Henne, die die goldenen Eier für die Regierenden legt. Die Geschichte kennt manche Art von Cäsarenwahnsinn. Aber die Steuern und Anleihen liefernde Henne, wenn sie auch zeitweilig an Obstruction leidet, für alle Ewigkeit abzuschlachten, dieser Wahnsinn ist noch keinem Cäsar beigefallen. Die Cäsaren sind ganz kluge Leute. Um der leichteren Beschaffung der staatlichen Geldmittel willen haben sie sich in allen modernen Ländern bekanntlich die Parlamente angeeignet, und wenn diese in einigen Ländern durch anhaltendes Misregieren in ihren goldenen Functionen gestört worden sind, wird nichts übrig bleiben als den verbrecherischen Regierungen das Misregieren möglichst gründlich wieder abzugewöhnen. Das ist das sicherste Mittel gegen die Obstruction, nicht so sehr um sie zu bekämpfen, als um sie überhaupt von vornherein zu verhüten.

K.

Ein clericales Kuckucksei.

Eine Anzahl hervorragender österreichischer Juristen, vornehmlich Hochschullehrer, haben sich zusammengethan, um das gesammte österreichische Recht grundrissartig in systematischer Darstellung zu bearbeiten.*) Dieses Unternehmen wäre nicht bloß geeignet, einem alten Bedürfnisse unserer Juristenwelt abzuhelfen, sondern böte auch willige der grundrissartigen Darstellung für die Universitäten einen Studienbehelf, wodurch die Noth an geeigneten juristischen Lehrbüchern einigermaßen gemildert würde. Dieses Sammelwerk hat im heurigen Jahre mit dem Erscheinen begonnen, und gehören die einige von den bisher erschienenen Partien zu den Glanzleistungen unserer Rechtswissenschaft, wie Mataja Gewerberecht, Grünhut Wechselrecht, Lammasch Strafrecht.

Aus dieses literarische Unternehmen ist in jüngster Zeit ein schweres Attentat verübt worden. Dasselbe gieng von Herrn k. k. Ministerialrath Dr. Max von Sylvarel aus. Dieser hat es unternommen, im Rahmen des Sammelwerkes das österreichische Staatskirchenrecht darzustellen. Diese Darstellung ist vor wenigen Wochen erschienen und präsentiert sich, statt als ein dasselbe Recht darstellendes Werk, als eine politische Streitschrift — als die gedruckte Programmrede eines zeitgerechten Ministerpräsidenten.

Wie Herr Dr. Max von Sylvarel das Ministerium umzuge bringt, zugleich ein Lehrbuch und einen staatspolitischen Tractat über das ganze österreichische Staatskirchenrecht zu schreiben, ohne dabei mehr als 35 Textseiten zu verbrauchen, mögen einige Beispiele zeigen.

In dem Abschnitte „Glaubens- und Gewissensfreiheit“ wird der Satz aufgestellt, „dass die Volksrechte und Volkspflichten frei ein Rechtsbegriff, dass dagegen die mit ihr enge zusammenhängende

Digitized by Google

Parität ein politischer Begriff sei". Die Richtigkeit der ersten These aber kann niemand bezweifeln. Die Unrichtigkeit der zweiten These aber ist offenkundig. Die Parität kann nämlich nur solange als ein politischer Begriff angesehen werden, als sie nicht gesetzliche Anerkennung gefunden hat. Diese Anerkennung hat sie aber in Oesterreich wiederholt und insbesondere auch staatsgrundgesetzlich erhalten. Schon das kaiserliche Patent vom 8. April 1861, R.-G.-Bl. 41 (wodurch die Rechtsverhältnisse der protestantischen Kirche beider Bekenntnisse geregelt werden), enthält die Gleichberechtigung aller anerkannten Confessionen nach sämmtlichen Richtungen des bürgerlichen und politischen Lebens. Ebenso stellen Art. 3 und 14 des Staatsgrundgesetzes über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger vom 21. December 1867, R.-G.-Bl. 142, die Parität fest. Niemand kann daher daran zweifeln, daß bei uns die Parität ein Rechtsbegriff ist.

Warum will Herr Dr. v. Hussarek aus der Parität einen politischen Begriff machen? Dies wird sofort klar, wenn man auf Seite 8 (Zeile 17 bis 14 von unten) folgenden „Lehrsatz" liest: „Keine Verletzung der Gewissensfreiheit liegt ferner in der Berücksichtigung des Religionsbekenntnisses bei Verwaltungsacten, die im freien Ermessen der Behörde liegen, zum Beispiel bei der Ernennung von Richtern oder der Beamten wegen des Vertrauens, welches das zu ertheilen hat, der Bevölkerung genießen soll"; denn hier kommt die Zugehörigkeit zu einem Religionsbekenntnisse nicht als solche, sondern nur als Bedingung der allgemeinen Eignung der Person für das Amt in Betracht". Den Höhepunkt erreicht diese Argumentation in dem auf derselben Seite selbstredend beweislos hingestellten Satze: „dass im Wege der Gesetzgebung ohne Verfassungsänderung für Aemter, welche in einer Beziehung zum religiösen Leben stehen, das Erfordernis eines bestimmten Bekenntnisses aufgestellt werden kann".

Um alle diese Ausspräche plausibel zu machen, wird die Parität aus einem Rechtsbegriffe in einen politischen Begriff umgewandelt. Die Ausschließung einzelner Confessionen von den Staatsämtern „ohne Verfassungsänderung" und wohl auch „ohne Verfassungsverletzung" ist das Programm. Man könnte zunächst vermuthen, dass es in erster Linie auf die Juden abgesehen sei. Diese werden aber wahrscheinlich bloß nebenbei mitgenommen werden. Die genaue Durchforschung des von Herrn Dr. Max von Hussarek der Mitwelt übergebenen, auf 35 Druckseiten das ganze österreichische Staatskirchenrecht „systematisch darstellenden" Werkes zeigt, daß es sich um weit wichtigere Probleme, als um Juden und Protestanten handelt.

In dem Capitel über die Verfassung der Religionsgesellschaften wird auf Seite 9 und 10 die Mitgliedschaft an Religionsgesellschaften behandelt. Das Recht der Staatsbürger nach Vollendung des vierzehnten Lebensjahres, also nach erreichter Religionsmündigkeit, aus ihrer bisherigen Kirchengemeinschaft auszutreten, kann infolge allzu klarer gesetzlicher Bestimmungen nicht aus der Welt theoretisiert werden; zum Schlusse hierüber wird aber auf Seite 10 (Zeile 17 bis 19 von oben) folgender Satz ohne jede Beweisanbietung, welche übrigens im Rahmen der gegenwärtig geltenden Gesetze unmöglich wäre — als Dogma aufgestellt: „Ausgeschlossen ist der Austritt bei Personen, die sich in einem Geistes- oder Gemüthszustande befinden, welcher die eigene, freie Ueberzeugung ausschließt. Dies kann namentlich die Folge nationaler oder politischer Agitationen sein." Dr. v. Hussarek vindicirt also der politischen Behörde das Recht, jedem Staatsbürger, welcher seine Kirchengemeinschaft verlassen will, auf seinen Gesinnungszustand hin zu taxiren, ihn festzustellen, ob nationale oder politische Gründe ihn zum Ausscheiden aus seiner Confession veranlassen. Für diesen Fall hat natürlich nach Dr. v. Hussarek die Behörde das Recht, diesen Austritt dadurch hintanzuhalten, dass sie denselben nicht dem Seelsorger zum Kenntnis bringt. Tagegen findet Dr. v. Hussarek gar nichts Bedenkliches an einem Religionswechsel, der aus anderen, religiös indifferenten Gründen vollzogen wird, zum Beispiel um durch anderweitigen Zutritt zu erlangen oder um die Dr. v. Hussarek sehr Unsympathien zu einem Staatsamte zu erwerben. Das Gegentheil wäre auch zu bedauern, denn die Confessionsänderungen aus lediglich religiösen Beweggründen dürften in unserem Jahrhunderte zu den seltensten Phänomenen gehören. Diese ist unser modernes Staats-Kirchenrechtsverhältnis denn doch in praxi: um rational und gerecht Dinge in die Gründe nicht nur Wort, man muss sich nur wundern, dass Dr. v. Hussarek nicht auch den Lehrsatz aufstellt, dass im sozialen Rechtsleben und Leben das Recht der Religion, ihre Religion zu wechseln, im Wege der gesetzmäßigen Zwangsmittel der Staatsgewalt durch Bestimmungen auszuschließen oder im besten Falle „auf Null" zu reduciren sei. Und wohl! Das Bekenntnis kommt in Sinne Dr. v. Hussarek (Zeile 22 bis 24 von oben) bloß als „Das einzelnen Falle kann die praktische Anwendung [illegible] Gesetzes [illegible] Bedingungen, [illegible] Bevölkerung [illegible] Staates [illegible] Religionsbekenntnis [illegible] Gesetzes [illegible] Bedingungen [illegible] Gesetzes [illegible] Bedingungen [illegible] Gesetzes [illegible] Bedingungen

das Buch von selbst gerichtet. Wären die Hussarek'schen Dogmen nicht in der Form des grundrissartigen Lehrbuches zum Ausdrucke gebracht worden, so wäre dieser Aufsatz ungeschrieben geblieben. Diese Abwehr musste erfolgen, weil durch die Gestalt eines Lehrbuches die Propagation dieser Sätze besonders gefährlich wird: denn der Student lernt diese Sätze als Wahrheit, als geltendes österreichisches Recht, ihm fehlt die kritische Sonde, und gerade jener Theil der Studenten, der sich dem politischen Verwaltungsdienste zuwendet, ist auch im Leben nur selten geneigt, tiefere, rechtliche Untersuchungen anzustellen. Durch das Lehrbuch wird die juristische Praxis am meisten inficiert. Dies weiß jeder praktische Jurist. Hierin liegt eben die Gefahr des besprochenen Werkes. Leider ist die Brunnenvergiftung nur völkerrechtlich verboten, im politischen Parteikampfe aber erlaubt. Es ist nur zu verwundern, dass drei Universitätsprofessoren als Herausgeber auf dem Titelblatte erschienen. Diese hätten doch wenigstens ein kleines Maß von Censur üben können; denn dies hätte sogar die Pressepolizei thun können, weil ja das Werk Dr. v. Hussarek's auch nach dem Pressgesetze nicht als wissenschaftliches Werk erscheint — es hat ja nicht den Umfang von fünf Bogen.

N. Z.

Ein neues Gutachten der Polnaer Gerichtsärzte.

Von Prof. Dr. Th. G. Masaryk (Prag).

Der Polnaer Prozess droht seine bisherige Zonation zu überbieten: wenigstens ist die in den „Nar. Listy" vom 5. und im „Deutschen Volksblatt" vom 14. d. M. erschienene „Antwort" der Polnaer Gerichtsärzte auf meine Broschüre gewiß sensationell. Darin haben die antisemitischen Blätter ganz recht. In der That muss man von Sensation sprechen, wenn die Gerichtsärzte jetzt nach durchgeführtem Proceß mit ganz neuen Thatsachen auftreten, und noch sensationeller ist es, wenn dieselben jetzt etwas ganz anderes behaupten, als sie in ihrem Obductionsprotokoll ausgesagt haben ... In diesem Obductionsprotokoll heißt es zum Beispiel, dass der Oberkörper der ermordeten Agnes Hruza bis zum Gürtel ganz nackt gefunden wurde — jetzt lesen wir, dass der Polnaer Todtengräber vor der Obduction „genöthigt war, die Jacken zu durchschneiden, damit er dieselben vom Körper der Agnes Hruza herabbekommen konnte". Auch die Anklage führt an, der Oberkörper sei ganz entblößt gewesen.

Die „Antwort" der beiden Herren Gerichtsärzte bestätigt mir das Bild, das ich mir als Laie von ihrer medicinischen Sachkenntnis gemacht habe. Wie gesagt, ich bin Laie. Als Student habe ich zwar einige Semester der Anatomie und Physiologie gewidmet, aber davon ist mir nichts mehr geblieben, als dass ich mir in den verschiedenen Fachbüchern die nöthige Belehrung zusammensuchen kann. Ich sage das deshalb, damit in meinen medicinischen Erörterungen keine fremden Fachmänner gesucht werden. Allerdings habe ich nach der Veröffentlichung meiner Broschüre einigen berühmten Fachmännern mehrere Fragen gestellt, wie sich dieselben mir aus dem Parere der Polnaer Aerzte ergeben haben; auf diese Fragen habe ich allerdings das größte Entgegenkommen gefunden. Ich sage allen den Herren hier meinen Dank, werde sie aber nicht nennen, weil ich sie den rohen Angriffen und Insinuationen der clerical-antisemitischen Presse nicht aussetzen will.

Ueber Aleinigkeiten will ich mit den Herren Aerzten nicht ins Gericht gehen. Ich weiß, dass sie ihre Antwort nicht selbst stilisiert, nur durchgesehen haben, und darum vermeide ich es, die mehr stilistischen Versehen zu besprechen. Nur die Insinuation, ich hätte einige Worte absichtlich gefälscht, muss ich mit aller Entschiedenheit zurückweisen*).

Freilich werde nicht ich allein der Fälschung geziehen. Die Herren Gerichtsärzte schreiben nämlich, dass im Protokoll über den Localaugenschein und überhaupt mehrere „unpassende und mit dem Begriffe sich nicht präcis deckende Bezeichnungen" zu finden seien: das rühre entweder daher, dass der Rath Reichenhah als geborener Deutscher der böhmischen Sprache ungenügend mächtig sei, oder daher, dass diese unpräcisen Ausdrücke „absichtlich von jemand anderem gebildet wurden". Mich interessiert nicht zu wissen, nur dieser „jemand" ist — aber das muss ich sagen: in dem Processe, in welchem es sich nicht um Leben und Tod von Individuen, sondern um eine schwere Anklage gegen ein ganzes Volk handelt, wimmelt es von so unpräcisen Ausdrücken und diese Ausdrücke sind noch dazu „absichtlich gebildet", das heißt einfach gefälscht werden! Das sind ja ganz artige Anklagen ich wiederhole, das „Deutsche Volksblatt" hat ganz recht, wenn es die Antwort der unter Eid ausgesagten Polnaer Aerzte als sensationell angekündigt hat. Ich selbst bin nur froh, dass ich meine Broschüre geschrieben habe ... die Herren Sachverständigen und Richter haben nun Gelegenheit, den Proceß verlaufig publicistisch zu corrigieren.

Die Herren Polnaer Gerichtsärzte corrigieren sich übrigens auch selbst. Obwohl sie die Unpräcisen des Ausdruckes dem deutschen Richter vorwerfen, sind sie selbst in ihrer „Antwort" gezwungen, viermal die eigene Unpräcision einzugestehen und zu entschuldigen. Diese Selbstanklage ist zu wichtig, als dass ich dieselbe nicht genauer fixieren sollte. Da wo es sich um die Erklärung der Umbiegung der Füße handelt, schreiben die Herren: „Die Erklärung ... ist zwar von einem von uns beiden dem Präsidenten ein wenig unbestimmt gegeben worden, aber der andere hat die Stellung (der Füße) auf natürliche Weise erklärt, wie sich der Herr Professor aus dem Protokoll (der Hauptverhandlung) überzeugen konnte." Dieses erste Eingeständnis der Unpräcision enthält eine neue Unpräcision: es ist nämlich gar nicht wahr, dass der zweite Sachverständige das Umbiegen der Füße natürlich erklärt habe. Ich kenne diese Erklärung sehr gut (Protokoll der Hauptverhandlung pag. 315); aber der Leser wird sich sogleich überzeugen, dass die Erklärung gar nicht „natürlich" und dass sie überdies mit der in der „Antwort" gegebenen nicht identisch ist. An zweiter Stelle gestehen die Herren Gerichtsärzte, dass einer derselben bei der Beschreibung der Wunde sich „unpassend ausgedrückt habe"; drittens gestehen die Herren ein „Versprechen" zu: „in der ungewöhnlichen Aufregung wird bei der Verhandlung irrthümlich ein Wort gebraucht, das sich mit dem Begriffe nicht vollständig deckt, anders als bei der ruhigen Besbachtung und dem Dictieren des Protokolles". Beeidete Sachverständige, Medicinier — sind aufgeregt bei einer anatomischen Erklärung? Endlich an vierter Stelle geben die Herren nachverständigen zu, dass die Lage (von den Steinen) in der That ein wenig unklar stilisiert sei: eben hörten wir die Ausrede auf die mündliche Verhandlung — hier haben wir eine Stelle aus dem „ruhigen" Dictate des eigenen Protokolles!

In der That müssten die Herren Sachverständigen ihr ganzes Protokoll und Gutachten auf dieselbe Weise corrigieren und zurücknehmen; es thut mir leid, sagen zu müssen, dass alle ihre mündlichen und schriftlichen Aussagen sachlich fast wertlos sind, wie mir das mehr als eine medicinische Autorität bestätigt hat. Zu ihrer Entschuldigung will ich trotzdem anführen, was mir ein berühmter Anatom darüber sagte: „... Die Polnaer Aerzte haben die Obduction nicht schlechter ausgeführt als dies andere Aerzte gethan hätten. Man kann von den praktischen Aerzten nicht auch noch verlangen, dass sie seltenere Sectionen machen. Eine Section ist Sache des Anatomen und nicht eines gewöhnlichen Arztes. Eine Reform dieser in forensischer Beziehung so wichtigen Angelegenheit wäre an der Zeit."

Bevor ich mich nun zu der Besprechung einiger wichtigerer Punkte wende, muss ich vorerst constatieren, dass die gerichtlichen Sachverständigen ganz und gar meine anatomischen und physiologischen Erklärungen annehmen; ich würde mich darüber freuen, wenn ihnen die Herren nicht einen ganz anderen Sinn unterschieben und ihre früheren Aussührungen besonvuieren würden.

Ganz besonders begreifen sie nun, dass die Umbiegung der Füße und die Krümmung des Körpers eine äußerst wichtige Thatsache sind und sie versuchen es nun, diese Thatsache eingehender zu erklären. Im Obductionsprotokoll steht darüber kein Wort! Die Mörder ... so lautet in Kürze ihre Erklärung: wollten die Körpertänge möglichst verkürzen, um die Leiche zu verstecken; darum haben sie die Füße in den Knien nach rückwärts umgebogen und unter die Aeste eines Fichtenbäumchens gelegt; die Aeste dieses Bäumchens haben die umgelegten Unterschenkel niedergehalten und an dem Rückfallen verhindert.

Diese Erklärung ist unmöglich: die Aeste eines Fichtenbäumchens sind doch an dem Stamme in verschiedener Höhe im Kreise angebracht, und darum können sie umgebogene Beine nicht in einer und derselben Höhenlage niederhalten; wollten die Mörder die Aeste des besagten Bäumchens dazu zu schwach — die Herren selbst geben seine Höhe auf höchstens 1·25 Meter an — und darum kann man nur von Aesten sprechen, wie es bei der mündlichen Verhandlung thatsächlich geschehen ist. Diese Aeste, wird uns weiter gesagt, reichen bis zur Erde: das waren gewiß die stärksten, aber wie konnten sie die Beine in einer bedeutenderen Höhe niederhalten? Das konnte nur ein ziemlich starker und langer Ast leisten, der in der entsprechenden Höhe etwa 8 bis 20 Centimeter; und dass die gebeugten Füße niederhalten wurde. Wenn die Füße in ihrer gewaltsamen Umbiegung in einem scharfen Winkel niedergehalten werden sollten, so müsste der Ast mit seinem Drucke nahe an den Fußen einsetzen, lage er nahe an den Knien, so könnte er gerade infolge seines Druckes die Beine zurückschnellen oder selbst abgleiten, und die Beine wären dann nicht im scharfen Winkel gekrümmt geblieben. In jedem Falle hätte ein so stark drückender Ast auf den Füßen eine starke Furche verursacht — in Obductionsprotokoll hören wir von einer solchen Furche gar nichts; es werden an den Füßen „verschiedene Eindrücke" constatiert, aber als die angeblich Mörder werden ausdrücklich die Eindrücke von den Strumpfbändern unter den Knien hervorgehoben.

Ebenso unmöglich ist die Erklärung der Gerichtsärzte bezüglich der Krümmung des Körpers. Im Obductionsprotokoll und bei der Verhandlung haben sie den Gegenstand gar nicht berührt. Die Mörder

*) Ja es ist sogar ein Irrthum, wenn behauptet wird, ich hätte [illegible]

Digitized by Google

so sagen sie jetzt, haben die Knie und Oberschenkel des Leichnams noch näher an den Stamm des Bäumchens „weggeschoben“, und dadurch sei der Körper auf der rechten Seite gekrümmt worden. Eine unglaubliche Anatomie! Ein Wegschieben der Oberschenkel ist eben nur ein Wegschieben, weiter nichts; die Oberschenkel wären dadurch höchstens aus der Richtung des Oberkörpers verschoben. Nach der Anklage war der Körper „in mäßigem Bogen in der Richtung nach rechts verkrümmt“ — das Beiseiteschieben der Oberschenkel nach rechts kann den Oberkörper nicht in der Richtung nach rechts krümmen. Entweder folgt der Oberkörper wenigstens zum Theil dem Drucke nach rechts und bewegt sich etwas nach links, oder es entsteht auf der rechten Beckhseite eine kleine Eindrückung, der links eine entsprechende Ausweitung entspräche! Allein die Herren vergessen bei ihrer Erklärung auf ein wichtiges Factum, daß die Unterschenkel nicht nur nach rückwärts, sondern daß dieselben zugleich auch etwas nach rechts umgebogen waren: durch die Manipulation unter den Baumästen und besonders durch das Wegschieben nach rechts wären die Füße nach rechts gedrückt worden! Der händige Druck der von der rechten Seite anlangenden Aexte hätte sie schon nach links gebeugt. Uebrigens läßt sich die Unrichtigkeit der gegebenen Erklärung durch den Localbefund erweisen. Die Leiche wurde zwischen zwei Bäumchen so gelegt, daß beide Bäumchen von der Leiche etwas rechts zu stehen kamen; von dem einen Bäumchen zum anderen habe ich die Entfernung von circa 138 Centimeter gemessen. Die Entfernung des Kopfes von dem der vorderen Bäumchen betrug nach verlässlicher Angabe etwa 10 Centimeter; bleiben also für den Körper etwa 128 Centimeter, wenn er bis an das zweite Bäumchen gereicht hätte. Der Körper der Agnes Hruza war 155 Centimeter lang; ich berechne die Länge der Unterschenkel 39 Centimeter, bleibt also für die Länge des liegenden Körpers 116 Centimeter, die Knie haben also an den Stamm, respective unter die Aesten, wo sie am stärksten sind, gar nicht herangereicht; überdies muß man noch den Angriffspunkt der Aesten auf die umgebogenen Unterschenkel, im günstigsten Falle 16 Centimeter, abrechnen. Das heißt aber: bei der für die Herren Sachverständigen günstigsten Berechnung müßten die umgebogenen Unterschenkel von den Baumästen in der Entfernung von circa 100 Centimeter vom Kopfe niedergehalten werden. Das heißt, die Stelle der umgebogenen Unterschenkel, an der die Aeste mit ihrem niederhaltenden Druck einsetzen müßten, wären vom ihrem Baumstamme circa 28 Centimeter entfernt, und das bedeutet weiter, daß die „Aeste“ die umgebogenen Füße nur mit ihren schwachen Enden bedeckt, nicht aber niedergedrückt hätten, weil die Füße eben nicht an dem Stamme und unter den Aesten, wo sie am stärksten sind, sein konnten.

Da ich schon von der Localität spreche, so mache ich für alle Fälle aufmerksam, daß die Leiche auf ganz ebenem Terrain gelegen war, daß also die Beine nicht tiefer lagen als der Kopf — eher war dieser etwas tiefer gelegen als die Füße. Noch mehr. Das Fichtenbäumchen stand, wie gesagt, von der Leiche rechts. Gesetzt, es hätte den gewünschten starken Ast gehabt, so ist klar, daß er nur den einen, den rechten Unterschenkel festgehalten hätte, der linke wäre zurückgefallen oder wäre viel weniger stark gebogen gewesen, während nach der mündlichen Erklärung eines der ersten Gerichtsärzte beide Füße gleich stark umgebogen waren.

Bei der mündlichen Verhandlung wurden über die starke Umbiegung der Füße folgende Erklärungen abgegeben. Der erste Sachverständige sagte, die Umbiegung habe sich durch das Unterbringen zwischen den Bäumchen nicht erklären; die Füße seien umgebogen worden, damit der Kopf des Platze ausfülle. Der zweite Sachverständige sagte, daß die Füße an den „Aesten“ angestossen hab n und sich dadurch umbiegen konnten. Es ist also nicht wahr, daß die Erklärung des „Umbiegen“ eben bei der Verhandlung gegeben wurde. Am Obigen soll es Lieb auch nicht die Verantwortung in Abrede stellen, sich verschieden bei Gelegenheit, nach meiner Ansicht nicht ein in den Hauptpunkten gleiche Aussage und auch eine ganz andere, allerdings wirkliche Erklärung, als er früher gegeben.

Die Füße ist klar, der Rock wurde an die Baumäste mit [illegible] Nadeln angesteckt, und [illegible] Oberkörper [illegible] Rock [illegible] Bäumchen [illegible] Füße [illegible] Aesten [illegible] Füße [illegible] Aesten [illegible] Füße [illegible] Aesten

geführt worden, der zweite meint, das Messer sei an der linken Seite angesetzt worden — in der „Antwort“ wird die Wunde als wagerecht geführte Schnittwunde beschrieben. Ich zweifle, dass bei einer wagerechten Wunde das Messer bis zum Knochen eingedrungen wäre, falls der Kehlkopf nur „ein wenig durchschnitten“ wurde und die Wunde links in der Richtung zum Ohr verlief; in Reinsberg gerichtlichen Medicin wird als Erkennungszeichen der Stichwunde unter anderem angeführt, dass dieselbe häufig bis zum Knochen dringe — die Herren Sachverständigen haben den Knochen offenbar gar nicht angesehen. — Ueber untergeordnete Fragen will ich nicht viel Worte machen. Die Herren Sachverständigen polemisieren zum Beispiel gegen die Hypothese Dr. Bulowas, dass die Leiche an den Fundort getragen wurde; allein ich habe doch gleich gesagt, dass die Leiche wahrscheinlich überführt wurde. Falls die Strangulationsfurche thatsächlich an dem lebenden Körper vermisst wurde, so habe ich gar nichts dagegen; das ist eine Frage für sich, und beweist gar nicht, dass die That im Walde verübt wurde, denn strangulirt wird in einem Gebäude nicht anders als im Walde. Allerdings muss ich den schwerwiegenden Vorwurf wiederholen, dass die Strangulationsfurche nicht untersucht wurde; es hätten doch die unterliegenden Muskeln untersucht werden sollen, um die Stärke der Zerrung zu bestimmen, auch hätte, wie mir gesagt wird, eine decidive mikroskopische Untersuchung angestellt werden sollen, um zu entscheiden, ob die Strangulation in vivo oder post mortem verursacht worden ist. „

Die Herren Sachverständigen imputieren mir den Ausspruch, die Leiche sei bald nach dem Tode an die Fundstelle gebracht worden, ja sie eitieren sogar meine angebliche Berechnung des Termines auf 10 bis 14 Stunden. Allein das ist nur in der Phantasie der Herren: ich habe im Gegentheil ausdrücklich betont, dass ich über diese Zeitbestimmung absichtlich noch nichts sage.

Unter anderem rufen die Herren Sachverständigen Zeugenaussagen für die Thatsache an, dass vor dem Morde an der Fundstelle der Leiche nicht soviel Steine aufgehäuft waren, wie nach dem Morde. Die Herren Sachverständigen sehen darin einen Beweis dafür, dass die Mörder ihren Plan wohl durchdacht und vorbereitet haben. Man traut seinen Augen kaum, wenn man so etwas liest: die Mörder haben sich wasserhaft Steine vorher zusammengetragen, um sich dann einen anzuwählen, mit dem dem armen Opfer die Wunden am Kopfe beigebracht werden sollten! Oder wurde jede von den acht Wunden mit einem anderen Steine zugefügt? . . .

Ich habe es gesagt, dass der Inhalt des Magens nicht genauer bestimmt haben. In der „Antwort“ werde ich nun belehrt, dass Agnes Hruza nach der Ausage des Fräulein Pechal etwa um 4 Uhr Milch und Brot gejaust habe, bei den Hrnzas habe man diesen Tag eine Kartoffelsuppe und Kartoffeln zum Nachtmahl gehabt und davon sei im Magen keine Spur zu finden gewesen. Und das soll nun eine genaue Bestimmung sein? In den Obductionsprotokolle sieht, dass im Magen eine Menge von einem dünnflüssigen weißen Brei, nach allem wahrscheinlich aus Milch bestehend, gefunden wurde, nur hie und da seien auch festere Speisenreste vorhanden gewesen. Woraus bestand also der Brei, wenn die Milch nur den hauptsächlichsten Bestandtheil bildete? Nicht etwa auch aus — Kartoffeln? Wurde gekochte oder rohe Milch gewesen? Ich zweifle, dass nach zwei Stunden nur von der Jause im Magen eine Menge zurückgeblieben wäre. Natürlich wird uns auch nichts über den Inhalt der Gedärme gesagt. Das aber die Physiologe des Verdauens anweisig, so überlasse ich es den Fachkundigen zu bestimmen, ob Milch „gekocht? roh?“ Brei nach 2, oder erst nach 3, 4 oder 5 Stunden aus dem Magen schwindet. Und selbstverständlich würde ich mir die Aussage der Hruzas sehr genau besehen: übrigens steht nirgends geschrieben, dass die unglückliche Agnes Hruza nach dem Nachtmahl entleibt wurde.

Nur noch einen Punkt will ich genauer beleuchten. Die Sache ist zwar wichtiger, als dieselbe Gegenstand einer denunciatorischen und agitatorischen Interpellation des Abgeordneten Brzyzowsky bildet. Ich werde diesem famosen Herrn und seinen Bekehrbefohlen die nöthige Belehrung geben, umsomehr, als auch die Herren Sachverständigen die Inkrimination, die zuerst Herr Dr. Bora ausgesprochen hat, wiederholen. Es handelt sich nämlich um die Thatsache, dass das Hemd der Ermordeten mit einer Schere, nicht mit einem Messer abgeschnitten sei, wie die Anklage behauptet. Die Thatsache ist, wie bekannt, schon von einer gerichtlichen Commission bestätigt gefunden. Um dies abzuschwächen, insinuieren die Antisemiten den Untersuchungsrichter, er habe den Scherenschnitt an dem corpus delicti nachträglich ausführen, Dr. Bulowa mit Fug und Recht unerlaubter Weise mit Verbrechen manipulieren lassen. Gegen diese geradezu rohe Denunciation kann ich nach eingehendster Untersuchung Folgendes sagen. Es war Pflicht des Untersuchungsrichters, Dr. Bulowa und dessen Frau zu entvahnen, sobald sie zur Ueberzeugung gelangen, dass der Untersuchungsrichter das die beiden nicht etwa im Irrthume, sondern vor zwei Zeugen empfangen. Wie ich erfahre, hat er über den Vorgang ganz correct die amtliche Anzeige erstattet, am Grund welcher die weitere gerichtliche Untersuchung des Hemdes thatsächlich wurde, welche das den Antisemiten äußerst unerwünschte Resultat ergeben hat, dass das Hemd thatsächlich mit einer Schere und nicht mit dem Messer abgeschnitten wurde. Die Herren fühlen, dass das gegen den Mord im Walde spricht.

Weitere Einwände gegen die Herren Polnaer Aerzte übergehe ich anderen. Selbst ein Laie wird zum Beispiel wissen, dass nicht nur die lebendige, sondern auch die todte Haut Eindrücke empfängt; nun wollen die Herren in den Abdrücken des Bodens auf der Haut einen Beweis dafür sehen, dass die Leiche frisch auf den Boden gelegt wurde und erst dort ausblühte und erstarrte! Die Leichenstarre erfasst doch die Muskeln, nicht die Haut!

Und welche Ausreden die Herren auch sonst vorbringen. Ich habe ausmerksam gemacht, dass sich die Herren die Frisur nicht genau angesehen haben. In ihrer „Antwort“ werde ich nun belehrt, dass an zwei Haarbüschen die Anzeichen des Flechtens vorgefunden wurden: was sind das für „Anzeichen“? „Anzeichen“ des Verwirrens aber und der Durchtränkung und Zusammenbackung durch Blut war es nicht möglich, die Art der Frisur zu unterscheiden . . .“

In einer Sache muss ich den Herrn Aerzten zugeben, dass ich Unrecht hatte — in der Geographie. Als ich meine Broschüre schrieb, war ich noch nicht in Polna und der Umgebung gewesen und verließ mich auf Pläne, Photographien und die Verhandlungsprotokolle. Darnach habe ich niedergeschrieben, dass man vom Fundorte nach Polna sehen und hören könne. Dass das nicht richtig ist, habe ich an der Stelle schon vor der „Antwort“ gesehen und eben wiederum bestätigt gefunden, nachdem ich mich eigens nochmals an Ort und Stelle begeben habe, um die angeführten Ausmessungen vorzunehmen.

Die Leier der „Zeit“ mögen mir verzeihen, wenn ich sie mit solchen Details unterhalte; allein der Ritualaberglaube lässt sich nicht mit allgemeinen culturgeschichtlichen Erörterungen aus der Welt schaffen, er muss derart in einem concreten Falle in seiner Nichtigkeit erwiesen werden. Das hat doch schon jeder: eine richtige Obduction und sachgemäße Beschreibung der Leiche hätte den Aberglauben im Falle Polna gar nicht aufkommen lassen!

Zur Heilstättenbewegung.

Unter allen Seuchen, die vielgefürchtete Cholera und Pest nicht ausgenommen, nimmt die Tuberculose in Bezug auf die Zahl ihrer Opfer die erste Stelle ein. In Oesterreich sind 1896 bei einer Bevölkerung von 24,977.038 und bei einer Gesammtsterblichkeit von 682.994 nicht weniger als 91.663 Personen an Tuberculose gestorben. Demnach entfielen 13·4 „ der Todesfälle auf die Schwindsucht. Noch weit ungünstiger lautet das Ergebnis, wenn man das Alter der Verstorbenen in Betracht zieht. Im erwerbsfähigen Alter von 15 bis 60 Jahren erreicht die Schwindsuchtsterblichkeit eine schreckenerregende Höhe: 31·9 „ aller Todesfälle, in Wien 37·5 „. Beim wirthschaftlich-sanitären Standpunkt muss das Auftreten der Lungentuberculose im erwerbsfähigen Alter die größte Wichtigkeit, weil hier jeder Verlust durch Krankheit oder Todesfall eine Minderung des lebendigen Volkscapitals bedeutet. Wäre auch bei der Tuberculose die Anzeigepflicht der Aerzte eingeführt, so würde man erfahren, dass in manchen Großstädten jeder dritte Mensch tuberculos ist.

Das scheint nach Aussage, Zum Glücke steht die Heilkunst dieser furchtbaren Krankheit nicht mehr machtlos gegenüber. Und zwar richtet sich die Behandlung entweder gegen die Krankheit und ihre Erreger oder sie sucht den Organismus zu stärken, damit er die Krankheit überwinde.

Bisher war man der Ansicht, dass die Lungenleidenden, nur Heilung zu finden, ein anderes Klima aufsuchen müssten. Die meisten sahen ihr Heil in dem warmen milden Klima des Südens. Nach Brehmer wiederum sollte man Orte wählen, die gegen diese Krankheit immun sind, und er fand diese Orte in den höheren Gebirgsgegenden, zum Beispiel in Görbersdorf. Dem steht ein Dutzend des Professor Schröter gegenüber, welcher lautet: „Eine wirkliche Immunität gegen Tuberculose besitzt auch das Bergklima nicht. In den Höhen, wo die renommiertesten Heilstätten sich befinden, kommt die Tuberculose ebenso vor, nicht nur in Görbersdorf, sondern auch in den höchsten Berggegenden der Schweiz. Das südliche Klima, welches nach Livingstone frei von Tuberculose sein soll, trägt bei den Eingeborenen, den Hottentotten, die verheerendsten Grad der Krankheit und ähnlich ist es mit allen anderen Klimaten. Wir können auch in unserem Klima den Kranken eine ganz gleichwertige Luft und eine gleiche Wärme verschaffen, wie sie Aegypten, die Riviera, die Insel Madeira, Algier, Nizza, Meran, Davos, Arosa, Montreux, der Engadin, Bozen, Gries, Botzen, Brixen, Trafoi, Riva, Arco, Torbole, Gardasee, Lugano, Locarno, Pallanza, Stresa, Baveno, Isola bella, Isola madre, Cannobio, Intra, Arona, Sesto Calende, Varese, Como, Cadenabbia, Bellagio, Menaggio, Colico, Chiavenna, Tirano, Sondrio, Bormio, Madonna di Campiglio

ist nur in geschlossenen Heilanstalten durchführbar, denn die Pflege des Kranken soll unter sorgsamste ärztliche Anleitung und Ueberwachung gestellt und der Kranke nicht nur geheilt werden, sondern auch lernen, wie er leben müsse, um gesund zu bleiben. Es soll ihm reichlicher Genuß der freien Luft (Liegekuren, Liegehallen, Schalen bei offenen Fenstern u. s. w.), reichliche Ernährung und aufmerksame, verständnisvolle Pflege geboten werden. Thatsächlich ist auch in jenen Ländern, die bereits eine größere Anzahl von Heilstätten besitzen, ein bedeutender Rückgang der Sterblichkeit an Tuberculose nachzuweisen. Auf dem Berliner Congreß tarierte der Leipziger Kliniker Curschmann die durch diese Heilmethode zum Stillstand gebrachten Fälle auf 20%.

Eine Schmach für uns ist es, daß in Oesterreich, wo die Tuberculose am verheerendsten wüthet, die Verhältnisse noch recht traurige sind. Trotzdem es ein österreichischer Gelehrter war, Professor von Schrötter, der als erster für die Errichtung von Heilanstalten eingetreten ist, gibt es bei uns erst eine einzige Anstalt gegen einunddreißig in Deutschland. Ja, in Deutschland ist man sogar schon daran, Heimstätten für genesende Lungenleidende zu errichten, um ihnen nach erfolgter Heilung in sogenannten Reconvalescentenhäusern Aufenthalt und Pflege zu gewähren. Die durch Vertreter der Aerztekammern erweiterte wissenschaftliche Deputation für das Medicinalwesen in Berlin beschäftigt sich in erster Reihe mit der Frage, wie diese Bewegung zu fördern sei. Was in Deutschland möglich ist, das sollte auch bei uns mit der größten Beschleunigung versucht werden.

Freilich fordert dies große materielle Opfer. Hat man mühselig das Anlagecapital für den Bau zustande gebracht, steht endlich der Bau selbst verheißungsvoll da, dann müssen die Patienten auch verpflegt und gut verpflegt werden, nach dem idealen Grundsatze: für die Kranken ist das Beste gerade gut genug. Man weiß, welch aufopfernde Mühe die Errichtung der Heilanstalt „Alland“ gekostet und wie sehr der Verein jetzt noch zu kämpfen hat, um die nöthigen Erhaltungslosten aufzubringen.

Es sei uns nun gestattet, ein System zu empfehlen, das im Geiste der modernen Socialpolitik mit möglichster Umgehung der privaten Wohlthätigkeit sich dem erstrebten Ziele zu nähern sucht; und aller Aussicht nach mit mehr Erfolg als jeder bisherige Versuch.

Man gründe zunächst in der Nähe einer Großstadt, wo es ja praktisch am leichtesten fällt — sagen wir zum Beispiel auf einem gesunden Flecken der Umgebung Wiens — ein Sanatorium für bemittelte Kranke. Damit allein wäre ja auch schon ein Beispiel gegeben, das in Oesterreich bisher schmerzlich vermißt wird; aber ich betrachte es hier nur als Grundlage, auf der sich die eigentliche Krankenwohlfahrtseinrichtung als folgerichtig gegliederter Bau zu erheben hätte. Dieses Sanatorium nämlich würde sich nicht bloß selbst erhalten, sondern sogar, da ja bekanntlich niemand so gut und so gerne Heilerfolge bezahlt wie der Lungenkranke, ganz enorme Reingewinne erzielen, und diese könnten sofort ihre Deutung und Verwendung in der Anhäufung Minderbemittelter zu ermäßigten Preisbedingungen und in der Anlage eines Gründungsschatzes für Volkssanatorien.

Der Anfang wäre auf diesem Wege leicht zu machen. Denn für ein Unternehmen, das sein Anlagecapital selber zurückzahlt, wird sich ein unverzinsliches oder niedrig verzinstes Darlehen leicht auftreiben lassen. Dazu ließen sich vielleicht sogar Sparcassen heranziehen: jedenfalls aber einzelne Capitalisten — selbstverständlich wären Spenden à fonds perdu nicht zurückzuweisen — und endlich auch die weiteren Kreise der Mittelclasse, da man ja Antheilscheine mit entsprechend kleinen Beträgen ausgeben könnte. Auf dieser collectivistischen Grundlage könnte sich alsbald eine collectivistisch geleitete Anstalt erheben.* Das investierte Capital würde sich bei durchaus solider geschäftlicher Anordnung bedeutend verwerthen und so eine directe, zuhilfenahme der Wohlthätigkeit mittelbar jenen zugute kommen, die der Hilfe am meisten bedürfen, den armen Kranken.

Und diese erste Musteranstalt mit ihrer segensreichen socialen Anlage würde nicht lange allein bleiben. Jeder Großstadt auch in unserem dichtbesiedelten verwachsenen Lande müßte es, bei einer Verbreitung der Idee im Großen, alsbald darum zu thun sein, an der Peripherie ihres Weichbildes solche sich selber bezahlende Heilstätten für Reiche und Arme sich erheben zu sehen. Und unter den localen Gegebenheiten, nach welchen die Anlage dieser Sanatorien zu richten hätte, würde der hygienische Heilerfolg Etwaiges wohl thun. Denn — um bekanntes ein noch einmal — nicht das specifische „Klima“, nicht die nur den Reichen zugänglich gewordene Idee von der heilenden Höhenluft ist das wichtigste Erfordernis für die Genesung, sondern die Pflege. Das Klima, d. h. die Summe der Wirkungen, welche Bodenbeschaffenheit, Luftdruck, Temperatur, Feuchtigkeit, Niederschläge, Luftbewegung und Sonnenschein auf den Menschen ausüben, kann nicht immer in der Weise, wie es für den Kranken nöthig wäre, geändert werden. Es soll es auch nicht. Vielmehr kommt es bei einem Heilverfahren darauf an, die Besserung der Kranken in demjenigen Klima oder wenigstens in der Nähe desjenigen Klimas zu erzielen, in welchem der Kranke weiterhin leben soll.“

Henriette Weiß.

Freytag und Treitschke.

Vermuthlich wird der Einblick in die Correspondenz*) dieser beiden Männer, die in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts die literarischen und classischen Vertreter des deutschen Nationalgefühls waren, die Mehrzahl wißbegieriger Leser gründlich enttäuschen. Man wußte doch wohl, namentlich für die Schlußgeschichte, die Zeit des Nationalvereines und der Schutzentage, etwas mehr Seelen- und Stimmungsgeschichte erwarten, einen tieferen Einblick in die Zeitempfindung. Aber es scheint, diese beiden Männer stimmten in ihrer Grundansicht zu sehr überein, um darüber viele Worte zu verlieren. Sie hatten sich über die Zeitverhältnisse eben nur Allbekanntes zu sagen. Gelegentlich einmal kam es zu Differenzen, und später, im neuen Reich, scheint der Briefwechsel zuweilen gestockt zu haben, nahm dann überhaupt einen rein persönlichen Charakter an. Das ist denn auch sein Hauptwert: er gibt uns willkommene Gelegenheit, die Persönlichkeit der beiden Freunde, ihre Profile gleichsam, neben einander hinzuzeichnen.

Ein Jahr vor dem Waffengang mit Oesterreich saß Treitschke, nicht eben zu seiner Freude, im äußersten deutschen Süden, im österreichisch gesinnten Freiburg i. B. Und es gieng die Kunde, daß er, obwohl damals noch ein Vollblutliberaler, bereits anfange, das leidsam-dämonische Gebahren des preußischen Ministerpräsidenten Bismarck, über welches Freytag sich entsetzte, mit wohlwollenden Augen zu betrachten. Daraufhin setzte sich in Leipzig der bekümmerte Redacteur der „Grenzboten“ hin und schrieb dem um 16 Jahre jüngern Freunde einen sorgenschweren, sehr merkwürdigen Brief, am 14. September 1865: „Aber die Beobachtung deutscher Natur und der politischen Verhältnisse hat mir die feste Ueberzeugung gegeben, daß große Resultate nur durch einfache und nahcliegende Mittel gewonnen werden. Dazu rechne ich vor allem feste Redlichkeit, welche Freunden Vertrauen, den Gegnern Achtung einflößt. Die gegenwärtige Politik Preußens hat für mich etwas sehr Widerwärtiges. Zunächst, weil sie launisch mit kecken Einfällen operiert, denen jede nachhaltige Kraft fehlt, dann weil sie so erbärmlich und schamlos unehrlich ist. Der Fuchs, welcher lüstern nach den Trauben springt, ist nicht das Thier, dem ich mit Vertrauen zusehen vermag. Und wenn solch bestiehaftes Wesen, welches unnütz das Hundegebell von ganz Europa gegen mein armes Preußen aufregt, noch wagt, was selbst genialer Kraft erst von der Dauerkraft späterer Geschlechter verziehen werden darf, so schwillt mir der Grimm.“

Halten wir hier einen Augenblick inne, um zu bedenken, daß Freytag, der Dichter von „Soll und Haben“, der Vertreter des ehrenwerten deutschen Bürgerthums jener Tage, in diesem Ton über Bismarck schrieb! Eine Kritik post festum dieses Briefes wäre ein sehr billiges Unterfangen. Freytag hatte Unrecht. Die nachhaltige Energie, wie es sich nachmals zeigte, gieng einem Bismarck nicht ab; und was er damals wagte, indem er scheinbar ganz Europa gegen sich aufregte, das durfte seiner genialen Kraft von der Dauerkraft späterer Geschlechter allerdings verziehen werden. Aber diese großen Qualitäten, die Freytag verkennender Weise vermißte, entsprangen einem dunklen Untergrund von Eigenschaften und Kräften, die dieser ehrenwerte Bürger damals schon, und mit Besreuden, an dem preußischen Ministerpräsidenten herausfühlte. Denn gewiß, Bismarck operierte mit sehr kecken und verwegenen, wenn auch keineswegs launischen, sondern wohldurchdachten Einfällen. Und eine ganz außerordentliche Scrupellosigkeit ließ sich in jenen Tagen, wo er fast als Einziger am Hof und in Preußen einen Bruch mit Oesterreich erstrebte, seiner Politik nicht absprechen. Da mußte allerdings Gustav Freytag, der in „Soll und Haben“ die alterspünktlichste und altervolidhafte Geschäftsgebahrung gepredigt hatte, ein tiefes Grauen empfinden, so daß ihm in verdunsterter Stunde der Ausruf entfuhr: „schamlos unehrlich!“ Und dann endlich — „solch bestiehaftes Wesen“!

Treitschke, der damals als halber Schüler zu Freytag emporschaute, fühlte sich von den Worten jenes Briefes „wahrhaft ergriffen“. Aber das bauderte ihn nicht, seinen Standpunkt mit Energie und ganzen Gründen zu vertheidigen. Er will ja so ziemlich alles unterschreiben, was Freytag über preußische Zustände äußerte, aber — „Aber schauen Sie auch auf die andere Seite! Dort steht die Meute der Reichsbunder und der elende Prätendent**), den ich aus tiefster Seele verachte. Er hat nicht nur den edlen Entschluß nicht gefaßt, den Deutschland von ihm erwarten darf, er hat auch durch eine gewonnene, demagogische Spielerei sein Land nach Kräften verwirrt. Zwischen dies Elend, diesen heillose Zustände wieder einmal schroff ein den Tag treten, endlich die weiland nationale Partei, heute ganz verkommen in den Sumpf der Phrasen und

*) Gustav Freytag und Heinrich von Treitschke. Briefwechsel. Herausgegeben von Alfred Dove. Leipzig, Hirzel. 1900.

**) Der Herzog von Augustenburg, der Prätendent auf Schleswig-Holstein gemeint.

Schimpfreden. Betrachte ich diese Parteien, so scheint mir der sittliche Wert hüben wie drüben der gleiche; namentlich die phrasenhafte Verlogenheit des Durchschnittsliberalismus erfüllt mich mit tiefem Ekel. Ach, wir werden lange zu arbeiten haben, bis wir wieder reden dürfen von deutscher Treue! Muss ich nun wählen zwischen solchen Parteien, so wähle ich Bismarcks Seite; denn er kämpft für Preußens Macht, für unsere legitime Stellung an Nord- und Ostsee . . . Ihre Hoffnung, ein liberales preußisches Regiment vermöge in zehn Jahren Deutschland zu einigen, kann ich leider nicht theilen. Ich habe sechs Jahre meines Lebens im Süden verlebt und hier die traurige Ueberzeugung erlangt: auch wenn ein Cabinet von lauter Steins und Humboldts in Berlin herrschte, würde der Hass und Neid der Süddeutschen gegen Preußen sich nicht mindern."

Diese Differenz blieb. Treitschke sprach es bald darauf nackt, offen und rücksichtslos aus: nur das Schwert des Eroberers könne Deutschland einigen, namentlich auch den deutschen Süden zur Vernunft bringen. Treitschke war eben eine Macht- und Gewaltnatur. Der Einheitsstaat als solcher, diese große und stolze Form für sich allein, galt ihm schon als ein Ideal, und er bekümmerte sich blutwenig um den Inhalt dieser Form. Konnte ihm der Liberalismus zu seinem Ideal verhelfen, so war der Liberalismus ihm willkommen — sonst fort mit ihm, je eher, desto besser! Treitschkes Sittlichkeit war nicht, wie bei Freytag, die Sittlichkeit des gewissenvollen Bürgers, sondern des Machtpolitikers, der sich für die Nation vollständig aufzuopfern bereit war, und zwar für die gegenwärtig vorhandene Nation mit ihren historisch gewordenen Sitten und Gebräuchen. So rühmte er auch an Cavour, den er den deutschen Staatsmännern als Muster eines „genialen Realpolitikers" aufstellen wollte, dass dieser Piemontese ein selfensestes Vertrauen zu dem civilisatorischen Beruf der katholischen Kirche zeigte. „Das steht dem Italiener wohl an, fo fremd es uns Deutschen erscheint." Dieser Italiener aber, trotz seiner Religiosität, hatte Italien mit List und Gewalt geeinigt, und seinen solchen listigen und gewaltsamen Staatsmann wünschte sich Treitschke auch für Deutschland.

Freytag war jedoch ganz anderer Meinung. „Sie sind unzufrieden mit der Stimmung der Süddeutschen und mit ihrer Art, Politik zu machen. Wie soll das anders sein? War es denn je bei uns anders? Immer war der Kopf bei den Deutschen Diener ihres Herzens, hier hat der Diener einmal mit Phrasen den Herrn zu entschuldigen, weil dieser sich nicht zu Hause finden lassen will. Und ferner, die Deutschen sind von je nur durch die gemüthlichen Eindrücke zu lenken gewesen, die die Herzen unter sich machen. Der Italiener geht zweifellos jedem Teufel nach, der ihm im großen Calcül nützlich ist, der Deutsche wird noch den Engel, der ihn ins Paradies führen soll, mißtrauisch fragen: Hören Sie, mit Verlaub, wär sein Sie denn eigentlich? Und wenn ihm Bart und Physiognomie des Engels nicht recht gefällt, so geht er nicht mit." Zum Glück weiß Freytag, der sich inzwischen mit der Nothwendigkeit eines Ministeriums Bismarck abgefunden hatte, zugleich ein Mittel, durch welches sich der Hass der Süddeutschen gegen Preußen beschwichtigen ließe: „Solche Stimmung ist nicht unveränderlich, wenn es dem preußischen Ministerpräsidenten gelingt, durch ein halbes Dutzend guter Anekdoten, in denen sich Bonhomie und Kraft erweist, den Deutschen vertraulicher zu werden, so kann der Hass gegen Preußen wohl einer anderen Stimmung weichen, denn ach, das deutsche Bedürfniss zu lieben und zu verehren ist abergroß!"

Man traut seinen Augen nicht, wenn man das liest! Nun, Bismarck kannte noch besser als Freytag seine sentimentalen, lieben Deutschen und schaffte sich schleunigst die legendären drei Haare an, produzierte eine Unmenge von launigen Anekdoten, denen zuliebe ihm Freytag und das deutsche Bürgerthum sein dämonisches Genie so halb und halb verziehen. Vorher aber, darin hatte wieder Treitschke recht, musste doch der gordische Knoten mit dem Schwert durchhauen werden. Zuerst die Kriege von 1866 und 1870 und dann die Anekdoten! Freytag wünschte es ursprünglich wohl umgekehrt, oder vielmehr, er wünschte das erste gar nicht. Nur einmal ließ er sich, halb wider seine Natur, von dem stürmischen jüngeren Freund in eine gewaltsame Wahl bedingen: er machte Propaganda für die vollständige Einverleibung Sachsens in Preußen. Wählen aber Treitschke mit Fanfaren vorwärts stürmte, begnügte sich Freytag mit einer behaglich-lustigen, journalistischen Mauthourfeaubeit, über deren Schlauheit keiner herzinnigere Freude empfand, als er selbst. Und dann kam es doch anders. Bismarck ließ Sachsen bestehen und bewies damit, dass er kein radicaler Unitarier war, wie Treitschke, entfernt kein Fanatiker der Form, sondern dass es ihm vor allem auf den Inhalt ankam. Darin durfte sich sogar Freytag weit eher mit dem großen Staatsmann vergleichen. Er war, wie Bismarck, auf das Concrete und Persönliche weit mehr gerichtet als auf das Formalpolitische, und ihm, genau wie dem Kanzler, war eine Anekdote viel bedeutungsvoller als eine Doctrin. Nur war bei Freytag bürgerlich, was bei Bismarck dämonisch war. Treitschke wieder, dieser starre Fanatiker der Einheitsdoctrin, offenbarte in seinem gewaltigen Fanatismus eine oft unbeugsame Härte und Naturkraft, die ihn als einen nicht unwichtigen Zeitgenossen Bismarcks hatte erscheinen lassen — wäre diese gewaltige Kraft nur inhaltsreicher, nur von etwas weniger rein formaler Natur gewesen.

Auch im neuen Reich bestand dieser Gegensatz zwischen Freytag und Treitschke ruhig weiter. Besonders, wenn es sich um Bismarck handelte, ergab sich fast immer eine Meinungsverschiedenheit. Freytag, wie damals die überwältigende Mehrzahl der Nation, wollte allerdings, dass Bismarck im Amt bliebe. Wenn aber Differenzen zwischen dem Kanzler und einzelnen seiner Collegen im Ministerium eintraten, dann urtheilte der Dichter von „Soll und Haben" rein sachlich nach dem Inhalt und hätte es gern gesehen, dass Bismarck manchmal nachgab. Für Treitschke lag alles viel einfacher. Bismarck, so stand in ihm fest, musste im Ministerium bleiben. Und ebenso war diesem Unitarier klar, dass in der Regierung volle Einheit zu herrschen hätte — also fort mit jedem, der durch Widerstand gegen Bismarck diese Einheit gefährdete. Leichter konnte man es sich nicht machen, und nur ein Formfanatiker wie Treitschke vermochte in vollständig über jeden Inhalt hinwegzusehen. In den späteren Briefen schüttete er, dem der Staat weit über der Gesellschaft stand, wiederholt seinen Ingrimm über die Katheder-Socialisten aus. Was mag dazu wohl Freytag gesagt haben, der einst als einer der ersten in den „Grenzboten", zusammen mit seinem getreuen Julian Schmidt, auf die Wichtigkeit socialer und ökonomischer Zustände hingewiesen hatte? Aber nur einmal raffte sich der alt und diplomatisch gewordene Dichter zu einer positiven Gegenantwort auf. Treitschke hatte sich anno 1891 über Zimmermanns Geschichte des schlesischen Weberaufstandes — „einer jener schrecklichen Ereignisse" — welche dem geschwollenen Leib der Schmoller'schen Schule von Zeit zu Zeit abgehen" — schwer geärgert, weil dort der schlesische Oberpräsident der Vierziger-Jahre, v. Merckel, wegen seiner mangelnden socialpolitischen Einsicht in den Tagen der Webernoth scharf angegriffen war. Treitschke wollte diesen hohen Beamten in seiner deutschen Geschichte gern rehabilitieren und fragte darüber bei Freytag an, dem geborenen Schlesier, der diese Zeit in seinem ersten Mannesalter miterlebt hatte. Freytags Antwort Freytags, so diplomatisch sie gehalten war, bestätigte nur die Beschuldigung gegen Merckel und offenbarte also wieder den Grundgegensatz dieser beiden Naturen.

In diesem letzten Briefe gesichieht es, dass Freytag auch Gerhart Hauptmann kurz erwähnt . . . Und so führt er uns zum Schluss auch noch zur deutschen Literatur. Allerdings gewährt auf diesem Gebiet der Briefwechsel nur eine sehr geringe Ausbeute, die aber immerhin das Bild vervollständigt. Was uns da auffällt: Treitschkes relative Theilnahmlosigkeit von Freytag! Aber darüber darf man sich nicht wundern. Literatur und Dichtung werden nicht nur durch die Form erzeugt, sondern seien einen Inhalt voraus, einen concreten Gemüthszustand. Das war gerade Treitschkes schwache und Freytags verhältnismäßig starke Seite. Treitschke blieb im Privatleben ein wenig der ewige Jüngling, oder, noch deutlicher, der ewige Gymnasiast: sentimental, schwärmerisch, burschenschaftlich-idealistisch. Die eigentliche und gewaltige Leidenschaft seines Lebens suchte nur im öffentlichen Leben schäumend empor, und so wäre die historische Tragödie, welche den tragischsten und geheimnisvollen Conflict öffentlicher Pflichten und Leidenschaften behandelte, wohl diejenige Dichtform gewesen, welche am meisten seiner tiefsten Natur entsprochen hätte. Noch einer solchen Dichtung sehnte er sich und begrüßte mit überschwänglichen Hoffnungen Albert Lindners sehr mäßigen „Brutus und Collatinus". Treitschke hat Essays über Otto Ludwig und Heinrich von Kleist geschrieben und als Student Hebbel wenigstens gelesen. Aber in allen diesen Dichtern fand er nicht nur öffentliche, sondern zugleich sehr persönliche, manchmal außergewöhnliche und verwickelte, psychologische Conflicte und Charaktere dargestellt. Gerade diese Seite im dramatischen Schaffen dieser Größen lag ihm ferner, und hier überlieh er sich blindlings dem Urtheil Freytags, der als behaglicher Vertreter der besseren Bourgeoisie und als Freund des spießbürgerlichen Literarhistorikers Julian Schmidt gegen alles „Pathologische" in der Dichtung selbstverständlich eine starke Abneigung empfand. So hätte er ein sehr thörichtes Urtheil über Otto Ludwig, das Treitschke ruhig über sich ergehen ließ. Dafür aber nahm derselbe Treitschke gar keinen Anstand, jeden neuen erschienenen Band von Freytags sämmtlichen Werk, den „Ahnen", über den Schreibtisch hinaus zu loben. Warum auch nicht? Irgend etwas, das den sentimentalen Jüngling in Treitschke poetisch anmuthete, fand sich schließlich in jeder dieser Erzählungen, während sich, abgesonden davon, zugleich seine eigentliche Elementarnatur in der gerade damals langsam entstehenden deutschen Geschichte grundlich auslebte. So konnte er mit ruhigem Gewissen zu Freytags fünfzigjährigem Doctorjubiläum jene Adresse der Friedrich Wilhelms-Universität entwerfen, welche die dichterischen Verdienste des Gefeierten in überschwänglicher Weise verherrlichte . . . Allerdings, fe viel steht fest: aus Freytags Werken kann sich der deutsche Professor große Freude an seinem Beruf herausleien. Was hat das aber letzten Endes mit der deutschen Dichtung zu thun? Zu jener Adresse wird Freytag ein Dichter genannt, „der einst in den Tagen verwilderten Geschmacks den Wohllaut und die Formeneinheit unserer classischen Dichtung zu erneuern, in Zeiten der Zerdenz und der Parteisucht

Digitized by Google

wieder Menschen von Fleisch und Blut aus der Fülle deutschen Lebens heraus zu schaffen wagte und seidem den Deutschen das Vorbild eines denkenden Künstlers geblieben ist".

Freytags Verdienste in Ehren — aber das ist stark! Als ob nicht viel größere und viel dauerhaftere Dichter und Schriftsteller zugleich mit ihm gewirkt und geschaffen haben: Friedrich Hebbel, Otto Ludwig, selbst Karl Gutzkow. Und gar der „denkende Künstler", den Treitschke in Freytag entdeckt haben will — das ist kaum noch zu verzeihen. Heute pfeifen es die Spatzen von den Dächern, daß Freytags Aesthetik auf nichts, als auf ein paar nützliche handwerkstechnische Winke hinausliefe. Und wir wissen ganz genau, daß wir, um wieder zur hohen Tragödie zu gelangen, die auch Treitschke heiß ersehnte, gerade an Otto Ludwig und Friedrich Hebbel anzuknüpfen haben. Denn nur aus der gewaltigsten und tiefsten Leidenschaft wird die Größe auch in der Dichtung geboren. Wenn man darauf verzichtet, dann gibt es für starke Naturen eben doppelte Buchführung: bürgerliche Sittlichkeitsmaßstäbe wechselt mit einem inhaltsleeren, dröhnenden Pathos ab, ohne daß ein Ausgleich erzielt wird. Deutschland in den Sechziger- bis tief in die Achtzigerjahre hinein trug diese beiden unausgeglichenen Seelen in seiner Brust, und wie das gekommen ist, kann man unter anderem auch aus dem vorliegenden Briefwechsel ersehen.

Johannisburg, Ostpreußen. S. Lublinski.

Wilhelm Busch in neuer Ausgabe.

Seit ein paar Jahren ist die Entwickelung der deutschen Caricatur in eine neue Phase getreten. Sie datiert von dem Erscheinen der drei Wochenschriften „Jugend", „Simplicissimus" und „Narrenschiff". Witz und Caricatur der „Fliegenden Blätter" haben sich immer mehr zum harmlosen und schon etwas ledernen und philiströsen Bier- und Hausmannswitz verflacht; und das ehedem so berühmte Witzblatt tritt in den Hintergrund: die gedachten Zeitschriften schicken sich an, es aus dem Felde zu schlagen.

Und zwar nicht nur vermöge gewisser Concessionen an die in neuerer Zeit so lebhaft erwachte Freude an der colorierten Illustration, an so manche andere Forderung der äußeren Herstellungstechnik, sondern vor allem, und das in ihre nicht geringe Bedeutung, weil sie, was die „Fliegenden", in ihrer alten Tradition befangen und erstarrt, nicht vermochten, den neuen Richtungen in Malerei und Zeichenkunst Rechnung tragen und ihnen bei uns in Deutschland zum erstenmale auch auf dem Gebiete der Caricatur zum Durchbruch und zu freierer Entfaltung verhalfen.

Eine neue und originale Caricatur haben wir plötzlich entstanden. Zwar ihre Vorbilder sind deutlich die hervorragenden neueren französischen Caricaturisten, die Zeichner des Chat noir mit ihrer genialen Laune, mit ihrem manchmal tiefen Humor und ihrer meisterlichen Beherrschung einer neuen Technik, die Pilotelle, die Steinlen und wie sie alle heißen: aber trotz dieser unverkennbaren Einflüsse behauptet sie doch bereits eine inhaltige und eigenkräftige deutsche Nuance.

Es ist einerseits eine neue phantastisch romantische und ornamentale Caricatur, es findet sich auch die Tradition der früheren deutschen Caricatur und der „Fliegenden" in einem moderneren Geschmack weiterentwickelt, und es ist ferner eine politisch-sociale Caricatur, was die drei neuen Wochenschriften bieten. Die letztere stellt sich vielfach, vielleicht nach dem Vorgange des Steinlen, als ein Mittelding zwischen Caricatur und Sittenbild dar. Ich will hier nur auf Hans Baluschek aufmerksam machen, der im Berliner „Narrenschiff" eine ganz neue, eigenartige Berliner Sittenschilderung mit durchaus deutscher, speciell Berliner Nuance geschaffen, mit so bedeutenden und hervorragenden Vorzügen, daß es sich bereits gelohnt hätte, neben den Pariser Museen auf diesen Künstler schon hinweisen zu lassen.

Man kennt ihn nun wohl an einem solchen Ausführung und an sonst neuem Inhalt, an all den frischen Zügen, all der Mannigfaltigkeit eines guten und tüchtigen genialen Talents, das es ermöglicht, an der ausgetretenen Straße und Tretmühle seiner Satire, ein Auge in einem tiefen Ernste seiner Formen und doch, als der Lacherin des Volkstümlichen Witzes seiner Formen und doch, als der Lacherin des Volkstümlichen Witzes, wie es eine billige Betrachtung von Wilhelm Busch behauptet haben will, es eine eine Betrachtung aus Paris gekommen ist. Aber sie, die die pariser Studien und Formen aus Paris gekommen ist. Aber sie, die die pariser Studien und Formen [illegible] [illegible] [illegible]

haupt gegeben, wie so viele andere Eigene und Besondere, Dichter und Künstler, die man gerade dieser Eigenschaft halber Große nannte.

Wie alle besonderen Menschen und Humoristen hat Busch zu all seinem riesengeborenen niederdeutschen Wirklichkeitssinn eine unverwüstliche Brigade romantischer Anlagen. Es liegt etwas von dieser Romantik bereits in all jenen mehr oder weniger grotesken Unwahrscheinlichkeiten, die alle seine Caricaturenbücher aufweisen, und in denen jene tiefere Wirklichkeit, die hinter der Oberflächenwirklichkeit des Alltagbetriebes unverrückt besteht, zu ihrem Rechte gelangt; jene Untergrundwirklichkeit, welche die tiefe innerste Wahrheit aller Romantik war und immer bleiben wird. Denn, wenn alle diese Unwahrscheinlichkeiten bei anderen oft nichts sind als plumpe Mittel, um komische und lächerliche Effekte zu erzielen, haben sie bei Busch immer etwas von jener Romantik.

Offenbarer indessen hat er sich freilich als Romantiker in seinen letzten Büchern gezeigt: in der feinsinnigen Lyrik seiner „Kritik des Herzens", in „Eduards Traum" und im „Schmetterling": als ein modernster Romantiker, der in den letztgenannten Schriften einen Anflug von Spiritismus darthut, um den wir Materialisten und Wirklichkeitsbehelden vom Ausgang des Jahrhunderts, komisch genug, alle nicht mehr recht herum zu können scheinen; wir wollen hier ununtersucht lassen, aus welchen Gründen . . .

Jener tiefe Humor, der bereits in den ersten zeitkritischen und mehr oder weniger politischen Büchern Buschs hervorretretendes Merkmal war, hat ihn nicht lange auf diesem Gebiet verweilen lassen. Wir mögen vielleicht noch in „Balduin Bählamm" und im „Maler Klecksel" Spuren jener Kritik und jener Stepsis wahrnehmen, mit welcher der von den ausstrebenden exakten Wissenschaften genährte, erwachende Wirklichkeitssinn jenes Jahrzehntes sich gegen die bisherige pseudoidealistische Poesie und Kunst richtete: vorwiegend aber haben wir es doch auch hier mit der humoristischen Darstellung des täglichen Kleinlebens zu thun, das in allen seinen übrigen Büchern, am kostlichsten wohl in der Trilogie von Herrn Tobias Knopps Junggesellen-, Ehe- und Vaterstand, zu seinem Rechte gelangt.

Wie niederdeutsche Bauernleben und das Spießbürgerthum waren immer wieder seine Themen. Etwas einseitig, aber gründlich hat er sie ausgeboht; und in einer Weise, daß kaum ein zweiter, von Reuter abgesehen, in diesen Zeiten eine gleich eindringliche, man kann sagen, Wiedergeburt jener des deutsch-plattländischen Bauern und Spießers erreicht hat, wie er hier auf seinem Gebiete und mit seinem Mittel der Caricatur. Stets Neuter gegenüber aber hat er wohl noch den Vorzug einer gewissen philosophischen Vertiefung dieses Themas.

Wir wissen aus der prächtigen selbstbiographischen Skizze, die er seinerzeit in der „Frankfurter Zeitung" veröffentlicht, und die in der neuen Volksausgabe seinen Vorlausgabe dem „Vater Filucius" vorangegeben ist, daß er mancherlei mit Fleiß und Vorliebe gelesen, und daß die beiden Bücher der Weltliteratur seine steten Lebensbegleiter waren. Vielleicht hat er bei dem Verzeichnis, das er an der erwähnten Stelle von diesen Büchern gibt, den Schopenhauer uns unterschlagen. Denn, wenngleich von dessen einseitigen und subjectiven Pessimismus frei, hat doch seine Weltanschauung — in der „Kritik des Herzens" scheint es mir besonders zutage zu treten — von Schopenhauer eine leise Schattierung. All diese Fratzereien, die sein Spießbürgergenimm aus seinem Behagen ausschneiden, und die uns einen so schon recht peinlich auf die Nerven legen, scheinen mir auch lediglich als die Revanche des Eigenen gegen die Zudringlichkeit und den Stumpfsinn des Philisteriums aufgefaßt werden zu dürfen: sie stellen sich weit mehr als eine halb und halb pessimistische Berücksichtigung der unterbunten und grausamen Launen dar, mit denen das Schicksal die Menschheit von jeher unaufhörlich oder in Bewegung hielt. Freilich ist dies Schicksal nie das transcendente Fatum, sondern beruht in dem blinden animalischen Egoismus der Lebewesen, dessen unverwüstliche Munterkeit, wie er in den Individuen sich gegenseitig selbst unter anscheinenden Leiden und größten Störungen im Gleichgewicht hält, die Castle alles Lust und allen Leides ist. Das ganze Renaissance-Drama Shakespeares ist der große, unvergleichliche Spiegel dieses Egoismus; die Tradition dieses Dramas lebte im Humor der großen englischen Romanschriftsteller wie Fielding, Thackeray und Dickens wieder auf. Buchs Humor zeigt sich dieser Tradition, namentlich dem Humor des Tom Jones, verwandt.

In diesem animalischen Egoismus und dieser wunderlichen Munterkeit ist mit ihrem unterirdischen Lebensdrang liegt eine je tröstliche Komik, eine Tiefenkomik, die leiser Traqik Gott sei Dank immer wieder die letzte, bitterste Spitze abbricht!

Interessant waren mir immer Buchs-Kinderbücher. Er hat so manchen auf diesem Gebiete gleichfalls geschaffen und wohl auch bedeutenden Zeitgenossen, aber da alle vorzüglichen Zeichnungen darin sie doch oft genug nicht, daß von einer gewissen Gesuchtheit frei in hatten, die vielleicht deutlich sein soll, die aber lediglich störend ist und alles eher als von wahrhaft pädagogischem Wert.

Demgegenüber denke man an Bücher wie „Max und Moritz", an die „Bilderpossen", die „Stippstörchen", „Der Fuchs", „Die Drachen". Wir finden die üblichen Themen, die das Märchen und das tägliche Leben den Kinderschriftstellern und -Zeichnern von jeher boten; aber Busch sieht sich nicht, seine derberen, niederdeutschen Eigenschaften, wenn er auch die obgedachten „Fratzereien" vermeidet, gewähren zu lassen. Er verschönert nicht, bleibt in Strich und Text der gleiche wie immer und, wenn sich beide schon den lieben und vertrauten Tönen des Märchens gewachsen zeigen, verleugnen sie doch nie seinen plattländisch-derannen, frischen Wirklichkeitssinn und die Humortiefe seine Caricatur. Auch hier illustriert er zumeist die allgemeine komische Tragödie jenes animalischen Egoismus und seines „struggle for life" und leistet meiner Meinung damit dem heranwachsenden kindlichen Verstand einen ungleich besseren Dienst als alle mögtichen schönlichen Übsppereien, die prätendierens, „unseren Kleinen" vom „Guten das Beste" zu bieten . . .

Von „Max und Moritz" Brann und Schneider, München), das jetzt seine 41. Auflage erlebt hat, bis zu den drei Büchern der „Schnacken und Schnurren" (ebenda) und den vielen prächtigen Beiträgen zu den berühmten „Münchener Bilderbogen" gibt er der heranwachsenden Jugend — und zugleich allen älteren und alten Kindern — das gleiche speculum mundi, dessen Dissonanzen und bedenklicheren Schattenseiten er aber hier wie in seinen anderen Büchern für die Erwachsenen in die Harmonie seines humorvollen und schalthaften Lachens auflöst . . .

Und kein Strich! Es wird immer wieder unser Erstaunen und Entzücken sein, mit welch außerordentlicher Genialität die launige, munitere und kräftige Elastizität seiner sicheren und stets gleich zuverlässigen Zeichnung mit der modernen Kunst, vielleicht das erreichte Ziel der Kunstentwickelung und ihre Vollendung überhaupt, sich zu erkennen und, einmal erkannt, diesen Prozeß der unablässig wechselnden Form gepaßt zu haben. Keinem zweiten deutschen Caricaturisten aber ist dies besser gelungen, als Wilhelm Busch. Es gibt Stellen in seinen Büchern, wo alle statischen Momente der Zeichnung sich in den Nerven des Beschauers direct in Bewegung auflösen.

Ich will das erste beste Beispiel herausgreifen. Man schlage das zweite Capitel der „frommen Helene" auf. Lene hat Onkel Nolte das Nachthemd angezieht und sich dann ins Bett gelegt, von dem aus sie sich belustigt, Onkels vergebliche Bemühungen zu beobachten, in sein Nachthemd zu gelangen. Man beachte ihre wechseln den Bewegungen, mit denen sie ihr Gesicht bald der Situation zu, bald abwendet. Man beachte diese Bewegungen und das munitere, drollige Spiel ihres Zopfes.

Die Composition und Gesichtsseelen seiner Zeichnung, das Zusammenspiel der Linien ist unvergleichlich; und es ist seine große und dauerhafte Kunst, das solche und andere technische Volkommenheiten nicht nur das Entzücken des Wissens und Könnens vermitteln der Macht einer unmittelbaren, starken Wirkung auch jedem Laien das Genie und die lebenbannende Individualität eines Meisters insgeheimen, dessen Werke bis nun in Deutschland wohl noch langehin eine einsame und einzige bleiben wird . . .

Magdeburg. Johannes Schlaf.

Jugendlectüre für den Weihnachtstisch.

Unter uns gesagt: es es mit eigentlich ein pädagogischer Anlaß, schlechthinigen Kindern das Lesen beizubringen? Sie verstehen ihre Zeit und ihre guten Kräfte an eine Fertigkeit, die weitab liegt von dem Range ihrer natürlichen Entwickelung, und die sie nicht einmal unbeschwert können. Sie verschwenden Zeit und Kraft, um sich einer Technik zu bemächtigen, die unwichtigen Zwecken dient, während jungsam das Lesen und die Natur sie zu tausendfachen Erlebnissen und zu genußreichem Erkennen lockt.

Hier liegt eine Hauptursache der entsetzlichen, nach Maße und Unvermögen gleich unerhörten „Jugendliteratur". Das sieht sie kümmerliche Mühe an sie eine Andre Anstrengung, ein nationalen Schaffenrang auch nicht zeigt. Aber es will und soll die nach ganzer Maße erworbene Leistungsfähigkeit verwendet sein, bloß übung, als für die guten Kräfte eine eigene Literatur zu schaffen: die sprechliche Jugendliteratur! Und da die Zeuge locken müssen, so lockt man was geschehen soll den geistigen Aug-

Digitized by Google

des Kindes: Kindergeschichten. Das Unglück ist nur, daß diese eigens für die Jugend erzeugte, nach Conception und Darstellung völlig nichtige Dichtung das Kind, ja den Jüngling und die Jungfrau begleitet und nicht wieder losläßt. Die Sprache der echten Dichtung lernt das Kind nicht kennen, wenigstens nicht hören, rohe Stoffgier und banale Empfindsamkeit ziehen um die ganze Scele einen Bannkreis, der alles Echte und Ursprüngliche fernhält, alles Gemachte mit heimlicher Gewalt hereinzieht.

Wir entziehen uns dieser Welt des Nichtigen und Unwahren nur, wenn wir der eigentlichen Kinder gemachten Dichtung von vornherein mit stärkstem kritischen Mißtrauen begegnen. Es ist so verschwindend wenig Echtes dabei — und wenn wir die ernste Literatur nach geeigneten Stoffen für unsere Kinder durchforschen! Seit kurzem ist diese Arbeit ernstlich in Angriff genommen worden. Die vereinigten deutschen Prüfungsausschüsse für Jugendschriften unter Führung des Vorortausschusses Hamburg haben bereits ein Verzeichnis herausgegeben, das weitestlich nach diesem Grundsatz zusammengestellt ist. Herr Doctor Woldauer hat in Nummer 242 und 243 der „Zeit“ den Vorschlag gemacht, dieses kritische Ansätzen auf eine breitere Grundlage zu stellen durch Gründung einer „Gesellschaft für Jugendliteratur“. In der That wäre eingelne diese Arbeit nicht bewältigen können, und doch stellt das genannte Verzeichnis erst einen Anfang dar.

An der Hand desselben soll nun eine kleine Liste guter Jugendliteratur aufgestellt werden. Der deutsche Büchermarkt weist eine erfreuliche Anzahl guter Schwarzgelbexemplare auf, die auf künstlerische Qualität Anspruch erheben können. Noch haben die Namen Otto Speckter, Ludwig Richter und Oskar Pletsch einen guten Klang; von dem erstgenannten ist soeben, von Alfred Lichtwark herausgegeben, ein „Aabenbuch“ mit Gedichten von Gustav Falke (Hamburg, Janssen) erschienen, das zur Massenverbreitung bestimmt, mit seinem Ladenpreis von 50 Pfennig ein buchhändlerisches Unicum zu werden geeignet ist. Spärlich sind bei uns die guten farbigen Bilderbücher, und doch verlangt das Kind in seiner Farbenfreude danach, und wir haben alle Ursache, das Auge der deutschen Jugend für die Bevorzug einer edlen Farbengebung zu erziehen. Die französischen und englischen Bücher sind hierin besser daran. Namentlich England haben die Bilderbücher von Crane, Caldecott und Kate Greenaway in der Erziehung der englischen Jugend, des englischen Volkes, ja des englischen Kunstgewerbes mächtige und dauernde Anregungen gegeben. In Deutschland sind wir dieser Anstöße nicht teilhaftig gekommen. Noch ist es nicht gelungen den Strewwelpeter, der gewiß nicht viel künstlerischen Qualitäten hat ist, vom Markt zu verdrängen. Thumanns „Für Mutter und Kind“, alte Reime mit neuen Bildern (Stroher) und das vergriffene Bilderbuch von Fröhlich „Goldene Zeiten“ sind wohl zahrelang die einzigen farbigen Bilderbücher gewesen, die künstlerischen Ansprüchen genügten. Dieses Jahr hat einige Neuerscheinungen gezeitigt, die eine Wendung zum Besseren bedeuten. Ihnen Alexander Pochs „Bilderbuch für die Jugend“ Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst) erreicht nur in der Darstellung des Landschaftlichen die künstlerische Sphäre; aber Kreidolfs „Blumenmärchen“ (Stuttgi, eine Verbindung von Pflanzen- und Menschenwelt, ist unterhaltlich und amüsant, steht dem bernhmten „Floras Fest“ von Crane in niedrigster Hinsicht ebenbürtig zur Seite. Ernst Braunewetter hat ein Bestmachtbuch „Aurch Aur echt“ (Köln, Schaffstein & Co.) herausgegeben, das einige vorzügliche Buntbilder von Fidus, Theodor Beine und Thomas Mann zur Erhöhung des Reizes beibringt, aber in der Anlage stets hinter dem Buche; die künstlerische Einheit fehlt ganz. Der Herausgeber wird aber bemüht sein, die künstlerische Höhe zu, und das nächste Jahr wird gewiß einen erwandbrieren Aaschen Aurch Aurecht“ bringen. Von dem abgeschlossenen Einheit in Text, Bild und Ausstattung ist das reizende Büchlein von Ludwig Richter, „Das Aaschenbuch“ (Leipzig, Wigand), das in Neudruck vorliegt. Es ist darum begreiflich, daß es in Deutschland Nachahmung gefunden hat. Das Buch selbst, das Richter selbst als Jugendlektüre bezeichnet, ist nach Inhalt und Ausstattung nicht mehr ganz zeitgemäß. Aber die Idee, Bilder, Lieder und Märchen, die sich als Jugendlektüre bewährt haben, in einem Buche vereinigt zu vereinigen, ist eine glückliche. Von den [illegible] Ausgaben [illegible] Bilderbuch [illegible] Bilderbuch [illegible] Bilderbuch

Kind naturwissenschaftliche Neigungen hat, die Entdeckungsreisen von Hermann Wagner (Spamer), die zum Theil in humorvoller Weise die Gegenstände in Feld und Flur, Haus und Hof, in der Wohnstube, im Wald und auf der Heide schildern, zu benützen.

Auch die bildende Kunst führt dann die Jugend sicher nur dadurch ein, dass man sie sehen und immer wieder sehen lässt. Will man jedoch die Jugend in ästhetische Betrachtungen einführen, etwa vom 14. Jahre ab, so sind Lichtwarks „Makartbouquet und Blumenstrauß“ (Münchener Verlagsanstalt) und „Blumencultur“ (Kühmann) in erster Linie zu empfehlen. Vorzüglich sind auch die Hamburger Künstler-Biographien: Julius Oldach, Meister Francke und (in Vorbereitung) Michael Schetz. Die vornehme Ausstattung, die zahlreichen Abbildungen und der unerhört billige Preis (1 Mk. für 200 Seiten) neben der klar- und feinfühligen Darstellung Lichtwarks machen die Werke für die heranwachsende Jugend Hamburgs, der die Originale in der Kunsthalle vor Augen hängen, zu unschätzbaren Bildungsmitteln.

Hamburg. **Heinrich Wolgast.**

Die Woche.

Politische Notizen.

In den letzten Tagen sind in den meisten österreichischen Blättern, offen oder versteckt, zwischen der großen Reichstagsrede des Grafen Bülow und dem an Umfang noch größeren Delegationen-Expose des Grafen Goluchowski Vergleiche gezogen worden, die durchwegs zu Ungunsten unseres österreichischen Cabinetes ausgefallen sind. Das hat mich geärgert, besonders weil diese, wenn auch nur indirecte, Verkleinerung der unverweilichen Verdienste unserer Staatskanzlers auch von solchen Blättern mitgemacht wurde, die sich sonst vor eitel Lob über die Politik des Grafen Goluchowski gar nicht zu fassen wissen. Ich bin gewiss nicht gewöhnt, den Grafen Goluchowski zu preisen. Aber gerade die Rede des Grafen Bülow hat mir erst ein Licht über die unendliche Ueberlegenheit der Goluchowski'schen Politik aufgesteckt.

*

Damit auch andere es, meiner Entzündung theilnehmen können, möchte ich zunächst die Hauptstelle aus der Rede des Grafen Bülow wörtlich hierherlegen, die mir die endgiltige Klarheit über die Verderblichkeit der Bülow'schen und die Vortrefflichkeit der Goluchowski'schen Politik gebracht hat. Sie lautet:

„Die letzten Jahrzehnte haben viel Glück und Macht und Wohlstand über Deutschland ausgegossen. Glück und Reichthum befähigen Volk und Land, mehr als nöthig ist, zu leisten. Glück und Reichthum stand bes einen jund aber nicht immer geeignet, bei dem anderen nur seine Betriebsamkeit hervorzurufen: derselbe kann auch Neid erwecken. Es ist viel Neid gegen uns in der Welt vorhanden, politischer und wirthschaftlicher Neid. Es gibt Interessengruppen und es gibt Strömungen, und es gibt Vorliebe auch Völker, welche finden, dass der Deutsche bequemer war und dass der Deutsche für seine Nachbarn angenehmer war in jenen früheren Phasen, wo trop unserer Bildung und trop unserer Cultur die Fremden in politischer und wirthschaftlicher Hinsicht uns herabsahen, wie bedauernswürdige Cavaliere auf den Hanswurst.“

Also, das ist die ganze gloriose Errungenschaft der preußischen Reichspolitik von Bismarck bis Bülow, dass jetzt alle Völker Deutschland als „unbequemen und unangenehmen Nachbar“ ansehen und dass das Aufwartige Amt, das Marineamt, das Schatzamt und sämmtliche deutschen Kriegsministeriums Tag und Nacht sorgen und schaffen müssen, um das Reich, seine Bürger, seinen Handel und seine Industrie vor den tausendfachen Gefahren zu schützen, in die sie durch die glorioje Reichspolitik gebracht worden sind. Ueberall, sowoit die erjoschte Menschenwelt reicht, hat Deutschland unter Preußens Führung nur Neid und Mißgunst bei allen Völkern erweckt. So zusammengeworfen Deutschland am Ende des Jahrhunderts da.

*

Da lob' ich mir mein Oesterreich und seine äußere Politik von Beust bis Goluchowski. Auch wir haben einmal viel Feinde und Neider in der Welt gehabt, und Preußen war nicht der geringste unter ihnen. Aber eine weise Staatsordnung hat es in jahrzehntelanger Arbeit dahin gebracht, dass uns heute kein Staat mehr in der Welt beneidet oder gar hajst. Wenn die Völker in China, Cuba, Südafrika oder anderwärts auf einander schlagen, mögen die Lenker des Deutschen Reiches in tausend Aengsten zittern, wir haben nichts zu befürchten, uns kann nir g'schehn, wie in einer Betrachtung der Goluchowski'schen Politik Augenzeuge schon sagt, oder wie Graf Goluchowski selbst es aus den Steinbruyerschen uns Dir'omatische umgehoben wortreht: „unsere festen und vertrauensvollen, freundschaftlichen und entgegenkommenden Beziehungen in allen Machten gestatten sich zu einem erfreulichen Ganzen, und es ist kein Grund vorhanden, um eine Verschlechterung derselben zur absehbaren Zeit besorgen zu lassen“. In der That sind wir vor jeder unserer Nahe gefährdenden Anwandlung nervöser Empfindungen von Seite anderer Staaten auf unabsehbare Zeit gesichert, solange Männer von der Art und Bedeutung des Grafen Goluchowski unseren Staat nach außen repräsentieren und durch gleichwerthige unsere Staatsleiter erfolgreich unterstützt werden.

*

Das letzte Ziel einer hohen Politik, die selbst vor den erhabensten Forderungen der Brudermoral Halt machen kann, ist Ruhe, absolute Ruhe, Nirwana ... Wie haben es unter der Führung des Brahmanen auf dem Ministerfauteuil, des Grafen Goluchowski, bereits schon vollständig erreicht: Nirwana in der äußeren Staatenpolitik, Nirwana in der Handelspolitik, Nirwana in der Industrie. Dem Grafen Goluchowski gratulieren sein weiße gegen seinen Collegen Bülow, konnte er in seinem nächsten Telegrammwechsel dem vom Grafen Bülow abgelegten dankenden Bekenntnis der alleinigen Gefahren des deutschen Reiches seinerseits ein erfreuliches Bild der alleinigen Sorgenfreiheit Oesterreich-Ungarns entgegenstellen. Und wenn er oder sein geistreicher Stilist sich dabei auch wieder einen stilistischen Jux gönnen wollten, könnten sie's sogar mit freier Benützung der eigenen Worte Bülows thun. Es würde der thatsächlichen Lage Oesterreichs vollständig entsprechen, wenn die nächste Rede des Grafen Goluchowski, die Rede des Grafen Bülow, nur mit negativen Vergleichen, auf Oesterreich anwendend, eine Stelle enthielte, wie diese:

„Die letzten Jahrzehnte haben viel Unglück, Ohnmacht und Elend über Oesterreich gebracht. Unglück und steigendes Elend des einen sind aber immer nur geeignet, bei dem anderen eine reine Befriedigung hervorzurufen; derselbe kann leinen Neid erwecken. Es ist kein Neid gegen uns in der Welt vorhanden, kein politischer, kein wirthschaftlicher Neid. Es gibt Interessengruppen und es gibt Strömungen und es gibt auch Völker, welche finden, dass der Oesterreicher bequemer geworden ist und dass der Oesterreicher für seine Nachbarn angenehmer geworden ist, als in jenen früheren Phasen, wo trop der Mängel unserer Bildung und Cultur die Fremden, besonders die Preußen, zu uns hinaufsahen, wie der bescheidene Hausdiener auf den hochmüthigen Cavalier ...“

So könnte heute Graf Goluchowski sprechen, und kein Mensch könnte die Richtigkeit seiner Worte bestreiten. Das Publicum aber und die Zeitungen, die soll ganz gedankenlos den einen Tag das Goluchowski'sche Expose loben und den anderen Tag die Bülow'sche Rede preisen, wären dann bis zur Wortwörtlichkeit über den geradezu conträren Unterschied der politischen Leistungen der beiden Staatsmänner und der beiden Staaten belehrt. Jeder Mann müsste dann, dass er logischer Weise nur entweder die bombengefährliche Politik a la Bülow oder die gleich wunderbare, aber ungefährliche Politik a la Goluchowski als die richtige anerkennen kann. Ich, wie schon eingangs erwähnt, habe bereits meine Theil gewählt. Ich hab' meine Sach' ans Goluchowski gestellt. Juchhe!

Baikwirthschaftliches.

Raumgründes soll geschehen. Das von der übrigen Welt fast schon vergessene Oesterreich könnte endlich einmal beweisen, dass es auch auf der Welt ist. Zeitungsartikeln wird der Gedanke entgegen, ob die Oesterreichisch-ungarische Bank nicht durch ein Darlehen von mehreren Millionen Pfund der Bank von England zu Hilfe kommen und damit die unerträglichen Sorgen des internationalen Geldmarktes lindern könnte. Es ist wenn wahrscheinlich, dass auch den Zeitungsgerede eines Polsiires herausklommen werde, aber möglich ist es immerhin. Darum erscheint es angezeigt, den Wunsch zu äußern, dass, wenn wirklich ein englisches Darlehensbegehren an unsere Bank gestellt wird, diese nichts anderes thun, als mit beiden Händen zuzugreifen. Die tiefsinnigen theoretischen Erörterungen der Minglimmer in allen Ehren, aber die Regel liegt so einfach, dass ihre Beantwortung nicht einen Augenblick zweifelhaft erscheinen kann. Die Oesterreichisch-Ungarische Bank hat bei 400 Millionen Gold in ihren Kellern, davon ist mehr als die Hälfte für freies Eigenthum Wenn sie davon z. B. vier Millionen Pfund = 80 Millionen Gulden der Bank von England auf einige Wochen oder Monate leihen würde, so würde diese Summe dazu beitragen, um die internationalen Ultimo-Sorgen zu erleichtern, was auch für Oesterreich nicht ohne Vortheil wäre. Das Gold würde in den Kellern der Bank von England mindestens so sicher liegen, wie in den Kellern in der Bankgasse. Bei diesem „Ueberschuss“ würde die Bank gar nichts riskieren. Sie behielte dann immer noch 360 Millionen Gold und Devisen, mit denen sie das Agio, wenn sie nur will, wirksam genug bekämpfen kann. Auch die Rücksicht von geminnten Goldkronen könnte sie sich ausbedingen. Das Notenemissionsrecht der Bank würde wohl eine Verminderung um 80 Millionen erfahren, müsste aber immer noch eine Milliarde betragen, und da wir gegenwartig nur eine Notenumlösen von 640 Millionen haben, so wird die Reserve von 320 Millionen wohl ausreichen. Eine Consequenz hatte die Sache freilich: die steuerfreie Notenreserve würde verschwinden und einen steuerpflichtigen Umfang Platz machen. Aber was ist Arbeit? Bei ihrer Zinsfreiheit könnte die Bank ruhig diese 80 Millionen als ihr Eigenthum in Rechnung stellen und jeder Urtheilsfähige, wird bei Beurtheilung des Bankstatuts die 50 Millionen dem Metallschatz zuzählen. Für die Notensteuer endlich wird die Bank sich durch Bedingungen des Darlehens schadlos halten können. Wer bezweifelt, welche die Verrechnung vorgekommen wird, dem sei die Bank von England um den Bereich ihrer Berechnungen ziehen, Daten gegen dieses Darlehen etwas einwenden. Aber auch diese können ruhig sein. Es wird gar nicht dazu kommen. Die Bank wird die Gold behalten. Man denkt gar nicht an eine Rückzahlung, und die Bank von England kann erleichtert aufathmen. Das wir Gold aus unserem Metallschatz auf einige Monate entbehren konnten, so wird sie doch nicht an uns herantreten, weil man uns so weit kennt, dass etwas Vorrathiges bei uns nicht gleichsam wurde. Und sich ein Refuse zu holen, hat die Bank von England schließlich doch nicht nöthig.

*

In einer Besprechung ist es in Oesterreich seit einigen Jahren doch besser geworden. Das „Lesezeichen“ hat so ziemlich aufgehört. Mit solcher widerlichen Schonung hat man in früherer Zeit die Schwächen einer hohen Regierung und einer löblichen Aktengerechtigkeit Verwaltung, wenn das Schwachen schon gar nicht mehr angieng, zugedeckt gestreift. In den Jahrbüchern der letzten Jahre sind besonders wieder in der Enquete über die Triester Fragen, welche dieser Tage vom Exportverein einberufen wurde, merkt man wenig mehr von der altgewohnten Zahmheit. Ausführungen werden da die Anzuanzlichkeit des Oesterreichisch-ungarischen Lloyd und die Sünden der Regierung bei der Anlage des Triester Hafens, bei der Behandlung der Triester Bahnfrage je gerügt und diese Reden finden ihren Wiederhall in der einheimischen Meinung. Und die von Beamtenseiten gesendeten Schwarzlehrer, welche auch heute noch stehen, deren todte Predigt aber einst in allen Blättern breit abgedruckt worden waren, müssen sich heute mit den Anfragedrohungen in der „gutgesinnten“ Presse begnügen. Der Beschwichtigungsversuch ist nun nicht mehr. Man will Bahrheit hören. Und das man endlich unschuldslos die Finger auf die verantwortlichen Stellen

Digitized by Google

legt, ist vielleicht das einzige, was zur Hoffnung berechtigt, dass den Reden auch einmal die Thaten folgen werden.

*

Die armen „Witwen und Waisen", welche ihre kärglichen Revenuen in Dividenden der Nordbahn beziehen und von denen zur Zeit der Prevelegiumserneuerung und auch nachher oft die Rede war, haben ein drolliges Pendant gefunden. „Mehrere Kleinactionäre im Namen vieler" haben in dem Interessentheil der „Arbeiter-Zeitung" einen offenen Brief an den Reichskriegsminister veröffentlicht, welcher in den rührendsten Tönen die allgemeine Russmerksamkeit auf die traurige Lage der armen Actionäre der Actiengesellschaft Dynamit Nobel richtet. Diese arme Gesellschaft hat bekanntlich bis vor kurzem ein factisches Monopol gehabt, welches sie zum Schaden des Aerars und der Industrie in so wucherischer Weise ausbeutete, dass die mehrere Jahre 25% Dividende tragenden Actien 500% notierten. Der öffentlichen Entrüstung nachgebend, hat das Kriegsministerium endlich dieses Monopol gebrochen und durch die Errichtung einer ärarischen Concurrenzfabrik die Dynamitpreise so sehr gedrückt, dass man in Oesterreich Dynamit nicht mehr doppelt so theuer als in Deutschland zahlen muss und dass die Actien heute nur mehr 300% notieren. Das ist wirklich jammervoll! Die geheimnisvollen Einsender „für viele", haben gewiss recht gehabt, ihre Klage in der „Arbeiter Zeitung" und nur in dieser zu erheben. Die Arbeiter Oesterreichs werden nicht unterlassen, die Sache der armen Actionäre zu ihrer ihrigen zu machen. Oder ist das nur ein Falschungsscherz? Jedenfalls haben auch wir eine Bitte, nämlich die, dass das Aerar den frommen Wunsch der „Kleinactionäre", welcher wohl auch der Wunsch der „Grossactionäre" ist, die Dynamitgesellschaft zu verstaatlichen, nicht erfülle; denn das ärarische Monopol würde bald wieder die alten prohibitiven Dynamitpreise zeitigen. Im Gegentheil, an die österreichisch-ungarische Regierung muss die dringende Aufforderung neuerdings gerichtet werden, dass das widerrechtliche Monopol des Aerars und der Dynamitgesellschaft endlich gebrochen und die Dynamiterzeugung der Privatinitiative freigegeben werde.

Kunst und Leben.

Am 9. December wurde im Deutschen Volkstheater „Chrysis", eine dramatische Dichtung in vier Acten nach Pierre Louys' „Aphrodite" von Ernst v. Otto, gegeben. Ein kurz vor der Aufführung veröffentlichter Protest des Romancierś gegen die Dramatisierung brachte wieder einmal die Frage in Erinnerung, ob Dramatisierungen eines von einem Anderen erfundenen oder doch schon gestalteten Stoffes zulässig sind. Besonders lebhaft hat die sich dem Mangel eines Schutzes für den Roman schriftstellerlich gegen deamatische Bearbeitungen seines Romanes sich ergebenden Schädigungen seinerzeit Dickens erfahren und oftmals haben in seinen Briefen die Klagen über diese Calamität wieder; sie hat ihn sogar dazu bekommt, einen mit Wilkie Collins verfassten Roman gemeinsam mit diesem zu dramatisieren („No Thoroughfare"). Das ist auch heute noch der einzige Weg, den der Romancier hat, seinen Stoff vor fremder Dramatisierung in Sicherheit zu bringen, wenn er selber aus ihm ein gutes Drama macht. Weiter gieng allerdings die Regierungsvorlage unseres neuen österreichischen Gesetzes über das Urheberrecht, indem sie dem Urheber eines Werkes, so lange es noch nicht rechtmäßig herausgegeben ist, die Dramatisierung unbedingt vorbehielt und ihm gestattete, sich bei der Herausgabe das Dramatisierungsrecht zu wahren und ihm eine einjährige Frist zur Herausgabe der Dramatisierung gab. In das Gesetz wurde aber diese Bestimmung nicht aufgenommen. Vielleicht mit Recht. Gegen die einfache Anerkennung des Dialogs als der Autor zu absolutem gehörigt und in der Frage des geistigen Eigenthums am Stoff gehen wir wohl heute zu anderen Auffassungen objectiver zu weit. Erinnern wir uns nur, wie sprudelnd Shakespeare von anderen bearbeitete Stoffe behandelte! Und wie manches gut erfundene oder gut gestaltete Stück geht heute der Literatur dadurch verloren, dass der spätliche Zauber ihn nicht zu gestalten vermochte, ihn aber durch seinen misslungenen Versuch doch unbrauchbar für andere, vielleicht glücklichere und bahnbrechendere Autoren machte. Also aus der Verletzung des Stoffes und dem auch in modernen Werken junger Mädchen mehr als zulässigen Interesse daran, was denn Schönes Neues in ihm der Nachbar Gott weiß in Drei Teufels Namen gemacht hat, darf man sich nicht kehren, dass das Stoff oder sogar gewisse Gestalten für sich nicht schützbar sind. Ich kenne einige Stücke, die in den letzten Jahren mit Genuss und Gewinn für die Bühne gestaltet wurden und wunderschön wirkt [illegible] „Lohengrin". Aber der Dramatisierungsfreiheit für andere [illegible] Bedenken so schr sich entgegenstellen, [illegible] Autor [illegible] Gesetzes [illegible] Dramatisierungsrecht

Arie des Wassergeistes (für eine oberflächliche Betanntschaft der Glanzpunkt des Werkes). Schon der Umstand, daß in einem Textorium eine Arie eine so hervorragende Rolle spielt, ist für Concertmusik etwas Neues. Ich fürchte allerdings mit dieser Betonung des französischen Charakters den Intentionen des Componisten nicht zu entsprechen, denn er ist ein slawischer Künstler, von dem es heißt, daß er in seinen musikalischen Neigungen mehr nach Deutschland als nach Frankreich gravitiere. Aber ich kann mir nicht helfen, ich finde doch den französischen Charakter vorherrschend. Dafür spricht nicht nur die Bevorzugung der Homophonie vor der Polyphonie, sondern auch der romanenhafte, fast skandinavische Charakter mancher Einzelgesänge. Der wunderbare Punkt des ganzen Werkes ist neben dem Schwanken zwischen theatralischem und concertmäßigem Ausdruck die eigenthümliche Structur des musikalischen Gedankens, die aus oft, wenn auch nur sie einen Moment, verwandten Ideen, wie Ballen Perlen, zusammengereiht in Skalenform, schon irgendwo gehört. Nichtsdestoweniger weiß der Componist immer wieder durch originelle Wendungen zu überraschen und bewirkt, daß das Werk schließlich doch einen sehr freundlichen, wenn auch nicht übermäßig tiefen Eindruck hinterläßt. Die Aufführung litt an manchen Punkten unter den immer mehr beeinträchtigenden Launen des Singchores, unter denen schwächlicher Wirkung besonders charakteristische Stelle nicht recht zum Ausdruck kamen. Das Orchester war alles, der Chor war, wo er nicht allein sang, Schall und Rauch. Ein besonderes Lob verdienen die Solisten. Zunächst Frau Raymaner, die mit ihrer tadellosen Intonation, vollendeter Gesangskunst und hoch entwickelter Technik in so hohem Maße zum Gelingen des Abends beitrug, daß er einen ebenbürtige Ansatz, wie ihn Frau Bopp-Wolter und Hermann Winz erzielten einen wohlverdienten Erfolg. Schließlich gebührt auch Herrn v. Perger unser Dank, daß er einen ebenso sympathischen wie geistreichen Componisten in Wien eingeführt hat.

A. B.

Man schreibt uns aus Paris: Drei Premièren in einer Woche, das ist viel — an Zahl, denn der Qualität nach ist es nur wenig. Trotzdem Bernard, dem man eine Anzahl höchst lustiger Erzählungen, Romane und auch Bühnenstücke verdankt, ist in der am Samstag im Athenée Comique gegebenen „Klauen du Traving-Club“ immer den Erwartungen zurückgeblieben. Die Situationen, die unsere Lucie und Nebe auch sich, aber die Eltern wollen die junge Dame mit Le Hotois verheirathen. Serpentin, der Bruder Luciens und Freund Leons, verkündet diese Heirat, unsere, als Standesbeamter verkleidet, die unglückige Ehe Luciens mit Le Hotois vollzieht und dann am zweiten Akte eine Ehescheidungsverhandlung an die Stelle der jungen Frau treten läßt. Natürlich erreicht sich schließlich die Liebenden, und Le Hotois begnügt sich mit der Sangerin. Das Stück enthält einige lustige Stellen, aber noch mehr Längen, und man lauft sich häufiger zum Gähnen als zum Lachen bewegen. — Henri de Bornier, Mitglied der Akademie und Conservator der Bibliothek des Arsenals, ist ein guter, aber Mann und sein im Odeon gegebenes Stück „Jeanne d'abord“ ist eine gute alte Arbeit. Schöne Reden, wackere Recht! Seid einig, einig, einig! Wenn die alte Herr von Attinghausen ein Drama geschrieben hatte, wäre es so ähnlich ausgefallen. Die Geschichte spielt im 12. Jahrhundert, Maurice de Sully regiert. Einzelne historische Persönlichkeiten haben die Hauptrollen, es mangelt nicht an schwarzen Bösewichtern mit verzierten Mienen und Dolchen, Fallthüren und geheimen Gängen, und selbstverständlich ist auch der gute ingenuhafte Mann da Bornier hat das 13. Jahrhundert ausgegraben, um den Nationalsinn und Territorialen Ruhe, Frieden und Einheit predigen zu können. Während im Odeon der seit einem halben Jahrhundert auf dem Gebiete der dramatischen Literatur thätige Veteran de Bornier die Bühnen seines Winters verdirbt, ist im Theatre Français, dem man auch gerade das Zeitalten an der Arbeit nicht nachsagen kann, eine neue dramatische Literatur vorzuweisen pflegt, ein junger, fast unbekannter Schriftsteller zur Aufführung gelangt. Gaston Devore, von dem bisher nur ein Einacter gegeben worden ist, hat mit seiner „Conscience de l'enfant“ einen entschiedenen Erfolg errungen. Es handelt sich um den Fall, daß ein junges Mädchen erfahrungsgemäß Ehebruch, dessen Vater sich einer unehrenhaften Handlung schuldig gemacht hat und deshalb von seinem Freunde, dem Vater des jungen Mädchens, und bei dem man erzeichnet, die Handlung einzig sich sogar aus den Charakteren und Umständen, und daß in diesem Stücke schließlich der verzeihende Sinn der Sache aber die unerbittliche Verachtigkeit davontragt, ja daß man sogar diese letztere fast bedauernswert erscheint, das kann nur von pedantischen Psychologen getadelt werden, die von der Bühne nichts wissen. Der junge Autor hat obendrein das Lob zu genießen hervorragen den Dramatiker.

M. G. S.

Man schreibt uns aus Dresden: Zwischen Hervorrufe und doch kein Erfolg! Eine große Neuheit war hier sich bekannt, dem Opernpublikum gefällig zu sein und seiner Erfindungsgabe eine Aufgabe bereitet, wie sie wohl nur mannigfaltigen Meisterwerken zutheil zu werden pflegt. Doch das große Publikum blieb kalt, kalt und unsichtig. Es sieht sich nicht zum Siegesjubel verführen, denn es war kein Sieg. Georg Vendschel, der sich als Liedercomponist einen geachteten Namen erworben, schuf nicht die dramatische Kraft, ein dreiactiges Bühnenwerk musikalisch zu illustrieren. Seine Oper „Rubia“, die man in Dresden aus der Taufe hob, gestaltet in einzelne Episoden, die sich ziemlich planlos aneinanderreihen; in der Liebsform ist Henschel zu Hause, das zeigen in extremlicher Weise manche Chöre und kurze, gedrungene Gesänge. Da wagt er auch einmal einen kühnen Sprung, wie in dem ausgelassenen Lied von der spanischen Treppe, wo die auf- und abjagenden tollen Quinten aller verdrießen Musikgeschmacklosigkeit eine Ehre machen. Auch das exotische Rubia-Lied hat Charakter; schon die mittelalterliche Tonart bringt Stimmung. Aber wo dramatische Werte aufeinanderprallen, da erlahmt die Kraft, da verzagt ihm die individuelle Gestaltung, und in übrich gangbarer Verlegenheitsmünze prägen sich die musikalischen Gedanken aus. Freilich hat der Textdichter es dem Componisten nicht leicht gemacht. Max Kalbecks Buch hat wenig eigene Physiognomie; in flüssigen Versen berichtet es eine alltägliche Fabel. Das Wahre derselben ist in den Tagesblättern zu lesen, das Neue ist nicht des Erzählens wert. Der Maeaganische Gewaltschluß wächst nicht aus der Handlung heraus und birgt die große Gefahr in sich, dem Zuschauer ein ironisches Lächeln zu entlocken. Die Aufführung unter Hofrath v. Schuch, mit der ausgezeichneten Fran Wittich in der Titelrolle, war glänzend; leider wird sie nicht häufig sein.

W. Kleefeld.

Bücher.

Theodor Lindner: Die deutsche Hanse. Ihre Geschichte und Bedeutung. Leipzig. Ferd. Hirt & Sohn. 1899.

Ein aus gründlicher Sachkenntnis heraus und ebentoch, muß man wohl sagen, mit unverdrossener Liebhaberei und darum auch weiteren Kreisen zu Dank gearbeitetes Buch des Hallischen Historikers. Allerdings hat sich die Forschung und Stilkunst großer Historiker schon wiederholt an jenem relativ dunklen und doch so anziehenden Capitel deutscher Staats- und Wirthschaftsgeschichte erprobt, an jener Reihe des deutschen Mittelalters und Renaissancealters, der parallel Erscheinungen des 19. Jahrhunderts zur vortheilhaftesten Folie dienen, an jener großartigen Action fortdauernder, für das germanische Wesen höchst bezeichnender Selbsthilfe, die den „gemeinen deutschen Kaufmann“ im Norden des Reiches hohe Politik treiben ließ und die Zukunft des Nordens schon damals auf das Wasser legte, als die Centralgewalt noch die nationalen Kräfte im Süden band vergeudete. Die Flotte und ihres Stoffes sichere Bartheilung Lindners verdient einige größeres Lob, da die Exposé der Hansaleute im Verhältnis zu kongisthiger Dauer wenig glänzende Individuen aufweist; mucht als ob sie die Geschichte nicht mehrfachen Stadtlebens auf dem Hintergrunde seiner Entwicklung charakteristischen, das Mittelmaß überragender Gestalten völlig entbehrte; aber mit eigentlicher Heros heißt doch Legion, genau wie in den ziemlich gleichzeitigen colonialischen Uebestaaten deutscher Nation im Osten der Elbe, und Lindner bedurfte sich ungeheuern Stoffe gegenüber aller ahnen tenerischenden Romantik der mehrhundertjährigen Teilenzeit „Krieg, Handel und Piraterie“, um seinem muthigen Ton im Anfang besonders lebendigen Ueberlieferung abgewungenen Bilde frische Farben zu leihen. — Beimgelegt das Verleger das freyliche Buch mit überreicher illustrativer Ausstattung bedacht hat, so ist dieselbe doch allzu ungleichwertig und offen bunt zusammengewürfelt, um nicht dem Texte gegenüber unliebsam abzustechen.

rka.

Hugo Salus: Ehefrühling. Verlegt bei Eugen Diederichs, Leipzig 1900.

Man kennt Hugo Salus' naturliche, lebens- und kunstfrohe Art aus seinen Gedichten, die immer reiner, freier und liebhafter werden. Man kennt auch den neuen Cultus „Ehefrühling“ bereits aus der „Jugend“, wo diese schattenlosesten Gedichte alle Freunde der klaren und heiteren Dichtung erfreuten. Ueber dem Buch liegt eine gesattigte Glückszimmung, nicht so voll wie manchmal bei Liliencron, aber dafür ohne jede ernstbafte Trübung. Bisher aus dem ersten Jahre einer Dichterehe erschienen da mit gleichlichem Titel schgehalten. Der Hintergrund ist überall Sonne, wie die sprachliche der Hochzeitsfahrt am Rhein, wo Hugo Salus gibt es rann, wenn der Gatte Blumen in das Heim zu bringen vergaß, das einzelnes Hinbeug genug ist. Und der kleine Krieg scheint nur darum von der linken Hand hervorgerufen, damit der Friede doch desto wärmer belogen werde. Das alles wird in Versen gesagt, die zumeist so nicht von einem „Neurosen“, aber von vollendeter Anmuth und von natürlich einfachem Sprache sind. Begleitet wird das reizende Buch von Zeichnungen Boglarins, die den Text so zart, man möchte sagen, gemüthlich begleiten, daß man den „Ehefrühling“ auch in seinem äußeren Gewande ein „deutsches Musterbuch“ nennen darf.

P. B—r.

Revue der Revuen.

In Heines Geburtstagsfeier, die man in dieser Woche begeht, erscheint in dem soeben ausgelaufenen Dezemberheft der „Deutschen Rundschau“ der bekannte Heine-Forscher Hermann Hüffer das Wort. Der Lebhaftigkeit unbeschadet, wie in seinen Arbeiten von jeher, Zeichnet Hüffer Anschauung, daß Heine 1747 geboren wurde. Seine Briefe, die in der That lebhaftigkeit spricht, entnimmt er hauptsächlich den Briefen über die Schuljahre des Dichters: Viele Heines Geburtstag in das Jahr 1799, so wäre er als „wolfjähriger Knabe in eine Klasse eingetreten. Da in einiger Beziehung noch älter der Prima nahezu gelangt. Diese Annahme ist auch weniger zulässig, als Heine trotz einer früh entwickelten, raschen Auffassungsgabe in den eigentlichen Gymnasialfächern sich niemals hervorgethan hat. Beweise zum Zuckerkorn lasst sich verschiedene anführen, das Heine im Jahre 1814 in das Barchaus des Lyceums trat. Verschiedentlich war dafür das zweite Lebensjahr erforderlich; ein besonderer Eifer zum ungemeinen Neuigkeiten aufgenommen haben; aber die Annahme eines Sechzehnjahren muss als ausgeschlossen gelten. — In Deutschen soll sich Heine zu Bonn so wenig über besondere Leistungen, Auszeichnungen hervorgethan haben, daß sich der zweiten preußischen Armee Jahre und Heine seine Empfehlung erwungen hat.

Digitized by Google

„La Grande Revue de l'Exposition" heißt eine Monatsschrift, die seit 1. November im Anschluß an die „Revue des Revues" erscheint. Fr. Passy schreibt darin über den Zweck der Weltausstellungen und ihre Geschichte. Jeder Ausstand soll, wenn er sein Gewerbe verstehe, einen Ueberblick über die eigene und die fremde Production haben; ebenso soll es ein Land halten. Aus diesem Bedürfnis sind die Ausstellungen entstanden, die anfangs local und special waren. Der Ruhm der ersten großeren Ausstellung gebührt Paris, wo 1798 und 1802 kleine Expositionen stattfanden, denen erste 1844 eine Ausstellung vereinter und nur zweijahr Tage dauerte. Andere folgten, aber erst das Jahr 1851 brachte die erste Weltausstellung (zu London). Seither haben diese europäischen Jahrmärkte an Ausdehnung immer zugenommen; aber eben die ungeheure Vermehrung der Industrien führt zu einer solchen Zersplitterung des Interesses, daß man, um wirklich Belehrung daraus zu ziehen, eigentlich zu den Specialausstellungen zurückkehren müßte. Der permanente Verkehr zwischen den Nationen hat übrigens die Ausstellungen ziemlich überflüssig gemacht. Die im nächsten Sommer werde vielleicht auch überhaupt die letzte sein und gleichsam das Resume des ganzen Jahrhunderts geben, an dessen Ende sie steht. — In einer Enquête über denselben Gegenstand nennt Paul Adam die Weltausstellungen ein erfreuliches Fest der Verbrüderung der Arbeit, während Anatole Leroy-Beaulieu sie für eine große Kraft- und Geldvergeudung hält und für Specialausstellungen stimmt. Ueberdies glaubt er, daß man durch die Weltausstellungen dem Socialismus in die Hände arbeite, da sie die trennenden Grenzen verwischen und den Arbeitern beim Anblick ihrer Leistungen ihre Kraft voll zum Bewußtsein bringen. — Zwei andere Artikel behandeln die Attractionen der kommenden Ausstellung: Georges Mallet beschreibt das „Métérorama", ein großes Panorama, wo die Reisenden vom Verdeck eines Schiffes alle möglichen Küstenlandschaften der Riviera, des Orients u. s. w. vorüberziehen sehen, wobei mechanische Vorrichtungen in ihnen die Illusion erwecken, als führen sie daran vorüber. — George de Cèle schildert das Columbia-Riesentheater, dessen Bühne 2000 Quadratmeter beträgt, warum sich noch ein Wasserballon von 1000 Cubikmetern schließt. Es hat eine Truppe von 1500 Mitgliedern und kann 6000 Zuschauer aufnehmen.

„Nineteenth Century" bringt im Decemberheft einen Aufsatz des Grafen Franz Lützow „Oesterreich am Ende des Jahrhunderts", worin, ausgehend von dem Worte Palacky's „die Existenz des österreichischen Staates ist die Bedingung für den Frieden Europas" über die Entwicklung und Zusammensetzung der österreichischen Monarchie und die Ereignisse der letzten Zeit unter den Ministerien Badeni, Thun und Clary kurz berichtet wird. Die Sprachenverordnungen erkennt der Graf als eine durchaus gerechte wie berechtigte Verfügung an, eine Behauptung, die er auch auch so zu halten erklärt, wonach sie jetzt aufgehoben werden sind — „hoffentlich nur für kurze Zeit". Mit Entsetzen spricht er von den November tagen von 1897, und die Frage, ob ein exclusivdeutsches Parlament zu Wien für die Monarchie ein Vortheil sei oder nicht, verneint er entschieden. Mit Recht sieht die Oeffentlichkeit den Grafen Gołuchowski als den Urheber des jetzigen Zustands in Ungarn bei der Dualität — so hoffen immer die Nationalfanatiker — an. Es sei schwer, mit einiger Mäßigung über die politische Laufbahn dieses Mannes zu schreiben, der, leidenschaftlich in seiner äußeren Politik Oesterreichs leite, derselben unberechenbaren Schaden zugefügt habe. Auf den diplomatischen Posten habe er Leute behalten, deren ganzliche Unfähigkeit ihre Absetzung längst hätte wünschenswert erscheinen lassen, und ebenso unter den jüngeren Bewerbern immer die denkbar unzulässigste Auswahl getroffen. Man verschicket, daß er die „Streber" hervorragend begünstige. In obigen habe er sich darauf beschränkt, in der äußeren Politik den Spuren derjenigen Vorgänger Schritt und schwankend zu folgen, in der inneren sei er die Ursache des allmählichen Niederganges eines einst reichischen Parlamentarismus. Die Monarchie, regiert von der deutschen Minderheit, sei schwach, geteilt dagegen von einer den Bevölkerungsverhältnissen entsprechenden tschechischen Majorität, könnte sie eine der mächtigsten, vielleicht der mächtigste Staat unseres Erdteils. Das Wort, das einmal Thiers den Ministern Napoleon III. zurief: „Il n'y a plus une France, messieurs" — sollten auch Graf Gołuchowski und die gegenwärtigen Minister Oesterreichs beherzigen.

Geschichte eines Schwarzblättchens.

Von Giovanni Verga.

Aus dem Italienischen von Lulu Gangkofer.

(Nachdruck verboten.) 10. Fortsetzung.

Meine gute Mariauna!

Du fragst Dich von mir und um den Zustand meiner Seele: Du wollte mir hundert Kapiteln, die ich nicht verstehe, die mich verlegen machen, auf die ich nicht zu antworten weiß: Du fragst mich um tausend Dinge, die ich mir selbst nicht erklären kann. Ach, könnten Du bei mir sein, könnten Du mich aufrichtend halten und beruhigt mit mir plaudern unter den Bäumen, wo des Schatten ein dichtes ist . . . Du wüßtest, Du würdest die Ursache dieses Unglücks finden.

Aber Du wirst aber fragen, das unzufrieden und verwirrt mich machen wollte. Du wissen, wer hatte sich in mein so friedliches Leben gedrängt, und ich doch weiß, daß ich nicht so viel von ihnen schuld als sie mir. Wenn sie besser wären? Warum sollte es sie sein, daß ich Kaine Worte, in meinem Herzen Gefühle nicht anerkannt ist, weiland ich sie hatte und mit mir Ruhe? Ich sie, Mariauna, geliebt? Ich sie geliebt? Ich habe es selbst nicht bemerkt, und mein Gott, ich wüßte auch keinen Grund anzugeben!

Ich weiß nicht, was mein Inneres erregt, aber es muß etwas Schlechtes sein, denn ich habe gezögert, es Dir zu beichten. Ich fühle mich, ich möchte sagen, schuldig, und in mir regt sich eine Unruhe, eine unerklärliche Angst, als hätte ich allen ein Geheimnis zu verbergen, und als wären aller Augen auf mich gerichtet, um es zu entdecken.

Ich habe mein Inneres erforscht, um das Uebel zu finden, von dem meine Verwirrung ausgeht. Ich ließ meine Gedanken, meine Gefühle, meine Beschäftigungen, die Menschen, mit denen ich sprache, und die Gegenstände, die ich sehe, an meinen Augen vorbeiziehen und habe nichts gefunden, ausgenommen . . . Aber Du wirst mich wirklich heißen und über mich lachen.

Ich habe Dir einmal geschrieben, daß wir mit der Familie Valentini sehr intim geworden sind, Anetta ist für mich eine zweite Marianna. — Aber Du hast mich darauf gebracht, daß ihr Bruder einen gewissen Eindruck auf mich macht. Ja, das ist wahr, und ich möchte fast sagen — ich fürchte ihn!

Das ist sicher nur Einbildung, Dummheit, denn Anettas Bruder ist ein liebenswürdiger junger Mann, und mir gegenüber nur immer voll Aufmerksamkeit. Aber ich kann Dir den Eindruck nicht beschreiben, den er auf mich macht. Es ist mir Widerwille, es ist mir Abneigung, und doch fürchte ich ihn, und wenn ich ihn in der Ferne kommen sehe, werde ich bald roth, bald blaß und zittere — und möchte fliehen!

Neulich, nach unserem Ball, waren wir einen Augenblick allein, und da sagte er plötzlich: „Ich danke Ihnen, mein Fräulein." — „Wofür?" — „Daß Sie die Güte hatten, mit mir zu tanzen!" — Wenn Du wüßtest, wie mich das glücklich machte! Ich weiß gar nicht, warum er dies so leise sagte, und es schien mir, als würde er roth dabei, und bewegen wurde auch ich so roth und wußte nichts zu antworten.

Siehst Du, mit solchem Zartsinn sucht er mir Freude zu bereiten. Ein andermal sagte er: „Wie gut Ihnen dieses Kleid steht!" Das hat er gesagt! Mein hässliches, schwarzes Klosterfähchen!

Warum aber verliere ich völlig die Fassung, wenn ich seine Stimme höre? Und begegne ich seinem Blick, der auf mir ruht, dann schießt mir eine Gluthwelle ins Angesicht, und ich fühle einen kalten Schauer in meinem Herzen.

Höre, Mariauna! Ich glaube, ich habe den Grund gefunden. Man hat uns im Kloster eine so schlechte Meinung von den Männern im allgemeinen und besonders von den jungen Männern beigebracht, daß wir keinem begegnen können, ohne ganz verwirrt zu werden. Siehst Du, Giubita, meine Schwester, die doch jünger ist als ich, fühlt nie die geringste Verlegenheit, wenn sie mit ihm spricht. Sie scherzt, lacht und plaudert mit ihm, ohne zu erröthen, während ich, wenn ich das thate — ich glaube, ich müßte sterben. Und deshalb, Gott verzeih es mir, überkommt mich oft ein Gefühl gegen meine Schwester, das dem Neid sehr ähnlich sieht!

O mein Gott! Auf mich zu Dir in Dein Kloster, mit seiner Ruhe, seinem Frieden und seiner Sammlung: berathe mein Gewissen, erleuchte meinen Verstand!

16. November

Montag begegnete ich ihm im Kastanienwald. (Glücklicherweise war Gigi bei mir. Er hatte seine Flinte über der Schulter und sang ein Liedchen, ohne uns zu hören. Du kannst Dir nicht vorstellen, wie sich seine Stimme klingt! Ich erkannte ihn sogleich. Das Herz war mir zum Zerspringen, ich wollte fortlaufen, fliehen, alles wegen meiner dummen Verwirrung. Sein Hund Ali bemerkte uns zuerst; er lief hinter uns her und begrüßte uns mit freudigem Gebell. Da mußten wir doch stehen bleiben, nicht wahr? Trotzdem ich feuerroth wurde, trotzdem meine Hände zitterten. Er muß ja meine Verwirrung bemerkt haben. Er schritt auf mich zu und reichte mir die Hand: ich mußte ihm die meine geben, denn es ist hier so Sitte, das man auch den Männern die Hand drückt. Das war mir schrecklich, denn du wusste er zu fühlen, wie meine Hand zitterte.

Nun nach Hause zu gelangen, hatten wir den unwirklichen Theil des Weges zu durchschreiten. Am Rand des steinigen Weges wuchsen Dornsträucher und Disteln, da wollte er mich begleiten und mir seinen Arm reichen. Ich aber zitterte so, daß er sagte: „Stützen Sie sich nur auf mich, mein Fräulein, Sie straucheln ja bei jedem Schritt!" Und er hatte recht! Ein gutes Stück Weges legten wir stumm, ohne ein Wort zu sprechen. Man hörte nur das Rascheln des trockenen Laubes, das ich mit den Füßen bewegte, um ihm das Klopfen meines Herzens zu verbergen. Er schien mit meiner Verlegenheit Erbarmen zu haben, denn er brach das Schweigen und sagte: „Wie schön es heute ist und welch schönen Spaziergang wir gemacht haben!" Und er lächelte. Dann setzten wir uns auf eine niedrige Mauer, die einen Weinberg einschloß. Er saß an meiner Seite aber ich sah nichts als seinen Hundertschuh, mit dem er leicht spielte in den Sand scharrte. All sein Leben großen Herr auf meinen Schuh und blickte mich mit seinen schönen, ver-

ständigen Augen freundlich an. Ich streichelte ihn und er wedelte dankbar mit dem Schweif. Da sagte sein Herr: „Sehen Sie nur, wie gerne Sie Alt hat. Sind Sie ihm denn auch ein wenig gut?“ Ich weiß nicht, warum mich diese einfache Frage so bewegte, aber es schien mir, als ließe ich Alt unendlich. Und auch er streichelte seinen Hund — da berührten sich unsere Hände und er mußte fühlen, daß die meinige zitterte. Mein eigenes Schweigen brachte mich aus der Fassung; ich suchte eine Antwort, aber es fiel mir nichts ein, ich stammelte nur: „Wie schön ist doch Ihr Hund!“ Er sagte nichts darauf und seufzte. Warum seufzte er nur? Sollte auch er unglücklich sein? Der Arme! Er scheint mir wirklich in der letzten Zeit viel ernster. Und als er so seufzte, da empfand ich für ihn eine so große Zärtlichkeit, soviel Freundschaft, daß sich meine Verwirrung legte, und da habe ich nur den einen Wunsch gehegt, auch ein Mann zu sein, sein Freund oder sein Bruder, um ihn mit meinen Armen zu umschlingen, und ihn zu fragen, was ihn denn so betrübe, um ihn zu trösten, oder wenigstens seinen Schmerz mit ihm zu theilen.

So oft ich ihm begegnete, überkommt mich dieselbe Verwirrung und deshalb weiche ich ihm lieber aus. Aber manchmal, weißt Du, kommt es vor, daß ich nimmer fliehen kann und da muß ich eben meinen Schmerz überwinden und bleiben. Wenn er mich ansieht, klopft mir das Herz zum Zerspringen, und ich möchte am liebsten sterben, um mein Erröthen nicht zu zeigen. Es scheint mir dann, als wären alle Augen auf mich gerichtet und als fragten sie: „Warum wirst du so roth“? Und ich könnte keine Antwort geben — ich weiß es nicht! — Bei der ersten Gelegenheit flüchte ich dann in mein Zimmerchen, verberge mein glühendes Gesicht in die Kissen und weine! Ich weiß nicht, es ist mir als thäten mir die Thränen wohl, als befreiten sie mich von einer schweren Last!

Vorgestern, als ich mir eben die Augen trocknete, sah ich einen Schatten an meinem Fenster. Er war es! Er stützte die Ellbogen auf das Gesimse und verbarg das Gesicht mit den Händen. Du kannst Dir denken, wie ich erschrak, und auch er war ganz verwirrt. Er wollte lächeln, aber es schien mir eher, als weinte er, so traurig war dieses Lächeln. Dann stammelte er: „Fräulein, warum fliehen Sie mich?“ Ach Marianna, ich hätte gewünscht, daß sich der Boden öffnete, um mich zu verschlingen. Glücklicherweise kam gerade meine Schwester dazu. Nun wußte ich alles Mögliche thun, um mich zu beruhigen, aber vielmehr um auszuriechen, als wäre nichts vorgefallen. Dann schloß ich mich wieder der Gesellschaft an, die sich im Freien vor dem Hause unterhielt. Giudita stand neben ihm, plauderte und lachte mit ihm, und war ganz ruhig; die zitterte nicht!

Gestern, als alle ins Haus gingen, weil die Kälte immer schneidender wurde, kam er bleich und verstört auf mich zu, nahm meine Hand, die so zitterte, daß ich sie ihm nicht entziehen konnte, und sagte mit einer so süßen Stimme: „Fräulein, was habe ich Ihnen nur gethan? Warum weichen Sie mir aus?“

Mein Gott, mein Gott! Am liebsten hätte ich mich zu seinen Füßen geworfen, ihm um Verzeihung gebeten und ihm gesagt, daß er sich irrt, daß ich nicht schuld daran bin. Ich weiß nicht, was ich sagte, ich weiß nicht, was ich stammelte. Da kam Anetta zu uns; ich warf mich in ihre Arme und brach in Thränen aus.

O, meine Marianna, such' einen Trost für mich, hilf mir! Wenn auch Du mich verlässt, dann bin ich ganz allein mit meiner Traurigkeit und meinem Unglück! Bitte Gott, er möge mich bald zurückrufen ins Kloster, und die Ruhe der kühlen Gänge wird den stürmischen Hauch beruhigen, der aus der großen Welt kommt, um meine heftigste Seele zu verwirren.

Ich habe Dir geschrieben, die Augen von Thränen umflort, und weiß nicht einmal was! Verzeihe mir und sei mir gut, denn ich brauche Deine Liebe!

zo. November.

Marianna! Marianna! ich liebe ihn! Höre Du, ich liebe ihn! Hab' Erbarmen — hab' Erbarmen mit mir! Verachte mich nicht! Ich bin ja so unglücklich! Ach, vergib!

Mein Gott! Warum schickst Du mir diese harte Strafe, diesen Fluch? O, mein Gott, wie viel habe ich gewonnen! Gibt es denn ein unglücklicheres Wesen?

Ich liebe ihn! Wie schrecklich klingt dieses Wort. Es ist eine Sünde, ein Verbrechen! Aber es nützt ja nichts, wenn ich es mir auch selbst verheimliche. Die Sünde ist stärker als ich! Ich wollte sie fliehen, sie aber hat mich gepackt, sie hält mich fest und zieht mich hinein ins Verderben. Mein ganzes Sein ist angefüllt von diesem Manne: mein Kopf, mein Herz, mein Blut. Ich sehe ihn vor mir, in dem Augenblicke, in dem ich Dir schreibe, im Traume und im Gebet! Ich kann an nichts anderes denken. Sein Name schwebt mir stets auf den Lippen, denn jedes Wort, das ich ausspreche, ver wandelt sich in seinen Namen. Wenn ich ihn sprechen höre, bin ich glücklich; wenn er mich anblickt, zittere ich, jeden Tag, jede Minute wünsche ich bei ihm sein — und fliehe ihn! Ich möchte sterben, für ihn! Alles, was ich fühle für diesen Mann, ist mir neu, fremd und erschreckt mich! Es ist brennender als die Liebe, die ich für meinen Vater hege, stärker als jene, die ich meinem Gott entgegenbringe — es ist das, was die Menschen „Liebe“ nennen. Nun habe auch ich sie kennen gelernt und sehe, daß sie furchtbar ist! furchtbar und schrecklich! Es ist Gottesstrafe, Verderben und Fluch! Marianna, ich bin verloren, Marianna bete für mich!

Gestern ist er nach Catania gegangen, um Besorgungen für seine Familie zu machen. Er hätte noch vor Abend mit dem Omnibus von Treeastagna zurückkehren sollen — und um neun Uhr war er noch nicht da. Stelle Dir die Angst seiner ganzen Familie vor, die Angst von uns allen! Die Nachrichten, die wir erhielten, waren schlecht, und so dachte man an nichts anderes, als an ein Unglück. Seine Mutter und Anetta weinten; sein Vater war furchtbar erregt und gieng jeden Augenblick auf den Erdhügel, der den Weinberg überragt, und von dem man ein gutes Stück des Weges sieht, der nach dem Dorfe führt. Es schlug halb zehn; es schlug zehn! Alles weinte und klagte. Herr Valentini war vorübergegangen, ganz allein und im Finstern. Er wollte alle Vorübergehenden um Auskunft fragen und war fest entschlossen, nicht eher umzukehren, als bis er seinen Sohn gefunden. All' diese Thränen zerrissen mir das Herz; dieses Schweigen regte mich auf; und diese Finsternis schien mir erfüllt von gräßlichen Visionen. Da hab' ich mich eingeschlossen in mein Kämmerchen, habe mich zu Füßen des Crucifixes hingekauert, um zu weinen und für ihn zu beten. Von Zeit zu Zeit unterbrach ich mein Gebet, um mir die Ohren zu trocknen; ich unterdrückte mein Schluchzen, ich horchte, horchte mit meinem ganzen Herzen, mit meiner ganzen Seele. Aber ich hörte nur in der Ferne einige Flintenschüsse, die mich noch mehr erregten, und das Gebell der Hunde, das ganz unheimlich klang. Da wurde ich abergläubisch und dachte: Jetzt will ich hundert Ave Maria beten, und dann werde ich seine Stimme hören. — Ich betete fünfzig, alle in einem Athemzug, dann begann ich wieder und sagte die anderen langsamer, denn es schien mir, als hätte ich die ersten zu hastig gesprochen, und als wäre darum die Zeit nicht die mir vorgeschriebene gewesen, als hätte mich Gott nicht erhört, weil ich zerstreut war beim Beten!

Als die letzten zehn gesprochen waren, begann ich von neuem, denn ich bildete mir ein, mich beim Zählen geirrt zu haben. Ich betete die letzten beiden eins nach dem andern; ich unterbrach mich, um zu horchen — und es war mir, als hätte ich weit in der Ferne Stimmen gehört! Ich lauschte und lauschte — umsonst! Tiefes Schweigen! Da sprach ich zu mir selbst: Wenn die erste, die spricht, Anetta ist, dann kommt er in einer Viertelstunde — Später: Wenn das Laub der Bäume zum zehntenmale im Winde rauscht, wird er hier sein. Die Zweige bewegten sich, bewegten sich wieder, und niemand kam! Da war mir's, als müßte ich ersticken, als drehe sich mein Kopf, als flösse das Blut in meinen Adern mit einer Kraft, die mich zwang, fortzulaufen, ich wußte selbst nicht, wohin: die Stube schien mir zu eng, und ich fürchtete, das Dach möchte mich erdrücken! So gieng ich hinaus auf den Vorplatz. Ich setze mich auf eine kleine Mauer, atmete im Finstern, horchte, wie die anderen; die heißen Augen schmachtig ins Dunkel gebohrt, als könnte ich ihn herbeizaubern mit meinen Wünschen. Ich lauschte dem fernen Gebell der Hunde, und ich versuchte zu glauben, daß sie bellten, weil er vorübergieng. Mein Gott, was mußte ich leiden! Da, auf einmal — das Herz schien mir stille zu stehen — hörte ich, noch weit entfernt, ein Winseln, das ich kannte. Das Herz sprang mir zum Zerspringen. Ich lauschte — nichts! Wieder nichts! Vielleicht hatte ich mich getäuscht. Da hörte man deutlicher Bellen, diesmal näher und deutlicher, und diesmal hörte es die anderen auch. Es war Alt. Er ist es, er kommt, das war Alts Stimme. Ach! — All kam immer näher, freudig bellend! Er brachte uns gute Nachricht! Das Herz schien mir zu zerspringen. Alle waren sie gekommen zu dem Mäuerchen, zu mir! Alt kommt, springt auf die Mauer, er ist es, er ist es! Er springt an mir heraus, er bellt und winselt, aber er ist ganz athemlos und auch bewegt. Armer Alt! Ich hielt ihn umschlungen, sein umschlungen, denn es schien mir, als wollte er die Besinnung verlieren, und da brach ich in Thränen aus.

Und als er erst ankam, der arme Kino! Bleich, müde und erschöpft. Er kam zu Fuß aus Catania, denn er hatte den Omnibus verfehlt, und es war kein Wagen zu finden gewesen, der um diese Stunde die Fahrt gemacht hätte. Sein Vater war mit ihm zurückgekehrt und küsste ihn, seine Mutter und Anetta hielten ihn umschlungen. Alle umjubelten ihn, alle weinten vor Freude! Er wird mich für selbstsüchtig und schlecht gehalten haben, denn ich lief in mein Stübchen, um zu weinen, um zu lachen, um laut zu schluchzen, und die Füße des Crucifixes zu küssen, die Möbel und die Wände! Mein Gott, gibt es ein glücklicheres Wesen auf der Welt, als mich?

Seit diese Verwirrung an mich herantrat, erkenne ich mich nicht mehr wieder. Meine Augen sehen klarer, mein Geist entdeckt Geheimnisse, die mir hätten verborgen bleiben sollen. Mein Herz empfindet neue Gefühle, die es noch nie empfunden hat, und die es niemals hätte empfinden sollen. Dabei kommt mir immer der Gedanke an meinen Lebensberuf, die Reue über meine Sünde, die Unsichtigkeit, gegen ein Gefühl zu kämpfen, das stärker ist als ich, das mich angreift, das mich verdirbt, mich beiseit und das mich

Digitized by Google

glücklich macht, indem es mich unterwirft — die Verzweiflung, zu sehen, wie gering ich bin . . . Ich bin ja nicht einmal ein Weib, ich bin nur eine arme Nonne und ich bin traurig, denn ich sehe nichts an mir, als ein schwarzes Fähnchen, straff zurückgekämmte Haare, ungelenke Manieren, eine Schüchternheit, welche dumm erscheint — und da vergleiche ich mich mit anderen Mädchen, die hübsch und zierlich sind, und die nicht sündigen, wenn sie lieben, wie ich. Ich schäme mich vor mir selbst, und schäme mich vieler Scham. Und dann — ich habe Dir ja noch nicht alles gesagt! Noch etwas ängstigt mich! Die Furcht, jemand könnte das Geheimnis entdecken, das ich sorgsam in meinem Herzen verschließe. Ach, da musst Du Dich hüten, daß Du nicht errötheit, daß Du nicht erblasset, daß Deine Stimme nicht zittert und Dein Herz nicht vernehmlich klopft. Denn sonst verräthst Du Dich selbst, und es ist Dir, als blieben alle auf Dich, um Dir Dein Geheimnis zu entreißen. Und da möchtest Du lieber sterben vor Scham, als daß dies Unglück wirklich geschehe. Ich schäme mich vor dem, was ich schreibe, vor dem, was Du lesen wirst, Du, die Du doch ein Theil bist meines eigenen Ichs! Ich liebe ihn wahnsinnig und würde sterben vor Scham, wenn er es wüßte! Ich möchte meine Arme um seinen Hals schlingen, möchte zu seinen Füßen sterben — und würde um alles Gold der Welt nicht wagen, ihm die Hand zu geben. Wenn er mich ansieht, senk' ich die Augen, und muß denken, daß mein Vater, meine Stiefmutter und auch er vielleicht in meinem Herzen lesen!

O, mein Gott! Laß mich doch lieber sterben!

Und wenn ich Dir erst sage, daß diese meine Angst nicht ganz unbegründet ist! Meine Stiefmutter rief mich heute morgens in ihr Zimmer, sah mich an, mit einem Blick, der mich zu durchbohren schien, und sagte: „Du bist in letzter Zeit so blaß und aufgeregt. Weißt du, mein Kind, wenn dich die Landluft angreift, heiseht dein Vater nicht darauf, dich hier zu behalten, sondern er wird dir erlauben, in dein Kloster zurückzukehren." Und diese Worte begleitete sie mit einem Blick, mit einem Ton in der Stimme, der mir zu sagen schien: „Ich weiß alles, ich kenne dein Geheimnis!" Zum Glück saß ich auf einem Stuhl, sonst wäre ich zu Boden gefallen; meine Augen füllten sich mit Thränen, aber sie bemerkte es nicht, denn die Thüre öffnete sich, und Giudita kam fröhlich hereingesprungen. O meine gute Mutter, die du da unten schläfst im Friedhof, könnt' ich mich doch jetzt in deine Arme werfen, dich um Verzeihung bitten, und meinen Kummer ausweinen an deiner Brust!

Giudita rief: „Mama, weißt du schon, Valentinus haben uns eingeladen, mit ihnen zu ihrem Nachbarn, der Familie Bertoni, zu gehen. Es wird getanzt, weißt du? Gute Mama, sei doch so lieb, und gehe ihn mit uns, ja? Wie lustig wird das sein, ein Ball auf dem Lande!" So zärtlich wußte sich Giudita einzuschmeicheln, daß der finstere Ausdruck im Gesichte ihrer Mutter verschwand. Lächelnd gab sie ihr einen Kuß und sagte das einzige kleine Wort: „Närrchen!"

Giudita sprang lachend und fingend sich anzukleiden.

Auf der Schwelle begegnete mir Anetta und sagte:

„Nun, was treibst du denn, kommst du nicht auch mit?"

„Was fällt Euch ein?" rief die Stiefmutter, „eine Klosternovize! Das gienge wirklich noch ab!"

Nino hatte die Augen auf mich gerichtet und sprach keine Silbe; ich bemerkte es, trotzdem ich ihn nicht anblicke. Während dessen kam Papa zu uns und erkundigte sich nach dem Grunde der Vorbereitungen und nach dem Feste.

„Und du?" fragte er mich.

„Ich bleibe zu Hause, Papa."

„Aber nein, du kannst gar mitkommen, wir sind ja auf dem Lande."

„Guter Papa, ich bleibe lieber zu Hause!"

„Dann bleibe ich bei dir."

„Guter Vater, du liebst mich, du hast mich gerne!"

„So, und wer wird uns begleiten?" fragte seine Frau.

„Ihr kennt Euch doch unseren Freunden anschließen."

„Das möcht mir nicht, wir gehen heute zum erstenmale zu diesen Leuten, die wir gar nicht kennen. Marta kann bei unseren Mädchen und bei der Frau des Beamten bleiben."

Dieser Wortwechsel dauerte einige Zeit, schließlich zwang Papa mir seinen Willen auf. Nachgeben, denn, weißt Du, es widerspricht ihr nie, um den häuslichen Frieden im Hause zu wahren.

Meine Theure, ich muß Dir sagen, heute hat es mir zum erstenmale in meinem Leben weh' gethan, daß ich allein von einem Vergnügen ausgeschlossen war, auf das sich doch alle so herzlich freuten. Und dann, weißt Du, einen neuen Schmerz noch hab' ich empfunden. Er wird so viele andere, schöne Mädchen sehen, wird mit allen tanzen! Als ich daran dachte, füllte sich mein Herz mit Thränen!

Jetzt bin ich allein! Ich sah sie fortgehen, fröhlich und heiter. Nur er schien traurig. Er blickte mich an, als wollte er mich tausend Dinge fragen, dann reichte er meiner Schwester den Arm. Wie schön war Giudita in ihrem lichtblauen Kleide, an seiner Seite, lachend und plaudernd mit ihm.

Ich habe ihnen nachgeblickt, bis sie um die Ecke bogen und hinter der Weißdornhecke am Mäuerchen des Weingartens verschwanden. Dann hab' ich noch einige Zeit ihre Stimmen gehört, ihr Lachen und ihre Fröhlichkeit, die mir ins Herz schnitt. O mein Gott, wie bin ich neidisch, wie bin ich schlecht! Ich mußte an ihn denken, um nicht in Thränen auszubrechen, ich wußte an den Ausdruck denken, mit dem er mich anblickte, um die anderen nicht zu beneiden! Dann war ich allein! Die Sterne begannen schon zu leuchten, es war einer jener prächtigen, milden Herbstabende. Die Frau des Weinhüters hat, ihr Kind auf dem Arme, Feuer gemacht, um die Suppe zu kochen. Ihr Mann kam heim, stellte die Flinte neben die Thüre, nahm sein Schnachen auf den Schoß und spielte und scherzte mit ihm. Alles war ruhig, friedlich und heiter. Ich allein bin betrübt, unglücklich, traurig.

Ich schreibe Dir alles, was mir einfällt, und wenn mir die Thränen in die Augen kommen, so daß ich nichts mehr sehe, dann blick' ich hinauf zum gestirnten Himmel, zu dem Laub der Bäume vor meinem Fenster, und meine Gedanken eilen zu jenem Feste, zu all' den fröhlichen Leuten, die sich unterhalten und in seiner Nähe sein dürfen, zu ihm. Und da kann ich nicht mehr weiter schreiben, denn ich muß an ihn denken, an ihn allein, ich muß ihn wenigstens im Geiste sehen, während er tanzt und lacht — mit einer anderen! Und damit leb' wohl für heute!

(Fortsetzung folgt.)

☞ Der heutigen Nummer unseres Blattes liegt ein Prospect der Verlagsfirma „Gesellschaft für graphische Industrie in Wien" bei. ☜

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer
bester natürlicher
alcal. SAUERBRUNN
Filiale: Wien, IX. Kolingasse 4.

Alexander Weigl's
Unternehmung für Zeitungs-Ausschnitte
„Observer"
WIEN, IX I. Türkenstrasse Nr. 17
[illegible] Prospecte gratis und franco.

Foulard-Seide 65kr.
bis fl. 3.35 per Meter in den neuesten Dessins und Farben

[illegible] schwarze, weiße und farbige „Henneberg-Seide" von 45 kr. bis fl. 14.65 per Meter — glatt, gestreift, karrirt, gemustert, Damaste 2c. (ca. 240 verschiedene Qual. und 2000 verschiedene Farben, Dessins 2c.)

Zu Roben und Blousen
ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus.
Muster umgehend.
Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.
G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Die Zeit.

XXI. Band. Wien, den 23. Dezember 1899. Nummer 273.

Beamten Minister.

Wenn die Ministerien nichts weiter wären als moralische Probieranstalten, so könnte dem Grafen Clary und den vier unter seinen sieben Collegen, die jetzt mit ihm von der Regierung zurücktreten, den Herren v. Hartel, v. Kindinger, v. Kniazioluck und v. Koerber nur Gutes nachgesagt werden. Auch an sie wie an so viele vor ihnen ist, lockend mit dem Schein der Macht, die Versuchung herangetreten, ihren Verfassungseid und ihr Regierungsprogramm zu brechen. Sie aber haben ihr widerstanden und lieber die Ministerherrlichkeit geopfert als ihre Ehre. Der moralische Tiefstand, auf den die österreichische Ministerschaft unter Badeni und Thun herabgekommen, ist durch sie, wenn auch nur vorübergehend, unterbrochen worden, und deswegen werden die Namen des Grafen Clary und seiner ihm bis zur Demission Getreuen immer mit Achtung genannt werden. Jede öffentliche Thätigkeit setzt, wenn sie für das Gemeinwesen wahrhaft gedeihlich wirken soll, die absolute, nicht bloß private, sondern auch berufliche Rechtschaffenheit ihrer Träger voraus, und die Ministerschaft als eine der höchsten Functionen des öffentlichen Lebens mehr als jede andere. Aber der moralische Charakter seiner Lenker ist nur die reine Luft, in der, nicht aber das Brot, von dem ein gesunder Staatskörper lebt. Dies sind die richtigen politischen Ideen und Berechnungen vielmehr. Das „Tout est perdu fors l'honneur" mag für einen gefallenen Staatsmann ein Trost im Unglück sein. Aber das Unglück bleibt trotz des Trostes ein Unglück, und man muß seine Ursachen erforschen, wenn es dereinst besser werden soll.

Wegen der Einfachheit seiner Aufgabe und der kurzen Dauer seiner Existenz gewährt wie selten eines gerade das Ministerium Clary Einblick in die Ursachen seines Falles, die nicht ihm allein eigentlich mich sind. Das Ministerium Clary hatte die Aufgabe, den Staat auf den parlamentarischen Boden, den er durch die mißbräuchliche Anwendung des § 14 von Badeni bis Thun verlassen hatte, wieder zurückzuführen. Das § 14-Regime, das nun endlich ziemlich allgemein als der Verderb des Staates erkannt worden war, sollte in Zukunft vermieden werden. Das hat Graf Clary, wenn auch in noch so scheuen Worten, schon in seinem Antrittsprogramm versprochen. Aber zunächst nur für seine Regierung, gewissermaßen persönlich, nicht aber für den Staat überhaupt, wie es die logische und politische Consequenz verlangte. Durch die von der Minorität im Abgeordnetenhause gestellten Anträge zur Aufhebung des § 14 ist ihm die Möglichkeit dargeboten worden, das Versäumte nachzutragen. Er hat sie vergeblich. Sein Schicksal war damit besiegelt. Es hat sich förmlich mit mathematischer Pünktlichkeit erfüllt. Mit dem Kalender in der Hand läßt es sich zurückverfolgen. Am 1. November, noch ehe Graf Clary seine entsprechende Erklärung in der § 14-Debatte geworfen hatte, wurde es ihm an dieser Stelle mit den Worten vorausgesagt: „Die Taktik der die alte Majorität zusammenhaltenden Staatstreich-Abgeordneten kann nur darauf hinauslaufen, es durch stille Obstructionsmanöver wenigstens bei einer dieser Vorlagen nicht rechtzeitig zur Abstimmung kommen zu lassen. Dann bleibt der Regierung nichts anderes übrig, als entweder auch den § 14 wieder anzuwenden, und dann ist die Scheinflucht der älteren Verfassungsbrecher befriedigt, oder — die Lauterkeit ihrer constitutionellen Absichten angenommen — sie ist genöthigt, noch vor Jahresschluß rechtzeitig zurückzutreten, um den erprobten § 14-Männern von der Majorität das Feld zu räumen, die sich durch ein § 14-Regime nicht mehr compromittieren können, weil sie ohnedies schon über und über compromittiert sind. Gegen diese verfluchte oppositionelle Taktik der Majorität gibt es nur eine wirksame ministerielle Taktik, und das ist die rasche Abschaffung des § 11. Wenn Graf Clary sich in der tausenden § 14-Debatte auch fernerhin in verdächtiges Schweigen hüllen oder sich mit der Erklärung begnügen würde, daß sein Cabinet den § 14 nicht „nöthig brauchen" werde, so würde er damit nur die Staatsstreichmänner der Majorität ermuntern, ihre dunklen Pläne weiter zu verfolgen, deren Erfolg bei Ausdauer und Geschick langsteus vor Jahresschluß ihnen dann fast sicher wäre." So am 4. November.

Wovor hier Graf Clary gewarnt wurde, das hat er in der folgenden Sitzung des Abgeordnetenhauses denn doch gethan. Die Majorität, nicht faul, schickte sich sofort an, vermittelst der jungczechischen Obstruction, aus dem Fehler des Grafen Clary Nutzen zu ziehen. Aber Graf Clary scheint davon nichts bemerkt oder doch nicht alles verstanden zu haben. Während wir an dieser Stelle schon am 25. November feststellen konnten: „Graf Clary sitzt nun richtig in der Mausefalle drinn, die, um ihn zu fangen, die Majorität aufgerichtet hat . . . Er fällt seiner eigenen Halbheit zum Opfer", lauschte Graf Clary gläubigen Ohres den gleißnerischen Loyalitätsversicherungen der Polen und Jesuiten von rechts, den trügerischen Ermuthigungen politisch Blinder und Lahmer von links und träumte von einer durch die jungczechische Obstruction herbeizuführenden Sprengung der alten und der Bildung einer neuen, regierungsfähigen Majorität, bis die rauhe Wirklichkeit in der Gestalt des Herrn v. Szell ihn weckte, gerade noch rechtzeitig genug, daß er, der schon so vieles versäumt, nicht auch noch die Demission versäumen mußte.

Als „reiner Thor" ist er durchs Ministerdasein gegangen. Vortrefflich in seinen Absichten, schwächlich in deren Ausführung, ohne Scharfsinn im Denken, ohne Energie im Handeln, ein in Bezug auf die Lebensformen, grob in seiner Menschenunkenntnis, streng gegen sich und nachsichtig gegen andere, resigniert wie ein Greis und unerfahren wie ein Kind, immer geschäftig und rührend unbeholfen dabei: so hat sich Graf Clary in seiner Ministerschaft persönliche Anerkennung und politischen Tadel zugleich verdient. Mit seinen Vorzügen wie mit seinen Fehlern ist er ein typischer Vertreter der guten Art des hohen österreichischen Beamtenthums gewesen, neben der sich freilich auch eine schlechte Spielart in neuester Zeit breitmacht, die so ziemlich die entgegengesetzten Antitheseu in sich vereint. Die gute Art hat sich nicht als fähig erwiesen, den gefährdeten Staat aus seinen Nöthen zu ziehen. Die schlechte könnte ihn vielleicht nur noch tiefer hineinreißen.

K.

Der Krieg in Südafrika und die innere Politik in England.

Mr. Asquith hat letzthin sehr richtig bemerkt: Es ist in diesen Tagen der telegraphischen Nachrichten und der Zeitungspausen außerordentlich schwer, sich bei Beurtheilung von Kriegsnachrichten das richtige Augenmaß zu bewahren. Ein kräftiges Scharmützel wird immer gleich eine große Schlacht genannt, und Vorpostengefechte werden zu bedeutenden Siegen erweitert. Wenn man ein Urtheil über die militärische Situation in Südafrika haben will, so kann man sich es ebenso gut in Wien oder Berlin verschaffen wie in London. Es ist deswegen auch nicht die militärische Situation, der ich einige Worte widmen will, sondern ausschließlich die politische.

Denn es kann kein Zweifel darüber herrschen, daß die drei aufeinander folgenden Niederlagen der Generale Gatacre, Methuen und Buller ernste politische Folgen nach sich ziehen werden. Zunächst sei noch einmal an die wahre innere Geschichte dieses tragischen Abenteuers erinnert.*) Die Sache wurde von Rhodes, Beit u. Co. unter Mitwirkung der südafrikanischen und der englischen Presse arrangiert, innerhalb deren sich die genannten Herren in den letzten zwei oder drei Jahren einige unabhängige Organe durch Kauf zu sichern verstanden haben. Natürlich erfreuten sie sich auch der Hilfe vieler anderer Zeitungsherausgeber und Eigenthümer aus dem einfachen Grunde, weil ein Krieg jeder Zeitung Geld bringt. Diese mehr oder weniger käufliche Presse unternahm es nun, durch grobe Uebertreibungen, Lügen und ironische Beschimpfungen der Boeren einen planvollen Kriegsfall zu construieren. Eine kleine und ehrenhafte Schar von Politikern und Zeitungsleuten, die um Mr. Morley sich sammelten, machten gegen diese Börsenmachinat'onen Front: der „Manchester-Guardian" und das „Daily Chronicle" eiferten dagegen jeden Morgen, der „Star", das „Echo" und die „Westminster Gazette" jeden Abend. Erst vor einigen Tagen wurden auch die Ehrenredakteure des „Daily Chronicle" und des „Echo" gezwungen, von ihren Stellen zurückzutreten. Eine Flut von falschen Nachrichten wurde über ganz Großbritannien ausgebreitet, und dem

*) Der Autor dieses Artikels, Mr. Francis Hirst, ein Mitglied des liberalen Mr. Morley, hat soeben das Material des Prozesses in Nr. 264 der „Zeit" vom 14. Oktober 1899 einer Revision unterzogen. Diese Notiz, welche sich auf die Correctur bezieht. Anm. d. Red.

Digitized by Google

Durchschnittsmanne, dem Manne von der Straße, „the man in the street“, wie wir ihn nennen, wurde eingeredet, daß die Leiden der Uitlanders in Johannesburg unerträglich seien, daß die Boeren den Engländern die ärgsten Beleidigungen zufügen, und daß Mr. Chamberlains Diplomatie nicht mehr als durchaus gerechtfertigt war. Kurz gesagt: Die moralischen Empfindungen des Publicums wurden im Interesse einer Finanzgruppe ausgebeutet, und die geheime Corruption oder mindestens die corrupte Umgebung gewisser sehr einflußreicher Mitglieder der Aristokratie hat viel zum Erfolge dieses verdammenswerten Täuschungsmanövers beigetragen.

Das Bedauerliche an dieser Situation ist, daß die liberale Partei, die im ganzen gesund oder doch in der Gesundung begriffen ist, in ihrer Gegenaction durch zwei Thatsachen gehemmt wurde: einerseits durch die Thatsache, daß das Ultimatum von den Boeren gestellt wurde, andererseits durch die Thatsache, daß die Boeren britischen Boden betreten haben und noch heute besetzt halten. Solange als die Boeren nicht aus der Capcolonie und Natal vertrieben sind, wird es für die liberalen Staatsmänner schwer sein, wirksam gegen den Krieg aufzutreten. Aber es ist ganz gut möglich, daß die Regierung aufgefordert werden wird, das eigentliche Ziel des Krieges deutlich zu definieren und die von Duke of Devonshire vor dem Ultimatum gegebenen Zusagen zu erneuern. Es mag auch sein, daß die liberale Partei es vorziehen wird, ihre ganze Kraft auf einen Angriff gegen Mr. Chamberlain zu concentrieren, dessen Unpopularität unter den alten Tories im Wachsen begriffen ist, und dessen letzte Reden über Allianzen allgemein in ihrer Gefährlichkeit richtig erkannt worden sind. Unter allen Umständen glaube ich, daß die Regierung nicht lange noch von den Ergebnissen des Krieges unberührt bleiben kann. Viel hängt thatsächlich davon ab, ob Mr. Chamberlain stark genug sein wird, um Sir Michael Hicks-Beach zu verdrängen; wenn nicht, wird Mr. Chamberlain fallen. Es wird dabei einen großen Krach geben, und die Regierung dürfte ihn kaum überleben können. Es wird dann möglicherweise eine „Regierung der nationalen Versöhnung“ gebildet werden, um den Krieg durchzuführen und irgendwie Ordnung zu schaffen, und es ist auch kein Zweifel, daß in diesem Falle große Aussicht vorhanden wäre, für eine solche Regierung auch die liberalen Führer Lord Rosebery, Sir Edward Grey und Sir Henry Fowler zu gewinnen. Der letztgenannte insbesondere hat den Krieg und die Regierung bisher schon so nachdrücklich unterstützt, daß er seine eigene Verantwortlichkeit für das Unglück, das geschehen ist, kaum mehr steigern kann. Ich glaube sagen zu können, daß jetzt allgemein in England der Krieg als ein furchtbarer Unsinn, wenn nicht als ein Verbrechen angesehen wird, und daß der Fall Mr. Chamberlains heute ein sehr populäres Ereignis wäre. Aber Mr. Chamberlain ist die Regierung, und die Regierung ist Mr. Chamberlain. Wohl ist es wahr, er ist ein kurzsichtiger und vulgärer Geist, aber er besitzt mehr politische Energie und Geschicklichkeit, als das ganze übrige Cabinet zusammengenommen; er ist überdies auch der beste Debatter im Unterhause. Wahrscheinlich wird er sich auch vielmehr darum bemühen, im Amte zu bleiben, als Sir Michael Hicks-Beach, dessen unruhmliche Laufbahn als Schatzsecretär vom nächsten Budget nur noch neue Mißerfolge zu erwarten hat.

Natürlich wurde bei einem Wechsel im Kriegsglücke die gegenwärtig herrschende politische Spannung nachlassen und die Regierung vielleicht in die Lage kommen, ihre Existenz bis zum Monate Juni, welcher Monat in der Regel für die Ausschreibung allgemeiner Neuwahlen benutzt wird, ihre Existenz fortzusetzen. Zuzuwünschen wird die englische Nation allmählich von der schrecklichen Krankheit des Jingoismus sein, welche sich hauptsächlich durch den Krieg zahlreichen Familien Trauer und Kummer bereitet worden ist, so sind doch voraussichtlich nach Beendigung einer effectlichen Pause zu erwarten. An eine Pause ist in England kaum zu denken, solange nicht irgend ein Unglück zur See geschieht. Ueber die Unfähigkeit des Kriegsministeriums ist man allgemein entrüstet, aber niemand ist darum besonders „indignant“. Zweifellos wird es, wenn der Krieg einmal vorbei ist, eine „große Untersuchung“ geben, und man darf annehmen, daß ein gründliches Sieb von Correctionen und Protestenswürdigkeiten dabei zutage kommen wird. So war es im Krimkriege, und wenn man noch weiter Analogie suchen darf, wird die gegenwärtig herrschende Coalition von Unionisten unter Lord Salisbury es ein nächstfolgendes Mal ebenwenig überleben, wie Lord Aberdeen. „Mürrewirrer alle Talente“ den Krimkrieg überlebt hat. Denn es hat einmal gesagt: in England sind Coalitionen nicht beliebt, nur man kann hinzufügen: Coalitionen, welche Krieg machen, sind in England verhaßt.

Alouis H. Hirsch.

Dualismus oder Personalunion.

Nachdem Franz Josef „Das Jahr 1848“ im Reichsrathe [illegible] hat Koloman Széll [illegible] Ausgleichung des wieder [illegible] Verhältnisses zwischen Ungarn und Oesterreich“ in leider selten vorkommender tiefgreifender Weise in Nr. 253 der „Zeit“ besprochen und die vergangenen wie gegenwärtigen Momente dieser actuellen politischen Frage treffend dargelegt. Nicht die gleiche vorbehaltlose Zustimmung kann aber den aus größtentheils richtigen Prämissen von ihm gezogenen Consequenzen zutheil werden.

Das von Prof. Pierſche zur Erörterung gestellte Problem ist nun neuestens auch von ungarischer Seite, und zwar von einem Vertreter der ihm an Stelle des Dualismus für Oesterreich wünschenswert erscheinenden Personalunion, vom Abgeordneten Alexa Polonyi, einem Mitgliede der Ugron-Partei, in einer am 9. December gegen die Quotenerhöhung gehaltenen vierstündigen Obstructionsrede angeschnitten, und in dem von ihm eingereichten Beschlußantrage ist eine Lösung desselben vorgeschlagen worden. Im Verlaufe meiner folgenden Ausführungen werde ich mich zunächst an Professor Pierſches Artikel halten, aber an entsprechender Stelle auch auf die pointa saliontia des Polonyi'schen Beschlußantrages, sowie auf die vom Ministerpräsidenten Széll vom dualistischen Standpunkte entwickelten Gegenargumente noch zurückgreifen.

Wohl ist es unbestreitbar, daß in dem zwischen der herrschenden Nationalität Ungarns — nicht dem ganzen Lande Ungarn — und der österreichischen Regierung im Jahre 1848 ausgebrochenen Conflict die constitutionelle Vertretung Ungarns die formelle staatsrechtliche Consequenz für sich hatte, und daß anderseits die vom kaiserlichen Cabinet vertretene praktische Seite der historischen Entwickelung ihre Continuität in einer die praktische Gemeinschaft sanctionierenden bundesartigen Form hätte finden sollen. Daß dies nicht geschehen ist, bedauert offenbar auch Dr. Pierſche, aber er sagt sich vielleicht gar zu schnell in den seiner Ansicht nach endgiltigen Sieg des ungarischen Standpunktes voller staatlicher Selbständigkeit.

Ganz richtig vindiciert Dr. Pierſche dem 1867er Ausgleich die principielle Wahrung der nur durch die in der Pragmatischen Sanction stipulierte gemeinsame und wechselseitige Verpflichtung der Vertheidigung und Aufrechterhaltung der gemeinsamen Sicherheit mit gemeinsamen Kräften beschränkte staatliche Selbständigkeit Ungarns. Aber seine Charakteristik der beiden Gruppen von Ausnahmen, welche für die praktische Durchführung mit der gemeinsamen Vertheidigung zusammenhängenden Staatsaufgaben aus Zweckmäßigkeitsrücksichten gemacht werden, ist durchaus unzutreffend. Die ungarische Unabhängigkeitspartei, welche die Personalunion auf ihre Fahne geschrieben hat und gewiß die competenteste Interpretin des Begriffs derselben ist, betrachtet die gemeinsame Vertretung der beiden Staaten Ungarn und Oesterreich nach außen und die Gemeinsamkeit der Heeresorganisation durchaus nicht als natürliche Consequenzen der Personalunion, als das Verschiedene, wie dies Professor Pierſche thut. Diese Auffassung ist nichts weniger als die allgemeine ungarische Auffassung der nothwendigen Folgen der Personalunion. Die Bezeichnung der ersten Gruppe von Ausnahmen von dem starren Princip der Selbständigkeit, der sogenannten pragmatischen gemeinsamen Angelegenheiten, ist vielmehr ein streng dualistischer Begriff. Die Vertheidigung dieses Begriffes gegen die mit der personalunionistischen Auffassung verknüpften Bestrebungen nach der Trennung des Heerweesens und der auswärtigen Diplomatie darf als die wesentliche Aufgabe der Deakisten, respective Dualisten hierher Obiermann, als der eigentliche Inhalt des Dualismus bezeichnet werden. Das Ausgleichswerk Deaks besteht darin, den auf der Pragmatischen Sanction fließenden, auch von der Unabhängigkeitspartei anerkannten Pflichten und beanspruchten Rechten eine Durchführungsmodalität gegeben zu haben, welche bis vor kurzem von vielen Seiten als die relativ vortheilhafteste und zweckmäßigste betrachtet worden ist, aber logisch nicht als einzig möglich angesehen werden kann und von der Unabhängigkeitspartei gewiß für unrichtig, unpraktisch, unzweckmäßig erklärt wird. Natürlich vom einseitigen Standpunkt des ungarischen Staates, richtiger vom ausschließlichen Standpunkt des Magyarenthums, für welchen die Monarchie und ihre Erfolgaten beiseuglis Mittel zum Zweck, unter keinen Umständen aber Selbstzweck sind. Von der historischen und politischen Berechtigung oder Nichtberechtigung dieses Standpunktes ist hier nicht die Rede. Es soll nur constatiert werden, daß die Pierſche'sche Auffassung der Personalunion, so lachlich begründet sie auch sein mag, weder die allgemeine ungarische Auffassung der Personalunion, noch auch gesetzlich festgestellt ist, weil ihr Begriff nur logisch construierbar, und zwar verschieden construierbar ist, aber in concreter gesetzlicher Fassung überhaupt nicht existiert.

Die „Folgen der Personalunion“ sind demgemäß auch nicht so „natürlich und unbedingt“, wie Dr. Pierſche annimmt, sondern es ist eine verschiedene Gestaltung derselben denkbar. Die wahrscheinlichste Gestaltung derselben, aber welche er sich falsche Vorstellungen machen dürfte, soll später erörtert werden. Vorher muss die Nothwendigkeit seiner These anerkannt werden, daß die dualistischen Einrichtungen nur aus Zweckmäßigkeitsrücksichten eingeführt und in ihrer Fortdauer an ganz bestimmte Bedingungen, das heißt an die Aufrechthaltung der ungarischen Verfassung und an die volle Personalunionsmäßigkeit auch in den übrigen Ländern und Provinzen Sr. Majestät geknüpft sind. Allerdings nur nach dem Wortlaut des

ungarischen Ausgleichsgesetzes. Auch ohne die von Dr. Pfersche als unerlässlich bezeichnete gegenseitige Ergänzung der beiden Ausgleichsgesetze mag zugegeben werden, dass im Falle des Aufhörens der factischen Verfassungsmässigkeit in Oesterreich nicht bloß Ungarn das Recht habe, sich auf den Wegfall der Bedingungen des Dualismus zu berufen, sondern dass dieses Recht auch Oesterreich zusteht. Aber die freie Bahn, welche Herrn Prof. Pfersche vorschwebt, wenn das Ende des Dualismus gekommen sein sollte, bedeutet für Oesterreich einen Sprung ins Dunkle. Mit einem plötzlichen Wegfall der dualistischen Einrichtungen würde wohl mehr als eine augenblickliche Störung der gemeinsamen Angelegenheiten hervorgerufen werden. Die Unabhängigkeitspartei würde den Oesterreichern, welche bei einer Unterbrechung des Dualismus eine dauernde Beseitigung dieser Einrichtung anstreben, bereitwillig die Hand bieten. Was aber an die Stelle derselben träte, wäre allerdings nicht die Personalunion, wie sie Professor Pfersche definiert, sondern eine ganz andere Personalunion, welche die Verpflichtungen der Pragmatischen Sanction in einer den Oesterreichern schon finanziell kaum sehr vortheilhaften Weise interpretieren würde.

Wie berechtigt meine vorstehenden Ausführungen sind, zeigt deutlich der bereits erwähnte Beschlussantrag Polonyis, welcher nicht bloß die vereinbarte Erhöhung der Quote auf 34·4 Procent als ungenügend begründet und die wirtschaftlichen Kräfte der Nation übersteigend, sondern überhaupt jede Quote zu den gemeinsamen Angelegenheiten als zur Erfüllung der in der Pragmatischen Sanction übernommenen Verpflichtung gegenseitiger Vertheidigung unnöthig und rationell und gerecht gar nicht bestimmbar ganz und gar verwirft, die gemeinsamen Angelegenheiten und die aus denselben fließenden Institutionen vollständig abschaffen will und die Verfügung über Heerwesen und gemeinsame Angelegenheiten dem eigenen legislativen und administrativen Wirkungskreise Ungarns reclamiert.

Hieraus erhellt wohl klar genug, dass sich die nothwendigen Folgen der Personalunion im Kopfe ihres parlamentarischen Vertreters Polonyi ganz anders ausnehmen, als in der Anschauung Professor Pfersches.

Aber es gibt ja auch österreichische Parteien, welche selbst um den Preis einer Mehrbelastung „das unerträglich gewordene staatsrechtliche Verhältniss zu Ungarn“ beseitigt und die Personalunion der beiden Reiche wieder hergestellt sehen möchten. Sie leben eben der Ueberzeugung, dass dann die Präponderanz des Magyarenthums in der Monarchie ein Ende hätte und dass der bei aller officiellen Proclamierung des strengsten Nichtinterventionsprincipes doch stets fühlbare oder doch wenigstens drohende Einfluss Ungarns auf die österreichischen Angelegenheiten vollständig beseitigt wäre.

Diese Hoffnung würde sich aber sehr rasch als durchaus trügerisch erweisen.

Darüber sollte doch jeder österreichische Politiker im Klaren sein, dass mit einem nur durch die Personalunion mit Oesterreich noch lose verknüpften Ungarn eine auch nur halbwegs verlässliche Continuität der wirtschaftlichen Beziehungen, eine Aufrechthaltung der zollpolitischen Gemeinsamkeit, die Einheit des Geld- und Creditwesens noch weit schwieriger zu erzielen wäre, als bei der heutigen, wenn auch noch so wenig herzlichen Bundesgenossenschaft. Hat sich doch noch während des Bestandes der letzteren eine immer mächtiger werdende und durchaus nicht auf die Kreise der staatsrechtlichen Opposition beschränkte Bewegung für die Trennung des Zollgebietes entwickelt, die ihre hauptsächliche Schranke in dem Hinweis auf die Gefährdung des von Deák, Andrássy, Lónyan und Estvös formulierten staatsrechtlichen Verhältnisses zum anderen Staate der Monarchie gefunden hat. Das Frieden und Freundschaft zwischen einem personalunionistisch organisierten Staate Ungarn und den übrigen Königreichen und Ländern Sr. Majestät besser gewährleistet wäre, als bei den heutigen, gewiss sehr verbesserungsbedürftigen dualistischen Einrichtungen, wer vermöchte es zu garantieren? So leicht auch zugegeben werden kann, dass über den Wegfall der einen Bedingung des Dualismus, der Verfassungsmässigkeit in Oesterreich, die öffentliche Meinung Ungarns nachhaltig hinweggehen würde, wenn der Staat seinen wirthschaftlichen oder sonst einen anderen Vortheil dabei fände, so irrig wäre es, sich in Oesterreich dem Glauben hinzugeben, dass mit einem aller dualistischen Bande losgetanen Ungarn ein gutes Einvernehmen sich besser werde erzielen lassen, als mit dem gegenwärtig noch an mannigfache Rücksichten gebundenen, noch immer durch schwerwiegende materielle Interessen an den anderen Staat geknüpften.

Wenn wirklich, nach der Ansicht Professor Pfersches, das Verhältnis zwischen Ungarn und Oesterreich einer Neugestaltung entgegengeht, deren Wünschbarkeit im Abrede zu stellen ich am allerwenigsten geneigt bin, und deren zweck doch nur sein kann, einen **besseren** modus vivendi zwischen beiden Staaten herzustellen, so darf nicht auf eine Unterbrechung, reipective Beseitigung der dualistischen Einrichtungen eingegangen werden, es darf absolut nicht mit dem falsch aufgefassten Gedanken der Personalunion kokettiert, sondern es muss auf eine Reform des Dualismus in centripetalem Sinne hingearbeitet werden. Mit Erfolg kann das aber nur geschehen, wenn das momentane oder partielle Interesse ebenso Oesterreichs wie Ungarns den höher stehenden Zwecken der Gesammtmonarchie sowohl diesseits wie jenseits der Leitha unterordnet wird. Da kann es sich nicht um eine reformatio in pejus, sondern nur um eine besonnene Reform des Dualismus im Sinne der 1848 versäumten Lösung handeln.

Freilich ist dieser Gedankengang derzeit auch den orthodoxesten Deáksten, als deren Prototyp wohl Koloman Széll angesehen werden darf, noch durchaus fremd. Aber aus der grossen und wirkungsvollen Rede, in welcher der ungarische Ministerpräsident die Berechtigung der Quotenerhöhung aus politischen Gründen nachzuweisen suchte und dabei in der Zurückweisung der personalunionistischen Bestrebungen Komjáthys, Franz Kossuths und Polonyis nur einer solchen Monarchie an der Schwelle des Balkans die Möglichkeit des Bestandes vindicierte, welche ihre beiden Staaten mit einem Bande verbindet, wie es der Ausgleich vom Jahre 1867 bietet, ist wenigstens klar zu entnehmen, dass sein politisches Denken und seine staatsrechtliche Ueberzeugung nicht an der Leitha aufhört. Der Nachweis, dass schon die 1848er Gesetzgebung den Begriff der Gesammtmonarchie, gemeinsame Beziehungen und gemeinsame Angelegenheiten anerkannt habe, und dass auch der Ansicht Franz Deáks die in der Pragmatischen Sanction übernommene Verpflichtung zur Aufrechthaltung und Vertheidigung des Principes des untheilbaren und untrennbaren Besitzes auch eine zweckentsprechende, also nicht bloß gegenseitige, sondern auch gemeinsame Vertheidigung involviere, und die von der äußersten Linken sofort äußerst despectierte Behauptung Ferdinand Horanszkys, dass der 1867er Ausgleich nur die Codificierung der im Jahre 1848 proclamierten staatsrechtlichen Grundsätze bilde, lassen den Dualismus als ein Princip erscheinen, das der Ausgestaltung in der Richtung fähig ist, der Monarchie ausreichendere Existenzbedingungen als heute zu gewähren, indem die organische Verbindung zwischen Ungarn und Oesterreich auf gesündere, rationellere Grundlagen gestellt wird. Mögen auch die heutigen Vertreter des 1867er Ausgleichs noch zu sehr an dem Buchstaben desselben hängen, so darf die Hoffnung nicht aufgegeben werden, dass die mit den heutigen Formen des Dualismus gemachten Erfahrungen der Ausgangspunkt sein werden, seinen Geist besser zu erfassen und ihm die von den politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen der nächsten Zukunft gebieterisch geforderten Modificationen angedeihen zu lassen.

Das Ende des Dualismus, wie es sich Prof. Pfersche vorstellt, wäre das unzweckmäßigste Mittel, um zu dem von ihm angestrebten Ziele zu gelangen, das Verhältnis Oesterreichs zu Ungarn auf eine würdige und dauerhafte Grundlage neu aufzubauen. Der Uebergang zu dieser neuen Grundlage, die doch eine politisch wie wirtschaftlich befriedigende sein soll, würde von einer Personalunion, die mit der von Prof. Pfersche als überaus wertvoll für das künftige Verhältnis zwischen Oesterreich und Ungarn bezeichneten Unterbrechung, respective dauernden Beseitigung sich von selbst einstellen würde, weit schwieriger sein, wie von den bezeichnen noch so unpraktischen dualistischen Einrichtungen. Denn letztere bringen, wenn auch in unzweckmäßiger und ungenügender Weise, den Gedanken einer Realunion zwischen den beiden Staaten der Monarchie zum Ausdruck. Wer auf die Erhaltung, Großmachtstellung, Functionsfähigkeit der Monarchie Wert legt, wer das Verhältnis der Bestandtheile derselben nicht vom einseitig ungarischen oder österreichischen oder gar vom magyarischen, czechischen oder polnischen Standpunkt betrachtet, wer von einer befriedigenden Gestaltung derselben die tiefste Gründe und Grundlage der gesunden und friedlichen Entwicklung sowohl Ungarns wie Oesterreichs erblickt, muss unbedingt an der Tendenz der Realunion festhalten. Der im Jahre 1867 durch den Ausgleich Franz Deáks unzweckmäßig gelöste Conflict zwischen der formellen Conföderation des Staatsrechtes und der historischen Continuität der Politik muss zu neuerlicher Lösung gelangen, aber nicht in der Weise, dass man die in den dualistischen Einrichtungen noch vorhandenen Bausteine einer bundesartigen Form der überlieferten praktischen Gemeinsamkeit zwischen Oesterreich und Ungarn wegwirft. Nicht nach einer Beseitigung des Dualismus, sondern auf der von diesem gegebenen Grundlage muss der Versuch einer im Falle der Etablierung der Personalunion ausschließlichen Reconstruction des staatsrechtlichen Verhältnisses der beiden Staaten der Monarchie unternommen werden, wenn es erfolgreich sein soll.

Edmund Steinacker.

Studien über die österreichisch ungarische Armee.

Von einem preußischen Officier.

Es ist bekanntlich sehr schwierig, den Wert eines Heeres für den Krieg richtig einzuschätzen; wie beim einzelnen Menschen, so zeigt sich auch bei ganzen Völkern und bei Armeen ihr eigentlicher Gehalt, ihre Leistungsfähigkeit erst in großen Krisen und in der Stunde der Gefahr. Große Ueberraschungen sind da nicht selten, sei es, dass ein Heer hinter dem ihm Zugetrauten zurückbleibt, sei es, dass es die gehegten Erwartungen übertrifft; die Geschichte bietet

Digitized by Google

genug derartige Beispiele. In dem Urtheile über die Kriegsbrauchbarkeit eines Heeres muss man daher ungemein vorsichtig sein.

Demnach ist es meist möglich, sich ein annähernd richtiges Bild von einer fremden Armee zu schaffen, sobald man über die nöthigen Unterlagen verfügt. Manche derselben sind allgemein zugänglich; wir rechnen hieher die Vergangenheit, die Geschichte des betreffenden Heeres, seine Leistungen in früheren Kriegen; ferner die Organisation, soweit sie bekannt ist; dann die öffizielle Taktik, wie sie in den Reglements u. s. w. in die Erscheinung tritt. Ebenso wichtig sind eine Reihe anderer Unterlagen für die Beurtheilung durch den Fremden: zunächst der Eindruck, den man vom militärischen Geist durch vielfachen Verkehr mit den betreffenden Offizieren erhält; Beobachtung der Truppen in ihren Garnisonen, besonders aber auf dem Manöverfelde; Zeitungsnachrichten; Mittheilungen, die man gelegentlich über die Eigenschaften der leitenden Personen bekommt u. s. w. u. s. w. Aus allen diesen Materialien ist schließlich immerhin ein gewisses Bild zu gewinnen, und eine Abschätzung dessen, was die betreffende Armee im Kriege leisten wird, ist bis zu gewissem Grade möglich.

Diese Abschätzung wird umso leichter werden, je genauer man weiß, mit wem es die in Frage stehende Armee zu thun bekommen kann.

Das moderne österreichische Heer wird nach menschlichem Ermessen nur einen ernsten Gegner zu bekämpfen haben, nämlich Russland: auch hier wird Oesterreich voraussichtlich nicht allein stehen. Deutschland z. B. wird in einem europäischen Kriege es zweifellos mit zwei ganz verschiedenen Gegnern zu thun bekommen: für Oesterreich liegt die Sache einfacher: solange nicht die Politik Europas eine ganz und gar andere wird, solange braucht Oesterreich nur auf den Kriegsfall „Ost“ sein Hauptaugenmerk gerichtet zu sein; und auch in diesem wird es stets weniger bedroht sein und weniger zu verlieren haben, als sein Bundesgenosse.

In den folgenden Betrachtungen schalten wir die Erinnerung an die Vergangenheit des österreichischen Heeres möglichst aus und stellen uns auf ganz modernen Boden; wir besehen uns dieses Heer, wie es heutzutage im Vergleich mit anderen großen Armeen erscheint, und setzen dabei das Wesentlichste über Organisation u. s. w. als bekannt voraus, um uns mehr der eigentlichen Charakteristik widmen zu können.

I.

Ueber die Aeußerlichkeiten in der österreichischen Armee ist viel geschrieben worden, allein man lernt immer wieder Neues kennen, wenn man über die Grenze des Donaureiches kommt.

Offiziere wie Mannschaften lassen eine gewisse heitere Ungezwungenheit erkennen, die dem Beobachter angenehm auffällt; mildes von preußischer Steifheit, und doch bei weitem schmucker und netter als z. B. die Russen. Das Offizierscorps hat anscheinend viel Freiheit im Anzuge: so sieht man z. B. bei Offizieren derselben Waffe die verschiedensten Beinkleider, von tiefschwarzen Reitrock bis zum blendend weißen Drell: die Herren machen, das muss man gestehen, von der ihnen gewährten Freiheit mit Geschmack und Gesicht Gebrauch; sie kleiden sich gut und tragen ihre schmucken Uniformen mit einer gewissen natürlichen Eleganz, die wir in dieser Art selbst in Frankreich kaum gefunden haben. Praktisch scheinen die Uniformen auch zu sein; der Gebrauch, im Manöver Mütze statt Helm zu tragen, ist jedenfalls ein erfreulicher. Ob sinn ansreichende Bekleidung in einem Winterfeldzuge in Russland vorgesorgt ist, entzieht sich natürlich unserer Kenntnis; es scheint indessen nicht der Fall zu sein. Im Uebrigen in der Anzug zweifellos zweckentsprechend, die einzelnen Attagen z. B. haben sicher ihr Gutes.

Das Offizierscorps ist sehr wenig homogen und weshalb, der seitdem nationalen Verhältnisse wegen, ungemein stark; sieht man ein Regiment nach drei Jahren wieder, so findet man lauter ganz neue Gesichter; das Band, das die Angehörigen eines Regiments zusammenhält, der Regimentsgeist, der auf alle anderen Regimenter herabblickt, der Regimentsangelegenheiten als Geheimnis hütet, der das Fühlen aus dem Regimente sehr schwer und dem Neuling es noch schwieriger macht, sich eine Stellung zu schaffen, dieser Geist scheint in der österreichischen Armee fast gar nicht vorhanden zu sein. Ein Regiment ähnelt dem andern aufs Haar; keines darf sich seinen Wirkungskreis selbst heranziehen, sondern die jungen Offiziere werden eben dort eben abgeworfen, wohin es dem Regimentscommando, es ist dies zu bedauern, dann, bringt er auch zuweilen Abwechslung hervor, wie Verbannung zwischen den Angehörigen eines Offizier-Corpsmilieus, so regt es doch auch den Betreffenden nicht selten an, neue Wege anderer; ist dies Absonderung hat man in der österreichischen Armee bedenklich oft zu beobachten gehabt und auf Abhilfe gesonnen, es ist gewissermaßen eine sehr wichtige Sache. Wenn aber österreichische Offiziere nach unseren Begriffen in wenig hohe Grade gelangen, so hat es darin seine natürliche Ursache, schnell wird es in Hause zu sein und die meisten werden Hauptleute und Rittmeister, ehe sie Majore werden. Drei- und vierjährige Wartezeiten sind überall gewöhnlich und sind mit allem zufrieden, wenn sie nur Majore werden. Es ist ein Ehrgeiz, der sich mit dem Erreichen dieses Grades begnügt, der sich selbst im Urlaube des Schnapses mit sehr wenig Getränk, und nur ab und zu fällt ein Wort an der Tafel, die denn auch merkwürdig rasch aufgehoben zu werden pflegt. Es ist dies ohne Frage ein gewisser Mangel an Temperament. Man kann dies auch anderweitig bestätigt finden: so bei der Felddienstübung u. s. w. hört man österreichische Truppen fast niemals singen, obwohl das Singen, unseres Wissens, von der österreichischen Felddienstordnung gestattet wird; offenbar fehlt das Bedürfnis, die eigene Stimmung energisch nach außen zur Geltung zu bringen. Auch wird wenig Sport getrieben, und die Herren reiten fast gar nicht. Die Campagnereiterei zum Beispiel wird fast gar nicht gepflegt, obwohl die österreichischen Offiziere ganz vorzüglich reiten und das Land ausgezeichnete Pferde hervorbringt; nur die Cavallerieregimenter haben ihr jährliches Rennen, und in Hofics werden Jagden geritten, im übrigen hört man niemals etwas von Paforceereiterein ganzer Offizierscorps in jeder Garnison. In diesen Richtungen, sowie auch in allen größeren sportlichen und geistigen Bestrebungen finden man auffallend wenig Initiative in den Offizierscorps, der Dienst füllt ihr Leben aus. Wohl eine Folge des Bedürfnis in den Offizierscorps und der wenig befriedigenden materiellen Lage, in der sich die Mehrzahl der Herren befindet.

Die Einsiedlerigkeit des Lebens in zum Theil recht engen Verhältnissen bringt unseres Erachtens neben anderen Ursachen den Mangel an Temperament in der österreichischen Armee hervor, die sich dadurch ganz auffallend von der französischen oder der deutschen unterscheidet, wo Leben und Bewegung in viel höherem Maße herrschen.

Und doch ist ein gewisses Temperament, überschäumendes Thatbedürfnis, einem Heere nöthig; es äußert sich ja zuweilen in Roheit, selbst in Sucht einzelnen Offizierscorps wie die englischen zu sind lang man das beobachten, aber es ist ein Theil der militärischen Kraft, die in den Leuten steckt; die österreichischen Offiziere machen im allgemeinen einen sehr zahmen und resignierten Eindruck,

man sie in Polen oder Bosnien beobachtet, so muss man sich sagen, dass diese Bedürfnislosigkeit außerordentlich anzuerkennen ist. Freilich hat sie auch ihre Kehrseite: viele österreichische Offiziere werden in ihren trostlosen Garnisonen der Welt, allem geistigen Leben und edlerer Geselligkeit fremd; wir glauben sogar bemerkt zu haben, dass die Herren die Geselligkeit der Offiziersdamen nicht gerade allzu eifrig aufsuchen, obwohl und selbst dann, wenn sie nur auf diese allein angewiesen sind. Allein, das liegt in den Verhältnissen: der Mangel an Fühlung mit der bürgerlichen Gesellschaft, in Polen, Ungarn u. s. w., auch das häufige gänzliche Fehlen einer solchen macht viele österreichische Offiziere zu braven, anspruchslosen, im Dienste wollig aufgehenden Haustieren, denen eine gewisse Rauheit der Formen nicht zum Vorwurf gemacht werden kann.

Trotz mancher Rauheiten in der Form ist aber der österreichische Offizier in der Regel sehr gutmüthig, bescheiden und zuvorkommend. Ueber diese guten Eigenschaften dürfen manche sonderbare Sitten und Gebräuche nicht hinwegsehen machen. Zu den letzteren rechnen wir den Hang zur Kritik, der in den österreichischen Offizieren sehr stark ist und in seinen Aeußerungen recht frei auftritt; ganz so arg, wie in der französischen Armee ist es freilich noch nicht, dort verschonen uns, den Fremden, die Offiziere, dieser und jener Generaal, ihre Vorgesetzten seien „des bêcheurs“. Aber bedenklich ist diese Redefreiheit der österreichischen Offiziere doch, es laufen doch zuweilen Unvorsichtigkeiten mit unter. Ferner gibt es unter den österreichischen Offizieren verhältnismäßig viel Duelle: ganz geringfügige Beleidigungen, die leicht aus der Welt zu schaffen wären, erfordern nach ihrer Ansicht „Satisfaction“; die Duelle sind demgemäß häufig, gehen aber in den allermeisten Fällen sehr harmlos aus (leichte Säbel, bis „zum ersten Blut“); in Deutschland sind die Duelle sehr selten, aber wenn schon, dann mit den schärfsten Bedingungen. Uns macht das Duellieren in der österreichischen Armee den Eindruck, dass es nicht so sehr ein jedesmaliges Bedürfnis nach Rache, als eine eigenthümliche Sitte ist, die zum Zusammenstoß führt. Denn nachher vertragen sich die Herren wieder ganz vorzüglich, ja, begegnen einander mit mehr Hochachtung als zuvor. Die Form steht eben hoch im Wert in Oesterreich.

Am besten sind die Offizierscorps in den Casinos (den „Mengen“) zu studieren. Uns ist in eine Sache aufgefallen, die allerdings den landläufigen Ansichten widersprich. Man nennt die Norddeutschen stets kalt und zurückhaltend, die Oesterreicher warm, lebhaft und „feich“; sie sollen mehr Temperament haben. Vielfache Vergleiche haben uns dahin geführt, diese unsere Ansicht stark zu corrigieren: welch' ein Geturre von Stimmen, welche Lebhaftigkeit, welche außerordentlich rasche und laute Conversation herrschen zum Beispiel in einem preußischen Casino! Die österreichischen Officiere dagegen sitzen sehr ruhig bei Tisch, trinken ihren kleinen Landwein oder ihr Glas Bier mit Bedacht und wenig, reden ihre Liebesmahle machen einen merkwürdig nüchternen und todten Eindruck; es ist wenig Stimmung vorhanden. Es mag dies damit zusammenhängen, dass sie sehr wenig trinken; selbst in Galizien sind es stets nur einzelne, die mehr Alkohol genießen, weitaus die meisten begnügen sich selbst im Urlande des Schnapses mit sehr wenig Getränk, und nur ab und zu fällt ein Wort an der Tafel, die denn auch merkwürdig rasch aufgehoben zu werden pflegt. Es ist dies ohne Frage ein gewisser Mangel an Temperament. Man kann dies auch anderweitig bestätigt finden: so bei der Felddienstübung u. s. w. hört man österreichische Truppen fast niemals singen, obwohl das Singen, unseres Wissens, von der österreichischen Felddienstordnung gestattet wird; offenbar fehlt das Bedürfnis, die eigene Stimmung energisch nach außen zur Geltung zu bringen. Auch wird wenig Sport getrieben, und die Herren reiten fast gar nicht. Die Campagnereiterei zum Beispiel wird fast gar nicht gepflegt, obwohl die österreichischen Offiziere ganz vorzüglich reiten und das Land ausgezeichnete Pferde hervorbringt; nur die Cavallerieregimenter haben ihr jährliches Rennen, und in Hofics werden Jagden geritten, im übrigen hört man niemals etwas von Paforceereiterein ganzer Offizierscorps in jeder Garnison. In diesen Richtungen, sowie auch in allen größeren sportlichen und geistigen Bestrebungen finden man auffallend wenig Initiative in den Offizierscorps, der Dienst füllt ihr Leben aus. Wohl eine Folge des Bedürfnis in den Offizierscorps und der wenig befriedigenden materiellen Lage, in der sich die Mehrzahl der Herren befindet.

Die Einsiedlerigkeit des Lebens in zum Theil recht engen Verhältnissen bringt unseres Erachtens neben anderen Ursachen den Mangel an Temperament in der österreichischen Armee hervor, die sich dadurch ganz auffallend von der französischen oder der deutschen unterscheidet, wo Leben und Bewegung in viel höherem Maße herrschen.

Und doch ist ein gewisses Temperament, überschäumendes Thatbedürfnis einem Heere nöthig; es äußert sich ja zuweilen in Roheit, selbst in Sucht einzelnen Offizierscorps wie die englischen zu sind lang man das beobachten, aber es ist ein Theil der militärischen Kraft, die in den Leuten steckt; die österreichischen Offiziere machen im allgemeinen einen sehr zahmen und resignierten Eindruck,

sie treten zu wenig aus sich heraus, was ja auch mit daran liegen mag, daß sie in Gegenwart des Fremden in der Beherrschung der Form nicht völlig sicher zu sein fühlen.

Die Leute machen im allgemeinen einen guten Eindruck, doch haben sie in manchen Regimentern wenig Appell; das Grüßen, Aufstehen vor den Officieren u. s. w. läßt häufig zu wünschen. Indes, das sind wohl Begleiterscheinungen des weicheren österreichischen Volkscharakters und als solche nicht zu tragisch zu nehmen.

Was die materielle Lage der österreichischen Officiere betrifft, so ist zunächst zu beachten, daß sie meist mittellos sind; wen den jungen Officieren wird eine Zulage nicht verlangt, wie sie in Deutschland besteht als unvermeidliche Vorbedingung des Eintritts in ein Regiment. Die „Cautionen“ (Commissvermögen) für Verheiratete sind ungefähr den deutschen gleich, allein in Deutschland hält man es eben für eine bare Unmöglichkeit, mit dem einfachen Commissvermögen auszukommen und richtet sich danach ein, während in Oesterreich viele Officiere wirklich davon leben. Das lebhafte Werben um Officiersstellen durch das gebildete und wohlhabende Bürgerthum fehlt in Oesterreich fast ganz, und so ist die überwiegende Mehrzahl der k. u. k. Officiere auf ihre Bezüge angewiesen.

Die Gehälter nun stehen hinter denen der meisten anderen Armeen Europas stark zurück. Hier ein paar Zahlen. Der k. u. k. Hauptmann erster Classe erhält jetzt 1200 fl. und soll nach dem den Delegationen vorliegenden Entwurf künftig 1500 fl. oder 2500 Mark erhalten; der deutsche erhält gegenwärtig im Mittel 4000 Mark. Die österreichischen Regimentscommandeure beziehen jetzt 3000 fl. und sollen 3600 fl. bekommen, also 6000 Mark, die deutschen beziehen 7800 Mark; in ähnlichem Maße weichen die sonstigen Bezüge, wie Wohnungsgelder u. s. w. von einander ab; auch gibt es mehr Zulagen in Deutschland (alle Adjutanten und commandierten Officiere beziehen solche); die Commandozulage zum Beispiel beträgt für Lieutenants in Oesterreich 50 Kreuzer, in Deutschland 3 Mark, also mehr als das Dreifache. u. s. w., u. s. w. Die französische Armee hat dieselben Gehälter wie die deutsche, nur die russische sieht auffallend zurück, aber da liegen die Verhältnisse anders.

Es ist nun zwar richtig, daß der deutsche Officier zu einem höheren gesellschaftlichen Aufwand verpflichtet ist als der österreichische, allein, da ist wieder zu bemerken, daß Oesterreich sehr theuer ist, und der Gulden kaum sehr viel mehr Kaufkraft besitzt als die Mark.

(Fortsetzung folgt.)

Das Geistesleben der Chinesen.

Die jüngsten Erscheinungen der Literatur haben zum Theil so interessante Streiflichter auf das Leben und Denken der Chinesen geworfen,*) daß es sich der Mühe lohnt, auf dieses Gebiet der Forschung mit einigen Worten hinzuweisen. Man hat ja immer behauptet, daß die Völker des Alterthums die Lehrmeister der Neuzeit sein sollen, und es ist gar kein Zweifel, daß wir von ihren Vorzügen auch Fehlern manches lernen können, was auch für unsere Zeit von Nutzen ist. Aber wenn der Grundsatz von dem Werth des Alterthums richtig ist, dann muß man sein Studium nicht erst bei den Griechen und Römern beginnen, sondern bei dem ältesten Culturvolke der Erde, den Chinesen, die durch die strenge Conservierung des ältesten Culturzustandes der Forschung den doppelten Vortheil bieten, einen überlebten und gänzlich verfahrenen socialen Zustand doch noch aus unmittelbarer Beobachtung kennen zu lernen.

Ein charakteristisches Merkmal des chinesischen Geistes besteht in unermüdlicher Speculation, die besorgt ist, auf dem Wege des reinen Denkens zu absolut feststehenden, sicheren Ruhepunkten zu gelangen, sich an sie anzuklammern und dann höchstens noch von hier aus alle logischen Consequenzen bis zum äußersten Extrem zu ziehen. Natürlich müssen diese Extreme nach chinesischer Ansicht dann ebenso richtig sein wie die Prämisse, von der man ausgieng. An Verstätigkeit, Anpassungsfähigkeit an veränderte äußere Umstände, fehlt es dem chinesischen Geiste vollständig.

Bezeichnend für diese Geistesrichtung ist ein symbolischer Act, den man in China mit jedem Kinde vornimmt, das einmal vier Monate alt geworden ist. Man setzt es auf einen Stuhl, auf den eine klebrige Zuckermasse gestrichen wird. Natürlich bleibt das Kind auf dem Stuhl picken, und von diesem festen Punkte aus soll es nun lernen, alles weitere aus sich selbst heraus zu construieren, die Umgebung nicht weiter zu beachten und sich von ihr nicht beeinflussen zu lassen. Das bedeutet [illegible] gib mir einen festen Punkt, auf den ich mich stützen kann, das Archimedes, nach dem der berühmte griechische Forscher vergebens suchte, wird in dem chinesischen Kinde gleich in den ersten Lebenstagen auf baubgreifliche Weise beigebracht. Daneben kennt man auch die Sitte, dem kleinen Weltbürger für eine Weile die Handgelenke zusammenzubinden, um ihn dadurch, wie man meint, geistiger zu machen. Naiver, aber auch deutlicher, läßt sich die gebundene Marschroute nicht ausdrücken, die der junge, hoffnungsvolle Chinese auf seinen Lebensweg mitbekommt. Sehen wir nun zu, wohin diese Anschauung in einzelnen concreten Beispielen führt.

Elternliebe und Verehrung ist gewiß ein Grundsatz, dessen Befolgung jedem Volke zur Ehre gereichen würde. Die Chinesen besitzen diese Tugend in außerordentlichem Grade. Sofort wird sie zum positiven Dogma erhoben, das unter keinen Umständen eine Modification zuläßt. Diesem zufolge haben die Kinder für die Eltern zu sorgen und ihnen den Lebensunterhalt zu verschaffen, wenn die letzteren es aus irgend einem Grunde nicht selbst thun können oder wollen. Zahlreiche Eltern benützen nun die Kindespflicht, um sich selbst jeder Arbeit zu entschlagen, sich dem demoralisierenden Opiumgenuß hinzugeben und infolge dessen von Stufe zu Stufe tiefer zu sinken, bis die ganze Familie mit Kindern und Enkeln zuletzt nicht denn nicht etwa bloß das Existenzminimum, nein, alles, was der Vater will, muß ihm das Kind in unbedingtem Gehorsam herbeischaffen. Eine einzige Weigerung, zu rechter Zeit angewendet, hätte vielleicht den Alten zur Raison gebracht, aber davon kann nach chinesischen Begriffen nicht die Rede sein, die größte Schande fände demjenigen bevor, der er es wagte, die Kindespflicht in irgend einem Punkte zu verletzen. Das Kind muß thun, was man von ihm verlangt, wenn es auch dadurch sammt den Eltern unrettbar verloren wäre.

Mit ähnlicher Zähigkeit wie an dem Dogma der Kindespflicht hängen die Chinesen an den Principien der Kindererziehung und des Unterrichtes. Keine Nation der Erde kennt so lang und quantitativ soviel wie die Chinesen. Fast jeder von ihnen lernt lesen und schreiben, was bei den circa 50.000 Schriftzeichen keine Kleinigkeit ist. Hat er darin die nöthige Fertigkeit erlangt, dann müssen die Eltern, im Nothfalle die Verwandten, die nöthigen Mittel aufbringen, um dem Sohn noch das Studium der Classiker zu ermöglichen, in deren Schriften man einmal nach chinesischen Begriffen die absolute Wahrheit und Weisheit enthalten ist. Unerhört sind die Anforderungen, die bei den großen literarischen Prüfungen an den Jüngling gestellt werden. Hunderte gehen dabei buchstäblich zugrunde. Tausende erreichen das ersehnte Ziel nicht, aber mit derselben Beharrlichkeit, mit der sie einst gekommen, kehren sie immer wieder zur Prüfungscommission zurück, bis ihr Haar ergraut ist, bis selbst Söhne und Enkel das nöthige Alter erreicht haben, um mit ihnen zugleich sich um denselben literarischen Grad zu bewerben.*)

Erreichen sie auch dann die ersehnte Würde nicht, dann erhalten sie zum Lohn für ihre unablässige Wiederanmeldung vom Kaiser den gewünschten Rang honoris causa.

Soweit wäre ja der Ehrgeiz des Chinesen und seine unermüdliche Lernbegierde nur eine erfreuliche Erscheinung. Wenn nur auch auf den Inhalt des Wissens mehr Gewicht gelegt würde. Derselbe Chinese, der sich immer und immer wieder zu Prüfungen meldet und sein ganzes Leben lang nie aufhört Student zu sein, sträubt sich mit aller Gewalt gegen jede Neuerung, jeden Fortschritt, also gegen jedes wirkliche Forschen nach dem Wissen, er klammert sich immer an den Alten anstatt an seinen gelehrten Classikern, mit deren Werken er nichts anderes zu thun weiß, als unablässige Lobpreisungen über sie auszuschütten und sie in zahllosen Hymnen zu verherrlichen. Ein kritisches Prüfen, also das eigentliche selbständige Denken, ist absolut ausgeschlossen. Schon der Elementarunterricht fängt mit dem gedankenlosen Einprägen zahlloser Schriftzeichen an, deren Bedeutung noch lange nicht erkannt wird, selbst wenn der mechanische Vorgang des Lesens nach künstlicher mißverstandener Arbeit prompt von statten geht. Lesen muß der Chinese lernen, aber zu verstehen braucht er das Gelesene nicht. Nichtich erachtet es ihm mit den Classikern. Er versteht sie ja eigentlich auch nicht, und kann sie gar nicht verstehen, weil sie jede Beziehung zur Gegenwart verloren haben und ihm die Fähigkeit abgeht, sie historisch in ihrer Bedeutung für die Culturentwicklung zu würdigen. Aber er lernt sie unablässig auswendig und preist sie in überschwänglichen Worten; so wenig ihm das für das praktische Leben nützen mag, er läßt sich immer wieder durch den Ruf beschören: Zurück zu den Alten!

Am merkwürdigsten ist diese Neigung zur absoluten Richtigkeit des einmal Feststehenden bei den Prüfungen für Militärcandidaten. Nach den bisher gemachten Beobachtungen läßt sich leicht erraten, daß der Chinese kein guter Feldherr werden kann. Von Taktik und Strategie kann bei einem Volke keine Rede sein, das nun einmal nicht gelernt hat, sich nach äußeren Umständen, in diesem Falle nach den Bewegungen des Feindes zu richten. Wie in der Wissenschaft, so steht auch in militärischen Dingen bei den Chinesen alles seit urdenklichen Zeiten absolut fest. Sie brauchen

*) Zwölf Artikel v. Ehrenfels, Charakterologie. Deutsch-chinesisches Handbuch von A. H. Tapping. Herausgegeben von A. Andree-Eysn. 2. vermehrte Auflage. Wien und Leipzig 1899. Hölder. Aus dem Lande der Mitte. Von Dr. Alfred Forke. Hamburg, Boysen & Maasch. Die Entwicklung des chinesischen Strafrechtes. Von Dr. Georg Wagner. Wien, Manz. Chinesische Rechtsfälle. Übersetzt

die ewigen militärischen Wahrheiten nur gut zu studieren, und der Sieg kann ihrer Meinung nach nicht ausbleiben. Im letzten Kriege mit den Engländern wandten diese bei Erstürmung einer Festung die chinesischen Officiere, wie sie mit großem Eifer über militärischen Büchern saßen, und sie mit der rührenden Vertrauensseligkeit eines Studiosus noch in aller Geschwindigkeit auswendig lernten. In diesen als absolut richtig anerkannten Büchern mußte ja, ihrer Meinung nach, alles darin stehen, was bei dem Sturm auf Festungswerke zu geschehen hat. Die Ueberraschung der guten Chinesen bei der Ankunft der englischen Schwarze kann man sich ungefähr vorstellen; sie hat aber das kernhegierige Volk nicht im mindesten vermocht, von den einmal gewonnenen Grundsätzen abzugehen.

Trotz der Niederlage durch die Engländer, trotz der Mißerfolge im japanischen Kriege, trotz der Besitzung chinesischer Häfen durch Europäer und dem Drill chinesischer Soldaten durch europäische Officiere spielen bei den militärischen Mandarinprüfungen noch immer Pfeil und Bogen die größte Rolle. Sie haben da ungefähr dieselbe Bedeutung, wie bei den literarischen Prüfungen die Classiker. Man muß so allerdings zugeben, daß jetzt schon die Gewehre knattern und die Kanonen donnern, aber von den guten alten Grundsätzen darf man deshalb nicht abgehen.

Es scheint eben, daß es sich den Chinesen beim Unterricht wie bei allen staatlichen Maßregeln nicht darum handelt, etwas Bestimmtes zu thun oder zu lernen, sondern nur um das Lernen und Handeln überhaupt. Was dabei herauskommt, ist ihnen gleichgiltig, sie kümmert nur die Form, nicht der Inhalt. Damit kommen wir zum zweiten Prinzip, das neben dem conservativen Hang zum Absoluten das Leben und Denken der Chinesen beherrscht und dessen Anzuwendung in bestimmten Fällen ich an einzelnen Beispielen zeigen will.

Aus der Vorliebe für das rein Formelle entspringt vor allem die große Höflichkeit des Chinesen, sein starres Festhalten an dem conventionellen Ceremoniell. Nirgends in der Welt läuft der Fremde Gefahr, so leicht durch Verletzung der Höflichkeitsformen anzustoßen, als in China, wiegen wird er, wenn ihm dies einmal widerfahren ist, so sehr als Barbar verachtet. Aber auch nirgends wird es ihm anderseits so leicht, mit dem Einheimischen Fühlung zu gewinnen, als in China. Seine Stellung hängt eben weniger von der inneren Gesinnung und selbst von den erreichten Vortheilen, als von der rein äußerlichen Beobgung des Höflichkeitsodex ab.

Ganz unerträglich wird diese Inhaltslosigkeit chinesischer Formen für den Europäer bei seinen Versuchen, sich mit dem Chinesen in dessen Muttersprache zu verständigen, mit ihm geschäftlich und social in Verkehr zu treten. Das zeigt sich am besten bei dem ersten Umgang, den der Europäer mit den Einheimischen überhaupt hat: beim Verkehr mit der Dienerschaft. Man kann einem Kuli noch so oft und deutlich einen Auftrag geben, er führt ihn immer verkehrt aus. Arthur Smith weiß davon einige köstliche selbsterlebte Beispiele zu erzählen: Ein Koch wird von seinem Herrn beauftragt, auf dem Markt ein Huhn und einen Karpfen zu kaufen; er bringt statt dessen drei zähe Gänse. Ein Bote wird gerade vor Postschluß mit wichtigen Briefen nach der französischen Botschaft geschickt. Er kennt allerdabei mit der Nachricht zurück, daß die Briefe nicht angenommen worden seien. Er war nämlich aus Mißverständnis im belgischen Consulat gewesen. Ein Kuli bekommt den Auftrag, im Garten das Unkraut auszujäten, er hackt aber alles krumm und klein, was ihm unterkommt. Er hat eben den Auftrag nicht verstanden. Macht man ihm dann über seine Nachlässigkeit Vorwürfe, so gibt er sofort seine Schuld zu, bittet um Verzeihung, verspricht, es nicht wieder zu thun, und erweist durch seine Unterwürfigkeit und Hilfsbereitschaft den Ernst seiner Reue. Es ist eben ein grundloses Bedauern. In Wahrheit ist es ihm aber gar nicht darum zu thun, seinen Herrn zu ärgern und seinem Auftrag gemäß zu handeln, sie ihn bedeutet die Erteilung eines Befehles lediglich, daß jetzt etwas zu geschehen hat. Was das ist, kommt ihn erst in zweiter Linie in Betracht, und seine eigenthümliche Geistesanlage, alles aus seinem zweitaktigen Kopf herauszukonstruieren, kommt dem vielleicht schon in der Auffassung begriffenen Befehl nicht selten in die Quere. Ich glaube nicht, daß ein derartiges Verhalten der Dienerschaft in Europa ganz unbekannt ist. Mancher Hausvater hat schon in heller Verzweiflung seinen diensthaben Geist gequeriert: „Wenn Sie sich nur nicht immer etwas denken würden!“ Dann Sie, was man Ihnen sagt, und alle Aufträge werden wörtlich erledigt werden.“ Man denke sich die Verzweiflung einer solchen Scene als Nationaleigenschaft eines ganzen Volkes, und man wird einen Begriff davon bekommen, was den Europäer in China ärgert.

Mit der Ausführung einfacher Arbeiten im unterrichtlichen Leben steht es schwierigkeitlich nicht besser aus. Wo immer mit denjenigen Dingen zu thun hat, wird man meistens können alle Aufträge überhaupt zu geben, um unerledigt auf das nicht Erledigte Wünsche hinweisen zu können. Wenn Leute, die in der Nähe wohnen, ihre Bäumchen nur ab und zu gießen, so kann man dann Bäumchen nur ab und zu gießen, so kann man dann Bäumchen nur ab und zu gießen, so kann man dann

er ist eben Philosoph und liebt die Arbeit an sich, statt der Vollendung einer bestimmten Sache. So verständelt er die Zeit mit unnützen Spielereien, kommt auf allerhand dumme Gedanken und übersieht trotz unermüdlichen Fleißes den ursprünglichen Zweck seiner ganzen Arbeit. Wie oft hat man die Besürchtung ausgesprochen, daß die Ausnützung chinesischer Arbeitskräfte dem europäischen und amerikanischen Markt schaden könnte. So wie die Dinge jetzt liegen, ist davon auf Generationen hinaus keine Rede. Man denke sich eine Textilindustrie, einen Waschmechanismus, eine chemische Fabrik mit einer Arbeiterschaft, der vollständig gleichgiltig ist, was bei ihrer Arbeit herauskommt und die an jeder Schraube und jedem Seidenfaden die gemüthlichen Resultate einer individuellen Philosophie anbringt! Es wäre ganz unmöglich, mit ihr die geringsten Erfolge zu erzielen. Schon jetzt kosten in China trotz der Billigkeit der Arbeitskräfte die gewöhnlichsten Arbeiten mindestens ebensoviel, meistens mehr als in Paris und London. Nur zu den mechanischen Handlangerarbeiten einfachster Art und womöglich schmutzigster Provenienz, bei denen es nichts zu verderben gibt und die nur den einzelnen seinen Spielraum gestatten, nur zu solchen ist der Chinese zu brauchen. Und die wollen wir ihm gerne überlassen, wir werden ohnehin einmal niemanden haben, der sie uns abnehmen will.

Aehnlich wie mit der Arbeit geht es dem Chinesen mit dem Sprechen. In der Conversation, bei wichtigen Mittheilungen scheint es ihm auch nur darum zu thun zu sein, daß überhaupt gesprochen wird. Er versteht uns nicht, weil er sich um das, was man ihm sagt, gar nicht kümmert, und wir verstehen ihn nicht, weil er den eigentlichen Inhalt seiner Rede constant verschweigt und über die Hauptsache mit unzähligen Phrasen und endloser Umständlichkeit in einemfort herumgeht. Nicht einmal auf die einfachsten Fragen kann man direkte Antworten bekommen, z. B.: „Wie alt sind Sie? Ich? Ja gewiß, Sie. Wie alt? Ja, wie alt? Wie alt ich bin? Ja, wie alt Sie sind.“ Nun erst kommt die eigentliche Antwort heraus, die natürlich zunächst eine falsche Angabe enthält. Eine an den Chinesen gerichtete Frage bedeutet für ihn eben immer die Nothwendigkeit, jetzt überhaupt zu reden, um die Sache selbst ist er dabei nicht gewohnt, sich zu kümmern. Umgekehrt bildet für ihn die Nothwendigkeit, jemandem etwas mitzutheilen, lediglich die Veranlassung zum Sprechen überhaupt, und der Fremde gewinnt den Eindruck, daß der Chinese bei solcher Gelegenheit mit den Worten beständig um eine Thatsache herumtanzt, die er nie direct sagt und die nur dem Fremden erst aus einem Wust von Phrasen erraten werden muß. Die Form des Sprechens ist eben wichtiger als sein Inhalt. Sehr gut kennt dieses Prinzip in dem chinesischen Sprichwort „Zu viele Aeußerliche ist, das Innerliche ist nicht.“ Smith bezeichnet diese Eigenthümlichkeit als „geistige Schwerfälligkeit“ und bringt damit auch den Charakter der Sprache in Verbindung. „Die chinesischen Hauptwörter sind unbeeinflußbar, es gibt weder Geschlecht, noch Fall; chinesische Adjectiva können nicht gesteigert werden, ebenso bleiben chinesische Verba unconjugiert. Es gibt keinen sichtbaren Unterschied zwischen Hauptwörtern, Adjectiven und Zeitwörtern. Jedes Wort kann in allen drei Eigenschaften gleichmäßig angewendet werden.“ Das Chinesische gehört mit einem Wort zu den isolierenden Sprachen, bei denen die Beziehung der Worte nur durch ihre gegenseitige Stellung im Satze ausgedrückt wird, während die agglutinierenden z. B. das Ungarische) diese Beziehung vorne, hinten oder in der Mitte einverleiben, die flectierenden hingegen durch Aleretzen zu declinieren und conjugieren imstande sind. Smith hat nun offenbar ganz übersehen, daß auch das Englische zu den isolierenden der germanischen Sprachen gehört. Man darf daher, wie das bei Sprachvergleichen schon längst thun, entweder die Starrheit der Sprache nicht als Ausdruck eines entsprechenden Geisteszustandes betrachten, oder muß auch über den englischen Geist ein feinesweges schmeichelhaftes Urtheil fällen.

Aus den zwei Grundprincipien des chinesischen Wesens, die ich oben als Hang zum Absoluten und zur leeren Form bezeichnet habe, folgen eine ganze Reihe von Charaktereigenschaften, die sich alle auf die erwähnten Allgemeinbegriffe zurückführen lassen. Aus dem ersteren sein Conservatismus im öffentlichen und Privatleben. Hier liegt er an einer patriarchalischen Gestaltung der Familie mit allen Rechten eines absoluten Familienoberhauptes und der ganzen kleinlichen Revolte und beständigen Zanksucht der jungen Generation von Schwiegerrechtern, Enkelkindern, Vettern und Basen, von denen jeder bestrebt ist, zur Geltung zu kommen. Er führt auch in bürgerlicher Beziehung zu einem Schwunzinkenthum extremster Gattung, dem jede Neubildung und Reinigung wird als radicale Umwälzung und moderne Neuerung verpönt. Der größte Feind des Chinesen ist daher das Neue. Kämpfende Truppen haben den Neuen immer verspottet, als die Truppen des Feindes, und niemand kann leichter einen vollständigen Siegessieg über die dichtesten chinesischen Massen vollführen als der Besitzer einer „transportablen Feuerwaffe“. Aus dem Conservatismus folgt auch die gegenseitige Verantwortung und Aduung vor dem Gesetz. Ein Verbrechen kann die ganze Familie ins Unglück stürzen, denn jeder Chinese bleibt sein ganzes Leben mit seinen Banden an die Familie gefesselt, die Verbindung als Verbrechen des Verbrechens mit theilhaftig wird.

Aus der zweiten Haupteigenschaft der Chinesen, der Bevorzugung der reinen Form, folgen die beständigen Missverständnisse, die Vorliebe für Umschweife, Ungenauigkeit, Geringschätzung der Zeit, ihre Unaufrichtigkeit und ihr beständiges Misstrauen. Allerdings führt dieser Zug auch zu guten Eigenschaften, wie Genügsamkeit, Frohsinn und Höflichkeit, wie auch der Conservatismus Beharrlichkeit, Geduld, Fleiß, Ehrgeiz und Kindesliebe mit sich bringt.

Es entsteht nun die Frage: wohee stammen alle diese Eigenschaften, worin liegt der Grund einer so eigenthümlichen psychischen Anlage? Die Antwort darauf lässt sich meiner Ansicht nach nur physiologisch geben; ich glaube, der Chinese arbeitet geistig nur mit dem halben Gehirn. Unser ganzes psychisches Leben lässt sich physiologisch in zwei verschiedene Gruppen theilen: die willkürliche (intellectuelle, corticale) und unwillkürliche (automatische, reflective, subcorticale). Jede von ihnen hängt von anderen Verwendungen und Gehirnpartien ab. Nach allen Beispielen chinesischen Denkens zu urtheilen, arbeitet der Chinese in der Regel nur subcortical, daher seine beständige Vorliebe für das Formelle, automatisch Regelmäßige, seine beständige Vernachlässigung des Inhalts, den er sich einfach willkürlich decretiert, um, wo es nöthig ist, das ganze Leben lang dabei zu bleiben. Will man sich von dieser Art des chinesischen Wesens eine Vorstellung machen, so braucht man nur ähnliche Fälle halber Gehirnarbeit bei uns zu beobachten, etwa im Gespräch älterer Frauen, bei einer conventionellen Visite. Stundenlang reden sie aufeinander los, und doch geht keine auf das ein, was die andere sagt, jede entwickelt nur aus sich selbst heraus irgend einen Sprechmechanismus. Dabei kommen die unglaublichsten Lügen zum Vorschein, die größten Missverständnisse und Verwechslungen, aber die beiden Sprecherinnen merken es gar nicht und wären sehr erstaunt, wenn man sie beim Worte nehmen und ihnen vorhalten würde, zu welchen Consequenzen ihre Rede eigentlich führen müsste. Auch äußerlich sind sie immer in Aufregung, den ganzen Tag in voller Thätigkeit, doch wer genau zusieht, merkt, dass sie im Grunde doch gar nichts geleistet haben. Das Gehirn ist zu concreten Leistungen zu schwach, und alle die Ausdrucksformen, die einst das Zeichen eines regen inneren Lebens waren, entwickeln sich nur mehr automatisch. Was in diesem Beispiel für den einzelnen Fall gilt, das spielt sich bei den Chinesen im großen als Gesammtregeenthümlichkeit ab.

Für die weitere Beurtheilung dieser Theorie ist die Entscheidung wichtig, ob diese halbe Gehirnarbeit bei den Chinesen ein Rassenfehler oder ein Erziehungsfehler sei, ob sie mit der Lähmlegung eines Theiles ihres Gehirns erblich belastet sind, oder sie es nur falsch eingeübt haben. In exacter Form wird sich das Problem nur schwer lösen lassen, aber eine culturhistorische Betrachtung der Chinesen lässt uns hoffen, dass an ihrer Geistesrichtung nur ein Erziehungsfehler schuld ist, der allerdings, seit Jahrhunderten bestehend, nicht so leicht wird abzustellen sein. In den ältesten Zeiten waren ja die Chinesen schöpferische Denker, originelle Erfinder, die Vorläufer unserer ganzen Cultur, denen bis zu den abendländischen Entdeckungen der Neuzeit nichts unbekannt war, was viele Jahrhunderte später in Europa als Fortschritt ersten Ranges betrachtet wurde. Ihre Mathematik, Astronomie, Physik, ihr Musiksystem, ihre Kunst und Kunstfertigkeit haben nicht minder wie ihre staatliche Organisation und ihre Philosophie auf ganz Asien und Europa in einer Weise nachgewirkt, die trotz eines langen Transformationsprocesses von unzähligen Generationen und Jahrhunderten noch immer zu erkennen war. Die großen griechischen Philosophen wussten gar nicht, wieviel von ihren Systemen, die sie sogungen aus der Luft nahmen, eigentlich chinesischen Ursprungs war. Bei Pythagoras und selbst in Platos „Staat" sind deutliche Spuren davon zu finden. Noch Hegels philosophischer Dreischlag (Thesis — Antithesis — Synthesis) und Schopenhauers phantastischer Vergleich der Töne eines Accordes mit den drei Naturreichen ist nichts als durchgesickertes Chinesenthum. Und von solchen Ideen hat unser Denken noch in diesem Jahrhundert gelebt. Man bedenkt Respect vor den Chinesen, wenn man ihre Leistungen in der Zeit vor Christus in Vergleich zieht und sie mit den gleichzeitigen Errungenschaften bei uns vergleicht. Freilich liefe sich vielleicht doch vermuthen, sie seien mit der Zeit pathologisch entartet. Aber ein derartiger Einschlag, auf eine ganze Nation vertheilt, hätte sich auch in anderer Weise zeigen müssen. Und gerade da hat er sich nicht gezeigt. Die Chinesen sind in physischer Beziehung ein viel zu gesundes und vermehrungsfähiges Volk, als dass man pathologische Belastungen vermuthen konnte. So bleibt denn nichts anderes übrig, als anzunehmen, dass ihnen ihre freisteigige Intelligenz zu übermäßig gemorden ist, und sie sich in ihren Wissenschaften eine unüberschbare Bahn verrannt haben. Ihr ganzes Denken ist physiologisch falsch eingestellt, oder, wie Smith sagt, ihr Hirn ist wie eine verrostete Kanone, bei der es so Mühe kostet, sie richtig einzustellen, und die insolge jahrelanger unrichtiger Benützung dann doch das Ziel nicht trifft.

In welcher Weise wären also Reformbestrebungen durchzuführen? Smith, der Missionär, hat an einer Stelle vorgeschlagen, den Chinesen die Lehre von der Unterblichkeit der Seele beizubringen. Bismarck hat seinerzeit Li-Hung-Tschang den Rath gegeben, dass alle Reformen in China „nur auf der Basis einer Armee" durchzuführen seien. Beide Vorschläge wären nur Wasser auf die chinesische Mühle. Der eine würde sie in metaphysischer Beziehung noch mehr verwirren, der andere ihrem absoluten, mehr formellen Standpunkt noch mehr Nahrung geben. Sie leiden ohnedies an Ueberorganisation und an Mangel individueller Selbständigkeit. Viel praktischer scheint mir ein anderer Vorschlag, der Smith einmal nur so nebenher entschlüpft, der aber meiner Ansicht nach den Kern der Sache trifft: „Den Chinesen fehlt die Schule der Chemie, deren Studium die peinlichste Genauigkeit erfordert ... Wenn der gute bejopfte Mann dann einige ihm Gramm- eines Stoffes mit verschiedenen zehn Gramm- eines anderen Stoffes mischt, wird kein anderes Resultat zu erwarten sein, als dass eben alles gelegentlich in die Luft fliegt." Genau gesagt: den Chinesen fehlt die naturwissenschaftliche Bildung und die damit zusammenhängende Erziehung. Diese würde sie sofort zwingen, den absoluten Standpunkt zu verlassen, rein formelle Spitzereien aufzugeben, und concrete Zwecke zu verfolgen. Könnten sie sich daran gewöhnen, dann wäre ihnen geholfen. Bis zu einem gewissen Grade würde ja dieses Ziel durch die Medizin auch erreicht werden, denn auch hier sieht man bald, dass man absolut richtige Mittel noch lange nicht kennt, dass experimentiert, geforscht werden muss, und dass es im Falle einer Krankheit nicht genügt, überhaupt etwas zu thun. Aber europäische Aerzte kamen ihren Erfolgen doch weiter, auch noch zu Zeiten, und bei den Mitteln, welche die chinesischen Aerzte verschreiben, ist es wirklich gleichgiltig, ob man sie einnimmt, einen Umschlag damit bereitet, oder sie zum Fenster hinauswirft. Den naturwissenschaftlichen Weg aber werden nicht einzelne Reformatoren, die Macht der ganzen europäischen Industrie wird ihn mit Gewalt erzwingen. Ihr vielverlästerter Materialismus wird dort, wie bei uns, von selbst eine ideale Aufgabe durchführen, mit derselben Rothwendigkeit und Unabsichtlichkeit, mit der die rauchende Locomotive das Licht der geistigen Sonne in die Finsternis entfernter Thäler geführt hat.

Das ist, wie ich glaube, die einzige, aber auch günstigste Perspective, die man den Chinesen eröffnen kann. Ihre Ermittelung ist für uns nicht minder lehrreich wie für sie selbst, denn auch wir haben dafür zu sorgen, dass unsere Zukunft nicht so werde wie die Gegenwart der Chinesen.

Richard Wallaschek.

Moderner Kirchenbau.

Otto Wagners Entwurf in der Secession.

Otto Wagner hat die Absichten, die ihn beim Schaffen der Entwürfe für eine katholische Kirche in Währing leiteten, in einer Begleitschrift näher auseinandergesetzt. Was ihm vorschwebt, ist ein Raum, in dem man womöglich von jedem Punkte aus Altar und Kanzel sieht, in dem man gut hört, der aber auch gesundheitlichen Anforderungen genügt, zweckmäßige Eingänge und nöthige Nebenräume hat, dabei aber den Zweck mit möglichster Ersparung von Raum und Material erreicht. Ein Vergleich mit mehreren anderen, insbesondere auch neueren Kirchenbauen zeigt, dass Wagners Project diesen Forderungen allerdings in hohem Grade gerecht wird, und doch — das fixierte Gebäude als Ganzes wird keinem Unbefangenen den Eindruck einer katholischen Kirche machen.

Da der Künstler die von ihm aufgeworfene Frage richtig beantwortet, so kann nur die Frage selbst unrichtig gestellt sein.

Wagner ist aus den angedeuteten Erwägungen zu einer Rundform der Kirche gelangt, die eben gutes Sehen und Hören, sowie den geringsten Raum- und Materialaufwand gestattet. Bisher war die massgebende Form der katholischen Kirche jedoch die Langkirche, in die altchristliche Basilika, in die romanische, die gothische und die Barockkirche. Gleichliche Kreuz- oder gar Rundkirchen spielten eigentlich immer nur eine Nebenrolle. Allerdings hat es die Schönheit solcher Bauten den Künstlern immer wieder angethan. Man kannte solche Centralanlagen bereits in der Antike, besonders in den Bädern der Thermen; der Gedanke lag also nahe. Diese künstlerisch herrlichen Räume auch der Kirche dienstbar zu machen. So erklären sich die Versuche besonders in der byzantinischen und der Renaissancezeit. Vor allem die letztere kurze Spanne eines Ueberganges, die wir heute so sehr überschätzen, fandte dieses rein künstlerische Ideal im Gottesdienste zu verwirklichen. Aber nur kleine Anlagen konnten so zu Ende geführt werden; denn bald erkannte man, wie unverein bar diese Form mit dem Wesen der katholischen Kirche eigentlich ist. Zur Genüge ist der räumliche Mittelpunkt auch der künstlerische Schwerpunkt der kirchliche Schwerpunkt jedoch liegt im Altare, auf dem das Meßopfer vor sich geht, und dieser Altar kann unmöglich frei in die Mitte gestellt werden. So entsteht ein unlösbarer Widerspruch, den jedermann zum Beispiel im römischen Pantheon empfindet, sobald er nämlich daran erinnert wird, dass der Bau zur einer Kirche ist. Deshalb musste auch die Peterskirche in Rom als Längsbau angelegt werden; denn nur im Längsbau ist der Altar der nothwendige Abschluss und Zielpunkt des Ganzen. Verschiedenemeise machte die Barocke, die sich

Digitized by Google

noch immer schwer von dem Ideal des Centralbaues losreißen konnte, so viele Versuche, Lang- und Centralbau in der Form eines elliptischen Grundrisses zu verbinden, wie in anderer, aber verwandter Weise schon bei der Sophienkirche in Constantinopel versucht worden war. Letztere ist wie in der That auch als der großartigste Saal, aber nicht als Kirche zu Ersindungen; überhaupt kann kaum einer dieser Versuche wirklich befriedigen.

Die protestantische Kirche freilich hat, seit ihr eigenes Bausystem im 17. Jahrhundert ausgebildet worden war, immer den Rund- und Centralbau geliebt. Der große norddeutsche Barockmeister Sturm, der eine große Menge protestantischer Kirchen entworfen und auch ausgeführt hat, wandelt fast nur diesen Gedanken ab. Ein ausgeführter Musterbau dieser Art ist auch die Frauenkirche in Dresden. Bei der protestantischen Kirche ist eben der Altar nicht so vorherrschend wie in der katholischen. Sie ist vor allem Predigtsaal, und so wird der Hauptnachdruck darauf gelegt, daß die Kanzel den ganzen Raum möglichst beherrscht; der Altar nimmt mehr anstandshalber noch den Chorraplatz ein. Man rückt darum auch Kanzel und Altar möglichst aneinander, setzt oft sogar eines über das andere, um den immerhin gebliebenen Widerspruch zweier Richtungspunkte möglichst zu verringern. Die Hauptsache bleibt, daß die evangelische Kirche hauptsächlich für das Ohr gebaut ist, weniger für das Auge. Der Musikerschiche, in Sonderheit kirchlicher Eindruck wird vor allem durch die allgemeine Erhebung der Andacht erstrebt, wodurch der Predigtsaal über andere, dem Vortrag geweihte Räume hinausgehoben wird.

In der katholischen Kirche liegt jedoch, wie gesagt, die Hauptbedeutung im Altare, wo das Meßwunder vor den Augen aller vor sich gehen soll. Das Wort braucht eben nicht aus dem künstlerischen Mittelpunkte des Ganzen hervorzudringen: es wird gehört werden. Das Auge muß aber angezogen werden. Man kann vorbeisehen, jedoch nicht vorbeihören.

Aber noch ein anderes hat man schon lange als zum Wesen der katholischen Kirche gehörig erkannt: den Umstand, daß sie auch Umzügen, Processionen im Innern zu dienen hat. Auch dazu ist die Längsform als entsprechend empfunden worden.

Wagner trennt nun den Processions- oder Kreuzweg vollständig von der eigentlichen Kirche und verlegt ihn in das Untergeschoß. Mir erscheint diese Lösung, offen gesagt, nicht glücklich. Die Kirche muß nach meinem Dafürhalten all' ihren Aufgaben gleichzeitig entsprechen — widersprechen die Aufgaben einander theilweise, so muß eben ein Ausgleich geschaffen werden, wie es die alte Kirche war. Wir werden nun ein Schlaf-, Wohn- und Eiszimmer trennen, aber nicht eine eigene Kirche für das Sacrament und eine eigene für den Umgang schaffen: das zerreißt vollständig die Einheit der kirchlichen Idee.

Man konnte nun nach diesen Ausführungen vielleicht vermuthen, der Hauptheil der Wagner'schen Kirche wäre in der That eher für protestantische als für katholische Zwecke geeignet. Aber das kann ich nicht zugeben; es fehlt, wie ich meine, völlig jene erhabene Feierlichkeit der evangelischen Kirche. Ich muß gestehen, der Wagner'sche Schmuck scheint mir zu äußerlich angeheftet, zu wenig mit dem Ganzen verwachsen und nicht recht zur Seele zu sprechen. Man nehme welches Bekenntniß man will, es scheint mir das Ganze zu nüchtern, zu ausgeklügelt, zu wenig unmittelbar packend. Da nützt dann alles einzelne, sinnreiche Detail nichts.

Sollte Wagner, der als weltlicher Baumeister so Großes, Reines, Wahres geschaffen hat, der uns allen als Bahnbrecher und Führer erschien, wirklich so wirklich sein, daß er den Empfindungsvoraussetzungen des Kirchenbaues nicht zugänglich ist? Es wäre seine Schande; er bliebe doch groß. Aber ich glaube es nicht. Ich meine vielmehr, er hat den Mummenschanz und die Lüge der heute herrschenden Kirchenbaukunst so mit Ekel empfunden, daß er am Kampfe gegen die Verlogenheit und Unnatur, gegen alles, was Gschaft und Empfinden heißt, etwas gar zu müssamisch geworden ist.

Der Kampf ist ehrlich und er hat uns die Augen geöffnet. Auch hat Wagners Entwurf unzweifelhaft an einige sehr zweckmäßige Einrichtungen und Gruppenanordnungen hingewiesen, die von den anderen nur geahnet wurden, weil sie den allein festgehalten den Augen nicht kamen waren. Aber ich hoffe, dass gar, wo vorliegen Schaffen noch gethan ist. Doch wieder nicht ein bloßer unsicherer Versuch angestrebt werden muß denn an den hochsten menschlichen Fragen darf auch nur das Gebiet an Empfinden geboten werden. Das muß in großes Ziel in der Lösung des Kampfes etwas zurückgelassen.

Ich mußte Wagners Idee bespundern aber die Lösung und behandlung gegenüberstellen, als wäre sie schon die letzte voll endete, welche sich an dem Meister versuchte, und unsere Zeit seinen musikalischen Gesichtskreis zu Ende sah. Wir sind es nicht nur nur einen Kampfgenossen zu ihm zu schauen mit Zuversicht, Vertrauen und Hoffnung des Anfangs. Und die Meinung dem Sieger in sich zu erblicken.

Max Graf.

Ein neues Musikdrama.

Ein bemerkenswertes Werk verließ vor kurzem die Presse. Sein Autor ist kein Unbekannter mehr in der Ruhmeshalle deutscher Tonmeister. Heinrich Zöllner, der Componist vieler Chorwerke, Lieder und Opern, zu welchen er theilweise selbst den Text verfaßt hat, machte schon vor mehr als einem Decennium ein gewisses Aufsehen, als er es unternommen hatte, Goethes „Faust", wie er war, in Musik zu setzen und als Musikdrama auf die Bühne zu stellen. Er mag sich damals gesagt haben, es sei pietätvoller, den „Urtext" als Grundlage seines Opernwerkes zu benützen, als sich an die Abfassung eines selbständigen Librettos „nach Goethe" zu wagen. Und er hatte darin recht. Die leuchten Hüter des literarischen Geschmackes, Literarhistoriker und Kathederhelden freilich sahen in diesem kühnen Vorgehen eine Sünde wider den Heiligen Geist und hatten von allen Seiten auf den armen Zöllner los, der sich keiner Uebelthat bewußt war, da er die Ueberzeugung hatte, aus rein idealen Motiven gehandelt zu haben. Der „Faust" gieng mit tiefgreifendem, aber leider nicht lange anhaltendem Erfolge über die Bühnen von Köln, München, Prag und Hamburg. Ihm folgten zwei Sedan-Opern: „Der Ueberfall" und „Vor Sedan" (Leipzig, Berlin, München) und die komische Oper „Das hölzerne Schwert".

Da las man eines Tages in den Blättern, der Leipziger Universitätsmusikdirector Zöllner, der frühere Dirigent des Kölner Männergesangvereines und der Wiener-Hasen „Liederkranz" sich bethätigt hatte, veröffentliche neuerdings ein Opernwerk, zu dessen textlicher Grundlage er wieder eine berühmte dramatische Dichtung gewählt habe, diesmal eine moderne: Gerhart Hauptmanns Märchendichtung „Die versunkene Glocke".*) In diesem Falle sah für viele die Sache annehmbarer aus. Erstens lebte der Dichter, er hatte also noch nicht die Unannehmlichkeit eines von den geaichten Literarhistorikern zum „Unsterblichen" Ernannten erlangt, zweitens konnte der Componist nicht ohne ausdrückliche Genehmigung des Dichters das Werk gegangen sein, es bestand also ein authentisches Einverständnis, drittens war es ein Märchenstoff und noch dazu ein deutscher. Im letzten Punkte hatte man zweifellos Recht; denn Märchen eignen sich nicht nur für musikalische Behandlung: sie fordern dazu geradewegs heraus. Ich persönlich halte die von Zöllner getroffene Wahl für eine äußerst glückliche in idealer und praktischer Hinsicht; ja ich behaupte sogar, Hauptmann selbst hätte den Stoff als musikalisches Drama ausgeführt, wenn ihm die Organe dazu von der Natur gegeben worden wären. Unbewußt hat er aber als Wortdichter eine Schöpfung hervorgebracht, in der die Musik latent ist; sie braucht nur von einem fein empfindenden Tondichter herausgelöst und künstlerisch gestaltet zu werden. Die Partitur Zöllners enthält ein Widmungsgedicht des Componisten an den Dichter, das hierherzusetzen ich mir nicht versagen kann. Es lautet:

Durch jede große Dichtung rauschet
Ein fern geheimnisvolles Singen;
Nur dem, der mit dem Herzen lauschet,
Wird offenbar dies innre Klingen.
Die Töne, welche leis' erschüttern
Dein Märchen, scheint ich traulich nieder
Und geb', unrannt von Melodieen,
Dir, Dichter, deine Schöpfung wieder.

Nicht jede große Dichtung wie Zöllner sagt — scheint mir Musik zu enthalten; je ganz Unrecht hatte man also wohl nicht, wenn man im ersten Theile des Goethe'schen „Faust", den allein Zöllner componierte, nicht die drängende Nothwendigkeit zur musikalischen Darstellung erblicken wollte, so sehr sie im zweiten Theile des „Faust" vorhanden ist, den Zöllner als Ergänzung seines musikalischen „Faust" Dramas folgen zu lassen versprochen, aber leider nur versprechen hatte. Hauptmanns „Versunkene Glocke" aber schließt in dieser Hinsicht jeden Zweifel aus; ich halte sie für die musikalischeste dramatische Dichtung seit Wagner, denn sie ist, um mit dem Grafen von Bayreuth zu sprechen, „aus dem Geiste der Musik geboren". Das geheimnisvolle Walten der Naturkräfte, das schon manchem unserer Tonmeister herrliche Klänge abgelockt, man denke nur an Haydns „Jahreszeiten" und „Schöpfung", an Beethovens Pastoralsymphonie, an Wagners „Waldweben", in ihrer personificieri, und zwar in wunderbaren dichterischen Gestalten. Was im zweiten Theile des Goethe'schen „Faust" in einzelnen Scenen zutage tritt, hier durchzieht es das Ganze. Nicht nur „die Sonne tönt" hier „in alter Weise" „Sonnengladeltönig", sondern alles klingt; die herrliche Musik kann singt uns ein wohlbekanntes und doch so neues, seltsam anmuthendes Lied. Längst vergessene Kindheitsträume erwachen in unseren Herzen und nehmen unsere Sinne gar wunderfam gefangen. Das ist Musik! Es bedürfte nur des tönenkundigen Zauberprinzen, um das ist den Nebelhauch dieser hehren Dichtung schlummernde Tonmusik in wahrhaftigen Aber auch das Ueberfinnliche in der „Versunkenen Glocke" fehlt die Musik herbei, ebenso wie dies im zweiten Theile des „Faust" der Fall ist. Dazu kommt noch, daß

das symbolische Hauptmotiv selbst, die Glocke, ein musikalisches Wesen ist; wir sehen sie nie mit den leiblichen Augen, wir vernehmen nur ihren Klang mit dem geistigen Ohre, einmal hell, freudig und klar, einmal dumpf und schwer, dann wieder ernst und feierlich und endlich bang erzitternd. Dass sie im vierten Acte wirklich unserem Ohre erklingt, ist im Werke kein anderes Darstellungsmittel des Dramatikers, als es die leibliche Erscheinung Banquos in Shakespeares „Macbeth“ für unser Auge ist. Dort wähnt Macbeth zu schauen, hier Heinrich zu hören. Und dies alles ist Musik und abermals Musik. Wie hat nun Zöllner die übernommene, ebenso dankbare als schwierige Aufgabe gelöst?

Zu deren Bewältigung befähigte ihn vor allem seine durch und durch deutsche Natur, in der sich die siegfriedfreudige Lust zu kühnen und großen Thaten (er hat sich fast immer nur an die mächtigsten und erhabensten Stoffe gewagt) mit ausgeprägtem Sinne für das Romantische und Sinnbildliche des Märchens zu schönem Vereine gefunden hat, ferner sein bedeutendes und gediegenes musikalisches Können, das ihn auch technisch den größten Anforderungen gewachsen macht. Man kann ihn zwar nicht gerade einen großen oder reichen Erfinder nennen, so edel, liebenswürdig und natürlich seine Melodien auch sind; ebensowenig einen ganz auf sich selbst gestellten, durch weithin erkennbare Eigenart die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehenden Kopf, hat ihm aber eine gewisse Ursprünglichkeit nicht abgesprochen, die sich jedem offenbaren wird, der sich ernst und eingehend mit der Gesammtheit seiner Werke beschäftigt und die die Ueberzeugung hervorruft, dass seine künstlerische Art mit dem jetzt leider so allgemeinen Eklekticismus nichts zu schaffen hat. Das sind heute schon Qualitäten eines Künstlers, die ein gründliches Betrachten seiner Arbeiten rechtfertigen.

In seinem neuesten musikalisch-dramatischen Werke zeigt sich der im besten Mannesalter stehende Componist überdies auf der Höhe seines Schaffens, als vollkommen reifer, abgeklärter und zielbewusster Meister.

Zöllner arbeitet mehr ins Große. Eine im eigentlichen Sinne des Wortes symphonische, sowie eine allzu subtile Detailarbeit vermeidet er in richtiger Erkenntnis der theatralischen Forderungen, obwohl er sie vermöge seines tüchtigen Könnens leicht zu bieten imstande wäre. Für's Theater taugt musikalische Filigran-Mache ebensowenig, wie etwa die Anwendung der malerischen Manier von Blaas auf Theaterdecorationen. In gleicher Weise behandelt er auch die musikalische Deklamation des Textes, die immer gesetzmäßig und rhythmisch fortgeschritten ist, ohne deshalb des ganzlich einwandfrei zu sein. Beispiele würden hier zu weit führen.

Die Klarheit seiner Absichten fördert er durch die logische Art seiner Notierung, nach der jedes Zeitmaß aus dem vorhergehenden ganz natürlich herauswächst. Diese Kunst verstehen leider viele Operncomponisten — darunter sogar rühmlich bekannte — nicht, wodurch sie oft Missverständnissen von Seite der Dirigenten ausgesetzt sind.

Angenehm berührt die ausgezeichnete, naturgemäße und daher wohlklingende Behandlung der Singstimmen. Dass die Partie des Pfarrers auffallenden Weise in anhaltend hoher Lage gehalten ist, beirrt mich in diesem Urtheile nicht, da hier die Absicht, die Festigkeit der Glaubensstärke durch emphatisches Hinaufschrauben der Stimme zu charakterisieren, auf der Hand liegt.

Zöllners Stärke ist ersichtlich das Volksthümliche im höchsten Sinne des Wortes und das märchenhaft Romantische. Dem entspricht nicht nur seine leicht fassliche und doch stets vornehme Melodik, sondern auch seine ungemein klare Harmonik, der zwar jeder moderne Modulationsausdruck zur Verfügung steht, die jedoch alle Geschmacklosigkeiten sorglam vermeidet.

Der Gesammtcharakter der Musik, welcher dem des Hauptmann'schen Dramas in bewundernswürdiger Weise entspricht, ist nicht wagnerisch im herkömmlichen Sinne der Anwendung dieser Bezeichnung, wohl aber in deren höherem Sinne. Der Componist arbeitet mit Leitmotiven allerdings sparsam, aber umso wirkungsvoller. So mutet das an- und abschwellende kontrapunktische Tersenmotiv, welches zu Beginn der fünften Scene des ersten Actes zum erstenmal erklingt, wie das qualvolle Ragen eines tiefen, inneren Leides an und das glanzvolle (auch im $^{3}/_{2}$-Takte auftretende) Motiv tole der mächtige Aufschwung des Künstlerdes in Heinrichs Brust. (Man sehe zum Beispiel diese Verarbeitung auf Seite 142 des Clavieranszuges bei den Worten: „Wenn ich die Hand wie eine Muschel lege aus Ohr und lausche!“).

Ob ich damit die genannten Motive richtig enwunden, weiß ich nicht. Mir sagen sie aber gerade das und nichts anderes, in welches Verhältnis immer zum Drama sie auch treten.

Nur ganz wenige Stellen sind in dem Werke enthalten, die an Richard Wagner mahnen, dafür aber so stark, dass ich geneigt bin, sie für absichtliche Citate aus des Meisters Werken zu halten. Es wäre interessant, aus Zöllners Munde zu erfahren, ob dem wirklich so ist. Eine davon tritt dreimal in völlig gleicher Fassung, ja sogar jedesmal in derselben Tonart auf, und zwar zum erstenmale bei der dichterisch berühmten Zwiegrache über die Thräne (Clavieranszug, Seite 75, Takt 5 7, dann erst wieder im Vorspiele zum letzten Acte (Clavieranszug, Seite 212, Takt 1—4) und endlich in der fünften Scene des letzten Actes bei den Worten Rautendeleins: „Läuten sie Qual? Beides zumal, dünkt mich, soll es bedeuten. Hinab! Hinab! ...“ (Clavieranszug, Seite 241, Takt 12—15). Die Phrase deckt sich fast mit dem im Vorspiele zum „Tristan“ zum erstenmale auftauchenden Motive, welches die Todesnoth ausdrückt; bei Zöllner hält ihr eine sehr ähnliche Aufgabe zu. Ganz vorübergehend erscheint das „Tagesmotiv“ aus dem „Tristan“ in der vierten Scene des dritten Actes (Clavieranszug, Seite 156, Takt 6—7) aus unerfindlichem Grunde; und wie ein schalthaftes Erinnern an das traute Waldvöglein aus dem „Siegfried“ eine rhythmisch ähnlich bewegte Phrase in der ersten Scene des ersten und der fünften Scene des zweiten Actes (Clavieranszug, Seite 5, Takt 10—11, und Seite 112, 13. Takt) an den Worten Rautendeleins: „Ich ich ein Waldvöglein bin“. Diese Bemerkungen sind flüchtig hingeworfen und verwahren sich ausdrücklich dagegen, mit billiger Reminiscenzenjägerei etwas zu thun haben zu wollen; es ist vielmehr ihr Zweck, zu beweisen, dass Wagner-Nachempfindungen im Gegensatze zu anderen neuen Opernwerken in dem vorliegenden musikalischen Drama nur in ganz verschwindend kleiner Dosis auffindbar sind.

Die dichterische Stimmung ist vom Componisten meistens in congenialer Weise musikalisch ausgedrückt worden; ab und zu erschöpft sie nicht ganz den Stimmungsgehalt der poetischen Vorlage, oft aber auch geht hie diesen in eine ungeahnt hohe Sphäre, so dass das vom Dichter Gewollte durch die Macht und Größe des tonlichen Ausdruckes erst ganz zum Bewusstsein des Hörers gelangt. So kann man von Zöllners Musik im letzten Acte der „Versunkenen Glocke“ kühn behaupten, dass sie dessen Musik in reine Empfindung auflöst und dadurch sozusagen auf dem Wege durch das Herz erklärt, was dem Verstande allein zu begreifen verwehet ist, so dass sie essentielle Bedeutung gewinnt. Dies gilt besonders vom Schlussensemble („Sonnengesangscantate“), welches durch das hier mächtig triumphierende Thema des Kunstriebes, von dem ich oben schon sprach, gekrönt wird. Ein geradezu erhabenes Empfinden offenbart sich da in herrlichster Weise.

Wie glücklich aber Zöllner auch über sogenannte unmusikalische Strecken der Dichtung, die nun einmal dramatisch unentbehrlich sind, hinwegkommt, dafür sprechen manche Partien seines Werkes, so zum Beispiel die achte Scene des ersten Actes (Pfarrer, Schulmeister, Barbier), die freilich wie manches Aehnliche mit Recht hart gerügt wurde. Man nenne mich nicht Prüderielosigkeit gegen den Dichter, sondern bedenke, dass ohne dieses radicale Vorgehen die Vertonung des Hauptmann'schen Stückes, wie es vorliegt, einfach ein Ding der Unmöglichkeit gewesen wäre. Mit nur einiger vorurtheilsloser Einsicht in die Sachlage muss man zugeben, dass die Zusammenziehungen, Auslassungen, Umstellungen und minimalen Aenderungen durchaus von tiefer Auffassung des Geistes der Dichtung und von großem Verständnisse für die praktischen Bedürfnisse der Opernbühne Zeugnis ablegen. Dass Zöllner stets das Richtige getroffen, beweist nicht nur die in der kürzlich erfolgten Berliner Aufführung erzielte große Wirkung auf das Publicum, sondern noch mehr die unbedingte Zustimmung des Dichters, der das Werk des hochbegabten Componisten freudig begrüßte.

Eine einschneidende äußere Veränderung bedeutet die Uebertragung der — übrigens stark reducierten — Rolle der alten Wittichen aus der oberschlesischen Mundart ins Hochdeutsche. Diese ist aber so geschickt bewerkstelligt, dass die Originalfärbung kaum etwas von ihrem Charakter verloren hat.

Um schließlich noch auf Einzelheiten einzugehen, so sei des köstlichen Dialogs zwischen Rautendelein und Nickelmann im ersten Acte gedacht mit seiner geschickt herbeigeführten Steigerung und des schönen Zwiegespräches zwischen Rautendelein und Heinrich mit der herrlichen Stelle: „Es ist hier schön“ bis zum Höhepunkte: „Du bist das Märchen! Märchen, lasse mich!“

Uebertrauert verstand es Zöllner, der doch nicht eigens zum Zwecke der Composition abgefasten Dichtung überall musikalische Steigerungen, so wirkungs- und sinnvolle Entembles abzugewinnen, ohne ihr je Gewalt anzuthun.

Nicht ganz zur Höhe der Dichtung hat sich meines Erachtens der Componist in der Behandlung des unvergleichlichen, bereits früher von mir berührten, Gespräches über die Thräne aufzuschwingen vermocht. Es ist, als versagte ihm hier der letzte und höchste Ausdruck der unendlich tiefen Empfindung, die in diesen einzig schönen und rührenden Worten liegt. Oder wollte er hier Rautendelein als vom Menschengefühl kaum berührte Nixe charakterisieren? Ich glaube doch: nein!

Wie Zöllner seine Wirkungen vorzubereiten und weise damit zu sparen versteht, zeigt der zweite Act. Dieser ist von der fünften Scene ab ganz prächtig gelungen, nimmt aber besonders von der sechsten Scene ab (man beachte die Stelle: „Was ist mit mir geschehn?“) einen Aufschwung, wie er nur höchster Begeisterung möglich ist. Da ist alles Eingebung im wahrsten Sinne des Wortes. Auch der dritte Act ist hochgelungen. Er enthält eine mächtig wirkende Scene: die zwischen Heinrich und dem ihm ins Gewissen

Digitized by Google

sprechenden Pfarrer.*) Diese wohl den dichterischen Höhepunkt bildende Scene, die Zöllner begreiflicherweise fehr zusammengezogen hat (ist sie doch eine der längsten des Dramas), begeisterte den Componisten zu einer groß empfundenen Musik, die bei entsprechender Ausführung eines tiefgehenden Eindruckes sicher ist, zumal von den Worten an: „Wollt ihr das Glück begläcken" bis zum grandiosen Abschlusse des Actes, dessen Wirkung Zöllner dadurch noch zu steigern weiß, dass er unmittelbar auf die furchtbaren letzten Worte des Pfarrers: „Sie klingt auch wieder, Meister! Denkt an mich!" wie einen Wiederhall in Heinrichs aufgewühlter Seele von einem unsichtbaren Männerchore auf einen Ton die Worte dröhnend singen lässt: „Sie klingt dir wieder, Meister, denk' daran!" Zöllner hat schon in seinem oben erwähnten „Faust" etwas Aehnliches gemacht, indem er die Worte: „Blut ist ein ganz besonderer Saft" von einem unsichtbaren Geisterchore wiederholen liess, was aber einen viel gesuchteren Eindruck macht, als im vorliegenden Falle.

Der vierte Act scheint mir der musikalischen Behandlung den größten Widerstand entgegenzusetzen, natürlich mit Ausnahme des Schlusses, der sowohl im Original wie in der Oper die unbestrittene Wirkung in sich trägt. Zöllner hat aber diesen Widerstand mit kraftvollem Geiste gebrochen. Schon die musikalische Einleitung ist sehr bedeutsam, ebenso die ganze Rede Nicklmanns, wobei sich jene schleichende Phrase in den Bässen regt, die zweifellos die furchtbar wühlende Stimme des Gewissens bedeutet (Clavierauszug, Seite 167, 11. Takt) und deren grausiger Charakter in der Kinderscene (Clavierauszug, Seite 202, 7. Takt ff.) bis zur höchsten Nervenaufregung gesteigert wird. Herrlich ist der Kuss mit der ihm folgenden Versunkenheit und die erhabene contemplative Stimmung bei der gemeinsamen Betrachtung der Gebirgswunderwelt musikalisch wiedergegeben (Clavierauszug, Seite 195 bis 197), eine Stimmung, die am Ende des ganzen Werkes wiederkehrt. Die schon erwähnte Schlussscene des vierten Actes erreicht nach dem Verschwinden der beiden Kinder eine ganz unbeschreibliche Wirkung. Ich glaube kaum, dass es Einen im Theater geben kann, den beim Anhören dieser Klänge nicht ein kalter Schauer überrieselt. Die in grausiger Ekstase von Heinrich ausgestoßenen Worte: „Die Glocke . . . Glocke . . . die alte, die begrab'ne klingt, sie klingt! . . .", die dazwischen gestreuten Zurufe Rautendeleins: „komm' zu ihr, Heinrich! . . .", das mit aller Kraft in den Streichinstrumenten erklingende monotone e, das gewaltige Dröhnen des Glockentones „aus der Tiefe" und die furchtbar im Unsichtbaren Chor erklingenden früheren Worte Nickelmanns: „Bum, bum, bum, bum, heiße die Gott aus deinem Traum! . . ." vereinigen sich zu einer niederzerreißenden Gesammtwirkung.

Von der eigenartigen, in Wehmuth getauchten Stimmung des wundervollen Schlussactes sprach ich schon oben. Nach einem schönen Vorspiele, „Rautendeleins Leid" schildernd, hebt sich der Vorhang vor der Bergwiese. Wir hören das Seufzen der Windsbraut, von Frauen- und Männerstimme hinter der Scene gesungen, ähnlich wie in Verdis „Rigoletto" letzter Act, wo es allerdings nur als Effectmittel angewendet erscheint, während es hier tiefere Bedeutung gewinnt durch die darin angedeutete Personification der Naturkräfte (Elemente). Drei Elfen klagen über Baldurs Tod. Ein wundervoller poetischer Zug ist es, den hier der Musiker dem Dichter leiht, dass das Windesseufzen nach den Elfenworten: „ und weinte", „und bange ward mir sehr", „Baldur lei gestorben" und „Auch fällt ins Land, gleich wie der Rauch von Baldurs Leichenbrand" einsetzt. Damit dieses Klagen der Natur um Baldur noch eindringlicher wirke, überschneiden die drei Elfen die Harmonie des Windes bei den geängsteten Worten: „Baldur ist todt!" Es ist dies in ihrer Eigenart und Einfachheit eine geradezu genialste Scene.

Rautendeleins folgender Monolog ist von tonlicher Stimmung. Das Lied: „Es ließen drei Aepfel" trifft den Volksliedton ganz ausgezeichnet. Und wie einfach und treffend charakterisieren die Harmonien die Worte: „Aus Eise, Dunkle, Kühle hinein!" Ebenso herrlich ist Rautendeleins Gesang: „In tiefer Nacht" fünfte Scene) und das unmittelbar darauf folgende sehr geheimnisvoll und doch tief ernstlicher Wirkung die Wiederkehr des Gewissens-Motives (Clavierauszug, Seite 212, Takt 13 ff.). Ueber das wundervolle musikalische Aufklingen des Bades sprach ich bereits oben.

Erwähnt muss noch werden, dass Zöllner den gedichteten Knaben drei zu verbindenden gedrehten drei Becher, welche die alte Wittich in geheimnisvoll credenzt, kurz entschlossen durchbaut, indem er dann einfach einen Becher hat, wodurch die folgende lange und dunkle Rede des Alten überflüssig wird. Statt „drei Gläser soll ich auf a Tisch" hatte es bei Zöllner: „den Becher stell ich auf den Tisch, sie selber reicht mir den, den dritten Trank". Ich glaube, auch die Textverfasser werden in dem Musiker diese einfache, augenscheinlich sehr berechtigte und glückliche Aenderung nicht übel nehmen können.

Noch muss Zöllner in seinem Vorgehen noch mehr bestätigt werden, indem er nicht nur die Worte: „Ich bin ein Kind" schrieben und taktweil, sondern auch sehr glücklich. Einige davon habe ich bereits erwähnt. Andere sind noch: die Uebertragung der Worte Rautendeleins im vierten Acte „durch's Gebirge klog ich" auf mehrere Frauenstimmen, die sie auf eine homophone Melodie hinter der Scene singen, ferner die Umgestaltung des Versmaßes bei der bald darauf folgenden Stelle Rautendeleins „Wink" mit dem Auge" und deren Ausgestaltung zu einem unsichtbaren Chor-Ensemble mit Frauen-Solis, sowie die Einschiebung von Ausrufen einer aus der Tiefe hinaufredenden Volksmenge (bei Hauptmann ist nur „Geschrei und Gejohle vieler Stimmen in der Tiefe" vorgeschrieben). Man hört sie empört schreien: „Wir holen, fassen dich! Ehebrecher! Kirchenschänder, Mörder! Jetzt ereilet dich die Rache!" Auch diese Zuthat ist völlig berechtigt.

Anlangend hat Zöllner im vierten Acte vor der eben erwähnten Stelle ein sehr stilvoll dem Rahmen des Naturdramas anpassendes Ballet eingefügt, bestehend aus einem Elfen- und Bergfeistertanz, einem kleinen Marsch der Zwerge und Wichtelmännchen, dem wiegenden Tanz einer Elfe und einem Tanze der Nymphen und flötenblasenden Faune. Nicht minder originell ist das zappelige Auftreten der Holzmännchen und Holzweibchen im ersten Acte musikalisch geschildert (Clavierauszug, Seite 41 bis 45), wozu die alte Wittichen ihre unheimlich komischen Lock- und Scheltworte singt („Hulle, hulle, hulle, Holzmännlein!"), eine Musik, die im vierten Act in der Zwergen-Scene wiederkehrt. Auch der Ringeltanz der Elfen im ersten Act ist ein reizendes Stück, gehoben durch den schönen Zusammenklang der drei Elfenstimmen mit der Rautendeleins, die schließlich den Reigen mitsingt. Alles Tanz- und Liedmäßige ist dem Componisten überhaupt ganz besonders gelungen.

Es sollte mich wundern, wenn Zöllners Werk, dem so vielerlei Wirkung innewohnt, nicht über alle deutschen Opernbühnen gehen würde. Das müsste im Interesse unserer nationalen Kunst aufrichtig beklagt werden.

Graz. Dr. Wilhelm Kienzl.

Onkel Toni.

Komödie in vier Acten von C. Karlweis. Deutsches Volkstheater. 16. December 1899.

Im Deutschen Volkstheater erzielte vorigen Samstag die vieractige Komödie „Onkel Toni" von Karlweis einen ehrlichen, großen Erfolg. Karlweis ist heute der Wiener Volksdichter. Wenn wir von einem sagen, er kennt das Volk, so denken wir gewöhnlich bei dem Volk nur an die sogenannten „unteren" Schichten; aber auch die „oberen" Schichten gehören zum Volk, mag es ihnen recht sein oder nicht, und dass Karlweis auch das „Volk" genau kennt, das er diesmal geschildert hat, das hat er uns glänzend bewiesen.

Karlweis kennt aber nicht nur das Volk genau, das er auf die Bühne bringt, sondern auch das Volk, das unten im Zuschauerraum sitzt. Er weiß nicht nur was wirkt, er kennt nicht nur die Gesetze des Theaters, er fühlt auch mit dem Publicum mit und darum weiß er, wie weit er gehen darf mit Satire und Ironie, und wann der urtheilende und verurtheilende Verstand einen Einschlag haben will von Empfindung und Gemüth. Das alles würde ihn aber noch nicht zum Volksdichter machen, denn mit all dem kann man auch ein Routinier sein. Das Entscheidende ist, dass Karlweis seine Anlagen und Kenntnisse nicht umstrandet, dass er, was sein letztes Ziel betrifft, nicht auf die schlechten Instincte des Publicums baut, sondern auf die guten, dass er selber besser ist als das Volk, das er schildert, und das Volk, für das er schafft. Und sein Technik verwendet er nicht dazu, dem Publicum oder einem Theile desselben zu schmeicheln, sondern dazu, die unangenehmen Wahrheiten den Leuten so zu sagen, dass sie sich dieselben gefallen lassen, zu verzeihen, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, und thun auch jene Beifall klatschen, welche lieber pfeifen möchten — aber nicht vor Vergnügen.

Besonders geschickt hat diesmal Karlweis die Leute eingefangen. Dem Premierenpublicum des Volkstheaters die Gebarung der Hausmeister vorzuführen, ist kein kleines Wagnis. Auch mit dem hohen Adel angahoben ist heute nicht ganz unbedenklich. Was macht Karlweis? Er führt uns Adel und „Industrie" in Gemeinschaft vor, und so haben beide wenigstens den einen Trost, nicht allein am Pranger zu stehen. Da kann man ehrlich applaudieren, wenn es den andern an den Kragen geht — nun und wo es einen selber an den Kragen geht, applaudiert man erst recht — so sind wir Oesterreicher nicht zu erkennen und ärgert die anderen und das ist auch unterhaltend.

Aber wollte Karlweis nichts anderes als die Leute ärgern, ohne dass sie sich's merken lassen dürfen, so wäre er auch immer kein Volksdichter, gerade so wie auch so viele scharfgeschliffene Zeitbilder auch nicht das unfreiwillige Witzwort eines entrüsteten Theaterbesuchers „das ist ja die reinste Satire", rechtfertigen würden. Zum Lied singt eine tiefere Idee zugrunde, eine Idee, die, wenn sie auch nur im Lied und einem halb scherzhaften Worte zum Ausdruck gelangt, doch eine ernste Wahrheit enthält — und dennoch

wieder mildernd über all das Traurige sich legt, das uns der Dichter zum „lustigen" Spiele gestaltet hat. Der „Onkel Toni", das ist der Mann, von dem es abhängt, ob die schlechten Anlagen im Grafen Waldhof sichtbar in die Erscheinung treten oder nicht. Wäre das Haupt derer von Waldhof früher gestorben, so wäre Graf Paul Waldhof ein anständiger Mensch geblieben, wenigstens in den Augen der Menschen; hätte er nicht — eine köstliche Idee des Dichters — sein Vermögen just in den Actien jener Paraguay-Bank angelegt, deren Präsident Graf Paul Waldhof war, so wäre dieser nach dem endlichen Tode des Onkels wieder ein anständiger Mensch geworden — in den Augen der Menschen. Jeder Mensch, sagt uns Graf Waldhof, hat so einen „Onkel Toni", von dem es abhängt, wie er geworden ist. Was der verkommene Cavalier von seinem beschränkten Classenstandpunkt aus sagt, ist aber der Kern einer furchtbaren, bitteren Wahrheit — und doch einer Wahrheit, die, wie jede Wahrheit, etwas menschlich Versöhnendes in sich hat. Die Summe der äußeren Verhältnisse — das ist der „Onkel Toni" eines jeden Menschen. Gewiß, es gibt Menschen, die trotz mangelhafter Erziehung, widlicher Umstände, Noth und Entbehrung ihre Integrität sich bewahrt haben — wohl ihnen. Aber wer das nicht an sich selbst erprobt hat, soll nicht zu hart mit denen ins Gericht gehen, die gefallen sind — woher weiß er, daß keine Constellation der äußeren Umstände denkbar ist, bei der nicht auch er unterlegen wäre — daß es somit vielleicht nicht nur die Gunst des Schicksals ist, die ihn aufrecht erhalten hat? Natürlich die Meisten werden eine solche Möglichkeit mit entrüsteter Miene von sich weisen — aber die sind mir nicht die sicherſten, die diese Möglichkeit für sich feierlichſt leugnen.

Den Intentionen des Dichters kam eine treffliche Darstellung zu Hilfe. Die Gestalt, die in den Figuren des Grafen Waldhof und seiner Tochter lag, haben die Darsteller Herr Girardi und Frau Retty geschickt gemildert, indem sie mit vollen Händen aus dem reichen Schatz ihrer persönlichen Liebenswürdigkeit schöpften. Ich habe sagen gehört, manche Pointen seien von Girardi zu schwach „gebracht" worden und er habe die Figur nicht scharf genug charakterisiert. Ob das aber nicht eine weise Beschränkung war, die der Meister sich selbst auferlegte und ob es nicht besser war, daß Girardi auch etwas Mitgefühl für den schwachen Mann und Vater in uns erweckte, als wenn er uns nur mit Abscheu gegen ihn erfüllt hätte? Ausgezeichnet waren Herr Weisse als „von Arnheim" und Herr Kramer als Baron „Virl" — und auch die anderen Darsteller verdienen alles Lob. Nur Herr Blum war nicht an seinem Platze, er vermochte keine Sympathie für den „anständigen" jungen Arnheim in uns zu erwecken. Feetlich machte er uns so etwas begreiflich, was wir sonst nie verstanden hätten, daß Comtesse Mizzi ihn nicht nur vor der Trauung, sondern auch lange nach der Trauung — in welch letzterer Zeit mindestens sie zu doch zu den verschiedensten Tagesszenen allein mit ihm gewesen sein dürfte — nicht gestattete, ihr auszuklären, daß er an dem ganzen Ausklang keinen Antheil gehabt habe. Max Burkhard.

Die Woche.

Politische Notizen.

Es gibt doch noch einen Foetschritt in Oesterreich. Jetzt wird dieses gute, alte Land, zwar noch immer nicht nach der Verfassung, wohl aber bereits nach den Politischen Notizen der „Zeit" regiert. Vor fünf Wochen stand an dieser Stelle zu lesen:

„Polenioten furchten: Wenn es der Majorität mit ihrer Damals noch stillen Obstruction gelingt, das Ministerium Clary mattzusetzen, wird sich kein anständiger Mensch mehr zum Unterhandeln von §§ 14-Verordnungen finden, und Oesterreich wird eines schönen Tages ohne Minister dastehen."

Darauf habe ich die Polenioten gezeiſtet mit der Antwort:

„Wenn sich wirklich niemand anderer mehr findet, dann gibt es noch immer eine Rettung: Herr v. Wittek wird mit allen acht Portefeuilles betraut . . ."

Inzwischen ist die Voraussetzung, an welche die äußersten patriotischen Besorchungen geknüpft waren, in der Hauptsache eingetreten, und auch die voraugesagte Rettung kommt: Herr v. Wittek als Minister präsidium und Staatsmann für alles.

*

Durch diesen Erfolg ermuthigt, erlaubte ich mir die Aufmerksamkeit der hohen Staatslenker noch auf einen anderen Vorschlag zu lenken, den ich jüngst gemacht habe, auf den Vorschlag, daß wir, um dem Minister vorwurf an Arbeit, uns mit der nach dem Ausgleich-Gesetz Cisleithanischen Gruppe Oesterreich politisch zum Verwechseln ähnlichen Türkei anzuschließen. Die Vorgänge der letzten Tage haben mich in diesen Gedanken bestärkt. Wie alleinte zugestanden wird, müsse Graf Clary fallen, weil er nicht genug „neutral" war. Angenommen, daß Herr v. Wittek diese Eigenschaft besitzt. Aber mit dem Herrn v. Wittek kommen wir doch nicht bis ans Ende der Welt — A. e. i. o. u. — ausgenommen und es wird vielleicht besser sein, nach ihm noch genug „neutrale" Menschen zur Leitung des Staates in Oesterreich aufzusuchen. Amtshandlungen wie uns mit der Türkei, so gewinnen wir mit einem Schlag in Hülle und Fülle das Menschenmaterial, aus dem Minister gemacht werden können, die vollständig und im tüchsten Sinne „neutral" sein und bleiben müssen, weil sie wirklich und ernstlich weder Mardi sind noch Weibl: die Eunuchen.

*

In anderen Ländern ist es üblich und auch bei uns war es bisher Gebrauch, daß der Ministerpräsident zugleich Minister des Innern war. Deswegen haben sich manche Leute darüber gewundert, daß jetzt das Eisenbahnministerium mit dem Ministerpräsidium verbunden wird. Das ist nicht ein komischer Zufall, wie die gewissen boshaften Leute glauben. Es hat vielmehr, wie alles, was in der hohen Politik bei uns gemacht wird, seinen guten, tiefen Sinn, wenn auch der beschränkte Unterthanenverstand nicht gleich darauskommt. Unsere Politik ist seit einiger Zeit doch nichts weiter als eine Reihenfolge von mehr oder weniger gefährlichen Entgleisungen, und da ist es ganz vernünftig, daß der langjährige Leiter unserer Eisenbahnentgleisungen, Herr v. Wittek, sich nun auch noch das verwandte Ressort der politischen Entgleisungen beilegt.

*

Vom Ministerium Clary wußte man im voraus, daß es nur drei Monate regieren werde. Vom Ministerium Wittek erzählt man, daß seine Lebensdauer von Anfang an auf ein paar Wochen — die Angaben schwanken noch zwischen zwei und sechs — beschränkt sein werde. Die damit begonnene Einrichtung, der bestehenden Ministerien ist sicher praktisch. Jetzt kennt man sich in der österreichischen Politik — wenigstens was die Chronologie betrifft — aus. Man könnte nun noch um einen Schritt weiter gehen. Da die Stadenszeiten der Ministerien gleichfalls im voraus bestimmt werden, so gäbe man gleich zum kommenden Neujahr einen Ministerien-Kalender auf das Jahr 1900 heraus, in welchem gleich für ein Jahr im Voraus, neben den kalendarisch üblichen Jahresfeiertagen, Mondvierteln, Fest- und Normatagen, auch die Ministererennungs- und Entlassungstage mitsammt den Namen der kommenden Ministerkandidaten des ganzen Jahres genau verzeichnet sind. Die viele Nachfragen, das Herumrathen und die falschen Tips bei bevorstehenden Ministererennungen werden uns dann erspart. Für ein volles Jahr weiß ein jeder Oesterreicher die rettenden Banner auf den Tag genau vorauszusagen, und angesichts des ministeriellen Jahresfeiertages wird dann auch der Kaiser nicht mehr lange können, daß man in Oesterreich regiere, ohne regieren zu können.

*

Was Thun hat seine soshaue Unthätigkeit auf seinem Schloß unterbrochen und ist nach Wien geeilt, um im Herrenhaus noch in letzter Stunde gegen die Aufhebung des Zeitungsstempels zu stimmen. Das ist die erste That des Grafen Thun, die ich loben kann. Dr. Kaizl hatte, um nur noch irgend ein Restchen seiner politischen Ehre aus dem Thun'schen Bankrott zu retten, die Fabel verbreiten lassen, daß er als gräflich Thun'scher Finanzminister ernstlich beabsichtigt habe, den Zeitungsstempel aufrecht zu erhalten, und nur durch die parlamentarische Obstruction daran verhindert worden sei. Naive Gemüther haben sie geglaubt, und selbst der Hofrath Bece hat sie als Referent im Herrenhaus noch wiederholt. Durch seine gegentheilige Abstimmung hat Graf Thun bewiesen, daß es seinem Ministerium nie und der Aufhebung des Zeitungsstempels nicht ernst gewesen ist. Er hat dadurch die saubere Fabel entlarvt und den Doctor Kaizl wohl das letzte Stückchen seiner politischen Ehre genommen, daß aber der Wahrheit die Ehre gegeben. Audatus § 14. audemus Dr. Kaizl, sed magis amica veritas. Graf Thun hat nach diesem Spruch, und er hat diesmal wackre gehandelt.

*

Fürst Auersperg, der trotz seines geerbten guten Namens in so kurzer Zeit berühmt gewordene Confusionsrath, hat jetzt im Herrenhaus in seiner Rede über die Aufhebung des Zeitungsstempels eine bewegliche Klage über den Schein Constitutionalismus des §§ 13 Alegirt einfließen. Das ist derselbe Fürst, der im Juni v. J. im niederösterreichischen Landtag das Recht der Regierung den Nothbrauch des § 14 empfohlen hat. Dass der Fürst Auersperg von Zeit zu Zeit eine dumme Rede hält, ist gewiß bedauerlich. Erfreulich ist nur — wie ein Vergleich seiner § 14-Reden beweist — daß er seine Reden von einem Mal aufs andere selbst vergißt.

*

Wenn ich übrigens ein so grimmer Zeitungsfeſſer wäre, wie der Fürst Auesperg, würde ich an seiner Stelle überhaupt keine Reden im Herrenhaus halten. Denn die Reden im Herrenhaus sind ja doch nur Material für die Zeitungen. Den zwei Dutzend Herrenhäuslern, die überhaupt in die Sitzungen noch kommen, kann Fürst Auersperg seine wertvollen Gedanken auch privatim mittheilen. Dazu braucht er keine Reden zu halten, und so vermeidet er die hier ihm gewiß sehr peinliche Sunna kum, als Herrenhausredner unleserlich zu Mitarbeiter des „unsäglichen Handwerkes" und — der Zeitungsexpeditorde zu sein.

*

In dem jetzt zur Neige gehenden Jahrhundert ist mir öfters das traurige Schicksal zutheil geworden, mit der „Arbeiter-Zeitung" in Streit gerathen zu müssen. Von älteren Campagnen ganz zu schweigen, habe ich derselben noch im Sommer dieses Jahres wegen der Dr. Kaizl, den sie partout zu einem „vornunftigen und anständigen Menschen", und wegen des Herrn v. Wittek, den sie mit aller Gewalt zu einem „Ehrenmann" umkultivieren wollte, mit ihr polemisieren müssen. Knapp vor Schluß des Jahrhunderts habe ich noch mich Gelegenheit, mit der „Arbeiter-Zeitung" einige kurzige Auseinandersetzungen über die „Schande" des Dr. Kaizl und über den „in allem fähigen" Herrn v. Wittek zu leisen. Ich hatte schon verzweifelt daran. Aber nun gehe ich mit neubelebten Hoffnungen dem kommenden Jahrhundert entgegen. Arm in Arm mit Dir . . .

Volkswirthschaftliches.

Städtische Elektricitätswerke. Wenn Bau, Betrieb, ökonomischer Ausstand ist es üblich, die Theorien der concurrierenden Arten wenigstens die Hauptpunkte nach zu vergleichen. Dadurch soll der Oeffentlichkeit

Digitized by Google

gewissermaßen der Umbiid in das Gebaren behördlicher Organe verschafft werden. Das geschah zum Beispiel auch bei den Vergebungen der Arbeiten für die Stadtbahn, für die Gaswerke u. s. w. Wenn aber dieses eingebürgerte Recht des Publicums auf Controle unterdrückt wird, dann ist anzunehmen, bald die maßgebenden Factoren Grund haben, die Oeffentlichkeit zu scheuen. Am 31. August d. J. fiel bekanntlich der Entdeckung für die Einreichung der Offerte für die städtischen Elektricitätswerke ab. Es concurrierten mehrere Firmen. Die Gebote, insbesondere auch die Schlußsummen der Kostenvoranschläge, wurden nicht bekanntgegeben, und nur von ungefähr erfuhr man, daß die Offerte der Oesterreichischen Elektricitäts-Werke die theuerste gewesen sei. Mit Bestimmtheit verlautet schon seit längerer Zeit, daß die Vergebung des Baues der städtischen Elektricitätswerke an die Oesterreichischen Schuckert-Werke eine beschlossene Sache sei. Schon vor Monaten wurde bekannt, daß die neuerbaute und derzeit wenig beschäftigte Schuckert'sche Fabrik vergrößert werden soll, und zwar wird eine Werkstätte speciell für die Erzeugung großer Generatoren, wie solche für das städtische Elektricitätswerk gebraucht werden, hinzugebaut, an welcher bereits gearbeitet wird; so fortgeschritten sind die Schuckert-Werke! Wenn nun gerade dieses Unternehmen den Zuschlag erhält, welches die theuerste Offerte eingereicht hat, so müssen dafür besondere Umstände obwalten. Und zwar dürfte der Grund für diese Bevorzugung kaum in einer größeren Leistungsfähigkeit der Schuckert-Werke zu erblicken sein, welche auch einen höheren Preis rechtfertigen könnte, sondern es ist wohl maßgebend, daß die an den Schuckert-Werken betheiligte Länderbank sich bereit erklärt hat, das für den Bau der städtischen Elektricitätswerke nothwendige Geld zu beschaffen. So vermünftig nun dieses Vorgehen an sich erscheinen mag, so schädlich ist es in Wirklichkeit. Es bildet ein Glied in der kein vorsichtiger Burgerlicher Speculationen und birgt in sich zweifellos die wirtschaftlichen Misserfolg, welcher mit bewunderswerter Consequenz sich an alle politischen Erfolge dieses Mannes klammert. Ein anderer als Lueger würde nicht Geldbeschaffung und Elektricitätswerk in eine Hand legen, sondern diese zwei so grundverschiedenen Dinge getrennt behandeln; auf diese würde er die Hände frei behalten und sowohl die Bankgruppe als auch die Elektricitätsfirma so viel als möglich kurz halten können. Heute, soferne die Länderbank thatsächlich das Geld beschafft, muß Lueger so tanzen, wie diese Bank pfeift: sowohl den Geldpreis, wie die Wahl der Elektricitätsfirma und den Preis für das Elektricitätswerk hat nicht er zu bestimmen! Und er hat nur das Eine zu bedenken gehabt: wenn eine Bankgruppe das Geld etwas günstiger liefert als die anderen, an diese Geldlieferung geboch die Bedingung knüpft: dass mit diesem Geld zu erbauende Elektricitätswerk müsse von ihr erbaut werden, dann wird diese Bankgruppe ganz sicher mehr als die anderen Elektricitätsfirmen an dem Bau der Elektricitätswerke verdienen wollen. Dann umsonst thut auch die Länderbank nichts. Und der beste Beweis dafür ist, dass eben die Schuckert-Werke die theuerste Offerte eingereicht haben. Natürlich wird Lueger hervorheben, dass die Offerten nicht nur nach den Offerenten die Schuckert'schen Preise zu drücken. Das wird wohl nur zum Theil gelingen, so wie auch die Siemens'schen Forderungen für die Elektrisierung der Tramway nur sehr ungenügend durch die Scheinconcurrenz gedrückt wurden; übrigens kann es sehr probat sein, Offerte einzuholen, nur zum Zwecke, einen Concurrenten für den Bau in Princips zugeschlagen ist, zu drucken und vielleicht auch zu dem Zwecke, um die Summe der Erfahrungen, welche in den verschiedenen Offerten und Alternativen der Concurrenz aufgespeichert liegen, dem unerfahrenen Bureau für den Bau der städtischen Elektricitätswerke und der bevorzugten Firma auf so billige Weise zu vermitteln, anstandig kann es jedoch kaum finden. Die Schwierigkeiten der Geldbeschaffung und die personelle Gasopolitik sind auch die Ursache für den heute Tage bestand geworbenen Beschluss, vorläufig vom Bau des ganzen Elektricitätswerkes abzusehen und sich zurzeit ein Provisorium mit einer kleinen Zahl von Dynamos herstellen zu erbauen. Dieser Theil soll vorerst für die nach und nach in Betrieb kommende elektrische Tramway Strom liefern; erst wenn das grössere Werk mit rirea zwanzigtausend Pferdestärken erbaut ist — was in einigen Jahren der Fall sein wird — dann übernimmt dieses große Werk die Stromlieferung für die Tramway, das kleine Werk aber wird für gewerbliche und Lichtzwecke verwendet. Zur dieses Provisorium sind bereits im Laufe voriger Woche Offerte abgegeben worden. Beide Elektricitätswerke sollen zugleich erbaut werden und zwar möglichst bald. Dem Vernehmen ist nicht nur die Erzeugung des Tramwaystromes in eigener Regie, sondern auch die Abgabe eines billigen Licht- und besonders kraftstromes an die Wiener Gewerbe treibenden, welche unter den englischen Dampfpreisen und den enormen Strompreisen der hiesigen Stromanstalten stehen, beabsichtigt und der Beschäftigungsmangel der Schuckert-Werke-Fabrik ist ein Beweis dafür, dass sie über den Preis nicht allzu hoch gehen. Das ist aber der Fluch der bösen That: Die Erbauung des Elektricitätswerkes, wohl das unrentabelste Werk in Europa, hat Dr. Lueger gewissermaßen mit dem englischen Gaswerk ein Preisbastell zu bilden — damit das Damoklesschwert diesen Gewerbe zu dem billigen Dampfpreis kommen kann. Die Nebenbuhler der Elektricitätswerke haben die Concurrenz angezeigt, weil sie mit dem Siebenkreuzer Licht die gewerbetreibenden Parteien ködern wollen. Um nun die städtischen Gaswerke halbwegs rentabel zu machen, muss Dr. Lueger die Erbauung des Elektricitätswerkes auf Dampfkraft für Licht und für gewerbliche Zwecke gerade als möglich hinausschieben, um dem Gaswerke noch bei der nächsten Periode seine Concurrenz zu machen. Das Gas ist heute so billig, dass es den concurrenzfähigsten als elektrischen Strom. Bei der Erbauung der städtischen Elektricitätswerke nach welchen die Bankgruppe ganze, billigen Strom zu liefern, kann in der heutigen Zeit nicht angenommen werden, mit dem Dampfpreis herauszukommen, da Wiener Kohlen heute elektrischen auch nicht billig sind. Das technisch und ökonomisch Beste wäre, sich nach der Art der städtischen Gaswerke, welche auch Elektricität liefern, nicht selbst Kohle zu kaufen. Da wäre der Privatmann in der Lage, sich mit dem Gaswerke zu verständigen, und es wäre eine Art Gasmotor, welche Elektricität liefert. Das Gaswerk könnte dann den Strom zu einem Preise liefern, der weit unter dem Dampfpreis wäre. Das Gaswerk könnte dann den Strom zu einem Preise liefern, der weit unter dem Dampfpreis wäre.

Kunst und Leben.

Im Burgtheater wurde am vorigen Sonntag Raimunds „Verschwender" gegeben. Die Darstellung war gut und das Sonntagspublicum gab sich nain dem vollen Genusse der herrlichen Dichtung hin. Die musterhafte „Rosa" der Frau Schratt und das „alte Weib" des Fräulein Schönchen sind den Wienern längst liebe Bekannte. Mit besonderer Spannung sah man dem „Valentin" des Herrn Kainz entgegen, umso mehr, als die ausgezeichnete Leistung eines anderen Künstlers in dieser Rolle den Wienern ebenfalls längst lieb und theuer ist. Da erwog man schon vorher, ob Kainz ebenso gut sein könne wie Girardi, und nachher gieng das Vergleichen erst recht an. Die Hauptsache aber ist doch, dass, wie Girardi, wenn er den Valentin spielt, von Jubel umbrauscht wird, auch Kainz, da er Valentin war, das Publicum zu lautem Beifall hinriss. Im übrigen ist derartiges Vergleichen eine müssliche Sache — Girardi ist eben Girardi und Kainz ist Kainz, und wie Girardi vieles kann, das weit über den Rahmen geht, in dem er uns für gewöhnlich seine Kunst zeigt, so kann Kainz eben auch den Valentin spielen — nur natürlich in ganz anderer Art als Girardi. Es ist schon viel, dass Kainz, wenn er auf der Bühne steht, durch die Kraft der geistigen Arbeit, die er in die Rolle hineingelegt hat, und seine fabelhafte Technik uns für einen Augenblick unsere Erinnerungen vergessen macht — aber wenn wir dann nach Hause gehen, sagen wir uns doch: „Lieber Freund, das ist ja hochinteressant gewesen, du hast nicht nur gezeigt, dass du auch über Herz und Gemüth verfügst und den warmen Wiener Ton treffen kannst, sondern wir würden dir vielleicht auch deinen Valentin voll und ganz glauben — wenn wir nicht zufällig den Valentin' selber kennen würden." Mit schöner Empfindung gab Herr Reimers den Flottwell und auch Herr Zeska als Ajur, Fräulein Medelsky als Cheristane, Herr Devrient als Dumont gefielen sehr. Ganz besonders aber gefiel mir der kleine Hansel der kleinen Gerzhofer. In allen Bewegungen dieses Kindes steckt eine verblüffende, der Situation mit grosser Intelligenz angepasste Natürlichkeit. Die Inkenierung war glänzend; vielleicht zu glänzend für die Schlichtheit der Sprache Raimunds; jedenfalls aber stilvoll, was man, während vorne auf der Bühne gespielt wird, meinen kann, hinter Beleuchtungsproben abhalten. Am folgenden Dienstag gab Kainz den Paracelsus in Schnitzlers gleichnamigem Einakter. Da beburfte er keiner „Kunst", um zu gefallen; selbst wo Paracelsus in das Gebiet des Uebernatürlichen hineingreift (heute nennt man das wissenschaftlich Spiritismus), was einmal Aberglaube hieß), erschien es uns ganz natürlich, dass der Paracelsus auch ein bischen heran kann — auf der Bühne wenigstens. Mit dem Paracelsus wurde auch Schnitzlers „Gefährte" gegeben; der dritte „Gefährte" aber, der „grüne Kakadu", der ist fortgeflogen. Freiwillig wird er sich wohl nicht davongemacht haben. Ich hatte anlässlich der Premiere er sich wohl nicht davongemacht haben. Ich hatte anlässlich der Premiere (1. März d. J.) die theilnehmende Besorgnis ausgesprochen, dass nicht alle Leute den „grünen Kakadu" ganz verstanden haben dürften. Jetzt scheint man ihn endlich verstanden zu haben, wenigstens im Jocker-Club — und das ist ja die Hauptsache.

B.

*

Am Mittwoch fand im Jantsch-Theater eine „literarische Matinée" statt. Man gab „Die Macht der Liebe", ein Schauspiel von „**". Da der Autor so bescheiden war, sich nicht vorzustellen, liegt wirklich keine Veranlassung vor, mit ihm zu rechten. Aber mit der künstlerischen Einheit des Herrn Borgias Schmidt, als artistischen Leiters des Vereines, muss es schlecht, sehr schlecht bestellt sein. Jedenfalls bewies der grossartige Erfolg der Veranstaltung die dringende Nothwendigkeit einer „Freien Bühne". Jetzt ist die Literatur gerettet! — Herr Burg hatte in der Rolle eines schwindsüchtigen Malers einen grossen Erfolg, welcher ihn in die allererste Reihe der Wiener Bühnenkünstler bringt. Herr Meth zeigte hübsche, erfreuliche Fortschritte im Hochdeutschsprechen, aber sein Körper und Gesicht sind noch nicht genug biegsam. In einer Episode saß Herr Morini durch warmen, eigenen Ton angenehm auf. Auch die Herren Jensen und Hofmann boten treffliche, tüchtige Leistungen, von den Damen sei lieber geschwiegen.

N. H.

*

Zu vierten philharmonischen Concert hörten wir nach langer Zeit wieder einmal eine Solopiece Frau Soldat-Röger (weiße Brahms Violinconcert technisch sehr sauber, mit viel Temperament, aber mit einem für den grossen Saal zu schwachen Ton. Der ungekünstelte Beifall, den die Künstlerin, etwas schien nicht nur für sie selbst, sondern auch für die Beliebtheit derartiger Instrumentalconcerte im Programme der Philharmoniker zu sprechen. Dem Concerte folgte Beethovens Pastoral Symphonie, deren Aufführung, wie immer bei Mahler, glänzende empfindungsvolle Details und stolzen der einheitlichen Totalwirkung. Als besonders gelungene Details wurde ich der dynamischen Nuancen des Scherzos, des langsame Tempo des Scherzo hervorheben, durch welches der „lustige Zusammensein der Landleute" weit entsprechender gekennzeichnet wurde, als durch die possierliche Leichtigkeit, mit der man sonst über diese so charakteristische Scene hinwegzueilen pflegt. Desgleichen stiegen in dem Schlusssatze, dem Hymnus an den Allmächtigen, die Accorde hervor, deren dynamischer Steigerung Mahler sorgfältig verfolgte. Etwas zu gedehnt schien mir die Pause am Ende des ganzen Satzes, durch welche die Symphonie den

Eindruck, daß ihr poetischer Vorwurf für Haydn besser gepaßt hätte als für Beethoven. Den Anfang des Concertes bildete Spohrs „Jessonda"-Ouverture. Sie ist noch immer lebhaft, wie der Stoff einst Leidenschaften aus den zwanziger Jahren. Dem ganzen Stück merkt man aber doch an, daß man einen derartigen Schmitt jetzt nicht mehr trägt.

•

Im dritten Rose-Quartett hat eine Sonate (op. 7) für Clavier und Violine von Anton Rubinstein eingermaßen Besremden erregt. Sie kam in so nahe Gesellschaft. Haydns Quintett (op. 33) und Schuberts elegische Töne (D-moll Quartett) haben sie unmöglich gemacht. Wir zweifeln aber sehr, daß sie ihrem Schöpfer auch in Zukunft möglich sein wird, in so hohen musikalischen Kreisen zu verkehren. A. W.

Bücher.

Henri Pirenne: Geschichte Belgiens. Band I.: bis zum Anfang des 14. Jahrhunderts. Deutsche Uebersetzung von Fritz Arnheim. Gotha, 1899.

In dem vorliegenden ersten Bande der Geschichte Belgiens behandelt der ausgezeichnete belgische Historiker Henri Pirenne die Schicksale der südlichen Niederlande bis zum Beginn des vierzehnten Jahrhunderts. Er führt uns von den Tagen der römischen Eroberung durch die fränkische Zeit und die Fehden des frühen Mittelalters hindurch bis zu den Kämpfen Philipps des Schönen mit den tapferen, stämmigen Bürgern, er schildert die Entwicklung der Klöster, die Bildung der Territorien, die Anfänge der städtischen Entwicklung. Aus dem überreichen Inhalte des Werkes, das der politischen, Verfassungs-, Wirtschafts- und Culturgeschichte in gleicher Weise gerecht wird, möchte ich besonders zwei Momente hervorheben, die der belgischen Geschichte des Mittelalters den ihr eigenthümlichen Reiz verleihen. Seit dem fünften Jahrhundert war Belgien von zwei Nationen bewohnt, von den germanischen Blämen und den romanischen Wallonen. Die Ereignisse der Geschichte fügten es nun so, daß ein großer Theil des germanischen Gebiets, das Land östlich der Schelde, Frankreich zugetheilt wurde, während die wallonischen Gegenden auf beiden rechten Scheldufer, Hennegau, Lütrich und Namur, dem Deutschen Reiche zufielen. Dadurch wurden die belgischen Territorien zu einer ganz eigenartigen Vermittlerrolle zwischen deutscher und französischer Cultur berufen. Allerdings sehen wir, wie in steigendem Maße die französische Cultur in die Niederlande drang, so zunächst und dreizehnten Jahrhundert bedienen sich die höheren Classen der Gesellschaft, Adel und Patricier, wie noch heute, auch in den germanischen Theilen Flanderns und Brabants, der französischen Sprache, leben auch französischer Sitte, sangen französische Lieder. Schaarenweise zogen die jungen Ritter nach Paris, hatte doch die geistige Hauptstadt der südlichen Niederlande geworden war. Trotzdem trat keine Französierung des Landes ein. Die sehr scharfe Sprachgrenze hat sich im Laufe von vierzehn Jahrhunderten kaum verschoben. Aehnlich wie noch heute im Elsaß, war Französisch lediglich die Sprache der Vornehmheit; die niederen Stände blieben beim germanischen Dialect treu. Die zweite interessante Thatsache der belgischen Geschichte ist die überaus rasche und glänzende wirthschaftliche Entwicklung. In dem Gebiet, das im zehnten Jahrhundert kaum eine bedeutende Stadt sein eigen genannt hatte, waren im zwölften und dreizehnten die Centren der europäischen Industrie und des Handels. „Europa zeigte damals", wie Pirenne schreibt, „einen so kosmopolitischen Charakter, wie man ihn nirgends sonst nördlich der Alpen hatte entdecken können. Es bildete den gemeinschaftlichen Markt für die germanischen wie für die romanischen Völker." Recht wichtig bedeutend war aber die ländliche Industrie, die ihre Producte nach dem fernen Orient absetzte. Schon frühzeitig zeigten sich die Schattenseiten des industriellen Aufschwungs: mit der Hilf den Export arbeitenden capitalistisch organisierten Industrie war auch ein mächtiges Proletariat entstanden, die sozialen Gegensätze verschärften den Kampf der politischen Parteien. Im wirren Philipps des Schönen mit dem Grafen von Flandern kämpfte das Proletariat an der Seite des Grafen gegen die mit dem französischen König verbündeten Patricier. Wie wenige Jahre später die Bauern der Schweiz, so trug auch die flandrische Demokratie am 11. Juli 1302 bei Courtray den Sieg davon, sie brach das französische Uebergewicht und begründete der Partei, die einzig den Boden für die glanzvolle Zeit von Ende und Memlings. **Paul Darmstaedter.**

Dr. Karl Kadlec: O poddanstve a robotě v zemích českých. (Ueber Leibeigenschaft und Robot in den böhmischen Ländern.) Brünn. Verlag der „Moravská Revue".

Die literarische Bewegung der fortschrittlichen Partei in Mähren ist leider über die Anfänge nicht hinausgekommen. Das Unternehmen, in dem von tüchtigen Kräften gelenkten Brünner Organ „Moravská Revue" einen Sammelpunkt aufstrebender Talente zu schaffen und zugleich — etwa nach dem Beispiel der „Neuen Zeit" — eine wissenschaftliche Revue in Verbindung zu nehmen, ist vor einigen Tagen erst den Unmöglichen der clericalen und politischen Pfaffen zum Opfer gefallen. So blieb es bei der Persönlichkeit der vom sozialpolitischen Gesichtspunkte aus vorzüglichen Broschüre des Juristen Kadlec, welche sich mit der Geschichte der Bauernbefreiung in den „Ländern der böhmischen Krone" und mit der, wenn gleich etwas zu wenig übersichtlichen Darstellung der Robotgesetze befaßt. Wenn man bedenkt, daß der Autor angeblich wenig Werke, darunter mehr als die Hälfte deutsche, citiert, umwiegen der Darstellung auch in diversen Zeitschriften enthaltene Aufsätze, so ist das geschichtliche Material auch, wenn um vollem Recht dem Verfasser einer so freisinnigen Arbeit Dank und Anerkennung auszusprechen.

Dr. Herbatschek.

Hermann Stehr: Der Schindelmacher. Novelle. Berlin, S. Fischer 1900.

Ein preisbauernes alter Bauer gibt seinen Besitz an Verwandte, nachdem sein Weib gestorben ist. Der unerhörte, komische, herzbrechende Handel dieser Leute macht den ganzen unendlichen Reichen eines ländlichen Lebens; er vertreibt seine Personen, vermittet das Feld, verkauft sein Haus und zieht sich den Tod. Der Schauplatz der Vorgänge ist ein schlesisches Dorf. In dieser Geschichte vereinigt sich eine bewundernswerte technische Knappheit mit Fülle der Empfindung; eine weise Verschwiegenheit mit künstlerischer Beschränkung des Details. Es ist Stil in dieser Novelle, und ich müßte mich sehr irren, wenn es nicht der Stil eines neuen Künstlers ist, der immer zugleich revolutionär und reformatorisch wirkt — wenn auch in noch so kleinem Kreise. Die Gestalten sind scharf gesehen, überdacht, sind in bedächtiger Bewegung (ein Hauptzeugnis epischer Begabung), zittern wie durch echtzitte Luft griechen, wachsen plötzlich aus klarem Tagesticht in eine romantische, wilde Nacht hinein, wo ihre Contouren etwas von der gruseligen Unbestimmtheit des Märchens annehmen. Die Sprache, oft noch herbe, ist frei von Durchschnittswendungen. Dutzendvergleichen und Formeltheiten. Hermann Stehr ist ein neuer Name, aber er wird bald jene Abgegrifsenheit erlangen, die mit literarischer Notorietät verbunden ist. Ich zögere nicht, den Schindelmacher als eine der besten Novellen zu bezeichnen, die seit zehn Jahren in Deutschland erschienen sind.

Jakob Wassermann.

Neune der Neunen.

Kunstzeitschriften.

In der „Gazette des beaux-arts" beendet Aru Renan mit einem sechsten Artikel seine Studie über Gustave Moreau, diesen geheimnisvollen und seltsam befangenen Zauberer, dessen verborgenes Atelier nun, nach des Meisters Tod, der spähenden Neugier profaner Augen preisgegeben sind. Eine Fülle von Illustrationen läßt die entrückte an Haschischträumen, Dionysien, christlichen Mysterien sich berauschende Phantasie dieses modernen Alexandrinens wenn nicht begreifen, so doch dunkel ahnen; eine Phantasie, die für ihre seltsamen Erfindungen eine so reine, klare, plastische Form gefunden, ohne dabei auch nur das Geringste von ihrem schweren Duft, ihrer unergründlichen Tiefe und Besetztheit einzubüßen. Dieser Künstler, von dem wir bisher nur jene eigenthümliche orientalisch-mystische, byzantinisch gravitätische kalt glühenden Geschmeide gleißende Seite kannten, vereinigt noch viele Perlen, die entlegensten Mischungen in sich. Bisweilen hat er eine Art Clasicismus, die an Chasserieau erinnert, ohne dessen Weichheit, und an Böcklin, doch von größerer Strenge, ohne sein Traumbehiul. Er ist Rembrandt, die wandelbare Dämmerung geschickt, aber zugleich Steifheit und erhobenden Ahnungen, zwischen kranker Sehnsucht und grausamer Selbstgerfleischung hin- und hergeworfene Seele. Und er scheint Lionardo, wenn er die classisch reinen Linien des lateinischen Formempfindens aus den dunklen Schatten tiefsten Erlebnisses, abgründiger Todesgeschicke mystisch mit kristallklar zugleich hervorzuholen scheint, adlige Grazie mit dem Nimbus des Sehers vereinend. Zuweilen geht ein christlich tatarischer Zug durch seine Werke und zuweilen etwas von grotesken Märchen aus 1001 Nacht. Die Besprechung der Renan'schen Studie bleibt besser für das Vorliegende Bedürfnisse aufgespart.

In „**Art et Décoration**" vom December schreibt Léonie Bénédite über Albert Bartholomé, den Schöpfer des berühmten Monuments „Aux morts", das den 1. November am Eingang des Père Lachaise emporhält worden ist. Dieses überwältigende Werk, mit dem Bartholomé sich unter die größten lebenden Monumentalbildhauer einreihte, gelangte zum ersten Male als Gesammtentwurf im Salon von 1895, wo es eine so allgemeine Bewegung hervorrief, daß die Stadt Paris unter Beihilfe des Staates dem Künstler die Ausführung in großem Maßstabe auftrug. Bartholomé ist von Hause aus Maler gewesen; 1848 geboren, debutierte er im Salon von 1879 mit einem Bildnis, das einen im Schatten sitzenden alten Mann darstellt, im Sinne des Pleinairismus, wie ihn besonders Bastien-Lepage, sein Altersgenosse, begründet, und erringt sich mit dieser Arbeit die Freundschaft von Degas, der ganz ähnlich begonnen hatte. Durch alle Perioden, die er bis zum Jahre 1886 regelmäßig auf den Ausstellungen hat, geht ein persönlicher Zug in der Anschauung, die im Gegensatz zu der herrschenden matten und decotorierenden Richtung eine große Feinfühligkeit für die Eigenart und die Verhältnisse der Tone zu einander zeigt. Diese wiedersprechende Thätigkeit bricht im Jahre 1887 jäh ab, der Tod hatte nicht nur ihm sondern auch seiner Frau, die er liebte, die Hand gereicht, ist er Bildhauer. Die plötzliche Erschütterung, in die ein Todesfall ihn versetzt, bringt diese Umwandlung hervor. Die Wucht des Schlages, die Tiefe jenes Erlebnisses verlangt nach einer noch unmittelbareren, greifbareren, körperlicheren Verdeutlichung und Gestaltung, als die Illusion der Malerei gewonnen könnte. Sein erstes plastisches Werk ist daher dem Cultus der Erinnerung geweiht. Irgendwo auf dem Lande, an die Mauern einer alten Dorfkirche gelehnt — nur die intimsten Freunde kennen den Platz — ragt dieses Todesmal aus der wonnotonen Umgebung der Holzkreuze und Grabsteine auf. Ein Mann, in leidenschaftlichen Schmerz und Trauer über einer Geliebten gebeugt, und darüber breitet Christus verzweiflungsvoll seine Arme am Marterholz aus, in seiner einzigen Agonie: ein Symbol für dieses arme Dulden der Menschenseele. Jene Stimmung, die den Bildhauer in dem Maler Bartholomé erweckte, klärt sich ab und entwickelt den Gedanken an eine größere monumentale Aufgabe, die alle harmen menschlichen Schicksals, das Leiden der Einzelseele in der Betrachtung des Gesammtheit auflösend. Seit 1891 tritt der Künstler wieder auf, und nun sieht man ihn, fern von jeder Schule, Jahr für Jahr seinen Weg verfolgen in der Höhe, auf der er sich angelangt ist. Nur die Alten sind seine Lehrmeister. In seinem ersten Werk von der primitiven, statt empfundenen Kunst der französischen Renaissancemeister des Nordens, deren religiösen Darstellungen, Kruzifixen und Gebetbüchern ausgehend, gelangt er weiterhin zu den großen Florentinern des Quattrocento. Nie sind wieder kommt einem Donatello auf der Kanzel oder auch Masaccio, wenn er das vertriebene Menschenpaar darstellt. Es ist in seinen Werken derselbe energische Naturalismus, derselbe scharf und Empfindung und Beobachtigkeit des Ausdrucks, derselbe Adel herber Schönheit, den er an jenen bewundert. Und naturgemäß fuhrt ihn der Gedanke an den Tod immer wieder auch zu der Kunst, die so ganz vom Cultus des Todes durchdrungen ist, und deren mysteriöse Sprache angesichts des Grabes geschaffen

Digitized by Google

scheint: zur ägyptischen. — Sein vollendetes Werk zeigt die Inspirationen dieser Kunststile. Als er 1895 im Entwurf fertig stand, hatte es sich von der Idee einer Art Cathedralenkreuz zu der eines Grabtempels von frei ägyptischem Stile entwickelt. Damals waren die Figuren noch auf alle vier Seiten vertheilt: Die Auferstehenden, wie sie den in die Grabesöffnung hineinschreitenden Menschen auf der Vorderseite, hinten der Engel über der todten Familie, an den beiden Seiten die Figurenfriese der dem Tode Verfallenen. Die Ausführung hat mit genialer Aenderung diese Composition umgestossen und alles auf die Frontansicht vertheilt. Am Ende einer an beiden Seiten von einem staubschreitenden Wall begrenzten Wiese erhebt sich jetzt der Bau, dreigliedrig, schwer und ernst, von den Formen einer ägyptischen Grabkammer. Der Mittelbau trägt, zu beiden Seiten der in der Mitte befindlichen Oeffnung, die Figurenfriese, welche die Menschheit in allen Lebensstufen zu symbolisiren, wie sie das Geschehen des Schicksals rühren. Da sind jugendliche Leiber, an denen alles Empfindung gegen die Vernichtung scheint, Kinder, die mit stummen Schrecken die Hände zum Gebet falten, Menschen in Verzweiflung und Resignation. Da ist ganz am rechten Flügel, hinter einem Liebespaar, zum wundervollen, schon in die Luft gelösten Jungfrauengeselligkeit, welche, eine Hand auf die schwellenden Brüste gepresst, mit der andern — wie echt französisch — dem Leben noch eine letzte Kussbhand zuwirft! In der Mitte rasen sich ein gebrochenes Greis der Oeffnung in die dunkle nahmer zu: und hier sieht man nun, der Welt den Rücken zugewandt, Mann und Weib in das Nichts hineinschreiten. Der gefaltet, erfüllt, erfüllt, geschreitend, aber sie die mit der einen Hand noch die Schulter des Geführten fasst, den weichen, schmiegsamen und noch straffen Körper wie von einem Schauer durchschüttet, während der noch oben sich hebende droht noch eine Hoffnung zu finden scheint. Mitleidsvoll entsprechend sieht man dann unter der Balustrade, die das Obergeschoss trägt, zu ebener Erde in ein Grab hinein: Da liegt ein Menschenpaar, die erstarrten Hände noch zum Gebet vereinigt, aber beide Leiber das todte Kind hingestreckt und neben ihnen im Hintergrund der Nische der Genius des Todes sinnend — das Sinnbild einer Art von Auferstehung in der verklärenden Erinnerung.

„Pan" bringt im neuesten Hefte einen Aufsatz über Hans von Marées von C. Krebs, der eigentlich alles über diesen Künstler Bekannte zusammenträgt. Daniel Mortimer fixiert das Wesen der verschiedenen Maler: bei Corot sieht er Impressionismus auf die Seele will und alles unterdrückt, was nicht signifikant erscheint, und die äußerdem eben in diesem fahlen Colorit nur einen besonderen Ausdrucksmerk gefunden hat. — Arsene Alexandre macht auf einen Spanier aufmerksam, den Maler Ignacio Zuloaga.

In der „Zeitschen Kunst und Decoration" ist von Osborn ein längerer Aufsatz über Leistikow zu finden. Er schildert ihn als einen der wenigen des jungen Deutschland, die einen durchaus eigenen, persönlichen Stil geschaffen haben, dabei abhängig von allen unsere Kunst beherrschenden Mächten (Japan, Stammbaumen), kaufen Persönlichkeiten, die Hofmann und Geschmackswandlungen; aber völlig eigenartig in der Verarbeitung all dieser Einflüsse.

In der „Kunst" schildert G. Keyssner Hildebrands Schaffen als Illustrator an jener Aufgabe, die der Künstler einst in seinem „Problem der Form" niedergelegt hatte. — Ein nachdenkenswerter Bericht über die Arts-and-Crafts-Ausstellung in London stellt das Zurückbleiben des englischen Kunstgewerbes fest. Man hatte die Belebung der Kunst mit alten Elementen versucht. Das glückte überraschend, aber nun bleibt man hängen an dem, was rein Mittel, nicht Zweck werden dürfte: hat der Continent England das nationale Gedächtnis und den Archaismus als treibende Kräfte abgelernt, so ist er jetzt noch das letzte von ihm lernen: es anders zu machen.

„Die Bohrbrett", ein Münchner Kampfblatt, eine schärfere Art der „Stimmen aus Maria Laach", das mit seinem 9. Bd. Neuanfang das Gut zu einer Betrachtung über die „Früchte der französischen Volksschule". Es sei ein Verbrechen, dass die französische Regierung die Jugend um ihren Glauben bringe, unbekümmert um die Folgen ihres Thuns. Diese Folgen einer schlechten, gottentfremdenden Schule zeigen sich bereits in der Criminalstatistik. Im Jahre 1895 wurden in der Altersgruppe von 20 jungen Männern im Alter von 16 bis 21 Jahren und von 2089 jungen Mädchen des gleichen Alters auf. Bis 1895 hat sich diese Zahl auf 28.701 bei den Männern und 9616 bei den Mädchen gesteigert. Die Zahl der Schüler wurde in gleichfalls in beträchtlicher Weise beschränken. Sie betrug 1876 bei Minderjährigen in unter 16 Jahren 31, 1895 nicht 75, bei Minderjährigen über 16 Jahren stieg sie um gleicher Zeitraum von 174 auf 750, was eine Steigerte von 156 Procent gegenüber 150 Procent bei den Erwachsenen bedeutet. Auch die unehelichen Zahl der Uebelthätigen ist eine Folge der unchristlichen Schule. Recht dürfte haben die katholische Kirche den Kampf um die Schule aufnehmen. Diese ist als ein Mutter der Wissen und steht als ein christliche Institution zu betrachten. Es wird der Bürgerin Pflicht in Frankreich Landern mit freie Kirchen Schule die Erziehung zu ihren gleiche Steigerung erhalten haben, wo Gewalt in Recht.

„Revue bleue" Nr. 14 und 25 „Die russische Frage im Orient", die russischen Forderung" enthalten von Maxime Du Camp. Der Verfasser will genannt werden Gegner des Krieges, Freund des Friedens und Bewunderer Russlands. Seine Ausführungen sind sehr interessant und lesenswert, wenn auch nicht für Russland, das sich schon in der Lage befindet, auf Constantinopel zu verzichten, und auch nicht für Frankreich, das sich mit Russland auf den Besitz Constantinopels einigen wird, wenn es sich darum handelt, Russland zu unterstützen. Der Verfasser will nicht, dass Russland Constantinopel besitzt, weil es dann Herr der Dardanellen wäre und Frankreich, Italien und England in seiner Gewalt hätte. Er will nicht, dass Russland Constantinopel besitzt, weil es dann Herr der Dardanellen wäre und Frankreich, Italien und England in seiner Gewalt hätte. Er will nicht, dass Russland Constantinopel besitzt, weil es dann Herr der Dardanellen wäre und Frankreich, Italien und England in seiner Gewalt hätte.

russischen Zustände heftig angriff, lebhaft Beifall gespendet; ob Nikolaus II. von der „Kuferstehung" Tolstois ebenso begeistert sein wird? Kaum; denn er ist nicht der Mann, auf Dichterworte zu hören. — Ueber die militärische Reise Frankreichs schreibt der Deputierte Gervais, ein ehemaliger Officier, und erörtert mit großem Freimuth alle Fehler, die die Campagne gegen die Armee veranlasst haben, die politischen Umtriebe der Officiere, die ungeheure Belastung der Budgets, die Entziehung der tüchtigsten Arbeitskräfte und die mangelnde Kenntnis der Bürgerpflicht im Officierscorps. — Gleich daran schließt sich im folgenden Heft eine Untersuchung über die Militärverhältnisse Englands von Roeschlaub.

In der **„Revue Socialiste"** schildert Paul Louis den wirtschaftlichen Aufschwung Ostasiens innerhalb der letzten zehn Jahre. Während Japans Handelsverkehr 1889 nicht über 728 Millionen betrug, repräsentiert er heute 1052 Millionen; an Tonnengehalt hat sich der Verkehr von 2,569.000 auf 6,809.000 vermehrt. Die Einnahmen der Eisenbahnen von Japan, deren Netz statt 1692 Kilometer im Jahre 1891) nun 2507 Kilometer bedeckt, haben sich einwohnaltmal (das heißt von 42 auf 105 Millionen) verdoppelt. Dieser riesige Aufschwung wird durch drei Umstände erklärt: die Initiative der Regierung, die billigen Arbeitskräfte und die geographische Lage. Der chinesische Markt und Verkehr hat sich wohl nicht im gleichen Maße gehoben, weist aber trotzdem einen großen Aufschwung während der letzten zehn Jahre auf, und zwar von 760 auf 1350 Millionen Francs. Der englische Import ist die ganze Zeit über stationär geblieben, während der japanische sich in derselben Zeit verdreifacht und der von Amerika am Anfang der Periode fast Null. Japan kann heute schon erfolgreich die Concurrenz mit Europa aufnehmen, und auch China dürfte in wenigen Jahren in derselben Lage sein.

„Pall Mall Magazine". William Archer schreibt über die amerikanische Sprache und ihre Berechtigung. Mit Unrecht und fälschlichem Hochmuth befürchten die Engländer, dass ihre Sprache bei den Amerikanern in falschen Händen sei. Natürlich treten durch gewisse locale Bedürfnisse und Verhältnisse Veränderungen und Neuerungen ein, und auch die Aussprache erleidet Variationen, aber nur Pedanterie kann sich dagegen auflehnen und einen von dem eigenen verschiedenen Dialect mit Barbarismus bezeichnen. Die Sprache des wirklichen Lebens, Slangs, Abschließlosen, sondern ein lebendiger Organismus, und als solcher erweiterungs- und entwicklungsfähig. Um gesund und kräftig zu bleiben, muss sie aus dem Boden des Landes saugen, und gerade aus der drastischen, bildlichen Sprache des Volkes nehmen sie neue Worte wohl sinnlicher Kraft zu gewinnen. Da überdies die Amerikaner zahlreichen Gesetzen, schöpferischer und witziger sind als die Engländer, so ist gerade durch sie auf eine große Bereicherung der Sprache zu rechnen. Die „Amerikanismen" sind durchaus nicht die schrecklichen unter den Neuerwerbungen des englischen Idioms. Was endlich das geistreichere Wort betrifft, so lehre ein Blick in die Parlamentsberichte, Zeitungen und Zeitschriften, dass sie den englischen standhalten. Man kann darum den Amerikanern ruhig die englische Sprache anvertrauen; sie wäre heute wesentlich ärmer, wäre Amerika durch eine politische Zügung ein spanisches oder französisches Land geworden.

Am Christabend.

Von Franz Neuzwitter.

Es ist Abend, Christabend.

Die Straße durch die Ulfswiese herein, Innsbruck zu, stapft ein einsamer Wanderer.

Dem Wanderer wirft der eisig kalte Nordwind immer und immer wieder thalergroße, schneidende Flocken auf die Kleider, ins Gesicht — schon durch Stunden. Fröstelnd zieht er das dünne, gerichtliche Sommerröckchen zusammen über der schmalen, ausgefälteten Brust. Das Tuch, das er über den Hut herab sich um die Ohren gebunden, ist getroren und mit dünnen Eiszapfen besetzt. Und kein Ende, kein Ende der Nälte, kein Ende der Pein, keines des Wegs.

Mutter und langsamer schieb sich der Handmenschkünstler durch den knietiefen Schnee. Ein wilder Schüttelfrost peinigt seine Glieder, durchwuhlt sein Gebein Er taumelt wie im Rausche.

Plötzlich tont Gesäusch an sein Ohr. Hoffnungsvoll lauscht er auf. Umsonst: Es ist ein Eisenbahnzug, der in der Ferne pustend und schnaubend vorüberlaust. „Ach wer es so gut hätte wie die Reichen, wenigstens heute am Christabend. Die haben warme Pelzschuhe für die Füße, warme Socken und Mäntel um Brust und Schultern." „Eine dampfende Tasse Thee, was gäbe nur für eine dampfende Tasse Thee! Was gäbe? Mein Gott, er hat ja nichts, was er gar nichts, es ist zum Erbarmen. Jawohl zum Erbarmen. Ein so elender Mensch. Doch was hilfts! Er muss weiter, muss weiter hinein noch in Nälte und Nacht. Es gilt das Leben!"

Wieder rast der Sturm. Nicht mehr in Flocken, in Wellen, in Kübeln, in wahren Wellen stutet der Schnee heran. Und immer noch kein Haus, kein Innsbruck. Dazu diese Nacht, ohne Licht: ein unergründliches Grauschwarz über ihm, hinter ihm, vor ihm. Er weiß nicht, wo er geht, ist er noch auf der Straße, ist er im Felde. Todesmüd, todeskrank sinkt er auf: „Ach Herr Jesus, ich kann nimmer, jetzt hilf du mir"

Noch ein paar Schritte. Neben ihm steht eine Pappel, und unter der Pappel liegt ein eingeschneiter Baumstrunk. Von einem gleichen in Obdachlosen erquickt, wirft er sich darauf hin. Er soll sein Herr sein.

Verschollen sind Minuten vergehen.

Verklärt sinkt sich leis' eine feine, weiche Hand auf die Stirne des halberfrorenen Gesellen. Bewundert rüttelt er sich auf. An seiner Seite

sieht ein Mann hochgewachsen, in dunklem, lang herabwallendem Gewand. Der Mann nickt ihm zu mit den braunen freundlichen Augen, mit dem blassen, schmalen Gesicht. Seine Stirne ist hoch und weiß, in der Mitte von einem halb erloschenen Purpurstreifen durchzogen. Seltsam wohlthuende Wärme geht von ihm aus. Endlich beginnt er zu reden. Langsam und feierlich tönt sein Wort, fast wie der Glockenton der Heimatskirche des armen Gefellen. „Mein Sohn, sei getrost! Noch durch jene dunkle Pforte und wir sind in der Heimat!“ Damit erfaßt er seine Hand und deutet vorwärts auf eine Stelle, der sie gemächlich zuschreiten.

Es ist ein dunkelschwarzes Thor aus zerrissenem, zerklüftetem Fels mit schmalem Eingang. Daneben stehen Büschel goldgelber Sonnenblumen, silafärbigen Mohns. Ueber die Wölbung aber hängen herein graugrüne Reseden und weiße Astern.

Ein eisiger Wind entströmt dem Eingang der Pforte. Seltsam erwin ist das Gesicht des Jünglings, der als Wächter davorsteht, schwanenweiß sein Flügel. Eine eigene atembeklemmende Kraft geht von ihm aus.

Dem armen Gesellen wird so bange. Er möchte zurück, aber tröstend flüstert sein Führer ihm zu mit himmlischer Milde: „Fürchte dich nicht!“ So schreiten sie weiter.

Plötzlich erhebt der Jüngling mit dem Aussehen eines Engels den Stab, den er in der Hand hält; er zückt ihn dreimal gegen die Brust des Wanderers. Eiskalter Schauer durchfährt den, scharf wie die Schneide eines Messers. Seine Haare erheben sich in den Wurzeln. Eine Angst erfaßt ihn, eine atembeklemmende, erstickende Angst. Ein Berg dünkt ihm, was ihm obliegt. Er versucht sich zu strecken, den Alp, den die Kehle zusammenschnürenden Alp zu vertreiben. Umsonst! Er vermag's nicht! Ein herzbrechender Seufzer entsährt seiner Seele. Und dann, welche Angst, alles wird dunkel, wächtig schwarz. Es erhebt die Grotte, der Engel, sein Führer. Alles dreht sich. Es selbst sinkt, sinkt, sinkt, ohne Aufhören, ohne Ende. Doch, da auf einmal, welche Helle, welche Klarheit! Dort oder dem Eichentisch der Erneuerung, die gräfelichen Wände! Wo ist er? Gott, Gott, die Stube seiner Heimat, seines Vaterhauses, taghell erleuchtet von dem glitzernden, funkelnden, waldgrünen Christbaum!

Weit auf reißt der Geselle seine Augen.

Da kommt mit freundlichen Lächeln ein alter Mann auf ihn zu, es ist sein Vater. Er küßt ihn und schüttelt ihm die Hände. Es kommt auch das Mütterchen, das liebe, gute, mit warmen Socken und Kleidern und heißem, dampfendem Thee. Sie nimmt sein Haupt in ihren Schoß und wischt ihm den Schnee und Frost vom Gesicht und sagt ihm alte, halbvergessene Worte, Worte der Liebe. Die Geschwister aber stehen um sie her und singen mit heller, feierlicher Stimme das uralte Weihnachtslied: „Stille Nacht, heilige Nacht!“

Die Glöckchen der Kramerbitter Milchhänerin klangen hinein in den herrlichen Weihnachtsmorgen. Plötzlich schnuppert ihr Hund in dem Schnee mit lautem Gebeule. Die Bäuerin stieg ab.

Es war eine „kleine Leiche“, die Leiche des armen erfrorenen Handwerksburschen aus dem Norden. Am Stephanitag haben sie ihn vom anatomischen Institut aus begraben.

Geschichte eines Schwarzblättchens.

Von Giovanni Verga.

Aus dem Italienischen von Lelio Gianhofer

(Fortsetzung.)

Den 21. November.

Marianna! Marianna! Weine mit mir! Lache mit mir! Er liebt mich, hörst Du, er liebt mich!

Weißt Du noch, gestern abends saß ich in meinem Stübchen, die Ellbogen auf den Tisch gestützt, und vor mir lag jener traurige Brief. Ohne daß ich es bemerkte, fiel eine Thräne um die andere auf das Papier, und löschte aus, was ich geschrieben hatte. Da plötzlich horte ich ein Geräusch vor meinem Fenster — das Geräusch eines Schritte! Weißt Du vielleicht, warum man diese Schritte mit dem Herzen hört, als hätte das Herz auch Ohren? Warum sie alle Nerven erschüttern, warum das Blut in den Adern erstarrt? Ich bob die Augen, das Fenster war geöffnet, und hinter dem Fenster sah ich einen Schatten, hörte ich eine Stimme, die mich leise rief. Er — hörst Du? Er. Ich wollte schreien, aber der Athem verlagte mir!

„Verzeihen Sie mir, Fräulein, verzeihen Sie mir.“ Das war alles, was er sagte. Ich mogte nicht, ihn anzublicken, aber diese Worte drangen in mein Herz, sie süß wie Honig „Ihre Mutter ist ungerecht und böse gegen Sie. Die anderen unterhalten sich da drüben und sind vergnügt, da unten ich an Sie denken, und das Sie so ganz verlassen sind. Ich habe unrecht gethan“ — sagte er nach einer kurzen Pause hinzu, in der er wohl das Klopfen meines Herzens hörte. „Werden Sie mir verzeihen?“ Da erhob ich die Augen zu ihm und sah, daß er die Arme auf das Gesimse stützte, und das Gesicht in die Hände vergrub — gerade so, wie das letztemal. Er hatte an mich gedacht und es mir mit zitternder Stimme gestanden. „Herr Nino,“ sagte ich, „Herr Nino,“ aber ich konnte nicht weiter. Da begann er zu seufzen, so daß auch ich seufzen mußte, und sagte: „Hören Sie mich an, Maria“ — aber er sagte nichts mehr, er fuhr sich mit der Hand über die Augen, und schien etwas zu stammeln. Er — ein Mann! Ich zitterte, als drünge mir mein Name durch Fleisch und Blut. Er nannte mich Maria, hörst Du! Ich weiß nicht, warum es mich so erregte, mich diesen Namen sagen zu hören. „Hören Sie mich an,“ wiederholte er, „Sie sind ein Opfer!“ „O nein.“ „Ja, Sie sind das Opfer Ihres Berufes, der Schlechtigkeit ihrer Stiefmutter, der Schwäche Ihres Vaters, das Opfer des Schicksals!“ „Nein, das bin ich nicht!“ „Warum zwingt man Sie also, ins Kloster zu gehen?“ „Niemand zwingt mich, es war mein eigener Wille!“ „Ach!“ Er seufzte wieder, und es schien mir, als trockete er seine Augen. Genau konnte ich es nicht unterscheiden, denn er stand im Dunkeln, und die Thränen verbargen meine Augen. „Die Nothwendigkeit,“ begann ich, aber ich sagte nichts. Erst nach einigen Augenblicken des Schweigens fing er mich mit rauher Stimme: „Und Sie kehren wirklich ins Kloster zurück?“ Ich zögerte einen Augenblick und sagte dann „Ja“. Da schwieg er wieder und sagte kein Wort mehr. Ich wartete und wartete, ob er nicht weiter sprechen würde; ich trocknete meine Augen, um zu sehen, ob er schon fort wäre, aber er war noch da, am selben Platz, in derselben Stellung, nur hatte er das Gesicht in die Hände vergraben. Das gab mir Muth. Ich machte einen Schritt, um die Kerze wegzustellen, die mich belästigte Du weißt ja, mein Stübchen ist so klein, daß man mit einem Schritt bis zum Fenster kommt. Er hörte mich, und hob den Kopf, da sah ich, daß er weinte. Er reichte mir die Hand, ohne ein Wort zu sagen. In diesem Augenblick sah ich nichts mehr, weder im Geist, noch mit den Augen, und als ich wieder zu mir kam, da lagen meine Hände in den seinen. „Maria,“ sagte er, „warum gehen Sie ins Kloster?“ „Ich weiß es nicht! Ich muß, denn ich bin zur Nonne geboren!“ „So wollen Sie mich also verlassen?“ Und er weinte leise, wie ein Kind, ohne den Stolz der anderen Männer, die Thränen zu verbergen. Ich glaube, ich weinte auch, denn meine Wangen waren feucht und auch meine Hände: aber die Hände waren feucht von seinen Thränen, die darauffielen, eine nach der anderen. Und als ich dann allein in meinem Stübchen war, schlt mich Marianna, zürne mir, wenn Du willst, aber da küßte ich meine feuchten Hände.

Lange saß verbrachten wir so, in tiefem Schweigen. Da sagte er: „Bist glücklich bin ich!“ „Und ich erst!“ antwortete ich, ohne es selbst recht zu wissen. Schau, Marianna, wir weinten und sagten, daß wir glücklich seien! Und noch immer hatten wir uns nicht gesagt, daß wir uns liebten. Mein Herz war so selig, daß ich an nichts anderes dachte und mich nicht einmal schämte, mit einem Manne beisammen zu sein, mit ihm allein — des Nachts! Wir sprachen nicht, wir blickten uns nicht an. Wir blickten hinauf zum Himmel, und es schien mir, als kützten sich unsere Seelen durch die Berührung unserer Hände oder in unseren Blicken, die sich oben in den Sternen begegneten.

Marianna! Diese Gabe, die den Geschöpfen von Gott gegeben ist, muß unendlich groß sein, wenn neben ihr alles klein und niedrig erscheint, die Sünde, wie das Vergnügen, die Pflicht, wie das heiligste Gefühl, wenn sie Dir aus einem Wort ein Paradies bereiten kann!

Nun lebe wohl! Mein Herz ist zu voll, um an anderes zu denken. Indem ich Dir schrieb, hab' ich jedes Gefühl noch einmal empfunden! Jetzt muß ich allein bleiben: will träumen und glücklich sein!

Den 26. November.

Wie arm und thöricht sind wir doch, Marianna, daß wir nicht einmal die Nichter unseres eigenen Glückes sein können! Ich habe Dir einen Brief geschrieben, der heute ein hinterer Hohn für mich ist, den ich nicht lesen kann, ohne zu weinen. Am nächsten Morgen war ich so bleich, daß Papa um den Arzt schicken wollte. Später rief mich Mama in ihr Zimmer, und als ich ihr in die Augen sah, da zitterten meine Knie. Sie sprach lange von ihren Pflichten, von den meinigen, von meinem Beruf und sagte, daß ich meiner Armuth wegen eben diesen Beruf ergreifen müsse. Sie sprach von den Gefahren, die für ein dem Kloster gewidmetes Mädchen selbst aus den einfachsten Verbindungen entstehen können, und schloß endlich, indem sie mir sagte, ich hätte von nun an, wenn Fremde ins Haus kämen, und sei es auch nur die Familie Salvatini, in meinem Zimmer zu bleiben.

Mein Gott! wie konnte ich nur die Qual dieser Ermahnungen ertragen? Es war mir, als machte es ihr Freude, mir einen Nadelstich um den anderen zu versetzen, indem sie mich in versteckter Weise eines großen Unrechts zu beschuldigen schien, und ich konnte nicht erfahren, ob sie es bemerkt hatte oder nicht, daß Nino den Ball verlassen hatte, um zu mir zu kommen.

Während ich so sprach, war ich mehr als einmal nahe daran, ohnmächtig zu werden: aber sie bemerkte nicht, wie ich erbleichte, nicht, wie ich zitterte: Sie bemerkte nicht einmal, daß ich mich auf

Digitized by Google

die Lehne eines Sessels stützen musste, um nicht umzusinken. Hätte sie es gewahrt, sie würde Mitleid mit mir gehabt und mir diese Seelenstrafe erspart haben.

Jetzt bin ich allein. Ich glaube, sie weichen mir alle aus, und sie haben recht, ich hasse mich ja selbst, denn ich habe eine große Schuld begangen, und Gott allein kann mir verzeihen: Gott, wider den ich mich versündigt habe, indem ich eines seiner Geschöpfe viel mehr liebe als ihn selbst. Den ganzen Tag sitze ich mit meiner Arbeit am Fenster, dessen Vorhänge sorglam verschlossen sind, und ich bin glücklich, wenn mich niemand sieht, dass ich weinen kann und meinem Herzen Luft machen. Meine Augen brennen so sehr. Der Himmel ist bedeckt, die Felder sind öde, das Rauschen der Bäume ängstigt mich, und die Vöglein singen nicht mehr; nur manchmal höre ich dort unten die Eule klagen. Stundenlang sitze ich am Fenster, die Hände im Schoß gefaltet. Ich blicke durch die Scheiben jenen düsteren, grauen Wolken nach, die gegen Osten ziehen, und ich schaue, wie sich die Gipfel der Bäume langsam bewegen, wie sie ihre welken Blätter zur Erde schütteln. Der Winter in der Natur bricht an, wie bei mir der Winter im Herzen! Mein „Liebling" ist entflohen. Armes Vöglein! Ich habe es so gehütet, und doch ist es fort, um kein fröhliches Gezwitscher anderswo ertönen zu lassen. Nun ist die Stimmung um mich her noch trauriger. Nur Wigilante kommt mich von Zeit zu Zeit besuchen, er will, dass ich ihn liebkose, dass ich wieder einmal lache. Langsam, fast zögernd nähert er sich mir, blickt mich mit seinen großen Augen an, als wollte er mich fragen, ob er mir nicht lästig falle, dann bleibt er unentschlossen stehen, wedelt mit dem Schweif, leckt sich die Schnauze, und das soll heißen: „Verzeih' mir, dass ich immer wieder komme!" Er legt seinen Kopf in meinen Schoß, um mir zu sagen, dass er mich noch lieb hat, dann geht er traurig wieder fort; aber auf der Schwelle meines Zimmers bleibt er stehen und wedelt mit dem Schweif, um mir adieu zu sagen.

Den ganzen Tag höre ich im Nebenzimmer die Stimmen der Valentini, die bei meinen Eltern sind, um mit ihnen zu plaudern. Zwei- oder dreimal habe ich eine Stimme gehört, die mir das Herz zerriss — die seinige!

Er, er, und immer er! Immer dieser stechende Schmerz im Herzen, diese Verjuchzung in jedem Gedanken, und das Fieber in all meinen Adern. Ich sehe nur immer ihn, dort, bei jenem Fenster, das Antlitz zwischen den Händen vergraben; ich höre den Ton seiner Stimme und fühle meine Hände noch feucht von seinen Thränen. O, mein Gott! O, mein Gott!

Was wird er wohl denken, wenn er mich nicht mehr sieht? Ob er weiß, dass es mir verboten wurde? Vielleicht wird er mir böse sein, mir zürnen, mich vergessen? Sieh her, wie tief ich gesunken bin! Ich flehe zu Gott, um nicht mehr an ihn denken zu müssen, und ich glaube wahnsinnig zu werden bei dem bloßen Gedanken, er könne mich vergessen. Manchmal, bei Morgengrauen, wenn ich sicher bin, dass mich niemand sieht, öffne ich ganz leise mein Fenster, um dort unten im Thal das Hauchen zu sehen, in dem er wohnt, in dem er vielleicht jetzt gerade schläft, um das Dach zu sehen, das ihn beschirmt, sein Fenster mit dem blühenden Geranienstock, und die Weinreben, die sich um seine Thür ranken. O, Marianna, bete für dies arme Geschöpf, das schwächer ist, als die Sünde: sende mir das Ordenskleid der Madonna von Carmina, das in Rom geweiht wurde, und sende mir auch Dein Gebetbuch. Ich will an Gott denken, ich will die heilige Jungfrau bitten, sie möge mich trösten und mich mit dem Mantel der Barmherzigkeit schützen vor den Augen der Welt, vor mir selbst, vor meiner Schande, vor meiner Schuld und vor der Strafe Gottes.

Den 20. December.

Länge habe ich Dir nicht geschrieben, meine Freundin, denn ich war krank, schwer krank. Manchen Tag stand es so schlecht um mich, dass alle meinten, und ich dachte Gott, dass er mir zeitweise wenigstens die Gnade der Bewusstlosigkeit verlieh. Nun mich her erblicken meine Augen, wie im Traume, lauter bleiche Gesichter, lauter Thränen, die sich mischten mit einem noch schmerzlicheren Lächeln. Alle hab' ich sie gesehen, alle meine Lieben, nur ihn nicht! Sie haben ihn wohl verboten zu kommen; und doch, mit der geheimsten Empfindlichkeit einer Kranken habe ich gefühlt, dass er hier war, hinter jenem Fenster, dass er gewünscht hat um mich und gebetet — und meine lebensmüden Augen hefteten sich auf jene Scheiben, durch welche ein Sonnenstrahl gerade auf mein Lager fiel. Ich kann Dir nicht sagen, was ich da empfand: ich fühlte mich so ruhig und leicht, als ob um mich her war so friedlich und heiter; ich dachte immer an ihn, aber mit so stiller Zärtlichkeit, dass es mir vorkam, als wäre ich inmitten der Engel, als nähme mich einer von ihnen, der Nino hieß, bei der Hand, als riefe er mich beim Namen, und als blickten wir beide hinauf zu den Sternen, wie damals in jener Nacht.

Es ist kalt und regnet; das klingt so traurig, wenn die Regentropfen gegen die Fensterscheiben fallen! Heute früh durfte ich zum erstenmale aufstehen, und war so schwach, dass ich kaum gehen konnte, nur hin- und hertaumelte. Könntest Du doch sehen, wie ich Dir schreibe: gestützt auf einen Berg von Kissen, jeden Augenblick innehaltend, um Athem zu schöpfen, um mir den Schweiß von der Stirne zu trocknen, und dabei ist es doch so kalt! Man hat mir erzählt, dass Du hier warst, um mich zu sehen. Ich habe Dich nicht erkannt, Marianna. Es war wohl an einem jener Tage, in denen ich nicht wusste, was um mich vorgieng. Jetzt geht es mir besser, sagen die Aerzte. Gelobt sei der Herr! denn wir müssen ihn immer loben, was er auch thut, unser guter Gott!

Papa, Giudita, Gigi, Du und Anetta, Ihr werdet alle froh darüber sein! Und er! Ja, auch er!

Es ist doch schön, wieder in das Leben zurückzukehren, wenn man schon nahe daran war, es zu verlassen! Und wäre es auch nur, um all' die lachenden Gesichter zu sehen, um geschmeichelt zu werden und sich geliebt zu fühlen, um in den Himmel zu schauen, um den Wind, den Regen und das Klagen der frierenden Vöglein zu hören. Alles ist schön und neu, und die müde Seele scheint von neuem aufzustehen zu sein, und wenn der Gedanke von einem Ding zum andern läuft, so wundert man sich, alles viel schöner und frischer zu finden, als früher. Alle fassen meine magere, bleiche Hand, sie drücken sie und küssen sie! Nur er nicht, er allein nicht!

Mühsam bin ich aufgestanden; ich habe mich an den Möbeln festgehalten und das Fenster geöffnet. Mein Gott! Nach langer Zeit habe ich endlich wieder das kleine Häuschen dort unten gesehen, die Weinrebe, das Gesimse, jene Thüre — der Geranienstock blüht nicht mehr, das Weinlaub ist abgefallen, die Thüren sind geschlossen, alles sieht so traurig aus, und doch schien es mir so schön wie ein Paradies. Da war's mir, als öffnete sich sein Fenster — mein Gott! — Ich habe so schwache Augen! Nur einen Schatten konnte ich unterscheiden in dem offenen Flügel. Er ist es! Er! Er! Er hat mich gesehen! Er hat mich erwartet! O, mein Gott! Er ist es. Sieht Du ihn denn nicht, Marianna? Ja, er ist es!

(Fortsetzung folgt.)

Alle für „Die Zeit" bestimmten Zuschriften und Sendungen sind an die Redaction der „Zeit" und **nicht** an die Person eines der Herausgeber oder Mitarbeiter zu richten.

Die Redaction der „Zeit".

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Ball-Seide 45 kr.

bis fl. 11.65 per Meter — ab meinen eigenen Fabriken

sowie **schwarze, weiße** und **farbige „Henneberg-Seide"** von **45 kr.** bis fl. 14.65 per Meter — glatt, gestreift, carriert, gemustert, Damaste 2c. (ca. 240 versch. Carré und zirka 2000 versch. Farben, Dessins 2c.).

Zu Roben und Blousen

ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus.

Muster umgehend.

Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant)

Die Zeit.

XXI. Band. Wien, den 30. December 1899. Nummer 274.

§ 14-Futter.

Noch ehe das alte Jahr schließt, wird wieder das Zauberwort gesprochen werden, und urplötzlich, wie durch ein Wunder, wird der Tisch gedeckt sein, auf dem der nothleidende österreichische Staat die Mittel zur provisorischen Fortristung seiner Existenz finden wird, die er in solider politischer Arbeit sich zu beschaffen nicht vermocht hat. Das Zauberwort heißt Paragraph Vierzehn, das Tischlein-ded-dich ist die „Wiener Zeitung", und die Gerichte, die da dem hungernden Staat serviert werden, sind die sogenannten Staatsnothwendigkeiten.

„Auf Grund des § 14", wird es in der „Wiener Zeitung" heißen, aber richtig wird es verstanden werden: „Ohne Grund des § 14". Denn das sieht heute schon jeder politische A-B-C-Schütze ein, daß der Grund, mit dem der § 14 die Erlassung von Nothverordnungen rechtfertigt, bei der bevorstehenden Anwendung vollständig fehlt. Nur, „wenn sich die dringende Nothwendigkeit von Anordnungen zu einer Zeit herausstellt, wo der Reichsrath nicht versammelt ist", gestattet der Paragraph Vierzehn eine Nothverordnung. Und mit dieser Motivierung wird in den nächsten Tagen das österreichische Budget für die ersten Monate des Jahres 1900 promulgiert werden. Macht man nicht dadurch das geduldige Papier des Amtsblattes zum Sündergepön? Wer sollte nicht lachen, wenn ihm nun in einer der feierlichsten aller amtlichen Formen versichert werden wird, daß sich die Nothwendigkeit zur Ausstellung eines Budgets für das Jahr 1900 bei der ersten Monate des Jahres 1900 in dem alten Culturstaat Oesterreich erst nach dem 22. December 1899, an welchem Tage der Reichsrath vertagt worden ist, „herausgestellt" hat? Klingt das nicht wie eine bis zur Unmöglichkeit getriebene Selbstparodie auf den Mangel an Voraussicht der österreichischen Regierungen? Jetzt sehen sie nicht einmal mehr vierzehn Tage vor Jahresschluß die Nothwendigkeit eines Budgets voraus! Doch nein! Sie sehen sie voraus. Der frühere Leiter des Finanzministeriums, Herr v. Kaizl, hat ja doch mit anerkennenswertem Scharfblick diese Nothwendigkeit schon am 18. October 1899 vorausgesehen, als er im Abgeordnetenhause einen Budgetprovisorium-Gesetzentwurf für 1900 einbrachte. Hat Herr v. Wittek, der jetzt an der Spitze des neuen Ministeriums das Budgetprovisorium auf Grund des § 14 unterzeichnen und vor der Welt den durch die plötzlich erkannte „dringende Nothwendigkeit" eines Budgets Ueberraschten spielen wird, geschlafen, als sein geworfener Ministervorlage am 18. October das Provisorium dem Abgeordnetenhause vorlegte? Und ist der neue Leiter des Finanzministeriums, Herr Baron v. Korkisch-Koch, der alte Finanzbeamte, schon so vergesslich geworden, daß ihm die dringende Nothwendigkeit eines Staatsbudgets erst gelegentlich der Weihnachtseinkäufe einfallen ist?

Es wäre zu grausam, wollte man bis ins letzte Endchen die Lächerlichkeit verfolgen, die sich in dieser Formel „auf Grund des § 14" birgt. Die Lächerlichkeit tödtet, und ihre tödtlichen Wirkungen beginnen sich schon im § 14-Regime empfindlich zu äußern. Als vor zwei Jahren dieses Regime vom Beamtenministerium Gautsch frisch, fromm und ahnungslos eingeleitet wurde, waren es nur die Radicalsten der Radicalen, die den wahren Sinn aus der § 14-Formel hervorzuholen und sich seiner heiter zu erfreuen wagten. Das übrige Volk aber glaubte stumm an das Zauberwort, mit dem „alles gemacht werden kann". Noch im vorigen Jahre konnte Herr Dr. Kaizl, sogujagen auch mal Finanzminister gewesen, diese wahrhafte Posseninge des Schicksalsdramas Oesterreich, im Parlamente stolz aussinnen: „Wir sind keine Bismarcks, aber wir haben den § 14" und sich, den Grafen Thun, den Baron Gautsch und wie die übrigen Congenialen hießen, mit Dictatorenmiene als die „einzig verantwortlichen Träger der öffentlichen Gewalt" proclamieren. Heute aber gibt sich kein Mensch in Oesterreich mehr, der noch irgend ein Fetzchen politischer Reputation zu verlieren hat, zur Rolle des § 14-Ministers her. Selbst die hohen Beamten, die man bisher für die eigentlichen Candidaten auf § 14-Posten ansah, beginnen den Fluch der Lächerlichkeit zu scheuen. Die Excellenzen des Ministeriums Clary, Graf Clary und die Herren v. Hartel, v. Rindinger, v. Ruhzielowski und v. Koerber, zogen es vor, größtentheils mit schlichtem Abschied, in ihre früheren bescheidenen Stellungen zurückzukehren, ehe sie das sacrilegium intellectus der § 14-Wirtschaft dargebracht hätten. Unter ihnen nimmt Herr v. Koerber eine ganz besonders bemerkenswerte Stellung ein. Als Minister unter Gautsch hat er vor zwei Jahren noch, ohne mit einer Wimper zu zucken, die § 14-Verordnungen unterschrieben. Heute weigert er sich dessen, mit der notorischen Begründung, daß er noch Pläne, noch Ideen habe, um eine Rolle zu spielen habe in Oesterreich. Der gewöhnliche Sterbliche, der § 14-Regimes, auch in der öffentlichen Meinung der k. k. Bureaukratie, wird durch ihn persönlich repräsentiert. Vor zwei Jahren noch wurden die besten Beamten oder die wenigsten, die man dafür hielt, in ein Beamten- und § 14-Ministerium gesteckten. Jetzt kommen die Entbehrlichen dran.

Schon, daß Herr v. Wittek der oberste Knopf dieser Ministerium genannten Unterschreibmaschine geworden ist, kennzeichnet den Charakter des Collegiums. Die einzige Gelegenheit, bei der er als Eisenbahnminister politisch sichtbar hervorgetreten ist, war gezeigt, daß der Mann im Unterschreiben leistungsfähig ist. Es ist gerade ein Jahr her, daß der durch Gesetzeskenntnis nicht beschränkte Geist des damaligen Ministerpräsidenten Grafen Thun auf die Idee verfiel, mißliebigen ausländischen Zeitungen die Benützung der Eisenbahnen und Dampfschiffe (!) zu verbieten. Die Fachreferenten aus allen betheiligten Ministerien, Finanz, Handel, Inneres, Eisenbahnen, wurden zusammengetrommelt, um zur Thun'schen Hade den Paragraphen-Stiel zu finden. Sie alle aber erklärten einstimmig, daß das von Grandeigenar anbefohlene Eisenbahn- und Dampfschiffverbot gegen die Gesetze verstoße und daher unmöglich sei. Und doch ist es, gerade noch zu Sylvester 1898, rechtzeitig fertig geworden. Was alle Fachbeamten abgelehnt hatten, Herr von Wittek hat das Eisenbahnverbot selbst gemacht. Diese That, an sich so klein, ist ihm als vielversprechende Probe in der höheren Bureaukratie nicht vergessen worden. Durch sie hat er sich schon vor Jahr und Tag zum Premierminister eines § 14-Regimes in der Decadenz qualificiert. Und die anderen, die Minister und Leiter, die mit und unter ihm die § 14-Verordnungen unterschrieben werden? Die politische Figur des Ministeriums ist Herr v. Stummer, der Communicierende, der in Prag Deutschenfreund war, so lange Graf Thun, sein Gönner, in Prag Deutschenfreund war, und dann in Wien Deutschenfeind geworden ist, als Graf Thun in Wien Deutschenfreund wurde, und von dem man jetzt nicht weiß, wie er über Politik denkt, weil man nicht weiß, wie Graf Thun jetzt über Politik denkt, oder mit wem jetzt Herr v. Stummer politisch communiciert.

Die mehr oder minder unbekannten Namen der Mitglieder des neuen Ministerrathes herzuzählen, hätte keinen Zweck. Wichtig ist es nur, festzustellen, wie die § 14-Wirtschaft auch in der hohen Bureaukratie zerfressend wirkt. Auch in diesem sinst beinahe militärisch fest geschlossenen Körper beginnen die Geister sich zu scheiden, die Beamten mit und die ohne politische Ueberzeugung, die verfassungsmäßigen und die servilsten, true, die sich noch zu etwas höherem berufen fühlen, und die anderen, die gerade gut sind, um als Kanonenfutter für eine § 14-Campagne zu dienen und zur Jahreswende die gähnenden Spalten des Amtsblattes zu füllen.

K.

Studien über die österreichisch-ungarische Armee.

Von einem preußischen Officier.

II.*)

Die moralische und gesellschaftliche Erziehung der Officierscorps ist durch verschiedene Umstände erschwert; vor allem durch den häufigen Wechsel innerhalb der Regimenter und dadurch, daß, wie erwähnt, die jungen Officiere und Cadetten ohne Zuhun der Regimentscommandeure aus den Akademien und Cadettenbänken zu den Truppentheilen „angewiesen" werden. Das Hauptbindemittel einer starken typisch soldatischen Erziehung liegt in der wenigstens annähernden Identität gewisser Festigkeit der hierarchischen Grenzen: alle Lieutenants stehen auf du und du, der eben „angewiesenste" hat-

*) Siehe Nr. 27, Jahr 1899.

Digitized by Google

und erfahrungslose junge Herr duzt den Anfang und Mitte der Dreißiger stehenden Oberleutenant; alle Hauptleute duzen sich mit allen Oberleutenants und vielen Leutenants; jüngere Stabsofficiere, namentlich die des Generalstabs, legen förmlich Gewicht darauf, auch ganz junge Leutenants zu duzen, was natürlich nicht ohne Gegenseitigkeit bleiben kann. Demgemäß ist der Unterschied der Dienstgrade bei weitem nicht so scharf, bestimmt und unüberschreitbar, wie in den meisten anderen Armeen. Die Oesterreicher sind auf diese Einrichtung stolz, sie erblicken ein Zeichen von Kameradschaft darin, aber denuoch hat sie zweifellos ihre Gefahren. Man scheut sich förmlich, erzieherisch auf Jüngere einzuwirken, es wird dies leicht für „commißig“ angesehen, und außer Dienst fühlen sich alle Herren in einem Grade gleich, wie man es höchstens noch in der englischen Armee findet. Es liegt sich über dieses Capitel viel sagen; wir wollen indes annehmen, daß der gute Fond, der in den „k. u. k.“ Officieren steckt, eine eigentliche, strenge Erziehung zum Gentleman, wie sie in anderen Heeren stattfindet, zum Theil entbehrlich macht.

Die Erziehung der Mannschaften beschränkt sich zumeist auf das Erlernen der nothigsten militärischen Formen; auch wird gelegentlich Regimentsgeschichte vorgetragen. Ein ziemlich geringer Ersatz für die in anderen Heeren nachdrücklich ausgenützten nationalen Motive.

Was die Ausbildung der Armee betrifft, so ist zunächst zu sagen, daß zweifellos viel gearbeitet wird; die meisten k. u. k. Officiere gehen in ihrem Berufe ganz auf und kennen keinen anderen Zeitvertreib als den Dienst. Es fällt indessen auf, daß der gesammte Dienstbetrieb etwas umständlich und jahraus jahrein bis zu den kleinsten Einzelheiten herab geregelt ist. Schon der tägliche „Rapport“, bei dem es sich meist nur darum handelt, die Bitte um Stiefelreparatur oder gelegentlich mal um Urlaub anzubringen, nimmt eine Menge Zeit weg, weil der „Rapport“ ein förmlicher feierlicher Act in Gegenwart des Compagniechefs ist; die Gegenstände, die da zur Sprache kommen, könnten indes beinahe ausnahmslos durch den Feldwebel erledigt werden; dann erregt die Zeiteintheilung einige Verwunderung. Im October reichen sämmtliche Compagnien u. s. w. „Beschäftigungsentwürfe“ ein, die auf sechs bis acht Monate hinaus für jeden Tag und jede Stunde genau festsetzen, was gemacht werden soll; genau wie der Stundenplan einer Schule. Die Ständigkeit des Compagniechefs wird durch diese Vorschriften unseres Erachtens arg Reminiscenz eingeschränkt. Er muß es doch in der Hand haben, Officiere wie Mannschaften je nach den Erfolgen der Ausbildung und der Haltung der Compagnie mehr heranzunehmen oder loszulassen. Erfahrungsgemäß bildet das dem Compagniechef vollständig uberlassene Antreten des täglichen Dienstes das wichtigste Ausbildungs- und Erziehungsmittel überhaupt. Freilich ist den österreichischen Compagniechefs bei weitem nicht die Selbständigkeit und die Stellung eingeräumt, die sie anderswo besitzen, aber wir meinen ganz entschieden, daß das von Uebel ist.

Dafür wird von ihnen auch verhältnismäßig nicht so viel gefordert, wie in anderen Heeren. Ihre Macht ist eine geringere, dafür aber ihre Verantwortlichkeit eine leichtere. Dies ergibt sich klar aus dem fast vollständigen Mangel an Besichtigungen. Diese peinliche, jährlich vier- bis fünfmal wiederkehrende Probe auf die Tüchtigkeit jedes einzelnen Compagniechefs, diese strenge Prüfung durch drei bis vier Vorgesetzte nacheinander, die sich bis zur Zeit der Verbildung hinzieht, kennt man in der österreichischen Armee so gut wie gar nicht; regelmäßige wirkliche Besichtigungen gibt es nicht. Am 1. April beginnt das Bataillonsexerciren, es wird angenommen, daß bis zu diesem Zeitpunkt alle Compagnien fertig sind, später folgt das Regimentsexerciren u. s. w., aber eingehende Besichtigungen kommen nicht vor. Nur gelegentlich mal ziehen sich die höheren Vorgesetzten das Exerciren an, und zuweilen sagen sie eine „Inspicirung“ an, die aber meist nur in einer Parade besteht. Wir halten den Mangel an Besichtigungen für eine sehr wunde Seite des „k. u. k.“ Heeres; denn abgesehen davon, daß die Leistungen der Truppen durch regelmäßige und strenge Besichtigungen ganz anders angetrieben und gesteigert werden können als ohne sie, erregen sie auch sehr oft einen scharfen Wetteifer zwischen den einzelnen Truppentheilen, der dem Dienst zugute kommt, und geben endlich eine ganz vortreffliche Gelegenheit, die Compagnien u. s. w. Eines namentlich auf ihre Gefechtsgegenwart, Marschfähigkeit u. s. w. zu prüfen. So kann die österreichischen Officiere wohl als arbeitsam, so selbst doch der Beobachter unbefangen, nicht als ehrgeizig bezeichnen. Selbstverständlich bleibt ein recht guter Theil Zeit übrig. Man denke nur an Vorpost im Dorfe, das jeder, auch der jüngste dienstbare Leutenant, zumindest einmal Gelegenheit der Ausbildung hat. Man muß sich [illegible] [illegible] [illegible]

entweder Truppen voll Elan, wie die französischen, oder ungemein fest gefügte Truppen in der Hand von Officieren, die ihre Leute genau kennen und ein hohes Ansehen geniessen. Ein Angriff ist keine kleine Sache, es gehört ungemein viel Druck von oben und sehr viel Temperament in den Truppen dazu, um sie zum mörderischen, rücksichtslosen Anrennen an den Feind zu bringen. Die Truppen müssen entweder sehr hart oder sehr begeisterungsfähig sein. In dem Masse, wie das für moderne Angriffe nöthig ist, können wir diese Eigenschaften in den uns. Truppen nicht erkennen. Zudem zeigt die ganze Kriegsgeschichte, dass die Oesterreicher jederzeit mehr zur Vertheidigung neigten und ihre bedeutendsten taktischen Erfolge (Kolin, Aspern) in der Vertheidigung erfochten; das ist kein Zufall, sondern wohl begründet durch den ganzen inneren Zustand und die Geschichte des österreichischen Staates.

Heutzutage nun wird der taktische Angriff nach berühmten Mustern fleißig geübt. Er verläuft in der Regel überraschend schnell. Zwar entwickeln sich die Manövergegner in allen Armeen mit einer Geschwindigkeit, die nichts weniger als kriegsmäßig ist (denn in der Wirklichkeit muss eine Truppe oft fünf bis acht Stunden ringen, um tausend Meter Terrain zu gewinnen), dennoch aber scheint uns die österreichische Armee es hierin den anderen noch zuvor zu thun. Die Angriffe sind ungemein compact, gut sichtbar, und werden unter starker Ausnützung geschlossenen Salvenfeuers (was wir im Ernstfalle für unmöglich halten) mit großer Energie und sehr rasch herangetragen; ein systematisches Gewinnen der Feuerüberlegenheit ist häufig nicht zu erkennen. Solche Angriffe bieten ein gutes Bild und erledigen die Uebung rasch, aber ihre Uebertragung in die Wirklichkeit halten wir für einen Irrthum, selbst dann, wenn man über die denkbar festesten Truppen verfügt.

Oesterreich hatte einst eine sozusagen nationale Taktik: es war dies das Daun-Laudon'sche System mit dem Oesterreich Friedrich dem Großen gegenüber manchen schönen Erfolg errang. In der richtigen Erkenntnis, dass die österreichischen Truppen nicht hart genug seien, um rasche, ausreibende Operationen und schwere Angriffe durchzuhalten, schufen diese Männer mit Absicht und Bewusstsein ein eigenes System der strategischen und taktischen Defensive, in welchem sie die vortrefflichen Eigenschaften ihres Heeres, die Geduld, die Unverdrossenheit, die Bedächtigkeit und Langsamkeit meisterhaft verwerthen. Für nervösere Völker passt anderes, für dieses taugte das. Grosse Erfolge waren auf diesem Wege nicht zu erringen, aber man bestand ehrenvoll damit. In späteren Zeiten griff die Nachahmung des fremden, des jeweilig siegreich gewesenen Musters um sich, und es gab keine spezifisch österreichische Taktik mehr. 1866 schlug das Copieren der französischen Taktik übel aus; denn das Deeretiren des Angriffes an sich thut es nicht, es gehören entsprechende Vorbedingungen dazu, und diese liegen wieder vor allem in der Zahl, der Härte und dem Feuer der Truppen, über die man eben verfügt.

Wir wünschen dem k. u. k. Heere aufrichtig, es möchte wieder — für die Zukunft — etwas Aehnliches finden und sich anerkennen, wie es die Daun-Laudon'sche Taktik war; eine Gesetzhaftigkeit, die den besonderen Eigenthümlichkeiten der österreichischen Truppen entspricht und auf sie zugeschnitten ist. Möglich ist ein solches System auch heute, es müsste in einer stärkeren Betonung und Durchbildung der taktischen Vertheidigung bestehen. Die Aufgaben, die Oesterreich nach menschlichem Ermessen in Zukunft zu erfüllen haben wird, lassen strategischen Angriff und taktische Vertheidigung sehr gut verbinden, und dem Gegner, dem die k. u. k. Armee gegenüber stehen wird, diesem Gegner gegenüber wird in der kein Rückerwerben angetrieben (wie 1866 und 1870), sondern lediglich ein Verzögern und Hinhalten, bei dem ein gewisser Haushalt mit den Kräften wohl am Platze ist.

Ueber die Anlage der österreichischen Manöver kann gesagt werden, dass entschieden mit Geschick vorgegangen wird. Die starke Einbernung von Reserven und die kriegsmäßige Anlage machen diese Uebungen recht interessant, wenngleich unseres Erachtens eine größere Abwechslung in den Generalideen und eine größere Reichhaltigkeit der Uebungen (Vereinigung von Festungs- und Feldmanövern, große Alpenübergänge, Anlage von Felseisenbahnen u. s. w.) immer noch möglich wären. Hübsch ist die sogenannte Ertüftigkeit (die Quartiere sind nicht vorher bestimmt, sondern werden zum Theile erst am Tage selbst bekannt gegeben), dagegen vermissen wir größere Bivouacs und ausgedehntere Anwendung von Nachtoperationen. Die Strategie ist ja bei allen Friedensmanövern bekanntlich ziemlich dieselbe, jozusagen gegeben, sie wird den Führern aus naheliegenden Gründen in den Mund gelegt; heute muss der eine zurück, da kriegt er von der Leitung Verstärkung und geht am nächsten Tage wieder vor. Wenn trotzdem es sich 1897 ereignete, dass ein Divisions-Commandeur sammt seiner Division angesichts des Kanonendonners halten blieb und ruhte, so ist das auch nicht zu tragisch zu nehmen: in diesem Manöver klappte überhaupt manches nicht — aber, c'est la guerre, wie eine der leitenden Persönlichkeiten damals sinngemäß äußerte. Im ganzen kann man nur sagen, dass die Technik der Manöver in Oesterreich gut entwickelt ist, und die k. u. k. Armee kann sich Glück wünschen, wenn alle übrigen Dienstzweige auf derselben Höhe stehen.

(Schluss folgt.)

An des Jahrhunderts Neige.

Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige, steht du an „des Jahrhunderts Neige", beginnt das Lehrgedicht „Die Künstler", das unser großer Schiller am 3. Februar 1789 vollendet hat. Verbinden wir mit diesem Anfange die drei letzten Verse der ersten Strophe: „Herr der Natur, die deine Fesseln liebet, Die deine Kraft in tausend Kämpfen übet, Und prangend unter dir aus der Verwildrung stieg", so müssen wir unserm Jahrhundert zugestehen, dass es alle auf seinen Fortschritt in der Naturbeherrschung gesetzten Erwartungen und Ansprüche übertroffen hat, und dürfen ihm die Palme nicht versagen. Könnte Schiller in unsern elektrisch beleuchteten Straßen wandeln und die Beleuchtungseffecte unserer Theater anstaunen, könnte er unsere Bergbahnen besahren und auf einem unserer Schnelldampfer in sechs Tagen den Ocean durchqueren, könnte er die Pracht unserer Großstädte mit ihren Neubauten, ihren Gartenanlagen, ihren Schaufenstern bewundern, sähe er sich mit wohlfeilen Reproductionen des geschrochenen und geschriebenen Wortes, der menschlichen Gesichter, der Natur, der Kunstwerke überschüttet, bei deren Herstellung blitzschnell arbeitende Druckpressen, Telegraphen und Photographieapparate zusammenarbeiten — er würde in Bithyramben ausbrechen.

Dessen müssen wir beschämt die Augen niederschlagen bei den Worten: „In edler, stolzer Männlichkeit, Mit aufgeschlossenem Sinn, mit Geistesfülle, Voll mildem Ernste, in thatenreicher Stille." Zwar, dass unser innerer Sinn sammt unsern Sinnen aufgeschlossen ist, kann nicht geleugnet werden, auch gebricht es einem Theile der civilisierten Menschheit nicht an Geist; aber statt, dass milder Ernst walltete, sehen wir hässliche Leidenschaften wüthend toben; statt der thatenreichen Stille wenn wir darunter nicht die Arbeit in den Werkstätten und Fabriken, in den Studier- und Schreibstuben verstehen wollen — lärmenden Parteigezänk, bei dem nichts herauskommt, und von edler, stolzer Männlichkeit dürfen wir im Zeitalter des Byzantinismus und des zu unglaublichen Selbsterniedrigungen zwingenden geschäftlichen Kampfes ums Dasein gar nicht zu reden wagen. An meisten aber fühlen wir uns niedergedrückt durch das, was nun folgt: „Frei durch Vernunft, stark durch Gesetze." Unsere Abhängigkeit von der Natur hat ja der technische Fortschritt in hohem Grade überwunden. Aber wie sieht es mit den übrigen Arten der Freiheit, die sämmtlich, soweit sie vorhanden sind, ebenso wie die Freiheit von der Naturgewalten, der Vernunft verdankt werden? Da ist die sittliche Freiheit, das heißt die Herrschaft der Vernunft über die Leidenschaften und Begierden; da ist die bürgerliche Freiheit: die Selbstbestimmung und Selbstregierung der Völker; da ist die persönliche Freiheit: die Unabhängigkeit des Einzelnen von Herren und Gebietern; da ist die wirthschaftliche Freiheit: die Unabhängigkeit von Brotherren, Kundschaften und Gläubigern; da ist endlich die geistige Freiheit, die Freiheit von Aberglauben, schädlichen Irrthümern und einem Autoritätsglauben, der das Urtheil lähmt und das geistige Auge, das Wahrnehmungsvermögen, blendet. Ueberflüssig, zu zeigen, wie wenig uns in allen diesen Beziehungen die Vernunft frei gemacht hat! Zumeist doch jeder Vernünftige über unsere Gebundenheit. Nur an einen sei erinnert: an den ebenso geschrlichen wie für unsere Vernunft beschämenden internationalen Zustand. Hat Vernunft den Schlächtereien zwischen zwei Kannibalenstämmen und „christlichen" Völkern vorzubeugen vermocht, die jetzt in Afrika verübt werden, wie die einen sagen, der ungehinderten Ausnutzung der Gebiete wegen, wie die anderen behaupten, zur Wahrung der englischen Suzeränitätsrechte? Und was vermag Vernunft wider die erbitterten Zolltriege, die gemeinen Colonialräubereien, die periodischen Metzeleien in Armenien und auf Kreta, die zur Zeit nur darum pausieren, weil der Blutdurst vorläufig gestillt und der Arm des Mörders müde geworden ist: denn was „Europa" anlangt, so wagt dieses bekanntlich nicht, im Orient gründlich Ordnung zu machen, weil es fürchtet, der türkische Diplomatenadam seines Staatenindemes werde bei der geringsten Erschütterung zusammenbrechen, weshalb es lieber die herrlichsten und fruchtbarsten Landschaften der Verwilderung und Verödung überlässt, als dass es die Frage ihrer verständigen Bebauung und Benutzung aufzuwerfen gestattete. Und wer ist der eigentliche Herr unires Erdtheils? Augenscheinlich doch der russische Kaiser. Denn alle Verhältnisse der Länder des Continents und ihrer Bewohner werden von der Politik des Beherrschers bestimmt, der anders aber sollte zu dieser zwingen als der russische Kaiser, da uns doch das im Vergleich zu Deutschland schwache Frankreich nimmermehr zu solcher Anspannung unserer Wehrkraft veranlassen konnte, Oesterreich und Italien aber schon froh sind, wenn sie nicht angegriffen werden, so dass also die Furcht Deutschlands vor Russland ganz allein als Erklärungsgrund des herrschenden Militarismus übrig bleibt. Was das berühmte Friedens-

Digitized by Google

manisch des Czaren anlangt, so geht die Meinung der Mehrzahl dahin, der Czar für seine Person möge es als edler Idealist aufrichtig gemeint haben, seine Staatsmänner aber hätten nur den allerdings ausschlotzlosen Versuch machen wollen, die übrigen Staaten am Weiterrüsten zu hindern, um ihrem eigenen Staat in aller Ruhe die Uebrigen gehörig sichern zu können. So haben wir denn einen Barbaren zum Beherscher der Culturwelt. Für seine Person freilich ist der russische Kaiser nach Abstammung und Bildung ein Deutscher, also kein Barbar; aber durch seine Stellung ist er gezwungen, den Barbaren zu spielen: sich beim Regierungsantritt mit barbarischem Prunk krönen zu lassen, ungeheure Volksmassen mit barbarischen Mitteln mehr darniederzuhalten als zu regieren, und den Oberhirn seiner Völker, auf dem das Czarthum beruht, soweit er nicht durch barbarische Mittel erzwungen wird, von einem barbarischen religiösen Aberglauben zu erwarten, von dem Christenthum nur den Namen hat. Und wer bürgt uns dafür, dass nicht aus dem gewaltigen Einflusse, den dieser Barbar schon jetzt auf unsere inneren Verhältnisse und durch Hemmung unserer Bewegungsfreiheit übt, mit der Zeit eine wirkliche Herrschaft werde? Predigen uns doch seit zwanzig Jahren die Männer der Bismarck'schen Schule unausgesetzt, dass es nur solange gut uns Deutsche Reich stehe, als dieses sich an Russland anlehne! Das Wort „anlehnen", welches den Kern der Sache bloßlegt, hat freilich das Sprachreich Bismarcks in das „Hamburger Nachrichten"-nur einmal unvorsichtigerweise durchschlüpfen lassen. So haben wir auf weiten und wichtigen Gebieten des Lebens statt der Freiheit durch Vernunft die Herrschaft der Barbarei und Unvernunft, und soweit wir — oder sagen wir lieber, soweit unsere Mächtigen stark sind, sind sie es nicht durch Gesetze, sondern durch die Autorität ihrer hohen Persönlichkeiten, durch militärische Disciplin, Soldaten und Kanonen.

Nun wollen wir nicht behaupten, dass dieser politische Zustand gegen den des Jahres 1840 einen Rückschritt bedeute: die Jahrhundertwende hat Schiller ganz anders gefeiert als die Jahrhundertneige: „Edler Freund, wo öffnet sich dem Frieden, Wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort? Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden, Und das neue öffnet sich mit Mord." Der Schluss aber rath zum resignierten Verzicht auf alle Weltverbesserungspläne: „In des Herzens heilig stille Räume Musst du fliehen aus des Lebens Traum! Freiheit ist nur in dem Reich der Träume, Und das Schöne blüht nur im Gesang." Zwischen den „Künstlern" und dem „Antritt des neuen Jahrhunderts" lagen eben die französische Revolutionsgreuel, die Schreckensherrschaft und die Revolutionskriege. Trotz dieser entsündigenden Ereignisse war aber der Pessimismus, der aus dem zweiten der beiden Gedichte spricht, nicht berechtigt; bei allem Blutvergießen und selbst unter der bald darauf folgenden napoleonischen Despotie blieb ein unbestreitbarer Fortschritt gesichert. Man muss sich nur daran erinnern, dass hundert Jahre vor dem Erscheinen des ersten der beiden Gedichte durch ganz Deutschland die Hexenbrände loderten, in Spanien Aether geweitert und verbrannt wurden, die letzte Hexe erst 40 Jahre vor Abfassung des Gedichtes „Die Künstler" verbrannt worden war, die Folter eben erst außer Gebrauch kam und, obwohl sie in einzelnen, auch deutschen Staaten, gesetzlich noch fortbestand, doch in der Revolutionszeit nirgends mehr angewendet wurde; dass Karl Adolf Menzel, ein politisch gläubiger und gewissenhafter Geschichtsschreiber, der zwischen Revolution die Guillotine, die den bis dahin üblichen schmählichen Peinigungen, Verstümmelungen und Schändungen des Menschenleibes ein Ende gemacht habe, zum Verdienst anrechnet. Dass der ganze Zweck, den Napoleon ein liberales Gesetzbuch gegeben hat, das eben jene Despotie in den Völkern den Freiheitssinn geweckt und die vorrevolutionären liberalen Ideen bis in die untersten Volksschichten verbreitet hat, und dass ihn, was Schiller im Jahre 1801 freilich noch nicht wissen konnte, die Regierungen gezwungen haben, den Freiheitsforderungen ihrer Völker in bedeutendem Maße Rechnung zu tragen, wenngleich mit der Absicht, das Concessionierte in ihrem Sinne zu verwerthen und die Freiheit schlau zu Fesseln, Gefängnis und Tod zu machen, auch eine Neuigkeit, die man für unser Jahrhundert beweisen muss, ist ganz unbekannt. Es gibt an der Jahrhundertwende in ganz Westeuropa [illegible] dass in ganz Europa keine Macht mehr [illegible] Wirksamkeit [illegible] Anwendung [illegible] Napoleon [illegible] Ziele [illegible] Gesetzbuch [illegible] Gebiete [illegible] Zwang [illegible] Zwecke [illegible] Gesetzbuch [illegible] Bevölkerung [illegible] Gesetzbuch [illegible] Gesetzbuch [illegible] Gesetzbuch

der Zellenbildung; ästhetischer Natur endlich der Causalitätstrieb selbst, das heißt der Drang, unter allen Erscheinungen des Weltalls einen geordneten Zusammenhang zu sistieren. Erst nachdem dieser ästhetische Trieb, der sich auf dem wissenschaftlichen Gebiete als Forschungstrieb äußert, den todten Punkt überwunden hatte, auf dem Wissenschaft und Technik nach dem Untergange des Hellenenthums beinahe 2000 Jahre lang festsaßen, erst nachdem die durch das Studium der Alten angeregten Naturforscher und Philosophen des 16. und 17. Jahrhunderts, die nicht mit Patenten, Orden und Commercienrathtiteln, sondern mit Ketten, Folter und Scheiterhaufen belohnt wurden, ihres Amtes gewaltet hatten, erst dann traten der gemeine Nutzen und das Bedürfnis, die uranfänglich den ersten Antrieb zur Culturentwickelung gegeben hatten, als mitwirkende Triebfräfte aufs neue in Thätigkeit.

Was leichter ist der Zusammenhang der ästhetischen mit der Herzensculture zu erkennen. Wir fühlen Mitleid mit einem leidenden Neger- oder Mongolenkinde, wie wir es mit einem leidenden Thiere empfinden, aber zur Liebe hätte es die Menschheit schwerlich gebracht, wenn sie nur aus Negern und Mongolen bestände. Man würde die rein physiologischen Empfindungen der Mutterliebe, des Geschlechtstriebes und der durch Gewohnheit erzeugten Anhänglichkeit kennen, die auch bei zwei mit einander eingefahrenen Pferden vorkommt, aber niemals würde eingetreten sein, was Schiller mit den Worten beschreibt: „Begraben in des Binnenes Triebe, Umschlungen von des Sinnes Lust, erkannet ihr (Künstler) in seiner Brust Den edlen Keim der Geisterliebe, Dass von des Sinnes niederm Triebe Der Liebe bessrer Keim sich scheid, Dankt er dem ersten Hirtenlied“, und wie an anderen Stellen des Gedichts angedeutet wird, der Gestalt, die ihn zum Liede begeisterte, und die unmöglich ein Buschweib gewesen sein kann. Die griechischen Athleten und Moralisten, Schüler Platons, fließen über vom Lobe der Seelenschönheit, durch deren Liebe die Liebe zu schönen Leibern überwunden werden soll, aber der Begriff der Seelenschönheit würde niemals entstanden sein, wenn nicht der Natur, namentlich aber dem Menschenleibe und dem Menschenantlitz der Begriff der Schönheit entnommen und auf die Seele übertragen worden wäre. Das ästhetische Wohlgefallen an der Schönheit des Leibes hatte eine vierfache Wirkung. Es verstärkte die natürliche Anziehung zwischen den Geschlechtern, sowie zwischen Mutter und Kind, mäßigte und veredelte sie aber zugleich. Es erweckte eine tiefe Theilnahme für die Person und ließ jede Handlung, die das edle und zarte Gebilde zu zerstören oder zu verderben geeignet wäre, als Nachtod-Gelt erscheinen. („Als in den weichen Armen dieser Amme ihr Schönheit! Die zarte Menschheit noch gerubt, Da schürte heilige Mordsuft keine Flamme, Da rauchte kein unsühnbig Blut.“) Es machte den Gedanken der Vernichtung dieses Gebildes unerträglich, leitete die Hoffnung auf den das Gebilde beseelenden Geist hinüber, erfüllte mit dem Wunsche, dieser Geist, der als das Lebende und Gestaltende auch der Urheber und eigentliche Sitz der leiblichen Schönheit sein müsse, möge den Zerfall der schönen Hülle überstehen, und ließ so die Seelenliebe hervorsprießen. Endlich erzeugte das ästhetische Wohlgefallen die Vorstellung einer jenseitigen, ewigen und unzerstörbaren Schönheit, von der die vergängliche des Leibes eine Ausstrahlung oder ein Abbild sei. Damit war alles gegeben, was man mit dem Worte Idealismus zusammenfasst. Es ist leicht einzusehen, wie dieser Entwickelungsprocess zusammen mit der ästhetischen Liebe zu Maß und Harmonie die Keime aller Tugenden hervorbringen musste.

So behält denn also Schiller Recht mit seiner ästhetischen Erziehung des Menschengeschlechtes, und unire Zeit erbringt den anzugreifenden Beweis für die Wahrheit seiner Auffassung, denn wo immer wir über moderne Barbarei zu klagen haben, da bemerken wir, dass das ästhetische Interesse durch den gemeinen Nutzen, durch das gemeine Bedürfnis, durch maßlose Leidenschaften, durch religiösen, politischen, nationalen Fanatismus, durch Aberglauben und allerlei Schrullen in den Hintergrund gedrängt und das Leben thatsächlich geworden ist. Aber freilich, die ästhetische Auffassung des Menschenlebens enthält nicht das ganze Leben; sie bedarf der Ergänzung. Dass man diese Ergänzungsbedürftigkeit übersehen hat, das war Schuld an der Schwäche und Kurzsichtigkeit der von Weimar ausgehenden Humanitätsbewegung.

Reitle. Karl Jenisch.

Neujahr und Ostern.

Von Prof. Dr. Wilhelm Foerster (Berlin).

In Nr. 262 dieser Zeitschrift ist unter der Ueberschrift: „Auch eine Zeitfrage“ von Herrn Peter Rosegger der Vorschlag gemacht worden, den letzten Tag des Jahres Innsbruhin mit dem kürzesten Tage zusammenfallen zu lassen und den hiezu erforderlichen Ausgang des Neujahrstages auf den 22. December durch Wegfassung der Schalttage in den nächsten 10 Jahren zu erreichen.

Es ist sehr zweckmäßig und nachahmenswert, dass der Urheber dieses Vorschlages denselben sogleich eine Gegenäußerung beigestellt, die er bei seinem alten Freunde Rudolf Falb eingeholt hat. Da ich mich in der letzten Zeit, auch in der Oeffentlichkeit, wiederholt mit Fragen der Kalenderreform beschäftigt habe, möchte ich mir erlauben, eine kleine Ergänzung zu den kritischen Aeußerungen des Herrn Falb, denen ich sonst durchaus zustimme, an dieser Stelle hinzuzufügen.

Herrn Roseggers Vorschlag entspricht ganz und gar den Grundgedanken, nach welchen die Menschheit von jeher ihre Kalendereinrichtungen zu ordnen gesucht hat. Bei den ersten Begründungen des Sonnenkalenders und auch bei manchen reformatorischen Erneuerungen desselben in alten Zeiten ist es entweder die Winter-Sonnenwende oder die Frühlings-Tag-und nachtgleiche gewesen, an welche man den Jahresanfang angeknüpft hat. Auch die Lage unseres jetzigen Neujahrs geht aus einem früheren Anschluss an die Winter-Sonnenwende hervor und ist nur, lange vor der Einführung des Julianischen Sonnenkalenders, in jenen Zeiten, in denen die astronomischen Bestimmungen und die Schalteinrichtungen noch unentwickelt waren, und in denen die schwierigen Ausgleichungen zwischen dem uralten Mondkalender und dem allmählich an seine Stelle tretenden Sonnenkalender die Anordnungen der Jahreseintheilung so vielfach erschwerten und unsicher machten, fast zufällig von dem Anschluss an die Winter-Sonnenwende ziemlich weit abgeirrt. Bekanntlich schwanken die Neujahrszeiten des altrömischen Kalenders, welcher seinen Ursprung nach ein Mondkalender und nur näherungsweise an das Sonnenjahr angeschlossen war, um starke Bruchtheile eines Monats hin zu mehr als einem ganzen Monat in dem natürlichen Sonnenjahre hin und her. Die Lage des Neujahrs zur Winter-Sonnenwende in dem ersten Jahre, mit welchem die maßgebende Einführung des reinen Sonnenkalenders durch Julius Cäsar begann, schloss sich dem damaligen Jahresanfange gerade dieses einzelnen altrömischen Mondjahres mit einer ziemlich willkürlichen Einschaltung an, und diese in gewissem Grade zufällige Lage des ersten Neujahrs im natürlichen Sonnenjahre war nun in Sonnenkalender vorläufig fixiert. Welchem folgte dieje Lage des Neujahrs gedanm der langsamen fortschreitenden Verschiebung, welche infolge der Ungenauigkeit der von Cäsar angenommenen Jahreslänge das Kalenderdatum im natürlichen Sonnenjahre erlitt. Bis zur Zeit der gregorianischen Reform hat auf diese Weise das Neujahr sich noch um zehn Tage und bei dem Fortgebrauche des fehlerhaften Julianischen Kalenders in den orientalischen Ländern um zwölf Tage (vom nächsten Jahre ab werden daraus sogar dreizehn Tage) von der Winter-Sonnenwende weiter entfernt, als es bei der Einführung des Sonnenkalenders durch die damalige zufällige Lage des Mondjahres der Fall war.

In dem nunmehr für Jahrtausende nach der wirklichen Jahreslänge geordneten Gregorianischen Kalender ist auch jene allmähliche Verschröerung der Abweichung des Neujahres von der Winter-Sonnenwende im Jahre 1582 durch Wegfassung von zehn Tagen wieder beseitigt und auch das Neujahr in der anfänglichen Lage zu dieser Sonnenwende für die Zukunft andauernder fixiert worden.

Fragen wir aus nun, ob hierdurch wirklich so erhebliche Uebelstände beseitigt worden, dass wir dem größten Theil der Culturwelt das auferordentlich große Uebel einer Stetigkeitsunterbrechung ihrer Zeitrechnung wiederum zumuthen dürfen.

Zur Zeit der Gregorianischen Reform war eine solche Unterbrechung zu Gunsten der Einführung einer endlich viel richtiger ermittelten Jahreslänge an Stelle einer Kalenderlerm, welche von dem natürlichen Sonnenlaufe unablässig weiter abirren musste, vollberechtigt, und sie geschah durch die vorerwähnte Wegfassung von zehn Tagen in derjenigen Weise, welche in solchen Fälle die zweckmäßigste ist, als eine auf viele Jahre verbeilte Ausnahmemaßregel. In letzterer Hinsicht ist es eine Illusion, anzunehmen, dass durch eine langsam verlaufende Störung der Stetigkeit des Aufeinanderfolgens einer solchen Einrichtung geringere Noth bereitet wird, als durch einen einmaligen Schnitt. Sowohl in der Gegenwart, als auch späterhin, wenn diese Gegenwart zur Vergangenheit geworden ist, würden durch anhaltende Abweichungen jener Art gerade Zerrungen und Schädigungen von einem viel verwickelteren und unbequemeren Charakter in der Zeitrechnung verursacht werden, als durch eine einmalige scharfe und eclatante Unterbrechung.

Herr Rosegger selber betrachtet die gegenwärtige Lage des Neujahres eigentlich auch nur als einen Schönheitsfehler. Nun hat gewiss die Schönheit, das heißt in diesem Falle eine gewisse Symmetrie menschlicher Einrichtungen mit dem Verlaufe eines großen Raum- und Himmelsvorganges, eine sehr hohe Bedeutung im geringen Leben der Menschheit und hierdurch auch in ihrer wirthschaftlichen Existenz. Aber Herr Rosegger übersieht bei der Beziehung seiner Idee zu jener Lösungsnorm, wenn er sagt: „Mysterienreiche gibt es gesellschaftliche Einrichtungen, die von der Natur noch mehr abweichen, als der bürgerliche Kalender.“ In der That ist dieser Gesichtspunkt der entscheidende, und zwar nicht bloß für die von Herrn Rosegger entworfene Kalenderreform, sondern auch für eine jegliche Aenderung anderen Charakters, welche an die Stelle der historisch gewordenen Besonderheiten zahlenmäßig einfachere Obsche setzen wollen.

Ueberdies fehlt der Menschheit noch die gehörige Data

Digitized by Google

nisation, um jene so tief eingreifenden Veränderungen der gewohnheitsmäßigen Einrichtungen wirklich gleichmäßig und sicher zur Durchführung zu bringen. Es liegt aber auf der Hand, daß nur eine vollkommen glatte und unbestellte Durchführung solcher Veränderungen in der ganzen Menschenwelt die für mehrere Generationen außerordentlich verlustvolle Bilanz derselben einigermaßen erträglich gestalten und die Erwartung rechtfertigen könnte, daß schließlich die Vortheile solcher Unterbrechungen der Stetigkeit der Einrichtungen die zugleich verursachten Nöthe und Uebel überwiegen werden. Immerhin kann der Hinblick auf solche Möglichkeiten und auf die Herbeiführung der Voraussetzungen, deren Erfüllung bis dahin nöthig ist, die ganze ideale Spannkraft der Menschen, welche auf die Verwirklichung alles Reineren und Besseren gerichtet ist, steigern und verfeinern helfen.

Nur einen Gesichtspunkt möchte ich Herrn Roegger gegenüber noch hervorheben, der ihm, wie es scheint, entgangen ist. Ich habe anerkannt, daß sein Vorschlag eine auch historisch begründete formale Bedeutung hat; aber in Zukunft würde doch ein Zusammenfallen des Neujahrs mit dem ersten Tage nach der Winter-Sonnenwende nicht entscheidend dadurch zu rechtfertigen sein, daß das Neujahr alsdann mit dem ersten wachsenden Tage zusammenfiele. Das konnte doch nur so lange gelten, als die Menschheitscultur sich ausschließlich auf der nördlichen Erdhalbkugel entwickelte. Auf der südlichen Erdhalbkugel würde das beiden Halbkugeln gemeinsame Neujahr am ersten Tage nach unserer Winter-Sonnenwende mit dem ersten abnehmenden Tage zusammenfallen, so daß dort die Lage des Neujahrs die entgegengesetzte Bedeutung hätte, nicht das allsährliche Emporstreben der Licht- und Lebensentwickelung zu eröffnen, sondern das jeweilige Abwärtsgehen. Auch für die südliche Erdhalbkugel würde aber der obige Geschtspunkt der bloßen Symmetrie bei einer solchen Lage des Neujahrs seine Geltung behalten. Bei näherem Zusehen erkennt man allerdings, daß diese Symmetrie nur im ideal-mathematischen Sinne durch eine solche Einrichtung gewahrt sein würde. Da nämlich bei allen Ausstrahlungen von Licht, Wärme u. s. w., durch welche Lebensentwickelung bedingt wird, das Minimum oder das Maximum dieser Wirkungen sich stets gegen die Eintrittszeit des Minimums oder des Maximums der ursächlichen Licht- und Wärmestrahlungen u. s. w. verspätet, so liegt eigentlich ein Neujahr, welches später fällt als der bezügliche Wendepunkt der Licht- und Wärmeentwickelung, symmetrischer innerhalb des zeitlichen Verlaufes der periodischen Lebenserscheinungen als ein Neujahr, welches mit jenen Wendepunkten zusammenfällt. Diese relative Symmetrie-Bedingung würde aber allerdings erst dann in genügendem Grade erfüllt sein, wenn unser Neujahr etwa auf den Anfang des Februar gesetzt wäre. Man kann also den gegenwärtigen Sachverhalt durch Betrachtungen dieser Art auch nicht genügend rechtfertigen. Er ist eben nicht auf dem Wege strengster Ueberlegung entstanden, sondern nur entwickelnd fixiert worden.

Einige Worte möchte ich hier noch in Betreff radical vernunftsmäßiger Behandlung solcher und ähnlicher Reformfragen überhaupt zur Erwägung geben. In Zeiten, welche so schwer wie die jetzigen mit der gemeinsamen Prüfung und Besserung unsäglicher moralischer und wirthschaftlicher Nothstände betraut und belastet sind, sollte man diejenigen allgemein angenommenen gewohnheitsmäßigen Einrichtungen, bei denen irgendwie erhebliche Uebelstände noch kaum zum Bewußtsein der Gesammtheit gekommen, gelegentlich denn überhaupt mit Sicherheit nachzuweisen werden sind, nicht ernstlich in Frage stellen, wie es ja Herr Roegger auch so fein vermieden hat.

Nur dann, wenn innerhalb der Culturwelt noch keine einheitliche Geltung solcher Einrichtungen erreicht ist, und wenn durch die bezüglichen Verschiedenheiten auf allen Seiten unablässig erhebliche und unnöthige Frictionen moralischer und intellectueller Art, sowie Verluste und Hemmungen wirthschaftlicher Art verursacht werden, nur dann ist man berechtigt, gegen in so stark belasteten Zeiten wie die unsrigen, ausgiebig auf Reform und Abhilfe im Sinne voller Einheitlichkeit und zweckmäßigen dieser Einrichtungen der Culturwelt zu dringen.

Zu Reformen letzterer Art gehört jedenfalls die gänzliche Beseitigung des alten, auf einer so schwierigen Jahresdauer beruhenden Zahlensystems Kalenders und die Beseitigung der Berechtigungen und des großen Unrechtsmäßigkeiten der Anregung des Calendars.

Soll es mit gestattet, im Betreff des Letzteren noch einige Worte der Erläuterung hinzuzufügen.

Die Verwendlichkeit der Lage des Osterfestes im Zeitenlaufe ist so sehr schädlich, daß von 22. März bis zum 25. April [illegible] ist, ist nicht ein Tag des alten Mondjahres, welches für die [illegible] Culturwelt eine ganz andere und viel tiefere Bedeutung [illegible] hat als vor der jetzigen. Alle Welt zu Beginn eines [illegible] Jahres haben Ostern, die wirthschaftlichen, [illegible] Arbeiten zu ordnen, und dann die Arbeiten [illegible] Ostern [illegible] Ostern [illegible] [illegible] [illegible]

verzichtete und in die weite Welt ihm zu dienen folgte, in dem sie ihren Herrn und Herrscher sah. Sie schienen — denn der Name wird nicht genannt — in München gelebt und einen Sommer in einem kleinen Bauernhaus am Starnberger See (Tamsiger See) verbracht zu haben. Die Zeit, glenig ihnen in scheinbarem Glück hin. Sie arbeiteten miteinander und phantasierten in ihren Mußestunden wie Kinder miteinander in der schönen Natur, während das Werk allmählich vorwärtsschritt. Das Glück war gleichwohl nicht bei ihnen zu Hause. Denn Irene, die einmal auf Rubeks Aufforderung, ihn in die Ferne zu begleiten, drei Finger gehoben und ihm zugeschworen hatte, daß sie ihm bis zum Ende der Welt und des Lebens folgen und ihm in allen Dingen dienen würde, war tief unglücklich darüber, daß der Bildhauer in ihr nur das Modell für sein Kunstwerk sah. Zwar war er manch einen Tag wie berauscht von ihrer Schönheit, aber er fürchtete in künstlerischem Aberglauben (ein bischen unnatürlich), daß, wenn er sie sinnlich berührte, sein Werk geschändet werde und er es nicht seinem Traum gemäß vollenden könne. Als Künstler beherrschte er sich; sie litt darunter und haßte ihn dafür, haßte ihn, weil er nicht Mann war. Da die Arbeit endlich fertig erschien, war er, der Bildhauer, gleichzeitig mit seinem Modell fertig und dankte ihr für ihren Beistand mit den Worten: Dies ist in meinem Leben eine gesegnete Epiſode gewesen.

Dies Wort Epiſode bewirkte, daß sie ihn verließ, sich aus seinem Gesichtskreis spurlos entfernte. Er verstand ihr Weggehen nicht, begriff nicht, daß sie es empfand, als hätte er ihr die Seele aus dem Leib gerissen; er dachte, daß sie einen andern lieb gewonnen hätte, während das, was sie tödtete, demnach nur war, daß er nicht länger Gebrauch für sie, ihre Liebe und ihr Leben hatte. Dann ließ sie sich sinken, stand auf der Drehscheibe in Variétés und als nackte Statue in lebenden Bildern, nackt vor hunderten von Männern. Und sie verheiratete sich mit einem Mann, den sie zum Selbstmord brachte, und nach seinem Tode mit einem anderen, den sie halbwegs zum Wahnsinn brachte, so daß er sie in Verzweiflung verließ. Selbst ist sie dann, wie sie es ausdrückt, „in manchen Jahren todt gewesen“, war geistestrank in die Zwangsjacke geschnürt in einer Kammer mit eisernem Gitter vor dem Fenster. So weit ist sie gekeitt worden, daß sie frei herumreisen kann mit einer Diakonissin als Hüterin und Schatten, doch hat sie die Fixe Idee, daß sie todt sei und als lebende Leiche herumwandere. An ihrem eigentlichen Geisteskeben ist nur noch übrig der Haß zum Künstler, der sie verschmähte, und zu seiner Kunst, die Liebe zum einzelnen Kunstwerk, das er im Verein mit ihr hervorbrachte und worin sie sein und ihr gemeinsames Kind sehen will.

Doch dies Kunstwerk selbst ist nicht mehr dasselbe. Nach dem Verschwinden Irenes hat Rubek es ungearbeitet und erweitert, andere zarthierte Figuren hinzugefügt. Die Statue, die ihre Züge trägt, ist jetzt nur eine Zwischenerscheinung, die nicht einmal benutzt wird. In die Gruppe führte aber Rubek seine eigene Physiognomie hinein als die eines schuldbeschwerten Mannes, dessen Bezeichnung in der Erklärung des Werkes die folgende ist: Die Reue über ein verlorenes Leben.

Als das Werk wirklich vollendet war und seinem Urheber alle nur erdenkliche Ehre eingetragen hatte, gieng er eine leidenschaftslose Gewohnheitsehe mit einem jungen Mädchen ein, mit dem ihn keine tiefere Gemeinschaft verband, und in die ihn nur wegen der Herrlichkeit, die er ihr in Aussicht stellte, und wegen des Wohllebens, das er ihr sicherte, trotz alledem ein bischen widerstrebend, zum Gatten nahm. Doch die Krisis hat sich in dieser Ehe eingefunden. Rubek ist von Maja müde, wie sie von ihm. Sie langweilt ihn und ist selbst mit ihm völlig fertig; er sagnisiert seit der Vollendung seines Hauptwerkes in seiner Kunsthätigkeit, führt nur ab und zu auf Bestellung Porträtbüsten aus, in denen es ihn amüsiert, heimlich das Thier zu charakterisieren, das in jedem Menschen verborgen lebt.

Dies die Vorgeschichte, also nach der Art und Weise Ibsens der größte Theil der ganzen Geschichte. Das Drama zieht nur deren Consequenzen. Auf einer Sommerreise, die Rubek und seine Frau nach mehrjähriger Abwesenheit in Norwegen unternehmen, sieht Rubek aufs neue Irene, von der Geisteskrankheit kaum geheilt, weiß und erloschen wie eine wandernde Statue mit der schwarzen Diakonissin in ihrem Gefolge. Und überdrüssig, wie er ist, seiner todten Ehe, seines leeren Ruhms, seines glücklosen Wohllebens; gepeinigt, wie er ist, von seiner hartnäckigen Unfruchtbarkeit als Künstler, seit Irene aus seinem Leben entschwand, lebt er durch das Wiedersehen aufs neue auf. Unter dem Eindruck ihrer Vorwürfe sieht er seine Vorzeit und Gegenwart in einem neuen Licht, bereut, daß er sich nicht ihrer bemächtigte, als es Zeit war, begreift kaum selbst, daß er sie habe fahren lassen. Sie ist mit einem Messer bewaffnet, mit welchem sie in ihrem Haß sich tödten will; sie gibt ein die Erwordung auf, als sie einsieht, daß er wie sie „todt“, wie sie gebrochen und vernichtet ist. Doch es ist nicht nur sein Unglück, das sie entzweit. Sein entsetzliches Begehren, das wieder erwacht ist, stellt sie an und gewinnt sie zuletzt. Sie wollen endlich beide nach der vielfältigen Trennung in der Nähe und der Ferne sich um armen und vereinigen, als ein Schneesturz von den Felsenhöhen sie wegwirbelt.

Während nun Rubek und Irene dergestalt ihr Schicksal vollbringen, hat Maja, die recht lebhaft ihrer müden, nervösen Bildhauer und seine Kunst geringschätzt, den gefunden, welcher ihr Mann für sie ist, den rohen, lebenshungrigen Jäger Wolfheim, der nach allem, was Rollblut ist, auf die Jagd geht, nach Weibern, wie nach Bären und Wölfen. Ihr Zubel über ihre Befreiung aus der Ehe mit Rubek überlebt den Sturz der beiden mit dem Todesmal Gezeichneten. Maja und Wolfheim, die zwei kuppliierenden Gestalten, sind mit der sichersten Meisterschaft gezeichnet; aber ihr Wesen ist zu einfach und klar, um einer Commentars zu bedürfen.

Das Verhältnis zwischen Irene und Rubek ist es, das Probleme enthält und zum Grübeln einladet.

Es ist das Verhältnis zwischen einem Künstler und seinem Modell. Dies Verhältnis kann vielerart sein. Das einfachste, alltäglichste Verhältnis in der bildenden Kunst ist wohl, das das Weib in seiner Stellung als Modell einen Erwerb und der Künstler in ihr die mehr oder weniger untergeordnete Beihilfe sieht, die er zu seinem Werke nöthig hat, und zwar so, das diese Auffassung für sie nichts Verletendes enthält. Zusammengesetzer wird das Verhältnis, wo das Weib entweder als Modell Geliebte, oder als Freundin, Geliebte, Hausfrau Modell geworden ist. Besonders in dem letzteren Fall entseht nicht selten die Eifersucht des Weibes auf die geistige Arbeit und auf die Selbstvertiefung des Künstlers, die Entrüstung über die Sachlichkeit des Mannes, die trotz aller Frauensache das dem Wesen der Frauen Fremdeste ist. Dann kann, auch wenn der Mann die Frau begehrt und ihr Gunst genussen hat, ein förmlicher Haß bei ihr entbrennen zu der künstlerischen Werkthätigkeit an sich, die eine Zurücksetzung ihrer, ein Vergessen ihrer, ein Verschmähen ihrer Person enthält, und der Haß zur Kunst als der rivalisierenden Macht wird dann leicht auch Haß zum Künstler im Manne. Wer hat mit Künstlern und ihren Frauen wechselt und hat nicht in unbewachten oder leidenschaftlichen Augenblicken den Weiberhaß gegen den „Steinhauer“, „Schmierer“ oder „Seribenten“ ausbrechen gehört! Noch zusammengesetzter wird jedoch die Sache in dem von Ibsen gedichteten seltenen Fall, wo der Mann auch principiellen Feindin des ästhetischen Elements zum Modell vermeidet oder geschent hat, so die kostbare Gabe, die süßschweigend Dargebotene, nicht einmal hat empfangen wollen. Hier ist selbstverständlich die Frauennatur am tiefsten gekränkt worden. Kommt dann dazu die Entrüstung, als epsodische Gestalt in dem Leben des Mannes, als bloße Hintergrundfigur in einem Kunstwerk behandelt worden zu sein, das sie Grund hatte als von ihr allein inspiriert zu vermuthen, so wird sowohl der Untergang Irenes wie die Gestalte, die sie nach ihrem Erwachen erhalten, verständlich genug.

Ibsen hat diese Dichtkunst zum Inhalt seines Dramas vielleicht reichlich so viel gedacht ist, wie an die bildende Kunst, ist das Verhältnis des Künstlers zum Modell freilich ein wesentlich verschiedenes. Aber auch hier kann es sehr gut vorkommen, daß eine Frau durch das Gesicht verbittert wird, als Modell gedient zu haben, in einer Erzählung oder einem Drama verewigt oder verherrlicht sein, um kurz darauf selbst vergessen, verlassen oder verdrängt zu werden. Am häufigsten aber wird vielleicht die Erbitterung hier durch die Empfindung oder den Gedanken entstehen, sich missverstanden, missgezeichnet oder entstellt zu sehen. Doch selbst wo von verkennender oder misshandelnder Darstellung keine Rede ist, kann die Frau ja eine untrügliche und berechtigte Empfindung haben, missbraucht zu sein. Goethe hat ein reizendes Bild von Friederike geschaffen. Die arme Friederike würde vorgezogen haben, Goethe zu behalten, anstatt von ihm verewigt zu sein, und das, obschon er sicherlich in ihr kein Modell suchte. Im besten ist es, wenn modellsuchende Poeten auseinander stoßen; dann geschieht in der Regel weniger Schaden als sonst; und doch Ding es bekanntlich sehr übel zu, als Alfred de Musset und George Sand jedes das Weben des anderen in dessen Nachtheit studierten, und zwar obwohl sie die Erotik durchaus nicht verstümmten.

In Ibsens Schaffen ist es die weibliche Hauptperson, die Recht behält, indem der Bildhauer zu ihrem Standpunkte übergeht, ganz wie sie „das Leben“ und die Kunst einander entgegensetzt, und wie sie bedauert, „das todte ihnerne Bild über das Glück des Lebens — der Liebe gestellt zu haben“. Hier gibt's, wie durchgehend bei Ibsen, hinter all dem Pessimismus einen tief nativen Optimismus, der in Erinnerung verjetzt. Wer in aller Welt kann glauben, daß ein Glück der Liebe eingetreten wäre, falls der Künstler zu jener Zeit über Irene die Rücksicht aus sein Werk vergessen hätte! Er selbst sah ja damals garnicht das Glück in dem Besitz Irenes, vermüste sie nicht einmal menschlich, als sie verschwand. Nach der eigenen Lehre des Stückes würde das Ganze damals zu lauter Entsäuschung geworden sein: „Anfangs ist nichts schlimm. Aber dann kann man in eine Lage hineingeraten, worans man weder vorwärts, noch rückwärts zu kommen weiß.“ Soll wirklichen und dauerhaftes Glück zwischen Mann und Weib erblühen, so müssen die Naturen anders beschaffen sein, als Ibsen sie hier ge-

Digitized by Google

bilder hat. Er hat selbst alles so zurechtgelegt, daß das Verhältnis wohlwendig zur Disharmonie werden mußte. Die einfache, volle Harmonie zwischen Mann und Weib hat er ja in seinen Werken überhaupt nur als unmittelbar dem Tode vorhergehend geschildert. Ja sogar um den kurzen Augenblick des Besitzes werden Rubek und Irene, wie Solneß und Hilde, wie Rosmer und Rebekka, betrogen. Der Tod sammelt oder trennt sie in der Minute, da sie ganz für einander fühlen und einander endlich vollständig verstehen.

Nichtsdestoweniger hat Ibsen hier schreinbar das Glück des Besitzes in der Liebe für das einzig wahre Glück erklärt. — Man beobachtete bei Renan, wie die Jahre gingen und das Alter kam, daß der große Denker und Poet immer mehr zu einem Verkünder des Evangeliums der irdischen Liebe wurde. Die Franzosen erhielten aus seiner „L'abbesse de Jouarre“ den Eindruck, daß er die versagende Strenge seiner arbeitsamen Jugend gleichsam bereute. Ein ähnliches Bekenntnis tritt einem in der Ibsen-Rubeckschen Klage entgegen, daß es nicht der Mühe wert sei, „sich für den Mob und die Masse abzuhärmen“, diese Masse, welche in dem Kunstwerke noch dazu nur das entsühlt, „was nie in dem Gedanken des Künstlers war“. Der gewonnene Ruhm kommt als gewonnen gleichgiltig vor. Der enttäuschende Erfolg erscheint doppelt schön.

Die Glückslehre hier scheint am nächsten eine Stimmungslehre zu sein. Jeder findet eben das Glück in dem, worin er es zu finden glaubt, und es hieße den Menschen das schwere Leben noch schwerer machen, würde man das Glück allzu stark begrenzen. Ein geistiger Beruf ist doch nicht bloß als ein Hindernis des Glückes aufzufassen, eher als ein wesentliches, besonderes Glück, eine starke Verneherung des allgemeinen Menschenglückes, das er vielleicht schwieriger erreichbar macht, aber nicht ausschließt.

Als Drama ist „Wenn wir Todten erwachen“ reich an ergreifenden und lahmen Gegensätzen: die Verfeinerung Rubeks und die derbe Brutalität bei Wolfheim — die hochfliegende Begierde der bleichen Irene nach einem ganz erfüllenden Glück und die Lebenslust der rothwangigen Maja — die Marmorgestalt Irenens und das schwarze Gewand der Diakonissin, das wie ein Andenken wirkt an das lebendige Herzeleid, das Irene angerichtet hat, und an ihren bald erfolgenden Tod mahnt. Die weiße Kraft hat Ibsen an den ersten Akt gewendet, der nicht vollendeter geformt sein konnte. In den zwei folgenden Akten werden ohne irgend ein dramatisch entgegenkämpfendes oder nur retardierendes Element einzig und allein die Folgerungen aus dem zuerst gegebenen gezogen.

Man kehrt unwillkürlich von dem Stücke sogleich zu dessen großen Urheber zurück, von dem man glauben sollte, man kenne ihn hinlänglich aus einem paar Dutzend unvergeßlichen Werken — der jedoch trotz seines stetigen Barierens derselben Motive immer neue Seiten bachtet.

Man spürt zuerst den Trieb, ihm, dem immer Widersprechenden, auch zu widersprechen. Bisweilen fordert er das Lebensgefühl bei seinem Leser heraus, wie wenn er in „Brand“ durch den Mund des Helden Opfer nach Opfer, sogar von der unschuldigsten, natürlichsten Liebe zum Leben verlangt. Bisweilen fordert es das Kunstgefühl bei seinem Leser heraus, wenn er wie hier durch den Mund der Helbin und des Helden das künstlerische Hervorbringen und das Kunstwerk selbst herabsetzt, sie anscheinend des sogenannten „Lebens“ sieht, und das Kunstwerk für wertlos erklärt im Vergleich mit den Dingen, die ihm gebracht werden.

Doch der Trieb, oder Drang, den man danach spürt, ist der, ihm unsern Dank zu bringen. In seinen eigenen Werken sind Kunst und Leben nicht einander entgegengestellt; seine Gestalten leben leben zwar nicht das gewöhnliche Erdenleben, sind aber eine höhere, mehr umfassende, sinnbildliche Existenz. Sie haben nun sich bestimmt, mit Kunstgebilde bewußt von der Stimmung, in der sie erzeugt wurden, und in dieser Kunstsphäre erscheinen sie sich als höhere Wesen, die, was sie auch sagen, immer etwas Unausgesprochenes zum Ballen. Das Kunstwerk, das sie ausmachen, bewahrt deshalb selbst etwas Unausgesprochenes. So wird man nie damit ganz fertig, selbst wenn das Bedürfnis, wieder darauf zurückzukommen, nur sich es selbst mitunter. In der Regel wird deshalb ein neues Werk von ihm mit einigen Jahren sicher verlangt und gehofft. Wie gesagt, daß wird, ist ungewiß; es ist vielleicht unwahrscheinlich, daß wir Ibsen noch viel bekommen. Aber es ist ein Ibsen, ein ganzer, ein abgerundeter Menschen über gut, alter zu werden.

Modenarrentheien.

Wir [illegible] Jahrhundert [illegible] Jahrhundert [illegible] Jahrhundert

Wiener Concordiaball durfte ich mit kaum fünfzehn Jahren, weil meine Mutter, eine schöne Frau, tanzen wollte. Mir war ein wirkliches neues rosa Tarlatanballkleid mit Atlasschleifen genäht worden, und Mama schlug die Hände über den Kopf, als ich so noch nicht dagewesen anständig angezogen eintrat. Aber ihr mistrauisches Herz hatte Recht. Unter den kurzgeschürzten Rosawolken trug ich einen alten, grauen, dichwattierten Schulunterrock.

Wie gern hörte ich unsere alte Haushälterin von der schönen Altwiener Mode erzählen, wo man die hochaufgesteckten falschen Locken aus Seidenfäden getragen, und wie sie sich zu ihrem schwarzen Haar einmal hellblonde Locken gekauft hatte, weil sie diese viel hübscher fand; wie man in den Dreißigerjahren die weiten Pufförmel mit Bettfedern gefüllt habe und die einen Mädchen heimlich ihre Pelisse ausleerten, um recht breit zu sein. Nun konnte ich nicht genug von den alten Zeiten hören, so die famose Geschichte, daß Mamas strenger Vater die Mode der langen Pantalons bei seinem kleinen Mädchen nicht dulden wollte, und die Schwestern sich deshalb verstohlen lange Höschen aus ihren weißen Strümpfen construierten, die sie kunstvoll über die Beine herunterstülpten.

Dann erzählte Mama von einem kostbaren Ueberrock aus starrer geblumter Seide, den meine Großmutter fünfzehn Jahre getragen haben soll, von ihrem eigenen Mädchenkleidern, einer prächtigen granatfarbigen Cachemirrobe aus Wien, von den Tänzen im Sammtpelzer mit rother Halsschleife, dieser Revolutionsmode des Jahres Achtundvierzig, von ihrem Brautkleid mit ausgezahnten Seidenfalbeln, von der bunte unbegreiflichen Thatsache, daß die Damen Sommer und Winter zu Hause bis an die Schultern decolletiert waren. Noch unglaublicher war mir Papas Bericht aus den Erinnerungen seiner Mutter, daß die Damen anno 1810 in nachthemdartigen Gewändern aus weißem Perkal und einer mit Blumen garnierten Schlafhaube auf den Ball gegangen sein sollen, bis ich diese Unthiere eines Tages in der alten Theaterzeitung von Bäuerle wirklich zu sehen bekam. Ich vergötterte Großmamas Elfenbeinminiaturе mit dem weißen, mattblau gegürteten Empirekleidchen und copierte mit wahrem Entzücken ein solches Originalkleid mit seinen zwölf Brustzwickelchen und engen Spitzenärmeln — ich betete zu der geheimnisvollen Vergangenheit . . . Inzwischen kam eine gar lustige Gegenwart: die bis zu den Füßen hinab rückwärts flatternden Hutschänder „suivez-moi", die in die Stirn geschnittenen Pudelhaare, die kokitaren, wie Mama sagte, „süßen, dummlich frohen" — Pracht-Tournieren gaben ein heiteres, vielbelachtes Bild. Unter den unbewußten Caricaturen jener Tage, meiner jüngsten, wonnigen Backfischzeit, war ich gottlob eine der tollsten. Biedere Verwandte wichen mir auf der Straße im Bogen aus; da ich mir das Zeug selbst machte, ließ man mich aber merkwürdigerweise gewähren. Das Kleider auch passen mussten, davon hatte ich keine Ahnung. Das Urtäckerliche bei meinen Gschnasstoiletten war, daß ich immer erstaunlich Pariser Neuheiten copierte, deren äußerer Umriß auch stets zum Schreien getroffen war. Einmal hatte ich mein langes Haar hatte, ließ ich mir aus meinen abgeschnittenen Zöpfen die abenteuerlichsten Zopf Chignons anfertigen, riesenhaft wie Mohrenhaare aufgetreppt, und trug diese Ueberweiblichkeit mit naivstem Stolz. An ersten Tage gleich stellten sich meine Bekannten in langer Reihe hinter mir auf und sangen mit tiefem Ernst:

„Chignon, Chignon, Chignon, himmlisches Vergnügen!"

Es war dies ein Refrain aus einer Berliner Schauerballade.

Durch Sparvermögen aus Wien, wo die ganze Kostüm verändert — zu vollständigen Wasserschäden. Auf dem Ball wollte mich ein Herr anulken. Ich trug den modernen Lockenkopfen über den ganzen Nacken hinab. „Gnädiges Fräulein so rasch toilettiert — sah Sie vor zwei Stunden noch in Zopffrisur!" „Damals waren meine Locken schon in der Tierenbrenn zum Brennen" — erwiderte ich unbesangen und kaunte, daß dies dem Herrn spaßig vorkam. Das machten nämlich alle Damen so, und so mancher kostspielige Lockenkopf ist damals verbrannt worden. Zum Schlusse auch noch der meine. Das allerkostlichste Requisit blieb aber das rückmarkige Polsterchen. Auf Reisen habe ich es ruhig abgebunden und darauf gut geschlafen. Es war bei allen Damen immer so eigenthümlich chiffoniert, lag immer unverschens herum und brachte jedes männliche Wesen in schallender Heiterkeit. Es saß auch gerne schief, was recht gehässig auslah. Später nähte man deshalb lieber in jedes Kleid ein halbes Dutzend sogenannter Waschelu aus dem Rüschenvorrath. Fast zwanzig Jahre herrschte dieser sonderbare Anspruchs, und seine Epoche ist zweifellos die unkünstlerischeste des Jahrhunderts.

Als ich sechzehn war, begann meine weiblichen Instinkte einigermaßen über meine Narrheit, und bald wurde ich nicht mehr ausgelacht, sondern copiert. Ich fieng an, mich ausschließlich in Weiß zu kleiden oder in tiefstes Schwarz, trug meterlange Straßenschleppen, die man jedoch an einer Bauschstange in der Hand hielt, und die Einwurfe meiner Ballkleider waren kühner als je. Ich weiß glorreiche Abende, an denen meine Tunica so tief bis zu den Knien herab mit Bändern zugebunden war, daß ich aber bei der Tanzerobe nur mit einem Fuß und in der Polka — bedauert nicht siegen konnte. Mamiendividuen hieß das der brettliche Papa, wie er meine schöne, hoch gethürmte Frisur mit einem lange über den Rücken baumelnden Zopf daran nur Glockenzug nannte. Gediegen waren damals die Ballbouquets, complete, flache Wagenräder, so schwer von Draht, daß man sie durch einen Tanzsalon nachschleppen lassen mußte.

Und so hatte ich mir denn, mit nicht viel Ausgaben, aber viel geschickenen Fingern, meinen Schelmanem redlich verdient.

Eines Tages wurde ich dann eine besonnene Hausfrau, hatte eine wortreffliche Schneiderin und gehörte vorlab zu den gut angezogenen Damen, meine Kinder zu den Modepäpchen für den Bezirk. Doch konnte ich mit Franz Moor beten: „Herr, ich habe mich nie mit Kleinigkeiten abgegeben." Nachgeahnder habe ich die größten Halbcrinolinen, die knappesten englischen Costüme, die allerweitesten Pufförmel und Serpentinerobe, die pleinairigsten Farbenspielvoangen unserer Tage getragen. Wie gehetzten die nächstigen Makart-Hüte und die allerwinzigsten Capoten, die schrägsitzendsten Toques und hochcingeweichelten Hälse. Mit unbegreiflichster Unverfrorenheit habe ich die groteske Frisur des Mikado mit dem aufgestellten Zöpfchen copiert, und mit vor sieben Jahren meine stets bis über das Nasenbein reichenden Stirnlocken mit einemmale so straff aus dem Gesicht gebürstet, daß meine besten Bekannten erst nach meinem werten Namen fragen mussten, um mich zu erkennen. Meine Buben haben die ersten Radreifröcken in Oesterreich als Sommeranzüge bekommen, und mein kleines Mädel hat erst unlängst die Dirndlfrisur. Alles stets ein Jahr früher als andere Menschen, ich mochte wollen oder nicht. Das satale: „Schaut's do an!" der Straßenjugend und die anerkennenden Blicke der Sachverständigen blieben stets an meine Fersen geheftet. Noch vor einem Jahre war mein etwas überlebensgroßer Ruf Gegenstand des Erstaunens, meine Mutter meinte kakonisch, nächstens würde ich mir ein ganzes Kalb um den Hals binden — jetzt erst haben das auch die „Fliegenden Blätter" gethan — und bitte, wie wohnen das süße, reizende Vieh jetzt ist! Kurzum, mit Stolz darf ich sagen, außer Radreifen und Haarfärben habe ich keinen einzigen Unsinn versäumt.

Und jetzt wird all' der harmlose Unsinn auf einmal zum Ereignis, zur ehrwürdig wichtigen Tradition des vieux siècle! Dieser Tradition wollen wir hienit an der Jahrhundertschwelle ein weihevolles Denkmal gesetzt haben.

Natalie Bruck-Auffenberg.

Wiener Kunstleben.

„Actuell" ist dieser Artikel nicht. Aber da die Künstlergenossenschaft um Jahrzehnte hinter der Kunstentwickelung hergeht, darf auch der Berichterstatter um ein paar Wochen zu spät kommen. Die Weihnachtsausstellung, die am 21. November im Künstlerhaus eröffnet wurde, ist nicht schlechter als ihre Vorgängerinnen. Wird man von der Geschmacklosigkeit mehr als früher verwundet, so ist der Schrand nur, daß die Secession und die Künstlerische Gemeinde gewünnte. Kunstausstellungen sind heute keine Jahrmarktsbuden mehr. Sie führen nur Dinge vor, die den Kunstfreunden Freude, den Künstlern Anregung und Belehrung bieten. Auch die Umgebung ist eine würdige: stimmungsvoll die Räume, die Bilder so harmonisch gehängt, daß sie in der Ausstellung schon ihren Endzweck erfüllen, ein decorativer Schmuck der Wand zu sein. Gerade in diesen ausstellungstechnischen Dingen wurden in den letzten Jahren riesige Fortschritte gemacht. Es ist erreicht worden, daß selbst die Mängel der Kunsthäuser einen künstlerischen Charakter annehmen. Die Räume der Secession wecken den Eindruck, als handle es sich gar nicht um eine kurzlebige, für Wochen beschichte Schaustellung, sondern als weile man in der Privatgalerie eines vornehmen Liebhabers.

Im Künstlerhaus ist davon nichts zu spüren. Gleich die Eintrittskarte ist einer Kunstausstellung unwürdig. Sie sieht aus wie ein Eisenbahnbillet dritter Classe. Und die Ausstattung der Räume scheint ein Provinzlatezierer besorgt zu haben. Sie sind unglaublich, diese kleinen geschmacklosen Stanzeten, die auf noch geschmacklosere Postamentsen stehen: diese zweckvollen Sammetdraperien und fürchterlichen Erzengnisse des Kunstgewerbes, die den decorativen Rahmen der Bilder abgeben. Nackt und kahl ist der Boden. Rindewerntige Teppiche sind zwischen aber langweilige Sophas gebreitet. Auch die Pflanzen bringen keinen Reiz in das ärmliche Allerlei. Denn es sind schlechte Exemplare und stimmungslos hingestellt. Sogar die Menschen scheinen in gedrückter Stimmung. Es fehlt der festliche Schmuck, den echte Kunst über das Leben breitet. In der Secession das Rauschen von Seidenkleidern, Federnhüten und großstädtische Eleganz: hier Vorstadtstimmung, billige Toiletten, ein paar Soldaten, die, ohne zu wissen warum, von einer Leinwand zur anderen gehen. Daß die Bilder Nummern tragen, ist ein nothwendiges Uebel. Aber warum sind die Letztern in geschmacklos? Warum die mit Goldpapier beklebten Pappstreifen mit zu gewöhnlichen Stichnadeln und so gitterinnen Bandchen befestigt? Auch die Rahmen stellen einen Jury unterliegen. Denn der ganze Eindruck einer Wand kann durch einen plumpen Rahmen zerstört werden. Leichlich scheint dieses Problem, daß die Anordnung der Bilder ein comprimiertes alles Kunstwerk zu sein habe, der Hängecommission über-

Digitized by Google

haupt nicht zum Bewußtsein gekommen. Anderwärts betrachtet man als Ziel jene Concinnitas, die schon Alberti als Ideal der Schönheit hinstellte: eine Harmonie der Theile, so daß ohne Schaden nichts hinzugefügt und nichts hinweggenommen werden könnte. Hier ist zuweilen mitten in der Wand ein Loch. Statt eines Bildes sieht man den bewußten Pappstreifen mit Steckadel und grünseidenem Bändchen und darunter einen blauen Zettel mit dem stolzen Vermerk „Verkauft“. Jeder Erwerber eines Bildes kann es als Weihnachtsgeschenk gleich mit nach Hause nehmen — eine wohl praktische, aber wenig feine und bisher in Kunstausstellungen nicht übliche Einrichtung.

Direct für den Verkauf sind auch die Bilder gemalt. Die große kunstgewerbliche Bewegung, unter deren Zeichen wir stehen, macht sich im Künstlerhaus nur insofern fühlbar, als die Kunst selbst zum Kunstgewerbe geworden. Darum fehlt der Ausstellung jeder einheitliche Gedanke. Einen Einblick in das Schaffen der Gegenwart geben zu wollen, liegt ihr so fern wie möglich. Wie auf dem Jahrmarkt ist für alle Ware gesorgt, die vom Käufer verlangt wird, und gerade so bunt, gerade so wohlassortiert sieht man sie vor. Da ist ein Schubfach mit der Aufschrift Genre. Es grüßen uns die genauen, dem Publicum so lieben Titel: „Die neue Pförtnerskochin“, „Angelegener Besuch“, „Er kommt“. Daneben hängen Costümbilder mit Renaissancelorde und lachenden Renaissancelady, mit Lautenschlen und Damen in der Königin Louisen-Tracht — Erzeugnisse jener Kleinmalerei, die so viel Stoff zu geistvoller Unterhaltung bietet, weil man gelegentlich den Kunstkenner spielen, eine Lupe zur Hand nehmen und durch das Vergrößerungsglas nach Dinge entdecken kann, die das bloße Auge nicht sieht. Einigen Kinderbildnissen brauchte nur die Photographie in Visitenkartenformat beigefügt zu sein, damit sie als Reclamebilder artistischer Institute dienen könnten. Ein Damenporträt mit enormem lila Hut scheint als Aushängeschild einer Vorstadtmodistin gedacht. Landschaften unterrichten den Wiener Bürger mit topographischer Genauigkeit, wie es im schönen Italien, in Bozzuen und Ischien aussieht. Ein Alpenglühen an der Donau ist besonders merkwürdig.

Andere Werke scheinen hochgradig modern. Denn auch nach Pleinair ist Nachfrage. Darum werden Sonnenfleckenprobleme gelöst, wie sie vor zehn Jahren die Maler beschäftigten. Einige Pointillisten gibt es und Meister der stilisierenden Linie. Nur ist es fast immer eine mißverstandene Modernität, das, was Bahr die „falsche Secession“ genannt hat. Denn was liegt darau, ob ein Bild braun oder weiß gemalt ist. Werke von Rembrandt und Israels sind tief und satt in der Farbe, dabei doch luftig und hell. Solche, wie Schiffs Porträt der Medeskys, wirken trotz des Kreidetones schwarz, Delig und schwer ist alles, nichts hat den Duft, die zitternde Frische des Lebens. Warum in aller Welt diese Vorliebe für braunrothe Töne? Wir sind so feindlich für den Spaßdämon der Farbe, welcher mit flammendem Roth einen bestimmten Begriff und finden es seltsam, wenn diese Farbe ganz äußerlich gedankenlos gewählt ist. Andere glauben modern zu sein, wenn sie, abgerundete Composition“ vermeidend, ihre Bilder womöglich mitten durchschneiden oder ringsum verrückt Ornamente anbringen. Und immitten dieses atmosdichen oder pseudomodernen Krames hängen zuweilen recht gute Sachen. Ein Porträt von Bruckner und ein Relief Lewandowskis bildet, weil die dargestellte junge Frau so lieblich ist. Ein Werk von Wodarz gehört zum besten, was ich von diesem feinen Landschafter sah. Aber der Wust von Mittelmäßigkeit überwiegt so, daß auch das wenige Gute vom bösen Nachbar erdrückt wird. Die künstlerischen Elemente der Genossenschaft leiden unter dem Zustand am meisten.

Von der Kunstausstellung kann man leicht gelangt man zu Lambeaux. Nicht unbedeutlich, denn im Parapetsaal wird für die Verschönerung der Schreibstubenwände, im Rondell Rouge für den Schmuck des Bankettsaales gesorgt. Also werden auch hier die Verbindungsthüre beider Ausstellungen gesperrt. Erst nachdem man dunausgegangen ins feindliche Leben, wird man im Wiener pavillon von einem neuen Cyklus empfangen, der ein zweites Eisenbahnbillet a 30 Kreuzer verabreicht. Wäre ein Gesammteintrittspreis von einer Krone nicht wunderbar? Oder sollen im nächsten Jahr noch weitere Combinationen gegeben und Nebenabtheilungen errichtet werden, in denen gegen einen Extrabulden dem Besucher auch der Verdauungsapparat gezeigt werden muß? Und das Beste dabei, das unter so veränderten Bedingungen zu sehen ist, wurde meines Erachtens auch überschätzt, obwohl es zu bejahen, daß es ästhetische moderne Qualitäten nicht entbehrt. Wie ist in der geistigen Behandlung des Themas die Nuance. Die aus dem Gegeneinandergehen unserer Zeit geboren? Wäre es in der Formensprache modern? Gewisse Dinge kann man heute nicht mehr machen. Manniger wie Klinger, Stuck oder wie sie alle heißen, haben sich mit Beil an dem Fachwerk, wo sie diese Meister die Arbeit eine gewonnen wurde. Wer Werke der jüngsten Zeit sehen will, braucht es sich, um weiter zu gehen, abzuschließen, die Fenster des Rudolfinums, die Bilder Schmid eine Gestalt in auf dem Beil, die finden, die nicht ähnlich auf alten Bildern vorkommt. Und wie Wiery kann er nicht zeichnen. Beine tauchen auf, deren Besitzer man vergeblich sucht; Rücken verdrehen sich in unmöglichen Weisen. Baden beginnen unmittelbar über dem Knöchel; Oberschenkel spreizen sich, als ob da, wo sie zusammenzugehen pflegen, ein handgroßer Zwischenraum wäre; Kinder sitzen nicht auf dem Schoß, sondern auf dem Bauch ihrer Mutter. Selbst bei den Statuetten stößt man auf Dinge, die das Können Lambeaux' in zweifelhaftem Lichte erscheinen lassen. Alles in allem: keine feine Kunst. Eines jener Schaustücke, die in die Tage zurückversetzen, als Munkaczys Christus und Reides Abendmahl durch Riesenausstellen an allen Straßenecken angekündigt, ihre Wunder durch Extrazüge populären machten. Es vorzuführen lag kein Grund vor, wenigstens für denjenigen, der Kunstausstellungen unter „erziehlichem“, nicht commerciellem Gesichtspunkt betrachtet. Und das alles sage ich, wie ich nachdrücklich betone, nicht aus der Freude am Tadel. Ich meine nur, daß das Künstlerhaus nothwendig einer Auffrischung bedürfte. Die Secession braucht nicht die einzige Kunstausstellung in Wien zu sein. Es könnten sehr gut wie in München zwei nebeneinander bestehen.

Vorläufig kommen nur die Kunstsalons in Betracht. Artin hat sein Local zu einer Filiale der Secession gemacht. Von Andri, Engelhart, Hohenberger, Jettmar, Kurzweil und Stöhr, auch von Slevogt, Thoma und Vogeler sind seine Sachen vorhanden, und es überrascht, am Stephansplatz, mitten im alten Wien, in Räume zu treten, in die auch schon der „Geschmack Secession“ gedrungen. Sehr vornehme Kunst sieht man ferner bei Miethke. Brangwyn, Daubigny, Georges Henry, Meunier, Michetti, Raffaelli und andere Koryphäen der modernen Kunst sind vertreten. Lesser Urn, so brutal er Figurenbilder, leistet mit duftigen Landschaften viel. Kurzes wirkt farbiger, stimmungsvoller, als man sonst gewohnt ist. Neu war mir Pirenne, ein junger Brüsseler. Neu und interessant auch Hans Schlesinger: nicht wegen der technischen Qualitäten seiner Bilder, obwohl er helle, kühle Farbenwerte, weiß, schwarz, gelb und rosa, oft zu feinen Harmonien zusammenstimmt, sondern wegen des weichen wienerischen Hauchs, der über den Werken liegt. Im Künstlerhaus sieht diese Note vollständig. Die wirklen Bilder könnten wie in Wien auch in Berlin, in München oder Petersburg gemalt sein. Denn der Zeit der Bildwerke ist überall gleich. Schleisinger's Violinspieler entstand in Venedig. Trotzdem liegt Anzengruber-Stimmung, etwas vom „Vierten Gebot“ darüber. Oder besser: das Wienerische verbindet sich noch mit einer jüdischen Nuance, mit jenem Zug der Resignation und wunschlosen Müdigkeit, den auch die Werke Israels' haben. Uhdes Hillebobbe, die dicht daneben hängt, bietet eine lehrreiche Parallele. Bei Uhde das rauhe Krächzen des Franz Hals, Kraft und germanischer Berbunor. Hier ein Schattenspiel, die gelassene Ruhe alter Zeiten. Die so still scheint und einen Strom von Erinnerungen wachruft. Man fühlt, daß Schlesinger ein Sproß alter Cultur, ein sehr feiner Herr und ein Freund Hofmannsthals ist. Menschen malt er, die sich selbst als die letzten einer untergehenden, sterbenden Welt empfinden, Augen, die nicht in die Gegenwart und in die Zukunft, sondern in eine tausendjährige leidvolle Vergangenheit blicken.

Ueber die Winterausstellung des Oesterreichischen Museums kann ich nicht urtheilen. Denn erstens „verliebe“ ich von kunstgewerblichen, zweitens waren meine Besuche stets zu kurze Zeit. Impovisiert aber hat mir der frische Geist, der durch den Hofrath Scala in die Anstalt gekommen. Es ist so selten, daß ein Museumsbeamter nicht das retardierende Element im Kunstleben bildet. Man kann sie an den Fingern aufzählen, die wenigen Leute, die überhaupt ein Verhältnis zur „Moderne“ haben. Die meisten beschränken sich darauf, wenn eine Bewegung abgelaufen und alles geschichtlich gedacht ist, dem Zeitgeist zu folgen. Und eine so behäbige Ausstattung ist sehr empfehlenswert. Trotz steht sie bei uns Deutschen im Geruch der Wissenschaftlichkeit, obwohl entschieden sie den Wünschen derer, die ihr Amt als bequeme Sinecure auffassen. Freilich kann man über die Aufgaben einer Kunstsammlung auch anderer Ansicht sein. Man kann den Ehrgeiz haben, besonderheits ins Leben einzugreifen, Anregungen auszustreuen, Schillers Traum von der ästhetischen Erziehung des Menschen zu verwirklichen. Dazu Resultate zu erzielen sind, hat Lichtwark in Hamburg gezeigt. Hofrath Scala hat viel Aehnlichkeit mit Lichtwark. Wie dieser ist er kein Bücherwurm, kein weltfremder Gelehrter, sondern ein Kavalier, der mit beiden Füßen im Leben steht. Wie Lichtwark ist er, ohne nach rechts und links nach oben und unten zu blicken, seinen als richtig erkannten Weg gegangen. Er hat es erreicht, daß das Oesterreichische Museum, das eine zeitlang eingeschlafen schien, wieder in den Mittelpunkt des Interesses trat. Er hat es wie Lichtwark erreicht, daß er in den Zeitungen bekämpft wurde. Und das will viel bedeuten. Denn ohne Kämpfe sind nur die Todten. In Wien gerade, wo man so sehr zum Lassen-alles, zur thatlosen Gleichgiltigkeit neigt, ist ein Mann wichtiger, der Bewegung, Kampf und Leiden schafft in das Gleichmaß der Tage trug.

Und die Erfolge des Scala'schen Princips sind wohl schon heute ersichtlich. Sein Glaubensbekenntnis war vom ersten Tage das eines vorsichtigen Mannes: keine Talmikunst. Innerhalb dieser

Grenzen liegt ein weites Gebiet. Ausgeschlossen ist nur, was in billigem Material die Erzeugnisse der aristokratischen Culturen parodiert; willkommen alles, was wirklich das ist, wofür es sich ausgibt.

Gerade in Oesterreich ist die Aristokratie ein wichtiger Factor im Kunstleben. Dem Handwerker muß die Fähigkeit erhalten bleiben, Möbel zu liefern, die sich stilgerecht einem gegebenen alten Ensemble einfügen. Also sind in der Ausstellung alle Stile von der Gothik bis zum Louis XVI. und Empire vertreten. Nur erheben die Werke nicht mehr den Anspruch, modern zu sein, verbrämen das Alte nicht mit sinnlosem Firlefanz, sondern geben sich offen und ehrlich als gute Copien mustergiltiger Originale.

Die Hauptaufgabe bleibt freilich, dem bürgerlichen Jahrhundert auch den bürgerlichen Stil zu schaffen. Und diese neue bürgerliche Cultur wurzelt in England. Dort vollzog sich 1650, was Frankreich 1789 erlebte. Dort begannen jene „Kämpfe der Aufklärung", die Deutschland später seinen Lessing schenkten. Dort predigte der Plebejer Hogarth zu einer Zeit, als auf dem Continent noch die aristokratische Kunst des Rococo herrschte. Dort malte Wilkie seine Genrebilder sechzig Jahre vor Knaus und sammelte Scott „Unserer Väter Werke" ein halbes Jahrhundert vor Gedon. Dort erhielten also auch die Formen modernen Kunstgewerbes ihre früheste Ausprägung. Und Scala folgte, indem er auf das Englische hinwies, nicht persönlichen Neigungen, sondern dem localen Gebote des Jahrhunderts.

Was bedeutet überhaupt „englischer Stil"? Das Wort ist so inhaltlos, wie das vom „Geschmack Secession". Ein Stil gehört nie einem Volk. Er ist das Ergebnis der geistigen und socialen Factoren, die ein Zeitalter beherrschen. Das Romanische, das Gothische und die Renaissance — sie blühten zur gleichen Zeit in der ganzen Welt. Selbst der „österreichische" Stil, den Oesterreich gehabt hat, das Barock, unterscheidet sich vom französischen oder italienischen nicht dem Wesen nach, sondern nur durch Nuancen. Ebenso ist es heute. Anfangs müßte es genügen, überhaupt von den Engländern zu lernen. Nachdem wir so lange die Ausdrucksformen der alten aristokratischen Cultur auf die bürgerliche Welt übertragen, lehrten sie uns Dinge schaffen, die zugleich praktisch und gediegen waren, die wir kaufen konnten an Stelle der Surrogate, mit denen wir bisher unser kleinbürgerliches Dasein vergoldet. Auch künstlerisch hatten sie einen gewaltigen Vorsprung, denn der Zeichenunterricht ist in England obligatorisch. Wer die Schule verläßt, ist schon im Besitze der Kenntnisse, die in Deutschland und Oesterreich erst die Fachschulen vermitteln. Auf diesem Wege gilt es zu folgen. Die Schule muß ein Wertzeug in der Hand des Museums sein. Für die Heranbildung kunstgewerblicher Zeichner ist zuerst zu sorgen. Je mehr das geschieht, je mehr selbständige Künstler in die Bewegung eingreifen, desto mehr wird die Abhängigkeit schwinden, desto mehr heimische Eigenart sich ausprägen. Denn künstlich lassen sich solche Fragen nicht lösen. Es war nur Vernunftung des Englischen, als im vorigen Jahre ein paar Tischler gewaltsam ihren Werken eine „wienerische Note" zu geben suchten. Aber es ist ein neuer organischer Stil, der allmählich aus der Hand der Künstler — Josef Hoffmanns namentlich — herauswächst. Was noch englisch anmuthet an diesen Werken, ist nur dasjenige, was der gemeinsamen Civilisationsatmosphäre entspringt. In einem undeutscheren Etwas, das jeder Engländer als ausländisch empfinden würde, spricht sich aus, das hier ein Wiener für Wiener schafft.

Damit will ich nicht sagen, daß wir zu endgiltigen Wahrheiten gelangt sind. Vielerlei Zeit des Sturmes und Dranges, die vor zehn Jahren die Materei durchwachte, haben wir heute in Kunstgewerbe. Es wird experimentiert und rastlos gesucht. Die Freude, selbständig zu sein, nachdem man so lange unter dem Commando der alten Meister gestanden, ist so riesengroß, daß mit Vorliebe gerade das gebracht wird, was dem Herkömmlichen in übermüthiger Laune spottet. Josef Ulbrichs Damensalon bietet dafür ein Beispiel. Bei ihm sprudeln die Ideen. Spielend streut er aus, was andere sich mühsam aus den Fingern saugen. Trotzdem verliebe ich die Venus, die in einem solchen Zimmer nicht wohnen möchten. Es ist, als hätte man immer einen geistvollen Plauderer um sich, müßte Esprithaftem verpuffen hören, auch in Momenten, wo man still und allein sein will. Fast mehr fesselten mich ein paar bescheidene Zimmer. Es ist unglaublich, wie billig man jetzt sich einrichten kann. Indem das Museum dazu die Hand bietet, findet es einen großen socialen Gedanken durch. Es wird auch dem Minderbemittelten gezeigt, daß man, um geschmackvoll zu leben, kein Krösus zu sein braucht, sondern nur den Stolz haben muß, das Einfache, Echte dem protzenhaften Prunkstück vorzuziehen. Auch der kleine Handwerker wird zur Kunst erzogen, der bisher den Forderungen schlechten Geschmackes machtlos sich fügen mußte.

Auf welchen Anfahrungen haben andere Industrien, die früher gar nicht gepflegt wurden, in den letzten Jahren genommen. Für die Kupfertreibarbeit kam eine neue Blute. Denn es sind wunderbare Dinge, die Georg Klimt, Siegl und Stadler liefern. Ebenso Ausgezeichnetes schafft die Keramik Ramenhof der Zepserper Fayencen und seine selbständige Arbeiten, an welches sich anschmiegt, an nichts erinnernd und dadurch, daß sie in einem einzigen Exemplar produciert werden, auch der Gefahr der Trivialisierung entrückt. Oefen und Kamine sind da — ich nenne nur den bei Baron Krauß — die all die Dinge, die bis vor kurzem gerade auf diesem Gebiete sich breit machten, schon wie Ungeheuerlichkeiten eines vorsündflutlichen barbarischen Zeitalters erscheinen lassen. Bronzen gibt es, Holzschnitzereien und elektrische Lampen, Silberarbeiten und hübsche Tiffanyglüher, die nicht minder laut den Ruhm österreichischen Kunstgewerbes künden. Gewaltige Bewegung herrscht auf allen Gebieten des Schaffens. Und daß wir sie mit erleben dürfen, vor unseren Augen das Werden und Keimen schauen, ist dem Hofrath Scala zu danken.

Richard Muther.

Die Woche.

Mein Plagiat.

Von Herrn Dr. Saul Rafael Landau erhalte ich folgendes Schreiben:

„Geehrter Herr Doctor!

In meinem in der Nummer 20 der „Fackel" unter der Ueberschrift: „Fürmeister Jendrzejowicz, Rothschild und — Die Zeit" veröffentlichten Artikel habe ich gegen Sie den Rumurf erhoben, daß Sie durch Veröffentlichung Ihrer in Nummer 263 der „Zeit" erschienenen Notiz über den Verkauf des Gutes „Slobudka lesna" eine Illoyalität gegen mich und einen Eingriff in mein geistiges Eigenthum begangen haben. Wegen dieses Eingriffs habe ich in weiterer Folge auch bei dem k. k. Landesgerichte in Strafsachen Wien die Strafanzeige gegen Sie erhaltet und ist das über dieselbe eingeleitete Strafverfahren bereits abgeschlossen.

Nach Einsichtnahme in die Acten habe ich nun auf Grund Ihrer Aussage, sowie der Aussage des als Zeugen einvernommenen Herrn Sectionschefs M. v. Gniewossz in Verbindung mit dessen in der Nummer 265 der „Zeit" veröffentlichten Briefe die Ueberzeugung gewonnen, daß jene Annahmen, welche meinem in der „Fackel" erschienenen Artikel und meiner Strafanzeige zu Grunde lagen, irrige waren und auf einem Missverständnisse beruhten, und daß Ihnen in dieser Angelegenheit weder der Vorwurf eines Eingriffs in mein geistiges Eigenthum, noch auch der einer Illoyalität gemacht werden kann.

Ich nehme daher meinen Anstand, Ihnen dies zu erklären, und ziehe ich auch gleichzeitig die Strafanzeige zurück.

Ich stelle es Ihnen anheim, von diesem Schreiben jeden Ihnen gutdünkenden Gebrauch zu machen, und zeichne

Hochachtungsvoll

Wien, 23. December. Dr. Saul Rafael Landau."

Dieser Brief des Herrn Dr. Landau spricht so deutlich für sich selbst, daß ich mich bei seinem Abdruck auf einige thatsächliche Erinnerungen beschranken kann.

Die große Staatsaction, die nunmehr einen so harmlosen Abschluß gefunden hat, hub an am 28. September 1899 an. Neben Tage bot mir Herr Dr. Landau einen Artikel über die Slobudka-Affaire des gewesenen galizischen Landesmunnimisters Herrn v. Jendrzejowicz an, die mir, wie ich Herrn Dr. Landau sofort, ehe er noch auch nur den Namen Slobudka genannt hatte, zu bemerken nicht unterließ, bereits damals bekannt und von mir zu gelegentlicher Bearbeitung in der „Zeit" in Vormerkung genommen war. Jedenfalls bereit, einem externen Mitarbeiter den Vorrang vor meiner eigenen Arbeit in der „Zeit" einzuräumen, erklärte ich mich auch dem Herrn Dr. Landau gegenüber einverstanden, sein Manuscript entgegenzunehmen und zu prüfen, um es eventuell in der „Zeit" abzudrucken.

Am 4. October erhielt ich das Landau'sche Manuscript. Die Recherchen, die ich darauf hin anstellte, ergaben alsbald, daß manche Details, welche Herr Dr. Landau mit der Erzählung der Slobudka Affaire in Zusammenhang gebracht hatte, zur Meinung auf ihre Richtigkeit nicht Stand hielten. Ehe ich aber noch mit meinen Recherchen zu Ende war, scheint Herr Dr. Landau die Geduld verloren zu haben. Am 11. October verlangte er sein Manuscript von mir zurück, und ich zögerte nicht, es ihm am selben Tage zurückzustellen.

Nun trat naturgemäß mein Recht Herrn Dr. Landaus Dazwischen kauft zeitweilig verdrängter Plan wieder hervor, die Slobudka Affaire, die ich als principieller Gegner öffentlicher Corruption denn doch unmöglich todtschweigen konnte, nach meiner auf eigenen Informationen aus erster Hand beruhenden Kenntniss in der „Zeit" darzustellen. Das habe ich denn auch in einer Notiz der Nr. 263 der „Zeit" vom 14. October 1899 gethan, und die Notiz hat die beabsichtigte Wirkung nicht verfehlt.

Umso größer war mein Erstaunen, als ich nun gerade von Herrn Dr. Landau, der doch gleichfalls die Enthüllung des Slobudka-Scandals angestrebt hatte, eben wegen jener meiner Notiz in der allerheftigsten Weise öffentlich angegriffen wurde. In einem in Nr. 24 des Schwalbatschens „Die Fackel" erschienenen Artikel warf mir Herr Dr. Landau vor, das ich mit meiner Notiz an seinem gleichzeitig in der „Fackel" abgedruckten Manuscript ein Plagiat und dabei einen Vertrauensmißbrauch begangen habe, und ich nehme die Gelegenheit wahr, um selbst der Herren v. Rothschild, v. Wittmann und andere Banknote aus unzulassen Motiven „geschont" habe. Am Schlusse seines Angriffsartikels kündigte Herr Dr. Landau an, daß er bei Gericht die Strafanzeige wegen Eingriffs in sein literarisches Eigenthum gegen mich ein gereicht habe.

Der Angriffsartikel des Herrn Dr. Landau hat mich in meinem Gewissen nicht im mindesten beunruhigt, in wieweit wie die Verdachtigungen meiner ehemaligen Freunde, mir jener Nummer der „Fackel" aufgezwungen hat. Ich konnte in den wahren Sachverhalt ganz genau. Trotzdem konnte

Digitized by Google

ich mir nicht verhehlen, daß dieser Artikel, im Unterschied zu den sonst in der „Fackel“ üblichen leeren Verdächtigungen, durch die scheinbare Thatsächlichkeit seiner Ausführungen eine gewisse Gefahr für mich barg. Diese Gefahr lag in der von mir jederzeit als erstes Gebot journalistischer Ehrenhaftigkeit angesehenen Pflicht zur Discretion in Beziehung auf die Quellen, aus denen ich meine Informationen schöpfe. Wenn meine Gewährsmänner mir, sei es aus Scheu vor der Oeffentlichkeit, sei es aus Abhängigkeit, nicht ausdrücklich die Ermächtigung gaben, sie öffentlich oder vor Gericht zu nennen, so mußte ich sie verschweigen, selbst auf die Gefahr hin, dadurch vor der Oeffentlichkeit den von Herrn Dr. Landau gegen mich erhobenen Vorwurf der journalistischen Unehrenhaftigkeit scheinbar zu bestätigen. Und das alles eben aus journalistischer Ehrenhaftigkeit, aus einer journalistischen Pflichten von Ehre nicht verletzen. Wer sie ist ernstlich mir gar nicht nahegekommen. Mein Hauptgewährsmann, auf dessen thatsächlichen Mittheilungen meine Darstellung des Slobudia Kanigelchäfts hauptsächlich aufgebaut war, Herr Sectionschef a. D. und Vicepräsident des Curatoriums der Baron Hirsch-Stiftung, Eduard Ritter v. Gutmwo s, ein alter Ehrenmann ohne Furcht und Tadel, gestattete nicht nur, daß ich seinen Namen öffentlich nenne, er bestand sich vielmehr in dem an die Redaction der „Zeit“ gerichteten und in Nummer 265 veröffentlichten Schreiben, sich selbst zu nennen.

Für jeden unbefangenen Beurtheilter war damit die Sache sonnenklar zu meinen Gunsten entschieden. Ich brauchte, wenn ich selbst in meiner ganzen, so sehr exponierten schriftstellerischen Thätigkeit jemals eine Neigung zu Plagiaten gezeigt hätte, Herrn Dr. Landau doch ganz gewiß nicht zu plagiieren, dann doch Informationen aus erster Hand zur Verfügung standen. Darum ergab sich auch, wenn die pikanten Details gegen die Herren v. Rothschild, v. Gutmann u. s. w., die Herr Dr. Landau beibrachte, in meiner Darstellung fehlten. Ich hatte eben nicht Dr. Landaus Material, sondern nur meine eigenen, absolut verlässlichen Originalmittheilungen, insbesondere die des Herrn v. Gutmwo benützt und weil diese einen öffentlichen Angriff gegen die genannten Herren in dieser Sache nicht rechtfertigten, hatte ich sie auch nicht angegriffen. Das war alles.

Inzwischen hatte die Staatsanwaltschaft die von Herrn Dr. Landau begehrte officiose Verfolgung abgelehnt. Herr Dr. Landau ließ nun als Privatklage die gerichtliche Untersuchung gegen mich einleiten, zunächst mich als Angeschuldigten, dann auch Herrn v. Gniewosz als Zeugen vor Gericht einvernehmen. Unsere Aussagen ergaben dasselbe, was Herr v. Gniewosz schon in seinem veröffentlichten Brief erklärt hatte. Der Klage, wie dem sonstigen Angriff des Herrn Dr. Landau war damit das ganze Fundament entzogen. Nunmehr sah sich auch der Ankläger Herr Dr. Landau selbst veranlasst, die Klage zurückzuziehen und mir den oben abgedruckten Brief zuzuschicken. Der Fall, dass der Kläger nach Abschluss der gerichtlichen Untersuchung an den Angeklagten ein ausführendes Schreiben richtet, ist wohl nur ungewöhnlich. Er versetzt mich aber in die ungemeine Lage, die Angelegenheit mit dieser kurzen thatsächlichen Darstellung der erledigen zu können.

Dr. Heinrich Kanner.

Volkswirtschaftliches.

Das abgelaufene Jahr stand gleich seinen Vorgängern in dem Zeichen des gewaltigen Aufschwungs von Industrie und Verkehr; in den großen Industriestaaten der Erde erreicht die Production der industriellen Roh- und Hilfsstoffe, zumal von Kohle und Eisen ungeahnte Ziffern und doch kann sie nicht Schritt halten mit dem wachsenden Bedarf nach industriellen Producten. Die Continuität der Bevölkerung der Industriestaaten wächst, der Absatz in dem für den Weltmarkt reservierten Gebieten steigt, der Güteraustausch zwischen den verschiedenen Erdtheilen nimmt zu und es mehren sich Gewerb und Wohlstand der Bevölkerung aller Staaten, welche an diesem Aufschwung schatzend theilnehmen. Aber schon mehren sich auch die Symptome gegen das Anlaufen oder ferneres Anwachsen der Hochconjuncture. Die schon seit Jahren steigenden Zinssätze haben eine exorbitante Höhe erreicht und sind zu einer wahrhaften Geldcalamität geworden. Der unglückliche Krieg in Transvaal hat die Geldklemme in der denkbar stärksten Weise gesteigert und die rabiate und absolute Beendigung dieses Krieges — ein Ereignis, welches wir der Entfaltung der industriellen Conjunctur wahrend der nächsten Jahre. Auch an anderen unangenehmen Momenten fehlt es nicht. In Amerika hat die übertriebene speculative Inanspruchnahme in freigebigsten Erleichterungen, Zusammenschlüssen und Verbandpauten gelitten, welche jedoch, wie es scheint, leichten Caloschlen bleiben werden. Am gefährlichsten, weil Vertrauensbruch involvierend ist noch die vor der Gründung in Deutschland. Keine rapide Steigerung der Dividenden und Curse, kein Vertrauensbruch, sondern ein rasches aber noch über mäßiges Steigen aller Preise und die Lohne der organisierten Arbeiter haben dort die weitesten Kreise der Bevölkerung an Anschauung theilnehmen.

*

Wie in Oesterreich wird auch wie vor auf dem Zinsfussmarkt. Wohl ist zuzugeben, der Beschäftigung der ausländischen Industrie mit Aufträgen auch nicht der Geschäftsgang gehemmt werden, deren Betrieb in Folge der Hochconjunctur und Geldknappheit zu leiden hätte, aber doch Zeichen sind, die sich endlich auch bei uns bemerkbar machen. Der Privatdiscontsatz ist in Budapest und der reichsdeutschen Plätze im Zunehmen und der Export nachzuahmen. Aber wie verschwindend klein sind diese acute Erscheinungen im Vergleich zu der Permanentbesteuerung, welche in der Höhe des Zinsfusses liegt. Der Hauptgrund von dem Stocken unseres Geschäftsganges, eine Art Lähmung, welche sich auf alle Zweige unseres Wirthschaftslebens erstreckt, ist der Mangel an Capital. Dieser Mangel rührt daher, dass die Staaten, welche sich in Folge der Hochconjunctur und der Geldknappheit in Schwierigkeiten befinden, sich Capital verschaffen müssen, um ihre Budgets zu balancieren. Sie müssen Anleihen aufnehm

Doch eines hat der § 14 gemacht: den Ausgleich mit Ungarn und er ist auch darnach! Und das Schlimmste ist, dass niemand weiß, bis wann er abgeschlossen ist: bis 1903, 1904, 1907, wer weiß es? Daselbe Chaos in unserem Verhältnisse zu Ungarn, das die letzten Jahre jede Entwicklung gehemmt hat, dauert unverändert fort. Stehen wir vor den Zolltrennung? Fast scheint es so, wenn man sieht, welche Anstrengungen Ungarn neuerlich macht, um seine Industrie zu heben. Derselbe Minister Hegedüs, der zu Beginn des Jahres in einer aufgezeichneten Rede die Nachtheile der ungarischen Industrieförderungspolitik auseinandergesetzt hat, treibt, seit er Minister geworden, dieselbe Politik noch intensiver als dies je zuvor geschehen. Ungarn rüstet sich für alle Fälle. Und wenn die Gemeinsamkeit des Zollgebietes aufrecht bleibt, mit welchen Opfern wird unsere Industrie sie wieder bezahlen müssen! Wie wird der neue Zolltarif, wie die neuen Handelsverträge aussehen, da wir doch durch die Formel Szell auch in dieser Beziehung ganz dem Gutdünken Ungarns ausgeliefert sind. Oesterreich ein Chaos und abhängig von Ungarns überlegenem politischen Sinne, das haben die Regierungen Badeni und Thun aus Oesterreich gemacht. Den relativen Wohlstand, welcher die Restorwirkung des wirthschaftlichen Aufschwunges der 70. und 80. Jahre noch stoß hinweg, wenn einmal die Conjunctur am Weltmarkte abbricht. Was aber versäumt und zerstört worden ist in diesen Jahren: unsäglicher Unsäglichkeit der Regierungen, bringt uns niemand zurück. A.

Kunst und Leben.

Director Jarno brachte eine „literarische Matinee", aber sie hinterließ einen mageren Eindruck. Etwas Provinzmäßiges haftete ihr an — bei allem Respect vor dem Ernst und dem Wert der Sache — etwas trocken Belehrendes, etwas Leseraisonnehaftes. Ein einleitender Vortrag wäre die stilvolle Ergänzung gewesen; denn wenn Strindbergs „Gläubiger" in einer tüchtig einstudierten, aber doch nicht sprühenden Vorstellung gegeben werden, macht das noch keinen vollen Theatereindruck. Man wird nicht warm, man wird nicht einen Moment lang naiv. Ein kritischer Vortrag hätte das leichter erzielen können. Aber es soll freilich anderseits nicht bedauert werden, dass uns vom genialischen Strindberg wiederum einmal eine Art literarischer Lection gegeben wurde. — „Die Mondscheinsonate", ein satirischer Act von Ludwig Wolff, machte die Vorstellung nicht heiterer. Ein „literarischer" Hintergrund wurde vom Director Jarno mit Recht auch hier vermuthet, aber dieser Hintergrund ist dem jungen Verfasser leider bloß Absicht, Skizze geblieben. Er sieht sich schon beim Leben furchtbar dünn an, und auf der Bühne ist er überhaupt verflüchtigt. Zum Schluss warn nur ein paar Volksjüngerwitze da. In der Conference, die ich für spätere Veranstaltungen vorschlage, hätte man aber am Ende auch das entschuldigt. Zumindest hätte das Publicum erfahren, dass Herr Ludwig Wolff vorher ein paar hübsche Novellen veröffentlicht hat. — Von Schauspielerin bedienten neben Jarno Fränlein Feldmer und Herr Nexa genannt zu werden.

*

Im Raimund-Theater fand die alte, mit guten Restorsschen Mitteln — und noch nicht heißt: mit Restorschem Witz — gearbeitete Spyshudenposse „Robert und Bertram" von Raeder Beisall. Herr Thaller siegte darin mit seinem Humor, Herr Gutmann mit Geschicklichkeit. Zur sehr witzlam gemachten jüdischen Gesellschaftsscene des dritten „Bildes" boten Fräulein Heilen, welche in ihrer Caricatur sehr genau war, und Herr Stettner ungewöhnlich echte Darstellung. A. B.

Bücher.

Karl Junker: Der Verein der österreichischen Buchhandler, 1859 bis 1899. Zu Commission B. Lechner

Der vor kurzem gefeierte 40. Gedenktag der Gründung eines österreichisch-ungarischen Buchhandlervereines gab passend Veranlassung zu einer Rückschau über Anfänge, Entwicklung und Thätigkeit dieser Vereinigung, die als ein recht bescheidenes Pflänzchen neben dem großen Vereinsverein der Deutschen Buchhandler mit dem Sitze in Leipzig erst in den letzten Jahren sich selbständiger zu entwickeln begonnen hat. Zeigt auch dieses Unternehmungen und Leistungen die Großzügigkeit und Entschiedenheit des Muttervereines, so sind doch der Opferwilligkeit und Beharrlichkeit der Lechner, Tempsky, Holzel, Herold, Braumüller eine Reihe von Erfolgen zu danken: Zusammenschluss der Buchhandlergehilfen, strafter Organisation, Regelung der Rabatt- und Preisverhältnisse, Erleichterung des buchhandlerischen Verkehres, der behördlichen Bestimmungen über die Verbote, endlich die nach manchen vergeblichen Versuchen durchgeführte Schaffung einer „Oesterreichischen Bibliographie", die sich die Verzeichnung aller in der Monarchie erscheinenden Druckschriften, sowie der in deutscher Sprache, zur Aufgabe stellt. Gerade diese seit Anfang des Jahres erscheinende Bibliographie zeigt aber, dass der Verein trotz aller ordentlichen und außerordentlichen Hemmnisse, trotz allgemeiner Abneigung das Wichtigste zu schaffen vergessen hat, nämlich — einen österreichischen Buchverlag. Man höre die Schuld denken nicht an gewonnene Bücher, die Autoren, sondern die „Menge unseres Verlagsunternehmens" beschränken sich eben viel lieber auf den lohnenderen Vertrieb von Kalendern, Mattenschriften, Schulbüchern, bedienen sich ein paar sicheren medizinischen oder juridischen Werken, statt, wie selbst die Leuner Buchhandler Deutschlands, in eine vielseitige und thatsliche Verlagsarbeit ihren Stolz zu setzen. So ist auch bezeichnend, dass dieser anzuerkennt und vollkommen objectiv geschriebene Beitrag zur Geschichte des österreichischen Buchhandels entwickend bei getheilten Aufgabe erst dort einsetzt, wo ein großer und erfolgreicher österreichische Verlagsbuchhandel eigentlich aufhört. Denn bekanntlich ist Wien im vorigen und den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts nicht nur der Sitz der geschrichteten Nachdrucker, sondern auch einer großen Zahl productiver Verlagsbücher und Antiquariats-Compteirs gewesen. Was es wäre eine lohnende Aufgabe, einmal diese Geschichte des Wiener Buchhandels in seinen Beziehungen zur Literatur zu schreiben.

*

A. L. Jellinek.

Dr. Berthold Wiese und Prof. Dr. Erasmus Pércopo: Geschichte der italienischen Literatur von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut. 1899. X u. 639 S.

Der Verlag des Bibliographischen Instituts bietet uns nun auch eine Geschichte der italienischen Literatur. In anziehender Darstellung und fließendem Stile wird uns das Wesentliche vorgeführt, was zahlreiche Inhaltsangaben, Textproben, Porträts, Abbildungen und dergleichen erhöhen den Reiz der Lectüre für das große Lesepublikum, auf welches ja derartige Werke in erster Linie berechnet sind. Als ein besonderer Vorzug muss hervorgehoben werden, dass stets der Zusammenhang mit der allgemeinen Entwicklung der Literatur und dem nationalen Bildungsstoffe in Italien festgehalten wird. M. B.

A. Eitlinger: Leo Tolstoi. Eine Skizze seines Lebens und Wirkens. (Heft X der Forschungen zur neueren Literaturgeschichte.) Berlin A. Duncker, 1899.

Eine verständige Gesichtermerkt, die empfohlen werden kann. Die Analysen der Tolstoi'schen Werke sind correct, wenn auch dürr und trocken, mehr Zeichnungen des Gerippes, als werkige Wiedergaben des blühenden Lebens. Schlagriffen, wie sie stets die Psychologie der Masse ist ungeeignet machen, ist der Autor durch möglichste Sachlichkeit aus dem Wege gegangen. Immerhin kommt ein Satz vor wie der folgende: „Am meisten erinnert die Vereinigung der strengen Wirklichkeit in Tolstoi mit einer ethisch-philosophischen Richtung an seinen Zeit- und Altersgenossen Henrik Ibsen." Den abstracten Normgen neben dem lebendigen, lebensvollen Gestalter der Weltliteratur auch nur zu nennen, verräth doch wohl eine Verkennung des Einen oder des Andern, oder aller Beiden, wie sie einem berufenen Beurtheiler nicht unterlaufen dürfte. Der philologischen Unverlässlichkeit, die mit derselben Gewissenhaftigkeit irrend einen mittelhochdeutschen Klosterpoeten behandelt, wie den jwar verschrobenen, aber auch gewaltigsten Geist der modernen Literatur, dieser unseligen Methode ist es wohl zuzuschreiben, dass man sich aus dem Eitlinger'schen Buche ganz gut über Tolstoi „informieren" kann, ein Bild von seiner eigenartigen und mitgewaltigen Persönlichkeit aber nicht gewinnt. Aber heute noch saubert, Tolstoi resolut neben die Allerersten der Weltliteratur, dirret neben Shakespeare zu stellen, der sollte eigentlich über ihn nicht schreiben. H. G.

Max Bruns: Lenz. Ein Buch von Kraft und Schönheit. Verlegt bei Schuster und Loeffler. Berlin 1899.

In einer Zeit wie der unsrigen, in der das Technische der Künste so sehr entwickelt und leicht zugänglich erscheint, hat sich auch ein junges Epigonenthum gebildet, das alle Forderungen des neuen Stils und der neuen Kunstbetrachtung äußerlich zeigt und demnach auf den Kundigen durch das Prätentiöse des Auftretens noch peinlicher als die nur langweilige „alte Schule" wirkt. So bringt jeder Tag Dramen, die ein Milieu ermüdend ausbreiten, Novellen, die vorzügliche psychologische Schularbeiten sind, „reine" Gedichte, die nun den Lehrbrevie Berlaines Rhetorik und Pointen vermeiden, lauter ernsthafte Bestrebungen, gleichwohl todgeboren, weil sie nicht ursprünglicher Nothwendigkeit ihr Entstehen danken. Zumal in der Lyrik herrscht jetzt der Ennuis Dehmels eben so wie, vor ihm in der Aera des jungen Deutschland und später die Heine'sche Manier copierte, die jetzt nur mehr von ganz jungen, in ihrer Lectüre zurückgebliebenen Lyrikern gepflegt wird. Die Gedichte Max Bruns' muss man im voraus in zwei Gruppen theilen: diejenigen, in denen Bruns bewusst oder unwillkürlich dem Tone Dehmels und Momberts folgt, und die anderen Gedichte, die wirklich ganz von ihm selbst sind. Von den ersteren ist nur zu sagen, dass auch hier Tone verachmbar werden, die Bruns weit über die jetzt ganz und gaben Dehmel-Schüler erheben. Die selbständigen Gedichte Bruns' — ich nenne von diesen nur „Mirmlied", „Idyll", „Interieur", das Märchengedicht „Dornröschen" und besonders die „Nachtfahrt bei Nacht" — sind von so reifer und runder Schönheit und behanden nach meiner Empfindung so deutlich die auf das Ganze, Idyllische und Naive und gar nicht auf das Abwaltiame und im Zumbolischen Tiefgründige gedichtete Eigenart des Dichters, dass man erwarten darf, Bruns werde bald alles Fremde und Nachahmende abstreifen, so dass man bei ihm nicht mehr, auch nicht im entfernten Zusammenhange, von modernem Epigonenthum wird reden dürfen. P. B—r.

Gustav Andreas Nessel: Arme Narren. Neue Wiener Geschichten. E. Pierson's Verlag in Dresden und Leipzig, 1900.

Ein echter Wiener Titel für ein echtes Wiener Buch! Ist ja nur Wien so recht die Stadt der „armen Narren"! Wie kommen sie da allent halben aufgeboren, nicht nur in den vielfach übrigen officiellen Stellungen, sondern auch unter jene Tausenden anonymen gemeint, über die wir im täglichen Leben auf Schritt und Tritt stolpern. Unsäglichst zum tüchtigen Gebrauch des Ellenbogens, Halbheit in Liebe und Haß, Raunerei und Gaßenhumor bort, wo der Zora dreinfahren sollte, Anpinkelerei und Arschlecken wo das Bewusstsein und doch Mannes — das sind, unvollständig aufgezählt, die Elemente, aus welchen sich das Wesen des armen Wiener Narren zusammengesetzt. Tags das eine Gift der Aeitgenossen — die specifische Wiener Aristocratie, welche die schwerwollige Lebensschwerfälligkeit und saubere Lebensbejahung in sich trägt — wohl eines der pikantesten Phänomene für den Volkerpsychologen. Nessel hat seine schlicht und treu gezeichneten Skizzen aus der unteren Schichte gehobt, welche die eigenartige Structur des Wiener Arme Narrenthums am klarsten und anschaulichsten zeigt. Ohne das derbe Pathos Schlögels oder die

Digitized by Google

prickelnde Kaustik Pöhls zu erreichen, erstreut das Buch durch einen gemüthlichen Humor und durch einfach empfundene, declamationslose Tragik. Als Cabinetstücke einer feinen Beobachtung verdienen die Skizzen: „Der Troadnherr“, „Die alte Lecherin“, „Aus Armenhaus“ und „Ein armer achtzigjähriger Greis“ hervorgehoben zu werden. Das empfindliche Ohr des Dialectmenschen wird sich zudem an der sicheren Beherrschung der Mundart erfreuen, kein geringer Vorzug, wenn man bedenkt, wie viele unechte Töne durch das in den letzten Jahren modisch gewordene Cultiviren mit einem schwächlich idealisirten Bierernthum in unsere Literatur gekommen sind.

Dr. J. Schen.

Revue der Revuen.

„Die Gegenwart“, Nr. 18. Wohl nur einem kleinen Theile von den Vielen, die Theodor Mommsens gewaltige wissenschaftliche Verdienste kennen und hochschätzen, ist es bekannt, daß es im Leben des Gefeierten auch eine Zeit einfachen poetischen Schaffens gegeben hat lieber das in jener Zeit entstandene „Liederbuch dreier Freunde“, Theodor Mommsen, Theodor Storm, Tycho Mommsen (Kiel, Schroeder'sche Buchhandlung, 1843) handelt Wolfgang Martinis; er zeigt Mommsen als einen Jünger von Goethe, Brentano, Rückert, Uhland, vor allem Heine. Spott und Ernst, Schwärmerei und frohe Lust, Wehmuth und Leichtsinn jagen sich in seinen Gedichten und ringen nach poetischem Ausdruck:

Jauchzuno und Bolero liehen mir dnech den Sinn;
Ein gunger Canzoniere von liedern Kiebt darin.

oder er spottet:

Von feinem Genre reichen wir mit Ovide die Fadrgeld:
Bei Catlo sind wir nicht daheim, bei Tibull schwirrt keiner Cikner.

„Revue de Paris“ bringt in ihrem 1. December-Heft einen Artikel von Michel Corday über die Betheiligung der fremden Länder an der Pariser Weltausstellung. Was die von den Regierungen gewährten Mittel anlangt, steht Oesterreich mit Fr. 7,500.000 obenan, dann folgt Deutschland mit Fr. 6,250.000, Nordamerika Fr. 3,250.000, Japan Fr. 3,042.000, Ungarn Fr. 2,500.000, England Fr. 1,875.000, Schweiz Fr. 1,650.000, Rumänien Fr. 1,300.000, Türkei Fr. 1,150.000, und so hinab bis zu Peru mit Fr. 200.000. Oesterreich stellt auch in allen 16 Gruppen der Ausstellung aus, ebenso Nordamerika, während Deutschland, England, Italien, Russland in 13, Belgien und Ungarn in 14, die Niederlande in 12, Spanien, Schweden in 11 vertreten sind. In einer einzigen Gruppe vertreten ist Andorra, Bulgarien, Liberia, Luxemburg und Serbien. Russland besitzt jedes Land seinen eigenen Pavillon. Schon an der äußeren Form der Pavillons Oesterreichs und Ungarns — zwischen beide ist der Rotunde gestellt — sieht der Beschauer die Unmöglichkeit einer politischen Vereinigung zweier ethnographisch so verschiedener Völker erkennen; der österreichische Pavillon ist ein ernstes und vornehmes Gebäude, das aber die Oertlichkeit geschickt ausnutzt und durch zwei Monumental-Springbrunnen imponirend wirkt; vergleicht man damit das Palais Ungarns, so findet man in den Werken des ganz verschiedenen, doch gleich lebhaften und unternehmenden Rasse. Es ist, so schreibt wenigstens der Verfasser, als ob der beständige Wetteifer die Kraft beider gestählt und entwickelt hätte.

„Revue blanche“. Im Heft vom 1. December veröffentlicht Maxime Leroy ungedruckte französische Briefe von Richard Wagner an Auguste Gasperini, sowie Briefe von dieser an Léon Leroy, den Vater ihres gegenwärtigen Herausgebers. Sie beziehen sich insgesammt auf die erste Aufführung von „Tristan und Isolde“ im Juni 1865 und sind für Paris von besonderem Interesse dadurch, daß am 18. October dieses Jahres am „Théâtre lyrique“ der Tenor zum erstenmale zur Aufführung gelangte. Aus diesen Briefen geht wieder hervor, mit welch großen Schwierigkeiten Wagner in seiner Heimat — vom Ausland gar nicht zu sprechen — zu kämpfen hatte. Auch sein außerordentlicher Wille, sein unerschütterlicher Glaube an sich selbst zeigt sich darin, trotzdem er sich in häufigen bittern Klagen über die Langsamkeit und die rückständige Idee, eigensinnige Art, in der er mit seinen Freunden verkehrt und alle Oper von ihnen forderte, ohne jemals an die geringste Gegenleistung zu denken. Das Jahr 1865, aus dem diese Briefe stammen, war einer der wichtigsten in Wagners Leben, denn es brachte Veränderungen mit sich, wenig Ludwig II. als mit seiner nachmaligen Frau Cosima in nähere Beziehung trat, und die darauf bezüglichen Bemerkungen machen diese Briefe besonders bemerkenswert. Aus Anmerkungen des Herausgebers erfahren wir, daß Wagner auf Zeit, als Ludwig II. zum seine Gunst zumandte, nicht mehr mit Briefen bestürmt wurde, daß Verkehr auf das dringende angewiesen wurde, so daß er sich gegen Ende des Jahres 1865 genöthigt sah, München zu verlassen und in der Schweiz Zuflucht zu suchen, um den Krankheitsherden zu entgehen.

„Leisure Hour“, Heft 2, bringt einen von Abenteuern erfüllten Brief von der Nabrador-Küste, wo modernste und antikste Zeit in großen Contrastwirkungen des nordarktischen Marmors haben eine eigene Industrie nach sich gezogen: eine Anzahl ärmlich gekleideter „Kaufleute“ hat sich in der Absicht von Cartera niedergelassen, um die Modelle der ausstaffirten Puppen im Museum nachzubilden, während sind zu lebensgroße Thiere oder Gegenstände, die man sogleich verkaufen kann, nur ein paar Fell oder Federn, die man braucht in der gewöhnlichen Dimension ausgeführt werden. Diese „Kaufleute“, deren Tagelohn Berdienst von 1500 Francs bis zu 2000 Francs variirt, sind aus Angehörige der Bretagne, Leute, die ursprünglich in der Fischerei, und die auf der Küste sind, um die Zeit, wenn die Fischerei noch nicht begonnen hat, [illegible] in die Arbeit im Steinbruch. Sie [illegible] Sonntag von [illegible] Montag [illegible] Arbeit [illegible] Sonntag [illegible] Arbeit [illegible] Sonntag [illegible] Arbeit [illegible] Sonnt

Abends wurde die Familie Valentini zu Tisch erwartet. Wie schön ist doch der Weihnachtsabend! Selbst hier, in der Einsamkeit hat alles ein feierliches Aussehen. Ich habe von der Küche aus die Vorbereitungen für das Abendessen gesehen, das Holz im Kohlenbecken, die Kerzen und die Spielkarten auf dem Tisch. Alles macht den fröhlichen Eindruck einer Weihnachtsfeier in der Familie. Ich zählte die Stühle, die um den Tisch standen: es waren acht — meiner war nicht dabei. — Und doch habe ich meinen Platz gesehen, und den Sessel an meiner Seite, den er einnahm, wenn er mit mir in die Karten blickte.

Dies alles fiel mir ein, wie ich so allein in meinem kleinen, finsteren, stillen Kämmerchen lag; und da kam es über mich, wie eine Art von Schwermuth. Ich wollte schlafen, um nicht diese munteren Gespräche, diese lachenden Stimmen im Nebenzimmer zu hören. Und doch konnte ich die ganze Nacht kein Auge schließen, so aufgeregt war ich. Ich glaube, ich hatte von neuem Fieber. Ich bin ja so schwach! Die ganze Zeit hielt ich den Athem an, um ein Wort von ihm zu hören, um seiner Stimme zu entnehmen, ob er traurig ist oder fröhlich. Dreimal habe ich ihn gehört: einmal sagte er: „danke", dann: „ich spiele aus", zuletzt: „Fräulein". Könnteſt Du ahnen, was alles in diesen Worten liegt — könnt' ich es Dir erklären!

Bis Mitternacht spielten sie gespielt, ich hab' es von hier aus gehört, dann gingen sie zu Tisch! — Jetzt bin ich müde, und mein Kopf schmerzt mich! Ich habe Dir geschrieben, um mich aufrecht zu erhalten, um auch etwas zu thun!

Und Du schreibe mir, schreibe mir! In kurzer Zeit werden wir und ja vielleicht wiedersehen, und wie viel hab' ich Dir dann zu sagen.

Den 30. December.

O Marianna, meine Marianna, wie viel Thränen hab' ich vergossen, wie viel Schmerzen hab' ich gelitten! Die Familie Valentini reist morgen ab. Verſteht Du das? Die Cholera iſt vorüber und jetzt iſt alles aus, denn ſie fahren fort!

Ich werde ihn nie wieder ſehen! Durch Zufall nur hab' ich es erfahren, erſt vor wenigen Augenblicken. Nicht einmal ſoviel Mitleid hatten ſie, es mir zu ſagen.

Es war mir, als müſſet' ich ſterben, und ich grollte gegen Gott, weil er mich wieder geneſen ließ! Die ganze Nacht hab' ich geweint, ſo daß mir die Bruſt jetzt noch weh thut. Manchmal hab' ich ſo laut geſchluchzt, daß Giuditta mich gehört haben muß.

Ich bin ganz wahnſinnig; ich kenne kein Ziel mehr und habe keine anderen Gedanken. Wie eine Närrin bin ich zur Frau des Weinhändlers gelaufen, um mich näher zu erkundigen. Und wirklich — ſie fahren morgen. Er kam, um ſich zu verabſchieden, ich aber durfte nicht hinein, und es war doch das letztemal. Ich weiß, ich werde ihn nie wieder ſehen. Und erſt am Abend hab' ich es erfahren, als es ſchon dunkel war, als ich nicht einmal mehr jenes Häuschen ſehen konnte, in dem er die letzte Nacht verbrachte.

O mein Gott, was ſind das nur für Menſchen? Menſchen ohne Herz und ohne Mitleid. Menſchen, die keine Thräne kennen!

Welche Nacht! Welch' entſetzliche Nacht! Die ganze Nacht hat der Regen gegen die Scheiben gepraſſelt, und der Sturm hat um Thür und Fenſter getobt, als wollte er uns mitſammt dem Hauſe vernichten, und dazwiſchen zuckten unaufhörlich unheimlich grelle Blitze. Ich fürchtete mich und wagte doch nicht das Kreuz zu ſchlagen, ich bin ja verſtockt und verſtoßen aus der Kirche, denn auch in dieſem Augenblicke hab' ich nur an ihn gedacht, an ihn allein.

Aber er, hat er denn nicht gewußt, daß ich für ihn ſterbe? Daß ich ſchwach und elend bin? Hat nicht vielleicht auch er geweint und gelitten? Warum iſt er nicht einen Augenblick gekommen, einen kleinen Augenblick nur, um mich zum letztenmale zu ſehen, um mir „lebe wohl" zu ſagen?

Warum hat er mich ſeine Stimme nicht hören laſſen? Warum hat er nicht im Walde eine Kugel in die Luft geſchoſſen? Warum hat er ſeinen Hund nicht bellen laſſen? Den Hund, auf deſſen Haupt ſich unſere Hände berühren, als er mich fragte, ob ich ſeinem Ali gut bin.

Mein Gott! C' mein Gott!

Ich ſchreibe Dir, im Bette liegend, auf ein großes Buch geſtützt, und oft werde ich von Schwindel und Schüttelfroſt unterbrochen; aber müßte ich hier eingeſchloſſen ſein, und konnte ich Dir nicht einmal ſchreiben — ich glaube, ich müßte verrückt werden. Ich finde keine Thränen mehr, und dieſe Angſt, die zerreißt mich wie ein wüthender Hund. Ich bin wie wahnſinnig, ich liege im Fieber und im Delirium. Dieſer immerwährende Regen, dieſer pfeifende Sturm, dieſes Blitzen und Donnern iſt entſetzenerregend: das Dach erdrückt mich und in dieſen engen Wänden muß ich erſticken! Ich wechſle das Fenſter öffnen, den naſſen Regen auf meiner Stirne fühlen, die kalte Luft einſchlürfen, ich möchte mich werfen an den zungelnden Blitzen, an dem heulenden Winde, welcher tost, ſich windet und ſeufzt, wie ich. Hätte ich doch gewußt, wieviel ich leiden muß! Warum habe mich dieſe unbarmherzigen Menſchen aus dem Kloſter geſchleppt? Warum haben ſie mich nicht ſterben laſſen, allein, verlaſſen und ohne Hilfe?

Ach! — ſtill! — horch, Marianna! Haſt Du's nicht gehört? — Wie war's, als dränge durch Regen und Sturm ein Geräuſch zu mir — dort hinter jenem Fenſter — das Geräuſch eines Schrittes — ja! ja! Er iſt es! Er! Das Herz will mir zerſpringen. Ich muß mir den Kopf mit beiden Händen halten, denn ich glaube, er würde ſonſt zerbrechen! Er iſt es! Was macht er, was will er denn nur? Er hat an die Scheiben geklopft — Gott, mein Gott! Laß' mich ſterben, nimm mich zu Dir! Er ſagt mir „lebe wohl"! Er! Er! — Und ich — und ich! O mein Gott! was geht in meinem Herzen vor! Ein heftiger Huſten beſtel mich — das war mein Abſchiedsgruß! Ob er ihn wohl gehört hat? — Ich ſehe nichts mehr — ich fühle, ich muß ſterben! Mein Gott! Wenn ſie mich todt hier fänden, mit dieſem Brief! — Dieſe Schande!

31. December.

Gott hat Erbarmen mit mir gehabt! Als ich die Augen öffnete, hatte ich den Brief noch zwiſchen den Händen, niemand hat ihn geſehen, die Thür iſt noch verſchloſſen. Hell ſcheint die Sonne durch das Fenſter und überſtrömt mein ganzes Kämmerchen; die Vöglein zwitſchern auf dem Geſimſe — die Sonne! Wie ſchrecklich! Und doch! Ich höre den Sturm noch brauſen! Alſo doch?

Ich ſpringe aus dem Bett! Kaum habe ich die Kraft, mich auf den Füßen zu halten, kaum den Muth, das Fenſter zu öffnen. Und doch!

— — — —

Die Familie Valentini kam, um mir adieu zu sagen — er war nicht dabei! Sie umarmten mich, und Anetto weinte sogar.

Ich gehe die Treppen hinab, steige in den Wagen, und in zwanzig Minuten ist alles vorüber.

So leb' denn auch Du wohl, Marianna, lebe wohl. Mein Herz will mir zerspringen!

Im Kloster, den 30. Jänner 1855.

Ich wollte den Monat nicht vergehen lassen, ohne Dir zu schreiben. Du glaubst vielleicht, dass ich traurig und unglücklich bin, aber nein, zu Füssen des Altares und bei den strengen Klosterstillen habe ich, wenn auch nicht den Frieden, so doch wenigstens die Ruhe meines Herzens wiedergefunden.

Es ist wahr, Du fühlst eine unbezwingbare Angst, wenn Du hier eintrittst, wenn Du hörst, wie hinter Dir die schwere Thüre ins Schloss fällt, wenn Du Dich plötzlich der Luft, des Lichtes beraubt siehst, und wenn Du denkst, dass Du in diesen dunklen Gängen leben musst, wo welches unheimliches Schweigen herrscht, das nur ab und zu unterbrochen wird von dem eintönigen Gesang der Priester. Alles beängstigt das Herz und erschreckt es: die schwarzen Gestalten, welche man bei dem matten Schein des ewigen Lichtes hingleiten sieht, welchen man begegnet, ohne mit ihnen zu sprechen, welche umhergehen, lautlos wie Gespenster: die Blumen, welche im Garten verkümmern, die Sonne, welche vergebens einzudringen sucht durch die dunklen Fensterscheiben, die eisernen Gitter, die düsteren braunen Vorhänge.

Auch den Trost bei der Familie hab' ich verloren, denn ich kann sie nur in Gegenwart von vielen anderen Leuten sehen, in einem großen, dunkeln Saal und durch ein mit doppelten Eisenstäben versehenes Fenster. Unsere Hände können sich nicht freundschaftlich umfassen, jede zärtliche Vertrautheit schwindet. Es bleiben nur Gestalten, welche, durch ein Gitter getrennt, miteinander sprechen. Und jedesmal muss ich mich selbst fragen: Ist das mein Vater? Derselbe Vater, der mir zulächelte und mich umarmte? Dieselbe Giudita, die fröhlich mit mir umherspronz? Ist das Gigi? Der übermüthige, lustige Gigi? Jetzt sind sie ernst, kalt und traurig, und blicken mich durch die Eisenstäbe an, wie Lebende, die sich dem Grabe nähern, um einen Leichnam zu besehen, der sprechen kann und sich bewegen.

Und doch müssen all' diese Entbehrungen, all' diese strengen Sitten sein, damit das Herz frei werde von den irdischen Schwächen, damit es an sich selbst denkt, damit es die stille Ruhe der Gedanken von Gott empfängt, und damit es nicht gar zu lange auf Erden wandern muss.

Ich habe gebeichtet, habe alles, alles gesagt, und mein guter Beichtvater hat Mitleid mit meinem armen, kranken Herzen gehabt. Er hat mich getröstet, mich getröstet und mir geholfen, diesen Dämon aus meiner Brust zu verbannen. Jetzt bin ich ruhiger, freier und würdiger der Barmherzigkeit Gottes.

Morgen werde ich zu das Noviziat eintreten. Von nun an werde ich Dich nur sehr selten sehen, und Dir auch nicht mehr so oft schreiben können; denn nur hie und da lehr ich Philomena, die gute dienende Schweizer, die es übernommen hat, Dir meine Briefe zu bringen. Ich werde auch meinen armen, guten Vater nicht mehr sehen! Der Wille des Herrn geschehe!

Marianna! Bete zu Gott, auf dass ich jene Prüfung mit Ergebung bestehe!

Den 8. Februar 1856.

Ich habe das Novizjat beendet. Man hat mir eine Dispens ertheilt, wegen meiner Gesundheit, die immer schwächer wird.

Diese Prüfungszeit war ziemlich hart. Aber Gott hat mir die Stärke verliehen, es zu überwinden. Ich sah voriges Sommer, als die Cholera wieder ausbrach, meine Kameradin fortgehen. Wie einsam und verlassen habe ich mich gefühlt, wie schwindelig habe ich vom Bett-Fenster aus hinabgeblickt auf die Straße, wo auch ich einige Zeit mit ihnen verbringen durfte. Ach Gott, die schweren Tage! Am so viel musste ich denken, dass ich zu meinen anderen. Ja, es ist wahr, manchmal wurde ich schwach — aber endlich habe ich doch gesiegt.

Seit diesem alles dazu gemacht, die Zelle einzurichten in sich selbst, so traurig, kalt und rauh zu machen sie alles, was nicht nöthig ist. Und doch, selbst zu Zeiten des Entsetzens überkommt mich der Versuchung, ich muss an mein Haus denken, an die Felder, an das kleine Fenster, an das Meer, auf dem die Hand des Vaters hoheres die Segel lenkt, und dann frage ich mich selbst, ob diese arme Bäuerin, die ihre Kinder auf den Armen wiegt und sich an dem Geschwätz, Zwietracht und Uebelwollen nähren, den besseren Theil nicht näher hat als ich, die ich in meinen weißen Gewändern und Entbehrungen mariere.

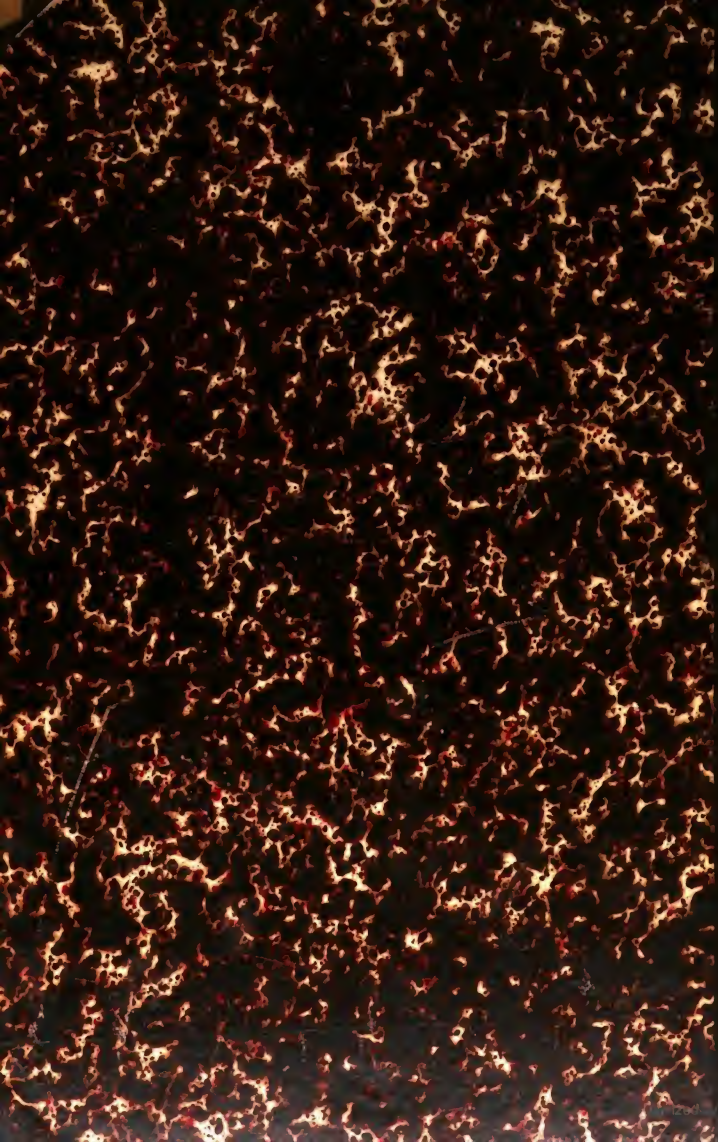
Und dann, mit einem Gedanken, am [illegible] Tage [illegible] [illegible] [illegible]

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 014 759 141

Date Due

OCT 8 '53			
SPRING 1963			

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Digitized by Google